Friedrich Gedike,

eine Biographie

von

Franz Horn.

Nebſt einer Auswahl aus Gedike's hinterlaſſenen,
größtentheils noch ungedruckten Papieren.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Der Charakter des Mannes beurkundet ſich durch Planmäßigkeit und Beſonnenheit in dem Streben nach außen, und durch Einheit und Übereinſtimmung im Innern. Wo wir dieſe Idee zur Erſcheinung gebracht ſehen, da verweilen wir gern mit dem Gefühl der Erhebung und Beruhigung, denn es iſt erfreulich, zu erkennen, wie die Kraft des Menſchen das Äußere, ſelbſt das Widerſtrebendſte, umgeſtaltet und ſich ſelbſt im Innern ſtill beherrſcht. Und, wenn auch jenes große Ziel nur ſelten ganz erreicht werden ſollte, ſo iſt doch ſelbſt die Annäherung dahin, der rühmenden Anerkennung würdig, und es iſt ein belohnendes Bemühen, die Summe von Kraft zu berechnen, die auf jenem Wege verbraucht wurde. Dieſen Genuß ſich zu bereiten, haben manche Schriftſteller ſogar bei der Darſtellung der Univerſalgeſchichte verſucht, indem ſie dieſelbe zu einer Reihe von Charakteriſtiken aufzulöſen ſtrebten; wobei indeß die gewaltſame und eigenmächtige Behandlung nicht immer vermieden ſein dürfte, wozu beſonders die Hinneigung zu gewiſſen Lieblingsideen, die ſich keiner temporellen und nationellen Rückſicht unterwerfen wollen, führen konnte. Auch läßt die Geſchichte den Strom der Begebenheiten oft zu gewaltig und ſtürmend vor uns überfließen, als daß es immer möglich wäre, dieſelben von den Handlungen zu ſondern, oder das Wechſelverhältniß beider zu den aufgeſtellten Charakteren mit entſchiedener Sicherheit nachweiſen zu können. Vermuthungen und Ahndungen im Einzelnen werden uns oft hiebei genügen müſſen, und ſobald wir nur das große Ganze in der Geſchichte der Cultur zu überſchauen vermögen, ſo wird uns auch nach und nach mancher Zweifel im Einzelnen verſchwinden. Wenn es indeſſen ſogar in der antiken Welt ſchon manche Charaktere giebt, die ſich genugſam erforſchen laſſen, um ſie in ihrer Iſolirtheit darzuſtellen, ſo iſt die moderne Geſchichte ohne Zweifel noch reicher daran. Doch am ſicherſten möchten wohl immer die Charakteriſtiken gehen, die aus der Bürgerwelt herausgehoben ſind, deren Stillleben den Blick von keiner Seite hindert.

Das äußere Leben, welches ein Individuum umgiebt, kann das Intereſſe für das letztere weder vergrößeren noch verringeren; denn für den Mann im wahrhaften Sinne des Wortes, iſt daſſelbe nicht viel mehr als Dekoration. Möge ſie glänzend oder einfach oder ganz ärmlich ſein; für das Weſen des Charakters kann dadurch nichts entſchieden werden, oder entſchiede ſie wirklich, ſo wäre doch nur von einem jener untergeordneten ſchwachen Halbcharaktere die Rede, deren Unwerth lieber ſchonend verhüllt oder vergeſſen, als öffentlich ausgeſtellt werden müßte. Der wirkliche Charakter ſoll nur in ſich ſelbſt gegründet ſein und nicht die Form leihen von dem, was ihn umgiebt, und als etwas Fremdes, ſich in ihn eindrängen möchte.

Iſt aber die Umgebung als ſolche überhaupt wirklich ſo bedeutungsleer, wie wol nicht geläugnet werden kann, ſo dürfte es dem Biographen wenig verſchlagen, ob der Held ſeiner Darſtellung groß geweſen auf dem Schlachtfelde, im Kabinet, auf der Kanzel oder in der Schulſtube. Das Spiel der Freiheit und der Ernſt der Nothwendigkeit kann überall und in den mannigfaltigſten Verhältniſſen ſeine Thätigkeit beweiſen, und es giebt eben ſowol bürgerliche Tragödien als fürſtliche Luſtſpiele: denn nicht der Kothurn oder der Soccus entſcheiden über die Wichtigkeit der Handlung, ſondern der Menſch ſelbſt. In ihm iſt das einzige Reale, während das Äußere nur als Reflex erſcheinen darf.

Ungleich höhere Bedeutung und Einfluß dürfte wol im Allgemeinen der Zeit eingeräumt werden müſſen, in welcher der Mann auftritt. Nicht, als habe ſie an und für ſich eine objektive Gültigkeit: denn wer würde nicht erröthen, ihr eine ſolche zuzugeſtehen? ſondern weil es für die Mehrheit ſchwieriger ſcheint, ſie zu beſiegen, als die Einflüſſe der Umgebungen im Raum. Die Zeit lügt oft auf die imponirendſte und künſtlichſte Weiſe eine Realität, die ihr nicht zukommt, und es iſt eben ſo auffallend als betrübt, daß ſie ſelbſt mehrere von denen, die den Unwerth derſelben erkennen, zu ihren Opfern macht. Es iſt eine belohnende Bemühung bei der Darſtellung moderner Charaktere, auf dies Verhältniß eine beſondere Rückſicht zu nehmen; doch läßt es ſich oft mehr ahnden als mit entſchiedener Gewißheit darthun, in wie weit ein ſolcher Charakter das Gepräge der Zeit trage, oder, auf der andern Seite, in wie weit er es vermocht, ſeine Eigenthümlichkeit der Zeit mitzutheilen.

Was nun endlich den Mann ſelbſt betrifft, deſſen Biographie in gegenwärtigen Blättern geliefert werden ſoll, ſo iſt wol nicht zu bezweifeln, daß er in mehreren Hinſichten dem Abſchnitte der Zeit, in welchem er am meiſten wirkte, zuvor geeilt ſei, und man darf daher nicht fürchten, daß das Zeitalter ſeiner vergeſſen werde. Sollte auch die Vergeßlichkeit mit zu den Zeichen der Zeit gehören, ſo möge doch, wenigſtens nicht als allgemein herrſchend, auch die Undankbarkeit mit dazu gerechnet werden, welche, wenn ſie wirklich die Oberhand gewönne, einen Abſcheu und Ekel vor der Zeit erzeugen müßte, dem der religiös Geſinnte ſtets zu wehren bemüht iſt, und den er nimmer in ſich aufkommen laſſen darf.

Über Gedike's Leben und Wirkſamkeit, iſt, ſeitdem er uns verlaſſen hat, Mehreres geſchrieben worden, unter welchem ſich gewiß auch einiges ſehr Schätzbare befindet. Ich ſelbſt verdanke einigen früher erſchienenen Schriften manche kleine

Notizen über die äußeren Veränderungen, die ſein Leben und ſeine Wirkſamkeit angehen; doch wird man finden, daß die Benutzung jener Schriften nie weiter gegangen iſt, als wie ich es eben angegeben habe.

Es iſt möglich, daß meine eigne Anſicht des Menſchenlebens und der Bürgerwelt zuweilen ein wenig mit eingewirkt habe auf die Darſtellung der ſeinigen, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß ich in irgend einer Bemerkung über ihn, als Menſchen, ſollte geirrt haben, denn ich glaube durch den Beſitz ſeiner nachgelaſſenen Papiere, beſonders durch manche Briefe an ſeine Familie, in den Stand geſetzt zu ſein, Belege dafür geben zu können. Ich verhehle ferner keinesweges, daß mein Herz einen innigen Antheil an dieſer Biographie genommen hat; denn wenn auch der Lebende mir fern ſtand, ſo iſt doch der Abgeſchiedene mir deſto näher, und ich nenne ihn Vater.

Friedrich Gedike wurde am 15. Januar 1754 in dem Dorfe Boberow bei Lenzen in der Priegnitz geboren. Seine frühere Jugend verfloß ohne den Unterricht und ohne die Leitung, die ihr in günſtigeren Verhältniſſen zu Theil werden, denn ſein Vater, der eine wenig einträgliche Landpredigerſtelle bekleidete, wandte faſt gar keine Sorgfalt für ſeine Erziehung an, ſondern ließ ihn, in unbeſchränkter Freiheit, ſich ſelbſt und ſeinen Kinderſpielen leben. Der Knabe hatte in dieſer Zeit bei allen, die ihn geſehen, das Vorurtheil gegen ſich, daß ſeine Verſtandeskräfte und Fähigkeiten ſehr gering ſeien, und die Mühe einer ſorgſamen Entwickelung nicht belohnen würden. Gedike iſt nicht der einzige bedeutende Mann, deſſen Jugend ein ſo vorſchnelles widriges Urtheil erfuhr; im Gegentheil müſſen wir anerkennen, daß vielleicht die Mehrzahl der ausgezeichneten Männer dieſes Schickſal mit ihm theilet. Doch kann uns dieſe Thatſache nicht wundern, wenn wir erwägen, wer gewöhnlich die Leute ſind, die ſich herausnehmen, über eines Kindes Charakter und Fähigkeiten zu urtheilen, indem wol kein Beobachter, ſelbſt der blödeſte nicht ausgenommen, Anſtand nimmt, in einem ſolchen Falle ſeine Meinung als entſchiedene Gewißheit auszuſprechen. Wie ſelten aber ſind diejenigen, die hier den rechten Maaßſtaab anzulegen wiſſen, die es vermögen, kindliche Unbeholfenheit, die oft innere Kraft und Lebendigkeit verkündet, von Roheit und Trägheit, und die Ausbrüche jugendlicher Ungebundenheit von Trotz und Wildheit zu unterſcheiden. War es deshalb unſerm Gedike nicht beſchieden, was ja ohnehin ſo ſehr ſelten ſich ereignet, einen geiſtvollen und liebreichen Führer ſeiner früheren Jugend zu finden, ſo iſt es doch tröſtlich, zu finden, daß ihn ſein gutes Geſchick wenigſtens vor jeder fehlerhaften Erziehung bewahrte, und, indem es den Knaben lediglich an ſich ſelbſt verwies, der Natur allein verſtattete, in ihm zu walten und jede Verkrüppelung zu verhüten. Die wohlthätigen Folgen davon haben ſich während ſeines ganzen handlungsvollen Lebens gezeigt, und ohne Zweifel verdankt er das köſtliche Geſchenk der Natur, das nur der vielleicht in ſeinem ganzen Werthe zu erkennen weiß, dem es verſagt wurde, die Geſundheit, die ihn faſt nie verließ, der freien friſchen Jugend, die er genießen durfte. Mögen wir immer an dem Knaben das bedeutungsleere Stückwerk von Halbwiſſenſchaft und prekärer Sprachkenntniß vermiſſen: es iſt nichts verloren, ſo bald nur die reine Jugendlichkeit, das blühende Leben in ihm unverletzt geblieben iſt, der reifende Jüngling erſetzt oft an einem Tage fröhlichen Muthes, was jener in mühvollen Wochen und Monaten ärmlich zuſammenraffte. Nur der, der in ſich ſelbſt Sicherheit hat, und eine gewiſſe muthige Freudigkeit, ohne die kein wahres Fortſchreiten möglich iſt, vermag die Idee der Wiſſenſchaft zu ahnden und nach und nach mit Feſtigkeit zu begreifen.

Schon im neunten Jahre ſeines Lebens verlor Gedike ſeinen Vater und mit ihm faſt jede Unterſtützung von außen her. Als dürftige Waiſe, ohne Ausſicht und Zuſpruch, in trauriger Einſamkeit ſtand jetzt der Knabe da, und es war nun noch weniger Hoffnung vorhanden als ſonſt, daß einmal etwas Bedeutendes für ſeine Erziehung geſchehen werde. Auch wurde er noch immer von allen, die ihn zu kennen vorgaben, für einen ſehr beſchränkten, ja beinahe ſtumpfſinnigen Kopf gehalten. Zwar wurde er bald darauf in die Stadtſchule nach Seehauſen in der Altmark gebracht; da aber die Zeit ſeines Aufenthalts daſelbſt nur ſehr kurz war, ſo konnten die Folgen davon für ſeine weitere Bildung nur ſehr unbeträchtlich ſein. Vielleicht würde dieſer geringfügige Umſtand ſeines Lebens mit gänzlichem Stillſchweigen übergangen werden, wenn man ſich nicht dabei erinnerte, daß die genannte Stadtſchule einſt den trefflichen Winkelmann zum Rector hatte, wodurch ſie vor etwa fünf und funfzig Jahren eine beſondere Berühmtheit gewann.

In ſeinem zwölften Jahre kam Gedike in das Waiſenhaus nach Züllichau, wo er in dem daſelbſt neu errichteten Pädagogium den erſten bedeutenden Unterricht genoß. Hier wurde in dem Knaben der Trieb zur regelmäßigen Thätigkeit geweckt, die Begierde zu lernen ermuntert und genährt. Mit unermüdlichem Fleiße überwand er die Schwierigkeiten, mit denen der Lehrling bei dem Eindringen in die Elemente der Wiſſenſchaften und Sprachen beſonders auf einer durch lokale und temporelle Rückſichten beſchränkten Unterrichtsanſtalt, zu kämpfen hat, er fühlte minder die Laſt ſeiner Armuth, denn wer ſein Leben hingiebt an die Wiſſenſchaft, der findet in ihr eine unverſiegbare Quelle von Troſt und Erhebung.

Gedike machte hier ſehr ſchnelle Fortſchritte faſt in allem was er zu erlernen ſtrebte, denn ſein Geiſt, dem bisher die freie Umgebung der Natur und das fröhliche Spiel mit den unverdorbenen Kindern in dem Vaterdorfe wohlgethan hatte, zeigte ſich empfänglich für jede Gattung der Erziehung des Verſtandes und Gemüthes. Auch hatte er das Glück, in dem ehrwürdigen Steinbart, der damals die Stelle eines Oberkonſiſtorialraths und Direktors des Waiſenhauſes zu Züllichau bekleidete, einen Mann zu finden, der ſich mit dem rühmlichſten Eifer und der uneigennützigſten Sorgfalt ſeiner annahm, einen Mann, den er in der That ſeinen zweiten Vater nennen durfte. Er gab dem Knaben, vielleicht zum erſten Male, das ſüße Gefühl einer mit Ehrfurcht verknüpften Liebe, er gab ihm Vertrauen zu ſich ſelbſt und zu der Zukunft, wenn ſie auch freudenleer erſcheinen mochte. Niemals, in ſeinem ganzen Leben, hat Gedike die wohlthätige Fürſorge dieſes Mannes vergeſſen, und mit freudiger Exaltation jedes Mal die Gelegenheit ergriffen, die Gefühle der Dankbarkeit, die in ihm lebten, laut und feurig auszuſprechen. Es iſt hier nicht von der alltäglichen vagen Empfindung des Schwächlings die Rede, der trotz ſeiner laxen Zerſtreutheit, ſich doch auch einmal beſſeren Empfindungen hingeben mag, beſonders wenn ſie, wie etwa die des Dankes oder des Mitleids, mit einer gewiſſen halbphyſiſchen Behaglichkeit verbunden ſind; nein es war das innerſte, lebendige Gefühl ſeines Herzens, durchaus vereinigt mit der Beſtimmtheit ſeines ganzen Charakters. Und ſo iſt es denn erſt wahrhaft erfreulich und rührend, wenn wir dieſen ſo kraftvollen, männlichſtolzen Mann mit kindlichem Gefühle reden hören:

«O Steinbart, du, deſſen Name ſtets mir theuer iſt, Erzieher und Bilder meiner Jugend, der du auch dieſen Tag mir durch ein zu rühmliches Zeugniß von meiner Jugend noch feierlicher gemacht haſt, nie ſoll dein Andenken in meiner Bruſt erlöſchen! Wenn ich nüzlich bin in der Sphäre, die die Vorſehung mir zum Wirkungskreiſe anwies, ſo iſt dieſer Nuzen mit dein Werk. O daß du hier wäreſt, und die dankbare Zähre deines Lieblings ſäheſt, der nie dein Andenken lebhafter als in ~~dem Augenblicke~~ dachte, weil er es noch nie ſo lebhaft fühlte, wie viel er dir zu danken hat.» (Man ſehe die Jubelrede über die Freuden des Schulmanns, vom Jahre 1781, in den geſammelten Schulſchriften Th. 1. S. 403.)

Mit gründlichen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, und in jugendlicher Seele ſchon genährt mit manchem Trefflichen, was Griechen und Römer uns zum ewigen Studium hinterlaſſen haben, bezog Gedike 1771 die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, wo er ſich der Theologie zu widmen, entſchloſſen war. Wenn es wahr iſt, wie man faſt allgemein annimmt, daß die akademiſchen Jahre für den Jüngling eine Bedeutung haben, wie wol nur wenige in dem Leben des Mannes ſie haben dürften, ſo möchte ſich dies vielleicht in Beziehung auf Gedike nicht behaupten laſſen, wenigſtens dann nicht, wenn man zugleich an das *Fröhliche* denkt, das ſonſt wol mit der beziehungsreichen Wichtigkeit jener Jahre vereinigt iſt. Der junge Menſch, der bisher noch nie allein geſtanden war, und ſeine eigne Kraft nicht erfahren konnte, der bisher oft nur Organ der ihn umgebenden Lehrer war, der ſeine ungereiften Meinungen für Überzeugungen und das Halbdunkel ſeiner Ahndungen für reines Wiſſen zu halten wagte, ein ſolcher wird nicht ſelten die beſte Veränderung in ſeinem Innern gewinnen, wenn die neuen Verhältniſſe der Akademie auf ihn einwirken. Da es wol nicht leicht ein widerwärtigeres Schauſpiel giebt, als einen funfzehn- oder ſechszehnjährigen Gelehrten, der mit ſteriler Kälte und hoffärtigem Dünkel aufzutreten wagt, ſo müſſen wir ſelbſt dem äußern Leben auf der Univerſität, ſo wie nicht minder dem Traum von Selbſtſtändigkeit und Freiheit, dem näheren, wenn auch zuweilen ſchneidenden Zuſammendrängen des Jünglings zum Jüngling dankbar zuſchreiben, daß es dieſe unangenehmen Härten hinwegnehme und den ſchwachen, ſtolzen, halb greiſenhaften Knaben, wie ihn oft unſere Schulen entlaſſen, wieder umbilde zum fröhlichen Menſchen, und zum beſcheidenen humanen Gelehrten.

Es iſt wol kaum nöthig hinzuzuſetzen, daß eine Veränderung, wie die, von der hier zuletzt geredet wurde, bei Gedike nicht Statt finden konnte, weil er ihrer nicht bedurfte: denn Humanität und Beſcheidenheit, die in ihrer Ächtheit ja immer gepaart ſind mit Vertrauen zu ſich ſelbſt und edelm Stolze, ſie, die ihn, während ſeines ganzen Lebens nie verließen, bewährten ſich auch ſchon damals in ſeinem Innern. Nur eine fröhlichere Umgebung, und vielleicht auch eine friſchere, freiere Lebensanſicht hätte man ihm wünſchen mögen, damit neben der intenſiven Thätigkeit, die ſein akademiſches Leben bezeichnete, auch eine gemeſſene extenſive, Raum gewinnen möchte.

Gedike betrieb das Studium der Gottesgelahrtheit und der alten Sprachen mit einem Eifer, der jedem Jünglinge, dem es ein Ernſt iſt, ſich in der gelehrten Welt auszuzeichnen, zur Nachahmung vorgehalten werden darf: denn es war keine vorübergehende wilde Exaltation, die ihn veranlaßte, ſondern eine ruhige, ſich gleichbleibende Neigung. Eine literariſche Geſellſchaft, die er in Verbindung mit Zöllner errichtete, in der von den Mitgliedern gelieferte gelehrte Abhandlungen, beſonders theologiſchen und philologiſchen Inhalts, vorgeleſen und beurtheilt wurden, trug gewiß nicht wenig zur weitern Ausbildung bei.

Am wenigſten genügend waren vielleicht die philoſophiſchen Studien, zu denen die damalige Zeit nur wenig Gelegenheit darbot, und es kann nicht dagegen entſcheiden, wenn der damalige Profeſſor Töllner Gediken beauftragte, ſeine durch Krankheit unterbrochenen Vorleſungen über die Metaphyſik ſelbſt fortzuſetzen. Deſto größer war ſein Streben, in den Sprachen, beſonders in der Griechiſchen etwas Ausgezeichnetes zu leiſten, und die Wiedervereinigung mit Steinbart, der nach Töllners Ableben, deſſen Stelle erhielt, und jetzt von Neuem ſeinen ehemaligen Lieblingsſchüler unterrichtete, trug gewiß nicht wenig dazu bei, Gedike's Eifer ſtets rege zu erhalten. Doch auch in anderer Beziehung wurde Steinbart abermals ſein Wohlthäter, indem er ihn, der noch immer mit den einengenden Sorgen für Nahrung zu kämpfen hatte, freundſchaftlich in ſein Haus aufnahm und durch ihn mehreren Studenten Privatunterricht ertheilen ließ. Hiedurch wurde der Entſchluß, den er ſchon früher durch Töllners Überredung gefaßt hatte, zum akademiſchen Lehrer ſich zu bilden, noch mehr befeſtigt. Doch die Zukunft vereitelte dieſen Plan, indem ſie ihm eine Laufbahn anwies, die ohne Zweifel angemeſſener für ihn war, und in welcher er bei weitem größeren Nutzen geſtiftet hat, als er in der Sphäre, die er ſich ſelbſt anweiſen wollte, jemals würde vermocht haben.

Gedike hatte das Glück, von dem verehrten Spalding zum Privatlehrer ſeiner Söhne nach Berlin berufen zu werden, und er ging im Jahre 1775 dahin ab. Unter den Augen eines ſolchen Mannes zu leben, der wol von Keinem, der auch nur ſeine «Beſtimmung des Menſchen» kennt, jemals wird vergeſſen werden, und durch ihn ſo manche anziehende Lebens-Verhältniſſe zu erfahren, dies mußte für Gedike's ganzes Gemüth von den bedeutendſten und erfreulichſten Folgen ſein. Denn ein beſſeres Loos kann einem jungen Manne nicht werden, als in die Verbindung mit einem Manne zu kommen, den er eben ſo freudig als gezwungen hochachten, und deſſen vollendete Suporiorität er mit kindlichem Sinne anerkennen muß. Die Nähe eines ſolchen verehrten Greiſes verſcheucht jedes unlautere Gefühl aus der jungen Bruſt, die Eitelkeit weicht dem edeln Stolze, nur Jenem gefallen zu wollen, nur ſeines Wohlwollens ſich werth zu machen, die Leidenſchaften bilden ſich zu reinem, klarem Feuer, und die Sittlichkeit, des Geſetzes kaum mehr bedürfend, wird zur fröhlichen Gewohnheit, die ihren Lohn in ſich ſelbſt trägt. Fände der Jüngling, ſelbſt der wildeſte und verworrenſte, nur immer einen einzigen Mann, der ihn zur entſchiedenen Hochachtung zwingen könnte~~, es wäre dadurch~~ alles gewonnen für die Bildung ſeines Weſens.

Im folgenden Jahre wurde Gedike Subrektor am Friedrichswerderſchen Gymnaſium zu Berlin *), doch trennte ihn dieſes Amt keinesweges von dem Hauſe, in dem er bis dahin gelebt hatte, und die Freuden des Familienlebens, für die er bis zum letzten Augenblicke ſeines Daſeins die reinſte Empfänglichkeit beſaß, gewährten ihm den beſten Lohn für die mühevollſten Arbeiten.

Man wurde jetzt immer aufmerkſamer auf ihn, und er ſtieg ſchnell von einem bürgerlichen Amte

---

*) In der Berliner Monatsſchrift vom Januar 1794 findet ſich folgende hiſtoriſche Notiz über daſſelbe: „Seit einigen Jahren heißt es das Friedrichsgymnaſium. Der große Kurfürſt, welcher 1660 auf dem Werder eine neue Stadt anlegte, ſchuf auch ſchon 1681 eine Schule daſelbſt, aber König Friedrich I. erhub ſie 1701 zu einem Gymnaſium. (Daher kam hier die doppelte Sekularfeier, innerhalb 20 Jahren.) Der Patronus iſt jedoch der Magiſtrat.“ — Eine ausführliche Geſchichte des genannten Gymnaſiums hat Gedike (1781) ſelbſt geliefert.

Amte zu dem andern, denn ſchon 1778 erwählte man ihn zum Prorektor, und 1779 zum Direktor der Anſtalt.

Es iſt wol nicht zu bezweifeln, daß Gedike ſchon damals mit ſich ſelbſt und ſeiner Anſicht des Lebens in Klarheit zu kommen ſuchte, daß er daher ſich nicht etwa durch Zufälligkeiten oder durch die Verkettung der Dinge weitertreiben ließ, ſondern, ſelbſthandelnd, die Zufälle und die Zuſammenkunft der Dinge zu beherrſchen ſuchte.

Der Menſch iſt ſich ſelbſt ſchuldig, den Menſchen in ſich zu bewahren, aber er hat die Verpflichtung an den Staat, der ihn ſchützt und nährt, ſich ihm als Bürger zu widmen. Die Aufgabe, daß der Bürger ſeine Pflichten im ganzen Umfange erfülle, ohne daß dabei der Menſch verletzt werde, iſt die ſchwerſte, die das Leben überhaupt darbietet, und man darf mit Sicherheit behaupten, daß die Mehrzahl der Menſchen dahingehe, ohne ſie gelöſt zu haben. Es trifft ſich oft, daß der Staat und die Bürgerwelt einen Aufwand von Kraft erfordert, der den Menſchen beinahe zu erſchöpfen droht, oder ſie nimmt eine Summe von Zeit für ſich hin, die unverhältnißmäßig größer iſt als die, welche dem Menſchen für ſich ſelbſt zu ſeiner eignen Entwickelung, Bildung und Freude an ſich, übrig bleibt. So geht denn oft in dem heftigen und verworrenen Drange des Geſchäftslebens, das ſchönere Leben an ſich verloren, das Geräuſch der Bürgerwelt läßt die Stimme des inneren Menſchen nicht laut werden, und ſo geht oft der Menſch aus der Welt, ohne die eigentliche Welt in ſich gefunden zu haben. Er giebt ſich zur Ruhe, ohne Ruhe im Innern und Klarheit, und wird er dieſe wol je erlangen können, wenn er ſie nicht auch in dieſem Leben wenigſtens ſchon ahndete? Man erinnere ſich dabei des alten Ausſpruchs: Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele, oder was kann der Menſch geben, damit er ſeine Seele wieder löſe? — Es ſind tief eindringende, rührende Worte, die auch hier, im Conflikt der Bürgerwelt und des reinen Menſchenlebens, ſehr oft ihre Anwendung finden, und an deren Bedeutung der beſſere Beobachter nur zu häufig erinnert wird, wenn die Menſchen in dieſem Kampfe unterliegen.

Doch, ſo ſchwer es auch iſt, jene Aufgabe, die uns das Geſchick bietet, zu löſen, ſo wäre es doch eine faſt irreligiöſe Verzagtheit, einen ſolchen Kampf überhaupt vermeiden zu wollen. Gedike floh ihn nicht, ſondern fühlte Muth und Kraft in ſich, ihn mit männlicher Seele zu beſtehen, und wir werden in der Folge ſehen, ob er beſiegt oder ſiegend aus dieſem Streit hervorging.

Im Vertrauen auf ſeine gute Sache, auf ſeine Wiſſenſchaft, auf ſeinen Fleiß und ſeine ununterbrochene Geſundheit, fing er ſein mühſames Geſchäft an, das um ſo bedeutender, aber auch um ſo beſchwerlicher war, da es hier darauf ankam, eine faſt ganz geſunkene Anſtalt wieder empor zu heben, oder gewiſſermaßen eine ganz neuzu erſchaffen. Es iſt bekannt, und mehrere ſeiner Privatbriefe beſtätigen es, daß bei dem Antritte ſeines Direktorats ſich nur 12 Schüler in den drei obern Klaſſen vorfanden, eine Zahl, die bereits im folgenden Jahre auf 94 geſtiegen war, ſo daß es uns kaum mehr wundern kann, wenn ſie ſich 13 Jahre nachher auf 310 belief. Die Mittel, die er anwandte, um ſeiner Anſtalt Wichtigkeit und Glanz zu geben, waren die rechtlichſten, welche nur gefunden werden können, denn er verſchmähte mit wackerm Stolze jeden falſchen Schein, jedes Blendende, und ging nur auf geradem Wege zum Ziele. Er ſchien zum Schulmanne, und beſonders zum Vorſteher einer gelehrten Anſtalt geboren zu ſein, denn Kraft im Äußern und Innern, vielſeitige Kenntniſſe und unermüdlicher, beſonnener Eifer bezeichneten alle ſeine Schritte. Daß er dabei zuweilen unrichtig beurtheilt, daß inſonderheit ſeine männliche Kraft und Furchtloſigkeit nicht ſelten für Härte und Rauheit gehalten wurde, läßt ſich eben ſo leicht begreifen, als daß es, wie billig, keinen Eindruck auf ihn machte, ob man ſolche Urtheile über ihn fällte.

Ich finde unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren einen Brief an eine von ihm ſehr hoch geachtete Frau, aus welchem ich folgende Stelle hier aufzeichne, weil ſie die Art andeutet, wie Gedike ſich ſelbſt zu beurtheilen verſuchte. Der Brief iſt ohne Datum, er fällt aber entweder in das Jahr 1782 oder 1783.

— «Glauben Sie von einer oder der andern

Seite mich noch nicht genug zu kennen, ſo braucht es nur einen Wink von Ihnen, um mich ohne Heuchelei und Verſtellung *) gerade zu gegen Sie zu erklären. Denn daß manche Leute, die mich nicht genau kennen, ſich zum Theil ſehr irrige Begriffe von mir machen, das weiß ich. Zwar auf meinem guten Namen ſitzt kein Flecken, und ich kann dem Trotz bieten, der mir einen aufzeigen kann, wärs auch nur aus meinen jüngeren Jahren. Aber ich weiß, daß man ſich in mancher Rückſicht unrichtige Vorſtellungen von mir macht. Viele halten mich für einen finſtern, ungeſelligen, mürriſchen Mann, und thun mir darin ſehr unrecht. Es kann ſein, daß meine Miene zuweilen finſter iſt, meine Seele iſt es gewiß ſehr ſelten. — — — Ich liebe die Freude und Geſelligkeit in einem hohen Grade, nur das Rauſchende von beiden iſt mir zuwider, und darum wünſchte ich mir freilich eine Gattin, die hierin mir gleichſtimmig denkt, und die ſtilleren häuslichen Freuden dem lauten Geräuſch ſogenannter Freuden, die für mich es nicht ſind, vorzöge. Andere halten mich für einen kalten empfindungsloſen Menſchen, vielleicht weil ich weniger als andere meine Em-

---

*) Hier hatte er anfangs noch die Worte hinzugeſetzt: „denn Verſtellung habe ich ſeit jeher gehaßt, von meinen Knabenjahren an gehaßt", aber hinterher wieder ausgeſtrichen, ohne Zweifel weil er es nicht der Mühe werth fand, von einem Fehler zu reden, der ihm ſo ganz und gar von jeher fremd und durchaus unleidlich geweſen iſt, daher denn auch die kraftvolle, charakteriſtiſche Wiederholung des Haſſes gegen jene Unredlichkeit. Sie lag tief in ſeiner Seele und er begriff es kaum, wie ſich ein Menſch zur Heuchelei erniedrigen konnte.

pfindungen zur Schau trage und noch weniger Empfindung affektiren mag. Meine tägliche Erfahrung beweiſt mir, daß ich vielleicht mehr dahin zu arbeiten habe, weniger lebhaft zu empfinden, und mich weniger ſtark, ſowol von angenehmen als unangenehmen Empfindungen überwältigen zu laſſen. Ich muß indeß meine Schwachheit geſtehen, daß ich, um mehr Mann und Philoſoph zu ſcheinen, den Ausbruch meiner Empfindung oft mit Gewalt unterdrücke, und kälter und gleichgültiger zu ſcheinen ſuche, als ich bin. Sollte dies Verfahren auch in andrer Rückſicht tadelnswerth ſein, ſo hat es wenigſtens ſchon den großen Vortheil für mich gehabt, meine ehemalige bittere Empfindlichkeit bei unangenehmen Vorfällen zu dämpfen, die ſonſt ſo leicht aufſprudelte, wenn ſie gleich eben ſo ſchnell wieder verflog. Bei meinem Amte wäre ich ein unglücklicher Mann, wenn ich nicht über dieſe Empfindlichkeit Herr zu werden geſucht hätte. Weniger Herr bin ich bis jetzt noch über eine mir noch immer anklebende unruhige Ungeduld, die mich bei meinen Geſchäften ſowol als bei meinen Erwartungen und Planen nicht ſelten peinigt, und mich im Grunde weniger leiſten läßt, als ich ſonſt würde. Daß ich kein eigenſinniger und unbiegſamer Menſch bin, wofür mich mancher, der mich nicht genau kennt, hält, das wiſſen meine Freunde und meine Kollegen am beſten. Zwar war ſeit jeher eine gewiſſe Feſtigkeit des Charakters das Ziel meines Beſtrebens, ob ich gleich fühle, daß ich dies Ziel noch lange nicht erreicht habe. Auch liebe ich nichts mehr als Unabhängigkeit und haſſe jeden Zwang. Meine ganze Seele ſträubt ſich gegen jeden, der mich unterdrücken, oder mich auf irgend eine oder die andere Art feſſeln will. Gottlob, daß ich faſt nie oder äußerſt ſelten in der Lage geweſen bin, mich von der Seite zu zeigen, da ich, Gott ſei Dank, das Zutrauen und die Achtung meiner ſämmtlichen Vorgeſetzten und Oberen eben ſo ſicher als die Zuneigung meiner Freunde und Untergebenen zu beſitzen glaube. Unſer Gymnaſium war ſonſt ein Sitz des Zanks, aber meine Kollegen geſtehen es öffentlich, daß nie eine ſolche Einigkeit bei uns geherrſcht, als jetzt, und ich ſuche dieſelbe, ſo viel ich kann, auch dann nicht zu unterbrechen, wenn ich gegründete Urſache zur Unzufriedenheit habe, weil mir nichts weher thut, als das Bewußtſein, irgend einem Menſchen wehe gethan zu haben, auch wenn ich dazu berechtigt und verpflichtet war. Eben darum bin ich ſo wenig unbiegſam, daß man mich vielmehr biegen kann wie und wohin man will, wenn man es nicht zu deutlich merken läßt, daß man mich biegen will, woraus ich ſehe, daß ich noch nicht jenen Grad von Feſtigkeit des Charakters erhalten habe, den ich wirklich haben ſollte und wollte. Denn nach ſtreng überdachten Grundſätzen zu handeln, war immer mein Beſtreben, und die frühe Gewöhnung dazu dank ich vornehmlich dem um mich in mehr als einer Hinſicht unendlich verdienten Profeſſor Steinbart. — Ich erſchrecke, daß ich ſo weitläuftig über mich ſelbſt geweſen bin, halten Sie dies, meine theure Fr — —, nicht für Eitelkeit, ſondern bloß für eine Folge des Wunſches, mich gegen ein und das andere Vorurtheil zu ſicheren, das, wie ich weiß, manche Leute ſich von mir in den Kopf geſetzt haben. Ich mag durchaus nicht beſſer ſcheinen als ich bin, aber in keinem Fall ſchlechter als ich nach meinem eignen Bewußtſein zu ſein glaube.«

So verſuchte es Gedike ſich ſelbſt zu beurtheilen, und die Art, wie er dabei zu Werke geht, gehört mit zu ſeiner Charakteriſtik. Jemehr ſich der Mann dazu gewöhnt hat, den Tadel der Mittelmäßigkeit und Alltäglichkeit zu verſchmerzen, zu verachten oder zu ignoriren, jemehr wird ihm auch daran gelegen ſein, den Wenigen,' die er hochachtet und liebt, ſtets klar und deutlich zu erſcheinen.

Als Gedike zwölf Jahre das Direktorat am Werder verwaltet hatte, wurde er zum Mitdirektor am Berliniſch-Cölniſchen Gymnaſium erwählt, wobei er jedoch, ſo lange Büſching die letztgenannte Anſtalt noch mitdirigirte, ſeine erſte Stelle noch fort verwaltete. Nach zwei Jahren ſtarb Büſching, und im Oktober 1791 verließ Gedike das Werderſche Gymnaſium ganz, um als alleiniger Direktor des Berliniſch-Cölniſchen mit ungetheilter Kraft wirken zu können. — Schon neun Jahre vorher (1784) war er zum Oberkonſiſtorialrath, und 1787 zum Oberſchulrath ernannt worden, 1790 wurde er Mitglied der königlichen

Akademie der Wiſſenſchaften und Aſſeſſor der Akademie der Künſte in Berlin, und 1791 Doktor der Theologie. Dieſe letztere Würde wurde vielleicht durch eine Anordnung des um das Berliniſche Gymnaſium hochverdienten Sigismund Streit veranlaßt, deſſen Stiftung Gedike ſogleich bei ſeiner Anſetzung an demſelben genoß.

Mit Muth und Kraft verwaltete er alle ſeine Ämter, mit männlicher Standhaftigkeit unterzog er ſich jeder Pflicht, die er als ſolche anerkannte, und er fand den Lohn dafür in ſeinem eigenen Bewußtſein, in der Hochachtung, die ihm jeder Mann zollte, der ſeine großen Verdienſte zu berechnen verſtand, und in dem ſichtbaren Gedeihen des ihm anvertrauten Gymnaſiums, für welches er bis zum letzten Tage ſeines Lebens thätig war. Und er hoffte, noch recht lange thätig zu ſein, durch raſtloſes Wirken jeden Tag ſeines Lebens zu bezeichnen, doch leider täuſchte ihn dieſe Hoffnung, die jeder der ihn in früheren Jahren gekannt, beſtätigen mußte: denn ſeine Geſundheit ſchien unverwüſtlich und eiſern. Es iſt mir mit Beſtimmtheit erzählt worden, was in unſern Tagen der Schwäche nicht eben zu den gewöhnlichen Fällen gerechnet werden dürfte, daß er vom Jahre 1785, wo er ſich von einem heftigen Fieber ergriffen fühlte, bis zum Jahre 1797 eines ununterbrochenen körperlichen Wohlbefindens genoß, bei welchem ſelbſt die vielſeitigſten Beſtrebungen, die ermüdendſten Arbeiten Gedeihen finden konnten. In dem letztgenannten Jahre machte Gedike eine Reiſe nach

Italien, oder vielmehr er durchflog dieſes herrliche Land mit einer Schnelle, die ihm den Genuß ohne Zweifel nicht wenig verkümmerte. Er wollte Turin, Florenz, Rom, Neapel und Venedig ſehen, und hatte ſich doch nur drei Monate zu dieſer Reiſe ausgeſetzt; denn die Sehnſucht nach Berlin, ſeiner Familie und ſeiner Lehranſtalt, verließ ihn weder am Po noch an der Tiber. Doch bei einer ſolchen ununterbrochenen Anſtrengung, bei der das Auge ſchwelgte, Geiſt und Phantaſie auf die mannigfaltigſte Weiſe erregt ward, während der Körper die größten Beſchwerlichkeiten ertragen mußte, war es leicht vorherzuſehen, daß auch die rüſtigſte Geſundheit nach und nach ihre Spannkraft verlieren würde. Noch mehr beſchleunigte er dieſe Flugreiſe, als er in Venedig die Nachricht erhielt, daß ſein Freund und Kollege, der Profeſſor Michelſen, von einer ſchweren Krankheit befallen ſei. Nun fand er noch weniger Ruhe und Freude in der Fremde, er reiſte jetzt ſieben Tage und ſieben Nächte ohne Unterbrechung, und faſt ganz ohne Schlaf, um nur recht bald wieder in der Haimath zu ſein, und den Freund noch am Leben zu finden. Doch dieſe Hoffnung wurde nicht erfüllt, die Krankheit hatte den thätigen Schulmann ſchon früher weggerafft, ehe Gedike in Berlin ankam.

Seine Familie bemerkte ſeitdem mit zärtlicher Bekümmerniß, daß ſein Geſundheitszuſtand nicht mehr die Feſtigkeit und Kraft beſitze, deren er ſich ſonſt zu erfreuen hatte. In Geſchäften und gegen

Fremde äußerte er ſelbſt davon nichts, denn er, der ſonſt von Hypochondrie und Kränklichkeit, dieſen unſeligen Gefährten ſo manches würdigen arbeitſamen Mannes, auch nicht die entfernteſte Ahndung hatte, konnte und mochte ſich noch immer nicht überzeugen, daß auch ihm ein ähnliches Loos beſchieden ſein ſolle. Ein ähnliches, ſage ich, denn wenn auch ſeine Geſundheit wankend gemacht worden war, indem er beſonders die heftigſten Gichtſchmerzen zu bekämpfen hatte, ſo blieb doch die Hypochondrie, dieſer δαιμων ἀλαστωρ der Modernen, ſtets fern von ihm. Vielleicht hätte ſeine kräftige Natur noch länger widerſtehen können, wenn er ſich entſchließen konnte, ſeine Thätigkeit in etwas zu beſchränken, und wenigſtens eines von ſeinen vielen Ämtern niederzulegen. Allein er entſchloß ſich dazu nicht, weil es gegen ſeine Überzeugung war, und wir dürfen ihm vielleicht deshalb nicht Unrecht geben, weil es wol keinen hinlänglichen Erſatz giebt für das Widerſtrebende einer Handlung, die uns mit uns ſelbſt und unſern Grundſätzen uneins macht. Wer einmal den Entſchluß mit männlichem Sinne gefaßt hat, einzugreifen in das Getriebe des äußeren und bürgerlichen Lebens, den läßt das fremde Element nicht leicht wieder los, und der Rückweg, ſtände er ihm auch noch frei, würde ihn ſchwerlich beglücken können, weil er einen inneren Unzuſammenhang im Menſchen verriethe, den auch das äußere Schickſal zu beſtrafen pflegt. Wer aber vollends ſo tiefe Wurzel gefaßt hat auf jenem

Boden der Exiſtenz, der will und kann nicht mehr zurück, denn er hat aufgehört, ſich ſelbſt als einzelnes für ſich beſtehendes Individuum zu betrachten, und iſt gewohnt, ſich nur in der Vereinigung mit dem Organismus der Bürgerwelt anzuſehen. Hätte er wirklich auch hinterher noch den Muth, dieſen Zuſammenhang aufheben zu wollen, ſo würde es ihm doch keine Früchte tragen, da dieſe nur als das Erzeugniß der Freiheit, nicht der Willkühr und Eigenmächtigkeit, gedeihen und Freude bringen können. So wollen wir denn auch unſern Gedike keinesweges tadeln, daß er beharrte auf allen den Punkten, auf denen er feſtſtand, ſelbſt dann nicht, wenn wir wirklich glauben dürften, daß ſeine fortgeſetzte Thätigkeit in allen jenen Verhältniſſen ſeinen Tod beſchleunigt hätte, denn der Menſch ſoll ſein Leben minder achten als die in ihm wohnende Überzeugung vom Guten und Rechten. Nur durch einen ſolchen feſtſtehenden Glauben, durch ein ſolches erwärmendes Prinzip wird das Leben zu einem wirklich lebendigen Leben, da es ohne jene Kraft wahrhaft todt zu nennen iſt, eine formloſe Maſſe, welcher der prometheiſche Funke fehlt. Es iſt nicht die höchſte Aufgabe des Menſchen, ſein Leben bis zur größten Ausdehnung auszuſpinnen, ſondern demſelben die beſte und tiefſte intenſive Kraft und Bedeutung zu geben. Er ſoll keinen Theil ſeines Lebens verkaufen, und könnte er dadurch Millionen gewinnen, aber er ſoll es dem Glauben an das Gute ganz opfern und freudig opfern. Wer möchte auch das Leben nach Jahren berechnen?

So verwaltete Gedike trotz ſeiner geſchwächten Geſundheit, ſeine ſo mannigfaltigen und bedeutenden Ämter ohne Unterbrechung weiter fort. Er ſah es ungern, wenn man ihn von ſeiner verhehlten Kränklichkeit unterhalten wollte, und ohne in die gutmüthigen oder neugierigen Fragen danach einzugehen, leitete er dann das Geſpräch ſchnell auf andre Gegenſtände, durch deren Allgemeinheit eine individuelle Beziehung auf ihn ſelbſt verhindert wurde. Nur ein einziges Mal, im Jahre 1801, überwand er ſich, von ſeiner geſchwächten Geſundheit öffentlich zu ſprechen, da die Nothwendigkeit ihn dazu zwang. Aber, da er, wie ſo manche Männer, denen eine feſte und kraftvolle Körperconſtitution zu Theil ward, die Krankheit und Schwäche, man möchte faſt ſagen, haßte, ſo verſcheuchte er gar bald den Gedanken, als könne dieſer Zuſtand bedeutende Folgen haben.

Noch im Sommer 1802 machte er, durch einen weiſen Auftrag veranlaßt, eine Reiſe in die entfernteren Provinzen des Preußiſchen Staats, um für die dortigen Schulen manche glückliche Veranſtaltungen und Veränderungen zu treffen. Er erfüllte dieſen Auftrag mit der redlichſten Gewiſſenhaftigkeit, und achtete nicht der großen Beſchwerlichkeiten und Widrigkeiten, die eine ſolche Reiſe für ihn haben mußte. Aber ſelbſt der mächtigſte innere Wille vermag dem rauhen Andrange des Äußeren und des Nothwendigen nicht immer zu wehren. Nicht bloß ſeine Geſundheit war hier von Neuem angegriffen worden, auch ſeine alte Heiterkeit, dies eigentliche Element des Lebens, war geſtört worden. Nach ſeiner Wiederkehr mußte die Veränderung, die er erlitten, Jedermann, der ihn liebte, ſehr ſchmerzhaft auffallend ſein, denn ſein Blick war faſt leidend geworden und ſein ganzes Weſen hatte von der rüſtigen Haltung verloren, die man ſonſt gewohnt war, an ihm zu bemerken. Gegen das Ende des genannten Jahrs wurde er von einer Krankheit befallen, deren nervöſer Charakter beſonders zu Anfang 1803 ſeine Lebenskraft zu ergreifen und zu zerſtören drohete. Aber noch immer glaubte er ſelbſt an keine Gefahr, ſondern verwaltete, von ſeinem Krankenzimmer aus, noch faſt alle ſeine Geſchäfte mit dem gewohnten Überblicke und der ſelbſtſtändigen Klarheit. Ja, als bald darauf ihm einige erträglichere, ſchmerzenfreiere Wochen zu Theil wurden, ſo ergriff er ſeinen alten Lieblingsplan, in dem herannahenden Frühling eine Reiſe nach der Schweiz und Italien zu machen, mit neuer Lebhaftigkeit. Er hoffte alles von dieſer Reiſe, und ahndete nicht, daß der Tod ihn bald über jede Furcht und Hoffnung hinüberheben würde.

Die alten Schmerzen kamen bald von Neuem wieder, er litt viel, aber er handelte raſtlos weiter. Das öffentliche Oſterexamen wurde von ihm ſelbſt geleitet, und die oberſte Klaſſe des Gymnaſiums von ihm ſelbſt geprüft. Sein ſteter Lieblingsdichter, Horaz, erfreuete ihn hier zum letzten Male, und man bemerkte noch die Spuren des alten Feuers in ſeinem Vortrage deſſelben und in der Rede, mit welcher er die nach der Univerſität Abgehenden entließ. Er hatte noch einmal geſiegt über ſeine Krankheit und es ſchien ihn zu erheben, daß er es vermocht hatte.

Wenige Tage vor ſeinem Ende wurde ihm noch eine innige Freude gewährt durch das Zutrauen und die Achtung, die ihm ſein edler König in dem folgenden Kabinetsſchreiben bewies, welches ich unter den hinterlaſſenen Papieren des Verewigten gefunden habe. Es iſt bereits in der Berliniſchen Monatsſchrift vom Januar 1804 mitgetheilt worden, doch kann ein ſo treffliches Merkmal von der Güte eines großen Deutſchen Monarchen gegen einen wackern Unterthan, nie genug bekannt werden:

«Wohlgelahrter Rath, beſonders lieber Getreuer. Die Peſtalozziſche Unterrichtsmethode, von der itzt ſo viel Rühmens gemacht wird, hat auch Meine Aufmerkſamkeit erregt. Ich glaubte durch die Olivierſche Verfahrungsart beim erſten Unterricht der Kinder, von der man ſagen wollte, daß ſie mit jener eine große Ähnlichkeit haben ſollte, nähere Aufſchlüſſe darüber zu erhalten; aber die Proben welche Olivier in Berlin davon abgelegt hat, haben Mich wenigſtens in dieſer Rückſicht nicht befriedigt, wenn es auch ſonſt noch zu früh ſein ſollte, über den Werth der Olivierſchen Methode, die, nach allem was Ich davon erfahren habe, von ihm ſelbſt zu hoch angeſchlagen zu werden ſcheint, ein Endurtheil zu fällen. Daher hatte ich mir gleich vorgenommen, einen Mann von anerkannten pädagogiſchen Kenntniſſen und Erfahrungen, dem ich zugleich Wärme für alles was den Unterricht verbeſſern kann, und Unbefangenheit genug zutrauen konnte, um ſich nicht vom Reize der Neuheit blenden zu laſſen, zu veranlaſſen, die Peſtalozziſche Anſtalt in der Schweiz zu beſuchen, und die darin eingeführte Methode an Ort und Stelle ſelbſt gründlich zu ſtudiren. Es war ſehr natürlich, daß Ich dabei ſogleich auf Euch fallen mußte, weil Eure anerkannten Verdienſte im pädagogiſchen Fache, Euch nicht bloß mein ganzes Vertrauen erworben haben, ſondern auch dieſe Wahl bei allen Sachkundigen, denen das Fach der Erziehung am Herzen liegt, rechtfertigen werden. Eure gefährliche Krankheit hielt Mich aber ab, Mich früher darüber zu äußern. Da Ihr indeß ſoweit wieder hergeſtellt ſeid, daß Ihr zu Eurer Erholung eine Reiſe in mittägliche Länder unternehmen könnt, ſo wünſche Ich, daß Ihr ſolche auf der Hin- und Rückreiſe ſo einrichtet, Meinen obigen Auftrag in der Schweiz ausrichten zu können. Ich werde Euch mit Vergnügen den Koſtenaufwand entſchädigen, und Eurem Bericht unmittelbar entgegenſehen, als Euer gnädiger König. Potsdam, den 23. April 1803.

Friedrich Wilhelm.«

Dieſes huldvolle Schreiben erfreute den wackern Mann, der von jeher mit unbegränzter Liebe an ſeinem Könige und Vaterlande gehangen, auf ſolche Weiſe, daß man beinahe hätte hoffen mögen, es werde dieſes Gefühl zur Verlängerung ſeines Lebens beitragen können. Aber es war mit ſeiner Krankheit bereits zu weit gekommen, die Kräfte des Körpers nahmen zu ſichtbar ab, und nur das innere Leben ſchien ſich noch aufrecht zu halten.

Ich erinnere mich noch mit Lebhaftigkeit einer Unterredung, die ich wenige Wochen vor ſeinem Tode hatte. Ich fand ihn auf einem Krankenſeſſel mit ruhiger und ſtiller Miene, die aber nach und nach lebendiger wurde, doch eben in dieſer Lebhaftigkeit das Kranke verrieth. Seine ganze Körperkraft war geſunken, ſeine Haltung ohne Sicherheit, die Züge des Geſichts tief eingefallen, nur die Stimme und der Blick des Auges verrieth noch ſeine alte feſte Manneswürde. Er unterhielt ſich mit mir eine geraume Zeit über die Schulangelegenheiten, und es war Ordnung und Klarheit in allem was er ſprach. Als er endlich auch ſeiner Krankheit erwähnte, die ihn jetzt an der gewohnten Thätigkeit hindere, und ich mit Lebhaftigkeit die Hoffnung äußerte, daß ſeine bevorſtehende Reiſe in ſüdliche Gegenden ihm die alte fröhliche Geſundheit wiedergeben würde, erwiederte er ſchnell und mit unterdrückterem Tone: „Wenn ich nur Kraft haben werde, ſie zu unternehmen!“ Es ſchien, als ſträube ſich eine gewiſſe Gattung des Mannesſtolzes gegen dieſe wehmüthige Idee, doch ſprach er ſie aus.

Wenige Tage darauf ſchien es ſich noch beträchtlicher mit ihm verſchlimmert zu haben, und ich glaubte ſchon abſterbende Züge an ihm wahrzunehmen. Es war ein tief betrübender Anblick, und gewiß theilte ein Jeder, der ihn ſah, dieſes Gefühl der Theilnahme und Befürchtung. Nur er ſelbſt hatte noch immer keine Vorahndung ſeines Todes, noch immer waren ſeine Gedanken alle auf das Wohl ſeiner Familie und ſeiner Lehranſtalt gerichtet. So konnte ihn vielleicht der Augenblick des Endes ſeiner irdiſchen Laufbahn überraſchen, aber keinesweges ſchrecken, denn wenn wir das Bewußtſein in uns haben, daß unſer Leben ſtets rein blieb und verſtändig geordnet, und bezeichnet mit würdigen Thaten, die des Vaterlandes und der Menſchheit Heil zum Zwecke hatten, ſo vermag keine Furcht vor dem Tode uns zu beſchleichen und unſer Gemüth zu verwirren. Im Gegentheil werden wir den Tod, der nur bei dem roheren und irrig lebenden Menſchen Entſetzen erregen kann, mit einer herzlichen Neigung lieben lernen, indem er allein unſerm ganzen zeitlichen Leben, die erfreuliche Begränzung und die unerſchütterlich feſtſtehende Bedeutung giebt. Das in Zeit und Raum eingeſchloſſene irdiſche Leben iſt arm und eng, und ſelbſt der gebildetſte, ſtets nur dem Edeln nachſtrebende Geiſt, vermag nicht immer ſich mit Freiheit und Freudigkeit in dem ſchweren und drückenden Elemente zu bewegen. Weit entfernt alſo den zu beklagen, dem es verliehen ward, ſich durch die ſcheinbare Dunkelheit des

Todes zu dem reineren, freudigern Lichte zu erheben, wollen wir nur diejenigen betrauern, denen er mit ſeiner edeln Wirkſamkeit entriſſen wurde, und, ſo viel wir vermögen, mit beitragen helfen, daß ſein rühmliches Andenken unter uns erhalten werde zu einer tröſtlichen Aufmunterung. Mit dieſen Gefühlen wollen wir denn auch des Endes unſers verehrten Gedike gedenken, welches am 2. Mai 1803, Abends gegen halb elf Uhr erfolgte. Es ſoll uns nicht zu einer verworrenen und eben deshalb irreligioſen Trauer veranlaſſen, ſondern wir wollen ſelbſt in dieſem ſanften und ſtillen Ende, welches ihm zu Theil wurde, einen Lohn für ſein nützlich thätiges Leben finden. Iſt der Vollendete auch unſerm Auge entzogen, ſo lebt doch ſein Geiſt fort in den Werken, die er uns hinterließ, und ſein dankbares Vaterland wird es nie vergeſſen, was es ihm ſchuldig iſt

Geſchrieben am 31. Julius 1807.

II.

Gedike als Gymnaſien-Direktor.

Wenige Schulleute haben ſeit Luthers und Melanchtons Zeiten auf die ganze Lehrverfaſſung und die Methode der höheren Schulen ihres Vaterlandes und ſelbſt der kleineren benachbarten Staaten ſo entſchiedenen Einfluß gehabt, als **Friedrich Gedike**. Was er in einem nicht ſehr langen aber dafür deſto reicher beſchäftigten Leben that, ſchuf und bildete, iſt zum Theil aus dem Zeitalter zu erklären, in welchem er auftrat; welches vielleicht kein Schulmann der Preußiſchen Monarchie wie er verſtand und würdigte, und auf welches daher auch keiner ſo ſtark als er zu wirken wußte.

Die Zeit der geiſtigen Entwicklung **Gedike's** fällt vornehmlich in die Siebziger des vorigen Jahrhunderts. Es war die bedeutungsvolle Zeit, wo beſonders der Preußiſchen Monarchie die Saat reifte, welche unter Friedrich durch die denkenden Männer, die in ſeinen Staaten ſo gern aufgenommen wurden, ſchon früher ausgeſtreut war. Der Ruhm des großen Königs war bereits feſt gegründet — man ſcheute keinen äußeren Feind mehr, und wie er ſelbſt jetzt nur den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten zu leben ſchien, ſo ließ er es gern geſchehen, wenn aufgeklärte und patriotiſche Staatsmänner ſeine Nation auszubilden ſtrebten. Denkfreiheit war ſein Geſetz; ſie durfte unter ihm das Heiliggeachtete wie das Unheilige antaſten und längſt verjährte Formen vor ihren Richterſtuhl ziehen. Dies hatte zunächſt auf die Kirche und deren Verwalter, aber bald auch auf die Schulen höheren und geringen Ranges den ſtärkſten Einfluß. Es konnte nicht fehlen daß viele der aufgeklärteren und gelehrteren Theologen ihrem Stande ſich zu entziehen ſtrebten, wie ſie ſchon früher ihrer ganzen Wiſſenſchaft als einer nur auf ein negatives Reſultat führenden entſagt hatten *). Es war ihnen entweder die ganze Theologie oder doch das amtliche und bürgerliche Bekenntniß derſelben verleidet; doch waren ihnen die Wiſſenſchaften im Allgemeinen dadurch nicht zuwider geworden, ſie liebten jene nur um ſo mehr, da ſie theils das Dunkel nun durch ſie erhellt ſahen, oder ſie nun in ihnen für den hingeſchwundenen Glauben die Tröſterinnen erblickten. Aus den meiſten der jungen Männer welche auf dieſe Weiſe angethan waren wurden Schulmänner, und ſo gewann ein Stand, welcher bisher nur als ein kläglicher Anhang der Geiſtlichen ſein

---

*) [illegible] Hinſicht ungleich [illegible] [illegible] Reſultate bietet. [illegible]

dürftiges Daſein gefriſtet hatte, Mitglieder, welche nicht mehr ihre Schulſtelle als das Fegefeuer anſahen, durch deſſen Läuterung ſie zu einer geiſtlichen Pfründe überzugehen trachteten. Es waren Männer darunter, welche der ſchwere Kampf der Überzeugung durchdrungen hatte, und die fortan in ſich ſelbſt feſt und abgeſchloſſen waren.

Zu Männern der Art gehörte auch Gedike, ja er war vielleicht eines der Häupter des neuen Bundes. Er hat ſich mündlich und bei Gelegenheit auch ſchriftlich darüber unverholen, wie er ſelber war, ausgeſprochen, und man wird mir daher gern die Beweisführung des Geſagten erlaſſen.

Aber dies war nur ein Zeichen ſeiner Zeit; das zweite war, daß Deutſchland, am meiſten durch Klopſtock, Gellert und Leſſing aufgeregt, damals angefangen hatte, mit leidenſchaftlichem Eifer auf die Kultur des Geſchmacks in eigentlich deutſcher Literatur hinzuarbeiten. Der Pedantismus, mit welchem bisher die deutſchen Gelehrten das Studium der Griechen und Römer betrieben hatten, war ſeit Friedrichs Thronbeſteigung beſonders durch franzöſiſch gebildete Menſchen ſo ſcharf und ſchneidend angefochten worden, daß ſie ſich deſſen zu ſchämen anfingen. Herrliche deutſche Muſter, durch die Alten ſichtbar gebildet, aber nicht bloß zu Sammlern ihrer Phraſen und Varianten entwürdiget, vereinigten ſich, um der Welt zu zeigen, wie die Alten geleſen, wie ſie benutzt werden mußten, um den göttlichen Funken zu nähren und zu beleben, und durch ſie zugleich hoffnungsvoll den ſchlummernden Genius der deutſchen Sprache zu beſchwören. So dachten die beſſeren jener Zeit, während die ſeichteren, mit einer halbfranzöſiſchen Bildung zufrieden, die alten Heroen der menſchlichen Kultur nicht ſelten mit unwürdigen Waffen bekämpften, um ihrer Trägheit das Polſter zu bereiten. Gedike ſchloß ſich den beſſeren an, und blieb bis ans Ende ſeiner Tage ein Freund der alten Literatur und ihrer geſchmackvollen Leſung; und hat wenn er auch leider der Welt ſchon ſo frühe abſtarb, die heiſeren Stimmen überlebt, welche ſich ſelbſt in dem Reviſionswerk nicht ſelten ſo unberufen als vorlaut hören ließen. Er hatte ſich gewöhnt, die widerſprechendſten Meinungen zu verhören und die Begründung derſelben zu prüfen. So konnte er in dem Streit zwiſchen Sprach- und Sachkenntniß ruhig die Gerechtſame beider Parteien gegen einander abwägen; ſo konnte er mit Feſtigkeit und Unbefangenheit über den formellen und materiellen Nutzen der einzelnen Gegenſtände des Schulunterrichts urtheilen, und als Vorſteher von Lehranſtalten ſich die Geſetze ſchreiben, welche die Bedürfniſſe der Zeit mit dem einen, was der Menſchheit Noth thut, in Harmonie bringen ſollten.

Jene drei Männer welche vorzüglich auf ſeine frühere Bildung wirkten, und inſonderheit Spalding, ein brüderlicher Geiſt Gellerts, hat als deutſcher Schriftſteller ſo entſchiedenes Verdienſt, daß er ſchon als bloßer Überſetzer der Werke Engliſcher Weltweiſen und Gottesgelehrten mit dankbarer Verehrung genannt zu werden verdiente. Schon in dem Hauſe dieſes Mannes beſchloß er, ſich auch bald der gelehrten Welt bekannt zu machen, und zwar durch eine Überſetzung des ſchwerſten Griechiſchen Lyrikers, des Pindar, durch welchen ſein ſtarker und feuriger Geiſt von jeher beſonders angezogen war. Gedike's Überſetzung des Pindar gefiel dem philologiſchen Publikum und erregte von einem ſo jungen Gelehrten ungemeine Erwartungen. Auf die Olympiſchen Siegshymnen folgte die Verdeutſchung der Pythiſchen (1779) welche noch mehr Feile im Ton, und tiefere Kenntniſſe in den Anmerkungen verrieth, und mit um ſo vorzüglicherem Beifalle aufgenommen wurde, als damals das Studium der Griechiſchen Sprache lange nicht ſo verbreitet war als jetzt, was in den Preußiſchen Lehranſtalten mit ein Verdienſt Gedike's iſt, welcher in den Berliniſchen Schulen, denen er ſelbſt vorſtand, jenem Studium einen neuen Schwung gab und auch in den übrigen durch ſein beſchämendes Vorbild Nacheiferung erweckte. Auſſerdem fielen die metriſchen Anforderungen an einen Überſetzer des Pindar damals noch weg. Wie wenige — ich will nicht ſagen, verſtanden, ſondern — ahnten auch nur damals etwas von den Pindariſchen Sylbenmaaßen! Kein Wunder alſo, wenn eine Überſetzung damals bewundert wurde, welcher man den ſtarken Numeros und ein ſtarkes poetiſches Gepräge nicht abſprechen konnte. Kein Wunder überdies, wenn ſolche Sprachkenntniſſe, als in den Anmerkungen niedergelegt waren, zu jeder gelehrten Schulſtelle zu berechtigen ſchienen.

So hatte Gedike noch nicht ſein fünf und zwanzigſtes Lebensjahr erreicht, als er ſich ſchon an die Spitze eines Gymnaſiums in der Hauptſtadt geſtellt ſah. Deſſen ungeachtet konnte ſeine Lage nicht eben Neid erwecken; das Ganze mußte erſt geſchaffen werden, und es gehörten in der That Gedike's Jugend, ſeine Feſtigkeit und ſeine Hoffnungen dazu, um nicht den Muth zu verlieren. Zwar war gleich mit ſeiner Anſetzung an das Gymnaſium (1776) die Zahl der Lehrer von vier bis zu ſieben erhöhet, indem noch außer einem Mitarbeiter ein Schreib- und ein Zeichenmeiſter angeſtellt waren; zwar war es jetzt wenigſtens möglich geworden, die Anſtalt in fünf Klaſſen zerfallen zu laſſen, da man früher nur ihrer vier hatte, wenn man auch dem Namen nach von fünf Klaſſen ſprach, aber die erſte und zweite für immer zuſammen unterrichtete. Allein was war ſelbſt mit dieſer kleinen Zahl von Lehrern, unter denen doch nur vier bis fünf ſtudirte waren, anzufangen, zu einer Zeit, wo man den alten pedantiſchen Schlendrian zu verſchmähen anfing und der Geiſt der Zeit eine weit größere wiſſenſchaftliche Ausdehnung erheiſchte? So ſtand der junge Direktor an der Spitze meiſtens ungleichartiger Naturen, denen es ſchwer ſein mußte den Prometheiſchen Funken einzuhauchen. Wie weit ſah er ſich noch von dem Ziel entfernt, welches er ſich vorgeſteckt hatte! Sein lebendiger Eifer wünſchte aus ſeinem Gymnaſium eine Anſtalt zu bilden, welche von Seiten der Methode und der Maſſe deſſen, was hier geleiſtet und getrieben wurde, ein Vorbild für andere Anſtalten abgeben könnte. Aber wie viel Mühe machte es, auch nur das Nothwendige zuſammen zu bringen! Wie gern hätte er ſeine eigene Natur getheilt, um hier und zugleich auch dort zu leiſten. Wie gern unterrichtete er in den erſten wie in den unterſten Klaſſen, um auf die Geſammtmaſſe wohlthätig einzuwirken, und durch einen liberaleren Geiſt der Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände nicht bloß die Fortſchritte zu mehren, ſondern noch mehr ſchon dem Knaben ſeine Studien werth zu machen, und ſeinen Privatfleiß zu wecken! Aber deſſen ungeachtet waren noch immer mehrere und jüngere und talentvollere Lehrer ein Bedürfniß der Anſtalt. Durch ſeine angelegentlichen Bemühungen bei dem Magiſtrat wurden bald hinter einander noch drei angeſtellt, auf deren Wahl er ſelbſt den größten Einfluß hatte, und die daher höheren Forderungen zu entſprechen vermochten.

Dieſe bedeutende Verbeſſerung war erſt möglich, als die Einkünfte des Lehrerperſonale erhöhet waren. Dies wurden ſie am meiſten durch die ſteigende Frequenz und durch die Aufhebung der allen Gemeingeiſt zerſtörenden Einrichtung, welche noch jetzt bei manchen Mittelſchulen der Provinzialſtädte herrſchet, daß nehmlich die Lehrer das Schulgeld einzelner Klaſſen beziehen, welches für ſogenannte Privatſtunden, das heißt für die letzte Stunde Vormittags und Nachmittags gezahlt wird. Statt deſſen richtete Gedike eine Lehrkaſſe ein, in welche das geſammte Schulgeld geſammelt und in beſtimmten Zeitmaſſen, nach Zurücklegung eines gewiſſen Überſchuſſes für etwanige Ausfälle, unter die Lehrer vertheilt wurde. Die Gehalte der Lehrer verbeſſerten ſich daher mit der zunehmenden Frequenz, welche am meiſten als Gedike's Verdienſt anzuſehen iſt. Wie ſichtbar ſie gedieh, iſt bereits oben erzählt worden. Aber es vereinigten ſich auch viele Umſtände, um das größere Publikum für Gedike und ſeine Anſtalt zu gewinnen. Sein ganzes Weſen, und beſonders die feſte männliche Geſtalt, die ſtarke Stimme, und der biedere ungeſchminkte Ton ſeiner Rede athmeten Sicherheit und Selbſtvertrauen und flößten eben darum auch anderen Vertrauen ein; dazu kam, daß er in ſeinem Vortrage in Materie und Form von allem Pedantismus frei war, und die natürliche Lebendigkeit deſſelben das Feuer verkündete, mit welchem er ſeinen Beruf als Schulmann liebte, für den er durchaus gebohren zu ſein ſchien. Dazu kam ferner, beſonders wenn er die alten Dichter (Pindar, Horaz, Sophokles,) ſeine Lieblingslektionen erklärte, ein gewiſſer poetiſcher Anhauch, welcher über dem Ganzen verbreitet war, und nicht bloß ſeine Schüler mit fortriß, ſondern auch auf dem öffentlichen Oſterexamen, auf denen er gern und viel auftrat, alle Zuhörer für ihn gewann, ſelbſt diejenigen, welche entweder nie alte Literatur getrieben hatten, oder als Geſchäftsleute ihr ſchon ſeit langen Jahren abgeſtorben waren. Nicht leicht hatte Gedike ein öffentliches Examen gehalten, ohne daß der vortheilhafte Eindruck, welchen er zurückgelaſſen hatte, anweſende Väter beſtimmte, ihm Söhne anzuvertrauen.

Bald nahmen aber auch die meiſten ſeiner ihm untergeordneten Lehrer denſelben Ton in den Lehrſtunden und auch auf den öffentlichen Schulausſtellungen an. Manche derſelben lernten von ihm das große Lehrertalent, für jede Wiſſenſchaft, für jeden Lehrgegenſtand welcher nun einmal zu ihren Lectionen, wenn auch nicht eben zu ihrem Fache, gehörte, und auch ſonſt nicht eben Reiz für ſie hatte, ſich eine gewiße Schwungkraft zu geben, oder dieſe durch ein künſtliches Feuer ſo lange zu erſetzen, bis ſie ihrem Weſen eigenthümlich anzugehören ſchien.

So behielt Gedike bei ſeinen öffentlichen Anordnungen immer das Publikum im Auge, auf welches er überdies durch Deutſche, allgemein verſtändliche und durchaus praktiſch-pädagogiſche Programme wirkte, welche meiſtens vorzüglichen Beifall ärndeten und deren einige mehr als eine Auflage erlebt haben. Die Frequenz ſeiner Anſtalt belohnte ihn für dieſe Aufmerkſamkeit gegen das Publikum. Er kam bald auch in manche höhere Verbindungen, welche nicht nur ſeinen Namen bekannter machten, ſondern auch ſeinen Einfluß bedeutend vermehrten. Der Freiherr von Zedlitz war damals Miniſter des geiſtlichen Departements, ein Mann von lebhaftem, feurigen Geiſte, ein Freund der Wiſſenſchaften und der Denkfreiheit. Gedike war frühzeitig in ſeine nähere Bekanntſchaft getreten, und man weiß, daß er die Auszeichnung genoſſen hat, der Lehrer des Miniſters in Gegenſtänden der alten Literatur, beſonders der griechiſchen Sprache, geweſen zu ſein. Er war daher täglich in ſeiner Geſellſchaft, und manche Anordnungen im geiſtlichen Departement ſind offenbar eine Frucht des Einfluſſes Gedike's. Ohne Zweifel war es auch der Freundſchaft jenes hohen Gönners zuzuſchreiben, daß Gedike ſchon im 29ſten Jahre ſeines Alters (1784) Oberkonſiſtorialrath mit Sitz und Stimme ward.

Übrigens benutzte Gedike dieſe neue Erhebung ſeines Ranges auch nur dazu, um den Direktor ſeines Gymnaſiums zu heben. Man kann überhaupt ſagen, daß alle Erweiterungen ſeines Einfluſſes nur den einen Gedanken verfolgten, den Direktor groß zu machen — es war einmal der Punkt, auf welchen ſich, mit einer löblichen Einſeitigkeit des Strebens, alle ſeine Anſtrengungen bezogen. Sein Geſchäftskreis hatte ſich aber dadurch ſehr vermehrt; er hatte die ſchriftliche und mündliche Prüfung aller derjenigen Kandidaten zu beſorgen, welche in der Mark Brandenburg Schulleute an gelehrten und Mittelſchulen wurden. Mit dieſer Prüfung waren beſonders auch Probelectionen verbunden, welche er an ſeinem Gymnaſium geben ließ. Welche herrliche Gelegenheit hatte er aber auch jetzt gewonnen, auf die Schulen der Provincialſtädte wohlthätig einzuwirken, indem er theils die Geprüften auf die Mängel und Lücken in ihren Kenntniſſen, auf die Unvollkommenheiten und Fehlgriffe ihrer Methode u. ſ. w. aufmerkſam machte, theils dadurch, daß er ihnen die Norm für die Materien des Unterrichts in den Schulen, an welche ſie geſetzt wurden, vorzeichnete, und ſie über Lektionsplan, Lehrverfaſſung, Eingreifen der wiſſenſchaftlichen Penſa in einander für die einzelnen Klaſſen, diſciplinariſche Einrichtung, und ſo manche Dinge, woran es angehenden Schulleuten zu mangeln pflegt, belehrte. Hatte er doch auch die beſte Gelegenheit ihnen gleich in ſeiner Anſtalt ſeine pädagogiſchen Maaßregeln und die die Schulmethode betreffenden Rathſchläge in Anwendung dargeſtellt zu zeigen, was in dieſen Dingen mehr fruchtet und beweiſet, als die ſchönſten Lehrplane auf dem Papier. Man kann denken mit welchem Eifer Gedike ſich dieſer neuen Geſchäfte unterzog, und wenn er in denſelben Gelegenheit hatte, angehende Lehrer in ihrer Blöße kennen zu lernen, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn er den ſelbſtgenügſamen Ignoranten zuweilen ein wenig unſanft aus dem Schlummer weckte. Er liebte ſeinen Stand, und wünſchte ihn nur in guten Subjekten dargeſtellt zu ſehen.

Drei Jahre nach ſeiner Erhebung in das Oberkonſiſtorium ward auf den Vorſchlag des Miniſters Zedlitz, der ohne Zweifel hierauf von Gedike geleitet war, ein Oberſchulkollegium für die Preußiſche Monarchie errichtet. Verbeſſerungen der Preußiſchen Schulen in Materie und Form war der Hauptzweck dieſes Kollegiums, und es iſt nicht zu verkennen wie wohlthätig es gewirkt hat.

Unter den vielen Edicten, welche durch Meierotto's Mitwirkung von Gedike als Oberſchulrath vorgeſchlagen und ausgearbeitet waren, und auf die gelehrten Schulen und Univerſitäten einen beſonders ſtarken Einfluß gehabt haben, heben wir hier nur zwei aus, deren Nützlichkeit ihm gewiß ſelbſt nicht in dem Grade eingeleuchtet hätte, wenn er nicht als Vorſteher eines großen Gymnaſiums darauf geführt wäre. Sie betreffen theils die Errichtung einer Examinationskommiſſion für alle zur Univerſität abgehende Jünglinge, um durch ſchriftliche Arbeiten und eine mündliche Prüfung ihre Reife für die Univerſitätsſtudien zu unterſuchen; theils die Prüfung junger Kantonpflichtigen welche ſtudieren wollen, in Abſicht ihrer Studienfähigkeit. Werden dieſe eminent befunden, ſo verwendet ſich das Kollegium an die militäriſche Behörde, um ihnen die Freiheit vom Soldatendienſte auszuwirken. Von dieſen beiden Edikten erſchien das erſtere bald nach der Errichtung des Oberſchulkollegiums (1788) und es bedarf wohl keines Beweiſes, wie wohlthätig beide für das Land ſind, dem wohl durch nichts weniger gedient ſein kann als durch mißrathene Studierte. Um ſo mehr muß man ſich wundern, daß das Examen, welches über die Reife oder Unreife der Abiturienten beſtimmte, von einigen Univerſitätslehrern, welche gleichfalls angehalten waren, dies Examen mit jungen Leuten vorzunehmen, welche ohne vorhergegangene Prüfung auf der Schule die Univerſität bezogen, vielfach beſpöttelt und auf eine unwürdige Art betrieben iſt; indem ſie theils den Maasſtab ſo gering annahmen, daß Mancher dem Gymnaſium entlaufene Secundaner (ſelbſt Tertianer) demſelben gewachſen war, theils in Gegenwart der jungen Studenten das Ganze für Pedanterie ausgaben, und dieſe wohl gar dazu aufforderten, an ihre zurückgelaſſenen Freunde auf der Schule zu ſchreiben, damit ſie ſich lieber auf der Univerſität als auf der Schule prüfen laſſen möchten, um leichter davon zu kommen. Kein Wunder wenn dieſen darauf vom Oberſchulkollegium ein höherer Maaßſtab zur Pflicht gemacht wurde, und ſie dafür auf Gedike und das Oberſchulkollegium, welches ſie vom erſten Entſtehen als die Vernichterinn ihrer vermeintlichen akademiſchen Privilegien mit eiferſüchtigen Augen betrachtet hatten, einen verfolgenden Haß warfen.

Im Jahr 1790 ward Gedike Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Der Miniſter von Herzberg hatte bald darauf den patriotiſchen Gedanken, einen Ausſchuß der beſſeren, das heißt, der deutſchen Mitglieder zu vereinigen, um durch ſie auf die Vervollkommung der deutſchen Sprache zu wirken. Gedike hielt hier einige treffliche Vorleſungen, die den Vorträgen ſeiner würdigen Kollegen Meierotto, Teller, Zoellner u. ſ. w. nicht nachſtanden. — Es würde überflüſſig ſein hinzuzuſetzen, daß dieſe neue Auszeichnung dem Namen

Gedike's und unmittelbar auch dem Ruhm des Gymnaſium, welches er dirigirte, zulegte; (vielleicht hatte er ſelbſt ſie nur aus der letzteren Beziehung wünſchenswerth gefunden) und es war nur eine Zugabe ähnlicher Art, wenn bald darauf die Akademie der ſchönen Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften ihn gleichfalls zu ihrem Mitgliede und Beiſitzer ernannte.

Dieſe Erhebungen, welche einander ſo ſchnell folgten, und deren jede nachfolgende ihm geworden zu ſein ſchien, weil er die erſtere gefunden hatte, ſcheinen auf den erſten Blick nur ein ehrgeiziges, raſtloſes Streben in's Weite anzudeuten, einen zwar talentvollen aber unruhigen Geiſt, welcher von einer ungezügelten Ruhmſucht getrieben wird. Aber ſo ſehr er auch die Celebrität lieben mochte, wovon auch die gemeinſchaftliche Redaction der Berliniſchen Monatsſchrift zeugen könnte, ſo haſchte er doch nie nach dem bloßen Schein; in jedem ſeiner vielfachen Amtsverhältniſſe gab er überall den unermüdet thätigen Mann, der ſeine Pflicht über alles liebte und allen Forderungen ſeiner verſchiedenartigen Berufspflichten Genüge leiſtete. Das bezeugen ihm die gründlichen und noch jetzt bewunderten Relationen und Akten, welche er als königlicher Rath in zwei Kollegien ausarbeitete; die gehaltvollen Vorleſungen, welche er in den Akademieen bei öffentlichen Sitzungen derſelben hielt; aber noch mehr die Menge ſeiner Arbeiten für das Gymnaſium und die unermüdliche Thätigkeit, welche ihn als Director deſſelben auszeichnete.

Da Gedike anfänglich weniger Lehrer am Werderſchen Gymnaſium hatte, als er für den erweiterten Lectionsplan bedurfte, ſo unterrichtete er ſelbſt ſehr viel, und zwar gab er in den beiden erſten Klaſſen die bedeutendſten Stunden im Griechiſchen und Lateiniſchen; außerdem lehrte er allgemeine Encyclopädie, Poëtik, Geſchichte der Philoſophie u. ſ. w. Er ſelbſt geſteht an mehreren Orten ſeiner Schulſchriften, daß ihm manche Lehrſtunde, beſonders in dieſen letztgenannten Gegenſtänden drei bis vier Stunden Präparation gekoſtet habe. Man hat keinen Grund an der Wahrheit dieſer Worte, die ein Charlatan gewiß vermieden hätte, zu zweifeln, und ſeine Schüler erinnern ſich, daß ſie in ſeinen Stunden über ſehr mannigfaltige Dinge belehrt wurden, deren Vortrag ihm gewiß nicht geläufig geweſen ſein konnte. Auch war es nicht ſelten, daß er geſtand, daß ihm manches ſelbſt nicht ganz klar ſei, und daß er noch in dieſem oder jenem Buche genauere Nachweiſungen zu finden hoffe. In der nächſten Stunde trug er alsdann denſelben wiſſenſchaftlichen Gegenſtand noch einmal vor, klarer und anſchaulicher als in der erſteren, und nannte dann gewöhnlich ſelbſt die Quellen, welche ihm den Gegenſtand in ein helleres Licht geſetzt hatten. Es liegt übrigens hier nicht in unſerem Plan, ihn von Seiten ſeiner Methode und als Docenten zu ſchildern und zu beurtheilen. Er hat in ſeiner Schulſchrift von Oſtern 1786 »Über den mündlichen Vortrag des Schulmannes« ſeine Gedanken darüber dem Publi kum mitgetheilt, und wir dürfen ſagen, daß er, was er dort empfiehlt, ſelbſt ausübte. Belebung der Selbſtthätigkeit in und außer den Lehrſtunden, Wirkung des Denkvermögens, ſelbſt der Phantaſie und des Witzes, waren ſein vornehmſtes Streben, und man kann daher denken, daß ſeine Vorträge eben ſo lehrreich, als anziehend für die jungen Leute waren.

Dieſe Arbeiten als Lehrer, welche wohl ſchon hinlänglich ſein könnten, um die Thätigkeit eines Mannes, welcher auch wiſſenſchaftliche und ſchriftſtelleriſche Arbeiten liebt, zu beſchäftigen, waren vielleicht kaum die Hälfte deſſen, was für das Gymnaſium zu thun war. Wenn man ſich eine Lehranſtalt denkt, welche mehr als dreihundert Schüler hat, und an die Wünſche, Anfragen, Rückſprachen denkt, welche Ältern, Vormünder und Verwandte bei dem Vorſteher einer Anſtalt ihrer Angehörigen wegen anzubringen haben; wenn man an die Menge der kleinen Prüfungen denkt, welche Vorſteher von Schulanſtalten mit jedem neuankommenden Schüler anzuſtellen haben, um ihn nach ſeinen Fähigkeiten und Vorkenntniſſen in diejenige Klaſſe zu ſetzen, für welche er paßt, ſo kann man ſich davon leicht eine Vorſtellung machen, was dies bei einer ſtark beſuchten Anſtalt zu ſagen habe. Rechnet man aber dazu daß Gedike noch manche andere ſelbſt neugeſchaffene Arbeiten hinzufügte, deren einige nicht minder zeitſpielig ſind, ſo möchte man fragen, wo er die Zeit für alle ſeine Arbeiten gefunden habe. Zu dieſen ſelbſtgeſchaffenen Arbeiten, mit welchen er die Directionsgeſchäfte vermehrte, gehörten beſonders faſt tägliche Inſpectionen in allen Klaſſen des Gymnaſiums, beſtändige Kontrollen der fehlenden und anweſenden Schüler durch ein eigenes Tagebuch, in welchem bei den drei unteren Klaſſen auch Lob und Tadel einzelner Schüler bemerkt wurde; ferner alle diſciplinariſchen Unterſuchungen, und die Ausziehung der vierteljährlichen Cenſuren, für welche er eigene Bücher einrichtete, um jeden einzelnen Schüler von den Lehrern in den Rubriken: «Aufführung, Aufmerkſamkeit, Fleiß und Progreſſen» beurtheilen zu laſſen. Aus dieſen oft ſehr buntſcheckigen und ungleichartigen Bemerkungen der einzelnen Lehrer, bildete Gedike darauf einen Auszug, welcher auf einem dazu gedruckten Schema abgeſchrieben, dem jungen Menſchen bei der vierteljährlich vor mehreren Klaſſen und ſämmtlichen Lehrern angeſtellten Cenſur vorgeleſen und übergeben wurde. In den drei unteren Klaſſen ward nach dieſen Cenſurzetteln, welche ihrem Inhalt nach in ſechs Ordnungen oder Nummern zerfallen konnten, zugleich die Rangordnung in den einzelnen Abtheilungen beſtimmt, und man kann daher begreifen, wie wichtig dieſe Zettel als ein diſciplinariſches Hülfsmittel für die Beförderung einer guten Aufführung und die Belebung des häuslichen Fleißes ſeyn mußten.

Auch die häuslichen Arbeiten der Schüler und deren Reviſion waren ein Gegenſtand der Privatthätigkeit Gedike's. Er hatte auf ſeinem Gymnaſum zuerſt mit beſonderem Eifer den jungen Leuten die häusliche Ausarbeitung der wiſſenſchaftlichen Lectionen, die Anfertigung von Überſetzungen u. ſ. w. zur Pflicht gemacht, und außer den Durchſichten der Lehrer, vor deren Forum dieſe Arbeiten gehörten, revidirte er ſie noch beſonders vierteljährlich, um über den Fleiß oder Unfleiß der Einzelnen zu einem Hauptreſultat zu gelangen, von welchem er für die öffentlichen Cenſuren Gebrauch machte. Außer dieſen Reviſionen der häuslichen Arbeiten hielt er es gleichfalls für ein Geſchäft, welchem er ſich als Director unterziehen müßte, ein Examen mit allen denen anzuſtellen, welche in eine höhere Klaſſe verſetzt zu werden wünſchten. Da er allein vollſtändig das Ganze überſah und die Penſa der einzelnen Klaſſen kannte, ſo mußte er auch am ſicherſten den Maaßſtab für das Einzelne und das Ganze im Kopfe tragen. Man kann auch nicht leugnen, daß er ſich über die Fähigkeiten und die Summe der Kenntniſſe der jungen Leute ſehr ſchnell und ſicher zu orientiren wußte.

Wir haben ſchon oben geſagt, daß nicht leicht ein Gymnaſiendirector den Geiſt der Zeit ſo aufzufaſſen und zu würdigen verſtand als Gedike. Es iſt nicht zu leugnen daß er ihn benutzte, aber wiewohl er ſich ihm ſcheinbar annährte, ſo ſuchte er doch ihn zu leiten und zu veredlen. Dies bewies er beſonders in ſeinem Lectionsplan. Vielwiſſerei und Encyclopädismus gehörten freilich zum Geiſte der Zeit, und Gedike ſah ſich daher genöthigt, manchen Gegenſtand in ſeinen Plan aufzunehmen, deſſen ein Director vor funfzig Jahren noch hätte entbehren können. Aber er ſah auch den Übelſtand ein, welcher für die ſtrengen Wiſſenſchaften und die gründlicheren Kenntniſſe in der Grammatik daraus erwachſen mußte. Daher war er unabläſſig bemüht, wo er konnte, zu vereinfachen und einen wiſſenswürdigen Gegenſtand durch den andern zu lehren, um die Zeit für ihn zu retten. So war es ein Lieblingsgedanke, Mythologie und Antiquitäten durch die Lateiniſchen Exercitien und Extemporalien beizubringen. Wenn ſich auch hier, wie ſonſt der alte Spruch durch die Erfahrung beſtätigte, daß Niemand zweien Herren zugleich dienen könne, ſo verdient doch der Gedanke als Wunſch alles Lob, und er iſt wichtig genug, um allen Schullehrern bei der zunehmenden Maſſe des Wiſſenswürdigen, welches ein Schulplan vereinigen ſoll, an's Herz gelegt zu werden. Die vorzüglichſten Subjecte lieferte er für den Geſchäftsdienſt, junge Juriſten und Kameraliſten von vorzüglicher Gewandtheit im Arbeiten. Selbſt die, welche aus den mittleren Klaſſen zum mechaniſchen Geſchäftsdienſte abgingen und in mancherlei Departements angeſtellt wurden, empfahlen ſich ihren Vorgeſetzten durch Bildſamkeit und Leichtigkeit im Arbeiten und zeigten nicht ſelten, daß ſie, auch ohne die Univerſität bezogen zu haben, für die höheren Dienſtarbeiten Brauchbarkeit ſich anzueignen wußten. — Übrigens hatte ſein Schulplan vier Hauptſprachen, Deutſch, Latein, Franzöſiſch und Griechiſch als durchlaufende Lectionen für alle. Hebräiſch nur für die künftigen Theologen, und in mehreren Stunden, als in den Griechiſchen, Franzöſiſchen, mathematiſchen und arithmetiſchen, hatte er Parallelismus, damit hierin nach den Fähigkeiten und Fortſchritten eine Verſetzung Statt fände, weil in dieſen Objekten am meiſten die Verſchiedenheit der Fortſchritte hervortritt. In den übrigen Lectionen ward die Rangordnung der Klaſſen nach dem Latein beſtimmt, nach welcher auch die Schüler Primaner, Secundaner u. ſ. w. hießen, und Gedike arbeitete ſtets dahin, daß die Fortſchritte der jungen Leute überall gleichmäßig waren, indem er die Verſetzung deſſen in eine höhere Klaſſe erſchwerte, welcher in einem der genannten Parallelobjekte noch zu weit zurückgeblieben war. Dies traf in Abſicht des Griechiſchen ſogar die künftigen Juriſten, welche davon in der erſten Klaſſe nicht mehr dispenſirt wurden; dafür aber ärnteten ſie als Abiturienten in der im Programme abgedruckten Cenſur beſonderes Lob, wenn ſie hierin, wie in den anderen Lehrobjecten, bedeutende Fortſchritte gemacht hatten.

Auch auf die gelehrten Schulanſtalten, beſonders des Preußiſchen Staats, hat Gedike auf eine eingreifende Weiſe gewirkt, und zwar durch die Einrichtung eines philologiſch-pädagogiſchen Seminariums für gelehrte Schulen, welches bald nach der Gründung des Oberſchulcollegium ſein Daſein erhielt. Durch die Stiftung dieſer Pflanzſchule iſt der Gedanke ausgeführt, junge Gelehrte, welche ſich dem höheren Schulſtande widmen wollten, nach der Beendigung ihres akademiſchen Curſus zu vereinigen, ihnen zur Ausbildung ihrer Methode durch Unterricht am Gymnaſium Gelegenheit zu geben, ſie zugleich zur Anfertigung von pädagogiſchen Abhandlungen in Deutſcher und von philologiſchen in Lateiniſcher Sprache zu verpflichten, häufige Conferenzen und ſelbſt Lateiniſche Disputirübungen über die philologiſchen Abhandlungen, welche wie die pädagogiſchen von allen Mitgliedern vorher geleſen und ſchriftlich beurtheilt werden, mit ihnen anzuſtellen, um auf jede mögliche Weiſe für ihre theoretiſche und praktiſche Ausbildung thätig zu werden. Sie bekamen zu dem Ende zehn Stunden am Gymnaſium übertragen, in welchen ſie in verſchiedenen Klaſſen von der erſten bis zur letzten hinunter und in mancherlei faſt halbjährlich wechſelnden Lehrgegenſtänden zu unterrichten hatten. Waren ſie alsdann hinlänglich vorbereitet, ſo hoffte er, ſie durch ſeine Empfehlungen bei entſtandenen Vakanzen anzuſtellen, am meiſten aber durch ihr eigenes Verdienſt, da den Magiſtraten der Städte ihr Patronatsrecht nicht beeinträchtiget werden konnte. Er hat ſich hierin nicht betrogen geſehen. Durch die gute Auswahl derer, welche die Aufnahme in's Seminar wünſchten, gelang es ihm, meiſtens nicht nur gelehrte, ſondern auch einer praktiſchen Ausbildung für den Schulſtand fähige Kandidaten zu vereinigen und die Zahl derſelben bald von fünf bis zu acht zu erhöhen, welche deſſen ungeachtet in zwei bis vier Jahren entweder auswärts oder an den gelehrten Schulen Berlins eine Stelle fanden. Die herrliche und vielleicht nur in Berlin in dem Grade mögliche Gelegenheit, ſich vielſeitig auszubilden, in allen Wiſſenſchaften und in dem Vortrage jeder einzelnen ein Muſter aufgeſtellt zu ſehen, und mannichfaltig vergleichen und wählen zu können, mußte dieſes Inſtitut zu einem der vorzüglichſten der Art heben, und man würde die Namen ſeiner Mitglieder von dem Jahre 1788 bis auf die neueſten Zeiten (denn es beſteht auch nach dem Tode ſeines Stifters) nicht durchlaufen können, ohne überall auf Männer zu ſtoßen, welche nicht nur in der gelehrten Welt als Schriftſteller, ſondern auch im praktiſchen Leben als geſchickte und talentvolle Schulmänner geachtet ſind.

Übrigens gewann Gedike durch das Seminar für ſein Gymnaſium neue Lehrer, welche ihm allein angehörten, nur unter ihm ſtanden, und die er durchaus nach ſeinem Gefallen benutzen konnte. Das nächſte war, daß er noch eine neue (ſechſte) Klaſſe errichtete, was die zunehmende Frequenz und die Erweiterung des Lehrplans ſchon längſt wünſchenswerth gemacht hatte. Ihre Beſoldung beſtritt das Oberſchulkollegium, welches tauſend Thaler jährlich dazu ausgemittelt hatte. Dadurch, daß er beinahe täglich ſie in ihren Lehrſtunden beſuchte, ihnen bald längere bald kürzere Zeit zuhörte, und es hinterher an zweckmäßigen Bemerkungen nicht fehlen ließ, nahm er Gelegenheit, wohlthätig auf ſie einzuwirken, und wer tadelnden

Bemerkungen entgehen wollte, mußte nicht nur ſich ſorgfältig vorbereiten, ſondern vor allen Dingen über die Zweckmäßigkeit deſſen was er vorzutragen Willens war, ſich ſchon vorher Rechenſchaft ablegen, ſo daß alſo der junge Docent in einer fortdauernden Spannung erhalten wurde.

In einer ſo vielſeitigen Thätigkeit hatte Gedike die Achtung des Publikums und die Bewunderung aller derer ſich erworben, welche die Maſſe ſeiner Geſchäfte begriffen, und den unermüdlichen Fleiß zu würdigen verſtanden, mit welchem er ihnen Genüge leiſtete. Er hat in derſelben Gattung von Berufspflichten bis an ſein Ende gelebt und gewirkt, wiewohl ſich mit dem Jahr 1793, nachdem er vierzehn Jahr das Directorat des Friedrichwerderſchen Gymnaſium mit Ruhm verwaltet hatte, der Kreis änderte, in welchem er bisher gewaltet hatte. Büſching ſtarb in dieſem Jahre, nachdem er ſchon zwei Jahre vorher Gedike'n zum Mitdirector des Berlinſchen Gymnaſiums oder des ſogenannten Grauen Kloſters angenommen und mit Einwilligung der Patronen, des Magiſtrats der Reſidenz, als ſeinen dereinſtigen Nachfolger dem Gymnaſium und dem Publikum vorgeſtellt hatte. So war alſo auch ſeine Nachfolge an dieſem Gymnaſium keinem Bedenken weiter unterworfen.

Die Direction des Berliniſchen Gymnaſium führte Gedike auf dieſelbe Weiſe wie er das Werderſche geführt, und wer an der einen Anſtalt den Geiſt geahnt hatte, welcher von ihm auf das Ganze ausging, würde ihn in der zweiten wieder erkannt haben. Aber etwas hatte ſich doch geändert. Das Gymnaſium war ſchon vorher unter Büſching in einem blühenden Zuſtand und konnte folglich auf alle Vermehrung der Frequenz Verzicht thun. Der gelehrte Ruf der Profeſſoren deſſelben war entſchieden und ſtand nicht bloß in der Stadt, ſondern auch in der literariſchen Welt feſt gegründet. Es waren meiſtens Männer, welche in ihren Wiſſenſchaften gediegen waren, und des weiten Purpurmantels ihres Directors nicht bedurften, hinter welchen ſchwächere vielleicht willig ſich geflüchtet hätten. Man kann ſagen es waren Männer darunter (ich nenne hier nur die Namen Ditmar, Michelſen, Heindorf, der Vater, Fiſcher, Spalding u. ſ. w.,) welche in einzelnen Zweigen der Gelehrſamkeit tiefere und verbreitetere Kenntniſſe beſaßen als Gedike; aber es war gewiß keiner darunter, welcher es nicht Gedike'n gern einräumte, daß er von allen am beſten zum Director paſſe, und daß Natur und Bildung ſich vereiniget hätten, ihn gerade als ſolchen groß zu machen. Die Vereinigung mit ſolchen Männern wußte Gedike auch zu ſchätzen. Faſt noch angenehmer war es ihm, daß während ſeines Directorats bei entſtandenen Vacanzen bald hinter einander vier neue Profeſſoren, Heindorf der Sohn, Köpke, Stein und Delbrück angeſetzt wurden, deren erſter noch ſein Schüler geweſen war, ſo wie die drei anderen im Seminar von ihm zu Schulleuten gebildet waren.

Eine an Lehrern ſo reiche Anſtalt, als das Berliniſche Gymnaſium, bedurfte übrigens nicht ſo ſehr eines neuen Docenten, wiewohl ihr auch darin Gedike ward, als vielmehr eines Mannes, der ein ſo zuſammengeſetztes Ganze mit Weisheit und bewährter Amtsklugheit leitete. Einen ſolchen hatte man an Gedike gefunden. Weder Großes noch Kleines entging ſeiner Aufmerkſamkeit. Unabläſſig war er bemüht, den Lectionsplan zu verbeſſern, und hier und dort eine Lücke auszufüllen. Nur wenige Lectionen blieben immer denſelben Lehrern angewieſen — er wechſelte gern und oft, beſonders in den unterſten Klaſſen, und am meiſten bei den Mitgliedern des Seminars, damit kein Schlendrian einreiße und ſich mehrere an demſelben Gegenſtande verſuchen möchten, um Lehrern und Schülern einen neuen Sporn zu geben. Doch ließ er natürlich demjenigen, welcher in einem Object vorzüglich bewandert war, oder den ordentlichen Lehrern, welche einmal ein Hauptfach hatten, gern daſſelbe Objekt, welches von einem anderen entſchieden ſchlechter vorgetragen worden wäre. Dabei inſpicirte er beinahe täglich die Klaſſen, hielt darauf daß weder von Lehrern noch von Schülern die Zwiſchenminuten zu lange ausgedehnt wurden, und trieb ſelbſt die zögernden Knaben in die Klaſſen. Hauptverſetzungen wurden alle halbe Jahre in ſämmtlichen Klaſſen vorgenommen, nach einem voran gegangenen Examen, welches er in den vier oberen Klaſſen gewöhnlich ſelbſt hielt, oder ein dazu von ihm beauftragter

Lehrer halten mußte. Es folgte darauf zu Ende des halbjährigen Curſus eine Conferenz ſämmtlicher Lehrer, wo die Verſetzung nach Stimmenmehrheit der Lehrer der Klaſſe beſchloſſen wurde. Gedike war immer oder doch meiſtens auf der Seite der ſtrengeren, und fürchtete nichts mehr als eine zu raſche Verſetzung; nicht ſelten, ſagt man, traf es ſich, daß er dem ganzen Kollegium mit immer neuen Gründen gegen die Verſetzung eines Einzelnen die Spitze bot; Beweiſes genug, daß er am Berliniſchen Gymnaſium gewiß auf eine durchaus gründliche Vorbereitung der jungen Leute hinarbeitete. Nichts iſt bei dieſen Conferenzen von den Lehrern mehr bewundert worden, als das herrliche Gedächtniß, mit welchem er nicht bloß vier bis fünfhundert Namen (denn ſo hoch belief ſich die Zahl der Schüler dieſer Anſtalt, die der Kölniſchen Schule mit eingerechnet) im Kopfe feſthielt, ſondern ſich auch der Cenſur-Bemerkungen erinnerte, welche die erwachſenen jungen Leute, als ſie noch in den unteren Klaſſen ſaßen, veranlaßt hatten. Er behielt ihre vollſtändige Geſchichte, und würzte daher ſehr oft die öffentlichen Cenſuren der Schüler durch die Erinnerung an das, was ſie früher geweſen waren, der Hoffnung die ſie früher erregt und hinterher nicht befriedigt, oder auch der früheren Fehler, die ſie zu ihrem Lobe abgelegt hätten. Bemerkungen dieſer Art ſchienen um ſo mehr Verwunderung zu verdienen, weil er mit den unteren Schulklaſſen weniger in unmittelbarer Berührung ſtand, indem einer der

Profeſſoren das Prorectorat derſelben führte und ihm alſo die Mühe, ſich mit den kleinen Knaben in nähere Bekanntſchaft zu ſetzen, erſparen konnte. Aber Gedike wollte alles ſelbſt betreiben, überall nur mit eigenen Augen ſehen, oder konnte doch wenigſtens den Gedanken nicht ertragen, daß ein anderer ein Geſchäft ſeiner Direction allein betrieb, welches dieſer nur als Untergeordneter mit ihm theilen ſollte.

Sogleich mit Gedike's Directorat hatte das Gymnaſium eine Klaſſe mehr bekommen, indem er die ſehr zahlreiche dritte Klaſſe, die, wie alle Klaſſen der Anſtalt in zwei Abtheilungen (Groß- und Klein-) zerfiel, theilte, und als eine abgeſonderte Klaſſe unterrichten ließ. Die Mitglieder des Seminars, welche beſchäftigt werden mußten und die Frequenz hatten dieſe neue Klaſſe nothwendig gemacht. Das Gymnaſium hatte jetzt alſo ſieben Klaſſen, was in anderer Hinſicht theils den Lectionsplan erſchwerte, theils die Überſicht des Ganzen mühſamer machte. Wie manches war nun, beſonders in Abſicht der Lectionen und der Penſa für die einzelnen Klaſſen zu bedenken, wie manches Neue zu berückſichtigen! Zunächſt erforderte es einen feſten Überblick deſſen was überhaupt in jeder Klaſſe bis zur oberſten hinauf von Lehrern und Schülern geleiſtet werden ſollte, und eine kluge Auswahl der Objecte, ein feſtes beſtimmtes Maaß des zu Lehrenden und zu Erlernenden, welches nur von dem Haupte als ein waltendes Geſetz ausgehen konnte. Jede untere Klaſſe mußte gewiſſermaßen das Fundament der ſie aufnehmenden höheren ſeyn, das Ganze eine ungeſtörte Progreſſion von dem Leichteren zum Schwereren ohne Sprung und Lücke. Offenbar war dies in den wiſſenſchaftlichen Lectionen weit ſchwieriger als in den Sprachſtunden, wo ſich die Abſtufungen in jeder Rückſicht leichter ergeben, als in jenen. Aber Gedike zeigte ſich hier wie dort in der Anordnung des geiſtigen Entwicklungsgeſchäftes, als ein Feldherr, dem allein nur das Ganze vorſchwebt, und der durch ſeine Inſtruktionen jedem ſeiner Untergebenen den Platz anweiſet auf welchem er, wiſſend oder nicht wiſſend, zu dem Ganzen einwirken ſoll. Bei den großen Conferenzen, beſonders auf Oſtern, welche das neue Schuljahr einleiteten, gab er jedem Einzelnen entweder mündlich oder ſchriftlich dieſe ſeine Anweiſung. Maaß und Ziel, Methode, Lehrbücher und Hülfsbücher, waren ihm in dieſen Inſtruktionen vorgezeichnet. Mehrere Lehrer beſitzen noch jetzt dergleichen von ſeiner Hand, und halten ſie werth als ein, wenn auch nur kleines, doch gewiß ſchätzbares Denkmal ſeines anordnenden Herrſcherſtandes.

Daß aber im Ganzen ſo viel Übereinkunft in den Grundſätzen des Unterrichts und der Methode unter den Lehrern der Anſtalt herrſchte, war am meiſten die Frucht der monatlichen pädagogiſchen Seſſionen, in welchen die Mitglieder des Seminars Abhandlungen, pädagogiſch-ſcholaſtiſchen Inhalts vorlaſen, und an denen ſämmtliche Lehrer der Anſtalt Theil nahmen. In dieſen kamen nach und nach, wie wohl jedem die Wahl des Thema frei ſtand, alle Gegenſtände des Unterrichts und deren zweckmäßige Behandlung vor, und da nach Beendigung der Vorleſung, jeder Anweſende namentlich aufgefordert wurde, über das Ganze und das Einzelne ſein Urtheil zu fällen, ſo konnte es nicht fehlen, daß die verſchiedenartigſten Anſichten der Sache lautbar wurden, welche zu den lebhafteſten Diskuſſionen reichlichen Stoff boten. Faſt immer war es der Fall, daß Gedike's Bemerkungen nicht bloß deswegen weil er der Director war, ſondern weil ſie ſich auch dem Widerſtrebenden wegen ihrer Wahrheit aufdrängten, den Ausſchlag gaben. In dieſen Seſſionen bewies er auch wie groß ſeine Achtung für fremde Meinungen, wie frei von Empfindlichkeit er ſelbſt dann war, wenn er und ſeine Anordnungen unmittelbar ſelbſt angegriffen wurden. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Verſammlung von Männern, welche ihren Beruf nicht als ein Gewerbe ſondern als eine Kunſt liebten, welche, wie er, über Methode nachgedacht und auf anderen Schulen, auf welchen ſie ſelbſt vielleicht gebildet waren, eine ganz andere Ordnung der Dinge kennen gelernt hatten, zuweilen Anſichten herrſchten, welche von den ſeinigen gänzlich abwichen. Rechnet man dazu die Kühnheit junger Gelehrten, die ſich fühlten und in dieſer Angelegenheit auch durch unwiderlegliche Gründe beſiegt ſeyn wollten, ſo kann man ſich wohl denken, daß in einem ſolchen Verein der humane, Wahrheit bezweckende Widerſpruch nicht zu den Seltenheiten gehören mußte.

Ein ſeltenes Talent hatte Gedike auch in Beſorgung ökonomiſcher Dinge. Drei Klaſſen verwaltete er mit Leichtigkeit und großer Ordnung. Es entging ihm nichts, was dahin gehörte. Auf die kleinſten Reparaturen der Klaſſengebäude, ſelbſt zerſchlagener Fenſterſcheiben, Bänke, Schemel u. ſ. w. achtete er, und war darin ſeinem berühmten Vorgänger Büſching gleich, welcher in ſeiner Lebensgeſchichte von ſich erzählt, daß er als Director der Anſtalt ſelbſt die Unterſuchung der Oefen, die Beobachtung der Spinngewebe und Unreinigkeiten nicht unter ſeiner Würde gehalten. Eben ſo war er an ſeinem Platze, wo ſchneller Entſchluß gefaßt, raſch und gewandt dieſe oder jene Anordnung getroffen werden mußte, ſo wie man überhaupt den Gelehrten mit dem Geſchäftsmann nicht leicht ſo lebendig und organiſch verbunden ſehen wird, als es in Gedike der Fall war.

In Abſicht der Disciplin folgte Gedike dem Grundſatze, Vergehungen lieber zu verhüten als zu beſtrafen. Da die beiden Gymnaſien, denen er vorſtand, nur Unterrichts- nicht Erziehungsanſtalten waren, ſo ließ ſich mit einer guten Schulpolizeiordnung ausreichen, für welche er und ſämmtliche Lehrer mitwirken mußten. Doch hielt er die Aufrechthaltung derſelben am meiſten für ſein Werk; daher ſeine täglichen Inſpectionen in den Stunden, ſeine häufige Anweſenheit in den Zwiſchenminuten. Auch waren in den Klaſſen ſelbſt durch Stimmenwahl der jungen Leute, außer dem Erſten in der Klaſſe, welcher in der Abweſenheit des Lehrers eine Art Aufſeher ſeiner Mitſchüler war, eigene Cenſoren da, welche, als ein Ausſchuß der Klaſſe, den Primus unterſtützten, und Stille und Ordnung zu erhalten bemüht waren. Den Faulen und Nachläſſigen ſpornte er durch Furcht vor Beſchämung, ſo wie er den Fleiß durch Erregung des Ehrtriebes weckte, den groben Widerſpenſtigen ließ er in den vier unteren Klaſſen nach Befinden der Umſtände körperlich züchtigen, in den oberen Klaſſen ſtrafte er ihn durch Degradation in eine tiefere Klaſſe auf einige Tage, oder durch Einſperren. Selten relegirte er, weil er faſt nie an einem jungen Menſchen verzweifelte. Übrigens war er bei disciplinariſchen Geſchäften innerlich ganz kalt, nie in Leidenſchaft geſetzt, weil er von dem Gedanken innig durchdrungen war, daß ein Schüler nie ſeinen Lehrer beleidigen könne, da er moraliſch und intellectuell zu tief unter ihm ſtehe. Sehr oft wiederholte er dies, beſonders jüngeren Docenten, daß ein Lehrer, welcher ſich über einen jungen Menſchen ärgern könnte, eine ganz falſche Anſicht der Sache verrathe und ſich ſelbſt auf einen unrichtigen Standpunkt ſtelle. Die Seele der Gedikiſchen Schulordnung war ein durch Ehrtrieb geſpornter Fleiß, dem alle Schüler der Anſtalt huldigen mußten, und ſo hatten ſie alſo weder in den Lehrſtunden, von welchen in ſchriftlichen Wiederholungen Rechenſchaft gegeben werden mußte, noch außer den Lehrſtunden, wo dieſe

Arbeiten geleiſtet werden ſollten, Zeit zu Fehltritten und Ungeſetzlichkeiten. Es reihete ſich Arbeit an Arbeit; und ſelbſt die Ferien ließen ſie nicht los. Denn da faſt jeder Lehrer der Klaſſe eine Arbeit dafür aufgab, ſo veränderte ſich in den Ferien bloß die Gattung ihrer Geſchäfte, indem jetzt nicht von anderen auf ſie eingewirkt wurde, ſondern ſie aus ſich ſelbſt ſchöpfen und durch ihren Privatfleiß hervorbringen mußten.

Außerdem aber waren die Gedikiſchen Cenſureinrichtungen eines der kräftigſten Mittel ſeiner Schuldisciplin. Der lobende oder tadelnde Inhalt der Cenſur beſtimmte in den unteren Klaſſen, oder der eigentlichen Schule für jeden einzelnen ſeinen Rang in der Klaſſe, und da bei dieſen Cenſuren auf die Aufführung ganz beſonders Rückſicht genommen wurde, ſo ward der Knabe ſchon durch die Furcht vor Schande oder Zurückſetzung, wenigſtens zur äußeren Legalität geführt. Auch die Jünglinge in den oberen Klaſſen hatten dieſe Cenſur aus denſelben Gründen zu fürchten; ſelbſt die Abgehenden, welche nicht nur ihr Examen zur Univerſität in Spannung und Gehorſam hielt, ſondern auch die Furcht vor einer ſcharfen Beurtheilung im Programm, welche mit dieſem zugleich in tauſend Hände kam.

So arbeitete, wirkte und bildete Gedike, deſſen Gedächtniß in den Annalen des gelehrten Schulweſens der Preußiſchen Staaten nie untergehen wird. Vornehmlich in der Hauptſtadt, in welcher er lebte und wirkte, wird der Name dieſes

Mannes ſtets hochgefeiert ſeyn. An ſeinem Beiſpiel und Vorbilde werden ſich noch lange die Mitglieder eines Standes erwärmen, welcher ſonſt wenig äußere Aufmunterung genießt, und ſelbſt in der Königsſtadt ihrer noch weniger genießen würde, wenn nicht Gedike und Büſching und Meierotto einſt neben einander Directoren Berliniſcher Schulanſtalten, auch dem Leichtſinnigen und Widerſtrebenden durch Gelehrſamkeit, Thätigkeit und Talente tiefere Verehrung abgenöthiget hätten. Männer dieſer Art verdienen nicht nur die dankbare Hochachtung derjenigen, auf welche ſie, als ihre Amtsgenoſſen oder Anhänger, einen Theil ihres ſchwer errungenen Ruhmes vererbten, ſondern ſie ſind achtungswerth genug, um den ſpäteſten Geſchlechtern als unalternde Muſter zur Nachahmung aufgeſtellt zu werden *).

---

*) Dieſer Abſchnitt hat einen mir ſehr werthen Freund zum Verfaſſer, deſſen Namen ich ungern verſchweige, weil das Publikum in ihm einen ſehr geſchickten und erfahrenen Schulmann kennt, der mehr als ein Decennium Gedike's Wirken genau zu beobachten Gelegenheit hatte, und von dieſem, ſeinem Verdienſte gemäß, hochgeachtet wurde. — Einige Abkürzungen dieſes Aufſatzes veranlaßte der beſchränkte Raum. In einigen, jedoch wenigen Punkten, möchte auch wol mein Urtheil von dem meines Freundes verſchieden ſeyn. F. H.

III.

Gedike als Schriftſteller.

Bei dieſem Abſchnitte wird es vielleicht keiner ſehr ausführlichen Auseinanderſetzung zu bedürfen ſcheinen, denn die Zeit, für welche Gedike ſchrieb, hat ihn größtentheils ſchon gewürdigt, und nicht ſelten gerecht gewürdigt. Der deutlichſte Beweis liegt darin, daß ſeine Zeitgenoſſen nicht bloß mit Aufmerkſamkeit ihn anhörten, wenn er durch gedruckte Schriften zu ihnen ſprach, ſondern auch, ihre Schwächen und Mängel einräumend, ſeine Lehren nicht ſelten befolgten, und ausübten was er vorſchrieb. Was er ſprach, verhallte nicht, und keine ſeiner Schriften iſt ganz ohne Wirkung geweſen; ja mancher wurde vielleicht von dem Publikum ein höherer Werth beigelegt, als von ihm ſelbſt geſchah, der ſich ſicher nie ohne edle Strenge richtete. Wenigen Schriftſtellern in Deutſchland iſt es ſo gut geworden als ihm, und in der That mußte ihn ſelbſt ein jeder aufmerkſame Blick, den er auf das literariſche Getreibe ſeiner Zeit warf, überzeugen, daß ein ganz beſonders glückliches

Loos ihm zugefallen ſey. Es gab und giebt Autoren, vor deren entſchiedenem und großem Charakter die Mehrheit der Leſenden erſchrickt, und die ſie nicht lieben mag, weil ſie ſich mit ihnen nicht befreunden kann, andere die ſie zwar mit der Zunge ehrt, aber im Herzen haßt, weil ſie die gewaltige Erregung und das Aufgebot der Kräfte ſcheut, die ihr zugemuthet wird, andere, die ſie ganz überſieht und deren Schriften in der Nacht der Buchladen ungenutzt vermodern, wie ein Diamant in einer Todtengruft vergraben. In Deutſchland, — ſo darf man ohne Übertreibung ſagen, — entſcheiden faſt immer Zufälligkeiten über das Schickſal eines Autors, und man iſt gewohnt, dem Publikum es als Verdienſt anzurechnen, wenn es einmal eine Ausnahme macht, und in Wahrheit ſich bemüht, auf das Verdienſt eines Autors bei der Schätzung deſſelben, Rückſicht zu nehmen. An Beiſpielen zur Beſtätigung des Geſagten fehlt es nicht, wie Niemanden unbekannt ſeyn kann, der in der Geſchichte der Literatur des verfloſſenen und des beginnenden Jahrhunderts kein Fremdling iſt.

Gedike zeigte ſich in ſeinen Schriften als ein Mann, der nicht nur das Zeitalter hinlänglich erkannt und begriffen hatte, ſondern auch von demſelben erkannt und begriffen zu werden wünſchte. Da dies jeder Schritt bezeugte, den er auf ſeiner literariſchen Laufbahn that, ſo fehlte es ihm gleich anfangs nicht an Anerkennung von Seiten des Publikums, mit dem er ſich ſo ſehr viel Mühe gab, und es entſtand dadurch ein ſo freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen dem Darſteller und Leſer, eine ſo erfreuliche Wechſelwirkung von Autorität auf der einen, und Dankbarkeit auf der andern Seite, wie wir es in den neueſten Zeiten, wo Verſchloſſenheit und Kälte herrſchender geworden ſind, faſt gar nicht mehr gewahr werden.

Der erſte Vorwurf, den man unſerm Gedike gleich bei ſeinem erſten Auftreten als Schriftſteller gemacht hat, iſt ſeine anfängliche Hinneigung zu dem jetzt faſt verſchollenen Baſedowianismus. Die Seichtigkeit, Oberflächlichkeit und Trivialität deſſelben fällt uns jetzt allerdings ſo klar in die Augen, daß wir dadurch leicht verführt werden dürften, Gediken Unrecht zu thun, deſſen frühere Bildung in eine höchſt ſterile und pedantiſche Zeit fiel. Der beſſere und lebendigere jugendliche Kopf, mußte ſich endlich auf eine unleidliche Weiſe dadurch gedrückt und gepreßt fühlen, und ſo konnte Aufwallung und Indignation ihn für den Moment leicht verkennen laſſen, daß er die bisherige unbequeme ſchlechte Methode gegen die ſchlechte von der bequemern Gattung vertauſche. Doch ſelbſt in jenem ſchnell vorübergehenden Lebensabſchnitte, in welchem dieſe Täuſchung hätte Statt finden können, war Gedike keineswegs ein entſchiedener materieller Baſedowiſt. Er, der ſchon angefangen hatte, den Geiſt der alten Welt, in Griechiſchen und Römiſchen Dichtern und Philoſophen, zu ahnden, ließ ſich dies Heilige auch damals nicht rauben, ſondern verſchmähete redlich jene dargebotene bequeme Halbwiſſerei und ſuperſiciellen Encyclopädismus. Nur von einzelnen Theilen des Baſedowianismus, die Form des Unterrichts betreffend, ließ er ſich hinreißen, aber auch dieſe genügte ihm bald nicht mehr.

Es iſt hier der Ort, eine Stelle aus der Rede eines ſehr geachteten Berliniſchen Schulmanns anzuführen, mit welcher derſelbe bei Gelegenheit des Streit'ſchen Stiftungsfeſtes im Jahr 18 4. Gedikens Andenken feierte: Sed, ut dixi, adjutore alieno hae literae facile carent apud animum generosiorem et quavis data occasione se insinuant. Qua sua dulcedine cum primum Gedikii ingenium imbuissent, ad ceteras, quas tractaret, disciplinas, earum fontes derivavit, nec passus est expertem harum opum esse humanarum divinarumque rerum scientiam. Quo factum est, ut, cum maturior ejus juventus ipsaque scholastici muneris primordia, quae capessivit, vixdum adolescentiae stadium emensus, incidisset in Basedovianum illum novandae et emendandae paedagogicae rationis, non quidem furorem dicam cum obtrectatoribus, impetum tamen, nihil ille noster demere sustinuerit de harum literarum honore et dignitate.

Gedikes griechiſches, lateiniſches und franzöſiſches Leſebuch iſt gewiß, wenigſtens einmal, in den Händen jedes deutſchen Lehrers und jedes deutſchen Schülers geweſen, und man kann berechnen, daß außer Joachim Lange's Grammatik, kein Schulbuch eine ſo große Celebrität gewonnen hat, als den ſeinigen zu Theil wurde, wenigſtens nicht in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert. Allein gerade dieſe lange Gewöhnung an das Vorhandene, was ſich uns jetzt ſo bequem und wohlfeil darbietet, und uns den Unterricht in den Anfangsgründen der Sprache ſo ſehr erleichtert, die Unſcheinbarkeit und Prunkloſigkeit dieſer Bücher und das ſo oft wiederholte Handhaben derſelben, dies alles könnte vielleicht bei manchem Lehrer — Vergeßlichkeit des Dankes veranlaſſen, den wir dem Verfaſſer für die Mühe und Sorgfalt ſchuldig ſind, die er aufwenden mußte, um ſie ſo zweckmäßig zu liefern als ſie wirklich ſind. Und dennoch, wer verdiente wohl von jedem Lehrer, den ſeine Pflicht, auch nur einige Male in der Woche, zum Sprachunterricht, in die untern Klaſſen ruft, mehr Dank als Gedike? Da man aber an dieſe Bücher ſo ſehr gewöhnt iſt, wie etwa an ein nützliches Hausmöbel, wobei man faſt nie an den Erfinder denkt; wem wird er wol ſeltener gebracht als gerade ihm?

Hiezu trägt ohne Zweifel der erſte Anſchein bei, als ſeyen dergleichen Bücher leicht und ohne ſonderliche Anſtrengung zu Stande zu bringen, der erſte glückliche Einfall ſey höchſtens zu rühmen, die Ausführung gäbe ſich faſt von ſelbſt. Wie irrig aber dieſer Anſchein iſt, beweiſt der Umſtand, daß faſt alle Bücher dieſer Art, welche man ſonſt verſucht hat, ja auch hinterher faſt jede Nachahmung derſelben, mehr oder minder misglückt iſt. Es iſt der Aufmerkſamkeit ſehr werth, wenn wir hören, wie Gedike zu der Ausarbeitung ſeines lateiniſchen Leſebuchs gekommen iſt, und welche Grundſätze ihn dabei geleitet haben.

„Die Verbindung des lateiniſchen Elementarunterrichts, ſagt er, mit dem Sachunterricht durch Sprechmethode, hat ihre groſſen Unbequemlichkeiten und nachtheiligen Folgen. Bloße Übung der erſten Anfänger in den Elementen der Grammatik und unzuſammenhängendes Vokabellernen ſind eine Folterbank für den jugendlichen Geiſt. Der Lehrer muß alſo bald den Anfang machen, etwas Zuſammenhängendes mit ſeinen Schülern zu leſen, um eben dadurch und dabei Kenntniß der unentbehrlichſten grammatiſchen Elemente und einen allmählig wachſenden Reichthum an Wörtern zu befördern. Aber was ſoll man leſen?

Bloße Sentenzenſammlungen können ſehr leicht ſeyn, aber anziehend und unterhaltend für die Knabenſeele ſind ſie gewiß nicht *). Dieſe Gleichgültigkeit, oder vielmehr der Widerwille des kindiſchen Alters gegen moraliſche Sentenzen, iſt ſehr natürlich und pſychologiſch. Denn das Kind

---

*) Deshalb ermüden Bröder, Werner, Plagemann u. ſ. w. durch die meiſten ihrer Aufgaben den lebendigen Knaben ſo ſehr. Dieſer will den Baum mit den friſchen Blüthen und Blättern, nicht aber das Blätterſkelett, und wahrlich todt wie dieſes ſind jene Principien ſogenannter Lebensklugheit, (oder noch öfter der Lebensangſt) wie ſie dort zum Ueberſetzen gegeben worden ſind.

hat noch zu wenig Denkübung und Erfahrung, um alle die einzelnen Fälle, von denen dieſe allgemeinen Wahrheiten abgezogen ſind, zu kennen, und ſelbſt in Gedanken dieſe Abſtraktion nachzumachen. Seine Ideen ſind faſt alle mehr oder weniger individuell, und daher iſt eben Individualiſirung die wichtigſte Hauptregel beim Elementarunterricht, auf der beinahe die ganze Theorie deſſelben beruht.» (Die hier folgende Metapher von dem immer wogenden Meer der Empfindung, auf welchem das kindiſche Alter ſchwimme, und von den in dieſem Meer hie und da hervorragenden Felſen der Abſtraktion, zu welchen der Lehrer es hinaufſchiebe, ſtoße, zerre u. ſ. w., iſt wol nur zur Verdeutlichung für einen gewiſſen etwas zu materiellen Theil des Publikums hinzugefügt, der ſich gern an ſolchen Bildern labt.) «In der That hat die Sentenzenmethode, ſoviel ich einſehe, einen in ſofern ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Denkkraft des Lehrlings, weil man ihm dabei ſogleich die Reſultate des Denkens hinwirft, ſtatt ihn ſtufenweiſe durch Einzelideen dahin zu führen.» (S. Nachricht von der Einrichtung des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums, Berlin, 1781. S. 64 ff.)

Hier nun wirft G. die Frage auf, ob man etwa gleich einen klaſſiſchen Autor leſen ſolle, allein die Antwort ergiebt ſich leicht, daß nämlich ein jeder derſelben für den erſten Anfänger zu ſchwer ſey, und zu viel hiſtoriſche, antiquariſche, literariſche Kenntniſſe vorausſetze. Eine Chreſtomathie aus den klaſſiſchen Autoren für das kindliche Alter zu bearbeiten, ſey faſt unmöglich, da entweder dieſelben Erinnerungen dagegen gemacht werden könnten, oder die Ährenleſe zu gering ausfiele, wie es ihm ſelbſt bei einem Verſuch dieſer Art gegangen ſey, weshalb er auch dieſen Plan wieder aufgegeben habe.

»Ich ſah mich deshalb, fährt er fort, nach neuern Lateiniſchen Elementarbüchern um. Wir haben dergleichen eine große Menge. Ich fand indeſſen keins, das mir meinen Abſichten und den Bedürfniſſen der erſten Anfänger ein Genüge zu thun ſchien. Denn entweder waren ſie zwar ächt-lateiniſch, aber zu ſchwer für den Elementarunterricht und zu voll von Idiotismen; oder zwar leicht, auch wol intereſſant genug; aber in unlateiniſchem Latein. Dahin gehören unter andern manche Sammlungen bibliſcher Geſchichten. Dieſe ſind ohnehin den Kindern meiſtentheils ſchon zu ſehr bekannt, als daß ſie viel Intereſſe dafür haben ſollten, und es iſt überall noch die Frage, ob bibliſche Geſchichte ein Gegenſtand des erſten Unterrichts ſeyn ſollte, worüber ich noch nicht völlig mit mir ſelbſt einig bin.«

(Mich dünkt, dieſe Frage laſſe ſich allerdings mit Ja beantworten, ſobald die Geſchichte bloß ethiſch genommen wird, woran aber natürlich nicht zu denken iſt, wenn ſie in eine für den Schüler noch kaum zugängliche Sprache gehüllt erſcheint. Die Sache des Herzens und der Phantaſie ſollte mit deutſchen Knaben ſtets deutſch verhandelt werden, auch hat vielleicht nur die deutſche

Sprache Kraft und Wärme genug, um ſein Herz und ſeine Phantaſie gänzlich in Anſpruch zu nehmen, wie dies bei dem Vortrage der Moral und Religion geſchehen ſoll und muß.)

«Was aber die lateiniſchen Sammlungen bibliſcher Geſchichten anbelangt, ſo glaubt man gemeiniglich für die Latinität ſehr gut geſorgt zu haben, wenn man dabei Caſtellios ganz unverdienter Weiſe ſo ſehr gerühmte Bibelüberſetzung nutzt. Und doch iſt dieſe Überſetzung, ſo ächt lateiniſch auch die einzelnen Ausdrücke ſind, dennoch im Ganzen durchaus unlateiniſch. Auf allen Seiten Wendungen, Wortſtellungen, Ideenverbindungen, die dem Genius der lateiniſchen Sprache zuwider ſind, und über dem Ganzen webt und weht der Hauch des hebräiſchen Sprachgenius. — Noch andre lateiniſche Leſebücher enthalten zwar ſehr nützliche Sachen in einem guten und verſtändlichen Ausdruck; allein theils kommen zu viel Wörter für Begriffe des gemeinen Lebens, der Natur (?) und der Künſte darin vor, deren Kenntniß dem Lehrling künftig wenig nutzt, weil ſie bei der Leſung der klaſſiſchen Schriftſteller wenig oder gar nicht vorkommen; theils ſind viele dieſer Bücher zu ſtark und eben darum zu theuer, als daß ſie ſo leicht in die unterſten Klaſſen einer gewöhnlichen Schule eingeführt werden könnten, in denen meiſtentheils viele ärmere Lehrlinge ſitzen, deren Eltern am wenigſten für ein lateiniſches Buch etwas mehr als einige Groſchen ausgeben mögen.»

Für den erfahrenen Lehrer, der die mannigfaltigen, oft ſehr unglücklichen Verhältniſſe kennt, unter denen ein großer Theil der ihm anvertrauten Jugend den Wiſſenſchaften obliegt, bedarf dieſe Berückſichtigung jener Conjuncturen keiner lobpreiſenden Anerkennung; den modernen Alltags-Schöngeiſt, der weder im Ganzen noch im Einzelnen das Leben kennt, möge ſie immerhin zu einem Lächeln veranlaſſen, weil er nicht begreift, wie jemals von mehr oder weniger Groſchen die Rede ſeyn könne.

«Endlich hat man mehrere lateiniſche Elementarbücher, die aus dürren Formeln, oder aus langweiligen Geſprächen über gar zu alltägliche Dinge, und zu trockenen allgemeinen Moralen beſtehen, dergleichen zum Exempel auch die bekannten Langiſchen *) und Corderiſchen Colloquia ſind, mit denen wir uns leider bisher auch noch immer in der unterſten Klaſſe beholfen haben. Mein eignes lateiniſches Leſebuch wird zwar auch Moral enthalten, aber individualiſirte Moral, d. i. Er-

---

*) Dieſe unſeligen Colloquia werden hier noch viel zu gelinde behandelt, wenn ſie bloß langweilig genannt werden. Sie ſind mehr, ſie ſind wahrhaft lähmend und niederdrückend für den jugendlichen Geiſt, und ſelbſt die reinſte Fröhlichkeit der Kinder kann nicht vor ihnen beſtehen. Es iſt als träte ein ſchwarzgrauer Kobold, ein widerlicher Knecht Ruprecht zu ihnen, und lehrte ſie, es ſey ein gar zu jämmerlich Ding um das menſchliche Leben, ein peinliches Arbeitshaus, in dem man nur vor Angſt und Noth betet, und nebenbei auch Latein lernt. Es war aber auch nichts Erfreulicheres von einem Manne zu erwarten, der ſeine Vorrede zur Grammatik ſogleich mit den trefflichen Worten anhebt, daß die menſchliche Seele, ihrer Natur nach, von Grund aus verderbt ſey. Ob die Ausſicht vorhanden ſey, daß etwa ein fleißiges Auswendiglernen der Paradigmatum ſie einigermaßen vom gänzlichen Verſinken in den Abgrund retten könne, wird nicht beſtimmt genug angedeutet.

zählungen und Fabeln ohne hinzugefügte Moral, deren Herausſuchung dem Lehrling ſelbſt unter Anführung des Lehrers ſelbſt überlaſſen bleibt, welches eben eine der nützlichſten Übungen und Anregungen des jugendlichen Verſtandes iſt. Ferner, damit noch außerdem die Leſung des lateiniſchen Elementarbuchs auch für die nicht zum Studiren beſtimmten Lehrlinge materiellen Nutzen habe, ſo ſoll es allerlei allgemein nützliche Materien aus der Kosmographie, Geographie, Naturhiſtorie u. ſ. w. enthalten, alles ohne eigentlichen ſyſtematiſchen Zuſammenhang und in kurzen Abſchnitten, weil der Anfänger leicht bei einem zu langen Penſum ermüdet, und durch jeden neuen Abſchnitt ſeine Aufmerkſamkeit aufs neue rege gemacht wird. Eben darum kann auch die Einkleidung nicht immer dieſelbe ſeyn; ſie ſoll bald erzählend, noch öfter dialogiſch ſeyn. In Anſehung des lateiniſchen Ausdrucks werde ich mich ſorgfältig bemühen, Reinigkeit und Leichtigkeit zu verbinden. Daß zur Präparation des Lehrlings ein erklärendes Regiſter aller im Buche vorkommenden Wörter hinzukommen müſſe, iſt ein unumgänglich nothwendiges Erforderniß.« (S. die oben angeführte Schrift S. 66 ff.)

Man ſieht aus dieſer angeführten Erklärung deutlich genug, daß Gedike ſich ſeine Arbeit keinesweges leicht zu machen ſuchte, daß er ferner nicht mit unbeſtimmten und ſchwankenden Ideen, ſondern nach einem feſten und mit Beſonnenheit angelegten Plane zu Werke ging, und man muß geſtehen, daß er denſelben auch größtentheils mit Glück ausgeführt hat. Ausſtellungen ließen ſich indeſſen auch hier einige mit Recht machen, z. B. daß zuweilen das Schwerere dem Leichteren vorangeht, daß die für den regſamen Schüler unangenehme Formel: Haec fabula docet, dem Verſprechen zuwider, doch oft genug vorkommt, daß die gleichfalls verſprochene dialogiſche Form faſt ganz fehlt u. ſ. w., doch darf hier die durch eine öftere mechaniſche Wiederholung beinahe widerlich gewordene Sentenz: Ubi plurima nitent, non ego offendar paucis maculis, mit Recht gebraucht werden, und gleichſam wieder zu Ehren kommen und zu Ehren bringen.

Daß dieſelben Grundſätze, die den Verfaſſer bei der Ausarbeitung ſeines lateiniſchen Leſebuchs leiteten, ihm auch gegenwärtig waren bei der Verfertigung ſeines griechiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Elementarbuchs, iſt ſelbſt bei der erſten Anſicht derſelben klar genug. Da hier überhaupt der Weg einmal gebrochen war, ſo mußte jetzt auch die Arbeit ſchon leichter werden.

Den Werth eines poetiſchen Werks beſtimmt die öffentliche Meinung des gleichzeitigen Publikums faſt niemals, den Werth einer ſcientifiſchen Schrift ſchon öfter, den Werth eines Elementarbuchs faſt immer: denn dies ſoll ſich an die Zeit anſchließen, ſie beſſern und weiter fördern. Hat es dies wirklich gethan, und thut es dies wirklich noch, ſo iſt ſein Zweck erfüllt, und deshalb läßt ſich denn auch der allgemeine

Beifall, den die Deutſchen, Schweizeriſchen, Holländiſchen, Däniſchen und Ungariſchen Schulen dieſen Werken brachten, bei dieſer Gelegenheit als etwas recht ſehr Bedeutendes anführen.

Den nächſten Zuſammenhang mit dieſen Elementarbüchern haben die Chreſtomathien, ob ſie gleich ein Decennium ſpäter erſchienen. So wie jene durch das Bedürfniß der unteren Klaſſen erzeugt wurden, ſo dieſe durch das der mittleren. In der Vorrede zur lateiniſchen Chreſtomathie ſucht der Verfaſſer ſein Unternehmen zu rechtfertigen, er giebt manchen Nutzen an, den die Lektüre derſelben für junge Leute haben kann, und beſtreitet manchen Einwurf, der gegen dieſe Gattung von Schriften gemacht werden kann, z. B. den, daß die Bildung der Schüler zum lateiniſchen Styl durch die Mannigfaltigkeit der hier zu findenden Schriftſteller erſchwert werde, nicht ohne Glück. Doch möchte gerade dieſer und ähnliche Einwürfe, die dort angeführt werden, nur zu den minder wichtigen gezählt werden können. Wie wenn überhaupt Seichtigkeit der Begriffe, ſuperficielles Vielwiſſen, hochmüthiger Dünkel bei den jungen Leuten zu fürchten ſey, wenn ſie, auch nur für gewiſſe Jahre, ſich ausſchließlich mit Chreſtomathienlektüre beſchäftigen? Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Furcht für die Mehrheit der Schüler allerdings gegründet ſeyn kann, wenn nicht der Lehrer aus allen Kräften dagegen einzuwirken bemüht iſt.

Der tiefe Ernſt des Lebens und der Wiſſenſchaft ſoll dem jungen Menſchen ſo früh als möglich klar gemacht werden, und es ſoll ihm nie einfallen mit der Arbeit ſpielen zu wollen. Daher iſt denn auch Gründlichkeit die erſte Pflicht des Lehrers, und das Bemühen, den Unterricht zugleich ſo angenehm als möglich zu machen, ſo ſchätzbar es an und für ſich iſt, muß ihr doch ſtets untergeordnet bleiben. Nun iſt allerdings eine zu häufige Chreſtomathienlektüre ganz dazu geeignet, den unerfahrnen Schüler ſorglos und zerſtreut zu machen, es kann ihm der Glaube entſtehen, er habe hier die Blüthen der antiken und modernen Literatur, vereinigt vor ſich liegen, und es könne ihm nicht fehlen, ſie baldmöglichſt und mit leidlicher Mühe ſich anzueignen. Hier trete nun der Lehrer ins Mittel, und zeige, daß eben dieſe Chreſtomathien nur als eine ſchwache Stütze des unreifen Alters zu betrachten ſeyen, daß ſich hiebei keine wahrhafte Gelehrſamkeit erwerben laſſe, ſondern nur eine Propädeutik zu künftigem, höherem Wiſſen. Mit einem Worte, er nutze dieſe Lektüre, die ſo leicht Veranlaſſung zu ſeichtem Hochmuth werden kann, durch kräftiges Entgegenſtemmen, als Anreizung zur Beſcheidenheit, ja zu einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Demuth, die dem Knaben gar wohl anſteht.

Übrigens laſſen ſich an den Gedikiſchen Chreſtomathien, bei allen Vorzügen, die ſie vor manchen ähnlichen haben, auch ſonſt noch Ausſtellungen machen, die, meines Wiſſens noch nicht öffentlich zur Sprache gebracht worden ſind. Sie betreffen nämlich Einiges in der Auswahl ſelbſt. Was ſollen dem jungen Menſchen die Excerpte aus dem Florus, Aurelius Victor, Eutropius, dieſen Muſtern der Flachheit im Inhalt, und der Alltäglichkeit in der Form? Beſſer thäte man, meines Bedünkens, man ließe dieſe Schriftſteller auf Schulen gar nicht leſen, denn es iſt in der That faſt gar nichts aus ihnen zu lernen, und das Wenige, was etwa noch vorhanden wäre, ſoll man aus reinern Quellen ſchöpfen. Wenn nun dieſe, wie doch nicht zu läugnen iſt, in der Römiſchen Literatur ſo reichhaltig ſtrömen, warum ſollten wir die Zuflucht nehmen zu jenen unlautern Behältniſſen? Würde man nicht erröthen, einen deutſchen Florus oder Eutrop mit Mühe zu leſen?

So wie es nun alſo Schriftſteller giebt, aus denen die Auszüge nicht wohl gebilligt werden können, weil ſchon ihr Ganzes keinen wahren Werth hat, ſo giebt es andere, die wegen ihrer innern Vorzüglichkeit und ihres durchaus gediegenen, in ſich ſelbſt einigen und beſchloſſenen Weſens, keinen Auszug vertragen. So z. B. der größeſte Schriftſteller, der je unter den Römern aufgeſtanden iſt, wobey es billig unnöthig ſein ſollte, hinzuzuſetzen, daß ich Tacitus meine. Wer nur Scenen geleſen hat aus Äſchylus und Sophokles, Shakſpear und Cervantes, der iſt nicht viel beſſer daran, als wer ſie gar nicht geleſen hat. Derſelbe Fall tritt bei jedem durchaus großen Schriftſteller ein, er möge nun Dichter, Philoſoph oder Hiſtoriker, oder alles dieſes ſeyn.

Die dii minorum gentium unter den Autoren, z. B. Suetonius Tranquillus, der jüngere Plinius u. ſ. w. ſind bequem zu Chreſtomathien, auch Cicero, jedoch nicht als Redner, in welcher Eigenſchaft er allerdings etwas Geſchloſſenes leiſtete, ſondern als — ein nach der Philoſophie Strebender. Als Letzterer fand er nur Wahrheiten, nicht die Wahrheit, als ſolche. Am allerverdienſtlichſten wäre indeß wohl eine mit Geiſt und Sorgfalt unternommene Auswahl aus den Schriften des Marcus und Lucius Annäus Seneca. Hier iſt nicht das Eine und das All, wohl aber das durch fragmentariſchen Tief- und Scharfſinn und anziehenden Witz hervorgebrachte Viele, was in der That ganz ſo gut iſt, als ein Vieles, dem der Anfang und das Ende abgeht, überhaupt ſeyn kann, und woraus ſich dann von Neuem wählen läßt. Auch Gedike hat allerdings für ſeine Chreſtomathie manches aus dem Seneca gewahlt; jedoch könnte hier das Florilegium noch bei weitem reicher ausfallen. Überhaupt iſt Seneca nicht ſo gekannt und nicht ſo geleſen, als er es um mancher ſehr geiſtreichen Einzelnheiten willen wohl verdiente.

Auch in der franzöſiſchen Chreſtomathie iſt die Auswahl im Ganzen ſehr glücklich getroffen, wie ſich dies von der ſtets beſonnenen Anſicht des Herausgebers allerdings nicht anders erwarten ließ. Indeſſen ſollte, wie mich dünkt, Voltaire's oft ſo gehaltloſem, breitem Gerede, das dem unreifen Knaben leicht imponiren kann, und dem waſſerreichen Raynal, der ſich in ſeiner flachen, durch die unruhige Darſtellungsart keinesweges gehobenen, Aufgeklärtheit, wie wir ſie jetzt auf allen Gaſſen finden können, kein ſo weiter Raum verſtattet ſeyn. Statt deſſen hätte von Rouſſeau ein Mehreres mitgetheilt werden können, und der geiſtreiche Chamfort nicht übergangen werden ſollen. Ein neuerer Chreſtomathiſt würde aber vor allem den edeln Charles Villers nicht übergehen dürfen.

In der Vorrede zur lateiniſchen Chreſtomathie verſpricht Gedike auch eine poetiſche Anthologie aus den Römiſchen Schriftſtellern. Dieſe iſt aber leider nicht zu Stande gekommen, und ſtatt derſelben iſt uns im Jahre 1793, von einem Magdeburger Schulmann, eine gegeben worden, die in der That nur in wenigen Bruchſtücken den Namen einer Blumenleſe, wohl aber ſehr oft den einer Gras-, Kräuter- und Strohſammlung verdient. Die peinlichgedehnten Sach- und Wörtererklärungen in den Noten, bei denen ohnehin die wohlfeil zu habenden Exklamationen über das, was der Haufen ſo nebenbei poetiſche Schönheiten nennt, nicht geſpart worden, ſind dem beſſern Lehrer eben ſo widerwärtig, als ſie es dem fleißigen Schüler ſind, der ſich bemüht, ſelbſt zu denken.

Eine griechiſche Chreſtomathie, zu deren Abfaſſung ſich Gedike in ſeinen letzten Lebensjahren anſchickte, iſt durch ſeinen frühzeitigen Tod vereitelt worden.

Noch iſt zu bemerken, daß auch das Publikum jene Chreſtomathien nicht mit der Wärme aufgenommen hat, wie es die Leſebücher für die erſten Anfänger aufnahm. Die Letztern haben bis jetzt zehn bis dreizehn Auflagen erlebt, die erſtern nur zwei bis drei.

Da Gedike, wie aus ſeinem ganzen Leben erhellt, ſein Lehreramt mit einer warmen und ungetheilten Liebe umfaßte, ſo iſt ſchon um deswillen leicht zu vermuthen, daß alles das, was er bei beſonderen feierlichen Gelegenheiten dem Publikum, und vorzüglich dem ihn näher umgebenden vortrug, mit Lebendigkeit und Energie werde abgefaßt ſeyn. Und in der That wird man gern einräumen, daß unter allen ſeinen Programmen, die er vom Jahre 1779 bis 1803 erſcheinen ließ, ſich auch nicht eines finde, das nicht den Stempel der Gedikiſchen Schulſchriften überhaupt trage. Dieſes bezeichnende Merkmal iſt ſtets: Einſicht, geleitet durch Erfahrung. Solche Schriften, die nur die Gelegenheit veranlaßt, werden gewöhnlich überſehen, und die meiſten derſelben, wie ſie uns faſt aus allen Gegenden Deutſchlands zukommen, verdienen auch wirklich kein anderes Schickſal. Sie entſtehen als Ephemeren und verſchwinden als ſolche, denn ſie ſind größtentheils entweder das traurige Produkt geiſtiger Dürftigkeit, der das Kreuz auferlegt worden iſt, alle Jahre einmal ihr Nichts mit vielen Worten zu umhüllen, oder das Reſultat engherziger Steifheit, veralteter Formen, denen das Weſen fehlt, und des feigen Nachgebens gegen die Schwächen des Zeitalters. Ein günſtigeres Urtheil kann man von der Mehrheit deutſcher Programme nicht fällen.

Gedike betrachtete jede öffentliche Prüfung, ſo wie auch das Streit'ſche Stiftungsfeſt, für eine günſtige Gelegenheit, ſeine gewonnenen Anſichten und Überzeugungen dem empfänglicheren Publikum mitzutheilen. Daher gleichen ſeine Programme zuweilen vollſtändigen Büchern, zu deren Ausarbeitung er die Zeit oft ſeinem Schlafe abtrotzen mußte, denn die Stunden des Tages waren ſchon längſt faſt alle den beſtimmten Geſchäften ſeiner mannigfaltigen Ämter gewidmet. Da fand ſich kein Ruhepunkt, ein nimmer ſtillſtehender Strom ließ ſeine Tage in Sorge und Arbeit dahinfließen. Der Schriftſteller, der dieſe Gattung von Geſchäften nicht kennt, deſſen Tage in ſüßer, freundlicher Muße ſtill und gelaſſen hingehen, erſchwingt ſchlechterdings keine Vorſtellung von der Art und Weiſe, und den Verhältniſſen, unter welchen Gedike ſchrieb und ſchreiben mußte. Hatte er ja einmal eine freie Stunde, ſo war er doch keinen Augenblick ſicher, daß ſie ihm nicht durch Anfragen, Zuſpruch, Klagen, Geldzahlen aus den verſchiedenartigſten, ihm anvertrauten Kaſſen, Rechnungen und Quittungen empfangen, die genau durchgeſehen werden mußten, unterbrochen wurde. Und wie ſelten konnte auch nur eine ſolche Stunde einem Manne zu Theil werden, der Oberkonſiſtorialrath, Oberſchulrath, Direktor eines Gymnaſiums und zweier Schulen, Verwalter der Streitſchen Stiftung, Mitglied, und zwar ein ſehr thätiges Mitglied, der Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, und Inſpektor des königlichen Seminariums für gelehrte Schulen war, mit einem Worte, der faſt erdrückt wurde von den unzähligen Geſchäften, die ihm anvertraut worden waren.

Und dennoch lieferte Gedike, außer ſeinen andern größern Werken, jährlich wenigſtens ein Programm, dem man es anſehen konnte, daß es mit Liebe geſchrieben worden war, und deſſen innerer Gehalt auch noch in ſpäterer Zeit wird anerkannt werden. Nur der Form konnte ſeine beſchränkte Zeit ſchaden; dem Inhalte faſt nie; denn da er täglich, ja ſtündlich mit ſcholaſtiſchen Verhältniſſen umgeben war, und ſeine Gedanken ſtets in ihnen den Mittelpunkt fanden, ſo war jeder Stoff, den er in den Programmen bearbeitete, längſt von ihm durchdacht, und er ſelbſt würde ſchwerlich, auch bei mehrerer Muße, etwas daran geändert haben. Früh ſchon hatte er die Sphäre für ſeine Kraft auch in ſchriftſtelleriſcher Beziehung gewonnen, höchſtens erweitern konnte er ſie in der ſpätern Zeit, aber von dort aus weder hinaufſteigen, noch herunterſinken.

Die Reihe ſeiner Programme, von denen ich hier mehrere in das Gedächtniß der Leſer zurückzurufen wünſche, fängt mit den «Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung (Berlin, bei Decker 1779)» an. Die Jdeen liegen hier noch in auseinanderfahrenden Richtungen da, und es fehlt der ordnende Geiſt, der ſie zu einer ſynthetiſchen Einheit verbände. **Indeſſen finden ſich mehrere nicht unwichtige Bemerkungen und manche Notiz aus der Geſchichte der deutſchen Sprache zeigt Gedikens auch hier als einen genaueren Forſcher, dem es nur leider die Zeit nicht vergönnte, der** Quelle tiefer nachzugehen. — Überhaupt geſchah in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert, im Allgemeinen, durchaus nicht genug für die Geſchichte und Kritik unſrer Sprache, und wenn wir einen Leſſing, Klopſtock, Voß und wenige andere edle Schriftſteller, die ihnen wenigſtens in dieſer Einen Bemühung ähnlich zu werden ſuchten, ausnehmen, wie Viele bleiben dann wol übrig, die wir an Gründlichkeit, Fleiß und Beſonnenheit nur mit dem einzigen Morhof vergleichen könnten? *) Ja, wie wenige wiſſen auch nur, was hier bereits geſchehen iſt!

---

*) Sein Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie (Lübeck und Frankfurt 1700.) verdient noch immer, wie bei ſeiner Erſcheinung, eine beſondere Aufmerkſamkeit des Forſchers in der Geſchichte und Kritik unſrer Sprache (obgleich M. von der Poeſie kein reines Urtheil hatte), und ich glaube auf die Theilnahme meiner Leſer hoffen zu dürfen, wenn ich hiedurch eine neue Bearbeitung dieſes ſo wenig gekannten Werks ankündige.

Eines der nächſtfolgenden Programme (vom Jahre 1781) enthält eine kurzgefaßte, doch vollſtändige Geſchichte des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums, eine Schrift, die wegen ihrer Unſcheinbarkeit wol ſchwerlich mit der dankbaren Aufmerkſamkeit aufgenommen ſeyn möchte, als ſie verdient, wenn nicht etwa der Umſtand, daß er durch ſie zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des genannten Gymnaſiums einlud, die Leſer gereizt hat. Wer aber jemals ein analoges Werk unternommen, zu deſſen Ausarbeitung eine ſtete Umſicht, Vorſicht, Rückſicht, ein unverdroſſenes Nachſchlagen alter halbvermoderter Chroniken, und ein eiſerner Fleiß gehört, der ſelbſt tagelanges Wühlen und Vergleichen in alten, gleichſam vermooſten Papieren nicht ſcheuet, um — oft nur ein Paar Zeilen mit hiſtoriſcher Genauigkeit niederſchreiben zu können, wer es ferner weiß, daß gerade dieſe Gattung der Anſtrengung die lähmendſte für Geiſt und Körper iſt *), der wird wahrlich nicht ohne Rührung, für nützliche Schriften jener Art, dankbar zu ſeyn wiſſen.

S. 63. dieſes Programms ſtehen einige intereſſante Worte, die auch hier eine Stelle verdienen:

---

*) So iſt es, um nur ein großes und trauriges Beiſpiel anzuführen, bekannt genug, daß die Geſundheit unſers edeln Schiller zerſtört wurde, nicht durch ſeine tiefen philoſophiſchen Studien, nicht durch ſein ſtetes Leben und Weben in poetiſchen Bildungen, nicht durch das rege Aufbieten jeglicher Seelenkräfte, ſondern durch das monatliche Durchwühlen und Excerpiren der mancherlei alten Bücher und Chroniken, welches ſeine Darſtellung der Geſchichte des Abfalls der Niederlande, und die des dreißigjährigen Krieges nöthig gemacht hatte.

»Ich habe mit Freimüthigkeit über meine Vorgänger im Amte geurtheilt. Ich bin es zufrieden, daß über hundert Jahr, oder auch früher, einer meiner Nachfolger mit gleicher Freimüthigkeit über mich urtheile. Daß es mir nicht an Eifer fehlt, der mir anvertrauten Jugend aus allen meinen Kräften zu nützen, das bin ich ſtolz genug mich im Angeſichte des Publikums zu rühmen. Die gütige Vorſehung hat meine Arbeit bisher geſegnet. O ſegne ſie ferner, du Gott der Güte, und laß mich künftig die größte aller Menſchenfreuden genießen, das Bewußtſeyn, nicht fruchtlos gearbeitet zu haben.«

Es iſt gewiß, dieſes Bewußtſeyn mußte Gedike ſelbſt auf dem Sterbebette beruhigen, und wenn einſt (im Jahre 1881) ſein ſpäter Nachfolger, bei einem zweiten Jubiläum, die Geſchichte jenes Gymnaſiums fortſetzt, ſo wird erfüllt werden, was Gedike hoffte, daß von ihm ausgeſprochen werde, er ſey durchaus würdig geweſen des Platzes, den er bekleidete *).

Der Nachtrag, welchen Gedike im Jahre 1793

---

*) Auch für den von Berlin weit entfernt lebenden Schulmann iſt die Geſchichte des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums wichtig, denn wir finden hier einen Joachim Lange, Claeſſen, Küſter u. ſ. w. und intereſſante Nachrichten von ihnen. Der Erſtere ward indeſſen faſt zu ſehr gerühmt, wenn auch gerade die hier berührte Seite, des Mannes einzige gute war. Der Zweite hat eine ſehr merkwürdige Schrift geliefert, die aber nicht ſehr bekannt geworden zu ſeyn ſcheint: Animadversiones philologico-theologicae, in quibus angelos hominesque impios inferni suppliciis nunquam liberatum iri evidentissimis scripturae testimoniis demonstratur. Berol. 1700.

bei ſeinem Übergang vom Werder zum grauen Kloſter zu dieſer Schriſt lieferte, iſt größtentheils durch perſönliche Rückſichten und Verhältniſſe veranlaßt, und weniger für die Geſchichte jenes Gymnaſiums, als für den Biographen Gedikes wichtig, denn er iſt es meiſtens ſelbſt, ja faſt ausſchließlich, von dem in jenem Nachtrage die Rede iſt. Es iſt eine misliche Sache, ſich vor das Publikum hinzuſtellen mit ſeinen Anſprüchen und Rechten, mit ſeinen Kämpfen und Siegen. Aber es kann in der That zuweilen eine ſolche Nothwendigkeit entſtehen, eine ſolche Aufgabe zu löſen, und wohl dem, der dann Kraft und Würde, Ruhe und Beſcheidenheit genug hat, um ſie auf eine ſich ſelbſt und dem Publikum geziemende Art zu löſen. Man wird nicht in Abrede ſeyn können, daß Gedike mit imponirendem Anſtand zu polemiſiren oder vielmehr die Polemik zu verhüllen wußte. Ohne daher dieſe vielbeſprochene Particulargeſchichte von Neuem beſprechen zu wollen, erinnere ich nur bei dieſer Gelegenheit, in Beziehung auf G., an das alte Wort, daß Nothwehr allenfalls auch Selbſtlob verſtattet. Indeſſen enthält dieſer Nachtrag auch noch zwei anziehende Reden, von denen die eine bei dem Abſchiede vom Werderſchen, die andere beim Antritt des Mitdirektorats am Berliniſchen Gymnaſium (1791) gehalten worden. In Beiden iſt mehr als bloß temporäre Beziehung. —

Außer jener Geſchichte des Gymnaſiums waren in demſelben Jahre 1781 noch zwei andere kleine Schriften von G. erſchienen: Praktiſcher Beitrag zur Methodik des öffentlichen Unterrichts, und die Jubelrede von den Freuden des Schulmanns. Es finden ſich in der letztern zwar einige Spuren von Eilfertigkeit, die indeſſen bei der Darſtellung eines lebendigen Gefühls oft weniger ſchadet als nutzt, indem jene Eile nicht ſelten zur Befeuerung des Gemüths dient, und, wenn ich ſo ſagen darf, wenigſtens ein Analogon von Begeiſterung erzeugt. Einer nicht geringen Anzahl von öffentlichen Lehrern, die ſo unglücklich ſind, daß ihnen ihr Berufsgeſchäft faſt wie eine Strafe, wie eine Siſyphus- oder Danaidenarbeit vorkommt, möchte vielleicht der bloße Titel: »Von den Freuden des Schulmanns« als Ironie klingen, indem ihr eignes Leben als harte Antitheſe daſteht; aber G. fühlte in der That, was er hier ſchrieb, und er war ſelbſt der beſte Beleg zu dem, was er ſo herzlich vortrug. Wahrlich, man darf ihn in dieſer Hinſicht ein ſehr reiches Gemüth nennen, da ſeine Phantaſie auch in die graueſten Wolkenzüge, die ſich ja wohl in jedes öffentliche Leben zuweilen drängen, heitere Farben zu tragen wußte. Wo gäbe es aber wol mehr ſolcher Wolkenzüge und Regentage, als in dem Leben eines Schulmanns, der gewöhnlich in den erſten Jahren ſchon Poeſie und Philoſophie, Lebensfreudigkeit und Scherz in den engen Klaſſen einzubüßen pflegt, deſſen beſte Tugend, von jeder Regſamkeit entblößt, ſich zuletzt auf eine bloße, gleichſam mechaniſche Geduld reducirt, und der, wenn ihm etwa noch ein Reſt von poetiſcher Wehmuth geblieben iſt, das ſpärliche Honorar mit dem Gedanken einſtreicht, es ſey der Lohn für den verlorenen Blüthenſtaub des Lebens. Wohl dem, der ſich hier kräftiger fühlt, der, wenn er auch ſein Amt nicht einem freudigen Triumphwagen zu vergleichen vermag, es dennoch nicht wie einen traurigen Arbeitskarren weiter ſchiebt. Mit feſtem Muthe läßt ſich alles überſehen und überſtehen, und auch der unbequemſte Schulſtand vermag der innern Welt keinen Eintrag zu thun, wenn dieſe nur in der That und Wahrheit einen Mikrokosmus bildet.

Im Jahre 1782 erſchienen die Gedanken über die Gedächtnißübungen, welche beſonders in unſrer Zeit neue Aufmerkſamkeit verdienen, da durch mehrere öffentliche Stimmen die Erinnerung an die Mnemonik der Alten wieder rege gemacht worden iſt. Man findet hier nämlich die wichtigſten Stellen der alten Schriftſteller, welche von dieſer Kunſt handeln, geordnet, und von einigen nicht unwerthen Bemerkungen begleitet. Möglich indeß, daß die Mehrheit unſrer Zeitgenoſſen, wenn auch nicht ſo geiſtreich als Themiſtokles, doch vielleicht unglücklich genug, lieber eine Kunſt der Vergeſſenheit als des Gedächtniſſes ſich aneignen möchte.

Vertheidigung des Lateinſchreibens und der Schulübungen darin, vom Jahre 1783. Es waren um jene Zeit mehrere Schriftſteller in Deutſchland aufgeſtanden, die mit den Wiſſenſchaften und dem Wiſſenswürdigen eine Reformation vorhatten, bei der wenigſtens das Polſter für die Bequemlichkeit nicht fehlte. Dem Prinzip der materiellen Nützlichkeit gemäß, wurden die Epopöendichter dem Erfinder des Spinnrades tief untergeordnet, und da der Verſuch, den Pegaſus vor den Pflug zu ſpannen, ſchon längſt gemacht worden war, ſo lag es nahe genug, der Wiſſenſchaft ein Gleiches zuzumuthen. Wie unter den Händen des Midas ſich alles in Gold verwandelte, ſo ſollte zu jener Zeit unter den Händen des Gelehrten alles wenigſtens zu eßbarem Brodte werden. Auf dieſe Weiſe nun wurde die Reihe des Wiſſens- und Lernenswürdigen durchmuſtert, Manches konnte ſeine Nützlichkeit nicht gehörig dokumentiren und wurde deshalb verwieſen. Hiezu gehörte auch das Lateinſchreiben, dem man außer der Nutzloſigkeit auch noch die Schädlichkeit vorwarf, wobei vielleicht die Erinnerung an die Pein, mit der man es ſelbſt ehedem gelernt oder zu lernen verſucht hatte, die Hitze der Anfechtung vermehrte. Gedike giebt ſich in dieſem Programm die Mühe, alle die Vorwürfe, die man gegen das Beſtreben, latein ſchreiben zu lernen, vorgebracht, einzeln zu widerlegen, welches ihm größtentheils ſehr wohl gelungen iſt. Nur wäre zu wünſchen, daß er ſich weniger auf das Prinzip ſeines Gegners eingelaſſen, ſondern es ſogleich von vorn herein als ſchlechthin unſtatthaft und unwiſſenſchaftlich verworfen hätte. Doch auch auf dieſe Weiſe, indem G. ſich ſelbſt und der zu vertheidigenden Sache ein großes Recht vergiebt, iſt es ihm gelungen, ſelbſt dem eingenommenen Geiſte Manches klar zu machen. Hieher rechne ich folgende Stelle, die um ſo mehr einen Platz verdient, da jener Streit auch jetzt noch häufig zur Sprache kommt. »Die Übung, einerlei Begriff unter mehrern verſchiedenartigen Zeichen zu denken, einen Gedanken in mehrere Formen zu gießen, verſchafft der Seele eine gewiſſe Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit, und durch die Schwierigkeiten, zu dem jedesmaligen Gedanken den angemeſſenſten Ausdruck zu finden, wird unſtreitig die Urtheilskraft genährt und geſtärkt. Wenn alſo auch ein großer Theil der zum Lateinſchreiben angeführten Lehrlinge künftig im männlichen Alter gar keine Gelegenheit erhalten ſollte, von ihrer erworbenen Fertigkeit Gebrauch zu machen, wenn dieſe Fertigkeit auch ganz wieder bei ihnen einſchlummert, ſo ſind dennoch die vortheilhaften Folgen, die auch dieſe Übungen in Anſehung des leichtern und ſchnellern Gebrauchs ihrer Fähigkeiten in ihren, wenn gleich noch ſo heterogenen, Geſchäften haben, wichtig genug, um ihre Lehrer gegen den Vorwurf, ſie ehemals mit einer ganz unnützen Sache beſchäftigt zu haben, zu rechtfertigen.»

Selbſt dann, wenn man die Sprache nur als eine Brücke betrachtet, über welche man in die herrlichen verſunknen Länder des Alterthums eingeht, ſo bildet ſie doch, um in dem einfachen Gleichniß ſtehen zu bleiben, eine goldne Brücke, und man würde nicht wohlthun, ſie abzureißen, wenn man auch ſchon in dem Lande, nach welchem man ſtrebte, angekommen iſt.

Übrigens hat wol die einfältige Eintheilung der Sprachen in todte und lebende nicht wenig beigetragen, jene Idee von der Nutzloſigkeit des Lateinſchreibens in Umlauf zu bringen.

Ein beſonderes Intereſſe erhält dies letztgenannte Programm, wenn wir uns an die Zeit erinnern, in der es geſchrieben. Es war für G. die unglücklichſte Lebensperiode, die er je zu beſtehen hatte, und die er in der That, ohne lebendige Kraft und Poeſie des Herzens — ich weiß kein andres Wort dafür — nicht würde haben beſtehen können. Deshalb werden wir denn auch nicht ohne Theilnahme und Rührung leſen können, wenn er am Schluſſe jener Schrift geſteht, daß er die naheliegende Frage: «wie es der Lehrer anzufangen habe, um ſeine Schüler auf dem kürzeſten und ſicherſten Wege und ohne Nachtheil anderer Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu einiger Fertigkeit im Lateinſchreiben zu bringen» noch zu beantworten aufſchieben müſſe, da es ihm jetzt an der erforderlichen Gemüthsruhe fehle, um dieſe wichtige Frage zu beantworten. Der ganze Aufſatz ſey unter Umſtänden geſchrieben worden, die Geiſt und Feder lähmen.

Ge-

Gedanken über die Beförderung des Privatfleißes auf öffentlichen Schulen. (1784) Sehr populäre und zweckmäßige Fragmente, z. B. »Je mehr Lehrſtunden, deſto weniger Zeit und Luſt zum Privatfleiß.« — »Die Aufmerkſamkeit in den Lehrſtunden bei dem Vortrage des Lehrers iſt gewiſſermaßen nur leidender Fleiß. Erſt durch den Privatfleiß, wo die ganze Seele freier und leichter wirkt, wird die volle Selbſtthätigkeit rege, und es iſt gewiß, daß eine einzige Stunde ſelbſtthätigen Fleißes einen jungen Menſchen weiter zu bringen im Stande iſt, als zehn Lehrſtunden, in denen er ſich bloß als eine Maſchine verhält, in die der Lehrer mit mühſamer Geduld Kenntniſſe hineingießt u. ſ. w.«

Über die Übung im Leſen. 1785. Nur wenige Blätter, aber keineswegs unwichtig, ſondern als Einleitung zu der größern Schrift zu betrachten, in welcher G., wenn auch nicht die erſte, doch vielleicht die kräftigſte Stimme gegen die widerwärtige Buchſtabir-Methode erhob. Wie ſchwer aber dergleichen eingeroſtete Gewohnheiten abzuſchaffen ſind, das erfuhr er auch, indem ſein Werk bei weitem nicht das Glück machte, welches ſeinen andern Elementar- und Kinderſchriften zu Theil wurde, ungeachtet ſeine an die Stelle der alten geſetzte ſynthetiſche Methode ſehr klar vorgetragen worden war, und der Nutzen derſelben ſelbſt einem blöden Auge einleuchten mußte. G. hatte verſprochen, daß nach ſeiner Methode jedes unverwahrloſete Kind in ſechs Wochen leſen lernen könne, und ſeine Gattin hatte den Verſuch an ihrer älteſten Tochter mit vielem Glücke gemacht. Auch in mehrern andern Familien wurde dieſe Probe angeſtellt, und faſt jedesmal mit günſtigem Erfolg; aber die Menge nahm von dem Gedikiſchen Werk wenig Notiz, und fuhr in der alten ſeit Jahrhunderten eingelernten Melodie fort, ohne ſich im Mindeſten ſtören zu laſſen, worüber ſich G. zuweilen nicht ohne gerechte Bitterkeit zu äußeren pflegte. In der That iſt Gedike's Werk ſo gut als vergeſſen, und es iſt zu bezweifeln, daß ſeine Methode jemals bei den Alltagslehrern Eingang finden werde. Es liegt in dieſen, (ſo hart es auch klingen mag) das Prinzip poſitiver Gemeinheit, und ſie wollen es dem Kinde nicht leichter machen, als ſie es vor 20, 30 oder 40 Jahren ſelbſt gehabt haben.

Das Programm vom Jahre 1787: »Einige Gedanken über Schulbücher und Kinderſchriften« nimmt den abgebrochenen Faden wieder auf, und ſucht beſonders durch ſcherzende Polemik gegen das Schlechtere, der guten Sache Eingang zu verſchaffen. Indeſſen iſt nur der, welcher den Ernſt begreiſt, auch für den Scherz empfänglich. Der Haufen iſt geſichert gegen Beides, da er ſich nach keiner Seite hin frei zu bewegen im Stande iſt.

1788 gab G. eine neue Nachricht von der Einrichtung des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums, in welchem er ſchon damals praktiſch auszuführen ſtrebte, was er vierzehn Jahre ſpäter in der Schrift: «Über den Begriff einer gelehrten Schule», theoretiſch folgerecht auseinander zu ſetzen bemüht war. Ein Auszug aus dieſen Schriften könnte allerdings von nicht geringem Nutzen ſeyn, doch würde er hier zu vielen Platz einnehmen. Nur eine Stelle, in der er den engherzigen Grundſatz der materiellen Nützlichkeit in Hinſicht auf die Erlernung der alten Sprachen zurückwirft, möge hier im Auszuge Raum finden: «Verweiſt man den Theologen, um ihm die Unentbehrlichkeit der griechiſchen Sprache zu beweiſen, auf die griechiſchen Quellen der Theologie, woraus am Ende folgen würde, daß man, wie ehedem, ſtatt aller andern ächtgriechiſchen Schriftſteller, nur das Neue Teſtament ſtudieren müſſe, ſo ſollte man auch nicht vergeſſen, daß es auch für das juriſtiſche Studium griechiſche Quellen giebt, die weit über das Zeitalter Juſtinians hinausreichen. Ich meine, daß die Römiſche Geſetzgebung urſprünglich eine griechiſche Pflanze war, die nachher nur auf ihrem neuen Boden üppig emporwuchs, und eine Menge neuer Schößlinge und Ableger trieb. Aber alle dieſe Argumente zur Empfehlung des Griechiſchen ſind im Grunde weiter nichts als Nothſchüſſe, durch die das lecke Schiff ſich in den Hafen retten will. Lieber ſey man doch ſo aufrichtig, dem Jünglinge gerade heraus zu ſagen, was vollkommene Wahrheit iſt: „Du kannſt ein verdienſtvoller Geſchäftsmann, ein vortreſſlicher Richter und Sachwalter, ein berühmter Arzt, ſelbſt ein beliebter und nützlicher Prediger ſeyn — ohne das Griechiſche, und du findeſt in allen dieſen Fächern treſſliche Männer genug, die es als Jünglinge lernten und als Männer vergaßen. Aber was folgt daraus? daß die Stunden der Jugend verloren waren, die du darauf wandteſt? Dies wäre allerdings der Fall, wenn das Studium bloß als Mittel zur Kenntniß getrieben würde, wenn es nicht vielmehr als Mittel zu einem höhern Zweck dienen ſollte, zur vielſeitigen Bildung des Geiſtes. Bequemer Jüngling, eben die Argumente, mit denen du das Griechiſche von dir abwälzeſt, kannſt du auch gegen das Latein geltend machen, das ja ohnehin nie gründlich erlernt werden kann ohne Kenntniß der griechiſchen Sprache. — — Wiſſe, daß der Geſchäftsmann, der die Stunden, die er jenen Studien als Jüngling widmete, für verloren erklärt, und dir dabei den ſehr wahren aber nur zu häufig falſch angewandten Weidſpruch: Non scholae sed vitae! entgegenruft, vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen, ohne es ſelbſt zu wollen, ein Undankbarer iſt, der nicht bloß ſein Latein und Griechiſch, ſondern auch das vergeſſen hat, daß er einen großen Theil ſeiner Brauchbarkeit jenen Studien dankte, deren innerer Geiſt ihn ſelbſt in ſeinen Geſchäften unſichtbar umſchwebt, ohne gerade zu zürnen, daß er die Materie und den für ihn abgeſtorbenen Körper dieſer Studien in die tieſe Grube der Vergeſſenheit geſcharrt hat, in die ja ſo manche Kenntniß hinabſinkt, ohne daß wir darum bedauern, ſie einſt erworben und beſeſſen zu haben.«

Was G. bei dieſer Gelegenheit zum Ruhme der Engliſchen Nation hinzuſetzt, daß bei ihr das Studium der alten Literatur am eifrigſten betrieben werde, iſt keineswegs unbedingt zuzugeben, denn es gilt nur von einem Theile jener Literatur, der rhetoriſchen, und auch hier eignet man ſich gewöhnlich nur die Römiſche Redekunſt an, nicht die Griechiſche. Nur in den ſchönen Zeiten der Eliſabeth und des erſten Jakob, konnte von einer wahrhaften Blüthe der Wiſſenſchaft und Kunſt in England die Rede ſeyn. In ſpätern Zeiten hat die unſelige Begierde nach Reichthum, und eine ins Große getriebene Rechenkunſt zu ſehr um ſich gegriffen, und in der That konnte es der letztern eben nicht ſchwer werden, den Leuten zu beweiſen, wie ſelten die Wiſſenſchaft und Kunſt der Alten, auf eine erſprießliche Weiſe ſich metalliſch umſetzen laſſe. Mit der »anroſtenden Sorge des Sparguts« verträgt ſich ſelten die höhere Sorge für Geiſt und Gemüth.

Für uns giebt es wol keinen herzlicheren Ermunterungsgrund zum Studium der Alten als den: Wir vergeſſen in ihnen am ſicherſten die Gegenwart, die mehr geeignet zu ſeyn ſcheint, Schmerzen als Freuden zu geben.

Übrigens bedenke man wohl, daß G. weder

bei der Einrichtung des Friedrichswerderſchen noch des Berliniſch-Cölniſchen Gymnaſiums, ſo vorzüglich ſie auch waren und ſind, ſein Ideal erreicht zu haben glaubte. Er ſetzt ſelbſt hinzu, daß es mit einer Schule in Eldorado noch ganz anders beſtellt ſeyn könne, und ſo wenig es auch den Anſchein haben mag, ſo iſt doch in dieſem Scherze das ſehr ernſte Gefühl der Unbefriedigtheit allerdings verborgen. Vor der Nothwendigkeit des Wirklichen ſoll indeß ein Jeder den gehörigen Reſpekt haben, und G. hatte einen ganz beſondern davor.

Unter den nächſtfolgenden Programmen erinnere ich hier nur noch an die vermiſchten Gedanken über die Methode zu examiniren, (1789) die ausführliche Nachricht von dem durch G. errichteten Seminarium für gelehrte Schulen, (1790) über welches bereits in dem zweiten Abſchnitte geredet worden iſt. Ich ſelbſt kann nicht anders als mit großer Liebe an die Zeit zurückdenken, in welcher ich ein Mitglied dieſes Inſtituts war, eine Zeit, die mir ſtets als ſehr bedeutend erſcheinen wird, und deren erfreuliches Andenken ich in meiner Seele gern bewahre.

Im Jahre 1792 hatte G. den glücklichen Gedanken, Luthers Pädagogik im Auszuge aus den Schriften dieſes herrlichen Heroen, herauszugeben, allein, wie es ſcheint, hat das größere Publikum keine beſondere Notiz davon genommen. Meiner eignen innigſten Überzeugung zuſolge, iſt in Luther der Geiſt einer durchaus vollendeten Menſchenbildung vereinigt, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß weder Zeit noch Ort dieſelbe können beſchränkt haben. Die entſchiedene Deutſchheit, die allerdings ein bezeichnendes Merkmal bei ihm iſt, widerſpricht jenem Satze durchaus nicht, denn in der reinen Deutſchheit iſt ſtets die Hinneigung vom Nationellen aus, zu einer cykliſch geſchloſſenen, aber nach allen Seiten hin verbreiteten Bildung. Auch G. ſpricht in der Vorrede zu ſeinem Programm mit warmer Verehrung von dem hohen Manne, doch faßt er ihn vielleicht mehr in einzelnen Theilen als in ſeiner Geſammtheit auf.

1793 lieferte G. einige Gedanken über deutſche Sprach- und Stylübungen. Da ich ſelbſt feſt überzeugt bin, daß unſrer vaterländiſchen Sprache unter allen modernen Sprachen der erſte Rang gebühre, ſo muß mir allerdings ſelbſt G's Schätzung derſelben nicht ganz genügen können. Indeſſen iſt die Art, wie er ſie öffentlich lehrte und lehren ließ, gewiß nicht ohne Verdienſt, da ſie, wie überall, ſo auch hier auf Gründlichkeit ausging. Er erklärt ſchon in den früheſten Programmen, daß er zuweilen mit den Mitgliedern der obern Klaſſe ein deutſches Gedicht völlig ſo durchgehe und erklären laſſe, wie ein griechiſches oder lateiniſches, eine Erklärung, die jetzt freilich nicht mehr auffallen kann, damals aber allerdings ſehr neu und befremdend war, und eben deshalb etwas Gutes wirkte.

Sehr zweckmäßig war es, daß G. faſt ganz wieder zu der Gründlichkeit mancher älterer deutſcher Rhetoriken zurückging, von denen es nicht zu läugnen iſt, daß ſie in den aufgeſtellten Grundſätzen und Regeln mehrentheils ſehr recht haben. In der Ausübung irren ſie freilich immer, ſie ſind zu unvermögend, um eine an ſich richtige Idee zur Erſcheinung zu bringen, und eine ſchwere, geſchmackloſe Zeit drückt jeden freiern Athemzug nieder. Demungeachtet läßt ſich aus ihnen, und z. B. aus den von ihnen empfohlenen Übungen: Variatio, Imitatio, Amplificatio, Contractio, manches Gute für unſre Schüler gebrauchen. Selbſt die trefflichſten Redner Griechenlands und Roms waren als Schüler an dieſe alten Formen gebunden, und hier iſt nur davon die Rede, wie dieſe gelehrt werden ſollen.

Im Jahr 1794 lieferte G. eine kurze Biographie des für das Berliniſche Gymnaſium ſo wohlthätigen Sigismund Streit, und zwar auf die einfachſte Weiſe, durch Auszüge aus den Briefen des würdigen Mannes. Es iſt eine recht ſehr erfreuliche Lektüre, und mir ſchien es, während ich dieſe Briefe las, als ſtelle ſich die gute alte Zeit, von der ſo oft die Rede iſt, zu mir hin in ihrer ſchlichten treuherzigen Weiſe. Sie ſpricht ſich überall in Streits Briefen aus, beſonders aber in den

Worten: »Mir gehört nicht der geringſte Dank. Denn es iſt Gottes Gabe, der es mir nur aufzuheben gegeben, und welchem ich es wieder zurückliefere. Nur muß man auch Gottes Güte durch Erhaltung der Mittel zur Erhaltung der Schule wo möglich auf ewig wohl anwenden, und nicht auf ſich und die gegenwärtige Zeit, ſondern auf das Künftige und auf die Nachkommen ſehen.«

In den drei folgenden Jahren feierte G. das Andenken der edeln und verdienſtvollen Schulmänner: Büſching, Michelſen und Heindorf. Es haben Einige, welche G. nicht kannten, ihm eine gewiſſe Gattung von literariſchem Egoismus vorgeworfen, und zwar ſoll Büſching der Erſte geweſen ſeyn, dem man es hie und da nachgeſprochen. Es giebt keine beſſere Widerlegung dieſes harten Wortes als die Hinweiſung auf die eben genannten Schriften, in denen überall ein Geiſt der Liebe und Wahrheit die großen Verdienſte der Abgeſchiedenen würdigt. Nur der moraliſch erkältete Menſch, der eben deshalb auch erkältend genannt zu werden verdient, vermag wiſſentlich eine Ungerechtigkeit gegen fremde Verdienſte zu begehen, nicht G., der ſein Leben an die Wiſſenſchaft hingab, und deſſen Herzen es ein wohlthätiges Gefühl ſeyn mußte, hochzuachten, wo Hochachtung verdient worden war.

Seine ſpäteren Einladungsſchriften, z. B. die Beantwortung der Frage: »Haben wir zu wenige oder zu viele Schulen?« — »über die Hülfswörter und über die Tempora des Verbums« u. ſ. w. ſind noch wol überall in zu friſchem Angedenken, als daß eine Erinnerung daran vonnöthen wäre. Eine Sammlung dieſer Schriften, oder vielmehr ein zweckmäßiger Auszug aus denſelben iſt gewiß der Wunſch der bedeutendſten Schulmänner, die Gedikes große Verdienſte zu ſchätzen wiſſen.

Gedikes Überſetzung der olympiſchen und pythiſchen Siegeshymnen des Pindar iſt bereits oben von meinem Freunde gedacht worden, und an das dort gefällte Urtheil möchte ſich wol auch ein ähnliches über G's Bemühungen um Sophokles und Plato anſchließen. Es kann ſeyn, daß man ehedem dieſe Werke überſchätzte, ſo wie man ſie jetzt vielleicht nicht genügend mehr anerkennt. Hat das alte Wort: In magnis et voluisse sat est überhaupt eine Bedeutung, ſo läßt es ſich bei dieſer Gelegenheit mit vollem Rechte anführen. So ſey es denn auch nicht minder verſtattet, an die Jahrszahl der genannten Schriften zu erinnern.

Ein edler deutſcher Dichter ermahnt die Deutſchen alles mit Ernſt und Liebe zu treiben, was ſo wohl ſtehe, da ſonſt ſo Vieles entſtelle. Dies gilt von Gedike im ganzen Umfange des Sinnes, und ſo ſey auch ſtets Ernſt und Liebe in der Beurtheilung deſſen, was er leiſtete und zu leiſten bemüht war.

IV.

Gedike wurde von den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen auch für einen bedeutenden Dichter gehalten, und es iſt nicht ſelten bedauert worden, daß ihm ſeine beſchränkte Zeit nur ſo ſelten verſtattete, ſich dieſer Neigung hinzugeben. In der That zeigte ſich die Liebe zur Poeſie ſchon ſehr früh bei ihm, und mit dieſer Liebe auch der Wunſch, der nach und nach zu einem immer heftigeren Drange wurde, ſelbſt etwas Gehaltvolles in dieſer herrlichen Kunſt zu leiſten. Das Hartabſtechende ſeines äußern und innern Lebens mußte ſchon den Knaben zu mancherlei bedeutenden Gedanken bringen, die vielleicht oft verletzend und ſchneidend genug für ihn ſeyn mochten. Doch ſind eben dieſe Schmerzen bildend für den jungen Menſchen, und er forſcht tief in ſich nach, ob es nicht Tröſtung gebe für die Härte der Außenwelt, ob ſich der Widerſtreit derſelben mit dem innern Leben nicht auflöſen laſſe. So auch Gedike. Ihn umgab in ſeiner Jugend nichts als Armuth, Mühſeligkeit und Drangſal; doch in ihm regte ſich ein feuriger Geiſt, der ſich wol gar zuweilen in kühnen

Stunden aufgelegt fühlen mochte, ſich ſelbſt eine Welt zu ſchaffen, da ihm die gegebene, vorhandene, ſo gar wenige Freude bot. Sehr oft iſt der erſte Anflug der Poeſie nur Reſultat des Schmerzens über Unbefriedigtheit, und der Sehnſucht nach etwas Freundlicherem, Beſſerem, Höherem.

In der That entwickelte ſich bei ihm ein nicht gemeines Talent, ſeine Gedanken in wohlklingenden und metriſch gemeſſenen Worten auszuſprechen, und wenn ihm daſſelbe manche einſame Stunde erheiterte, ſo hatte es für den dürftigen Jüngling auch noch den Vortheil, — warum ſollte man es nicht anführen dürfen? — daß es ihm zuweilen zu einer — guten Mahlzeit, zuweilen auch wol zu einer kleinen Geldſumme verhalf. Man war hie und da aufmerkſam auf ihn geworden, und da man ſeine Fähigkeit erkannt hatte, ſo gab man ihm nicht ſelten den Auftrag. Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenfeierlichkeiten u. ſ. w. nach Kräften zu beſingen. Die Menſchen in der Regel ſind ohnehin gewohnt, den poetiſchen Genius, etwa wie einen kurzweiligen Affen anzuſehen, der bei Gelegenheit und auf Geheiß ſeine Sprünge machen muß, damit man ſich zur Erholung von ernſten Geſchäften daran ergötzen könne. Und der arme Gedike war nun einmal gezwungen, ſeinen Pegaſus vor den Wagen mancher Spieß- und Pfahlbürger zu ſpannen, um wo möglich einen Triumphwagen daraus zu machen. Für den Schmetterlingsſtaub, der, nach der alten Sage, auf den Flügeln der Pſyche ruht, und der gewöhnlich bei dergleichen gewaltſamen Proceduren verloren geht, erhielt Gedike gewöhnlich einen — Gulden nebſt etwas Wein und Kuchen.

Aber der nervige, feurigkraftvolle Jüngling vermag Vieles zu ertragen, und es iſt keinesweges unmöglich, auch dergleichen Anſtrengungen, wie die eben genannten, zuletzt mit Scherzhaftigkeit und heimlicher Ironie zu betreiben. Für den armen Knaben, der ſo oft ungekannt und unbeachtet im Winkel ſtehen muß, und wenn er ja einmal von der geputzten Geſellſchaft um etwas gefragt wird, nur in alltäglichen currenten Gedanken antworten darf, wenn er nicht für einen wunderlich exaltirten Menſchen will gehalten werden, mit dem nicht wohl zu converſiren iſt, ein ſolcher iſt ſchon nicht ohne Freude, wenn ihm einmal irgend eine feierliche Gelegenheit, bei der man ſeine poetiſchen Künſte auffordert, Veranlaſſung giebt, die platte Welt zu vergeſſen, die um ihn iſt, und ſich zu berauſchen in erhabenern Ideen, die das halb erſtarrte Herz wieder mit milder Lebenswärme erregen. Die Groſchen, für die die Welt jene Gedanken umſetzt, werden ihn freilich wieder an das gemeinere Werkeltagsleben erinnern; aber der kräftigere Jüngling erſchrickt vor demſelben durchaus nicht, wenn ihm nur zuweilen ein freier Blick in das gelobte Land der Kunſt verſtattet iſt. — Feſt auf der Erde ſtehend ſoll der Menſch zu dem Himmel hinaufſchauen; aber nicht irre umherflattern zwiſchen beiden, wie der moderne Schöngeiſt.

Auch nicht neu iſt in dieſer Hinſicht Gedikes Schickſal, denn er theilt es, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, mit dem guten Muſäus, der ſeinem Genius nicht minder die Flügel berupfen mußte, um ſich damit warm zu erhalten in der armen froſtigen Zeit. Wie mancher andere bedeutende Schriftſteller der neueren Periode mag im Verborgenen ein gleiches Loos haben!

Der Leſer wird eine Auswahl jener Gelegenheitsgedichte in dieſem Werke mitgetheilt finden, denn in der That ſind manche darunter, die die Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen werth ſind. Das jugendliche Feuer, das reine Herz, das wir in denſelben erkennen, die oft nicht unglückliche Nachbildung griechiſcher und römiſcher Muſter, das Ringen mit der Sprache, die zuweilen dem Streben faſt gehorcht, und nicht ganz ohne Fülle und Nachdruck tönt, dies alles und vorzüglich eine gewiſſe, dem Verfaſſer ſelbſt durchaus unbewußte Naivetät, die zuweilen mitten in dem Streben nach Erhabenheit durchbricht, iſt die Veranlaſſung geweſen, dieſe Jugenderzeugniſſe dem Leſer zu übergeben. Nicht aber jeglichem Leſer, denn ein objektiver poetiſcher Werth kann jenen früheren Verſuchen keineswegeszugeſprochen werden; wohl darf ich ſie dem Leſer übergeben, der ſich bereits mit Wärme für Gedike intereſſirt. Ein ſolcher wird dem Manne, den er ehrte, gern nachſehen in die Zeit der Jugendlichkeit, wird ihn gern begleiten auch in manches arme Jahr, und ſich erfreuen an den einzelnen poetiſchen

Bildern, mit denen er ſein unſcheinbares Leben ausſchmückte.

In den reifern Jahren blieb das iſolirte Streben nach Erhabenheit ein charakteriſtiſches Merkmal der Gedikiſchen Gedichte, und nicht ſelten möchte wol mehr ein mathematiſch als dynamiſch Erhabenes erreicht worden ſeyn. Jene unbewußte Naivetät verlor ſich, doch wurden die Gedanken gedrängter, der Ausdruck geſchmückter. Ohne Zweifel verlangte Gedike ſelbſt, als Dichter, nicht höher zu ſtehen, als die Mehrheit ſeiner Zeitgenoſſen ſtanden, und es ſind auch faſt alle ſeine Gedichte Erzeugniſſe der Zeit, doch iſt er wirklich beſſer als ſie war. — Was aber begehrte das Zeitalter? Wahrheit weniger als Pracht, beſcheidenen Schmuck weniger als Putz. Die ſinnige Einfachheit, ein urſprünglicher Zug bei den ächt altdeutſchen Dichtern, wurde nicht ſonderlich mehr geſchätzt, und man ſchien derſelben gleichſam nur noch eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit einzuräumen. Ein großer Theil der damaligen Poeten ſchien ſeine Kunſt nur als eine Art von Liebäugelei und Koketterie zu betreiben, und wer es darin dem andern zuvorthat, erhielt den Preis. Das Publikum fand ſich durch jene poetiſchen Buhlerkünſte geehrt und belohnte ſie nach Kräften; bezeigte es ſich aber ja einmal ſpröder als ſonſt, ſo ruhten die Freunde des Dichters nicht eher, als bis ſie es in langen populären Recenſionen ihm eingeredet hatten, der Autor ſey in der That klaſſiſch, und ſublim genug. Das deutſche Publikum hat von jeher die Eigenſchaft gehabt, Rath anzunehmen; auch wol guten Rath, wenn er ihm gegeben wurde. Hätten nur die Hauptſprecher immer einen ſolchen ertheilen können, und wollen: auch die Maſſe der Leſenden Deutſchen wäre jetzt unendlich weiter. Wohl indeſſen der Zeit, daß auch Leſſing, Winkelmann, Klopſtock und Göthe zuweilen zu ihr ſprachen, damit doch das eigentliche Weſen, das Palladium der Deutſchen, nie ganz verloren gehen konnte: Gründlichkeit, Tiefe.

Wenn Hunderttauſende rings umher über die Größe eines Dichters einig ſind, und zu allem, was er an ſie ergehen läßt, Ja ſprechen, ſo mag es für den Einzelnen allerdings bedenklich und ſchwer ſeyn, ein kraftvolles Nein dazwiſchen zu reden. So iſt es denn gekommen, daß wir zu den klaſſiſchen Schriftſtellern und Poeten vom erſten Range, Männer gezählt ſehen, die oft nur ein einzelnes Talent dürftig ausgebildet, aber deſto prunkender zur Schau trugen, deren Poeſie ein bloßes irdiſches Wollen, ein eitles Sichſelbſt-Entfliehen, ein buntes Wortgebäude ohne Seele iſt. Da findet ſich kein reines Bild der großen Natur, kein genialiſches Auffaſſen des Menſchenlebens, oft ſelbſt nicht einmal ein inniges Gefühl, eine warme Vollherzigkeit. Dennoch heißen ſie in den meiſten unſrer Lehrbücher der Aſthetik: klaſſiſche Dichter, weil man ſich nun einmal daran gewöhnt hat, ſie alſo zu nennen. Mit andern Worten: Man thut das Unrechte, weil es das Bequemere iſt.

In neueren Zeiten, wo ſich in der That ein freierer Geiſt geregt, hat man manche dieſer literariſchen Götzen herabgeworfen, und die Unbedeutenheit oder Nichtigkeit der gerühmten Verdienſte klar genug dargethan. Aber ein großer Theil des Publikums iſt dabei in die Irre gerathen, und weiß ſeitdem nicht recht, wie es mit dem ganzen kritiſchen Weſen daran iſt, und welche Parthei es ergreifen ſoll: denn von Partheien hat es nun einmal gehört. Es giebt aber jetzt keine andere, als die es ewig gab und ewig geben wird: die Parthei der Gründlichkeit und die der Seichtigkeit.

Gewiß gehörte Gedike zu der Parthei der erſtern, wie in der Wiſſenſchaft, ſo in der Kunſt; dennoch konnte es ihm zuweilen begegnen, daß auch er einigen damals ſehr gefeierten Dichtern zu viel Einfluß über ſeine eignen Produktionen geſtattete. Man nimmt in ſeinen Gedichten zuweilen ein Misverhältniß zwiſchen der intenſiven und extenſiven Thätigkeit wahr, ein oft überſtrömendes Feuer, welches dann plötzlich wieder mit kühler Mäßigung und abgemeſſener Berechnetheit abwechſelt. Die Form ſteht mit dem Inhalte oft nur in einem zufälligen Verhältniß, es fehlt jene entſchiedene Nothwendigkeit, warum das Ganze ſo iſt und ſchlechthin nicht anders ſeyn kann. Er ſtrebt faſt immer nur nach dem vollſten tiefſten erhabenſten Ton, darum fehlt aber auch zuweilen der leitende Übergang, das ſanfte Ineinanderfallen der Gedanken und Worte, es iſt als faſſe er die poetiſche Harfe, um ſie ganz mit allen ihren Akkorden in der Gewalt zu haben, mit beiden Händen, zu ſtark an, ſie, die nur mit den zarten Fingerſpitzen ſollte berührt werden. Dies gilt von den meiſten ſeiner lyriſchen Gedichte, die wir deshalb lieber im Allgemeinen als Ergießungen eines denkenden Geiſtes, eines empfänglichen von regem Streben beſeelten Gemüths anſehen wollen; wobei die metriſche Form zuweilen nur zufällig iſt. Die Gedanken, die er uns hier mittheilt, ſind oft neu und kühn, und wenn ſie gleich faſt immer die *Farbe* des Zeitalters an ſich tragen, ſo iſt doch auch dabei billig anzuerkennen, daß es von nicht geringer Kraft zeigt, in der Zeit, die Zeit zu objektiviſiren.

Auch im Epigramme hat ſich Gedike verſucht, und in der That zuweilen mit einem Glück, das uns wünſchen läßt, er möge uns mehrere hinterlaſſen haben. Nur ſcheint er dieſe poetiſche Gattung zu einſeitig, nämlich bloß als modernes *Sinngedicht* aufgefaßt zu haben, da er doch ohne Zweifel mehr Talent für das reine Epigramm, d. h. die *Überſchrift* hatte. Leichte Beweglichkeit, *verſtändige* Fröhlichkeit, der ſich ſo leicht faſt jeder Moment des Lebens als Pointe darbietet, iſt zu der erſten Gattung erforderlich, zu der zweiten entſchiedene Oberherrſchaft der *Vernunft*, klare Anſicht, oder beſſer Überſicht der Lebensverhältniſſe, als einer Geſammtheit. Ein ſolches Epigramm iſt die poetiſche Kritik der Sittlichkeit, und, wenn es den höheren gerechten Forderungen wirklich entſpricht, eben ſo wohl als eine kleine vollſtändige Welt zu betrachten als ein

Heldengedicht mit der ausführlichſten Expanſion. Ich möchte ſagen, in dem reinen Epigramm herrſche die tugendhafteſte Poeſie, wenn das Wort nicht befremden könnte.

In Gedikes Familiengedichten ſpricht überall das herzliche Gefühl und die rege Empfänglichkeit für die Freuden des Familienlebens. Die reine Fülle derſelben erkannte er ganz, ja, es dürfte nur ſehr wenige Ehemänner und Hausväter geben, die ſich in dieſer Hinſicht mit ihm vergleichen ließen. Nur der gute und kraftvolle Mann, der den Stürmen des Lebens eine geſtählte Bruſt bieten kann, nur der in Wort und That bewährte vermag den Reiz des ſtillen anſpruchloſen häuslichen Genuſſes ganz zu empfinden, und nur er iſt würdig ihn zu fühlen. Der müſſig Weichliche, Verwöhnte ſtrebt wohl auch danach, doch ihre Quelle liegt für ihn zu tief. Er kennt das Wort nur; nicht die Sache.

Es iſt zu beklagen, daß ſo viele neuere meiſtens ſehr ſchwächliche Schriftſteller jene Freuden ſo oft mit kaltem Pathos genannt, ſo oft mit herzloſer Weitläuftigkeit geſchildert haben, wodurch nur ein flaches oder unreines Bild in der Seele des Leſers entſtehen konnte. Es iſt deshalb zu fürchten, daß vielleicht nur wenige noch recht wiſſen, welch eine Bedeutung es hat, wenn man im rechten Sinne von den Freuden der Häuslichkeit und des Familienlebens redet. Es ſind die Freuden der freieſten und doch beſtimmteſten Neigung, der angenehmſten geiſtigen Gewöhnung, die das

Leben mild begränzen und beruhigen, welches ohne dieſe innere Mäßigung und Geſchloſſenheit entweder weichlich zerfließen oder üppig zerflattern würde.

Nicht auf dem offnen Markt, im Gedräng der fremden Menſchen ſoll die reine Flamme unſers beſſeren Weſens leuchten, wie auch das Feuer der Veſta nicht dort brannte, ſondern in einem ſtillen verborgenen Heiligthume. Nur im Kreiſe unſrer Familie, vor allen aber an der Seite einer geliebten Gattin ſind wir ganz wir, das heißt wahrhafte, vollſtändige Menſchen.

Gedike's Familiengedichte ſind oft nur Andeutungen, aber, beſonders für die, welche ihn perſönlich kannten, ſehr intereſſante Andeutungen. Immer wurden ſie nur wenige Stunden vor den kleinen häuslichen Feſten gedichtet, kein Ausdruck konnte lange gewählt werden, und wie das Herz ſich gerade in dem Moment ergoß, ſo ſchrieb die Feder nieder. Daher ſind oft nur gleichſam Exponenten der Empfindung gegeben worden, die indeß den Faktor ahnden laſſen, der in der tiefen Mannesbruſt lag.

Faſſe ich endlich das Urtheil über Gedike's Beſtrebungen in dieſer Hinſicht, in wenige Worte zuſammen, ſo lautet es: Er war kein Dichter im eigentlichſten Sinne des Worts; aber er hat einige Gedichte geliefert, die dieſen Namen in der That verdienen, und ihn ohne Zweifel überleben werden.

Ein durchaus dichteriſches Gemüth hätte die Art zu leben und zu wirken, welche Gediken vom

Schickſal beſchieden war, ſicher nicht ertragen ohne Verletzung. In dieſer raſtloſen Thätigkeit nach außen hin, wo es ihm höchſtens an ſchönen ſtillen Feſttagen einmal als ſüßeſter und ſeltenſter Genuß verſtattet war, einen längern Blick in ſeine eigne innere Welt zu werfen, in einem ſolchen Gewirre von oft feindſeligen Beſchäftigungen hätte eine zartere, poetiſche Natur nicht Stand halten können. Gedike vermochte es, und dennoch gelang es ihm, den Muſen zuweilen ein Lächeln abzugewinnen, und wohl dem Manne, dem ſie auf dieſe Weiſe die herbe Rauhheit des Lebens mildern. Denn wenn ſchon die fröhlichen Griechen in tiefem Gefühl erkannten: »Ach! was haben die Menſchen doch Schönes ohne die Grazien!« wie viel mehr müſſen wir den Sinn dieſes Wortes einſehen, denen ſo manche Quelle der Lebensfreude verſiegt iſt, die jenen noch ſo reichlich zuſtrömte, wofür uns indeß unſre heiligere Religion und ein tieferes Gemüth reichlich Erſatz bieten.

Die Poeſie iſt, wie das Glück, ein reines Geſchenk des Himmels, und die lautere Bruſt des edeln bewährten Mannes iſt es werth, dieſes herrliche Geſchenk zu empfangen.

V.

Es iſt in den vorgehenden Blättern Gedike's äußeres Leben geſchildert, und dabei der mannigfaltigen und zum Theil glänzenden Veränderungen gedacht worden, die es bezeichneten. Wir haben ferner geſehen, wie er in ſeinen Ämtern und Würden waltete und würkte, wie er endlich als Schriftſteller ſeine Ideen verbreitete, ſeinem geſammten Vaterlande zu nützen, und wie er in allen dieſen Verhältniſſen ſich als einen höchſt thätigen und achtungswürdigen Staatsbürger zeigte. In allen dieſen Beziehungen offenbarte ſich ſchon das Gemüth, das Weſen in ihm, und es iſt bereits im Vorigen ſtets darauf hingedeutet worden, denn ich bin nicht geſonnen, den Menſchen ſo ganz vom Staatsbürger zu trennen, und am wenigſten bei Gedike, deſſen Streben allerdings darauf hinausging, einen Vereinigungspunkt für beide zu finden, ein Streben, das in ſich ſelbſt ſchon Belohnung findet. Verweilen wir noch auf einen Augenblick bei jenem Gedanken, ſo finden wir, daß ſich jene Trennung des Menſchen und Bürgers allerdings in dem Leben und in der Reflexion findet, ſo wie ſich in der letztern auch der Gegenſatz des Idealismus und Realismus zeigt, den nur eine höhere und religiöſere Anſicht in Eins aufzulöſen und zu verſöhnen weiß *).

Wollen wir indeſſen in dieſer Schilderung, den Menſchen in ihm, für einen Moment iſolirt betrachten, ſo mögen die eben bezeichneten Gedanken als Vorrede angeſehen werden.

Die Armuth war es zuerſt, die ihn erzog, und mit ihr die Freiheit, die ſich nicht ſelten mit jener vereinigt. Das Bedürfniß iſt ein harter

---

*) Selbſt der Künſtler ſoll ſich mit ſeiner Kunſtwelt nicht als Antitheſe der Bürgerwelt hinſtellen wollen, ein Irrthum, der beſonders mehreren Jünglingen unſerer Zeit faſt zur Gewohnheit geworden iſt und ſich bei ihnen gleichſam verhärtet, ja, ich möchte ſagen: verſteinert zu haben ſcheint. Die Kunſt iſt das Bild des Unendlichen im Endlichen. Sie dürfte ihre Endlichkeit verlieren, d. h. ſie würde aufhören als Kunſt zu erſcheinen, wenn ſie den Gegenſatz ihrer Idealität mit der Realität außer ihr verlöre. Muß nicht auch jeder Organismus den Grund der Erde haben, auf welchem er ruht? ſo bedarf auch die Kunſt ihren unorganiſchen Gegenſatz des wiſſenſchaftlichen und nützlichen Mechanismus, und der Philoſoph, der ihr dieſen Boden entzieht, erſcheint nicht anders als der Naturkundige, der den Paradiesvogel ohne Füße mahlt. Die Spötter der Nützlichkeit verſtehen ihr eignes Spotten nicht, und ſie irren gar ſehr, wenn ſie es in ſolchen Momenten mit der Kunſt gut zu meinen glauben. Allerdings iſt der Mahler mehr als der Farbenreiber, ja, es kann im Grunde von keiner Parallele zwiſchen ihnen die Rede ſeyn, das geben wir alle zu; aber der Mahler muß auch nicht gar zu preziös ſeyn, um nicht, wenn es an guten Reibern fehlt, ſelbſt in die Verlegenheit zu kommen, den Mörſer in die Hand nehmen zu müſſen. — So ſchrieb ich bereits vor mehrern Jahren, als ich an meinen Andeutungen für Freunde der Poeſie arbeitete, und ich halte es für gut, dieſe Anſicht auch hier zu wiederholen. Der Hochmuth iſt das Element des Böſen, und er beſtraft ſich am Ende mit jammervoller Verzagtheit, oder mit einem Ekel vor dem Leben, in welchem kaum mehr die Kraft zu einer Klage iſt, vielweniger zum Trotz.

Lehrer, aber ein ſicherer; nur iſt es zu beklagen, daß bei ihm ſo oft die Mittel zum Leben als der Zweck deſſelben angeſehen werden. Iſt der Arme nicht auch ein kräftiger Menſch, ſo iſt ſein Leben unerſprießlich und hat kein Gedeihen. Er betrachtet ſeine Gegenwart mit Misbehagen und ſeine Zukunft mit Angſt, den Menſchen umher räumt er zu leicht eine Superiorität ein, die ihnen nicht zukommt, und der kernige Jugendſtolz, der dem beſſeren Jünglinge ſo wohl ſtehet, weil er, wenn er wirklich der ächte iſt, und aus einer unſchuldigen und ſtarken Bruſt hervortritt, nie ohne religiöſe Beſcheidenheit ſeyn kann, jene muthige Lebensfreudigkeit iſt bei dem unkräftigen Armen nicht zu finden. Ihm mangelt die reine Theilnahme und Luſt an der Wiſſenſchaft, denn er überſchlagt ſchon jetzt, wie ſie ihn dereinſt nähren ſolle, ſein Fleiß iſt ein Kind der Furcht, die in ein hohles Leben hineinſchauet, und in jenem ein Mittel zu finden glaubt, es einſt zu füllen. Ihm mangelt die produktive Phantaſie, die in keiner beengten, von den ſcharfen Ecken des äußeren Lebens verwundeten Bruſt wohnen kann, ihm mangelt ſelbſt der Sinn und die Empfänglichkeit für die Kunſt, und mit ihr entbehrt er auch der Grazie des äußern Anſtandes, ſo daß ſein ganzes Auftreten nicht ſelten die unangenehmſten Gefühle des Beobachters erweckt. Mit einem Worte, es kommt zuletzt mit ſolchen Jünglingen wol gar ſo weit, daß ihr ganzes Weſen ein testimonium paupertatis ausdrückt und ihr Auge einen demüthigen Bettelbrief.

Wie erfreulich iſt daher der Gegenſatz, den hier der kräftig kühne, freie Arme bildet. Er entbehrt manches äußeren Gutes, mancher Behaglichkeit des Lebens; aber ihm giebt dieſes Entbehren weder Verdruß, noch Wehmuth, ſondern er findet darin eine große Aufgabe des Schickſals, die er mit Anſtand zu löſen hat. Widmet ſich ein ſolcher armer Jüngling dem Studiren, dann vorzüglich wohl ihm; denn in der Wiſſenſchaft, und in der reinen Liebe zu ihr iſt das erhebende Prinzip, das ihn über den Drang der Gegenwart emporhält, und die Philoſophie der Griechen, Römer und Deutſchen findet leichten und ſicheren Eingang bei ihm, und ſtärkt und beruhigt ihn. Es giebt wol wenig bedeutende Männer, die in ihrer Jugend nicht einmal der alten ſtoiſchen Lebensweisheit huldigten, und wenn ſie auch hinterher über manche Übertreibung lächeln, die dabei begegnen kann, ſo iſt doch einzuräumen, daß ohne die Kraft, die zu jener Übertreibung vonnöthen war, keine nachmalige reinere Bildung möglich geworden wäre.

Ein ſolcher Jüngling wird die Freundſchaft der Würdigen ſuchen, und finden; denn ſie wird faſt immer in wiſſenſchaftlicher Beziehung ihren Anfang nehmen, ſich dann immer weiter und weiter entzünden, und zuletzt ſicher und feſt daſtehen. Wer es nun ſelbſt erfahren hat, welch eine Fülle von Genuß in einem ſo wackern jugendlichen Verhältniß iſt, der wird nicht anſtehen einzuräumen, daß in ihr allein, für gewiſſe Jahre des Lebens wenigſtens, hinreichender Erſatz ſey für manche Entbehrung des Äußeren, ja, daß man die letztere oft kaum mehr anerkennt.

Auch Gedike fand dieſen Erſatz in ſich und in den Studien, denen er ſich mit ungetheilter Liebe hingab. Aber er bedurfte auch dieſer geiſtigen und körperlichen Kraft in hohem Maaße, denn ſein früheres Leben war in der That mehr als arm; es war dürftig. Er hat es oft in ſpätern Zeiten mit heiterer Miene erzählt, wie ihm oft das Nothwendigſte gemangelt habe, wie ſeine Wohnung, Nahrung und Kleidung ſo ärmlich geweſen ſey, daß ein Biograph kaum unternehmen mag in ein Detail ſich einzulaſſen. Der Wohlhabende hat ſo ſelten einen Begriff davon, wie ſich dieſes Leiden der Dürftigkeit ſo breit ausdehnt über jeden einzelnen Tag, wie widerwärtig die Entbehrung mancher kleinen oft nur wenig geachteten Bedürfniſſe, in das Leben ſelbſt eingreifen kann. Wie angenehm iſt nicht die abgeſchloſſene Einſamkeit eines freundlichen Zimmers, das ein junger Studirender das ſeinige nennen darf und wo er ſich vor jedem ſtörenden Geräuſch ſichern kann; Gedike hatte keines und war faſt immer in die Nothwendigkeit geſetzt in Geſellſchaft mit heterogenen jungen Leuten zu denken und zu arbeiten. Wie widrig iſt es für den Jüngling, in dem nur einiger äſthetiſcher Sinn wohnt, wenn ein grobes Kleid, das ihn nur vor Wind und Wetter ſchützt, ihn ſtets an die Rohheit des äußern Lebens erinnert. Denken wir nun ferner an die gemeine und armſelige Nahrung, indem er, nach ſeinem eignen Geſtändniß, oft nur einmal in der Woche eine gewöhnliche Fleiſchſpeiſe erſchwingen konnte, ſo werden wir gewiß den Jüngling hochachten müſſen, den dies ewig wiederkehrende, ich möchte ſagen, eintönige und gemeine Leiden nicht niederzudrücken vermochte.

Zu ſeiner Ehre alſo iſt dieſes Umſtandes hier ausführlich erwähnt worden, ich wiederhole es, nur zu ſeiner Ehre, denn dieſe frühere Armuth, die bei jedem minder energiſchen, und minder ſittlichen Charakter, ſo leicht manche traurige Folgen für ſeine ſpätern Jahre hätte bewirken können, erzeugte bei ihm nur Gutes und Gedeihliches. Niemals bewies er dem Reichen, als Solchem, Achtung, niemals verſcheuchte er den talentvollen und fleißigen Armen, ja ſelbſt Dürftigen von dem Studium der Wiſſenſchaften. Die Gelegenheit, in dieſer Beziehung etwas Erſprießliches zu wirken, zeigte ſich ihm auch ſehr oft, denn ſein Wort galt bei den Eltern der ihm anvertrauten Knaben und Jünglinge faſt alles. Wie oft bereitete er dem unwiſſenden, arroganten, reichen und vornehmen Jünglinge eine eben ſo ſchmerzliche als heilſame Demüthigung, wie oft hob und ſtärkte er das zurückgedrängte Selbſtgefühl des fleißigen Unbegüterten. Hiezu bot ſich ihm beſonders bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen eine bequeme Gelegenheit dar, die er auch nie ganz unbenutzt ließ. Wenn dann endlich die jungen Männer nach der Univerſität entlaſſen wurden, ſo waren ſeine

Zeugniſſe von ihnen, die er gedruckt dem Publikum übergab, der redendſte Beweis von der höchſten Unpartheilichkeit. Ohne die geringſte Menſchenfurcht tadelte und lobte er in denſelben was zu tadeln und zu loben war, und der Sohn eines regierenden Grafen hätte ihm nicht zartere Worte abgewinnen können, als der Sohn des armen Tagelöhners, wenn er die ſtrengen und tadelnden wirklich verdient hatte. Doch dieſe ruhige Gerechtigkeitsliebe war es nicht allein, die wir hier anführen dürfen, die thätige Theilnahme an den Schickſalen ſeiner Zöglinge möchte wohl noch größeres Lob verdienen, denn ſie floß aus dem Innerſten eines warmen Herzens. Er, der Mann, der alles ſich ſelbſt verdankte, ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinem Lehrertalent, ſeinem Fleiße, der für ſich ſelbſt nie bat, er bat oft mit herzlicher Wärme das geſammte Publikum um Unterſtützung einzelner Jünglinge, wenn Armuth und Dürftigkeit ſich ihren höheren Studien entgegenſetzte. Um einen ſolchen Zweck zu erreichen, ließ er ſich keinen Weg verdrießen, mochte er auch noch ſo weit und unangenehm ſeyn. In einer Zeit, wie die unſrige iſt, und die war, in der er lebte, wo ſich uns die Überzeugung (mögen wir uns auch noch ſo ſehr dagegen ſträuben) gewaltſam aufdrängt, daß die Menſchen in der Regel keiner Freundſchaft und Liebe mehr fähig ſind, (weshalb es auch ſo gar ſehr widerlich iſt, daß die Maſſe ſelbſt doch immer noch mit jenen heiligen Namen um ſich wirft) in einer ſolchen Zeit bitten zu müſſen, —

kann wol für den tieffühlenden und zugleich edelſtolzen Mann ein traurigeres Geſchäft gedacht werden? Man bedenke nur die Art, wie ſich der gewöhnliche Menſch, wenn er um etwas gebeten wird, zu benehmen pflegt, wie er da oft ſo gar kein Hehl hat mit ſeiner gemeinen Sinnesart, wie er ſich wohl gar darüber ein wenig ergötzt, einmal etwas abſchlagen zu können. Dieſe Menſchen — und ſie ſind nicht zu zählen — bindet nur Gewohnheit, Gewinnſucht oder die Nothwendigkeit des Bedürfniſſes an einander.

Aber Gedike ließ ſich durch nichts abſchrecken. Er half, wo er helfen konnte, und wenn er nicht helfen konnte, ſo hielt ihn das Bewußtſeyn ſchadlos für die fehlgeſchlagene Hoffnungen.

Der Umgang mit guten und gebildeten Menſchen erzieht allein und mit Sicherheit zur Sittlichkeit, in der man auf keine andere Weiſe unterrichten kann als durch Beiſpiel. Gedike fand Menſchen, die ſeine ganze Hochachtung verdienten, das Schickſal führte ſie ganz nahe in ſeinen Kreis, und gern gewährte er ihnen das Gefühl, welches er ihnen ſchuldig war. So entſtand in ihm ein lebendiger Trieb nach Freundſchaft, die er finden mußte, weil er ſo redlich danach ſtrebte. Wie manche achtungswerthe Männer, die nicht bloß Berlin, ſondern dem geſammten Deutſchland bekannt ſind, waren hier zu nennen; doch, um der Lebenden zu geſchweigen, werde hier nur eines Freundes erwähnt, deſſen edles, thätiges Leben durch einen zu frühen Tod leider ſchon gebrochen iſt. Ich meine Unger, mit dem Gedike anfangs nur in ſchriftſtelleriſcher Verbindung ſtand, den er aber hinterher von Jahr zu Jahr immer mehr ſchätzen und lieben lernte. Den geſelligen Talenten dieſes verdienſtvollen Mannes, ſeiner ſtillen heitern Laune, und ſeinem treffenden angenehmen Witz gelang es oft, Gedike's ſtrengen Ernſt zu mildern und ihn auf eine unbemerkte Weiſe, von zu ernſten Vorſtellungen hinweg, und zu erheiternden hinüberzuleiten. — Die Menſchen könnten einander viel ſeyn, wenn ſie nur recht wollten; dieſe beiden Männer wollten wirklich und ſo mußte es ihnen wohl gelingen.

Doch nicht immer fand Gedike's Streben nach Freundſchaft dieſe erfreuliche Befriedigung, und auch ihm mußte es zuweilen begegnen, ſich in manchem Menſchen, dem er Vertrauen gewidmet hatte, zu täuſchen. Doch er wurde nicht irre, und die Idee der Menſchheit blieb ſtets klar in ihm; denn die Liebe für die Gattung kann durch einzelne ihrer unwürdige Individuen nicht verletzt werden. Der ſchwächere Menſch allein, bei dem die Liebe nur etwas Zufälliges iſt, wird durch unangenehme Einzelnheiten in ſeinen Erfahrungen, von der Liebe ſelbſt ablaſſen.

Der wiſſenſchaftlich Gebildete bedarf der Freundſchaft ſchlechthin, faſt wie der phyſiſche Menſch des Lichts und der Luft, und man kann hinzuſetzen, daß man es auf die Länge wol kaum der Mühe werth finden würde, die letztere zu ſchöpfen, wenn nicht eben die Freundſchaft und

Liebe dem Leben Bedeutung gebe. Aber auch nur der wiſſenſchaftlich Gebildete iſt des Genuſſes reiner Freundſchaft fähig; ja, es giebt Zeiten, in denen man ſich faſt verſucht fühlen möchte, die Freundſchaft für eine Tochter der Wiſſenſchaft zu halten, ſo wie die Liebe für eine Tochter der Poeſie. Doch iſt ſie wol öfter noch die Mutter derſelben.

So wie man gewöhnlich die Freundſchaft findet, iſt ſie eher eine Qual und Pein, denn im bürgerlichen Leben gilt doch wenigſtens das Geſetz und der Zwang, der dem rohen Menſchen ſo zweckmäßig die verſtaubten Flügel zuſammenbindet, aber wenn ein ſolcher ein nach ſeiner Art freundſchaftliches Verhältniß eingeht, ſo öffnet er ſich leider ganz, und ohne Rückſicht läßt er dem verworren trüben innern Lebensſtrom den freien Gang. Die Freundſchaft und Liebe roher Menſchen iſt faſt immer nur eine Art von verhaltenem Grimm, wobei die wechſelſeitige Erlaubniß gegeben wird, ſich durchaus keinen Zwang anzuthun, ſo daß in der That der Feind eines rohen Menſchen es beſſer hat, als der Freund.

Nur der, welcher des Gefühls der wahren Freundſchaft fähig iſt, nur der vermag zu lieben. Dieſe lebendigſte, mächtigſte und heiligſte aller Empfindungen iſt leider ſo vielfältig und nicht ſelten ſo verworren beſprochen worden, daß man beinahe neue Worte erfinden, oder wenigſtens die alten umbilden müßte, um mit ganzer Eindringlichkeit davon zu reden. Ohne ſie iſt des Menſchen Leben eine breite Maſſe, der die Form und Geſtaltung fehlt, ohne ſie gelangt der Menſch nicht zu dem Bewußtſeyn ſeiner Geſammtheit, ohne ſie zu keiner Freudigkeit an ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt, ohne ſie geht ſein Streben an etwas Unbeſtimmtes oder Unwürdiges verloren, oder der Menſch verhärtet und erkältet ſich ſelbſt gewaltſam, wenn er der unwürdigen Gegenſtände inne wird, auf die bisher ſein Streben gerichtet war. — — In Gedike's Gemüth mußte die Leidenſchaft der Liebe deſto höhere Flammen ſchlagen, je reiner, kräftiger und unſchuldiger noch ſein Herz war. Er war ein ſtiller, fleißiger, gelehrter Mann von ſieben und zwanzig Jahren, als ihn zum erſten Male jenes Gefühl ergriff, das er bisher nur, dem Namen nach, aus griechiſchen und römiſchen Dichtern kennen gelernt hatte. Aber den unvorbereiteten, energiſchen Jüngling, der ſeiner Phantaſie nimmer das Schwelgen in ſüßen aber vagen Empfindungen verſtattet, ergreift die Liebe nur deſto tiefer. Sein ganzes Weſen war wie umgewandelt, und ein neues Leben, anziehender und blühender und farbiger als das, welches er bisher durchwandelt hatte, lag jetzt vor ſeinen Blicken.

Doch dieſe Ausſicht verlor ſich bald, denn ihn traf das härteſte Loos, welches ein liebendes Herz nur treffen kann, ein Loos, von dem der Glückliche kaum ein entferntes Bild, kaum eine leiſe Vorſtellung erſchwingen kann: ſeine innige Neigung fand einige Jahre hindurch keine Erwiederung.

derung. Ja, ſelbſt dann, als eine günſtigere Ausſicht ſich ihm zeigte, als endlich die Hoffnung zur Erreichung ſeines heißeſten Wunſches ihm ganz nahe zu treten ſchien, ſelbſt dann noch hatte das Schickſal den bittern Schmerz der Fehlſchlagung für ihn bereitet. Bei dieſem Leiden hätte vielleicht auch ein kräftiges Herz brechen können, oder doch wenigſtens ſeine innere Harmonie verlieren mögen, denn auch ein energiſches Gemüth erträgt faſt immer nur die Schmerzen mit Standhaftigkeit, die es als nothwendig zu ſeiner Bildung betrachtet, nicht die, welche es als einzelne herbe Verletzungen ſeines innern Weſens empfängt, und bei denen es ihm ſcheinen kann, als walte dabei nur ein Spott des Schickſals über ihm. Aber Gedike verzagte nicht, und bei allen Schmerzen, die er, ſo wie die Leidenſchaft aus der ſie floſſen, nicht bekämpfen konnte, blieb er immer er ſelbſt, und ſelbſt in der traurigſten Zeit ſeines Lebens, als ſelbſt ſeine Freunde ihn kaum mehr begriffen, blieb er ſich ſelbſt klar in ſeinem Gefühl und dem Ziel ſeines Strebens. Und ſo erſchien denn endlich die Zeit wirklich, wo er es erreichte.

Ich habe hier den wichtigſten Abſchnitt aus Gedikes innerer Lebensgeſchichte mit kurzen Worten angedeutet. Ich könnte eine ausführliche Erzählung von dieſer Periode geben, denn ich bin in dem Beſitze aller Briefe, die, durch jene endloſe Neigung veranlaßt, geſchrieben wurden. Dieſe Briefe, die ein höchſt anziehendes Gemälde von einer Liebe darbieten, wie wir ſie nur in den

Werken der glühendſten Dichter zu finden gewohnt ſind, bilden gewiſſermaßen ein Ganzes, und außer ihrer innern Lebendigkeit und poetiſchen Kraft und Wärme, haben ſie auch für den tiefern Menſchenbeobachter, der im Einzelnen die Gattung erkennt, einen unläugbaren Werth. Gedike ſelbſt geſteht in einem Schreiben an eine ihm ſehr werthe Freundin, daß jene Briefe einen vollſtändigen Aufſchluß über ſeinen ganzen Charakter geben, er hat ſie in ſpätern Jahren oft mit Rührung betrachtet, ja ſogar gegen einen ſeiner Verwandten den Wunſch geäußert, daß ſein zukünftiger Biograph ſie dem Publikum mittheilen möchte.

Einige meiner Bemerkungen über G. als Menſchen, die vielleicht Manchen befremden könnten, der ihn bloß als Gelehrten und Bürger von fern beobachtete, kann ich nur durch jene Blätter der Liebe belegen.

Von jenem Zeitpunkte an, in welchem ihm dies Gefühl der Liebe aufging, entwickelte ſich ſein ganzer innerer Menſch mit Freiheit und Beſtimmtheit, und hinterher iſt keine bedeutende Veränderung mehr mit ihm vorgegangen. Die wahre Liebe entſcheidet immer für das ganze Leben, und der hat ſie nie gekannt, der da meinen kann, ſie nehme ab in der Ehe. Nur der, deſſen ganzes Leben verfehlt war, konnte eine ſolche Meinung aus ſeiner inneren Unſeligkeit hervorgehen laſſen.

Ohne die Liebe wäre G. vielleicht auch der Religion entfremdet worden, denn wir wiſſen, in welcher Zeit er lebte. Es war die Zeit des frechen Unglaubens, wo eine unheilige und oberflächliche Klügelei als freie Weisheit ſich darzulegen bemühte, wo die, die ewig nur in den Propyläen wandeln, an dem innern Allerheiligſten zu zweifeln wagten, und wo oft eine innere Zerriſſenheit oder auch wohl Hohlheit und Leere als Aufgeklärtheit galt. Aber, wie ſo manche einzelne wackre Männer, ſo nahm auch Gedike an dieſem Unweſen keinen Theil, ſollte auch der Anſchein in einigen Fällen wider ihn ſprechen. Die Religion lag tief in ſeinem Herzen und in ſeiner Liebe. Das entſcheidet.

Gedike war Vater von fünf Kindern, die er mit einer Zärtlichkeit liebte, von welcher nur der einen Begriff hat, der ſelbſt Vater iſt oder war, oder es zu ſeyn verdiente. Kein Geſchäft war ihm ſo wichtig, ſo heilig als ihre Erziehung, und niemals hat er Mühe, Anſtrengung und Koſten geſcheuet, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Wir wiſſen, wie durchaus beſchränkt ſeine Zeit war, dennoch wußte er für ſeine Kinder Zeit zu gewinnen. Außer daß ſie täglich regelmaßigen Unterricht bei den geſchickteſten Lehrern Berlins erhielten, gab er ihnen ſelbſt noch am Abend ſpät eine Lehrſtunde, in welcher er beſonders die Wiſſenſchaften von der erfreulichen Seite zu zeigen bemüht war. Selbſt die Tiſchzeit ſuchte er für den Unterricht zu nutzen. — — Über das ſittliche Betragen aller ſeiner Kinder hielt er ſogar Tagebücher, die noch jetzt, als ein rührendes Dokument edler Vaterliebe, von ſeiner Familie aufbewahrt werden. Seinem Blicke entging faſt nichts, er bemerkte jede Neigung, jeden Fortſchritt, und wohl ihm, daß ſeine liebevollen Bemühungen belohnt wurden. Für die Sittlichkeit ſeiner Kinder war ſein Leben ſelbſt der beſte Unterricht.

Man hat Gedike ein zu raſches Streben nach Celebrität, und eine zu große Liebe zum Erwerb vorgeworfen. Das erſtere könnte man vielleicht, unter gewiſſen Einſchränkungen, einräumen; denn allerdings klang auch ihm die Stimme des Ruhms reizend, und die kräftige Lebendigkeit, die in ihm wohnte, die Wichtigkeit und Luſt, mit der er das Leben betrachtete, mußte ihn ohne Zweifel für jene Stimme noch empfänglicher machen. Doch er war nur ſtolz, nicht eitel, denn nur das Lob des Mannes, der ſelbſt Lob verdiente, hatte Werth für ihn und konnte ihn erfreuen.

Der zweite angegebene Vorwurf iſt nichtig, ſo wie faſt immer, wenn ihn ein Dritter gegen einen Mann macht, der ſich ſelbſt klar iſt, und keine Zufälligkeit in ſeinen Handlungen leidet. Dem Ehemann und Vater iſt die Pflicht für reichlichen Erwerb zu ſorgen, ſonſt wol noch nie beſtritten worden, und ob er darin zu viel oder zu wenig thut, darüber entſcheidet der Menſch am beſten ſelbſt. G. mag allerdings die Dinge, die wirklich in das proſaiſche Leben fallen, profalſch genommen haben, aber man vergeſſe nicht, daß es auch eine ſehr reine Proſa giebt, wie z. B. die in Xenophons Öconomicus.

Er liebte es zuweilen, die Neigungen des Herzens mit den Pflichten des Bürgers in Streit zu verſetzen und den letztern, für den Moment wenigſtens, den Sieg einzuräumen. So z. B. erlaubte er es ſich faſt niemals, um einer Einladung, eines Feſtes oder irgend einer Vergnügung willen, den öffentlichen Unterricht auszuſetzen. Der innere Triumph, den er bei ſolchen Gelegenheiten bei dem Siege über ſeine Neigung fühlte, verſchaffte ihm mehr Genuß, als irgend ein Feſt ihm hätte gewähren können.

Es iſt kaum glaublich, und dennoch buchſtäblich wahr, daß Gedike, ſogar an ſeinem Hochzeittage — und mit welchem Gefühle mußte er dieſen ſo lang erſehnten Tag feiern? — ſein öffentliches Amt ſo treulich verwaltete, daß er alle ſeine Stunden ſelbſt hielt, Stunden, die in der That eine ſtets gegenwärtige Geiſtesanſtrengung erforderten, und durchaus keiner bloß mechaniſchen Fertigkeit Raum verſtatteten.

Wenn er aber gegen ſich ſelbſt ſtreng war, ſo war er es auch gegen andere, denn nur der, der ſich des erſtern bewußt iſt, darf ohne Erröthen das letztere. Man hat hie und da gemeint, er ſey zuweilen auch wol zu ſtreng geweſen, doch dieſer Tadel zerfällt in ſich ſelbſt, als gehalt- und bedeutungslos. Der gerechte Mann, der von ſich ſelbſt die Erfüllung jeglicher Pflicht fordert, darf ſie auch von andern als unerläßlich fordern, und der beſſere Schüler wird es dem ſtrengen Lehrer Dank wiſſen, daß er ihn ſchon frühe lehrte, wie ſtreng einſt das Leben ſelbſt gegen ihn ſeyn wird. Darum ſey auch Gediken Dank gebracht, von Allen, die ihn kannten, ein Dank recht aus der Fülle des Herzens.

Wer in ſeinem ganzen Leben nur das Gute redlich will, und die Einigkeit mit ſich ſelbſt ſtets zu behaupten weiß, der erwirbt ſich den höchſt einfachen aber herzerhebenden Ruhm, daß man von ihm ſagen darf: Er war ein Mann!

Auswahl aus Gedike's Papieren.

Dem Leſer.

Da in der Biographie des verewigten Gedike, bereits an mehrern Orten von den folgenden Papieren die Rede geweſen iſt, ſo bedarf es hier nur weniger Worte als Einleitung zu denſelben.

Ich räume willig ein, daß ich bei der Auswahl dieſer Papiere nicht immer ſeh. ſtreng geweſen bin, und daß ich allerdings Manches aufgenommen habe, welches eine objektive Vorzüglichkeit und ein allgemeingültiges Intereſſe nicht bezeichnet. Da ich indeſſen bei dieſer Auswahl beſonders einen biographiſchen Zweck hatte, und mir daher alles von beziehungsreicher Wichtigkeit ſeyn mußte, was als Reſultat des Gedikiſchen Charakters da ſtand, ſo wurde dadurch der Maaßſtab zu der Beurtheilung ſeiner Papiere verändert. Überhaupt denke ich mir die Leſer, wenigſtens den größten Theil derſelben, als ſchon mit Gedike befreundet, und wenn dieſe nur immer ihn finden, ſein Wollen und Anſchauen, ſo werden ihnen dieſe Papiere nicht unwichtig ſeyn können. Man findet hier:

Briefe an ſeine Gattinn, auf einer Reiſe durch Deutſchland und Italien (vom Jahre 1797.)

Briefe an Gönner und Freunde, (nur als Probe aus der unzähligen Menge, die ſich geſunden, ausgewählt.)

Fragmente aus einem Reiſetagebuch vom Jahre 1789. Auch dieſe ſtehen hier nur als Probe dieſes intereſſanten Tagebuchs, worin überall ein ſehr freies Urtheil über gelehrte Männer und gelehrte Inſtitute zu finden iſt. Manches darin iſt zu individuell und kann dem Drucke nicht übergeben werden; Manches andere gebe ich vielleicht künftig.

Eine Sammlung der Gedikiſchen Gedichte, die ich in gewiſſer Hinſicht vollſtändig nennen darf, indem ſelbſt die charakteriſtiſcheren poetiſchen Jugendverſuche, und mehrere Familiengedichte nicht ausgeſchloſſen worden ſind, worüber ich mich in der Biographie ſelbſt deutlich erklärt habe. Außer dieſen bisher noch nie gedruckten Gedichten, finden ſich hier auch die bedeutendſten ſeiner ſpäteren Poeſien, die bisher auf die unbequemſte Weiſe zerſtreut waren, und eben deshalb dem entfernteren Publikum bei weitem nicht ſo bekannt geworden ſind als ſie es verdienen. G. ſelbſt wünſchte oft, eine ähnliche Sammlung zu veranſtalten, aber der Tod vereitelte den Plan.

Was ein edles Gemüth wollte und ein denkender Geiſt in gemeſſener Sprache aufbewahrte, darf und kann ſelbſt in den bewegteſten Wogen der Zeit nicht untergehen.

Im December 1807.

Franz Horn.

I.

Briefe aus Italien.

Vorerinnerung.

Es iſt oben einer Reiſe gedacht worden, welche Gedike im Jahre 1797 nach Italien machte, wobei zugleich erinnert wurde, daß er dieſelbe mit der größten Schnelle begann und endigte. Schon dieſer Umſtand läßt vermuthen, daß die Ausbeute aus den Briefen, die er von jenem herrlichen Lande her an ſeine Familie ſchrieb, nicht bedeutend ſeyn könne, ſobald wir Bemerkungen über das Lokale, Temporelle und Nationelle erwarten, wozu ſich ihm, wenn er ſich ſelbſt nur mehr Muße verſtattet hätte, ohne Zweifel die trefflichſte Gelegenheit würde dargeboten haben. Wir Deutſchen ſind bekanntlich nicht arm an Schriften aller Art die von jenem Lande handeln, die uns über das Eigenthümliche ſeiner Bewohner, ſeiner politiſchen Verhältniſſe, die Stufe ſeiner intellektuellen beſonders äſthetiſchen Bildung u. ſ. w. ausführliche und gründliche Nachricht geben, und wir räumen um deswillen jenen Schriften einen nicht geringen Werth ein. Von dieſer Seite betrachtet ſind Gedike's Briefe aus Italien ſehr unfruchtbar, denn ſie enthalten in der That über jenes Land faſt gar keine Notizen, und wenn nicht die Aufſchriften: Mailand, Florenz, Rom u. ſ. w. uns an Italien erinnerten, ſo würde man ſie ihres bloß individuellen Inhalts wegen aus jedem andern beliebigen Orte datiren können. Sind deshalb ſo manche Briefe intereſſant weil ſie von Italien handeln, ſo ſind Gedike's Briefe aus demſelben Lande nicht minder intereſſant, weil ſie nicht von Italien handeln. Es würde mich unangenehm befremden, wenn auch nur einer meiner Leſer in dieſer antithetiſchen Wendung Ironie ſuchen wollte, da ich im Gegentheil mit rechtem Ernſt darauf aufmerkſam machen möchte, (was freilich ſchon ein altes Wort iſt, das aber nie veralten kann) daß der Menſch dem Menſchen doch immer das Intereſſanteſte ſey, und daß die Verhältniſſe der Liebe und Ehe, dem Herzen näher ſind, und ihm höhere Freuden geben, als die Umgebungen, ſelbſt die lebendigſten und mannigfaltigſten der Natur. Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich daß auch Gedike ſehr oft dieſes Gefühles inne wurde, doch vielleicht nie ſo tief als auf der genannten Reiſe, die er, um ſich von ſeinen mannigfaltigen mühevollen Arbeiten zu erholen, unternommen hatte. Schon in Zehlendorf (2 Meilen von Berlin) fühlte er das Bedürfniß ſich mit ſeiner Gattin zu unterhalten, und er ſchrieb von dort aus den erſten Brief. Von Potsdam den zweiten, von Leipzig den dritten, von Gera den vierten. Man möchte darüber lächeln, wäre nur ein ſolches Lächeln nicht ſelbſt des Belächelns werth.

Aus Nürnberg ſchrieb er den fünften vom 22. Jun. datirten Brief, aus dem hier Folgendes mitgetheilt werden mag: »Mein letzter Brief, theuerſtes Weib, war aus Gera, und an D—s Onkel eingeſchloſſen, durch den Du ihn erhalten haben wirſt. — — Dies iſt nun eigentlich der fünfte Brief, den ich an Dich ſchreibe (aus Zehlendorf, Potsdam, Leipzig, Gera) und ich habe noch keinen von Dir. Aber Deine Schuld iſt es ja nicht. Groß wird indeſſen meine Freude ſeyn, wenn ich in Zürich den erſten Brief von Dir erhalte. Ach, und die Freude des Wiederſehens, wie groß wird dieſe ſeyn! Doch ich ſpreche ſchon von Wiederſehn und bin noch keine Woche weg! — Aber warum ſollte ich nicht ſchon daran denken, und durch dieſen Gedanken mich immer wieder aufheitern, wenn ich einmal mich über die weite und täglich größer werdende Entfernung von Dir bekümmere? u. ſ. w.

Zürich, 30. Junius 97.

Meinen letzten Brief aus Ulm wirſt Du erhalten haben, theuerſtes Weib. Von da bis hierher war es nicht möglich wieder zu ſchreiben, und hier hatte ich ſogleich bei meiner Ankunft (am 27. Jun) geſchrieben, wenn es hätte etwas helfen können. Doch die Poſt geht doch erſt morgen

Abend ab, und wie ich höre, kann dieſer Brief leicht 14 Tage alt werden, ehe er in Deine Hände kommt. Ich würde nicht 3 Tage in Zürich geblieben ſeyn, ſondern wahrſcheinlich nur einen einzigen Tag, wenn ich, wie ich hoffte, hier einen Brief von Dir vorgefunden hätte. Wie würde ich mich gefreut haben, aber ich hatte mir vergebens mit dieſer Freude geſchmeichelt. Aber heute Abend kömmt wieder die Poſt, welche Briefe aus Berlin bringt, und bloß darum bin ich bis heute Abend geblieben um die Ankunft der Poſt abzuwarten. Aber ach! wenn auch diesmal meine Hoffnung fehlſchlagen ſollte! — Doch nein, das wird gewiß nicht geſchehen. Auf jeden Fall biſt Du nicht Schuld daran. Man hat mich hier freundſchaftlich aufgenommen, aber dennoch wäre ich auf keinen Fall 3 Tage hier geblieben, hätte mich nicht der Wunſch, doch erſt einen Brief von Dir zu erhalten, zurückgehalten. Von hier mache ich mich gleich morgen auf den Weg nach Italien, über den Gotthardsberg, wodurch meine Reiſe ſehr abgekürzt werden wird. Die Entfernung von Dir wird alſo immer größer, aber eben darum wird auch meine Sehnſucht nach Dir und unſeren Kindern immer größer. Man ſagt von den Schweitzern, daß ſie außer Landes leicht das Heimweh bekommen. Mir geht es jetzt in der Schweitz eben ſo, und kämen nicht ſehr viele Urſachen zuſammen, die mich bewögen, den angefangenen Plan fortzuſetzen, ſo würde ich ſchon nach einigen Wochen in Berlin ſeyn. Aber ich werde nun ſchon den Julius und den größten Theil des Auguſt's in Italien zubringen müſſen, und ich verſpreche mir davon allerdings ſehr viel Vergnügen, aber wie viel größer würde mein Vergnügen ſeyn, wenn ich Dich zur Seite hätte. — — — — — — — — — — — — — —

Schreib doch ja oft, und zweimal in der Woche. Ich lechze nach Nachrichten von Dir und meinen Lieben.

Mailand. 7. Jul.

Bedaure mich, theuerſtes Weib. Ich bin nun ſchon in Italien und habe noch keinen Brief von Dir. Und doch kann ich Dir nicht ſagen, wie ſehnlich ich nach Nachrichten von Dir verlange. Aber es ſcheint faſt daß ich nicht eher als zu Rom einen Brief von Dir finden werde. Du kannſt gewiß nicht dafür, davon bin ich überzeugt. Aber die Poſten in dieſen Gegenden gehen freilich nicht gar regelmäßig, und da alles durch eine dritte Hand geht, ſo iſt es auch möglich, daß ein Brief ganz verloren gegangen. Ich hoffe, daß Du meine Briefe regelmäßiger erhältſt. Mein letzter Brief war aus Zürich, wo ich eben in Erwartung eines Briefes 3 Tage geblieben war. — — — — — — — — Am 1. Julius fuhren wir bis Schweiz. Am 22. Julius über den Waldſtädter-See nach Altorf im Canton Uri. Von hier ging unſre Gotthardsreiſe an. Mit Wagen kann man hier nicht mehr fahren, ſondern die Bagage ward auf ein Pferd gepackt, und auf einem andern ward abwechſelnd geritten, da mir das ununterbrochene Reiten zu beſchwerlich war, und ich lieber zu Fuß einen großen Theil des Gotthard hinaufſtieg.

Wir kamen am 2. Juli bis Waſen, am Fuß des Gotthard, wo wir in einer elenden Dorfſchenke übernachteten.

Der 3. Juli war der merkwürdige Tag, wo wir den Gotthard erſtiegen, und zugleich ſchon wieder herunterſtiegen. Wir übernachteten in dem ſogenannten Zollhauſe auf der Italieniſchen Seite. Am 4. Jul. befanden wir uns ſchon in Italien, oder genauer in der Italieniſchen Schweiz. Die deutſche Sprache verſchwand allmälig. Wir kamen bis Bellinzona, einem artigen Städtchen in der Italieniſchen Schweiz. Bis hierher brachten uns unſere Pferde aus Altorf, die wir hier dem Treiber zurückgaben, ſo wie wir hier auch unſeren aus Zürich mitgenommenen Lohnbedienten abdankten, da er ſelbſt nicht weiter mitwollte, auch aus Mangel der Kenntniß des Italieniſchen nicht viel mehr helfen konnte.

In Bellinzona wurden neue Pferde gemiethet die uns am 5. Jul. bis Lugano brachten. Hier mußten wir uns einſchiffen, und waren nach drei Stunden über den angenehmen Luganer See. In Capo di Lago konnten wir endlich nach 4 Tagen wieder fahren. Wir fuhren noch den Abend ab nach Como, einer Mailändiſchen Stadt, wo wir einige Stunden der Nacht auf ſchlechten Betten ausruheten. Endlich geſtern Vormittag (6. Julius) trafen wir um 9 Uhr in der großen Stadt

Mailand

Mailand ein, in der wir geſtern und heute viel Merkwürdiges geſehen haben. Ich würde morgen ſchon weiter reiſen nach Florenz, wenn nicht gerade morgen ein großes Nationalfeſt, nämlich das Föderationsfeſt der neuen Lombardiſchen Republik ſeyn ſollte. Man würde mir es vermuthlich ſehr verdenken, wenn ich dieſe Feierlichkeit nicht abwarten ſollte. Wahrſcheinlich erhältſt Du dieſen Brief einen Poſttag früher, ehe Hr. B — dieſes Feſt in den Zeitungen beſchreiben kann. Lies dann alſo den nächſten Zeitungstag nach Empfang dieſes Briefes den Artikel aus Mailand, und denke dann daran, daß ich alles mit angeſehen habe, wenigſtens anzuſehen ſuchen werde, was Hr. B — gar ſchön beſchreiben wird. Es iſt heute ſchon hier ſehr lebhaft, da aus allen Städten der Lombardei Deputirte und Nationalgarden herkommen. Mit meinem Italieniſchen Sprechen geht es ziemlich. Ich kann wenigſtens verſtehen und mich verſtändlich machen. Indeſſen ſpreche ich wo ich kann, gern franzöſiſch, welches freilich hier auch die meiſten gebildeten Menſchen verſtehn.

Wir ſind übrigens beide recht geſund, und die allerdings nicht geringen Beſchwerlichkeiten der Reiſe haben uns nicht viel angefochten. Meinen Wagen habe ich in Zürich ſtehen laſſen, wo ich alſo auf jeden Fall wieder bei der Rückreiſe eintreffen muß. Aber ach! das iſt noch lange hin, und doch kann ich Dir nicht ſagen, wie ſehr ich wünſche, wieder bei Dir zu ſeyn. Indeſſen wäre es kindiſch nun den einmal angefangenen Plan aufzugeben. — —

Florenz den 18. Julius.

— — — — — — ich ſelbſt habe nun, da ich an 130 Meilen von Dir entfernt bin, erſt einen einzigen Brief von Dir erhalten. Ich erhielt ihn in Mailand noch wenige Stunden vor meiner Abreiſe, und ich kann Dir nicht ſagen, wie herzlich ich mich darüber freute, obgleich es der erſte Brief war, den Du nur 4 Tage nach meiner Abreiſe geſchrieben. Eine Stelle in demſelben hat mich indeſſen ſehr beunruhigt. Du ſchreibſt, Du wünſchteſt nun bald zu erfahren, wohin Du Deinen zweiten Brief addreſſiren ſollteſt! — — — — Wie unglücklich bin ich durch dieſes Misverſtändniß! — — — Ich hoffe doch, in Rom mehrere Briefe von Dir vorzufinden, denn ich habe in Zürich Ordre gegeben, mir von dort alle Briefe, die nach dem allererſten kommen würden, nach Rom nachzuſchicken. — — Ach! ich ſchmachte nach Nachrichten von Dir und unſern Kindern! — Übrigens geht es mir ſehr wohl, außer daß es gewaltig heiß iſt. Auch D*** iſt ſehr geſund.

Ich hoffe, daß auch Ihr alle geſund ſeyd, und das Vergnügen des Gartens recht genießet. Mit meiner Seele bin ich ſtets bei Euch. Sogar im Schlaf träume ich nichts als von Euch. Dieſe Nacht z. B. habe ich viel von unſerm W** geträumt. Schreibe mir doch ja recht viel und recht oft. In einer ſo weiten Entfernung iſt jede Kleinigkeit höchſt intereſſant. Das Tagebuch, das Du zu halten angefangen, wird mir bei meiner Wiederkunft viel Vergnügen machen. Fahre alſo ja damit fort.

Dieſer Brief wird wol 3 Wochen alt werden, ehe Du ihn erhältſt, und dann habe ich gewiß ſchon meine Rückreiſe angetreten. Für jetzt geht es noch an 80 Meilen weiter, nämlich etwa 40 bis Rom, und von da auch gegen 40 nach Neapel. Mehr als 3 Wochen aber hoffe ich ſollen mir beide Städte nicht koſten. Die Idee, mich von da an Dir immer wieder mehr zu nähern, hat etwas ſehr ſüßes für mich. O die Stunde des Wiederſehens wird eine Stunde des Entzückens für mich ſeyn! Aber noch iſt ſie ſieben bis acht Wochen fern. Doch wenn Du dieſen Brief erhältſt, vergehen etwa noch 4 Wochen, und ich bin wieder ganz dein.

Rom den 22. Julius.

Vorgeſtern, meine Theuerſte, bin ich ſpät Abends in Rom, in dieſer ehemaligen Hauptſtadt der Welt, angekommen. Ich wohne bei Hrn N*** der mich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen hat. Er ſchrieb mir nach Florenz, er habe ein Quartier für mich beſtellt, und als ich in der mir gegebenen Addreſſe ankam, ſo war es ſeine eigne Wohnung. Geſtern und heute habe ich mich müde gelaufen, und eine Menge großer und ſchöner Gegenſtände geſehen, von denen ich künftig lieber erzählen als jetzt umſtändlich ſchreiben will. Dir kömmt es ja jetzt doch vornehmlich nur darauf an, zu wiſſen wo ich bin und wie mir's geht. Gottlob ich bin noch immer recht wohl und D*** auch. Übermorgen, oder wenigſtens am Dienſtag, reiſen wir von hier nach Neapel, das noch 40 Meilen von hier iſt. Dies iſt dann der äußerſte Grenzpunkt unſerer Reiſe, und wenn Du dieſen Brief erhältſt, bin ich, ſo Gott will, weder in Neapel noch in Rom mehr, ſondern höchſt wahrſcheinlich ſchon um ein großes Theil näher an Berlin. Drei Wochen werden freilich vergehen, ehe Du dieſen Brief bekömmſt, und dann bin ich auf dem Wege nach Venedig. — — — — — — — — — Ich freue mich gar herzlich, daß Ihr alle geſund ſeyd. Ach! wenn ich erſt wieder bei Euch ſeyn werde! Wirklich meine Seele iſt viel mehr in Berlin in der Kloſterſtraße als in Rom. Ich habe mir die Trennung von Dir und meinen Lieben nicht ſo peinlich gedacht. Alles — alles erinnert mich an Dich. Wahrlich ich hätte große Luſt ſelbſt die Reiſe nach Neapel aufzugeben, wenn ich nicht beſorgte, daß alle Welt es mir verdenken würde, ſo nahe geweſen und nicht hingereiſt zu ſeyn. Aber ich werde eilen von da zurück nach Rom, von Rom nach Florenz, von Florenz nach Venedig, von Venedig nach Zürich. So Gott will bin ich in der Mitte des Septembers wieder in Deinen Armen, alſo wahrſcheinlich 4 oder 5 Wochen nachher, nachdem Du dieſen Brief erhältſt. Wer ſo viel häusliches Glück als ich genießt, ſollte vielleicht gar nicht reiſen. Doch eben dieſe Reiſe hat mich den Werth meines häuslichen Glücks doppelt kennen und ſchätzen gelehrt. O, meine Theure, wie habe ich es ſo innig gefühlt, wie viel ich entbehre, indem ich Dich entbehre. Aber ich genieße auch ſchon im Voraus der feſtlichen Freude des Wiederſehens, und dann will ich mit D*** in die Wette erzählen, wo, wenn, und wie ich an Dich gedacht, und mich in meinen häuslichen Zirkel verſetzt habe. Lebe wohl, theures Weib, und grüße alle Verwandte und Freunde.

Rom den 25. Julius.

Erſt vorigen Sonnabend, liebes Weib, habe ich an Dich geſchrieben, und ich glaubte den 29. in Neapel wieder einen Brief an Dich auf die Poſt geben zu können. Aber dies geht nicht wegen der Poſteneinrichtung, und ich kann nach dem Plan, den ich zu der Reiſe nach Neapel gemacht, von dort gar nicht ſchreiben. Du würdeſt alſo 14 Tage hinter einander ohne Nachricht von mir geblieben ſeyn, wenn ich mich nicht entſchloſſen hätte, noch heute, ehe ich abreiſe, (welches in einer Stunde geſchieht) ein Paar Zeilen zu ſchreiben.

— — — — — — — — — —

Gebe der Himmel, daß ich bald wieder geſund bei Euch bin, und Euch alle geſund treffe. Im Wachen und Träumen beſchäftigt ſich meine Seele mit Euch. Beinahe mögte ich Dich fragen, ob in der Nacht zwiſchen dem 22. und 23. Jul. (zwiſchen Sonnabend und Sonntag) etwas mit dem Jungen vorgefallen. Ich hatte ſchreckliche Träume. Doch gewiß, es iſt nur Traum, und es iſt vielleicht ſeltſam, daß ich nur eine ſolche Frage that. Wahrſcheinlich habt Ihr in jener Nacht ruhiger geſchlafen als ich.

Übrigens bin ich geſund, und ſo heiter als ich es getrennt von Dir ſeyn kann. Ich lebte ſeit vorigem Freitag hier im Schooß der Freundſchaft. Hr. N** und ſeine Frau beeifern ſich mir den Aufenthalt hier ſo angenehm als möglich zu machen. Heute iſt der 5te Tag, daß ich hier bin. Dieſe Nacht ſchlafe ich 8 Meilen von hier in Velletri, und morgen Abend komme ich vielleicht ſchon in Neapel an. Dann iſt das äußerſte Ziel meiner Reiſe erreicht, und wöchentlich komme ich um ein großes Theil Dir näher. Ich bin ſo Gott will gewiß am Ende des Septembers bei Dir. Denn mich verlangt herzlich nach Dir.

— — — — — — — — — —

Die Hitze hier iſt groß, aber wir ertragen ſie leichter als die Italiener ſelbſt. Lebe wohl, liebe Theure. Wenn Du dieſen Brief erhältſt, wird es wol nur noch 3 Wochen dauren, und dann bin ich wieder in Deinen Armen.

Hierbei folgt ein Brief an ſeine älteſte Tochter Roſa, den ich ebenfalls hier mittheile:

Rom den [illegible] Julius

Ich habe, liebes Mädchen, nur wenig Augenblicke noch Zeit und kann alſo nur ein paar Zeilen ſchreiben. Aber ich weiß, daß auch dieſe Dir lieb ſeyn werden. Wenn Du nur halb ſo oft an mich denkſt, als ich an Dich und Deine Geſchwiſter, ſo bin ich gern zufrieden. Unſers Wilhelms Geburtstag werde ich nicht mitfeiern, aber vielleicht den Geburtstag unſerer Sophie. Kurz, wenn Du dieſen Brief erhältſt, bin ich Euch ſchon um die Hälfte wieder näher, und es werden dann wol nur noch 3, höchſtens 4 Wochen verſtreichen, bis wir uns wiederſehen. Das wird ein Feſt ſeyn! Bis dahin bemüht Euch Eurer guten Mutter in jeder Rückſicht Freude zu machen.

Dein
treuer Vater F. G.

Neapel den 1. Auguſt 97.

Seit Donnerſtag (27. Jul.) bin ich hier, meine Theure, und bin nun — mir ſchaudert ſelbſt bei dem Gedanken — an 250 Meilen von Dir entfernt. Ich wohne hier dicht am Meer und habe die ſchönſte Ausſicht vor mir. Aber ſie iſt nicht ſchön für mich! O wenn Du bei mir wärſt. Ja dann würde ich alles doppelt ſchön finden. — Ich bin auf dem Veſuv geweſen, bin herumgewandert in der ehedem verſchütteten, jetzt aufgegrabenen Stadt Pompeji, bin in der Solfatara, Hundsgrotte u. ſ. w. geweſen, bin auf dem Meere umher gefahren u. ſ. w. Überall begleitete mich Dein Bild. Ich erzähle Dir mit Fleiß nichts von meiner Reiſe, weil dazu jetzt nicht Zeit iſt, nachher aber deſto mehr ſeyn wird. Ich weiß, Dir iſt nur daran gelegen zu wiſſen wie mir's geht. Gottlob im Ganzen recht gut. Ich muß beſonders die Freundſchaft meiner deutſchen Landsleute rühmen, vornehmlich die Freundſchaft unſeres N. die mir aus mancherlei Verlegenheiten glücklich herausgeholfen hat. Von allem, ſo Gott will, mündlich. O wäre die Zeit nur erſt da. Ich geſtehe aufrichtig, ich bin des Reiſens müde und ſehe wohl, ich habe mir eine ſo lange Entfernung von Dir und unſeren Kindern leichter vorgeſtellt. Dieſe Erfahrung iſt auch gut. Ich reiſe nun gewiß nicht wieder ohne dich.

Rom den 4. Auguſt.

Ich konnte den Brief in Neapel nicht endigen, und auch nicht fortſchicken, weil erſt nach mehreren Tagen eine Poſt ging. Ich nahm ihn alſo mit, und kann Dir nun deſto froheren Herzens ſagen: Es geht zurück. Ich bin Dir nun ſchon wieder über 30 Meilen näher. Die Reiſe nach Neapel hat mir viel Vergnügen gemacht, aber ſie war doch auch mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden. Kurz — o der Freude — es geht nun zurück! Noch 3 Tage bleibe ich in Rom, dann gehe ich wieder nach Florenz, von da nach Venedig, von dort wieder nach Zürich, wo ich etwa über 3 Wochen eintreffe. Da dieſer Brief nun wenigſtens auch 3 Wochen zu laufen haben wird, ſo kannſt Du daraus ſehen, daß Du nach Empfang dieſes Briefes nicht mehr nach Zürich ſchreibſt, weil ich alsdann von dort ſchon weg und Dir dann vielleicht ſchon ziemlich nahe bin. — — — — — — Du ſiehſt hieraus, wie ernſtlich ich es mit meiner Rückkehr meine. Heute vor 7 Wochen reiſte ich aus, und heute über 5 Wochen bin ich hoffentlich ſchon bei Dir. Ob es möglich ſeyn wird, Dir den Tag vorher, wenn auch nur ungefähr bekannt zu machen, wird ſich ausweiſen, wenn ich erſt wieder in Zürich ſeyn werde.

Florenz den 11. Auguſt 1797.

Gottlob, meine Theure, daß ich ſchon ſo weit wieder auf der Rückreiſe bin. Ich bin Dir nun ſchon zwiſchen 70 und 80 Meilen wieder näher, als ich es in Neapel war. Aber dennoch — o wie weit bin ich von Euch entfernt und wie viel Tage werden noch vergehen, ehe ich wieder in meinem häuslichen Zirkel lebe und webe. Mich verlangt herzlich darnach. Mein erſter und letzter Gedanke an jedem Tage iſt Berlin. Nun länger als 4 Wochen wird es doch, ſo Gott will, nicht dauren. Wenn ich nur erſt wieder auf deutſchem Grund und Boden wäre! Von hier geht es nun nach Venedig, und von da durch Tyrol nach der Schweitz zurück. Dieſer Weg wird ſehr beſchwerlich ſeyn, und die Reiſe auf demſelben ſehr langſam von Statten gehen, weil ich keinen eignen Wagen habe, und ich alſo bis Zürich, wo ich den Berliniſchen Wagen habe ſtehen laſſen, mit einem Fuhrmann reiſen muß. Aber bin ich nur erſt in Zürich, dann ſoll mich nichts mehr halten, und von da muß ich in 10 Tagen in Berlin ſeyn, wenn ich gleich viele Städte berühren werde, wo ich Bekannte und Freunde habe. Aber meine Ungeduld iſt zu groß bald wieder bei Euch zu ſeyn. Sollte alſo dieſer Brief, wie ich faſt vermuthe,

gegen 3 Wochen laufen, ſo werde ich nicht lange nach ihm ankommen, und dann gebe Gott, daß ich Euch alle recht geſund und heiter treffe. Ach mich beunruhigen oft im Wachen und Träumen traurige Ahndungen! Aber ich will mich gern überreden, daß alles nur ein Spiel meiner Imagination iſt. Aber ſo viel ſehe ich doch daraus, daß ich mich ſelbſt nicht recht gekannt habe, wenn ich geglaubt, ich würde eine ſo lange Trennung geduldig ertragen. Nein — ſo, ſo reiſe ich nicht mehr. Und doch kann ich nicht leugnen, daß dieſe Reiſe mir viel Belehrung und viel Vergnügen gewährt hat; bis jetzt glaube ich auch, daß ſie für meine Geſundheit ſehr vortheilhaft geweſen. Von meinen gichtiſchen Zufällen hat ſich keine Spur gezeigt. Gott gebe, daß ich auch die letzten vier Wochen eben ſo geſund ſeyn möge, als ich es nun ſeither in den erſten 8 Wochen geweſen bin. — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Venedig den 13. Auguſt.

— — — — — — — — — —
M***s Krankheit beunruhigt mich ſehr und es iſt dies eine ſchlimme Sache für's Gymnaſium. Aber wenn ich auch wollte, ſo könnte ich dennoch meine Reiſe um nichts mehr beſchleunigen, als ich ohnehin ſchon Willens bin. Denn wenn Du dieſen Brief erhältſt, der wahrſcheinlich nicht über 14 Tage laufen wird, bin ich ſelbſt höchſtens noch 14 Tage unterwegs. — — — — O welche Freude, wenn wir uns geſund und munter wieder

zuſammen treffen! Und das wird der Himmel ja geben. Um 100 Meilen bin ich Dir nun ſchon wieder näher. Auch die noch übrigen 150 oder 160 Meilen wird mich Gott hoffentlich glücklich zurücklegen laſſen, und mich in meinen häuslichen Zirkel, nach dem ich mich herzlich ſehne, heiter zurückführen!» — — — — —

Hierbei befanden ſich noch folgende Zeilen an ſeinen jüngſten Sohn, der damals erſt ein halbes Jahr alt war:

An meinen lieben Emil.

Was machſt Du, lieber Kleiner? Ich höre Du biſt des Nachts noch immer ſehr unruhig. Das ſollteſt Du nicht ſeyn, ſondern nach gerade ſollteſt Du Dich zu mehr Ruhe gewöhnen, um Deine liebe Mutter nicht ſo oft im Schlaf zu ſtören. Ich hoffe, daß wenn ich komme, Du mich wieder kennen, und mir vielleicht, wo nicht entgegen laufen, doch entgegen kriechen wirſt. Grüße, ſo gut Du kannſt, Deine Schweſtern und Deine Brüder.

G.

(Briefe, wie die hier geendigten, können vielleicht nur von glücklichen und liebenden Ehemännern und Vätern mit einiger Theilnahme geleſen werden. Für dieſe Gattung von Leſern gebe ich auch den folgenden, der, wie man ſieht, neun Jahre früher geſchrieben wurde.)

Deſſau. 1. Auguſt 1788.
Abends um 8 Uhr.

Endlich, mein theures Weib, brauch ich mich nicht bloß damit zu begnügen, an Dich zu denken, ich habe oder nehme wenigſtens einen Augenblick Zeit, um Dir ſchriftlich zu ſagen, daß ich unzähligemal an Dich gedacht. Ach, mit ſchwerem Herzen reiſt' ich am Mittwoch ab, und meine Seele war in Charlottenburg, indeſſen der Körper ſich auf dem Poſtwagen durchſchütteln ließ. — — — — — — — — — —
— — — Übrigens ſind wir geſund und vergnügt, obgleich die Sehnſucht nach Dir oft mein Vergnügen ſtört. Doch das iſt eine ſüße ſüße Störung. Ich glaube daß eine ſolche Trennung auf einige Wochen, ſo ſchwer ſie dem Herzen ankömmt, doch auch manches Gute hat. Nun fühlt man doppelt wie werth man ſich einander iſt, und ſelbſt die bange Sehnſucht hat doch etwas unbeſchreiblich Süßes. Und nun die Freude des Wiederſehns! O meine theure liebe Wilhelmine, jetzt fühl' ich es recht, wie unentbehrlich Du mir zu meiner Glückſeligkeit biſt. Ich mögte dieſe bange Sehnſucht nach Dir und unſern lieben Mädchen um alles in der Welt nicht miſſen. — — — — — — — — — —
— — — Ich freue mich zum Voraus wie ein Kind, auf den ausführlichen Brief, den ich von Dir in Braunſchweig gewiß ſchon zu finden hoffe. Schreib mir ja recht genau was unſre Kinder machen.

Nun lebe wohl, gutes, liebes, vortreffliches Weib. O wenn Du wüßteſt, wie lieb ich Dich habe! wie theuer mir jeder Gedanke an Dich iſt! Noch einmal, lebe wohl.

Dein Gedike.

II.

Einige Briefe an Gönner und Freunde nebſt Fragmenten vermiſchten Inhalts.

Berlin. 24. Jun. 1785.

Ich höre, mein theuerſter Freund, von Hrn. N., daß Ihre Geſundheit ſehr zerrüttet iſt. Er hat mir wirklich ſehr bange gemacht. Gebe der Himmel, daß ſeine Nachrichten wenigſtens übertrieben ſeyn mögen. Nie, mein theurer S., habe ich es ſo ſehr empfunden, wie ſehr ich Sie liebe. In der That hab' ich unter allen meinen auswärtigen Freunden keinen, der meinem Herzen in dem Grade werth wäre, wie Sie. Eilen Sie daher, wenn Sie können, mich aus meiner ängſtlichen Beſorgniß zu reißen, und ſagen Sie mir wenigſtens, daß Ihre Krankheit ſo gefährlich nicht iſt, als mir Hr. N., der mit mir ſehr viel Antheil daran nimmt, es beſchrieben. — Sie ſtrengen ſich wirklich zu ſehr durch Arbeiten an. Ich glaube, daß Ihnen nichts nützlicher ſeyn würde, als eine etwas längere Reiſe. Mögte dann doch ein guter Genius Ihnen den Gedanken in den Sinn geben, hierher in unſere Gegenden zu kommen. Welche Freude ſollte das für mich ſeyn!

Hier überſende ich Ihnen die 3 letzten Stücke der Monatsſchrift, April, Mai und Junius. Den März werden Sie wohl, nebſt einem Briefe von mir, durch den jungen S. erhalten haben. Die in beiliegenden Blättern angekündigte Unternehmung wird gewiß Ihren Beifall haben, und ich brauche Sie daher nicht erſt aufzufordern ſich wie und wo Sie können dafür zu intereſſiren. Ein ſo ſeltner Fürſt als Herzog Leopold und ein ſo ſeltner Fürſtentod ſind wahrlich der Verewigung werth. Die Fürſten, die wie er ſo gern den Fürſten vergeſſen, um ganz Menſch zu ſeyn, ſind ſo einzig, daß man das Andenken derſelben nicht eifrig genug zu erhalten bemüht ſeyn kann, damit auch andre Fürſten ſich an einem ſolchen Muſter ſpiegeln. Es würde nützlich ſeyn, wenn Sie wenigſtens einen Auszug aus der Ankündigung in Ihre gelehrte Zeitung rücken ließen, noch nützlicher, wenn Sie öffentlich und privatim den Plan durch Ihre Empfehlung und Mitwürkung unterſtützten.

Ich erwarte bald Nachricht von Ihrem Befinden. Bis dahin iſt jede Erinnerung an Sie für mich mit Beſorgniß und Unruhe vermiſcht. Leben Sie wohl, mein Theuerſter, und behalten Sie mich lieb.

Fr. Gedike.

N. S. Der Brief war geſchrieben, als ich aus S — Hauſe die unvermuthete Nachricht erhielt, Sie würden eine Reiſe machen, ſich einige Tage auch hier aufhalten, und — bei M** logiren. So äußerſt angenehm und erwünſcht mir der erſte Theil dieſer Nachricht war, ſo unangenehm war mir der zweite. Womit, mein theurer Freund, hab' ich es verdient, daß Sie mich ſo vorbeigingen, und nicht wenigſtens bei mir anfragten, ob ich Sie logiren könnte? Allerdings konnte ich's, und welche Freude wäre das für mich geweſen! Freilich werde ich Sie ſprechen, aber ich werde Sie nur wenig genießen, wenigſtens zu wenig für meine Freundſchaft für Sie. In der That, Sie haben mich dadurch betrübt, und Sie mögen nun ſelbſt zuſehen, wie Sie es gut machen.

---

*) Ew. Excellenz überreiche ich ehrerbietigſt meine Einladungsſchrift zu dem öffentlichen Examen unſers Gymnaſiums, mit der Verſicherung, daß es für Lehrer und Lernende eine ſehr erwünſchte Aufmunterung ſeyn würde, wenn Ew. Excellenz uns mit Ihrer Gegenwart beehren wollten.

Bei dieſer Gelegenheit vergönnen Ew. Excellenz mir, mein Herz vor Ihnen auszuſchütten. Ich darf mir bisher ſchmeicheln, daß mich Ew. Excellenz

---

*) Dieſer Brief iſt an den jetzt vergeſſenen Miniſter von Wöllner. Die Sache ſpricht für ſich, daher hier nur ſo viel: Auf eine kurze, ſehr kurze Zeit, konnte W. damals wol verkannt werden, doch ſein Verdienſt ſiegte gar bald.

H.

Excellenz Ihres Vertrauens nicht unwürdig fanden, und eben darauf baute ich meine Hoffnung, daß, wenn überall des Königs Majeſtät einige Notiz von mir nehmen, der Monarch wenigſtens keine geradezu nachtheilige Idee von mir haben könnte. Ew. Excellenz können ſich alſo leicht einen Begriff von der Empfindung machen, in die mich die mich betreffende ungnädige Äußerung in der neulichen Kabinetsordre geſetzt hat. Wie könnte es mir auch gleichgültig ſeyn, daß der König eine nachtheilige Idee von mir hegt. Ich bin Ehemann und Vater von 4 kleinen Kindern. Mehr brauche ich nicht zu ſagen, um Ew. Excellenz fühlen zu laſſen, wie beunruhigend eine ſolche Äußerung meines Königs für mich ſeyn muß. Ich darf mich ohne Stolz rühmen, daß ich alle meine Amtspflichten bisher mit raſtloſem Eifer und nicht ohne Erfolg erfüllt habe, und ich hoffe, daß Ew. Excellenz mir ſelbſt dieſe Gerechtigkeit werden widerfahren laſſen. Ich leugne nicht, (denn Ew. Excellenz würden mich verachten, wenn ich heucheln wollte,) daß meine Überzeugung von den Überzeugungen der Herrn Hermes und Hilmer in mehreren Punkten abweiche. Aber ich habe doch auch von dieſer Seite mich ſtets vor aller Unbehutſamkeit gehütet, und nur dann meine Überzeugung geäußert, wenn ich dazu aufgefordert wurde. Ich ſehe es daher auch als eine Wohlthat für mich an, daß ich bei künftigen Kaſſationsfällen nicht mit votiren ſoll, weil ich dadurch der Gefahr entgehe, mir neue Äußerungen der Ungnade meines

Königs und meines Departementschefs zuzuziehen. Aber da ich mir bewußt bin, ein treuer Unterthan und ein gewiſſenhafter thätiger Diener des Königs zu ſeyn, ſo muß ich, wenn ich nicht ganz muthlos werden ſoll, natürlich wünſchen, daß der Monarch eine beſſere Idee von mir erhält. Aber durch wen könnte er ſie beſſer erhalten als durch meinen Chef, der am beſten wiſſen muß, ob ich ein des Schutzes und der Gnade des Königs unwürdiger Menſch bin. Mit dem Bewußtſeyn meiner Redlichkeit appellire ich daher an Ew. Excellenz Gerechtigkeit, und beſchwöre Ew. Excellenz bei irgend einer ſchicklichen Gelegenheit des Königs Majeſtät eine minder nachtheilige Idee von mir beizubringen. Wie das geſchehen könne, werden Ew. Excellenz beſſer als ich beurtheilen. Ich ſetze aber dabei freilich voraus, daß Ew. Excellenz ſelbſt Dero gnädige Geſinnungen gegen mich, wovon ich ſo viele Proben erhalten, nicht geändert haben, und ich darf dies um ſo weniger fürchten, da ich mir keiner Veranlaſſung von meiner Seite dazu bewußt bin, und ich habe zuviel Vertrauen in Ew. Excellenz Denkungsart, um zu befürchten, daß es meinen etwanigen Feinden und Verläumdern gelingen könnte, Ew. Excellenz gegen mich zu erbittern und mir Ihre Gnade und Zutrauen zu rauben, deren ich vielmehr auch jetzt noch immer würdig zu ſeyn, hoffen darf.

Aus einem Briefe an eine Freundin, vom Jahre 1783.

— — Gerade dieſe längſt gewünſchte Offenherzigkeit, daß Sie von meinen Fehlern reden, hat mich ſehr gefreut. Nur erlauben Sie mir ein paar Worte darauf zu erwiedern. Sie tadeln an mir Mangel an Theilnahme in Geſellſchaften und Heftigkeit des Charakters. In Anſehung des erſten Fehlers thun Sie mir Unrecht. Bin ich gleich in zu großen Geſellſchaften, und unter mir nicht genugſam bekannten Perſonen etwas kalt und zurückhaltend, ſo bin, oder vielmehr ſo war ich doch ſonſt immer in dem kleineren Cirkel von Menſchen, die ich kannte, ſo offen und theilnehmend als irgend einer. Daß ich auch dies jetzt nicht mehr bin, oder mich häufig nur ſtelle es zu ſeyn, iſt nicht meine Schuld. Und daß ich ehmals in den Geſellſchaften, wo ich mit Ihnen zugleich war, zu wenig an der übrigen Geſellſchaft Theil nahm, ſollte Sie doch am wenigſten befremden, da Sie ja wiſſen — — — — — — — —

In Anſehung des zweiten Fehlers haben Sie Recht, wenn Sie darunter eine vielleicht zu große Lebhaftigkeit verſtehen, mit der ich alles empfinde, Freude und Leid. Noch hab' ich es nicht dahin gebracht, beides mit Gleichmuth und Gelaſſenheit zu tragen, und ich geſtehe, daß mein Herz in mancher Rückſicht ein Spiel des Sturms der Leidenſchaften iſt. — — Wenn Sie indeſſen unter jener Heftigkeit eine beſtändig aufwallende Empfindlichkeit verſtehn, o ſo thun Sie mir Unrecht.

Dieſe Heftigkeit iſt nicht die meinige, und daß ſie es nicht iſt, davon mag Ihnen das Beweis ſeyn, daß ich noch nie einen Freund, der einmal wirklich mein Freund war, wieder verlor, welches bei jener Heftigkeit doch unvermeidlich geweſen ſeyn würde. Von meiner frühſten Jugend an hatte ich das Glück, überall Freunde zu finden, und vielleicht hat kein Mann in Berlin ſo viele warme Freunde als ich. Die Freundſchaft hat ſeit jeher mich mit ihren ſchönſten Früchten belohnt. — —

---

[*] Ew. Excellenz ſoll ich die Bittſchrift des Profeſſors H... unterthänigſt überreichen. Ich bitte dabei zugleich um Erlaubniß, mein eigenes Geſuch unmittelbar daran zu knüpfen. Ew. Excellenz haben mir bei meiner langen Krankheit eine Theilnahme bewieſen, die meinem Herzen ſtets unvergeßlich ſeyn wird, und mich auf immer zu der wärmſten Dankbarkeit verpflichten würde, wenn ich nicht ſchon ohnehin ſo viel Aufforderung und Beweggründe dazu hätte.

Ich bin jetzt ſo weit wieder hergeſtellt, daß ich ſagen darf, ich bin nicht mehr krank, aber leider geht es mit dem Sammeln neuer Kräfte ſehr langſam. Beſonders wird mir das Gehen noch ſehr ſchwer.

Ew. Excellenz erinnern ſich vielleicht, daß ich ſchon vor meiner Krankheit den Wunſch äußerte, zur Stärkung meiner Geſundheit, die ich wirklich ſchon lange vorher geſchwächt fühlte, im nächſten Sommer eine geſchäftsloſe Reiſe auf einige Monate machen zu dürfen. Was damals nur Wunſch war, iſt jetzt gewiſſermaßen Bedürfniß geworden. Wenigſtens verſichert mein Arzt, der Geheimerath H., daß dies das einzige und wirkſamſte Mittel ſeyn werde, um wieder zu Kräften zu kommen. Ich geſtehe nun zwar, daß es mir ſehr wehe thut, auch noch im Sommer mich meinen Geſchäften entziehen zu müſſen, nachdem meine Krankheit mich einen großen Theil des Winters denſelben entzogen. Aber ich darf hoffen, nach meiner Rückkehr mit verdoppelter Kraft wieder an und in die Geſchäfte zu gehen, da ich vorher vielleicht mit dem Gefühl der Schwäche zu kämpfen haben würde.

---

[*] An den von G. ſtets hochverehrten Miniſter von M., der ſich für G. ſehr geneigt bewies, da er deſſen Verdienſte genau kannte.

Mein Wunſch wäre, mit dem Profeſſor H., dem Ew. Excellenz, bei Gelegenheit ſeiner Ablehnung des Rufs nach D., zu einer ſolchen Reiſe Hoffnung gemacht, mich zu vereinigen, und mit ihm eine Reiſe nach wärmeren Gegenden, vorzüglich nach einem Theil von Italien zu machen. Er iſt mein Freund, und ich könnte mir nicht leicht einen beſſeren Reiſegeſellſchafter wünſchen, ja ich würde ohne eine ſolche Geſellſchaft den ganzen Plan aufgeben müſſen, ſo daß ich in der That, wenn Ew. Excellenz das Geſuch des Profeſſor H. gewähren, die Gewährung zugleich als eine mir ſelbſt mittelbar erwieſene Wohlthat anſehen kann.

So viel ich weiß, hängt die Reiſepermiſſion des Profeſſor H. bloß von Ew. Excellenz ab. Ob, wie ich wünſchte, auch die meinige, oder ob ich verpflichtet wäre, ſie immediate zu ſuchen, werden Ew. Excellenz am beſten beurtheilen, und mich darüber zu belehren, die Gnade haben. Als ich vor acht Jahren eine ähnliche Reiſe auf drei Monate machte, hielt der Herr Miniſter von W.. es für hinreichend, mir aus dem Staatsrath eine Reiſepermiſſion zu ertheilen. Sollten jedoch Ew. Excellenz es für nothwendig halten, daß ich immediate einkäme, ſo werde ich Seiner Majeſtät zugleich ein Atteſtat des Arztes über die Nothwendigkeit einer ſolchen Reiſe beilegen. Obgleich ich übrigens auf dieſer Reiſe mir die Stärkung meiner Geſundheit zum Hauptgeſchäft machen würde, ſo würde es mich doch ſelbſt intereſſiren, überall ſo viel als möglich auf den Gang der öffentlichen Erziehung in den Gegenden, die ich beſuchen würde, aufmerkſam zu ſeyn, und Nachrichten über die Verfaſſung auswärtiger Univerſitäten und Schulen zu ſammeln, die vielleicht einiges Intereſſe, vielleicht ſelbſt einigen Nutzen haben könnten.

Fragment der Inſchrift, welche in dem Knopfe der Marienkirche zu Berlin verwahrt liegt.

Heil und Segen dieſem Werk!
Der Thurm
Der von der Jungfrau Maria genannten Kirche
Einſt erbaut im dreizehnten Jahrhundert
N. E. G.

Mehrmals vom Blitz getroffen
Und mehrmals wieder aufgebaut, zuletzt MDCLXVI
Erhebt ſich nun wieder mit neuem Glanz.

Denn wankend und den Umſturz drohend
Schreckt' er die Stadt.
Da hieß niederreißen
Den ſchwankenden Theil
Der Vater des Vaterlandes
König Friedrich Wilhelm.
Und daß nicht ſeine Zierde die Stadt verlöre
Baut' er auf eigne Koſten wieder empor
Den verſtümmelten Thurm
Durch die geiſtvolle Kunſt
Seines Baumeiſters Langhans.

Das Werk begann
In dem von allen je entflohenen Jahren merkwürdigſten
MDCCLXXXVIIII.
In welchem Jahr
Der Franken Volk
Das länger nicht mehr erträgliche Joch
Kühn abwarf
Und von unglaublicher Freiheitswuth ergriffen
Den Thurm
Der Bürger Schrecken
Aller Völker Abſcheu
Raſch niederriß,
Durch Recht und Unrecht hinſtürzend
Von Grund aus Alles durch einander warf,
Mit zu heftiger Neuerungsſucht
Die alte Verfaſſung gänzlich vernichtete

Und die Trümmer mit Bürgerblut befleckte;
Mit neuen Fittigen plötzlich empor fliegend
Zu ätheriſchen Freiheitslüſten
Und der Königlichen Würde Grabhügel
Beſtreuend mit Lilien.
In eben dieſem Jahr
Trug Galliens Beiſpiel,
Stärker als der Blitz,
Wie einſt des Leichtſinns ſo nun der Empörung
Fakkel voran bei allen Völkern.
Zwar hie und da
Verloſch ſie bald durch guter Fürſten Sorge,
Doch lodert anderswo ſie deſto heftiger.
Die Zügel Oeſtreichs zerriß
Ungeduldig der Belgier Volk.
Seine uralten Rechte fordert wieder
Lüttich
Deſſen Biſchof unverjagt entfloh.
Indeß erſchütterte Waffengeräuſch
Europens Länder
Welche der Nord und Oſt durchſtreicht u. ſ. w.

Überſetzung.

Quod bonum faustum felixque sit.
Turris
Templi quod a Maria virgine nomen habet
Aedificata olim
Seculo decimo tertio
P. C. N.
Saepius percussa de coelo
et iterum iterumque refecta

postremum anno MDCLXVI
Resurgit iam
novo splendore.
Labans enim atque ruinam minitans
terruerat urbem,
tum
demoliri jussit
partem nutantem
Pater patriae
rex
Fridericus Wilhelmus,
et,
ne suo privaretur urbs decore,
restauravit
suis sumtibus
truncatam turrim
ingenio et arte
Langhansii
Architecti regii.

Coeptum est opus
anno
Omnium qui unquam effluxere
maxime memorabili
post Christum natum
MDCCLXXXVIIII.
quo anno
Gallorum gens
Iugum non amplius tolerabile
excussit audacter
etc.

Um Raum zu ſparen, wurde von der etwas ausführlichen Inſchrift nur eine Probe gegeben, die indeß G's nicht unglückliches Streben nach der Energie des Lapidarſtyls bezeichnen kann. Kürzer und nicht minder anziehend iſt ſeine Inſchrift zu Büſchings Denkmal:

Hier im Schooß der Erde
Schlummert ihr Beſchreiber
D. Anton Friedrich Büſching,
geb. d. 27. Sept. 1724. geſt. d. 28. Mai 1793.
Seines Lebens Blüthe welkt nimmer.
Seiner Arbeit Früchte reifen für die Ewigkeit.
Sein Denkmal ſind ſeine Werke und ſeine Schüler.
Nur ihrer Liebe ſetzte dieſes Denkmal
ſeine weinende Gattin.

III.

Fragmente aus einem Reiſetagebuch *).

Vom 16ten Junius 1789 bis 1ſten Auguſt machte ich eine gelehrte Reiſe durch Deutſchland. Der Zweck war vornehmlich das Univerſitätsweſen kennen zu lernen, ſowol die Einrichtung jeder Univerſität, als auch die Profeſſoren, beſonders ſolche, auf die einmal bei Vakanz auf Preußiſche Univerſitäten reflektirt werden konnte, damit man gewiß voraus wüßte, was der Mann für eine Gabe des Vortrags habe, und nicht etwa, wie ſonſt wol in andern Ländern geſchehen, einen Mann riefe, der zwar als Schriftſteller berühmt und bekannt, dabei aber doch ein ſchlechter Docent wäre. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Donnerſtag den 18. und Freitag den 19. Julius in Helmſtädt. Gleich nach Tiſche gingen wir zum Abt H., der uns ſehr freundſchaftlich aufnahm, und mir viele Nachrichten von der dortigen Uni-

---

*) Schade, daß oft das Intereſſanteſte deſſelben zu perſönlich beziehend iſt, um gedruckt werden zu können.

verſität mittheilte. Wir gingen Nachmittag mit ihm aus und beſahen das öffentliche Akademie-Gebäude oder das Juleum. Auf der Mauer des Kirchhofs zur Univerſitätskirche hat der ehemalige Helmſtädter Abt Hermann von der Hardt Steine mit allerlei ſeltſamen Inſchriften und Sinnbildern einmauern laſſen, z. B.

H. L. (Henricus. Leo.)
Hier die Figur eines Löwen.
U. X. u. ſ. w.

Seine Abſicht war, die Antiquare der Nachwelt irre zu führen, die dieſe Steine für antik halten ſollten. Er freute ſich darauf ſchon im voraus, wenn er aus ſeinem Fenſter auf den Kirchhof ſah, und bemerkte, mit welcher Aufmerkſamkeit man dieſe Steine betrachtete. Wir beſahen das anatomiſche Theater, welches nur klein iſt. Es bekömmt auch nur wenige Kadaver. An den Wänden hängen ſchöne anatomiſche Zeichnungen. Auch ſieht man hier das Bild und Skelett eines ehmaligen ungeheuren herzoglichen Heidukken. Hr. Profeſſor B. als Bibliothekar zeigte uns die Bibliothek. Sie ſoll 20,000 Bände ſtark ſeyn, ich glaube faſt weniger. Sie hat viele zu den Incunabulis gerechneten Werke. Wir beſahen eine alte lateiniſche und eine deutſche Bibel, beide ohne Ort und Jahrzahl. Ferner das ſeltene Jeſuiterbuch: Imago primi seculi, voll bedeutender und merkwürdiger Symbole u. ſ. w. Neuere Werke ſind wenig. — — — — In der Manuſcriptkammer ſind manche ſchöne griechiſche und lateiniſche Codices,

z. B. ein Cicero, Livius. Auch ſind hier manche andere kleine Merkwürdigkeiten. Von Reliquien unter andern Luthers Trauring. Es ſind eigentlich zwei Ringe, die aber ſo genau an einander hängen, und in einander faſſen, daß ſie wie einer ausſehen. Aber bei der Trauung konnte Bräutigam und Braut jeder ſeinen Finger beringen, und die beiden Ringe hingen dann feſt an einander. Auch Luthers herrliches Bildniß von Kranach. — — — — Um 4 Uhr ging ich zum Hofrath Beireis, um einige ſeiner vielen Merkwürdigkeiten zu ſehen. Er hat eine Sammlung von Naturalien, Kunſtſachen, Gemälden, Kupferſtichen, Münzen, chirurgiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten, anatomiſchen Präparaten, und endlich mehrere alte Drucke. Unter ſeinen Mineralien ſind höchſt ſchätzbare und ſeltene Stücke. — Er beſitzt eine Rechenmaſchine von Hahn. Es iſt ein Cylinder, von ohngefähr 1 Fuß im Diameter und etwa ½ Fuß hoch. Drei Reihen von Scheiben geben die Zahlen von den Einheiten bis zu 10 Millionen. Er ſelbſt ſagte, — daß er nächſtens mit einer neuen Rechenmaſchine auftrete, die alle, auch die ſchwerſten Rechnungsarten, löſen ſolle, vornehmlich alle Proportionsrechnungen. Nun zeigte er uns ſeine berühmte Uhr, die von ſelbſt an zu ſchlagen fängt, wenn man dem über ihr ſtehenden Bildniß der Diana gegenüber von der linken zur rechten Hand mit dem Finger durch die Luft fährt. Und ſie ſchlägt ſo oft als man will; wenn Beireis nämlich die beſtimmte Zahl weiß, wiewol er erzählte, Prinz Heinrich habe einmal die Zahl für ſich in Gedanken beſtimmt, und dennoch ſey es eingetroffen. Die Kraft durch die er es bewirkt, ſey für jetzt ein Geheimniß; es ſey aber für jetzt ſchon die achte Kraft; Elektricität, Magnetismus habe er ſchon gebraucht. Die gegenwärtige Sache iſt offenbar — —. Immer berührte er die Uhr vorher, ſo daß er alſo das Schlagen durch irgend ein Reſſort verurſachte. Ein paarmal, da er die Uhr nicht vorher berührt hatte, fuhr ich mit dem Finger durch die Luſt, ohne daß ein Schlag erfolgte.

Ferner zeigte er uns ein erſt kürzlich aus Hamburg acquirirtes Gemälde, von Raphael: Jeſus und Johannes als Knaben ſpielend, bei welcher Gelegenheit er alle Raphaele in Deutſchland für bloße Kopien erklärte, namentlich die in Dresden. Dies Gemälde iſt allerdings vortrefflich, voll Ausdruck und ſchöner Natur, und ganz in Raphaels Manier. Ob aber Original oder Kopie kann ich nicht beſtimmen. In dem Hamburger Katalog ſtand es wirklich als ein ächter Raphael angegeben. Der vorige Beſitzer ſoll ſich viele Jahre in Italien aufgehalten und bei der Gelegenheit auch das Gemälde acquirirt haben. Er hatte noch andere ſchöne Gemälde. — Auch zeigte er ein nettes Gemälde auf Spinnwebe. — Er behauptete, er müſſe, um die Logik gut zu leſen, durchaus ſchöne Gemälde und Kupfer ſammeln. Darauf zeigte er mehrere alte Drucke, unter andern einige Bücher, die gar ſchon mit einer früderen Jahrszahl vor Erfindung der Buchdruckerei, vermuthlich aus Scherz, bezeichnet waren. — Auch ein paar ſineſiſche und japaniſche Bücher, die er wenigſtens halb und halb zu verſtehen vorgab.

Darauf die Vaucanſonſchen Automate, an denen gerade itzt die bekannten geſchickten Mechaniker, die Gebrüder Biſchof aus Nürnberg, die Beireis ausdrücklich dazu hatte kommen laſſen, arbeiteten, um manches wieder in den Stand zu ſetzen, vornehmlich um einige neue Walzen für Flötenſpieler zu machen. Das zweite und beſonders künſtliche Automat iſt eine Ente. Beireis verſicherte uns, daß er in der Logik beſonders das Organ der Erfindung ſehr praktiſch bearbeite und ſeine Schüler würklich durch ſeinen Vortrag in den Stand geſetzt würden, die ſchwerſten Erfindungen nachzuerfinden, ſo wie es ihm durch Metaphyſik gelungen ſey, verrückte Menſchen wieder vernünftig zu machen.

Beireis iſt unſtreitig ein ſehr gelehrter Mann, er wird als praktiſcher Arzt außerordentlich gerühmt. Dabei iſt er der fleißigſte Profeſſor vielleicht in ganz Deutſchland, indem er wol zuweilen 12, wenigſtens 10 Kollegia lieſt. Denn er lieſt nicht nur alle mediciniſche Kollegia, ſondern auch philoſophiſche, ferner Phyſik, und mehrere kameraliſtiſche Kollegia, wie er denn unter andern gerade itzt ſich anheiſchig gemacht hatte, einem jungen Kavalier mehrere Jahre hintereinander kameraliſtiſche Privatissima zu leſen, der zu dem Ende, und um gleich alles in Ausübung bringen zu können, dorf ein kleines Gut gepachtet hatte. Schade iſt es, daß der wirklich verdienſtvolle Mann — — — — — — Auch ſpricht er von andern Gelehrten ohne gehörige Anerkennung, kurz es iſt zu bedauren daß der Mann — — — —

Am 5ten Julius. Nach 5 Uhr Abends verließen wir Darmſtadt. Der Boden erhebt ſich allmählig. An beiden Seiten erblickt man ſchon kleine Berge. Man fährt auf einer ſchönen geraden Chauſſee. — Schöne, dicht belaubte Nußbäume ſtehn rechts in der unüberſehbaren Ebene, und links erblickt man den mit Nadelholz dicht bewachſenen Berg. Hinter dem Flecken Zwingenberg wird die Bergſtraße erſt recht ſchön. Jetzt ſind die Berge größtentheils nicht mehr mit Tannen ſondern mit Weinreben beſetzt. Zur Rechten hat man die ſchönſte Ausſicht, wie in einen fortlaufenden Garten. Faſt alle Viertelſtunden ein Dorf.

29ſte Station von Darmſtadt nach Heppenheim 3½ Meile. Kurz vorher eh wir ankamen ein Gewitter, das uns hier zwiſchen Bergen die herrlichſte Scene gewährte. Um 9 Uhr erreichten wir Heppenheim, und entſchloſſen uns die Nacht hier zu bleiben. Es regnete die ganze Nacht. Indeſſen fuhren wir um 4 Uhr ab.

30ſte Station von Heppenheim bis Manheim. Es regnete beſtändig. — Eine kleine Stunde vor Manheim fängt eine ſchöne ſchnurgerade Allee an, an deren Ende man über eine Schiffbrücke von 20

Schiffen über den Neckar fährt. Um 8 Uhr kamen wir in Manheim an. — Eine halbe Station von der Stadt ergießt ſich der Neckar in den Rhein. Die Stadt iſt ſtark befeſtigt, äußerſt regelmäßig gebaut, ſehr gut gepflaſtert, und reinlich. Da faſt alle Häuſer nur zwei Stock hoch, ſo wird der Anblick zu einförmig. Viele ſchöne Plätze, beſonders der Markt und Paradeplatz. Neben dem letztern logirten wir im Prinzen Karl, einem recht guten Gaſthofe. Auf dem Platz ſteht ein recht ſchöner Springbrunnen, der aber nicht geht. Gegen 10 Uhr beſuchten wir den Buchhändler * *. Ich hatte mir für meinen Aufenthalt etwas mehr Gefälligkeit von ihm verſprochen. Er war mir zu trocken und zu kalt. Darauf beſahen wir die Jeſuiterkirche, ein überaus ſchönes und prächtiges Gebäude; beſonders macht die Kuppel einen großen Eindruck. — Den Schauſpieler Iffland trafen wir nicht zu Hauſe. Die Geſpräche an der Wirthstafel betrafen des Kurfürſten kürzlich erfolgte Rückreiſe nach München. Damals war Manheim ſehr öde und tod geweſen. Die Ausſprache des Wirths und einiger Gäſte machte uns doch viel Mühe. Nach Tiſche beſuchte mich der Schauſpieler J**. Er iſt nicht groß, ſondern etwas unterſetzt. Sein Äußeres nimmt gleich für ihn ein, er zeigt viel Feinheit. Ein vortreffliches Mienenſpiel. Er ſpricht ſehr lebhaft und mit vielem Verſtand. Er begleitete uns nach dem Antikenſaal. Eine herrliche Sammlung von Abgüſſen römiſcher und florentiniſcher Antiken. Sie ſtanden in großer Unordnung, weil ſie beſtändig von den jungen Künſtlern genuzt werden, von denen auch mehrere Kopien da waren. Einige der vorzüglichſten: Laokoon, der ſterbende Gladiator, Jupiter tonans, Herkules u. ſ. w. Nun zeigte uns J** das Innere des Komödienhauſes. Es iſt von großem Umfang. Es wird nur 3 Mal in der Woche geſpielt. Der Kurfürſt giebt dem Theater 9000 Fl. Das Manheimer Publikum iſt ganz enthuſiaſmirt für das Schauſpiel. Auch kommen Zuſchauer aus den vielen anſehnlichen benachbarten Städten. Zu unſerem Leidweſen wird gerade dieſen Tag nicht geſpielt. — Das Theater ſelbſt hat nichts Ausgezeichnetes. Deſto ſchöner iſt der in eben dem Gebäude befindliche Concert- und Redoutenſaal. Das Schloß in Manheim iſt äußerſt weitläuftig. Es nimmt die ganze Breite der Stadt ein, durch das Corps de Logis und die Seitenflügel führt ein breiter Corridor. In den unzähligen Zimmern dieſes Schloſſes iſt kein einziges Gemälde von Friedrich 2. Wir beſahen das Schloß der Bildergallerie in 9 Zimmern. Schöne Stücke von van der Werſt, Wouvermann, Teniers, zwei vorzüglich ſchöne Köpfe von Balthaſar Denner. Aber alles vergißt man gegen die vor einigen Monaten mit einer Leibrente erkaufte heilige Familie von Raphael.

Darauf beſahen wir das phyſikaliſche Kabinet. Der Aufſeher, Rath H., war abweſend. Es iſt ein ſehr reicher Apparat von Inſtrumenten aller Art. Vorn ein großer elektriſcher Apparat. Beſonders iſt das meteorologiſche Kabinet merk-

würdig. Das Zeughaus iſt zwar von großem Umfang, aber es ſieht wie ein Wohnhaus aus. Es hat nichts erhabenes und nichts großes in der Bauart. Endlich beſahen wir das Obſervatorium, ein Achteck 108 Fuß hoch. Es liegt auf einem ſchönen Platz hinter dem Schloß. Ein Franzoſe hat jetzt die Interimsaufſicht, ein ſehr gefälliger, unterhaltender, und zugleich ſehr lebhafter Mann. Die Ausſicht auf der oberſten Gallerie iſt unvergleichlich. Wir konnten Worms, Speier, Heidelberg liegen ſehn. — — Auf dem Obſervatorium waren viele ſchöne Inſtrumente. Das Dach des Obſervatoriums iſt beweglich, und kann, je nachdem es die Obſervation erfordert, ganz oder zum Theil zurückgeſchlagen werden. — — — — —
— — — — — — — — —

Stuttgard. — — — — Ferner beſuchten wir den bekannten Schubart, der mich mit außerordentlich übertriebenem Enthuſiasmus empfing. Sein Äußeres iſt nicht angenehm. Das Geſicht iſt ausdrucksvoll. Der Kopf iſt aufgedunſen. Er lebt übrigens itzt in einer guten Lage. Außer ſeiner Penſion vom Herzoge hat er immer ſehr gute Revenüen von ſeinem Zeitungsblatte: die deutſche Chronik. Er iſt ein großer Muſikus. Er ſang uns mit gewaltigem Baß verſchiedene neuerlich von ihm componirte Kriegslieder vor. Er will itzt, wie er ſagt, die Brandenburgiſche Geſchichte in eine Epopee bringen!! Er ſprach mit großem Enthuſiasmus und Dankbarkeit von unſerem König und vom Miniſter Herzberg. Ich mußte nolens volens mit ihm eine Bouteille Wein trinken. Wegen ſeiner excentriſchen Lebensart ſind freilich die Stimmen über ihn in Stuttgard ſehr getheilt.

— — — — — — — — — —

Um 5 Uhr früh verließen wir Stuttgard. Gleich hinter Stuttgard erhebt ſich ein gewaltiger Berg, den wir hinauffuhren, und von dem wir eine herrliche Ausſicht nach der Stadt hatten. Um 7 Uhr erreichten wir Eſerding, wo wir an zwei Stunden bei dem berühmten Pfarrer Hahn *) zubrachten. Er hat in ſeinem Blick viel Denkendes und Spekulirendes, iſt übrigens freundlich und gefällig ohne zuvorkommend zu ſeyn. Er zeigt ſeine Sachen ohne alle Pralerei. Er hat zwei ſeiner Söhne ſchon zu Gehülfen gezogen. Außerdem hat er noch zwei Geſellen. Ich kaufte ihm eine Uhr für 8 Karolin ab. Wir ſahen bei ihm verſchiedene neue Erfindungen von Wagen, die ſehr genau wägen; ferner eine große Uhr mit dem kopernikaniſchen Syſtem auf der einen und mit dem Erdſyſtem auf der andern Seite. Noch iſt das Werk nicht fertig. Der Mechanismus iſt höchſt ſimpel, wie überhaupt in allen ſeinen Arbeiten nur wenig Räder. — Ich fand in ſeinen Reden gar nicht das Schwärmeriſche und Pietiſtiſche, das andere an ihm bemerkt haben, vielmehr äußerte er ſich ein paarmal ſehr freimüthig. — — — — —

— — — — — — — — — —

Nürnberg den 16ten Julius — — — —. Die

---

*) Durch Schubarts Biographie beſonders bekannt.

Straßen ſind ziemlich breit, ſie gehen aber zuweilen in die Höhe. Die Häuſer im alten Geſchmack, doch auch viele gute Häuſer. Manche bemahlt. — Wir beſuchten das Leſekabinet, deſſen Einrichtung wie die des Stuttgardſchen iſt. Von hier nach dem Rathhauſe. Ein großes, antiques Gebäude. Um das Ganze geht ein bedeckter Gang umher. Der Rathsſaal iſt ſehr groß. Wir ſahen einige Rathsherrn in ihrer uns auffallenden Tracht umherſpatzieren. — Wir ſahen ferner mehrere Zimmer des Rathhauſes in denen manche ſchöne Gemälde von Dürer ſind, vorzüglich ein Adam und Eva. — In einigen Zimmern hängen Portraits von mehreren alten Kaiſern in ihrer ganz kaiſerlichen Tracht. Von hier gingen wir nach der Homanniſchen Offizin. Es gingen nur zwei Preſſen; etwa 5 Arbeiter liefern täglich 300 Abdrücke. — Die Illuminirer wohnen in der Stadt zerſtreut. Von hier gingen wir auf die Reichsveſte, von wo man eine ſchöne Ausſicht nach der Stadt hat. Auf der andern Seite überſieht man das ſogenannte Knoblauchsland, eine ſandige Strecke, die aber itzt angebaut iſt. Die Felder werden wol 5 bis 6 mal in jedem Jahre genutzt. Es wird hier ſehr viel Gemüſe gebaut. Man ſieht von der Reichsveſte herab Dorf an Dorf. — — — — — — — Darauf beſahen wir die in einem alten Kloſter aufgeſtellte Bibliothek. Wenig neue Bücher, aber viel alte Drucke. Hier iſt ein merkwürdiger alter Globus, der im Anfange der Entdeckung von Amerika gemacht ſeyn muß. Nun machten wir einen angenehmen Spaziergang über die Reichsveſte um einen Theil der Stadt zu der ſogenannten Hallerwieſen, einer ſchönen Promenade an der Pegnitz. Darauf in den Klub am Schießgraben, es herrſcht hier wirklich ein ungezwungener Ton. — — — — — — — —

Bamberg. Die Stadt iſt groß und ziemlich gut gebaut. Wenigſtens viel ſchöne Häuſer. Eine Menge Kirchen. Wir gingen auf eine halbe Stunde in die Pfarrkirche hinein die ganz erleuchtet und ausgeſchmückt war. Es war gerade hier die Anbetung, die alle Woche von einer Kirche zur andern geht. Eine große Menge Menſchen. Ein ekelhaftes Geplärr. Die Prieſter ſchrieen vor und das ganze Volk plerrte nach, und immer daſſelbe *). — Hier fand ich N****s Bemerkung von gewiſſen Phyſiognomien ſehr wahr. — Von hier gingen wir nach dem Schloß, das gar keine regelmäßige Geſtalt hat. — Beſſer gefiel uns das herrliche Benediktiner-Kloſter auf einem Berge, von welchem man eine vortreffliche Ausſicht über die Stadt hat. — Die Kirche des Kloſters iſt geſchmackvoll. Auf dem Wege begegnete uns eine kleine Prozeſſion mit dem Venerabile auf dem Markt. Die Hauptwache präſentirte das Gewehr und kniete nieder. — — — — — —

Am 23. Jul. von Gotha nach Schnepfenthal.

---

*) In unſerer nicht eben ſcherzhaften Zeit mögte vielleicht eine Parallele zwiſchen dieſer Stelle und Mortimers Schilderung im erſten Akte der Maria Stuart nicht ohne Intereſſe ſeyn.
H.

Der Weg iſt zum Theil voll Moraſt und voll Löcher. Das Hauptgebäude des Salzmanniſchen Inſtituts liegt auf einer kleinen Anhöhe am Fuß des Thüringer Waldes ungemein angenehm. Die Zöglinge waren eben vom Tiſch aufgeſtanden. Alle trugen blaue Röcke mit ſchwarzen Kragen, Lehrer und Schüler gingen mit abgeſchnittenen Haaren. Salzmann kam uns mit trübem Blick entgegen. Doch erheiterte ſich ſein Geſicht etwas, als ich ihm meinen Namen ſagte. Er ſetzte uns ein frugales Mittagsmal vor, und ſprach, und allmälig etwas zuſammenhängendes, — — — — Salzmann führte uns nun herum. Zuerſt in den Schlafſaal. Zum Theil Federbetten, weil, wie Salzmann ſagte, dieſe ſchon bei dem Ankauf des Guts da waren, und er ſolche nicht ungenutzt laſſen wollte. Lehrer und Schüler ſchlafen zuſammen. Aber die Betten ſtehen in dem engen Saal gar zu nahe an einander, obgleich die ganze Zahl der Zöglinge, Salzmanns eigne Kinder mitgerechnet, nur etwa ſechszehn iſt. Darauf ſahen wir den Betſaal. Er iſt mit hölzernen Säulen geſchmückt, die mit Tannenlaub umwunden ſind. Die Ausſicht geht hier nach den Bergen des Thüringer Waldes. Man hat ihm in Anſehung der Einrichtung des Ganzen alle Freiheit gelaſſen, ſo wie er auch bei ſeiner kleinen Druckerei eine gänzliche Cenſurfreiheit genießt. Hier hängen auch die Meritentafeln mit ihren goldenen Punkten. — 50 lobende Billets geben einen goldenen Nagel, und 50 Nägel erwerben einen Orden. Wir beſuchten die Schreibſtunde und die Zeitungsſtunde. Der Lehrer — ſprach ohne alles Leben, und raiſonnirte mehr als ein politiſcher Kannengießer, als wie ein Lehrer. — Auf einem Spatziergang überſahen wir die geſunde ſchöne Gegend. In dem angelegten Garten hinter dem Gebäude hat jeder Zögling einen Gartenfleck, den er ſelbſt bearbeitet und das darin gezogene Gemüſe in die Küche des Inſtituts verkauft.

Wir gingen nun auf eine halbe Stunde nach dem unten im Thal gelegenen Mädcheninſtitut des Herrn A. Es ſind nur 5 Mädchen da. Alle waren weiß gekleidet mit flatterndem Haar. Madam A. iſt eine ſehr artige beſcheidene Frau. — — — Hr. L. lud uns nun noch auf ſeine lateiniſche Lektion mit den beſten Lateinern ein. Er beging die Charlatannerie mich aufzufordern, daß ich aus dem Virgil ein noch nie geleſenes Stück aufgeben ſollte. Ich that es, aber Lehrer und Schüler proſtituirten ſich. Eigentlich ward nur der älteſte des Inſtituts, der übrigens ein gar bleiches kränkliches Anſehen hatte, producirt. Ich ſprach, weil ich dazu aufgefordert ward, einige Minuten lateiniſch mit ihm. Es ging nothdürftig, aber auf meine Fragen aus der alten Geſchichte wußte er nichts zu antworten. Selbſt Socrates Zeitalter war ihm unbekannt. Von Euripides kannte er nicht einmal den Namen. Natürlich ward meine Erwartung durchaus nicht befriedigt. Selbſt die körperliche Geſundheit der Kinder ſchien mir nichts weniger als feſt zu ſeyn. Die meiſten ſahen bleich

aus. Am friſcheſten ſahen die noch nicht eingekleideten Novizen aus. Die körperlichen Übungen werden zu ſtark und mit einer für die Geſundheit nachtheiligen Anſtrengung getrieben. Die Sieger im Springen, Klettern u. ſ. w. werden ſogar bekränzt, und ziehen in Triumph einher! — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Jena den 29ſten Jul. — — — — —
— — — — Schiller hatte an 400 Zuhörer in ſeiner Einleitung in die Univerſalgeſchichte. Im Umgange iſt Schiller recht ſehr angenehm, obgleich ſein Äußeres zurückſchreckend ſcheinen kann.
— — — — — — — — — —

Leipzig den 31. Julius. Bald nach 8 Uhr gingen wir aus, um unſern gewöhnlichen Curſus von Beſuchen und Kollegienhören anzufangen. Indeſſen gingen wir zuerſt auf die Poſt, um nach Briefen zu fragen. Es waren zwei da. Der eine von meinem älteren Schwager, und enthielt die frohe Nachricht, daß meine liebe Frau am Dienſtag vorher (den 28ſten Julius) mit einem Sohne niedergekommen, obwol ſie ſonſt ihre Niederkunft noch um 14 Tage ſpäter erwartet hatte. Meine Freude und Unruhe war unbeſchreiblich. Nun hatte ich keinen andern Gedanken als den, geſchwind in Berlin zu ſeyn. Ohne alſo auch nur einen einzigen Menſchen geſprochen zu haben, beſtellte ich ſogleich auf's neue Poſtpferde, und um 11 Uhr reiſten wir bereits von Leipzig wieder ab. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Von Zehlendorf nach Berlin. Wir kamen um 5 Uhr ſchon an. Und ſo hatten wir denn in 6½ Woche 203½ Meile zurückgelegt. Was ich empfand, als ich mein liebes Weib und in ihren Armen meinen neugebornen Sohn erblickte, das kann nur der wiſſen, der ſelbſt Gatte und Vater iſt. Aber ach! meine Freude war von kurzer Dauer. Denn zwei Tage nachher war der neugeborne Knabe ſchon ein Raub des Todes!

Gedichte.

Maurerode.

Am Johannisfeſt 1780 vorgeleſen in der Mutterloge
zu den drei Weltkugeln in Berlin.

Sey uns willkommen, o Tag, willkommen im Tempel des Maurers,
Du, gefeiert von Grenze zu Grenze, von Schaaren der Brüder,
Die die verſchlungene Kette des myſtiſchen Bundes vereinte,
Deinem Erſcheinen ſchlägt freudig das Herz des Maurers entgegen.
Denn Du wareſt es, — du, der einſt mit lächelndem Antlitz
Sah entſprießen den Hain, in deſſen Dunkel wir wohnen.
Und ſo oft du zur Erden hinabſankſt, blickteſt du heiter
Auf den ſchattenden Hain, der höher und höher emporwuchs,
Und dem ermüdeten Pilger labende Kühlung gewährte.
Oft zwar brauſeten Stürme hinein in das heilige Dunkel,
Wollten verwüſten den Hain, zertrümmern den Tempel des Maurers;

Dennoch vermogten ſie nicht, den dichten Hain zu zerſtören,
Nicht den ſtrahlenden Tempel aus ſeinen Fugen zu reißen.
Sieh! mit lauſchendem Ohr und leiſen ſchleichenden Tritten,
Nahte geſchäftig die Neugier, zu ſpähen des Bundes Geheimniß:
Aber immer fand ſie die Thüren des Tempels verſchloſſen,
Immer den Vorhang zu dicht und undurchdringlich gewebet.
Brüder, wir ſpotteten ihrer, wir ſpotteten ihrer Geſpielin,
Jener das Haupt mit ziſchenden Schlangen umhaarten Verläumdung.
Zwar entfuhren dem Bogen, welchen ſie gegen uns ſpannte,
Tauſend und tauſend Pfeile, mit Nattergifte beſtrichen.
Doch — wie prallten ſie alle zurück die giftigen Pfeile,
Von dem ehernen Schilde, womit die Wahrheit uns ſchirmte!
Wetze von neuem Verläumdung, wetze die ſtumpfen Geſchoſſe,
Drück' im Dunkeln ſie ab; — wir ſpotten dennoch des Angriffs,
Unſre Bruſt mit dem ſtolzen Bewußtſeyn der Tugend gepanzert.
Ja — denn heilig iſt und mit Blumen des Wohlthuns bepflanzet
Unſre geebnete Bahn, obſchon in Wolken gehüllet.
Gleich dem nächtlichen Wanderer ſchreiten wir anfangs durch Dunkel;

Aber ſiehe! die Wolken, die dicht gelagert ſich hatten,
Schwinden allmählig dem Auge; der Saum des öſtlichen Himmels
Färbt ſich mit Purpur; es nahet die Morgenröthe, bis endlich
Licht verbreitend die Sonn' im Stralengewande hervortritt.
Alſo ſchwinden dem Maurer von Stuffe zu Stuffe die Nebel,
Bis zum helleren Licht die ahndende Seele hinaufklimmt.
O der Wonne für mich, wenn einſt ſie alle verſchwunden,
Alle die Nebel, die mir das ſpähende Auge verſchleiern,
Und der dämmernde Schimmer in funkelnden Glanz ſich verwandelt!
Ja — zur Tugend leiten ſie hin, die Pfade des Maurers.
Sie — ſie winkt uns am Ziel. — Wer dieſem Ziele nicht nachſtrebt,
Weſſen Seel' im taumelnden Rauſche des Laſters ſich wieget,
Und des Baues vergißt, der jenſeits des Grabes noch dauert —
Brüder, o der entweihet den heiligen Namen des Maurers,
Schändet den myſtiſchen Schmuck; denn ohne Tugendgefühle,
Brüder, ſind Zeichen und Schurz nur eitles Puppengetändel. —
Sagt, wie war Euch, als Ihr zum erſtenmale die Stuffen
Unſers Tempels zitternd mit ſchwankenden Knieen betratet?

Sagt, wie war Euch damals, als Eure bebenden Lippen
Sprachen den heiligen Schwur? — Die Bahn der Tugend zu wandeln,
Und zum harmoniſchen Einklang der Freundſchaft die Seele zu ſtimmen,
Das — das ſchwuren wir damals, ſchwörens, ſo oft dem Altare
Neue Brüder ſich nahn, um mit uns im Tempel zu bauen.
War es ein Schwur, ihr Brüder, den nicht die Lippen bloß ſprachen,
Der das klopfende Herz zu hohen Entſchlüſſen beſtärkte,
O ſo ſchließet dies Feſt mit pythagoriſcher Prüfung.
Jeder frage: wie lebt ich als Menſch? wie lebt ich als Maurer? — —

Maurerode am Johannisfeſt 1782.

Breit und ſchäumend rauſchet der Nil
Im ſiebenfachen Strom
Über Egyptens fruchtbare Fluren hin.
Ohne den fruchtenden Strom
Lechzten die Fluren, täuſchte die Saat
Arbeit und Hoffnung des Pflügers. —
Mächtiger Strom, wer ſah deine Wiege,
Wer erblickte die Stäte deiner Geburt?
Die Neugier forſchet und ſpähet,
Suchet die Quelle des Stroms,
Sucht das Gebirg, deſſen Schooß' ſie entrieſelt,
Sucht und wähnet gefunden zu haben,
Freut ſich, — und ſieht ſich getäuſcht.

Alſo rauſchet der goldrollende Strom dahin,
Deſſen Waſſer die durſtende Seele des Maurers labt.
Breit und gleich dem Nil in ſieben Armen
Strömt er durch fruchtbare Länder
Und tränket mit Segen die Flur.
Und an ſeinen hohen Geſtaden
Sproſſen erhabene Bäume,
Die den ſchmachtenden Wanderer,
Wenn ihn die Mittagsſonne ſengt,
In ihren Schatten nehmen,
Und Kühlung und Odem des Lebens
Von ihren Wipfeln ihm ſäuſeln.
Bald fleußt er durch blumenbekränzte Wieſen,
Bald durch finſtere Tannenwälder
Und vor zakkigen Felſen vorüber;
Aber nimmer wie Egyptens vergötterter Strom,
Durch Aethiopiens ſandige Wüſten.
Nimmer tritt er gleich jenem über ſein Ufer weg,
Reißt nie, wie er, auch wenn er hohe Wogen ſchäumt,
Hütten und Saaten mit ſich dahin.
Und ob mit ſchwachem Arm
Ihm Thorheit und Irrthum, und Wahn und Verleumdung
Damm und Schleuſen bauen;
Er zürnet nicht ob dem Damm,
Fleußt ruhig ſeinen Pfad,
Und keine Spur der Verwüſtung,
Segnende Fruchtbarkeit nur
Bezeichnet ſeine weite Bahn. —

Ich ſteh' am Strom — Ich höre ſein Rauſchen,
Wer hörte das Rieſeln der Quelle?

Wo iſt ſie die Quelle des Stromes? —
Fragt ſpähend die Neugier.
Blicket und lauſchet,
Lauſchet und blicket,
Suchet und — findet ſie nicht.
In fernen Landen rieſelt einſam die Quelle
Aus des Allmächtigen ſegnender Urne hervor.
In der Jahrhunderte Lauf
Schwoll ſie zum Strom,
Der oft, wenn Zeit und Ort geboten, den Namen,
Nimmer ſein Weſen änderte.

Sieh am Ufer des ſeichteren Arm's
Stehet emſig der Knabe,
Angelt und freuet ſich kindiſch
Des zappelnden Fiſches an der gebogenen Ruthe.
Höher hinauf wirft der klüger ſich dünkende Fiſcher
Mühſam geſchäftig ſein Netz aus,
Und zieht, und zieht, bis Schlamm und Stein
In dem zerriſſenen Garn ſeine Hoffnung getäuſcht.
Nur der geweihete Maurer
Taucht kühn in die grauſende Tiefe,
Und holt aus dem Grunde die Perle herauf. —
Ach zu viele vertraun ſich dem Strome
Im lecken zerbrechlichen Kahn,
Hüpfen und ſchaukeln in dem ſchwankenden Nachen;
Thoren! Wie? ohne Maſt und ohne Steuer,
Wagt ihr hinanzuſchwimmen die Flut?
Wohl euch wenn euch kein wirbelnder Strudel ergreifet;
Wohl euch, wenn bei dem Klange lärmender Fröhlichkeit

Und in dem Rauſche taumelnder Freude
Eure tanzende Gondel an keinen Klippen zerſchellet.

Aber ſiehe wie fliegt auf brauſendem Fittig des Windes,
Uber die ſchäumenden Fluten
Das Schiff des wahren gerüſteten Maurers daher!
Wie pranget es ſtolz mit ſeinen drei wolkenumhülleten Maſten.
Der Schönheit leuchtender Wimpel flattert voran,
Doch in der Mitte hebt der Maſt der Stärke ſich
Hoch zum Himmel voll Stolz auf ſeine Kraft,
Die jedem Sturmwird trotzet, empor.
Beſcheiden pranget hinten der Weisheit Maſt;
Die ſtrahlende Flagge der Wahrheit weht hoch empor;
Vor ihrem Glanze fliehen voll Schrecken
Korſar und Kaper; nur der Irrthum kämpft.
Doch ob er drohende Glut aus hundert Schlünden ſpeit,
Streicht dennoch er zuletzt die ſinkenden Segel.
Denn ſie ſelbſt die Weisheit ſitzt gelaſſen am Steuer,
An ihrer Seite die holde Schweſter,
Die Tugend, die ihr Auge nie vom Compaß wendet.

Ihr Brüder, die ihr unten noch im Raume des Schiffs
In ungeduldigen Träumen ſchlummert,
Geduld! — Sie kömmt die frohe Stunde,
Die einſt auch euch hinaufruft auf's Verdeck.
Ihr ſchwindeltet, wenn ihr zu frühe
Rings um euch nichts als Wellen an Wellen
Und über eurem Haupte
Nichts als den hellgeſtirnten Himmel erblicktet.
Die Dunkelheit, in der ihr tappt, verſchwindet einſt,

Und wandelt ſich in Licht.
Getroſt! es ſegelt ſicher unſer Schiff,
Unter dem Schirm des Allmächtigen. —
So fuhr der Argonauten Schiff
Einſt ſtolz und ſicher in Minervens Schutz
Nach Kolchis zu dem drohenden Kampf hin.
Sie kämpften und ſiegten,
Siegten über feuerſpeiende Drachen,
Und kehrten mit dem mühſam errungenen Lohn
Des goldbewolleten Vließes zurück.
Gleich froh und ſicher ſegelt des Maurers Schiff,
Ihn ſchrecket nicht die Wuth des ſauſenden Oceans,
Der ſeinen Maſt zu knicken,
Die Segel zu zerreißen ihm droht.
Auch uns — auch uns erwartet ein blutiger Kampf.
Wir kämpfen — Triumph! Wir ſiegen, zerſpalten die Drachen,
Erobern der Wahrheit vergrabnen goldenen Schatz,
Und fahren voll Muth die Fluthen weiter hinan.
Von ferne glänzet der Leuchtthurm uns
Aus Oſten funkelt der flammende Stern,
Und leitet uns über die Pfade des Meers.
Dann eilen wir froh dem Hafen entgegen,
Und landen in fernen Gegenden,
Die des Ungeweiheten Fuß nie betrat,
Landen in Gegenden, wo die Natur vor uns
Den dichtgewebten Schleier zerreißt,
Und den Zögling der Weisheit
An ihren mütterlichen Buſen drückt
Dann ſteigen wir freudig mit ihr
Hinan zu jenem Berge,

Der unter ſich die Wolken,
Unter ſich den Erdball und die Sterne ſieht.
Hier — näher dem einen über uns flammenden Stern,
Der uns hinauf gewinkt —
Schauen wir von unumwölkten Höhen
Mit ungehindertem Blick des helleren Aug's
Weit umher in das Unendliche,
Fallen nieder voll heiligen Schauer,
Beten ſtaunend an
Des Weltenerbauers Pracht und Majeſtät.
Dann grüßen uns die ſeeligen Geiſter höherer Vollkommenheit,
Umarmen den jüngeren Bruder,
Der ſich muthig hinaufgekämpft,
Und lehren ihn liebreich
Den ſchnelleren Flug durch das Unendliche.

Uns allen, Ihr Brüder, winket dies Ziel;
Wohl dem, der's, ſey's früh, ſey's ſpät, erreicht!
Dann ſegne er glühend vor Dankbarkeit
Den heiligen Tag, an dem der keimende Gedanke:
«Ich will ein Maurer ſeyn»
Zum Entſchluß und zur That in der Seele gereift.
Doch wohl auch dem, der ferne noch vom Ziele
Nicht ermüdet zu kampfen,
Nicht ermüdet zu ſtreben,
Bis er durch Nacht und Dunkelheit,
Durch Nebel und durch Dämmerung
Empor zum Licht gedrungen.
Wohl ihm, wenn Geiſt und Herz,
Nicht Schurz und Zeichen allein

Zum Maurer ihn geprägt;
Und wohl ihm, wenn ſo oft dies wiederkehrende Maurerfeſt
Ihm den von Schmeichelei unangehauchten Spiegel
Der Pythagoriſchen Prüfung reicht,
Er ſtets an ſich der Flecken weniger
Als vor zwölf Monden bemerkt.

An ſeine Gattin zum Geburtstage im Nahmen der Kinder.

O Mutter, ſo vergnügt als wir
Sind heut wol wenig Leute,
Und das verdanken wir nur Dir;
Geboren ward'ſt Du heute.

Zwar iſt ſeitdem ſchon manches Jahr,
Schon mancher Tag verfloſſen:
Denn zwei und dreißig Jahr', für wahr,
Sind keine Kinder-Poſſen.

Doch Mutter noch zweimal ſo oft
Mußt Du den Tag erleben,
Der Dich uns allen unverhofft
Zur Mutter einſt gegeben.

In dieſem neuen Hauſe hier
Soll's nie an Freuden fehlen,
Die frohen Tage wollen wir
Genießen; doch nicht zählen.

Wer hat wol mehr als Du verdient
Der Freuden viel zu haben?
Sieh Deine Hoffnung, wie ſie grünt,
Drei Mädchen, einen Knaben.

O, dieſe Hoffnung müſſe nie
Ein Hagelſchlag vermindern,
Nein blühn und reifen müſſe ſie
In allen Deinen Kindern.

Kinderlied.

Am Geburtstage ſeiner Gattin 1787.

Vater freuet ſich mit mir,
Daß ich liebe Mutter, Dir
Heute ſchon Glück wünſchen kann.

Vater hat mich hergeſandt
Nimm, o nimm aus ſeiner Hand
Dieſes kleine Unterpfand
Seiner Liebe an.

Doppelt wollen wir uns freun,
Hör ich Brüderchen erſt ſchrein!

An die Mutter.

Bei ihrem Geburtstage, im Namen der Kinder.

Da kommen wir Kinder
Mit Jubelgeſchrei;
Wir eilen geſchwinder
Als jemals herbei.

O Mutter von neuen
Erſcheinet der Tag
Auf den wir uns freuen:
Der feſtliche Tag.

An dem Dir die Sonne
Zum erſtenmal ſchien
Und der uns mit Wonne
Einſt ſollte durchglühn.

Denn ſiehe! wir lieben
Dich Mutter ſo ſehr:
Nichts kann uns betrüben
Als wenn Du nicht mehr

Mit heiteren Blicken
Gern unter uns bleibſt,
Und leſen und ſtricken
Vergnügt mit uns treibſt.

Wie ſind wir ſo fröhlich
So oft Du uns lobſt,
Dann ſind wir ſo ſeelig
Als gäbſt Du uns Obſt.

Auch wollen wir immer
Durch Fleiß Dich erfreun;
Auch wollen wir nimmer
Voll Eigenſinn ſchrein.

Daß nichts Dich betrübe,
Du biſt ja ſo gut.
Zum Zeichen der Liebe,
Nimm hin dieſen — Hut.

Am Geburtstage der Großmutter.

Auch ich, Deine Sophe
Wollt' gern eine Strophe
Dir heut deklamiren
Und Dir gratuliren;
Doch weiß ich nicht wie!
Zwar wollt ich heut früh,
Im Wachen und Träumen
Zuſammen was reimen,
Doch Großmutter ach!
Ich bin noch zu ſchwach.
Drum laß ich es bleiben,
In Verſen zu ſchreiben.
In Verſen zu ſprechen
Geht eher noch an,
Weil man hier die Schwächen
Verbergen mehr kann.
Drum wünſch ich von Herzen
Dir heute viel Glück.

Von Kummer und Schmerzen
Sey frei Dein Geſchick.
Und wenn Du den Spielen
Der Enkel zuſiehſt,
Dann müſſeſt Du fühlen,
Wie lieb Du uns biſt.
Und werden wir älter,
So werden wir zwar
Geſetzter; doch kälter
Für Dich nicht fürwahr. —
Im künft'gen Jahrhundert,
Wir habens ja bald —
Da ruft man verwundert:
O ſeht doch, wie alt,
Und dennoch wie heiter
Die Großmutter blüht!
O ſeht — und ſo weiter
Ruft dann, wer Dich ſieht!

Am Geburtstage der Großmutter. 1793.

Schon wieder liebe Großmama
Iſt Dein Geburtstag da;
Und ich Dein Sophchen bin nun bald
Sechs Jahre und ein halbes alt,
Und bin noch ziemlich dumm
Allein ich bin nicht ſtumm.
Das ſollſt Du heute ſehn;
Ich gratuliere ſchön.
Noch lange ſollſt Du leben

Noch oft dies Feſt uns geben
Noch viele — viele Jahre
Im Schmuck der Silberhaare
In Deiner Enkel Reihen,
Dich mit uns allen freuen
Und Abends mit uns ſtricken
Auch wol zuweilen nicken.
Zwar dieſe Börſe hier
Die ich Dir präſentir,
Hab' ich nicht ſelbſt geſtrickt:
Das wäre zu geſchickt
Für ein ſo kleines Mädchen;
Die Hand, die dieſe Fädchen
So fein und feſt verband
War Deiner Tochter Hand.

Am Geburtstage der Großmutter. 1792.

Wieder liebe Großmama,
Iſt Dein Geburtstag da.
Schon wieder kömmt Dein Röschen her
Von guten Wünſchen ſchwer.
Doch einen nur langt ſie hervor
Und ſagt ihn Dir nur halb in's Ohr:
»Sieh, mit vergnügtem Sinn
Mußt Du der Enkelin
Ein Myrthenbäumchen pflanzen,
Dann flichtſt Du über vierzehn Jahr
Vergnügt und fröhlich in mein Haar
Den hochzeitlichen Kranz.

Und Vater Sp*** ſoll alsdann
Trotz einem jugendlichen Mann
Mit Dir den Urgroßvater-Tanz
In raſchen Sprüngen tanzen.

Bei einem Feſt.

(Vermuthlich vom J. 1771.)

Willkommen geſegneter Tag, der Anmuth und Freude geheiligt,
Du Tag den längſt ich zu ſehen gewünſcht,
Und izt, izt ſeh' ich ihn froh gleich einem Tage des Frühlings,
Vom lauen Hauchen der Winde umweht,

Gleich einem Tage des Mays, an dem die Fürſtin der Blumen,
Die Roſe vom Strahl der Sonne gewärmt,
Sich lächelnd eröffnet, um den ſie anhauchenden Zephyr zu küſſen
Der ihren wallenden Buſen umſchwärmt.

Ich ſeh den feſtlichen Tag, an dem Dich o R***, das Jawort
Von Deiner geliebten B*** beglückt,
Die Hand in Hand mit Dir an der Seite der Unſchuld zum Altar
Hinzutritt und ewige Treue Dir ſchwört.

Jauchzt Amor und Hymen, durch gleiches Geſchäft verbundene Götter,
Jauchzt über euren ruhmvollen Triumph,
Denn hier traf, o Amor, dein Pfeil zwei Herzen, welche die Vorſicht
Zur dauerhafteſten Ehe beſtimmt. —

Genießt dieſen Tag mit Anmuth erfüllet, und ſehet im Geiſte
Den künftigen Tagen der Fröhlichkeit zu —
Iſt es ein reizendes Glück, ſich unter munteren Scherzen
Der Freundſchaft und ſeines Lebens erfreun;

Und wiſſen, daß man uns liebt und daß wir wiederum lieben:
So iſt dies Glück Euch vor andern beſtimmt,
Iſt es ein reizendes Glücke, mit dem was man wählet, zufrieden
Zu ſeyn, ſo wartet dies Glücke auf Euch.

Ja N***, ja zärtlichſte Braut, der Liebe größeſte Freude
Der Ehe Glück wartet ſchon jetzo auf Euch —
Wie könnt es Euch fliehen dies Glück, Euch, die Ihr an zärtlicher Neigung,
Und Tugend, und lächelnder Unſchuld Euch gleicht!

Heilwünſchend ſchwingt Hymen die Fackel über den Tag der Vermählung,
Und weiht ihn zu ewiger Fröhlichkeit ein.
Auch mir, Eurem Freunde, durchſtrömt ungeheuchelte Freude die Seele
Die Theil an Eurer Zufriedenheit nimmt.

Zwar ſcheu ich mit klopfender Bruſt die ſtets ſich nähernde Stunde,
Da Ihr Euch unſerer Umarmung entreißt,
Und Breslau's Mauren zueilt, wo Ihr ungetroffen vom Pfeile
Des Neides, glückſeelige Zeiten durchlebt.

Doch ſeh ich gleich ſelber das Glück nicht, deſſen Ihr dorten genießet,
So denk' ich doch ſtets mit Entzücken daran,
Erfleh' Euch unausbleiblichen Segen zu Eurer Verbindung,
Und bitt' Euch um ferneren Freundſchaftsgenuß.

Verzeiht, wenn meine Leier in ſchwachen Tönen geſpielet,
Und es der Muſe am Ausdruck gefehlt,
Denn wer kann die großen Gefühle der Freundſchaft, die ich jetzt empfinde,
In ihrer wirklichen Größe abmahlen.

Gratulation

an den Herrn Conſiſtorialrath Steinbart bei der frohen Entbindung ſeiner Gemahlin.

Im Namen ſämmtlicher Pädagogiſten. (1771)

O Lehrer, lies in unſern Blicken
Die reine Freude, das Entzücken
Das jetzt aus unſern Herzen quillt.
Wir nehmen Theil an Eurer Freude
Die nach ſo langem Schmerz und Leide
Nun endlich Eure Seele füllt.

Wie traurig waren nicht die Jahre,
Da ihr voll Schmerzen, auf der Bahre
So viele Eures Hauſes ſaht.
Doch jetzt — jetzt trocknen ſich die Zähren
Jetzt wird ſich Schmerz in Luſt verkehren
Da Euch der Herr erfreuet hat.

Die Gattin deſſen, den wir ehren
In ſeinem Beiſpiel, in den Lehren
Die Er uns unermüdet giebt,
Wird glücklich eines Sohns entbunden
Verſüßt dadurch die ſauren Stunden
Des Gatten der ſie zärtlichſt liebt.

Heil ſey dem neugebohrnen Knaben
Der Himmel ſchenke ihm die Gaben
Des, der ihn ſeinen Liebling nennt.
Er ſey der Eltern ſüßte Freude
Ergötze noch im Alter beide
Wenn Tugendfeuer in ihm brennt.

Herr ſtärke du mit neuen Kräften
Die Mutter zu den Hausgeſchäften,
Erhöre Allmächt'ger unſer Flehn,
Sieh hier beglücktes Paar die Freude
Die uns durchglüht, o ſeht ſie Beide,
Sie ſey von Euch mit Luſt geſehn.

Dies iſt der Tag, da einſt das Leben
Dem Helden Friedrich ward gegeben,
Da Gott den König werden hieß —

Gegrüßt ſey uns die Vorbedeutung,
Die Freud' durchwallt' uns bei der Zeitung
Der Luſt, die Gott Euch heut' erwies. —

Erlaub es uns an dieſem Tage
Uns frei von Unluſt, frei von Klage,
Des Glücks zu freun, das er gewähret.
Laß uns ihn ganz der Freude geben,
Laß uns an ihm die Luſt erheben,
Die heut durch ihn uns widerfähret. —

Du lächelſt und dein Lächeln ſaget:
»Das was ihr mich zu bitten waget
Sey Euch von mir mit Luſt vergönnt.
Gern ſey an dieſem Nachmittage
Es Euch erlaubt daß frei von Klage
Ihr ihn der Freude weihen könnt.«

So greift dann rauſchende Akkorde, Brüder!
Auf Eurem Saitenſpiel, auf ſinge Lieder
Auf jauchze jugendliche Schaar! —
Freut Euch mit uns ihr holden Muſen,
Umkränzt mit Blumen eure Buſen,
Weil dieſer Tag uns feſtlich war.

Wiegenlied.

Lieber kleiner Bube,
Schlaf in dieſer Stube,
Ruhig und geſund.
Sollteſt Du erwachen,
Öffne nur zum Lachen
Nicht zum Schrei'n den Mund.

Aber lieber Kleiner
Noch biſt Du ein Weiner
Sprich, wann lächelſt Du?
Bis dahin verſchlafe,
Wie die frommen Schaafe,
Schmerz und Gram in Ruh.

Täglich wirſt Du klüger
Brauchſt bald keine Wiege,
Und kein Wiegenlied.
In der Mutter Blicken
Strahlet das Entzücken,
Wie das Knäblein blüht.

Ode bei dem Geburtsfeſte des Obriſten von H** für den Major von D**. (1770)

Sing ihn den frohen Tag mein Lied,
Der uns entgegen lacht,
Sing ihn, den Helden, groß in Fried',
Noch größer in der Schlacht.

Heut Held, heut iſt der Tag der Dich
Dem Vaterland geſchenkt,
Der Tag, den jeder Krieger ſich
Mit froher Seele denkt.

Als Kind ſchon klopfte Dir die Bruſt
Von Tapferkeit und Muth,
Und Deine frühe Kriegesluſt
Bewies Dein edles Blut.

Kaum war der Kindheit Zeit vorbei,
So ſchwureſt Du der Fahn',
Betrat'ſt, von Furcht und Schrecken frei,
Zum ew'gen Ruhm die Bahn — —

Heil ſey dir jetzt o Vaterland,
Der Held zieht in den Krieg,
Furcht iſt aus ſeiner Bruſt verbannt
Und ſeinem Muth folgt Sieg.

Der Schlacht Geräuſch ertönet weit,
Der Stücke Donner kracht:
Allein der Held ſteht ſchon bereit
Zum Kampfe da, und lacht.

Und Friedrich, bei dem Heldenmuth
Stets die Belohnung fand,
Sieht es wie er ſein edles Blut
Wagt für das Vaterland.

Er ſiehet ſeine Tapferkeit
Mit günſt'gen Blicken an;
Er ſiehet ſie und iſt erfreut,
Daß er belohnen kann.

«Auf! ſpricht er, kühner Held erfahr'
«Den Lohn der Tapferkeit:
«Sey Haupt von einer Heldenſchaar
«Geübt im Kampf und Streit.«

Er ſprichts, und Du, o Held, eilſt fort,
Wo Friedrich Dir gebeut.
Gelangſt an den beſtimmten Ort,
Die Krieger ſind erfreut.

Heil mir, der ich ſeit kurzer Zeit
Als meinen Chef ihn ehr'
Und von dem Helden jederzeit
Der Freundſchaft Worte hör!

Gönn Deine Freundſchaft ferner mir
O edelmüth'ger Held!
Dann folg ich muth'ger dem Panier
Und werd' wie Du ein Held,

Und ruft der Krieg — o gern ſterb' ich
Wenn mein Geſchick gebeut,
Und vielfach glücklich preiſ' ich mich,
Sterb' ich an Deiner Seit'.

Heil ſey der Gattin, deren Hand,
Dich tapfrer Held beglückt.
Heil, Heil dem Tag, der Dich verband
Mit Ihr die Dich entzückt.

Schau Held, o ſchau vereint in Ihr
Witz, Tugend und Verſtand,
Die Schönheit ſelbſt — Ja Heil ſey Dir,
Da Sie ſich Dir verband.

Heil Deiner Tochter, da in Ihr
Der Mutter Bildniß ſtrahlt.
Heil Ihrem Reize, da in Ihr
Die Anmuth ſelbſt ſich mahlt.

Heil Deinem ganzen Haus, o Greis,
Heil jedem der Dich liebt,
Dem Tag ſey Heil und Ruhm und Preis,
Den heut der Herr Dir giebt.

Oft noch, oft kehr er Dir zurück
Den Deinigen zur Freud'!
Dies Jahr — es kröne Dich mit Glück
Und mit Zufriedenheit.

Sieh meine Wünſche an mit Gunſt,
Sieh meine Freude heut — — —
Fehlt dieſem Blatte gleich die Kunſt,
Doch nicht die Redlichkeit.

Zum Geburtstage unſerer Mutter. (1795)

Mutter, o wie freu' ich mich,
Mutter, o wie lieb' ich Dich!
Uns zur Mutter auserkohren,
Ward'ſt Du heut für uns gebohren.
Mutter, o wie freu' ich mich!
Mutter, o wie lieb' ich Dich!

Sieh, wir alle haben heut
Uns ſo herzlich ſchon gefreut!
Doch ich freute mich ſchon geſtern

Mit dem Helmus mit den Schweſtern.
Selbſt die Namenloſe ſcheint
Dir zu ſagen was ſie meint.

Weißt Du, Mutter, was ſie meint,
Wenn ſie lächelt, wenn ſie weint?
O ſie liebt Dich ſchon von Herzen,
Fühlet mit Dir Deine Schmerzen,
Trinket mit der Milch Dein Blut
Wenn an Deiner Bruſt ſie ruht.

Was thut eine Mutter nicht!
O mit freundlichem Geſicht
Folgeſt Du dem edlen Triebe,
Und die ſüße Mutterliebe
Uberwindet jeden Schmerz
Und belohnt Dein treues Herz.

Danken Mutter wollen wir
Unſer ganzes Leben Dir.
Sind wir froher und geſünder
Als ſo viele andre Kinder
O ſo danken wir es Dir.
Mutter wie beglückt ſind wir!

Heil dem Tage welcher heut
Sich ſo ſchön für uns erneut!
Lange Mutter ſollſt Du leben!
Wie des Weinſtocks ſchlanke Reben
Blühe Deiner Töchter Schwarm
An der ſüßen Mutter Arm.

Auch der einz'ge Junge kann
Einſt als Jüngling und als Mann
Dir ſtatt vieler Freude machen,
Wie ſchon jetzt durch Singen, Lachen
Und ſo manche Spielerei'n
Die den Vater ſelbſt erfreun.

Zwar erwarteten wir ſchon
Einen zweiten kleinen Sohn,
O wir hätten um den Jungen
Laut geſungen und geſprungen,
Doch es ſollt' ein Mädchen ſeyn,
Und auch ſie ſoll uns erfreun.

Auch der Junge kömmt daher,
Sieh! wie träget er ſo ſchwer!
Doch er will ja nicht bloß tragen,
Will ſo gut wie wir was ſagen:
Nun mein lieber Wilhelm, ſprich,
Mutter wartet ſchon auf dich.

Cantate zur Neujahrsmuſik (1770.)

Chor.

Die eilenden Jahre verfliegen geſchwinde —
Schnell rauſchen auf brauſenden Flügeln die Winde,
Doch ſchneller noch rauſchet die Zeit uns davon.
Sind einmal die unwiederruflichen Stunden
Im Schooße der Trägheit, des Laſters verſchwunden,
So ſind ſie auf ewig, auf ewig entflohn. B. A.

Arie.

Dankt dem Gotte, deſſen Güte
Unſer Leben uns erhielt;
Zeigt mit fröhlichem Gemüthe,
Daß ihr ſeine Gnade fühlt.
Blickt in das verfloßne Jahr,
Sagt, ob er nicht Vater war?

Recitativ.

Wie väterlich hat er mein Leben
In dem entflohnen Jahr gelenkt!
Wie viele Freuden hat er mir geſchenkt
Und mir's vergeben,
Wenn ich durch Sünden
Den Weg, den er mir zeigt, verließ.
Er ließ auch mich die Gnade finden
Die er dem Sünder, der ſich beſſert, längſt verhieß
Sprich Seele.

Arioſo.

Haſt du nicht ſchon immer es empfunden,
Wie gütig er geſinnet war?
Zeigt nicht auch das verfloßne Jahr,
Daß uns die Sonne ſeiner Güte nicht verſchwunden?

Arie.

Allgütiger zieh auch im neuen Jahre
Nicht deine Vaterhand von deinen Kindern ab!
Sey unſer Schutz und Troſt bis hin zur Bahre
Und ſey, wenn wir in Noth verſinken, unſer Stab!

Chor.

Dann mögen die Wellen des Unglücks nur brauſen
Wir hören, wir hören ihr fürchterliches Sauſen
Und zagen doch nicht.

Du winkeſt, und plötzlich verſtummen die Wetter
Vor deinem Befehle, du Herrſcher der Götter.
Wir wandeln im Licht. V. A.

Choral.

(Nach der Mel. Es iſt das Heil uns kommen her.)

Herr der da iſt und der da war!
Von dankerfüllten Zungen
Sey dir für das verfloßne Jahr
Ein heilig Lied geſungen.
Für Leben, Wolfahrt, Troſt und Rath,
Für Fried und Ruh, für jede That,
Die uns durch dich gelungen.

Epigramme.

1.

(Nach dem Martial.)

»Ach meine Frau iſt todt! Ach Gott! ach! ſie iſt todt.
Und ich? ich lebe noch?« —
Der arme Mann! mich jammert ſeine Noth,
Er erbt zwölftauſend Mark, und dennoch — lebt er noch.

2.

Daß meine Jungen ſich doch gar nicht gleichen!
Sprach zum Gevatter Leimm Frau Barbara. —
Wie ſollten ſie's? ſprach Leimm. Es wär' ein Wunderzeichen,
Gleicht jeder doch dem Herrn Papa.

3.

Auf ihrem Sterbebette
Wünſcht ihrem Mann Liſette
Zur zweiten Frau ein Furiengeſicht. —
«O nein doch, ſprach der Mann, zwei Schweſtern nehm ich nicht.»

4.

Betheurung einer alten Kokette.

(Nach dem Auſonius.)

Nein nun und nimmermehr will ich
Noch vor den Spiegel gehen.
So wie ich war ſo kann ich mich
Ja doch nun nicht mehr ſehen,
Und wie ich bin — ſo mag ich nicht;
Doch Spiegel iſt's auch mein Geſicht?

5.

Nach einer Feuersbrunſt an ſeinem Ort
Sprach Bias mit zufriedenem Geſicht:
«Das Meine trug ich alles mit mir fort» —
Er hatte damals ſeine Frau noch nicht.

6.

Auf einen Comödianten.

Du prahlſt, daß du die Kunſt verſtehſt
Affekten zu erregen.
O ja du kannſt zu Freud und Mitleid uns bewegen,
Zum Mitleid wenn du ſpielſt, zur Freude wenn du gehſt.

7.

Stax glaubt jeder Menſch ſey ſein Bewunderer
Und doch iſt es kein einziger.
Daß ich nicht lüge, einen hat er ſicherlich —
Er ſelbſt bewundert ſich.

8.

Grabſchrift.

Hier unter dieſem Stein ſoll meine Hanne ruhn!
Glück zu! In Ruhe ſind wir alle beide nun.

9.

Der Recenſent.

Mit Flink dem Bücherkritiker
Iſt's doch ein artig Weſen.
Für andre urtheilt er,
Und läßt dann andre für ſich leſen.

10.

Herr Schwalg darf auf der Kanzel nur erſcheinen
Und gleich fängt meine Tante an zu weinen,
Ich ſelber öfters mit. Fragt ihr warum?
Sie ſpricht: Ach Gott wie ſchön! und ich: ach Gott wie dumm!

11.

Sonſt war Mamſell Gerechtigkeit
Ihr wißt es alle — blind.
Man ſtach ihr drauf zu unſrer Zeit
Den Staar. — Das gute Kind!
Seitdem ſie das Geſicht erhielt,
Sieht ſie nun wol, doch lieber Gott! ſie ſchielt.

12.

Du lieber Gott, was iſt das jetzt für eine Welt?
So ſchmält andächtiglich die alte Frau von Hügel.
Wißt ihr was eigentlich ihr nicht gefällt?
So rathet doch! — Je nun die — Spiegel.

Neujahrswünſche.

An —

Du Mädchen mit dem ſchwarzen Haar,
Und roſenrothem Mund,
Wär' deine Seele doch geſund.
Dies wünſch' ich dir zum neuen Jahr.

An Panſophen.

Gelehrt biſt du bis zum Entſetzen,
Das Panſoph weiß ich längſt genug;
Doch ſoll die Welt dich höher ſchätzen,
So werd' in dieſem Jahre klug.

An die Anhänger der Cruſiuſſiſchen Philoſophie.

Die ihr voll Unerſchrockenheit,
Die *beſte* Welt verläſtert und verſchreit,
Weil *dieſe* doch euch nicht gefällt,
Wünſch ich zum neuen Jahr euch eine beſſre Welt.

An einen Greis.

Die Alter mit dem grauen Haare,
Der du dem Grabe nahe biſt.
Was wünſch ich dir zum neuen Jahre? —
Gelaſſenheit beim Anblick deiner Bahre
Und jenen Muth, der Chriſten eigen iſt.

An ſich ſelbſt.

Wird mich dies Jahr durchlebt zu haben
An ſeinem Ende nicht gereun,
Dann bin ich g'nug beglückt. Laß mich dies Glück erfreun
O Gott! und gieb mir dann von deinen andern Gaben
Was dir wird wolgefällig ſeyn.

An G.

Freund, du beſchließeſt viel, und bringſt nicht viel zu Stande,
Geſteh' es nur zu deiner Schande!
Mein beſter Wunſch für dich iſt der:
Nimm weniger dir vor, Freund, und vollbringe mehr.

An einen Heuchler.

Du giebſt dir viele Müh' fromm vor der Welt zu ſcheinen,
Dein Auge kann gekünſtelt weinen,
Dein Mund ſpricht ſehr beredt von Chriſtenthum und Pflicht,
Dein Herz allein weiß von dem allen nicht.
Soll ſich der Himmel deiner freun,
So werd im neuen Jahr was du itzt ſcheinſt zu ſeyn.

An einen Nachbeter der Antileibzianer.

Schwach von Verſtand, von Einſicht ſeicht,
Biſt du um ächten Ruhm bemühet,
Welch' ein Kontraſt, du haſt den Troſt vielleicht
Daß manches ohne Grund geſchiehet.
Ein großer Troſt für jeden, der dir gleicht.

Auf einen Gruß von S.

Sprich Freund, was helfen hunderttauſend Grüße,
Womit ein Mädchen uns beehrt —
Da lob ich mir ein Dutzend Nektarküſſe
Auf ihren Roſenmund! — Die ſind der Mühe werth.
Und wär's, wofern nach jüngferlichem Brauche
Sie ſich fein ſittſam ſträubt, auch nur ein einz'ger Kuß,
So iſt er doch — bei meines Satyrs Schlauche,
Wol tauſendmal mehr werth als bloß ein kalter Gruß.

An jugendliche Freunde.

1.

Kein größres Glück, als du o Seelenruhe
Reizt meinen Geiſt. So lang ich meine Pflicht
Unausgeſetzt mit treuem Eifer thue
Entweichſt du von mir nicht.
Genug durch deinen Werth belohnet
Entbehr' ich gern ein Glück wovon der Pöbel ſpricht;
Reich an wahrhaftem Glück, das tief im Herzen wohnet.

2.

Mit Strenge prüfet Eure Werke!
Oft raubt dem niedlichſten Gedicht
Ein einzig Wort von zu geringer Stärke
Reiz und Vollkommenheit. — Spart Feil' und Meiſſel nicht;
Seyd Ariſtarchen ſelbſt, wie es der Schwan

Cäſars Auguſtus war: So ſteigt ihr himmelan
Horazen nach, und nach Homeren,
Erreicht den Ruhm, den ihnen zu gewähren
Längſt alle einig ſind, und glänzt in ew'gen Ehren.

3.

Wer einſt durch Wiſſenſchaft die Welt mehr aufzuklären
Ein Licht der Welt zu ſeyn beſchließt,
Nicht zu verzagt, nicht zu erſchrocken iſt:
Kein Hinderniß muß den in ſeinem Eifer ſtören!
Er wandelt ſicher hin zum Tempel ew'ger Ehren.

4.

Rein ſey mein Herz und du, mein Leben, fließe
In Unſchuld hin, und ſanft, wie durch's beblümte Thal
Ein ſtiller Bach ſich gießt. Verſüße
Du Freundſchaft mir mein Glück, und meine Qual
Erleichtre mir! An deiner Seite nur
Lacht mir der Reiz der blühenden Natur.

»Gleich einer ſturmerfüllten Winternacht
Leer an Vergnügen und an Freuden,
An Gram und Thränen reich; vom Glück nie angelacht,
Und wie befreit von trüben Leiden
Bringt ſeine Zeit der Menſch, vom Vieh nicht zu beneiden
In Kümmerniſſen zu.« — So klagt
Trübſinn des Menſchenfeinds; wer edler iſt, der ſagt:
Zum Kummer nicht; zum Glück ſchuf Gott uns, und zu Freuden.

Durch kleine Freuden leicht zu rühren, zu beglücken,
Im Unglück bald verzagt,
Leb ich mein Leben durch. — Bald klagt
Trübſinnig meine Seele; bald entzücken
Himmliſch erhabne Phantaſien mich.
Ein einzig Glück — die Ruh und Freundſchaft — mehr wünſch ich
In dieſem Leben nicht. Laß Vorſicht mich's erblicken.

Heiter wie ein Traum von Götterfreuden
Eilt mein jugendliches Leben hin.
Cato's Ernſt und Zeno's Eigenſinn
Kann mein ſanftes Herz nicht leiden.
Epikuriſch weiſe ſuch' ich Luſt und Freuden
Rings um mich — und jauchze daß ich bin.

Groß durch ſich ſelbſt, erhaben durch ſein Herz,
Empfindungsvoll bei Freuden und bei Schmerz,
Dem Gott, der ihn erſchuf, ergeben
In Unſchuld — wie es Menſchen können — leben,
Kein Übel furchtſam ſcheun, vor keinem Sturm erbeben;
Eilt Sterbliche, dies Glück euch zu erſtreben.

An Herrn Z***.

Zum neuen Jahr Geliebter höre,
Ob mir ein Wunſch für dich gelingt! —
Ein Mädchen, wo nicht ſchön, doch reizend wie Cythere,
Leicht wie die Grazien, die Wieland ſingt,
Ließ' ich in dieſem Jahr dich finden.
Nur weg mit deinem Wunſch, ſprichſt du zu mir,
Er iſt erfüllt. — Liebt ich nicht längſt Selinden,
Riß Amor nicht ſchon längſt mich hin zu ihr? —

In ein Stammbuch.

Gönnt mir das Schickſal nur der Freundſchaft ſanfte Bande,
Ein Glück das meinem Herzen hier am Oderſtrande
Der Vorſicht güt'ge Hand in vollem Maaß verliehn: —
Iſt dann ein größer Glück, das ich noch wünſchen könnte? —
Kein Wunſch als daß dies Band nicht Ort, nicht Zeit zertrennte,
Entflammt itzt meine Bruſt. — Erhöre Vorſicht ihn.

In H*s Stammbuch, an ſeinem Geburtstage.

In Verſen dir, o Freund, anheut zu gratuliren,
Hielt ich nach Recht und Billigkeit für meine Pflicht,
Doch, leider war's zu ſpät um viel drauf zu ſtudieren,
Umſonſt bat ich die Muſen mich zu inſpiriren.
Was halfs? Spröd wie die Mädchen ſind, ſie thatens nicht,
Drum ſchreib' ich dies — nenn's wie du willſt, nur nicht Gedicht.

Heut, Freund, an dieſem dir ſo feierlichen Tage,
Umwölke deine Stirn kein Gram und keine Klage
Begleite dieſen Tag! — Hm! Weiter nichts? Wie kann
Ein Dichter ſchlechter wünſchen? — Gut! Oft kehr er wieder
Reich ſtets an Luſt; doch ſteigt noch zweimal er hernieder
Treff' er dich in dem Arm des ſchönſten Mädchens an.

Drei

Drei Sinngedichte bei Gelegenheit der Predigt des **** im St** Auditorium.

1.

Du willſt uns zeigen Freund was ſchön und lieblich heiße
Und deine Predigt zeigt, daß du es ſelbſt nicht weißt.

2.

Kalt wie der Winter predigt er
Auch nicht ein Fünkchen Feuer
Belebt ihn. Alles fließt daher
Nach der Poſtillenleier.

3.

Seht doch, wie uns Herr ***s Predigt rührt,
Wir ſehn und hören ihn; und ach! uns alle friert.

An Chloen.

Chloe könnteſt du in meine Seele blicken
Oder hätt' ich Gleimens Dichtergeiſt
Nur ein Schattenbild von dem was von Entzücken
Trunken meine Seele fühlt, dir auszudrücken: —
Ja! — vielleicht, daß dann den Gram der mich zerreißt
Und den Kummer, daß ich — ach! vergebens liebe
Schnell ein Kuß auf deinen Roſenmund vertriebe.

In ein Stammbuch.

Gönnet Dora mir nur einen frohen Blick,
Einen Kuß auf ihre Roſenwangen,
Die in Florens und des Lenzes Schmucke prangen,
Ja dann lach' ich dein, Geſchick.
Kannſt du wohl mit allen deinen Ungewittern
Einen Muth den mir ihr Kuß gewährt, erſchüttern? —

In ein Stammbuch.

Mit einem Freunde Glück und Kummer theilen können,
O welche Seeligkeit!
Ein Freund, wie ihn die Götter ſelten nur uns gönnen,
Reicht auch im Unglück uns Troſt und Zufriedenheit.
Schenkt uns noch überdem der Vorſicht Güte
Ein Mädchen gleich der Roſe, die verborgen blühte,
Leicht iſt dann jeder Gram, und leicht des Schickſals Neid.

Zufriedenheit, des Himmels beſte Gabe,
O du des Menſchen größtes Gut,
Erfülle mich. Denn wenn ich dich nur habe,
Leb' ich vergnügt und gehe ſelbſt zum Grabe
Nicht ohne Freudigkeit, nicht ohne Muth,
Einſt den furchtbaren Weg. Feindſeliges Geſchick
Raub' alles mir; nur ſie laß mir zurück.

Das Alter.

Wollt ihr wie alt Chlorinde ſey erfahren,
So fragt ſie nur. — «Noch dreißig Jahr' nicht voll.»
So ſpricht ſie und ich glaubs ihr endlich wol:
Sie ſagt mirs ſchon ſeit zwanzig Jahren.

Überſetzung der 22ſten Ode des erſten Buchs des Horaz.

Wer, von keiner Laſterthat ſchwarz, unſträflich
Lebt, der kann des Mauren Geſchoß und Bogen
Und den Köcher, giftiger Pfeile ſchwanger
Sicher entbehren.

Schifft er auch durch brauſende Syrten, reiſt' er
Uber den unfreundlichen Kaukaſus hin,
Oder durch die Ufer am fabelhaften
Strom des Hydaſpes.

Floh doch mich wehrloſen ſelbſt neulich ein Wolf,
Als ich im ſabiniſchen Wald mein Mädchen
Sang und ſorglos über die Gränzen ſchweifte:
Solch Ungeheuer

Nährt in ſeinen ſchattichten Eichenwäldern
Selbſt das wilde Daunien nicht; ja ſelbſt nicht
Juba's ausgedorretes Reich, der Löwen
Lechzende Mutter.

Freund verſetzteſt du mich auch hin, dort wo kein
Sommerlüftchen auf der beeiſten Flur den
Baum umſäuſelt; hin in die Gegend, die mit
Ewigem Ubel

Giftige Dünſte drücken, ja hin in Wüſten
Vom zu nahen Wagen der Sonne glühend:
Dennoch lieb' ich meine ſüßlächelnde, ſüße
Redende Dora.

Parodie der Arie aus der Jagd: Mein lobt mir doch nur nicht die Nacht u. ſ. w.

Mein lobt mir doch nur nicht den Tag,
Ich halt es mit den Nächten;
Am Tage ſchmeckt mir kein Toback
Und wär er von dem ächten.

Bei Nachtzeit klopft kein Gläubiger
An meine Stubenthüre,
Und kein Pedell erſcheint dann mehr,
Damit er mich citire.

Kein Antiwolfianer ſchreit
Mich taub auf beiden Ohren.
Er läßt mit dem Monadenſtreit
Bei Nacht mich ungeſchoren.

Das wird nun freilich anders ſeyn,
Wenn ich von Frankfurt ſcheide;
Dann brauch' ich mich nicht mehr zu ſcheun
Vor des Philiſters Kreide.

Dann droh' Pedell und Gläubiger,
Ich denk: Ei droht Euch müde.
Itzt acht' ich euer Drohn nicht mehr
Und ſchlaf in Ruh' und Friede.

An ſeine Gattinn.

Am 19ten November 1796 geſprochen von der älteſten Tochter.

Kennſt Du den Tag, der einſt Dein erſter war? —
Schon wieder ſchwand dahin ein frohes Jahr,
In welchem, nach des Grames ſchwarzer Nacht,
Der Freude Morgenröthe Dir erwacht. — —
Kennſt Du ihn wohl? —
Für ihn, für ihn
Soll jedes Jahr uns neue Freude blühn.

Kennſt Du den Mann, der dieſes Lied gemacht? — —
Er iſt Dir nah, hat oft an Dich gedacht!
Der Weisheit und der Freude Roſen blühn
Auf einem Dornenſtrauch, für Dich und ihn.
Kennſt Du ihn wohl? —
Für ihn, für Dich
Kränzt dieſer Tag mit neuen Roſen ſich.

Kennſt Du ſie wohl, die Roſe, die dies Jahr
Für ihn, für Dich entſchädigend gebahr? —
Sie ruht ſo ſanft, ſo ſchön an Deiner Bruſt,
Und wer ſie ſieht erblicket ſie mit Luſt.
Kennſt Du ſie wohl? —
Emil! Emil!
Der Herzen ſchlagen früh für Dich ſo viel!

Kennſt Du ſie wohl, die einſt ihn glücklich macht?
Noch ſchlummert ſie in finſtrer finſtrer Nacht;

Ihr Namen iſt uns allen unbekannt
Und unbekannt iſt ſelbſt ihr Vaterland.
Kennſt Du ſie wohl? —

O nein, o nein;
Doch wird auch ſie einſt Deine Tochter ſeyn,
Doch wird, wie wir, ſie dieſes Tag's ſich freun.

Bei der Freund S**ſchen Verbindung,

im Aprilmonat 1773.

Schon ſinkt der Lenz auf blumigten Gefieder
Hinab auf unſre Flur.
Der Nord entflieht und Zephyr ſteigt hernieder —
Er haucht — ſchnell wandelt ſich die Sonne der Natur.

Des Baches Eis zerrinnt; gelinder rauſchet
Der laute Waſſerfall,
Und Philomele, die im Haine lauſchet,
Verſtärkt mit ſchmetterndem Accent den Wiederhall.

Dank dir, verjüngter Lenz, für jede Freude,
Die unſre Bruſt durchglüht! —
Du ſcheuchſt die Sorgen weg, ſo wie vor deinem Kleide
Des rauhen Winterſturmes Schneegewand entflieht. —

Auch Cypripor kommt mit geſpanntem Bogen
Auf ſchnellen Fittigen
Von Paphien geſandt, zurückgeflogen
Zu neuem Siegsgepräng, von Amathuntens Höhen.

Schon langt er lächelnd aus dem goldnen Köcher
Den ſchärfſten Pfeil hervor,
Wetzt ſchärfer ihn, und weiht ihn ein zum Rächer
Für jede Bruſt, die Acidalien nicht ſchwor.

Jetzt ſpannt ſein Arm die ſieggewohnte Sehne — — — ,
Für wen? — für welches Herz? — — —
Dich Doris traf ſein Pfeil? — Ja dieſe Thräne
Die Deinem Aug' entfließt, verräth den ſüßen Schmerz

In Deiner Bruſt, die von dem regen Feuer
Der Liebe, mit Gewalt
Emporgetrieben, ſtärker pocht und freier
Aus ihren Feſſeln nun dem Aug' entgegenwallt.

Ja fühle nur der Liebe ſüßes Leiden,
Das Deinen Buſen ſchwillt — —
Dort kommt er ſchon umringt von ſüßen Freuden
Der Wonnetag in feierlichen Glanz gehüllt —

Empfinde ganz von Freuden hingeriſſen
Die Du noch nicht gekannt,
Das Glück der Braut, und unter tauſend Küſſen
Verknüpfe Dich Gott Hymens wonnevolles Band. —

Dann fliehn in Deines Gatten Arm die Stunden
Mit ſchnellem Flug dahin — —
Ich ſeh's wie Dich, mit treuer Bruſt verbunden
Des trüben Kummers finſtre Donnerwolken fliehn.

So ſchön glänzt nicht der erſte Frühlingsmorgen
Wie Deiner Tage Glück;
Kein fürchterlicher Schwarm von bittern Sorgen
Vergällt Geliebte, Dir, Dein ſeliges Geſchick. —

Heil Euch — der fernen Zukunft dunkler Schleier
Enthüllt ſich meinem Blick — —
Ich ſeh — Euch kehret dieſes Tages Feier
Nach funfzig Jahren noch mit neuem Glanz zurück. —

Alsdann ſtimm' ich zu höhern Jubeltönen
Hinauf das Saitenſpiel
Und ſinge von den künft'gen Wonneſcenen
Die Euch, die Liebe ſchuf, mit zärtlichem Gefühl. —

Zum Geburtstage
meiner theuren Freundin W. T.,
die mir einſt mehr als Freundin war, und ſeyn wollte. Den 19. November 1783.

Am jenem Tage da ich Dich
Zum erſtenmal erblickte,
Und ſchnell der Wunſch der Liebe mich,
Zum erſtenmal entzückte, —

Wie froh, o Theure, war ich da,
Wie ſelig im Entzücken,
Ach! durch der Zukunft Schleier ſah,
Ich hin mit trunknen Blicken.

Noch ſeliger war ich als mir
Die Wolken plötzlich ſchwanden,
Die Anfangs zwiſchen mir und Dir
So trüb' am Himmel ſtanden.

Sie ſchwanden als der erſte Strahl
Der Hoffnung mich beglückte,
Und unverhofft nach kurzer Qual
Mich Leidenden erquickte.

O, weißt Du noch wie am Clavier
Du — «Ruh ich einſt» *) — mir ſangeſt,
Und wie Du Herz und Seele mir
Mit Deinem Ton entrangeſt?

Indeß ich Dir zur Seite ſtand,
Beim Klange Deiner Lieder,
Da drückt' ich zitternd Dir die Hand,
Du drückteſt meine wieder.

Da, als von Deinen Lippen ich
Den Kuß der Liebe pflückte,
Und kühner nun, o Theure Dich,
In meine Arme drückte.

Und bebend mir Dein Mund geſtand:
«Ich will die Deine werden,
«Und nichts zertrenne dieſes Band
«Im Himmel und auf Erden.» —

---

*) Das Lied: Ruh ich einſt auf ihrem Schooß u. ſ. w.

Da labte mich der Vorgenuß
Von ſüßen Himmelsfreuden,
Bei Deinem Lächeln, Deinem Kuß,
Vergaß ich alle Leiden.

Und träumte mich im Himmel ſchon,
Von Deinem Kuß berauſchet;
Und hätt' um keines Königs Thron
Dich und mein Glück vertauſchet.

Doch ach! mein Glück — es war ein Traum,
Der ſchnell vorüberzittert.
Zerſchmettert ward es, gleich dem Baum,
Den raſch der Blitz zerſplittert.

Ich ſtürzte wie in Nacht gehüllt,
Tief in des Grabes Höle.
Hier lieg' ich noch — das Schickſal füllt
Mit Schwermuth meine Seele.

Denn nie vergeß' ich, daß Du mir,
Einſt mein zu ſeyn geſchworen,
Und ewig fühl' ich, was an Dir,
Mein krankes Herz verloren.

Selbſt dieſer Tag, an welchem Dich
Die erſte Sonne grüßte,
Und weinend Deine Mutter Dich
Zum erſtenmale küßte,

Selbſt dieſer Tag vermag es nicht,
Den Gram hinweg zu ſcheuchen
Und meinem trauernden Geſicht
Will nicht der Schmerz entweichen.

Froh biſt Du heute, froh, — doch ich
Steh' traurig da, und weine
Und die Erinnrung foltert mich:
Sie war — war einſt die meine.

O ſchenkte dieſer Tag mir heut,
Der Hoffnung kleinſte Blüthe, —
Mit Dankgefühl und Seligkeit
Pflückt ich ſie weg, die Blüthe,

Und ſegnete den Tag, der Dich
Einſt dieſer Welt gegeben,
Und der, wenn Du ihm winkſt, auch mich
Zurückberuft in's Leben.

Bei Überſendung eines Armbands.

An ſeine Braut.

Hier, theures Mädchen, iſt mein Bild;
Ganz bin ich's doch wol nicht!
Die Liebe, die mein Herz erfüllt,
Siehſt Du im Bilde nicht.

Ode,

dem Geburtstage der Freunde Minervens und der Muſen geſungen im Maimonat 1773.

Triumph! — Triumph! — Schon ſteigt, den jugendlichen Kranz
Von Florens Hand um ſeine Stirn, im Frühlingskleide
Ein Wonnetag herauf, begleitet von der Freude
Und vom mäandriſch-labyrinthiſchen Tanz

Der Charitinnen, die im luftigen Gewand
Ihn tanzend feierten ſeit fünf Olympiaden
Den Jubeltag, der aus dem Schooße der Najaden
In lichten Glanz gehüllt, ſich heute wand. — —

Ha wie durchglüht den aufgeſchwollnen Buſen mir
Die trunkne Wuth Lyäens und der Aoniden,
Ich will ja ſingen, Gott der Barden und Druiden
Begeiſtert großer Delius von Dir. —

Ja ſingen will ich von der Caſtalinnen Feſt,
Die dieſen Tag, geſchmückt mit friſchen Myrthenkränzen
Heſperiens, mit Liedern feiern und mit Tänzen,
Bis Titans Strahl den Horizont verläßt. — —

Denn war's nicht dieſer Tag, der Euch zum erſten mal,
Euch Pataviden, ſah und feierlich begrüßte,
An dem Minerva Euch zum erſten male küßte
Euch froh geſellte zur beglückten Zahl

Der ihr geliebten Götterſöhne des Apoll,
Und Eurem Genius, dem Phöbus Euch vertraute
Der Sylphen freundlichſten, mit dem Accord der Laute
Euch ſanft in Schlaf zu ſingen anbefohl? —

Sie wachten über Euch und wehrten durch Geſänge
Und Saitenſpiel, daß nicht auf ſchwarzen Rabenflügeln
Mit ſchweren Schreckensträumen Morpheus von den Hügeln
Der Finſterniß auf Euer Auge ſank —

So floh der Träume Schwarm und jede andre Brut
Erzeugt vom Erebus und von den Eumeniden
Vor Eurem Roſenlager, das der Pegaſiden
Und Charitinnen Chor mit Männermuth

Beſchützte, ſchnell vorbei — Gleich nahte ſich geſchwind,
Doch ſchüchtern nur, ein Heer von Amoretten
Umſchlangen Euch mit Roſen — und mit Veilchenketten
Und tanzten um Euch her ein Labyrinth —

So, Freunde, flohn Euch in der Pierinnen Schooß
Die Tage ſchnell dahin — und nun — und nun enthülle
Du Nacht der Zukunft dich! — Ich ſeh's — des Schickſals Wille
Beſtimmt für Euch Fortunens größtes Loos. —

Doch, Freunde, wenn nun einſt Latonens Götterſohn
Für wacher Nächte Fleiß Euch um die Stirn geſchlungen
Den friſchen Lorbeerzweig, und wenn Ihr nun errungen
Den Dichterkranz und den verdienten Lohn·

Vergeßt Ihr dann mich und der Freundſchaft Harmonie
  Vergeßt Ihr dann die Treue die wir uns geſchworen? —
Nein, Ihr vergeßt ſie nicht — der Euch geboren
  Knüpft feſter noch das Band der Sympathie! —

Ja, Freunde, trennte gleich der Parze Wink von hier
  Und Euren Armen mich durch tauſend Paraſangen,
Und ſtürmten gleich des Unglücks drohende Phalangen
  Auf mich: — ihr bliebet unvergeßlich mir.

An unſre gute Großmutter.

Im Wams und im Höschen
Kommt Wilhelm, und Röschen
Führt für ihn das Wort,
Denn hier iſt der Ort,
Wo ſelber zu reden
An Herz es ihm fehlt.
Drum bin ich dem Blöden
Zum Vormund gewählt.
Sieh liebe Großmutter
Ich bin Doktor Luther
En miniatüre
Darum gratulire
Ich Dir ſo ganz gerade
Und ſimpel und rund:
Es wäre ja ſchade
Bliebſt Du nicht geſund.
Nein alt ſollſt Du werden
Bis ich nicht mehr jung

Und ſchmecken auf Erden
Noch Freuden genug:
Bis endlich der Himmel
Mit beſſerm Dich nährt
Und Dich kein Getümmel
Der Enkel mehr ſtört.
Zwar will ich die Schweſtern
Nicht bei Dir verläſtern,
Doch wahr iſt's, ſie kakeln,
Rumorn und ſpectakeln
Wohl toller als ich.
Doch lieben ſie Dich
Wie Zucker und Butter,
Du liebe Großmutter,
So lieben ſie dich.
Drum bringen ſie heute,
Als fleißige Leute,
Die etwas zur Wärme
Für Füße und Arme,
Ich aber zu dumm
Und faſt noch halb ſtumm,
Ich, Großmutter, lerne
Für Dich ſo gerne
In aller Eile
Die letzte Zeile
Und ſage Dir:
„Bleib lange noch hier.“

Hochzeitfeier.

Sey uns gegrüßt, o glücklich Paar,
Heut iſt der frohſte Tag im Jahr
Horcht auf!
Was unſre Herzen heut empfinden,
Das wollen ſingend wir verkünden,
Horcht auf zu unſrer Laute Klang,
Tönt froher Feſtgeſang!
Horcht auf!

Die Liebe ſtreuet Blumen euch,
Und macht euch in Gedanken reich,
Schaut auf!
Der Kranz der Liebe kann nie welken,
Er überlebet Myrth' und Nelken,
Horcht auf, in unſer Saitenſpiel,
Tönt frohes Mitgefühl!
Horcht auf!

Heil Dir, Heil Dir o Bräutigam,
Der Kummer flieht, es flieht der Gram
Horch' auf!
Die Liebe bannet finſtre Grillen,
Den herbſten Schmerz weiß ſie zu ſtillen,
Horch auf zu unſrer Laute Klang,
Tönt froher Feſtgeſang!
Horch auf!

Heil Dir, Heil Dir, geliebte Braut,
Denn heut wirſt Du dem Mann vertraut.
Schau auf!

Dem Mann, den ſich Dein Herz erkoren,
Das ihm erſetzt was er verloren!
O, horch' auf unſer Saitenſpiel
Mit zärtlichem Gefühl!
Horch auf!

Dir liſpelt aus des Himmelslicht
Die Schweſter zu: «Vergiß mein nicht!«
Horch auf!
Dich ſollen mutterloſe Waiſen
Als eine gute Mutter preiſen,
Sie freun der neuen Mutter ſich
Und werden gut durch Dich!
Schau her!

Schläft einſt ein Sohn in Deinem Schooß,
So werd' er Dir zur Freude groß.
Horch' auf!
Das ſchönſte Ziel ſoll er erreichen,
Das heißt, er ſoll dem Vater gleichen,
Ja wohl ſey er dem Vater gleich,
Wie er am Geiſte reich.
Ja wohl!

Feſt ſey der Mann, ſanft ſey die Frau,
So wird die Liebe nimmer lau.
Horcht auf!
Mag Reiz und Jugend dann veralten,
Die Liebe kann doch nicht erkalten,
Es tönt in unſer Saitenſpiel,
Der Freundſchaft Mitgefühl.
Horcht auf!

Des Schickſals Hand iſt kalt und ſchwer,
Des Lebens Schiff ſchwankt hin und her; —
Getroſt!
Allein der Strom der Liebe funkelt
Auch wenn der Himmel ſich verdunkelt.
Es tönt in unſer Saitenſpiel
Der Freundſchaft Mitgefühl:
Glück auf!

Einem ländlichen Freunde.

Fried' und Freude dem Paſtor zuvor und traulichen Handſchlag.
Sieh Du winkeſt mich freundlich in Deine Fluren hinüber,
Bieteſt mir duftende Sträuße von thaubethränten Violen
Und den Weltkampf der Amazonen und Helden des Dorfes
Die ich Dir dann mit dem Lorbeer des Siegsgeſanges bekränzte.
Aber böteſt Du mir auch Küſſe des holdeſten Mädchens
Auf den roſigten Lippen; dennoch ſo könnt ich nicht kommen.
Gern zwar flög' ich zu Dir auf brauſenden Flügeln des Adlers,
Aber das Schickſal hängt mir ein Blei quer über den Fittig,
Daß ich dem Strauße gleich ſtrebe zu fliegen und dennoch nicht fliege.
Wenn ſchon die Stürme des Herbſtes die Locken der Bäume zerwühlen,
Und die welkenden Blätter den traurenden Garten bedecken.

Schluß der am 16. April 1771 im Namen der abgehenden Commilitonen gehaltenen Abſchiedsrede.

An St —

— — — — — — — — — — — — —

Hier war es, wo in heitern Freuden,
  Um welche wir als Mann den Jüngling oft beneiden,
Uns ungeſtört des Lebens Lenz verfloß:
  Hier, wo ein Seraph uns in unſre Buſen
Zuerſt Empfindungen des Chriſten goß,
  Und wo im Schooß wohlthät'ger Muſen
Vor uns ſo mancher ſchon den Unterricht genoß —
  Wie ſüß es ſey, Wohlthätern danken können,
Wie bitter auch, vor Dankbegierde brennen,
  Und nur wie wir an Wünſchen reich zu ſeyn:
Hat nie ein Herz wie unſres jezt empfunden.
  Wenn kömmſt du einſt, o glücklichſte der Stunden
Wo unſer Herz kann thätig dankbar ſeyn!
  Wir können nichts, als aus der Vorſicht Höhen
Das größte Glück für dieſes Haus erflehen,
  Nichts als mit feuchtem Blick den Wunſch zum Himmel ſchicken:
Er wolle Dich, Wohlthäter unſrer Jugend,
  Dich theurer Mann und Deine Tugend
Und ganz Dein werthes Haus beglücken.
  Er ſegne ſtets Dein heiliges Bemühen,
Dem Reich der Tugend und der Welt
  Die treuſten Bürger zu erziehen,
Und dort wird einſt in einer beſſern Welt
  Ein ew'ger Palmenzweig um Deine Schläfe blühen. —

Auch Ihr, Geehrteſte, die Ihr durch weiſe Lehren
So manches Herz der Tugend zugeführt,
Empfangt den Dank der Euch gebührt,
Und glaubt daß wir als Greiſe Euch noch ehren,
Wie wir als Jüngling' Euch geliebt.
Die Vorſicht wird den frommen Wunſch erhören,
Nichts müſſe Euer Glück, nichts Eure Ruhe ſtören,
Bis ſie Euch einſt den Lohn der Frommen giebt. —
Schon ſeh' ich dieſen Wunſch von tauſenden begleitet
Von manchem Glücklichen, den Ihr wie uns gelehrt,
Der Tugend treu zu ſeyn, und der ſie nun verehrt,
Und den Ihr auch zum Dienſt des Staates zubereitet,
Schon ſeh' ich ſeinen Wunſch mit unſerm ſich vereinen
Und vor dem Thron der Gottheit itzt erſcheinen;
Und Gott erhöret ihn; er ſtrömet Heil und Segen
In einem milden Gnadenregen
Auf Euch und Eu'r Bemühn herab — — u. ſ. w.

An den Montagsklub

bei ſeiner Jubelfeier den 16ten April 1798.

Parodie des Göthiſchen Liedes: Kennſt du das Land u. ſ. w.

Kennt Ihr den Tag, der heut ſo feſtlich iſt,
Daß ſelbſt der Greis ſein Alter gern vergißt?
Den Jubeltag, der heute funfzig Jahr
Der Freundſchaft und der Freude heilig war?
Kennt Ihr ihn wohl?
Für ihn, für ihn,
Läßt heut der Lenz die erſten Roſen blühn.

Kennt Ihr das Jahr in dem der Freundſchaft Hand
Den Kranz des Klubs aus Roſenknoſpen wand?
War's nicht ein ewig unvergeßlich Jahr,
Das Fried' und Wein für Deutſchland einſt gebar *),
Kennt Ihr es wohl?
Am Rhein, am Rhein,
Wuchs damals Fried' und wuchs ein edler Wein.

Kennt Ihr das Jahr, das neuen Frieden ſchafft? **)
Schon keimt aus Blut ein neuer Traubenſaft;
Zerſtückt wird zwar das deutſche Vaterland,
Doch endlich auch die Furie gebannt,
Kennt Ihr ſie wohl?
O Krieg, o Krieg!
Mit Wunden lohnteſt du, ach! nicht mit Sieg.

Kennt Ihr den Mann, der dieſem Kreiſe fehlt,
Den Raſtadt zu den Friedensſtiftern zählt? —
Vergißt der Montagsklub den edlen Mann,
Der ernſt und lachend Herzen leicht gewann?
Kennt Ihr ihn wohl?
Heil dir, o Dohm!
Der Ölzweig keimt am deutſchen Scheideſtrom.

Kennt Ihr den Greis, der dieſem Kreiſe fehlt?
Den dieſer Klub zu ſeinen Stiftern zählt,
Den nun Horaz an ſeinen Buſen drückt,

---

*) Anſpielung auf das Stiftungsjahr des Klubs 1748, das durch den Aachner Frieden, und durch ſeinen Rheinwein merkwürdig iſt.

**) Zu Raſtadt.

Seit ihn der Tod für uns zu früh entrückt. *)
Kennt Ihr ihn wol?
Um ihn, um ihn,
Klagt dieſer Klub, und mit ihm klagt Berlin!

Kennt Ihr das Land, wo unſer Ramler wohnt?
Das Land wo unbemerkt und unbelohnt,
Kein Veilchen welkt und kein Verdienſt verſinkt,
Wo nach dem Sturm ein ſichrer Hafen winkt. —
Kennt Ihr es wohl? —
Dahin, dahin
Soll nur erſt ſpät ein jeder von Euch ziehn. —

Zum Geburtstage der Mutter.

Am 19ten November 1790.

Immer, liebe Mutter, freute
Sich Dein Röschen, wenn ein Jahr
Deines Lebens ſich erneute.
Dieſer Tag, o Mutter, war

Mir ſchon oft ein Feſt geweſen,
Heute freu' ich doppelt mich.
Heiſa! denn nun kann ich leſen
Und das lernt ich ja durch Dich.

---

*) Nur fünf Tage vor der Feier ſtarb Ramler, einer von den Stiftern des Klubs.

Auch haſt Du in dieſem Jahre
Einen Bruder mir gegeben!
O was das für Freude war!
Lange — lange ſoll er leben!

Soph'chen und Liſettchen freuen
Beide herzlich ſich mit mir.
O wir wollen in dem neuen
Jahre Deines Lebens Dir

Täglich — täglich Freude machen,
Wollen gut und fleißig ſeyn,
Wollen ſcherzen, wollen lachen,
Aber niemals trotzig ſchrein ꝛc.

Empfindungen bei meinem bevorſtehenden Abſchiede von Frankfurt.

Wie ſchnell! Wie ſchnell ſeyd ihr beglückte Stunden
Wie ſchnell ſeyd in der Freundſchaft ſanftem Schooß
Ihr mir entflohn, und Träumen gleich verſchwunden,
Wie traurig iſt mein Loos!

Schon flohen ſie, die beſten meiner Brüder
Und meine Laute klagte den Verluſt;
Doch itzt — Tief drückt er mich zu Boden nieder,
Der Gram in meiner Bruſt.

Denn bald, ach! nur zu bald ruft auch von denen,
Mit welchen es mich noch bisher vereint,
Mein Schickſal mich hinweg, und meine Thränen,
Ach! ſind umſonſt geweint.

Umſonſt wünſch' ich die frohen frohen Tage
  Der Freundſchaft mir von dem Olymp zurück.
Umſonſt! Entflohn ſind ſie, und keine Klage
  Erweichet das Geſchick.

Ich fliehe; doch von Euch, von Euch verlaſſen,
  Die ich geliebt und die Ihr mich geſchätzt — —
Doch wärt Ihr fähig mich dereinſt zu haſſen,
  So haßt mich lieber jetzt. —

Ihr ſeyd es nicht! Ein ew'ges Band der Liebe
  Knüpft Eure Seele an die meine feſt,
Ihr ſeyd, und wenn auch keiner mehr mir bliebe
  Noch meiner Freunde Reſt.

Dann donnre das Geſchick! Mit heit'rer Miene
  Seh ich des Unglücks Blitz, wenn Ihr mich liebt!
Doch Wonne wenn die Stunde bald erſchiene
  Die Euch mir wiedergiebt.

An K****n. Den 9ten Februar 1775.

Wie ſchnell! Wie ſchnell entflohen mir die Stunden
  Hier in der Liebe Schooß an Deiner Hand! —
Ach Träumen gleich iſt ſie dahin geſchwunden
  Die Luſt die ich empfand! —

O wie durchdrang mit ſeeligem Entzücken
  Zum erſtenmal die Liebe mein Gefühl,
Als mich auf kurze Zeit hier zu beglücken,
  Es dir, o Gott, gefiel.

Ach nur zu kurze Zeit! — Sie iſt entflohen —
Umſonſt! umſonſt wünſch' ich ſie jetzt zurück;
Mein Schickſal winkt — Ich folge — doch ſein Drohen
Seh' ich mit finſtrem Blick.

Verſtohlen fließt hinab von meinen Wangen
Die Zähre die mein Abſchied mir entreißt; —
O Liebe, Liebe, zärtlichſtes Verlangen,
Wie quälſt du meinen Geiſt! —

So fühlt' ich nie in meinem Buſen wüthen
Des Kummers und des Grams zweiſchneidig Schwerdt.
Doch Troſt! die Freuden die hier für mich blühten,
Sind meines Grames werth. —

O ſeelig ſeelig waren ſie die Stunden,
Die mir der Vorſicht Güte hier verlieh. —
Was meine Bruſt in ihnen hier empfunden
O das empfand ich nie.

Und wagt' ich es mit ausgeſuchten Bildern
Und übertünchten Dichterkünſtelein
Dir das Gefühl das mich durchglüht zu ſchildern,
Wie klein wär dies, wie klein!

Ode,

dem glücklichen Alter Friedrichs des Großen.

Den 24ſten Januar 1781.

Wenn im Mittag die Sonne,
Glühend und blendend am Himmel ſteht —
Dann ſchimmert kein leuchtend Geſtirn;
Alle ſtrahlende Fürſten der Nacht,
Verſchleiern ſich vor dem blendenden Glanz,
Beten des Tages Königinn an.

Von ihrer Höhe ſchaut ſie ſtolz herab,
Geußt Licht und Wärme nieder;
In reinen Bächen quillt
Leben, Wonne, quillt herab.
Ohne ſie hüllete Nacht,
Hüllete Grauen des Todes uns ein
Doch bebt vor ihr der ſcheue Blick
Geblendet zur Erde nieder;
Von ihrem Bogen fahren feurige Pfeile
Jedem kühnſpähenden Aug' entgegen.
Aber wenn ſie mit ſengender Gluth
Die durſtigen Gefilde dörrt —
Dann blickt die lechzende Flur,
Und die ſchmachtende Blume,
Von ihr ſelber geliebt und genähret,
Blicket voll Wehmuth empor.
Und ſiehe! die gerührete Monarchin
Zeucht aus den ſtolzen Strahlenpanzer und den Flammenſchild,
Hüllet in thauenden Wolkenſchleier ſich ein.

Da ſtrömet Segen hernieder.
Und tränket Gefild und Wald.
Geſtärkt erheben ihr Haupt
Die Töchter der Flur und des Gartens,
Lächeln der himmliſchen Allernährerinn Dank. — —

Wenn am Abend die Sonne
Mild und freundlich am Himmel ſteht —
Wonnevoll ſchauet ſie dann
Auf die glänzende Laufbahn
Des heißen Tages zurück,
Schauet reifen die goldene Saat,
Die ihr belebender Strahl
Aus dem Schooße der Erde rief.
Dann ſieht ſie die Zähre des Danks
In dem Auge des Schnitters beben,
Der mit Entzücken die vollen Ähren zählt,
Und ihre Zahl vergißt.

O Lichtverbreiterin, du leuchteſt
Am Abend ſo helle der Welt,
Wie am Mittag du glänzteſt.
An deinen Strahlen wärmet der Kranke ſich,
Saugt mit begierigen Zügen ſie ein,
Und fühlet mit Jugendkraft ſich geſtärkt.
Dir gegenüber lagert der müde Pilger ſich,
Blicket nun froh in dein glühendes Antlitz,
Das des langen Wohlthuns Bewußtſeyn
Mit höherer Röthe färbt;
Weile, ruft er, himmliſche Pflegerin,
Weile du lange — lange noch

An dem vergoldeten Horizont,
Und ſpät — ſpät verlöſche dein Licht. — —
Verlöſchen? — Nein, nie verliſcht die Sonne.
Doch wenn ſie von uns einſt ſcheidet —
Unſre Thränen folgen ihr nach;
Aber ſie ſelber leuchtet dann
Andern Welten mit nie verlöſchendem Glanz. —
Dann werde der ſilberhelle Mond,
Der itzt beſcheiden neben ihr ſchimmert,
Funkelnde Sonne, wie ſie!

An meinen Freund Z** an ſeinem Hochzeittage.

Berlin den 29ſten Oktober 1752.

Gedenkſt Du noch der frohen Zeiten,
Da Hand in Hand,
Am Oderſtrand,
Wir unſrer Jugend uns freuten?
Da wir im Glanz der Frühlingsſonne,
Die uns beſchien,
Die Bande knüpften, die ſo viel Wonne
Mir ſchon verliehn? —
Ich eilte Dir, Du mir entgegen,
Und ſieh! ich fand,
Auf meinen damals dunklen Wegen,
In Dir das Herz, das mich verſtand.
Du weißt es Freund, mich Jüngling drückte
Des Trübſinns Laſt
Zu Boden faſt,
Eh mir es glückte,

Den Freund zu finden,
In deſſen Arm
Ich bald den Schwarm
Der Sorgen ſah verſchwinden
Und heiter ward die Stirne, die in Falten
Sich wie die Stirn des Greiſes zog.
Und ſie, die lang' in ihren Feſſeln mich gehalten,
Die finſtre Menſchenſcheu verflog.
Du lachteſt weg von meiner Stirn die Sorgen,
Die faſt zur Freude mich verſtimmt,
Und blieſeſt Funken an, die bis dahin verborgen
In meiner Bruſt geglimmt.
Da ſtiegen wir mit kühnvereinten Schritten
Minervens ſteile Bahn
Voll Muth hinan,
Und bebten nicht, wenn wir im Eilen glitten.
Wir freuten uns der Blumen, die wir fanden,
Und pflückten ſie,
Auch wann mit Müh
Wir hin durch Dornen uns wanden —
Sie ſind dahin, die frohen, frohen Stunden;
Freund wie ein Morgentraum
Sind ſie mir hingeſchwunden.
Der Jüngling wuchs zum Mann, und merkt' es kaum.

O Du, den mir in jenen frohen Jahren
Mein Genius wohlthätig zugeſellt,
In denen man noch nichts von alledem erfahren,
Was uns als Mann ſo oft den Freudentrank vergällt;
Wo man das Leben noch für lauter Frühling hält,
Wo im Genuß der Freiheit uns noch keine Grille,

Und kein Geſpenſt der Ruhmſucht zwickt und zerrt,
Und uns noch keines andern, höchſtens eigner Wille,
In einen Käfig ſperrt —
Du kenneſt mich. Das Herz, nicht kalter Spruch des Mundes
Knüpft uns ſo feſt ſeit jener goldnen Zeit;
Noch feſter band uns hier das Siegel jenes Bundes
Der Weisheit und Verſchwiegenheit.

Mein brüderlicher Freund, wenn heut
An dieſem Dir ſo frohen Tage,
Ich Dir mit naſſem Blick
Und warmen Händedruck nichts weiter ſage,
Als dies: Mich freut Dein Glück —
So nimm dies nicht für kalte
Sinnleere Gratulation.
Stets haßt' ich, ſeit als Kind ich lallte,
Der Komplimente Modeton.
Wohl Dir! Du haſt — Du haſt gefunden,
Ein gutes Weib, des Lebens glücklichſten Gewinn,
In ihrem Arm flieh'n Dir die Stunden
Wie Augenblicke hin.

So wandle dann im Sonnenglanz,
Berauſcht von Deines Weibes Küſſe, —
Allein, verzeih — Vergiß, in dem Genuſſe
Der Liebe, nicht des Freundes ganz;
Und höhn' ihn nicht, ſo glücklich Du auch biſt,
Weil's ihm noch nicht ſo gut wie Dir geworden,
Und er bis jetzt in dem von Dir verlaßnen Orden
Des Cölibats noch Mitglied iſt.

Ode an den Kronprinzen von Preußen.

Den 25ſten September 1779.

Fortes creantur fortibus et bonis.
Hor.

Heil Dir, Erbe des Heldenthrons, den auf trotzendem Felſen
Friedrich der Volksbeglücker, zuerſt
Unzertrümmerlich gründete! Heil Dir glorreicher Feldherr,
Du dem jegliches brenniſche Herz,
Seit aus des Krieges Gefilden Du kehreteſt, auf Flügeln der Hoffnung
Raſcheren Schwunges entgegen itzt fleucht! —
Ha! wie rauſchet, grünend im unverwelklichen Glanze,
Um die Scheitel und Heldenſtirn Dir
Jener errungene Lorbeer, welchen Du auf der Sudeten *)
Wolkenumhülleten Gipfel gepflückt! —
Tag der Wonne, der Dich den Wünſchen des Volkes einſt ſchenkte!
Immer ſank er uns feſtlich herab,
Immer die Locken mit duftenden Blumen der Freude durchflochten;
Aber noch nimmer ſo feſtlich als heut.
Denn erfüllet wird nun der weihende Segen, den ſchwebend
Über der Wiege des Heldenſohns einſt

---

*) Das Gebürge zwiſchen Böhmen und Schleſien

Unſers Vaterlands Genius ausſprach: «Werde wie Friedrich!»
Unter klirrendem Waffengeräuſch
Wardſt Du geboren — ein feſtlicher Tag dem ſtreitenden Oheim!
Doch im Schatten der Palme, die er,
Als der Schlachten Getümmel zum zweiten male verſtummte,
Mit der ſiegenden Rechte gepflanzt,
Blühteſt Du auf, und wuchſeſt, Wonne dem erſten der Fürſten,
Wonne dem hoffenden Bürger empor. —
Noch zu ſchwach war Dein Arm, da des dritten Orkanes Geſauſe,
Tobend aus Weſten und Norden und Süd,
In die Segel des Brenniſchen Schiffes blies, ſtolz ſich vermeſſend,
Es in die Wogen hinunter zu wehn.
Ungeduld klopfte Dein Herz, da Du gerufen von Friedrich
Schauteſt der ruhenden Sieger Gewühl.
Damals loderte Dir in der glühenden Seele des Jünglings
Jener befriedigte Flammenwunſch auf,
Nachzuklimmen des Oheims Felſenbahn, welche mit Grauen
Manchen ſchwindelnden Fürſten erfüllt,
Der viel lieber im blühenden Thale gaukelnd umherhüpft. —
Frühe ſprüheten Funken Dir aus,
Die hinein in die Nacht der dunklen Zukunft uns glänzten,

Und wir ſchauten voll Freuden hinein.
Aber im jüngſt verzognen Gewitter des Krieges — wie flogen
Rings um Dich kreuzende Blitze daher,
Blitze, die erſten Verkünder des laut nachhallenden Donners!
Joſeph und Laudon wie ſtauntet ihr da! —
Friedrich ſelber erſtaunet ob dem neuen Lukullus, *)
Nennet mit Freudenthränen ihn Sohn. — —
Wenn Europens Sonne, vor deren Glanze die Völker
Niederſchlugen den blinzenden Blick,
Während ſie unſre Fluren gedeihen ließ, — wenn ſie einſt ſinket — —
Ach! dann weinen wir traurend ihr nach,
Und ihr Gedächtniß verliſchet nimmer im Herzen des Brennen;
Aber dennoch erzittern wir nicht,
Daß uns nächtliches Dunkel umhülle. Es ſteiget dann eine
Neue Sonne den Brennen herauf,
Flammend wie jene mit eigenem Glanze, kein Mond, der geborgten
Schimmer zur ſchlummernden Erde verſtreut.

---

*) Lukullus zeigte ſich, ohne vorher ſchon einen Feldzug gethan zu haben, auf einmal in dem Kriege gegen den Mithridat, zum Erſtaunen des ganzen römiſchen Volks, als einen der größten Feldherrn.

An das beginnende Jahr.

1798.

Paciferae manu ramum praetendit olivae.
Virg.

Heil Dir, glückliches Jahr! Mit dem Ölzweig des Friedens gekränzet,
Sinkſt Du zur Erde herab.
Heil Dir, glückliches Jahr! Die Wunden der Menſchheit zu heilen
Hat Dich die Gottheit beſtimmt.
Lange blutete ſie. Selbſt Sonnen und Monden erloſchen,
Nur nicht die Fackel des Kriegs.
Siehe wie Furien kamen und ſchwanden ſechs blutige Jahre,
Tränkten die Berge mit Blut,
Färbten die Ströme mit Blut, mit Blut die wogenden Meere,
Düngten die Fluren mit Blut.
Aber die glühende Lava verheerte Fluren und Weinſtock,
Schüttete Staaten in's Grab,
Thronen verſanken, und aus dem Schooße des kreiſenden Chaos
Stiegen Staaten empor. —
Heil Dir, glückliches Jahr! Schon ſproſſet neben der Palme
Wieder der Ölbaum hervor.

Frieden! Willkommen o Frieden! So hallen die Klüfte der Alpen,
Hallen die Ufer des Rheins.
Zwar es wurden am rauchenden Bundesaltare des Friedens,
Völker zum Opfer gebracht.
Selbſt die ſtolze Venetia fiel, die Verlobte des Meers,
Auch im Tode noch groß;
Uber der Gruft der Geopferten reichten ſich, endlich verſöhnet,
Deutſchland und Frankreich die Hand. —
Frieden theuer erkauft! — ſey dennoch der Menſchheit geſegnet!
Schöpfer der Menſchheit biſt du.
Denn du ſchufeſt einſt Menſchen aus wilden reißenden Thieren;
Aber auf's neue zum Thier
Sinket die Menſchheit hinab, ſobald der Dämon des Krieges
Ihre Sinnen bethört. —
Väter der Völker, wann ſchonet ihr endlich des Blutes der Söhne?
Wollet ihr nimmer den Krieg
Neben den Cerberus ketten tief an die Pforten der Hölle?
Wann wird endlich durch euch,
Friede, nicht ferner nur lauernde Ruhe, nein, Ende des Würgens,
Ende des Brudermords ſeyn? —
Heil Dir glückliches Jahr! Zur Wiege des ewigen Friedens

Hat Dich die Gottheit beſtimmt.
Neue Schöpfung beginnt; die wiedergebohrene Menſchheit
Hebet ihr Antlitz empor,
Sprenget muthig des Irrthums und Frevels raſſelnde Ketten,
Die ſie Jahrhunderte trug;
Aber ſie ehret die ſanften Bande geſelliger Ordnung,
Ehret den Vater des Volks.
Friedrich Wilhelm, auch Dich, o Friedrichs Zögling verehret
Dankbar Dein glückliches Volk.
Deines ſtrahlenden Thrones Pfeiler ſind Weisheit und Liebe;
Nimmer ſtürzen ſie ein.
Keine Mauer von Erz verſperret der Wahrheit den Zugang,
Keine Mauer von Erz
Trennet den König vom Volk; die Feſſeln des Fleißes der Bürger
Riſſeſt Du ſelber hinweg,
Löſeteſt ſelber die lähmenden Feſſeln des Geiſtes, und öffneſt
Neue Pforten dem Licht.
Siehe, ſo ſtrahlet Dein Thron im Sonnenglanze der Wahrheit
Deinem erleuchteten Volk.
Höre ſein Jauchzen: Schön iſt das Morgenroth, ſchön wird der Mittag,
Schön noch der Abend einſt ſeyn.

An meine Wilhelmine zu ihrem Geburtstage 1784.

Glücklich, glücklich iſt der Mann
Der ein Weib wie ich gewann,
Die ihm jeden Tag des Lebens
Froh mit Blumen überſtreut,
Und ſich mit ihm nie vergebens
Ihrer treuen Liebe freut.

Glücklich, glücklich iſt der Mann
Dem die Hoffnung einſt zerrann
Und ihm wieder ward verliehn,
Um ihn ſtärker zu beglücken,
Und mit freudigem Entzücken
Seine Seele zu durchglühn.

Glücklich, glücklich iſt der Mann
Der wie ich einſt ſagen kann:
Siehe ſie iſt ewig dein!
Die mein trunkner Geiſt ſich dachte
Wenn ich träumte, wenn ich wachte,
Iſt auf ewig, ewig mein!

Dieſer frohe Tag, o Theure,
Der Dich einſt für mich gebahr
Sey mir feſtlich immerdar.
Wenn ich ihn als Greis einſt feire
Seh ich mit vergnügtem Blick
Auf des Lebens Bahn zurück

Zum Geburtstage meiner theuren Wilhelmine den 19ten November 1785.

Willkommen Tag! Ich feire
Mit Dank und Freude dich.
Denn du gebarſt die Theure
An deren Buſen ich

Der Liebe Glück empfinde
Das größte Erdenglück! —
Wie flogen ſo geſchwinde
Und wie ein Augenblick

Die Monden mir vorüber,
Seit mir mit ihr vereint,
Jedwede Freude lieber
Der Kummer leichter ſcheint! —

O Minna blicke heute
In das verfloßne Jahr,
Wo ich an Deiner Seite
So froh und glücklich war.

Zwar bracht' es Dir viel Leiden,
Und manchen bittern Schmerz;
Doch ſüße Mutterfreuden
Beſeligten Dein Herz.

Sieh wie Dein Röschen blühet
Und ſehnend nach Dir blickt,
So bald ſie Dich nur ſiehet —
Und fühle Dich beglückt.

Ja Freudenthränen weinet
Dein Auge, wenn ſie Dich
Entzückt zu fragen ſcheinet:
O Mutter liebſt Du mich?

Kehrt dieſes Tages Sonne
Noch einmal uns zurück,
Dann wünſcht Dir — o der Wonne,
Auch Röschen lallend Glück.

Ode
bei der Friedensfeier in der Loge zu den drei Weltkugeln den 24. Junius 1779 vorgeleſen.

Fürchterlich hing voll donnergebährenden Wolken der Himmel,
Blitze durchkreuzten die plötzliche Nacht;
Angſtvoll ſchwankte der Nachen im wogenden Meer, und die Wellen
Öffneten ſchon den verſchlingenden Schlund.
Sieh! da wehten mit ſanftem ruheverheißenden Säuſeln,
Zephyr über die Ufer des Rheins
Und der bereiſte Boreas über des Oby Geſtade,
Wehten und trieben das Donnergewölk,
Das an Germaniens Himmel dahinzog, froh aus einander,
Daß nun wieder im ſtrahlenden Glanz
Die verhüllete Sonne des Friedens lächelnd hervortrat. — —

Tag des Schreckens wie zitterten wir,
Als, mit dem Schwerte gegürtet, uns unſer Vater enteilte,
Mit ihm ſein ſieggewöhnetes Heer.
Ach! ihm folgte das thränende Auge von Weibern und Müttern,
Und der jüngſt verlobeten Braut,
Der die Geſpielinn zum bräutlichen Kranze die Blumen ſchon pflückte:
„Streite, rief ſie dem Jünglinge nach,
Streit' und kehre mit männlichen Narben des Ruhms in die Arme
Deiner“ — Sie ſchwieg, und trocknete ſich
Siegende Zähren vom Aug'. Oft wenn mit ſchreckenden Träumen
Nieder vom Himmel ſich ſenkte die Nacht,
Stand im Todtengewande vor ihr der blutende Jüngling,
Daß ſie zitternd dem Lager entſprang,
Und er — kehrte zurück. — Schon floſſen, Himmel! ſchon floſſen
Rauchende Bäche vergoſſenen Bluts!
Alſo bebten wir täglich. Da winkte der Weltenerbauer,
Daß der Bach zum Strome nicht ſchwoll. —
Seeliger Tag, da Friedrich und Auſtraſiens Fürſtinn
Ruhe den klirrenden Schwertern gebot;
Da der wiederkehrende Friede Wonne dem Volke,
Den Geliebten der harrenden Braut,
Und den verwaiſeten Fluren Pflüger und Roſſe zurückgab!
O des ſeeligen Tages, an dem

Er der Rieſe der Fürſten, zu welchem mit neidiſchen Augen
Wie zum ſonnenaufſteigenden Berg,
Fürſten der Mitwelt und einſt der ſtaunenden Nachwelt hinaufſchaun,
Da er vom wirbelnden Jubelgeſchrei
Seines ihn liebenden Volks, wie Vater von Kindern umjauchzet,
In die Thore des Brenniſchen Roms,
Ohne des ſtolzen Triumphes leeres Gepränge hineinzog. —
Friedrich, palmenumblüheter Held,
Schöner als alle die Du in dreien Kriegen errangeſt,
Sproßte die letzte Palme Dir auf,
Deren Schatten am Abend des glühenden Tages Dich kühlet.
Hörſt Du das Jauchzen des trunkenen Volks?
Schande, Schande, wenn kalt und fühllos der Maurer nur bliebe!
Nein, o Vater des Brenniſchen Volks,
Alle wir bebten, da Du der thatenſchwangeren Ruhe
Deines Alters ſo plötzlich entflohſt;
Zähren der Freude weinen wir, nun Dich der Lenker des Schickſals
Aus dem Schreckengetümmel des Kriegs
Früher, als es die zagende Hoffnung verheißen, zurückrief,
Dich und mit Dir den fürſtlichen Freund. *)

---

*) Prinz Friedrich August von Braunſchweig, Großmeiſter der Preußiſchen Logen

Ihn den Heldenenkel der Guelphen, den Liebling der Muſen. —
Schon des Jünglings ſiegenden Arm
Fühlte der Gallier flüchtiges Heer im Lande der Katten.
Muthig und raſch durchflog Er die Bahn,
Welche ſein Ferdinand Ihm mit felſenerklimmenden Schritten,
Kühn voranging durch Dornen des Ruhms.
Da erkohr zum Hephäſtion *) Ihn, Boruſſiens König,
Friedrich, Germaniens mächtigſter Schutz,
Größer als Macedoniens völkerzerſchmetternder Jüngling.
Wäreſt Du hier, verehreter Fürſt,
Prieſter in dieſem umſchatteten Heiligthume, deß Vorhang,
Dicht und undurchdringlich gewebt,
Nie den gierigen Blicken des Ungeweiheten rauſchte,
O aus jedem hier funkelnden Blick
Strahlte Dir dann ein frohes Willkommen entgegen.
Willkommen!
Rieſe der Mund des Maurers Dir laut.

---

*) Alexanders vertrauter Feldherr.

Zum 25ſten Februar 1793.

Es lebe Freund Rammler,
Der Schöpfer und Sammler
Von Roſen und Nelken,
Die nimmer verwelken.
Die Blumen im Garten,
Der Muſen zu warten,
War früh ſein Geſchick.
Mit lächelndem Blick
Sehn heut ihn geboren
Die Muſen und Horen.

Erzeugter des Mai
Noch lange Zeit ſey
Im traulichen Kreiſe
Ein Muſter der Weiſe.
O lange noch trinke,
Die Reben vom Rhein,
Daß ſpät einſt Dir winke
Elyſiums Hain.
Auf blühenden Wegen
Ruft dann Dir entgegen
Mit heißer Begierde
Dein Ahnherr Horaz:
Willkommen Du Zierde,
Des Preußiſchen Staats.

Am 19ten November 1795.

Freude, theure Mutter, ſtrahlet
Heut in dem bethränten Blick;
Denn wir ſchauen nur mit Seufzen
In's verfloßne Jahr zurück.
O, wie ſchön mußt es beginnen
O, wie traurig ſchloß es ſich!
Welch ein Feſt war Dein Geburtstag
Damals nicht für uns, und Dich

O mit welchem Jubel kamen
Damals Deiner Töchter drei. —
Aber heute, beſte Mutter,
Heute ſind wir nur noch zwei.
Auch die damals erſt benannte,
Auch Emilia verſchwand;
Engel riefen ſie und führten
Schnell ſie in ein beſſ'res Land.

Bei den Särgen unſrer Schweſtern
Weinten wir, und ſchwuren Dir,
Deine Thränen Dir zu trocknen.
Heut auf's neue ſchwören wir,
Doppelt nun Dich zu erfreun,
Und in dieſem neuen Jahr
Zu erſetzen, was Liſette
Und Emilie für Dich war.

O dann kehrt die Freude wieder
In Dein tiefzerrißnes Herz,
Und der Hoffnung Balſam lindert

Deinen und des Vaters Schmerz.
Roſen blühen auf dem Grabe
Unſerer Schweſtern bald empor,
Und bei ihrem Anblick liſpelt
Dir die Hoffnung Troſt in's Ohr:

«Wie die Roſen blühn und welken
Und zum zweitenmale blühn,
O, ſo werden Deine Kinder
Auch zum zweitenmale blühn.
Und Du wirſt zum zweitenmale
Dich der ſchönen Blüthe freun.»
O ſo trockne dann die Thränen;
Laß uns wieder heiter ſeyn.

Ode beim Erſteigen des Brokkens.

Mit raſchem Schritt, wenn gleich mit Schweißvergießen,
Steig ich hinan den Berg,
Der, wie ein Rieſe niederblickend auf den Zwerg,
Sich über alle Neben-Hügel bläht,
Den Berg, wo ſonſt des Teufels Majeſtät
Ihr Hochzeitfeſt durch ein Ballet
Der Damen Ihres Hofes feiern ließen.
«Hinan, hinan mit Muth und Kraft den ſteilen Brokken!»
Rief mir mein Genius mit leiſer Stimme zu.
«Hinan und ſcheue nicht den Wind, der in den Locken
Dir ſauſt; denn ſieh, dort oben winket dir die Ruh!»
Wie ſchön, dacht' ich, wenn ich von jener Höhe
Im Morgenroth hinab in ferne Thäler ſehe!

Wie herrlich, wenn ich dann mit trunknen Blicken
Und hingeriſſen vom Entzücken
Rings um mich her den Bau
Des Schöpfers und der Menſchen ſchau! —
Ich kam und ſah' — ſah' ſie verhüllt
Vor meinem Blick der Schöpfung große Scene! -
Wie trüb und düſter war mir dieſes Bild!
Mit Wehmuth ward mein Herz erfüllt,
Und in mein Aug' ſtieg eine Thräne:
Denn ach! gleich froh ſtieg ich der Hofnung ſteilen Hügel
Mit raſchen Schritten einſt hinan,
Mich hob die Phantaſie auf raſchem Flügel,
Bis ich des Gipfels Höh' gewann.
Da ſah' ich rings um mich in weiter Ferne
Der Freude Roſenthäler blühn,
Sah' über mir der hellen Zukunft Sterne
Mit goldnem Glanze glühn.
Doch bald — ach nur zu bald, mein Pleſſing, hüllten Dünſte
Den Horizont in dicke Nebel ein,
Und mir verſchwand, als wie durch Zauberkünſte,
Der Zukunft Sonnenſchein.

Empfindungen beim Schluß des Jahres 1796.

Pia et AETERNA PAX sit.
Cicero or. p. Balbo. c. 26.

Hört ihr das leiſe Todesröcheln des ſterbenden Jahres? —
Hört ihr das Wogengeräuſch im Oceane der Zeit?
Uferlos iſt er und unermeßlich; viel tauſend der Ströme
Brauſen ſchäumend hinein, aber nicht einer hinaus,
Ihre Spur iſt vertilgt in dem alles verſchlingenden Strudel;
Nur des Allſehenden Blick ſondert die Tropfen im Meer.
Auch das ſcheidende Jahr goß aus die ſtrömenden Urnen,
Ach! mit Thränen und Blut hat es die Urnen gefüllt.
Vor den Pforten der Alpen, und vor den Pforten des Rheines *)
Wälzte zuletzt ſein Strom blutige Wogen vorbei.
Aber der Dämon des Kriegs, mit welkenden Lorbern bekränzet,
Trinkt aus dem blutigen Strom, trinkt — und erneuert den Durſt. —
Feſſelt, ihr Väter der Völker, o feſſelt den durſtenden Dämon,
Und verſenket ihn tief — tief in den Abgrund des Meers,
Daß ein ewiger Friede die Völker Europens verbinde,
Die ein ewiger Krieg izt zu verzehren bedroht!

---

*) Kehl und Hüningen

Daß vom Tajo zur Wolga, vom Aetna zum flammenden Hekla
Endlich das Menſchengeſchlecht menſchlich und brüderlich ſey,
Daß im Britten der Franke, daß in dem Franken der Britte
Nur die Gleichheit mit ſich, nicht die Verſchiedenheit ſeh. —
Goldene Zeit, wann kehreſt du wieder, wann ſinket die Sonne
Nicht mehr in blutige Fluth ängſtlich erröthend hinab? —
Zähle die funkelnden Sterne! — Du ſtaunſt? — Sie funkeln und ſinken
Früher und ſpäter dereinſt, alle doch endlich hinab.
Unvergeßliches Jahr, in welchem ſelbſt der Polarſtern *)
In die Fluthen des Meers plötzlich erlöſchend verſank;
Aber ſiehe! ſchon ſteiget am kalten nördlichen Himmel
Ein erhabnes Geſtirn leuchtend und wärmend empor.
Enkel Peters des Großen, o tröſte den weinenden Vater
O Katharinens Sohn, tröſte den traurenden Freund.
Denn an Boruſſiens Himmel erloſch, mit dem ſterbenden Jahre,
Ach! ein ſchönes Geſtirn, — Friederich Ludwig erloſch.
Von dem Siebengeſtirn **) in unſers Königes Krone
Sank ein leuchtender Stern, ſchön wie Hesperus einſt.
Brennen

---

*) Anſpielung auf den Tod der Ruſſiſchen Kaiſerin.

**) Die ſieben königlichen Kinder.

Brennen und Preußen, und ſelbſt die neuen Sarmatiſchen Brüder,
Trauren, Ludwig, um Dich, trauren, o König, mit Dir.
Friedrich Wilhelm, o Du, mit dem Millionen ſich freuten,
Heute, Vater und Fürſt, weinen ſie alle mit Dir. —
Frieden ſchenkteſt Du ihnen, doch ach! die Freuden der Ruhe,
Welche der König geſchenkt, fliehen den Vater nun ſelbſt. —
Auf, erheitre den Blick! Millionen noch nennen Dich Vater;
Lange bleibeſt Du noch glücklicher Vater des Volks! —

Ifflands Regulus.

Zweifler war ich bis jetzt und lachte der Geiſterbeſchwörung;
Zauberer Iffland, Du haſt mich nun zum Glauben bekehrt.
Wer, ſo fragt' ich noch jüngſt, wagt Regulus Rolle zu ſpielen? —
Geiſter citirteſt Du da; Regulus ſelber erſchien.

Ifflands Rückkehr.

Unſern Regulus hielten München und Manheim gefangen,
Aber wie im Triumph kehret er zu uns zurück.
Zwar der Regulus Roms kam wieder um nimmer zu bleiben.
Unſer Regulus bleibt, täglich in neuer Geſtalt.

In das Stammbuch eines jungen Grafen, ſeines Zöglings.

(26. Julius 1796.)

O Sohn Germaniens, am Tajoſtrom geboren
Erzogen hier an unſrer Sprea Rand,
Längſt hat Dein Geiſt das Bild von jenem Strom verloren
Wo an des Meeres Rand,

Im fernen Weſten mitten in Lisboa's Mauren
Längſt die Gebeine Deiner Mutter ruhn,
Was Du als Kind nicht konnteſt, ihren Werth betrauren,
Kannſt Du als Jüngling nun.

Als Kind verließeſt Du des Tajo Silberwellen,
Als Jüngling nun die Königsſtadt der Spree,
Doch bald, — bald ſpiegelſt Du Dich in der Newa Quellen
Und im Ladojaſee.

Vergiſſeſt Du alsdann die Stadt die Dich erzogen?
Löſcht die Erinnrung an das Haus,
In welchem Dir acht ſchöne Lenze ſchnell verflogen,
Die Hand der Zeit einſt aus? — — — —

Dich feſſelt an Berlin, wo Du gebildet worden,
Dein Geiſt, Dein Herz, Gefühl und Pflicht,
Und ſo vergiſſeſt Du, im kalten fernen Norden,
Gewiß auch meiner nicht.

Für die zweite Tochter.

Vergnügt und ohne Sorgen
Erwach ich jeden Morgen
Und denke gleich an Dich;
Denn Mutter liebet mich.
Doch niemals, Mutter, freute
Ich mich ſo ſehr als heute
Und weißt Du wohl warum?
Ich bin nicht mehr ſo dumm
Als ich vor einem Jahre
Und vor vier Jahren war.
Es war 'mal eine Zeit
Da warſt Du auch ſo klein
Wie ich und Lieschen heut.
Du konnteſt auch recht ſchrein,
Faſt wie die Kleine ſchreit.
Doch das iſt lange her,
Auch wird es mir ſehr ſchwer
Mich darauf zu beſinnen,

Die Jahre fliehn von hinnen.
Auch war's an dieſem Tage,
Als Du mit lauter Klage
Zum erſtenmale ſchrieſt.
Drum bin ich wie Du ſiehſt
Heut froher noch als geſtern.
Ich komm' mit meinen Schweſtern
Und wünſche Dir viel Glück.
O, ſieh noch oft zurück
Auf die verlebte Zeit,
Und freue Dich wie heut.

Auf die umſtändliche Zeitungsnachricht von Schinderhannes.

Schinderhannes auch Dich verkündigt die Zeitungsposaune? —
Siehe, wie Helden berühmt fliegſt Du von Munde zu Mund,
Strahlſt wie Rinaldo nun bald in allgeleſnen Romanen,
Wie der große Bandit, ſtrahleſt im Drama Du bald.
Deine Geſtalt und Geburt, Tracht, Alter, und glänzendſte Thaten,
Alles kennen wir ſchon, nur — Deinen Galgen noch nicht.

Auf die bevorſtehende Ausſtellung der Akademie der Künſte.

Nun die Natur, o Berlin, allmählig geleeret ihr Füllhorn,
Beut ein neues die Kunſt reichlich gefüllet dir dar.
Fremde Blüthen ſind hier gepaaret mit heimiſchen Früchten, *)
Dankbar genieße ſie nun; doppelt gehören ſie dir.

Auf den Namen des neuen Planeten.

Ceres nennet ihr ihn? — Vulkan verdient er zu heißen.
Warum hinkt er ſo ſpät, hinter den Brüdern daher?
Doch er ſchmollte wol nur mit ſeiner koketten Gemahlin;
Denn es hatte ſich Mars zwiſchen ſie beide gedrängt.
Wie hier unten die Frau, der Galan und der Ehemann endlich
Alſo rangiren auch dort Venus, und Mars, und Vulkan.

---

*) Die erſte Abtheilung des Katalogs enthielt eine Gallerie vaterländiſch-hiſtoriſcher Darſtellungen.

Maurerode beim Jahresſchluß.

In der Mutterloge zu den drei Weltkugeln
in Berlin vorgeleſen.

Schnell entrauſchet der Strom dem Gipfel der wolkigen Alpen,
Wenn der kommende Lenz
Mit erwärmendem Hauch dem Schnee zu ſchmelzen gebietet,
Welchen der Winter gethürmt.
Brauſend rollt er hinab, es rollen Felſen und Kieſel
In der ſchäumenden Fluth.
Schneller und Wog' an Woge gedränget rauſchen die Jahre
Unaufhaltſam dahin.
Siehe, ſie wälzen Staaten und Hütten, Bettler und Fürſten
In der Vergangenheit Meer.
Unergründliches Meer, in deine Tiefe verſanken
Zepter und Pflugſchaar hinab!
Unergründliches Meer, des nie geſättigter Abgrund
Den Despoten verſchlang
Und die Feſſeln des Sklaven; — das Steuerruder des Weiſen,
Und den thörichten Schwarm,
Der ſich vom Kelche der Sinnlichkeit trunken ſorgenlos ſchaukelt,
In dem ſchwankenden Kahn,
Bis der Strudel ſie faßt, und plötzlich die heulende Menge
In die Tiefe verſenkt.

Horch! der Ozean brauſt! — Nah — nah iſt der Ausfluß des Stromes;
Wenige Stunden entfliehn,
Siehe ſo ſchiffen wir wieder mit ſchwellenden Segeln der Hoffnung
Neue Fluthen hinan. —
Brüder, blicket zurück auf den Pfad des durchſchifften Stromes,
Eh er im Meer ſich verliert.
Blicket voll Wonne zurück auf die blumenbekränzten Geſtade,
Denen vorüber ihr fuhrt,
Zählt die genoſſenen Stunden der Freude, zählet und danket
Dem, der die Stunden euch ſchuf. —
Unzufriedener! Wie? — Du zähleſt die Tropfen des Kummers,
Der in die Freuden dir rann,
Die mit vollen Zügen die ſteigende Sonne dich trinken,
Und der Abendſtern ſah!
Wäge — wofern du es kannſt — auf unverfälſchter Wage
Leiden und Wonnegenuß.
O, wie flieget empor die leichtere Schaale des Kummers
Vor der Freuden Gewicht!
Aber dann wäge dich ſelbſt, und prüfe die Thaten des Jahres
Ehe der Richter ſie wägt.
Dreimal ſelig biſt du, wenn dann die Summe des Guten
Niederſinket, und dich

Das entfliehende Jahr mit keinem Dolche der Reue
Ewig unheilbar, durchbohrt. —
Brüder, fühltet ihr je, was Maurerpflichten gebieten,
O ſo fühlet es heut!
Dank dem Gotte, der uns, da Tauſende neben uns ſanken,
Leben und Freude geſchenkt.
O ſo laſſet uns nie im Bau der Tugend ermüden
Welchen die Ewigkeit krönt.
Heil dem Maurer, auf den der allmächtige Weltenerbauer
Mit Zufriedenheit ſchaut!
Heil dem Maurer, deß Bau auf keinem Sande gegründet
Unerſchütterlich ſteht!
Mag dann die Flamme der Zeit rund um ihn zünden und lodern —
Ihn verwüſtet ſie nicht. —
Sey uns willkommen, o du, der nie veralternden Sonne
Neugebohrener Sohn *).
Segen begleitet dich. Ich höre voll ahndender Wonne,
Deiner Fittige Klang.
Freundlich fleugſt du hernieder; doch wenn auch du einſt entflieheſt,
Scheide dann freundlich von uns! —

---

*) Das neue Jahr 1781.

Dem Verbindungsfeſte eines ſehr verehrten Mannes gewidmet.

»Die du, von keiner Kamöne beſeitet, oft am Geſtade
Des Viadrus Klagen, oft Freuden getönt,
Verſtumme nun Laute; ſonſt meiner Empfindung traute Geſpielinn,
Doch bald durch ernſtre Geſchäfte verwaiſt! —

Schweig! — Nicht mehr höret dein Lied des Oderſtromes Najade,
Von keines Ramlers Geſängen verwöhnt —
Wie? Wollteſt du's wagen zu ſingen, dort, wo den Nymphen der Sprea
Germaniens Flakkus ſein Saitenſpiel rührt?«

So ſprach ich und hing die traurende Laute, daß ewig ſie ſchwiege
Mit bebender Hand am Cypreſſenaſt auf — —
Dem Winke der Vorſicht gehorchend entfloh ich dem Zirkel der Freunde,
Die meinen Geſängen oft Beifall gewinkt.

Dank, feuriger Dank, o Vorſicht, durchglühet mich bei dem Gedanken
Des Glücks und der Wonne zu der du mich riefſt! —
Zwar hättſt du mich bloß zum Gepränge des Königſitzes der Brennen
Und ſeinem mit fremden Gewühle gewinkt:

Ha — klein nur wäre dies Glück — Nein, keine verfliegende Wonne
Wog deine Glückſchaffende Rechte mir zu.
Du zieheſt mich hin zu dem Mann, in welchem die ſpäteſte Nachwelt
Noch lange den Weiſen und Menſchenfreund ehrt.

Ja, hin zu dem Manne, für den voll tiefer glühender Ehrfurcht
Längſt eh ich ihn kannte, mein Buſen geklopft —
Ha, mußt er es nicht? — War S******** — großer unſterblicher Name! —
War S******** nicht lange ſchon Führer für mich?

Zum Ziele, wohin ich als Menſch, und einſt als Lehrer der Jugend
Voll Eifers, den er mir entzündete, rang? — —
Sprich Herz, was empfandſt du, als ihm des Todes verwüſtende Rechte
Des Lebens traute Gefährtinn entriß? — —

Mistönende Laute verſtumm! — ſchon ſchwanden die düſtern Gewölke
Vom Sonnenlächeln der Freude zertheilt —
Heilwünſchend ſchwingt Hymen die — oft zwar trügeriſch glänzende — Fakkel —
Doch Wonne nie glänzte ſie wahrer als heut. —

Wie? Singen willſt du dies Feſt, zum Schweigen verwieſene Laute,
Das zwo gleichfühlende Seelen vereint? —
Wie? Singen den in ruhiger Größ' erhabenen Weiſen,
Der längſt der Unſterblichkeit Lorbeer errang? —

Wie? — oder beſängeſt du Sie, die gefällige Freundin der Muſen,
Die, Seiner, erhabnen Geſinnungen Bild,
Der Vorſicht Rechte zum Lohn Ihm beſtimmte — Sie Seiner nur würdig —
Nein, größer kennet die Muſe kein Lob! —

Zurück, o Sänger, den nicht bei ſeiner Geburt die Kamöne
Mit gütigem Lächeln zum Dichter geweiht! —
Nur einſam fühle die Wonne, das Glück des würdigſten Paares
So nah und mit eigenem Blicke zu ſehn.

Ja, werd' ich's nicht ſehen, wie Ihnen im Schooße der Liebe die Tage
Gleich flüchtigen Stunden des Lenzes entfliehn,
Und wie mit dankenden Blicken ſie ſpät noch den Wonnetag ſegnen,
Der Ihre gleichlautende Herzen verband? —

Dem Geburtstage Friedrichs des Großen

den 24ſten Januar 1780.

Noch ſteht die Zeder, die den Nationen
Von ihrem Gipfel Kühlung ſtreut! —
Heil dir, Boruſſien! In ihrem Schatten wohnen
Iſt Glück und Sicherheit.

Sie ſteht und trotzt des wilden Sturmes Brauſen,
Der unter ihr im Thale weht.
Schwankt hier ein Baum und dort vor ſeines Fittigs
Sauſen;
Die hohe Zeder ſteht.

Wird uns noch lang das Schickſal es vergönnen,
In ihrem Schatten uns zu freun? —
Ja, Friedrich, lange noch mußt Du der Stolz der Brennen,
Mußt ihre Wonne ſeyn!

Zurück ſchaut heut in eine Reih' von Jahren
Dein Aug; ſieht freudelächlend hier,
Sieht dort, des Ruhmes Ernte reif, und dichte Scharen
Von Thaten hinter Dir.

Wie flog Dein Geiſt mit kühnem Adlerflügel,
Daß Dich des Neiders Blick verlor,
Raſch über Strom und Meer, raſch über Berg und Hügel
Die Sonnenbahn empor!

Beglückter Tag, an welchem Friedrichs Leben
Die erſte Morgenröthe ſchien!
Du kömmſt! — O ſieh für ihn, den du uns einſt gegeben,
Heut tauſend Opfer glühn.

Willkommen rufen wir, trübt gleich die Zähre
Des Kummers unſres Fürſten Blick *).
Doch wenn du wiederkehrſt, o Tag der Freude! — kehre
Uns unumwölkt zurück.

---

*) Bezieht ſich auf das wenige Tage vorher geſchehene Abſterben der verwittweten Prinzeſſin von Preußen.

Säkulargedicht.

Adspice, venturo laetentur ut omnia seclo.
Virg.

Aus der Urne der Zeit entrollen wie Tropfen die Stunden;
Tropfen ſchwellen zum Bach, Bäche zu Strömen empor,
Bis ſie am letzten Geſtade die ſchäumenden Wogen ergießen
In der Ewigkeit Meer, welches kein Ufer begränzt,
Wo kein Eiland ſich hebt, kein Senkblei den Boden ergründet.
Säkula ſtrömen hinein, und es verſchwindet die Spur.
Aber kenntlich auf ewig im eignen blutigen Strome
Rollet mit Donnergeräuſch unſer Jahrhundert hinein,
Und zertrümmert zuletzt die Schiffe mit Hoffnung befrachtet
Welche dem Hafen ſo nah dennoch der Strudel ergriff.
Glück und Freiheit und Tugend verſchlang der frühere Strudel,
Und noch ſchwimmen im Strom ſchrecklich die Trümmer umher. — —

Nimmer vergiſſet man dein, Jahrhundert der Weisheit und Thorheit,
Ewig fluchet man dir, ewig bewundert man dich.
Blutig war deine Wiege, dein Wiegenlied Donner der Schlachten *).

---

*) Gerade mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entſtanden zwei lange und blutige Kriege, der, wegen der Spaniſchen Erbfolge, und der, zwiſchen den Nordiſchen Mächten.

Und ach! trieſend von Blut ſinkeſt du wieder in's Grab.—
Nur ein Felſen erhebt ſich mitten im blutigen Strome,
Friedrich, trotzend der Zeit, Friedrich, der Ewigkeit Sohn;
Hinter ihm dämmernde Schatten, vor ihm leuchtende Sonnen,
Und ihr ſtrahlender Glanz prallte vom Felſen zurück.
Da zerſchmolzen viel tauſendjährige Gletſcher des Wahnes,
Aber ſiehe! noch ſtehn thürmende Berge von Eis.
Sie auch werden — ſo will es die Gottheit — ſie werden einſt ſchmelzen,
Daß die Menſchheit nicht mehr in dem Geklüfte verſinke. —

Unvergeßlich Jahrhundert! du ſchenkteſt der jauchzenden Menſchheit
Friedrich, Wahrheit und Licht; nimmer verlöſcht dies Geſtirn — —.
Du zerſtörteſt und bauteſt die Säulen menſchlicher Klugheit;
Staaten zertrümmerteſt du wie ein zerſchelletes Schiff;
Staaten erbaueteſt du. Sie werden ſtehen und ſinken;
Was die Menſchheit erbaut, ſtürzet doch endlich in Staub.
Aber du ſchufeſt Gedanken; ſie waren Werke der Gottheit;
Darum vergehen ſie nicht, wenn auch der Erdball vergeht.
Kühn und glücklich haſt du den Schleier der Schöpfung gelüftet,

Und die verborgne Natur tief in der Werkſtatt belauſcht.
Aus dem Ocean ſtiegen dir neue Länder und Völker,
Aus dem Schoße der Nacht, neue Metalle hervor.
Siehe! du zählteſt die Sterne, wie Hirten die hüpfende Lämmer,
Führteſt am leitenden Seil ſelbſt die Kometen zurück,
Spalteteſt Strahlen des Lichts, riefſt neue Sonnen und Monden,
Ungeſehen bisher, fern aus dem Dunkel hervor;
Zwangſt die ſpröde Natur und neue Kinder gebar ſie,
Selbſt den flüchtigen Dunſt ſchufeſt zum Laſtthier du um;
Ja, du lockteſt den Blitz zu eiſernen Feſſeln hernieder,
Hobſt auf Flügeln von Luft Menſchen zum Himmel empor.
Muthig ſprengteſt du auf die eiſernen Pforten des Wahnes,
Stürzteſt Idole herab, welche die Vorwelt erhob,
Löſteſt die Feſſeln des Geiſtes, daß er von Wahrheit zu Wahrheit,
Wie der geflügelte Blitz tiefer und tiefer noch dringt.

Mächtig warſt du Jahrhundert und groß! Die Geiſter der Vorwelt
Beugen vor deinem Altar ſtaunend und ſchweigend das Knie,
Dennoch warſt du zu ſchwach, die Geiſter der Hölle zu bannen,
Die Jahrtauſende ſchon giftige Flammen verſprühn,
Und die raſende Wuth, die jede Blume der Weisheit,

Jede Pflanze des Glücks eiſernen Fußes zertritt.
Immer noch blutet die Menſchheit am Opferaltare der Habſucht.
Immer noch ſchaffet der Menſch wüthend zum Tiger ſich um.
Siehſt du die Fackel des Kriegs? — Sie lodert auf Fluren und Bergen,
Lodert im friedlichen Thal, lodert im wogenden Meer.
Siehſt du das ſchwarze Gefolg? Ha ſchrecklich! Sie kommen — ſie kommen
(Wie die Geſpenſter der Nacht) Theurung und Hunger und Peſt!
Kehrſt du nimmer zurück, o völkerbeglückender Friede?
Sinket das Menſchengeſchlecht immer noch tiefer hinab? — —

Aus dem Grabe des Säkulums tönet die tröſtende Stimme:
Menſchheit verzweifle du nicht! Hoffe! der Ewige lebt.
Der den Okeanen gebeut, die Fluthen des Meeres zu peitſchen,
Hält noch die Kette der Zeit in der allmächtigen Hand.
Menſchen zerſprengen ſie nicht; ſie ſind Geſchöpfe des Tages;
Heute blühen ſie auf, morgen verwelken ſie ſchon.
Nur die Weisheit iſt ewig. Sie wird auf Erden noch ſiegen,
Und nach langem Tumult Menſchen zur Menſchheit erhöhn.
Blutig erſcheinet dir noch der Morgen des neuen Jahrhunderts,
Aber die Sonne zertheilt endlich die Nebel der Nacht.
Höher

Höher und höher fliegt dann zur Sonne Boruſſien's Adler,
Bringet der Erde das Licht, ohne den tödtenden Bliz.
Friede, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freyheit entquellen dem Throne,
Welchen zum Segen der Welt Friedrich auf Felſen gebaut.
Friedrich, noch lebet Dein Geiſt; denn ſiehe! des neuen Jahrhunderts
Schützender Genius wird Friedrich Wilhelm uns ſeyn.

Ode beim Ausbruch des Baierſchen Erbfolgekrieges.

Den 10ten April 1778.

Kriegesgöttin, du ſchwingſt auch hier ſchon wieder die Fackel?
Gnügte — gnügte dir Eine die nicht,
Die in Kolumbia fern zum Mutter- und Kindesmord leuchtet? —
Oder — ich beb' — iſt's Wonne für dich,
Beide zuſammen zu ſchlagen, daß weit die Funken umherſprühn? —
Göttin! o furchtbare Göttin löſch' aus! — —
Taub iſt dem Flehen ihr Ohr. Karthaunen-Donnergeſchmetter
Liſpelt wie Zephyrgeſäuſel für ſie.
Ihr iſt der Sterbenden Röcheln Muſik, nach der ſie im Reigen
Hiehin und dorthin mit Jauchzen ſich dreht.

Ha! wie ſie eilt mit geflügelten Schritten! Bei jeglichem Fußtritt
Sproſſen Zypreſſen und Taxus empor.
Pfeile des Grimms entfahren den Blicken. Es ziſchen zum Reigen
Schlangen und Nattern im wallenden Haar.
Fürchterlich winkt ſie. Da ziehen dräuende Heere zum Kampfe.
Eilet zum Menſchenmorde der Menſch.
Ach! es blutet das Herz dem Helden, dem größeren Helden
Als Zeus Hammons erlogener Sohn.
Friedrich! o Du uns Vater und König, Friedrich Du zückteſt
Nicht aus Hunger nach Schlachten das Schwerdt.
Oft ſchon murrte der roſtende Stahl; doch immer geboteſt
Du, ihm zu ſchweigen. Er ſchwieg, und Du griffſt
Lieber zur Wage des Friedens; Europia's ſchwankende Schaalen,
Und Du gedachteſt im Herzen des Schwurs,
Den Du ererbteſt; des Schwurs, zu ſtützen den ſinkenden Frieden,
Der einſt — ach ſpät! — am Ufer der Ems *)
Erſt nach zwanzig und zehn blutdüngenden Lenzen hervorſproß.
Ihn zu beſchirmen wagteſt nur Du. —
Eile dann, Du mit den Lorbeern dreier Kriege Bekränzter,

---

*) Der Weſtphäliſche Friede, zu Münſter und Osnabrück

Dorthin, wo ungeduldig der Ruhm
Dir den vierten Lorbeer entgegenhält. Siehe, zwar ſchneiet,
Greis an Weisheit, und Jüngling an Muth,
Dir der Winter des Lebens ſchon. Dennoch verſchmähſt Du die Ruhe.
Denn es dünkte Dich Feigheit und Schmach,
Taub beim Rufe der Pflicht zu ſchlummern auf Deinen Tropäen.
Kühnen Entſchluſſes fleuchſt Du dahin.
Muthig folget Dein hoffendes Heer Dir, Vater Dich grüßend. —
Ha! ich ſehe — ſehe Dich ſchon,
Mitten im Schlachtengetümmel; ich höre das Klirren der Schwerdter,
Höre ſauſen den eiſernen Tod,
Dir zur Seite kämpfet der Sieg, mit Flammen gepanzert,
Und die Zähre des Mitleids im Aug. — —
O wann kehreſt Du wieder zu uns? Wann reicht zur Verſöhnung
Die Germaniens Joſeph die Hand,
Achtet Dir zu weichen nicht Schande, genügſam der zweite
Unter den Fürſten Europa's zu ſeyn? —
Seliger Tag, o zögere nicht! — o goldene Sonne,
Die du auf einmal verloſcheſt in Nacht,
Siehe, wir ſtehen und harren, bis wieder dein Antlitz uns lächelt,
Und den Wolken zu fliehen gebeut.

Der acht und ſechzigſte Geburtstag Friedrich's des Großen.

Den 24ſten Januar 1779.

Sey uns im dunkelumſchatteten Mauerhaine gegrüßet,
Seliger Tag! — Ob düſtere Wolken dein Antlitz verhüllen,
Dennoch ſey uns geſegnet! — Zwar als im Schmucke des Friedens
Und mit bereiſetem Kranz du vor zwölf Monden herabſankſt,
Ach! da wähnten wir nicht, dein Wiederkommen mit Thränen —
Thränen der Sehnſucht zu feiern — Noch hatte den Vater des Landes
Nicht die gefeſſelte Freiheit Germaniens von uns gerufen. —
Zwar auch Sileſia freuet ſich Seiner. Sie jauchzet dem Helden,
Der von Auſtriens drückendem Joche ſie einſtens befreite.
Doch ſchlägt ſtärker dem Brennen das Herz für Friedrich den Brennen.
Glücklicher König. Dich liebet Dein Volk; es ſegnet die Stunde
Da der Erbauer der Welten auch Dich zum Daſeyn hervorrief.
Glücklicher König! nicht ob dem erſtrittenen Namen des Großen,
Den von der Mitwelt ertheilt, die Nachwelt zu klein für Dich achtet;

Denn auch Barbaren und Weichlinge, Völkerverwüſter und Räuber
Trugen, von Schranzen vergöttert, den oft entweiheten Namen -
Wäreſt Du König allein, nicht auch der Vater des Volkes,
Wärſt Du Eroberer nur, nicht auch Beglücker der Staaten —
Tönten dann Sklavenharfen Dein Lob von Meere zu Meere;
Dennoch erklänge Dir nicht die edlere Harfe des Maurers.
Eh zerſchmetterte der geweihete Sänger die Harfe,
Eh er die heiligen Saiten mit Schmeichlerakkorden entweihte.
Aber Wonne dem Barden Boruſſiens, der in dem tiefen
Brauſenden Strom von Friedrichs Götterthaten hinausſchwimmt,
Spottend des ſandigen Bache, der nur durch Blumen dahinſchleicht,
Ob der Zeitungspoſauner ihn gleich zum Ocean lüget. —
Breit und rauſchend war Friedrichs Strom beim Anfang der Quelle;
Aber breiter und breiter noch ſchäumt' er mit Donnergetöſe,
Schwemmte die ſtemmenden Felſen hinweg, als wären es Kieſel,
Daß ſich in ihn voll Stolz die kleineren Flüſſe ergoſſen.
Aber nie tönte ſo feierlich edel ſein Wogengebrauſe
Als am Ende der Bahn, da er dem Meere ſich nähert,
Das den Strom wie den Bach, und Quellen wie Flüſſe verſchlinget.

Und ob von allen die Spur im Oceane verſchwindet,
Strömet er dennoch ewig im eignen kenntlichen Gange.
Heil dir, glückliches Volk, dem einſt der Welten-Erbauer
Einen Fürſten wie dieſen verlieh! — O daß er noch lange —
Lange der allerwärmenden Sonne geböte zu ſcheinen,
Die am Abend noch eben ſo hell den Erdball erleuchtet
Als ſie am hohen Mittage ſchien. Drum, Brüder, entfliehe
Mit dem Wonnegefühl des Danks der heutige Tag uns,
Sollten wir trauren, weil uns die Lügenzunge der Fama,
Botſchaft des Kummers zuflüſtert *)? Nein, heute — laſſet uns zweifeln,
Morgen — nicht zagen, weil Friedrich und Friedrich Wilhelm noch leben
Und die Helden vom Gwelfiſchen Stamm; — — — und nur Joſeph ihr Feind iſt.

Die neue Monatsſchrift.

Vor dem erſten Stück der Berliniſchen Monatsſchrift 1783.

Kannſt du ſie zählen, die drängende Schaar der funkelnden Sterne,
Dort an des Himmels Gewölb? —
Zähle, — ſie rollen dahin, dein ſpähendes Auge verirrt ſich

---

*) Gerade an demſelben Tage hatte ſich das Gerücht von einem Ueberfall, den das Preußiſche Heer erlitten haben ſollte, verbreitet.

In der unendlichen Zahl.
Tauſende ſteigen am Himmel empor, und tauſende ſinken
Nieder in Oceans Schooß.
Über dem Flammengürtel Orions und Sirius Fackel
Dämmern die Lampen der Nacht.
Wenige nur verbergen ſich nie, und tauchen ſich nimmer
Unter die Fluten des Meers,
Weilen ewig am Pol, und leiten den ſicheren Schiffer
Über den wogenden Pfad. —
Siehe! von allen wandelnden Sternen am nächſten der Sonne
Eilet und ſchimmert Merkur.
Seinem Genius Dank, der einſt mit Funken des Witzes
Starrende Völker belebt!
Aus dem feurigen Meer der Sonne, das nimmer verſieget,
Strömet ihm blendendes Licht,
Während der kalte Saturn, umringet vom ewigen Eiſe
Dunkel und langſam ſich wälzt.
Ha! wie lächelt der Mond mit vollen gerötheten Wangen
Freundlich vom Wagen der Nacht!
Mädchen und Knabe zerſchmilzt empfindſam in weiche Gefühle,
Weinet und lächelt ihm zu.
Wolken verhüllen ihn oft, er blicket mit Thränen im Auge
Hinter dem Schleier hervor;
Oft verſchwindet er ganz; — der ermüdete hungernde Pilger
Tappet in finſterer Nacht. —

Siehe! zur heiligen Zahl der wandelnden Sterne geſellt ſich
Plötzlich ein neuer Planet;
Mit dem ſpähenden Rohr begrüßen Herſchel und Bode
Uranus dämmernden Stern.
Langſam tritt er einher, und flimmert beſcheiden von ferne
Aus der entlegenen Bahn. —
Spottet des Schüchternden nicht! — es ſtrahlet künftig ſein Schimmer
Näher und heller vielleicht.

Empfindungen beim Schluß des Jahres 1795.

Entfleuch, o Jahr, mit deinen beiden Nattern,
Die nun vom Blut geſättigt ſind;
Die Furie des Krieg's, die Furie der Blattern
Erwürgte Mann und Kind.

Noch bluten ſie, und werde lange bluten,
Die Wunden, die ein grauſer Krieg
Der Menſchheit ſchlug. Noch färbt des Oceanes Fluthen
Der ungetreue Sieg.

Noch düngt Mars mit Blut die Rebenhügel
Dort an dem Neckar, und am Rhein;
Noch tauchet dort in Blut die ſturmbeſchwingten Flügel
Der Adler Deutſchlands ein.

Denn ach! der Schnee der Alpen ſelber röthet
Vom Blute der Erſchlagenen,
Und mitten unter den Beſiegten ſtürzt getödtet
Der Sieger von den Höhn: — —

Doch ſieh! — es dämmert ſchon die Morgenröthe
Des Friedens allgemach empor;
Und horch! — es lispelt ſchon mit ihrer Zauberflöte
Die Hoffnung Troſt in's Ohr.

Schon flimmern froher Ahnung Nebelſterne
Am ſchwarz umwölkten Himmelszelt,
Und werfen einen Strahl des Lichts aus dunkler Ferne
Auf die zerfleiſchte Welt.

Denn plötzlich ſchweigt des Krieges Donnerſtimme,
Und ſelbſt des Todes Feuerſchlund
Verſtummt. Nicht mehr verſchließt vor ſeinem wilden
Grimme
Die Weisheit ihren Mund. —

Heil Dir, Boruſſien! Des Friedens Pflanze
Grünt nun ſchon längſt auf Deiner Flur.
Heil Dir! Dein König, ſtrahlend in des Ölzweigs
Kranze,
Vertilgt des Krieges Spur.

Und ewig grünt ſein Kranz, von Jahr zu Jahre
In immer ſchönerer Geſtalt.
Der Lorbeer welkt, ſelbſt in der Siegesgöttin Haare,
Der Ölzweig wird nie alt.

Denn Friedrich Wilhelm ſchloß zuerſt den Tempel
Des Janus mit gerechter Hand.
Heil Ihm, wenn von der Erd' auf ewig ſein Exempel
Des Krieges Dämon bannt!

Gibraltar. 1783.

Arma virumque cano.
Virg.

»Willkommen hier, willkommen Burbreiden
»Vor Herkuls felſenfeſtem Schloß! *)
»Triumph! Nun ſoll uns nie des Britten Trotz ermüden,
Noch Elliot's Geſchoß.«

So rief der Gallier, als Burbons Prinzen
Die Neugier in ſein Lager zog,
Und Artois zum Krieg aus friedlichen Provinzen,
Als wär's zur Oper, flog.

Der ernſte Spanier ſtand da und lachte
Des Franzmanns jugendlichen Wahn,
Der raſch im Augenblick ihn auszuführen dachte,
Den raſch entworfnen Plan.

---

*) Der Felſenberg Calpe, auf den Gibraltar gebaut iſt, und der ihm in Afrika gegenüberliegende Berg Abyla werden für die mythologiſchen Säulen des Hercules gehalten.

Ha! welch ein Lager! — Funkelnde Palläſte
Mit hundert Leuchtern von Kriſtall! *)
Der Donner ſchweigt beſchämt vom Lärmen ihrer Feſte
Beim L'Hombertiſch und Ball.

Wenn hier der Feldherr ſtolz mit ſeinen Trümpfen
Nach reifem Plan den Sieg erſicht,
Und dann in Escarpins und weißen ſeidnen Strümpfen
Beim Tanz ſich Lorbern bricht;

Dann träumet er, daß auch Gibraltar zittert,
Und Elliot, der es beſchirmt;
Dann ſiehet er im Rauſch die Säulen ſchon erſchüttert,
Die Herkules gethürmt.

Iſt's möglich? Stürzen Felſen, wenn verloren
Die Baſte vor Spadillen fällt?
Bebt, alliirt ſie ſich mit allen Matadoren,
Der Britten kühner Held?

Er bebet nicht, wenn gleich aus tauſend Schlünden
Des Donners Höllenſtimme brüllt,
Und jeder Schritt ſich ihm auf ſeinen Felſengründen
In Rauch und Dampf verhüllt.

Neptun erſchrickt; ein Heer von Batterien
Schwimmt trotzig über ſeine Fluth;
Er zürnt und brauſt, indeß die Flammen ſprühen,
Mit ſeiner Stürme Wuth.

---

*) Nach einer Nachricht aus Kadiz vom 1sten Auguſt 1782, die in allen Zeitungen geſtanden, befanden ſich in dem für den Grafen von Artois im Lager zu St. Roch aufgeſchlagenen Pallaſt 300 Stühle, 100 Spieltiſche, 40 Kronleuchter u. ſ. w.

Nur Elliot ſieht mit gelaßner Seele
Die neuen Ungeheuer nahn,
Und donnert ſie hinab aus ſeiner Felſenhöle
Tief in den Ozean.

Du ſtolzes Werk, das Arçons *) Kunſt gezimmert,
Wie bald erreichteſt du dein Ziel! —
Sieh, Arçon, dein Triumph! — Hier liegt er — ach! zertrümmert,
Der Wind und Wogen Spiel.

Nun wandelt ſich der Freude jauchzend Gellen
In heiſre Jammermelodie:
Wer rettet, rettet uns aus dieſes Meeres Wellen? —
Und Curtis **) rettet ſie.

Stolz blicket Herkules auf ſeine Säulen
Mit Lorbern ſeine Stirn umlaubt,
Und reißt vor Freud', um ihn mit Elliot zu theilen,
Den Kranz von ſeinem Haupt.

Verſuchet nun, die Straße zu verriegeln
Mit eurer Gallionen Schaar!
Doch flieget Howens Muth, ſelbſt auf des Sturmwinds Flügeln ***),
Hinein in die Gefahr.

---

*) Der Erfinder und Erbauer der ſchwimmenden Batterien.

**) Der Name des edlen braven engliſchen Oberſten, der mit eigner Lebensgefahr einen großen Theil von der unglücklichen Mannſchaft der ſchwimmenden Batterien rettete.

***) Howe ward den 11ten Okt. durch einen damals heftig wehenden Weſtwind in die Straße und in das mittelländiſche Meer hineingetrieben.

„Willkommen uns!“ ruft jauchzend ihm entgegen
Gibraltars kleines Heldenheer.
„Willkommen Howe! Ha! du bringſt uns Wehr und Segen
„Trotz dem empörten Meer.“

Du ſtaunſt Cordova? — Schande, wenn du weicheſt! —
Verſenk' ihn, jag' ihn auf den Strand! —
Hilf ihm Sanct Michael! *) Doch ach! du ſelber ſtrichſt
Vor — einer Felſenwand.

Noch ſtaunen ſie — und Howens Segel fliegen
Schon wieder heim nach Albion.
Wach' auf Cordova, auf! Willſt du nicht endlich ſiegen? —
Zu ſpät! — Er iſt entflohn.

Sieh! **Elliot** trotzt **Crillons** Bombenregen
Nun ſchon mit neuer Flammenſaat,
Und **Artois** erſpart den goldnen Degen,
Um welchen Paul ihn bat **).

---

*) So ließ das ſpaniſche Kriegsſchiff, das den 10ten Oktober vom Sturm gegen die Spitze von Europa geworfen, ſich nicht einem Kriegsſchiffe, ſondern der belagerten Feſtung ergab.

**) Der Großfürſt machte bei ſeinem vorjährigen Aufenthalt in Paris dem Grafen von Artois, der damals ſchon im Begriff war ins Lager vor Gibraltar zu reiſen, und ihm einen koſtbaren Degen zum Geſchenk überreichte, ein ſehr feines Kompliment, indem er zu ihm ſagte: Ich wünſchte mir noch lieber den Degen von Ihnen, mit dem Sie Gibraltar einnehmen werden.

Dem 25ſten September 1786.

Prusse, de tes héros la race est immortelle.
Le Phénix renaissant sans fin se renouvelle.
Philosophe de Sans-Souci.

Iſt ſie verloſchen auf immer, Europens funkelnde Sonne?
Sinken wir nun in ewige Nacht?
Irren und taumeln wir ewig, von keinem Geſtirne geleitet,
In den finſtern Gefilden des Grams? —
Nein, nicht verloſchen! — Sie ſank am Abend des glühenden Tages
In die kühlenden Fluten des Meers. —
Aber am kommenden Morgen ſtieg die verjüngete Sonne
Majeſtätiſch und heiter empor.
Sieh! ihr jauchzet weinend das Volk der Brennen entgegen,
Rufet: Willkommen! mit thränendem Blick.
Aber die Thränen vertrocknen im Glanze der ſtralenden Sonne,
Und der finſtere Kummer zerſchmilzt.
Heil Dir, neues Geſtirn, Du glänzeſt ſo freundlich und milde,
Daß die grünenden Saaten gedeihn,
Daß voll Blüte der Baum der Früchte Fülle verheißet,
Neue Pflanzen die Erde gebiert.
Fröhlich erwärmt ſich die Hoffnung in Deinen erquickenden Stralen,
Flieget mit kühnerem Flügel hinan;

Staunend ſtehet der Neid; von Deinem Glanze geblendet
Hält er die blinzenden Augen ſich zu.
Freue, Boruſſien, dich! denn aus der heiligen Aſche
Deines Friedrichs erhebet ſich nun
Majeſtätiſch mit ſeltenen Farben geſchmücket ein Phönix
Zum Bewundern der Völker empor.
Jauchze! noch lebet dein Adler. Er ſchirmet mit mächtigen Schwingen
Dein nun nicht mehr verwaiſetes Volk,
Flieget Felſen hinan, und träget mit brauſendem Fittig
Dich zum ewigen Tempel des Ruhms.
Heil Dir, Friedrich Wilhelm, — ein glücklicher Name dem Brennen,
Dreimal nun glücklich und glänzend für ihn! —
Heil Dir, Vater des Volks! Du würdig der glänzenden Ahnen,
Welche die dankende Nachwelt verehrt.
O Dir huldigt das Herz, noch ehe der Mund Dir gehuldigt,
Segnet mit thränender Freude den Tag,
Der einſt unter Tropäen und unter dem Donner des Krieges
Dich der jauchzenden Erde geſchenkt.
Heil Dir! Schwer iſt Boruſſiens Zepter. Das Schickſal Europens
Ruhet in ſchwankenden Schalen auf ihm.
Ach Du trägeſt ihn leicht, die ſchwankenden Schalen Europens
Steigen und ſinken in ſchwebende Ruh.
Sieh, es ſtrömet ſchon itzt dein Lob von Zunge zu Zunge

In der Wahrheit kriſtallenem Bach.
Nicht des Schmeichlers Geſicht, nein Friedrichs ſtralendes Leben
Iſt der helleſte Spiegel für dich;
Und die Liebe des Volks iſt in der funkelnden Krone
Dir auf ewig der köſtlichſte Stein,
Dir das wachſende Glück des Volkes der feſteſte Pfeiler
Deines nimmer erſchütterten Throns.

Zur Geburtstagsfeier Friedrich Wilhelms.

In der Loge zu den drei Weltkugeln.

Den 25ſten September 1787

Hoch flog zur Sonne Boruſſiens Adler empor,
Staunend ſahen die Völker der Erde ihm nach,
Denn Er trug den flammenden Bliz;
Er trug den friedlichen Ölzweig. —
„Er iſt gefallen, Boruſſiens Adler!“
So krächzten die Raben im Thale,
Als der Nebel des Todes
Friedrichs Augen umzog.
„Er iſt gefallen, Boruſſiens Adler!“
So jauchzten die Neider.
Aber ſiehe! mächtig, mit rauſchendem Fittig
Schwang ſich aus Friederichs Aſche
Boruſſiens jüngerer Adler,
Flog kühn und muthig die ſteile Bahn hinan.
Da ſchwanden die Wolken des Kummers;
Friedrich Wilhelm zerriß den Wolkenſchleier,

Und trat, der Morgenſonne gleich,
Majeſtätiſch und herrlich hervor.
O ſey uns gegrüßt, wiederkehrende Sonne!
Siehe, zahlloſe Planeten und Monden
Rollen um dich herum,
Trinken aus deinen Feuerſtrömen
Licht und erwärmende Kraft.
Du aber ſtrahleſt unerſchöpft,
Und nimmer vertrocknet dein Flammenſtrom. —
Friedrich Wilhelm, ſiehe, Dir bringet heut
Dein treues Volk Opfer des Dankes dar.
Gerecht, o König, iſt die Waage des Volks,
Gerechter die Waage der Nachwelt.
Nicht des Thrones blendender Glanz,
Nicht das Schwert gepanzerter Krieger,
Sichern vor dem Haſſe des Volks den Tyrannen.
Aber den Vater des Landes
Sichert die Liebe des Volks
Mehr als Schaaren von Tauſenden. —
O Friedrich Wilhelm, Dich liebet Dein Volk,
Nicht den Enkel bewunderter Ahnen allein,
Nicht den Helden im Kriegsgewühl,
Nicht den Monarchen allein liebet die Welt;
Mehr noch liebt ſie den Menſchen in Dir,
Ehrt den Freund jeglicher Tugend in Dir. —
O Friedrich Wilhelm, Dich liebte die Welt,
Und wärſt Du im Staube geboren!
Zwar funkelt helle der Glanz Deiner Krone,
Doch heller funkelt Deiner Tugenden Glanz.
Auf Deines Herzens Güte bauteſt Du feſt den Thron,
Und pflanzteſt um ihn her

Des Maurers heilige Säulen,
Kraft und Schönheit und Weisheit.
Von Deinem Throne rinnet des Wohlthuns Strom;
Zu Deinem Throne ſtrömen
In klaren Bächen Dank und Liebe des Volks.

Heil uns! Auch unſern Maurerhain
Tränkte Dein nährender Strom.
Siehe, die Blume des Dankes blühet auch hier
Unverwelklich neben der Kaſſia.
Zwar verblühet der Menſchen Dank
Oft der duftenden Roſe gleich,
Die heut blühet, morgen entblättert liegt.
Aber die Blumen des Danks,
Die Deinen Tritten entſprießen,
Vater des Vaterlands!
Blühen und duften den ſpäteren Enkeln noch,
Bis zum Kranz der Unſterblichkeit ſie
Auf des Allmächtigen Wink
Deines Lebens Genius pflückt.

Blätter der Liebe.

r
ich
ches
gaben

Dem Leſer.

Der Abdruck dieſer vortrefflichen Briefe, von denen bereits in der Charakterſchilderung Gedike's die Rede geweſen, rechtfertigt ſich vollkommen durch den Wunſch des Verewigten, daß ſie einſt nach ſeinem Tode ſeinen nahen und fernen Freunden möchten vorgelegt werden. Und er hatte gar ſehr Recht, ſo zu wünſchen, denn wer dieſe Briefe ohne die innigſte Rührung, ohne Hochachtung und Liebe für G. aus der Hand legen könnte, der würde über ſich ſelbſt das Urtheil ſprechen müſſen, daß er überhaupt nicht achten und lieben könnte.

Ohne dieſe Briefe kennt man Gedike nicht, nicht ſein edles, reines Gemüth, ſeine tiefglühende Empfindung, nicht die herrliche Kraft, mit der er die heißeſten Schmerzen fühlte, bis in das innerſte Mark ſeines Lebens hinein, und mit der er ſie religiös duldete. Doch, auch abgeſehen von ſeiner Perſönlichkeit, die ſie veranlaßte, ſo ſind ſie — ich darf es wohl ſagen — ein wahrhaft klaſſiſches Werk der Liebe, dem keine Zeit etwas anhaben und von ſeinem Intereſſe rauben kann.

Möge es dem Leſer in einer guten Stunde begegnen, wo er geneigt iſt, die ſtarre Kälte, die ihm vielleicht nicht ſelten, in unſrer Zeit begegnet, zu vergeſſen, und, wenn er ſich der Theilnahme an den Schmerzen überläßt, die eine endloſe Liebe einem edeln Herzen gab, ſo wird es es ihm wohlthun, wenn er erfährt, wie unausſprechlich glücklich dieſes Herz durch eben dieſe Leidenſchaft ward.

Franz Horn.

Blätter der Liebe.

I.

B. den 6ten März 1[illegible].

Sie haben mir das Leben wiedergegeben, meine theuerſte Mademoiſelle, indem Sie mir erlauben, meine Hoffnung wieder aus dem Todesſchlafe zu wecken, zu dem ich ſie von Ihnen ſchon verurtheilt glauben mußte. Ich that Ihnen Unrecht, ich hielt Sie für härter, für grauſamer als ich, Dank ſey es der Vorſehung, Sie ſind. Mit Thränen im Auge bitte ich Ihnen dies Unrecht ab, ich weiß, Sie werden's mir verzeihen. O der geſtrige Abend wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Meine feurigſten Erwartungen hätten nach ſolchen Tagen keinen ſolchen Abend ſich verſprochen. Er iſt mir der reichſte frohſte Erſatz für den niederdrückenden Kummer jener trüben Tage. Die Heiterkeit, die aus meiner Seele gewichen war, die ich nie wieder zu erlangen hoffen durfte, iſt in meine Seele zurückgekehrt. Und wem danke ich dies als Ihnen, Ihnen die Sie eben ſo gütig als liebenswürdig ſind! Geſtern war ich nicht im

Stande, Ihnen ſo zu danken, wie ich es nach meinen Empfindungen mußte, ich konnte nicht Worte finden, die zu unerwartete Freude hatte meine Zunge gelähmt. Die himmliſche Güte, mit der Sie, Theuerſte, mich behandelten, hat mich zu Boden geſchlagenen wieder aufgerichtet. Der Kranke, dem der Arzt das Leben abſprach, kann, wenn dennoch wieder ein unerwarteter Strahl der Hoffnung auf ſein Lager fällt, nicht froher ſeyn als ich. Ihr gutes, ſanftes, edles Herz, das meiner traurigen Lage, meinem gepreßten Herzen nicht ſein Mitleid verſagen konnte, zeigte ſich mir in allem ſo deutlich, daß der Wunſch, eines ſo vortrefflichen, liebenswürdigen Frauenzimmers ganz werth zu ſeyn und zu werden, nie feuriger in meiner Seele glühte. Ich glaubte nicht, daß meine Liebe für Sie noch einer Verſtärkung fähig wäre, aber was für ein Menſch müßte ich ſeyn, wenn der geſtrige Abend, an dem ich Ihre edle gute Seele ſo ganz an mir ſelbſt und durch mich ſelbſt kennen lernte, meinen Empfindungen nicht neue doppelte Stärke und Feuer gegeben hätte! Seyn Sie verſichert, meine Theuerſte, Ewiggeliebte, tauſend Männer können Ihnen mehr Verdienſte, mehr Geiſt und Witz, mehr Glanz und Würde darbieten — und ſie können Ihnen nie zuviel darbieten — aber unter allen biete ich jedem Trotz, der Ihnen ein wärmer und ſtärker für Sie fühlendes Herz anbieten kann. Von Ihrer — und nur von Ihrer Hand erwarte ich das größte Glück meines Lebens. Nur von Ihnen hängt es ab, ob ich der glücklichſte oder der unglücklichſte Menſch werden ſoll. Doch Gottlob! ich blicke nun heitrer in die Zukunft, Sind gleich meine Ausſichten noch dunkel, ſo will ich doch geduldig harren, bis es Ihnen — nur Sie allein können es — gefällt, mir dieſe Ausſicht aufzuhellen. Ich habe ja jetzt was ich wünſchte — Hoffnung. O ich beſchwöre Sie, ſchlagen Sie dieſe ſo unerwartet an Einem heitern Abend aufgeſchoſſene frohe Pflanze nicht wieder zu Boden. Die ſüße Ahndung nicht, die das zufällige Aufſchlagen in Blum's Gedichten geſtern in meiner Seele erregte. Mein Gedächtniß war nie treuer; denn es war als ob mein Genius mir dieſe ſo ganz auf meine Empfindungen paſſende Stelle in die Hände führte:

«Als Hoffnungsloſigkeit und langer trüber Gram,
Mir zwar das Leben nicht, doch ſeine Freuden nahm,
Biſt du, o Hoffnung, mir voll Lebenskraft, geſchöpft
aus ihren — Ihren Mienen,
O Tröſterinn mir Sterbenden erſchienen.«

Und auf der andern Seite ſtand:

«Wunſch meiner Seele! Frucht der himmliſchen Gefilde!
Gepfleget von der Engel Hand
Den Sterblichen das herbe Leben milde
Zu machen vom Olymp geſandt.
O Liebe, oder wie dich ſonſt ein Geiſt
In einer beſſern Welt mit neuem Namen preiſt,
Veredle mir das Glück, den matten Reiz der Erde
Und lab' in brennender Beſchwerde,
Mein krankes Herz.»

Noch einmal, meine Theuerſte, meinen lebhafteſten feurigſten Dank für Ihre geſtrige Güte.

F. G.

2.

B. den 11ten März 1[illegible] Dienſtag Abends.

Verzeihen Sie, meine Theuerſte, daß ich itzt Ihnen ſchriftlich ſage, was ich Ihnen ſo gern mündlich geſagt hätte, aber vor dem lauten Geräuſche der Fröhlichkeit, in das ich kaum mit halber Seele einſtimmen konnte, keine Gelegenheit dazu fand. Und doch war der geſtrige Tag ein glücklicher Tag für mich. Schon glücklich genug, hätte er mir auch nur die Gelegenheit verſchafft, Sie wiederzuſehen, und zugleich die Bekanntſchaft Ihrer vortrefflichen, verehrungswürdigen Eltern zu machen. Aber er war noch glücklicher für mich, weil Ihre vortrefflichen Eltern die Erklärung meines heißeſten Wunſches mit einer mir unerwarteten und mich äußerſt rührenden Güte aufnahmen. Auch ſie hießen mich hoffen, und beruhigten mich durch die wohlthätige Verſicherung, meinen Wünſchen nicht zuwider zu ſeyn. Konnte ich mehr verlangen? Denn ſie ſelbſt werden es Ihnen bezeugen, daß ich ſie gebeten, auf keine Weiſe, Sie, meine Theuerſte, durch Überredung zu einem Entſchluß zu bringen, dem Ihr Herz ſich widerſetzte; weil ich dies mir ſelbſt nie würde vergeben können und lieber allein unglücklich ſeyn wollte, als wünſchen und zugeben, daß Sie, ohne die ich nun kein Glück für mich kenne, mir Ihre Hand mit Mistrauen und mit ängſtlicher Beſorgniß, ob Sie je mit mir glücklich ſeyn würden, geben ſollten. Ich müßte Sie, gute vortreffliche Seele, weniger lieben, wenn dieſe Bitte und Erklärung nicht mein völliger Ernſt wäre. Nein, bei Gott, eher will ich ſelbſt allein und mein ganzes Leben hindurch troſtlos und unglücklich ſeyn, als Sie auch nur in der Vorſtellung unglücklich machen.

Nun, meine theureſte einzig geliebte Freundin (dieſen ſüßen, wenn gleich mich noch nicht allein befriedigenden, Namen haben Sie mir ja ſchon erlaubt) nun hängt es alſo bloß und allein noch von Ihnen ab, über das Glück meines Lebens zu entſcheiden. Doch auch Sie haben mich ja nicht nur mündlich ſondern auch ſchriftlich hoffen heißen. Ihr Brief — wie ſehr dankt Ihnen mein ganzes Herz für dies theure Denkmal Ihrer Hand und noch mehr Ihres Herzens! — Ihr Brief iſt mir ein Heiligthum, ich leſe ihn unzähligemal jeden Tag, ob ich ihn gleich längſt auswendig kann, und lege ihn jedesmal wenigſtens in etwas beruhigt weg, weil Sie mir in ihm wenigſtens einen kleinen Schimmer von Hoffnung gewähren. Dies iſt Ihr Ausdruck. O, daß es Ihnen gefallen möchte, dieſen kleinen Schimmer mit Unruhigem wenigſtens um einen Grad mehr aufzuhellen. Freilich verſprach ich Ihnen neulich an jenem ſeeligen Abende, da ſie zuletzt beim Abſchiede mich fragten, ob ich nun beruhigt ſey, freilich verſprach ich damals, mich bei dem Strahle von Hoffnung, den Sie mir damals ſo unerwartet vergönnten, zu beruhigen. Aber ich wußte nicht was ich verſprach. Und doch, was hätte ich damals nicht verſprochen, damals mir nicht zugetraut! Aber itzt fühl ich meine Schwäche, und hätte mein Wort gern wieder zurück. Denn ich kann — kann es nicht halten; ich kann nicht ruhig ſeyn, ſo lange ich mich noch auf dem dunkeln Wege der Ungewißheit und Beſorgniß befinde, ob die dämmernde Hoffnung ſich endlich für mich in heitern Sonnenglanz oder — wieder in finſtre Nacht verwandeln werde. Ihr Bild begleitet mich überall wo ich bin, bei allen meinen Gedanken, bei allen meinen Arbeiten ſchwebt es mir vor Augen, und wenn es mir dann einfällt: — Thor! wer ſteht dir dafür, daß du ſie, ſie, die itzt der einzige lebhafte Gedanke deiner Seele, der einzige Wunſch deines Herzens iſt, würklich einmal die Deinige werdeſt nennen können? wie, wenn dieſe ſüße Hoffnung nur ein Traum wäre! — wenn mir dies einfällt, ſo iſt, ich geſtehe es gern, meine Ruhe wieder völlig hin, und ich verſinke zwar nicht in troſtloſe Hoffnungsloſigkeit, aber doch in bange Wehmuth. Und doch kömmt mir dieſer Gedanke nur zu oft in den Sinn. Auch geſtern, da es vielleicht am wenigſten hätte ſeyn ſollen, konnte ich mich ſeiner nicht erwehren, und daher kam der Mangel der Heiterkeit, den auch Sie vielleicht wie mehrere andre, an mir, wenigſtens in manchen Augenblicken bemerkt haben. Ich zwang mich ſo gut ich konnte heiter zu ſeyn, aber es gelang mir nicht völlig und immer. Ich ſaß Ihnen gegenüber (vielleicht wäre ich an Ihrer Seite heiterer geweſen); aber ſo erregte Ihr Anblick nur noch mehr jenes Gefühl von Wehmuth in mir, das bei der Ungewißheit, aus der itzt nur Sie allein mich reißen können, gewiß eben ſo natürlich als verzeihlich war.

Noch einmal meine Beſte, Theuerſte, wollte Gott daß es Ihnen möglich wäre, mir bald den kleinen Schimmer von Hoffnung, den Sie mir bisher gegönnt, auch nur um etwas heller aufglänzen zu laſſen. Meine ganze Seele würde Ihnen Dank dafür wiſſen; Thränen der Freude und des Entzückens würden in die Quelle der Beruhigung fließen, die nur Sie allein mir eröffnen können.

3.

B. den 17. März 87.

Ich wünſche, meine Theuerſte, Innigſtgeliebte, daß die vergangne Nacht weniger beängſtigend für Sie geweſen ſeyn möge, als die vorhergehende, und daß der heutige Morgen Sie muntrer und heitrer gefunden haben möge, als der geſtrige. Ich kann Ihnen nicht ſagen, meine Beſte, wie beunruhigend mir die Nachricht von Ihrem Befinden am geſtrigen Morgen den ganzen Abend hindurch geweſen, vornehmlich nachdem ich von der lieben guten Mama die genauern Umſtände gehört, die Sie ſelbſt mir verſchwiegen hatten. War es vergebliche Ängſtlichkeit von mir, oder was war es, daß ich auch geſtern Abend noch Sie weniger heiter zu finden glaubte, und mich bei Ihren Verſicherungen, daß Sie ſich ganz wohl befänden, doch nicht ganz beruhigen konnte? Um ſo mehr wünſche ich heute ganz darüber beruhigt zu ſeyn und zu werden. Denn itzt, meine ewiggeliebte Wilhelmine, itzt ſind Sie der einzige Gedanke meiner Seele, wenigſtens iſt mir alles andere, was mir auch ſonſt ſehr wichtig war, itzt dagegen ſehr gleichgültig. Wie könnt' es auch anders ſeyn? Wäre ich nur im Stande, Ihnen es ſo ganz, wie ich es empfinde, zu ſagen, wie glücklich ich mich fühle, Sie, liebes vortreffliches Mädchen, nun die meinige zu wiſſen, da ich vor ſo kurzer Zeit mich ſchon glücklich genug fühlte nur hoffen zu dürfen. Wahrlich, noch bin ich wie in einem Traum, ich kann mich in mein Glück noch nicht recht finden. Gott gebe, meine Theuerſte, daß auch Sie ſich ganz davon überzeugen mögen, daß Sie mit mir glücklich ſeyn werden, ſo wie ich gleich bei unſrer erſten Bekanntſchaft davon tief überzeugt war, daß ich mit Ihnen und nur mit Ihnen glücklich ſeyn würde. Leben Sie indeſſen wohl, meine Beſte. Nachmittag um drei Uhr bin ich bei Ihnen, denn ich muß Sie ſchlechterdings wenigſtens auf einen Augenblick ſehen, um mit deſto mehr Freude und Heiterkeit unſern Freunden mein Glück melden zu können.

4.

Nachts zwiſchen Freitag und Sonnabend den 29. März 83.

Meine theuerſte, geliebte — ach! geweſene Braut! So wenigſtens muß ich Sie anreden, denn noch kann ich das ſeelige Verhältniß nicht vergeſſen, in dem ich wenigſtens 8 Tage hindurch mit Ihnen ſtand. O, es waren glückliche Tage! Tage der Seligkeit, wie ich ſie nie hatte, und nie wieder haben ſoll. O Gott, mußten dieſe Tage nur darum ſo glücklich für mich ſeyn, damit alle folgenden deſto unglücklicher für mich wären? Mein Glück war ein Traum. Zwar ein Traum der mich in die Freuden des Himmels einwiegte, aber doch Traum, wenn gleich noch ſo ſüß. Das Erwachen war deſto ſchrecklicher. Meine Freude zerrann in meinen Händen. Ich ſah das ganze Gebäude meiner Glückſeeligkeit auf einmal zerſtört, ſah die Plane des künftigen häuslichen Glücks, in die ſich meine ganze Seele vertieſt und verloren hatte, verwüſtet; ſah meine Heiterkeit und Ruhe auf immer zernichtet, und mich ſelbſt von dem Gipfel des Glücks, den ich ſchon erſtiegen hatte, hinuntergeſtürzt in einen grauſenden Abgrund; und hinuntergeſtürzt von einer Hand, von der ich mein ganzes einziges Glück erwartete, und mit Zuverläſſigkeit erwarten durfte. Und dennoch iſt dieſe Hand, die mich ſo tief hinunterſtürzte, mir noch immer theuer, unendlich theuer. O, meine Theuerſte, warum mußten Sie mich ſo hoch erheben, daß ich den Sturz, der mein ganzes Weſen zerſchmettert, deſto ſtärker fühlen mußte? Ja, ich habe ihn gefühlt, und fühle ihn noch, und werde dies Gefühl in meinem Leben nicht verwinden. Sie, gute ſanfte gefühlvolle Seele, denken Sie ſich einen Augenblick in meine Lage hinein, und ſagen Sie, ob irgend eine Lage bedauernswürdiger ſeyn kann? Doch ich will Ihr Herz nicht mit Vorwürfen beunruhigen. Ihre Ruhe iſt mir unendlich theurer als die meinige. Ich will es daher verſuchen, ob ich in einem gelaſſenen Tone mit Ihnen reden kann.

Sie wiſſen es, theuerſte Freundin — denn dieſen Namen haben Sie mir wenigſtens verſtattet — Sie wiſſen es, mit welcher Innigkeit und Wärme ich Sie ſeit unſerer erſten Bekanntſchaft geliebt. Sie wiſſen, wie ich alles aufbot, um das Ziel meiner Wünſche zu erreichen, und mich durch keine Schwierigkeiten ſchrecken ließ. Endlich ſah ich mich am Ziel, unendlich ſchneller als ich mit meinen kühnſten Wünſchen je gehofft hatte. Der kleine Schimmer von Hoffnung, den Sie mir zuerſt an jenem Mittwochabend ertheilten, da ich Ihnen ſelbſt meine Empfindungen für Sie zu erklären Gelegenheit fand (es war an meinem Namenstage, deſto unvergeßlicher wird er mir ſeyn) dieſer Schimmer von Hoffnung, den Sie zwei Tage darauf in Ihrem Antwortsſchreiben an mich, das ich noch jetzt als ein Heiligthum verwahre, mir beſtätigten, erfüllte mich ſchon mit einer Freude, wie ich ſie nie gefühlt, obgleich in manchen Augenblicken die Ungewißheit, worin ich mich demohngeachtet noch befand, meine Seele und meine Stirn trübte. Sie bemerkten dies ſelbſt an dem darauf folgenden Montagabend bei der Frau ***. Sie erklärten ſich über meine Betrübniß ſo theilnehmend, daß meine ganze Seele von dem

dem Gefühl der Hoffnung belebt ward. Kurz, in dieſer Woche ward der Entſchluß bei Ihnen reif, mich glücklich zu machen. Ich ward zu Ihren verehrungswürdigen Eltern eingeladen. Stellen Sie ſich meine Freude vor. Welche frohe Ausſicht ſchien ſich mir dadurch zu öffnen, zumal da Ihre liebe gute Mutter mir verſicherte, Sie ſelbſt hätten es gewünſcht daß ich käme. Ich kam — Gott! du weißt's mit welchem Entzücken! Und doch ging ich nicht mit der Erwartung hin, daß mein Glück ſchon an dieſem Tage entſchieden werden ſollte. Und doch, was ich nicht erwartet hatte, nicht zu hoffen wagte, geſchah — mein Glück ward von Ihnen ſchon an dieſem Tage, da ich zum erſtenmal das Haus Ihrer Eltern, die nun auch die meinigen wurden, betrat, entſchieden. Himmel und Erde ſchwanden vor mir, als Sie jenes mir Glück weißſagende Lied: Ruh' ich einſt auf ihrem Schooß — ſangen, und während des Geſanges den Druck meiner Hand mehr als einmal erwiederten; und als Sie ausgeſungen, und Ihr Bruder ſich entfernt hatte, ich noch einmal in Sie drang, und Sie erröthend in meine Arme ſanken, und ich den erſten glühenden Kuß der beglückten und erhörten Liebe auf Ihre Lippen drückte — Gott! in welchem Meer von Seligkeit ſchwamm ich in dieſem Augenblick, den ich für kein Königreich vertauſcht hätte. Welch Entzücken, da Ihr Bruder wiederkam! O noch tönt in meinen Ohren, als hört ich es ſo eben, Ihre Antwort auf ſeine Frage, ob es denn ganz Ihr freier aufrichtiger Entſchluß ſey. »Ja, antworteten Sie, von ganzem Herzen.« Nun kamen Ihre Eltern und begrüßten mich mit Thränen der Freude als ihren Sohn. Ich war ganz ſtumm vor Entzücken. Alle Ihre anderen Verwandten kamen und wünſchten uns mit inniger Theilnahme und Rührung Glück. Ach, wer hätte damals geglaubt, daß binnen acht Tagen dieſe Thränen der Freude, die aus ſo vielen Augen floſſen, in Thränen des bitterſten Schmerzes verwandelt werden ſollten! Und doch wurden ſie es. An jenem Tage war ich berauſcht von Freude; dafür ſollt' ich nachher den deſto bittern Trank des Kummers hinunterſchlürfen. Die ganze Woche verging mir wie ein Traum. Wenn ich mir den Abend beim Onkel G** denke, da wir in einer Stube ganz allein ſaßen und über unſer künftiges Glück ſprachen; jenen Abend bei Sp***, da ich über Ihren Anblick und Geſpräch alles andere vergaß; jenen Freitag Abend, da wir, eh' wir uns zu Tiſche bei der Tante ſetzten, nach einigen zärtlichen Verweiſen über mein Zuſpätkommen, uns ganz allein und einſam, von dem gegenwärtigen Glück unſrer Liebe und dem nahen Glück unſrer künftigen Verbindung unterhielten; wenn ich bedenke, wir wie noch am Sonnabend herumgingen,, um uns ein Logis zu ſuchen, wie Sie auf meiner Stube ſich ausruhten; wenn ich mir ſo manche unzweideutig ſcheinende Beweiſe Ihrer Liebe in meine Seele zurückrufe, dann zerfließ ich in Thränen, und wenn ſie vertrocknen, ergreift mich der Unmuth wie ein böſer Geiſt, und hielte ſie mich nicht die mich von meinen Jünglingsjahren an gehalten hat, — Gott weiß, welches Entſchluſſes ich ohne ſie fähig geweſen wäre. Zwar glaubte ich zuweilen einige Kälte von Ihrer Seite zu bemerken. Es machte mir Unruhe. Aber ich täuſchte mich gern, ſah es als eine Folge Ihrer Unpäßlichkeit an, und eine lächelnde Miene auf Ihrem Antlitz, ein einziger Druck Ihrer Hand war hinreichend, um meine Unruhe zu zerſtreuen. An jenem letzten Sonnabend, da Sie krank waren, litt meine ganze Seele mit Ihnen und für Sie. Aber als Sie ſich wieder zum Flügel hinſetzten, als Sie ſo rührend und mit jenem gefühlvollen Blick der Wehmuth auf mich, jenes mir tief in's Herz dringende Lied: «Das ganze Dorf verſammelt ſich» — mit einem ſo innigen Ton der wehmüthigen Empfindung ſangen — ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mir dabei zu Muthe ward. Und doch ahndete ich nichts Böſes. Doch hätte ich ehr, wer weiß was, befürchtet, als daß der gleich darauf folgende Tag, ein ſo ſchrecklicher Tag, der ſchwärzeſte und finſterſte in meinem ganzen Leben für mich werden ſollte. Und er ward es. Was ich an dieſem Tage und den beiden folgenden empfand, das kann ich Ihnen mit keinen Worten beſchreiben, und könnt' ich es, ſo würde ich es doch nicht, um Sie nicht zu beunruhigen. Genug, die Qualen der Hölle können nicht grauſamer ſeyn, und wenn ich einen Feind hätte, den ich auf's äußerſte haßte (Gottlob ich habe keinen), ich würde ihm nicht eine Stunde von jener bittern Empfindung anwünſchen, die mich dieſe Tage hindurch folterte. Jetzt bin ich freilich, nachdem ich meine Arbeiten wieder angefangen (obwol ſie mir nie ſo ſauer wurden) ſchon etwas ruhiger geworden, aber ich fühle es, daß meine Ruhe und Heiterkeit nie ganz wieder hergeſtellt werden wird. Nur eine einzige Herſtellung derſelben iſt möglich. Aber darf ich ſie denn nur von fern hoffen? Nur leiſe wünſchen darf ich ſie.

Umſonſt frag' ich mich ſelbſt, womit ich dies grauſame Schickſal, das mehr als Demüthigung iſt, verdient habe. Eine Gattin die man mit der innigſten Empfindung liebt, zu verlieren, kann durchaus nicht ſo ſchmerzhaft und bitter ſeyn, als eine Braut, und eine ſolche ſo, ſo zu verlieren! Wäre ich in meinen jüngern Jahren ein leichtſinniger Jüngling geweſen, der ſich in Anſehung des andern Geſchlechts Übereilungen und Thorheiten vorzuwerfen hätte — ſo wollt' ich gern die Hand auf den Mund legen. Aber warum mußte mich, deſſen bisher noch ganz unbefangenes Herz erſt bei Ihrem Anblick den Eindruck der Liebe kennen und fühlen lernte, der auf Ihren Lippen die erſte ſeelige Blume der Liebe pflückte, warum mußte mich gerade dieſes Schickſal treffen? Warum war ich gerade, der ich, wenn ich empfinde, ſo ſtark und anhaltend empfinde, zu einer ſo unglücklichen hoffnungsloſen Liebe erſehen? Doch nicht Hoffnungsloſigkeit war das grauſame Schickſal das meine Liebe traf. Ich ſah vielmehr meine ganze

Hoffnung erfüllt, ich ſchwebte auf den Flügeln der Phantaſie zu den herrlichſten Ausſichten der Freude empor — aber mitten auf dieſem Fluge des Entzückens ſtürze ich auf einmal hinab in eine ſchauerliche Tiefe. O warum, warum? Vielleicht, ſo ſonderbar es klingt, wär' ich ruhiger, wenn ich mir dies Warum zu beantworten wüßte.

Sie ſelbſt meine Innigſtgeliebte. Sie ſelbſt müſſen, wenn ſich noch irgend ein Funke von Mitleid in Ihrer Seele für mich findet, mir es ſagen, woher dieſe plötzliche ſchreckliche Veränderung in Rückſicht auf mich bei Ihnen entſtanden. Ich habe hin und her geſonnen, ob ich auf irgend eine Art durch mein Betragen während meines ach! ſo kurzen Bräutigamsſtandes eine Urſache dazu gegeben. Ich glaube wenigſtens eine entdeckt zu haben. Ich kam ein paarmal ſpäter zu Ihnen, als man von einem feurigen Liebhaber hätte erwarten ſollen. Dies konnten Sie als Kaltſinn aufnehmen. Und doch zählt' ich jede Minute, da ich von Ihnen entfernt war. Gott weiß, daß ich mir ſelbſt gleich von damals an die bitterſten Vorwürfe gemacht; aber ich kann mit der größten Wahrheit ſagen, es war nicht meine Schuld, es war unvermeidliche Abhaltung, die mir wehe genug that. Aber leider ſeh' ich es jetzt, wie möglich es war, da Sie dieſe Abhaltung nicht genau kannten, daß dieſer Umſtand auf Ihre Geſinnung für mich einen nachtheiligen Einfluß hatte. Aber doch kann dies nicht die einzige Urſach ſeyn. Vielleicht trauten Sie meiner Liebe nicht ganz, weil ich ſie weniger als vielleicht andre gethan haben würden, durch Worte geäußert. Und dennoch biete ich jedem, der in ſeinem Leben liebte, Trotz, ob er ſtärker und feuriger liebte als ich. Es liegt in meinem Charakter daß ich über meine Empfindungen nicht viel reden kann. Immer überwog meine Empfindung den Ausdruck und nie — nie war dies mehr der Fall als hier. In der That war mein Herz von der Größe ſeines Glücks zu voll, ich war zu ſehr von ungewohnter Freude berauſcht, als daß ich im Stande war, durch viele Worte meiner Empfindung Luft zu machen. Und doch weiß jeder meiner Freunde, mit welchem heißen Entzücken ich von Ihnen und von meinem künftigen Glück ſprach. Und wer mich neben Ihnen geſehen, muß es auf meinem Geſicht geleſen haben, mit welcher Empfindung meine Seele an Ihnen hing, und auf jeden Blick, jedes Lächeln, jedes Wort begierig lauſchte. Und dennoch entzogen Sie mir auf einmal das Herz, das Sie mir geſchenkt? Zerriſſen das ſeelige Band, das Sie ungezwungen und unberedet zu meiner Glückſeeligkeit geknüpft? Ach, Sie haben mein Herz und meine Ruhe zugleich damit zerriſſen. O, um Gotteswillen ſagen Sie mir, was bewog Sie zu dieſem mir wie andern noch itzt unerklärlichen Schritt? Bei Ihrem eignen gefühlvollen Herzen beſchwöre ich Sie, mir folgende Fragen mit Aufrichtigkeit zu beantworten.

Haben Sie einen würklichen unüberwindlichen Widerwillen gegen mich? Dies kann ich doch nicht glauben, weil Sie ſonſt mich unmöglich zu dem höchſten Gipfel der Hoffnung und Freude hätten erheben können. Und doch muß ich es beinahe glauben, daß ich Ihnen wenigſtens hinterher verhaßt und zuwider geworden. Iſt dieſe meine Vermuthung wahr, ſo bleibt mir nichts übrig, als mein Schickſal zu verfluchen, das mich Unglücklichen auserſah, gerade dem einzigen Herzen, deſſen Liebe allein mich ganz beglücken konnte, verhaßt zu ſeyn.

Oder war Ihr Herz nicht mehr frei, als Sie mir Ihre Hand gelobten? Dann beneide ich den Glücklichen, dem es gelang, Ihnen mehr Empfindung für ſich einzuflößen; aber ich biete ihm, wer er auch ſey, Trotz, ob er Sie ſtärker und inniger liebt als ich.

Oder hat irgend ein feindſeliger Teufel in Menſchengeſtalt den Engel verblendet? Oder hat irgend ein bethörter Freund aus guter Meinung Ihnen falſche Begriffe von mir beigebracht? Ich wollte, dies wäre, und Sie gäben mir Gelegenheit mich zu vertheidigen. Ich bin es mir mit dem ſtärkſten Gefühle der Unſchuld bewußt, daß ich mich gegen jede Beſchuldigung und Verläumdung vertheidigen kann. Zwar kenne ich meine Fehler, und ich bin offenherzig genug, ſie jedem zu geſtehen. Sie können mich zu Übereilungen hinreißen, aber dennoch darf ich ohne Erröthen jedem frei in's Geſicht ſehen, darf jeden der mich kennt, kühn herausfordern, mich einer ſchlechten

Handlung zu überführen, die mich Ihrer Liebe ſo ganz unwürdig machte.

Möchten Sie doch auf dieſe meine Fragen mit Beſtimmtheit und Offenherzigkeit antworten, und wenn keine dieſer Vermuthungen wahr iſt — o ſo gönnen Sie mir wenigſtens die Hoffnung, daß es wenigſtens noch möglich iſt Ihr Herz wieder zu gewinnen. Der Wunſch, Sie zu beſitzen, iſt meinem Herzen zu theuer geworden, als daß ich ihn ganz auf einmal herausreißen könnte. Jzt, izt, nachdem ich in jenen für mich ſo glücklichen acht Tagen Sie erſt recht kennen gelernt, iſt der Wunſch, durch Sie glücklich zu werden, und die feſte Überzeugung, daß ich es nur allein durch Sie werden kann, noch weit feuriger und lebhafter bei mir geworden, als vorher. Tauſende würden durch einen ſolchen Schritt, wie der iſt, wodurch Sie das zwiſchen uns bereits geknüpfte Band zerriſſen, zurückgeſchreckt ſeyn. Aber mich hat gerade eben dieſer Schritt noch mehr befeuert, weil ich ſelbſt bei dieſem Schritt, ſo unglücklich er mich auch gemacht, doch Ihr gutes, edles, nur misgeleitetes Herz ſo ganz kennen gelernt.

Sie haben mich Ihrer Hochachtung und Freundſchaft verſichert, aber zugleich ſich geäußert, daß Sie nicht den höhern Grad der Neigung für mich fühlten und fühlen könnten, der Ihnen nöthig dünkt, um mich ganz glücklich zu machen, und ſelbſt glücklich in einer Verbindung mit mir zu ſeyn. Ich ehre dieſe Ihre Offenherzigkeit, aber dennoch wage ich es, mit Freimüthigkeit zu ſagen, daß mir Ihre Ideen überſpannt ſcheinen. Sie kannten mich bisher zu wenig, um mehr als Hochachtung für mich zu fühlen. Sie überredeten ſich, daß dieſe Hochachtung in Liebe übergehen würde, aber weil dies nicht ſo ſchnell, nicht ſo ſichtbar in Ihrem Herzen geſchah, als Sie es nöthig glaubten, ſo geriethen Sie in Ängſtlichkeit, die Sie glauben ließ, es ſey Ihnen unmöglich mich je zu lieben, und dieſe Ängſtlichkeit hielten Sie für Abneigung. Und doch dünkt mich, wenn Sie je zu raſch und voreilig ſchloſſen (und wer thut dies nicht zuweilen?) ſo war es hier. Ich habe noch immer das Glück gehabt, daß alle die mich genauer kennen gelernt, meine warmen Freunde wurden, und nie hab' ich es ſo ſehr als jetzt bei dieſer traurigen Gelegenheit geſehen, wie viele aufrichtige theilnehmende Freunde ich habe. Warum ſollte es denn unmöglich geweſen ſeyn, daß in Ihrem Herzen die kalte Hochachtung, deren allein Sie mich itzt verſichern, mit der Zeit ſich in wärmere Empfindung verwandelt hätte! Bei Gott, es iſt nicht Stolz, ſondern gewiſſe feſte Überzeugung, Sie würden, ſo bald Sie mich ganz kennen gelernt, durch das Feuer meiner Liebe für Sie, wenn gleich nicht zu denſelben, doch gewiß zu ähnlichen Empfindungen für mich beſeelt ſeyn. Tauſend Ehen werden geſchloſſen, wo nicht gleich im Anfange auf beiden Seiten jene ſtärkere feurige Empfindung Statt findet, die nachher bei genauerer gegenſeitiger Kenntniß entſteht. Und gerade dies ſind oft die glücklichſten Ehen. Und ich kann von nichts in der Welt ſo ſehr überzeugt ſeyn, als davon, daß auch die unſrige eine der glücklichſten, die man ſich denken kann, geworden und geweſen ſeyn würde. Nein, bei Gott, Sie, Sie können mich nicht unglücklich machen; und ich müßte mich ſelbſt durchaus nicht kennen, wenn ich nicht mit der innigſten Überzeugung ſagen könnte, auch Sie würden, wo nicht durch mich, doch in der Verbindung mit mir, glücklich geweſen ſeyn.

Sagen Sie mir, meine Theuerſte, Beſte, ſagen Sie, ſoll dieſe Ausſicht zu unſerm beiderſeitigen Glück nun durchaus verſchloſſen ſeyn? Wollen Sie es geradezu für *unmöglich* erklären, daß ich noch Ihr Herz gewinnen könnte? O ſetzen Sie mich auf welche Probe Sie wollen, ich will ſie beſtehen; ach! die härteſte Probe, die meine Liebe treffen konnte, hab' ich beſtanden. Fordern Sie jede, auch die größte Aufopferung von mir. Nichts in der Welt ſoll mir zu theuer ſeyn, das ich Ihnen nicht mit Freuden aufopfern wollte. Ich verlange nicht, daß Sie die Verbindung zwiſchen uns, die Sie einmal getrennt, ſogleich wieder anknüpfen ſollen. Dies wäre zu viel verlangt. Aber wenn Ihr Herz noch einiges Mitleids für mich fähig iſt, ſo beſchwör' ich Sie, nur auf den Fuß mit mir zurückzutreten, auf dem wir vor unſrer Verlobung ſtanden. Damals hatte ich einen kleinen Schimmer von Hoffnung. Nur dieſen gewähren Sie mir für itzt wieder, und ich will zufrieden ſeyn. Oder dünkt Ihnen auch dies zu viel, wol, ſo *geben* Sie mir keine Hoffnung, aber ſeyn Sie wenigſtens nicht ſo grauſam, ſie mir ganz zu nehmen, und es geradehin für unmöglich zu erklären, daß mein feurigſter Wunſch doch noch endlich einmal in Erfüllung gehen könne. Beſtimmen Sie eine Zeit, ſie ſey ſo lang ſie wolle, ein halbes Jahr, ein ganzes Jahr; und vergönnen Sie mir nur bloß als einem entferntern Freunde, dann und wann den Zutritt in dem Hauſe Ihrer verehrungswürdigen Eltern. Wenn Sie dann binnen dieſer Zeit und nach Verlauf derſelben ſich noch eben ſo wenig als itzt entſchließen können, mir Ihr Herz zu ſchenken — wohl, ſo muß ich mein Schickſal beweinen, aber ich kann dann zwar mit verwundetem aber dennoch mit ruhigerm Herzen von meinen Wünſchen abſtehen, weil dann wenigſtens alles geſchehen iſt, was geſchehen mußte, um ein Herz wie das Ihrige zu verdienen. Aber itzt, da Sie mich ſo wenig kennen, itzt ſchon beſtimmt zu ſagen: Ich kann ihn ſchlechterdings nie lieben — das iſt ein zu raſches und grauſames Urtheil. Die falſche Scham, die einen einmal gethanen Schritt auf keine Weiſe zurückthun will, iſt nur das Eigenthum kleiner Seelen; Sie ſind derſelben nicht fahig. Und wahrlich, ſo ein großes unendliches Glück es für mich ſeyn würde, nach allen Schwierigkeiten doch noch einſt Sie die meinige zu nennen — ſo ehrenvoll würde es zugleich für Sie in den Augen jedes vernünftigen und menſchenfreundlichen Menſchen ſeyn, daß Sie Selbſtüberwindung und Muth genug gehabt, einen übereilten Schritt wieder gut zu machen.

O, und wenn dies einſt geſchähe, wenn Sie einſt zum zweiten Male mir würden, was Sie mir jene frohen acht Tage waren, meine Braut — o meine Beſte, welche fröhliche Ausſicht für mich, für Sie, für alle Ihre Angehörigen, für Ihre, für meine Freunde! Mich ſelbſt würden Sie dadurch nicht nur zu dem glücklichſten Menſchen unter der Sonne machen, da ich itzt, wenn Sie auf Ihrem Entſchluß feſt beharren, die dunkelſte qualenvollſte Zukunft vor mir ſehe — Sie würden auch den Kummer ſo vieler Ihrem Herzen theuern Perſonen lindern, die über Ihren raſchen Schritt betrübt ſind — Sie würden dann, was mir am weheſten thut, nicht mehr ſagen, daß Sie eine lange Reihe trauriger Tage vor ſich ſehen, ſondern Sie würden — ich bin es überzeugt — fühlen, daß Sie froh und glücklich mit einem Manne ſeyn könnten, der in der Welt kein größeres Glück für ſich kennt als Sie, und dem ohne dies Glück jede andre Freude, die ihm ſeine itzige und künftige Lage darbietet, unſchmackhaft und bitter iſt.

Ich habe Sie, meine ewig theure — ach! mich verſchmähende verſtoßende Braut, ich habe Sie um eine mündliche Unterredung bitten laſſen. Ihr gutes Herz hat Ihnen nicht erlaubt, ſie mir abzuſchlagen. So ungeduldig ich darauf harre — ſo wünſche ich doch, daß dieſe Unterredung Sie ſo wenig als möglich beunruhigen möge, (mich wenigſtens kann ſie auf keinen Fall unglücklicher machen als ich ſchon bin). Ich überlaſſe es Ihnen daher ganz, mir eine Zeit dazu zu beſtimmen.

Freilich wünſche ich natürlich mir dieſe Unterredung je eher je lieber. Aber Ihrem Willen opfere ich gern auch meine liebſten Wünſche auf; nur den Einen Wunſch, Ihre Liebe zu verdienen, dieſen einen Wunſch kann ich noch nicht aufopfern, da er mit meinem ganzen Weſen und mit allen meinen Empfindungen zu tief und innig verflochten iſt. Haben Sie die Güte mir nur durch ein Paar Zeilen wiſſen zu laſſen, ob und wann ich die Freude und den Troſt haben ſoll, Sie zu ſprechen und Ihnen mündlich zu ſagen daß ich auch itzt noch Sie mit der feurigſten Empfindung meines Herzens liebe.

O Mädchen meiner Seele! kannſt Du mir
Nicht Liebe geben, ſo verſage wenigſtens
Mir Dein Erbarmen nicht! Denn fährſt Du fort
Mich zu verſchmähn, ſo ſchneidet mir der Gram
Den mürben Lebensfaden ab.
Seit jenem Tag, da Du das feſte Band zerſchnittſt,
Da floh der Schlaf von meinem Lager, floh
Die Freud' aus meiner Bruſt. Seit Du von mir hinweg
Dein Auge wandteſt, fühlt ich nicht der Menſchheit Reize mehr.
Was ſoll, was ſoll mir dann des bangen Lebens Reſt,
Entbehr ich Dich? und wär es Ewigkeit,
Was ſoll ſie mir, entbehr ich Dich?
Erfindet eine Laſt die meiner gleicht,
Wenn ihr die namenloſe Qual
Der Liebe kennt, die ohne Hoffnung glüht!
Sey noch ſo ſtark, ſey noch ſo weiſe, du trägſt ſie nicht.
O Gott gieb meinem Flehn, gieb meinen heißen Thränen
Die Braut zurück! War irgend deines Blicks
Ein Schauſpiel werth; ſo war's ein glückliches

Erkenntliches Geſchöpf, das voll Gefühls hinauf
Zum Himmel blickt und dir mit Thränen danke.
Und danken will ich dir (erhörſt du mich,
Schließ ich ſie wieder einſt in meine Arme)
Mit meinem ganzen Leben danken, danken
Mit meiner ganzen Seele.

5.

N. S.

Sonnabend Vormittag 23. März.

Mein mir zu kurzer, Ihnen gewiß zu langer Brief, war geſchrieben, als ich heute früh den Ihrigen erhielt. Es wird von Ihnen abhängen, ob Sie ihn annehmen, ob Sie ihn leſen wollen. Grauſam wäre es, wenn Sie es nicht thäten. Ich habe die ganze Nacht daran geſchrieben. In meine Augen iſt kein Schlummer gekommen. Um ſechs Uhr erſt war ich fertig. Es iſt nicht die einzige Nacht, die ich ſeit jenem ſchrecklichen Tage durchwachte. Und auch dann, wenn der Schlummer auf mich herabſank, kam er ſpät und unterbrochen. Finſtre Fantaſien unterbrachen ihn. — Ihren Brief nahm ich an, ohne ein Wort zu ſagen. Mit zitternder Hand erbrach ich ihn. Ich las ihn und fand kein Wort zu meiner Beruhigung, ſelbſt nicht einmal die Hoffnung, Sie bald, wie Sie doch verſprochen, mündlich ſprechen zu können. Alſo auch dies kleine armſelige Verſprechen nehmen Sie zurück? Doch freilich mußten Sie es ja, nachdem Ihnen mein Anblick verhaßt und zuwider geworden, nachdem ſich Ihre gegen mich und andere anfänglich erklärte Neigung in Abneigung (dies iſt Ihr Wort, Sie hätten immer ein härteres gebrauchen können) verwandelt hat. Ich las Ihren Brief ohne Thränen — ich habe keine Thränen mehr, ſo hart bin ich ſchon — ohne Unwillen gegen Sie, — denn in jeder Zeile erkannt' ich doch Ihr edles Herz — aber mit bittrer Wuth gegen mich ſelbſt. Das, das iſt die Strafe die ich verdiene — für den Stolz auf das Glück und die Ehre, die ich bisher bei allen meinen Entwürfen und Unternehmungen hatte. Alle meine Entwürfe, die ich mit Feuer anfing, und mit Feuer durchführte, hatten einen glücklichen Erfolg. Der hülfloſe Jüngling, der ich war, kämpfte alle Schwierigkeiten vor ſich nieder. Überall begleiteten Glück, Ehre, Beifall und Freundſchaft der Menſchen meine Schritte. Ich ſchwindelte, glaubte, nichts könne nichts dürfe mir fehlſchlagen; war ſtolz genug den Beſitz eines Frauenzimmers zu hoffen, die der Himmel einem beſſern Mann beſtimmte. Genug. Ich bin beſtraft, ſchrecklich beſtraft. Ich verachte, ich haſſe mich ſelbſt. Kann eine Strafe ſchrecklicher ſeyn? Aber ich muß mich haſſen, da Sie mich haſſen. Mein Stolz liegt gedemüthigt da und in den Staub zertreten. Mein Glück iſt dahin. Ich verlange und wünſche auch kein's mehr. Nur Ihnen wünſch' ich das Glück und die Freude, auf die ich ſelbſt Verzicht thue.

6.

3. Nachts zwiſchen Dienſtag und Mittwoch
den 9. April 82.

So ſey es denn, weil es ſeyn ſoll. Dieſer Brief ſage Ihnen, meine Einziggeliebte, das lezte Lebewohl von einem Manne, der Sie liebte, wie vielleicht keiner jemals liebte, und noch izt — noch izt mit dem lezten Tropfen ſeines Bluts Ihre Liebe zu erkaufen bereit wäre. Ich ſoll Sie alſo nicht wieder ſehen? So wollen Sie ſelbſt es; ſo wollten es, ſagten Sie, meine Freunde. Freunde? O, es waren keine Freunde die dies wollten, die mir hinterrücks den Dolch in's Herz ſtießen! Die einzige Freude, die ich noch hatte, die mir zu rauben — o das kann kein Freund. Doch leider bin ich einmal dazu verurtheilt, immer wieder grauſam hinunter geſtoßen zu werden, wenn ich einen Berg, von dem ich nahe oder auch nur ferne frohe Ausſichten erblickte oder erträumte, erſtiegen zu haben meinte. Sie ſelbſt und Ihre Eltern boten mir, um mich einigermaßen zu tröſten, einen freundſchaftlichen Umgang mit Ihnen an. Freilich nur ein kleiner trauriger Erſatz für das was ich verlor; aber doch ergriff ich ihn wie ein zugeworfnes Seil, um mich aus der Fluth des Jammers, in die ich verſunken war, wenigſtens in etwas hervorzuarbeiten. Aber Sie ſelbſt nahmen auch dieſes Verſprechen zurück, auch dieſes. Freilich war es nicht ſo heilig und bindend als jenes erſte Verſprechen, durch welches Sie die Meinige zu werden verſprachen. Sie konnten alſo, da Sie

das

das größere Verſprechen zurück genommen, dies kleinere um ſo leichter und mit ruhigem Herzen zurücknehmen. Und Sie haben es zurückgenommen. Alſo auch den entfernten Gedanken und Wunſch, daß es noch möglich für mich ſeyn mögte, Ihr Herz durch die Zeit und längere Bekanntſchaft zu gewinnen, auch den misgönnte man mir? Denn ich geſtehe es, nur dieſer Wunſch machte mir das Anerbieten eines freundſchaftlichen Umgangs mit Ihnen ſo werth. Denn warum hätte ich es nicht immer noch wenigſtens für möglich halten ſollen, mir bei gegenſeitiger längerer Kenntniß die Gegenliebe zu erwerben, auf deren Entſtehen Sie in jenen acht Tagen mit ſo vieler Ängſtlichkeit warteten, und die eben dieſer einmaligen Ängſtlichkeit wegen nicht entſtand und nicht entſtehen konnte. Ich würde mit der Zeit die Urſachen entdeckt haben, die Ihnen Abneigung gegen mich beibrachten, und ich würde dieſe Hinderniſſe aus dem Wege geräumt haben, vornehmlich wenn Sie ſo offenherzig geweſen wären, wie Sie mir als Freundin zu ſeyn verſprachen, daß Sie mir alles, was Ihnen an mir misfiele, freimüthig geſagt hätten, denn ich weiß es freilich nur zu gut, daß es mir, wie den meiſten Gelehrten, an jener äußerlichen Politur fehlt, die einen auf den erſten Anblick gefällig macht. Aber eben durch den Umgang mit Ihnen hoffte ich dieſen Mangel zu erſetzen. Oder wären es andere Urſachen geweſen, die jenen Widerwillen bei Ihnen gegen mich hervorbrachten, und deren Sie ſich, trotz Ihrer Verſicherungen des Gegentheils, ſo gewiß bewußt ſind, als ich es mir jetzt bewußt bin, daß ich an Sie ſchreibe — ſo hätte ich durch die Zeit gewiß Spuren derſelben entdeckt, und dann mich beſtreben können, dieſen Urſachen abzuhelfen, kurz ich konnte mich ſchlechterdings nicht überzeugen, daß es mir nicht wenigſtens möglich in der Zukunft ſeyn ſollte, Ihr Herz zu verdienen. Ich hätte Sie täuſchen können, hätte Ihnen verſichern können, daß ich alle meine Wünſche aufgegeben. Aber theils hätten Sie mir es ſchwerlich geglaubt, (und meine Mienen und mein ganzes Weſen würden mich bald verrathen haben,) theils hätte ich Ihnen von einer oder der andern Seite verächtlich vorkommen müſſen, entweder daß ich Sie zu hintergehen geſucht hätte, oder daß ich ſo bald einer Liebe entſagen können, die meine ganze Seele füllte. Kurz, ich entſchloß mich lieber auch hier, wie ich überall gewohnt war, offen und ohne Verſtellung zu Werke zu gehen. Ich entſchloß mich, Ihnen die Fortdauer meiner Wünſche zu entdecken, aber zugleich Sie durch meine Wünſche auch nicht auf die entfernteſte Art zu beunruhigen, ſondern alles dem ruhigen, langſam entwickelnden Gange der Zeit zu überlaſſen. Mit Freuden hätte ich ſelbſt ein ganzes Jahr und länger gewartet, und hätte, wenn während dieſer Zeit ein glücklicherer und Ihrer Liebe würdigerer Mann um Ihr Herz geworben hätte, ihm zwar mit thränenden Augen, aber gewiß mit den aufrichtigſten Wünſchen für Ihr Wohl, Platz gemacht.

Oder wäre ich am Ende überzeugt worden, wovon weder ich noch Sie ſchon jetzt überzeugt ſeyn konnten, es ſey durchaus unmöglich, Gegenliebe in Ihr Herz für mich zu pflanzen; — wohl, ſo hätte ich wenigſtens in ſo fern beruhigter von meinen Wünſchen abſtehen können, weil ich mir dann bewußt geweſen wäre, daß alles geſchehen ſey, was geſchehen mußte. Doch Sie wollen nun einmal nicht, daß dies geſchehen ſoll, und ich muß gehorchen, die Folgen davon mögen ſeyn, welche ſie wollen. Traurig werden dieſe Folgen ſeyn, das ſehe und fühle ich, aber genug, Sie wollen es.

Sie haben mir meinen Ring mit Gewalt zurückgedrungen. Ich dachte ſonſt immer, was einmal geſchenkt ſey, ſey geſchenkt. Aber Sie haben mich aus meinem Irrthum geriſſen. Denn auch Sie ſchenkten mir Ihre Hand, und zogen ſie doch nachher wieder zurück, ſo daß ich in eine ſchauerliche unabſehliche Tiefe hineinſtürzte, aus der nur jene Eine Hand allein auch wieder herausreißen kann, die mich hineinſtürzte. Aber dieſe Hand ſcheint einen Eid darauf geſchworen zu haben, es auch nicht auf die entfernteſte Art zu wollen. — Ich habe den mir gewaltſam wieder aufgedrungenen Ring mit einem Strom von Thränen benetzt. Er ſoll nicht aus meinen Händen kommen, noch weniger je an dem Finger einer anderen ſtecken. Er mag ruhig unter den Papieren liegen, die einſt nach meinem vielleicht frühzeitigen Tode, die, denen es noch der Mühe werth ſcheinen mögte (was Ihnen nicht der Mühe werth ſchien) mich genauer kennen zu lernen, zu überführen, daß auch in meiner Bruſt ein fühlendes, ach! nur zu unglückliches Herz ſchlug! Das Tagebuch meiner unglücklichen Geſchichte, das ich itzt unter vielen tauſend Thränen niederſchreibe, wird (wie ich gewiß überzeugt bin) einſt auch andern fühlenden Seelen, denen es zu Geſicht kommen könnte, mehr als eine Thräne des Mitleids entlocken.

Ich hoffe Ihnen übrigens durch meinen Anblick keine weitere Unruhe zu machen. Es iſt mein Vorſatz, alle Geſellſchaft zu fliehn, wo mich nicht Amtsgeſchäfte hinrufen. Für mich iſt itzt alles freudenleer und todt, und ich ſelbſt bin für alles todt. Die Freuden der Geſellſchaft, die Freuden der Freundſchaft, die Freuden der wiederauflebenden verjüngten Natur, die ſonſt mein ganzes Herz erwärmten, ſind itzt keine Freuden mehr für mich. Ich bin mir ſelbſt verhaßt, und mein Leben iſt mir nichts mehr werth und eine drückende Laſt. Es hängt an einem mürben Faden, den der Gram abkürzen wird, das fühl ich ſchon itzt. So viel Kraft wird mir Gott vielleicht noch gewähren, um mein Amt, wenn gleich unter marterndem Selbſtzwang, zu verwalten, und reichte dazu meine ſchrecklich zerrüttete Kraft nicht mehr hin, ſo fehlt es mir weder an Muth noch an Gewiſſenhaftigkeit, um mich ganz aus dem Gewühl des thätigen Lebens, wo ich doch itzt nur halb nützlich ſeyn kann, ganz in den Schooß der allein mit mir trauernden Einſamkeit zurückzuziehn, und ſo mit Ergebung in den Willen der Vorſehung, dem Ende meiner Leiden entgegen zu ſehn. Der Reſt meines Lebens wird bitter ſeyn, das weiß ich, von keiner Freude, von keinem Strahl der Hoffnung erleuchtet, die erſt jenſeit des Grabes mir herunterſchimmert, ſo wollten Sie es, Sie, Sie, die Sie mit einem Wort entfernter Hoffnung in dieſe Finſterniß, in der ich tappe, Licht bringen könnten. Aber das wollen Sie nicht. Zwar kann ich von dem Daſein Gottes und meinem eignen nicht ſtärker überzeugt ſeyn als davon, daß wenn unſere von ſo vielen guten Menſchen geſegnete Verbindung zu Stande gekommen wäre oder — doch den Gedanken ſoll ich ja durchaus nicht mehr denken — noch käme, wir alle beide glücklich geweſen ſeyn würden (ich freilich am meiſten, — aber auch Sie würden, — das weiß ich mit völliger Gewißheit — glücklich ſeyn) aber Sie wollten es nicht, und irgend ein mißgünſtiger Dämon wußte es dahin zu bringen, daß ich und auch Sie, wie Sie ſelbſt ſagen, unglücklich wurden, da wir ſo glücklich ſeyn konnten.

So leben Sie denn wohl. Gott ſchenke Ihnen viel Freude. Und wenn Sie einſt in den Armen eines würdigern Mannes das Glück finden, das Sie bei mir zu finden hofften, und gleich hinterher wieder verzweifelten (o ich bebe vor dem Gedanken der Möglichkeit, daß Ihr Herz ſich täuſchen laſſen und einem unwürdigen, oder wenigſtens Sie weniger als ich liebenden Mann zu Theil werden könnte!) — dann denken Sie, wenn Sie können, zuweilen an den dann vielleicht ſchon ſo Gott will, hingewelkten Mann zurück, der durch Sie der glücklichſte beneidenswertheſte Mann zu werden hoffte, und ſo nahe daran war, es zu werden, und weihen Sie dann ſeinem Andenken eine Thräne des Mitleids, denn ich denke und empfinde jetzt mit Klopſtock, der einſt ein ähnliches Schickſal mit mir hatte (nur ein ähnliches, ein gleiches Schickſal mit mir hatte vielleicht unter Millionen Menſchen nicht einer.) Was er von ſich ſagt, gilt genau auch von mir:

«Wenn einſt ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Iſt eingeſunken, wenn einſt mein Auge nun
Lang über meines Lebens Schickſal
Brechend im Tode nun ausgeweint hat;

Und wenn alsdann Du, die Du die meine warſt,
Ach! wenn Du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt haſt, laß den Stolz mir
Einen Beglückteren, doch nicht Edleren.

Dann wägt die Wagſchaal in der gehobnen Hand
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf itzt misklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

Rinn' unterdeß, o Leben, bald kömmt, bald kömmt
Die Stunde, die mich nach der Cypreſſe ruft!
Ihr andern ſeyd der ſchwermuthsvollen
Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!«

Eine Antwort auf dieſen meinen Brief darf ich freilich nicht hoffen. Ich ſoll ja durchaus nichts — nichts hoffen. Und ſo wage ich es auch nicht, um eine Antwort zu bitten. Ich darf dies um ſo weniger, da ich eigentlich auf keinen meiner Briefe eine Antwort von Ihnen erhalten, als bloß auf den einen, den ich nach jenem mir damals ſo glücklichen Mittwoch Abend an Sie ſchrieb, an dem ich zuerſt von Ihnen mit einem Strahle von Hoffnung beglückt ward. Sie gaben mir in ihm einen kleinen Schimmer von Hoffnung; und kaum waren acht Tage verlaufen, als dieſer kleine Schimmer ſich in die hellſte Flamme der erhörten und beglückten Hoffnung verwandelte. Aber nun — Sie haben die Flamme ausgelöſcht. Auch den Schimmer wollen Sie auslöſchen? Wollen Sie? O das iſt grauſam und hart. Doch ich will Ihnen wenigſtens, weil Sie auch dies wollen, den Anblick erſparen, zu ſehen, was dieſe Härte in mir und auf mich gewürkt.

7.

W. den 13ten April 1783.

Ich bitte um Verzeihung, meine theuerſte Freundin, daß ich Ihnen nicht geſtern ſogleich den zweiten Theil der Abderiten geſchickt; ich hatte ihn nicht gleich zur Hand. — Und nun noch eine ſehr unverfängliche Bitte! Ich werde es als einen vorzüglichen Beweis Ihrer Freundſchaft anſehen, wenn Sie künftighin nur mir allein das ausſchließende Recht vergönnen, für Ihre Lektüre zu ſorgen, und ſich deshalb an keinen andern, als an mich wenden. Sie können die Bücher, die ich

Ihnen zuſchicken werde, ohne Bedenken ſo lange behalten als es Ihnen gefällt. Sollte ich Ihnen zuweilen ein Buch ſchicken, das Sie ſchon geleſen oder das Ihnen nicht gefiele, ſo bitte ich, mir es ohne alle Umſtände ſogleich zurückzuſchicken, in welchem Fall ich ſogleich für ein andres ſorgen werde. Sollte es Ihnen zuweilen der Mühe werth ſcheinen, über eine und die andere Ihnen dunkelgebliebene Stelle mehr Licht zu haben, ſo bitte ich, es nur auf einem Blatte zu bemerken. Ich ſtehe dann mit meiner Erklärung, wenn ich im Stande bin eine zu geben, ſehr gern zu Dienſten. Lieb würde es mir ſeyn, wenn Sie mich ohngefähr wiſſen ließen, welche Art von Büchern Ihnen die angenehmſten wären, oder auch geradezu einige Ihnen dem Titel nach oder ſonſt bekannte Bücher nennten, die Sie zu leſen wünſchten. Wenn ich auch gleich nicht ſelber immer das Buch haben ſollte, ſo denke ich doch durch meine Verbindungen mehr als irgend ein andrer im Stande zu ſeyn, Ihre Wünſche in dieſer Rückſicht zu befriedigen. Da ich itzt auch nicht einmal die Freude haben ſoll, Sie nur zu ſehen und von gleichgültigen Dingen mit Ihnen zu ſprechen, ſo muß es wenigſtens ein angenehmer Gedanke für mich ſeyn, daß Sie ſich wenigſtens dann, wenn Sie die Lektüre eines neuen Buchs anfangen oder endigen, meiner erinnern. Und dieſe kleine Freude — das trau ich Ihrem Herzen zu — werden Sie mir in meiner vor kurzem noch ſo freudenreichen, jetzt leider nur zu freudenleeren Lage, doch gewiß gern gönnen, und daher meine hier an Sie gethane Bitte, mir allein die Beſorgung Ihrer Lektüre zu überlaſſen, hoffentlich nicht unerfüllt laſſen. Empfehlen Sie mich Ihren mir ewig verehrungswürdigen Eltern.

8.

B. den 21. April 1783.

Ich weiß nicht, meine theuerſte Freundin, ob Sie vielleicht ſchon des guten braven Claudius Werke, die er unter dem Titel eines Wandsbecker Boten geſchrieben, mögen geleſen haben. Ich überſchicke ſie Ihnen indeſſen aufs Gerathewohl. Vielleicht leſen Sie in dem Fall doch noch ein und das andere Stück auch zum zweiten Male mit Vergnügen. Daß Ihnen nicht alles darin gefallen wird, ſo wenig mir ſelbſt alles gefällt, davon bin ich freilich verſichert; aber auch davon daß manches Stück Sie zum Lächeln nöthigen, und manches andre Ihr gefühlvolles Herz gewiß rühren wird. Das Magazin für Frauenzimmer hoffe ich Ihnen nächſtens verſchaffen zu können. Übrigens danke ich Ihnen herzlich für die gütige Annahme meines Anerbietens.

9.

B. den 23. April.

Hier, meine theuerſte Freundin, erhalten Sie von dem zu Strasburg und Kehl herauskommenden Magazin für Frauenzimmer das 3te Quartal, das zuſammen den von Ihnen gewünſchten 3ten Band ausmacht. Mögten Sie mir doch öfter das Vergnügen machen, mir Bücher zu nennen, die Sie zu leſen wünſchen. Auch den kleinſten Ihrer Wünſche erfüllen zu helfen iſt Freude für mich.

10.

B. den 7. Mai 1783.

Es that mir ſehr leid, meine theuerſte Freundin, daß ich Ihnen neulich nicht die rechten Stücke des Magazins für Frauenzimmer überſandt. Hier erfolgt indeſſen endlich das von Ihnen zum Leſen gewünſchte dritte Stück. Ich hätte es Ihnen gern eher geſchickt, aber ich habe es nicht eher bekommen können. Mögten Sie mir doch öfter Gelegenheit verſchaffen, Ihnen, wenn gleich nur einen kleinen Beweis meiner Bereitwilligkeit zu geben.

11.

B. den 12. Mai.

Die Fortſetzung des Magazins für Frauenzimmer denke ich Ihnen, meine theuerſte Freundin, binnen ein paar Tagen überſchicken zu können. Ich ſchicke Ihnen indeß beikommende von Göckingk herausgegebene Gedichte, wiewol ich nicht weiß, ob Sie ſie nicht ſchon geleſen haben mögen. Haben Sie ſie noch nicht geleſen, ſo zweifle ich nicht, daß ſie (wenigſtens Nantchens Gedichte) Ihnen gefallen werden. Mir hat zwar, da ich ſie itzt aufs neue las, manche Stelle das Herz verwundet, weil ich meine eignen Empfindungen geſchildert glaubte; indeſſen hat auch manche andre meinem Auge eine lindernde Thräne (zuweilen freilich auch eine neidiſche Thräne) entlockt. Wie könnte ich mich auch des Neides enthalten? Amarant ward doch endlich glücklich. Aber ich? Werde ich es je werden? Nur durch Sie kann ich es werden. Aber auch nicht ein Strahl von Hoffnung dämmert mir. — Mögte ich doch wenigſtens nur den Troſt haben, Sie dann und wann, wäre es auch noch ſo ſelten, zu ſehen, und von den gleichgültigſten Dingen in der Welt mit Ihnen zu ſprechen. Leider ſind es heute grade ſchon fünf Wochen, daß ich Sie zum letzten mal ſah. Fünf Wochen! Ich mag Ihnen nicht ſagen, was ich in dieſer Zeit empfunden, denn ich will Sie nicht beunruhigen. — Doch verzeihen Sie, theuerſte Freundin, dieſe Ausſchweifung, zu der mich des eine Zeitlang verkannten und verſchmähten, aber doch endlich glücklichen Amarants Gedichte, verleiteten. Amarant iſt mein Freund Göckingk ſelbſt. Nantchen ward endlich die Seinige. Zwar die zärtliche geiſtvolle Sängerinn iſt nicht mehr. Sie ſtarb vor anderthalb Jahren. Laſſen Sie mich doch wiſſen, ob Sie Göckingks (unter ſeinem eignen Namen herausgekommene) Gedichte ſchon geleſen haben, und ob ich ſie Ihnen, im Fall Sie ſie nicht geleſen, überſchicken darf. So auch der Grafen Stolberg Gedichte. Zürnen Sie nicht, theuerſte Freundin, wegen dieſes Billets und der mir unwillkührlich entſchlüpften Äußerung des Wunſches, Sie nur einmal wieder zu ſehen und zu ſprechen. Beleidigen wenigſtens kann Sie dieſer Wunſch nicht, wenn Sie ihn auch nicht erfüllen wollen.

12.

Berlin den 17. Mai

Es thut mir ſehr leid, daß ich Ihnen, theuerſte Freundin, noch nicht die Fortſetzung des Magazins für Frauenzimmer überſchicken kann. Ich habe in allen Buchläden vergebens darnach gefragt, und bin überall bis auf die Rückkunft der Buchhändler von der Meſſe in 14 Tagen vertröſtet worden. Ich ſchicke Ihnen indeſſen die 4 erſten Stücke einer andern in dieſem Jahr angefangenen Monatsſchrift für Frauenzimmer, unter dem Titel Pomona, die vielleicht um ſo mehr Intereſſe für Sie hat, da ſie aus der Feder eines Frauenzimmers herrührt, indem ſie die Frau von la Roche zur Verfaſſerin hat. Übrigens hätte ich bei dieſer Gelegenheit große Luſt die Schriftſteller zu beneiden, die das Glück haben, von Ihnen geleſen zu werden, und mit mir ſelbſt unzufrieden zu ſeyn, daß, ſo gewaltig viel ich ſchon geſchrieben, doch ſo wenig oder nichts darunter iſt, womit ich vor Ihnen erſcheinen und von Ihnen geleſen zu werden hoffen dürfte. Deſto eher werden Sie es verzeihlich finden, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen ein Exemplar meiner neulich beim Abſchiede des Herrn ** und bei der Introduktion des Herrn *** gehaltenen Rede zu überreichen. Es iſt freilich nur eine Kleinigkeit, mit der ich ohnedies ſelbſt gar nicht zufrieden bin, wiewol ich mich mit dem Bewußtſeyn tröſte, daß ich bei einer ruhigern Lage meiner Seele, vielleicht etwas beſſers gemacht haben würde. Man hat mir auch den Abdruck gewiſſermaßen abgezwungen. Indeſſen iſt es mir doch ein ſo ſüßer Gedanke von Ihnen geleſen zu werden, daß ich es auf die Gefahr, ob Sie es auch der Mühe werth finden werden, wage, Ihnen dieſe Schreiberei zu überſchicken.

Es ſollte mir übrigens unendlich leid thun, wenn ich Sie, theuerſte Freundin, durch mein neuliches Billet beleidigt hätte. Und doch muß ich dies beinahe glauben, da Sie mich weder durch einen Ihrer Brüder, noch ſchriftlich einer Antwort darauf gewürdigt, ja ſich ſogar gegen andre darüber beklagt haben. Dies beunruhigt mich ſehr, und ich wünſchte nur, daß es Ihnen möglich wäre, ſich einen Augenblick in meine Lage hineinzudenken, ſo würden Sie den Inhalt meines Billets und meinen darin geäußerten Wunſch äußerſt natürlich und verzeihlich finden. Aber daß Sie auf mich zürnen, hab' ich leider auch am Mittwoch Abend geſehen, da Sie mit Ihrer Frau Mutter und Demoiſelle Schweſter vor meinem Fenſter vorbeigingen. Den Augenblick vorher hatte ich noch mit einem eben weggegangenen Freund, von Ihnen und von meinen ehmals ſo ſüßen, von Ihnen izt zerſchlagenen Hoffnungen, mit vieler Wärme und Rührung geſprochen. Noch war ich ganz in dieſe Gedanken vertieft, die beinahe die einzigen Gedanken meiner Seele ſind, wenigſtens begleiteten ſie mich überall von frühen Morgen bis ſpät in die Nacht. Es war mir als ob ich durch eine unſichtbare Macht an's Fenſter gezogen würde. Ich glaubte zu träumen, als ich Sie auf einmal erblickte. Mein ganzes Herz ſchlug Ihnen entgegen; ſehr natürlich, da ich Sie über fünf Wochen ſchon nicht mehr geſehen. Aber Sie gingen vorbei und würdigten mich nicht einmal Ihres Anblicks. Nicht einmal Ihres Anblicks! Und doch verlangte ich keinen aufmunternden Blick; ich wäre ja zufrieden geweſen, wenn Ihr Blick mir nur geſagt hätte, daß ich Ihnen wenigſtens nicht verhaßt und verächtlich geworden. Gott! es iſt hart für mich, glauben zu müſſen, daß ich das eine oder das andre bei Ihnen bin.

13.

1. Juni.

Hier ſende ich Ihnen, meine theuerſte Freundin, eine ganz kürzlich herausgekommene neue Sammlung von Gedichten, die Ihnen hoffentlich beſſer gefallen werden, als **. Ich habe manches Lied darin gefunden, das mir wie aus der Seele geſchrieben iſt, und ganz in den Ton meiner gegenwärtigen Empfindung ſtimmt. Ein Paar davon hab' ich doch nicht unterlaſſen können zu zeichnen. Auch habe ich hier S. 33 jenes Lied gefunden, das Sie mir an dem letzten Abend da ich Sie noch die Meinige nennen durfte, zuletzt mit ſo vieler Rührung ſangen. Es iſt ſchon an ſich ein rührendes Lied. Aber itzt — itzt werde ich es nie ohne Thränen leſen und hören können. Ja wol, auch ich kann ſagen:

Es freut ſich alles, aber mich
  Kann nun nichts erfreuen.
Denn Wilhelmine fehlet mir;
  Wie kann ich ſie vergeſſen;
Ich weiß zu gut was ich in ihr
  Für einen Schatz beſeſſen.
O Gott! wer hätte das gedacht
  Als ich den Engel küßte,
Daß ſich ſobald in ſchwarze Nacht
  Mein Glück verwandeln müßte!

Ja wol, wer hätte das gedacht! — Ich ſelbſt hätte es denken können. Denn es war zu viel Glück auf einmal, als daß es mich nicht hätte mistrauiſch machen ſollen, ob es dauren würde.

Nun hab' ich wol Recht, mit Miller (S. 354) zu ſagen:

Ach! wie iſt mir's trüb im Sinn!
Alle Freuden ſind dahin!
Ruh und Hoffnung ſind verſchwunden,
Öd und bang ſind meine Stunden!
Andre ſieht ſie freundlich an,
Scheut ſich, mir ſich nur zu nahn.

Das letzte iſt doch im ſtrengſten buchſtäblichen Verſtande mein Schickſal, wie ich vergangne Woche erſt wieder erfahren, da ich bei Ihrem Herrn Bruder war. Was hätte ich darum gegeben Sie zu ſprechen! Gehofft hatte ich's nicht. Aber wer weiß, dacht ich, haſt du nicht heute nach ſo langer Zeit einmal wieder die Freude, ſie zu ſehn und zu ſprechen. Ich hatte mich geirrt. Neulich da Sie mir die Gedichte zweier Liebenden zurückſchickten, ſchrieben Sie mir, die Gedichte hätten Ihnen gefallen, nur hab es Amarant mit ſeiner übertriebnen Härte bei Ihnen verdorben. Wie konnten Sie, Theuerſte, dies hinſchreiben, ohne daß Ihnen die leiſe Stimme Ihres Genius zuflüſterte: wer war, wer iſt härter als Du? — Zwar nur ich allein bin Gegenſtand Ihrer Härte, aber gerade deſto bedaurenswürdiger bin ich, daß Sie, denen die Natur ein in jeder andern Rückſicht ſo ſanftes weiches Herz gab, gegen mich allein in jeder Rückſicht hart und unerbittlich wie ein Fels ſind. Glücklich iſt der, der dies Herz gewinnt und beſitzt. Aber dreimal unglücklich der, der es zu beſitzen glaubte und es verlor. Und dieſer Unglückliche — bin ich.

14.

B. den 18. Juni.

Hier, meine theuerſte Freundin, überſende ich Ihnen das neueſte oder 5te Stück der Pomona. Ich denke doch, daß ich Ihnen neulich ſchon das vierte Stück mitgeſchickt. Sollte ich mich darin irren, ſo dürfen Sie mich nur erinnern. Die Nachricht von Ihrer Krankheit in der vorigen Woche hat mich ſehr beunruhigt; deſto mehr hat mich die Nachricht von Ihrem nun wiederhergeſtellten Wohlbefinden erfreut. Denn mein Herz nimmt an allem, was Ihnen widerfährt, den ſtärkſten Antheil.

Und nun, theuerſte Freundin, noch meinen innigſten feurigſten Dank für den unerwarteten Beweis Ihrer Freundſchaft, den Sie mir in der vergangenen Woche gegeben! Er mußte eben, je unerwarteter er mir war, einen deſto tiefern Eindruck auf mein Herz machen. O, ich fühlte mich ſo glücklich, nach ſo langer — langer Zeit einmal wieder Ihnen zur Seite zu ſtehn, mit Ihnen zu ſprechen, Ihre Hand mit meinen Lippen zu berühren, und Herz und Auge an Ihrem Anſchauen zu weiden. Gott weiß, wenn ich dieſe Freude einmal wieder haben werde. Zwar war es eine mit Kummer gemiſchte Freude, aber doch Freude. Laſſen Sie ſich's wenigſtens nicht gereuen, mir dieſe Freude gemacht zu haben. Sie haben mir ein paar ſeelige Stunden dadurch verſchafft und das Bewußtſeyn davon kann Ihrem guten Herzen nicht anders als wohl thun.

Ich habe Sie an jenem Tage wieder in Ihrer ganzen Liebenswürdigkeit geſehen. Gott! und dieſes liebenswürdige Mädchen war mein, und ſoll und will es nun durchaus nie wieder werden? O dieſer Gedanke iſt hart. Könnten Sie nur, Theuerſte, ſich jene Empfindung der Freude recht lebhaft vorſtellen, die mein ganzes Weſen in dem Augenblick durchdringen würde, wenn Sie ſich entſchließen könnten, den Mann, den Sie Ihrer Freundſchaft und Werthſchätzung verſichern, ganz glücklich zu machen — o vielleicht könnte dieſer Gedanke Sie zu einem Entſchluſſe bewegen, der Sie nie gereuen, mich aber zu dem glücklichſten Menſchen machen würde.

Aber wie konnten Sie doch ſo grauſam neulich ſeyn, meine Lage mit der Ihrigen zu vergleichen, und von mir zu verlangen, ich ſollte um eine andere Hand werben. Ich dächte, der Unterſchied wäre doch ſehr auffallend. Ihr Herz iſt noch frei, das Meinige nicht. Sie dürfen, wenn Sie ſich entſchließen, die Meinige zu werden, nichts aufopfern; ich hingegen müßte, wenn ich Ihnen entſagte, den einzigen feurigſten Wunſch meines Herzens aufopfern, einen Wunſch, dem ich nie — nie entſagen werde, weil ich ihm nicht entſagen kann. Der Gedanke, liebenswürdigſte Freundin, nie eine ehliche Verbindung zu knüpfen, iſt von Ihrer Seite wahre Verſündigung gegen Gott, der Ihnen alle Eigenſchaften gegeben, um das Glück eines Mannes zu machen. Wehe mir, daß ich nicht hoffen ſoll, noch einſt ſelbſt dieſe glückliche, durch Sie glückliche Mann zu werden! Zwar Tauſende würden ſich glücklich ſchätzen Sie zu beſitzen. Aber mein innres Gefühl ſagt es mir, daß keiner dies Glück feuriger und ſtärker empfinden könnte und würde als ich. Mögte doch dieſer Gedanke in Ihrer Seele recht lebhaft werden — dann entſchlöſſen Sie ſich vielleicht, in die Finſterniß, in der ich noch immer ängſtlich und trübe umhertappe, einen aufhellenden Strahl von Hoffnung fallen zu laſſen.

15.

Den 28. Juni.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen meine theuerſte Freundin, das ſo eben fertig gewordene neueſte Stück der Berliniſchen Monatsſchrift zu überſenden. Ich werde, wenn es Ihnen nicht unangenehm iſt, Ihnen künftig beim Anfange jedes Monats das jedesmalige Monatsſtück zuſchicken. Vergönnen Sie mir immek die kleine Eitelkeit, einen kleinen Beitrag zu Ihrer Bücherſammlung liefern zu wollen. Wenn ich wüßte, daß Ihnen die Sammlung der vorhergehenden ſechs Monatsſtücke nicht unangenehm ſeyn würde, ſo wird es eine Freude für mich ſeyn, ſie Ihnen überſchicken zu können. Sie werden freilich in allen Stücken und ſo auch in dieſem, Aufſätze finden, die Sie nicht intereſſiren können. Indeſſen hoffe ich doch, daß ein und der andre Aufſatz zuweilen Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wird. Von mir ſelbſt finden Sie in dieſem neueſten Stücke nichts, und es iſt nun bereits das vierte Stück in das ich nichts hineingearbeitet habe. Ich bin nur zu der mechaniſchen Arbeit des Herausgebens itzt fähig. Mein Geiſt iſt gelähmt. Die Quelle der Gedanken und des Ausdrucks, über deren Fluß ich ſonſt nur ſelten zu klagen Gelegenheit hatte, iſt vertrocknet. Sie, theuerſte Freundin, nur Sie könnten meinem Geiſte die verlorene Schwungkraft und leichte Würkſamkeit mit einem einzigen Worte, wenn Sie wollten, wiedergeben. Wenn Sie wollten! Denn Sie, und nur Sie können es.

16.

Den 3. Jul. 1783.

Es iſt mir ein großes Vergnügen, Ihnen, meine Theuerſte, die vier erſten Monate der Berliniſchen Monatsſchrift überſchicken zu dürfen. Sie werden ſehn, daß ich in den erſten drei Monaten ziemlich fleißig geweſen bin. Denn nicht nur die mit meinem vollen Namen ſondern auch die mit F. G. bezeichneten Stücke rühren von mir her, wie z. B. die Ode auf Gibraltar im zweiten Stück. Aber ſeit dem März habe ich nichts in die Monatsſchrift gearbeitet, auch hab' ich's trotz aller Anſtrengung nicht gekonnt. Denn meine Gedanken verwirrten ſich gleich, und der Ausdruck ſtockte in der Feder. Ich habe es erſt dieſe Tage wieder geſehen, wie ermattet und entnervt meine Seele iſt. Ich war von den Obern unſrer Maurerloge erſucht und feierlich aufgefordert worden, unſer diesmaliges Johannisfeſt, wie ich ſonſt immer gethan, in einer Ode zu beſingen. Acht ganze Tage hab' ich mich gequält, und ſchlechterdings nichts zu Stande gebracht, ſo daß ich mich entſchuldigen mußte. Ich habe bei der Gelegenheit meine alten maureriſchen Oden nachgeleſen. Wenn ich wüßte daß es ihnen nicht unangenehm wäre, ſo würde ich ſie zuſammen heften laſſen um ſie Ihnen zu überſchicken. Mit meiner Dichterei ſcheint es aus zu ſeyn. Meine Fantaſie iſt itzt keines Schwunges fähig. Nur Sie allein könnten ihr ihren ehemaligen Schwung wiedergeben.

Den zweiten Theil der Bagatellen würde ich Ihnen mit Freuden überſchicken, aber er exiſtirt noch nicht. Dieſer erſte Theil iſt ſo eben erſt herausgekommen, und ich weiß nicht, wenn es dem Verfaſſer gefallen wird, den zweiten herauszugeben. Morgen oder vielleicht noch heute Nachmittag überſende ich Ihnen ein andres Buch.

Ihre Überſetzung werde ich mit dem größten Intereſſe leſen. Mögte ich doch bald Gelegenheit haben, über eben den Gegenſtand mit Ihnen einmal ſprechen zu können.

17.

Den 11. Jul. 1783.

Sie haben mir, theuerſte Freundin, durch die Mittheilung des von Ihnen aus dem Franzöſiſchen überſetzten Aufſatzes über häusliche Glückſeeligkeit, eine überaus große und überraſchende Freude gemacht. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen denſelben zurückſchicke. Er iſt mir als Bild Ihres Herzens zu theuer, zu heilig, als daß ich ihn ſo leicht aus den Händen laſſen ſollte. Wenigſtens können und werden Sie ihn nicht anders als aus meinen eignen Händen zurückerhalten. Bis dahin ſoll er mir eben ſo heilig und theuer ſeyn, als Ihr, wenn gleich nicht einmal ganz getroffener Schattenriß, der unter meinem Spiegel hängt, den ich täglich unzähligemal anſehe, und deſſen Anblick, ob er mir gleich jedesmal Thränen in's Auge lockt, dennoch ſo ſüß für mich iſt. Freilich iſt es nur ein ſchwacher farbenloſer todter Umriß von jenem Engelgeſicht, auf dem einſt in den frohſten Tagen meines Lebens, meine Augen und mit ihnen meine ganze Seele voll namenloſem Entzücken ruhte, und das mir meine itzt zu allen andern Bildern träge Fantaſie mit ihrem Zauberpinſel in jedem Augenblick mahlt, um mir ſo den Verluſt des würklichen Gemäldes zu erſetzen, das ich von der Geliebten meines Herzens zu erhalten Hoffnung hatte, und wenn mein Traumglück nur einige Tage länger gedauert hätte, würklich erhalten haben würde. Der mir von Ihnen mitgetheilte Aufſatz iſt mir gleichſam ein Schattenriß Ihrer Seele und Denkungsart. Wäre es auch durchaus nur Überſetzung, ſo iſt es doch ungezweifelt gewiß, daß Sie ſich nicht mit der Überſetzung eines Aufſatzes beſchäftigt haben würden, in welchem Sie nicht alle Gedanken und Empfindungen als Ihre eignen anerkannten.

Häusliche Glückſeeligkeit! Wer iſt ihrer fähiger und würdiger als Sie? Und Sie wollten den Gedanken an den Beſitz dieſer von Ihnen in dieſem Aufſatz mit ſo vieler Wahrheit empfundenen und geſchilderten Glückſeeligkeit aufgeben? O dies wäre ein Verbrechen gegen die Hand des Schöpfers, die Sie ſo liebenswürdig ſchuf, und in Ihr ganzes Weſen ſo viele Reize und Vollkommenheiten verwebt, die der Grund zu einer dauerhaften häuslichen Glückſeeligkeit für Sie ſelbſt und den Glücklichen, dem Sie einſt Ihre Hand geben würden, werden ſollte und konnte. Zwar ich — ich ſoll nun einmal dieſer Glückliche nicht ſeyn, ſoll nicht einmal hoffen es zu werden. Und dennoch, theuerſte Freundin, war häusliche Glückſeeligkeit, der ich nun, durch Sie verurtheilt, entſagen ſoll, immer der heißeſte Wunſch meines Herzens. Alle Begierde nach Erweiterung meiner Kenntniſſe und alle andre Wünſche meines Herzens waren ſchon ehe ich ſie kannte, weit weniger lebhaft und feurig in mir als der Wunſch künftiger häuslicher Glückſeeligkeit. Und o, wie ward dieſer vorher wie im Verborgenen ſchlummernde Wunſch gleich bei dem erſtenmale da ich Sie ſah, ſo angeflammt, daß nur er allein meine ganze Seele füllte und alle andre Wünſche bei mir verdunkelte. Es iſt mir immer ein ſehr trauriger Gedanke, deſſen ich mich aber doch nicht ganz erwehren kann, daß vielleicht ein Mitgrund warum

Sie das ſeelige Band, das uns ſchon verknüpfte, zerriſſen, die vielleicht nur dunkel empfundene Beſorgniß war, daß ich gleich ſo vielen andern Gelehrten, zu wenig Sinn und Gefühl für die Freuden der häuslichen Glückſeeligkeit haben würde. O wenn dies, wie leicht möglich, Ihr Gedanke war, wie wenig kannten Sie mich, wenn Sie glaubten, daß das einſame verſchloſſene Mönchsleben, das ſo viele Gelehrte führen und dadurch, wenn nicht ſich ſelbſt, doch die, die der Himmel ihnen zur Gefährtin auf der Bahn des Lebens gab, unglücklich machen, auch nur den allergeringſten Reiz für mich hätte! O, gewiß! ich würde es mehr als irgend jemand auf der Welt gefühlt haben wie glücklich mich die Vereinigung mit Ihnen mache, und der Ausbruch und die Äußerung dieſes Gefühls würde mir unendlich ſeligere Stunden gewährt haben, als mir alle andre irdiſche Freuden nimmer gewähren können. Ach! es iſt ſchwer, ſich von ſeinen Lieblingswünſchen loszureißen und Planen zu entſagen, an denen das ganze Herz ſo viel Theil nimmt. Gott! welch ein Leben verſprach ich mir, welche frohe Scenen häuslicher Glückſeeligkeit ſchwebten vor dem trunkenen Blick meiner mit Entzücken in die Zukunft ſchauenden Seele, damals als ich Sie die Meinige nennen durfte, und es gern aller Welt und der ganzen Natur zugerufen hätte: Bald iſt ſie ganz mein, bald bin ich der glücklichſte beneidenswertheſte Mann durch ſie! O, die ſüßen Träume in die mich damals die Hoffnung wiegte. Wie glücklich war ich ſchon bei dieſen Träumen! Was würde nicht erſt die Würklichkeit für mich geweſen ſeyn. — Theuerſte Freundin, warum verzweifeln Sie denn ganz, jene häusliche Glückſeeligkeit, die Ihr und mein Wunſch iſt, mit mir und bei mir zu finden, und dadurch ſelbſt die häusliche Glückſeeligkeit Ihres väterlichen Hauſes zu vermehren? In Ihrem Aufſatz heißt es unter andern: »Die Achtung führt Ehegatten zur Liebe.« Gewiß, ein ſehr wahrer, durch die tägliche Erfahrung beſtätigter, Gedanke. Nun gut, Sie geſtehen, daß Sie Achtung für mich haben; Sie würdigen mich ſogar Ihrer Freundſchaft. Und es ſollte unmöglich ſeyn, daß Sie, wenn Sie ſich noch entſchlöſſen, mir Ihre Hand zu geben, je jene zärtlichere Neigung für mich fühlten, die ſchon bei einer ungezwungenen Vereinigung zweier auch nur durch das Gefühl der Freundſchaft Anfangs verbundner Perſonen, gewiß nie ausbleibt, wo auf der einen Seite heiße glühende Liebe, auf der andern wenigſtens aufrichtige Freundſchaft Statt findet, die ſehr leicht auch an jener Flamme ſich erwärmen kann. Eine Gattin, der jeder Blick Ihres Mannes ſagt, wie glücklich und ſtolz er in ihrem Beſitze ſich fühlt, kann dabei unmöglich kalt und gleichgültig bleiben, wenn ſie es auch anfänglich war, oder die Natur müßte ihr ganz jene zarte ſanfte Empfindung verſagt haben, die Sie Ihnen, Theuerſte, ſo reichlich zugetheilt hat.

O daß Sie ſich entſchließen könnten, mir nur einen kleinen Strahl von Hoffnung zu gewähren!

Wie glücklich würde ich itzt ſchon dabei ſeyn! Sie ſcheinen, theuerſte Freundin, Antheil an der Unruhe zu nehmen, die mich noch immer fortdauernd ſo unfähig und unluſtig zu allen nur etwas Anſtrengung erfordernden Arbeiten macht. Sie — Sie können dieſe folternde Unruhe aus meiner Seele tilgen; Sie können mir meine Thätigkeit wiedergeben, können die geſunkene und erſchlaffte Kraft meiner Seele wieder heben und ſpannen. Sie können dies durch einen einzigen Strahl entfernter Hoffnung, durch ein bloßes unverbindliches Vielleicht, durch die bloße Erklärung, es ſey wenigſtens nicht unmöglich, daß Sie ſich noch einmal für mich entſchlöſſen. Sagen Sie ſelbſt, kann ich weniger wünſchen? Und doch würde die Erfüllung dieſes Wunſches meine verlorene Ruhe weit würkſamer herſtellen, als eine Reiſe und irgend etwas auf der Welt thun kann. Jenes dunkle Vielleicht, um das allein ich Sie bitte, kann und ſoll Sie zu nichts verbinden, ſoll Sie um ſo weniger verbinden, da ich Ihnen auf das allerheiligſte ſchwöre, daß keiner, auch nicht meine vertrauteſten Freunde, je es hören ſollten, bis Sie ſelbſt es mir erlaubten. O wenn Sie wüßten, Theure, Innigſtgeliebte, welche namenloſe Wonne Sie mir itzt durch ein bloßes Vielleicht, durch die bloße Eröffnung einer Ausſicht nur in die Möglichkeit, Sie noch einſt die Meinige zu nennen, gewähren könnten — gewiß Ihr empfindungsvolles Herz würde dieſen Wunſch mir gewähren, um deſſen Erfüllung ich Sie beſchwöre, ohngeachtet ich es noch einmal wiederhole, daß die Befriedigung dieſes Wunſches Sie zu nichts verbinden ſoll und kann.

Ich überſende Ihnen hier zugleich eine kleine Sammlung verſchiedener ehmals einzeln von mir gedruckten Gedichte, vornehmlich maureriſchen Inhalts. Wenn Sie ſich überzeugen können, daß die Geſinnungen, die ich in dieſem leztern geäußert, wahre Empfindungen meines Herzens ſind — und warum ſollten Sie das nicht glauben? — ſo könnte auch dies vielleicht ein Grund mehr ſeyn, Sie zu bewegen, den heißen Wunſch meines Herzens, daß Sie nur durch einen einzigen ſchwachen Strahl von Hoffnung die gegenwärtige trübe Dunkelheit meiner Seele aufhellen möchten, zu befriedigen.

Zugleich überſende ich Ihnen hierbei den kürzlich herausgekommenen zweiten Theil von Meißners Alcibiades, da ich mich erinnere von Ihnen gehört zu haben, daß Sie den erſten Theil mit Vergnügen geleſen.

18.

Den 10. Julius 17[illegible]

Ich traue Ihnen, bei aller Ihrer Härte gegen mich, doch wenigſtens noch ſo viel Gefühl von Billigkeit zu, daß Sie mich nicht eher verurtheilen werden, bis Sie mich gehört. Zwar Sie haben Ihr Urtheil ſchon geſprochen, und ich muß leider glauben, daß es unwiderruflich iſt. Aber wenn es auch Ihr feſter Entſchluß iſt, nie künftig wieder einen Brief von mir anzunehmen, ſo müſſen Sie wenigſtens noch dieſen letzten annehmen und leſen, wofern Sie nicht in meinen und jedes unbefangenen Richters Augen ſich der größten Ungerechtigkeit ſchuldig machen wollen.

Ich geſtehe, daß ich itzt eher den Untergang Berlins befürchtet hätte, als einen ſolchen Brief von Ihnen. Doch ich habe ſeit dem Anfange meiner Bekanntſchaft mit Ihnen ſo viel unerwartete Erfahrungen gemacht, daß mir auch dieſer neue Schritt von Ihnen nicht unerwartet hätte ſeyn ſollen. So wollen Sie denn auch den letzten Faden zerreißen an dem noch ein kleiner Reſt meiner Ruhe hing? Zwar dieſer Faden war an ſich ſchon dünn und mürbe genug, und es war vorauszuſehen, daß er reißen würde, wenn nicht ein neuer Faden angeknüpft wurde, und dieſen neuen Faden glaubte ich durch den unvermutheten Empfang Ihres Aufſatzes über die häusliche Glückſeligkeit angeknüpft zu ſehen. Nun ſeh ich, ich habe mich ſelbſt getäuſcht. Die Hand die ſchon zweimal mit entſchloſſener Gleichgültigkeit und Härte den Dolch in mein Herz ſtieß, konnte ja leicht, um meiner Ruhe jeden noch übrigen Lebensfunken zu rauben, ihr auch noch den letzten Stoß verſetzen.

Und womit hab' ich dieſe letzte Grauſamkeit und Ungerechtigkeit verdient? Zwar ſcheint mir wie ehmals, ſo auch itzt, eine fremde Hand im

Spiel zu ſeyn, die den Dolch, mit dem Sie mich durchbohren, ſchärfte, und Ihre Hand vielleicht wider Ihren Willen leitete, und ich glaube dieſe Hand errathen zu können. Aber dennoch frag' ich, womit hab' ich ſie verdient, dieſe letzte Grauſamkeit? Weil ich wie Sie meinen wegen meiner Ihnen bekannten Liebe zu mir ſelbſt (das ſind Ihre Worte) mit zu weniger Discretion die kleine noch zwiſchen uns Statt findende Verbindung behandelt und aus kindiſcher Eitelkeit davon zu jedermann geſprochen, wodurch Sie denn ein Mährchen einer ſehr zahlreichen Geſellſchaft geworden wären. Wehe, wehe dem Menſchen, der durch ſolche Lügen und Vorſpiegelungen Sie täuſchte, und ſeine Freude dabei fand, mich Ihnen als einen Nichtswürdigen, als einen verächtlichen Narren oder Böſewicht vorzuſtellen. Ich weiß freilich nicht, ob dieſer Menſch mich nicht überhaupt ſchon mit zu ſchwarzen Farben bei Ihnen als einen Nichtswürdigen abgemahlt, als daß ich mit allen meinen Betheurungen noch Glauben bei Ihnen finden könnte. Aber dennoch betheure ich Ihnen heilig, daß Sie mir durch Ihre Vorausſetzung himmelſchreiendes Unrecht thun. Ich habe nie zu irgend einem Menſchen geſagt, daß ich Hoffnungen hätte, nur von Wünſchen hab' ich geredet, wenn man mich fragte. Nie hat vielleicht ein Mann mit mehr Discretion gehandelt, als ich. Nur meine vertrauteſten Freunde wußten es, daß noch eine kleine Verbindung durch Überſendung von Büchern und Briefwechſel zwiſchen uns Statt fände, aber ſie erfuhren es nicht erſt von mir, und immer, wenn davon die Rede war, hab' ich ſie gebeten, zu keinem andern davon zu reden, immer ihnen verſichert, wie wenig ich darauf baute. Aber auch meine vertrauteſten Freunde haben nie ein Wort von jener Zuſammenkunft, durch die Sie mir vor einigen Wochen eine ſo unerwartete Freude machten, von mir erfahren, und noch weniger bis izt von jenem mir von Ihnen überſchickten Aufſaz über häusliche Glückſeeligkeit, durch den, ich geſtehe es, meine Hoffnung am meiſten wieder belebt ward. Ihre Ehre war mir von jeher unendlich theurer als die meinige. Und der trete auf, der ſagen kann, daß je aus meinem Munde ein Wort gegangen, das auch nur im geringſten, auch nur durch Misdeutung Ihrer Ehre hätte nachtheilig werden können. Wahrlich Sie konnten keinen härtern bitterern Vorwurf für mich erſinnen, als den, daß ich muthwillig Ihre Ehre auf's Spiel geſezt.

So muß denn meine Ruhe das Opfer eines leeren nichtswürdigen Geſchwäzes werden? Doch wahrſcheinlich iſt dies Geſchwäz, worauf Sie ſich berufen, nur ein Vorwand, um Ihrem Entſchluß, mich ganz zu Boden zu werfen, einen beſſern Anſtrich geben zu können. Wahrlich, Sie haben bisher mit der Ruhe meines Herzens wie mit einem Kartenblatt geſpielt, und Ihre Grauſamkeit iſt ſo ſinnreich als es je eine war. Sie ſtieſſen mich von dem Gipfel eines Berges, von wo ich die herrlichſten lachendſten Ausſichten ſah, mit einer unerhörten Härte in den Abgrund. Ich ergriff im Stürzen einen Dornenſtrauch und ſuchte mich an ihm zu halten. Sie riſſen mir ihn weg, und ſtürzten mich tiefer. Noch einmal hielt ich mich an einen ſchwachen ſchwachen Strauch. Und, ſiehe, auch den misgönnten Sie mir, auch den. Ich ſollte noch tiefer ſtürzen. Was iſt Ihnen nun noch übrig? — Ich will es Ihnen lieber ſelbſt ſagen, ehe irgend ein ſchadenfroher Dämon es Ihnen in den Sinn giebt. Da Sie mir doch einmal alle, auch die kleinſte Verbindung mit Ihnen rauben wollen, ſo dürften Sie, um auch alle Verbindung mit Ihrer Familie ganz abzureißen, nur noch Ihre Eltern bitten und bereden, Ihren Bruder aus meinem * * zu nehmen. Einen Vorwand dazu würden Sie gleich finden können. Sehn Sie, dies eine iſt Ihnen noch übrig, um aller Welt recht deutlich zu zeigen, wie ſehr Sie mich verachten und haſſen, um es jedermann handgreiflich zu machen, was ich in Ihren Augen ſey. Unerwartet würde mir dieſes nicht ſeyn, aber ich geſtehe es, deſto empfindlicher und ſchmerzlicher. Ihr Bruder gewann meine Liebe anfänglich durch den Gedanken, daß er Ihr Bruder war, aber itzt hat er ſie ſchon durch ſich ſelbſt als ein liebenswürdiger und hoffnungsvoller junger Menſch gewonnen, und ich ſchmeichle mir oft, in ihm mir einen Freund zu bilden, deſſen Liebe mir einſt für den Haß und die Verachtung ſeiner Schweſter ein kleiner Troſt, allenfalls auch eine kleine Rache ſeyn ſoll. Wie geſagt, wundern würde es mich nicht, wenn Sie auch dieſe einzige mir noch übrige Verbindung mit Ihrer Familie zu zerſtören ſich entſchließen könnten, aber betrüben deſto mehr.

Sie machen mir den ungerechten Vorwurf, daß durch mich Ihre Ehre ſchon gekränkt worden, und Sie berechtigten mich dadurch gewiſſermaßen zu einem gegenſeitigen Vorwurf, von dem ich bisher gegen Sie ſelbſt und jeden andern ſchwieg, aber izt iſt mein Herz zu voll, und Ihre Ungerechtigkeit hat mir eine zu empfindliche Wunde beigebracht, als daß ich davon ſchweigen könnte. Wolan denn! Iſt je die Ehre eines Mannes empfindlich gekränkt worden, ſo iſt es die meinige — durch Sie. Sie haben mich nicht nur zu einem Mährchen aller Geſellſchaften und der ganzen Stadt gemacht, Sie haben mich dem Hohnlachen, Geſpötte, Geſchwätz und Aberwitz aller derer, die mich nicht genau kannten, Preis gegeben, Sie haben mich mit Schande bedeckt, und das nicht bloß vor den Augen einer ganzen großen Stadt, in der ich durch mein Amt und übrigen Verbindungen die Aufmerkſamkeit vieler Menſchen auf mich ziehe, und vor andern eines unbefleckten guten Namens benöthigt bin; nein, meine Beſchimpfung und Schande iſt wegen meiner gelehrten Verbindungen überall, ſelbſt in weit entfernten Gegenden Deutſchlands verbreitet, wie ich dies täglich aus Briefen an mich und andre von Leuten ſehe, die nicht durch mich, ſondern durch das ſchadenfrohe tauſendzüngige Gerücht, meine Geſchichte, und, wie natürlich, ſehr verdreht und

ver-

verſtümmelt erfahren haben. Was muß jeder, der den wahren Zuſammenhang nicht kennt (und den kennt ja eigentlich bis izt kein Menſch, am wenigſten ich ſelbſt) von mir denken? Muß nicht jeder glauben, der Mann mit dem ein Frauenzimmer auf eine ſolche Art brechen konnte, den ſie auf ſolch eine auffallende Art dem Geſpött Preis geben konnte, müſſe nothwendig ein Nichtswürdiger ſeyn, müſſe durch irgend einen niederträchtigen Schurkenſtreich oder gar durch ein ganz laſterhaftes verworfnes Leben es verſchuldet haben, daß ein — ach! nur zu liebenswürdiges und verſtändiges Frauenzimmer ihm die Hand, die ſie ihm ungezwungen und unberedet gegeben, ſo gewaltſam, ſo öffentlich wieder entzog? Muß nicht gerade Ihr hartnäckiges Stillſchweigen über die Urſachen zu dieſem mich beſchimpfenden Entſchluß, den Verdacht vermehren, daß Sie ſehr gegründete Urſachen dazu in meinem Charakter und Lebenswandel müßten gefunden haben, und daß Sie bloß darum ein ſo undurchdringliches Geheimniß aus dieſen Urſachen machten, um meinen guten Namen doch einigermaßen zu ſchonen, und mir nicht das Vertrauen des Publikums, das mir bei meinem Amte ſo nöthig, ganz zu rauben? Müßte nicht, geſetzt ich könnte je den Gedanken faſſen, durch eine andere Liebe glücklich zu werden, müßte nicht jedes ehrliebende Frauenzimmer zurückgeſchreckt werden, da ich von Ihnen ſo öffentlich gebrandmarkt worden? Wahrlich nur ein ſehr leichtſinniges oder über alles Gefühl der Ehre ſich hinwegſetzendes Mädchen würde ſich entſchließen können, ein auf ſolche Art verſchmahtes Herz anzunehmen, und einem ſo von Ihnen gebrandmarkten Manne ihre Hand zu geben. Sehn Sie, wer von uns beiden hat mehr Urſache über Kränkung ſeiner Ehre zu klagen? Die Ihrige iſt ungekränkt, wenigſtens durch mich nicht gekränkt worden. Meine Schande iſt für Sie ein Triumphwagen und mein krankes verwundetes Herz iſt das Roß das dieſen Wagen zieht. Meine Ehre iſt durch Sie fürchterlich verwüſtet und zerrüttet worden. Die Zeit kann dieſen Fleck in Ewigkeit nicht ganz austilgen, nur Sie ſelbſt können es. Bisher hatte ich den Verluſt meiner Ehre verſchmerzt; das Gefühl davon verlor ſich in dem Gefühl eines weit größeren Verluſtes; denn der größte Verluſt den ich erlitt, waren — Sie ſelbſt. Aber itzt — itzt, da Sie mir ſchlechterdings jede auch nur mögliche Ausſicht mit ſolcher ängſtlichen Geſchäftigkeit verſperren wollen, itzt fange ich es freilich an zu fühlen, daß ich außer Ihnen ſelbſt, außer meiner Ruhe, außer meinen Hoffnungen, auch noch meine Ehre verloren, die ich für ſo ſicher hielt; und das durch keinen andern als durch Sie. Ich überlaſſe es Ihrem eignen Herzen zur Beurtheilung, ob Sie mir keine Genugthuung, wenigſtens keinen Erſatz, ſchuldig ſind. Nie, auch nicht in den Stunden des bittern Unmuths, dacht' ich auch nur mit dem entfernteſten Gedanken mich zu rächen. Und doch hätte ich es können, und kein Menſch hätte es mir verdacht, vielmehr forderten ſehr viele Stimmen mich laut und leiſe dazu auf. Aber nein, ich verabſcheute den Gedanken, ſtatt meine Feder in Galle zu tauchen, zerſtumpfte ich ſie lieber, und küßte die Hand, die mir die Bruſt durchbohrt hatte. Vielleicht — dacht' ich — vielleicht kömmt noch einſt eine Zeit, da ſie ſelbſt, für die du dein Leben aufopfern würdeſt, es einſieht, daß ſie dir Genugthuung ſchuldig iſt, daß deine durch ſie gekränkte Ehre auch nur durch ſie wieder hergeſtellt, dein durch ſie zerrüttetes und verhindertes Glück nur durch ſie allein wieder aufgebaut werden kann. So dachte ich und nährte mich freilich mit dunkeln fernen Hoffnungen. Aber wahrlich nicht Eitelkeit und Eigendünkel, wie Sie mir ſo bitter vorwerfen, waren die Quelle dieſer Hoffnungen, ſondern ich gründete meine Hoffnung bloß und allein auf die Güte Ihres getäuſchten misgeleiteten Herzens.

Und ſagen Sie ſelbſt — mußte nicht meine Hoffnung mehr als jemals belebt werden, da Sie mir ſo unerwartet jenen Aufſatz über die häusliche Glückſeeligkeit zuſchickten? Bloß dieſer Aufſatz bewog mich zu einem ſo dringenden Briefe als mein letzter war. Freilich werden Sie es weder mir noch irgend einem Menſchen zugeben, daß Sie mit Überſendung jenes Aufſatzes die Abſicht hatten, meine Hoffnung zu beleben. Aber bei Gott, ohne Abſicht ſchickten Sie ihn mir doch ſicherlich nicht. Sie müſſen es gefühlt haben, da Sie mir ihn überſchickten, daß ein Aufſatz von Ihnen über einen ſolchen Gegenſtand, von Ihnen ſelbſt freiwillig ohne die geringſte vorherige Veranlaſſung an mich geſchickt, nothwendig die Würkung haben müſſe, allerlei ſich auf mein Schickſal beziehende Gedanken in mir zu erregen, kurz, nicht bloß meine Wünſche, ſondern auch meine Hoffnungen, zu erneuern und zu beleben. In der That, daß dieſe Überſendung abſichtslos geweſen, iſt geradezu unmöglich. Und doch laſſen ſich nur zwei Abſichten denken. Die eine würde Ihren Charakter entehren, und es iſt nach meiner gegenwärtigen Überzeugung nicht möglich, daß Sie ſie gehabt haben, und ich mag ſie daher gar nicht einmal erwähnen. Die andre Abſicht konnte ſeyn, mir dadurch einen dunklen Wink zu einer entfernten Hoffnung zu geben. Und ſo nahm ich es, und konnte es nicht anders nehmen, und ich bin überzeugt, daß die ganze Welt mir darin Beifall geben würde. Bisher hat noch keine menſchliche Seele ein Wort von dieſem Aufſatze gehört, aber ich bin feſt verſichert, daß jeder, mit dem ich vielleicht künftig (wenn Sie mich durchaus dazu nöthigen) darüber ſprechen werde, mir darin Recht geben wird, daß ich die Sache ſo und nicht anders nahm, und anfing, neue Hoffnung zu ſchöpfen. Hab' ich mich geirrt — nun ſo geſtehe ich gern, daß Ihr Verfahren mir ein unauflösliches Räthſel iſt, und das muß es dann gewiß für jedermann ſeyn. Es würde Ihnen ſelbſt ſchwer werden, dies Räthſel zu löſen, wenn Sie Ihrem Verfahren eine andre Bedeutung geben wollten, als ich ihm nach allen Regeln vernünftiger Wahrſcheinlichkeit geben zu müſſen glaubte.

Ich weiß nicht ob Sie die Nothwendigkeit fühlen, dies Räthſel auf eine oder die andre Art zu löſen. Ich überlaſſe dies Ihrem eigenen Gefühl. Überhaupt wünſchte ich, daß Sie der Stimme Ihres eignen Herzens und dem Rath Ihres eignen Verſtandes mehr folgten, als den Eingebungen andrer. Dann würden Sie vielleicht einſehen, daß Ihre Ehre weit mehr in Gefahr komme, wenn Sie auf Ihrem Entſchluß, ſelbſt jeden Schein von freundſchaftlicher Verbindung mit mir zu zerſtören, beharren, als wenn Sie mir die einzige Freude, die ich bisher noch hatte, ferner gönnen. Sie nennen mich in Ihrem Briefe noch Ihren Freund. Und doch iſt weder in Ihrem Briefe, noch in Ihrem ganzen Verfahren gegen mich, auch nur ein Funken freundſchaftlicher Geſinnung. Ich habe es daher nicht einmal wagen mögen, Sie noch als meine Freundin anzureden, und werde dies nicht eher thun, bis ich von Ihnen ſelbſt weiß, ob Sie durchaus darauf beſtehen, auch den Schatten von freundſchaftlicher Verbindung, der bisher noch zwiſchen uns Statt fand, zu vernichten. Bleibt dies Ihr feſter Entſchluß, ſo trete auf wer da wolle und ſage mir: Sie haßt und verachtet dich nicht, ſie iſt darum doch deine Freundin — ich werde ihm frei antworten: Du lügſt, eine Freundin kann nicht ſo gegen ihren Freund handeln. Ich weiß freilich nicht, ob es Ihnen nicht gleichgültig ſeyn wird, ob ich Sie als meine Freundin oder nicht betrachte. So viel weiß ich indeſſen, daß auch durch Ihren geſtrigen Schritt, durch dieſen dritten Freundſchaftsbruch, noch nicht bei mir der Wunſch, durch Sie glücklich zu werden, und die Überzeugung, daß ich es durch Sie und nur durch Sie werden kann, ausgetilgt iſt.

Zwar iſt es mir nur leider zu wahrſcheinlich, daß Sie fortfahren werden, eine Art von Ehre darin zu ſuchen, daß Sie mir alle Hoffnung und jede Ausſicht verſperren. Aber dennoch wünſche ich, daß nie eine Zeit kommen möge, da Ihnen der Gedanke ſchwer auf's Herz falle, daß es bei Ihnen ſtand, das Glück eines Mannes zu machen, der kein größeres Glück für ſich kannte als die Verbindung mit Ihnen, und daß Sie ſtatt deſſen lieber ſein Glück, ſeine Ruhe, ſeine Ehre, für itzt *und auf immer — immer zerſtörten und niederriſſen.*

Ich darf freilich wol keine Antwort erwarten, noch weniger darum bitten. Aber dennoch denke ich werden Sie gewiſſermaßen die Nothwendigkeit fühlen, mir wenigſtens noch einmal antworten zu müſſen. Mich dünkt, Ihr eignes Herz macht Ihnen dies zur Pflicht.

19.

Den 21. Julius 1781.

Ich ſollte Sie haſſen? wie Sie am Ende Ihres Briefes ſagen? Ich Sie? Nun ſo möge

Gott und die ganze Welt mich haſſen, wenn ich bisher auch nur dem entfernteſten Gedanken des Haſſes gegen Sie in meiner Seele Raum gegeben. Unmuth und Haß liegen noch himmelweit aus einander. Jenen mußte ich natürlich im höchſten Grade empfinden bei einem ſolchen Briefe und bei einem ſolchen unerwarteten Schritt von Ihnen, mit dem Sie jenen ſchwachen Halm von Ruhe und Freude, der durch die bisherige freundſchaftliche Verbindung zwiſchen uns in meiner Seele aufgeſchoſſen war, grauſam zerknickten und zertraten. Wie war es möglich ruhig zu bleiben, da Sie mir die einzige Stütze, die ich noch hatte, ſo unerwartet wegzureißen drohten, und das bloß aus keiner andern Urſache, als weil es einigen unvernünftigen Leuten gefallen, Ihr freundſchaftliches Betragen gegen mich mit jener alltäglichen Mediſance zu beurtheilen, die ein edles ſich ſeiner Güte bewußtes Herz wie das Ihrige, getroſt verachten kann und muß. Ja, ich geſtehe es, Unmuth führte meine Feder bei meinem letzten Briefe. Aber mitten in dieſem Unmuth fühlte ich, daß ich Sie noch eben ſo heiß als vom Anfang an liebte, und eben dieſer Unmuth müßte Ihnen am erſten ein Beweis meiner fortdauernden Liebe ſeyn. Denn im entgegengeſetzten Fall würde ich weniger warm und vielmehr mit bittrer Kälte geſchrieben haben.

Theuerſte Freundin (ich wage es doch wieder Sie ſo zu nennen, da ich in Ihrem Briefe doch noch einige Spuren von freundſchaftlicher Geſinnung für mich zu entdecken glaube) Theuerſte Freundin, unendlich wehe würde es mir thun, wenn Sie glauben könnten, daß ich mit meinem letzten Briefe die Abſicht gehabt hätte, Sie zu beleidigen und zu kränken. Daß er Ihnen unangenehm ſeyn würde, das ſah ich freilich vorher. Aber mein Herz war zu voll, als daß es nicht ausſtrömen ſollte, und in der Wärme des Unmuths, in den Sie mich durch Ihren vorhergehenden Brief und durch den mir darin angekündigten neuen Bruch verſetzt hatten, war es mir unmöglich, meine Ausdrücke ſo zu mäßigen, wie ich es bei kälterem Blut hätte thun können. Aber in der That, ich würde mir ſelbſt als ein Nichtswürdiger vorgekommen ſeyn, wenn ich bei einer ſolchen Veranlaſſung hätte kaltblütig bleiben können. Es iſt der Natur der menſchlichen Seele zuwider, einen Verluſt, der das Herz tief verwundet, mit kaltem Blute und kalten Worten zu betrauren. Dies, theuerſte Freundin, bitte ich Sie zu bedenken, und Sie werden billiger und ſchonender über mich und meinen letzten Brief urtheilen. Mit Thränen bitte ich Sie um Verzeihung, wenn ich Sie wider meine Abſicht beleidigte. Ich weiß, Sie denken edel und großmüthig. Können Sie mir vergeben? Wollen Sie? Ja, gewiß Sie werden es; aber nur dann kann ich gewiß verſichert ſeyn, daß Sie mir würklich und aufrichtig vergeben, wenn Sie nicht auf Ihrem Vorſatz beharren, den kleinen Reſt von freundſchaftlicher

Verbindung, der bisher noch zwiſchen uns Statt fand, zu zernichten.

Verlangen Sie nicht, theuerſte Freundin, daß ich Ihnen Ihren Aufſatz zurückſchicken ſoll. Sie ſollen ihn, wenn Sie es durchaus wünſchen, wieder haben, aber auch nur von mir und nur aus meinen eignen Händen. Ich wünſchte ohnedies ſchon darum wieder einmal mündlich mit Ihnen allein ſprechen zu können, weil ich alsdann mich beſſer und umſtändlicher bei Ihnen würde rechtfertigen, auch mich zuverläſſiger von Ihrer Verzeihung würde überzeugen können. Iſt es Ihnen irgend möglich, ſo ſchlagen Sie mir dieſen Wunſch, den Sie doch ſchon einmal erhörten, nicht ab.

Zürnen Sie nicht, Theuerſte, wenn ich noch immer behaupte, daß, falls Sie mit der Überſendung jenes Aufſatzes nicht wenigſtens die entfernte Abſicht hatten, mich in etwas zu beruhigen, und mir einen dunkeln Wink der Hoffnung zu geben, mir die Überſendung ein unauflösliches Räthſel iſt. Laſſen Sie mich freimüthig reden. Sie haben in Ihrem Briefe dies Räthſel nicht gelöſt, ſondern noch mehr verwickelt. Sie ſagen, Sie hätten dabei die Abſicht gehabt, mich unvermerkt zurecht zu weiſen, daß ich Ihnen hinführo nicht mehr Bücher, die mir auf unſre Vorfälle paſſend ſchienen, zuſchicken, oder wol gar Stellen darin zeichnen ſollte (das letzte iſt doch nur ein einzigesmal geſchehen). Aber ich begreife in der That nicht, wie die Überſendung dieſes Aufſatzes jene Abſicht hätte befördern können. So viel ich ſehe, mußte es vielmehr gerade eine entgegengeſetzte Würkung haben; indem ich dadurch, daß Sie ſelbſt mir einen auf unſre Situation paſſenden Aufſatz ſchickten, nur noch mehr ermuntert werden mußte, ein Gleiches zu thun. Gleichwol verſichre ich Ihnen heilig, daß ich bei den Büchern, die ich Ihnen ſchickte, nie dieſe Abſicht hatte, ſondern bloß die, Ihnen eine unterhaltende und intereſſante Lektüre zu verſchaffen, ſonſt würde ich ja auch nicht Ihnen faſt lauter neue Sachen zugeſchickt, ſondern lieber unter ältern mir mehr bekannten Büchern, ſolche, die jener Abſicht gemäß geweſen wären, ausgewählt haben. — Die Abſicht, mich durch jenen Aufſatz und durch die darin befindliche Schilderung der häuslichen Glückſeeligkeit zu quälen, und den Gedanken recht lebhaft bei mir zu erregen, wie unglücklich ich ſey, da mir von Ihnen alle Ausſicht zu dieſer Glückſeeligkeit verſperrt worden — dieſe Abſicht können Sie ſchlechterdings nicht gehabt haben, dafür iſt mir Ihr Herz Bürge. Und ſo bleibt doch in der That keine andere Abſicht übrig, als jene von mir gleich beim Empfange mit einer leiſen dunkeln Empfindung der Freude gefühlte Abſicht, deren Sie ſich warlich nicht zu ſchämen hätten, noch weniger, ſich ſelbſt darum, wie Sie ſagen, zu verabſcheuen brauchten, denn ſie würde Ihrem Herzen Ehre machen.

Sie verlangen, daß ich mich über die Genugthuung, die Sie mir nach meiner Behauptung ſchuldig wären, beſtimmter erklären ſoll. Wie kann ich mich, theuerſte Freundin, wie kann ich mich beſtimmter erklären als ich bereits gethan? Es iſt nur eine einzige Genugthuung möglich. Sie haben (ich muß es noch einmal ſagen, denn es iſt doch Wahrheit) Sie haben durch Zerreißung jenes ſeligen Bandes, das mich an Sie und Sie an mich ſchon ſo feſt knüpfte, — freilich wider Ihren Willen, und ohne alle die ſchrecklichen Folgen vorauszuſehen — mein Glück, meine Ruhe zerrüttet und zerſtört. Aber es ſteht bei Ihnen ſie wieder aufzubauen. Nur allein die Hand, die meinem Herzen und meinem ganzen innern und äußern Glück eine ſo tiefe blutende Wunde ſchlug, nur dieſe Hand allein kann dieſe Wunde wieder heilen; ſonſt wird ſie ewig bluten. Nur dieſe Hand allein kann den Fleck von mir abwiſchen. Glauben Sie doch nicht, theuerſte vortrefflichſte Freundin, als wenn Sie ſich durch einen ſolchen Schritt entehren würden. Sich übereilen und durch Übereilung Unglück ſtiften — das kann der gute und edle Menſch eben ſo wol als der böſe. Aber das durch Übereilung geſtiftete Unglück wieder gut zu machen, dazu ſind nur wahrhaftig große edle Seelen, Seelen wie die Ihrige, fähig. Sagen Sie nicht: «was würde die Welt von mir denken, wenn ich dem Manne, von dem ich mich einmal und ſo öffentlich und entſchieden losriß, nun doch noch meine Hand geben wollte?» Die Welt würde Sie bewundern wegen eines ſolchen Edelmuths, würde und müßte Sie für ein groß und edeldenkendes Frauenzimmer halten, die weit über den Schwarm jener alltäglichen Geſchöpfe erhaben wäre, die nicht Größe und Edelmuth des Herzens genug haben, um ein Unrecht wieder gut zu machen. Ihre Angehörigen würden ſich freuen, über den edelmüthigen Entſchluß, würden Sie ſegnen. Und ich? — O ich würde meine Thränen trocknen, würde den Kummer, der wie ein Wurm an meinem Herzen und an der Geſundheit meiner Seele und meines Körpers nagt, vergeſſen, würde mit aufgehobnen Händen der Vorſicht ſelbſt für alle die bittern Leiden, für alle die trüben Stunden danken, die ich bisher erduldet, und die dann mit dazu dienen würden, meine Freude noch mehr zu verſüßen. O, im Schooße der Freude iſt ſelbſt die Erinnerung der Leiden ſüß. Wenn ich nach ſo vielen Schwierigkeiten, die Sie bisher wie Berge vor mir aufgethürmt, dennoch das Ziel, dem meine ganze Seele entgegen fliegt, und alle andre Ziele darüber vergißt und verachtet, erreichte — o dann würde ich doppelt die Größe meines Glücks fühlen, würde mit heißeren Thränen der Freude der Gottheit, und nächſt dieſer, der Stifterin meines Glücks, mein ganzes Leben hindurch danken. Und Sie ſelbſt? Wie viel Wonne und Zufriedenheit müßte Ihnen der Gedanke gewähren, durch den zurückgethanen Schritt auf immer das Glück eines Mannes befeſtigt zu haben, für deſſen Glück ſich ſo manche edle Menſchen intereſſiren, die mit mir Sie ſegnen würden.

O theuerſte Freundin, ich beſchwöre Sie vor den Augen Gottes, prüfen Sie Ihr Herz, ob es Ihnen durchaus nicht möglich iſt, mir nur einige, wenn auch nur ſchwache, Hoffnung zu geben. Wäre meine Liebe für Sie eine gewöhnliche Alltagsliebe, ſo hätte ich ja längſt durch alle die Schwierigkeiten, die Sie mir entgegengeſetzt, müſſen zurückgeſchreckt werden. Aber ich bin zu ſehr überzeugt, daß ich mit Ihnen und auch Sie mit mir glücklich ſeyn können, als daß ich den Wunſch, Sie zu beſitzen, ſo bald aufgeben könnte. So viel müſſen Sie einſehen, daß, wenn Ihr einmaliger Entſchluß unwiderruflich iſt und bleibt, meine Ruhe und mein Glück unwiderbringlich verloren ſind. Und ich weiß es, dieſer Gedanke würde bei Ihrer zarten Seele und gefühlvollen Herzen auch Ihnen ſtets Ihre Ruhe vergiften, weil Sie ſich doch immer als die Urſache meines Unglücks betrachten müßten. Warum wollen Sie denn durchaus zwei Menſchen, ſich und mich, unglücklich machen, da beide glücklich ſeyn könnten? (denn für mich wenigſtens iſt hier kein Mittelweg zwiſchen Glück und Unglück) oder können Sie zweifeln, mit einem Manne glücklich zu leben, der für ſich kein größeres Glück kennt, als Ihren Beſitz, und kein größeres Unglück als Ihren Verluſt? Ich beſchwöre Sie, theuerſte Freundin, was iſt's, was Ihnen an mir ſo zuwider iſt und Ihnen eine Verbindung mit mir ſo fürchterlich macht? Liegen dieſe Gründe in meinem Charakter? Mein Charakter iſt noch nicht ſo unbiegſam, daß er nicht noch jede Form annehmen könnte, die der Wunſch einer Geliebten ihm wünſchte? Liegen ſie in meinem äußern Weſen und Betragen? Hier iſt ja Abänderung und Umformung noch möglicher und leichter. Liegen ſie in meinem Stande und Amte? — O ſo lieb und werth mir mein Stand iſt, nur einen Wink von Ihnen, und ich entwerfe noch heute einen Plan, mich in einen andern Stand hineinzuarbeiten, und das um ſo eher, da ich mich nie ausſchließend Einem Stande gewidmet, ſondern immer ſo ſtudirt habe, um in mehr als Einem Stande Glück und Ruhe finden zu können. Aber nur mit Ihnen kann ich Glück und Ruhe finden. Wahrlich, keine Aufopfrung, keine Entſagung, keine Gewöhnung ſollte mir ſchwer ankommen, wenn Ihr Wunſch ſie mir zur Pflicht machte. O, noch einmal, theuerſte Freundin, können Sie zweifeln, mit einem Manne, der ſo Sie liebt, glücklich und froh zu leben? Können Sie befürchten, ſich jemals Vorwürfe machen zu müſſen, wenn Sie endlich — endlich dem durch ſo viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten nicht zurückgeſchreckten Manne ein Wort der Hoffnung zuriefen, und dadurch die von ihm gewichene Ruhe und Freude wie mit einem Zauberſtabe in ſeine Seele zurückwinkten?

Dieſen Brief mit bloßem Stillſchweigen zu erwiedern wäre unausſprechlich hart. Nein, das können und werden Sie nicht.

20.

Den 31. Julius 83.

Sie würden mich, meine theuerſte Freundin, außerordentlich betrüben, wenn Sie nicht die Fortſetzung der Berliniſchen Monatsſchrift weiter von mir annehmen wollten. Überhaupt kann ich es nicht anders als eine ſehr bittere Verachtung anſehen, wenn Sie mir durchaus für's künftige nicht weiter das Vergnügen gönnen wollen, für Ihre Lektüre wie bisher zu ſorgen. Sie haben ſich in Ihrem letzten Briefe — Gott was für ein Brief! wie niederſchlagend für mich! — darüber, wie über ſo viele andre Punkte, nicht erklärt.

Bloß Ihre Aufmunterung iſt Urſache, daß in dieſem Monatsſtücke eine Arbeit von mir erſcheint. Aber es iſt bloß eine alte Arbeit, die ich unter meinen Papieren hervorſuchte und verbeſſerte. Denn zu einer neuen Arbeit iſt meine ganze Seele zu gelähmt.

Sie verſichern mich zwar Ihrer Verzeihung, aber auf eine ſolche Art, daß ich nothwendig zweifeln muß, ob Ihre Verzeihung würklich ganz aufrichtig iſt. Wer würklich verzeiht, läßt ſich nicht auf lange Vorwürfe ein, noch weniger läßt er es den andern ſo ſehr fühlen, wie viel er ihm durch dieſe Verzeihung gewährt (dies iſt Ihr Ausdruck.) Ich könnte mich zwar gegen alle Ihre Vorwürfe ſehr ausführlich vertheidigen, aber ich ſchweige lieber und will das ſchmerzliche Gefühl, das Ihre Vorwürfe bei mir erregen, lieber verbergen, als Ihnen durch Äußerung deſſelben wieder unverdienten Anlaß geben, Ihre Meinung von mir noch tiefer herabzuſetzen. Aber glauben Sie mir, daß Ihre Verſicherung, daß Sie jetzt nicht einmal den ehmaligen Grad der Achtung für mich hätten, mir ein Dolchſtich in mein ſchon genug verwundetes Herz war. Sie können dieſe neue Wunde nur auf die einzige Art heilen, wenn Sie mir die einzige Freude, um die ich Sie jetzt bitte, gewähren, Sie vor meiner Abreiſe noch einmal mündlich allein zu ſprechen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, mich ganz bei Ihnen zu rechtfertigen. Als ich Sie das letzte mal ſprach, machten Sie mir zwar nicht geradezu Hoffnung dazu, aber Sie ſchlugen doch meine Hoffnung, Sie noch einmal vor meiner Reiſe zu ſprechen, nicht ganz nieder. Ich verreiſe am Dienſtag der künftigen Woche. Wollen Sie, daß ich wenigſtens die einzige Beruhigung mitnehmen ſoll, daß Sie mir verziehen und wieder meine Freundin ſeyn wollen, ſo müſſen Sie mir dieſe Woche, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, die Freude gönnen, Sie zu ſehn und zu ſprechen. Nur dies allein kann mir ein Beweis von der Aufrichtigkeit Ihrer Verzeihung ſeyn. Wenn Sie nur etwas gerecht und großmüthig denken, wenn es Ihnen nicht ganz gleichgültig iſt, ob ich mit tiefverwundetem oder wenigſtens etwas erleichtertem Herzen meine kleine Reiſe antrete — ſo müſſen und werden Sie meine Bitte erhören.

Wie viel hätte ich Ihnen noch zu ſagen! Aber mein Kopf iſt ſchwach und die Gedanken laufen verwirrt darin durch einander. Die Erhörung meiner Bitte wird Ihrem Herzen Ehre machen, und Ihnen das ſüße Bewußtſeyn gewähren, wenigſtens etwas zur Wiederherſtellung der Ruhe eines Mannes gethan zu haben, dem Sie wenigſtens ſonſt Ihre Hochachtung nicht verſagten, und den Sie auch itzt noch Ihren Freund nennen. Kann ich glauben, daß dies Wahrheit ſey, wenn Sie mir die einzige Bitte, Sie noch einmal zu ſehen, verweigern?

21.

Montag den 15. September in der Nacht.

Seit einer Stunde bin ich wieder hier und mein erſter Gedanke ſind Sie, meine holde Freundin. Doch dieſer Gedanke begleitete mich überall. Alles was ich ſah, ſchien ſich vereinigt zu haben, mich an Sie zu erinnern, und ich darf es mit Wahrheit ſagen, daß mir dieſe Erinnerung eben ſo ſüß als bitter war. Wie oft ergriff ich die Feder um die Empfindungen meines Herzens ausſtrömen zu laſſen, um Ihnen aus der Ferne zu ſagen, wie der Gedanke an Sie meine ganze Seele fülle. Aber wenn mir's dann einfiel: Sie hat dir's ſtrenge verboten — dann warf ich die Feder wieder hin, und begnügte mich auf den Flügeln der Fantaſie nach Berlin zurückzufliegen, und mich an Ihre Seite im Geiſt zu ſetzen. Wie oft, weit entfernt von Berlin, dreht' ich mich nach der Gegend, wo es lag, hin, ſah mit unverrücktem Blick hinüber und überließ mich ganz dem Ausbruch meiner Empfindung. Oft in der heiterſten Geſellſchaft quollen mir die Thränen aus den Augen, wenn ich mir Sie und mein Verhältniß mit Ihnen dachte. Sie müſſen es ſich ſelbſt leicht vorſtellen können, wie mir bei jenen ſo unendlich oft wiederholten Fragen, ob ich verheirathet ſey, ob ich es nicht bald ſeyn würde, und bei ſo vielen andern ähnlichen Fragen zu Muthe ſeyn mußte. Ich ſah ſo manches glückliche Paar. Aber für mein Herz, ſo ſehr es ſonſt des Neides unfähig iſt, war der Anblick verwundend. Ich konnte mich nie des Gedankens erwehren: Auch du könnteſt ſo glücklich ſeyn, und wäreſt es ſchon itzt, wenn nicht das Schickſal dein gehofftes Glück grauſam zerſtört hätte. Nur die Ausſicht in ein dunkles Vielleicht konnte mich halten, daß ich nicht ganz bei dem Familienglück andrer erlag. Doch genug, theure Freundin, Sie kennen mein Herz, es iſt keiner Veränderung fähig. Sie wiſſen, was ich für **Sie empfand. Die Entfernung von Ihnen** hat meine Empfindung nicht geſchwächt, ſie hat ſie vielmehr erhöht, hat den Wunſch meines Herzens noch mehr entflammt. Ängſtlich klopfte mir das Herz, als ich den Thoren Berlins mich wieder näherte, und immer ängſtlicher, je näher ich Ihrem Hauſe kam. Und als der Wagen bei ſtiller Nacht unter Ihren Fenſtern vorbeirollte, verhüllt' ich mein Geſicht, um meine Reiſegefährten nicht zu deutlich merken zu laſſen, was in mir vorging.

Unendlich unruhiger und trüber würde ich auf meiner kleinen Reiſe geweſen ſeyn, wenn Sie, theuerſte Freundin, mir nicht vor meiner Abreiſe noch die Freude gewährt hätten, Sie noch einmal zu ſehen und zu ſprechen. Unendlich oft hat Ihnen meine ganze Seele im Stillen für dieſe Güte gedankt. Aber werden Sie mir's verzeihen, theuerſte innigſtgeliebte Freundin, wenn ich Ihnen ſage, daß ich es meinem Herzen erlaubt habe, aus meiner letzten Unterredung mit Ihnen einen Tropfen Hoffnung zu ſchöpfen. Ihre letzten Worte zu mir waren: »Beruhigen Sie ſich. Hat Gott uns für einander beſtimmt, ſo wird er vielleicht während Ihrer Abweſenheit mein Herz zu lenken wiſſen.« O, meine ewiggeliebte Freundin, ich kann es Ihnen nicht ſagen, welchen Balſam dieſe Worte in mein verwundetes Herz goſſen. Und als Sie mir zur Verſicherung Ihrer Freundſchaft erlaubten, den Abſchiedskuß auf Ihre Lippen zu drücken — **Gott, wie war** mir zu Muthe! Mir war, als würde ich auf einmal aus der Tiefe des Kummers und der Hoffnungsloſigkeit, in der ich bisher wie zerſchmettert lag, hervorgeriſſen und auf einen Berg gehoben, von dem ich, obgleich mit ängſtlicher Ungewißheit, dennoch mit Entzücken, in die vor mir dämmernde Zukunft hineinſchaute.

Mein einziger Wunſch iſt jetzt, theuerſte Freundin, Sie zu ſehen. Sie machten mir bei meinem Abſchiede einige Hoffnung dazu. Ich brenne vor Begierde Sie zu ſprechen. Darf ich hoffen, daß Sie meinen Wunſch erfüllen werden? Ja, ich darf es, nach der himmliſchen Güte zu ſchließen, mit der Sie mich bei meinem Abſchiede behandelten.

Dieſen Brief ſollte Ihnen geſtern ſchon Ihr mir ſo theurer Bruder überbringen. Wie erſchrak ich, als ich hörte, er ſey beinahe die ganze Zeit meiner Abweſenheit hindurch krank geweſen und noch nicht ganz wieder hergeſtellt. Schon darum, theuerſte Freundin, um ſelbſt zu ſehen, wie mein kleiner lieber Freund, den ich vor allen meinen Schülern ſo vorzüglich liebe, ſich befindet, müſſen Sie mir die Beruhigung gewähren, Sie in Ihrem Hauſe beſuchen zu dürfen. Meine Ungeduld iſt groß. Mein Herz wird Ihnen um ſo mehr danken, je eher Sie mir dieſe Erlaubniß gewähren, die mir ein neuer Beweis Ihres edlen Herzens ſeyn wird.

22.

Den 27. September 1783.

Hier, meine theuerſte Freundin, überſende ich Ihnen das während meiner Abweſenheit herausgekommene Stück der Berliniſchen Monatsſchrift. Ich bin indeſſen ſelbſt nicht ganz damit zufrieden, am wenigſten mit No. 7., welchen Aufſatz ich ſchwerlich, wenigſtens nicht ohne mancherlei Abänderungen, vornehmlich in Anſehung der etwas beleidigenden Überſchrift, würde haben abdrucken laſſen. Künftigen Dienſtag werd' ich Ihnen den Oktober der Monatsſchrift, deſſen Abdruck auch noch während meiner Abweſenheit angefangen worden, überſenden, ob ich gleich lieber wünſchte, Ihnen denſelben ſelbſt überbringen zu können und zu dürfen.

23.

Am Wilhelminentage, den 14. Oktober 1783.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen, meine theuerſte Freundin, den diesjährigen Muſenkalender zu überſchicken. Der Kalender erinnert mich, daß der heutige Tag Ihr Namenstag iſt — Wilhelmine. Glücklicher Tag! nur für mich nicht. Die Erinnerungen, die er in mir weckt, ſind ſchmerzhaft. Am Abend meines Namenstages Friedrich war es, da ich den erſten Schimmer der Hoffnung von Ihnen erhielt. Noch glücklicher war Ihr eigner Namenstag Henriette für mich, an dem wir bei der Frau Doktorin L. beiſammen waren und ich mit ängſtlicher Erwartung Ihnen gegenüber ſaß. An ihm ward der Entſchluß bei Ihnen reif, mich glücklich machen zu wollen. O daß Ihr heutiger Namenstag nur halb ſo glücklich für mich würde! Welch ein ſeeliger froher Tag könnte er für mich — o nicht bloß für mich — werden, wenn Sie wollten.

24.

Den 1. November 1783.

Hier, meine theuerſte Freundin, (wofern Sie mir anders noch dieſen Namen erlauben) überſende ich Ihnen das ſo eben fertig gewordene neueſte Stück der Monatsſchrift. — Ihr Bruder ſagte mir neulich, Rath ** habe Ihnen neulich einen gewiſſen Roman empfohlen, wußte mir aber den Titel nicht zu nennen. Darf ich Sie bitten, ihn mir zu nennen, weil ich gern die kleine Freude haben mögte, Ihnen denſelben zu verſchaffen? Oder beharren Sie darauf, mir auch das Vergnügen, mein Andenken zuweilen durch Mittheilung eines Buches bei Ihnen zu erneuern, durchaus nicht mehr gönnen zu wollen? Befürchten muß ich dies freilich, da Sie, nicht zufrieden, mir alle Gelegenheit, Sie zu ſprechen, abzuſchneiden, mir ſogar Ihren Anblick nicht gönnen mögen, ſelbſt wenn der Zufall mich Ihnen in den Weg führt, wie am vorigen Sonntage, da Sie, wie Sie mich gewahr wurden, ſich umkehrten. Womit habe ich das verdient? Laſſen Sie Ihr Herz antworten, ob mir eine ſolche Behandlung nicht äußerſt wehe thun müſſe.

25.

Den 15. November 1782.

Irre ich nicht, ſo feiern Sie, meine theuerſte Freundin, heute Ihren Geburtstag. Feiern Sie ihn fröhlich und vergnügt. Ich feire ihn mit Thränen. Verzeihen Sie indeſſen der Empfindung meines Herzens, die mir geſtern Abend das beiliegende Lied *) auspreßte, und ſehen Sie es für das an, was es iſt, für einen Erguß meines Gefühls. Es iſt in dem Versmaße des Liedes: «Das ganze Dorf verſammelt ſich u. ſ. w.» das mir, Sie wiſſen ja warum, ſo werth iſt. Es ſey Ihnen wenigſtens ein Beweis, daß ich an allem, was Sie betrifft, den innigſten Antheil nehme, und kann gleich ein Tag, der für Sie ein Tag der Freude iſt, es für mich nicht ſeyn, der ich auf jede Freude Verzicht thun muß, ſo kann ich ihn doch nicht mit gleichgültiger Seele vorbeiſtreichen laſſen, ohne wenigſtens die wehmüthige Empfindung zu fühlen: wie glücklich wäreſt du, wenn du dieſen Tag mit ihr und an ihrer Seite feiern könnteſt! Doch ich wäre für itzt ſchon glücklich genug, wenn mir dieſer Tag auch nur den kleinſten Schimmer der Hoffnung gewährte, einſt ſo glücklich zu werden. Ich habe immer geglaubt, daß der Tag der Geburt ganz vorzüglich ein Tag ernſten Nachdenkens, und ein Tag großer edler Entſchlüſſe und Handlungen ſeyn müſſe. Und, o meine Freundin, was könnten Sie heute für einen edlern, größern, Ihrer ſelbſt würdigern Entſchluß faſſen, als den, einen Mann, der um Sie und durch Sie ſo unausſprechlich gelitten und leidet, durch einen Strahl der Hoffnung wieder aufzurichten, und ihn dadurch gleichſam in's Leben, für deſſen Freuden wenigſtens er ganz abgeſtorben iſt, zurückzurufen! Andre glücklich zu machen, iſt ja

---

*) Iſt oben in der Sammlung mitgetheilt worden. H.

das edelſte Geſchäft des Menſchen, und das, wodurch er der Gottheit am ähnlichſten wird. Wie unendlich glücklich Sie mich durch ein einziges Wort der Hoffnung machen könnten, das wiſſen Sie. O, wahrlich, wenn nur in Ihrer edlen Seele der Gedanke recht lebhaft erwachte, wie unausſprechlich glücklich Sie mich machen könnten, wenn Sie wollten — ſo dürfte ich vielleicht nicht ohne Grund hoffen, daß ich, nachdem ich durch Sie ſo unglücklich ward, als nur immer ein Menſch von Gefühl es werden kann, auch durch Sie mit dem Leben und der Menſchheit wieder ausgeſöhnt werden würde.

Wie tief mich die Unbeſonnenheit und Bosheit eines elenden Schmierers *) beleidigt hat, das wiſſen Sie nun ſchon, theils aus der mündlichen Erzählung Ihres Bruders, theils aus meinen Briefen an ihn. Daß er mich öffentlich beſchimpft hat — denn das hat er offenbar, wenigſtens durch ſeine unüberlegten Ausdrücke — ſchmerzt mich unendlich weniger als daß er Sie beleidigt hat. Gute, edle Seele, was mußten Sie dabei empfinden! Aber, bei Gott, Sie ſollen Genugthuung haben. Ich habe an den Herausgeber des Journals *** geſchrieben. Hier iſt die wörtliche Abſchrift meines Briefes *) an ihn. Was mich freut, iſt, daß ich nun im Stande bin, von meinen Freunden den Verdacht, den wenigſtens Ihr Bruder in ſeiner Seele nährte, ganz abzuwiſchen. Ich habe durch mühſames Nachforſchen den Verfaſſer endlich glücklich entdeckt. Er heißt ***, war bis vergangene Oſtern hier als Kandidat der Theologie und Informator, bei *** in Kondition, und ging zu Oſtern nach Göttingen, wo er itzt Kameralwiſſenſchaften ſtudirt. Ich habe nie, auch nicht in der entfernteſten Verbindung und Bekanntſchaft mit ihm geſtanden, und kenne ihn ganz und gar nicht. Ich ſchreibe an ihn einen Brief gleichen Inhalts, wie den an *** mit der nächſten Poſt (d. i. Sonnabend). Auch dieſen Brief werde ich Ihnen in Abſchrift zuſchicken, wiewol er mit dem an *** ziemlich auch in den Worten gleichlautend ſeyn wird. Was ich gethan habe und thun werde, war meine Pflicht, und ich war es Ihrer beleidigten Ehre ſchuldig. Wohl mir, wenn Ihnen dieſer Beweis meiner Denkungsart nicht misfällt.

---

*) Auch hier unterdrücke ich den Namen. Die ganze Begebenheit, die den Verf. dieſer Briefe betroffen, war höchſt entſtellt dem Publikum bekannt gemacht. Das Journal, wovon hier die Rede iſt, hat längſt ſein Ende erreicht, doch iſt jene Indiscretion noch gewiß in Jedermanns Erinnerung.

H.

Ich nehme mir die Freiheit Ihnen hier ein Buch zu überſenden, deſſen Lektüre Ihnen vielleicht einige angenehme Stunden machen wird: Hallo's glücklicher Abend. Wollte Gott, daß dieſer Tag und dieſer Abend auch für mich glücklich ſeyn mögte; glücklich genug wäre er für mich Leidenden, wenn er nur einen einzigen Strahl der Hoffnung auf mich herabfallen ließe.

---

*) Dieſer Brief wird nicht mitgetheilt, da der Ton deſſelben leicht zu errathen iſt, im hohen Grade kräftig und wacker, doch wegen ſo manches Perſönlichen den Druck ſcheuend.

H.

26.

Den 1. Januar 1784.

Hier, meine theuerſte Freundin, überſende ich Ihnen das erſte Stück des neuen Jahrgangs der Berliniſchen Monatsſchrift. Meine feurigſten Wünſche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit in dem neuen Jahre begleiten es. Möge die Freude, die von mir gewichen, doppelt auf Ihnen ruhn! Mir ſelbſt wünſcht der Mund und die Feder des Freundes umſonſt in dem neuen Jahre Freude und Zufriedenheit. Nur Sie allein könnten ſie mir geben; aber es zu hoffen verbieten Sie ſelbſt mir. Ich ſchweige und weine. Denn Sie wollen mich nicht kennen.

27.

Den 18. Januar 1784.

Ich überſende Ihnen, meine theuerſte Freundin, hier ein Paar Bücher, in der Vorausſetzung, daß einige Aufſätze darin Ihnen vielleicht eine nicht unangenehme Unterhaltung verſchaffen werden. Ich ergreife zugleich dieſe Gelegenheit, um Ihnen, theuerſte Freundin, meinen innigſten Dank für die unerwartete Güte zu ſagen, mit der Sie mir neulich das Glück gewährten, Sie wieder einmal zu ſehen und zu ſprechen. Aber zürnen Sie nicht daß ich dieſe Gelegenheit nutzte, meine Empfindungen und Wünſche vor Ihnen auszuſchütten. Wie hätte ich dies unterlaſſen können! Zwar, Sie kennen ſie längſt, dieſe meine Empfindungen und Wünſche. Aber dennoch konnte ich es mir unmöglich verweigern, mit Ihnen auf's neue davon zu reden. Nur ging es mir durch die Seele, wie Sie mich am Ende verſicherten, ich hätte Sie traurig gemacht. Bei Gott, das war meine Abſicht nicht. Meine Abſicht war und iſt, Ihre und meine Ruhe wieder herzuſtellen, und dazu, meine theuerſte Freundin, iſt doch in der That nur ein einziger Weg möglich. Ich geſtehe, oft glaubte ich bei meiner letzten Unterredung mit Ihnen, ſchon ein Wort der Beruhigung und Hoffnung auf Ihren Lippen ſchweben zu ſehen. Wie begierig lauſchte ich auf dieſes Wort, das mich in Freuden des Himmels verſetzt haben würde. Aber leider ſah ich immer meine Wünſche auf's neue wieder vereitelt. O, meine Theure, Innigſtgeliebte, könnten Sie in meinem Herzen leſen, Sie würden es nicht ſo beharrlich verſchmähen, Sie würden nicht ſo ängſtlich zittern, ein Unrecht wieder gut zu machen, durch das Sie mich, und wahrlich auch ſich ſelbſt, um alle Freude und Ruhe gebracht. Ich bin es mit der völligſten Gewißheit überzeugt (und Sie ſelbſt geſtanden es) hätten Sie ehmals geahndet, daß Ihr Schritt ſo lange daurende ſchreckliche Folgen für mich und Sie haben würde, Sie hatten ihn nicht gethan, ſondern waren mir geblieben, was Sie in jenen ſeligen acht Tagen für mich waren, — die Meinige. Und o wie glücklich, wie froh hätten wir ſeit dieſer Zeit bereits ſeyn können, und ich bin gewiß, Sie hätten es nicht bereut, Ihre Hand einem Manne gegeben und gelaſſen zu haben, der Sie anbetet und ſchlechterdings kein größeres Glück für ſich kennt, als Sie die ſeinige zu nennen. Sie ſtellten ſich damals die Folgen Ihres Zurücktretens nicht in dem Licht vor; Sie glaubten, ich würde Sie vergeſſen können. Ach wie ſehr verkannten Sie bei dieſer Vorausſetzung mein Herz, und wie ſehr Ihren eignen Werth! Sie haben es nun geſehen, daß ich Sie nicht vergeſſen konnte, und daß alles, was Sie und ich und andre, um mich zu beruhigen, gethan, vergeblich war. Ein ganzes Jahr iſt nun beinahe verſtrichen. Gott welch' ein Jahr! Schwärzer konnte nie für einen Menſchen ein Jahr ſeyn. Und noch iſt meine Empfindung für Sie dieſelbe. Ich werde, ich kann Sie nie vergeſſen, kann nie aufhören zu wünſchen, daß Sie mir zurückgeben was Sie mir nahmen. Sie hatten ganz Recht, meine Theure, als Sie neulich behaupteten, es wären freilich nur zwei Wege — entweder Sie beharren auf Ihrem Vorſatze, mein ganzes Leben zu verbittern — oder Sie machen mich glücklich, o gewiß glücklicher, als irgend ein Menſch war. Kann Ihr edles gutes Herz den erſten Weg vorziehen? Können Sie Ihre eigne Ruhe ſo ſehr haſſen? Denn das weiß ich gewiß, daß Sie bei Ihrer gefühlvollen Seele ſelbſt nie froh und ruhig ſeyn werden, ſo lange Sie wiſſen, daß ich meine Ruhe, die ich durch Sie verlor, nicht wieder erhalten; und dieſe, ich betheure es Ihnen, kann ich und werde ich nie wieder erhalten, als durch eben die Hand, die ſie mir raubte. Und, o warum ſträubt ſich Ihr edles gefühlvolles Herz ſo ſehr vor dem zweiten Wege — mich glücklich zu machen? Giebt es eine edlere ſeligere Empfindung als das Bewußtſeyn, andere glücklich gemacht zu haben? Zwar Sie fürchten, mein Glück auf Unkoſten des Ihrigen zu machen und ſelbſt unglücklich zu werden, indem Sie glücklich machten. Aber nein, theuerſte Freundin, auch Sie werden, auch Sie müſſen glücklich ſeyn. Können Sie mir gleich jetzt nichts weiter als Ihre Hochachtung und Freundſchaft ſchenken — ſo hoffe ich doch mit feſter Ueberzeugung, wenn Sie mir Ihre Hand zurückgeben, einſt auch Ihr Herz und Ihre Liebe zu gewinnen. Tauſend Ehen werden geſchloſſen, wo auf beiden Seiten nichts weiter als Hochachtung Statt findet, und doch verwandelt dieſe ſich bald, eben durch die engere ehliche Verbindung, in Liebe. Und hier, wo auf der einen Seite die feurigſte, heißeſte Liebe, auf der andern Seite Freundſchaft und Hochachtung Statt findet, hier nur allein ſollte keine Ausſicht zu einer für beide Theile glücklichen Ehe ſeyn? O, meine Freundin, es liegt in der menſchlichen Natur und es iſt davon unzertrennlich, daß der Menſch den liebt, deſſen Glück er auf eine ausgezeichnete Art befördert hat. Und ſo bin ich feſt überzeugt, daß auch Sie, wenn Sie ſehen würden, wie unendlich glücklich ich an Ihrer Seite, und durch Sie wäre, mir bald mehr als kalte Hochachtung, wovor Sie ſich ſo ſehr ſcheuen, ſchenken würden. Ihr Herz würde Ihrer Hand folgen, und Sie würden den Mann, der ſchon durch Ihre Hand ſo beſeligt ward, gewiß in Zukunft mit wärmerer Empfindung anblicken. Dies iſt meine feſte Überzeugung, und ſo verdiene ich wol nicht den mir ſo oft von Ihnen gemachten Vorwurf, als wollte ich nur allein glücklich ſeyn, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob auch Sie es ſeyn würden. O meine Theuerſte. Sie werden es, gewiß Sie werden es. Aber in jeder andern Lage werden Sie ſtets mit Unruhe und Bekümmerniß auf mich zurückblicken, und ſich wenigſtens im Geheim vorwerfen müſſen, daß Sie die einzige Urſache meines Unglücks und Kummers ſind. Welch eine ganz andere Empfindung für Sie, ſich ſelbſt ſagen zu können und von andern zu hören: Siehe, wie glücklich haſt du ihn gemacht, den Mann, den du von dem Rande der Verzweiflung wieder zurückzogſt, an den du ihn (weil du ihm weniger Empfindung zutrauteſt) gebracht. — Welch eine ganz andere Empfindung müßte dies für Sie ſeyn, als wenn Sie ſich ſelbſt ſagen müſſen: »Wie unglücklich iſt jener Mann, und das — durch dich, durch dich!« — Können Sie dieſen Gedanken ertragen? Kann Ihnen, theure Freundin, die Wahl zwiſchen beiden Empfindungen ſchwer werden? Hier auf der einen Seite, das größte unausſprechliche Glück eines Mannes, den Sie ſo oft Ihrer Hochachtung verſicherten, Ihre eigne Beruhigung und die Freude ſo vieler Ihrem Herzen theurer Perſonen — auf der andern eine unaufhörliche Unruhe und Bekümmerniß für mich, für Sie und für alle, die an meinem und Ihrem Schickſal Theil nehmen, deren in und außer Berlin ſo viele ſind. Denken Sie ſich die Wonne des ſeeligen Augenblicks, wenn Sie mit eben dem Muth, mit dem Sie einſt jenen für mich ſo unglücklichen Schritt thaten, nun auch den Entſchluß faßten und erklärten, das Andenken an das vergangene ſchreckliche Jahr aus meiner und Ihrer Seele zu vertilgen. Können Sie grauſam und hartherzig genug ſeyn, mir noch mehr ſolche Jahre zu wünſchen, als das vergangne für mich war? Und doch können Sie dies nur auf eine einzige Art verhindern. O, mein halbes Leben wollt ich darum geben, um den Reſt deſſelben an Ihrer Seite zu verleben. Gott, welche Seeligkeit, wenn Sie endlich — endlich ſich entſchließen könnten! Schon der Gedanke allein begeiſtert mich. Mit welchem Entzücken würd' ich in Ihre Arme fliegen, um Ihnen zu ſagen (wenn anders meine Empfindung mir Worte vergönnte) wie unendlich glücklich Sie mich durch Ihren Entſchluß gemacht. Wollte Gott, theuerſte innigſtgeliebte Freundin, daß ich endlich — endlich Sie erweichen könnte.

28.

Den 27 Januar.

Laſſen Sie mich doch wiſſen, meine Theuerſte Innigſtgeliebte, ob Sie heute ſchon wieder im * *ſchen Hauſe geweſen. Der Doktor * * hat heut Vormittag zu mir geſchickt und mir ſagen laſſen, ich mögte, wenn ich ihn ſprechen wollte, vor halb vier Uhr kommen. Aber bis dahin iſt mir's unmöglich abzukommen. Auch iſt mein Hingehen und Beſehen durchaus unnöthig und entbehrlich. Denn es iſt mir genug, daß das Logis Ihnen, meine Beſte, gefällt; es kann alſo gar nicht fehlen, daß es nicht auch mir gefallen ſollte. Wenn Sie heute Vormittag nicht da geweſen, ſo gehen Sie nun ja wol Nachmittag hin? Nach ſechs Uhr bin ich bei Ihnen, meine Theure. Die Zeit wird mir lang bis dahin werden, ſo wie ſie mir's alle Tage wird, bis ich Sie ſehe. Ich küſſe Sie indeſſen in Gedanken, und erwarte voll Ungeduld den Augenblick, da ich's nicht mehr in Gedanken zu thun nöthig habe. Mir iſt jetzt immer doch nur dann eigentlich wohl, wenn ich bei Ihnen bin. Sobald und ſo lange ich von Ihnen weg bin, iſt mir unbeſchreiblich bang um's Herz.

29.

Herzlichen Dank, liebes theures Mädchen, für Ihre Bekümmerniß um mich. Es hat indeſſen nicht ſo viel zu ſagen. Ausgehen muß ich nun doch

doch ſchon, ob ich indeſſen meine Stunde halten werde, weiß ich bis jetzt noch nicht. Nach ſechs Uhr bin ich bei Ihnen und wahrſcheinlich mit mir Freund •••. Wenigſtens hat er ſo eben bei mir anfragen laſſen, wenn er mit mir gehen könnte, und ich habe ihm geantwortet, daß es vielleicht heute am beſten geſchehen könnte. Mündlich ein mehreres. Indeſſen leben Sie wohl, meine Innigſtgeliebte, und machen Sie ſich meinethalben keine unnöthige Sorge. Mein Hals iſt wenigſtens itzt beſſer als heut früh. Der Luftball iſt wohl unſchuldig. Denn ich war ſchon am Sonnabend Patient. Ich umarme Sie in Gedanken, meine Theuerſte, und freue mich auf den Augenblick, da ich es wieder in der Würklichkeit können werde. Noch vier langweilige Stunden bis dahin. Aber ſo iſt das menſchliche Leben. Ohne Dornen pflückt man die Roſe nicht.

30.

Den 21. März 1786.

Endlich, Mädchen meiner Seele, endlich iſt er da, der längſt gehoffte erflehte Tag, der der glücklichſte meines Lebens iſt. Heil Dir, Theure, Einzige, Heil Dir an und zu dieſem Tage! O daß er auch für Dich auf immer glücklich und froh ſeyn möge! Ja, Theure, das wird er, mein Herz ſagt es mir: wir werden beide glücklich ſeyn. Ich habe wenig dieſe Nacht geſchlafen. Die

Vorſtellung meines ſo nahen Glücks ließ mich wenig ſchlafen, und wenn ich ſchlief, umſchwebten mich paradieſiſche Träume. Zwar mein ganzes bisheriges Schickſal iſt mir beinahe wie ein Traum. Ich geſtehe es, Mädchen, ich erliege beinahe unter dem Gewicht meiner Empfindungen. Ich wollte Dir viel ſchreiben, aber ich kann nicht weiter. Die Zukunft liegt wie eine Frühlingswieſe im Glanz der Morgenröthe vor mir. Lebe wohl, Du Einzige. Ich brenne vor Ungeduld heut in Deine Arme zu fliegen, und auf Deine Lippen den glühenden hochzeitlichen Kuß zu drücken. Unauflöslich iſt das Band, womit der heutige Tag uns verknüpft, ſelbſt dem Tode unauflöslich. Wenn der Gottheit ein reines Herz voll Liebe werth iſt, ſo wird ſie uns ſegnen, und mit Entzücken werden wir uns dann des heutigen Tages erinnern. Noch einmal, lebe wohl, theures, ewig — ewiggeliebtes Mädchen meiner Seele.

E n d e.

Ueber

Carlo Gozzi's dramatische Poesie,

insonderheit über

dessen Turandot

und die

Schillersche Bearbeitung dieses Schauspiels,

in Briefen

von

Franz Horn.

Penig 1803
bey F. Dienemann und Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An die Leser.

Daſs ich diese kleine Schrift noch mit einer Vorrede begleite, kann vielleicht bei dem ersten oberflächlichen Blicke als überflüssig und seltsam erscheinen; dieser Vorwurf wird indeſs von selbst wegfallen, wenn ich die Gründe angegeben habe, die mich veranlassten, diesen Prolog zu schreiben.

Erstlich wünsche ich, daſs man diese Bogen nicht mit höheren Erwartungen in die Hand nehme, als ich zu befriedigen hoffen darf. Man erwarte keine erschöpfende Kritik der Gozzischen Poesie, wozu es ohnehin wol noch viel zu frühe wäre. Gozzi muſs erst ganz einheimisch unter uns geworden sein, seine Schriften müssen erst alle durch wohlgerathene Uebersetzungen von einer Hand zur andern gehen, er muſs erst von unsern Bühnen herab häufig zu uns geredet haben, damit auch das Volk Manches von ihm vernehme; ja es scheint, als müsse über ihn erst noch ein wenig gestritten werden, ehe wir eine solche erschöpfende Kritik erwarten dürfen. — Was ich geben wollte und gegeben habe, besteht nur in Andeutungen, in einer Einladung zum Studium des Dichters. Sollte man finden, daſs diese Einladung freundlich und, als solche, des freundlichen Gozzi nicht unwerth sei, so bin ich zufrieden.

Zweitens möchte ich hier Gelegenheit nehmen, ein paar trauliche Worte mit einigen meiner Recensenten zu reden. Der erste sei Herr Schink in Hamburg, welcher zu dem Almanach „Aurora“ eine Comödie beigesteuert hat, in der er den Bogen gegen mich spannt. Um den Lesern das Verständniſs des besagten Dramas zu erleichtern, muſs ich ihnen hier erzählen, daſs der gröſste Theil der Reden der Amanda aus Bruchstücken besteht, die der fleiſsige Mann aus meinem Roman „Viktors Wallfahrten“ zuſammengelesen hat, wobei der fromme, aber leider völlig kraftlose Wunsch, sie wol gar ein wenig zu verspotten, bemerkbar wird. Das Bestreben des Hrn. S. durch persönliche Beziehungen pikant zu werden, da es ohne dies bei ihm nicht wol möglich werden dürfte, mag an sich ganz lobenswerth sein; nur bitte ich, wenn er fortfahren sollte, aus meinen Büchern Exzerpte zu machen, auch hübsch das Buch selbst und die Seitenzahlen zu citiren, damit man nicht etwa gar ihn selbst für den Urheber von dergleichen Ideen halte, die ihm als arge Ueberschwenklichkeiten erscheinen, ein Irrthum, der freilich nur bei den Lesern entstehen konnte, die Hrn. Schinks soidisant Geistesproduktionen noch gar nicht kennen, der mir aber unendlich leid thun sollte, da er sich von jeher als aufrichtiger Freund des — — jenen Ideen Entgegengesetzten (welches man allenfalls poetische Unterkriechlichkeiten nennen könnte) bewiesen hat. Gutmüthige Freunde haben mir den Rath gegeben, Repressalien zu gebrauchen, und aus Hrn. S. Schriften gleichfalls Excerpte zu machen: — das muſs ich indeſs für Ironie halten, da es das Publikum allzusehr belästigen hieſse — aus Excerpten zu excerpiren.

Der zweite, von dem ich hier zu reden habe, ist Hr. G. Merkel in Berlin. — — In einer etwas breit gerathenen Anzeige, welche derselbe, vor einem Jahre etwa, von meinen Romanen „Guiskardo“ und „der Einsame“ anfertigte, hatte derselbe so huldreiche Gesinnungen gegen mich, dafs er nicht eben wenig Rühmens machte von mir und meinen Talenten. Es fand der theure Mann, ich sei ein sehr guter, nur noch nicht ganz reifer Kopf, brachte bei, meine Gedichte seien recht artig, und es komme nur auf mich an, schöne daraus zu machen; zugleich nannte er meinen Styl edel u. s. w. — Es thut mir in der Seele weh, dafs ich diese liebenswürdigen Aeufserungen nicht auf gleiche Art erwiedern kann, sondern der Wahrheit die Ehre geben und gestehen mufs, dafs ich Hrn. Merkel von jeher für einen recht sehr beschränkten, doch in dieser Beschränktheit völlig reifen Kopf gehalten, und keinesweges ein artiges Gedicht, keinesweges auch nur eine Ahndung von Poesie, keinesweges einen edeln Styl in seinen Werken gefunden habe. Da er ferner das Dictum von dem Wein, der erst gähren muſs, nachher aber ſüſs und erfreulich wird, auf mich anwendet, so bin ich dabei in Hinsicht seines Schriftſtellens — er verzeihe meine Offenheit — an ein gewisses Getränk erinnert worden, welches man in gewöhnlicher Sprache wol den — Bieressig nennt, mit dessen Gährung es nicht viel auf sich haben soll.

Seitdem hat Hr. M. auch meinen neuern Roman: Viktors Wallfahrten recensirt, ihn keinesweges säuberlich angefasst, sondern gar gewaltiglich getadelt und gescholten. — Man könnte ihn auffodern, sich über eine so feiste Inkonsequenz zu erklären, wäre es nur interessant genug, ihn überhaupt zu irgend einer

Erklärung aufzufodern. Auch möchte ich ihn wahrlich nicht an seinem — sit venia verbo — Recensiren hindern, und, sollte er sich noch ferner im Schelten eine Güte thun wollen, so schlage ich ihm dazu meine *fantastischen Gemälde*, und die Bearbeitung des Senecaischen *Thyestes* und der *Trojanerinnen* vor. Es lieſse sich dem „Frauenzimmer“ manches Pikante daraus vortragen.

Es versteht sich von selbſt, daſs ich die ganze Sache keines Federstrichs gewürdigt haben würde, wenn mir nicht Mr. M. auch den Vorwurf des *Hochmuths* gemacht hätte, den ich am besten dadurch zu vernichten glaube, daſs ich ein paar Worte darüber verliere; und ich darf nun mit Recht verlangen, daſs Hr. M. ihn zurücknehme.

Was übrigens die in die Leipziger Literaturzeitung matt hingehauchten Vorwürfe gegen den erwähnten Roman betrift, wobei ich zugleich diejenigen mit einschlieſse. die die deutsche Bibliothek gegen meine kleine Schrift über die Schauspiele der Franzosen vorgebracht hat, so ist nichts weiter vonnöthen, als zu erzählen, daſs ich sie wirklich vernommen habe. Dergleichen Expektorationen, die die vollendete Impotenz beurkunden, ehrt man ohnehin schon zu sehr, wenn man ihrer auch nur ganz beiläufig erwähnt.

Doch genug von diesen Herzensergieſsungen schlechter Kritiker, es ist billig, daſs ich nun auch der bessern Recensenten gedenke, die ich in der Erlanger, Oberdeutschen, Musikalischen Zeitung etc. und in mancher einzelnen anonymen Schrift gefunden habe. Hier traf ich mit Vergnügen auf manche gute, oder doch wenigstens erträgliche Bemerkung über einige meiner Schriften, es war wenigstens der Geist der Gutmüthigkeit darin wahrzunehmen, etwas anerkennen zu wollen, was anzuerkennen ist, ein Streben, gewisse Stellen, die sich als bedeutendere Einzelnheiten hervorzuheben schienen, als solche auch auszuzeichnen; aber freilich nach einer solchen Recension, die das Ganze irgend einer meiner Schriften getreu aufgefaſst und wieder gegeben hätte, nach einer solchen sah ich mich bisher nur vergeblich um.

Wie sehr ich eine ächte Kritik verehre, wie dankbar ich jedes Lob und jeden Tadel aufnehme, das aus einer solchen flieſst — zu dieser Versicherung finde ich hier nur eine unbequeme Gelegenheit, aber ich nehme auch die unbequemste wahr, um diese Achtung für wahre Kritik von Neuem zu erkennen zu geben.

Braunschweig
am 10. Februar,
1803.

Franz Horn,
Doktor der Philosophie.

Ueber
Carlo Gozzi's dramatische Werke,
insonderheit über
dessen Turandot.

Erster Brief.

Sie haben, mein Lieber, die Freude getheilt, mit der ich die Nachricht vernahm, daſs einer unsrer bedeutendsten Schriftsteller nach so manchem interessanten Originalwerk, nun auch seine Aufmerksamkeit einem Italienischen Dichter gewidmet habe, der den meisten unter uns entweder gar nicht oder doch nur sehr wenig bekannt ist, da er doch einen so gerechten Anspruch auf unsre ganze Theilnahme machen dürfte. Es ist Ihnen, wie gesagt, diese Nachricht angenehm gewesen, weil Sie durch Manches, was Sie von dem wackern Gozzi gehört haben, ein Interesse für ihn gewannen, das nur wenige Autoren zu gewinnen wuſsten, von denen Sie gleichfalls Manches vernahmen, allein es fehlt Ihnen, Ihrem eignen Geständnisse gemäſs, noch Manches, was Sie gern über ihn wissen möchten, und Sie sind gütig genug, mir zuzutrauen, daſs ich Ihnen eine und die andere Notiz über den poetischen Charakter dieses Mannes werde geben können. Sie wissen, daſs ich von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth Schriftſteller bin, und Sie hoffen deshalb, es werde mir angenehm sein, wenn Sie mir Gelegenheit geben, die Feder zu ergreiſen; auch meinen Sie, ich könne mich wol gar noch manchen Andern dadurch verbinden, wenn ich einige meiner Gedanken über Gozzi mit Bestimmtheit und Klarheit äuſserte.

„Dem widerstehe, wer da kann!" sagt Yorik, und ich mit ihm. Auch hätten Sie mich zu keiner gelegenern Iahrszeit dazu auffordern können, als jetzt, (im September 1802) wo die Natur, wie die Isis, sich in Schleier hüllt, um den Abschied der blühenden Sommerzeit zu ſeiern. Wer wollte nicht jetzt gern hinwegfliehen von dem naſskalten Deutschland unter den reinen, lauen Himmel Italiens, um sich dort von Neuem der schönern Blüthezeit zu erfreuen? — und in der That, wenn auch nicht jeder Reiz, nicht jede herrliche Szene der südlichen Natur im Gozzi enthalten ist, so finden wir doch in seinen Werken das reine Bild eines schönern, freiern Lebens, wie es uns nur selten aus den Schöpfungen eines Nordischen Dichters hervorstralt.

Man hat unserm Carlo den Vorwurf gemacht, daſs nur Polemik ihn zum Dichter gemacht habe, und diese sonderbare sich selbst misverstehende, sich selbst vernichtende Beschuldigung aus der Geschichte seiner dramatischen Produktionen erläutern wollen. Ehe er auftrat, waren Goldoni und der Abt Chiari im Besitz des Theaters und des Beifalls des Publikums. Jener, dessen Schauspiele auch in Deutschland bekannt genug sind, schmeichelte der Beschränktheit, die sich so gern noch einmal beschaut, durch einseitige Darstellungen des Bürgerlebens, und indem er hie und da durch einen erträglichen Einfall, durch eine nicht ganz uninteressante Situation überraschte, gelang es ihm die Gunst seiner Zuschauer sich zu erwerben, die wenigstens so lange ihn ganz gern ertrugen, als sie noch nichts Besseres hatten. Dieses Bessere konnte Chiari keinesweges geben, dessen ganzen Charakter ich hinlänglich bezeichnet zu haben glaube, wenn ich ihn eine forcirte Schwäche nenne. In seinen Werken sieht man nichts als eine Armuth, die reich zu sein wünscht, und um so ärmer da steht, ein Streben nach Erhabenheit, die seinem zahmen Gemüthe nicht zu Theil werden konnte, erborgten Prunk und eine traurige Verwechslung des Bathos mit dem Pathos. Gozzis Spott über die Erzeugnisse dieser beiden Autoren war eben so natürlich, als ihr Unwille über ihn, den sie nicht begreifen konnten. Sie beriefen sich auf den Beifall des Publikums, meinten, es sei leichter tadeln als besser machen, und glaubten durch dieſe tiefſinnige Wahrheit unsern Gozzi völlig geschlagen zu haben. Allein darin irrten sie gar sehr, er nahm nicht nur den Vorschlag, etwas besseres zu liefern an — (oder vielmehr etwas das gar keine Vergleichung mit den Schriften dieser Männer vertrug) — sondern er wählte zugleich einen Stoff, der ihnen so wichtig schien, daſs sie glaubten, man werde gar nichts daraus machen können, weshalb sie sich denn auch schon im Voraus ihres Triumphs freuten. Es war das Mährchen von der Liebe zu den drei Pomeranzen, welches Gozzi zu bearbeiten anfing, und wodurch er zum ersten Male den Sieg über seine Gegner davon trug, die sich hier auf eine höchst interessante Art parodirt fanden.

Noch nie hatte man — so erzählt G. in der Vorrede zu diesem Stück — eine theatralische Vorstellung gesehen, die so ganz, wie dieser Versuch, von allem Ernsthaften entblöſst, und so völlig in allen Rollen mit Buffonerie überladen war. Sie wurde am 25 Ianuar 1761 von der Truppe Sacchi auf dem Theater von St. Samuel zu Venedig zum ersten Male aufgeführt."

Dies Lustspiel, mit dem G. seine Laufbahn begann, ist eins der genialischsten

Produkte, die jemals erschienen sind, und wir Deutschen dürfen stolz sein, daſs wir diesem herrlichen Erguſs des ächten Witzes und der reinsten Schalkheit einige Werke gleicher Art entgegen zu setzen haben; nur mit dem Unterschiede, daſs diese letztern im Ganzen sehr lauwarm aufgenommen worden sind, da im Gegentheil jenes bei siebenmaliger Wiederholung in einem Carneval mit immer neuem Beifall gegeben wurde, und auch die folgenden Iahre hindurch das Vergnügen des Italienischen Publikums zu erneuen wuſste. Und in der That, es würde eine bis ins Innerste hinein erkältete Natur dazu gehören, um bei der trefflichen Majestät des Kartenkönigs Silvius, bei der groſsartigen Hypochondrie des Erbprinzen Tartaglia, der an martellianischen Versen leidet, und nicht lachen kann, bei der Bizarrerie der Clarissa, bei dem herrlichen Spaſsmacher Truffaldin, *) welcher für alle

---

*) „Die studierte Scene, erzählt Gozzi, welche die beiden unnachahmlichen Schauspieler bei die-

seine zärtliche Mühe, den Prinzen zum Lachen zu bringen, anfangs nichts als eine volle Lade martellianischer Verse, zur Belohnung, ins Gesicht erhält, — um bei allen diesen angenehmen Possen nicht von ganzem Herzen zu lachen. Wie trefflich muſs es sich nicht gemacht haben, wenn nun der Prinz, der zwar wieder lachen kann, aber durch einen Fluch der bösen

---

ser Gelegenheit machten, konnte nicht anders als im höchsten Grad komisch sein. Der Prinz war von Truffaldin eingenommen, aber lachen konnte er nicht, so viel er sich auch Gewalt anthat. Er wollte von seiner Krankheit sprechen, wollte Truffaldins Meinung darüber wissen. Truffaldin hielt satirische und verwirrte physische Dissertationen, so belustigend als man etwas hören kann, — fing den Athem des Prinzen auf u. s. w. Die Scene dauerte drei Viertelstunden lang unter unaufhörlichem Gelächter der Zuhörer." — Wer von uns darf sich rühmen, jemals im Theater drei Viertelstunden gelacht zu haben, wenn er sich nicht selbst die Ergötzlichkeit hervorrief? —

Fee Morgana (Chiari) von Liebe für die drei Pomeranzen entbrennt, die Schuhe von Eiſen anzieht, um sich auf die Wanderschaft zu begeben, wenn der Zauberer Celio (Goldoni) den Teufel Farfarell beschwört, der nur in Versen mit sich sprechen lassen will, wenn ein dienstbarer Dämon den Tartaglia und Truffaldin mit dem Blasebalg vor sich hertreibt, wie diese, von Celio unterstützt, das Schloß der Pforte bei der Burg Creonta, die die Pomeranzen gefangen hält, mit magischer Salbe erweichen, dem Hunde Brodt vorwerfen, die Stricke in die Sonne legen, und der armen Bäckerin einen Besen ertheilen, damit sie nicht ferner ihre zarten Brüste abzunützen brauche, wie nun diese erhabenen Personen alle (die Pforte, der Hund, der Strick und die Bäckerin) die wütende Creonta verlassen, und die Pomeranzen glücklich erlangt wurden. — Welch eine Scene voll Pathos, wenn der unbesonnene Truffaldin, zwei Pomeranzen öffnet, und die herauskriechenden armen Mädchen vor Durst sterben müssen, wie der Prinz herbeieilt, und die letzte Pomeranze aufschneidet, und der theuern Prinzessin seinen eisernen Schuh voll Wasser vorhält, damit sich die liebe Seele (Ninetta) erlaben möge, wie dann die Fee Morgana und die Mohrin Smeraldina neue Tücke spinnen, und Ninetta durch eine verzauberte Stecknadel gar zur Taube wird. Aber dann legt sich auch das Schicksal selbst ins Mittel, um endlich den herrlichen Wirrwar wieder ins Reine zu bringen, die Taube redet mit Truffaldin, der zur Belohnung seiner Dienste königlicher Koch geworden ist, und läſst ihn in einen tiefen Schlaf fallen, damit der Braten verbrenne, und die Mohrin Smeraldina (dem Texte gemäſs: „das garstige Gesicht") nichts davon bekomme. Dann erscheint Pantalon, wirft dem Truffaldin seine Nachlässigkeit vor, erfährt von ihm die dicta aurea der Taube, welche von Neuem erscheint, gefangen wird, und sich zuletzt wieder in Ninetta verwandelt. Endlich tritt auch der König mit allem Glanze seiner Würde in die Küche, und droht dem Truffaldin mit dem Scepter in der Hand, wenn er ihm noch länger den Braten vorenthalten wolle.

Der Prinz Tartaglia erkennt seine Ninetta, welche dann alle ihre Verwandlungen erzählt. Alles drängt sich in die Küche, und hier an diesem trefflich gewählten Orte entwickelt sich der vielfach verschlungene Knoten, die kabalirenden Personen werden billiger weise gestraft, und die spaſshaft-trefflichen Menschen tragen den Sieg davon. Es ist noch ein wenig von Hochzeiten, Rüben im Compot, martellianischen Versen, gerupften Mäusen u. s. w. die Rede, und dann schlieſst sich das Ganze mit der Bitte an die Zuschauer, daſs sie sich bei den Zeitungsschreibern für den guten Namen dieses fantastischen Mährchens verwenden möchten.

Ich habe diese kurzen Andeutungen nur deshalb hiebergesetzt, um Sie, mein Lieber, auf das ganze Stück aufmerkſam zu machen, das ich Ihnen hiemit recht dringend empfehle, und mit gutem Muthe empfehlen kann, da Sie sich, dem Himmel sei Dank, den Sinn für ächten Humor und fröhlich spielende Laune noch erhalten haben, ſo viel man auch dafür gethan haben mag, Ihnen dieselbe zu rauben, um Sie nur mit ernsthafter

Proſa und unächter Sentimentalität einzuzäunen.

Sie werden mit mir erfahren, wie produktiv dies Mährchen macht, und auch Ihnen werden bei dem Lesen sicher eine Menge interessanter Umbildungen, die auf deutsche Poesie und ihre Verhältnisse Bezug haben, vorschweben, an denen ich mich höchlich erbaut habe. Aber, ich bitte Sie, behalten Sie dergleichen Parodien dieser Parodie für sich, oder theilen Sie sie höchstens einigen Freunden mit, die noch Reflex für so etwas haben; denn würden Sie dieselben bekannt machen, so fürchte ich, möchten Ihnen die Gelüste zu parodiren, auf eine geraume Zeit vergehen. Sein Sie indeſs auch nicht kleinmüthig, und theilen Sie, wo möglich, die Hoffnung mit mir, daſs endlich doch einmal wieder eine Zeit kommen werde, wo auch der Scherz an der Tagesordnung ſein muſs, gerade weil man den ächten Ernst gefunden, der sich gar gern im Scherz zu beschauen pflegt.

Zweiter Brief.

Ich nehme da den Faden wieder auf, wo ich ihn fallen lieſs, als ich Ihnen von dem Mährchen erzählen wollte, das, als Gozzi's erste Arbeit, die polemische Tendenz zu bezeichnen schien, der er nun, wie man glaubte, immer folgen würde, da sie mit einem so glänzenden Erfolge für den angreifenden Theil ausgefallen war. Allein diese Vermuthung war eben so ungegründet, als es der Vorwurf ist, ihn habe nur Feindſeligkeit, und Indignation zum Dichter gemacht. — Die Sache ist nicht schwer zu widerlegen, denn erstlich, vergessen diese gegen unsern Carlo zu Felde ziehenden Schriftſteller den Unterſchied zwischen objektiver und subjektiver Satire gänzlich.

Nur die letztere weiſs von keiner Poesie, denn sie greift allein die Individuen an, (die für den ächten Dichter längst, in der Totalität untergegangen sind,) sie will sich Luft machen, etwas aussagen, was sie nicht länger verschweigen kann, weil es ihr sonst das Herz abdrücken würde. Es ist die Indignation, die oft aus einem sehr respektablen Gemüthe entspringen kann; aber der Poesie gerade zu entgegenstrebt, weil sie als das sichtbare Zeichen einer Entzweiung zu betrachten ist, wovon die Poesie nichts weiſs, da in ihr nur eine einzige und ewige Harmonie wohnt. Die objektive Satire aber sieht mit Freiheit auf den Stoff herab, und verdient deshalb in jedem Betracht den Nahmen einer ächten Dichtungsgattung.

Dies ist die Satire des *Gozzi*. Ihm ist es nicht eigentlich um Chiari und Goldoni, als solche, zu thun, er will nicht eigentlich ihre Stücke stürzen, die schon durch sich selbst gestürzt sind; vor seinem Auge steht die ganze Gattung, die er spielend vernichtet. Goldonis Plattitüden, und beschränkte Ansicht des Lebens, dessen Cirkel bei ihm nur von einem Troſs gewöhnlicher Menschen beschrieben ward, Chiari's forcirte Sonderbarkeit, sein gekünsteltes, frostiges Pathos, *) seine wie von Blasebälgen aufgetriebenen Schöpfungen fielen von

---

*) Die Parodie desselben und seines ganzen Style hat unser Dichter sehr glücklich der Riesin Creonta in den Mund gelegt, welche nach dem Raube der Pomeranzen, mit wütend tragischen Gebärden, doch in einem Reifrocke erscheint, und ihrem Zorne also Luft macht

Ahi ministri infedeli, Corda, Cane, Portone
Scelerata Fornaja, traditrici perſone!
O Melarance dolci! Ahi chi mi v'ha rapite?
Melarance mie care, anime mie, mie vite,
Oimè crepo di rabbia. Tutto mi sento in seno
Il Caos, gli Elementi, il Sol, l'Arcobaleno.
Più non deggio sussistere. O Giove fulminante,
Tuona dal Ciel, m'infrangi dalla Zucca alle piante
Chi mi dà ajuto, Diavoli, chi dal mondo m'invola?
Ecco un'amico fulmine, che m'arde, e mi consola.

diesem einzigen Schlage, und um so sicherer, da Gozzi bei dieser Vernichtung nicht stehen blieb, sondern an die Stelle der zertrümmerten Trümmern ein schönes, stattliches Gebäude mit genialischer Eile und Sicherheit aufführte. Es war daher keinesweges Feindseligkeit gegen jene Männer, an denen er vielleicht einzelne glücklichere Züge mehr schätzte als sie es verdienten, es war eine innere Nothwendigkeit in ihm — so wie diese bei jedem ächten Dichter ist — seine fröhliche und doch so bedeutende Ansicht des Lebens in reizenden Bildern dem Auge der Menschen darzustellen, um ihnen eine gleiche davon zu geben. Iene polemischen Beziehungen waren daher in der That nicht viel mehr als zufällig, und man nehme sie selbst aus diesem Pomeranzendrama heraus, so wird es zwar Manches von seiner pikanten Würze verlieren, allein jene Lebendigkeit der Darstellung, jener angenehme Humor, jene spielende Parodie der Ernsthaftigkeit, überhaupt all dieses Anziehende kann ihm dadurch keinesweges geraubt werden.

Zweitens vergessen auch jene Schriftsteller, welche gegen Gozzi's Polemik polemisiren, daſs sie ihm doch wol nur die Feder in die Hand geben, aber kein poetisches Talent verleihen konnte, wenn er es nicht schon gehabt hätte. Wäre nicht Raphael, sagt der Maler Conti in Lessings Emilie, doch ein groſser Maler gewesen, wenn er auch das Unglück gehabt hätte, ohne Hände geboren zu werden? und wäre nicht Gozzi, setze ich hinzu, ohne ihn deshalb mit dem Einzigen zu vergleichen, ein genialer Dichter gewesen, wenn er auch sich nicht veranlaſst gefühlt hätte, irgend eine Zeile zu schreiben? Doch genug, und fast schon zu viel über einen Vorwurf, der, wie bereits oben gesagt worden, sich selbst nicht versteht, im eigentlichsten Sinne des Worts nicht weiſs, was er will.

Das zweite Werk, womit Gozzi, nach dem glücklichen Erfolge seines Pomeranzenmährchens, das Theater beschenkte, war der Rabe, ein tragikomisches Mährchen, welches zuerst in Mailand, nachher zu Venedig 1761 (24. Oktober) von der Truppe Sacchi aufgeführt und ſechszehn Male wiederholt wurde. In der Vorrede erzählt uns G. in seiner gewöhnlichen ruhig' heitern Laune von dem Geschrei, welches die beiden angegriffenen Männer über sein erstes anspruchloses Stück erhoben hätten, und scheint es ſast zu bedauern, daſs Goldoni besonders ſast zu warm deshalb geworden sei, welches sich auf eine bittere Anspielung bezog, die dieser echaufirte Autor einer Schauspielerin in den Mund gelegt hatte. G. nahm, wie ein jeder glücklich organisirter Mensch, der sich seines innern Werths mit Stolz und Demuth bewuſst ist, dergleichen Wallungen eines übeln Moments nicht hoch auf, er erwähnt der Sache nur nebenher, und geht dann seinen mit Besonnenheit erwählten Weg weiter.

Das Auditorium, sagt er, ging mit der grösten Leichtigkeit vom Lachen zum Weinen über, befriedigte meine Absicht, und rechtfertigte die Zeit, die ich dazu angewandt hatte.

Deshalb scheint Gozzi dies und andere seiner Mährchen tragikomisch genannt zu haben, eine Bezeichnung, die nicht ganz für sie passt. Er hätte sie romantisch nennen sollen, und, wahrlich, er hätte seinen dramatischen Werken diesen leider sonst so sehr misbrauchten Titel mit allem Rechte geben dürfen.

Es gehört die stärkste Situation dazu, (sagt Gozzi ferner in seiner Vorrede) um mitten in einem komischen Auftritt Thränen zu erwecken. Allein wenn diese Situation ihren Grund in einem falschen (?) und für sich lächerlichen (?) Inhalt hat, und nicht von gehöriger Vorbereitung, Ausbildung, und künstlicher malerischer Eloquenz, die uns mit dem Schein von Natur und Wahrheit täuschen, unterstützt wird; so mögen die Herren Journalisten, literarische Postreuter, die sich amüsiren, andre ohne Ursach und ohne Wirkung zu verdammen, versuchen, Thränen damit zu erregen.

So gerecht Gozzis Sache ist, so scheint sie mir doch durch diese etwas unbehülflich gestellten Worte nicht gänzlich gelungen zu sein, da man überhaupt nur ahnden kann, was er damit habe sagen wollen. Zugleich aber ist es eine neue Andeutung für sein tiefes, poetisches Talent, das nur im Bilden und Darstellen, aber nicht im Analysiren des Gebildeten geübt ist; so wie ich denn auch überzeugt bin, daſs der gröſste aller modernen Dichter: Shakspear über seine eignen Werke gewiſs nichts sagen mochte, weil für ihn alles, was darüber sich sagen läſst, bereits in denselben bestimmt und klar dalag. Ein Dritter darf hinzutreten, und, um sich den Genuſs zu wiederholen, aussagen, wie sehr hier alles vollendet ist, wie hier alles zu einem Gusse geformt, wie hier, um Alles mit einem Worte zu sagen, die höchste Freiheit und die höchste Nothwendigkeit sich innig umschlungen haben.

Nicht eben falsch und lächerlich würde ich die Fabel vom Raben nennen, wie Gozzi in den angeführten Worten gethan hat, aber ganz einig bin ich mit ihm, daſs sie durch sich selbst wenig vermochte, und nur durch eine geniale Behandlung das werden konnte, was sie wirklich geworden ist. Man wird ihm gern zugestehen, daſs hier alles die gehörige Vorbereitung, Ausbildung und künstlich malerische Eloquenz habe, allein dies alles sind doch nur Einzelnheiten, die auch ein anderer, minder schöpferischer Geist, als der unsers Dichters war, hätte darstellen können. Das, was Gozzi, in schöner Unbekanntschaft mit seinem eignen Genie zu nennen vergiſst, die Verschmelzung des unharmonischen Stoffs zu einem harmonischen Ganzen, das ruhige Fortführen dieser einzelnen Partiſien zu einer groſsen Vollendung, die schöne Vereinigung der fröhlichsten Melodie mit der bedeutendsten, ernsten Harmonie — diese ächte Romantik, die das Werk bezeichnet — sie ist es, die für alle Zeiten auf unsre Liebe und Bewunderung wird Anspruch machen können. Deshalb nehme ich denn auch die Gozzische Benennung dieses Drama's „tragikomisch" (ein Wort, das ohnehin zu so vielen Misverständnissen Anlaſs gegeben hat) — nicht an, denn diese Bezeichnung läſst voraus sezzen, es sei hier das Komische und Tragische von einander geschieden, und gehe nur gleichsam neben einander her, ohne sich durchdrungen zu haben. Allein gerade dieses Vereinigen ist unserm Carlo auf eine höchst bedeutende Art geglückt — nie ist das Angenehme ohne das Erhabene, nie das Erhabene ohne das Angenehme gegeben worden — nie wird das Tiefste in uns ergriffen, ohne wieder beruhigt zu werden — nie steht das Tragische oder das Komische allein da, es hat sich wechselseitig durchdrungen.

Ich darf hoffentlich annehmen, daſs Ihnen das Mährchen von dem Raben bekannt genug ist, um der Erzählung desselben überhoben zu sein; aber vergönnen Sie mir noch eine Weile, bei der Ausführung desselben zu verweilen, ehe ich zur Turandot übergehe, bei der ich vielleicht nicht ganz mit eben dem Vergnügen ausruhen dürfte, als bei dem gegenwärtigen Stücke.

Wir werden gleich anfangs in die Handlung hineinversetzt, ohne daſs G. im Mindesten zu der gewöhnlichen Art seine Zuflucht nehme, womit dergleichen Expositionen behandelt zu werden pflegen.

Pantalon, der sich mit den Bootsknechten herumschimpft, eröffnet das Stück auf eine sehr lebendige Art, und wir gewinnen ihn bald darauf recht lieb für seine Anhänglichkeit an Iennaro, ohne daſs er etwa, wie dies bei gewöhnlichen Dichtern nur zu oft der Fall ist, unsere Aufmerksamkeit zu sehr auf sich, und von den wichtigern Personen der Handlung abzöge. Iennaro zeigt sich ganz wie er soll, ruhig, besonnen, gelassen, gütig. Sein tieferes Gefühl, sein edles Feuer ist anfangs noch verhüllt, aber die Art, wie er mit der gefangnen Prinzessinn spricht, läſst uns schon manchen bedeutenden Blick in sein Inneres thun, das sich im Fortgange der wunderbaren Begebenheiten immer bedeutender entwickeln wird. Der Charakter der Tochter Norands, Armilla's mit den schwarzen Augenbrauen und Haaren ist nur skizzirt hingeworſen, aber jede detaillirtere Auseinandersetzung wäre auch ganz am unrechten Orte. Sie soll kein eigentlich selbstständiges, groſsartiges Wesen sein, sie ist nur Mittel zum Zweck, doch keineswegs ein gewöhnliches. Wir sehen in ihr ein wirklich weibliches Wesen, das gerade deshalb, weil sie durchaus weiblich ist, anziehend sein muſs. Der schöne Iüngling bittet so demüthig, erzählt ihr die Geschichte von dem unglücklichen Wahnsinn seines Bruders so einfach rührend, daſs sie ihm nicht allein verzeiht, sondern auch, sehr natürlich und ganz wider die bei unsern meisten Schauspieldichtern herkömmliche Norm, hinzufügt: „Weil ich Gemahlinn eines Königs werden soll, so gesteh ich Ihnen, daſs mir die Sklaverei, in der mein Vater mich gehalten, zuletzt beinahe unerträglich wurde. Ich verzeihe Ihren Fehler, und lobe Sie, Iennaro, daſs Sie fähig waren, die Bruderliebe auf einen so hohen Grad zu treiben.“

Iennaro dankt ihr mit freudigem Herzen; aber schnell setzt sie die traurigen

Worte hinzu: Allein, armer Jennaro, was hilft meine Vergebung? Unglücklicher, ich beklage in Ihnen den beweinenswürdigsten Menschen unter der Sonne. Jennaro fragt verwundert um die Ursach dieser Sorge für ihn — „Was fehlt meinem Glück? — „„Norand, erwiedert sie, mein Vater. Ein unversöhnlicher, stolzer, mächtiger Zauberer, der die Sonne still stehen heiſst, die Gebirge über einander wälzt, die Menschen in Pflanzen verwandelt, und thun kann, was er will. Er wird Ihren Raub nicht ungeahndet lassen. Jennaro, Sie haben schwere Rache zu erwarten, u. s. w. —

Diese düstre Ahndung wird noch mehr vermehrt durch Jennaro's ruhig fromme Antwort: Wie der Himmel will, so geschehe es. Meine Freude, mein Entzücken ist so groſs, daſs mir für jetzt die Idee von Kummer unbegreiflich ist. —

Armilla geht ab, wie vorher Smeraldina (Sz. III.) abgegangen war, mit einigen ausdrucksvollen Worten, in denen das düstere

Verhängniſs angedeutet wird, das ihnen schon so nahe ist.

Auf eine solche Art weiſs Gozzi seine Expositionen — wenn wir einmal das Wort brauchen wollen — mit Feinheit und Besonnenheit anzulegen, und diese Prologe, die bei mehrern unserer Schauspieldichter nicht selten Dürftigkeit und Aengstlichkeit verrathen, werden bei ihm so leicht hingeworfen, daſs man darüber das Studium gänzlich vergiſst, das ihnen vielleicht vorangegangen war. Bei ihm ist kein bekümmertes Umherschauen, ob auch wol der Zuschauer nun gehörig orientirt sei; er fühlt, daſs er es sein müsse, wenn er auf den Namen eines Zuschauers oder Lesers, wie er sein soll, Anspruch machen will.

Dritter Brief.

So ist denn nun alles zu dem Beginn der groſsen Handlung bereitet worden. Ich werde Ihnen diese nicht erzählen, weil ich wünsche, daſs Sie das treffliche Werk schon gelesen haben mögen, ehe Sie zur Lektüre meiner Briefe übergehen; nur das sei mir erlaubt, Sie auf einige bedeutende Momente, die sich mir besonders ausgezeichnet haben, aufmerksam zu machen. — Nach einer humoristischen Szene zwischen Jennaro und Pantalon, die den Ernst der vorigen versüſst, tritt plötzlich das Wunderbare in dem Drama auf, und die Art, wie dies geschieht, ist so einzig und trefflich gedacht, daſs ich gern gestehe, es lasse sich darüber mehr denken und empfinden, als aussagen. Jenes undemonstrirbare Etwas, in dem der eigentliche Reiz des Schönen liegt, läſst sich nicht nachweisen, wie das Häſsliche und Verfehlte, welches wie etwas Negirendes und Irrendes daliegt, so daſs wir mit dem Finger darauf hindeuten und sagen können, wo der Irrthum begonnen hat.

Iennaro, von Pantalon verlassen, fühlt sich von dem Gedanken an Norand beunruhigt, von dessen Macht und Grausamkeit Armilla ihm erzählte. Er legt sich in einem offnen Zelte nieder, das auf der einen Seite einen Baum über sich hat, und wünscht, zu schlafen. Da kommen zwei Tauben geflogen, setzen sich auf den Baum, und die erste ruft: „Weh dir, Jennar, weh dir, daſs du geboren bist!“ aber die zweite unbefangnere erwiedert: „Sag Schwester, wodurch er so unglücklich ist?“ Dann verkündet ihm die erstere nach und nach sein düsteres Verhängniſs, und so oft sie einen Theil desselben ausgeſprochen hat, so ruft sie wieder: „Weh dir, Iennar, weh dir, daſs du geboren bist!“ und die zweite: „Sag, ob ihm noch mehr Schmerz bereitet ist?“ — und die Prophezeihung geht fort, und von Neuem ruft die erste Taube: „Weh dir, Iennar, daſs du gebohren bist!“ und die zweite: „Sprich, ob er noch nicht genug unselig ist.“

Ietzt erscheint auch noch Norand selbst mit wunderbarer Majestät, und hartnäckigem Trotz. Er überhäuft den betroffenen Jüngling mit schnellen, heftigen Vorwürfen, und hört ihn nicht, da er kniet, und zu ihm flehen will.

Gozzi sagt selbst in der Vorrede, man werde bemerken, daſs er dem Norand ein edleres Ansehen gegeben habe, als die Zauberer in den gewöhnlichen Komödien zu haben pflegen. Ich setze noch hinzu, daſs sie vielleicht gar keine Vergleichung leiden, da in Norand eine wahrhaft tragische Kraft ist, die so ganz frei da steht, daſs sie sich selbst an sich selbst zu vergreifen wagt, denn indem er die Tochter verwundet, wird er sich selbst verwunden müssen. Hier einnert er an die Medea der Griechischen Tragiker, ohne daſs auch nur die mindeste Spur von Nachahmung zu finden wäre, auch ist es aus dem Obigen, was Gozzi über seinen Norand sagt, klar genug geworden, daſs er an keine solche Parallele dachte, sondern daſs es ihm in seiner Unbefangenheit schon genügte, seinen Zauberer mit mehr Majestät umgeben zu haben, als ihm in den gewöhnlichen Comödien beizuwohnen pflegt.

Ich brauche Sie wol kaum aufmerksam zu machen, daſs es ein sehr glücklicher Gedanke ist, Tauben — die zartesten sanftesten Vögel, die sonst nur von Liebe und Glück zu reden pflegen — zu Verkündigern des bösen Verhängnisses zu machen; es gehöre nun auch diese Idee, wem sie wolle; unserm Gozzi selbst oder dem Verfasser des Buchs: „Lo cunto delle cunte: trattenimento par le piccierille,“ aus welchem Iener den Inhalt nahm, um ihn auf seine Weise zu bearbeiten.

— Ueberhaupt ist ein ganz eigner mystischer Zauber darin, wenn irgend ein unschuldiges, unbefangnes Wesen etwas Unglückliches verkünden muſs, das aus Schuld und Befangenheit deshalb, entsprungen ist. So muſs man es z. B. als einen glücklichen Zug in dem Schauspiele: „Dienstpflicht“ (das ich sonst keinesweges rühmen möchte) anerkennen, daſs ein Kind es ist, welches den Selbstmord des Sohnes dem Vater erzählt, wodurch das Tragische erhöht, zugleich aber auch gemildert wird. —

Der unglückliche Iennaro sieht sich auf allen Seiten von Gefahr umringt; aber es ist nur der geliebte Bruder, für den er fürchtet; und das Gefühl, daſs ihm alle seine Sorgen und Mühen nichts geholfen haben, sondern nur den Millo dem Verderben näher bringen werden, presst ihm Thränen des tiefen Schmerzes aus. Man könnte vielleicht einigen andern Gozzischen Personen den Vorwurf machen, daſs sie ein wenig leicht weinen, aber auf Iennaro in dieser Situation angewandt, würde dieser Vorwurf eine Albernheit verrathen, auf die nur etwa der Hefen von franzöſichen Kritikern verfallen könnte, denen die geschraubten Figuren der Corneille'schen und Racine'schen (sogenannten) Tragödie zur Norm dienen.

Was rein erzeugt wird im Gemüth des Menschen ist immer schön, und dieses Beiwort verdienen auch die ächten Thränen Iennaro's, durch welche sich sein verworrener dunkler Schmerz in Harmonie auflöst.

— Doch, ich kann unmöglich in dieser detaillirten Schilderung der einzelnen Trefflichkeiten dieses Drama's fortfahren, wenn ich noch zeitig genug zur Turandot kommen will. Nur aufmerkſam machen will ich Sie auf Truffaldins herrliche Lustigkeit, die faſt in keinem Gozzischen Werke sich so angenehm darstellt, als in diesem, auf das durchgehende Verhältniſs Iennaro's zu Millo, auf Norand, den der Kreis des Zaubers, welchen er um die Brüder schlang, zuletzt selbst mit fasst, auf Iennaro's Erzählung, die ihn zur Statue macht, auf den kindisch rührenden Schluſs, wo die zarten Hände der Kinder in Anspruch genommen werden, kurz — auf alles, auf das gesammte Stück, das ich so gern aus der unverdienten Vergessenheit reiſsen möchte, worein es, wie so manches andre herrliche Werk gesunken ist. — Wann wird die Zeit kommen, wo wir es wieder wagen werden, mit fröhlicher Kühnheit uns an dieses üppige Leben hinzugeben, da wir jetzt meistentheils nur Dürſtigkeit und ängstliche Beschränkung zu schauen bekommen. Hoffen Sie mit mir, daſs dieser neue Frühling näher ist, als Manche es — — fürchten!

N. S. Ich kann diesen Brief nicht schliessen, ohne vorher noch auf einige Erinnerungen Rücksicht genommen zu haben, die Sie wahrscheinlich machen werden. Den Chiari, dessen weitschweiſige, formlose Produkte ohnehin in Deutschland nicht bekannt sind, dürften Sie ohne Zweifel ganz gern aufgehen; aber der Goldoni liegt Ihnen denn wol noch ein wenig am Herzen, und da doch einmal die meisten unserer Aesthetiker mit Achtung von ihm sprechen, so wollen auch Sie ihn nicht so ganz hoffärthig behandelt wissen. Sie haben Recht, mit Hoffarth soll kein Schriftsteller behandelt werden, der nur einigermaſsen etwas Gutes gewollt hat; allein des ungeachtet kann man mit vieler Ruhe, Sicherheit und Gerechtigkeit versichern, daſs Goldoni ein durchaus unpoetischer, der Poesie recht eigentlich widerstrebender Autor sei. In keinem seiner zahlreichen Werke ist auch nur der leiseste Schwung zu bemerken; seine Schauspiele gehen alle denselben langsam kraftlosen Gang; die enge Sphäre des gemeinsten Lebens ist ihm die rechte, weil er sich hier mit der meisten Bequemlichkeit bewegen kann. Fade Liebschaften, häusliche Zänkereien, gewaltiges Aufheben um drei Heller, unbedeutende Menschen, die sich auf ihre Gewöhnlichkeit etwas zu gute thun, alte Bedienten, deren Ehrlichkeit durch die Langweiligkeit, mit der sie sie betreiben, ungebührlich wird, junge Lakaien, deren Friponnerie durch die unwitzige Art, mit der sie sie geben, an das Unendliche gränzt — das, und mehr dergleichen finden wir bei ihm versammelt.

Einen Charakter, (im eigentlichsten Sinne dieses Worts) anzulegen und durchzuführen hat Goldoni nie vermocht. — Das, was ich in einer kleinen Flugschrift „über„ die Schauspiele der Franzosen“ in Beziehung auf einige misglückte Lustspiele von Moliere bemerkte, gilt von Goldoni's sämmtlichen Werken. „Den meisten allzugutmüthigen Zuschauern ist es schon genug, wenn sie wissen, daſs die eine Person geizig ist, die andere verliebt, die dritte närrisch im Allgemeinen, besonders da der für alles sorgende Autor auch dafür eine edle Sorgfalt gehabt hat, daſs ja ein verehrliches Publikum nicht lange im Zweifel bleibe über die Menschen, die von der Bühne herab zu ihm reden, weshalb sie sich denn auch sehr offen als geizig, verliebt oder närrisch im Allgemeinen ankündigen müssen. Man kann diese Stücke recht wohl mit einer Homannischen Karte von Europa vergleichen, auf welcher das eine Land gelb, das andere grün, das dritte roth bemahlt ist, und — der Kurzsichtigen wegen — alles so grell als möglich. Man verdenke es daher einem solchen Autor nicht, wenn er (den ästhetischen Myopen zu Liebe) die Farben gleichfalls nicht spart, und seine Helden damit so dick anstreicht, daſs sie ein wenig schwer davon werden." (S. die angeführte Schrift. S. 21 f.)

Der Dialog dieses Schriftstellers ist wegen seiner Abgebrochenheit und Zerhacktheit (man verzeihe das Wort, das die Sache gut bezeichnet), von Manchem leicht befunden worden, und auch er selbst scheint sich etwas darauf zu Gute gethan zu haben, welches man ihm billigerweise gönnen soll, wenn man auch keineswegs sich entschliessen kann, ihm darin beizustimmen. Das Einzige, was man ihm allenfalls einräumen darf, ist das Vermögen, eine leidliche Intrigue leidlich anzulegen; aber er wiederholt sich hierin viel zu oft, und muſs deshalb auch in dieſem Stücke den beſſern Engliſchen und Deutſchen dramatiſchen Schriftſtellern weichen. Er ſteht ungefähr da, wo Brandes ſtand; doch macht in den Schauſpielen des letztern die gänzliche Reſignation auf Witz und das gute, etwas einfältige Gemüth, was daraus ſpricht, eine bei weitem beſſere Wirkung, als Goldoni's Geſchliſſenheit und Anmaaſsung. Auch mit unſerm Iffland hat man ihn zuweilen vergleichen wollen; allein es iſt klar genug daſs er tief unter dieſem deutſchen Schriftſteller ſteht, deſſen beſſern Schauſpielen *) ohnſtreitig bei weitem mehr gutes Gefühl und Verſtand beiwohnt, als in der ganzen Maſſe der Goldoniſchen Schauſpiele anzutreffen iſt.

---

*) So wenig auch dieſe auf den Namen poetiſcher Produkte Anſpruch machen dürfen, ſo bemerkt man doch mit Vergnügen, beſonders in den Jägern und den letztern Akten der Hageſtolzen einen idylliſchen Anklang. Auch hat Iffl. wirklich einige Charaktere aufzuweiſen.

Wollen Sie sich indeſs selbst überzeugen, (was ich recht sehr wünsche) daſs es sich wirklich also verhalten dürfte,[1] wie ich gesagt habe, nun so lesen Sie Goldoni's Werke noch einmal, wovon die beste Ausgabe zu Turin, 1756 in 22 Bänden veranstaltet worden ist. Da es aber ein unchristliches Verlangen wäre, sie alle durchzulesen, so beschränken Sie sich (wenn Sie Ihrer Geduld nicht völlig sicher sind) nur auf die berühmtesten, oder lesen Sie auch nur das eine: „Il padre di famiglia," welches gewöhnlich für eines seiner besten Schauspiele gehalten wird, und deshalb auch von Herrn Jagemann in die Jtalienische Chrestomathie (Erst. Bd. Leipzig 1794) aufgenommen worden ist. Hier in diesem Schauspiele haben Sie das ganz alte Lied von edeln Vätern und bösen Stiefmüttern, von einem wackern und einem verzogenen Sohne, von einem guten und einem frivolen Mädchen, von einem heillosen Hofmeister und was dergleichen mehr ist. Unter vielen, natürlich sehr bedeutungsvollen Szenen, zeichnet sich besonders die funfzehnte im zweiten Akt aus, in der — ge-

gessen wird, welches Goldoni recht eigentlich con amore geschildert zu haben scheint. Hiebei ist der ohnehin schon etwas chargirte Charakter des bösen Hauſslehrers Ottavio noch durch einen ungebührlich starken Appetit nüancirt worden — („mentre parlano, si tira giù un buon piatto da minestra" — nachher: „Con sua licenza un altra poca" und der edle Pancrazio erwiedert: „Tenete: resterò senza io" — aber der wahre Zankapfel ist erst der cappone lesso, der nachher aufgetragen wird. —) Lesen Sie selbst, ich bitte Sie, die Szene ist mit ungemeiner Zartheit behandelt. Der Schluſs des ganzen unsterblichen Werks ist interessant genug, um ihn herzusetzen, weil er auf Goldoni's ganzes Streben bei einer Komödie hindeutet: Ecco tutto aggiustato, sagt Pancrazio, La bacchettona è condannata a far davvero quello che faceva per finzione. Florindo è andato a purgare in mare i falli, che ha fatto in terra. Ottavio porterà la pena della sua mala vita. L'innocenza di Lelio è ricompensata. La bontà della Signora Eleonora è premiata. Fiammetta è risarcita de' suoi danni. Geronio è contento. Jo son consolato, e mia moglie si è castigata da se medesima. Spero, che il mondo, sciente di questo fatto, dirà, che non ho mancato al mio debito. — — Ist es nicht ordentlich, als habe Goldoni sich hier gleichsam an die Spitze seines Werks gestellt, um es noch einmal mit Wonne zu überschauen. Der gemeingeschürzte Knoten ist auf eine gemeine allverständliche Weise gelöst worden, mit dem Stoff ist es in Richtigkeit; die alte Tradition von einer schönen Form, die sich um ihn schlingen soll, ist vornehmdürftig verschmäht; aber die meisten Zuschauer sind doch hoffentlich zufrieden gestellt: — non ho mancato al mio debito! ruft er triumphirend aus, während mancher Ungenügsame fast in Versuchung geräth, ihm die ersten Worte seines Stücks: Testa dura, durissima, come un marmo! an den Kopf zu werfen.

Genug, und übergenug von diesem Schriftsteller, dessen Celebrität unser Urtheil nicht beschränken soll. Ich hätte gern ganz von ihm geschwiegen, aber ich muſste ihn doch im Vorbeigehen berühren, um Gozzi's Polemik gegen ihn nicht misverstanden zu sehen.

Ich breche hier ab, damit die Nachschrift nicht länger werde, als der Brief selbst.

Vierter Brief.

zu Anfang Novembers 1802.

Erst jetzt ist mir die Schillersche Bearbeitung der Turandot [*]) zugekommen, und ich habe Muſse gewonnen, nach Herzenslust mit Ihnen darüber zu reden, aber nicht bloſs von dieser Uebersetzung, sondern auch von dem Gozzischen Stücke selbst.

---

*) Tübingen, bei Cotta, 1802. Der Druck ist rein und gut, ohne Prunk, und thut auf dem geglätteten Velin dem Auge wohl. — Es freut mich, daſs auch Schiller der vor einigen Jahren einreiſsenden Sucht, alles mit lateinischen Lettern drucken zu lassen, nur selten nachgegeben hat. Die deutschen Schrift-Züge sind uns befreundeter als die Lateinischen, und erst nach langer Gewöhnung werden uns diese letztern den schnellen Totaleindruck gewähren, den die erstern geben.

Die Gegner unsers Dichters hatten nach dem glänzenden Schiksal, welches dem „Raben“ zu Theil geworden war, einräumen müssen, daſs es nicht bloſs das Possenhafte und sogenannte Kindische sei — (dessen Werth sie ohnehin nicht zu schätzen wuſsten) — wodurch dieses Schauspiel gefallen habe. Dieser Vorwurf konnte bei den Kurzsichtigen, in Hinsicht auf das Mährchen von den Pomeranzen, wol einigen Schein des Rechtes bekommen; aber in jenem zweiten Schauspiele sprachen die Scenen voll hoher Würde und reinem Pathos zu kräftig, als daſs man jene Opprobration auch hier hätte gebrauchen können. Man steckte sich daher hinter das Wunderbare, durch dessen geschickten Gebrauch allein der Rabe gefallen habe, man gestand ein, Gozzi sei wirklich nicht ganz ohne Talent, aber .... hier folgte dann alles, was das Antigenie im Zorn über die ächte Genialität vorzubringen pflegt. Gozzi entschloſs sich diesen Vorwurf mit einem Schlage zu vernichten, indem er zu dem folgenden Schauspiele einen Stoff wählte; der so einfach war, daſs man bei der ersten superfiziellen Ansicht desselben, fast glauben sollte, es sei unmöglich, ihn zu einem Dramá von fünf Akten auszuarbeiten. Die Lösung dreier Räthsel, das Auffinden eines Namens — das ist alles, was die ganze Handlung des Stücks bildet, und in der That konnte es weder dem Kalaf noch der Turandot so schwer fallen, die Räthsel zu lösen, und den Namen zu finden, als es selbst einem gewandten Schriftsteller werden muste, eine solche dramatische Aufgabe glücklich zu lösen. Wirklich scheint selbst Gozzi nicht ohne einigen Triumph daran zu denken, daſs man ihm dergleichen Kunststücke nicht leicht werde nachthun können; allein, wenn man ihm auch in diesem Punkte vollkommen Recht wird geben müssen, so fragt es sich doch immer noch, ob er überhaupt wol Recht daran that, daſs er dem seltsamen Verlangen seiner Gegner, das poetische Talent nur durch die Bearbeitung solcher einfacher, von allem Wunderbaren entblöſster Stoffe zu beurkunden, nachgab, eine Frage, deren Beantwortung sich im Verlauf dieser aphoristischen Untersuchung wol von selbst wird ergeben müssen.

Gleich der erste Eindruck dieses Stücks ist sehr verschieden von dem, der den meisten andern Gozzischen Dramen eigen zu sein pflegt. Hier nehmen uns nicht, wie sonst, die fröhlichen Scherze eines Truffaldin, Pantalon oder Brighella in Empfang, es ist nicht das ungebundene üppig freie Leben, wie im „König der Genien“ oder dem „grünen Vögelchen,“ das uns hier begegnet; es ist etwas Düsteres in allem, was uns gleich beim Anfang der Turandot entgegentritt.

Wir erblicken eine Vorstadt von Pecking, über deren Thore eiserne Stangen, mit Prinzenköpfen besteckt, hervorragen. Dieser Anblick hat natürlich nichts Erfreuliches, ja er wird, wenn der Dekorateur nur einigermaſsen das Imposante liebt, sehr leicht gräſslich werden können. Der vertriebene Prinz Kalaf, und Barak, sein ehemaliger Hofmeister, eröffnen die Scene. Sie begegnen sich in fremdem Lande, weit von der Haimath, und es ist ganz natürlich, daſs sie sich ihre Schiksale erzählen; aber so glücklich Gozzi auch die gewöhnlichen Fehler von dergleichen Erzählungen vermieden hat, so leise er auch über Manches hinwegstreifte, das ein minder geübter Dichter weitläufiger aus einander gesetzt haben würde, so ist es doch auch ihm nicht möglich gewesen, das Unangenehme, welches hintereinander folgende Erzählungen gleich zu Anfang des Stücks, wo die Handlung beginnen sollte, nothwendig an sich haben müssen, gänzlich zu vermeiden. Dann kommt nun überdies noch eine neue Geschichte von der Bizarrerie der Turandot, und ihrem wunderbaren Hang, die Prinzen köpfen zu lassen, die nicht scharfsinnig genug sind, ihre Räthsel zu lösen.

Trefflich gedacht ist es, und von tragischer Wirksamkeit, daſs Kalaf völlig gleichgültig bleibt bei Baraks Nachricht, daſs er ganz ruhig erwiedert:

Ich hab's gehört. Das abgeschmackte Mährchen
Hab ich schon oft belacht. — u. s. w.

aber ein wenig grell ist es doch wol, wenn er nach der Beendigung der Geschichte hinzusetzt:

— — Sprich! ists nicht so? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannst für (vor) langer Weile.

Abenteuerlich, seltsam, fantastisch mochte Kalaf diese Erzählung finden, aber langweilig nicht; und es ist nur gut, daſs wol nur wenige Zuschauer ihm darin beistimmen werden; denn, sollte sich das Misgeschick wirklich zutragen, so wäre ihm, der sobald die Hauptrolle darin spielen soll, gar übel gerathen.

Barak bemüht sich ihn von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, indem er ihm die Schädel der Prinzen zeigt, die Turandots Räthsel nicht zu lösen vermochten. Aber Kalaf antwortet nichts weiter als:

— — — — — Grausenvoller Anblick!
Und lebt ein solcher Thor, der seinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu besitzen!

und gleich darauf:

„Irgend ein Geck.“

Diese Invektiven können, wie mich dünkt, um so weniger gefallen, da Kalaf dadurch etwas aus dem Costüm der romantischen Chevallerie tritt, deren Geist es war, alles zu wagen, um der Frauen willen, keine Bitte, auch nicht die bizarrste, ihnen abzuschlagen, für sie in den Tod zu gehen, um einer Haselnuſs oder ein paar Barthaare willen, wenn ihnen der Sinn danach stand. Freilich gehört Kalaf zu den Chinesen, an denen man dergleichen fantastische Gesinnungen nicht eben will bemerkt haben, aber er fällt deshalb doch in das Gebiet der Romantik, und hatte ihn auch Gozzi zum

Prinzen von Abyſsinien oder Japan gemacht. Im Reich der Fabel giebt es keinen Nationalcharakter, als den der Fabel.

Der Schall von gedämpſten Trommeln, die den Tod des Prinzen von Samarkanda verkünden, bringt noch höhern Ernst in die Szene hinein und die Erzählung des Ismael von der Art, wie er starb, vollendet den tragischen Eindruck.

Weine nicht, sprach er. Gern und ſreudig sterb ich, *)
Da ich die Liebste nicht besitzen kann.
Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
Daſs ich ohn' Abschied von ihm ging. Ach nie
Hätt er die Todesreise mir gestattet!

---

*) Diese Jamben sind allerdings nicht die reinsten, besonders klingt der Anfang derselben fast wie der Eingang eines Hexameters. Vielleicht war hier eine mimische Darstellung von dem leidenden Moment des Prinzen beabsichtigt, aber dann waren sie doch verfehlt.

Zeig ihm dies' Bildniſs! Wenn er diese
Schönheit
Erblickt, wird er den Sohn entschuldigen.

Mit Heftigkeit wirft Ismael das verhaſste Gemälde auf den Boden, und in dieser zufälligen, trefflich herbeigeführten Aeuſserung seines Schmerzens liegt auch das Schicksal Kalaf's. Der Geist der Romantik, der von dem Prinzen beleidigt war, rächt sich nur zu bald an ihm, aber jener wird auch erst, von dem Augenblick an, daſs er ihm anheim fällt, interessant. In seiner frühern sogenannten Selbstständigkeit war allein der Trotz des Jünglings zu schauen, der nur mit den Gewöhnlichkeiten des Lebens zu thun gehabt hat und sich auf den Kampf mit ihnen etwas zu Gute thut. Der Moment, der ihn für ‚Turandot entzündet, ist der Anfang seiner poetischen Existenz. —

Mit einem fast rohen Trotz nimmt er das Bild vom Boden auf. Durch Spott und Hohn scheint er gleichsam die Nemesis reizen zu wollen.

Ich will sie doch betrachten, diese mörderische Schönheit, sagt er, und als ihn Barak noch einmal abhalten will, antwortet er mit der höchsten, ungebildetsten Lästerung:

Du bist nicht klug —

(Man dürfte wünschen, Schiller habe hier andre Worte gewählt, weil diese denn doch fast gemein sind, und auch bei dem gebildetsten Publikum eine Art von Lächeln erregen müssen, das hier gar nicht an seiner Stelle ist)

— Wenn du so schwach dich fühlst,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Vielweniger mein Herz besiegt. Und was
Lebend'ge Schönheit nie bei mir vermocht,
Das sollten todte Pinselstriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt andres
Am Herzen als der Liebe Narrenspiel.

Hier, dünkt mich, sollte Kalaf das Gemälde aufnehmen, denn das:

Zum Henker, Einfalt. Du beleidigst mich

ist nicht bloſs überflüſsig, sondern auch an sich zu unangenehm, als daſs man dem Zuschauer zumuthen könnte, es mit Vergnügen anzuhören.

Hingerissen von Entzücken über die nie geahndete Schönheit, will Kalaf alles wagen, um zu Turandots Besitze zu gelangen. Das trauen wir ihm allerdings zu, aber sonderbar ist es, daſs man seine Trunkenheit denn doch nicht trunken genug findet. Anfänglich, meine ich, denn nachher überzeugt er uns so lebhaft davon, daſs wir wol daran glauben müssen. Auch ist es schon ein gutes Zeichen, daſs er seine Schöne wenigstens erst noch zu sehen hofft, ehe er stirbt.

Indem, (so steht im Text) erhebt sich die fürchterliche Larve eines Nachrichters über dem Stadthore und man sieht ihn einen neuen Kopf hinpflanzen, während der vorige Schall verstummter Trommeln diese Handlung begleitet.

Abgerechnet, daſs man überhaupt an den vorigen Köpſen schon genug hat, und ihre plastische Gräſslichkeit, wenn ich so sagen darf, eher noch erträgt als diese transitorische, so steht auch wol zu fürchten, daſs bei einer Aufführung, besonders auf gewöhnlichen Theatern, wo dergleichen solenne Akte meistens mit etwas Unbeholſenheit ausgeführt zu werden pflegen, dieser ganze Anblick des Nachrichters, (der den scharlachrothen Mantel nicht wird entbehren können) etwas Peinliches, Widerwärtiges, vielleicht gar — ſchlechthin Ekelhaftes werde haben müssen. Ich selbst habe die Turandot leider noch nicht aufführen sehen, aber es ist wol sehr wahrscheinlich, daſs es sich damit also verhalten werde, so wie denn überhaupt manche Idee — in der Idee ganz tragisch scheinen kann, die in der — Erscheinung unangenehm ausfällt.

Kalaf geht in sein Verhängniſs. Skirina's Neugierde wird angedeutet und Barak's hoffende Ergebung. Nur die letzten gereimten Zeilen:

— Dem Fohi opfern und den Armen spenden,
Gebete sollen sie für ihn gen Himmel senden
Und sollen wund sich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter sie erhören —

wollen die gehoffte Wirkung nicht recht thun, woran vielleicht der Alexandriner in der zweiten Zeile, das wiederholte Sollen und andere kleine Nachlässigkeiten die Schuld tragen.

* * *

Fünfter Brief.

Der zweite Akt versetzt uns in den kaiserlichen Divan, mithin ist Hoffnung da, daſs sich auch einige lustige Personen zeigen werden, nach denen man sich im ersten Aufzug vergeblich sehnte. Truffaldin und Brigella eröffnen die Szene. Ihre Reden sind im Original bloſs angedeutet, weil Gozzi sich zu seiner Zeit auf die Truppe Sacchi verlassen durfte, sie werde diese Andeutungen nicht misverstehen, und das Fehlende schon ergänzen, eine Hoffnung, die in unsern Zeiten fast kühnlich genannt werden dürfte. Wenigstens hat ihr Schiller nicht Raum gegeben, sondern die ganze Szene mit vielem Fleiſs ausgeführt, indem er sich gänzlich an Gozzis Notizen hielt und fast nichts Eigenes hinzuthat. Es scheint gewagt, daſs S. für diese Szene Jamben wählte, und Gozzi selbst rügt es oft als einen Uebelstand, daſs es zu seiner Zeit in Italien Mode geworden sei, die komischen Personen, ganz wider ihre Natur, in Martellianischen Versen reden zu lassen, welche Seltsamkeit ihm einmal zu einer höchst ergötzlichen Parodie Gelegenheit gegeben hat. Allein die Jambe trifft dieser Vorwurf nicht, oder doch nur in sehr geringem Grade, und besonders da Schiller sie in diesen Szenen auf eine sehr leichte, spielende Art behandelt hat, so daſs man kaum merkt, ob man Prosa oder Jambe liest, oder, wenn man es bemerkt, doch auch zugleich die Leichtigkeit wahrnimmt, mit der sie hingeworfen sind. Z. B.

„Das sind mir heillos niederträchtige"
„Einer, der ganz ist, hat ein menschlich
Herz" —
— „Mögen sies haben! Auf dem Stadtthor stehts" —
„Excellenter Einfall! — Werben kann ein
jeder"

„Das tanzende Wasser und den singenden Baum
Zu hohlen, und den Vogel, welcher redet“ —

(Anspielung auf ein bekanntes Mährchen, das nicht selten ist bearbeitet worden.)

„'s kann einer ein rechtschaffner Kavalier“ u. s. w.

Was übrigens den eigenthümlichen Charakter Truffaldins und Brigellas, Pantalons und Tartaglias betrifft, so ist bei aller Aehnlichkeit in ihrem Betragen dennoch eine sichtbare Verschiedenheit in ihren Gesinnungen, die G. in allen seinen Stücken bald leiser, bald derber angedeutet hat. Worin sie alle durchaus überein kommen müssen, ist die Bemühung, dem Publikum Spaſs zu machen, bei welchem Amte sich indeſs bekanntlich nicht jeder gleich geberdet.

Altoum ist gleich anfangs mit feiner Jronie vom Dichter behandelt, die nachher noch rüstiger wird. Trotz aller Klagen, die ihm so reichlich vom Munde flieſsen, ist er, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, eine lustige Person, trotz aller Weisheit, die er in wohlgewundenen Perioden von sich giebt, ist er im hohen Grade lächerlich, und das um so mehr, weil er den Tic hat, sich nur mit langsamer Feierlichkeit und pathetischer Grandezza darzustellen. Er hat das Amt, über Empfindungen von allerlei Art hinüber und herüber zu reden, versteht sich mit vornehmem Anstand, welches er um so besser wird durchführen können, da es wahrscheinlich ist, daſs er die Empfindungen selbst nicht hat. Man muſs es ihm nachsagen, daſs er sich Mühe giebt, sie objektiv zu betrachten, so wie denn überhaupt nicht viel Subjektivität bei ihm anzutreffen ist, die in seine Umgebungen übergeflossen zu sein scheint. — Will man, so läſst sich auch einige Familienähnlichkeit zwischen ihm und dem vortrefflichen Gottlieb (im Zerbino) herausbringen, obgleich der letztere noch ungleich ergötzlicher gedacht und ausgeführt worden ist.

Ueberhaupt war dies Mährchen wirklich der Gefahr ausgesetzt, zu sehr an den tragischen Ernst zu streifen. Daher hat denn auch Gozzi keine Gelegenheit, die sich zum Spaſse darbot, versäumt; daher denn auch das komische Opfer von 300 ſetten Ochsen für den Tien, 300 Pferde für die Sonne, und 300 Schweine für den Mond, daher der Anruf an die gelehrten Lichter des Divans, die dem Kaiser zu Hülfe kommen sollen, wenn ihm der Schmerz die Worte versagt, daher scheint denn auch der „unkluge Jüngling“ entstanden zu sein, welches harte Wort der Kaiser dreimal auszusprechen hat, (S. 35. 61. 63.) daher die trefflich komischen eindringlichen Reden des gutmüthigen Pantalon, der den Prinzen so gern von seinem gefährlichen Unternehmen zurückbringen möchte, indem er ihm zu Gemüthe führt, daſs hier keine solche leichte Räthsel aufgegeben werden möchten, wie man sie im Kinderfreunde *) zu lesen be-

---

*) Eben so hat auch Hr. Fr. Rambach in seiner ſast ganz unbekannt gebliebenen Bearbeitung

kommt; daher endlich das ganze höchst seltsame Verhältniſs zwischen Vater und Tochter, ein Verhältniſs, dessen Lächerlichkeit nur leise angedeutet ist, und vielleicht von manchem Schauspieler, und mancher Schauspielerin übersehen werden dürfte. Von einer ſast gleichen, sehr überdachten Wirkung sind die lahmen Alexandriner, in denen das Gesetz abgeſasst ist:

Es kann sich jeder Prinz um Turandot bewerben,
Doch erst drei Räthsel legt die Königin ihm vor.
Löst er sie nicht, muſs er vom Beile sterben,
Und schaugetragen wird sein Haupt auf Pekins Thor.

---

der Turandot (Leipzig 1799) diese Stelle übertragen, und ſast noch leichtere Aufgaben gewählt als Schiller. Daſs er übrigens die wirklichen Räthsel der Prinzessin ganz so beibehielt, wie sie in der ersten deutschen Uebersetzung (Bern, 1778) stehen, verdient tadelnd bemerkt zu werden.

Löst er die Räthsel auf, hat er die Braut gewonnen;
So lautet das Gesetz, wir schwörens bei der Sonnen.

und dann des Kaisers Ausruf im Lohensteinschen Styl:

O Blutgesetz! Du meine Qual und Pein!
Ich schwörs bei Fohis Haupt, du sollst vollzogen sein.

Was nun die Räthsel selbst betrifft, so that Schiller sehr wohl, daſs er sich nicht an die von Gozzi gegebenen, für das Italienische Theater berechneten, band, daſs er ihr Nationelles verwischte, und sie zum Allgemeinen hinüberspielte. Wie uninteressant müſste nicht Deutschen Zuschauern ein Räthsel sein, dessen Lösungswort (wie bei einem im Original) der „adriatische Löwe“ ist? Ein gewöhnlicher Uebersetzer, dem es um den augenblicklichen Beifall des Publikums zu thun gewesen wäre, hätte wahrscheinlich wieder eine nationelle Beziehung

— so schwer sie auch in Deutschland zu finden ist — in diese Räthsel gelegt, ohne zu bedenken, daſs er sie dadurch würde gleichsam a priori enträthselt haben.

Warum aber hat Schiller nicht auch ein anderes Räthsel, dasjenige, um welches sich das ganze Stück bewegt, ich meine Turandot's Männerhaſs, gleichfalls unenträthselt gelassen? Er hat es versucht, ihn klar zu machen, ihn zu motiviren, und darin hat er, meiner Ueberzeugung nach, gefehlt, weil dadurch das Mährchen fast Gefahr gelitten hat, aus seiner ihm eigenthümlichen Sphäre, des Willkührlichen, Fantastischen, verrückt zu werden. Turandot haſst die Männer, ohne daſs wir fragen sollen warum? gerade weil es ein Mährchen ist, wobei wir uns natürlich auf einige interessante Bizarrerien gefaſst machen müssen, die den hauptsächlichsten Reiz ausmachen. Das Mährchen wird inkonsequent, wenn es also konsequent werden will, d. h. wenn es sich auf dergleichen Fragen einlässt, es verlässt zur Hälfte seine Gattung, die sich eben in jener fantastischen Willkührlichkeit gefällt, und wird zur Hälfte zur Novelle. Jede Zwittergattung ist aber an und für sich schon tadelnswerth, sie mag auch noch so fleiſsig bearbeitet sein. Denken mögen wir uns immerhin einen Grund von dem Männerhasse der chinesischen Prinzessinn, wenn wir uns nun einmal nicht dabei beruhigen wollen, daſs dem also sei; aber wir sollen nur nicht die Prätension an sie machen, sich deshalb gegen uns zu erklären.

Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. —
— — — —
Muſs denn die Schönheit eine Beute sein
Für Einen? Sie ist frei so wie die Sonne,

Die allbeglückend herrliche am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch keines Sklavinn und Leibeigenthum.

Wer würde nicht gern einräumen, daſs diese herrlichen Gedanken wol aufſteigen können in einer königlichen Brust; nur sagen, dünkt mich, sollte sie Turandot nicht: und die, die ganz geruhig sich vernehmen lässt:

Ich will nun einmal von dem Mann nichts wissen,
Ich haſs ihn, ich verachte seinen Stolz
Und Uebermuth u. s. w.

wird schwerlich es der Mühe werth finden sich weitläufig zu entschuldigen:

Der Himmel weiſs, daſs jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grausamkeit.

Ich bin nicht grausam. Frei nur will ich sein,
Bloſs keines Andern will ich sein u. s. w.

Sollte man etwa meinen, sie lasse sich deshalb so herab, weil sie Kalaf liebe, so scheint man mir auch in jener Voraussezzung zu irren. Sie liebt ihn nicht, nur sein edler Anstand, die kühne ruhige Demuth, die sie bisher bei ihren Werbern nicht gesehen hatte, macht ihn ihr interessant.

Unter den einzelnen kleinern Zügen, die dem neuen Bearbeiter besonders geglückt sind, rechne ich noch das Endurtheil der Doktoren:

Das Gesetz ist aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud. Man gebe sich die Hände.

Hier ist der etwas unbehülfliche Reim vollkommen an seiner Stelle, und kann die komische Wirkung, die beabsichtigt war, nicht verfehlen. Neuere Dichter haben den Reim oft so angewendet, und nicht minder glücklich, wovon sich besonders aus dem Herkules am Scheidewege im poetischen Journal mehrere Beispiele anführen lassen.

Sechster Brief.

Der erste Akt ist der Prolog des Stücks, der zweite führt es schnell und kräftig zum Gipfel hinauf, im dritten wird es, wie es scheint, sinken müssen. Die Räthsel hat Kalaf gelöst, aber nicht den starren Sinn der Geliebten. Betäubt von dem Gefühl, überwunden zu sein, umrauscht von dem Lärm der Trompeten, und dem freudigen Toben der sie umgebenden Menschen, sinkt Turandot in Ohnmacht.*) Ihr verworrenes

---

*) Ich erinnerte mich dabei an die Ohnmacht des Othello, nach dem bekannten Monolog, den man wohl einen wahrhaften Monolog nennen darf: „Bei ihr? — Schrecklich! — Mehr

Gefühl hat keine Worte mehr, es überwältigt sie; — doch nur auf wenige Augenblicke, dann erhebt sie sich von Neuem, und erklärt mit vieler Bestimmtheit, daſs sie lieber sterben, als einem Manne unterthan sein wolle. Daſs sie ihm von Neuem drei andre Räthsel aufzurathen geben will, die wo möglich noch schwerer sein sollen als die vorigen (die allerdings nicht eben schwer zu lösen waren), das ist freilich ein in ihrer Lage, und bei ihrer Passion für dergleichen Verstandesübungen, sehr natürlicher Gedanke; doch erwehrt man sich schwerlich dabei eines Lächelns, von dem

---

als genug! — Schnupftuch! — Geständniſs — ich zittre — Ists möglich? — sein eigen Geständniſs? — Teufel! —" Hier entzieht uns Shakspear, weise und milde, den Anblick des erhitzten Mohren; ja, er musste ihn uns hier entziehen, denn es ist schlechthin nothwendig, daſs ihn hier seine Kräfte verlassen, und er ermattet zu Boden sinkt. Etwas Aehnliches dachte vielleicht auch Gozzi bei jener Stelle.

man nicht mit Sicherheit zu sagen weiſs, ob es Gozzi wirklich beabsichtigte. Natürlich, daſs der wackere Altoum, dem dergleichen abenteuerliche Gesinnungen schon längst verhasst waren, mit kräftiger Stimme sein Veto dazwischen ruft, ja daſs er sich selbst durch den Dolch nicht irre macht, den die echaufirte Prinzessinn hervorzieht, um sich damit das Leben zu rauben, das keinen Werth für sie mehr hat, wenn es nicht frei ist. Doch Kalaf fürchtet solche arge Wallungen, er bittet selbst für sie, die Unerbittliche, und giebt ihr nur, zur Wiedervergeltung, seinen eignen Namen als Räthsel auf; muſs aber für diese Gutmüthigkeiten sich von dem Kaiser, einen „unsinnigen, unklugen Iüngling“ schelten hören.

Im dritten Akt verwickelt sich Adelma, die Tartarische Prinzessin, bei der Kalaf, schon früher, die Empfindung der Liebe weckte, immer mehr und mehr in die Handlung, doch ohne daſs wir es besonders gern sehen dürften, da wir schon vorher wissen, sie werde nicht reüssiren können.

Turandot bemüht sich auſs Eifrigste, den Namen des Prinzen zu erfahren, wobei ihr Zelima zu Gemüthe führt, daſs sie eigentlich doch nur gegen sich selbst handle; auch sei es ja kein allzugroſses Unglück, Frau zu werden. Ihre Ermahnungen werden nicht geachtet, da auch Adelma, zum Schein, gänzlich der Chinesischen Prinzessin beistimmt, und diese wiederholt ihren seltsamen Entschluſs, wenn sie den Namen nicht finde, „sich die Brust mit einem Dolch zu zerstoſsen.“ —

Nun verspricht auch Zelima ihre Beihülfe. Ihre Mutter Skirina hat in der Freude über die Nachricht, daſs Kalaf die Räthsel gelöset habe, und noch unbekannt mit dem neuen Wettstreit, verrathen, daſs der Prinz bei ihr geherbergt habe, daſs ihn Hassan, ihr Gatte, sehr wohl kenne. Von diesem werde sich denn auch wol der Name herausbringen lassen, den er jetzt noch standhaft verberge. Adelma räth, den Hassan unvorbereitet ins Serail bringen zu lassen, und ihm mit Gewalt das Geheimniſs abzupressen. Turandot fällt ihr gerührt um den Hals, und bewilligt alles, was zur Ausführung des Plans vonnöthen sein dürfte.

Man muſs gestehen, und warum sollte man es nicht auch gern einräumen, daſs diese Szenen mit vielem Fleiſs, recht wakker durchgeführt sind; des ungeachtet fühlen wir dabei eine halbe Ermüdung, deren Ursach nicht in der Darstellung, sondern in der Sache selbst liegt. Wir folgen der Prinzessinn nicht mehr gern bei einer Unternehmung, zu der sie sich nur mit Unterdrückung der schönern Weiblichkeit entschliessen kann; auch scheint es, als liege das Ende des Stücks schon zu nahe, und werde nur absichtlich noch hingehalten. Ich sage: „Es scheint," ein Wort, das ich sonst zwar in Kritiken nicht liebe, das ich aber doch, wenn von einem Gozzi die Rede ist, nicht so gar schnell mit einem

„es ist“ vertauschen mögte. — Mit Vergnügen sehen wir bald darauf den Pantalon, Tartaglia, Brighella und Truffaldin einige Scherze treiben, die indeſs bei weitem nicht so scherzhaft sind, als in den meisten andern Gozzischen Stücken, und die sich auch mit dem gegenwärtigen Drama nicht ganz nach Wunsch amalgamiren wollen.

Der alte König Timur in seiner dürftigen Kleidung kann nicht den angenehmsten Eindruck gewähren. Er macht auf einiges Mitleid Anspruch, und das erregt er denn auch allerdings bei den Zuschauern, allein dieses Gefühl, so wie es uns hier gegeben wird, ist wahrlich kein ästhetisches. Ueberhaupt glücken unserm Gozzi die liberalen Scherze und fantastischen Sprünge ungleich besser, als die pathetischen Scenen, wo er auf einseitige Art Rührung zu bezwecken sucht. Den Raben ausgenommen wüſste ich kein Gozzisches Stück, wo sich nicht, bei solchen Scenen, neben der beabsichtigten Rührung, oder auch wol ohne diese, ein anderes beinah unfreundliches Gefühl des Zuschauers bemächtigte. Es ist, als sei in dem Gemüthe des Dichters, das sich uns auch in den Vorreden meistens nur in scherzender Ruhe und spielender Erhebung offenbart, nur wenig Reflex für das Tragische gewesen, so daſs er beinahe gezwungen gewesen sein muſs, es gleichsam nur aus dem Kopfe darzustellen. Deswegen hat es oft etwas Arithmetisches, bei dem aber der Calcül nicht immer ganz richtig ist.

Ueberhaupt neigt sich das Tragische unsers Dichters öfters bis zur sogenannten bürgerlichen Tragödie herab, wie dies besonders bei seiner „Doris“ der Fall ist, dem schlechtesten Stücke, das er je geschrieben hat. Hier bekommt man nur bei äusserst wenigen Stellen eine Ahndung davon, daſs es wirklich aus seiner Feder geflossen ist. Der arme Stoff vertrug fast nichts von des Dichters innerm Reichthum, und jedes Fremdartige erblicken wir hier mit desto unangenehmerm Gefühl, je erfreulicher jenes war, das Gozzis Eigenthümlichkeit in uns hervorzuruſen weiſs.

Siebenter Brief.

Jetzt werden wir die Klippe gewahr, an der das Schauspiel Gefahr läuft, zu scheitern. Es ist der Anfang des vierten Akts, wo Turandot das Geheimniſs des Namens von Timur und Barak zu erpressen sucht. Sie tritt, begleitet von Zelima und Skirina und den Verschnittenen, die alle entblöſste Säbel und Dolche tragen, mit strengem und drohendem Blicke auf, und spricht mit einer Majestät und Feierlichkeit, die ihr unmöglich gut stehen kann:

Noch ist es Zeit. Noch laſs ich mich herab
Zu bitten. — Dieser aufgehäuſte Berg
Von Gold ist euer, wenn ihr mir in gutem

Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Besteht ihr aber drauf, ihn zu verschweigen,
So sollen diese Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt seht, euer Herz durchbohren!
Heda! ihr Sklaven, machet euch bereit.

Barak beharrt auf seinem Schweigen, doch verliert er in so weit die Grazie, daſs er die Skirina ein „heillos Weib“ nennt, und ihr zu Gemüthe führt, wohin ihre „Plauderhaftigkeit“ sie alle gebracht habe; indeſs besinnt er sich bald, und bittet sie, nicht um ihn zu jammern, sondern nur für Timur ihre Thränen zu sparen, um mit denselben Turandots Felsenherz zu erweichen. Es ist ein guter, ökonomischer Sinn in diesen Reden.

Timur weiſs nicht, woran er ist, Barak bittet ihn, nicht zu reden, und Turandot geht so ganz aus dem Costüm der Weiblichkeit, daſs sie ihren Sklaven befiehlt, den Verwegnen „zu züchtigen“. Sie schwört dem dazwischen tretenden Timur bei ihrem Haupt und dem furchtbaren Fohi — (von dem man nähere Nachrichten wünschen möchte) — daſs weder des Prinzen Leben noch irgend eines andern hier „Gefährde" drohe, wenn sie die Namen erfahren werde. Aber sie hat sich bereits so sehr in Miskredit bei Barak gesetzt, daſs er mit der harten Rede dazwischen fährt:

„Halt Lügnerin — nicht weiter — glaubt
ihr nicht!
Verrätherei lauscht hinter diesem Schwur.

Er redet noch manches Andere, aber ohne Eindruck auf die Prinzessin zu machen, die denn auch endlich sogar in die Worte ausbricht:

Ich bin der Worte müd' — Ergreift sie
Sklaven!
Durchbohret sie!

wobei sich allerdings die Frage aufwerfen läſst, ob ein Mädchen, das, um einer seltsamen Eitelkeit zu fröhnen, zwei alte Männer, deren Standhaftigkeit ihr ehrwürdig sein musste, ein wenig durchbohren lassen will, noch fernerhin ein Gegenstand des ästhetischen Vergnügens sein könne. Das Gefühl der reinen Sittlichkeit — die sich zu dem ächten Schönheitsgefühl immer gesellen muſs, wie der linke Flügel des Adlers zu dem rechten, — dürfte vielleicht die Frage verneinen, so wie denn auch wol selbst der Zuschauer, der bloſs das billige Verlangen des Anstandes und der Vornehmheit erzielt haben will, mit diesen Aeuſserungen einer unköniglichen Begierde, zu quälen und zu tödten, schlecht zufrieden sein möchte. Aber vielleicht meint man, mit einem Mährchen solle doch nicht so schwer verfahren werden, wie mit einer andern poetischen Produktion; allein diese Einwendung versteht sich entweder selbst nicht, oder sie räumt auch zugleich etwas ein, das weder Gozzi, noch irgend ein andrer Dichter einräumen darf, der als solcher auftreten will und kann. Einem solchen soll und darf schlechthin nichts verziehen werden, weil er eine solche Verzeihung nur verschmähen würde.

Auch das stete Kokettiren mit sich selbst muſs in der That nach- und nach peinlich werden, besonders da Turandots Rolle ohnehin schon überladen genug war. Stellen wie folgende:

Kann ich mich noch mit diesem Siege krönen,
Weſs Name wird dann gröſser sein als meiner?
Wer wird es wagen, sich in Geisteskraft
Mit Turandot zu messen?
— — —
— Wie Turandot? Wo ist der edle Stolz
Der groſsen Seele? —

erinnern fast an einige gar nicht sehr bedeutende Personen im Fiesko, die sich ganz keck Genuas gröſseste Herzen nennen, ohne daſs der Zuschauer auch nur ahnden könnte, warum sie sich also benennen.

Doch der folgende (fünfte) Auftritt ersetzt Manches. Er ist mit der, unserm Gozzi ganz eigenthümlichen Laune und immer steigender Ironie durchgeführt worden. Wir erblicken die misrathene Vornehmheit, die gemachte Grazie und Würde im Kampf mit dem, was durch sich selbst so ist, als es ist, und das Zerfallen jenes gemachten Anstandes ist das angenehme Schauspiel, welches uns hier bereitet wird. Altoum hat durch Briefe aus fernen Landen den Namen und den Stand des Fremdlings erfahren, der so kühn um seine Tochter geworben hat. Dies macht dem tiefsinnigen Manne ganz besondere Gedanken, und er findet zuletzt den Spruch auf:

So führt das Schicksal am verborgnen Band
Den Menschen auf geheimniſsvollen Pfaden,
Doch über ihn wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret sich der Faden.

Ohne Zweifel merkt er es selbst, daſs er in Versen spricht, welches Ungemach ihm wol nur äusserst selten begegnen konnte, aber

Pantalon, der die prosaische Majestät wol kennen muſste, kann sein Erstaunen nicht unterdrücken:

> Rappelts der Majestät? Was kommt sie an,
> Daſs sie in Versen mit sich selber spricht?

Hier werden wir auf eine angenehme Weise an die Manier eines neuern deutschen Dichters erinnert, der oft das Schauspiel im Schauspiel sich beschauen lässt. Aber auch hier, wo nur das Einzelne im Einzelnen sich reflektirt, thut es eine höchst ergötzliche Wirkung, besonders wenn man dabei an den gewaltigen Tadel denkt, den handfeste Kritiker, die sich zu Virtuosen der Natürlichkeit bekennen, gegen dergleichen humoristische Selbstbeschauungen unfehlbar vorbringen werden.

Altoum erbietet sich, seiner Tochter die Namen zu sagen, mit deren Auffindung sie sich schon so lange quält, doch soll sie ihm schwören, daſs sie dann dem Prinzen aus eigner Wahl die Hand reichen und sein

Leiden endigen wolle. Turandot kämpſt mit ihrem „stolzen Herzen“ dem sie ein „Herunter! — Bequeme dich!“ zuruſt, aber es scheint doch bald als wolle es sich nicht bequemen, herunter zu gehen, und sie ruſt sich Adelmas Versprechen zurück. Endlich sagt sie ganz bestimmt:

Ich bin entschlossen — Morgen
In aller Früh versammle sich der Divan

Da verliert endlich Altoum die Tramontane, der Faden seiner Geduld zerreiſst, den er vorher schon einmal mit Mühe wieder angeknüpft hatte, als er sich zu guter letzt zur Milde und Mäſsigung zwang. Er fährt die Prinzessin mit gar harten Worten an, er nennt sie eine „Unsinnige, Verstockte, Blindes Herz, noch blinder als der Albernste des Pöbels;“ und da er doch nun einmal aus seiner sonst wohlverschanzten pathetischen Ruhe herausgegangen ist, so fügt er noch mit einiger Schadenfreude hinzu, er sei gewiſs, daſs sie sich öffentlich beschimpfen werde, der Priester solle die Trauung beim lauten Hohngelächter des Volks vollziehen, von welchem solennen Akt er sich nicht wenig Spaſs zu versprechen scheint. Er wolle nun gar nichts mehr mit ihr zu schaffen haben, da ihr nicht zu rathen, noch zu helfen sei. Somit geht er von dannen.

Die folgenden Szenen, in denen Kalaf Anfechtungen der verschiedensten Art zu bestehen hat, bis er endlich von einer sonderbaren Leidenschaft hingerissen, seinen Namen aussprichst, erinnern fast wieder an jene Auftritte, in denen Timur und Barak, nur auf eine etwas materiellere Weise, gequält wurden, und mancher einzelne Scherz der privilegirten Spaſsmacher kann die drückende Empfindung nicht ganz von uns verscheuchen, die durch besagte Anfechtungen erregt werden. Daher kommt es denn wol auch, daſs selbst manches gebildete Publikum (z. B. das Weimarische) die Turandot nicht hat goutiren wollen, und noch heute las ich in einem der Oktoherblätter von der Zeitung für die elegante Welt, einen Versuch, die Klage über die Langeweile, welche dieses Stück verursachen sollte, in Spaſs einzukleiden. Aber er ist nicht sonderlich gelungen dieser Versuch, und der gute Bonifazius Ehrlich scheint nicht ohne lange Weile sich an die gehabte Langeweile zu erinnern, so wie es denn überhaupt eine kützliche Sache ist, von dem Ennui auf eine nicht ennüyante Art zu erzählen. Wer bei einem Mährchen von Gozzi Langeweile fühlt, und sie so ruhig und laut eingesteht, der ist wol mit Recht zu beschuldigen, er habe sie erst hineingelegt.

Was übrigens das Aussprechen des Namens betrifft, so ist es mit vieler Künstlichkeit herbeigeführt. Adelma erzählt dem armen Prinzen traurige Dinge von der Dame seines Herzens:

Wo wollt ihr hin? Ihr hofft noch euch zu retten?

Unglücklicher, ihr wiſst nicht, wo ihr ſeid,
Daſs euch des Mordes Netze rings umgeben!
Dieſelben Wachen, die der Kaiſer euch
Zu Hütern eures Lebens gab, ſie ſind —
Bedingt von ſeiner Tochter, euch zu tödten.

Hier iſt es nun wohl ſehr zu begreifen, daſs Kalaf auſſer ſich geräth. Die poetiſchen Räthſel hat er ſo glücklich gelöſt, und nun ſoll das Räthſel ſeines Lebens ſo proſaiſch gelöſt werden, und zugleich ſo ſchrecklich durch die Dolche, die die Prinzeſſinn erkauft zu haben beſchuldigt wird. Laut und heftig, mit dem Ausdruck des tiefſten Leidens ruft er aus:

O Timur, Timur, unglückſelger Vater
So muſs dein Kalaf endigen?

Er ſinkt immer tiefer in eine reſignirende

Verzweiflung, die hier fast zu tief rühren dürfte:

— — Leben fahre hin
Vergeblich ists, dem grausamen Gestirn
Das uns verfolgt, zu widerstehn — du sollst
Den Willen haben, Grausame — dein Aug'
An meinem Blute weiden. Süſses Leben
Fahre hin! Nicht zu entfliehen ist dem Schicksal.

Diese Berufung auf das Schicksal will sich hier nicht zum Besten machen, woran aber das Schicksal selbst unschuldig ist, sondern nur der Umstand, daſs es bei unsern neuern Trauerspieldichtern fast zur fixen Idee geworden zu sein scheint, es zu citiren, und, wenn es gleich hartnäckig genug ist, nur sehr selten wirklich zu erscheinen, so hat es doch durch diese häufigen Anrufungen so sehr von seiner Würde verloren, daſs wir uns eben so wenig schrecken lassen als durch das ciel!, peste! und diable! eines Franzosen. Es wird eine geraume Zeit vergehen müssen, ehe dieses gewichtige Wort seine volle eigenthümliche Bedeutung wieder erhält.

Achter Brief.

Adelma's Leidenschaft für den Prinzen will uns nicht recht zusagen, weil wir uns überhaupt für sie nicht sonderlich interessiren können. (Der andre Grund, der aber in diesem schon mit liegt, daſs wir sogleich vorherzusagen wissen, ihre Bemühungen werden vergeblich sein müssen, ist bereits oben erwähnt worden.) Es fehlt dieser Prinzessin die lebendige Gestaltung, die uns sonst auch bei den unerheblich scheinenden Nebenfiguren in Gozzi's meisten Dramen so angenehm zu überraschen pflegt. Es scheint, als habe der Dichter selbst sie sich nicht ganz klar gedacht, sie ist zu sehr als Nebenfigur gehalten, und doch greift sie zu sehr in die Handlung ein, als daſs wir sie dafür gelten lassen könnten. Ohne Zweifel hat auch sie den meisten Antheil an dem vulgären Urtheil, das Stück sei langweilig und kalt, ein Ausspruch, den sie, selbst isolirt gedacht, keinesweges verdienen würde. Ueberhaupt bitte ich Sie, mein Lieber, so mistrauisch als möglich gegen die Anklage der Kälte zu sein, möge sie auch mit noch so groſser Wärme gemacht werden. Der gewöhnliche Mensch, der selbst innerlich höchst kalt ist, scheint diesem Frost entfliehen zu wollen, wenn er das Theater besucht. Er will sich hier weiden an den hitzigsten Leidenschaften, zu denen er selbst durchaus kein Talent hat, es macht ihm Freude, hier die ungeheuersten Begebenheiten zu erblicken, die seinem eignen Leben, das eben kein rechtes Leben sein dürfte, gänzlich abgehen. Es macht ihm einigen Spaſs, hier den tiefsten unaussprechlichen Schmerz — aussprechen zu hören, und es labt ihn nicht wenig wenn er sieht, wie der Autor alle seine Kräfte in Activität setzt, um das consistenteste Pathos darzustellen. Es ist freilich eine seltsame Prätension, daſs der Dichter Heulen und Zähnklappen aufbieten soll, bloſs um die Leute da unten ein wenig zu erregen; aber sie wird in der That gemacht, diese Prätension. Man denkt sich die Poesie wie eine Flamme von gebranntem Wasser, und die Menschen, die dergleichen in sich spüren, beinahe wie — erschrecken Sie nicht über das böse Wort, aber es giebt kein anderes, beinahe wie Puter, die von dem sogenannten bösen Wesen ergriffen sind. — Daſs die wahre Poesie sich immer nur in ruhiger Klarheit offenbare, mit reinem Anstand und anmuthiger Grazie, davon ist ihnen vielleicht wol einmal etwas zu Ohren gekommen, aber die ganze Sache war ihnen lästig und sie haben sie Gottlob schon längst wieder vergessen. Hin und hergeworfene flakkernde Pechfackeln, wenn sie auch den thierischen Geruch nicht verleugnen können, ergötzen sie unendlich mehr als der Mond, der in stiller Herrlichkeit daher leuchtet, ein künstlicher Wasserfall, (selbst wenn sie die massiven Mühlenräder sehen sollten, die den Schaum aufwerfen, oder den schwitzenden Arbeiter, der mit groſsen Wassereimern zugieſst) erfreuet sie mehr als der mächtige Strom, der mit unsichtbarer Kraft seine Fluthen bewegt.

Daher denn auch die Urtheile über unsre ersten Dichter, besonders über Göthe, den Ersten der Ersten. Wie tief steht er nicht, im Auge des Volks, unter den Herren Omikron, Kühbuz und Silluk, (oder wie sie sonst heiſsen mögen) die die Pechfackeln schwingen, *) die Mühlenräder treiben und die Eimer leeren!

Nach dieser kleinen Ausschweifung, die ich nicht entschuldige, weil sie wie mich dünkt, immer an ihrer Stelle steht, kehren wir wieder zur Turandot zurück.

---

*) „Der hohe Lichtfunke Prometheus ist ausgebrannt, dafür nimmt man jetzt die Flamme von Berlappenmehl — Theaterfeuer, das keine Pfeife Tabak anzündet.“ (S. Die Räuber, dritte Auflage, Mannheim, 1799, S. 17.

Mit festem Sinne widersteht Kalaf den Vorstellungen der Adelma, die ihn zur gemeinschaftlichen Flucht auffodert, und nicht eben undeutlich ihre Liebe für ihn an den Tag legt. Er antwortet sehr ehrlich, daſs er sein Herz bereits verloren habe.

— — Ich erwarte hier mein Schicksal,
Noch tröstlich ists, für Turandot zu sterben.
Wenn ich nicht leben kann für sie —

Durch diese Worte, die die beabsichtigte Rührung gewiſs nicht verfehlen können, tritt Kalaf noch einen groſsen Schritt aus dem Mährchenkreise heraus; ja seine Liebe streift mit ihrer Zartheit fast an das Idyllische, welches bekanntlich dem Fantastischen gegenüber steht. Er scheint das selbst beinah zu merken, indem er in dem darauf folgenden Monolog diese Liebe selbst eine „edelmüthig treue“ nennt, welche nicht „Solches“ verdient habe um das tyrannische Herz.

Adelma verliert noch mehr durch ihr sonderbares Betragen. Sie nennt ihn anfangs einen Sinnlosen und Undankbaren, dann bittet sie ihn, nur sein Leben zu retten, dann spielt sie gar die Heldinn, die den Tod nicht scheuen will, lässt uns aber gleich darauf sehen, warum sie diese Rolle übernimmt, zuletzt nimmt sie gar ihre Zuflucht zum Spott, indem sie ihm nicht undeutlich zu verstehen giebt, daſs sie ihn züchtigen und loslassen könne.

Den trüben Ernst, der diese Szene bezeichnet, suchen Pantalon und Tartaglia durch allerlei Späſse, mit denen der fünfte Akt beginnt, zu verscheuchen. — Die Prinzessin hat überall Hülfe gesucht bei Altoum und den genannten Personen, aber keine gefunden. Pantalon erzählt:

— — Ungefrühstückt ging ich hin,
Es war so grimmig kalt, daſs mir der Bart
Noch zittert — Aufschub sollt ich ihr verschaffen,

Rath schaffen sollt ich — Bei der Majestät
Fürsprach einlegen — Ja was sollt ich nicht!
's war mir ein rechtes Gaudium und Labsal,
Ich läugn' es nicht, sie desperat zu sehen.

Dergleichen Expektorationen mögen allerdings ein Lächeln erregen können, aber sie sind doch nicht so ganz, wie sie sich Gozzi gedacht haben mag, wenn er auch ähnliche Worte, wie diese sind, dem Improvisatore der Sacchi'schen Truppe vorschrieb. Eben dies ist auch der Fall bei Tartaglia's Erzählung:

Ich ward um sechs Uhr zu ihr hinbeschieden,
Der Tag brach eben an, sie hatte nicht
Geschlafen, und sah aus wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde bat sie mich,
Gab mir die schönsten Worte, doch umsonst!
Ich glaube gar, ich hab ihr bittre Worte

Gesagt, vor Ungeduld und grimm'ger
Kälte.

Wenigstens wird es nur selten ein Schauspieler so vortragen, daſs es nicht an das Platte streift, besonders was den Punkt mit der Eule betrifft. Auf mimische Darstellung, die die Worte erst gehörig deutet, und das Fehlende ergänzt und supplirt, kommt hier fast alles an. An Frechheit soll es weder dem Truffaldin, noch dem Pantalon noch dem Tartaglia mangeln, aber es sei die ächt Italienische, romantische, nicht die, so man auf den gewöhnlichen Bühnen findet.

Der Kaiser ladet den Prinzen ein, zu triumphiren, aber dieser ist viel zu idyllisch-elegisch gestimmt, um dies zu können, er fährt fort, sich vor Turandot zu demüthigen, als diese mit anscheinender Betrübniſs erscheint, und verrathen lässt, sie wisse die Namen nicht. Aber diese Heuchelei ist nicht bloſs unmoralisch, sondern auch höchst unanständig und unästhetisch, und wir sehen in ihr keine Spur mehr von Weiblichkeit, sondern nur ein bizarres Zwittergeschöpf, als sie, die Maske ablegend, sich mit diesen Worten zu dem armen Kalaf wendet:

Vollkommner konnte mein Triumph nicht sein,
Als dein getäuschtes Herz in süſse Hoffnung
Erst einzuwiegen, und mit Einem Mal
Nun in den Abgrund wieder dich zu schleudern;
Hör', Kalaf, Timur's Sohn, verlaſs den Divan! u. s. w.

Ich übergehe Kalafs mit trefflicher Mäſsigung dargestellte Klagen, Altoums Exklamationen, Adelmas innern Zwiespalt; nur darauf wünsche ich noch aufmerksam zu machen, daſs erst ein vereitelter Dolchstoſs Turandots Stolz zurückwirſt und ihre — sit venia verbo — Liebe an den Tag bringt, weshalb wir denn auch bei dem besten Willen, nicht einstimmen können in Kalaſs Freude, der sich nun gar schmeichelt, das „dies schöne Herz, dem Zwange ſeind, ihn edelmüthig ſrei beglückt habe.“

Wie billig, bittet er denn auch noch für Adelma, die sich, der Ordnung gemäſs, gleichſalls hat erstechen wollen, durch Kalaf aber daran verhindert worden ist. Auch Turandot legt sich nun gleichſalls auf die Milde, sie fühlt es, daſs sie der Prinzessinn hassenswerth erscheinen, und eilen müsse, Freude zu verbreiten. Pantalon versucht ohne Glück einen halben Scherz, Altoum mit Glück einen ganzen Ernst, und Adelma geht mit einer Erinnerung an die heilende Kraſt der Zeit, die uns wegen ihrer Leidenschaſt beruhigt; aber auch mit einem glühenden Blick auf Kalaf ab, welcher uns die Beruhigung wieder raubt.

Noch steht dem Kalaf eine Freude bevor, die man ihm nach so manchem bösen

Zufall wohl gönnen kann, die Wiedervereinigung mit seinem Vater, und die Nachricht, die ihm Altoum giebt, daſs er nicht bloſs dies Kaiserthum gewonnen, sondern auch sein verlornes Reich wiedererlangt habe. Aber wir sind nicht im Stande, einen besondern Antheil daran zu nehmen, weil sich hier das Stück zu überladen scheint, während es nach einer Vollständigkeit strebt, die nur arithmetisch ist, und, als solche, wohl zu erlassen wäre.

Kalaf schlieſst das Stück mit den Worten:

Götter des Himmels! Mein Entzücken ist
Droben bei euch, die Lippe ist versiegelt.

Ich gestehe sehr gern, daſs in diesem Ausspruch eine hohe Würde mit angenehmer Mystik auf eine reizende Art verbunden worden sei; allein ich zweiſle denn doch, ob *Gozzi* mit dieser Veränderung so ganz einverstanden sein dürſte, da durch sie das Mährchen, das ohnehin nicht genug Mährchenhaſtes hat, nun auch noch am Schlusse aus seinem Gebiet gerissen und zum Pathetischen hinübergezogen wird. Iener Schillersche Schluſs würde sich dem erhabensten Drama aneignen können, und seine Wirkung, tief und süſs zu rühren, gewiſs nicht verfehlen; hier aber steht er ein wenig fremdartig da, und jenes Gefühl flattert gleichsam nur an uns vorüber, weil wir bei einem Mährchen ſaſt nicht Raum dafür haben.

Und wie ſchlieſst *Gozzi?* — Er lässt die Prinzessinn zum Parterr hin treten und sagen, man möge ihre Uebelthaten vergessen, sie sei denn doch auch in sich gegangen, und zum Zeichen, daſs man mit dieser Besserung zufrieden sei, möge man ein wenig in die Hände klatschen. Sie lächeln? — gut, wenn Sie nur auf die rechte Art lächeln, der Dichter will eben, daſs Sie nicht an die Wahrheit des Stücks glauben, sondern recht gemüthlich lächeln über das fantastische Ding. Aber das gröſsere Publikum? Es ist an dergleichen nicht gewöhnt, es will seine mühsam errungene Illusion nicht so muthwillig gestört wissen, es will, wenn es sich bequemt hat, im Stücke selbst einmal zu lachen, doch wenigstens am Ende noch einige Umarmungen, malerische Gruppen u. s. w. haben, und dann will es gutmüthig genug sein, auch ohne das Plaudite zu applaudiren.

Dem ist allerdings also; doch diese Rücksichten mögen wol für jene Schriftsteller, deren ich vorhin erwähnte, von Wichtigkeit sein, nicht so für unsern ehrwürdigen Schiller, der gewohnt ist, das Publikum zu sich heraufzuziehen, und keine Gesetze an- zu erkennen, als die er sich selbst in schöner Freiheit gegeben hat. — Nur seine stete Hinneigung zum Erhabenen und Pathetischen, die ihn als ächt deutschen Tragiker charakterisirt, verleitete ihn zu jenem Schluſs, der eben deshalb, weil ihn jene Tendenz erzeugte, sich nicht mit der Natur des fantastischen Mahrchens vertragen kann.

◆

Neunter Brief.

Ich werde Ihnen in diesem letzten Schreiben nur noch einige wenige Bemerkungen mittheilen, weil ich wünsche, daſs Sie sie selbst bereits gemacht haben, und dann wäre es um so schlimmer für mich, wenn Sie mir auch nur einen scheinbaren Vorwurf der Weitläufigkeit machen könnten.

Im Pomeranzenmährchen beurkundete Gozzi sein dramatisches Talent durch eine seltne Fülle des reizendsten Humors, im Raben stand er bereits auf dem Gipfel seiner romantischen Kunst — der indeſs nicht der Gipfel der romantischen Kunst überhaupt ist, so wie wir ihn im Shakspear erblicken — in der Turandot sank er in der That ein wenig von dieser Höhe herab, als gerechte Strafe dafür, daſs er den albernen Prätensionen seiner Gegner auch nur einigermaſsen nachgegeben hatte. Ich kann es daher nicht ganz billigen, daſs Schiller gerade dieses Stück als Introitus gewählt hat, so wie ich denn überhaupt mit seiner Uebersetzung, und einigen seiner Veränderungen nicht völlig einverstanden bin, ein Urtheil, das nur der verheimlichen könnte, der das literarische Streben dieses groſsen Mannes weniger hochachtete, als ich es in der That und Wahrheit achte.

Ich habe gesagt, Gozzi sei ein romantischer Dichter, und dies erfodert um so mehr eine kleine Erläuterung, je weniger man im Publikum über die Bedeutung dieses Worts, das besonders seit der Jungfrau von Orleans häufig ausgesprochen wird, einig zu sein scheint. Ich habe meine Erklärung desselben bereits in den Musikalischen Fragmenten (S. Musikalische Zeitung von 1802, April, 453 f. Septemb. 829 f.) mitgetheilt, und da es nicht bloſs eine Meinung, sondern ein wissenschaftliches

Urtheil, eine Ueberzeugung war, die nicht verändert werden kann, so will ich auch hier Einiges davon mittheilen.

Der Charakter des romantischen Drama (so wie der Oper) sei Freiheit nach allen Seiten hin. Kein Schicksal bedinge hier die Handlungen des Helden, in üppiger Ungebundenheit tändle er mit dem Zufall, und in schöner Harmonie der Kräfte, von keiner feindlich engenden Auſsenwelt beschränkt, nehme er ruhig den Reflex von den ihn umgebenden Menschen auf. Keine ängstliche Motivirung erkälte das schöne Leben, das sich hier nur dann wohlgefällt, wenn es sich losgesprochen hat von allen den Fesseln, die ein einseitig grübelnder Verstand ihm auferlegen wollte. Die Charaktere treten auf, kühn und unangekündigt, und entwikkeln sich in Begebenheiten und Handlungen, die schnell an einander vorübereilen dürfen, und durch sich selbst zum schönsten Zirkel sich verschlingen. Nichts stehe hier allein; sondern alles schlieſse sich aneinander in blühenden Situationen, die selbst der sinnlichen Anschauung genügen mögen, welche hier, wo alles sich befriedigt sieht, gleichfalls Ansprüche machen darf, erfreut zu werden. u. s. w.

Der Mond am heitern Himmel ist schön; bricht er aber durch Gewölk und Nebel hervor, so nennen wir den Anblick romantisch.

Im Romantischen, um mich figürlich auszudrücken, ist ein Oscilliren der Empfindungen auf die Seite des Sinnlichen (Angenehmen) und Geistigen (Erhabenen). Daher erregt das Romantische die Phantasie und bringt ein Interesse hervor. Die sinnliche Natur wird nicht gedemüthigt, wie im Erhabenen, und die geistige nicht vernachlässigt, wie im Angenehmen. Ein rauschender Bach ist romantisch, ein stürzender Fluſs erhaben. Der letzte wird nur dann romantisch genannt werden können, wenn seine Furchtbarkeit sich verbirgt und er vielleicht den Prospekt begränzt u. d. gl. Ueberhaupt scheint jeder erhabene Gegenstand romantisch zu werden, so bald er als Theil eines Ganzen, welches nicht erhaben ist, betrachtet wird, z. B. Ruinen unter Gesträuch, in einer anmuthigen Gegend, der Ocean bei einer Villa u. d. gl. Ueberall in diesen Fällen macht das Oscilliren der Empfindung zwischen dem Erhabenen und dem damit zugleich angeschauten Angenehmen, die Natur des Romantischen aus. — —

Ich glaube wohl, daſs bei dieser Ansicht, das Romantische neben dem Schönen ohne Erröthen seine Stelle behaupten kann, wenn es auch dadurch das Ansehen bekäme, als wenn es das Schöne in seiner Endlichkeit (Entzweiung) wäre, denn die Endlichkeit wäre ja in so fern wieder aufgehoben, als beide Entgegengesetzten zusammen, und nicht Eins davon in seiner Einzelnheit angeschaut würde. Das Anschauen Entgegengesetzter in ihrer Tendenz zur Einheit während der Entgegensetzung aber ist Harmonie, das Anschauen derselben als zu der Einheit verschmolzen (durch einander neutralisirt) ist Indifferenz (Identität durch

Synthesis). Schönheit ist eine solche Identität, daher darf man sie mit dem identischen Licht der Natur vergleichen. — —

Ich hoffe, mein Lieber, daſs Ihnen durch diese Ideen über das Romantische, einiger Aufſchluſs über Gozzis poetischen Charakter entstehen werde, und wenn ich für jetzt diesen Gegenstand verlasse, so bin ich doch keinesweges gesonnen, auf immer von ihm Abschied zu nehmen. Es kann nicht fehlen, daſs das Interesse für diesen Dichter nicht bald sollte allgemein werden. Man wird seine vertraute Bekanntschaft suchen, man wird ihn lieb gewinnen müssen, und dann, mein Freund, dann hoffe auch ich, den Faden wieder aufnehmen zu dürfen, um mich mit Ihnen über die andern dramatischen Werke Gozzis zu unterhalten.

Der Geiſt des Friedens.

Ein fantaſtiſches Gemälde

von

Franz Horn.

Leipzig, Züllichau und Freyſtadt,
in der Darnmannſchen Buchhandlung
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Geiſt des Friedens.

Ein fantaſtiſches Gemälde

von

Franz Horn.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

„Junker, Junker, ſagte Heinrich, es geht wahrhaftig nicht mehr weiter. Die Pferde ſind matt und die Menſchen nicht minder. Die Luft iſt wie geglüht, und die Sonne ſchießt ihre Stralen wie durch einen Brennſpiegel auf uns herab. Wahrhaftig, wenn das ſo fortgeht, ſo werde ich zum erſten Mal in meinem Leben nützlich, und mein Nebenmenſch kann mich als Zunder gebrauchen, um eine Pfeife Tabak an mir anzuzünden.“

Du übertreibſt, antwortete Karl, auf eine Art, daß man Dich gar nicht bedauern kann.

„Bedauern? Gott behüte mich davor! Ich will keinen Menſchen damit geniren; aber ich wünſche nur, daß Ihr mir ein wenig ſchelten hülfet auf die Sonne, die nothwendig irgend eine neue geheime Liebſchaft haben muß, weil ſie ſo ganz entflammt iſt.“

Was will man machen? Nimm ein Beiſpiel

an unſerm wackern Herrmann, der ganz ruhig und gelaſſen die Hitze erträgt wie Alles.

„Ja, Alter, ſagte Heinrich, indem er Herrmann auf die Schulter klopfte, das muß Dir Dein Feind laſſen, Du biſt nicht leicht in Hitze zu bringen, am wenigſten von der Hitze; höchſtens von dem Froſt. Gott ſegne Dir Deine Decembernatur, bei der Du nicht zu Grunde gehen kannſt.“

Herrmann ſchwieg, und Karl ſagte. Du biſt ein Thor, Heinrich, daß Du über ihn reden willſt, den Du gar nicht verſtehſt.

Laſſen Sie ihn immerhin, gnädigſter Herr, erwiederte Herrmann, er meint es nicht böſe.

„Ich bitte Dich, ſagte Heinrich, glaube lieber, ich meine es ſehr böſe, damit wir doch endlich einmal in einen honetten Zank gerathen. Du willſt nicht? nun ſo fang ich mit Euch an, Junker. Geht in Euch, und fangt ein andres Leben an. Bei dieſem wilden Umherſchweifen wird Euer Gemüth ſelbſt wild; an Ordnung iſt gar nicht zu denken bei Euch, und wo keine Ordnung iſt und keine Regelmäßigkeit, da iſt auch keine Tugend, und wo keine Tugend iſt, da iſt nicht viel zu rühmen. Laßt uns in der erſten Stadt bleiben, kauft Euch ein Amt, legt Euch einen Garten, eine Baumſchule und eine Frau zu, dann kommt doch endlich einmal ein ruhiger proſaiſcher Gang in Euer Leben hinein; aber ſo geht es bald in Hexametern, bald in Trimetern, bald in Jamben, bald in Alexandrinern fort, und das iſt einem geſetzten Menſchen, wie ich bin, ein wahrer Greuel.“

Jetzt fang' ich wirklich an zu glauben, daß die Sonne ſehr hart auf Deinen Scheitel gebrannt hat, denn Du redeſt nicht wenig verwirrt.

„Ich, verwirrt? Der entſetzlichen Verläumdung, in mir iſt alles klar und ſtill wie kaltes Theewaſſer; aber das ärgert Euch eben, denn Ihr möchtet gar zu gern ſo einen lockern Geſellen an mir haben, der Euch mit brauſen hülfe. Aber nein, das ſei ferne, es iſt meine Pflicht, Euch zu warnen. Bekehrt Euch, werdet ſtill und demüthig, ſo kann noch alles gut werden — — Freilich werdet ihr ſagen, ich ſei Schuld an Euerm Nomadenleben, und da muß ich denn nun freilich meine Sünde geſtehen. Ich weiß noch gar wohl, daß ich Euern Vater beſtimmte, Euch reiſen zu laſſen.“

Du! antwortete Karl lächelnd; meines Wiſſens haſt Du doch nicht ſonderlich viel Gewalt über ihn gehabt.

„Schade, daß der alte Herr todt iſt, er würde Euch Lügen ſtrafen. Denkt nur zurück an die

Zeit, wie Ihr ihn mit Bitten beſtürmtet, wie Ihr denn meintet, Ihr könntet Euch nicht bilden, wenn Euch ewig nur das einzige Bild Euerer Vaterſtadt vor den Augen ſchwebte, wie Ihr gerade zu ſagtet, Ihr könntet und wolltet es nicht länger mehr aushalten, es werde Euch zu enge und mehr dergleichen, was die üppige Jugend dann vorzubringen pflegt: — es wirkte doch alles nicht. Brachtet Ihr nicht ſogar den kühnen Gedanken vor, daß man überall die Tage hell und die Nächte ſchwarz ſehen könne? kam ich Euch damals nicht mit der tiefſinnigen Idee zu Hülfe, daß ein junger Menſch Erfahrungen ſammeln müſſe, groß und klein, damit er ſich einſt im Alter daran erlaben könne? führte ich nicht die glaubhafte Nachricht an, daß man faſt überall die intereſſante Gewohnheit habe, Brodt zu backen und Wein zu ſchenken? Vorher hatte der alte Herr noch immer eingewandt, es ginge nicht, Ihr müßtet bleiben, und euerm Vaterlande nützen, die Regierung ſtehe auf gar ſchwachen Füßen, beſonders ſeit der alte Fürſt das Podagra bekommen habe; endlich aber gab er nach, denn ſolchen Gründen, wie meine waren, kann man wohl nicht gut widerſtehen. Wir zogen auf und davon, und nun habt Ihr leider einen argen müſſiggängeriſchen Hang davon getragen, und während ich ſchon längſt mich beſſerte, klag' ich mich an, daß ich doch zu Euern Uebelthaten Anlaß gegeben habe. — O Junker, Junker Karl von Sträken — es thut mir leid, daß Ihr ſo heißt, denn ſchon Euer Name drückt etwas Hoffärthiges aus — wollt Ihr Thränen ſehen, die ich aus der Fülle meines aufrichtigen Herzens um Euch weine?“

Ich glaube ſchwerlich, daß Du ſie wirſt auftreiben können, denn bis jetzt habe ich nur tolle Poſſen von Dir gehört und ein lächerliches Lachen von Dir geſehen.

„Auch wohl gehört, hoff' ich; denn den Lacher, der es redlich meint mit dem Lachen, ſoll man auch hören, oder er lacht nur mit dem Munde, nicht aber von dem Scheitel bis zur Fußſohle, wie es doch ſein ſoll. Und noch dazu ein lächerliches Lachen! wie trefflich lobt Ihr mich! wie haß' ich doch das Lachen, wo immer eine Art von Weinen im Hintergrunde iſt! Weg damit, und weg mit dieſen Abſprüngen, Ihr wollt mich nur von meiner Strafpredigt zurückbringen.“

Gut, ſagte Karl, mit vieler Ernſthaftigkeit, ſo laß uns denn von nun an ein ordentliches, ſtilles und beſcheidenes Leben führen. In der erſten, der beſten Stadt, wenn ſie nur eine halbleidliche Lage hat, wollen wir Halt machen, uns anſiedeln, eine Frau nehmen, alles wie Du ſagteſt.

Heinrich fuhr mit der Hand über die Stirn. „Wahrhaftig, ſagte er dann, ich verwünſche meinen Spaß, wenn ich bedenke, daß der Eurige mich wirklich ernſthaft machen kann. Ich habe die ganze pathetiſche Rede nur gehalten, um die Zeit und den Weg von hier bis zu dem freundlichen Walde dort um die heilloſe Länge zu betriegen; aber hätte ich wiſſen können, daß Ihr mir ſo würdet antworten, ich hätte gewiß geſchwiegen. Sich heiren! ſich einmauern in die dumme Enge, womit die Menſchen ſich ſelber quälen! Nein, ich ſage das auch im Scherz nicht wieder, und dem Himmel ſei Dank, daß Ihr Euch niemals dazu bequemen werdet.“

Hm — wer kann das ſagen!

„Ich wage es darauf; ja, ich kann es wagen. Beſter Junker, Ihr werdet gewiß ewig durch die Welt jagen, aber Euch nie von der Welt jagen laſſen, und das müßtet Ihr doch, wenn — und ſo weiter. Ich mag nicht davon reden.“

Karl war ein wenig ernſthaft geworden, der alte Herrmann ſchien es mit Vergnügen gewahr zu werden.

Heinrich ſing an zu ſingen:

„Willſt du, Feinsliebchen, mich haben,
So bin ich ganz der Deine;
Will mich gar baß an dir laben,
Sei du auch immer die Meine.

Nein, meine poetiſche Ader iſt ausgetrocknet wie dieſer Bach; ich habe da etwas ſehr Dummes geſagt von ewiger Liebe. Weg damit —

Küſſet, wo ihr küſſen könnt,
Heute hier und morgen dort,
Seht nur, wie das Leben rennt,
Glaubt ihr, 's ſei bei euch, ſo iſt's ſchon fort.

Es geht nicht; meine Lieder gefallen nur meinem Pferde. Es geht ganz ſacht, und horcht. Singt Ihr, Junker.“

Karl ſang:

Es reitet ein Jüngling wol durch den Wald,
Die Vöglein ſingen gar ſchöne.
„Was wollt ihr am Morgen ſo trüb' und kalt,
Was wollt ihr, ringende Töne?
Ihr wecket die alte Sehnſucht auf,
Darum ich jage bergab, bergauf.

„Weg mit der Sehnſucht, Junker, ich bitte Euch, weg damit. Sie weiß ja ſelbſt nicht, was ſie will, und das iſt noch das Beſte an ihr; denn wüßte ſie es, ſo wäre es ja gar nicht mit ihr auszuhalten. Was mich betrifft, ſo ſehne ich mich keinesweges nach dieſer Sehnſucht.“

Ich wundere mich billig, gnädigſter Herr, fiel Herrmann ein, wie Sie einem ſo unermüdlichen Schwätzer Ihr Ohr leihen und ihm ſogar erlauben können, Ihre ſinnvollen Lieder durch ſolche ſchlechte Herzensergießungen zu unterbrechen.

„Bravo, Herrmann, bravo, Du gefällſt mir durch Deine Offenheit. Ich mag es wohl, wenn man auch dem Dinge zu viel thut.“

Indeſſen kannſt Du es Dir merken, was er geſagt hat, und es mag wohl ſein, daß ich Dich ein wenig verwöhnt habe.

„So laßt mich denn, fuhr Heinrich fort, ſo beſcheiden als möglich hinzuſetzen, daß ich hoffe, Ihr werdet nicht Kieſelſteine nehmen, um eine Bremſe zu verſcheuchen, die um eure Naſe ſummt.“

Nein, wahrlich nicht, antwortete Karl, ich geſtehe Dir ſogar, daß ich Dein tolles Geſpräch nicht miſſen möchte.

„Ich küſſe Euch in Gedanken die Hand für Eure freundliche Rede. Aber ſiehe da, der Wald iſt gutmüthig genug angekommen, der uns hoffentlich Kühlung und Schlaf gewähren wird.“

Vielleicht auch ein Abenteuer, ſagte Karl, wenn anders der Himmel meinen Wünſchen hold iſt.

Zweites Kapitel.

Unſre müden Pilger banden ihre Pferde an einen Baum, und lagerten ſich dann mit Wohlbehagen unter eine Eiche, deren dickbelaubte Zweige den brennenden Stralen der Sonne wehrten und eine angenehme Kühle um ſie her verbreiteten. — Heinrich öffnete den Mantelſack, that einen herzhaften Zug aus der Flaſche, die mit gutem, altem Rheinwein gefüllt war, brummte die Melodie eines alten Zecherliedes und ſchlief ruhig ein, indem ſeine eignen Töne ihn in den Schlummer wiegten.

Karl wollte ſeinem Beiſpiele folgen, aber es ſchien ihm nicht zu gelingen, denn in ſeinem Herzen waren manche Wünſche aufgeſtiegen, die in unbeſtimmten Geſtalten um ihn her irrten, und den Schlummer nahmen von ſeinem erhizten Auge. — Auch Herrmann, der den Blick nur auf ſeinen geliebten Herrn gerichtet hatte, konnte nicht ſchlafen, denn die alten Ideen, mit denen ſein nachdenkliches Gemüth ihn oft betrachtet hatte, wurden von Neuem in ihm rege.

„Warum ſiehſt Du mich ſo lang' und ſo tiefſinnig an, als habeſt Du mir etwas ganz Beſonderes zu ſagen?“

Was ich Euch zu ſagen habe, gnädigſter Herr, das iſt das ewig Alte, was ich Euch ſchon ſo gar oft geſagt habe, daß ich' fürchten muß, Ihr werdet es überdrüſſig werden, mich anzuhören.

„Fürchte das nicht, mein lieber Alter, ich bin Dir gut, das weißt Du, und ich höre Dich gern. Darum ſage Alles gerade aus, was Du zu ſagen haſt: möge es mir immerhin nicht gefallen, Deine Gutmüthigkeit werd' ich nie verkennen.“

Herrmann küßte ihm dankbar die Hand, und ſagte dann: Es will mir nicht zu Kopfe, Herr Graf, daß Ihr nun ſchon ſo lange Zeit durch Wald und Feld, über Berg und Thal irrt, ohne daß irgend etwas Euch hielte, das Euch zu großen Thaten Anlaß gebe; denn wahrlich, zu nichts Kleinem ſeid Ihr gebohren. Darum laßt ſie nicht verflattern Eure Kraft, die Ihr nicht deshalb in Euch fühlt, um Euch durch Räuberhorden oder wildverwachſenes Dickicht durchzuſchlagen, oder um wilde Thiere zu tödten, ſondern...

„Ich muß wahrhaftig lachen, ſagte Karl, daß Dir dieſe Thaten alle noch nicht gut genug ſind; aber, unter uns geſagt, ich gebe ſelbſt zuweilen nicht viel darauf. Was ſoll man aber machen? Denn daß der Himmel irgend etwas Bedeutenderes für mich aufgehoben haben ſollte, davon wirſt Du mich nie überreden.“

Es ſind nun zwei und zwanzig Jahre, daß ich dieſen Glauben mit mir herumtrage, und Ihr ſollt ihn mir nicht ſo ſchnell entreißen.

„Seit zwei und zwanzig Jahren? Das iſt ja mein ganzes Alter. War etwa meine Geburt ſchon mit wunderbaren Zeichen begleitet?“

Ihr fragt das mit Lächeln, als wüßtet Ihr das Nein ſchon im Voraus; aber ich antworte Euch Ja mit allem Ernſt, den die Erinnerung an jene Zeit mir giebt. Eure gnädigen Eltern hatten ſchon ganz die ſüße Hoffnung aufgegeben, jemals durch Kinder erfreut zu werden; ſie ſahen ſchon im Geiſte ausſterben das alte ehrwürdige Haus, deſſen Ahnen ſchon unter dem Habsburger glorreich kämpften für Deutſchlands Freiheit. Endlich ſchenkte der Himmel Eurer Mutter eine wohlthätige Hoffnung, und die Tage, die bisher in ſtiller Trauer langſam dahingegangen waren, flogen jetzt als Feſte fröhlich dem Ziele zu, das ihnen den langerſehnten Sohn geben ſollte. Sie hatte keinen andern Gedanken, und wir alle nahmen Theil an ihrer Freude. Es war ein großer Augenblick für uns alle, als nun endlich der glückliche Vater Euch in den Armen hielt, und bald lautjauchzend vor Freude, bald ſtillweinend heiße Küſſe auf Eure Stirn drückte. Aber Eure Frau Mutter hatte keine Freude in ihrer Miene, und ſie betrachtete Euch oft mit einem Blicke, der mich beſtürzt machte. Es war nicht Traurigkeit, aber ein ſonderbarer Ernſt, deſſen Urſach ich nicht zu erforſchen vermochte; auch Ihr wart ein wunderbares Kind; in Euren Augen lag etwas, wofür ich keinen Namen weiß, es leuchtete ein gewiſſer Stolz daraus hervor, der ohne kindiſch zu ſein, doch auch nicht männlich war. Eure Mutter ſagte, es ſei etwas Uebernatürliches an Euch.

Karl hatte Mühe, bei dieſen Worten ein Lächeln zu unterdrücken, das ihm nahe war; aber er fühlte, daß er Herrmann beleidigen würde, darum ſchwieg er, ſo ſchwer es ihm auch ward, ernſthaft zu bleiben.

Der Alte fuhr fort: „In Wahrheit, Ihr hattet nicht das Anſehen anderer Kinder, es war ſo etwas Wunderſeltſames, Geiſtiges darin, daß ich oft ſtundenlang vor Eurer Wiege ſtehen konnte, um Euch recht genau zu betrachten. Eines Abends, als ich noch ſpät am Fenſter ſaß, und den Wolkenzügen nachſah, die ein kalter Herbſtwind vor ſich herjagte, als ich dabei ſo recht nachdenklich wurde über das Leben des Menſchen, wie ſo gar keine Dauer iſt in ſeinem Glücke, wie uns der Herbſtwind des Schickſals eben ſo raſtlos, als jene Wolken, jagt: ach! da fielt auch Ihr mir ein, und ich ſah mit tiefbewegtem Gemüthe auf Euer Kinderhaupt hernieder, das ſo ruhig da lag, ſo ſtill und freundlich wie der Mondenſchein, der es anſtralte. Das Kammermädchen war an Eurer Wiege eingeſchlafen; eben ſo auch Eure Mutter. Ich ſollte im Vorſaal ruhen, um ſogleich zu ihrem Dienſt bereit zu ſein, wenn ſie irgend etwas verlangen ſollte; aber ich war in das Zimmer gegangen, weil ich eine Stimme zu hören geglaubt hatte. Es mochte auch wohl ſo geweſen ſeyn, denn Eure Mutter lag in einem unruhigen Traume da, und ich hörte einzelne unzuſammenhängende Worte, in die ich keinen Sinn zu bringen wußte, und ich ſah, wie ſie die Hände vor ſich hinwarf, gleichſam als wolle ſie den finſteren Gedanken wehren, die auf ſie eindrangen. Ich ward ängſtlich um ihre Geſundheit, und, ohne recht zu wiſſen, was ich that, ergriff ich die Hand der Schlafenden und weckte ſie. Sie war ſehr bewegt, und indem ſie mir dankte, daß ich ſie von einem ſeltſamen Traume befreit habe, drückte ſie Euch zu wiederholten Malen mit allem Feuer der zärtlichſten Mutterliebe an ihr Herz, und rief: O mein Kind, mein geliebtes Kind, was wird dein Schickſal ſein! O daß ich dich doch ewig in dieſen Armen halten könnte, um dich zu ſchützen vor allen Widerwärtigkeiten dieſes Lebens. Menſchen ſollen dir nicht ſchaden können, — ſagte nicht ſo die Stimme des Traumes? — aber....“

Schlagt von oben nieder, rief hier Heinrich, der gleichfalls von einem Traume bewegt zu ſein ſchien, haut ihn ſcharf, den Satan! Fürcht' dich nicht, Liebchen, ja nicht, ich bin hier!

Bravo, bravo, ſagte Karl, indem er in die Hände klatſchte, und ein herzliches Gelächter aufſchlug, hier iſt eine würdige Parodie Deiner Traumgeſchichte. — — Doch erzähle mir weiter.

„Gnädigſter Herr, antwortete Herrmann, ich möchte Euch nicht gern von Neuem aus Eurer lachenden Fröhlichkeit bringen. Erlaßt mir die Erzählung.“

Karl wollte ein hartes Wort erwiedern, aber er unterdrückte es aus Schonung für Herrmanns Alter.

Dieſer zog indeß ein verſiegeltes Papier aus ſeiner Schreibtafel hervor, und gab es ihm mit der Bedeutung, es enthalte die Geſchichte in wenig Worten.

Karl nahm es, und ſagte abbrechend: Ich wollte, wir hätten ein Abenteuer!

Drittes Kapitel.

„Wir haben eins, ſicher, ſicher wir haben eins, rief Heinrich, der ſo eben erwacht war. Mir hat davon geträumt.“

Wahrlich, ich höre Pferdegewieher! — Man lauſchte — verworrene Stimmen redeten durcheinander — man unterſchied eine weibliche — Es kam näher. Ein Mann, in einen braunen Mantel gehüllt, ſprengte mit ſeinem ſchnaubenden Roß ſchnell an ihnen vorbei, und verſuchte den Klageruf des jungen Mädchens zu hemmen, das vor ihm in einer unbequemen, peinlichen Lage ruhte. Hinter ihm ritten zwei Diener.

Halt, mein Herr, halt, rief Karl mit vieler Ruhe, indem er ſich nebſt Herrmann mit gezognem Degen ihm entgegen ſtellte. Heinrich machte noch, indem er lächelnd ſeinen Damaſzener entblößte, die intereſſante Bemerkung, daß das Abenteuer nur nach gewöhnlicher Form ſei.

Der Fremde, deſſen Geſicht ein ſchwarzer Schleier ſeltſam verhüllte, lachte ihrer Fragen, und wollte ſeinen Weg fortſetzen; aber unſere Pilger ſtellten ſich ihm mit deſto größerm Ernſt entgegen. Die Diener ſchienen unentſchloſſen, was ſie thun ſollten. Jetzt ſprang der Fremde vom Pferde, legte das Mädchen in das hohe Gras, und fragte den Junker mit Spott, ob er das geſunkene Zeitalter der Chevallerie wieder aufzubringen Luſt hätte.

Guter Freund, ſagte Heinrich, alles hat ſeine Zeit, ſogar der Spaß; nach vollbrachter Arbeit wollen wir ſchon ein traulich Wörtchen über den Charakter der Ritterſchaft reden.

Er drang ihm näher, und ſein Degen ſlirrte um das Haupt des Fremden; aber ein kraftvoller Hieb, der ſeine Schulter traf, bewies ihm, daß er mit einem verſuchten Fechter zu thun habe.

„O Gott, rief das Mädchen, laßt nicht ab, ihr guten Männer, er hat mich gewaltſam meinem Vater entriſſen, laßt nicht ab.“

„Die Sache iſt ja kaum angegangen,“ antwortete Heinrich, der ſich zum Scherze zwang, ob er gleich ſeine Wunde ſehr tief fühlte. „Dieſer Zufall iſt epigrammatiſch genug, denn ich empfinde die Pointe.“

Jetzt, miſchten ſich auch die Diener in den

Streit, und, während Karl mit dem Führer focht, hatten Heinrich und Herrmann mit dieſen zu thun.

Herzensjunge, ſagte Heinrich während des Gefechtes zu ſeinem Gegner, bei wem lernteſt Du die Klinge führen? Laß Dir das Honorar zurückzahlen! Hier ſtich hin, hier geb ich Blößen! — Triffſt auch gar nicht — laß doch die Wellenlinien den Malern! — Warum nun immer die Quarte? — O Du biſt unbeholfen wie ein ſchlechter Komödiant beim Debüt — ſich, der alte Herrmann ſogar muß lachen, und dazu kann ich ſelbſt ihn nur gar ſelten bringen. — Geh weg, der Himmel laſſe Dich noch viel Unglück beſtehen, und das Schickſal knäte Dich zuſammen wie ſchlechtgebackne Semmeln, damit Du nur ein wenig intereſſant wirſt.

Er verwundete ihn leicht, um nur ſeiner los zu werden, und wandte ſich dann zu Herrmann, der gleichfalls ſo eben mit ſeinem Gegner fertig geworden war. Heinrich wollte ſchon eine Siegesdithyrambe anſtimmen, als Karl noch immer mit dem Fremden in einem zweifelhaften Gefechte kämpfte. Beide ſtritten mit einer ſolchen Lebhaftigkeit und Anſtrengung, daß es ſchien, es werde einer fallen müſſen, ehe der andere ſich des Sieges freuen durfte. Herrmann und Heinrich wollten ſich in den Kampf miſchen; aber Karl verbot es ihnen, weil es dem Manne zieme, nur einzeln zu fechten mit dem Einzelnen. Dieſen Augenblick, wo er redete, erſah der Fremde, ſein Degen fuhr dem Junker in den linken Arm, und ein Strom von Blut quoll durch das weiße Gewand. Da riß das Mädchen ſich von der Erde auf, nahm ein Schwerdt der geflohenen Bedienten, das ihr ſchwacher Arm kaum heben konnte und ſtellte ſich neben Karl; aber die furchtbare Nähe des Räubers machte ſie zittern, und ſie floh zurück und weinte.

„Beſter Junker, verliert den Spaß nicht,“ ſchrie Heinrich laut auf, „oder laßt mich Euch beiſtehen.“

Wahrhaftig nicht, erwiederte Karl, und drang von Neuem gegen den Fremden ein.

Seid unbeſorgt, gnädigſter Herr, ſagte Herrmann; Menſchen ſollen Euch nicht ſchaden können.

„Wer denn ſonſt, Tollhäusler?“ fragte Heinrich. „Mit den Thieren iſt es ja nur Spaß.“

In dieſem Augenblick floh der Fremde. Ein kraftvoller Hieb in die rechte Schulter hatte ihn entwaffnet, er wandte ſich ſchnell, und Karl, der ſeine eigne Wunde tief genug fühlte, hatte nicht Luſt, ihn weiter zu verfolgen.

Heinrich jubelte laut auf, als er ſeinen Herrn als Sieger erblickte, und ſprach alles aus, was ihm ſeine verworrene Freude eingab; aber das Mädchen redete nicht. Sie nahm den verwundeten Arm, riß die weiße Seide, die ihn zu eng umgab, von einander, und drückte die Wunde an ihren Mund. Karl war unwillig über ſich ſelbſt, daß er dem allen nicht wehrte; aber er fühlte ſich bei dem Anblik der Kleinen ſo behaglich, und der warme Odem ihres ſüßen Mundes that ihm ſo wohl, daß er vergeblich nach Worten ſuchte, die es ihr verbieten ſollten. „Liebes Fräulein, ſagte er endlich, laſſen Sie uns eine Quelle ſuchen, wo wir dieſen unbedeutenden Schmerz ganz hinweg waſchen können.“

Ja, ja, antwortete ſie leiſe und haſtig, es iſt hier eine in der Nähe. Ich kenne hier alles — auch ſind wir bald zu Hauſe.

Während ſie mit ihm davon eilte, ſagte Heinrich: „Einen unbedeutenden Schmerz hinwegwaſchen,“ iſt ſonderbar und gezwungen geſprochen. Warum redet der Junker ſo unbeholfen? Auch ſind wir bald zu Hauſe! — was geht uns ihr Haus an? — glaubt die kleine Erlkönigstochter, ſie will uns da lange haben? — Nichts da — wir gehen weiter.

Schade nur, antwortete Herrmann, daß Du

nicht gefragt werden wirſt, oder wohl gar das Fragen überhaupt verboten ſein dürfte.

„Nun ſo ſoll wenigſtens mein Geſicht beſtändig ausſehen wie ein Fragezeichen, und ihr alle wie nichtsſagende Gedankenſtriche. Doch was ereifre ich mich über etwas, das nie eintreffen wird; Dir aber gebe der Himmel für den dummen Gedanken viele böſe.“

Viertes Kapitel.

Karl rief, daß ſie ihm folgen ſollten, weil der Weg zur Quelle auch nach der Wohnung des Mädchens führe, wo er, ſeiner Wunde wegen, einige Tage verweilen würde. Eugenie — ſo hieß die Fremde — war noch immer mit dem verwundeten Arm des Junkers beſchäftigt, und wand mit leiſen ſorgſamen Berührungen ein feuchtes Tuch um die Wunde. Karl bat ſie, ganz unbeſorgt zu ſein für ihn; der Schmerz ſei überhaupt nicht von Bedeutung geweſen und jetzt faſt ganz verſchwunden. Heinrich meinte, es könne hier gar nicht die Rede ſein von Dank, und ſie erwiederte mit freundlichem Ernſt, ſie habe auch nicht davon geredet, weil ſie wohl fühle, daß das den Ritter beleidigen würde. Doch immer neu wiederholte ſie die Bitte, doch ja im Hauſe ihres Vaters auszuruhen, was Karl ſchon längſt mit Vergnügen zugeſagt hatte. Dann lächelte ſie und wünſchte, es möge nur erſt Morgen ſein, damit ſie ſich ſo recht von Herzen über ihre Rettung freuen könne; denn heute werde ihr das nicht gelingen; es ſei ihr gar wunderbar zu Muthe.

Alle vier ritten jetzt ſchweigend weiter durch den Wald, deſſen Parthien immer reizender und lichter wurden. Karl warf nur zuweilen einen langen Blick auf Eugenien, die in mancherlei Gedanken und Träume verloren, es nicht zu bemerken ſchien. Es war viel Reiz und Ebenmaaß in der kleinen Geſtalt, die nicht ganz ſicher auf dem Pferde ruhte, ſondern bald auf des Junkers, bald auf Heinrichs Seite ſich hinneigte. In ihrem Auge glaubte Heinrich die noch unentfalteten ſüſſen Ahnungen eines ſtillen jungfräulichen Gemüths zu leſen, und auf der ebenen Stirn, um die ſich einzelne hellbraune Locken ſchlangen, ſpiegelte ſich ihm eine liebenswürdige Unerfahrenheit und in ſich ſelbſt zufriedene Seele.

Um die Stille zu unterbrechen, ſagte Heinrich: „Ich möchte Euch die Hand küſſen, Fräulein, — er konnte aber nur ihre Schulter berühren, da ſie die Zügel ſorgſam gefaßt hatte — ich möchte Euch wahrlich mit vielem Pathos dafür danken, daß Ihr uns ein Abenteuer zugeführt habt. Eine unheimliche Trägheit war in unſer Leben gekommen, ohne daß wir ſie herausjagen konnten, weil wir eben ſo gar träge waren in der Trägheit. Wir waren oft recht verdrießlich, oder wir lachten über uns ſelbſt, wogegen ich nichts in der Welt zu ſagen haben würde, wäre es nur das rechte Lachen geweſen; aber ſo war es, als lachte dies Lachen ſich ſelbſt aus, und uns mit. Ja, wir fingen ſogar an — mich ſchaudert, daran zu denken — über das Leben zu reflektiren, und dergleichen Reflexionen endigen ſich gewöhnlich mit der Reflexion, daß es nichts ſei mit dem Reflectiren. Wir ſollen leben; aber nicht daran denken, daß wir leben. Das iſt denn doch noch eine Sentenz, die ſich hören läßt, aber wir hörten ſie doch nicht. Da kamt Ihr, meine holdſelige Gnädige, und weg waren alle Reflexionen, die man nur dann hat, wenn man nicht weiß, was man thun ſoll. Wir konnten die Degen wieder herausziehen aus der Scheide, und ſie glänzten wieder neu, wie das Leben, das, gottlob, ohnehin bei weitem nicht ſo ſchnell verroſtet als jene. Ihr glaubt nicht, mein Fräulein, welch eine Wonne es iſt, dergleichen Creaturen mit Spaß und Ernſt zugleich in den Weg zu treten, um ihnen zu ſagen, daß ſie weder zum Spaß noch zum Ernſt taugen, daß ſie einem beinahe beides verleiden könnten, und daß man nur dann wieder Muth bekommt, wenn man ſich tüchtig mit ihnen herumhauen kann. O, ich mag es gar gern, wenn das Leben uns Gelegenheit giebt, es ein wenig umzuändern, und wenn es denn auch ſo bunt und toll zuſammengeflickt iſt, wie eine Harlekinsjacke, ſo kann man doch wenigſtens Spaß darin machen, wie der, der ſie trägt.“

Hier endigte Heinrich ſeine lange Rede, weil er bemerkte, daß Niemand ihm zuhöre, wobei er ſich nur damit tröſten konnte, daß er ſich ſelbſt ganz gerne reden hörte, ohne ſonderlich darnach zu fragen, ob andere dies Vergnügen mit ihm theilten.

Karl geſtand, er habe noch nie mit einem Menſchen zu thun gehabt, der ihm ſo ſonderbar — faſt müſſe er ſagen: fürchterlich — erſchienen ſei, als dieſer Fremde. Zwar war ſein Geſicht von einem Schleier bedeckt, aber ſeine leuchtenden Augen brannten hindurch, um zu verwunden, wie ſein Schwerdt.

Ach! ſagte Eugenie, es iſt ein gar entſetzlicher Menſch, an den ich gar nicht denken mag.

Er riß mir den Schleier weg, und wickelte ſein böſes Geſicht hinein, damit ihn Niemand ſollte kennen. Ich ſah ihn nie vorher — möchte ich ihn auch nie wieder ſehen.

Auch in Karls Seele war ein ähnlicher Gedanke, aber er wagte es nicht, ihn laut werden zu laſſen aus Furcht vor ſich ſelbſt, der keine Furcht ertrug. Aber es ſchwanden endlich alle finſtere Ideen aus ſeiner Bruſt, die ſich, je heller und kühner die Gegend wurde, deſto reinern und ſüßern Gefühlen öffnete. Ihm war ſelten, vielleicht nie ſo wohl geweſen, als jetzt. Die ſüße Stille der Dämmerung, die ſeinem Herzen immer ſo lieb geweſen war, und das wilde Geräuſch des Tages ihn immer noch hatte vergeſſen laſſen, ſie ſenkte ſich auch jetzt mit wohlthätiger Kühlung auf die Flur hernieder, und in ihrem zweifelhaften Lichte gewannen die Gegenſtände umher eine reizende, geheimnißvolle Geſtalt. Und aus dem Thal, das jetzt zu ihren Füßen lag, ſchimmerten einzelne Lichter in den reinlichen Häuſern des Dorfes hervor, und am Abhange zeigte ſich ihnen ein kleines zierlich gebautes Schloß, in dem aber keine Lichter brannten, ſondern alles ſtill war und wie ausgeſtorben. — „Da wohnt mein Vater!“ ſagte Eugenie, und ihr Gefühl hatte kein Zeichen als eine ſtille Thräne, die ihr ſelbſt unbemerkt hinabrann; aber ſie empfand mit Freude, daß ſich ihr Herz freier fühlte, und keine Gefahr mehr kannte. Sie hielt ſich nicht mehr ſo ängſtlich an den Sattelknopf feſt, ſondern ſtreckte oft beide Arme aus, als wolle ſie den Blüthenduft begrüßen, der ihnen aus den wehenden Bäumen zuſtrömte. Als nun aber auch noch der Mond durch die bewegten Wolkenmaſſen hervorbrach, und ſein ſtilles Licht die Stirn ihres Retters beleuchtete, und den wohlbekannten Weg, den ihn ſein Pferd führte, das er, verloren in den Anblick, faſt zu leiten vergaß, da fühlte ſie ſich von einer Empfindung bewegt, die ſie ſonſt auch in den bedeutendſten Momenten ihres Lebens noch nicht gefühlt hatte. — War es nicht, als wolle ſich dieſer Blüthenduft ſanft an ihren Buſen legen, als ſpräche eine ſüſſe Stimme, die ſie nur bis dahin nicht verſtanden, aus dieſen wehenden Bäumen? Glaubte ſie nicht, Muſik zu vernehmen von außen her, die doch nur in ihr war, und ihr ganzes Herz mit heiligen Melodien einwiegte? — Worte hatte ſie nicht, und mochte ſie nicht haben; aber ihr Auge ſtralte freundlich dem freundlichen Stral des Mondes entgegen.

„Wahrlich, ſagte Karl, ich ahnde es, wie man ſich eine Beſchränkung gefallen läßt, wenn ſie ſo ſchön und anmuthig iſt, wie dieſe; — wie man hier nach und nach der üppigern Freiheit entſagen lernt, um ſich mit Freiheit zur Ruhe zu begeben.“

Das ſpricht ein böſer Geiſt aus Euch, erwiederte Heinrich, der Ungeiſt der Bequemlichkeit, der ſich nach einem Hinterhalte umſieht, wohin er ſich flüchten möchte. Seht mich nicht ſo böſe an, ich weiß ja, daß Ihrs nicht ſo böſe meint; und ihr braucht ja nur morgen wieder ein wackeres Pferd wiehern und eine tüchtige Trompete ſchmettern hören, ſo habt Ihr längſt dieſe Träume wieder vergeſſen. Ich lobe mir den Morgen, da iſt man friſch und kräftig und lacht wild in das zahmlachende Leben hinein, während man am Abend fantaſtiſch wird und weichlich, und allerlei wehmüthige Empfindungen hat, die der Teufel holen möchte, gäbe er ſie nur nicht ſelbſt ein, um uns zu dummen Streichen hinzulocken. Ich kann dieſen Mondſchein nicht leiden, denn es iſt mir ſelber oft, als wollte er mir etwas ſagen, was ich nicht verſtehen kann und ſoll und will, und ich gönne es ihm recht ſehr, daß ſo viel ſchlechte Lobgedichte ſind auf ihn gemacht worden, über die er ſich ohne Zweifel nicht wenig wird geärgert haben. Dafür lob' ich mir die Sonne, die weiß denn doch, was ſie eigentlich will: uns wärmen, und zur Belohnung dafür zuſehen, wie wir uns wacker herumtummeln. So hat ſie ihre Freude an uns, und wir an ihr. Aber dieſer Mondſchein — ich weiß nicht, was ich mit ihm ſoll, er wärmt nicht, er giebt kein rechtes Licht, er befördert auch den Wachsthum der Kräuter und Bäume nicht, er dient zu gar nichts, als daß er uns ſanftmüthig macht, was den Henker nicht taugt, und allerlei Ideen zuführt, die nicht Conſiſtenz genug haben, um den kräftigen Athem des Nordwindes zu ertragen. Iſt er doch faſt wie Muſik, die auch nicht auf mich gerechnet hat. Bei der wird mir auch ſo wunderlich zu Sinne, daß ich mich nicht zu laſſen weiß, und ich habe ſchon oft den Schwur gethan, daß ſie kein Mann erfunden hat, der mit dem Schwerdte umzugehen weiß.

Karl hörte nur wenig von dem, was Heinrich vorbrachte; aber es war genug, um ihm zu misfallen. Er wandte ſich mit einem ſehr ernſten Geſicht zu ihm, und ſagte: „Thörichter Schwätzer, ich befehle Dir zu ſchweigen.

Der arme Heinrich, der dergleichen Worte noch nie von ſeinem Herrn vernommen hatte, mit dem er nur wie mit einem Kameraden umzugehen gewohnt war, wandte ſein Pferd traurig zurück, und ſagte ſtill für ſich hin: „Daran iſt die böſe Nixe ſchuld und der heilloſe Mond.“

Eugenie hatte von dem allen, was jetzt geſprochen war, nichts gehört, weil ihre Gedanken und Empfindungen zu ſehr auf einen Punkt geheftet waren, als daß ſie ſie an fremde Gegenſtände hätte hingeben können. Nur das ſtrenge Geſicht, mit dem ſich Karl zu Heinrich hinwandte, hatte ſie bemerkt, ohne die Urſache zu begreifen, warum es zürne.

Jezt waren ſie dicht vor dem Hauſe, wo Eugenie wohnte. „Wie mir das Herz ſchlägt! ſagte ſie, ich wage es kaum, die Thür zu öffnen.“ Zitternd ſtieg ſie an Karls Hand vom Pferde, und es ſchien, als gebe ihr die Berührung neuen Muth. Ich bin ein Kind, lächelte ſie, laſſen Sie mich die Thür öffnen, damit ich meinen Vater kann umarmen.

„Noch nicht! ſagte Heinrich, demüthig bitte ich; noch nicht. Ach, mein gutes Fräulein, gebt doch meinem Junker ein gutes Wort, daß er mir wieder gut ſei; ich habe es wahrhaftig gut gemeint. Seht nur, wie wenig gut ich mich jezt anſtelle, ich verirre mich in lauter gut und gut ſein; ſo gut bin ich dem Guten und ſo feind dem Böſeſein. Noch ſind wir im Freien, da vergiebt man leichter; aber wenn man erſt einmal unter Dach und Fach iſt, da ſezt man ſich zur Ruhe, und läßt es gut ſein mit dem Gutſein.“

Eugenie führte lächelnd Karln hin zu ihm und ſagte: Gewiß, Dein Herr kann nicht haſſen.

Du biſt ein guter Junge, ſagte Karl flüchtig, ich habe längſt alles vergeſſen.

Fünftes Kapitel.

Heinrich wollte ſeinen Dank in einigen zierlichen Reden an den Tag fördern; aber man ließ ihm nicht Zeit dazu; denn ſchon war Eugenie voran geeilt und Karl folgte ihr. Alles war ſtill und einſam in dem kleinen Hauſe, und man hörte ſelbſt den leichten, ſchwebenden Gang des Mädchens. Alles düſter und leer.

Eugenie öffnete zitternd das Wohnzimmer — Vater, Vater! rief ſie. Ein alter hagerer Mann mit einem tiefen Blick ſaß am Tiſch und ſtarrte düſter in die Finſterniß hinein, die ihn umgab. O mein Gott, rief er jetzt aus, da er ihre Stimme hörte, und ſich ſchnell erhob, iſt es möglich? biſt Du es, meine Eugenie? mein Herz führt mich zu Dir durch dieſe Dunkelheit. Ja, ich halte Dich an meiner Bruſt, Du biſt mir wiedergegeben, meine Freude, meine einzige Freude.

Herrmann trat mit Licht herein, und entfernte ſich ſchnell wieder mit einem alten Diener des Hauſes, den er in einem entlegenen Gemache aufgetrieben hatte. Er bedeutete ihn, daß ſich in dieſe Szene kein Fremder miſchen dürfte, und der erfreute Alte gab ihm ſtillſchweigend Recht. Karl ſtand beſcheiden an der Thür, und betrachtete mit einer frohen Empfindung Vater und Tochter, die ſich noch immer umarmt hielten.

„O Eugenie, ſagte der Alte, ſchon gab ich Dich verloren, ſchon überließ ich mich meinem Schmerz, und nun trittſt Du wie eine Friedenserſcheinung wieder in meine Hütte. Nun ſoll Dich auch nichts wieder meinem Arm entreißen; hat gleich das Alter ihn geſchwächt, doch iſt er ſtark genug, Dich zu umfaſſen und zu ſchützen. Warum mußte ich auch dieſen Morgen von Deiner Seite gehen? warum — — doch ſtill davon! Ich habe Dich ja wieder — kein Rückblick in das, was hinter uns liegt. — Aber durch welchen Zufall biſt Du befreit worden? wer hat Dich dem Räuber entriſſen?“

Hier ſteht mein Retter, rief Eugenie, indem ſie ſich ihrem Vater entwand, und mit der heißen Glut ihrer Empfindung den ſelig betroffenen

Jüngling umarmte; hier iſt der Fremdling, der ſein Leben freudig wagte für eine Fremde, und nichts, nichts ſoll mich hindern, ihm meines Herzens innerſtes Gefühl zu ſagen.

Ein ſchnelles Roth überflog ihre Wange, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Es war ihr, als könne ſie ihm das innerſte Gefühl ihres Herzens doch nicht ſagen, und ſie konnte es nicht, weil es ihr ſelbſt noch unbekannt war.

„Du ſiehſt mich ſprachlos, gutes Mädchen, ſagte Karl, dem in einem ſolchen Augenblick das Wort „Fräulein" auf dem Munde erſtarb; mein Leben iſt kein bedeutendes Opfer, und ich würde es noch tauſend Mal wagen, ohne zu glauben, daß ich Deinen Dank verdienen könnte. Ja, ich fühle es, ich würde gern der Gefahr entgegen gehen, um die Kraft an Ihr zu prüfen, gern kämpfen mit der überlegenen Gewalt, wenn ich immer ſo belohnt würde wie heute durch dieſen Druck von einer zarten Hand, von dieſem Blick des unſchuldsvollſten Auges. O mein guter alter Freund — laßt mich Euch ſo nennen, denn ich fühle, daß wir es werden müſſen — ich ſeh's an Euerm Blick, Ihr wollt mir danken; ich bitt' Euch — nichts davon, dem Zufall laßt uns danken, der uns vereinte."

Es ſei ſo! erwiederte der Alte, ich kenne das

Gefühl, das aus Dir redet, Fremdling, und ehre es. Aber weißt Du auch, was es heißt, dem Vater ſeine Tochter zurückgeben, dem hülfloſen Alten, der, als er ſie verloren ſah, nichts thun konnte, als in dumpfer Verzweiflung umherirren durch Flur und Wald, und endlich matt und thränenlos zurückkehren mußte in die verödete Wohnung, mit dem endloſen Schmerz in der Bruſt, den keine Zeit zu heilen Macht hat. Laß mich daran nicht denken; nur daran, daß ich ſie wieder habe, und durch Dich!

Der alte Diener, der nun endlich zugelaſſen wurde und ſeine Freude in vielen verworrenen Worten äußerte, brachte einige Flaſchen guten alten Rheinwein mit, und Heinrich jubelte laut auf, als er das herrliche Getränk in den Gläſern ſchimmern ſah.

Iſt doch die Freude, ſagte er, nur eine ſchwache, blöde, mit Waſſerfarben hingepinſelte Freude, ſo lange ſie nicht von feurigem Wein und rauſchendem Geſang begleitet wird, der ihr erſt den Muth giebt, ſich als Freude laut zu erkennen zu geben. Vorher iſt es doch immer, als läge ſie da, wie von Windeln eingeſchnürt, und könne ſich nicht geberden, wie ſie wohl möchte. Aber kaum wallt dieſer göttliche Geiſt durch unſre Adern, ſo erſcheint die Welt nicht mehr mit ihren alten halb verwiſchten Farben; im friſchen, jugendlichen Glanze ſteht ſie da, wie eine Jungfrau, die der glühenden Umarmung des Jünglings entgegen ſtrebt. O es iſt kein heiliger Trank der goldene Wein, wie der alte Herrmann einmal ſagte; aber er hat eine ſo herrliche rüſtige Tollheit in ſich, daß ich ſie für alle Vernünftigkeit des weiten Erdbodens nicht weggeben möchte. Mit ſtarkem Arme ſtoßen wir ſie hinweg die Sorgen und Zweifel alle, die uns ſonſt wohl bei nüchternem Muthe anfallen, aus bloßer Liebe zu uns, weil ſie ſelbſt nüchtern ſind. Wir hinken, poltern, gehen nicht mehr durchs Leben, ſondern ſchweben hindurch, frei und muthig wie der Vogel durch die Lüfte, die er beherrſcht und die ſich gern von ihm beherrſchen laſſen. Hab' ich die Muſik vorher geläſtert und den Mond, ſo mag es wohl dumm geweſen ſein; aber ich war nüchtern, darum kann mir nichts zugerechnet werden. Wahrlich das Leben iſt ſchön, aber es hat ſich nur zuweilen, um uns zu necken, mit einem ſchwarzen Schleier verhüllt. Trinken wir, ſo haben wir Kraft genug, ihn abzureißen, und wir ſehen ein lachendes Geſicht, das uns einladet, mitzulachen.

Sechſtes Kapitel.

Nach einigen Tagen mahnte Heinrich den Junker an die Abreiſe; aber erſchrak nicht wenig, als er die Frage: Wohin? zur Antwort erhielt, auf die er nichts erwiedern mochte, weil er ſie von jeher gehaßt hatte. Er meinte, ſie könne nicht beſtehen mit dem fröhlichen Vertrauen gegen den Zufall, dem man ſich, wie einer liebenden Gottheit, ganz hingeben ſollte, wofür er denn auch nur freundlich und bedeutungsvoll ſein werde.

Karl ſah mit Wohlgefallen dem ſtillen Leben zu, das der alte Vater mit ſeiner Eugenie in traulicher Einſamkeit und angenehmer Einförmigkeit führte, und er ſchloß ſich gern an dieſe ruhigen Menſchen, die mit inniger Liebe an ihm hingen. Der Alte erzählte viel von der längſtverfloſſenen Zeit, die er einſt an dem Herzoglichen Hofe in * * verlebt habe, wie ruhelos und unlauter, wie verworren und verſtrickt und zerriſſen da ſein Leben geweſen ſei. Er erinnerte ſich ihrer nur noch dunkel, wie man etwa in der freundlichen Kühle des Abends nur noch ein ſchwaches Bild von den unfreundlichen Träumen des Mittagsſchlummers ſich zurückrufen kann, fröhlich, daß die ängſtlich drückende Hitze der ſüßen Kühlung gewichen iſt. Er war aus dem altadeligen Hauſe Adelheim, und hatte an jenem Hofe die ganz alte Geſchichte der Kabale erlebt, durch die er geſtürzt, aber auch erhoben, der Welt entriſſen und ſich ſelbſt wiedergegeben war. Er floh die Menſchen, ohne ſie zu haſſen — vielleicht weil er es der Mühe nicht werth hielt — und fand hier in des Thales Mitte, fern von dem Lärm der Menſchen, in welchen keine Harmonie zu bringen iſt, eine Ruhe, die er bis dahin noch nie empfunden hatte, weil er mit ſich ſelbſt noch nicht vertraut geweſen war.

Hier lebte er bereits ſeit acht Jahren mit Eugenien, der er ſein ganzes jetziges Leben, welches ihm das einzige wahrhafte Leben zu ſein ſchien, mit zärtlicher Sorgfalt widmete, ohne ſie indeß anders erziehen zu wollen, als durch Natur und Liebe. Eugenie hatte jetzt ſechszehn Jahre zurückgelegt, aber ſie war noch völlig Kind, und ſie ſchien es immer bleiben zu wollen, da ſie ſich noch nie danach erkundigt hatte, was es eigentlich mit dem Aelterwerden für eine Bewandniß habe. Pflanzen und Kräuter kannte ſie wohl, aber nicht Menſchen, ſelbſt ihren Vater nicht, indem ſie nur das Allgemeine, die väterliche Zärtlichkeit, liebte. Mit der Natur war ſie auf eine beſondere Weiſe vertraut worden; aber ſie ſah nichts Einzelnes in ihr, ſondern nur eine einzige große Geſammtheit, die ſich in mannigfaltigen Bildern offenbart, um dem kindlichen Sinn des Menſchen zu Hülfe zu kommen. Der harmoniſche Wechſel der Jahreszeiten mit all ihren deutungsvollen Anſichten und Tönen und Farben erſchien ihr wie ein großes, geheimnißvolles Schauſpiel, das man mit heiligem, einfältigem Sinn betrachten müſſe, ohne es erklügeln zu wollen; — und von den Künſten ahndete ſie nur eine, die Muſik, weil in ihr für jede ſtille Frage ihres Herzens Antwort war, und — freundliche Antwort. Mit der Laute in der Hand hatte ſie jener wilde Fremdling am jenſeitigen Abhange des Hügels erblickt, und ſein Herz war entbrannt worden für die kleine Sängerinn. Dort hatte er ſie nachher noch oft belauſcht, dort war ſie von ihm entführt worden; darum vermied ſie nun auch jenen Ort, und ſcheute ihn, als wohne da etwas Unheilbringendes —

Unſern Karl betrachtete ſie mit dem Gefühl der tiefſten Liebe, ohne daß ſie es ahndete, es ſei jene Empfindung, von der ſie ſo Manches von ihrem Vater gehört, in alten Sonetten und Balladen geleſen und geſungen hatte. Sie ſah in dem ſchönen Jüngling eine freundliche Gottheit, die man lieben müſſe, und ſie geſtand es ihm oft, wenn ſie am Abend mit ihm durch Flur und Wald ſtreifte, daß ſie ihm gut ſei, wie noch keinem, daß ihr wohl werde, wenn ſie ihn ſehe, daß ſeine Geſtalt vor ihr ſtehe in den Träumen, und daß ſie ſeine ſanften Worte vernehme in der Melodie ihrer Laute. Er konnte ihr mit nichts antworten als mit einer Umarmung; denn ſein Gefühl für ſie vermochte er nicht auszuſprechen, auch wenn er es gewollt hätte, denn es war ihm ſelbſt noch dunkel. —

„O Karl, ſagte Eugenie, wie erblick' ich alles ſo neu, ſeit Du um mich biſt, wie fühl' ich mich ſo anders, wenn Du an meiner Seite gehſt. Iſt es nicht, als beugten ſich dieſe wehenden Bäume, dieſe wogende Dämmerung zu uns hernieder, und lüden uns ein in ihre Kühlung, um uns zu vertrauen die lieblichſten Geheimniſſe? — Iſt es nicht, als habe uns dieſer freundliche Bach Wunderdinge zu ſagen, die wir nicht begreifen können? — Wollen wir ihm zuhören? Ach nein, laß uns noch weiter gehen durch dieſe traulichen Fluren, mir iſt ſo wohl, wenn ich neben Dir gehe, und ſo bang, wenn ich neben Dir ſitze.“

O Eugenie, ſagte Karl, ſüßes Mädchen, das ich nie verdienen kann, wie ſoll ich Dir ſagen können, was ich mir ſelbſt nicht ſagen kann? Wie bin ich ſo verwandelt worden, ſeit Dein unſchuldsvolles, heil'ges Auge zu mir nieder ſieht! Dieſe wenigen Wochen — was haben ſie mich nicht gelehrt! Ich bin befreundet worden mit mir ſelbſt, ſeit ich mit Dir befreundet bin, befreundet mit der Natur, die mich ſonſt kaum eines Blickes würdigte, als ich ſo wild und ungeſtüm an ihr vorbeiſtürmte. Ich verſtand das Leben nicht, weil ich es glaubte zu verſtehen, ich war hochmüthig, um das Rohe zu vergeſſen, das auf mich eindrang. — O wie iſt das alles anders worden, ſeit ich bei Dir bin.

Er umfaßte ſie mit wildem Feuer, das ſeinen Worten widerſprechen mußte, und küßte ihre Wange, ihre Augen.

Da ſtrich Heinrich mit verſchränkten Armen und finſterm Blick an ihnen vorbei, und in einiger Entfernung ſtieß er gewaltig in das Jagdhorn, als wollte er ſeinen ſchlafenden Herrn wecken.

Siebentes Kapitel.

„Da lebe ich nun ſchon einen ganzen Monat" — ſo ſchrieb Karl an einen Freund in Norddeutſchland — in dem kleinen, Wald- oder Thaldorfe, von dem ich Dir erzählt habe. Ich weiß nicht, wie mir iſt, und faſt ſchreibe ich Dir nur deshalb, um es zu erfahren. Ich bin noch niemals ſo freundlich aufgenommen, noch nie ſo geliebt worden, als hier, ich habe mich noch nie ſo bedeutend — mir fehlt ein andres Wort — noch nie ſo kräftig und doch auch wieder ſo ſanft gefühlt, als hier; aber ein ſonderbares Gefühl geht durch meine Bruſt, das mich nicht los läßt, das ich oft anreden möchte und beſchwören wie einen nächtlich heraufgeſtiegenen Geiſt, damit es ſage, was es will von mir: aber es antwortet nicht. —

Mein Leben hat ſich müde gelaufen im Streben nach Ruhe; aber die Ruhe flieht den, der nach ihr läuft, und giebt ſich nur den Lieblingen des Glücks hin, zu denen ich wahrſcheinlich nicht gehöre.

Ich komme mir vor wie ein Kind am Weihnachtstage, das die Geſchenke vom vorigen Abend alle vor ſich liegen hat, bald nach dieſem, bald nach jenem greift, und ſich noch nicht recht finden kann. Und doch . . . ach! leider, bin ich kein Kind mehr.

Wie mir zuweilen ſo wohl iſt, wenn ich mit ihr in der Kühle des Abends ſitze in der duftenden Laube, oder gehe mit ihr am Ufer des kleinen Fluſſes, deſſen Wellen ſo leiſe dahin rauſchen, ſo ſanft, als wollten ſie den Ton ihres Herzens treffen. Wenn dann alles ſo ſtill um uns her iſt, und ſelbſt die Menſchen gelinde und ruhig worden ſind, weil ſie ſich abgeſtumpft haben in des Tages Hitze und Lärm; wenn die Sterne herauf ziehen in ihrer Heiligkeit und der Mond mit ſeinem myſtiſchen Schein auf Thal und Hügel herabſieht, wie öffnet ſich da ſo mächtig und ſüß das Innerſte in uns! Da wacht alles auf, was geſchlummert hat, und es wagt ſich der Nacht zu vertrauen, was des Tages Grellheit ſcheuete.

— Mein Vater, ſagte Eugenie, hat mir einmal erzählt, in Japan blühe eine Blume, Dſchaddi, die ſich des Tages ſchließt, und nur beim Mondſchein ſich öffnet. —

Wenn ich dann meine Arme um ſie ſchlinge, wie ſie dann ſo traulich ruht an meinem Herzen, als wolle ſie die Stürme deſſelben beſchwören, und es nicht ahndet, welche unheilige Gedanken durch die Bruſt zogen, zu der ſie das freundliche Haupt neigt — wie dann alles ſo wunderbar in mir iſt, ſo hell, ſo dunkel, ſo kräftig, ſo ſchwach! — O hier entdeckt ſich ſo mancher Widerſpruch in mir, den ich nicht zur Ruhe bringen kann, und nur das tiefe Gefühl kann mich beruhigen, daß ich mich ihrer niemals werth gehalten habe. Sag' ich ihr das — und es erquickt mich recht, wenn ich es ihr ſage — ſo lächelt ſie und antwortet, ich ſpotte wohl nur, ſie ſei ja gar wenig, ein Kind — nichts weiter. — Nichts weiter? kann man mehr ſein? — Wie unachtſam geht man doch mit ſolchen Worten um!

Wenn dann endlich die Nacht herab ſinkt, und ich weiß, daß ſie in meiner Nähe ſchläft, und ich mir es denke, wie ſie ſo ſchön da liegen muß in dem kleinen Bette, wie ihr Köpfchen ſo ſtill ruhen mag auf dem Kiſſen, wie ſich ihre Augen endlich ſchließen, nur umgeben von der grünen Dunkelheit der ſeidenen Vorhänge, umzogen von den heiligen Bildern ihrer Träume, wenn ich das ſo denke . . . welche mannigfaltigen Fantaſien drängen ſich dann vor meinem Blicke! — Aber wenn dann der Morgen mich wieder aufruft vom Lager und die weſenloſen Bilder alle wieder zerreißt, die ſich vor meinem Auge, während der Nacht geſtaltet hatten, wenn der friſche jugendliche Morgen um meine offne Bruſt weht, und der erhitzte Heinrich ein rüſtiges Jägerlied im Thale anſtimmt, das das Echo ſpielend wiederhallt — dann, o dann iſt es wieder ſo ganz anders in mir, ſo ganz verſchiedenartige Scenen bilden ſich dann vor meinem Blicke, daß ich mich oft fragen möchte: Wer biſt Du, Jüngling, und wo ſtrebſt Du hin? Liebſt Du Eugenien?

Dieſe Frage iſt ſo ſeltſam, daß man nur dabei die Frage aufwerfen darf, wie man ſo fragen kann, und doch — ſie iſt in mir und — keine Antwort. Ich ringe oft recht wacker mit mir, um einig deshalb zu werden; ich ſtelle mich gleichſam vor mich hin, um mich recht gründlich anzuſchauen, um bis in meine innerſte Tiefe zu blicken, und da ruft es denn oft mit lauter Stimme: Ja Du liebſt ſie! und ich freue mich herzlich, daß es nun ans Tageslicht gekommen iſt. Dann aber ſchweigt es wohl wieder eine lange Zeit in mir — einige Stunden meine ich — und ich denke oft: Warum denkſt Du doch nicht immer an ſie? Sie tritt ins Zimmer, und ich ſehe ſie an, als wollte ich ihre ganze ſchöne Geſtalt in mein Gemüth aufnehmen — wie ſie da ſteht — ſo milde blickend mit den blauen Augen, die nur faſt zu viel Sanftes in ſich haben — ſo niedlich hin und herwiegend das liebe Köpfchen, deſſen kurzes ſeidnes Haar ſich ſo leicht um ihre Stirn legt — den zarten Buſen ſo ſittſam bedeckt mit dem leichten Flor — ja, wenn ich ſie ſo anſehe, dann iſt es mir, als könne gar nicht die Frage ſein, ob ich ſie liebe, und ich lache nicht wenig über dergleichen Nüchternheiten, oder ich ärgere mich auch wohl darüber, wenn ich bedenke, wie wenig ſie mir ziemen.

Ich bin ihrer nicht werth, daran iſt kein Zweifel, und da iſt es denn ſonderbar genug, wenn ich bei dieſem Gefühle hören muß, wie hoch ſie mich anſchlägt, wie ihr mein Sinn ſo ſchön und ruhig und ausgebildet erſcheint, der noch den Kampf mit ſich nicht überwunden hat. Die gute Geiſterſeherinn verſteht ſich wenig auf die Menſchen.

Als Gnade ſollte ich billig jede, auch die kleinſte Gunſtbezeugung von Ihr erflehen müſſen, als unverdiente Huld den Kuß annehmen, den ſie in ihrer Unſchuld viel zu mild mir giebt. ich ſollte da ſtehen wie der ſündige Pilger vor dem Gnadenbilde, zu dem er die weiten, mühſeligen Reiſen erduldet hat, um hier Ablaß zu erflehen; aber faſt iſt es, als erſcheine ich ihr als Gnadenbild und ſie ſich ſelbſt als Pilgerinn. Das unglückſelige Verdienſt, das ich mir um ſie erworben haben ſoll, weil ich meinen Degen ein wenig von dem Roſt befreiete, der auf ihm haftete, dies unglücklichglückliche, traurigfröhliche Verdienſt kann ſie mir leider nie vergeſſen, ach! und ich kann es leider nie vergeſſen, daß ſie es mir nie vergeſſen kann. Es iſt ein Unglück für den Mann, wenn das Mädchen, das er lieben möchte, ihm verpflichtet zu ſein glaubt — ſchon das bloße Wort iſt mir unangenehm — wenn er Dankbarkeit ahnden muß in dem Feuer ihrer Umarmung, Dankbarkeit in dem Blick ihres Auges, Dankbarkeit in ihrem Kuß. — — Ich will Dir geſtehen, daß ich hier ein wenig mit den Zähnen geknirſcht und mit dem Fuß geſtampft habe, aber nur ganz leiſe, denn hier iſt die Stille zu Hauſe, und der ruhige Anſtand.

Es iſt etwas Häßliches, etwas Bitteres jetzt in mir, das nicht weichen will. Ich werde die Treppen hinunterſchleichen, damit mich niemand ſehe ſo wie ich jetzt bin: beſonders Eugenie nicht, der ich in dieſem Augenblicke Sanftheit nur heucheln könnte, und das, wahrlich, das ſoll nie geſchehen. Ich will wahrlich nichts dazu thun, um für beſſer gehalten zu werden, als ich wirklich bin. — Doch nicht weiter! — Hinaus, hinaus!“

Achtes Kapitel.

Karl ſtürmte durch Feld und Flur, unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er ſo ſonderbare Gedanken in ſich aufſteigen laſſen konnte.

„Es giebt, ſagte er zu ſich ſelbſt, alberne Augenblicke im Leben, wo ein gewiſſes Etwas in uns nicht recht eigentlich zu reden wagt, weil es ſo gar ſonderbar iſt, und doch wieder recht ſtark redet, ohne zu reden. Nicht recht aufzukommen vermag dann die Freude, denn der Boden, ſo gut er ſonſt auch ſein mag, iſt in dem Mittelpunkte kalt und ſteinig. — Dann giebt es auch wieder eine gewiſſe gar nicht ſtumpfe, ſondern recht muntere Reſignation, die ein recht ſcherzhaftes Anſehen hat, aber doch inwendig hohl iſt und ohne Kraft. — Verdammte

Reflexionen, wie komm' ich zu euch? Ich mag euch nicht."

Heinrich ſtrich an ihm vorüber, mit einem etwas grimmigen Geſichte, und rief ihm ein „Brute, tu dormis?" zu, ohne ſeine Antwort zu erwarten; aber Herrmann, der ihm folgte, ſchüttelte unſerm Ritter freundlich die Hand und ſagte: Ihr ſeid glücklich, das iſt mein Wunſch.

„Glücklich? ſagte Karl, als jener vorbei gegangen war, glücklich? Wenn ſich die Leute doch nur dergleichen Worte abgewöhnen wollten, die ſo vielſinnig ſind, daß man darüber den Sinn verlieren könnte, ſo vieldeutig, daß man zuletzt auch nicht mehr einen Deut dafür geben mag."

Er ſchwieg plötzlich ſtill, denn es mißfiel ihm, was er geſagt hatte. — Der Schatten der Bäume lud ihn ein zum Sitzen, und eine kühle Luft ſtrömte mit dem ſanften Rauſchen des kleinen Waſſerfalls in ſeine Nähe zu ihm her, und that ſeiner erhitzten Wange gar wohl. Aber er fühlte auch, daß der Ungeſtüm in ſeinem Herzen nachlaſſe, da er ſich wieder der Natur erfreuen konnte, die um ihn her ſo ſtill und friedlich und groß da ſtand. —

„Schwindet alle hinweg vor meinem Blicke, ihr verworrenen Bilder meiner Fantaſie, ſchwindet hinweg, ihr Träume, die ihr nicht in dieſem Herzen erzeugt wurdet, weil ihr es anfallet und ihm misgönnt die Ruhe, bei der ihm ſo wohl iſt. Laßt mich klar und rein und ungeſtört ſchauen können in mein Inneres, ſchauen können mit offnem Blick in die Reize der Natur.

Sein Kopf ſank in die hohle Hand, ſeine Stirn entwölkte ſich, ſeine Augen wurden helle, Friede nahte ſich ſeinem Herzen wieder. — „O, wäre doch Eugenie hier, ſagte er, daß ſie ſich freuen könnte mit mir, genießen mit mir die Freude dieſes ſtillen kühlen Abends.“

Sie iſt bei Dir, ſagte Eugenie, und legte ihre Hand auf ſeine Augen. Rathe, wer hält Dich? — Doch, ich hab' es ja ſchon geſagt — wie kindiſch!

„Ach Eugenie, ſagte Karl, ich verdiene es gar nicht, daß Du zu mir kommſt, ich hätte zur Strafe hier den ganzen Abend allein zubringen ſollen, um mit mir zu zürnen über ſo manche Bizarrerien, die ich vorgehabt habe. Wahrlich, ich bin recht albern geweſen, und ich mag gar nicht davon reden.“

Ich möchte ſo gern auch Deine Albernheiten theilen, ſagte Eugenie, wenn Du nun einmal das Wort brauchen willſt; aber wenn Du nicht

Luſt haſt davon zu reden, ſo will ich auch gar nicht danach fragen. Wozu auch das Fragen und Reden, wir ſollten mehr ſchweigend durchs Leben gehen, um keine Töne zu überhören, mit denen die Natur zu uns redet, oder wir ſollten doch etwas Beſſeres haben, als Worte. — Ich Thörinn! rede ſo viel vom Schweigen, während Du ſchweigend doch mehr redeſt, Du Lieber.

Karl küßte den ſüßen Mund, der ihn ſo beredt lobte. „Sei wie Du willſt, mein theures Mädchen, rede, ſchweig, lächle, weine, ich liebe Dich, wie Du auch ſein magſt. Biſt Du doch immer Du ſelbſt, und wer, wer von uns Männern kann das ſagen von ſich? Glaube mir, wir können es nur ſelten, ſehr ſelten, — ganz wir ſelbſt ſein, meine ich, — und wir haben auch nur ſelten ſolche Augenblicke, wo wir ſo etwas eingeſtehen. Du willſt es mir nicht glauben, daß wir meiſtens wunderliche Geſchöpfe ſind? — Nun ſezte er mit einer Art von Weinlaune hinzu: wie Du willſt, ich habe mein Gewiſſen verwahrt.“

Das haſt Du, antwortete ſie mit treuherzigem Lächeln, ob ich gleich nicht weiß, was Du eigentlich geſprochen haſt, denn wie ich Dich ſo anſah, vergaß ich zuzuhören.

„Wahrhaftig, ſagte Karl, Du haſt etwas

verſaumt, denn ich ſpreche nicht immer ſo aufrichtig, oder vielmehr: es ſpricht nicht immer eine ſo aufrichtige Stimme in mir, der ich etwas nachſagen könnte. — Aber, ſetzte er mit Wärme hinzu, wenn auch zuweilen ein böſer Geiſt über mich kommt, Du erſcheinſt, und mein guter Genius erſcheint mit Dir, freundlicher als jemals — ach! und wo könnte er auch lieber weilen als bei Dir?“

Eugenie ſchwieg eine geraume Zeit, dann ſagte ſie mit ſteigender Empfindung: O wenn ich es Dir bin, wie Du es mir einſt warſt, und immer ſein wirſt, o ſo vergönne mir auch der Himmel, Dir ſtets ſo erſcheinen zu dürfen. Nicht bloß in dieſem flüchtigen Leben, das nur uns ſo ſchön iſt, weil wir es vergeſſen haben und ſchon ein anderes Leben in ihm; nein, auch nach dem Tode, wo alles Schroffe von uns hinweggenommen, und jedes irdiſche Band gelöſt iſt, auch dann noch möge es mir das gütige Geſchick gewähren, Dich, guter Karl, als ein freundlich liebender Geiſt umſchweben zu dürfen.

Sie blickte ſtill für ſich hin, und ſagte: O wahrlich, ich hoffe viel von dem Tode für unſre Liebe.

Sie hatte dieſe Worte mit vieler Ruhe und Gelaſſenheit ausgeſprochen, gleichſam als ſei es etwas ganz Gewöhnliches und Entſchiedenes, worüber alle Menſchen einig ſein müßten.

Karl fühlte ſich von einer gewiſſen Klugheit, die man faſt roh nennen möchte, nicht wenig aufgemuntert, ihr dieſen ſüßen Glauben zu entreißen. Er geſtand ihr geradezu, es ſei ſein Plan, ihr dieſen Geiſterwahn zu nehmen, und er halte es für ſeine Pflicht, weil er oft ſchlimme Folgen haben könne, wie jeder Irrthum.

Es wird Dir nicht gelingen, lieber Karl. Ich fühle zu tief, was ich geſprochen habe: Viel muß der Tod uns geben, denn ſchon das Leben giebt uns viel. O nimm auch Du doch dieſen Glauben an; ſei nicht wie Couſine Aurelie, die ſonſt ſo herrlich iſt, viel mehr, viel höher als ich; aber doch davon nichts wiſſen will.

„Wer iſt dieſe Aurelie?“ fragte Karl.

Schon oft hatte Eugenie von ihr geſprochen, ohne daß es den Junker ſonderlich intereſſirte. Es war eine entfernte Verwandte des Alten, von Geburt eine Italienerinn, ein Mädchen von neunzehn Jahren, von deren ſchöner und erhabener Geſtalt Eugenie nie genug erzählen konnte, ja ſelbſt die Augen des Alten glühten von jugendlichem Feuer, wenn er von ihr redete. Aber auch dieſes Mal nahm Karl keinen Theil an ihr, ſondern knüpfte das Geſpräch über die Geiſter wieder an und ſagte mit einer Kälte, die ihm ſelbſt wohl nicht angenehm ſein konnte:

„Auch der gute alte Herrmann will mir oft von Geiſtern vorerzählen, und allerlei wunderbare Dinge ſollen ſich ſchon bei meiner Geburt zugetragen haben, um mich auf noch etwas Wunderbareres vorzubereiten. Iſt es nicht ſogar meiner Mutter im Traum vertraut worden, das wichtige Geheimniß, daß Menſchen mir nicht ſchaden könnten, daß ich aber Geiſter fürchten möchte? Will man es nicht gehabt haben, daß über meiner Wiege gleichſam ein Nebel hat hängen ſollen, in dem die Geſpenſter auf und nieder ſtiegen, wie die Hexen auf der Haide im Makbeth? — Und iſt es mir nun wohl zu verdenken, wenn ich, der ich weder Makbeth bin noch Hamlet, ſondern ein ziemlich gewöhnlicher Menſch, dem der Himmel bis dahin faſt immer noch ſeine gute Laune ließ, der ſich in rüſtiger Freiheit auf dem Kampfplatze der Natürlichkeiten herumbewegte, iſt es mir wol zu verdenken, Eugenie, wenn ich über dergleichen Dinge, die einem aufgeklärtern Manne, als ich bin, faſt ein Gräuel ſind, doch auch ein wenig lächle?

Eugenie blickte ſtill vor ſich nieder, und ſagte: Ich kann in dieſes Lächeln nicht einſtimmen.

Mir iſt es ernſt und tief bedeutungsvoll, was Du geſagt.

„Ach nein, erwiederte Karl, Du bedenkſt nicht, daß wir in einer Welt leben, die nur gemacht iſt, um unſre Phantaſie einzuengen, und unſern Sinn nur an das ganz Gewöhnliche — zu gewöhnen. Es iſt keine ſonderlich angenehme Welt, das muß man einräumen; aber machen wir ſie uns ſo leicht wie möglich, geben wir die Träume auf, die wir träumen, mögen ſie auch noch ſo farbig ſchimmern. Rüſtig ins Leben hinein! kühn ohne allzukühne Phantaſie, dann geht es gut und luſtig!“

„Freilich, fuhr er fort, ich will es nimmer läugnen, wohl mag einſt eine Zeit geweſen ſein, wo das Wunderbare und Himmliſche ſich freundlich zu der Erde hinneigte, wie eine erhabene Mutter ſich milde zu der ſüßen Tochter neigt, die unbefangen mit dem Leben ſpielt, wohl mag einſt die Geiſterwelt dem Menſchen kühn begegnet ſein, um ihm heilige Offenbarungen aus fernen Gefilden zu bringen, wohl mag einſt die Sehnſucht auch noch von dem jenſeitigen Ufer des Grabes her die Stimme der Freundſchaft und der Liebe vernommen haben; wohl mag das alles geweſen ſein, ich weiß es nicht, und will den Träumenden nicht ſtören, der ſich das Land der Vergangenheit mit dieſen Bildern ausſchmückt; aber, liebe Seele, die Zeit iſt längſt vorbei, und kein heißes Sehnen beſchwört ſie zurückzukehren. Die Welt iſt kühl geworden, und will keine Wunder mehr und keine Geiſter. Wir ſind ihnen entfremdet worden, und ſie haben uns allein gelaſſen. Der Himmel ruht zu ſchwer auf unſrer Zeit, als daß ein Geiſterton durch dieſen Nebel dringen und unſer Ohr berühren könnte. Zu ſchwer und auch zu klar iſt unſre Zeit, wie ein Auguſtmittag heiß und helle, aber die Menſchen ſind ein wenig erkältet und arbeiten hin und her ohne Liebe; das Wunderbare mögen ſie nicht leiden, und es kann auch mit ihnen nichts zu thun haben. Nur in der Dämmerung iſt Raum für Geiſter, und die iſt längſt verſchwunden. Beim Himmel! es iſt ja jetzt eine Erleuchtung in der Welt mit Fackeln und Schwefelhölzern, Oellampen und Laternen, daß man Augenſchmerz bekommen möchte. Wie wollen da die Geiſter dauern?"

Neuntes Kapitel.

Eugenie wollte antworten, als gerade der alte Diener des Hauſes zu ihr trat, und ihr einen Brief überreichte, den ein Reitender gebracht habe. Sie erbrach ihn ſchnell, und eine fröhliche Bewegung, eine zarte Röthe malte ſich auf ihren Wangen, die vorher blaß geworden waren, als ſich das Geſpräch ſo ſonderbar wandte.

O das iſt herrlich, ſagte ſie, das iſt gar ſchön. Sie kommt, wie ich ſo oft es wünſchte. Sie reichte das Billet dem Junker, der noch gern das vorige Geſpräch fortgeſetzt hätte, und daher ziemlich kalt das Papier auseinander ſchlug und las:

„Du biſt artig genug geweſen, gutes Kind, zu wünſchen, daß ich Dich in deiner Einſamkeit einmal beſuchen möchte, und jetzt iſt eine Gelegenheit da, Deinen Wunſch zu erfüllen, der auch der meine iſt. Wann ich komme? — Morgen, übermorgen, in einem Monate, in einem Jahre — was weiß ichs; aber ich komme gewiß. Leb wohl, Kleine, und grüße den Ritter unbekannterweiſe, von dem mir ſchon zu Ohren gekommen iſt, daß er wacker geſtritten hat für

Dich. So iſt es auch recht — ſtreiten muß man ſie ein wenig laſſen, ſonſt — — Adieu.

Aurelie."

Karl gab den Brief zurück, der ihm wegen ſeines ſonderbaren Tons misfallen hatte, und ſagte endlich, um doch nicht ganz ſtumm bei ihrer Freude zu bleiben: „Ich bin denn doch auch recht begierig, Deine Freundinn zu ſehen." Es war aber nicht ſo, und er konnte, bei aller Mühe, kein Intereſſe für dieſe Aurelie faſſen, von der er ſo oft gehört hatte. Eugenie ging jetzt ſchnell mit dem Briefe zu dem Vater, um ihm die wichtige Neuigkeit zu bringen.

„Wer nicht galant iſt, ſagte Karl, und auf einen gediegnen epiſtolariſchen Styl etwas hält, der könnte dieſen Brief faſt albern nennen. — Pſt! daß es Niemand hört! man könnte böſe werden, daß ich dieſer unbekannten Fee, die auf alle wirkt, nur nicht auf mich, etwas abzuſprechen wage; ich kann mir aber nicht helfen."

„Aber — fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort — etwas Gutes ſtand denn doch in dieſem Schreiben: " Streiten muß man ſie ein wenig laſſen." Nicht bloß ein wenig, recht viel, recht ſehr viel. Ach! gute Eugenie, ich habe für dich blutwenig gethan; doch iſt es nicht meine Schuld, und ich werde dich doch deshalb ewig lieben. — Ja wahrlich, das werde ich!“ ſetzte er noch einmal mit bekräftigendem Feuer hinzu, und folgte ihr langſam nach.

Zehntes Kapitel.

Heinrich glaubte ſeit dem Tage, da das Geiſtergeſpräch gehalten war, einige Kälte bei Eugenien gegen den Junker wahrgenommen zu haben, und er freute ſich darüber nicht wenig, da er hoffte, das alte Waldorf werde doch nun endlich ſeinem Herrn zuwider werden. Wirklich war auch einige Veränderung in ihrem Benehmen nicht zu verkennen; allein von Kälte ließ ſich auch nicht die entfernteſte Spur entdecken, und Heinrich glaubte ſie wol nur zu ſehen, weil er ſie zu ſehen wünſchte. Karl bemerkte es mit Betrübniß, wie ſie oft den Blick ſo ſchwermüthig fragend auf ihm haften ließ, wie ihre Hand faſt zitterte, wenn er ſie an ſeinen Buſen drückte, und ihr großes blaues Auge, gen Himmel gerichtet, die Thränen ahnden ließ, die ſie verbergen wollte. Es war ein ſeltſames Mitleid in Eugenien, mit dem ſie unſern Freund anſah.

Sie begriff es nicht, wie er ſein Leben habe ſo arm machen können, indem er das Heilige und Wunderbare, welches für ſie der Kern deſſelben war, herausgeriſſen hatte. Sie begriff es nicht, wie er bei dieſem Unglauben ſich doch noch jene Wärme habe erhalten können, mit der er das Schöne umfaßte; und ſie konnte es nicht begreifen, da ſie die Unart der meiſten Männer nicht kannte, in frivolen Stunden ſelbſt über das zu läſtern, was ſie ſonſt mit Innigkeit verehren, und nur in einem ſolchen unartigen Moment war das Harte in jene Rede gekommen, mit der er ihren Geiſterglauben bekämpfen wollte. Was er ſonſt etwa Gutes darin geſagt hatte über ihr irres, ſchwärmeriſches Gefühl, mußte ſie freilich verkennen, weil jene Empfindung zu tief in ihr wohnte, um von ſeinem Räſonnement vertrieben zu werden. So entſtand denn nun jene Wehmuth, mit der ſie ihn zuweilen betrachtete, ein Gefühl, mit dem ſie ſelbſt unzufrieden war, weil es einen Jüngling traf, den ſie ſo innig liebte, und, ohne ſonderliche Urſache, auch ſo ſehr verehrte.

Karl wurde ſchmerzlich dadurch getroffen, weil er ihre Empfindung nicht verſtand, und auch wol die Ahndung in ihm aufſtieg, ſie könne doch wol kälter gegen ihn geworden ſein;

worin ihm denn auch Heinrich von ganzem Herzen recht gab, ſo daß der Junker, der natürlich nur Gegengründe verlangte, im Unmuth oft nach ſeiner Klinge griff, um den leichtfertigen Burſchen zu ſtrafen, der keinen andern Wunſch hatte, als ins Freie und in die Weite hinaus zu ſtreifen. Sie ſelbſt zu fragen, hatte er nicht Muth genug, denn er fürchtete, daß er doch nur die Gewißheit deſſen, was er jetzt nur ahndete, vernehmen würde.

In dieſer verwirrten Zeit traf ihn noch ein andrer betrübter Zufall. Ein öffentliches Blatt, das ſich nur ſelten nach dieſem Dorfe hin verirrte, benachrichtete unſern Karl, der das ſonſt ſo unbedeutende Blatt mit ruhiger Gleichgültigkeit in die Hand genommen hatte, daß ſeine Mutter geſtorben ſei, und ihren Sohn, den einzigen Erben, der ſchon ſeit einigen Jahren in der Welt umherſchweife, ohne daß man ſeinen jetzigen Aufenthalt erfahren könne, ſterbend noch geſegnet habe, tiefbekümmert, wie es ihm itzt wol gehen möge.

Die Buchſtaben zitterten vor ſeinem Auge, und das Blatt ſank ihm aus der Hand. Eine ſchmerzhafte Empfindung regte ſein Herz an, und er konnte lange keine Worte finden, bis er ſich endlich noch einmal jene Zeilen laut vorlas, um ſich noch tiefer zu verwunden.

Einſam mußteſt du ſterben, gute Mutter, während dein Sohn durch das Leben dahinſchwärmte unter den wilden Genoſſen ſeines Leichtſinns. Nur Fremdlinge ſtanden an dem Bette, wo dich der Tod überraſchte, ach! und ich hatte keine Ahndung von Deinem Leiden, ganz in des Lebens Ueppigkeit verſunken. Deine Seufzer verhallten unter Menſchen, die dir nicht befreundet waren, und das Wort des Segens, das du noch ſterbend über mich ausſprachſt, ereilte mich nur durch einen Zufall, deſſen ich nicht würdig bin. — Zwei Monde ſind ſchon hingeflohen, ſeit du ſtarbſt, zwei Monde, die ich wild verpraßte. Schon ſproſſen Blumen aus deinem Grabe hervor, die nur des Himmels Regen netzte, nicht Thränen deines Sohnes. — O Gott, wie unwürdig ſteh ich da, und wie werde ich mich fühlen müſſen, wenn ich einmal heimkehre in meine Vaterſtadt, und ein fremdes Geſicht fragen muß: Wo iſt das Grab meiner Mutter?"

Er fühlte ſich tief ergriffen von dem Gedanken, und eilte auf ſein Zimmer aus Schaam, daß Niemand ſein bleiches Geſicht ſehen ſollte. Eugenie weinte um ihn, daß er nicht weinen konnte; ihr floſſen die Thränen ſo leicht, beſonders bei fremdem Schmerz: aber Karl konnte ſchon ſeit ſeinen Kinderjahren nicht mehr weinen und ſein Schmerz ſtand immer einſam und kalt da. Acht Tage lang verſchloß er ſich in ſein Zimmer, ohne Jemanden ſehen zu wollen, und er hörte nichts, als Heinrichs Flüche und die tollen Melodien, mit denen er die träge Zeit verjagen wollte, und Eugeniens leiſe Stimme, mit der ſie ſich bei Herrmann erkundigte, wie es dem Junker gehe. Es rührte ihn, daß ſie ſo leiſe ſprach; es war ihm, als wolle ſie ihn nicht wecken aus dem Schlummer, den ſie ihm wünſchte.

Aber nach dem Verlauf dieſer acht Tage hatte Karl auch zu Ende gekämpft mit ſeinem Schmerz, und nur das traurige Gefühl war ihm geblieben, daß er nun allein ſtehen würde, wenn Eugenie fortführe, ihn ſo ſeltſam zu betrachten, wie ſie ſeit dem Geiſtergeſpräche gethan hatte.

Er nahm allen ſeinen Muth zuſammen, und beſchloß, ſie zu fragen, wie ſich ſein Schickſal entſcheiden ſolle. Daß er ſie liebe, darüber hatte er jetzt keinen Zweifel mehr.

Eilftes Kapitel.

Karl traf Eugenien im Garten, in einer Akazienlaube, wo er ſich heftig zu ihren Füßen warf, und ausrief: „O geliebtes Mädchen, beſtimme mir den Weg, den ich nun gehen ſoll, laß mich nicht länger einſam, auf irren Pfaden umher wandeln, ſondern leite Du mich, wie ein ſchützender Genius durch des Lebens wildverſchlungene Labyrinthe. Eugenie, kannſt Du mich lieben? willſt Du meine Gattinn werden?“

Heinrich ſtand in der Nähe, ungeſehen von den Beiden, und zerſtampfte in ohnmächtigem Zorn die Wurzeln eines Baums, an den er ſich gelehnt. „Er liebt ſie nicht, ſagte er mit Ingrimm, er macht es ſich nur weiß. Wie könnt' er ſonſt ſo pathetiſch reden, was ſonſt gar ſeine Art nicht iſt?“

Eugenie beugte ſich über den Junker in einer Rührung, die anfangs keine Worte hatte. „Kannſt Du noch fragen, Karl, ſagte ſie endlich, liegt denn mein ganzes Herz nicht offen vor Dir?“

Karl ſank an ihren ſchlagenden Buſen, und ſagte leiſe: „Ich bin es nicht werth, Eugenie, niemals — niemals!“

Der Vater trat herzu, und breitete ſeine Arme aus über die Gruppe, und ſegnete ſie ohne Worte.

Eugenie ſagte mit ſanften Thränen: „Ach Karl, ich kann nie von Dir laſſen, nie ſein ohne Dich.“

Da rief der Junker faſt ſtürmiſch aus: „O Himmel, dürft' ich nur jezt gleich in die Schlacht, daß ich kämpfen könnte für Dich, ſtreiten gegen die überlegenſte Macht! — Ich würde ſiegen um Deinetwillen, um des Gedankens willen, es gelte für Dich, und die Ruhe Deiner Umarmung.“

Der Alte ſchüttelte mit dem Kopfe, weil er nicht begriff, wie Karl ſelbſt durch ſolche Ausrufungen ſeine Gefühle unterbrechen könnte, und Heinrich ſchlug vor Unmuth ein bitteres Gelächter auf.

Da erſchallte vor ihnen der hellklingende Ruf eines Poſthorns. Eugenie hörte die Töne nicht, aber Heinrich jauchzte laut auf, denn es war ihm, als habe ein alter lang entfernter Freund ſich wieder eingefunden. Auch Karl hatte eine ähnliche Empfindung, und er wandte das erhizte Geſicht nach der Gegend hin, von woher die Töne gekommen waren. Er ſah in einiger Entfernung einen Reiſewagen, deſſen ſchönes Aeußere den Reichthum des Beſitzers verkündigte. Ein Bedienter eilte herbei, öffnete den Schlag, und eine hohe weibliche Geſtalt, in weißem Gewand und hellrothem Schleier, erſchien vor des Junkers forſchendem Blicke. Er war mächtig bewegt, und ſtarrte, wie von einer fremden Gewalt getroffen, nach der Fremden hin, die jetzt mit anmuthiger Leichtigkeit zu ihnen hineilte. Zwei Herren, die wie Jagdjunker gekleidet waren, folgten ihr, aber Karl bemerkte ſie nicht.

Jetzt erſt erblickte Eugenie die Fremden, und freudig rief ſie aus: „Aurelie! — ach! iſt es denn wirklich wahr?"

„Ich bin es wirklich, Liebe, erwiederte die Fremde, wie iſt es Dir gegangen?"

Aber Eugenie antwortete nicht, ſondern umfaßte ſie nur mit Innigkeit und weinte ſtill, und ſagte dann: „Ich bin gewiß zu glücklich!"

Karl ſah die verſchlungenen Freundinnen, und ſein Herz ſchlug hörbar. Dann riß er ſchnell ein Tuch vor die Augen, als fürchte er ſich, länger hinzuſehen, und es war ihm, als rede eine Stimme kräftig und laut in ihm, es ſei nun alles anders worden.

Zwölftes Kapitel.

„Ich fühle das Bedürfniß — ſchrieb Karl nach einigen Tagen an ſeinen Freund — die Feder zu ergreifen, um Dir Manches, was ſich neuerlich zugetragen, mitzutheilen; aber es wird mir nicht gelingen, Ordnung in meinen Vortrag zu bringen, da keine in meinen Gefühlen iſt. Aber ſchreiben muß ich Dir, daß alles anders worden iſt in meinem Herzen, daß ich verwandelt worden bin mit allen meinen Gedanken und meinen Empfindungen, mit meinem Wollen und meinem Thun. Ich blicke voll Mitleiden auf die vorigen Zeiten herab, wo ich ein irre ſchwankendes Weſen war, das ſich ſelbſt nicht verſtand, weil es die Mühe nicht belohnt finden konnte, ſich verſtehen zu lernen, wo ich mich in einem Kreiſe von Gewöhnlichkeiten umhertrieb, ohne eine andere Urſach dazu zu haben, als weil ich mich nun einmal darin herumtrieb, und weil es die andern thaten, ſo daß man doch auch ſich aufgefordert fühlte, das Herkommen mitzumachen. Eugenien war es nicht aufbehalten, mich mir ſelbſt klar zu machen, mir aufzuſchließen das

Heiligthum des Lebens, denn — ich liebte ſie nicht. Sie konnte mich nur in den Vorhof führen, und ich täuſchte mich gewaltſam, daß ich mich bereits im Innern befände, doch dürfte die Täuſchung nicht lange dauern. O wer mit Nüchternheit ausſpricht: „Ich bin glücklich!“ der iſt es am wenigſten, denn er ſteht auf dem Punkte, es niemals werden zu können. Jetzt ruf' ich aus: „Ich bin nicht glücklich! aber es iſt eine ferne, ferne Hoffnung da, es werden zu können, und ſollte ich es auch nie werden können, ſo will ich lieber in den Flammen, die mich jetzt erfüllen, zu Grunde gehen, als in der lauen Wärme, von Nachtfröſten unterbrochen, weiterleben, wie ich bisher that.“ — O Aurelie, warum ſah ich dich nicht früher! — Warum warſt du es nicht, die ich dem furchtbaren Menſchen mit dem ſchneidenden Blick abjagen mußte! — warum mußte ſich noch vorher ein gutes, liebes Mädchen in mein Schickſal verwirren, das nicht hineingehört? — Ich will nicht weiter fragen, denn nirgends iſt hier eine Antwort. Nirgends? — nun ſo bin auch ich denn aller Antwort entlaſſen, wenn einmal die Frage an mich kommen ſollte: „Warum thateſt du ſo, als du thateſt?“ — Wahrlich, wir ſollten nicht ſo viel von Freiheit reden; es iſt ein einſeitiger Gedanke, der uns nur die Nothwendigkeit vergeſſen läßt, in der doch allein die Freiheit iſt.

Horch! das Jagdhorn erſchallt. Sie liebt die Jagd um der Muſik willen, die ſie begleitet, ſo ſagte ſie ſelbſt. Es iſt mir wol ehedem nicht recht geweſen, wenn ich von einem Mädchen hörte, das die Wälder liebte; aber wir Männer amüſiren uns überhaupt damit, Manches zu tadeln, was uns nicht gleich zu Kopfe will, weil es bequemer iſt, abzuſprechen, als zu warten, bis wir darüber von einem ſchönen Mädchen ſelbſt Belehrung erhalten. Ich wüßte überhaupt nicht, was einer Aurelie übel ſtehen könnte, ſie giebt jedem Dinge eine ſchöne Form; und nur dieſe liebt ſie, denn ſie jagt nur durch den Wald, zieht den fliehenden Thieren nach, und ſchont ihrer dann. — Aber noch einmal, möchte ſie auch etwas thun, das alle weiſen Männer auf Inſeln und feſtem Lande für entſetzlich und höchſt frevelhaft erklärten; mir würde es nie anders als ſchön erſcheinen, ja ſelbſt das Gemeine bekäme Adel von ihr. — Hört' ich ſie auch das verbuhlteſte Lied ſingen, ich könnte doch nur die religiöſeſten Empfindungen dabei haben; ſchlüge ſie einen unſchuldigen Menſchen, oder ſetzte ſie den Fuß auf ſeinen Nacken, ich würde den armen Schelm vergeſſen, und nur der zarten Hand, des ſchönen Fußes mich freuen, die ſich nun einmal daran ergötzen wollte, ein wenig üppig zu thun.

— Ha ſieh da! ſie erſcheint — ſchön und herrlich, wie der junge Tag heraufſtralt, der ſich ſelbſt und ſeine eigene Jugend anlächelt. Eugenie geht an ihrer Hand, und ſchlägt ſittſam furchtſam die Augen nieder, als ſcheue ſie ſich, mit der Göttlichen verglichen zu werden, in deren Nähe ihr ſeltſam zu Muthe ſein muß; und doch iſt ſie ſchöner worden, weil Aurelie ihr zulächelte. O mein Freund, wie ſoll ich ſie Dir mahlen dieſe Reize, die mir das Innerſte entflammten, den Glanz, der ihr vom Auge ſtralt, und allgewaltig jenen Nebel auseinander warf, der ſchon ſo lange meinen Blick verhüllte, wie mein Leben. Ich vermag es nicht, und doch iſt es thöricht, zu verlangen, Du ſolleſt ſie Dir denken. Aber lächeln müßt' ich über mich ſelbſt, wenn ich Dir das ſchildern wollte, was ihr ſo die einzelnen Theile der Schönheit nennt. Ihr Thoren habt die Schönheit nie geahndet, ſo lange ihr noch von etwas Einzelnem redet; die Einheit iſts allein, die ſichere Ruhe, die entſchiedene Nothwendigkeit, daß alles ſo ſein müſſe, und nie anders ſein könne, nie dürfe. Was entzückt Dich in der Muſik? Töne, aneinander gereihte Töne? O nein! — Bei welchem Ton fängt Dein Vergnügen an? Du darfſt, Du kannſt es nimmer ſagen, es iſt die Harmonie des Unbegreiflichen, die Dich entzückt, die keinen Raum erkennt, und keine Zeit.

— Jetzt beſteigt ſie das ſchöne Pferd, das ihr freudig entgegenwiehert. — Mit welcher Gelaſſenheit, wie muthig, wie zart benimmt ſie ſich! ich möchte jeden Moment auffaſſen, um ihn zu ſchildern. — Nun kommen auch ihre beiden Begleiter, der Baron mit ſeiner einfältigen abgeſtandnen Klugheit, und der Marquis mit ſeiner mühſamen Grazie, ſeinem zähen Witz, der ganz dünn und breitgeſchlagen iſt von der vielen Uebung. Sie hat dieſe beiden Menſchen bei ſich, wie man wol auf Reiſen Pudermeſſer und Pomadebüchſen mit ſich führt, weil man ſich einmal daran gewöhnt hat. Auch wollen dieſe Leute — vielleicht gerade wegen ihrer Vornehmheit: geborne Bedienten — durchaus nicht von ihr laſſen, und ſind erfreut genug, wenn ſie nur alle Monate einmal über ſie lacht, oder ſie wol gar eines Bonmots würdigt.

Und ich ſollte ſie ziehen laſſen mit dieſen Creaturen — auch nur eine Stunde lang? — Nimmermehr! Ich will ihr nach! — Mag ſie doch aus mir machen, was ſie will — Du glaubſt nicht, welch eine Wonne mich erfüllt, wenn ich ſie nur reden höre, wenn ich nur hinter ihr hergehe, und ihren Athem belauſche.

Dreizehntes Kapitel.

Karl eilte aus ſeinem Zimmer, und rief Heinrich, daß er ihm ein Pferd ſattle. Beim Herausstreten aus dem Hauſe begegnete ihm Eugenie, die ihn mit liebevollem Blick anſah, und fragte, wohin er gehe?

„Ich muß ins Freie, ſagte er ſchnell, halt mich nicht auf, Liebe.“ — Er war zu ſehr entfernt von ihr in dieſem Augenblick, um es zu bemerken, daß ſie ſich vergeblich bemühte, eine Thräne zu verbergen. Schnell ſprengte er dann mit Heinrichen durch den Hof, und verfolgte den Weg, den Aurelie genommen hatte. Er nahte ſich ihr ohne Verlegenheit, aber mit vieler Demuth im Blick, der nur auf ihr ruhte, und alle andern Gegenſtände umher keiner Betrachtung würdigte. Er dachte keinesweges daran, ein Geſpräch anzuknüpfen, wozu er nicht den mindeſten Trieb fühlte, da er ſchon glücklich genug war, wenn er ſie nur ſehen durfte. Doch Aurelie liebte ſein Schweigen nicht, und um ihn zum Reden zu bringen, und ſich ein kleines Divertiſſement zu geben, hetzte ſie ihre Begleiter ein wenig gegen ihn auf. Karl merkte es anfangs kaum, denn er hatte nur Gefühl für die Schöne, und für die Begleiter kaum ein Bonmot. Indeſſen mußte er ſich doch entſchließen, ſich mit ihnen einzulaſſen, da er merkte, daß ſie dadurch amüſirt werde. Aber der Sieg über dieſe faſt vertrockneten jungen Männer, die eigentlich recht alt waren, gelang zu leicht, um intereſſant zu ſein. Sie wählten gar bald die Parthie, ſich zu entfernen, und Karl war nun mit Aurelien allein.

Welch ein Gefühl war jetzt in der Bruſt unſers Helden! Im Dunkel des ſtillen Waldes, allein mit der, die wie durch göttlichen Zauber auf ihn gewirkt hatte, die wie mit ſtiller, unendlicher Gewalt ihn aus der Sphäre zu reißen wußte, in der er bisher gefangen geweſen war, — dieſer Gedanke entzündete ihn ſo mächtig, daß er gedankenvoll vor ſich hinſtarrte, ganz verloren mit allen ſeinen Gefühlen in dieſes eine.

Worauf ſinnen Sie, Graf? fragte Aurelie.

„Ich ſinne nicht darauf, antwortete er, aber ich fühle es tief, daß den Menſchen eine dunkle, heilige Macht durch das Leben treibt, und daß es frevelhaft iſt, ſich ihr widerſetzen zu wollen. O Aurelie, mögen Sie doch auch aus mir machen, was Sie wollen, ſpotten Sie, lachen Sie über mich, haſſen, verachten Sie mich — ich ſehe dem allen entgegen; doch muß ich es ſagen, was mein Herz erfüllt, ausſprechen die unendliche Leidenſchaft, die mich ergriffen, ſeit ich Dich ſah! — Ach Aurelie, ich *kann* es Dir ja nicht verbergen, da alles in mir es redet, jede Bewegung es Dir verrathen muß, ich liebe Dich, wie Du nie geliebt werden kannſt, liebe Dich über alles, ohne Gränzen.“

Sein großes Auge funkelte, jeder ſeiner Züge war gewaltſam ausgezeichnet, ſeine Hand zitterte, ſein Herz klopfte hörbar. — Aurelie ſah es, und vermochte es nicht, zu lächeln, wie ſie ſich vorgenommen hatte. Sie ſchwieg; doch ſprach das bald geſenkte, bald ihm entgegenſtralende Auge, und der gehobene Buſen, deſſen Wallung ihr ſelbſt noch unerklärlich war.

Mir iſt, wie im Traum, ſagte ſie endlich nach einer minutenlangen Pauſe; — hab' ich das alles wirklich gehört, oder bilde ich mir nur ein, dieſe ſeltſamen Dinge gehört zu haben? Haben Sie geſprochen, Graf?

Er antwortete nicht, und ſie fuhr fort:

Wahrlich, ich muß ſo reden; denn — geſtehen Sie nur ſelbſt — iſt es wol je erhört worden, daß der Verlobte eines guten, lieben Mädchens der Freundinn ſeiner Braut, im dunkeln Wald, nachdem er, klug genug, die Begleiter alle entfernt hat, eine Liebeserklärung anhebe? — In der That, ich erwartete nichts anders, als zärtlich weitſchweifige Herzensergießungen über die tugendſam geliebte Eugenie, ich hatte mich ſchon darauf gefaßt gemacht, einige zarte Elegien anhören zu müſſen, die der liebeskranke Jüngling in ſtiller, durchwachter Nacht dichtete, — und nun tritt er kühnlich daher, und brauſt und donnert in dithyrambiſcher Unordnung von neuen Flammen! — Wie, Graf, haben Sie vergeſſen, daß Eugenie meine Freundinn iſt?

„Freundſchaft? — weg mit dem ärmlichen Gefühl, deſſen laue Wärme mir niemals zuſagte. — Freundſchaft? — auf der Wagſchaale, wo jezt mein gutes und mein böſes Schickſal ſchwankt, giebt dieſe kraftloſe Empfindung keinen Ausſchlag. — O Aurelie, hätten Sie nur das leiſeſte Gefühl für mich, Sie würden mir nicht das Wort zugeworfen haben, das ohne Bedeutung iſt, wo Liebe wohnt, — Aurelie, auch dies leiſere Gefühl haſt Du nicht für mich? O warum bewahrte mich denn nicht ein gutes Geſchick vor Deinem Anblick? — Doch nein, nicht dieſen feigen Wunſch ſoll meine ſchlechtere Natur mir auspreſſen; — es iſt ja ſchöner, ohne alle Hoffnung zu ſterben für Dich und vor Deinen Augen, als in gemeiner Hoffnung leben ohne Dich, und in dem Leben ewig doch nur todt ſein! — Aurelie! — ach! ich erſchrecke Dich mit meiner wilden Stimme; aber ich will linder werden, ich will ſie ja alle niederkämpfen dieſe hochflammenden Wallungen, ich will zahm und demüthig ſein, meine Wünſche, meine Hoffnungen alle will ich niederlegen zu Deinen Füßen, vergeſſen will ich alles, was mir vorher theuer war — o ich habe es ſchon vergeſſen! — mein ganzes Leben will ich hingeben an das Deinige! — Du ſollſt mich leiten können mit einem Wink, mit einem halben Blick! — o Du ſollſt auch deſſen nicht bedürfen, ich werde Dich verſtehen, wenn Du ſchweigſt, und ſchweigend gehorchen. — Aurelie, und Du haſt keine Empfindung für mich? — keine?“

Er ſenkte ſtill das Geſicht nieder, das von der Abendſonne beſtralt, ſchöner ſchien und glühender als jemals. Wie ſeltſam und wie rührend mußten Aurelien dieſe Worte der Demuth klingen, wenn ſie dabei auf den Jüngling blickte, deſſen ganzes Weſen Kraft und Fülle, und rüſtige Beweglichkeit bezeichneten. Wie rührend mußte ihr dieſer Gegenſatz erſcheinen, und wie bedeutungsvoll die Liebe, die ihn auflöſte in Harmonie, die Liebe, die das Widerſprechende aufhebt und in Einklang verwandelt. Doch, ſo ſehr ſie auch wünſchte, ihm etwas zum Troſt zu ſagen, ſo durfte ſie doch dieſem Gefühl nicht Raum geben.

Und wenn ich nun auch — erwiederte ſie ihm nach einer langen Pauſe — etwas für Sie empfände, lieber Graf, wohin würde das führen? Muß ich Sie erinnern, daß Sie mit Eugenien verlobt ſind, daß ich ſelbſt Zeuge war von dieſer feierlichen Handlung.

„Verlobt? Das Wort hat keine Kraft für mich! Verlobt? — Wie, ein einziger Augenblick, wo eine nothdürftige Wallung mich ergriffen, der die innerliche Nüchternheit ſpottete, er ſollte ſich zwiſchen mich und mein Glück hinſtellen dürfen? ein Augenblick des Irrthums ſollte mein ganzes Daſein zum Irrthum machen, mich auf immer losreißen können von dem ſchönern Leben? Verflucht, tauſendfach verwünſcht ſei dann dieſer Augenblick, den nur ein kränklich thörichtes Gefühl erzeugte — weglöſchen will ich dieſen unglückſeligen Moment; und nur mit jenem auf ihn folgenden, mit jenem, wo ich Dich, Geliebte, ſah, ſoll mein Leben beginnen.“

Und Eugenie? — verdient ſie dieſe Untreue? — verdient die gute Kleine, die nur in Ihnen lebt, daß Sie ihr alles rauben wollen?

„Sie wird, ſie muß mich leicht vergeſſen.“

Niemals.

„Dann — dann klage ſie das Schickſal an, das mich ihr zugeführt, um ſie aus ihrer ſtillen Ruhe aufzuſchrecken.“

Mit dieſem Gemeinſpruch, mit dieſer Zurückweiſung an das arme Schickſal, das alles über ſich ergehen laſſen muß, damit wollen Sie Ihr Gewiſſen beſchwichtigen?

„Ich fühle nichts dabei, ſagte Karl mit einem feurigen Blick auf Aurelien, ich habe kein Gewiſſen mehr, ſeit ich Dich liebe.“

Dann muß ich Ihnen mit dem meinigen zu Hülfe kommen, das hier noch mehr als Thorheit, das hier ein Verbrechen ſieht.

„Verbrechen? O, ich kenne keines, das ich nicht um Deinetwillen begehen wollte, und keines, das nicht geadelt würde, wenn man es verübte für Dich! Verbrechen in der Liebe? kann man dies Wort ſagen ohne Lächeln?“

O Sie würden es vielleicht bald mit Thränen ſagen müſſen. Denken Sie ſich es ganz, — wenn Sie nun Eugenien verließen —

„Ich habe ſie ſchon verlaſſen.“

Wenn dann der alte Vater, der ſich in Ihnen verjüngte, langſam hinwelkt, ohne Freude, ohne Troſt, ohne Kraft zur Klage, in ſtillem, ewig wiederkehrendem Schmerz.

„Er welke hin, — er ſinke! — ich werde es mit Ruhe hören.“

Wenn Eugenie, das zärtlichliebende Mädchen, fruchtlos Sie auf den gewohnten Fluren ſucht, und nur der Wiederhall ſpottend ihre Klagetöne nachſpricht, wenn ſie mit ſtarrem Schmerz auf jene Laube hinſieht, wo Sie ihr ewige Liebe ſchwuren, und den Kuß der Treue auf ihre Lippen drückten, wenn ihr des Frühlings Blüthen keinen Duft mehr hauchen, wenn ſie in des Maies Blumen nur den verwelkten Kranz der Vergangenheit zu ſehen glaubt, den keine heiße Sehnſucht wieder erfriſcht, wenn dieſe blühende Geſtalt verſchwindet, im dunkeln eintönigen Jammer ihr Leben ſich hernieder beugt, und ſterbend noch ihr Mund den Fluch ausſpricht über den Treuloſen — — Graf Karl, werden Sie das ertragen?

„Sie ſterbe, ſagte Karl gepreßt und gewaltſam, und wenn Tauſende ſtürben um meinetwillen, ich würde nichts von Schmerz darüber fühlen, wenn ich in meinen Armen Dich, Geliebte, hielte. Verſunken in des Lebens tiefſtes Leben, berührten jene Trauerſcenen nimmer mir das Herz; umrauſcht von Melodien ſüßer Liebe, vermöchte keiner jener dunkeln Töne zu mir zu gelangen.“

Vierzehntes Kapitel.

Hurra, hurrah! rief Heinrich, der jetzt ſchnell von der entgegengeſetzten Seite daherſprengte, es iſt nicht geheuer im Wald. Ein angeſchoſſener Eber wüthet wie ein tolles Kraftgenie durch das Dickigt, und ſuchet, welchen er verſchlinge. Ich bin, Gottlob, ſonſt eben nicht ſehr furchtſam, aber mit dieſer wilden Beſtie binde ich nimmermehr an. Junker, Fräulein, folgt meinem Beiſpiel, und macht Euch aus dem Staube.

Er ſprengte ſchnell an ihnen vorbei, aber nur Aurelie hatte ihn gehört; nicht Karl: — Und ehe ſie ihn noch bitten konnte, zu fliehen, war ſchon das wildſchnaubende Thier bis zu ihnen vorgedrungen. Aurelie ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, und Karl zog mit lauter üppiger Freude ſeinen Degen. — „Dank ſei dem Himmel, rief er, für dieſes Abenteuer! Nun reit' ich entweder Dich, oder wir ſterben hier beide vereint.

Wahrlich, ich weiß nicht, welchen Ausgang ich feuriger wünſchen ſoll.“

Karl führte den romantiſchen Kampf mit ruhiger Kraft und Beſonnenheit, und bald gelang es ihm auch, dem wüthenden Eber einen ſo gewaltigen Streich zu verſetzen, daß er röchelnd niederſank, und mit ſchäumendem Blute die Erde färbte. Dann ſprang er ſchnell vom Pferde und eilte zu Aurelien, die an einen Baum hingelehnt, in halber Ohnmacht den Kampf nicht anzuſehen vermochte.

Die Furcht hatte ihre Wangen blaß gefärbt, und ihrem Auge den Stolz genommen, mit dem ſie ſonſt ſiegend umherblickte. Jetzt war nur Milde in ihrem Blick und die lieblichſte Sanftheit. — — Tief getroffen von dem Anblick und ſeiner ſelbſt nicht mächtig mehr, in geiſtiger Trunkenheit ſchloß Karl ſie in ſeine Arme, und, indem er ſie mit wildem Ungeſtüm an ſeine Bruſt drückte, rief er: „O nun ſage nur das einzige Wort, daß Du mein ſein willſt, ... nein, dies Verlangen wäre zu kühn — ſage nur, daß ich um Dich ſein kann, Dir ganz ergeben ſein darf, Dir folgen dürfe, wie ein Leibeigener, wo Du auch hineilſt, vergönne mir, daß ich leben darf für Dich und ſterben für Dich. O rede Du, die ich nicht zu nennen weiß, mein Himmel, meine

Hölle, mein Engel und mein Teufel! rede! ſage ja. Oder wie? willſt Du nein ſagen? Hüte Dich davor! Wer weiß, was dieſes Nein aus mir machen würde. Schon fühl' ich nicht mehr menſchlich Blut in meinen Adern, mir iſt, als ſei die Wuth des gefallenen Thiers in mich gekommen. — O ſieh mich nicht ſo an! mit dieſem Blicke ſchwindet wieder meine Kraft dahin, mit dieſem Blicke machſt Du mich zum Lamm.“

Aurelie nahm dieſen Augenblick wahr, um ſich leiſe aus ſeinen Armen loszuwinden, die ſie krampfhaft umſchlungen hielten. Sie erhob ſich, und ſagte: Graf, ich verdanke Ihnen mein Leben, wenn Sie auch nur wenig dafür gethan haben. Sie ſind nicht klein genug, um das geltend machen zu wollen. Aber Wahrheit bin ich Ihnen ſchuldig, und ich will ſie Ihnen geben. Hören Sie mich ruhig an.

„Ganz ruhig!“ ſagte Karl mit ſtierem Aug' und zuckendem Arm.

Ich könnte Sie vielleicht einſt lieben, ich würde Sie nicht zurückſtoßen, wär' ich frei; aber ich muß Sie von mir weiſen, denn ich bin die Verlobte des Marquis von Fuenterra.

„Liebſt Du den Menſchen? ſprich es aus, und frage nicht danach, wenn mich Dein Wort vernichtet. Liebſt Du ihn?“

Ich lieb' ihn nicht.

„Nun dann, ſo biſt Du mein, und keine Macht der Hölle ſoll mich Dir entreißen! — Siehe, nun iſt auf einmal die wilde Wuth von mir gewichen, und nur ein ewiges göttliches Feuer brennt hell und klar in mir. Jetzt fühl ich mich, wie ich mich nie gefühlt, das arme Leben iſt hinweggeflohen, und das Unendliche ſenkt ſich hernieder, wenn ich es denke, daß ich Dich beſitzen werde.“

Und mein Vater, der mich mit heiligem Ehrenwort dem Marquis zugeſagt?

„Ich zerreiße das Ehrenwort.“

Und der Marquis?

„Ganz ruhig, Liebchen, ich ermorde ihn.“

Weh mir, Du kennſt ihn nicht, dieſen fürchterlichen Menſchen, den ich allein nicht ſcheuen darf, weil er mich liebt, Du kennſt ihn nicht, weißt nicht, wie dieſer Menſch haſſen kann, wie ſicher und entſchieden er den Weg zum Herzen ſeines Gegners nimmt.

„Ich mache ſeinem Haß ein Ende, ich tödt' ihn. Was iſt er mir mehr, als jene Beſtie, wenn er nach Dir zu ringen wagt. Hahaha! Menſchen ſoll ich ja nimmer fürchten dürfen; nur Geiſter können mir begegnen, und auch dieſe ruf' ich kühnlich in die Schranken. — — Horch!

Deine Begleiter kommen zurück! — Sieh, ich bin ſo ruhig ſelig worden durch das eine Wort, daß ich Dich laſſen will, und dieſer Menſchen ſeelenloſer Blick ſoll auch nicht das leiſeſte Gefühl in mir erſpähen.“

Funfzehntes Kapitel.

Als ſie zurückkamen, ſaß Eugenie, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, an der Thür ihres Hauſes, und blickte ruhig und ſtill der Sonne nach, die ruhig und ſtill am weſtlichen Himmel herabſank. Der alte Herrmann ſtand neben ihr, und betrachtete ſie mit inniger Freude, die bei ihm immer ſtumm war. Sie ſtand ſchnell auf, als ſie die Zurückkehrenden erblickte.

„Wie Du erhitzt biſt, Karl, ſagte ſie freundlich, und kühlte ſeine glühende Wange mit ihrem zurückgeſchlagenen Schleier. Du wilder Jäger, wann wirſt Du deine Geſundheit ſchonen, Lieber?“

Laß mich, Kleine, antwortete er mit ſcheuem

Blick, der ihr ruhiges Auge nicht ertragen konnte, es kann noch alles gut werden.

Herrmann heftete einen fragenden Blick auf den Junker, den dieſer nicht beantwortete, ſondern ſchnell in das Haus und auf ſein Zimmer eilte.

Eugenie klagte der Freundinn, daß ihr Vater ſich krank fühle, und ſehr trübſinnig ſei. Er rede viel vom Sterben, und habe ihr Angſt gemacht, da er ſonſt dergleichen finſtre Gedanken nicht in ſich aufſteigen laſſe. „Ach! ſagte ſie dann mit erhöhtem Ausdruck, wenn auch er mich verlaſſen ſollte, dann hätte ich ja Niemand mehr, als meinen Karl!“

Aurelie umarmte ſie heftig. Vergiſſeſt Du denn mich ſo ganz? vertraueſt Du mir nicht mehr?

„Wie kannſt Du fragen? — O mein Gott, vergieb mir doch ja, Du Liebe, wenn meine ſchlechten Worte Deine Frage hervorbrachten! — Ich dachte gewiß auch an Dich, wenn ich Dich auch nicht nannte. Nimm es nicht genau mit dem, was ich ſage. Ich bin heute ſo ſeltſam, ſo bewegt: — der kranke Vater dort, der mich von ſeinem Bette wies, weil er allein ſein wollte, die Abendſonne dort, die Einſamkeit, in der ich mich befand, das alles hat mich ſo gerührt, ſo wunderbar, daß ich es gar nicht ſagen kann. — Ich möchte weinen, ſagte ſie dann mit hervorbrechenden Thränen, indem ſie ihr Geſicht an Aureliens Buſen verbarg, recht herzlich weinen, damit ſich dieſer unbekannte Schmerz nur löſe; aber ich weiß, daß Du es nicht liebſt, wenn man weint, darum ſollſt Du auch keine Thränen von mir ſehen. — — Und doch — ja wahrlich, ich weine doch an Deinem Halſe — wirſt Du es auch der kindiſchen Freundinn wol verzeihen?“

Mögeſt Du ewig Kind bleiben, Liebe, ſagte Aurelie gerührt; antworten kann ich Dir jetzt nicht, aber Du ſollſt von mir hören.

Sie ſagte die letzten Worte mit leuchtendem Auge, und verließ ſie dann ſchnell.

— „Und wird mir denn dieſer Entſchluß ſo ſchwer, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie allein auf ihrem Zimmer war, und mit ſchnellen Schritten auf und nieder ging, darf ich es mir denn zum Verdienſte anrechnen, daß ich der Freundinn die Treue bewahre, und nicht höre auf die Worte ſeiner wilden Liebe. — War es doch, als lodere eine verzehrende Flamme aus ihm, als er zu mir redete! So ſprach noch Niemand, ſo nicht. — Daß er mein Leben rettete — pah, dieſe Handlung iſt der Rede nicht werth, dazu wäre auch ein anderer gut genug geweſen. — Aber dieſer ganze Menſch, der ſich ſo einzig an mich hingegeben hat, dieſe rührenden Bitten, dieſe ſchöne Geſtalt, das Auge voll Kraft und Demuth — o ſtill, ſtill, daß ich mich nicht ſelbſt verrathe an mich ſelbſt!“

Ihr Kopf ſank in die hohle Hand, und ruhte ſo eine Weile, dann erhob ſie ſich ſchnell, und ein Entſchluß war in ihr zur Reiſe gekommen. Sie rief ihre Begleiter, und befahl ihnen, ſogleich Anſtalten zur Reiſe zu machen. Noch um Mitternacht müſſe ſie fort, alles ſolle ſtill, ganz ſtill geſchehen. Man machte Einwendungen, aber ſie beantwortete ſie nur mit der Wiederholung des Befehls. Dann ſchrieb ſie einige Zeilen, ſiegelte, und war, wie es ſchien, ganz ruhig.

Karl war in zu heftiger Bewegung, als daß er hätte auf ſeinem Zimmer ausdauern können. Er begegnete Aurelien auf dem Vorſaal, und ergriff ihre Hand. Sie betrachtete ihn eine lange Zeit mit Rührung, dann machte ſie ſchnell ihre Hand von der ſeinigen los, und drang darauf, allein zu ſeyn. Sie wolle heute mit Niemandem mehr reden, und ſich in ihr Zimmer verſchließen. Morgen ſolle er mehr erfahren.

Sie ſagte die letzten Worte mit zurückgehaltenem Blick und ging dann ſchnell von ihm.

„Morgen? rief Karl, als er ſich allein ſah, es liegt eine ungeheuere Nacht dazwiſchen, die meine heiße Sehnſucht mir zur kalten Ewigkeit auszerren wird. O Himmel! wie ſchnell iſt dieſes Morgen ausgeſprochen, und wie langſam kriecht es heran. — Geduld haben! — welch ein Ekel ergreift mich bei dem Worte — Warten! Dieſe Folter erſann der kälteſte der Halbmenſchen, und nur ein ſolcher oder ein Gott vermag es, ohne ſeine Kraft zu lähmen, oder aufzureiben. Wohin mit dieſer Flamme, die nur in ſich ſelbſt wüthet, wohin mit allen meinen Sinnen, wenn nur ein einziger Gedanke mich erfüllt? — Soll ich mich einſperren in mein Zimmer? Die enge Luft würde mich zerpreſſen! Schlafen? Ja das wäre das Beſte — aber wo wäre Schlaf für mich? Wie könnte Ruhe ſich niederſenken in dieſe bewegte Bruſt? — Hu! mich ſchaudert ordentlich, wenn ich mich jetzt auf meinem Lager denke, und die träge Zeit ließe kalt und regelmäßig ihre Stunden ſchlagen, während das erhitzte Blut den raſchen irren Schlag des Herzens triebe! Nein, ich könnte mich nicht ſo verſpotten ſehen, ich würde die Uhr zerſchlagen, um nur nicht ihren ruhig fortſchreitenden Zeiger zu ſehen! Fort in den Wald hinein von Neuem, daß ich verſtürme meine Stürme, und ruhig werde durch Ermattung."

Er rief Heinrichen, der ihn begleiten ſollte.

Sie beſtiegen die Pferde und jagten dem Dickigt zu, über dem ſchon die Nacht mit ihren Schatten ruhte. Heinrich blickte oft ſeinen Herrn mit ungewiſſen Blicken an, weil er ihn und ſein ganzes Betragen durchaus nicht zu begreifen vermochte. Er mußte ſich in eine ſonderbare Rolle ſchicken, wenn er ihm gefallen wollte. Bald mußte er ſchweigen, wenn er gern geredet hätte, bald mußte er ſprechen oder ſingen, wenn er gern geſchlafen hätte, um ſich der Mühe zu überheben, mit einem ſo ſeltſamen Menſchen zu thun zu haben. Bald waren die Lieder, die er halb nothgedrungen, halb freiwillig anſtimmte, nicht toll und frivol, bald nicht ernſthaft, nicht ſentimental genug. Dann unterbrach ihn Karl wieder mit Fragen, ob der Morgen noch nicht grauen wolle, und wurde böſe, als er den ſanften Schein des Mondes nicht für die hohe Morgenröthe gelten laſſen wollte, ſo daß denn auch Heinrich zuletzt ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, der Junker möge denn doch wol ein wenig toll geworden ſein.

Mit dieſem beruhigenden Gedanken ſchlief er ein, aber nach wenigen Stunden wurde er durch Karls Stimme geweckt. Herauf, du träge Morgenſonne! rief dieſer aus, indem er dem ſchlaftrunkenen Heinrich wie ein Geiſterbeſchwörer verkam, auf Du fühlloſer Eisklumpen! Wir müſſen fort, mich rufe nun das Leben oder der Tod! — ein ewig blühender Frühling, oder ewig ſtarrer, eiſger Winter!

— Heinrich ſchwang ſich ſchnell auf das Pferd, aber er konnte nun ſeinen lang' verhaltenen Aerger nicht mehr unterdrücken.

„Junker, Junker, ſagte er, aus Euch wird nichts Solides. Was jagt Ihr doch ſo wild und heiß in den kalten nüchternen Morgen hinein? Er giebt Euch nichts als einen gewöhnlichen guten Morgen, den Ihr ſchon vergeſſen habt, wenn Ihr ihn hört. Ihr erwartet etwas, glaub' ich, aber gerade deshalb bekommt Ihr nichts. Das iſt nun einmal ſo, und es iſt gut, daß es ſo iſt, damit wir uns immer angelegen ſein laſſen, gleich alles mitzunehmen, was wir kriegen können, ohne uns lange mit Erwartungen hinzuhalten. Auch habt ihr nicht einmal geſchlafen, und nun werdet ihr den ganzen Tag verträumen müſſen. Die Tage, die auf ſchlafloſe Nächte folgen, wenn ſie nicht etwa vertanzt, verzecht, verjubelt ſind, was ich gar wohl gelten laſſe, ſind immer dumm. Es ließe ſich viel darüber ſagen, hörtet Ihr nur zu.“

Wirklich that das Karl keinesweges. Er vernahm keine Sylbe von Heinrichs Geſchwätz;

alle ſeine Gedanken waren bei Aurelien. Jetzt glänzte ihm die Morgenſonne entgegen und die Gipfel der Berge umher ſtralten hochroth ihn an, wie ſeine Hoffnung. —

Da trat ihm Eugenie entgegen mit blaſſen Wangen, die davon zeugten, wie ſehr ſie gelitten hatte. Sie gab ihm ſchweigend einen Brief, den er mit wilder Heftigkeit erbrach. Sein verwachtes Auge ſprühte Feuer, und aus allen Zügen ſprach die entſchiedendſte Leidenſchaft.

— „Fort? rief er aus, fort? — um Mitternacht! und ich! — o ich Thor, ich raſender Thor! — um Mitternacht! — und ſchon iſt die Morgenrothe da! — hinweg? — o iſt ſie wirklich hinweg?“

Seine kräftige Natur war erſchüttert, er vermochte nicht mehr zu reden, und er ſank mit dem einzigen Gedanken an Aurelien in die treuen Arme Eugeniens, die ihn liebend umfingen.

Heinrich war nicht beſorgt für ſeinen Herrn, da er ihn in dieſer wunderbaren Umarmung ſah, er hob den Brief vom Boden auf, und las ſtill für ſich:

„Ich muß Sie verlaſſen, Graf; ich fühle die Nothwendigkeit, daß wir uns trennen. Ich reiſe nicht ohne Achtung für Sie, aber ich hoffe, Sie nie wieder zu ſehen. Um Mitternacht reiſe ich, und Niemand ſoll es bemerken. Eugenie würde mich zurück halten wollen, aber gerade dieſer Gedanke treibt mich deſto ſtärker hinweg von dieſer Stelle. Leben Sie glücklich in den Armen meiner Freundinn. Weiter hab' ich Ihnen nichts mehr zu ſagen.

Aurelie."

Karl erwachte aus ſeiner Abſpannung, und da er ſich in Eugeniens Armen erblickte, ſagte er mit halbem Lächeln: „Das iſt ſehr ſeltſam! Eugenie, ich bitte Dich, treibe keinen Spott mit mir."

Sie blickte ihn unſchuldig und ſanft an, als er ſich ihren Armen entwand, und heſtete dann auch ihr Auge fragend auf Heinrichen. Dieſer gab mit einiger Aengſtlichkeit das Billet an den Junker zurück, und ſagte leiſe, weil er ſich zu lügen ſcheute: Es hat nichts zu bedeuten — meinen Herrn wandelt eine Kränklichkeit an.

„Alberner Thor, rief Karl, ich bin nicht krank, ich fühle mich nicht krank. O, in der That, ich fühle mich ſo geſund, daß ich zu Fuß die ganze Erde durchwandern wollte, um irgend ein verlornes Kleinod aufzuſuchen."

Er ſah, daß ſeine gewaltſame Heftigkeit Eugenien auffiel, und er raffte ſich zuſammen, und fragte mit verhaltener Leidenſchaft: „Alſo Aurelie iſt fort?"

Fort, erwiederte Eugenie ſchmerzlich, und ohne Abſchied. Ach! und nun ſeh' ich ſie wol niemals wieder, und kann nicht einmal denken, daß ſie glücklich iſt.

„Wohin kann ſie gegangen ſein? — Ich Elender, der ich niemals danach fragte!" —

Er veränderte mühſam ſeine Stimme und ſagte faſt kalt: „Ob es mich gleich gar nichts angeht, ſo möcht' ich es doch gar gern wiſſen."

Sie zieht nach Paris.

Karls Auge leuchtete: „Iſt das gewiß? Du täuſchſt Dich doch nicht etwa im Namen?"

Ach nein! wie könnt' ich? Sie ſprach ja oft mit mir davon. Dort ſoll ſie einen Marquis heirathen, der ein ſonderbarer, kalter Menſch ſein ſoll, den alle fürchten, und den ſie auch gar nicht liebt. O Karl, und ſie verdient doch ſo ſehr, recht glücklich zu ſein, und glücklich zu machen. — Wäre es denn gar nicht möglich, dieſe ſchreckliche Verbindung zu zerſtören? — Fände ſich da gar kein Ausweg?

„Wer weiß! ſagte Karl, indem er Eugenien umarmte. Man muß die Hoffnung nicht ſo ſchnell aufgeben, mein gutes Kind."

Ach! nicht alle finden einen Befreier, wie ich in Dir gefunden habe.

„Sag das nicht, meine Liebe, das trifft ſich oft gar wunderbar in der Welt. Aber wir wollen auch gar nicht mehr davon reden; es greift Dich zu ſehr an. Du ſiehſt ohnehin ſo blaß aus — Du haſt nicht geſchlafen.“

Ich wachte am Bette des Vaters, und doch hörte ich es nicht, wie die Freundinn dahin fuhr, mich zu verlaſſen.

„Das konnteſt Du auch nicht, ſagte Karl freundlich. Es geht ja ganz am andern Ende des Hauſes nach der Landſtraße hin. Laß das gut ſein. Du dauerſt mich, armes Mädchen, Du ſollteſt einige Stunden ſchlummern. Das würde Dich recht erquicken.“

Wie gut Du biſt! Für Dich ſorgſt Du gar nicht, und ich ſehe doch, auch Du haſt dieſe Nacht durchwacht.

„Kind, Kind, ich bin ja auch ein Mann, und kann viel auf mich nehmen. — Du wirſt ſehen, wie viel! — Laß uns in Dein Zimmer gehen.“

Sechszehntes Kapitel.

Als Eugenie einige Schritte voraufgegangen war, flüſterte Karl Heinrichen ins Ohr: „Halt die

Pferde bereit zu jeder Stunde. Wir reiſen noch heute! — dieſen Morgen noch! — Keine Frage, ich bin entſchloſſen — und ich erfülle ja auch Deinen Wunſch."

Heinrich ſah ihn mit ungewöhnlichem Ernſt an, und ſagte: So habe ich nicht gewünſcht, ihn erfüllt zu ſehen; aber Ihr wollt, und ich gehorche. Auf guten Wegen ſeid Ihr nicht, Junker; doch verlaſſen kann ich Euch nicht. — — Aber Herrmann?

Karl bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er: „Kein Wort darf er davon erfahren. Wir laſſen ihn hier. Die thörichte Schwerfälligkeit des Alten könnte unſern ganzen Plan vereiteln, und ich fürchte, ich würde ihn niederſtoßen, verriethe er unſer Vorhaben nur mit einem einzigen Laut!"

Er riß ſich ſchnell von ihm los, und folgte Eugenien. — „Hier ſetze Dich in dieſen Schlafſeſſel, ſagte er ihr, indem er ſie dahin leitete, Du mußt wahrlich ein wenig ſchlummern, liebe Seele."

Sie that, wie er es wollte.

„Es iſt ja auch ſo herrlich, fuhr er fort, wenn ſich der Schlaf auf unſre müden Augen niederläßt. — Wie iſt doch alles dann hinweggenommen, was uns im Leben finſter ſcheint und verworren. Schlummre Du ruhig ein, das iſt das Beſte, und ich möchte es wol mit Dir theilen, aber ich kann nicht. — Glaube mir, mein Herz iſt gar zu unruhig, aber böſe nicht, gewiß nicht. — Wie bring' ich Dich nur in den Schlaf? Mein Geplauder, ſeh ich, will dazu nicht helfen. Sieh da, Deine Guitarre, ich klimpere darauf, und, ſicher, Du ſchläfſt ein.“

Er nahm das Inſtrument, und präludirte. „Ich will nur ſingen, was mir gerade in den Kopf kommt. Je ſchlechter das Gedicht iſt, das ich mache, je beſſer.

Schlafe, ſüß Mädchen, ſchlaf ein,
  Kümmre dich nicht ums Erwachen;
  Laß du das Schickſal nur machen,
Biſt du doch ſchuldlos und rein.

— Sie neigt ſich ſchon zum Schlummer. Weiter, weiter! —

Weiter ins fernеſte Land
  Treibt es den Jüngling zu ziehen;
  Dir nur, o Mädchen, erblühen
Blumen im Vaterland.
Nimmer findet er Ruh,
  Locken ihn heimliche Stimmen,
  Muß er die Berg' erklimmen:
Geht nicht der Haimath zu.

— Ihr Auge ſenkt ſich, und ein ſüßer Schlaf umſchwebt ſchon mild die liebliche Geſtalt.“—

„Geht nicht der Haimath zu“ wiederholte ſie mit leiſer Stimme, ſchon beinahe ſchlummernd. Karl fuhr fort:

„Schlafe, ſüß Mädchen, ſchlaf ein;
Wolle den Jüngling nicht haſſen,
Daß er Dich, Treue, muß laſſen:
Iſt ja der Wille nicht ſein.

Sie hört mich nicht mehr, ſagte Karl, ſie ſchläft. — So ſchön, ſo ſanft werde ich wol nimmer wieder ſchlummern. Haſſen kann ſie nicht! — Iſt es doch, als lächelte mir dieſer Blick ſchon Verzeihung zu! — Aber wird ihr Herz nicht brechen, beim Erwachen, wenn ich ſchon weit entſchwunden bin dieſem ſanften Auge? — Ich darf daran nicht denken. — Aurelie, erſcheine mir im göttlichen Glanz deiner Herrlichkeit und Schönheit — — Ja, ich ſehe dich, und zurückgeführt iſt meine Kraft — O Eugenie, haſſe mich nicht, es iſt ja der Wille nicht mein.“

Er beugte ſich über ſie und küßte leiſe ihre Stirn, dann riß er ſich ſchnell von ihr los, und in wenigen Minuten war er mit Heinrichen hinweggeeilt aus der Wohnung des Friedens.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Sechs Tage hatten unſre Pilger faſt ſtumm und ohne Fröhlichkeit ihre abenteuerliche Reiſe fortgeſetzt, und noch immer ſchien es nicht, als wollten die alten traulichen Geſpräche wiederkehren, mit denen ſie ſich ſonſt die Zeit auf eine angenehme Weiſe verkürzt hatten. Der Oktober war verſtrichen, und mit ihm der milde Sonnenſchein des Herbſtes verſchwunden, die trübe Zeit des Jahres begann, wo der Himmel feucht und ſchwer und undurchdringlich über den Norden herüberhängt; aber nur Heinrich nahm die Unannehmlichkeiten des Wetters wahr, Karl nicht, deſſen eiſerne Geſundheit und erhitzte Fantaſie von dieſem allen unangefochten blieb.

„Wahrhaftig, gnädiger Herr, ſagte Heinrich, es iſt ſchon ſchlimm genug, daß der November herangekommen iſt, ein Monat, der gut genug ſein mag für Wölfe und Bären, nur nicht für Menſchen; doch daß Ihr obendrein dies heilloſe Stillſchweigen unter uns aufgebracht habt, das iſt mehr als ſchlimm, das iſt durchaus nicht auszuhalten. Nur zwei Mittel ſind da, um bei dieſem Wetter nicht toll zu werden: Plaudern oder Schlafen. Zu dem Letztern hab' ich keine Luſt; aber zu dem erſtern deſto mehr."

Ich wehre Dir nicht, zu reden. — Wo mögen wir ſein? Kennſt Du dieſe Gegend?

„Behüte! Ich weiß nur, daß hier der Himmel ausſieht, wie ein abgeblaßter Theatervorhang, auf dem alle Figuren verwiſcht ſind, bis auf die Melpomene, die aber leider ein Thränentüchlein bei ſich hat, das ich beſſer gebrauchen könnte, um mir den Regen abzutrocknen. Ich weiß nur, daß die Bäume daſtehen wie verunglückte Liebhaber, die die Arme recht ſehnſüchtig ausſtrecken, aber nichts abkriegen als Schläge, gar mit der Axt. Die Berge kommen mir vor wie abgelebte Rieſen, die nicht mehr zürnen können, und ſich auf den Winter-Schlafrock freuen, den ſie bald umnehmen wollen. Die Flüſſe möcht' ich beſprechen mit heißen Liebesliedern, damit ſie nur nicht ſo jämmerlich rauſchen, aber ſie hören mich ſo wenig als Ihr."

Karl antwortete nichts, denn er dachte an Aurelien.

„Ich erinnere mich, fuhr Heinrich fort, einmal ſehr gelehrte Leute über das höchſte Gutreden gehört zu haben, welches höchſte Gut mir damals höchſt zuwider ward, beſonders da man gar nicht darüber einig werden konnte. Fragte mich jetzt einer bei dieſem Regenwetter darum, ſo würde ich über die Antwort gar nicht verlegen ſein. Es läuft wahrhaftig auf ein paar ſtarke warme Stiefeln und einen tüchtigen, dauerhaften Oberrock hinaus. O Himmel, was iſt das Leben, wenn die Stiefeln nichts taugen! Sagt ſelbſt Junker.“

Und konnt' ich denn anders, ſagte Karl mit Heftigkeit, that ich Unrecht, ſie zu verlaſſen? Thörichter Menſch, wie kannſt Du mir Vorwürfe machen, und was wagſt Du alles, der Du auf meine Güte allzuſehr trotzeſt? Hatt' ich ſie denn nicht ſchon damals verlaſſen, als ich Aurelien geſehen? Konnt' ich mir die Augen verbinden, da das Schickſal ſie mir öffnen wollte? Rede mir nicht von Ungerechtigkeit, nicht von Eugenien, gar nicht von ihr, ich bitte Dich, ich befehle es Dir.

„Nun, das muß wahr ſein, antwortete Heinrich mit Lachen, an Euch hat man einen wackern Zühörer! Ich ſprach keine Sylbe von einer Ungerechtigkeit, von Eugenien und Aurelien, oder wie Euere Liebſten ſonſt noch heißen mögen. Es war von ganz andern ernſthaften Dingen die Rede.“

Karl ſchwieg einige Zeit, dann ſagte er mit leiſer Stimme, die von ſeiner Rührung zeigte: Wenn ich mir ihr Erwachen denke aus dem Schlaf, in den ich ſie ſang mit der befreundeten Stimme; wie ſie umherblickt nach allen Seiten des Zimmers hin, ob der Geliebte ſich nicht etwa verborgen halte in irgend einem Winkel, um ſie ſchalkhaft zu überraſchen, wie ſie dann hinuntereilt in den Garten, wie ſie in jede Laube, ſei ſie auch noch ſo dunkel und abgelegen, hineinſieht, um ihn zu erſpähen, wie ſie ihn dann ruft mit der ſanften Stimme, und auf ſich zürnt, daß ſie nur ſo ſanft iſt und leiſe, wie dann der finſtere Gedanke in ihr aufſteigt, den ſie ſich ſelbſt noch nicht einzugeſtehen wagt, und immer ſchlägt die Uhr ſo kalt und todt die Stunden an, wo ſie ſonſt ſo glücklich war, und jeder Schlag trifft ihr Herz, wie dann endlich der Schmerz immer tiefer und immer tiefer in ſie eindringt, und immer enger ſie und enger ſie umſpannt, daß ſie verhüllen muß ihr krankes Auge, um nicht länger zu ſehen die dunkele Geſtalt. O Heinrich, wenn ich mir das denke, ſo möcht' auch ich mein Haupt verhüllen, oder, wenn ich Kraft genug hätte, weit hin die Hände werfen, um dieſe ſchwarzen Gedanken damit zurückzuſtoßen.

„Darum laßt es bleiben, lieber Junker, und denkt es Euch nicht; oder, wenn Ihr es denn ja einmal nicht laſſen könnt, ſo laßt den Gedanken nur ankommen, wie er leibt und lebt, und beſteht ihn mit ritterlichem Sinne. Wie? wir ſollten dergleichen Vorſtellungen nicht unterkriegen können? Ich balge mich ſo lange mit ihnen herum, bis einer von uns den Kampfplatz behält. Wollen mich dergleichen Gedanken ausſaugen, nun ſo ſaug' ich ſie wenigſtens mit aus, daß ſie mir zuletzt ganz blaß und ſchwächlich und wie gar nichts vorkommen und nie wieder erſcheinen dürfen. — Oder, wenn Euch dieſe Experimente zu langwierig vorkommen ſollten, ich weiß ein ſchnelleres. Thut mir die Liebe und ärgert Euch ein wenig, oder nur gleich recht tüchtig, wäre es auch über mich ſelbſt. Scheltet, flucht, das thut der menſchlichen Natur gar wohl. O Himmel, wie iſt einem ſo wohl, wenn man recht oft die Hölle angerufen hat, o Gott, wie gütig biſt Du, daß Du uns erlaubt haſt, bei dem Teufel zu fluchen und uns an ihm zu erholen. Wie leicht wird dann unſer Herz, und ſucht nicht mehr als Reim den Schmerz, ſondern den Scherz. Ach! und unſer Ge=

müthe, das kommt dann mit einem Male wieder in die Blüthe, aus der Sonne leuchtet uns natürlich nichts anders als Wonne, und durch unſre Bruſt geht die pure vortreffliche Luſt, und zum Ueberfluſſe iſt man ſich ihrer noch mit Stolz bewußt.“

Nicht alle dieſe Poſſen hörte Karl, doch ſah er wohl, daß Heinrich ſie nur hervorſuchte, um ihn von jener dunkeln Fantaſie zu befreien, die heute zum erſten Mal in ihm aufgeſtiegen war. Er blickte ernſt auf Heinrichen hin, und ſagte: Wie redeſt Du doch jetzt ſo ganz anders, als damals, wie ich Eugenien verlies —

„Damals? — Das ſagt man nicht, wenn erſt ſechs Tage verfloſſen ſind.“

Erſt ſechs Tage? Mir iſt, als wäre es ſchon ſehr lange, und es läge eine große Kluft zwiſchen jetzt und damals. Doch Du ſollſt mich nicht abbringen von dem, was ich Dir ſagen wollte. Ich merke Deine Abſicht. — Weißt Du nicht mehr, was Du mir damals ins Ohr raunteſt, als ich — — o, laß es mich doch nicht ganz ausſprechen! — Weißt Du es nicht mehr?

„Der Himmel ſoll mich ſtrafen mit Wehmuth und Schwerfälligkeit, wenn ich jemals, auch nur nach einer Stunde noch weiß, was ich geſagt habe. Ein Wort iſt ein Wort und nicht ein Mann, und wenn es einmal in den Lüften iſt, ſo hab' ich keinen Theil mehr daran. Und ich ſollte noch wiſſen, was ich vor ſechs Tagen ſprach? Das wäre denn doch der ſchnurgerade Weg zum Tollhauſe. Nun, was war es denn für eine Trefflichkeit?"

Du ſagteſt ernſt, ich ſei nicht auf guten Wegen.

„Hab' ich das wirklich geſagt, nun ſo ſcheltet wacker auf mich ein, ich bin es zufrieden. Aber warum thut Ihr mir doch auch die Schmach an, gerade nur das Albernſte zu behalten, was ich jemals geſagt habe? Nicht auf guten Wegen gehen, heißt auf ſolchen Wegen reiſen, wo Schnee und Regen hauſen, und ſo verhält es ſich denn allerdings. Der Henker hole jede andre Auslegung, die etwa nur der dickblütige Herrmann machen könnte."

Wie es ihm wol gehen mag, dem guten Alten?

„Ganz vortrefflich. Er ſitzt im Trockenen mit ſeiner Trockenheit, und ſieht mit triumphirender Miene dem naſſen Wetter zu, das in den Lehnſtuhl doch nicht dringen kann. Er lebt mit langſamer Anſtändigkeit, ſchläft ſeine abgemeſſenen Stunden, arbeitet nicht ohne ſchätzbare Geduld, wo es gerade ſein muß, erzählt Eugenien

Geſchichten, wo am Ende die Tugend belohnt wird mit Landgütern und edelm Bewußtſein, und das Laſter beſtraft mit Schulden und Gewiſſensbiſſen. O Himmel, ich ſehe ihn ordentlich tröſten.“

Es ſchien als ſei Karl des Schmerzes zu wenig gewohnt, um ſich ihm lange hingeben zu können. Sein Geſicht wurde nach und nach wieder heiter, Heinrich gab noch einige Späße zum Beſten, und blies dann ein munteres Jagdhornlied, deſſen volle, kräftige Töne dem Junker von Neuem die Scene lebendig wiederbrachten, als er Aurelien im Dunkel des Waldes ſeine heiße Liebe geſtand. Die Geſtalt dieſes Mädchens, die nur wenige Augenblicke vor ſeinem Schmerz zurückgetreten war, ſtand wieder vor ihm, von jedem Reiz der blühenden Jugend umgeben, und in ſeinem Innern erhob ſich von Neuem der fröhliche Muth, jede Gefahr zu beſtehen, wenn ſie nur zu ihrem Beſitze führte.

Zweites Kapitel.

Als man die Gränze von Deutſchland erreicht hatte, die fremden Menſchen herzutraten, zu denen ſie kein Vertrauen haben konnten, die fremde Sprache mit unangenehmen Tönen an ihr Ohr drang, die ſo gar keine Spur von vaterländiſcher Kraft zeigte, da wurde Heinrichen ſchlecht zu Muthe, und er äußerte gar bald ſeine Unzufriedenheit mit dieſen Fremdlingen.

„Ich lobe mir, ſagte er, mein gutes wackeres Deutſches Vaterland, da weiß ich doch, wie ich daran bin. Hier aber kann ich am Ende noch gar mein ganzes Bischen Spaß verlieren, weil hier alles Spaß treibt, aber, o Himmel, welchen! Dieſe Menſchen merken es gar nicht, daß der Scherz ihnen ein höchſt ſauertöpfiſches Geſicht zumacht, oder, daß der gute Humor, wenn er grade guten Humors iſt, ſeinen Spaß mit ihrem Spaße hat. Man wird ganz ernſthaft, wenn man dieſe Menſchen lachen hört, weil ſie eigentlich nur das eigentliche Lachen auslachen mit ihrem uneigentlichen, darum habe ich auch ſo viel ächte Freude daran, ihre unächte zu ſtören. Der Himmel gebe Euch und mir recht viel Gelegenheit dazu, denn ſonſt iſt es wahrlich ein inſupportabler Aufenthalt; und ich kann ſonſt auf meine jungen Tage wol gar noch die alte Erfahrung von dem Heimweh machen.“

Karl bemerkte wenig von dem, was Heinrich mit ſo großem Misfallen an den Einwohnern von Frankreich bemerkt hatte; ſeine Wünſche alle ſtrebten nur der Hauptſtadt zu, die die Geliebte beſaß, um deretwillen er Vaterland, Freund und Verlobte verlaſſen hatte.

Sie waren ungefähr nur noch eine halbe Stunde von Paris, als ihnen ein junger, reichgekleideter Mann zu Pferde entgegen eilte, der, als er ihnen nahe gekommen war, ſtille hielt, um ſie zu betrachten. Auch Karl und Heinrich wurden aufmerkſam, und beiden ſchien es, als hätten ſie ihn ſchon einmal geſehen; aber ſie konnten ſich nicht beſinnen, wann und wo. Wirklich mußte das Aeußere des jungen Mannes Aufmerkſamkeit erregen, und um ſo mehr, je länger man es betrachtete. Man hätte faſt glauben ſollen, es ſeien zwei feindliche, ſtreitende Partheien in ſeinem Weſen, ſo ſonderbar kontraſtirten manche einzelne Züge mit einander. Die ſchöne denkende Stirn mußte im Widerſpruch erſcheinen mit dem ſpöttiſch lächelnden Munde, das kühne, blitzende Auge mit den ſchlaffen Wangen, die ein frühes, ſchnelles Leben gebleicht hatte, und mit der ſybaritiſchen Haltung ſeines Körpers. Und doch glaubte unſer Junker wieder ein gewiſſes Etwas an dieſem Fremden zu erblicken, das all dies Streitende wieder vereint und zu einem Ganzen verbunden hatte, ein Etwas, welches ihm beinahe fürchterlich erſchien. Aber er bezwang dieſes ſeltſame Gefühl, und nach einer Pauſe von einigen Minuten, in der man ſich wechſelſeitig, ſchweigend, betrachtet hatte, fragte ihn Karl ſehr höflich, ob er ihm nicht die Wohnung der Gräfinn Aurelie von Rivalta nachweiſen könne; er ſelbſt ſei hier gänzlich unbekannt. Der Fremde ſchwieg noch einige Augenblicke, dann rief er mit einem halben Lächeln ſeinen Bedienten, und trug ihm auf, dieſe Herren nach Aureliens Wohnung zu führen. Karl dankte ihm mit wenigen Worten für ſein gütiges Benehmen, und eilte dann mit ſolchem Ungeſtüm weiter, daß ihm ſeine Begleiter kaum folgen konnten. Aber Heinrich ſpornte ſein Roß ſo gewaltig, daß er ihn endlich in einer Vorſtadt wieder einholte.

„Nehmt Euch in Acht, Junker, ſagte er, dem Menſchen iſt weniger zu trauen als dem Satan, der es auch allein wiſſen mag, warum er mir ſo entſetzlich fatal geworden iſt. Ich kriegte eine ſolche Wuth gegen ihn, daß ich mich gar nicht zu laſſen wußte, und ganz unwillkührlich meinen Degen in der Scheide hin und her ſchob. Welche Wonne, dieſen Kerl ein wenig nieder zu ſtoßen! Mehr will ich nicht ſagen.“

Du biſt ein thörichter Menſch, antwortete Karl, und das iſt noch das Gelindeſte, was ich Dir ſagen kann. Bin ich ihm nicht Dank ſchuldig, den innigſten, wärmſten Dank, daß er mich hinführen läßt zu der Geliebten? O fliege ſchneller, du gutes Roß, daß ich endlich dahin gelange, wohin alle meine Wünſche ſtreben.

Drittes Kapitel.

Es war bereits ſpäter Abend geworden, als Karl durch die weiten Gaſſen der ungeheuern Stadt Aureliens Hauſe zueilte. Er ſchien es ſelbſt nicht zu wiſſen, ob er hoffte, oder fürchtete, er fühlte nur die Gewißheit ſeiner Liebe und ſeines Muthes, der jeder, auch der ungeheuerſten Gefahr zu trotzen im Stande war. So ſtand er jetzt am Eingang des Hotels, und ſtürmte dann, nach einer kleinen Pauſe, mit neu bewegter Leidenſchaft die Treppen hinauf. Aber an der Thür faßte ihn ein wunderbarer Schauder, ſein Herz ſchlug hörbar und er begriff ſich ſelbſt nicht. Schnell trat er dann herein, und — Niemand kam ihm entgegen. Er riß das Nebenzimmer auf, und fand hier Aurelien ſchlafend auf einem Sopha. Lange ſtand er ſprachlos da, ganz verloren in den Anblick; aber es war kein wildes Feuer mehr in ſeinem Auge, es leuchtete mild von tiefer, inniger Liebe und demüthiger Hingebung an die Schönheit. Welche neue Anmuth hatte der Schlaf um ſie verbreitet, ſie ſchien ihm eine mächtige Fee, die ihren Zauberſtab weggeworfen, um nur menſchlich zu rühren und die Augen geſchloſſen hat, um nicht mehr zu verzehrender Gluth zu entzünden, ſondern nur zu ewiger ſanfter Liebe.

Faſt bewußtlos ließ ſich Karl auf ein Knie nieder, und ſein Geſicht ſank auf ihre herabhängende Hand; aber er wagte es nicht, ſie zu küſſen. Alles um ihn her ſchwand vor ſeinen Augen, und er hatte keinen Wunſch mehr, auch den nicht, daß ſie erwachen möchte.

Es war faſt eine Viertelſtunde verfloſſen, da ſchlug eine nahe Thurmuhr, und der widrig raſſelnde Ton erweckte ſie. Sie hob ihr müdes

Haupt empor, und ſchien ſorgſam die Schläge der Glocke zu zählen, dann erſt warf ſie einen Blick um ſich her, und Karl ſtand vor ihr. Sie war heftig bewegt, aber es ſchien nicht Schrecken zu ſein, der ſie ergriff.

„Iſts möglich, Graf? ſagte ſie endlich, Sie hier? Sie ſind mir gefolgt? — Und Eugenie? O ſo war es doch alles vergeblich, was ich that, um Sie der Freundinn zu erhalten?“

Alles fruchtlos, ſagte Karl mit ſanfter Stimme, alles umſonſt, was Sie wider mich thaten. Unwiderſtehlich zieht mich mein Verhängniß zu Dir hin, und ich bin nicht ſtark genug, den Kampf mit ihm zu wagen. Ich habe keine Kraft mehr, wenn ich ſie nicht für Dich gebrauchen ſoll, keine Empfindung mehr, wenn ſie nicht ſchlagen ſoll für Dich. Ich bin gebannt in Deinen Kreis, und kein Gott kann mich aus ihm zurückführen. Ich muß Dich lieben, und ſollte ich dadurch mit der ganzen Welt zerfallen, und ich will mit Freuden die Menſchen alle haſſen, wenn ich Dich nur lieben darf.

„Und Eugenie?“

O warum immer nur von ihr? Haſt Du denn all Deine Liebe nur an ſie verſchwendet, und keinen, auch nicht den kleinſten Theil mehr für mich übrig behalten?

„Und Eugenie?“

Du ſchreckſt mich nicht mit dieſem Namen. Ich war ja immer todt für ſie, erſt Du riefſt mich ins Leben, das neu und herrlich glanzvoll mich umgiebt, wenn Du nur einen Blick voll Liebe zu mir wendeſt.

Aurelie kämpfte mühevoll mit ſich ſelbſt, indem ſie noch einmal den Namen Eugenie ausſprach. Dann wandte ſie ſich gewaltſam von ihm weg: „Ich muß Sie haſſen,“ ſagte ſie, indem ſie das Zimmer verlaſſen wollte.

Karl faßte krampfhaft ihre Hand, und ſagte: Du kannſt mich nicht haſſen, oder die ganze Natur iſt eine ewige Lüge, weil ſie allein mich hinzog zu Dir, Du darfſt mich nicht fliehen, weil — o laß mich nicht daran denken, was aus mir werden könnte, wenn Du Dich von mir wendeteſt. Aurelie, ſieh mich mit Milde an, damit dieſer Gedanke mich nicht vernichte. Verlaß mich nicht, haſſe mich nicht, damit ich nicht hingehen müſſe in die tiefe ſchweigende Nacht, wo nichts mir folgen würde, als der unendliche Schmerz, den keine Ewigkeit aus meiner Bruſt würde reißen können. Wie ich Dich liebe, kann Dich Niemand lieben auf dieſer weiten Erde, ich gebe mich ganz an Dich hin, ich habe keinen Gedanken, der nicht an Dich denkt, es klopft kein Puls in mir, der nicht für Dich ſchlüge. O ich will jeden elenden Reſt des Männerſtolzes niederkämpfen, ich will Dich nicht beſitzen, Du ſollſt mich ganz beherrſchen, ich will Dein Leibeigner ſein auf immer, Dein Sklav mein ganzes Leben lang.

Aureliens gewaltſame Zurückhaltung war gebrochen, ſie ſah den ſchönen Jüngling mit einem liebevollen Blicke an. „Sie rühren mich, ich bedaure Sie, ich kann Sie nicht haſſen. — Aber jetzt verlaſſen Sie mich, ich beſchwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig iſt, gehen Sie ſchnell, daß Sie mein Vater nicht ſehe, nicht der Marquis!“

Fliehen, Aurelie? Kannſt Du mir feig zu ſein befehlen? Soll ich es wagen dürfen, Dich zu lieben, und doch ſie ſcheuen, dieſe feindſeligen Menſchen! Ich bin es Dir ſchuldig, mir und ihnen allen, die ſich mir widerſetzen wollen, daß ich bleibe. Ich muß mich ihnen erklären, daß ich daſtehe mit aller Kraft, mit aller Ruhe, die mit der ſteigenden Gefahr auch ſteigen wird. Laß mich, Geliebte, und fürchte nichts für mich. Ich kann es Dir nicht ſagen, ich habe keine Worte dafür; aber ich fühle es tief in meiner Seele, daß ich Niemanden zu fürchten habe.

„Sie kennen dieſen Marquis nicht, ſagte

Aurelie. Er iſt der allgemeine Gegenſtand der Furcht, er ſcheint ſich daran zu ergözen, verachtet alles um ſich her, und — o des widerſinnigen Schickſals! — liebt nur mich. Schon Manche ſind durch ihn gefallen, es ſoll ihm Niemand widerſtehen können im Duell, — ſein Degen iſt ſchneidend wie ſeine Zunge. O Karl, verſprechen Sie mir, ihn nicht zu reizen, damit auch Sie nicht fallen, wie ſo mancher andre gute Jüngling, den ſein Haß vernichtete!"

Du fürchteſt für mich, Geliebte? ſagte Karl mit tiefer Rührung. Du wünſchſt, daß ich lebe für Dich? — O Aurelie, wär' ich der Feigſte der Schwächlinge, dieſe Worte müßten Stärke geben meinen Sehnen, und Muth meiner Bruſt, daß ich ſie kühn und ſtandhaft darböte den Feinden allen, daß ich mit Macht hinſtürzte in ihre dichteſten Reihen, und jeden niederſtreckte, der ſich zwiſchen Dich und mich drängen wollte! — O ich möchte voll ſeligen Uebermuthes das Schickſal ſelbſt aufrufen, daß es mir begegnete mit neuen ausgeſuchten Gefahren, daß es mir vorhielte das furchtbarſte Meduſenhaupt, ich würde nicht zurückweichen, nicht ſtarren vor dem wilden drohenden Blick!

„Wie Dein Auge funkelt, guter Karl! O mäßige dieſe Kühnheit, die Dich und mich ins

Verderben ſtürzen kann. Thue nichts gegen meinen Vater. Ach! er wird unſre Wünſche nicht erfüllen, ſein unbegränzter Ehrgeiz feſſelt ihn zu ſehr an den Marquis, der Alles hier vermag! — Und dieſer Fuenterra — ach! hätteſt Du ihn nur je geſehen, Du würdeſt ihn mehr fürchten. — Himmel! wie ſoll das werden? — Schon ſehe ich Dich von ſeinem Schwerdt durchbohrt, ſchon ſehe ich ihn, wie er im Triumph zu mir zurückkehrt, und wie ich dann ſo einſam da ſtehen werde, ſo einſam, daß ich das Leben nicht mehr tragen kann.“

Karl ſah nur ihre Liebe, nicht die Gefahr, und in ſeliger Trunkenheit ſank er an ihren Buſen.

Viertes Kapitel.

Da öffnete ſich ſchnell die Thür, und Aureliens Vater trat mit dem Marquis herein. Fruchtlos ſuchte der alte Graf nach Worten, und nur unartikulirte Töne kamen über die blaſſen Lippen. Der Marquis riß den Degen aus der Scheide, und ging einige Schritte auf die Gruppe zu, dann beſann er ſich ſchnell, drückte die Zähne tief in die Lippen, und warf den Degen von ſich. Aurelie hatte ſich aus Karls Armen geriſſen und war ſchnell, doch ohne Aengſtlichkeit, in das Nebenzimmer gegangen. Es ſchien, als habe das Vorgefühl der Gefahr mehr über ſie vermocht, als die Gefahr ſelbſt. Auch war ſie zu ſtolz, um in Gegenwart von Männern, die ſie nicht ehrte, Verlegenheit blicken zu laſſen.

„Ich kenne Sie ſchon,“ ſagte der Marquis, mit anſcheinender Ruhe.

Karl antwortete nichts, ſondern wandte ſich mit reſpektuöſer Verbeugung zu dem Vater, und ſagte mit Beſcheidenheit, aber auch mit feſtem ſicherm Tone: Der Auftritt, von dem Sie hier Zeuge waren, muß Ihnen ſonderbar ſcheinen, und ich habe vielleicht deshalb um Verzeihung zu bitten. Ich will mich erklären. Ich bin ein Deutſcher Graf, Karl von Stralen iſt mein Name. Ein glücklicher Zufall führte Ihre Tochter in mein Vaterland, ich ſah ſie und liebte ſie. Nehmen Sie das Wort nicht leicht, wenn ein Deutſcher es ausſpricht. Ich verließ um ihretwillen Vaterland, Freund, Geliebte, Alles; aber ich bin entfernt, damit zu prunken, ich weiß, ich habe nichts gethan für Ihre Tochter, da ich in einem günſtigen Augenblicke ihr das Leben rettete. Ich ringe danach, für ſie alles zu thun, alles zu wagen, was der Mann thun und wagen darf. Hier ſtehe ich jezt vor Ihnen, mit heißer, glühender Liebe für Aurelien, und flehe Sie an mit kindlicher Demuth, daß Sie mich Ihren Sohn nennen wollen, wenn Sie mich ganz kennen und mich würdig finden; aber nehmen Sie es nicht für Stolz und Troz, wenn ich Sie mit Ruhe und Kraft verſichere, daß mich keine Macht auf Erden von Ihrer Tochter reißen wird. Geben Sie mir jezt keine Antwort, ich bitte Sie, dieſer Augenblick iſt nicht günſtig.

Er verbeugte ſich und ging.

Der alte Baron ſah ihm lange ſtaunend nach, dann ſagte er, indem er faſt bewußtlos an ſeinen Puls fühlte: **Wie war das?**

Der Marquis lachte hell auf, und antwortete: „Ein heißer Liebhaber aus dem kalten Deutſchland.“

Der Baron ſezte ſich auf das Sopha: Ich muß mich erholen, denn dieſer Menſch hat mich faſt außer Faſſung gebracht. Er richtete ein Paar Blicke auf mich, die wahrlich feuriger waren, als jene Flammen dort im Kamin; ich bin hier an dergleichen nicht gewöhnt. Sein Vaterland hat er um des Mädchens willen verlaſſen, Freund, Geliebte, Alles, das Leben ihr gerettet, und er rechnet es ſich nicht an. Das iſt wunderbar. Keine Macht auf Erden ſollte ſie von ihm reißen. Sagte er nicht ſo? und das alles ſo Schlag auf Schlag! Zur Beſinnung ließ er einen gar nicht kommen.

„Ich habe die meinige behalten, antwortete Fuenterra mit einem verachtenden Blick. Was er um ihretwillen verlaſſen, kümmert mich nicht, höchſtens um der Geliebten willen, wie er, unbeſonnen genug, erwähnte. Das Leben hat er ihr gerettet? Das rührt Sie, das haben die Helden alle auch gethan ſelbſt in den gewöhnlichſten Tragödien. Gehen Sie in das Theater, dort können Sie die Lebensretter bei Dutzenden haben.“

Aber er ſtellte ſich auch nicht an, wie jene, die das böſe Weſen zu haben ſcheinen, wenn ſie mit Leidenſchaft davon reden. Die Ruhe, mit der er ſo daſtand, nahm mir meine.

„Mich kümmern keine dieſer Künſte, und die Macht auf Erden, die ihm Aurelien entreißen ſoll, dürfte leicht zu finden ſein. — Wie? Dieſer Menſch ſollte mit frecher Hand das Heiligthum antaſten dürfen, zu dem meine ganze Seele hinſtrebt? Dieſer Menſch, den ich haſſe mit meinem ganzen Haß!“

Doch muß er Ihnen ſelbſt nicht ganz verächtlich vorgekommen ſein, ſonſt hätten Sie ihn wol, wie manchen andern, die Schärfe Ihres Degens fühlen laſſen. — Wahrhaftig, je mehr ich es bedenke, je unerklärlicher wird es mir, daß Sie ſich ſo kalt benahmen gegen dieſen. Es ſind wol noch kaum vierzehn Tage her, als Sie das zärtliche, von lauter Liebesſeufzern bewegte Herz des Vicomte de Fleurant zur Ruhe brachten, ſo daß die armen Verwandten es jetzt wahrſcheinlich in einer ſilbernen Kapſel aufbewahren müſſen, damit es nur nicht ganz vergeht; — war ich nicht ſelbſt dabei, als Sie den trotzigen Caſtalio niederwarfen, daß er nie wieder aufſtehe, und jetzt, da eine ſolche Scene ſich Ihnen darſtellt, jetzt, wo Sie die Geliebte im Arm eines Fremden erblicken, jetzt werfen Sie Ihren Degen weg, als hätten Sie etwas Unheimliches geſehen, ſtehen ſtarr da; und erſt nachdem er weggegangen iſt, erheben Sie Ihr Angeſicht, und werfen mir vor, was Sie ſich ſelbſt verwerfen ſollten. Wie verträgt ſich das mit Ihrem ſonſtigen Muth, mit Ihrem kühnen Selbſtvertrauen, das Sie noch nie betrog? —

„Sie haben recht, es war etwas Unheimliches, das mich ergriffen hatte, und dieſe Art, mich zu benehmen, ſcheint wenig ſich zu reimen mit jenen Dingen, die Sie als meine Heldenthaten rühmen. Fragen Sie nicht weiter danach, was mich bewog, ihm gerade ſo und nicht anders zu begegnen. Es könnte ſein, daß dieſer Deutſche kein Fremdling für mich wäre; doch laſſen wir das gut ſein. Es iſt an mir, ihn aus meinem Wege zu werfen, zu dem er ſich tollkühn hindrängt. Von Ihnen erwarte ich keine Handlung in dieſer Angelegenheit, ich fodre nichts, als daß Sie meine Plane nicht ſtören. Dieſer Menſch fällt, oder man ſoll nicht ſagen, daß ich jemals ſtand."

Fünftes Kapitel.

Karl blieb einige Tage ruhig in ſeinem Hotel, und auch alles um ihn her ſchien ruhig zu ſein. Nur Heinrich war es nicht, weil er den erſten Eindruck, den das Geſicht des Marquis auf ihn gemacht hatte, nicht verwinden konnte, und er bat den Junker zu wiederholten Malen, auf ſeiner Hut zu ſein, weil von dieſem Menſchen alles zu fürchten ſei.

„Dieſer Fuenterra, ſagte er, iſt gewiß von der Menſchenrace, die keine anerkennen. Ich glaube, man kann ihn zum unverſöhnlichſten Feinde machen, wenn man in einer Geſellſchaft, wo er zu glänzen gewohnt iſt, einen witzigen Einfall ſagt, worüber der ſeinige nicht gehört wird. Sein Leben iſt ſo eilig, daß er es wol kaum gewahr wird, wenn er einen Menſchen umwirft, der ſich ihm entgegenſtellt, wie wir wol einen Hund mit dem Fuße wegſtoßen, wenn wir auf einem wichtigen Wege ſind, ohne uns ſonderlich um ſein Winſeln zu kümmern. Hat mir nicht vorhin der geſchwätzige Aufwärter, wie ich nur den Namen des Marquis nannte, eine Menge Barons und Grafen aufgezählt, die er kalt gemacht haben ſoll, bloß weil ſie ihm warm machten? Mag der Junge immerhin übertrieben haben, ſo viel er will; etwas Wahres muß doch daran ſein, und wärs auch alles erlogen, genug ich bin gewiß über dieſen Italiener. Hat er um zwei Uhr Nachmittags einen Menſchen todtgeſchlagen, ſo geht er um ſechs ganz ruhig in die Oper, und ſpricht mit ſeiner Nachbarinn ſehr geſcheut über die ſanften Charaktere, und die ſchönen zarten Sentenzen, die ſie ihm zuſingen."

Karl verwies ihm ſeinen ſonderbaren Verdacht, der um ſo wunderlicher ſei, da er ihn nur ein einziges Mal geſehen habe.

„Es giebt Menſchen, ſagte Heinrich, die man nur einmal zu ſehen braucht, um für immer genug an ihnen zu haben. Und wer weiß, ob wir dieſes Weſen nicht ſchon einmal ſahen! Erinnert Euch nur an das Geſpenſt, dem wir Eugenien abjagten.“

Der Junker wurde einige Minutenlang ſehr nachdenklich, endlich erhob er ſich ſchnell, und leitete das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand. Es ſchien, als wolle er dem Gedanken nicht lange nachhängen, weil ſich zu jener Erinnerung noch eine andre geſellte, die ihn nicht erfreuen konnte.

Er war nicht ganz einig mit ſich ſelbſt, wie er ſich gegen den Marquis zu benehmen habe. Er wollte Aurelien entſcheiden laſſen, und, hatte ſie ſich nur einmal, wie er gewiß hoffen konnte, laut für ihn erklärt, ſo wollte er abwarten, was Fuenterra dann beginnen werde, um ihm die Geliebte zu entreißen. Das ſelige Gefühl, von Aurelien geliebt zu ſein, ſtimmte ihn ſanfter, als er ſonſt war, und er vermochte es nicht, den Marquis zu haſſen; ja es gab Augenblicke, wo er ihm das innigſte Mitleid ſchenkte, wenn er es ſich vorſtellte, wie unſelig er ſich fühlen würde, wenn ihm ein Fremdling ſeinen Himmel zu rauben drohte. Ein Zweikampf ſchien unvermeidlich, aber er dachte mit geheimnißvollem Grauen daran, das er ſich ſelbſt nicht ganz zu erklären wußte. „Ueber ſeine Leiche hin zum Altare, ſagte er ſtill für ſich hin, mit blutbeflecktter Hand Aurelien umfaſſen! — Welch ein Zittern geht durch meine Gebeine! Es iſt mir, als könne es ſich damit nicht endigen! — Und wie wird es endigen? — — Menſchen ſollen mir keine Gefahr bringen können, nicht rauben mir den Himmel auf der Erde, — Menſchen nicht, aber — —“

Er konnte den Gedanken nicht verſcheuchen, der ihm ſo lange fremd geweſen war.

Sechſtes Kapitel.

Fuenterra's Geſchichte iſt die ewig alte und ewig neue. Er war der Sohn eines Mannes, der ihm, außer einem ſehr bedeutenden Vermögen, nichts hinterließ, als einige Verachtung gegen die umgebende Welt, die ihn verachtet hatte. Der junge Marquis ward bald ſehr liebenswürdig gefunden, aber er ſelbſt fand nichts, das er ſeiner Liebe hätte werth gehalten, er ward die Seele der Geſellſchaften, die ihm oft nur zum Bonmot gut genug war. Ihn dürſtete nach

Mitempfindung und Freundſchaft, aber es begegnete ihm Niemand, dem er ſeine Gefühle hätte offenbaren mögen, er hatte die heiße Sehnſucht nach Liebe, aber nicht ſein Gemüth, nur ſeine Sinnlichkeit fand Befriedigung. Er ſuchte Erſatz in den Wiſſenſchaften, aber es war nur ein wilder, regelloſer Eifer, mit dem er ſich ihnen hingab, die Oberfläche genügte ihm nicht, und die Tiefe blieb ihm verhüllt. Es erhob ſich immer mehr der innre Zwieſpalt in ihm, den nur Liebe oder Freundſchaft zur Harmonie hätte zurückführen können, und er ſtürzte ſich in die wildeſten ſinnlichen Zerſtreuungen, um ihn nur zu beſchwichtigen dieſen geiſtigen Schmerz; und um ſich zu betäuben in ſeiner innern Zerriſſenheit, die ihn oft raſtlos peinigte, ſuchte er ſie auch außer ſich zu verbreiten, und es fing an, ihm Freude zu machen, wenn er irgend eine Harmonie zerſtören konnte, die ſeinem Blick zuwider war. Er betrachtete die Erde wie ein weites Schlachtfeld, wo der Himmel den blutenden Menſchen ein kaltes Auge zuwendet, wo es Siegen gilt oder Beſiegt werden, Triumphe oder Knechtſchaften, Zerreißen oder Zerriſſen werden. Ohne Liebe und ohne Haß, ohne Leidenſchaft, ohne Ruhe, ohne Hoffnung, ohne Furcht, kalt lächelnd ohne Freude — ſo ſtand jetzt Fuenterra da. Er wurde gefürchtet, man vermied ihn; er drängte ſich auf, weil ihm die Einſamkeit unerträglich war, er ſuchte Zwieſpalt, um nur die dumpfe Ruhe zu verſcheuchen, die ſich zuweilen ſchwer zu ihm herabneigte, er verwickelte ſich muthwillig in unzählige Händel, und ging aus jedem Kampf ſiegreich hervor, doch ohne ſich des Sieges zu erfreuen. Er machte eine Reiſe durch einen Theil von Europa, um vielleicht andre Menſchen zu finden, die er achten müßte; denn die, welche er in Paris ſah, fingen an, ihm gänzlich unausſtehlich und verächtlich zu werden. Aurelien hatte er als Kind wohl gekannt, und er erinnerte ſich zuweilen nicht ohne ein erwärmendes Gefühl an die ſüßen Kinderjahre, wo er mit ihr manche Stunde mit wechſelndem Spiel vertändelt hatte, wie ſie damals ſchon ſo ſchön geweſen, daß er ſie oft minutenlang ſtarr habe anſehen müſſen, und weinen, wenn ſie darüber gelacht. Dieſe Zeit war nur zu ſchnell vorübergegangen, Aurelie war bereits in ihrem zehnten Jahre nach Italien zu einer Tante geſchickt worden, und der ſchwache Faden des kindiſchen Verhältniſſes zerriſſen. Der alte Rivalta wünſchte ihn zum Schwiegerſohn, weil er durch ſeinen bedeutenden Einfluß bei Hofe zu gewinnen hoffte, und der Marquis war geneigt dazu, ohne ſonderliches Intereſſe für dieſen

Plan zu haben. Die Vermählung ſollte nach Fuenterras Zurückkunft, wo dann auch Aurelie nach Paris heimkehren würde, gefeiert werden.

Ohne ſonderliche Abenteuer war der Marquis Frankreich und einen Theil von Deutſchland durchzogen. Sie ſchienen ihn um ſo mehr zu fliehen, je weniger er vor ihnen geflohen ſein würde, ſollten auch Gefahren ſie begleiten. Er wünſchte Streit und Kampf, damit nur der kalte, ſchleichende Puls des Lebens wenigſtens auf Augenblicke eine höhere, wärmere Wallung erſchwingen möge, und der immer irre umherſchweifende Sinn von irgend einem bedeutenden Moment zur Ruhe gebracht werde.

In einer ſolchen Stimmung ſah er die ſanfte Eugenie, wie ſie ſo ſtill und kindlich unbefangen da ſaß vor der Thür ihres Hauſes. Er ſtieg vom Pferde, unterhielt ſich einige Minuten mit ihr, und ergötzte ſich nicht wenig an der reinen Einfalt, mit der ſie ſeine Fragen beantwortete. Aber er war ſchon zu verwildert, um ſich einem ſolchen Gefühle überlaſſen zu können; bald ſtieg das frivole Gelüſt in ihm auf, dieſes Mädchen mit ſich zu nehmen, in dem er gleichſam den Gegenſatz ſeines eignen künſtlich verbildeten Lebens zu finden glaubte. Er hatte ein beſonderes Wohlgefallen an dieſem Vorſatze, den er auch nur zu ſchnell ausführte. Die drückende Hitze des Tages hatte die einſame Gegend noch einſamer gemacht, Eugeniens Ruf um Hülfe ward von Niemanden gehört, und zum Ueberfluſſe machte den Marquis ſelbſt noch der Schleier, den er zu ſich geriſſen hatte, unkenntlich. Der Plan wäre geglückt, hätte nicht, wie wir zu Anfang dieſer Geſchichte geſehen haben, der Zufall unſern Helden hergeführt, um Eugeniens Befreiung zu bewirken.

Den Marquis ſchmerzte der Verluſt nicht; aber das Gefühl, beſiegt zu ſein, ſich überwunden zu ſehen von einem Fremdlinge, dieſer Gedanke drückte einen tiefen Stachel in ſein Herz, und er warf ſeinen ganzen Haß auf Karl, der ſeinen Stolz ſo ſehr gebeugt hatte. Es war ſein heißeſter Wunſch, ihm nur noch einmal zu begegnen, um dieſen Kampf zu Ende zu bringen, und das einzige Beruhigungsmittel, wenn ihn die Erinnerung ergriff, daß er vor dieſem Deutſchen geflohen ſei.

Seine mannigfaltigen Verhältniſſe in Paris beſtimmten ihn endlich zur Rückreiſe. Der innre Unfrieden hatte ihn nicht verlaſſen, ja es ſchien, als ſei er noch düſterer und verworrener geworden, ſeine ſchönſten Kräfte waren meiſtens in Wallungen für das Schlechte und Unwürdige verloren gegangen, und kein Reiz der Natur, ſo freundlich ſie auch iſt, kein Reiz der Kunſt, ſo bedeutend ſie auch ſpricht, vermochte mehr als eine leiſe flüchtige Zuckung in ihm hervorzubringen. Ein kalter Hohn ſprach aus ſeinem Auge, eine ungeheure Nüchternheit war über ſein Leben ausgebreitet, und er wünſchte nur noch ſich ſelbſt die Erlaubniß abzuringen, dies einförmige Leiden mit freier Willkühr zu enden.

Da erſchien ihm Aurelie, und wie von einem Zauberſtabe angerührt, verwandelte ſich ſchnell die Bühne ſeines Lebens. Seine erſtarrte Bruſt ergriff ein höheres, mächtiges Gefühl, und durchflammte kühn das Innere, das ſchon zur kalten Ruhe des Grabes ſich hinzuneigen ſchien. Ein neuer Muth, zu leben und zu kämpfen, erhob ſich kraftvoll in dem ſo lange abgeſpannten Herzen, eine neue Hoffnung, das Leben wieder zu ertragen, zu genießen, erregte wieder mit Gewalt den Strom des Lebens, der ehedem nur in ſich ſelbſt zurückgedrängt, in todter Stille zu vereiſen ſchien.

Aurelie hatte ihn mit Kälte, faſt mit Hohn aufgenommen, aber das vermehrte nur ſeine Leidenſchaft für ſie. Mit Demuth ſtand er vor ihr, flehte nur, ihm nicht jede Hoffnung zu rauben; aber Aurelie ſah den Stolz, der aus dieſer Demuth ſprach, ſie kannte ihn durch das Gerücht, das über ihn nur Eine Stimme hatte, und haßte ihn von ganzer Seele. Es war ihr unheimlich in ſeiner Gegenwart, ein Gefühl ergriff ſie, für das ſie keinen Namen hatte. Sie befahl ihm, ſich zu entfernen, und warf ſich, da er gehorſam geweſen war und ſie verlaſſen hatte, auf eine Ottomane, um ſich dem Schlaf zu überlaſſen, der ſie von jener ſeltſamen Empfindung befreien ſollte. So hatte ſie Karl getroffen, ſeine Nähe war ihr erfreulich, ſie hoffte Schutz von ihm, ſie liebte ihn. Doch auch die beleidigte Freundinn, die ſie liebte, wie man ein ſüßes Kind liebt, ſtand vor ihr, und ſchien ſtrenge Pflichten von ihr zu fordern; aber das höhere Gefühl für Karl ſiegte. — So wurde denn der tödtliche Haß erzeugt, mit dem der Marquis ihn verfolgte, weil er durch ihn den einzigen Weg vernichtet ſah, der den abgeſtorbenen Menſchen noch zum Leben führen konnte; doch hatte Fuenterra nicht den Muth, ihn offen anzugreifen, da er ſchon einmal die Kraft ſeines Arms, die Gewandtheit ſeines Degens erfahren, und nur auf heimliche Weiſe durfte er es wagen, den verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Karl war der Einzige, den er fürchtete, und wenn er ſich das auch nur mit Erröthen geſtand, ſo durfte er es ſich doch nicht verbergen.

Siebentes Kapitel.

Verlaſſen wir ihn auf einige Augenblicke, um uns zu der verlaſſenen Eugenie umzuwenden. Der Schlaf entfloh von ihrem Auge, mit ihm die ſüße Ruhe und die Freude. Um ſie her war alles leer, und einſam, eine dunkle Ahndung ergriff ihr Herz; wie ein ſchwerer Traum umgab ſie die trübe Luft im Garten, wo ſie ihn vergeblich ſuchte. Die Stunden ſchlugen eiſern an ihr Herz, bis endlich der Abend kam und die dunkle Nacht, die ihr Gewißheit gab, der Geliebte werde nun nie wiederkehren. Da umſchloß ſie enger, und immer enger der kalte Schmerz, den keine Thräne linderte. Sie blickte gen Himmel, aber die in ewiger Herrlichkeit leuchtenden Sterne, und der Mond mit ſeiner ſtillen Freundlichkeit ſtralte ihr keine Ruhe herab, keinen Troſt. Sie ertrug den Anblick dieſes Glanzes nicht, ſie verhüllte mit ihrem Schleier das umflorte Auge vor ihrem eignen Schmerz. Sie wollte fliehen und vermochte es nicht, ſie ſank erſchöpft auf eine Raſenbank, und Niemand war bei ihr, als die düſtre Geſtalt ihres Schmerzes.

Am Morgen fand ſie Herrmann. In den Zügen ſeines Geſichts lag der tiefſte Kummer, aber aus ſeinem Auge blitzte das kräftige Feuer des beleidigten Edeln. Ihr Auge fiel auf ihn, wie er knieend vor ihr lag, ſie reichte ihm die Hand und fragte ihn mit leiſer Stimme: „Du biſt nicht mit gegangen?“

Er ſchüttelte das ehrwürdige Haupt. Seht dieſen Flor, geſtrenges Fräulein, ich nahm ihn von dem Haupte euers Vaters.

„Wie geht es meinem Vater?“

Ihm iſt wohl — ich ſchone Euch nicht — und wenn auch Ihr hier hinſänket in die Nacht — ich kann Euch nicht ſchonen — er iſt nicht mehr.

„Er iſt nicht mehr, ſagte Eugenie nach einer langen Pauſe, er iſt nicht mehr, wiederholte ſie noch einmal, und eine Thräne trat in ihr Auge. O ſage mir das Wort noch einmal, guter Herrmann, ich bitte Dich.“

Er iſt ſanft entſchlummert — ich wollt' Euch rufen, und fand Euch nicht.

Eugeniens Thränen floſſen ſtill, endlich ſagte ſie mit mildem Lächeln voll Ergebung: „Da wäre ich ja ganz allein auf der Welt — wahrlich ganz allein — das iſt nicht gut. Aber wir wollen ſtill davon ſein, ich will es gar nicht mehr ſagen: — ganz allein, mutterſeelenallein.“

Sie ſagte dieſes Wort mit einem wunderbaren Ton, gleichſam als wolle ſie ſich ſelbſt ein Geheimniß anvertrauen, das ſie Niemandem verrathen dürfte.

Herrmann neigte ſein Haupt tief herab, und ſagte: Befehlt über mich, wie über Euren Leibeigenen.

„Willſt Du mir Vater ſein, Du guter Menſch?“

Euer Knecht bis in den Tod. Ich verlaſſe Euch nicht, ich nicht, ich wahrlich nicht. Mein Blut, mein Leben — o hätte ich doch mehr, als dieſes arme Leben! — es ſei Euch ganz geweiht. O glaubt es mir, was ich nicht beſſer ſagen kann, daß ich auf ewig Eurem Dienſt mich weihe.

Sie lächelte, ſtand auf, und ließ ſich von ihm nach dem Hauſe hinbegleiten.

Acht Tage verfloſſen ſtill und einſam, ihr Schmerz wurde immer ruhiger und milder. Keine irdiſche Flamme leuchtete mehr aus ihrem Auge, eine ſanfte Ergebenheit ſprach aus ihrem Blicke, und das ſtille Feuer einer ſüßen, himmliſchen Hoffnung, die ſchon der Erde nicht mehr angehört. Sie ſagte Herrmann, er ſolle Anſtalt machen zur Reiſe nach Paris, ſie wolle auch im Tode noch um den Geliebten ſein. Er gehorchte; aber ſie ſah ihn ſtreng und zürnend an, als er das Wort „Rache“ ausſprach, und er durfte niemals wieder ihr Ohr mit dieſem harten Laut beleidigen.

Sein guter Geiſt, ſagte Herrmann, hat ſich abgewandt von ihm, er folgt dem dunkeln Trieb, den ihm die Hölle ſchon bei der Geburt ins Herz gepflanzt. O möchtet Ihr, ein guter Engel, ihm erſcheinen, und ſeine Seele retten, die ſonſt auf ewig iſt verloren.

Die Reiſe ging glücklich von ſtatten, und in wenigen Wochen waren ſie in der Stadt, wo Karl lebte.

Achtes Kapitel.

Der Junker hatte indeß Gefahren aller Art zu beſtehen, nur nicht die, die er erwartete. Alle Morgen fragte er nach, ob noch immer nicht das Aufſoderungsbillet von Fuenterra da ſei, auf welches er rechnete; aber ſtatt deſſen erſchien oft der Marquis ſelbſt mit aller Höflichkeit, und verſicherte, daß dieſe unangenehmen Verhältniſſe keinen Einfluß hätten auf das Gefühl, das ihn ſogleich beim erſten Anblick zu dem Junker hingezogen habe. Heinrich brummte in den Bart, ſie hätten den Teufel von derlei Gefühlen, und auch Karl ward beleidigt durch dieſe grobe Liſt; doch konnte er noch nichts Entſcheidendes dagegen thun.

An einem finſtern Abend, als Karl mit Heinrichen nach einem Spatziergange in ſein Hotel zurückgehen wollte, wurden ſie von vier vermummten Kerlen angefallen.

„Das iſt das ganz alte Lied, ſagte Karl, indem er den Degen zog, und es verdrießt mich, daß man es uns noch einmal vorſingt. Er ſchlug wacker um ſich, und der eine der Angreifenden, der ſich am lebhafteſten widerſetzte, ſank todt zu Boden.

„Es iſt das erſte Blut, das ich vergieße,“ ſagte Karl kalt, als die andern flohen.

Laßt es gut ſein, antwortete Heinrich, auch ich habe einem dieſer Jünglinge ein paar Finger weggehauen, worüber mir die Donna zürnen wird, die ſie zu drücken pflegte. Der Himmel gebe nur, daß es ein ſchlechter Schriftſteller iſt.

Ein anderes Mal, als ſie eben einen öffentlichen Garten beſahen, geſellte ſich zu ihnen ein wohlgekleideter Mann, der ſich mit vieler Artigkeit erbot, ihnen die Anlagen alle zu zeigen. Ohne Vorſicht gingen ſie voran über eine Brücke, ſie ſtürzte unter ihnen zuſammen, und die kalten Wellen des Stroms nahmen ſie in Empfang. Die weiten Kleider hinderten ſie nicht am Schwimmen, und ſie waren bald wieder am Ufer, zwar wohl durchnäßt, doch ohne Schaden genommen zu haben. Der Fremde war nicht mehr zu ſehen.

Ach, Junker, ſagte Heinrich, der Tugendhafte muß viel leiden; aber daß wir dem Satan die Freude über unſern Waſſertod zu Waſſer machten, das freut mich nicht wenig. Eine Flaſche Champagner macht alles wieder gut.

Karl antwortete nicht; aber er kämpfte mit ſich ſelbſt, ob er nun nicht endlich einmal dem Marquis als offner Feind begegnen dürfe; aber ein Billet von Aurelien, worin ſie ihn bat, nichts blutiges gegen Fuenterra zu unternehmen, vernichtete ſeinen reifenden Entſchluß, denn er war gewohnt, der Geliebten unbedingt zu gehorchen. Zugleich lud ſie ihn auf den morgenden Abend zu einer Zuſammenkunft auf einem entfernten Garten in der Vorſtadt ein, deſſen Beſitzerinn ihre Freundinn ſei, auf deren Verſchwiegenheit ſie ſich verlaſſen könne. Karl jubelte laut auf, denn bisher hatte er ſie immer nur in Geſellſchaft ihres langweilig pretiöſen Vaters, oder des verhaßten Marquis ſehen und ſprechen können.

Er hatte ſich viel zu früh auf den Weg dahin gemacht, es ſchlug fünf, und man erwartete ihn erſt gegen ſieben Uhr. Er wandte ſich nach einer einſamen Allee, um dort die Stunde zu erwarten, nach der er ſich ſo innig ſehnte. Er zankte mit der Zeit, daß ſie ſo überläſtig ſich aufdringe, wenn man ſie ſo gern weg haben möchte, und bedauerte, daß er Heinrichen nicht mitgenommen habe, vor deſſen ſpaßhaften Albernheiten die Zeit, wie er glaubte, zurückweichen müſſe, weil ſie ſich nur bei der Ernſthaftigkeit lange verweile. Nach dieſen Reflexionen über die Zeit, glaubte er, müſſe wenigſtens ein gutes Theil derſelben vergangen ſein, aber ſie bezeigte ſich ein wenig zähe. Er ſah auf die Uhr, und es ſchien, als wolle der Zeiger gar nicht fortgehen, er zeigte nur auf ein Viertel auf ſechs. Er hätte faſt die Uhr an einen Baum geſchleudert, um nur ſeine Verdrießlichkeit durch etwas einigermaßen Tolles höher herauf zu bringen; aber ein näherer Blick auf das Zifferblatt hielt ihn davon ab; und er erinnerte ſich in dieſem Augenblicke an etwas, woran er ſich freilich ſchon öfters hätte erinnern können, hätte er überhaupt nur öfter nach der Uhr geſehen.

Es war ein Geſchenk von Eugenien, das ſie ihm einſt ſpielend aufgedrungen, und dabei geſagt hatte, der Stundenzeiger ſeines Lebens möge immer um einen ſo hellen Grund fliegen, als das ebene Email ſei, auf dem hier die Zeit geſchrieben ſei. — Der Junker hatte damals eben ſo zierlich geantwortet, die meiſten Menſchen mäßen ihre Zeit, wie an einer Sonnenuhr, nur nach dem Schatten, der auf den hellen Grund falle. das wolle er nicht thun, und habe es auch niemals gethan.

Daran erinnerte er ſich jetzt, und es war ihm ſehr verdrießlich, daß er ſich daran erinnerte. Jene ruhigen Tage, die er in dem friedlichen Walddorfe verlebt hatte, wollten jetzt wieder vor ſein unfriedliches Gemüth treten, aber er widerſetzte ſich dieſem wehmüthigen Gefühl.

„Zu allen Teufeln mit dieſen Reminiſcenzen, rief er zornig aus, und wählte gefliſſentlich ein rohes Wort zu ſeinem Monologe, um die feineren Schmerzen nicht aufkommen zu laſſen. — Iſt denn der Menſch nicht ohnehin von tauſend dummen und — faſt möchte man ſagen — dicken Dingen beſchränkt genug? müſſen ihm denn bei jedem rüſtigen Schritt vorwärts die Schritte von rückwärts her wieder begegnen? ſoll die Vergangenheit ſich wieder in die Gegenwart einſchachteln dürfen, und die Zukunft obendrein? Ich habe nichts zu thun mit dieſem Miſchmaſch! . . . . Eugenie! wahrlich ja, es war ein herrliches Mädchen, ich will ſie ja auch anbeten wie einen Engel; nur lieben konnt' ich ſie nicht. Es mag Schuld auf mir ruhen in dieſer Sache; ich will das nicht abläugnen; aber ſoll ich denn deshalb gezwungen werden, ewig an dieſe ſchuldloſe Schuld zurückzudenken? Da ſollte man ja wahrhaftig aus Deſperation nur gleich in der größten Geſchwindigkeit recht demüthig tugendhaft zu werden ſuchen! Soll ich es leiden, daß mich dergleichen Erinnerungen quälen dürfen? Bei Gott, nein, ich vernichte ſie auf immer!"

Er warf die Uhr mit ſolcher Heftigkeit von ſich, daß ſie an einem Aſt zerſchmetterte: aber er hatte damit ſeine Erinnerung nicht entfernt, im Gegentheil wurde er nur noch unruhiger. Er ging heftig auf und nieder, und ſtieß von Zeit zu Zeit einige abgebrochene Worte aus, um ſeinen Unmuth über ſich ſelbſt dadurch zu vergrößern und zu — verſcheuchen.

Beinahe ermüdet von der angeſtrengten Bewegung warf er ſich endlich unter einen Baum, und ſah unverwandt auf den Boden. Er wünſchte herzlich, daß der Marquis ihm jetzt wieder irgend eine heilloſe Creatur auf den Hals ſchicken möchte, mit der er ſich herumſchlagen dürfte, weil er wohl wußte, daß er ſie leichter bekämpfen würde, als ſeine jetzigen bedenklichen Gedanken.

In dieſem Augenblicke berührte eine wohlbekannte Hand ſeine Schulter, er ſah ſchnell auf, und — Herrmann ſtand vor ihm, der einen funkelnden, kühnen Blick auf ihn warf. Es ſchien nicht, als ſei dieſer Mann jemals in Karls Dienſten geweſen, ſo ruhig und ſo kräftig ſtand er da.

Der Junker ſah ihn finſter an, und ſchien eine Frage zu erwarten, oder auch vermeiden zu wollen.

„Ich bin Euch gefolgt, geſtrenger Herr, ohne daß ich Euern Willen deshalb vernommen hätte. Ich bringe Euch eine Nachricht, die Ihr, ſo Gott mir mein langes Vertrauen zu Euch nicht plötzlich nehmen will, mit Ruhe werdet anhören können, vielleicht mit Freude — Fräulein Eugenie iſt hier.“

Karl fur heftig auf: Eugenie? hier?

„So habe ich mich denn doch geirrt, fuhr Herrmann mit ſichtbarer Trauer fort, ihr ſeid nicht ruhig — dieſe Nachricht macht Euch keine Freude.“

Was ſoll dies tolle Poſſenſpiel? ſagte Karl rauh, indem er ſich ſelbſt immer mehr und mehr zur Heftigkeit anreizte, es iſt Dein Werk, alter

Thor, daß ſie hier iſt. Du allein haſt ſie hieher-geſchleppt.

Hermann maaß ihn mit ruhigem Blicke und ſagte nur: „Dem iſt nicht alſo, ſie ſelbſt weiß nicht, daß ich hier bin, und mit Euch rede, ſie hat nur um Euch ſein wollen, ungeſehen wie ein guter Engel, deſſen Ihr auf Euerm jetzigen Wege wohl bedürfen werdet.“

Nun dann, ſo ſei ſie hier — ich werde ſie nicht ſehen — nicht ſprechen.

„Das war auch mein Gedanke, aber die Vorſicht hat ihn verändert. Der Schmerz um Euch hat ihre Geſundheit zerſtört, ſie iſt krank, ich fürchte dieſes Engels Tod, ſie hofft ihn. Ihr könnt ſie retten, Ihr müßt ſie retten, und mir folgen zu ihrem Krankenlager hin.“

Was ſoll ich dort? Vorwürfe anhören, die ich auswendig weiß? Seufzer, Thränen nebſt der Berufung auf das jüngſte Gericht?

„Graf, Graf, Ihr ſtandet nie ſo klein vor mir, als jetzt, o laßt es mich doch nie vergeſſen, daß Ihr mir einſt gebieten durftet. — Doch, vergeßt meine harten Worte, die ich jetzt nicht abwiegen kann — folgt mir zu ihrem Krankenlager, das vielleicht ihr Sterbebette wird. — O ſteht nicht ſo kalt da, als erzählte ich Euch Mährchen, als wollte ich Euer Herz wecken zu Gefühlen, die ihm längſt fremd geworden ſind. — Gehet mit mir."

Ich kann nicht, ſagte Karl.

„Ich will das nicht gehört haben, Ihr ſpracht es nicht. Nein, Ihr könnt nicht ſo hart ſein, mir dieſe Bitte nicht abſchlagen. — Das Mädchen, das Ihr einſt liebtet, mit dem Euch Vaterſegen ſchon vereinte, das Euch ſich hingab mit heißem, ungetheiltem Herzen, deſſen Frieden Ihr zerſtört, deſſen Erdenglück Ihr vernichtet habt, das Euch hiehergefolgt iſt durch Regen und Sturm — o hättet Ihr ſie geſehen auf der Reiſe hieher, wie ſie ſo ſtill und ſanft all das ungewohnte, rauhe Ungemach ertrug, wie ſie ſo milde da ſaß, wenn der eiskalte Nordwind durch den luſtigen Wagen fuhr, und gegen die zarte, blaſſe Wange wütete, wenn Regenſchauer und Schneegeſtöber ſie umſtürmten, und die ſeidnen Locken durch einander wühlten, dann lächelte ſie wohl, wenn auch der Froſt in dieſem Lächeln zitterte, und das verwachte Auge ſich nach Schlummer ſehnte und nach Thränen — — und nun, da ſie Krankheit danieder geworfen hat, da euer Anblick, euer freundlich tröſtendes Wort ſie wieder in das ſchöne Leben zurückführen könnte, o Gott, verleihe meinen Worten Kraft, um dieſes Herz zu rühren, das mir ſo fremd geworden iſt! — jetzt, da Ihr wie ein guter Engel ihr erſcheinen, mit warmen Hauch das verlöſchende Leben wieder entzünden könntet, jetzt wollet Ihr Euch weigern, mir zu folgen?"

Du machſt mir eine böſe Stunde, Herrmann, ich möchte gern, doch ich kann nicht.

„Ihr möchtet gern? Ja, in dieſem Worte find' ich Euch wieder, ich ſehe Euch wieder als fröhlich ſpielendes Kind, wo ihr ſo gern dem guten Rathe folgtet, wo ihr Thränen trocknetet, wo ihr konntet, wo ihr ſo ganz Kind war't. Ja, ich läugne es nicht, ich bin zu Euch getreten mit heimlichem, feſtem Groll im Buſen, die alte Ehrfurcht vor Euerm Namen war von mir gewichen, und ich ſah nur den Fremdling in Euch, auf dem Verbrechen ruhten. O kommt, kommt, laßt uns keine Zeit verſäumen; ein jeder Augenblick iſt koſtbar."

Du haſt mich nicht verſtanden, Alter. Ich möchte gern, ſagte ich, aber ich kann nicht. — Tritt nicht ſo ſcheu vor mir zurück; ſieh mich nicht ſo drohend an, dieſer Blick ziemt Dir keinesweges gegen den, der einſt Dein Herr war, der es noch iſt, wenn er es ſein will. — Wälze auch nicht alle Schuld auf mich, es waltet ein gar wunderſames Schickſal über mir, das enger nur und immer enger und verworrener den Knoten meines Lebensſchauſpiels in einander zieht, und meiner Kraft die Löſung nicht verſtattet. Grüße Eugenien freundlich von mir, ſag ihr, daß ſie mich nicht verachten dürfe, auch wenn ſie gezwungen ſei, mich zu haſſen, ſag ihr .... nein, ſag ihr nichts — es ſind doch alles nur verlorene Worte — geh, geh, ich will nicht, daß Du mich ſo anſiehſt.

„Hier lieg' ich zu Euern Füßen, ſagte Herrmann, und umfaſſe mit zitternder Hand Euer Knie, flehe mit Demuth zu Euch — o ich würde dieſen Augenblick der Erniedrigung nicht überleben, bäte ich etwas für mich ſelbſt! — flehe mit Demuth zu Euch, daß Ihr widerruft, was Ihr geſagt, daß Ihr mir folgt, dem Ihr nicht vergönntet, Euch zu folgen, daß Ihr wieder gut macht, was Ihr verſchuldet habt, daß Ihr wieder ins Leben ruft, was Ihr dem Tode in die Arme ſchleudertet. Laßt mich nicht ſo liegen vor Euch im Staube, es iſt ein Gefühl in mir, vor dem ich ſelbſt erſchrecke, das mich ergreift wie eine verzehrend wüthende Flamme, das mich zu Thaten führen könnte, die ich nicht denken mag. Noch einmal flehe ich zu Euch, gehet mit mir.“

Ich kann nicht, ſagte Karl mit dumpfer Stimme. Es ſteht nicht mehr in meiner Macht, zu wollen.

Herrmann ſtand ſchnell vom Boden auf, und fragte mit durchdringendem Blick: „Iſt das Euer letztes Wort? — Nein, antwortet mir nicht, es kann Euer letztes Wort nicht ſein."

Er warf bei dieſem Ausruf beide Arme um des Junkers Leib, heftig und ſtark, als wolle er ihn nie wieder von ſich laſſen. Da ſchlug vom nahen Thurme eine Uhr, und beide wurden von dem dumpfen Ton getroffen.

Horch! rief Karl, dieſe Stunde ruft mich hinweg zu der Geliebten.

„Horch! rief Herrmann, dieſe Stunde ruft vielleicht die Geliebte zum Tode. Ich laß' Euch nicht, Ihr müßt mich tödten, ehe Ihr Euch von mir losmacht."

Wahnſinniger Graukopf! ſagte Karl, indem er ihn wild von ſich ſtieß, ich muß zu Aurelien.

Da zog Herrmann ſchnell den Degen von der Seite, faßte ihn mit beiden Händen krampfhaft zitternd, doch muthig, und rief: „Zu ihr nicht, bei Gott! nicht zu ihr, der Buhlerinn!"

Das Wort entſchied. Karl riß den ſcharfen, tödtlichen Stal aus der Scheide, und in wenig Augenblicken lag der treue Alte tödtlich verwundet am Boden. Karl ſtarrte mit eiſernem, unbeweglichem Blicke vor ſich hin, ſah das Blut ſtrömen aus des Greiſes Bruſt, an der er ſo oft als Kind geruhet und gelächelt hatte, und der ganze Vorfall ſchien ihm ein fremdartiges Poſſenſpiel, das er nur mit anſähe, wobei er nicht ſelbſt mit handle. Er ſchüttelte langſam mit dem Kopfe und lächelte beinahe über den Witz des Zufalls, der das alles ſo wunderlich gefügt hatte.

„Steht nicht ſo ſtarr da, ſagte Herrmann, der ruhig ſeinem Tode entgegenblickte, ſammelt Euch, ich ſelbſt bin Schuld an dieſem Zufall, Ihr habt nicht viel gemordet an dieſem längſt vergehenden Leben. Ich vergeb' Euch gern — gern. Reicht mir Eure Hand, damit ich ſie noch einmal drücke, noch einmal küſſe. Ach! ich habe Euch ſehr lieb gehabt! .... Dunkel wird es vor meinen Augen; hell in meiner Seele. — Hütet Euch vor Fuenterra. — Er vermag nichts gegen Euch im Leben — ihr Alles und doch Nichts gegen ihn. Morden könnt Ihr ihn, aber er wird nicht todt ſein für Euch. — Aurelie wird nie die Eure."

Seine Stimme brach; mit letzter Kraft ſagte er nur noch das eine Wort: „Eugenie!" und ſeine Augen ſchloſſen ſich auf immer.

Neuntes Kapitel.

Karl ſtand noch eine lange Zeit wie angefeſſelt da, bis endlich ein neuer Schlag der Uhr ihn weckte. Er blickte weit um ſich her, und ſah Niemanden, als Herrmann todt zu ſeinen Füßen, und es ergriff ihn das ſchneidende Gefühl, es ſei doch mehr als Theaterſpiel, es ſei Wahrheit. Aber er verhüllte dieſe Empfindung vor ſich ſelbſt, er ſuchte die Erinnerung auf, daß Herrmann zuerſt den Degen gegen ihn gezogen, und er ſchien einigen Troſt darin zu finden. Er brach einige Zweige ab von den naheſtehenden winterlichen Bäumen, ſammelte mühſam welke Blätter, und warf ſie auf die Leiche.

„Mehr kann ich Dir nicht geben, ſagte er faſt ruhig, ſonſt wollte ich Dir gern ein köſtliches Grabmal errichten laſſen; denn, in der That, ich bin Dir gut geweſen im Leben. Mitleidige Wanderer werden ſchon weiter Sorge für Dich tragen.“

Er hüllte ſich tief in den Mantel, und verließ ſchnell den Ort, wo er zu dieſer Gewaltthat verleitet worden war. Als er das Licht ſchimmern ſah aus dem oberen Zimmer des freundlichen Gartenhauſes, wo ihn Aurelie erwartete, da ſtrömte wieder das alte kräftige Leben durch ſeine Adern, und als ſie ihm dann ſo liebevoll entgegeneilte, und ihn fragte, warum er doch ſo lange gezögert habe, warum er doch ſo gar verſtört ausſähe, da ſank er ſchweigend hin an ihren Buſen, und ſah nichts mehr als die Geliebte, dachte nichts mehr als ſie. Mit vollen Zügen ſchlürfte er aus dem Becher der göttlichſten Freude, der ihm Vergeſſenheit gab für jedes Erdenleiden.

Schnell flogen die Stunden hin, es war ſchon beinahe Mitternacht, als man ſich trennte. Heinrich war bei dem brennenden Licht eingeſchlafen, als Karl in ſein Zimmer trat; aber er ermunterte ſich bald, um ihn zu bewillkommen. Er erzählte ihm, der Marquis ſei während ſeiner Abweſenheit da geweſen, und habe ſich in ein recht trauliches Geſpräch mit ihm eingelaſſen, das ihm aber nur um ſo verdrießlicher geweſen, je luſtiger die Dinge geweſen ſeien, von denen er geſprochen habe. Um ſich nur einigermaßen wieder zu erquicken, habe er ein gottesfürchtiges Buch zur Hand genommen, er ſei aber, ungebührlicher Weiſe, gar bald darüber eingeſchlafen. „Aber Ihr hört mir nicht zu, Junker, und wahrlich, je mehr ich Euch anſeh', je mehr wundre ich mich über Euch. Wie ſeht Ihr aus! ſo verſtört und doch ſo luſtig! ſo wild und doch ſo ſanft, oder träume ich nur, daß ich mir das alles ſo denke, oder blendet mich nur dieſer dämmernde Schein des heruntergebrannten Lichts? Es iſt, als wären wenigſtens tauſend Gedanken, halb ſchwarz, halb weiß durch Eure Seele hindurchgezogen, die ſich nicht haben heirathen, höchſtens nur mit einander herumſchlagen können. Erzählt mir doch, Herzensjunker, oder ich vergehe vor Neugierde.“

Karl ſagte: Es haben ſich ſonderbare Dinge ereignet. Ich habe die zwei göttlichſten Stunden meines Lebens bei Aurelien verbracht, Stunden, die all mein voriges Leben ſo tauſendfach aufwiegen, daß ich faſt davor erröthe, wie ich es habe durchleben können, da es ohne Liebe war. Ja, Heinrich, es iſt kein Zweifel mehr, Aurelie liebt mich, ſie gab mir alles, was die Liebe geben kann. Frage mich nicht, wie dieſe Zeit verſtrichen ſei, mir war ſie wie ein einziger Moment, oder auch wie eine Ewigkeit, denn ſie gab mir ihre Freuden.

„Nun dann, ſagte Heinrich, ſo begreif' ich nicht, wie Ihr ſo arg verſtört ausſehen könnt.“ Er nahm bei dieſen Worten das Licht, und näherte ſich ſo dem Junker, um ihn genauer anzuſehen. „Ja, in der That, es iſt bei Euch nicht alles, wie es ſein ſollte. Erzählet weiter, lieber Herr.“

Karl ergriff ſeine Hand und ſagte: Höre, mein guter Junge, aber erſchrick nicht und verrathe mich nicht: Ehe ich zu Aurelien ging, . . . was ſtarrſt Du mich ſo an? ich habe ja noch nichts geſagt . . . ehe jene göttlichen Stunden, von denen ich erzählte, begannen, habe ich den alten Herrmann umgebracht.

Heinrich ließ vor Schrecken das Licht aus der Hand fallen, und die Finſterniß der Mitternacht war um ſie her.

Zehntes Kapitel.

Lange ſprachen beide nicht, bis endlich Heinrich mit ſeinen Klagen die Stille unterbrach.

„Ach du guter, alter Herrmann, ſagte er weinend, wer hätte das gedacht, als wir ſo gemüthlich neben einander herritten, daß du ſo traurig enden ſollteſt? Wärſt du noch wenigſtens im Vaterlande gefallen, ſo hätte man doch noch einen Troſt: aber hier in dieſem häßlichen Lande, wo es ſich nicht einmal gut leben, vielweniger ſterben läßt. „Nein, das iſt gar zu hart.

O Junker, Junker, ich wollte lieber, ihr hättet hundert andre todt geſchlagen, nur nicht den Alten. Ich hätte nie geglaubt, daß ich ihm ſo gut geweſen bin; aber nun erfahre ichs. Ach er war immer ſo gutmüthig und ruhig; nun iſt er noch ruhiger, er ſprach nie viel, und nun habt ihr ihn ganz zum Schweigen gebracht. Nun kann er nicht mehr gegen uns auftreten, und uns Vorwürfe machen über unſer Nomadenleben, wir haben ihm den Mund geſtopft mit Erde, nicht einmal mit vaterländiſcher, ſondern mit garſtiger Franzöſiſcher verfrorner Erde. Und da liegt er nun, und die heilloſeſten Creaturen ſpringen auf ihm herum, ohne daran zu denken, daß hier ein ehrlicher Deutſcher Mann liegt.“

Er weinte immer heftiger, und merkte es nicht, daß ſeine Thränen floſſen. „Wenn ich nur weinen könnte, ſo wäre mir geholfen, ſagte er; und doch, guter Herrmann, bin ich dir wohl einige Thränen ſchuldig. . . Haſt du gleich dich oft über meinen Leichtſinn beklagt, der mich noch in des Satans Reich hinein führen könnte, ohne daß ich ſelbſt daran dächte, haſt du gleich faſt keinen meiner Späße belacht, und mich oft genug durch deine Kaltblütigkeit geärgert, doch wünſcht' ich mir jezt dein ſauertöpfiſches Geſicht her, und ich wollte mich wohl laben an deinen bittern Sentenzen, mit denen du mich und den Junker waſchen wollteſt. Allzukurzweilig warſt du freilich nicht, guter Alter; aber, lieber Gott, wem begegnet das nicht, und das, geſtrenger Herr, wäre auch wol nur eine ſchlechte Entſchuldigung Eurer That, wenn man Euch vor Gericht darum fragen ſollte. Er verdarb doch Niemanden ſeine Freude, wenn er auch nicht immer mit einſtimmte in den Jubel, und das iſt ja ſchon gut genug. Und nun habt Ihr ihn ſo mit einem Male in die ewige Seligkeit hineingeſchickt, daß er nicht wird wiſſen, wie er mit ihr daran iſt. Ohne Beichte und Nachtmal iſt er hinweggegangen, deren doch ein jeder guter Chriſt bedarf; Ihr aber am meiſten, Junker, der Ihr eben nicht der beſte ſeid. Nehmt mir das nicht übel.“

Er ging mit dieſen Worten auf ſeine Kammer, und legte ſich mit dem angenehmen Gefühle, daß er denn doch auch einmal zur gehörigen Zeit traurig geweſen ſei und dem Junker tüchtig den Text geleſen habe, zu Bette, wo er gar bald einſchlief.

Karl kam ihm am andern Morgen lächelnd entgegen, und fragte ihn, ob er noch böſe ſei. Heinrich that noch ein wenig ſpröde, meinte aber, es ſei allerdings billig, daß er nun auch des Junkers Verantwortung vernehme. Karl ließ ſich dazu nicht lange auffodern, ſondern erzählte ihm mit weitläufiger Genauigkeit den Verlauf der ganzen Sache, und Heinrich, dem es überhaupt nur darauf anzukommen ſchien, daß ſein Herr ſich bei ihm entſchuldige, nicht wie, übernahm nun ſelbſt, ohne aufgefodert zu ſein, die Rechtfertigung.

„Einem mit dem Degen auf den Leib zu gehen, ſagte Heinrich, iſt kein Scherz, der auf Scherz Anſpruch machen kann. Es that Noth, daß Ihr das Eiſen brachet, das er gegen Euch zückte, wenn auch nur dem Sprichworte zu Liebe. Dies entſchuldigt und rechtfertigt Euch, denn wenn es wahr iſt, wie ich nicht daran zweifle, daß Noth Eiſen bricht, ſo bricht auch Eiſen Noth. Ich bedauere den Alten, aber er hat es nicht beſſer haben wollen. Laſſen wir es gut ſein.“

Unbegreiflich iſt es mir nur, erwiederte Karl, wie Du bei Deiner ſonſt ſo tollen Laune Dich geſtern ſo wunderlich geberden konnteſt.

„Geſtrenger Herr, es iſt nun einmal ſo gekommen, und man könnte wieder verdrießlich werden, wenn man der Urſach und der Art des vergangnen Verdruſſes nachſpüren wollte. Es iſt wahr, ich darf von mir ſagen: J'aime la folie à la folie; aber darum bin ich doch nicht Herr eines jeden Augenblicks. — Armer Herrmann, du wirſt es mir vergeben, daß ich die Erinnerung an dich mit aller Gewalt abzuſchütteln ſtrebe."

Er ſchwieg eine kleine Weile, dann ſagte er wieder mit einem tiefen Seufzer: „Armer Herrmann!"

Karl ſah ihn verdrießlich an, und ſagte: Ich ſehe, Du haſt den thörichten Alten noch immer nicht vergeſſen. Auch mich — ich geſtehe es — ergriff in den erſten Augenblicken nach der That ein ſonderbar drückendes Gefühl, das ich nicht ſo ſchnell entfernen konnte. Der Menſch iſt nun einmal ſo ſchwach, daß er ſich vor allem entſetzt, woran er ſich noch nicht gewöhnt hat, und was überhaupt nicht ganz gewöhnlich iſt. Jetzt aber, wo ich mit kühler Nüchternheit die ganze Sache betrachte, finde ich keine Schuld an mir, oder doch nur ſehr wenig. Nur die arme Eugenie dauert mich, die nun ganz allein hier iſt, an einem fremden Ort. Nicht einmal ihre Wohnung weiß ich. Ich hätte wohl danach fragen können; aber es iſt nun einmal nicht geſchehen. — Die arme Eugenie! warum ſpielt doch das Schickſal ſo ſonderbar! — Sie ſoll krank ſein, ſterben vielleicht, das, lieber Heinrich, das würde mich ſehr kränken, in der That, das würde es.

Nach einer Pauſe, in der er Heinrichs Antwort erwartete, ſagte er mit Unmuth: Sei nicht ſo ernſt, ich leide das nicht, durchaus nicht. Was ſoll der ſtumme Vorwurf, der aus den Falten Deiner Stirn ſpricht, die ſonſt ſo glatt und eben war und fröhlich. — Doch, fuhr er gemäßigter fort, das iſt keine gute Aufmunterung zur Freude, zu der es überhaupt bei Dir keiner Aufmunterung bedürfen ſollte. — Zerſtreue Dich, tanze, ſpiele, trink, mach, was Du willſt, nur kein ernſthaftes Geſicht.

Er legte einen Beutel mit Gold auf den Tiſch. Er iſt Dein, verſchwende das Geld, wie Du willſt, nur ſei wieder der alte Heinrich. Man will uns das Leben ſauer machen, wie Du ſiehſt, laß uns deßhalb bedacht ſein, ſo viel Luſtigkeit als möglich hineinzubringen, ſo lange es noch geht.

Er verließ das Zimmer, und Heinrich ſah ihm kopfſchüttelnd nach. „Das iſt die rechte Freude nicht, ſagte er, indem er den Beutel in der Hand wog, die erſt auf ſolche Art hervorgebracht werden muß. Es hat einen gar guten Klang dieſes Gold, aber ich höre doch lieber das Lachen eines ächtluſtigen Menſchen. Die Luſtigkeit meines Herrn gefällt mir nicht. Ich hatte doch wol recht, als ich ſagte, er ſei nicht auf guten Wegen. — Armer Herrmann, arme Eugenie!“

Elftes Kapitel.

Der Junker war wieder die ganze Nacht nicht zu Hauſe gekommen, und man ſah es am andern Morgen dem blaſſen Geſicht, den trüben Augen wohl an, daß er nicht geſchlafen habe.

„Mein iſt ſie, rief er aus, als er ins Zimmer trat, ohne Heinrichen zu bemerken, der in der Ecke auf dem Sopha ſich ausgeſtreckt hatte, mein iſt ſie, und alle dieſe Menſchen ſollen ſie mir nicht rauben. — Rauben? was ſoll mir dieſer abgeſtandene Gedanke noch? — Nicht aufhalten länger ſollen ſie meinen eilenden Gang zum Tempel der Liebe, wo mein ganzes Leben nur ein einziger Triumphgeſang ſein wird. Schon zu lange hat ſich der rohe Zufall mir entgegengeſtellt, und nur wenige Male widerſetzte ich mich ihm mit Kraft und Muth, da floh er ſcheu und zahm vor mir zurück, und ehrte meine Freiheit. So ſoll es immer ſein! Erdrücken will ich dieſen elenden Wirrwarr ſtreitender Empfindungen, mit feſtem Schritt will ich dieſen widerſtrebenden Menſchen entgegengehen, und das Schwerdt ſoll entſcheiden, wo Worte nicht gelten. — Sie iſt mein, verbunden mit mir durch das göttlichſte Geheimniß der Natur, und Niemand auf Erden ſoll die Macht haben, ein Nein darüber auszurufen, oder ich will das feile Werkzeug zerſtören, das dies grauſame Wort auszuſprechen wagte."

Er warf Hut, Stock und Degen von ſich und ging heftig auf und nieder.

Ihr ſeid gerade recht geſtimmt, ſagte Heinrich, für die Nachricht, die ich Euch zu bringen habe.

„Sieh da, biſt Du es, Heinrich? Ich ſah Dich nicht einmal. Doch wir wollen Deine Nachricht mit Muße anhören."

Er ſchellte, und trug einem Bedienten auf, Chokolade zu bringen. Heinrich ließ ihn mit einem bedenklichen Geſicht gewähren. Das Getränk wurde gebracht, Karl ſchenkte eine Taſſe ein, aber Heinrich riß ſie ihm ſchnell aus der Hand. „Trinkt nicht, ſie könnte vergiftet ſein. Das iſt meine Nachricht."

Karl ſtarrte ihn an.

Die Sache iſt dieſe, fuhr Heinrich ruhig fort: Der Marquis, der mich wahrſcheinlich für einen ganz gewöhnlichen Lump mag gehalten haben, kam geſtern Abend von Neuem zu mir, ſuchte mich auszuholen, und machte mir zuletzt, vermuthlich in einer Art von Deſperation, den Antrag, ob ich Euch wol für hundert Dukaten ein wenig Pulver, welches man in gemeiner Sprache auch wol Gift zu nennen pflegt, in die Chokolade miſchen wollte, wodurch Ihr denn aller Chokolade, alles Kaffees und Weins, und wie die theuern Bedürfniſſe ſonſt noch heißen mögen, auf immer entübrigt werden würdet. Ich war unbeſonnen und unhöflich genug, ihn einen faſt heilloſen Satan zu nennen, worauf er denn eben nichts erwiederte; doch muß ich es ihm zum Ruhme nachſagen, daß er den Anſtand nicht verlor, ſondern ziemlich geruhig das Zimmer verließ, und mit einem Blicke, der wenigſtens darauf eingerichtet war, einige Verachtung gegen mich auszudrücken. Nun wäre es wohl möglich, daß er einige andre Bediente des Hauſes in Verſuchung geführt hätte.

Karl reichte ihm die Hand, und ſagte: „Ich bringe Dir meinen Dank auf ein ander Mal, jetzt gieb mir Feder und Dinte. Du glaubſt nicht, wie mich Deine Nachricht gelabt hat. Schnell, ſchnell das Schreibzeug her.“

„Ihr gemeiner Plan gegen mich, ſchrieb er an den Marquis, iſt entdeckt worden, und ich erkläre Sie jetzt mit der größten Ruhe und Beſtimmtheit für einen Ehrloſen. Ich brauchte Sie keines Worts mehr zu würdigen, aber ich thue mehr, ich biete Ihnen einen Zweikampf an, auf heute Abend um ſechs Uhr im Forſt bei * * *. Einer von uns wird bleiben; dafür bürge ich. Nehmen Sie meinen Antrag nicht an, ſo weiß Morgen der Polizeilieutenant Ihre Giftmiſcherei, und Paris Ihre Ehrloſigkeit.

Karl, Graf von Stralen.“

Das Billet wurde durch Heinrich abgeſchickt, mit dem Beiſatz, daß der Marquis ihn erwarten ſolle, und bald kam die Nachricht zurück, es möge geſchehen, wie der Graf es wünſche.

Dem Himmel ſei Dank, ſagte Karl mit Lächeln, daß wir endlich ſo weit wären. Jetzt gehe ich auf ein Kaffeehaus, um zu frühſtücken; die Poſſe hat mir Appetit gegeben.“

Zwölftes Kapitel.

Heinrich war nicht ſo gut gelaunt, wie ſein Herr. Er trieb ſich den ganzen Tag mit manchen drückenden Vorſtellungen umher, über die er ſelbſt faſt ergrimmte; doch konnte er ſie nicht verſcheuchen. Bald war es Eugenie oder Herrmann, die er bedauerte, bald ſein Herr, für den er fürchtete, bald der Marquis, deſſen eiſerne Tücke ihn beſorgt machte, bald ſeine ganze Lage, die ihn ärgerte, weil ſie ſo verworren war, und ihm gar nicht erlauben wollte, in Ruhe Spaß zu machen, worin er das höchſte Vergnügen und das wahre Ziel des Lebens fand. Er kaufte eine treffliche Damaſzener Klinge für ſeinen Herrn, weil dieſer vielleicht unbeſonnen genug hätte ſein können, mit ſeinem gewöhnlichen Galanteriedegen fechten zu wollen.

Als er nun gar den Junker mit dieſer Waffe umgürtete, und die Stunde ſchlug, die ihn zum Zweikampf rief, da mußte er ſich mit Gewalt zum Reden zwingen, um nur die Thräne zu verbergen, die ſich ihm ins Auge drängte. Einen ſcherzhaften Einfall zu erhaſchen, war ihm völlig unmöglich.

„Der Marquis fällt, ſagte Karl, darüber iſt kein Zweifel in mir. Deshalb laß Dir nicht bang ſein. Sagte doch das ſogar der ſterbende Herrmann, der mir in dem Augenblick wol nichts Falſches ſagen wollte. Freilich ſetzte er noch etwas hinzu, worüber auch wol der Ernſthafteſte ſich eines Lächelns nicht erwehren könnte.“ —

Das war? fragte Heinrich mit einem Geſicht, das deutlich genug ſagte, er werde nicht lachen.

„Morden könnt ihr ihn, ſo lautete das Orakel, aber er wird nicht todt ſein für euch.“

Zu jeder andern Zeit, erwiederte Heinrich, hätte es mir auf ein Gelächter darüber nicht ankommen ſollen, jetzt will es mir damit nicht glücken. Es iſt ſo oft, ſo vielfach davon die Rede, daß faſt etwas daran ſein muß. — Wie wenn nun die Geiſterträume des Alten doch mehr wären als Träume?

„Sie ſind nicht mehr als das, ſagte Karl mit Ruhe, und können nie mehr werden. Die Zeiten ſind vorbei, wo jene dunkeln Erſcheinungen, wovon nur noch die älteſte Sage redet, zu den Menſchen hintraten. Nur dem Gläubigen erſcheint der Geiſt, und ich bin keiner, mit dem die jenſeitige Welt reden mag.

„Darauf,“ ſetzte er nicht ohne ein ſcherzhaftes Gefühl hinzu, „darauf iſt der Roman meines Lebens von dem Schickſal gar nicht angelegt worden, daß Geiſter ſich hinzudrängen dürften, um den Knoten löſen zu helfen. Das würde bizarr und höchſt ſonderbar erſcheinen. Sollte ich auch nicht immer der Natur getreu geblieben ſein, ſo hab' ich doch immer das Natürliche geliebt. Abenteuerlich kann meine Geſchichte werden, das iſt ſie vielleicht ſchon jetzt; aber den Schwung zum Wunderbaren darf ſie wol nicht nehmen, und deshalb ſcheint mir denn auch alles das, was über die Geiſter und ihr Erſcheinen in Beziehung auf mich geſprochen wird, für völlig überflüſſig und unpaſſend. Wahrhaftig, ſchriebe ich einmal die Geſchichte meines Lebens, ich würde alles das daraus vertilgen. Um meinetwillen öffnet ſich kein Grab, und die Finſterniß wird ihre Todten ſchon behalten. Laß das gut ſein. Iſt Fuenterra einmal erſt durch dieſe wackre Klinge zur Ruhe gebracht, ſo ruht er auch auf immer.“

Heinrich antwortete nichts, ſondern folgte ihm ſtillſchweigend und nachdenklicher, als er jemals geweſen war, zum Hauſe des Marquis.

Karl klopfte leiſe an die Thür ſeines Zimmers, aber es ward nicht geöffnet. Fuenterra hörte das Klopfen nicht, er lag auf den Knien und betete:

„Höre mich, Du mächtiges Weſen über den Sternen, höre mich, den Du ſo ganz begreifſt Du, den ich nicht zu begreifen vermag. Fechten ſoll ich heute noch mit einem Feinde, den ich haſſe mit unendlichem Haß, weil er mir den einzigen Himmel, der noch auf Erden für mich iſt, zu rauben droht. O, verleihe meinem Arme Kraft, und meinem Schwerdte Stärke, daß es ihn vernichte, ihn, der das Leben meines Lebens zu ſich reißen will. Oder, haſt Du es einmal beſchloſſen — mit Schauder denk' ich den Gedanken aus — daß er, der Todfeind, mich beſiege, daß ich durch ſeine Hand aus dieſem Leben ſoll geworfen werden, ſo vergönne mir, Du ew'ges Schickſal, was Du nur Wenigen gewährſt, laß meinen Geiſt die Wohnungen von jenſeits — o nur auf einen einzigen Augenblick — verlaſſen dürfen, daß er erſcheine dem Verderber, und zwiſchen ihn und die Geliebte trete, um ſie auf ewig zu trennen. — Wie wird mir? Auch zu Dir möcht' ich beten, Du dunkler geheimnißvoller Geiſt, den ich nicht zu nennen wage, Du, der Du Freude haſt an der Zerſtörung, ſtehe mir bei, wenn alles mich verlaſſen ſollte. — Erhöre mich, Du großes Schickſal, erhöre mich!

Dreizehntes Kapitel.

Ein unwillkührlicher Schauder überfiel unſern Karl, als er dieſes Gebet vernahm, und Heinrichen ſtanden die Haare zu Berge über dieſe Worte, die ſich ihm tief in das Gedächtniß gruben. Er fühlte den Frevel, den Fuenterra in ſeiner verworrenen Demüthigung vor dem Schickſal beging; aber er vermochte es nicht, ſeine Empfindungen auszuſagen. Der Marquis ſtand auf, und ſein erheitertes Geſicht ſprach deutlich, daß er die Erhörung ſeines Gebetes hoffe. Er verbeugte ſich leicht vor dem Junker, und ſagte höflich: „Ich wünſchte, wir brächen jetzt gleich auf.“ Karl erwiederte nichts, ſondern folgte ihm ſchweigend. Heinrich und der Bediente des Marquis trugen Fackeln, die man während des Kampfs anzünden wollte, weil ſchon die Dämmerung anbrach. Es war ein trüber, ſtürmiſcher Decemberabend, die bleichen kalten Wolken jagten ſich am Himmel auf und nieder, und nur ſelten leuchtete der Mond mit mattem Schein hindurch. Es war, als dürfe man an einem ſolchen Tage nicht wagen, ſich der Freude hinzugeben, weil das Schickſal mit ſtrengem Ernſt und kaltem Hohn dazwiſchen treten würde. Der Marquis ſprach unterweges keine Sylbe mit ſeinen Begleitern, ſondern murmelte nur zuweilen einige unverſtändliche Worte, wie Beſchwörungsformeln, über die Heinrich ſehr gern gelächelt hätte, wäre nur dies Lächeln nicht durch innerlichen und äußern kalten Schauder erſtickt worden. Karl hatte ſich leichter von jenem anfänglichen unheimlichen Gefühl losgeriſſen, und er ſchien jezt ziemlich ruhig und wohlgemuth.

Zündet die Fackeln an, rief er aus, als ſich ein bequemer und ſicherer Platz zeigte, den ringsumher die entlaubten ſchneebedeckten Bäume einſchloſſen, hier iſt der Ort, der mir am ſchicklichſten ſcheint.

„Es ſei hier,“ ſagte Fuenterra, indem er vom Pferde ſprang, und den Degen zog. Vom ſtürmiſchen Wind ergriffen, flammten die Fackeln hell auf und beleuchteten die feindlich ergrimmten Menſchen, die die Blicke auf einander hefteten wie flammende Schwerdter. Der Kampf begann, von beiden Seiten mit Heftigkeit, aber auch beſonnen, mit Kraft und Vorſicht. Nirgends war ein Uebergewicht zu ſehen, man erſchöpfte ſich in Kunſtgriffen und verſchlagenen Wendungen; aber beide Theile durchſchauten ihre wechſelſeitigen Plane. Streiche fielen auf Streiche, die Degen flogen bald kräftig wütend, bald fein und kunſtvoll gewendet, über und durch einander hin; aber beide Theile wehrten ſie mit gleicher Geſchicklichkeit von ſich ab. So ermattete faſt die Kraft und der Arm, aber nicht der Muth, nicht der wütende Zorn, deſſen Flamme nur in dem Blut des Gegners verlöſcht werden konnte.

Ihr vermögt nichts gegen einander, ſagte Heinrich, ſteckt die Schwerdter ein, laßt mich kniend darum bitten.

Das geſchehe nimmer, ſagte Karl, „nimmer" wiederholte Fuenterra, und die Schwerdter ziſchten wie Flammen durcheinander. Es war, als habe man die letzte beſte Kraft für dieſen Gang geſpart, und Karl rief mit lauter Stimme und ruhiger Sicherheit im Blick: Einer muß fallen, und „fallen" ſagte Fuenterra in dem Augenblick, als ein ungeheuerer Schwerdtſtreich ihn wirklich darniederſtreckte. — „Fallen?" ſagte er mit hohler Stimme, indem er ſich noch einmal mit gewaltiger Anſtrengung von Neuem emporraffte — „nicht allein fallen!“ Er preßte die Linke auf die blutende Bruſt, riß dem Diener die Fackel aus der Hand, und ſchleuderte ſie wüthend gegen Karl; aber ſie fehlte ihn, und verlöſchte ziſchend an einem Schneehügel. Dann ſank er wieder erſchöpft auf den Raſen hin, und mit unendlichem Schmerz ſah er den tief gehaßten Feind in blühender Geſundheit vor ſich ſtehen, und ſein brechendes Auge vermochte nicht mehr, den furchtbaren Anblick zu ertragen.

„Wehe, wehe!“ ſo rief er mit einer Stimme, die, wie ein ſchneidender Mißton, durch die ſchwere Luft hindurch drang, „wehe! ſo hat das Schickſal doch, feindſelig tückiſch, wider mich entſchieden, und er iſt Sieger, den ich haſſe mit namenloſem, ewigem Haß! O, mit dieſem Gedanken vermag die ringende Seele nicht zu ſcheiden, nicht hinzugehen in die ewige Nacht, wo keine Sonne jemals wieder leuchtet.“

Triumph, Triumph! rief Karl, und noch ſchrecklicher als Fuenterras Wehe drang dieſer Ausruf durch Heinrichs Seele, denn er ſah ſchon im Geiſt die furchtbar rächende Nemeſis herabſteigen durch die dichten Nebelwolken, ſie, die Göttinn des Schickſals, die jenes Wort der Freude bei der Leiche des erſchlagenen Feindes nie erträgt, und nie vergiebt.

„Wohl mir, wohl mir,“ ſagte Fuenterra mit letzter Kraft, „dies Wort des Spottes und des Uebermuths dringt mächtig mir noch einmal an die Seele. Gieb mir Deine Hand, Karl, daß ich Dich noch einmal näher ſchaue.“

Er ſtarrte ihn mit hohlem Auge an, und rief: „Gemordet haſt Du mich, aber ich bin nicht todt für Dich.“

Dann ſtürzte er wieder zurück, und das ſinkende Auge umgab der Tod mit ſeinem nächtlichen Schleier. Heinrichs Hand entſank die Fackel, und ſtill verlöſchte ſie auf dem eisbedeckten Boden.

Vierzehntes Kapitel.

Karl ſchwang ſich mit lautem Hurrah wieder auf das Pferd, und jagte mit verhängtem Zügel der Stadt zu, daß Heinrich ihm kaum folgen konnte. Endlich hielt er inne, ließ ſeinen Diener näher kommen und fragte: „Warum jubelſt Du nicht? Ich will, daß Du meinen Triumph theilſt.“

Es will mir nicht recht gelingen, ſagte Heinrich, denn, der Himmel weiß, wie es kommen mag, mir fiel während Euers Triumphgeſangs die rächende Nemeſis ein. Es iſt ſonderbar, ich habe Gottlob alles von den Schulen her rein vergeſſen, aber dieſe finſtre Schickſalsgöttin iſt mir im Gemüth hängen geblieben.

„Weg mit dieſem ärgerlichen Gedanken, der den Menſchen zur Eule machen könnte, daß er ſich verkröche in den dunkelſten Löchern, wo er Freude und Schmerz geheim halten könnte. Pfui, mich empört dieſe feige Furcht vor dem Schickſal, und ihm zum Hohn wollt' ich laut ausrufen meine Freude, wie ich laut ausgerufen habe meinen Schmerz. Gefallen iſt der Todfeind meines Lebens, geſtürzt iſt der, der mich zu ſtürzen ſuchte, durch tauſend kleinliche Liſten, durch tauſend elende, verächtliche Bubenſtücke, ihn habe ich überwunden in einem ehrlichen, gerechten Kampfe, darob will ich laut jubeln, und Niemand ſoll es wagen, den kräftigen Einklang meiner Freude durch irgend einen Mißton der ſcheuen Furcht zu unterbrechen.“

„Nun wird Aurelie die meine, fuhr er nach einer Pauſe fort, hinweggeräumt iſt jedes Hinderniß — woh! thürmten ſie ſich drohend gegen mich auf, — der Kampf iſt zu Ende, der Sieg iſt mein, der Tempel öffnet ſich und Aurelie kommt mich zu empfangen. — Weg, weg, all ihr elenden, gemeinen Sorgen, die ihr ſonſt des Menſchen Herz anfaſſet, ihr habet keinen Theil mehr an mir; verbannt auf immer aus dem Kreiſe meines Daſeins flieht ihr weit hinweg von mir, zu den armen Sterblichen hin, denen der Himmel Schwachheit gab und Unglück. Mir ſtrömte milde ein reiches Füllhorn Stärke zu, und Muth und das göttliche Glück lächelt mich an aus roſenfarbnen, lichten Wolken, und will nun niemals wieder mich verlaſſen. Wer wagt es noch, ſich feindlich in den ſchönen geſchloſſenen Cirkel meines Lebens zu drängen? — wer erkühnt ſich, aufzuhalten den ſtolzen Lauf, den ich begonnen? — Fühle ich mich doch, wie von einem glänzenden Triumphwagen getragen, — iſt es mir doch, als ſähe ich alle die übrigen, ohnmächtigen Feinde vorgeſpannt gleich treibenden Roſſen, oder als ſähe ich ſie wühlen im Staube, den die Räder aufwerfen!“ —

So ſprach er mit kühnem Uebermuth, der aus dem funkelnden Auge glänzte, und aus jeder Bewegung ſeines Körpers redete. So trat er vor Aurelien, und verkündete ihr ſeinen Sieg. Sie umarmte ihn mit allem Feuer der weiblichen Liebe, die die Kraft im Manne verehrt und mit ſanfter Beruhigung zu belohnen ſtrebt.

Dann eilte er zu ihrem Vater, und erneuerte noch einmal ſeine Bitte um Aureliens Hand; aber kaum hatte er es ausgeſprochen, daß der Marquis durch ihn gefallen ſei, ſo ſprang der Alte mit Heftigkeit auf; ſeine ſonſt faſt ſchlaffen Geſichtszüge ſpannten ſich zu krampfiger Bewegung, und er überhäufte unſern Junker mit den ſchmähendſten Vorwürfen, um nur ſeinen Zorn einigermaßen zu lindern, der keine andre Waffe finden konnte, als Worte. Den Junker rührte der Auftritt nicht, er hatte den Alten von jeher verachtet, aus dem nur gekränkte Eitelkeit zu ſprechen ſchien. Durch den Marquis hatte er weitere Beförderung am Hofe gehofft, die nun durch deſſen Tod vereitelt war. Karl ſuchte ſich zu rechtfertigen, aber es half ihm nichts, da der Alte die Rechtfertigung überhaupt nicht wünſchte; er bat noch einmal, freilich nicht eben zur bequemſten Zeit, um ſeine Tochter, aber er erhielt keine andre Antwort, als ein widerliches Lachen, das deutlich genug Nein ſagte.

„Ich habe, ſagte Karl mit Ruhe, ſo manchen gewaltſamen Schritt thun müſſen, um zu meinem Ziele zu gelangen, daß ich mir wohl einen neuen erſparen möchte, auch hätte ich mir gern das gute Gefühl erhalten, das ich Ihnen als Vater ſchuldig bin; aber Sie wollen das nun einmal nicht. Bilden Sie ſich nicht ein, als könne mir je der Wahnſinn einfallen, auf Ihre Tochter Verzicht zu thun, die ich mir erſtreiten mußte, wie Sie wohl ſchwerlich ahnden, daß man erſtreiten könne. Ich achte keine Schwerdter, keine Worte, Aurelie iſt mein, und ich werde den Weg zu ihr finden, und wenn tauſend Dolchſpitzen ſie bewachen ſollten.“

Er ging, und der Alte rief ihm ein böſes Wort nach, das unſerm Junker wie „Vaterfluch“ klang.

Funfzehntes Kapitel.

Karl führte ſeine Drohung eher und leichter aus, als er ſelbſt es gedacht hatte. Aurelie war bald aus dem Hauſe ihres Vaters entführt, und die Freundinn bereit, ſie in ihrer entfernt und einſam gelegenen Gartenwohnung aufzunehmen, die den Liebenden ſchon früher die Freuden heimlicher Zuſammenkunft gewährt hatte. So war denn nun auch das letzte Hinderniß entfernt worden, und Karl ſetzte den Tag der Vermählung feſt, die er mit aller Pracht, die ſeinem und Aureliens Stande gemäß war, zu feiern gedachte. Es ſchien, als lebte er von jetzt an in einer ſteten, freudigen Trunkenheit, die jede düſtre Vorſtellung, die ihn zuweilen beſchlich, gar ſchnell verſcheuchte, und in einer ſolchen Stimmung brach ihm denn auch endlich der Morgen des ſo lang' gehofften Tages an.

Noch ehe die Winterſonne heraufgegangen war, ſtand Heinrich bereits angekleidet am Fenſter, und ſah in den Morgen hinaus, der ſich mit klarer, nüchterner Kälte vor ihm ausbreitete; aber bald wurde die Sonne von ſchweren Schneewolken verhüllt, und ein naßkalter Januarwind fuhr ihm um die glühende Wange.

„Wenn der Junker nur hier wäre, ſagte er endlich, mir iſt gar nicht, als ſollte heute ein Hochzeitfeſt gefeiert werden, trotz aller Anſtalten, die ich dazu gemacht ſehe. Ach! mir ſind dergleichen Anſtalten von jeher verhaßt geweſen! — Wenn die Zimmer erſt geſchmückt werden, die Säle von köſtlichem Rauchwerk duften, die Kronleuchter funkeln, und die Bedienten ſo geſchäftig hin und hereilen, ſo überfällt mich allemal der Gedanke, es werde nun gewiß nichts Gutes erſcheinen, weil man es ſo feierlich hat einladen laſſen. Stellt man doch ordentlich die Seſſel hin, als ſollte ſich das flüchtige Glück wie eine breite Altfrau darauf ſetzen, und die glänzenden ſilbernen Teller ſtehen da, als wolle man die Freude darauf zerlegen und herumgeben! — Hu — das iſt eine nüchterne Empfindung, die mich da beſchleicht, als wär' ich aufgewacht von einem ſchlechten Rauſch.“

Er ging einige Mal auf und nieder im Saal. — „Woher doch alle dieſe verdrießlichen Gedanken, ſagte er dann, von denen ich ehedem ſo gar nichts wußte, über die ich ſonſt ſo herzlich lachte? Bin ich denn noch der alte Heinrich, von dem man ſagt, daß er ſchon bei ſeiner Geburt der ernſthaften Welt eine Fratze geſchnitten, der der luſtigen Tollheit alle ſeine Tage weiht, und, ſo Gott will, ſelbſt den ſentenzenreichen Tod mit einem Bonmot empfangen ſoll? — Ach, ich bin es wol noch; aber hier, bei ſolchen verworrenen häßlichen Dingen, da ſei der Satan luſtig — ich kanns nicht.“

Wo er nur bleiben mag? — Schon neun Uhr, und er iſt noch nicht da! — Faſt jede Nacht durchſchwärmt, ſelbſt die Nacht vor der Hochzeit — das iſt eine ſchlimme Haushaltung mit der Freude, und es kann dabei keine ordentliche Fröhlichkeit gedeihen. — Er hat ſich ſehr verändert — er iſt verwildert, auf eine Art, die ich nicht mag. — Mir wird zuweilen gar nicht geheuer bei ihm; aber ich liebe ihn doch, weil ich es nicht laſſen kann. Es war doch eine ganz andere Zeit, als wir noch ſo rüſtig fröhlich durch die Wälder zogen, Bären todtſchlugen und Hirſche ſchoſſen, Lieder ſangen, Wein tranken, und uns wechſelſeitig einander auslachten. Damals hatte er noch kein Mädchen verlaſſen, das ihn ſo innig liebte, und ſchon mit ihm verlobt war, damals hatte er noch nicht den alten Freund erſchlagen, bloß weil er ihm für den Augenblick wehren wollte, zum Liebchen zu ſchleichen, damals hatte er noch nicht den fürchterlichen Menſchen umgebracht, der mit dem Satan zu thun haben muß, ſonſt hätte er nicht ſo beten, nicht ſo ſterben können. Damals haftete noch kein Vaterfluch auf ihm, damals . . . nein, ich kann, ich mag nicht ſo fortfahren in dieſem traurigen Regiſter. Ich darf nicht daran denken, oder ich heule dieſem Tage wie eine Klagefrau der Leiche nach, heute wo ich lachen ſollte! — Wie wird er zu Ende gehen?"

Da trat Karl feſtlich geſchmückt ins Zimmer. Sein Geſicht war blaß und man konnte etwas Schwankendes in ſeinem Gange bemerken, auch ſein Auge war ein wenig trübe geworden von dem häufigen Nachtſchwärmen; doch war ſeine

Miene freundlich, und mit vieler Herzlichkeit reichte er Heinrichen die Hand. — „Schilt nur ein wenig, ſagte er, ich habe es wol verdient. Die Nacht vor dem Hochzeittage ſoll man fein ſäuberlich zu Hauſe bleiben, und nicht ſo wild umherſtreifen, wie ich that. Aber es ſoll nun auch ein Ende haben mit dieſer tollen Wirthſchaft, ganz gewiß!"

Ihr ſeid ermüdet, Junker, ſetzt Euch.

„Es iſt wahr, ich bin in der That ein wenig ermüdet, mehr vielleicht als jemals nach einer ſchlafloſen Nacht, an die ich doch ſonſt wol gewöhnt bin. Setz Dich näher zu mir, ich erzähle Dir etwas."

Heinrich that es voller Erwartung.

„Sieh nur, lieber Junge, unſer Verhältniß muß von nun an ganz anders werden. Ich habe Dich zwar nie als einen Bedienten behandelt, davor bewahrte mich von jeher mein guter Geiſt und der Deinige, der nicht zum Dienen geboren iſt; aber Du haſt Dich denn doch wol zuweilen ſelbſt ſo genannt, und auch das misfällt mir. Das muß hinfort wegfallen, Du biſt mein Freund, und ſollſt auch ſo genannt werden. Ich will das ſo — durchaus — aber das war es nicht eigentlich, was ich Dir ſagen wollte."

Heinrich küßte ihm dankbar die Hand.

„Wie geſagt, fuhr Karl fort, das war es nicht, ſondern eine etwas ſeltſame Geſchichte wollte ich Dir erzählen. Wo fang' ich nun an? In der That, mein Kopf iſt etwas wüſt geworden, laß ihn mich auf Deine treue Schulter lehnen. So — nun höre mir zu. Ich war bei einem Bekannten in der Vorſtadt, wir waren ganz vergnügt geweſen, glaub' ich, die vollen Pokale wurden tüchtig geleert, und manches luſtige Lied angeſtimmt; aber der Lärm wurde mir denn doch zuletzt läſtig. Ich ging in ein Nebenzimmer, und warf mich auf das Sopha. Der heutige Tag war ſchon halb angebrochen, und ich überließ mich ganz dem ſüßen Gedanken, daß nun alle Hinderniſſe gehoben ſeien, Aurelie nun gewiß die Meine werden müſſe. An den Marquis dachte ich gar nicht. Die Geliebte ſtand vor meinem Geiſt, umgeben von allem Reiz ihrer göttlichen Schönheit, und meine Hände ſtreckten ſich unwillkührlich aus, um ſie zu umfaſſen. Aber ich beruhigte mein Herz mit der Nähe des Glücks, und die müden Augen ſchloſſen ſich endlich. Siehe, da führte mir der Traum dieſe nahe Zukunft als Gegenwart zu, Aurelie ſaß neben mir als Braut geſchmückt, wir feierten den Tag unſrer Verbindung, und alles um uns her ſprach Luſt und Freude, und üppig fröhlicher Scherz ſtrömte von Mund zu

Mund. Was mich aber ganz beſonders entzückte, war die liebliche Muſik, die ungeſehen uns umrauſchte, und zu den ſüßeſten Ahndungen, zu den wonnigſten Gefühlen mit ſanfter Gewalt uns hinzog. — Da war ich nun gar glücklich, lieber Heinrich; — aber plötzlich — es war nur ein einziger, einziger Augenblick — plötzlich zerriß jene ſüße Muſik, ein großer gewaltiger Accord verſcheuchte jene flüchtigen angenehmen Töne, daß ſie, wie erſchreckt, weit hinweg zu fliehen ſchienen. Ich ſah auf, und fand das Lächeln nicht mehr auf den Geſichtern meiner Gäſte, die Becher blieben unangerührt, die Augen ſtarrten vor ſich hin, ein gewaltſames Entſetzen ſchien dieſe Menſchen alle gefaßt zu haben, ſeit jene finſtre Muſik eingedrungen war. Ich kann Dir gar nicht ſagen, guter Heinrich, wie wunderbar jene Töne zu mir redeten, welch eine tiefe, geheimnißvolle Bedeutung in dieſen koloſſalen Harmonien lag, wie ſie alle ſo kühn und groß dahin rollten, gleich einem mächtigen, tiefen Strom, der alles mit ſich fortreißt. Es war, als verkündeten Sie eine neue finſtre Welt, da die vorige blühende, lächelnde, von ihnen zerſtört, verſunken war. Ich wollte rufen, man ſollte aufhören zu ſpielen, aber die Zunge verſagte mir den Dienſt. Da ſank ich faſt ermattet an Aureliens Buſen, und umſchlang ſie inniger und immer inniger und feſter, als fürchtete ich irgend eine unbekannte Gewalt, die ſie mir entreißen wolle. Siehe, mein Heinrich, da ſtand plötzlich eine große dunkle Geſtalt vor uns, und ſtreckte die kalte Hand zwiſchen uns hin, als wolle ſie uns auf ewig ſcheiden. Ich blickte näher und feſter zu dem Unbekannten hin, und erkannte Fuenterra. Er ſah mich mit einem Blicke an, funkelnder noch und ſchneidender als damals, wie er die brennende Fackel nach mir hinſchleuderte, furchtbarer noch, als in jenem Augenblick des Todes, wo er noch mit letzter Kraft die Worte des ewigen Haſſes über mich ausſprach. — Da erwachte ich, und die Morgenſonne blickte mir in das vom Schlafe trunkne Auge.“

Heinrich hatte ſehr aufmerkſam zugehört, und ſagte, um nur irgend etwas zu ſagen: Das war kein angenehmer Schlummer.

„Nein, das war er nicht,“ ſagte Karl, indem er aufſtand, und einige Male im Zimmer auf und nieder ging, „ich fühlte mich ermüdeter, da ich aufſtand, als wie ich mich niederlegte.“

Es iſt ein bedenklicher Traum, Junker.

„Nicht doch, antwortete Karl mit Lächeln, nicht doch: ein Traum war es, das iſt es alles, ein träumeriſcher Traum. Dieſe Fantaſien fallen mich im Wachen nimmer an, weil ſie dann die

Kraft fürchten, mit der ich ſie dann gar bald bezwinge und belächle; aber im nächtlichen Schlaf, da kriechen ſie hervor aus ihren dunkeln Löchern, und nehmen die furchtbarſte Geſtalt an, um die Seele zu ſchrecken, die dann ſo wehrlos iſt. Das iſt ein ſchlechter, heimtückiſcher Krieg, und hier für den Moment beſiegt zu werden, iſt nicht Schande. Im geſunden Wachen, da biet' ich ihnen allen Trotz, und verſcheuche ſie ſchnell mit einem einzigen Blicke. Wir wollen die ganze tragiſche Poſſe vergeſſen, und kein böſer Gedanke ſoll das Feſt des heutigen Tages entweihen. — Je fröhlicher, je ausgelaſſener Du biſt, je lieber wirſt Du mir ſein."

Sechszehntes Kapitel.

Heinrich ließ es ſich ſehr angelegen ſein, um den Wunſch des Junkers zu erfüllen; aber ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſo wollt' es ihm doch nicht ganz gelingen, bis er endlich eine Flaſche, gefüllt mit dem feurigſten Champagner, zu Hülfe nahm, da es ihm dann vorkam, als ſliege manche ſeiner Sorgen hinweg, wie der Kork, den das mächtige Getränk in die Höhe ſchleuderte. Er hatte ſchon oft ſich durch Reden erheitert, und ſo that er es denn auch heute.

„Ich werde, ſagte er, vor dem Feſt nur noch ſo viel Zeit übrig haben, um Euch meine Freude zu erkennen zu geben über etwas, das eigentlich gar keinen Einfluß hat auf Eure Lebensgeſchichte, und das ich daher gar nicht zu ſagen brauchte, wenn ich es laſſen könnte. Es iſt mir nämlich gar ſehr lieb, daß ihr hier in Paris durchaus nichts Deutſches verläugnet und abgelegt habt, bis auf die Tracht unſrer guten Landsleute, die der Satan holen mag, der ſie ohne Zweifel erfunden hat. Wie ſchön ſteht doch dieſer hellblaue ſeidne Mantel gegen den verruchten Frack mit ſeinen Schwalbenſchweifen, wie ſchön ſchließen ſich doch dieſe weißen geſchlitzten Beinkleider an das feine Wams, und die gepufften Roſenſchuhe ergötzen mich faſt eben ſo ſehr, als der vorn aufgekrempte runde Hut, der ordentlich ſtolz zu ſein ſcheint auf die drei großen ſchwankenden Federn — weiß, roth und blau. Man kann es ſich nicht ſchöner imaginiren. O Himmel, erlebte ich doch nur noch vor meinem ſeligen Ende, daß meine geliebten Landsleute alle andern Nachahmungen zum Henker würken, und Niemand kopirten als die Altſpanier in ihrer Tracht.“

Heinrich hätte vielleicht noch Mehreres zu dieſer Rede hinzugefugt, wenn nicht einige wohlgeputzte Gäſte herein getreten wären, deren ächt Franzöſiſche Tracht keinesweges mit ſeinem Ideal übereinkam. Die Geſellſchaft vergrößerte ſich mit jeder Minute, bis endlich, als die Letzte und Erſte, die Königinn des Feſtes, Aurelie, an Karls Hand in das Zimmer trat. Auf ihren Wangen malte ſich die blühendſte Geſundheit, und von ihrem Auge funkelte die Freude in ihrer ganzen Fülle. Nicht ſo bei Karl. Sein Gang und ſeine Bewegungen waren nicht ſo kräftig als ſonſt, und Heinrich, dem nicht eben wohl dabei wurde, mußte ſich gar ſehr zum Spaße zwingen, als er ſagte, der Junker habe von jeher die Wellenlinien geliebt, und wolle ſie nun nachbringen. Karls Blick war bald wild umhergerichtet, bald wehmüthig zu Aurelien empor gehoben; ſeine Wange war bald blaß, bald von einem unnatürlichen Feuer überflogen, und Heinrich ſagte traurig zu ſich ſelbſt: „Ach Gott, er iſt krank, der arme Junker, und will es nicht gehabt haben, daß er es iſt. Er lad't ſie alle zur Fröhlichkeit ein, und iſt ſelbſt nicht fröhlich. Das Geſpräch hüpfte — wie toll, ſagte Heinrich — von einem

Gegenſtande zum andern, und konnte, wie es ſchien, gar keinen Punkt finden, auf dem es wohl hätte weilen mögen. Mancher witzige Einfall machte ſich Bahn, praſſelte als Schwärmer, oder glänzte als Leuchtkugel, und wurde belächelt wie billig; aber das ächte Vergnügen wollte nicht kommen, ſo ſehr man ſich auch bemühte, es vom Himmel herunter zu ziehen. Es ſchien der Augenblick nicht günſtig.

Aurelie hatte den Junker gefragt, warum er nicht ſo fröhlich ſei, als er gehofft habe, und nun verſicherte er ſie, er habe ſich noch niemals ſo ausgelaſſen luſtig gefühlt als heute, ſie kränke ihn durch eine ſolche Frage, ſeine Geſichtszüge lögen, wenn ſie etwas anders ausſprächen als Freude. — Nun ſtrengte er ſich an mit aller Kraft, auch ſeinen Worten nachzukommen, und ſtürmiſch rang er nach dem Vergnügen, das ihn um ſo mehr zu fliehen ſchien, je eifriger er danach ſtrebte. Die Muſik ſpielte in den fröhlichſten, anmuthigſten Melodien, aber ihm ſchienen ſie alle noch zu ernſthaft und ſchwer, und er rief in das Nebenzimmer den Muſikern zu, ſie ſollten nicht wagen, in ſolchen ernſten Tönen weiter fortzufahren. Dann ſtürzte er ſich in die rauſchendſten Tänze, und flog bacchantiſch durch die Reihen hin; aber immer truber ward es vor ſeinem Auge, denn der Traum der vorigen Nacht ſchien von Neuem auf ihn einzudringen, immer enger ward es ihm um die Bruſt, und das Gefühl der Erſchöpfung ſchlich durch das innerſte Mark ſeines Lebens, und ſprach Hohn jeder Bemühung, ſich zur Freude zu erheben. Draußen erhob ſich ein wilder Winterſturm, der Wind ſauſte um die Fenſter, und die Inſtrumente rauſchten gewaltig dazwiſchen. Karl leerte zu wiederholten Malen den vollen, ſchäumenden Becher, aber die Freude perlte nicht in ihm wie ſonſt, und mit wildem Ungeſtüm ſchleuderte er ihn von ſich: ihm däuchte mit jedem Augenblick, es werde nun mit einem Mal das ganze Feſt zerriſſen werden. Dann eilte er wieder zu Aurelien, ſank in die Arme der Geliebten, um hier alles zu vergeſſen, was ihn quälte; aber eine heimliche dunkle Macht ſchien ihn von ihrem Buſen aufzujagen. Die Gäſte bemerkten mit Verwunderung Karls ſeltſames Betragen, man ziſchelte ſich eben ſo ſeltſame Vermuthungen in die Ohren, und nahm bald Abſchied, da das gehoffte Vergnügen nicht erſcheinen wollte. Karl wehrte ihnen nicht, er ſah es kaum, daß ſie gingen.

So war es beinahe Mitternacht geworden, als ſich Karl mit Aurelien allein ſah in dem großen Saal, der noch ſo eben von wildem Geräuſch des Tanzes wiederhallte, und nun mit einem Mal ſo ſtill war, ſo einſam.

Aurelie ſah unſern Freund mit einem zärtlich fragenden Blicke an, und er warf ſich ihr zu Füßen, und indem er ihre Hand an ſeine heiße Wange drückte, ſagte er: „O Geliebte, frage mich nicht, was mir iſt: ein Gefühl, dunkel und ſchwer und wunderbar, wie ich noch keines kannte, erfüllt meine Bruſt. Eine verzehrende Flamme wüthet durch meine Gebeine, und nur Du, Du Heißgeliebte, kannſt mich ſchützen vor dieſen finſtern Gedanken — o Fuenterra, Fuenterra!“

Aurelie erſchrak vor dem gehaßten Namen, und ſchlang den Arm um ihres Freundes Schulter. Da verſtummten plötzlich die luſtigen Melodien im Nebenzimmer, denn von unten herauf kamen jetzt ernſt und ſchwer die feierlichen Töne einer nächtlichen Leichenmuſik. Karl riß ſich los von Aurelien mit wankendem Schritt, öffnete ſchnell das Fenſter, und unter ihm wandelte der lange Leichenzug langſam und geiſterähnlich dahin. Der Sarg war reich geſchmückt, und bei dem grellen Schein der Fackeln erblickte er das große adelige Wappen, die Schärpe und den zerbrochenen Degen Fuenterra's. Einige leiſe dumpfe Stimmen ſangen ohne Melodie, wie aus einem zerriſſenen Recitativ:

Er iſt hingeſunken in den Staub,
Er, der Kühne, Gewaltige,
Der trotzend da ſtand,
Feuer im Blicke,
Feuer im Buſen.
Und es lebt der Mörder,
Der gehaßte Fremdling
Lebt in des Glückes
Sonnigem Scheine.
O Fuenterra,
Steig aus des Grabes
Ewigem Dunkel,
Tritt mit dem nächtlichen
Schleier umhüllet,
Hin zu des Todfeinds
Blühendem Lager,
Schnell dann entreiß ihm
Sie, die Geliebte!

Karl taumelte vom Fenſter auf, athemlos und blaß, in ihm war es finſter, und um ihn her ein ſeltſames Halbdunkel verbreitet; denn ein heftiger Zugwind, der durch das Zimmer ſtrich, hatte die Lichter alle verlöſcht bis auf eines, das nur noch ſchwach und in bläulicher Dämmerung brannte.

„Verbirg mich, Geliebte, verbirg mich, rief Karl, indem er ſich an Aureliens Buſen warf: jetzt, o jetzt iſt der Augenblick der Entſcheidung. Da ſchlug es vom nahen Thurm mit langſamen Schlage die Stunde der Geiſter an, und er hörte noch die Töne:

„Schnell dann entreiß ihm
Sie, die Geliebte“

wie verloren, zu ihm hinwallen, und er umſchlang ſie mit letzter Kraft, von tiefer Sinnlichkeit und geiſtigem Schauder zerriſſen. Da war es ihm, als ſtrecke ſich die kalte, furchtbare Hand, die er im Traum geſehen, zwiſchen ihn und Aurelien hin, und er ſah die dunkle Geſtalt erhaben und mächtig vor ſich ſtehen, mit einem Blicke, funkelnder noch und ſchneidender als damals, wie die brennende Fackel nach ihm hingeſchleudert ward, furchtbarer nach, als in jenem Augenblick, wo die Worte des ewigen Haſſes über ihn ausgeſprochen wurden.

„Verloren, rief Karl aus, verloren!“ — Die Kraft verließ ihn, und in tiefer Ohnmacht ſank er auf das Sopha hin.

Siebzehntes Kapitel.

Als er erwachte, war es beinahe Mittag. Heinrich ſaß neben ihm, und hielt mit trauerndem Blicke ſeine Hand, um den Schlag des Pulſes zu beobachten. Im Hintergrunde ging ein Arzt mit bedenklicher Miene auf und ab, nahte ſich dann dem Junker, der auf ſeine Fragen nicht antwortete, verſchrieb Arzneien und ging.

Dieſe Figur, ſagte Heinrich nach einer Pauſe, ſoll Euch nie wiederkommen. Ich ging nur in der erſten Angſt zu ihm. Aber laßt Euch ja die bedenkliche Miene dieſer Creatur nicht ſchrecken, das iſt Herkommen, und giebt nichts weiter zu bedenken, als daß hier nichts Bedenkliches iſt.

„Laß ihn, ſagte Karl, ich habe der Schreckniſſe allerhöchſtes überlebt, und es giebt nun keinen Schreck mehr für mich als jenen ewigen. — Ich wandelte voll Trunkenheit durch die Dämmerung des Lebens hin, aber mir war oft gar wohl, und fröhliche Hoffnungen, ſüßes Ahnden füllte mir die Bruſt; jetzt iſt die Dämmerung hinweggeſchwunden, und alles iſt hell vor meinem Blicke, aber ich kann mich des Glanzes nicht erfreuen, der mich umgiebt, er iſt nicht wie der milde Schein des Mondes, nicht wie der freundlich erwärmende Stral der Sonne, o nein, er iſt wie das grelle Leuchten des Blitzes in die Nacht hinein, die nur ſchwer und ungern vor ihm zurückweicht.“

Sprecht nicht ſo, Junker, ſagte Heinrich, ich verſtehe Euch nicht.

„Mir iſt es ſeltſam gegangen, fuhr Karl fort, in dieſem ſeltſamen Leben. Ich ſtrebte es recht zu ergreifen in ſeiner höchſten Kraft und Schöne, den wahren Mittelpunkt des Daſeins an mich reißen, in des Lebens Leben wollt ich ganz verſinken; aber es führte mich kein Gott auf dieſem Wege, drum bin ich ein Verbrecher worden. — Gräber mußten ſich öffnen, und Geiſter mir die Binde vom Auge reißen, mich zu verderben und Aurelien. — O wo iſt Aurelie? verbirg mir nichts, mein guter Junge.“

Heinrich erzählte ihm, ſie habe faſt die ganze Nacht bei ihm gewacht; aber am frühen Morgen habe er ſie wegführen müſſen, weil er für ihre Geſundheit gefürchtet habe.

„Ob ſie ihn auch geſehen hat den furchtbaren Fuenterra? ob auch ſie die kalte Hand berührte, die mich auf ewig von ihr ſchied?“

Auf ewig ſchied, fragte Heinrich, iſt Euere Liebe ſo ſchnell entflohen?

„Ich kann nicht reden mit Dir von Dingen, die Du nicht begreifſt und kein Glücklicher begreifen kann, dem die Erde freundlich noch daſteht. Mir iſt ſie verſunken, in das ſchöne blühende Leben iſt ein kalter Hauch von Jenſeits herübergekommen, und es wird nun nie wieder blühen. — Ob ich Aurelien noch liebe? — Laß mich darauf nicht antworten, und bitte Gott, daß ich mir ſelbſt niemals die Frage thue, ob ich ſie liebe? — O Heinrich, warum verbeut mir ſelbſt die Welt der Unterirdiſchen das freudige Ja darauf zu antworten! — Freudig? Nein, das werde ich nicht können, — gieb mir meine Unſchuld wieder, daß ich neu erfahre, was Freude ſei. — Ja, mein Guter, Du hatteſt wohl Recht, als Du von böſen Wegen ſprachſt, die ich nun betreten würde, als ich Eugenien verließ. Da wandte ſich mein guter Geiſt von mir ab; immer tiefer und tiefer ſank ich in Schuld, und ich fühlte es nicht einmal, daß ich ſank. Das iſt es, was mich jetzt ergreift mit ganzer Macht und bis ins Innerſte hinein.“

„Es iſt alles anders worden in mir, fuhr er nach einer Pauſe fort, ich fühle, daß mir nicht verziehen werden kann, nicht von Eugenien, nicht von Herrmann, nicht von Aurelien, die ich mit hineinriß in das dunkle Gewebe meines Schickſals, daß ſie mich alle noch haſſen werden wie Fuenterra, heraufſteigen vor meinem Blick in furchtbarer Geſtalt, um mich zu ſtrafen. — Eugenie? auch Eugenie? die Sanfte, ſollte ſie nicht vergeben? — Nein, o nein, täuſche dich damit nicht. Solch ein Verrath, wie der, den ich beging, kann ja auch wol des Lammes Sanftheit zum Zorne reizen und zu ewgem Haß.“

— „Wie ich einſt ſo glücklich war, wie ich ſo kühn mit dem Leben zu tändeln wagte, wie ich mich berauſchte in den lieblichen Quellen der Freude, die ſo zahllos ſtrömen auf dieſer ſchönen Erde! — Und nun mit einem Male ſo ausgeſtoßen, wie ein Verbannter, der niemals wieder begrüßen darf die theure Vaterlandserde! — Ein böſer Dämon hat das bunte Brettergerüſt zertrümmert, auf dem ich ſo fröhlich mit dem Leben ſpielte, hinweggeriſſen alle die lieblichen Bilder, die mich einſt umſchwebten, eine eiſige Hand hat in den ſüßen Frühlingstraum gegriffen, die Melodie zerſtört, daß nur noch einzelne finſtere Töne mich umirren, die mein Leben zu Grabe läuten wollen. Mit unſicherm Fuße werde ich hinfort über die Erde hinwegſchreiten müſſen, ein Fremdling unter Fremdlingen. — Das Leben iſt eine häßliche naßkalte Nebelgeſtalt, die nichts will als Ernſt und Trauer. Scherze nie wieder, mein Heinrich, ich bitte Dich. — Ha! ſieh da? Iſt das nicht Fuenterras drohendes Geſicht? — Nein, es war nur Dein Schatten. Ich bin ein Kind; — den hellen Tag fürchten die Geiſter. — Aber um Mitternacht, Heinrich, wie dann, um Mitternacht?“

Achtzehntes Kapitel.

Heinrich hoffte, der Junker rede nur im Fieber, wenigſtens werde er davon befallen werden; aber er irrte ſich, denn Karls rüſtige Geſundheit hielt jede dieſer geiſtigen Erſchütterungen aus. Um Mitternacht ſtritt Karl wieder mit Fuenterras Erſcheinung, die er feierlich anredete, und zu weichen beſchwur, er habe keine Waffen gegen Weſen höherer Art, und könne nicht kämpfen mit Geiſtern. Heinrich bat und flehete, ſpottete, weinte, lachte, um des Junkers erhitzte Fantaſie wieder abzuſpannen; aber er hörte ihn nicht, ſondern kämpfte fort mit dem Weſen, das vor ſeinem innern Auge drohend ſtand. Als die Glocke Eins ſchlug, rief er: „Eugenie!“ und ſank dann in einen tiefen Schlaf. Heinrich ſchrieb an Aurelien, ſie möge nicht kommen, ſeinen Herrn zu beſuchen. Es falle ihn oft ein tolles Etwas an, vor dem er ſelbſt ſich fürchten würde, wenn er ſeinen Junker nicht ſo ſehr liebe. Das Schickſal biete ſeinen ganzen rohen Witz auf, um Karl zu vernichten; aber er hoffe doch das Beſte, daß er krank werde. Bei geſundem Zuſtande müſſe er dann ſchon über ſich und ſeine ſchwarzen Vorſtellungen lächeln.

Aurelie ließ ſich nicht abhalten, unſern Karl zu beſuchen; aber er betrachtete ſie mehr mit Wehmuth und Liebe, als mit Hoffnung und Zuverſicht. „Dir iſt es nicht vergönnt, mir zu helfen, o Geliebte, ich habe Dich verſtrickt in mein Verbrechen, drum wehrt es Dir der Himmel.“

Aurelie erſchrak, und vermochte nicht zu antworten; aber Heinrich nahm das Wort, und ſagte mit Heftigkeit: Ich kenne Euch gar nicht mehr, Junker, ſo gänzlich ſeid ihr verwandelt worden. Da balgt Ihr Euch mit Geiſtern herum, während Ihr Euere Kraft an Menſchen wenden ſolltet, deren Ihr noch manche werdet beſiegen müſſen, ehe Ihr ſagen dürft: Ich bin am Ziele. O wahrlich, es iſt ein Jammer, das ſo mit anſehen zu müſſen, wie Ihr von Tage zu Tage hinwelkt, und um einer Chimäre willen, von der Ihr gar nicht reden dürft in unſern erleuchteten Zeiten. Eine Geiſtererſcheinung iſt kaum mehr zum Bonmot gut genug für dieſe aufgeklärten Leute, und man amüſirt ſich kaum mehr in Romanen und Comödien daran; der Dichter mag alle ſeine Kraft aufbieten, um es recht lebhaft darzuſtellen, ſie glauben eben doch nicht daran, auch nicht für den Augenblick, wo ſie ſollten. Hütet Euch, Junker, daß Ihr nicht einmal gedruckt werdet, man wird arg über Euch herfallen, und ſagen, dergleichen Tollheit ſei nicht wohl zu ertragen, und man fürchte für unbefangene Gemüther, die ſich daran verſehen könnten. Nehmt Euch in Acht, man ſtellt Euch auf als warnendes Exempel, wohin eine echauſirte Fantaſie führen müſſe, und macht einen wackern Anhang von moraliſcher Diätetik, um ſich davor zu bewahren.

Verdrießlich verließ er dann das Zimmer.

Nach einer Pauſe ſagte Karl, indem er Aureliens Hand ergriff: „Sage mir, Aurelie, iſt auch Dir Fuenterra erſchienen?“

Ich ſah ihn nicht, erwiederte ſie; aber ich fühlte ſeine Nähe; auch mir war in dieſem Augenblick, als endige hier das leichte fröhliche Leben, und ein neues, tieferes, ernſteres Leben beginne. Auch meine ehemaligen Hoffnungen ſind entflohen, und mit höheren verwechſelt, die ich ſonſt nur ahndete. Mein ganzes Herz ſehnt ſich nach Ruhe und Stille. O laß uns fliehen aus dieſem lärmenden Gewühl, aus dieſem grellen Glanze, der mir das Auge blendet, und das Gemüth verwirrt, laß uns fliehen in ein einſames Kloſter, in ſtiller Andacht unſer übriges Leben zu verbringen.

Auch ich fühle dieſe Sehnſucht, ſagte Karl mit Innigkeit, indem er Aureliens Hand an ſeine Lippen drückte; aber ſo, wie ich jetzt da ſtehe, darf ich nicht wagen, in dieſe geheiligten Mauern zu dringen. Iſt es mir doch, als ſchreite eine trübe Wolke groß und ſchwer über meinem Haupte dahin, und Geiſter ſchauten finſter und zürnend auf mich herab. Und um Mitternacht dann ſteigen ſie hernieder von der Wolke und umſtricken mich mit ihren Schlangenhaaren, und hüllen das freie leuchtende Leben in das enge, dunkle Gewand des Grabes. Und dann das Ringen in mir, das fruchtloſe Ringen nach Freiheit von dieſen Geſpenſtern! — Es treibt mich raſtlos umher, und ich muß es ſehen, wie die Kraft kämpft mit ſich ſelbſt, vnd ermattet an ſich ſelbſt. Nein, Aurelie, ſo wie ich mich jetzt fühle, darf ich nicht eintreten in die Wohnung des Friedens. Das hieße eine lodernde Fackel in einen ſtillen Tempel ſchleudern. — Will es das Schickſal, daß ich vergehen ſoll in dieſen wild verſchlungenen Flammen, ſo ſei es wenigſtens einſam, und kein ruhiges Auge werde durch den Anblick der fluchbeladenen Schuld beleidigt.“

Neunzehntes Kapitel.

Mit jedem Tage vermehrten ſich Karls Leiden, mit jedem Tage wurden ſeine Fantaſien verworrener, und die Anſtrengung ſchwächer, mit der er ſich noch zuweilen von ihnen loszureißen ſtrebte. Die blühende Farbe ſeiner Wange ſchwand dahin, das Feuer ſeines Auges erloſch, es war etwas Unſicheres, Gewaltſames in ſeinen Bewegungen. Er ſchien nicht mehr ſich ſelbſt anzugehören. Nicht mehr nahte ſich ihm der ſüße Schlaf, nur ein betäubender Schlummer folgte der Ermattung, und auch dieſer floh ſchnell hinweg, ſobald die Mitternachtsſtunde ſchlug, wo er von Neuem den Kampf mit Fuenterra begann, deſſen Geſtalt noch immer drohend vor ihm ſtand, und nicht ablaſſen wollte, ihn zu quälen.

Heinrich knirſchte weinend mit den Zähnen, als er ihn nun ſchon in die zwölfte Nacht ſo ringen ſah, und bald mit Ingrimm, bald mit Wehmuth rief er aus: „O Karl, wer wird Euch retten?“ Aber Karl antwortete die ganze Stunde der Mitternacht nicht; als aber eine neue begann, da ſchlug er plötzlich die Augen mit neuer Kraft und Hoffnung empor, und ſagte: „Ich werde gerettet werden, Heinrich, ein Engel wird mir Hülfe ſenden, Eugenie wird mir den Frieden geben, den ich ihr geraubt. Sie, gegen die ich am tödtlichſten geſündigt habe, wird alle Schuld von mir nehmen. Sie allein, mein Heinrich, kann mich wieder mit dem Himmel verſöhnen, ſie, die zu rächen ſich der Himmel von mir wandte. O führe mich ſchnell zu ihr hin, daß ſie die Laſt von meinem Buſen nehme, den Fluch vertilge, den das Schickſal über mich ausſprach.“

Heinrich wußte anfangs nicht, ob ſein Herr im Wachen oder im Traum rede; aber er überzeugte ſich bald von dem erſtern. Er bemühte ſich, ihn von dieſem Gedanken abzubringen; aber ein verachtender Blick von Karl ließ ihn nicht weiter fortfahren in dieſer Bemühung. — Aber Du guter Gott, ſagte er endlich halblaut, Ihr wißt ja nicht einmal, wo ſie wohnt, geſtrenger Herr.“

„Wahrlich nein, antwortete Karl mit tiefer Trauer, o da ſtellt ſich noch einmal meine ganze Schuld mir vor die Augen, daß ich den treuen Freund zurückſtieß, der mich zu ihr führen wollte. Gütiger Himmel, kann ich denn meinen Blick nach keiner Seite mehr hinwenden, ohne ein blutiges Verbrechen zu ſehen! Doch ſtill, ſtill! ich will ja büßen, und der Stral, der mir ſo plötzlich den Engel zeigte, der mich aus dieſem Labyrinthe führen ſollte, er wird mich auch ihn finden laſſen. Hier in Paris iſt ſie, ſo ſagte mir Herrmann, — o nun will ich auch jeden Palaſt durchſpähen, und jede Hütte; bitten, flehen will ich jeden, der mir begegnet, daß er mich hinführe zu ihr, meine ganze Habe, alles, alles gern verheißen dem, der ſie mir entdecken hilft. Von dem früheſten Morgen bis in die ſpäteſte Nacht will ich alle dieſe ungeheuern Straßen durchrennen, und immer ihren Namen rufen. Sie muß, ſie wird mich hören. Ha, iſt das nicht ſchon die Morgenröthe, die den neuen Tag verkündet, der auch mir wieder freundlich leuchten ſoll? — Nein, ſie zögert noch, aber erſcheinen wird ſie, erſcheinen muß ſie, und mit ihr die neue Hoffnung, das neue Leben.“

Ich bitte Euch, Junker, kommt zurück von dieſer Bizarrerie. Wahr iſts, Eugenie war immer ein ſo ſanftes und gutes Geſchöpf, daß ſie Euch gewiß vergeben wird von ganzem Herzen — aber das wißt Ihr ja ſchon, und was kann ſie denn mehr thun, als vergeben? Gebt doch dieſe Träumereien auf, liebſter Herr. — Ach Gott! und da fährt mir noch ein böſer Gedanke durch den Sinn, den ich nicht auf dem Herzen behalten kann. — Wie wenn Eugenie nun todt wäre?

„Todt? rief Karl mit Entſetzen, todt? — Ja wohl, ſagte er dann mit gemäßigterm Ton, das war ein böſer Gedanke, den kein guter Geiſt Dir eingegeben hat.“

„Doch nein, fuhr er nach einer Pauſe wieder freudig fort, nein, dieſe Befürchtung ſoll nicht weiter in meine Seele dringen. — Todt? — O dann wäre auch alles um mich her todt, und mein ganzes künftiges Leben wäre nur ein fortwährendes geiſtiges Sterben. — Todt? — O dann hätte die ganze Natur nur dieſen einzigen Laut für mich, und dieſer Ton würde mich allein zu meinem Grabe führen. — Nein, ſie lebt, um mir zu vergeben, ſie lebt, um mit zarter ſchuldloſer Hand das dunkle Gewebe zu löſen, mit dem das Schickſal mich umgarnt hat. — Heinrich, nimm mir dieſe Hoffnung nicht, es iſt ja nur meine einzige — die andern Hoffnungen alle habe ich ja längſt zu Grabe gebracht.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Tag war kaum angebrochen, als Karl bereits die Straßen von Paris durchſtrich, um die aufzuſuchen, die er einſt ſo unfreundlicher Weiſe verlaſſen hatte. Heinrich folgte ſeinem Herrn, wie er bald hier-, bald dorthin ſeine Schritte richtete, wie er mit rückſichtsloſer Kühnheit bald in die Paläſte der Vornehmen, bald in die niedern Hütten der Armen drang, und überall nach Eugenien fragte, wo ihm denn bald mit Lächeln, bald mit Achſelzucken und Kopfſchütteln die troſtloſe Antwort wurde, man kenne kein ſolches Fräulein. Heinrich bewies ihm mit vielen Worten, daß dieſes Schickſal vorauszuſehen geweſen ſei, daß man Jahrelang durch Paris irren könne, ohne ſie zu finden, und daß man es den Leuten wol verzeihen müſſe, wenn ſie dergleichen Fragen nach einem deutſchen Fräulein, das außer ihrer Wirthinn wol Niemand kennen möchte, mit Lachen beantworteten.

— „Ich verzeihe ihnen alles, ſagte Karl ſanft, verzeihe ich doch auch Dir, daß Du mir meine lezte Hoffnung rauben willſt.“

Er blieb bis zum Abend des fünften Tages bei dieſer ruhigen, hoffnungsvollen Ergebenheit; doch als auch jezt noch alle ſeine Bemühungen fruchtlos geblieben waren, als er durch alle ſeine Nachforſchungen auch nicht die leiſeſte Spur entdeckt hatte, da ſank er halb erſchöpft auf einen ſteinernen Siz am Hauſe nieder, und ſagte voll tiefen Schmerzes: „Ewiges Schickſal, es iſt ja meine lezte Hoffnung! — Nimm ſie mir nicht — o laß ſie nicht ſinken!“

Heinrich ging einige Schritte vor ihm her, und betrachtete ihn mit einem Gemiſch von Theilnahme, Wuth und Trauer.

„Das ſo mit anſehen müſſen, und nicht helfen zu können — was bleibt einem dabei übrig, als die Vernunft zu verwünſchen wie die Tollheit, weil ſie ſich einander nicht helfen können, die Zähne an einander zu knirſchen und den Zorn in die Erde zu ſtampfen!“

„Nimm ſie mir nicht, wiederholte Karl, es iſt die letzte Hoffnung, und er ahndete nicht, wie nahe der Augenblick der Erfüllung ſei.

Ein artiger kleiner Knabe näherte ſich ihnen mit einer Laterne, und ſetzte ſich neben Karl, nachdem er vorher ſehr höflich deshalb um Verzeihung gebeten hatte. Aber er könne nicht mehr weiter gehen, er ſei gar zu müde.

Und haſt Du gefunden, was Du ſuchteſt? fragte Karl.

„Ach nein, antwortete der Kleine, und ich werde ihn auch wol gar nicht finden. Ich könnte darüber weinen, wäre ich nur nicht ohnehin ſchon müde und matt genug.“

Das iſt eine wohlberechnete Oekonomie der Thränen, ſagte Heinrich, um nur nicht immer ſo ſtill da zu ſtehen.

„Eigentlich, fuhr der Knabe fort, ſollte ich mich freuen, daß ich ihn nicht finde; denn wer weiß, wie er mit mir umſpränge, wenn er mich fände. Es ſoll ein gar ſchlimmer Herr ſein, die Leute ſagen, er ſtäche gleich alles nieder, was er nicht leiden kann; dafür werde er aber jetzt von einem böſen Geiſte gezwickt alle Nächte, alle, alle, was denn doch eine gar zu arge Strafe iſt. Ich glaube aber kein Wort von dem Geiſte, (ſetzte er mit ſtolzer Miene hinzu,) daran glaub' ich ſchon ſeit letzten Weihnachten nicht mehr, wo ich es gedruckt geleſen habe, dergleichen ſei nur Thorheit oder Einbildung, und komme nur in Mährchen vor und in Feengeſchichten. — Genug, es iſt ein böſer Herr, den ich ſuche, und der mir gewiß keinen Kuß dafür giebt, wenn ich ihn finde; aber um des lieben Fräuleins willen, was thät ich da nicht?“

Karl faßte die beiden Hände des Knaben, und fragte mit Heftigkeit: Wen ſuchſt Du? wen? ich beſchwöre Dich.

„Ach! Ihr könnt mich doch nicht zu ihm führen. Ich habe ſchon ſo Manchen gefragt, ob er ihn kenne, aber jeder ſagte Nein, und nun ſehen mir ordentlich die Leute alle aus, als wenn ſie beſtändig Nein ſagen wollten, welches ein übles Geſicht giebt. Es iſt recht traurig.“

Sage mir, rief Karl noch einmal aus, wen ſuchſt Du? ſag es mir, oder zittre, wenn Du es mir verbergen wollteſt!

„Mein Gott, wie ſeht Ihr mich ſo wild, und doch ſo wehmüthig an! — Es iſt ein deutſcher Graf von Stralen, den ich ſuche.“

Karl drückte den Knaben an ſeine Bruſt, küßte ihn mit Feuer, und war in wenigen Minuten bei Eugenien.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Es war bereits ſpäter Abend geworden, und Eugenie ſchlummerte in einem Seſſel am Fenſter. Ein grüner Schirm verhüllte das Licht, daß es nicht zu hart und grell an ihr krankes Auge dringe. Ihre Wange war blaß, in ihren Zügen mahlte ſich ein noch höherer Friede, als der, den Karl ſchon früher an ihr erkannt hatte, und der Mondſchein, der durch den dünnen Flor der Vorhänge hindurchſtralte, gab ihrem ſchönen ruhigen Geſicht das Anſehen der Verklärung.

Tief getroffen von dem Anblick ſtand Karl da. Eine namenloſe Empfindung berührte ſein Herz, von hohen Ahndungen erfüllte ſich ſeine Bruſt; aber auch ein heißer unendlicher Schmerz drang durch alle ſeine Pulſe und Adern, und doch war ihm auch wieder ſo wohl bei dieſer innigen Trauer, wie dem verirrten, verwilderten Menſchen weh und wohl wird, wenn ihn in einſamen Stunden, bei dem Anblick ſeiner eigenen geiſtigen Geſtalt, der Schmerz in Thränen aufzulöſen ſcheint, in denen die Erinnerung ſich ſpiegelt und die Hoffnung.

Leiſe ſenkte er ſich vor der Schlummernden auf ein Knie nieder, und bemerkte es erſt jetzt, wie ſie ſo ganz verwandelt waren der Geliebten Züge, wie nur ſo ſchwach ihr Herz noch ſchlage, wie ſo leiſe nur der ſüße Odem ihren Mund umſpielte. Da füllten ſich ſeine Augen mit glühenden Thränen, und er preßte die herabhangende Hand an ſeine Lippen, zitternd, daß er es wage, ſie zu berühren.

Da ſchlug Eugenie langſam ihre Augen auf, und ohne zu erſchrecken, ſagte ſie mit freudigem Erſtaunen: „Biſt Du es, guter Karl? o biſt Du es? täuſcht mich kein Traum? Du biſt wieder bei mir. Ja, ich fühlte es wohl, Du würdeſt noch einmal wiederkehren, ich würde Dich noch einmal wiederſehen, ehe ich ſcheide von dieſer ſchönen Erde.

Karl beugte ſein Haupt immer tiefer zu ihrem Schooße nieder, ſein ganzes Herz erfüllten ihre ſüßen Worte.

„Wie iſt doch, fuhr Eugenie fort, die ganze lange, kalte Zwiſchenzeit, ſeit ich Dich nicht ſah, ſo ſchnell aus meinem Leben hinweggewiſcht. Bei Deinem Geſange ſchlummerte ich ſanft ein, und bei meinem Erwachen ſehe ich Dich wieder. War es denn auch anders? O nein, das war nur ein banger Traum, als ich dachte, Du habeſt mich verlaſſen. — Und wenn es nun auch war — im Leben konnteſt Du mich wohl verlaſſen, doch im Tode noch willſt Du um mich ſein — aber Du redeſt ſo gar nicht, Geliebter — nur Deine heißen Thränen fühle ich auf meiner kalten Hand. O laß mich doch ein freundlich Wort aus deinem Munde hören, ehe wir ſcheiden, denn bald, bald werde ich Dich verlaſſen müſſen."

„O Du, ſagte Karl mit leiſer Stimme, o Du Geliebte, die der Verbrecher niemals hätte wiederſehen ſollen, kannſt Du mir vergeben? kannſt Du dem verzeihen, der Dein ſchönes, ſtilles, blühendes Leben zerſtörte, der ſich hinwegſtahl aus dem heiligen Kreiſe, der Dich umgiebt, um ſich zu ſtürzen in die tiefſten Wogen des wilden Lebens, in denen er zu Grunde gehen mußte. — Siehe, dort liegt es noch das Inſtrument, mit dem ich Dich einſchläferte, um Dich ſchuldloſe Seele zu betriegen. — O es iſt mir, als wollten dieſe bebenden Saiten zürnend zu mir reden, daß ich nun wieder ſchlafen ſoll ſanft und kühl, daß ich ewig wachend wild und heiß umhergetrieben werden ſoll von den Furien der Reue!"

Eugenie legte ihre Hand an ſeine Stirn, und ſagte mild: „Nichts vom Vergangnen, Karl; — wohl hört' ich es, Dich quält eine furchtbare Gegenwart."

„Wohl iſt ſie furchtbar dieſe Gegenwart. — Kennſt Du den Schmerz, der ſich herniederläßt auf das Gemüth des Menſchen, ſchwer und langſam wie eine ungeheuere Dunkelheit? — Verſunken ſind dann jene Stralen alle, die um unſer Leben ſpielten, erloſchen jedes freundliche Licht, an deſſen Schein wir uns wol ehedem ergötzten. Verſtummt ſind ſie alle die heilgen Töne ſanfter Hoffnung, ſüßer Freude, verſtummt auf ewig! Still iſt dann alles um uns her geworden, und auch wir ſind ſtill, ganz ſtill. Zerriſſene Saiten geben ja keinen Ton mehr an. — Kennſt Du den Schmerz, der nie Erlöſung hofft, wo das Leben dunkel verglüht in ſich ſelbſt?“

Eugenie konnte ihm nichts erwiedern, aber ſie drückte ihn mit Innigkeit an ihre Bruſt, als wolle ſie ihn ſchützen vor dieſen marternden Gefühlen.

„Siehe, fuhr Karl fort, ich habe dieſe Hand tief in Blut getaucht, gefallen iſt durch ſie der treue Freund, der noch am Scheideweg mich warnen wollte, doch er vergab, der Gütige, der Dulder, — gefallen iſt durch ſie der furchtbar drohende Feind, doch er vergab mir nicht. — Auf ſteigt er jede Nacht aus ſeinem Grabe, umſchlingt mit eiſger Hand das warme Leben, und haucht mich an mit des Todes verzehrendem Odem. — Horch! da ſchlägt die Mitternachtsſtunde — jetzt öffnet er die dunkle Wohnung, in die ich ihn geſchleudert — jetzt ſchreitet er daher, von Neuem den Kampf zu beginnen, den ewigen Kampf — o verbirg mich tiefer an Deinen ſchuldloſen Buſen — umſchlinge mich feſter mit Deinen liebenden Armen."

Beide ſchwiegen. Um ſie her war alles ſtill, nur zuweilen wehte der kalte Nachtwind an die Fenſter.

Karl hob das Haupt in die Höhe. Aus ſeinem Blicke ſprach ein milderes Feuer. „Nein, ſprach er, hieher wagt der finſtre Fuenterra nicht zu dringen, dieſe Wohnung des Friedens iſt dem Geiſt der Rache nicht geöffnet. Du ſtiller Engel gabſt dem Verbrecher Schutz, und nur Du allein kannſt ihm den ewigen Frieden geben. O gieb ihn mir, Eugenie, ſprich ihn aus den Segen, dem die finſtern Gewalten weichen müſſen."

Er ſah erſt jetzt, daß ſie blaß und ſprachlos an die Lehne des Stuhls hingeſunken war, faſt ohne ein Zeichen des Lebens.

„Mächte des Himmels! rief Karl aus, laßt ſie nicht ſo ſchnell verwelken dieſe ſchöne Blume — o Eugenie, ſtirb nicht, verlaß mich nicht. — Wehe mir, der giftge Nebel, der mich umgiebt, hat auch ſie berührt, und nun muß ſie dahin ſinken in die ewige Nacht. — Eugenie, — ha, ſie ſchlägt die Augen auf — o lege Dein Haupt an dieſe ruheloſe Bruſt, und vergiß, daß das Herz darin ſchlägt, das zum Verräther word an Dir."

Eugenie hatte ſich erholt, und ſag'te leiſe und milde: „Höre mir ruhig zu, lieber Karl, ſammle Dich, damit Du den Troſt ergreifen könneſt, den ich ſo gern Dir geben möchte. Ich fühle, ich werde nicht lange mehr auf dieſer Erde wandeln, ich werde den Frühling nicht mehr wiederſehen, den Erdenfrühling nicht; ein beſſerer erwartet mich. Triegt mich meine Ahndung nicht — aber Du mußt nicht erſchrecken, Karl — ſo bricht nach drei Tagen mein letzter an. Mein letzter? nur das Wort hat Deine Wange blaß gefärbt, mein erſter Tag! — ſo hätt' ich ſagen ſollen. Wir leben ja nur um des Todes willen, wir träumen ja nur, um zu erwachen. Dann, Karl, wenn dieſer neue Morgen mir angebrochen iſt." —

Sie hielt inne, und Karl heftete den naſſen Blick ſtill auf den Boden.

„Dann, mein Geliebter — o laß es mich nicht ausſprechen, was ich dann ahnde — Rufe Dir jenes Geſpräch zurück, wo wir uns zum erſten Male misverſtanden, um uns nun für immer zu verſtehen. Ja, mein Karl, es wird der finſtre Geiſt der Rache und des Haſſes von Dir weichen, wenn ſich der Geiſt des Friedens und der Liebe zu Dir neigt. Laß mich nicht weiter reden von dem, was trunken nur die Seele zu ahnden wagt. Das Wort langt nicht aus, ich müßte durch Muſik zu Dir reden können, wollt' ich es ausſagen, was ich fühle. — Karl, hebe den Blick wieder muthig und fromm empor, laß mich Deine Thränen Dir vom Auge trocknen. So, Du Lieber, ſiehſt Du mich an, wie ich es wünſche, und nun, laß uns ſcheiden."

„So ſoll ich Dich niemals wiederſehen?" ſagte Karl mit erſtickter Stimme.

„Wir ſehen uns wieder, antwortete Eugenie mit mildem heiterm Geſicht, wir ſehen uns gewiß wieder." Sie beugte ſich zu ihm, und küßte leiſe ſeine Stirn.

„Mit dieſem Kuſſe, ſagte Karl, giebſt Du mir eine ſelige Hoffnung. — O Du Heilige, wie könnt' ich jemals Dich verlaſſen?"

„Still, ſtill, mein Karl, ſagte ſie ſanft — und nun lebe wohl!" —

Karl konnte das Wort nicht ausſprechen, denn es war ihm, als ſähe er ſie ſchon jetzt nicht mehr unter den Lebenden.

„Du ſagſt mir kein freundlich Wort des Abſchiedes?" fragte Eugenie mit zärtlichem Blick.

„Lebe wohl!" ſagte Karl mit ſtillem Weinen, „ſtirb wohl, Geliebte, der Erde gehörſt Du nicht mehr an.“

Dann wankte er langſam hin nach der Thür. Dort wandte er ſich noch einmal um, ſie breiteten noch einmal die Arme nach einander aus, und ſchieden.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Am andern Tage war Karl geduldig, ſtill und in ſich gekehrt. Er ging gegen Abend in einen Mantel gehüllt, ganz verloren in ſeinen Gedanken die Straßen auf und nieder, und bemerkte es nicht, daß er ſich bereits ſehr weit von ſeiner Wohnung entfernt hatte. Als er aufſah, ſtand er bei dem Vorhofe eines Kloſters, ein ſchon bejahrter Mönch ſtand an der Pforte und betrachtete mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen den geſtirnten Himmel, der ſich ſo mild zu ihnen hernieder zu beugen ſchien. Er redete unſern Karl freundlich an, fragte ihn, ob er ſich verirrt habe, und erbot ſich, ihn zurückführen zu laſſen.

„Ich habe mich verirrt, ſagte Karl, ſehr verirrt; aber ich hoffe mich wiederzufinden, und es iſt mir eine tröſtliche Erſcheinung, daß jezt, da ich aufſehe, dieſes ſtille Kloſter vor meinen Augen liegt."

Man wurde bald vertraut miteinander, beſonders da Karl erfuhr, daß der freundliche Mönch ein Deutſcher ſei, der durch mancherlei Zufälle hieher verſchlagen war, und er freute ſich der vaterländiſchen Sprache, die ihm hier auf fremdem Boden wie Muſik ertönte.

„Ihr glaubt es nicht, ſagte Karl mit Herzlichkeit, welch eine innige Sehnſucht mich ſeit wenigen Wochen ergriffen hat, in eine ſolche ſtille, heilige Wohnung aufgenommen zu werden, wie wohl mir wird, wenn ich dieſe einfachen Kreuze erblicke, die mich an meinen Erlöſer erinnern, der ſein tiefes Leiden auch um meinetwillen erduldete, welch eine ſüße Beruhigung durch mein Gemüth hingeht, wenn ich eure frommen Geſänge höre. Möchte es mir doch vergönnt ſein, bei Euch zu leben, wie gern wollte ich alles muthig leiden, was die ſtrenge Regel Eures Ordens mir auferlegt."

Und wer wehrt es Euch, mein wackrer Landsmann? fragte der Mönch. Die Kirche verweigert keinem Pilger den Eingang, keinem, der ſich ihr naht mit frommem Sinn, mit ſtillem, hingegebenem Gemüthe.

„Guter Bruder, ſagte Karl, vergönnt mir, daß ich Euch ſo nenne, noch bin ich es nicht würdig, unter Euch zu wandeln. — Sagt mir, laſ't ihr nie in alten Schriften von dem Griechen Oreſtes?“ —

Wohl las ich die bedeutungsvolle Sage des Alterthums — doch, Ihr, junger Mann, Ihr ſeid kein Muttermörder?

„Nein, ehrwürdiger Prieſter, nein; doch ruhen ſchwere Verbrechen auf mir, und des Oreſtes Strafe iſt auch die meinige. Entſetzt Euch nicht, es kann noch alles gut werden. Viel vermag ja das Gebet einer Heiligen, und was die Schuld Blutiges that, verwiſcht oft ſchnell mit leiſer Hand die engelreine Unſchuld. Sie wird die Furie beſchwören, daß ſie weiche von mir und freilaſſe die ringende Seele. Dann, o dann eile ich ſchnell zu Euch, und lege das Bekenntniß aller meiner Vergehungen offen vor Euch nieder, und Wohlthat ſoll es mir ſein, ſie alle ſtreng zu büßen. Verwahrt, was ich Euch geſagt, in treuer Bruſt, und gedenket meiner in Euerm ſtillen Gebet. — Bald, oder niemals ſehen wir uns wieder.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Zwei Tage vergingen ruhig und ſtill, aber es ſchien nur die Ruhe, die dem ſchweren Gewitterſturm vorangeht; denn am Abend des dritten Tages, da faßte es unſern Freund wieder mit gewaltiger, geheimnißvoller Kraft, vor ſeinem innern Auge wogte wieder jene wunderbare Dämmerung, in der er von Neuem den dunkeln Geiſt Fuenterras aufſteigen ſah, um Rache an ihm zu nehmen. Es jagte ihn auf aus ſeinem Zimmer, aber die Ruhe floh ihn überall. Da rannte er hin zu Aurelien, und fand ſie im einſamen Gemache ſchweigend und ſtill in ſich verſunken.

„Heute, rief er aus, heute muß es ſich entwickeln das nächtliche Gewebe meines Schickſals, heute, ich fühle es in meiner tiefſten Bruſt, muß es ſich entſcheiden, ob ich wieder aufſtehen ſoll aus dieſer Grabesnacht, die mich umhüllt, oder ob ich auf ewig, ein Raub der Unterirdiſchen, dahinfallen ſoll, wo Niemand mehr um mich weinen darf.“

Aurelie umfaßte ihn mit Zärtlichkeit. „O

Karl, könnt' ich Dir doch Ruhe geben; doch auch von mir iſt ſie auf immer gewichen.“

„Du haſt ſie nicht, ich nahm ſie Dir, Du kannſt ſie mir nicht geben. Wehe, wehe! wie entzündet ſich die Welt vor meinem brennenden Auge, wie ein ungeheuerer, lodernder Scheiterhaufen liegt ſie da vor meinem Blicke, und ich vermag ihn nicht mehr zu ertragen, den gräßlichen Anblick. O verhülle mich vor Juenterra, verhülle mich vor mir ſelbſt.“

So ſprach er in des Schmerzens heißer Verworrenheit, und Aurelie hatte nur Thränen für ihn, keine Worte. Mit jedem Glockenſchlage, der die Zeit der Geiſterſtunde näher riß, vermehrte ſich ſeine innerliche tiefe Angſt, und als ſie nun endlich ſchlug die gefürchtete Stunde, die ſchon ſo oft ſein Leben ſchneidend berührt hatte, da rief er mit gebrochener Stimme aus, indem er beide Hände vor ſich hinwarf: „Siehe, da ſteht er wieder hohläugig vor mir, der finſtre Geiſt, und zielt mit feurigem Bogen, durch die Nacht hin, nach meinem Herzen. Jetzt, ha jetzt wird der geflügelte Pfeil mich erreichen, jetzt naht er ſich, der Furchtbare, er wirft den Bogen weg, und ſchwingt die lodernde Fackel!“

Karl warf ſich hin auf die Knie, und betete: „O ihr guten Geiſter, die ihr mich bisher durch das Leben führtet, ſeid mir gnädig, und ſchützt mich vor dieſem furchtbar dräuenden Dämon, o Eugenie, ſei du mein freundlicher Engel, banne ihn hinweg von mir, der mich zu vernichten drohet.“

Da ſchien es ihm, als dringe ein freundlicher Lichtſtral ſiegend durch die Nacht hindurch, eine Muſik, ſanft und ſüß wie das Wehen des Frühlings über die duftende Blumenflur, ſprach zu ſeinem Herzen, eine ſelig von Licht umfloſſene Geſtalt ſchwebte an ſeinem Blick vorüber, der dunkle Geiſt entfloh, die verklärte Geſtalt lächelte ihn milde an, und verſchwand, leiſe getragen von den ſanften Wellen der Muſik. Da beugte Karl ſein Haupt in ſtiller Andacht zur Erde, und ein ſanfter Schlaf umflog das ermüdete Auge.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Die Sonne ſchien freundlich durch die Fenſter, als er erwachte, und ein neues Leben war in unſers Freundes Bruſt. Der Knabe, welcher ihn zu Eugenien geführt hatte, ſtand mit verweinten

Augen vor ihm, und erzählte ihm, ſie ſei um Mitternacht geſtorben, ſanft, wie ein Kind eingeſchlummert.

Karl erwiederte nichts, ſondern blickte ſtill gen Himmel. Der Knabe reichte ihm Eugeniens Schleier, den ſie ihm ſende, damit er ihrer dabei gedenke. Er nahm ihn, drückte ihn an ſeine Lippen, und verbarg ihn dann wie ein heiliges Kleinod an ſeinem Buſen. Ich werde für Dich ſorgen, guter Knabe, ſagte er dann freundlich, fodere, was Du willſt, es ſei Dir gewährt, wenn ich es gewähren kann.“

Der Knabe ſchüttelte den Kopf und ging, mit ſtillen Thränen im Blick, aus dem Zimmer.

Karl nahm in einem Briefe den herzlichſten Abſchied von Heinrichen, dankte ihm für ſeine treue Liebe, und beſchenkte ihn reichlich. — Dann eilte er zu Aurelien, die ihm mit ſanfter Zärtlichkeit und ſtiller Freundlichkeit entgegen kam. Auch aus ihren Zügen war die Trauer verwiſcht und aus ihrem Auge ſprach die Sehnſucht nach dem ſtillen Leben in einſamen Kloſtermauern. Man verſtand ſich ganz, ohne zu reden. Der Wagen fuhr vor, der ſie ſchnell ins Freie brachte, und gern ertrugen ſie den Umweg, um nur das verworrene Treiben der Stadt nicht mehr ſehen zu dürfen. Draußen ſpielten ſchon die lauen Lüfte des Vorfrühlings um die noch halb erſtarrten Zweige der Bäume, und ſchienen ſie freundlich einzuladen, zu wachſen und zu grünen unter des Himmels klarer Bläue. Aber in Karls Bruſt war ein höherer wärmerer Frühling entzündet worden, und eine lieblichere Klarheit hatte ſich ausgebreitet vor ſeinem innern Auge.

Ohne es zu bemerken, hatten ſie den weiten Weg zum Kloſter zurückgelegt. Karl ſchellte an der Pforte, und der deutſche Mönch, der ihm bereits befreundet war, trat hervor. Man ſprach nur wenige Worte, Karl und Aurelie ſanken vor ihm auf die Knie nieder, der Prieſter ertheilte ihnen ſeinen Segen, und hieß ſie dann eingehen in die Wohnung des Friedens.

Neue Verlags-Bücher von Darnmann in Züllichau 1803.

Heynatz Wochenblatt über die Richtigkeit des deutſchen Ausdrucks 1803. 1s u. 2s Quartal. 8. geheftet. 1 Thlr. 8 gr.

Horn, Franz, Andeutungen für Freunde der Poeſie in Fragmenten. (als Begleiterinn des Taſchenbuchs Luna für 1804) 8. geheftet.

Krug, W. T. Fundamentalphiloſophie. gr. 8.

Luna, ein Taſchenbuch für das Jahr 1804. herausgegeben von Franz Horn mit Shakſpear's, Cervantes, Arioſto's und Göthe's Portrait von Lips. 8. geheftet.

Seliger's, J. G. Beicht- und Communionbuch für nachdenkende und gutgeſinnte Chriſten nach dem Bedürfniß unſrer Zeit. Zweite vermehrte Ausgabe mit einer Titel Vignette von Lips. 8.

Ungnad, Dr. Chr. S. an humane Aerzte. Ueber Ausrottung der Menſchenblattern durch Kuhpocken-Impfung. 8. geheftet. 8 gr.

Romane.

Charaktere intereſſanter Menſchen, in moraliſchen Erzählungen dargeſtellt von Friedrich Rochlitz. 4ter Bd. oder die Verwandten 2ter Bd. 8.

Makaria, Atalanta und Kaſſandra. Drei Erzählungen von Auguſt Lafontaine und Friedrich Kind. 8. 15 gr.

Natalia. Vom Verfaſſer der Novelle Carlo. 2tes Bändchen mit Kupfern von Schubert und Berger. 8.

Schauſpiele.

Blumenmädchen, das. Operette in einem Akt von Friedrich Rochlitz. 8. 5 gr.

Es iſt die rechte nicht. Luſtſpiel in 4. A. von Friedrich Rochlitz. 8. 9 gr.

Jedem das Seine. Luſtſpiel in einem Akt von Friedrich Rochlitz. 8. 6 gr.

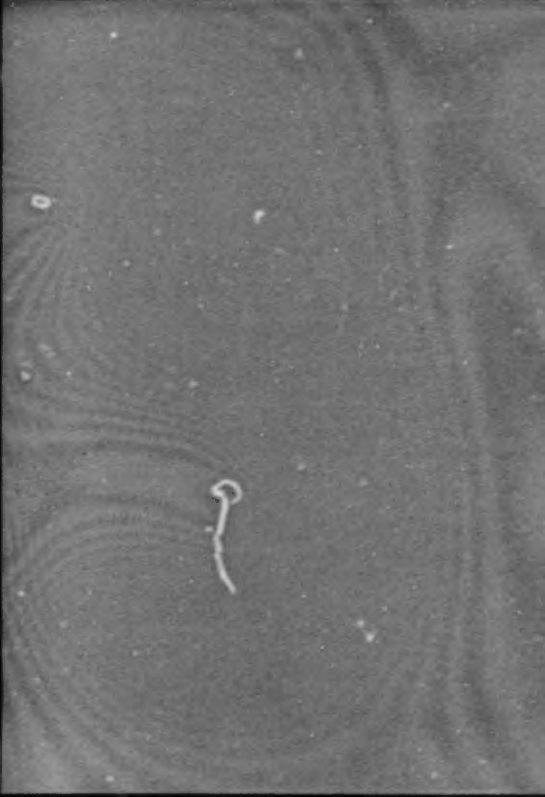
Zur künftigen Michaelis-Meſſe erſcheinen:

Hoffmanns, P. J. G. Repertorium der Preußiſch-Brandenburgiſchen Landesgeſetze für Cameral- und Juſtizbediente. Zweite Fortſetzung. gr. 8.

Natalia, vom Verf. der Novelle Carlo. 3tes Bändchen mit Kupfern von Schubert und Berger. 8.

Leben und Liebe des Dichters Anno und ſeiner Schweſter Minona, vom Verf. der Novelle Carlo, der Natalia u. ſ. w. 8.

Seliger's, J. G. Predigten über diejenigen Gegenſtände der Glaubens und Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unſerm Zeitalter verdienen. 3ter u. 4ter Bd. gr. 8.



P. o. germ. 651^{2} m̄

Hist. lit. Germ. 958.

Die ſchöne Litteratur
Deutſchlands,
während
des achtzehnten Jahrhunderts.

Dargeſtellt

von

Franz Horn.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1812.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Leſer.

Indem ich dieſes Werk dem Deutſchen Publikum übergebe, habe ich nur ſehr wenige und einfache Worte voraus zu ſchicken.

Wohl erkennend, daß hier von einem Gegenſtande die Rede ſei, der die Neigung und das Intereſſe der geſammten Nation in vorzüglichem Grade erregt hat, und ſtets erregen wird, machte ich mir bei der Ausarbeitung dieſer Schrift, beſonnene Ueberlegung, Klarheit, Ruhe und Unpartheilichkeit zu den erſten Geſetzen; wobei es ſich indeſſen wohl von ſelbſt verſteht, daß die letztere die ewige Partheilichkeit für alles Schöne und Gute, und wider alles Schlechte und Verkehrte, nicht bloß nicht ausſchließt, ſondern vorausſetzt.

Unbefangen, doch nicht anders als mit ſorgfältigem Fleiß, gab ich ſtets nur mein eigenes Urtheil, denn es dünkten mich oftmals wenigſtens zwei Drittheile unſerer Literaturhiſtorien beinahe überflüſſig, weil dieſe meiſtens nur das wieder geben, was wir ſchon früher reiner und klarer aus der erſten Hand empfangen haben.

Da wir bekanntlich noch kein Werk beſitzen, das ſich mit der Geſchichte und Kritik der Deutſchen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ausſchließlich beſchäftigt hätte, ſo begegneten mir manche Schwierigkeiten, die zu bekämpfen eine beſondere Anſtrengung erforderten.

Bei der erſten Anſicht dürfte dieſes Buch vielleicht manchem Leſer nur als fragmentariſch erſcheinen, und es könnten dann wohl gar Einige meinen, es ſei ohne eine ganz geſicherte Ordnung abgefaßt worden. Man möchte vielleicht wünſchen, daß das Jahrhundert in einige Perioden zerfalle, oder daß die Reihe der Jahrzehnte als geſchichtlicher Leitfaden diene. Endlich möchte man auch noch verlangen, angedeutet zu ſehen, wie und was durch eine Periode zur Geſtaltung der nächſtfolgenden gewirkt worden ſei, und wie deren Erſcheinung ſich genetiſch erklären laſſe.

Dieſe Einwürfe werden indeß ſchwinden, wenn man Folgendes erwägen will. Die ſchöne Literatur der Deutſchen hat keinesweges den Charakter der Engliſchen oder Franzöſiſchen, in der allerdings faſt alles geordnet und aneinander gereihet erſcheint, weshalb eine ſolche denn auch bei weitem *bequemer* zu ſchildern iſt, als unſre vaterländiſche. Dieſe hat wirklich das Anſehn des Fragmentariſchen, wobei man ſich indeß erinnern wolle, daß das wahre Fragment eine kleine, aber vollſtändige Welt in ſich ſelbſt begründe, dieſe hat ferner das Anſehen des Ungeordneten, ſo wie wohl auch die Natur ſelbſt dem erſten Blicke des Beſchauers ſich alſo darſtellt. Die äſthetiſche Bildung der Deutſchen iſt überhaupt nur individuell, und keinesweges national, und es iſt gerade die Aufgabe des Literaturhiſtorikers, ſie in dieſer ihrer wahren Geſtalt darzulegen. Wer ſie anders dargeſtellt zu ſehen wünſchte, der würde in der That etwas durchaus Fremdartiges wollen, das die Deutſchen ſich nimmer aneignen möchten. Deshalb iſt denn hier jenes ſcheinbar Fragmentariſche und Ordnungsloſe das wahrhaft Charakteriſtiſche und Syſtematiſche.

Perioden finden ſich in der Geſchichte der äſthetiſchen Kultur der Deutſchen des achzehnten Jahrhunders im ſtrengeren Sinne nicht, man müßte es denn in zwei grell geſchiedene Theile zerfallen laſſen, deren erſter bis etwa zur Erſcheinung des Klopſtockiſchen Meſſias reichend, Verkehrtheit, Undeutſchheit, Leere und Dürre bezeichnete, ſo wie der letztere das fröhliche Erwachen und neue Aufblühen der Kunſt. Abgerechnet aber, daß hier dennoch ſich keine beſtimmte Jahrszahl angeben ließe, abgerechnet ferner, daß jene früheren Decennien ihre eigentliche Wurzel in dem letzten Drittel des ſiebzehnten Jahrhunderts finden, und, als bloß nachahmend das Nichtnachahmungswürdige, keiner wahrhaftigen Periode den Namen geben können, ſo würde auch eine ſolche Eintheilung, ſo bequem ſie auch ſich machen ließe, wenig oder nichts zur Erleichterung der Ueberſicht beitragen. Daſſelbe gilt von dem Ordnen nach Jahrzehnten, die ſich in einer Geſchichte der vaterländiſchen Cultur nur mit Willkühr und durch einen unſtatthaften und falſchen chemiſchen Proceß würden haben ſcheiden laſſen.

Was endlich jenen letzten Einwurf betrifft, dem zufolge man angedeutet ſehen möchte, wie eines aus dem anderen floß, ſo findet ſich hier eine entſchiedene Unmöglichkeit dem Verlangen zu genügen, eben weil die Bildung der Deutſchen rein individuell iſt und nur von innen heraus ſich erzeugend, nach innen hin zurückwirkt. Man könnte beinah ohne Uebertreibung ſagen, daß kein wahrhafter Deutſcher Dichter irgend einer Periode angehört, ſondern nur in ſich ſelbſt gegründet über der Zeit ſteht. So lebte Klopſtock neben Gottſched, und Gellert neben Stoppe. Es fließt in unſerer vaterländiſchen Literatur wenig oder nichts auseinander heraus, ſondern jeder wahrhafte Dichter bildet einen einzelnen Strom für ſich, und nur die ewige Quelle der Schönheit ließ ihn entſtehen. Sollten wir uns dieſer Wahrheit, die allein unſerer vaterländiſchen Literatur Charakter und Farbe leihet, widerſetzen wollen, nur um der größeren Bequemlichkeit willen, die entſtehen würde, wenn es nicht ſo wäre? Jene Erleichterungs- und Bequemlichkeitsmethode findet ihren Platz in der Franzöſiſchen, Engliſchen, vielleicht auch in der Italieniſchen Literatur; nicht aber in der unſrigen, der ſie ihre

Weſenheit rauben würde. Die einzelnen Belege für dieſe ausgeſprochene Ueberzeugung findet man in dieſer Schrift ſelbſt von Anfang bis zu Ende.

Ein Buch wie dieſes durfte und konnte nicht ohne Milde, doch auch nicht ganz ohne Ironie im Einzelnen, geſchrieben werden, welches hoffentlich nur für ſehr wenige Leſer bemerkt zu werden braucht.

Zum Schluſſe verſtatte man mir den innigen Wunſch auszuſprechen, daß dieſe Schrift das Ihrige beitragen möge, die alte kräftige Neigung der Deutſchen für die vaterländiſche Poeſie wieder zu erwecken oder von neuem hervorzurufen.

Berlin, am 6. Januar 1812.

Franz Horn.

Inhalt,

nebſt dem Namenverzeichniſſe ſämtlicher in dieſem Werke angeführten Schriftſteller.

Ein Wort zur Einleitung.
Allgemeine Bemerkungen über den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. §. 1.
Wiſſenſchaftliche Cultur. Thomaſius. §. 2. 3.
Aeſthetiſche Cultur. Rückblick auf Opitz, Flemming, A. Gryph, Lohenſtein, Hofmannswaldau. §. 4.
Francisci, Ziegler, Fuchs, Schröter, Männling, Hübner, Menantes, Uhſe, Talander, §. 5.
Canitz, Beſſer, Wernack. §. 6.
Undeutſchheit und Nachahmerei. §. 7. 8.
Vermiſchte, zum Theil tröſtende Bemerkungen. §. 9. 10. 11.
Leibnitz. §. 12. 13.
Wolff. § 14.
Lange. Baumgarten. §. 15.
Poſtel, Feind, Ch. Gryph, Pietſch, Richey. §. 16.
Brockes, Mosheim. §. 17.
Günther, Liscov. §. 18.
Königsdorf, Lehms, Gundling. §. 19.
Beginnender Streit der Schweizer und Leipziger Sekte. —
Bodmer und Breitinger. §. 20. 21. 22.
Gottſched. §. 23. 24. 25.
Hagedorn. §. 26.

Haller. §. 27.
Gleim. §. 28. 29.
von Kleiſt. §. 30.
Uz, Spalding, Jeruſalem. §. 31.
Gellert. §. 32. 33. 34.
Schlegel. §. 35.
Rabener. §. 36.
Weiſſe. §. 37.
Klopſtock. §. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44.
Ramler. §. 45.
Karſchin. §. 46.
Lichtwer, Zachariä. §. 47.
Brawe, v. Cronegk. §. 48.
Zernitz, Roſt, v. Creutz, Mylius, Löwen, Gärtner, Ebert, Gieſecke. §. 49.
Sucro, Huber, Witthof, Unzer, Drollinger. §. 50.
Duſch. §. 51.
Allgemeine Bemerkungen über den damaligen Zuſtand der ſchönen Literatur in Deutſchland. §. 52. 53.
Winkelmann. §. 54.
Leſſing. §. 55. 56. 57. 58. 59. 60.
Geßner. §. 61.
Cramer. §. 62.
Herder. §. 63. 64. 65.
Käſtner. §. 66.
Wieland. §. 67. 68.
von Goethe. §. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88.
Lenz. §. 89.
Sturz. §. 90.
Hamann. §. 91. 92. 93.
Klinger. §. 94. 95.
Heinſe. §. 96.
Muſäus. §. 97.

Hölty. §. 98.
Willamov. §. 99.
Gerſtenberg. §. 100.
von Thümmel. §. 101.
Nicolai, Engel, Garve, Sulzer, Mendelsſohn, Eberhard. §. 102. 103.
Denis. §. 104.
Maſtallier, Kretſchmann. §. 105.
von Göckingk. §. 106.
Gotter. §. 107.
Miller. §. 108.
von Schiller. §. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119.
Babo. §. 120.
Pfeffel. §. 121.
Götz. §. 122.
J. G. Jacobi. §. 123. 124.
von Hippel. §. 125.
Leiſewitz. §. 126.
Lichtenberg. §. 127. 128. 129.
Bürger. §. 130. 131.
Neander. §. 132.
Claudius. §. 133.
Schubart. §. 134.
Boie. §. 135.
Michaelis. §. 136.
F. H. Jacobi. §. 137.
Leopold v. Stolberg. §. 138.
Chriſtian v. Stolberg. §. 139.
Jean Paul. §. 140.
von Alxinger. §. 141.
Matthiſſon. §. 142. 143.
von Salis. §. 144.
von Müller. §. 145.
L. F. Huber. §. 146. 147.

Lavater. §. 148. 149.
Koſegarten. §. 150. 151.
Heydenreich. §. 152.
Hermes. §. 153.
G. Müller. §. 154.
Haug. §. 155.
Neubert. §. 156.
von Kotzebue. §. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168.
Tiedge. §. 169. 170.
Jünger. §. 171.
Schröder. §. 172.
Gedike. §. 173. 174. 175. 176. 177.
Brandes. §. 178.
von Knigge. §. 179. 180.
Moritz. §. 181.
Meißner. §. 182.
Küttner. §. 183.
Voß. §. 184. 185. 186. 187.
Blumauer. §. 188.
von Nicolay. §. 189.
Lafontaine. §. 190. 191. 192. 193. 194.
Iffland. §. 195. 196. 197. 198. 199. 200.
Andeutungen über die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts entſtehende philoſophiſch-äſthetiſche Revolution, über den Geiſt der ſchönen Literatur im erſten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, und über die Art, wie die Geſchichte deſſelben zu behandeln ſei. §. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208.

Ein Wort zur Einleitung.

Wenn die geſammte Geſchichte der letztern Jahrhunderte, ſowol in Hinſicht auf die Kultur im Allgemeinen als auf die Politik im Beſonderen, ohne einen ſteten Rückblick auf die Reformation Luthers und Calvins, nicht vollſtändig begriffen werden kann, ſo wird auch die Geſtalt und das Weſen des achtzehnten Jahrhunderts nicht klar erkannt werden können, ohne das Zurückſchauen auf den dreißigjährigen Krieg, welcher gewiſſermaßen die Reformation beſchließt. Deutſchland hatte in dieſem beiſpielloſen Kampfe dem geſammten Europa ein Schauſpiel gegeben, desgleichen die Weltgeſchichte bis dahin noch nicht aufgeführt hatte. Es hatte Deutſchland, entzweit im Urtheil und Glauben, unſelig getheilt in zwei faſt gleiche Hälften, die herrlichſten Kräfte aufgeboten, um ſich noch einmal in ſeiner ganzen alten Glorie zu zeigen; aber auch, um ſich ſelbſt zu verwunden und ſich ſelbſt zu vernichten. So folgte denn jenem großen und in gewiſſem Sinne heiligen Kampfe, ein beengender Friede, den nur eine faſt vollendete Erſchöpfung gewähren konnte, ein Friede, der gleichſam den bitterſten Gegenſatz zu jenem kraftvollen Kriege bildet, und eine demüthige Ergebung erkennen ließ, die nur aus jenem Aufgebote aller Kräfte, die jetzt leider in ſich ſelbſt zuſammen geſunken waren, erklärt werden kann. Nicht Deutſche waren es, die den Weſtphäliſchen Frieden ſchloſſen; Frankreich und Schweden waren die Gebietenden, und obwohl das erſtere Reich erſt in den letzteren weniger bedeutenden Jahren des Streites, ſich in den Kampf gemiſcht hatte, ſo ſchrieb es doch jetzt Geſetze vor, die Ferdinand III. gewähren mußte. Dieſer Kaiſer, der Deutſchland an den ſelbſtgeſchlagenen Wunden faſt hatte verbluten ſehen, konnte jetzt von allen Tugenden eines Mannes, keine andere üben, als Anſtand im Unglück und Geduld, er mußte Bedingungen eingehen, die in den glücklicheren und kräftigeren Zeiten der Vergangenheit, kein Deutſcher würde zugeſtanden haben. Jener Frieden zu Münſter und Osnabrück, der noch ſo oft von denen, die der Geſchichte unkundig ſind, als eine Wohlthat für Deutſchland betrachtet wird, ſetzte nicht bloß die politiſche Schwäche Deutſchlands als nothwendig und gewiſſermaßen konſtitutionsmäßig feſt, ſondern er enthielt auch den Keim zu neuen Kriegen, die in der That keine menſchliche Klugheit von Deutſchland abwehren konnte.

Ferdinand III. ſtarb im Jahr 1657, und ihm folgte Leopold I., ein Mann, dem wir zwar wegen ſeiner Gutmüthigkeit, Kunſtfertigkeit, Standhaftigkeit und Geduld unſere Achtung nicht verſagen dürfen, dem wir aber das Herrſchertalent im höheren Sinne abſprechen müſſen. Leopold ſelbſt ſchien es zu fühlen, daß er in dieſer rauhen, gewitterſchweren Zeit nicht Kraft genug beſitze, um das von vielen Seiten her drohende Unglück abzulenken, und wandte deshalb ſein ganzes Weſen nur an, um die ihm unabänderlich ſcheinenden Leiden mit Standhaftigkeit zu erdulden. Die Uneinigkeit unter den Deutſchen Fürſten ſelbſt, die Kriege mit Frankreich, die man im ganzen Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts faſt nur nach verlorenen Schlachten berechnen kann, (indem z. B. das einzige Jahr 1674 fünf für die Deutſchen unglückliche Treffen aufzeigen kann) die ewige Gährung Ungarns, der furchtbare Heranzug der Türken bis nach Wien, deſſen Eroberung nur das letzte Aufgebot der deutſchen Treue, ſo wie die Theilnahme eines edlen Polniſchen Fürſten abwehren konnte: dies alles nahm

Leopolds Kraft ſo ganz in Anſpruch, daß es ſchien, als glaube er zuletzt nur noch an Unglück und Jammer, nicht mehr an das Gelingen der bedachteſten Plane, nicht mehr an den Sieg der gerechten Sache. Daß er aber bei dieſem ruhigen Unglauben, bei dieſer, wenn wir ſo ſagen dürfen, gelaſſenen Verzweiflung, dennoch niemals aufhörte, der guten Sache ſeine Thätigkeit zu widmen, daß er dennoch niemals ſeiner moraliſchen Würde etwas vergab, das wollen und müſſen wir ihm als etwas Bedeutendes anrechnen. Um conſequent zu handeln, iſt vor allen Dingen Vertrauen zu ſich ſelbſt, zu den Menſchen, und zu Gott vonnöthen: Leopold beſaß nur das Letztere, und auch wohl nur in ſofern, als er in ihm den Geber der Geduld erblickte, die ihm bei dem ſtets erneuerten Unglück, des Reichs ſo wohl als ſeiner Erbſtaaten, als die nothwendigſte aller Tugenden erſchien. Zu handeln und zu ſiegen verſtand er nicht; wohl aber zu dulden, und conſequent zu ſein im duldenden Leben. Man darf vielleicht ſagen, daß Leopolds Haupteigenſchaft, auch zur Haupttugend der damaligen Deutſchen wurde, wobei man indeſſen zum Theil mehr auf den äußerlichen als innern Anſtand Rückſicht nahm.

Indem wir die ſpecielle Geſchichte Deutſchlands während der damaligen Zeit, deren Darſtellung ohnehin nicht hierher gehören würde, als bekannt voraus ſetzen dürfen, halten wir dieſe allgemeinen und kurzen Andeutungen zu dem Zwecke des gegenwärtigen Werks für hinreichend. Möge der Leſer ſich zuvörderſt ein Bild der früheren glänzenden Jahrhunderte Deutſchlands vor Augen ſtellen, möge er zweitens den Zeitpunkt der Reformation erwägen und in allen ſeinen Folgen, als deren letzte der weſtphäliſche Frieden zu betrachten iſt, überſchauen, möge er endlich das durch denſelben als nothwendig hervorgehende Sinken Deutſchlands als einer politiſchen Macht, betrachten, und ſodann zu der Deutſchen Culturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts übergehen.

---

§. 1.

Wie fand das Jahr 1701 die Deutſchen? In der politiſchen Welt war nach einer dreijährigen elenden Waffenruhe, die der Riswycker Frieden (1697) veranlaßt hatte, ein neues reges Leben eingetreten. Ludwig XIV ſtreckte nach der reichen Erbſchaft Spaniens die Hände aus, und ſo tief geſchwächt ſich auch Leopold I. durch die beiden früheren jammervollen Kriege, die er mit ihm geführt hatte, fühlen mußte, ſo vermochte er doch zu dieſer neuen Anmaßung nicht zu ſchweigen. Während die Unterthanen in ſeinen Erbſtaaten ſich mit Eifer rüſteten, erging an die Fürſten Deutſchlands der Ruf und die Mahnung um pflichtmäßige Treue und Hülfe. Mit beſſerem Eifer als gewöhnlich folgte man dem Ruf, denn Friedrich I. der das neue Jahrhundert mit einer Selbſtkrönung begann, und Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg, der (1692) die neunte Kurwürde erhalten hatte, beide durch Dankbarkeit an den Kaiſer gefeſſelt, gingen den übrigen Fürſten mit edlem Beiſpiele voran. Nur der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Emanuel, (reg.

1679 — 1726) von Frankreich gewonnen, trennte ſich von dem würdigen Bunde, doch die Strafe ereilte ihn diesmal mit raſcheren Schritten als ſie ſonſt zu gehen pflegt, und erſt ſpät wurde das was ſich von außen und nach außen hin zurückgeben läßt, ihm zurückgegeben.

Es ſchien als hätten die Deutſchen es durch ihre früheren unglücklichen Kriege mit Frankreich eingeſehen, daß ſie nicht wetteifern könnten mit dieſer Nation in Hinſicht des Vermögens, den Moment raſch aufzufaſſen und zu benutzen, nicht in der ewig regen ſinnlichen Anſchauung, und wenn ich ſo ſagen mag, in der Arithmetik des Verſtandes. So hatte man denn aus dem Auslande würdige Feldherrn gewählt, Eugen von Savoyen und den Engliſchen Fürſten Marlborough, und wenn ſich auch das Deutſche Gefühl dadurch verletzt fühlen mußte, ſo gab es doch den Troſt, daß ein rein Deutſcher Mann, Ludwig von Baden, ihnen zur Seite ſtand, und an Feldherrntalent nicht unrühmlich mit jenen großen Führern wetteiferte.

§. 2.

Die wiſſenſchaftliche Kultur der Deutſchen, hatte um dieſe Zeit zwar nichts von ihrer alten Gründlichkeit verloren, doch deſto mehr von ihrer regen Lebendigkeit. Die alten ariſtoteliſch ſcholaſtiſchen Formen, noch dazu ſehr oft irrig aufgefaßt, beſtanden in ganzer furchtbarer Strenge, und es ſchien, als dürfe ſich keine neue große Idee gegen ſie aufwagen. Die Philoſophie war zur bloßen, nicht einmal klar gedachten Logik geworden, die Theologie nicht ſelten zur dürren Zwangsmoral und liebeleeren Polemik. Wohl gab es Manche, die dieſen traurigen Zuſtand einſahen, und eine Umwandlung wünſchten, aber der kühne, ſelbſtſtändig ſchaffende Geiſt fehlte, der ſie allein hätte hervorrufen können. So hatte man ſchon früherhin in ſchmählicher Selbſtverleugnung angefangen, vom Auslande zu borgen, traurig irrend, als könne irgend etwas wahrhaft Gutes von Außen her angeeignet werden. Doch dieſer Irrthum war nur zu bald von Vielen geheiligt worden, und ſo kam es, daß man nicht ſelten mit den geliehenen Waffen, fremder Seichtigkeit und Gemüthloſigkeit, die im Innlande ſelbſt erzeugte Trockenheit und Pedanterie bekämpfen wollte. Da war kein rechter Kampf und kein rechter Sieg möglich, wo beide Theile Unrecht hatten. Hier iſt zuvörderſt Chriſtian Thomaſius (geb. 1655, geſt. 1728) zu nennen, deſſen Verdienſte häufig überſchätzt, häufig aber auch ganz verkannt worden ſind. Eine entſchiedene Unzufriedenheit mit dem was er in Litteratur und Kunſt der Deutſchen vorherrſchen ſah, machte ihn zum Schriftſteller. Ihn, den Raſchbewegten, ärgerte das trockne Formweſen der Wiſſenſchaft und die Elephantenartige Steifheit im äußern Leben ſeiner Landsleute. Was tiefer bei ihnen lag, ſah er wohl ſelbſt nicht ein; um ſo mehr aber fand ſein witziger Geiſt das Lächerliche an ihnen auf, und da er ſie dennoch liebte, und von allen Seiten den Spott des Auslandes auf Deutſchland eindringen ſah, ſo ſchien es ſein Plan, ſelbſt ſpottend ſie nach und nach von jenem Spotte zu befreien.

§. 3.

Er bot ihnen manches Gute und manches Schlechte, er brachte die Deutſche Sprache, die damals faſt kein Deutſcher Gelehrter verſtand und redete, wieder zu Ehren; nur mußte man beklagen, daß das Erſte, was er in der vaterländiſchen Sprache ſchrieb, eine Einladung an die Deutſchen war, ſich der franzöſiſchen galanten Manieren zu befleißigen. Er gab ihnen das erſte Journal, den erſten Stoß zur Aufklärung, und als dieſe ihm nicht genügte, empfahl er ihnen die Myſtik, die er aber am Ende wieder verwarf, um von neuem zu einer nur noch mehr geklärten Aufklärung zurückzukehren. Bei allem dieſen Wankelmuth, bei allen dieſen Irrthümern verdankt ihm dennoch die Wiſſenſchaft etwas recht ſehr Großes, ein freieres lebendiges Leben, wenn auch, wie durchaus nicht geläugnet werden kann, demſelben ein höheres Prinzip gemangelt hat. Er war kein Philoſoph, doch bezeichnete ein eifriges Streben nach dem, was er allein als Philoſophie anerkannte, der Rechts- und Tugendlehre ſein ganzes Leben. Es gelang ihm wenigſtens hie und da bei den muthigeren Jünglingen, an die er ſich wie billig ganz beſonders wandte, die bequemen Polſter der alten faſt verſteinerten Philoſophie lächerlich zu machen, was ihm um ſo mehr gelingen mußte, da er in die dürre Zeit wenigſtens etwas von Witz und Laune mitgebracht hatte, deſſen nur wenige damals Lebende ſich rühmen konnten. Dem ungeachtet war das Reſultat ſeines Wirkens nur temporär, ja ſogar nur momentan, denn er fand nie den Weg, auf das Gemüth der Deutſchen im Allgemeinen zu wirken, da es ihm leider ſelbſt fehlte.

§. 4.

Wenden wir uns jetzt zu der äſthetiſchen Cultur der Deutſchen, als das neue Jahrhundert ſie gleichſam fragend anſah, ſo iſt die betrübte Antwort zu geben, daß leider faſt gar keine vorhanden war. Die tiefen und herrlichen Töne eines Opitz, Flemming, Andreas Gryph

u. ſ. w. waren faſt gänzlich verhallt, und als Muſter der Dichtkunſt, galten nur Lohenſtein und Hoffmannswaldau. Es iſt an einem andern Orte *) ausführlich über den litterariſchen Charakter dieſer Männer geredet worden; hier ſei Folgendes genügend. Es war der Hochmuth, durch den ſie fielen. Sie wollten die Farbe noch farbiger, den Ton noch tönender, das Schöne noch ſchöner haben als ſchön. Darum entſchwand ihnen das Schöne, das ſich nur dem einfach frommen und beſcheidenen Gemüthe kund thut, und ſie ſchrieben ſchlecht, weil ſie beſſer ſchreiben wollten als gut. Wenn aber ein ſolcher koloſſaler Irrthum, wie der iſt, den wir bei ihnen antreffen, als eine höchſt intereſſante Erſcheinung betrachtet zu werden verdient, ſo hört doch alles und jedes Anziehende deſſelben auf, ſo bald wir ihn nachgeahmt finden. Dies war bereits bei dem Leben jener Männer der Fall geweſen, und es geſchah noch bei weitem mehr, als ihr Tod ſie gewiſſermaßen heilig ſprach bei den Deutſchen, denen man damals mit Recht nachſagte, daß ſie gern bewunderten und heilig ſprachen, ſo wie man ihnen jetzt, im neunzehnten Jahrhundert, vielleicht

---

*) S. Meine Geſchichte der Deutſchen Poeſie und Beredſamkeit, Abſchnitt V.

den entgegengeſetzten Fehler nachſagen darf. Man hatte kaum mehr Poeſie und Beredſamkeit, ſondern nur eine Lohenſteiniſche Art zu dichten und zu reden, ſie war zu einem bequemen Geländer geworden, welches ſicher zu leiten ſchien, während es zu nichts führte als zur kalten Fehlerhaftigkeit, und talentloſen Verkehrtheit. Das was wirklich gut und bedeutſam in jenen Schriftſtellern iſt, wurde faſt ganz überſehen oder doch wenigſtens nicht geahmt, deſto mehr ihr Verfehltes: ihre bleierne Gelehrſamkeit, ihre Ueberfülle von verworrenen Bildern, ihre mechaniſche Schwerfälligkeit, ja ſogar auch ihr Unſittliches und Unzüchtiges. Zu dem Letztern hatte beſonders Hoffmannswaldau den Ton angegeben, und viele Deutſche Dichter ſtimmten ihm bei. Nie aber wird der Deutſche, der von Natur zu nichts Sinn hat, als zu dem Reinen, Sittlichen und Edeln, widerlicher und gemeiner, als wenn er ſich eine ihm ganz fremdartige Laxität und Frivolität anzueignen ſtrebt; dann aber auch deſto verächtlicher.

§. 5.

Es hat ſich auch wohl in neuern Zeiten zugetragen, daß gewiſſe ausgezeichnet geiſtreiche Redner und Dichter den Geſchmack der meiſten Zeitgenoſſen beherrſcht haben; doch gewiß nicht eine ſo lange Zeit, als Lohenſtein, deſſen litterariſches Conſulat faſt 60 Jahre füllt. Während beinahe alle Deutſche Dichter in ſeinem Sinne zu arbeiten ſich befliſſen, waren auch die Theoretiker bemüht, ſeine Grundſätze in Poeſie und Rhetorik feſtzuſtellen, und auf dieſe Weiſe die Geiſter völlig zu bannen. Francisci, Ziegler, Fuchs, Schröter, Männling u. ſ. w. ſind hier zu nennen als Redner, Hiſtoriker und Aeſthetiker in dem angegebenen Verſtande, obwohl mitunter auch wider ihren Willen der Geiſt des Schwächlichen und Kriechenden ſich in ihren pathetiſch aufgetriebenen Styl miſcht. Es hatte ſich nämlich ein bedeutender Gegner Lohenſteins gefunden, Chriſtian Weiſe, Schulrektor in Zittau, welcher der faſt allgemein geliebten überſchwenglichen Erhabenheit und dem forcirten Pathos abgeneigt, den entgegengeſetzten Weg einſchlug, und der äußerſten Natürlichkeit nachſtrebte, ſtatt deren aber oft nur das Niedrige und Gemeine erhaſchte. Da es ihm übrigens nicht ganz an Witz und leichter Beweglichkeit fehlte, und ſich denn auch ſeine Schriften mit ganz beſonderer Bequemlichkeit leſen ließen, ſo fand auch er nicht wenige Anhänger, von denen wir hier beſonders Hübner, Menantes (Hunold) Uhſe, Talander, (Auguſt Bohſe) u. ſ. w. nennen wollen.

So war denn alſo Deutſchland in der Liebe für das Hochhintrabende, Ueberprächtige und unnatürlich Geſchwollene im Styl und in der Neigung zu dem durchſichtig Flachen, Niedrigen und Gemeinen getheilt. So ſchmerzlich es ſein mag, dieſes anzuerkennen, ſo dürfen wir uns doch, durch keinen irren Patriotismus verleitet, der entſchiedenen Wahrheit weigern, denn es giebt faſt kein Buch aus jener Zeit, das nicht Belege böte für jene Behauptung. Vielleicht gewährt es einigen Troſt, daß die damalige Geſchmackloſigkeit Deutſchlands, beinahe von dem geſammten cultivirten Europa getheilt wurde, wobei uns die mannigfaltigen Formen, in denen ſie bekanntlich auftreten kann, nicht täuſchen werden. Es hat, dünkt mich, niemals eine ſo ganz und gar ſchönheitsloſe Zeit gegeben, als am Ende des ſiebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Man ſehe nun auf das Leben im Allgemeinen und die geſellſchaftlichen Formen, oder auf die Behandlung der plaſtiſchen und muſikaliſchen Künſte, oder man gehe ganz in das Detail, und erinnere ſich der Kleidung, wo die Schnürbruſt, und die verſtellende, langſchößige, eckige Weſte nicht ohne ſymboliſche Bedeutung und allegoriſche Beziehung auftreten.

Es kann mir natürlich nicht unbekannt ſein, daß Frankreich damals das goldene Zeitalter der ſchönen Künſte zu feiern glaubte, ſo wie auch, daß die meiſten Deutſchen daſſelbe faſt ein ganzes Jahrhundert ihm nachgeglaubt haben; indeſſen iſt die Unhaltbarkeit jenes Traumes auch wohl ſchon früher gezeigt worden, denn der Irrthum, ſelbſt der gefeiertſte, verfeſtigtſte, trägt ja doch immer den Tod auf den Lippen, mögen dieſe auch noch ſo viel von dem wahrhaftigen Leben reden.

§. 6.

Indeſſen traten auch in Deutſchland hin und und wieder einige Männer auf, die ſich dem herrſchenden Ungeſchmacke zu widerſetzen ſuchten. Hier iſt zuvörderſt zu nennen: Friedrich Freiherr von **Canitz**, deſſen Gedichte nicht ohne Feinheit und Glätte ſind, und der Unbeholfenheit und Roheit manche heilſame Lehre gaben. Ferner Johann von **Beſſer**, Mitbürger und Freund des vorigen, in deſſen Werken ſich einige poetiſche Anklänge, ja ſo gar ein einziges ganz vollendetes Gedicht (von acht Zeilen) vorfinden. Ferner Chriſtian **Wernack** [*] der ein ausgezeichnetes Talent für das Epigramm mitbrachte, obwohl er nicht mit dem reichen, tiefſinnig-freundlichen, mildkräftigen Logau zu vergleichen iſt. Ferner wollen wir ſogar Neukirch nennen, der bald Lohenſteins, bald Weiſes Fahne ergriff, und von Armuth und Hunger wenigſtens nicht gehindert wurde, fließend zu reimen.

---

[*] Nicht „**Wernike**", wie überall geleſen wird. Sein wahrer Name, wie wir ihn oben angegeben haben, findet ſich in der Vorrede zu Barthold **Feind's** Gedichten,

Den Deutſchen wahrhaft helfen konnten indeß dieſe Männer nicht, denn Canitz iſt glatt und flach, Beſſer faltenreich, ſteif und ceremoniös, Wernack hart in Sprache und nicht ſelten ungerecht im Gemüth, Neukirch endlich, der Flachſte unter ihnen, in hohem Grade wäßrig. So war denn der Vortheil den ſie brachten, nicht bedeutend und faſt nur negativ.

§. 7.

Faſt alles blieb wie es war, nur daß der nach und nach immer tiefer und tiefer einreißende Geſchmack an franzöſiſcher Litteratur und die damit verbundene platte Nachahmung das Uebel immer ärger machte. Zwar finden wir bereits in früheren Jahrhunderten manches eifernde Wort

---

Stade 1708, wo er gleichfalls nicht wenig geprieſen wird, ſo daß der Vorwurf, als ſei W. 40 bis 50 Jahre ganz vergeſſen worden, wegfällt.

der Beſſeren, daß die Deutſchen ſich zur Nachahmung und Aneignung des Fremdartigen herabließen; im Allgemeinen aber konnte das Uebel damals noch nicht aufkommen. Dieſes war den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges, und dem darauf folgenden Frieden vorbehalten, der faſt ſchlimmer erſcheinen kann als der Krieg, ſo gräßlich er auch war. Wir wiſſen, daß Deutſchland, treulich kämpfend für religiöſe Ueberzeugungen, unſelig zerfallen in zwei ſich misverſtehende Partheien, zuletzt vom langen großen Streit ermüdet, der Einwirkung fremder Völker anheim fiel. Man mußte Schwedens Hülfe durch theure Opfer, durch ſchöne Länder vom Mutterlande losgeriſſen, bezahlen, doch dann hatte man wenigſtens den wahren Troſt bei dieſem Volk, daß es in der That abgefunden war; an Frankreich hingegen trat man nicht bloß Städte ab und Länder, ſondern man wurde ihm gewiſſermaßen geiſtig zinsbar. Man fing an demüthig zu werden, man lallte nach, was in Frankreich gedacht wurde über Wiſſenſchaft und Kunſt, über die äußeren Formen des Anſtandes, der Kleidung u. ſ. w. und während vielleicht unter allen Deutſchen Fürſten nur Eine Stimme war über den dreizehnten und den gefährlichern vierzehnten Ludwig, war es dennoch das Streben faſt aller dieſer Fürſten, ihre Höfe und ihren Geſchmack ſo einzurichten, wie der Franzöſiſche war. Man haßte und bewunderte zu gleicher Zeit, und machte ſich hart gegen den Stachel des Witzes und des Spottes, der natürlich nicht ausbleiben konnte, und in der That verletzend genug traf. Denn wahrlich jene Zeit iſt es, durch welche Deutſchland in der Meinung fremder Nationen, die den tiefern Werth nicht faſſen konnten, geſunken iſt: aus jener Zeit ſchreiben ſich faſt alle jene bitteren Scherze und Halbſcherze her, mit denen Franzoſen, Engländer und Italiener uns überſchüttet haben: und wir noch heute müſſen die Sünden der Väter tragen.

§. 8.

Während die Fürſten nachahmten ohne ſonderliches Glück, ahmten die Schriftſteller mit noch geringerm nach. Man war unbeholfen in der Wahl der Vorbilder, unbeholfen in der Nachbildung ſelber. Man wählte von den Franzoſen Balzac, Voiture, Boileau; von den Italienern inſonderheit Marino und Loredano und andere ähnliche, halbſchlechte, gefirnißte Autoren, und hielt ſich ganz beſonders an das Verfehlte derſelben, um es mit deſto größerer Bequemlichkeit zu ſanktioniren. Wie anders handelten die früheren Deutſchen Minneſänger. Auch ſie ahmten nach, aber als „Nachahmer, wie Nachahmer nicht ſind,“ und dann nur einen Anſelm Faidit, Arnaud Daniel, Arnaud de Merveilh, Giraut de Borneil, und ähnliche gemüthvolle Sänger.

Man urtheile indeſſen nicht zu ſchnell von den höhern Ständen und der Mehrheit der Schriftſteller auf die geſammte Maſſe des Deutſchen Volks. Eine ſo wackere, ſinnige und tiefe Nation kann nicht ſo leicht aus ihrem inneren Weſen herausgehoben werden, und es läßt ſich höchſtens bewerkſtelligen, ihr einigen äußern fremdartigen Putz anzuheften, obwohl auch der ſchon übel genug ſteht. Im Gemüth blieb das Deutſche Volk ſich ſelbſt treu. Es hielt feſt an dem lang ſchon anerkannten Bewährten, Gründlichen, an dem einfältig Großen, dem ungefärbten Wahren, der ſtillen, prunkloſen Liebe. Man hatte die höhere politiſche Bedeutſamkeit hingegeben, für den wohlerſtrittenen mit dem edelſten Blut erkämpften Glauben.

§. 9.

Ein feſter Blick in das Familienleben der damaligen Deutſchen belohnt uns für das Misbehagen, das uns die Erwägung des früher Genannten verurſachen mußte. In einer ſolchen Familie war alles gleichſam durch präſtabilirte Harmonie bereitet: des Mannes ernſte Strenge mit einem ſchönen Ueberreſt von alter Ritterlichkeit in der Liebe, das ruhig unbefangene Rechtthun und Sorgen für Frau und Kinder, der Gattin demüthige Hingebung an den Herrn und Gemahl, (ein Wort, das alles ausſpricht, was das Verhältniß gebietet) ihre entſchiedene, zweifelloſe Frömmigkeit, die herrliche Zucht der geſunden Kinder, die unverdroſſene Arbeit und blinder Gehorſam ſtärkt, die freundlich geſprächigen bewährten Hausfreunde, die des Abends kamen und die Mühen des Tages gemeinſam vergaßen, alles das bildete einen freundlich geſchloſſenen herrlichen Zirkel, in welchem Liebe und Religion, und muthige Fröhlichkeit walteten. Wahrlich, hätte man damals ſchon wie jetzt Familiengemälde geſchrieben, wir würden etwas ganz anderes zu leſen bekommen haben, und jenes herrliche Wort würde nicht zum bon mot der Spötter geworden ſein, die über den verfehlten Darſtellungen die große Idee vergeſſen.

Man rede nicht von der Unbeholfenheit in den äußeren Formen, die als ein entſcheidender Zug im Gemälde des Deutſchen nicht fehlen dürfe, ſondern man erinnere ſich, daß jene Unbehülflichkeit nur als ein gerechter und gewiſſermaßen nothwendiger Fluch die Nachahmung des Fremdartigen, die „Ausländerei“ allein traf.

Wer würde thörigt genug ſein, in dem Leben Huttens, Sickingens, Berlichingens, Luthers, Opitzens, Flemmings und anderer reinen Deutſchen der früheren Zeit, irgend eine Art von Unbeholfenheit finden zu wollen, wenn man nicht etwa jenes Wort, mit dem ſchönen Unvermögen, flach und glatt zu ſein, verwechſelt!

§. 10.

Auch am Schluſſe des ſiebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts finden wir noch herrliche Spuren von jener Reinheit und Unverfälſchtheit des Deutſchen Sinnes, beſonders in den mittleren Ständen. Eine kräftige Stütze für denſelben war der Pietismus, der, in Leipzig entzündet, auf der neu errichteten, raſch aufblühenden Univerſität zu Halle, einen feſten Sitz fand. Es iſt hier die Rede von dem reinen Pietismus, den ich lieber den religiöſen Quietismus nennen möchte, um durch das bloße Wort noch genauer zu bezeichnen, was eigentlich gemeint ſei. Sein Weſen iſt Ruhe in Gott und in Chriſto, vollendetes Verfeſtigtſein im Glauben, und ein ſtilles harmoniſches Handeln in dieſem Sinne, wobei freilich bei reizbareren Gemüthern eine mäßige Verachtung der Zeit und der Welt nicht wohl zu vermeiden war.

Uebrigens wollen wir durchaus nicht in Abrede ſein, daß jener **Pietismus** gar bald ausartete, auf der einen Seite in träge Raſt, die ſich als ſinnige Beſchaulichkeit geltend machen und die Gnade Gottes auch in ein verworrenes Gemüth herabbeten wollte, auf der andern in eine forcirte widerwärtige Myſtik oder in phantaſtiſche Sinnlichkeit, die um ſo tiefer wüthete, je ſtiller ſie ſich nach außen hin halten mußte.

§. 11.

Die politiſche Schmach der Deutſchen, wurde jetzt durch den Frieden von Utrecht und Raſtatt von neuem geſteigert. Fruchtlos war in langen, mühevollen Jahren das Blut der Tapferen gefloſſen, fruchtlos waren die herrlichſten Siege erfochten, nach denen Ludwig, der ſonſt nie bat, oftmals demüthig den ehrenvollſten Frieden angeboten hatte. Die Anerbietungen waren mit Hohn zurückgewieſen worden, denn noch immer ſchien er nicht tief genug erniedrigt zu ſein. Da erhob ſich der alte König von neuem, und mit der Kraft der Verzweiflung. Das Glück lächelte ihm wieder, und verließ ſeine Gegner, die mit ihm die Nemeſis gereizt hatten. So wurde Deutſchland von neuem in ſeiner Wurzel angegriffen, und ſeine Kraft nach außen hin ermattete immer mehr und mehr. Doch je tiefer es von Frankreich gedemüthigt wurde, je mehr beeiferte es ſich, zu bewundern und nachzuahmen. Die Vereinigung dieſes Anſtaunes und dieſer ſklaviſchen Nachahmung mit dem rüſtigſten unauslöſchlichſten Haſſe, ſteht vielleicht als die ſeltſamſte Erſcheinung in der geſammten Geſchichte der Menſchheit da, und es dürfte ſchwer ſein, irgend eine ähnliche Miſchung ſtreitender Gefühle und Anſichten aufzufinden.

Auch für das weitere Aufblühen der Wiſſenſchaften zeigten ſich ungünſtige Ausſichten. Den geiſtvollen Joſeph hatte der Tod früh vom Kaiſerthrone genommen und ſeinem Nachfolger kann die Geſchichte kein ähnliches Beiwort geben. Auch Friedrich I., König in Preußen, der ſchon als Kurfürſt (Friedrich III.) viel Löbliches für die Ermunterung der Wiſſenſchaften gethan, und den neuen Königsthron mit ſeltener Pracht und farbigem Glanz geſchmückt, hatte zu früh ein Leben geendigt, deſſen äußere Bedeutſamkeit ſelten klar anerkannt worden iſt. Seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm I. darf man nur nennen, um die ausſchließliche ökonomiſche Neigung und die einſeitig enge materielle Nützlichkeits-Liebe zu bezeichnen. Er begnügte ſich nicht, die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte perſönlich zu haſſen, ſondern er gab ſie auch nicht ſelten dem öffentlichen Geſpötte Preis. Manche andere Deutſche Fürſten fanden jene Anſicht nicht minder bequem, theilten gern jene misverſtandene Nützlichkeits-Tendenz, und ließen das Uebrige, als fremdartig, gehen wie es eben wollte. In der That ging es ſchlecht genug, doch mit deſto größerem Ruhme ſind Einzelne zu nennen.

§. 12.

Zwar fällt Leibnitzens philoſophiſches Wirken, größtentheils in eine etwas frühere, weniger unglückliche Zeit, doch auch die jetzige konnte es wenigſtens nicht ganz aufhalten. Es kann hier nicht der Ort ſein, ſeine Philoſophie darzulegen, und ihren Mittelpunkt aufzuweiſen; zweckmäßiger ſcheint es vielmehr, zwei Hauptgründe anzugeben, warum er bei aller Geiſtestiefe nicht ſo viel auf ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen wirkte als man billig vermuthen ſollte. Wir erwähnen zuerſt ſein Prinzip des Sich-accommodirens, das er früh genug an den Höfen gelernt hatte, deren Luft er faſt während ſeines ganzen Lebens einathmete. Jene Accommodation, die in ſeinem praktiſchen Leben galt, ging leider auch nur zu bald in ſeine philoſophiſchen Schriften über, und es begegnet uns nicht ſelten in ſeinen Schriften, von dem Trefflichſten, tief und kühn Gedachten, auf manchen mittelmäßigen flachen oder gar falſchen, nicht ohne Süßlichkeit ausgebreiteten Gedanken, übergehn zu müſſen. Es iſt, als wolle er gleichſam durch die letzteren, die vornehmeren Leſer um Vergebung bitten, daß er ſo oft durch ſeinen herrlichen Scharf- und Tiefſinn ihren Verſtand auf eine faſt gefährliche Weiſe in Anſpruch nimmt. Es iſt nicht ganz unmöglich, daß bei manchen mittelmäßigen Stellen eine gewiſſe Gattung von Ironie bei ihm gewaltet habe, aber die Deutſchen ahndeten das nicht, und wurden nicht ſelten dadurch in ihrer Verehrung für ihn geſtört, und wenn auch wir jetzt Lebenden uns keineswegs ſtören laſſen wollen, in dem Gefühl der innigen Hochachtung für den herrlichen Denker, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß vielleicht kein einziger Philoſoph ſo vielen und häufigen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt ſei, als er. Davon trägt er meiſtentheils ſelbſt die Schuld, und dieſer Vorwurf kann, dünkt uns, nicht von ihm genommen werden.

§. 13.

Den zweiten Hauptgrund, weshalb Leibnitz nicht ſo vollendet auf ſeine Nation wirkte, als es ihm ſonſt wohl möglich geweſen wäre, finden wir in der ausländiſchen Sprache, deren er ſich bediente. Der Irrthum, den er hier beging, ſcheint gedoppelt. Zuvörderſt ſcheint es uns, oder vielmehr wir ſind vollkommen überzeugt, daß unter allen neueren Sprachen, die Deutſche die einzige ſei, welche ſich für die Darſtellung der höheren Philoſophie eigene: ein Wort, das, ſo paradox es klingen mag, zu einer ganz klaren, einfältigen Wahrheit wird, ſo bald wir nur verſuchen wollen, irgend ein klaſſiſches Deutſches philoſophiſches Werk in eine fremde Sprache zu übertragen, wovon wir gar bald abzuſtehen gezwungen ſein möchten. Sodann, ganz abgeſehen von der Darſtellung der Philoſophie, raubt ſich der, welcher in einer fremden Sprache ſchreibt, gewiſſermaßen ſein eignes Gemüth, und er wird oft nur den ſchwachen Hall und Schatten von dem geben was eigentlich in ihm wohnt. Daß auch Leibnitz hier gebüßt und gerechte Strafe gelitten habe, wer würde es, auch bei der innigſten Verehrung für ihn, zu läugnen wagen? Einen großen Theil der Schuld trägt freilich die Zeit, die die Deutſche Sprache verachtete, doch Leibnitz hätte auch in dieſer Hinſicht über ihr ſtehen und Geſetze geben ſollen, ſtatt zu empfangen. Nur das Eine wollen wir hier noch zu ſeinem Ruhme erwähnen, daß er die vaterländiſche Sprache keineswegs gering achtete, daß er ſogar manches that, um zur Liebe für ſie zu befeuern; doch er ſelbſt trauete ſich nur oberflächliche Kenntniſſe von ihr zu, und wagte nicht, irgend ein bedeutendes Werk in ihr zu ſchreiben.

§. 14.

Wenn auch nicht tiefer, doch allgemeiner war die Wirkung, welche Chriſtian Wolff, als öffentlicher Lehrer und philoſophiſcher Schriftſteller, bei den Deutſchen hervorbrachte. Die logiſche Deutlichkeit und Gründlichkeit, durch die mathematiſche Form feſt gehalten, in der er nicht ſelten glücklich und kräftig erſcheint ſein Eingehen und ſich Anſchließen in und an das Beſte im Deutſchen Charakter: alles dieſes bewirkte eine freudige Ehrfurcht und Hingebung an ihn. Wir finden im Wolf faſt alles was man haben kann, ohne das Höchſte: die wahrhafte Genialität. Doch da dieſe ihm fehlte, ſo konnte er auch nicht den ſchlummernden Genius der Deutſchen zu voller Kraft erwecken, ſondern nur verhindern, daß er nicht tiefer ſank in Abſpannung und Lethargie, und von da in den Tod. Um ſeine großen Verdienſte ganz zu erkennen, müſſen wir die damalige jammervolle Behandlung der Wiſſenſchaft und Kunſt uns ganz vor Augen ſtellen, wir müſſen ein paar hundert damals geltende Bücher, halb kummervoll und reſignirend, halb unſern eigenen Augen nicht trauend, geleſen haben, wie wir denn dies in der

That gethan haben,' und dann zu Wolff übergehen, und es wird uns vorkommen, als träten wir in eine neue treffliche Welt. Daß die Deutſchen nicht ſanken in eine vollendete und noch dazu in eine widrig zähe Oberflächlichkeit, (es giebt kein anderes Wort dafür) daß ſie nicht anheim fielen der unangenehmſten Seichtigkeit, der ſteifen und pedantiſchen: das verdanken ſie größtentheils ihm und darum werde ſtets ſein Name mit Ruhm und Preis genannt.

Bei dem rein metaphyſiſchen Streben ſeines Geiſtes, vernachläſſigte er leider die äſthetiſche Kritik überhaupt, und inſonderheit die der Sprache. Er vermag ſich nicht mit Leichtigkeit und Freiheit in den vaterländiſchen Tönen zu bewegen; und wie die Sprache für den gewöhnlichen Leſer nur das Organ des ſinnlichen Bedürfniſſes iſt, ſo bei ihm das des bloß logiſchen und metaphyſiſchen Bedürfniſſes Ueberhaupt ſcheint Wolffen die Sprache nur als die Form der Form erſchienen zu ſein, auf die er gar keinen beſonderen Werth legte. Auch der lateiniſchen Sprache bediente er ſich nicht ohne Unbeholfenheit, und es hat ihm dieſer Umſtand bei den Ausländern nicht wenig geſchadet.

§. 15.

Neben ihm ſind hier noch zu bemerken; Joachim Lange, und Alexander Baumgarten. Man darf den Erſteren nur nennen, um einen engen und harten, ja faſt verſteinerten Verſtand zu bezeichnen, wobei wir indeß ſeines fleißigen Strebens als Schulmann und Grammatiker rühmlich zu erwähnen nicht vergeſſen wollen. Des Letzteren aber möge hier mit beſonderem Ruhm gedacht werden, weil er, ſo viel wir wiſſen der Erſte iſt, der die Idee faßte, die Aeſthetik als Wiſſenſchaft aufzuſtellen. Er nahm ſie als Antitheſe der Logik, das heißt nach unſeren neueren Anſichten: ſo wie die Logik die Lehre von den allgemeinen und nothwendigen Formen des Denkens enthält; ſo die Aeſthetik die allgemeinen und nothwendigen Geſetze für die Formen, in denen ſich die Schönheit offenbaren kann. Es iſt weniger ihm als ſeiner Zeit zuzuſchreiben, daß ſeine Lehre größtentheils nur in den Hörſälen verhallte, obwohl wir nicht leugnen wollen, daß es ihm an Lebendigkeit und Feuer gefehlt habe. Für die Ausbildung der Deutſchen Sprache hat er nur ſehr wenig, Joachim Lange aber gar nichts gethan, ja man darf den Letzteren mit Recht beſchuldigen, daß er derſelben entgegen gewirkt habe.

§. 16.

So ſtand es denn ferner, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, um die Poeſie der Deutſchen, auf eine ſo jammervolle Weiſe, daß man eigentlich, ſtreng genommen; die Worte: „es ſtand mit ihr," gar nicht gebrauchen darf. Die meiſten Fürſten hielten ſich einen Hofpoeten, der ihre Thaten, oder in Ermangelung derſelben, ihre Geburtstage, Kindtaufen und Hoffeſte in Verſen beſchreiben mußte. Die anderen Dichter, die zu keiner ſolchen unbequemen Stelle gelangen konnten, ſchrieben auf ihre eigne Hand ſchlechte Opern Romane, Heldengedichte, oder übten ſich auf eine nicht minder unzierliche Weiſe in den zarten Formen des Sonets, Madrigals, Rondeaus u. ſ. w. Die Litteraturgeſchichte kann uns freilich eine Menge Namen nennen, einen Poſtel, Feind, Menantes, Bohſe, Chriſtian Gryph, (der unbedeutende Sohn eines höchſt ausgezeichneten Vaters,) Pietſch, Richey u. ſ. w. Wir finden wenige oder gar keine Verdienſte bei dieſen Männern. Ich wiederhole es, man muß die Werke jener Zeit ſelbſt geleſen haben, um ſich von der gänzlichen Unbedeutenheit und Verkehrtheit jener Schriftſteller zu überzeugen. So beſitzen wir z. B. eine Poeſie der Nieder-Sachſen, d. h. eine Sammlung von Gedichten verſchiedener niederſächſiſcher Poeten, in ſechs ſtarken Bänden, und in dieſen ſechs ſtarken Bänden (wir verſichern dies mit der größten Genauigkeit,) iſt auch nicht ein einziges Gedicht, das man mit Wohlgefallen betrachten könnte. Solcher Sammlungen haben wir mehrere, und es iſt von ihnen faſt daſſelbe zu ſagen, was von der oben genannten galt: Vollendete Unbedeutenheit.

§. 17.

Wir nennen nur folgende Dichter und Rhethoren mit Auszeichnung,

Barthold Heinrich **Brockes**, (geb. 1680, geſt. 1747), wegen des frommen Strebens, das in ſeinem Bändereichen „irrdiſchen Vergnügen in Gott," nicht zu verkennen iſt: ſo wie auch ſeine Kenntniß der Naturgeſchichte, und ſein leichter Reim Anerkennung verdient, der ihm beſonders bei der Ueberſetzung des „Bethlehemitiſchen Kindermords" von Marino, gute Dienſte leiſtete. Dieſes letztere Gedicht, vor deſſen widerlichem Stoffe jede Muſe, wie erſchreckt, zurück zu fliehen ſcheint, wurde damals gar ſehr bewundert, und für ein Meiſterſtück des Erhabenen gehalten, ſo, daß auch Brockes mehrere Jahre des eifrigſten Fleißes an daſſelbe wandte. Uebrigens iſt die Lektüre der Brockesſchen Gedichte auch für den geduldigſten Leſer mit einer großen Langweiligkeit verbunden und es gehört das ganze Aufgebot von Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe dazu, um jene guten Eigenſchaften an ihm zu entdecken, die er wirklich hat.

Mosheim. Könnten wir es vergeſſen, was wir aber nie vergeſſen ſollten, daß wir Luther gehabt haben, ſo dürften wir ihn vielleicht für den erſten Deutſchen Kanzelredner halten. Erwägen wir aber, daß nach Luthers Tode mit der Liebe für die Deutſche Sprache, jede Beredſamkeit, beſonders die geiſtliche, immer tiefer und tiefer ſank, ſo müſſen wir Mosheim mit deſto größerer Ehre nennen, weil er ihr ſeine ganze bedeutende Kraft widmete, und den Deutſchen zeigte, was ſie verloren hatten und wieder gewinnen konnten. Nur verlange man von M. nicht ſogleich das Vollendete, ſondern gebe dem trefflichen Menſchen das Menſchliche zu. Ich räume es völlig ein, daß er mitunter in Worten wühlt, daß er nicht ganz frei iſt von rhetoriſchen Künſteleien, daß er zuweilen zu dunkelfarbig und ſchwer, zuweilen durchſichtig leicht auftritt, und zuweilen gar nur von der Oberfläche zu ſchöpfen ſich begnügt; aber ſein Ganzes bleibt dem alten, rüſtig frommen Deutſchen Genius getreu. Und wahrlich ſelbſt unſere beſſeren jetzigen Prediger haben oder könnten in der That gar viel von ihm lernen. An Gewalt und Pracht der Sprache kommt ihm kein Gleichzeitiger nahe, am wenigſtens dann, wenn er die rein chriſtlichen Vorſtellungen von den Leiden des Lebens vorträgt, oder über Tod, Grab, Auferſtehung und Gericht redet.

§. 18.

J. Ch. **Günther**, (geb. 1695, geſt. 1723.) Dieſer Dichter beſaß mehrere ſehr glückliche Talente, eine leichte Darſtellungsgabe, eine mehr als gewöhnliche Kunſt, angenehm zu reimen, friſchen und fröhlichen Witz; und lieferte dennoch nur unreife, kaum theilweiſe genießbare Gedichte. Er glaubte über der Zeit zu ſtehen, während er ſich nur in ein feindliches Verhältniß mit ihr ſetzte, bei dem er am meiſten litt. Dazu kam der tief eingewurzelte, innere Leichtſinn, den er oft, übermüthig genug, für die Kraft der Begeiſterung hielt, die unglücklichſten äußeren Umſtände, der unverſöhnliche Zorn eines Vaters, der ihm den Fluch gegeben hatte, und jeden Zurücktritt verweigerte, das Flüchten von Land zu Land, wo er bald in ſchwelgeriſchem Müſſiggang ſich den wildeſten Ausſchweifungen überließ, bald den höchſten Grad der Dürftigkeit und des Mangels erfahren mußte. Er wurde zuletzt ganz morſch und innerlich verfallen, ſuchte Rettung in dem Rohen und Gemeinen, und fand natürlich nur Leere und Erſchöpfung, bis ihn endlich ein kläglich dürftiger Tod befreite. Seine Zeitgenoſſen, wie noch mehrere ſpätere Nachkommen haben ihm viel vergeben, weil ſie ihn für ein beſonderes Genie hielten, worein man damals, demüthig genug ſich noch nicht recht finden konnte.

Chriſtoph Friedrich Liscov, (geb. wann? geſt. 1759.) Es iſt durchaus kein Grund vorhanden, von dem Urtheil abzugehen, welches ich in meiner Geſchichte der Deutſchen Poeſie von ihm gefällt habe: Ob er gleich die Celebrität nicht verdient, die man ihm in ſpäteren Zeiten noch zuerkannt hat, ſo muß man doch einräumen, daß er ſich durch eine zierlich leichte Beweglichkeit des Geiſtes vor manchem früheren Satiriker z. B. vor Rachel auszeichnet. Auch fehlt es ihm nicht an einzelnen witzigen Einfällen, und parodirender Laune. Doch zur ächten Satire fehlt ihm leider jene hochſinnige und vollkräftige Freiheit des Geiſtes, die das Zeitalter kühn und ruhig überſieht, ohne von ſeinem irren Getriebe berührt zu werden. Ihm iſt es ſchon genügend, ein paar über die Gebühr elende Autoren in ihr Nichts zurück zu weiſen, und wenn gleich dieſe Vernichtung nicht ohne eine gewiſſe Behaglichkeit geſchieht, ſo reicht denn doch zu dieſem Unternehmen ſelbſt eine gewöhnliche laue Halbkraft hin, welches Wort überhaupt das litterariſche Streben dieſes Zeitalters bezeichnet. Daß er ſich ſogar bisweilen zur

Anpreiſung und Nachahmung des welken Boileau Despreaux entſchließen konnte, würde ihm vielleicht ganz den Stab brechen, wenn nicht ſeine beſſere Natur, ungeachtet aller irrigen Reflexion, dennoch oft den Sieg behielte.

Wer mit einer klaren Einſicht in das Weſen der Satire, des Witzes und des Humors, Liscovs Werke mit Genauigkeit geleſen, und wieder geleſen hat, wird dieſes Urtheil keinesweges zu hart finden.

§. 19.

Unter den Rednern wollen wir nur nennen: **Königsdorf**, **Lehms**, und **Gundling**. Der Erſtere hat eine Leichenrede auf Leopold I. gehalten, in welcher er den gutmüthig ſchwachen Fürſten einen Atlas der Welt zu nennen wagt, mit deſſen Falle nothwendig alles fallen müſſe. Die ganze Oration iſt im feierlichſten, übertriebenſten Pathos, im höchſten Grade aufgetrieben, und in der ſteifſten Pracht des Schmerzes, der ſich gleichſam ſelbſt Rechenſchaft ablegt, warum er ſo ſehr ſchmerzlich ſei. Lehms ſuchte K. noch zu überbieten, und überbot ihn wirklich. Er erhitzt ſich oft auf eine ſo ſeltſame Weiſe und geräth dadurch in einen ſo wunderlich ſchimmernden Unſinn, daß er theilweiſe den Freunden des Komiſchen als eine ſehr ergötzliche Lektüre zu empfehlen iſt. Von **Gundling** iſt in dieſer Beziehung die Rede auf Friedrich Wilhelm I. zu nennen, worin freilich kein übertriebener pathetiſcher Styl waltet; dafür aber, durchgehends ein flaches und plattes Weſen, weshalb er denn auch den Lohn davon trug, daß Gottſched ſeine Rede als ein Muſter empfahl.

§. 20.

Der letzt genannte Name, führt uns jetzt zu den Streitigkeiten der Schweizer mit der Leipziger litterariſchen Sekte. Im Jahre 1721 hatte man in Zurich eine moraliſche Wochenſchrift unternommen, in welcher mitunter auch von der Poeſie und Kritik die Rede war. Man wich von der gewöhnlichen Weiſe, ſich einander faſt unbedingt zu loben, gar ſehr ab. Lohenſtein, Hoffmannswaldau, Neukirch, Amthor u. ſ. w, wurden nebſt mehreren anderen, theils verſtorbenen, theils noch lebenden Dichtern gar ſehr getadelt, und nur Opitz, Canitz und Beſſer erhielten ein bedeutendes Lob. Ein ſchlechter Reimer **Hanke**, nahm ſich der verachteten Dichter, und ein ſchlechter Kritiker **Junker**, nahm ſich der verachteten Wochenſchrift an. Die ganze Sache wäre in ihrer Unbedeutenheit geblieben, wenn nicht die Anführer der Schweizeriſchen Parthei, **Bodmer** und Breitinger *), den Kampf gewünſcht und überall angegriffen hätten. Man focht gegen die damals aufblühenden, ſehr beliebten Wochenſchriften, „den Hamburgiſchen Patrioten,“ „die vernünftigen Tadlerinnen,“ den „Biedermann“ u. ſ. w. und ſo erhielt man denn nach und nach mehrere Gegner, unter denen Gottſched, Schwabe, Triller, Schönaich, u. ſ. w. die bekannteſten geworden ſind. Wenn wir erwägen, daß dieſer Streit mehr als dreißig Jahre lang mit der größeſten Erbitterung, beſonders von der Seite der Schweizer, geführt wurde, ſo entſteht wohl billig die Frage, was denn eigentlich durch denſelben erſtrebt und geleiſtet worden ſei. Die Schweizer, die ſehr häufig, trotz der gerühmten National-Anſpruchloſigkeit, verſicherten, daß die äſthetiſche Kritik der Deutſchen, mit ihnen beginne, verwarfen beſonders mit großem Ungeſtüm den Reim und die Wortſpiele und rühmten dabei eine gewiſſe nüchterne Erhabenheit, wobei ihnen Opitz, und hinterher Milton, die wohl andere Lobredner verdient hätten, als Muſter vorſchwebten.

---

*) Johann Jakob Bodmer, geb. 1698, geſt. 1783. Johann Jakob Breitinger, geb. 1701, geſt. 1777.

§. 21.

Niemals, wir wagen es mit der größten Beſtimmtheit zu behaupten, iſt in Deutſchland eine Celebrität ſo ungerecht, und wohlfeil erworben worden, als von Bodmer, über den es wohl der Mühe werth iſt ein beſſeres und ſtrengeres Wort zu reden, als in den meiſten Deutſchen Litteraturgeſchichten vernommen wird. Als Kritiker wäre es hinreichend ihn zu charakteriſiren, wenn wir nur das Einzige von ihm wüßten, daß er die Muſik haßte, und den Reim gänzlich verwarf, denn dies Eine wäre ſchon genügend ihn als einen Mann von der beſchränkteſten Anſicht darzuſtellen. Dieſe Bornirtheit und Ungerechtigkeit hat ihn ſein ganzes Leben nicht verlaſſen, er höhnte den wackern Hans Sachs, und ſah in ſämmtlichen Meiſterſängern, nichts als gemeine Reimer, ohne auch nur entfernt die Idee jener Periode zu ahnden. Für ihn war der größeſte Dichter des geſammten ſiebzehnten Jahrhunderts, Paul Flemming, nichts weiter als ein unbedeutender Nachahmer Opitzens, und der geniale Gryph, der Verfaſſer einiger ſchlechter Tragödien und noch ſchlechterer Luſtſpiele. Von Leibnitz, Wolff, Baumgarten hatte er nicht die entfernteſte Ahndung, er haßte Klopſtock und hinterher Wieland, da ſie ſich der Sklaverei entzogen, in der er ſie anfangs gehalten hatte, als er ſie noch rühmte. Er höhnte Gellert, Leſſing, Ramler, Weiße, Jacobi, Uz, Leiſewitz, Goethe u. ſ. w. Noch mehr, er haßte in der That und Wahrheit die geſammte Deutſche Nation, und da er ſelbſt die Waffen der roheſten Polemik nicht immer aus eigenen Mitteln zu erzeugen vermochte, ſo nahm er ſogar zu den abgeſchmackten Urtheilen mehrerer ausländiſchen Autoren, und zu dem allerabgeſchmackteſten, dem eines gewiſſen Mauvillon, der in den vierziger Jahren in Leipzig lebte und lettres germaniques geſchrieben hatte, ſeine Zuflucht, indem er die widrigſten Stellen derſelben überſetzte und pries. Da ihm die Grazie des Witzes und der Laune gänzlich fehlte, ſo ſuchte er dieſe ſelbſt verdächtig zu machen, konnte jedoch nichts weiter als einige rohe Schimpfreden aufbringen, mit denen der Humor bekämpft werden ſollte. Den Witz nannte er mit widrig greulicher Roheit die „Krätze des Geiſtes,“ und man darf es ihm nachſagen daß dieſe Krankheit fern von ihm blieb; deſto mehr aber befliß er ſich der ſchimpfenden Plattheit, in welcher er in der That faſt einzig daſteht. Er zeigte ſich gleich ſchlecht als litterariſcher Freund und Feind, wie wir denn dies überall haben erkennen müſſen, und vor kurzem noch aus den (leider) gedruckten Briefen Klopſtocks an ſeine Freunde.

Sollte Jemand dieſes Urtheil über Bodmer zu hart finden, den verſichere ich zuvörderſt mit Beſtimmtheit, daß es das Reſultat einer mehrjährigen Ueberlegung, und der genaueſten Bekanntſchaft mit den zahlreichen Erzeugniſſen jenes noch nie ganz genau geſchilderten Schriftſtellers iſt. Ferner verſichere ich einen Solchen, daß er, um mir beizuſtimmen, nur Folgendes von Bodmer zu leſen braucht: „Ueber Homers luſtige Stücke" (vom J. 1750) worin am Schluſſe herausgebracht wird: „daß die Odyſſee ein moraliſches und politiſches Werk ſei," ferner „über Homers Sprache" (vom J. 1751) worin es heißt: „daß Homer in der Ausbildung, in poetiſchen Redensarten weit hinter unſern, das heißt, wie er es bald erklärt: Schweizeriſchen guten Poeten zurückbleibe, "Lob und Vertheidigung der Noachide," worin B. ſelbſt, ſo wie oftmals, ſich vergöttert, „Von dem Urſprung des Haſſes gegen die Patriarchaden," worin er von neuem ſeine eigenen Gedichte auf eine gemein hochmüthige Weiſe rühmt, und mit einer die letzte Höhe erreichenden Schamloſigkeit den wackeren Uz ſchmäht. Dieſe ſämmtlichen Aufſätze nebſt mehreren andern ihnen ähnlichen, befinden ſich in dem Archiv der Schweizeriſchen

Kritik (Zürich 1768), welches Buch mit einer Vorrede begleitet iſt, in welcher Bodmer geradezu gegen ganz Deutſchland wüthet. Sodann leſe man die Dramen: „Kaiſer Heinrich IV" in welchem ein Deutſcher Dichter der damaligen Zeit in Hexametern ſingt, folgendergeſtalt:

„Dreißig Biſchöfe und drei, ſind bis zum heiligen Anno," u. ſ. w. Ferner „Cato den Aeltern," den wir ganz abſchreiben müßten, um unſere Ueberzeugung darzuthun, daß hier das Maximum der Geſchmackloſigkeit erreicht worden, und die rohe Perſiflage gegen „Weiße's Atreus und Thyeſt" der allerdings verfehlt genug iſt, um Tadel zu verdienen; doch, wahrlich nicht von Bodmer, der an Geiſt und Talent ſo ſehr tief unter W. ſtand. Hier benimmt er ſich auf eine Weiſe, die wir aus Anſtand nicht weiter bezeichnen dürfen, er, der von ſeiner Pſeudo-Muſe zu ſagen wagt,

ſie hatte die Geiſter Elihus
angeweht und ihn die göttlichſten Pſalmen
gelehret. —

Bei einer andern Gelegenheit erklärt er ſeine politiſchen Schauſpiele für eben ſo trefflich, ja für noch trefflicher als die ewigen Dramen des Aeſchylus und Sophokles.

Ueber Bodmers Charakter geben auch die Schweizerbriefe, Zürich 1804, den widrigſten Aufſchluß, den wir aus Ekel nicht weiter bezeichnen wollen.

§. 22.

Ueber Bodmers ſonſtige poetiſche Werke zu reden, iſt kaum vonnöthen, da jetzt wohl nur Eine Stimme über dieſelben herrſcht, und ſie mit vollem Rechte nicht mehr geleſen werden. Was etwa noch gut und erträglich in ſeinem Noa iſt, verdankt er Milton, Addiſon und Klopſtock; was ihm ſelbſt angehört, iſt nüchtern, ſteif und langweilig. Daſſelbe gilt von ſeinen übrigen epiſchen und dramatiſchen Werken, die alle nicht die leiſeſte Spur von Talent zeigen, und durch jammervolle Mühſeligkeit erkaltet worden ſind.

Was man etwa ſonſt noch an ihm rühmen möchte, und oft genug gerühmt hat, iſt die Bekämpfung der Gottſchediſchen Schule, und die Bekanntmachung mehrerer altdeutſchen Gedichte, die zu ſeiner Zeit ſo ziemlich unter uns vergeſſen waren.

Wenn es bloß darauf ankommt, eine ſchlechte Schule zu bekampfen, ohne daß dabei von einem Wie die Rede iſt, ſo müſſen wir es freilich Bodmern laſſen, daß er faſt ſein ganzes Leben daran gewandt hat, doch dürfen wir hinzu ſetzen, daß vielleicht niemals, ſo lange man die Feder geführt hat, ein Streit ſo kläglich und widerlich begonnen, fortgeſetzt und geendigt iſt, als der zwiſchen Bodmer und den Leipziger Schriftſtellern. In der Form, wie im Inhalte, war alles ſeicht und leer, ſo daß man ſich wahrlich über manche ſchlecht polemiſche Schrift der neuern Zeit tröſten kann, wenn man der Erzeugniſſe der Bodmerſchen und Gottſchediſchen Schule gedenkt. Um es mit einem Worte zu ſagen, dieſer Streit ging aus vom Nichts, führte durch Nichts, und endigte im Nichts.

§. 25.

Johann Chriſtoph **Gottſched**, geb. 1700, geſt. 1766. Dieſer Name iſt durch häufiges Beſprechen, — wir möchten ſagen — ſo abgerieben, worden, daß er faſt alle Realität verloren zu haben und zu einer gewiſſen Art von ſchlechter Allegorie geworden zu ſein ſcheint.

Widerſprechendere Urtheile ſind vielleicht nie über einen Deutſchen Schriftſteller gefällt worden, als über ihn. Theils betrachtete man ihn als den eigentlichen Wiederherſteller der Poeſie und Kritik, als den äſthetiſchen Meſſias, und den neuen Hercules Muſagetes; theils ſah man in ihm das Symbol des Ungeſchmacks, und des hochmüthigen äſthetiſchen Eunuchismus, den Afterlehrer, der dem Streben der Jünglinge eine durchaus verkehrte Richtung gab, den Sündenbock, auf welchen jede poetiſche Untugend gewälzt werden müſſe, weil er allein ſie veranlaßt habe. Hie und da war man ſogar mit allen dieſen gewaltigen Reden noch nicht zufrieden, ſondern man wurde völlig überſchwenglich; und tadelte gleichſam den Tadel, daß er nicht hinlänglich tadeln könne. Nie, ſo lange es eine Literatur giebt, iſt Jemand ärger und öfterer geſcholten worden, als er, und ſelten trieben die Schelter ihr Geſchäft ſo ganz con amore als in Beziehung gegen ihn.

Es iſt eben nicht ſchwer, ein gerechtes Urtheil über Gottſched zu fällen. Seine Verdienſte ſowohl als ſeine mannigfaltigen Fehler verbergen ſich dem Blicke keinesweges. Er wirkte Gutes, indem er den Lohenſteinſchen und Weiſeſchen Geſchmack von dem Herrſcherſitze herabſtieß, aber er war zu beſchränkt, um das einzelne Treffliche in den Schriften jener Männer zu erkennen. Er fand die Deutſche Sprache in der tiefſten Erniedrigung, faſt möchte man ſagen: aus ihrer Wurzel gehoben, kraftlos gedehnt, und auf die fadeſte Weiſe mit ausländiſchen Worten gemiſcht. Ich wiederhole auch hier: Man muß die Deutſchen Werke der damaligen Zeit geleſen haben, man muß wiſſen, daß ſelbſt die beſſern Köpfe, als Thomaſius, Fuchs, Beſſer, Bohſe, Francisci u. ſ. w. durchaus nicht nur nicht frei von dieſem

Fehler waren, ſondern ſelbſt recht eifrig, wie auf eine Tugend, auf ihn hinarbeiteten, man muß wiſſen, daß ſämmtliche Deutſche Höfe in ihren öffentlichen Bekanntmachungen, dieſe heilloſe Buntheit und widerlich grelle Gemiſchtheit ſanctionirten. Hier iſt Gottſcheds Verdienſt allerdings anzuerkennen, daß er ſich ſtets jener Mengerei widerſetzte, und wenigſtens den Genius der Deutſchen Sprache ahndete, dem nichts ſo ganz und gar widerſpricht, als jene Miſchung.

§. 24.

Aehnliche Verdienſte erwarb er ſich auch um die Deutſche Grammatik und um die Geſchichte der Deutſchen Litteratur. Doch hier endet auch ſein Lob. Denn was er ſonſt noch begann, war eitel, thöricht und verkehrt. Er ſchrieb eine kritiſche Dichtkunſt und Rhetorik, doch außer den Stellen, die er aus den Alten mittheilt, iſt alles ſeicht und ſchwerfällig, und um ſo ſchwerfälliger, je leichter er zu ſein glaubt. Seine eigenen Gedichte, ſeine Trauerſpiele, ſein Cato (der 10 Auflagen erlebte), ſein Agis, Pariſer Bluthochzeit u. ſ. w. ſind beiſpiellos froſtig und mühſelig, ſo wie nicht minder ſeine Reden, die er ganz beſonders für meiſterhaft gehalten zu haben ſcheint. Ueberhaupt hat er für das Theater, ſo ſehr er auch für daſſelbe zu wirken ſuchte, nichts als

Verfehltes und Verkehrtes geleiſtet. Er haßte die alten Haupt- und Staatsactionen, ſo wie die derben luſtigen, mitunter freilich ein wenig roh ausgelaſſenen Luſtſpiele, am meiſten aber die Opern und Operetten, für die ſeit dem Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts, meiſtens von Hamburg aus, durch Deutſchland hin, eine beſondere Neigung ſich verbreitet hatte. Jene Staatsactionen, die heut zu Tage weniger gekannt als belächelt ſind, mußten bald den rohgeführten Waffen der drei ariſtoteliſchen Einheiten weichen, mit ihnen die alten, hundertfach behandelten Dramen von Fauſt, dem verlorenen Sohn, Genoveva u. ſ. w. dafür erhielten wir ſogenannte regelmäßige Stücke, bei denen die Zuſchauer nur den einzigen Troſt hatten, daß ſie ſich doch nun auf eine regelmäßige Weiſe langweilen konnten. Mit den Komödien verfuhr er faſt noch ſchlimmer, und da ihm beſonders der gute alte Hanswurſt als die Wurzel alles Uebels erſchien, ſo beging er im Jahre 1737 nebſt der Schauſpieldirectorin Neuber, die Grauſamkeit, den ehrlichen Geſellen öffentlich und feierlich zu begraben. So hatten denn die Deutſchen ihren alten Liebling verloren, und ſollten dafür mit lauem Halbſcherz und froſtig ſteifem gelehrtem Witz vorlieb nehmen, bei dem man weder lachen noch weinen kann. Am allerfeindſeligſten aber verfuhr Gottſched gegen die Oper, indem er ſich nicht begnügte, irgend etwas daran verändern zu wollen, ſondern indem er darauf ausging, dieſe ganze Gattung mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er hatte nämlich mit dem Aufgebot alles ſeines Scharfſinns herausgebracht, daß es denn doch unnatürlich ſei, wenn zwei Liebende ſich ihre gegenſeitigen Gefühle zuſingen, wenn Alexander mit einer Arie in eine Schlacht ziehe, oder gar Cato trillernd in den Tod gehe. Dergleichen Gründe waren denn auch plauſibel genug erfunden worden, und es kam dahin, daß mehrere Deutſche Höfe ihre Opergeſellſchaft entließen, worüber Gottſched jedesmal, wie über einen neuen Triumph des guten Geſchmacks den lauteſten Jubel ertönen ließ.

§. 25.

In dem letzten Drittel ſeines Lebens ſank Gottſcheds Anſehn immer tiefer und tiefer. Alle ſeine Schriften, alle ſeine Grundſätze, er mochte ſie nun öffentlich oder nicht öffentlich vorgetragen haben, wurden der Gegenſtand der bitterſten Kritik, oder des muthwilligſten Spottes. Faſt alle dieſe Spöttereien hatten vollkommnes Recht, nur ſoll man nicht vergeſſen, daß höchſtens die Hälfte jener Kritiker und Spötter geſichert über ihm ſtanden; die andere Hälfte aber gewiß tief unter ihm. In der That kam es zuletzt dahin, daß ſelbſt die elendeſten, verdienſtloſeſten Schriftſteller über den armen Mann herfielen, um nur gelegentlich ihr Müthchen an ihm zu kühlen, oder einige wohlfeile Späße anzuwenden, oder gar eine Art von Celebrität dadurch zu gewinnen. Gottſched blieb bei allen dieſen Anfeindungen völlig unempfindlich, ja er ſcheint zuletzt ganz hart und verſteinert geworden zu ſein, und hat gewiß die ſelige Ueberzeugung mit in's Grab genommen, er ſei denn doch der kritiſch poetiſch rhetoriſche Meſſias der Deutſchen geweſen, und es werde einſt noch an den Tag kommen.

Von Bodmers und Gottſcheds eigentlichen Schülern iſt überhaupt nur wenig, und durchaus nichts Erfreuliches zu ſagen. Die des Schweizers erſcheinen roh, grob und ſchwülſtig. Es ſind die Verfaſſer von wahrhaft ſchauerlich ſchlechten Hexametern, von Heldengedichten, die den Leſer, der ſie wirklich durchleſen kann, ſelbſt zu dem Range eines Helden erheben, und von reimfreien Oden, die, um ganz frei zu ſein, auch der Gedanken ſo ziemlich ſich entſchlagen haben. Der Umſtand, daß man den Reim haßte, ja ſogar ſich nicht wenig darauf zu Gute that, ihn zu verwerfen, giebt dieſen Leuten ein ganz beſonders dürftiges Anſehen. Einen Pyra, Lange, Naumann

mann u. ſ. w. darf man mit gutem Gewiſſen nicht einmal ſchlechte Dichter nennen, da dieſe, nach Leſſings richtiger Bemerkung, doch wenigſtens gute Reimer ſein müſſen.

An Geiſtloſigkeit ſtehen dieſen Menſchen die Schüler Gottſcheds völlig gleich, doch giebt ihnen eine gewiſſe flache Zierlichkeit und das Streben nach Eleganz und Galanterie, ein komiſches und nicht völlig ſo langweiliges Anſehn. Schwabe, Triller, Schönaich u. ſ. w. gewähren auch jetzt noch eine Art von Ergötzlichkeit, obwohl die Quelle derſelben allerdings nur die Ironie ſein kann. Die Schweizeriſche Sekte aber iſt weder zum Ernſt noch zum Scherz zu gebrauchen, ſondern ſchlechthin platt und plump und widerlich geiſtlos hochmüthig.

§. 26.

Es iſt erfreulich den Blick abzuwenden von dieſen wahrhaft undeutſchen Erſcheinungen, und ihn auf beſſere Männer zu leiten, die mit Kraft und Ernſt, ihren Geiſt auf Wiſſenſchaft und Kunſt richteten, und eine würdigere Periode der Poeſie in Deutſchland vorbereiteten. Wir nennen zuerſt:

Friedrich von Hagedorn, (geb. 1708, geſt. 1754.) welcher ſchon im Jahr 1729 eine kleine Sammlung von Gedichten gab, die bei aller Unreifheit doch ein Talent verriethen, das wenigſtens in einer ſo dürren Zeit als die damalige war, ein Talent genannt zu werden verdient. Späterhin verwarf er dieſe erſte Ausgabe gänzlich, und wandte den größten Theil ſeines Lebens daran, jene mit jugendlicher Uebereilung hingegebenen Gedichte, durch reifere Produktionen in Vergeſſenheit zu bringen. Er verſuchte ſich nicht ohne Glück, in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja ſo gar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetiſchen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Sein Geiſt iſt keinesweges reich, aber er weiß doch eine gewiſſe Feinheit in die begränzte Oeconomie des Verſtandes zu bringen, er hat wenig productive Kraft; eignet ſich aber das Fremde nicht ohne Glück an. Seine Begeiſterung (wenn wir das große Wort in Beziehung auf ihn, gebrauchen können) iſt nur momentan, ja wir möchten ſie ſtets dünn und waſſerhell nennen; darum glückt ihm nie eine Ode, nie auch nur eine längere Erzählung. Er iſt ſo begränzt, daß es faſt ſcheinen kann, er habe niemals einen Stoff beherrſchen können, der mehr als — eine Blattſeite einnimmt. Reinheit und Gewandheit der Sprache iſt ſehr an ihm zu loben, und ſie tritt um ſo mehr hervor, da das Dargeſtellte gewöhnlich nur unbedeutend iſt. Eine gewiſſe gelaſſene Fröhlichkeit, ein Sinn, der von keinen großen Leidenſchaften bewegt, mit ſich ſelbſt, der Natur und den Menſchen wohl zufrieden iſt, gewährt doch immer eine angenehme Erſcheinung.

§. 27.

Albrecht von Haller, (geb. 1708, geſt. 1777) ſteht in der erſten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts völlig allein da, ein leuchtendes Haupt, das über alle hervorragt, oft mit Unverſtand geſchmäht, oft mit Unverſtand gerühmt, ſelten begriffen. Es iſt hier nicht der Ort, ſeiner großen Verdienſte als Naturhiſtoriker und Arzt zu erwähnen; wir betrachten ihn nur als Dichter. Sein reicher Genius zeigte ſich ſchon in früher Jugend mit kühner Gewalt. Im funfzehnten Jahre ſeines Alters hatte er bereits ein epiſches Gedicht von 4000 Verſen und mehrere Tragödien und Idyllen vollendet, die er indeß in ſeinem neun und zwanzigſten Jahre ſämmtlich vernichtete, mit rühmlicher Strenge gegen ſich ſelbſt; doch betrübend für den Kritiker, der ſo gern das erſte Flügelſchlagen ſeines Genius vernommen hätte. Im zwanzigſten Jahre ſchrieb er das beſchreibende Gedicht: „Die Alpen.“ Die Sprache iſt hart und rauh, wie die Gebirgs-Maſſen die er ſchildert, doch die Ideen ſind kühn und feutig, und laſſen ſchon die tiefe Befreundung mit der Natur ahnden, die er einſt in ſeiner großen Phyſiologie ſo herrlich bewährte. In den Oden aus dieſer früheren Zeit, verhindert die gewaltſam ſtrenge Weiſe, mit der er gegen ſich ſelbſt verfährt, ſo wie eine zu ſehr begränzte Anſicht des Sittengeſetzes den freien Aufflug ſeines Geiſtes. Zum Beweiſe diene beſonders das lange Gedicht an die Ehre (vom Jahr 1728), in welchem er von dem Standpunkte enger Bürgerlichkeit aus, das Höhere nicht zu erreichen vermag. Beſonders unangenehm fällt die Rolle aus, welche Alexander, der geniale Große, in dieſem Gedichte ſpielen muß. Doch ſind wir ſehr geneigt, dieſes Ungemach auf Boileau's Rechnung zu ſetzen, der bekanntlich über den Schüler des Ariſtoteles mit ungenirter Behaglichkeit den Stab gebrochen hatte.

Am höchſten und reinſten ſtehen Hallers elegiſche Gedichte, und wir wollen es nicht verhehlen, daß wir ihn ſchon dann für einen trefflichen Dichter halten würden, wenn er auch nur die einzige Elegie auf den Tod Marianens gegeben hätte. Der tiefſte Schmerz des Mannes, durch Religion und innere Harmonie beruhigt, wird hier von der reinſten und kräftigſten Sprache mild umgeben, und Milde iſt es, in die ſich das geſammte Gefühl des Dichters wie des Leſers löſet.

Es iſt ein unerfreuliches Zeichen von der Verkehrtheit der meiſten Kritiker, daß dieſe und ähnliche Elegien faſt immer den didaktiſchen Gedichten nachgeſetzt worden ſind.

In Hallers letzten Lebensjahren finden ſich leider Spuren genug von trübem Stolz, und ſchwermüthiger Verzagtheit, welches oft mit Bitterkeit gerügt worden iſt. Um ſo zweckmäßiger ſcheint deshalb hier die Bemerkung, daß die höhere Kraft, die oft nur der Schwäche begegnet, ſo oft nur ihr gegen über ſteht, ſich ſelbſt zuletzt in Unbefriedigtheit verletze und verwunde, bis ſie endlich in jene Schwermuth verſinkt, die wir bei Haller bemerken müſſen.

§. 28.

J. W. L. **Gleim**, (geb. 1719, geſt. 1803). Seine erſten poetiſchen Verſuche konnten wohl nur in einer ſehr dürftigen Zeit auf einen beſondern Beifall rechnen, denn eine ſolche mochte allerdings noch von ihm borgen. Für uns ſtehen indeß ſeine anakreontiſchen Lieder bloß als eine jugendliche Verirrung, als eine mittelmäßige Nachahmung eines weichlichen Dichters da, der ſich unter die Griechen gleichſam nur geſtohlen, und den Namen Anakreon ſehr unrechtmäßiger Weiſe an ſich geriſſen hat. Nichts in der Welt ſollte billig dem Deutſchen Dichter ſo fremd ſein, als das Süßlich-Flache, womit jener Pſeudo-Anakreon prunkt; dennoch ſtrebte ihm Gleim nach, und ihm leider wieder viele andere, die dies ganze Treiben gar bequem und behaglich erachteten. Blumen, Küſſe, Wein und Liebe wurden zuletzt ſo durchgearbeitet, daß keine gute Faſer mehr daran blieb. Und welche Liebe, welche Küſſe waren es auch, von denen hier geſprochen wurde, wie matt, unſcheinbar und zu welchem Nichts verrieben!

Anſpruchloſer und eben deshalb beſſer, ſind einige Fabeln von G., wobei wir indeß alle diejenigen ausnehmen, die mit einer teleologiſchen Tendenz prunkend, die Anſpruchloſigkeit verlaſſen, und dadurch trocken und fade werden.

Dies alles, was Gleim bis zum Beginn des ſiebenjährigen Krieges lieferte, kann höchſtens den Litteratur-Hiſtoriker intereſſiren, denn als Dichter zeigte er ſich erſt jetzt, da Friedrichs Kampf gegen eine halbe Welt, ſein Gemüth befeuerte. Man ſollte die Kriegslieder eines preußiſchen Grenadiers nicht etwa den Gipfel ſeiner Poeſie nennen, ſondern wohl erwägen, daß ſie in der That und Wahrheit ſein Eines und ſein Alles ſind. Sie reichen aber auch völlig hin, um ſeinen Ruhm für immer zu gründen, und ſo lange noch die Deutſche Sprache geſprochen werden mag und gekannt ſein wird, können dieſe Gedichte nicht nur nie vergeſſen werden, ſondern ſie werden ſtets von Mund zu Munde gehen und wahrhaft leben; denn dieſes Leben iſt kein von außen her angenommenes, ſondern ein inneres eigenes, das eben deshalb, nicht untergehen kann.

§. 29.

Nach dieſer herzlichen Anerkennung jener vortrefflichen Gedichte, müſſen wir freilich hinzuſetzen, daß die Poeſie unſeren Gleim nach dem Abſchluſſe des Hubertsburger Friedens auf immer verließ. Ein Geſchick, das ſonſt auch wohl anerkannt worden iſt. Höchſtens hat man dagegen Halladat oder das rothe Buch angeführt. Wenn wir aber auch recht gern anerkennen, daß dieſes Werk mit dem redlichen Aufgebot aller Kräfte, unternommen und ausgeführt worden iſt, ſo können wir doch unmöglich weder Poeſie noch Philoſophie darin wahrnehmen, mit welcher letzteren Gleim ja, wie bekannt, ſtets in einem polemiſchen Verhältniſſe gelebt hat. Gleims Ideen von Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit u. ſ. w. waren in der That nie mehr, als die hergebrachten neu proteſtantiſchen, mit dünner Aufklärung verſetzten, und er hat nie eine Wahrheit gefunden, die da Wahrheit iſt und bleibt; denn er ſtand nur auf dem Gebiet des Meinens und des Wahrſcheinlichfindens. Ungeſtraft hat ſich noch niemand von der Philoſophie ausgeſchloſſen, aber härter noch büßen müſſen hat man ſtets das Unternehmen, ſich dem kühnen Lauf der philoſophiſchen Bildung zu widerſetzen. Der Triumphwagen dieſer Urwiſſenſchaft wird von ewigen Flügelroſſen getragen, und fruchtlos iſt es, ihnen wie ſterblichen Thieren in die Zügel fallen zu wollen. Wer ſolches unternimmt, läuft Gefahr zerſchmettert zurückgeworfen zu werden, oder doch wenigſtens ſein Lebelang in dem Staube wühlen zu müſſen, den die Räder aufwerfen.

Bei allem dieſem Tadel wollen wir indeſſen keinesweges überſehen, daß das Menſchliche dem Menſchen zugegeben werden müſſe, wir wollen es nicht vergeſſen, daß die rüſtige Jugend, welche Gleimen bis in ſein vier und achtzigſtes Jahr begleitete, ſo wie das ſtete Umgebenſein von Freunden, keinesweges ein bloßes Glück, ſondern auch ein wahrhaftes Verdienſt zu nennen ſei, und ſo möge das Andenken an dieſen Jünglings-Greis nicht ruhmberaubt unter uns fort leben.

§. 30.

Ewald Chriſtian von **Kleiſt**, (geb. 1715, geſt. 1759). Wir können über ihn durchaus kein anderes Urtheil fällen, als folgendes, welches wir bereits in unſerer Geſchichte und Kritik der Deutſchen Poeſie und Beredſamkeit gegeben haben:

Wenn die Elegie der Modernen überhaupt aus dem ewigen Gegenſatze der Idee und Erſcheinung, der Freiheit der Phantaſie und der Nothwendigkeit des Wirklichen hervorgegangen, ſo iſt dieſes ganz beſonders bei den Deutſchen der Fall, die gewöhnlich erſt dann dichten dürfen, wenn ſie vergeſſen haben, was um ſie her vorgeht. Aber es iſt ſchwer zu vergeſſen, und Kleiſten gelang es damit nicht. Unter den mannigfaltigen Umgebungen, im Getümmel des Krieges den ſein Herz nur haſſen konnte, flüchtete er ſich mit verletztem Gemüthe zu der Poeſie, die ihm wenigſtens Melodie und Sprache gab, daß er ausſagen konnte den Schmerz, der ihm die Bruſt umſpannte, und die tiefe Sehnſucht nach Ruhe, die ſtets vor ihm zu fliehen ſchien. Daher das Anſprechende und Rührende ſeiner Elegien, in denen er ſich dem Leſer ganz hingiebt mit all ſeinen verlorenen Hoffnungen und verhallten Wünſchen, denen nie Erfüllung begegnen wollte, wenn wir den einen und größten ausnehmen: den Tod der Helden zu ſterben. Daher aber auch das Verletzende ſeiner Elegien, der Mangel an Beruhigung, denn ihm ſelbſt fehlt ſie, und er konnte ſie daher auch ſeinen Werken nicht geben, ſo viele

Mühe er ſich auch giebt, den Leſer beruhigt zu entlaſſen. Zwar verſuchte er ſich auch in Epigrammen, aber fruchtlos, denn er hat den Scherz und den Witz nie gekannt; ja es iſt eine faſt peinliche Erſcheinung, dieſen ſanften wehmüthigen Geiſt nach Humor ringen zu ſehen.

Den „Frühling“ dieſes Dichters können wir nur in wenigen einzelnen Theilen loben. Eine gewiſſe Gattung von ſelbſt feuriger Liebe für die Natur, ſetzt deshalb noch keinesweges einen vertrauten Umgang mit derſelben oder gar eine tiefe Einſicht in dieſelbe voraus, und eine ſolche vermiſſen wir hier in der That überall. Der Dichter zerlegt ſich hier die ganze Natur, wie es hergebracht iſt, in Berg und Wald, Thal und Strom, Sonnenſchein und Regen, und es fehlt das vereinigende Prinzip, das Erfaſſen des Weltgeiſtes.

Die ſeltſame Art, Hexameter mit einer Vorſchlagsſylbe zu dichten, woraus doch in Wahrheit nichts anders entſtehen kann, als Hexameter mit ſiebentehalb Füßen, raubt dieſem Werke noch den hauptſächlichſten Reiz des Wohlklanges der Sprache, der ihm ohne jene ebengenannten tieferen Erforderniſſe hätte gegeben werden können. Oft ſchon hat das Nichtreimenkönnen oder Nichtwollen ſich bitter gerächt.

§. 31.

Johann Peter Uz, (geb. 1720, geſt. 1796). Ein wackeres, kräftiges, wenn auch eben nicht reiches Gemüth, voll reiner Liebe für die Sittlichkeit und Vaterland; mitunter auch den Scherz verſuchend, der ihm nicht immer ungünſtig iſt. Ein Dichter, der die Sprache beherrſcht, der mit einer ganz beſonderen Strenge und Sorgſamkeit, ſelbſt im Einzelnen, nach einer beſſeren Correktheit ſtrebt, als die iſt, welche man gewöhnlich anpreiſet: ein ſolcher iſt Uz, der leider faſt nur noch in Anthologien und Beiſpielſammlungen, ein kümmerliches Leben unter uns lebt. Ich meine nicht, daß alle ſeine Oden, z. B. die Theodicee (in der ſich beſonders das ſonnenrothe Angeſicht, mit dem zur Gottheit aufgeflogen werden ſoll, unangenehm macht) ich meine nicht, daß mehr als ein Drittel ſeines ſiegenden Liebesgotts noch unter uns leben ſollte: aber das was dann wirklich bleibt, weil es Leben hat, warum — wie oft muß der Deutſche dieſe Frage thun? — warum iſt es vergeſſen worden? Sollte nicht, um nur Eines zu erwähnen, die Ode an Deutſchland:

„Wie lang zerfleiſcht mit eigner Hand,
Germanien ſein Eingeweide!“

hinreichend ſein, den Namen des wackern Mannes noch fernerhin zu ehren? Die Untugend der

Vergeßlichkeit hat ſich wohl immer früh genug beſtraft; am meiſten aber bei den Deutſchen, und die Folgen jener Vergeßlichkeit, können oft eine recht tiefe allegoriſche Bedeutſamkeit gewinnen.

Das Gegenbild zu Uzens correcter Gediegenheit und Sinnigkeit als Dichter, möchten wir unter den Deutſchen Rednern finden in Spalding und Jeruſalem, deren ehrwürdige Namen ſelbſt in einem Werke wie dieſes, das nur die äſthetiſche Litteratur der Deutſchen darzuſtellen hat, nicht übergangen werden dürfen. Spaldings „Beſtimmung des Menſchen“ läßt in der That ſchon die große Revolution in der Philoſophie auf eine ſehr erfreuliche Weiſe ahnden, wie ſie ſpäterhin durch Kant erfolgte. Als Redner zeichnet ihn eine großartige Einfalt, die jegliche rhetoriſche Buhlerkünſte verſchmäht, ſehr rühmlich aus. Jeruſalem iſt weicher, und geht mitunter ſelbſt auf die tiefſte Rührung des Herzens aus, doch iſt ſeine Beredſamkeit nicht ganz frei von Prunk und Schminke, er wühlt zuweilen in Worten und Bildern, welche die Gedanken faſt gewaltſam überſtrömen.

§. 32.

Chriſtian Fürchtegott **Gellert**, (geb. 1715, geſt. 1769). Bei dem Mangel eines Mittelpunktes, und den mannigfaltigen, auseinanderfahrenden Tendenzen der Deutſchen, iſt es immer eine ſehr ſeltene und auffallende Erſcheinung, wenn es einmal irgend einem Schriftſteller gelingt, die Neigung des geſammten Volkes auf ſich zu concentriren. Unſerm Gellert gelang dies in der That in einem Grade, den nur ſehr wenige erreicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürreſten aller litterariſchen Zeiten in Deutſchland, 1744 erſchienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verſtändliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz, die Liebe des Volks, und während es ſie liebte, ward es auch durch ſie gebildet. Freilich wird der Kritiker, tadelnd noch hinzuſetzen müſſen, daß ſeinen Fabeln oft eine gewiſſe Breite und Schwatzhaftigkeit und Verwäſſerung beiwohne, doch wird er keinesweges jemals jene angeführten Vorzüge derſelben läugnen können: ſo wie denn überhaupt bei jedem Schriftſteller, welcher der wahrhafte Liebling des Publikums geworden, doch nothwendig irgend ein guter Grund obwalten mußte.

Wenn Gellerts Fabeln durch ihre Allverbreitung, auf die Verſtandescultur des Volks bedeutend wirkten, ſo bemächtigten ſich ſeine geiſtlichen Gedichte des Herzens der Nation und es gelang ihm, einige Ahndungen von Religioſität ſelbſt bei dem großen Haufen zu retten. Er erreicht keineswegeſ die Tiefe der religiöſen Gedichte eines Flemming und Gerhard, ſo wie in muſikaliſchem Gefühl und muſikaliſcher Sprache auch Novalis weit über ihm ſteht; aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch ſeine geiſtlichen Gedichte aus, ja, er weiß ſelbſt den oft gar zu durchſichtigen, faſt möchte ich ſagen, wohlfeilen Gefühlen, eine gewiſſe rührende Wärme und leichte freundliche Erhebung mitzutheilen.

§. 33.

Dennoch ſcheint es, als habe Gellert das meiſte Talent für die Gattung der kleineren fröhlichen Erzählung gehabt, wobei es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewiſſe Gattung von Geſchwätzigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit ſelbſt oft, ihrer Natur nach, witzig iſt. Freilich iſt der Stoff dieſer Erzählungen faſt immer derſelbe. Sein ſpaßhafter Weiberhaß und ſeine komiſche Scheu vor der Ehe, macht ſich ſtets ſo zierlich und gutmüthig, daß er wohl niemals eine Frau im Ernſt erzürnt hat. Das bekannte Wort:

Ridetur chorda qui semper oberrat eadem,

hat bei Gellert nie eine Anwendung erlitten, eben weil er die eine Saite ſtets mit einer gewiſſen Zierlichkeit zu handhaben wußte.

Für den Roman hatte Gellert durchaus kein

Talent, und es iſt niemandem mehr zuzumuthen, ſeine ſchwediſche Gräfin zu leſen. Man wird ſogar einräumen müſſen, daß die aſiatiſche Baniſe, ſo wie ſelbſt die durchlauchtigen Octavien, Aramenen, und Olorenen, ſo wie die liebſeligen und galanten Celinden und Bellamiren, manche Vorzüge vor jener Gräfin haben.

Wenn auch faſt eben ſo mislungen, doch erfreulicher und wichtiger ſind ſeine Schauſpiele. Mit ihnen iſt es ihm ein ungleich höherer Ernſt, und wenn auch ſein Orgon und Damis, Siegmund und Simon, ſo wie ſein Lottchen und Julchen, immer nur Umriſſe von allgemeinen nicht recht Deutſchen Charakteren geben, ſo iſt doch wenigſtens der Dialog ſelbſt in ſeiner zierlichen Weitſchweifigkeit, und ehrbaren Langweiligkeit als ein ſehr merkwürdiger Beitrag zur Culturgeſchichte der Deutſchen anzuſehen. Nur der Uebellaunige kann dieſe Stücke trocken nennen; der fröhlicher Geſtimmte wird ſie Alle, beſonders aber ſein „Loos in der Lotterie“ recht wohl genießbar und ſcherzhaft in der Trockenheit, ſo wie nicht minder beziehungsreich und bedeutend finden. Da, wo der Scherz und der Spott ſo leicht iſt, als es in Beziehung auf dieſe Schauſpiele zu ſein ſcheint, iſt er ſchon um deswillen ungerecht. Und ſo gelte dieſes Urtheil denn auch ſogar von

Gellerts Schäferſpielen, bei denen wir uns durch die vielen grünen und blauen Bänder, die einem neueren Kritiker ſo ſeltſam widerlich geweſen ſind, durchaus nicht irre machen laſſen wollen, indem wir ſie für die Hüte und Schäferſtäbe, die doch nun einmal durchaus vorkommen müſſen, recht zweckmäßig finden.

§. 34.

Gellerts Briefe, die man bei ihrem Erſcheinen als durchgängig muſterhaft und vollendet betrachtete, gelten jetzt bei Vielen für überkünſtlich und wohl gar für affektirt. Ich geſtehe gern, daß ich bei weitem milder über dieſelben denke, und ſie in ihrer Sphäre als ganz vorzüglich erkenne. Dieſe Sphäre iſt nämlich das ſogenannte goldene Zeitalter der Deutſchen Litteratur von 1740 bis 60, das von Manchem für wahrhaft golden und einzig, von Manchem aber auch für durchaus ſeicht und fade, und wohl gar für ein reines Garnichts erklärt worden iſt. Das erſte Urtheil iſt ſo verkehrt als das letztere. Jene Periode iſt allerdings ein entſchiedenes Etwas. Wenn ſich ein Menſch, oder ein Volk, oder eine Litteratur von der Roheit losreißt, ſo pflegt ſie nicht bloß jenes Losreißen durch die That zu beweiſen, ſondern auch ſehr häufig durch ſelbſtgefällige Worte zu verkünden. Oft begnügt ſie ſich ſogar mit den Wor-

Worten allein, und hält ſie ſchon für die That, oder denkt doch wenigſtens, die letztere werde wohl von ſelbſt folgen. Daher die ewig ausgeſprochene Verſchmähung des Rohen und Gemeinen, (welche ſich ja billig unausgeſprochen von ſelbſt verſtehen ſollte) daher die Liebäugelei und Koketterie mit der Freiheit, die nicht ſelten zur Süßlichkeit und Stutzerhaftigkeit übergeht. Ganz frei von dieſen böſen Fehlern ſind auch die Gellertſchen Briefe nicht, doch haben ſie weniger von denſelben als alle übrigen der damaligen Zeit, denn Gellerts Geiſt war in der That ein zarter und feiner, während die meiſten andern, die ſich um ihn drängten, nicht ohne Unbeholfenheit und Anwandlungen von Roheit, ſich auf die Zartheit legten, wie auf eine mechaniſche Kunſt.

§. 35.

Johann Elias Schlegel, (geb. 1718, geſt. 1749). Männlichkeit und Kraft, Deutſchheit und Stolz machen den litterariſchen Charakter dieſes Mannes aus; nur offenbart ſich leider auch hier eine Schattenſeite. Seine Männlichkeit iſt nicht ohne Roheit, ſeine Kraft mit Härte vereinigt, ſeiner Deutſchheit fehlt die Lieblichkeit, und ſeinem Stolze die Blüthe der Liebe, ohne die er ſtarr und eiſern erſcheinen muß. Seine Trauerſpiele werden durch eine oft beängſtigende Form in ihrem inneren Weſen aufgehalten und gedrängt, obwohl ſie ſtellenweiſe ſehr zu rühmen ſind, und die edle Geſinnung des Dichters überall hervorleuchtet. Auch im Luſtſpiel verſuchte ſich Schlegel; doch ſind die in Proſa geſchriebenen Stücke, „der geſchäftige Müſſiggänger“ und „der Triumph der guten Frauen“ größtentheils wäſſrig und breit. Deſto angenehmer erſcheinen ſeine Vor- und Nachſpiele in gereimten Verſen, für welche er ein ſehr glückliches und in ſeiner Zeit auch ſehr ſeltenes Talent beſaß. Noch iſt rühmlich von ihm zu erwähnen, daß er nie in ſeinem Leben einer litterariſchen Sekte gefröhnt hat, ſo wie denn überhaupt ſein ganzes Weſen ſich zu einer kräftigen Einigkeit in ſich ſelbſt hinneigte, die nur ſein früher Tod nicht ganz zur Reife kommen ließ.

§. 76.

Gottlieb Wilhelm **Rabener**, (geb. 1714, geſt. 1771). Wenn wir erwägen, daß Deutſchland ſchon lange vor ihm einen Fiſchart, Sebaſtian Brandt und ähnliche, männlich-ſtarke, witzreiche Schriftſteller gehabt hat: ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie man mit Rabener ſo ſehr hat zufrieden ſein können, als man in der That geweſen iſt. Man hatte ſich ſeltſam genug, eine lange Zeit vorgeredet, es mangele den Deutſchen überhaupt das Talent der Satire, und man war zuletzt ziemlich allgemein dahin gekommen, dieſe eben ſo ſchmachvolle als unwahre Anſicht, als unbeſtreitbar anzunehmen. In einer ſolchen Zeit von wehmüthig-ſchlaffer Verzweiflung an ſich ſelbſt, trat nun Rabener auf, und wußte die Meinung von ſich zu verbreiten, als ſtröme ihm der Witz und der Humor aus einem gar reichen Füllhorne. Man wünſchte ſich ordentlich unter einander Glück, daß man nun doch endlich einmal einen ſatiriſchen Deutſchen aufzuweiſen habe, welches nach hergebrachter Meinung faſt wie ein Widerſpruch im Beiworte klinge. Da nun der Uebergang von übertriebener Demuth zu übertriebenem Stolze ſo leicht iſt, ſo ging man in der Ueberſchätzung Rabeners ſo weit, daß man ihn ſelbſt den geiſtreichſten Engliſchen Satirikern und Humoriſten an die Seite ſetzte, ja wohl gar vorzuziehen wagte. Dieſer Irrthum konnte indeß nicht von Dauer ſein, und da ſich ſeit geraumer Zeit ſchon unter uns ein freierer und kühnerer Geiſt der Satire geregt hat, ſo iſt R., wie billig, der Vergeſſenheit ziemlich nahe gekommen. Rabeners Witz iſt der eigentliche Converſationsſpaß eines nüchternen und froſtigen Zirkels, dem es ſchon genug iſt, wenn nur etwas der Polemik Aehnliches geſchieht, damit die Gefahr des Einſchlafens vermieden werde. Der ewige Gegenſatz des Ernſtes und des Scherzes, deren wechſelſeitige Befreundung das Reſultat jeder gelungenen Satire iſt, blieb dieſem Schriftſteller verborgen, denn er vermochte nur den Halbernſt und den Halbſcherz zu erfaſſen. Weit entfernt, eine objektive Reinheit der Satire auch nur zu ahnden, fehlte es ihm ſelbſt an einer gewiſſen Indignation, die, wenn ſie nur groß und kühn iſt, und nur die Gattung und die Repräſentanten derſelben trifft, einen bedeutenden polemiſchen Schriftſteller bilden kann. Rabener ſteht in der Mitte, er überſieht ſein Zeitalter nicht, und wagt nur ſo nebenbei einige Scherze darüber, die ſich dann freilich mit gänzlicher Unbefriedigtheit endigen müſſen. Dabei iſt er ſehr geſchwätzig, und ſpinnt den Faden ſeines Spaßes ſo weitläufig aus, daß ſelbſt mancher beſſere darunter, alle Kraft und Farbe verlieren muß.

§. 37.

Ch. Felix **Weiße**, (geb. 1726, geſt. 1804). Bei allem Lobe, welches man ſeinem Streben für die Comödie und Operette widmen muß, iſt es doch nicht zu verhehlen, daß ſeinen Luſtſpielen nur ein temporäres Leben beiwohnt, und daß er die Oper nur von der idylliſchen, nie von der romantiſchen Seite aufgefaßt habe. Dieſe idylliſche Seite glückt ihm aber auch vorzüglich, und es iſt ihm gelungen, marche leichte und angenehme Lieder aus ſeinen Singſpielen in die Herzen und auf die Lippen des Deutſchen Volks zu bringen, die leider ſo oft tonlos und geſanglos ſind. Am weiteſten verbreitete ſich indeſſen ſeine Wirkſamkeit als Schriftſteller für die Jugend, der er ſich auf mannigfaltige Weiſe zu empfehlen wußte. Doch, dünkt uns, liegt eben in jener Mannigfaltigkeit manches Verfehlte. Er blieb nicht frei von den traurigen Einwirkungen des Baſedowianismus, und ob er ihm auch, wenn wir ſo ſagen dürfen, nur ein Hinterpförtchen geöffnet hätte, ſo wäre doch ſchon Raum genug geweſen, um die Oberflächlichkeit und Weichlichkeit, die unzertrennlichen Gefährten des Baſedowſchen Geiſtes, einzulaſſen. Was indeß bei Weiße manches wieder gut macht, iſt ſeine gar ſehr liebenswürdige Perſönlichkeit, die überall in ſeinen Schriften mit ſanfter Freundlichkeit waltet. Wo ſich dieſe offenbaren kann und darf, erfreut er jedesmal mit Sicherheit. Doch in der höheren Tragödie muß freilich dieſer Reiz gänzlich ſchwinden, da er ſich oft an Charaktere wagt, (z. B. Atreus und Thyeſt) von denen ſeine ſanfte Natur nicht die entfernteſte Ahndung, nicht den kleinſten auch nur hiſtoriſchen Begriff zu erſchwingen vermochte, ſo wie denn auch leider das lieblichſte aller romantiſchen Dramen: Shakſpears Romeo und Julie, unter ſeinen Händen zu einem ſteifgezierten Converſationsſtück wurde.

§. 33.

Fried. Gottlieb Klopſtock, (geb 1724, geſt. 1803). Es bedurfte eines eben ſo gewaltigen als milden Geiſtes, um die Deutſchen zur Poeſie und zur Deutſchheit zurückzuführen. Es bedurfte des allerkräftigſten Anfaſſens und Aufrüttelns aus manchen behaglichen Träumen, in die man ſeit ſo langer Zeit verſunken geweſen war. In den Wiſſenſchaften hatte man von je her nur ein gründliches Beſtreben anerkannt und geachtet, und nur das Vortreffliche war als ſolches gefeiert worden. Doch in den Künſten war das alles anders. Hier herrſchte das ſeltſamſte Vorurtheil, Bequemlichkeit, und ein ewiges ſich zur Ruhe ſetzen und andere zur Ruhe einladen. Ein gewöhnlicher Zeichner, oft kaum gut genug für den Hausbedarf, ward nicht ſelten mit Titian und Correggio verglichen, eine halbweg erträgliche Statue wurde des Phidias für würdig erklärt, u. ſ. w. Und nun vollends in der Poeſie! Der alltäglichſte Kopf, wenn er nur das mechaniſche Talent beſaß, plauſible Gedanken, mochte er ſie auch entlehnt haben, in erträgliche Reime zu bringen, oder mit der Unform eines roh hintappenden Hexameters zu umgeben, wurde gewöhnlich ſogleich bei ſeinem Auftreten mit dem heiligen Namen eines Dichters begrüßt. Es war nicht genug, daß man dergleichen ganz mittelmäßige Leute mit Opitz und Flemming verglich, man war auch patriotiſch genug, ſich zu freuen, daß wir doch nun auch den Alten und den neueren Ausländern muthig die Stirn bieten könnten. Die Redacteure der damaligen äſthetiſch-kritiſchen Blätter zündeten faſt alle Monate in ihren Heften ein Freudenfeuer an, daß nun doch endlich einmal die reine goldene Zeit angebrochen, und ordentlich mit Händen zu greifen ſei.

Und das ſollte nun All nicht mehr ſo gelten! Es ſtand ein Dichter auf, der ſchon als Jüngling ſeine höhere Abkunft beurkundete, der einige Oden gab, die man keineswegs im Halbſchlummer zu leſen wagen durfte, der in einer derſelben (der Lehrling der Griechen), den Horaz nur deshalb nachgeahmt zu haben ſchien, um ihn zu übertreffen, und der endlich, noch immer als Jüngling, mit den erſten Geſängen eines epiſchen Gedichtes auftrat, das durch die Kühnheit des Planes und der Anſicht, ſo wie durch die Form im Allgemeinen den Kritiker überraſchte, während es den einfachen Leſer durch die reinen und frommen Geſinnungen, die überall hervorleuchteten, ſo wie durch die Gewalt der Sprache und Situationen, in das innigſte Entzücken verſetzte.

§. 39.

Es ſammelte ſich bald eine Schaar von Freunden um ihn her. Doch auch die Feinde fehlten nicht zu ſeinem Glück, das heißt, zu ſeiner Bildung. Klopſtocks Seele ſehnte ſich mit ganzer jugendlicher Kraft nach der Freundſchaft, ja er wußte dieſes Gefühl zu einer Art von ſich ſelbſt vergeſſender Liebe zu geſtalten, denn das Schickſal vergönnte ihm keinen Freund, an dem er mit freudiger Demuth hätte hinauf ſehen können, keinen, der ihm auch nur hätte genügen dürfen, und doch genügten ſie ihm. Seine mächtige Phantaſie verhüllte ihm ihre geiſtigen Unzulänglichkeiten, und ließ ihn ſogar bei manchem nicht einmal die innere Halbheit und Gemüthskälte bemerken. Es iſt eine rührende Erſcheinung, wie er dieſe zum Theil etwas mittelmäßigen Menſchen ſo innig an ſich ſchließt, gleichſam um ſie mit dem Ueberfluß ſeiner Liebe in ein neueres bedeutſameres Leben einzuführen. Manche unter denſelben gaben ſich dafür auch alle mögliche Mühe, ſeiner würdig zu werden, andere hingegen glaubten genug zu thun, wenn ſie nur die alten Künſte der Verhätſchelung, bei ihm anwendeten und ihn mit Schmeicheleien groß zu füttern ſuchten. Aber Klopſtock blieb immer er ſelbſt, und ſtand nicht weniger ſchön ſeinen Freunden als ſeinen Feinden entgegen *).

Die Freundſchaft iſt bei Klopſtock keineswegs etwas bloß Zufälliges, keineswegs ein bloßer Wunſch, eine bloße Freude, ſie iſt ſelbſt mehr als ein bloßes Herzensbedürfniß, ſie iſt die vollendete Nothwendigkeit des geſammten Menſchen, und eben deshalb ſeine Gottheit, ſeine Muſe. Ihr verdanken wir ſeine ſchönſten, von jugendlicher Wärme durchglühten Oden. Als ſie ihn verließ, ohne Zweifel durch Schuld mancher Freunde, deren jammervolle Blöße denn doch nicht immer mit dem Purpurmantel ſeiner Phantaſie verhüllt werden konnte, da verließ ihn auch, möchten wir

---

*) Wenn wir vorhin erwähnten, daß unter Kl. Freunden auch manche mittelmäßige ſich fanden, ſo iſt es möglich, daß wir deshalb einigen Widerſpruch erfahren. Des ungeachtet müſſen wir dies Urtheil noch verſtärken, indem wir ſogar einen weniger als mittelmäßigen kennen gelernt haben, der die Unbedeutenheit ſeines Geiſtes noch mit kalter Gemüthshohlheit und widrig geſchwätziger Eitelkeit verſetzt, muthig zur Schau trug. Wir meinen den Bruder der Fanny, den man leider in den kürzlich erſchienenen Briefen der Klopſtockiſchen Freunde von neuem an das Tageslicht gezogen hat, bei dem er ſich eben nicht erfreulich ausnimmt.

ſagen, der herrlichſte Pulsſchlag ſeines Lebens, und er war gewiß nicht glücklich in der Abgeſchloſſenheit ſeines ſpäteren Alters. In der Liebe iſt Klopſtock nie glücklich geweſen, ja wir möchten behaupten, daß er ſie im eigentlichſten Sinne des Wortes gar nicht gekannt habe, eben weil ſie unerwiedert blieb. Eine einſeitige Liebe iſt nicht bloß als das größte Unglück, ſondern auch als der größeſte Irrthum anzuerkennen, und die Liebe kann in der Welt des Gemüths eben ſo wenig irren als die reine Anſchauung in der philoſophiſchen Sphäre. Da nun aus einem Irrthum ſich nie etwas Wahres erzeugen kann, ſo geſtehen wir, daß wir an eine ſpätere glücklichere Liebe nicht glauben können, ob wohl wir recht gern eine ſehr friedlich freundliche Ehe des Dichters annehmen.

§. 40.

Der zweite Impuls zur Poeſie war bei ihm die Vaterlandsliebe, die, ſeiner ſtolzen Seele ganz gemäß, nach und nach ſich immer mehr vertiefte, durch Widerſtand ſich ſtärkte, und zur coloſſalen Leidenſchaft wurde. Daher iſt dieſe Vaterlandsliebe nicht ruhig epiſcher Natur,, ſondern lyriſch-polemiſch und dithyrambiſch zürnend. In einem Deutſchland, wo alle Deutſchen für ihr Vaterland geglühet hätten, wäre Klopſtock vielleicht ganz ruhig und gelaſſen da geſtanden. Der geborene Dichter iſt freilich der Sieger ohne Kampf, aber der Kampf den der Sieg krönt, gewährt einen Anblick von dem Seneca, wohl auch in dieſer Beziehung mit Recht ſagt, daß ſelbſt die Götter ihn mit Luſt anſchauen.

Dieſe Vaterlandsliebe hat die köſtlichſten Früchte getragen. Sie erzeugte nicht bloß einige ſtolze, kühne Oden, ſondern in ſpäteren Jahren auch noch das tiefe Eindringen in das Weſen der Sprache, das, in ſeinen grammatiſchen Geſprächen, ſo lange verborgen, verkannt oder blöde angeſtaunt, erſt vor wenigen Jahren zum erſten Male gehörig gewürdigt worden iſt, ein Ruhm, den wir unſeren Zeiten nicht verſagen können, da die früheren Jahrzehnte, träge genug, ſich ihn nicht anzueignen vermochten.

Der dritte Impuls ſeiner Poeſie, war die Religion, und zwar die Verherrlichung des Chriſtenthums, in ſoweit Klopſtock es zu faſſen vermochte. Wohl iſt es wahr, daß die höhere Natur des ausgezeichneten Dichters, der Zeit befiehlt, und ihr ein neues Gepräge giebt, dennoch wird auch ſie dem Einfluſſe der Zeit, in der ſie aufſteht, nicht ganz entgehen können, denn ohne die ſtete Wechſelwirkung von geben und empfangen, iſt kein Leben, alſo auch nicht das des eininannteſten Geiſtes möglich. So trägt denn auch Klopſtocks Religiöſität die Spuren ſeiner Zeit. Einem Theile ſeiner Zeitgenoſſen war freilich der alte ſchöne deutſche Glaube, in ſeiner Lebendigkeit und Wärme noch geblieben, man hatte ihn hinüber gerettet aus einer frommen Vergangenheit und ihn geſchützt vor dem frechen Antaſten einer unheiligen Gegenwart. Bei einem andern Theile war die Religion in Erſtarrung und Verſteinerung übergegangen, und der Buchſtabe hatte ſeine alte tödtende Kraft bewieſen. Der dritte und größeſte Theil ſeiner Zeitgenoſſen hatte ſeine Zuflucht genommen, zu dem jammervollen Encyclopädismus, und zu jener lauen unſeligen Aufgeklärtheit, die durch Unbefriedigtheit erzeugt, ihren Durchgang durch Unbefriedigtheit hat, und in Unbefriedigtheit endigt.

§. 41.

Klopſtocks Religioſität iſt ein Ringen, Ahnden, ein unendliches, oft aber auch wundes Sehnen, nach dem was Antwort hat auf jede Frage, und Befriedigung für jedes Sehnen. Aber er findet nicht immer jene vollendete Befriedigung. Oft iſt es nur eine gewiſſe, wenn wir ſo ſagen dürfen, geräuſchvolle Erhabenheit, durch die er ſich beſchwichtigt. Zuweilen iſt es wohl gar nur ein gewaltſames Flügelſchlagen, wodurch er ſich betäuben will, zu einem durchaus klaren ſeeligen Anſchauen bringt er es nie. Doch jenes Ahnden und Sehnen finden wir oft ſehr rührend ausgeſprochen, z. B. in den Oden: der Allgegenwärtige, der Erbarmer u. ſ. w. Aber wenn wir Flemming und Gerhard ganz kennen, oder wenn wir, ganz abgeſehen von allen Namen und vorhandenen Werken, uns bloß ein religiöſes Ideal vorhalten, ſo kann uns Klopſtock nicht vollkommen genügen.

Klopſtocks Geiſt war nicht geſtärkt durch reine Speculation, nicht genährt durch ächte tiefe deutſche Philoſophie, und auch er mußte dafür büßen, ſo wie denn noch niemand auf Erden ungeſtraft der Philoſophie ſich entäußert oder gar ſich ihr widerſetzt hat. Höchſt ungern nur erwähnen wir ſolcher polemiſcher Verſuche gegen die Philoſophie bei dem edeln Klopſtock. Doch ſind ſie leider nicht zu übergehen, da wir ohne dieſe Hindeutung Klopſtock nicht verſtehen, und er auch, redlich wie er war, ſeine Anſichten nie verhehlte.

Innig anerkennend aber, und mit hohem Ruhme wollen auch wir gedenken der Idee zum Meſſias. Wenn wir dieſe letztere in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit überdenken, und zugleich die Kühnheit berechnen, die dazu erforderlich war, ſie als Vorwurf des Epos aufzufaſſen, ſo werden wir ſchon um ihrentwillen unſerm Klopſtock den Namen eines großen Dichters nicht verſagen dürfen. Dann erſt mögen wir es anerkennen, was allerdings anzuerkennen iſt, daß dieſe Idee nicht ſo klar und vollendet zur Erſcheinung gebracht worden iſt, als ſie in ſeiner frommen Phantaſie, in ſeinem ſtillkräftigen Gemüth entſprang. Es iſt heilſam, ſich hiebei zu erinnern an den Unterſchied zwiſchen dem, was durch das Materiale der Poeſie, d. h. durch die Worte bezeichnet werden kann, und dem, was der Poeſie ſelbſt angehört. Das erſtere iſt beſchränkt, doch in dem letzteren iſt allerdings das Eine und das All. Manche herrliche Idee, es ſei zu einem Roman, Epos, einer Tragödie oder zu einem Sonett, Madrigal oder Epigramm iſt nimmer ganz rein und lauter und kräftig zur Erſcheinung zu bringen, weil die Poeſie am Ende denn doch nur Worte hat, mit denen ſie ſelbſt das, was das Wort fliehet, ergreifen ſoll Manches reizende Gebilde der Phantaſie wird durch das ſchwere Wort niedergedrückt wie der zarte Flügel des Schmetterlings durch den kühlen Thautropfen der Nacht. (Vgl. Meine Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit S. 198.)

§. 42.

Das Talent der mimiſchen Darſtellung im

Styl, beſitzt Klopſtock nur in geringem Grade. Die geiſtige Phyſiognomie ſeines Chriſtus ſteht etwa zwiſchen dem Genius Albrecht Dürers und dem des göttlichen Raphael; doch eben dieſer Mittelzuſtand erreicht nichts ganz Entſchiedenes. Sein Gott der Vater iſt zu populär erhaben, und hat zuviel mit einem gewiſſen, wenn wir ſo ſagen dürfen, arithmetiſchen Pathos zu thun, ſein Johannes iſt mehr der Begriff eines vortrefflichen Schülers, als der einzige Jüngling ſelbſt. Am verfehlteſten aber iſt unſers Erachtens der Charakter des Satan, des Mahleriſchſten und Geſtaltvollſten, was unſere Mythologie hervorgebracht hat. Hier iſt es dem Dichter genug geweſen, das Prinzip des Böſen perſonificirt, redend einzuführen, und zwar abermals wieder mit ſteter Hinneigung zum Erhabenen, nur daß dieſes Letztere, um es von dem des guten Prinzips zu unterſcheiden, mit einiger Krampfhaftigkeit verſetzt worden iſt. Um den Klopſtockiſchen Satan durchaus verfehlt und trotz aller ihm in den Mund gelegten Heldenſprüche, kraftlos zu finden, bedarf es keinesweges einer Vergleichung deſſelben mit dem durchaus vortrefflichen in Goethe's Fauſt, ſondern es iſt genug, ſich an die vielen Darſtellungen dieſes Charakters in den alten Deutſchen Komödien und Heldenſpielen zu erinnern. Wir geſtehen, daß wir einige altdeutſche Schauſpiele kennen und von Puppen haben aufführen ſehen, in denen der Charakter des Satan mit einer ſo beſonnenen Umſicht, klaren Conſequenz und lebendigen Deutlichkeit geſchildert worden war, daß wir nicht anders konnten, als die Klopſtockſche Schilderung tief darunter ſetzen, obwohl wir in der letztern die gebildete Kraftſprache und die anziehenden Sentenzen gar gern anerkennen. Ohne Zweifel trägt bei dieſem Misgriffe, Milton die meiſte Schuld, indem damals in unſerem Deutſchland, eine etwas bettelhafte Liebe für den wackeren, aber höchſt einſeitigen engliſchen Dichter in Umlauf geſetzt worden war; aber es iſt keinesweges unſere Meinung, einen Mann wie Klopſtock, der höher ſtand als ſeine Zeit, durch ein Gebrechen ſeiner Zeit entſchuldigen zu wollen.

§. 43.

Klopſtocks Trauerſpiele ſind von den Deutſchen mit einer Kälte empfangen worden, die in dem auffallendſten Gegenſatze ſtand, mit dem glühenden Enthuſiasmus, den ſein Meſſias erregt hatte. Man betrachtete ſie, wie es ſcheint, nur mit einer gewiſſen verlegenen Scheu, und während man ſich beſann, was eigentlich darüber zu ſagen ſei, ging vielleicht der Augenblick des Ergreifens und Auffaſſens verloren. In der That

ſind

ſind dieſe Tragödien, bei der erſten Lektüre wenigſtens, dem Scheine der Härte und der Kälte ausgeſetzt, auch iſt nicht zu läugnen, daß der ruhige Stolz in dem ſie ſich geben, zuweilen herbe wird und ſchroff, und daß das Ganze ſich nur wie ein kühner, harter Fels erhebt. Der Styl, in dem dieſe Tragödien geſchrieben ſind, hat eine Nacktheit, die den Liebhaber der blumenreichen Schreibart zurückſtoßen muß; denjenigen aber ſehr anziehen wird, der hier eine Beſonnenheit ahndet, die von dem geſunden Baume ſelbſt die Blüthen und Blätter abzuſtreifen wagt, da ſie des innern Lebens ſelbſt gewiß iſt. Ein Irrthum waltet hier allerdings ob, denn der lapidariſche Styl gehört der Tragödie nicht an, aber es iſt ein höchſt bedeutender Irrthum, der neues Zeugniß giebt von dem ſelbſtſtändigen Streben des trefflichen Schriftſtellers.

Bedeutend treten hervor ſeine vaterländiſchen Schauſpiele, Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürſten und Hermanns Tod. Weniger anſprechend ſcheinen die aus den alten hebräiſchen Urkunden genommenen Stoffe, die oft mit einer ſeltſamen Miſchung von Schwere und Weichheit, von Weitläufigkeit und Willkühr und (man verſtatte das Wort), Ungründlichkeit ausgeführt worden ſind.

§. 44.

Die beiden letzten Jahrzehnte von Klopſtocks Leben entfernten ſich nach und nach von der Poeſie, und eine gewiſſe, weniger geiſt- als herzvolle Politik zog den Dichter in ihre Wirbel, und das ruhige Ebenmaaß, das bis dahin ihn begleitet hatte, wich. Faſt ſämmtliche Oden und Epigramme, die ihm das durch die franzöſiſche Revolution erregte Gefühl eingab, entbehren der poetiſchen Freiheit und ſind theils Erzeugniſſe eines wackeren Zornes, der zwar wohl weiß was er will, doch das Höchſte nicht erfaſſen kann, theils wohl gar Ergießungen des Ingrimms und der Wehmuth, die beide in das Leere ſtreben.

Nach und nach fand ſich auch etwas zu eng Abgeſchloſſenes in ſein Leben hinein, er hörte auf, die geſammten Fortſchritte der Deutſchen Litteratur zu begreifen, obwohl er in manchen einzelnen litterariſchen Beſtrebungen noch immer weit über der Zeit ſtand. Er war zu ſehr von Anderen verwöhnt worden, und hatte ſich ſelbſt zu ſehr an den Gedanken gewöhnt, daß ſein Geiſt ein alles durchdringender ſei, als daß er nicht ſtets ſich ſelbſt hätte Recht geben ſollen, wenn ihm die bedeutendſten Erſcheinungen der neuern Deutſchen Litteratur misfielen. Hiedurch gerieth er denn auch in eine Härte und Strenge gegen andere, die um ſo unangenehmer auffällt, wenn wir die milde Heiterkeit und das freudige Anerkennen während ſeiner Jugend erwägen. Er ſpottete über Herders treffliche Kritik der Deutſchen Litteratur, aus der er wahrlich gar ſehr viel hätte lernen können. Er übertrieb in einem harten Epigramm den Tadel gegen den mildfreundlichen Wieland*), und ſah in Goethe, dem er ſogar einmal öffentlich vorwarf, er verſtehe die Deutſche Sprache nur ſo halb und halb, nicht viel mehr, als ein unbändiges Genie, das aber eben deshalb ein wenig unbequem zu handhaben ſei. Es iſt eine betrübte Erfahrung, die der Litteraturhiſtoriker nicht ſelten machen muß, daß manche, ſelbſt der trefflichſten Deutſchen Schriftſteller, in der Jugend verzogen und verweichlicht, ſich in den ſpäteren Mannsjahren verhärtet zur Ruhe ſetzen, und dann oft, nicht bloß abgeſchloſſen, ſondern auch künſtlich eingeſäumt, ja wir möchten ſagen, gänzlich zugenähet erſcheinen.

---

*) Dies Sinngedichte lautet folgendermaßen:

Er hinkt am Griechenſtab, und lahmt am Römerſtocke,
Und doch ſtaunt alle Welt, und ſchreit: Er macht Epoche.

Warum ſah er nur Stock und Stab, da doch W's. angenehme Leichtigkeit und bewegliche Freudigkeit dem Blicke früher begegnen ſollten, und gerade für Kl. etwas höchſt Wünſchenswerthes geweſen wären!

Es iſt nicht erfreulich mit dieſer Bemerkung den Abſchnitt über Klopſtock zu ſchließen, dennoch müſſen wir es, denn ſelbſt die innigſte Hochachtung für einen einzelnen Dichter darf der Wahrheit nicht wehren, die ſich klar genug darlegt *).

Wie in Deutſchland gewöhnlich jeder bedeutende Schriftſteller, ſo wurde auch Klopſtock von einer Menge von Nachahmern begleitet. Es gab wenige Poeten, die ſich nicht auch getrauten, ein Epos zu Tage zu fördern, und es wimmelte bald ſo ſehr von Heldendichtern unter uns, daß der alte Scherz nicht unpaſſend war, es werde bald eben ſo ſchimpflich ſein, ein ſolches geſchrie-

---

*) Einem Gerücht zu Folge, das oft genug ausgeſprochen worden, ſoll Klopſtock Shakſpearn nicht geliebt haben. Wir überwinden den Ekel, ohne welchen eine ſolche Nachricht nicht wohl mitgetheilt werden kann, durch die Hoffnung, daß irgend ein Deutſcher, welcher Klopſtocks perſönlichen Umgang genoß, veranlaßt werde, ihr zu widerſprechen. Indeſſen, auch ohne hiſtoriſchen Beweis führen zu können, leugnen wir die Wahrheit jener Nachricht gänzlich, da wir ſonſt wohl ſchwerlich Klopſtocken für einen Dichter würden erklärt haben mögen. Und als ein ſolcher iſt er uns ſtets erſchienen; einſeitig zwar, doch in Einſeitigkeit groß und herrlich.

ben zu haben, als nicht geſchrieben zu haben. Und auch die Oden wurden fleißig nachgeahmt, d. h. man ſtellte einige pathetiſche Ausdrücke neben einander, vermiſchte ſie mit Wodan, Freya, und brachte ſie dann, in das Alkaiſche, Asklepiadeiſche, Sapphiſche oder gar in ein ſelbſt erſchaffenes Metrum, welches letztere man vollends für den wahren Diamant in der Krone des Dichters hielt.

§. 45.

Karl Wilhelm **Ramler** (geb. 1725, geſt. 1798). Es iſt über ihn, beſonders im letzten Jahrzehnt, ſo häufig die Rede geweſen, daß wir uns wohl der Pflicht überheben können, ausführlich über ihn zu ſprechen. Uns fallen Schillers gute einfache Worte aus dem Gedicht: Breite und Tiefe ein.

Es leben viele in der Welt,
Sie wiſſen von Allem zu ſagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen.
Man dächte, hört man ſie reden ſo laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Dieſe Braut nun, dünkt uns, hat Ramler nie erobert, obwohl er ſein ganzes Leben hindurch mit **hohem, rühmlichem** Eifer danach ſtrebte. Eben deshalb misbilligen wir auch gänzlich jeden bitteren Scherz, der ſo oft von einer gewiſſen

Seite her, gegen ihn angewandt worden iſt. Faſt alle ſeine Gedichte haben den Charakter der errungenen mühſeligen Begeiſterung. Oft glauben wir in ihnen bloß den Zuſtand eines ſolchen Ringenden in Worte überſetzt zu erblicken. Meiſtens haben ſie auch eine äußere Veranlaſſung, die der Poeſie nicht immer günſtig ſein kann. Faſt nirgend iſt eine Spur von jenem Hauch der Liebe, von jenem „goldenen Duft der Morgenröthe", der uns in den Geſängen der wahren Dichter entgegenweht, faſt alles iſt ſchwer und zu gelehrt, und in eine gewiſſe Ueberpracht der Sprache gekleidet die jedem milden Auffluge wehrt. Wie er, deſſen Hexameter zu den unbeholfenſten gehören, die je gemacht wurden, zu dem Rufe der Correktheit gelangt, iſt uns, wir verhehlen es nicht, ſtets unbegreiflich geweſen. Andere Versmaaße gelingen ihm beſſer, und gerade dieſe ſind am wenigſten beachtet worden.

Wenn wir aber auch Ramlern nicht für einen Dichter halten, ſo wollen wir ihm doch nicht abſprechen, daß einige treffliche Gedichte von ihm vorhanden ſind, unter denen wir ganz beſonders, das an den Frieden, (vom Jahre 1760) auszeichnen, welches aus einem reinen und ſehnſüchtigen Herzen entſprungen, würdig war, die allgemeine Sehnſucht auszuſprechen. So wollen wir denn auch die anderweitigen Verdienſte dieſes Mannes, z. B. die um einige lateiniſche Dichter, um den vaterländiſchen trefflichen Logau, ja ſelbſt die um Einzelnheiten in der Kritik der ſchönen Redekünſte, gar gern gelten laſſen, und mit beſonderem Ruhme noch gedenken ſeiner geiſtigen Selbſtſtändigkeit, ſeines Beruhens auf ſich, von keinem Sektengeiſte geſtört.

§. 46.

Anna Louiſe Karſchin, (geb. 1722, geſt. 1791). Wenn wir auch recht herzlich gern die Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit loben, mit der in der früheren Zeit unſerer Deutſchen Litteratur, jegliche Verdienſte anerkannt wurden, ſo mögen wir doch auch nicht verkennen, wie oft jene löbliche Geſinnung in weichlich faden Complimententon ausartete. Da war Gleim Anakreon und Tyrtäus zugleich, Schlegel Sophokles, Klopſtock Homer, und vollends gar die Karſchin, die Deutſche Sappho. Man darf dergleichen jetzt nur ausſprechen, um es widerlegt zu haben; ja wir ſind völlig überzeugt, daß wenn die genannte gedankenarme und noch dazu ſehr nachläſſig hinarbeitende Dichterin, im 19ten Jahrhundert aufgetreten wäre, ihre Verſe völlig unbeachtet geblieben ſein würden. In der That kennen wir auch nicht ein einziges Gedicht von ihr, das ſich nur einigermaßen über das Mittelmäßige erhöbe, weshalb wir denn auch nicht länger bei ihr verweilen wollen.

§. 47.

Magnus Gottfried **Lichtwer**, (geb. 1719, geſt. 1783). Gottſched ſprach in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit ein Strafwort über die Deutſchen aus, daß ſie ſo ſehr anmuthige Gedichte gar nicht achteten, und allerdings bleibt ihm der Ruhm unbenommen, daß er ſie aus der Nacht der Buchläden, in denen ſie drei Jahre ungeleſen geruht hatten, herausriß. Was uns betrifft, ſo führen wir ihn hier an, um der trefflichen verſificirten Erzählung willen: „Die Spieler“, mögen aber die anderen keinesweges ſonderlich rühmen. Sein „Recht der Vernunft“ ſcheint nur darauf auszugehen, die Wolfiſche Philoſophie an den Mann zu bringen, doch die Hoffnung, daß ſie in gereimten Alexandrinen ſich beſſer ausnehmen werde, als in Proſa, hat ihn ſehr getäuſcht.

J. F. W. **Zachariä**, (geb. 1726, geſt. 1777). In keiner Gattung der Poeſie ſcheinen die Deutſchen der früheren Zeit ſo leicht vorlieb genommen zu haben, als in der komiſchen. Ein paar handgreifliche Späße, überderber Witz, und die ſtete Beziehung auf Dinge, die man recht bequem überſehen kann, ſcheint der Mehrheit ſchon genug geweſen zu ſein, und ſo kam es denn auch, daß man Zachariäs Renomiſten, Phaeton, Murner in der Hölle, u. ſ. w. als ſehr gelungene komiſche Epopöen anſah. Seine Hexameter ſind ſehr übelklingend und hart, und ihr Getön gleicht dem Raſſeln eines Wagens, der bei ſchwerer Kälte über einen Steindamm fährt. Wahres Verdienſt erwarb ſich Z. um den alten naiven Burkard Waldis, und um den vielgeſprieſenen doch wenig gekannten Opitz. Auch für Paul Flemming that er ſo viel als ſich für ihn thun läßt, wenn man ihn — nicht begreift. Hie und da meinte er ihn ſogar verbeſſern zu können; es hat aber damit begreiflicher Weiſe nicht wohl gelingen wollen.

§. 48.

Wir berühren hier nur im Fluge von **Brawe** (geb. 1738, geſt. 1758.) und von **Cronegk** (geb. 1731, geſt. 1758.) von deren Trauerſpielen ehedem einiges Rühmen zu hören war. Es war nämlich am Ende der vierziger und zu Anfange der funfziger Jahre häufig davon die Rede, daß die Deutſchen doch noch immer keine recht ſolide Tragödien hätten. Nun wußte man freilich aus der Geſchichte unſerer Poeſie, daß manche Heldenſtücke, Haupt- und Staatsactionen, Scenen aus der bibliſchen Hiſtorie, und aus der chriſtlich deutſchen Mythologie, von unſern redlichen Vorfahren in die Form von Trauerſpielen gebracht worden ſeien, allein mit dergleichen wollte man keinesweges etwas zu thun haben, ſondern verachtete es mit recht vornehmem Auſtande. Auch von dem trefflichen Andreas Gryph wollte man nicht viel wiſſen, denn man hatte ſich einmal an den Gedanken gewöhnt, er ſei denn doch ſo halb und halb Lohenſteiniſch, und von dem wahrhaftigen Geſchmack noch weit entfernt. Vergebens verſicherte Gottſched, daß er ja den Geſchmack bereits verbeſſert, und den Hans Wurſt mitleidslos verbrannt habe, daß ein Cato von ihm vorhanden ſei, der mit Gottes Hülfe bald die zehnte Auflage erleben werde; doch das half noch weniger, denn Gottſched war ſchon längſt aus der Gemeinſchaft guter poetiſcher Chriſten ausgeſchloſſen. In dieſer Zeit des Kummers und der Sehnſucht nach einem tragiſchen Genie, traten die genannten Jünglinge auf. Brawe lieferte einen Freigeiſt und einen Brutus, Dramen die zwar herzlich unbedeutend, roh und unreif waren, die man ſich aber dennoch ganz wohl gefallen ließ, weil es denn doch neue Tragödien waren. Ein wenig beſſer ſtand es mit Cronegk, der in ſeinem Codrus, und Olint und Sophronia wenigſtens dem Ohr zu ſchmeicheln wußte durch rein gereimte Alexandriner, mit unter auch wohl gar dem Verſtand, durch antithetiſchen Witz, und Senecaiſches Pathos.

§. 49.

Um auch die Leſer, welche nach der Vielheit der Namen gehen, nicht zu täuſchen, wollen wir Chriſtian Friedrich Zernitz, geb. 1717, geſt. 1744, Johann Chriſtoph Roſt, geb. 1717, geſt. 1765, Friedrich Carl Caſimir von Creuz, geb. 1724, geſt. 1770, ja ſelbſt Chriſtlob Mylius, geb. 1722. geſt. 1754, und Johann Friedrich Löwen, geb. 1729, geſt. 1771 nicht auslaſſen. Alle dieſe Dichter ſind zu ihrer Zeit geleſen und gerühmt worden, theils als witzige und elegante Köpfe, theils als ſchwermüthige Eligiker, theils als verſtändige Didaktiker. Die Beſſeren ſind Zernitz und Creuz, denn auch die dunkle Sehnſucht nach Poeſie und Schönheit kann erfreuen, wenn ſie mit Reinheit des Gemüths und ſinnigem Anſtande vereint iſt. Roſt iſt durchaus undeutſch und unrein, und dennoch iſt er ehedem als Genie anerkannt worden, weil ſich die Literaturhiſtoriker freuten, doch auch einmal einen aimable roué in ihre Bücher eintragen zu können, obwohl ihm dies Beiwort keinesweges gebührt. Der fadeſte iſt Löwen, welcher unter andern Romanzen ſchrieb, aus denen man nichts weiter lernen kann, als was ſchlechte Späße ſind, eine Erfahrung, die uns das äußere Leben, wie es ſich wohl zu Zeiten gebehrdet, noch wohlfeiler bietet. Einen ungleich reichern und reinern Geiſt ließ ein verarmtes und jammervolles Leben in Mylius untergehen.

Sehr betrübend in dieſer Zeit iſt noch immer der Mangel an eigenem Sinn und Geiſt, an wahrhaft ſchöpferiſcher Kraft und geſtaltendem Leben. Selbſt wenn wir von dieſen hohen Forderungen ablaſſen, wenn wir uns umſehen nur nach einem ganz geſunden, heiteren, behaglichen Schriftſteller, ſo finden wir uns nicht befriedigt, denn faſt überall ſehen wir die gemachte Regel, kränkliche Gezwängtheit, und das reſignirte Unterbeugen, unter Formen, die von außen her gekommen ſind. Wir verkennen ſicher nicht die anderweitigen Verdienſte eines Carl Chriſtian Gärtner, geb. 1712, geſt. 1791, Johann Arnold Ebert, geb. 1723, geſt. 1795, und Nicolaus Diedrich Gieſeke, geb. 1724, geſt. 1765, wir halten ſie freudig für ſehr wackere und zum Theil für grundgelehrte Männer, und wir finden in ihnen den beharrlichſten Willen, den guten Geſchmack der Deutſchen zu befördern. Nur als Dichter mögen ſie uns nicht aufgedrungen werden. Im Leben mag wohl zuweilen ein guter Rath faſt ſo viel werth ſein, als eine gute That, oder gewißermaßen zu einer ſolchen werden; nur nicht und niemals in der Poeſie. Goethe's unſcheinbares Epigamm trifft den Mittelpunkt der Sache:

Fortzuplanzen die Welt ſind alle vernünftge Discurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

§. 50.

Wir wollen gern einräumen, daß die Bremiſchen Beiträge, welche größtentheils durch die genannten Dichter ihre Entſtehung und Fortdauer erhielten, manches recht artige Gedichtchen enthalten, und deshalb ein wenig beſſer zu nennen ſind, als die Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes, die ſie verdrängen ſollten; doch mögen wir keinesweges, wie wohl ſonſt in Literaturgeſchichten geſchehen iſt, mit jenen Beiträgen eine Art von neuer Periode anfangen, denn dazu ſind ſie in der That bei weitem nicht bedeutend genug. Etwas wahrhaft Bleibendes enthalten ſie gar nicht.

Der Vollſtändigkeit wegen dürfen wir auch nicht übergehen, Chriſtoph Joſeph Sucro, geb. 1718, geſt. 1756, der mit nicht beſonderen Kräften Hallern nachahmte und den Stoiker und die Gemüthsruhe beſang, Johann Ludwig Huber, geb. 1723, geſt. 1800, den man als einen feurigen Patrioten liebte, und deshalb auch ſeine Verſe pries, Johann Philipp Lorenz **Withof**, geb. 1725, geſt. 1789, vor deſſen didaktiſcher Poeſie man jede Dame warnte, weil er gar zu tiefſinnig ſei, und Johanna Charlotte **Unzer**, geb. Ziegler, geb. 1724, geſt 1782, welche in ihren poetiſchen Verſuchen die Zärtlichkeit mit der Sittlichkeit zu vereinigen ſuchte, wobei nur leider mitunter die Langeweile als Mittelsperſon eintrat. Alle dieſe Namen ſind nur auf eine flüchtige Welle der Zeit geſchrieben, obwohl man damals glaubte es ſeien feſte Säulen, die ſich wohl Jahrhunderte halten würden. Als die Unzer den poetiſchen Kranz erhielt, erſchien ein ganzes Buch voll Glückwünſchungen in Proſa und Verſen.

Von ungleich höherer Bedeutung iſt Carl Friedrich **Drollinger**, (geb. 1688, geſt. 1742), der in der tiefſten Einſamkeit ſeiner dürftigen Zeit, die ernſte religiöſe Muſe zur Begleiterin hatte. Er iſt hart, aber kernigt; ſchwerfällig, doch nicht ohne Gedankenblitze, monotoniſch, doch nicht ohne Tiefe.

§. 51.

Johann Jacob **Duſch**, (geb. 1727. geſt. 1787). Wenn wir die Litteraturbriefe durchblättern, ſo finden wir häufig gar ſcharfen Tadel gegen dieſen Dichter, und wir werden nicht abgeneigt ſein dürfen, dem Kritiker völlig Recht zu geben, Duſch iſt ein ſehr mittelmäßiger Schriftſteller, der nur auf einem ſehr dünnen Haferrohr pfeift, und der, da er wahrſcheinlich mit dem Urtheile über ſich, ſo lange gewartet hatte, bis andere das ihrige abgegeben haben würden, jetzt herzlich verdrüßlich und betrübt wurde, als daſſelbe ſo ungünſtig ausfiel. Kränklich und ſchwermüthig, wie er ohnehin war, ſuchte er ſich gegen den Tadel zu rechtfertigen, machte aber das Uebel nur noch ſchlimmer, da er mit dem ſiegreichſten Polemiker ſeiner Zeit, Leſſing; zu thun hatte. So ſehr wir nun aber auch dieſem letzteren Recht geben, ſo iſt es doch ſchwer zu begreifen, warum er gerade aus der Menge der mittelmäßigen Schriftſteller jener Zeit den armen Duſch faſt allein herausgriff, und ihn, wenn wir ſo ſagen dürfen, das ganze Bad austragen ließ, wobei ihm billigerweiſe einige Hunderte ſeines Gleichen hätten helfen ſollen.

Das merkwürdigſte bei Duſch iſt wohl der großartige Irrthum, daß er ſich die Wiſſenſchaften ſelbſt, als Vorwurf eines Lehrgedichts aufgab, welches er denn auch in der That in acht Geſängen ausführte, ſo wie nicht minder das Gegenſtück: „Vom Gebrauche der Vernunft“, oder wie es ſpäterhin hieß: „von der Zuverläſſigkeit der Vernunft", hinlängliches Zeugniß giebt, welche gar ſeltſame Begriffe er von der Poeſie hegte. Demungeachtet dünken uns dieſe Irrthümer bei weitem intereſſanter, als ſein Roman: „Karl Ferdiner", und die ſüßlich vornehmen „Briefe zur Bildung des Geſchmacks an einen jungen Herrn von Stande." Eine Verworrenheit durch Ueberfülle entſtanden, kann allenfals noch wohl ertragen werden, doch eine Verworrenheit der Armuth ſchwerlich, oder beſſer: nie, in keinem Falle.

§. 52.

Uebrigens waren die Deutſchen jetzt gänzlich überzeugt, daß das goldene Zeitalter ihrer Litteratur im ſchönſten Flor ſtehe, und mit der größten Sorgfalt trugen ſie zu Buche, daß ſie nun eine gewiſſe gute Anzahl von lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Dichtern hätten. Sie rühmten laut, daß ſelbſt die Ilias und Odyſſee gegen den Meſſias nicht viel zu bedeuten habe. Miß Sara Sampſon galt für bei weitem rührender, als Oedipus, Antigone, und Ajax mit der Geißel, Geßners Idyllen ſtanden unendlich höher, als was das Alterthum in dieſer Gattung geleiſtet, und von der „Schwediſchen Gräfin," und dem „Carl Ferdiner," meinte man, daß ſie doch wenigſtens einigermagermaßen neben den beſſeren Engliſchen und Spaniſchen Romanen beſtehen könnten. An den abentheuerlichen Simpliciſſimus, die Baniſe und Aramene, ſo wie an den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, ließ man ſich nicht gern erinnern, ohne zu bedenken, daß dieſe Werke einen bei weitem eigenthümlichern Charakter beſitzen, als die letztgenannten, die in der That matt und farblos erſcheinen müſſen. Auch der Vielſeitigkeit wagte man ſich zu rühmen, denn waren nicht gar viele Dichter vorhanden, die von Tod und Grab, Auferſtehung und jüngſtem Gericht die erbaulichſten Sachen ſingen konnten, während ſchon im Hintergrunde, eine wahre Unzahl von Anakreontiſchen Poeten lauerte, und mit recht ausführlichen, und unermüdlichen Späßen die Rührung wieder ins Gleichgewicht brachte? Ja, vereinigten nicht ſogar einige dieſer Poeten Rührung und Spaß, Erhabenheit und Plaiſanterie in Einer Perſon, und trugen ſie nicht, ſo zu ſagen, die thränenreichſten Elegien und die luſtigſten Knittelverſe in Einer Taſche? — Nur ein einziger Umſtand veranlaßte noch zuweilen einige ſtille Klagen: der nämlich, daß es mit dem Luſtſpiele nicht recht fortwollte. So gern man auch jede Gelegenheit ergriff, um die Comödien Gellerts, Weiße's, Leſſings zu rühmen, ſo konnte man doch bei dem böſen Worte Luſtſpiel, das ewig auf den Scherz und den Humor hindeutete, ein kleines Erröthen nicht unterdrücken, denn ſonderlich luſtig ging es in den genannten Comödien wahrlich nicht her.' Indeſſen hoffte man auf die Zeit, die ja hoffentlich endlich einmal einen recht heiteren und wo möglich ein wenig ausgelaſſenen Dichter hervorbringen würde. Daß man in früheren Zeiten ſchon einige ſehr gute Luſtſpieldichter gehabt habe, hätte man freilich aus der Literaturgeſchichte der Deutſchen wiſſen ſollen. Denn wenigſtens Hans Sachſens Faſtnachtsſpiele, in denen ſich eine wahre Fundgrube von ächter Luſtigkeit findet, und Andreas Gryphs Majuma, Peter Squenz und Horribilicribrifax, konnten doch unmöglich ganz unbekannt ſein. Auch waren ſie es wirklich nicht, nur hatte man leider zu viel Vornehmheit angenommen, um ſie noch ſonderlich zu beachten.

§. 53.

Dieſe Vornehmheit hat für den ſpäteren Literaturhiſtoriker, dem es um Gründlichkeit und Ausführlichkeit zu thun iſt, die betrübte Folge, daß er manches Feld in der Culturgeſchichte faſt ganz unbearbeitet erblicken muß. Zwar verdanken wir Gottſcheds Fleiße ein ſehr wichtiges Werk, welches unter dem Titel: „Nöthiger Vorrath zur

Geſchichte der Deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, oder Verzeichniß aller Deutſchen Trauer-, Luſt- und Singſpiele, die im Druck erſchienen, von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts" in zwei Theilen erſchienen iſt, (Leipzig 1757 und 1760.) wobei er zuletzt noch den Vorſatz, nur bis zur Hälfte des Seculums zu gehen, um 10 Jahre überſchritt, und als Anhang, Freieslebens kleine Nachleſe hinzuthat. Aber hiedurch iſt doch nur Einem Bedürfniſſe abgeholfen. Wir kennen zwar größtentheils die Titel der gedruckten Werke, doch manche auch von dieſen, im Staube einzelner Privatbibliotheken modernd, warten noch auf einen günſtigen Entdecker. Und iſt nicht die größere Anzahl der Deutſchen Tragödien und Komödien der früheren Zeit bloß *geſchrieben*, oft nur *angedeutet* und extemporirt worden? Hier fehlt uns nun leider faſt gänzlich eine Geſchichte des Deutſchen Theaters, denn die wenigen Notizen, die wir im Gottſched, Plümike, Flögel, und ähnlichen Werken finden, ſind in der That ſo unbedeutend, daß ſie beinah für gar nichts zu rechnen ſind. Mit den allgemeinen Bemerkungen, daß während des 17ten Jahrhunderts die Beilager und ähnliche Feſte der Fürſten durch Schauſpiele gefeiert wurden, daß aber größtentheils nur ſteife Haupt- und Staatsactionen oder platte Pickelherings- und

Hanswurſtſtücke aufgeführt wurden, iſt wenig gethan, denn wo iſt der Beweis, daß jene Schauſpiele wirklich ſo verächtlich waren, als man ſo vorlaut zu meinen wagt? Finden wir nicht während der früheren Jahrhunderte ſo manche geiſt- und gemüthvolle Fürſten, denen wahrlich nur das Bedeutende zuſagen durfte, ergiebt es ſich nicht klar, daß die Deutſchen der vorigen Zeiten als ein kraftvolles, regſames, ſinniges Volk daſtehen, dem wahrlich nichts ſchlechthin Gemeines behagen konnte? Iſt es billig, die damalige Gemüthsbildung, der jetzigen ſo oft durch ausländiſche Fetzen entſtellten Volksceultur, unterzuordnen?

Es ſei genug, hier auf eine Lücke in allen unſern Literaturgeſchichten hinzudeuten, die indeſſen in dieſem Werke, das ſich ausſchließlich mit dem achtzehnten Jahrhundert beſchäftigen ſoll, nicht gefüllt werden darf, und vielleicht auch nie gefüllt werden kann, wegen des Mangels an Nachrichten welche jene enge Vornehmheit zu ſammeln verſchmähte. Jetzt iſt es vielleicht zu ſpät.

§. 54.

Kehren wir jetzt von dieſen allgemeinen Bemerkungen, die allerdings nicht viel Erfreuliches enthalten, zurück, ſo begegnet uns ein tiefſinnig klarer Geiſt, der in dem vollendeten Beſitz ſeiner ſelbſt, und in der großartigen Freude an ſich ſelbſt und der Kunſt der Griechen, die unſäglichen Hinderniſſe alle überwand, die ſich ſeiner Bildung entgegenſtellten. Er ſteht, in wahrhaftiger Bedeutung des Worts, als ein ewiges und herrliches Wunder da, der tiefſten Liebe würdig. Ich meine

Winkelmann. Er verdient ein eigenes Werk, und es iſt ihm geworden durch Goethe, auf den wir uns hier gänzlich beziehen. W. hat von jeher nur eine kleine ſtille Gemeine zu Leſern und Anerkennern gehabt, doch ſie genüge.

§. 33.

Gotth. Eph. Leſſing (geb. 1729, geſt. 1781). Man kann mit Sicherheit behaupten, daß über keinen Deutſchen Schriftſteller des verfloſſenen Jahrhunderts ſo viel geſprochen und geſchrieben worden iſt, als über ihn, der über ſich ſelbſt ſo wenig ſprach, und dies Wenige faſt ein wenig leichtſinnig und mit muthwilliger Laune gegen ſich ſelbſt vortrug. Es war zuletzt dahin gekommen, daß man ſeinen Namen als eine hochflatternde Fahne betrachtete, bei der ſich die verſchiedenartigſten Menſchen zu den verſchiedenartigſten Zwecken verſammelten. Der eine freute ſich, daß wir doch nun endlich einmal einen Luſt- und Trauerſpieldichter bekommen hatten, den man mit gutem Gewiſſen als klaſſiſch betrachten, und wenn einmal davon die Rede ſei, auch den Alten an die Seite ſetzen dürfe, die ſonſt nicht gern jemanden an ihrer Seite leiden. Man konnte gar nicht müde werden, den leichtfließenden Dialog, und die angenehmen und rührenden Scenen in ſeiner Minna, Emilia, und Nathan zu bewundern, welcher letztere noch obendrein eine, von allem Aberglauben gereinigte Lobrede auf die Vorſehung Gottes ſei, gleichſam eine Theodicee im Kleinen. Der andere ließ die poetiſchen Talente Leſſings dahin geſtellt ſein, und rühmte beſonders ſeine Kritik als gründlich und witzig, zeigte zuvörderſt ſeinen trefflichen, in jeder Beziehung wichtigen Antheil an den Litteraturbriefen auf, und ergötzte ſich ſodann herzlich, daß ſpäterhin die Franzöſiſchen Tragiker durch ihn vom Throne geſtoßen, und ein Beſſerer darauf geſetzt worden ſei, wobei man nur das Einzige nicht begreifen wollte, daß Leſſing dieſen Ehrenplatz nicht ſelbſt ſich zugeeignet, ſondern an Shakſpear verſchenkt hatte. Man ſtaunte dankbar, daß Ariſtoteles Poetik erklärt worden und ſelbſt zum Hausgebrauch geſchickt gemacht worden ſei, daß wir durch ihn eine neue Fabeltheorie aufzuweiſen hätten, u. ſ. w. Der Dritte meinte, das Alles ſei zwar recht gut und löblich, aber noch lange nicht die Hauptſache. Als ſolche müſſe man die Schriften betrachten, in denen er den Aberglauben und allenfalls auch den Glauben ſelbſt bekämpfte. Jetzt ſei es ordentlich ein wahres Kinderſpiel, aufgeklärt zu ſein und nicht mehr viel nach der Religion zu fragen, da Leſſing uns die ganze Aufklärung gleichſam in die Hände gegeben habe. Sei nicht der ganze Wunderglaube durch ihn vernichtet worden, die Auferſtehungsgeſchichte zu einem inconſequenten Mährchen herabgeſunken, und jede poſitive Religion auf immer zerbrochen, ſo daß nun die reine negative, bei der es nur Schade iſt, daß man nicht recht weiß, was man ſich dabei denken ſoll, glorreich aufgehen kann? Freilich ſei Chriſtus dabei um ſeine Göttlichkeit gekommen, faſt wie Hamlets Vater um ſeine Krone; indeſſen bleibe er immer ein recht vorzüglicher Menſch und als ſolcher allerdings achtungswerth. Ein Vierter, Fünfter, Sechster, Neunzigſter, verwirrte das Thema auf eine beliebige Weiſe, und man konnte gar kein Ende finden, ſo daß es ordentlich ſchien, als müſſe Leſſings Name, ſo groß er auch iſt, zuletzt doch ein wenig unſcheinbar, abgerieben und zerſprochen werden.

§. 56.

Wenn aber die Noth am größten iſt, ſo iſt euch, nach einem guten alten Spruche, die Hülfe am nächſten. So auch hier. Es traten Männer auf, die da ſehr unzufrieden waren mit allen dieſen Lobeserhebungen Leſſings, und ſogar behaupteten, er werde durch ſolcherlei Reden wahrhaftig geſcholten. Zwar räumten ſie ein, daß in Leſſings Komödien und Tragödien Manches recht lobenswerth ſei, ſprachen ihm aber das poetiſche Genie in höherem Sinne völlig ab, und beriefen ſich dabei auf Leſſings eigenes Urtheil, der nie etwas davon hören wollte, und einſt ſogar einmal drucken ließ, er danke Gott, daß er den ganzen Plunder vergeſſen habe, was indeſſen unſerer Meinung nach, eben ſo wenig entſcheiden kann, als wenn ein anderer Nicht-Leſſing Gott dankt, daß er ſeinen reſpektiven Plunder noch immer für die köſtlichſte Poeſie hält, und täglich mit neuer Wonne betrachtet. Von Leſſings Kritik hielten ſie zwar auch nicht wenig, doch meinten ſie, daß er mehr ein grundgelehrter, mathematiſcher Aeſthetiker, als ein wahrhaft poetiſcher oder äſthetiſcher Aeſthetiker geweſen ſei. Von Leſſings Aufklärung wollten ſie am wenigſten hören, indem ſie dieſelbe nur aus dem feindlichen Verhältniß erklärten, worein Leſſing (vermuthlich nur wider Willen) zu einigen ſchroff verſteinerten, widrig trotzenden Orthodoxen verſetzt wurde. Sie meinten, Leſſing ſei im Herzen den ſeichten glauben- und liebeleeren Neuerungen in der Theologie recht ſehr abgeneigt geweſen, und führten zum Belege dieſer Behauptung eine Stelle aus einem Leſſingiſchen Briefe an, worin er die ältere Theologie (er meint ohne Zweifel die von Wittenberg aus im ſiebzehnten Jahrhundert ſanktionirte) unreines Waſſer nennt; die neuere Aufklärung aber, mit nicht ſehr zarter Sprache, einer ſtinkenden Miſtjauche vergleicht. Daß aber Leſſing, unbefriedigt durch ſeine Zeit, und unbefriedigt durch ſich ſelbſt, das Höhere geahndet habe, das er nur nicht ſelbſt habe finden und erfaſſen können, das belegten ſie mit ſeinem vielbedeutenden Ausſpruche: „Es wird das neue Evangelium kommen.“ So ehrten ſie denn in Leſſing weniger das, was er wirklich geleiſtet, als was er im tieferen Innern geahndet; ſie betrachteten ihn als einen Fragmentiſten und gaben höchſtens zu, daß ſein „Ernſt und Falk“ und ſeine „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ wirkliche Bücher, im vollſtändigen Sinne des Worts, ſeien. Einen Propheten nannten ſie ihn auch wohl, und glaubten dann genug gethan zu haben.

§. 57.

In ſolche Anſicht nun konnte ſich jener Erſte, Zweite, Dritte durchaus nicht finden, und es dünkte ſie das alles gar ſeltſam fremdartig und räthſelhaft. Der Streit über Leſſings Grabe wurde recht heftig, und um ſo heftiger, da ſich jene ſo eben bezeichneten Redner gar nicht auf den Streit einließen, ſondern lediglich ihre Anſicht, und zwar ſehr gelaſſen vorbrachten, und gelegentlich wiederholten. Da wurden denn die Gegner immer erbitterter, und jene guten Worte: „ſeltſam, fremdartig, und räthſelhaft" wurden mit bei weitem ärgeren und härteren vertauſcht. Der Witz, der dabei aufgewandt wurde, war nicht beſonders; ja man ließ ſich ſelbſt die ganz nahe liegenden Scherze entwiſchen, z. B. den, es möchten wohl manche jener Redner, wenn ſie Leſſing einen Propheten nannten, ſich an dem ſüßen Gedanken gelabt haben, als habe er eben ſie prophezeiht. Das größere Publikum nahm eben nicht Theil an dieſem Streit, ſondern hatte einige Langeweile, woran es, wie die Sage geht, nicht ſelten leiden ſoll.

Wir könnten hier den Abſchnitt über Leſſing beſchließen, doch dünkt uns, ſei es zweckmäßig, noch folgendes hinzuzuſetzen. Leſſingen das poetiſche Talent ganz abzuſprechen, iſt eben ſo leicht als ungerecht, und wenn ſein eigenes Urtheil wider ihn zeigen ſollte, ſo müßten wir wohl gar auch Gewicht legen auf das ſublimi feriam sidera vertice, das bekanntlich auch ſo mancher unbedeutende Halbpoet im Munde führt. Seine Minna iſt, das gezierte Verhältniß der beiden Liebenden ausgenommen, ein wahrhaft Deutſches Stück, und ich glaube es durch dieſe Bezeichnung hinlänglich gerühmt zu haben. In der Emilie ſcheint mir das Gegentheil der Fall zu ſein, in der ich nur in dem Verhältniß der leicht beweglichen, klar hinlebenden Emilie zu dem dunkelſchweren verworren tiefen Apiani Poeſie zu finden vermag. Es iſt mir nicht unbekannt, daß alle früheren Kritiker gerade in dieſer Zuſammenſtellung den einzigen Fehler dieſes mit ſo beſonnenem Fleiße ausgebildeten Stücks, haben antreffen wollen, doch wäre es wohl unbillig, mir zuzumuthen, daß ich mir durch dergleichen kalt-proſaiſche Anſicht, das erfreuliche Anſchauen einiger ſehr gelungenen Momente ſollte rauben laſſen. In Miß Sara Samſon iſt nur die Anlage zu intereſſanten Situationen anzuerkennen, aber die Ausführung iſt faſt ganz ohne Kraft, und dieſer Mangel hat durch den Reichthum an Thränen erſetzt werden ſollen. Doch die Thränen, die in Leſſings Werken geweint werden, ſind eben nicht ſonderlich, und ſtehen faſt da wie ein Widerſpruch im Beiwort.

§. 53.

Im Nathan wird wohl ein jeder gern der meiſten Charaktere ſich erfreuen, z. B. des Alhafi, des Tempelherrn, des Kloſterbruders, der

Daja u. ſ. w., ſo wie des durchgängig kräftig lebhaften, kecken und ſcharfen Dialogs; und gern wird man zugeben, daß manche Sentenzen eines Seneca und Schiller würdig wären. Doch der Geiſt des ganzen Werks: Polemik gegen jede poſitive Religion, wobei man ſogar ein wenig Liebäugelei mit dem jammervollen Judenthum finden möchte, mit einem Wort, der religiöſe Indifferentismus, der aus dieſem Schauſpiele ſpricht, muß jede Poeſie, die nie etwas anders ſein kann als Ausfluß der Religion, erdrücken und ertödten. Das Chriſtenthum ſpielt in dieſem Werk eine gar ſeltſame Rolle, indem es als die Religion der Schwermuth, der gutmüthigen Murrköpferei und ängſtlichen Hypochondrie erſcheint. Da nun dergleichen Anſicht den der ſie hat, am meiſten unglücklich machen muß, ſo wollen wir darüber nicht weitläufig mit Leſſing zürnen, ſondern uns nur durch ſie den Mangel an Liebe und die ewige Unbefriedigtheit erklären, die ſein Loos war ſein Leben lang. Doch wollen wir dabei ja nicht vergeſſen, des hohen herrlichen Anſtandes zu gedenken, mit der er dieſe Dornenkrone des Unglaubens trug, aus der nie Roſen erblühen konnten. Gemüther, die ihr Eines und Alles in der Religion finden, in der es auch allein zu finden iſt, werden deshalb bedacht ſein müſſen, ihr Glück wenigſtens mit nicht minderem Anſtande zu tragen, als Leſſing ſein Unglück trug.

§. 59.

Da wir die Fabeln, wie billig, nicht zu den Erzeugniſſen der Poeſie rechnen, ſo können wir der Leſſingſchen erſt jetzt gedenken, und zwar mit der freudigen Anerkennung, daß wir ſie für die vortrefflichſten halten, die überhaupt in Deutſcher Sprache zu finden ſind, ein Wort, das wohl keines Beweiſes bedarf. Nur die gänzliche Nichtachtung der Gellertſchen Fabel können wir Leſſingen nicht wohl verzeihen; am wenigſten aber, daß er ihnen ſelbſt die Hagedorn'ſchen, die oft ſo trocken und witzleer ſind, vorziehen mochte. Auch für das Epigramm leiſtete Leſſing manches Vorzügliche; doch würde er ohne Zweifel bei weitem mehr geleiſtet haben, wenn er nicht zu ſehr nach dem ſogenannten Sinngedichte gehaſcht, und weniger aus alten und neueren Epigrammatiſten entlehnt hätte. Ueberhaupt tändelte er nur mit dem Epigramm, das ſeiner Natur nach, ſowohl im Scherz als im Ernſt ſo tiefſinnig iſt, und er vernachläſſigte es in den reiferen Jahren gänzlich, gerade dann, als er es am ſorgfältigſten hätte pflegen ſollen, wenn er etwas Klaſſiſches hätte leiſten wollen.

§. 60.

Leſſings theologiſche Schriften, wobei wir jedoch, wie es ſich von ſelbſt verſteht, den Berengarius Turonenſis ausnehmen, können wir, unſeres Theils, nur von Seiten der Form und des polemiſchen Styls lieben. Ihr Inhalt, der mit unter das Heiligſte bekämpft, iſt für uns gänzlich verloren. Doch jene Form und jener polemiſche Styl iſt in der That nicht genug zu bewundern, denn jedes Wort ſteht hier gewiſſermaßen in Schlachtordnung, und das Ganze bildet einen rein geſchloſſenen Phalanx, den wenigſtens keiner ſeiner damaligen Gegner durchbrechen konnte. Leſſing hatte eine beſtimmte Ahndung von der Polemik als Wiſſenſchaft, und hätten nur ſeine Nachfolger ſo fort gebaut, ſo wäre ſie als ſolche ſchon längſt beſtätigt worden, was in der That geſchehen muß, wenn ſie noch länger getrieben werden ſoll. Entweder iſt die Polemik eine ächte Wiſſenſchaft, und eine reine freie Kunſt, oder ſie iſt gar nichts. — Leſſing ſtand faſt ſein ganzes Leben hindurch einſam, ſo einſam, daß wir faſt ſagen möchten, die Einſamkeit ſelbſt könne nicht einſamer ſein. Klopſtock, Winkelmann, Herder, Goethe, Hamann und Kant, Männer, die ſeiner werth waren, oder wohl gar ihn zum Theil überſahen, waren faſt immer weit entfernt von ihm im Raum, oft noch getrennter durch Neigung und Urtheil. Und nun erſcheine uns der kühne Geiſt, ohne Poeſie und Religion, ohne Liebe und Freundſchaft, mit dem ewigen Verſchmähen jedes Mittelmäßigen, mit dem ewigen Streben nach Wahrheit, die nicht angetaſtet werden kann, die da Wahrheit iſt und bleibt für alle Ewigkeit, und die er doch nicht erfaſſen konnte, mit der ewigen Unbefriedigtheit bei jeder Halbwahrheit, die durch ſein bloßes Betaſten ſchon in nichts zerrinnt, — denken wir ihn uns ſo, ſo finden wir ganz am Schluſſe ſeines Lebens nur Eines, das uns über ſein Geſchick zu tröſten vermag: das Vertrautwerden mit der Philoſophie des Spinoza, und mit dem Einen Manne, der ihn vielleicht ganz hätte löſen, befreien und retten können, Friedrich Heinrich Jacobi *). Dieſen glücklichen Umſtänden, ſo ſcheint es, verdanken wir ſeinen Ernſt und Falk, ſeine Erziehung des Menſchengeſchlechts, und vielleicht auch die köſtliche Darſtellung der kleinſten ſeiner Schriften,

---

*) Es iſt freilich immer, jetzt aber ganz beſonders an der Zeit, ſich mit den Briefen über die Lehre des Spinoza v. F. H. J. vertraut zu machen, und man ſoll jeden, dem es um Philoſophie ein wahrhafter Ernſt iſt, deſto dringender dazu auffodern.

„das Teſtament des Johannes“. Doch, als er nun endlich ſo emporreiſte zum vollendeten Frieden in der Wiſſenſchaft und in ſich ſelbſt, da endete ein raſcher, doch milder Tod das traumloſe Leben, und der große Schmerz, den ganz Deutſchland bei ſeinem Verluſte zeigte, und laut, wenn gleich mitunter ein wenig unbeholfen ausſprach, bewies wenigſtens, daß man damals noch nicht das Talent der Ehrfurcht und Liebe verloren hatte, von dem jetzt nur wenige Spuren mehr angetroffen werden ſollen *).

§. 61.

Salomon Geßner (geb. 1730, geſt. 1787).

Die Zartheit iſt bekanntlich eine ſehr reizende Eigenſchaft, indeſſen iſt zu befürchten, daß man in Beziehung auf Geßner, in einer Leſſingiſchen Redensart erwiedern dürfte: „weniger zart, wäre zarter,“ und das Spielwort würde Recht haben. Die Frömmigkeit, Feinheit, und Zartheit der Perſonen, welche in Geßners Idyllen auftreten, iſt von einer ſo bequemen und wohlfeilen Gattung,

---

*) Die Worte, welche Abramſons Medaille auf Leſſing enthält, lauten: Poëta, philosophus, criticus, Germaniae decus, Musarum et amicorum, dum vivebat, amor, nunc desiderium sempiternum.

tung, daß man ſchon oft gewünſcht hat, es möge einmal ein Wolf zwiſchen ſie treten, um ſie ein wenig zu irritiren und ihre Kraft an das Licht zu bringen. Sollte indeſſen Geßner ſelbſt dieſe Wölfe zeichnen, ſo würde wahrſcheinlich nicht viel dabei gewonnen ſein, denn ein ſolcher Wolf möchte wohl nicht viel gefährlicher ſein, als etwa ein zürnendes Schaaf. Geßners Sprache hat man überall ſehr melodiſch gefunden, doch iſt es vergeſſen worden, daß zur ächten *Melodie* auch eine tiefe *Harmonie* gehöre, und dieſe, dünkt uns, mangelt. Ramler hat ſich bekanntlich die ſeltſame Mühe gemacht, einige Geßneriſche Idyllen z. B. den erſten Schiffer, zu verſificiren; doch, wie billig, wenig Dank dafür erfahren, denn das wirklich Fehlende hat er nicht erzeugen können.

Selten hat ein Dichter ſo vielen Beifall im *Auslande* gefunden als Geßner, denn es iſt faſt keine Nation in Europa, die ihn nicht in ihre Sprache überſetzt hat. Ja, man darf wohl ſagen, daß er in Frankreich und Italien weit größeren Beifall erhalten, als in Deutſchland. Seine Schriften ſind der reinen, wenn auch mitunter etwas dünnen Milch zu vergleichen, nach deren Genuſſe man allerdings zuweilen ſich ſehnen kann.

§. 62.

Andreas **Cramer** (geb. 1723, geſt. 1788). Er hatte den beſten Willen, ein zweiter Klopſtock zu werden, und ſuchte ſich deshalb vor allen Dingen, einige Wendungen und Ausdrücke dieſes Dichters zu eigen zu machen, welches ihm denn auch ſo ziemlich gelang. Da ferner Klopſtock ſelbſt ihn zu ſeinen wertheren Freunden zählte, und einmal in einem Gedichte behauptet hatte, daß Iduna mit hoch gehobener Leier auf ihn zurückſehe, wie der Tag auf die Wipfel des Hains, ſo ſtand man nicht an, ihm zu glauben, und wenn von Klopſtock die Rede war, ſo pries man gelegentlich auch Cramern mit. In ſeinen Oden fand man viel Erhabenheit, und zwar eine recht leicht zu faſſende, da man im Gegentheil bei der Klopſtockiſchen ordentlich ein wenig nachſinnen mußte. Vor allem aber konnte man gar nicht aufhören, ſeine Ode an Luther zu preiſen, und in der That enthält ſie auch eine Menge feurige Lobeserhebungen und pathetiſche Exclamationen. Man könnte ſie eine recht proteſtantiſche Ode nennen.

Da Boſſuet zum Gebrauche des Dauphins einen Discours sur l'histoire universelle geſchrieben hatte, ſo glaubte Cramer, daß auch Leſer von geringerem Stande dergleichen nuzen könnten, überſetzte die Schrift, und gab auch auf eigene Rechnung die Fortſetzung. Gelehrſamkeit, Fleiß und rühmlicher Eifer iſt ihm überhaupt nicht abzuſprechen.

§. 63.

J. G. von Herder (geb. 1744, geſt. 1803), Friedrich Richter hat in ſeiner „Vorſchule der Aeſthetik" ſo ausführlich und tief eindringend über ihn geſprochen, daß wir uns hier faſt ganz auf ihn beziehen können, indem wir hoffentlich jenes Werk als allgemein bekannt und erkannt, annehmen dürfen. Indem wir nun faſt jedes Lob, das dort der edle Freund dem edlen Freunde zollt, auch ohne es vorher aus der Lyrik in das Epiſche zu überſetzen, freudig unterſchreiben, iſt es hier in der ruhigen Literaturgeſchichte nicht bloß erlaubt, ſondern nothwendig, auch den Tadel auszuſprechen, der Einzelnes in Herder betrifft, — wir wiederholen es: nur Einzelnes.

Bis zum Jahre 1786 finden wir in Herders Schriften nichts weiter zu tadeln, als das was die ewige Bedingung endlicher Naturen nun einmal mit ſich bringt. Doch in dem genannten Jahre erſchien ſein „Gott," und veranlaſſte durch eigene Schuld eine philoſophiſche Sprachverwirrung, die Jacobi gründlich niederſchlug. Im Jahre 1795 erſchien in den Horen ein Aufſatz, bettelt: „Homer, ein Günſtling der Zeit“ eine reflectirende Muſik, oder wenn man lieber will, muſikaliſche Reflexion, in der allerdings gar manches Herrliche über Homer und Griechiſche Kunſt zu vernehmen iſt. Nur das können wir unmöglich billigen, daß hier manches zugleich für und wider Wolf gerichtet iſt, wodurch ſich die kleine Schrift nothwendiger Weiſe ſelbſt ſchlagen und aufheben muß. Im Jahr 1799 erſchien die Metakritik, von der ein böſes Gerücht ſogar behauptet, ſie gehöre nicht ihm, ſondern dem Magus aus Norden: Hamann. Die Strafe folgte Herdern auf dem Fuße nach, denn er ſah ſich in das Unglück verſetzt, den Leuten da unten ſehr zu gefallen, und wenigſtens der polemiſche Theil ſeiner Kaligone trug noch manches bei, dies Unglück zu vermehren. Seit dieſer Zeit ſchien eine gewiſſe (wenn wir ſo ſagen dürfen) erhabene Uebellaunigkeit und pathetiſche Langeweile Herdern zu plagen, und ſeine Adraſtea giebt nicht ſelten ein betrübtes Zeugniß von jenem Zuſtande. Die Deutſchen, an deren Bildung er ſo lange Zeit mit herrlicher Kraft und Liebe gearbeitet hatte, ſchien er jetzt ganz aufzugeben, er verfehlte nicht ſie bei allen nur möglichen Gelegenheiten tief unter die Ausländer rechts und links nach vorn und hinten zu, zu ſetzen, und bildete neue

Wörter um ſie zu ſchelten. Er warf ihnen eine „eſelträgeriſche Geduld“ vor, er fand das Bild des Deutſchen John Bull in einer ſchwächlich „meckernden Ziege“ ja, wenn der Witz ihm ausging, brauchte er Wörter, die wir leider geradezu gemein nennen müſſen. Das Einzige, was uns tröſten kann bei dieſem traurigen Anblicke, den uns Herder in dieſer Zeit gewährt, iſt, daß er, während er ſo gegen ſeine Deutſchen zürnte, doch nur ſich ſelbſt am meiſten kränkte und ſtrafte. Er gleicht in ſolchen Augenblicken der Medea, die, um an dem treuloſen Jaſon Rache zu nehmen, ihre eigenen Kinder würgte, und ſo ſich rächend, ſich ſtrafte. So iſt Herder in der letzteren Zeit ein rein tragiſcher Character.

§. 34.

In dieſe Zeit fällt auch ein gewiſſes trauriges Herumirren in manchen Wiſſenſchaften und Künſten, das oft nur zur Befriedigung des allgemeinen und unbeſtimmten Thätigkeitstriebes unternommen worden zu ſein ſcheint, obwohl es ihm bekanntlich keine Befriedigung geben kann. Wir finden in ſeiner Adraſtea einen Aufſatz über den Spaniſchen Succeſſionskrieg, in welchem er das ganze Unternehmen Deutſchlands und der verbündeten Mächte, raſch genug, thörigt und abgeſchmackt findet, einen Aufſatz, von dem man kaum glauben kann, daß Herder ihn geſchrieben haben mag. Er bedauert gleichſam das alte unſchuldige Theatrum Europäum, daß es ſolche Verhandlungen, wie die während jenes Krieges waren, aufgenommen habe, ja er triumphirt zuletzt recht herzlich über Deutſchlands geſcheiterte Hoffnungen in dem Frieden zu Utrecht und Raſtatt. Eine ähnliche Seltſamkeit begeht er in dem Aufſatze: Kaligeneia, die Mutter der Schönheit, in welchem er der Aſtronomie (keinesweges der alten Aſtrologie) den Kranz aufſetzt. In einem andern Fragment über Swift wird allerdings das erſte gute Wort über dieſen tiefſinnig harten, genialiſch zerriſſenen Schriftſteller geſagt, doch ſtört es, daß hier deſſen abgeſchmackte Meinung von Deutſcher Art und Kunſt ſo grell, faſt möchte ich wieder ſagen, triumphirend hingeſtellt worden iſt, da doch gerade hiebei die allerbeſonnenſte Darſtellung vonnöthen geweſen wäre. Bei dieſen Streifereien durch die Literaturgeſchichte wird auch Bayle's ſehr günſtig gedacht, vielleicht weil eben Herders damalige Stimmung zu den Wiſſenſchaften in Wörterbuchs-Form ſich hinneigte, wobei freilich nicht viel Tröſtliches herauskommen kann. Schlegel, Tieck und andern, die er denn doch unter dem Ausdruck „neue Schule“, von der leider auch er geträumt hat, verſtehen mußte, kommen dafür deſto übler weg, indem er ihre Poeſie ohne alle Gêne „hundsföttiſch" nennt, ein Wort, das wir trotz einiges Ekels, von ihm haben abſchreiben müſſen, da es doch wohl nöthig ſein durfte, von der früheren Behauptung, er habe mit unter auch ganz gemeine Ausdrücke nicht geſcheuet, Rechenſchaft abzulegen. Im Gegentheil erhält Canitz, jener alte Blumenberger Freiherr ohne Blumen, Berge und Freiheit, ein ziemliches Lob, und es wird gewünſcht, daß er noch jetzt fleißig möge geleſen werden, ſo wie auch, daß man deſſen noch ungedruckte Gedichte, die doch irgend wohin gekommen ſein müſſen, der Welt bekannt machen möge. Eine ſolche Milde wollen wir allenfalls ſogar rühmen; nur nicht die, welche er gegen den welkſten aller Satirendichter, den bekannten Boileau Despreaux ausübte, von dem er bei dieſer und andern Gelegenheiten gar rühmlich ſpricht.

§. 65.

So kam denn Herder in ſeinen letzten Jahren immer weiter ab, von dem was als würdiges Ziel des ausgebildeten Mannes gedacht werden kann. Es iſt öffentlich erzählt worden, er habe bei dem Gefühl des herannahenden Todes, die entſcheidenden Worte geſprochen: „Sonne, ich bin deiner müde," und ſo tief auch die Trauer ſein muß, die jeden fühlenden Leſer bei dieſer Nachricht ergreifen wird, ſo dürfen wir doch nicht anſtehen, ihr zu glauben.

Wir haben gefliſſentlich nur von dem geſprochen, was uns im Herder als Fehler erſchienen iſt, und wir dürften hier ſchließen, da uns die frühere Aeußerung, daß wir ſonſt jedes Lob unterſchreiben, das Richter über ihn ausgeſprochen hat, ſelbſt vor jedem Schein der Ungerechtigkeit ſchützen müßte. Wer könnte und möchte auch wohl Herders große Verdienſte verkennen, die er ſich in früheren Zeiten erwarb? Er war wahrhafter Theolog, d. h. ein mit jeglicher Art von Sprach- und Geſchichtskenntniß ausgerüſteter, begeiſterter Seher, und dieſes in einer Zeit, wo faſt niemand mehr ſchauen wollte und ſchauen konnte, wo ein wüſter, irreligiöſer Lärmen um ihn herum war, der ſelbſt manchen der Beſſeren betäubte. Er war Aeſthetiker, wie Deutſchland damals keinen hatte, denn auch Leſſingen übertrifft er bei weitem am Gemüth, er war der früheſte Deutſche Proſaiker nach Luther, ein Herrſcher über die ganze herrliche Deutſche Sprache, wie nur wenige nach ihm, er war Polemiker, eben ſowohl mit hoher Kraft, als zarter Reinheit. Er war Dichter, und wenn man ihm dieſen Namen abſprechen will, — nach dem bekannten herrlichen Ausſpruche, — nur mehr als das: ein Gedicht ſelbſt. Seines Namens Ruhm kann nie ſinken.

Oft fällt mir bei dem Gedanken an Herder, das gute fromme Wort Bürger's ein, bei dem Grabe ſeines Großvaters.

Was Flecken war vermodert,
Nur der Himmelsfunke lodert
Einſt geläutert zur Verherrlichung.

§. 66.

Abraham Gotthelf Käſtner (geb. 1719, geſt. 1800). Wenn Novalis es einſt wagen wollte *), die Mathematik in einem Roman ſingend auftreten zu laſſen, ſo würde ſchwerlich der ſcharfſinnige Käſtner dieſe Göttin für die ſeinige erkannt haben, wohl aber zeigte er, daß ſeine Wiſſenſchaft, wenn auch nicht Geſang, doch gar treffenden combinatoriſchen Witz gebe, oder vielmehr ſelbſt witzig ſei. Seine Epigramme ſind zum Theil ein wenig gallicht und athmen mitunter eine kranke Stubenluft, manche andere aber ſind leicht hinflatternde Pfeile, die von ſicherer Hand gewor-

---

*) In ſeinem unvollendeten Roman: Heinrich von Ofterdingen.

ſen, des Zieles nicht verfehlen. Er iſt wichtig, um an ihm den Unterſchied des poetiſchen und proſaiſchen Witzes zu zeigen, und es bedarf wohl des Zuſatzes nicht, daß er nur den letzteren, jedoch in hohem Grade beſaß. Die Philoſophie, der er von jeher abhold geweſen zu ſein ſcheint, wurde ihm beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens zu mächtig, und er verſuchte ſich ſogar an Kant und Fichte, jedoch ohne ſonderliches Glück.

§. 67.

Chriſtoph Martin Wieland (geb. 1733). Sehr früh entwickelten ſich bei ihm die Anlagen zur Poeſie, doch unter dem traurigen Einfluſſe Bodmers und Breitingers nahmen ſie eine Richtung, die er hinterher ſelbſt für einen gänzlichen Irrthum anerkannte, und er ſprach ſich gar bald das Talent für das lediglich Ernſte, Didactiſche, ſo wie für das geiſtliche Gedicht ab. Hatte er deshalb in früheren Zeiten durch ſeine „Natur der Dinge", die Prüfung Abrahams, „Johanna Grey" faſt allgemein misfallen, und inſonderheit Leſſings faſt giftig bittern Tadel erregt, ſo entzückte er jetzt, da er ſich ſelbſt vertraute, und ſeinem eigenen Genius folgte, faſt ganz Deutſchland, und Leſſing ſelbſt rühmte den Agathon, als den klaſſiſchſten Roman der Deutſchen jener Zeit!! Durch Franzöſiſche Dichter ſchon längſt gewöhnt und verwöhnt, verziehen ihm die ernſtern Deutſchen recht gern manche ſchlüpfrige Schilderung, manche Laxität in den ethiſchen Grundſätzen, die man in W's. Schriften hatte bemerken wollen. Ja, man ſprach es oft aus, man müſſe es mit dem Genie nicht ſo genau nehmen, wenn es auch nicht immer der ſtrengen Moral zugethan ſei. Jetzt erwarb ſich auch Wieland ein ſehr großes Verdienſt um die Deutſchen, durch die Einführung des Shakeſpear. Freilich nicht in deſſen wahrer Geſtalt, freilich ein wenig verſtümmelt und oft genug in den Noten getadelt als ein unbändiges Genie; dennoch immer dankenswerth genug. Auch des trefflichen Hans Sachs wollen wir nicht vergeſſen, um Wieland zu rühmen, daß er ihn, den hundert klägliche Kritiker geläſtert hatten, von neuem den Deutſchen an das Herz legte, das allerdings ein etwas vergeßliches Herz iſt. Idris und Zenide, Oberon, und manche andre ſehr angenehm erzählte kleinere Gedichte vollendeten den Ruhm dieſes Mannes, in welchem Deutſchland zuletzt ein durchaus allſeitiges Genie anzuſtaunen ſich gewöhnte.

Wir ſelbſt möchten beklagen, daß man ein Gedicht von nur mäßigem Umfange: „Geron der Adliche,“ welches uns als das Allervortrefflichſte erſcheint, in welchem es dem Dichter mit dem tiefen göttlichen Ernſt ein wahrhafter Ernſt iſt, faſt ganz überſah, oder doch nur mit lauer Theilnahme betrachtete, ſo daß wir fürchten müſſen, es möchten auch manche von unſern Leſern jenes Gedicht nicht kennen.

§. 68.

Es haben aber die Deutſchen Dichter ein ganz eigenes Schickſal. Wenn nähmlich ihre Berühmtheit am größeſten iſt, ſo iſt auch der Tadel am nächſten. Als nämlich Wieland, einige dreißig Jahre hintereinander, ungeſtört, und einſtimmig gerühmt worden war, ſo ſchien es, als werde man dieſer Sache ein wenig überdrüſſig. Im Herbſt 1796 erſchien Schillers Muſenalmanach, in welchem bekanntlich die famoſen Xenien befindlich ſind. Hier erhoben ſich Stimmen, die von dem Concert der Mode gänzlich abweichend, manchen auffallenden befremdenden Tadel hören ließen. Zwar nannte man ihn die zierliche Jungfrau in Weimar, und ſchrieb ihm einen reichen Geiſt zu, doch ſchon in der nächſten Zeile war man hart genug, die Ausdrücke: fade und leer auf den ehrwürdigen Greis anzuwenden, und ihm zum Geburtstage zu wünſchen, daß ſein Lebensfaden ſich ausſpinnen möge, wie in der Proſe ſein Periode. Wenig Jahre nachher erſchien die Zeitſchrift Athenäum, in welcher von neuem ein arger Witz und Spott gegen ihn gerichtet wurde. Wieland hatte in der Vorrede zur letzten Ausgabe ſeiner ſämmlichen Werke angeführt, er habe mit der Morgenröthe der Deutſchen Literatur begonnen, und jetzt am Abend ſeines Lebens ſcheine auch eine nächtliche Dämmerung über beſagte Literatur anzubrechen. Das hatte man nun für einen optiſchen Betrug ausgegeben, der bei der Augenſchwäche des Alters leicht zu begreifen ſei. Endlich ging man in der Frelheit ſo weit, eine förmliche Ediktal-Citation anzuſtellen, und mehrere große und bekannte Schriftſteller, Platon, Ariſtophanes, Lucian, Horaz, Cicero, Shakſpear, Cervantes, Crebillon, Voltaire u. ſ. w. zuſammen zu rufen, und ſie aufzufordern, das ihnen von Wieland geraubte Eigenthum zurückzunehmen, nach welcher Beſitzergreifung, der Deutſche Dichter nicht mehr ſehr reich daſtehen würde. Seit dieſer Zeit iſt es beſonders unter den jungen Leuten ordentlich zu einer betrübten Mode geworden, Wielands poetiſchen Ruhm zu verkleinern, ja es giebt wenige die nicht einmal gelegentlich irgend ein bon mot oder mauvais mot gegen Wieland ſich erpreßt hätten. Aber auch die älteren Männer, die noch an der Deutſchen Literatur Theil nehmen, ſcheinen einen großen Theil des ehemaligen Interreſſes für den berühmten Dichter verloren zu haben, ſo daß auch einmal ſehr keck behauptet worden iſt, ein paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten ſchon hingereicht, Wielands Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus (wenn wir anders der pathetiſchen Rede des Schauſpielers im Hamlet glauben dürfen) vor dem bloßen Schatten von Pyrrhus Neoptolemus Schwerdte geflohen ſei.

Uns dünkt, aus der bloßen Erzählung dieſer zum Theil unerfreulich leichtſinnig genommenen Vorfälle, gehn ſchon durch ſich ſelbſt der Ernſt und die Wahrheit hervor, und ſo glauben wir denn das ernſthafte Ausſprechen dieſes Ernſtes uns erlaſſen, und den kleinen Abſchnitt über den höchſt achtungswürdigen, vielbeſprochenen Dichter Greis ſchließen zu können, ohne im Mindeſten ein Misverſtändniß von Seiten des Leſers fürchten zu dürfen. Den wahren Ruhm, den ein funfzigjähriges edles literariſches Streben verleihet, könnte keine Zeit tilgen.

§. 69.

Johann Wolfgang v. Goethe (geb. zu Frankfurt am Main, am 28. Auguſt 1749). Wenn wir uns eine Geſellſchaft von theilnehmenden Freunden der Poeſie denken, und das Geſpräch fiele, wie billig, nicht ſelten auf Goethe, ſo würden ohne Zweifel faſt alle vollkommen einig ſein in der innigen Liebe und Verehrung für dieſen Dichter, aber die höchſte Verſchiedenheit würde walten in der Art des Ruhmes, der ihm zu bringen ſei.

Da würde denn vielleicht Einer ſagen: Das Vortreſſlichſte erſcheint in Goethes erſtem Auftreten. Es war ihm nicht genug, das Flache, Süßliche und Gezierte, welches damals als ſchön galt, zurückzudrängen und zu vernichten, ein Verdienſt, mit welchem manche neuere Schriftſteller ſich begnügen. Er gab uns zwei Werke, wie ſie Deutſchland, wie ſie Europa noch nie geſehen, er gab uns die Leiden des jungen Werthers, den erſten ſentimentalen Roman der Modernen. Selbſt vollendet geſund, ſchildert er hier die ewige Krankheit, in welcher die ewige Geſundheit wohnt: die Liebe, und feſt bewahrend den ewigen Frühling in der eigenen Bruſt, mahlt er hier mit allen Farben, die nur dem höchſten Dichter zu Gebote ſtehen, das Untergehen eines anderen reichen Frühlings, der die Winterſtürme ſelbſt in ſich hineinzaubert. Dieſer Roman iſt ſo höchſt vortreſſlich, daß wir in ihm kaum mehr das Werk eines Einzelnen beſitzen, ſondern ihn gewiſſermaßen als das Produkt der geſammten Neu-Europäiſchen Bildung für die Liebe und den Schmerz, anſehen müſſen. Das zweite Werk, das als ewig betrachtet werden kann, iſt Götz von

Berlichingen; die Darſtellung der Deutſchen Ritſchen Ritterwelt in ihrem Untergehen, die nicht etwa nur den kühleren und beſonneren Formen des Geſellſchaftsvereins weicht, ſondern dem Weltgeiſt ſelbſt, der allein die romantiſche Welt beſiegen konnte. Es iſt jenes Werk der wahrhafte Codex der Deutſchheit und „himmliſche Luſt und Freiheit,“ Worte, mit denen der herrliche Deutſche Held ſtirbt, und mit denen er gleichſam die alte Deutſche Zeit zu ſich in's Grab zieht, ſind die Elemente des ganzen Werks. Werther wird wie Romeo und Julie, ſo lange noch die Liebe nicht zu einem bloßen Namen geworden iſt, leben; Götz, ſo lange es noch Deutſche giebt und Deutſche Sprache geredet wird.

§. 70.

Dann würde etwa ein Zweiter erwiedern: Wir geben dir Manches zu von dem überſchwenglichen Lobe, mit dem du dieſe frühen genialiſchen Produkte unſeres Goethe überſtrömt haſt; dennoch ſcheint uns, als ſei ſelbſt in dem Verhältniſſe der Liebe Werthers zu Lotten manches veraltet, ja ſogar in dem Charakter des Helden ſelbſt. — (Hier durfte vielleicht der erſte Ueberſchwengliche entgegnen, daß im Werther höchſtens die Kleidung, bekanntlich ein blauer Frack mit gelber Weſte und gelben Beinkleidern, was ſich frei-

freilich nicht ſehr angenehm machen kann, als veraltet erſcheinen möchte). — Wir erkennen in jenem Werke mehr die Anklänge des Höchſten, als die Darſtellung dieſes Höchſten ſelbſt. Wir betrachten deshalb den Werther mehr als lyriſch-polemiſches Werk, und finden auf dieſe Weiſe allerdings einen bedeutenden Genuß, ſetzen aber gar gerne noch hinzu, daß Werthers Anſicht, Verhältniß und Verkehr mit der Natur niemals veralten könne. So wollen wir denn auch hervorheben, was du ganz vergaßeſt, daß in dieſem Roman ein Styl der Empfindung herrſcht, von dem damals vielleicht ſelbſt Leſſing und Klopſtock keine Ahndung hatten. Noch näher ſtehen wir dir in Hinſicht deines Urtheils über Götz, und wir unterſchreiben gern jedes Lob, mit dem du dieſes Werk belegſt; nur können wir nicht verhehlen, daß uns — wenn wir anders das ungenirte Wort gebrauchen dürfen — manche Scenen dieſes Schauſpiels ein wenig liederlich ausgearbeitet zu ſein ſcheinen. Daß überhaupt die ganze erſte Periode Goethe's noch der Feſtigkeit ermangelt, iſt am beſten wahrzunehmen an den bald darauf folgenden Erzeugniſſen: Clavigo und Stella. Clavigo iſt ein bürgerliches Trauerſpiel: das möchte immerhin ſein, denn das größte und tragiſchſte Schickſal kann ſich eben ſo gut in einer kleinen unſcheinbaren Bürgerſtube offenbaren, als in dem Prunk- und Prachtſaale eines Königs. Aber es iſt eng, gezwängt, mühſelig, peinlich, kränklich. Das Verhältniß des Clavigo zu ſich ſelbſt, zu Marien, zu Carlos und Beaumarchais iſt ſo durchaus ängſtlich, daß wir kaum begreifen können, wie dem geſunden Dichterjüngling Goethe ſolche proſaiſche Gedanken gekommen ſein mögen. Die Scene zwiſchen Clavigo und Beaumarchais, in welcher der letztere dem armen Wochenblatt-Schriftſteller, mit dem Degen in der Hand, ſeine ſchwindſüchtige Schweſter aufdringt, gehört zu dem allerpeinlichſten was jemals ſeit Thespis auf die Bühne gebracht worden iſt, und ich geſtehe, daß ich den Eindruck, den ſie auf mich gemacht, nur mit dem einer Hinrichtung des ärmſten der armen Sünder vergleichen kann. Philoctets Wehegeſchrei bei den Qualen ſeiner gräulichen Fußkrankheit erſcheint faſt wie Flötenton gegen die Klagelaute der Marie von Beaumarchais, denn ſie ſelbſt und der ſcharfblickende Carlos hat uns hinlänglich mit ihren innern und äußerlichen Leiden bekannt gemacht, und ihr Tod iſt noch das einzige Beruhigende im Stück.

§. 71.

Und nun vollends Stella! Welche Worte ſoll ich gebrauchen, um meinen Abſcheu vor dieſem Stücke gehörig auszudrücken. Die alte Geſchichte von dem Grafen von Gleichen, dem ein ſeltſam verſchlungenes Schickſal zwei Frauen gab, iſt ſo rührend einfach, geiſtreich und erbaulich, daß wir es wohl begreifen, wie ſelbſt der ſtrengſte Richter, der heilige Vater, dem höheren unmittelbaren Winke der Vorſehung folgend, ſeine Einwilligung ertheilte. Dieſe ſchöne alte Deutſche Geſchichte fand Goethe vor, und es wäre nichts weiter nöthig geweſen, als ſie einfach und ſchlicht zu erzählen, oder zu einem Schauſpiele zu dialogiren, denn die Romantik liegt ſo tief in ihr, daß es wahrlich nicht vonnöthen iſt, die Sprache hinaufzuſchrauben, in der ſie vorgetragen werden ſoll. Auch Muſäus hat bei der Erzählung dieſer Geſchichte ſehr gefehlt, indem er ſie in einem gewiſſen halb witzigen, oft aber auch leer luſtigen Tone, vortrug, der ſich hier beſonders widrig macht, indem nur ein tiefſinnig einfacher Ernſt, und nur ein farbig wechſelnder, ächter Humor ſtatt finden konnte. Goethe hat aber, meines Erachtens, faſt noch mehr gefehlt, indem er hier eine ganz unächte flache und vage Empfindſamkeit anbrachte, und eine gewiſſe innere Langeweile durch vornehmthuende Gefühlszerfloſſenheit verhüllen wollte, wodurch ſie aber eben recht klar an den Tag kommt. Sollte ich dies Stück und ſeinen inneren Charakter durch zwei Worte bezeichnen, ſo wären es dieſe: Schwächliche Ruchloſigkeit. Ich habe kein anderes Wort dafür, denn es giebt kein anderes.

Doch wollen wir nicht vergeſſen, daß dieſer erſten Periode unter andern auch noch ein kleines ſatiriſches Drama anheim fällt, in welchem der Dichter auf eine einfache und witzige Weiſe, das eben ſo ſchaale als frevelhafte Aufklärertreiben eines verächtlichen, doch damals viel geleſenen Schriftſtellers zu Grunde richten wollte. Ich meine den Prolog zu den neuſten Offenbarungen Gottes, Gieſſen, 1774.

§. 72.

Wie ganz anders aber (ſo würde dieſer zweite Redner fortfahren) wie höchſt erfreulich gebildet, ſinnig erhoben und klar beruhigt, ſteht Goethe's zweite Periode da. Sie wird bezeichnet in ihren Anfangspuncten durch Iphigenia auf Tauris, in ihrem Endpunkte durch Torquato Taſſo. Man ſollte nicht ſagen, daß unſer Deutſcher Dichter in dem erſtgenannten Werke mit Euripides gerungen habe, denn er hat ihn, wenn wir ſo ſagen dürfen, gleich von vorn herein beſiegt, und den alten Mythus den Griechen ſelbſt gewiſſermaßen erſt recht erklärt, indem er ihn als die Allegorie eines Haupttheils der Weltgeſchichte behandelt. Sollte es vonnöthen ſein, erſt in das Einzelne zu gehen? ſollen wir erwähnen, daß wir in jener griechiſchen Prieſterin das ewige Bild der Anmuth und Würde, d. h. der vollendeten Grazie beſitzen, die um ſo graziöſer wird, je mehr Roheit oder Frevel ſie umgeben? Des Oreſtes erwähnen, der, wie von einer dunkeln Wolke getragen und gehalten, den Weg des Todes tritt, und deſſen Seele mit jedem Schritte ſtiller wird? der Schilderung des Wahnſinns, dem die Kraft der Sprache eben ſo zu Hülfe kommt, wie jenem franzöſiſchen Oreſt, in der Oper die Töne unſeres Gluck? des gewandten, feinen und freien Pylades? des ruhig mächtigen Thoas? oder iſt es nicht beſſer, nur zu erwähnen, daß über dem allen die ſchaffende Seele des Dichters mit gleicher Liebe geruht hat, und daß eben deshalb keine Einzelnheit mehr vorhanden iſt, oder das eine Einzelne ſo vortrefflich erſcheint als das Andere.

§. 73.

Ferner iſt aus dieſer Zeit ein Trauerſpiel, in welchem ein köſtlich muthiger Leichtſinn, mit reiner Poeſie des Lebens ſtill umgeben, ſeine Apotheoſe erhalten hat. Ich meine Egmont, dem ein berühmter Kritiker es nicht hat vergeben können, daß er, um den fremden Tropfen aus ſeinem Blute hinweg zu werfen, zu einem gar freundlichen Mittel greift, welches Mittel darin beſteht, daß er ſein Mädchen beſucht, und ſich ihrer Lieblichkeit erfreut. Er ſelbſt hingegen vergiebt gewiß den Kritikern alles, da er ihren Tadel ſchwerlich begreifen würde, und als unbegriffen deshalb auch ungenutzt bei Seite ſtellen müßte. Dieſer Egmont iſt gewiſſermaßen ein geflügelter Held, ein tändelndes Götterkind, dem alles Rohe und Feindſelige, das ihn umgiebt, nichts anhaben kann, weil er es kaum gewahr wird. Und da ihm das Leben Geſang war, ſo iſt es gar leicht erklärlich, daß ihm auch der Tod zur Melodie werden mußte. — Es iſt das Bekannteſte aller bekannten Dinge, daß faſt in jeglichem Trauerſpiel der Erde, der Held den Tod leiden muß; doch eben in dieſem Tod leiden liegt oft ſo viel Furchtbarkeit, ja Gräßliches, daß während die rauhe Wahrheit an den Geiſt und an die Sinne ſchlägt, jeder ſchöne Schein ſchwinden muß. Im Egmont iſt von keinem Todleiden die Rede, ſondern von einem Gewinnen des Todes, wie eines Göttergeſchenkes, das ſich in ſeiner ganzen milden Herrlichkeit offenbart. Ich vergleiche dieſen Tod mit dem letzten Duett in Mozarts Belmonte und Conſtanze, in welchem die zauberiſchen Töne ſich gewiſſermaßen zu einem Triumph- oder Wolkenwagen bilden, um auf dieſe Weiſe die Liebenden dem drohenden Leiden der Erde zu entnehmen. Die höhere Vollendung iſt indeſſen bei Mozart, den ich deshalb ſonſt nur mit Shakſpear vergleichen mag.

§. 74.

Soll ich auch hier von dem Einzelnen reden, ſo tritt uns freilich zuerſt Klärchen entgegen, doch ſie darf nicht als Einzelne Perſon betrachtet werden, da ſie lediglich im Egmont lebend, gänzlich zu ihm gehört. Im Alba iſt der tiefſte Sinn, klar ausgeſprochen, in ihm iſt die ganze Furchtbarkeit des conſequenten Willens, der nichts achtet als ſich, und die eigene Anſicht. Nach den erſten Scenen, in welchen er auftrit, wiſſen wir ſchon mit Beſtimmtheit, daß niemand ihm wird widerſtehen können. Bedürfte es eines Gegenſatzes, um dieſe vortreffliche Darſtellung deſto beſſer anzuerkennen, ſo möge man ſich an jenen Alba im Don Carlos von Otway erinnern, bei dem man in der That verſucht wird, an den Löwen in dem Zwiſchenſpiel des Shakſpearſchen Sommernachtstraums zu denken. Denn wenn jener Alba faſt alle Augenblicke auszurufen ſcheint: „Ich bin ſehr furchtbar, und mir iſt nicht zu trauen,“ ſo muß dies faſt denſelben Eindruck machen, als wenn jener fromme Löwe anhebt: „Ich bin der Löw', erſchreckt euch nicht, ich bin doch kein rechter Löwe nicht.“ — — Auch der herrlichen Volksſcenen muß rühmlich gedacht werden, des hypochondriſchen Schneiders, der in Egmonts ſchönem Halſe ein „herrliches Freſſen für den Scharfrichter“ findet, und des köſtlich humoriſtiſchen Aufrührers, der ſich ſo trefflich auf das „Schneuzen der Sterne“ verſteht, der einzigen Wiſſenſchaft der gemeinen Pfiffigkeit.

§. 75.

Unſere Lehrer haben uns in früher Zeit häufig eingeſchärft, daß, wer da wiſſen wolle, was wahrhafte Feinheit und Urbanität ſei, die Reden und Briefe des Cicero und die Satiren und Briefe des Horaz fleißig leſen und ſtudieren müſſe. Wir haben gegen dieſes Urtheil durchaus nichts; ſind aber überzeugt, daß uns Deutſchen eine weit reinere Quelle ſtröme, in Goethe's Torquato Taſſo. Dieſes Werk iſt indeſſen mit einem ſolchen Ruhm noch keineswegs befriedigt, ſondern darf weit höhere Anſprüche machen. Ungern nur bequemen wir uns zu dem Ausdrucke, es ſei in dieſem Schauſpiel die Poeſie ſelbſt poetiſch behandelt worden, indem bekanntlich jener Ausdruck, ſeit länger als einem Jahrzehnt durch überfreigebigen Gebrauch, zu einer gewiſſen Unſcheinbarkeit abgenutzt und verrieben worden iſt. Indeſſen giebt es keinen andern, der ſo genau und ſo bündig kurz ausſpricht, was wir eigentlich meinen.

In dieſer Periode finden wir das Höchſte was Goethe geleiſtet hat, und täglich erneuert ſich uns der Genuß den uns die genannten köſtlichen Werke bieten.

§. 76.

Ich weiß nicht, ſo würde jetzt etwa ein Dritter beginnen, ob es überhaupt wohl gethan iſt, einen Dichter und ſeine Werke in gewiſſe Perioden einzuzäunen; denn nur Pegaſus im Joche würde ſich eine ſolche Sonderung durch das Abſtechen mit der Pflugſchaar, und das Aufſtellen der ſtarren Gränzſteine gefallen laſſen. Was die genannten Werke betrifft, ſo räume ich ihnen gern einen ſehr bedeutenden Werth ein, ſtelle indeſſen den Egmont als dichteriſches Werk weit über Iphigenie und Taſſo. Was etwa an dem erſtgenannten Trauerſpiele, wenn wir, wie bei einem Goethiſchen Werke wohl billig iſt, den höchſten Maaßſtab anlegen, als einigermaßen mangelhaft erſcheinen möchte, könnte die Feder leicht tilgen oder ergänzen. Es iſt mir nämlich bei einer mehrmaligen höchſt freudigen Durchleſung dieſes trefflichen Werks dennoch eine gewiſſe Lockerheit in dem techniſchen Bau aufgefallen, man könnte vielleicht die gehörige Straffheit und Zuſammengezogenheit vermiſſen, doch gehört in der That eine mühſam errungene kühle Stimmung dazu, um zu dieſer Bemerkung zu gelangen. Iphigenien nennt A. W. Schlegel einen Nachgeſang der Griechen; keineswegs aber des Griechen (Euripides). Das kaltſcheinende Wort hat, wie ich vernehme, hie und da Befremdung veranlaſſt. Doch geſtehe ich gern, daß es meine wahre Herzensmeinung ausſpricht. Im Taſſo finden wir wohl ſämmtlich die höchſte Gebildetheit der Gedanken und der Sprache, die höchſte Klarheit im Anſchauen der Verhältniſſe der höhern Stände und deſſen, der über alle Stände hinaus iſt, des Dichters. Iſt aber nicht hier mehr der Begriff des Fürſten, des Dichters, und des Staatsmanns aufgefaſſt, und vermiſſen wir nicht zuweilen die wahrhaftigen Leben hauchenden Perſonen? Iſt nicht ferner die höchſte Wohlthat des Trauerſpiels, die Beruhigung, übergangen, und was noch ſchlimmer iſt, wird uns nicht ſtatt derſelben eine bloße Beſchwichtigung gegeben, und gleichſam angedeutet, es gäbe nichts anders, als dieſe mit höchſt möglichem Anſtand unternommene Beſchwichtigung? Ich verlange nichts Unmögliches, denn ich finde dieſe Beruhigung im Oedipus des Sophokles und in den ſämmtlichen Shakſpearſchen Trauerſpielen (Othello vielleicht ausgenommen). Laſſet mich ein anderes Werk Goethes nennen, das keiner Periode anheim fällt, und keiner anheim fallen kann, weil es wie ein reines Göttergeſchenk und Götterbild daſteht, ganz umgeben und durchdrungen von der tiefſinnigſten Poeſie bis in das Innerſte hinein, und durch und durch vollendet. Ich meine Fauſt.

§. 77.

Es iſt mir immer ungemein ergötzlich und bedeutend geweſen, den tiefſinnigen Mythus von unſerem rein Deutſchen Fauſt, in alten Deutſchen Schauſpielen auf die mannigfaltigſte Weiſe behandelt zu ſehen, und ich beklage nur, daß faſt keine dieſer dramatiſchen Darſtellungen gedruckt worden iſt, um deſto genauer darauf hindeuten zu können. Dieſe Dramen werden gewöhnlich auf unſcheinbaren Bühnen von erträglich guten Puppen dargeſtellt, und ich bin nicht ſelten geneigt geweſen zu glauben, daß die Monotonie, mit welcher der Direktor ſie reden läßt, bloß deshalb gewählt worden ſei, um deſto weniger zu beſtechen und das Stück allein durch ſich ſelbſt wirken zu laſſen. Eins dieſer Dramen, von dem ich hoffen darf, daß Manche einer Aufführung deſſelben werden beigewohnt haben, iſt mir ſtets als das vortrefflichſte erſchienen, indem es den ganzen Fauſt, ganz umgeben von der mannigfaltigſten Gelehrſamkeit, die ſich wie ein ſchweres, ſteifleinwandenes Kleid um ihn legt, zugleich aber auch in ſeiner vollendeten inneren Unbefriedigtheit darſtellt. Ihm gegenüber ſteht Caſperl mit der ganzen Fülle des behaglichſten geſunden Menſchenverſtandes, welcher völlig mit ſich ſelbſt in das Reine gekommen iſt, und deshalb nothwendig in ſich ſelbſt witzig; noch witziger aber im Verhältniß zu Fauſt erſcheinen muß. Ich darf wohl nicht mit Ausführlichkeit von dieſem Stücke reden, weil ich ſonſt fürchten müßte, zu lange bei demſelben zu verweilen, das in der That ein Gegenſtand meiner herzlichſten Neigung geworden iſt. Dennoch kann ich es nicht unterlaſſen, auf eine einzige Scene in dieſem Stück hinzudeuten, welche ich zu den allervortrefflichſten zähle, die je ein Dichter geliefert hat.

Fauſt ſieht ſich, nach manchen vergeblichen Bemühungen ſich loszureißen, Bemühungen, die in der einfachſten und eben deshalb wirkſamſten Allegorie dargeſtellt worden ſind, endlich ſo ganz und gar vom Teufel umſtrickt, daß kein Loswinden mehr möglich iſt. Die Zeit, von reichen Genüſſen und oft erneuerter Gewiſſensangſt erfüllt, eilt ſchnell vorüber, und das Verderben nahet. Der Glockenſchlag elf findet ihn in einer abgelegenen dunkeln Straße. Er wandelt in unſäglicher Angſt, daß nur noch eine Stunde übrig iſt, und in irren glaubeleeren Gebeten umher, die keine Frucht bringen, und die Qual von ſeiner Bruſt nicht nehmen können. Casperl hat indeſſen den Teufel ſich nicht nur immer drei Schritte vom Leibe zu halten gewußt, ſondern ihn ſogar zuweilen mit behaglicher Laune zum Beſten gehabt, der alten Erfahrung gemäß, daß eine muthige Fröhlichkeit das Böſe und den Böſen am leichteſten beſiege. Zuletzt muß ihm aber doch das Verhältniß zu ſeinem völlig umſtrickten Herrn zu unheimlich und bedenklich geſchienen haben, und er hat ſich von ihm losgemacht. Um jeder Fantaſterei des hypergenialen Lebens deſto ſicherer zu entgehen, hat er ſich in die bürgerliche Thätigkeit geworfen, iſt Nachtwächter geworden *), und hat eine Frau dazu genommen, ſo daß er nun als ein völlig gemachter, und vor Gott und Teufel gleich geſicherter Mann erſcheint. Jetzt nun, alle Viertelſtunden von ſeiner wachſameren Frau aufgezankt, ſingt er in grell luſtigem Liede ſeinem al-

---

*) Es liegt eine, wenn auch bewußtloſe, doch wahrhaft köſtliche Ironie in der Idee, den Repräſentanten der luſtigen Proſa die Nacht bewachen zu laſſen, die Freundin und Pflegerin des Tiefſinns und der Poeſie.

ten Herrn, der ihn in der Dunkelheit nicht erkennt, die Stunde zu, in der ihn der gräuliche Feind mit ſich hinab ziehen ſoll.

Was Goethe's Fauſt betrifft, ſo iſt es eben ſo ſchwer über ihn zu reden als nicht zu reden. Am beſten wird man ihn verſtehen, wenn man ihn als den Deutſchen Hamlet und im Gegenſatze des Don Juan betrachtet. In dieſen drei Schauſpielen (Hamlet, Don Juan und Fauſt) hat die Muſe der Poeſie das moderne Weltgericht gehalten. Eine ſolche Poeſie darf man eigentlich nicht einmal mehr rühmen, da ſie über dem Ruhm iſt. Horazio freilich hat nicht übel Luſt, dem alten Dänenkönig eine lange Lobrede zu halten, aber er wird von Hamlet unterbrochen mit den Worten: „Sage, er war ein Mann und du haſt alles geſagt."

§. 78.

Es iſt deiner Anſicht vom Fauſt (ſo würde etwa ein Vierter ſagen) keinesweges zu widerſprechen; nur, dünkt mich, ſollteſt du dich nicht auf ihn allein beſchränken. Ich finde eine nicht mindere Freude an dem „Jahrmarktsfeſt" und an dem lieblich-tiefen Wilhelm Meiſter, und ich verweiſe euch gänzlich auf das Athenäum, in welchem auf die anmuthigſte und würdigſte Weiſe von dieſem Roman geſprochen worden iſt, ſo daß ich nicht vonnöthen habe, etwas hinzuzuſetzen, um meine Liebe für dieſes Werk zu rechtfertigen. Wie es dort lautet, ſo lautet auch meine Meinung.

Ein Fünfter würde hier unterbrechen: Es iſt vielleicht keine gute Liebe, die ſich durch fremde Bücher zu rechtfertigen ſucht; ſoll indeß davon die Rede ſein (wie ich denn in anderer Beziehung gleichfalls recht gern davon reden mag), ſo müßte wohl vor allen Dingen gefragt worden, ob wohl die Herausgeber des Athenäums vom Jahr 1798, jetzt nach dreizehn Jahren nicht mit einiger Ironie auf den alten überſchwenglichen Halbgottes-Dienſt herab ſehen dürften. Mich dünkt, man könnte über Wilhelm Meiſter ganz ehrlich und einfach reden, etwa ſo: Wir finden hier eine Reihe von leichten und anmuthigen Novellen, in einem köſtlich gebildeten Style vorgetragen, wir finden einen durchaus neuen, einzig vollendeten Charakter in Mignon und einen Harfner, den die Poeſie ſelbſt einführt, aber die Proſa hart genug wieder von dannen ſchleppt. Der vierte Band des Werkes erſcheint faſt durchgängig hart, rauh und herbe, und eine gewiſſe, wenn wir ſo ſagen dürfen, anſtändige Unpoeſie und geiſtreiche Halb-Unſittlichkeit ſtellt ſich triumphirend in den Hintergrund, wo denn nothwendig die Farben alle verlöſchen und die muſikaliſchen Töne verſtummen müſſen.

§. 79.

Jarno, Lothario, und der Abbé bilden gewiſſermaßen die Theſis, Antithesis, und Syntheſis der kryſtalliſirten Proſa, und es iſt nur zu beklagen, daß die dreifache Krone, die der Göttin ſelbſt gebührt, hier in drei Theile hat zerbrochen werden müſſen, um keinen dieſer würdigen Competenten leer ausgehen zu laſſen. Laſſet uns lieber der einzelnen Goethiſchen Gedichte gedenken, in denen der ewige Blüthenhauch der Jugend und Schönheit, Leben gebend und ergreifend, waltet. Hier iſt der ewige Frühling der Poeſie, hier das Eldorado und die Hesperiden-Inſeln, das Morgenroth und der Abendhimmel und farbiger Glanz und ſanft nachklindende Töne. Soll ich erwähnen der Naturfeier, der Frühlings- und Freudenlieder, des Erlkönigs, des Gottes und der Bajadere, der Braut von Corinth u. ſ. w. oder feiern wir ſie nicht beſſer durch Stillſchweigen? oder wenn wir ja darüber reden wollen, iſt es nicht beſſer, dem großen Dichter bloß freundlich und innig dafür zu danken, als rühmend zu unterſuchen, und unterſuchend zu rühmen? Können wir etwas anders ihm ſagen, als daß was einſt Virgil einen ſeiner Hirten ſagen ließ:

Tale tuum nobis carmen, divine poeta,
Quale sopor feſſis in gramine, quale per aestum
Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo.

und werden wir nicht dieſe melodiſchen Worte, und ihren ganzen Sinn noch weit beſſer verſtehen müſſen, als ſelbſt Virgil, der ſie wahrlich keinem ſeiner Zeitgenoſſen mit völliger Wahrheit zurufen konnte, ſo wie wir wahrlich auch ihm nicht.

§. 80.

Hier beginnt ein ſechſter Redner mit etwas ſtrengem und ſäuerlichem Geſicht. Man hat Goethen oft nachgerühmt, daß in ſeinen Schauſpielen und Romanen die Grazie nie verloren gehe; doch iſt mir dabei nicht ſelten eingefallen, daß man freilich keine Stürme zu befürchten hat, wenn man ſich nicht auf das hohe Meer wagt, ſondern nur gemächlich, wie etwa die erſten Phöniziſchen Schiffer, am Ufer herum ſchifft. Faſt immer giebt er deshalb nur die Exponenten oder das Exoteriſche der Gefühle und Leidenſchaften, bei welcher Methode allerdings, eine gewiſſe bequeme Vornehmheit, oder, wenn man lieber will, heitere Behaglichkeit vorwalten kann. Ueberhaupt fängt bekanntlich Goethe nichts an was er nicht vollenden kann, und von dem alten berühmten Dichtertroſte: „Magnis excidit ausis“ läßt ſich allerdings das zweite Wort nie; doch auch das erſte und dritte nur ſelten auf ihn anwenden. Ich geſtehe, daß ich unabgeſchreckt durch viele vornehmthuende Lobredner, ſeine Römiſchen Elegien wahrhaft haſſe, ja, wenn ihr nicht zu ſehr erſtaunen wollt, ein wenig verachte, und ich glaube, daß die Venus tuta (die bequeme Venus) concessaque furta, welche hier beſungen werden, auf jeden reinen Menſchen und jeden reinen Dichter denſelben Eindruck machen müſſen.

Noch ſchwerer aber zu verlöſchen durfte der Eindruck ſein, den der letzte Band des Wilhelm Meiſter von dem auch früherhin ſchon geſprochen worden, auf mich gemacht hat, und ich verhehle nicht, daß ich eine Schrift, in welcher ein Lothario für einen harmoniſch gebildeten Menſchen ausgegeben wird, für wahrhaft unſittlich und wegen des Zaubers des Styls für höchſt gefährlich halte. Den erſten drei Theilen des genannten Werks, will auch ich gar gern ihr gebührendes Lob zukommen laſſen. Sie gehören in ihrer ſchuldloſen Heiterkeit und leicht hingaukelnden Beweglichkeit, einer früheren, ſchöneren Zeit des Dichters an. Ein Wort, für welches ich freilich keinen anderen Beleg habe, als die Theile ſelbſt, doch dünkt mich, iſt das auch vollkommen genügend.

§. 81.

Es iſt auch mir bekannt geworden, und ich habe es mit einiger Andacht geleſen, wie man einſt Herrmann und Dorothea, für ein klaſſiſches epiſches Gedicht ausgegeben hat, und ich habe dieſe Recenſion recht lieb gewonnen, weil man ſie dann vortrefflich wird gebrauchen können, wenn wir einmal ein ſolches Epos wirklich bekommen werden, bei dem man ohne Erröthen an die Ilias und Odyſſee wird denken können. Bei dem genannten Gedicht denkt man freilich auch oft genug an Homer, doch leider mit zu vieler Sehnſucht.

Man hat von Emilia Galotti geſagt, man könne ſie nur frierend bewundern, und bewundernd frieren, ein Wort, welches ſich ſo ſehr geltend gemacht, daß ſelbſt recht warme Verehrer Leſſings, gleichſam aus Gefälligkeit, mit frieren, wenn jenes vielbeſprochene Trauerſpiel noch heut 'zu Tage beſprochen wird. Doch die „natürliche Tochter" ſoll man nur mit Wärme bewundern und bewundernd warm werden. Der ſelige Huber meint freilich, das ganze Werk ſei ſo marmorkalt und marmorglatt, als etwa die Säulen in den Sälen des poetiſchen Herzogs ſein möchten, allein er vergißt, daß um dieſes Ganze wie um jene Säle und Säulen, der „goldene Duft der

Morgenröthe," oder wenn ihr wollt, der Morgenröthe und Abendröthe zugleich, ſchwebt.

Soll ich endlich, um wieder recht ſehr ernſthaft zu werden, der Wahlverwandſchaften gedenken, dieſes Werks, in deſſen erſtem Theil die Anlage des angenehmen Parks und der vortrefflichen Schattengänge wahrlich nicht allegoriſch zu nehmen ſind, oder etwa was Aehnliches an poetiſchen Hainen und Schattenparthien in das Buch hinein zaubern, und in deſſen zweitem Theil die kalte Grauſamkeit ſo weit getrieben wird, daß ſelbſt Corneille und Racine dagegen noch milde erſcheinen müſſen? Wir haben in dieſem Werk einen ewigen Eisberg, mit deſſen Gipfeln nur ſpärliche Strahlen der Sonne ſpielen, ja faſt möcht ich nicht ſagen: Eisberg, ſondern: langes, weites, ödes Eisfeld, auf das ein ſternenloſer Himmel herunter hängt. Da das ganz Buch, wie es ſcheint, auf eine chemiſche Zerlegung der Sünde hinauslaufen ſollte, und ſein moraliſcher Werth doch nicht zu retten war, ſo möchte man faſt wünſchen, daß es wenigſtens wirklich zum Sündigen käme. Statt deſſen bleibt es ewig nur beim Sündigen wollen, was den Menſchen ſchlimmer verödet, als die Sünde ſelbſt, die ja durch Freiheit der Reue, wieder vernichtet werden kann. Oder wäre etwa einer unter uns, dem der verlorene Sohn oder

Maria Magdalena nicht theurer wäre, als ein Phariſäer oder Schriftgelehrter? Und wahrlich der herrſchende Geiſt dieſes Werks iſt Phariſäismus, ſo gelehrt, ſo verſtändig, ſo lind und leiſe als ihr wollt, dennoch Phariſäismus.

§. 82.

Es iſt in tauſend Fällen neun hundert neun und neunzig mal unziemlich, von der kalten Aufnahme, die ein Werk bei dem Publikum findet, auf deſſen Werth einen nachtheiligen Schluß zu machen. Aber es giebt einen tauſendſten Fall, wo es allerdings verſtattet iſt, und wahrlich, wir ſtehen in dieſem Augenblicke vor einem ſolchen Falle. Es giebt gute Bücher die kein Menſch lieſt, es giebt wackere Menſchen, um die ſich niemand bekümmert, daher ſo oft jene entgegengeſetzten Fälle: Goethe aber wird von Allen geleſen, von allen geprüft, und das entſcheidet. Jener Phariſäismus, (es giebt kein anderes Wort dafür) fiel zu ſehr auf, und verletzte zu ſehr, als daß man den alten Liebling auch dieſesmal hätte lieben können. Und dieſes Nichtliebenkönnen fällt gewiß dem edleren Deutſchen, der an den Trieb der freudigen Liebe gewöhnt iſt, ſehr ſchwer.

§. 83.

Man hätte es eine böſe Vorbedeutung nennen mögen, wenn du als Siebenter aufgetreten wäreſt, von welcher Zahl bekanntlich böſe Gerüchte gehen — ſo möchte hier etwa ein Siebenter beginnen. Manches deiner tadelnden Worte wünſchte ich dir ganz zu vernichten, manches zu mäßigen; doch es bleibe, damit du als der einzige reine Tadler unter uns daſtehſt und deine Rolle behaupten mögeſt. Ohnehin ſcheinſt du nicht bloß zu meinen, oder wahrſcheinlich zu finden, ſondern überzeugt zu ſein, und ſo würdeſt du, meiner Anſchauung die deinige entgegen ſetzen. Wir würden beide unſere ſubjektiven Gefühle für objektive Wahrheiten erklären, und ſo zwiſchen zwei Objektivitäten uns hindurch drängend, von den ſcharfen Ecken am Ende uns vielleicht nicht wenig verletzt fühlen. Das ſei ferne.

Fraget ihr nun mich, ob ich denn gar keinen Tadel für Goethe habe, ſo geſtehe ich es ehrlich, daß ich nur einen finde, aber einen ſchweren, tiefen, der wie ein böſes, rein antikes Schickſal auf ihm ruht. Ich will die Worte nicht künſtlich ſtellen, ſondern es klar und offen nennen. Es iſt ſein Mangel an Chriſtlicher Religion, d. h. an der Religion der Sehnſucht, des Gemüths, und des Todes. Es iſt möglich, daß man dieſen Tadel ſchon früher ausgeſprochen hat; gefühlt muß ihn jeder haben, der Goethe mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, und jenen Mangel nicht auch in ſich fühlt. Es iſt hier keinesweges meine Abſicht, den großen Dichter in die Schule nehmen zu wollen, keinesweges meine Abſicht, anzudeuten, als kenne Goethe das Chriſtenthum nicht. Gern und willig räumen wir auch in dieſer Hinſicht ihm den größten Scharfſinn ein, ſprechen ihm aber, um es mit einem Worte zu ſagen, den religiöſen Tiefſinn ab. Der Gott der Chriſten, Chriſtus ſelbſt lebt nur außer ihm, nicht in ihm. G. iſt nicht innig durchglüht und befruchtet mit dem ſeligen Glauben, er kann es nicht ſein, denn keines ſeiner Werke findet ſeine Wurzel im Chriſtenthum. Davon allein iſt die Rede, und es bedarf wohl nicht des Zuſatzes, daß ich es ihm keinesweges zum Vorwurf mache, er rede nicht von Chriſtus. Die Worte über ihn will ich ihm nicht bloß gern erlaſſen, ſondern ihn deshalb noch wahrhaft rühmen, ſo wie mir denn das herzloſe Klingeln mancher neuen Pſeudo-Dichter mit heiligen Namen und Worten wahrhaft unſäglich zuwider iſt. Aber — „an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen,“ der Spruch erklärt alles, wie ich es meine, wenn ich Goethe's Natur nur das Heidniſch-Göttliche beilege, nicht das unendlich Höhere, Chriſtlich-Göttliche.

Dann aber, wenn ich dieſes ausgeſprochen habe, was ſich allerdings nicht ohne tiefe Betrübniß ausſprechen läßt, dann wahrlich möcht' ich ein Deutſches Wörterbuch in die Hand nehmen, um jedes einzelne lobende Wort deſto ſchneller an mich zu raffen, und jedes, in Beziehung auf Goethe, freudig zu unterſchreiben.

§. 84.

Gerade jetzt in dieſen Tagen, ſo dürfte jetzt der Achte reden, erfreute uns Goethe mit der Darſtellung ſeines Jugendlebens. Ein ſtrenger Tadler möchte vielleicht auch bei dieſem Werke ſagen, daß ein lediglich exoteriſcher Geiſt in dieſem Werke wehe, und daß auch hier nur Exponenten gegeben würden, während der Dichter den Faktor in der eigenen Bruſt behält. Ein ſolcher könnte ferner hinzuſetzen, es überſchreite denn doch ein wenig die Gebühr, wenn Goethe mit ſeinen erſten funfzehn Lebensjahren vier und dreißig eng gedruckte Bogen füllt, wenn er uns von jeder Privatſtunde unterhält, die ſein ſorgſamer Vater ihm hat geben laſſen, wenn er uns faſt keinen einzigen Frankfurther Bürger erläßt, der jemals mit ihm auch nur in entfernte Berührung gekommen, wenn er uns das Pfeifergericht, die Krönungsfeierlichkeiten u. ſ. w. mit mehr als diplomatiſcher Genauigkeit ſchildert, wenn er uns ſelbſt die mythiſche Geſchichte der erſten Iſraelitiſchen Patriarchen erzählt, die denn doch wahrlich im alten Teſtamente am beſten zu haben iſt. Es ſei ferner keinesweges erfreulich, aus Goethe's Munde zu hören, daß ihm, wenn auch nur in der unreifſten Zeit des Lebens, das neue Teſtament ein wenig trivial erſcheinen konnte. Es herrſche im dem ganzen Buche eine faſt ununterbrochene Ironie, die mitunter ein wenig peinlich werden müſſe, da ſie zuletzt bewußtlos gleichſam gegen ſich ſelbſt wüthe, und ſich ſelbſt vernichte; und was das Unglück vollende, ſo fehle ſie gerade da, wo ſie herrſchen ſollte, nämlich bei der Darſtellung der ein wenig philiſterhaft ausſchweifenden Jünglinge, mit denen der Dichter am Ende des erſten Bandes in Berührung kommt. In der That würde man die Geſpräche dieſer jungen Leute über die Art, wie man ſich in der Welt drehen und wenden muß, um durchzukommen, und über die Mittel und Wege, um zu einigem Vermögen zu gelangen, nicht ganz ohne Misbehagen leſen können, wenn man nicht aus eigenen Mitteln ein wenig Ironie hinzuthue.

§. 85.

Wenn ſich auf dieſe Weiſe etwa der Tadel erheben ſollte, ſo würde er freilich ſehr viel Scheinbares, und wohl gar auch einiges Wahre für ſich haben, doch würde, dünkt mich, gar mancher Andere, z. B. ich, dagegen auftreten, und wenigſtens in dem größeſten Theile jener Misbilligungen, Veranlaſſung zum Ruhm für den Dichter finden. Es hat mich mit wahrhafter Freude erfüllt, daß Goethe durch dieſes Buch die ſtarre Mauer eingeriſſen, welche bisher, von einer Seite ſeines geiſtigen Lebens aus betrachtet, zwiſchen ihm und dem Publikum ſtand, indem er ſich in ſeiner langen litterariſchen Laufbahn auch nicht ein einziges Mal entſchließen konnte, nur ein Wort über ſeine Werke, viel weniger über ſich ſelbſt zu reden. Jetzt, da er ſich endlich dazu entſchloſſen, iſt es billig und rühmlich, daß er ſich zu ſeinem Geſchäfte recht viele Zeit nimmt, und mit epiſcher Ruhe nach der höchſten Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit ſtrebt. Streng genommen, giebt es auch eigentlich gar keine Kleinigkeit in dem Leben eines wahrhaft bedeutenden Mannes; wenigſtens würde ein einziger Blick des Letzteren auf dieſelben, der ſie im Zuſammenhange ergriffe, ihre ſcheinbare Unbedeutenheit im Einzelnen, aufheben. Es iſt ein kläglicher Irrthum der meiſten Leſer, die im Homer ewig nur die Kämpfe des Ajax, Achill, und Hektor, oder Andromache's und Priams Schmerzen rühmen; auch Nauſikaa und der göttliche Sauhirt; ſo wie jede Eß- und Streitſcene, der Schiffskatalogus ſogar, und der Schild des Achill haben ihr beſcheidenes Theil aus dem allgemeinen Fond von Poeſie erhalten. Man wende dies auf das Goethiſche Werk an, und man wird die zerbrochenen Schüſſeln, Clavierſtunden, und jene philiſterhaften Halbjünglinge, vor allen aber, die meiſterhaft geſchilderten Hausfreunde, das Pfeifergericht und die Krönungsfeierlichkeiten mit beſonderer Anerkennung und Freude genießen. Ueberhaupt iſt der ganze Eindruck dieſes Buches behaglich, bequem und heiter, und es thut ihm keinesweges Abbruch, daß dieſe drei letzten Wörter ſelbſt ſo ſehr häufig darin vorkommen, denn es liegt eben in der Natur jener angenehmen Zuſtände, daß ſie ſich ſelbſt als ſolche nennen, und wiederholt ausſprechen. So erfreulich uns aber auch jene Heiterkeit, Behaglichkeit und Bequemlichkeit ſein muß, ſo findet ſich doch noch etwas höheres in dieſem Werke, ein Höheres, welches zwar die meiſten Goethiſchen Schriften auszeichnet, doch dieſe ganz beſonders. Ich meine den durchgängig herrſchenden, rein gebildeten geſelligen Geiſt, und den klaren muſikähnlichen Styl.

§. 86.

Alles, was England und Frankreich, in Hinſicht des erſteren geleiſtet, hält durchaus mit dieſem Deutſchen Werke keine Vergleichung aus, denn es iſt keinesweges ein bloßer guter Katechismus der geſelligen Verhältniſſe, (obwohl wir auch für einen ſolchen keine geringe Achtung haben würden) ſondern es iſt der geſellige Geiſt ſelbſt, in den mannigfaltigſten Formen zur Erſcheinung gebracht worden, und der Begriff hat Geſtalt angenommen. Was den Styl betrifft, ſo iſt es nicht vonnöthen, weitläufig darüber zu reden, wohl aber dürfen wir jedem noch nicht völlig geübten Leſer anrathen, ſich das Werk laut vorzuleſen, um ſich mit einemmale und für alle Zeiten auf die angenehmſte Weiſe zu überzeugen, welcher köſtlichen Ründung und welches unendlichen Wohllauts unſere geliebte alte Sprache fähig iſt. Der geübtere Leſer bedarf jenes lauten Vortrages nicht, ſondern wird mit dem bloßen Auge die ſchöne Architektur des Styls leicht erkennen, oder er wird, wie der gute Muſiker mit der Partitur in der Hand, die erfreuliche Muſik gar wohl vernehmen, auch ohne ſie zu ſpielen.

§. 87.

Wenn wir hier den Verſuch eines Geſprächs über Goethe, oder vielmehr die acht Monologe über ihn, ſchließen, ſo geſchieht dies mit der Ueberzeugung, daß der Leſer gar wohl wiſſen werde, welcher Anſicht er beizuſtimmen habe, oder was uns noch lieber wäre, von welchem Standpunkte aus, ſich das Charakteriſtiſch-Bedeutende in allen dieſen Urtheilen vereinigen laſſe. Die innige Verehrung für den vortrefflichen Dichter würde, dünkt uns, dadurch nur gewinnen; aber der Knechtesſinn und die unfreie Abgötterei, welche hie und da (ohne Zweifel von Goethe gänzlich ignorirt oder verachtet) noch immer aufduckt, würde nach und nach ſchwinden und vernichtet werden.

§. 88.

Ein lehrreiches Unternehmen würde es ſein, die Geſchichte der Kritik der Goethiſchen Werke zu ſchreiben; hier mögen folgende Andeutungen genügen. Das erſte Auftreten des Dichters, welches ſogleich ſeine wahrhafte Götterabkunft klar bezeichnete, erregte Staunen, Starren, Anbetung, aber auch ſchreienden Haß, kalte Stürme, und widrig rohes Schelten. Die Polterkammer oder das Raſpelhaus unſerer Literatur liegt voll von jenen Produkten des abgeſchmackten Lobes, der abgeſchmackten Anfeindung. Es ſcheint, als habe ſich faſt jeder einigermaßen nahmhafte Schriftſteller der damaligen Zeit, ein Gewiſſen daraus gemacht, über Werther nicht zu reden, und es würde dem ſeligen Melchior Götze das Herz abgedrückt haben, wenn man ihm Schweigen anbefohlen hätte. Sollen wir es ganz aufrichtig geſtehn, ſo ſcheint es, als hätten diesmal die Engländer unſern Werther beſſer und reiner gewürdigt als die Deutſchen, und als ſei F. L. Huber der Erſte unter uns, der denſelben völlig verſtanden. Leſſings gewichtige Worte über dieſen Roman können wir für nicht anderes halten, als für einen höchſt lehrreichen Irrthum. Götz von Berlichingen vollendete Goethe's Ruhm bei den Beſſeren, Stella und Clavigo bei den weichlich geſinnten Jünglingen und Mädchen; dann aber ward es mit einemmale ſtill, faſt todtenſtill über ihn, ſo daß man hätte glauben können, das Publikum ſei, ſo wie es ihm auch ſonſt wohl begegnet, über ſeinem guten und über ſeinem böſen Willen, ſanft genug eingeſchlafen.

Man darf annehmen, daß dieſe Schweigſamkeit zehn bis zwölf Jahre gedauert habe, und zwar in einer Zeit, als der Dichter uns ſeine Iphigenia in Tauris, Taſſo, die Mitſchuldigen, Triumph der Empfindſamkeit, u. ſ. w. gab. Es fing an, ein wahres Kreuz und Leiden für die Kritiker zu werden, wenn es die Nothwendigkeit einmal wollte, über ihn zu reden. Man war befangen, beengt, ängſtlich, man flüchtete zu allgemeinen Ausdrücken, z. B. er ſei griechiſch, recht ſehr griechiſch, über alle Maaßen griechiſch; oder auf der andern Seite, man zeigte ſich roh, dumm, und ungeſchlacht. Zuletzt las man ihn faſt gar nicht mehr, bis endlich Huber in der allgemeinen Literaturzeitung einige ſehr pikante und geiſtreiche Recenſionen über die Werke des großen Dichters lieferte. Aber auch ihn hörte man nicht ſonderlich, denn die Zeit war ungünſtig, und hatte eine größtentheils ſehr verworrene, gehaltloſe Neigung zur Politik veranlaſſt, bei deren widrig lautem Getreibe, das bischen Poeſie welches die Mehrheit der Deutſchen noch hatte, vollends unterzugehen ſchien. Der ſonſt ſo wackere Huber hat ſelbſt an jener Sünde nicht wenigen Theil genommen, und ihn, als einen der Beſſergeſinnten, doch hier um deſto tiefer Irrenden, traf die Nemeſis um deſto raſcher und ſchmerzlicher.

Endlich erſchien im Jahr 1797 die Recenſion von Herrmann und Dorothea, dann das Athenäum und ähnliche ſehr gehaltvolle Schriften, denen zu Folge unſerem Goethe die Statthalterſchaft der Poeſie auf Erden übertragen worden ſein ſoll. Seitdem iſt, wie bekannt, von Anhängern und Gegnern ein ſo arger Lärm über ihn geführt worden, daß zu zarte Gemüther einiges Ärgerniß davon getragen haben. Seit einigen Jahren hat man indeſſen ein wenig leiſer und zum Theil auch ein wenig verſtändiger zu reden angefangen, eine geiſt- und gemüthvolle Kritik hat geſprochen, und wird ferner reden.

Es iſt ſchwer, den Abſchnitt über Goethe zu enden, doch iſt es billig nicht alles zu ſagen. Nur der alte Satz ſtehe noch hier, daß der ächte Dichter niemals, wie etwa die Mathematik oder eine andere Wiſſenſchaft, ganz ausgelernt werden könne, daß er aber täglich zum neuen erfreulichſten Lernen Gelegenheit gebe. Sodann der einfache herzliche Wunſch, daß das Geſchick die Freude und den Stolz Deutſchlands uns noch lange erhalten möge.

§. 89.

Jakob Michael Reinhold Lenz (geb. 1750, geſt. 1792). Für dieſen faſt vergeſſenen Dichter hatte die Natur alles gethan, um etwas ſehr Bedeutendes in ihm, und durch ihn darzuſtellen, aber auch das Schickſal; oder um moderner zu reden, das ganze äußere Leben verfehlte ſeiner Seits gleichfalls nicht, alles zu thun um jede Anlage in der Blüthe zu erſticken. Stetes Umherfliehen von einem Ort zum andern, Armuth, welche bald in gänzliche Dürftigkeit überging, Misverſtändniſſe, Spott, das Leben unter gänzlich fremdartigen oft feindſeligen Menſchen, mit einem Wort: der alte gemeine Jammer von hundert Deutſchen Dichtern erzeugte Schwermuth, endlich

endlich vollendeten Wahnſinn, und einen frühen Tod *).

Sein ausgezeichnetes Talent für das Komiſche zeigt ſich in dem Luſtſpiel: „Die Hofmeiſter,“ ſo wie in der vielleicht ungerechten Polemik gegen Wieland; am reinſten aber erſcheint ſeine Freiheit des Geiſtes, wenn er im Shakſpear lebend, ſeine Liebe für den ewigen Dichter in künſtlichen Nachbildungen einzelner Geſänge deſſelben, die faſt unüberſetzlich ſchienen, an den Tag legt. Lenzens Kenntniß des Shakſpear iſt mit deſto größerem Ruhme anzuerkennen, je betäubender der Lärm war, den man damals über jenen Dichter erhob, während doch faſt alle Lobreden auf denſelben, wenn wir ſie in ſchlichte Proſa überſetzen, nur darauf hinausliefen, er ſei der große Chriſtoph unter den Dichtern und ſchreite gar gewaltig einher. Wie ganz anders Lenz von ihm dachte, zeigte er beſonders dadurch, daß er gerade *das* Schauſpiel zur Bearbeitung vornahm, das man unter allen am wenigſten geſchätzt, und oft, recht hochmüthig albern, als den Markt des falſchen Witzes betrachtet hat, ich meine das lieblich friſche, köſtlich muthwillige Stück: Der Liebe Mühe iſt umſonſt.

---

*) Im Intelligenzblatte Nro. 99. der A. L. Z. 1792 verſpricht ein Ungenannter die Geſchichte von Lenzens letzten Lebensjahren, die indeſſen noch immer nicht erſchienen iſt.

Lenzens Werke ſind ſehr ſelten geworden, und da ihrer ohnehin ſo wenig ſind, ſo wäre es um ſo verdienſtlicher, wenn einmal eine Auswahl derſelben wieder veranſtaltet würde. Die Mehrheit der Deutſchen iſt ſo vertieft in die zum Theil nicht ſonderlichen Produkte der letzten Oſter- und Michaelismeſſe, daß ſie nur im äußerſten Nothfalle ein früher erſchienenes Werk zur Hand nimmt; am wenigſten aber darf man ihnen zumuthen, nach einem Deutſchen Buche erſt weitläufig zu ſuchen.

§. 90.

Helfrich Peter **Sturz** (geb. 1737, geſt. 1779). Seine Schriften, welche im Jahre 1786 in zwei Sammlungen erſchienen ſind, verdienen dem größten Theile nach, die Vergeſſenheit nicht, worein ſie bei der Mehrheit des heutigen Publikums, das meiſtens nur nach dem Neuem und Naheliegenden greift, geſunken zu ſein ſcheinen. Er gehört zu den ausgezeichneten Proſaikern ſeiner Zeit. Sein Styl iſt leicht fließend, kunſtlos und gewandt, welches ſich am klarſten zeigt, da der Inhalt mancher ſeiner Aufſätze, z. B. ſeiner Briefe aus England und Frankreich, nothwendig veraltet ſein muß, da ſie bereits im Jahre 1768 verfaſſt wurden," und die geiſtige Phyſiognomie der Bewohner jener Länder ſeitdem ſo oft gewechſelt hat; dennoch wird man jene Briefe des lebendigen Styles wegen auch jetzt noch mit nicht geringem Intereſſe leſen. Am anziehendſten erſcheint ſeine Schreibart in den kurzen Charakteriſtiken z. B. Garrik's, Pitt's, Klopſtock's, J. J. Rouſſeau's, Samuel Foote's u. ſ. w., in denen manches auch hiſtoriſch wichtig genug iſt, um den Verfaſſer Lügen zu ſtrafen, wenn er mit übertriebener Beſcheidenheit in der Vorrede zu ſeinen Schriften (vom Jahr 1779) das harte Urtheil über ſie ausſpricht: „Es ſind Kleinigkeiten, hingeworfen in Erhohlungsſtunden von ernſthafteren Geſchäften, und ſie mögen ihren Tag mitflattern unter den Ephemeren dieſer Zeit"

Unter Sturzens Gedichten, deren ſich nur viere finden, zeigt das letzte: „Die Königswahl" von nicht geringen Anlagen für die verſificirte epigrammatiſche Erzählung, und läßt am meiſten bedauern, daß er dieſe Gattung nicht fleißiger angebaut hat. Der kurze Schluß jener Erzählung möge auch hier einen Platz finden, da er allerdings mit manchem goldenen Spruche des Pythagoras wetteifern darf:

Jüngling, ſoll dich Ruhmes Lorbeer ſchmücken,
Folg dem Weiſen, den kein Tadel ſchreckt,
Und dem Pöbel kehre ſtolz den Rücken.

§. 91.

Johann Georg **Hamann** (geb. 1730, geſt. 1788). Es iſt bekannt, daß Heraklit, ein Philoſoph aus Epheſus, ein Werk über die Natur ſchrieb, welches ſo ſchwer zu verſtehen war, daß man ihn deshalb den Dunkeln nannten. Die Griechen, welche ihn auch größtentheils nicht verſtanden, hatten die ſeltſame Gewiſſenhaftigkeit, ſich ſelbſt die Schuld des Nichtverſtehens beizumeſſen, und Sokrates ſelbſt, der bekanntlich ein gar großer Virtuoſe in der Klarheit war, fällte ein ſehr günſtiges Urtheil über jenes Werk *).

Die Mehrheit des Deutſchen Publikums hat ſich mit dergleichen ſonſt liebenswürdiger Beſcheidenheit nicht ſonderlich abgegeben, ſondern gewöhnlich ganz gelaſſen abgeſprochen, ein ihm unverſtändliches Buch ſei eben deshalb auch geſchmacklos und ſchlecht, ohne zu bedenken, daß die Unverſtändlichkeit billig in die objective und ſubjective eingetheilt werden müſſe, und daß faſt immer nur von der letzteren die Rede ſein könne, deren Urſach gewöhnlich in der Bequemlichkeit liegt, die jegliche Anſtrengung ſcheut, und zuletzt zu einem völligen Halbſchlummer wird, der viel ſchlimmer iſt als ganzer reiner Schlaf.

---

*) Die Worte mit denen er es zurückgab, lauten: ἃ μὲν συνῆκα, γενναῖα, οἶμαι δὲ καὶ ἃ μὴ συνῆκα πλὴν Δηλίου γέ τινος δεῖται κολυμβητοῦ. S. Diog. Laert. Socr. S. 102. Steph. Sollte es nicht wohl gethan ſeyn, wenn man ſchon früh auf Schulen, dieſen Spruch, als ein ewiges Heilmittel des Hochmuths, auswendig lernen ließe? Was das Gedächtniß erfaßt hat, kann denn doch einſt auch in das Gemüth übergehen.

§. 92.

Wohl oft kann man in unſerer Literaturgeſchichte jene Bemerkung machen, doch bei dem genannten Schriftſteller dringt ſie ſich ganz beſonders auf. Als er lebte, hatten die Kritiker A bis Y gar kein Hehl, Hamann möge wohl ein wenig wahnſinnig ſein, auch kam es ihnen nicht darauf an, ihr zartes und tiefſinniges Urtheil mit einigen ſeltſam klingenden Stellen aus ſeinen Schriften zu belegen. Der große Haufen, flach wie er überall und immer iſt, blätterte wohl ein wenig in Hamanns Schriften, konnte ſie aber, wie man ſehr treffend zu ſagen pflegt, nicht recht klein kriegen, was er allein mag, wollte auch keinen Geſchmack an ihnen finden, da er ſelbſt noch keinen gewonnen hatte. Der einzige Herder nahm ſich des armen Mannes, der in einer etwas armuthſeligen Zeit die Kühnheit hatte, genialiſch zu ſein, ein wenig an, und legte ein gutes Wort für ihn ein.

Er ſagt in ſeinen Fragmenten über Deutſche Literatur unter andern: „Der Kern ſeiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Beleſenheit; die Schale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen. Der Philolog hat geleſen und allerdings ſehr viel, ſehr weitläufig und mit Geſchmack geleſen: (multa legit et multum). Allein die Balſamdüfte vom ätheriſchen Tiſch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der brittiſchen Laune vermiſcht, ſind zu einer Wolke geworden. Dieſe umhüllt ihn, er mag ſtrafen, oder weisſagen, wie die Juno, wenn ſie den Ehebrecher belauſcht, oder die Pythiſſe, wenn ſie Weiſſagungen in kabbaliſtiſcher Proſa murmelt. Seine Beleſenheit iſt alſo zuſammengefloſſen, ſo wie die königliche Schrift, auf unzuſammenhängend Papier geſchrieben, dies zuerſt thut —" u. ſ. w. In den reifen Mannesjahren dachte Herder noch günſtiger von ſeinem edlen Freunde.

§. 93.

Allein zum Unglück war Herder ſelbſt ein genialiſcher Schriftſteller, und ſtand im halben Banne. So kam es denn, daß man ſein Wort überhörte oder wenn man es hörte, meinte, das ſei nur ſo eine Ueberſchwenglichkeit, auf die man nicht viel geben dürfe. Es ging zuletzt ſo weit, daß niemand mehr von Hamann etwas las, niemand mehr etwas von ihm wußte. Ein tiefſinnig edler Geiſt wandelte unter den Deutſchen, und ſie hatten des nicht Acht. Man ließ ihn dort am Ufer der Oſtſee mit einigen geiſtvollen Freunden, die ihm die Welt erſetzen mußten, ſein Weſen treiben, und trieb auf der anderen Seite gleichfalls das alte Weſen fort, das eigentlich kein Weſen iſt. Auch über Hamanns Grabe ruhte noch lange Zeit ein tiefes Schweigen. Man fand es noch immer zu unbequem, über ihn zu reden, und in der That machte er es einem auch nicht ganz leicht, über ihn zu urtheilen, wofür es hinwiederum viele hundert Deutſche Schriftſteller gegeben hat, und noch giebt, über die man gerade dann am beſten zu ſprechen ſcheint, wenn man ohne alle Anſtrengung und ohne alles Intereſſe von ihnen redet. Da vernahm man endlich von Neuem Herders rühmendes Wort, Jean Paul's freudiges Anerkennen, und das häufige Hindeuten

Jacobi's auf ihn, als auf einen tiefen, ſeltſamen Geiſt. Nun hätte man, da ſich denn doch hie und da ein beſſerer Sinn zu regen anfing, gar gern nach Hamanns Schriften gegriffen, aber ſie waren leider vergriffen; nicht eben von Leſern, ſondern wahrſcheinlich von nicht leſenden Kaufleuten und Krämern. Das Schickſal hatte die ſeltſame Ironie getrieben, ſie aus der Welt verſchwinden zu laſſen, die ſich nicht um ſie bekümmert hatte.

Seit etwa einem Jahrzehnt warten nun die Beſſeren auf eine neue Ausgabe der Hamannſchen Schriften durch Jacobi oder Richter, denn in der That exiſtirt Hamann in dieſem Augenblicke nicht mehr, und ich ſelbſt würde gar nicht von ihm haben reden können, wäre es mir nicht einmal, nach vieler Mühe und Noth gelungen, ein paar Blätter von ihm, die den Titel vom Buchſtaben H liehen, aufzutreiben *). Möchte daher doch endlich Jacobi oder Richter, ſo oft ſchon gebeten, den Wunſch jedes beſſeren Deutſchen erfüllen wol-

---

*) Apologie des Buchſtaben H u. ſ. w. Das Verzeichniß ſeiner übrigen Werke ſ. in Meuſels Lexicon der vom J. 1750 bis 1800 verſtorbenen Deutſchen Schriftſteller, Bd. V. S. 108 f.

len, und uns den edeln Deutſchen Schriftſteller von neuem geben!

§. 94.

F. M. v. **Klinger** (geb. 1753). Er trat mit halb natürlicher, halb künſtlicher Erhitzung auf, und errang das traurige Glück, daß einige unreife Jünglinge, denen die Flüche und Dolche in den „Zwillingen“ der „neuen Arria,“ Simſone Griſaldo“ u. ſ. w. wohlgefallen hatten, ihn mit Shakſpear verglichen. Wahre Aehnlichkeit haben wir nicht auffinden können. Bald darauf wurde Klinger dieſes Drängens und Treibens überdrüſſig, und legte ſich auf die Correktheit, hatte aber zuweilen das Unglück, ſie mit Kälte und Nüchternheit zu verwechſeln.

Wie ſich im Leben gewöhnlich ein verſchwelgter Tag, durch eine nüchterne Woche rächet, ſo auch in der Literatur. Klinger ſchrieb in jener ſelbſt veranlaſſten Nüchternheit einen Damokles, Medea, u. ſ. w. und wartete nun, was man dazu ſagen werde. Aber man ſagte eben wenig, oder gar nichts, weil man ſie nicht häufig las. Es finden ſich in den kritiſchen Blättern der damaligen Zeit nur zwei Recenſionen über jene Dramen, denn die Kälte erzeugt Kälte, und ein gewiſſes unpoetiſches Achſelzucken wird oft durch Achſelzucken beſtraft. Aus derſelben Zeit ſchreiben ſich auch noch eine Menge Romane her, in denen oft Kraft und Erhabenheit waltet, oft aber auch, in Ermanglung derſelben, Schauerlichkeit und Gräßlichkeit dem gebildeten und heitern Leſer unerfreulich auffällt. Auch die alte, überaus vortreffliche und tiefſinnige Sage vom Fauſt, iſt durch Klinger behandelt worden; aber er hat ſie auf eine ungenügende Weiſe aufgefaſſet, und ſie nur zum Vehikel eines nicht ungewöhnlichen Aufklärungs-Skepticismus benutzt. Es ſind nicht ſehr bedeutende Urſachen, die dieſen Fauſt bewegen ſich mit dem Teufel einzulaſſen, denn ſelbſt die Armuth, von der hier gar nicht die Rede ſein durfte, ſpielt dabei eine Rolle. Der Teufel tritt im Coſtum eines modernen Sophiſten auf, und ſcheint ein wenig bei Helvetius und andern Encyclopädiſten in die Schule gegangen zu ſein; hat aber noch nicht eben ſonderliche Fortſchritte gemacht.

§. 93.

In poetiſcher Hinſicht iſt der Teufel in unſerer chriſtlichen Mythologie eine der höchſten und erhabenſten, der lebendigſten und vieldeutigſten Aufgaben die dem ſchaffenden Genius geboten werden können. Schon Milton und Klopſtock erkannten dies, und bemühten ſich, ihr ein Genüge zu leiſten, doch am meiſten bewährt ſich dieſes Wort in der

Bearbeitung deſſelben von Goethe, in dem trefflichen Drama „Fauſt.“ Die wenigen Zeilen, um nur ein paar aus dem herrlichen Ganzen herauszuziehen,

Den ſchlepp ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit:
Er ſoll mir ſtarren, zappeln, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor durſt'gen Lippen ſchweben;
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben
Er müßte doch zu Grunde gehn. —

ſcheinen uns ein weit reineres Bild zu geben als Klinger hier zur Erſcheinung gebracht.

In noch ſpäteren Jahren trat Klinger mit Fragmenten über Welt und Litteratur auf, mit deren herrſchendem Charakter, der üblen Laune, wir uns nicht befreunden können. Er hat es in dieſem Werke gar kein Hehl, daß ihm die chriſtliche Religion nicht recht zuſagt, und nach dieſem Geſtändniſſe, deſſen Ausſprechen, ſo viel mir bewußt, niemand von ihm verlangt hat, wird es ihm leicht, auch Platon, Kant, Goethe und Jean Paul bitter zu tadeln.

Wir haben hier Klinger mit beſonderer Strenge beurtheilt, doch verkennen wir keinesweges das große Talent, welches in ihm wohnt. Doch eben um dieſes großen Talents willen darf kein gewöhnlicher Maaßſtab an ihn gelegt werden. Wenn man erwägt was Klinger mit ſeinen Anlagen hätte leiſten können, ſo wird man, hoffe ich, jenes Urtheil nicht ungerecht finden.

§. 96.

Wilhelm Heinſe (geb. 1749). Als Jüngling ſchrieb er einige Gedichte, denen man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihnen eine bloß ſinnliche Gluth beilegt. In ſpäteren Jahren ſuchte er einige Aeſthetik in die Unſittlichkeit hineinzubringen, und ſchrieb ein paar Romane, in denen die Wolluſt künſtleriſch und die Kunſt wollüſtig erſcheint. — Man kommt nur höchſt ſelten in den Fall, eine Deutſche Schrift gefährlich nennen zu dürfen; doch Heinſe's Schriften darf man in der That ſo nennen, und Schillers bekanntes Urtheil über ihn, iſt ſtreng, aber gerecht. — Talente ſprechen wir ihm keinesweges ab; nur, da wir ihn einmal als eine unreine Natur erkannt haben, muthe man uns nicht zu, ihn zu lieben.

§. 97.

J. K. A. Muſäus (geb. 1735, geſt. 1787). Eine begränzte, aber in dieſer vielleicht engen Begränzung geſicherte, ſtill freundliche, genußgebende und genießende Natur. Wenige Menſchen haben die Nothwendigkeit und das Wirkliche mit ſo köſtlicher Freiheit behandelt als er. Mit reinem Scherz wußte er den trocknen Ernſt des äußerlichen Lebens zu verſöhnen, und die Armuth durch reichen Humor nicht bloß zu bezwingen, ſondern ſie ſogar zur freundlichen Hausgöttin zu machen. Kotzebue hat ſich ein Verdienſt um uns erworben, daß er uns mit mancher Einzelnheit aus dem Leben dieſes liebenswürdigen und wirklich geliebten Mannes bekannt machte, ſo wie auch, daß er die Geburtstagsgedichte an Muſäus Gattin mittheilte, die ſo mancher andere trocken ernſte Herausgeber vernichtet haben würde, weil er wahrſcheinlich ihre angenehme Anſpruchloſigkeit für Unbedeutenheit gehalten hätte. Ich geſtehe gern, daß ich allenfals die phyſiognomiſchen Reiſen eher miſſen wollte, als dieſe Geburtstagsgedichte, von denen vielleicht mancher Leſer hier zum erſtenmale erfahren wird, daß ſie da ſind.

Seine Volksmährchen gehören zu den erfreulichſten Erzeugniſſen ſeiner Zeit, bei der wir auch wohl erwägen wollen, daß ſie dergleichen Unternehmungen, als unſcheinbar, faſt verachtete, und als unreel und entblößt von praktiſcher Nutzbarkeit, gänzlich verwarf. — Wer will, mag ihnen immerhin den Fehler der Geſchwätzigkeit beimeſſen: dieſe Gattung von Geſchwätzigkeit möchten dagegen andere eher für eine Tugend halten wollen.

Wie ſehr iſt es zu beklagen, daß dieſem Manne ein nur ſo kurzes Leben zu Theil wurde, wodurch wir um ſo manches Erfreuliche gekommen ſind, das wir ſonſt von ihm hätten erwarten dürfen. Doch auch das was er leiſtete, möge nie verkannt werden.

§. 98.

Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty (geb. 1748, geſt. 1776). Die Lobeserhebungen, welche dieſem Dichter in den meiſten unſerer Literaturhiſtorien dargebracht werden, klingen ein wenig dürftig, denn ſie gehen gewöhnlich nur darauf hinaus, er habe ſo etwas wie Blüthenduft, Mainacht und Mondlicht recht artig darſtellen können. Dies allein glaubte man ihm mit gutem Gewiſſen nachſagen zu dürfen. Doch hätte das noch hingehen mögen, wenn man nur ſelbſt gewußt, daß in jenem liederlich ausgeſprochenen „Blüthenduft, Mondlicht und Mainacht,“ die Symbole der trefflichſten Gattung der modernen Poeſie zu finden ſind.

Hölty iſt der erſte, gänzlich einfache, rein ſentimentale Elegiker der Deutſchen, und bis jetzt iſt ihm noch keiner darin gleich gekommen. Mir ſcheinen alle ſeine Gedichte gleichſam nur ein einziges auszumachen, in welchem der Gedanke durchgeht: Das Leben dringt feindlich roh auf die Jugend ein, um ſie zu zerſtören; dieſe Tröſtungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunſt und der ſüße Tod. — Daß man dieſen Dichter weichlich genannt, iſt ein Beweis, daß man ihn nicht begriffen hat, denn weichlich iſt nur der zerriſſene, ins Leere ſtrebende Schmerz, nicht der fromm beruhigte unſers Hölty, dem ſelbſt die harmoniſchſte Sprache milde zuſagt. Ueberhaupt finden bekanntlich weichliche Menſchen ein beſonderes Vergnügen daran, gewiſſe Dichter für weichlich zu erklären, und Höltys reine Minneſängernatur ſchien beſonders bequem, alſo geſcholten zu werden.

§. 99.

Johann Gottlieb **Willamov** (geb. 1736, geſt. 1777). Es iſt ſchon früherhin bemerkt worden, daß in der ſogenannten goldenen Zeit unſerer Literatur, die Deutſchen nicht ſelten recht ſehr geängſtigt wurden, wenn ſie in den äſthetiſchen Lehrbüchern blätterten, und fanden, daß noch immer mehrere Gattungen der Poeſie gar nicht von ihnen cultivirt worden ſeien. So entdeckte man denn auch, daß wir noch keinen Dithyramben-Dichter hätten, und man erließ deshalb, wenn wir ſo ſagen dürfen, einen Hirtenbrief an alle verſemachenden guten Köpfe in Deutſchland, und mahnte eifrig, dieſe Lücke bald möglichſt zu füllen. Aber es griff niemand zu, ſo daß es ſchien, als ſolle die ganze Gattung eingeſargt bleiben. Endlich aber nahm ſich unſer Willamov die Sache zu Herzen und beſchenkte uns mit einer beträchtlichen Anzahl von Dithyramben, in denen es an jauchzenden Mänaden, Thyrſusſtäben und dem Ausruf: Evan Evoe! keinesweges gebricht. Man war auch wirklich ſo ziemlich zufrieden geſtellt, und die Kritiker dankten dem Verfaſſer für ſeine beſchwerliche und erhitzende Arbeit.

Im Grunde ſcheint Willamov ein recht ſanfter und behaglicher Mann geweſen zu ſein, der jene heftigen Dithyramben gewiß nur dem Publikum zu Liebe ſchrieb. Zur Erhohlung ſetzte er deshalb Fabeln auf; da aber die Deutſchen in dieſer Dichtungsart ſchon ſehr reichlich ausgeſteuert waren, und er doch etwas Apartes haben wollte, ſo führte er den Dialog in die Fabel ein. Die Kritiker nahmen deshalb Gelegenheit zu unterſuchen, ob dergleichen Verfahren auch recht und billig ſei, konnten aber nicht recht einig werden, ſo daß bis jetzt die große Frage noch unentſchieden iſt.

§. 100.

Hans Wilhelm von **Gerſtenberg** (geb 1737). Seine Tändeleien brachten ihn bei den Anakreontikern,

tikern, und ſein Gedicht eines Skalden bei den Barden-Liebhabern zu hohen Ehren. In der That gehören die erſt genannten Tändeleien zu den wenigen beſſeren, welche wir beſitzen; ſchade nur, daß die Abſicht zu tändeln dem wahren Charakter des Tändelns ſelbſt nicht zuſagen kann. In den Skaldengedichten hat er, um mich eines Klopſtockiſchen Ausdrucks zu bedienen, ſorgſam gehorcht auf das Wehen des Laubes in den vaterländiſchen Hainen. Wir geſtehen indeſſen, daß wir das Reſultat ſeiner Bemühungen, in dieſer Hinſicht, nicht für ſehr bedeutend halten können: denn damit iſt doch wirklich wenig gethan, daß man die Griechiſchen Götter vom Throne ſtößt und altnordiſche, oft ſogar leider nur die Namen derſelben hinauf hebt. Neuere Bemühungen, obwohl leider zum Theil ohne poetiſchen Geiſt unternommen, haben ungleich mehr gefruchtet, da man wenigſtens an der rechten Stelle den alten Deutſchen Quellen nachgrub.

Von einer ungleich höheren Bedeutung als die beiden genannten Verſuche, die zu ihrer Zeit mit dem wärmſten Beifalle aufgenommen wurden, erſcheint uns das Trauerſpiel Ugolino, in welchem wir faſt den höchſten und größten — Irrthum erblicken, den jemals ein Dichter begangen. Die Kraft aber, mit welcher dieſe koloſſale Verirrung eingeleitet und durchgeführt worden, muß jeden mit Hochachtung erfüllen, der ſich auch bei verfehlten Beſtrebungen eines Dichters, auf die Berechnung des Fonds von Genialität verſteht, welcher zur Ausführung einer ſolchen Idee vonnöthen war: Ferner wollen wir uns erinnern, daß der höchſte Irrthum überhaupt dem Rechten bei weitem näher ſteht, als jede Halb- oder Dreiviertel-Wahrheit, indem die letztere ſtets mit dem Fluch der Ohnmacht belaſtet erſcheint.

Was die frühere Kritik über den Ugolino vorbrachte, iſt größtentheils dürftig und eng gedacht, deſto witziger aber und geiſtreicher ſind die Bemerkungen, die ein Brief Leſſings an Gerſtenberg über die genannte Tragödie enthält, den man uns erſt vor einigen Jahren im Intelligenzblatt der Jenaiſchen Literaturzeitung mitgetheilt hat.

§. 101.

Moritz Auguſt von Thümmel (geb. 1738). Es iſt dieſer Schriftſteller von Lichtenberg, Garve, Klinger, Eichhorn u. ſ. w. mit ſo vieler Innigkeit und Ausführlichkeit gerühmt worden, daß es den meiſten Leſern ſcheinen dürfte, als ſei das Talent dieſes Dichters bereits hinlänglich auseinander geſetzt worden. Nimmt man zu den Urtheilen jener Männer, das geiſtreichere Urtheil des älteren Schlegel, ſo dürfte man allerdings annehmen, als habe die Kritik ein genügendes anerkennendes Wort über ſein Talent geſprochen.

Es verhält ſich allerdings ſo, denn Freiheit, Fröhlichkeit und behagliches Wohlſein ſind die Elemente, in denen der Dichter lebt, und dieſe ſind geeignet genug, um ſich ſelbſt dem Auge des trübſten Leſers zu erſchließen. Des Dichters „Wilhelmine,“ ein proſaiſch komiſches Gedicht, fiel in eine der heitern Laune nicht ſehr günſtige Zeit; dennoch riß ſie die meiſten ſonſt ein wenig trockenen Leſer mit ſich fort. Sie zwang ſelbſt dem einſeitigen, übermüthig geſpreizten Klotz eine günſtige Recenſion ab, und lockte gleichſam die heitere Natur in ihm hervor, und als Michael Huber ſie nur mittelmäßig in's Franzöſiſche überſetzte, erwarb ſie ſelbſt bei unſeren ſtolzeren Nachbaren eine nicht geringe Gunſt, und ein bleibendes Wohlgefallen. Eine ſehr anmuthige Leichtigkeit im Styl bemerken wir beſonders in den erſteren Theilen „der Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich,“ und wenn uns überhaupt ſchon das Verhältniß zu Margot auf die erfreulichſte Weiſe intereſſirt, ſo möchten wir in ihr ſogar die Muſe ſelbſt ſehen, die den Verfaſſer begeiſtert und mit friſchem Leben erfüllt. — Wenn wir uns ferner noch auf das ſehr geiſtreiche Urtheil in dem

Anhange zum Campaner-Thal beziehen, ſo ſcheinen dieſe wenigen Züge zu dem Gemälde des Dichters hinreichend zu ſein.

§. 102.

Es iſt vielleicht von manchem Leſer ſchon früher erwartet worden, hier den Namen: Friedrich **Nicolai**, Johann Jacob **Engel**, **Garve**, **Sulzer**, **Mendelsſohn**, und **Eberhard** zu begegnen, die allerdings in einer Deutſchen Literaturgeſchichte nicht fehlen dürfen. Da indeſſen dasjenige, was die genannten Männer gegeben haben, die Aufmerkſamkeit der Deutſchen, eine geraume Zeit in dem vorzüglichſten Grade auf ſich gezogen, ſo daß es auch keinesweges an ausführlichen Schriften fehlt, die ſich mit der Darſtellung des literariſchen Charakters jener Männer beſchäftigen, ſo würden wir etwas Ueberflüſſiges zu thun fürchten müſſen, wenn wir von Neuem eine ſolche Charakteriſtik anheben wollten.

Verdienſtlicher dünkt es uns überhaupt, die dunkeln Stellen in unſerer Literatur hervorzuheben, und bei der Kritik der weniger oder nur theilweiſe gekannten Schriftſteller unbefangene Anſichten zu eröffnen, als das, was bereits hinlänglich in das Klare geſetzt worden iſt, noch einmal in das Klare, ja Ueberklare ſetzen zu wollen. Dieſer Fehler der Ueberdeutlichkeit, und des bequemen Wiederſagens des ſchon genügend Geſagten, bleibe von dieſem Buche fern; nicht minder aber auch der des einſeitigen Stolzes, der das, was bereits von Anderen gut und recht gemacht worden iſt, noch beſſer machen will. Es iſt unzweckmäßig, das Licht der Kritik in das Licht ſtellen, und die Farbe anfärben zu wollen.

§. 103.

Nur eine Hindeutung möge hier noch ſtehen, für diejenigen, die etwa die Bemühung ſcheuen, ſich mit den ſämmtlichen Werken jener genannten Schriftſteller vertraut zu machen, um auf dieſe Weiſe ein Reſultat zu ziehen. Obwohl nun das Beſtreben, einen Schriftſteller nur aus einer einzelnen Schrift genau kennen zu lernen, wenigſtens im Allgemeinen zu misbilligen iſt, und auch hier nicht völlig genügen kann, ſo läſſt ſich doch auch zuweilen zur Erleichterung der Anſicht, irgend ein einzelner Punkt angeben, auf welchem der Verfaſſer am deutlichſten erſcheint. Dieſer Punkt iſt, wie mich dünkt, bei Nicolai die nach vielen Seiten hin ſich ausbreitende Schrift gegen die Xenien, bei Sulzer das äſthetiſche Lexicon, bei Mendelsſohn das Verhältniß zu Lavater, beſonders zu Jacobi, bei Garve und Eberhard die Recenſionen der Kantiſchen Kritik der reinen Vernunft und Urtheilskraft, und bei **Engel** die Idee einer Philoſophie für die **Welt**.

§. 104.

Michael **Denis**, (geb. 1729, geſt. 1800). Es iſt ſchwer zu begreifen, wie die beſonnenen Deutſchen, die ſelbſt in den Perioden der literariſchen Verirrung, z. B. in der Sturm- und Drang-Periode, und in der empfindſamen Zeit, ſich nie einem Irrthum gänzlich überließen, ſondern ſich ewig durch Ironie und Satire ſelbſt aufſtörten, einen ſo ſeltſamen Geſchmack an dem weichlich pathetiſchen, erhitzt gequälten, durch und durch wolkigen und nebelvollen Oſſian finden konnten. Wenn ſich aber, nach dem bekannten Ausſpruche jenes Dichters, jede Schuld auf Erden rächt, ſo rächt ſich auch jeder Irrthum, und dieſer, von dem hier die Rede iſt, den beſonders Goethe im Werther durch Lobpreiſung, und die Mittheilung eines Fragments, und Denis durch eine Ueberſetzung des Alt-Schottiſchen Barden hervorriefen, konnte natürlich gleichfals nicht ohne gefährliche Folgen für die ſchöne Literatur der Deutſchen ſein.

So leidenſchaftlich man aber auch Oſſian liebte, ſo war man doch bequem genug, ſich mit der Ueberſetzung der Engliſchen Paraphraſe des Macpherſon zu begnügen, ohne ſich um die Urquelle zu bekümmern, zu der bis in das vierte Jahrhundert ſich hinaufzuarbeiten, allerdings mit mehreren Schwierigkeiten verbunden ſein dürfte, als die empfindſamen Schriftſteller lieben *). Und nun vollends die Wahl des Hexameters, in welchem man den Kaledoniſchen Barden reden ließ! Eben ſo wohl d. h. eben ſo verkehrt hätte man ihn auch in Terzinen oder Ottaven ſingen laſſen mögen.

Denis eigene Lieder ſind nicht viel mehr als Nachhall des Oſſian, und nur von einem künſtlichen Feuer eingegeben, das eben ſo wenig erleuchtet als erwärmt.

§. 105.

Noch unter ihm als Nachahmer des Nachahmers ſteht Karl Maſtalier, (geb. 1731, geſt. 1795), der in ſeinen Gedichten, nebſt Oden aus dem Horaz, den Mangel an innerem Leben, durch das zu erſetzen ſucht, was die Franzoſen Verve nennen, wofür wir bekanntlich im Deutſchen kein einzelnes Wort haben, vielleicht weil jener Fehler unter uns billig unbekannt ſein ſollte.

---

*) Erſt ganz vor kurzem, da ſchon die Liebe für Oſſian ſehr geſunken zu ſein ſcheint, erhielten wir eine Ueberſetzung des Dichters aus dem Alt-Schottiſchen, durch Ahlwardt in Oldenburg, 1810.

Karl Friedrich **Kretſchmann** (geb. 1738), gehört als Ringulf neben Denis, doch ſteht er wegen der Vielſeitigkeit ſeines Talents bei weitem höher. Daß wir ſeine Bardenlieder nicht ſehr ſchätzen, wird man wohl aus dem ſo eben Geſagten ſchon vermuthen, doch in ſeinen Sinngedichten, ſcherzhaften Liedern und Fabeln, erkennen wir einen freundlich gebildeten Geiſt, der die Reſultate ſeines Denkens und Empfindens oft in einer recht angenehmen Sprache mittheilt. Man würde noch lieber bei ihm verweilen, wenn er nicht mitunter dem Streben nach Franzöſiſcher Leichtigkeit die Deutſche Kraft und Fülle aufopferte.

§. 106.

Leopold Fried. Günther v. **Göckingk** (geb. 1748) Wir haben von ihm ſehr berühmte Arbeiten in den meiſten Gattungen der Poeſie, z. B. im Lied, Sinngedicht und der Epiſtel, durch welche letztere er beſonders den Beifall eines großen Theils von unſerm Publikum erreicht hat. Man bemerkt faſt überall einen vielſeitig reflektirenden Geiſt, der indeſſen bei aller Welterfahrenheit, der Empfindung, Naivetät und Zartheit keinesweges abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen, und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten, erwarben ihm doch wohl „die Lieder zweier Liebenden,“ für deren Zärtlichkeit man in Deutſchland ein faſt allgemeines Intereſſe faßte, den meiſten Ruhm, ſo daß noch vor kurzem ſelbſt der **ſtreng** richtende **Wieland** die poetiſche Briefſtellerin, welche hier unter dem Namen **Nantchen** erſcheint, die Deutſche Sappho nannte, welchen Ruhm ehedem die Karſchin nur uſurpirt habe. (Vgl. N. T. Merkur, ſ. d. J. 1803, April.)

Noch verdient es angeführt zu werden, daß für die Correktheit der Sprache, und die Reinheit der Reime mit ſichtbarem Fleiße Sorge getragen worden iſt.

§. 107.

Friedrich Wilhelm **Gotter** (geb. 1746, geſt. 1797). Es iſt bekanntlich mit einiger Gefahr der Mittelmäßigkeit verknüpft, wenn der Dichterjüngling zu **früh** nach Correktheit, d. h. negativer Tadelloſigkeit ſtrebt, indem er, wie billig, vor allen Dingen, den ſchlimmſten aller Fehler, die Mittelmäßigkeit, zuerſt vermeiden ſollte. Dieſer Umſtand und eine zu einſeitige Hinneigung zu der Franzöſiſchen Literatur hat Gotters höherer Reiſe ſehr geſchadet, und ſeinen ſonſt mildfreundlichen und angenehmen Geiſt in enge Feſſeln gelegt. Faſt alle ſeine Schauſpiele und Gedichte ſind, dem größten Theile nach, den Spaniern, Franzoſen, Engländern und Italienern nachgebildet, und es ſchien zuletzt beinahe, als habe er in ſich ſelbſt, jedem eigenen Gedanken und jeder eigenen Empfindung, als unziemlich gewehrt. Er hatte den Muth, ſich der Leſſingiſchen Polemik gegen das Franzöſiſche Trauerſpiel zu widerſetzen, doch war er dieſem Kampfe keinesweges gewachſen, und konnte ſelbſt durch die vortrefflichſten Ueberſetzungen, ſeinen Lieblingen die alte verlorne Liebe der Deutſchen nicht wieder gewinnen.

Als Verſifikator verdient Gotter ein ganz beſonderes Lob, denn er iſt ſo wohlklingend, und ſeine Reime ſind ſo leicht und rein, daß nur wenige Deutſche Dichter ſich in dieſer Hinſicht mit ihm meſſen können, ſehr wenige nur ihn übertreffen.

§. 108.

Miller. Man darf dieſen Schriftſteller und ſeinen allbekannten Roman „Siegwart" nur nennen, um an die Periode der Empfindſamkeit zu erinnern, die er in Deutſchland hervorrief. Wenige Schriftſteller ſind ſo ſehr geliebt und ſo ſehr verſpottet worden als er. Wir misbilligen das Letztere, denn er darf nicht die Schuld ſeiner unberufenen, talentloſen Nachahmer tragen. Ihm war es in der That ein hoher Ernſt um reine und zarte Empfindung, und um die Darſtellung einer keuſchen, tief ſehnſüchtigen Liebe, die allerdings der **Thränen** nicht immer entbehren kann;

aber er fehlte darin, daß er dieſes Gefühl nicht ſelten in einem Meer von Worten und wohlfeilen ſchwächlichen Ausrufungen ertrinken ließ. Dennoch meinen wir, man ſolle die Periode der Empfindſamkeit, die, ſeltſam genug, mit der Sturm- und Drang-Epoche Hand in Hand ging, nicht allzuvornehm belächeln, denn ſie war wenigſtens produktiv. Gar gern räume ich ein, daß man in das Gelag hinein producirte, aber man producirte doch, und ich, meines Theils, möchte wenigſtens den heut zu Tage herrſchenden äſthetiſchen Eunuchismus für keinen angenehmeren Anblick halten, als den, welchen die damalige Zeit bot, in welcher die Deutſchen noch innig theilnehmend laſen, und — liebten.

§. 109.

Friedrich v. Schiller (geb. 1779, geſt. 1805). Da es vielleicht niemals einem Deutſchen Dichter gelungen iſt, in einem ſo hohen Maaße die Aufmerkſamkeit und die Liebe ſeines Volkes auf ſich zu lenken, ſo dürfen wir vorausſetzen, daß auch jedes bedeutende Wort, das von Goethe, Schlegel, Huber u. ſ. w. über ihn geſprochen worden, zu ſeiner Zeit wohl bekannt und erwogen worden ſei. Ich ſelbſt, obwohl freudig anerkennend jedes Vortreffliche, was die genannten und ähnliche wackere Schriftſteller über ihn geurtheilt haben, glaube dennoch meinem Vorſatze, in dieſem Werk nur meine eigenen Anſichten zu geben, treu bleiben zu müſſen. Da ich aber bereits in dem zweiten Jahrgange meines Taſchenbuchs Luna, ſo wie in der Geſchichte der Deutſchen Poeſie und Beredſamkeit (Seite 215 bis 25) ausführlich und mit beſonderer Neigung über dieſen Dichter geſprochen habe, und meine Ueberzeugung über ihn in der Hauptſache keinesweges hat verändert werden können, ſo bleibt mir für den Zweck des gegenwärtigen Werks nichts weiter zu thun übrig, als zuvörderſt das Hauptſächlichſte jenes früheren Urtheils auch hier, nur mit geringen Veränderungen, wieder mitzutheilen, und ſodann einiges Neue zu geben, was das Nachdenken über ihn in ſpäteren Jahren erzeugte. Die ſehnſüchtige Liebe, mit der faſt das geſammte Deutſche Volk nach dem uns ſo früh entriſſenen tugendhaften und tiefſinnigen Künſtler hinblickt, erfordert eine ganz beſondere Sorgfalt im Urtheil und nie möge ſich, weder von der einen Seite, ein unfreies Ueberhebenwollen ſeiner Verdienſte, noch von der anderen ein hochfahrender Leichtſinn in die einfache Unterſuchung miſchen.

§. 110.

In dem Sinne wie wir Shakſpear einen Dichter nennen, iſt Schiller kein Dichter; denn es ſind nicht Individuen und Geſtalten, in denen ſich die Welt abſpiegelt, es ſind Ideen und Empfindungen, die er uns darſtellt, aber ſolche, die zu Individuen und Geſtalten führen müſſen, wenn anders ein Weg dahin geht. Das herrſchende Princip in ihm iſt nicht das poetiſch löſende oder ſyntheſirende, wie es dem geborenen Poeten beiwohnt; es iſt reflektirend, und ſtets zur Analyſe hingeneigt. Allerdings ſchauet ſein Blick tief in des Lebens Mitte, aber er giebt nicht dieſe, ſondern nur die Enden, wenn er auch oft genug auf jene hindeutet; weshalb denn auch in ſeinen Werken ein ſteter Dualismus erſcheint. Man könnte ſagen, es zerſpalte ſich gleichſam vor ſeinem Auge die ganze Natur in zwei ſchroff abgeſchnittene Hälften, und er werfe dann den philoſophiſch-rhetoriſchen Purpurmantel darauf, die Lücke zu verhüllen. Daher erſcheint denn auch in allen ſeinen Gedichten der ewige Gegenſatz von Nothwendigkeit und Freiheit, des Todes und des Lebens, zu ſtark, ſtatt daß wir in den Werken eines Calderon, Cervantes u. ſ. w. jene Antitheſen bereits gelöſet finden. Aber die Kraft, mit der Schiller jenes Verhältniß der Intelligenz und Natur hinſtellt, iſt allerdings ſo bewundernswürdig, daß wir gern geſtehen werden: wenn es überhaupt ſich gedenken ließe, daß der Himmel ſich könnte erringen und erſtürmen laſſen, ſo müſſe es dem Aufwande einer ſolchen eminenten Kraft gelungen ſein. —

Der wahrhafte Poet, ich möchte ſagen: der Dichter a priori, ſieht die Welt ſchon geſchaffen vor ſich, und ſie iſt ihm nur eine reizende Decoration, die er mit ſeinen neuen Schöpfungen erfüllt; aber Schiller iſt zu ſehr Philoſoph, um jene Vollendung ſchon anzunehmen, er läßt die Welt erſt vor ſeinen Augen entſtehen, und dann erſt erheben ſich die Geſtalten und die Schatten, die er hervorzurufen vermag. Daher wohnt denn aber auch ſeinen Schöpfungen nicht jenes innige und klare Leben bei, das nur in ſich ſelbſt lebt und von nichts Fremdartigem mehr kann berührt werden, daher iſt faſt alles bei ihm: Rede, ſich beziehend auf Poeſie, nicht Poeſie ſelbſt. Schiller ſelbſt ſagt es mit heiligem Ernſt aus, daß nur unbeſtürmt der Himmel freundlich ſich hernieder neige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Und iſt nicht die Poeſie das höchſte Glück, oder vielmehr, ſo wie die Liebe, das Glück ſelbſt?

Wollte ich dieſes geſammte Urtheil durch ein erſchöpfendes Gleichniß darſtellen, ſo würde ich ſagen, daß wir in Schiller den Prometheus finden, von dem ein neuerer Religionslehrer urtheilt, daß er das himmliſche Feuer hätte fordern dürfen, das er jetzt nur raubte.

§. 111.

Gleich bei dem erſten Auftreten in der literariſchen Welt verkündigte Schiller — ſo mag man wohl ſagen — eine gigantiſche Geſinnung und das Werk, welches ſie erzeugte: Die Räuber *), in ſeiner erſten Geſtalt, bezeichnet den Geiſt des Dichters reiner und größer, als manche ſeiner ſpätern Produktionen, in denen die Poeſie und Kritik ſtreiten und auch nicht immer ganz friedlich ſich trennen. Wenn man will, ſo mag man jenes Werk immerhin unkünſtleriſch nennen; nur nenne man es ganz unkünſtleriſch, ſo wird ſich in dem vollendeten Gegenſatze der Natur und Kunſt, die Kunſt ſelbſt leichter ahnden laſſen. Himmel, Erde und Hölle, ſind hier in ungeheuren Formen, durch ſchroffe Klüfte auseinander geriſſen, hingeſtellt mit einer Kraft und Fülle die des höchſten Ruhmes Werth iſt.

---

*) Bei jeder Umarbeitung hat dieſes Stück von ſeiner koloſſalen Größe verloren, ganz beſonders aber durch eine rohe fremde Hand. Zum Glücke iſt es in der letzten Ausgabe der Schillerſchen Schauſpiele nach der erſten vom Jahr 1781 wörtlich abgedruckt. Der Schwarzwald duldet keine Scheere.

Dabei müſſen wir freilich hinzuſetzen, daß für die Hölle nur der eigentliche Kern der Kraft aufgeboten worden iſt, daß es dieſem Drama überhaupt an jenem muſikaliſchen Zauber fehle, der, über dem Ganzen ſchwebend, das Getrennte vereinigen würde, an jenem goldenen Duft der Morgenröthe, der, wie Wallenſtein ſagt, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge ſich webt, und das Traurigwahre zu ſchönem Schein erhebt, wie ein Chor in den feindlichen Brüdern hinzufügt.

Bei weitem geringere Bedeutung haben die zunächſt folgenden Trauerſpiele: Fiesko und Kabale und Liebe, zu deren Hervorbringung nur der letzte Reſt jener der erſten Periode des Dichters angehörigen Kraft aufgewandt worden iſt, weshalb ſie denn auch, in Vergleichung mit dem erſten, nur ſchroff und hart, ohne Fülle und Leben, erſcheinen müſſen. Beſonders herrſcht im Fiesko eine ſehr auffallende Zerriſſenheit, und eine Koketterie mit der Kraft, die hier doch nur gering iſt. Beſſer erhält ſich noch das andere Schauſpiel durch die imponirende Seltſamkeit in dem Verhältniſſe der beiden Liebenden, indem hier die Krampfhaftigkeit das äußerſte Ende erreicht hat, wodurch ſie denn allerdings zu etwas in ihrer Art Anziehendem wird.

§. 112.

Die zweite Stuffe der künſtleriſchen Bildung Schillers wird bezeichnet durch das dramatiſche Gedicht: Don Carlos, deſſen würdige Abſicht in einigen ſehr gelungenen Details klar wird. Hier zeigte ſich bei ihm zum erſten Male der Geiſt des „Propheten,“ ein Wort, das man verſtatten wird, wenn man das genannte Werk ſo kennt als es gekannt ſein will, um beurtheilt zu werden. Auch darf man in der That gar wohl behaupten, daß derjenige Leſer, welcher jene auf die geſammte intellektuelle Bildung der nächſten Jahrhunderte ſich beziehenden Prophezeihungen im Carlos, Wallenſtein und den Briefen über die äſthetiſche Erziehung nicht zu finden vermag, das Höchſte in Schillers Werken überhaupt nicht ahnde.

Als Kunſtwerk betrachtet iſt Carlos keinesweges ein vollſtändiges Stück, ja man darf ſogar ſagen, daß es eigentlich aus zweien mit ſich uneinigen Stücken beſtehe. Zwei ſehr verſchiedene Geiſter, der Geiſt des Muſikaliſchen und der des Pittoresken, ſchweben über dieſer Tragödie und ziehen ſie nach divergirenden Richtungen hin, und der noch hinzutretende Geiſt des Kantianismus hat die ſtreitenden Partheien nicht zur Eintracht beſchwören können.

Schiller ſuchte ſich in dem genannten Werke zum erſten Male das jambiſche Metrum als einen Zügel für die Ueberreizung und Erhitzung anzulegen, doch abgerechnet, daß überhaupt das Versmaaß, als etwas Nothwendiges, keinem ſubjektiven Zwecke dienen ſoll, iſt auch der fünffüßige Jambus (beſonders wenn er wie hier mit ſechs- und ſiebentehalbfüßigen wechſelt) ein ſo lockerer und loſer Zaum, daß dadurch keine beſondere Mäßigung hervorgebracht werden kann. Die ſteife Pracht, und der flirrende Prunk finden ſich dabei faſt noch behaglicher in ihrer Sphäre, als in der Proſa, in der das Verfehlte ſich weniger leicht verhüllen läßt. — Dieſer Periode fallen auch die „Künſtler“ und die „Götter Griechenlands“ anheim, in welchem erſtern Gedicht noch das Ringen mit dem Stoffe ſichtbar iſt, wofür indeß in dem zweiten durch die Vereinigung der ſubjektiven Satire mit einer tiefſehnſüchtigen, zwar irrenden, doch kräftigen Gemüthspoeſie eine ſehr bewundernswürdige lyriſche Polemik hervorgebracht worden iſt, die noch immer einzig daſteht in jeder Literatur.

§. 113.

Das Höchſte, was ſich auf dem Standpunkte des reinen Reflektirens erreichen läßt, werden wir im Wallenſtein zu ſuchen haben; denn gleichmäßige Haltung und ſtete Sicherheit in der Darſtellung zeichnen dieſes Drama vor dem Carlos und den meiſten Werken ſeiner Gattung höchſt rühmlich aus. Es iſt hier nicht bloß verſtändige Berechnung, und einſichtsvolle Oekonomie zu erkennen, ſondern wir finden in der Charakteriſirung einiger Perſonen dieſes Schauſpiels, und in ihrer Beziehung auf das geſammte Leben, eine ſehr anziehende poetiſche Ahndung, ein Analogon von Poeſie, wenn auch nicht die Poeſie ſelbſt. Im Carlos ſehen wir meiſtens nur Organe des Dichters, Repräſentanten der Subjektivität, oder Schatten, die der Wahn erzeugte; hier erblicken wir Menſchen im eigentlichen Sinne des Worts, feſtgegründet auf ſich ſelbſt und umgeben von der höchſten Kraft und dem Wohllaut der Sprache. So iſt denn auch der Fleiß, mit dem hier jede Scene, jede Sentenz, ja man darf hinzuſetzen, jedes einzelne Wort überlegt worden iſt, mit der gebührenden Anerkennung zu betrachten.

§. 114.

Schillers letzte Periode läßt ſich im Allgemeinen nur mit dem allgemeinen Namen, der Periode der vermiſchten und vielſeitigen Beſtrebungen bezeichnen. Eine Hinneigung zu der Idee des (in der Erſcheinung freilich nicht oft vorhandenen) muſikaliſchen Katholicismus, erzeugte die Maria Stuart, in der wir zugleich den geglückteſten techniſchen Bau, den man in den meiſten Schillerſchen Dramen vermiſſen muß, freudig anerkennen; ein Hinſtreben zur Romantik, dem ein höchſt glücklicher Moment neue Kraft verliehen zu haben ſcheint: die Jungfrau von Orleans. Dieſes Werk welches die höchſte Liebe des Dichters ſelbſt beſaß, hat auch die meiſte Liebe bei dem Deutſchen Publikum erregt, obwohl man fragen darf, ob nicht der äußere Glanz der Handlung und des Styls ein Großes dazu beigetragen habe. Nachdem dieſes Stück einige hundert male in öffentlichen Blättern, zum Theil ſehr unbeholfen, ſelten geiſtreich recenſirt worden iſt, erſcheinen in dem ſo eben ausgegebenen Taſchenbuche „Minerva" einige Briefe des Dichters ſelbſt über ſein Werk, die in ihrer ruhigen Einfachheit und Sinnigkeit ein ſchönes Licht auf das Ziel ſeines damaligen Strebens warfen.

§. 115.

Die Braut von Meſſina wurde vielleicht durch den Wunſch erzeugt, das größtentheils nur reflektirende, nicht produktive Streben der Neueren poetiſch zu potenziren. Statt der vornehmen Abſprechungen auf der einen, und des plumpen Scheltens auf der andern Seite, wäre es anſtändiger geweſen, eine gründliche Vergleichung dieſes Drama's mit den Phönizierinnen des Euripides zu unternehmen, die ſich dann ohne Zweifel mit der Anerkennung geſchloſſen haben würde, daß der tiefſinnige Deutſche jenen Griechen allerdings an Würde der Geſinnung, und Macht der Sprache übertreffe. Der gräßeſte Fehler, den wir indeſſen in dem Deutſchen ſtellenweiſe faſt unmäßig geſchmückten Trauerſpiele anerkennen müſſen, beruht in der Darſtellung des Schickſals, das hier keinesweges als die ernſt gerechte Strafgöttin, ſondern als eine (wenn wir ſo ſagen dürfen) furchtbar ironiſche, witzig combinirende, greuliche Furie geſchildert wird. Deshalb kann denn auch der Chor, ſelbſt durch die herrlichſten Reden, nicht Beruhigung geben, ſo wie gleichfalls die hier verſuchte Vermiſchung der Religionen durchaus nicht dazu geeignet iſt, dem Gemüthe wohlzuthun.

§. 116.

Die Schillerſchen Gedichte haben ſehr oft das ſonderbare und unerfreuliche Schickſal erlebt, entweder auf der einen Seite flach bewundert und angeſtaunt, oder auf der andern mit eben ſo flachem abſprechenden Hohn getadelt zu werden *). Da der Werth der meiſten in der That zu klar und zu ſicher auf ſich ſelbſt beruhet, ſo iſt es nicht

---

*) Selbſt die Recenſion in der A. L. Z. (1802 Dec.) genügt keinesweges, obwohl ein löblicher Ernſt im Wollen ſichtbar iſt.

vonnöthen, ihn mit ausführlicher Weitläufigkeit auseinanderzuſetzen. Das tiefſinnigſte von allen ſcheint mir „das Reich der Formen,“ worüber indeß die Stimmen der Anerkennung auch ſonſt ſchon nicht ſelten ſind gehört worden; doch das reinſte, klarſte, bis in das Innerſte vollendetſte aller ſeiner Gedichte wurde von allen Kritikern überſehen. Ich meine die Ballade: „Der Ritter Toggenburg,“ ein Gedicht, das keiner der vorhin bezeichneten Bildungsperioden ſondern der Poeſie ſelbſt angehört, von deren reinem, warmem Hauche es bis in das Tiefſte durchdrungen iſt. Es iſt ein Kunſtwerk, das, ſo lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten ſprechend. — Eben ſo hat man auch die Schillerſchen Epigramme ſelten nur in ihrem ganzen Werthe anerkannt. Die meiſten derſelben geben den bedeutungsvollen und tiefen Moment, aus dem das Epigramm als Mikrokosmus gebildet wird, ſo rein und klar wieder, daß wir in der That manche recht weitſchichtige philoſophiſche Orationen für ſie hingeben dürfen.

§. 117.

Schillers proſaiſcher Styl iſt gleichfalls drei Perioden hindurch gegangen. In der erſten war er überladen, ſchwer und prunkend, z. B. in dem „Verbrecher aus verlorner Ehre," in der zweiten rein, gediegen und harmoniſch, wie im Geiſterſeher; in der dritten ſuchte er dieſe Gediegenheit noch zu potenziren, und ſtrebte nach der höchſten Pracht, Fülle und Majeſtät der Schreibart; aber er überbot nicht ſelten ſeine Kraft und gab zu viel. Jenes Stille und Klare, welches uns in dem Styl eines Cervantes und Goethe ſo ſehr erfreut, erreichte er nie, aber es würde dieſes nicht zu erwähnen ſein, da es ſchon Ruhm genug iſt, wenn nur der Styl ſich ſelbſt gleich iſt, wenn nicht die Bemühung, auch jene Eigenſchaften zu erreichen, wirklich zuweilen bei S. ſichtbar würde. In dieſe Zeit fällt auch ſeine Polemik*), zu der ſich die Hoheit ſeiner Sprache fügte, und ſie um ſo ſchneidender und gewaltiger machte, wie dies z. B. in manchen Anmerkungen der Fall iſt, die er ſeinem Aufſatze über naive und ſentimentale Dichtung beifügte.

§. 118.

Schiller zieht jeden beſſeren Deutſchen mit ſo gewaltiger Liebe an ſich, daß wir es es für eines der unerfreulichſten Geſchäfte halten, von dem zu reden, was wir als fehlerhaft an ihm anerkennen; aber die Litteraturhiſtorie darf daſſelbe nicht übergehen. Es beſteht dieſer Fehler, um ihn mit einem Worte auszudrücken, in einem gewiſſen Dualismus in der Weltanſicht und in einer nicht ganz ſeltenen Hinneigung zu declamirenden Gefühlen. Leider iſt es gerade dieſer Fehler, der die Halbgebildeten am meiſten entzückt, weil er faſt immer glänzend und erhaben erſcheint. Doch gerade deshalb muß um ſo ernſter davor gewarnt werden, und wer hat wohl mehr davor gewarnt als der edle Dichter ſelbſt, obwohl er mitunter gegen ſeine eigene Gebote fehlte. Unſer Zeitalter hat gar manchen Caſſius Severus, Eprius Marcellus, Aper, und ähnliche Rhetoren, wie ſie das ſpätere Rom erzeugte, und das iſt eben das Beklagenswerthe, daß ſolche Schriftſteller, hinter Schillers Aegide verſteckt, ihre Fehler durch ſeinen glänzenden Namen decken wollen. Nur ſoll man nicht im Unmuth ihn mit jenen verwechſeln. Das Einzige glauben wir auf ihn anwenden zu dürfen, was Tacitus in dem Dialog de oratoribus (cap. 26) vom Caſſius Severus' ſagt: „plus vis quam sanguinis," vier Worte, die ſo gewichtig und bedeutend ſind, daß ich faſt wünſchen möchte, man leſe ſie mehr als viermal hintereinander, um ſich mit ihrem ganzen Inhalte deſto inniger vertraut zu machen. Alles übrige was dort noch von dem Römiſchen Rhetor geſagt wird: Primus enim, contemto ordine rerum, omissa modestia ac pudore verborum, ipsis etiam quibus utitur armis incompositus et studio feriendi plerumque dejectus, non pugnat sed rixatur paßt vielleicht auf keinen Deutſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts ſo wenig, als auf Schiller, bei dem wir ſtets das Aufgebot der höchſten Kraft und den reinſten, edelſten Willen wahrnehmen.

---

*) Sie iſt faſt immer epigrammatiſch, raſch berührend, aber ſicher und bis ins Innerſte treffend.

§. 119.

Niemals, wir dürfen es mit Entſchiedenheit behaupten, iſt der Tod eines Deutſchen Dichters in dem Vaterlande ſo allgemein und innig betrauert worden, als Schillers frühes Scheiden. Wohl dürfen wir, wenn wir ſein ganzes Leben und ſein nie ruhendes Ringen nach dem was da bleibt und ewig und göttlich iſt, betrachten, ſeinen Tod einen Opfertod nennen für die Wiſſenſchaft und Kunſt. Schon manche vor ihm ſtarben ihn, und manche nach ihm werden ihn ſterben. Doch von ihm hat es ſelbſt der Mund ſeines großen Freundes verkündet in den tiefen Worten:

Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens *).

Die Trauer um Schillers Tod iſt ein heiliges vaterländiſches Gefühl, und gehört mit zu den dauerhafteſten Verbindungsmitteln der nach tauſend verſchiedenen Rückſichten auseinander treibenden Deutſchen. Deshalb möge ſie ſtets rein und klar und ſtark bleiben, damit ſie nicht in das Leere verflattere, ſondern Früchte treibe in Wort und That.

§. 120.

J. M. Babo. Klopſtock nennt den Horaz einen Nachahmer wie Nachahmer nicht ſind, ein Ausdruck, der auch auf Babo paßt, wenn wir die Beziehung zwiſchen ſeinem ausgezeichneten Drama: „Otto von Wittelsbach" und Götz von Berlichingen erwägen. B. hat in dem genannten Stück eine wirkliche Ahndung von dem Geiſte Deutſcher Ritterzeit an den Tag gelegt: ein Lob, das in der That faſt keiner ſeiner Zeitgenoſſen verdient. Uebrigens wollen wir jenes bekannte, durch die trefflichſten Deutſchen Schauſpieler verherrlichte Stück nicht ausführlich beurtheilen, in-

---

*) Vgl. Beckers Weltgeſchichte, letzter Theil, von J. G. Woltmann, in dem gehaltvollen Abſchnitt über die Literatur der neueſten Zeit.

dem die einzelnen gelungenen Parthien desſelben klar genug in die Augen leuchten, und ſtets lebhaft anerkannt worden ſind. — Das Schauſpiel: „Die Strelitzen,“ trägt den Stempel der kalten Mühſeligkeit, doch wird der Hiſtoriker ſich nicht ſelten erfreut fühlen, durch den richtigen Blick, mit welchem der Verfaſſer die Hauptzüge des altruſſiſchen Nationalcharakters aufgefaßt hat. — Die übrigen Schauſpiele Babo's ſtehen in purer blanker Proſa da, ja es begegnet ihnen wohl gar, ſich ein wenig damit zu brüſten, welches ſich allerdings nicht recht geziemen will. Einige Auszeichnung verdient indeſſen das kleine Luſtſpiel: „Die Maler,“ wegen des Deutſchen Ehrgefühls, das in demſelben auf eine recht angenehme Weiſe zur Sprache gebracht wird.

§. 121.

Gottlieb Conrad Pfeffel (geb. 1736. geſt. 1809). Eine freundliche Muſe begleitete ihn durch das Leben, das ſonſt wohl für ihn wenig Reize gehabt haben würde, da er ſchon als Jüngling des Lichtes ſeiner Augen beraubt worden war. Wenn aber gewöhnlich die Phantaſie der Blinden, nur um feierlich ernſte oder ſanfte, wehmutherregende Gegenſtände ſchwebt, wie davon die muſikaliſchen und poetiſchen Compoſitionen der meiſten ein genugſames Zeugniß geben, ſo iſt Pfeffel doppelt merkwürdig, da er faſt immer nur in leichten und freundlich ſcherzenden Fabeln und Erzählungen ſich ausgeſprochen hat. In den letzten funfzehn bis achtzehn Jahren ſeines Lebens, nahm ſein Geiſt eine einſeitig politiſche Richtung, die bekanntlich dem dichteriſchen Streben ſtets ungünſtig geweſen iſt. Da er nun doch nicht von der Fabel ablaſſen wollte, ſo zwang er ſeine politiſchen Anſichten in dieſe ſonſt ſchuldloſen, in anſpruchloſer Fröhlichkeit auftretenden Erzeugniſſe hinein, wodurch dann freilich nichts anders entſtehen konnte als Mühſeligkeit und Erkältung.

§. 122.

Johann Nicolaus Götz (geb. 1721, geſt. 1781). In einem der Poeſie höchſt ungünſtigen Verhältniſſe, ohne Geiſtesgenoſſen und Freunde ſeines Strebens in der näheren Umgebung, von ſteten eng bürgerlichen Rückſichten und Aengſtlichkeiten geplagt, widmete er dennoch mit wackerem Eifer jede beſſere Stunde ſeines einigermaßen dürftigen Lebens, der Hervorbringung von poetiſchen Werken, die ihn einſt überleben ſollten. In einer Zeit von mehr als fünf und dreißig Jahren lieferte er nur eine geringe Anzahl von Gedichten, und auch unter dieſen ſind manche, die wir nur für leichtes inhaltloſes Getändel anſehen können; andere aber ſind ſo innig gefühlt, und ſo zart ausgeführt, daß nur unziemliche Vergeßlichkeit ſie überſehen und übergehen könnte.

Wenn davon die Rede iſt (und es war ehedem viel zu oft davon die Rede) welche Deutſche Dichter wir wohl dem Chaulieu, Dorat, und ähnlichen Franzoſen entgegen ſetzen könnten, ſo würden wir nicht Georg Jocobi, ſondern Götz nennen, der jene in anmuthiger Leichtigkeit vollkommen erreicht, an Sinnigkeit aber und Gemüthlichkeit bei weitem übertrifft.

§. 123.

Johann Georg Jacobi (geb. 1740). Der Charakter des Deutſchen iſt begründet auf Kraft und Ernſt, und nur wenigen glückt es, jene Kraft mit Milde, jenen Ernſt mit Scherz zu vereinigen, und auf dieſe Weiſe das Ziel einer harmoniſchen Bildung zu erreichen. Manche Dichter, denen der zu erringende tiefe Ernſt und die alte Deutſche Kraft nicht genügten, wendeten faſt ihr ganzes Leben daran, um ſich eine gewiſſe ſchwebende Leichtigkeit, flatterhafte Schalkhaftigkeit und zarthingaukelde Scherzhaftigkeit zu verſchaffen; da indeſſen das Bemühen um Leichtigkeit, die Leichtigkeit ſelbſt aufhebt, ſo konnte dabei wenig

Erſprießliches und Angenehmes zum Vorſchein kommen. Als aber Jacobi auftrat, überließ ſich ein großer Theil unſerer Kritiker dem angenehmen Traum, als beſäßen wir nun wirklich einen Dichter, den alle Grazien der Feinheit, Süßigkeit und Zartheit umflatterten, und den die Liebesgötter mit lauter Roſenhonig genährt hätten. Man verglich ſeine „Winterreiſe" (zuerſt gedruckt zu Düſſeldorf 1769) mit den Werken eines Yorik, Chapelle, Desmahis, und zeigte ſchon dadurch, daß man eigentlich nicht recht wußte, was man wollte, weil man ſo verſchiedenartige Schriftſteller zu gleicher Zeit mit ihm verglich. Bei der „Sommerreiſe" (zuerſt gedruckt zu Halle 1770) verſicherte man nur im Allgemeinen, daß dergleichen Poeſien von allen Leuten, welche Geſchmack haben, mit „Wolluſt" geleſen worden ſeien, und ſelbſt den Ausländern gefallen müßten.

Die Briefe von Gleim und Jacobi, (Berlin 1768) betrachtete man als ein Denkmal, dem Eros und Anteros gewidmet, und erzählte, wie köſtlich es ſei, es hier mit anzuſehen, wie Gleim und Jacobi „einer Nymphe in einem ſchattigen Gebüſch auflauern, einen Liebesgott, wenn er mit ſeinen Brüdern den Plan zu einer Eroberung überlegt, belauſchen, und tauſend andere Dinge thun, die in der Schule der Venus gelehrt werden" *). Zu Gleims Lobe erinnerte man an die Manier eines Watteau, Boucher, Lancret, und von Jacobi hieß es: „Seine Briefe machen den größten Theil der Sammlung aus, und ſind alle ſcherzhaft, alle Kinderchen der Freundſchaft, der Wolluſt, und der Freude. Man kann die Sammlung ſeiner Briefe als eine Galerie von der Hand eines Guido oder Albano anſehen. Sollte ich nicht auch hinzuſetzen können, daß die Liebesgötter, welche dieſen Künſtlern die Pinſel geſchenkt, die Farben gerieben, und ſie auf die Palette geſetzt **), unſerm Jacobi das Papier gebracht, die Federn geſchnitten, die Dinte bereitet? Durchgehends lieſet man die ſüßeſten Tändeleien, die lieblichſten Bilder und die naiveſten Vorſtellungen der Liebe, welche durch ihre Abwechſelungen eben ſo ſehr gefallen, als durch ihre Kunſt.“ — Man verglich Jacobi'n mit Greſſet und Chaulieu, (an denen man leider ein zu großes Behagen fand) ja man ſcheint ſelbſt Ueberſchriften wie folgende: „An den älteſten der Liebesgötter im Dienſte des Deutſchen Anakreon,“ recht angenehm gefunden zu haben.

---

*) Vergleichen Klotzens Deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Band II, S. 5. Aehnliche Stellen finden ſich ſo häufig, daß es nicht vonnöthen iſt, ſämmtliche Seitenzahlen anzuführen, die darauf hindeuten.

**) Te Riſus, Albane, Joci, te Guido, Venuſtas
Te Charitum ſequitur Chorus omnis et omnis
Amorum,
Pars ſuccos terere et parvulis infundere conchis,
Pars offerre tibi calamos, pars ducere dextram
Marſy in ſeinem Gedicht: Pictura.

§. 124.

Freilich widerſetzten ſich auch ſchon in jenen Zeiten einige ſtrengere Kritiker den übertriebenen Lobeserhebungen, mit welchen die Freunde den Dichter überfüllten, wobei indeß zum Ruhme des letzteren angeführt werden muß, daß er ſich nicht ganz verziehen ließ, ſondern ſtets nur ein mäßiges Talent und eine geringe Dichterader ſich zuſchrieb. Indeſſen hatte er ſich einmal ſo tief in ſeine Manier hineingearbeitet, daß es ihm unmöglich geweſen zu ſein ſcheint, davon abzulaſſen, und ſelbſt in manchen ſeiner ſpäteren Gedichte ſpielt noch immer der kleine Amor, Cupido mit Bogen und Pfeil, nebſt einer Schaar von kleineren Liebesgötterchen, eine nicht angenehme, monotoniſche Rolle.

Jacobi iſt nicht ſelten flach, wo er leicht, ſüßlich, wo er zart, verſchwebend und verſchwimmend, wo er ſanft und milde erſcheinen möchte. Selten nur gelingt ihm der Ton der wahrhaften

Freudigkeit, oder des ächt muthwilligen Scherzes; doch möge der Dichter, da wo er ihm gelingt, um ſo weniger verkannt werden, weil ſeine anderweitigen Vorzüge: Correctheit der Sprache, (deren lebendige Fülle ſich freilich in ſeiner engen Sphäre nicht zeigen kann) und Leichtigkeit im Reime, ihm ſtets zu Hülfe kommen. Auch ein gewiſſer ſanfter und frommer Ernſt und milde Herzenslaute erfreuen in jenen wenigen beſſeren Gedichten, und laſſen es um ſo mehr bedauern, daß er ſich nur zu bald wieder in anderen Poeſien auf die ſüßlichen, faſt möchte man ſagen: abgeſtandenen Tändeleien legt, die niemandem zuſagen können. Zu jenen gelungenen Gedichten, deren Charakter vorhin bezeichnet worden, iſt beſonders „die Litanei auf das Feſt aller Seelen" zu rechnen, die in der That die Muſik in ſich ſelbſt trägt, und eben deshalb auf eine ſehr anſprechende Weiſe hat componirt werden können.

Die neueſte Ausgabe der Jacobi'ſchen Werke giebt ein rühmliches Zeugniß von der Strenge des Dichters gegen ſich ſelbſt, welches um ſo wärmer anerkannt werden muß, da auch manche hier getilgte Fehler einem großen Theile der Deutſchen Leſer nur zu ſehr gefallen hatten.

§. 125.

Theodor Gottlieb von Hippel (geb. 1741, geſt.

1796). Wir unterſchreiben das Urtheil Kants, der ihn einen Plan- und Centralkopf nannte; möchten aber mit Accentuirung des Wortes „Kopf," hinzuſetzen, daß er, trotz des ſeltſamſten Strebens nach Gemüth, ja ſogar nach der tiefſten Myſtik, dennoch des Gemüths ermangelte. Sein kalt abgeſchloſſenes, dürftig hartes, monoton verdroſſenes Leben, das uns mit breiter Ausführlichkeit im Nekrolog erzählt worden iſt, giebt hinreichendes Zeugniß von der Wahrheit jener Bemerkung. In ſeinen Schriften, vorzüglich in den Lebensläufen in aufſteigender Linie, und den Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z, iſt ein reiches Füllhorn von Witz ergoſſen, und ein männlich ſchneidender Scharfſinn, ein treffliches Verarbeiten, beſonders des von Kant Gefundenen durchaus nicht zu verkennen. Daß man ihm aber auch den Vernunft-Tiefſinn, ſo wie Humor und Scherz zugeſchrieben, beruht wohl nur auf einem Misverſtändniſſe jener Worte, und kann gar leicht klar werden, wenn man ihn mit Jean Paul vergleicht, der alles das hat, was er beſitzt, ſo wie nicht minder das, was ihm fehlt.

Hippel ſchrieb auch noch ein ſehr ausführliches und ſehr verſtändiges Buch über die Ehe, lebte aber ſelbſt ſtets einſam, ohne Ehe und ohne Liebe. Ob dies zu den mannichfaltigen bitteren

Ironien gehört, die er mit ſich ſelbſt getrieben, oder ob wir es als bloßes reines Unglück zu betrachten haben, iſt eine Frage, die nur der Leichtſinn raſch beantworten möchte.

§. 126.

Johann Anton Leiſewitz (geb. 1752, geſt. 1806). Man hat bei der Erwähnung dieſes wackeren Schriftſtellers häufig an die Löwin erinnert, die nur Ein Junges gebiert; aber eine Löwin *). Ich geſtehe, daß ich bei aller Achtung für L's Talente die Richtigkeit dieſes Vergleichs nicht einräumen kann, indem ſein Julius von Tarent, der ja auch bekanntlich in eine ziemlich frühe Jugend fiel, mehr ahnden läßt was er einſt hätte leiſten können, als wirklich leiſtet. In ſpäteren Jahren ſprach ſich L. mit der edelſten Stenge ſelbſt das Dichtertalent ab; leider aber verleitete ihn dieſe Strenge auch zu der höchſt ungerechten Härte, ſeine faſt vollendete, mit Geiſt und Fleiß ausgearbeitete Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zu vernichten, oder doch dem Drucke zu verweigern.

---

*) Der Gedanke rührt von Leſſing her, der in L. einen zweiten Goethe ahndete.

§. 127.

Georg Chriſtian Lichtenberg (geb. 1742, geſt. 1799). Mit Recht erheitern ſich die Deutſchen, wenn vom Witz geredet, und der Name Lichtenberg ausgeſprochen wird. Es fallen ihnen dabei ſo manche ſcherzhafte oder ſatyriſche Einfälle dieſes Schriftſtellers ein, die ſich leicht behalten laſſen, und man hat Beiſpiele, daß während ſie dieſelben wieder erzählen, ſie ſelbſt für den Augenblick gleichfalls witzig geworden ſind. Allerdings iſt Lichtenberg in einzelnen Bemerkungen ein ſehr verſtändiger proſaiſcher Epigrammatiker, der ganz beſonders in den Erklärungen der Hogarthiſchen Kupferſtiche die rechte Rennbahn für ſeinen Scharfſinn und Witz gefunden hat. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Engliſcher Schriftſteller, ſelbſt nicht Ireland, den Geiſt jener Caricaturen ſo treffend aufgefaßt und ſo reichlich commentirt hat als er; ja es iſt ſogar entſchieden, daß Lichtenbergs Commentar bei weitem witziger iſt als Hogarths Zeichnungen ſelbſt, der denn auch in ſeiner Analyſis of beauty (vom Jahr 1753) bekanntlich mehr Talent als Verſtand gezeigt hat.

Nachdem wir dieſe Verdienſte Lichtenbergs — denn zu einer Auseinanderſetzung ſeines Werthes als Phyſiker iſt hier der Ort nicht —

freudig anerkannt und ausgeſprochen haben, ſcheint es uns zweckmäßig, hier einige ſehr einfache Bemerkungen einzuflechten, zu denen L. die beſte Gelegenheit bietet.

Es giebt eine reine und freie Philoſophie, es giebt aber auch eine unfreie, die nur das Gegebene verarbeitet, oft ſogar ſich begnügt, an das Gegebene noch etwas anzuhängen, weshalb man ſie denn auch die Anmerkungs-Philoſophie nennen kann, und wirklich genannt hat. Man will behaupten, daß dieſe letztere Gattung von Philoſophie, obwohl gegen ihren Werth von verſchiedenen Seiten ſehr ernſtlich proteſtirt worden, in Deutſchland, vor allen aber in England und Frankreich noch immer die beliebteſte ſei. Eben ſo giebt es bekanntlich auch eine freie und göttliche Poeſie und eine unfreie und weltliche, einen freien von der höchſten Abkunft zeigenden Witz und Humor und einen aus einer unbefriedigten Seele hervorgehenden Anmerkungswitz und Halbhumor.

Es giebt ferner nicht bloß geſunde und kranke Schriftſteller, ſondern auch halbkranke und dreiviertel geſunde, ja es laſſen ſich Beiſpiele von einer neun und neunzig Hundertel-Geſundheit anführen.

Der reine Dichter und der reine Philoſoph, das heißt, der rein chriſtlich gebildete Geiſt athmet ſtets die friſche erhebende und beruhigende Himmelsluft; aber es giebt auch eine Stadt-Dorf- und Stubenluft, und der Verfaſſer dieſes Werks geſteht, daß er das nicht ſehr glückliche Talent beſitzt, dieſe letzteren Luftarten ſogleich zu erkennen, und daß er ſie leider in den Werken der meiſten Deutſchen Dichter und Philoſophen antrifft.

§. 128.

Indem dieſe Bemerkungen auch wohl ohne nähere Auseinanderſetzung ſich verſtändlich machen werden, und in Hinſicht des Umſtandes, wie weit man ſie auf Lichtenberg anwenden darf, kein Misverſtändniß zu fürchten iſt, fügen wir nur noch hinzu, daß er ſelbſt mit ganz beſonderer Offenherzigkeit erklärt hat, er liebe die Poeſie nicht, ja er haſſe und verachte ſie ein wenig. — „Leſet Euler und Newton, und werft Klopſtock und Goethe in den Winkel!" ſo ſagt er einſt rund heraus, und zeigt dadurch, daß er bei weitem ehrlicher geſinnt iſt, als alle die Vielen, die, während ſie im Herzen die ganze Poeſie für ein wunderliches, halb lächerliches und unnützes Weſen halten, doch dabei das Anſehen haben wollen, als möchten ſie die Sache ganz wohl leiden, als fänden ſie dieſelbe plauſibel genug und als ſeien ſie die nicht übertreibenden, ſondern ſtreng gerechten Dichterfreunde.

Zum Glücke ſtraft indeß Lichtenbergs innerſtes Weſen ſeine antipoetiſchen Worte Lügen, und wir dürfen mit Recht, aus der Schilderung, die er von ſich ſebſt macht, vermuthen, daß er ſich nicht ſelten, faſt wider ſeinen Willen von künſtleriſchen Gefühlen ergriffen geſehen habe. Es ließe ſich ſogar fragen, ob er nicht ſelbſt durch Goethe, gegen den er oft und keinesweges mit Glück, den Witz verſucht, wenigſtens in geheimen Stunden, doch deſto herzlicher erfreut worden ſei. Ueberhaupt äußerte ſich gegen Lichtenberg in dieſer Hinſicht eine eben ſowohl ſehr komiſche als ſehr ernſthafte Nemeſis, indem ihn nicht nur zuweilen poetiſche Anklänge und Anflüge beſielen, ſondern mitunter ſogar die fantaſtiſchſten und abergläubigſten Empfindungen, wie er dies ſelbſt in der ſehr anziehenden Schilderung ſeiner ſelbſt geſteht. Man möge daraus abnehmen, wie ſchwer es ſei, dem Gotte und dem Dämon in uns, Widerſtand zu leiſten.

§. 129.

Sollen wir zum Schluſſe noch ein Wort anführen, das unter allen treffenden Ausſprüchen, die wir von ihm haben, uns am meiſten zuſagt, und am wichtigſten erſcheint, ſo wäre es folgendes: „Unſre Welt wird noch ſo fein werden, daß es eben ſo lächerlich ſein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Geſpenſter.“ Wir können nicht mit Gewißheit beſtimmen, ob Lichtenberg den ganzen furchtbaren Inhalt dieſer wenigen Worte ſelbſt erkannte, ſo wie ihn Jacobi in einem Taſchenbuch für 1802 auf die eindringlichſte Weiſe erklärte; doch verrathen uns manche ſeiner hingeworfenen Fragmente, daß er nur mit geheimem Schauder an die Zukunft denken mochte, die dem größtentheils gottberaubten Geſchlecht nichts anderes bringen konnte, als verworrenen, unreinen Schmerz.

§. 130.

Gottfried Auguſt **Bürger** (geb. 1748, geſt. 1794). Wir finden leider oft genug in der Geſchichte unſerer Poeten, daß ein widerwärtiges Schickſal von außen her auf ſie eindringt, und alles vereinigt, um ihr Gemüth zu verletzen, oder doch der Poeſie abwendig zu machen. Selten aber hat ſich dieſes Geſchick einen ſo tief fühlenden und ſo reich blühenden Dichter zur frühen Vernichtung auserleſen als Bürgern. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfniſſe des Lebens, eine unfreundliche bürgerliche Exiſtenz an einem Orte, der ſeinem Gemüthe unmöglich zuſagen konnte, und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn in ſeiner häuslichen Lage traf, führten ihn ſehr früh dem Grabe zu.

Hiezu kam noch ein Umſtand, der dem kühleren Leſer faſt ſeitſam komiſch erſcheinen muß, der aber Bürgern, der nichts hatte als den reichblühenden Lorbeerkranz, auf das tiefſte ergriff und verwundete. Ich meine die bekannte Recenſion der Bürgerſchen Gedichte (vom Jahr 1791) welche Schiller elf Jahre darauf dem vierten Bande ſeiner proſaiſchen Schriften wieder einverleiben ließ. Sie ſcheint auf das reizbare Gemüth des Dichters einen tieferen Eindruck gemacht zu haben, als man es billig finden kann. In der That enthält ſie nicht viel mehr als einige abgeriſſene Gedanken über Objektivität und Idealität der Poeſie, mit denen Bürger geſchlagen werden ſollte. Dieſem aber imponirte zu ſehr das metaphyſiſche Gewand, worein ſie gekleidet iſt, und er konnte für ſeine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid auffinden. Bürger iſt ſo ſehr und ſo durchaus Dichter, daß ihm ſelbſt die Pforten der Hölle (um uns dieſes vortrefflichen bibliſchen Ausſpruchs zu bedienen) kein Blatt aus ſeinem wohl erworbenen Dichterkranze rauben könnten, viel weniger der edle Schiller, der dem Dichter gewiß nicht wehe thun wollte, und diesmal nur in der individuellen Beziehung ſich vergriff.

Bürgers Leben war der eigentliche Verbrennungs- und Vernichtungsproceß, den eine verfehlte, dann eine zwiſchen Sittlichkeit und Geſetzloſigkeit ſchwankende Neigung, endlich ein großer Irrthum in der Liebe ſelbſt vollendete. Der Beſſere wird die letzteren Worte nicht ohne den höchſten Schauder ausſprechen können. Milder geſtimmt möge man auch bei dem Gedanken an ſeinen Tod, ſich des rührenden Epigrammes auf den Seidenwurm erinnern:

Arte mea pereo, tumulum mihi fabricor ipse:
Fila mei fati duco, necemque neo.

Wohl ihm, daß ſeinen frühen Tod der Gedanke verſöhnen durfte, daß wenigſtens zwei Drittheile ſeiner Gedichte niemals untergehen werde, ſondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unſterblichkeit ſeines Namens ſichern müſſe. —

§. 131.

In Beziehung auf die Beurtheilung der Bürgerſchen Gedichte in den „Charakteriſtiken und Kritiken," füge ich noch hinzu: Bürger iſt nach Flemming der erſte Wiederherſteller des Sonetts, ja er verdient es, in dieſer Hinſicht dicht neben dieſen größten Deutſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, geſtellt zu werden. Als Romanzendichter iſt er, beſonders in Hinſicht der mimiſchen Lebendigkeit, und der Fülle in der Klarheit, unübertroffen. In der Pracht der Sprache und dem goldenen Strom der Worte kommt ihm kein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts völlig gleich, wovon wir uns am ſchnellſten überzeugen können, wenn wir einige der berühmteren Verſe des „hohen Liedes“ etwa einem gebildeten Spanier vorleſen, ein Verſuch den der Verfaſſer dieſer Schrift einſt ſelbſt gemacht hat.

Uebrigens iſt es mir recht wohl bekannt, daß das genannte Gedicht kein vollſtändiges und zuſammenhängendes Ganze ſei, und wir ſind allenfalls ſelbſt erbötig, die Fugen und den Kitt nachzuweiſen mit dem ſie verhüllt werden ſollten. Von den Gedichten an Molly, beſonders aber von dem: „Als Molly ſich losreißen wollte,“ mögen wir nichts weiter ſagen, als daß wir uns von ihnen beinah dieſelben Wirkungen verſprechen dürfen, als von Tamino's Zauberflöte. Vielleicht noch größere, da bekanntlich die meiſten Thiere, die ſonſt nützlichen Hunde abgerechnet, ſich ohnehin ziemlich muſikaliſch erweiſen.

Der größte Fehler, den Bürger jemals beging, war, daß er auch ſcherzen wollte, welches ihm, wenigſtens in gedruckten Schriften, niemals geglückt iſt.

Daß übrigens einige rohe Schriftſteller und Nicht-Schriftſteller ihn im Allgemeinen für ein wenig roh erklärt haben, muß der Literaturhiſtoriker leider mit anführen; ſonſt iſt es freilich am beſten, ſich an dergleichen Unziemlichkeiten nicht zu erinnern.

§. 132.

Chriſtoph Friedrich **Neander** (geb. in Kurland auf dem Paſtorate Ekau 1724, geſt. 1802). Die erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche dieſes Mannes fallen in die Zeit der „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ (1741, 42, und folgende Jahre) und es tragen die von ihm in jenes Journal gelieferten proſaiſchen und poetiſchen Aufſätze noch manche Spuren von Unreifheit. Ungleich wichtiger ſind ſeine beiden Sammlungen geiſtlicher Lieder (Riga 1766 und 1774), von denen manche auch in die neueſten Geſangbücher aufgenommen worden ſind. Zwar findet ſich in denſelben nicht jene großartige religiöſe Begeiſterung, und das reiche und tiefe Leben welche die Geſänge eines Gerhard, Simon Dach, Klopſtock u. ſ. w. auszeichnen; doch verdient N. als populärer didactiſcher Dichter, der in einer einfachen Sprache manche Theile der Sittenlehre eindringlich darſtellte, Anerkennung und Würdigung. Der Charakter ſeiner Gedichte ließe ſich vielleicht am kürzeſten durch das Eine Wort: **Ruhige Gefaſſtheit** ausdrücken, und dieſe war es denn auch, welche ſein Leben, ſelbſt in den ſchmerzlichſten Augenblicken bezeichnete. Es ſcheint zweckmäßig, bei dieſer Gelegenheit eine Stelle aus dem Werke der Frau Gräfin von der Recke über Neander hier mitzutheilen, welche jenen angeführten Charakter, wie er ſich in den bedeutendern Momenten des Lebens und den gelungenern Gedichten offenbarte, auf eine einfach rührende Weiſe beſtätigt.

„Im Jahre 1784 traf ſein fühlbares Herz ein harter Schlag, den er als Chriſt und Philoſoph, ſelbſt im erſten Augenblicke mit ſeltener Seelenruhe ertrug. — Er liebte alle ſeine Kinder mit gleicher Zärtlichkeit, doch ſchien der eine der Liebling der ganzen Familie zu ſein, und eben der ward zu Jena von einem berüchtigten Rauſer im Zweikampfe hämiſcherweiſe erſtochen. So ohngefähr äußerte Neander ſich gleich bei der erſten Nachricht, die ſein Vaterherz verwundete. — „Gottlob! daß nicht mein Sohn der Mörder iſt! daß er keinen Anlaß zum Zweikampfe gab! Gott bekehre ſeinen Mörder und laſſe dieſen, durch den traurigen Vorfall gerührt, einen beſſeren Menſchen werden!“ — Die trauernde Mutter tröſtete er mit den Worten: — „Was würden wir empfinden, wenn wir die Stelle beträten, wo ſeine Kindheit ſpielte, wo er als Jüngling Bäume pflanzte, und wenn uns dann das Andenken verfolgte, daß unſer Sohn mit dem Verbrechen eines Mordes befleckt geſtorben ſei? Jetzt können wir froh nach dort hinüberblicken.“ (Vergl das angeführte Werk, Berlin 1804. S. 83, ff.)

Abgerechnet, daß dieſe Erzählung ihre Wichtigkeit im Allgemeinen in ſich ſelbſt trägt, iſt ſie auch dem Literaturhiſtoriker bedeutend, weil in ihr der beſte Commentar zu manchen Liedern des Didaktikers ſich findet.

Außer jenen angeführten Werken ſchrieb Neander: Das Glück der Schelme, — Einladung zum Genuſſe des Frühlings, — mehrere kleine Gedichte, — Scipio, ein Singſpiel in drei Aufzügen, — die Himmelfahrt Chriſti, ein Oratorium, — eine Hymne an Gott, — Lettiſche geiſtliche Lieder.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß ſelbſt Herder geſtand, er habe Neandern viel zu danken, ein kurzes Wort, deſſen Bedeutung nicht zu verkennen iſt.

§. 123.

Mathias Claudius (geb. 1743). Es iſt bekanntlich eine gar herrliche Sache um den Glauben, wie ihn uns Der gelehrt hat, der faſt zu heilig iſt, um ſeinen Namen häufig auszuſprechen. Wenn nun ſchon ein rein gläubiger Menſch und Schriftſteller einen ſehr erfreulichen Anblick gewährt, ſo wird dieſer Genuß noch ſehr vermehrt, wenn wir denſelben auch mit rüſtiger Fröhlichkeit, großem poetiſchen Talent und guten einfachen Kenntniſſen ausgerüſtet erblicken. Claudius trat in einer Zeit auf, in welcher ein mit gutem Fug frech zu nennender Unglaube und eine höchſt unerquickliche vornehme Seichtigkeit an der Tagesordnung war, die er zuweilen ernſthaft, öfter aber mit angenehmem Scherz und Spott bekämpfte. Er hatte den Muth, gerade das herrliche Gegentheil von ſeiner Zeit zu ſein, und man würde ihm dies ſchwerlich haben hingehen laſſen, wie es ihm in der That eine geraume Zeit ſo hinging, hätte man es nur wirklich geglaubt, daß es ſo mit ihm ſtehe, wie es in der That ſtand. So aber meinte man, da er ohnehin einen ſcherzhaften und muntern Charakter zeigte, es ſei ihm mit ſeinem Eifer für den Glauben und für das ächte alte Chriſtenthum, kein rechter Ernſt, und er wähle nur dieſe Methode, um auch in der Aufklärung Original zu ſein. Zugleich hatten ſeine Lieder ſowohl als ſeine proſaiſchen Aufſätze einen ſo ganz eigenen Zauber, daß ſie einem ſelbſt dann gefielen, wenn man ſich auch dagegen ſetzte, und allerdings iſt es nicht zu leugnen, daß wir in Claudius einen der köſtlichſten, naivſten und gemüthvollſten Dichter beſitzen, die Deutſchland je gehabt hat.

Endlich aber, da er es gar zu arg machte, da er den Fenelon überſetzte, und in der Vorerinnerung rund heraus erklärte, daß er dem Glauben dieſes Mannes wahrhaft zugethan ſei, und daß während es Hunderten und wieder Hunderten erlaubt ſei, ſich als Ungläubige zu geriren, auch ihm hoffentlich verſtattet ſein werde, auf ſeine eigene Hand gläubig, und in dieſem Glauben ſelig zu ſein, da er endlich ſogar den wohlbekannten Urian, eine luſtige „Nachricht von der neuen Aufklärung" ſingen ließ, ſo riß endlich auch den langmüthigſten Kritikern die Geduld. Man meinte, ſelbſt der vortrefflichſte umfaſſendſte Purpurmantel der Poeſie könne dergleichen Verſtandesfehler nicht ganz verhüllen, ja man bediente ſich keinesweges ſolcher milden Metapheren, als wir uns eben bedient haben, ſondern erklärte ſeinen Unwillen rund heraus, und faſt mit gröblichen Worten.

Claudius ſelbſt ſchien aber bereits ſo verſtockt zu ſein, daß er wenig oder gar keine Notiz davon nahm, ſondern immer nur da fortfuhr, wo er es gelaſſen hatte. Wenn deshalb unſere gewöhnlichen Literaturhiſtoriker, die ihn denn doch nicht ganz umgehen können, von ihm reden müſſen, ſo ſieht

ſieht man ihnen faſt die Verdrießlichkeit an, daß ſie gezwungen ſind, Einiges an ihm zu rühmen.

Daß man ihn heutzutage überhaupt nur ſelten noch lieſ't, darf nicht ſehr befremden, da er, ſo viel mir bewußt, — in einigen der letztverſtrichenen Meſſen nichts Neues hat drucken laſſen, ein Umſtand, der in Deutſchland oft ſchlimme Folgen hat, und den auch ich innig bedauere.

§. 134.

Chriſtian Friedrich Daniel **Schubart** (geb. 1739, geſt. 1791). Alle ſeine Poeſien bezeichnen lediglich den heftigen Anlauf des Dichters, während von dem Ziele nur geſprochen wird, andere ſind bloß pathetiſche Exclamationen und poetiſche Gedankenſtriche. Man könnte ſagen, er faſſe zuweilen die Dichterharfe mit beiden Händen, ſtatt mit leiſen Fingerſpitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja man dürfte vielleicht hinzuſetzen, es ſcheine, als wenn er ſogar mitunter das Inſtrument ſelbſt an den Felſen ſchleudere, damit es nur Getöſe gebe, und Geprаſſel, welches freilich der Poeſie nicht zuſagen mag. Indeſſen hat dieſes Getöſe, ſo unharmoniſch es auch war, zu ſeiner Zeit dennoch gar wohl gefallen. Jetzt iſt es, wie billig, völlig verklungen, doch darf der Literaturhiſtoriker es leider nicht verſchweigen, daß man beſonders in den achtziger Jahren an der

„Fürſtengruft,“ dem „ewigen Juden“ und ähnlichen durchaus rohen Gedichten ein großes Behagen fand.

§. 135.

Heinrich Chriſtian Boie (geb. 1745, geſt. 1806). Da er die ſchönſte Zeit ſeines Lebens mit Bürger, und den Stolbergen zuſammen lebte, ſo wurde die Neigung zur Poeſie dadurch in ihm rege gemacht, auch hätte es ihm allerdings ſchwer werden müſſen, umgeben von lauter poetiſchen Freunden, ſich ſelbſt das künſtleriſche Talent ganz und gar abzuſprechen. Er gab deshalb bereits in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre eine nicht eben kleine Sammlung ſeiner Gedichte heraus, die indeſſen kein ſonderliches Glück machen konnten, da ſie im Grunde nur das aus der dritten Hand zurückgaben, was man bereits beſſer aus der erſten Hand hatte. Wirklich ſchien er nun auch, durch die kalte Aufnahme geſchreckt, ſeinem poetiſchen Talente zu mistrauen. Er legte ſich auf die Kritik, und wurde in dieſer Hinſicht gar bald das Orakel ſeiner Freunde, gab aber auch, wie dieſes, gar manche zweideutige und verkehrte Antworten. Das Merkwürdigſte an ihm iſt deshalb doch wohl nur, daß er im Jahr 1770 in Geſellſchaft mit Gotter den erſten Deutſchen Muſenalmanach herausgab, wofür wir ihm allerdings danken wollen, ohne uns durch die Mehrzahl ſeiner talentloſen Nachfolger in dieſem Gefühle irre machen zu laſſen.

§. 136.

Benjamin **Michaelis**. Dieſer nicht talentloſe, doch ſehr unreife Schriftſteller, verdient nur um deswillen hier angeführt zu werden, weil er durch verſificirte ſatyriſche Verſuche, nach denen die Deutſchen Kritiker am meiſten verlangten, da ſie ihnen am ſeltenſten geboten wurden, zu ſeiner Zeit ein nicht geringes Aufſehen machte. Er würde ohne Zweifel mehr geleiſtet haben, wäre er nicht durch manche berühmte, doch unkritiſche und allzumilde Freunde verwöhnt und verhätſchelt worden. Das zerſtreute, verworrene und dürftige Leben, welches ihm, wie wir beſonders durch des Gießener Schmid Vorrede zu der letzten Ausgabe ſeiner Werke wiſſen, zu Theil geworden war, hinderte ihn beſonders an wiſſenſchaftlicher Ausbildung, und als er endlich einen Ruheplatz und freiere Muße fand, nahm ihn ſchon als ſechs und zwanzigjährigen Jüngling der Tod hinweg. Seine Satiren ſcheinen keine ſonderliche Achtung zu verdienen, denn ihnen fehlt die innere Kraft und Haltbarkeit, ſo wie nicht minder die Kenntniß der bedeutenderen Lebens-Verhältniſſe, zu deren Erwerbung M. auch wohl ſchwerlich Gelegenheit finden mochte. In der rein fantaſtiſchen Oper iſt er mehr an ſeiner Stelle, wie ſelbſt die noch unvollendeten Proben, die er in dieſer Gattung nachgelaſſen, deutlich zeigen.

§. 137.

Friedrich Heinrich Jacobi (geb. 1743). Da es ſehr ſchwer iſt, in der Darſtellung der Verdienſte eines Mannes, den man ganz beſonders verehrt, und deſſen man faſt täglich mit neuer Liebe gedenkt, ſich ſelbſt zu genügen, wenn man dabei wegen des beſchränkten Raumes einer Literaturgeſchichte doch nicht alles über ihn würde ſagen können, was man gern ſagen möchte, ſo ſcheint es am zweckmäßigſten, über ihn gerade nur das Allernothwendigſte zu ſagen. Er iſt auch ſonſt wohl ſchon der Deutſche Platon genannt worden, nur weiß ich nicht, ob man jedesmal auch den ganzen Inhalt dieſer Benennung recht klar und deutlich gefühlt hat. Man ſoll aber eben recht genau einſehen was alles Großes und Herrliches in jenem Griechiſchen Platon war, um nicht minder dadurch anzuerkennen, was wir Deutſchen in unſerm Jacobi beſitzen. Dieſer letztere aber iſt nicht bloß ein Deutſcher, ſondern auch, was bei uns das Höchſte ſagen will, ein reinchriſtlicher Platon.

Ueberaus hoch ſoll es ihm auch angerechnet werden, daß er Jahrzehnte lang völlig einſam ſtand, und weder einen ihm ganz genügenden philoſophiſchen Freund hatte, wie Socrates, noch einen ſo geiſtvollen Feind als Xenophon. Er und Kant ſind unter allen Philoſophen, von Karl dem Großen an bis Franz dem Zweiten, die leuchtendſten Häupter, ja ich darf ihn wohl unbedenklich dem letzteren noch vorziehen, da ſeine Philoſophie, als eine rein chriſtliche, ihre Wurzel in dem Chriſtenthum findet, und mit völliger Befriedigung jeder Sehnſucht, wieder in dem chriſtlichen Glauben endigt. Wir wollen, wie geſagt, nicht in das Einzelne gehen, ſondern nur noch hinzuſetzen, daß ſeine Briefe über die Lehre des Spinoza, ſein David Hume, und ſein Allwill gewiſſerwaßen mit ewigen Lettern geſchrieben ſind, und wir halten die Hoffnung feſt, daß die Zeit nun endlich nahe heran gekommen ſei, wo jeder Beſſere in der innigen Verehrung für ihn, den edlen Philoſophen und Dichter, mit uns übereinſtimmen werde.

§. 138.

Friedrich Leopold Graf von Stolberg (geb. 1750). Wir möchten ſeine Gedichte in zwei Theile zerlegen, von denen der eine, wie es ſcheint ohne innere Nothwendigkeit erzeugt, nur ein allgemeines, oft ſehr kraftvolles, zuweilen aber auch nur ſtürmiſches Streben nach Erhabenheit bezeichnet, der andere und größere aber zu dem vortrefflichſten gehört was wir beſitzen und ſchon wegen der tiefen inneren Herzenslaute, welche in demſelben reden, unſerer ganzen vollen Liebe werth iſt. Er iſt der Einzige zu ſeiner Zeit, der eine tiefe Ahndung von dem herrlichen Deutſchen Ritterweſen hatte, das hinterher größtentheil nur von literariſchen Knappen, unbeholfen genug, dargeſtellt wurde.

Ich kann mich nicht enthalten, hier einige Worte aus dem Briefe eines mir ſehr theuern Freundes mitzutheilen, die er bei Gelegenheit der zu ſtrengen Kritik Stolbergs in meiner, 1805 erſchienenen Geſchichte und Kritik der Deutſchen Poeſie und Beredſamkeit, an mich richtete: „Gedenken Sie, außer der von Ihnen nach Würden geſchätzten Romanze vom Ritter Rudolf, des Liedes eines ſchwäbiſchen Ritters an ſeinen Sohn — ein rechter Ehrenſaal voller Waffen nnd voller Kriegesſprüche — des Zurufs an Stilling, des Deutſchen Soldaten in der Fremde und des Gedichtes an Homer, welches anfängt: „Du guter alter blinder Mann!“ — Ich mache mich anheiſchig, aus dieſem letzteren einen Nichtgriechen mehr Homeriſchen Geiſt ahnen zu laſſen, als aus einer ganzen Voſſiſchen Ueberſetzung. Damit ſtehn wir denn nun aber an einem Wendepunkt. Niemand hat wohl ſo viel Schaden durch einſeitiges Bewundern und Studiren der Antike erlitten als Friedrich Stolberg. Dahin gehören nun ſeine Pferderückenbrecher-Worte, dahin ſein vornehmes Herabſchauen, wo ihm und allen Neuern Hinaufſchauen geziemt, dahin endlich ſeine von Ihnen ſo treffend charakteriſirten Anläufe zur Begeiſterung, ſein athemloſes Schreien: ſie iſt da! die Begeiſterung da!" u. ſ. w. Dennoch zeigt ſich oft ſelbſt in dieſen verfehlten Strebungen ein Hauch der ächteſten herzrührendſten Poeſie, ſobald ihm nur das Ritterliche irgendwo in den Weg tritt. Als z. B. wo er im Freiheitsgeſange aus dem 20ſten Jahrhundert von ſeinen ſchlachtgefällten Enkeln ſingt. So daß ich mich überzeugt halte, er würde als ächter, ausſchließender Ritterdichter eine der edelſten und kräftigſten Erſcheinungen gebildet haben, welche unſre ganze Poeſie kennt. Zum Schluß ſei es mir noch erlaubt, das herrliche Gedicht in der Berner Rüſtkammer zum Beweiſe anzuführen: „Das Herz im Leibe thut mir weh, wenn ich der Väter Rüſtung ſeh!" —

Der Uebertritt des Grafen Stollberg zur katholiſchen Religion, hat in Deutſchland eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Schriften in Proſa und Verſen veranlaßt, die indeſſen zum Glück für ihre Verfaſſer, wohl ſchwerlich auf die Nachwelt kommen werden. Ein einziger Aufſatz ausgenommen, der nicht einmal mit Bewilligung des Verfaſſer gedruckt wurde, und den wir deshalb, weil wir dies höchlich mißbilligen, nicht näher bezeichnen wollen.

§. 139.

Dieſem geiſtreichen Dichter ſchließt ſich würdig an ſein Bruder Chriſtian Graf von Stollberg (geb. 1748), der innig mit ihm vereint, die meiſten ſeiner Gedichte gemeinſchaftlich mit denen ſeines Bruders dem Publikum übergab. Er zeigte in denſelben zwar nicht die vielſeitige Geiſtesbildung und die reichblühende Fantaſie des Letzteren, wohl aber eine anziehende milde Kraft, und eine ſorgſam gefeilte Diction, ſo daß manches, was ſo eben von den Werken ſeines Bruders geſagt worden iſt, auch in Beziehung auf die ſeinigen Anwendung leidet. In jeder Hinſicht iſt es deshalb zu bedauern, daß dieſer Dichter ſchon ſeit geraumer Zeit von dem Deutſchen Publikum Abſchied genommen zu haben ſcheint. — „Er will nicht ſchreiben, ach Gott! und Mävius will" — Dieſer betrübte Ausruf Pope's drängt ſich dem Freunde der Deutſchen Literatur gewiß nicht ſeltener auf, als es bei dem Engländer der Fall geweſen ſein mag.

§. 140.

Jean Paul Friedrich Richter (geb. 1763). Da ich über dieſen mir im höchſten Grade theuern Dichter ſchon in mehreren Schriften, am ausführlichſten aber in der Latona (S. 159 bis 190 und 202 bis 212) geſprochen habe, ſo würde ich nur das erſt vor kurzem Mitgetheilte zu wiederholen haben, weshalb ich diejenigen, denen es um eine ausführliche Kritik zu thun iſt, auf das genannte Werk verweiſe. Hier ſtehe nur noch eine kurze Warnung und ein kurzes Urtheil. Die erſtere betrifft die Einſeitigkeit von zweierlei Leſergattungen, deren eine nur den Satiriker und Humoriſten, und deren andere nur den ſentimentalen Dichter in ihm zu genießen verſteht. Beide Theile verkümmern ſich ſelbſt den Genuß durch Irrthum, denn Richter iſt ein vollſtändiger romantiſcher Dichter, der mehr hat als Einzelnes. Das zweite iſt faſt noch einfacher und lautet: Richter iſt der reichſte und gemüthlichſte aller Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und zur Beſtätigung dieſes Satzes glauben wir nur gelaſſen an ſeine Blumen- Frucht- und Dornenſtücke, an den Titan u. ſ. w. erinnern zu dürfen.

Auf Werke dieſer Art kann man nie zu oft hindeuten.

§. 141.

Johann Baptiſt **Alxinger** (geb. 1765. geſt. 1798). Er wandte ſein geſammtes Leben an die Verfertigung von zwei Rittergedichten Doolin von Mainz und Bliombertis, und lieferte etwas ganz ſo Gutes und etwas ganz ſo Verfehltes, als man nur immer mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poeſie liefern kann. Auf ihn anwendbar, wahrſcheinlich durch die Lektüre ſeiner nüchtern correkten Gedichte entſtanden, iſt das bekannte Schillerſche Epigramm:

Frei vom Tadel zu ſein iſt der höchſte Grad
und der kleinſte,
Denn nur die Ohnmacht führt, oder die
Größe dazu.

§. 142.

Friedrich von **Matthiſſon** (geb. 1761). Wenn das Chriſtenthum die Religion der Sehnſucht und des Todes iſt, auf welche Idee wir bereits oftmals hindeuteten, ſo wollen wir, weit entfernt von jenem vorlauten Geſchrei, das die Sentimentalität verdammt, es unſern Dichtern völlig zugeben, daß jenes Weſen der Religion auch in ihren Gedichten vorherrſchen müſſe. Nur vergeſſe man nicht, daß jene Sehnſucht ſtets erhaben und klar und beruhigt, und die Idee des Todes ſtets als ein Gedanke der Liebe erſcheinen müſſe. Darum rühmten wir Hölty, der auf dem rechten Wege dahin war, denn alle Schmerzen die er uns ſchildert, haben Tröſtungen in ſich ſelbſt, und in dem Gedanken an den Frühling, die Liebe, die Dichtkunſt und den ſüßen Tod. Wir erwähnten ferner, daß der Schmerz nur dann weichlich genannt zu werden verdient, wenn er in ſich ſelbſt zerriſſen iſt, und in das Leere ſtrebt, daß er aber zur reinen Poeſie wird, wenn er die fromme und kräftige Beruhigung in ſich trägt, der allein die harmoniſch milde Sprache zuſagt.

§. 143.

Von Matthiſſon können wir nicht ein gleiches Rühmliche ſagen, denn ſelbſt in den Gedichten ſeiner früheren Zeit, durch die er ſich am meiſten ausgezeichnet, herrſcht doch nur dunkle Schwermuth und eine oft drückende Trübſeligkeit, die der Dichter ſchlechthin nicht in ſich aufkommen laſſen ſoll und aufkommen laſſen darf, ja wir ſind nicht ſelten in die Verſuchung gekommen, als paſſendes Motto jener Gedichte, die Anfangsworte der Emilia Galotti vorzuſchlagen: „Klagen, nichts als Klagen, Bittſchriften, nichts als Bittſchriften!“ — Dieſe Bittſchriften um Freude und Ruhe, an die Natur gerichtet, können nicht wohl gewährt werden, wenn man ſich nicht vorher auf einen Standpunkt erhoben hat, von dem aus man das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge anzuſchauen und ewigen Troſt ſich anzueignen im Stande iſt. Man hat an dieſem Dichter die Melodie der Sprache ſehr gelobt, doch geſtehe ich, daß ich nur wohlklingende Worte bei ihm gefunden habe. Indeſſen möge ſelbſt das als etwas Verdienſtliches anerkannt werden.

Bekanntlich beſitzen wir von Matthiſſon auch eine lyriſche Anthologie der Deutſchen, in 16 bis 18 Bänden, die wir indeſſen unmöglich billigen können, indem hier ſeine Feile auf eine unzweckmäßige Weiſe gewaltet und oft den trefflichſten Dichtern der Vergangenheit ihr Charakteriſtiſches genommen hat. Wenn wir es nicht wagen und nicht wagen dürfen, an den Dichtern Griechenlands und Roms, ſelbſt nicht an denen vom zweiten und dritten Range, irgend etwas zu verändern, ſo ſollen wir auch dieſelbe heilige Scheu gegen die Poeten unſeres Vaterlandes ausüben. Nur auf dieſe ganz einfache Weiſe kann durch eine Anthologie etwas für Hiſtorie und Aeſthetik Nützliches gewonnen werden. Auf dem andern Wege wird natürlich nur, um es mit einem Worte zu ſagen, die Matthiſſonität vorherrſchen, und das darf ſie billigerweiſe doch nur in Matthiſſon ſelbſt.

Ferner können wir die Auswahl ſelbſt faſt zur Hälfte nicht billigen, ſo wie auch, daß ſo manche bedeutende, auf ihre Zeit mächtig wirkende Dichter ausgelaſſen worden ſind, wobei wir indeſſen nicht entſcheiden wollen, ob dies mit Vorbedacht oder nur aus Vergeßlichkeit geſchehen iſt.

Es mögen wohl etwa funfzig Jahre verfloſſen ſein, als Klopſtock (freilich in einer andern Beziehung) den Deutſchen zurief: „Seid nicht allzugerecht!“ jetzt möchte man oft ihnen zurufen: „Seid nur immer gerecht.“

§. 144.

Johann Gaudenz, Freiherr von **Salis** (geb. 1762). Da er durch genaue Freundſchaft mit dem vorhergehenden Dichter verbunden iſt, ſo wird er gewöhnlich mit ihm zuſammen genannt, und auch wir wollen nicht von dieſer hergebrachten Sitte abweichen, da ſich allerdings, ſowohl im Inhalt als in dem äußeren Bau der Gedichte manche Aehnlichkeit auffinden läßt. Aehnlichkeit; keinesweges aber Gleichheit. Denn in ihm iſt bei aller einzelnen Wehmuth, die wir nicht tadeln wollen, da ja ſelbſt ſchon in dem Worte „Wehmuth“ der Muth mit bezeichnet wird, mehr Kraft und Beruhigung, als in den Matthiſſonſchen Gedichten, und es iſt deshalb als ein nicht unbedeutender Verluſt anzuſehen, daß Salis ſeit anderthalb Jahrzehnten faſt gänzlich geſchwiegen hat. Nur in einem Falle wäre es kein Verluſt, wenn er nämlich wirklich zu Ende, und rein fertig, ſich ausgeſprochen hätte; doch an einen ſolchen Fall glauben wir bei ihm nicht, deſſen Werth wir gern und lebhaft erkennen.

Wir würden ihn ſchon dann für einen Dichter halten, wenn er auch nur das einzige, einfache, aus der tiefſten Seele ſtrömende Lied: „Das Grab,“ geliefert hätte.

§. 145.

Johannes von **Müller**, (geb. 1752, geſt. 1809). Sobald man ihm nur nicht den Namen des tiefſinnigſten aller tiefſinnigen Hiſtoriker, den des Tacitus beilegen will, unterſchrieben wir gern jeden Ruhm der ihm als tief gründlichem Geſchichtsforſcher und Geſchichtsſchreiber in hohem Maaße gebührt. In ſeinen Werken iſt jede Redeform gemeſſen und kräftig, und der ganze Vortrag zieht unwiderſtehlich an durch Concinnität und einfache Gediegenheit. Da iſt kein falſcher Schimmer, kein Prunk der Rede; die Gleichniſſe ſcheinen ſich von ſelbſt darzubieten, und ihren tiefſinnigen Inhalt auf die anſpruchloſeſte Weiſe zu verbergen, jedes Wort ſchließt ſich kunſtvoll und harmoniſch an einander, und den ganzen Vortrag bezeichnet jene ruhige Klarheit und Sicherheit, die ihres Zwecks nicht verfehlen kann, das geſammte Gemüth des Zuhörers in Anſpruch zu nehmen, und es eben ſo kräftig zu erheben als wohlthätig zu beruhigen. — Man hat ſeinen Styl beſonders in den neuern Zeiten häufig nachgeahmt, doch ohne Glück und Kraft, nur ſtarr und eckig.

Uebrigens iſt Johann von Müller, der im Anfange ſeiner literariſchen Laufbahn von dem Publikum ein wenig vernachläſſigt worden zu ſein ſcheint, in den letzten zehn bis zwölf Jahren, beſonders aber ſeit ſeinem Tode, ſo vielfältig beſprochen und beſchrieben worden, daß wir uns eine größere Ausführlichkeit im Urtheil über ihn, gar wohl erlaſſen dürfen. Ueber ſein Leben, ſo wie über ſeine Schriften hat die Kritik ihr Buch beinah ſchon geſchloſſen.

§. 156.

Leonhard Ferdinand Huber, (geb. 1764, geſt. 1804). Da ich in dem erſten Theile meiner Latona (S. 101 bis 131) ausführlich über den Geiſt ſeines Lebens und ſeiner Schriften geredet habe, ſo ſcheint es zweckmäßig, hier nur ein gedrängtes Urtheil über ihn zu geben. Durch den Tod des wackern Mannes haben nicht bloß deſſen nähere Freunde einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten, ſondern auch die ganze liberal gebildete Leſewelt vermißt in ihm einen Schriftſteller, der ſich durch eine gewiſſe moraliſche und äſthetiſche Rechtlichkeit auf eine anziehende und erfreuliche Weiſe bemerkbar gemacht hatte.

Huber ermangelte freilich der eigentlich gelehrten Bildung, ſein Geiſt war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philoſophie, und wir müſſen ihm ſogar einen bedeutenden Umfang und Tiefe des Geiſtes abſprechen; doch wenn ſich dieſer Mangel durch irgend etwas erſetzen oder verhüllen läßt, ſo könnte man in der That bei Huber zuweilen in Verſuchung kommen, jene höheren Anſprüche zu vergeſſen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden geſtärktes, liebevoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden, auf dem allein die Poeſie ſich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen oder ſchwächlichen Herzen ſich vertragen mag, man erkannte in ihm einen combinatoriſchen Scharfſinn, einige gute leitende äſthetiſche Anſichten, einen Styl, der, anfangs freilich von einer gewiſſen Mühſeligkeit erkältet, ſich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hindurcharbeitete u. ſ. w. — So iſt es denn als ein verdienſtliches Werk anzuerkennen, daß man uns eine Darſtellung ſeines anziehenden Lebens gegeben, und den Anfang gemacht hat, mehrere ſeiner zerſtreuten Schriften nebſt denen noch ungedruckten zu ſammeln.

§. 147.

Unter ſeinen Schriften hat die meiſte Celebrität davon getragen ſein Trauerſpiel: „Das heimliche Gericht,“ nicht ſowohl wegen ſeines inneren Werthes, (denn der beſſere Kritiker mußte bald finden, daß es nicht aus einem poetiſchen Gemüthe ſondern nur aus einer ſehr kühlen und einſeitigen Reflexion hervorgegangen ſei, und dem Haufen hat es nichts anders als Langeweile geben können) ſondern wegen der ſteten Lobeserhebungen, mit denen die Freunde es ausſtatteten, und wegen des Umſtandes, daß Huber, der ſonſt nur mit ſehr gemäßigter Neigung an ſeine Jugendarbeiten dachte, ſich auf den Titelblättern faſt aller ſeiner Schriften als den Verfaſſer jenes Drama nannte.

Von höherer Bildung zeigen ſeine Erzählungen, in denen manche der bedeutendſten Verhältniſſe der Liebe und Ehe auf eine anziehende Weiſe dargeſtellt worden ſind. Die erſte Pflicht eines Schriftſtellers, nie eine Zeile zu ſchreiben, von deren Wahrheit er nicht innig überzeugt iſt, hat Huber ſtets redlich erfüllt.

Manches in ſeinen Erzählungen gewinnt dadurch eine rührende Bedeutſamkeit, daß er nicht ſelten ſelbſt und mit Schmerzen erlebt hatte was er ſchilderte.

Mehrere ſeiner Kritiken, vorzüglich die über Goethe, ſind nicht bloß dem Litteraturhiſtoriker merkwürdig, ſondern verdienen auch ohne geſchichtliche Rückſicht eine nicht geringe Achtung durch Eindringlichkeit und Unbefangenheit.

§. 148.

Johann Caspar **Lavater** (geb. 1741, geſt. 1801). Dieſer vielberühmte Schriftſteller, der während ſeines folgereichen Lebens das ſeltſame Schickſal erlebte, entweder vergöttert, oder auf die wegwerfendſte Weiſe getadelt zu werden, giebt dem denkenden Leſer den reichſten Stoff zum Nachdenken über das Weſen der Poeſie und der Religion. Es iſt nichts Seltenes, daß der feurige und talentvolle Jüngling ſeine tiefe **Neigung** und Leidenſchaft für die Poëſie, als den **Beruf** zu derſelben anſieht, aber das ſpätere Alter, jeder Täuſchung abhold, entſcheidet dann oft auf eine ſchmerzliche Weiſe. In Lavater war jene Neigung und jene Leidenſchaft mit großem Talent verbunden, und ruhte in einem tiefen und reinen Gemüth; alles war vorhanden um die Poeſie als das reinſte Göttergeſchenk, deſſen er wohl würdig war, nun wirklich zu empfangen. Aber er empfing ſie nicht, ſondern nur Anklänge, die ſeine ewige Sehnſucht höchſtens auf Momente beſchwichtigen, niemals vollendet beruhigen konnten.

Er war ohne Zweifel ein kräftig religiöſer Menſch, aber er vermochte es nicht, die religiöſen Empfindungen in einer ſtillen und harmoniſchen Sprache auszuſprechen.

§. 149.

Man kann es oft nicht vermeiden, als religiöſer Schriftſteller bewußtlos polemiſch dazuſtehen, aber man ſoll nicht gefliſſentlich in einer religiöſen Polemik ſeine Kräfte verbrauchen. Man ſoll ſich ſelbſt vor dem Scheine hüten, als prunke man mit chriſtlichen Gefühlen. Es iſt groß und herrlich, als ein Märtyrer für die Wahrheit des Chriſtenthums zu leben und zu ſterben, aber man ſoll nicht ein Märtyrer *werden* wollen: ſchon um deswillen nicht, weil man dann kein wahrhaftiger und demüthiger *ſein* könnte, und den Lohn dahin hätte.

Es iſt gefahrvoll, irgend eine einzelne Seelenkraft, und wäre es auch die ſchönſte und herrlichſte, alle andere geiſtige Fähigkeiten in ſich überragen, und beherrſchen zu laſſen, weil ſelbſt das trefflichſte Talent dann gar leicht in Schwärmerei ausartet. Denn was iſt Schwärmerei anders, als das Reſultat der einſeitigen Cultur, und der vernachläſſigten harmoniſchen Ausbildung?

Die Begierde nach Ruhm iſt zwar der edelſte Fehler des Menſchen, ein Fehler, der als das Mittelglied, ja ſogar als der Vereinigungspunkt von manchen trefflichen und glänzenden Eigenſchaften beſtehen kann; dennoch bleibt er immer ein Fehler, und wird am gefahrvollſten in edlen Naturen, die wohl gar zuletzt dahin gerathen, ihn für eine Tugend zu halten. Jeder Fehler aber, der den Schein und den Schimmer des Vortrefflichen an ſich zu ziehen weiß, wird zum Gift für den, der ihn hat, zum Gift für den befangenen Zuſchauer und den noch befangeneren Schüler.

Die Polemik iſt eine Wiſſenſchaft, die einen ſehr bedeutenden Reichthum an Geiſt, und ein nicht bloß reines, ſondern auch ganz ruhiges Herz erfordert. Lavaters Polemik iſt größtentheils würdig und beſcheiden, doch ſtreift ſie, dünkt uns, in letzterer Hinſicht, an eine gewiſſe Gattung von Beſcheidenheit, die, mit ſich ſelbſt in einem beinah liebäugelnden Verhältniß, dem Stolze nicht ganz fern ſteht.

Wir haben über Lavater, in deſſen Leben

und Schriften das Gute und Würdige, das Irrige und Verkehrte ohne Zweifel überwiegt, nur in Fragmenten geurtheilt, doch wird der ſinnige Leſer deren Zuſammenhang leicht finden, und wohl beurtheilen, in wie weit ſie ihn angehen ſollen.

§. 150.

Ludwig Theobul Koſegarten (geb. 1758). Es iſt ein betrübter Beweis von der Unmündigkeit eines beträchtlichen Theils des Publikums, ſo wie es ſich noch in den neunziger Jahren gerirte, wenn wir erwägen, daß man dieſen Schriftſteller für einen Dichter hat gelten laſſen. Alles iſt bei ihm krankhaft und krampfhaft, mühſames Flattern in das Wilde, pathetiſcher Ausbruch einer exaltirten Verworrenheit, leere Deklamation, und um ſo leerer, je mehr auf Fülle Anſpruch gemacht und von derſelben geredet wird. Gemüthliche Einfachheit iſt dieſem Schriftſteller ſo durch und durch fremde, daß er ſie ſelbſt dann, wenn er ſie von außen her erhält, mit unſchonender Hand vertilgt.

So hat er es z. B. nicht laſſen können, das köſtlich einfache, durchaus keuſche und reine Gedicht: „Nataliens Neujahrsgedicht an ſich ſelbſt“ (im dritten Theil der Blumen- Frucht- und Dornenſtücke) auf ſeine Weiſe zuzurichten, und mit widerwärtigem ſchwülſtigem Pathos zu umgeben.

Mich dünkt, Koſegarten könne eigentlich nur Einem Kritiker gefallen, und zwar einem, der bereits länger als ein halbes Jahrhundert todt iſt. Ich meine — Benjamin Neukirch, der in der Vorrede zu dem erſten Theile von „des Herrn von Hofmannswaldau und anderer Teutſchen Gedichten“ die Entdeckung gemacht hat, daß das eigentliche Weſen und die wahrhafte Schönheit der Poeſie in nichts anderem beſtehe als — in den Beiwörtern. In dieſer Hinſicht hätte er ſich bei den Koſegartenſchen Gedichten zur Gnüge ergötzen können, denn in der That ſchwimmen ſie ſämmtlich in einem Strom von Beiwörtern, oder vielmehr: es ſchlagen die Wellen dieſes Stromes darüber zuſammen, und verhüllen ſie.

§. 152.

Da dieſes Urtheil vielleicht einigen Leſern zu ſtrenge erſcheinen könnte, ſo belegen wir es mit zwei Stellen aus ſeinen Gedichten, denen wir indeß leicht einige hundert ähnliche beifügen könnten. Das Gedicht: „Die Harmonie der Sphären“ beginnt folgendermaßen:

Horch, wie orgelt, wie brauſt die Aeolsharfe
der Schöpfung!
Droben und drunten und rings tönet ihr
bebendes Gold.

Helios Flammengeſchoß, Selenens ſilberner Bogen,
Heſperus Stralengeſpann-klirren im ſphäriſchen Tanz, u. ſ. w.

Sodann der Ruf an die Liebe, von welchem wir nur zwei Zeilen geben wollen:

O Liebe, Bund der Herzen,
Medeenbad des Alters u. ſ. w.

Wer ſolcherlei für Poeſie halten will, der würde wenigſtens ſehr unrecht thun, wenn er nicht auch folgendes dafür anerkennen wollte: „Karl der Sechſte, von Gottes Gnaden erwählter Römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, Hungarn, Böhmen, Erzherzog zu Oeſterreich, Herzog zu Burgund u. ſ. w. Denn hier werden — die Titel eben ſo vollſtändig vorgetragen.

Wenn wir aber Koſegarten nicht für einen Dichter halten, ſo ſprechen wir ihm doch keinesweges manche anderweitige Verdienſte ab, z. B. um die Geſchichte der Engliſchen Poeſie und um die Literatur der Legenden, von denen er manche mit zartem Sinne wieder erzählt hat.

§. 152.

Karl Heinrich Heydenreich (geb. 1763, geſt. 1801). So ſehr ich auch bemüht bin, jeden Schein der Ueberſtrenge und Härte im Urtheil von dieſem Buche fern zu halten, ſo geſtehe ich doch, daß ich meiner innigſten Ueberzeugung nach, über dieſen Schriftſteller kein anderes Urtheil habe, als was bereits in dem Jahre 1796 Göthe und Schiller in den Xenien metriſch ausſprachen. Es heißt nämlich dort, daß er in der Poeſie herzlos mit Worten geklingelt habe, und in der Philoſophie es pfäffiſch ſo forttreibe. Ich geſtehe ferner, daß ich eher mit allen andern literariſchen Fehlern Nachſicht haben will, als mit dem tönenden Erz und der klingenden Schelle. Heydenreichs Schriften wurden während ſeines Lebens mit nicht geringem Beifall aufgenommen; jetzt liegen ſie ungeachtet und vergeſſen, und man darf nicht läugnen, daß das Publikum in dieſer Hinſicht jetzt richtiger urtheile als vor funfzehn oder zwanzig Jahren.

§. 153.

Th. Hermes. Mit Recht hat man in den neueren Zeiten die ſogenannte moraliſche Tendenz als unſtatthaft für den Romandichter und als Störerin jeder rein künſtleriſchen Wirkung zu betrachten angefangen. Leider aber hat ſich die Anſicht hie und da dermaaßen verwirrt, daß man wohl gar ſtatt der moraliſchen Tendenz eine unmoraliſche eingeführt hat, wodurch in der That das Uebel nur ärger werden mußte. Der Roman ſoll allerdings lehren, aber nicht wie ein dazu beſoldeter Informator, ſondern wie das Leben ſelbſt, in ſeiner Mannigfaltigkeit und Vollſtändigkeit. Der Roman ſoll lehren (man verſtatte die ſcheinbare Wiederholung) aber er ſoll nicht lehren wollen. Schönheit und Sittlichkeit gleichen den beiden Flügeln des Adlers, und es iſt die Aufgabe des Menſchen, beide zu gleicher Zeit mit Freiheit zu bewegen. Man vertraue der wahren Schönheit, daß ſie ewig auch gut ſein müſſe, ſo wie nicht minder, daß das Unſittliche, verhülle es ſich auch wie es wolle, ſtets als häßlich erſcheinen werde. Nach dieſen Bemerkungen wird man das Urtheil über die Romane: „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen,“ „Manch Hermäon“ u. ſ. w. leicht finden. Es ſind gute moraliſche Exempelbücher, denen es nicht an einzelnen glücklich angelegten Situationen, und fließender Darſtellung, wohl aber an Gedrängtheit und innigem Zuſammenhang, an tiefen Charakteren und überhaupt an künſtleriſcher Bildung mangelt. Daher kommt es denn auch, daß jene Schriften, die ehedem gar viel geleſen wurden, heut zu Tage nur wenig mehr beachtet werden, denn ſie ſind in der That veraltet: ein Schickſal, das dem künſtleriſch gebildeten Roman nie begegnen kann, weil er in der That zu allen Zeiten redet, und zu allen Zeiten zu reden werth iſt. Die ſtrenge Kritik, die oft ein weithinſchauendes Ahnungsvermögen hat, prophezeihte den Hermesſchen Werken ſchon bei ihrer Erſcheinung das ſpätere Schickſal, und man muß einräumen, daß ſie ſich nicht getäuſcht hat.

§. 154.

Dieſe Bemerkungen paſſen ebenfalls gänzlich auf

Gottwerth Müller (in Itzehoe) deſſen Siegfried von Lindenberg eine nur geringe Erfindungsgabe beurkundet, obwohl er durch die nicht ſelten gar alltägliche und wohlfeile Spaßhaftigkeit dem Deutſchen Publikum mehr zuſagte als billig ſcheint. In ſpäteren Jahren lieferte er „Friedrich Brack, oder die Geſchichte eines Unglücklichen,“ „Sara Reinert,“ und ähnliche Romane, die von größerer Anſtrengung zeigend, einem großen Theile des Publikums werth geworden ſind, obwohl die ſtrengeren Kritiker in mancher Beziehung ihr Veto dazwiſchen riefen. Die allerneueſten Erzeugniſſe dieſes Schriftſtellers zeichnen ſich durch Trockenheit und Gedehntheit auf die unerfreulichſte Weiſe aus, und machen ſie ſelbſt für das Publikum ungenießbar, welches ehedem mit Liebe bei ihm verweilte.

§. 155.

Johann Chriſtoph Friedrich **Haug** (geb. 1761). Es gab eine Zeit, wo es die Deutſchen Aeſthetiker ſehr beunruhigte, daß ihre landesmänniſchen Dichter immer nur mit großen und ernſten Werken ſich befaßten, aber in Hinſicht des Tändelns und Scherzens bei weitem nicht mit unſeren weſtlichen Nachbaren ſich meſſen könnten. Haug darf ſie beruhigen, denn wir beſitzen von ihm eine ſehr beträchtliche Anzahl von Sinngedichten, die wir unbedenklich den beſſeren Franzöſiſchen gegenüber ſtellen können. Nur möchten wir wünſchen, daß er ſeine leicht hingaukelnde, oft recht angenehme Satire nicht gegen gewiſſe ſehr ſchätzbare Philoſophen richtete, die er in der That mehr ſchätzen würde, wenn er ſie beſſer verſtände. Am liebſten iſt uns ſein Scherz, wenn er mit rein behaglichen Gegenſtänden, die er recht bequem überſehen kann, zu thun hat, z. B. mit Herrn Wahls großer Naſe, die er auf eine zum Theil recht ergötzliche Weiſe in hundert Sinngedichten verewigt hat. Es giebt eine Gattung von bequemem Scherz, den man im gewöhnlichen Leben guten und angenehmen „Spaß“ nennt, worin Haug ſich ganz beſonders auszeichnet, und es würde einen unverſtändigen Hochmuth verrathen, dieſe Art des Witzes ganz wegwerfend behandeln zu wollen. Das Einzige, was ſich etwa mit einigem Rechte dagegen ſagen ließe, wäre, daß ſie ſich im flüchtigen Geſpräch doch noch beſſer ausnehme, als im ruhig feſten Druck. Um ſo mehr iſt indeſſen Haug auf Mannigfaltigkeit bedacht geweſen.

§. 156.

Neubert. Der Name dieſer Schriftſtellerin war eine lange Zeit unbekannt, obwohl mehrere ihrer romantiſchen Darſtellungen ein zahlreiches und befreundetes Publikum gefunden hatten. Unter ihren Romanen zeichnet ſich am meiſten aus: „Thekla von Thurn“ eine Erzählung, die in ihrer Erfindung eine anziehende Fantaſie und in ihrer Ausführung Beſonnenheit und Klarheit beurkundet. Der Charakter der Zeit, in der jene Geſchichte ſpielt, die einzelnen Helden des dreißigjährigen Krieges, die Schreckensſcenen in dem von Tilly eroberten und belagerten Magdeburg, die Schlacht bei Lützen u. ſ. w. alles dieſes iſt hier zwar mit weiblich ſanftem Pinſel doch nicht ohne Wahrheit und Kraft dargeſtellt worden. Weniger genügend ſcheint „Hermann von Unna,“ in welchem mitunter eine verletzende Schauerlichkeit mit Erhabenheit verwechſelt worden iſt. Die neueren Werke dieſer Schriftſtellerin fallen in das neunzehnte Jahrhundert.

§. 157.

August Friedrich Ferdinand von **Kotzebue** (geb. 1761). Ohne uns an das polemiſche Verhältniß zu kehren, das zwiſchen der Kritik und dem Herrn von Kotzebue obwalten ſoll, wollen wir es nur im Allgemeinen für ſehr verkehrt und unſtatthaft erklären, über ihn ſo hochfahrend und leichtſinnig herzufallen als es nicht ſelten geſchieht. Wenn wir erwägen, daß außer dem Lopez de Vega, der als ewiges Wunder daſteht, kein Dramatiker ſich mit Kotzebue an Fruchtbarkeit meſſen kann, die denn doch, wenn ſie nicht etwa ganz wirkungslos im Stillen bleibt, von Talent im Allgemeinen zeigt, wenn wir ferner bedenken, daß vielleicht kein Deutſcher Dichter eine ſo ausgezeichnete Celebrität gewann, als er, indem man ſeine Schauſpiele in Liſſabon und Archangel, in Island und Sicilien lieſt, und gern aufführen ſieht, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß hier irgend ein guter Grund für dieſes halbe Wunder vorhanden ſein müſſe, wenn wir nicht etwa durch einen ungeheuern Machtſpruch faſt alle Europäiſchen Parterrs äſthetiſch zu annihiliren geſonnen ſind, welches denn doch ein gefährliches Unternehmen ſein möchte.

Sind es etwa bloß dramatiſche Zauberkünſte, deren ſich Kotzebue ſchuldig gemacht? iſt es das bloße Talent, mit einer Art von Fauſtiſchem Höllenzwang gegen das Publikum zu operiren? Wir zweifeln in der That, doch nähme man dies, ſeltſamer Weiſe, auch wirklich an, ſo würde auch dazu ein bedeutendes Talent gehören, und dies anzuerkennen, dürfen und können wir uns auf keine Weiſe weigern.

§. 158.

Wir ſagten „Talent,“ und möchten dieſes Wort beſonders accentuiren, um es deſto genauer von der Genialität zu unterſcheiden, auf welche, wie es ſcheint, K. ſelbſt keinen Anſpruch macht. Indem wir das, was in der Kunſt und in der Genialität ewig als unbegreiflich und geheimnißvoll anerkannt werden ſoll, völlig auf ſich beruhen laſſen, und vollkommen anerkennen, möchten wir die Genialität, ganz einfach, als die gleichmäßige Bildung aller edeln geiſtigen Kräfte im Menſchen, hingerichtet zum ſteten Produciren und Reproduciren, bezeichnen. Was aber aus dem Mittelpunkte oder der Harmonie des geiſtigen Menſchen hervorgeht, wird auch ſtets auf das Höchſte im Menſchen einzuwirken im Stande ſein, und zwar mit jener ruhigen Klarheit und Sicherheit, die ein vollendetes abgeſchloſſenes Kunſtwerk ſtets in ſich trägt und aus ſich verbreitet.

§. 159.

Kotzebue begnügt ſich, auf das Einzelne im Menſchen zu wirken, ja er verſchmäht ſelbſt die momentanen Erfolge nicht. Schon um deshalb müſſen wir ihm eine bedeutende Anlage für das Trauerſpiel abſprechen. Man weiß, wie oft K. nach dieſem Lorbeer gerungen hat, man wird ſich vielleicht erinnern, wie er ſchon früh in ſeiner Adelheid von Wulfingen das Aeußerſte des Gräßlichen verſuchte, um die Herzen der Zuſchauer in die Preſſe zu nehmen, wie er ſpäterhin in ſeiner Oktavia durch die höchſte Einfachheit ergreifen wollte, während dieſe ſogenannte Einfachheit nichts weiter war, als der ganz alte Rührungsprunk, mit dem er es ſchon ſo oft und bei der Menge faſt immer mit Glück verſucht hatte. In ſeinem Heinrich Reuß von Plauen verſuchte er ſogar, anderer falſcher Mittel zu geſchweigen, ein großes, tief geheimnißvolles Symbol des Chriſtenthums, über das er ſonſt in früheren Schriften nicht ohne Leichtſinn geſcherzt hatte, auf das Theater zu bringen. Um eine wehmüthig weichliche Stimmung und den Erguß der Thränen zu befördern, iſt ihm faſt nie ein Mittel zu ſchlecht geweſen. In ſeinem „Kind der Liebe“ müſſen wir eine entehrte Matrone bettelnd auf der Landſtraße erblicken, und einen Sohn, der um ihr eine Flaſche Wein zu verſchaffen, ſich vornimmt zu ſtehlen, und im Nothfall auch zu morden. In ſeinem „Opfertod“ führt er uns einen Mann vor, von dem wir gleich bei ſeinem erſten Auftreten erfahren, daß er ſeit zwei Tagen keine Speiſe zu ſich genommen habe, und wir ſind gezwungen, da ihm jedes Erwerbsmittel fehl ſchlägt, ihn drei lange Acte hindurch vom Hunger gequält, halb ohnmächtig und ſchattenähnlich herumwanken zu ſehen. Selbſt der Anblick des empörendſten Jammers wird uns nicht erlaſſen.

Wir ſehen jenen unglücklichen hungernden Mann, wie ihm endlich ſein ſatt gewordenes Kind eine Semmel reicht, und wie er mit ſich ſelbſt kämpft, ob er ſie verzehren ſoll, oder nicht. Da hört er plötzlich, daß ſein alter treuer Hund geſtern Abend von dem Nachbar gepeitſcht worden iſt, weil er ſich im Hunger an fremdem Eigenthum hat vergreifen wollen, raſch giebt er die Semmel weg, und das eigene gräuliche Gefühl, der bedingendſte Drang des bedingenden Lebens, bleibt ungeſtillt. Und von dieſem Stück ſagt K. in der Vorrede, es ſei vielleicht ſein beſtes. — — Im „Bajard“ wird uns eine höchſt edle Frau vorgeſtellt, (deren Tugend nur leider zuletzt völlig in das Leere geht, und zu einer heillos mechaniſchen Fertigkeit wird) und ihr zur Seite wird der Ehemann geſtellt, bei dem gemeine Spitzbüberei und giftmiſchender Meuchelmord zur Tagesordnung gehört. Ich bin überzeugt, daß jede andere Nation, die nicht ſo unendlich duldſam iſt als die Deutſchen, ein Schauſpiel wie dieſes, nicht zu Ende kommen laſſen würde, denn die heiligſten Gefühle in unſrer Bruſt ſoll der Dichter ehren, nicht aber die Nerven widrig ſchraubend zerreiſſen wollen.

§. 160.

Wie unbarmherzig Kotzebue mit den Kindern verfährt, die er ſo ſehr häufig in ſeinen Schauſpielen aufführt, iſt bekannt genug, und ſowohl die Huſſiten vor Naumburg, als Rolla's Tod geben ein trauriges und hinreichendes Zeugniß davon. In dem letzteren Schauſpiel wird ein armes, kaum einige Monate altes, unſchuldiges Weſen, wie ein Ball, aus einer rohen Hand in die andere geworfen, und endlich halb zerquält und zerriſſen, (wir würden das niederſächſiſche Wort „zermalkert" gebrauchen, wäre es nicht den meiſten Leſern unverſtändlich) und mit Blut beſprützt auf dem Theater vorgezeigt. Durch ſolche Mittel den Haufen zu pakken kann freilich nicht ſchwer fallen. Ueberhaupt dünkt uns, gehören die Kinder in ihrer lieblichen Unſchuld nicht auf das Theater, ſondern nur der Mutter, der Amme, dem treuen Schullehrer. Das Gefühl, das jeder würdige Menſch für ein ſchuldlos reines Kind hat, iſt ſo unbeſchreiblich zart und heilig, daß ich ſelbſt unter den größeſten Dichtern nur ſehr wenige würde nennen können, die die Darſtellung deſſelben genügend behandeln. Am beſten iſt es deshalb, auch wohl im Allgemeinen, wenn man, wie geſagt, die Kinder ganz vom Theater wegläßt.

§. 161.

Indem wir aber Kotzebuen das Talent für das Trauerſpiel nicht zugeſtehen können, räumen wir ihm ein nicht unbedeutendes für das bürgerliche und das romantiſche Drama, und ein ſehr ausgezeichnetes für das Luſtſpiel und die Poſſe willig und gern ein. Zwar äußert ſich dieſes Talent gewöhnlich mehr in einzelnen Situationen, als in den Verhältniſſen der dargeſtellten Charaktere, und es fehlt überall die feſte Hand, aber wir fühlen denn doch klar, daß die Summe von leichtem Witz und Scherz zu einem wahrhaft guten, in ſich geſchloſſenen Luſtſpiel vollkommen hinreichen würde, wenn K. ſich nur einmal feſt vornähme, ein ſolches zu liefern. Doch auch ſo, wie er ſie jetzt giebt, als halbe oder dreiviertel Luſtſpiele ſind ſie, beſonders in einer ſo dürren und ſandigen dramatiſchen Zeit wie die unſrige, nicht bloß eines halben oder dreiviertel Dankes, ſondern eines ganzen wohl werth. Wir führen hier zum Belege unſeres Urtheils die Luſtſpiele und Poſſen: Die Verwandſchaften, der Wildfang, die Deutſchen Kleinſtädter, der Wirrwarr, Carolus Magnus u. ſ. w. an, die in der That einen nicht geringen Reichthum an ergötzlichen Scenen und angenehmen Scherzen in ſich tragen.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß auch über die genannten Luſtſpiele einige bitterlich ernſthafte Kritiker als über verfehlte und übertriebene Späße die Achſeln gezuckt haben, doch dünkt uns, ſie ſeien um dieſes Vernehmthuns willen, nicht ſonderlich zu beneiden. Auch ließe ſich fragen, ob nicht in jenem Achſelzucken, eine Ironie gegen die Zuckenden ſelbſt mit obwalte.

§. 162.

Es iſt mir ferner nicht unbekannt, daß K. ſelbſt auf ſeine Trauerſpiele einen ungleich höhern Werth legt, als auf ſeine Poſſen; vielleicht weil er ſich dadurch für die größere Anſtrengung die ihm die erſteren gekoſtet haben, ſelbſt belohnen möchte. Doch kann uns dieſer Umſtand in unſerm Urtheile nicht wohl irre machen.

Es ſind nun bereits mehr als fünf und zwanzig Jahre verfloſſen, ſeitdem Kotzebue, ungeachtet aller gerechten und ungerechten Antaſtungen von Seiten der Kritiker, als der Liebling des Publikums daſteht, während ſo manche andere Dichter, für welche die Recenſenten ſchon im voraus einen Triumphwagen bei der Hand hatten, ſich kaum ein halbes Jahrzehnt in der Gunſt deſſelben erhalten konnten. Schon um deswillen iſt es nicht bloß verſtattet, ſondern durchaus nothwendig, daß in einer Deutſchen Literaturgeſchichte, eine ausführliche Recenſion ſeines ſchriftſtelleriſchen Charakters gegeben werde. Da man ferner nicht ſelten gefragt hat, ob ſeine neueren Schauſpiele mit den älteren einen gleichen Werth oder Unwerth behaupten, ſo ſcheint es zweckmäßig, auch von dieſen letzteren zu reden.

Wir nehmen deshalb den funfzehnten und ſechszehnten Band ſeiner neuen Schauſpiele zur Hand.

§. 163.

Hier begegnet uns zuerſt: „Die kleine Zigeunerin,“ bei der wir anfangs in dem glücklichen Wahn ſtanden, ſie bilde ein Luſtſpiel. Aber wie ſehr fanden wir uns getäuſcht! Ein jämmerlicher Sohn, mit deſſen Einwilligung ein aufgeklärter Vater in den Thurm geſperrt worden iſt, aus dem heraus er zuweilen bitter lacht, ſchlimme Worte ausſtößt und mit den Ketten dazu klirrt, ein Großinquiſitor, der von einer gewiſſen behaglichen Ruchloſigkeit ordentlich fait macht, und es dem Publikum zu wiederholten Malen ſelbſt einſchärft, er ſei ein gar ſchlimmer Geſell, die kleine Zigeunerin ſelbſt, die ihre große Tugendhaftigkeit durch hergebrachte Naivetät mildert, ein Liebhaber und eine Liebhaberin, die die alten kaum mehr klingenden Wortmünzen von Herzen und Schmerzen, Tugend, Zärtlichkeit, u. ſ. w. an einander ſchlagen laſſen, das war es Alles, was wir hier vernahmen; vom Luſtigen iſt nicht die Rede.

Von dem zweiten Stück: „Das Intermezzo oder der Landjunker in der Reſidenz,“ giebt der Titel ſelbſt eine genügende Anſicht, dennoch wird man es eben nicht bereuen, den alten hergebracht grellen Gegenſatz der Stadt und des Landes hier von neuem flüchtig zu berechnen. Wenn wir noch hinzuſetzen, daß wir hier etwa zwölf witzige und acht und vierzig verfehlte Einfälle finden, und daß das Uebrige unbedeutend iſt, ſo glauben wir dem Stück ſein Recht wiederfahren gelaſſen zu haben.

§. 164.

Von „der blühenden Aloe oder dem blinden Gärtner“ würden wir gänzlich ſchweigen, wenn uns nicht die Vorrede merkwürdig ſchiene. Kotzebue giebt uns hier nämlich eine Anſicht von der Muſik, wie wir ſie noch nie vernommen haben.

Er erklärt nämlich, es ſei ihm gar ſehr zuwider, daß die Muſiker, manche Zeile oder gar ganze Verſe wiederholen ließen, was eben ſo ſeltſam herauskomme, als wenn ein Dichter die Stellen in ſeinem Werke, die er für beſonders gut halte, drei oder viermal dicht hinter einander abdrucken laſſen wolle. Er geht in der Liebe für eine gewiſſe flache Begreiflichkeit in der Muſik ſo weit, daß ihm ſelbſt Himmels Compoſition der Fanchon noch lange nicht leicht und verſtändlich genug iſt. Nur die Compoſition in dieſer blühenden Aloe von einem jungen noch unbekannten Muſiker empfiehlt und lobt er eindringlich, doch theilt er ſie leider nicht mit. Wir geſtehen unſre eifrige Begierde nach dieſer Muſik, um zu erfahren, wie ſich wohl die zarteſte aller Künſte auf dieſe Weiſe gebehrden möge.

Der ſechszehnte Band enthält den „verbannten Amor oder die argwöhniſchen Eheleute“. Die Leiden des Eiferſüchtigen, ſo qualvoll ſie immerhin ſein mögen, haben für den ruhigen Zuſchauer, dem ſie, in eine beſchränkte Zeit concentrirt, auf der Bühne erſcheinen, kaum im Moment des Sehens etwas ernſt Ergreifendes, ja bei der leiſeſten Reflexion faſt nur etwas Komiſches. Daß freilich Shakſpear im Othello ein großes tragiſches Gemälde von jener Leidenſchaft, voll tiefen Lebens und ergreifender Kraft dargeſtellt hat, kann niemandem unbekannt ſein. Doch wolle man zuvörderſt das ganz einfache Wort erwägen, daß dem vollendeten Genie nichts unmöglich ſei, ſodann möge man nur ſich ſelbſt fragen, ob man die Wirkung, die ſelbſt dieſer treffliche Othello hervorbringt, mit der, welche z. B. Hamlet, Lear, Macbeth erregt, vergleichen dürfe. Mit einem Wort: Die Leidenſchaft der Eiferſucht in Verbindung mit der Idee der männlichen Würde ſcheint der objektiven Wahrheit zu entbehren, und es iſt zu bezweifeln, ob man z. B. einem Sokrates, wenn er jetzt wieder aufſtände, auch nur einen hiſtoriſchen Begriff von ihr beibringen könnte.

Wir wollen deshalb Kotzebue recht ſehr loben, daß er nicht wagte, was Shakſpear, deſſen Genialität alles vermochte, wagen durfte. Unſer Verfaſſer benutzte nämlich jene Leidenſchaft zu einem Luſtſpiele, für das ſie ſich ganz beſonders eignet, und zwar zu einem wirklich ergötzlichen Luſtſpiele, dem wir das Verdienſt einiger recht angenehmen Situationen, des fröhlichen Witzes, ja ſogar, was bei Kotzebue ſo ſelten der Fall iſt, des beſonnenen techniſchen Baues nicht abſprechen dürfen. Nur die beiden jungen Liebenden veranlaſſen weitläufige Scenen voll hergebrachter ſchlaf ſer Rührung, mit deren alltäglichen Redensarten man ſchon hinlänglich bekannt iſt.

§. 165.

Von dem Luſtſpiel: „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge,“ ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, es habe das Schickſal erlebt, an mehreren Orten verboten zu werden, weil er ſich hie und da kleine Anſpielungen auf die jetzigen Zeiten erlaubt, in der Meinung, daß ſolches einem Luſtſpieldichter wohl gezieme. Um nun aber durchaus kein Aergerniß zu geben, ſei er ſein Stück noch einmal ſorgfältig durchgegangen, habe jedes Wörtlein abgewogen, alle Auswüchſe weggeſchnitten u. ſ. w. — Ich habe dieſes Stück in ſeiner frühern Geſtalt auf der Bühne geſehen, und jetzt allerdings mehrere Auslaſſungen bemerkt, wobei ich wohl glaube, daß es dem Verfaſſer mitunter ſchwer geworden ſein möge, manchen grellen und pikanten Scherz auszuſtreichen, um ſo mehr aber hätte ich gewünſcht, daß auch S. 36 einer Reviſion unterworfen worden wäre. Wir wollen das dort ſich Findende mittheilen: Lerche. Da kennſt du meine Mutter nicht, die iſt noch aus der alten Welt, die vertraut auf den lieben Gott. Wachtel. Lebt der liebe Gott auch noch? Nun Gott ſei Dank. Ich muß dir ſagen, Brüderchen, es kommt mir bisweilen vor, als ſei er mauſetodt.“ — Wir räumen ſehr gern ein, daß man wahrhaft religiös ſein, und dennoch auch mit dem Heiligſten poetiſch ſcherzen könne, wie dies z. B. der edle fromme Hans Sachs gethan. Wir räumen ferner ein, daß kein Gebildeter an jenem Spaß ein Aergerniß nehmen, ſondern ihn bloß;— ſehr fade finden werde; doch da wir in Hinſicht der Religion (nicht minder als Lerches Mutter) zu der alten Welt gehören mögen, ſo meinen wir, ſo veraltet auch das Wort klingen dürfte, daß man des zarten Gefühls ſchonen müſſe. Was zu Hans Sachſens Zeiten gefahrlos war, iſt es jetzt nicht mehr, und die Menge, welcher jetzt ſo manche Stütze morſch und zertrümmert, ſo mancher Strohhalm zerbrochen vor die Füße geworfen wird, ſoll jetzt mehr geſchont werden, als jemals.

§. 166.

Bei aller einzelnen Scherzhaftigkeit dieſes Stücks müſſen wir es tief unter das vorige ſetzen, denn der Witz iſt mitunter ſehr platt, die Charaktere ſind zum Theil veraltet und das Ganze iſt locker und loſe bearbeitet. Moliere, Holberg, und Baumarchais ſind gar ſehr benutzt worden, und bei dem karikirten Magiſter gereicht eine Vergleichung mit dem im Horribilicribrifax, einem Luſtſpiel des alten trefflichen, bei weitem noch nicht genug gekannten und geehrten Andreas Gryph, Kotzebue'n keinesweges zum Vortheil. Noch müſſen wir einer anſcheinenden Kleinigkeit erwähnen, die allerdings den Verfaſſer von beinah zweihundert Dramen nach gerade in einige Verlegenheit ſetzen kann. Wir meinen die Namen der Perſonen, in deren Bildung er oft ſehr unglücklich iſt, indem er dabei meiſtens einer gewiſſen höchſt wohlfeilen und platten Scherzhaftigkeit folgt. Ueber den Kaufmann „Bebefroſt," der in dieſem Stücke erſcheint, wollen wir mit dem Verfaſſer nicht hadern, da vielleicht etwas nicht ganz unbehaglich Mimiſches in demſelben liegt; doch Namen wie: „Schnudrian" und ähnlichen kakophoniſche, ſollten, dünkt uns, nie von der Bühne herab gehört werden.

§. 167.

In den neueſten Zeiten hat Kotzebue uns auch mit einigen kleinen Luſtſpielen in gereimten Verſen beſchenkt, und da dieſe Gattung noch ſo wenig unter uns bearbeitet worden iſt, und er ſeinen Beruf dafür, auf eine unzweideutige Weiſe beurkundet hat, ſo wäre es ſehr zu wünſchen, daß er nicht davon abließe, ſondern ſich immer mehr darin zu vervollkommnen ſtrebte.

Als Romandichter können wir ſelbſt dann, wenn wir von dem hohen Maaßſtabe, den wir an ſolche Werke zu legen gewohnt ſind, ganz abſtrahiren, Kotzebuen doch nur eine ſehr untergeordnete Stelle einräumen. Er iſt entweder ſteif, pathetiſch und breit (beſonders in den früheren Erzeugniſſen dieſer Art, z. B. in Ildegarte, Königin von Norwegen), oder er befleißigt ſich einer Naivetät und Scherzhaftigkeit, die nicht ſelten gezwungen, noch öfterer alltäglich und kraftlos unſittlich erſcheint. Geübter zeigt er ſich in der Novelle, auch zum Theil angenehmer, vielleicht ſchon um deswillen, weil er hier durch den beſchränkten Raum im Zaum gehalten wird.

Als Reiſebeſchreiber haben ihn ſelbſt ſeine wärmſten Freunde vor dem Vorwurf des flüchtigen Beſchauens und des noch flüchtigern Niederſchreibens der Urtheile, ſelbſt über die wichtigſten das ganze Gemüth des Menſchen in Anſpruch nehmenden Gegenſtande, nicht retten können. Bei manchem ſeltſamen Urtheile über die Meiſterſtücke der Baukunſt und Malerei, ſo wie er ſie in ſeiner Reiſe nach Italien ausſpricht, kann die vollendete Ungenirtheit allerdings ergötzen, doch ſehr ungern nur und mit großem Ekel erinnert man ſich an die Späße, die er mitunter ſogar gegen die chriſtliche Religion richtet.

§. 168.

Als Kritiker iſt er bloßer Empiriker, und als ſolcher mitunter recht lobenswerth, beſonders wenn er von dem redet, was auf der Bühne den ſogenannten Effekt macht, worauf er ſich allerdings gar wohl verſteht. — Gegen die ſogenannte neuere Deutſche Schule in den ſchönen Künſten hat er ſich ſehr früh in ein bitter polemiſches Verhältniß geſetzt. Ja, dieſer Haß iſt bei ihm beinah zu einer fixen Idee geworden, doch die Maſſe von Geiſt und Witz die er ſeit etwa zwölf Jahren zu dieſem Zweck verwandt hat, iſt eben nicht ſonderlich zu nennen. Mit dem bloßen Schelten in das Leere iſt bekanntlich nichts gethan und nichts geholfen.

Wir wiederholen es, Kotzebue iſt beinahe unſer Lopez de Vega, und verdient in mancher Hinſicht den Beifall, den er wirklich empfangen hat; daß er es aber nicht ganz iſt, beruht zum Theil auf dem gänzlichen Mangel an Anſtrengung, und auf dem Nichtwollen. Hier aber iſt es, wo der Tadel und zwar der gerechteſte, den größten Spielraum findet.

§. 169.

Chriſtoph Auguſt Tiedge (geb. 1754). Da dieſer edelgeſinnte Dichter beſonders durch ſeine Urania, bei einem großen Theile des Publikums eine ausgebreitete Celebrität erworben hat, und häufiger geleſen wird als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, ſo halten wir eine ausführliche Kritik über ihn an dieſem Orte nicht für zweckmäßig. Selbſt wenn wir einige kleine Misverhältniſſe in dem Plan des genannten Gedichts nicht verkennen dürfen, ſo ſpricht doch überall eine edle Geſinnung und die feurige Liebe für Religion in den ſanft harmoniſchen Verſen, und es gehört um deswillen zu den erfreulicheren Zeichen der Zeit, daß dieſes Werk ein faſt allgemeines Intereſſe erregt hat, und einer fortdauernden Liebe ſich erfreut.

Als didaktiſch elegiſcher Dichter ſteht er über den meiſten Dichtern dieſer Gattung, und übertrifft ſie in Hinſicht des ernſten Fleißes und des techniſchen Baues in einzelnen größeren Gedichten, unter denen beſonders „Die Schlacht bei Kunersdorf" als tief empfunden und klar ausgeführt anzuerkennen iſt. Ein ſehr leichter Reim kommt ihm überall zu Hülfe und ſchließt ſich an die ſehr zarten Gedanken innig und mit beſonderer Feinheit an. Hätten wir lauter Dichter wie Tiedge, ſo würde unſere Sprache gewiß nie in den Ruf der Rauhheit gekommen ſein, ſondern in den der Sanftmuth und Weichheit.

§. 170.

Obwohl man die Charaktere aus der großen Welt, welche ſein „Frauenſpiegel" aufzeigt, als wahr anerkennen muß, und die Darſtellung der

Verderblichkeit einer jeden Gattung von Eitelkeit, auf eine nicht geringe Verdienſtlichkeit Anſpruch machen darf, ſo glauben wir doch, daß die etwas polemiſche Stimmung, die hier nicht ganz fehlen konnte, weniger geeignet ſei für die poetiſche Darſtellung, als jener Stoff, den ſich der Elegiker ſonſt zu wählen pflegt. Wir meinen den kräftig ſanften, ruhig klaren Stoff, der, wie wir ſagen möchten, die Melodie ſchon in ſich ſelbſt trägt. Wir finden in der Idee der Weiblichkeit den ſchönſten Gedanken, der das Leben erhebt und ſtärkt, beſänftigt und harmoniſch begränzt, und wir beklagen es, daß der Stoff des Frauenſpiegels nicht zuließ, dieſe Idee auszuführen, die ſonſt wohl des größten Dichters werth wäre.

§. 171.

Johann Friedrich Jünger (geb. 1755, nach Andern 1759, geſt. 1797). Wir haben oben bei Kotzebue erwähnt, daß es denn doch immer etwas Bedeutendes ſei, den Beifall des Publikums beinah dreißig Jahre hinter einander zu beſitzen. Aber wir finden eben nichts Bedeutendes darin, durch einige in einem erträglich leichten Dialog verfaſſte Komödien, auf ein paar Jahre dem Publikum ſo ziemlich zu gefallen. Dabei müſſen wir ferner noch erwägen, daß ſelbſt die dünne Ader von Witz, die ſich durch ſeine Luſtſpiele ſchlängelt, nicht eigentlich ſein Eigenthum iſt, ſondern größtentheils Molieren, Destouches, Marivaux u. ſ. w. zugehört. Dieſer gänzliche Mangel an Deutſchem Geiſt und Deutſchem Witz iſt es denn auch, der faſt alle ſeine Stücke ſo bald in Vergeſſenheit gebracht hat, ſo daß ſie jetzt nur wie eine Art von Seltenheit, ſchwächlichen Schatten gleich, erſcheinen. Es giebt eine gewiſſe Gattung von Unſittlichkeit, die faſt alle ſeine Schauſpiele bezeichnet, eine Gattung, die unſere alten Vorfahren durch ein gar nicht vornehmes und übelklingendes, doch kräftiges Wort ausdrückten. Es heißt: „Löffelei.“

Es iſt mir nicht unbekannt, daß ein ſonſt geübter Deutſcher Puriſt, durch das genannte Wort die angenehme „Galanterie“ hat in's Deutſche überſetzen wollen; doch iſt dies, wie billig, keinesweges angenommen worden, da ſich wohl ſchwerlich ein größerer Misgriff im Wörtertauſch denken läßt.

§. 172.

C. F. Schröder. Je auffallender der Contraſt iſt zwiſchen der großen Fruchtbarkeit unſerer Dichter in faſt allen Gattungen der Poeſie, und der Sterilität derſelben im dramatiſchen Fach, je mehr Aufmerkſamkeit verdient der beſſere Schriftſteller, der es unternimmt, dieſem Mangel abzuhelfen.

Höchſt ausgezeichnet, vielleicht unübertroffen als Schauſpieler, verfaßte Schröder für den Gegenſtand ſeiner Liebe, das Theater, mehrere Schauſpiele, die ſämmtlich bei ihrer erſten Erſcheinung mit beſonderer Theilnahme von dem Publikum aufgenommen wurden.

Es ſind zum Theil Familiengemälde, in denen freilich heut zu Tage uns vieles als veraltet vorkommen muß, da das Familienleben ſelbſt ſeit der Zeit eine bedeutende Umgeſtaltung erlitten hat, ſo wie nicht minder die Theorie des Schönen überhaupt, dem Luſt- und Schauſpiel einen fröhlichern, und dem Trauerſpiel einen tiefern Charakter zuerkannt hat, als die Mehrheit der damaligen Kritiker annahm. Für das eigentliche Luſtſpiel arbeitete Schröder mit anziehendem Talent und es verdient eine beſondere dankende Anerkennung, daß er manche dramatiſche Werke der Britten z. B. Beaumont und Fletcher, und ähnlicher Dichter vom zweiten Rang, den Deutſchen bekannt machte, indem er nur ihre fröhliche Laune und ihren reichen Witz mittheilte, und ſorgſam tilgte was als unziemlich oder gar zügellos, in den Originalen das feinere Gefühl beleidigt. Luſtſpiele wie „Der Ring," Stille Waſſer ſind tief," u. ſ. w. erhalten ſich noch immer auf der Deut- Bühne, die ſonſt keineswegs in dem Rufe der

Feſtigkeit und Unwandelbarkeit in der Liebe ſteht, und werden durch manche ſehr gelungene Situationen den Beifall ſtets verdienen, den ihnen der heiter gebildete Zuſchauer ſo gern bringt.

§. 173.

Friedrich **Gedike** (geb. 1754, geſt. 1803). Ich habe dieſem unvergeßlichen Manne, der mir ſtets überaus theuer und hochachtungswürdig erſcheinen wird, ein eigenes Werk gewidmet, in welchem ich das Weſen ſeines inneren und äußeren Lebens und Wirkens zu entwickeln verſuchte. In jener Schrift handelt der dritte und vierte Abſchnitt, von Seite 68 bis 117, von Gedike's ſchriftſtelleriſchem Charakter, aus welchen ich hier Einiges in gedrängter Kürze wieder mitzutheilen geſonnen bin. Doch wird nur von ihm als Dichter die Rede ſein. Armuth und Gelegenheit veranlaßten Gedikes frühere Gedichte, und es entwickelte ſich bald bei ihm ein nicht gemeines Talent, ſeine Gedanken in wohlklingenden und metriſch gemeſſenen Worten auszuſprechen. Er war gezwungen, ſeinen Pagaſus vor den Wagen mancher Spieß- und Pfahlbürger zu ſpannen, um wo möglich einen Triumphwagen daraus zu machen. Für den Schmetterlingsſtaub, der, nach alter Sage, auf den Flügeln der Pſyche ruht, und der gewöhnlich bei dergleichen gewaltſamen

Proceduren verloren geht, erhielt Gedike gewöhnlich ein kleines Geldgeſchenk, das denn doch wenigſtens einigen dürftigen Alltagen des Lebens ihre Magerkeit rauben konnte.

§. 174.

Aber der nervige, feurig-kraftvolle Jüngling vermag Vieles zu ertragen, und es iſt keineswegs unmöglich, auch dergleichen Anſtrengungen, wie die eben genannten, zuletzt mit Scherzhaftigkeit und heimlicher Ironie zu betreiben. Für den armen Knaben, der ſo oft ungekannt und unbeachtet im Winkel ſtehen muß, und wenn er ja einmal von der geputzten Geſellſchaft um etwas gefragt wird, nur in alltäglichen currenten Gedanken antworten darf, wenn er nicht für einen wunderlich exaltirten Menſchen will gehalten werden, mit dem nicht wohl zu converſiren iſt, für einen ſolchen iſt es ſchon nicht ohne Freude, wenn ihm einmal irgend eine feierliche Gelegenheit, bei der man ſeine poetiſchen Künſte auffordert, Veranlaſſung giebt, die platte Welt zu vergeſſen, die um ihn iſt, und ſich zu berauſchen in erhabeneren Ideen, die das halb erſtarrte Herz wieder mit milder Lebenswärme erregen. Die Groſchen, für die die Welt jene Gedanken umſetzt, werden ihm freilich wieder an das gemeinere Werkeltagsleben erinnern; aber der kräftigere Jüngling erſchrickt vor demſelben durchaus nicht, wenn ihm nur zuweilen ein freier Blick in das gelobte Land der Kunſt verſtattet iſt. — Feſt auf der Erde ſtehend ſoll der Menſch zu dem Himmel hinauf ſchauen; aber nicht irre umherflattern zwiſchen beiden wie der kokette Schöngeiſt.

§. 175.

In den reiferen Jahren blieb das iſolirte Streben nach Erhabenheit ein charakteriſtiſches Merkmal der Gedikiſchen Gedichte, und nicht ſelten möchte wohl mehr ein mathematiſch als dynamiſch Erhabenes erreicht worden ſein. Jene unbewußte Naivetät verlor ſich, doch wurden die Gedanken gedrängter, der Ausdruck geſchmückter. Ohne Zweifel verlangte Gedike ſelbſt, als Dichter nicht höher zu ſtehen, als die Mehrheit ſeiner Zeitgenoſſen ſtand, und es ſind auch faſt alle ſeine Gedichte Erzeugniſſe der Zeit, doch iſt er wirklich *beſſer als ſie war*. — Was aber begehrte das Zeitalter? Wahrheit weniger als Pracht, beſcheidenen Schmuck weniger als Putz. Die ſinnige Einfachheit, ein urſprünglicher Zug bei den ächt altdeutſchen Dichtern, wurde nicht ſonderlich mehr geſchätzt, und man ſchien derſelben gleichſam nur noch eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit einzuräumen. Mehr als jemals wurden poetiſche

Buhlerkünſte getrieben, und wer darin am geübteſten erſchien, der hieß ein klaſſiſcher Dichter.

In neueren Zeiten, wo ſich in der That ein freierer Geiſt geregt, hat man manche dieſer literariſchen Götzen herabgeworfen, und die Unbedeutenheit oder Nichtigkeit der gerühmten Verdienſte klar genug dargethan. Aber ein großer Theil des Publikums iſt dabei in die Irre gerathen, und weiß ſeitdem nicht recht, wie es mit dem ganzen kritiſchen Weſen daran iſt, und welche Parthei es ergreifen ſoll. Denn von Partheien hat es nun einmal gehört. Es giebt aber jetzt keine andere als die es ewig gab, und ewig geben wird: die Parthei der Gründlichkeit, und die der Seichtigkeit; doch das Gerede davon bleibt.

§. 176.

Gewiß gehörte Gedike zu der Parthei der erſteren, wie in der Wiſſenſchaft, ſo in der Kunſt; dennoch konnte es ihm zuweilen begegnen, daß auch er einigen damals ſehr gefeierten Dichtern zu viel Einfluß über ſeine eigenen Produktionen geſtattete. Man nimmt in ſeinen Gedichten zuweilen ein Misverhältniß zwiſchen der intenſiven und extenſiven Thätigkeit wahr, ein oft überſtrömendes Feuer, welches dann plötzlich wieder mit kühler Mäßigung und abgemeſſener Berechnetheit wechſelt. Die Form ſteht mit dem Inhalte oft nur in einem zufälligen Verhältniß, es fehlt jene entſchiedene Nothwendigkeit, warum das Ganze ſo iſt und ſchlechthin nicht anders ſein kann. Er ſtrebt faſt immer nur nach dem vollſten, tiefſten, erhabenſten Ton, darum fehlt aber auch zuweilen der leitende Uebergang, das ſanfte Ineinanderfallen der Gedanken und Worte. Es iſt, als faſſe er die poetiſche Harfe, um ſie ganz mit allen ihren Akkorden in der Gewalt zu haben, mit beiden Händen, zu ſtark an, ſie, die nur mit den zarten Fingerſpitzen ſollte berührt werden. Dies gilt von den meiſten ſeiner lyriſchen Gedichte, die wir deshalb lieber im Allgemeinen als Ergießungen eines denkenden Geiſtes, eines empfänglichen, von regem Streben beſeelten Gemüths anſehen wollen; wobei die metriſche Form zuweilen nur zufällig iſt. Die Gedanken die er uns hier mittheilt, ſind oft kühn und neu, und wenn ſie gleich faſt immer die Farbe des Zeitalters an ſich tragen, ſo iſt doch auch dabei billig anzuerkennen, daß es von nicht geringer Kraft zeigt, in der Zeit die Zeit zu objektiviren.

§. 177.

Auch im Epigramme hat ſich Gedike verſucht, und in der That zuweilen mit einem Glück, das uns wünſchen läßt, er möge uns mehrere hinterlaſſen haben. Nur ſcheint er dieſe poetiſche

Gattung zu einſeitig, nämlich bloß als modernes Sinngedicht aufgefaßt zu haben, da er doch ohne Zweifel mehr Talent für das reine Epigramm d. h. die „Ueberſchrift“ hatte. Leichte Beweglichkeit, verſtändige Fröhlichkeit, der ſich leicht faſt jeder Moment des Lebens als Pointe darbietet, iſt zu der erſten Gattung erforderlich, zu der zweiten entſchiedene Oberherrſchaft der Vernunft, klare Anſicht, oder beſſer: Ueberſicht der Lebensverhältniſſe als einer Geſammtheit. Ein ſolches Epigramm iſt die poetiſche Kritik der Sittlichkeit, und, wenn es den höheren gerechten Forderungen wirklich entſpricht, eben ſo wohl als eine kleine vollſtändige Welt zu betrachten, als ein Heldengedicht mit der ausführlichſten Weite. Ich möchte ſagen, in dem reinen Epigramm herrſche die tugendhafteſte Poeſie, wenn das Wort nicht befremden könnte.

Die ganze Wärme und Tiefe in dem Charakter Gedike's leuchtet am klarſten hervor aus den „Blättern der Liebe,“ welche meiner Biographie angehängt worden ſind. Dies ſelbſt gar wohl erkennend, machte G. es ſeinem Biographen gewiſſermaßen zur Pflicht, die genannten Briefe durch den Druck bekannt zu machen, und ich nahm um ſo weniger Anſtand, jenem Wunſche nachzukommen, je mehr dieſe Blätter der Liebe durch

Kraft und Innigkeit mein Gemüth anſprachen. Auch jetzt noch ſteht meine Ueberzeugung feſt, die ich bei der Erſcheinung jenes Werkes ausſprach, daß man ohne jene Briefe zu kennen, Gedike's inneres Weſen überhaupt nicht kennt.

Zu einer würdigen und vollſtändigen Ausgabe der ſämmtlichen Werke Gedike's fehlt es uns noch; doch darf man vielleicht hoffen, daß ſelbſt die jetzige, ein wenig dürftige Zeit, ein Unternehmen der Art vielleicht begünſtigen werde.

§. 178.

Johann Chriſtian **Brandes** (geb. 1735, geſt. 1799). Dieſer Mann, der uns auch durch ſeine oft wunderbar verſchlungenen Schickſale, die er uns in der Selbſtbiographie (Berlin 1799 und 1800, in 3 Theilen) ſchlicht und einfältig erzählt hat, intereſſant geworden iſt, verdient es auch als Schriftſteller, daß er wenigſtens nicht ganz vergeſſen werde. Zwar wollen wir die Ariadne auf Naxos, den Grafen Olsbach und ähnliche gepreßte und trübſelige Stücke keinesweges rühmen; doch dünkt uns, habe in ihm ein nicht unbedeutendes Talent für das Luſtſpiel gewaltet, das nur leider faſt immer von proſaiſchen Rückſichten gehemmt und nie recht zur Reife gekommen iſt. Unter ſeinen Luſtſpielen möchten wir das vielleicht am wenigſten gekannte, und doch nicht ſelten als laſciv und ſcurriliſch getadelte: „Die Hochzeitfeier," oder „Iſts ein Mann oder iſts ein Mädchen?" als eines der geglückteſten angeben. Die Idee, daß ein junger hübſcher Mann, der ſich aus manchen von außen gekommenen Gründen verſteckt halten muß, und nie mit der Sprache herausgehen darf, von Vielen für ein verkleidetes Mädchen gehalten wird, und ſogar einen Heirathsantrag an ſich ergehen laſſen muß, giebt zu einigen ſehr ergötzlichen Scenen Anlaß, und hätte bei einer geiſtreichen und witzigen Bearbeitung, ein kleines, aber vollſtändiges Luſtſpiel bilden können *).

§. 179.

Adolph, Franz, Friedrich, Ludwig, Freiherr von Knigge (geb. 1752, geſt. 1796). Dieſer Schriftſteller, von dem wir auch mehrere ernſthafte und komiſche Romane, oder vielmehr Hiſtorien im Allgemeinen beſitzen, unter denen beſonders die „Reiſe nach Braunſchweig" ehedem für ein gar witziges und luſtiges Buch gehalten wurde, hat als Hauptwerk einen ſehr ausführlichen Traktat über den Umgang mit Menſchen geſchrieben, welcher in früheren Zeiten für einen

---

*) In Berlin wurde im Jahre 1809 dieſes Stück unter dem Titel: „Die Schwiegermutter," mit nicht geringem Glück, von neuem auf die Bühne gebracht.

Sammelplatz des Scharfſinnes und der pſychologiſchen Genauigkeit gehalten wurde. Ich kann meine Meinung von dieſem Buche nicht beſſer ausſprechen, als wie ſie bereits in meinem Roman Otto (Bremen 1810 S. 170) mitgetheilt worden iſt. Der Verfaſſer hat die Menſchen ſo leicht überſehbar rangirt, daß es nun eine recht bequeme Sache iſt, mit ihnen umzugehn Wie ein guter Gärtner die Kartoffeln von den Rüben, und die Bohnen von dem Spargel ſondert, ſo hat jener Autor es mit den Menſchen gemacht, und es iſt wirklich mit einigem Vergnügen verbunden, zwiſchen dieſen Menſchen-Beeten herumzugehen, und zu wiſſen, wie man mit ihnen daran iſt. Nur dürfte es nicht ohne ſpaßhaften Zank ablaufen, wenn einmal zwei junge Menſchen, entſchloſſen mit einander umzugehen, ſich beide zugleich aus jenem Buche inſtruirten, und wechſelſeitig ſich in die Karte ſehend, gleiche Luſt in ſich fühlten, ihre Menſchenkenntniß an einander zu verſuchen und zu vergrößern.

§. 180.

Mitunter verſucht Knigge die ſogenannte Lebensklugheit im Allgemeinen zu lehren, vermag aber nichts zu geben, als von der Oberfläche geſchöpfte Anweiſungen, wie man mit genauer Noth durch die Welt kommen kann, es ſei nun durch

Drängen, Winden, Schleichen oder Trippeln. Die Lebenswiſſenſchaft iſt, wie ja auch der bloße Name ſchon ſagt, eine reine Scienz, und muß deshalb billigerweiſe auch mit wiſſenſchaftlichem Geiſte unternommen werden, ja wir würden ein ſolches Werk im höheren Sinne nur dann für ganz geglückt erklären können, wenn ſich jener ſcientifiſche Geiſt dem rein künſtleriſchen zugeſellt hätte. Fehlt aber gar, ſo wie hier, dem Verfaſſer beides, ſo kann nicht davon die Rede ſein, als werde Lebensweisheit, oder auch nur Lebensklugheit vorgetragen, ſondern lediglich Lebenspfiffigkeit, der man denn doch eher wehren, als ſie befördern helfen ſollte. Wünſcht man indeſſen ſich mit der letzteren vertraut zu machen, obwohl wenig Erfreuliches dabei herauskommen möchte, ſo wird man in manchen franzöſiſchen Memoires aus der Zeit der letzten Ludwige, ja ſelbſt in manchem franzöſiſchen Roman eine reichere Ausbeute finden als das Kniggeſche Werk gewähren kann, das nach jener Lebensliſt nicht immer ohne Unbehülflichkeit ſtreben lehrt. — Es iſt deshalb als ein gutes Zeichen der Zeit anzuſehen, daß Bücher dieſer Art jetzt wenig mehr beachtet und geleſen werden.

§. 181.

Karl Philipp Moritz (geb. 1757, geſt. 1793).

Bei ſehr vorzüglichen und mannigfaltigen Talenten, die ihm beſonders zu dem leichten Auffaſſen der äußeren Umriſſe einer Wiſſenſchaft behülflich waren, und bei der Gabe, das raſch Erlernte in einem angenehmen Vortrage wiederzugeben, hat dieſer Schriftſteller dennoch nichts wahrhaft Bedeutendes und Bleibendes geleiſtet; weil es ihm an jener höheren wiſſenſchaftlichen Anſtrengung, ſo wie nicht minder an jenem tieferen philoſophiſchen Geiſte fehlte, der allein das Feſte und Unwandelbare ergreifen läßt.

Moritz war Grammatiker, Rhetor, Romanen- und Liederdichter, Verfaſſer von Predigten, Kritiker, Reiſebeſchreiber, Antiquar, Kinderſchriftſteller u. ſ. w. aber alles nur halb, und ſo giebt er den Beleg für die alte Wahrheit, daß nur ächtes Genie die Anſchauung und das Vermögen zu intelligiren ſtärkt und nährt, da hingegen ein leichtes Talent nur den Verſtand ſchmückt, oft aber auch ſchwächet. Das Vorzüglichſte unter dem was er geleiſtet, läſſt ſich nicht in einem einzelnen Werke finden, ſondern in zerſtreuten Andeutungen über das Weſen der Schönheit und des Styls. Was den Letzteren betrifft, ſo haben ſowohl ſeine Vorträge über denſelben, als auch ſeine eigene Darſtellung ſelbſt unbezweifelte Verdienſte, und er gehört mit zu den wenigen, die ſich nie vom falſchen Schimmer und hochtönender Wortfülle beſtechen ließen, ſondern die Schönheit des Styls lediglich in der ruhigen Klarheit und innigen Lebendigkeit fanden. Hätte es ihm genügt, bloß Darſteller und Redner ſein zu wollen, ſo würde er vielleicht einen der erſten Plätze unter den Deutſchen Schriftſtellern jener Gattung eingenommen haben. So aber iſt alles nur iſolirt-fragmentariſch geblieben, und man muß die genügenden Stellen oft mühſam in ſeinen Reiſen nach England und Italien, Anton Reiſer, Andreas Hartknopf u. ſ. w. zuſammen ſuchen.

Der Nekrolog vom Jahre 1793 giebt eine ſehr ausführliche Darſtellung des Lebens und Wirkens dieſes Mannes, doch iſt das Urtheil, welches ihm, mit Ausnahme der Phantaſie, jede andere Seelenkraft abſpricht, offenbar zu hart. Er hat unläugbare Beweiſe genug gegeben, daß es ihm keinesweges an hellem Verſtand und gebildetem Urtheil fehlte; doch im Vertrauen auf ſeine Talente wagte er es, mit der Wiſſenſchaft und Kunſt zu ſpielen, und wie ein ſolches Unternehmen an dem Unternehmer ſelbſt ſich räche, das lehrt die Literaturhiſtorie aller Völker, durch eine nur zu große Menge von Beiſpielen.

§. 182.

August Gottlieb **Meißner** (geb. 1753, geſt.

1807). Das Talent einer oft glücklichen Erfindung und einer, wenn auch nicht künſtleriſchen, doch anziehenden, oft nur zu pikanten Darſtellung, machten ihn eine geraume Weile zu einem der geleſenſten und gefeiertſten Deutſchen Schriftſteller. Einige ſeiner Skizzen gewinnen durch Form und Inhalt ein nicht geringes Intereſſe, da hier die Schranken der Erzählungsgattung ſelbſt, ſeiner Vorliebe für das Ausführliche, auch wohl für das Weitläufige, den gehörigen Widerſtand leiſten. Leider aber wußte er auch für die traurige ja verderbliche Zwittergattung, den hiſtoriſchen Roman, der ohnehin noch durch den Dialog verwäſſert wurde, die Liebe der Deutſchen zu gewinnen, und er ſanktionirte auf dieſe Weiſe einen Irrthum, der ſowohl dem hiſtoriſchen als äſthetiſchen Studium nicht anders als gefährlich ſein kann. Man braucht ſeinen Alcibiades nur zu nennen, um einen Beleg für dieſes Urtheil zu finden, ſo wie ſpäterhin ſein Julius Cäſar deutlich zeigt, wie ſchwer es iſt, ſich der reinen Hiſtorie hinzugeben, wenn man früherhin durch fantaſtiſche Uebertreibung ſich an ihr verſündigt hat. In den letzteren Jahren ſeiner litterariſchen Laufbahn veränderte ſich auch ſein Styl auf eine nachtheilige Weiſe, denn faſt überall ſah man in demſelben Mühſeligkeit und Geziertheit, und eine gewiſſe ſteife und welke Pracht, die um ſo unangenehmer auffallen mußte, je mehr man die Anſtrengung ſah, welche für dieſe verfehlte Darſtellungsweiſe aufgewandt worden war.

§. 183.

Küttner. Sein Werk „Charaktere Deutſcher Dichter und Proſaiſten" hat ihn auf eine rühmliche Weiſe bekannt gemacht, da es zu einer Zeit erſchien, wo die Neigung für die Geſchichte und den Werth der älteren vaterländiſchen Dichter in Deutſchland noch geringer geweſen zu ſein ſcheint, als ſie jetzt unter uns herrſcht. Indeſſen bedurfte Deutſchland damals nur eines Weckers, um die alte Liebe wieder zu gewinnen, und als ſolcher iſt Küttner allerdings zu betrachten und zu ſchätzen.

Die Fehler jenes Buches ſind leicht aufzufinden, doch dürften einige derſelben, z. B. manche Wiederholungen in der Darſtellung ähnlicher Dichter, in einem Werke, welches hundertfunfzig Schriftſteller beurtheilt, wohl auf Entſchuldigung Anſpruch machen können; weniger aber die zu große Freigebigkeit im Loben. Wenn übrigens einige neuere Litteraturhiſtoriker Küttners Verdienſte ganz herabzuwürdigen trachten, da ſie doch zum Theil auf ſeinen Schultern ſtehen, ſo verräth dies eine Ungerechtigkeit, die nicht im Charakter des Deutſchen liegen ſollte.

§. 184.

Johann Heinrich Voß (geb. 1751). Sollten auch in der Sammlung der zahlreichen Gedichte dieſes Schriftſtellers nur diejenigen auf eine beſondere Auszeichnung rechnen dürfen, die ſeiner Jugend, und der idylliſchen Gattung angehören, ſo würde doch dadurch der Name des vortreffli- chen Mannes nichts von ſeiner Ehrwürdigkeit verlieren, indem wir in ihm den erſten wahrhaft poetiſchen Ueberſetzer der klaſſiſchen Dichterwerke Roms und Griechenlands beſitzen. Abgerechnet, daß keine moderne Nation ſolche Ueberſetzungen jemals wird aufweiſen können, ſo läßt ſich ſogar mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß ſelbſt unter den Deutſchen ihm Niemand mehr den erſten Lorbeer hierin entreißen werde.

Alles, was ſich nur von einem ſolchen Ueberſetzer fordern läßt, leiſtet Voß mit einem Aufwande von Kraft, Talent und Fleiß, wie wir ihn nur höchſt ſelten erblicken, und es ſcheint mir daher ſehr ungerecht, die Kühnheit und Gewagtheit mancher ſeiner neuen Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der Deutſchen Sprache rügen zu wollen. Sollte auch jene Kühnheit zuweilen das Maaß überſchreiten, und zur

Willkührlichkeit übergehen, ſo möge wenigſtens nicht unbedacht bleiben, daß unter den ſeltenen Erſcheinungen die vielleicht die ſeltenſte iſt, wenn ſich die Kraft nicht zuweilen überbieten ſollte. Iſt dieſes auch Voſſen begegnet, wie es nicht kann bezweifelt werden, ſo möge endlich jene bekannte Sentenz des Horaz:

— Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura —

die ſo oft misbraucht worden iſt, hier eine richtige Anwendung finden. Die glücklichſte und durchaus tadelloſe ſcheint mir die Ueberſetzung der Virgiliſchen Eklogen und des Lehrgedichts vom Landbau, mit der ſich das Studium jenes Dichters beinah als geſchloſſen anſehen läßt. —

§. 185.

— So ſchrieb ich im Jahr 1805, mit Schonung verhüllend oder doch nur leiſe hindeutend auf das, was als mangelhaft und verkehrt in Voſſens literariſchem Streben erſcheinen muß. Seit jener Zeit hat er einige ſchriftſtelleriſche Thaten begangen, die, wenn man ſie kurz zuſammen drängt, den Standpunkt genau bezeichnen werden, auf welchem er jetzt ſteht und feſtgewachſen iſt. Er gab uns zuvörderſt eine Ueberſetzung des

Horaz, die mit ihrer eckigen Schroffheit, hinſtarrenden Dumpfheit und trocken öden Schwere für den gewandten feinſinnigen Römer ein betrübtes Grab bereitet. Sodann kämpfte Voß, bei Gelegenheit der Bürgerſchen Sonette, gegen die Form dieſer Dichtungsart ſelber, und erklärte, er verachte ſie gänzlich, wobei nur die einzige Bemerkung zu machen ſein dürfte, warum er wohl dergleichen Erklärung, die ihren Untergang in ſich ſich ſelbſt trägt, öffentlich mitzutheilen der Mühe werth hielt. Bei dieſer Gelegenheit vergaß er ſich ſo weit, daß er die beiden großen altdeutſchen Dichter, Paul Flemming und Andreas Gryphius mit fruchtloſer Rauhheit und betrübtem Ungeſtüm angriff, wobei wir ganz ehrlich geſtehen wollen, daß wir jene Invectiven drei bis viermal hinter einander leſen mußten, ehe wir unſern eigenen Augen recht glaubten. Bei dieſer und einer andern Gelegenheit kamen überhaupt die altdeutſchen Gedichte nicht ohne Dräuen und Schelten weg; doch bleibt der Troſt, daß die meiſten derſelben in ihrer rüſtigen Kraft und inneren Vortrefflichkeit nicht wohl anzufechten ſind, ſondern beſtehen werden, wie ſie beſtanden ſind.

Endlich wählte ſich Voß die Romantik ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner Polemik, muthig ſtrebend, den reinen und betrübten Gegenſatz von

von jenem ſchönen chriſtlichen Wunder zu geben, welches das Waſſer in Wein verwandelte. Zuvörderſt wäre wohl nöthig geweſen, ein wenig zu beurkunden, daß er auch eine klare philoſophiſche Anſicht von der Idee der Romantik habe, wenigſtens daß er ihre innere Nothwendigkeit hiſtoriſch entwickelt hätte, damit nicht ſein ganzer Kampf wie es der Fall geweſen, zu einem bloßen unerquicklichen Gerede geworden wäre.

§. 136.

Was meine eigene Anſicht von der Romantik betrifft, ſo gab ich ſie bereits im Jahr 1802 in den muſikaliſchen Fragmenten, und führte ſie weiter aus, in der kleinen Schrift über Carlo Gozzi's dramatiſche Poeſie (Penig 1803). Ich gebe ſie hier von neuem, und zwar faſt ohne alle Zuſätze, da eine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung keiner Veränderung fähig iſt.

Der Charakter des romantiſchen Drama (ſo wie der Oper) ſei Freiheit nach allen Seiten hin. Kein Schickſal bedinge hier die Handlungen des Helden, in üppiger Ungebundenheit tändle er mit dem Zufall, und in ſchöner Harmonie der Kräfte, von keiner feindlich engenden Außenwelt beſchränkt, nehme er ruhig den Reflex von den ihn umgebenden Menſchen auf, keine ängſtliche Motivirung erkälte das ſchöne Leben, das ſich hier nur dann wohlgefällt, wenn es ſich losgeſprochen hat von allen den Feſſeln, die ein einſeitig grübelnder Verſtand ihm auferlegen wollte. Die Charaktere treten auf kühn und unangekündigt, und entwickeln ſich in Begebenheiten und Handlungen, die ſchnell an einander vorüber eilen dürfen, und durch ſich ſelbſt zum ſchönſten Ziel ſich verſchlingen. Nichts ſtehe hier allein; ſondern alles ſchließe ſich an einander in blühenden Situationen, die ſelbſt der ſinnlichen Anſchauung genügen mögen, welche hier, wo alles ſich befriedigt ſieht, gleichfalls Anſprüche machen darf, erfreut zu werden u. ſ. w.

Der Mond am heiteren Himmel iſt ſchön; bricht er aber durch Gewölk und Nebel hervor, ſo nennen wir den Anblick romantiſch.

Im Romantiſchen, um mich figürlich auszudrücken, iſt ein Oſcilliren der Empfindungen auf die Seite des Sinnlichen (Angenehmen) und Geiſtigen (Erhabenen). Daher erregt das Romantiſche die Phantaſie und bringt ein Intereſſe hervor. Die ſinnliche Natur wird nicht gedemüthigt, wie im Erhabenen, und die geiſtige nicht vernachläſſigt, wie im Angenehmen. Ein rauſchender Bach iſt romantiſch, ein ſtürzender Fluß erhaben. Der letzte wird nur dann romantiſch genannt werden können, wenn ſeine Furchtbarkeit ſich verbirgt, und er etwa den Proſpekt begränzt u. dgl. Ueberhaupt ſcheint jeder erhabene Gegenſtand romantiſch zu werden, ſobald er als Theil eines Ganzen, welches nicht erhaben iſt, betrachtet wird, z. B. Ruinen unter Geſträuch, in einer anmuthigen Gegend, der Ocean bei einer Villa u. dgl. Ueberall in dieſen Fällen macht das Oſcilliren der Empfindung zwiſchen dem Erhabenen und dem damit zugleich angeſchauten Angenehmen, die Natur des Romantiſchen aus.

§. 187.

Ich glaube wohl, daß bei dieſer Anſicht das Romantiſche neben dem Schönen ohne Erröthen ſeine Stelle behaupten kann, wenn es auch dadurch das Anſehen bekäme, als wenn es das Schöne in ſeiner Endlichkeit (Entzweiung) wäre, denn die Endlichkeit wäre ja in ſo fern wieder aufgehoben, als beide Entgegengeſetzten zuſammen, und nicht Eins davon in ſeiner Einzelnheit angeſchaut würde. Das Anſchauen Entgegengeſetzter in ihrer Tendenz zur Einheit während der Entgegenſetzung aber iſt **Harmonie**, das Anſchauen derſelben als zu der Einheit verſchmolzen (durcheinander neutraliſirt) iſt Indifferenz (Identität durch Syntheſis). Schönheit iſt eine ſolche Identität, daher darf man ſie mit dem identiſchen Licht in der Natur vergleichen. Romantik iſt

Licht und Wärme, oder Lichtwärme als in ſich einig und eins.

Ich geſtehe, daß ich mir heut zu Tage kaum die Mühe geben würde, das was an ſich ſchon klar iſt, und die ewige Bedeutung in ſich trägt, noch ausführlich zu entwicken. Wer das Weſen der Romantik nicht anſchaut, der ſchaut auch das Weſen des Chriſtenthums nicht in ſeiner ganzen Göttlichkeit an, denn ſie iſt die ſchönſte und farbigſte Blüthe deſſelben, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob das Unternehmen, ſie mit der Griechheit ſchlagen zu wollen, mehr vom Irrthum des Verſtandes als vom Mangel an gemüthvoller Phantaſie zeige, da ſich allerdings beides vereinigen muß, um ein ſo vollendet irrendes Unternehmen zu beginnen. In der reinen Romantik iſt eine reichere und vollſtändigere Welt als in der Griechheit, denn um es mit einem Worte auszudrücken: Griechiſche Tugend hat durch die Chriſtlichkeit erſt Farbe gewonnen, und Sophokles findet ſich im Shakſpear; nicht aber Shakſpear im Sophokles.

§. 188.

Aloys Blumauer (geb. 1755, geſt. 1798). Es begegnet uns, wie wir ſchon früher bemerkten, in der neuern Literatur nicht ganz ſelten, außer dem rein poetiſchen Humor, den man mit

Recht den Welthumor genannt hat, auch auf eine niedere, doch noch immer angenehme Gattung des Witzes zu ſtoßen, die wir ganz einfach als den reinen Scherz oder noch beſſer, wie man im ganz gewöhnlichen Leben ſagt, den reinen „Spaß“ bezeichnen möchten. In dieſer Hinſicht verdienen einzelne Parthien in der traveſtirten Aeneis Lob, welches durch die leichte Beweglichkeit des Versmaaßes und der fließenden Reime noch erhöht wird. Wir ſprechen indeß nur von dem erſten Drittel dieſer unvollendeten Traveſtie, denn der Reſt wird durch mancherlei Unziemlichkeiten, beſonders aber durch eine abgenutzte und gemeine Polemik gegen die Chriſtlichkeit und den ſogenannten Aberglauben höchſt unſchmackhaft, ja widerlich. Ueberhaupt hat Blumauers unläugbar komiſches Talent, an einer gewiſſen Gattung von Rohheit und der unverhehlten Behaglichkeit in der Roheit, eine unangenehme Begleiterinn. Sollte es eines Belegs für dieſes Urtheil bedürfen, ſo würden wir außer anderen, auf ein gewiſſes Gedicht hindeuten, bei deſſen bloßer Ueberſchrift ſchon alle Muſen und Grazien, wie erſchreckt, davon fliehen müſſen.

§. 189.

Ludwig Heinrich von Nicolay (geb. 1737). Wenn wir erwägen, wie mannigfaltige und wichtige Staatsämter dieſer Schriftſteller bekleidete, indem er ſeit 1770 in Petersburg bald als Bibliothekar, dann als Staatsrath, Chef und Director der Akademie der Wiſſenſchaften, und Geheimerath lebte und wirkte, ſo muß es uns doppelt merkwürdig dünken, wie er dem ungeachtet ſo Mannigfaltiges und Vieles in der Poeſie geben konnte.

Die neueſte Ausgabe ſeiner Werke, welche unter dem Titel: „Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Schriften,“ in acht Bänden (Berlin 1792 bis 1810) erſchienen iſt, enthält: Fabeln und Erzählungen, Briefe (in Verſen), Sinngedichte, Elegien, das Schöne, eine Erzählung in Proſa, Idäa oder männliche und weibliche Tugend, Entwurf des politiſchen Zuſtandes in Europa vom Verfalle der Römiſchen Macht an bis auf das ſechszehnte Jahrhundert, (nach Robertſon) Galvine in ſechs Geſängen, Alcinens Inſeln, in zwei Büchern, Gryphon und Orille, neue Fabeln in zwei Büchern, Cerbin und Bella in ſechs Geſängen, der Zauberbecher, Anſelm und Lilla, Richard und Meliſſe, Gudula, eine Romanze, Morganens Grotte in vier Büchern, Reinhold und Angelika eine Rittergeſchichte in zwölf Geſängen, der falſche Beichtvater, Ritter Theobald, Frau Brigitte, Baukbau, Balladen, das Landgut Monrepos in Finnland, und die Nachleſe einiger Sinngedichte. Da die Kritik ihr Urtheil längſt geſprochen, ſo genüge es hier an einer bloßen Aufzählung ſeiner Werke.

§. 190.

Auguſt **Lafontaine** (geb. 1758). Obwohl die erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche dieſes Mannes, die durch einen ſeltſamen Irrthum auf das Römiſch-ſtarke und tragiſch Erhabene ausgingen, nur von geringer Anlage zeigten und faſt ganz ohne Werth waren, ſo ſchmeichelte ſich doch das Publikum, er werde mit der Zeit noch etwas bei weitem Beſſeres leiſten, und als es endlich „Die Gewalt der Liebe" erhielt, ward es dergeſtalt davon entzündet, daß es faſt glaubte, es reihe ſich Lafontaine ſchon jetzt an die kleine Zahl der ausgezeichneten Romandichter; wenigſtens beſitze man ſchon jetzt in ihm einen ſehr angenehmen Erzähler, dem auch eine gute Gabe der Erfindung nicht abzuſprechen ſei. Lafontaine wußte die milde Meinung des Deutſchen leſeluſtigen Publikums durch ſeinen Quinctius Heymeran von Flamming, die Familie Halden u. ſ. w. zu erhalten, indem er ernſthafte und ſcherzhafte Scenen an einander reihte, und in einem lesbaren Style vortrug. Damit aber auch die Liebhaber des auf eine entſchiedene Weiſe Sentimentalen und Rührenden nicht ganz leer ausgehen möchten, ſo ſorgte er für dieſelbe in ſeinem Saint Julien, der bekanntlich viel bewegliche Scenen enthält. Auf dieſe Weiſe wurde L. der Liebling des Deutſchen Publikums; doch nur eine kurze Zeit. Man fing an einzuſehen, daß der Stoff ſeiner Erzählungen gewöhnlich dürftig ſei und ſich in dem engen Kreiſe mittelmäßiger Charaktere und Situationen herum bewege, man fand, daß er den Styl immer mehr und mehr vernachläſſige, ja ſogar mit der Harmonieloſigkeit und Zerhacktheit der Perioden ein wenig prunken wolle. Endlich entdeckte man auch, was freilich klar genug war, daß es ihm gänzlich an Originalität fehle und daß er nachahme was ihm gerade vor die Hand komme, Treffliches, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes. Jean Paul, Yorik, Fielding, Goldſmith, Marmontel u. ſ. w.

§. 192.

Das Gefährlichſte und Unheimlichſte war indeß die Nachahmung des trefflichen Erſten. Es kümmerte ihn wenig, daß ein ſo reicher und genialer Dichter nicht wohl nachzuahmen ſei, ſondern er machte ſich mit gelaſſenem Muthe an die Sache. Er verſuchte es bald mit Richters glänzendſter Seite, dem Witz und unerſchöpflichen Humor; aber ſelbſt das Streben nach bloßer Leichtigkeit mislingt ſchon deshalb, weil man danach ſtrebt und das Streben ſichtbar wird; wie viel mehr das Bemühen um jenen die Welt und die Menſchheit umfaſſenden Witz und Humor.

Lafontaine wurde bizarr, wenn er witzig, unbehülflich taumelnd, wenn er humoriſtiſch ſein wollte, ja man ſah ſogar ſeiner Bizarrerie und ſeinem Taumel das Gemachte und Gezwungene an, und konnte nicht einmal zum behaglichen Belachen gelangen. Dann bemühte ſich L. um Richters Sentimentalität, vergaß aber leider, daß ſie aus einem tiefen und glühenden Gemüthe entſpringt, und keineswegs in Worten beſteht, die ſich mit mechaniſcher Fertigkeit nachlallen laſſen. Nur einige Worte faßte er auf, und legte ſie ſeinen mittelmäßigen Geſchöpfen in den Mund, ohne daß ſich erklären läßt, wie dieſelben auch nur zu ſo guten, einzelnen Worten möchten gekommen ſein. Hier aber glaubte nun L. ganz in ſeiner Sphäre zu ſein, und ſtreuete eine Menge eigener weichlicher Redensarten: „ſehnende Augen, theure Heilige, weinendes Lächeln der Liebe, tief dunkle Erde, heiße Schmerzen, die wie ein Blüthenkranz oder wie eine Königskrone getragen werden, weit hinſchauender Seelenblick, Engel hinter dem durchſichtigen Schleier eines ſterblichen Mädchenkörpers,“ u. ſ. w. mit beſonderer Freigebigkeit, wie Türkiſches Garn durch das loſe Gewebe ſeiner Gedankenverſuche hindurch, wohl wiſſend, daß die Mehrheit der Leſer ſchon zufrieden geſtellt wird, wenn man ſie nur in eine mäßige Wörter-Rührung verſetzt.

§. 192.

Wir haben es an einigen witzigen und freundlichen Schriftſtellern, z. B. an Gozzi gelobt, daß ſie uns durch den bloßen Namen der Perſonen auch ihren Charakter ſchildern, wir wiſſen vollkommen, was wir zu erwarten haben, wenn Pantalon, Brighella, Truffaldin u. ſ. w. auftreten, und wir ſehen mit Heiterkeit voraus, mit welcher Gattung von Witz uns dieſe beweglichen Menſchen erfreuen werden, völlig überzeugt, daß hier an keine Täuſchung könne zu denken ſein.

Solche ſtehende Charakterrollen hat nun auch Lafontaine, und wir wiſſen genau vorher zu ſagen, was es für eine Bewandniß habe mit ſeinen Landedelleuten, ſeinen bejahrten Huſarenobriſten, Schiffskapitainen und Wachtmeiſtern, und den einnehmenden jungen Rittmeiſtern, wir kennen ſeine Miniſter als bedenkliche Charaktere und verſprechen uns von ſeinen Kammerjunkern nie viel Gutes. Wir wiſſen es genugſam, wie ſich ſeine vollendet ſchönen und tugendhaften Fräulein gebehrden und wir haben es ſeit vielen Jahren bei ihm durchforſcht, daß auch die reichſte junge Gräfin aus dem älteſten Hauſe, ſich in einen jungen Menſchen von weniger oder gar keiner Geburt recht wohl verlieben könne, welches die unbeſorgten Oheime oder Eltern und Tanten oft erſt zu ſpät entdecken, wenn das tiefe Herzeleid und große Getümmel gar nicht mehr abzuwenden iſt.

Auch ſeine koketten Mädchen haben wir bis in ihr Innerſtes erkannt, und wir wiſſen es, daß ſie ſich im Jahre 1811 noch eben ſo benehmen als in den Schriften von 1791, in denen ihre Künſte bereits auseinandergeſetzt worden waren.

In den neueren Zeiten hat ſich Lafontaine indeſſen mit dieſen fixirten Charakteren noch nicht begnügt, ſondern iſt noch einige Schritte weiter gegangen. Er giebt ſich jetzt nicht einmal mehr die Mühe, auf eine neue Hiſtorie, oder auch nur auf neue Situationen zu denken, ſondern giebt ganz ruhig alles Alte, in einer nur wenig veränderten Form wieder.

§. 193.

Ich weiß nicht, wie der Herzog oder Graf oder Baron hieß, der einſt d'Alembert um den erſten Theil ſeiner Schriften bat. Der Autor ſandte ihm denſelben, und erhielt ihn nach wenigen Tagen mit der Verſicherung zurück, das Buch ſei köſtlich zu leſen, und er bitte um den zweiten Theil. D'Alembert, den Mann wohl kennend, ſandte ihm von neuem den erſten und erhielt ihn zurück, mit der Verſicherung, dieſer zweite Theil ſei noch vorzüglicher, und er bitte um den dritten. So ward der erſte von neuem geſandt, und galt als dritter, dann als vierter, fünfter, ſechſter und letzter. Dieſer ward endlich zurückgegeben, mit der Anerkennung, er ſei über die Maaßen vortrefflich, und beſonders müſſe man das rühmen, daß dieſer letzte Theil eine kurze Recapitulation aller früheren gebe.

Iſt es nicht wirklich, als halte Lafontaine das Deutſche Publikum für einen ſolchen Grafen oder Baron, und thut er nicht im Ernſt faſt daſſelbe, was d'Alembert aus Scherz, und nur zur Beſtrafung vornehmthuender Eitelkeit unternahm? Indeſſen irrt er gar ſehr; bis dahin iſt es mit unſerm Publikum noch nicht gekommen. Es hat wirklich den Scharfſinn gehabt, einzuſehen, daß die während des letzten Jahrzehnts erſchienenen Lafontainſchen Schriften, eigentlich ſchon im vorletzten erſchienen ſind, und zieht ſich deshalb allgemach, von der doppelten, dreifachen, ja vier- und fünffachen Lectüre zurück, die man ihm zumuthet.

§. 194.

Zum Schluſſe müſſen wir leider auch noch einen beträchtlichen Theil der Lafontainſchen Schriften für unſittlich erklären, indem nämlich die Anſicht des Lebens überhaupt, ſo wie es in denſelben geſchildert wird, wohl geeignet iſt, die Kraft und den Muth der unreifen Jünglinge und Mädchen, die ja faſt allein noch Lafontaine leſen, niederzudrücken, oder auf eine falſche Bahn zu leiten. Ferner iſt faſt in allen das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, der Vormünder zu den Mündeln, des Bürgers zum Staate auf eine höchſt willkührliche, eitel verkehrte, den genannten Leſern und Leſerinnen vielleicht gar gefährliche Weiſe geſchildert worden. — Wie wenig der Verfaſſer überhaupt mit ſich ſelbſt und mit dem Leben einig ſei, zeigt er deutlich genug, wenn er zu philoſophiren wagt, wo er gewöhnlich mit weichlichen Seufzern, oder mit dem Ausruf: „Arme Menſchen!“ ſchließt. — Daß jede bedeutende Frage an Gott, an die Natur, und an uns ſelbſt, auch eine ewige befriedigende Antwort finden müſſe: in Gott, in uns, und in der Natur, daß es deshalb auch für den beſonnen Philoſophirenden, und für den Religiöſen, keine Klagen ohne Troſt geben könne, davon, ſo ſcheint es, hat Lafontaine keine Kenntniß an ſich gebracht.

§. 195.

August Wilhelm Iffland, (geb. 1759). Wie bei manchen anderen Nationen die Centrifugalkraft vorherrſcht, ſo bei den Deutſchen, im Leben wie in der Kunſt, die Centripetalkraft: ein einfaches Wort, das ſelbſt bei einer nur mäßigen Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte, ſich leicht rechtfertigt. Bei dieſem ewigen Streben nach der Mitte hin, oder bei dieſer ſchon gewonnenen Ruhe in der Mitte, gedeihet das epiſche Gedicht, der lyriſche Aufſchwung der Gefühle und die romantiſche Erzählung am beſten. Die Deutſchen ſind faſt alle: monologiſche Naturen, und als ſolche erreichen ſie das Vortrefflichſte, was nur zu erreichen iſt. Seltener aber gelingt ihnen das Drama, ſchon wegen des einfachen Umſtandes, weil ſie ſich meiſtens nicht an den Dialog im Leben gewöhnt haben, der ihnen deshalb auch in der Kunſt nicht geläufig iſt. Bei der Tragödie indeſſen wird dieſer Mangel leicht überwogen durch die großartige Kraft in der Ruhe, durch die Erhabenheit der Geſinnung und durch das oft kühn ironiſche Auffaſſen des leidenſchaftlichſten und bewegteſten Lebens von jenem Standpunkt der Ruhe aus. Im Luſtſpiele aber wird der Deutſche als Deutſcher, obwohl im Beſitz des köſtlichſten Witzes und Humors, faſt immer Schwierigkeiten finden und ſein eigenes Ideel nicht erreichen, eben weil jener Witz und Humor faſt immer nur monologiſch iſt.

Wir mögen uns ſperren wie wir wollen, ſo werden wir doch einräumen müſſen, daß Kotzebue, dem die höhere Deutſchheit gänzlich abgeht, für den dialogiſchen Witz ein ſeltenes Talent mitgebracht hat, und daß nur wenige Deutſche Luſtſpieldichter des achtzehnten Jahrhunderts in dieſer Hinſicht ſich mit ihm meſſen dürfen, wobei nur zu beklagen iſt, daß zwei Drittheile jenes dialogiſchen Scherzes bei K. unerquicklich und fade oben auf ſchwimmen.

Wir wiſſen nicht, ob Ifflanden bei ſeinem Auftreten als dramatiſcher Schriftſteller, dieſe einfachen Bemerkungen vor Augen ſchwebten, und ob mehr Inſtinkt oder lange Ueberlegung ihn zu der bekannten Wahl ſeiner litterariſchen Laufbahn veranlaſſten. Für die Tragödie fehlt es ihm an Tiefe und Umfang der Phantaſie, für das Luſtſpiel an leichtem Scherz und muthwilliger Beweglichkeit. Dennoch fühlte er ein entſchiedenes Talent in ſich, das nicht durch die bloße mimiſche Menſchendarſtellung auf der Bühne, ſo kunſtreich ſie auch ſein mochte, befriedigt werden konnte. Da wählte er das dramatiſche Familiengemälde, zu deſſen Bearbeitung ein durch mannigfaltige Erfah-

Erfahrungen, die ein raſch bewegtes Leben geboten hatte, gebildeter Geiſt, und ein mäßiger Witz, ein gewiſſer ökonomiſcher Humor hinreichend zu ſein ſchien.

§. 196.

Es iſt mir keinesweges unbekannt geblieben, daß man ſeit etwa zwölf Jahren angefangen hat, die ganze Gattung der Familiengemälde zu verwerfen, und mit einem oft ſehr glücklichen Humor die meiſten jener Gattung anheimfallenden Stücke zu bekämpfen. Was den letzteren Umſtand betrifft, ſo hat man daran recht wohl gethan, und ich werde es nie verhehlen, daß auch ich mit fröhlichem Eifer das Meinige dazu beizutragen geſucht habe. Ein anderes aber iſt die *Gattung*, ein anderes ſind die meiſtens ſchwächlichen und verzerrten *Abbilder*, die man unter dem Namen der Familiengemälde gegeben hat.

Die *Gattung* ſoll in Ehren bleiben, denn wahrlich, wenn es dem Deutſchen *gefiele*, ſich zu rühmen, ſo dürfte er es in Hinſicht der Art und Weiſe wie er das Familienleben anſieht und führt; und hoffentlich wird es auch die Nachwelt verdienen, daß ihr ein treues Abbild davon in ſchlichten Erzählungen oder in gutem einfachen Dialog auf der Bühne bleibe. Wie manchen halbgelehrten Folianten würden wir nicht freudig weggeben für einige gute deutſche Familiengemälde aus dem ſechszehnten oder ſiebzehnten Jahrhundert. Wie würden wir uns freuen, die gute alte Weiſe unſerer Ahnen, wie wir ſie jetzt nur in ihrem geſammten Wirken hiſtoriſch erkennen, in Schauſpielen aus jener Zeit treu dargeſtellt zu erblicken.

Ohne deshalb im mindeſten mit Iffland rechten zu wollen über die Wahl jener dramatiſchen Gattung, gehen wir zu der Frage über, was er in derſelben geleiſtet habe, eine Frage, die um ſo weniger hochfahrend und leichtſinnig beantwortet werden ſollte, je bequemer dieſer Hochmuth und Leichtſinn ſich handhaben läßt. Auch iſt es, dünkt mich, gerade jetzt an der Zeit, da das Publikum von ſeiner alten Vergötterung für Ifflands Schauſpiele längſt zurückgekommen und in den entgegengeſetzten Fehler der kälteſten Gleichgültigkeit zu verfallen ſcheint, auf den Werth einiger unter jenen vielen Dramen aufmerkſam zu machen.

§. 197.

Das erfreulichſte Schauſpiel, welches uns faſt zu Anfange der dramatiſchen Laufbahn Ifflands begegnet, ſind die Jäger, ein Werk das wir nicht als eigentliches Drama betrachten, ſondern als eine dialogiſirte Idylle, als ſolche aber faſt durchgängig geglückt und rein gehalten erſcheint. Es iſt zur Gewohnheit geworden, Geßners Idyllen zu rühmen, obwohl man ſie eben nicht mehr lieſt; und auch ich will gern in das Lob einſtimmen, ſobald lediglich von der Melodie der Sprache die Rede iſt, durch welche der weichlich zerfließende, vielberühmte Schriftſteller allein ſich auszeichnet; ſonſt aber (ich nehme durchaus nicht Anſtand es zu ſagen) würde ich recht gern den ganzen Geßner für das einzige, gute, redlich reine, und treue Ifflandiſche Schauſpiel hingeben, und Fontenelle, Bronner u. ſ. w. noch obendrein.

In den Jägern herrſcht durchgängig eine wackere, mit ſich einige, altväterliche Land-Deutſchheit, eine fromme, wenn auch mitunter breite, doch nie unangenehme Kraft, eine nervige Rüſtigkeit, ein friſcher geſtählter Lebensmuth, dem man gern folgt, es biete ſich ihm nun Freude oder Gram.

§. 198.

Es iſt merkwürdig, daß von jener einſeitigen und engen Reflexion, jener Gedrücktheit der Charaktere und der angſtvollen Anſicht des menſchlichen Lebens, die in den meiſten anderen Ifflandiſchen Stücken hervortritt, hier auch nicht die geringſte Spur zu erblicken iſt. Wenigſtens würde man ſich irren, wenn man die willkührliche und für den Moment ſehr anziehende Begränzung der Charaktere, die auch in den Jägern bemerkbar wird, mit jener geſpannten Peinlichkeit verwechſeln wollte, die in einigen ſeiner ſpäteren Schauſpiele obwaltet. Die Empfindung in jenem Stück iſt kräftig, Deutſch, ohne Beimiſchung von Kränklichkeit; doch hin und wieder mit einer leiſen Nüancirung vom Elegiſchen, das der Idylle vollkommen zuſagt. Deshalb iſt denn auch jeder, auch ſelbſt der entfernteſte Anſtrich vom Romantiſchen und Fantaſtiſchen, den manche unſerer berühmteſten Elegiendichter nicht vermieden haben, gänzlich verwiſcht worden. Auch Witz und Laune ſind von dieſem Gemälde ausgeſchloſſen, und man unterdrückt dabei die etwas frivole Frage gern, ob es Ifflanden wohl eben ſchwer geworden ſei, ſie auszuſchließen; genug, daß ſie wirklich ausgeſchloſſen werden mußten, um der Einheit und Einigkeit des Ganzen willen. So ertragen wir auch recht gern die an ſich ſehr gewöhnlichen, faſt breiten Reden des Pfarrers über Toleranz, Humanität und Aufklärung, die ökonomiſchen Anſichten des Schulzen, und die Andeutungen über die bewährte Jägerpraxis des Oberförſters; ja wir ertragen ſie nicht bloß, ſondern hören ſie auch mit Vergnügen, gerade weil ſie wirklich hieher gehören. Die Geſchicklichkeit, mit der dies alles iſt zum Ganzen gerundet worden, beurkundet ein Talent, das ſich um ſo deutlicher zeigt, wenn man ſich aller der misglückten Nachahmungen erinnert, die dies Werk, ſo wie jedes wahrhaft originelle, in Deutſchland erzeugte.

§. 199.

Außer dem Oberförſter, der mit unläugbarer Wahrheit, als eine wirkliche Perſon daſteht, iſt beſonders Anton trefflich, und mit wenigen Zügen hingeſtellt. Es iſt ein ehrlicher, geſunder Deutſcher Jüngling, unter nervigen wackern Menſchen auferzogen, und von dem Nordwind abgehärtet, der das trauliche väterliche Haus umſtürmt. Die Liebe zu Friedriken nüancirt ſeinen Charakter mit einigen höheren Ahndungen, die um ſo rührender auffallen, je unverſtändlicher ſie ihm ſelbſt zu ſein ſcheinen. Es iſt merkwürdig, welch ein beſonderes Intereſſe der Verfaſſer durch ein einziges unſchuldiges und herzliches Geſpräch für dieſes Verhältniß einzuflößen gewußt hat.

Es iſt von beſonderem Effekt, daß gerade nach der freundlichſten Unterhaltung, beim fröhlichen Becher, den das herrliche Rheinweinlied würzen ſoll, das Unglück herein bricht, das die Familie zu Grunde zu richten droht, ſo wie denn überhaupt dieſe ganze Scene, bei einer auch nur leidlichen theatraliſchen Darſtellung eines tragiſchen Eindrucks nicht verfehlen kann. Auch muß ſie nicht eben ſchwer zu geben ſein, da die Worte ſelbſt das Mimiſche ſehr beſtimmt bezeichnen.

Man hat den fünften Akt getadelt, als gar zu thränenreich, und hie und da will man ſogar etwas Empörendes darin gefunden haben, das dem Totaleindrucke ſchaden müſſe. Allerdings hat er einige verfehlte Scenen; allein der Akt ſelbſt war ſonſt ſehr richtig gedacht, und mußte als etwas Nothwendiges, wenigſtens zum Theil ſo gehalten werden als er gehalten iſt. Zu den Einzelheiten, die beſonders geglückt ſind, ſcheinen mir auch noch die Worte der Oberförſterin „Hier ſteht auch alles noch, wie wir es vorhin verlaſſen haben,“ zu gehören, die wegen ihrer Einfachheit und Wahrheit anſprechen müſſen.

Ueber die Fortſetzung der Jäger „das Vaterhaus“ ſind die Stimmen ſo einig, daß davon nicht weiter die Rede ſein kann.

§. 200.

Ich glaube bei jedem Leſer von reinem Gefühl gerechtfertigt zu ſein, daß ich über jenes ländliche Familiengemälde ſo ausführlich und mit beſonderer Liebe geſprochen habe, indem es jetzt in der That ſelten zu werden anfängt, Ifflanden als dramatiſchem Schriftſteller Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Leider blieb indeſſen Iffland nicht auf jenem Wege, der uns die Jäger brachte, er ſchrieb die Mündel, Verbrechen aus Ehrſucht, und ähnliche Schauſpiele, in denen leider nur der trockene Ernſt des gemeinen Lebens, zwar kraftvoll, doch in unerquicklicher breiter Proſa hingeſtellt worden iſt. Dennoch erkennen wir gern jedes Verdienſt an, das ſich nur irgend anerkennen läßt. Wir finden in den „Hageſtolzen,“ eine gedrückte, gequälte, ſorgſam zugemauerte — Poeſie, der nicht viel mehr fehlt, als die Erlaubniß, ſich Luft zu machen. Wir finden im „Frauenſtand,“ ein verblühtes Mädchen, das ehedem einen Jüngling liebte, der jezt als der Gatte einer Fremden neben ihr ſteht, und wir halten es für ein Analogon von tragiſcher Poeſie, daß dieſes Mädchen jezt ihre ganze Kraft an den einzigen Moment ſezt, in welchem ihr jener Mann das Geſtändniß thun ſoll, er ſei unglücklich verheirathet. Auch in dem „Herbſttag, der Ausſteuer, der Selbſtbeherrſchung, der Reiſe nach der Stadt“ u. ſ. w. finden wir manche wohl gelungene, angenehme Situationen, beſonders dann, wenn wir dem Verfaſſer den Grundſaz zugeben, daß das Schauſpiel nur durch die Darſtellung auf der Bühne vollſtändig werden ſoll.

Ueber das Verfehlte der meiſten Ifflandiſchen Stücke noch ausführlich zu reden, halten wir für ſehr überflüſſig, indem daſſelbe mit ganz beſonderer Klarheit faſt jedermann in die Augen leuchtet. Es beruht deſſelbe, um es mit ſehr wenigen Worten zu ſagen, auf der Anſicht vom Leben überhaupt, von dem Staat, von den Bürgerpflichten, vom Geld und von der Liebe.

§. 201.

Am Schluſſe des Jahrhunderts befand ſich das Deutſche Theater faſt ausſchließlich in der Gewalt Ifflands und Kotzebues: indem die früheren Dramatiker der Deutſchen faſt ganz überſehen würden, und die gleichzeitigen beſſeren dem an die höchſte Bequemlichkeit gewöhnten Publikum zu ſchwer zu genießen waren. Goethe's Dramen wurden faſt ganz von der Bühne entfernt, Schiller lebte nur in ſeinen weniger geglückten Dichtungen auf derſelben, und von Leſſing war gewöhnlich nur dann die Rede, wenn es galt eine gewiſſe Gattung von Vornehmthuerei durch den Schein von altklaſſiſcher Beleſenheit zu befriedigen, oder wenn die franzöſiſche Poetik durch die ariſtoteliſche ſollte geſchlagen werden. Wie man mit Shakſpears Werken verfuhr: darüber wollen wir lieber ganz ſchweigen, denn es iſt in der That ſchmerzlich, daran zu gedenken.

Als Romandichter galt nur Lafontaine; und wenn man auch nebenbei noch Goethe's Meiſter und Richters Hesperus bewunderte, ſo erholte man ſich doch bald wieder bei jenem der ſo gar ſehr leicht verſtändlich, weich und behaglich erſchien.

§. 202.

Taſchenbücher erſchienen jährlich in großer Anzahl, allein die wenigſten von ihnen dauerten auch nur das Jahr lang aus, für welches ſie beſtimmt waren. Vergeblich ſah man ſich nach einem neuen lyriſchen, tragiſchen oder epiſchen Dichter um, der auch nur auf eine halbweg erträgliche Weiſe mit den früheren Deutſchen Poeten in dieſer Gattung hätte in die Schranken treten dürfen. Es ſchien faſt alles nur für den Moment berechnet, und ſelbſt dieſe traurig enge Berechnung trog nicht ſelten.

Auch in der Kritik herrſchte Lähmung. Man getrauete ſich nicht mehr recht, mit der größtentheils veralteten Baumgartenſchen Aeſthetik hervorzutreten, die Wolfiſche Philoſophie hatte in dieſer Hinſicht wenig Ausbeute gegeben, die Kantiſche war für dieſen Zweck noch wenig verarbeitet worden, und Schillers tiefſinnige äſthetiſche Aufſätze waren größtentheils unverſtanden geblieben, oder gar raſch verſpottet und abgewieſen worden.

§. 203.

Wenn aber die Noth am größten iſt, ſo iſt — zwar nicht immer die wahre Hülfe am nächſten, doch gewiß immer eine kleine Anzahl von Menſchen, welche Kraft und Kühnheit genug haben, helfen zu wollen. So auch damals. Es begann noch in den letzten Jahren des abgeſchiedenen Säculums eine philoſophiſch äſthetiſche Revolution, durch die ſich das litterariſche Deutſchland gewiſſermaßen in drei Theile zerlegte: in die Alten, welche ſich bereits zur Ruhe geſetzt hatten, und das worauf ſie ruhten für das einzig Wahre und Rechte hielten, in die Neuen, die den alten Thron umſtürzten, und ein neues Evangelium verkündigten, und in die, welche die damalige Revolution nur für einen nothwendigen Durchgang hielten, ſonſt aber meinten, man ſolle ſich weniger mit Worten als mit Werken bekämpfen. Sie vermahnten oftmals, nicht jegliche Kraft an die Theorie und Polemik zu wenden, damit nicht über dem Kampfe, der Sieg verloren gehe. Noch könnte man auch eine vierte ungemein große Parthei annehmen, die leider gar nicht recht in das Reine bringen konnte, wovon denn eigentlich die Rede ſei, und eben deshalb nicht begriff, wie man ſich ſo ſtreiten könne über Dinge, die doch wenigſtens nicht ſonderlich in das praktiſche Leben gehörten. Es waren die äſthetiſchen Latitudinarier oder Indifferentiſten, an welchen Deutſchland leider immer einen betrübten Ueberfluß gehabt hat, während man ſie in Frankreich faſt gar nicht kennt, wo die Poeſie, wenigſten das Theater, als ſchlechthin intereſſant ſein ſollend betrachtet wird.

§. 204.

Eine genaue, ruhig beſonnene Darſtellung jenes philoſophiſch äſthetiſchen Kampfes, eine klare

Schilderung aller der Männer und Jünglinge, die auf irgend eine Weiſe an demſelben Theil nahmen, eine freundlich gerechte Auseinanderſetzung deſſen, was in dem erſten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts von den Deutſchen Dichtern geleiſtet wurde, beſitzen wir noch nicht, obgleich in mancher Hinſicht ſchon Einzelnes dafür geleiſtet worden iſt. Gegenwärtigem Werke kann eine ſolche Schilderung nicht zugehören, da ſich daſſelbe nur dem achtzehnten Jahrhundert gewidmet hat. Ich glaube indeſſen dieſe Schrift nicht beſſer ſchließen zu können, als wenn ich hier mit kurzen Worten andeute, wie eine Geſchichte der Deutſchen Poeſie während des erſten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts, nach meiner Anſicht könnte ausgeführt werden.

§. 205.

Wir bemerken zuerſt als Verkünder der neueren Zeit: Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Schillers Horen, zu welcher Zeitſchrift die bedeutendern Schriftſteller Deutſchlands mit größerer Vertraulichkeit ſich zu vereinigen ſchienen, als es bis dahin gewöhnlich war. Dann traten auf, theils vereint, theils einzeln, folgende Schriftſteller, bei denen wir ſtets diejenigen Werke nennen werden, die uns als die charakteriſtiſchen, wirkungsreichſten, den meiſten Kampf veranlaſſenden; nicht immer aber als die vortrefflichſten erſcheinen. Wir werden ſogar in hiſtoriſcher Hinſicht manches anführen müſſen, was unſerm äſthetiſchen Gefühl keinesweges zuſagt, völlig überzeugt, daß der beſonnene Leſer gar wohl werde zu unterſcheiden wiſſen. — Auguſt Wilhelm Schlegel (Metriſche Ueberſetzung des Shakſpear. Gedichte. Charakteriſtiken und Kritiken. Ehrenpforte. Jon. Vorleſungen über die dramatiſche Literatur). Friedrich Schlegel (Charakteriſtik Forſters und Leſſings. Das Athenäum. Alarkos. Altfranzöſiſche Ritterromane. Gothiſche Kunſt. Vorleſungen über die neuere Geſchichte). Novalis (Fragmente. Gedichte. Heinrich von Ofterdingen). Ludwig Tieck (Stete polemiſche Berührung mit der neueren ſeichten Aufklärung und der proſaiſchen Anſicht der Poeſie, der geſtiefelte Kater, die verkehrte Welt, der Prinz Zerbino, poetiſches Journal u. ſ. w. Der blonde Ekbert, Mährchen. Genoveva. Bearbeitung der Minnelieder. Alt Engliſches Theater). F. Schleiermacher (Beurtheilung Engels im Athenäum. Reden über die Religion. Ueberſetzung des Platon). A. F. Bernhardi (Bambocciaden. Kritiken. Kynoſarges. Philoſophiſche Sprachlehre). F. G. Seume (Gedichte. Popular-philoſophiſche Schriften. Reiſebeſchreibungen). J. D. Falk (Satyriſche Schriften. Regeneration ſeit 1802. Prometheus. Vermiſchte Aufſätze, das Leben und die Kunſt betreffend. Neuere ſatyriſche Schriften. Elyſium und Tartarus). Friedrich Rochlitz (Muſikaliſche Zeitung. Glycine. Denkmale glücklicher Stunden). Guſt.v Schilling (Guido von Sohnsdom und ähnliche Romane). Karl Spazier (Muſikaliſche Aufſätze. Herausgabe der Zeitung für die elegante Welt). Auguſt Mahlmann (Novellen. Herodes vor Bethlehem. Maske. Gedichte. Nach Spaziers Tode, Redakteur der Z. f. d. e. W.) K. L. v. Woltmann (Geſchichte der Reformation, Geſchichte und Politik, Zeitſchrift. Johann von Müller. Der weſtphäliſche Frieden). G. Merkel (Frauenzimmerbriefe. Der Freimüthige). Sophie Brentano (Gedichte. Amanda und Eduard. Bunte Reihe kleiner Schriften). Friedrich Hölderlin (Hyperion). Karoline Pichler (Gleichniſſe). K. L. M. Müller (Novellen, Gedichte, Ueberſetzungen). Clemens Brentano. (Godwi. Die luſtigen Muſikanten. Ponce de Leon. Des Knaben Wunderhorn). Auguſt Klingemann (Romano. Memnon. Ueber die Jungfrau von Orleans. Mehrere Recenſionen in der Zeitung für die elegante Welt. Theater). Collin (Regulus. Coriolanus). Franz Horn. (Guiscardo. Luna. Henrico. Geſchichte der deutſchen Poeſie. Octavio von Burgos. Nero. Tiberius. Otto. Kampf und Sieg *) Latona). Zacharias Werner (Söhne

---

*) Otto, welcher im Jahr 1810 erſchien, hat erſt einen öffentlichen Beurtheiler gefunden, welcher zwar das geſammte Weſen deſſelben nicht bezeichnete, jedoch Einzelnes recht wohl erkannte. Ueber den Roman: Kampf und Sieg, (2 Theile, 1811) habe ich bis jetzt (December 1811) noch keine öffentliche Stimme vernommen.

des Thales. Kreuz an der Oſtſee. Weihe der Kraft). F. von Schütz (Lacrimas. Niobe. Der Graf von Gleichen). Friedrich Laun. (Mehrere Romane und Erzählungen, unter denen wir das „Schloß Rieſenſtein" und die Beiträge zum „Geſpenſterbuch" für die bedeutendſten halten). Auguſt Apel (Bedeutende Beiträge zur allgemeinen Literaturzeitung und muſikaliſchen Zeitung. Polyidos. Geſpenſterbuch. Cicaden). Graf von Benzel Sternau (Das goldene Kalb. Pygmäen-Briefe. Jaſon). Th. Hell (Dramen, Erzählungen, Gedichte). Adam Müller (Vermittelnde Kritik. Elemente der Staatskunſt). Julius v. Voß. (Romane. Die Griechheit. Künſtlers Erdenwallen. Verſuche, den Harlequin wieder auf die Bühne zu bringen. Polemik. Politiſche Schriften). Chriſtoph Weißer (Sinngedichte. Epigrammatiſche Anthologie). Friedrich Baron de la Motte Fouqué

Mit Entſchiedenheit darf ich ſagen, das er das Höchſte und Beſte giebt, was ich bisher in der romantiſchen Poeſie zu leiſten im Stande war, und ich fordere hiedurch unſere beſſeren und ſtrengen Kritiker freundlich auf, mir ihr Urtheil über denſelben nicht vorzuenthalten. Wohl weiß ich, daß unſere meiſten Kritiker nur die Schriften beurtheilen, die ſich allenfalls auch im Halbſchlummer ganz bequem recenſiren laſſen; doch nicht minder weiß ich, daß auch noch gar manche geiſtvolle, gründlich tiefe Kunſtkenner unter uns leben, deren Urtheil ich ſehr hochachte. Dieſe ſind es, die ich hiedurch beſonders auf jene beiden Romane aufmerkſam machen möchte.

(Dramatiſche Spiele. Alwin, ein Roman unter dem Namen Pellegrin. Der Held des Nordens, in drei Schauſpielen. Vaterländiſche Schauſpiele, enthaltend: Waldemar und die Ritter und die Bauern. Eginhard und Emma. Die Jahrszeiten, enthaltend Undine *)). Heinrich von Kleiſt (Die Familie Schroffenſtein. Käthchen von Heilbronn. Erzählungen. Der zerbrochene Krug). Ludwig Achim von Arnim (Des Knaben Wunderhorn. Die Gräfin Dolores. Halle und Jeruſalem). Oehlenſchläger (Aladin, oder die Wunderlampe. Hakon Jarl). Carl Gieſebrecht. (Armida. Mnemoſyne. Dramatiſche Studien. Ein noch ungedrucktes Trauerſpiel „Conrad v. Hohenſtaufen“). Caroline Baronin de la Motte Fouque (Roderich. Die Frau des Falkenſtein. Erzählungen. Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung). Louiſe Brachmann (Gedichte. Novellen). Friedrich Kind (Gedichte. Malven.

---

*) Es iſt hier nicht der Ort, dieſen Dichter ausführlich zu beurtheilen. Nur das eine Wort ſtehe hier über ihn, daß er faſt der Einzige unter den Deutſchen Schriftſtellern iſt, der den ganzen großen herrlichen Geiſt des Mittelalters klar erkennt und darzuſtellen vermag. Es iſt eine heilige Pflicht, jeden würdigen Deutſchen aufmerkſam zu machen auf den reinen und tiefen, frommen und kräftigen Geiſt dieſes Dichters, der, wenn er auch nichts weiter geſchrieben hätte, als das tiefſinnige zarte Mährchen „Undine,“ ſchon um deswillen der innigſten Liebe und eines reichen, vollblühenden Dichterkranzes werth wäre.

Tulpen, von denen der zweite Theil ſeine trefflichſte Novelle „die Todtenglocke" enthält). Otto Heinrich, Graf von Loeben (Guido. Gedichte. Arkadien). St. Schütz (Der Dichter Myrthengrün. Gedichte. Gedanken und Einfälle über Leben und Kunſt. Novellen). Görres (Ueber die Deutſchen Volksbücher. Recenſionen). Ernſt Wagener (Willibalds Anſichten des Lebens. Reiſen aus der Fremde in die Heimath). von der Hagen (Neue Ausgabe der Nibelungen und des Heldenbuchs). Docen (Sendſchreiben über den Titurel. Bedeutende Verdienſte um altdeutſche Literatur). Jakob Grimm (Sehr geiſtreicher Kenner der altdeutſchen Literatur). Büſching (Herausgeber mehrerer Volkslieder. Bearbeiter des altdeutſchen Gedichts „Der arme Heinrich"). Wolfart (Guntha. Die Katakomben). G. W. Fink (Volkslieder mit Muſik, zwar wenige nur, doch unter den wenigen einige voll des wahrhafteſten Gefühls und angenehmer Fröhlichkeit). Hans Karl Dippold (Geſchichte Karls des Großen. Gedichte). Gramberg (Kränze. Poetiſches Taſchenbuch. Sophonisbe, Trſpl.) Karoline v. Woltmann (Blätter der Liebe. Heloiſe). Karl Streckfuß. (Novellen. Gedichte). Treitſchke (Gedichte. Operetten. Bemühungen um Gozzi). A. G. Eberhard (Novellen).

§. 206.

Es kann vielleicht manche Leſer befremden, daß hier auch manche Namen genannt worden ſind, die nur eine geringe Bedeutung in ſich tragen, mitunter ſo gar nur die Mittelmäßigkeit und Verfehltheit bezeichnen. Hiſtoriſche Beziehung machte die Erwähnung auch dieſer nothwendig, denn ſelbſt die Mittelmäßigkeit, und die Bedeutungsloſigkeit kann eine betrübte Bedeutung erhalten, wenn ſie auch nur — man verſtatte das Wort — einem kleinen Streifchen von Zeit, ſo wie einem Theile des Publikums die Farbe leihet. Manche ſchrieben ihren Namen nur auf eine raſche Welle der Zeit, doch die Welle wird Eis, und Viele halten dann das Eis für Marmor.

Wenn wir indeſſen die geſammte Reihe der angeführten Namen genau durchgehen, ſo werden wir freilich überhaupt, zu manchem traurigen Gefühle Gelegenheit finden; doch wird, ſo Gott will, auch der Troſt nicht ausbleiben. Einige der angeführten Dichter tragen ihn in der That auf die erfreulichſte Weiſe in ſich, und ſtrömen ihn reichlich aus.

Jenes traurige Gefühl indeſſen, findet leider gar manchen Grund, z. B. die anſpruchvolle Selbſtgefälligkeit, das liebäugelnde Imponirenwollen des lauten Hochmuths, den egoiſtiſchen Sektengeiſt, der doch nicht einmal die Kraft hat, eine Sekte zu bilden, viel weniger eine Schule. Wir bemerken ferner. Zu viele Kraft geht verloren in der ſteten Hinneigung zur analyſirenden Kritik, welche bei den meiſten neueſten Dichtern über die producirende Kraft die Oberhand gewonnen hat. Man verſchwendet das Talent, welches, mit Religion und Fleiß vereinigt, ſelbſtſtändige Dichterwerke zu ſchaffen im Stande wäre, für den bloßen Streit um Poeſie.

§. 207.

Manche wollen *beſſer* ſchreiben als *gut*, und ſchreiben darum *ſchlecht*, manche haben ſogar ihre ganze eigene Natur verloren, und gehen gefeſſelt nur in vorgezeichneten Bahnen. Manchen ſcheint der Inhalt des Gedichts faſt nur ein läſtiger Hausrath, und ſie ſtreben nur nach der Form, oft ſogar lediglich nach der Form der Form. Zwei Drittheile der neueſten Gedichte, erſcheinen uns wie trübe und doch dünne Luft, ganz beſonders ſind die meiſten Sonette in dieſem Geiſte gedichtet, der kein Geiſt iſt.

Man prunkt mit dem Heiligſten, man ſchleppt gleichſam das heilige Feuer der Veſta auf den geſchwätzigen Krämermarkt, man läßt die Poeſie verflüchtigen und verrauchen, wie Vitriol und Naphta, und die purpurrothe Fahne der Deutſchheit zum Fenſter hinaus flattern.

Manches Talent geht unter im Streben nach charakterloſer Allgemeinheit, welche man mit trauriger Vornehmheit „Griechheit“ zu nennen wagt. Mit Freiheit gegebene erfreuliche Begränzung, und bedeutungsvolle Tiefe, die ſonſt den Deutſchen ſo eigen war, erblicken wir nur ſelten.

Auch der edle Stolz, ohne den kein Mann leben, kein Dichter dichten kann, iſt bei einem großen Theil der Deutſchen Schriftſteller verloren gegangen, und an deſſen Stelle kam auf der einen Seite egoiſtiſcher Hochmuth, auf der andern kleinlaute Verzagtheit, wodurch die Fantaſie gelähmt und das Gemüth erkältet worden iſt.

Selbſt die Freundſchaft iſt unter den Dichtern ſeltener geworden, und eitle Selbſtſüchtelei ahndet nicht, daß jene wahrhaftige Tochter der Wiſſenſchaft, auch die ewige Lebensluſt habe für die Schöpfungen der Poeſie. Nie aber iſt eine Zeit geweſen, in der es den beſſeren Dichtern ſo heilige Pflicht hätte ſein müſſen, ſich zu vereinigen in Wort und That, zu einem freien, edlen Dichterbund.

§. 208.

Was uns indeſſen Troſt gewähren kann, ſind einzelne große und herrliche Dichterheroen, deren ganzen Werth auseinander zu ſetzen, dem Werke ſelbſt, welches ſich mit der Geſchichte des erſten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunders beſchäftigen wird, überlaſſen bleiben muß Ferner müſſen wir anerkennen, daß bei aller Verkehrtheit und Mittelmäßigkeit einiger Einzelnen, dennoch die Geſammtmaſſe von Geiſt und Talent der heutigen Schriftſteller größer ſei als zu irgend einer andern Zeit. Das Publikum, theilweiſe nüchtern, erkältet und erſchöpft, theilweiſe aber gebildeter als jemals, verlangt nach dem Bedeutenden und Trefflichen, und dieſer Umſtand läßt kein Entſchlummern der geiſtigen Kräfte der Schriftſteller fürchten, ſondern hat veranlaßt und wird noch veranlaſſen ein höheres Aufgebot der Talente und des Fleißes. Nicht mehr wie ſonſt kann in unſerer Literatur mit gewöhnlicher Scheidemünze gezahlt werden, und ſo iſt denn manches reine gediegene Gold zu Tage gefördert worden und noch gar vieles wird zu Tage gefördert werden. Auch die alte trauliche Liebe der Dichter untereinander, und des Publikums für ſeine Dichter, wird wiederkehren, und der Weltgeiſt, der in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, faſt möchten wir ſagen, mächtiger die Flügel regt als je, und vernehmlicher zu uns ſpricht als je, er, der ſchon ſo manchen Irrthum zertrümmerte, er wird die Deutſchen wieder hinführen, zu dem was da bleibende Wahrheit und ewiges Leben in ſich hat, und Freude die Fülle: Zur Liebe für die Religion und Poeſie, zur Liebe die um ſo inniger ſein wird, da alles andere, wonach ſie ſonſt ſtrebte, ihr keine Befriedigung geben konnte. Mit dieſer fröhlichen Hoffnung, mit dieſer beruhigenden Ausſicht will ich dieſes Werk freundlich ſchließen.

1.

Hist. lit. German. p. 958.

Die ſchöne Litteratur
Deutſchlands,
während
des achtzehnten Jahrhunderts.

Dargeſtellt
von
Franz Horn.

Zweiter und letzter Theil.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Leſer.

Die Darſtellung der ſchönen Litteratur der Deutſchen während des achtzehnten Jahrhunderts, die ich in der Oſtermeſſe 1812 dem Publikum übergab, iſt mit einer ſo freundlichen Theilnahme aufgenommen worden, daß ich mich dadurch nicht etwa zu einer müſſigen Behaglichkeit, ſondern vielmehr zu neuer Arbeit, in Beziehung auf jenes Werk, veranlaßt fühlte. Ich erkannte zwei Mängel an demſelben, die in naher Verwandtſchaft mit einander, gar wohl eine Veränderung und Verbeſſerung zulaſſen. Eines Theils waren manche deutſche Dichter und Proſaiſten mit einer faſt epigrammatiſchen Kürze behandelt worden, ſo daß man ſich wohl nach einer gewiſſen epiſchen Ausführlichkeit und dem weiteren Auszeichnen der ſchriftſtelleriſchen Charaktere ſehnen konnte. Andern Theils vermißte ich ſelbſt manche wirklich ſchätzbare, ſo wie noch mehrere, wenigſtens in temporärer Beziehung, nicht unwichtige Schriftſtellernamen gänzlich, und es war voraus zu ſehen, daß auch dem Leſer, beſonders dem genaueren, jene Auslaſſungen bemerkbar werden müßten. So nun, nachdem ich jene beiden Mängel erkannt hatte, dachte ich auf Ergänzungen und Nachträge, die, da ich nunmehr die höchſtmögliche Vollſtändigkeit vor Augen hatte, dergeſtalt anwuchſen, daß ſie ein ganzes Buch bilden, welches, unmittelbar ſich anſchließend an jenes frühere Werk, als deſſen zweiter und beſchließender Theil zu betrachten iſt.

Wenn es, nach einem alten Ausſpruche, verſtattet iſt, ſich des Fleißes zu rühmen, ſo darf ich allerdings ſagen, daß man ihn in beiden Theilen dieſer Schrift nicht werde zu verkennen im Stande ſein, ſo wie ich denn auch des heitern Glaubens bin, daß die eigne und entſchiedne Anſicht, die ſich in dem ganzen Buche freundlich mittheilt, hie und da einige Ideen geben und wecken könne, und beſſer ſei als das ſtete Wiederſagen des ſchon Geſagten, welches zuletzt in ein betrübt unendliches Wiederholen des wiederholten Wiederholten u. ſ. f. übergehen kann.

Die beſtimmte Anſicht von der Nothwendigkeit einer Litteraturgeſchichte der Deutſchen während eines ſo ſehr bedeutenden Jahrhunderts, und der Umſtand, daß wir in der That noch keine hatten, veranlaßte mich, meine Kraft zu wenden an die Hervorbringung dieſes Werks. Wer je etwas Aehnliches gewollt hat, wird die unendlichen Schwierigkeiten kennen, die ein ſolches Unternehmen mit ſich bringt; aber, wie im Leben, ſo in der Wiſſenſchaft und Kunſt, wächſt die

Liebe mit den Hemmniſſen, die beſiegt werden ſollen.

Ich ſchließe mit dem innigen Wunſche, daß **der** Schriftſteller bald aufſtehen möge, der uns eine Litteraturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts geben kann, welche die meinige weit übertrifft. Ich hoffe dann der Erſte zu ſein, der ihm freudig dafür den Kranz reicht.

Berlin, am 10. Januar 1813.

Franz Horn.

Inhalt,

nebſt dem Namenverzeichniſſe ſämtlicher in dieſem zweiten Theile angeführten Schriftſteller.

Von der Gröben. § 1.
Nachtrag zu Thomaſius. § 2.
Tenzel. § 3.
Laſſenius und P. Müller. § 4. 5.
Riemer. § 6.
Menke. § 7.
Schmolk. § 8.
Stolle. § 9.
Nachtrag zu Neukirch. § 10. 11. 12. 13.
Zu Leibnitz. § 14.
Zu Feind. § 15. 16.
Zu Poſtel und Wernack. § 17. 18.
Zu Hunold. § 19. 25.
Zu Pietſch. § 21.
Bemerkungen über das Theaterweſen der Deutſchen zu Anfange des Jahrhunderts, mit Hinſicht

auf die früheren Zeiten. Recitirendes Schauſpiel. § 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28.
Deutſche Opern. § 30.
Gottſcheds Bemühungen für das deutſche Theater. Angabe des Inhalts und Kritik der durch ihn herausgegebenen deutſchen Schaubühne. § 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40.
Zu Günther. § 41. 42. 43. 44.
Picander. § 45. 46.
Wochen- und Monatsſchriften, deren Urſprung und Fortgang. § 47. 48. 48. 50. 51.
Corvinus. § 52.
Zu v. König. § 53.
Mangel an bedeutendem Stoff bei den Dichtern. Gelegenheitspoeſie. § 54. 55. 56. 57.
Zu Bodmer. § 58.
J. A. Schlegel. § 59.
Youngs Einfluß auf den Geſchmack der deutſchen Dichter. Nachahmungen. § 60. 61. 62. 63.
Zu von Creuz. § 64. 65.
Abbt. § 66. 67.
Hirſchfeld. § 68. 69. 70.
Stephanie der Jüngere. § 71.
Von Sonnenfels. § 72. 73.
Klotz. § 74. 75. 76. 77.
Allgemeine Bemerkungen in Beziehung auf die Geſchichte der weiteren Ausbildung der deutſchen Litteratur. § 78. 79. 80. 81. 82.
Zu Bürger. § 83.
Maler Müller. § 84. 85. 86. 87.
Jung-Stilling. § 88. 89. 90. 92. 92.
Eſchenburg. § 93. 94. 95. 96.

Von Gemmingen. § 97. 98.
Anton Wall. § 99. 100. 101.
Schink. § 102.
Wetzel. § 103. 104.
Sophie la Roche. § 105.
Forſter. § 106. 107. 108. 109. 110.
Spieß. § 111. 112.
Fr. Schulz. § 113.
Langbein. § 114. 115. 116.
Ueber die Robinſonaden. § 117. 118.
F. A. Müller. § 119. 120. 121. 122.
C. G. Cramer. § 123. 124.
Leonh. Wächter. § 125. 126.
Starke. § 127.
Groſſe. § 128.
Benkowitz. § 129.
Demme. § 130.
Hebel. § 131. 132.
Hagemeiſter. § 133.
Hagemann. § 134.
Vulpius. § 135. 136.
Von Soden. § 137.
Feßler. § 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144.
Ziegler. § 145.
Kratter. § 146. 147.
Schikaneder. (nebſt Bemerkungen über die romantiſche Oper) § 148. 149. 150. 151.
Klamer Schmidt. § 152.
Großmann. § 153. 154.
Zſchokke. § 155. 156. 157.
Max Roller. § 158.
Bretzner. § 159. 160

Schlenkert. § 161. 162.
Von Oertel. §. 163.
Stampeel. § 164.
Neubeck. § 165. 166.
Overbeck. § 167.
Schmidt. § 168.
Bouterweck. § 169. 170. 171. 172.
Nachtrag zu dem Verzeichniß der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. § 173.

§. 1.

Otto Friedrich von der Gröben gab im Jahre 1700 ein großes poetiſches Werk, das den Titel führt: „Bergonens und ſeiner tugendhaften Areteen Lebens- und Liebesgeſchichte." Das Gedicht iſt eine fortgehende Allegorie des menſchlichen Lebens, das hier einfach und gut mit einer Reiſe in das gelobte Land und zum heiligen Grabe vorgeſtellt wird. Das Unglück tritt auf als ein Bruder der Tugend, der hier den Namen Sfortunian führt. Wie oft dergleichen fortgeſetzte Proſopopöien ſpäterhin nachgeahmt worden ſind, iſt Jedermann zur Genüge bewußt.

Das Geburts- und Todesjahr dieſes Dichters iſt unbekannt, welches um ſo auffallender ſein muß, da er aus einem der älteſten Adelsgeſchlechter Preußens entſproſſen iſt.

§. 2.

(Zuſatz zu S. 8.)

Thomaſius iſt bei dem größeren Theile der Deutſchen nur ſehr oberflächlich gekannt.

Es iſt das Gerücht zu ihnen gekommen, er habe gegen die Hexenprozeſſe und den in denſelben nur zu häufig vorkommenden Teufel, der hier meiſtens eine klägliche Rolle ſpielt, mit Eifer geſprochen und geſchrieben. Man ſchlägt aber dieſes Verdienſt denn doch ein wenig zu hoch an, indem dergleichen phantaſtiſche Fratzen (dazu waren ſie im proteſtantiſchen Deutſchland zu ſeiner Zeit allerdings ſchon geworden) auch wohl ohne ihn gar bald würden gänzlich geſunken ſein. Weniger weiß man, oder will es nicht wiſſen, daß er das gründliche Studium alter Sprachen ohne Scheu für abgeſchmackte Pedanterie erklärte, daß er die Kebsehen entſchuldigte, daß er behauptete, die Vielweiberei ſei dem natürlichen Recht durchaus nicht zuwider, daß er ſelbſt der willkührlichen Gewalt der Fürſten ſchmeichelte, und daß endlich, was den Geſchmack betrifft, eine ſolche Finſterniß in ihm herrſchte, daß er den Lohenſtein für beſſer erklärte als ſechs Virgile. Für die Berühmtheit ſeines Namens hat die große Anzahl ſeiner damaligen Gegner am meiſten gewirkt, unter denen ſich allerdings gar manche fanden, zu deren Beſiegung ſelbſt mittelmäßige Kräfte hinreichten. Es ſind hier zu nennen: Alberti, Carpzow, Maſius, Placcius, Gabriel Wagner, Tentzel, Tſchirnhauſen, Praſchius, Johann Friedrich Mayer, Albrecht Chriſtian Rothe, Ludwig Stolze, Breithaupt, Fecht, Reinbeck (ohne Zweifel einer der gründlichern und edlern), Edzardi, Juſtinus Meyer, Albrecht, Joachim von Krakewitz, Johann Andreas Grammlich, u. ſ. w. Wäre man heut zu tage allgemeiner und genauer unterrichtet über die Art, wie mehrere dieſer Streitigkeiten geführt wurden, ſo würde man vielleicht weniger Aufheben von der Polemik der neueren Schriftſteller machen.

Zum Schluſſe muß hier noch des Umſtandes gedacht werden, daß Thomaſius der ſtreng wiſſenſchaftlichen Methode Wolf's ſehr abgeneigt war: ein Umſtand der allerdings ein neues Licht auf ihn wirft.

§. 3.

Wilhelm Ernſt Tenzel, geb. 1649, geſt. 1707, gehört freilich, wenn man es mit den Jahrszahlen genau nehmen will, mehr in das ſiebzehnte als in das achtzehnte Jahrhundert; da er aber für das letztere bei weitem mehr gewirkt hat, als für das erſtere, ſo möge er auch hier eine Stelle einnehmen. Nachdem er mehrere grundgelehrte und ſteife Werke geſchrieben hatte, z. B. de Phoenice, de Polycarpo, de Apophthegmate Ignatii, u. ſ. w., die aber kein ſonderliches Aufſehn erregt hatten, weil es damals eben nichts Neues war, grundgelehrt und ſteif zu ſein, ſo ſchlug er mit einem male um, und ſuchte den Beifall des größeren Publikums durch eine gewiſſe behagliche Flachheit zu erringen, und in der That lächelte das Glück einem ſo humanen Streben. Obwohl feindlich geſinnt gegen den Thomaſius, ſtrebte er ihm dennoch nach, und ſchrieb das Journal: „Monatliche Unterredungen von allerhand Büchern.“ (1639 bis 1706) die „curieuse Bibliothek,“ verſah mit Anmerkungen die „Paquete aufgefangener Briefe“ u. ſ. w. Auf dieſem Wege konnte freilich die Berühmtheit nicht ausbleiben, und die Unſterblichkeit wurde ihm von mehreren Seiten gleichſam in das Haus getragen. Nach Berühmtheit ſtrebte er denn auch ſo ſehr, daß ihm jeder litterariſche Streit, der nur einigermaßen Aufſehen machte, willkommen war. Auf das Publikum hat er gar ſehr gewirkt, und ſein kritiſches Journal iſt nicht ſelten, obwohl meiſtens ohne ihn zu nennen, von den folgenden Zeitſchriftſtellern zum Muſter genommen worden *)

---

*) Dennoch gehört auch dieſer Schriftſteller zu den viele Deutſchen, welche während ihres ganzen Lebens, tro aller Gelehrſamkeit und Vielſchreiberei, mit drückende

Wer ihn heutzutage noch lieſt — und man ſollte ihn wegen mancher brauchbaren literarhiſtoriſchen Notizen und Bemerkungen nicht ganz verſäumen — wird freilich abgeneigt ſein müſſen, ihn für ein bedeutendes Haupt anzuerkennen, doch immer gern geſtehen, daß er, verglichen mit der Mehrheit der jetzigen Journaliſten, als ein wahrer Heros in Hinſicht der Gelehrſamkeit, des Fleißes und Nachdenkens erſcheint.

§. 4.

(Zuſatz zu S. 13.)

Laſſenius. (Vorname, Geburtsort und Todesjahr ſind unbekannt; doch fällt ſeine literariſche Wirkſamkeit in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.)

Wenn faſt ſämmtliche deutſche Redner des ſiebzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in unendlicher Weitſchweifigkeit, und in den langathmigſten, Bruſtverletzenden Perioden ſich vernehmen ließen, ſo iſt Laſſenius ſchon um deswillen merkwürdig, weil er und Gottfried Polycarp **Müller**, als die einzigen genannt werden, die den entgegengeſetzten Weg

---

Armuth zu kämpfen hatten, und es wird als eine betrübte Merkwürdigkeit angegeben, daß er bei ſeinem Sterben nicht mehr als 30 Thaler hinterließ.

einſchlugen, und ſich der möglichſten Kürze und Gedrängtheit im Styl beſleißigten. Schade nur, daß Laſſenius die ſchöne Gedrängtheit der Sprache, mit der Zerſchnittenheit verwechſelte, und dieſe formloſe Zerhacktheit eben für das Rechte zu halten ſchien. In Gottſcheds ausführlicher Redekunſt (5te Auflage, Leipzig 1759) findet ſich folgende in der That merkwürdige Stelle, aus einem ſeiner geiſtlichen Werke, die ſeinen Styl klar zeigt: „Ein Chriſt ſieht den Tod in dieſem Kleide nicht an. Was häßlich an ihm iſt, läßt er ihm. Das Beſte wählet er. Sein Grauſen tragt der Tod nur vorn. Hinten iſt er ganz lieblich. Es iſt ein Wagen der zu Gott fährt. Die Roſſe ſind ſchnaubende wilde Thiere, gleichwol ſitzt man wohl darauf. Iſt der Weg gleich krumm, führet er doch zum rechten Zwecke. Iſt der Wagen nicht bequem genug? Der Führer ungeſtüm? Wie bald geht's über! Iſt man einmal daheim, achtet man der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes Bot. Bringt er gleich ſein Gewerb nicht mit ſüßen Worten an; was ſchadets? er rede wie er wolle. Ein getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm ſein Herr befohlen hat. Ein Geſandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen hat, muß man für genehm halten. Vorhin war der Tod mein Feind.

Jetzt iſt er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Jetzt iſt er mein Erlöſer. Mit ihm werde ich alles meines Jammers in der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führte mich zur Finſterniß. Jetzt mein Engel. Er führte mich zum Lichte. Vorhin war er mein ſtrenger Gläubiger. Ich ſein Schuldner. Jetzt iſt die Handſchrift bezahlt. Ich bin frei." (S. Laſſenii Stonitiſche Erquickſtunden. Th. II., S. 15.)

§. 5.

Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe in lauter Stückchen gebrochene Schreibart, beſonders auf die Länge, Misbehagen erwecken müſſe, dennoch wäre es ſehr zu wünſchen geweſen, wenn die Deutſchen auf dieſem Wege hätten fortfahren wollen. Es iſt faſt, als müſſe der ſeichte Schriftſteller, der ſich zu einem ſolchen Style zwänge, ſich ſelbſt in ſeiner Seichtigkeit erkennen, denn dieſer Pſeudo-Lakonismus iſt wenigſtens ehrlich, da im Gegentheil der geſchweifte Styliſt einen Nebel um ſich zieht, der wenigſtens ihn ſelbſt täuſcht, doch auch ihn um ſo ungenießbarer macht. Einzeln dahin ſchwimmende Blüthen und Blätter gewähren wenigſtens einen erträglicheren Anblick als mühſelig in einander gewundenes dürres Stroh.

Nähere Nachrichten von Laſſenius Leben und Schriften vermag ich nicht zu geben, da die mir zugänglichen literaturhiſtoriſchen Schriften durchaus keine Auskunft von ihm geben. So kann ich auch von dem obengenannten Müller nur die kurze Nachricht mittheilen, daß er, außer geiſtlichen Erquickſtunden, einen Abriß der gründlichen Oratorie geliefert hat, der aber billig verdächtig erſcheinen muß, da Gottſched ihn in Geſellſchaft von Benjamin Neukirchs deutſchen Briefen, die ſonſt wohl niemand loben möchte, als Muſter anpreiſet.

§. 6.

Tief unter Laſſenius ſteht der überſchwengliche Lobredner Riemer, der über den wahrhaft großen, edel beſcheidenen Friedrich Wilhelm, Kurfürſten von Brandenburg, folgendes zu Tage gefördert hat: „Sein geringſtes Lob iſt, daß er unübertrefflich geweſen, und nur der Anfang zu ſeinem Preiſe, daß ſeines Gleichen nie gehöret worden. Die Thaten Cäſars ſind Kinderſpiele gegen ſeine Kriege; der berühmte Scipio iſt nur eine Nebenſonne gegen dieſe Quelle des Kriegslichts. Hannibals Heldenübungen gegen die Expeditiones unſeres Großfürſten ſind wie eine Komödie gegen den Verlauf einer wahrhaften Geſchichte. Alle Helden der Griechen und Römer hätten unter ihm, zu Felde und in Belagerungen, kaum Unterofficire bedeuten können."

Lehms, Wenzel, Königsdorf u. ſ. w. ſtimmen oft in einen ähnlichen Ton, doch bleibt R. unerreichbar.

§. 7.

Johann Burchard **Menke**, geb. 1675, geſt. 1732. Wichtiger durch das, was er als angeſehener öffentlicher Lehrer und bedeutender Geſchäftsmann wirkte, als durch ſeine literariſchen Werke, obwohl manches in ſeiner Charlataneria eruditorum noch keinesweges veraltet ſein dürfte. Er iſt der Stifter und Urheber der gelehrten Zeitungen in Deutſchland, und, durch ihn geweckt und belehrt, bildete ſich bereits im Jahre 1697 die Görlitziſche poetiſche Geſellſchaft, die ſich 1722 durch eine öffentliche Schrift: de instituto societatis philoteutonicae unter ſeine unmittelbare Leitung begab. Er war es ferner, der den Grund legte zu der im Jahr 1723 geſtifteten deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig, welcher er bis zu ſeinem Tode vorſtand, wo dann der Abt Mosheim dieſe Stelle übernahm. Seine Zeitgenoſſen haben ihn ſehr hoch gehalten, und als einen bewährten Richter in allem, was nur irgend Beziehung auf ſchöne Wiſſenſchaften haben mochte, anerkannt. Unter dem Namen

Philander von der Linde ſchrieb er vier Bände Deutſcher Gedichte, die gleich unerquicklich im ernſthaften wie im ſcherzhaften Ton, dennoch faſt allgemein gelobt, die poetiſche Armuth jener Zeit leider nur zu deutlich erkennen laſſen.

Seine anderweitigen Verdienſte mögen indeß ſtets die verdiente Anerkennung finden, und nicht vergeſſen werden, daß er für die Cultur der Deutſchen Sprache, ſo wie für die Aufmunterung talentvoller Schriftſteller rühmlich gewirkt hat.

§. 8.

Benjamin Schmolk, geb. 1672, geſt. 1737. Die Blüthe der geiſtlichen Poeſie in Deutſchland fällt in das ſiebzehnte Jahrhundert, und hat ſich hinterher nie wieder zu jener Entſchiedenheit und Natürlichkeit erhoben, wenn auch Kraft und Tiefe noch bei manchem Neueren anzutreffen war. Unter dieſen Späteren hat vielleicht keiner ein ſo ausgebreitetes Publikum gefunden als Schmolk, ob er gleich nur ein Nachhall, oft nur ein ſchwacher Nachhall, von Gerhard, Flemming, Gryph und ſo weiter iſt. Sein Eigenthümliches iſt eine oft nicht erfreuliche Süßlichkeit, wodurch er dem ſonſt löblichen Streben, jeden geiſtlichen Begriff in eine ſinnliche Anſchauung und herzanſprechendes Bild zu verwandeln, ſehr geſchadet, und in neueren Zeiten, worauf indeſſen nicht viel ankommen dürfte, Spott und Hohn davon getragen hat. Die Titel ſeiner Schriften tragen faſt ſämmtlich den Schein der Geziertheit, doch iſt er vielleicht durch den Geiſt ſeiner Zeit, die ſich nicht ſelten in kindlichen Spielen mit frommen Phantaſien und Worten gefiel, zu rechtfertigen. Sie lauten: „Luſtiger Sabbath in der Stille zu Zion,“ „Freudenöl in Traurigkeit,“ „das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz,“ „eines andächtigen Chriſten allerheiligſte Andachtsflammen,“ „andächtiger Herzen Betaltar zur allerheiligſten Dreyfaltigkeit,“ „ſchöne Kleider für einen betrübten Geiſt,“ u. ſ. w.

Den meiſten Einfluß auf ihn ſcheint das Studium der Schriften des bekannten Chriſtian Scriver (geb. 1629 geſt. 1693) gehabt zu haben, deſſen „Seelenſchatz,“ „Arznei der Betrübten,“ „wohlvergnügte Seelenruh,“ und „rechtgläubiger Chriſten ſelige Brüderſchaft“ u. ſ. w. während der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch ſehr viel geleſen wurden und Erbauung gewähreten. In der Literaturgeſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts wird von dieſem merkwürdigen Schriftſteller ausführlicher die Rede ſein.

§. 9.

Gottlieb **Stolle**, geb. 1673, geſt. 1744. Wie es ſcheint, war es zuerſt drückende Armuth, welche ihn zur Schriftſtellerei veranlaßte,*) ſo wie man denn auch wohl in dieſem Umſtande den Grund ſeiner ſo vielſeitigen und eben deshalb nicht ſelten oberflächlichen litterariſchen Thätigkeit finden mag. In der That ſchrieb er faſt über alle Fächer des menſchlichen Wiſſens: hiſtoriſche, beſonders literaturgeſchichtliche, mythologiſche, theologiſche, juriſtiſche, mediziniſche (eine Anleitung wenigſtens zur Hiſtorie der mediziniſchen Gelahrtheit), rhetoriſche und poetiſche Werke. Nur in Beziehung auf die letzteren iſt er hier zu betrachten. Als Dichter ſchrieb er unter dem Namen **Leander** aus **Schleſien**, und gab unter andern den fünften und ſechsten Theil von „des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Teutſchen auserleſenen Gedichten.“

In der Vorrede tadelt er ſowohl die großen Lobredner, als auch die Tadler der Poeſie, woraus denn der betrübte Satz hervor zu gehen ſcheint, die Dichtkunſt ſei eigentlich eine mittelmäßige Sache, und man müſſe in Beziehung auf ſie völlig neutral bleiben. Nach einer ſo kläglichen Anſicht ſollte man von ihm allerdings noch weniger erwarten, als er wirklich leiſtete. Unter ſeinen Gedichten, die er ſelbſt faſt alle „galant“ nennt, ſind viele ſchlechte, rohe oder gezwungene Verſe, und ob man es ihnen gleich wohl anſieht, daß er ſich mit gutem Fleiß und löblicher Anſtrengung auf die Verliebtheit und Zärtlichkeit gelegt habe, ſo will es ihm denn doch nicht immer glücken, unter dieſer Schäfermaske anſtändig oder witzig zu erſcheinen. Eine Eigenſchaft wohnt ihm indeß bei, auf die er ſich etwas zu Gute thun darf: die Kürze, welche faſt alle ſeine poetiſchen Verſuche bezeichnet. Einige der beſſern ſind, da ſie faſt gänzlich verſchollen waren, in dem Taſchenbuch Luna, für 1805 (S. 262 bis 66.) mitgetheilt worden. In den letzten vierzehn Jahren ſeines Lebens war Stolle Vorſteher der Deutſchen Geſellſchaft in Jena, deren Schriften er heraus gab.

---

*) Jöcher erzählt in ſeinem Gelehrtenlexicon (Th. IV. S. 856.), daß St. eine geraume Zeit ſich bloß mit trockenem Brodte behelfen mußte.

§. 10.

(Zuſatz zu S. 16.)

Benjamin Neukirch, geb. 1665, geſt. 1729. Er machte ſich zuerſt bekannt durch die Herausgabe des Lohenſtein'ſchen Arminius, den er mit ausſchweifenden Lobgedichten auf den Verfaſſer begleitete (1685), ſo wie überhaupt ſeine frühere Poeſie nichts weiter war, als ein ſchwacher Nachhall jenes Breslauiſchen Choragus. Da er ſich nun mehrere Jahre mit jener ſchwülſtigen, von aufgeraffter Gelehrſamkeit ſtarrenden Schreibart befaßt hatte, ſo wurde er ihrer endlich überdrüſſig, und wollte es einmal auf eine andere, ihm natürlicher ſcheinende Weiſe verſuchen. Er erklärte deshalb im Jahre 1700, in einem Hochzeitgedichte, welches er nach Breslau zu ſenden hatte, ſeine gänzliche äſthetiſche Bekehrung. Dieſes Gedicht iſt bei den damaligen und ſpäter folgenden Dichterpartheien ſo berühmt geworden, und ſo oft mit Ruhm oder Tadel belegt, daß eine Literaturgeſchichte nicht wohl davon ſchweigen darf. Es beginnt folgendermaßen:

„Ihr Muſen helft mir doch, ich ſoll ſchon wieder ſingen,
Und ein verliebtes Paar in Teutſche Verſe bringen:
Und zwar in Schleſien. Ihr kennt dies Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ihr wollt, wie vor Budorgis ſich
Zum Theil an mir ergetzt. Jetzt ſcheinen meine Lieder

Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehr als ſonſt zuwider.
Mein Reim klingt vielen ſchon ſehr matt und ohne Kraft,
Warum? Ich tränk' ihn nicht in Muskatellerſaft,
Ich ſpeiſ' ihn auch nicht mehr mit theurem Ambrakuchen,
Denn er iſt alt genug die Nahrung ſelbſt zu ſuchen.
Zibeth und Biſam hat ihm manchen Dienſt gethan:
Nun will ich einmal ſehn, was er alleine kann.
Alleine fraget Ihr? Ja, wie gedacht, alleine,
Denn was ich ehmals ſchrieb, war weder mein noch ſeine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was geſagt,
Da hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwa anderswo den Tacitus beſtohlen.
Auf dieſem ſchwachen Grund, ich ſag' es unverholen,
Baut' ich von Verſen oft damals ein ganzes Haus
Und ziert es noch dazu mit Sinnebildern aus."

§. 11.

Er erklärt es ſodann ehrlich, daß er der Abgeſchmacktheiten ſelber lachen müſſe, daß ſie aber dennoch gefallen hätten, und man ihn ſogar dem Opitz vorgezogen habe, den er doch noch lange nicht erreichen könne. Er beſchreibt ferner, wie ſauer ihm jetzt das Dichten ſei, ſeitdem er den Horaz geleſen, der den Poeten ſo viel Laſt aufgelegt habe. Ehedem ſei es ganz anders und leicht gegangen.

„Kommt, ſprech' ich oftermals, Gold, Marmel und Porphyr,
Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit von mir,
Ihr ſeid mir viel zu theur bei dieſen ſchweren Jahren,
Ich habe jung verſchwendt, ich will im Alter ſparen."

Er findet ſich dann in den Gedanken, daß ſeine Verſe jetzt den Schleſiern nicht mehr gefallen werden, und kommt endlich auf das Paar, welches er beſingen will, dem er das zweideutige Zeugniß giebt, daß bei deſſen Liebesgluth Kupidens blinder Rath nicht das Geringſte gethan habe, ſo wie denn überhaupt Kupido und Venus nichts anders als „gemalte Fabelgötzen" ſeien. Er preiſt ſie glücklich, daß ſie beide ſchon wiſſen, wie man ſich vermählen müſſe, und deshalb kein Kind (Amor) zum Führer zu erwählen brauchen; überhaupt rühmt er ihnen nach, daß ſie bereits bei Jahren ſeien, wo man nich mehr leicht an die Ueberſchwenglichkeit der Lieb glaubt *). — Und dieſes Gedicht, gegen deſſen vollendete Plattheit, jeder Lohenſteiniſche Schwulſt wahrhaft erfreulich und anziehend iſt, hat man nicht bloß zu der Zeit als es erſchien, vortrefflich gefunden, ſondern noch volle ſechszig Jahre darauf in Lehrbüchern und äſthetiſchen Lexicis angeprieſen!

§. 12.

Neukirch ſchrieb der Gedichte gar viele, unter denen auch manche Satiren ſind, ferner: Galante Briefe, eine poetiſche Ueberſetzung von Fenelons Telemach, und eine Lobrede auf die berühmte Königin von Preußen Sophie Charlotte, welcher letztere Panegyrikus von der Leipziger Poeten-Sekte als ein Muſter deutſcher Rhetorik bewundert worden iſt.

Könnte indeß irgend ein äußerer Umſtand die Kritik gefangen nehmen, ſo dürfte vielleicht bei N. ein ſolcher eintreten. Faſt ſein ganzes Leben war ein fortgeſetzter Kampf mit der drückendſten Armuth, und ſelbſt ſeine Kenntniſſe, ſein Fleiß, und ſeine poetiſchen Bemühungen konnten die gemeinſten Sorgen des Lebens nicht

---

*) S. des Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutſchen auserleſene Gedichte, Theil VI., Leipzig. 1709. S. 102 ff.

von ihm abwehren. Er lebte mehrere zwanzig Jahre in Berlin, in ewiger Bemühung, ein Amt zu erhalten. Es verging faſt kein Feſt bei Hofe, welches er nicht beſang, er pries in gar vielen Gedichten den Kurfürſten Friedrich III., nachmaligen erſten König von Preußen; aber es ſcheint, als ſei dies alles dem gefeierten Manne nicht zu Geſicht gekommen, denn der ſonſt bekanntlich milde und freigebige Fürſt hat nie etwas für ihn gethan. Neukirch klagt oft über das ſtete Miegeſchick das ihn plage, dennoch verließ er Berlin nicht, welches er überaus geliebt zu haben ſcheint, und wenn er auch ſtets ſich in der Hoffnung auf die Hülfe des Fürſten getäuſcht ſah, ſo wurde dennoch ſeine Verehrung und Liebe für ihn nie geringer. Er ſpricht dieſes Gefühl recht häufig, beſonders aber in einem Gedichte bei Gelegenheit der Aufführung der Statue des großen Kurfürſten nicht ohne Weichheit aus. Nachdem er den König unendlich gelobt, klagt er, daß, während ſich alle ſeiner Milde erfreuten, nur er verlaſſen bleibe, und ſchließt dann:

„Doch thue was Du willſt, ich ändre nicht den Sinn,
Ich liebe dennoch Dich, ob ich gleich elend bin,
Heiß mir, wenn Dir's gefällt, bei wilden Mohren leben,

Ich will bei Mohren auch Dein wahres Lob erheben.
Verſage mir das Brodt, das von der Tafel fällt;
Ich ſinge dennoch fort. Ja, ich will, großer Held,
Sollt' ich noch ärmer ſein, ſollt' ich auch Hungers ſterben,
Doch die Unſterblichkeit durch Deinen Ruhm erwerben."

§. 13.

Wie man auch über dieſe Geſinnung und die Art ſie auszuſprechen denken möge, ſie zeigte ſich wenigſtens ehrlich; denn N. hat nie aufgehört Friedrichen zu beſingen, und es kann keinesweges als Lohn angeſehen werden, daß er endlich eine Profeſſur bei der neu angelegten Ritterakademie in Berlin erhielt, denn dieſe Stelle war ohne Gehalt. Nach des Königs Tode ging er als Unterhofmeiſter des Erbprinzen nach Anſpach, wo er endlich durch die Ueberſetzung des Telemach den Hofrathstitel erhielt, und den Reſt ſeines Lebens unter erträglichen Umſtänden zubrachte.

Die letzte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien zu Regensburg 1744. Früherhin, im Jahre 1727, hatte ein überaus ſchlechter Reimer, Namens Hanke, die Neukirchiſchen Satiren, ohne

Erlaubniß des Verfaſſers, einer Sammlung ſeiner eignen poetiſchen Verſuche einverleibt.

§. 14.

(Nachtrag zu S. 24.)

Auch den großen Leibnitz drückt der gerechte Vorwurf, daß er nicht ſelten ſeine eigene Schriftſtellerwürde, und, was noch mehr iſt, die Würde ſeiner Nation, in Beziehung auf das Ausland, vergeſſen habe. Ein ſolcher Vorwurf muß bewieſen werden, und ſo ſtehe hier denn der traurige Beleg. Huetius hatte, im Anfange der ſiebziger Jahre des ſiebzehnten Jahrhunderts, die Beſorgung einer Ausgabe der alten klaſſiſchen Schriftſteller, zum Gebrauche des Dauphin, übernommen. Die Arbeit wurde unter manche bedeutende Gelehrte vertheilt, und auch Leibnitz nicht vergeſſen. Er ging den Antrag ein, bat aber, daß man ihm einen Autor anvertrauen möge, bei welchem er als Philoſoph ſich zeigen könne. *) Er wählte ſich mit großer

---

*) Er gab bei dieſer Gelegenheit der Philoſophie das Beiwort der geſunden, eine Bezeichnung, die in ſeinem Munde ſich allerdings gar wohl ausnimmt; heut zu Tage aber, nicht ſelten als Euphemismus für „Gemein" gebraucht wird. Ueberhaupt iſt leider dann am meiſten von Geſundheit die Rede, wenn die Mehr-

Beſcheidenheit den Martianus Capella, den er als einen geiſtreichen Schriftſteller anerkannte. Seine Arbeit iſt leider verloren gegangen, nicht aber ein Brief, den er bei dieſer Gelegenheit an den Huetius ſchrieb, obwohl man gar ſehr wünſchen möchte, daß irgend ein Zufall ihn vernichtet haben möchte. Da ihn aber leider auch die Sylloge nova epistolarum varii argumenti (volumen I. libros 3. priores continens, Norimbergae impensis hered. Felseckeri 1760) aufgenommen hat, ſo würde es doch vergeblich ſein, ihn ignoriren zu wollen. Es heißt hier: Id enim ſateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est? Wollen wir ihm auch das erſte Punktum, in welchem er ſich ſelbſt ſo großes Unrecht thut, vergeben, ſo iſt ihm doch das Zweite, in welchem er ein ſo klägliches kleinlautes Wort über eine ganze edle und geiſtreiche Nation ausſpricht, durchaus nicht zu verzeihen,

---

heit ſich krank fühlt, und dennoch, hochmüthig wie immer, mit Kraftgefühl ſich brüſtet.

wie denn auch bereits Leſſing, in den Litteraturbriefen (Th. IV. S. 354.) etwas Aehnliches geäußert hat.

§. 15.

(Nachtrag zu S. 30.)

Barthold Feind, geb. 1664, geſt. 1721. Dieſer Schriftſteller gehört zu den ſeltſamſten Erſcheinungen in unſerer Litteratur. Bei einer nicht gewöhnlichen Anlage zur Philoſophie, die ſich indeſſen mit der ſteten Hinneigung zu einer trüben Gattung von Myſtik ſchlecht vertrug, ſcheint ſich zuletzt noch ein mit jenen Beſtrebungen ſchwer zu vereinigender, unglückſelig verworrener Eifer für die Politik ſeiner bemächtigt zu haben, der bei der Ohnmacht, in der er ſich befand, ſeinen Träumen Realität zu geben, eine Art von Wahnſinn in ihm erzeugen mochte, von dem ſich allerdings Spuren in ſeinen Werken nachweiſen laſſen. Die Richtung für Politik gewann er wahrſcheinlich auf einer Reiſe durch Frankreich und Italien, dann trat er in Schwediſche Dienſte, ward aber bald darauf (über das Wie und Warum herrſcht gänzliches Dunkel ſeiner Freiheit beraubt, und endete ſein Leben im Gefängniſſe.

§. 16.

Unter ſeinen Gedichten (Stade 1708) ſind zwei beſonders merkwürdige. Das eine, 36 Seiten ſtark, führt die Ueberſchrift: „Die vornehmſten Weltweiſen,“ und giebt ein rühmliches Zeugniß von ſeinem Fleiße in der Geſchichte der Philoſophie, indem er hier die Darſtellung jedes bedeutenden älteren und neueren philoſophiſchen Syſtems verſucht hat, wobei wir zuweilen die Gewalt der Sprache, mit der dies Unternehmen ausgeführt worden, achtend anerkennen müſſen.

Das zweite iſt ein Hochzeitgedicht, und zwar vielleicht das ſeltſamſte, das je verfertigt worden iſt. Er fängt an von der Erſchaffung der Welt aus dem Chaos, wobei er bald dem Griechiſchen, bald dem Hebräiſchen Mythus folgt, dann fallen ihm die erſten vierzehn Verſe aus dem Evangelium Johannis ein, und er ſucht ſie zu erklären, dann kommen ihm Ideen aus dem Plato, Spinoza, Jordanus Bruno u. ſ. w. und erſt ganz am Schluſſe beſinnt er ſich, daß er eigentlich nur zu einer Hochzeit Glück wünſchen wollte. — Man findet dieſes merkwürdige Poem in der Sammlung der ſogenannten Hoffmannswaldauiſchen Gedichte, Th. VII.

Von ſeinen Opern werden weiter unten einige angeführt werden.

§. 17.

Chriſtian Heinrich **Poſtel**, geb. 1658, geſt. 1705. Wir beſitzen von ihm unter andern eine Oper: „Die liſtige Juno,“ zu der ihm ein Theil des vierzehnten Buchs der Ilias den Stoff gegeben hatte. Das Gedicht iſt überaus hart und trocken, und geht faſt unter in den unmäßig ſteif gelehrten Anmerkungen, um deretwillen der Text allein geſchrieben worden zu ſein ſcheint. Ferner: Gemüthsergötzungen, in einigen Singgedichten, des Koluthus geraubte Helena, aus dem Griechiſchen überſetzt (ungedruckt), ein widrig ſchwülſtiges Heldengedicht „Wittekind,“ das 1724 von **Weichmann** herausgegeben ward, der es dem befreiten Jeruſalem weit vorzuziehen wagt, und mehrere Opern. Alle dieſe Schriften verrathen einen blinden Verehrer und mühſeligen Nachahmer Lohenſteins, einen qualvollen Dichter, dem es überall nur um das aufgeſchwemmteſte Pathos und die ſtrotzendſte Gedunſenheit zu thun iſt. Da er aber in dieſer Hinſicht faſt beiſpiellos und alle übertreffend daſteht, ſo konnte er nicht verfehlen, eine ziemliche Berühmtheit davon zu tragen, und noch in ſpäteren Jahren hat der bekannte M. **Schwabe** ſeinen Antilongin, die Abhandlung von dem Bathos in den Opern; Leipzig 1734, S. XXVII bis LX ausſchließlich gegen ihn und ſeine Oper: Iphigenia in Aulis gerichtet.

Noch größer aber war das Aufſehen, das er durch eine litterariſche Fehde veranlaßte, an welches Schauſpiel die damaligen Deutſchen gar nicht gewohnt waren, indem ihre Dichter, ein meiſtens harmloſes und friedliches Geſchlecht, die Streitigkeiten nur den Gottesgelehrten und Philologen überließen. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Der bekannte Epigrammatiſt Wernack hatte in den Anmerkungen zu ſeinen in dem Jahre 1697 erſchienenen Ueberſchriften, häufig gegen die „poetiſche Zuckerbäckerei“ der Schleſiſchen Dichter geeifert, und auch von Lohenſtein, obwohl er in ihm ein großes Genie und das Os magna sonaturum anerkennt, dennoch nicht mit der unbegränzten Verehrung geſprochen als man damals zu thun pflegte. Hierüber erzürnt, ſuchte Poſtel den Wernack durch ein Sonett zu ſtrafen, in welchem er ihn mit einem Haſen vergleicht, der über den todten Löwen zu ſpringen wage.

§. 18.

Allerdings hatte Wernack jetzt Urſache, ſich durch die leichtfertige Weiſe verletzt zu fühlen, mit der man ſeine nur zu milden Zweifel abfertigen wollte. Aber die Art, wie er ſich rächte, war eben ſo geſchmacklos als unedel. Er richtete nämlich gegen Poſtel ein ſogenanntes komiſches Heldengedicht: Hans Sachs, in welchem er den trefflichen Meiſterſänger als das Symbol der Einfältigkeit darzuſtellen ſchamlos genug iſt, und ihn Poſteln zum geiſtigen Nachfolger erwählen läßt *).

Poſtel beantwortete dieſes Gedicht mit Stillſchweigen, und man darf vielleicht ſelbſt *ihm* zutrauen, daß er die Verächtlichkeit des Satirikers, der weniger ihn als Hans Sachs geſchmähet hatte, genugſam einſah, um nur *deshalb* zu ſchweigen.

Poſtel hat ſeine Zeitgenoſſen weniger durch ſeine Schriften, als durch eine Anekdote aus ſeinem Leben erfreut, die auch hier einen Platz finden möge, da ſie einen Beweis giebt, wie die Ausländer damals auch über das *Land* Germanien dachten. Als er nämlich nach Florenz gekommen war, fragte ihn der Bibliothekar Magliabechi nach ſeinem Wohnorte, und da er Hamburg nennen hörte, äußerte er, nicht ohne innerliches Grauſen, ſeine Verwunderung, wie man an einem Orte leben und athmen könne, der dem betrübten Nova Zembla ſo nahe liege.

---

*) Bodmers rohem Geiſte hat indeß jenes klägliche Heldengedicht ſo ſehr gefallen, daß er es von neuem abdrucken ließ, und noch manche Anmerkungen hinzufügte, in denen ein widriges Behagen ſich Luft macht über die platten Schmähungen, die hier den Hans Sachs beſtürmen ſollen. Es iſt doch in der That recht ſehr zu loben, daß Goethe all das Volk in den Froſchpfuhl verdammte, das ſeinen Meiſter je verkannt hat.

§. 19.

Chriſtian Friedrich Hunold (mit dem Schriftſtellernamen Menantes), geb. 1680, geſt. 1721. Da Poſtel ſchwieg, ſo übernahm Hunold die Fehde gegen Wernack, und da die Sache bisher mit Epigrammen, Sonetten und ähnlichen kleinern Gedichten geführt worden war, ſo trieb er ſie ins Große, und zwar in die dramatiſche Poeſie, indem er den W. zum Helden eines Luſtſpiels machte. Das Stück heißt: „Der ſchwärmende Pritſchmeiſter oder ſchwärmende Poet“ (Cölln, bei Peter Marteau dem jüngern, 1704), und zeigt faſt überall von unächter Indignation und fruchtloſem Haſchen nach Witz.

Der edle Zorn, ſo darf man allerdings behaupten, iſt jedesmal von einem gewiſſen großartigen Witz begleitet; der gewöhnliche Grimm und Aerger iſt convulſiviſch und widrig. H. hatte nicht einmal das Talent, alle Ausbrüche deſſelben ſeinem Poſſenſpiele einzuverleiben, ſondern mußte, um es auch der Menge verſtändlich zu machen, noch manche armſelige Anmerkung hinzufügen. W. beantwortete dieſe Komödie nicht; nur gegen die ſatiriſchen Briefe des Menantes richtete er einige Epigramme, die ihm noch tief unter Poſtel den Platz anweiſen. (Vergl. meine Geſchichte der deutſchen Poeſie S. 175.)

§. 20.

Nach dieſem nicht glorreichen Ausgang der Fehde ſuchte M. den litterariſchen Ruhm auf gar mannigfaltige Weiſe. Er gab heraus: „Neumeiſters allerneuſte Art, zur galanten Poeſie zu gelangen,“ ſchrieb mehrere „Theaterſtücke,“ eine „Manier wohl zu leben und zu reden,“ eine „Oratorie,“ „Briefe,“ den „ſatiriſchen und den akademiſchen Roman,“ die „Europäiſchen Höfe,“ zwölf kleine „Sammlungen von Gedichten“ u. ſ. w.

Wenn Luſtigkeit des Gemüths und Leichtigkeit zu reimen, ein Talent genannt zu werden verdienen, ſo kann man ihm ein ſolches nicht abſprechen; nur iſt es betrübt, daß jene Luſtigkeit gar häufig in Gemeinheit, und jene Leichtigkeit in gänzliche Inhaltsleere ausartet. Da es aber damals in Deutſchland eine große Menge von Leſern gab (vielleicht ſind dergleichen auch heute noch zu finden), die ſich jedem Nachdenken weigerten, ſo mußte ihnen ein Mann wie M., der ſolche Anforderung durchaus nicht macht, recht willkommen ſein. Wirklich hat er auch Epoche gemacht, und man ſah in ihm einen gar köſtlichen Spaßmacher, deſſen Quodlibets beſonders bewundert wurden. Seine Schriften ſind deshalb nicht unwichtig, weil ſie uns manches aus dem geſelligen Leben und den Ergötzlichkeiten unſerer Vorfahren ahnden laſſen, worüber wir in der That nur zu wenige Nachrichten haben.

Hunolds unſtetes und flüchtiges Leben war intereſſant genug, um Stoff zu einer eigenen Schrift zu geben, die unter dem Titel: „Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften," Cölln, 1731 erſchienen iſt.

§. 21.

Johann Valentin Pietſch, geb. 1690, geſt. 1733. Obwohl von ziemlich kaltem Geiſte, wurde er durch den Prinzen Eugen und deſſen Sieg bei Temeswar, zu einem Lobgedichte befeuert, welches ihm nicht bloß eine Profeſſur der Poeſie in Königsberg (1717), ſondern auch einen unendlichen Beifall in Deutſchland zu wege brachte. Wer es heut zu Tage lieſt, wird Mühe haben, dieſen Applaus zu begreifen, wenn er ſich nicht erinnert, daß die Deutſchen damals ein recht beſonderes Talent zum Bewundern hatten. Pietſch gebrauchte ſeine Poeſie faſt nur für hohe Häupter: er beſang den Römiſchen Kaiſer und deſſen Böhmiſche Krönung, alljährlich den Tag, der Preußen die Krone brachte, die Ruſſiſche Kaiſerin und den König von Polen; auch ſah er den ſeltenen Erfolg, daß dieſe Lobgedichte mit Milde aufgenommen und reichlich belohnt wurden. Ein weitläufiges, ziemlich mattes Paſſionsgedicht erhielt durch Händels Muſik Leben; doch als er endlich auch ein nicht minder weitläufiges Heldengedicht auf Kaiſer Karl VI. begann, verließ ihn plötzlich die Begeiſterung, und er vormochte daſſelbe nie zu Stande zu bringen, worüber die Mitwelt nicht genug klagen konnte, die Nachwelt aber ſich bereits getröſtet hat. Unter ſeinen geiſtlichen Gedichten iſt vielleicht nur ein einziges, das von wahrem Feuer und Kraft zeigt: „O Ewigkeit, du Donnerwort,“ u. ſ. w. Doch findet ſich gerade in ihm manche ſtörende Vernachläſſigung des Einzelnen.

Gottſched, Pietſchens Schüler, hat im Jahre 1724 eine Sammlung Pietſcheſcher Gedichte herausgegeben, und während ſeines ganzen Lebens es ſich zur eifrigſten Pflicht gemacht, ſeinen Lehrer über alle Gebühr zu preiſen, in welchem Geſchäft er ſich ſelbſt durch den ſpäterhin von mehreren Seiten einbrechenden Spott durchaus nicht irre machen ließ. Eine vollſtändige Ausgabe von P's Gedichten beſorgte der Profeſſor Bock 1740.

Man vergleiche über P. die kritiſchen Beiträge zur Geſchichte der Deutſchen Sprache und Poeſie, Band IV.

§. 22.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts finden wir in Hinſicht der Schauſpiele eine große Unſicherheit des Geſchmacks, der bereits anfing mit den freilich ſteifen, aber original Deutſchen Haupt- und Staatsactionen, und rein luſtigen, grell lachenden Poſſenſpielen unzufrieden zu werden; aber nicht im Stande war, etwas Beſſeres zu geben. Die Fürſten und die vornehmere Welt hielt ſich ſchon eine geraume Zeit zu den Franzöſiſchen Dichtern, und überzeugt, daß nur eine correcte zarte Ernſthaftigkeit und Scherzhaftigkeit auf Beifall Anſpruch machen dürfe, bezeigten ſie ſich ſpröde und unfreundlich gegen die Deutſchen Stücke, durch die ſich ihre Vorfahren ſo oft erbaut und beluſtigt gefühlt hatten. Wir finden zwar, daß noch im ſiebzehnten Jahrhundert manche Deutſche Höfe, z. B. der Braunſchweigiſche, Badenſche, Wirtenbergiſche u. ſ. w. ſich mit Eifer des Deutſchen Schauſpiels annahmen; doch in den erſten Decennien des achtzehnten treffen wir bereits Franzöſiſche Schauſpieler in Deutſchland, z. B. unter Friedrich I. in Berlin. Die Deutſchen Hofdichter, unter denen Johann von Beſſer ſich allerdings auszeichnet, mußten ſich begnügen, in den ſogenannten Wirthſchaften ein Analogon des Deutſchen Drama zu geben, welches nur durch eine Vermiſchung mit Muſik und Tanz, ſo wie durch fantaſtiſche Kleiderpracht und Decorationen imponiren konnte.

§. 23.

Das altdeutſche Trauerſpiel hatte ſich inſonderheit durch die Großartigkeit des Stoffs, durch die Redlichkeit und Treue in der Geſinnung, und durch eine ruhig pathetiſche feierliche Darſtellung der vornehmen und tugendhaften Charaktere gehalten, wobei man den Dichtern gern ein wenig Ungeſchick in der Anlage und Steifheit in der Ausführung zu Gute halten konnte. Nicht ohne guten Sinn für die Eigenthümlichkeit der Modernen, hatten die Dichter faſt immer nur der romantiſchen Tragödie nachgeſtrebt, und den tiefen Ernſt des Lebens und des Geſchicks durch eine gewiſſe ehrliche Parodie zu mildern gewußt. Das ſogenannte reine Trauerſpiel erſcheint uns leicht öde und peinlich, und es iſt ſehr wohl gethan,

than, wenn der Dichter den ernſthaften Helden und Heldinnen einen freundlich ſcherzenden Charakter zur Seite ſtellt, der jenen ſchmerzhaften Ernſt gleichſam erſt aus der dritten und vierten Hand erhält, und den Muth behauptet, durch eine gewiſſe chemiſche Zerſetzung deſſelben ihn zu lindern und ſcherzhaft ſchöpferiſch umzubilden.

§. 24.

Zum Executor dieſer chemiſchen Zerſetzung des Tragiſchen hatten unſre frühern Dichter, die von keiner ſchwächlichen Scheu etwas wußten, den Hanswurſt erwählt, der ſich deshalb auch in die von tragiſchem Jammer tönenden Königshallen ſchleichen durfte, und auch dort ſein Weſen trieb, was niemandem anſtößig ſein konnte, indem ja jeder wahrhafte Ernſt den Scherz, und jeder wahrhafte Scherz den Ernſt im Hintergrunde hat. Wir finden jenen luſtigen Geſellen, als ihn ſchon lange die feierlichen Romanendichter abgeſchafft hatten, in den Tragödien und großen Opern, z. B. im Nero (aufgeführt zu Leipzig 1693), in der Zenobia (1697), im Scipio (1698), in der Agrippina (1699), in der Medea (1701), im Cajus Caligula (1704), im Xerxes (1705), ſo wie in dem aus dem bekannten Roman Baniſe entlehnten Cyclus von Schauſpielen (1712), welches 1718 unter dem

Titel: „die durch Treue und Rache ſich krönende Liebe, oder die Aſiatiſche Baniſe,“ zu einem einigen Drama verarbeitet wurde. *)

§. 25.

Wenn aber auch dieſe luſtige Perſon ſelbſt in das Trauerſpiel einzudringen für würdig gehalten wurde, ſo fand ſie doch, wie billig, den eigentlichen Spielraum in der Komödie, wo ſie mit völliger Herrſchergewalt erſchien, und alle Dinge in ihre Farbe tauchte. Daher die große Ausgelaſſenheit der altdeutſchen Luſtſpiele, die in der That auf nichts weiter ausgehen, als jeden Ernſt aus der Bruſt des Leſers und Zuhörers für den Moment zu verbannen, und die behaglichſte Freu-

---

*) Man gewahrte ſich damals den Genuß des Schauſpiels bei weitem nicht ſo häufig als jetzt, theils wohl aus angeſtammter Oekonomie, theils aber damit das Gefühl der Feſtlichkeit deſſelben, ſo wie wir es bekanntlich auch bei den Griechen finden, nicht durch alltägliche Gewohnung verloren gehe. So wiſſen wir aus den erhaltenen obwohl nicht immer ganz vollſtändigen Nachrichten, daß ſelbſt in dem reichblühenden Leipzig damals nur zur Zeit der Meſſen geſpielt wurde, ſo daß z. B. jene Trilogie: „Balacin, Chaumigrem und Baniſe,“ die Oſter- und Michaelmeſſe 1712 gänzlich füllete, ſo wie wir in der Neujahrmeſſe deſſelben Jahrs nur die einzige Ariadne finden.

digkeit und ein unauslöſchliches Lachen hervorzubringen. Selbſt große Ereigniſſe, die das Gemüth der Deutſchen überaus ernſthaft intereſſirten, wurden hier, rückſtrahlend im Hohlſpiegel der Poſſe, zu etwas Ergötzlichem und Spaßhaftem, z. B. die Reformation, Luthers Lehre und Kampf gegen den Papſt.

§. 26.

Unter den Luſtſpielen, die jene tief ernſte Angelegenheit der Deutſchen, für die das Blut ſo manches Edeln gefloſſen war, ſcherzhaft darſtellen, iſt beſonders eines, das zu ſeiner Zeit eine große Berühmtheit gewann, und für das erſte Jubel- und Freudenjahr der Reformation 1617 gedichtet wurde. Es erhielt ſich faſt ein ganzes Jahrhundert auf der Bühne, und verdient, theils weil es eine gewiſſe Gattung der ſcherzhaften Dramen des ſiebzehnten Jahrhunderts entſcheidend darſtellt, theils aber, weil es auch noch im Anfange des achtzehnten mit manchen Veränderungen auf die Bühne gebracht wurde, daß wir hier einige Augenblicke bei demſelben verweilen. Es heißt: „Tetzelocramia, das iſt eine luſtige Comödie von Johann Tetzels Ablaßkram, wie Gott der Herr denſelben, itzo für hundert Jahren, durch ſein erwähltes Rüſtzeug D. Martinum Lutherum, in Krafft des heiligen Evangelii umbgeſtoßen und außgetrieben, lauter und rein, wider die Antichriſtiſchen Römiſchen Grewel in Teutſchlandt, zu predigen angefangen, und weit und breit hat erſchallen laſſen. Zum Jubeljahr und Freudenfeſt 1617, Gott zu Ehren und männiglich zum Nutz gemacht: und in Druck verfertiget erſtmaln zu Alten Stettin, jetzo in Wittenberg, bei Johann Mathäo, in Verlegung Paul Helwigen, Buchführers, 1618. Editio tertia correctior.“ —

§. 27.

Der Papſt, der in dieſem Stücke ohne Namen, und als ein reiner, allgemeiner Papſt auftritt, wird von dem Dichter überall mit beſonderer Abneigung behandelt, der wohl ſchwerlich ahndete, daß deſſen Lehre wenig Zeit nach jenem Jubeljahr den Krieg der dreißig Jahre mit veranlaſſen werde. Hier iſt der Stathalter Chriſti der wahrhafte Antichriſt in fleiſchiger Mönchsgeſtalt. Die Träger, welche ihn, in der Sänfte ruhend, ſanft tragen ſollen, laſſen ihn gefliſſentlich fallen, und achten es nicht ſonderlich, als man ihnen für ſolchen Frevel mit dem Banne droht. Dann führt der Dichter eine Menge Kinder in weißen Hemden auf den Schauplatz, und damit der ſo lang gefürchtete Herrſcher nun endlich auch das Misgeſchick erfahre, zum Kinderſpott zu werden, ſangen ſie, laut lachend und um ihn herumtanzend, folgendermaßen an zu ſingen:

Der Papſt hat ſich zu Tod gefall'n
Von ſeinem hohen Stuhle,
Mit wem ſoll denn mein' arme Seel
Forthin nun weiter buhln?
Jeſus Chriſtus, der ſoll es ſein,
Kein ander lieber werden,
Macht uns von allen Sünden frei,
Im Himmel und auf Erden.

— — — — — — — —

Der Papſt hat ſeine Schlüſſl verlorn,
Was will er nun beginnen?
Das thut ihm aus dermaaßen Zorn,
Er kann ſie nirgends finden,
Ein frommer Mann aus Sachſenland,
Hat rechte Schlüſſel gefunden,
Martinus Luther iſt er genannt,
Der Chriſten Gott willkommen. u. ſ. w.

Es iſt erfreulich, ſich die rein proteſtantiſchen Zuſchauer zu denken, wie ſie in behaglicher Ruhe des Deutſchen Mannes ſich freuen konnten, der den Allgefürchteten ſo tief niederſchlug, daß er nun zum Gegenſtande ihres freudigen Gelächters werden durfte.

§. 28.

Wie ſehr überhaupt die reine Freude an dem entſchieden ſcherzhaften Luſtſpiele bei den Deutſchon einheimiſch war, beweiſt der Umſtand, daß ſelbſt ein bekannter, äſthetiſch gebildeter Herzog von Braunſchweig Lüneburg, eine Poſſe ſchrieb: „Von geſchwinder Weiberliſt einer Ehebrecherin, welche, ob ſie wohl eine Zeitlang ganz liſtig am Hurenwagen gezogen und ihren Mann dreimal aufs Narrenſeil geführt, dennoch zuletzt ein ſchrecklich Ende genommen hat: in ſechs Acten, kurzweilig, boßierlich und luſtig beſchrieben, und uffen Braunſchweigiſchen Fürſtlichen Haus und Feſtung Wolfenbüttel, in Proſa agirt, 1605. (Vergl. den Introitus der Gottſchediſchen Deutſchen Schaubühne, Leipzig. 1744, S. 26 ff.) In dieſem Geiſte ſind faſt alle Luſtſpiele des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchrieben, und ſelbſt der Oeſtreichiſche Kaiſer Leopold der Erſte fand an ihnen ein nicht geringes Behagen, beſonders wenn ſie einen Spielraum übrig ließen für die Muſik, die er mit beſonderer Liebe pflegte. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man aber ſchon hie und da an, hochmüthig zu werden, und ſich nach ſogenannten korrekten Stücken zu ſehnen. Man nahm ſeine Zuflucht zu dem einſeitig Erhabenem, zu der Ueberſchwenglichkeit der elegiſchen Liebe, und ſchäferlichen Zartheit, ja man ertrug gern ein wenig Langeweile, wenn nur der Schein der Vornehmheit conſervirt wurde.

§. 29.

In dieſer letzten Gattung beſitzen wir manche Schauſpiele jener Zeit, z. B. Diana, Endymion, Almira, Königin von Caſtilien (1704), die getreue Schäferin Daphne (1709), die gerettete Unſchuld, oder Ali und Soſira; die auch im Unglück glückliche Liebe, oder Iſabella und Rodrigo (1717). Die zwar gedrückte, doch wieder erquickte Liebe (1719). Die vom Himmel beſchützte Unſchuld und Tugend, oder Bellerophon (1720). Das durch beſtändige Liebe mit Perſien glücklich verknüpfte Numidien, oder Achmet und Almeide (1721). Die durch wohl verdienten Ruhm unſterbliche Tugend, oder der vergötterte Herkules (1726). Florentin, der ſchwärmende Schäfer (1728). Donna Violante, oder der Spiegel keuſcher Damen (1732). Die durch Regierſucht geſtürzte Baſia (1735).

Indeſſen ſchadete dem ſchnelleren Fortſchreiten des recitirenden Schauſpiels der Umſtand, daß das größere Publikum faſt ausſchließlich durch die *Opern* angezogen ward. In der That finden wir im Anfange des Jahrhunderts eine ganz beſondere Liebe, ja faſt Leidenſchaft für dieſelben, deren prachtvolle Aufführung, beſonders in Hamburg und Wien, ja ſelbſt in dem beſchränktern Weißenfels, ſehr bedeutende Summen wegnahm.

§. 30.

Es iſt nicht unwichtig, jene Neigung bis auf ihre Quellen zu erforſchen. Die erſte Oper, welche in Hamburg gegeben wurde, hieß: „Der erſchaffene und gefallene Menſch“ (vom Jahr 1678). Das Ganze, ſowohl Muſik als Text, war noch ſehr roh und ungeſchickt, obwohl man eine Menge Engel und Teufel, ſo wie den Himmel und die Hölle als glanzvoll entſcheidende Decorationen aufgeboten hatte, um dem Kunſtwerke aufzuhelfen. Wirklich ſiegte der Reiz der Neuheit und wir finden nun in fortlaufender Reihe der Jahre, die Opern vor allen andern dramatiſchen Dichtungen in Deutſchland herrſchend. Es iſt ungemein, welch eine Fruchtbarkeit hier waltet, die zu belegen wir nur einige der berühmteren großen Singſpiele der damaligen Zeit anführen wollen: — „Orontes,“ in welchem man ſchon den Tanz, und zwar von perſonifizirten Winden, Liebesgöttern, Bildſäulen u. ſ. w. zu Hülfe nahm, Sejanus, Michal und David, Andromeda und Perſeus, voll unendlich langer Recitative und Arien, denen faſt der geſammte heidniſche Göttervorrath zu Hülfe kommen mußte. Die Maccabäer, Don Pedro, Aeneä, des trojaniſchen Fürſten Ankunft in Italien, in welchem der Dichter, vielleicht nicht ohne divinirende Ironie gegen die Mehrheit unſerer heutigen Tragödien, das Fatum ſelbſt auftreten ließ, damit man doch endlich einmal dieſen tiefſinnigen Begriff, von dem ſo oft die Rede iſt, von Angeſicht zu Angeſicht erſchauen möge. Die Muſik hielt das Stück aufrecht, welches ſonſt wohl weder Venus, noch Cupido, noch Vulkan noch die Cyklopen würden vermocht haben. Alceſte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Muſik von Franke, Sein-Selbſtgefangener, Charitinne (der Text von Elmenhorſt), Diocletianus, die Geburt Chriſti (vielleicht die Merkwürdigſte von allen, da es kaum begreiflich iſt, wie jemals ein Dichter den erhabenſten Gegenſtand der Geſchichte zu einer phantaſtiſchen Oper habe verarbeiten können). Theſeus, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Muſik von Strunke, Cröſus, von Lucas von Boſtel, Cara Muſtapha (zwei Bearbeitungen), beide von dem genannten Dichter, Xerxes, Thaleſtris Königin der Amazonen, Tamerlan und Bajazeth, Diogenes Cynicus, Carolus Magnus, die Zerſtörung Jeruſalems, in zwei Theilen, Achilles und Polyxena (Muſik und Text franzöſiſch), Sigismund, Genſerich, Narciſſus und Hermione (Man vergleiche: „Die Opern,“ ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von St. Evremond, überſetzt und für die deutſche Bühne eingerichtet von Gottſched, in deſſen Schaubühne Th. II., S. 106 ff. wo eine ausführliche, und in hiſtoriſcher Hinſicht nicht ganz unwichtige Abhandlung über die von ihm ſo ſehr gehaßten Singſpiele zu leſen iſt.)

§. 31.

Die Verfaſſer der meiſten Opern ſind nie bekannt geworden, denn obwohl Feind, Poſtel, Breſſandt, u. ſ. w. ſich der Sache ſehr annahmen, ſo waren doch ihre Kräfte nicht hinreichend, um das nach Neuheit ſtrebende Publikum ſtets zu befriedigen. Sie thaten indeß was ſie konnten, und der Geſchmack an den Opern wurde immer weiter verbreitet.

So fand nun Gottſched den Zuſtand des deutſchen Theaters, und er beſchloß deſſen gänzliche Umwandelung. Er erklarte jene Haupt- und Staatsactionen, die denn doch eine recht eigenthümlich deutſche Dichtungsgattung bilden, für abgeſchmackte Zwitter, welche Ariſtoteles gewiß nicht dulden würde. Manche Poeten widerſetzten ſich, doch vergeblich (denn mit jenes Griechen ſchwerer Poetik, oder auch wohl nur mit einer leichten Ueberſetzung derſelben ſchlug er ſie alle, und man mußte jene feierlichen Actionen fahren laſſen, weil ſich in dem alten Philoſophen auch nicht ein einziges Troſt- und Duldungswort für dieſelben auftreiben ließ. Sodann kam die Reihe an die Opern, bei deren Vertilgung er einen ſchon ſchwerern Kampf zu beſtehen hatte, da eine lange und ſüße Gewohnheit, ſo wie auch das vielgeltende Beiſpiel Frankreichs, die angenehme Gattung in Schutz nahm. Gottſched ließ deshalb keine Gelegenheit vorbei gehen, um die ſogenannte Unnatürlichkeit derſelben zu zeigen, wobei ihm ſeine Schüler, z. B. Schwabe in der Abhandlung „vom Bathos in den Opern" eifrige Hülfe leiſteten. Es galt die Rettung der Natürlichkeit, wobei ſich freilich wenig Kunſt anbringen ließ. Auch zeigte ſich ſchon damals eine gewiſſe ſtillſchweigende Anforderung an die Natur, ſich wo möglich noch natürlicher zu zeigen, als ſie ohnehin ſchon iſt. Demungeachtet würde G. ſchwerlich geſiegt haben, wenn ihm nicht Brileaus höhnendes Urtheil über den Operndichter Quinault und St. Evremonts breite Polemik gegen ſämmtliche Singſpiele auf Erden, beigeſtanden hätte. So ſiegte er denn leider auch in dieſer Hinſicht, und das ohnehin ſchon melodienarme deutſche Publikum wurde nun faſt ganz ſtarr und tonlos.

§. 32.

Endlich kam nun auch die Reihe an die extemporirte Komödie und den Hanswurſt, den G. aber keinesweges mit Gründen, ſondern bloß mit verachtendem Schelten bekämpfte, und zuletzt, wie bekannt, öffentlich begraben ließ. Der Gram über ſeinen Verluſt war allgemein; denn hatte er ſich gleich nicht immer beſonders geiſtreich gezeigt und klaſſiſchen Witz geſpendet, ſo war er doch nie ohne neckiſche Poſſen und derb lachende Laune aufgetreten, wofür die in ihrer Zartheit geſtörten Liebhaber in der Komödie ihn ohnehin faſt immer nur mit mitleidswürdigen Prügeln gelohnt hatten. Zum Glück aber iſt Hanswurſt, wie ein neuer geiſtreicher Schriftſteller ſagt, eine unſterbliche Perſon, und hatte mehr Verſtand in ſeinem kleinen Finger, als G. in ſeinem ganzen Leibe. — Wirklich hat er auch kräftig genug die Riegel ſeines Grabes geſprengt, und iſt erſchienen in tauſend Geſtalten, und überall, wo er ſich ſeiner Abkunft würdig gezeigt, hat man ihn freudig willkommen geheißen.

§. 33.

Gottſched aber, der von dem jetzt bezeichneten Schickſale nichts ahndete, ſondern ſeines Triumphes über das unregelmäßige Trauerſpiel, die Oper, und den Witz, gewiß zu ſein glaubte, bedachte jetzt, wie man nun dem Publikum Erſatz für das alles bieten möge. Er ſetzte ſich hin, und ſchrieb den Cato, ein Trauerſpiel über deſſen Vortrefflichkeit ganz Deutſchland ordentlich die Hände zuſammenſchlug, hoch erfreut, daß man doch nun endlich ein Werk habe, auf welches ſich fußen laſſe, wie auf klaſſiſchen Boden. Da aber bekanntlich eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, und Gottſched, der ja auch kritiſche Dicht- und Redekünſte zu ſchreiben hatte, doch nicht ſämmtliche klaſſiſche Dramen der Deutſchen liefern konnte, ſo erging ein Befehl an ſeine Gattin und an ſeine Schüler, ſich gleichfalls der Sache thätig anzunehmen, denn bei dem Verzuge ſei einige Gefahr. So entſtand die deutſche Schaubühne, welche G. herausgab, und die es gar wohl verdient, daß der ſtaunende Literaturhiſtoriker ein wenig bei ihr verweile, da gerade ſie es iſt, die uns die damalige Zeit am beſten kennen lehrt, worauf denn doch, wie uns bedünken will, hier alles ankommt.

§. 34.

Der erſte Band enthält a) Cato, von Gottſched ſelbſt, ein Stück, mit welchem ſeine Schule das Frühroth des guten Geſchmacks oder auch wohl die vollſtändige Sonne deſſelben bezeichneten. Es iſt ſtarr und ſteif und von unſäglicher Mühſeligkeit bis in das Innerſte durchfröſtelt. Es wurde bereits 1730 verfertigt, und erhielt ſich wohl 40 Jahre auf der Bühne. b) Der Menſchenfeind von Moliere, überſetzt von der Frau Gottſched. Die Meinung der Schule war, daß M's genialiſch luſtige Stücke nicht wohl zu dulden ſeien, deſto mehr gefiel ihr, ſo wie dem Boileau die Moral ſeiner ernſteren Schauſpiele, die ein bekannter deutſcher Schriftſteller ſehr paſſend eine Kammerdiener-Moral nennt. c) Der Cid von Corneill, überſetzt von G. L. Es iſt rühmlich, daß G. wenigſtens fühlte, daß die Trauerſpiele der Franzoſen in gereimten Alexandrinern überſetzt werden müſſen, welches bekanntlich den meiſten neueren deutſchen Ueberſetzern zu unbequem geweſen iſt, obwohl man zu einer weit beſſeren Bequemlichkeit hätte gelangen können, wenn man ſie gar nicht nach Deutſchland hinüber gebracht, ſondern ruhig auf dem Grund und Boden gelaſſen hätte, auf welchem ſie erwachſen ſind, und der allein ſich ihrer recht erfreuen mag. — Wenn wir aber die Form der Alexandriner als nothwendig für die Ueberſetzung anerkannt haben, ſo wollen wir doch keineswegs ſolche, wie wir ſie hier empfangen haben, rühmen, es müßte denn ſein, daß man das Muſterhaft-Schlechte mit eben der Ergötzlichkeit genießen wollte, als das wahrhaft Gelungene.

§. 35.

Um deswillen, und damit die Leſer mit einemmale die unausſprechlich jammervolle Weiſe der damaligen Ueberſetzungskunſt erkennen, mögen hier die Anfangszeilen des Cid mitgetheilt werden:

Chimene.

Elvire, ſage mir, und zwar auf Dein Gewiſſen,
Wozu mein Vater ſich am Ende wird entſchließen?

Elvire.

Sein Schluß ſetzt mich faſt ſelbſt vor Freuden außer mir,
Denn er liebt Rodrichen, beinahe mehr als ihr:
Und wird zum Ueberfluß, Euch ernſtlich anbefehlen,
Daß ihr ihn ohn Verzug ſollt' zum Gemahl erwählen.

Chimene.

Wohlan, ſo ſage mir's, doch ein vor alle mal:
Wodurch verſicherſt Du dich dieſer ſeiner Wahl?
Und wie gedenkſt Du mir die Hoffnung zu gewähren?
An guten Dingen kann ſich niemand müde hören,
Und unſre Liebe braucht noch manchen Unterricht,
Eh' ſie recht Wurzeln faßt, und öffentlich ausbricht.

Was ſprach er denn darauf, als du nur Roderichen,
Den Sancho aber nicht bei ihm heraus-geſtrichen?
Weiß er den Unterſchied, den man bei ihnen ſieht,
Und daß mein Herze bloß mich nach dem erſten zieht?

Elvire.

Nein, was dies anbelangt, ſo iſt er faſt betrogen:
Er meynet, euer Herz ſei beiden gleich gewogen, u. ſ. w.

d) Der politiſche Kannengießer, ein Luſtſpiel von Holberg, überſetzt von Detharding. e) Die Horazier, ein Trauerſpiel des älteren Corneille, überſetzt von dem Freiherrn von Glaubitz. f) Die Spielerin, ein Luſtſpiel des Riviere dü Freni, überſetzt von Straube (dieſes Stück war in Paris mit Recht ausgepocht worden, dennoch verlangte G. die deutſchen Luſtſpieldichter ſollten ſich danach bilden). g) Die Widerwillige, ein Luſtſpiel von Dü Freni, überſetzt von der Frau Gottſched.

§. 36.

Zweiter Theil, a) Iphigenia, ein Trauerſpiel des Racine, überſetzt von Gottſched, und von demſelben mit einem Schlußauftritt vermehrt, der zu merkwürdig iſt, um hier nicht einen Platz zu finden: „Achilles, Iphigenien an der Hand führend, Klytemneſtra u. ſ. w.

Achil-

Achilles.

Mir die Prinzeſſin nur, ſonſt nichts o Königin,
Dies iſt der größte Dank, des ich kaum würdig bin:
Denn hat mein Degen gleich genug für ſie geblitzet,
So hat des Himmels Huld ſie doch weit mehr geſchützet.

Iphigenia.

Frau Mutter!

Klytemneſtra.

Liebſtes Kind!

Iphigenia.

Der Himmel ſchenkt mich dir.

Klytemneſtra (zum Achilles).

Mein Prinz empfah die Hand und freue Dich mit mir.

b) Die Opern, ein Luſtſpiel von St. Evremont, gemeinſchaftlich überſetzt von dem Gottſchediſchen Ehepaar. c) Cornelia, die Mutter der Grachen, ein Trauerſpiel der Demoiſelle Barbier, überſetzt von der Frau G. d) Das Geſpenſt mit der Trommel, oder der wahrſagende Ehemann, ein Luſtſpiel von Deſtouches, überſetzt von der Frau G. e) Zaire, ein Trauerſpiel von Voltaire, überſetzt von Schwabe. Der Anfang lautet:

„Die neuen Triebe hätt' ich mir wohl nicht verſehen,
Zaire, die bei Dir an dieſem Ort entſtehen."

f) Jean de France, oder der deutſche Franzoſe, ein Luſtſpiel von Holberg, überſetzt von Detharding.

§. 37.

Dritter Theil, a) Alzire, von Voltaire, überſetzt von der Frau Gottſched. (Wie tief das blinde Vorurtheil für die franzöſiſche Tragödie bereits eingewurzelt war, erſieht man auch aus dem Umſtande, daß jene ſchwächliche Alzire faſt zu einer und derſelben Zeit dreimal überſetzt wurde. b) Der Verſchwender, oder die ehrliche Betrügerin, ein Luſtſpiel von Destouches, überſetzt von der Frau G. c) Darius, ein Original-Trauerſpiel von Pitſchel. — Die Idee: Eine milde Schwäche auf dem Thron, untergehend im Conflict mit ruhiger Kraft und entſchiedenen überlegener Stärke, ſo wie auf der andern Seite mit Liſt und Verrath, möchte wohl allerdings ein anziehendes Trauerſpiel bilden können, doch iſt hier alles ohne Gemüth aufgefaßt, und in einer Fluth von unfruchtbaren bedeutungsloſen Worten ertränkt. Dennoch nennt G. dieſen P. einen muntern Dichter, der Schrecken und Mitleiden zu erwecken wiſſe, und es in ſeiner Ausführung, an Feuer, Erfindung und Beurtheilskraft nicht habe fehlen laſſen. d) Bramarbas oder der großſprecheriſche Officier, überſetzt von Detharding. Ein nicht unintereſſantes Gemiſch aus dem Plautus, Terenz, Moliere und Andreas Gryph. e) Atalanta, oder die bezwungene Sprödigkeit, ein Schäferſpiel von G. f) Der poetiſche Dorfjunker, ein Luſtſpiel von Deſtouches, mit einiger Veränderung überſetzt von der Frau Gottſched. Die Veränderung beſtehet darin, daß das Stück, welches im Franzöſiſchen nur drei Acte hat, hier zu fünfen ausgezerrt worden iſt. Ihres Ehegatten mechaniſchem Geiſte, war das bekannte nur Mechanismus athmende Wort:

Neve minor, nec sit quinto productior actu
Fabula, quae vult spectari, et spectata reponi

eine heilige Regel, der er ſich gern fügte, wie allem was den Charakter des Gemachten trägt.

§. 38.

Vierter Theil. Da die erſten drei Bände, mit Ausnahme von drei Stücken, lauter Ueberſetzungen enthielten, ſo war diesmal durch den Herausgeber ſämmtlichen Schülern verordnet worden, Originaldramen zu liefern. Es wurden folgende zu Tage gefördert: a) Herrmann, ein

Trauerſpiel von Elias Schlegel. Ohne Zweifel was die Geſinnung betrifft, die überall hervorleuchtet, das würdigſte in dem ganzen Werk; doch noch ſehr mangelhaft durch die Hinneigung zur Franzöſiſchen Tragödie, deren Kerkerluft, — wir geſtehen kein Wort ſo paſſend zu finden als dieſes — uns leider auch hier entgegen weht, ſo daß uns denn auch die Verwechſelung der rhetoriſchen Künſte mit der Poeſie, die trotz aller Beſchwörungen nicht erſcheinen will, in keine ſonderliche Verwunderung ſetzen darf. b) Die ungleiche Heirath ein Luſtſpiel von der Frau Gottſched. c) Aurelius oder Denkmal der Zärtlichkeit, ein Trauerſpiel von Quiſtorp. Matt und ohne Leben, und um ſo widriger, da hier Kraft und Leben hat geheuchelt werden ſollen. d) Der geſchäftige Müſſiggänger, ein Luſtſpiel von Elias Schlegel, ein Charakterſtück dem die Charaktere fehlen. Es iſt eines der erſten Familiengemälde der Deutſchen, und beſonders wegen ſeiner Natürlichkeit bewundert worden. In der That ſprechen die Menſchen hier ganz ſo geiſtlos als es wohl in vielen Häuſern geſchehen mag. e) Baniſe, ein Trauerſpiel. Bei der allgemeinen Senſation, den der bekannte Roman: „Baniſe oder das blutige doch muthige Pegu“ hervorbrachte, war es ſehr natürlich, daß man die pathetiſchen, betrübten und zärtlichen Situationen desſelben auch auf der Bühne zu ſehen verlangte; und wirklich haben wir mehrere alte Schauſpiele dieſes Namens, die ſich noch den früheren Staatsactionen nähern, und in ihrer vornehmen Kraft, mit untergemiſchter derber Luſtbarkeit des Harlekin (der aber auch bei den ewigen Klagen Baniſens, Xemins und Balazins um keinen Preis zu entbehren ſein dürfte), die engen Ariſtoteliſchen Regeln ein wenig mit Füßen treten. G. aber, der bekanntlich in jenen ohnehin oft misverſtandenen Regeln die ſymboliſchen Bücher der Aeſthetik und die Formula concordiae der Poeſie zu erblicken glaubte, wurde durch dergleichen dichteriſche Ungethüme bis in das Innerſte verletzt. Er befahl deshalb eine neue Bearbeitung jenes Stoffes, und empfing ein gequält correctes, breit hingezerrtes Stück, an dem er großes Behagen fand. f) Die Auſtern, ein Nachſpiel. Ein in der That merkwürdiges Stück, weil man es vielleicht mit gutem Grunde für das ſchlechteſte, das je geſchrieben worden iſt, und je geſchrieben werden wird, halten darf. Die Fabel des Stückes iſt: Einem geizigen Studenten wird ein Gericht von gebratenen faulen Auſtern vorgeſetzt, worüber er zürnt und ausgelacht wird.

§. 39.

Fünfter Theil. a) Panthea, ein Trauerſpiel von der Frau Gottſched. b) Die Hausfranzöſin, oder die Mamſell, ein Luſtſpiel der Frau Gottſched. Es iſt für jeden mittelmäßigen Kopf gar ſehr gefährlich, auf die bekannte Sentenz des Juvenal, daß der Zorn Verſe mache, zu rechnen, und ſo hat denn auch hier ein ſehr gerechter Unwille über eine alte Unart der Deutſchen, doch nur ein geiſt- und witzloſes Schauſpiel hervorgebracht. c) Dido, ein Trauerſpiel von Elias Schlegel. Die unglückliche Wahl des Stoffs und das mislungene Streben nach äußerer Bewegung und Leidenſchaftlichkeit verhindern jeden Genuß bei einem Dichter, der wie S. ſich ſonſt nur in einer gewiſſen äſthetiſchen Gelaſſenheit und reflectirenden Ruhe gefällt. d) Der Bock im Prozeſſe, ein Luſtſpiel von Quiſtorp. e) Mahomed IV., ein Trauerſpiel von Krüger. f) Eliſie, ein Schäferſpiel.

§. 40.

Sechster Theil. a) Die Pariſiſche Bluthochzeit König Heinrich's von Navarra, ein Trauerſpiel von Gottſched. b) Das Teſtament, ein Luſtſpiel von der Frau Gottſched. c) Agis, Trauerſpiel von G. d) Der Hypochondriſt, ein

Luſtſpiel von Quiſtorp. e) Der Unempfindliche, ein Luſtſpiel in Verſen. f) Herr Witzling, ein Nachſpiel, in welchem Geſpräche über die deutſche Schaubühne ſelbſt, den ganzen Stoff herleihen müſſen, und beſonders der fromme Wunſch, daß ein Poet auch einigermaßen denken möge, dem Gelächter Preis gegeben wird. g) Die Schauſpielkunſt, ein Vorſpiel, von dem der Herausgeber ſagt, er habe es aus Dankbarkeit gegen die Stadt Königsberg, wo er zehn Jahre auf Schulen geweſen ſei, abdrucken laſſen.

So betrübt nun ſah es mit dem Geſchenke aus, das der äſthetiſche Choranführer den Deutſchen bot; dennoch hatten er und ſie eine herzliche Freude daran, und glaubten mit fröhlichem Stolze, die franzöſiſchen und brittiſchen Dramatiker nun nicht mehr fürchten zu dürfen. Ueberhaupt beſaß G. einen überſchwenglichen und unverwüſtlichen Patriotismus, in welchem man ſogar eine Art von Poeſie des Herzens anerkennen möchte. Darüber zu ſcherzen iſt unendlich leicht, und eben deshalb hat man es oft genug gethan; ob indeß dieſe fantaſtiſch ſtolze Geſinnung nicht wenigſtens einen erträglichern Anblick gewähre, als der leere äſthetiſche Eunuchismus eines Bodmer, der ewig die Deutſchen witzlos läſternd, doch nie etwas gethan hat, um ihre dramatiſche Literatur weiter zu fördern; dieſe Frage beantwortet ſich wohl von ſelbſt.

Was uns die Schlechtheit von G's Schaubühne vergeſſen machen kann, iſt ſeine Schrift: Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, 2 Theile, 1757 und 1765, in welcher er, ohne irgend einen Vorgänger, von faſt allen deutſchen Schauſpielen Nachricht giebt, die vom Jahre 1450 bis 1750 erſchienen ſind. Das triviale Urtheil, welches er häufig einſtreut, iſt wegen ſeiner gefahrloſen Spaßhaftigkeit leicht zu überſehen, und darf uns wenigſtens nicht hindern, ſeinen überaus großen und nicht zweckloſen Sammlerfleiß anzuerkennen.

§. 41.

(Zuſatz zu S. 33.)

In der That ſteht Günthers Talent in den erſten drei bis vier Decennien des Jahrhunderts faſt ganz allein, und, obwohl es durchaus nicht zur Reife gekommen, ſo hat es dennoch Einzelnes hervorgebracht, das in der That auch heute noch lebt, weil es überhaupt jemals lebte. Man muß indeſſen einräumen, daß dieſes Einzelne gar ſehr ein Einzelnes ſei, denn es ließe ſich ſchwerlich auch nur ein einziges vollſtändiges Gedicht finden, das man gelungen nennen könnte; wohl aber treten Verſe hervor, die das ſie umgebende Anderweitige gewaltig zertrümmern. So wird zum Beiſpiel folgender, in dem die Sprache dem Schmerze ſo harmoniſch zuſagt:

In den Feldern will ich irren,
Und vor Menſchen will ich fliehn,
Mit verlaßnen Tauben girren,
Mit verſcheuchtem Wilde ziehn:
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte ſich verſchrein,
Und dann ſoll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze ſein

jeden Fühlenden ergreifen müſſen, eben weil das Gefühl dieſe wohltönenden Worte eingab. Je öfter man dieſen Vers ausſpricht, je reiner fällt er in das Ohr, und je tiefer fühlt ihn das Herz mit; ja man kann ſich verſucht fühlen, hier die Ahndung eines zukünftigen Bürger zu empfangen. Aber wie ſehr wird man getäuſcht, wenn man weiter lieſt und das Allergemeinſte, das nur eine verdorbene Fantaſie denken kann, mit widrigem Getön auf uns eindringt, ſo recht zur ſchauderhaften Warnung, daß kein Talent etwas im Ganzen Bleibendes zu geben im Stande ſei, wenn es nicht einem reinen Gemüthe inne wohnt.

§. 42.

Die drückende Armuth und ein gänzlich zerriſſenes unſtetes Leben ſetzte G. in eine bittere Oppoſition gegen die Menſchen, obwohl er leider wieder ſchwach genug war, ſelbſt mit den gewöhnlichſten vorlieb zu nehmen, ſobald ſie nur ſeinem Hange zur Schwelgerei Nahrung gaben. Daher iſt denn auch die rohe und roh verletzte Subjectivität faſt immer die Quelle ſeiner Satiren, deren einzelne beſſere Stellen von unzählbaren Gemeinheiten faſt erdrückt werden. Daher der oft ſeltſam ungeduldige Ton in manchem ſeiner geiſtlichen Gedichte, in denen er zuweilen geradezu mit Gott hadert. Einmal geſchieht dies auf eine Art, in welcher Bitterkeit, Erhabenheit und Demuth ſo ſeltſam vermiſcht worden ſind, daß die Stelle gar wohl werth iſt, hier mitgetheilt zu werden. In einem Gedichte an Gott (S. 64, der Ausgabe von 1742), klagt er zu Anfangs, daß Gott ſo lange bleibe, daß er nicht wiſſe was er denken ſolle, und Bett und Bibel voll weine. Der Sperling ſchlafe in hohlen Linden, und finde Futter; Er nicht, dem Kummer und Armuth in Mark und Beinen wühle. Ihm helfe ſein Talent nicht, und er könne in der Strafe, die über ihn einbreche, nichts ſehen, als Grauſamkeit, wobei er denn folgenden Vorſchlag thut:

Verſuch einmal und geh gelinder,
Vielleicht gewinnt es eher Frucht,
Ein ſcharfer Streich und langer Grimm,
Macht oft die beſten Herzen ſchlimm.

Er iſt ferner freigebig im eigenen Lobe, und ſchreibt ſich Langmuth, Wohlthätigkeit, Geduld und einen Glauben zu, der ſelbſt im härtſten Wetter ſtehe. Endlich heißt es:

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Urſach daß ich fehlen muß.
Wer geht wohl ſtets den Weg der Tugend?
Ich ſtrauchle ſelber mit Verdruß,
Und bin nach ſchneller Reu und Leid
Der erſte, der mich ſtraft und zeiht.

Was willſt Du mit dem Schatten zanken?
Beweiſ' an Stärkern Deine Macht,
Wer wird Dir in der Hölle danken?
Ach haſt Du dies noch nicht bedacht?
Du kommſt mit Donner Blitz und Sturm,
Wer iſt der große Feind? — Ein Wurm.

Dieſe Stelle iſt von mehreren damaligen deutſchen Kritikern für das Erhabenſte anerkannt worden, das ſich in irgend einem vaterländiſchen Dichter fände, und ſelbſt der kläglich abgeſchmackte Leipziger Sprachlehrer Mauvillon, der im Anfange der vierziger Jahre die berüchtigten lettres germaniques ſchrieb, worin er die deutſchen

Dichter, von denen er vielleicht kaum zwölfe kannte, des Mangels am esprit createur beſchuldigte, nahm wenigſtens Günthern und dieſe Stelle aus.

§. 43.

Ueberhaupt gelingen G., der faſt immer in den Extremen ſich bewegt, die Töne der Verzweiflung und der ausgelaſſenen jede Sitte verhöhnenden Freude am beſten. Unter den wenigern anſtändigern Gedichten der beſſern Gattung, zeichnet ſich das bekannte Studentenlied aus:

Brüder laßt uns luſtig ſein,
Weil der Frühling währet, u. ſ. w. (S. 923, ff.)

welches auch jetzt noch, trotz der neunzig Jahre die etwa ſeit ſeiner Verfertigung verfloſſen ſein mögen, im Munde der fröhlichen Jugend lebt. Unter den übrigen größtentheils zuchtloſen, zeichnet ſich der Hochzeitſcherz, nach dem Johannes Secundus, auf eine wahrhaft gräuliche Weiſe aus, indem hier in der That das Maximum der unſittlichen Ueppigkeit erreicht worden zu ſein ſcheint. Auf etwas Aehnliches gehen die meiſten Hochzeitgedichte aus, an denen dieſe Sammlung ſehr reich iſt. Sie werfen ein betrübtes Licht auf den geſellſchaftlichen Ton mancher Zirkel der damaligen Zeit, den der Nichtkenner der deutſchen Culturgeſchichte ſich nur zu leicht und gern als fromm oder gar rigoriſtiſch ſittlich denkt. Wie aber der Menſch in der Freude ſich gebehrdet, iſt gerade das Entſcheidende für die Sittlichkeit, denn ſelbſt die, denen das moraliſche Geſetz nur als Zwangsmittel, oder als ein zu fürchtender Knecht Ruprecht erſcheint, mögen ſich im alltäglich ruhigen Leben, wo keine Leidenſchaft ihre Gefühle ſteigert, noch ganz erträglich halten, während die erhöhte Heiterkeit ihr Inneres offenbart. Günthers Gedichte haben ohne Zweifel nicht wenig beigetragen, jenen frivolen Ton, der den Deutſchen ſo übel ſteht, und bei dem ſie ſich ohnehin nur unbeholfen gebehrden, zu erneuen und zu erhöhen; doch ſoll man nicht G. als den Urheber deſſelben anſehen, indem Hoffmannswaldau es war, der ihn zuerſt angegeben zu haben ſcheint.

Daß Günther hier ſo ausführlich beurtheilt worden iſt, wird der Umſtand rechtfertigen, daß vielleicht kein deutſcher Dichter, während mehrerer Decennien ſo viel geleſen, und ſo unbedingt als reines Genie betrachtet wurde als er. Mitunter iſt er ſelbſt in neueren Zeiten, z. B. von dem bekannten Berliner Poeten Burrmann für ein wahrhaftiges Muſter ausgegeben worden, welches geſchickt nachahmen zu können, ſchon Lob genug ſei.

§. 44.

Dieſe Charakteriſtik eines bei weitem nicht genug gekannten Dichters war bereits ſeit einigen Monaten geendigt worden, als Goethes Leben, zweiter Theil, erſchien, in welchem Werk außer manchem andern höchſt anziehenden Urtheil über die deutſche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, auch folgende Stelle über Günther die ganze Aufmerkſamkeit der Leſer in Anſpruch nimmt:

— „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſchbequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug er beſaß alles was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durch Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder wenn man will ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten." (S. das angeführte Werk. S. 121, f.)

§. 45.

Picander, mit dem wahren Namen Chriſtian Friedrich **Henrici**. Es iſt bereits gar oft anerkannt worden, daß ein mittelmäßiger Dichter ein Unding ſei, oder daß, wenn doch einmal von einem ſolchen die Rede ſein ſollte, ein wahrhaft ſchlechter Poet demſelben weit vorgezogen werden müſſe. Die Urſach iſt klar: der erſte, zahm, kleinlaut und ſich ſelbſt nicht vertrauend, wandelt mit unſichern Schritten nur auf der befahrenen, breiten Heerſtraße, wo er vor jedem Irrwege geſichert zu ſein glaubt. Was ihm dort begegnet, kann ohnehin nicht ſehr intereſſant ſein, da vor ihm ſchon Tauſende daſſelbe erlebt haben, und die Art, wie er es uns vorbringt, raubt dem Stoffe ſelbſt den letzten Reiz, den er ſonſt etwa noch haben könnte. Ein ſolcher ſogenannter mittelmäßiger Dichter oder anderweitiger Schriftſteller unterdrückt bei ſich ſelbſt jeden freien Athemzug, und wehrt jedem eigenen Pulsſchlage des Geiſtes, weil er ſtets mit feiger Afterdemuth beſorgt iſt, das könne ihn weit abführen, wohl gar auf ungebahnte Straßen, wo noch keine Spur getreten, und wo niemand ihn leiten möge, als der eigne Genius, an den er nicht glaubt, und den er auch in der That nach und nach tödtete, weil er nicht an ihn glaubte. So gewöhnt er ſich denn endlich an die unſelige Beſcheidenheit, gar kein Eigenweſen mehr haben und ſein zu wollen, er empfängt jeden Gedanken aus der dritten oder vierten Hand, und verſtattet keinem Gefühl den Eingang, wenn es nicht bereits im matten Spiegel der Nachahmung zurückgeſtralt iſt und die Farbe verloren hat, ſo daß ihm dann gar oft nichts weiter übrig bleibt, als das längſt Nachgeahmte von Neuem nachzuahmen.

Wie ganz anders ſteht es dagegen mit dem ſogenannten reinſchlechten Schriftſteller! Er weiß nichts von der Anſtrengung, der Sorgſamkeit und den Schmerzen des edlen und großen Dichters, der ſtets nur das Vortreffliche will; aber auch nichts von jener mühſeligen Qual der verzagten Mittelmäßigkeit. Wie es ihm gerade eben zu Muth iſt, ſo ſchreibt er es hin, bald ein wenig bequemernſthaft, bald etwas Derbluſtiges, wobei er mit herzlichem Vergnügen daran denkt, wie die Menſchen dabei lachen werden. Er ahmt Niemanden nach, weil dergleichen doch immer einige Mühe zu machen pflegt; doch auch das Streben nach dem Ideal, wovon ihm in müßigen Stunden einiges zu Ohren gekommen iſt, hält er für eine ſeltſamlächerliche und beſchwerliche Thorheit, und er begreift es keinesweges, warum nun einmal Homer beſſer ſein ſoll als Chapelain, und Flemming beſſer als Gottſched.

§. 46.

Nach dieſer Vorerinnerung iſt es leicht, über Henrici zu urtheilen. Er gehört zu den ungenirteſten und luſtigſten Schriftſtellern der Deutſchen, und es iſt ihm gelungen, ſelbſt in der öden Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre, dieſe Behaglichkeit durch ſeine Gedichte in die Geſellſchaften hineinzubringen, von denen er wenigſtens ſo viel verſtand, daß man wohl thue, friſch und fröhlich mit einander umzugehen und ſich jedes grämlichen Verhältniſſes zu entſchlagen. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind durch eine Gelegenheit veranlaßt, und beſonders waren es die Hochzeiten, zu deren Feier man ſeine poetiſchen Künſte in Anſpruch nahm. Ohne Günthers Talent, das nicht ſelten bei dem unbedeutendſten Feſt etwas Allgemeingültiges zu ſagen verſteht, weiß denn doch auch er für ſeine Perſon bei ſolchen Gelegenheiten manches Muntere und Spaßhafte vorzubringen. Daß er mitunter auch fade und gemein wird, braucht wohl kaum geſagt zu werden, da er nun einmal von der

Scherzhaftigkeit Profeſſion macht; wobei denn bekanntlich jene Verirrungen nicht ausbleiben.

In dem Quodlibet, einer damals ungemein beliebten Dichtungsart, in welcher der Poet die Freiheit hatte, die ganze Welt auf den Kopf zu ſtellen, und zu belachen, ahmte er damals Hunolden nach; doch übertraf er bald ſeinen Meiſter, und bahnte ſich in dieſer komiſchen Wildniß neue Wege. Daß ein ſo gutmüthig ſcherzhafter Dichter, der in der That nichts weiter gewollt zu haben ſcheint, als alle Welt mit ähnlicher Luſtigkeit auszuſtatten, von ſeinen Landsleuten höchlich geliebt wurde, iſt durchaus nicht zu verwundern, ſondern eben recht und billig: ſo daß die früheren Kritiker ſich wohl das grämliche Geſchrei hätten erſparen können, welches ſie bei jeder neuen Auflage der Picanderſchen Gedichte aufſchlugen. Er giebt ein Surrogat der alten Hofnarren, welches zu verachten eben ſo leicht als ungerecht ſein möchte.

Auf den Ernſt verſteht ſich Picander gar nicht, und er wird jedesmal völlig unerträglich, wenn er ſich auf denſelben einläßt. Doch muß man ihm nachſagen, daß dies nur ſelten geſchieht, und man ſieht es ihm an, wie ſauer es ihm wird, auch hierin ſeinen Freunden Genüge zu leiſten, die denn doch mitunter auch etwas Ernſtes genießen wollten, womit er, der ſonſt ſo gern aufwartete, nun einmal nicht wohl aufwarten konnte. — Henrici iſt von den deutſchen Leſern beinahe vierzig Jahre geliebt worden, und noch im Jahre 1763 erſchien zu Frankfurt und Leipzig eine Sammlung ſeiner vermiſchten Gedichte.

§. 47.

In dieſer Zeit verbreitete ſich in Deutſchland immer mehr der Geſchmack an Wochen- und Monatsſchriften. Den erſten Verſuch in der letztern Gattung hatte bereits Thomaſius im letzten Jahrzehnt des ſiebzehnten Jahrhunderts gemacht (1694), und Tenzel, der ſogleich ſeine „unſchuldigen Nachrichten" darauf folgen ließ, zeigte nur zu oft eine ähnliche Ungründlichkeit. Dieſe herrſcht bei Thomaſius ſtets, ſobald er von dem Studium der alten Sprachen redet, und ſein Urtheil von den Griechiſchen Klaſſikern giebt. Man muß in ſeinem Journal ſelbſt geleſen und wieder geleſen haben, um an die faſt unſägliche Frechheit zu glauben, mit welcher er vom Homer und Heſiodus, vom Plato und Ariſtoteles redet. Ganz beſonders iſt der Letztere das Ziel ſeiner Schmähungen, und er läßt keine Gelegenheit vorbei und kein Mittel unverſucht, um ihn als Menſchen und Schriftſteller widrig und lächerlich zu machen. (Man vergleiche Ludens Thomaſius, herausgegeben von Johann von Müller, Berlin 1805 und das Hirſching-Erneſtiſche Handbuch). Dennoch ſteht **Gundling** noch tief unter ihm, als Nachahmer des Nichtnachahmungswürdigen.

§. 43.

Kaum mögen wir in dieſer Geſellſchaft nennen die Acta eruditorum, die erſte kritiſche Zeitung der Deutſchen, die man, in Hinſicht ihres Werthes, auch wohl die erſte der ſämmtlichen Europäiſchen Nationen der dåmaligen Zeit nennen dürfte. Immerhin möge uns die Weitläufigkeit, Steifheit und Pedanterie, welche in mehreren jener Recenſionen waltet, ein Lächeln abgewinnen; nimmer werden wir die umfaſſende Gelehrſamkeit, den ſtrengen und doch frommen Ernſt, ſo wie die tiefe Gründlichkeit, Vorzüge, die uns hier noch öfter begegnen als jene Fehler, verkennen dürfen. Selbſt dann, wenn wir die meiſten jener Recenſionen nicht für eigentliche Kritik im höhern Sinne, ſondern nur für Relationen von gegebenen Büchern annehmen wollen, ſo wird uns dadurch wenigſtens der hiſtoriſche Erwerb nicht verkümmert werden, indem jene Berichte faſt immer mit einer ſolchen Genauigkeit abgefaßt ſind, daß wir beinahe das

Buch ſelbſt, von dem ſie handeln, entbehren können. Es drängt ſich dabei die Frage auf, von wie vielen ſich brüſtenden Recenſionen der neueren Zeit wir wohl ein ähnliches Urtheil fällen dürften: eine Frage, deren Beantwortung wohl ſchwerlich zu unſerer Zufriedenheit ausfallen möchte.

Späterhin wurden jene Acta in Deutſcher Sprache fortgeſetzt, doch brachten ſie nur einen Theil ihrer ehemaligen Gründlichkeit unter dieſer neuen Form mit, bis ſie endlich zur Mittelmäßigkeit und von da zur gänzlichen Unbedeutenheit herabſanken. Ihre Dauer war vom Jahre 1682 bis 1756.

§. 49.

Der äſthetiſch-moraliſchen Wochenſchriften hat es in Deutſchland ſehr viele gegeben, unter denen wir Folgende bemerken: Diſkurſe der Maler, 1721. Der Patriot, 1724 (von Hoffmann, Richey, Weichmann und andere). Die vernünftigen Tadlerinnen, 1725 und 26. Der Biedermann, 1727 f. Die Matrone, der Menſchenfreund, 1749. Der Weltbürger, Berlin 1742. Der preußiſche Einſiedler, Königsberg 1740. Der Fremde, Koppenhagen 1745. Der Maler der Sitten, Zürich 1744. Der Schutzgeiſt, Hamburg 1746. Der Geſellige, Halle

1746. Der Jüngling, Leipzig 1747. Der Druide, Berlin 1749. Der Menſch, Halle 1751. Das Reich der Natur und Sitten, Halle 1756. Daphne, Königsberg 1750. Der nordiſche Aufſeher, Koppenhagen 1749. Der Hypochondriſt, 1763. Der Schwärmer oder Herumſtreifer, Stralſund 1754. Der Freund, 1755. Der Bienenſtock, Hamburg 1756. *) Ferner: Der Pilgrim, der ehrliche Alte, der Redliche, das Schauſpiel menſchlicher Handlungen, der Mann, der Greis, die Frau u. ſ. w. Die meiſten dieſer Zeitſchriften haben es zu mehreren ſehr anſehnlichen, manche ſogar bis zu zwölf ſtarken Bänden gebracht. Die fleißigſten Wochenblattſchriftſteller waren: Hoffmann, Richey, Weichmann, Gottſched, Bodmer, Breitinger, Lamprecht, Bock, Elias und Adolf Schlegel, Andreas Cramer, Meier (Prof. der Philoſophie in Halle), Sucrow, Cronegk, Mylius u. ſ. w.

§. 50.

Faſt alle dieſe Zeitſchriften ſind für die höchſte Bequemlichkeit derjenigen Leſer und Leſerinnen berechnet, denen man auch nicht die kleinſte An-

---

*) Bei den letzteren 16 Journalen iſt die Jahrszahl der ſpäteren Ausgaben angegeben worden.

ſtrengung zumuthen darf. Sie tragen deshalb faſt durchgängig den Stempel der ſüßlichen Flachheit, die ſich nur an Diminutiv-Gedanken und Miniatur-Empfindungen ergötzen mag; ſie tragen überall den Wunſch, witzig und humoriſtiſch zu ſein, zur Schau, den aber das Geſchick keinesweges gewährt. Denn der Witz und Humor iſt nur das Eigenthum mächtiger und großartiger Naturen, die in ſich ſelbſt einig und die Verhältniſſe des Lebens überſchauend, jede Uneinigkeit und Entzweiung ſcharf und ſicher und mit einer gewiſſen epigrammatiſchen Ruhe zu erfaſſen wiſſen. Eben ſo wenig glückt es dieſen Wochen- und Monatſchriftſtellern mit der Philoſophie, Aeſthetik und Moral, die ſie mitunter ausſtreuen. Die Erſtere muß ſich bequemen, ein Toilettengeſchenk für die Damen, wie ſie etwa Gellert in einigen ſeiner Erzählungen und Luſtſpielen ſchildert, zu werden. Die zweite, größtentheils vom Auslande her erborgt, beginnt mit Unſicherheit, geht durch Peinlichkeit, und endet, faſt möchten wir ſagen: triumphirend, in Seichtigkeit. Die dritte endlich wandelt die wohlbekannten Pfade der gemeinen Vornehmheit, und bequemt ſich völlig nach dem Wunſche weichlicher Leſer, weshalb denn immer das ſtrenge Soll der Pflicht, in ein blöde ſeufzendes „Ach möchte doch," oder „Es dürfte vielleicht," verwandelt worden iſt.

§. 51.

Der Schaden, welchen die Wochenſchriften den Deutſchen Leſern gethan haben, iſt kaum zu berechnen, denn zum Theil von ihnen ſchreibt ſich jene frivole Anſtrengungsſcheu her, der zu Folge man faſt mit jeder tiefſinnigen und durchgreifenden Schrift ſchnell fertig wird, indem man ſie für unverſtändlich, und eben deshalb auch für ungenießbar erklärt. Von ihnen zum Theil ſchreibt ſich her jene hohle Geſchwätzigkeit, die in ewigen Tautologien ſich müde jagen müßte, könnte jene Gattung von breiter und unſeliger Redſeligkeit überhaupt nur müde werden, jenes leere Raiſonnement, das um ein Nichts herum ſpazieren geht, und die Leſer mit ſchwächlicher Freundlichkeit einladet, ſich an dem Nichts zu erfreuen, und es für ein Etwas zu halten, jene endloſe Danaidenarbeit der Alltagsſchriftſteller, die das ſchon hundertmal Geſagte, das Einmal zu ſagen ſchon überflüßig wäre, ſtets von neuem in die poröſen Gemüther ihrer Leſer hineingießen, jene kümmerlich mit Bildung prunkende Anſicht, als ſei der Zweck des Lebens nur das Vermögen, über tauſenderlei Dinge von A bis Z, hinüber und herüber, die Kreuz und Quer reden zu können, wobei niemals etwas ausgemacht und in das Reine gebracht wird, und auch nicht gebracht werden ſoll, weil ja ſonſt jenes inſtinktmäßige Schwatzen ſeinen Spielraum beſchränkt ſehen würde u. ſ. w.

Damit aber der Vorrath jener Journale nicht ſo leicht zu Ende gehe, obwohl das Erzeugen derſelben aus eigenen Mitteln nicht eben ſchwierig ſein konnte, ſo nahm man auch zum Auslande die Zuflucht, und überſetzte den Spectator und die Spectatrice, den Guardian, Rambler, Tatler u. ſ. w.

Erſt ſpät erfolgte die Ueberſättigung und mit ihr die Entfernung jener Wochenſchriften. Doch iſt der Geiſt derſelben leider auch in die meiſten neueren Journale gefahren, und es hat eben nicht das Anſehen, als würde er ſobald verſchwinden.

§. 52.

Gottlieb Siegmund Corvinus, geb. 1677, geſt. 1746. Er ſchrieb unter dem Namen Amaranthes: „Proben der Poeſie, in galanten, verliebten, vermiſchten, ſcherzhaften und ſatiriſchen Gedichten“ (1710), und ſpäterhin eine noch ſtärkere Sammlung, unter dem Titel: „Reifere Früchte;“ allein es iſt weder mit der Galanterie, noch der verliebt-ſatiriſchen Scherzhaftigkeit, noch mit der hinterher verkündigten höheren Reiſe weit her, und es gewährt einen betrübten Anblick, wie hier die Steifheit und Pedanterie ſich fruchtlos abmüht, leichtfertig und muthwillig zu ſein. Auch die Reden, die er im ſpäteren Alter ſchrieb, wo er, nach ſeiner Rechnung, faſt überreif hätte ſein ſollen, ſind mit ſteifer Pracht und welken Blumen übermäßig ausgeziert, doch haben ſie ein nicht geringes Aufſehn gemacht, und ſind häufig nachgeahmt worden.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß dieſer keinesweges ſehr talentvolle Dichter dennoch eine ſo entſchiedene Liebe für die Poeſie hatte, daß er jede andere Wiſſenſchaft darüber verſäumte. Er war arm, ja faſt dürftig, und ſchlug dennoch ein anſehnliches öffentliches Amt aus, um nur ſtets der freien Muße des ſchriftſtelleriſchen Lebens zu genießen. So iſt es denn auch ein faſt rührender Umſtand, daß ihm auf dem Sterbebette mit einemmale ſämmtliche Fehler ſeiner Werke einleuchteten, an die er ſonſt nie hatte glauben wollen. Er ſetzte dies Bekenntniß ſelbſt auf, und befahl, es nach ſeinem Tode zu drucken. Man findet es im neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte.

Es wäre zu wünſchen, wir hätten mehrere

letzte Worte und Bekenntniſſe ſterbender Dichter; denn ohne Zweifel würde auch manches Hocherfreuliche hier zu vernehmen ſein, wie etwa in Flemmings Abſchiedsſonett. Vor des Todes leuchtender Fackel beſteht kein Stolz und Egoismus, aber auch keine Ueberdemuth, und die reine Selbſtanſchauung erhebt ſich, die das Leben in einzelnen Momenten vielleicht gern trüben möchte.

§. 53.

Johann Ulrich von König, geſt. 1744. Wir beſitzen von ihm theatraliſche Gedichte (Hamburg und Leipzig 1713), enthaltend: a) Die Oeſtreichiſche Großmuth, oder Karolus V., auf das Krönungsfeſt Karls VI., auf dem großen Hamburgiſchen Theater vorgeſtellt, 1712. b) Die entdeckte Verſtellung, oder die geheime Liebe der Diana, ein muſikaliſches Schäferſpiel. c) Die wiederhergeſtellte Ruhe, oder die gekrönte Tapferkeit des Heraklius, auf das Krönungsfeſt Karls VII. zum König in Ungarn. d) Die gekrönte Würdigkeit, an den Grafen von Schönborn, eine Serenade (von welcher Dichtungsgattung auch ſonſt noch einige Proben hier zu finden ſind).

Ferner: Rhea Sylvia, eine Oper, und die „verkehrte Welt,“ ein Luſtſpiel. Alle dieſe dramatiſchen Uebungen ſind zu ihrer Zeit mit großem Intereſſe geleſen und aufgeführt worden, zeigen aber nur von mittelmäßigem Talent, mit dem der Verfaſſer ſehr haushälteriſch umzugehen wußte. Am berühmteſten iſt er geworden durch die Herausgabe von Brockes Ueberſetzung des Mariniſchen, ſchauerlich wüſten, widrig gezerrten Gedichts: „Der bethlehemitiſche Kindermord,“ ſo wie durch die Herausgabe der Canitziſchen und Beſſerſchen Gedichte, denen er die Lebensbeſchreibung der Dichter vorſetzte. Dieſe Biographien ſind zwar mit ganz beſonders gezierter Steifheit und geſchmackloſer Breite geſchrieben, enthalten aber manches gar ſehr Intereſſante, da die zu ſchildernden Perſonen allerdings ein reiches Leben dem Beſchreiber lieferten, ſo daß es gar wohl der Mühe werth wäre, ſie von neuem zu bearbeiten, wäre es auch nur wegen der beiden höchſt ausgezeichneten Gattinnen der genannten Dichter. (Alles Gute und Lebendige in C's und B's Gedichten iſt nur durch die Liebe zu ihren Frauen entſtanden. Alles andere iſt matt und krank oder todt.)

Eines der letzten Werke, zu dem König als Sächſiſcher Hofdichter veranlaßt wurde, war das beſchreibende Gedicht: „Auguſt im Lager,“ von dem er einen Geſang hinterlaſſen hat. Der

Scherz iſt bekannt, daß ihm in demſelben nicht eben die Schilderung der Menſchen, wohl aber die der Pferde gelungen ſei; doch vergißt man hinzuſetzen, daß er auch die großen Kuchen und das anderweitige Backwerk, das in jenem Lager verſpeiſet wurde, mit beſonderer Heiterkeit und nicht ohne Glück beſchrieben hat.

§. 54.

Man hat nicht ſelten die während des dreißigjährigen Krieges lebenden Deutſchen Dichter recht ſehr bedauert, daß ſie in eine ſo unglückliche Zeit gerathen ſeien, und allerdings hatte man recht, es zu thun, ſo bald nur von ſtiller Muße und freundlicher Lebensgemächlichkeit die Rede iſt. Wer aber viel zu verlieren hat, hat auch viel zu gewinnen, und große Weltbegebenheiten, beſonders wenn ſie einen nationalen Gehalt haben, regen auf eine wunderbare Weiſe die Kräfte an. So bei Opitz, der freilich ein Opfer der entſetzlichen Kriegesbegleiterin, der Peſt, wurde, ſo bei Flemming, der ſelbſt in Perſiens Gefilden nur für den Ruhm ſeines Vaterlandes und ſeiner Freunde lebte, ſo bei Jakob Balde u. ſ. w. Dieſe und ähnliche Männer hatten denn doch etwas entſchieden Großes geſehen, das ſich bei ihrer Nation entwickelte, und ein ſolches Gefühl, entzündet in einer der Dichtkunſt erſchloſſenen Bruſt, wird Leben verleihen jeglichem kühnen, oder fröhlichen, oder männlich trauernden Geſang.

Der Weſtphäliſche Friede hatte Deutſchland in ſeiner Einheit gebrochen und eine politiſche Schwäche begründet, der die Stärke der Einzelnen und der Nation, als ſolcher, nicht wehren konnte. Es vergingen indeſſen noch manche Jahre, ehe die Deutſchen ſich zu dieſer Einſicht entſchließen mochten, doch zuletzt mußten freilich Ludwigs XIV. Siege, und die endliche Durchſetzung aller ſeiner Plane, die traurige Ueberzeugung auch den ungläubig Stolzen geben, die ſich ihr ſo lange geweigert hatten. Einzelne, für die Deutſchen glückliche Ereigniſſe und rühmliche Thaten, während dieſer ſonſt trüben Zeit, hatten die Dichter wenigſtens epigrammatiſch angeregt, wie etwa jemand, der dem Glücke nicht recht traut, doch wenigſtens eine einzelne Stunde des Glücks raſch erfaßt und zu genießen ſtrebt.

§. 55.

Als nun aber nach dem Frieden von 1713 und 14 eine nicht ſehr erhabene Ruhe nach der Ueberanſtrengung in Deutſchland einkehrte, da fehlte es den deutſchen Poeten faſt gänzlich an einem großen nationalen Stoffe, und hätte nicht zum Glück Oeſterreich einige Schlachten gegen die

Türken gewonnen, hätte nicht Eugen einige bedeutende Kriegsthaten mit Genialität und Kühnheit ausgeführt, ſo würde faſt von gar keiner hiſtoriſchen Beziehung in der damaligen deutſchen Poeſie etwas zu vernehmen geweſen ſein. Die redlichen Dichter fühlten ſich freilich gekränkt genug, daß weder Karl VI., noch Friedrich Wilhelm I., weder Eugen noch Leopold von Deſſau irgend einiges Intereſſe für ihre poetiſchen Bemühungen zeigten, aber ſie beſangen und lobten dennoch ihre wackern Kriegsthaten nach Kräften in gebundener und ungebundener Rede.

Indeſſen konnte dieſer Stoff doch nicht immer ausreichen, und da man, mit wenigen Ausnahmen, ſich noch keinesweges auf die romantiſche und phantaſtiſche Poeſie verſtand und meiſtens einer Veranlaſſung von außen her bedurfte, ſo nahm man dieſe, wie ſie ſich nun einmal im gewöhnlichen Bürgerleben zu bieten pflegt, und verſchmähete ſelbſt die für das Volk und die Nachwelt ganz geringfügigen Dinge nicht, um ſie ein wenig poetiſch anzumahlen. In den meiſten Gedichtſammlungen aus der erſten Hälfte des Jahrhunderts finden wir faſt nur beſungene Hochzeiten, Kindtaufen, Magiſterpromotionen u. ſ. w., wobei das Bemühen, dergleichen nur für die Mitlebenden und Erlebenden wichtige

Dinge auf die Nachwelt zu bringen, nicht ſelten mit übertriebener und deshalb lächerlich werdender Feierlichkeit verbunden iſt.

§. 56.

Schon in früherer Zeit hatte Canitz in einer nicht geiſtloſen Satire auf die damaligen Poeten, jenen Uebelſtand dem Spotte preis gegeben:

> Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
> Mein Gott, wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab!
> Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuern Leben
> Nicht eine längre Friſt als achtzig Jahr gegeben.
> Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
> Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
> Auch Phöbus und ſein Chor die müſſen wider Willen,
> Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boi verhüllen,
> Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchem Zettel ſtehn,
> Als Bürger im Gefolg mit zu der Leiche gehn.

(S. des Freiherrn von Canitz Gedichte, herausgegeben von J. U. König, Leipzig und Berlin 1727, S. 98.)

Nun giebt es freilich ausgezeichnete Talente, die ſelbſt aus Unbedeutendem etwas Erfreuliches bilden,

bilden, und das was nur ſubjektiv wichtig ſein kann, zu objektiver Bedeutung umbilden, doch waren dieſe, wie bekannt, von jeher ſelten.

§. 57.

Stets aber blieb jenes Streben der deutſchen Dichter, ja man möchte ſagen: jene Sehnſucht nach nationalem Stoff. Sie ging ſo weit, und war ſo zauberiſchkräftig, daß ſie ſelbſt das Hiſtoriſchwiderſtrebende nicht achtete, ſondern es kühn zu etwas Nationalem umwandelte. Manchen edeln Dichtern iſt dies gelungen, da ſie ſtets die deutſche Gemüthlichkeit mitbrachten, das ewige Element, in dem der wahre National-Dichter allein gedeihet.

Es iſt hier keinesweges bloß von den deutſchen Poeten die Rede, ſondern von den geiſtigen Repräſentanten der deutſchen Nation überhaupt, denen man auch ſonſt wohl ſchon oft eine beſondere Gemüthlichkeit zugeſchrieben hat. Man ſoll aber dies Wort, weil es etwas recht Heiliges bezeichnet, nicht zu oft, und nimmer leichthin ausſprechen, ſondern in ſeiner ganzen tiefen Bedeutung nehmen.

§. 58.

(Nachtrag zu Seite 36. ff.)

Das über Bodmer gefällte Urtheil iſt von einigen Leſern, wie mir bekannt geworden, zu ſtreng befunden: was ſich in der That wohl vorher ſehen ließ, da es etwas durchaus Neues, aber in dieſem Neuen das einzig Wahre und Richtige enthält, was ſich über B. ſagen läßt. Es iſt mir deshalb nicht wohl zuzumuthen, auch nur ein einziges Wort von denen, die über jenen Schriftſteller von mir geſprochen ſind, zurückzunehmen, indem ich offen geſtehe, daß ich es für recht ſehr verdienſtlich halte, ihn in das Licht geſtellt zu haben, in welches er gehört.

Ueberhaupt, dünkt mich, iſt die ganze Sache klar und einfach. Man betrachtet B. entweder als einen Dichter, oder als einen Kritiker. Was den erſtern betrifft, ſo ſucht ihn jetzt wohl kein Menſch mehr in ihm, ſo daß alſo nur die Frage nach dem Kritiker aufgeworfen werden könnte *),

---

*) Da bereits dieſes ganze Buch vollendet iſt, erſehe ich mir hier noch ein Plätzchen, um einer Recenſion des erſten Theils Erwähnung zu thun, die ſich in den Heidelberger Jahrbüchern findet. Wäre dieſelbe in einem andern Werke, das etwa die Ueberſchrift gehabt hätte: „Vermiſchte Schriften, nebſt kritiſchen Verſuchen von Cramer" an das Licht getreten, ſo dürfte ich mit ſtiller Seele die ganze Sache ignoriren; da ſie aber in jenen Jahrbüchern erſchienen iſt, die ich recht achte, und gern leſe, ſo geht das nicht alſo, und es muß Einiges er-

und dieſe möchte wohl ihre beſte Antwort in folgendem zuſammenfaſſenden Bedenken finden. Werden wir einen Schriftſteller, der den Witz die

---

wiedert werden. Dieſes Einige ſoll aber recht kurz und redlich ſein, und im folgendem beſtehen: Hr. G. hat eine ſehr ausführliche Recenſion geſchrieben, was immer doch, wie Niemand in Abrede ſein wird, mehr Zeit wegnimmt, als eine kurze, und es ſcheint billig, daß jede Mühe erkannt werde. Deshalb nun lob ich ihn. Er fängt ſeine Arbeit mit Ruhe an, und ſagt ſogar mitunter einiges halbweg Erträgliche, was immer beſſer iſt als das Unerträgliche, wiederholt dann einige alte Lektionen über Herder, Leſſing, Schiller, Goethe u. ſ. w., fühlt dann (ſo ſcheint es), ſelbſt einige innerliche Mattigkeit, hebt ſich aber von neuem mit Gewalt, und ſchreibt ſich zuletzt in eine gewiſſe verworrenhitzige, unruhigfreche Stimmung hinein, die ihm unmöglich vielen Spaß gemacht haben kann. Ich gebe indeſſen die Hoffnung nicht auf, es könne noch einſt etwas aus ihm werden. Wenn er z. B. einmal erfahren ſollte, was es heißt, ein eigenes, freies Urtheil haben, wenn er ferner über den Witz, Humor, die Ironie, das Epigramm, den Styl, zur Klarheit gelangt, und er endlich tief innerlich das Weſen der Geſchichte, und den Geiſt der Geſelligkeit, der Philoſophie und Religion erſchaut, ſo wird er auch ganz gewiß eine recht ſehr gute Recenſion anfertigen können, ja ſogar ein eigenes gutes Buch, was allerdings noch mehr iſt. Dann wird ihm erſt recht wohl werden.

Krätze des Geiſtes nennt, der die Muſik haßt, den Reim verachtet, der jedes ſcherzende Spiel, es ſei nun mit dem Univerſum, oder mit einem unſchuldigen Wort, für ungebührlich erklärt, der ſeinen Haß gegen die deutſche Nation geradezu offenbart, und, da er ſelbſt zu arm iſt, um genügend gegen ſie ſchelten zu können, von Mauvillon und Bouhours ſchlechte Späße erborgt, der Hans Sachs verachtet, und Flemming fade und unbedeutend findet, der Klopſtock anfangs verzieht, und da dieſer aus edlem Stolz ihm nicht mehr anhängen will; ihn tückiſchabgeſchmackt angreift, der Leſſing, Uz, Weiße, Gellert, Rabener, Rammler, Goethe u. ſ. w. mit gemeiner Wuth verhöhnt, der Leibnitz, Wolf, Baumgarten, und die Philoſophie ſelbſt nicht achtet, der die deutſche Sprache verderben und um ihren Wohllaut bringen möchte, der Hexameter macht, für die kein Wort des Tadels genügend iſt, der ſich ſelbſt dem Sophokles an die Seite ſetzt u. ſ. w., werden wir, frage ich, einen ſolchen Mann einen Kritiker nennen dürfen, werden wir ihn achten können? Die Ueberklarheit der Sache macht jedes weitere Wort unnöthig, ſo wie denn auch ein wahrhaftiger, tiefgegründeter Ekel mir wehrt, noch irgend eines über V. hinzuzuſetzen.

§. 59.

(Nachtrag zu S. 66.)

Johann Adolf **Schlegel**, merkwürdiger als Bruder von Elias, und Vater von Auguſt Wilhelm und Friedrich, denn als Dichter. Als letzterer gab er mehrere geiſtliche Oden, unter denen man ehedem beſonders: „Gottes Größe in den Meeren" bewundert hat. Indeſſen ließe ſich wohl gleich von vorn herein die harmloſe Einwendung machen, daß wohl noch niemand ſo ſeltſam geweſen ſei zu behaupten, auf dem Lande zwar ſei Gott allerdings groß, doch auf dem Meere werde man eben nicht viel davon gewahr. Der erſte Vers des genannten Gedichtes ſcheint allerdings mit einem ſolchen nicht exiſtirenden Individuum zu thun zu haben. — Faſt alle ſeine Oden, obwohl einzelne Gedanken in denſelben nicht verwerflich ſind, erkältet eine gewiſſe Zahmheit und unerfreuliche Aufklärungsweiſe.

Wir beſitzen ferner von ihm Fabeln und Erzählungen, die der Herausgeber, Karl Chriſtian **Gärtner**, durch die Berufung auf Gellerts Beifall, zu ſchützen meinte. Indeſſen war es gerade Gellert ſelbſt, der bekanntlich durch ſeine eigenen Fabeln den Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts ein Muſter von Zierlichkeit und angenehmer Geſchwätzigkeit gegeben hat, und ſein Beifallswort konnte nicht hindern, daß man eine Vergleichung Schlegels mit ihm ananſtellte, die dann natürlich nicht zu Gunſten des Erſten ausfallen konnte. Auch die damaligen Kritiker (1769) tadelten die Gedehntheit der Fabeln, die kalte Geſchwätzigkeit der Moral und die Monotonie des Vortrags, und ſie hätten dieſes öffentlich ausgeſprochenen Tadels nicht bedurft, da ihn wohl auch jeder Leſer für ſich mit leichter Mühe übernehmen konnte.

Als Kritiker befaßte ſich Schlegel leider zu ſehr mit dem Batteux, mit dem er, obwohl herzlich wünſchend ihn zu verbeſſern, faſt immer auf der Oberfläche herumtrieb.

Bei ſo ſtrengem Tadel ſcheint es Pflicht zu ſein, hier zu erwähnen, daß Schlegel als Prediger faſt allgemein der größten Auszeichnung für werth gehalten wurde. Immerhin möge ſeine edle Perſönlichkeit einen Theil beigetragen haben, den Beifall zu ſteigern; das Lob würde dadurch nur reiner werden, denn es giebt keine geiſtliche Beredſamkeit ohne tief innerliche Würde. Der Verfaſſer dieſer Schrift hat den trefflichen Mann zwar nie ſelbſt predigen hören, doch vertraut er in dieſer Hinſicht dem Urtheile einer ganzen Stadt (Hannover), die noch heut zu

Tage mit inniger Achtung und Rührung an Schlegel zurückdenkt.

§. 60.

(Nachtrag zu S. 90.)

Einen großen Einfluß auf die Gemüthsſtimmung und den Ton mehrerer Deutſcher Dichter, beſonders während des ſiebenten Decenniums, hatte der berühmte Young, deſſen Nachtgedanken durch Eberts Ueberſetzung jedermann zugänglich geworden waren. Es iſt jenem Engländer ein rechter Ernſt mit dem Ernſt, der Schwermuth, den Klagen und dem Sichſelbſt-Verhüllen in Nacht. Ging er doch gar bei der Abfaſſung ſeiner Trauerſpiele ſo gewaltſam gegen ſich ſelbſt zu Werke, daß er (wie die Sage geht) ſeinen Schreibetiſch mit Todtenköpfen beſetzte, damit ſeine Phantaſie von ihnen, wie von einer gräßlichen Mauer, begränzt werde, und nimmer zu etwas Fröhlicherm hinüberflattern dürfe. Er hätte deſſen nicht bedurft, denn jene Todtenköpfe waren bereits zur Gnüge in ihm, und man darf wohl von ihm ſagen, er habe Freude gefunden am Schmerze und in dem Gram. Freilich gehen ſeine Klagen mitunter wohl ein wenig in eine ſuperficielle Wehmuth und unangenehme Monotonie über; allein im Ganzen ſteht er dennoch ziemlich kräftig und in intereſſanter Einſamkeit da, und manche ſeiner Klagen wiſſen wohl was ſie wollen, und können nur leider die beruhigende Antwort nicht finden.

§. 61.

Die Ueberſetzung ſeiner Nachtgedanken fiel bei uns in eine Zeit, die dem düſtern Ton des Engländers durchaus nicht zuzuſagen ſchien. Man war nämlich damals recht eifrig beſchäftigt, den ſüßlich vergnügten Anakreon nachzuahmen und zu überbieten. Die Dichter verſicherten in tauſend Liedern, daß ſie den ganzen langen Tag nichts weiter vornähmen, als trinken, küſſen, ſich ſalben und bekränzen in der Rebenlaube; an Sorg und Kummer, Grab und Tod zu denken ſei ihnen ganz unſäglich zuwider. Allein was half's? Young hatte in England gezündet, und ſollte nun auch Deutſchland entzünden. Man hatte ohnehin ſchon gemerkt, daß das Publikum, welches ſo viele ernſte Geſchäfte hat, des ewigen Tändelns und Koſens müde werde, und ſo ward man es denn auch, oder machte wenigſtens gute Miene zu dem böſen Spiel. Man nahm die Kränze ab, warf die Salben weg, und erklärte die Becher und Küſſe für unſtatthaft, man ging *ſchaarenweiſe in einſame* Gegenden, eben um in Geſellſchaft der Einſamkeit beſſer zu genießen; man beſuchte die Kirchhöfe, ſtudirte die

Leichenſteine, und ließ ſich auch wohl von einigem Verweſungsgeruch anwehen, um eine erträgliche Melancholie zuwege zu bringen. So nun verarbeitet, brachten ſie ihre Empfindungen über das Leben und deſſen Leiden, über das Grab und deſſen Ruhe, über die Unſterblichkeit der Seele u. ſ. w. zu Papiere, wobei nur zu beklagen iſt, daß faſt alle dieſe Empfindungen gehaltlos und leer waren, und eben deshalb in das Leere gingen.

§. 62.

Einer ſchrieb: „Stunden der Einſamkeit,“ (Leipzig 1760) in welchen in der That faſt nichts vorkommt, als Schrecken und Nacht, Zärtlichkeit und Donner, Thränen und Betäubung. Auch macht er, die Rührung zu erhöhen, und den Leſer zu ängſtigen, faſt eben ſo viel Gedankenſtriche als Worte. Ein anderer, noch verſchlagener als jener, ſuchte ſowohl den luſtigen als den traurigen Leſern zu gefallen, und ſchrieb „Scherze der lyriſchen Muſe,“ (Leipzig 1760) in welche er, nachdem die erſten Bogen mit hergebrachter Scherzhaftigkeit gefüllt worden waren, plötzlich auch ſeine ſämtlichen betrübten Empfindungen einſchwärzte. Wes Geiſtes Kind er ſei, und wie gern er mit erborgtem Feuer ſich begnüge, giebt er in folgenden nicht eben melodiſchen Hexametern zu verſtehen:

Welche Namen ſind es, die auf dem Weg, den du geheſt,
Aus der Vollkommenheit Tempel, mit ewigem Glanze herſtralen?
Ja, Du biſt es, ehrwürdiger Young, Du biſt es, o Harvey,
Und Du, Zachariä, Ihr alle ſanget ein Nachtlied,
Schön und ſchaudervoll, wie die Nacht ſelbſt. —
— — — — — — — — — — — —
O wie gräbt mir der Nacht demantene Kron' in die Seele
Tief viel wallende Freuden und ſüße Melancholie ein!
Hab' ich alſo kein Recht, dir, Muſe, meine Empfindung
Und mein Herz zu vertrauen? —

§. 63.

Dieſe Methode, durch den Titel zu täuſchen, ſchien Beifall zu finden; denn ein Dritter ſchrieb: „Mein Vergnügen in Zürich," (Halle 1761) wo aber durchaus an kein Vergnügen zu denken iſt. Denn der Verfaſſer liebt nichts als alte Mauern, Leichenſteine u. ſ. w. Ja er geht endlich ſo weit, daß er wünſcht, es möge „der Verweſungsdunſt aus der Aſche ſeines Vaters hervorſteigen und durch ſein ganzes Weſen dringen, damit er in ſüße Betäubung entzückt werde." Ein Vierter endlich machte ſich gar anheiſchig, alle ſieben Tage dem Publikum mit überaus betrübten einſamen Nachtgedanken unter die Arme zu greifen, denn in der That gab er unter dieſem Titel eine Wochenſchrift heraus (Wien und Leipzig 1761); allein er hielt nur in Hinſicht des Termins Wort. Gar bald ermüdet ihn die Traurigkeit, und er theilt uns beſonders ausführliche Nachrichten über das Jubiläum der Univerſität Jena mit, bei dem er ſelbſt, wie billig, recht ſehr vergnügt geweſen iſt.

Auch Cronegk, Zachariä, Creuz u. ſ. w. haben viel in jenem Tone geſungen, der — es möge ein hoffentlich überflüſſiges Wort nicht geſcheuet werden, um jedes etwanige Misverſtändniß zu beſeitigen, — durchaus keinen Tadel verdient, ſobald er nur redlich und klar aus einer tiefen Seele ſtrömt. Allein Zachariä iſt durchaus arm an großen Gedanken und Empfindungen, ringt vergeblich nach Tiefe, und giebt nur alltäglichen ſchwer hinwandelnden Ernſt in einer faſt beiſpiellos unharmoniſchen Sprache. (Mit dem harmloſen Scherz gelingt es ihm ſchon beſſer.) Cronegk iſt leicht und gefällig im Ton, doch nicht ſelten wäßrig und dünn. Das in ihm wohnende Beſſere hatte er bereits an ſeine Trauerſpiele, obwohl auch dieſen bekanntlich eine höhere Bedeutſamkeit abgeht, hingegeben, und ſeine lyriſchen Gedichte mußten ſich deshalb mit dem traurigen Reſt begnügen.

§. 64.

Ueber Friedrich, Carl, Caſimir, Freiherrn von **Creuz** dürfte indeſſen ein etwas ausführlicheres Wort nicht überflüßig ſein, da er faſt ganz verſchollen zu ſein ſcheint.

Schon in den Jahren 1742 und 43 wurden einzelne Gedichte von ihm in vermiſchten Sammlungen abgedruckt, die nicht beachtet wurden, obwohl die dürftige Zeit ſie dankbar hätte aufnehmen ſollen, da ſie wenigſtens beſſer waren, als das Meiſte, was damals an den Tag kam. 1751 erſchienen ſeine **Oden**; doch auch ſie wurden faſt ganz überſehen. Unabgeſchreckt durch die ihm begegnende Kälte, gab er endlich 1760 ſeine „Gräber“ heraus, die aber gleichfalls nur ſelten angezeigt wurden, bis endlich **Herder** ihnen einen ehrenvollen Platz anwies, und das Stillſchweigen der Litteraturbriefe über dieſes Werk tadelte. Creuzens Misgeſchick kam größtentheils daher, daß Gottſched ihn gelobt hatte, an dem man nun einmal ſchlechterdings kein gutes Haar finden wollte. Im Jahr 1769 erſchienen endlich die ſämmtlichen Werke des Dichters in zwei Theilen (Frankfurt am Main bei Varrentrapp), die uns ihn leicht überſchauen laſſen. Sein Geiſt war weder ſehr tief noch glänzend, aber ſorgſam und nachdenklich, ſein Gemüth kränklich, aber in dieſer Kränklichkeit nicht zerriſſen, und nicht ganz ohne Melodie. Für die Ode fehlt es ihm an Kraft und Feuer, doch hat er ſich leider in dieſer Gattung nicht ſelten verſucht. Seine Briefe, deren eine große Menge mitgetheilt ſind, größtentheils litterariſchen Inhalts, ſind voll unſicherer Kritik, die in eine enge Subjektivität hinein gebauet iſt. Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie wenig er eine geniale Proſa zu begreifen im Stande war, findet ſich im achtzehnten Briefe, wo er den Styl einiger Neueren (ohne Zweifel meint er Leſſing und Herder) höchſt charakteriſtiſch für ihn, die beſtürzende Schreibart nennt. Er hatte ſich ſo ſehr an das gewöhnliche Geländer der Proſe gewöhnt, daß ihn jeder kräftigere Gang beſtürzt machte. Wie überhaupt ſo ſeltſam ſich Wahres und Falſches in ihm miſche, zeigt ſich unter andern im 24 und 26ſten Briefe. Im erſteren bemerkt er ſehr richtig, wie wenig die franzöſiſche Poeſie ſich über die Proſa erheben könne, und in dem zweiten kann er durchaus nicht begreifen, wie Leſſing zu der Unart gekommen ſei, den Cicero einen ſchlechten Philoſophen zu nennen. Gegen die Lieder des Scherzes, mitunter wohl gar gegen die der Freude, äußert er entſchiedene Abneigung, und es hilft ihm wenig, wenn er hinterher gewiſſermaßen widerruft, und erklärt, er wolle den Parnaß darum doch nicht zu einem Caſtrum Doloris machen. Seinen Trauerſpielen Socrates und Seneca mangelt durchaus alles, was Anſpruch auf Lob geben kann. Selbſt die Wahl der Stoffe iſt durchaus verfehlt, und man erinnert ſich, wie auch Kleiſt am Seneca ſcheiterte. Creuz hat wenigſtens demſelben dadurch ein tragiſches Intereſſe zu geben geſucht, daß er den gegen Nero Verſchworenen die Abſicht leihet, den Seneca auf den Thron zu ſetzen, welches auch Tacitus als eine Sage anführt.

§. 65.

Das einzige große Gedicht: „Die Gräber" begründet des Dichters Ruhm, denn hier iſt ſein Gemüth ganz in ſeiner Sphäre. Wir fühlen es mit Theilnahme, wie tief die mannigfaltigen Drangſale des Lebens ihn verletzt haben, deren er ſchon in früheren Gedichten gedacht, z. B.

Mich, der ich meine ſchönſten Jahre
In dem Verborgnen hingeweint,
Mich ſpart der Tod?

und an einer andern Stelle:

Geheimer Sorgen voll,
Die einſt ein Grab mit mir der Welt verbergen ſoll,
Hauch' ich mein Leben hin, und find' in meinen Klagen
Oft einen Troſt, den Zeit und Glücke mir verſagen.

Wir ſehen es klar, daß er ſich ſelbſt meint, oder wenigſtens meinen durfte, wenn er von Young die rührenden Worte ſagt:

Der wie ein Pelikan, vertieft in ſeinen Gram,
Zu ſeiner wunden Bruſt die große Zuflucht nahm.

Solche Leſer, die den Sinn dieſer Zeilen klar in ſich aufnehmen können, d. h. die bereits in bedeutenden Momenten etwas Aehnliches empfunden, oder gar mit denſelben Worten ausgeſprochen haben (weil es in der That keine andre dafür giebt), werden ſich ihm, durch die Mittheilung derſelben auf eine entſchiedene Weiſe angenähert fühlen, und ihm dafür, milde genug, die oft ſich einſchleichende Monotonie verzeihen, die bei einem Stoffe wie der gewählte iſt, allerdings nicht ausbleiben konnte.

§. 66.

Thomas Abbt. Herders Ausſpruch über ihn, als er die einzelnen Züge deſſelben zu einem

Bilde ſammelte, lautet kurz und raſch folgendermaßen: Abbt war ein Philoſoph des Menſchen, des Bürgers, des gemeinen Mannes; nicht ein Gelehrter: er war durch die Geſchichte, wie unter Thaten gebildet: in Tacitus Kürze verliebet, die er aber mit franzöſiſchen Wendungen und brittiſchen Bildern miſchte; zur Theologie erzogen, von welcher er auch etwas bibliſche Sprache behielt; und übrigens nicht für den ſtrengen ſyſtematiſchen Vortrag. (Man vergleiche: Ueber Thomas Abbt's Schriften. Der Torſo von einem Denkmal, an ſeinem Grabe errichtet. Erſtes Stück 1768. S. 51.)

Während in Deutſchland ſo manches höchſt ausgezeichnete Genie (z. B. Flemming, Hamann, und wenigſtens die erſten zehn Jahre, auch Jean Paul) nicht eben erkannt und nach ſeinem ganzen Werthe geſchätzt, ja wohl gar nicht ſelten hart angefahren und getadelt wird, genießen manche an das Mittelmäßige ſtreifende Geiſter, inſonderheit aber die welche man etwa zur Hälfte gut nennen darf, eine beſondere Verehrung und faſt allgemeine Liebe. So iſt es Abbt ergangen, deſſen Werke vom Verdienſt und vom Tode fürs Vaterland, ohne Zweifel etwas zu voreilig, für klaſſiſch gehalten wurden. Sie enthalten ein Aggregat von guten und halbguten Gedanken, denen

nen weniger Klarheit als Tiefe fehlt, ſo wie denn auch in dem techniſchen Bau derſelben die logiſche Ordnung nicht ſelten vermißt werden dürfte. Indeſſen möge allerdings auch der Zeit gedacht werden, in der ſie erſchienen (die ſechsziger Jahre), eine Zeit, die zwar bereits treffliche poetiſche Erzeugniſſe geliefert hatte, aber wenige Muſter für die dogmatiſche Schreibart aufweiſen konnte. Nun iſt zwar Abbts Schreibart nichtsweniger als rein und in ſich ſelbſt einig, und er ſelbſt erkennt an ſeinem Styl einen Hauptfehler, nämlich das Erzwungene, ſo wie er nicht minder ſich den Vorwurf macht, zuweilen entfernte Anſpielungen auf Stellen aus der heiligen Schrift angebracht zu haben, wozu ihn der damals in Deutſchland herrſchende Geſchmack verleitet. Abgerechnet, daß Abbt durch den letzten Vorwurf, einen wenigſtens im Allgemeinen ungerechten Tadel auszuſprechen ſcheint, ſo dürfte überhaupt ſeine Schreibart, trotz ihrer Fehler, gerade das ſein, wodurch er am mächtigſten gewirkt hat.

§. 67.

Die deutſche Sprache, die noch unter Luther ſo jugendlich ſtark und in rüſtiger Friſche aufgetreten war, hatte ſeitdem viel von ihrer inneren Kraft verloren, ſie war zahm und alt geworden. Abbts Bemühen, ſie zu ihrer alten Jugend zurückzuführen, verdient hohen Ruhm, wenn auch nicht zu läugnen iſt, daß ſeine Kräfte nicht hinreichten, um das ſchöne Vorhaben genügend auszuführen. Wäre es doch kaum möglich geweſen, daß ein Einzelner, der faſt allein ſtand, und den obendrein ein früher Tod wegraffte, ſo Großes habe ausführen können. Genug, daß er uns die Stelle zeigte, wo reines Gold der Sprache zu finden iſt, und es ſoll nicht verkannt werden, daß beſonders zu ſeiner Zeit die Wünſchelruthe des Genie's dazu gehörte, um jene Stelle zu finden.

Iſt deshalb vorhin angeführt worden, daß ſeine Zeit ihn wohl ein wenig überſchätzt habe, ſo ſoll dadurch für dieſelbe kein Tadel ſondern eher ein Lob erwachſen, im Falle ſie wirklich in dem edeln Bemühen den Hauptpunkt ſah, und von demſelben aus weiter zu kommen gedachte. Dazu kam denn noch der bereits oben angegebene frühe Tod dieſes Schriftſtellers, und es iſt bekannt, daß ein ſolcher Umſtand viel Gewicht bei dem deutſchen Publikum habe. Auch hier möge kein Vorwurf gehört werden, denn immer bleibt es ein rührender Anblick, das Talent in der Mitte ſeiner Laufbahn hinweg genommen zu ſehen, und gleichſam im Bunde mit dem Frühgeſchiedenen erſetzt die Fantaſie gern und willig was er zwar nicht geleiſtet hat, wohl aber, nach Maaßgabe ſeiner Kräfte, hatte leiſten können.

§. 63.

C. C. L. **Hirſchfeld.** Er ſchrieb vom Landleben, von der Gartenkunſt, vom großen Manne u. ſ. w. Er iſt klar, aber nicht tief, allgemein verſtändlich und populär; erreicht aber dieſe Eigenſchaften nicht ſelten durch das betrübte Aufgeben jedes Höheren, und das ſich Anſchmiegen an die bequeme Nachdenkens-Unluſt. Als Schilderer des Landlebens ſteht er unter Thomſon und Kleiſt: auch iſt er nicht individuell und charakteriſtiſch, ſondern giebt nur das Allgemeine, ſich von ſelbſt Darbietende. An ein tieferes Eindringen in das Weſen und die Seele der Natur (welches indeſſen auch wohl bei den früher genannten Schriftſtellern vermißt werden möchte), iſt bei ihm durchaus nicht zu denken. Dennoch wird er nicht ſelten erfreuen durch die ſtille Zufriedenheit, und genügſame Geſchloſſenheit ſeines Gemüths, die hier häufig zur Sprache kommt.

In der Art, wie er einen Gegenſtand popularphiloſophiſch zu behandeln pflegt, hat man entfernte Aehnlichkeit mit Abbt finden wollen, doch iſt ſie in der That ſo ſehr entfernt, daß billig gar nicht davon die Rede ſein ſollte. Abbt iſt kühner und gedrängter, obwohl zuweilen unſteif und gezwungen, während Hirſchfeld ſich in einer gewiſſen zierlichen Mittelmäßigkeit gehen läßt und auf die weichſte Melodie der Sprache ausgeht, welche Abbt, wenn auch nicht immer mit Glück, in ihrer kräftigen Wurzel anzufaſſen bemüht iſt.

Wie es aber, wenn innere Stärke ermangelt, mit dem Streben nach einem fließenden und melodiſchen Styl zu geſchehen pflegt, daß es meiſtens nur weiche, faſt hinſchlummernde und Schlummer bereitende Monotonie bereitet, ſo auch hier bei Hirſchfeld, wie in ſeinem „Landleben,“ ſo bei ſeinem „großen Manne.“ Man ſollte glauben, daß ein Gegenſtand wie der letztere auch dem Style nothwendig Energie und Kürze verleihen müſſe, doch wird man hier nur vergeblich nach dieſen anziehenden Eigenſchaften ſuchen. Es iſt wohl der Mühe werth, bei dieſem Gegenſtande noch einige Momente zu verweilen, damit ein beſtimmtes Bild gegeben werde von dem, was man noch vor etwa vierzig Jahren eine höchſt angenehme und wohltönende Schreibart nannte.

§. 69.

Nachdem Hirſchfeld in dem Eingange ſeiner Schrift vom großen Manne manche Vorurtheile zu widerlegen geſucht hat, nach welchen die Menſchen nicht ſelten die beſagte Mannesgröße beurtheilen, nachdem er deshalb mit nicht beſonderem Scharfſinn das ſich von ſelbſt Verſtehende beweiſen, daß nicht wichtige Aemter, nicht die Verdienſte der Vorfahren, Reichthum u. ſ. w. den großen Mann ausmachen, wendet er ſich endlich zu der Frage, ob man die Attila's zu den großen Männern rechnen dürfe, und läßt ſich alſo vernehmen: „Es giebt unter den Menſchen noch eine andere Art von Leuten, die ſich den Beinamen der Großen ganz eigen gemacht zu haben ſcheinen. Und wer ſind denn dieſe? Wir dürfen nur einige Züge aus ihrem Gemälde herausziehen, um ſie gleich kenntlicher zu machen. Um die erſte Gewalt und die Güter anderer an ſich zu reißen, oder aus Ekel an der Ruhe, die Waffen in die Hand nehmen, den Bürger ſeiner Werkſtätte, und den Landmann ſeinem Pfluge entziehn, und ſie zum Dienſte ſeiner Leidenſchaften, zur Ausführung ſeiner eigennützigen und herrſchſüchtigen Entwürfe rüſten, mit erhitzten Kriegsheeren alles in Bewegung und Unordnung ſetzen, den Frieden und den Wohlſtand ſeines eigenen Vaterlandes untergraben, die friedfertigen Nachbaren neben ſich ausrotten, die Freiheit ganzer Völker zerſtören, und ſie unter ein hartes Joch bringen, ſich alles mit dem Schwerdte unterwürfig machen, und was ihm widerſteht mit Flammen verwüſten, den Unerzogenen ihre Väter, den Müttern ihre Söhne, den Weibern ihre Männer, den Jungfrauen ihre Unſchuld, den Dürſtigen ihr Brodt, den Städten ihre Schätze und den Tempeln ihre Heiligthümer rauben, ſich an dem Wehklagen der Länder, an dem Geſchrei der Verwundeten, an dem Röcheln der Sterbenden ergötzen, und in Strömen von Blut und Thränen ſeiner Nebenmenſchen, unerweicht, und mit frecher Stirne einhergehen, — o Marius, o Sylla, und wie Ihr ſonſt heißt ihr ungerechten Eroberer, welches menſchliche Herz kann die völlige Auszeichnung Eures ſchrecklichen Bildes ertragen?“

§. 70.

Das menſchliche Herz, dünkt uns, würde jene völlige Auszeichnung recht wohl ertragen, da es bekanntlich ſich nicht weigern darf, in Geſellſchaft des Verſtandes Geſchichte zu ſtudieren, doch hat es allerdings ein Recht, bei der Hirſchfeldſchen Schilderung, (die hier angeführt worden, weil ſie ehedem für ein Muſter gehalten iſt) ein wenig mismüthig zu werden, ſo daß auch die Fortſetzung der Rede hier ausgelaſſen worden iſt. Es iſt keine ausführliche Beurtheilung dieſer Gattung von Beredſamkeit nöthig, denn wer könnte ſich nicht auch ſelbſt alſo fragen: Wo iſt hier ein Gedanke, den man nicht allenfalls auf jeder Straße bequem finden könnte? iſt nicht überall der Mechanismus in der Sprache ſichtbar, und muß nicht ein ſolcher jedes noch nicht mechaniſch gewordene Gemüth lähmen, oder für den bezweckten Eindruck verhärten? Iſt hier nicht eine Trockenheit ſichtbar, die an Shakeſpear's „Ueberreſt von Zwieback nach der Reiſe" oder an deſſen „Butterfrauentrab der Proſa" erinnert?

Nur wer kräftig, tief, und klar denkt und empfindet, wird das Geheimniß der Beredſamkeit anſchauen und in ſich aufnehmen. Anweiſungen können uns nur vor Fehlern ſchützen, aber das Poſitivgute nicht verſchaffen. Daß man das Letzte eine geraume Zeit geglaubt, hat unendlich geſchadet, und, da obendrein meiſtens nur ſchlechte Anweiſungen vorhanden waren, jenes Wühlen in abgeſtandenen Bildern, jenes mechaniſche Handhaben und Herumſchlendern der Worte veranlaßt.

Wenn deshalb Hirſchfeld hier ein Beiſpiel von jener gelernten Beredſamkeit geben mußte, ſo möge Niemand glauben, als ſei gerade er am meiſten mit derſelben behaftet geweſen. Dem iſt nicht alſo; ſondern er wurde hier gewählt, um zu zeigen, daß ſelbſt manche anderweitige Fähigkeiten und Talente nicht ſchützen konnten vor dem übeln Einfluſſe jener falſchen frühgelernten Rhetorik. Uebrigens ſchrieben wenigſtens zwei Drittheile der damaligen Schriftſteller noch bei weitem verfehlter, ja faſt alle gedruckte Kanzelredner der damaligen Zeit hätten hier Beiſpiele geben können, wären ſie nur ſo bedeutend, als H. ſonſt allerdings beziehungsweiſe genannt zu werden verdient.

§. 71.

Stephanie der Jüngere. Wir finden unter den Deutſchen Schauſpielern, welche zugleich als dramatiſche Dichter auftraten, manche, denen die Poeſie gewiſſermaßen nur als Folie der mimiſchen Darſtellung zu gelten ſcheint. Sie betrachten die Worte nur als Exponenten, und die Bühnendarſtellung als den Factor, weshalb denn auch die erſteren meiſtens etwas dürftig ausfallen, damit das Talent des Schauſpielers, der dem Todten Leben giebt, deſto glänzender erſcheine. So läßt ſich denn auch von den meiſten Schauſpielen des jüngeren Stephanie nicht viel Bedeutendes rühmen. Sie ſind für ihre Zeit und für den Ort berechnet, und machten damals, wie die Theaternachrichten lehren, ihr Glück; jetzt aber, da jene Zeit vorbei gegangen iſt und jener Ort ſich verändert hat, ſind ſie ſo ziemlich vergeſſen worden. Nur ein Einziges hält ſich, und wird ſich hoffentlich noch lange halten, die ergötzliche Oper vom **Doctor und Apotheker**, die, wenn gleich theilweiſe aus dem Franzöſiſchen entlehnt, ein friſches, faſt originales Leben verräth. Es findet ſich in dieſem Stück unter andern auch eine Stelle über das **Schickſal**, die als wahrhaft klaſſiſch bezeichnet zu werden verdient, indem hier ein ſeltener unſchuldig prophetiſcher Witz waltet, der beſonders ſeit etwa zwölf Jahren eingetroffen iſt, oder wenn man lieber will, eingeſchlagen hat.

§. 72.

J. von Sonnenfels. Er hatte die löbliche Abſicht, für die Verbeſſerung des Geſchmacks, beſonders in Beziehung auf die Bühne, wirken zu wollen, und da ihm **Wien**, wo er lebte, mit Recht als vorzüglich wichtig erſchien, ſo eröffnete er ſich dort einen ausgezeichneten Wirkungskreis. Mit einer gewiſſen halbfranzöſiſchen Bildung, konnte er indeſſen nicht viel Großes ausrichten, ſo wie denn überhaupt der Mittelweg zwiſchen Leſſings Strenge und Gottſcheds bequemer Accommodation kein rechter Weg zu ſein ſcheint, denn zwiſchen dem Wahren und dem Falſchen liegt nur das ganz Leere und Nichtige.

Man hat ihn ehedem ſehr häufig gerühmt, daß er ſo muthig geweſen ſei, ſich dem Harlequin zu widerſetzen, und ſtets auf Anſtand und Feinheit auf dem Theater zu dringen. Dieſes Lob ſcheint indeſſen ſehr zweideutig, denn Harlequin, beſonders der Italieniſche und Deutſche, iſt gewöhnlich eine höchſt unſchuldige Perſon, die für die ehrliche Bemühung, das Publikum in eine luſtige Stimmung zu verſetzen, keinesweges verdient ſo hart angefahren zu werden, als es von Sonnenfels geſchehen iſt. Sein Haß gegen das Extemporiren im Schauſpiel geht über alle Grenzen; ja er ſcheint nicht übel Luſt gehabt zu haben, jeden friſchen Witz und muthwillige Poſſe zu unterdrücken, damit nur das hervortreten könne, was er für elegante Korrektheit hielt. Erwägen wir ferner, wie engbrüſtig und geiſtlos ſich jene Korrektheit, beſonders in den ſechsziger Jahren, wo Sonnenfels wirkte, bei den Deutſchen gebehrdete, ſo gewinnt dadurch faſt ſein ganzes Bemühen das Anſehen eines trübſeligen Irrthums. Einen ſolchen kauft man wohl immer in jeder Hinſicht zu theuer; am theuerſten aber, wenn man die gute alte Deutſche Spaßhaftigkeit dafür hingiebt, der man, weit entfernt ihr zu wehren, lieber Thor und

Thüren öffnen ſollte, damit ſie nur deſto bequemer eindringen könne.

§. 73.

Ueberhaupt iſt es nur ein enger Kreis von äſthetiſchen Anſichten und Urtheilen, in denen ſich S. bewegt. Da er aber ſehr leicht zu verſtehen iſt, und dies Leichte ſtets mit einiger Feierlichkeit vorbringt, da ferner ſein perſönliches Beſtreben, frei von jedem Eigennutz, überall den beſten Willen zeigte, ſo iſt er deshalb ſehr häufig gerühmt worden, bis man ihn endlich, ſeit der gänzlichen Verbannung des Hanswurſt, gleichfalls mit aus dem Gedächtniſſe verbannt hat. Der ergötzliche Beſiegte und der trocken ernſte Sieger wurden, wie es ſcheint, von den Deutſchen in Ein Grab gelegt, nur daß, wie bereits früher bemerkt worden, der Erſtere, als eine allegoriſche Perſon, ſeine Unſterblichkeit geltend gemacht hat, und in mannigfaltiger Verkleidung und mit verklärtem Leibe aus dem Grabe aufgeſtanden iſt.

Das gegebene Urtheil über S. zu rechtfertigen, bedarf es nur der Anführung zweier ſeiner Schriften: „Briefe über die Wieneriſche Schaubühne,“ (Wien 1768) und „Thereſe und Eleonore,“ eine Wochenſchrift (Leipzig 1769).

§. 74.

Chriſt. Adolf Klotz, geb. 1740, geſt. 1771. Dieſer Schriftſteller giebt ein merkwürdiges Beiſpiel, wie mißlich und unſicher es ehedem in Deutſchland mit dem litterariſchen Ruhme geſtanden habe, und vielleicht auch noch ſtehe, denn es iſt ihm, während ſeines kurzen Lebens, eben ſo häufig der Lorbeerkranz als die Dornenkrone aufgeſetzt worden. — Bei den ernſten Deutſchen iſt die Langeweile nur ſelten die freundliche Mutter der Muſen geworden, wozu ſie Goethe hat machen wollen, deſto öfter die Ruhmbegierde und die Vergnügungsſucht. Alles, ſelbſt das Beſte, was Klotz gelehrt und geſchrieben hat, war lediglich auf den einen Zweck hingerichtet, jenen unbezähmten Neigungen zu fröhnen, und es gelang ihm damit eine Zeitlang nicht übel. Im Beſitze einer großen Gewandtheit im Lateiniſchen Styl ſchrieb er: Mores eruditorum und opuscula poetica (Altenburg 1760 und 61), Werke, die allerdings einige Spuren von Talent verrathen, obwohl die beſſeren ſatyriſchen Züge in dem erſteren, und das hie und da erſcheinende Feuer in dem letzteren Werke größtentheils erborgt worden ſind. Klotz hatte die Freude, ſich in den ſo häufig und ſo ſtreng tadelnden Litteraturbriefen gelobt zu ſehen; aber es ward dem zwanzigjährigen Jünglinge ſchwer, ſich in das Glück dieſer Celebrität zu finden. Dennoch ging es eine Weile damit gar gut. Er ſchrieb lateiniſche Recenſionen, bei denen man die Mittelmäßigkeit des Inhalts, um der Eleganz der Sprache willen, verzieh; ja es hatte dieſe letztere für manchen Deutſchen Gelehrten einen ſolchen Reiz, daß mehrere Bücher mit der Hauptabſicht geſchrieben wurden, um in Klotzens zierlichem Latein gelobt zu werden. Doch er lobte faſt nur, wenn er hoffen durfte wiedergelobt zu werden, und allerdings täuſchte ihn dieſe Ausſicht faſt nie: denn der ſtillſchweigende Kontrakt hatte, und hat auch wohl noch, nur zu oft ſeine Gültigkeit, während das gutmüthigere Publikum an dergleichen betrübte Gelehrtentraktate nicht glauben mag.

§. 75.

Endlich ſtimmten ſelbſt Männer, wie Leſſing und Herder, ein Loblied Klotzens an, und es ſchien nun, als ſtehe ſein Ruhm wie auf ewigen Säulen. Allein es war nichts als ein ſchnell vorübergehender Traum, und eine Unſterblichkeit von etwa acht Jahren geweſen. Um des Therſites und der geſchnittenen Steine willen veruneinigte er ſich mit Leſſing, und nun ward ihm von dieſem ein Gericht gehalten, das an

Schärfe und Bitterkeit alles übertrifft, was Leſſing bis dahin geſchrieben. Zwar hatte man noch vor Kurzem in dem Laokoon geleſen, Klotz ſei ein Gelehrter von ſehr richtigem und feinem Geſchmacke, doch jetzt war das längſt verwirkt, und er wurde mit einem wahren Phalanx von Gelehrſamkeit und dialektiſch bitterm Witze angefallen.

Das Publikum, welches von den geſchnittenen Steinen, die ſich hier ſo breit machten, nichts Sonderliches wußte, vom Grafen Caylus nur ſehr wenig und vom Guilianelli gar nichts gehört hatte, dem ferner Marcus Tuſcher und Chriſtoph **Becker** die gleichgültigſten Perſonen von der Welt waren, begriff durchaus nicht, wie man über dergleichen harmloſe Dinge ſo heftig an einander gerathen könne. Es überſchlug daher in den antiquariſchen Briefen ſämmtliche gelehrte Bemerkungen über die geſchnittenen Steine, nach deren Beſitz es nie eine beträchtliche Sehnſucht gezeigt hatte; las aber deſto eifriger den reinpolemiſchen Theil derſelben, und hatte ſeine große Freude daran, wie zwei berühmte Männer ſo heftig mit einander ſtritten, und beſonders Leſſing ſo gar ſehr witzig, bitter, gelehrt und ſophiſtiſch war.

§. 76.

Jetzt, da Klotzens Berühmtheit durch einen ſo gewaltigen Gegner erſchüttert worden war, und auch Herder ſeine anfänglich gute Meinung von ihm zurücknahm, folgten auch andere deutſche Schriftſteller nach, und drangen mit ſolcher Heftigkeit auf ihn, daß der noch vor kurzem Gefeierte mit einem Male als der Gegenſtand eines faſt allgemeinen Haſſes daſtand, und des Aufgebotes aller Kräfte vonnöthen hatte, um nur einigermaßen ſich zu wehren. Um ſeinen ſämtlichen Gegnern die Spitze bieten zu können, hatte er ſchon im Jahre 1767, noch vor dem Ausbruch des Kampfs mit Leſſing, mit mehrern litterariſchen Freunden zur Herausgabe der Halliſchen Bibliothek der ſchönen Künſte ſich vereinigt, und dieſes Inſtitut wurde nach und nach der Strebepfeiler der Klotziſchen Tendenzen, den mehrere jüngere Freunde mit aller Kraft zu ſtützen trachteten. Jene Bibliothek enthält, bei wenigem einzelnen Trefflichen, einen großen Theil der litterariſchen Streitigkeiten der Jahre 1767 bis 71, und iſt beſonders merkwürdig durch die ſchmähliche Art und Weiſe, wie hier Herder und Hamann beurtheilt werden. Es iſt leicht zu ermeſſen, wie das größere Publikum jene genialen Männer betrachtet haben müſſe, wenn ſelbſt der nicht eben talentloſe Klotz ſo ganz verkehrt über ſie aburtheilen mochte.

Die Strafe blieb nicht aus, und wie es wohl im praktiſchen Leben zu geſchehen pflegt, daß der, den nach und nach die gute Geſellſchaft von ſich verbannt, endlich auch wirklich verſchlechtert werde, ſo finden ſich auch in der Litteraturgeſchichte manche ähnliche Beiſpiele. Klotzens Gemüth bekam eine betrübte Säure und Bitterkeit, die ſich ſelbſt wohl das meiſte Herzeleid verurſacht; doch um ſich einigermaßen zu helfen, gezwungen iſt, ſich in herben Recenſionen umzuſetzen. Man kann nicht läugnen, daß ſeine Indignation mitunter von einigem Witz begleitet ſei, und daß, da ihn, außer jener guten Geſellſchaft, auch manche ſchlechte ausſtieß, er wohl im Stande war, der letztern Reue genug zu bereiten. Einige Biographien ſagen, es ſei zuletzt unter ihm und ſeinen Anhängern Grundſatz geworden, daß jede Recenſion dem Gegner eine böſe Stunde bereiten müſſe, eine Maxime, die noch heute von ihm den Namen hat. Daß bei Kl. ein ſolches Axiom zum Bewußtſein gekommen ſei, iſt indeſſen gar ſehr zu bezweifeln; es findet ſich überall nur die gereizte, ewig unbefriedigte Eitelkeit, die ſich wohl nie in ſanften und zierlichen Worten zu expectoriren pflegt.

§. 77.

Ein frech poſſenhaftes Buch: „Skurriliſche Briefe,“ an denen er Theil nahm, ſchadete ſeinem ohnehin ſchon geſunkenen Anſehen in der litterariſchen Welt noch mehr, und er verließ ſie (31. Dec. 1771.) mit zerriſſenem und zerſplittertem Talent, mit dem Gefühl einer häufig misbrauchten Kraft. Keines ſeiner Bücher hat ein wahrhaftes Leben in ſich, keines wird ſeinem Namen Dauer geben, und die Berühmtheit, nach der er faſt ausſchließlich ſtrebte, *) iſt längſt zu einer bloßen temporären Berüchtigtheit geworden. Wenn es wahr iſt, was mehrere ſeiner Biographen angeben, daß er ſehr häufig das ſeichte Wort im Munde führte: Une éternité de gloire vaut-elle un jour de plaisir? ſo iſt zu fürchten, daß er ſelbſt den letzteren nicht er-

---

*) Wie weit es mit Klotzens Ruhmſucht ging, beweiſt unter andern auch der Umſtand, daß ſämmtliche deutſche oder lateiniſche Schriften, in denen ſein Name mit Ruhm genannt worden war, in ſeiner Bibliothek ſogleich recenſirt wurden, wobei man jedesmal, und zuweilen auf ſehr ungeſchickte Weiſe, die Stelle anführte, in welcher der Weihrauch geſpendet worden. Seine Freunde ſchrieben nicht leicht auch nur einen Bogen, in dem ſein Name fehlte, ſo daß es faſt das Anſehen hat, als ſei ein förmlicher Befehl an ſie ergangen.

reichte, indem die verletzte und unbefriedigte Eitelkeit, ſelbſt dem wehrt, was man plaiſir nennt. Von geſicherter Friedlichkeit und heller Freudigkeit im Innern, ſelbſt nur auf Stunden, kann nun vollends gar nicht bei ihm die Rede ſein. Um deswillen iſt Klotzens litterariſches Leben lehrreich warnend, und es ſchien gar wohl der Mühe werth, von ihm mit einiger Ausführlichkeit zu reden. *)

§. 78.

Allgemeine Bemerkungen, in Beziehung auf die Geſchichte der weitern Ausbildung der deutſchen Litteratur.

Rechnen wir nach, was inſonderheit wäh-

---

*) Noch verdient hier, wenigſtens in einer Anmerkung, bemerkt zu werden, wie leichtſinnig bequem K. mit den alten Klaſſikern verfuhr, deren er einige herausgab. So heißt es z. B. in ſeinem Strato (Altenburg 1764) ſehr häufig: non intelligo, non capio, non assequor sensum, welches man leider nicht für beſcheidene Einſicht in ſeine mangelhafte Kenntniß halten darf, denn nur zu oft äußert er vornehm genug, es fehle ihm nur an Zeit, um alles aufs Reine zu bringen, z. B. in der Vorrede: Neque opus fuit (notis) neque nunc ob alia negotia nobis licuit. Seine Urtheile über das Charakteriſtiſche der zu edirenden Dichter ſind oft in flacher Allgemeinheit gehalten, z. B. Quot leges carmina, omni melle dulciora, quae ipsae Musae Gratiaeque poetis dictasse videntur.

rend der letzten Decennien, dem höheren Streben unſrer Litteratur, ſo wie der Neigung der Nation für dieſelbe, geſchadet hat, ſo finden ſich der Punkte gar viele, die hier verderblich wirkten, doch unter den vielen drängen ſich etwa fünf bis ſechs als ganz beſonders unheilbringend hervor, die hier wohl einer genauern Erwägung werth ſind.

Zuvörderſt. Freilich war bereits durch Ludwig XIV. die in ihrer Alterthümlichkeit ehrwürdige Grundverfaſſung Deutſchlands, als eines politiſchen Körpers, gewiſſermaßen umgeworfen, oder doch wenigſtens, nach gelockertem Bande, in ihrer Schwäche gezeigt worden. Die Friedensſchlüſſe von Nimwegen, Ryswik und Raſtatt mußten gerade bei dem edleren Deutſchen eine trübe Ahndung von der nahenden Auflöſung eines Vereins geben, der in der Zeit der Hohenſtaufen bis zur Reformation, ja bis zur Zeit des ausbrechenden dreißigjährigen Krieges ſo glänzend und mächtig dageſtanden. Nur die Schwäche Philipps von Orleans und des funfzehnten Ludwig verzögerte das gänzliche Zerreiſſen. Und dennoch, welche Rolle ſpielte das deutſche Reich, als politiſcher Körper, in dem Kriege gegen Frankreich im Jahre 1732 und den folgenden! Zwar brachte der ſiebenjährige Kampf Friedrichs II. den alten Kriegsruhm in ſeiner ganzen Glorie zurück, aber es riſſen dafür auch manche Bande, durch die bis dahin das alte Deutſchland an einander gehalten wurde. Die alten Formen ſchwanden, und der alte ehrwürdige Reichskoloß entbehrte fortan des weiten Purpurmantels, ohne den er ſich ſonſt nicht häufig gezeigt hatte.

§. 79.

Ferner. Die deutſche Philoſophie war beinahe funfzig Jahre lang in die Regel Wolfens und Baumgartens gebannt. Sie war Logik und Metaphyſik nach herkömmlich halbſcholaſtiſcher Form, während die wahrhafte Scholaſtik, die in der That einigen Troſt hätte gewähren können, faſt verachtet wurde. Bei aller Hochachtung, auf die jene Männer durch gründliche Darlegung einzelner Disciplinen der Wiſſenſchaft Anſpruch machen dürfen, muß es verſtattet ſein, zu bemerken, daß ſie die eigentlichen Anfangspunkte und die beiden großen Fragen der Philoſophie nicht nur nicht lößten, ſondern ſie umgingen, daß ſie, wenn das Wort nicht befremdet, weder das Ich noch die Natur in Freiheit ſetzten. Welchen Einfluß nun der Umgang mit einer ſolchen Philoſophie auf die Dichter ausüben mußte, liegt am Tage.

Ferner. Von jener trockenen Metaphyſik endlich ermüdet, ging man mit raſchem Schritt zur Seichtigkeit über, und damit dieſe das Zeitalter ſogleich recht an der Wurzel ergreifen möge, ſo wandte man ſie zuvörderſt auf die Pädagogik an. Dem alten Pedantismus zu entfliehen, wehrte man nun auch jeder Anſtrengung und dem Streben nach etwas Gründlichem, und höhnte daſſelbe als unbehülfliche Altväterlichkeit, deren unerfreuliches Weſen man Gottlob endlich erkannt habe. Man wollte die Arbeit zum Spiele machen, und ſie wurde bald zu etwas viel niederem: zu einer faden Spielerei, die das Gemüth erkalten ließ, und den Menſchen zu einem kraftloſen Weſen machte. Da man nun einem ſolchen, ſeiner Schwäche ſich allgemach rühmenden Weſen nicht viel mehr zumuthen durfte, ſo war man auf eine Sichtung der Wiſſenſchaften bedacht, und fing an, ſie einzutheilen in die wiſſenswürdigen und nicht wiſſenswürdigen, in die nützlichen und unnützen, oder doch entbehrlichen. Hier war nun die ſchwache Seite (die unharmoniſche Kraftſprache würde ſagen: der faule Fleck) des Zeitalters getroffen, und es erhuben ſich tauſend Stimmen der Freude, daß man nun mit einemmale einen Freibrief empfangen habe, dem zufolge man nicht mehr ſonderlich ſich anzuſtrengen brauche, ja wohl gar jedes höheren Strebens ungeſtraft ſpotten dürfe.

§. 80.

Bei dieſer Anſicht ſank das Intereſſe für die Künſte, inſonderheit für die Poeſie, auf eine unſägliche Weiſe. Die gemeinſte Denkungsart, jetzt faſt herrſchend geworden, machte ſich Luft, und es gingen Sätze und Maximen von Mund zu Mund, in denen ſich die wahrhafte Sünde gegen den heiligen Geiſt im Menſchen klar und deutlich ausſprach. Z. B. Die Poeſie ſei eine recht hübſche Blume, doch wiſſe man gar wohl, daß Blumen ſich nicht eſſen laſſen. Mit den Dichtern ſei überhaupt nicht viel anzufangen, und der müßiggängeriſche Hang, der ihnen faſt insgeſammt beiwohne, mache ſie zu den Geſchäften des bürgerlichen Lebens untüchtig, auf die es doch allein ankomme. Endlich, um ſelbſt das Aeußerſte nicht unangedeutet zu laſſen, erklärte ein lauter Sprecher, um alles mit einem ſchlagenden Worte abzumachen, daß die Erfinder der Spinnräder und der Braunſchweigiſchen Mumme ſämmtlichen Epopöendichtern, Homer nicht ausgenommen, bei weitem vorzuziehen ſeien. Dieſer entſcheidende, tiefſinnige Satz ſteht als vollendet einzig in der ganzen Weltgeſchichte da, wobei zugleich die deutſchen Annalen hinzuſetzen müſſen, daß faſt niemand darüber ſtaunte, ſondern faſt alle ihn recht plauſibel und hochverſtändig fanden. Bürgers Scherz über dergleichen graue Proſa verhallte faſt einſam, bis endlich der gediegene Witz in der Vorrede zu Jean Pauls Blumen- Frucht- und Dornenſtücken dem Gerede ein Ende machte. Indeſſen iſt es doch einmal geweſen, und hat großen Beifall gefunden. Das entſcheidet.

§. 81.

Iſt die Flachheit erſt einmal im Gange, ſo ſind ihre Fortſchritte nach allen Seiten hin kaum zu berechnen. Mit der leeren Neugierde im Bunde, bemächtigte ſie ſich beſonders der Politik, die durch den Anblick der Nordamerikaniſchen und hinterher der Franzöſiſchen Revolution, einen überaus weiten Spielraum gewann. Faſt in allen deutſchen Geſellſchaften wiederhallte nichts als das hohle Getön der grund- und bodenloſen Urtheile über die Neuigkeiten des Tages, und die Liebe und der Haß für das beginnende Neue, gleich verworren gegen einander wüthend, verſcheuchte bei der Mehrheit faſt noch das letzte ſchwache Intereſſe für die Gaben der Muſen. Es liegt am Tage, wie wenig wahrhaft lebende poetiſche Werke in jener Zeit erſchienen ſind, ſo wie nicht minder die zähe Gleichgültigkeit, mit der man ſelbſt dieſe wenigen ausgezeichneten aufnahm. Die unermeßliche Zahl der damals erſcheinenden politiſchen Schriften gewährt wahrlich auch nicht den ſchwächſten Erſatz, und man darf mit voller Ueberzeugung ſagen, daß von den tauſenden derſelben kaum vier bis ſechs würdig ſind, auch heut zu Tage noch geleſen zu werden. Jenes große Räthſel der Sphinx fand in Deutſchland faſt keinen, der es zu löſen vermocht hätte; wohl aber eine unendliche Schaar, die es mit roher Unbehülflichkeit verſuchte. Dem unächten flachen Kosmopolitismus wurde Thür und Thor geöffnet, und man bot Hochmuth und wohl gar einigen Witz auf, um die Gemüthloſigkeit der Anſicht zu ſanktioniren. So verſchleuderten ſich die Kräfte im leeren Bemühen, etwas Feſtes zu erfaſſen, und das, was einſt für Wiſſenſchaft und Kunſt ſo ſchön begonnen, blieb ungenutzt und unerweitert, in der ungünſtigen Zeit. Man vergleiche die lyriſchen Klagen Schillers in der Ankündigung der Horen, und Goethe's hin und wieder verſtreuete leiſe Scherze über dieſe politiſche Wuth, die ihrer ganzen Natur nach jede ruhige Bildung zurückdrängen mußte.

§. 82.

Endlich gedenke man der damals immer mehr und mehr überhandnehmenden Neigung zum encyclopädiſchen Wiſſen, das in ſeiner totalen Unwiſſenheit ſich dennoch als eigentliche Wiſſenſchaft brüſtete, der undeutſchen ausländiſchen Bildung, welche die meiſten Eltern ihren Kindern anzueignen ſtrebten, und um das Maaß des Elendes bis zum Ueberſchäumen zu füllen, der frechen Irreligioſität, des reinen Antichriſtianismus, der ſich ohne Scheu der Herrſchaft anmaaßte und unter dem Schutz des leeren Modeworts „Aufklärung“ in hundert und wieder hundert Schriften ſich an den Tag legte. Wie konnte die heilige Poeſie ihre Stralen fallen laſſen auf eine ſo ſumpfartig ſtarrende Zeit, und welch ein ſtrafendes Ungewitter war nöthig, die tiefgeſunkenen Deutſchen wieder an die alte Gemüthstiefe zu erinnern! Wenn aber Deutſchland jenen herrlichen Männern, die die beſſere Zeit hervorriefen oder in ſich erhielten, einem Winkelmann, Leſſing, Klopſtock, Goethe, Schiller, Herder, F. H. Jacobi, Kant, Jean Paul u. ſ. w., den Tribut des innigſten Dankes abträgt, ſo möge es, nicht zu ſtolz auf dieſes neue Gefühl, ſtets bedenken, daß die Erinnerung an die alte Kraft noch keinesweges den Beſitz derſelben hervorgebracht habe, und dieſer letztere erſt noch redlich errungen ſein wolle.

§. 83.

(Nachtrag zu Seite 220.)

Es iſt in der Oſtermeſſe 1812 eine neue Ausgabe von **Bürgers** Werken erſchienen, die uns abermals, gleich zu Anfang, den ganzen Lebenslauf des Dichters überſchauen läßt, den ein einfacher und beſcheidener Freund ſchildert. Wenn wir dieſem oft peinlich engen und doch immer eine ſo weite Ausſicht bietenden Lebensgange folgen, ſo wird uns nicht ſelten dabei recht weh um das Herz, ſtill und bang'; denn faſt zu ſpät, wenn auch in tauſend andern Hinſichten zu früh, löſet endlich der Tod das gefangene Leben des Dichters ab, dem alle Blüthen geraubt waren, bis auf den ewig grünenden Lorbeerkranz, den keine fremde Hand zu rauben vermochte. Es iſt ſehr ſchwer, bei der Lektüre dieſer Biographie ſich eines bitteren Gefühls zu enthalten, denn wenn man auch gar oft zur Beſchwichtigung ſich ſagt, daß faſt alles ſo kommen mußte wie es kam, ſo wird doch dadurch das was wirklich kam, um nichts gebeſſert, und jenes Muß ſcheint immer nur ein durch prekäre Verhältniſſe von außen herein gekommenes. Auch wenn wir einräumen, was wohl einzuräumen iſt, daß B. ſelbſt und einige ſeiner Gedichte ſich mitunter ſogar ein wenig zur Roheit neigten, ſo fordert doch ſelbſt ein bloß gerechtes Gefühl, daß wir jene ſeltene Roheit nur als einen Tribut anſehen, den er an die gemeine Zeit abtrug. Um es mit einem Worte zu ſagen: man kann bei jener Lebensbeſchreibung recht tief an den König Lear des ewigen Shakſpear erinnert werden, und jenes Trauerſpiel das ſo oft ſeine allegoriſche Beziehung enthüllt, dringt auch hier mit tiefer Bedeutſamkeit auf den Leſer ein. Auch Bürger konnte wohl ſprechen: „Ich gab euch alles,“ und in einer andern Beziehung: „Euch tadl' ich nicht, euch gab ich keine Königreiche,“ und endlich: „Ich bin ein Mann, gegen den mehr geſündigt iſt, als er geſündigt hat.“ Man könnte ſogar ſagen, daß Bürgers Leben ſelbſt der Freuden entbehrte, die jenes Trauerſpiel auch nur hiſtoriſch genommen, in ſich aufzuzeigen hat. Man könnte Gloſter, Kent, und den edeln weiſen Narren vermiſſen, und vor allen die ätherreine Cordelia. — Dennoch wird auch hier dem religiöſen Leſer Beruhigung zu Theil werden, und dem tieferen Auge der Friedensbogen nicht unbemerkt bleiben, der auch hier nach dem dumpfſchweren Gewitter ſich erhebt.

§. 84.

Friedrich Müller (der Maler). Wenn der, ſo lange in einem unfreien Zuſtande ſich befand, endlich die Feſſel gewaltſam bricht, ſo haſſt er gewöhnlich nicht bloß dieſe, ſondern verachtet nun auch wohl übermüthig jedes Geſetz, jede Regel, jedes Maaß. So auch einſt die Dichter, beſonders die Deutſchen. Lange genug waren ſie kleinlaut und nüchtern, bewundernd und nachahmend, und unabgeſchreckt ſelbſt durch den Spott, der oft ihre Bewunderung und Nachahmung traf, in einem ſehr engen Zirkel herumgegangen, und hatten keinen Schritt gethan, ohne vorher bei Ariſtoteles und Horaz, Batteux oder Gottſched anzufragen, ob er auch verſtattet ſei: als ſie, angeregt durch einige bedeutende Geiſter, mit einemmale die Kläglichkeit ihres bisherigen ſklaviſchen Zuſtandes entdeckten. Jetzt nun traf der oben angedeutete Zuſtand ein, und nicht gedenkend an den herrlichen Mythus von Adraſtea, die in Allem Maaß zu halten gebietet, leitete man eine Epoche ein, die ſchon längſt als die ſtürmende und drängende bezeichnet worden iſt. Dieſe Zeit riß auch Müllern mit ſich fort, oder vielmehr er war einer von denen, die ſie veranlaßten. Ein reges inneres Treiben, das muthige Sehnen friſcher Jugend nach Thaten ſchien ihm, wie Mehreren, ſchon die Poeſie ſelbſt zu ſein, und er äußert ſich darüber recht anziehend in einem Schreiben an den Freiherrn Otto von Gemmingen, welches ſeinem „dramatiſirten Leben Fauſts" vorangeht (Manheim 1778).

§. 85.

Es gehöre, ſagt er, mit zu ſeinem Weſen, wie die Bienen über Thal und Auen, die Schöpfung zu durchwandern, um tauſend neue Schätze zu finden, wo die Liebe mit allmächtiger Ruthe anſchlägt; nicht immer mit dem Gedanken an einem Heerd zu hauſen, wär's auch nur dann und wann Bewegung und Ausbruch der Glut zu geben, die ſonſt auf eins verſchloſſen, ſein Herz endlich ganz „verſchmoren" würde.

So ſah er ſich denn nach Stoffe um, und er wählte ſo, daß man nicht vortrefflicher wählen kann: Genovefa und Fauſt. Doch was war es, das ihn im Fauſt anzog? Er dachte ſich ihn — ſo erzählt er ſelbſt in dem angeführten Schreiben — als einen „großen Kerl, der alle ſeine Kraft gefühlt, gefühlt den Zügel, den Glück und Schickſal ihm anhielt, den er gern zerbrechen wollte und Wege ſuchte, Muth genug hatte, alles niederzuwerfen, was in den Weg tritt und ihn verhindern will, Wärme genug in ſeinem Buſen trägt, ſich in Liebe an einen Teufel zu hängen, der ihm offen und vertraulich entgegen tritt u. ſ. w.

Ein ſolcher Charakter iſt aber nicht ſehr ſelten zu finden, und es ſcheint unbillig, denſelben mit dem Namen des tiefdunkeln Fauſt zu belegen. Nur einmal kommt M. dem Sinne deſſelben näher, wenn er, in Beziehung auf ihn, an das „Ganz ſein wollen, was man fühlt, daß man ſein könnte" erinnert; doch gleich darauf verſchwindet ihm jene Idee wieder, die ihn ſonſt würde richtig geleitet haben, und er accentuirt zu ſehr das „Murren gegen Schickſal und Welt, die uns niederdrängt, und unſer edles ſelbſtſtändiges Weſen, unſern handelnden Willen durch Conventionen niederbeugt."

Dennoch hätte man nach dieſer nicht ganz klaren Anſicht vom Fauſt, etwas Tieferes erwarten ſollen, als M. uns in dem Werke ſelbſt giebt. F. iſt hier ein von wilden Kraftphraſen aufgedunſener Jüngling, der nur eben die gebührende Strafe leidet, wenn er ſich im Innern unbefriedigt fühlt. — Fauſt ſoll untergehen in der Unbegränztheit der Wiſſenſchaft, und durch das Nichtanerkennenwollen der nothwendigen Begränztheit des Individuums, hieraus ſoll die Oppoſition gegen den Himmel, deſſen ſüße Geheimniſſe ſich nur dem Frommergebenen kund thun, und das

Herauſrufen der Mächte der Hölle erklärt und ſymboliſch dargeſtellt werden. Aber von jenen metaphyſiſchen Leiden iſt hier bei M. nicht die Rede, und der wahre Sinn des Mythus faſt gänzlich aus den Augen gerückt worden.

§. 86.

Wir ſehen hier Fauſt in der wüſteſten Geſellſchaft ſich umhertreiben, von der er ſich ſelbſt nur in geringem Maaße unterſcheidet. Dennoch wird uns ſogar für jene Wüſtheit eine Art von Achtung abgefordert, und wir ſollen annehmen, es möge denn doch wohl hinter jener Roheit eine bedeutende Summe von Kraft verborgen liegen. Aber die Kraft zeigt ſich nicht ſonderlich in Prügelſcenen und bei Trinkgelagen, ſo wie denn auch die wahre Kraft nicht gern von ihrer Kraft redet, und kein Liebäugeln mit ſich ſelbſt treibt.

Um F. zu verderben, muß der Vf. ſogar zu den ewigen Hausmitteln, der Verſchwendung, dem Spiel, und den Schulden ſeine Zuflucht nehmen, und wenn ſchon dies alles durchaus nicht in den Mythus gehört, ſo muß uns vollends die Art, wie jene Wildheit hier getrieben wird, zu der entſchiedenſten Abneigung gegen den in ſtolzer Verworrenheit hintaumelnden Helden veranlaſſen. In jedem Falle iſt ein Fauſt, der nur durch ſolche Aeußerlichkeiten veranlaßt, bei den Unterirdiſchen Hülfe ſucht, und den man allenfalls, wenn man ſeine Spielſchulden bezahlte, und ihn außerdem noch mit Geld verſorgte, von der Hölle loskaufen könnte, ein überaus widerſtrebender Gedanke.

Dieſem verfehlten Fauſt ſteht ein nicht minder verfehlter, aus dem Coſtum gehender Famulus, Chriſtoph Wagner, zur Seite, und man traut faſt ſeinen Augen nicht, wenn man hier leſen muß, daß er, mit wenig bedeutenden Thränen in den Augen, als ein überzart geſinnter Jüngling hereintritt, dem ſelbſt Fauſt nachſagt, daß er nicht begreifen könne, wie ihm doch immer das Leben zur Qual werde. „Junge,“ ſo fährt er dann fort, unſere Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel, aber Deines ſchwebt höher droben, die Welt könnte mir alles werden und Dir — Du findeſt nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte.“ — Indeſſen erklärt ſich dieſer Irrthum in der Zeichnung des W., durch den, welcher die des F. veranlaßte.

Ueber die ſeltſame Verkehrtheit in der Darſtellung des Lucifer, Mephiſtopheles, Babillo u. ſ. w. bedarf es keines ausführlichen Worts, denn ſowohl das Pathos, als der Humor, der ihnen hier geliehen worden, ſpricht ſich nur zu deutlich als Krampf aus.

§. 87.

Die alte deutſche Sage vom Fauſt iſt mir ſtets ſo wunderbar herrlich, groß und ſinnreich erſchienen, daß es mir ſchlechthin unmöglich iſt, in einer Darſtellung, wie dieſe, Müllers Talent anzuerkennen *). Dennoch bin ich weit entfernt, ihm daſſelbe im Allgemeinen abzuſprechen. Es zeigt ſich unter andern deutlich in ſeiner Genoveva, nicht ſowohl im Ganzen als in einzelnen Scenen, die indeſſen wieder faſt mehr ſind als Einzelnes, weil ſie einen nach einer poetiſchen Idee ſtrebenden Geiſt verrathen. Eine genaue Vergleichung der Müllerſchen und Tieckſchen Genoveva würde auch für die erſte nicht unrühmlich ausfallen; doch wehrt hier der beſchränkte Raum; denn ſie darf nicht mit wenigen Worten abgethan werden. Sie wird erleichtert durch das beziehungsreiche Lied, das durch beide Bearbeitungen hingeht.

Unter den einzelnen Situationen, die M. romanzenartig dargeſtellt hat, zeichnet ſich beſonders der „raſende Geldar" durch jugendliche

---

*) Nur in einigen Judenſcenen, die indeſſen nicht wohl in den Fauſt gehören, herrſcht wirkliches Leben, dem etwas Grellheit nicht eben ſchadet.

Kraft aus, deren Tonfülle ſich gleich zu Anfang muthig ausſpricht:

Wer iſts, der wild
Und fürchterlich ſiegreich brüllt,
Ins Hiſthorn ſtößt zum blumigen Tanze?
Mit Zweigen geſchmückt, rollt er ſein Schild
In blitzendem Mondesglanze u. ſ. w.

Zum Schluſſe möge hier noch ein ſehr bedeutendes Lob mitgetheilt werden, das dem Mahler Müller erſt vor Kurzem für ſeine Leiſtungen in einer andern Dichtungsart gebracht worden iſt. Es lautet:

„Die Idyllen der Neueren ſind früh ſentimental geworden, oder allegoriſch, in der letzten Zeit bei den Franzoſen und Deutſchen meiſt fade und ſüßlich. Zwei Gedichte eines Deutſchen aber ſind mir bekannt, die ich vielen der ſchönſten Poeſien an die Seite ſetzen möchte, der Satyr Mopſus nämlich und Bacchidion und Milon vom Mahler Müller. Die friſche ſinnliche Natur, der lyriſche Schwung der Geſänge, die ſchön gewählten und kräftig ausgeführten Bilder haben mich jedesmal bis zur Entzückung hingeriſſen. Trefflich, wenn gleich nicht von dieſer Vollendung, iſt ſeine „Schaafſchur,“ reicher als dieſes Gemälde aus unſerer Zeit, ſein „Nußkern.“ In dem Gedicht: „Adams erſtes Erwachen,“ befindet er ſich freilich auch zuweilen in jener Leere, die ſich nicht poetiſch bevölkern läßt, aber einzelne Stellen ſind von großer Schönheit, und in der Darſtellung der Thiere ſcheint er mir einzig; ich weiß wenigſtens keinen Dichter, der ſie uns mit dieſer geiſtigen Lebendigkeit vor die Augen führte. Wie Schade, daß dieſes wahre Genie, welches ſich ſo glänzend ankündigte, nicht nachher das Studium der Poeſie fortgeſetzt hat! Sein Geiſt ſcheint mir mit dem des Giulio Romano innig verwandt; dieſelbe Fülle und Lieblichkeit, das Scharfe und Bizarre der Gedanken, und dieſelbe Sucht zur Uebertreibung. (S. Tiecks Phantaſus S. 459, 460.)

Wohl erkennend, daß M's Idyllen ſeine tragiſchen Scenen allerdings gar ſehr überragen, kann ich dennoch dieſes Lob nicht ganz unterſchreiben, indem jene friſche ſinnliche Natur nicht ſelten darauf auszugehen ſcheint, noch unendlich natürlicher und ſinnlicher zu ſein als die Natur ſelbſt, was ihr denn auch mitunter wohl gar — gelingt. Indeſſen hab ich jenes Tieckſche Urtheil nicht ignoriren, ſondern wenigſtens hiſtoriſch mittheilen wollen. Doch ſelbſt abgeſehen von dieſer geſchichtlichen Beziehung, mag ich auch über eine das Maaß weit überſchreitende Liebe nicht rechten.

§. 88.

Heinrich Jung (Stilling) geb. 1740. Man könnte nicht bloß die deutſchen, ſondern auch ſämtliche europäiſche Schriftſteller in zwei große Klaſſen eintheilen. Die erſte überaus große umfaſſet diejenigen, welche eigentlich dem Publikum gar nichts zu ſagen haben, und dennoch, ſei's durch frivole Willkühr, Eitelkeit oder durch äußere Scheinveranlaſſungen bewogen, die Feder ergreifen, gelaſſen eintauchen, und niederſchreiben was eben bequem und erträglich ſcheint. Da unter jenem Ausdrucke: „Nichts zu ſagen haben,“ natürlich nur das nicht Bedeutende, nicht Nothwendige, ihnen ſelbſt nicht einmal nothwendig Scheinende verſtanden wird, ſo darf man wohl urtheilen, daß dieſe ganze Maſſe von Litteratur ohne Schaden für das Publikum, und ohne Schaden für die Autoren ſelbſt, verbrannt, oder in das Meer geworfen werden könnte.

Die andere Klaſſe hat in der That und Wahrheit den Zeitgenoſſen etwas zu ſagen, und da die Menſchenſtimme im Geſpräch ſo leicht verhallt, und die Hirtenbriefe nicht mehr circuliren, ſo will und muß ſie ſich vervielfältigen durch gedruckte Lettern, die in jeder Hinſicht für den noch nicht völlig in Leichtſinn Verlornen etwas entſchieden Heiliges haben. Bei einem ſolchen Schriftſteller iſt die innere Nothwendigkeit vorhanden, ſich mitzutheilen, darum ſpricht er auch nicht wie die Phariſäer und Schriftgelehrten um des eiteln Wortgefechtes, oder um der Converſation willen, die nur zu oft in ein bloßes Vielleicht, oder auch wohl in ein reines Nichts zerflattert, ſondern um der unerſchütterlich für wahr anerkannten Sache ſelbſt willen, die er als ſolche überall anerkannt haben will.

Indeſſen iſt allerdings zuzugeben, daß jene Wahrheit, zuweilen nur eine ſubjektive ſei, welcher der Beſitzer zu raſch eine allgemeine Bedeutſamkeit leihen will, oft iſt es ſogar nur ein einziger großer Irrthum, den der Redende mit ganzer Seele umfaßt, und er kann in dieſem Falle höchſt gefährlich werden, indem jenes „Mit ganzer Seele umfaſſen,“ ſtets eine Kraft und ein Leben in den Buchſtaben hineinzaubert, von dem tauſend mittelmäßig gute Autoren, die ſelbſt nur halb glauben an das was ſie vorbringen, auch nicht die entfernteſte Spur erreichen.

Jene beiden Klaſſen von Schriftſtellern ſind deshalb nicht etwa bloß dem Grade nach, ſondern der Gattung nach unterſchieden.

§. 89.

Zu welcher von beiden Ordnungen nun Heinrich Stilling zu rechnen ſei, iſt wohl um ſo klarer, da gerade er es iſt, bei deſſen Erwähnung ich jene ganz einfachen Bemerkungen voranzuſchicken für nöthig fand.

Er begann ſeine literariſche Laufbahn wider alle Gewohnheit mit ſeiner Lebensbeſchreibung; doch eben dieſes aus dem Koſtum gehen iſt bei ihm charakteriſtiſch. Ihm iſt das Leben mehr, als das lernende Umherſchauen nach vielen Seiten hin, ihm iſt der Zweifel tödtlich, das Wiſſen faſt nur ein bloß irdiſches Vergnügen, ihm iſt der Glaube nicht bloß das Höchſte, ſondern das allein Entſcheidende und Göttliche. Stillings Selbſtbiographie gehört zu den gemüthvollſten und lauterſten Schriften der Deutſchen. Es feſſelt nicht etwa durch die Darſtellung großer Begebenheiten, oder äußerlich ausgezeichneter Menſchen, wir werden hier eingeführt in ſehr enge Bauernſtuben: und Kohlenbrenner, Schneider, Schulmeiſter, und höchſtens einmal ein Prediger ſtellen ſich unſerm Blicke dar, und verlangen, daß wir ſie freundlich begrüßen ſollen, ſo wie ſie uns freundlich begrüßen. Sie erreichen das bald, denn ſie haben alle eine ſinnvolle Bedeutung, innere Lebendigkeit und äußere Anſchaulichkeit. Es iſt allen dieſen Perſonen mit dem was ſie thun, und dem Verfaſſer mit dem was er ſchildert, ein heiliger Ernſt, weshalb denn auch der Leſer nur zu wählen hat zwiſchen gänzlicher Widerſetzlichkeit, oder freundlicher Hingebung. Dazu kommen noch die herrlichen altdeutſchen Volkslieder, die, wie ferne Heimathsberge, auf die der Strahl der Abendſonne fällt, die einzelnen Lebensabſchnitte mild und ernſt begränzen. So ſchauen wir denn von jenen Hütten aus, nicht bloß in die ewige unergründliche Menſchenbruſt, ſondern auch durch jene Lieder in manche alte Rieſenburg, die nun geſunken, in manche alte Königshalle, in der nun keine Muſik mehr ertönt. Unter Stillings eigenen Liedern iſt vielleicht auch nicht ein einziges, dem man das traurige Beiwort „gemacht" beilegen dürfte, ein Wort, das dieſe Litteraturgeſchichte leider hat recht häufig gebrauchen müſſen, weil ſich für die Unzahl von anderweitigen Gedichten, Schauſpielen, Romanen u. ſ. w. nun einmal kein anders ſo bezeichnendes Wort wieder auffinden ließ.

Manche der Stillingſchen Gedichte werden ſo lange leben, als es Deutſche giebt, welche Poeſie und Deutſch verſtehen.

§. 90.

Soll übrigens aus der Stillingſchen Lebensbeſchreibung ein Charakter ganz beſonders hervor gehoben werden, ſo iſt dieſes Vater Stilling, den das Herz ſelbſt gezeichnet zu haben ſcheint, und das Herz iſt es ja, wie ſchon die Alten gar wohl wußten, das beredt macht. Da jetzt ſo häufig, ohne Zweifel größtentheils zum Verdruſſe der Deutſchheit, von der Deutſchheit die Rede iſt, weshalb denn auch manche ſich unter derſelben ein recht hoffährtiges vollmundiges Weſen denken, ſo ſcheint es wohl gethan, auf dieſen alten Vater Stilling hinzudeuten und zu ſagen: Sehet her, dies iſt ein Deutſcher, ein ſtill kräftiger, durch und durch geſunder, einfach thätiger Mann, ſtolz auf ſein Vaterland, aber viel zu ſtolz, um viel davon zu reden, ſtolz auf ſeine Bürgertugend, muthig und fröhlich ſelbſt im Leide, ein treuer Hüter der Familie, feſt und entſchloſſen gegen alles Unwürdige, aber unendlich beſcheiden und demüthig bis in den Mittelpunkt des Herzens hin, gegen Gott und den Erlöſer. Laßt euch durch die Darſtellung ſeines Todes nicht ſchrecken. Er iſt ernſt und tragiſch, doch weil er wahrhaft tragiſch iſt, ſo iſt er gewiß keinesweges zerreißend, ſondern führt auch wieder den Troſt mit ſich.

§. 91.

Mit größeren Anſprüchen, doch bei weitem weniger genügend, erſcheint das ſehr weitläufige „Heimweh,“ ein Werk, deſſen Anlage im Ganzen, und in mehreren einzelnen ſeiner allegoriſchen Beziehungen misglückt iſt, und nothwendig misglücken mußte. Die Flügel, die eine rein allegoriſche Dichtung tragen, ſind gewöhnlich ſo zart, daß ſie den breiten Weg durch mehrere Alphabete hindurch, oder, wie nicht minder hier der Fall iſt, vom Rhein bis zu den ägyptiſchen Pyramiden hin, nicht wohl ertragen können, ohne ſich ſtaubig und ſchwer zu machen. In einem ſehr alten Engliſchen Buche: „Reiſe des Chriſten nach der ſeligen Ewigkeit,“ von Bunian, wird eine ähnliche Idee einfacher und glücklicher ausgeführt, obwohl Stilling in einzelnen Parthien ſeines Werkes mehr Tiefe und Bildung zeigt. Störend in dem Letzteren iſt beſonders die zu häufige Erwähnung des metaphyſiſch religiöſen Heimwehs ſelber, das ſich mitunter durch die theilweis unbeholfene Handhabung der Sprache, als eine wirkliche Krankheit, oder gar als etwas ſich mit ſich ſelbſt Brüſtendes darſtellt. Allerdings ſoll der Menſch jenes religiöſe Heimweh haben, aber es ruht am beſten in der Tiefe der Bruſt, und es wird ungern durch die Frage geſtört, ob es denn auch wirklich vorhanden und recht lebhaft da ſei, was hier nur zu häufig geſchieht. Die modernen Hauptfeinde des Chriſtenthums werden hier nicht mit dem gehörigen Fleiße geſchildert, und die allegoriſche Frau von Traun, nebſt ihrer Freundin, dem Fräulein Niſchlin, ſpielen hier eine weniger gefährliche als ſeltſam komiſche Rolle, beſonders wenn die letztere den allegoriſchen Helden (Oſtenheim) mit Gewalt fangen läßt, und ihm zuletzt mit ungeahndeter Offenheit erklärt, daß ſie ihn liebe und nicht von ihm laſſen wolle. — Zu den anderweitigen Störungen gehört auch noch der Dialog, der dem Verf. nie recht zuſagt.

Den philoſophiſchen Atheismus, dem auch noch der hiſtoriſch-politiſche beigeſellt werden könnte, ſollte Stilling nicht auf deſſen eigenem Grund und Boden beſiegen wollen, der nur Nahrung hat für den zu Bekämpfenden. Nur frei, in den reineren Lüften, kann jenes Ungeheuer überwunden werden, und dort hat auch St. ſchon manchen redlichen Sieg über daſſelbe davon getragen.

§. 92.

Manche ſpätere Schriften dieſes Dichters haben ein nicht glückliches Aufſehn gemacht, doch möchte es zweckmäßiger geweſen ſein, wenn man ohne alle Heftigkeit, und ohne allen wohlfeilen Witz, bloß ruhig erklärt hätte, daß St. nicht wohl gethan, ſie zu ſchreiben. Gefahr dürfte wohl nicht eben davon zu fürchten ſein, denn ſelbſt für den Aberglauben ſcheint die Mehrheit unſerer Zeitgenoſſen zu flüchtig und gehaltlos zu ſein.

Was wir aber nicht ohne Tadel erwähnen können iſt, daß Jung in ſeinen Schriften dieſes Leben überhaupt, nicht in der Selbſtvollendung deſſelben, ſondern faſt immer nur in ſeiner Unzulänglichkeit und Unbefriedigtheit betrachtet, wodurch er mehr betrübt als erfreut. Jedes Leben und jede Welt hat ihre in ſich ſelbſt beruhende Bedeutung, und eine wechſelſeitig höchſt erfreuliche Beziehung, und ſo kann und ſoll uns ſchon die Zeit zur Ewigkeit werden.

So findet ſich denn auch in den geiſtigen Ahndungen, in dem Hinüberſchauen nach jener Welt, und in den Verkündigungen von dorther, wie wir ſie bei Stilling finden, zuweilen etwas Unheimliches und Peinliches; man dürfte ſagen: eine Beimiſchung von Leichenduft, von dem die Seele ſich frei erhalten ſoll.

Die nothwendigen Schranken dieſer Litteraturgeſchichte ſetzen hier dieſen Bemerkungen ein Ziel, doch findet ſich hoffentlich noch ſonſt Gelegenheit, über dieſen höchſt wichtigen und in den meiſten Hinſichten originalen Schriftſteller ein ausführliches Wort zu reden.

§. 93.

Johann Joachim Eſchenburg, geb. 1743. Seine literariſchen Verdienſte genau zu erkennen, iſt es wichtig, ja nothwendig, Folgendes voranzuſchicken.

Ueber die Art, wie die äſthetiſche Kritik noch in der Mitte und über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, in Deutſchland verwaltet wurde, werden uns am beſten die Urtheile Auskunft geben, welche von angeſehenen und vielgeltenden Männern über den größten der großen Dichter: Shakſpear, gefällt wurden. Bis zum Jahre 1700 findet man ihn, ſoviel mir bekannt, in keinem einzigen deutſchen Schriftſteller angeführt, ja man ſucht ihn ſogar in Morhofs Polyhiſtor vergeblich. Dennoch muß man es dieſem von bleiſchwerer Gelehrſamkeit halberdrückten Manne nachſagen, daß er der erſte ſei, welcher Shakſpears Namen kannte, und in der zweiten Auflage ſeines Unterrichts von der deutſchen Sprache und Poeſie (Lübeck und Frankfurt 1702), nebſt Beaumont, Fletcher und Otway anführte. Indeſſen ſcheint er in der That nur den Namen gekannt zu haben, denn er ſetzt auch nicht ein einziges Wort zur näheren Bezeichnung des Dichters hinzu. Auch den Deutſchen der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blieb er faſt gänzlich unbekannt, denn daß Einige Einzelnes in ihm durchblätternd ihn durchaus roh verkannten, iſt freilich nicht zu verkennen; doch kaum der Erwähnung werth. Endlich glaubte der redliche Lexicograph, Chriſtian Gottlib **Jöcher** ein Uebriges thun zu müſſen, und gab in ſeinem gelehrten Wörterbuch, die Geſammtheit von Einſicht und Anſicht, die er ſich über den Dichter erworben. Er ſpricht alſo: „Shakſpear (Wilhelm) ein engliſcher Dramaticus, geb. zu Stratford 1564, ward ſchlecht auferzogen, und verſtand kein Latein, brachte es aber in der Poeſie ſehr hoch. Er hatte ein ſcherzhaftes Gemüthe, konnte aber doch auch ſehr ernſthaft ſein, excellirte in Tragödien, und hatte viel ſinnreiche und ſubtile Streitigkeiten mit Ben Jonſon, wiewohl keiner von beiden viel damit gewann. Er ſtarb zu Stratford 1616 den 23. April, im 53ſten Jahre. Seine Schau- und Trauerſpiele, deren er ſehr viel geſchrieben, ſind in 4 Theilen 1709 zu London zuſammengedruckt.“ Dann wird noch auf Theobald verwieſen, und der Artikel iſt zu Ende.

§. 94.

Gottſched, der doch ſein ganzes Leben der Kritik und Poeſie gewidmet haben wollte, gab in ſeinem Handlexicon der ſchönen Wiſſenſchaften (Leipzig 1760) nur folgendes über ihn an den

Tag: „Die Engländer machen viel Weſens aus ſeinen theatraliſchen Gedichten, die an der Zahl ſehr groß ſind. Doch hat ſich in neueren Zeiten eine gewiſſe Frau Lenox gefunden, die vielen ſeiner berühmteſten Stücke die Fehler gewieſen hat.“

Im zweiten Theil des nöthigen Vorraths zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt (S. 141), zürnt und klagt er, daß er berühmte heutige Schriftſteller und eingebildete große Kunſtrichter (er konnte aber nur den einzigen Leſſing meinen), vor ſich habe, die den brittiſchen Abgott Shakſpear und andere dramatiſche Helden dieſes Volkes aus viel neueren Zeiten (allerdings glichen dieſe dem Sh. wie eine gute Oeilampe dem Monde), verehren und anbeten, ob ſie gleich eben ſo wenig Regel und Ordnung auf ihrer Schaubühne beobachtet haben, als die deutſchen Faſtnachtſpieldichter Roſenplüt oder Scheerenberg, und eben ſo viel Geſpenſter, Teufel, Tod, Himmel und Hölle aufs Theater bringen, wie dieſe gethan. — Dieſes Urtheil wurde im Jahre 1765 ausgeſprochen.

Eine Recenſion der Wielandiſchen Ueberſetzung des Sh. in der A. D. B. (Band I. Heft I.) fängt ſich mit den Worten an: „Von Rechtswegen ſollte man einen Mann wie Shakſpear gar nicht überſetzt haben.“ Was Weiße in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften über ihn vorbringt, iſt bekannt und betrübt genug. Das nichtſchreibende Publikum theilte ſo ziemlich die traurige Anſicht ſeiner Sprecher bis endlich Leſſing von neuem in ſeiner Dramaturgie mit edlem Feuer über Shakſpear ein ergreifendes Urtheil fällte, Wielands Ueberſetzung anerkannte, und die Deutſchen für ihre Kälte gebührend ſchalt.

§. 95.

Indeſſen ſcheint es doch, als ſei durch die früheren Unbilligkeiten, Wieland ſo ſehr verletzt worden, daß er die ganze Sache für ſeine Perſon aufgab. Zum Glück fand er einen Stellvertreter in Eſchenburg, der genügenden Erſatz bot. Wenn deshalb Wieland den Ruhm, die erſte Ueberſetzung des Dichters gegeben zu haben, unverkümmert behält, ſo bleibt Eſchenburgen das nicht minder bedeutende Lob der unabſchreckbaren Ausdauer, und des noch genauer in das Einzelne gehenden Fleißes. Nur auf dieſe Weiſe konnte es vorbereitet werden, daß Shakſpear ſich nach und nach als der Unſrige zeigte, welches er jetzt in der That geworden iſt, denn mit gerechtem Stolze dürfen wir Deutſchen ſagen, daß wir ihn heutzutage beſſer verſtehen als die Engländer ihn je verſtanden haben.

Daß Eſchenburgs Ueberſetzung der erhöhten Anſicht der neueren Zeit nicht mehr ganz genüge, daß er ſich mehr um das was man den reinen Inhalt nennt, als um die Form bekümmert habe, ohne die vollendete Einigkeit beider im Sh. anzuerkennen, daß er manche Stelle des Textes in den nichtsbedeutenden Anmerkungen Engliſcher Editoren faſt ertränkt habe, daß er proſaiſch überſetzte was poetiſch gebildet iſt; alles dieſes fällt heut zu Tage, wo die äſthetiſche Kritik, wenn auch nicht immer von Geiſt zu Geiſt, doch von Mund zu Mund geht, wohl ſelbſt in ein ziemlich blödes Auge. Indeſſen wolle man bei dieſer Gelegenheit ganz beſonders der Zeit gedenken, in der jene Ueberſetzung erſchien, und damit man ſie deſto leichter erkennen könne, wurden vorhin jene Data angegeben, die auf dieſelbe ein ſo klares Licht fallen laſſen. Wie mußten nicht damals, als man im Shakſpear nichts weiter fand als ein unbändiges Genie, das zwar recht intereſſant, aber auch überaus wunderlich ſei, jede metriſche Anforderungen an einen Ueberſetzer wegfallen, und wie wenige ahndeten wohl damals, jene unendliche Kunſt und jenen unnachahmlich gemeſſenen rhythmiſchen Wohllaut in des Dichters Sprache, und wie alles in ihm einig ſei und feſt und klar und ewig! Eſchenburg ſuchte

doch

doch wenigſtens hin und wieder jenen Mangel ſeiner Ueberſetzung durch eine kräftige Bemühung um den proſaiſchen Numerus, und ein gewiſſes poetiſches Gepräge im. Ganzen möglichſt zu erſetzen. Ja, er ahndete ſogar bei zwei Shakſpearſchen Dramen, dem Sommernachtstraum, und dem dritten Richard (obwohl bei Romeo und Julie dieſer Umſtand eben ſo leicht hätte in die Augen fallen können), daß gar keine proſaiſche Ueberſetzung derſelben möglich ſei, und er verſuchte eine poetiſche, die trotz aller Mängel, die wir heut an ihr erkennen, doch damals faſt als einzig daſtand.

§. 96.

Was nun dieſe Einführung des herrlichen Dichters unter uns gewirkt, wie ſie Kraft und Leben und fruchtbare Zeiten gegeben hat: darüber bedarf es hier keines Wortes, denn jeder Beſſere weiß es und freut ſich deſſelben innig. Man kann mit Beſtimmtheit ſagen, daß nur das Studium des Shakſpear die damaligen Deutſchen von der Unpoeſie gerettet habe, denn wir finden in ihm nicht bloß einen einzelnen Dichter, ſondern (wie bereits in einer Andeutung in meiner Latona erklärt worden) die Poeſie ſelbſt, und die ewige Quelle derſelben.

Ferner iſt hier mit Ruhm zu erwähnen, daß

E. auch für das Studium der altdeutſchen Poeſie Bedeutendes und Erfreuliches gewirkt, und manchen trefflichen alten Dichter in das Leben zurückgerufen habe, deſſen er gar wohl würdig war. Als er damit begann, erkannte man es nur mit kühlem Lobe; doch iſt die neuere Zeit in dieſer Hinſicht gerechter und klarer, und weiß was ſie ihm darin zu verdanken habe.

Ueber Eſchenburgs eigne Gedichte und anderweitige Bemühungen um Kunſt und Wiſſenſchaft erwarte man hier kein ausführliches Urtheil, indem daſſelbe, auch unausgeſprochen, keinen beſondern Schwierigkeiten unterliegt.

§. 97.

Otto, Freiherr von **Gemmingen**. Es iſt bereits an einem andern Orte gezeigt worden, daß, wenn wir auch noch ſo oft durch hundert und wieder hundert Familiengemälde, wie ſie nun einmal an den Tag kommen, unmuthig gemacht, oder gelangweilt werden, dennoch die Gattung ſelbſt in Ehren bleiben ſolle, in welcher der Dichter eben ſo tief zu uns ſprechen kann, als in der alten Schickſalsfabel.

Nach dieſem Eingange dürften vielleicht einige Leſer ein beſonderes Lob des deutſchen Hausvaters, der bekanntlich ſchon oft geprieſen worden, auch hier erwarten. Ein ſolches aber kann ich nicht bringen, indem in dem genannten Schauſpiele keine Spur von Genialität und nur ſelten einige Gemüthlichkeit, die eigentliche Trägerin eines guten Familiengemäldes, erſcheint. Die Hälfte der Perſonen bewegt ſich hier in einer gewiſſen Gattung von Vornehmheit, die durchzuführen der Deutſche nur ſelten Virtuoſe genug iſt. Dennoch führt er, ſeine eigne Kraft miskennend, ſie meiſtens recht gern durch, verfehlt ſie aber, die nur Talent und Naturgabe iſt, durch Berechnetheit und Steifheit, oder, wenn er dieſen Uebelſtand etwa plötzlich bemerkt, durch gänzliche Flachheit, die für zwangloſe Grazie und friſche Lebensleichtigkeit gelten ſoll.

Gemmingens Hausvater hat in der That nur eine allgemeingedachte Beſonnenheit, Rechtlichkeit und Ehrliebe; von der Deutſchheit, auf die doch der Titel hinweiſt, leiht ſie nur ſelten die Farbe; ſo wie man mitunter ſogar den Wettſtreit mit Diderots père de famille erblickt, der, wenn auch übertroffen, doch manche Geziertheit veranlaßt zu haben ſcheint. Die Familie ſelbſt kann unmöglich ſehr anziehend gefunden werden. Die kalt verdrießliche, flach-unglückliche Ehe iſt ein bloßer Abdruck der Afterkultur, und eignet ſich ſchlechthin nicht für die poetiſche Darſtellung, und die Gräfin Amalſi, der die übrigen Perſonen nur zu häufig Charaktergröße und Vortrefflichkeit des Gemüths nachrühmen, zeigt ſich in einer ſo entſchiedenen pretiöſen Mittelmäßigkeit, daß man ſich eben nicht veranlaßt fühlt, in das Lob, welches ihr von den Mitſpielenden ſo überreich gebracht wird, einzuſtimmen.

§. 93.

Karl's Zeichnung pflegt wohl durch die allgemeine Bemerkung entſchuldigt zu werden, es ſolle ja eben ein ſchwankender Charakter ſein. Allein dies möchte ſchwerlich hinreichen, um die Art und Weiſe zu rechtfertigen wie ihn der Verfaſſer ſich hier gebährden läßt. Man könnte ſagen, er ſchwanke ſelbſt im Schwanken noch einmal, und zwar dergeſtalt, daß ſelbſt ein ſonſt nicht ſchwankender Zuhörer für den Moment wenigſtens, mitzuſchwanken veranlaßt werde.

Lottchens Liebe iſt in der hergebrachten Form der weniger empfindſamen, als empfindſam ſprechen wollenden deutſchen Romane aus den ſiebziger Jahren, und die Kritik hätte den empörenden Umſtand, daß ſie als Schwangere aufgeſtellt wird, die auch durch phyſiſche Hülfloſigkeit rühren will, gleich anfangs ſtrenger rügen ſollen, um wo möglich den Nachahmungen zu ſteuern, die hier ſich ſo bequem anſtellen ließen. Denn was iſt leichter, als durch die Darſtellung von

Hunger, Durſt, Krankheit u. ſ. w. das Mitleid in Anſpruch zu nehmen? und nun vollends durch das Hervortreten einer leidenden Schwangern, die im wirklichen Leben jedem nicht ganz Verworfenen eine heilige Scheu und Achtung abfordert! — Doch eben um deswillen, wollen wir eine ſolche nicht auf der Bühne ſehen, wo nur der ſchöne Schein walte. Uebrigens iſt G. bei dieſem Irrthum nicht Original, ſondern er verdankt ihn der Eugenie von Beaumarchais.

Dennoch hat der deutſche Hausvater ein bedeutendes Glück auf der Bühne gemacht, theils wegen des Stoffes, der damals noch neu war, und einige erſchütternde Scenen veranlaſſen mußte, theils aber auch, weil einige der bedeutenderen Schauſpieler Deutſchlands alle ihre Kräfte aufboten, um den vom Dichter nur exoteriſch ausgeführten Hausvater zum wahrhaftigen deutſchen Leben hinaufzutragen.

Es iſt deshalb nichts Seltenes, daß jenes Drama auch noch heutzutage überſchätzt wird, welches ſich zum Theil durch den letztern Umſtand erklären läßt. Vergleicht man es mit Diderots père de famille, ſo ſteht es allerdings feſter als dies, ſein Vorbild; hält man es aber an die wenigen ausgezeichneteren Darſtellungen des deutſchen Familienlebens, z. B. an Iffland's

Jäger, ſo fällt der Mangel an rein nationalem Leben und gemüthlicher Tiefe um ſo klarer in die Augen.

§. 99.

Anton Wall (Heyne). In dem Anfange der achtziger Jahre, einer an Laune nicht eben reichen Zeit, gab er einige Schriften, deren man ſich gar wohl erfreuen muß, da ſie faſt durchgängig den Charakter des Angenehmen tragen, und zwar ſo entſchieden, daß der reine Aeſthetiker, nach gehöriger Definition des Angenehmen, ganz gelaſſen auf die früheren Schriften dieſes Dichters hinzeigen dürfte, ſagend, dort ſei es vorhanden. In dieſer Hinſicht ſtehen ſeine Bagatellen, an denen wenig mehr zu tadeln ſein dürfte, als der ausländiſche Titel und ein wenig ausländiſcher Faunenſinn, faſt einzig da. Aber ganz unbedingt rühmen darf und ſoll man die beiden kleinen köſtlichen Luſtſpiele: „Die beiden Billets" und „der Stammbaum," freundliche Diminutiv-Dramen, die ſich in der That mit ſtehenden Lettern geſchrieben haben. Dieſer Vater Märten, dieſer Görge, dieſes Röschen, dieſer überaus ergötzliche Barbier Schnaps ſind wirklich ewige Perſonen, die nicht leicht zu häufig wiederkehren können. Wie iſt unter den beiden Liebenden alles ſo lieb und gut, ſo naiv kräftig und traulich, wie angenehm die bequeme und gutmüthige Bornirtheit des Alten, wie alles ſo wahrhaft deutſch-idylliſch. Und nun vollends der Wolf, den manche franzöſiſche Schriftſteller mit Recht im Geßner vermißt haben: Welch' ein witziger, ſpaßhafter, und bei aller Spaßhaftigkeit doch ſo bedenklicher Wolf, tritt hier in der Perſon des trefflichen Schnaps auf! Man möchte wünſchen, daß alle geiſtreichen Luſtſpieldichter dieſe beiden Luſtſpiele in ungemeſſener Reihe fortſetzten, ſo wie denn unſer trefflicher Goethe durch ſeinen „Bürgergeneral" den erſten erfreulichen Anfang damit gemacht hat.

§. 100.

Aber welches unſelige Schickſal, das hier nicht enthüllt werden kann, waltete über dem Verfaſſer ſo freundlicher Schriften! Er verfiel in eine dunkle Schweigſamkeit, die faſt zwölf Jahre dauerte. Schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, daß ſich der liebe Kranke jemals wieder dem deutſchen Publikum nähern würde, als plötzlich, im Jahre 1799, Amathonte, ein perſiſches Mährchen, von ihm erzählt, von neuem die noch ergötzbaren Deutſchen um ihn verſammelte. Es hätte bei weitem weniger der Erwartung entſprechen können, und man würde ihm dennoch gern zugehört haben, ſchon um deswillen, weil er doch endlich einmal wieder Luſt bekommen hatte zu erzählen. Aber es hatte in der That einiges von der alten guten Laune, und das „Lamm unter den Wölfen,“ das gleich darauf folgte, wußte ſich nicht minder ergötzlich zu machen. Doch nun war es auch faſt mit der Freude vorbei, denn „Adelheid und Aimar,“ „Korane“ und „Murad“ trugen faſt nur ſeinen Namen auf dem Titelblatt, und brachten gar wenig mit von dem, was man einſt an ihm geliebt hatte. Beſonders war es betrübt zu bemerken, daß der ſonſt ſo harmloſe Schriftſteller ſich jetzt oftmals mit der Polemik gegen das befaßte, was man ſo eben die neuere Aeſthetik nannte, welche Bemühung denn nothwendig ſehr unglücklich und breit ausfallen mußte, da er von dem, was er angriff, vielleicht nur vom Hörenſagen etwas wußte, und die ganze Sache ihn gar nicht ſonderlich anging. Es ſcheint überhaupt, als ſei ihm jene unergötzliche Polemik nur von außen her gekommen, und etwa durch einige irritirte mittelmäßige Schriftſteller, die gern ſeinen geachteten Namen bei ſich haben wollten, aufgedrungen oder aufgeſchwatzt worden, wobei man vielleicht ein nicht ſchweres Spiel hatte, da er wohl ſchwerlich das Talent beſaß, ein entſchiedenes Nein auszuſprechen.

§. 101.

Wie dem auch ſein mag; gern hätte man ihm jene unziemliche polemiſche Tendenz vergeben, und gewiß hätte ſeine beſſere Natur ſich bald von jener unergötzlichen Bemühung losgeſagt; doch iſt er ſeitdem, öffentlichen Nachrichten zufolge, leider von neuem in jenen früheren Zuſtand gerathen, was nur zu glaublich iſt, da wir ſeit dem Jahre 1801 kein neues Werk von ihm erhalten haben. Seitdem iſt wieder alles ſtill von ihm, ſo ſtill, daß auch nicht ein einziges Wort zu vernehmen war, aus dem die entfernteren Deutſchen, die W's frühere Schriften lieben, einige Beruhigung über ſeine Lage hätten ſchöpfen können.

Laſſet uns deshalb wenigſtens nicht vergeſſen, was er einſt, von Geſundheit und Jugend begünſtigt, geleiſtet habe, und nicht für unbedeutend und unſcheinbar halten, was ſo harmlos und freundlich iſt.

§. 102.

Johann Friedrich Schink. Wir beſitzen von ihm der Bücher viele und mannigfaltigen Inhalts, denen man es anſieht, daß ſie unmittelbar für die nächſten Bedürfniſſe des größern Publikums berechnet ſind. In der Kritik hilft er ſich mit einigen nur halb verſtandenen Fragmenten von Leſſing, deſſen Höheres ihm gänzlich unverſtändlich geblieben zu ſein ſcheint; doch ſind auch jene Fragmente ſchon hinreichend, um manches ſonſt ganz farbloſe Buch damit aufzuputzen. In ſeinen poetiſchen Werken mangelt die Freiheit des eigenen Urtheils und die Fülle der Phantaſie, und in den auf Satire ausgehenden Schriften zeigt ſich deutlich ein Misverſtehen deſſen, was als Objekt der Kultur des Zeitalters dem Gelehrten und Schriftſteller, der zu ſeiner Nation reden will, völlig klar ſein ſollte. Daher die häufigen Streiche in das Leere hinein, die wiederkehrenden Lieblingsſpäße, die ſelbſt nur Einmal gehört ſchon misfallen mußten, daher endlich als gerechtes Reſultat das gänzliche Zurückziehen des Publikums von einem Autor, der das Streben deſſelben entſchieden misverſteht.

Unter ſeinen Schriften mögen hier, der hiſtoriſchen Ordnung wegen, genannt werden: Die dramaturgiſchen Monate, die Ausſtellungen, Fauſt, der traveſtirte Hamlet, die Launen, Fantaſien und Schilderungen aus dem Tagebuche eines reiſenden Engländers, die ſchöne Schwärmerin, die Spiele der Laune, des Witzes und der Satire u. ſ. w. Sie mögen als Belege dienen zu dem hier gefällten Urtheil, das bei ſeiner anſcheinenden

Strenge auf den Charakter der Milde Anſpruch machen darf.

§. 103.

Wetzel. Ein kurzer Frühling des Geiſtes gab uns von ihm manche zu ihrer Zeit geſchätzte Romane und Schauſpiele, die zum Theil nicht ohne Anlage für das Komiſche gedacht, und mitunter auch wohl ziemlich ergötzlich ausgeführt waren. Er ſchrieb die Luſtſpiele: „Der blinde Lärm, die komiſche Familie, Wildheit und Großmuth, der erſte Dank, Zelmor und Ermide, die Komödianten, der kluge Jakob, Kutſch und Pferde, Rache für Rache, Ertappt! ertappt!“ u. ſ. w. (ſämmtlich erſchienen Leipzig 1780) und ärndtete dafür einen nicht geringen Beifall von den Leſern und Zuſchauern, beſonders da man den meiſten der Letzteren einige Genügſamkeit wohl nachrühmen darf. Derſelbe Lohn blieb auch bei dem höchſt mittelmäßigen Roman „Wilhelmine Arendt, oder die Gefahren der Empfindſamkeit,“ nicht aus, ſo wie auch einige andere Schriften, die ein wiſſenſchaftliches Bemühen verrathen ſollten, wohl beachtet wurden. Dem Verfaſſer aber war dieſer Beifall bei weitem nicht genügend, und da er überhaupt ſein Talent viel zu hoch anſchlug, ſo befriedigte ihn das erregte mäßige Wohlwollen keinesweges. Es ſetzte ſich eine bittere Stimmung, das unſeligſte Hemmniß jedes höheren Strebens, bei ihm feſt, und er ſchrieb in dieſer Stimmung noch manches, was aber einen unfreundlichen und ſcharf verletzten Geiſt verrieth. Das mißfiel faſt allgemein, das Publikum zog ſich nach und nach gänzlich zurück, und ließ den Dichter mit ſeiner finſteren Stimmung allein. Immer höher wuchs das unſelige Gefühl der gekränkten, nie zu befriedigenden Eitelkeit, und da noch manche zufällige Verdrießlichkeiten und eine eben nicht zufällige, bei den meiſten deutſchen Schriftſtellern ziemlich gewöhnliche Armuth, ſeine Seele immer mehr und mehr abmatteten, ſo verſank er zuletzt in einen entſchiedenen Wahnſinn, der nur zu bald den Charakter der Unheilbarkeit annahm.

§. 104.

Es iſt betrübend, hinzuſetzen zu müſſen, daß faſt das ganze deutſche Publikum ihn nun gar bald aus den Augen verlor, und daß mehrere Jahre vergingen, ehe für den Unglücklichen irgend etwas Erhebliches geſchah, bis endlich im Jahre 1799 eine wohlmeinende Schrift die Aufmerkſamkeit der vielleicht ein wenig vergeßlichen Deutſchen wieder auf ihren ehemals ziemlich geliebten Schriftſteller zurück lenkte. Was ſeit der Zeit Erhebliches geſchehen iſt, um ſein hartes

Schickſal zu lindern, iſt mir nur halb bekannt worden; leider aber iſt es niemandem unbekannt geblieben, daß ſeitdem auch einige „Werke des Wetzelſchen Wahnſinn's“ in den Druck gegeben worden ſind, für welches Unternehmen kein Wort des Tadels ſtrenge genug ſein kann.

Die Scene, welche uns Wetzels Geſchick bietet, iſt von tief ernſter tragiſcher Bedeutung; doch ſoll man ſich dieſem Eindrucke nicht weigern, ſchon um der wichtigen Lehre willen, welche daſſelbe enthält. Wenn Cato keine Rede beſchließen konnte, ohne auf die Zerſtörung Carthago's zu dringen, ſo ſollte billig jeder bewährte Autor, der ſich einigen Einfluß auf die jüngeren Dichter zutrauen darf, keine Gelegenheit vorüber gehen laſſen, um vor der Eitelkeit zu warnen, die unendlich ſchlimmer iſt als der Geiſt der Punier, und um ſo verheerender wirkt, da ſie oft ſtumm und in der einſamen Bruſt giftig daliegt, während niemand ſie ahndet, als der ſie beſitzt. Doch ihm, wenn er ununterſtützt von Freunden, den einſamen Kampf gegen ſie beginnen will, entſinken oft die Waffen, und eine unſelig täuſchende Stimme flüſtert ihm wohl gar zu, das ſei eben der edle Stolz, der dem Manne ſo wohl ſtehe, und das ewige von der Gemeinheit trennende Zeichen

Es iſt in einem hiſtoriſchkritiſchen Werke, wie dieſes, wohl nicht verſtattet, ausführlicher über dieſen Gegenſtand zu reden, doch darf ich bei dieſer Gelegenheit an eine Andeutung im erſten Theil meiner Latona erinnern, welche einige mit beſonderer Innigkeit geſchriebene Worte über jenes nicht ſelten für äſthetiſch angeſehene Laſter enthält.

§. 105.

Sophie la Roche. Wenn auch die Werke dieſer edeln allgemein geehrten Frau nicht immer mit einer entſchieden poetiſchen Kraft darſtellen was dargeſtellt werden ſoll, und die Fülle von Fantaſie vermiſſt wird, die dem Roman ſeinen Zauber leihet, ſo wird man doch mit Freuden einräumen, daß in allen ihren Schriften ein durchaus reiner, frommer, weiblicher Sinn, und ein durch mannigfache Erfahrungen in bedeutenden Lebensverhältniſſen geſtärkter Verſtand auf eine erfreuliche Weiſe zu uns redet. Dieſer ſtille Geiſt war es, der in ihrem erſten Werke, „der Geſchichte des Fräuleins von Sternheim" (1771) und in ihrem letzten, „den Sommerabenden Meluſinens" (1806) herrſchte, und an kein Aelterwerden im trüberen Sinne des Wortes glauben ließ. So iſt es denn auch auf einer anderen Seite nicht unmerkwürdig, daß Wieland es war, der ſowohl ihre erſte als letzte Schrift herausgab. Außer den genannten Werken beſitzen wir noch von ihr: „Die Briefe an Lina,“ „die Freunde und Freundinnen von zwei ſehr verſchiedenen Jahrhunderten,“ „die Geſchichte der Miß Loni,“ „das ſchöne Bild der Reſignation,“ „mein Schreibetiſch,“ „Liebehütten u. ſ. w. die wie es ſcheint, heut zu Tage nicht mehr viel geleſen werden. Daß einzelne Parthien in dieſen Werken mit Grund in Anſpruch genommen werden können, möchte wohl nicht als eine genügende Entſchuldigung für dieſen Umſtand angenommen werden dürfen, indem es wahrſcheinlich nur der Mangel des Pikanten und Choquanten iſt, der ſie von den Tiſchen der meiſten heutigen Leſer und Leſerinnen entfernt.

§. 206.

Georg Forſter. Es iſt eine nicht neue, doch ſehr wahre Bemerkung, an die man nur zu oft erinnert wird, daß die meiſten bedeutenden Schriftſteller der Deutſchen kränklich waren, und kränklich ſind. Ihre Thätigkeit waltet nicht da draußen in dem freibewegten Leben, nicht in der erhebenden Friſche der Berge oder der beruhigenden Kühle der Wälder, ſondern in dem ſtillen, beengten Zimmer, das ſie ſich dann (und wohl mit großem Recht, wenn ihnen nichts anderes übrig bleibt) ſo freundlich als möglich auszuſchmücken ſuchen. Die nächſte Folge davon iſt, daß man auch in ihren Schriften Stubenluft athmet, die ſich dann oft mit unbehaglichem Gewicht auf die Flügel der Seele legt, deren Zartheit keinen Druck erdulden mag. Belege für dieſe Bemerkung anzuführen, wäre wohl ſehr überflüſſig, da ſie ſich ohnehin nur zu häufig aufdrängen; darum möge hier kein Name genannt werden.

Um ſo inniger aber iſt es anzuerkennen, wenn uns ein deutſcher Schriftſteller in vollſtändiger Geſundheit begegnet, und man iſt ſchon um deswillen geneigt, ihm für jenen Vorzug manches etwa anderweitig Mangelnde zu überſehen oder zu vergeben. Ein ſolcher kerngeſunder Autor iſt Georg Forſter, ein Mann, aus deſſen Schriften man es gar wohl merken kann, auch ohne daß eben viel davon die Rede iſt, daß er die Welt nicht bloß umſchiffte, ſondern auch erkannte. Wir beſitzen in ihm einen unſrer ausgezeichnetſten Proſaiker, dem als Styliſten (abgeſehen von dem Inhalt ſeiner Schriften) nicht viel mehr fehlt als . . . . fleißige Leſer, die ſich gern unterrichten laſſen wollen. Die Anzahl der letztern war, den Zeugniſſen der Literaturgeſchichte zufolge, nie größer als in der Kindheit unſrer neuern

neuern Literatur, und hat mit dem Fortſchreiten derſelben abgenommen, was ſich freilich nicht ohne einige Misbilligung erzählen läßt.

§. 107.

Diejenigen Kritiker, welche ſich nicht eher zufrieden geben können, als bis ſie die ſämtlichen Autoren in die gehörigen, meiſt engen Fächer gebracht und gewiſſermaßen beigeſetzt haben (wie Hamlet die Leiche des Polonius), kommen bei Forſter in eine nicht geringe Verlegenheit, weil er ſich nun einmal ſchlechterdings nicht rubriciren läßt, und mit genialiſcher Willkühr jede ihm voreilig geſetzte Schranke überſpringt.

Wäre nur das Wort: „Vermiſchte Wiſſenſchaften,“ oder „Vielſeitigkeit“ durch Misbrauch nicht ſo ganz um ſeine beſſere Bedeutung gekommen, ſo dürfte man ſagen, Forſter ſei ein wahrhafter Virtuoſe in jener vielſeitigen und vermiſchten Wiſſenſchaftlichkeit. Da aber jener Misbrauch in der That ſo tief gewirkt hat, daß man, troß aller Verwahrung, bei jenen Worten ſich dennoch eine unerquickliche encyclopädiſtiſche Halbwiſſerei zu denken pflegt, ſo iſt es wohl beſſer, in Beziehung auf F. an die wiſſenſchaftliche und gemüthliche Bildung „für die Geſellſchaft“ zu erinnern. Wenn ſchon die wahrhaftige Humanität und lautere Liebe, ohne welche alle geſellige

Cultur ein eitler Tand iſt, die Furcht beſeitigt, es möge auch bei jener Beſtrebung einige Seichtigkeit nicht wohl zu vermeiden ſein, ſo fällt dieſe Furcht um ſo mehr weg, wenn wir vernehmen, was es denn ſei, worauf er am meiſten dringt, und was er am innigſten rühmt. Vaterlandsliebe, allgemeine Entſagung, große Selbſtverläugnung, Unabhängigkeit von lebloſen Dingen, Einfalt in den Sitten, Strenge der Geſetze (S. F's kleine Schriften, Th. VI., S. 358 ff.) — wen ſolches Treffliche die Bruſt erfüllt, der möge ſich unbedenklich den Fluthen des bewegten Lebens überlaſſen (falls ſie ihn reizen und er dort wirken zu können glaubt), er wird nicht unterſinken, er möge ſich den vermiſchteſten Wiſſenſchaften hingeben, und von Blüthe zu Blüthe, von Frucht zu Frucht eilen, wie könnte ihn je das Oberflächliche erfreuen? wie könnte er jemals ſeicht erſcheinen?

§. 108.

Doch freilich, wer die gebahnte Heerſtraße verläßt, und das ſichere Geländer, an dem es ſich ganz gemächlich wandelt, iſt oft in Gefahr zu irren, und, weil er ein vollſtändiger Menſch iſt, dieſen Irrthum mit ganzer Seele zu umfaſſen. Forſter hat gar häufig geirrt, beſonders in ſeinen politiſchen Schriften, deren Beurtheilung nicht hieher gehört. Keine halbe oder Drei-Viertel-Wahrheit, wie ſie ſich ihm genugſam bot, hätte ihn retten können; wohl aber die ganze, und wenn es überhaupt ein Buch geben kann, aus dem ſich eine ſolche politiſch-hiſtoriſche Wahrheit lernen läßt, ſo hätte Niemand anders verdient ſein Lehrer zu ſein, als Tacitus, der klarſte und tiefſte unter den genialen prophetiſchen Hiſtorikern. In ihm hätte er befriedigende Antwort gefunden auf jede Frage, die der denkende Menſch an ſeine Zeit richten kann, er wäre vielleicht durch ihn ſich ſelbſt gerettet worden, und hätte ſeinen Irrthum nicht ſo ſchwer büßen müſſen. Doch eben um der tiefen Leiden willen, die ihm jener Irrthum gab, und die er ſo männlich beſtand, laſſet uns dem trefflich geſinnten Manne nicht zürnen, der alles was er wollte, und that, ganz wollte und that, und ſein Leben wendete an die Idee, mochte ſie auch nicht die beglückende ſein.

Forſter hat ferner gar ſehr geirrt, als er ſich einer ſchimmerreichen ausländiſchen Philoſophie anheim gab, als er von Fremden borgte, was er unendlich beſſer in ſeinem eignen ſtarken und freien Geiſte ſelbſt hätte erzeugen können; und nur dieſer letztere in ſeiner männlichkühnen Wehrhaftigkeit konnte ihn ſchützen, daß jene unweiſe Weisheit nicht weiter drang, als bis in die Vorhöfe ſeines Innern, und daß ſich dieſes in jugendlicher und friſcher Stärke erhielt. Dennoch hat er nicht hindern können, daß manches Unheil daraus hervorging, z. B. die verkehrte Anſicht vom Chriſtianismus, wobei indeß der Troſt gelten mag, daß die Sünde der Feder nicht immer Sünde des Gemüths ſei, ferner die aus jener verkehrten Anſicht fließende irrige Meinung von der früheren Deutſchen Vergangenheit, die denn doch wohl unendlich kräftiger daſteht, als die ſo eben vorübergegangene bodenlos ſkeptiſche, das Misbehagen an manchen aus jener Zeit herſtammenden, längſt als klaſſiſch anerkannten Gemälden, und andern Kunſtwerken, obwohl er, ſo viel ich weiß, wenigſtens nicht ſo weit ging zu glauben, ſie mit der ſogenannten Griechheit ſchlagen zu können, u. ſ. w.

§. 109.

Ueberhaupt iſt F. ohne entſchiedene Sicherheit im äſthetiſchen Urtheil. Nicht etwa deswegen, weil ihn keine Vollkommenheit der Darſtellung mit einem Stoff ausſöhnen konnte, der ſein Zartgefühl verletzte, ſeine Sitilichkeit beleidigte, oder ſeinen Geiſt unbefriedigt ließ, nicht deswegen, weil er ſtets im Künſtler den großen und edeln Menſchen bewundern wollte; denn alle dieſe Forderungen ſind gar ſehr rechtmäßig, oder können es wenigſtens ſein, wenn ſie ſich ſelbſt verſtehen, und (wie bei F. gewiß der Fall war) auf eine Einigkeit der Geſammtkräfte im Menſchen hindeuten, die durch nichts Vereinzeltes, und durch keine Virtuoſität im Einzelnen befriedigt werden kann, wenn es klar erkannt worden iſt, daß Schönheit ohne Sittlichkeit zu den gemüthloſen Träumen der willkührlich trotzigen Uebermodernen gehört. Sondern deswegen iſt F. ohne Sicherheit im Schönheitsurtheil, weil er in der Mitte ſteht zwiſchen reiner Natürlichkeit und künſtleriſcher Bildung, weil es ihm an reiner und freier Hingebung an die Religion fehlte, deren Göttliches in der Erſcheinung des Chriſtenthums er nur ſchwach ahndete, weil ſein hiſtoriſcher Sinn durch ſeine Zeit getrübt worden war, der er eine bei weitem größere Bedeutung beilegt, als ihr zukommt. (Tacitus würde manche der von F. angeſtaunten Menſchen mit zwei bis drei einfachen oder vielleicht epigramatiſchen Worten abgefertigt haben.) Indeſſen iſt auch in dieſer Hinſicht Forſtern viel zu verzeihen, denn er gab uns zu einer Zeit, wo niemand an Indien und Indiſche Poeſie dachte, die Sakontala, ein köſtliches tief anſprechendes Werk, zu dem man ſtets mit neuer

Liebe zurückkehrt. — Und wie groß und einfach gedacht und ewig wahr iſt nicht ſo mancher einzelne Spruch Forſters über die nothwendigen Eigenſchaften des Künſtlers! — „Der Künſtler (heißt es in ſeinen Anſichten), der nur für Bewunderung arbeitet, iſt kaum noch der Bewunderung werth, ihn muß vielmehr, nach dem Beiſpiele der Gottheit, der Selbſtgenuß ermuntern und befriedigen, den er ſich in ſeinen eigenen Werken bereitet, es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchſtaben ſeine große Seele zur Schau liegt. Hier faſſe, wer ſie faſſen kann."

§. 110.

Wie hoch ſteht F. über jedem, ſelbſt dem gründlicheren Fachgelehrten, der an die Möglichkeit einer vereinzelten Wiſſenſchaft glaubend, die alte Allegorie vom Tode im Buchſtaben ewig erneut! Denn gerade die Wiedervereinigung aller im inneren Weſen verknüpften und nur jetzt willkührlich getrennten Wiſſenſchaften war ihm das herrlichſte Ziel, und von dieſem Geſichtspunkte aus erſcheint uns das, was vorhin als „geſellige Bildung" angegeben worden iſt, als das rühmlichſte Ziel des Gelehrten.

Es iſt nicht ſchwer, unter der Fülle von Gedanken, die dieſer reiche Geiſt mittheilte, gar viele, vielleicht die Hälfte, als unhaltbar zu zeigen, aber abgerechnet, daß auch ſeine Irrthümer wichtig und lehrreich ſind, bleibt ihm noch genug, das eine ewige Dauer beurkundet, weil es überhaupt iſt und lebt.

(Vergl. Charakteriſtiken und Kritiken Th. I. S. 88 bis 131, woraus hier Manches benutzt; anderes aber, als entſchieden irrig ſcheinend, in ſein Gegentheil verſetzt worden iſt. Man darf überhaupt wohl annehmen, daß der ſehr geiſtreiche Verfaſſer jenes Aufſatzes, im Jahre 1812 ſchon ganz anders über F. denken werde, als im Jahr 1796 oder 97, wo er ſeine Bemerkungen über ihn zum erſtenmale mittheilte.)

§. 111.

Chriſtian Heinrich Spieß. Dieſer Schriftſteller nahm ſich die Langeweile eines gewiſſen Theils des leſeluſtigen Publikums ſo ſehr zu Herzen, daß er mehr als ein Decennium lang in jeder Meſſe zwei bis drei Bücher von anſehnlicher Leibesgeſtalt lieferte, um nur einigermaßen ſeine zahlreichen Freunde zu befriedigen. Er gab deshalb die Schauſpiele: „General Schlenzheim,“ in welchem viel Unglück und viel Tugend aufgeboten wird, um zu rühren, „die kleinſte Lüge iſt gefährlich,“ in welchem dem Parterre eine heilſame Moral auseinander geſetzt wird u. ſ. w., aber es wollte alles nichts verfangen, und ſeine Berühmtheit blieb zweifelhaft, bis endlich ſein Genie die wahre Bahn fand, auf welcher ihm „Clara von Hoheneichen“ begegnete, ein Stück, in welchem der Hauptcharakter ſich eben ſowohl auf das entſetzlichſte Fluchen, als auf das zerknirſchteſte Beten, auf die ſtolzeſte Verachtung, wie auf die großartigſte Liebe verſteht. Ein Ritter, der die Tapferkeit, Zärtlichkeit, Bitterkeit, den Weinhumpen, und zuletzt auch die Ketten bei ſich oder um ſich trägt, ein verliebter Landgraf, der die ſchnödeſten Reden mit anhören muß, unter welchen die, „er möge doch ja ſtill ſein, da er noch nicht einmal einen rechten Bart habe,“ ſich faſt als ein gelinder Scherz verliert, ein Vertrauter, der ganz von Boshaftigkeit durchdrungen, und mit Ruchloſigkeiten, wie mit giftigen Blumen, umhangen iſt, wären allein ſchon hinreichend geweſen, die Zuſchauer zu entzünden, wenn auch nicht die lebloſen Dinge, ein unterirdiſcher Gang, ein Burgverließ, gezückte Dolche, und andere böſe oder erfreuliche Umgebungen hinzu gekommen wären. Dazu rechne man noch, daß dieſer Dichter ſo bequem und verſtändlich ſchrieb, daß ein jeder ihn ohne Mühe vernehmen, und gewiſſermaßen ſelbſt mit an deſſen Werken zu arbeiten glauben konnte.

Dennoch muß Spieß das Drama nicht ganz für das ihm behaglichſte Feld gehalten haben, denn er entſagte ihm bald faſt gänzlich, und ſchrieb Romane und Novellen in großer Anzahl: „Die Löwenritter, die zwölf ſchlafenden Jungfrauen, Ritter Benno von Elſenburg" u ſ. w. die alle ein großes Glück machten, und in denen allerdings eine bunte Phantaſie herrſcht, die man freilich wohl nur als Ammenfantaſie bezeichnen darf, doch ohne ſie damit zu loben und ohne ſie damit zu ſchelten. Es iſt in der That ein Etwas, das anerkannt werden will und anerkannt werden ſoll.

§. 112.

Da aber denn doch nicht jedermann an dieſen Ritter- und Geiſtergeſchichten Freude fand, ſo ſorgte Sp. auch für den Geſchmack der zarter geſinnten Leſer. Er gab Biographien der Selbſtmörder und Wahnſinnigen, in denen das Gräßliche, vielleicht nicht ohne Luſt, zuſammen gehäuft worden iſt, er führte die vergnügteſten Leſer durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers, und ſchien dabei ſich ſelbſt recht wohl zu befinden. Er erzählte Kriminalgeſchichten, in denen die Gemüther der

Diebe, Mörder und Mordbrenner bis auf die kleinſte Faſer unterſucht, und ſelbſt den feinorganiſirteſten vornehmſten Damen zur ſchauderhafteſten Kurzweil vorgeſtellt wurden; ja zuletzt waren ſelbſt die Geheimniſſe der alten Aegypter vor ihn nicht mehr ſicher, und er benutzte ſie wenigſtens zu einem imponirenden Titelblatt. Er hätte deſſen nicht bedurft, da wohl nur wenige deutſche Autoren ſo zahlreiche Leſer gefunden haben und dieſe auch durch eine ganz unſcheinbare Aufſchrift würden zufrieden geſtellt worden ſein.

Ueber Spießens Styl ein entſcheidendes Urtheil zu fällen, iſt ein Unternehmen von beſonderer Schwierigkeit, indem derſelbe in allen Farben ſpielt, oft aber auch ganz ohne Farbe erſcheint. Es trifft ſich wohl, daß der erſte Bogen ganz ruhig und in epiſcher Gelaſſenheit hingeſchrieben worden iſt, der zweite aber einen Anlauf zur Lyrik nimmt, der dritte in Elegien weint, der vierte nach epigramatiſcher Kürze ringt, bis endlich der fünfte bis dreißigſte allen dieſen Eigenſchaften entſagt, und ſich ohne Genirtheit populär und matt und unbehülflich fortbewegt.

Es iſt nicht die Meinung, dieſem Schriftſteller einige gute Anlagen und Abſichten abzuſprechen; aber es fehlt ihm durchaus ſelbſt die leiſeſte Ahndung von den Eigenſchaften einer künſtleriſchen Kompoſition. Man kann nicht eigentlich von ihm ſagen, daß er dem Modegeſchmack gefröhnt, ſondern daß er ihn beſtimmt habe, aus welchem Umſtande ſich allerdings die Folge ziehen läßt, daß er nicht ganz ohne Talent und Phantaſie geweſen ſein könne. Doch Vielſchreiberei und tumultuariſche Eilfertigkeit, den frivolen Wünſchen gewöhnlicher Leſer auf der Stelle zu entſprechen, ließ keine ſeiner Schriften zur Reife kommen, und während ſein Vorrath von Materialien ſchon lange erſchöpft war, ſchrieb ſeine Feder doch immer noch fort, ohne daß ein Geiſt ſie leitete. — Selten iſt vielleicht der Tod eines Schriftſtellers, deſſen Romane man faſt verſchlungen hat, ſo ſchnell vergeſſen oder gar leichtſinnig überſehen worden, als der ſeinige: zum warnenden Beiſpiel, daß der Dichter ſich nichts zu ſchaffen machen ſolle mit jenen Leſern, die nur aus innerer Leerheit blättern, ſtets von Begierde zum Genuß eilen, und im Genuß vor Begierde verſchmachten. Es iſt ein einfacher Mythus, daß die Danaidengefäße nun einmal nicht zu füllen ſind; doch leider vergeſſen ihn zuweilen auch ſolche Autoren, die wohl werth wären, daß ſie ſchönere Hoffnungen hegten, die nicht ſo leicht täuſchen.

§. 113.

Friedrich Schulz. Es war wol zu Anfang mehr äußere als innere Nothwendigkeit, die dieſem Schriftſteller die Feder in die Hand gab, und es iſt keineswegs zu bewundern, daß ſeine allererſten Romane, als unreif und gehaltlos anerkannt, längſt vergeſſen worden ſind. Um deſto mehr ergriff er hinterher das größere Publikum durch ſeine Erzählungen: „Moritz“ und „Leopoldine,“ in denen man einen kindlichen Ton zu hören meinte, deſſen man ſich wohl erfreuen dürfe, da er nicht oft geboten werde. Wenn auch zuweilen das Kindliche in das Uebernaive und Ausländiſche ging, ſo hatte das bei den einmal fröhlich geſtimmten Leſern eben nicht viel auf ſich, ſo wie denn auch die leichte und bequeme Darſtellung allerdings nichts geringes Lob zu verdienen ſchien. Späterhin ſchrieb S. noch Manches, das zwar nicht jene Senſation erregte, die Moritz und Leopoldine zu erwecken gewußt hatten, dennoch immer wohl geeignet war, die Neigung zu erhalten, die das Publikum ihm einmal zugewandt hatte. Wirklich darf man auch dieſem Schriftſteller wohl nachſagen, daß er ſtets beſorgt war, ſich jene Günſtigen zu erhalten, und ihre Anzahl zu vermehren, weit entfernt von dem ſtarren Hochmuth, als müſſe jedes, was er hinwerfe, auch augenblicklich gefallen. In dem Verhältniſſe des Autors zum Publikum ſoll ſtets eine gewiſſe zarte Sorglichkeit walten, und kein Trotz auf alte Lorbeeren zur Sprache kommen. So war es einſt, beſonders zu Gellerts Zeit, ſo ſollte es immer ſein, und deshalb ſoll der Kritiker, wo er es findet, es rühmend anerkennen. Nur möge hieraus, wie es ſich wohl von ſelbſt verſteht, nie gefolgert werden, als müſſe der Schriftſteller jemals den Launen oder den verkehrten Tendenzen des Publiums fröhnen, indem ja gerade ihm allein die Macht verliehen iſt, jene Launen und Verkehrtheiten zu vertilgen. Es darf deshalb nicht ungerügt bleiben, daß S., um auch den Beifall einer gewiſſen Leſergattung zu erhalten, zuweilen die zarte Linie des Sittlichen überſchreitet, ja ſogar einmal in ſeinem Grigri dem jüngeren Crebillon folgt, der billig ewig ganz allein hätte ſtehen ſollen. S. ſcheint etwas Aehnliches gefühlt zu haben, indem er gerade bei dieſem Werke ſeinen wahren und ehrenwerthen Namen zurückhielt, und den ominös weichlichen „Guſtav Honig“ annahm. Unter ſeinen „mikrologiſchen Aufſätzen“ hat ſich beſonders der: über das Vorſetzen des „Herr" vor die Schriftſtellernamen bekannt gemacht; doch dürfte gerade hier die noch nicht ganz geſicherte Kritik des Verfaſſers am ſichtbarſten werden, und es verdiente wohl jene halb ſcherzhafte, halb ernſthafte Idee, welche etwa 1793 gefaßt wurde, jetzt wieder aufgenommen, und mit größerer Sicherheit ausgeführt zu werden.

§. 114.

August Friedrich Ernſt **Langbein**. Der Charakter ſeiner früheſten Schriften, z. B. der „Schwänke," war Laxität und Lascivität, aber ſie gewannen dadurch eine Berühmtheit, die dem Verfaſſer ſelbſt hinterher ſehr läſtig geworden zu ſein ſcheint. Wirklich ſuchte er auch ſpäterhin den Eindruck, den jene Schrift, ſo wie manches in den „Feierabenden" und früheren Gedichten auf den beſſern Leſer gemacht hatte, nach Kräften zu verwiſchen; dennoch, dünkt uns, könnte er darin noch weit mehr thun, wenn er ſich vor allen Dingen bemühete, mehreren ſeiner jetzigen Leſer und Lobredner zu — misfallen. Bei ſeinem nicht zu verkennenden Auffaſſungs- und Darſtellungstalent mancher komiſcher Parthien im Leben, dürfte ihm die Beſchränktheit nicht verborgen bleiben, in der er ſich, um **jene** Leſer nicht ganz zurückzuſtoßen, noch immer oft genug herumtreiben muß. Wollte er aber nur mit Entſchiedenheit jenen Beifall verſchmähen, ſo würde, läßt ſich hoffen, der bleibende und erfreulichere nicht ausbleiben.

Diejenige Gattung der Poeſie, welche unſerm Langbein am meiſten zuzuſagen ſcheint, und die er deshalb auch am ſorgfältigſten übt, iſt die Ballade und Romanze. Er bewegt ſich in ihren Formen mit Behaglichkeit, und weiß eine fröhliche Geſchichte recht angenehm vorzutragen. Beſonders iſt hier zu nennen: „Der Kirchenbau in Aachen,“ in welcher vorzüglich der böſe Feind, ſo köſtlich betrogen, eine erfreuliche Rolle ſpielt, und am Schluſſe „des Wolfes ewiglich verlorne Seele, die einem Tannenzapfen gleicht,“ ſich gar ergötzlich und wahrhaft plaſtiſch macht, ferner „das Hemd des Glücklichen,“ „der Landjunker und ſein Pudel,“ „der Gaſtfreund,“ u. ſ. w.

Dieſe Gedichte verdienen in der That Lob, da ſie eine gewiſſe bequem-heitere Stimmung hervorbringen, und wenn auch nicht immer durchaus geiſtreich durchgeführt, doch wenigſtens witzig gedacht worden ſind. L. iſt ſelbſt ſo freundlich und milde geſinnt, daß er in dem Gedichte: „Des Sängers Amt,“ die Pflicht des Dichters, zu erheitern, ganz beſonders hervorhebt. Es heißt in demſelben:

„Wer mit der Menſchheit wohl es meint,
Muß mannhaft ſich dem eignen Schmerz entringen,
Um für den Freund, der troſtlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beſchwingen,“

wobei nur zu bedenken iſt, daß ſo manche an ewiger innerer Langweile krankende Leſer überhaupt nicht erheitert werden können, und was die Hauptſache iſt, die Kritik, um jener freundlichen Abſicht willen ihre noch höheren Anſprüche nicht aufgeben kann.

§. 115.

Es iſt deshalb nicht zu verſchweigen, daß der Hang, luſtig und ſatiriſch zu ſein, den Dichter nicht ſelten zur Gedehntheit, Plattheit und Breite verführt hat; wie dies z. B. in den Gedichten: „Der Paraſit, der Stubenſchlüſſel, die Narrenmühle,“ der Fall iſt. Hier iſt der Spaß völlig veraltet und wirkungslos, ſo wie es ſich denn überhaupt genugſam erweiſt, daß L. von der poetiſchen Satire kaum eine dunkle Ahnung hat. Ihm fehlt, ſo ſcheint es, eine genaue und tiefe Kenntniß von dem inneren Weſen des Zeitalters, und von dem was ſich daſſelbe vorzugsweiſe, als Objekt der Kultur, geſetzt hat.

Hier mit klarer Ruhe und ſicherer Ueberlegenheit die Verkehrtheit der Tendenzen zu beleuchten, iſt ihm nicht gegeben, und er begnügt ſich, nur oberflächlich einiger alltäglicher Fehler zu ſpotten, die in farbloſer Allgemeinheit keiner beſtimmten Zeit angehören.

Mit nicht geringem Ruhm iſt mancher ſeiner Sinngedichte zu gedenken, deren Form ihm um ſo mehr zu empfehlen ſein dürfte, da ſie, in ihrer einmal beſtimmt vorgezeichneten nothwendigen Begränzung, vor der Gedehntheit und Breite ſchützt, die L. ſonſt nicht leicht zu vermeiden vermag. Eigentliche Epigramme im Sinne der Griechen wird man hier nicht erwarten; wohl aber, mit fröhlichem Witz aufgefaßte einzelne Momente, deren Spitze nicht eben tief verwundet, ſondern nur leicht ritzt. Als geglückte Sinngedichte ſind zu nennen: „Die ſitzende Jungfrau,“ „das Frühlingsgeſpräch eines Landwirths mit ſeinem Freunde,“ die Ausnahme,“ „Deutſchland oder Teutſchland“ u. ſ. w.

Leider aber hat ſich L. auch mit dem Ernſthaften und Tragiſchen befaſſen wollen, wofür es ihm an äſthetiſcher Tiefe und Kraft mangelt, ſo daß er nicht ſelten zu dem Peinlichſten und Grellſten ſeine Zuflucht nehmen muß, um wenigſtens durch die Empörung des ſinnlichen Gefühls einen unangenehmen Schauder zu erregen. Vollendet widrige Geſchichten, z. B. die in der „Roßdecke" von neuem verarbeitete, von dem heilloſen Sohn der ſeinen Vater aus der Burg ſtoßen, und da dieſer nicht weichen will, die Hand an ihn legt, um ihn bei dem greiſen Haare zur Thüre hinzuzerren, ſollte kein Dichter dem Leſer zu betrachten zumuthen.

§. 116.

Auch in der Gattung des Romans hat ſich Langbein nicht ſelten verſucht, und, wie es ſcheint, den Beifall des größeren Leſepublikums in reichem Maaße davon getragen. Es giebt der Deutſchen bekanntlich gar viele, denen Schiller das ehrliche Geſtändniß in den Mund gelegt hat:

Ja, ein derber und trockener Spaß: nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.

Und da L. nun vollends nur den derben Spaß ohne Beimiſchung des naſſen Jammers giebt, ſo läßt man ſich das noch lieber gefallen. Es ſoll eben nicht in Abrede geſtellt werden, als ſei in den L'ſchen Romanen nicht mancher einzelne witzige Einfall, oder gar manche einzelne geglückte Situation; es iſt hier lediglich die Rede von der Compoſition im Ganzen, die bei ihm meiſtens unkünſtleriſch und verfehlt erſcheint, ſo wie denn auch wohl jeder, der Cervantes, Yorik, und den größten aller Humoriſten, unſern Friedrich Richter, kennt, an dem L'ſchen Humor, wie er ſich in ſeinen Romanen zeigt, kein ſonderliches Behagen finden dürfte. Selbſt die bloßen Titel von manchen derſelben, z. B. „Talismane gegen die Langeweile,“ „Thomas Kellerwurm“ u. ſ. w. geben ſchon einigermaßen Zeugniß, worauf es bei ihnen abgeſehen iſt. Hier ſpielt der Witz nicht, wie bei jenen angeführten Schriftſtellern, in angenehmen Cascaden und hoch ſich ſchwingenden Leuchtkugeln, ſondern er zeigt meiſtens nur ſtumpfe und verbrauchte Pfeile, die matt zur Erde fallen.

Dennoch iſt es klar, daß wenn Langbein wahrhaft wollte, d. h. entſchieden und (wenn der Ausdruck verſtattet iſt), im Wollen wollte, er hinreichendes Talent beſäße, um den Deutſchen einen freundlich witzigen Roman zu geben, der, ganz abgeſehen von dem ſchnell vorübergehenden Beifall mittelmäßiger Leſer, durch ſein inneres Leben vor der Vergeſſenheit wohl geſchützt ſein würde.

§. 117.

(Ueber die Robinſonaden.)

Bei einer nicht fixirten Litteratur, wie e die deutſche iſt, ſoll der ſtete Wechſel in de Liebe für irgend eine beſondere Dichtungsgattun nicht befremden, und es bedarf des Beweiſe nicht, wie ſchnell hinter einander unſer Publikum gelacht und geweint, zierlich oder pathetiſch ſüdlich oder nordiſch ſich gebährdet habe, wi oft ein Jahrzehnt die ausſchweifendſte Vergötterung und die frivolſte Verſpottung deſſelben Dichters geſehen habe. Nur Eine Dichtungsgattun — wenn anders der präſtabilirte Inhalt ein ſolche bilden kann, — hat ſich faſt das ganz Jahrhundert hindurch, in der Liebe des Volk erhalten, und erhält ſich hie und da auch wol noch. Es iſt hier die Rede von den Robinſonaden. In einer Zeit, wo das Talent und d Erfindſamkeit der Deutſchen ſich faſt nur de Feierlichen und Pathetiſchen, oder auf der andern Seite dem Geſchraubt-witzigen und Pedantiſch-lasciven zuneigte, mußte die Erzählung vo den Schickſalen des Alexander Selkirk einen bedeutenden Eindruck machen, da die Gemüther die ſo gern Theil nehmen, auf dieſe Weiſe noc nie in Anſpruch genommen waren. Aus jen Erzählung entwickelte ſich Robinſon, und au ihm der Nachahmungen ſo viele, daß faſt die ganze Südſee nicht Raum haben würde, wenn ſie alle die einſamen Inſeln faſſen ſollte, mit denen die Phantaſie der deutſchen Schriftſteller ſie anzufüllen bemüht war.

Anfangs nahm man die Sache einfach und gründlich. Man erfreute die Phantaſie durch eine weite Reiſe über das Meer hin, dann kam der Schiffbruch, die wüſte Inſel, phyſiſche Hülfloſigkeit, verbunden mit den Schauern der Einöde, dann Erhebung der geiſtigen Kraft, und langſamer doch ſicherer Sieg derſelben über die Natur, dann die barbariſchen Wilden, Freitag, der Spanier und endliche Heimreiſe. Bald aber war man mit dieſem Apparat nicht mehr zufrieden, man verpflanzte auf die Inſel auch noch ein Mädchen, das, wie billig, mit höchſtmöglichen Reizen geſchmückt war, man machte das Eiland zu einem völlig phantaſtiſchen Aufenthalt, worin beſonders der Verfaſſer der Inſel Felſenburg ein Großes that, man ſetzte zwei Partheien, eine gute und eine böſe, in jenen engen Raum zuſammen, und verlor ſo auf eine höchſt unbeholfene Weiſe den wahren Geſichtspunkt ſolcher Erzählungen gänzlich aus den Augen.

§. 118.

Endlich wandte ſich die ganze Sache in das

Scherzhafte, das aber leider nicht von der beſten Sorte war, wie dieſes die in der erſten Hälfte des Jahrhunderts erſchienenen Leipziger, Hamburger, und ähnliche Robinſone zur Ungebühr beweiſen. Auch waren die Deutſchen zu gut, um ſich dergleichen gefallen zu laſſen, und ſie hielten ſich deshalb ſtets am meiſten an den wahren Robinſon, und ſeine ehrlicheren Nachbildungen; doch erlaubte man allerdings auch der phantaſtiſch-tollen Inſel Felſenburg, und einigen wenigen ihres Gleichen, zur Gemüthsergötzlichkeit beizutragen.

In ſpäteren Zeiten empfahl Rouſſeau mit beſonderer Wärme, die Idee des Robinſon zu pädagogiſchen Zwecken zu verarbeiten, wobei er indeſſen wohl etwas Höheres meinte, als einige deutſche Schriftſteller, die rüſtig genug an die Ausführung jenes Gedankens gingen, ahnden mochten. Ueberhaupt war damals die deutſche Pädagogik, obwohl gar ſehr viel von ihrer früherhin nie geahndeten Vortrefflichkeit geſprochen wurde, einem beengenden ökonomiſchen Prinzip unterworfen, und ſie brüſtete ſich als Nützlichkeitsſyſtem, während ihre Anhänger nicht einmal über die erſte Frage, was denn nun eigentlich nützlich ſei, gehörige Rechenſchaft geben konnten. So wurde denn Robinſon nicht ſelten zu einem Lehrbuche verarbeitet, wie man ſich auch in den ſchlimmſten Lagen durch die Welt helfen, und der Natur Nahrung und Kleider abringen ſolle, während der wahre Sinn jener Geſchichte, auf ein unendlich höheres Ziel ausgehend, gänzlich beſeitigt oder verkannt wurde.

Die Literatur der Robinſonaden, wie ſie, von England ausgehend, in Deutſchland die empfänglichſten Gemüther fand, und faſt ein Jahrhundert hindurch ſich in der Neigung des Volks erhalten hat, iſt von dem Verfaſſer der grauen Mappe, in der „Bibliothek der Robinſone“ ausführlich mitgetheilt worden. Es wäre deshalb nicht zweckmäßig, hier wiederholen zu wollen, was in jenem, erſt vor wenigen Jahren erſchienenem Buche zuerſt gegeben worden iſt. Leider aber muß hiebei bemerkt werden, daß die dort gegebenen Auszüge aus den einzelnen Robinſonen, ſehr ungenügend ſind, indem der Charakter und der Styl der älteren Schriften dieſer Gattung gänzlich verwiſcht und in eine farbloſe Allgemeinheit aufgelöſt worden iſt. Lob verdient nur die literaturhiſtoriſche Bemühung des Vf., ſo wie auch, daß die ganz ſchlechten nur mit kurzen Worten, ohne weitläufige Auszüge, bezeichnet worden ſind.

Noch in den letzten Jahrzehnten erſchienen gar manche Robinſonaden, z. B. Wenzel von Erfurt (1786); Die geſuchte Perleninſel, oder William Thownſons wunderbare und ſeltſame Begebenheiten (1797); Abenteuer und Reiſen Martin Engelbrechts (nach einer Robinſonade des 17. Jahrhunderts); Robert, der einſame Bewohner einer Inſel im Südmeer (1791); Williams Abentheuer, oder die Engländer unter den Wilden (1801); Bella, das Mädchen aus Mexico, oder der unſichtbare Begleiter (1802).

Seit einigen Jahren ſind, ſo viel mir bewußt, die Robinſonaden gänzlich ausgeblieben, ſo daß es ſcheint, als habe der Verfaſſer jener Bibliothek der ganzen faſt zu Grabe gegangenen Dichtungsart den gebührenden Leichenſtein ſetzen wollen. Indeſſen dürfte man doch wohl an eine edlere Auferſtehung glauben, denn der Stoff ſcheint nur erſchöpft; aber er iſt es nicht. Nur möge das „Manum de tabula“ an alle Unberufene, nicht vergeſſen bleiben.

§. 119.

Friedrich Auguſt Müller. Als Klopſtock mit dem Meſſias und Wieland mit Idris und Oberon hervorgetreten war, ſo glaubten die meiſten Deutſchen, es ſei nun mit der ganzen Gattung zu Ende, und man brauche eben nichts weiter in derſelben zu thun. Der nüchtern korrekte Alxinger konnte freilich dieſen Glauben nicht ſtürzen; man lobte ihn wohl, doch, wie es ſcheint, nur ehrenhalber, um ihm einigermaßen die große Mühe zu belohnen, die er ſich gegeben. Geleſen worden iſt er wenig. Ungleich höher als er ſteht Friedrich Auguſt Müller, der zuerſt mit dem „Richard Löwenherz“ und „Alfonſo“ auftrat, und da dieſe die Gunſt der Beſſern erhielten, uns bald darauf mit „Adelbert dem Wilden,“ einem Heldengedicht in zwölf Geſängen (Leipzig 1793, 2 Bände), beſchenkte, das leider abermals einen Beleg für die oft gerügte Vergeßlichkeit des deutſchen Publikums giebt. Denn wie wenige möchten ſich jetzt wohl noch dieſes Gedichtes erinnern, und wie unbeachtet liegt es im Hintergrunde der Leihbibliotheken, wo man meiſtens nur nach den Produkten der letzten Meſſe fragt, in denen, wie verlauten will, doch nicht eben beſonders viel Vortreffliches erſchienen iſt.

Man wolle nicht glauben, als ſolle nun hier jener Adelbert ganz beſonders erhoben und ungebührlich geprieſen werden, was in keinem Falle gerecht wäre, da die Fehler des Werkes nicht zu verkennen ſind. Zuvörderſt hat den Verfaſſer Ariſtoteles genirt, der bekanntlich verlangt, daß die Handlung, die einem epiſchen Gedicht zum Grunde liegt, eine einzige, vollſtändige, große, nicht ganz hiſtoriſche, ſondern mit Erdichtungen verwebte, durch Charaktere und Sitten belebte und durch das Wunderbare erhöhte Handlung ſei. Dieſes Wunderbare hat M. nun nicht auftreiben können, indem die religiöſen Mythen der nordiſchen Völker zu ſeiner Zeit noch unbekannter waren, als ſie jetzt ſind, und deshalb nicht füglich in ſeinem Epos erſcheinen konnten, ohne durch weitläufige proſaiſche Anmerkungen erklärt zu werden. Die Proſopopöie und Allegorie, wie ſie z. B. Voltaire in der Henriade und Spenſer in der Feenkönigin benutzt haben, verſchmähte er mit Recht, denn ſie läßt faſt immer kalt, wenn ſie etwas Ernſthaftes will, und iſt nur (was, ſo viel mir bewußt, noch nie bemerkt worden) im komiſchen Heldengedicht ironiſch anzuwenden.

§. 120.

Nun ſuchte der Verfaſſer dennoch nach dem Wunderbaren, und fand allerdings, daß die erſten Zeiten des Chriſtenthums ſo wie auch das Mittelalter nicht arm ſind an Rieſen, Zauberern, Geiſtern, Feen, Gnomen u. ſ. w., aber er wagte es nicht, von dieſen Wundergeſchichten aus den Zeiten Königs Arthus und Karls des Großen Gebrauch zu machen, weil dazu eine unerſchöpfliche Laune, ſehr viel Welt- und Menſchenkenntniß, eine unverwelkliche blühende Einbildungskraft und vortreffliche Diction gehöre, die, wie er ſelbſt ſagt, er nicht beſitze.

So nun faſt abgemüht durch fruchtloſes Umherſchauen, blieb ihm nichts übrig als die ſpätere Ritterwelt mit ihrem wunderbaren Heroismus, ihrer kühnen Religioſität, ihrer tiefen Freundſchaft und überſchwenglichen Liebe. Und hier nun war er auf dem ganz rechten Wege, hätte er nur an jenes Große des Mittelalters vollſtändig geglaubt, und vergeſſend jede ſtörende Einwirkung der kälteren Mitwelt, ſich einem noch ernſteren Studium deſſelben hingegeben. So aber findet er in jener Religioſität nur zu raſch die Schwärmerei, und er weiß für jene Freundſchaft und Liebe kein anderes Wort, als daß ſie eben enthuſiaſtiſch geweſen ſei, bei welchem Worte man ſelten ein halbes Lächeln zu vermeiden pflegt. Es iſt aber vor allen Dingen nöthig, daß der Dichter an das vollkommen glaube, was er uns darſtellt, indem dem halben Glauben immer nur, wie billig, der halbe Glaube begegnet. Hätte er ſich zur Ganzheit in der Anſicht des Mittelalters empor geſchwungen, er würde in ihm das wahrhaft Große und Wunderbare ſchon gefunden haben, welches er jetzt nur ahndet. — Man vergeſſe indeſſen nicht, daß hier weniger M., als ſeine Zeit angeklagt wird, die für das Studium des Mittelalters noch gar wenig gethan hatte.

Ferner iſt es dem Verfaſſer nicht geglückt, in das Gewühl von Begebenheiten, die hier vor unſern Augen ſich entwickeln, Einheit zu bringen, ſo wie denn auch die Haupthandlung zu oft in den Hintergrund tritt, und von der Menge und dem Geräuſch der Epiſoden faſt überwältigt und überſchrien wird.

§. 121.

Ferner iſt der Dichter unglücklich in der Zeichnung des Laſters, das er gewöhnlich nur in koloſſaler Starrheit hinzuſtellen weiß, ohne es lebendig und klar zu machen. Es wird hier keinesweges eine nüchterne Motivirung verlangt, die alles erkälten würde, ſondern nur klare Darſtellung des Weſens des Unſittlichen, das, als etwas rein Negatives, hier zu etwas durchaus Poſitivem gemacht werden ſollte. So iſt hier denn faſt jede Boshaftigkeit, die nur in einem Wörterbuch zu finden iſt, jeder Frevel und Greuel, und eine bis zur ſchauerlichen Widrigkeit gehende Wolluſt auf den Abt Gregor gehäuft, ſo daß dieſer Mann von der Bürde, die ihm der Dichter aufgeladen, faſt erdrückt, kaum mehr recht auftreten kann. Der Verf. ſagt ſelbſt in der Nachrede zu ſeinem Gedicht: „Einige Stellen wird man im Adelbert gefunden haben, welche die Sitten vieler Klöſter der damaligen Zeit und einen Wollüſtling mit ſtarken Farben ſchildern. Der Verfaſſer würde es ſehr bedauern, wenn dieſe Stellen als die loci laetiores ſeines Gedichtes angeſehen werden könnten. Er iſt der Meinung, man müſſe das Wohlgefallen des Künſtlers an der richtigen Zeichnung und Farbenmiſchung wohl unterſcheiden von dem Wohlgefallen oder Misfallen des Menſchen an dem geſchilderten Gegenſtande, und glaubt den Vorwurf nicht zu verdienen, in ſolchen Scenen, wo der Schwelger Gregor handelnd auftritt, mit gefälligem Pinſel und reizenden Farben anlokkend gemalt zu haben.“ (S. A. d. W. S. 477.) Geben wir dies alles, und beſonders in Beziehung auf den wackern M. auch gern zu, ſo kann doch eine vollkommene Rechtfertigung in dieſen Worten unmöglich gefunden werden, denn wenn auch nicht Reiz und Anlockung hervor gebracht werden ſoll, wie leicht eingeräumt werden mag, ſo entſteht doch nothwendig das peinliche Gefühl des Ekels, den der Dichter nicht in ſein heiliges Reich aufnehmen ſoll.

§. 122.

Endlich, um von dem Beſondern auf das Allgemeine zu kommen, iſt bei dem Verf. der Begriff des romantiſchen Epos, ſollte er auch klar in ſeiner Seele gelegen haben, nicht zur reinen Erſcheinung gekommen; denn es fehlt die überſchauende Ironie und der gelaſſene Welthumor, von denen allein die Romantik getragen werden kann. Wir Modernen haben keinen Ernſt, ohne daß der Scherz als das mildernde Angenehme ihn verſüßen und beruhigen müßte, und nur dann, wenn dem alſo iſt, dürfen wir uns mit Stolz als Moderne erblicken, und den wunderlichen Neid gegen die Alten aufgeben. Ahmen wir aber die Alten in ihrem einſeitigen, bei ihnen wohl begränzten Ernſte nach, ſo kann uns ſelbſt das ſchönſte Talent nicht immer vor der Starrheit und Ungeſchmeidigkeit retten. Als rein Moderne, d. h. in der höchſten Vollendung, zeigen ſich auch in dieſer Hinſicht: Shakſpear, und nach ihm, dem niemand gleich iſt, Arioſto, Cervantes und Calderon. Wir wiſſen nicht, ob M. dieſe Dichter genau gekannt habe, wohl aber, daß ein ſo trefflicher Dichter wohl werth geweſen wäre, ſie ganz zu kennen, um, durch ſie geleitet, zu erfahren, was ſeinem Adelbert noch fehle. Dieſes Gedicht geht in ſeinem einſeitigen Ernſt ſo weit, daß wir auch nicht einmal eine einzige durchaus fröhliche Perſon in demſelben finden, keinen Falſtaff, keinen Sancho; keinen Kasperl, nach denen man ſich gar oft genugſam ſehnen möchte.

Möge dieſer Tadel nicht ſtreng erſcheinen. Unſerer Anſicht nach verdient nur der geiſtreiche Dichter, daß man ſtreng mit ihm verfahre; den mittelmäßigen und ſchlechten kann man mit einigen Zeilen oder einigen Scherzen abthun. Wer vom Pyrrhus, König von Epirus, ſagt, es ſei ſchade, daß er ſiegend gewiſſermaßen doch auch verloren, und kein ſiegreiches Ende genommen habe, der ehrt ihn. Von den Volskern und Aequern, ſelbſt von ihren erſten Feldherrn läßt ſich dergleichen eben nicht ſagen.

Und was iſt denn nun das Treffliche im Adelbert? Es möge ganz kurz aufgefaßt werden; Eine faſt überall hervorleuchtende edle, durchaus deutſche Geſinnung, eine vortreffliche Darſtellung mancher einzelnen Parthien, z. B. der Zweikämpfe und Turniere, eine wohlgemeſſene und wohltönende Diction, und ein faſt immer leichter und angenehmer Reim, der dem Gedicht nicht ſelten eine beſondere Anmuth und Zierlichkeit giebt.

Ganz beſonders ſcheint M. durch den großen Gedanken der Freundſchaft entzündet worden zu ſein, und alles was in ſeinem Gedichte auf dieſelbe Bezug hat, ſteht in glücklicher Lebendigkeit da. Die Liebe ſpielt dagegen gewöhnlich nur eine untergeordnete, weniger genügende Rolle.

Der frühe Tod des Dichters iſt allerdings ſehr zu beklagen, denn ein kräftiger Frühling iſt mit ihm in das Grab gegangen, der nach und nach ſich wahrſcheinlich zur völligen Anmuth und Klarheit würde ausgebildet haben.

§. 123.

Carl Gottlob **Cramer**. Es iſt unter einer gewiſſen Gattung von deutſchen Autoren die böſe Gewohnheit herrſchend, daß ſie ſtets anders ſcheinen wollen als ſie wirklich ſind. Weit entfernt, ihre wahrhaftige Herzens-Meinung an den Tag zu legen, ſuchen ſie dieſelbe auf das ſorgfältigſte zu verhehlen: ein Umſtand, der es veranlaſſt, daß wir ſo wenig ſchlechte Originale, die denn doch immer auf ein gewiſſes Intereſſe Anſpruch machen können, und ſo viele ſchlechte Copien beſitzen, von denen ſich weiter nichts reden läßt, als daß ſie der Rede gar nicht werth ſind. Von unſerm Cramer läßt ſich allerdings gar wohl reden, denn er ſelbſt hat zum Theil aus einer recht freien und ungenirten Bruſt heraus geredet, und iſt in der That ein merkwürdiges Original geworden. Freilich nicht gleich zu Anfang, wo er mit

mit einigen in unerfreulicher Mattigkeit hingehenden Geſchichten auftrat, deſto mehr aber nachher, als das wahre Selbſtgefühl in ihm an den Tag kam, und Luſt und Bahn ſich machte. Wer erinnert ſich nicht aus ſeiner frühern Jugend der exaltirten Stunden, die ihm Erasmus Schleicher gewährte, ein Buch, das dadurch intereſſant wird, weil nicht etwa, wie gewöhnlich, bloß ein Theil der Welt, ſondern die ganze auf dem Kopfe ſteht, während die Füße munter in der Luft ſchweben, wobei es zum Glücke keinem der ſo Situirten einfällt, er befinde ſich in einer unnatürlichen Lage. Wer kennt nicht den Hasper a Spada, ein Buch, in welchem tauſend Fahnen der Pſeudo-Deutſchheit wehen, ein Buch, das ordentlich dröhnt vom Pferdegetrapp, Lanzenſplittern, fallenden Burgen, Rittern und Jungfrauen, in welchem das Herannahen des Weltgerichts ſelbſt auf dem Titelkupfer vermuthet wird, weshalb denn auch die Helden (unter denen Bomſen wohl die meiſten Herzen gewonnen haben dürfte), durch großartige Flüche, und anderweitige koloſſale Redensarten, ſo wie nicht minder durch eine perennirende Betrunkenheit jene Schauer abzuwehren oder doch wenigſtens zu lindern bemüht ſind: wer hat ſich nicht ergötzt an den entſetzlichen Schlägen und Stößen, welche in dieſem Werke den Böſewichtern zugetheilt werden, und an den übervollen, die Blätter alle faſt durchweichenden Humpen, mit denen hier die Tugend und die Tapferkeit belohnt wird, die auch billig mit nichts Geringerem vorlieb nimmt!

§. 124.

Selbſt die zarteſten Damen haben ſich durch dieſe und ähnliche Werke nicht wenig erfreut gefühlt, und unſer geliebter, trefflicher Jean Paul, der es drucken ließ, iſt gewiß nicht allein, ſondern wir alle ſind Zeugen geweſen, wie oft es ehedem in den Leihebibliotheken hieß: „Eine Rittergeſchichte für meine Mamſell.“

Cramers Phantaſie war damals eine raſtlos ſchaffende, wobei ſie es freilich nicht ſehr genau nahm mit dem, was ſie ſchaffte, ſo wie denn auch ſein Geiſt noch weniger ſich der Mühe unterziehen mochte, das auf das Gerathewohl Producirte ebenmäßig zu geſtalten und auszubilden, daß das Einzelne ſich zum Ganzen ründe. Dennoch ſoll jene ſchöpferiſche Kraft der Phantaſie auch bei ihm ernſtlich anerkannt werden, möge ſie ſich auch bei dieſem Geſchäft nicht ohne Roheit gebehrden; am wenigſten aber ſollten diejenigen unter unſern neuſten Poeten in dieſer Hinſicht hoffärthig thun, deren halb erborgte, dünne Schattenphantaſie nichts anders hervorzubringen vermag, als einen Klang in das Leere hin, oft ſogar nur einen Wiederklang des ſchon Erklungenen.

Leider aber hielt ſich C. nicht lange auf der Stufe, auf welcher er uns den Haſper a Spada, den kühnen Raugrafen Adolf von Daſſel u. ſ. w. geſchenkt hatte; er ſank immer tiefer, gab uns das ſchon einmal Gegebene von neuem, und in einer eben ſo wenig befriedigenden Form, bis er endlich ſelbſt das Allergemeinſte nicht mehr verſchmähte und dadurch auch den geduldigſten Leſer zurückſcheuchte, ſo daß er jetzt, wie es ſcheint, ſein ganzes ehemaliges Publikum verlohren hat.

Faſſen wir das geſammte ſchriftſtelleriſche Leben C's als ein Ganzes auf, ſo geht aus demſelben eine recht einfache, aber wichtige Lehre hervor, und zwar folgende: Der gute, offene aber rohe und verworrene Kopf kann eine Zeitlang wohl die Maſſe des Publikums erfreuen, denn er ſtellt wenigſtens etwas hin, das ein wirkliches Etwas iſt, und beſonders im Spiegel gutmüthiger Ironie leicht als Naivetät erſcheinen kann, ſo wie er ſich denn auch rühmen darf, daß ihm der trockene und gelehrtleere Kopf ſeine Gedanken- und Phantaſie-Sprünge nicht nachmachen kann. Fängt er aber nicht bald und mit

Eifer an, ſich nach wahrer Bildung umzuſehen, läßt er ſich wohl gar in einer für Genialität ausgegebenen Ungenirtheit ſorglos hingehen, ſo tritt die gerechtwaltende Nemeſis ein und bereitet ſeinen Schriften ein Schickſal, wie es jetzt die Cramerſchen bereits getroffen hat.

§. 125.

Leonhard Wächter, bekannter unter dem Namen Veit Weber, bahnte durch ſeine „Sagen der Vorzeit" den Rittergeſchichten den Weg, die bald ganz Deutſchland überſchwemmten. Es iſt nicht zu leugnen, daß, obwohl die Mehrheit jener Sagen Härte, Grellheit oder Unbedeutenheit beurkundet, dennoch einige ſich unter ihnen finden, die von großer Anſtrengung und mäßigem Talente zeigen. Hier iſt beſonders der „Müller des Schwarzthals" zu nennen, deſſen Schauer freilich unendlich wirkſamer ſein würden, wenn man nicht ſtets den Bogen und Pfeil ſähe, mit denen der Verfaſſer unſer Herz treffen will. Seine unendlich lange Geſchichte: „Der Tugendſpiegel" kann wohl nur in wenigen Einzelnheiten gefallen, und wiederholt in einem trockenen Chrientone das was Goethe im Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern mit ſo geiſtreicher Laune hinwirft:

„Die Tugend iſt das höchſte Gut,
Das Laſter weh dem Menſchen thut"

was freilich unendlich wahr iſt, doch auf eine beſſere Weiſe dargeſtellt werden ſoll, als in jener Hiſtorie. Auf eine andere Art misglückt ſind ſämmtliche Erzählungen, in denen er einen ſcherzhaften Ton anzugeben wagt, beſonders die eine, in welcher er Heinrich Frauenlob nachahmen zu wollen ſelbſt geſteht. Man iſt faſt gezwungen zu vermuthen, der Vf. habe jenen guten alten Minne- und Meiſterſänger nie geleſen, ſondern es ſei nur ein ſehr dunkles oder gänzlich falſches Gerücht von demſelben ihm zugekommen, denn in der That findet ſich hier auch nicht die leiſeſte Spur und Ahndung von deſſen Geiſte.

Ueberhaupt iſt V. W. durchaus kein reiches Genie, denn ſchon in den ſpäteren Theilen jener Sagen der Vorzeit zeigt ſich eine betrübte Erſchöpfung, und alle mühſam zuſammengehäuften Greuel können der Trockenheit nicht wehren, die ſein „Vehmgericht" ſo unerfreulich macht.

§. 126.

Dennoch hat er mehrere Jahre lang den Geſchmack der Leſewelt beherrſcht, weil er jene Saite ſo oft berührte, die Goethe nur einmal in ſeinem Götz von Berlichingen ſo kräftigtönend anſchlug. Das Publikum entflieht gar gern der Gegenwart, die mitunter ein wenig eng und bedrängt ſein mag, und überläßt ſich einem Führer, der es mit ſich nimmt auf die kühnen Berge, und in die dunkelſten Ruinen der Burgen, wo einſt die kräftigen Ritter wohnten, treu und gewaltig wie der Fels, der ihre ſtattlichen Schlöſſer trug. Weber hatte wenigſtens einige Kenntniß von jener ſtolzen Zeit ſich angeeignet, und da die Mehrhet der deutſchen Leſer noch nicht eben glänzende Fortſchritte in der vaterländiſchen Hiſtorie gemacht hatte, und vollends jene Periode ihnen faſt eben ſo unbekannt war, als das Innere von Afrika, ſo ließen ſie ſich gern von ihm erzählen, was er für gut fand, wobei man es ihnen wohl zutrauen darf, daß ſie ſelbſt an treuen und meiſterhaften Darſtellungen jener Zeit ein noch größeres Vergnügen würden gefunden haben. Da aber einige neuere vortreffliche Dichter damals noch nicht ſchrieben, wenigſtens nicht drucken ließen, ſo mußten ſie ſich einſtweilen, bis auf beſſere Zeiten, mit Veit Weber begnügen.

Obwohl ſelbſt nicht Original, hat er dennoch eine faſt endloſe Schaar von Nachahmern erweckt, unter denen aber auch nicht einer auszuzeichnen iſt. Die currenten Kritiker haben ein großes Aergerniß genommen, daß das Publikum ſo große Freude empfand bei den Darſtellungen der Ritterzeit, wobei es ihnen ein beſonderes Herzeleid verurſachte, daß dadurch den von ihnen gerühmten pädagogiſchen Novellen und Edukationsromanen, ein nicht geringer Abbruch geſchah. Es iſt keinesweges unſere Meinung (wie ſich auch wohl ſchon hinlänglich aus dem vorhin Geſagten ergiebt), jene verfehlten und rohen Rittergeſchichten in Schutz zu nehmen; dennoch ſcheinen ſie im Allgemeinen den gewöhnlichen Familiengeſchichten vorgezogen werden zu müſſen. Bei den erſteren athmet die Bruſt doch frei, die Phantaſie wird erregt, und, wenn der Leſer verſtändig iſt, findet eine milde Ironie den köſtlichſten Spielraum; bei den letzteren kann ſelbſt den Beſſeren und Friſcheren, für den Moment wenigſtens, eine gewiſſe alpartig laſtende enge Peinlichkeit beſchleichen, wonach auch ein ſolcher Verfaſſer wirklich wohl ſtreben mag, wenn er ſeines Herzens Meinung nur recht ehrlich herausſagen wollte. — Von den wahrhaften Gemälden einer Familie, in welchen wenigſtens eine Ahndung von der Idee derſelben waltet, iſt hier natürlich die Rede nicht, da Deutſchland dergleichen faſt gar nicht aufzuzeigen hat.

§. 127.

Starke. Seine häuslichen Gemälde, die

ihn beſonders berühmt gemacht haben, ſind leicht und freundlich, und nicht ohne ſittliche Beziehung. Nur dürfte man wünſchen, daß jene Leichtigkeit zuweilen weniger leicht ſein möchte, jene Freundlichkeit der tieferen Gemüthlichkeit nicht ermangele, die ihr erſt den wahrhaften Reiz zu geben im Stande iſt, und die moraliſche Tendenz ſich zu jener ſchöneren Freiheit möchte erhoben haben, bei welcher entſchiedenen Gemüthsverfaſſung die Tugend ſich gewiſſermaßen von ſelbſt verſteht. Hieher gehört das bekannte Epigram unſers Schiller, in welchem er ſeinen doppelten Widerwillen gegen das Laſter an den Tag legt, weil es ſo viel Schwatzen von Tugend gemacht habe.

Wie? du haſſeſt die Tugend? ich wollte, wir übten ſie alle,
Und ſo ſpräche, wills Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

Aber auch ſo, wie uns dieſe häuslichen Gemälde gegeben ſind, verdienen ſie in ihrer Sphäre Anerkennung und Achtung. Ganz ohne Anſprüche auf künſtleriſche Bildung und höhere Beziehungen, wollen ſie nichts weiter, als jenen Zuſtand freundlicher Begränzung und ſtiller Genügſamkeit darſtellen, den wir im Leben allerdings nicht ſo oft finden, als wir wohl wünſchen möchten, und der beſonders mit dem ruheloſen Treiben des unſicher ſtrebenden Halbgebildeten auf eine erfreuliche Weiſe kontraſtirt. Ein ſolcher, wenn er überhaupt noch nicht verlernt hat zu lernen, dürfte in Starke's Schriften eine recht zweckmäßige, durch Beiſpiele erläuterte Anweiſung finden, zu jener ſtillen Genügſamkeit in ſich ſelbſt, und an ſich ſelbſt zu gelangen, auch wenn dieſes Selbſt nur ein kleines und ſehr beſchränktes ſein ſollte. Wenn Jean Paul Recht hatte, wie wohl nicht gezweifelt werden kann, daß er einem großen Theile ſeines Jahrhunderts, als den klügſten Rath, die Weiſung ertheilte, zu Hauſe zu bleiben (S. die Vorrede zum Quintus Fixlein), ſo wird man auch einräumen müſſen, daſt faſt ſämmtliche Erzählungen Starke's eine ähnliche Andeutung enthalten, und nicht ohne Glück verſuchen, dem Leſer ſein Haus oder Zimmer angenehm zu machen. Nur vergeſſe man bei der Lektüre ſeiner Schriften jenes unendlich tiefere genialiſche Werk, deſſen ſo eben in der Parentheſe gedacht wurde, weil es ſonſt gar leicht um die Genügſamkeit des Leſers gethan wäre. Mit hundert andern Familiengemälden verglichen, behalten ſie aber allerdings ihren nicht geringen Werth.

§. 123.

Groſſe, nicht minder bekannt unter dem Namen des **Marquis** von G. und des **Grafen** von **Vargas**.

Seitdem aus den Regiſtern, welche der fleißige Meuſel über die deutſchen Schriftſteller führt, die gefährlich ſtarke Anzahl von 10 bis 11,000 ſich ergiebt, iſt es mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, ein bedeutendes Aufſehen zu erregen, indem die Menge der Competenten um die Gunſt des Publikums, letzteres ſelbſt ein wenig ſpröde und difficil gemacht hat. Das Beſte wäre freilich, ſich auf eine entſchiedene Weiſe talentvoll oder gar genialiſch zu zeigen, wo dann die Celebrität ſich ſchon mit der Zeit einfinden würde; da dies aber bekanntlich nicht jedermann gegeben worden, ſo hat man auf manche bequemere Hausmittel geſonnen, die denn auch nicht ſelten zum Zweck geführt haben. So gefiel es z. B. Groſſen, nicht bloß um ſeine Schriften, ſondern auch um ſeine ganze Perſon ein geheimnißreiches Dunkel zu verbreiten, indem er die Leſer bald glauben machte, es ſtehe ein majeſtätiſch melancholiſcher Grand von Spanien, bald ein liebenswürdig beweglicher Marquis vor ihnen, und zeige eine nie genug zu preiſende Complaiſance, ſie zu unterhalten. Selbſt manche deutſche Recenſenten, denen man doch ſonſt eine gewiſſe ſolide Grobheit nicht abſprechen kann, wurden durch dergleichen Seltſamkeiten ganz beſtürzt gemacht, und während ſie es mit einem bloßen Herrn G. noch wohl aufgenommen hätten, fanden ſie es doch bedenklich, mit einem weſtlichen Grafen oder Marquis ſich in ein polemiſches Verhältniß zu ſetzen.

Als aber endlich dieſer Nebel ſchwand, und ſowohl der Grand als der Marquis in ihr Nichts zurücktraten, erzürnten ſich jene Kritiker gar ſehr, daß ſie nicht bereits früher gezürnt hätten, und ließen in harmoniſchem Verein den bürgerlicheinfach gewordenen G. ihre ganze Strafe empfinden. Weit milder zeigte ſich das nicht recenſirende Publikum. Es hatte einmal an den Genien, Dolchen und zerbrochenen Ringen, ſo wie an Venedig, deſſen ſchönem Marcusplatz, Gondeln, Banditen, zarten Damen und (leider auch) verbuhlten Dirnen, ein ſo entſchiedenes Wohlgefallen gefunden, daß es ihm, wie billig, völlig gleichgültig war, ob deren Schöpfer ein Graf von Vargas oder ein Herr Groſſe ſei. Um ſo auffallender iſt es, daß dieſer Autor, der ſonſt ſo ausgezeichnet fleißig war, ſeit dem Jahre 1797 gar nichts mehr von ſich hat hören laſſen. Da es aber auch in der litterariſchen Welt in gewiſſem Sinne eben ſo heißt, wie in jenem vortrefflichen Goethiſchen Gedicht:

> Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
> Ach! der iſt bald allein,

ſo fand ſich auch die Leſewelt gar bald in den Verluſt, und der Verfaſſer von ſo manchen Memoiren, Romanen und Novellen iſt faſt klanglos abgegangen.

§. 129.

Friedrich Benkowitz. Ein wenig bedeutender Schriftſteller, der indeſſen doch auch ein Paar Jahre erlebte, in denen er dem Publikum ganz wohl gefiel und auf daſſelbe wirkte. Wirklich ließ er ſich auch die Sache nicht wenig angelegen ſein, und ſchrieb gar mannigfaltige Werke: „Für Leidende, eine Sammlung von Sprüchen (unter dem Titel Abadonna),“ für die Freunde des Wunderbaren (mit denen er es aber nicht ernſthaft meinte), den Zauberer Angelion,“ für witzige Köpfe: „die Geſchichte eines afrikaniſchen Affen,“ für fröhliche Leute: „Hilarion,“ für Freunde von vermiſchten Wiſſenſchaften: „Ein Gaſtmal von mehr als ſechs Schüſſeln“ u. ſ. w. Das Alles war nun wahrſcheinlich recht gut gemeint, doch vermißte man leider Phantaſie, Scharfſinn, tiefere Empfindung und Witz: Eigenſchaften die bei manchem Leſer allerdings noch in großem Anſehen ſtehen.

§. 130.

Herrmann Gottfried Demme. Es iſt ein gar altes, aber keinesweges zu verachtendes Wort, daß, was von Herzen kommt, auch wieder zu Herzen geht, wobei man noch als betrübtes Gegenbild hinzuſetzen darf, daß alles, was das Herz nur heuchelt, ſelbſt nicht einmal denen gefallen könne, die ſonſt wohl ſelbſt im Leben im Herzen unwahr ſind, und auf die Geſchicklichkeit in dieſem Unwahrſein ſich etwas zu Gute thun. In den wenigen Schriften, mit welchen Demme das deutſche Publikum beſchenkt hat, tritt überall der erſte erfreuliche Fall ein, denn überall ſpricht das Herz wirklich, und zwar ein ſtilles, frommes, begränztklares Gemüth, das in ſich ſelbſt Beſcheid weiß, und auch in der umgebenden Welt eine freundliche Heimath gefunden hat. Es iſt genug, auf ſeine religiöſen Vorträge, auf das Werk: „Der Pachter Martin und ſein Vater“ u. ſ. w. hinzudeuten, um jenes Urtheil zu belegen.

§. 131.

Hebel. Es ſcheint zweckmäßig, dieſen Dichter in Demme's Nachbarſchaft zu nennen, indem manches was von dieſem gilt, auch auf ihn anzuwenden iſt. In ihm wohnt eine klare Milde und freundliche Gemüthlichkeit, die in den Alemanniſchen Gedichten nicht ſelten in rein poetiſchem Feuer leuchtet, wogegen freilich andere Lieder deſſelben Verfaſſers ſich in einer gewiſſen Beengtheit bewegen, und eintönig werden. Die Alemanniſche Sprache ſelbſt, in ihrer Vocalenreichen Lieblichkeit und innerlich fröhlichen Unſchuld, umgiebt den herzigen Inhalt der meiſten dieſer Lieder mit einer paſſenden, ſich ſanft anſchmiegenden Freude. Was aber bei Hebel noch ganz beſonders erfreulich und rühmlich erſcheint, iſt die Vereinigung jener Gemüthlichkeit mit kindlicher Naivetät und gelindem Witz. Das „Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes“ iſt hier mit beſonderer Auszeichnung zu nennen, denn es übertrifft faſt ſämmtliche deutſche Bücher für das Volk, an denen wir einen ſo betrübt reichen Segen oder vielmehr Unſegen haben.

In jenem Schatzkäſtlein iſt, mit Ausnahme weniger Einzelnheiten die ſich leicht errathen laſſen, keine weichliche Altklugheit, keine ängſtlich ökonomiſche Tendenz, keine zu einem Nichts verflüchtigte Aufklärerei, mit einem Worte nichts von dem, was die bei weitem größere Anzahl der neuern deutſchen Volksbücher ſo unſäglich peinlich und unerträglich macht. Hebel hat den

Charakter des deutſchen Volkes, beſonders des ſüddeutſchen, ſehr klar aufgefaßt, er kennt jene ſchöne Miſchung von ernſter Redlichkeit und neckendem Spaß, jene innere Geſundheit, die das Unvermeidliche ſo ſtill und gelaſſen erträgt, und dabei den friſchen Stolz und die alte Hoffnung nicht aufgiebt, er ſcheint ſelbſt viel zu ſtolz auf den Namen eines Deutſchen, als daß er, wie ſo manche thun, zu ihm ſprechen ſollte, wie zu den traurigen Bewohnern eines Armen- oder Krankenhauſes.

§. 132.

Es iſt überaus zu beklagen, daß man vor etwa funfzig oder vierzig Jahren angefangen hat, dem deutſchen Volke jene wackeren alten Bücher, die wir alle kennen, in denen noch ein ſchöner Nachklang der früheren Heldenzeit wohnt, aus den Händen zu ſpielen. Da aber nun einmal dieſes Unglück geſchehen und dieſer (man darf wohl ſagen) Kirchenraub begangen iſt, auch wohl für's Erſte ſich nicht Hoffnung ſchöpfen läßt, daß das Volk ſeine Rechte auf jene alten Heldenbücher wieder werde geltend machen, ſo iſt es doch einigermaßen tröſtlich, daß Hebel ihm wenigſtens die heilloſen Wäßrigkeiten der letzten vier Decennien des achtzehnten Jahrhunderts erläßt, und ihm Bücher bietet, wie dieſes Schatzkäſtlein. Der neckiſch ruchloſe Zündelfrieder, von dem hier nicht ſelten die Rede iſt, wird keinen Landmann verführen, wohl aber das alte friſche, nie genug zu preiſende Lachen wieder hervor rufen, das jetzt faſt geſchwunden ſcheint. Eben ſo verdienſtlich iſt die Weiſe, mit der hier manierlich und treuherzig dem Dorfbewohner einige nützliche Kenntniß von der lieben alten Erde und dem herrlich geſtirnten Himmel beigebracht werden, damit er ſie nicht mit rohem Auge anſtarre. So darf auch nicht verſchwiegen werden, daß die ſchöne alte, ſehr oft ſchon erzählte Geſchichte von dem Herrn „Kan nit verſtan“ hier von Neuem gar gut und lieblich erzählt worden iſt, ſo daß ſie den beſten Eindruck nicht verfehlen kann. Möge deshalb der wackere Hebel noch oft zu ſeinem Volke ſprechen: er iſt deſſen werth.

§. 133.

Friedrich Hagemeiſter. Die alte Klage, daß die Talente in Deutſchland ſelten zur Reife kommen, wiederholt ſich auch bei ihm, der beſonders in den neunziger Jahren die Hoffnung erregte, er werde einſt für die Bühne etwas Bedeutendes liefern. Ob es in ihm ſelbſt, oder in den äußeren Umſtänden, oder in beiden zugleich lag, daß jene Erwartungen im höheren Sinne nicht befriedigt wurden, dürfte ohne die perſönliche

liche Bekanntſchaft mit dem genannten, bereits ſeit 1807 verſtorbenen Schriftſteller, nicht wohl zu entſcheiden ſein. Unter dem, was er geliefert, treten die beiden Schauſpiele: „Die Jeſuiten“ und „Johann von Procida,“ am meiſten hervor. Sie ſind nicht ohne Verſtand und Fleiß angelegt und ausgeführt, aber es fehlt ihnen die ſinnliche Lebhaftigkeit, und indem ſie gewiſſermaßen die Mittelſtraße wandeln zwiſchen Poeſie und Proſa, haben ſie ſich ſowohl dem Schönen als dem Wahren im höheren Sinne entfremdet. So iſt denn eine Kälte in ſie hineingekommen, die ſelbſt durch eine treffliche Bühnendarſtellung kaum verhüllt werden könnte.

§. 134.

Der Name jenes Schriftſtellers erinnert auch an Th. **Hagemann**, der nicht minder das deutſche Theater mit einigen Schauſpielen verſorgte, in welchem die imponirende Ritterkleidung, Gefechte, Turniere, Feuerproben u. ſ. w. das Beſte thun mußten, und allerdings bei „Otto dem Schütz,“ und „Ludwig dem Springer,“ die man ſonſt nicht würde ertragen haben, das Beſte thaten. Als H. endlich ſich jener äußerlichen Hülfsmittel entſchlagen wollte, und das Familiengemälde verſuchte, fand ſich das Publikum dadurch ſo gelangweilt, daß ſeitdem nicht viel mehr von ihm die Rede geweſen iſt. Es bedarf deshalb wohl kaum des Zuſatzes, daß er tief unter Hagemeiſter zu ſtellen iſt.

§. 135.

Vulpius. Dieſer Schriftſteller, von deſſen ungemeiner Thätigkeit Meuſels gelehrtes Deutſchland genugſam Kunde giebt, verſuchte ſich in Romanen und Novellen, Schauſpielen, Opern u. ſ. w. und genoß von jeher einer gewiſſen mittelmäßigen Gunſt des Publikums, bis endlich ſein Rinaldo Rinaldini jene Empfindung auf eine bedenkliche Weiſe erhöhte, ja bis zum glühenden Enthuſiasmus ſteigerte. Bei der den meiſten Leſern gleichſam angeſtammten Vergeßlichkeit, wurde wenig daran gedacht, daß man dergleichen Geſchichten ſchon mehrere habe. Eine Vergleichung mit Schillers Räubern, bei welcher jener Roman gewiß würde gar ſehr zu kurz gekommen ſein, hätte eine gute Auskunft über die Sache geben können, wurde aber nicht unternommen; genug daß jener Roman, einige erträglich phantaſtiſche Scenen und einige Lieder mitbrachte, die ſich auf der Guitarre recht gut ausnehmen. Das Publikum war einmal milde geſtimmt, wollte ſich erfreuen, und erfreute ſich wirklich, worüber man denn auch kein großes Aufheben machen ſollte, da oftmals Bücher an der Tagesordnung geweſen ſind, die noch tief unter dem Rinaldo ſtehen. Der ungeſchlachte Haufen der Nachahmer verfehlte nicht eine Menge Seitenſtücke zu jenem Werke zu liefern, und die Thätigkeit derſelben wurde zuletzt ſo arg, daß die redlichen und feingeſinnten Helden in den deutſchen Romanen ein wenig über die Achſel angeſehen und faſt ganz von den geſpreizten Dieben und Mördern mit rothen Federbüſchen überſchattet wurden. Indeſſen weckte ſich das deutſche Publikum ſelbſt gar bald aus ſeinem Irrthume, der Ekel konnte nicht ausbleiben und in der That ſtellte er ſich auch bald ein, ſo daß jetzt von der ganzen Sache nur wie von einem längſt überſtandenen Traume die Rede iſt, den ein kleiner Rauſch von geſchwefeltem Wein erzeugte.

In früherer Zeit ſchrieb V. „Romantiſche Geſchichten der Vorzeit,“ in einer beträchtlichen Reihe von Bänden. Die Darſtellung iſt im hohen Grade bequem und ermüdet inſonderheit durch den leeren, überaus weitläufigen Dialog; dennoch enthält dies Werk eine beträchtliche Maſſe von Kenntniſſen einzelner Scenen der wahrhaften deutſchen Ritterwelt, und zeigt deutlich, daß der Vf. in Chroniken und ähnlichen Schriften alter Zeit gar ſehr beleſen war, um die ſich die meiſten andern Autoren jener Gattung durchaus nicht kümmerten.

§. 136.

So beruht z. B. ſein Roman: „Die Saalnixe" auf einer alten, höchſt intereſſanten Thüringiſchen Sage, der ſelbſt die etwas ſeichte Behandlungsart nicht allen Reiz hat rauben können *). Etwas Aehnliches dürfte auch von dem Roman: „der Zwerg" zu ſagen ſein, deſſen anziehender Stoff die dürftige Behandlung um ſo inniger bedauern läßt.

Wenn das Gerücht wahr iſt (wie wohl nicht gezweifelt werden darf), daß Hr. V. der Herausgeber des neuen Journals: „Curioſitäten aus der Vor- und Mitwelt" ſei, ſo darf man

---

*) Ueberhaupt können die ächtdeutſchen Sagen der Vorzeit unendlich vielen Raub erdulden, ehe ſie allen Zauber einbüßen. So ſcheint z. B. der klägliche Nachahmer der nicht ſehr ſonderlichen Saalnixe, der Vf. der Oper: das Donauweibchen, ſich nebſt dem flachen Componiſten derſelben, ordentlich verſchworen zu haben, dem alten Mährchen faſt jegliches Anziehende und den innerlich nothwendigen Zuſammenhang wegzunehmen, und es iſt ihm dennoch nicht ganz gelungen. Solche alte Mährchen gleichen den königlichen Kindern in Shakſpears Cymbelin, die ſelbſt in armer Pilgertracht noch Luſt und Freude erweckten.

ihm um deswillen gar manche ſeiner misglückten Originalwerke verzeihen. Die Ausbeute, die jenes Journal liefert, iſt ſo reichhaltig und erfreulich wichtig, daß man gern einiges übereilte Raiſonnement des Herausgebers überſieht, welches hie und da ſich Luft machen möchte. Möge daher jenes ſchätzbare Unternehmen recht lange Beſtand haben, und nicht etwa, wie ſonſt wohl gefürchtet worden iſt, an der Lauigkeit des Publikums einen gefährlichen Feind finden. Möglich, daß eben um dieſen zu bekämpfen, jenes misbilligte Räſonnement eingeflochten worden iſt, indem dergleichen vielleicht manchem andern gar ſehr gefallen dürfte. Wäre dieſes der Fall, ſo möge es doch ja beibehalten werden, damit nur das Journal ſelbſt beſtehen könne.

§. 137.

Julius Graf von **Soden**. Mit Uebergehung ſeiner politiſchen und vermiſcht wiſſenſchaftlichen Schriften, kann hier nur mit wenigen Worten auf ſeine Schauſpiele hingedeutet werden. Es ſind ihrer gar viele, unter denen „Ignes de Caſtro" und „Aurora oder das Kind der Hölle" zu ihrer Zeit einiges Glück gemacht haben. Doch möchte weder das Erſte durch ſeine Zerfloſſenheit und Monotonie, noch das Letztere durch ſeine verworrene Pſeudo-Romantik wahren Beifall verdienen. Indeſſen war auch jener mäßige Beifall ſchon längſt verhallt, als Soden dennoch fortfuhr, Schauſpiele zu ſchreiben, die aber von dem Publikum mit großer Kälte aufgenommen wurden, und ſelten oder nie eine Darſtellung auf der Bühne erlebten, für die ſie allein berechnet zu ſein ſchienen. Wirklich iſt es ſchwer zu begreifen, wie ein ſonſt geiſtreicher Mann ſo gänzlich verfehlte Dramen wie „Anna Boley" und „Bianka Capello" ſchreiben konnte; denn in der That gehört der Anblick eines auf dramatiſcher Bahn völlig irre wandelnden Talents zu den betrübteſten, die nur irgend dem Leſer geboten werden können.

Seine Virginia erinnert keinesweges zu ihrem Vortheil an Leſſings Emilia, und bei ſeinem Romeo und Julie (hier mit ſeltſam überflüßiger Wortkritik: „Romio und Juliette") bedarf man keinesweges des Gedankens an Shakſpears vollendetes Drama, um das ſeinige ſchwach und verkehrt zu finden.

Soden liefert den Beweis, daß ſelbſt eine große Neigung für die Bühne, verbunden mit Scharfſinn und manchem anderweitigem ſchätzbarem Talent, dennoch bei weitem nicht hinreiche, um ein gutes Drama zu liefern: eine einfache

Bemerkung, die einfach hinzuſtellen dennoch nicht ganz überflüſſig ſein möchte.

§. 138.

Ignaz **Feßler**. Er begann mit hiſtoriſchen Romanen, in denen das Streben, nur das Beſſere und Würdige zu geben, durch großen Fleiß und eine nicht unkräftige Geſinnung unterſtützt wurde. Da aber die ganze Gattung des hiſtoriſchen Romans, unſicher ſchwebend zwiſchen Poeſie und Geſchichte, als verwerflich erſcheinen muß, ſo iſt es billig zu beklagen, daß F. ſein nicht geringes Talent an dieſelbe gewandt hat. Zwar iſt er dabei faſt immer mit Mäßigung verfahren, und er hat nur mit einer gewiſſen Scheu ein wenig von der oft unbequemen Wahrheit der Geſchichte hinweg genommen, um ſie in die ihm wohlgefälligere Form jener Halbdichtung zu bringen. Doch **alles** Halbe trägt nun einmal das Misverhältniß und die Unvollendung in ſich, und keine auch noch ſo gute geiſtige Anlage vermag die trüben Wirkungen eines entſchiedenen Grundirrthums jemals aufzuheben. Man kann ſich davon aufs innigſte überzeugen durch Feßlers Werke dieſer Art: „Ariſtides und Themiſtokles, Mark Aurel, Attila und Mathias Corvinus.“ Die Kraft, welche hier aufgewandt worden, würde vielleicht hingereicht haben, um eine mäßig gute Biographie jener Männer zu erzeugen, doch da ſie neben der Geſchichte auch mit der Romantik buhlt, ſo iſt ſie zweideutig, ja mitunter ſtörend geworden, und man wird jene Schriften nur dann ohne irgend eine Gefahr des Nachtheils leſen können, wenn man bereits in der Geſchichte eine gewiſſe Sicherheit erlangt hat, und das wirklich Wahre von den fremden, auf Verſchönerung ausgehenden Zuthaten ſonderen kann. Iſt man aber in der Geſchichte bereits ſo ſicher geworden, ſo wird man ſie ſchwerlich mehr leſen wollen, oder doch nur einen verkümmerten Genuß erreichen.

Wie ſehr ſich aber auch in anderer Beziehung jene halbpoetiſche Behandlung der Geſchichte räche, zeigt ſich deutlich, wenn man den wahrhaftigen Ariſtides, Themiſtokles u. ſ. w. mit dem dort geſchilderten vergleicht. Da ſie in ſich ſelbſt die Einigkeit verloren, ſo mußten ſie nothwendig auch unter ſich fallen und geringer werden, während ſie größer gemacht werden ſollten. — Und nun vollends Alexander der Eroberer! Wie konnte er ſich begnügen, lediglich als eine Fortſetzung der in Anacharſis Reiſe befindlichen Geſchichte des alten Griechenlandes angekündigt zu werden, und wie konnte der mit den Alten vertraute F.

ſich ſo willkührlich enge Gränzen gefallen laſſen, oder wohl gar ſelbſt ſetzen!

§. 139.

Feßlers Talent iſt ein durchaus einſeitig-tiefernſtes, deſſen Feierlichkeit mitunter an Schwermüthigkeit ſtreift. Schon um deswillen konnte ihm die Geſchichte, wenigſtens in einzelnen Parthien, zuſagen, und er mußte nicht minder im Stande ſein, jene einzelnen Parthien würdig zu ſchildern, wie ſich das denn auch in ſeinen neueren reinhiſtoriſchen Werken rühmlich bewährt hat. Es iſt hier ganz beſonders ſeines „Abälard und Heloiſe" zu erwähnen, eines Werkes, das zwar mit großer Kälte von den Deutſchen aufgenommen worden iſt, doch wegen ſeines innern Werthes ſich gewiß noch einmal Raum machen wird. Abälard und Heloiſe kennt man in Deutſchland faſt allgemein nicht nur gar nicht (was noch anginge, da man ſich ja täglich darüber Belehrung verſchaffen kann), ſondern man **verkennt** ſie, und hat ſich ein gänzlich falſches Bild und Gleichniß von ihnen gemacht, durch Pope's melodiſch ſchwermüthigen Brief, der einem unglücklichen Liebhaber des achtzehnten Jahrhunderts allerdings Ehre machen, doch dem wahrhaftigen Abälard kaum verſtändlich ſein würde. Dazu kommt nun noch Rouſſeaus Saint Preux, der, als Nachbild Abälards betrachtet, auch nicht eine Spur von Aehnlichkeit verräth, ſo wie Julie nicht von Heloiſen. *) An dieſe willkührlich falſchen Abbilder hatte man ſich in Deutſchland gewöhnt, und als nun F. mit dem wahren Abälard und der wahren Heloiſe hervortrat, wollte das größere Publikum nichts davon hören.

§. 140.

Jener durchgängige Ernſt, und die ſtete Feierlichkeit in Feßlers Anſichten und Schreibart ſchließen ihn aus der geringen Zahl der beſſern Romandichter aus. Dieſe müſſen Heiterkeit,

---

*) Man kann ſich in ziemlicher Schnelligkeit ein richtiges Bild von ihr verſchaffen, wenn man nur den ganzen Sinn in folgender Stelle aus einem ihrer Briefe an Abälard zu faſſen ſucht: „Deum testem invoco, si me Augustus, universo praesidens mundo, matrimonii honore dignaretur, totumque mihi orbem confirmaret, in perpetuo possidendum, carius mihi et dignius videretur, tua dici meretrix, quam illius imperatrix.“ (S. die Ausgabe von Richard Rawlinſon, London 1718. Brief I, p. 50.) Man wolle dabei erwägen, daß man ſich zu Heloiſens Zeiten noch nicht eben an tönenden Redensarten ergötzte, wie heutzutage; auch iſt hier mehr als Ton und Rede.

und bei aller tiefen Herzlichkeit doch auch eine erfreulich ironiſche Weltanſicht mitbringen, damit die Fluth der zu ſchildernden Begebenheiten nicht über ihnen zuſammenſchlage, und der Ernſt und der Schmerz nie übergehe in verletzende Schwere und Trübſeligkeit. Feßler ſelbſt ſcheint nicht zu wollen, daß man an ſeine Romane künſtleriſche Anſprüche mache; indeſſen drängen ſich dieſe letztern nun einmal von ſelbſt auf, und ſie ſind niemandem zu erlaſſen. Wollte man aber dennoch ſich deren beſcheiden, ſo darf man doch wenigſtens eine gewiſſe klare Freundlichkeit fordern, die leider ebenfalls nur ſelten in jenen Schriften gewährt wird. Dieſer Mangel iſt um ſo mehr zu bedauern, da die Leſer dadurch verſcheucht werden, und Werke, wie z. B. Bonaventura's myſtiſche Nächte, denen man, um ſo mancher vortrefflichen Gemüths-, Welt-, und Himmelsanſicht, ein recht großes Publikum wünſchen möchte, ſind um jenes ewig feierlichen, mitunter gar wie Todtenglocken hallenden Tons, faſt ganz ungenoſſen geblieben und ſpurlos vorübergegangen. Etwas Aehnliches läßt ſich auch von der „Thereſia, oder den Myſterien des Lebens und der Liebe“ ſagen, die wohl zu wirken verdient hätten; von der aber leider die alte Klage gilt, daß ſo manches Gute ſchon lange gedruckt ſteht, doch kaum einer und der andere es lieſet.

Einige Male hat F., vielleicht den Mangel wohl ahndend, um jenen freundlichen und behaglichen Ton ſich eifrig bemüht, wie z. B. in dem „Nachtwächter Benedikt,“ der nicht ſelten auch auf Satire ausgeht, und manche auffallende Mängel der Zeit (beſonders die des deutſchen Theaters) zur Schau ſtellt; allein im Ganzen wird man jenes Werk wohl ſchwerlich geglückt nennen können, denn nur zu häufig ſieht man dem Scherze an, wie er ſich abmüht, und dem Pſeudo-Humor, wie er den Anlauf nimmt, als ein wirklicher zu erſcheinen. Es iſt ein merkwürdiges Beiſpiel, daß ſelbſt bedeutende Männer, die von jeher, und gewiß nicht ohne Kraft und Glück, nach ruhiger Klarheit und ſteter Faſſung im Gemüth geſtrebt haben, dennoch jene freundliche Stille, die ſie in ſich haben, nicht außer ſich darſtellen können, ſo daß man wohl gezwungen iſt, ein eigenes Talent der litterariſchen Freundlichkeit und Annäherung anzunehmen, was leider ſo manchem ſelbſt geiſtreichen Autor fehlt.

§. 141.

Was nun endlich F. als philoſophiſchen und religioſen Schriftſteller betrifft, ſo ſind bereits gar viele Klagen erhoben worden, er ſei überaus dunkel, und hege eine faſt unzugängliche Myſtik, an der man überhaupt, wenn ſie ſich auch nicht ſo ſpröde zeige, ein großes Misbehagen finde.

Es iſt gewiß, daß die Art und Weiſe, wie ſich einige, beſonders jüngere deutſche Schriftſteller in Beziehung auf die Myſtik gebährdet haben, wohl geeignet war, bei noch nicht recht geſicherten und zu reizbaren Leſern einen Widerwillen gegen die ganze Sache einzuflößen. Beſſer hätte man freilich gethan, jene gar nicht myſtiſchen Bemühungen um die Myſtik, mit einigem Scherze zu nehmen, wo ſich dann gefunden haben würde, daß jenes litterariſche Verſtecken- und Blindekuhſpielen mit den Verkleidungen auf einer luſtigen Redoute Aehnlichkeit genug habe. Freilich kann der ernſtere Deutſche mit Recht das Erſte nicht ſo leicht verzeihen, als das Letztere, und es iſt nicht zu läugnen, daß das was auf einem Maskenballe etwas Angenehmes haben kann, wenn es uns im literariſchen Leben begegnet, meiſtens widrig ſein müſſe. Wer ſich hier in den Mantel eines Prieſters der Eleuſiniſchen Geheimniſſe hüllet, wird auch mit Phraſen prunken wollen, die einem ſolchen anzugehören ſcheinen ſollen: und da gelingt dann ſelbſt dem fröhlichſten Zuſchauer das Lachen nicht, wenn das Edle, das in jenen Phraſen liegt, durch ſeine Zerriſſenheit widerlich wird. Und das wird es werden müſſen, gerade weil es das Edle iſt. Darum ſoll es allerdings vor dieſer Entſtellung verwahrt werden, und die Ungeweihten, die am häufigſten von Weihe reden, ſollen billig zurückgeſcheucht werden, damit ſie nicht länger mit der Fertigkeit in den erraſſten Handwerksgebräuchen prunten, die ſie allein nachmachen können.

§. 142.

Moliere giebt in ſeinem Miſanthropen eine ganz artige Beſchreibung von einem ſolchen flach geheimnißvollen Menſchen, die auch hier eine Stelle einnehmen mag, da ihre Anwendung auf die Pſeudo-Myſtiker leicht zu machen iſt.

C'est de la tête aux pieds un homme tout mistère,
Qui vous jette, en passant, un coup d'oeil égaré
Et sans aucune affaire est toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde:
A force de façons il assomme le monde,
Sans cesse il a tout bas, pour rompre l'entretien
Un secret à vous dire, et ce secret n'est rien.
De la moindre vetille il fait une merveille,
Et jusques au bon jour il dit tout à l'oreille.

Wenn nun gar dieſe vetilles und dies bon jour in Kantiſche, Fichtiſche oder Jacobiſche

Worte eingekleidet werden, und eben dieſe Worte bei Nichtkennern den Schein geben, es möge doch wohl mehr dahinter ſtecken, als ein bloßes bon jour; iſt es da nicht wohlgethan, wenn der Kritiker dieſen Wörterſchleier ohne Schonung wegzieht, daß nichts übrig bleibt, als die nackte Trivialität? (Vgl. Meine Schrift: „Leben und Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion," S. 109 f.)

So gegründet nun aber auch dieſe Bemerkungen ſind, ſo gegründet iſt nicht minder die, daß das Myſtik-Ahnden und Myſtik-Suchen in manchen würdigen Werken, bei vielen deutſchen Recenſenten völlig zur fixen Idee geworden iſt, die ſie durchaus nicht zur Unbefangenheit in der Unterſuchung des wirklich Gegebenen kommen läßt. So kann man z. B. ſicher darauf rechnen, daß, ſo oft von der Myſtik die Rede iſt (in der man ohnehin leider nur ein unheimliches Geſpenſt ſieht), auch der Name Feßler nicht weit ſein wird, den man ſodann mit Gemüthsruhe und Bequemlichkeit in den Bann thun zu dürfen glaubt. F. ſtrebt nach dem Tiefen und Dauernden, er ſchreibt nicht ſo leicht, daß man ihn ohne nachzudenken verſtehen könnte, er glüht für die Religion, und will auch dem Zeitalter Sinn für religiöſe Gemeinſchaft und Kirchenthum geben: genug, um ſeine Schriften bei den

Gleichgültigen und Schwachen in den Verdacht der Schwärmerei zu bringen.

§. 143.

Wer F. in der letzteren Beziehung genau kennen lernen will, der mache ſich vertraut mit deſſen „Anſichten von Religion und Kirchenthum" (Berlin 1805, drei Bände). Zuvörderſt erklärt er ſich hier über den Begriff von der Anſicht, und ſetzt ſie, als etwas Eigenthümliches, der Tradition entgegen, welche letztere ſowohl dem Inhalte als der Form nach, von außen gegeben iſt. Jedes angenommene philoſophiſche Syſtem, ſo lange es nicht aus uns ſelbſt neu geſchaffen iſt, nennt er Tradition. Anſicht hingegen iſt die vollſtändige Auffaſſung eines gegebenen, oder aus der inneren Welt genommenen Gegenſtandes, von dem ſelbſt gewählten, für mich möglich richtigen Standpunkt, in meiner eigenthümlichen Geiſtesform. Solche Anſichten ſind nothwendig verſchieden, können nicht beſtritten, auch nicht bewieſen werden. Religion und Glaube können nicht gelehrt werden, weil ſie des Individuums Glaube, Produkt ſeines Geiſtes, alſo etwas Individuelles ſind.

Der Glaube iſt ihm der freie Entſchluß des Willens, ein Factum der inneren Welt als ein Wiſſen gelten zu laſſen. Religion iſt die An-

ſchau-

ſchauung des Unendlichen und ein Leben in dieſer Anſchauung des Ewigen und Heiligen. **Aus** Religion kann man daher nicht handeln; wohl aber **mit** Religion, indem ſie all unſer Thun verherrlichend begleitet. Sie kann nicht gelehrt werden, ſo wenig als eine Lebenslehre Leben zu geben vermag. Religion, Philoſophie und Poeſie ſind unzertrennlich mit einander verbunden. Philoſophie und Poeſie ſind dem Verfaſſer der bleibende, durch die innere Anſchauung des Unendlichen bewirkte Zuſtand des Gemüths, aus welchem die volle Energie des innern Lebens hervorgeht. Durch Religion geht im Gemüthe das Licht des Lebens auf; die Kraft zu ſchaffen und zu beleben entwickelt ſich durch Poeſie, und die Wahrheit ſeiner Schöpfungen erkennt das Gemüth durch Philoſophie. Die Religion iſt unendlich wie die Anſchauungspunkte des Univerſums. Eine unendliche Anſchauung des Unendlichen hat nicht der Menſch, ſondern nur Gott.

Der Verfaſſer erklärt ſich mit ſtarkem Unmuth gegen die Perfektibilität der geoffenbarten Religion, und findet mit Recht unbegreiflich, wie Religion, die wirklich Religion iſt, objektiv perfektibel ſein könne.

Kurz und bündig giebt er die charakteriſtiſchen Kennzeichen der vier chriſtlichen Kirchen an;

bei der katholiſchen die Conſequenz im Lehrbegriffe, in dem allgemeinen Cultus, in der überall eingeführten Disciplin; bei der evangeliſchen die Freiheit; bei der reformirten die Strenge; bei der herrnhutiſchen die Gottſeligkeit. Sorgſam wird hier auch der Katholicismus von dem Papismus und Monachismus unterſchieden. (Vgl. Halliſche Literaturzeitung 1811, Nro. 57.)

§. 154.

Abgeſehen ſelbſt von der großen objektiven Wichtigkeit der hier berührten Gegenſtände, durfte die kurze Andeutung der religiöſen Maximen Feſſlers auch hier nicht fehlen, da es galt, ihn aus der Klaſſe der unächten Myſtiker zu verweiſen. Es darf nicht irre machen, daß er ſelbſt unverhohlen ſich einen Myſtiker nennt. Wäre er es, ſo müßte man alle religiöſe und geiſtreiche Schriftſteller mit dieſem Namen bezeichnen *).

---

*) Dazu hat man denn auch, wie es ſcheint, von jeher nicht übel Luſt gehabt. So iſt z. B. Thomas a Kempis Werk: de imitatione Christi ſchon längſt als ein höchſt myſtiſches Buch berühmt geworden, während es nichts weiter iſt, als fromm und tief und gemüthvoll. Der Geiſt der genannten Schrift iſt überaus ſanft und gelaſſen, doch weil es die rechte Sanftmuth und Gelaſſenheit iſt, auch ſtreng und ſtraff, durchaus verſtänd-

Ehe dieſer Abſchnitt über F. geſchloſſen werden kann, muß noch der beſonders merkwürdigen Vorrede zum Alonzo gedacht werden, in welcher der Verfaſſer uns in die überaus traurige Lage hineinſchauen läßt, worein er durch die Bedrängniſſe der Zeit verſetzt wurde. Leider ſteht dieſes literaturhiſtoriſche Aktenſtück keinesweges allein da, und ähnliche Klagen, doch nicht immer ſo rührend wie bei ihm, ſind in Deutſchland nichts Seltenes. Es hat auch eben nicht verlauten wollen, daß außer Troſtworten, irgend etwas Bedeutendes zur Milderung ſeiner Lage geſchehen wäre; doch läßt ſich hoffen, daß die guten Thaten, die ohnehin nicht recht verlauten wollen, auch hier wenigſtens nicht ganz ausgeblieben ſeien. Deſſen ungeachtet hat ſich F. in die Nothwendigkeit verſetzt geſehen, Deutſchland, das ihn ziemlich ruhig faſt rettungslos verarmen ſah, zu verlaſſen, und es iſt ihm gelungen, etwa fünfhundert Meilen von hier, an den Gränzen von Aſien, eine bequeme Freiſtätte zu finden; ein Umſtand, über den ſich diejenigen ohne Zweifel am erſten tröſten werden, über deren etwa-

---

lich, ja leicht für jeden, der redlich ſich um innere Klarheit und Friedlichkeit bemüht hat.

nige Entfernung man durchaus keines Troſtes bedürfen würde.

§. 145.

Ziegler. Er iſt als dramatiſcher Schriftſteller anzuführen, da er, obwohl nur mit ſchwachem Talent, auf das Publikum gewirkt hat, was von der Bühne herab allerdings nicht ſchwer ſein kann, ſobald man nur ſich entſchließen mag, jene Miſchung von mittelmäßigem Scherz und Ernſt, Prunk und Derbheit, die der Mehrheit nicht wenig zuſagt, an den Tag zu fördern. Da nun ferner Z., als Schauſpieler, recht wohl wiſſen mußte, was das Parterre und die Logen am liebſten hören, ſo verfehlte er nicht, etwas dem Aehnliches nachzubilden, und man war damit ſo ziemlich zufrieden. Man findet in mehreren ſeiner Schauſpiele einen nicht ungewöhnlichen Fleiß im Einzelnen, doch auch eine nicht zu verhehlende Trockenheit, gemachte Grazie und verſuchte Eleganz. Man erinnere ſich der Dramen: „Mathilde von Giesbach,“ Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon,“ „Weiberlaunen und Männerſchwäche,“ „die Freunde,“ u. ſ. w.

§. 146.

Franz Kratter. Als die Liebe der Deutſchen für die dramatiſchen Familiengemälde ſchon ihre erſte Blüthe verloren hatte, ſtand K. auf, und verſuchte jener Gattung wieder aufzuhelfen, indem er die Handlung in fürſtliche und zwar nicht Deutſche, ſondern Ruſſiſche Häuſer legte. Man hätte ſich dabei an das einfache Wort erinnern können, welches der alte Götz von Berlichingen an ſeinen jungen Sohn richtet: „Du mußt doch immer was Apartes haben;" allein man erinnerte ſich eben nicht auf ironiſche Weiſe daran, ſondern man glaubte, das ſei in der That etwas Neues, und freute ſich dieſes Neuen. Man hörte mit wahrhaftem Vergnügen, wie der Paſtor von Marienburg über ſeine verloren ſcheinende Kathinka jammert, während ſein Sohn dazu Muſik macht. Nicht minder hatte man eine herzliche Freude, daß der Fürſt Menzikow, dem die Geſchichte manches Schlimme nachſagt (das ohnehin faſt immer von dem Czaar mit den allerproſaiſchſten Ohrfeigen beſtraft wurde), hier eine ziemlich zarte und tugendhafte Perſon geworden iſt, ſo daß zuletzt der allerdings große Moment, da Peter Kathinken zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erwählt, faſt nur zu etwas längſt Erwartetem und nur mäßig Rührendem wird.

Kratter war einmal ſo ſehr für Petern eingenommen, daß es ihm keinesweges genügte, ihn auf der Bühne glücklich verheirathet zu haben, ſondern er begleitete ihn auch noch durch manche verwickelte Verhältniſſe ſeines Lebens. Wir ſehen in einem andern Schauſpiele eine Verſchwörung wider ihn ausbrechen, an der ſelbſt Menzikow halb und halb Theil nimmt; aber Peter beſiegt die unzufriedenen Kneſen, und macht ſich zuletzt das unſchuldige Vergnügen, ſie ſämmtlich rädern zu laſſen. Da nun aber ein ſolcher feierlicher Actus ſich nicht wohl auf der Bühne ſelbſt vornehmen läßt, ſo tritt hier Peter wenigſtens an das Fenſter, um mit Bequemlichkeit zuzuſchauen und dem Publikum die Sache zu beſchreiben, ſo daß es faſt eben ſo gut iſt, als ſähe man die Hinrichtung wirklich. Zugleich hat man noch die Satisfaktion, daß Menzikof, der bloß in der Betrunkenheit fehlte, wieder in die alte Gnade aufgenommen wird.

§. 147.

Endlich bringt K., in dem „Frieden am Pruth,“ den Czaar in die bekannte Verlegenheit, aus der ihn Kathinka's Beſonnenheit rettet. Es iſt nur zu beklagen, daß der Verfaſſer nicht gewußt hat, für jene Gefahr zu intereſſiren, ſo daß denn auch die Rettung nicht eben die tiefſte Theilnahme erregt. Die Geſchichte ſelbſt verſteht das beſſer.

Die Idee, manche bedeutende Verhältniſſe in dem Leben Peters des Großen auf die Bühne zu bringen, iſt allerdings nicht zu misbilligen, und jene drei großen Begebenheiten ſind recht gut dazu gewählt worden. Leider aber iſt hier weder ein hiſtoriſches noch poetiſches Gemälde geliefert, ſondern ein verfehltes und verwiſchtes Etwas, das ſich ruſſiſch nennt, weil es ruſſiſche Namen aufzuweiſen hat, welches denn doch nicht wohl genügen kann. Es iſt nicht hinreichend, die Geſchichte Peters durch den oberflächlichen Voltaire eingenommen zu haben, nicht hinreichend, mit einigen grellen Pinſelſtrichen jenes wenig begriffene moderne Nordland zu ſchildern: es muß eine klare und tiefe Einſicht voran gehen, damit ein reines, Leben athmendes Bild entſtehen könne. Was hätte dann aus allen dieſen Schauſpielen werden können! was, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, aus der wohlgemeinten aber ganz farbloſen Scene, in welcher Peter I. und Karl XII. zuſammen auftreten! —

Noch tiefer ſtehen die ſpäteren Schauſpiele Kratters: „Eginhard und Emma,“ und die „Sklavin aus Surinam,“ die in der That eine ſo ſeltene Widerwärtigkeit bekunden, daß man ſich recht eilig davon abwendet.

§. 148.

Emanuel Schikaneder. Es gehört keine beſondere Scharfſichtigkeit dazu, um in dieſem Schriftſteller eine große Menge von Ungebührlichkeiten, Rohheiten und ſeltſam komiſchen Reimen anzuerkennen. Zweckmäßiger dürfte es ſein, einmal den Spieß umzukehren, und zu fragen, woher es wohl komme, daß einige ſeiner Opern ein ſo ungemeines, faſt beiſpielloſes Aufſehen und Intereſſe in Deutſchland erregt haben, ein Beifall, der ſich auch in Frankreich, wenn gleich nur nach verjüngtem Maaßſtabe, geäußert hat. Wenn wir nämlich die Oper als das wahrhafte Land der Romantik betrachten, ſo möchten wohl wenige Werke anzutreffen ſein, die in jenem Lande ſo ganz einheimiſch wären, als Schikaneders **Zauberflöte**. Sei es, daß er es durch bewußtloſes Talent wie durch einen Zufall traf, oder daß eine höhere Klarheit ihn leitete, die man ihm gewöhnlich (und wohl mit Recht) nicht zuzutrauen pflegt; genug daß er wirklich den einen und rechten Punkt getroffen. Schon **Herder**, der oft faſt überſtrenge, räumt ihm in ſeiner Adraſtea etwas Aehnliches ein, und **Goethe** hat bekanntlich eine Fortſetzung jenes Werkes begonnen, woraus klar genug hervorgeht, wie werth ihm daſſelbe ſein müſſe. Es lohnt deshalb ſehr die Mühe, jene Oper genauer zu betrachten, deren Charakter ſich als derbe und rohe Freiheit nach allen Seiten hin beurkundet.

Man hat von dem Text der Zauberflöte ſehr mannigfaltige und ſeltſame Auslegungen verſucht, die als Uebungen des Scharfſinns nicht übel ſein mögen; zum Theil aber auch, mit Beiſeitſetzung aller dieſer Auslegungen, die ganze Oper als das bizarrſte Gemiſch von Albernheiten, und alle jene wilden Kritiken, und um ſo mehr, wenn ſie geiſtreich waren, durchaus verworfen, weil, wie man meinte, bei dergleichen Verſen, die faſt nur aus ſchwülſtigem Unſinn oder gemeinen Fadaiſen beſtehen, an gar nichts Geiſtreiches zu denken ſei. Die Gutmüthigern ſtimmten dahin, daß man, des allen ungeachtet, an dieſem wunderlichen Wirrwarr ſich nicht übel ergötze, und zuweilen wohl gar von ganzem Herzen lachen müſſe, welches denn doch immer einigen Dank verdiene, beſonders in unſeren Zeiten, wo man bei manchem Stück, das ſich gar keck für ein Luſtſpiel ausgebe, auch bei dem beſten Willen nicht zum Lachen gelangen könne. Dort ſehe man doch ein gewiſſes lebendiges Leben, hier aber ſehe man meiſtens eine ſolche zahme Demuth, daß einem unheimlich zu Muthe werde, und man nicht ſelten in Verſuchung komme, wenn die Leute von ihren Nahrungsſorgen redeten, in die Taſche zu faſſen, und vom Parterre aus eine milde Gabe hinüber zu reichen, weil man bei dergleichen Stücken gar zu leicht vergeſſe, daß doch alles nur — ſchöner Schein ſei.

§. 149.

In der That liegt der Reiz jener Oper nicht allein in der Muſik, indem wir deren vollendete Vortrefflichkeit bei der bloßen Aufführung in einem Concerte nicht ſo vollſtändig genießen, als ſelbſt bei einer nur mäßig guten Aufführung der Oper ſelbſt. Und was iſt es denn nun, das uns bei dieſem Werk ſo entſchieden anzieht? Unmöglich können es die ſchlechten Reime ſein, die den Verfaſſer faſt tückiſch verfolgen, oder die platten Späße des Papageno, oder die noch platteren und leider ſogar weiberhaſſenden Gemeinſprüche des Saraſtro, oder die Inkonſequenz des Tamino u. ſ. w. Jene Ergötzung liegt in der Anſchauung der nicht ohne Kühnheit und Kraft hingeworfenen Umriſſe des Ganzen, die uns gleichſam einladen, ſie mit kräftigern und anmuthigern Figuren zu erfüllen, als die ſind, welche die unſichere Feder des Verfaſſers auf gut Glück hinwarf. Denn Abſichtsloſigkeit iſt allerdings das Schickſal, das über dieſem Stücke ſchwebt. Allein gerade durch dieſe Abſichtsloſigkeit iſt denn auch dem Zuſchauer die Freiheit in die Hand gegeben, mit Luſt zu deuten die ſchwankenden Formen, und aus den wenigen glücklicher gediehenen Keimen eine neue Schöpfung ſpielend ſelbſt hervor zu rufen. Auf dieſe Weiſe ließe ſich denn auch der ſteife Dialog ganz leicht geſchmeidig machen, den Verſen die Härte benehmen, manche Plattitüde würde zum Epigramm werden, und die moraliſchen Geſänge würden eine Ahndung vom Erhabenen bekommen. Tamino's unbeholfene Sentimentalität würde eben durch ihre Wunderlichkeit intereſſant werden, und ſein Verhältniß zu der ein wenig feiſten Naivetät des Papageno faſt eine Ahndung von Poeſie bekommen. Ueberhaupt iſt es nicht zu läugnen, daß in dieſem letztern Verhältniſſe, auch ohne jene angedeutete Metamorphoſe, etwas Anziehendes liege, das kein ganz proſaiſcher Geiſt würde haben bilden können, indem es wohl gar zuweilen an die ſo unnachahmlich erfundene Verbindung Don Quixote's und Sancho's erinnern dürfte. Erinnern, ſag' ich, denn daß hier auch nicht die entfernteſte Vergleichung des beſchränkten und verworrenen Sch. mit dem vollendet klar und poetiſch ausgebildeten Spanier ſtatt finden könne, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. — Daß die Königin der Nacht mit einigem Anſtand und vielem Pathos ſait von der Erhabenheit zu machen ſtrebt, iſt gar nicht übel gedacht, wenn gleich dieſe Erhabenheit nicht eben dynamiſch, ſondern mathematiſch ſein dürfte. Sie imponirt nämlich durch ihre Ausdehnung und formloſe Verworrenheit, deren einzelne Punkte man nicht zählen kann, welches ſich aber um ſo beſſer macht, je mehr Klarheit und Durchſichtigkeit in der theophilanthropiſchen Aufklärung des Saraſtro, ihres Gegenſatzes, zu finden iſt. Dieſe Aufklärungsſucht, einzeln genommen, kann ihn zwar nicht anders als langweilig machen, allein in dem Verhältniß zu den andern Perſonen, die ihn meiſtens, ohne es zu wiſſen und zu wollen, parodiren, nimmt ſie ſich recht wacker aus, und verfehlt den bezweckten komiſchen Eindruck keinesweges. Die Prieſter, deren Oberer er iſt, machen ihm gleichfalls nicht wenig Ehre, da ſie wohl zu wiſſen ſcheinen, welch eine ſchwierige Sache es iſt, ſich aus der Nacht des dichteriſchen Aberglaubens hervorzuarbeiten, und wie ſauer man es ſich muß werden laſſen, ehe man ſich ein klein wenig erleuchtet fühlt. Nur begreift man nicht, wie dieſe unmaaßen modernen Naturen ſich mit der Anbetung der Iſis befaſſen können, da ſie doch, wie billig, alle Myſtik verbannen, und ſtatt dergleichen Poſſen in dem heiligen Hain vorzunehmen, ſich lieber zu der Herausgabe irgend einer theophilanthropiſchen Monatsſchrift anſchicken ſollten, die Papageno nachher, zum köſtlichſten Divertiſſement aller noch ergötzbaren Zuhörer, ein wenig perſifliren könnte. Da nun aber durch dieſen geheimnißvollen Götzendienſt jene Charaktere gleichſam wieder aufgehoben und zerſtört worden, ſo läßt dieſe ſeltſame Idee des Verfaſſers wieder manche Muthmaßungen zu, in denen ich meinen Leſern nicht vorgreifen mag.

§. 150.

Hier dürfen auch die Genien nicht vergeſſen werden, da ſie bei ihrer drolligten Gutmüthigkeit eine kleine gutmüthige Erwähnung wohl verdienen möchten. Es ſind recht wackere, brave Jungen; nicht eben flüchtige fantaſtiſche Weſen, mit denen ſich hier auch nichts anfangen ließe. Sie laſſen ſich den Tamino, die Pamina und den Papageno wohl angelegen ſein: dem Erſteren geben ſie gute Lehren, was ſonſt ihre Art nicht iſt, obgleich auch ſie der Aufklärung ſehr gewogen ſind, und viele Freude daran haben, daß nun der Aberglaube bald ſchwinden und der weiſe Mann ſiegen werde; die zweite retten ſie vom Selbſtmorde, indem ſie verſichern, daß ihr Jüngling vor Gram vergehen würde, ſollte er dies gefährliche Manövre mit anſehen, dem dritten entreißen ſie ſogar den Strick, zu dem er in der Perturbation ſeines Gemüths gegriffen hatte; äußern aber dabei den niederſchlagenden Satz: „man lebe nur einmal.“ Die Hauptſache aber iſt: Sie bringen Eſſen und Trinken; hier erblicken wir den Gipfel ihres humanen Charakters und des Stücks. Sie ſehen es ein, daß die armen Pilger, die noch ſo manche harte Prüfung beſtehen, ja ſogar, der Veränderung wegen, einmal durch Feuer und Waſſer gehen ſollen, Kraft und Stärkung nöthig haben; deshalb verſorgen ſie ſie denn auch, wie routinirte Browniſche Aerzte, mit Fleiſch und Wein. Freilich genießt Tamino, wie ein unartiger Kranker, nichts von dem allen, allein dafür ergeht es ihm denn auch bei weitem ſchlimmer als dem Papageno, der doch in der That über das Ganze durch ſeinen Spaß die Oberhand behält. Jenem kommt indeß auch ſeine prinzliche Vornehmheit (die ihn leider dem Scherze unzugänglich macht) zu Hülfe; ja ihm müſſen ſogar Freunde und Feinde dienen, indem ſelbſt die Flöte der nächtlichen Königin ihm auch dann noch Nutzen bringt, wenn er bereits mit dem Tageskönige vertraut worden iſt.

§. 151.

Noch verdient bei Saraſtro das Summuum ſeines proſaiſchen Sinnes bemerkt zu werden, ſein Weiberhaß, der ſich an dem unmilden Gemeinplatze labt: „Ein Mann muß euer Führer ſein; denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus ihrem Wirkungskreis zu ſchreiten.“ Wie aber oft der erhitzte Schüler den Meiſter noch übertrifft, ſo auch Tamino, der, nicht ohne conſiſtente Plattheit, in Beziehung auf die drei nächtlichen Damen, den Spruch fallen läßt: „Ein Weiſer prüft und achtet nicht was der gemeine Pöbel ſpricht,“ worauf vielleicht nicht unbillig die gewichtige Antwort hätte folgen ſollen, welche die Königin Eliſabeth einſt dem Grafen Eſſex ertheilte. Es iſt nicht zu verkennen, daß S. hiebei, wenn auch bewußtlos, einige ſatiriſche Streiche gegen ſeinen eigenen Helden geführt habe.

So wie Papageno eine Art von Truffaldin werden ſollte, wovon er wenigſtens einigen nicht übeln Beiſchmack hat, ſo ſcheint es mit dem Mohren Monoſtatos auf einen Pantalon oder Brighella angelegt geweſen zu ſein, doch iſt dieſe Abſicht nicht eben zur glücklichen Erſcheinung gekommen. Man könnte ſagen, er ſei im äſthetiſchen

Backofen plötzlich umgeſchlagen, oder, in einem andern betrübten Gleichniſſe, in der romantiſchen Jahrbühne ein wenig verkocht worden, ſo daß auch das einzige Individuelle in ihm, ſeine africaniſche Liebe, ſich ziemlich unangenehm macht *).

Wie man aber von ſo manchem mit Müh und Noth zuſammengearbeiteten Schauſpiel nur ſagen kann, es habe intereſſante Einzelnheiten, ſo nicht von jener Oper, die eben durch die Umriſſe des Ganzen anzieht, und durch ihr Ganzes erfreut, während manches Einzelne gar nicht ſonderlich ausgefallen iſt. Und ſo iſt denn Mozart des höchſten Lobes würdig, daß er gerade dieſen Text gewählt, um ihn durch ſeine tiefſinnig heitere Zaubermuſik zu verklären.

Aufgemuntert durch den glücklichen Erfolg ſeiner erſten Oper, hat S. hinterher noch einige andere geſchrieben, unter denen: „der Spiegel von Arkadien" wegen des unendlich wunderlichen, fantaſtiſch-tollen Schöpfungsmythus, der hier

---

*) Man vergleiche: „Leben und Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion" S. 143 ff.; wobei zu gleicher Zeit erwähnt werden muß, daß dieſe Bemerkungen über S. und die Zauberflöte bereits im Jahre 1802 geſchrieben worden ſind.

hier auf die Bühne gebracht ward, genannt zu werden verdient; ſo wie auch wohl: „Der Tyroler Waſtel," der ſich troß einiger oder vieler unmäßiger Plattheiten beliebt genug gemacht hat, da er neben jenen auch einige wahrhaft luſtige Scenen aufweiſen kann.

So oft aber S. die Poeſie auf ihre eigne Hand hat wirken laſſen und der Muſik entbehren wollen, iſt es ihm durchweg mislungen, weshalb hier denn auch ſeiner recitirenden Schauſpiele nur in ſoweit gedacht wird, um zu bemerken, daß dergleichen von ihm vorhanden ſind.

Vor etwa 10, 11, oder 12 Jahren kündigte S. ſeine Selbſtbiographie an, und zwar in einem ſo treuherzigen Tone, daß es wohl billig ſchien, ſich auf die Erſcheinung derſelben ein wenig zu freuen. Da ferner zu vermuthen war, daß ſein bewegtes Leben, als Schauſpieler und Schauſpieldirektor, manche der Mittheilung würdige Reſultate bieten werde, ſo darf man allerdings bedauern, daß, troß jener Ankündigung, die Biographie bis heute noch nicht erſchienen iſt.

§. 152.

Klamer Schmidt. Es würde ſchwer zu begreifen ſein, wie dieſer Dichter zu einem bedeutenden Grade von Celebrität gekommen iſt, wenn wir nicht wenigſtens einen Grund in etner gewiſſen gutmüthigen Paſſivität oder einer paſſiven Gemüthlichkeit des deutſchen Publikums finden dürften. Man möchte behaupten, daß ein Jeglicher, der nur das Talent eines leichten Reimes und die Geduld hat, zwanzig bis dreißig Jahre hinter einander Gedichte in Taſchenbücher zu liefern, zuletzt nothwendig ein berühmter und großer Mann werden müſſe. Hat er noch dazu mehrere rüſtig ſchreibende Freunde, an die er zuweilen Gedichte richtet, und die ihn mitunter wieder nennen, ſo iſt ſein Glück gemacht, und die Unſterblichkeit wird ihm ſichtbar in die Hände gegeben. Alſo hat es ſich auch mit dem obengenannten Kl. Schmidt zugetragen, den man noch immer hie und da in Reiſebeſchreibungen, Lehrbüchern der Aeſthetik und vermiſchten Schriften, als einen recht ausgezeichneten Dichter anführt, ohne daß irgend Jemand erfahren kann, wo denn eigentlich ein wahrhaft gelungenes Gedicht von ihm anzutreffen ſei. Der Vf. dieſer Schrift hat gewiß recht eifrig danach geſucht, iſt aber nicht ſo glücklich geweſen, ein ſolches bei ihm aufzutreiben, doch erinnert er ſich an eins, das ihn wenigſtens für den Moment angeſprochen hat. Es führt die Aufſchrift: „An mein Euphon.“

Auf einer wenig fruchtbaren Herbſtflur erfreuen wir uns auch eines einzelnen Wieſenblümchens, und es iſt die Pflicht des Literaturhiſtorikers, darauf hinzudeuten.

Was die Herausgabe der Klopſtockſchen Briefe betrifft, über welche bekanntlich von Seiten der Familie des edeln Todten Beſchwerde geführt worden, ſo iſt ſie ohne Zweifel den Neugierigen höchſt willkommen geweſen; ob ſie aber den Beifall der Tieferſehenden erhalten, möchte zu bezweifeln ſein.

§. 153.

Friedrich Wilhelm **Großmann**. Die Deutſchen freuten ſich gar ſehr, in ihm einen neuen dramatiſchen Dichter auftreten zu ſehen, der ſo recht natürlich und populär ſchreibe, und dabei doch Leſſings Dramaturgie ſtudiert habe, welches letztere man wenigſtens vermuthen müſſe, da er jenes Werk ſo oft im Munde führe. In der That hatte G. eine gewiſſe Gattung von leicht beweglichem Talent, die Lieblingsthemata des größern Theils des deutſchen Publikums zu erſpähen und zu ſeinem Vortheile zu benutzen. In der Oper „Adelheid von Veltheim“ war das ſinnliche Vergnügen als die Haupttendenz wenigſtens nicht verſchleiert, und eine gewiſſe Ironie mit der ausländiſchen Sprache, nicht ohne Gelingen geblieben. Goethe hat die Arie „Monseigneur voyez nos larmes, laissez vous lone attendrir“ in ſeinem „Triumph der Empfindſamkeit“ von neuem, und wie es ſcheint, nicht ohne Liebe gegeben.

In dem Luſtſpiele „Henriette, oder: Sie iſt ſchon verheirathet“ wurde der mit Recht erſehnte Nationalſtolz als wirklich vorhanden betrachtet, und inſonderheit dem militäriſchen Stolze überaus geſchmeichelt. Man vergaß gern den Mangel jeder künſtleriſchen Beziehung, und nahm ſelbſt mit dem roh gezeichneten Stolze, und der nicht minder rohen Polemik vorlieb.

Zum vollendeten Lieblingsdichter der Deutſchen machte ihn endlich das Luſtſpiel: „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln,“ in welchem ſowohl die ökonomiſch moraliſche, als die polemiſch politiſche Abſicht gegen den deutſchen Adel, des größern Publikums öffentliche und geheime Herzensmeinung klar genug ausſprach, ſo daß man ihm ſelbſt eine gewiſſe Grauſamkeit verzieh, mit der er jene Zwecke durchzuſetzen ſtrebte. Es giebt wenige Schauſpiele, die ſo tief auf die Stimmung des Publikums gewirkt haben, als dieſes, an welchem in der That zwei Drittheile der Deutſchen gleichſam mitgeſchrieben zu haben glauben durften. Es gab manche Unterrichtsanſtalten, in denen man es, damit auch die Jugend es nie aus den Augen verliere, Jahr aus Jahr ein in das Franzöſiſche überſetzen ließ, und nur Kotzebuen iſt es gelungen, Dramen zu liefern, die nicht minder oder wohl gar noch mehr gefallen haben, als jenes.

§. 154.

Großmanns letzte literariſche Handlung war ein Act der Dankbarkeit gegen Leſſing, dem er allerdings recht viel verdankte. Zwar kannte er ihn nur als dramatiſchen Dichter und Kritiker, und verkannte ihn in allen übrigen Hinſichten, doch war auch dieſe einſeitige Kenntniß ſchon hinreichend, um ihn zu ehren. Er erklärte deshalb dem vaterländiſchen Publikum, es ſei heilige Pflicht, dem geiſtreichen Abgeſchiedenen ein Denkmal zu errichten, und wurde wegen dieſer patriotiſchen Idee mit Recht gar ſehr gerühmt. Als es aber endlich an dem war, daß man die Beiträge, welche denn doch zu beſagtem Monument vor allen Dingen erfordert wurden, einliefern ſollte, ſiehe da wiederholte es ſich wie geſchrieben ſteht: Es hatte einer einen Ochſen zu kaufen, der andere ein Weib zu nehmen u. ſ. w. Es kamen ſo wenig nahmhafte Summen ein, daß man unmöglich davon ein Denkmal für Leſſingen errichten konnte; eher vielleicht eines für ein gewiſſes ſichtbares Germanien, bei deſſen Anblick man nur durch das im tiefſten Herzen angeſchaute und erkannte edle Deutſchland ſich tröſten und beruhigen kann und ſoll. In fröhlicher Stimmung darf man auch wohl das ganze Unternehmen für ein Epigramm halten, das ja eben, nach der Erklärung mancher Theoretiker, eine in nichts aufgelößte Erwartung darſtellen ſoll.

Was G. in der letzteren Zeit ſeines nicht glücklichen Lebens, wo er ſich zu unſeliger Politik und zu noch unſeligerer Irreligioſität herabließ, als Schauſpieler und Schriftſteller verſuchte, möge hier nicht berührt werden, da der Gedanke daran keinesweges erfreulich iſt. Schon manches Talent iſt auf dieſe Weiſe untergegangen, weil es das Heilige anzutaſten wagte, indem es dadurch ſelbſt zu einem ſchlechten, matt verhallenden Scherze werden mußte.

§. 155.

Heinrich Zſchokke. Es gab eine Zeit, wo ſich faſt ſämtliche deutſche Dichter ordentlich verſchworen zu haben ſchienen, bei ihren Schauſpielen nicht auf die Bühne Rückſicht zu nehmen, und ſeltſam genug war es gerade die Zeit, wo die Deutſchen eine ganz beſondere Liebe für die Freuden des Theaters äußerten. Zwar thaten Kotzebue und Iffland alles ihnen Mögliche, um für das geiſtige Bedürfniß des Tages zu ſorgen; indeſſen konnten die Schultern zweier

Männer doch nicht alles tragen, und man ſah ſich oft betrübt nach Hülfe um. Wohl mancher deutſche Dichter wurde damals durch die bittenden Blicke des Publikums gerührt, aber es fand ſich eben keiner, der den rechten Ton getroffen hätte, und mit dem bloßen guten Willen war wenig geholfen. In dieſer Zeit reichte uns Zſchokke ſeinen Abellino, einen großen Banditen, bei deſſen Unthaten ſelbſt der Gallerie die Haut ſchauderte, der aber als Flodoardo von Florenz wieder ein höchſt edler und zarter Mann war, ſo daß auch die feineren Nerven in den Logen und im Parquet eine genügende Ergötzlichkeit finden konnten. Es war von ungemeiner Wirkung, daß die meiſten Monologen des Banditen mit dem ſich ſelbſt gleichſam anſtaunenden, oder vor ſich ſelbſt erſchreckenden Ausruf: „O Abellino, Abellino,“ endeten, während gleich darauf Flodoardos Reden wie in einem Honigmeer von ſüßer Liebe ſchwammen. Eine nicht minder glückliche Wirkung machte die Unterredung zwiſchen dem Dogen und dem Banditen, in welcher der letztere den trefflichen Fürſten ſehr rauh anfährt und gar zu erſchießen droht, während dieſer, dem ſanftmüthigſten Kritiker gleich, faſt von nichts redet als von den großen Talenten, welche Abellino von dem Himmel empfangen habe, und nur beklagt, daß er dieſelben nicht eben zum Nutzen der Menſchheit anwende. So war auch der Schluß des Stücks überaus rührend, wenn gleich ein wenig angreifend, und es hat wohl nur wenige harte Herzen gegeben, die es nicht erfreuet hätte, wenn endlich der große Bandit die Nichte des Dogen als Braut nach Hauſe führt.

§. 156.

Durch einen ſo glänzenden Erfolg ſah ſich Z. veranlaßt, noch mehr dergleichen zu ſchreiben; indeſſen ſo günſtig auch das Publikum für ihn geſinnt war, ſo mußte es ſich doch geſtehen, daß es nur Einen ſolchen Banditen in der Welt giebt, und daß derſelbe dem Verfaſſer faſt zu viele Kraft genommen habe. Die folgenden Dramen deſſelben mußten ſich deshalb ein wenig kümmerlich behelfen, und obwohl man es recht artig, oder wenn man lieber will, höchſt tragiſch fand, daß ſich im „Julius von Saſſen" ein verführtes Mädchen nicht ohne entſetzliche Reden und Geräuſch erſchießt, und der Verführer hinterher verrückt auftritt, ſo vermißte man doch hier die Verſchwörungen, die Banditen, die Gondeln und den St. Marcusplatz; faſt vergeſſend, daß dergleichen doch nun einmal nicht in allen Schauſpielen vorkommen kann. Erheblicher ſchon war der Eindruck, welchen die „Zauberin Sidonia“ hervorbrachte, denn hier tritt gleich zu Anfang der Tyrann Hugo, von unſäglicher innerer Langenweile geplagt, auf die Bühne, ein bedenklicher Charakter, von dem man ſich wenig Erſprießliches verſprechen darf. Man betriegt ſich auch keinesweges, denn gar bald darauf ſehen wir ihn Gift fordern für ſeine zarte Gattin, deren er leider überdrüſſig geworden iſt. Zwar täuſcht ihn der Arzt durch ein zweckmäßiges Schlafpulver, doch wird dem Tyrannen, wie billig, die Verrücktheit nicht erlaſſen, die man bekanntlich ſo gern auf dem Theater ſich ausſprechen hört. Nimmt man nun ferner die Zauberin ſelbſt, deren höchſter Zauber vielleicht darin beſteht, ohne etwas Zauberiſches zu zaubern, den zarten und ſinnlichen Cynthio, nebſt dem überaus boshaften Abt, der gar, auf den Knien liegend, eine etwas unanſtändige Liebeserklärung ſtammelt, mit der er aber natürlich ſehr übel ankommt, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem Beifalle machen, deſſen dieſes Stück ſich einſt zu erfreuen hatte. Dennoch — man verſtatte die Wiederholung — war es doch immer kein Abellino, der faſt aller Herzen gewonnen hatte: ein Umſtand, der dem jüngeren Dichter den Satz einzuſchärfen ſcheint, ein wenig ökonomiſch zu ſein im Ausſpenden der Vortrefflichkeit, damit man nicht hinterher den Kummer habe, ſich ſelbſt ſinken zu ſehn; es müßte denn ſein, daß man die Ausſicht hätte — gleich darauf mit Tode abzugehen, in welchem Falle man ſogleich ohne Schaden das Allerbeſte hinreichen kann.

§. 157.

Auch Romane haben wir von Z., deren bloße Titel ſchon eine ſchauerliche Stimmung erwecken, denn was ließe ſich Fröhliches erwarten von den „ſchwarzen Brüdern,“ und den „Männern der Finſterniß,“ in deren Geſellſchaft er uns führt? Dennoch ſcheint der Preis der Genialität nicht dieſen Büchertiteln, ſondern einem andern zugehören, der ſich auf die originalſte Weiſe mit einem Gedankenſtriche anfängt. Nach dieſem Gedankenſtriche folgt dann endlich der wahre Titel, der in gedrängter Kürze den Inhalt des Buchs angiebt: „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerſtörer des heiligen Vehmgerichts,“ ſo daß es faſt ſcheint, als ſei es nun eben nicht mehr nöthig, das Buch ſelbſt zu leſen, es müßte ſonſt der trefflichen Form wegen ſein.

Es kann befremden, daß ein ſo feierlich geſtimmter Geiſt, in ſpäteren Jahren ſich auch zur

Scherzhaftigkeit herabgelaſſen habe; doch verhält es ſich in der That alſo. Indeſſen muß man ihm nachſagen, daß er die Späße nicht aus eignen Mitteln hervorbrachte, ſondern den guten alten Moliere zu Hülfe nahm, deſſen Luſtſpiele und Poſſen er frei bearbeitete, und zwar dermaßen frei, daß von dem was man ſonſt an M. zu ſchätzen und zu lieben gewohnt iſt, wenig mehr übrig blieb. Dadurch aber hat Zſchokke Erſatz zu geben geſucht durch allerlei ſatiriſche Beziehungen, die aber — es iſt denn doch wohl vonnöthen, mit einigem Ernſt zu ſchließen — ſo über alle Gebühr fade und platt gerathen ſind, daß ſelbſt die Leute da unten keine ſonderliche Freude daran gehabt haben, obwohl ſie den guten Willen erkannten, ihnen zu gefallen.

In den letzten Jahren hat ſich Z. auf die Geſchichte, und, da dieſelbe ihm nicht genügend erſchien, auf die vermiſchten Wiſſenſchaften gelegt, ſo daß es den Anſchein hat, er werde wohl ſchwerlich jemals wieder etwas Poetiſches liefern.

§. 153.

Max Roller, jetzt vergeſſen, doch in den neunziger Jahren nicht unberühmt, denn es gelang ihm, eine beträchtliche Menge von Herzen im Parterre und in den Logen zu rühren. Er erreichte dies durch zwei Schauſpiele: „Der

„Graf von Santavecchia" und „die Dichterfamilie." In dem erſtern war das damalige Geſpräch des Tages: Aufklärung im Conflict mit dem natürlichen Hange zum Wunderbaren, nebſt dem Grafen Caglioſtro und den ihn begleitenden Geiſtererſcheinungen, auf die Bühne gebracht, und da das geſpenſtiſche Weſen nicht wenig herabgeſetzt wurde, die Aufklärung aber ihr beſonderes Lob erhielt, ſo konnte die Wirkung nicht ausbleiben. Bei dem zweiten Schauſpiele mußte man freilich bemerken, daß der Vf. von dem Leben eines Dichters nichts weiter erkannt, oder wenigſtens zur Sprache gebracht hatte, als die Armuth, die daſſelbe meiſtens begleitet. Es ließen ſich deshalb der Thränen viele, Auspfändungen, Gerichtsdiener, Hunger, Kummer u. ſ. w. anbringen, und da dies noch nicht hinreichend ſchien, um das Publikum mit Sicherheit zu entzünden, ſo wurde auch ein entſetzlicher Vaterfluch zu Hülfe genommen, dem Niemand widerſtehen konnte. Wohl aber bedenkend, daß der Menſch nicht immer gerührt ſein und weinen kann, wa der Vf. auch für einen Luſtigmacher in ſeinem Schauſpiel beſorgt, und verlieh dies Amt einem ſehr ruchloſen Nachdrucker, der es allerdings verſuchte, zu ergötzen; — vielleicht ſogar ſelbſt den jenigen Theil des Publikums, welcher, der Sparſamkeit wegen, nur Nachdruck zu kaufen pflegt.

Außer den genannten zwei Dramen hat Max Roller nichts geſchrieben; was allerdings zu bewundern iſt, da der erſte Schritt nicht bloß den zweiten, ſondern auch den dritten, vierten, zwanzigſten, achtzigſten u. ſ. w. zu veranlaſſen pflegt. So wenig nun aber auch jene Schauſpiele für gelungen gelten können, und ſo verkehrt die Tendenz des Ganzen iſt, ſo möchte dennoch, um mancher einzelnen Scene voll wahrhaften, nicht erlernten oder nachgemachten Gefühls, R's gänzliches Abtreten von der Bühne, zu bedauern ſein. Er iſt ſo ganz verſchollen, daß ich nicht einmal mit Beſtimmtheit habe herausbringen können, ob er noch lebe, und wie ſein wahrer Name laute.

§. 159.

Bretzner. Der Roman, den wir von ihm erhalten haben: „Geſchichte eines Lüderlichen," nach Hogarth, iſt ehedem nicht ſelten gerühmt worden, doch können wir leider in dieſe Lobpreiſungen nicht einſtimmen, indem das Unkünſtleriſche in der Form, ſo wie in der ganzen Tendenz, zu ſehr in die Augen leuchtet. Als Luſtſpielverfertiger hat er einen nicht geringen Namen erworben; doch freilich nur zu einer Zeit, wo man zum Theil in das Gelag hinein producirte und eben durch dieſes raſche und blinde Hinarbeiten, Talent oder gar Genialität zu beurkunden glaubte. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob man ihm zu viel Ehre erweiſt, wenn man ihn mit dem Mahler von Ubeda vergleicht, der durch den Don Quixote bekannt geworden iſt, da deſſen Werke wohl ſchwerlich nach Deutſchland gekommen ſind. Jener Mahler gab, wie uns Cervantes erzählt, wenn man ihn fragte was er arbeite, ſtets die vergnüglich ſorgloſe Antwort: „Was daraus wird,“ und hier, in Hinſicht dieſer Unſicherheit, dürfte ſich allerdings ein Berührungspunkt zwiſchen ihm und Bretzner ergeben. Die Charaktere, welche B. darſtellt, ſind nicht etwa bloß durch Zufälligkeit roh und platt geworden; ein Umſtand, der ſich wohl bei manchem jungen Anfänger ereignen kann, der nach Bildung ſtrebt, dennoch oft genug, von der wie eine ſchwere Cavallerie hervorbrechenden Roheit überraſcht und geſtört wird. Sondern es ſcheint bei B. alles mit Beſonnenheit angelegt, und jene Plattheit im „Räuſchgen,“ „Felix und Hannchen,“ der „argwöhniſche Liebhaber,“ „Eheprokurator“ u. ſ. w. iſt vielleicht als ein nothwendiges Requiſit des Luſtſpiels und mithin als eine Schönheit von ihm betrachtet worden. In neuern Zeiten, wo das Publikum bekanntlich zu höherer Zartheit gediehen iſt, hat man jene Comödien faſt ohne Ausnahme zu einer ewigen Verbannung in die litterariſche Polterkammer verwieſen, und höchſtens geht jener mistrauiſche Liebhaber mit beſchnittenen Flügeln noch einmal im Jahr über die Bretter der deutſchen Schaubühne hinweg.

§. 160.

Bretzner zeigte einen nicht geringen Eifer für die deutſche Oper und Operette, ein Streben, das allerdings recht ſehr zu loben ſein würde, wenn die Kraft nur einigermaßen mit dem guten Willen Hand in Hand gegangen wäre. Da die Deutſchen aber in Hinſicht der genannten Dichtungsgattung faſt gar keine Wahl haben, ſondern vorlieb nehmen müſſen mit dem, was eben da iſt, ſo fand man ſich aufgelegt, ihm ſelbſt für die mangelhaften Sachen zu danken, die er geben konnte. Sein „Irrwiſch oder das wüthende Heer,“ ſein „Apfeldieb,“ ſind ehedem beliebt geweſen, beſonders um jener Bravourarien willen, die faſt nur aus Rouladen und Trillern beſtehen, und bei denen die angeſtrengte Stimme der Sängerin, an jene hüpfenden Geiſter in einem arabiſchen Mährchen erinnert, welche auf der Spitze einer Nähnadel tanzen müſſen.

Ein anderes iſt es mit der „Entführung aus dem Serail," die ohne Muſik nur einer ſchlechten Lehmhütte gleicht; durch Mozarts Kunſt aber zu einem herrlichen Feenpalaſt umgewandelt worden iſt. Durch ihn blühet hier die tiefe und zarte Neigung des Abendlandes neben der farbig leuchtenden Pracht des Orients, die glühende Leidenſchaft und Eiferſucht neben dem gaukelnden Scherz und der gelaſſenen Lebensfreudigkeit, und in dem letzten Duett iſt ſelbſt der Tod zu einem feſtlich ſchönen Triumphgeſange geworden, der doch in ſeiner Feſtlichkeit wieder ſo milde iſt, und ſo rührend ſanft das Heiligſte in dem menſchlichen Gemüthe löſet. Mit einem Wort: Wir haben hier eine Oper erhalten, die wir mit ſtolzer Freudigkeit und inniger Ueberzeugung Shakſpears Romeo und Julie gleich ſetzen dürfen.

Bretzner freilich iſt allerdings an allem dieſem Herrlichen gar ſehr unſchuldig, und hat nichts weiter gegeben als das herkömmlich Mittelmäßige und Rohe. Dennoch wollen wir ihm ſelbſt die wahrſcheinlich bewußtloſe Ironie gegen ſeinen Baſſa, den er als ungeliebten Liebhaber ſtets in Proſa reden und nie ſingen läßt, als etwas Gelungenes anrechnen; obwohl es nicht zu läugnen iſt, daß dieſes Gelungene — eine zweckmäßig fortdauernde Apoſiopeſe — ohne ſonderliche Schwierigkeit zu erreichen war. Der entgegengeſetzte Fehler hätte ungleich größere Anſtrengungen gekoſtet und vielleicht iſt er nur um deswillen vermieden worden.

§. 161.

Friedrich Schlenkert. Auch dieſer Schriftſteller wählte die große deutſche Ritterzeit zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung, wohl wiſſend, daß es wenigſtens nicht das ſchlimmſte Zeichen der ſchwächern Zeit ſei, wenn ſie ſich gern im Spiegel der ſtärkern betrachtet. Das Schlimmſte war, daß er ſelbſt von jener Periode keine ſonderliche Kenntniß an ſich gebracht hatte, ſo wie gleichfalls ſehr betrübt, daß er jenes Wenige nicht reinlich und kräftig darzuſtellen vermochte. Man muß es ihm nachſagen, daß er ſich faſt immer ſehr intereſſante Zeiten, und Fürſten von reichhaltigem farbigem Leben, für ſeine Bücher ausſuchte, als da ſind: Wiprecht, Graf von Groizſch, Friedrich mit der gebiſſenen Wange, der vierte Heinrich, Rudolph von Habsburg u. ſ. w. Aber auch die intereſſanteſten Männer, und ihr an Handlungen und Begebenheiten überſtrömendes Leben war ihm noch lange nicht anziehend genug, und, im ewigen Streit mit der Geſchichte, ſetzte er zu und ließ weg, nach Gefallen, wodurch er denn, wie billig, faſt alles verdarb. Am erträglichſten hat ihm noch der gebiſſene Friedrich ausgeholfen, da es allerdings Scenen in ſeinem Leben giebt, die nicht wohl ganz verdorben werden können. Wir meinen z. B. die, wo ihm ſeine unglückliche Mutter in der verletzenden Abſchiedsſtunde, die Wange blutig küſſt, oder wie er im männlichen Alter, von Feinden heftig verfolgt, in Verhältniſſen wo jede Secunde wichtig war, mit ſeinen Rittern einen Kreis ſchließt um die Amme, die ſeinen kleinen Sohn trägt, und ausruft: „Mein Kind ſoll trinken und wenn ganz Thüringer-Land darüber verloren ginge.“ Doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß es unendlich beſſer geweſen wäre, ſolche Scenen bloß aus irgend einer alten treuherzigen Chronik abzuſchreiben, die ihm ſelbſt geholfen haben würde bei Auftritten, die er gar nicht begriff, z. B. bei der Schwermuth, die ein altes Deutſches Schauſpiel von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen *) in ihm erregte, eine ſchmerzliche Gefühlsabſpannung, die mit dem Tode endete. Von der durchaus unwürdigen Weiſe, wie hier rein hiſtoriſche Charaktere z. B. Adolf von Naſſau, Albrecht von Oeſtreich u. ſ. w.

---

*) Das älteſte deutſche Schauſpiel, von dem wir Nachricht haben.

und Weltbegebenheiten wie die Schlacht bei Lukkau behandelt worden, iſt es wohl beſſer gänzlich zu ſchweigen.

§. 162.

Luſtiger iſt es ſchon mitanzuſehen, wie ſich dieſem etwas beſchränkten Autor der Charakter der Italiener, der Päpſte, und der Geiſtlichkeit des Mittelalters im allgemeinen abgeſpiegelt hat. Sie ſind faſt alle durch die Bank unſägliche Böſewichte, und haben eben deshalb bei ihm faſt immer ſchon a priori Unrecht, ſie mögen nun auch unternehmen was ſie wollen. Mit einer wahren Luſt ſind deshalb Gregor dem ſiebenten ſämmtliche nur irgend aufzutreibende Fetzen von Bosheit umgehängt worden, die ſich denn auch in dem ganzen feindlichen Verhältniß zu dem Kaiſer Heinrich, ſo wie in dem freundlichen zur Pfalzgräfin Mathilde ohne Scheu ausſpricht. Was treue Chroniken und ſpätere geiſtreiche Schriftſteller über Gregor und deſſen Weſen und Wollen vorgebracht haben, wird von dem Verfaſſer verſchwiegen, oder iſt ihm wohl gar gänzlich unbekannt geblieben.

Zu dieſen Mängeln geſellt ſich noch die unglückliche dialogiſche Form, in welche S. ſeine Helden und Heldinnen gegoſſen hat. Eine Menge Perſonen kommen zuſammen, und ſprechen uden einander (man darf billig nicht ſagen zu einander) weitläufig hin, je breiter je beſſer, ohne Kraft und Saft, und ſcheinen ſämmtlich in irgend einer mittelmäßigen Schule der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die deutſche Sprache gelernt zu haben. Erinnerte nicht zuweilen der befiederte Helmbuſch und die Rüſtung, von der denn doch zuweilen die Rede ſein muß, an das Mittelalter, ſo würden wir glauben müſſen, es ſeien aus gewöhnlichen Zeiten noch gewöhnlichere Menſchen aufgetreten, und unterhielten ſich herkömmlicher Weiſe.

Was Schlenkerts Schriften in einer gewiſſen Zeit demungeachtet einigen Beifall verſchafft hat, iſt theils in dem ungeſicherten Geſchmacke der größeren Hälfte der Leſewelt, theils in dem Umſtande zu ſuchen, daß man doch ſelbſt die bloßen Namen Kaiſers Friedrich, des Habsburgers Rudolph u. ſ. w. lieber hört, als die der nothleidenden halbverhungerten modernen Familien, die eine andere Gattung der damaligen Schriftſteller ſo häufig aufſtellete. Wie ſehr übrigens jene verzerrte Weiſe, die Geſchichte zu behandeln, dem wahren und ernſten Studium derſelben, beſonders bei unreifen Knaben und Halbjünglingen geſchadet habe, iſt ſchon oftmals von ernſten Recenſenten auseinander geſetzt worden, und es iſt deshalb nicht vonnöthen, dieſes betrübte Lied von neuem anzuſtimmen.

In ſpäteren Jahren hat ſich S. faſt ganz vom litterariſchen Schauplatz zurückgezogen, was in der That zu bedauern iſt, indem ein kräftigeres Streben in reiferen Jahren die äſthetiſchen Fehler ſeiner Jugend hätte wieder gut machen und in Vergeſſenheit bringen können.

§. 163.

Friedrich von Oertel. Es iſt nicht zu läugnen, daß gar manche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſich auf nichts weiter gründe, als auf die Begierde, ſich gedruckt zu ſehen. Das Heilige und Myſtiſche, das den ewigen Lettern beiwohnt, hat allerdings auch etwas ſo entſchieden Erfreuliches, daß es ſelbſt bei mittelmäßigen Geiſtern, und auf der anderen Seite auch bei reinſittlichen Charakteren, die ſich ſonſt nichts Zweckwidriges und Unerlaubtes verſtatten würden, eine beſondere Neigung, oder, wie man wohl noch treffender ſagen möchte, eine krankhafte Lüſternheit erwecken mag. So hatte z. B. der oben genannte Schriftſteller dem Publikum im eigentlichſten Sinne des Wortes wenig oder gar nichts zu ſagen, und dennoch ſchrieb er ununterbrochen fort bis ans Ende ſeines Lebens. Da er aber wohl einſah, daß das Produciren aus eignen

Mitteln mit ganz beſondern Schwierigkeiten verbunden ſei, und er ferner mit ſeltener, höchſt löblicher Beſcheidenheit, ſich ſelbſt das produktive Talent in höherem Sinne abſprach, ſo blieb ihm faſt kein anderer Ausweg übrig, als zu überſetzen. Das wäre nun, wenn es mit geläutertem Geſchmacke geſchehen, mancher Ehre werth geweſen, allein dem war leider nicht alſo, ſondern es ſcheint, als habe Oertel faſt alles überſetzt, was ihm vor die Hand gekommen: Schlechtes, Mittelmäßiges und erträglich Gutes. Was ſollen uns die Erzählungen aus Canterbury (von Henriette Lee), oder das Schloß Ankerwick, oder des Geheimniſſes Kind Cölina, oder Ethelwine, die durch den Beiſatz, ſie ſei denn doch ein Fräulein aus Weſtmoreland geweſen, gewiß nicht anziehender wird, oder das Grab, der Mönch, der Nachtbeſuch, Ormond, Paul und andere Perſonen und Sachen dieſer Art? Man darf mit der größten Ruhe verſichern, daß die Deutſchen dergleichen Bücher ſchon bei Dutzenden aus eigner Macht erzeugt, und deshalb eben nicht vonnöthen haben, nach der Fremde hinüber zu ſchauen. Oder lernt man etwa das Engliſche und Franzöſiſche nur, um hinterher durch Ueberſetzungen mittelmäßiger Schriften zu zeigen, daß man das Honorar nicht umſonſt ausgezahlt habe? Sollte man nicht faſt wünſchen, daß die beſſeren Sprachmeiſter, wenn ſie ihre Schüler entließen, dem, welchem ſie nicht ein ganz beſonderes Talent und gereiftes Urtheil zutrauen dürften, zuvor erſt das Wort abnähmen, das Gelernte nicht alſo zu misbrauchen? — Der Vorſchlag hat freilich ſeine Schwierigkeiten.

Indeſſen producirte Oertel auch zuweilen aus eignem Geiſte, doch leider ohne Glück. Sein Dietheim iſt eine betrübte Nachahmung der Voſſiſchen Luiſe und des Goethiſchen Herrmann, in Hexametern abgefaßt, die man ſelbſt mit mittelmäßiger Proſe, wenn ſie nur unbefangen wäre, gern vertauſchen würde. Seine Novelle: „Der Blumenpfad," hat einen der betrübteſten Fehler, vor dem der Novellendichter nicht genug ſich wehren kann: Die Süßlichkeit, an Fadheit ſtreifend.

§. 164.

Mit ihm zu nennen als unermüdlicher Ueberſetzer iſt: N. P. Stampell, doch dürfte dieſer noch ſchärfern Tadel verdienen, da er faſt nur franzöſiſche Romane überſetzte, und zwar mitunter ſolche, die ſelbſt in Frankreich längſt als verfehlt anerkannt worden waren. Faſt nur ein einziges Mal traf er eine glückliche Wahl, als er nämlich zu Chamfort überging, und dieſen höchſt witzigen Schriftſteller, wenigſtens theilweiſe, den Deutſchen zeigte. Indeſſen kann eine ſolche Ueberſetzung nicht genügen, da, wie es ſcheint, nur eben ſo viel Fleiß auf dieſelbe gewandt worden iſt, als auf jede andere, die es mit irgend einem Alltags-Schriftſteller zu thun hatte. Wozu überhaupt, ſo mag man wohl fragen, die Ueberſetzung eines Schriftſtellers, den Jeder, dem es um die Kenntniß eines in ſeiner Art und Nationalität klaſſiſchen Schriftſtellers zu thun iſt, in der Urſprache leſen muß, wenn er den unverkümmerten Genuß haben will?

Was Stampell Eignes geliefert hat, iſt ganz bedeutungslos, worüber beſonders das Taſchenbuch Aglaja hinlängliche und betrübte Auskunft geben kann.

§. 165.

Valerius Wilhelm **Neubeck**. Wir beſitzen von ihm nur ein einziges größeres Gedicht, und zwar von der beſchreibenden Gattung: „Die Geſundbrunnen,“ in welchem der Dichter, der zugleich Arzt iſt, eine ſchöne Fülle von klarer Erkenntniß der Natur und liebender Sorgfalt für die Menſchen, an den Tag gelegt hat. Es beſteht aus vier Geſängen, deren erſter ſich mit der Entſtehung der Mineralquellen, der zweite mit den vornehmſten, welche Deutſchland beſitzt, der dritte und vierte mit rein menſchlichen und ärztlichen Vorſchriften für die den Brunnen Genießenden beſchäftigt. Es kann dem erſten Blicke des oberflächlichen Beſchauers ſcheinen, als eigne ſich ein ſolcher Gegenſtand der Poeſie nicht an, doch abgerechnet, daß einen ſolchen ſchon mehrere griechiſche und römiſche Dichter, die ſich nicht ſelten mit wahrer Luſt nach einem bei weitem mehr widerſtrebenden Stoffe umſahen und ihn meiſt glücklich beherrſchten, widerlegen können, ſollte wenigſtens der vielbeſprochene Martin Opitz hinreichend bekannt ſein, um zu wiſſen, mit welcher Gemüthserhebung der ehrwürdige Altvater ſeinen Veſuvius und Zlatna behandelt hat.

Es iſt höchſt erfreulich zu ſehen, mit welcher Kraft und Ueberlegenheit Neubeck die beſonders im erſten Geſange gar ſehr bedeutenden Schwierigkeiten des Stoffs überwunden hat, in ſolchem Maaße, daß wir ſelbſt das glückliche Ringen nicht einmal mehr gewahr werden, ſondern gleich der Sieg ſelbſt ſich uns vor die Augen ſtellt.

§. 266.

Der naturhiſtoriſche Inhalt des erſten Geſanges (ſagt der geiſtreiche Rec. des Werks in der A. L. Z. 1796) iſt durch eine kühne, aber erlaubte Dichtung ganz ins Wunderbare und

Epiſche hinüber geſpielt. Nach der kurzen, in eine lobpreiſende Begrüßung der Hygiea, als ſeiner Muſe, verwebten Ankündigung, wendet ſich der Dichter an die Nymphe der Gera, welche nahe bei ſeinem Geburtsort, Arnſtadt in Thüringen, vorbeifließt, um von ihr in das Reich der Quellen eingeführt zu werden. Romantiſche Gemälde des von ihr durchſtrömten Thales, und hierauf der Grotte, wo ſie entſpringt. Hier erſcheint ihm die Göttin, und drückt in der Antwort auf ſeine Bitte:

Kühn, o Sterblicher, iſt der Wunſch, ein Land zu betreten,
Wo mit verwegenem Tritt noch kein Erſchaffener jemals
Wandelte; doch dir ſei er gewährt. Kein frevles Verlangen,
Keine vermeßne Begier, das Unbekannte zu ſchauen,
Aber den ſchönen Wunſch, hülfreich und tröſtlich den Menſchen,
Gleich den ewigen Göttern zu ſein, erblick ich im Innern
Deiner unſterblichen Seele

die ſittliche Stimmung des Dichters aus.

Dann folgt die Belehrung, woher überhaupt die Quellen den Reichthum ihrer Gewäſſer empfangen — das Reich der eiſenhaltigen

Quellen. — Wie das Waſſer von Eiſentheilchen durchdrungen wird und dadurch eine ſtärkende Kraft gewinnt, durch ein liebliches Gleichniß erläutert. — Die fixe Luft verurſacht das Brauſen und Perlen der Mineralwaſſer. Loblied auf das Eiſen, deſſen mannigfaltiger Nutzen für den Krieg, Ackerbau, Compas u. ſ. w. geſchildert wird. Heilkräfte des Eiſens. Das Reich der Salze. Das Naturgeſetz der Anziehung wird in ſeinem ganzen Umfange erklärt, und auf die Sympathie ſittlicher Weſen angewandt. Darſtellung der unterirdiſchen Flammenwelt der Vulkane, wo die ſchwefelhaltigen und warmen Quellen entſtehen. Dankhymnus des Dichters an die Nymphe, die ihn geleitet. Schluß des erſten Geſangs."

Es würde zu weit führen, die andern Geſänge des genannten Gedichts, durch gleiches Eingehen in das Einzelne, zu würdigen; doch ſchien jene genaue Beſchreibung des erſten Geſanges auch hier vonnöthen, um die Beſonnenheit und Klarheit zu zeigen, mit der der Dichter ſein beſchriebenes Werk unternommen und ausgeführt hat, und um die Theilnahme der Deutſchen für daſſelbe von neuem zu erregen.

§. 167.

Overbeck. Er gehört zwar nicht zu jenen eminenten Dichtern, die, unverändert durch die Zeit, die Zeit ſelbſt verändert haben; aber er iſt mit vollen Ehren jener wohl auch nur kleinen Zahl von deutſchen Sängern beizugeſellen, denen es gelingt, ihre reine Geſinnung und ein Gemüth, gleichmäßig geſtimmt für milden Ernſt ſo wie für milde Freude, in ſanft tönenden und richtig gemeſſenen Worten auszuſprechen. Mehrere dieſer Gedichte ſind auf eine entſchiedene Weiſe für den Geſang berechnet, und ſcheinen ſich gleichſam nach demſelben zu ſehnen, da ſie ohne ihn nicht eigentlich vollſtändig ſind. Einige der zarteren tragen den Geſang in der That ſchon in ſich und bringen ihn mit, alſo daß der Componiſt nur die Worte in Noten zu überſetzen braucht, wodurch in den meiſten andern Fällen die Aufgabe des Muſikers wohl keinesweges genügend gelöſt ſein möchte.

Overbecks Poeſien haben ſowohl durch ihren freundlichen Inhalt als auch durch ihre Sangbarkeit mitwirken wollen, den deutſchen Geſellſchaften Ton und Geſang zu geben, und es iſt ihnen auch nicht ganz mislungen, obwohl ein beſſeres und allgemeines Reſultat erſt noch von einer fröhlichern Zukunft zu erwarten ſein möchte.

Overbecks Gedichte ſind heut zu Tage faſt vergeſſen: ein Geſchick, das ſie mit manchem noch näher liegenden Trefflichen theilen. So viel mir bewußt, iſt nicht einmal eine eigene Sammlung derſelben erſchienen, oder, wenn dies dennoch der Fall ſein ſollte, wenigſtens in gegenwärtiger Zeit kaum mehr aufzutreiben. Wohl wäre es der Mühe werth, durch eine Auswahl der beſſeren Overbeckſchen Poeſien die Erinnerung an einen Dichter wieder zu erwecken, der, wenn er auch nur das Eine Gedicht gegeben hätte:

„Warum ſind der Thränen
Unterm Mond ſo viel,
So viel banges Sehnen,
Das nicht laut ſein will —"

bei den herzlichen Deutſchen ſtets ein achtendes Andenken verdienen wird.

§. 168.

F. W. **Schmidt**, wegen der Mehrheit ſeiner Namensgenoſſen gewöhnlich nach ſeinem Wohnorte Werneuchen näher bezeichnet.

Es iſt im Leben gewiß eine gar köſtliche Sache um die Genügſamkeit, und ſie kann zu einer reinen Tugend erhoben werden, wenn ſie es bis zum entſchiedenen Wohlgefallen und Behagen an ſich ſelbſt bringt. Ein anderes aber iſt es, wenn ſie, wie bei S., in die Poeſie einſchreitet, und auf einem Strohlager ſich häuslich niederlaſſen will, dort wo nur Götter wohnen in Tempeln. S. hatte die nicht eben dichteriſche Bemerkung gemacht, daß die meiſten Poeten, beſonders wenn ſie die Natur und das Landleben ſchildern, gewaltig übertreiben und von Schönheiten viel zu ſagen wiſſen, die, wenn man früh nüchtern aus der Hausthür tritt, nicht eben zu finden ſind. Er glaubte deshalb einen andern Weg einſchlagen zu müſſen, und mahlte die Sachen wie ſie ſind; aber er that dem Dinge zu wenig, und ſtatt zu übertreiben, untertrieb er nun. Es iſt freilich nicht zu leugnen, daß die Mittelmark manches Sandland enthält, aber es giebt denn doch auch in ihr manche angenehme Parthien. Dieſe letzteren verſchmäht er indeſſen faſt immer, und führt die Leſer nur auf ſandigen Wegen ſpatzieren, wobei er, wenn es ihnen etwas ſauer wird, eine gewiſſe ſchalkhafte Luſt nicht verhehlen mag, meinend, das ſei eben das Rechte. Die munteren Kinder, denen wohl ein freier grüner Spielplatz zu gönnen wäre, führt er faſt grauſam nur auf Ameiſen- und andere noch ſchlimmere Hauſen, und mit Vermeidung aller guten Wirthshäuſer, deren es doch auch noch manche giebt, bringt er uns nur in ſolche, wo trockues Brodt und ſaures Bier nicht ſonderlich zum Genuſſe ladet. Nur ein einzigesmal (wenn ich nicht irre) wandelt ihn das Mitleiden an, und er ſpricht von dem angenehmen Duft des Eierkuchens, und labt uns in der Schluß-Terzine eines Sonettes mit einer Hand voll Heidelbeeren, die wenigſtens etwas Kühlendes haben, das nach ſo unbequemen Spatziergängen recht wohlthätig iſt.

Es ſcheint übrigens, als ſei das Urtheil über S. bereits erſchöpft durch Goethes Gedicht: „Die Muſen und Grazien in der Mark," welches in der That ein recht vollendetes genannt zu werden verdient, und, außer dem gar unmilden Titel, auch nicht eine übertriebene Zeile enthält. Dennoch wolle man nicht vergeſſen, daß auch G. eben durch ſeine Parodie gezeigt hat, er halte S. für einen in ſeiner Art ausgezeichneten und merkwürdigen Autor. Und ſo iſt es denn auch wirklich: denn nur ein unvollſtändiger Irrthum iſt unintereſſant zu nennen; ein vollſtändiger, ſo wie der, welcher die Schmidtiſchen Gedichte hervorbrachte, iſt lehrreich und einer aufmerkſamen Betrachtung werth.

§. 269.

Friedrich **Bouterwek**. Mit Uebergehung der philoſophiſchen Werke dieſes Schriftſtellers, unter denen die Apodiktik wohl das charakteriſtiſchſte, ſo wie „Paulus Septimius oder das letzte Geheimniß des Eleuſiniſchen Prieſters" das ſchwächſte ſein dürfte, kann hier nur von den poetiſchen Schriften des Verfaſſers die Rede ſein. Man wird ſich vielleicht erinnern, daß der Graf Donamar, ein Roman in drei Theilen, einſt recht berühmt war, bis endlich ſein Scheinleben an den Tag gekommen, und er in ſeine Geringfügigkeit zuſammen geſunken iſt. Dennoch iſt es mit jenem Scheinleben allerdings etwas recht Merkwürdiges, und wenn ſelbſt das vortrefflichſte Engliſche Zinn auch nimmermehr zu edelm Silber werden kann, ſo bleibt doch immer die Künſtlichkeit, mit der es verarbeitet worden, der Betrachtung werth. Wir haben in jenem Roman einen Helden bekommen, der mit Welten ſchwanger geht, doch immer, wenn man meint, es werde nun endlich einmal das Bedeutende zum Durchbruch kommen, ſich mit pretiöſen Sentenzen abfindet, höchſtens einmal in einigen Schlachten mitficht, und manche nicht eben außerordentliche Liebesabentheuer beſteht. Wir finden hier ferner eine Buhlerin, von der man uns einreden will, ſie ſei außerordentlich fein geweſen; ſieht man ſie aber recht genau an, ſo findet man wohl, daß ſie nach einem nicht ungewöhnlichen Romanenmodell gezeichnet worden iſt, und keine Anſprüche machen darf, für eine wirkliche Perſon zu gelten. Ein ähnliches Misgeſchick bei der Zeichnung verderbter weiblicher Charaktere waltet über gar vielen deutſchen Romandichtern, die gewöhnlich nie unbeholfner ſind, als wenn ſie ſich recht fein benehmen wollen. Gehen ſie auf Wahrheit aus, ſo fehlt ihnen, um dieſe pſychologiſch zu entwickeln, faſt immer die Kenntniß der großen Welt und die Selbſtanſchauung jener Charaktere, die bekanntlich mit den engen Studierſtuben der Gelehrten nur wenig zu thun haben; halten ſie es mit dem Ideal, d. h. mit dem, was man ſo à l'ordinaire das Ideal nennt, ſo gerathen ſie meiſtens in die reine Leere, oder in den entgegengeſetzten Fehler: die bunte Fratzenhaftigkeit. —

§. 170.

Ferner erhalten wir in jenem Werke auch noch einen geheimnißvollen Charakter zu ſchauen, einen Revenant des Schillerſchen Armeniers, der zuerſt, myſtiſch und myſtificirend zu gleicher Zeit, ſich neue Bahnen gebrochen hatte, und allerdings mit genügender Kraft ausgerüſtet worden war, um ſolches zu vermögen. Wie aber jedem deutſchen Original faſt immer eine Menge Nachahmer folgen, mit kleinen Taſchenſpiegeln bewaffnet, in denen ſie die Strahlen jenes ſelbſtſtändigen Genies auffangen wollen, ſo auch ganz beſonders, als Schillers Geiſterſeher aufgetreten war, ein Werk, das allerdings zu den ausgezeichnetſten Arbeiten des edeln, unvergeßlichen Deutſchen gehört. Bei allen jenen Nachahmungen (San Giuliano im Donamar nicht ausgenommen) darf dem Leſer gar wohl die gute Erzählung von Gellert: „Der Geheimnißvolle“ einfallen, in der es gleich anfangs heißt:

Mit ſehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Krispinens Haus,
Studirt beim Eintritt bald Krispinen,
Und bald die Seinen ſeitwärts aus.

Da ſich hoffen läßt, daß die folgenden Verſe bekannt ſind, ſo gebe ich hier nur den angenehmen Schluß des Gedichts:

Nachdem er den Krispin beſchworen,
Das zu verſchweigen was er ſagt,
So flüſtert er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Mehr als dieſer Strephon haben die forcirten Myſtiker, mit denen manche Romanſchreiber den Armenier überbieten wollten, allerdings nicht zu ſagen, und ſie unterſcheiden ſich nur dadurch von dem Gellertſchen Geheimnißvollen, daß ſie noch bei weitem ernſtere Anſtalten machen, und die Schauer der Mitternacht und einiger Todtenköpfe zu Hülfe nehmen.

§. 171.

Wenn indeſſen der genannte Roman durch mancherlei pikante, choquante und abenteuerliche Scenen ſein Leben faſt ein ganzes Quinquennium friſtete, ſo erlebte der zweite, ihm folgende: „Guſtav und ſeine Brüder" das Misgeſchick, daß faſt niemand Notiz von ihm nahm. Es war des Verf. Abſicht, in dieſem Werk weniger die Phantaſie als den Verſtand in Anſpruch zu nehmen, und durch genaue Entwickelung mancher pſychologiſchen Probleme zu feſſeln. Aber das ganze Buch hat durch jene ſtets durchſcheinende halbphiloſophiſche und moraliſche Tendenz etwas Aengſtliches und Kaltes bekommen, das eben ſo wenig dem gebildeten, als dem nur nach Beſchwichtigung des momentanen Leſebedürfniſſes ausgehenden Publikum zuſagen kann. Auch ſind jene Probleme in den aufgeſtellten Charakteren keinesweges bedeutend genug, um dem tieferen Pſychologen zu genügen, ſo wie der reine Kunſtfreund das Unterſchieben eines der Poeſie fremdartigen Zweckes nicht wohl ertragen mag. —

Wenn die Modernen einräumen müſſen, daß ſie dem antiken Epos nur ihre gelungenen Romane mit Sicherheit entgegenſtellen können, ſo iſt es billig, in dieſer Gattung der Poeſie ganz beſonders ſtreng zu urtheilen, und ſich weder durch geglückte Einzelnheiten, noch durch einen erträglich geründeten Styl täuſchen zu laſſen. Bouterweck hat ſelbſt das redliche Geſtändniß ausgeſprochen, er ſei kein Dichter: ein Wort, das man nicht ſo ſchnell vergeſſen ſollte.

§. 172.

Ihm bleibt noch mancher Ruhm, der ihm nicht entriſſen werden kann. Er iſt ein fleißiger Litteraturhiſtoriker, ein Verdienſt, das nicht angetaſtet werden möge, obwohl man gar ſehr wünſchen darf, daß er ſich endlich einmal von einer gewiſſen engen und unfreien Kritik (die ſich beſonders bei der Beurtheilung Dante's und Shakſpears ſehr unangenehm ausſpricht;) frei machen möchte. Er zeigt ſich in ſeinen neueren Schriften als einen oft glücklichen Pſychologen und Sittenlehrer, er giebt nicht ſelten gute und Ideen weckende Fragmente, und wir beſitzen von ihm einige Epigramme, deren Schärfe und Kraft man ſelbſt dann anerkennen muß, wenn man das Angegriffene in mancher Hinſicht in Schutz nehmen möchte. Als Belege dieſes letzteren Urtheils ſind ſeine „Novellen und Reflexionen, aus den Papieren des Herausgebers der Geſchichte des Grafen Donamar,“ „neue Veſta,“ „kleine Schriften zur Philoſophie des

Lebens und zur Beförderung der Humanität,“ u. ſ. w. anzuführen.

§. 173.

(Nachtrag zu Seite 320.)

A. v. Hellwig (Gedichte). C. A. Böttiger (Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels. Sehr gelehrte archäologiſche Schriften. Kritiken). Von Steigenteſch (Erzählungen. Schauſpiele). Roſtorf (Dichtergarten). Auguſt Kuhn (der Freimüthige). F. W. Gubitz (Gedichte. Kritiken). Karl Stein (Erzählungen. Luſtſpiele). Beauregard Pandin (Novellen. Kritiken). Karoline Spazier (Briefe der Lespinaſſe. Urania, Taſchenbuch. Ueberſ. der Briefe, Charaktere u. ſ. w. des Prinzen von Ligne). W. Bergius (Blätter von Aleph bis Kuph. Kleine Handreiſe. Blepſidemus). Karl Müchler (Gedichte. Anekdotenalmanache). Fr. Rambach (Schauſpiele. Archiv der Zeit. Hiſtoriſche Romane. Kronos, Zeitſchrift). Friedrike Brun (Reiſebeſchreibungen. Gedichte. Herausgabe der Briefe Johanns von Müller an Bonſtetten). C. A. Fiſcher (Reiſebeſchreibungen. Gemälde von Madrid und Valencia). Althing (Höchſt verwerfliche Romane voll niedriger Wolluſtſcenen). Bürde (Operetten. Vermiſchte Gedichte). Theodor Körner (Knoſpen. Schauſpiele noch ungedruckt, doch bereits auf der Bühne erſchienen). *Fanny* (Natalie). Wilhelmine *Wilmar* (Zauberbilder) u. ſ. w.

Es bedarf wohl des Zuſatzes nicht, daß *hier* nicht immer Rangordnung hat beobachtet werden ſollen, ſondern daß die Meinung nur war, mehrere von den Schriftſtellern zu nennen, die der Darſteller der äſthetiſchen Bemühungen der Deutſchen während der Jahre 1795—1812, nicht vergeſſen darf.

Das Leben
Friedrich Wilhelms des Großen,
Kurfürſten von Brandenburg.

Nebſt Andeutungen
über
die Idee und die ſpätere Geſchichte des Preußiſchen Staats
vom Jahre 1688 bis 1814.

von

Franz Horn.

Berlin, 1814,
in der Maurerſchen Buchhandlung.
Poſtſtraße No. 29.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Seiner

Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen von Preußen

unterthänigſt gewidmet

von

dem Verleger.

Dem Leſer.

Wenn, nach dem alten Ausſpruch, eine Vorrede die Geſchichte des Buchs enthalten ſoll, ſo wird mir allerdings verſtattet ſein, hier zu erwähnen, daß ſchon im Frühling des Jahres 1803, da ich zum erſtenmale nach Berlin kam, der Gedanke in mir rege wurde, einſt meinen Fleiß und meine Kraft an die Lebensbeſchreibung des großen Kurfürſten zu wenden. Ich will nicht verhehlen, daß mich unter allen Kunſtwerken der ſchönen Königsſtadt keines in ſo hohem Maaße anſprach, als jene herrliche Roßſtatue auf der langen Brücke: und da ich ſie gar häufig betrachtete und mich ihrer erfreuete, ſo ſchien es mir ſchon damals als müſſe in der Seele des Helden, deſſen edle und geiſtreiche Geſichtszüge und Körperbildung, die Meiſterhand eines Deutſchen Künſtlers der Nachwelt treu überliefert hat, ein noch reicherer Geiſt und eine noch tiefere Idee gewähnt haben, als die meiſten Hiſtoriker, die des Kurfürſten Leben beſchrieben oder wenigſtens berührten, ihm beigelegt.

Was ich damals nur ahndete, bewährte ſich in der Folge bei einem reiferen Studium der neueren Deutſchen und Brandenburgiſchen Geſchichte; aber es vergingen noch mehrere Jahre ehe ich an die eigentliche Ausarbeitung des Werkes ſelbſt gelangen konnte. Ich habe mehrere Arbeiten meiner Vorgänger, wie es billig iſt, benutzt, und ich nenne dankbar Puffendorf und König, die mir manche einzelne Data lieferten; aber in der Art, wie ſie den Geiſt der Zeit und des Fürſten auffaſſten, und in der Art, wie ſie ihre hiſtoriſchen Compoſitionen bildeten, bin ich völlig abgewichen. So iſt denn mein Buch ein ganz eigenes und für ſich beſtehendes geworden, und jedes Lob und jeder Tadel, die ihm gebracht werden dürften, treffen daſſelbe allein.

Die Geſchichte des Kurfürſten darzuſtellen iſt ein Unternehmen von ſo großer Schwierigkeit, daß in der That nur derjenige, der es ſelbſt unternimmt, ſich eine ganz vollſtändige Vorſtellung davon zu machen im Stande iſt. Die Deutſche und Brandenburgiſche Geſchichte giebt gewiſſermaßen nur das Exoteriſche von ihm, und überläßt es dem Forſcher, das innere Weſen und den Kern ſelbſt zu finden. Auch der Fürſt ſelbſt ſprach das Tiefſte in ihm faſt nie durch Worte, ſondern nur durch Thaten aus, und es iſt höchſt bedeutend, daß wir von ihm faſt gar keine Anekdoten und ſogenannte Bonmots aufzuweiſen haben. Nur wolle man darüber nicht ſo ſehr klagen, wie Schrökh gethan hat. Erſchwert hat der Kurfürſt dadurch allerdings die Arbeit des Hiſtorikers; aber wer dürfte es wagen, darüber mit ihm zu rechten. Ein ſolcher müßte rechten mit der ganzen Zeit, die faſt niemals Anekdoten aufſchrieb.

Aber eben dieſer auf gar mannigfache Weiſe erhöhten Schwierigkeiten wegen, darf ich auf die Nachſicht der Beſſeren rechnen, wenn Einzelnes in meinem Werk ihrem Wunſche nicht entſpricht. Eine hiſtoriſche Compoſition kann ſich dem Ideal immer nur nähern, aber es nie erreichen, und wer die meinige weiter fördern will und kann, rechne auf meinen innigſten Dank. Eine ganz genügende Darſtellung des Lebens Friedrich Wilhelms des Großen iſt ein Werk, das den Deutſchen und den Preußen durchaus nothwendig iſt, und wer ſie zu geben vermag, erfüllt eine heilige Pflicht wenn er ſie giebt. Innig ſoll es mich erfreun, wenn eine ſolche auf mein Werk aufgeführt und durch daſſelbe veranlaßt wird.

Was ich vermocht habe, gebe ich hier mit freundlicher Liebe und ſtiller Beſcheidenheit. — Die Gegenwart iſt Unternehmungen dieſer Art günſtig, denn ſo wie die große Zeit, in der wir leben, uns auffordert, uns mit erhobenem Gefühle ihrer zu erfreuen, ſo finden wir in ihr nicht minder oft eine dringende Veranlaſſung, zurück zu gehen in die frühere Vergangenheit, um klar zu erforſchen, welch eine Bedeutung in ihr liege, und was ſie auch für uns gethan habe. Hier nun verſammeln ſich die Preußen mit ganz beſonderer Liebe um das Bild des Kurfürſten, dem ſelbſt die Völker, die er beſiegte, den Namen des Großen gaben. Ihn darzuſtellen, wie er lebte und wirkte, wie er die Zeit ergriff und beherrſchte, wie er kämpfte und ſiegte, wie er, durch eine ſtets feſt gehaltene große Idee gekräftigt, jegliche Schwierigkeit überwand, und endlich das hohe Ziel erreichte, der Schöpfer eines ganz neuen Staates voll der tiefſten Bedeutung zu werden: das vollſtändig und genau, einfach und klar darzuſtellen, war mein Streben. Ich wünſche innig, daß es mir gelungen ſein möge, dieſes Werk einigermaßen würdig gemacht zu haben, ein freundliches Hausbuch der Kenner und Freunde der vaterländiſchen Geſchichte und des wackern Volkes zu werden, daß ich vermocht haben möge, die leitende Idee richtig wieder zu geben, durch die uns die ganze Regierung des trefflichen Fürſten deutlich wird. Haben wir über dieſe erſt Klarheit gewonnen, dann erhellet ſich auch noch mehr die ganze große Gegenwart in allen ihren erfreulichen Beziehungen, und ſo war es natürlich, daß ich, nachdem ich die Geſchichte des Kurfürſten beendet hatte, auch noch die Umriſſe der ſpätern Geſchichte Preußens zu entwerfen und des edlen Reiches Geiſt und Weſen in kurzen Andeutungen zu zeichnen verſuchte. Möge dieſem Werke eine freundliche Theilnahme begegnen: dann iſt mir der achtzehnmonatliche Fleiß, den ich ihm widmete, reichlich belohnt.

Berlin, am 10. Julius 1814.

Franz Horn.

Namen der Subſcribenten.

	Exempl.
Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen	1 Velinp.
Ihro Königl. Hoheit die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen	1 =
Ihro Königl. Hoheit die Prinzeſſin Charlotte von Preußen	3 Drckp.

A.

Academiſche Buchhandlung allhier	1 =
Herr Kaufmann Adam in Stolpe	1 =
= Cantor Alich in Zehdenick	1 =
= Oberförſter Ancion in Beutel	1 =

B.

Herr Conſul Bahn in Rügenwalde	1 Schrbp.
= Poſtſekretair J. G. Backer in Zehdenick	1 Drckp.
= Hr. G. L. Balde, Prediger in Schwante	1 =
= Balk, Oberarzt bei der Königl. u. chirurg. Pepiniere	1 Schrbp.
= Kaufmann Bandemer in Rügenwalde	1 Drckp.
= Barth allhier	1 =
= Apotheker Bärwald allhier	1 =

	Exempl.	
Herr Prediger Becker in Zeestow bei Nauen	1	Druckp.
= Prediger Becker in Rittermannshagen bei Malchin in Mecklenburg Schwerin	1	=
= Beer allhier	1	Schrbp.
Demoiſelle Jda Belitz allhier	1	Druckp.
= Laura Belitz allhier	1	=
Herr Cantor Belling in Stolpe	1	Schrbp.
= Aug. Bender in Neuſalz	1	Druckp.
Die Bibliothek der großen Nat. M. L. zu den 3 Weltkugeln allhier	1	Schrbp.
Herr Geh. Staatsrath v. Boſe hieſelbſt	1	=
= Obriſt v. Both allhier	1	Druckp.
= Hofſtaatsſekretär Böttger hieſelbſt	1	Schrbp.
Ihro Hochgeborne Gnaden die Gräfin von Brandenburg hieſelbſt	1	=
Herr Regiments-Quartiermeiſter Brandt im ehemaligen Infanterieregim. v. Kalkreuth	1	Druckp.
= Profeſſor Bucher hieſelbſt	1	=
= Oberamtmann Buchholz in Waſſerburg	1	=
= Ober-Landesgerichts-Sekretär Buſchius in Marienwerder	1	=
= Kreisſteuer-Einnehmer Buſſe in Beeskow	1	=

C.

Herr Kaufmann Guſtav Chemnitz hieſelbſt	1	=
= Geheime Staatsrath, Legationsrath und Präſident le Coq hieſelbſt	1	Schrbp.
Creutzſche Buchhandlung in Magdeburg	3	Druckp.
Herr Apotheker Cruſius in Potsdam	1	=

D.

Herr v. Dannfeld, Königl. Schwed. Obriſter in Stockholm	1	Schrbp.
= Capitain v. Delius hieſelbſt	1	Druckp.
= Geh. Ober-Juſtizrath Diederichs allhier	1	=
= C. W. Dickſen in Danzig	1	=
= Dittmann allhier	1	=
= Cammergerichtsſekretär Dunker hieſelbſt	1	=
= Kaufmann Dyoniſius allhier	1	=

E.

Herr Prediger Eccius in Letſchin	1	=
= Prediger Erdmann, in Germendorf	1	=
= Superintendent Ewald in Rathenau	1	=

F.

	Exempl.	
Herr Felgentreben, Rector und dritter Prediger in Bernau	1	Drckp.
= Profeſſor Fiſcher allhier	1	=
= Fiſcher, Färber in Rügenwalde	1	=
= Superintendent Freyſchmidt in Stolpe	1	=

G.

Herr Lieutenant v. Gansaugen in Cörlin in Pommern	1	=
= Amtmann Gebhardi im Adl. Guth Borken bei Johannisburg in Oſtpreußen	1	=
= General-Staabs-Chirurgus Dr. Görcke hieſ.	1	Schrbp.
= Profeſſor Graßhoff, Director des Taubſtummeninſtitut allhier	1	Drckp.
= Grauenhorſt in Rathenau	1	=
= Graf v. d. Groben hieſelbſt	1	Schrbp.
= Pletz v. d. Gröben in Frankfurt a. d. O.	1	=
= Groger in Benshagen	1	Drckp.
= Groger in Weidenhauſen bei Caſſel	1	=
= Candidat Grützmacher in Glien	1	=
= Gubler, Gärtner allhier	1	=
= Kaufmann u. Senator Gützlaff in Stolpe	1	=
Das Berlin. Köllniſche Gymnaſium allhier	1	=

H.

Herr Ludw. Haaſe Seifenſieder allhier	1	=
= Profeſſor Habermaß allhier	1	=
= Prediger Hahn in Wriezen	1	=
= Propſt Hanſtein hieſelbſt	1	Schrbp.
= Kaufmann Hartmann allhier	1	=
= Profeſſor Hartung allhier	1	Drckp.
= Conducteur Hegenberg in Neuſalz	1	=
= Prediger Heine in Wriezen	1	=
= Juſtizamtmann Henning in Rügenwalde	1	=
= Geh. Rath Dr. Hermbſtädt allhier	1	=
= Buchbinder Hindenberg in Anclam	1	=
= Hippefeld in Weidenhauſen bei Caſſel	1	=
= Eduard v. Hebe allhier	1	=
= Actuarius Hoffmann in Wolluſt	1	=
= Sindicus Holm in Anclam	1	=

J.

Herr General-Rendant Jung allhier	1	=

K.

	Exempl.	
Herr Graf v. Kalkreuth, Königl. Obriſt der Cavallerie allhier	1	Velinp.
= General-Feldmarſchall v. Kalkreuth allhier	1	Schrbp.
= Collaborator Kanzler allhier	1	Druckp.
= Kitzmann, Herzogl. Warſchauer Poſtſekretor zu Gembin	1	=
= Ober-Medizinalrath Dr. Klaproth allhier	1	=
= Poſtſekretair Kleinberg in Coldin	1	=
= Major und Poſtmeiſter v. Kleiſt in Stolpe	1	=
= Eduard Kley hieſelbſt	1	=
Die v. Kneſebeckſche Familien-Bibliothek in Tilſen bei Salzwedel	1	Velinp.
= Kaufmann Knobelein in Rügenwalde	1	Druckp.
= Kammergerichts-Referendarius Koch allhier	1	=
Se. Excellenz der Generallieutenant v. Kockritz hieſ.	1	=
Herr Kriegs- u. Zollrath Kohler in Stolpe	1	=
= Candidat Körner allhier	1	=
= Forſtinſpector Krauſe in Wädecke b. Rathenau	1	Velinp.
= Senator Kutſcher in Rügenwalde	1	Druckp.
= Amtsrath Kutſcher in Stolpe	1	=

L.

Herr Geh. Staatsrath Labaye allhier	1	=
= Tonkünſtler Lauska hieſelbſt	1	=
= Oberamtmann Lehmann in Wolluſt	1	=
= Regiſtratur-Aſſiſtent Leitner allhier	1	=
= Rector Lereppe in Cerlow	1	=
= J. N. Limann hieſelbſt	1	=
= Tribunals-Procurator Litzmann in Salzwedel in der Altmark	1	=
= Löchel, Lehrer an der Schule zu Zehdenick	1	=
= Amtmann Löfler in Letſchin	1	=
= Luck in Rathenau	1	=
= Apotheker Lahme in Beeskow	1	=

M.

Herr v. Manderode, Rendant hieſelbſt	1	Schrbp.
= Stadtrath Fr. Maurer allhier	1	Velinp.
= Juſtizamtmann Miſchell in Johannisburg	1	Druckp.
= Superintendent Müller in Zehdenick	1	=
Myliusſche Buchhandlung hieſelbſt	1	=

N.

Herr Geh. Staatsrath Nagler hieſelbſt	1	=
= Prediger Nikolai, in Bölzow	1	=
= Nüske, Particulier hieſelbſt	1	=

O.

	Exempl
Herr Ludwig Oehmigke allhier	1 Drckp.
„ Baron von Ompteda, Chur-Hannöveriſcher Geſandter hieſelbſt	2 Schrbp.

P.

Herr Prediger Pariſius in Schönermark	1 Drckp.
„ Kaufmann Pabſt hieſelbſt	1 „
„ J. Chr. Fr. Peterßenn, Königl. Preuß. Poſt-Commiſſarius in Camin	1 „
„ Pietſch allhier	1 „
„ v. Pirch in Rügenwalde	1 „
„ Dechant Freiherr von und zum Pölz zu Söſt in der Grafſchaft Mark	1 „
„ Prediger Puls in Wansdorf u. Perwenitz	1 „

Q.

Frau Charlotte v. Quaſt auf Radensleben	1 Schrbp.

R.

Herr Amts-Aſſiſtent Rehfeld in Kienitz	1 Drckp.
Madame Reimann allhier	1 „
Herr v. Reſtorff, Staabs-Capitain und Adjutant des Generals Hrn. v. Brauchitſch hieſelbſt	1 Schrbp.
„ Stadtrath Richter allhier	1 Drckp.
„ J. G. Richter, Subconrector in Neuſalz	1 „
„ Kaufmann Riensberg in Rügenwalde	1 „
„ Superintendent Riemſchneider in Weitzen	1 „
„ Staatsrath Roſenſtiel	1 „

S.

Herr Kaufmann Saſſe hieſelbſt	1 „
„ Gerichtsſchulze Scharwenka in Letſchin	1 „
„ Ober-Hofmeiſter v. Schilden	1 „
„ Geh. Regiſtrator Schmekel allhier	1 Schrbp.
Madame Schmidt hieſelbſt	1 Drckp.
Herr Bau-Inſpector Schmidt in Zehdenick	1 „
„ J. C. F. Schröder, Gürtlermeiſter allhier	1 „
„ Kaufmann Schürmann in Rügenwalde	4 „
„ Prediger Schwiening in Zehdenick	1 „
„ Senator Seckt in Prenzlow	1 „
„ G. W. Seiler in Wansdorf	1 „
„ F. C. Seydel in Grünberg	1 Schrbp.
„ Kammergerichtsrath Sietze allhier	1 Drckp.
„ „ „ Skalley	1 „
„ Dr. Sonnenburg in Stolpe	1 „
„ Prediger Spillner in Peſſin	1 „

	Exempl.	
Fräulein v. Stein allhier	1	Drckp.
Herr Poſtcommiſſarius Striebler in Neuſtettin	1	„
„ Straube, muſic. Inſtrumentenmacher	1	„
„ Juſtizrath Strolow in Stolpe	1	„
„ Stümer, Königl. Sänger hieſelbſt	1	„
„ Stüwe, dritter Lehrer an der Stadtſchule in Rügenwalde	1	„
„ Staatsrath Süvern allhier	1	„

T.

Herr F. A. Tägener Seifenſiedermſt. in Fürſtenwalde	1	Schrbp.
„ Kriegsrath Thym hieſelbſt	1	Drckp.

U.

Herr Buchhändler Unger in Königsberg in Preuſſen	1	„

V.

Herr Polizei-Director Vater in Glatz	1	„
„ Staatsrath Villaume allhier	1	Schrbp.
„ Stadtrichter Vollmar in Liebenau b. Schwiebus	1	Drckp.

W.

Herr Obriſt v. Wahlen-Jurgas in Fürſtenwalde	1	Schrbp.
„ C. C. G. Weber allhier	1	Drckp.
„ Weber allhier	1	„
„ Wachtmeiſter Wende in Neuſtettin	1	„
„ Schneidermeiſter Wenkortt allhier	1	„
„ Kämmerer Wetzel in Rügenwalde	1	„
Demoiſelle Lina Weymann	1	„
Herr Hauptmann v. Weyrach allhier	1	„
„ Juſtizrath Wiele in Rathenau	1	„
Fräulein von Wildermeth, Gouvernante der Prinzeſſin Charlotte von Preuſſen, Königl. Hoheit	1	„
„ Privatſchreiber Wimmer in Rathenau	1	„
„ Winger in Wansdorf	1	„
„ Oberſtlieutenant und Kreisbrigadier v. Wolffrade in Marienburg	1	„
„ Kreisrichter Wolfram in M. Friedland	1	Schrbp.

Z.

Herr Kammerger. Referendarius Zander allhier	1	Drckp.
„ Director Zeune allhier	1	„

Ein-

Einleitendes Wort.

Wenn die Mitwelt, geblendet oder verſchüchtert, auch wohl ſolchen Fürſten den Beinamen der Großen gegeben, die deſſen in der That nicht würdig waren, ſo hat die Nachwelt gar bald das Wort ausgelöſcht, und es iſt dann nicht weiter davon die Rede geweſen. Nicht alſo iſt es bewandt mit dem Heldenfürſten, deſſen Leben wir hier, nach Vermögen, zu beſchreiben unternommen haben. Die Mitwelt hat ihn geliebt und geehrt, aber ihn ganz zu begreifen vermochte ſie nicht, da die vollſtändige Bedeutung ſeiner langen Wirkſamkeit ſich erſt im Laufe ſpäterer Zeiträume offenbarte. Wohl ſprach auch die Mitwelt den Namen des Großen bei dem ſeinigen aus, aber die Nachwelt hat das Wort geprüft und in aller Beziehung bewährt gefunden, dergeſtalt, daß ſelbſt die beſſern Feinde ſich im Innerſten genöthigt ſahen, das Rechte einzuräumen, und, während ſie ſolches fanden, aufhörten Feinde zu ſein.

Unſer gemeinſames herrliches Deutſches Vaterland war, nachdem es den höchſten Gipfel kriegeriſchen Ruhmes und großartiger Freiheit erreicht hatte, plötzlich von innen heraus durch den Kampf um das Allerheiligſte gefaßt und erſchüttert worden. Luther hatte in ſeiner ſtarken Bruſt Beruf gefühlt, jenes Heilige zu ſchützen vor der Gewalt der Menſchen; er hatte Blitzſtralen angefaßt, aber es war ein Höherer mit ihm, daß er es vermochte. Allein wie das Feuer nicht bloß erwärmt, ſondern auch verzehrende Gewalt hat, ſo war es auch mit dem, das er in die Gemüther warf. Während ein Theil der Deutſchen ihn für den Gottesmann erkannte, der die hohe Chriſtuslehre in ihrer wahrhaftigen alten Reinheit wieder hinzuſtellen ſtrebte, ſah ein großer anderer Theil in ihm nur den irrenden Neuerer, der mit gewaltiger und frecher Hand die Säulen des Tempels zu erſchüttern drohte, und dem deshalb ein unbedingter Haß begegnen müſſe. Er ſelbſt hatte voraus geſehen, daß das ſo kommen müſſe, und der irdiſche Menſch in ihm war erſchreckt worden vor dem Gedanken, daß ſeine Worte wohl gar blutigen Zwiſt im Vaterlande veranlaſſen könnten; aber er hatte ja das Werk nicht aus eigener Macht unternommen, ſondern ein Höherer war, der ihn nöthigte. Das tröſtete ihn und das ſoll auch uns tröſten, wenn wir die Geſchichte der damaligen Zeit leſen, wenn uns Getrenntheit, Mißtrauen und Haß begegnet, da wo ſonſt friedliche Einigkeit und gemeinſames Zuſammenwirken den erfreulichſten Anblick darbot.

Zwar war der erſte Krieg nach Luthers Tode, zwi ſchen den Proteſtanten und Katholiken, durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) geendigt worden, aber die Ruhe, welche folgte, war nur ſcheinbar und äußerlich, und eben deshalb gefährlicher als ſelbſt ein langer, dauernder, mit redlicher Oeffentlichkeit geführter Krieg jemals werden kann. Es ſollten noch manche Jahrzehnte vergehen, ehe das lang verborgene Feuer, im Stillen deſto tiefer wirkend, ſich Luft und Bahn machte; aber eben in dieſer langen Zeit konnten ſich die Verſtändigeren, denen ein ſcheinbar ruhiger Augenblick nicht genügte, um ſo lebhafter überzeugen, daß hier von einem Streit die Rede ſey, der gewiſſermaßen nie endigen könnte, weil er auf der innerſten Gemüthsüberzeugung ruhete.

So begann denn jener Krieg der dreißig Jahre, mit allen Schreckniſſen, wie ſie nur jemals einen Völkerkampf begleiten konnten. Aber wir vermögen über all den großen Verluſt, über alle die faſt endloſe Verwüſtung, welche Deutſchland erlitt, uns zu beruhigen, ſo lange wir ſehen, daß nur Deutſche ihn führen, aus eigner Kraft und Freiheit, um geltend zu machen, was ſie innerlich als vollendet wahr und nothwendig anerkannten. Doch wir werden ſchmerzlich verletzt, wenn wir ſehen müſſen, daß nur zu bald Fremdlinge ſich in das große Spiel miſchen, und ſchlau benutzend die für den Moment erſchöpfte Kraft der glaubensmuthigen Deutſchen, bei dem endlichen Frieden in allen äußerlichen politiſchen Beziehungen verſchrieben, was nimmer hätte vorgeſchrieben werden dürfen.

In einer ſolchen beiſpiellos trüben Zeit trat Friedrich Wilhelm auf, und er fühlte tiefer als irgend ein anderer die ganze unſägliche Laſt, von der ſein Vaterland gedrückt wurde. Aber er gab ſich nicht hin einem beſchaulich unthätigen Schmerze, ſondern fing damit an, zu retten was noch zu retten war. Damit nicht zufrieden, ſchuf er endlich das Neue, welches erſchaffen werden mußte, wenn nicht der ganze durch ein Menſchenalter hindurch wüthende Kampf fruchtlos ſeyn ſollte. Nur auf dem Pergament, das den Friedensſchluß enthielt, war dem Proteſtantismus und der geiſtigen Freiheit die Exiſtenz verſichert worden, aber Buchſtaben verlöſchen, wenn nicht ihr Geiſt geſchützt wird, und wenn nicht die Anhänger dieſes Geiſtes ein großes ſichtbares Panier haben, um das ſie ſich verſammeln. Es bedurfte eines durchaus neuen, mächtigen Staats, um dem Proteſtantismus einen erhabenen Strebepfeiler zu geben, einer ſchützenden Säule, an die man ſich gern und vertrauend ſchließen mag. Dieſe Idee erfaſſend, ging Friedrich Wilhelm muthig an das Werk, und erſchuf den neuen Staat, deſſen innere und äußere Nothwendigkeit er deutlich eingeſehen hatte. Wie er errang, ſeinem edlen Willen That und Wirklichkeit zu geben, möge dieſes Buch in Einfachheit erzählen.

Erſtes Buch.

§. 1

Friedrich Wilhelm wurde geboren zu Cöln an der Spree am 6. Februar 1620, zu einer Zeit, wo ſein Vater, der Kurfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg, ſich in Preußen aufhielt. Im fünften Jahre ſeines Alters wurde ihm Johann von der Borch zum Hofmeiſter gegeben, der auch Georg Wilhelms Jugend geleitet hatte. Da aber dieſer ſchon das Amt eines Landdroſten von Ravensberg erhielt, ſo wurde an deſſen Stelle Johann Friedrich Kalkhun, genannt Leuchtmar, gewählt, welchem der geheime Sekretär Jakob Müller untergeordnet war, um den Prinzen in Sprachen und Wiſſenſchaften zu unterrichten. Da aber damals die Mark von kaiſerlichen Truppen beſetzt und nicht ſelten mit grenzenloſer Willkühr behandelt wurde, ſo fand es der Kurfürſt zweckmäßig, ſeinen Sohn im Jahr 1627 nach Cüſtrin zu ſenden, damit die Feſtigkeit des Orts ihn ſchütze.

Hier entwickelten ſich manche Fähigkeiten ſeines Geiſtes, der ſich ſtets begieriger zeigte nach tieferem Wiſſen. Man war eifrig bemüht, den Knaben ſchon jetzt in die Sittenlehre einzuführen, und die Gefühle der Religion in ihm zu wecken, und man beauftragte die Profeſſoren zu Frankfurt, wechſelsweiſe alle Sonntage nach Cüſtrin zu reiſen, um vor ihm zu predigen. Möge auch manches in dieſen Vorträgen bei dem noch Unerwachſenen wirkungslos vorübergegangen ſein, ſo ward dennoch ein gewiſſer tieferer Ernſt in ihm rege, und was in früheren Jahren ſeine Großmutter Anna, die Wittwe des Kurfürſten Johann Sigismund, ihm von göttlichen Dingen in fromm einfältiger Rede vorerzählt hatte, ſtellte ſich ihm hier doch wenigſtens zum Theil in einem näheren Zuſammenhange dar. Mehr indeß als Lehre und Unterricht wirkte wohl in dieſer Hinſicht die gefahrvolle Zeit, in die ſeine Jugend fiel: bedeutſam mahnend, nicht abhängig zu ſein von den ewig wankenden irdiſchen Dingen, ſondern den Geiſt zu richten auf das Höhere und Bleibende.

§. 2.

Während man ſo für die Bildung ſeines Geiſtes bemüht war, vergaß man auch nicht, durch Uebungen von mancherlei Art ſeinem Körper Stärke und Gewandtheit zu geben, damit der Fürſt einſt mit deſto größerer Sicherheit der rauhen Zeit begegnen könne.

Nicht lange darauf geſellte ſich zu dem alten Unglücke der Mark auch noch ein neues, eine bösartige anſteckende Krankheit. Um derſelben auszuweichen, ſandte man den Prinzen zum Herzoge Bogiſlav von Pommern nach Stettin, wo ſich der feurig raſche Knabe die beſondere Liebe des gutmüthig ſanften Greiſes erwarb. Von dieſer Zeit her ſtammt bei ihm das große Wohlgefallen an der Stadt Stettin, nach deren ruhigem Beſitze er, wiewohl vergeblich, ſein ganzes Leben hindurch ſtrebte. Auch in Wolgaſt war er nicht ſelten, um ſeine Tante die Königin Maria Eleonore von Schweden zu beſuchen, doch wichtiger muß es ſcheinen, daß er ſich auch im Jahr 1633 dahin begab, lediglich um die Leiche ſeines großen Oheims Guſtav Adolph zu ſehen. Wohl ſchweigt die Geſchichte von den Gefühlen, die bei dem Anblick derſelben in Friedrich Wilhelm rege wurden, und von den Gelübden, die er ſich damals ſelbſt that, doch ſein Leben und deſſen ganze Bedeutung verkündet ſie deſto entſchiedener.

§. 3.

Im folgenden Jahre 1634 machte der Prinz in Geſellſchaft ſeines Hofmeiſters eine Reiſe nach Holland, wo er ſich zum Manne bilden ſollte. In Leyden, wo er einige Zeit zu bleiben beſchloß, legte er ſich mit beſonderem Eifer auf die neuere Geſchichte, ſchon damals zeigend, daß ihn das für den Moment Nützliche und Dringende am meiſten anziehe. So lernte er klar ſehen in den Verhältniſſen des damaligen Europa, und in dem täglichen Beiſein der angeſehenſten Männer der Stadt, bildete ſich in ihm jene Vielſeitigkeit und Beweglichkeit des Geiſtes, die ihn ſtets jeden vortheilhaften Moment raſch erfaſſen und benutzen ließ. Leider vertrieb ihn nur zu bald die ausbrechende Peſt aus dieſem ſtillen Sitze der Wiſſenſchaften. Leuchtmar wählte das kleine Arnheim, eine Stadt in Geldern, für ihn zum Aufenthalte, und obwohl ſchon im nächſten Jahre das glänzende Haag von allen anſteckenden Krankheiten wieder befreit worden war, ſo wollte ihn dennoch der ernſte Lehrer nicht dahin führen, weil er beſorgte, es möchte jener an den mannichfaltigſten Vergnügungen überreiche Ort, den Jüngling zu ſehr zerſtreuen und in ſeine Wirbel ziehen. Hier ſetzte er die Uebungen des Geiſtes, und des Körpers fort, machte ſich bekannt mit dem Kunſtfleiße der Holländer, und war häufig in dem nahen Lager des Statthalters **Heinrich Friedrich**, welcher gerade damals mit der Wiedereroberung der Feſtung Schenkenſchanz beſchäftigt war, die ihm die Spanier entriſſen hatten. Den Krieg ſehend lernte er ihn. Zu Arnheim ſchloß er auch eine nähere Bekanntſchaft mit den Brüdern Wilhelm und Moritz von Naſſau, und dem Grafen Heinrich von Berg, Männern, deren Kriegserfahrenheit er bald zu der ſeinigen zu machen ſuchte. Er lernte die Verhältniſſe der europäiſchen Staaten verſtehen, und er ahndete die Bedeutung der Zeit, für die er beſtimmt war. Von allem Wichtigem, was er gehört und geſehen, gab er ſeinem Vater regelmäßig ſchriftliche Nachricht, und er wurde ſich ſelbſt klar in der treuen Darſtellung deſſen, was er als entſchieden erkannt hatte.

§. 4.

Doch auch nach Arnheim drang jetzt die Peſt, und zwang ihn, dieſen Ort zu verlaſſen. Man hielt ihn jetzt für reif genug, um mit ihm nach dem Haag zu gehen, wo an dem glänzenden Hofe des Prinzen von Oranien, in der Umgebung von bedeutenden Männern aus den verſchiedenſten Theilen von Europa, ſich ſein Geſichtskreis erweiterte. Doch ſeiner Sittlichkeit ſollte hier Gefahr drohen. Er ward in die ſogenannten Mitternachtsgeſellſchaften eingeführt, die damals häufig von leicht geſinnten Menſchen, die nur den Genuß des Augenblicks wollten, im Haag gehalten wurden. Dieſe Zirkel waren um ſo gefährlicher, da die Unſittlichkeit hier in der Geſtalt des fröhlichen Muthwillens, und die Sünde unter der nachgeahmten Form der Schönheit erſchien. Auch Friedrich Wilhelm gefiel ſich hier, bis er endlich den angelegten Verführungsplan durchſchaute. Tief verletzt, und mit ſchöner jugendlicher Uebertreibung der Gefahr, glaubte er ſich im Haag nicht länger mehr ſicher, und, der ſonſt nimmer floh, floh jetzt in ſchaamhafter Eile aus der Stadt, die er nicht mehr liebte, in das Lager des Statthalters vor Breda, innig erfreut, nun wieder unter einfach ernſte Männer und wackere Krieger zu kommen. Der Fürſt wandte ſich bewundernd zu ihm, und ſagte: „Vetter, Eure Flucht beweiſt mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer ſchon ſo früh ſich ſelbſt zu überwinden weiß, dem wird das Große ſtets gelingen." — Oft, und in ſpäten Jahren noch geſtand der Kurfürſt, wie tief die wen'gen Worte auf ihn eingewirkt.

§. 5.

Während deſſen war der Prinz bei ſeinem Vater verläumdet worden, er ſtehe im Begriff, die Regierung der Cleviſchen Länder noch bei Lebzeiten Georg Wilhelms an ſich zu reißen, und, um ſich in ganzer Selbſtſtändigkeit zu zeigen, eine Prinzeſſin von der Pfalz zu ehelichen. Der Graf von Schwarzenberg, der ſeinen bedeutenden Einfluß bei dem Kurfürſten nicht ſelten zu Gunſten des Kaiſers anwendete, ſchlug vor, den Prinzen nach Wien reiſen zu laſſen, um die Verhältniſſe zwiſchen Oeſtreich und Brandenburg deſto genauer zu faſſen und enger zu ziehen. Doch die Kurfürſtin ahndete mit Recht Gefahr bei einer ſolchen Reiſe, und hintertrieb ſie, da ſchon ihr Gemahl darein gewilligt hatte.

Friedrich Wilhelm, der den ganzen Nutzen ſeines Aufenthalts in den Niederlanden wohl erkannte, ſetzte den Mahnungen zur Rückreiſe die innigſten Bitten entgegen, ja ſelbſt die Cleviſchen und Holländiſchen Stände, die ohne Zweifel ſchon damals den Werth des Prinzen ahndeten, fanden ſein Geſuch wichtig genug, um es mit Eifer zu unterſtützen. Nun mußte der Vater nachgeben, doch neue Verläumdungen, die jetzt noch leichteren Eingang zu finden ſchienen, entfremdeten ſein Herz nach und nach von dem Sohne. Als dies der Prinz bemerkte, ſetzte er jede andere Neigung und wiſſenſchaftliche Beziehung bei Seite, und trat ſchnell die Rückreiſe nach Berlin an, wo er im Jahr 1638 anlangte. Es glückte ihm hier bald, das gute alte Vernehmen mit dem Vater wieder herzuſtellen; ſonſt aber fand er hier mannigfaltige Nachſtellungen. Mörder (ſo erzählt man) lauerten auf ihn hinter Gebüſchen, und ſchlichen ſich in ſein Schlafzimmer; doch ſtets vereitelte entweder ein glücklicher Zufall, oder die Geiſtesgegenwart des Prinzen dieſe frevelhaften Unternehmungen. Mit gerechtem Mistrauen und in ſich ſelbſt zurückgezogen, ſchlug er jede Einladung zu den Feſten aus, die der Graf von Schwarzenberg ihm zu Ehren anſtellen wollte, doch endlich zwang ihn ein ausdrücklicher Befehl des Vaters, einem Gaſtmahle deſſelben beizuwohnen. Eine plötzliche Krankheit war die Folge davon, und man ahndete, daß der Graf ihm Gift beigebracht habe; doch die jugendlich ſtarke Natur und die Geſchicklichkeit des Leibarztes Martin Wieſe, retteten ein Leben, das ſeinen Unterthanen einſt noch ſo theuer werden ſollte. Bald darauf verließ der Kurfürſt mit ſeinem Sohne die verarmte Mark und begab ſich nach Preußen, wo ihn am 21. November 1640 ein hitziges Fieber wegraffte. Er ſtarb in dem Schloſſe zu Königsberg, im fünf und vierzigſten Jahre ſeines Alters, in den Armen ſeines Sohnes.

§. 6.

Es iſt von den meiſten Geſchichtſchreibern über Georg Wilhelm mit beſonderer Misbilligung, ja nicht ſelten mit eifrigem Haſſe, geurtheilt worden, und es kann allerdings ſcheinen, als verdiene ſeine Regierung nur Mißbilligung; denn während ſeines ein und zwanzigjährigen Herrſcheramtes genoſſen die ihm unterworfenen Länder auch nicht des kleinſten glücklichen Zeitraums. Betrachten wir ihn indeß ohne vorgefaßte Meinung, ſo finden wir in ihm einen gutmüthigen, nicht ununterrichteten, milden Fürſten, der ſtets das Beſte wollte, in ſo weit er es erkannte. Im Anfange ſeiner Regierung ergriff er mit Beſonnenheit die Parthei des Kaiſers, an den ihn die Reichspflicht und die alte gewohnte Ehrfurcht [illegible], die man für das Haupt der chriſtlichen Fürſten empfinden mußte. Späterhin gab er Guſtav Adolphs Planen nach, ohne deſſen Sache zu lieben. Er wollte auch daneben die Sache des Kaiſers behaupten, und wurde dadurch äußerlich zweideutig und innerlich unſicher und zerriſſen. Es beſteht deshalb das Urtheil, welches ihm die gerechte Geſchichte ſprechen darf und ſprechen muß, darin, daß er der ungeheuern Zeit, in die ſeine Regierung fiel, durchaus nicht gewachſen war, und daß manche einzelne löbliche Eigenſchaften in ihm, den Mangel eines entſchiedenen und beharrlichen Willens nicht erſetzen konnten. Rings um ihn her war das Elend des Krieges in den ſchauderhafteſten Geſtalten, oft verſuchte er ihm zu wehren, aber immer vergeblich, denn er ergriff nur halbe Maaßregeln, die nimmer helfen können, am wenigſten aber dann, wenn eine neue Zeit ſich kräftig geſtalten will; wobei man indeſſen die Frage nicht vergeſſen wolle, ob wohl außer Ferdinand dem Zweiten und Guſtav Adolph, irgend ein Fürſt der damaligen Zeit, die Zeit ſelbſt ganz begriff und ihr gewachſen war.

§. 7.

In ſpätern Jahren ſcheint er ſelbſt kaum mehr Hülfe in ſich ſelbſt auch nur geſucht zu haben, und ſeltſam wechſelte dann ſchwermüthiges Hinſtarren mit geräuſchvollem Haſchen nach Genuß in ihm ab.

Außer jenem allgemeinen Vorwurf laſtet aber noch ein zweiter und beſonderer auf ihm: Das unbedingte Vertrauen zu dem Grafen Adam von Schwarzenberg, der dieſes Vertrauens allerdings nicht würdig war. Es iſt über dieſen erſten Miniſter des Kurfürſten ſo ſehr viel geſprochen und geſchrieben worden, daß hier nur wenige Worte genügen mögen, bei denen indeß wieder jene Mäßigung walten ſoll, ohne die keine hiſtoriſche Darſtellung irgend einigen Werth haben kann.

§. 8.

Der Freiherr Adolph von Schwarzenberg, Oeſtreichiſcher Feldherr, hatte im Jahr 1598 die Feſtung Raab durch Muth und Geſchicklichkeit den Türken abgenommen und erhielt dafür den Grafentitel, verlor aber zwei Jahre darauf, als er die feſte Stadt Papa belagerte, das Leben. Der Wiener Hof übertrug die Gunſt, in welcher der Vater geſtanden, jetzt auf den Sohn, Adam, der nun auch zu dem Beſitze eines ſehr anſehnlichen Vermögens gelangte. Er ward als kaiſerlicher Rath nach Cleve geſandt, um daſelbſt das Intereſſe des Oeſtreichiſchen Hauſes wahrzunehmen. Hier lernte ihn der noch unreiſe Georg Wilhelm kennen, und dieſe Bekanntſchaft entſchied für ſein ganzes Leben. Er war durch ihn ſo angezogen und gefeſſelt worden, daß er niemals wieder von ihm ablaſſen konnte. Als er die Regierung angetreten, nahm er ihn ſogleich in ſeine Dienſte und weder die Verſchiedenheit der Religion, noch der ſeltſame und entſcheidende Umſtand, daß Schwarzenberg auch die Dienſte des Kaiſers beibehalten wollte, konnten den Kurfürſten von ſeinem verkehrten Plane abbringen. Ja, er bat ſogar, als jener, um ihn noch mehr zu reizen, einige Schwierigkeiten äußerte, den Kaiſer ausdrücklich um die Erlaubniß, die dieſer denn auch gar gern ertheilte. Schnell beſtieg jetzt Schwarzenberg eine Würde nach der andern, die nur ein Fürſt ertheilen kann. Er ward zuerſt Statthalter in Cleve, Geſandter in Holland, Geheimerath und Oberkämmerer, dann Geheimerathsdirector, Statthalter der Kurmark und Oberbefehlshaber ſämmtlicher Truppen, ſo daß gewiſſermaßen jede Gewalt, die nur das Eigenthum des Fürſten ſelbſt ſein ſollte, in ſeinen Händen ſich befand. Damit endlich kein Geſchenk zurückbliebe, ſo ward ihm auch ein ſolches, das nur wider die Ordnung ihm ertheilt werden konnte, und 1625 ſah ſich der katholiſche Graf zum Heermeiſter der Johanniterritter in Sonnenburg ernannt, wobei eine der erſten Ordensregeln umgangen und verletzt wurde.

§. 9.

Aber nicht bloß die Macht, über die den Kurfürſten ſeine unbegränzte Neigung für den Liebling noch vielleicht hätte täuſchen können, ſondern auch der Name der höchſten Gewalt, wenigſtens der der Mitregentſchaft in den meiſten Beziehungen, ward dem Miniſter zu Theil. Denn nicht genug, daß ſämmtliche bedeutende Stellen im Lande durch ihn vergeben wurden, ſo ſchwur man auch größtentheils in ſeine Hände, und auf ſeinen Namen, und der Titel „kurfürſtlich Brandenburgiſche und gräflich Schwarzenbergiſche Räthe" wurde nicht ſelten vereint gegeben und öffentlich vernommen. Wie nun Schwarzenberg die Statthalterſchaft in der Mark verwaltet habe, iſt durch die Erwägung des faſt beiſpielloſen Umſtandes, daß er in der That zwei Herren diente, leicht zu erkennen, wozu noch wohl berechnet werden möge, daß er, beiden dienend, beide beherrſchte. Mit ruhigem Uebermuth verſchmähete er jede Verſtellung, zu der ihn eine ſolche Lage wohl hätte veranlaſſen können, und im Jahre 1637 ging er in der Offenheit ſo weit, daß er die Brandenburgiſchen Truppen auf das innigſte vereint mit den Oeſtreichiſchen, nicht bloß die Pflichttreue gegen den Kurfürſten, ſondern auch unmittelbaren Gehorſam gegen den Kaiſer beſchwören ließ.

§. 10.

Es iſt entſchieden, daß Georg Wilhelm faſt jeden Schritt des Grafen kannte und billigte, und daß ſeine Zuneigung für ihn, auch in den letzten Jahren ſeines Lebens, eher noch zunahm als ſich verminderte. Das Vertrauen zu ihm ging ſo ungemein weit, daß er noch vor der letzten mit dem Kurprinzen unternommenen Reiſe, eine Menge eigenhändiger Unterſchriften und Vollmachten (Blankets) für S. zurückließ, um ſich ihrer nach Gefallen zu bedienen. Bis dahin trifft den Grafen wenigſtens nicht das Verbrechen heimlicher Ueberliſtung und willkührlicher Umgehung der kurfürſtlichen Gewalt, denn ohne geheimnißvolle Verſchleierung gab er ſich mit unmäßigem Stolz für den, der er war.

§. 11.

Doch die Hiſtoriker, oder wenigſtens ein Theil derſelben haben noch höhere Sünden auf ihn geladen. Er haßte den Kurprinzen und ſuchte ihn auf alle mögliche Weiſe aus dem Wege zu räumen, ja er ging in ſeinen freventlichen Gedanken ſo weit, den Kurhut ſelbſt auf ſein eigenes Haupt ſetzen zu wollen. Um dieſen Zweck zu erreichen, wurde Friedrich Wilhelm nach Holland geſandt, damit der funfzehnjährige Jüngling auf der unruhvollen Reiſe dahin ſein Ende finde. Aber er langte, wie bekannt, und wie auch wohl vorherzuſehen war, glücklich daſelbſt an, und reifte dort zum Manne. Jetzt ging Schwarzenberg in ſeinen Planen weiter, und veranſtaltete jene Verführungsplane, um des Prinzen geiſtige und körperliche Kräfte durch Ausſchweifungen zu untergraben. Da auch dies mislang, ſo ſollte das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn geſtört werden. Die ſchnelle Rückreiſe des Prinzen ver-

eitelte

eitelte auch dieſen böſen Willen, und nun mußte Schwarzenberg Meuchelmörder dingen und Giftmiſcherei treiben. Alſo diejenigen Erzähler, die, in der Luſt am Grellen, ſich gewöhnlich in jeder Periode der Geſchichte irgend eine Perſon auswählen, die als vollendeter Böſewicht mit hinlänglichen Warnungstafeln verſehen, aufgeſtellt werden kann.

§. 12.

In der That ruht auf Schwarzenberg ſchon ſo viel, das ihm die Abneigung jedes Brandenburgiſchen Leſers zuziehen muß, daß es eben nicht nöthig iſt, und auch wohl nicht billig ſcheint, durch mühſam zuſammengereihte Vorwürfe jenes Gefühl noch zu vermehren. Die Geſchichte pflegt die Charaktere nicht ſo zu bilden, und die Begebenheiten nicht ſo zuſammen zu ſtellen, wie ſie ein ungeübter, auf das Grelle und Ungeheure ausgehender Romandichter zu ſeinem Zwecke gebraucht. Schwarzenberg iſt nicht frei zu ſprechen, daß er dem Kurprinzen abgeneigt geweſen, daß er Uneinigkeit zwiſchen Vater und Sohn zu ſtiften geſucht habe, auch mag er innerlich wohl den Tod eines Jünglings gewünſcht haben, den er mit ahndungsvoller Seele als ein bedeutendes Hemmniß der Macht ſeines Kaiſers bekämpfte; aber die gedungenen Mörder und die Giftmiſcherei ſcheinen denn doch hinweg zu fallen. Vorwürfe von ſo ungeheuerem Gewicht, wie dieſe, ſollten nie ohne Beweiſe ſtehen, und dieſe fehlen wirklich, ja man könnte behaupten, es fänden ſich Beweiſe für das Gegentheil. Nach jenen misglückten Mordanſchlägen, nach jenem Gaſtmahl, wo dem Prinzen das Gift gereicht ſein ſollte (es war am 18. Jun. 1638), lebte Georg Wilhelm noch zwei Jahre und fünf Monat, und wir finden nicht, daß ſeine Liebe für den Grafen ſich in dieſer ganzen Zeit vermindert habe. Es iſt unmöglich, daß er hiebei allein ſollte der Unwiſſende geweſen ſein, oder daß er auch nur einen leiſen Verdacht in einer ſo ſchauderhaften Angelegenheit nicht ſollte mit Eifer verfolgt haben, um zur Gewißheit zu gelangen. Oder wollte man ſich im Ernſt überreden, der Vater habe den Mordanſchlag gegen ſeinen Sohn gewußt, und dennoch fortgefahren, den Urheber jenes Verbrechens zu lieben? Hier würde die Unmöglichkeit, wenn ſie überhaupt Grade hätte, zur völligen Undenkbarkeit werden.

§. 13.

Ferner: Was würde Friedrich Wilhelm abgehalten haben, wenigſtens beim Antritte ſeiner Regierung, den Frevel gegen ſein Leben an dem Grafen zu ahnden? Wo könnte eine Rückſicht ſein, die eines Mannes zu ſchonen gebot, der ein Verbrechen begangen, deſſen bloße Nennung ſchon jeden wackern Deutſchen von ihm entfernen mußte? Hier brauchte keine Furcht vor der angewachſenen Macht des Grafen, keine Furcht vor dem Kaiſer zu walten, am wenigſten vor den Ferdinanden, denen, in ſittlicher Beziehung, gewiß Vertrauen gebührte. Und was wäre Friedrich Wilhelm geweſen, hätte eine ſolche Beſorgniß in ihm Raum finden können? Das bloße Ausſprechen dieſer aufgeworfenen Frage macht ſie ſelbſt ſchon überflüſſig.

Daß aber Schwarzenberg von dem Kurfürſten wirklich nicht vorgefordert und geſtraft worden, ſondern daß er im Beſitze mancher Ehren, und in äußerer Ruhe geſtorben ſei, iſt durch die bekannte Beſichtigung ſeiner Leiche außer allen Zweifel geſetzt worden.

§. 14.

Friedrich Wilhelm war noch nicht volle ein und zwanzig Jahre alt, als er die Regierung antrat. Er fand Länder, die der Krieg auf eine beiſpielloſe Art verheert hatte; denn wenn auch ganz Deutſchland unter ſeinen Schreckniſſen gelitten, ſo war doch die Mark ganz beſonders der Schauplatz deſſelben geweſen, und Georg Wilhelms ſchwankende Politik hatte ſowohl den inländiſchen als ausländiſchen Heeren nur zu oft eine willkommene Gelegenheit geboten, ſich als thätige Feinde zu zeigen. Wie die Mark verwüſtet und mishandelt worden ſei unter Mansfeld und Montecuculi, Wallenſtein, Pappenheim, Wrangel u. ſ. w. davon liegen die traurigſten Zeugniſſe noch vor uns*). Berlin, das vor dem Kriege mehr als tauſend wohlhabende Bürger in ſeinen Mauern beherbergt hatte, zählte jetzt kaum noch dreihundert, die faſt alle ganz verarmt, weder Freund noch Feind mehr zu fürchten brauchten, weil ſie keinem mehr zu bieten hatten als das nackte Leben*). Die Neumark glich faſt einem verbrannten Lager, die Grafſchaft Rupin zeigte neunzig verwüſtete Dörfer, die Priegnitz war zu einer gänzlichen Einöde geworden, die Weſtphäliſchen Provinzen, eine leichte Beute der Spanier und Holländer, gewährten dem Kurfürſten eben ſo wenig Unterſtützung, da ſie, faſt erſchöpft, kaum mehr wußten, wem ſie gehorchen ſollten. Pommern war von den Schweden beſetzt, die ſich daſelbſt ſo feſt angeſiedelt hatten, daß wenig Hoffnung war, es ihnen je wieder abzunehmen. Gerade dieſe Provinz mußte ihnen am gelegenſten dünken, um ſie ſich einſt als Lohn für ihre Theilnahme an dem deutſchen Volkskriege abzufordern, und eben ſie war es auch, nach der der Kurfürſt am meiſten ſtrebte.

---

*) Siehe die Beilage A.

§. 15.

Für jetzt hätte ihm das Herzogthum Preußen die meiſte Aushülfe gewähren können, da dieſes Land, durch ſeine glückliche Entlegenheit geſchützt, von den Schrecken jenes großen Kampfes nicht erreicht worden war, und nur mittelbar deſſen Folgen fühlte. Doch in dieſer Provinz war die Macht des Fürſten am beſchränkteſten, und erſt in ſpätern Jahren, und nur mit Mühe konnte hier die Souverainität erworben werden.

---

*) Der dreißigjährige Krieg zeigt ſich nicht bloß während ſeiner Dauer von einer furchtbaren Gewalt, ſondern auch, und ganz beſonders in ſeinen Folgen als beiſpiellos, indem dieſen ſelbſt der angeſtrengteſte deutſche Fleiß nur langſam und nie gänzlich abhelfen konnte. Der klagenden Stimmen darüber ließen ſich viele tauſende vernehmen. Die kürzeſte vielleicht ſprach ſich darüber auf einem Pergamentblatt aus, das 1657 in den Thurmknopf der Marienkirche zu Berlin gelegt wurde: „Patria haec hodie ita aegrotat, ut non de medico, sed potius de sepultura sit cogitandum." Man erinnere ſich dabei, daß unſre wackeren Vorfahren nicht eben raſch waren im Verzweifeln.

Zu dieſem äußeren Elend geſellte ſich nun auch noch das höhere innere: die Stimmung des Volkes ſelbſt. Wohl hatten die Deutſchen mit Standhaftigkeit und Ergebung die großen Leiden des Bürgerkriegs und Religionskriegs erduldet; doch da nun ſchon Jahrzehnte hingeſchwunden waren, ohne daß ſich auch nur von fern das Ende des langen Jammers abſehen ließ, da die geſammte blühende Generation den Frieden gar nicht geſehen hatte, und die Segnungen deſſelben nur gewiſſermaßen aus fröhlichen, faſt fabelhaft ſcheinenden Sagen kannten, ſo fing derjenige Theil des Volks, der nicht mit Feſtigkeit und Klarheit in ſich ſelbſt gegründet war, im trüben Wahn an, irre zu werden an dem Schickſal, an der Welt und an ſich ſelbſt. Der Zuſtand des Krieges wurde von den meiſten für die eigentliche Ordnung der Dinge und den naturgemäßen Zuſtand gehalten, während der Frieden als ein phantaſtiſch angenehmer Traum erſchien.

§. 16.

Unter ſolchen Umſtänden trat Friedrich Wilhelm die Regierung an, mit der klaren Ausſicht, ſein ganzes Leben hindurch mit den mannichfaltigſten Schwierigkeiten ringen zu müſſen, aber auch mit dem entſchiedenen Vorſatze, innerlich kräftiger zu ſein, als alle Hinderniſſe.

Es war ſeine erſte Sorge, dem lang gedrückten Lande einige Ruhe von außen her zu verſchaffen, und um dies zu können, war es zuvörderſt nothwendig, eine beſtimmte Parthei zu ergreifen. Dies hatte ſein Vater mit vollendeter Entſchiedenheit nie, und in den letzten Zeiten gar nicht gethan, ſondern mit widerſtrebendem Herzen und wenig verhehltem Unmuth der Uebermacht der Schweden nur halb und halb nachgegeben. Der Nothwendigkeit halb nachgeben iſt aber noch gefährlicher als ſelbſt ſie gar nicht erkennen wollen.

§. 17.

Vergeblich bemühte ſich Ferdinand den Kurfürſten auf ſeiner Seite zu behalten, vergeblich verſprach der kaiſerliche Feldherr Georg von Arnim, ihm mit einem Heer von zwanzigtauſend Mann beizuſtehen und für ihn Pommern zu erobern. Friedrich Wilhelm hatte keinen Glauben mehr an das Glück des Kaiſers, es war ihm klar geworden, daß man auf Koſten der Stände, beſonders aber auf die ſeinigen, einſt Friede machen werde, er hatte die Pflicht, ſich ſelbſt und ſein Land zu retten, und ſo trat er, wiewohl mit deutſchem Herzen, auf die Seite der Schweden. Er gebot ſeinen Unterthanen, jede Feindſeligkeit mit denſelben einzuſtellen, und ſich mit den Schweden über die Contribution friedlich zu vergleichen. Er gab ihnen zu Gefallen die Fahrt auf der Oder zwiſchen Frankfurt und Stettin gänzlich frei und ließ die Schanze bei Werben ſchleifen, damit nicht die Kaiſerlichen ſich ihrer bemächtigen und von dort aus den Schweden widerſtehen könnten.

§. 18.

Bei allen dieſen Unternehmungen war ihm Schwarzenberg entgegen, deſſen Macht bereits zu groß geworden war, um raſch und gewaltſam gebrochen werden zu können, und nur mit der höchſten Mäßigung durfte der Kurfürſt gegen ihn verfahren. Um ihm indeſſen einigermaßen gewachſen zu ſein, umgab er ſich mit mehreren wackeren Männern, deren Treue erprobt war; Gerhard von Kalkhun, Werner von der Schulenburg, dem Kanzler von Götz u. ſ. w. Von Königsberg aus ſandte er Schulenburg zu dem Grafen, um ihn in allen ſeinen Aemtern, beſonders in der Statthalterſchaft der Kurmark zu beſtätigen. Er verlangte für jetzt nur, daß ihm die noch ungebrauchten Blankets herausgegeben würden, und daß der Graf den Truppen den Eid der Treue für den Kurfürſten abnehmen ſolle.

Das erſtere that Schwarzenberg ohne Weigerung, das zweite aber auf eine Art, die faſt von höherem Uebermuthe zeigte, als wenn er ſich dem ganzen Befehle geweigert hätte. Er erklärte den Truppen, ihr Eid gehöre dem Kaiſer; für das Verſprechen auch die Pflichten gegen den Kurfürſten zu erfüllen, ſei ein bloßer Handſchlag genug, und nur dieſen nahm er ihnen ab.

§. 19.

Der Fürſt erklärte ihm ſeine Unzufriedenheit mit dieſem Verfahren, doch Schwarzenberg gab nicht nach, und noch im Januar 1641 bediente er ſich ſeiner Macht auf eine ſehr gefährliche Weiſe, indem er auf ein bloßes dunkles Gerücht von der Ankunft der Schweden, drei Berliniſche Vorſtädte, die mehr als hundert, und unter dieſen auch einige dem Kurfürſten gehörige Häuſer enthielten, niederbrennen ließ. Dann erſt legte er den Oberbefehl über die Truppen freiwillig nieder, blieb aber immer ruhig in der Mark; nur daß er den ſichereren Aufenthalt in Spandow, dem in Berlin vorzog. Indeſſen war bereits durch den Tod Georg Wilhelms und durch die Ueberzeugung, daß mit deſſen Nachfolger ein neues Syſtem angehe, ſo wie nicht minder, daß ſeine glänzende Zeit vorüber ſei, ſeine Geſundheit dergeſtalt geſchwächt worden, daß es nur eines einzigen Umſtandes bedurfte, um ſie völlig zu zerſtören. Am Ende des Februars 1641 erhielt er einen Brief aus Regensburg, der ihn ſo erſchütterte, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, und obwohl man den Inhalt jenes Schreibens nicht mit Gewißheit angeben kann, ſo iſt doch wahrſcheinlich, daß es die Nachricht brachte, es werde der Kurfürſt ihn öffentlich zur Rechenſchaft ziehen. Dies war genug, um ſein Gemüth in eine ſolche Unruhe zu verſetzen, daß ſeine Krankheit unheilbar ward, die ihn denn auch ſchon am dritten März tödtete. Der Kurfürſt und ſein Land ſahen ſich dadurch von einem

Feinde befreit, der um ſo gefährlicher ſeyn mußte, je feſter er, bei der einmal erkannten Anſicht und bei dem kecken Willen verharrte. Sein Sohn, Johann Adolph, verlor ſpäterhin das Vermögen, welches der Vater in der Mark an ſich gebracht hatte, und vergeblich nahm ihn der Kaiſer in ſeinen Schutz.

§. 20.

Wie tief indeſſen die alte Ehrfurcht und die unbedingte Ergebenheit für den Kaiſer in deutſchen Gemüthern eingewurzelt war, zeigte ſich auch noch nach Schwarzenbergs Tode. Der Kurfürſt, ſeiner jetzigen Machtloſigkeit ſich bewußt, wollte nun auch jeden Schein der Macht von ſich entfernen, und lediglich durch ſein Recht ſiegen. Er dankte deshalb alle Truppen ab, die, da ſie dem Kaiſer einen vollſtändigen Eid und ihm nur eine halbe Treue verſichert hatten, und zu ſchwach waren, um mit Erfolg gegen den Feind geführt zu werden, nur ihm und dem Lande zur Laſt fielen. Bei dieſem Unternehmen widerſetzten ſich geradezu mehrere der bedeutendſten Edelleute und Befehlshaber. Auguſt Moritz von Rochow, Obriſt und Befehlshaber von Spandow, wollte nicht zugeben, daß Schwarzenbergs Verlaſſenſchaft verſiegelt werde, und erklärte mit Beſtimmtheit, daß nur der Kaiſer einen ſolchen Befehl geben könne, dem er und die Beſatzung die Eidespflicht geleiſtet habe. Dieſem wolle er die Feſtung erhalten, oder ſich mit derſelben in die Luft ſprengen. Aehnliche Geſinnungen zeigten Iſaak Kracht und Hermann Goldacker, dieſer Befehlshaber zu Peiz, jener zu Berlin. Beide letzteren wurden indeß gar bald gefangen genommen, und der erſtere nicht ohne Liſt aus Spandow gelockt. Alle drei gingen jetzt aus der Mark und in die Dienſte des Kaiſers, der ſie, als Märtyrer, ſchützend aufnahm. Rochow indeß, vielleicht der Bedeutendſte, kehrte nach ſechs Jahren in die Mark zurück, und verſohnte ſich mit dem Kurfürſten. So waren denn ſämmtliche Märkiſche Feſtungen in den Händen des Kurfürſten, denn Cüſtrin war ihm ſogleich nach ſeines Vaters Tode durch Conrad von Burgsdorf übergeben worden. Dieſer erklärte nämlich, im Gegenſatze zu dem früher genannten Befehlshaber, daß der dem Kaiſer geleiſtete Eid durch Georg Wilhelms Tod aufgehoben ſei. Mehrere Geſchichtſchreiber haben über alle dieſe Begebenheiten viele geräuſchvolle, aber ins Leere gehende Bemerkungen gemacht. Sie ſind nicht ſchwer zu erklären, wenn man ſich an das frühere Verhältniß der Fürſten zum Kaiſer und des Adels zu den Fürſten erinnert. Der dreißigjährige Krieg iſt die Grenze des Feudalſyſtems in ſeiner ſtrengſten Uebung; doch während deſſelben mußten die verſchiedenen Ueberzeugungen, eben weil ſie mit Entſchloſſenheit aufgefaßt worden waren, auch verſchiedenartige Thaten veranlaſſen, deren jede aus ihrem eigenen Geſichtspunkte betrachtet ſein will: weshalb denn auch jede übermoderne Anſicht fern ſei.

§. 21.

Arnims Tod entſchied den Kurfürſten völlig, ſich für jetzt der Macht der Schweden und Franzoſen anzuvertrauen. Der Graf Avaux und der Schwediſche Geſandte Johann Adler Salvius in Hamburg, erklärten im Allgemeinen, daß ihre Herren nicht abgeneigt ſein würden, dem Kurfürſten einen Waffenſtillſtand zu gewähren. In Hinſicht Schwedens, auf welches es jetzt am meiſten ankam, wurde er an Lilienhöck, Statthalter zu Stettin, verwieſen, doch dieſer bewährte ſich gegen Kalkhun von Leuchtmar mit ſo zähem Uebermuth, daß der Kurfürſt ſich genöthigt ſah, eine Geſandtſchaft ſelbſt nach Stockholm zu ſenden. Hier zeigte ſich die Königin Chriſtina für den Kurfürſten ſo ſehr geneigt, daß vielleicht ſchon damals in Friedrich Wilhelm der Gedanke entſtand, auf eine eheliche Verbindung mit ihr anzutragen. Man darf ihm zutrauen, daß er den Entſchluß gehabt, ſich ſelbſt für die Ruhe ſeines Landes zu opfern: denn ſeinem Herzen war jene Königin gewiß ſehr fremde. Die Wirkungen ihrer Neigung, die ſich ohne Zweifel auch bei dem Waffenſtillſtand würde gezeigt haben, milderte der ruhige Staatskünſtler Oxenſtierna; und obwohl er jenen gewährte, ſo geſchah es doch nur auf eine Art, welche die ganze Uebermacht beurkundete. Die Schweden behielten in der Kurmark noch Drieſen, Landsberg, Croſſen, Frankfurt und Gardeleben zur Beſatzung, die lediglich auf Koſten des Landes leben ſollte. Was, bei dem Feſthalten der militäriſchen Obergewalt, dem Kurfürſten eingeräumt wurde in Hinſicht der bürgerlichen Herrſchaft in ſeinem Lande, war in der That faſt nur ein bloßes Wort ohne tiefere Bedeutung, da die

Ausübung der Macht lediglich an das Heer geknüpft war.

§. 22.

Allerdings hatte der Kaiſer Urſach, mit dieſem Waffenſtillſtande unzufrieden zu ſein, den ein Reichsfürſt für ſich ſelbſt allein abſchloß; aber es war dem Kurfürſten keine Wahl geblieben, als zwiſchen dieſer Bequemung und dem gänzlichen Verderben ſeiner Länder. Er wählte die erſtere, die freilich nicht ohne einige Aenderung des alten Bandes zwiſchen Reichsfürſt und Kaiſer geſchehen konnte. Friedrich Wilhelm machte dieſe Nothwendigkeit auch gegen den Kaiſer geltend, und that allerdings ſo viel er vermochte, um ihn zu verſöhnen. So überließ er z. B. faſt ſeine ſämmtliche Reiterei dem Oeſtreichiſchen Hauſe, an das ſie ohnehin ihr doppelter Eid vorzugsweiſe knüpfte.

Zwar war jener Stillſtand der Waffen nicht ohne drückende Bedingungen zu Stande gekommen: dennoch gab er dem ganz erſchöpften Lande einige Ruhe wieder; auch ließ ſich erwarten, daß die jetzige Beſtimmung einer nur zweijährigen Dauer ſich hinterher ſtillſchweigend verlängern laſſe. Für das geſammte Deutſchland ſelbſt ließ ſich damals noch wenig hoffen. Die Empörung der Völker gegen einander war zu gewaltig, und die Forderungen der Fremden, welche den Zwieſpalt derſelben zu ihrem Vortheil benutzen wollten, zu unmäßig, als daß ſich eine ſchnelle Ausgleichung hätte ergeben können. Oeſtreich wollte den Frieden, aber nur unter ehrenvollen Bedingungen, die jetzt erſt erkämpft werden mußten. Im Gefühl ſeiner alten Größe konnte es ſich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die zweite Hälfte des Krieges beſtimmt ſein ſollte, ihm einen Theil ſeiner ſo muthig errungenen Macht zu rauben. Daher jener Reichsabſchied von Regensburg (1641), der noch ſo wenige Hoffnung zum Frieden gab.

§. 23.

Deshalb ſetzte auch der Kurfürſt ſeine Unterhandlungen mit Schweden fort, und miſchte ſich nicht ohne Glück ſelbſt in die Familienangelegenheiten des königlichen Hauſes, indem er die zurückgeſetzte Königin Mutter, Maria Eleonore veranlaßte, ſich nach dem ruhigen Inſterburg in Preußen zu begeben. Seine Anfragen (denn von entſchiedenen Anwerbungen kann wohl nicht die Rede ſein) in Betreff der näheren Verbindung mit der Königin Chriſtina, wurden zwar in Stockholm mit achtender Anerkennung aufgenommen; doch da man den politiſchen Zweck derſelben wohl durchſchaute, ſo erklarte man geradezu, daß ſelbſt in dem Fall, daß Friedrich Wilhelm durch Chriſtinens Hand König von Schweden werde, dennoch nie in die Abtretung Pommerns an das Haus Brandenburg gewilligt werden könne. Da ferner von Seiten des Kaiſers, ſo wie der Polniſchen und Däniſchen Hofe, manche Hinderniſſe für den Plan des Kurfürſten bereitet wurden, ſo gab er ihn zuletzt ganz auf, vielleicht nicht ohne Freude, eine Unmöglichkeit zu ſehen, wo das Ja ſein Herz liebeleer würde haben verarmen laſſen. Erreicht wurde indeſſen der feſte Abſchluß des Waffenſtillſtandes und eine engere Verbindung mit Schweden.

§. 24.

Der Kurfürſt hatte recht geahndet, wenn er an dem Glücke des Kaiſers verzweifelte. Weder der Erzherzog Leopold Wilhelm, noch Piccolomini, noch Gallas, waren Feldherren wie Guſtav Wrangel und Lienard Torſtenſon gewachſen. Die Schlachten bei Schweidnitz und Leipzig und die vollendete Niederlage des kaiſerlichen Heeres unter Gallas, erhöhten den Ruhm und die Macht der Schweden auf eine Weiſe, daß man ſchon jetzt in ihnen die Tonangeber bei dem zu hoffenden Frieden ahnden konnte. Dennoch vermochten alle Vorſichtsmaaßregeln des Kurfürſten, die verarmte Mark nicht vor neuen Leiden des Krieges ſchützen. Die Kaiſerlichen benahmen ſich bei allen ihren Durchzügen als offenbare Feinde, und die Schweden als übermüthige Freunde, und nicht ohne Rührung wird man die Klagen leſen, mit denen die Chroniken aus der damaligen Zeit angefüllt ſind. Immer inniger wurde Deutſchlands Sehnſucht nach dem Frieden, und Friedrich Wilhelm war unter den eifrigſten Beförderern deſſelben. Zwar hatten die Verſuche in Regensburg und Hamburg keinen Fortgang gehabt, da Ferdinand noch auf neues Glück und durch daſſelbe auf günſtigere Bedingungen hoffte. Jetzt aber durch Torſtenſon's Siege geſchwächt, zeigte er ſich nachgiebiger, und die Art, wie er 1643 den Reichsdeputationstag zu Frankfurt am Main anſetzte, zeigte, daß er den Frieden wahrhaft wünſche.

§. 25.

Am 11. Jul. 1643 ſollte das eigentliche Friedensgeſchäft zu Münſter und Osnabrück begonnen werden, bei welchem ſich Schwierigkeiten zeigten in ſo hohem Maaße und ſo unendlicher Anzahl, wie ſie (um es mit Einem nicht unkräftigen Worte zu ſagen) wohl noch nie bei irgend einem Friedensſchluſſe, ſo lange die Erde geſtanden, bemerkt worden waren.

Auch dem Kurfürſten ſtanden hier bedeutende Kämpfe bevor, und er ſah ſie vorher: denn ſein ganzes Leben war bisher ein Kampf um ſeine Länder und um ſeine Rechte geweſen. Polen hatte, da es ihn mit Preußen belehnen ſollte, ihm ſeinen ganzen Uebermuth gezeigt, und als es endlich doch zum Werke ſchreiten mußte, erließ es ihm auch nicht eine der läſtigen alten Bedingungen, und fügte neue hinzu, die dem Beſitzer von Preußen faſt jede bedeutende Macht und Einkünfte von dem Lande raubten. Friedrich Wilhelm war gezwungen, nach Warſchau zu reiſen, um daſelbſt perſönlich die Belehnung zu empfangen. (8. Oktober 1641.) Er mußte heimlich und öffentlich Geld ſpenden, die Obergewalt Polens ſelbſt dadurch anerkennen, daß ihm, im Fall daſſelbe angegriffen werde, auch nicht einmal Neutralität geſtattet werden ſolle, er mußte verſprechen, aus den Seezöllen jährlich hunderttauſend Gulden, und auf der Stelle dreißigtauſend zu bezahlen. Er fand ſich ſo ganz umgeben von der Zudringlichkeit der Polen, daß er es lediglich ſeiner Kraft und der perſönlichen Freundſchaft des Königs Wladislaw verdankte, wenn die noch ärgeren Zumuthungen beſeitigt wurden.

§. 26.

Selbſt bei der Belehnung mit der Kurmark erlebte er einige Schwierigkeiten: denn ſie fand erſt am 1. Jul. 1642 ſtatt. An die Belehnung mit den Cleviſchen Ländern war damals noch nicht zu denken. Im Jahr 1743, als Friedrich Wilhelm zum erſtenmale, als Fürſt, die Mark betrat, mußte er den Kampf mit den Landſtänden fortſetzen, der immer bedeutender wurde, je mehr er von ihnen zu erbitten hatte. Dennoch war die Art, wie er bat, ganz des Herrſchers würdig, und deutete ſchon jetzt darauf hin, wie er einſt dieſe Verhältniſſe in zweckmäßigere Schranken einſchließen, und der höheren Fürſtenmacht aneignen werde.

Alle dieſe Kämpfe hatten ihn geſtählt, und ſo ging er den größeren, die ihm bei dem Weſtphäliſchen Friedensſchluſſe bevorſtanden, mit Kraft und Beſonnenheit entgegen. Hier mußte ſich entſcheiden, welchen Platz das Brandenburgiſche Haus einnehmen wolle, und welche Macht aus ihm hervortreten dürfe.

§. 27.

Friedrich Wilhelm verlangte nur das, was ihm rechtmäßig zukam: Pommern, deſſen ganze Wichtigkeit er einſah, ſowohl in Beziehung auf das Deutſche Reich, als auf die fremden Staaten und den Seehandel. Als aber der Kurfürſt mit dieſer Forderung hervortrat, widerſetzten

ſetzten ſich die Schweden auf das beſtimmteſte, indem ſie, wie ſchon längſt klar geweſen war, gerade dieſes Land als die vorzüglichſte Schadloshaltung für ihre (ungeforderten) Bemühungen um Deutſchland verlangten. Unter allen Fürſten Deutſchlands fand ſich keiner, der es gewagt hätte, ſich den Schweden zu widerſetzen, denn die lauliche Unterſtützung des Kaiſers entſchied nichts, und der Zuſatz, Friedrich Wilhelm möge die ganze Unterhandlung abbrechen und ſich von neuem mit ihm auf das innigſte verbinden, ſagte in der That nichts anderes, als: er möge ſich geneigt finden, alles von neuem auf das gewagteſte Spiel zu ſetzen. Nur Ein Fürſt, der Herzog Karl II. von Lothringen, meinte es wahrhaft freundlich mit dem Kurfürſten, indem er ihm ſeine ganze Macht anbot, um ſein Recht auf Pommern zu behaupten; doch war es betrübend, daß Carl gerade in damaliger Zeit durchaus kein Land und keine Macht beſaß, und nichts ſein nannte, als Muth ohne Beſonnenheit.

§. 28.

Da nun durch dieſe Streitigkeiten das Friedensgeſchäft ſich immer mehr verzögerte, und immer neues Unglück die Oeſtreichiſchen Waffen traf, ſo bot endlich der Kaiſer, faſt eigenmächtig, die Hälfte von Pommern den Schweden an. Der Kurfürſt wollte anfangs auch darein nicht willigen; doch Ferdinand ließ ihn fragen, „ob er denn verlange, daß bloß um ſeinetwillen ganz Deutſchland im ewigen Kriege untergehen ſolle,“ und ſo mußte

Brandenburg jenes Anerbieten genehmigen. Die Schweden klagten laut über den Verluſt des halben Herzogthums, und wollten ſich mit Vorpommern nur unter der Bedingung begnügen, daß nunmehr ſogleich auf neue Entſchädigungen für ſie gedacht werden ſollte. Sie forderten Wismar, Bremen und Verden, und man mußte froh ſein, daß ſie nicht noch mehr verlangten, da man ihnen, den Uebermächtigen, ohne Zweifel alles würde haben bewilligen müſſen. So hielt ſie vielleicht nur ein kleiner Ueberreſt der alten ehrfurchtsvollen Scheu vor dem Namen des Deutſchen Kaiſers von noch zudringlicheren Forderungen ab.

§. 29.

Erſt jetzt konnte an den Erſatz des Kurfürſten gedacht werden, für die Abtretung eines ſo herrlichen Landes. Die Schweden, jetzt in der That eifrig bemüht für Brandenburg, hießen den Kurfürſten ſelbſt wählen; doch die kaiſerlichen Geſandten, noch verſehen mit dem alten Maaßſtabe früherer Jahrhunderte, boten nichts als eine Summe Geldes ein- für allemal. Das ward mit gerechtem Stolz ausgeſchlagen, und vielleicht war es gerade dieſe Gereiztheit, die Friedrich Wilhelmen veranlaßte, nun noch weit mehr zu fordern, als er ſonſt gethan haben würde. Er verlangte nämlich die Stifter Magdeburg, Halberſtadt, Hildesheim, Minden und Osnabrück, nebſt den Schleſiſchen Fürſtenthümern Sagan und Glogau, ja es war ſogar einmal von ganz Schleſien die Rede. Der Graf Trautmannsdorf, der Erſte der kaiſerlichen Geſandten, äußerte das höchſte Erſtaunen über dieſe Forderungen, die denn doch wohl unendlich mehr als bloßer Erſatz ſeien für den Verluſt des halben Herzogthums. Friedrich Wilhelm aber erklärte mit Ruhe, daß ihm das unzertrennte Pommern doch theurer ſei, als alle dieſe Länder, und wies zugleich abermals ſeine Anſprüche auf ganz Schleſien. Die Schweden, durch das erſtere, die Kaiſerlichen durch das letzte Wort getrieben, ſahen nun die Nothwendigkeit ein, ſich in Hinſicht des Brandenburgiſchen Erſatzes zu vereinigen, und ſo kam man endlich überein, daß, als ſolcher, Magdeburg unter dem Titel eines Herzogthums, Halberſtadt, Minden und Camin, unter dem Titel von Fürſtenthümern, gegeben werden ſollten.

§. 30.

Vergeblich kämpften wider dieſem Schluß der Adminiſtrator zu Magdeburg, und ſein Domkapitel, vergeblich die Häuſer Braunſchweig, und Anhalt wegen Halberſtadt, der Graf Franz Wilhelm von Werdenberg, wegen Minden, und der Herzog Bogislaw von Croix wegen Camin. Man war ſchon zu weit gekommen, um zurücktreten zu können, auch fühlte man die Nothwendigkeit, den Kurfürſten zu befriedigen, der ſich ſchon damals bedeutend genug gemacht hatte. So waren denn auch von ſeiner Seite klüglich, keine Geſchenke geſpart worden, um ſeine großen Zwecke zu erreichen. — Nur der Graf von Trautmannsdorf hatte ſich auch in dieſer Hinſicht ganz feſt und unzugänzlich gezeigt *), und ſtets nur hinſchauend auf das große Ziel aller Arbeiten, den allgemeinen Frieden, vermochte er nicht dem Gedanken an eignen Erwerb, in ſich Raum zu geben.

§. 31.

Während aber Friedrich Wilhelm ſich ſeine eigenen Rechte erſtritt, vergaß er keinesweges die Sorgfalt für das allgemeine Wohl des Reichs, in ſo weit er, der entfernteren Zukunft unmöglich kundig, dieſe Wohlfahrt erkannte. Er hob von neuem die Macht der Stände, die allerdings von den letzten Fürſten des Oeſtreichiſchen Hauſes beträchtlich geſchmälert worden waren, er ſtritt für die Rechte der Reformirten, die bei der Friedensunterhandlung anfangs faſt nur wie ein betrübter Anhang der Lutheriſchen betrachtet wurden, ja er verſchmähte ſelbſt nicht, den Titel Excellenz für die Geſandten der Kurfürſten, gegen den von Venedig zu behaupten. Wie Trautmannsdorf, der ewig Ruhige, alles Ueberſchauende, unermüdet beſchäftigt war, jede Zwiſtigkeit zu entfernen, die, nur zu leicht erregt, das ganze Geſchäft oft zu unterbrechen drohten, ſo mußten auch des Kurfürſten Geſandten, dem großen Muſter nachahmend, jedes Mißverhältniß zu beſeitigen ſuchen, und nur den reinen Zweck ſich und anderen vor Augen ſtellen. Mit großer

---

*) Bloß für die Abtretung von Camin waren von Seiten des Kurfürſten dem Grafen Oxenſtierna 25,000 Thaler, und dem Salvius 10,000 bewilligt worden.

Gewandtheit wußten ſie den Schweden und Spaniern, den Franzoſen *) und Deutſchen Reichsſtänden zu begegnen, und ſo kam endlich am vierzehnten Oktober 1648 der Friede zu Münſter und Osnabrück zu Stande.

§. 32.

Es kann hier nicht der Ort ſein, die einzelnen Bedingungen deſſelben ausführlich mitzutheilen, es iſt genug, wenn hier Folgendes erwähnt wird. Fremde diktirten ihn, die, ohne wahrhafte Liebe für das heilige Deutſche Reich, daſſelbe nur als Mittel anſahen für ihre Zwecke, Ausländer, die anfangs als Hülfebringer erſcheinend, ſich nach und nach, ſelbſt in dem Herzen des Landes feſtgeſetzt hatten, und nur zu ſehr ſich gefallend in dem neuen Verhältniſſe, jetzt mit Beſtimmtheit erklärten, daß ſie nimmer weichen wollten. Die Deutſchen, im Urtheil und Glauben feindlich getrennt,

---

*) Die Namen der franzöſiſchen Geſandten waren Avaux, Servient und Longueville, und blieben den Deutſchen noch lange im Gedächtniß als unverkennbare Beiſpiele des frivolen Hochmuths. Ueberaus merkwürdig mußte es ihnen auch ſcheinen, daß bei einem Kriege, der lediglich um der Religion willen begonnen war, die Franzoſen nur mit Länderforderungen hervortraten, und der Religion auch nicht mit einer Sylbe erwähnten. Dennoch ſuchten die Deutſchen auch hier nach Entſchuldigungen für ihre Feinde, und erzählten ſich, der Graf von Avaux ſei gar zu frommkatholiſch, um von Lutheranern und Reformirten auch nur hören zu können, und umgehe deshalb die ganze Sache, wofür man ihm danken müſſe.

und durch ein dreißigjähriges, faſt namenloſes Wehe erſchöpft, mußten gewahren, was ſie nicht zu ändern vermochten, und ſich zufrieden ſtellen, wenn nur einige ſpärliche Trümmer des alten herrlichen Glanzes, ſo wie nicht minder einige der bedeutenderen Formen des Reichs gerettet wurden.

So wurde denn faſt an demſelben Orte, wo einſt der edle Cheruſkerfürſt, der Uebermacht der Römer ein Ziel geſetzt und die Weltherrſchaft derſelben gebrochen hatte, das ewige Denkmal der Erſchöpfung unterzeichnet. Es iſt, als bezeichne jene Stätte ein heiliges Grab, das bisher nur von der geretteten Kunſt und Wiſſenſchaft beſchützt wurde. Dennoch ſoll der beſſere Deutſche die Hoffnung durchaus nicht aufgeben, daß einſt aus jenem Grabe noch die heilige Germania, glänzender als jemals, wieder auferſtehen werde *).

§. 33.

Ueberall wurden jetzt die Waffen abgelegt, aber die fremden Heere blieben noch geraume Zeit in den eroberten Provinzen. Die Schweden hatten weislich dafür geſorgt, daß es ihnen nicht an guten Gründen für dieſes fernere Verweilen fehlen konnte. Zuvörderſt machte der nahe Winter die Entfernung des Heeres unmöglich, und als der Frühling des Jahrs 1649 herankam, ſicherte ihr Dableiben die noch nicht völlig befrie-

---

*) Wurde geſchrieben 1812. Wie ſchön erfüllten ſich die Hoffnungen ſchon ein Jahr darauf.

digte Forderung von 5 Millionen Thalern, die man noch ganz zuletzt dem zerquälten Deutſchland abringen wollte. Auch zeigte ſich die koloſſale Unform jenes Friedens ſo ſehr, daß man, um die verworrene Idee deſſelben zur Erſcheinung zu bringen, neue Unterhandlungen zu Nürnberg anſtellen mußte, für die man, vielleicht nicht ohne ironiſche Beziehung, den langgedehnten Ausdruck Friedensexecutionstraktaten am zweckmäßigſten fand. Hier äußerte ſich von neuem der alte Haß der Katholiken gegen die Proteſtirenden, ſo wie die kalte, damals unerfreuliche Beharrlichkeit der Schweden. Dieſe, hatten auch nach dem Frieden den Deutſchen Landen noch täglich hundert zwanzig tauſend Thaler gekoſtet, und jetzt, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, erließen ſie nicht nur nichts von den geforderten fünf Millionen, ſondern verlangten auch noch zweimalhunderttauſend Thaler dazu, die ſie früherhin für den letzten Transport der Truppen, anzurechnen vergeſſen hätten.

§. 34.

Es ergötzte die Franzoſen, die Verwirrungen noch zu vermehren, damit auch ſie die beſte Gelegenheit behielten, ihre Truppen in Deutſchland zu laſſen. Endlich ſiegte die Kraft des Schwediſchen Prinzen, Markgrafen Karl Guſtav, und die unendliche Nachgiebigkeit des nun ganz mürbe gewordenen Fürſten Piccolomini. Wie einer, der nichts mehr nicht wollen darf, gewährte er alles, und ſo wurde im Junius 1650 der ſogenannte Executionsreceß zu Nürnberg unterzeich net, der im Grunde nicht viel mehr bedeutet, als es ſei mit dem Weſtphäliſchen Frieden denn doch nicht lauter Spott und Hohn geweſen, ſondern man wolle im Ernſt daran denken, ihn auszuführen. Ueber dieſe Geſinnungen der ehemaligen Feinde, freute ſich Piccolomini dergeſtalt, daß er nicht bloß ein groſſes Gaſtmahl anſtellete, ſondern auch die ſogenannten Steckenreuterpfennige ſchlagen ließ, die weniger bekannt ſind, als ſie zu ſein verdienen, da ſie allerdings für jenen Moment einige allegoriſche Bedeutung haben.

§. 35.

Friedrich Wilhelm, mit Beſonnenheit und Ruhe die Verhältniſſe überſchauend, hatte jetzt nur im Sinn, die Schweden aus ſeinen Staaten zu entfernen, und ſcheute deshalb keine Opfer, um jenen Zweck nur ſo ſchnell als möglich zu erreichen. Obwohl die Mark Brandenburg damals zu den allerverarmteſten Ländern gehörte, ſo hatte doch ſie zuerſt den ihr zufallenden Antheil der an Schweden zu bezahlenden Contribution entrichtet. Er beſtand in 141,670 Reichsthalern, zu deren Aufbringung eine allgemeine Kopf- und Viehſteuer ausgeſchrieben werden mußte, bei der die trauliche Gemeinſchaft von Menſchen und Thieren zur Sprache kommen durfte. Faſt eben ſo raſch hatte Halberſtadt gezahlt, und dennoch konnte es erſt am 6. Oktober 1649. von Brandenburg in Beſitz genommen werden, ſo wie denn auch Minden am 15. Oktober 1649. dem größeren Theile nach, folgte. Doch ward die Stadt ſelbſt nicht früher, als am 7. September 1650 von den Schweden geräumt.

Um die Contribution aufzubringen, die dieſen Ländern auferlegt war, um die Schwediſche Forderung zu befriedigen, mußte gleichfalls eine allgemeine Kopfſteuer ausgeſchrieben werden, über die indeß wahrſcheinlich von den Zeitgenoſſen weniger geklagt worden iſt, als von manchen ſpätern Schriftſtellern. Dieſe, theils weichmüthig, theils erhitzt, wollen nicht immer das ganz Leichte und Klare erwägen, daß ſich der Nothwendigkeit nichts abdingen läßt, und ſie haben nur das unerfreuliche Wort im Sinne.

§. 36.

Doch noch bei weitem ſchwerer als die Beſitznahme dieſer Provinzen, ward dem Kurfürſten die Erwerbung von Hinterpommern gemacht. Hier galt es, die Gränzen von Vor- und Hinterpommern zu beſtimmen, und die Schweden verfehlten nicht, da ſie die Macht in den Händen hatten, auch das unſcheinbarſte Wort des Weſtphäliſchen Friedenstraktats zu ihrem Vortheile auszulegen. Nicht zufriedengeſtellt durch die ſanctionirte Behauptung von Stettin und Wollin, verlangten ſie auch jede Dorfſchaft, die einſt die Herzoge zu Wolgaſt oder Vorpommern in Hinterpommern beſeſſen, ſo daß wir faſt in dieſem Benehmen ein Vorbild der Reunionskammern Ludwigs XIV. zu ſehen glauben, wobei indeß, wie oftmals, das Nachbild das Muſter weit übertrifft. Um ſich gegenſeitig zu verſtändigen, hielt man einen Congreß zu Stettin, der ſich gar ſehr in die Länge zog, und damit endigte, daß man unentſchieden und unfreundlich auseinander ging.

§. 37.

Wenn wir erwägen, daß ſelbſt im vierten Jahre nach dem Weſtphäliſchen Frieden Hinterpommern noch immer in den Händen des Kurfürſten war, ſo iſt es allerdings glaublich, daß es vielleicht niemals, oder doch nur in ganz zerriſſener Geſtalt, ſein Eigenthum geworden wäre, wenn nicht eine nähere Verbindung mit dem Kaiſer Ferdinand III. beſſere Ausſichten eröffnet hätte. Dieſer lud ihn ein, nach Prag zu kommen, wo auch er eintreffen werde, um über manche wichtige Angelegenheit mit ihm zu verhandeln.

Nach einiger Bedenklichkeit nahm Friedrich Wilhelm dieſe Einladung an, und langte am Ende des Jahrs 1652 mit einem glänzenden Gefolge, wie es ſeine Würde, trotz der gedrückten Zeiten, gebot, in Prag an*). Hier fand er die Kurfürſten von Trier, Mainz und Sachſen, in ſchönem alten Verein mit dem Kaiſer, der wie in den großen Tagen der Vergangenheit, ſich mit ihnen über die wichtigſten Angelegenheiten des deutſchen Reichs beſprach. Die vier Kurfürſten gingen ein in den Wunſch des Kaiſers, ſeinen Sohn Ferdinand IV. zum Römiſchen König zu wählen, und aus Dankbarkeit für Friedrich Wilhelms Einwilligung verſprach ihm der Kaiſer, die Schweden zu zwingen, ihre Anmaßungen zu mildern. Er hielt Wort, und verſagte den Schweden ſo lange die Belehnung mit Vorpommern, Bremen und Verden, ſo wie die Stimmfähigkeit auf dem Reichstage, bis ſie die Unterhandlungen mit dem Kurfürſten wieder anknüpften. So kam denn endlich der Gränzvergleich wegen Pommern zu Stande, bei dem indeſſen die Schweden noch immer gar ſehr im Vortheil waren, denn der Kurfürſt mußte ihnen nicht nur jenſeit der Oder noch einen Strich Landes von zwei Meilen Breite (Damm, Greifenhagen, Golnow u. ſ. w.) abtreten, ſondern auch, was gar ſehr befremdet, vier Fünftel der Landesſchulden, 479.360 Gulden, übernehmen.

---

*) Einige Geſchichtſchreiber erzählen mit der äußerſten Unzufriedenheit, daß Friedrich Wilhelm bei dieſer Gelegenheit, da ihm der Kaiſer eine Viertelmeile zu Wagen und zehn Schritte zu Fuße entgegengekommen, demſelben habe die Hand küſſen wollen, was aber nicht zugegeben worden ſei. Sie meinen, der Kurfürſt habe ſich dadurch ſelbſt verletzt. Sie vergeſſen aber die Zeiten von denen die Rede iſt, und die große Idee welche man damals mit der Würde eines deutſchen Kaiſers verband.

§. 38.

So hatte denn der Kurfürſt nach zwölfjährigem raſtloſem Streben und faſt beiſpielloſer Ausdauer den größten Theil der ihm zugehörigen Lande errungen, und es fehlte nur noch der Beſitz von Magdeburg (deſſen Adminiſtration erſt im Jahre 1680 endigte), und der einiger Weſtphäliſchen Fürſtenthümer. Der alte Streit wegen der Jülichſchen Erbſchaft war zwiſchen ihm und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg dergeſtalt ausgeglichen worden, daß er Cleve, Mark und die Grafſchaft Ravensberg, jener aber Jülich, Berg und die Herrſchaft Ravenſtein beſitzen ſolle, wobei indeß der Kurfürſt ſich ſeine Rechte auf die geſammte Erbſchaft vorbehielt. Dieſen gemäß glaubte er auch befugt zu ſein, offenbaren Ungerechtigkeiten zu wehren, die ſich der Pfalzgraf in den von ihm beſetzten Ländern erlaubte. Theils aus Ueberzeugung, theils aus politiſchen Gründen war dieſer von der lutheriſchen zur katholiſchen Religion übergegangen, und ſuchte jetzt den Eifer für den neuen Glauben durch Unterdrückung der Proteſtanten in ſeinen Staaten geltend zu machen. Die anfängliche Strenge verleitete ihn bald zur Härte und zu willkührlicher Grauſamkeit, ſo daß zuletzt Friedrich Wilhelm ſich genöthigt ſah, ernſte Ermahnungen an ihn ergehen zu laſſen. Da dieſe vergeblich waren, ſo glaubte er nur mit den Waffen in der Hand etwas Bedeutendes zum Vortheil jener gedrückten Religionsparthei (die ſich faſt auf 60,000 Seelen belief) ausrichten zu können. Wirklich rückten auch, unter der Anführung des Generals von Sparr, Brandenburgiſche Truppen in das Herzogthum Berg ein, und der anfängliche Plan, bloß jene gedrückten Proteſtanten zu ſchützen, ſchien jetzt einem höheren zu weichen. Der Kurfürſt, der die geſammte Ländermaſſe als ſein Eigenthum betrachtete, forderte die Unterthanen geradezu auf, dem Pfalzgrafen nicht ferner zu gehorchen, mußte aber gar bald ſehen, daß dieſer Schritt nicht bloß von den Katholiken heftig getadelt, ſondern auch von den Proteſtanten misbilligt wurde. Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges ſtanden den Deut ſchen noch ſo nahe, daß ſie jeden Gedanken an ein neues Waffenſpiel zu entfernen ſuchten.

§. 39.

Friedrich Wilhelm neigte ſich deshalb zu friedlicher Annährung, und es kam zu einer Zuſammenkunft beider Fürſten auf dem freien Felde bei Angerot, wo unter Holländiſcher Vermittlung die Streitigkeit ausgeglichen werden ſollte. Der alte Pfalzgraf, obwohl anfangs gar ſehr erzürnt gegen den Kurfürſten, war bereits zu friedlicher Geſinnung herabgeſtimmt worden, als plötzlich, durch die Ankunft Lothringiſcher Offiziere, die Geſtalt der Sachen verändert wurde. Sie meldeten, daß ihr Herr, der nie ruhende Karl von Lothringen, mit einem Heer von 12,000 Mann heranrücke, um dem Pfalzgrafen beizuſtehen, und daß dieſer deshalb keinen Vergleich ſchließen dürfe ohne Zuziehung des Bundesgenoſſen. Mit dieſem Wachsthum der Kräfte des Pfalzgrafen erhöhten ſich auch die Forderungen deſſelben dergeſtalt, daß man die Unterhandlungen abbrechen mußte.

Da auch eine zweite Zuſammenkunft der Geſandten zu Eſſen nicht minder fruchtlos abgelaufen war, ſo bediente ſich endlich der Kaiſer ſeines alten Rechts, die Streitigkeiten der Reichsfürſten zu ſchlichten. Leider aber machte er es ſich mit der Entſcheidung nur zu bequem, indem der Ausſpruch lediglich dahin lautete, es ſolle alles zwiſchen ihnen beim Alten bleiben, und deshalb ſchlechthin kein Krieg ſein. Der Reichspflicht getreu gehorchten zwar die Fürſten, dennoch ward nur Waffenruhe, nicht eigentlicher Friede. Eine völlige Ausgleichung kam erſt im Jahre 1666 zu Stande.

Zweites Buch.

§. 1.

Erſt jetzt, 1653, nachdem zwölf Jahre ſeit dem Tode Georg Wilhelms verfloſſen waren, ſah das Brandenburgiſche Haus ſich im Beſitz der ihm rechtmäßig zugehörigen Lande. Die Kraft des jugendlichen Kurfürſten hatte die Beſonnenheit eines Greiſes vonnöthen gehabt, um dieſes Ziel zu erreichen; doch, indem ſie ſich ſo begränzen mußte, hatte ſie ſich am klarſten kennen gelernt, und durfte hinfort ſich ſelbſt mit Ruhe vertrauen.

Faſt alle Lande, welche der Kurfürſt erhielt, waren verarmt, und es erforderte die ganze Beſonnenheit, und unerſchöpfliche Geduld eines edeln und weiſen Fürſten, um ihnen nur einigermaßen wieder aufzuhelfen. Aber Friedrich Wilhelm hatte eine noch ſchwerere Aufgabe zu löſen: erſchöpfte Länder wieder in blühende umzuſchaffen, und zu gleicher Zeit ſie mit bedeutenden Auflagen zu beſchweren, weil er ſie nutzen mußte. Mochte ſein

Herz ſich noch ſo ſehr ſträuben: die Nothwendigkeit gebot auf eine unwiderſprechliche Weiſe, und ſo ging er denn mit Muth an die Auflöſung einer Aufgabe, die faſt in ſich ſelbſt ſich zu widerſprechen ſchien.

Zuvörderſt war er bemüht, die verödeten Städte und Dörfer wieder mit Menſchen zu füllen. Hier half ihm der ſtets rege Religionshaß in mehrern katholiſchen Ländern Deutſchlands, und mehrere tauſend gewerbfleißige Böhmen und Schleſier, die ſich in ihrem Vaterlande gedrückt fühlten, wandten ſich freudig zu ihm, der ihnen Schutz und Sicherheit verſprach. Aber auch aus Weſtphalen und den Niederlanden wußte er manche Handelsleute und mechaniſche Künſtler in ſeine Staaten zu ziehen, denn ſchon hatte der Ruf weithin verkündet, daß man ſich einem Fürſten wie Friedrich Wilhelm mit Sicherheit vertrauen dürfe. Man mußte es ſelbſt in Feindeslande einräumen, daß er nur das Gute wolle, und dieſes mit einer Sicherheit, von der ihn nichts zurückſchrecken könne*). Er hörte täglich die Meinungen ſeiner Räthe, wog ihre Urtheile mit Ruhe und Genauigkeit, übereilte nichts; doch wenn er entſchieden hatte, folgte ſtets die That dem Worte. Er war ein Selbſtherrſcher, der ſich Bedeutendes zutraute, und eben weil er ſich vertraute, glückte ihm vieles.

---

*) Es iſt bekannt, daß der tiefſchauende Johann Oxenſtierna ihn ſchon während der erſten Regierungsjahre als einen der bedeutendſten Fürſten anerkannte „Er werde,“ ſo prophezeihte er, „ein ausgezeichnetes Licht Deutſchlands werden, und das ſei auch gar ſehr nöthig, denn an vielen andern Deutſchen Fürſten laſſe ſich eben nichts Sonderliches rühmen.“ In der That gehörte Großes dazu, den Schweden, die noch Guſtav Adolph in treuem Gedächtniſſe hatten, ſeine Hochachtung abzugewinnen.

§. 2.

Der Kurfürſt hatte bei dem Antritte ſeiner Regierung einen Adel vorgefunden, der, im Vertrauen auf ſeine oft bewährte Kraft und alte Rechte, ihm, wenn auch nicht entgegen, doch zur Seite ſtand, faſt wie der Gleiche neben dem Gleichen. Friedrich Wilhelm, der gewiß jeden ſtarken Willen und jede alte Säule Deutſchlands ſchätzte, glaubte dennach, daß der Weſtphäliſche Frieden, und die dadurch entſtandene Umwandlung des Reichs, die Nothwendigkeit erzeugt habe, die Macht des Adels durch Erhöhung der Fürſtengewalt zu ſchwächen. Bisher hatten die Beherrſcher Brandenburgs bei jeder bedeutenden Unternehmung ſich um die Einwilligung der Landſtände bemühen müſſen, und keine Auflage konnte ohne ſie beſtimmt werden. Jetzt (1653) forderte er, daß man ihm ein für allemal eine Summe zur Erhaltung von 4000 Mann Soldaten bewilligen ſolle. Dagegen erhuben ſich manche Edelleute, am lauteſten aber Kurt von Burgsdorf, der dieſe Forderung abzuwenden rieth, weil er in ihr ein Streben zu erkennen glaubte, die Landtage überflüſſig zu machen. Seiner Freimüthigkeit begegnete der Unwille des Fürſten, der nicht gewohnt war ſeine lang überdachten Plane an dem eigenen Willen des Einzelnen ſcheitern zu ſehn. Burgsdorf in einer

ihm

ihm fremdartig gewordenen neuen Zeit noch für die vergangene lebend, wich von ſeiner Anſicht nicht; doch die andern Landſtände, mehr in die neue Ordnung der Dinge ſich findend, räumten endlich nicht nur die Forderung des Kurfürſten ein, ſondern bewilligten ihm noch mehr als er verlangte.

Die Frage, auf weſſen Seite bei dieſem Kampfe das Recht war, kann nicht wohl in der Geſchichte eines einzelnen Deutſchen Fürſten, ſondern nur in der Geſchichte des geſammten Deutſchlands beantwortet werden, denn dieſe Geſchichte iſt ſelbſt die einzige Antwort.

§. 3.

Auch die kleineren Sorgen, in denen der Landesfürſt faſt dem ſorgſamen Hausvater gleicht, wandte Friedrich Wilhelm nicht von ſich ab, ſondern begegnete ihnen mit gleichmäßiger Kraft. Er gab den verödeten Dörfern Prediger und Schulleute, er ließ Verzeichniſſe von der Zahl der Einwohner jeder Provinz verfertigen, er ermahnte zur Sparſamkeit, wobei er ſelbſt mit dem beſten Beiſpiele voranging, er war freigebig in der Unterſtützung jedes nützlichen Gewerbes, und ſuchte überall jenen altdeutſchen Sinn der freundlichen Genügſamkeit bei beſchränkter äußerlicher Lage wieder hervorzurufen. Er hatte die Freude zu ſehen, daß ſeine Brandenburger ſeine Erwartungen noch übertrafen. Dennoch hatte das Land während jener 30 unglücklichen Jahre ſo tief gelitten, daß keine ſchnelle Heilung möglich war, und ſo kam es denn auch, daß er zuweilen zu Mitteln ſchreiten mußte, die er ſelbſt nicht liebte. So weiß man, wie ſehr die Giebelſteuer die Einwohner, beſonders die Berliner, drückte, und wie ſehr man ſich freute, als dieſe endlich gegen die Accíſe vertauſcht wurde. Doch ungleich betrübender war die Maaßregel, ſchlechtes Geld zu prägen, worüber ſelbſt die Prediger auf der Kanzel zürnend redeten. Der Kurfürſt aber, wohl wiſſend, daß der Nothwendigkeit nichts abzudingen iſt, ſetzte jene Maaßregel ruhig fort, bis endlich eine erträglichere Zeit es ihm möglich machte, ſie aufzugeben. Andere Schriftſteller ſagen, die Vorſtellung, daß durch jenes ſchlechte Geld aller Handel mit dem Auslande gehemmt werde, habe ihn bewogen nachzugeben. Man vergißt aber dabei, daß der Kurfürſt ſelbſt in dem Augenblicke, als er jenes Geld prägen ließ, doch unmöglich dieſe ſo ganz naheliegende Folge überſehen konnte, und daß überhaupt in jener Zeit, als er es that, an dergleichen Handel kaum zu denken war.

Faſt in dieſelbe Zeit (1652) fällt auch das erſte überaus ſcharfe Verbot der Duelle. Es bedarf wohl kaum des Wortes, daß Friedrich Wilhelm durch dieſe Strenge nicht dem ritterlichen Geiſte wehren wollte, deſſen reiner Spiegel er ſelbſt war. Roheit und Langeweile aber erzeugten der blutigen Händel ſo viele, daß eben jener ritterliche Sinn ſich dadurch tief beleidigt fühlen mußte. Es verging faſt keine größere Geſellſchaft, in der nicht zum Degen gegriffen wurde, oft nur aus Geiſtesleere, um die eintönige Friedlichkeit zu unterbrechen, ja es fanden ſich faſt ſämmtliche verworren ſtreitluſtige

Menſchen aus dem Auslande im Brandenburgiſchen ein, um dort ihre Fehden auszumachen, weil ſie ſich hier am ſicherſten glaubten. So war es Weisheit, daß der Kurfürſt zu jener Maaßregel ſchritt.

§. 4.

Leider wurde ihm aber nicht hinlängliche Zeit vergönnt, um für den innern Wohlſtand ſeiner Länder genügend zu ſorgen; denn große politiſche Veränderungen riefen ſeine Kräfte wieder nach außen hin.

Chriſtine, die Tochter Guſtav Adolphs, entſagte 1654 freiwillig dem Schwediſchen Thron, aus Gründen, die nur durch die (nicht hieher gehörige) Darſtellung ihres geſammten Charakters klar werden können, der vielleicht um ſo ſchwächer und zerriſſener war, jemehr ſie Bedacht nahm, ihn ſtets als ſtark und in ſich ſelbſt einig erſcheinen zu laſſen. Den Thron beſetzte ihr Vetter, der Pfalzgraf Karl Guſtav, ein Fürſt, deſſen kriegeriſche Anlagen bereits durch Wrangel und Torſtenſon gebildet worden waren, ſo wie er ſich denn auch bei den Friedensunterhandlungen als einen Mann von feſtem Geiſte und entſchiedenem Willen gezeigt hatte.

Jetzt zum Throne gelangt, ſuchte er bald ſich und ihm neuen Glanz zu geben, denn Ruhe war ihm verhaßt. Eine Unternehmung auf die Stadt Bremen, die derſelben den Untergang drohete, wurde zwar durch die Fürbitten des Deuſchen Reichs in ihrem Fortgange gehemmt; doch es fand ſich bald eine größere, die den ganzen Umfang ſeiner Kraft in Anſpruch nehmen ſollte.

Karl Guſtav warf nämlich ſein Auge auf Polen. Zwar hatte erſt im Jahr 1636 Oxenſtierna mit dieſem Reiche einen ſechs und zwanzigjährigen Waffenſtillſtand geſchloſſen, und es fand ſich eben kein rechtmäßiger Grund, ihn früher zu unterbrechen. Allein ſein Wille entſchied, und es ward von Schwediſcher Seite der Republik Pohlen der Krieg angekündigt; doch ſo reichlich auch ſonſt die Gründe des Haſſes ſich anführen laſſen, ſo konnte doch hier nur einer angegeben werden: die anfängliche Weigerung des Königs Johann Caſimir, den Pfalzgrafen in ſeiner neuen Würde anzuerkennen. Damit aber nicht etwa jene Weigerung ſchnell zurückgenommen und auf dieſe Weiſe der ganze Kriegsplan zerſtört werde, ſo war auch jener Grund nur undeutlich hingeworfen, und noch mit manchen andern völlig leeren und unklaren vermiſcht worden. Man wollte Kampf und man hatte ihn.

§. 5.

Mit Unmuth erfuhr der Kurfürſt dieſe wachſenden Streitigkeiten, die ihn von der neueren Bildung ſeines Landes wieder zum bloßen Schutz deſſelben aufriefen. Schweden trug ihm eine Verbindung an; doch, ſeiner Pflicht getreu, warnte er die uneinigen Polen und ihren unentſchloſſenen König. Er fühlte die ganze Schwierigkeit ſeiner Lage zwiſchen zwei ſtreitenden Partheien, deren eine, obwohl angeführt von einem geiſtreichen und talentvollen Fürſten, ihm dennoch kein Vertrauen und perſönliche Zuneigung einflößen konnte, und deren andere, in übermüthiger Sorgloſigkeit hinlebend, ihm die Pflicht erſchwerte, die ihn an dieſelbe feſſelte. Er ſuchte die Hülfsquellen in ſeinem Lande; doch noch immer faſt erſchöpft konnte es ihm nur 8000 Soldaten ſtellen. Er ſuchte ſie in ſich, und fand ſie dort allein.

Im Vorfrühling des Jahres 1655 drangen die Schweden, geführt von Karl Guſtav wirklich in Polen ein, und zwar mit einer ſolchen Gewalt, daß niemand ihnen widerſtehen konnte. Groß- und Kleinpolen nebſt beiden Hauptſtädten fiel in die Hände der Sieger und Caſimir mußte nach Schleſien fliehen. Dem Uebermuth der Polen folgte bald die Schwäche: und faſt der ganze Adel unterwarf ſich.

Der Kurfürſt, weit entfernt, das Unglück der Polen zu benutzen, dachte nur an die Sicherſtellung Preußens, doch ſtatt alles Beiſtandes, den er bei auswärtigen Mächten in dieſer Verwirrung ſuchte, empfing er nur Worte, denen keine That folgte. Er bot den Schweden den Frieden an; allein ſie verlangten ſein Bündniß gegen Polen und er verweigerte es. Mit Zuſtimmung Caſimirs verband er ſich mit Holland und den Ständen von Polniſch-Preußen, ja es verſprach ihm jener die Aufhebung der bisherigen Lehnsverhältniſſe und die Anerkennung der Souverainität des Preußiſchen Herzogthums. Doch auch dies waren faſt nur leere Worte, da die Macht des Königs von Polen nicht ausgedehnt genug war, um das Verſprechen ohne Zuſtimmung der Stände und des Volks erfüllen zu können.

§. 6.

Zürnend drang jetzt das Schwediſche Heer in Preuſſen ein, und es war unmöglich, ſich gegen ſo gewaltige Heerhaufen zu ſchützen. Auf auswärtige Hülfe war nicht mehr zu hoffen, und da die Feinde bereits zu Welau (3 Meilen von Königsberg) ſtanden, ſo blieb dem Kurfürſten nichts weiter übrig, als mit Karl Guſtav, ſo gut es ſich thun ließ, einen Vergleich abzuſchließen. Jetzt aber zeigten ſich die Schweden nicht mehr wie früherhin als Anfragende und Wünſchende, ſondern ſie beſtimmten die Bedingungen, und nur die Achtung, die ihnen, als tapfern Männern, der Kurfürſt eingeflößt, konnte veranlaſſen, daß ſie noch mit einiger Mäßigung verfuhren *). Friedrich Wilhelm ſollte die bisherigen Polniſchen Lehnsverhältniſſe mit Schwediſchen vertauſchen, tauſend Mann zu Fuß und fünfhundert zu Pferde ſtellen, die Einkünfte der Zölle mit Schweden theilen u. ſ. w. An die Erlangung der Souverainität in Preußen, die früherhin angeboten worden, als noch keine Friedensnothwendigkeit obgewaltet, und die eben deshalb auch der Kurfürſt damals nicht annehmen durfte, ohne ſeine Pflichten gegen Polen zu verletzen, obwohl ſie ſein höchſtes Ziel war, an dieſe Souveränität konnte natürlich bei den jetzigen Verhältniſſen nicht zu denken ſein (Jan. 1656).

---

*) Andere Schriftſteller ſetzen indeß hinzu, daß nächſtdem auch ein bedeutendes Geſchenk (20,000 Thaler) an den Friedensunterhändler Erich von Oxenſtierna jene Erträglichkeit der Bedingungen befördert habe.

§. 7.

Während deſſen hatte die Anweſenheit der Schweden in Preußen dem Könige Caſimir wieder Raum gegeben. Es war ihm gelungen, ein zahlreiches Heer von Polen und Tartaren um ſich zu verſammeln, an deren Spitze er auch der Hauptſtadt Warſchau ſich wieder bemächtigte; und wie er früherhin im Misgeſchick einem faſt verzagenden Schmerze Raum gegeben hatte, ſo überließ er ſich jetzt einem ungezähmten Stolze. Sein Zorn wandte ſich, nachdem er den zu Rieſenburg geſchloſſenen Vergleich erfahren, faſt ausſchließlich gegen den Kurfürſten. In der Ungezähmtheit ſeines Sinnes, der nicht frei war von Roheit, rief er laut, „er wolle die Brandenburger ſeinen Polen und Tartaren zum Frühſtück geben und ihren Kurfürſten ſelbſt in ein Gefängniß werfen, wo er weder Sonne noch Mond jemals wieder erblicken ſolle,“ anderer Aeußerungen zu geſchweigen, welche die verworrene Heftigkeit ſeines Gemüths nur zu deutlich darlegen.

Ruhig beſprach ſich indeſſen der Kurfürſt mit Karl Guſtav, und die erfahrenen Krieger bewirkten bald die Vereinigung ihrer Heere, die von der Ueberzahl der Polen gar leicht zu verhindern geweſen wäre, hätte ihnen nicht eben das Vertrauen auf jene Ueberzahl und ihr Uebermuth Unbeſonnenheit gegeben.

§. 8.

Eine entſcheidende Schlacht war jetzt unvermeidlich. Die Polen hatten die feindlichen Heere bis in die Nähe von Warſchau vorrücken laſſen, in der Hoffnung, daß eben dieſe Kühnheit ihnen Verderben bringen, und im Gegentheil ihre eignen Völker mit einem verzweifelnden Muthe erfüllen werde. Sie hatten ſich in dieſer letztern Hinſicht nicht verrechnet, wohl aber vergeſſen, daß blindwüthende Verzweiflung nichts vermag gegen die ruhige Kraft beſonnener und kriegserfahrener Führer, die ihre Völker, als Fürſten und Väter ſelbſt zum Kampfe und im Kampfe leiten. Nicht half dem Polenkönig der trotzige Glaube an Unüberwindlichkeit, nicht die überlegene Zahl ſeines Heeres, in welchem faſt drei gegen Einen Feind kämpften *): ſeine eigne Hauptſtadt im Geſicht, mußte er nach einer dreitägigen Schlacht (vom 18. bis 20. Jul. 1656) ſich als beſiegt erkennen, und nur in einer ſchnellen Flucht Rettung ſeines Lebens ſuchen. Viertauſend Polen waren in der Schlacht gefallen, während bei dem Schwediſch-Brandenburgiſchen Heere nur vierhundert Todte gezählt wurden. Karl Guſtav ſelbſt geſtand, daß der Beſonnenheit und Tapferkeit des Kurfürſten und der Brandenburgiſchen Truppen, ein nicht geringer Antheil an dieſem Siege zuzuſchreiben ſei.

§. 9.

Dennoch befand ſich Friedrich Wilhelm nach dieſer

---

*) Man giebt die Zahl der Polen auf 40,000, die der Schweden und Brandenburger auf 15 bis 16000 an. Andere vermehren die erſten und vermindern die letzten noch, doch ohne Wahrſcheinlichkeit.

Schlacht in einer unerfreulichen Lage. Er durfte den flüchtigen Caſimir nicht verfolgen, weil ſonſt ſeine eigenen Preußiſchen Länder gänzlich von Truppen entblößt worden wären; ja er mußte ſich nach und nach aus Polen zurück ziehen, um Preußen gegen die wiederholten Einfälle ſeiner Feinde zu ſchützen. Ueberhaupt ſchien es, als ſei jetzt gerade nach dem Siege der Schweden, faſt ganz Europa im Haſſe gegen dieſelben einig geworden. Der Czaar von Rußland war bereits mit ihnen im Kriege, und verlangte, daß das Herzogthum Preußen ihn als Lehnsherrn anerkennen ſolle, Dännemark drohte mit einer Kriegserklärung, eine holländiſche Flotte lag bei Danzig, ja der Kaiſer ſelbſt und mit ihm die meiſten Reichsfürſten bezeigten ſich günſtig für Polen. Von Polen aus wurde ſogar der Prinz von Condé aufgefordert, mit Spaniſchen Truppen das Herzogthum Cleve anzugreifen, um auf dieſe Weiſe den Kurfürſten zu zwingen, von der Gemeinſchaft mit Schweden abzuſtehn.

Dieſer verbarg ſich die Gefahr nicht, in der auch er ſchwebte; aber er vermochte wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht, Schweden zu verlaſſen. So ſuchte er denn den Umſtand, daß er ſich jener Krone nothwendig gemacht, zu nutzen, und zwar zur Erreichung ſeines höchſten Wunſches, der Souverainität als Herzog von Preußen. Man willfahrte ihm noch in dieſem Jahre (1656), durch den Vergleich zu Labiau, in welchem ihn Schweden für den unabhängigen Beſitzer von Preußen und Ermeland anerkannte. Man verſprach ſich wechſelſeitige Hülfe, doch wurde der Beitrag des Kurfürſten nur auf 4000 Mann feſtgeſetzt.

§. 10.

Friedrich Wilhelm glaubte indeſſen ſeinem Bundesgenoſſen keinen größeren Dienſt erweiſen zu können, als wenn er mit ausſchließender Thätigkeit an dem Frieden arbeitete. Er wandte ſich zuerſt an Johann Caſimir, erhielt aber nur die wenig befriedigende Antwort, man ſei zwar im Allgemeinen dem Frieden nicht abhold, werde aber lieber hundert Jahre und mit letzter Kraft den Krieg fortſetzen, ehe man ſich entſchlöſſe, auch nur ein Dorf an Schweden abzutreten, das, übermüthig ſonſt das ganze Land in unendliche Knechtſchaft ziehen werde. Mit noch größerer Lebhaftigkeit ſuchte er den Krieg zwiſchen Dännemark und Schweden zu hindern. Er ſandte eine Geſandtſchaft nach der andern an Friedrich, und ſtellte ihm beſonders mit rührender Eindringlichkeit die Gefahren vor, die durch einen Zwiſt der Nordiſchen Mächte der Proteſtantismus leiden werde, der ſich kaum erſt wieder erheben dürfe.

Während dieſer redlichen, aber fruchtloſen Bemühungen bei Guſtav's Feinden, war dieſer ſelbſt nichts weniger als geneigt zum Frieden. Stets nur der eigenen Anſicht und einem oft leidenſchaftlichen Eifer folgend, hatte er die Gelegenheit zu einem Kriege mit Dännemark freudig ergriffen. Er verließ in raſcher Eil Polen, und ſtand, ehe es ſeine Feinde vermutheten, in Holſtein, wo das Glück ſeine Waffen nicht minder begünſtigte, als früherhin bei Warſchau.

§. 11.

Aber Karl Guſtav hatte bei dem Abzuge aus Polen, nur an ſich, nicht an ſeine Bundesgenoſſen gedacht, die ſich dadurch in die befremdendſte Lage verſetzt ſahen. Ragozky, Fürſt von Siebenbürgen, der auf Guſtavs Geheiß den Polen ins Land gefallen war, mußte jetzt, von aller Hülfe verlaſſen, einen höchſt ungünſtigen Vergleich mit denſelben eingehen. Doch nur dieſes Misgeſchick ertrug er mit Gelaſſenheit; nicht die Abſetzung, welche die Türken über ihn beſchloſſen, weil er ſich als ihr Vaſall ohne ihr Wiſſen in einen Krieg eingelaſſen. Ihre Uebermacht nicht achtend, widerſetzte er ſich mit den Waffen in der Hand, um wenigſtens mit den Lorbeern zu ſterben, nach denen er im Leben vergeblich gerungen.

Nicht minder bedrängt mußte die Lage ſcheinen, worein ſich Friedrich Wilhelm nach dem Abzuge des Königs von Schweden verſetzt ſah, aber er fand mehr Hülfe in ſich ſelbſt und in ſeinem Ruhm. Caſimir, der ihn früherhin mit einem raſchen Schlage vernichten zu können geglaubt hatte, dachte jetzt ganz anders von ihm ſeit der Warſchauer Schlacht, und als Friedrich Wilhelm endlich ſeine Neigung zu erkennen gab, ſich mit dem Könige wieder zu verſöhnen, fand er beſonders an der gebildetern und mäßiger geſinnten Königin (Maria Louiſe Gonzaga de Nevers) eine gewandte

Fürſprecherin. Auch Leopold von Oeſtreich arbeitete für den Kurfürſten, um deſſen wichtigen Einfluß für ſich zur Deutſchen Kaiſerkrone zu gewinnen.

§. 12.

Trotz dieſer günſtigen Ausſicht glaubte der Kurfürſt dennoch nicht ſeine Verbindung mit Schweden ſo raſch und eigenmächtig zertrennen zu dürfen, ſondern trug anfangs nur einen Waffenſtillſtand an. Da er aber damit nirgends Gehör fand, ſondern alle einen entſcheidenden Frieden von ihm verlangten, ſo fand er ſich genöthigt einzuwilligen, und der Vergleich zu Welau kam am 19. September 1757 zu Stande, der uns klar zeigt, welche Kraft man ſelbſt dem verlaſſenen, faſt verarmten Fürſten zutrauen mußte, indem man ihm die früherhin von Schweden eingeräumte Souverainität als Herzog von Preußen, auch jetzt zugeſtand. Nur in Hinſicht Ermelands war keine ähnliche Bedingung zu erlangen. Dafür mußte der Kurfürſt ſich mit Polen gegen Schweden verbinden. Beide Fürſten kamen am 6. November des genannten Jahres in Bromberg zuſammen, und beſchwuren den Welauiſchen Frieden, bei welcher Gelegenheit der Kurfürſt noch bedeutende Vortheile für ſich erlangte. Zur Schadloshaltung für die zu bringenden Opfer als Bundesgenoß der Polen, gab man ihm Lauenburg und Bütow, jedoch nur als Lehen, und verpflichtete ſich ferner, ihm die Stadt Elbingen, die ſich indeſſen in dieſem Augenblicke noch in der Hand der Schweden befand, als ein Unterpfand für empfangene 400,000 Thaler, und die Staroſtei Draheim für 120,000 Thaler zu verleihen.

§. 13.

Es iſt zu bedauren, daß uns die Zeitgenoſſen nichts über den damaligen inneren Zuſtand des Kurfürſten mitgetheilt haben, über den ſelbſt eine einzige, vielleicht nur hingeworfene Aeußerung würde Licht verbreiten. So können wir nur das Gemiſch von Empfindungen vermuthen, das dieſe ſeltſame Zeit und die ſo ſchnell verwandelten Verhältniſſe in ihm hervorrufen mußten. Daß er ſich in ſeiner Verbindung mit Schweden nicht gefallen, ſo ſehr er auch den Werth des Königs und der Nation anerkannte, ſcheint allerdings klar zu werden durch die Erinnerung an das, was er durch ſie im dreißigjährigen Kriege gelitten, durch die Zähheit, mit der ſie das ihm ſo theure Pommern behauptet, und die Lauigkeit, mit der ſie ſeine anderen Forderungen unterſtützte. Aber auf der andern Seite mußte er bei der neuen Verbindung mit Polen die ruhige Kraft eines wahrhaft herrſchenden Königs und ſicher organiſirten Staates vermiſſen. Er mußte ſich allein fühlen bei ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, und man würde ihn ſchon um deswillen damals nicht haben glücklich nennen dürfen. Auch war die Souverainität in Preußen bisjetzt nur noch den Worten nach errungen; in der That ſollte ſie erſt noch errungen werden, wie die Folge zeigen wird.

§. 14.

Es kann hier nicht der Ort ſein, die nun folgenden kriegeriſchen Ereigniſſe mit Ausführlichkeit zu beſchreiben, indem nicht Friedrich Wilhelm, ſondern Karl Guſtav die Hauptrolle dabei ſpielt. Dieſer hatte ſich mit der ganzen Kraft des überlegenen Helden, nicht ohne perſönlichen Haß, auf Dännemark geworfen, und im raſcheſten Fluge nicht nur alle ihm entriſſene Niederſächſiſche Staaten, ſondern auch faſt ganz Holſtein, Schleßwig und Jütland erobert. Die heftige Kälte bei dem beginnenden 1658ſten Jahre, begünſtigte ihn, noch mehrere Däniſche Inſeln, ja ſelbſt faſt ganz Seeland an ſich zu reißen, und wenn nicht Friedrich Wilhelm mit Macht herangedrungen wäre, ſo würde wahrſcheinlich auch Copenhagen gefallen, und der Friede zu Roskild, ſo nachtheilig er auch war, nicht zu Stande gekommen ſein. — Durch das Rheiniſche Bündniß, das, unter Frankreichs Vermittelung, von den drei geiſtlichen Kurfürſten und andern Ständen des Reichs zu Gunſten Schwedens geſchloſſen war, fühlte ſich der König von Schweden in den Stand geſetzt, dem Kurfürſten gar ſehr zu ſchaden. Doch von der größern Feindſchaft fortgeriſſen, brach er den Roskilder Frieden und warf ſich von neuem auf Dännemark. Aber die Treue der Dänen, beſonders der Hauptſtadt, war ihrem Könige Friedrich ein unbezwingliches Bollwerk. Schnell raffte auch Friedrich Wilhelm ſeine Brandenburger und die mit ihnen verbündeten Oeſtreichiſchen und Polniſchen

Truppen zuſammen, entriß den Schweden Alſen und Coldingen, und ſchlug ſie in dem Treffen bei Nyborg. Hier treffen wir auch auf die edeln Namen, Hans Jürgen von Anhalt Deſſau, Georg von Dörfling, Albrecht Chriſtoph von Quaſt, u. ſ. w., die dem Kurfürſten treulich zur Seite ſtanden. Doch erkaufte der letztere Offizier in der genannten Schlacht den Deutſchen Ruhm durch tödtliche Wunden.

§. 15.

Vergeblich hatte Karl Guſtav durch die Einfälle mehrerer ſeiner Feldherren in Preußen, den Kurfürſten, aus den Däniſchen Staaten heraus zu locken geſucht; denn, ſeiner Pflicht getreu, blieb dieſer auf der rühmlich begonnenen Laufbahn, und überließ, wenn auch mit tief verletztem Herzen, ſeine Preußen ſich ſelbſt und ihrer eigenen Kraft. Dem edeln Sinne war das Schickſal hold. Seine Unterthanen verdienten, daß er ſo groß von ihnen dachte, denn obwohl die Schweden mehrere offene Preußiſche Städte einnahmen, ſo waren ſie doch im offnen Felde gegen die Brandenburgiſchen Truppen faſt immer unglücklich; ja, es gelang dem Preußiſchen Statthalter, ſie faſt aus ganz Kurland zu vertreiben, und nur die Hauptſtadt, Mitau, blieb ihnen.

Leopold von Oeſtreich hatte indeſſen verlangt, daß die verbündeten Truppen ſich nun auch gegen Pommern wenden ſollten, und, ſo ungern auch der Kurfürſt die fremden Völker in ſein geliebtes Land einführte, ſo gab er doch aus Ehrfurcht für das Oberhaupt der Deutſchen nach. Die Oeſtreicher, anfangs unter dem Grafen von Souches allein, dann in Verbindung mit dem Kurfürſten, unter dem beſonnenen Montecuculi, und dem Polniſchen Feldherrn, Czarnetzky, nahmen Dammgarten, Loetz und Demnin, und waren überall glücklich; nur nicht bei Stettin, das ſich mit altſchwediſcher Tapferkeit vertheidigte.

§. 16.

Karl Guſtav, ſonſt gewohnt, das Glück ſtets mit ſich zu führen, und gewiſſermaßen in ſeine Nähe zu bannen, erkannte jetzt mit tiefem Schmerze die Umwandlung der Verhältniſſe, und den gebietenden Ernſt des Schickſals, das ihn früherhin durch Freundlichkeit faſt verwöhnt hatte. Der Gedanke, daß alle innere Kraft und Freiheit, die äußere Nothwendigkeit nicht im Aeußeren bezwingen kann, mußte ſich ihm um ſo härter aufdringen. und um ſo verletzender einwirken, je muthiger und fröhlicher er ſonſt in ſich allein die Quelle des Glücks gefunden. Dennoch neigte er ſich nicht zum Frieden, ſondern machte Plane zu einer Eroberung von Norwegen; allein plötzlich fühlte er, was er ſonſt nie gefühlt, daß auch ſeine körperliche Geſundheit nicht mehr die alte Feſtigkeit habe. Die Krankheit nahm ſehr raſch überhand, und er ſtarb im Januar 1660 mit dem gemiſchten Gefühl, daß zwar ſein Heldenruhm ewig dauern müſſe, daß aber ſeine Kraft, wäre ſie in ſich ſelbſt concentrirter und ruhiger geweſen,

weſen, ein ſicheres Glück ihm ſelbſt und ſeinem Lande würde gebracht haben. — — Jetzt hatte der Friede keine Schwierigkeiten mehr, denn alle Theilnehmer ſehnten ſich, durch ſo langen zerſtörenden Kampf ermüdet, nach Ruhe. Zwiſchen Schweden und Dannemark wurde zu Kopenhagen der Frieden geſchloſſen, in welchem das letztere Reich zwar einige Provinzen abtreten mußte; doch dadurch, daß es ſich zu einem Erbreiche bildete, eine feſtere Macht erhielt, als ihm vorher, da es noch ein Wahlreich war, auch bei ungleich größerem äußerem Beſitz, jemals zu erreichen möglich geweſen wäre.

§. 17.

Dem Kopenhagener Frieden folgte bald (1. Mai 1660 nach dem neuen Styl) der noch wichtigere zu Oliva, einem Kloſter bei Danzig. Auf der einen Seite ſtand Schweden, auf der andern der Deutſche Kaiſer, Polen und Brandenburg. Frankreich war die vermittelnde Macht. In Beziehung auf den Kurfürſten, war dieſer Friede im Grunde nichts weiter, als eine Beſtätigung des Vertrages zu Welau und Bromberg; doch war dieſe Beſtätigung von bedeutender Wichtigkeit, da Polen nur zu deutlich gezeigt hatte, wie gern es die Anerkennung der Preußiſchen Souverainität wieder zurücknehme, und wie eifrig es die Widerſpenſtigkeit mehrerer Preußiſchen Landſtände gegen die Rechte des Kurfürſten, zu benutzen geſucht hatte.

Dieſe Landſtände hatten ſich nämlich geradezu gegen die zu Welau erlangte Unabhängigkeit des Kurfürſten erklärt, und obwohl dieſer mit gewohnter Kraft und Mäßigung alles gethan hatte, um die befangenen Gemüther zu beſſerer Klarheit und verſtändiger Anerkennung ſeiner Rechte hinüberzuleiten, ſo war ihm doch in der damaligen ruheloſen Zeit, wo der fortwährende Krieg faſt alle Thätigkeit in Anſpruch nahm, nur theilweiſe zu wirken möglich geweſen. Königsberg ſelbſt enthielt die meiſten Misvergnügten, und ſo hatte Friedrich Wilhelm ſich genöthigt geſehen, die Feſtung Friedrichsburg zu erbauen, um von dort aus mit deſto größerer Sicherheit die Hauptſtadt zu beherrſchen. Indeſſen ließ ſich während des Krieges nicht viel mehr thun, als die Einwürfe der Landſtände zurückweiſen; die Erwerbung der Rechte ſelbſt aber mußte einer ruhigern Zeit vorbehalten werden, die jetzt durch den Oliviſchen Frieden gekommen zu ſein ſchien.

§. 18.

Man verlangte einen allgemeinen Landtag, auf welchem der Adel ſeine Vorrechte beſtätigt zu ſehen wünſchte. Aber ehe dieſer noch zu Stande kam, befahl der Kurfürſt ſeinem Statthalter in Preußen, allen denen, welche bedeutende Aemter bekleideten, den Eid einzeln abzunehmen, wobei ſelbſt hart ſcheinende Maaßregeln nicht unterlaſſen wurden. Dennoch wollte diesmal das bekannte: „Theile und Herrſche“ nicht zum Ziele führen. Denn auf dem Landtage, welcher im folgenden Jahre (1661) wirklich gehalten wurde, ſchöpfte wieder jeder einzelne, früherhin Verſchüchterte durch das Zuſammenkommen mit vielen Gleichgeſinnten neuen Muth, und man erklärte zuletzt geradezu, Polen habe gar kein Recht gehabt, die Souverainität dem Kurfürſten zu übergeben: denn nicht durch die Waffen, ſondern durch freiwillige Hingebung ſei Preußen an Polen gekommen; und deshalb hätten ſie zuerſt um ihre Einwilligung gefragt werden müſſen. Hiezu kam noch die Abneigung, die ſich manche der vornehmſten kurfürſtlichen Staatsdiener durch unmäßige Strenge zugezogen hatten, vor allen aber die Furcht, es möge nun die reformirte Religion über die lutheriſche in Preußen ſiegen. Davon hallten die Kanzeln wieder, und mit Beſorgniß ſah man der Zukunft entgegen, welche die Uneinigkeit noch vermehren konnte. So ward der Landtag aufgehoben, ohne daß der Zweck deſſelben erreicht worden. Es war vergeblich, daß Otto von Schwerin mit Sanftmuth und Beſonnenheit einen großen Theil des Adels überzeugt hatte; ihm widerſtrebten beſonders Albrecht und Chriſtian von Kalnein (Vater und Sohn), und Hieronymus Rhode, Vorſitzer des Schöppenſtuhls zu Königsberg. Das Anſehn dieſer Männer bei dem Volke war zu groß, um nicht für den Moment den Ausſchlag zu geben. Um aber den Kurfürſten nicht offenbar zu beleidigen, erklärte man, nur die Peſt ſei Schuld an der Aufhebung des Landtages.

§. 19.

Es war voraus zu ſehen, daß Friedrich Wilhelm durch alle dieſe Widerſprüche ſich nicht in ſeinem feſten

Gange aufhalten laſſen werde. Er ſchrieb einen neuen Landtag zu Bartenſtein aus, und verbot jenen drei Widerſprechern ausdrücklich, auf demſelben zu erſcheinen. Zugleich hatte er den König von Polen vermocht, ſich noch entſcheidender an ihn anzuſchließen, und es ward von dieſer Seite der Biſchof Wiedegau von Ermeland und der Unterkanzler Leszinsky abgeſandt, um die Preußiſchen Angelegenheiten zu beendigen. Noch ſicherer zu wirken kam endlich der Kurfürſt ſelbſt nach Königsberg, und nun beugte ſich alles; nur nicht Rhode und die unter ihm ſtehenden Gerichte und Gilden. Erzürnt durch den ſtarren Widerſpruch ließ ihn endlich der Kurfürſt gefangen nehmen und zum Tode verurtheilen; doch geſchah dies letzte wohl lediglich um zu ſchrecken, denn gleich darauf ward ihm eine ewige Gefangenſchaft als Strafe zuerkannt. Man brachte ihn nach der Feſtung Peiz, doch auch hier blieb ſein Sinn ungebeugt. Eine einzige Bitte hätte ihm vielleicht die Freiheit wieder gegeben, aber nichts konnte ihn bewegen, dieſe Bitte auszuſprechen. Selbſt als ihm einſt auf den Wällen der Feſtung, wo er ſpazieren gehen durfte, der Kurfürſt zufällig begegnete, und, wie immer, zur Milde geneigt ſchien, wandte er ſich mit dem alten Groll im Herzen, ſprachlos von ihm hinweg, und ging in ſein Gefängniß zurück, wo er, mit ungenutzter Kraft und ſich ſelbſt aufreibend, erſt im Jahre 1678 ſein verfehltes Leben endete.

§. 20.

Der Friede zu Oliva hatte den Kurfürſten in den

Beſitz aller ſeiner Rechte geſetzt, und ihm zugleich den ſichern Ruhm eines ausgezeichneten Feldherrn, ſo wie den eines ſtets beſonnenen und durchaus rechtlichen Fürſten gegeben. Jetzt gewährte ihm das Geſchick zwölf Jahre der äußern Ruhe, in denen ſein ganzer Sinn auf die innere Wohlfahrt des Deutſchen Reichs überhaupt und ſeiner eigenen Länder insbeſondere gerichtet ſein konnte. Es ſcheint zweckmäßig, ihn zuvörderſt weiter zu begleiten in dem was er als Kurfürſt und Herzog für das geſammte Reich that, und ſodann erſt ſeinem Wirken als Herrſcher über einen beſtimmten Theil jenes Ganzen, nachzuforſchen: aus welchem beiden dann der innere Menſch klar genug hervor gehen wird.

Es iſt bereits oben erwähnt worden, daß Kaiſer Ferdinand III. nicht ohne Mühe erlangt hatte, daß ſein älterer Sohn Ferdinand IV. noch bei Lebzeiten des Vaters zum Römiſchen Könige erwählt wurde. Dieſer Sohn ſtarb indeſſen früh, und nun bedurfte der Vater einer neuen Anſtrengung, um die Krone ſeinem jüngern Sohne Leopold zu verſchaffen. Doch erlebte der treffliche Fürſt dieſe Freude nicht, ſondern endete bereits am 2. April 1757. Er hinterließ den Ruhm, gethan zu haben, was er in einer ſo verworrenen Zeit nur irgend zu thun vermocht hatte, und nie in ſich irre geworden zu ſein durch das herbe Geſchick, das ihm faſt nie verſtattete zu handeln, ſondern ihn immer nur gezwungen hatte zu ertragen.

§. 21.

Jetzt war der Nächſte dem Throne jener jüngere, damals ſiebzehnjährige Sohn, Leopold, König von Ungarn und Böhmen; aber es verfloſſen faſt anderthalb Jahre, ehe dieſer das glänzende, doch wenig erfreuliche Ziel erreichen konnte. Schon war es dem Kardinal Mazarin gelungen, Mainz, Cöln und Pfalz dem Hauſe Oeſtreich abgeneigt zu machen. Es war Frankreichs Gedanke, die Deutſche Kaiſerwürde auf ein minder mächtiges Haupt zu ſetzen, um das unglückliche, in ſich ſelbſt uneinige Deutſchland deſto leichter angreifen zu können. Ja ſelbſt dieſer Plan ward erſt dann befolgt, als der frühere, die Deutſche Kaiſerwürde unmittelbar auf Ludwig XIV. zu verpflanzen, mislungen war. Nun ſchlug man von Frankreichs Seite den Kurfürſten von Baiern, Ferdinand Maria vor, und ſchon zeigte ſich auch Trier geneigt, in das verderbliche Vorhaben der fremden Macht zu willigen. Zwar ſahen wohl manche Fürſten ein, wie unheilbringend eine ſolche Wahl ſein werde, und wie nöthig es ſei, daß das ſo tief geſchwächte, faſt verblutete Deutſchland ein durch ſich ſelbſt mächtiges Haupt haben müſſe; allein di Stimmen dieſer Einzelnen waren nicht mächtig genug, und wurden nur zu oft von den Stimmen des blinde Vorurtheils durchkreuzt, das nun einmal in dem Hauſ Oeſtreich den Grundſatz der Unterdrückung finden wollte. Nur ein Mann wie Friedrich Wilhelm, klar un kühn, mächtig und edel, konnte hier helfen, und er ha wirklich. Durch ſeine einfache Darſtellung der Lag des Staates, wurde Kurſachſen gewonnen, und ſi Trier von Frankreichs Seite ab. Aber faſt hätt

Leopolds Perſönlichkeit in Frankfurt auf dem Wahltage alles verdorben, denn er misfiel durch eine ſeltſame Miſchung von ſteifer Feierlichkeit und jugendlicher Vergnügungsluſt. Die Oeſtreichiſchen, Spaniſchen und Brandenburgiſchen Miniſter mußten jetzt Alles für ihn thun und ſo gelang es denn endlich, doch unter der höchſten Misbilligung Frankreichs, ihm die Krone zu verſchaffen. (Tag der Erwählung 18. Jul. 1658; Krönung am 3. Auguſt.)

§. 22.

Bei dieſer Hinneigung des Kurfürſten für das Intereſſe des Hauſes Oeſtreich, kann es (doch nur bei dem erſten Blicke) als folgewidrig erſcheinen, daß er bereits im Jahre 1660 den Baron von Blumenthal als Geſandten an den König von Frankreich ſchickte, um mit demſelben politiſch näher ſich zu verbinden, und ihn zur Gewährleiſtung des Oliviſchen Friedens zu vermögen *). Er erhielt ſie unter der Bedingung des Beitritts zu zu dem ſogenannten Rheinbündniſſe, das bereits 1658 errichtet worden war. Es hatten ſich nämlich in dieſem Jahre mehrere mächtige Deutſche Fürſten, als Mainz, Trier, Cölln u. ſ. w., ſpäterhin auch die Herzöge von Braunſchweig-Lüneburg, Caſſel, Darmſtadt, Zweibrücken u. ſ. w. vereinigt „zur Behauptung der Ruhe im

---

*) Ueber dieſe Geſandtſchaft deren Beſchreibung der Freiherr v. B. ſchriftlich hinterlaſſen hat, ſiehe in der Beilage B. das Nähere.

Reich, des Weſtphäliſchen Friedens und eines jeden Bundesgenoſſen Vertheidigung, bei ſeinen Beſitzungen, Rechten und Freiheiten,“ und es mußte allerdings ſehr erwünſcht ſein, daß nun auch Friedrich Wilhelm durch ſein Hinzutreten dem Bunde neue Kraft verlieh. Der ganze Bund war indeß durch Frankreich geſchaffen, und wurde größtentheils durch ihn geleitet. Es war von dieſer Seite auf nichts weiter abgeſehen, als auf die Niederhaltung des Hauſes Oeſtreich, ſicher aber dachte der Kurfürſt und mehrere Deutſche Fürſten nur an ein Ebenmaaß der Macht, das nach dem Weſtphäliſchen Frieden, wie er nun einmal war, nothwendig zu ſein ſchien. Ohne Frankreichs Plane zu theilen, die, in der damaligen Unenthülltheit, überhaupt wohl kein menſchliches Auge durchſchauen konnte, ging er den eignen Weg.

§. 23.

Es iſt erfreulich, den ſtillen und ſichern Gang zu betrachten, den der Kurfürſt in den wenigen Friedensjahren wandelte, denn überall war er Helfer, Vermittler, Rathgeber, überall zeigte ſich ſeine Mäßigung, ſein klarer Blick, und die Beziehung des Einzelnen auf ein Ganzes.

Auf dem Reichstage zu Regensburg vom Jahr 1663 (der ſich bekanntlich in den ſogenannten „ewigen“ verwandelte), bat der Kaiſer um Hülfe gegen die Türken, die um ſo gefährlicher werden konnten, je unzufriedener ein großer Theil der Ungarn und Siebenbürgen mit Leopold war. Man hatte anfangs wenig Neigung, dem Kaiſer keine ſolche Hülfe zu gewähren; da aber die Gefahr immer näher herandrang, und die Feinde des Chriſtenthums bereits Neuhäuſel erobert hatten, ſo vergaßen die wackeren Deutſchen gern manches, was ſie bereits damals ſchon gegen den Deutſchen Kaiſer auf dem Herzen haben mußten, und ſandten ihm die Hülfe, obwohl hier eigentlich nur von einem Privatkampfe des Hauſes Oeſtreich die Rede ſein mochte. Es war genug, daß die Anhänger Mahameds die chriſtliche Hauptſtadt des Deutſchen Kaiſers bedrohten, um jede andere Rückſicht für diesmal ſchweigen zu laſſen. Dieſe würdige Anſicht theilte nicht nur der Kurfürſt, ſondern er war es auch, der im folgenden Jahre eine dreifache Vermehrung der Reichstruppen zu Gunſten des Kaiſers durchſetzte. Die Fürſten boten ihm einſtimmig die Feldherrnſtelle über dieſes Heer an, ſo wie Leopold die über ſein eigenes. Doch eben ſo beſcheiden als beſonnen, nahm er weder das eine noch das andere an. Er wußte wohl, daß ſein eigenes Land, nach ſo langem Drangſale mühſam nur zu neuer Kraft ſich wieder erhebend, ſeiner perſönlichen Gegenwart bedurfte, ſo wie er denn auch als Feldherr gar wohl einſah, wie unerfreulich es ſei, einem ſo complicirten Heere, wie die Reichstruppen damals waren, vorzuſtehen. So ſehr aber auch Friedrich Wilhelm ſeiner Reichspflicht treu blieb, um gern das Billige zu gewähren, ſo zeigte er ſich doch auch ſogleich wieder in ſelbſtſtändiger Kraft, als der Kaiſer, noch immer unbefriedigt, neue Hülfsleiſtungen forderte, die deshalb mit Entſchiedenheit abgeſchlagen wurden. Daß auch die früheren völlig hingereicht hatten, zeigte ſich bald durch den Sieg bei St. Gotthard, welcher die Türken nöthigte, einen Frieden auf zwanzig Jahre mit Oeſtreich abzuſchließen.

§. 24.

Damit überhaupt die Macht des Kaiſers als Reichsoberhaupts nicht zu groß werde (wovor ſich die Deutſchen Fürſten von jeher zu ſehr gefürchtet haben), betrieb auch Friedrich Wilhelm den Lieblingswunſch der Reichsſtände in Betreff einer beſtändigen Wahlcapitulation. Ihr zufolge wollte man das Recht behalten, immer neue, den Umſtänden gemäße Bedingungen beizufügen, ſo wie nicht minder das, noch bei Lebzeiten des Kaiſers einen Römiſchen König nach Gefallen wählen zu dürfen. Leopold, der ſich bei ſeiner Wahl manche Beſchränkung hatte gefallen laſſen, weigerte ſich dennoch ſtandhaft, das letztere Recht anzuerkennen. Ihn nach und nach zur Beiſtimmung zu nöthigen, war einer der wichtigſten Zwecke des Rheinbundes.

Das klare und rechtliche Gemüth des Kurfürſten wurde jetzt bereits in Deutſchland ſo allgemein anerkannt, daß mehrere Fürſten ihn zum Schiedsrichter bei ihren wichtigeren Streitigkeiten erwählten. Im Jahr 1665 ſchlichtete er die Misverhältniſſe zwiſchen den beiden Brüdern Georg Wilhelm und Johann Friedrich, Herzögen zu Braunſchweig-Lüneburg, wobei der erſtere das Herzogthum Lüneburg nebſt den Grafſchaften Diepholz und Hoya, der letztere Kalenberg und Grubenhagen erhielt.

Eben ſo ſchlichtete er auch den faſt barbariſchen Wildfangsſtreit des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz mit den ihn umgebenden Ländern.

§. 25.

Er vermochte den ruhelos kriegeriſchen Biſchof, Chriſtoph Leonhard von Münſter, ein den Holländern genommenes Ländchen wieder zurückzugeben, und verſöhnte die Stadt Bremen wieder mit Schweden, das ſchon unter Karl Guſtav eine feindliche Stellung gegen den kleinen Freiſtaat angenommen hatte. Dieſer Auftrag war ihm von Seiten des Kaiſers ſelbſt geworden, der dabei ſeine Hochachtung bewährte.

Da der Kurfürſt fühlte, daß der Friede zu Oliva zwiſchen ihm und Schweden nur die äußerliche Ruhe, aber nicht das alte Vertrauen wieder hergeſtellt habe, ſo hatte er ſeitdem keine Mühe geſcheut, um auch dieſes wieder herzuſtellen, mochte auch ſein eigenes Herz, das unmöglich ſich dahin neigen konnte, noch ſo ſehr dagegen ſtreiten. Es war ihm endlich im Jahre 1666 wirklich gelungen, und die Ausſöhnung Schwedens mit Bremen war die Frucht des erneuerten günſtigen Verhältniſſes. In demſelben Jahre kam auch der Vergleich mit dem Pfalzgrafen Philipp von Neuburg zu Stande, wie bereits oben erwähnt worden iſt.

§. 26.

Nur mit Polen gelang kein entſchiedenes klares Verhältniß, und es konnte nicht gelingen, da die Regierung jenes Landes damals eben in der Verworrenheit und der Unruhe eine Art von Schutz für ſeine übel verhüllte Schwäche zu finden glaubte. Man weigerte ſich dem Kurfürſten Elbingen zu übergeben, und machte doch auch keine Anſtalten, ſeine Geldforderungen zu befriedigen, obwohl er ſogar (1661) in ſeiner Milde ſo weit ging, hunderttauſend Thaler fallen zu laſſen. Ja er räumte ſogar, zwei Jahre darauf, Braunsberg und Frauenburg, und hob die Poſt in Danzig auf, die man als einen Eingriff in die Polniſchen Rechte betrachtet hatte. Mit Gewalt ſich Recht zu verſchaffen, hinderte ihn die noch nicht befeſtigte Souverainität in Preußen, wovon vorhin geredet worden iſt.

Indeſſen dürfen wir weder in dem übeln Willen des Königs Johann Caſimir, noch in der Nation ſelbſt, die Urſache jener verweigerten oder wenigſtens immer aufgeſchobenen Befriedigung ſuchen, ſondern theils in dem Streben einiger Stände, ſich ſelbſt durch Ungerechtigkeiten geltend zu machen, theils in dem unzulänglichen Zuſtande der Finanzen.

§. 27.

Es zeigte ſich indeß gar bald, daß man auch in Polen den ganzen Werth des Kurfürſten einzuſehen im Stande war; denn als Caſimir dem Volke ſeinen Wunſch erklärte, daß bereits jetzt ein Nachfolger erwählt werde, ſchlugen mehrere Stände, und unter ihnen der Kron-Großmarſchall Lubomirsky, Friedrich Wilhelm als den Würdigſten vor. Und in der That ward ihm die Polniſche Krone angeboten, wenn er ſich nur entſchließen könne, ein paarmal die katholiſche Meſſe zu beſuchen. Der Kurfürſt erwiederte mit der alten Beſtimmtheit: Nichts in der Welt werde ihn jemals bewegen, von der einmal als wahr anerkannten Religion abzugehen, zudem ſei er vollkommen mit den Ländern zufrieden, welche Gott ſeiner Leitung anvertraut habe. Dieſe glücklich zu machen ſei ſein einziges Beſtreben; nach weiterem Beſitz trachte er nicht.

Zu gleicher Zeit ſchlug er ihnen den Pfalzgrafen Friedrich Wilhelm von Neuburg als einen ihrer Krone vollkommen würdigen Fürſten vor. Doch man weigerte ſich, ihn anzunehmen, und ſo erhöhte ſich immer mehr die unglücklich verworrene Lage des Reichs. Die Königin, gern in Intriguen lebend, wußte ihren Haß gegen den verdienſtvollen Lubomirsky auch dem Volke mitzutheilen. Er mußte aus dem Reiche fliehen, und bat, von Schleſien aus, wo er einen Zufluchtsort zu finden gehofft hatte, den Kurfürſten um Schutz, der ihm auch in dem Maaße gewährt wurde, als er ihn hatte erbitten können.

§. 28.

Nach der Entfernung jenes bedeutenden Mannes, wogten die ſtreitenden Partheien in Polen deſto ungehinderter durcheinander, und je weniger man ſich eines klaren und geläuterten Willens bewußt war, um ſo eifriger bekampfte man das eben ſo trübe Streben der Andern. Selbſt die Königin hatte oft ein ganz anderes

Ziel als der König, und ihr gelang es auch, daß 1664 Lubomirsky durch den zuſammenberufenen Reichstag für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde, das damals ohnehin wenige Freunde in ſeinem eignen Schooße zählte. Da nun aber alles in zügelloſe Unruhe und Unordnung ausartete, und weder die Reichstage von 1665 noch 1666 entſcheidende Erfolge zeigten, ſo ſah ſich der Kurfürſt genöthigt, damit nicht auch Preußen ein Opfer werde, als Vermittler zwiſchen dem Könige und der Republik aufzutreten. Allein es war doch immer nur eine temporäre und bloß äußerliche Ruhe, die durch ihn hergeſtellt wurde. Die Wurzel des Uebels war in der fehlerhaften Organiſation des Staates ſelbſt. Die Königin und Lubomirsky ſtarben 1667, und ſo fehlte es denn für den Augenblick an bedeutenden Bewegern der Partheien, ſo wie es dem Kurfürſten nun auch möglich ward, zu dem Beſitze der Staroſtei Draheim zu gelangen. Der König ſchien indeſſen ſein Verſprechen ganz vergeſſen zu haben, denn er hatte ſie bereits einem Polniſchen Edelmanne verliehen, und der Kurfürſt war faſt übermilde, als er denſelben mit 15,000 Thalern abfand.

§. 29.

Johann Caſimir, der ſich vielleicht nur ſehr ſelten als König gefühlt hatte, wurde jetzt der Krone gänzlich überdrüſſig, reſignirte und wählte einen klöſterlichen Aufenthalt in Frankreich, wo er bereits im Jahre 1672 (zu Nevers) ſtarb.

Die Wahl eines neuen Königs hatte wie gewöhnlich große Schwierigkeiten. Faſt ſämmtliche Stände des Reichs wünſchten abermals und mit erneutem Eifer den Kurfürſten zum Regenten; doch dieſer erwiederte, wie bereits früher, mit einem entſchiedenen Nein; ja er äußerte gegen die ihn näher Umgebenden, er halte die Polniſche Krone keineswegs für wünſchenswerth, da mancher Deutſche Edelmann ſich freier und mächtiger bewegen könne, als der König jenes Landes.

Die Polen wählten jetzt wider alles Vermuthen, einen wenig bekannten und keineswegs mit der gehörigen Macht verſehenen Fürſten aus ihrer Mitte, den Michael Coributh Wisniowizky (1669), dem ſie faſt mit Gewalt die Krone aufdringen mußten, von der er ſich mit Recht wenig Freude verſprach. Der Kurfürſt, obwohl er ſich hätte verletzt fühlen können durch den Umſtand, daß man auf den von ihm vorgeſchlagenen Fürſten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg keine Rückſicht genommen hatte, erkannte dennoch Michaeln ohne Widerſpruch als König an, und gelangte durch ihn endlich zu der Belehnung mit den Herrſchaften Lauenburg und Bütow (1670.).

§. 30.

In dieſe Zeit fällt eine Begebenheit, die im Verhältniß zu den großen Kriegen und Staatsrevolutionen, von denen wir erzählt, nicht ſehr wichtig ſcheint, die es aber allerdings wird, wenn wir ſie als eine Aeußerung der Zeit betrachten, die ſich in derſelben klar verkündet.

Da ferner die meiſten Schriftſteller ſie nur um deswillen erzählt haben, um auf den Kurfürſten einen Schatten zu werfen, ſo wird es um ſo nöthiger ſein, ſie deſto uneingenommener zu betrachten.

Das Misvergnügen der Preußiſchen Landſtände über Friedrich Wilhelms errungene Souveränität war durch Rhodes Beſtrafung zwar nicht völlig geſtillt, doch von öffentlichen Aeußerungen zurückgehalten worden. Auch ſchien es wirklich, als fingen endlich die Edelleute an, ihr ſeit etwa einem Jahrhundert verändertes Verhältniß zu dem Fürſten zu begreifen, wobei es allerdings manchem ſchmerzlich genug werden mußte, ſich in den Verluſt der höheren Macht zu ſchicken, die ihm das ältere Feudalſyſtem verliehen hatte. Der Kurfürſt ſorgte durch ein ſtehendes Heer dafür, daß ihnen dieſe Anſicht nicht ſchwinden konnte.

Nur ein Einziger, Chriſtian Ludwig von Kalkſtein, Amtshauptmann von Olezko, fühlte in ſich die Unmöglichkeit zu ſchweigen und ſich zu fügen, und ward deshalb 1667 ſeiner Stelle entſetzt. Sein Mismuth wuchs, man mußte ihn gefangen ſetzen, und da er endlich, vom heftigſten Zorn übermannt, wiederholte Drohungen ausſtieß, den Kurfürſten zu erſchießen, ſo ward er zum Tode verurtheilt. Indeſſen ließ der Fürſt gar bald die alte Güte walten, es ward ihm mehrjährige Gefangenſchaft zuerkannt; doch auf Bitten der Kurfürſtin auch dieſe nur in eine einjährige verwandelt. Nach Verlauf dieſer Zeit wurde er frei gegeben, doch mußte er vorher eine bedeutende Summe Geldes erlegen, und das eid-

liche

liche Verſprechen thun, ſeinen Landſitz nur im Nothfalle; Preußen aber nie zu verlaſſen „Von Rachſucht getrieben, und obwohl ihm die Hälfte der Geldſtrafe auf ſein Bitten erlaſſen worden war, brach er ſein Verſprechen und eilte nach Warſchau, wo er mit nichts geringerem umging, als dem Kurfürſten die erlangte Souverainität wieder zu entziehen. Er zeigte Papiere, die ihn als Bevollmächtigten der Preußiſchen Landſtände darſtellten, und die Polen nahmen ſeine Wünſche mit einer Theilnahme auf, die den Kurfürſten alles befürchten ließ. Er verlangte daher Kalkſteins Auslieferung, aber man verweigerte ſie ihm. Sein Geſandter am Hofe zu Warſchau, Euſebius von Brand, überreichte eine Schrift, in der ſämmtliche Preußiſche Landſtände durch ihre Unterſchrift erklärten, Kalkſtein ſei keinesweges ihr Abgeordneter, und ſeine Plane ſeien nicht die ihrigen. Dagegen behauptete Kalkſtein, jene Unterſchriften ſeien erzwungen, und ſeltſam genug beging der König von Polen die Unziemlichkeit, ihm mehr zu glauben als dem Kurfürſten. Man verweigerte noch einmal geradezu ſeine Auslieferung und ſo ſah ſich Friedrich Wilhelm zu einem großen Schritt genöthigt, der aber freilich nicht ohne einige kleine Schritte zu thun möglich wurde. Brand ließ den heftigen Feind ſeines Herrn zu einem Gaſtmahle einladen, er kam, und ward von dem Hauptmann Montgomery und einigen Dragonern empfangen, die ihn zu Boden warfen, in eine Tapete wickelten und ſo in dieſem ſeltſamen Gewahrſam nach Königsberg ſandten.

§. 31.

Auch jetzt noch hätte der Kurfürſt dem heftigen Mann gern Gnade wiederfahren laſſen, doch da er auf ſeinem eiſernen Sinn beharrte, ſo ward er zu Memel 1672 enthauptet. Es darf keinesweges verſchwiegen werden, daß er dem Tode mit dem feſten Muthe eines Mannes entgegen ging, ja daß er ſogar ſcherzte, und ſeinen Freunden erzählte, er habe bereits mehrere Tage vor dem entſcheidenden, die Gichtſchmerzen verloren, die ihn faſt während ſeines ganzen Lebens gepeinigt hätten. Wenn er aber auch dabei bis zum letzten Augenblicke ſeine Unſchuld im Allgemeinen betheuerte, ſo iſt die hinzugefügte Aeußerung, „es ſei nie ein Verbrechen in Polen geweſen, Schriften unter fremdem Namen dem Reichstage zu übergeben,“ um ſo bedeutender, da er dadurch allerdings einzuräumen ſchien, daß er ſich eigenmächtig in die Verhältniſſe der Preußiſchen Landſtände, die ihm keinen Auftrag gegeben, eingedrängt habe.

In Polen machte dieſe Begebenheit das größeſte Aufſehen, und Brandt wäre verloren geweſen, wenn er ſich nicht durch eine ſchnelle Flucht der Wuth ſeiner Feinde entzogen hätte. Wirklich waren die Polen nahe daran, dem Kurfürſten deshalb einen Krieg anzukündigen, um auf dieſe Weiſe alle ihnen läſtige frühere Verträge mit demſelben aufzuheben. Doch die durch die nahenden Türken drohende Gefahr machte ſie ſchnell nachgiebig, indem ſie von dem Kurfürſten Hülfsvölker erbitten mußten. Man begnügte ſich mit der allgemeinen Erklärung des Fürſten, er ſei nicht abgeneigt, aus Achtung für den König Michael, Kalkſteinen zurückzuſenden, und beſtand dann nicht weiter darauf, ſondern bat nur noch, den Brandt und Montgomery gelegentlich ſelbſt zu beſtrafen. Beide aber hatten ſich damals in Holland verborgen und erſt ſpäterhin erſchien der Erſtere wieder am Berliner Hofe*).

§. 32.

Eine ähnliche Strenge zeigte der Kurfürſt gegen einen damals berühmten Prediger Aegidius Strauch zu Danzig, der ſich auch als Hiſtoriker und Chronolog

---

*) Dieſer Euſebius von Brandt iſt den Freunden der ältern Deutſchen Literatur nicht ganz unbekannt, indem ſein Freund, der Freiherr Rudolph von Canitz zwei verſificirte Epiſteln an ihn gerichtet hat, die er wieder mit einer ähnlichen zu beantworten verſuchte (Man ſehe Canitzens Gedichte, herausgegeben von U. König 1727. S. 117). Dieſes Verhältniß wirft ein erfreuliches Licht auf ihn, der ſonſt leicht bei jener Geſchichte mit Kalkſtein, verlieren konnte. C. ſagt von ihm in der zweiten Epiſtel (1692):

Denn Du biſt nicht ein Mann nach Art der neuen Welt,
Der den Marchiavell für ſein Gebetbuch hält,
Der ſich bloß auf die Kunſt dem Hof zu ſchmeicheln leget
Und einen Junker kaum Herr Ohm zu nennen pfleget.
Kein Glück iſt Dir zu ſtark, das Dich bemeiſtern kann;
Dir legt kein Fürſtenblick die güldnen Feſſeln an.
u. ſ. w.

Ruf erworben hatte. Er ſtrebte nach Aufſehen um jeden Preis, und, im Beſitze der Gunſt des großen Haufens, erhitzte er die Gemüther durch öffentliches Schelten gegen ſämmtliche Fürſten Deutſchlands, wenn ſie nicht in ſeinem Geiſte handelten. Am meiſten haßte er den Kurfürſten, und er verfehlte nicht, dieſe Abneigung um ſo lauter auszuſprechen, da er das ſeltſame Glück hatte, daß dieſer Herrſcher ihn ſeiner Aufmerkſamkeit würdigte. Wirklich erſchien er dieſem ſo bedeutend, daß er ihn auf der Fahrt nach Hamburg, wohin man ihn berufen, auffangen und nach Küſtrin in das Gefängniß bringen ließ. Hier zeigte ſich Strauch, wie vorher zu ſehen war, keinesweges geſchmeidig, ſondern ſelbſt in einer Schrift, in der er um die Freiheit bat, nannte er, in ſeiner thörichten Verblendung, den Fürſten einen Tyrannen der dem Pharao gleiche. Die Polen und die Danziger baten für ihn, und es ward ihm die Freiheit zurückgegeben unter der Bedingung, nie wieder gegen den Kurfürſten zu reden.

Dieſe ganze Geſchichte würde wegen ihrer ſcheinbaren Unbedeutenheit ſchwerlich eine Stelle in der Lebensbeſchreibung Friedrich Wilhelms verdienen, wenn man ſie nicht gebraucht hätte, um zu beweiſen, daß auch er ſich manche willkührliche und unerlaubte Handlungen erlaubt habe. Man dichtet ſogar, er ſelbſt habe jenen Prediger den Hamburgern empfohlen, um ihn dann unterwegs zu fangen; doch, ſcheint es, braucht man eine ſolche Kleinlichkeit nur anzuführen, um ſie widerlegt zu haben. Das einzig wahrhaft Merkwürdige iſt wohl nur die Bedeutung, die der Fürſt jenem verworrenen Schelter lieh, und wenn er dabei in der Abneigung gegen ihn zu weit ging, ſo iſt wenigſtens der Umſtand, daß er einen großen Werth legte auf die Stimme eines geltenden Schriftſtellers, einer rühmenden Anerkennung werth.

§. 33.

Dieſe beiden letzten Begebenheiten, die in das Privatleben des Fürſten zu fallen ſcheinen, geben Gelegenheit hier auf daſſelbe überhaupt zu kommen, da bisher die Darſtellung der äußerlichen Beziehungen der Europäiſchen Staatsverhältniſſe auf ſeine Herrſchaft, nicht verſtatteten, daſſelbe zu betrachten, und die nächſtfolgende Periode ſeines Lebens zu glänzend da ſteht, um ſie durch die Hinſicht auf daſſelbe unterbrechen zu dürfen. Man wolle indeß nicht vergeſſen, daß von einem fürſtlichen Privatleben die Rede ſein wird.

Friedrich Wilhelm iſt nicht bloß zu betrachten als der Wiederherſteller oder Verbeſſerer eines alten geſunkenen Reiches, ſondern als der Schöpfer eines ganz neuen, und, vielleicht hat niemals ein ſolcher mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt als er. Je leichter es ſcheint die Zeit zu verſtehen in der wir leben, deſto ſchwerer iſt es, und ſelten nur gelangen wir dazu von einem Fürſten ſagen zu können, daß er ſie ganz begreife. Bei ihm iſt gerade dies das Höchſte. Das Mittelalter mit ſeiner ganzen ſelten nur geahndeten Herrlichkeit war untergegangen. Eine neue Zeit war ſeit

Luther mit Macht herein gedrungen, viel Schönes zerſtörend, aber Erſatz bietend, wie es ihn zu geben vermochte. Ein Jahrhundert war verfloſſen, unter ſtillen bitteren Kämpfen, der dreißigjährige Krieg hatte die Flamme auf das Höchſte getrieben, aber auch zerſtört, was nie wieder zu beleben war. Was konnte nun der Fürſt? die edeln Trümmer der Vergangenheit retten, und was in der Zeit unwiederbringlich verloren gegangen war, wieder ſuchen in dem Beſten, was die Menſchheit überhaupt hat.

§. 34.

Er fand ſich beim Antritte ſeiner Regierung von außen her in einer Lage, wie ſie wohl nur wenige Fürſten aller Zeiten erfahren haben. Wie er ausglich, was ſich ausgleichen ließ, haben wir vernommen. Aber in ſeinem eigenen Lande war der innere Feind, obwol meiſtens ein ſehr edler, und auch ihn hatte er zu bekämpfen. Die Landſtände ſetzten ſich ihm entgegen, ſich berufend auf alte Rechte. Wer wollte zweifeln, daß er dieſe geehrt habe, daß er erkannt habe das Herrliche und Große, was in der Idee des Adels und des alten Feudalſyſtems liegt, und dennoch mußte er, der Ritterlichgeſinnte, dem Ritterſinne des Einzelnen, der, in der Erſcheinung, oft in Trotz und Unbändigkeit ausartete, mit ſtarker Hand Schranken ſetzen. Da iſt es nun ſeltſam zu leſen, wie eben die Schriftſteller, die über die Vorrechte des Adels bittere Klage führen, dennoch wieder im verworrenen Wüthen, gegen den

Kurfürſten auftreten, daß er dieſe Rechte beſchränkte, und ſich als königlichen Herrſcher bewies gegen jenen Adel, der auf ſeinen Schlöſſern eine in ſich abgeſchloſſene Fürſtengewalt ſich aneignen wollte. Es ſcheint, man müſſe wie Friedrich Wilhelm, (und jetzt wird es uns leichter) den ganzen Werth der alten Inſtitutionen kennen, und ſich derſelben freuen, um die Kraft und Selbſtüberwindung gebührend zu rühmen, mit der er das bekämpfte, was ſeinem eigenen Herzen ohne Zweifel ſehr theuer war.

Selbſt ein nicht geringer Theil des Adels ging nach und nach in die Anſichten des Kurfürſten freundlich ein; obwohl im Anfange nur ein Einziger, Conrad von Burgsdorf, das Ziel des Kurfürſten zu erkennen und zu billigen ſchien.

§. 35.

Es iſt unmöglich, in die Klagen der meiſten Schriftſteller, daß der Kurfürſt ſein erſchöpftes Land durch Auflagen aller Art gedrückt habe, einzuſtimmen, wenn man dabei erwägt, daß alle dieſe ſcheinbaren Härten durch die Nothwendigkeit bedingt wurden. Wir können allerdings bedauern, daß der Fürſt ſelbſt im Jahre 1641 eine neue Acciſe und Steuerordnung, und im folgenden eine Contribution von den Häuſern und Aeckern, ſo wie wenige Zeit darauf von den Ständen einen großen Theil der Bezahlung der Schwediſchen Forderungen, die Verpflegung der vorhandenen Truppen, die Uebernahme der Zinſen von den herrſchaftlichen

Schulden u. ſ. w. fordern mußte. Das was erreicht werden ſollte und in der That am Ende erreicht wurde, war indeß auf keinem andern Wege, als durch ſolche Maaßregeln zu erreichen. Die Klagen der damaligen Zeit möchten zu verzeihen ſein, die, ſo jetzt etwa noch in einigen Schriften geſunden werden, ſind, als die Reſultate einer verworrenen Anſicht oder weichlichen Sinnesart, zu verwerfen.

Berlin war damals in einer ſo traurigen Lage, daß, als Friedrich Wilhelm 1643 dieſe Stadt zum erſtenmal als Fürſt betrat, ſie ihn und ſeinen Hofſtaat nicht einmal mit dem allernöthigſten verſehen konnte, weshalb er ſich auch bald nach Cüſtrin begeben mußte, wo die Noth noch nicht ſo hoch geſtiegen war. Auch befand ſich das Schloß zu Berlin in einem ſo verfallenen Zuſtande, daß es durchaus nicht von einem Fürſten bewohnt werden konnte *).

Der Kurfürſt war in die Nothwendigkeit verſetzt, jedes rechtliche Mittel zu ergreifen, um Geld herbeizuſchaffen. Da der Augenblick zu dringend gebot, mußte er verpfänden, was noch zu verpfänden war, und borgen, wo ſich noch borgen ließ, und ſelbſt bei geringen Summen. Die rückſichtloſe Offenheit, mit der er hiebei zu Werke ging, und die Sicherheit, mit der er ſich

---

*) Als bei einer nothwendigen Reparatur des Altans ein Centner Colophonium nebſt einer verhältnißmäßigen Maſſe von Wachs und Schwefel erfordert wurde, waren dieſe unbedeutenden Dinge in ganz Berlin nicht aufzutreiben, und mußten in Hamburg erkauft werden.

ſelbſt vertrauen durfte, dereinſt eine günſtigere Zeit zu erſchaffen, in der er Alles wieder ausgleichen konnte, ſetzen dieſes Verfahren über jeden Tadel hinaus. Nur der unſicher Strebende, und der nur äußerlich Große wird jeden Schein des Gewöhnlichen fürchten.

§. 36.

Aber er forderte nicht bloß, er gab auch, und ſchaffte die Möglichkeit, jene Forderungen zu befriedigen. Da ſich das Land während des Waffenſtillſtandes mit den Schweden, wenigſtens im Vergleich mit der vergangenen Zeit, in einer Art von Ruhe befand, ſo galt es jetzt, dem ganz verfallenen Ackerbau wieder aufzuhelfen. Schon im Jahre 1643 ward eine Commiſſion ernannt, welche die Felder unterſuchen, und anzeigen ſollte, wie viele nicht beſtellt worden ſeien, ſo wie denn auch durch ſie die Anzahl der Dorfbewohner und Schäfer im Lande ausgemittelt werden konnte. Er bediente ſich bald der ernſteſten Strenge, bald der ſanfteſten Milde, je nachdem die eine oder die andere zum Zwecke führte, um ſeine Unterthanen zum Fleiße anzuſpornen. Dieſer fehlte damals allerdings, denn ein mehr als zwanzigjähriges Elend, während deſſen niemand ſeines Erwerbes ſich in Sicherheit erfreuen konnkonnte, hatte die Menſchen verdroſſen gemacht und unluſtig zur Arbeit, deren Früchte ſie nicht abſahen. Es bedurfte der höchſten folgerechteſten Beſonnenheit und eines vorleuchtenden Beiſpiels, um die verarmten Menſchen wieder zu jenem heitern Muthe zurückzuführen, ohne den keine Arbeit gedeihet.

Sodann war er bemühet, auch fleißige Ausländer ins Land zu ziehen, und es gelang ihm beſonders bei den Holländern, die früh ſchon, da er ſich als Prinz bei ihnen aufgehalten, ihm Achtung und Vertrauen gewidmet hatten. Bei ihnen kam auch noch der günſtige Umſtand hinzu, daß ſie der unfruchtbare Boden nicht ſchrecken konnte, da ſie ſchon eher gewohnt wären, mit einer dürftigen äußern Natur zu kämpfen. Durch ſie lernten die Berliner Bürger die Viehzucht mit größerem Vortheile als ſonſt betreiben, und die Milch ward ein gewöhnlicheres Nahrungsmittel, das mehrere andere an Wohlfeilheit übertraf.

Dennoch gehörte noch immer das Aufgebot aller Kräfte dazu, um nicht von Zeit zu Zeit wieder in unthätige Verzweiflung zu fallen, denn noch immer hauſte Torſtenſon wie ein Feind im Lande und forderte hundertzwanzigtauſend Thaler nebſt endloſer Kornlieferung jährlich für den bewilligten Waffenſtillſtand, eine Summe, die ſchlechterdings nicht aufzubringen war. Vergeblich verſuchte der Kurfürſt am Stockholmer Hofe durch die klare Schilderung des Zuſtandes ſeines Landes einigen Erlaß zu bewirken: die Schweden fuhren fort, die Bürger zu beläſtigen, und mit Schmerz erkannte der Fürſt ſeine damalige Ohnmacht, die Gewalt zu vertreiben.

§ 37.

Doch dieſes Gefühl einer politiſchen Gewalt vermochte ein Mann wie er, nicht lange zu ertragen, und ſchon im Jahre 1645 mußte das Land faſt ſeine letzten

Kräfte anwenden, um einen Fond aufzutreiben, aus welchem ein neues Brandenburgiſches Heer gebildet werden konnte. Es wurde deshalb die ſogenannte doppelte Metze eingeführt, ſo wie nicht minder neue Geldbeiträge erfordert wurden, um die zu dem allgemeinen Friedenscongreſſe zu Münſter und Osnabrück geſandten Räthe in dem gebührenden Glanze auftreten zu laſſen. Während er für das wichtige Geſchäft des Friedens alles aufbot, was menſchliche Klugheit vermochte, verordnete er in ſeinem Lande einen monatlichen Buß- und Bettag, um des Himmels-Segen zu erflehen, ohne den die Aeußerung irdiſcher Kräfte fruchtlos bleibt. Allerdings ruhte auch dieſer Segen wirklich auf ihm, indem ihm das Jahr 1646 die Prinzeſſin Louiſe von Oranien als Gattin zuführte, welche bis 1667 das Glück ſeines Lebens ſchuf. Lebhaft und geiſtreich mußte er natürlich wünſchen in wahrhaft fürſtlichem Glanze vor ihr zu erſcheinen, und da iſt es denn faſt rührend, daß er für dieſen Zweck ſelbſt von ſeiner verehrten und bejahrten Mutter eine Summe Geldes auf ein Jahr erborgen mußte. Er erſchien in Gravenhaag mit einem reichen Gefolge, und erfreute ſich der ähnlichen Pracht, die ihm begegnete. Wir denken ihn uns gern an dem Vermählungstage in dem Glanze eines Wamſes von weißem mit Gold durchwirkten Atlas, und in dem ſchönen Spaniſch-Deutſchen Mantel, der ſo reichlich mit Diamanten prunkte, daß jener Atlas kaum mehr bemerkt wurde. Der Schmuck der Braut war dem des edlen Bräutigams ähnlich, und die neun Grafen, welche die neun Ellen lange Schleppe ihres Kleides trugen, gewährten dem feierlichen Freudentage eine neue Zierde.

§. 38.

Es iſt nicht ſelten, daß gerade der kühnſte Held, der ſich mit der muthigſten Kraft im feindlichſten Gedränge gewandt zu bewegen weiß, dennoch eine milde Freude und die angenehmſte Beruhigung im Stillleben der ſanfteren Künſte findet. So hatte Friedrich Wilhelm eine entſchiedene Neigung für die Gartenkunſt, die ihm wahrſcheinlich zuerſt in Holland bekannt geworden war, und die er jetzt auch in Berlin thätig beweiſen wollte. Seine Gattin theilte dieſe Neigung, und half mit treuem Sinne fördern, was er gefördert wünſchte. So entſtand der ſogenannte Luſtgarten in Berlin, anfangs freilich nur dem Bedürfniſſe dienend, doch ſpäterhin auch ſeinem freundlichen Namen mehr entſprechend.

Wie es übrigens möglich geweſen, bei ſo gänzlich zerrütteten Finanzen, bereits im Jahre 1647 eine alte Reichs- und Kreisſteuerſchuld von 572,483 Gulden an den Kaiſer abzutragen, iſt ſelbſt bei der Anerkennung der höchſten und conſequenteſten Sparſamkeit kaum begreiflich. Selbſt der unglückſeligſte Zweifler an dem, was wir vorhin Gottes Segen nannten, müßte hier, für den Moment wenigſtens, gläubig werden.

In dem genannten Jahre finden wir ihn auch ſchon mit dem Plane umgehend, einen ins Große gehenden auswärtigen Handel einzurichten, wozu ihm der

Antrag durch den Admiral Lieres, der ehedem bei der holländiſch-oſtindiſchen Geſellſchaft gedient hatte, gemacht worden war. Indeſſen konnten ſich die verarmten Brandenburger für jetzt nicht darauf einlaſſen, und auch ſpäterhin iſt nichts Sonderliches daraus geworden.

§. 39.

Nicht minder misglückte der Plan, den zwei Franzoſen, (Pierre und Hugue) zur Verbeſſerung der Domainen ausgedacht hatten, weil es ihnen an genügender Kenntniß mangelte. Es ſchien, als ſolle der Kurfürſt immer nur an ſich ſelbſt verwieſen werden, und als wolle nur das recht glücken, was er ſelbſt entworfen hatte. So gedieh die ſtehende Einnahme durch die neu eingeführte Acciſe, bei deren nothwendiger Einführung ihn ſelbſt nicht der fortgeſetzte Widerſpruch der Unterthanen irren konnte. So die Anlage der erſten Schleuſe in Berlin, und des großen überaus wichtigen Friedrich Wilhelms-Kanals bei Mühlroſe, wodurch die Oder mit der Spree, und in der Folge die Havel mit der Elbe vereinigt ward. Der Plan dazu ward 1653 entworfen, aber vollendet ward das große Werk erſt funfzehn Jahre darauf, wobei der kurfürſtliche Generalquartiermeiſter Philipp de Chieſe ſich unvergeßliche Verdienſte erwarb. So gedieh das Poſtweſen, das er unter allen Deutſchen Fürſten zuerſt in ſeinen Staaten einführte, da früherhin der ganze Ertrag deſſelben nur in den Händen des Kaiſers und des Thurn und Taxiſchen Hauſes geweſen war, ſo wie denn auch der lange

Krieg es faſt gänzlich zerſtört hatte. So gedieh die Landwirthſchaft, für die auch ſeine thätige Gemahlin manches mit Glück und Eifer wirkte, da mehrere ihrer ehemaligen in dieſem Fach erfahrenen Landsleute ihr gern nach dem neuen Vaterlande folgten, um dort ihre Verbeſſerungsplane ausführen zu helfen *). So ward endlich der Hofſtaat, der unter Georg Wilhelm eine ungeregelte, oft prunkende, oft faſt dürftige Geſtalt hatte, und entweder kärglich oder gar nicht bezahlt wurde, ſeit dem Jahre 1650 nach einem beſſeren Plane eingerichtet. Wohl hatte man dabei des ungünſtigen Zuſtandes des Landes, ſo wie der Zeitverhältniſſe ſorgſam gedacht, und eine nothwendig gewordene Sparſamkeit eingeführt, doch war auch keineswegs die Würde vergeſſen, in der Brandenburgs Kurfürſt ſich zeigen mußte. Seine edle Gemahlin wirkte auch hier bedeutend mit **).

§. 40.

Friedrich Wilhelm hatte während der erſten Jahre ſeiner Regierung ſchmerzlich genug erfahren, wie wenig in dem feindlichen Getreibe der Mächte gegen einander, das bloße Recht gilt, und wie wenig es vor der Willkühr der Fremden ſchützen kann, wenn nicht äußeres Gewicht ihm zur Seite ſteht. So ward ein Heer nothwendig, das dem Worte des Rechtes Nachdruck gebe, ein Heer, wenn auch nur klein, doch ſtark durch Gleichheit des Willens und die Bedeutenheit der Führer. Die Deutſchen Fürſten, des langen Kampfes müde, hatten nach dem Weſtphäliſchen Frieden den größten Theil ihrer Soldaten abgedankt: tauſende dieſer Verabſchiedeten waren fröhlich zu ihren alten Gewerben und den Künſten des Friedens zurückgekehrt, tauſende aber waren misvergnügt über die neue Ordnung der Dinge, und zogen jetzt, Räubern ähnlich, durch Deutſchland, nach einer Gelegenheit ſuchend, die alten Kräfte zu üben. Doch gab es auch nicht wenige, die, des edeln Namens eines Soldaten werth, und ihren wahrhaften Beruf fühlend, nur den neuen Fürſten ſuchten, der ihre Kräfte gebrauchen und zu reinen Zwecken leiten könnte. Ueberhaupt war nicht ſogleich Arbeit zu finden, und noch immer waren die Menſchen wohlfeil geblieben, obwohl der Krieg mehrere Millionen hingerafft hatte.

---

*) Ihr Gemahl hatte ihr das Amt Bötzow geſchenkt, deſſen landwirthſchaftliche Verwaltung ſpäterhin ein Muſter für die ganze Mark zu werden verdiente.

**) Siehe die Beilage C.

Auch nach den Brandenburgiſchen Staaten waren viele dieſer Dienſtloſen hingeſtrömt, und zwar mit deſto freudigeren Hoffnungen, je mehr der Ruf bereits von dem jungen Fürſten verkündet hatte. Friedrich Wilhelm wußte zu wählen unter denen, die ſich ihm boten, er bildete den Stamm ſeiner Regimenter aus Brandenburgern, deren Treue längſt erprobt war, aber er vergönnte gern den Fremden die Vereinigung mit ihnen, wenn ſein heller Blick ihren Werth und ihren Beruf zum Kriegerſtande erkannt hatte. Unter denen, die ihrem Namen die meiſte Auszeichnung erworben haben, ſind hier beſonders zu nennen Otto Chriſtoph von Sparr, der früherhin in den Dienſten des Kaiſers geſtanden, und Derfling, der ſeine Schule unter den Schweden gemacht hatte. In beiden tapfern und geiſtreichen Männern erkannte der Brandenburgiſche Staat in den Zeiten der Gefahr die ſicherſten Stützen.

§. 41.

Der Weſtphäliſche Frieden hatte den Deutſchen von ihrem ehemaligen Glanze und der politiſchen Macht vieles genommen, und ſie äußerlich arm, ja theilweiſe dürftig gemacht; aber er hatte ihre Gemüther in Freiheit geſetzt, und die Religion, für die ſie mit beiſpielloſer Ausdauer gekämpft, war ihnen um ſo theurer geworden. Der Kurfürſt vereinigte die ritterliche Tapferkeit und die politiſche Rechtlichkeit mit einem innigen frommen Sinne, der wohl fühlt, daß ohne jene reine Demuth vor Gott, die Menſchenkraft nicht geläutert werden, und man nicht menſchlich herrſchen könne, ohne jene ſtete Ahnung des Göttlichen.

Aber er fand ſich unter zwei ſtreitenden Partheien, den ſtrengen Lutheranern, und den nicht minder ſtrengen Reformirten. Die erſten hatten zum Theil ganz vergeſſen, was Luther eigentlich als das Höchſte angeſchaut, ſie lebten nicht in ſeinem Geiſte, ſondern ruhten gleichſam auf ſeinen Worten, und in den eng beſchriebenen Gränzen mußten ſie bald ſich verhärten. Ja es gab manche, deren Sinn eine völlige Verſteine-

rung

rung zu erkennen gab, aus der aber, bei polemiſchen Reibungen, deſto ſtärkere Funken ſprüheten. Manche alte Predigtſammlungen und Moralſyſteme geben dieſen Sinn auf die entſcheidendſte Weiſe an den Tag, und ganz beſonders ſchienen ſich die Wittenberger Theologen verſchworen zu haben, jedes Hinübertreten über Luthers Worte als verdammliche Ketzerei zu beſtrafen. In manchen polemiſchen Schriften, deren damals eine große Menge von jener Univerſität her ausgingen, herrſcht ein Geiſt, den man am beſten durch ſtarre Bonzenhaftigkeit bezeichnen kann. Sie wollten den allgemeinen theologiſchen Richterſtuhl für das geſammte proteſtantiſche Deutſchland bilden, und da ſie dabei mit beſonderer Conſequenz verfuhren, ſo wie enn auch eine gewiſſe bleiſchwere Gelehrſamkeit das Jmponirende vermehrte, ſo gelang ihnen Vieles, das onſt wohl unmöglich geweſen ſein dürfte. Man möch- e in der That die geiſtliche Herrſchaft des Papſtes wenigſtens erträglicher finden, als jenen eiſernen theo- ogiſchen Despotismus einzelner beſchränkter Männer, ie in ungemeſſenem Stolze, eben dieſe Beſchränktheit ür heilig zu erklären geſonnen waren.

§. 42.

Der Kurfürſt, der alles, was er war, ganz war, ing mit ungetheiltem Herzen und großem Eifer an er reformirten Religion, doch ſchützte er auch mit auf- chtigem Ernſt die Gewiſſensfreiheit der Lutheriſchen. Dieſe aber, in dem unangenehmen Gefühle, gewiſſer-

Bayeriſche Staatsbibliothek

maßen nur geduldet zu werden, griffen weiter um ſich und zeigten nicht ſelten offenbare Feindſeligkeit gegen die Religionsparthei, welcher ihr eigner Landesherr zugethan war. Vergeblich ermahnte der Kurfürſt bald mit Milde, bald mit Strenge zur Eintracht; jenes Gefühl wich nicht, ſondern ſprach ſich immer nur deutlicher und heftiger aus. So hatte (um von vielen Beiſpielen nur eines anzugeben) der Licentiat Pomarius *) in ſeiner Antrittspredigt als Paſtor zu St. Petri geradezu erklärt, er wolle die Calviniſche Lehre, mit Luthern, bis an ſein Ende verdammen, weshalb ihm der Kurfürſt die Kanzel verbieten ließ. Da es nun offenbar wurde, daß dieſer und ihm ähnliche Prediger ihre polemiſche Stimmung beſonders durch die Wittenberger Theologen erhalten habe, ſo verbot der Fürſt (1662) ſeinen Unterthanen, jene Univerſität zu beſuchen, da in ihr der Geiſt der Unverträglichkeit wohne, weshalb keiner, der jenen Befehl übertreten werde, hoffen dürfe, in ſeinen Landen ein öffentliches Amt zu erhalten. Er achtete nicht die widrige Stimmung, die durch ein ſolches Edikt am Dresdener Hofe erregt werden mußte, und es entſpann ſich darüber ein ausführlicher Briefwechſel mit demſelben, in welchem er, jedoch ohne Erfolg, durch Darlegung ſeiner Gründe, die Sachſen mit ſeiner Maaßregel zu verſöhnen ſuchte.

In dem genannten Jahre wurde die Ermahnung zur Eintracht an ſämmtliche lutheriſche und reformirte

---

*) S. Beilage D.

Prediger des Landes öffentlich und ernſtlich wiederholt, doch da auch dies noch nicht die gewünſchten Folgen hatte, und mehrere, beſonders lutheriſche Seelſorger fortfuhren, ihren Haß gegen die Gegenparthei auf die Kanzel zu bringen, ſo glaubte ſich der Kurfürſt zu einer neuen und ſtrengern Maaßregel genöthigt. Er verlangte nämlich im Jahre 1664, daß ſämmtliche Prediger einen Revers unterſchreiben ſollten, „ihrer Amtspflicht gemäß,“ Frieden unter einander zu halten und die theologiſchen Streitigkeiten gegen andere Religionspartheien nicht ferner von der Kanzel herab zu betreiben.

§. 43.

So zweckmäßig nun auch ein ſolcher Befehl zur Wiederherſtellung der Ruhe zu ſein ſchien, ſo mußte er dennoch manchen Widerſpruch finden, indem mehrere Lutheriſche Prediger einen andern Begriff von ihrer Amtspflicht hatten, und in jenem Gebot zur Friedlichkeit nur den äußern Zwang, oder wol gar etwas Einſchläferndes und geiſtig Ertödtendes erblickten. Indeſſen unterſchrieben faſt alle, um nicht den Zorn des Fürſten auf ſich zu laden, und ihrer Aemter verluſtig zu gehen. Zwei Berliniſche Paſtoren erklärten dagegen mit Entſchiedenheit, daß ihnen ihr Gewiſſen verbiete, jenen Revers zu unterſchreiben, und wurden deshalb ihrer Dienſte entlaſſen, worüber der Kurfürſt (4. Mai 1665) eine ſehr ausführliche Deklaration durch den Druck bekannt machen ließ. In derſelben hieß es, daß er, „niemals über ſeiner Unterthanen Gewiſſen und Religion einige Gewalt geübet, noch auch wegen ungleicher Glaubensbekenntniß jemanden angefeindet, ſondern allen und jedem gleiche Gnade und Beförderung wiederfahren laſſen, wie ſolches weltkundig und von Ausländiſchen in öffentlichen Schriften erkennet und gerühmet worden," u. ſ. w. Diesmal ſei er aber auf die entſchiedenſte Weiſe genöthigt worden, mit Strenge zu verfahren*).

Leider aber verlor Berlin und der Preußiſche Staat durch dieſes Edikt den Prediger an der Nicolaikirche, Paul Gerhard, einen Dichter, deſſen geiſtliche Lieder noch immer unübertroffen daſtehen, und ſo lange gelten werden, als religiöſe Gefühle und Deutſche Sprache überhaupt gelten**).

§. 44.

Die Religioſität des Kurfürſten zeigt ſich in der That in allem was er unternahm, eben weil ſie ihrer Natur nach nichts Einzelnes und Erlerntes ſein kann, ſondern den ganzen Sinn und das ganze Leben durchglühen muß. Ihm war es nicht um zahlreiche, begüterte und glänzende Unterthanen zu thun, ſondern um kraftvolle, fleißige und fromme. Von dieſem Standpunkte aus betrachtet ſind viele ſeiner Edikte muſterhaft zu nennen und verrathen einen rührenden Eifer für die

---

*) Man findet dies wichtige Edikt ausführlich im Mylius und in der hiſtoriſchen Schilderung von Berlin, S. 114 ff.

**) S. Beilage E.

Sittlichkeit des Staates. Dahin gehören die Vorſchriften, die er den Predigern gab, wie ſie den öffentlichen Unterricht in der Kirche und die Communionen halten ſollten, die Strenge, mit der er die Lebensart der Kirchendiener ſelbſt unterſuchen ließ*), und die Unerbittlichkeit, mit der er jeden Geiſtlichen entfernte, deſſen Sitten tadlich erſchienen. Wohl bekannt mit dem Berufe der Geiſtlichen, nicht bloß Prediger, ſondern Paſtoren (Hirten) zu ſein, befahl er ihnen, daß ihm von Zeit zu Zeit genauer Bericht erſtattet werden ſolle, welche Laſter in ihren Kirchſprengeln am meiſten ausgeübt würden, und durch welche Mittel man man ihnen am zweckmäßigſten begegnen könne. So erließ er auch ein Edikt wider das Fluchen und Schwören, wider die Entheiligung des Sabbaths u. ſ. w. Was er von ſeinen Unterthanen verlangte, that er ſelbſt wie ein vorleuchtendes Muſter, und ſein Leben giebt den erfreulichſten Beleg, wie das Chriſtenthum die Demuth und Kraft zu *einem* Kranze vereinigt. Ihm ganz ähnlich zeigte ſich in dieſer Hinſicht ſeine erſte Gemahlin Louiſe, von der vorhin geredet worden, und der Schmerz über ihren frühzeitigen Tod, war vielleicht der größeſte, den er jemals zu leiden hatte. Sie ſtarb am 8. Junius 1667, und noch lange nach ihrem Tode äußerte ſich in dem ſtarken Herzen die rührendſte Wehmuth. Es iſt bekannt, wie oft er, wenn irgend eine große Freude, oder eine bedeutende

---

*) S. Beilage F.

Sorge ihn ergriffen, zu ihrem Bildniſſe, das in Lebensgröße in ſeinem Zimmer hing, hintrat, und in die Worte ausbrach: O Louiſe, Louiſe, wie ſehr vermiſſe ich Dich*)!

§. 45.

Es iſt oben erzählt worden, daß Friedrich Wilhelm ſeine Studien in Holland unterbrechen mußte, da ſein Vater ihn in die Heimath zurückrief. Fühlte er nun auch die Unvollſtändigkeit ſeiner gelehrten Kenntniſſe, ſo war doch der Trieb nach Wiſſenſchaft ſtets in ihm rege, und die ganze Art, wie er ſein eignes Leben und das ſeiner Unterthanen auszubilden ſtrebte, zeigte von einer klaren Erkenntniß deſſen, was dem geiſtigen Menſchen unentbehrlich iſt. Selbſt Krieger und Feldherr vom höchſten Range, hatte er nur in der Wiſſenſchaftlichkeit und dem verſtändig geordneten und gemüthlich geführten Familienleben den Ausgleichungspunkt gefunden, und ſo ſollten ihn auch ſeine Unterthanen ſinden, die, ohne Wiſſenſchaften und Künſte, in rauher Zeit und wüſtem Elend untergegangen wären.

---

*) In ihrer letzten Krankheit ſchrieb er folgende Zeilen, die ein klares Bild ſeines Herzens geben: und die hier in ſeiner eigenen Schreibart mitgetheilt werden mögen: „Nachdem der höchſte meine hertzviellgeliebte gemallin gar hartt undt ſchwer mitt Cranckheitt heimgeſuchet, undt das auch alle menſchliche mittel umbſonſt undt verlohren ſein, So habe ich eine gelubtte dem höchſten gethan, das ich, daferne J. Lbd. von dieſſem lager wieder aufkommen, ich Ihnen zu ehren ein Armenhauß bauen, undt zu Unterhaltung deſſelbigen Jehrlichen 6000 Rthlr. verordnen will, ſo zu ewigen Zeitten von meinen Nachkommen dar zu ſollen ausgefertiget werden, undt damit Sie nun dieſelben deſto ſicherer bekommen mögen, ſo verweiſſe ich Sie ahn die Sals, Berrenſtein undt Poſtgelder hiemitt dergeſtalt undt alſo, daß von jeder 2000 Thlr Jarlich für alle andere Außgaben Ihnen zúm Unterhalt gereitt werden ſolle, Wie ich dann denen Bedienten, ſo dieſſe einnahme in handen haben, gantz ernſtlich und bei hochſter Straffe anbefelle, ſolche Gelder alle Jahe richtig abzuſtatten, das zu Vrkund habe ich dieſſes eigenhendig geſchrieben undt unterſchrieben, Geben zu Berlin, den 4. May An. 1667.

Friedrich Wilhelm.

Man hat in neueren Zeiten mit einigem Hochmuth auf die Schulen der damaligen Zeit herab geſehen, und vielleicht nicht übel-Luſt gehabt, Friedrich Wilhelm zu tadeln, daß er ſie nicht gänzlich umänderte. In ihnen herrſchte, ſo ſagt man, ein wahrer Mönchsgeiſt, und es ward mehr für das Gedächtniß als für die nöthigere Ausbildung des Verſtandes geſorgt. Die Tadler wiſſen aber nicht ſonderlich, was ſie eigentlich damit ſagen wollen, ſondern ſprechen es nur in das Leere hinein.

Die Schulen waren damals ſehr einfach eingerichtet. Religion und alte Sprachen wurden gelehrt, und nichts weiter; dieſe aber unter Furcht und Zittern, weshalb denn auch gar große Gelehrte (die eine fade und platte Folgezeit Pedanten genannt hat) daraus hervorgingen. Die Diſciplin war ſtreng, und die Schüler verehrten die Lehrer gewiſſermaßen als unſträfliche Weſen, denen ein unbedingter Gehorſam zu leiſten ſei. Einzelne Widerſetzlichkeiten, die jedoch nur ſelten vorfielen, wurden mit rein militairiſcher Strenge geſtraft, ſo daß die jungen Leute frühzeitig ſich in den Gedanken finden lernten, ihren eignen unreifen Willen dem beſſern unterzuordnen. Daß dabei eine gewiſſe friſche und fröhliche Gemüthsfreiheit nicht litt, lehrt die Geſchichte ebenfalls, ſo wie denn auch, wenn ja einmal jene Schulſtrenge ſich in übermäßige Härte verkehrt haben mochte, das ſchöne Mittelalter der Univerſitätszeit den etwa veranlaßten Nachtheil bald wieder ausglich.

§. 46.

Der Fürſt, dem die beiden Landesuniverſitäten Königsberg und Frankfurt an der Oder, noch nicht genügten, ſtiftete 1655 eine dritte zu Duisburg, die aber niemals zu dem Range der erſtgenannten hat emporgehoben werden können. Sehr merkwürdig bleibt indeſſen das Unternehmen ſelbſt, welches in eine Zeit fällt, wo Friedrich Wilhelm durch Schweden und Polen gedrängt wurde, und nur die höchſte Kraft und Beſonnenheit ihn retten konnte. Damals, als um die Exiſtenz ſelbſt gekämpft wurde, vergaß er die Wiſſenſchaften nicht, wohl wiſſend, und eben dadurch verkündend, daß jene ohne dieſe nur geringen Werth habe.

Durch die großen Vortheile, welche der Weſtphäliſche Frieden ſeinem Hauſe bewilligte, hatte der Fürſt eine gründliche Rechtswiſſenſchaft auch in ihrer politiſchen Wichtigkeit kennen und ſchätzen gelernt. Die Männer, welche dort mit Erfolg für die Rechte Brandenburgs geſprochen hatten, Peter Fritze, Mathäus Weſenbeck, Johann Frommhold und Johann Portmann benutzten das

Vertrauen des Fürſten, und wußten manchen verdienten Staatsmann in die Preußiſchen Lande zu ziehen, wovon die guten Folgen ſich ſelbſt in ſpätern Zeiten noch offenbarten.

Die **Philoſophie** ſtarrte damals in den hergebrachten ſogenannten ariſtoteliſch ſcholaſtiſchen Formen. Wir ſagen mit Recht „ſogenannte“, denn die wirklich ſcholaſtiſche Form und Grundlage ſagt der Philoſophie allerdings zu, worüber Spinoza ſelbſt hinlängliche Auskunft und durch ſich ſelbſt den Beweis giebt. Wie ſie aber damals in Deutſchland waren, dienten ſie meiſtens nur als Geländer, an dem ſich haltend man freilich nicht wohl fallen, doch auch nicht neue Entdeckungen machen kann. So ſeicht und verworren, als manche unſerer neueren deutſchen Philoſophen, (beſonders während des dritten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts), erſcheint keiner der damaligen; doch auch nie ſo tief und original als einige der ſpätern am Ende des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Säculums.

§. 47.

Was die **Geſchichte**, die größte und herrlichſte Wiſſenſchaft nach der Philoſophie, betrifft, ſo waren die Deutſchen in der Erforſchung derſelben keineswegs zurück; wohl aber in der Darſtellung derſelben. Dieſer fehlte faſt ganz, ſowohl dasjenige, was ſich allenfalls entbehren ließe: Eleganz und Schmuck, als auch das, was ſich nicht entbehren läßt: künſtleriſche Zuſammenſtellung und organiſche Einheit.

Die damaligen Hiſtoriker begnügten ſich, treulich aufzuſchreiben, was ihnen das wichtigſte dünkte von dem, was um ſie her vorfiel, und dies geſchah mit einer Herzlichkeit und Redlichkeit, die ſie jedem verſtändigen und treugeſinnten Deutſchen ſehr werth machen muß. Leider aber ſind der Chroniken aus damaliger Zeit nur wenige, und auch dieſe haben meiſtens den Mangel, daß ſie bei weitem nicht alles ſagen, was wir zu hören wünſchen. Ueber die Sitten im Einzelnen, die herrſchenden Vergnügungen, das häusliche und geſellige Leben, die Kleidertrachten u. ſ. w. beſonders in Beziehung auf den Brandenburgiſchen Staat, wiſſen wir mit Genauigkeit nur wenig anzugeben, ja manches läßt ſich nur ahnden. Es ſcheint als hätte eine zwar ſehr herzlich gemeinte, aber wirklich übertriebene Beſcheidenheit die Chronikenſchreiber abgehalten, uns von dieſen Dingen genugſam zu unterrichten: ein Umſtand, den wir allerdings beklagen müſſen, da wir hoffentlich von jenem Hochmuthe völlig frei ſind, den jene Autoren vielleicht vorausſetzten, und wir mit Freuden annehmen würden, was ſie leider verſchwiegen.

Der Kurfürſt, der die Geſchichte ſehr liebte, und als wahrhaft großer Fürſt und Held nothwendig lieben mußte, ſehnte ſich nach einem würdigen Darſteller der Brandenburgiſchen Geſchichte, da aber ſein gebildeterer Geſchmack nicht völlig durch die damals herrſchende Methode der Deutſchen befriedigt werden konnte, ſo nahm er zwei Ausländer, deren Talente ihm gerühmt worden waren, zu dieſem Zweck in ſeinen Dienſt, den Franzoſen de Rocoles und den Italiener Gregorius Leti. Aber auch das vaterländiſche Verdienſt, ſelbſt in dieſer Hinſicht, blieb keinesweges unbeachtet, indem er z. B. den Entwurf zu einer Brandenburgiſchen Chronik von Chriſtoph Händreich ſelbſt zum Druck beförderte und dem würdigen Puſſendorf alle Unterſtützung angedeihen ließ, die er nur im Stande war zu geben. Dieſer letzte iſt, wie bekannt, noch immer der beſte Quell der damaligen Brandenburgiſchen Zeitgeſchichte, während jene Ausländer faſt vergeſſen ſind.

§. 48.

Ueberhaupt finden wir in Friedrich Wilhelm einen Beſchützer der Gelehrſamkeit, und zwar in dem Maaße, wie es wohl nur wenige Fürſten geweſen ſind. Er betrachtete die Wiſſenſchaft, wie etwas entſchieden Heiliges, bei dem nicht von einem materiellen Nutzen geredet werden ſoll. So lebte damals in Berlin ein Probſt an der Nicolaikirche, Andreas Müller, ein Sprachgenie der eigenſten Gattung. Schon längſt im Beſitz mehrerer morgenländiſcher Sprachen legte er ſich zuletzt auch auf das Chineſiſche, in der er gleichfalls etwas Bedeutendes geleiſtet haben wollte. Er hatte vor, einen Schlüſſel zu dieſer beiſpielloſen Sprache heraus zu geben, wandte ſich anfangs an den Kaiſer Leopold und erhielt nur Vertröſtungen, bis endlich der Kurfürſt, den er nicht gebeten hatte, freiwillig verſprach, alle Koſten zu dieſem großen Unternehmen herzugeben. Selten hat ſich ein Mann ſo rauh und eckig faſt in allen Beziehungen des Lebens benommen als jener Gelehrte, dennoch blieb des Kurfürſten Geduld unerſchöpflich, denn er betrachtete ihn nun einmal als ein Gefäß, das etwas Köſtliches enthielt, und das ſchon um deswillen mit Schonung behandelt werden müſſe*).

Ferner verdient hier bemerkt zu werden die emſige Sorgfalt, mit der der Kurfürſt Bibliotheken ſammelte, wobei er ſelbſt in den bedrängteſten Jahren keine Koſten ſparte, ſo wie denn auch die freundliche Weiſe, mit der er die damaligen Gelehrten jene literariſchen Schätze benutzen ließ, nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf.

Im Jahr 1666 ging der Kurfürſt in einen zwar abentheuerlich ſcheinenden, doch in ſich ſelbſt wahrhaft großen Gelehrtenplan ein, den ihm ein gewiſſer Benedikt Skytte eingegeben hatte. Er wollte den Mittelpunkt und die Hauptſtadt der ganzen gelehrten Europäiſchen Welt nach den Brandenburgiſchen Staaten verlegen, eine Univerſität für alle Völker, Wiſſenſchaften und Künſte. Zu dieſem Zwecke ſollte eine ganz neue Stadt angelegt, und mit Feſtungswerken verſehen werden, damit nie etwas Unheiliges in dieſelbe dringen könne. Der Fürſt, der alles Große liebte, erfaßte dieſen Gedanken mit ganzem Eifer, ging ſelbſt in das Einzelne genau ein, verſprach die für den damaligen Betrag ſeiner Einkünfte höchſt bedeutende Summe von 15,000

---

*) S. Beilage G. und H.

Thalern herzugeben, und ließ endlich am 12. April 1667 den Stiftungsbrief in lateiniſcher Sprache abfaſſen. Daß Skytte nur ein abentheuerlicher Kopf war, der den Kurfürſten hinterging, und daß das ganze Unternehmen an unüberſteiglichen Schwierigkeiten ſcheiterte, kann dem Ruhme des Fürſten durchaus keinen Abbruch thun. Großes mit ganzem Gemüthe erfaßt, und mit Entſchiedenheit gewollt zu haben, kann allein Ruhm geben in einer Welt, wo nur der Wille frei iſt, nicht die That.

§. 49.

Mit gleicher Liebe war der Kurfürſt den **Künſten** zugethan, doch ſcheint er vorzugsweiſe der Malerei, Bau- und Gartenkunſt geneigt geweſen zu ſein. Schon im Jahre 1640, einer Zeit in welcher der Fürſt faſt ärmer war als ein gewöhnlich begüterter Privatmann, finden wir wenigſtens einen Malergeſellen (Gabriel Niezell) in ſeinen Dienſten. Der Mann muß einige Talente gehabt haben, denn wir ſehen ihn ſchon im folgenden Jahre als Meiſter und zum Hofmaler gewählt. In ſpäteren Jahren, wo der Kurfürſt ein größeres Vermögen errungen, konnte er auch dieſer ſeiner Lieblingsneigung freier huldigen. Wir finden dann manche gar treffliche Mahler und Bildhauer in ſeinen Landen, wohin er ſie größtentheils aus der Fremde verſchrieben oder die von dort freiwillig gekommen waren. Zu den erſten rechnen wir Gerhard und Wilhelm Handhorſt, Friedrich Wilhelm von Roye, Gideon Romandon, Jacob Vaillant, zu den letzteren Franz Düſart, Otto Mangiod, Artus Quellinus u. ſ. w. Beſonders zahlreich aber ſind die Baumeiſter, unter denen ſich vorzüglich Georg Johann Memhard, Philipp v. Chieze, und Johann Arnold Nehring ausgezeichnet haben.

Mit der Kupferſtecherkunſt wollte es anfangs nicht ſonderlich fort, und wir finden, daß 1642 ein Bürger, Namens Chriſtian Kalle, der betrübten Zeiten wegen, dieſe ſeine ganze Kunſt niederlegte, und um einen ſoliden Kornſchreiberdienſt anhielt. Späterhin konnten Hinſelmann und Bartſch doch wenigſtens ihren nothdürftigen Lebensunterhalt durch ihre Kunſt gewinnen.

Der herrſchende Geſchmack in allen dieſen Künſten war der Niederländiſche, wodurch ſowohl das gebührende Lob als der gebührende Tadel dieſer Künſtler hinlänglich bezeichnet wird.

§. 50.

Auch die Muſik fand bei dem Fürſten beſondere Gunſt, und es ſcheint, als habe ſie ſich bereits von ſeinem Vater her auf ihn übertragen. Er behielt die Kapelle deſſelben bei, doch verordnete er, daß ſie ſich nicht bloß auf die Erheiterung des weltlichen Lebens beſchränken, ſondern den kirchlichen Geſang leiten und feierlich würdiger machen ſolle. Obwohl es ſich nun von ſelbſt verſtand, daß man einem ſolchen gerechten Befehle nachkomme, ſo glaubte er dennoch, milde wie er immer war, den Gehorſam ſeiner Muſiker ausdrücklich rühmen zu müſſen, und ſchrieb ihnen von Cleve aus (13. Februar 1652) er habe „gnädigſt gerne vernommen, daß ſeine ſämmtliche Muſikanten anheiſchig worden ſeien, alle Sonn- und Donnerſtage in der Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit aufzuwarten,“ wobei er ihnen zugleich zur Pflicht machte, ſich um talentvolle Knaben zu bemühn, die ſie unterrichten ſollten, wofür er ihnen denn auch einen noch fehlenden guten Baſſiſten verſprach und nachwies.

Späterhin finden wi auch einen Kammerſänger, Paul Prevoſt, in ſeinen Dienſten, den er indeſſen wegen der Einſchränkungen des Hofes, die im Jahre 1660 unumgänglich nöthig geworden waren, wieder entlaſſen mußte. Damit jener aber nicht darunter leide, ſo empfahl er ihn vorher dem Kurfürſten von Sachſen, den er freundlich bat, einen Mann in ſeine Dienſte zu nehmen, den er nur ungern von ſich laſſe. So hielt er es immer. In guten Zeiten ſcheuete er ſelbſt die Koſten nicht, Künſtler von Anlagen nach England reiſen zu laſſen, um ſich dort auszubilden, und wenn ſie zurückkamen, ſah er ſich oft genöthigt, des Genuſſes ihrer gereiften Talente zu entbehren. Er brachte ſie dann, durch ſeine vollwichtige Empfehlung in die Dienſte anderer Höfe, und befriedigte ſich mit dem Gedanken, daß wenigſtens durch ihn ihr Glück gemacht worden war.

Wahrhaft produktives Talent vermiſſen wir indeß bei den damaligen Brandenburgiſchen Muſikern, wenigſtens hat ſich keines ihrer Werke, ſo viel mir bekannt, bis zu unſern Zeiten hinübergerettet und geſchätzt erhalten können.

§. 51.

Ueber den Zuſtand der Deutſchen Dichtkunſt der damaligen Zeit ließe ſich nur dann erſchöpfend reden, wenn der ganze Gang beſchrieben würde, den die äſthetiſche Bildung unſrer Nation ſeit Luthers Reformation genommen hat. Da aber eine ſolche Darſtellung (wohl würdig, in einem eignen Werke unternommen zu werden) hier nicht Raum finden kann, ſo möge es genügen, mit bloßer Beziehung auf die Brandenburgiſchen Staaten, folgende Andeutungen hinzuſtellen.

Die beſſeren Deutſchen, ſtets in ſich gekehrt, und auf die Stimmen von dort her horchend, ſahen in der Dichtkunſt etwas entſchieden Heiliges, und waren ſchon um deswillen würdig, ihr glückliche Opfer zu bringen. Aber eben dieſe tiefe Einſeitigkeit und rein intenſive Bildung entfernte meiſtens ſie von dem Drama, dem Epos, und dem (in der That romantiſchen) Roman, und machte ſie faſt nur geneigt und geſchickt zur lyriſchen Dichtkunſt, in der ſie ihr Beſtes und Heiligſtes ausſprechen durften. Zwar fehlt es nicht an einzelnen glücklichen Bemühungen für das Drama *), wobei man nur an A. Gryph

eine

---

*) Mehrere der beſten Schauſpiele und Poſſen der Deutſchen während des 17ten Jahrhunderts ſind leider ungedruckt geblieben. Sie waren ein Eigenthum des Volks, und nur für dieſes berechnet, was viel Gutes ſagen will. Zwei Drittel unſerer heutigen Dramen werden nur aus dem

erinnern darf, und für den Roman, der noch häufiger gepflegt wurde; aber das erſtere blieb doch meiſtens nur im Stillen, da der öffentlichen Bühnen ſo wenige waren und ſchon hie und da auch in dieſer Hinſicht betrübte Ausländerei eindrang. Der Roman ward größtentheils als ein ungeheuer großes Gefäß betrachtet, in das man unbedenklich ſämmtliche Kenntniſſe und Erfahrungen hineinlegen konnte, mit denen das Leben den Autor ausgerüſtet hatte. Das Gefäß beſaß Raum genug für alles was der Schriftſteller auf dem Herzen hatte, ja, wenn es ſelbſt die Größe eines Frachtſchiffes erreicht hätte, die Leſer würden es doch mit Vergnügen ausgeladen haben.

Verſuche in der epiſchen Dichtkunſt finden ſich nur ſelten, und auch dieſe ſeltenen ſind ſchwach genug.

§. 52.

Doch um ſo köſtlicher ſind die lyriſchen Gedichte der beſſern Deutſchen Dichter. Hier ſprach ſich die Tiefe ihres reinen Gemüths, die Kraft und Frömmigkeit auf die erfreulichſte Weiſe aus. Hatten ſie doch nur um der Freiheit der Idee, um der offenen Ausübung der Religion willen, dreißig Jahre gefochten und jedes Weh ertragen, das mit ſo endlos ſcheinendem Kriege unzertrennlich iſt, hatten ſie ſich doch ſelbſt um deswillen von ihren weltlich ſchlauen Nachbaren täuſchen laſſen, ſie, die

---

Schreibkabinette in die Leſezimmer hinüber gedichtet, was eben nicht tröſtlich ſcheint.

weiſer waren als jene Schlauen; wie hätte ihnen die Natur Sprache verſagen ſollen für ihre religiöſen Gefühle und Anſchauungen, für ihre Liebe und Unſchuld und Heiterkeit! Dem um des innern Reichthums willen äußerlich Verarmten, muß die religiöſe Poeſie zuſagen, und ſo dürfen wir denn mit Beſtimmtheit anerkennen: Kein Volk auf Erden hat eine ſo große Anzahl vortreff licher geiſtlicher Gedichte als die Deutſchen, ja im ſtren geren Sinne haben vielleicht nur die Deutſchen geiſtliche Gedichte, die da in der That und Wahrheit geiſtlich chriſtlich ſind.

Außer **Gerhard**, den die Mark leider nur zu bal verlor, finden wir in Preußen ſelbſt um dieſe Zeit de wackern **Simon Dach**, dem ſowol die Darſtellung de fröhlich muthigen irdiſchen Liebe, als der tief innige geiſtlichen und göttlichen, auf eine würdige und ang nehme Weiſe gelang. Er war ein ächter Vaterland freund, der ſchon im Geiſte die dereinſtige Größe ſein geliebten Preußens vorherſah, und dem Kurprinzen Fr drich, bei deſſen Geburt zu **Königsberg** (1656), die K nigskrone prophezeihte. Der Kurfürſt liebte den wür gen Mann als einen der trefflichſten Unterthanen, u da ihm ſein ſchönes Talent gar bald offenbar wurd ſo ſorgte er dafür, daß auch eine behagliche äuße Exiſtenz daſſelbe begünſtige. Aehnliche Geſinnungen he te für den bekannten Hofdichter **Johann von Beſſer.**

§. 53.

Ziemlich weit unter Simon Dach, doch nicht o

Aufmerkſamkeit zu verdienen, ſtand ein anderer Dichter, der ſich damals faſt bei allen öffentlichen freudigen und betrübten Gelegenheiten vernehmen ließ: Nikolaus Peuker, Brandenburgiſcher Kammergerichts-Advokat, Stadtrichter und Rathskämmerer zu Cölln an der Spree. Auch er beſaß die Gunſt des Kurfürſten, ſowol als fleißiger Geſchäftmann wie als Dichter, der mit faſt immer heiterem Sinne ſeine Mitbürger zu erfreuen trachtete, und dies löbliche Bemühen auch oft durch den beſten Erfolg belohnt ſah. Er iſt ein rein Märkiſcher Dichter, mit ächt nationaler Gutmüthigkeit, Gewandheit, Ausführlichkeit, und der Luſt an Humor und Witz, der ihm auch nicht immer mislingt *).

Uebrigens wurde die Dichtkunſt meiſtens zum Hausbedarf gebraucht. Man feierte in ernſthaften und ſcherzhaften, doch immer ſehr ausgebreiteten Reimen, Hochzeiten, Kindtaufen, Doktorpromotionen, Begräbniſſe u. ſ. w. um wenigſtens auf dieſe Weiſe das Leben in ſeinen wichtigern oder wichtig ſcheinenden Momenten feſtzuhalten. Indeſſen dürften manche jener anſpruchloſen Blätter nicht allein den Literaturhiſtoriker, ſondern auch den Geſchichtsfreund überhaupt zu beſchäftigen würdig ſein, denn was er ſucht: Leben und Lebensverhältniſſe werden ihm hier, oft wider Willen der Verfaſſer, dargeſtellt.

---

*) Seine Gedichte ſind erſt 1702 zu Berlin geſammelt worden, und jetzt ſehr ſelten, was, wegen mancher in ihnen enthaltenen nicht unwichtigen hiſtoriſchen Beziehungen allerdings zu bedauern iſt.

Drittes Buch.

§. 1.

Die Jahre, welche das Geſchick dem Kurfürſten für den innern Wohlſtand ſeines Landes zu verwenden vergönnte, und die den Biographen veranlaßten, bei dem innern Leben und ruhigern Wirken des Fürſten ſelbſt ruhiger zu verweilen, waren nur ſparſam zugemeſſen, und nur zu bald vorübergegangen. Europa's Ruhe ſollte abermals geſtört werden, mithin auch Deutſchland — das Herz dieſes Welttheils, — und Friedrich Wilhelm fühlte ſich zu ſehr als bedeutungsvollen, mit Entſchiedenheit ſtrebenden Fürſten, um bloß ein müßiger Zeuge davon ſein zu können.

Streng genommen gab es damals wol nur Einen Herrſcher in dem gebildeteren Theile von Europa, dem die Ruhe deſſelben misfallen konnte, und der, die Flamme des Krieges von neuem und mit Willkühr entzündend, ſeinen ungemeſſenen Wünſchen ein erfreuliches Ziel zu eröffnen glaubte. Es war Ludwig XIV.

§. 2.

Die Jugend dieſes Fürſten war ihm eine traurig-ernſte Lehrerin geweſen, aber ſie hatte einem fröhlichen und frommen Gemüth gar herrliche Mahnungen geboten, wenn er ſich nur bemüht hätte, ſie rein in ſich aufzunehmen und zu verſtehen. Er hatte zur Zeit der Fronde das unendliche Drängen und Treiben und Wogen der Stände und des Volks um Freiheit und Selbſtſtändigkeit geſehen, nicht minder aber das Gegenſtreben der herrſchenden Partheien, und wie ihnen endlich der Sieg gelang, da ſie kein Mittel verſchmähten, (auch nicht ſolche, vor denen ſie vielleicht in geheimen Stunden ſelbſt errötheten) um den gewünſchten Zweck zu erreichen. So hatte ſich in der Seele des reifenden Jünglings der Gedanke erhoben und nach und nach feſtgeſetzt, daß das Volk eine vielköpfige Maſſe ſei, dem der Herrſcher, um ſelbſt frei zu bleiben, keine ſelbſtdenkende Kraft und Freiheit verſtatten dürfe, und es war ihm als der Gipfel des Glücks erſchienen, Regent eines Volks zu ſein, das in ſeinem Fürſten und deſſen Willen allein die ewige Beglaubigung des Rechtes und des Unrechtes zu ſchauen meint. Er hatte geſehen, wie Mazarin gerungen und wie er endlich geſiegt hatte, er, den doch keine geheimnißvoll wirkende Königswürde umleuchtete, und er fühlte, was nun erſt ein geheiligter König werde leiſten können, wenn er mit ſolchen vollendet entſchiedenen Grundſätzen begönne und weiter ginge. Bis dahin hatte der Kardinal, ſein traurig großer Lehrer, gewirkt

§. 3.

Aber aus ſeinem eignen, noch nicht erſtorbenen Herzen, nahm er zugleich noch etwas Beſſeres, eine gewiſſe nie ganz zu unterdrückende Achtung für das Volk, dem er nun einmal angehörte. Selbſt wenn er es unterdrückte, wollte er ihm doch zeigen, daß niemand anders als er ſelbſt würdig ſei, es zu beherrſchen, und dieſer eine, er ſelbſt, ſollte auch in ganz Europa der einzige wahrhaft Gefürchtete ſein. Wie er ſeinem Volke, ſo ſollte dieſes allen übrigen Nationen des gebildeten Welttheils Furcht einflößen, und in dieſem Gedanken ſollte es Troſt finden für die engen, faſt ſklaviſch gemeſſenen Schranken, in denen er es feſthielt. Wirklich ſchienen auch die Franzoſen nach und nach in dieſen Gedanken einzugehen, und als ſie ihn endlich ganz ergriffen und ſich zu eigen gemacht hatten, da verwandelte ſich ſogar jene Furcht bei der Mehrheit, die nur Glanz wollte, in eine an Anbetung gränzende Liebe. So ward Ludwig ein wirklicher König, doch nur im franzöſiſchen Sinne, und auch wir Deutſchen, ſo ſehr auch manches tiefere Gefühl uns zum Haſſe gegen ihn auffordert, dürfen und werden doch, gerecht wie wir immer ſind, ihm jenen Namen nicht abſprechen wollen.

§. 4.

Stets nach außen hin ſtrebend, hatte Ludwig einen Krieg mit Spanien angefangen, und um ihn zu deſto glücklicherm Ende zu führen, ſelbſt dem finſter geiſtvolen Emporkömmling Cromwel den Namen eines „Bruders“ gegeben. England ſchloß ſich an ihn, und bald ah ſich Spanien in der traurigen Lage, nachgeben zu müſſen. Der Friede in den Pyrenäen kam zu Stande (7. Nov. 1659), und Ludwig gewann eine Menge Städte und Dörfer in Flandern, Hennegau, Luxenburg und zwiſchen der Sambre und Maas; ferner eine reiche Braut, die Infantin Maria Thereſia, in der er ſchon etzt die willkommene Urſache eines künftigen Krieges erblickte.

Durch Mazarins Tod (9. März 1661) ſah er ſich ald darauf von einem nun läſtigen und überflüſſigen ehrer befreit, und die ungeheuren Schätze, die dieſer Miniſter geſammelt und an ſich gehalten hatte, floſſen un ungehindert durch ganz Frankreich hindurch und erbreiteten ein wenigſtens temporäres neues Leben. Damit aber die Finanzen ſich ſtets im blühenden Zuande erhalten könnten, ward ein neuer, für Frankreich nvergleichlicher Miniſter, Johann Baptiſt **Colbert** wählt, dem das Land allein die Möglichkeit verdank, ſelbſt in die größten Plane des Königs willig einugehen. Selten hat ein Miniſter ſo die Kräfte des Staats zu wecken und für den allgemeinen Wohlſtand u leiten gewußt, als er, ohne den Ludwig von allem, as er leiſtete, nur wenig oder nichts vermocht haben ürde. Als nun auch noch die letzte Perſon, die des Königs Freiheit beſchränkte, ſeine **Mutter**, (1666) georben war, da fühlte ſich Ludwig bald in den Stand eſezt, das zu erringen, was ihm als Größe erſchien.

§. 5.

Er blickte umher nach einer Gelegenheit zum Kriege, und ſie fand ſich bald. Sein Schwiegervater Philipp IV. König von Spanien, ſtarb im Jahre 1665, und nun machte Frankreich Anſprüche auf einen Theil der Hinterlaſſenſchaft deſſelben, die Spaniſchen Niederlande. Zwar hatte Ludwig bei ſeiner Vermählung jedem Anſpruche auf dieſelben feierlich entſagt; da aber die der Infantin als Mitgift zuerkannten 500,000 Goldkronen nicht in den verabredeten Terminen bezahlt worden waren, ſo wurde hievon der Grund des feindlichen Betragens hergenommen. Die Spanier, die einen ſolchen Krieg gar nicht als möglich gedacht, hatten jene Länder wie im tiefen Frieden, faſt ganz unbeſetzt gelaſſen, und es hätte keinesweges des großen Türenne bedurft, um jene Provinzen in kurzer Zeit an ſich zu reißen.

Wenn aber Spanien verſäumte, ſich mit Kraft zur Wehr zu ſetzen, ſo vergaßen es wenigſtens die Holländer nicht, die mit Recht ihr eigenes Land gefährdet ſahen, wenn das benachbarte überſchwemmt wurde. Betriebſam wie immer, knüpften ſie ſchnell Unterhandlungen mit England und Schweden an. Ludwig, das Ende vorausſehend, ließ durch den genialen Condé und Luxenburg die eben ſo ſchwach beſetzte Franche Comté in großer Eile wegnehmen, um dieſe Provinz im Frieden zurückgeben zu können, und ſo den Schein der Großmuth zu bewahren, wenn er dann auch auf das Zurückbehalten eines Theiles der Spaniſchen Niederlande beſtände. Alſo geſchah es auch wirklich, und ihm blieben im Achener Frieden (2. Mai 1668) 12 Städte der Niederlande, unter denen Oudenarde, Courtray, Dornik und Ryſſel die wichtigſten waren.

§. 6.

Alle dieſe Vortheile waren indeſſen keinesweges hinreichend, den König zufrieden zu ſtellen, und wenn er ſich auch vor der Hand begnügen mußte, ſeine bei dem Achener Frieden bewieſene Großmuth zu rühmen, ſo dachte er doch ſchon jetzt darauf, wie angenehm es ſein müſſe, einmal nicht großmüthig zu ſein und volle Rache zu nehmen. Die Holländer waren die Urſache, daß die Spaniſchen Niederlande nicht gänzlich ſein geworden waren, ja ſie hatten ſogar gewagt, in ſatiriſchen Schriften und Münzen den König anzugreifen *).

Die von den Holländern geſchloſſene Tripelallianz war bald durch franzöſiſche Künſte getrennt. Der ſchwache Karl II. von England, durch Geld gewonnen, Schweden durch Ausſichten zu neuen Länder-Erwerbun-

---

*) Der Witz auf denſelben war freilich ziemlich wohlfeil zu haben, und man hatte Ludwigen doch wenigſtens mit der Sonne verglichen, welcher der Mann mit den ſieben Pfeilen, ſtatt des Joſua, ſtillzuſtehen gebot. Dennoch fühlte ſich der König tief beleidigt, da jener Scherz nicht bloß von Mund zu Mund, ſondern auch von Hand zu Hand ging.

Bei weitem derber und unanſtändiger hatten einſt Philipp II. und Eliſabeth auch durch Münzen gefochten.

gen hingehalten, ſelbſt Deutſche Fürſten (z. B. Maximilian Heinrich von Cöln) wurden für Frankreichs Sache eingenommen, und theilten ſie entweder wirklich, oder ſchwiegen doch wenigſtens zu der beginnenden Ungerechtigkeit. Nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg nicht: der mit klarem Blicke Frankreichs Anmaßungen durchſchaute, und ſelbſt den größten Verſprechungen dieſer Macht ruhig widerſtand. Mit offener Redlichkeit warnte er jetzt die Holländer, da dieſe anfangs noch Alles durch gütliche Unterhandlungen auszugleichen hofften. Dann ſchloß er am 1. Jun. 1672 ein Bündniß mit ihnen, kraft deſſen er für mäßige Subſidien ihnen mit 20000 Mann zu Hülfe zu kommen verſprach. Da er aber wohl erkannte, daß dieſe Macht nicht hinreichen werde, ſie vom Untergang zu retten, ſo drang er endlich am Wiener Hof durch, daß auch der Kaiſer ſich mit ihm zu Gunſten Hollands vereinige, welchem Bündniſſe ſich denn auch einige Niederſächſiſche Fürſten anſchloſſen. Doch, wie ſehr mußte der edle Fürſt den Eifer für die Ruhe Europa's büßen. —

§. 7.

Leopold I. war damals vielleicht allein im Beſitze der Macht, um den Eroberungsplanen Frankreichs ein Ziel zu ſetzen; aber jede Macht iſt ſchwach, der nicht ein Haupt gegeben worden, welches das Rechte zu erkennen und durchzuſetzen im Stande iſt. Bei manchen achtungswerthen Eigenſchaften, ſelbſt bei einzelnen Talenten, die einen Privatmann zieren würden, fehlte es ihm leider gänzlich an jenem klaren und feſten Herrſchergeiſte, ohne den die Krone gleichſam nur wie geliehen erſcheint. Er war das reine Gegentheil von Ludwig, dem alle Tugenden fehlten, die Leopold beſaß, der dafür aber das glückliche Talent hatte, jedes Talent, das ihn umgab, zu benutzen und an die rechte Stelle zu ſetzen. Nicht ohne innere Bewegung mag man ſich dem Gedanken überlaſſen, welch ein glänzendes Ende wohl alle dieſe Kämpfe würden genommen haben, wenn es der Vorſehung gefallen hätte, an Leopolds Stelle Friedrich Wilhelmen den Deutſchen Kaiſerthron zu verleihen. Doch wenn es überhaupt billig iſt, jenen Gedanken zu unterdrücken, eben weil ihn die Vorſehung nicht erfüllt hat, ſo wird es auch erfreulich ſein, zu bemerken, wie der Kurfürſt auch mit ſeiner beſchränkten Macht Großes wirken wollte und in gar mancher Hinſicht wirklich gewirkt hat. Das Rechte und das Vortreffliche mit ganzem Herzen ſtets erfaßt und gewollt zu haben, iſt ja ſchon für den Menſchen der höchſte Ruhm.

§. 8.

Schon im Jahre 1670 hatte Ludwig widerrechtlich Lothringen beſetzt, und jetzt, zwei Jahre ſpäter, drang er raſch in Holland ein, wo die Provinzen Utrecht, Geldern und Ober-Yſſel ſogleich in ſeine Hände fielen, und Amſterdam ſelbſt nur durch einen Zufall gerettet wurde.

Indeſſen erwartete der Kurfürſt mit ſeinem Heere bei Halberſtadt die Kaiſerlichen Völker, die über Erfurt gemächlich heranrückten. Endlich langten ſie an, doch nur 17000 Mann ſtark. Dennoch hielt ſich der Kurfürſt den in Weſtphalen plündernden Franzoſen völlig gewachſen, und er brannte vor Begierde, ſie aus jenem Kreiſe, der ja auch ſo manches ſeiner Länder enthielt, zu vertreiben. Aber der kaiſerliche Feldherr Montecuculi, ſonſt bekanntlich ein Mann von ausgezeichnetem Kriegsruhm, erklärte ſich gegen dieſen Plan und verlangte, die vereinigten Heere nach der Moſel hinzuführen, wo man den Feinden alle Zufuhr abſchneiden, und ſie auf dieſe Weiſe zwingen könnte, Weſtphalen und die Niederlande ohne Schwertſchlag zu verlaſſen.

§. 9.

Ungern nur, doch beſcheiden wie immer und voll Ehrfurcht für den Kaiſer, gab der Kurfürſt dem Oberfeldherrn nach, aber wie tief verworren waren ſchon die Deutſchen Angelegenheiten, und wie morſch die Verfaſſung, da Mainz, Trier und Pfalz aus Furcht vor Frankreich es wagen konnten, den Oeſtreichern und Brandenburgern den Durchzug zu verweigern. Dieſe mußten diesmal wirklich nachgeben und das Heer tiefer hinunterziehen; und als man endlich auf weiten Umwegen an den Rhein gekommen war, erklärte Montecuculi, mit einem ſo geſchwächten Heere ſei man dem Türenne und Condé nun nicht mehr gewachſen. Leider mußte er ſo handeln, denn der damals alles geltende kaiſerliche Rathgeber, der Fürſt von Lobkowitz, von Ludwig beſtochen, hatte den entſchiedenen Befehl gegeben, kein Treffen zu wagen. Nur iſt ſchwer zu begreifen, wie ein Mann wie Montecuculi, ſich zu einer ſolchen betrübten Rolle verſtehen mochte, wenn wir nicht annehmen müſſen, daß auch er getäuſcht worden ſei.

§. 10.

So mußte denn ein tapferes Heer, ohne dem Feinde auch nur den geringſten Abbruch gethan zu haben, nach einem weitlaufigen und beſchwerlichen Marſche, einen noch weitläufigern und beſchwerlichern zurückthun, um durch Heſſen nach Weſtphalen zu ziehen, und dort die Winterquartiere zu nehmen. Der Kurfürſt fand ſeine weſtphäliſchen Länder faſt alle von den Franzoſen und den Verbündeten beſetzt und ausgeſogen, er erkannte, daß der ganze Zug der Kaiſerlichen zu Gunſten der Holländer nur ein leeres Gaukelſpiel geweſen ſei, das Ludwig ſelbſt am wenigſten gefürchtet hatte. Dazu kam nun noch, daß die Holländer, die ſich allerdings wenig oder gar nicht unterſtützt ſahen, auch aufhörten die Subſidien zu bezahlen, und ſo, im tiefſten Herzen gekränkt, mußte der Kurfürſt mit Frankreich einen Frieden zu Voſſem (6. Jun. 1673) eingehen, in welchem er wenigſtens zu retten ſuchte was noch zu retten war; doch fand er ſich genöthigt, Weſel und Rees bis zum allgemeinen Frieden an Frankreich abzutreten. Indeſſen ſo beleidigt er auch war, ſchloß er dieſen Frieden doch nur als Verbündeter mit Holland, nicht als Verbündeter des Kaiſers, und er ließ es ſelbſt ausdrücklich unter die Bedingungen des Voſſemſchen Vergleichs ſetzen, daß er als Deutſcher Fürſt ſich ſtets verpflichtet halten werde, für daſſelbe zu fechten, ſobald es unmittelbar von Frankreich angegriffen würde. Ludwig mußte ſich ausdrücklich erklären, daß er dieſe Verpflichtung anerkenne, und er erkannte ſie gezwungen wirklich an. Der edle Menſch und der edle Fürſt verläßt ſelbſt ein undankbares Vaterland nicht.

§. 11.

Trübe und nur durch das Gefühl geſtärkt, daß er nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hatte, kehrte Friedrich Wilhelm nach dieſem Frieden in ſeine Staaten zurück, und hatte den Kummer, zu ſehen, wie ſo manche neue, noch im Werden begriffene Anſtalt liegen geblieben war, da des Fürſten Auge fehlte, und auch wohl liegen bleiben mußte, da faſt alles baare Geld aus dem Lande ging zu den Heeren in der Fremde. Auch damals fehlte es an Kurzſichtigen und Voreiligen nicht, die den Fürſten tadelten, daß er für das, was man ſo oberflächlich hin „fremdes Intereſſe“ nennt, gefochten; doch war er ſich zu ſehr der guten Sache und der klaren Anſicht bewußt, als daß ein leeres Gerede ihn hätte verletzen können.

Obwohl nun der Marſch des Oeſtreichiſchen Heers den Franzoſen keinen bedeutenden Schaden verurſacht hatte, ſo konnte Ludwig dem Kaiſer doch nicht vergeben, daß er ſich der Holländer angenommen. Auch einem unthätigen Heere hatte er doch wenigſtens ein anderes entgegenſchicken müſſen, das ohne dieſen Umſtand zu etwas Erſprießlicherem hätte gebraucht werden können. Zwar wurden zu Cölln zum Scheine einige Friedensvorſchlage gethan, doch trugen ſie ihre Unhaltbarkeit ſchon in ſich ſelbſt, und ſo ſtürmten denn bereits im Jahre 1674 die Franzoſen mit ſo gewaltigem Uebergewicht gegen die Deutſchen Rheinländer, beſonders aber gegen die Pfalz *), daß der Haß nur immer tiefere Wurzeln ſchlagen mußte.

---

*) Die Ungebühr, mit welcher die Franzoſen in der Pfalz hauſten, veranlaßte den ritterlich geſinnten Fürſten dieſes Landes, den Oberfeldherrn Turenne zum Zweikampfe zu fordern, um auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt und ſeinen beleidigten Unterthanen Genugthuung zu verſchaffen. Türenne begnügte ſich in der Antwort, nur im Allgemeinen dem Fürſten ſeine Hochachtung zu bezeigen, und zu verſichern, daß nur wenige Dörfer abgebrannt ſeien, doch ſollten die Urheber dieſer Mordbrennereien mit dem Tode beſtraft werden. Des Zweikampfes erwähnt er, ſeltſam genug, gar nicht, und äußert nun noch ſeltſamer in einem zu derſelben Zeit nach Paris gerichteten oſtenſibeln Schreiben, den Kurfürſten werde wohl die Ausforderung ſchon nach einer Stunde ſelbſt gereut haben, worin er indeſſen gewiß irrete. — Uebrigens verwechſele man die in der damaligen Zeit doch noch vielleicht erträglichen Kriegsleiden der Pfalz nicht mit der gräßlichen Verwüſtung welche ſie im Jahr 1688 von den Franzoſen leiden mußte. Daß an dem letzteren Frevel, Türenne, welcher am 27. Jul. 1675 ſtarb, unſchuldig war, ſollte billig nicht geſagt zu werden brauchen; doch hat man zuweilen in Deutſchland mit überaus leichtſinniger Verwechſelung der Zeiten, ihm jene Schuld beigemeſſen, die er gewiß am innigſten gehaßt haben würde.

§. 12.

Bei aller Uebermacht Frankreichs, und dem muthmaßlichen Ausgang des Krieges durch die Entſchiedenheit des höheren Talents des Oberfeldherrn, im Vergleich mit dem Oeſtreichiſchen, leuchtete dennoch die Unſittlichkeit des von Frankreich begonnenen Krieges dergeſtalt ein, daß Kölln und Münſter die ausländiſche Partei verließen, und Karl II. durch das Engliſche Parlament gezwungen wurde, mit Holland Frieden zu ſchließen.

Friedrich Wilhelm, der ohnehin nun Frankreichs damalige Politik klar durchſchaute, war keinen Augenblick im Zweifel über das, was ihm zu thun oblag. Gekränkt von dem Kaiſer, bot er dennoch ſogleich ſeine Hülfe an, und ging mit faſt 20000 wackeren Brandenburgern nach dem Oberrhein, um die Pfalz zu befreien und Elſaß. Als er ſich aber endlich zu Heilbronn mit den Kaiſerlichen vereinigte, zeigte ſich leider das Unglück gewöhnlicher Coalitionen, die keine gemeinſame Idee zuſammenhält. An der Spitze des kaiſerlichen und des Reichsheers ſtand ein unbeſonnen heftiger Mann, Bournonville, der ſo manche früherhin von den Franzoſen gewonnene Schlachten, durch einen einzigen großen Schlag wieder vertilgen zu können glaubte. Vergeblich erzählte man ihm von dem ungemeinen Genie des Türenne; er glaubte in ſich ein Höheres zu finden. Mit der völligen Gewißheit, zu ſiegen, wollte er die Ehre des Tages allein genießen, wartete deshalb die Ankunft des Kurfürſten nicht ab, ſondern griff die Fran-

Franzoſen zwiſchen Holzheim und Enſisheim (24. Sept.) mit Ungeſtüm an, ſah ſich aber bald in der traurigen Nothwendigkeit zu fliehen, nachdem er einen großen Theil des Reichsheers vergeblich geopfert hatte.

§. 13.

Wenige Tage darauf langte der Kurfürſt mit ſeinen auserleſenen Kriegern bei Straßburg an, vereinte ſich wieder mit dem geſchlagenen Heere, das, ihm vertrauend und durch ihn geſtärkt, bald wieder das Anſehen eines ſiegreichen gewann. Er ſelbſt und ſein Feldmarſchall Derflinger, beſichtigten ſelbſt das Lager der Franzoſen, erklärten es nach der reiflichſten Ueberlegung für angreifbar, und zeigten die Nothwendigkeit, mit vereinten Kräften die Schmach der letzten Niederlagen wieder zu vertilgen. Es ſchien aber leider, als habe den Bournonville, nachdem er einmal durch eigenen Uebermuth geſchlagen worden war, jede Kraft verlaſſen, und er weigerte ſich ſtarrſinnig, dem Rath der beſonnenen tapferen Männer zu folgen.

Trotz dieſer Unthätigkeit zog ſich Türenne *), deſſen Heer bei weitem ſchwächer war als das vereinigte, in der Stille zurück, und auf dieſem Rückzuge hätte man ihn, wenn des Kurfürſten Wille geſchehen wäre, vernichten können, doch Bournonville hatte jetzt auch nicht mehr zu der kleinſten Unternehmung Muth. Das Heer des franzöſiſchen Feldherrn war durch Krankheit bis auf 8000 Mann geſchmolzen, und Derflinger zeigte durch einzelne Unternehmungen, wie leicht es ſei, den ganzen Ueberreſt zu überwältigen. Doch der kaiſerliche Feldherr war auch jetzt durch nichts zu bewegen, ſo daß man allerdings nicht bloß Muthloſigkeit von ſeiner Seite, ſondern auch wohl Verrätherei von Seiten mehrerer Mitglieder des Wiener Staatsraths, der dem Feldherrn die Hände band, vermuthet hat. Als nun vollends Türenne bald darauf mit verſtärktem Heere zurückkam, entſank Bournonvillen auch der letzte Muth. Türenne benutzte das Gefecht bei Türkheim, das anſcheinend für ihn nachtheilig war, mit ungeahndeter Klugheit, und ganz Elſaß war für die Deutſchen abermals verloren.

---

*) Die Gefahr, von einem ſeiner Landsleute heimlich gemordet zu werden, wandte ſein edler Feind, der Kurfürſt ſelbſt, von ihm ab. S. Beilage I.

§. 14.

Obwohl nun alles für Frankreich glücklich ging, ſo fühlte doch Ludwig, der die ihm gegenüber ſtehenden Feinde klar genug durchſchaute, daß Friedrich Wilhelm ſelbſt in ſeiner jetzigen gebundenen Lage nicht wenig zu fürchten ſei, und er bot daher alles auf, um ihn von dem Reichsheere zu entfernen. Dazu gab es nur Ein Mittel: man mußte ihm einen Feind in ſeine eigenen Staaten ſenden. Durch welche Künſte es ihm aber gelang, die Schwediſche Regierung zu bewegen, ſeinen Planen zu huldigen, ſie, mit der noch vor kurzem der Kurfürſt ein Schutzbündniß geſchloſſen hatte, darüber ſchweigt die Geſchichte und ſtellt uns nur den traurigen

Fall ſelbſt nackt hin. Selbſt nicht einmal eine Kriegserklärung ging dem Einfalle der Schweden in die Kurfürſtlichen Lande voraus, ſo daß auch der Fürſt Johann Georg von Anhalt, der Statthalter der Mark, wie durch etwas völlig Unbegreifliches überraſcht, bei dem Schwediſchen Feldmarſchall Karl Guſtav Wrangel anfragen ließ, wie er ſich einen ſolchen Ueberfall zu erklären habe. Dieſer, wohl erkennend, daß er nichts Genügendes erwiedern könne, antwortete anfangs gar nicht; da doch aber endlich irgend eine Erwiederung erfolgen mußte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu eben ſo trotzigen als gehaltloſen Anſchuldigungen. Der Kurfürſt, ſo hieß es, habe mit Frankreich, das ein ewiger Freund Schwedens ſei, Frieden halten und die Hülfsgelder deſſelben in Ruhe verzehren ſollen: man werde ihn deshalb als einen Feind anſehen, ſo lange er bei den Verbündeten ſtehe, u. ſ. w.

§. 15.

So nun verbreiteten ſich die Schweden, da ſämmtliche Brandenburgiſche Truppen am Rhein ſtanden, und das ganze Land entblößt war, mit leichter Mühe über die Mark und Hinterpommern aus, und nur Berlin, Spandow und Cüſtrin, ſo wie Lauenburg, Bütow und Draheim blieben von ihnen unbeſetzt. Leider zeigte ſich auch hier, daß ſelbſt ein edles Volk, wenn es zu einem ungerechten Kriege geführt wird, die Stelle des Rechts durch Trotz zu erſetzen ſucht: und ſo darf es uns nicht befremden, wenn wir auch hier von den

Schweden ein ſehr hartes, ja nicht ſelten ganz unmenſchliches Verfahren gegen die Märker erblicken, und keine Vergleichung mehr ſtatt finden will zwiſchen dieſem Heere und dem des edeln Guſtav Adolph.

§. 16.

Es ſchien, als wolle jetzt das Schickſal die ganze Kraft Friedrich Wilhelms prüfen, indem es ihm faſt jeden Schmerz gab, dem eine noch nicht vollendete Männlichkeit unterliegen müßte. Zuvörderſt hatte er ſehen müſſen, wie die volle Anſtrengung der Deutſchen während eines ganzen Jahres vergeblich geweſen war, und wie man von Franzöſiſcher Seite ein edles Volk verhöhne, das unüberwindlich ſein würde, wenn es ſeine Macht mit weiſer Einigkeit zu benutzen wüßte. Sodann verlor er ſeinen zweiten Sohn, Karl Emil (geb. 6. Febr. 1655), der am 27. Nov. 1674 an einem hitzigen Fieber zu Straßburg ſtarb *). Dieſer edle und geiſtvolle Prinz hatte ſich die Liebe ſeines Vaters, deſſen Ebenbild er zu werden verſprach, in ſo hohem Maaße erworben, daß keine Zeit die ſchmerzvolle Erinnerung an ſeinen Verluſt jemals in ihm hat auslöſchen können. Friedrich Wilhelm litt um ſo tiefer, da er dieſe Liebe nicht in demſelben Maaße auf den nunmehrigen Kurprinzen Friedrich übertragen konnte. Das ganze Land trauerte, ja

---

*) Der älteſte Prinz Wilhelm Heinrich, geb. 11. Mai 1648, war bereits am 20. Okt. 1649 wieder geſtorben.

bei dem Heere ging dieſes Gefühl in Haß gegen die zweite Gemahlin des Kurfürſten, Dorothea, über, und man warf ihr laut vor, als ſie ihren Gemahl im Lager beſuchte, daß ſie als Stiefmutter ſich über den Tod des Prinzen freue, ja man wagte Worte gegen ſie auszuſprechen, die einen unheilbaren Riß zwiſchen ihr und dem Volke veranlaſſen mußten*). Wohl vermochte der Kurfürſt das Anſehen ſeiner Gemahlin zu ſchützen, aber die Liebe der Brandenburger für ſie herzuſtellen vermochte er nicht.

§. 17.

In einer ſolchen trüben Zeit empfing Friedrich Wilhelm die Nachricht, daß die Schweden in ſein Land eingedrungen ſeien und Plünderungen, Verwüſtungen und Willkühr aller Art verübten.

Der Kurfürſt beſtand mit Kraft das Geſchick, das ihn prüfen wollte. Nachdem er den Brief des Statthalters geleſen, wandte er ſich mit heiterem Geſicht an ſeine Soldaten, in deren Mitte ihn die Nachricht getroffen, und erzählte ihnen, die Schweden ſeien in die Mark eingebrochen, weshalb er Hoffnung ſchöpfe, nun bald ganz Pommern ſein zu nennen.

---

*) Vergl. Poellnitz Memoires des quatre derniers souverains de la maison de Brandeb. T. I. p. 78. Ohne Zweifel findet ſich hier manches Uebertriebene, doch iſt die Stimmung des Heeres nicht zu bezweifeln, auch wenn man jene Hyperbeln des Hrn. v. P. abrechnet.

§. 18.

Dem Fürſten von Anhalt antwortete der Held: Innig beklage er das Geſchick ſeiner geliebten Bürger, denen er für jetzt nichts empfehlen könne, als ruhig zu dulden, doch ſei Hoffnung da, daß gerade durch das jetzige Leiden Glück, und Sicherheit für die Zukunft erwachſen, und niemals wieder etwas unter des Reiches Mitgliedern ſo Unerhörtes zu fürchten ſein werde. Gar ſehr irrten die Schweden, wenn ſie ihn durch dieſen Einbruch zu zwingen hofften, der Sache der Verbündeten zu entſagen, und ſich neutral zu halten. Wenn ſeine Provinzen verwüſtet ſeien, ſo bleibe ihm nichts übrig als das Leben, doch wolle er dieſes ſelbſt lieber auf das Spiel ſetzen als die Partei verändern und ohne Rache bleiben; welch einen Ausgang auch das Geſchick verleihen möge. Er werde hiedurch einen Beweis geben, daß er keinesweges ſo wankelmüthig ſei, als jene vorgeben. Er vertraue gänzlich auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache; Gott habe ihn bereits gar vielen Gefahren entriſſen, und ſeine Gnade werde ihm auch jetzt beiſtehen, daß er mit Ruhm alle Schwierigkeiten beſiege und ſeine Feinde zum Geſpött der Welt mache*).

§. 19.

Das Härteſte war, daß er in dieſem Augenblicke ſeinem armen Lande nicht helfen konnte, ſondern, durch die Reichspflicht gebunden, bei des Kaiſers Heer verharren mußte. Daß er aber durch jene Pflicht ſich binden ließ, und, durch Geiſt und Herz zum kühnen und raſchen Handeln getrieben, dennoch für jetzt, durch jene Anſicht bewogen, ſich zum bloßen Dulden entſchloß, und jene Nothwendigkeit zur Freiheit erhob, wird die Geſchichte als einen der größeſten Züge in ſeinem Charakter geltend machen müſſen.

---

*) S. Puffendorf de rebus gestis Friederici Guilielmi magni, XII, 66.

Indeſſen that er auch was irgend ſich thun ließ. Er beſchwerte ſich bei dem Kaiſer und dem Reiche über den rechtswidrigen Einbruch der Schweden, und forderte ihre Hülfe auf, um jene in ihre Gränzen zurückzutreiben; aber er erhielt nur Worte, keine Beihülfe, und mußte ſogar erkennen, daß mancher Reichsfürſt ſich heimlich über den Unfall freuete, der den ſchon zu mächtig ſcheinenden Kurfürſten getroffen. Eine gewiſſe Dumpfheit hatte ſich ſeit dem weſtphäliſchen Frieden in die Politik der Deutſchen gemiſcht, und ihren natürlich edlen Sinn drückten oft traurig enge Staatsmaximen zu Boden.

§. 20.

Nur bei den Holländern und Spaniern brachte er es endlich (im Junius 1675) dahin, daß ſie Schweden den Krieg erklärten; doch wie langſam mußte eine ſolche Hülfe erſcheinen, in einer Zeit wo jeder Augenblick preßte. Dännemark, das am ſchnellſten hätte helfen können, erklärte ſich entſchieden für Schweden. So nun, nachdem Friedrich Wilhelm jeder Pflicht ein Genüge gethan, aber auch vergeblich ſich umgeſehen hatte nach ſolchen, die ihm zu helfen für Pflicht gehalten hätten, erkannte er, daß in ihm ſelbſt allein die Hülfe ſei, und er beſchloß, mit Gottes Beiſtand, ſich ſelbſt allein zu vertrauen*).

Indeſſen litten die Deutſchen Länder des Kurfürſten, beſonders aber die Mark gar ſehr durch die Anweſenheit der Feinde, die, da ſie ſahen, daß nirgends von außen her Gegenwehr erſchien, immer ſorgloſer und ausſchweifender von der Willkühr zur Frechheit, und von der Frechheit zur frevelhaften Grauſamkeit übergingen. Der ruhige Bürger ſah ſeine Perſon nicht mehr geſichert, und bald waren es auch ſelbſt die Kirchen nicht mehr, die doch den früheren Schweden ſo theuer geweſen. Man ſchien den Plan zu haben, das Land im möglichſter Schnelligkeit rein auszuſchöpfen, und man konnte die Zeit berechnen, wann man an dieſes traurige Ziel gelangen würde.

§. 21.

Was aber die treuen Märker am meiſten kränkte, war die Nachricht, welche die Schweden überall verbreiteten, der Kurfürſt ſei todt und nirgends Hülfe zu erwarten. Zwar weigerte ſich jedes Herz, einem ſo trüben Gedanken Raum zu geben, aber der ſtete Spott der unempfindlichen Feinde, die bei den üppigen Gaſtmahlen dem abgeſchiedenen Fürſten zutranken, und bei den öffentlichen Gebeten für ſein Leben und Wohl nur höhnend lächelten, verbreitete doch manche finſtre Ahndung in der Bruſt ſelbſt der Stärkeren und ſonſt fröhlich Hoffenden. Von dem geliebten Fürſten hatte man ſo lange nichts vernommen, und allerdings konnte in der bedrängten Zeit ſeinem theuern Leben ſo manche Gefahr drohen.

---

*) Nur der kriegeriſche Biſchof von Münſter zeigte ſich geneigt dem Kurfürſten beizuſtehen; da aber ſeine Kräfte nur gering waren und es überhaupt deutlich wurde, daß nur eigene Vergrößerungsplane ihn leiteten, ſo kann er auch nicht eigentlich als Brandenburgs Verbündeter angeſehen werden.

Endlich wurde Wrangel, der doch wenigſtens noch einen gewiſſen äußern Anſtand in dem Schwediſchen Heer erhalten hatte, von einer lähmenden Krankheit befallen, und ſein Nachfolger ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß er mit einer edeln Nation im Lande einer edeln Nation ſei, und kannte ſo wenig Gränzen in Habſucht und Ausſchweifung, daß die Nachrichten davon den kranken Feldherrn nur noch kränker machten*).

---

*) Eo magis autem licentiae frena laxabantur, quod dum Wrangelius e morbo decumbit, exercitus per fratrem ipsius Woldemarum tantisper regeretur, perversissimi hominem ingenii, et qui e petulantissimis facinoribus voluptatem capiebat. Igitur miles passim, qua pertingere poterat, omnia diripere, pecora occidere, immaturas segetes proterere; aedes sacras diripere, easque, ut et vasa usibus sacris destinata, foedis dictu modis polluere; tum passim homines contortis circa capita funibus cogere ad promendas, quas abdiderant, pecunias; aliquos ad collum usque in terram delodere, quosdam pueros per petulantiam globis trajicere. Aliquot foeminae mamellis ad parietem clavis affigebantur, nonnemo fune ad scrotum alligato trahebatur. Denique ad mortuos rapina porrigebatur etc. Atque ista omnia jubente, aut connivente Woldemaro, facta,

§. 22.

Im ganzen Lande herrſchte eine dumpfe Schwüle, und die Abweſenheit des Fürſten und innerliche Hoffnungsloſigkeit wehrten und mußten nothwendig jeder entgegen ſtrebenden Thatkraft wehren, daß ſie in ſich ſelbſt unterzugehen drohete. Nur die Altmark hatte ſich retten können, denn durch die Elbe geſchützt vor dem erſten Anſturm der Feinde, konnten ſich hier die Landleute voll Treue und Kraft aus eigner Macht zu einzelnen Bannern ſammeln, feſt entſchloſſen, den andrängenden Fremdlingen den Uebergang über den Strom zu verbieten. Sie trugen eine Fahne vor ſich her, darin mit redlicher Einfachheit ſtand:

Wir ſind Bauern von geringem Gut
Und dienen unſerm Kurfürſten mit unſerm Blut.

aber es zeigte ſich ihnen kein Feind, der wol mit Recht ein tieferes Eindringen in das Land ſcheuete.

Indeſſen ſollte ſich auch jetzt und hier das alte gewichtige Wort bewähren, daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe auch am nächſten iſt.

§. 23.

Der Kurfürſt, von allen verlaſſen, aber auch von

---

quae tamen Vitrio, legato Gallico, haud sufficiebant, quod incendiis abstineretur; cum iste omnia in cineres redigenda subinde ingereret (!!) Sane et ipse Archistrategus Wrangelius ista vehementer detestabatur etc. (Pufendorf. XIII, 33)

Keinem mehr gehemmt und geſtört, war am Ende des Mai mit ſeinem Heer aus Franken aufgebrochen und hatte zu Anfang des Junius Magdeburg erreicht. Der ganze Zug war ſo eilig und in ſo geſchickter Ordnung gegangen, daß die Schweden am elften Juni ihn noch im Reich anweſend glaubten, während er bereits am folgenden Tage des Abends ſpät über die Elbe ging. In Magdeburg waren gleich bei ſeiner Ankunft alle Thore verſchloſſen und der Uebergang über den Fluß jedem, der nicht zu dem Brandenburgiſchen Heer gehörte, verboten worden. So wurde auch hier das Geheimniß bewahrt. Erſt am vierzehnten langte das kleine Heer, das jetzt nur noch aus der Reiterei und etwa tauſend Mann Fußvolk beſtand — die Uebrigen hatten ſo ſchnell nicht folgen können — vor Rathenow an.

Hier hatten die Schweden ſchon längſt mit beſonderem Uebermuthe gehauſt, und eben deshalb auch, faſt wie im tiefen Frieden, ſich jetzt der ſorgloſeſten Ruhe überlaſſen. Der Kurfürſt, empört durch ihr räuberiſches Betragen, beſchloß einen Ueberfall: und Täuſchung, Nacht und trunkne Gaſtmahle vollendeten ihr Verderben *).

---

*) Die Memoires de Brandebourg ſchreiben mit Recht einen großen Theil des Verdienſtes an der gelungenen Ueberrumpelung der Schweden einem Brandenburgiſchen Edeln dem Landrath von Brieſt zu, der auf die geſchickteſte Weiſe in die Plane des Fürſten einging, und den Feinden jede Rettung unmöglich machte. Erſt vor kurzem (1812) hat ſich ein Dichter gefunden, der in dem Schauſpiel: „die Heimkehr des großen Kurfürſten,“ die anziehende

Zwar vertheidigten ſie ſich ſelbſt noch auftaumelnd und einzeln in den Gaſſen, um ſich des Namens eines Soldaten werth zu erhalten; aber ſie wurden bald entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Unter den Letztern war auch der Obriſt Wangelin, der ſich Derfflingern übergab und nach Peiz abgeführt wurde.

§. 24.

Der Kurfürſt, ſtets beſonnen und mäßig, überließ ſich keinesweges müſſig der Freude über den erſten glücklichen Erfolg, ſondern eilte bedeutendern entgegen. Da der Theil des Schwediſchen Heers, deſſen Lager bei Brandenburg ſtand, ſich mit dem, das Wrangel bei Havelberg hatte, vereinigen wollte, ſo fand ſich der Fürſt zur Eile gedrängt und konnte ſelbſt den Heranzug des Fußvolks nicht erwarten. Zuerſt ſtieß er bei Nauen auf den feindlichen Nachtrab, ſprengte ihn auseinander, und verfolgte die Schweden bis Fehrbellin, wo ſie ſich ſammelten: denn weiter kommen konnten ſie nicht, da durch mehrere vorausgeeilte Brandenburgiſche Schaaren die Brücken abgebrochen worden waren. Nur eine Schlacht konnte ihnen den Weg über den Rhyn (bei Fehrbellin) öffnen, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie dieſelbe wünſchten. In der That konnte manches

---

und wichtige Begebenheit mit klarer hiſtoriſcher Umſicht und tiefer poetiſcher Kraft zu behandeln gewußt hat, dergeſtalt, daß man jetzt bloß auf dieſes Drama hinzudeuten braucht, als auf ein in jeder Hinſicht befriedigendes Werk.

ihnen Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge geben; ſie waren 11,000 Mann ſtark, Fußvolk und Reiterei in ſchönem Verhältniß, wohlgenährt und gekräftigt durch lange behagliche Ruhe im Feindeslande, nnd noch mehr erhoben durch den alten Waffenruhm unter Guſtav Adolph und Karl Guſtav.

§. 25.

Auf der andern Seite ſand ſich der Kurfürſt, der am 18. Jun. bei Fehrbellin eingetroffen war, nur im Beſitz von 7000 Mann, faſt ohne alles Fußvolk und nur mit ſehr wenigem Geſchütz. Die Truppen waren ermüdet von dem langen Marſch vom Rhein nach der Mark, nicht minder durch das nächtliche Treffen und das raſche Verfolgen, ſo daß auch, als der Fürſt den Kriegsrath verſammelte, die meiſten Mitglieder deſſelben ihre Stimmen gaben, eine Schlacht ſei nicht zu wagen. Andere hingegen rechneten auf die gerechte Sache, auf die Gegenwart des geliebten kriegserfahrenen Fürſten, auf den altbrandenburgiſchen Muth; und von Schwediſcher Seite auf die Abweſenheit Wrangels, von dem Friedrich Wilhelm ſelbſt geäußert haben ſoll, er ſei ſo gut als ein halbes Heer. Der Kurfürſt ſelber, langſt entſchieden alles zu wagen in ſo gerechter Sache, entſchied für die Schlacht, mit ihm Friedrich, Landgraf von Heſſen-Homburg und der erfahrene Feldmarſchall Derflinger.

§. 26.

Den erſten Angriff am frühen Morgen that der

Landgraf mit dem linken Flügel, und drang mit ſolchem Ungeſtüm vor, daß er ſich bald in einer bedenklichen Lage in der Mitte der überlegenen Schweden befand*). Doch theils die eigne Tapferkeit, theils die ſchnelle Hülfe, die der ſtets beſonnene Kurfürſt ihm leiſtete, riſſen ihn bald aus der Gefahr, und der Sieg, der eigentlich nie geſchwankt hatte, neigte ſich nun auf die entſchiedenſte Weiſe der gerechten Sache und den Brandenburgern zu. Schon am Nachmittage erkannten ſich die Schweden ſelbſt für überwunden und flohen, jedoch nicht ohne Ordnung, und in geſchloſſenen Gliedern, von dem Schlachtfelde. Man beunruhigte für heute ihren Rückzug nicht, denn Mann und Roß, die ſeit 8 Tagen ermüdet worden waren, konnten nur ſiegen; aber nicht verfolgen. Doch ſchon am andern Morgen wurde die Fehrbelliner Brücke, welche die Schweden bei ihrer Flucht abgebrochen hatten, wieder hergeſtellt und die Feinde ſahen ſich bis nach Pommern hin verfolgt, und die ſchon in der Schlacht an zwei tauſend Mann der auserleſenſten Truppen verloren, ſahen bis dahin noch doppelt ſo viel durch das Brandenburgiſche Schwerdt vernichtet.

---

*) Indeſſen iſt dieſer Angriff keinesweges, wie wohl ſonſt erzählt worden, ohne oder gar wider Willen des Kurfürſten unternommen, worüber die Nachrichten des H. von Buch, eines Adjutanten und Vertrauten F. W's, hinlängliche Auskunft geben. Sie wurden zuerſt durch Erman mitgetheilt.

§. 27.

Selten hatte ein Sieg ſo tiefen Eindruck in Europa gemacht als dieſer bei Fehrbellin*). Der Fürſt eines verarmten Landes hatte, verlaſſen vom Kaiſer und des Reiches Mitſtänden, mit der bloßen Reiterei ein Heer beſiegt, das bereits an die Möglichkeit einer verlorenen Schlacht nicht mehr zu glauben ſchien. Der Kaiſer, der ohnehin jezt die Freude erlebte, daß eine faſt nur zufällig hingeſchleuderte Kanonenkugel den großen Türenne niederwarf (bei Saßbach) und die Franzoſen über den Rhein zurückfliehen mußten, ſuchte nun auch wieder den Kurfürſten einigermaßen mit ſich zu verſöhnen, aber es war freilich nur die alte Weiſe der Halbheit. Er ſchrieb dem Kurfürſten, wie ſehr er ſich über die Schlacht bei Fehrbellin erfreue, und wie den Schweden gar wohl einige Demüthigung zu gönnen geweſen ſei, er erkannte mit großem Lobe Friedrich Wilhelms perſönliche Tapferkeit, fügte aber, mit gelinder Rührung und nicht ganz ohne Väterlichkeit, die Bitte hinzu, ſich doch hinfort nicht mehr ſelbſt den Gefahren einer Schlacht auszuſezen und ſein theures Leben zu ſchonen. Dann that er auch öffentlich das, was ſich mit Bequemlichkeit thun ließ. Schweden wurde für einen Reichsfeind erklart, und Oberſachſen, Niederſachſen nebſt Weſtphalen erhielten den Auftrag, dieſe Feinde zu bekämpfen, nachdem ſie bereits bekampft worden waren.

---

*) S. Beilage X.

§. 28.

Ueberhaupt beeiferte ſich jetzt faſt alles, den Sieg des Kurfürſten zu benutzen. Dännemark kündigte Schweden den Krieg an, und Braunſchweig, Zelle und Münſter verbanden ſich mit Brandenburg, um gemeinſchaftlich den Feind zu bekämpfen. Allein wir wiſſen ſchon zur Genüge, was eine ſolche Vereinigung, der keine wahrhaft große Idee zum Grunde liegt, für Folgen nach ſich zieht, und wir finden uns faſt beruhigter, wenn wir den Kurfürſten ganz allein und nur ſich ſelbſt vertrauend antreffen.

Wirklich war auch jetzt, da ſo Viele gegen Schweden ſtanden, das ſchnellere Siegen und Vordringen zu Ende. Ja, als die Brandenburger ſich mit den Dänen vereint hatten (erſt im Oktober) mislang ein Angriff auf die bei Stralſund verſchanzten Feinde; doch als König Chriſtian ſich von ihnen trennte, um Wismar zu belagern, eroberten die Brandenburger die Stadt und Inſel Wollin, und (9. Nov.) die Feſtung Wolgaſt.

Da ſich die Friedensunterhandlungen zu Nimwegen, welche König Karl II. von England vermitteln wollte, gar bald zerſchlugen, ſo begann im folgenden Jahre (1676) der Krieg in Pommern mit erneuerter Hitze. Schweden und Brandenburger behaupteten bei Wolgaſt, Ueckermünde u. ſ. w. den alten Kriegsruhm, ja die letztern verſuchten ſich ſogar zur See, und manches feindliche Fahrzeug ward von ihnen zu Colberg aufgebracht.

§. 29.

§. 29.

Der Kurfürſt, welcher die vereinigten Brandenburger, Dänen und Lüneburger führte, zeigte überall die längſt bewährte ruhige Klarheit im Blick, und die alte wohlbewährte Tapferkeit. Uſedom und Swinemünde wurden von neuem zurückerobert, dann fielen nach einander Anklam, Demmin, Lökenitz und Damm. Wo der Landesfürſt ſelbſt, und unter ihm der feurige Friedrich von Heſſen-Homburg und Derflinger*) führte, da ſchiens, als ſei der Sieg an ihr Heer gebannt.

Dieſe edle Siegesfreude mußte aber auch manches Kränkende vergüten, das dem Fürſten von außen her durch die Freunde bereitet wurde. Die Unterhandlungen, welche zu Nimwegen von neuem begonnen hatten, gingen überaus kläglich von Statten und ließen ſchon damals den für Deutſchland ſo unſeligen Frieden ahnden, der ihnen wie die Strafe mit lahmem aber ſicherm Fuße folgen werde. Ferner waren Spanien und Holland in Bezahlung der verſprochenen Hülfsgelder ſo nachläſſig geweſen, daß der Kurfürſt ſchon jetzt 1.300,000 Thaler zu fordern hatte, und trotz aller Mahnungen verharrte man in der alten indolenten Saumſeligkeit gegen ihn. Der kaiſerliche Hof zu Wien, der ſich ohnehin nie mit einer lebhaften Theilnahme an dem Glücke des Kurfürſten in Unkoſten geſetzt hatte, zeigte ſich jetzt offenbar mißmüthig über die wachſende Macht Brandenburgs, und der einflußreichſte Miniſter Paul v. Hocher verfehlte nicht, ſeinem Kaiſer auseinander zu ſetzen, wie ſehr das Gleichgewicht Europas durch Brandenburgs Emporblühen leiden, und wie gefährlich ihm Friedrich Wilhelms Kraft und Ruhm zu werden drohe. Dazu kam noch, daß Kurſachſen und Hannover während des folgenden Winters den Truppen keine Winterquartiere gewähren wollten und faſt die ganze Laſt der Erhaltung und Verpflegung derſelben auf die Brandenburgiſchen Staaten fiel.

---

*) S. über ihn die Beilage L.

§. 30.

Unter dieſen Umſtänden begann deshalb im Frühling des Jahres 1677 der Krieg von neuem, doch ward der Kurfürſt nicht mehr vom Kaiſer unterſtützt. Die abermals ausgebrochenen Unruhen in Ungarn veranlaßten ihn, ſämmtliche Truppen, die ſich nur auftreiben ließen, dorthin zu ziehen; auch war es wol nie ſein Plan geweſen, den Brandenburgern zur Eroberung von Pommern zu verhelfen.

So ſtand denn Friedrich Wilhelm wieder faſt allein, denn die Münſterſchen und Lüneburgiſchen Truppen, die noch mit den ſeinigen vereint blieben, waren keineswegs zahlreich.

Der ganze Feldzug ſchien diesmal nur Ein Ziel zu haben, die Eroberung von Stettin, deſſen Beſitz dem Kurfürſten das ganze Land zu verſprechen ſchien. Aber auch ohne nähere politiſche Beziehung lag ihm dieſe Stadt gar ſehr am Herzen, die er ſchon als Kind ge liebt und als Mann immer mehr zu ſchätzen gelernt hatte.

§. 31.

Aber auch die Schweden fühlten gar wohl die ganze Wichtigkeit der Pommerſchen Hauptſtadt, und ſie hatten deshalb die Vertheidigung derſelben einem ausgezeichneten Feldherrn, Johann von Wolf, übertragen, deſſen entſchloſſener Sinn ſich auch der ganzen Beſatzung mitgetheilt hatte. Da die Aufforderung des Kurfürſten zur Uebergabe verworfen, ſo ward die Stadt aus zweihundert Stücken ſchweres Geſchützes beſchoſſen, und nichts geſpart was fähig war, den Muth der Schweden zu brechen. Doch dieſe, nur 3000 Mann ſtark, und mangelnd jeder Zufuhr, zeigten faſt ſieben Monate lang eine edle Standhaftigkeit, und ſchlugen manchen Sturm mit Glück zurück. Die Stadt ſelbſt hing treulich an Schweden und ohne Murren löſten die Bürger die Krieger auf den Wällen ab.

§. 32.

Da aber auch die Belagerer dieſelbe Standhaftigkeit zeigten, da immer mehr der Mangel in der Stadt wuchs, und keine Möglichkeit vorhanden war, ihm abzuhelfen; da ferner faſt die Hälfte der Häuſer in Trümmern lag, ſo zeigte ſich Wolf endlich geneigt, die Feſtung zu übergeben, wenn man ihm ehrenvolle Bedingungen gewähren würde. Seltſam genug erkundigte er ſich hiernach nicht bei dem Kurfürſten ſelber, ſondern bei dem

Anführer der verbündeten Lüneburger. Doch jener verzieh ihm gern ſein Mistrauen, und gewährte das Geſuch, das der Tapfere dem Tapferen nicht leicht abſchlägt. Auch die Bürger ſandten nun zu dem Kurfürſten, und baten ihn, zu verzeihen, daß ſie ſo lange und ſo kräftig widerſtanden hätten. „Wenn er einſt ſie beherrſchen werde, dürfe er ſich daſſelbe von ihnen gegen ſeine Feinde verſprechen.“ Friedrich Wilhelm, weit entfernt den pflichttreuen Männern zu zürnen, lobte ſie deshalb. Er gewährte den National-Schweden freien Abzug nach ihrem Vaterlande, und zog am 27. December in die Stadt ein, nach deren Beſitz er ſo lange geſtrebt, und die er nun für immer ſein zu nennen hoffte. Mit inniger Rührung brachte er in der Hauptkirche dem Lenker des Geſchickes ſeinen Dank dar, und nahm dann die Huldigung ein.

Den Reſt des Winters brachte er in Berlin zu, wo ihm die Bürgerſchaft mit lautem Jubel entgegeneilte, denn jedes Herz war erregt zur erhöhetern Liebe für den Fürſten, der in ſtets wachſendem Ruhm doch immer ſo reinmenſchlich und milde blieb.

§. 33.

Das folgende Jahr begann auf eine unerfreuliche Weiſe, indem der treffliche Schwede Königsmark den Däniſchen General Rumor auf der Inſel Rügen angriff und ſämmtliche dort befindliche Truppen, worunter auch leider an die dreitauſend Brandenburger, zu Gefangenen machte. Als deshalb der Krieg im Julius wieder anfing, mußte man ſich 'zu Anfange begnügen, bloß das durch fremde Unvorſichtigkeit Verlorene wieder zu gewinnen. Es gelang am 10. September, dann folgte Stralſund am 18. Oktober und Greifswalde am 6. November. Dieſe beiden Städte waren mit faſt zürnender Eil und dem Aufgebote aller Kräfte erobert worden, denn Zeit und Verhältniſſe drängten den Kurfürſten auf eine Art, die ihm faſt jede Freude über die nun vollendete Eroberung von ganz Pommern rauben mußte.

§. 34.

Der König von Polen, Johann Sobiesky, hatte einen Anfall der Schweden in Preußen begünſtigt, und dieſe waren unter der Anführung des Generals Heinrich Horn mit 16,000 Mann durch Samogitien in das faſt unbeſchützte Preußen eingerückt. Der Kurfürſt erhielt dieſe Nachricht, als er mit Stralſund und Greifswald beſchäftigt war, und konnte in jenem Augenblicke nur 3000 Mann, unter Görzke's Anführung, den ſechsfach überlegenen Feinden entgegenſtellen. Dennoch vermochte, ſelbſt noch ehe dieſer treffliche Feldherr anlangen konnte, der wackere Hohendorf und Canitz dem Vorrücken der Schweden dergeſtalt zu widerſtehen, daß dieſe nicht einmal Memel anzugreifen wagten, ſondern ſich nur begnügen mußten Tilſit und Ragnit zu beſitzen.

§. 35.

Jetzt nach Pommerns Eroberung brach der Kurfürſt mit ſeinem ganzen Heere, unaufgehalten durch die ſtrenge Kälte des Winters nach Preußen auf, und in der That wirkte jetzt ſchon ſein bloßer Name und der Ruf ſeines unüberwundenen Heeres in ſolchem Maaße auf den feindlichen Führer, daß er nicht weiter Stand hielt, ſondern ohne eine Schlacht abzuwarten, zum höchſten Verdruſſe der tapfern Brandenburger und ſeiner eigenen braven Truppen, die Flucht ergriff. Der Kurfürſt und Görzke, denen der Froſt Brücken über den friſchen und den kuriſchen Haf geſchlagen, verfolgten die Feinde mit ſo ſtürmender Eil, daß dieſe auf ihrer Flucht mehr verloren, als vielleicht ſelbſt die gewagteſte Schlacht ſie hätte verlieren laſſen können; und obwohl ſie in einzelnen Treffen, zu denen ſie Görzke, Treffenfeld und Schöning zwangen, ſich ihres edeln Vaterlandes keineswegs unwürdig zeigten, ſo mußte doch ſtets der Sieg von ihnen weichen, da Horns übereilte Flucht gewiſſermaßen ſchon im voraus alles verdorben hatte. So darf es uns denn nicht befremden, daß, als der Kurfürſt endlich tief in Kurland die Verfolgung aufhören ließ, das feindliche Heer von 16,000 bis auf 2500 Mann herabgeſchmolzen war, von denen noch obendrein die Hälfte durch Winter, Flucht und Unmuth ſich krank fühlte. Der ganze Krieg der Schweden war nicht in Schweden, und nicht mit Freiheit erzeugt, ſondern in Ludwigs Cabinette diktirt worden; daher ſein unglückliches Ende. Ein freies Volk darf nur ſich ſelbſt nachleben, nicht fremden Zwecken, am wenigſten denen, die Unbilligkeit und Willkühr ausſann.

§. 36.

So mannigfache Siegesfreude mußte freilich das ſchönſte Gefühl in Friedrich Wilhelms Bruſt hervorrufen; doch leider vereinte ſich ſonſt auch alles, um ſein edles Gemüth auf das empfindlichſte zu betrüben. Jener Zuſtand der Ermattung und der oft in das Leere hinſtarrenden Erſchöpfung, wie wir ihn nach dem weſtphaliſchen Frieden ſo oft in Europa und beſonders in Deutſchlands Cabinetten erblicken, zeigte ſich jetzt in ſeiner ganzen Betrübtheit. Die Verbündeten hatten den Krieg gegen Frankreich nie mit ganzem rein vollendetem Ernſte geführt, waren deshalb auch nie recht glücklich geweſen, und ſehnten ſich jetzt nach dem Frieden mit einer Art von bitterer Wehmuth, aus welcher nie etwas Gedeihliches hervorgehen kann.

§. 37.

So machte ſich denn Holland zuerſt von den ihm läſtigen Banden mit den Alliirten los, da Ludwig, nach ſeiner in gewiſſen Zeiten ſogar offenherzig unſittlichen und atheiſtiſchen Politik, dem Erſten, welcher abfallen werde, einen erträglichen Frieden verſprochen hatte. Er gewährte ihn bereits am 10. Auguſt 1678 zu Nimwegen, und allerdings waren die Bedingungen, unter welchen ihn Holland empfing, für den Moment wenigſtens nicht unvortheilhaft. Schon 7 Tage darauf folgte Spanien, das ganz erſchöpft durch die betrübte Regierung des faſt ununterbrochen kranken Königs Karl II., und die Uneinigkeit der Miniſter, ſich ſchon bei weitem härtere Aufopferungen gefallen laſſen mußte, denn viel Köſtliches was in ehemaligen ruhmvollen Zeiten erhalten war, der größte Theil der Niederlande und die Grafſchaft Burgund ward hingegeben für eine traurig ruhmloſe Waffenruhe, die Ludwig ohnehin in jedem Augenblicke wieder aufheben konnte, ſobald es ſein reizbarer Geiſt begehrte.

§. 38.

Friedrich Wilhelm, obwohl betrübt über den Abfall dieſer Mächte von dem allgemeinen Bündniß, ſchien dennoch bald getröſtet durch den Gedanken, daß es denn doch nur **Ausländer** waren, welche abfielen, und er ſorgte ſchnell dafür, Holland für ſich und Dännemark unſchädlich zu machen. Da er in ſolchen Fällen niemals auch die bitterſten Aufopferungen ſcheuete, ſo erließ er den Holländern ſämmtliche ſeit 1672 angelaufene Subſidien, und trat ihnen die Schenkenſchanze ab, obwohl ſie auf Cleviſchem Grund und Boden liegt, und die Unannehmlichkeiten ſich gar wohl vorherſehen ließen, die aus einer ſolchen Zertrennung fließen mußten. Für dieſe Aufopferungen erließ man ihm aber auch die Schuld, welche einſt der Kurfürſt Johann Sigismund in Holland gemacht, und die von 100,000 Thalern durch die Reihe der Jahre und Nichtbezahlung der Zinſen bis auf 12,060,000 Gulden (!) gewachſen war. Es iſt dabei zu erinnern, daß, obwohl die Berechnung jener Schuld allerdings richtig ſein mag, eine ſolche ſogenannte richtige Berechnung dennoch wol überhaupt in ſich ſelbſt unrichtig und unbillig iſt.

§. 39.

Kaum aber hatte der Kurfürſt mit ſo ſchweren Aufopferungen den Abfall fremder Mächte unſchädlich zu machen gewußt, als ihm ein weit ſchlimmerer Fall traf, den auch nur als möglich anzunehmen, der edle Mann ſich gewiß ſelbſt ſtets verboten hatte.

Es fiel nämlich auch der Kaiſer ab, und mit ihm das Deutſche Reich. Da beide den Krieg gegen Frankreich nur mit halbem Herzen und eben deshalb auch ſtets unglücklich geführt hatten, ſo mußten ſie freilich jetzt nach und nach auf den Wunſch kommen, ihn gar nicht begonnen zu haben, und da dies einmal geſchehen war, ihn wenigſtens ſo ſchnell als möglich zu endigen. Dabei fanden ſich nun freilich zwei Schwierigkeiten. Die erſte war der Treubruch gegen den Kurfürſten, vor welchem Gedanken der gewiß nicht unedle Leopold den gerechteſten Abſcheu hegte. Allein eines Theils hatte man ihm bereits vor einem neuen Reiche in Deutſchland ſo bang zu machen gewußt, daß er Friedrich Wilhelms wachſende Macht allerdings höchſt ungern ſah, andern Theils tröſtete er ſich, daß, wenn auch jetzt der Fürſt nicht in den Frieden eingeſchloſſen ſei, er doch immer hinterher ihm noch behülflich ſein könnte, einen ähnlichen zu erlangen, als der jetzt ihm zu Theil wurde.

§. 40.

Das andere Hinderniß hätte billig die Art des Friedens ſelbſt ſein ſollen, den Frankreich ihm bot. Aber man wollte nun einmal von Oeſtreichſcher Seite Ruhe um jeden Preis, und ſo verließ man Brandenburg und Dännemark, gab Freiburg und Breisgau an Frankreich hin, und die Einwilligung, daß die Franche comté, bisher ein Deutſches Reichslehn, unmittelbar zu Frankreich gehöre. Man ertrug es, daß des Kaiſers eigener Schwager, Herzog Karl von Lothringen, der That nach zu einem völligen Untergebenen von Frankreich, den es zu jeder Zeit umgarnen konnte, gemacht wurde, und man war kurzſichtig genug, ſich zu freuen, daß man doch wenigſtens die Feſtung Philippsburg und die Reichsſtädte im Elſaß behalten habe, ein Troſt der doch wirklich nur auf gehaltloſen Worten beruhete.

Da man ſo viel bewilligen wollte, ſo wurden ſelbſt die Franzoſen durch die Nachgiebigkeit überraſcht, und unterzeichneten gar gern den Frieden zu Nimwegen, am 5. Febr. 1679, wohl erkennend, daß durch einen ſolchen Vergleich die Kraft des Kaiſers und des Reichs faſt in der Wurzel angegriffen ſei.

§. 41.

Dieſer klägliche Friedensſchluß gehörte zu den ſchmerzlichſten Erfahrungen des Kurfürſten. Er ſah ſich verlaſſen von dem Kaiſer, gegen den er ſeine Pflicht als Reichsfürſt mit den großartigſten Aufopferungen erfüllt hatte, und er war zugleich hellſehend genug, um all den widerwärtigen, Ehrverletzenden Jammer vorherzuſehen, der aus jenem Vergleich entſpringen mußte. Seine Bemühungen den Abſchluß jenes Friedens zu hindern, waren durchaus vergeblich, und es ward in demſelben in Beziehung auf ihn, nur ein Waffenſtillſtand bewilligt, während deſſen er den Frieden ſich erbitten ſollte. Vergeblich waren ſeine Bemühungen zu Wien, um von dort aus die Gewährleiſtung für den Beſitz von Pommern zu erhalten. Man erklärte ihm geradezu, es ſei dem Kaiſer höchſt misfällig, daß ſich dort da droben „an der Oſtſee ein neuer König der Vandalen feſtſetzen wolle*)“.

§. 19.

Dann verließ ihn auch Lüneburg, und er ſah ſich nun mit Dännemark ganz allein den Franzoſen und Schweden gegenüber.

Jetzt nahm Frankreich den entſchiedenſten Ton des Herrn gegen Brandenburg an, man erklärte dem Kurfürſten, er ſolle alles an Schweden zurückgeben und die Kriegskoſten noch dazu bezahlen, wo nicht, ſo werde man ſich an ſeine Weſtphäliſchen Provinzen halten. Der Drohung folgte die That, und die jenſeit des Rheins gelegenen Lande wurden ſchnell von einem feindlichen Heere überſchwemmt, das ſich jede Erpreſſung erlaubte.

---

*) Dieſe Redensart war beſonders dem Miniſter Paul von Hocher geläufig.

Der Kurfürſt mußte einen Waffenſtillſtand eingehen (vom 31. März bis 1. Mai), um wenigſtens die weiteren Fortſchritte der Feinde zu hemmen.

Während deſſen unterhandelte der Kurfürſt durch den Freiherrn von Blaſpiel zu Nimwegen mit dem berühmten Franzöſiſchen Miniſter Colbert, der ihn jetzt ſeine ganze politiſche Ueberlegenheit mit gelaſſener Ruhe fühlen ließ. Früherhin hatten die Schweden geäußert, ſie würden ſich durch die Rückgabe von Rügen, Stralſund, Greifswalde und den umliegenden Landen zufriedenſtellen laſſen; doch jetzt, durch Frankreichs Uebermacht und Friedrich Wilhelms Verlaſſenheit gereizt, forderten ſie geradezu ganz Pommern, inſoweit es ihnen abgenommen, nebſt Stettin zurück. Nur dann, erklärte Colbert, dürfe der Kurfürſt auf Frieden mit Frankreich rechnen.

§. 43.

Es war dem edlen Fürſten nicht möglich geweſen, ſich ſo ſchnell an den Gedanken zu gewöhnen, daß fünf ſchwere Kriegsjahre und die Anſtrengung ſeiner wackern Truppen ſo ganz fruchtlos geweſen ſein ſollten. Ja, ihn empörte der Uebermuth der Schweden und Franzoſen dergeſtalt, daß er nicht ſelten den Gedanken ergriff, Alles zu wagen und ganz allein ſich ihrer vereinten Macht entgegenzuſtellen. Und wer weiß, ob nicht die Geſchichte das große und ſeltſame Schauſpiel erlebt hätte, einen einzelnen deutſchen Kurfürſten, bloß im Vertrauen auf Gottes Beiſtand in gerechter Sache, gegen die Macht zweier Könige fechten zu ſehen. Doch hier widerſetzten ſich die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, die den Brandenburgiſchen Truppen nicht nur den Durchzug durch ihre Lande verſagten, ſondern auch droheten ihn ſelbſt feindſelig zu behandeln. Ferner kamen noch gegen Ende des April mehr als 15,000 Franzoſen über den Rhein, denen der Brandenburgiſche General Spann, der im Cleviſchen ſtand, durchaus nicht gewachſen war. So wurde denn ein neuer Waffenſtillſtand von 15 Tagen abgeſchloſſen, und als auch dieſe verfloſſen waren, wurde ſelbſt Minden von den Franzoſen beſetzt, denen früherhin ſchon Weſel und Lippſtadt eingeräumt worden war. Jetzt nun, da die äußerſte Noth drängte, indem die Lüneburger ſogar drohten, dem Brandenburgiſchen Feldherrn den Rückweg nach der Mark zu verlegen, und Frankreichs Ton immer bedenklicher und übermüthiger ward, ſah ſich der Kurfürſt genöthigt, um ſo hohen Preis Frieden zu ſchließen.

§. 44.

Er hatte den wohlerfahrenen Miniſter von Meinders nach Paris geſandt, und dieſer unterließ nicht, da die Waffen nicht mehr helfen konnten, die Gründe der Billigkeit in Beziehung auf ſeinen Fürſten in Anregung zu bringen. Doch Ludwig gefiel ſich zu wohl in ſeiner angemaßten Diktatorwürde, und meinte von dem Kurfürſten zu ſehr beleidigt zu ſein, um nachgeben zu können. Die Franzöſiſchen Miniſter erklärten ſelbſt zu wiederholten Malen, daß ſie dem Brandenburgiſchen Fürſten, den ganz Europa und auch ihr König wahrhaft ehre, allerdings einen vortheilhaften Frieden wünſchten, doch ſei es ihrem Herrn unmöglich, ihn auf Koſten der verbündeten Schweden zu begünſtigen. Dann folgten wieder Drohungen, daß jeder Tag des Aufſchubes dem Kurfürſten Nachtheil bringen ſolle, und ſo mußte ſich denn endlich Meinders entſchließen, den traurigen Frieden zu St. Germain en Laye, am 29. Junius 1679, mit dem franzöſiſchen Miniſter Pompon abzuſchließen. In demſelben verpflichtete ſich Brandenburg, alle Eroberungen in Pommern, mit Ausnahme eines kleinen Strich Landes, den Schweden bisher jenſeit der Oder (und zwar wider den Weſtphäliſchen Frieden), beſeſſen, zurückzugeben.

§. 45.

Außer dieſem höchſt unbedeutenden Erſatz verſprach Frankreich in einem beſondern Artikel, nicht ohne Affectation wohlfeiler Großmuth, dem Kurfürſten 300,000 Kronen, als Erſatz für den erlittenen Schaden zu bezahlen, ſo wie man ihm auch die Stadt Golnow als Pfand einräumte, bis Schweden 50,000 Thaler, gleichfalls als Koſtenerſatz, an ihn entrichtet haben würde. So ſollte dieſe Macht auch allem Recht an die Seezölle in Hinterpommern entſagen *).

---

*) Daß Ludwig XIV. die Kurfürſtin durch ein Geſchenk von 100,000 Thalern und einen Diamantſchmuck, ſo wie Meinders durch eine jährliche Penſion von 20,000 Thalern gewonnen habe, Friedrich Wilhelm zur Unterſchrift zu ver-

Es war gewiß der ſchmerzlichſte Augenblick in dem Leben des Fürſten, als er dieſen Vergleich unterſchreiben mußte, durch den er auf alle gerechten Erwerbungen der letzten mühevollen Jahre Verzicht zu leiſten verſprach. Die Schlaffheit der Freunde, der Uebermuth der Feinde hatte es dahin gebracht, und ſo rief der Fürſt, nachdem er unterſchrieben hatte, voll tiefer, ſchmerzlindernder Ahnung aus:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Er iſt nicht getäuſcht worden.

---

anlaſſen, iſt ein völlig grundloſes Gerücht, das Pöllnitz (T. I. p. 98.) ohne allen Beweis hinwirft. Abgerechnet, daß Ludwig nicht ſchenkte, wo er, wegen unendlicher Uebermacht, nicht zu ſchenken nöthig hatte, verſteht es ſich auch wol von ſelbſt, daß der große Kurfürſt durch nichts anderes, als durch die klare Anſicht der vollendeten Nothwendigkeit bewogen werden konnte, den Frieden einzugehen.

Viertes Buch.

§. 1.

Friedrich Wilhelms bittern Kummer über den Frieden zu St. Germain linderte nur der Gedanke, daß, wenn auch nicht neuer Länderzuwachs, doch ein ewiger Ruhm erworben ſei. Selbſt ſeine Feinde gewannen hohe Achtung für die Rechtlichkeit eines Fürſten, der ſich ſtets gleichmäßig und kraftvoll zeigte, im Handeln und im Dulden. Der Kaiſer ſuchte wenigſtens ſo viel als möglich den Tiefgekränkten zu verſöhnen, doch da ein ſo bedeutendes Unrecht durch bloße Worte ſich nicht wieder gut machen läßt, ſo konnte auch die bittere Empfindung gegen ihn nicht ſo ſchnell weichen. Ludwig der Vierzehnte ließ es gleichfalls nicht an wohltönenden Redensarten fehlen, und in der That mußte der Fürſt eher ihm, dem übermächtigen Feinde, verzeihen, als dem ſchwachen Freunde, der für alle Opfer, die ihm gebracht waren, nichts zurückgegeben hatte, als ſelbſtſüchtige Theilnehmungsloſigkeit gegen den, der ſo oft ſeinen eignen Vortheil für ihn vergeſſen.

Der größte Gewinn jenes Friedens war das allgemeine Vertrauen der Deutſchen, die jetzt auf Friedrich Wilhelm faſt wie auf ihr geiſtiges Haupt hinblickten, um das ſie ſich gern verſammelten, und zu dem ſie auch oft genug in Verlegenheit und Noth ihre Zuflucht nahmen. Ein anderer Umſtand, daß Ludwig, obwohl er nie von ſeiner Politik abwich, dennoch klar zeigte, daß er in ihm den geiſtreichſten Fürſten und Feldherrn der Deutſchen anerkenne, ſchmeichelte wenigſtens dem gerechten Stolze der Brandenburger.

§. 2.

Auch die häusliche Lage des Kurfürſten, in ſo weit der Geſchichtſchreiber ihn in dieſelbe begleiten kann, ſchien jetzt keineswegeſ erfreulich genug, um ſtillen Troſt für die fehlgeſchlagenen Hoffnungen des letzten Jahres zu bieten.

Friedrich Wilhelm hatte ſich nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin von neuem vermählt. Seine Wahl war auf die Prinzeſſin von Holſtein-Sonderburg, Dorothea, gefallen, mit der er ſich am 15. Junius 1668 verband. Dieſe Fürſtin verdient in mancher Hinſicht einen ausgezeichneten Ruhm. Die ſtarke und feſte Liebe für ihren Gemahl zeigte ſich bis an ihr Ende in ſteter Gleichmäßigkeit, und keine Trennung von ihm ertragend, begleitete ſie ihn auf allen Feldzügen ſelbſt in Gefahr und Bedrängtheit. Sie war unermüdet thätig für den Ruhm und die Vergrößerung des Landes, deſſen Fürſtin ſie geworden, ſie erweiterte und verſchönerte die Reſidenz, legte Gärten an, und pflanzte die erſten Linden, welche ſpäterhin der Hauptſtadt den angenehmſten Spaziergang gewährten. Dennoch hat ſich dieſe Frau niemals einer allgemeinen Liebe der Brandenburger zu erfreuen gehabt, denn ſie folgte auf jene Louiſe, die durch Sanftmuth und Freundlichkeit, ſo wie durch äußere Schönheit die Gemüther aller dergeſtalt für ſich gewonnen, daß ſie auch jetzt noch, da der Tod ſie hinweggenommen, vielleicht jeder Nachfolgerin hätte gefährlich werden können. Wirklich gab es aber auch bei Dorothea eine Schattenſeite. Sie war ohne beſondre Schönheit und Anmuth im Aeußern, nicht ohne Stolz, zum Zorn geneigt, und dauernd in der traurigen Empfindung des Haſſes. Ihr ſtetes Streben nach allem was rein nützlich iſt, ließ ſie oft das Schöne ganz überſehen, und die Sorge für den Erwerb überſchritt wohl gar zuweilen den Anſtand und artete zuletzt in wirklichen Geiz aus *).

§. 3.

Das Misverhältniß zwiſchen ihr und den Berli-

---

*) Es wird leider von mehreren Schriftſtellern erzählt, daß ſie vor dem Spandauerthore zu Berlin ein Wein- und Bierhaus für ihre Rechnung angelegt, das allerdings einen großen Vortheil für ſie abgeworfen habe. Der Rath und die Bürgerſchaft klagten dagegen, daß ſie ſich dadurch in ihren Privilegien gekränkt fühlten; doch wurde ihre Bittſchrift nicht geachtet. — In jedem Falle iſt dieſe Erzählung nicht ohne Uebertreibung; nur möchte es ſchwer halten, das Maaß ihrer Wahrhaftigkeit zu beſtimmen. Der Hiſtoriker, der D's völlige Rechtfertigung innig wünſcht, durfte eben deshalb die Sache nicht übergehen.

nern, aus welchem vielleicht die meiſten Vorwürfe der Hiſtoriker gefloſſen ſind, rührte gleich von dem Tage des Einzuges in dieſe Stadt her. Da ihr nirgend beſondere Liebe begegnete, ſo gewährte auch ſie dieſelbe nicht, und ſie faßte bald einen unverhehlten Widerwillen gegen die Hauptſtadt, daß ſie ſich auch weit öfter in Potsdam als in Berlin aufhielt. Da ſie Mutter von ſieben Kindern wurde, die ſie alle zärtlich liebte, ſo zeigte ſich leider bald eine traurige Abneigung für die Kinder des Kurfürſten erſter Ehe, beſonders gegen den Kurprinzen Friedrich und den Prinzen Ludwig, die ſich ihren Planen am meiſten widerſetzten. Dieſe Plane gingen dahin, ihren eigenen vier Prinzen gewiſſe Länder zu hinterlaſſen, wodurch dann nothwendig die ſchöne mühſam erhobene Schöpfung des Kurfürſten zerſtückelt werden und zerfallen mußte.

§. 4.

Es konnte ihr gewiß nicht leicht werden, ihren Gemahl in dieſe Plane zu ziehen, dennoch gelang es ihr endlich wirklich. In einer Zeit, wo der Kurfürſt beſonders unzufrieden mit ſeinem älteſten Sohne war, faßte er den Gedanken, die durch den weſtphäliſchen Frieden neuerworbenen Länder unter die Prinzen der zweiten Ehe zu theilen. Der Kurprinz, wohl wiſſend, von welcher Seite dieſer Plan komme, zeigte jetzt eine offenbare Feindſeligkeit gegen die Stiefmutter, und dieſe erwiederte ſie auf eine ähnliche Weiſe. Das Verhältniß wurde zuletzt ſo unerträglich, daß der Prinz in Geſellſchaft ſeines

Freundes und Rathgebers, des Freiherrn von Dankelmann, heimlich und bei Nacht Berlin verließ, und nach Kaſſel reiſte, wo ihn der verwandte Hof mit beſonderer Liebe aufnahm. Der Kurfürſt, der den Prinzen Friedrich wegen der Verſchiedenheit der Charaktere und Anſichten, nie vorzüglich geliebt hatte, wurde durch dieſen Schritt deſſelben dergeſtalt beleidigt, daß er ein Teſtament ausfertigte, in welchem er ihm nur die Kurwürde und die eigentlichen Kur-Lande zuſprach; alle übrigen Provinzen aber unter die einzelnen Söhne des Hauſes vertheilte.

§. 5.

Wir finden in dieſer Handlung den unbegreiflichſten Punkt in Friedrich Wilhelms Leben, und es ſcheint billig, denſelben nicht mit dem gewöhnlichen Maaßſtabe zu meſſen, den manche zu vorſchnelle Schriftſteller angelegt haben. Wir wollen den Kurfürſten keinesweges frei ſprechen von jener Reizbarkeit und den Aufwallungen des raſchen Zornes; denn das Talent der Liebe iſt nie ohne das der Abneigung; aber niemals hat der Zorn den Fürſten zu einer ungerechten und unpolitiſchen Handlung verleitet. Wir haben nicht einmal Spuren von beſtimmtem Haſſe gegen den Kurprinzen, ſondern nur von Kälte und Misbehagen, wenn er ihn mit dem früh vollendeten Karl Emil verglich. Eben ſo wenig kann hier von einer gänzlichen Uebermacht der Kurfürſtin auf eine für ganz Europa wichtige Handlung die Rede ſein. Wohl finden wir, daß er ſie ſehr hoch achtele und ihren ruhigen Verſtand zu benutzen wußte, ſo wie denn auch ſie mit beſonderer Klugheit und Feinheit in ſein Leben eingriff; aber nie erblicken wir ihn nachgebend, wo das Nachgeben dem Fürſten und Helden nicht geziemt haben würde. Wir dürfen deshalb bei dem Gefühl, welches wir dem Kurfürſten ſchuldig ſind, jenes Teſtament nicht für eine bloße Eingebung ſeiner Gemahlin halten.

§. 6.

Wenn es deshalb weder Haß gegen Friedrich, noch übergroße Zärtlichkeit für Dorotheen war, ſo ſcheint es eher das Reſultat einer im Unmuth über die Lage Deutſchlands nach dem Nimweger Frieden gefaßten Anſicht zu ſein. Ahndete vielleicht der Fürſt, daß nur er im Stande ſei, den zerriſſenen Länderhaufen, aus welchem der Staat damals beſtand, mit Einheit und Kraft zu beſeelen? und wollte er ſeinen Söhnen die Regierung leichter machen, die ihm von allen Seiten her ſo ſchwer gemacht wurde, und der in der That auch nur er gewachſen war?

Kam ihm etwa der Gedanke, daß es, bei ſo bewandten Umſtänden, für Deutſchlands Heil erſprießlicher ſein dürfte, wenn ſich neben der Oeſtreichiſchen Kaiſermacht kein bedeutendes Nebenreich an der Oſtſee erhöbe, und daß die Bande, welche die einzelnen Reichsſtände an das geſammte Deutſchland (als Einen Staat) knüpften, ſich enger und feſter zuſammenziehen würden, wenn das uralte Föderativ- und Feudalſyſtem von neuem und in ſeiner früheren Kraft erſchiene, und folgerte er, dies ſei leichter zu erreichen, wenn der Lehnsherr mit mehrern, aber weniger mächtigern Vaſallen zu thun hat?

Da uns die Geſchichte nichts weiter liefert, als die nackte Begebenheit, ſo iſt es nicht möglich, mit Entſchiedenheit über die Gründe abzuurtheilen, die jenes Teſtament veranlaßten. In jedem Falle muß irgend eine von ſeiner frühern abweichende bedeutende Anſicht, wobei vielleicht ein großartiger Irrthum mit walten konnte, gewirkt haben: an einen bloßen Verdruß, Zorn oder ſchwache Nachgiebigkeit gegen Frauenwünſche iſt hier gewiß nicht zu denken. Dennoch haben leider faſt alle Schriftſteller, leichtſinnig abſprechend, den großen Kurfürſten einer ſolchen Schwäche für fähig gehalten *).

§. 7.

Ehe wir in der Geſchichte des Kurfürſten weiter gehen, bedarf es noch eines ſchnellen Blickes auf ſeine

---

*) Es iſt bekannt, daß Friedrich III. die Gültigkeit dieſer teſtamentariſchen Verfügung ſeines Vaters nicht anerkannte, und mit Berufung auf ältere Familiengeſetze, keine Theilung geſtattete. Der Markgraf Philipp und die andern Brüder gaben ihm auch bald nach, da auch der erfahrene Moritz Wilhelm, Herzog zu Sachſen-Zeiz zu freundlichem Vergleiche rieth. Dieſer kam denn auch am 3. März 1692 zu Potsdam zu Stande, und ſämmtliche Prinzen wurden von dem regierenden Bruder nach dem Maaß ihrer Anſprüche entſchädigt.

Verhältniſſe zu Polen, bei denen er einer ganz eignen Gattung von Klugheit bedurfte, indem hier den ewig ſtreitenden Partheien und dem verworrenen Willen der Großen, die mehr als der durch ſie gewählte König regierten, zu begegnen war. Michael Wisniowitzky ſtarb 1673, ohne Zweifel aus Kummer über das allgemeine Elend des Landes, das ſich im innern Zwieſpalt ſelbſt zerriß, ſo wie nicht minder über den gänzlichen Verluſt ſeines Anſehens: und nun ergriff endlich nach einem trüben Zwiſchenreich ein durchaus kraftvoller, zum König geborner Held, Johann Sobiesky die höchſte Würde, und es ſchien, als werde nun Ruhe und Einigkeit zurückkehren.

Wirklich that auch Johann für Polen was er vermochte; ſchade nur, daß die unbeſtechliche Geſchichte die einzelnen Schatten in dem Charakter dieſes Fürſten nicht verſchweigen darf, den man ſonſt, um ſo mancher Großthat willen, gern unbedingt lieben möchte. Er hatte die Krone ſelbſt nicht ohne gewiſſe Künſte zu erlangen gewußt, er war zu nachgiebig gegen den oft ungerechten Willen ſeiner Gemahlin (Maria Caſimira Louiſe de Grange d'Arquien) die ihn nicht ſelten der wahrhaften Politik entfremdete, ja wir finden in ihm Züge von Geiz und Habſucht.

§. 8.

So war denn auch ſein Lieblingswunſch, das Herzogthum Preußen wieder mit Polen zu vereinigen, oder doch wenigſtens die alten abhangigen Verhältniſſe jenes

Landes zu ſeinem Königreiche, wieder herzuſtellen. Eine ausführliche Erzählung von den Mitteln, die er anwandte, um dieſen Zweck zu erreichen, würde unerfreulich und ermüdend ſein müſſen; doch darf leider nicht verſchwiegen werden, daß er ſelbſt die bedrängte Lage des Kurfürſten in gewiſſen Zeiten zu benutzen nicht verſchmähete. Dieſen konnte nur die ewig ſich gleichbleibende ruhige Kraft retten, ſo wie jene alte klare Beſonnenheit und würdevolle Geduld, die wir ſo oft an ihm bewundern müſſen.

Erſt nach dem Frieden zu St. Germain ſchien Johann ſeine unbilligen Entwürfe in Beziehung auf Preuſſen aufzugeben, theils weil der Kurfürſt mit Frankreich neu verſöhnt war, theils auch, weil er endlich auch ihm jene Hochachtung abzwang, von der jetzt ganz Europa für ihn erfüllt war. Wir dürfen dieſen Glauben hegen, denn ein Held kann den andern nicht immer verkennen; und, auch wenn ſich ihre Bahnen durchkreuzen, müſſen ſie ſich am Ende in Liebe begegnen.

§. 9.

Mehr aber als dieſe auswärtigen Verhältniſſe beſchäftigte und betrübte den Kurfürſten die Lage Deutſchlands nach jenem Frieden, der nur zu bald alle die traurigen Folgen wirklich zeigte, welche Friedrich Wilhelm vorausgeſagt hatte. Hätte ihm die Eitelkeit ſchmeicheln können, daß er faſt der Einzige unter den Deutſchen Fürſten geweſen war, der ſo klar in die Zukunft geſehen, hätte er an dem Gedanken Freude finden können, daß das Geſchick ſchon jetzt anfange, die Rache für ihn, an denen, die ihn verlaſſen, zu übernehmen, ſo würden wir nicht ſtaunen dürfen über eine menſchliche Schwäche, die uns die Geſchichte auch wohl bei bedeutenden Charakteren zeigt. Doch wie entfernt war das reine Gemüth des Brandenburgiſchen Fürſten von jener Schwäche, und keine befriedigte Eitelkeit, keine Rache konnte ihm Troſt gewähren, der nur glücklich war, wenn das geſammte Deutſchland ſich glücklich fühlte. Und nie hatte Deutſchland ſo ſchwere und bittere Leiden zu tragen, als jetzt, denn es ſah ſich mit empörendem Uebermuth und faſt mit Spott und Hohn von Frankreich behandelt.

Ludwig, der die Schwäche des Kaiſers und die Uneinigkeit der meiſten Reichsfürſten geſehen hatte, fühlte ſich aufgelegt, die Vortheile noch weiter zu verfolgen, die ihm der Nimweger Friede ohnehin ſchon ſo reichlich gewährt hatte. Schon längſt an die ſelbſtſüchtigſte Politik gewöhnt, war er nur über die Wahl der Mittel verlegen, ſeinem Ehrgeiz ein völliges Genüge zu thun.

§. 10.

Vergeblich hatte man bisher erwartet, er werde nun endlich ſeine Truppen aus den Feſtungen herausziehen, die er zurückzugeben verſprochen. Er that es nicht: denn er wollte reizen, und wie es ſchien, an den Gedanken gewöhnen, daß er noch bei weitem mehr fordern werde. Sein Wunſch war das geſammte linke

Rheinufer, und zu deſſen Beſitz zeigte ihm jetzt der Parlamentsrath Roland de Ravaulx, und, durch dieſen unterrichtet, auch der Staatsminiſter Louvois den Weg. Die beiden letzten Friedenstractate enthielten bei den Namen der an Frankreich abgetretenen Länder auch die Worte: „nebſt allen ihren Dependenzen,“ und dieſer Ausdruck ließ ſich, mit Hülfe geſchickter Geſchichtsverdrehung und längſt geübter ſophiſtiſcher Künſte, gar ſehr nutzen, und in der That ward er mit einer Frechheit genutzt, die ganz Europa in Erſtaunen ſetzte.

Nicht ohne beſondere Feierlichkeit wurden jetzt vier ſogenannte Reunionskammern zu Metz, Breiſach, Beſançon und Dornik eingeſetzt, mit dem Auftrag, zu unterſuchen, was ſich wohl zu den Dependenzen der Länder rechnen laſſe, die im Weſtphäliſchen und Nimwegiſchen Frieden an Frankreich abgetreten wurden. Da ſtillſchweigend jede willkührliche Auslegung erlaubt worden war, ſo brachten ſie ohne beſondere Mühe heraus, daß man unter jenen Dependenzen Saarbrück, Bitſch, Zweibrücken, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Münpelgard u. ſ. w. zu verſtehen habe, wobei es in der That zu bewundern iſt, daß man ſich noch ſo mäßigte, und, da man einmal im Zuge war, nicht auch Wien und Berlin mit verlangte. Indeſſen ſah man nun ſogleich alle jene erſtgenannten Städte und Länder, als zu Frankreich gehörig an, forderte ſchnell, und gleichſam als ob ſich das von ſelbſt verſtehe, die bisherigen Beſitzer derſelben zur Huldigungsleiſtung nach Paris, erklärte, da ſie nicht erſchienen, ſie alle für abgejetzt, und nahm ihre Beſitzungen als verfallene Lehen an ſich.

§. 11.

Unendliche Klagen der von Frankreich gedrückten Fürſten erſchallten jetzt in Regensburg, und auch Leopold ſah jetzt, wie wohl zu ſpät, ein, daß ein übereilter Friede, der dem Feinde die offenbare Obergewalt läßt, ſchlimmer ſei, als ſelbſt der angeſtrengteſte und blutigſte Krieg. Er wollte im erſten Zorn die Feindſeligkeiten gegen Frankreich von neuem beginnen, und ließ den Kurfürſten von Brandenburg einladen, nach Regensburg zu kommen, um mit ihm den bevorſtehenden Feldzug zu überlegen. Dieſer aber ließ ſich entſchuldigen, daß theils die Sorge für ſein faſt erſchöpftes Land, theils auch ſeine durch die letzten ſechs Kriegsjahre ſehr geſchwächte Geſundheit, ihm nicht verſtatte, jenem Wunſche zu willfahren. Er hatte nur zu wahr geſprochen, denn wirklich zeigten ſich ſeit jenen heftigen Winterfeldzügen in Pommern und Preußen, bei dem ſonſt ſo feſten ruhig kräftigen Helden Spuren von Kränklichkeit, die ihm früher gänzlich unbekannt geweſen waren.

§. 12.

Zugleich gab er dem Kaiſer den wohl überlegten Rath, nachdem was nun einmal geſchehen war, und jetzt, da alle Fürſten die Waffen niedergelegt und ihre Uneinigkeit öffentlich gezeigt hätten, ſich nicht ſo raſch in einen neuen Krieg mit dem übermächtigen Ludwig einzulaſſen, ſondern erſt jeden Weg der Güte einzuſchlagen, um zu retten, was etwa noch zu retten ſei. Zugleich verlangte er, was gar wohl billig war, als längſt verſprochene Schadloshaltung, vom Reiche die Anwartſchaft auf Oſtfriesland und den Beſitz der Reichsſtädte Nordhauſen und Mühlhauſen, nebſt Dortmund. Der Kaiſer, wohl fühlend daß der Kurfürſt Recht habe, und daß er unmöglich Vertrauen zu einem Kriege haben könne, der als ein bloßer Akt der Verzweiflung erſcheinen mußte, ſchlug jetzt wirklich den Weg der Güte mit Frankreich ein; aber die gerechten Forderungen des Fürſten gewährte er nicht.

§. 13.

Der Kurfürſt, abermals beleidigt, dachte dennoch nicht an Rache, ſondern bemühte ſich allen ſeinen Einfluß bei Ludwig geltend zu machen, um ihn auf billigere Geſinnungen gegen den Kaiſer und das Reich zu bringen. Ein ſolcher Einfluß fand jetzt wirklich ſtatt, denn der König, nicht ohne Gefühl für die Größe, hatte bei aller Selbſtſucht, ihm dennoch gezeigt, daß er ihn unter ſeinen ſämmtlichen Feinden perſönlich am meiſten achte, und eine nähere Verbindung mit ihm wünſche. Ludwig ging in dieſer Hinſicht einen Mittelweg, und gab ſeine Plane auf die oben genannten Deutſchen Länder nicht auf, ſuchte aber Gelegenheit, dem Kurfürſten auf andere Weiſe gefällig zu ſein. So ließ er ihn das ehrenvolle Geſchäft eines Mittlers zwiſchen der Reichsſtadt Hamburg und dem Könige von Dännemark ungehindert, und mit offenbarer Beiſtimmung betreiben. Friedrich Wilhelm vergaß dabei gern, daß jene Stadt ſich keinesweges gefällig gegen ihn bewieſen, und daß ſie ſich geweigert hatte, die Gelder an ihn zu bezahlen, die ihr vom Kaiſer und Reich als eine Hülfsleiſtung für den Pommerſchen Krieg zu entrichten auferlegt waren. Erſt jetzt, wo der Kurfürſt offenbar ihre Unabhängigkeit gegen Dännemark rettete, bezahlte ſie ihm endlich 125,000 Thaler, und ſuchte hinfort ſtets ihm ihre Dankbarkeit zu beweiſen.

§. 14.

Wichtiger war die Forderung an Spanien wegen der ſeit mehreren Jahren rückſtändigen Subſidien, die ſich nunmehr auf 1,800,000 Thaler beliefen. Vergeblich hatte der Kurfürſt den Weg der Güte eingeſchlagen, und endlich, ermüdet durch leere Vertröſtungen, die nicht mehr waren als abſchlägige Antworten, offen erklären laſſen, er ſehe ſich genöthigt, durch Gewalt zu ſeinem Recht zu kommen. Man achtete dieſe Drohung nicht, da die Möglichkeit ſie auszuführen verkannt wurde. Aber Friedrich bewies, wie vieles möglich ſei, wenn ein feſter Wille vorhanden iſt. Schnell und in der Stille ließ er zu Pillau 6 Fregatten und einen Brander in Stand ſetzen, die jetzt unter dem Befehl des Cornelius van Bevern durch den Sund in die Nordſee einliefen. Dieſe kleine Preußiſche Flotte hatte ausgezeichnetes Glück, indem ſie ſich ſogleich bei Oſtende eines reichbeladenen Schiffes bemächtigte, das unverzüglich nach Preußen geſandt wurde. In den Mexicaniſchen Gewäſſern eroberte man noch zwei andere Schiſſe der Spanier, und ſchlug ſich mit einer ſehr überlegenen Macht beim Cap von St. Vincent auf eine Weiſe, daß jetzt ſelbſt auf entfernten Meeren der Preußiſche Name mit Ruhm genannt wurde. Dann kehrte man nach Pillau zurück, und obwohl der Gewinn durch die eroberten Schiſſe keinesweges jener Summe gleich kam, ſo hatte doch Friedrich Wilhelm gezeigt, daß er mit Ernſt an die Erlangung ſeines Rechtes denke, und Karl II., den nicht Unredlichkeit ſondern gänzlicher Geldmangel bisher an der Erfüllung ſeiner Pflicht gehindert hatte, ließ ſich gern in neue friedliche Unterhandlungen ein.

§. 15.

Im Jahre 1680 gelangte der Kurfürſt endlich zum Beſitze von Magdeburg, deſſen bisheriger Adminiſtrator, Herzog Auguſt von Sachſen, am 4. Junius zu Halle geſtorben war. Die Huldigung ſelbſt mußte wegen der in jenen Landen damals herrſchenden Peſt eine geraume Zeit aufgeſchoben werden, und fand erſt im folgenden Jahre zu Magdeburg und Halle Statt (30. Mai und 4. Jun.). Erſt jetzt alſo, über vierzig Jahre nach dem Antritt der Regierung, ſah ſich Friedrich Wilhelm im Beſitze aller Macht, die ihm Tapferkeit, Weisheit und Geduld erworben hatte. Unwillkührlich drängt ſich uns dabei der Gedanke auf, was er geleiſtet und aus Preußen gemacht haben würde, wenn dieſe Ländermaſſe, die er erſt ſo mühſam erringen mußte, ihm gleich beim Anfang ſeiner Herrſcherwürde angehört hätte.

§. 16.

Ludwig XIV. hatte indeſſen bei den Unterhandlungen, welche zu Frankfurt angeknüpft waren, mit Beſtimmtheit erklärt, daß er ſich nur dann befriedigt finden werde, wenn man ihm den größten Theil von Elſas nebſt Straßburg abtrete. Kaiſer Leopold weigerte ſich deſſen mit dem höchſten und gerechteſten Unwillen, und drohete mit einem neuen Kriege. Doch Ludwig hatte ſchon zu oft gezeigt, wie wenig er ihn fürchte, und während die Deutſchen Fürſten mit unſäglicher Langſamkeit zu Regensburg Verhandlungen pflogen, ob das Reich von neuem aufſtehen ſolle, raubte der König dieſem Reiche, das ſich damals ſo ſchwer zum Aufſtehen entſchließen konnte und ſo unbeholfen gebährdete, eine der ſchönſten und wichtigſten Städte, Straßburg (29. Sept. 1681.). Ludwig ſelbſt betrachtete ſie als eine der ſchönſten Perlen in ſeiner Krone, und nahm faſt eilig die Huldigung daſelbſt ein, ſich ſelbſt gelobend, dieſe Stadt niemals wieder ſich entreißen zu laſſen.

Jetzt war nun allerdings eine mehr als genügende Urſache zum Kriege gegen Frankreich vorhanden, und wohl war der Haß gerecht, mit dem Leopold ein Land betrachtete, aus dem von jeher alles Uebel für Deutſchland floß. Aber Friedrich Wilhelm ſah nur zu deutlich ein, wie wenig das Reich zu einem ſolchen Kampfe bereitet war, und wie die ſeltſamſten und uneinigſten Beziehungen der einzelnen Fürſten jeden Kraftaufwand des Volks vergeblich machen mußten. Er ließ deshalb durch ſeinen Geſandten (v. Jena) zu Regensburg erklären, daß jetzt, wo alle Reichsſtände die Waffen abgelegt, und Frankreich auf dem Gipfel der Macht ſtehe, keineswegs die Zeit vorhanden ſei, um von neuem einen Krieg zu beginnen. Und allerdings konnte das, was durch lang fortgeſetzte ungeheuere Staatsfehler verloren gegangen war, wohl ſchwerlich auf eine krampfhafte und tumultuariſche Weiſe wieder gewonnen werden.

§. 17.

Friedrich Wilhelm glaubte, es ſei in dieſem Augenblicke wohl das Beſte, wenn man nur die Anforderungen Ludwigs auf ein beſtimmtes Ziel zurückweiſen könne, wodurch doch wenigſtens die Unabſehbarkeit ſeiner Willkühr aufgehoben würde. In dieſem Geſichtspunkte handelnd, ſchloß er ſogar mit Ludwig ein Bündniß (zu Berlin am 12. Januar 1692.). Er verſprach dem Könige, „alles anzuwenden, daß vom Reiche kein Krieg wider ihn beſchloſſen, ſondern vielmehr die jetzige Streitigkeit beigelegt würde; Ludwig aber, dem Reiche nichts mehr zu entziehen und ſich aller Feindſeligkeiten zu enthalten, ſo lange Hoffnung zum Vergleich bleibe.“ Auch empfing er von Frankreich Hülfsgelder, um ſeine Truppen zu vermehren und ſeine Anſtrengungen zu verdoppeln.

Wenn ſchon dieſes Bündniß bei dem Oeſtreichiſchen Hofe Abneigung für ihn erregen mußte; ſo wurde dieſe noch vermehrt durch die wiederholten Anforderungen des Kurfürſten an Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, die man ſelbſt in früheren freundlichen Verhältniſſen nicht hatte erfüllen wollen.

So ſehr aber auch der Kaiſerliche Hof in dieſem Augenblick auf den Kurfürſten zürnte, ſo ſehr hatte er doch Urſach ihm zu danken für das, was er für Oeſtreich und das Reich überhaupt that. Es waren nämlich, da ſich die Frankfurter Verhandlungen zerſchlagen, neue zu Regensburg angeknüpft worden, die aber von den Kaiſerlichen Geſandten dergeſtalt in die Länge gezogen wurden, daß Ludwig mit gewöhnlicher Ungeduld und Heftigkeit nicht ſelten drohte, er werde noch weiter um ſich greifen, wenn nicht bald alles zu dem gewünſchten Ziele gebracht werde. Hier nun trat der Kurfürſt ins Mittel, indem er dem Könige erklärte, er werde, ſo bald dieſer die Gränze auch nur ein Haar breit überſchritte, jenes Bündniß ſogleich für aufgehoben anſehen. Dahin wollte Ludwig, wenigſtens in dieſem Augenblick, es noch nicht kommen laſſen.

§. 18.

Aber er fand leider ein anderes heilloſes Mittel, um den unglücklichen Leopold nachgiebig zu machen. Auf ſeinen Rath und von ihm unterſtützt, fielen die Türken in Ungarn ein, vereinten ſich dort mit dem Grafen Tekely und andern Misvergnügten, und drangen nun in unzählbaren Schaaren, heidniſch wild raubend, zerſtörend und mordend in Oeſtreich ſelbſt ein, und belagerten unter dem Großvezier Kara Muſtapha die edle altehrwürdige Hauptſtadt des Deutſchen Reiches. Leopold, der den Krieg bisher leider nur aus der Ferne geſchaut, ſchien ſelbſt Wien für verloren anzuſehen, und floh nach Linz. Doch gerade was Ludwig zur Demüthigung des Hauſes Oeſtreich hervorgerufen hatte, gereichte nur zu deſſen Verherrlichung. Das wackre Volk, wohl wiſſend, daß es hier ſeinen alten Ruhm, ſeine Exiſtenz und ſeine heilige Religion gelte, erhob ſich in Maſſe und der Graf Ernſt Rüdiger von Stahremberg vertheidigte Wien gegen die endlos überlegenen Feinde mit jener ruhigen Kraft und Würde, die dem chriſtlichen Ritter ſo wohl ſteht. Dann zog der tapfere König von Polen, Johann Sobiesky, vereint mit den Kurfürſten von Baiern und Sachſen und dem Herzog von Lothringen, mit ſchnell geſammelten wackern Schaaren gegen Wien, und die große Schlacht auf dem Kalenberge entſchied den Sieg Oeſtreichs und des chriſtlichen Europas. Mit Freude ſieht der Geſchichtſchreiber auf jenen leuchtenden Punkt hin, und wenn ihn manche Zeichen der damaligen Zeit von träger und trüber Selbſtſucht verletzen müſſen, ſo erkennt er deſto inniger an, daß doch alles zu retten iſt, ſo lange noch der Eifer für die göttliche Religion in dem Herzen der Fürſten und des Volkes lebt.

Alles theilte die Freude über jenen rein Europäiſchen und rein Chriſtlichen Sieg; nur Ludwig nicht. Finſter und jedes prüfende Auge meidend, ſchloß er ſich ein, mit dem argen, widerlichen Gefühl, ſeinen Frevel nutzlos begangen zu haben.

§. 19.

Zwar hatte ein ungünſtiges Geſchick dem Kurfürſten verwehrt, auf den Feldern von Wien ſelbſt neue Lorbeern zu erringen, dennoch darf auch auf ihm in dieſer Zeit der Blick mit Freude ruhen, indem er ſich, wie ohnehin leicht zu erwarten, des großen Namens eines Deutſchen und chriſtlichen Fürſten vollkommen würdig zeigte. Kaum hatte er den Einbruch der Türken erfahren, als er, weit von ſich werfend jeden Gedanken an eine frühere Beleidigung von Seiten des Kaiſers an nichts anderes dachte, als an deſſen Rettung. Er ſandte ſogleich den Fürſten von Anhalt-Deſſau nach Paſſau, wohin ſich Leopold geflüchtet, und bot ihm, ganz in dem alten Ton der früheren freundlicheren Jahre, fürs erſte eine Hülfe von achttauſend Mann, denen in kurzem noch zwölfe folgen ſollten. Er erklärte offen gegen den Franzöſiſchen Geſandten zu Berlin (Rebenac) daß bei den jetzigen Verhältniſſen, wo die Türken den Chriſten droheten, keine Nebenrückſicht verhindern könne, dem Oberhaupt des chriſtlichen Europa Hülfe zu ſenden. Der Franzoſe, den reinen Eifer wohl nur wenig begreifend, ſchlug ihm den Mittelweg vor, wenigſtens ſo lange zu warten, bis ein entſchiedener Friede Deutſchlands mit Frankreich abgeſchloſſen wäre. Aber Friedrich Wilhelm hielt mit Recht in einem ſolchen Augenblicke jedes Warten für ſündlich, indem ja während deſſen Wien in die Gewalt der Ungläubigen fallen konnte, was freilich eben der Plan Frankreichs war.

Schade nur, daß dennoch Frankreich, in Hinſicht auf die Beihülfe des Kurfürſten, ſeinen Willen durchſetzte, indem es durch heimliche Canäle dem Kaiſer den traurig grundloſen Verdacht zufließen ließ, der ohnehin ſchon ſo mächtige Brandenburgiſche Fürſt wolle nur um deswillen ihm Hülfe ſenden, damit ſich ſeine Truppen jener Schleſiſchen Fürſtenthümer bemächtigen könnten, auf die er ſchon ſo lange ſeine Wünſche gerichtet habe. Dieſer Gedanke wirkte auf Leopold, und er lehnte die freundlich gebotene Hülfe des Kurfürſten ab*).

§. 20.

Friedrich Wilhelm hatte ſich wahrſcheinlich ſchon jetzt genugſam überzeugt, daß ein rein freundſchaftliches Verhältniß mit Ludwig auf die Länge unmöglich ſein würde, indem deſſen durchaus atheiſtiſche Politik mit ſeiner redlichen ſchlechterdings unverträglich war; dennoch ſuchte er den letzten Reſt jener früheren Geſinnung Ludwigs für ihn, zur Rettung des Deutſchen Reichs zu benutzen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ohne ſeine Mittlerſchaft alsbald ein neuer Krieg mit Frankreich ausgebrochen wäre, denn zu heftig brannte das Feuer des Haſſes auf der einen Seite, und zu groß war auf der andern die alte Neigung, als daß nicht die Hoffnung beiden Theilen manches Uebertriebene hätte zuflüſtern müſſen. Und welch ein Geſchäft war dieſe Mittlerſchaft! Die von tauſend Rückſichten ſtarrende Politik der Oeſtreichiſchen Miniſter, das Zaudern Spaniens, welches

---

*) Puffendorf erzählt dies alles ſehr ausführlich in ſeinem Werk de rebus gestis F. W. magni, XVIII. 96 ff.

Oeſtreich mit eingeſchloſſen haben wollte, die Erbitterung des Prinzen von Oranien gegen Ludwig; alle dieſe ſtreitenden Elemente mußten erſt beſchwichtigt werden, und Friedrich Wilhelm beſchwichtigte ſie ſo gut er es vermochte, wenn anders ein Menſch ſolches vermögen kann.

Erfreulich war freilich nicht was zu Stande gebracht wurde: aber die Nothwendigkeit gebot, und wenn der Kurfürſt ſelbſt ſchon oftmals gelernt hatte, ſie ruhig anzuerkennen, da wo das Gegenankämpfen in das Leere gehen würde, ſo lehrte er diesmal auch Andere dieſelbe Kunſt, bis ſie ſich endlich dazu verſtanden. Gerade ihm ſtand dieſe Rolle wohl, der einſt gezeigt hatte, ohne gehört zu werden, wie man Frankreich beſiegen könne, jetzt zu zeigen, daß der Augenblick verſäumt worden ſei und eine günſtigere Gelegenheit zu gerechter Wiedervergeltung abgewartet werden müſſe. Nur der vollendet Tapfere räth am beſten und am eindringlichſten zum Frieden. So jetzt Friedrich Wilhelm, den die Deutſchen Dichter der damaligen Zeit den Germaniſchen Achill nannten.

§. 21.

So kam denn im Jahre 1684 ein Waffenſtillſtand mit Frankreich auf 20 Jahre zu Stande. Ludwig behielt die Städte und Länder, die er bereits beſetzt hatte; doch, dem Namen nach, nicht als Eigenthum, ſondern nur, damit nach Verlauf jener Zeit das Weitere darüber entſchieden werde. Zugleich mußte er das feierliche Verſprechen geben, die Reunionen nicht weiter fortzuſetzen und aus dem böſen Worte „Dependenzen“ keine weitere nachtheilige Folgen für das Deutſche Reich zu ziehen.

Es iſt nicht zu zweifeln, daß Friedrich Wilhelm ſehr deutlich einſah, wie wenig durch einen ſolchen Vergleich gewonnen war, denn es ließ ſich leicht abnehmen, daß Ludwig nach zwanzig Jahren eben ſo wenig als jetzt geneigt ſein werde, die ſchönen Länder wieder herauszugeben, nach denen er ſo lange ſich geſehnt. Allein eben ſo wenig durfte er ſich verhehlen, daß in einer ſolchen Zeit nichts Beſſeres ſich erreichen ließ. Die Rheingegenden waren von Truppen ganz entblößt, denn die Kaiſerlichen ſtanden noch in Ungarn, welches ſie gegen die Türken und gegen die misvergnügten Adlichen im Innern des Landes ſelbſt zu vertheidigen hatten; dagegen lagen die Franzoſen wohlgewaffnet, und in dichten Schaaren jenſeit des Rheins, und der Marſchall Schomberg, der ſie befehligte, drohete bei noch längerm Zaudern über den Strom hinüberzugehen, und in das Herz des unbewachten Deutſchlands einzudringen.

Man ſoll und darf die damalige Lage Deutſchlands innig bedauern, aber man ſoll und darf nicht die temporäre Nothwendigkeit, einen ſolchen Vergleich zu ſchließen, abläugnen. Manche Deutſche Schriftſteller haben dies allerdings gethan, und daraus für den Kurfürſten manchen Tadel bereitet, daß er auf eine ſo bedeutende Weiſe bei jenen Unterhandlungen mitgewirkt habe. Man hat ihn dabei mit flacher Gutmüthigkeit entſchuldigen wollen, daß ein höheres Alter und Kränklichkeit die Liebe zum Frieden auch wohl übertreiben konnten; es iſt aber ein Glück, daß ein Fürſt wie Friedrich Wilhelm keiner ſolchen Entſchuldigung bedarf, die ſelbſt wieder entſchuldigt werden müßte und nicht entſchuldigt werden konnte.

§. 22.

Während der vier Jahre, in welchen der Kurfürſt mit Ludwig politiſch vereint war, hatte er ſchon oft gefühlt, wie wenig ſich ſeine vollendete Rechtlichkeit mit der folgerechten Argliſt vertrage, aber er hatte ſtets alle äußeren Veranlaſſungen zum Zwieſpalt beſeitigt, um aus jener Verbindung für Deutſchland den Nutzen zu ziehen, der ſich aus derſelben ziehen ließ. Scheint dieſer Nutzen uns kein wahrhaftiger zu ſein, ſo wollen wir erwägen, daß wir nach mehr als hundert Jahren, freilich mit leichter Mühe, durch den Beſitz der Kenntniß von dieſer ganzen Vergangenheit, manches anders anſehen können, als die geſammte damalige Welt.

Als aber jener Waffenſtillſtand geſchloſſen war, bei dem man ſehr voreilig den Kurfürſten für Ludwigs Freund gehalten hatte, war ſchon die Zeit nahe, wo dieſe ſogenannte Freundſchaft in ſich ſelbſt zuſammenfallen mußte. Der äußeren Veranlaſſungen dazu waren manche, unter denen wir folgende als die wichtigſten ausheben.

Der Kurfürſt hatte jenen Waffenſtillſtand bewilligt, um den Anmaßungen Ludwigs eine beſtimmte Gränze zu ſetzen, und er zeigte ſich in ſeiner ganzen Kraft, als dieſer dieſelbe dennoch zu überſchreiten drohte. Karl, Kurfürſt von der Pfalz, reformirter Religion, hatte mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg einen Vertrag gemacht, daß er nach ſeinem Tode Regent des Landes werden, und die Religion deſſelben ſchützen ſolle. Zu Vollſtreckern des Teſtamentes war unter andern auch der Kurfürſt von Brandenburg erwählt, und dieſer, ſeiner heiligen Pflicht wohl eingedenk, ſchützte deshalb den Pfalzgrafen in ſeinen wohlhergebrachten Rechten. Doch Ludwig, dem jede Gelegenheit Unruhe zu ſtiften und ſich ohne ſonderliche Mühe zu bereichern, willkommen war, ergriff auch dieſe, und erklärte, daß zuvörderſt die Anſprüche von Karls Schweſter Eliſabeth Charlotte, vermählt mit Ludwigs Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, befriedigt werden müßten, ehe an eine Beſitzergreifung zu denken ſei. Dieſe Anſprüche wurden aber dergeſtalt ausgedehnt, daß, wenn man ſie gewährt hätte, faſt alle Macht der Kur-Pfalz vernichtet ſein würde. Deshalb widerſetzte ſich Friedrich Wilhelm. Um aber noch größere Unruhe anzuſtiften, veranlaßte der König den bejahrten Pfalzgrafen, Leopold Ludwig zu Veldenz, die Kurwürde in Anſpruch zu nehmen, weil er mit dem Verſtorbenen näher verwandt ſei, und auch hier glaubte Friedrich Wilhelm ſich ihm widerſetzen zu müſſen, da jenes Teſtament klar genug für Philipp Wilhelm ſprach.

§. 23.

Aber die Spannung zwiſchen ihm und dem König ſollte noch bedeutender werden. Karl II., König von England, war geſtorben und hatte ſeinem Bruder Jakob II., bisherigen Herzoge von York, die Krone hinterlaſſen. Dieſer Fürſt hatte zwar beim Antritte ſeiner Regierung ſeinem Volke verſprochen, daß er, obwohl ſelbſt der katholiſchen Religion zugethan, die Religion des Landes nicht nur nicht ſtören, ſondern kräftig ſchützen und aufrecht erhalten wolle, allein nur zu bald hatte ſich gezeigt, wie abhold ſein Gemüth den Reformirten war, und wie ſehr ihn jezes gegebene Wort reue. Die freien und ſtolzen Engländer ſahen bald mit Betrübniß, wie ſehr ſich ihr König zu Frankreich hinneige, und wie aus dieſer Neigung zuletzt ſogar eine Art von Unterwürfigkeit entſtehe, welche die ſchlimmſten Folgen haben konnte, indem ſie ſogar die Ausübung ihrer Religion gefährden zu wollen ſchien.

§. 24.

Friedrich Wilhelm, von jeher mit edlem Eifer ſeiner Religion zugethan, nahm ſich dieſe Verhältniſſe als Staatsmann und Chriſt zu Herzen, und heller als viele andere Fürſten in die Zukunft ſchauend, ſchloß er mit der Republik Holland und dem Prinzen von Oranien ein Bündniß, durch welches die Gefahr, welche England drohte, abgewehrt werden konnte. Mehr als jemals erkannten jezt die Holländer den großen Werth der

Verbindung mit einem Fürſten, deſſen bloßer Name ſchon Achtung für die Sache, welche er vertheidigen wollte, einflößte: und um ihre ehemalige Kälte gegen ihn wieder gut zu machen, bezahlten ſie ihm zum Erſatz des Schadens, welchen ſeine Weſtphäliſchen Länder während der langen Kriege gelitten, eine Summe von vierhundert und vierzigtauſend Thalern. Der Kurfürſt war edelmüthig genug geweſen, da er jetzt nur jene große Angelegenheit im Sinne hatte, ſeiner alten, ſonſt ſehr gerechten Forderung auf die vom vorigen Kriege noch rückſtändigen Hülfsgelder zu entſagen, und hatte jetzt die Freude, daß ſeiner Geſinnung eine ähnliche begegnete. Mit gewohnter Weisheit und Güte konnte er nun jene nicht unbedeutende Summe zum Wohl ſeiner Unterthanen verwenden, und mochte, wie billig, nicht achten, daß Ludwig anfing ihm zu zürnen über eine Verbindung, die ihm allerdings nicht angenehm ſein konnte.

§. 25.

Bis jetzt war indeſſen die Abneigung von beiden Seiten nur im Stillen geblieben; aber die Zeit kam ſchnell, wo ſie öffentlich werden mußte. Bekanntlich hatte der gutmüthige Heinrich IV. durch das Edikt von Nantes allen chriſtlichen Confeſſionen freie Religionsübung in ſeinen Staaten zugeſichert. Indeſſen waren die Proteſtanten, ſo ganz und gar unverhältnißmäßig geringer an Anzahl, doch eigentlich immer nur geduldet worden, und man hatte Ludwigen glauben gemacht, der Zweck jenes Edikts ſei nur geweſen, den Abtrünnigen Zeit zur Beſinnung und zur Rückkehr in den Schooß der erſten und allgemeinen Kirche zu laſſen. Dieſe Zeit hätten nun auch bereits die Meiſten derſelben benutzt, und aus freien Stücken ihren alten Irrthum abgelegt; die noch in demſelben Beharrenden dürfe man deshalb gar wohl als Verſtockte anſehen, welche mit Gewalt zurückzuführen ein verdienſtliches Werk ſei. Zugleich ſtellte man ihm vor, welch' ein großes und herrliches Verdienſt er ſich erwerben werde, wenn ihm gelinge, die lang entbehrte Glaubenseinheit wieder herzuſtellen, wonach ſeine Vorfahren vergeblich getrachtet. Ludwig, von wahrhafter Religioſität ganz entfernt, ließ ſich gern durch Boſſuets und Flechiers Schriften, beſonders aber durch ſeinen Beichtvater, den Jeſuiten la Chaiſe belehren, und da er die Religionsmeinungen der Proteſtanten gleichſam nur wie ein fremdes Gewand betrachtete, das man nach Gefallen auch wieder ablegen könne, ſo ſtellte er ſich jene Religionsvereinigung auch keinesweges als ſchwer vor. Ja, als man ihm zeigte, daß er durch die Getrenntheit von zwei Millionen Unterthanen in Meinung und Glauben, ſeine Souverainitätsrechte ſelbſt gefährdet ſehe, ſo hatte man ihn bei ſeiner empfindlichſten Seite ergriffen, und er unterſchrieb am 18. Oktober 1685 jenes viel berüchtigte Edikt, durch welches das frühere zu Nantes aufgehoben wurde.

§. 26.

Wir dürfen uns das unerfreuliche Geſchäft erlaſſen, die Grauſamkeit zu ſchildern, mit welcher dieſes widerrufende Edikt ausgeführt wurde; denn das Blatt, auf welches die Geſchichte jene Greuel geſchrieben, liegt gewiſſermaßen vor Jedermanns Augen, und keine Zeit kann daſſelbe vertilgen. Da Ludwig überhaupt in der Ausführung aller ſeiner Unternehmungen eine gewiſſe leidenſchaftliche Raſchheit liebte, ſo wurde denn auch das Bekehrungsgeſchäft in Hinſicht der Hugenotten auf eine ähnliche Weiſe getrieben. Man achtete keine Gegenrede, und ließ den Unglücklichen nur die Wahl zwiſchen Sterben und katholiſch werden. Aber es fand ſich für viele der Beſſeren ein Mittelweg, denn obwohl der Befehl ergangen war, daß jeder, welcher auszuwandern ſuchen werde, zu den Galeeren verurtheilt werden ſolle, ſo wagten es dennoch viele tauſende, ohne jene Drohung zu achten, ihr beſſeres Selbſt zu retten. Freilich wurde die Gefahr vergrößert, als Louvois die Gränzen Frankreichs mit Wachen umſtellen ließ, und kein Mittel verſchmähete das Hindurchſchlüpfen zu verhindern. Aber die Macht der Tyrannen iſt gering gegen den, der von etwas Höherem beſeelt wird, und der Menſch, der ſein Heiliges vertheidigt, gewinnt eine Kraft von oben her, die ſich neue Bahnen bricht, welche der beſchränkte Verſtand der Verfolger, die nur eng irdiſche Zwecke haben, nicht zu ahnden vermag. So iſt es geſchehen, daß mehr als 50,000 franzöſiſche Familien ihr irdiſches Vaterland verließen, um das höhere nicht zu verlieren, das man allerdings einzubüßen fürchten muß, wenn man das, was man einmal als ewige und heilige Wahrheit anerkannt hat, verleugnet aus Furcht vor der rohen Gewalt der Menſchen.

§. 27.

Dies Letztere hatten mehrere fremde Mächte, vor allen aber der Kurfürſt von Brandenburg, tief eingeſehen. Weiſe und milde, wie er immer war, hatte er bereits am 29. Oktober ein Edikt ergehen laſſen, in welchem er allen Familien, welche um der Religion willen aus Frankreich auswandern würden, Schutz und Sicherheit in ſeinen Staaten anbot. Die Einladung war ſo freundlich, daß nicht die Politik, ſondern das Herz ſelbſt ſie eingegeben zu haben ſchien. Dazu kam noch der durchaus fleckenloſe Ruf, in welchem Friedrich Wilhelm ſelbſt bei den Franzoſen ſtand, die ſo oft gegen ihn zu Felde gezogen waren, ſein anerkannter Heldenwerth, die Sicherheit ſeines Wortes und ſeiner Staaten. So iſt es zu erklären, daß faſt die Hälfte der Ausgewanderten in die Brandenburgiſchen Lande zogen, wo ſie denn auch ihre Zuverſicht auf den Edelmuth des Fürſten, und die treue Freundſchaft der Unterthanen, in jeder Hinſicht erfüllt ſahen.

Es iſt oft die Frage aufgeworfen, ob dieſe Ausgewanderten im Allgemeinen den Brandenburgiſchen Landen jenen Nutzen brachten, den ſich manche von ihnen verſprochen. Eine genaue Beantwortung dieſer Frage möchte wohl ein eigenes Buch verdienen; Hier mögen nur wenige Andeutungen genügen.

Zuvörderſt wollen wir erwägen, daß das reine

Gebot der Pflicht überhaupt nichts mit dem zu ſchaffen habe, was im gewöhnlichen Leben Nützlichkeit und Nutzen genannt wird. Die Menſchlichkeit ſelbſt verlangte nun aber von dem Kurfürſten, gerade ſo zu handeln, wie er handelte, und ſo verdient er ſchon um deswillen dafür unbedingten Ruhm und Preis.

§. 28.

Ferner wolle man nicht glauben, daß der franzöſiſche Geiſt, der allerdings dem Deutſchen oft feindlich genug gegenüber ſteht, erſt durch dieſe Fremdlinge bei uns eingedrungen ſei. Wir finden ſchon in früheren Zeiten manche Franzoſen in mehr oder minder wichtigen Aemtern in den Brandenburgiſchen Staaten. Ihre Geſchicklichkeit in einigen Handwerken und gewiſſen Künſten, und die, oft freilich nur ſcheinbare Feinheit der äußerlichen Sitten hatten ſie bei uns eingeführt. Schon 1636 (belehrt uns die Berliner Chronik) waren Franzoſen kurfürſtliche Hofſchneider, 1646 unterrichtete Abraham Bergeron die kurfürſtlichen Pagen in der franzöſiſchen Sprache, und 1657 war eine Franzöſin, Namens Berchet *), in den nächſten Umgebungen der Kurfürſtin. De Racoles und Samuel Chapuzeau ſtanden als Geſchichtſchreiber in Dienſten des Kurfürſten, und verfehlten nicht, das was ihnen als rein franzöſiſcher Geiſt und Geſchmack erſchien, auch in Deutſchland

---

*) Sie wird in dem Hof-Etat mit freundlicher Naivetät France-Madame genannt.

geltend machen zu wollen, wo man leider oft genug geborgt hat, was man beſſer aus eigenen Mitteln hätte erzeugen können. Der franzöſiſchen Mahler iſt bereits oben gedacht, und der Kammerdiener, Hofperückenmacher, Parfümirer und Handſchuhverfertiger, die gleichfalls in jener Zeit vorkommen, wollen wir nur im Vorbeigehen erwähnen.

So iſt denn klar, daß durch die Einwanderung der franzöſiſchen Flüchtlinge im Grunde nichts Neues bei uns erſchien, ſondern daß nur die Anzahl der Repräſentanten jenes Geiſtes vermehrt wurde. Dieſer Geiſt iſt nun, ſeiner Natur nach, lebhaft andringend, und bemüht, ſich ſelbſt die Herrſchaft über jeden anderweitigen Geiſt zu verſchaffen. Leider iſt ihm dies oft genug bei den beſcheidenen Deutſchen gelungen, welche erſt eine gar lange Schule haben durch machen müſſen, ehe ſie dahin gekommen ſind, wo wir ſie jetzt erblicken, und wo von keiner weitern Gefahr mehr die Rede ſein kann, da ſich die Mündigkeit unſers Volkes genugſam bewährt hat. Was aber in früheren Jahren jener franzöſiſche Sinn Unheil in Deutſchland anrichtete, würde er auch ohne die Aufnahme jener unglücklichen Vertriebenen, durch wenige einzelne Repräſentanten, ja vielleicht durch bloße Schriften erreicht haben.

Der Deutſchheit ſelbſt, ſo ſcheint es, ſollte und durfte kein Kampf erlaſſen werden, um ſich endlich mit deſto größerer Sicherheit ſelbſt zu erfaſſen, und des erfreulichſten Sieges zu genießen, den ſie jetzt faſt durchgängig errungen hat.

§. 29.

Man hat ehedem hie und da behaupten wollen, es ſei damals durch jene eingewanderten Franzoſen eine große Summe von Gelehrſamkeit aller Art nebſt mannigfaltiger äſthetiſcher Cultur zu den Brandenburgern gelangt. Dies Urtheil dürfte indeſſen große Beſchränkung leiden. Abgerechnet, daß die beſſern Franzoſen wohl überhaupt keinen Anſpruch machen, die Deutſchen an wahrhaftiger tiefer Gelehrſamkeit übertreffen zu wollen, iſt bereits ſelbſt von Mirabeau der Ausſpruch geſchehen, daß meiſtens nur Theologen und Halbgelehrte nach Brandenburg kamen, von denen die Deutſchen eben nicht zu lernen nöthig hatten, da ſie im Gegentheil eher von ihrem Ueberfluſſe abgeben konnten.

Eben ſo wenig dürfen wir läugnen, daß jene Franzöſiſche äſthetiſche Kultur, wie ſie ſich nicht ſelten macht, den Deutſchen beſſer ganz verborgen geblieben wäre, denn da ſie in ſich ſelbſt durchaus unhaltbar iſt, werden unſere Landsleute allerdings nur deſto mehr wieder zu vergeſſen haben, ehe ſie zu der wahrhaftigen äſthetiſchen Bildung durchdringen können.

Aber mit Freuden wollen wir anerkennen, daß durch jene Auswanderungen manche höchſt edle Familien zu uns gelangten, deren ſpätere Enkel als treffliche Helden, Dichter und Weltweiſe unter uns gewirkt haben, und noch wirken. Ferner, daß der Staat durch manche wackere, geſchickte und fleißige Bürger bereichert wurde, die den Manufakturen und Fabriken die erſprießlichſten

lichſten Dienſte leiſteten, ſo daß ſpäterhin durch die Vereinigung der Franzöſiſchen Raſchheit und Beweglichkeit mit Deutſchem Ernſt und Ausdauer, im Erfinden und Ausführen oft etwas ſehr Seltenes und Ausgezeichnetes geleiſtet worden iſt. Da indeſſen das Erfinden faſt immer auf die Deutſchen fällt, ſo blieb den Franzoſen meiſtens nur das Erleichtern und Bequemermachen, was indeſſen gleichfalls anerkannt werden möge.

§. 30.

Die Eingewanderten zeigten beſonders Talent und Betriebſamkeit für den Gartenbau, der für Brandenburg um ſo wichtiger wurde, da man früherhin den Genuß des Gemüſes und der Gartenfrüchte, zum Nachtheil der Geſundheit, zu wenig gekannt hatte*).

Iſt dieſer Vortheil unbezweifelt, ſo hat man dagegen die Anlagen der Seidenmanufakturen, ſo wie der Strumpf-, Hut- und anderer Manufakturen, als weniger nützlich, ja ſogar, indem dadurch ein übertriebener Luxus und der Hang zur Kleiderpracht eingeriſſen ſei, als ſchädlich in Anſpruch genommen. Dabei iſt nicht ſelten mit einiger Bitterkeit bemerkt worden, daß die Brandenburger durch dieſe neuen Mitbürger zuerſt den Kaffee, Thee, Chokolate, feine Weine, Liqueurs u. ſ. w. kennen lernten, für welche Bekanntſchaft die ökonomiſchen Schriftſteller eben nicht geneigt ſind, beſondern Dank abzutragen.

---

*) Man vergeſſe indeſſen nicht, daß durch den Kurfürſten ſelbſt und deſſen erſte Gemahlin, ſo wie durch manche fleißige Holländiſche Kolonien ſchon früherhin ein guter Anfang gemacht worden war, auf den man jetzt nur fortbauen durfte.

Allerdings haben dieſe Tadler manches für ſich, und jenes ökonomiſche Prinzip kann durch die ſo oft vergeſſene Wahrheit, daß Deutſchland durch den dreißigjährigen Krieg und ſo manchen der nächſt folgenden, wirklich ſehr arm geworden war, wohl entſchuldigt werden; dennoch vergeſſe man nicht, daß der Deutſche in ſeinem wackern regelmäßigen Fleiße eine treffliche Schutzwehr gegen Dürftigkeit findet, und daß eben der Fleißige allein gerechten Anſpruch machen dürfe, das Leben mitunter auch ein wenig von außen her zu ſchmücken und behaglich zu machen. Wir wollen deshalb jene Refugiés, die unſren Vorfahren einigen Unterricht gaben in jener Kunſt, das Leben feiner auszuzieren, nicht zu ſehr tadeln; obwohl wir allerdings bedauern, daß die Deutſchen hierin nicht ihrem eigenen Genius folgten, der ſie wohl ſicherer geleitet haben würde. Beſonders unangenehm iſt es, daß ſie jenen ſelbſt in den Dingen folgten, die auf die entſchiedenſte Weiſe geſchmacklos genannt zu werden verdienen. Z. B. in der Kleidertracht, die, wie ſie uns aus der damaligen Zeit anſpricht, im Vergleich mit der aus der Ritterzeit, oder auch nur mit der aus der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſehr unzweckmäßig und entſtellend erſcheinen muß.

§. 31.

Wie aber auch das Urtheil über den Nutzen ausfallen möge, welchen Brandenburg ſeinen neuen Mitbürgern verdankte, ſo verdient der Kurfürſt in jeder Hinſicht die unbedingteſte Anerkennung für die Güte und Liebe, mit denen er ſie aufnahm. Wir ſehen in ihm eine wahrhaft väterliche Theilnahme, und die Sorgfalt, das traurige Loos ſo mancher wackerer Menſchen zu mildern, die das Theuerſte, woran jeglichen Unverdorbenen die reinſte Liebe knüpft: „das Vaterland“ verlaſſen mußten. Dieſe Sorgfalt erſcheint bei dem trefflichen Fürſten nicht ſelten auf eine höchſt rührende Weiſe. Wo es galt, ihnen zu helfen und ihre Exiſtenz zu ſichern, ſcheuete er keine Ausgabe, ſelbſt die größte nicht, ja es iſt bekannt, daß er einen großen Theil ſeines Silberzeuges veräußerte, um ihnen deſto ſchneller beiſtehn zu können. Seine Großmuth gegen ſie zeigte ſich ſtets ſo offen und klar, daß manche ſpätere Schriftſteller die Bemerkung nicht zurückgehalten haben, ſie ſei faſt übertrieben geweſen; wobei ſie aber vergaßen, daß es eben in der Natur der wahrhaftigen Großmuth liegt, jeden kleinen und engen Maaßſtab, den man ihr leider ſo oft anpaſſen möchte, zu verſchmähen.

Der Kurfürſt erzog ſich durch ein ſo thätiges Wohlwollen ſehr dankbare und treue Unterthanen, und noch jetzt bewahren meiſtens die ſpäten Enkel derſelben ſein Andenken mit Hingebung und Innigkeit.

§. 32.

Während man aber in ganz Deutſchland, ja vielleicht in dem ganzen gebildeten Europa den aufopfernden Edelmuth des Kurfürſten pries, fühlte ſich Ludwigs Eitelkeit und Stolz durch ihn auf das empfindlichſte gekränkt. Mit einem Aufwand von bittern Worten machte er ihm zum Vorwurfe, daß er treuloſen Unterthanen, denen das Auswandern ſtreng verboten ſei, eine Stätte in ſeinen Landen biete, ſo wie man denn auch mit Unwillen geleſen habe, daß er, was in Frankreich gegen die Hugenotten geſchehen, in ſeinem Edikt eine „Verfolgung“ nenne*). Er habe dadurch das Bündniß, welches bisher zwiſchen ihnen beſtanden, aufgehoben u. ſ. w.

Der Kurfürſt begnügte ſich, gelaſſen zu erwiedern, daß kein auswärtiges Verhältniß ihn hindern könne, in ſeinen Staaten zu verfügen, was er für gut finde. Was aber den Ausdruck „Verfolgung“ betreffe, ſo wiſſe er nicht, wie man jene Dragonaden anders nennen ſolle, jenen Raub der Kinder von der Seite ihrer Eltern, jene Galeerenſtrafen, jene Kerker, jene Mordthaten, jene Gräberentweihung u. ſ. w. Uebrigens habe ſein Edikt keinesweges die Abſicht, die Bürger Frankreichs von dem Gehorſam zu entbinden, den ſie dem Könige ſchuldig ſeien, ſondern lediglich denen, welche bereits die Gränze des Reichs überſchritten, eine Freiſtätte in ſeinen Staaten anzubieten.

---

*) Des Kurfürſten Edikt, gegeben zu Potsdam, am 29. Oktober erklärt: Postquam aspera persecutio, quae hactenus communem fidem professis in Gallia incubuit, multas familias relicta patria alibi sedem fortunarum quaerere subegerit; ex justa commiseratione fidei consortibus debita motum, hoc edicto tutum iis intra suas ditiones receptum benigne offerre, simul quae privilegia iisdem indulgere decreverit, significare, ut pro virili tantae calamitate, qua Deo tam insignem partem purioris ecclesiae castigare placuit, obrutos solari queat. etc. (Puffend. XIX, §. 17.)

§. 33.

Aber auch die gehaltvollſte Antwort und die klarſte Rechtfertigung vermochte nichts über einen Mann, der längſt gewohnt war, daß alles um ihn her ſich ſeiner Willkühr unterwarf, und der den Gedanken, als könne er jemals unrecht haben, von jeher weit von ſich entfernt hatte.

So löſte ſich denn ein Bündniß wieder auf, das der Kurfürſt nur in der trübſten Zeit zu ſchließen für nöthig gefunden hatte. Es konnte keine erfreuliche Früchte tragen, und es hat keine getragen. Ihm mußte genügen, das Elend des Krieges mit einem übermüthigen, und leider doch in ſich ſelbſt einigen Feinde, von dem damals verarmten und zwieſpaltigen Deutſchland auf einige Jahre abzuhalten, damit daſſelbe während deſſen zu dem neuen Kampfe, der gar bald beginnen ſollte, friſche Kräfte ſammeln könnte. Daß jenes Bündniß jetzt zerbrach*), lag in der Natur der Sache, da der Uebermuth keine Gränze hat; wohl aber die Mäßigung und die Geduld.

---

*) Der ſtets gelaſſene, redliche Puffendorf drückt ſich über dieſe

Dagegen war das freundliche Verhältniß, welches ehedem zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten gewaltet hatte, nur in den letztern Jahren getrübt; aber keinesweges aufgehoben worden. Friedrich Wilhelm hatte die Genugthuung, daß ganz Deutſchland erkannte, nicht Er habe jene Störung veranlaßt, und es ſei keine Pflicht von ihm verſäumt worden, die er dem Reichsoberhaupte ſchuldig war. Jetzt aber näherte ſich ihm Leopold mit der ehemaligen Freundlichkeit, und, obwohl er eigentlich nichts that, um das frühere Unrecht wieder gut zu machen, ſo genügte duch dem milden Kurfürſten ſchon jene Annäherung, und gern legte er ſich die ſchwere Pflicht auf, der ehemaligen harten Verletzung nicht weiter zu gedenken. In der That, hätten alle Deutſchen Fürſten der damaligen Zeit das reine Gefühl der Ehrerbietung für das Haupt aller chriſtlichen Herrſcher, für die Deutſche Kaiſerwürde bewahrt, ſo wie er, der Mächtigſte unter jenen Fürſten ſie bewahrte; wohl würde unſerm geliebten Deutſchland manches ſchmähliche Elend erſpart worden ſein, deſſen Folgen

---

Begebenheit folgendermaßen aus: Interim Elector superbiam amicitiae Gallicae pertaesus, ac nil fidum in pactis cum eo rege perspiciens, quae perrumpere, quotiescunque fines dilatandi libido subiret, nullus pudor, nulla religio erat, vincula cum Caesare arctius stringere instituit.
XIX, 25.

noch die ſpäten Nachkommen tief und ſchmerzlich empfunden haben.

§. 34.

Wie ſehr ihm am Herzen lag, das neue Bündniß ſelbſt, das von des Kurfürſten Seite mit einer Uneigennützigkeit geſchloſſen wurde, die in der geſammten neuern Geſchichte wol nur weniges ihr Aehnliche finden dürfte. Politiker einer gewiſſen Gattung haben hier ſogar Veranlaſſung gefunden, den Kurfürſten für jene Uneigennützigkeit zu tadeln, ohne zu bedenken, daß, wenn ja getadelt werden ſoll, doch nur diejenigen in Anſpruch zu nehmen ſein möchten, die von der andern Seite jene edle Geſinnung zu ihrem Vortheile benutzten.

In dieſem Bündniſſe, welches der Kurfürſt zu Berlin am 8. April 1686 unterzeichnete, verpflichtete er ſich gegen den Kaiſer auf 20 Jahre, mit ihm gemeinſchaftlich den Weſtphäliſchen Frieden und den Regensburgiſchen Waffenſtand aufrecht zu erhalten, ſo wie auch das Reich und inſonderheit den Kurfürſten von der Pfalz wider die ungerechten Zumuthungen Frankreichs zu ſchützen. Würde der Kurfürſt angegriffen, ſo ſollte der Kaiſer ihm 12,000 Mann; jener aber im ähnlichen Falle dem Hauſe Oeſtreich mit 8000 Mann beiſtehen. (Welch ein Verhältniß der Truppenſtellung, bei ſo ſehr ungleicher Macht!) Dieſe Hülfsleiſtung ſollte ſogleich bei gegenwärtigem Türkenkriege angehen, und der Kaiſer verſprach, in Friedenszeiten 100,000 Gulden, in Kriegszeiten aber 100,000 Thlr. jährlich dafür zu bezahlen.

(Eine faſt unglaublich geringfügige Summe.) Ferner that der Kurfürſt Verzicht auf den ihm rechtmäßig zukommenden Beſitz von Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, und ſollte dafür den kleinen Schwiebuſer Kreis nebſt der Geldforderung des Hauſes Lichtenſtein an Oſtfriesland und das Pfandrecht auf Eſens und Wittmund erhalten. Zugleich verſprach er, dem Erzherzog Joſeph ſeine Stimme zur Römiſchen Königswürde zu geben, den Spaniern die Niederlande und dem Herzoge von Lothringen ſein Land zu erhalten.

§. 35.

Es iſt klar, daß dieſer Traktat faſt nur für Brandenburg Verpflichtungen und Opfer enthielt, da im Gegentheil alle Vortheile dem Hauſe Oeſtreich zufielen. Dennoch unterzeichnete ihn der Kurfürſt in der reinen Anſicht, daß, wenn nicht Deutſchland den ewigwiederkehrenden Gewaltſamkeiten und Willkührlichkeiten Frankreichs unterliegen ſolle, Oeſtreich und Brandenburg vereinigt wirken mußten.

Es iſt betrübend, daß von den damaligen kaiſerlichen Miniſtern ſich nicht ein Gleiches, oder auch nur ein Aehnliches ſagen läßt. Man wollte in Wien das Opfer von vier Fürſtenthümern, die Verbindung mit Brandenburg für ſchlimme Fälle, und die Benutzung eines in Kraft bewährten Heers, ohne auch nur irgend den kleinſten Erſatz dafür in die Wagſchaale zu legen. Man wünſchte ein Mittel zu finden, um ſelbſt den kleinen für Oeſtreich ſo leicht zu opfernden Schwibuſer Kreis gar bald wieder zu bekommen, und ein ſolches fand ſich leider.

Es iſt oben jenes unglücklichen Teſtaments erwähnt worden, durch welches der Kurfürſt dem Erbprinzen Friedrich lediglich diejenigen Länder zuerkannte, welche dem Hauſe Brandenburg vor dem Weſtphäliſchen Frieden gehörten, ſo wie nicht minder, wie ſehr den Prinzen eine Veranſtaltung ſchmerzen mußte, durch die er ſich in ſeinen Rechten verkürzt, und die ſo mühevoll errungene Macht des Hohenzollerſchen Hauſes zertheilt und in ihrer Wurzel angegriffen ſah. An ihn wendete ſich jetzt der Oeſtreichiſche Geſandte, (Baron Franz Heinrich Freitag von Gödens), und erklärte, der Kaiſer werde ohne Zweifel das Teſtament des Kurfürſten als vollgültig anerkennen und die Zerſtückelung ſeiner hinterlaſſenen Länder zugeſtehen, wenn nicht der Kurprinz etwas Bedeutendes thue, um ſich Leopolden auf immer zu verpflichten. Dieſes erreiche er am ſicherſten durch einen Revers, kraft deſſen er verſpreche, ſobald er zur Regierung gelangt ſei, Schwibus an den Kaiſer zurückzugeben, wofür denn dieſer ihn als den alleinigen Beſitzer ſämmtlicher übrigen von Friedrich Wilhelm hinterlaſſenen Länder anerkennen werde. Der Kurprinz' nichts mehr ſcheuend, als die Ausführung jenes Teſtaments, welches gerade damals im Werke war, ſtellte den verlangten Revers wirklich aus, und die ganze Angelegenheit wurde ſo heimlich getrieben, daß der Kurfürſt, deſſen klarem Auge ſonſt nichts Wichtiges entging, nie etwas davon erfahren hat.

§. 36.

Man hat Friedrich III. ſehr häufig den Vorwurf gemacht, daß er wenige Zeit nach ſeinem Regierungsantritte jenes unglückliche Verſprechen wirklich erfüllte und Schwibus abtrat, da er doch auf mannigfaltige Weiſe habe ausweichen können. Ein ſolcher Vorwurf fällt durch ſich ſelbſt in ſein Nichts, und bedarf deshalb keiner Widerlegung. Will man Friedrich tadeln, ſo tadele man ihn, daß er das Verſprechen gab; aber man rühme ihn, daß er erfüllte, was ihm gewiß ſehr ſchwer ward zu erfüllen. — Und ſelbſt jener Tadel dürfte doch wol ſehr milde werden, wenn man die ganze Lage, und die mannigfach verwickelten Verhältniſſe des Kurprinzen bedenkt, ſo daß der wahrhaftige und unabwendbare Vorwurf nur auf denen laſtet, die jenen Revers errangen. Sie können ſich nicht entſchuldigen, daß ſie nur das Intereſſe ihres Herrn wahrnahmen, denn ein edler Fürſt (und ein ſolcher war Leopold dem Gemüthe nach allerdings), verſchmäht einen heimlichen Vortheil, und verlangt nicht Verſprechungen von dem Sohne, um die der Vater nicht wiſſen darf, und die ſich erſt erfüllen laſſen, wenn des Vaters durchſchauendes Auge geſchloſſen iſt. — Wie aber ſich jede Schuld auf Erden rächt, ſo hat auch dieſe ſich gerächt: denn daß zwei edle Nationen, die Oeſtreicher und Preußen, die ſich ſtets einander ehren mußten, ſich dennoch Jahrelang, nicht lieben mochten, ſondern ſich mit ganzer Kraft befehdeten: das dürfte freilich die erſte Quelle in dem Frieden zu St. Germain finden, aber die zweite und trübere in dieſem nicht offen behandelten Traktat. Wohl uns, daß eine neuere und ſchönere Zeit jene Misverhältniſſe ſo ganz aufgehoben hat, daß eine Erinnerung daran zu nichts dient, als uns nur deſto inniger mit der Gegenwart zu befreunden, die ſo wohlthätig gelöſt hat, was die Vergangenheit verwickelte und trennte.

§. 37.

Indeſſen wurde jetzt, da niemand am Brandenburgiſchen Hofe von jenem Traktat etwas wußte, Schwibus wirklich dem Kurfürſten übergeben (12. Aug. 1686), und zwar, wie bei der feierlichen Uebergabe ausgeſprochen wurde, „auf ewig.“

Noch früher als dies geſchah, erfüllte der Kurfürſt das eingegangene Verſprechen, und ſandte bereits im April des genannten Jahres dem Kaiſer ein treffliches Heer von 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde, unter dem erfahrenen General von Schöning, zu Hülfe gegen die Türken. Dieſe Mannſchaft zählte die edelſten Namen unter ſich, die Oberſten Wilhelm von Brandt, Prinz Alexander von Kurland, Graf Dietrich von Dohna u. ſ. w., und gewiß wurde es dem Kurfürſten ſehr ſchwer, ſie von ſich zu laſſen. Er hatte ſich ſelbſt nach Croſſen begeben, um ſie noch einmal zu überſehn, ehe ſie den kaiſerlichen Commiſſarien übergeben wurden. In einer edeln Anrede ſchilderte er ihnen das Zutrauen, welches er gegen ſeine braven Brandenburger fühle, und verſprach ihnen mit ſeiner gewöhnlichen klaren Ruhe den Sieg im voraus, ſobald nur, wie er mit Sicherheit hoſſe, Einigkeit unter ihnen ſei. Mit tieferer Rührung als ſonſt nahm er Abſchied von ihnen, denn wohl fühlte er, daß mehrere der braven Männer nie würden in die Heimath zurückkehren können. Er hatte ſich nicht getäuſcht, denn bei der Belagerung und dem Hauptſturm auf die Stadt Ofen, verdankte der Kaiſer größtentheils den Brandenburgern den Sieg und die Einnahme der Stadt. Doch fanden mehrere der edelſten Männer hier ihr Grab.

Merkwürdig iſt die Aengſtlichkeit des Oeſtreichiſchen Hofes, der, ſo bald jener Sturm geſchehen war (3. Sept.), die Brandenburgiſchen Hülfsvölker die Winterquartiere in ihrem eigenen Lande nehmen ließ, obwohl es ſein eigner Vortheil geweſen wäre, ſie bloß nach Schleſien zu ſenden, um ſie im nächſten Frühjahr deſto ſchneller wieder bei der Hand zu haben. Allein man fürchtete noch immer die alten Anſprüche, da die Liſt, welche Freitag angewandt, an den Tag gekommen ſein konnte. Die Furcht war ungegründet, und jenes mistrauende Benehmen trug nur dazu bei, den Brandenburgiſchen Feldherrn zu verſtimmen, den keine Geſchenke, ſelbſt die größeſten nicht, im Innern verſöhnen konnten.

§. 38.

Manche Schriftſteller haben die Neigung des Kurfürſten, mannigfaltige Bündniſſe zu ſchließen, übertrieben und auffallend, ja mitunter manche derſelben in ſich ſelbſt widerſprechend finden wollen. Ohne jene Neigung zu beſtreiten, die allerdings offen genug da liegt, dürften doch wohl die meiſten von ihm geſchloſſenen Bündniſſe ihre Rechtfertigung in der Zeit ſelbſt finden, die ſie knüpfte. Daß dieſe Zeit ſelbſt ſo oft ſich wandelte, und eben deshalb ſo oft verſchiedenartige Maaßregeln forderte, um ihr zu begegnen, das zu ändern lag wenigſtens nicht in der Macht eines Menſchen. Mögen indeſſen immerhin einige Bündniſſe, die er in einer acht und vierzigjährigen Regierung ſchloß, unnöthig ſcheinen; die, welche er jetzt einging, ſind vollkommen gerechtfertigt durch die reine und große Idee, welche dabei vorwaltete. Es war nicht bloß die, den Anmaßungen Ludwigs in Beziehung auf Deutſchland eine Gränze zu ſetzen, obwohl auch dieſe ſchon höchſt ehrenwerth geweſen wäre, ſondern es war die, dem Entſetzlichſten zu begegnen, was der Welt in irdiſcher Beziehung nur widerfahren kann: dem Streben des Königs nach einer Europäiſchen Univerſalmonarchie. Daß ein ſolcher Gedanke, gleichviel ob klar gedacht oder nur verworren gehegt, ob ausgeſprochen oder unausgeſprochen, wirklich in Ludwigs Seele gelegen habe, darüber iſt in der damaligen Zeit in Deutſchland, England und Holland kaum mehr ein Zweifel vorhanden geweſen, da ſich die Sache ſelbſt ſo klar darlegte; und es iſt deshalb billig verwunderungswürdig, wie die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts einigen ſeichten und ſophiſtiſch ſchwatzenden Franzöſiſchen Schriftſtellern zu Gefallen, jene Beſorgniß unſerer nachdenklichen Vorfahren für ein Schattenbild zu erklären wagen konnte.

§. 39.

Nicht alſo der tiefſchauende Friedrich Wilhelm. Außer jenem Bündniß mit dem Kaiſer war bereits im Jahr 1686 ein ähnliches mit Schweden zu Stande gekommen, welches Reich, als ein natürlicher Freund Frankreichs, vor allen Dingen unſchädlich gemacht werden ſollte. Sodann ſchloß ſich der Kurfürſt auch an den Augsburger Bund, deſſen Theilnehmer, der Fränkiſche, Schwäbiſche, Baierſche und Oberrheiniſche Kreis, in Verbindung mit Oeſtreich und Schweden eine wechſelſeitige Gewährleiſtung ihrer Deutſchen Lande bezweckten. Durch den Zutritt Friedrich Wilhelms kam dem Bunde jetzt eine neu bedeutende Macht und Seele.

Noch bedenklicher mußte für Ludwig die Reiſe ſein, welche der Kurfürſt nach Cleve unternommen hatte, um ſich daſelbſt mit Wilhelm von Oranien zu beſprechen.

Jakob II. hatte immer mehr und mehr die Meinung erregt, daß ſein unpolitiſches, unſchonendes Betragen gegen ſein Volk durch Frankreichs Rathſchläge erzeugt werde, und daß durch ein Einverſtändniß dieſer beiden mächtigen Reiche, ſowohl der ſtaatsbürgerlichen als religiöſen Freiheit der Europäiſchen Länder Gefahr drohe. Die einzige traurige Hoffnung des Engliſchen Volks beruhte auf ſeines Königs Kinderloſigkeit: denn eine Beſſerung deſſelben ſchien ſeit der zweckloſen Grauſamkeit, die er gegen den ungefährlichen Herzog von

Monmouth und deſſen Anhänger geübt hatte, nicht mehr zu erwarten. Wilhelm III, vermählt mit Jakobs Tochter Maria, ward jetzt ſchon allgemein als der Erbe eines Thrones angeſehen, und bald, ſo hoffte man, würde der kränkliche König ihn verlaſſen müſſen, um einem würdigern Nachfolger Platz zu machen. Doch bald zeigte ſich eine ganz ungeahndete Schwierigkeit. Vergeblich hatte Jakob bisher den Himmel um einen Sohn angefleht: es ſchien nicht, als würde ſeine Bitte je erfüllt werden, da ein ungemäßigtes und halb verſchwelgtes Leben ſeine Kräfte verzehrt hatte. Da verbreitete ſich plötzlich unter dem geängſteten Volke das Gerücht, die Königin (eine geborne Prinzeſſin von Modena) fühle ſich Mutter, und wirklich ward am 11. Jun. 1687 ein Prinz von Wallis, Jakob Stuart (ſpäterhin unter dem Namen des Prätendenten bekannt), zum höchſten Leidweſen der Unterthanen geboren.

§. 40.

Doch eben dieſer Umſtand, der dem Könige ſo hoch erfreulich ſchien, bereitete ihm das traurigſte Loos. Das Volk, von ihm betrogen um die höchſten Güter des Menſchen und Bürgers, achtete ihn bereits ſo gering, daß es einem Gerüchte, der Prinz ſei unächt und untergeſchoben, nur zu raſch beiſtimmte. Man vergaß ſich zuletzt ſo weit, daß man faſt mit Beſtimmtheit erklärte, es ſei ein Müllerknabe, den man ihnen als Thronerbe aufdringen wolle.

Während deshalb die katholiſche Parthei durch die

Geburt dieſes Prinzen nur noch übermüthiger wurde, fühlte ſich die proteſtantiſche, der nun auf gewöhnlichem Wege jede Hoffnung abgeſchnitten war, aufgelegt, ihre Rechte mit Gewalt durchzuſetzen. Man beſchloß, Jakob und mit ihm das ganze Haus Stuart, deſſen man unendlich überdrüſſig geworden war, ſollte fallen, und ſtatt deſſen der würdigere Wilhelm von Oranien das freie Eiland beherrſchen.

Der Kurfürſt, den Wilhelm ganz in ſeinen Plan eingehen ließ, billigte denſelben nicht bloß, ſondern verſprach auch, ihn mit ganzer Kraft zu unterſtützen, aber er erlebte den glücklichen Ausgang dieſer wichtigen Angelegenheit nicht. Es beſchäftigte ihn dieſer große Kampf eines edeln Volks ſo lebhaft und unausgeſetzt, daß er die beiden letzten Nächte vor ſeinem Tode, dem Officier der Schloßwache die Parole gab: London und Amſterdam.

§. 41.

Ungern nur wenden wir uns von dieſer großen Angelegenheit noch einmal zu dem Verhältniſſe des Kurfürſten zu den Polen hin, das von Seiten der letzteren nur zu oft durch widrige Anmaßungen und Zumuthungen geſtört wurde. Doch das gehört ja eben zu dem Größeſten im Charakter Friedrich Wilhelms, daß er, der den erhabenſten Thron würde geziert haben, und gewiſſermaßen nur für die Größe geboren zu ſein ſchien, dennoch ſo oft gezwungen wurde, ſeine Kraft gegen das Widrige und Kleinliche zu wenden, und oft ſogar nur

mit

mit edler Geduld dem unabänderlich verhaßten zu begegnen. Nach dem Frieden zu St. Germain ſchien allerdings der König Johann Sobiesky in ein freundſchaftlicheres Verhältniß zu dem Kurfürſten treten zu wollen, allein die Vermählung des Markgrafen Ludwig (des zweiten Sohnes des Kurfürſten) mit einer Prinzeſſin von Radzivil ſtörte das gute Vernehmen. Als Friedrich Wilhelm in jene Vermählung ſeines Sohnes willigte, hatte er jedes Recht auf ſeiner Seite, denn der Vater der Prinzeſſin, Fürſt Bogislav Radzivil, war, ſo wie ſeine Gemahlin, proteſtantiſch, Preußen innig ergeben, und Statthalter dieſes Herzogthums. Sterbend hatte er ſeine Tochter dem Kurfürſten anvertraut, ihn gebeten, ſie in der proteſtantiſchen Religion zu erziehen, und, wenn es ſein könne, ſie einſt dem Prinzen Ludwig zur Gemahlin zu geben. Der Kurfürſt hatte verſprochen, und war, wie immer, ſeinem gegebenen Worte vollendet treu geblieben. Die Prinzeſſin ward in Königsberg ſorgfältig erzogen, und, um die Verſuche ihrer katholiſchen Anverwandten in Polen und Litthauen, ſie der reformirten Religion abwendig zu machen, zu vernichten, bereits im vierzehnten Jahre an jenen Brandenburgiſchen Prinzen vermählt (7. Januar 1681).

§. 42.

Leider aber fand ſich Johann Sobiesky, oder vielmehr ſein Eigennutz durch dieſe Verbindung ſehr beleidigt. Die Prinzeſſin war ſehr reich, und als die Erbin der einträglichſten Polniſchen Güter hatte er ſie, für deren Erziehung er nichts gethan, als ein Mittel betrachtet, ſelbſt reich zu werden, ſo wie denn auch wirklich bereits ein Woiwode von Cracow ihm eine halbe Million Gulden geboten hatte, wenn er die Prinzeſſin ſeinem Sohne zur Gemahlin geben wolle. Deshalb, in ſeiner habſüchtigen Hoffnung betrogen, zürnte er jetzt dem Kurfürſten, und behauptete, ſie dürfe keinen Ausländer heirathen; ein leeres Geſchwätz, da das Haus Brandenburg ſchon längſt und in alle Wege das Indigenat in Polen erworben hatte. Dennoch war Friedrich Wilhelm edel und nachgiebig genug, um, aus Achtung für Johanns anderweitige lobwürdige Eigenſchaften, und nicht ertragend, daß um des Geldes willen ein freundliches Staatsverhältniß geſtört werde, dem Könige 40,000 Thaler zu bieten, wenn er die Rechtmäßigkeit der Ehe anerkennen und die junge Markgräfin bei ihren Rechten und Gütern ſchützen wolle. Es iſt betrübt zu erzählen, daß Johann Sobiesky, den man ſonſt ſo gern ganz rein ehren möchte, dieſe Summe wirklich annahm; doch ſcheint es, daß er ſeit der Zeit nicht ohne Schamhaftigkeit an den Kurfürſten dachte. Dieſer, jeder Heldenfreundſchaft gern begegnend, ließ ſich bald mit ihm in eine noch nähere Verbindung ein, und im Jahre 1683 ſendete er ihm 1200 und im folgenden 2000 Hülfsvölker zum Kriege wider die Türken. Es ſcheint, als habe Friedrich Wilhelm dem Könige, ſeitdem ſich dieſer bei dem Entſatz von Wien ſo groß und herrlich gezeigt hatte, alle ſeine Schwächen verziehen, und es iſt ein rührender und köſtlicher Zug in ſeinem Leben, daß er ihm fortan mit einer wahrhaften Milde und verhüllenden Liebe begegnete. Aber auch Johann war nun nicht mehr unempfindlich gegen des Kurfürſten Edelſinn, und wir finden ſeitdem ſein Betragen gegen ihn gemeſſen und fürſtlich anſtändig. — Was der Prinz Jakob Sobiesky that, um die Prinzeſſin, die durch Ludwigs Tod nur zu bald zur Wittwe wurde, zu erlangen, iſt in keinem Falle auf des Vaters Rechnung zu ſetzen, und ihn dürfte auch wohl etwas Beſſeres als bloßer Eigennutz bei der Bewerbung um ihre Hand geleitet haben. (Daß er dabei kein Glück hatte, gehört nicht in die Geſchichte des Kurfürſten.)

§. 43.

Noch einmal ſollte der Kurfürſt der edlen Stadt Hamburg ihre Selbſtſtändigkeit erhalten, der jetzt, da innere Unruhen durch Jaſtram und Snitger erzeugt worden waren, bedeutende Gefahr drohte, indem der König Chriſtian V. von Dännemark jene Zwiſtigkeiten zu benutzen gedachte, um die wichtige Reichsſtadt an ſich zu reißen. Während der Kaiſer ſich nur oberflächlich in die ganze Sache miſchte, deren Beilegung er dem Herzog Georg Wilhelm von Zelle auftrug, war der Kurfürſt der Einzige, der ſich mit Entſchiedenheit der Stadt annahm. Offen und klar, wie immer, erklärte er dem Könige von Dännemark, der ſchon alles bereitet hatte, um Hamburg einzunehmen, „daß er Hamburg eben ſo wenig als ſelbſt Berlin ohne Schutz laſſen könne." Eine ſo kräftige Rede mußte allerdings wirken, denn ſie war ſo gut wie That, da der Kurfürſt bereits bei Lenzen eine bedeutende Macht verſammelt hatte, um auszuführen, was er als nothwendig erkannt hatte. Man zeigte ſich nachgiebig gegen ihn, Hamburg verſöhnte den Deutſchen Kaiſer und den König von Dännemark, und die Selbſtſtändigkeit der Stadt war gerettet durch den reinen Willen eines Deutſchen Fürſten.

Wenn wir ihn endlich noch in der ſchwierigen Lage eines Mittlers zwiſchen Dännemark und Holſtein-Gottorp geſehen haben, in der er ſich mit gewohnter Ueberſicht und ausgleichender Freundlichkeit benahm, ſo verweilen wir gern bei dem Momente, wo er auch einmal ſeinem eigenen Herzen ein Genüge thun konnte, indem er, der edle Sprößling des erhabenen Hauſes Hohenzollern, dieſen Titel wieder in ſeine höheren einflocht, wohl erwägend wie köſtlich es ſei, ſich des alten Urſprungs ſtets zu erinnern. Er machte dem Kaiſer und dem Reiche bekannt, daß er hinfort auch den Titel eines Grafen von Hohenzollern wieder annehmen wolle, und erhielt, wie billig, von beiden die beifälligſte Beiſtimmung. Es kann dieſer Schritt dem oberflächlichen Blick vielleicht wenig bedeutend ſcheinen; dem genaueren und tieferen ſicher nicht.

§. 44.

Wir haben den Kurfürſten bis hieher begleitet, beobachtend, wie er mit Kraft und Klarheit in den großen Europäiſchen Staatsangelegenheiten waltete, folgen wir ihm jetzt, auch für dieſe letzte Periode, in die Verwaltung ſeines Landes und in ſein inneres Leben, in ſo weit dieſes zu erſchauen iſt.

Im Jahre 1671 übte er eine Handlung der Wohlthätigkeit gegen die Juden, die aus den kaiſerlichen Staaten vertrieben, auf eine jammervolle Weiſe in Deutſchland herumirrten, da ein faſt allgemeines Mistrauen der Fürſten ihnen eine bleibende Stätte verſagte. Er folgte dem reinen Triebe des Erbarmens, und ließ ſich durch den mannigfaltigen Undank und den Schaden, den er und ſeine Unterthanen durch manche dieſer Aufgenommenen erfuhren, nicht irre machen.

Ferner verdient es der rühmlichſten Erwähnung, daß er ſelbſt mitten im Getümmel des gefahrvollſten Krieges, die Sorge für das weitere Aufblühen der Künſte und Wiſſenſchaften in ſeinen Landen nicht vergaß. So kaufte er von dem bekannten Gerhard Uylenbrock aus Amſterdam eine beträchtliche Sammlung von Gemälden, von denen manche einem emporſtrebenden Talente zum Muſter dienen konnten. Er nahm den Eiſenſchneider Leigebe, deſſen Geſchicklichkeit noch jetzt von Kennern geſchätzt wird, in ſeine Dienſte, vermehrte ſeine eigne Bibliothek durch ſeltene Perſiſche und Chineſiſche Handſchriften, und gab manchem darbenden Deutſchen Gelehrten anſehnliche Geſchenke.

Selbſt ſolche Dinge, die ganz aus ſeiner Sphäre zu liegen ſchienen, kümmerten den Mann, der ſeine Sphäre gerade ſo weit zog, als der menſchliche Geiſt zu reichen vermag. Ein gewiſſer Martin Linke wollte ein Heilmittel für alle Schmerzen des Leibes erfunden haben, und Friedrich Wilhelm, der niemanden ungehört richtete, ließ genau bei ihm anfragen, wie es damit ſtehe, und einen andern Künſtler, Johann Daniel Kraft, der ein Geheimniß entdeckt zu haben vorgab, auf eine beſondere Weiſe Stahl zu verfertigen, würdigte er einer Einladung in ſeine Staaten.

§. 45.

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß er, der ſich ſogar um das Chineſiſche und Perſiſche bemühte, die erſt in neueren Zeiten erfundene betrübte Anforderung eines materiellen Nutzens an die Wiſſenſchaften keinesweges machte. Erwägen wir dies, ſo wird uns ſelbſt ſeine Neigung zur Alchymie, der er ſich beſonders in ſeinen letzten Lebensjahren überließ, wahrhaft ehrwürdig erſcheinen. Im ſiebzehnten Jahrhunderte dachte man überhaupt ganz anders über das, was die Chemie zu leiſten habe, und machte allerdings Anforderungen an ſie, die ſie vielleicht nie erfüllen wird und kann. Wenn wir aber von dieſen Forderungen nachgelaſſen haben, was eben nicht ſchwer ſcheint, und wenn auch dabei das Recht ganz auf der Seite des 18ten und 19ten Jahrhunderts ſein ſollte, ſo wollen wir doch nicht zu ſehr erſtaunen, daß wir im ſiebzehnten manche der geiſtreichſten Fürſten und Gelehrten mit Alchymie beſchäftigt finden. Auch Friedrich Wilhelm iſt unter ihnen.

Er hatte ſelbſt ein Laboratorium, kaufte faſt alle bedeutende chemiſche Werke, und vertraute beſonders einem gewiſſen Johann Kunkel, ſeinem Kammerdiener, von dem wir aber eben deshalb annehmen dürfen, daß er wirklich Kenntniſſe in dieſer Wiſſenſchaft beſaß. Er, ſonſt ſo ſparſam, zahlte allein an dieſen Kunkel in wenigen Jahren die bedeutende Summe von 27,084 Thalern zu dieſem Zwecke. Es iſt merkwürdig, daß dieſer Gehülfe ſelbſt dem Kurfürſten zuweilen Vorſtellungen machte, doch verſicherte er ſelbſt jedesmal zur Antwort bekommen zu haben: „Darum dürft Ihr Euch nicht bekümmern, ich frage niemand darum, was ich haben will, muß geſchehen; ich bin nicht ſo wie u. ſ. w.; ich habe allezeit ſo viel in meiner Chatulle, daß ich der keinen darf um fragen. Ich ſpiele jetzt nicht ſonderlich mehr, habe aber ehedem öfter wol 1000 Thlr. auf einmal verſpielt, auch wohl zur Luſt ſo viel in die Luft fliegen laſſen, ſo kann ich auch zu meinem Vergnügen, an allerhand Wiſſenſchaften auch was wenden, und darf mir niemand einreden, was ich thun und laſſen will *).

§. 46.

Es iſt oben erzählt worden, daß ſeine zweite Gemahlin Dorothea nicht jene Liebe der Unterthanen zu

---

*) Alles dieſes kam 1689 zur Sprache, da man, unter Fr. III., den K. über die von dem verſtorbenen Fürſten empfangenen Gelder in Unterſuchung nahm: ein Prozeß, bei dem nichts Reales gewonnen wurde. (S. Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung ꝛc. ꝛc. der Reſidenzſtadt Berlin, II. 194.)

erwerben wußte, welche der erſten begegnet war: ein Umſtand, der dem ſtarken Herzen ihres Gemahls vielleicht ſchwerer ward zu ertragen, als dem ihrigen. Denn er liebte ſie wahrhaft und ſie verdiente ſeine Liebe, in ſo weit ſich Liebe verdienen läßt. Was Fehler in ihr war, ſchien in ſeiner Nähe zu verſchwinden, und zeigte ſich nur da, wo er nicht mit waltete. Er allein war ihr höchſter Stolz, und vielleicht ſchon um deshalb mochte ſie, im Gefühl ihn zu beſitzen, die Neigung aller anderen nicht hinlänglich geachtet haben. Sein Gefühl war ganz das ihrige, ſeine Gefahren theilte ſie wie ſeinen Ruhm, und wir finden ſie faſt lieber mit ihm im Lager, jede Unbequemlichkeit leicht verſchmerzend, als mit ihm im Genuſſe häuslicher Freuden, denen ihr vielleicht zu ſtrenger und ſchroffer Geiſt weniger zuſagte.

Im Jahr 1673 machte ſie, nicht achtend den ausbrechenden Krieg, die erſten Anlagen zu einer vortrefflichen Erweiterung Berlins, welche damals noch die Vorſtadt beim Thiergarten hieß, ſpäterhin aber mit Recht nach ihrem Namen genannt wurde. Die folgenden Jahre gingen hin im Gewühl des Kampfes, bei dem ſie ihren Gemahl nie verließ, ſo wie ſie denn auch in dem ſchwerern Augenblicke, als ihn die Nothwendigkeit gebot, den Frieden von St. Germain zu unterſchreiben, treulich zu ſeiner Seite ſtand. In wie weit ſie ſpäterhin auf die Abfaſſung von ihres Gemahls Teſtament wirkte, und wie ſie dadurch die Abneigung der Prinzen erſter Ehe, ſo wie die der Hauptſtadt, gegen ſich vermehrte, iſt bereits oben erwähnt worden.

Dieſe Abneigung ging auch auf ihre Schweſter, die Prinzeſſin von Holſtein-Sonderburg über, die ſich in den ſpätern Jahren des Kurfürſten, in Berlin befand. Ja, als der Prinz Ludwig (Gemahl der Fürſtin Radziwil), der Liebling des Publikums, 1687 an einer plötzlichen Krankheit ſtarb, bald nach dem Genuß einer Orange, die ihm die Prinzeſſin gereicht, vergingen ſich Einige ſo weit, von einer Vergiftung zu ſprechen, und jene beiden Fürſtinnen mit Agrippinen und Lokuſten zu vergleichen *). Die beſte Widerlegung dieſer Gerüchte, die, wenn ſie überhaupt exiſtirten, höchſtens das Geſchwätz einiger verächtlicher Müßiggänger waren, beſteht in dem Umſtande, daß der Kurfürſt fortfuhr, ſeine Gemahlin und Schwägerin zu lieben. Eine beſſere kann es überhaupt wol nicht geben.

Mit dem Tode ihres Gemahls ſchien auch das Leben der Kurfürſtin in der Wurzel gebrochen. Doch mußte ſie noch ſehen, wie alle ihre Plane für eine ferne Zukunft durch den neuen Herrſcher (mit Recht) vereitelt wurden, wie faſt alles, was ſie ehedem umgeben hatte, von ihr wich, und erſt dann, als ſie dieſe ſchmerzlichen Erfahrungen gemacht, nahte ihr der Tod, der nur von ſehr wenigen betrauert wurde (1689).

---

*) Nach der Verſicherung des Vf. der hiſtoriſchen Schilderung von Berlin (II. S. 245), der ſich wieder auf Pöllnitz ſtützt (T. I. 130), dem aber bekanntlich mehrere Uebertreibungen Schuld gegeben werden.

Schon deshalb, weil es ſo leicht iſt, ſie ungerecht und überſtreng zu beurtheilen, ſoll man bedachtſam-ſchonend verfahren, wenn von ihrem Andenken die Rede iſt. Sie liebte den Kurfürſten mit treuer Seele, und wurde von ihm in gleichem Maaße wiedergeliebt: das ſoll und kann manche ihrer Schwächen verhüllen, manche verſöhnen.

§. 47.

Wenn wir jenes Verhältniß der Kurfürſtin zu ihren Unterthanen erwägen, ſo wie den frühen Tod des hoffnungsvollen Karl Emil, die Streitigkeiten wegen des Teſtamentes, deſſen Inhalt weder ſeiner Familie noch dem Publikum ganz fremd bleiben konnte, das Misverhältniß zu dem Kurprinzen u. ſ. w., ſo müſſen wir mit Betrübniß anerkennen, daß der Kurfürſt in dieſer Periode nicht jenes Maaß von Glück in ſeinem eigenen Hauſe genoß, deſſen er ſo ganz würdig geweſen. Indeſſen finden ſich Spuren, daß wenigſtens ſeit 1684 durch die ſchöne und geiſtreiche Prinzeſſin Sophie Charlotte von Hannover, mit der ſich der Kurprinz vermählt hatte *), auch das häusliche Leben des Vaters einen neuen Reiz gewann, da er, jede Trefflichkeit durch-

---

*) Die erſte Gemahlin deſſelben war die Prinzeſſin Eliſabeth Henriette von Heſſen-Caſſel, geb. 1661, geſt. 27. Jun. 1683. Sie ſoll ihren Gemahl ſo ſehr geliebt haben, daß ſie ihn ſterbend bat, ſich nie wieder zu vermählen, woher denn auch die trübe Sage ſtammt, als ſei bei ſeiner zwei-

ſchauend, ſchon jetzt die ganze Würde ihrer Zukunft zu ahnden ſchien.

Wenn ihm aber hier nicht völliges Glück zu Theil ward, ſo ſuchte er Troſt und fand ihn in dem Glücke ſeiner Unterthanen, das er bereitete. Es iſt rührend und ſchön, wie er beſonders nach dem Frieden zu St. Germain, als er die Ausſicht auf einige Friedensjahre gewann, alles aufbot, um ſeinem Lande Erwerbsquellen zu öffnen, an die früherhin niemand gedacht hatte. Er, der ſchon 1650 die erſte wohlgeordnete Poſt von Brandenburg aus nach Preußen, Sachſen und Weſtphalen eröffnet und in ſpäteren Jahren noch ſehr erweitert und verbeſſert hatte, dachte jetzt ſogar auf den Handel nach fremden Welttheilen hin, ja er ſtrebte ſogar nach Beſitzungen in denſelben.

Er hatte ſchon im Jahre 1678 mit einem holländiſchen Kaufmann Raulé wegen Errichtung einer Flotte Unterhandlungen gepflogen, und endlich einen Contract auf 6 Jahre mit ihm gemacht, dem zu Folge er in den kurfürſtlichen Häfen an der Oſtſee jederzeit 6 Fregatten von 20 bis 40 Kanonen, nebſt einigen kleineren Schiffen, in ſegelfertigem Stand erhalten ſollte, wofür ihm monatlich 5000 Thaler ausgezahlt wurden. Bald dar-

---

ten Vermählung ihr Ring plötzlich zerbrochen. (Siehe Küſters altes und neues Berlin III. S. [illegible]) Canitz hat ihr die Leichenrede gehalten, die ſich allerdings auszeichnet, obwol ſie nicht frei iſt von einem gewiſſen kalten Feuer und künſtlicher Einfachheit.

auf nahm er den Raulé ſelbſt in ſeine Dienſte, und übertrug ihm den Handel nach der Küſte von Guinea.

§. 48.

Das Schiff kam glücklich dort an, und man ſchloß mit 3 Häuptern der Neger auf dem ſogenannten Kap der drei Spitzen, einen Vergleich, in welchem ſie erklärten, daß ſie den Kurfürſten für ihren Herrn anerkennen, und nur mit Brandenburgiſchen Schiffen handeln wollten. Trotz der Feindſeligkeit, welche nun von den Holländern gegen einzelne Brandenburgiſche Schiffe ausgeübt wurden, kam doch die Afrikaniſche Geſellſchaft zu Stande, deren Freiheitsbrief am 18. November unterzeichnet ward. Der Kurfürſt, jedem großen und kühnen Unternehmen hold, und ohne Eigennutz bloß an die zukünftigen Vortheile ſeiner Staaten denkend, gab gern ſehr bedeutende Summen zu dieſer Anſtalt her, und es wurden zu Hamburg zwei neue Fregatten zu dieſem Zwecke ausgerüſtet. Sein Enthuſiasmus entzündete den ſeiner Unterthanen, und ein ſehr würdiger Edelmann, Otto Friedrich von der Gröben, übernahm das Commando jener Schiffe. Glücklich ſegelte er mit hundert wackern Brandenburgiſchen Soldaten nach jenem Lande, baute daſelbſt die Feſte Groß-Friedrichsberg, und hatte die Freude, zu ſehen, daß manche Neger ſich freiwillig unter Brandenburgiſchen Schutz begaben. Aber die Eiferſucht der Holländer dauerte fort, und da ſie die bei weitem Mächtigeren zur See waren, ſo bedurfte der Kurfürſt und Gröben einer beſonderen Kraft und Ausdauer, um nicht die ganze Sache ſchnell wieder aufzugeben. Im Jahre 1687 hatte der Fürſt vier feſte Sitze in Afrika. Dennoch zeigte ſich, wie er es auch erwartet hatte, kein ſchneller Vortheil, und als er endlich, um das Andenken an die geſtiftete Geſellſchaft zu bewahren, aus dem Goldſande von Guinea Dukaten ſchlagen ließ, geſtand er freimüthig, daß ihm jeder dieſer Dukaten zwei andere koſte.

Sein **Nachfolger**, Friedrich III., ſetzte das Werk ſeines Vaters fort, und ſcheute gleichfalls keine Koſten, um es zu haben. Doch auch jetzt wollte ſich der gewünſchte Vortheil nicht zeigen, bis endlich Friedrich Wilhelm I., der ganzen Unternehmung überdrüſſig, ſeine ſämmtlichen Beſitzungen in Afrika an die Holländiſch-Weſtindiſche Handlungskompagnie für die unglaublich geringe Summe von 7200 Dukaten verkaufte, denen noch als angenehme Zugabe zwölf Mohrenſklaven beigefügt wurden (im Jahre 1720).

Es bedarf wohl kaum des Zuſatzes, daß dieſes Misgeſchick nicht gegen die Idee des Kurfürſten entſcheiden kann. Dem Menſchen kommt nur zu, das Würdige zu wollen, der glückliche wie der betrübende Ausgang ſteht in einer höheren Macht.

§. 49.

Wenn aber dieſe weitausſehenden Plane nicht ganz den gewünſchten Fortgang hatten, ſo gelang um deſto mehr alles, was er für den inneren Wohlſtand ſeines Landes, im Lande ſelbſt, unternahm. Trotz aller bedeutenden Abgaben, die er durch die gebietende Zeit gezwungen war, ſeinen Unterthanen aufzulegen, gelangten dieſe dennoch nach und nach zu einer gewiſſen Wohlhabenheit, die ſie ſelbſt in ruhiger Zeit unter den früheren Kurfürſten in der letzteren Hälfte des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts nicht genoſſen hatten. Es entſtand eine erfreuliche Sicherheit im Gewerbe, Handel und Beſitz: denn es war ein großes Haupt da, um das ſich alle gern verſammelten, da daſſelbe von ganz Europa anerkannt, den mildeſten Schutz gewährte. Aber während die Unterthanen wohlhabend wurden, gedieh auch das Privat-Vermögen des Kurfürſten, und es ward möglich, daß er ſich mit dem Glanze umgab, der ihm zukam, einem Glanze, deſſen Werth er erkannte, und den er eben deshalb liebte.

Es iſt oft betrübend in der früheren Geſchichte der Mark Brandenburg zu ſehen, wie ſelbſt in äußerlich glücklichen Zeiten, die Kurfürſten ſich in Verlegenheit befanden, den nothwendigen Aufwand zu beſtreiten. In einer ſolchen Lage finden wir ſogar zuweilen den Fürſten Joachim Friedrich, von dem doch die Geſchichte rühmt, daß er „Ordnung und Gottesfurcht in gleichem Maaße" geliebt habe, und ſeine ehrwürdige Gemahlin, die Kurfürſtin Katharina, trat einſt ſelbſt für ihn bei den Landſtänden ins Mittel, die ſie in einem wahrhaft rührenden Schreiben (vom 31. Aug. 1603) um eine Anleihe von 30,000 Thaler für den Landesherrn hat *). Aehnlichen Geldmangel litt mitunter auch Johann Sigismund, dem ſeine Räthe (im Jahr 1612) unumwunden berichteten, alle ihre Mühe, im Lande ſelbſt für ihn Summen aufzutreiben, ſei vergeblich geweſen, und er möge deshalb nicht ferner anſtehen, die unbequemen Bedingungen einzugehen, unter denen ſchon früherhin ein einziger reicher Vaſall (Zacharias von Röbel auf Buch) ſich zu einem Darlehn von 11.400 Thalern entſchloſſen habe. Daß auch Georg Wilhelm nicht frei war von ähnlichen Verlegenheiten, iſt leicht zu erachten, und wir haben geſehen, in welcher faſt peinlichen Vermögensbeſchränktheit ſich Friedrich Wilhelm zu Anfang ſeiner Regierung befand.

Eine bloß männliche Klugheit würde hier vielleicht nicht ausgereicht haben, um die verworrenen Geldverhältniſſe wieder in Ordnung zu bringen: denn anderweitige und größere Sorgen riefen ſeinen Geiſt nicht ſelten von dieſer Beſchäftigung ab. Um ſo erfreulicher iſt es, daß ſeine beiden Gemahlinnen, von Natur zur Sparſamkeit geneigt, ihm hier zur Seite ſtanden, und mit weiblicher Umſichtigkeit erwerben und vermehren

---

*) Der Brief iſt an den Kanzler Hans von Benckendorf auf Wardin, und hat den herzlichen Schluß: „Dz woll ich wieder in allen gnaden umb euch und die Landſchaft in Keinem vergeſſen ſtellen, und den trewen Gott von Hertzen anruffen, und betten, dz der treue Gott eß in hundert fall deck wollt erſtattenn, das ſe eß nicht meßen was ſie be unß und unſern hertzlieben hern ton."

halfen. Was von ihnen, vielleicht oft nur im anſcheinend Kleinen geſchafft wurde, wußte Er im Großen zu nutzen, und nur auf dieſe Weiſe konnten manche ſeiner größten Gedanken zur Erſcheinung kommen, in einer Welt, wo die großen Zwecke nur zu oft durch den Mangel an irdiſchen Mitteln gehemmt werden.

§. 50.

Indeſſen ſtrebte Friedrich Wilhelm keinesweges nach einem übermäßig gefüllten Schatze, welches klar genug wird, wenn wir erwägen, daß er nach einer 48jährigen Regierung dennoch nur etwa 800,000 Thaler baares Geld ſeinem Nachfolger hinterließ: eine Summe, die ja auch wohl ein reicher Privatmann beſitzen darf. Wie hätte auch ein Mann wie er ſeinen Geiſt und ſeine Zeit wenden können auf das Sammeln von Metall, welches nur durch verſtändigen Gebrauch, oder, wie wir faſt ſagen möchten, durch das Nicht-Sammeln ſeine Bedeutung gewinnt.

Der Kurfürſt hatte ſich ſtets nach beſſern Stützen für ſeinen Staat umgeſehen, und er fand dieſe in einem möglichſt zahlreichen, zur Deutſchen Tapferkeit erzogenen und durch dieſelbe ruhmvollen Heere, ſo wie nicht minder in ſittlichen, ſtrengfleißigen und fröhlich-ſtolzen Bürgern.

Friedrich Wilhelm empfing von ſeinem Vater ein der Zahl nach ſehr geringes Heer, das wegen ſeines zertheilten Gehorſams, indem es gewiſſermaßen dem Kaiſer, dem Kurfürſten, und dem Grafen Schwarzenberg

zu

zu gleicher Zeit dienen ſollte, noch mehr aber durch theilweiſe Wildheit und Unordnung, dem Lande großen Schaden zufügte. Es iſt ferner erzählt worden, wie ſich der Fürſt in Hinſicht dieſes vom Vater ererbten Militärs benahm. Er ſchuf bald ein neues, denn ſo dürfen wir es in jeder Hinſicht nennen, da er demſelben ſeinen Geiſt der beſonnenen Kraft und ſittlichen Tapferkeit einhauchte. Wegen der ungünſtigen Umſtände während ſo mancher Jahre ſeiner Regierung, konnte eine geraume Zeit jenes Heer nur gering an Anzahl ſein; aber es war ſtark durch inneren Werth, und es iſt wahrhaft rührend und ſchön, wie ſehr ſich der Fürſt durch Wort und That bemühte, ſeine Soldaten zu bilden und zu verpflegen. Wir finden 1655 eine Interims-Verpflegungs-Ordonnanz, in welcher mit Ernſt und Strenge die reine Sittenlehre für Offiziere und Soldaten vorgetragen, und zugleich mit beſonderer Liebe der Lohn und Sold derſelben angeordnet wird. Wir finden dann im nächſten Jahre das Kurbrandenburgiſche Kriegesrecht (Artikelsbrief), eine Regierungsſchrift, die noch unter Friedrich dem Großen als Richtſchnur diente. Dann 1668 eine neue Interims-Ordonnanz zur Verpflegung der Armee (oftmals wiederholt und verbeſſert), 1670 eine Marſchordonnanz, 1672 den Artikelsbrief für die Artillerie, und die Muſterordnung für die Kriegscommiſſarien, vieler anderer heilſamen Verordnungen zu geſchweigen, welche dem eigentlichen Forſcher nach der Geſchichte des Brandenburgiſchen Kriegsweſens nicht verborgen bleiben werden. In allen dieſen Verordnungen ſpricht der wahrhaftige Chriſtenheld, der da wohl weiß, daß ohne Gottesfurcht kein ächter tapferer Widerſtand gegen rohe Menſchengewalt möglich iſt, es ſpricht der umſichtig ruhige Landesfürſt und der erfahrene bewährte Feldherr.

§. 51.

Friedrich Wilhelm hinterließ ſeinem Nachfolger eine Kriegsmacht, die in jeder Hinſicht als eine Königliche erſcheinen muß, denn ſie beſtand aus 38.000 Mann, und zwar 35 Bataillons Fußvolk, 32 Escadrons Cüraſſiere, 8 Escadrons Dragoner, 18 Compagnien in den Garniſonen, und 300 Artilleriſten. Als Führer dieſes Heeres finden wir bei Friedrich Wilhelms Ableben den alten Generalfeldmarſchall Baron von Dörfling (damals ein Greis von 82 Jahren), den Fürſten Johann Georg von Anhalt-Deſſau, von Schomberg Vater und Sohn, Johann Adam von Schöning, Alexander von Sparn, Johann Albrecht von Barfuß, Heinrich von Flemming, Friedrich Graf von Dönhof, Graf von Briquemaur, Prinz Ferdinand von Kurland, Prinz Ludwig Friedrich von Holſtein-Beck, Marquis von Varenne, Ernſt von Weiler, Jmbert von Roſey, Joachim von Dewitz, Joachim Friedrich von Wreech, dü Hamel, und andere, deren Andenken auch jetzt noch nicht erloſchen iſt.

Die für damalige Zeiten ſehr große Anzahl der Truppen, darf uns nicht befremden, wenn wir, auch abgeſehen von des Kurfürſten kriegeriſchem Geiſte, erwägen, daß er am Ende ſeiner Regierung ein Land von 2042 □M. beſaß, deren Bewohner man auf 1,500,000 rechnet *).

---

*) Ich gebe hier die Summe, wie ſie gewöhnlich angegeben wird; doch ſcheint ſie bei weitem zu hoch, wenn man ſich erinnert, daß im Jahre 1684 in allen Städten der geſammten Marken nur 3781 Kinder getauft, 2975 Menſchen begraben, und 827 Ehen geſchloſſen worden ſind, woraus klar wird, daß bloß Berlin jetzt mehr Menſchen enthält, als damals ſämmtliche Märkiſche Städte. Mit größerer Gewißheit können wir das Steigen Brandenburgs unter den Hohenzolleriſchen Fürſten, in Hinſicht der erworbenen Länder angeben. Kurf. Friedrich I. legte im Jahr 1415 den Grund mit 355 □Meilen, Johann Georg hinterließ im Jahr 1598 642$\frac{5}{8}$ □M., Johann Sigismund (1619) 1447$\frac{11}{16}$ □M., Friedrich Wilhelm der Große (1688) 2042$\frac{2}{3}$ □M., König Friedrich I. (1713) 2084$\frac{3}{4}$ □M., König Friedrich Wilhelm I. (1740) 2197$\frac{3}{4}$ □M., Friedrich der Große (1786) 3549$\frac{3}{8}$ □M., K. Friedrich Wilhelm II. (1797) 5526$\frac{3}{4}$ □M. —

Die Volksmenge wird alſo angegeben: Im Jahr 1688—1,500000, 1714—1,620000, 1740—2,200000, 1786—5,800000, 1797—8,700000, 1806—im Sommer, 10,500000. Kriegesmacht: Im Jahr 1627 4000, 1688 — hier giebt es ſehr verſchiedene Angaben, 24,000, 30,000, 38,000. Die letztere Summe ſcheint der Wahrheit am nächſten zu kommen, 1740—75000, 1786—200,000, 1797—220,000, 1806—240,000.

Ueber die Volksmenge in den Brandenburgiſchen Staaten haben wir erſt ſeit 1684 einige Gewißheit, da der Kurfürſt befahl, die Getauften, Getrauten und Geſtorbenen zu zählen. Doch auch hier fand er Schwierigkeiten, und ein berühmter Hofprediger gab ſchriftlich folgendes merkwürdige Bedenken ein: „Bis hieher, ſo viel mir be-

§. 52.

Doch nicht bloß jenes vortreffliche Heer erfüllte ſein Gemüth; ſondern ihm lag auch nicht minder am Herzen die Sittlichkeit ſeiner Unterthanen im Allgemeinen. Man täuſche ſich nicht durch eine gewiſſe idylliſche Anſicht der Brandenburgiſchen Vorzeit, welcher ein gutmüthiger Sinn zuweilen auf Koſten der wahrhaftigen Geſchichte Raum giebt; aber man verbanne noch weit ſorgfältiger jene verhaßte Meinung von einer ganz entſchiedenen Rohheit und jeglicher Bildung widerſtrebender Hartnäckigkeit der Vorfahren, wie wir denn dergleichen Klagen gar oft in den Deutſchen Current-Hiſtorikern gewiſſer Jahrzehnte vernehmen müſſen. Nicht ſelten werden auch wohl jene Klagen mit einigem Behagen vernommen, da es der Eitelkeit zuſagt, ſich ohne Weiteres höher zu dünken, als eine ganze Vergangenheit, und da mit gemachter Vornehmheit herüberzulächeln, wo es an der Zeit wäre, zu denken und zu prüfen.

§. 53.

Es kann hier nicht davon die Rede ſein, dieſe große

---

kannt iſt, hat man dieſe Rechnung, ſo bei den Päpſtlichen und Lutheriſchen bräuchlich iſt, in reformirten Kirchen nicht in Uebung gehabt, und kömmt gar zu nahe K. Davids Exempel, da er das Volk zählen ließ, welches Gott mißfiel und nicht konnte ausgeſöhnet werden, als durch eine Peſt, gleich wie denen bekannt, die die Schrift geleſen.“ — De Kurfürſt ſetzte indeſſen ſeinen Willen durch.

hiſtoriſche Aufgabe erſchöpfen auch nur zu wollen. Der Charakter der Brandenburger iſt nicht eben leicht zu faſſen, und nur durch ſorgfältige Betrachtung ihrer Geſchichte und der ſie umgebenden Natur, ſo wie des Bodens, auf dem ſie einherſchreiten, und den ſie bebauen, wird er uns nach und nach klarer werden. Ihr Körper war kraftvoll und ausdauernd, und die Nothwendigkeit des Bedürfniſſes, das nur mit Mühe dem wenig ergiebigen Boden abgerungen werden mußte, hatte ihn Anſtrengungen ertragen gelehrt, vor denen manche ſüdliche Völker ſcheu zurückgeſchreckt wären. Ihr Sinn war rein kriegeriſch, und er erſcheint am erfreulichſten, wenn es auf die Vertheidigung des vaterländiſchen Bodens ankam. An eine gewiſſe ehrbare Armuth gewöhnt, konnte ſie der verweichlichende Trieb nach Ueberfluß nicht beſchleichen, deſto mehr der edlere nach Ehre und Ruhm. In ihrem Gemüth finden wir im Allgemeinen eine Entſchiedenheit, die zuweilen wie Eigenſinn und Starrheit ausſehen kann, doch immer, ſelbſt auf dieſen Abwegen, uns mehr erfreuen wird, als Weichheit und Zerfloſſenheit. Man wird ſich deshalb nicht zu ſehr wundern dürfen, daß auch dem Haſſe ihr Sinn geöffnet war, daß ihre Abneigung nicht zahm und ſtumm blieb, ſondern ſich mitunter auch Luft machte, in Zweikämpfen, oder, je nachdem die Sphäre war, in der jenes Misgefühl ſich zeigte, im Ringen, Balgen, oder heftigen Reden auf der Kanzel, und bitterböſen polemiſchen Schriften. Aber ihre Liebe und ihre Freundſchaft, ja ſelbſt ihre bloße wiſſenſchaftliche Billigung war auch um deſto reiner, feſter und dauernder.

Indeſſen iſt keinesweges zu leugnen, daß durch Georg Wilhelms unglückliche Regierung, oder vielmehr durch deren verderbliche Zeit manches Rauhe und Harte in dem Charakter der Brandenburger immer ſchroffer hervorgetreten war, und daß der Gedanke, nichts mehr verlieren zu können, ihrem Gefühl mitunter etwas bitter ſchneidendes gab, das nur durch glücklichere Zeiten, die erſt ein weiſer und milder Fürſt hervorrufen mußte, gemildert werden konnte.

§. 54.

Wir haben geſehen, mit welchem offnen Gemüth und mit welcher reinen Klugheit Friedrich Wilhelm ſeine Brandenburger zu behandeln wußte. Er vermochte das, denn er verſtand ſie, wie nur ein Fürſt ſeine Unterthanen verſtehen kann. Er gab der Kraft einen edleren Spielraum in gerechten Kriegen, und leitete die Privatleidenſchaften zu einem ſchöneren Eifer für das Ganze des Vaterlandes hinüber. Er führte die Unbeſchäftigten und in der Unbeſchäftigtheit ſich ſelbſt Verzehrenden zur regelmäßigen Arbeit und gemeſſenem Erwerb. Er hielt ihrem ſtrengen Sinn die ſtrenge Wiſſenſchaft vor, an der ſich ihre Kraft auf eine rühmliche Weiſe üben konnte; aber damit die Strenge nicht Härte werde, ſuchte er ſie zu lindern durch die Beſchäftigung mit den freundlichen Künſten. Vor allem aber leitete er ſie zur Religion, die ſeines eigenen Lebens ewiger Leitſtern war.

Sehr wichtig iſt in dieſer Hinſicht die Verordnung des Berliniſchen Magiſtrats vom Jahr 1675, nur daß ſie, wenn wir manche in derſelben angeführte grobe Laſter nennen hören, uns leicht irre machen kann in dem reinen Gemälde, welches wir aufgeſtellt. Dies wird aber wegfallen, wenn wir bedenken, daß hier größtentheils nur gewarnt wird, und vielleicht ſchon ein einzelner Fall jener ſchlimmeren Vergehungen hinreichend war, eine Verordnung für das ganze Land zu veranlaſſen.

Es heißt in dieſem Decret, „man thue hiemit ſämmtlichen Einwohnern öffentlich zu wiſſen, daß alle Land- und Stadtverderbliche Plagen, Strafen und Unglück, lediglich durch die wider die erſte als andere Tafel, wider die heiligen 10 Gebote Gottes laufende grobe Sünden und Laſter von Gottes gerechtem Zorn herkomme, u. ſ. w. Die Kriegsgefahr drohe nicht bloß den zeitlichen Gütern, ſondern bei beharrender Verſtokkung könne auch die Seligkeit ſelbſt geraubt werden. Deshalb ermahnt der Magiſtrat, wie ein wahrhafter Vater, ernſt und ſtreng, einen jeden für ſich und ſeine Kinder und Geſinde, daß er Gott über alle Dinge fürchte, liebe und vertraue, darnach ſich alles Gottesläſterns, Fluchens, Schwörens, Meineides, Zauberns, Bötens (?) Hand- und Cryſtallenſehens, Käſeſchreibens (?) Siebelaufens (?) enthalten ſolle. Niemand ſolle den Namen Jeſus liederlich misbrauchen, vielweniger deſſen Wunden und heilige Sacramente läſterlich führen.“

Die Sonn- und Feiertage ſollten heilig gehalten, und mit Anhörung göttlichen Wortes, Singen und Beten in chriſtlicher Andacht und wahrer Demuth zugebracht werden. Jede Arbeit und öffentliche Vergnügungen an dieſen Tagen wurden ſtreng verboten, ja ſogar das Spazierenfahren als ein unzuläſſiges Werk anerkannt, (eine übergroße Strenge, die aber nur der hochmüthige Leichtſinn belächeln dürfte.)

§. 55.

Unerbittlich beſtrafte der fromme Kurfürſt jede entſchiedene Vergehung gegen Religion und Sittlichkeit, und ſehr zweckmäßig wandte er ſolche Strafgelder lediglich zur Verbeſſerung der Gotteshäuſer an. In dem Zeitraum von 1660 bis 1670 wurde der Marienthurm, der Thurm der St. Peterskirche, die Kanzel zu St. Nicolai bloß durch ſolche Strafgelder erbaut, denn wohl wiſſend, was es heiße ein öffentliches Aergerniß geben, verzieh der ſonſt ſo milde Fürſt dergleichen nie. Von dieſer Seite betrachtet iſt es wahrhaft intereſſant, daß einſt ein reicher Berliniſcher Nadler wegen öffentlich ausgeſtoßener Gottesläſterungen 200 Thaler bezahlen mußte, welche zur Pflaſterung des neuen Marktes verwandt wurden, damit die frommen Kirchgänger einen bequemern Weg haben ſollten.

Es iſt betrübend, in den Verordnungen zuweilen auf ſolche Laſter, wie Bigamie, Polygamie, Gottesläſterungen, Unzucht und Sodomiterei zu ſtoßen, allein der Hiſtoriker darf dieſen Umſtand leider nicht übergehen. Wie ſtreng der Kurfürſt dergleichen ahndete, zeigt ſein

Dekret vom 26. Mai 1680, in welchem er jegliche „Buhlerwinkel" auszurotten befiehlt; ja eine ſeiner letzten und ſtrengſten Verordnungen (vielleicht ſeine allerletzte) vom Jahr 1688, betrifft die „Ehebrecher, Blutſchänder, und die ſo mehrere Weiber haben." Er verordnet mit edler Strenge, daß die Ehebrecher am Leben beſtraft werden ſollen, falls das Verbrechen in Verhältniß zu einem andern Eheweibe geſchehen. Man erwäge, daß dieſe Verordnung vielleicht wenige Tage vor ſeinem Ende nieder geſchrieben wurde, und daß der Kurfürſt, der es klar ſah, wie bald er vor Gott treten werde, wohl ganz beſonders Recht zu haben glauben mußte, als er verfuhr wie er hier verfuhr. Schon um deswillen ſollte beſonders hier das weichlichere Mitleiden ſchweigen, das ſo gern als überhart tadeln möchte, was nur ſehr ſtreng war.

Eben die Härte jener Verordnungen machte Strafe nur ſelten nöthig, und der Kurfürſt durfte ſich ſelbſt geſtehen, daß durch ihn der geſammte Charakter der Brandenburger diejenige Richtung gewonnen, die ſie erhalten mußte, wenn ſie einſt in Europa als eine herrſchende und geſetzgebende erſcheinen wollte. Durch ihn gewann jener Charakter ſeine beſtimmte Farbe, Genauigkeit und Sicherheit, die ihn vor aller Vermiſchung mit etwas Fremdartigem für immer ſchützte.

§. 56.

Mit dieſem Gefühle in der Bruſt konnte ihn der herannahende Tod keinesweges erſchrecken, denn er ahndete, daß das was er geſchaffen, Kraft und Dauerbarkeit genug habe, um ſich ſelbſt zu erhalten, wenn ihn Gott jetzt abrufen ſollte. Wir finden nicht, daß ihn in früheren Zeiten irgend eine bedeutende Krankheit jemals gehemmt habe, und ſo wie ſein Geiſt reich und wirkſam genug war, bei der Ausführung wohl überlegter Plane, ſo war auch ſein Körper ſtark und geübt, um jegliche Beſchwerlichkeiten der Friedens- und Kriegesarbeiten zu erdulden. Nur während der Pommerſchen Kriege, vor allen aber durch den faſt beiſpiellos raſchen Winterfeldzug in Preußen, fing ſeine Geſundheit an zu leiden, und beſonders verurſachten ihm Gicht und Podagra oft die unſäglichſten Schmerzen, denen er aber ſtets mit männlicher Geduld begegnete. Seine Unterthanen zeigten die allgemeinſte und innigſte Theilnahme, und es iſt rührend zu bemerken, wie manche derſelben mit ſchöner, traulicher Einfalt ſich an ihn wandten, um ihm guten Rath und Heilmittel für ſein Uebel anzuweiſen. Aber die Schmerzen wichen höchſtens nur für kurze Zeit und kehrten dann oft mit erneuter Heftigkeit zurück; doch ließ er ſich nie dadurch in ſeinen Arbeiten unterbrechen, ja wir dürfen ſagen, er ſuchte eben jene Schmerzen durch Arbeiten zu bekämpfen. Welch eine Fülle von Geſundheit und Kraft in ihm zu zerſtören war, erhellt am beſten aus dem Umſtande, daß die Krankheit faſt zehn Jahre mit allen ihren Schmerzen auf ihn eindringen mußte, ehe ſie ihn auf das Krankenlager werfen konnte.

§. 57.

Im April 1688 fing er ſelbſt an, jede Hoffnung zur Geneſung aufzugeben, und am 27. jenes Monats ließ er zu Potsdam, in Gegenwart ſeiner Gemahlin und des Kurprinzen, das ganze Kollegium des geheimen Staatsrathes zuſammenkommen, an deſſen Spitze ſich der aus Frankreich vertriebene tapfere und geiſtreiche Herzog von Schomberg befand. Er erklärte ihnen, daß er ſie bei ſeinem nahenden Ende noch einmal habe ſehen wollen, um Abſchied zu nehmen, und bat ſie, bei dieſer Nachricht dieſelbe Faſſung zu haben, mit der er ſie ausſpreche. Er dankte ihnen für die redlichen und treuen Dienſte, die ſie ihm, zum Theil ſchon ſo lange, geleiſtet, und legte ihnen ans Herz, ſeinem Sohne mit gleicher Liebe und Treue anzuhangen. Er äußerte mit beſonderer Innigkeit ſein Bedauern, daß die unglücklichen Zeitumſtände ihn verhindert hätten, manche Laſten der Unterthanen zu erleichtern. Dann wandte er ſich an den Kurprinzen, mit dem er ſich ſchon einige Zeit vorher vollkommen ausgeſöhnt hatte, ſegnete ihn väterlich, gab ihm manche treffliche Ermahnung, wie er die Regierung ſeines Landes zu leiten habe, und überreichte ihm zugleich für dieſen Zweck eine ſchriftliche Anweiſung, die er ſelbſt für ihn mit Sorgfalt aufgeſetzt hatte. Ganz beſonders empfahl er ihm für die Gegenwart zwei Dinge: Mit zu wirken, daß Wilhelm III. auf den Thron von England gelange, und für die Franzöſiſchen Vertriebenen, die er ſo freundlich in ſeinen Staaten aufgenommen, auch fernerhin Sorge zu tragen.

§. 58.

Nur mit der höchſten Anſtrengung hatten die Umſtehenden bisher gegen die Thränen der tiefſten Rührung gekämpft; als ihn aber jetzt ein bitterer Körperſchmerz in der Rede unterbrach, da vermochte niemand mehr ſeine Trauer zu verbergen und alles weinte und ſchluchzte laut. Doch mit gewohnter Faſſung und ſanfter Freundlichkeit deutete der Fürſt ihnen an, daß er die zu tiefe Rührung ſcheuen müſſe, da er ſie noch einmal auch zu weltlichen Geſchäften berufen habe. Wirklich hielt er nach einiger Erholung noch einmal mit ihnen den geheimen Staatsrath, bei dem er wie ſonſt mit Ruhe und Beſonnenheit entſchied, und entließ ſie dann auf immer.

Jetzt waren alle weltlichen Geſchäfte beſeitigt, und er lebte nur noch für die Geſellſchaft ſeiner Kinder, die rings um ihn her an ſeinem Bette knieten, und für die ſeiner beiden geachteten Hofprediger Johann Bergius (des Jüngeren) und Chriſtian Cochius, mit denen er ſich mit frommer hingegebener Seele von himmliſchen Dingen unterhielt. Allen ſeinen Kindern gab er, jedem beſonders, ſeinen väterlichen Segen mit den rührendſten Ermahnungen nnd ganz beſonders empfahl er der Wittwe des Prinzen Ludwig, dem Willen ihres verewigten Vaters gemäß, bei der evangeliſch-reformirten Religion zu beharren und nicht zur katholiſchen Religion überzugehen, wie man ſie auch dazu anreizen werde. Sie verſprach ihm Ausdauer, und nun war ſein Gemüth vollkommen beruhigt.

Je näher er dem Tode kam, je öfter wiederholte er den Spruch: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt,“ und mit dieſem troſtreichſten aller troſtreichen Worte, gab er ſtill, gelaſſen und freundlich ſeinen großen und reinen Geiſt dem Himmel zurück, von dem er ſtammte.

Die Geiſtlichen, die um ihn ſtanden, waren ſo tief gerührt durch dieſen reinen Abſchied von der Welt, daß ſie wie mit Einem Munde ausſprachen: „Unſre Seele ſterbe den Tod dieſes Gerechten,“ tief gefühlte Worte, die noch nach Jahrhunderten in der Seele jedes Beſſern nachklingen werden.

Es war am 29. April 1688, am Sonntage Misericordias Domini, Vormittags um 9 Uhr, wo die biederen Brandenburger ihren geliebten Landesvater verloren. Er ſtarb in einem Alter von 68 Jahren, 3 Monaten und 23 Tagen, nach einer beinahe acht und vierzigjährigen Regierung. Seine Leiche ward einbalſamirt, und am 1. Mai nach Berlin gebracht; doch ward ſie erſt am 12. September in der kurfürſtlichen Gruft beigeſetzt, damit keine Uebereilung die Feierlichkeit und Pracht ſtören könne, mit welcher der dankbare Sohn dieſes trübe Geſchäft ausführen wollte.

§. 59.

Es iſt billig, hier nach der gewöhnlichen Ordnung der Hiſtoriker, noch einen Blick zu werfen auf die Familie welche der Kurfürſt gehabt, und zum Theil hinterließ. Aus der erſten Ehe ward ihm Wilhelm Heinrich, geboren am 11. Mai 1648, geſtorben am 20. Oktober 1649. (Es iſt einer von den vielen freundlichen Zügen im Charakter des Kurfürſten, daß er an die Märkiſchen Landſtände, welche zu Taufpathen gebeten wurden, ausdrücklich ſchrieb, ſie ſollten ihm durchaus kein Pathengeſchenk bringen, ein Umſtand, der 1648 gewiß bedeutend war.)

Ferner: Karl Emil, geb. am 6. Februar 1655, geſt. am 27. November 1674 zu Straßburg. Ein geiſtreicher ritterlicher Jüngling, unvergeßlich betrauert.

Friedrich III., geb. zu Königsberg am 12. Jul. 1657. Es iſt merkwürdig, daß ihm, der ſo wenig Ausſichten zur Regierung hatte, der wackere Preußiſche Dichter Simon Dach dieſes Loos, ſo wie Bödiker ſo gar die Königskrone prophezeihete.

Heinrich und Amalie, Zwillinge, geb. am 9. Nov. 1664, lebten nur wenige Wochen.

Ludwig, geb. am 28. Jun. 1666, Gemahl der Prinzeſſin Louiſe Charlotte Radzivil, geſt. am 28. März 1687 kinderlos. Die Wittwe hairathete wider Willen Friedrichs III. den Prinzen Karl Philipp von Pfalz-Neuburg. Es iſt indeſſen wahrſcheinlich, daß ſie, obwohl mit einem katholiſchen Prinzen vermählt, und größtentheils in dem katholiſchen Inſpruck lebend, dennoch bei der evangeliſchen Religion blieb, wie ſie dem ſterbenden Kurfürſten verſprochen.

Aus der zweiten Ehe. Philipp Wilhelm, geb. am 19. Mai 1669, geſt. am 19. December 1711.

Maria Amalia, geb. am 16. November 1670. Zuerſt vermählt mit Karl, Erbprinzen von Meklenburg-Güſtrow. Sie ward nach 7 Monaten Wittwe und vermählte ſich zum zweitenmale mit Moritz Wilhelm, Herzoge von Sachſen-Zeiz. Sie ſtarb am 10. Nov. 1739.

Albrecht Friedrich, geb. am 14. Januar 1672, Heermeiſter zu Sonnenburg, vermählt mit der durch ihre Tugenden berühmten Prinzeſſin Maria Dorothea von Kurland. Er ſtarb am 21. Jun. 1731.

Karl Philipp, geb. am 20. December 1672, geſt. am 13. Jul. 1695. Er iſt berühmt als Held und durch ſeine Liebe zu einer ſchönen Savoyiſchen Dame, Katharina Maria de Balbiano, verwittweten Gräfin von Salmour. Nach einigen Nachrichten iſt er wirklich mit ihr vermählt geweſen, doch erkannte ſie Friedrich der Dritte nicht an. Das geheimnißvolle Dunkel, welches über dieſer romantiſchen Liebe ruht, macht ſie um deſto anziehender.

Eliſabeth Sophie, geb. den 26. März 1674. Dreimal vermählt, ſtarb als Wittwe am 22. Nov. 1748.

Dorothea, geb. am 27. Mai 1675, geſt. 1676 am 1. September.

Chriſtian Ludwig, geb. am 14. Mai 1677. Unvermählt geſtorben am 3. September 1734.

§. 60.

Friedrich Wilhelm hinterließ folgende Länder: Die Kurmark Brandenburg, das Herzogthum Preußen, das erſt durch ihn wahrhafte Wichtigkeit für das Haus Brandenburg gewonnen, da er ihm die Souverainität errungen, Hinterpommern, Lauenburg, Bütow und Draheim, Croſſen und Schwiebus, das Herzogthum Magdeburg, die Hälfte der Grafſchaft Mannsfeld, das Fürſtenthum Halberſtadt nebſt Reinſtein und Hohenſtein, das Fürſtenthum Minden, das Herzogthum Cleve und die Grafſchaften Mark und Ravensberg. Wie viele dieſer Länder waren erſt durch ihn erworben worden; und nicht etwa durch eine einzige Feldſchlacht, ſondern durch langen mühſeligen Kampf, durch weiſe Beſonnenheit und unermüdliche Beharrlichkeit. Die Königskrone, die ſich ſein Nachfolger aufſetzte, hatte Er erworben: ein Gedanke, der ſich ſchon damals aufdrängte, da jene noch fern ſchien.

So war denn die Trauer über den Verluſt eines ſo hochverehrten Hauptes im ganzen Lande allgemein, denn man erkannte oder ahndete wenigſtens, was alles man ihm verdankte. Ehre bei allen Deutſchen, ja ſelbſt bei allen Europäiſchen Völkern, nationelles Leben, entſchiedene Richtung, ſtets weiter zu ſtreben auf der vorgezeichneten Bahn: das alles war man ihm ſchuldig, ja, wir möchten noch hinzuſetzen: die Beſtimmtheit des Brandenburgiſchen Geiſtes und das unwandelbare Gemüth, das ſich in den großen Tagen der Gegenwart von neuem ſo groß und herrlich, ſo tapfer und milde bewährt hat.

Er war ſeinem Volke Troſt in trüben Zeiten, er gab ihm freudigen Muth in den Tagen der Gefahr, und fromme Beſcheidenheit, wenn das Glück und der Sieg es umleuchtete. Was er war, iſt er noch; denn wie könnte je untergehen was wahrhaftiges Leben hatte in ſich?

Er iſt uns ein reines Vorbild, zu dem wir uns gern, und ſtets mit neuer Liebe zurückwenden, und wenn die Zeit, in ihrer ſtillwirkenden Macht, jeden falſchen Schimmer auslöſcht, und jede Scheingröße in ihrer erborgten Geſtalt offen zeigt, ſo bleibt ſein Bild unangetaſtet: denn klar und redlich hat er nie ſich mit dem Schein befaßt, nur ſtets bemüht, wahrhaftig zu ſein, was heilige Pflicht gebot und er zu ſein ſich berufen fühlte.

Beilagen und Anmerkungen.

Beilage A.

Ueber den Zuſtand der Mark Brandenburg während der Regierung Georg Wilhelms finden ſich die genaueſten und betrübteſten Nachrichten. Obwohl er alles gethan hatte, um dem Kaiſer zu gefallen, ſo hauſten dennoch deſſen Truppen auf eine durchaus feindliche Weiſe im Lande. Man rechnet die ſämmtliche Beute, welche der einzige Wallenſtein aus dem Brandenburgiſchen zog, auf zwanzig Millionen Goldgulden. Die ſiegenden Schweden verfuhren faſt auf dieſelbe ſtrenge Weiſe, und als 1633 die Kaiſerlichen, die ſich nun in ſeltſamem Irrthum von dem Kurfürſten verletzt glaubten, unter Philipp von Mansfeld von neuem in die Mark drangen, ſchien das Land durchaus verloren, und es kam dahin, daß der Probſt Lilien zu Berlin, am 21. November, ſeine Zuhörer auf das letzte Ende gefaßt machen zu müſſen glaubte. Er predigte über die Worte aus dem Jeremias: „Es iſt eine Zeit der Angſt in Jacob, noch ſoll ihnen daraus geholfen werden.“ Er erklärte ihnen, daß bei Menſchen keine Hülfe mehr zu finden ſei, und daß ihre gequälten Herzen ſich allein zu Gott noch richten müßten, weshalb er mit den Worten endete: „Herr komme herab, ehe denn unſere Stadt und Land ſtirbet.“ „Worauf nach geendigter Betſtunde (ſo erzählt eine fromme Brandenburgiſche Chronik) einige von den Rathsdeputirten mit den Kaiſerlichen zu Hönow zu traktiren, und mit einer bewilligten Brandſchatzung ſie abzuweiſen bemüht waren, welche aber in der That ihr Gebet erhöret gefunden, indem der Feind ſich mit großer Flucht davon gemacht, und Gott ſie dergeſtalt mit Blindheit geſchlagen, daß ſie die Bäume für eine Menge Schwediſcher Reiter angeſehen, und ſich vor ihnen fürchtend, alles verlaſſen und davon gegangen, welches alles einig und allein zur Ehre Gottes und dieſer Wunderthat, welche ſich bei dieſem Gebet damals zugetragen, angeführet.“

Der Geſchichtſchreiber, obwohl dem religiöſen Vertrauen des wackeren Annaliſten gänzlich beiſtimmend, ſetzt nur hinzu, daß der Graf von Mansfeld aus Furcht vor dem Sächſiſchen Feldmarſchall von Arnim ſeinen Rückzug nach Frankfurt beſchleunigte.

Aber man fühlte ſich nur auf kurze Zeit gerettet; denn da jetzt wieder die Schweden ſich von dem Kurfürſten beleidigt glaubten, ſo fielen ſie in die Mark ein (15. Okt. 1636). Zuerſt erzwang der Schwediſche Oberſt Jenß von Haderslefſ bedeutende Summen, und verſprach dafür, von nun an wenigſtens die Mittelmark zu ſchützen; doch da er abzog, erſchien der Feldmarſchall Hermann Wrangel faſt mit dem ganzen Heere vor Berlin, und forderte denn auch für das ganze Heer, was ſich nur irgend fordern ließ. Als er ſich entfernt hatte, erſchien der Graf Schwarzenberg (wie gewöhnlich in den ruhigeren Zeiträumen), tadelte ſehr die ſchutzloſen Bürger und ſtrafte ſie mit rückſichtloſer Härte. Der Mangel ging in völlige Hungersnoth über, dergeſtalt, daß ſelbſt das Haus des Grafen in Spandow, nicht mehr mit den nöthigen Lebensmitteln verſehen werden konnte. Dann folgte die Peſt; und da es an Mitteln dagegen fehlte, und man überhaupt wohl mit Recht die Sterbenden nicht mehr ſonderlich beklagte, ſo griff die Krankheit immer weiter um ſich. Viele Häuſer ſtanden ganz leer, viele wurden nur von unglücklichen dürftigen Wittwen bewohnt; ja es fehlte zuletzt an Menſchen, um nur die wenigen Thore zu bewachen.

Am Schluſſe des Jahres 1638 erſchien der Graf Gallas vor Berlin, und verlangte, daſelbſt die Winterquartiere zu nehmen, welches ihm denn auch keinesweges gewehrt werden konnte. Im Auguſt 1639 kamen dagegen die Schweden unter Liliehöck und Debitz; und da die armen Städte nicht mehr ſo viel baares Geld hatten, als man forderte, ſo nahm man auch Geldeswerth, welches die Feinde, doch nicht auf die vortheilhafteſte Weiſe, mit einrechneten.

Dazu kam nun noch die große Ausgabe für die Erhaltung der kurfürſtlichen Truppen, die, wegen ihrer geringen Anzahl das Land nicht nur nicht vertheidigen konnten, ſondern auch leider durch das Beiſpiel der verworrenen Zeit, zum Theil mit verwilderten, und nicht ohne Willkühr und Härte die Bürger plagten und preßten. Dieſer letztere Umſtand wird beſonders durch einen ausführlichen Brief klar, den der Berliner Rath am 21. Julius 1640, da das Elend bis zur völligen Hülfloſigkeit geſtiegen war, an den Kurprinzen richtete, indem Georg Wilhelm bereits durch Krankheit verhindert wurde, die Regierungsgeſchäfte zu verwalten. Dieſes Schreiben enthält ſo viel Schreckliches, und erzählt daſſelbe ſo ruhig, daß man auch nicht die mindeſte Uebertreibung vermuthen darf. — Die beiden Städte Berlin und Kölln, ſo endete das Schreiben, ſeien durch Brand, Raub und Bedrückungen in die alleräußerſte Armuth gerathen. Viele hätten geeilt, durch Waſſer, Strang und Meſſer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und der Reſt ſei im Begriff, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlaſſen und ins bitterſte Elend zu gehen, u. ſ. w. Selbſt Schwarzenberg hatte im März deſſelben Jahres eine ähnliche Schilderung des Jammers im Lande und in der Reſidenz, an den Kurfürſten ergehen laſſen, und wie wehe mußte es dieſem thun, keine andere Antwort geben zu können, als die traurige, „man müſſe ſich zu helfen ſuchen, bis die Umſtände ſich änderten.“

Und in eine ſolche Zeit trat Friedrich Wilhelm. Kann, wenn wir ſie genau kennen, und dann erwägen, was er in ihr leiſtete, unſere Bewunderung je groß genug ſein?

Doch jene Schilderung der Zeit iſt noch nicht zu Ende, wenn wir das äußere Unglück betrachtet haben; es war auch innerer Zwieſpalt vorhanden.[1] Schon im Jahre 1626 wagten zwei Edelleute, David von L** und Jakob von W**, in einem Schreiben an den Kurfürſten, in Beziehung auf den Rupiner Kreis, deſſen Magiſtrat ſich an ſie gewendet, zu erklären, „ſie hofften, er werde dieſen Kreis nicht länger als Schaafe ohne Hirten in der Irre laſſen.“

Dieſer ſtarke Ausdruck ging dem Kurfürſten dergeſtalt zu Herzen, daß er gleich 3 Tage nach Empfang des Schreibens (9. Mai 1626) in einem ſehr ausführlichen Briefe den beiden Rittern antwortete. In ſeinem Briefe iſt eine Miſchung von fürſtlichem Stolz und Zorn, und von dem wackern Streben ihre Vorwürfe ausführlich zu widerlegen. Zugleich zeigt ſich in dem ſehr häufigen Wiederholen jenes traurigen Wortes, „ſie wären wie Schaafe ohne Hirten,“ eine Wehmuth, die nur zu ſehr zeigt, wie tief es auf ihn gewirkt. Der Raum verbietet, das ſehr ausführliche Schreiben ganz mitzutheilen, hier mögen deshalb wenige Zeilen genügen.

„Denn was das vor eine große Auflage iſt, wenn ein Unterthan ſeinen Landesfürſten beſchuldiget (gleich wie von Euch, aber ohne Grund geſchehen), er laſſe ſeine Unterthanen unter des Feindes Gefahr gehen, gleich wie Schaafe ohne Hirten, würdet Ihr alsdann verſtanden haben, wann Ihr mit mehrerer Bedachtſamkeit das Schreiben, ſo Ihr an uns gethan, durch Eure Dorfprieſter oder Küſter hättet aufſetzen laſſen, dann wir ſagen hierzu, daß uns viele zu viele daran geſchehen, und daß es nimmer auf uns zu bringen. Denn haben wir nicht ſtets von jeder Zeit, daß uns Gott zur kurfürſtlichen Hoheit und Regiment erhoben, Euch und allen Ständen des Landes ſehr oft und viel vortragen laſſen, wie hoch und nöthig es wäre, daß man im Lande eine andere und beſſere Verfaſſung hätte? Wer iſt's aber geweſen, der es gehemmt, aufgehalten und geſperrt, u. ſ. w.

(Die nun folgende Rechtfertigung, die der Fürſt von ſeinen Handlungen zu geben ſucht, kann hier nicht erwartet werden; doch wird der Forſcher in der Brandenburgiſchen Geſchichte dieſen Brief ſtets als ein höchſt wichtiges Aktenſtück betrachten müſſen.)

Faſt mit einigem Vergnügen ſehen wir indeß, wie ſelbſt in jener traurigen Zeit, der leicht fröhliche Sinn den Berlinern über manches Trübe hinüberhalf, die wenigſtens die Feierſtunden zu genießen wußten. Wir finden beſonders eine Liebhaberei für die **Schauſpiele**, die anfangs von dem Hofe ſelbſt unterſtützt wurde, indem man eine Schauſpielergeſellſchaft unterhielt, deren Direktor gar ein Junker war, mit dem ausgezeichneten Namen: Hans von Stockfiſch *). Als aber die Zeiten ſich verſchlimmerten, ſcheint ſie aus einander gegangen zu ſein, und die Berliner mußten die Luſt an Comödien auf ihre eigne Hand zu befriedigen ſuchen. Aber der Kurfürſt erfuhr es, und befahl in einem Reſkript vom 24. Febr. 1623 ſehr ernſtlich, daß „bei den traurigen und geſchwinden Zeiten, Comödien und Gaukelſpiele aufhören, auch hinfort keine Muſik auf den Straßen mehr erlaubt ſein ſolle. Am wenigſten dürfe fremden Gauklern nachgegeben werden, mit Trommeln und Trompeten auf den Gaſſen herumzulaufen, welches viel Narrens und Kurrens unter den Handwerksburſchen verurſache (!)"

---

*) M. ſ. Plümike's Theatergeſchichte von Berlin, S. 33. Es iſt recht ſehr zu bedauern, daß wir bis jetzt nur ſo ſpärliche Nachrichten von dieſem H. v. S. und ſeiner Geſellſchaft, die Schwarzenberg ſehr begünſtigte, haben auftreiben können. Vielleicht wird indeſſen einem ſpätern Forſcher noch manche Ausbeute zu Theil, die allerdings für die Culturgeſchichte wichtig wäre.

Selbſt dieſe ſtrenge Verordnung ſcheint nicht völlige Wirkung hervorgebracht zu haben, denn ſchon im Jahre 1689 ſtoßen wir wieder auf Comödien, die der Kurfürſt nun einmal durchaus nicht mehr dulden wollte, und deshalb durch zwei ſchriftliche Warnungen (16. Sept.) bekämpfte. Beide ſind ſo köſtliche Denkmale der alten Zeit, daß wir ſie gern ganz hier mittheilten; doch der Raum verbietet uns, mehr als einige Stellen anzuführen. In dem Reſcript an den Magiſtrat heißt es gleich zu Anfang, als ſei von etwas beiſpiellos Schrecklichem die Rede: „Es iſt nunmehr inner und außer der Stadt erſchollen, und laut worden, daß ihr am 10. dieſes, Comödien hinnen ſpielen laſſen (— —) Ihr, als welchen der Jammer, die Noth, und das Elend des Landes nur überflüſſig bekannt, hättet auch leichtlich ſchließen können, daß es gar nicht von der Zeit, ſondern ein lauterer ungereimter Handel wäre, jetzo Comödien ſpielen zu laſſen. Habt das vorige Zulaſſen mit nichts zu beſchönigen, denn ihr werdet nichts dergleichen in keiner Hiſtorie finden, auch nicht in den Geſchichten der Heiden; deſſen aber ſind die alten geiſtlichen Scribenten voll, daß wahre Chriſten bei ſolchen Zeiten aller Comödien vergeſſen; und damit es nicht auf eine Tragödie hinausliefe, Faſt- und Bettage angeſtellt, Gott um Linderung der Strafen fleißig, auch mit Thränen und mit Zähren angerufen; alle Ueppigkeit, Comödienſpiel und was des heilloſen Werkes mehr iſt, aber hat weit von ihnen ſein müſſen (— —)*) Wer iſt denn unter Euch alſo lüſternen Herzens geweſen, deſſen Augen ſich geſehnet, oder deſſen Ohren gejuckt, dergleichen hölzerne Comödie, und dazu ſo gar zur Unzeit anzuſehn und anzuhören?

---

*) Dies Zeichen bedeutet die hier ſtatt gefundenen Auslaſſungen.

Soll dann dieſes der rechte Weg ſein, den viel edlen, güldenen, und uns nun in die eilf Jahre verſperret gehaltenen Frieden hinwieder zu erlangen? Fürwahr, wo Ihr oder Eure Schulgeſellen das glaubet, betrüget Ihr Euch und ſie gewaltig. (— —) Wie viel wallen jetzo frommer Chriſten herum, die zuvornhin genug hatten, und haben des lieben trockenen Brodtes nicht ſatt: wiſſen auch ihres Elendes und Jammers kein Ziel noch Maaße. Wer aber an dieſelben gedenket, bei dem wird die Luſt, den Affereien, ſo bei den Comödien fürlaufen, zuzuſehn, gar leichtlich vergeſſen, es wäre denn Sache, daß er mit der That bezeigen wollte, daß bei ihm alle chriſtliche Liebe durchaus umkommen und vertrieben worden; aber wehe dem Menſchen, um welchen es alſo ſtehet!

Wollen uns dann die viele Wunderzeichen, die allein in dieſem Jahre ſo hauſenweiſe im Lande geſehen worden, darunter das gewißlich was ſonderliches iſt, daß man dasjenige Prodigium, ſo am 30. Auguſt, wie ein Drache geſtaltet geweſen, in die 24 Meilen geſehn hat (welches wohl von keinem Wunderzeichen gehört ſein wird), nicht nur ſo weit erweichen laſſen, daß wir unſer Gemüth und Herzen von ſolchen heilloſen Dingen, die da Gnade bei Gott zu erlangen gar nicht dienen, abwenden könnten? Sehr iſt zu fürchten, es werde darüber noch ſeltſam zugehn, u. ſ. w.

Nicht ganz ſo ausführlich; doch nicht minder charakteriſtiſch iſt das Reſcript an die Schullehrer, welche die Sünde auf ſich geladen. Nachdem Georg Wilhelm ihnen die Sache recht zu Gemüthe geführt, heißt es: „Und ihr, die ihr Litterati ſein wollt, laſſet Euch ſolchen Schaden Joſephs ganz nichts angehn? wendet vielmehr die Gedanken auf fröhliche, aber der Zeit nach ganz unbequeme und ungeſchickte Dinge, damit niemandem etwas gedienet, davon auch kein Verſtändiger (dieweil es mit Eurem Komödienſpielen ein *lauteres hölzernes* Weſen iſt) etwas, wann's auch gleich zu rechter Zeit geſchieht, halten kann.“ (— —)

„Aus bis hieher erzähltem allen aber werdet Ihr ſattſam zu befinden haben, wie ganz unrecht es geweſen, ja wie es wohl, wenn es nach der Schärfe zugehen ſollte, eine Strafe verdient hätte, daß Ihr unbeſonnen bei alſo elenden, betrübteſten Zeiten, darüber ſich auch die unvernünftigen Creaturen gleichſam ängſtigen, auf eine unzeitige Luſt, denen ſchwangern Weibern gleich, euch ankommen laſſen, Comödien zu ſpielen“ u. ſ. w.

Seit dieſer Zeit verſchwinden freilich bis zum Weſtphäliſchen Frieden die Schulcomödien; nicht aber die Comödien überhaupt, wenigſtens erſcheinen ſie wieder in dem Bericht, welchen der Kanzler von dem Borne dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm, gleich beim Anfange ſeiner Regierung, (1641) von dem Zuſtande der Mark Brandenburg abſtattete *). Man traut faſt dem eignen Auge nicht, wenn man in jener Relation die Vergnügungsluſt der Einwohner mit den grellſten Farben geſchildert ſieht, und nicht bloß Banqueten, Turnieren, Ringrennen, Masqueraden, Ballets, goldſtückenen Wämſern und Hemden, ſondern auch den gefüllteſten Weinſchenken, Luſttrommeln, Pfeifen und Geigen, trunknen Nachtſchwärmern u. ſ. w. begegnet. Oft ſeien ſogar, erzählt der Kanzler, nach geendeter Predigt, in der Kirche Comödianten, Fechtmeiſter, Springer, Linienflieher (?), Tanzmeiſter, Bären- und Affenführer aufgetreten, die, dem Volke zum Kurzweil, ihre Poſſen ſehen laſſen, welchen die weiſen Herren und die Geiſtlichkeit mit ſonderbarer Ergötzlichkeit beigewohnet hätten.“

---

*) S. Consultatio politico-theologica. Über den gegenwertigen betrübten und kümmerlichen Zuſtandt der Chur und Marck Brandenburgk, durch Hans Georgen von dem Borne ꝛc. Frankfurt an der Oder 1643. in 4. 10 Bogen. Dieſe Schrift iſt ſo ſelten geworden, daß ich ſie nicht habe auftreiben können: ein Paar merkwürdige Stellen aus derſelben finden ſich in der hiſtoriſchen Schilderung von Berlin, I. 231 ff.

Was den letztern Umſtand betrifft, ſo iſt er ſchlechthin unbegreiflich, wenn wir nicht annehmen, daß etwa die wild umherſchweifenden Nachzügler feindlicher Truppen, ſich ein paar Mal jenen frevelhaften Scherz mit den heiligen Stätten gemacht haben, wobei man aber wol nicht den Zuſchauern ins Herz ſchauen konnte, ob es ſich ergötzte oder trauerte. — Auch der trefflichſte Mann kann im edlen Zorne wol einmal einige übertriebene Worte hinwerfen, ohne im Mindeſten das Uebertriebene zu ahnden: und ſo wäre denn auch der Kanzler mit ſeinem Bericht vollkommen gerechtfertigt.

Uebrigens bleibt, auch wenn wir einige Uebertreibung von Seiten des Briefſtellers annehmen dürften, noch Seltſames und Wunderbares genug übrig. Aber wir werden die Brandenburger der damaligen Zeit keineswegs unerklärlich finden, wenn wir erwägen, daß ein Unglück, zu lange dauernd, zuletzt ermüdet, und daß der Geiſt, der eher alles erträgt, als jene Ermüdung, ſich zuletzt gewaltſam Luft zu machen ſucht, weshalb denn auch ein großer und bitterer Schmerz ſehr nahe verwandt iſt mit lauter flatternder Luſtigkeit.

Wir haben einen Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, der in der That dem Hiſtoriker nicht unbekannt ſein ſollte, da er uns ſo recht mitten hineinführt in die unſeligluſtige Zeit. Ich meine den: Abenteuerlichen Simpliciſſimus (Mümpelgard 1666), ein Werk, das ſchon oftmals, und nicht ohne Frucht, empfohlen worden iſt.

Beilage B.

Es ſcheint mir gar ſehr der Mühe werth, von dieſer Handſchrift des Freiherrn von Blumenthal, deren Mittheilung ich der Güte eines würdigen Freundes des Vaterlandes und der vaterländiſchen Geſchichte verdanke, hier einige nähere Nachrichten zu geben. Das Werk iſt in Folio, ſehr ſauber geſchrieben, und führt den Titel: Diarium der von Berlin aus durch Brabant und Frankreich nach Spanien gethanen Reiſe und ſelbiger Orten gehabten Expedition. In der Inſtruction an den Freiherrn, welche vom 15. Februar 1660 datirt iſt, erhält er folgende Anweiſungen: „Er ſoll zu Paris im Durchreiſen bei dem von Brand ſich angeben und von demſelben vernehmen in was Terminis die Sachen am Hofe daſelbſt ſowohl wegen des Secours vor die Schweden, als auch wegen Oranien ſtehen, wonach er denn ſeine Negotiation zu richten haben wird.

Er ſollte dem Könige zu dem getroffenen Frieden mit Spanien und zu der bevorſtehenden Verbindung mit der Infantin Maria Thereſia Glück wünſchen, vor allen aber den Cardinal Mazarin, der bekanntlich damals Frankreich beherrſchte, für die Sache des Kurfürſten zu gewinnen ſuchen. Er ſollte ihm vortragen, der Kurfürſt hoffe, daß nur die Berichte der Schweden ihn bewogen haben, denſelben wie bisher ſo ſtattliche Hülfe zu leiſten, denn, nur unterſtützt von Frankreich, wagten ſie es, ihm und ſeinen Alliirten den oft gewünſchten Frieden zu verſagen. Er möge deshalb den Schweden ferner kein Geld noch Volk zuſenden, und den franzöſiſchen Geſandten ſchärferen Befehl zukommen laſſen, das Intereſſe Brandenburgs beſſer als bisher im Zaum zu erhalten. Hierauf werde der Cardinal wahrſcheinlich dreierlei Klage führen. 1) Der Kurfürſt ſei wider Einrathen des Königs in dieſen Krieg gegangen, da doch der König ſich erboten, ihm wider die Schweden zu garantiren. 2) Daß er ſich mit dem Hauſe Oeſtreich verbunden und alſo von Frankreich getrennt habe. 3) daß er auch endlich in Pommern eingedrungen ſei, und dadurch das Friedensinſtrument verletzt habe.

Auf den erſten Punkt ſolle er antworten, er habe jegliches Mittel verſucht, mit den Schweden in Frieden zu verharren; doch wegen des damaligen glücklichen Zuſtandes derſelben ihn nimmer erlangen können. Die Garantie ſei ihm nur einmal (durch Mr. Blondel) vorgeſchlagen, da er aber etwas Schriftliches begehrt, ſei es ganz und gar abgeſchlagen worden. Was den zweiten Punkt betreffe, ſo ſei die Verbindung mit dem Hauſe Oeſtreich nicht offenſiv ſondern defenſiv, und da ja jetzt ohnehin der Frieden mit Spanien geſchloſſen ſei, ſo werde ſolche Verbindung jetzt keinen Anſtoß mehr geben. Wie denn auch der Cardinal verſichert ſein könne, daß dieſelbe ohne Präjudiz der Krone Frankreich eingerichtet worden ſei. In Hinſicht des dritten Punkts: Er wünſche nichts ſehnlicher, als Frieden, worin auch die ganze Wohlfahrt ſeines Staates beſtehe, darum habe er auch ungern die Pommerſche Expedition unternommen. Weil aber die Schweden von dort aus die Krone Polen und Dänemark ſo oft beunruhigt und dieſe endlich auf ſolche Unternehmung ſo hart beſtanden, ſo ſei es nicht in ſeinem Vermögen geweſen ſolche zu hindern. Sobald aber nur die Schweden ſich zu einigem billigen Frieden verſtänden, ſo ſei dieſem Werke leicht wieder zu helfen.

Der Freiherr ſollte ſich nicht lange am franzöſiſchen Hofe aufhalten, ſondern ſogleich nach erhaltener Antwort vom Cardinal (denn Ludwig ſelbſt war damals noch ohne eigenen Willen) nach Spanien eilen, um dort noch bedeutender für den Kurfürſten zu wirken. Auch hier ſollte er zu dem geſchloſſenen

Frieden Glück wünſchen und für den Kurfürſten als Bundesgenoſſen des Kaiſers um Subſidien bitten, wobei er bemerklich machen ſollte, daß ihm von Frankreich ſehr große Geldſummen geboten ſeien, wenn er der Verbindung mit Oeſtreich entſagen wolle, welches er aber nimmer gethan. Selbſt in dem Falle, daß der Friede bald zu Stande komme, ſolle er dennoch auf dieſe Geldhülfe beſtehen, indem der Fürſt genöthigt ſei, wegen ſeiner Nachbaren hinfort eine ziemliche Anzahl Völker zu unterhalten, welche Koſten ſeine ſehr erſchöpften Lande nicht erſchwingen könnten.

Er bitte ferner, daß ihm verſtattet ſein möge, in den Niederlanden zu werben.

Sollte vor Ankunft des Freiherrn am Spaniſchen Hofe die Feſtung Jülich noch nicht an den Herzog von Neuburg übergeben worden ſein, ſo ſolle er dieſes durch alle mögliche Mittel zu hindern ſuchen, und dabei das Verſprechen, welches die Spaniſchen Miniſter, vornemlich der Graf Pigneranda noch neulich zu Frankfurt gegeben, daß dieſe Stadt an Brandenburg zu überliefern ſei, in Erinnerung bringen. Wäre aber jene Ueberlieferung an Neuburg ſchon geſchehen, ſo ſolle er ſich darüber beklagen, und bitten, daß man am Oeſtreichiſchen Hofe ſich deſto eifriger für ihn verwende, da ſein Recht auf jene Lande unſtreitig und ſonnenklar ſei.

Auch die Titulatur, welche damals als etwas Höchſtwichtiges anerkannt wurde, ſollte hier zur Sprache kommen, da man bisher mit Spanien noch keine Uebereinkunft deshalb getroffen hatte. Es war ſeit langer Zeit Sitte geweſen, den Königen das Prädikat regia Dignitas zu geben, welches man aber nunmehr geſteigert und in regia Majestas verwandelt hatte; dafür ſchrieben jetzt die Könige an einen Kurfürſten: Serenissimus, und im Context Serenitas electoralis oder aufs wenigſte Celsitudo electoralis, und zugleich eine „Courtoiſie.“ Da man nun noch nicht wußte, wie es der Spaniſche Hof zu halten gedenke, ſo waren dem Freiherrn zwei Abſchriften der

Briefe mitgegeben worden, wovon eine die dignitas, die andere aber die majestas enthielt, je nachdem man den Titel des Kurfürſten einrichten würde. Zur Beglaubigung, daß andere Könige ſich bereits zu der Serenitas electoralis verſtanden, waren ihm einige Briefe, die dieſen Titel enthielten, zum Vorzeigen anvertraut worden.

Ein Nebengrund der Geſandtſchaft war auch noch die Rechtfertigung des Kurfürſten wegen ſeines Verhältniſſes zu dem Marquis Eſpinosa, der ihn durch falſche Briefe hintergangen hatte. Dieſer ſollte ſämmtliche Papiere wieder herausgeben. Da aber dieſe Angelegenheit nicht bedeutend in das Leben Friedrich Wilhelms eingreift, der überhaupt wol keiner Rechtfertigung bedurfte, ſo möge dieſer Umſtand nur kurz berührt werden.

„Von allem, ſo heißt es am Schluſſe dieſer Inſtruction, was auf dieſer Reiſe vorgehet, ſolle er (der Freiherr) nicht allein bei allen Poſten Uns umſtändliche Relation abſtatten, zu welchem Ende er dann in allen Hauptſtädten, da er durchreiſet, gute Adreſſe und Anſtellung zu machen hat, ſondern er ſoll auch ein exactes Diarium halten und uns ſolches bei ſeiner Wiederkunft alſofort überantworten. Und Wir wünſchen ihm eine glückliche Reiſe, und bleiben ihm mit Gnaden wohl beigethan.“ Signatum Cölln an der Spree, den 19. Februar 1660.

Herr von B. folgte mit beſonderem Eifer und rühmlicher Genauigkeit dem Auftrage ſeines Fürſten, und reiſte über Cleve und Brüſſel, wo er die Nebenaufträge beſorgte, die wir hier übergehen, nach Paris, wo er ſich aber gleichfalls nicht lange aufhalten konnte, da ſich der königliche Hof nach Bayonne begeben, um ſich mit dem Spaniſchen zu vereinigen. In Pau erreichte er den Marſchall de Grammont, Gouverneur der Bearniſchen Provinz. Dieſer fing anfangs unterſchiedliche verdrießliche Discurſe über das bisherige verdrießliche Verhältniß zu Frankreich an, die aber von dem Freiherrn mit Kraft zurückgewieſen wurden. Bald darauf kam der Marſchall d'Albert, welcher durch Löſung zweier Kanonen empfangen und nebſt Grammonts Schwiegerſohn, dem Prinzen de Monaco (ſonſt Duc de Valentinois) und dem Freiherrn, bei dem Gouverneur ſpeiſte. Gewohnt an den ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden begonnenen Uebermuth der Franzoſen, findet es der Brandenburgiſche Abgeſandte bemerkenswerth, daß Grammont jene Prinzen, als ſie bei Tiſche die Geſundheit des Kurfürſten mit bedecktem Haupte trinken wollten, ſchnell ermahnte, den Hut abzuziehen. — Der Freiherr beſah die berühmte Faſaneninſel und giebt eine ſehr genaue Beſchreibung von derſelben. Sie liegt in dem Fluſſe Bidaſſao, der Frankreich und Spanien ſcheidet, unfern vom Pyrenäiſchen Gebirge, iſt ungefähr 200 Schritte lang und 30 breit, und ſowohl wegen des darin geſchloſſenen Spaniſch-Franzöſiſchen Friedens und der Heirath, als auch wegen des Umſtandes merkwürdig, daß Karl V. Franz I. zu einem Duell dort hinberufen. Das Haus, in welchem jetzt die Zuſammenkunft der beiden Könige ſein ſollte, war nur von Holz und hatte von Franzöſiſcher und Spaniſcher Seite eine Brücke, an jeglicher Seite 5 Thüren, und der Saal war in der Mitte getheilt und halb franzöſiſch, halb ſpaniſch.

Am 21. April langte endlich der Cardinal Mazarin nebſt dem König und der Königin unter ungeheurem Pompe in Bayonne an. Der König, vielbraun gekleidet, beſuchte an dieſem und dem folgenden Tage zu Fuße den Cardinal, der in der That unendlich mehr König war als er. Am 23. erhielt Herr v. B. bei Mazarin Audienz; er fand ihn nicht bloß unpäßlich, ſondern bettlägerig, doch nicht unaufgelegt zu Geſchäften. Er überreichte den Brief des Kurfürſten, und hielt dann eine treffliche Rede an ihn, in der er ihm die ganze Lage der preußiſch-ſchwediſchen Angelegenheiten auseinanderſetzte, worauf denn der Cardinal alles Punkt für Punkt folgendergeſtalt beantwortete:

— „S. Kurfürſtl. Durchl. erfreue ſich mit der ganzen Chriſtenheit nicht unbillig, daß die beiden mächtigen Könige

durch

durch göttliches Eingeben endlich zu dem Gedanken geſchritten wären, ihren Unterthanen und Landen Frieden und Ruhe zu ſchaffen, bedankte ſich daneben, daß Kurfürſtl. Durchl. ihm, als der Profeſſion mache, Ihr Diener zu ſein, die Ehre und das Glück, die beiden Könige mit einander zu vergleichen, nicht allein gönnten, ſondern Dero Affektion durch ein ſo höfliches Schreiben hätten verſichern wollen. Was die bisherige Aſſiſtenz, ſo man Schweden geleiſtet, anlange, ſo ſei ſein König hiezu, als ein Alliirter ſelbiger Krone verbunden geweſen, um ſie aus der äußerſten Noth und totalem Ruin, in welche ſie durch die Kurfürſtlichen Waffen hätte können geſetzt werden, zu retten. Es ſei zwar an dem, daß man alle Zeit den Kurfürſten an dieſem Orte hätte geſucht verdächtig zu machen, und den König zu überreden, Kurfürſtl. Durchl. ſuche nichts weniger als Frieden; ja Sie hielten continue inſtändig am Kaiſerlichen Hofe um Fortſetzung des Krieges in Pommern an, bei Holland aber, Ihr zur Poſſeſſion gedachten Landes, aus welcher Kurfürſtl. Durchl. mit Unbilligkeit geſetzt wären, zu verhelfen. Er bezeuge aber mit Gott, daß er dieſen und dergleichen Dingen niemals Glauben beigemeſſen; verſpüre auch das Gegenſpiel aus dieſem, daß Kurfürſtl. Durchl. vor weniger Zeit nochmals Dero Begierde zum Frieden dieſem Hofe zu erkennen gegeben, ſo auch allerdings zur Reſtitution derer in Pommern den Schweden abgenommenen Plätze ſich erkläret hätte. Weil er nun durch dergleichen Contestationes Sr. Kurfürſtl. Durchl. guter Intention ſich ſattſam verſichert hielte, ſo ſchwöre er hiemit auf ſeine Ehre und Reputation, daß er ſein Haupt nicht eher ſanfte legen wolle, als bis er E. Kurfürſtl. Durchl. aus dieſem Kriege mit Avantage, Ehre und Reputation geholfen. So ſolle auch hiemit alles Unglück, ſo Deutſchland zu befahren gehabt, abgewendet werden, denn er wolle nunmehr auf Mittel bedacht ſein, das Römiſche Reich vor fernerer Unruhe zu präſerviren; bitte aber, E. Kurfürſtl. Durchl. möge desgleichen thun, und auf Kriſtung des Friedens und der Einigkeit gedenken, verſpreche auch dem Kurfürſten auf ſeine Parole, daß inmittelſt den Schweden weder mit Volk noch Geld ſolle aſſiſtirt werden: und dafern die Schweden ſich im geringſten merken ließen, daß ſie den Frieden zu trainiren ſuchten, würde man hier auf Mittel bedacht ſein, ſie dazu zu obligiren. So habe auch allbereit der König ſeinem zu Oliva, auch andern hin und wieder reſidirenden Geſandten Ordre gegeben, des Kurfürſten Intereſſe ſo viel möglich in allem zu befördern, deſſen Effekt S. Kurfürſtl. Durchl. in kurzem verſpüren würden.

In Hinſicht der Oraniſchen Sache erklärte der Cardinal, daß ſein Herr der König, in Erwägung der Gewogenheit, ſo dieſes fürſtliche Haus jederzeit der Krone Frankreich zugetragen, ſehr undankbar ſein würde, wenn er in der Intention, Oranien mit ſeinem Volk beſetzt hätte, es zu behalten; zumal da der König den Prinzen von Herzen liebe. Sondern es ſolle vielmehr inskünftige ſelbiges Fürſtenthum mit allen Zöllen, Gerichten und andern Pertinentien reſtituirt werden, und dieſes, ſo wahr Gott und ſein Wort wäre.

Am Schluſſe der Rede ſetzte er noch hinzu, es möge S. Kurfürſtl. Durchl. vielleicht misfallen haben, daß Frankreich jezuweilen gedräuet hätte, allein alles dieſes habe man thun müſſen, nur um Schweden von dem Untergange, welcher ihm von den Kurfürſtlichen und Kaiſerlichen Waffen wäre gedräuet worden, zu erretten: allein dieſes alles werde man inskünftige können überhoben ſein, weil der Kurfürſt nunmehr ſeine völlige Intention, den Frieden zu befördern, eröffnet habe.

Die Audienz hatte anderthalb Stunden gedauert, und endete mit einer Einladung zum Mittagsmahl, nach welchem der Freiherr ſogleich den Staatsſecretair de Brienne bat, ihm nun auch zum Könige Zutritt zu verſchaffen. Den konnte man damals immer nur erſt dann erhalten, wenn man bereits den Cardinal geſprochen. Der Letztere ging in ſeiner Höflichkeit ſo weit, dem Kurfürſtl. Abgeſandten ſein Haus, Wagen und

Pferde zu ſeinem Gebrauch anzubieten, welches dieſer aber ablehnte.

Schon am folgenden Tage war die Audienz bei dem Könige. Dieſer ſaß à la ruelle du lit auf einem niedrigen Stuhle, war ganz in violett gekleidet und hatte ſich, des größern Eindrucks wegen mit einigen Herzögen und zweihundert Hofcavaliers umgeben. Herr v. B. überreichte das Schreiben des Kurfürſten, und nachdem der König ihm angedeutet hatte, näher hinzu zu treten, und ihm in's Ohr zu reden, ſo hielt jener an ihn eine ziemlich lange und wohl geſetzte Rede, deren Inhalt aus dem Obengeſagten leicht abzuſehen iſt. Allein die Bemühung hatte keine ſonderliche Frucht, denn Ludwig war damals noch zu ſehr ohne eigene Kraft, um etwas Selbſtſtändiges zu antworten. Nachdem er das Haupt in etwas entblößet, erwiederte er: „Der Baron werde ſonder Zweifel über alle dieſe Sachen bereits den Herrn Cardinal entretenirt haben und ſo wolle er ſich denn einzig und allein auf deſſen ihm darauf gegebene Antwort bezogen haben.“ Dann fragte er, wie lange er ſchon von Berlin abweſend ſei, wie ſich damals der Kurfürſt und die Kurfürſtin befunden habe, und ließ ihn endlich in ſeinem Staatswagen nach Hauſe fahren.

Nachdem dieſe Angelegenheit beendigt worden war, begab ſich der Freiherr nach Fuentarabia, wo er am 29. Audienz bei dem erſten Miniſter Don Louis de Haro erhielt. Dieſer empfing ihn mitten im Gemach mit ganz entblößtem Haupte, ließ ihm einen Stuhl ſetzen und ſich bedecken. Dann kam nach ſchöner alter Weiſe der Dollmetſcher, der ſich zwiſchen Don Louis und ihn auf die Knie ſetzte, ſo daß in der That dieſe Audienz Aehnlichkeit mit der der Ruſſen in Japan gehabt zu haben ſcheint. Der Brief des Kurfürſten an den Grafen war in lateiniſcher Sprache abgefaßt, ob aber auch die Rede, die jetzt der Freiherr an ihn hielt, iſt nicht ausdrücklich bemerkt worden. In dieſer Rede ſchildert der Kurfürſtliche Geſandte die großen Dienſte, welche ſein Herr dem Hauſe Oeſtreich und mithin der Krone Spanien geleiſtet, wie aber dadurch die Kräfte des Landes erſchöpft worden, und er deshalb ſowohl um Subſidien als um die Erlaubniß erſuchen müſſe, in den Niederlanden zu werben. Zugleich bezeigte er ſein Befremden, daß die Feſtung Jülich dem Herzoge von Neuburg eingeräumt worden ſei, der doch ſein Intereſſe ſo ganz von dem des Hauſes Oeſtreich getrennt habe. Der Graf antwortete hierauf nur in allgemeinen Verſicherungen, daß er ſelbſt die Gewogenheit, und ſein König die Freundſchaft des Kurfürſten wohl zu ſchätzen wiſſe, weshalb auch Spanien denſelben nie verlaſſen werde.

Und obwohl der bevorſtehende Krieg mit Portugal und England große Koſten erfordere, ſo wolle man den Kurfürſten demungeachtet dergeſtalt unterſtützen, daß er zufrieden ſein könne. Wegen Jülich erklärte er ſich nicht ſonderlich befriedigend. Es habe dem Herzoge von Neuburg eingeräumt werden müſſen, weil man den Prinzen von Condé nicht hätte verlaſſen wollen, da ſich aber jener Herzog nunmehr ganz an Frankreich gehängt habe, ſo könne man um ſo leichter inskünftige eine Aenderung treffen. — Einige Tage darauf erſuchte Don Louis den Herrn v. B. alles was er ſeinem Könige zu ſagen habe, ſchriftlich aufzuſetzen, indem mündliche Conferenzen nicht gebräuchlich ſeien; doch wünſche er, dieſes Memorial, ehe es übergeben würde, zu ſehen, um etwa einige Abänderungen zu treffen, wenn ſie nöthig ſein ſollten. Es geſchah; doch wurde nichts daran verändert.

Endlich erhielt er in St. Sebaſtian die gewünſchte Audienz durch den Miniſter Don Fernando Contrera. Dieſem eröffnete er zuvörderſt, daß, da jetzt alle chriſtliche Könige an die Kurfürſten den Titel Serenitas Electoralis im Context und eine Courtoiſie ſchrieben, wofür dieſe die Majestas zurückgäben, ſo hoffe er, Spanien werde ein Gleiches thun. Als er nun zur Bekräftigung jener Behauptung einige Schreiben von andern Königen vorzeigen wollte, ſo erwiederte Fernando Contreras: „andre Könige könnten thun was ſie wollten, allein Spanien werde beim alten und gewöhnlichen Style verbleiben,“ worauf der Freiherr entgegnete, es werde alſo auch ſeinem gnädigſten Herrn nicht verdacht werden, wenn er beim gewöhnlichen Styl verbliebe, und dem Könige keinen andern Titel als regia dignitas geben dürfe.

Auf des Barons langen trefflichen Vortrag in lateiniſcher Sprache erwiederte der König nichts weiter, als „er bedanke ſich bei dem Kurfürſten für die Abſchickung des Geſandten und den Glückwunſch, er wolle im Uebrigen die übergebenen Punkte in Deliberation ziehen, und den Freiherrn in Kurzem mit einer gewierigen Antwort verſehen.

Allein dies „in Kurzem“ wurde ziemlich lang. Der Staatsſecretair de Contrera ſchien eben kein Mann von ſchnellem Entſchluſſe, und der Herzog von Terra Nuova in geſpanntem Verhältniß mit Don Luys zu ſein. Endlich nach langem Harren kam die Antwort an den Baron: Man erkenne die Hülfsleiſtung des Kurfürſten und man wolle ihm deshalb jährlich mit hunderttauſend Thalern beiſtehen. Man verſtatte die Werbung in Flandern und Brabant (2000 Mann Fußvolk), man wolle ſich wegen Jülich für den Kurfürſten bemühen u. ſ. w.

Am 22. Mai hatte der Freiherr eine zweite Audienz bei dem Könige, welcher ſich dahin äußerte, er hoffe bei jetzigen Conjunkturen für den Kurfürſten genug gethan zu haben. Dieſer möge nur ſtets das Intereſſe des Hauſes Oeſtreich ſich empfohlen ſein laſſen, und verſichert bleiben, daß Spanien ihn niemals verlaſſen werde.

Uebrigens ward dem Freiherrn das höchſt merkwürdige Geſtändniß abgelegt, daß man jezt am Spaniſchen Hofe keinen habe, der die Briefe des Kurfürſten in lateiniſcher Sprache beantworten könne, und da man ſie deshalb erſt nach Madrid ſenden müſſe, ſo bitte man den Verzug nicht übel zu nehmen. Die Miniſter ſelbſt beantworteten die Briefe des Kurfürſten in Spaniſcher Sprache. Es iſt nichts Merkwürdiges darin und ſelbſt die zärtliche Unterſchrift „Ew. Kurfürſtl. Durchl. küſſet die Hände Dero affectionirter Diener" möchte kaum des Anführens werth ſein.

Wichtiger ſind die Antwortſchreiben Ludwigs und Mazarins, zwar gleichfalls nicht eben ihres Inhalts wegen, ſondern überhaupt um der Männer willen, die ſie verfaßten, und des Verhältniſſes zwiſchen Frankreich und Brandenburg, welches darin angedeutet wird. Es ſcheint deshalb nicht unzweckmäßig ſie hier mitzutheilen, da ſie nie gedruckt worden.

Ludwig ſchrieb alſo:

Mon Frère. Comme j'ay tousjours eu en singuliere recommendation vos interests et ceux de Vostre Maison Electorale, et qu'à l'exemple du feu Roy mon tres honoré Seigneur et Pere et de mon ayeul Henry le Grand de glorieuse memoire, que les ont tousjours embrassez et puissament soustenus, Je crois n'avoir rien abmis pour Vous donner en toutes rencontres des effects de ma bienveillance Royale. Je puis dire mesme de n'en avoir jamais abandonné le dessein, quelques engagements contraires à ceux de vos Predecesseurs, que la conjuncture des temps et des affaires Vous ayt obligé de prendre. Et comme j'ay creu qu'ils n'avoient point apporté d'alteration aux sentiments d'amitié, que je me suis promise de Vous, Je n'ay peu recevoir qu'avec beaucoup de satisfaction les asseurances, que Vous m'en avez renouvellées par vostre lettre du XXI. du mois de fevrier dernier, et par l'Envoy du Sr. Christophle Caspar Baron de Blumenthal, V. Cons. et Chambellan, sur l'occasion de mon Mariage avec la Serenissime Infante d'Espagne, ma cousine et de la paix conclue entre nos deux Couronnes. J'ay aussi esté bien aise, d'entandre ce qu'il a eu à me communiquer de vos affaires et de vos intentions. Je luy ay fait confidement parler des miennes a Vre esgard par mon Consin le Cardinal Mazariny, dont par le rapport, que je veux croire qu'il Vous fera sincere et fidelle,

Vous reconnoistrez qu'il ne tiendra qu'à Vous, que Vous ne jouissiez bientost d'un repos très-asseuré, (qui est ce que Vous avez tousjours protesté estre le seul object de vos actions) et que je ne continue à Vous donner avec joye des preuves reelles de l'estime que je fais de vostre merite et de ma constante amitié. Priant Dieu cependant qu'il Vous ayt, Mon Frere, en sa Ste et digne garde.

Escrit à St. Jean de Luz, le 26me de May 1660.

Vre bon frere

Louis.

Der Cardinal ließ ſich folgendergeſtalt vernehmen:

Monsieur,

Le Sr. Baron de Blumenthal, conſr. d'estat de V. A. El., m'a rendu la lettre, dont Elle a voulu me favoriser. V. A. El. a grande raison de juger, que durant le temps, que mes conseils auront quelque lieu aupres du Roy par la bonté de sa Majesté, les anciennes maximes de cette couronne à l'esgard de ses alliés ne seront point changées. J'en ay donné assez de preuves evidentes par de confederations si utiles pour le bien public et pour le repos de l'Allemagne, que sa Majesté a faites ou renouvellées avec touts les Prince et Estats de l'Empire, qui se sont trouvés en estat et en volonté d'entrer dans une plus estroite alliance avec sa dite Majesté, outre la generale stipulée à Monster entre touts les Contractans. Je veux esperer aussy, que V. A, E. ne changeant point les anciennes maximes de sa Serenissime et Electorale Maison, apresque la paix, qui est sur le point d'estre conclue en Prusse, l'aura dégagé des unions nouvelles, que la conjoncture des temps et des affaires l'avoit obligé de prendre, toutes choses reprendront leur ancien et premier train de part et d'autre entre le Roy et V. A. E. et je luy advoue, que je seray ravy en mon particulier, de voir qu'alors rien ne m'empesche de donner à V. A. E. toutes les marques d'une singuliere estime de sa personne, et d'une très sincere affection autant qu'il sera en mon pouvoir, et quand mesme on seroit asses malheureux pour que la colere du ciel sur la Chrestienté ne fust pas encore entierement appaisée, et que les soins que le Roy prend en touts endroits pour procurer à l'Empire et au Nort le mesme repos que sa Majesté a donné a ses sujects, je veux croire que les considerations, qui ont jetté V. A. E. (peut-estre malgré elle) dans les engagemens, que j'ay dits, ayant cessé par la mort du Prince, de qui elle avoit pu craindre quelque ressentiment des choses passées, V. A. E. ayant recognu d'ailleurs par la conduite de tous les Ministres du Roy avec quel desinteressement et quelle passion et sincérité le Roy desire le repot, la seureté et l'advantage de Touts les Princes et Estats de l'Empire et nommement de V. A. E., elle se mettra en estat de concourir avec sa Majesté et ses allies à de si bons desseins, et me donnera lieu, de luy temoigner par les effects, combien veritablement je suis

Monsieur

De

V. A. E.

Tres humble et tres affectioné

Serviteur

Le Card. Masariny.

Je prie V. A. E. d'excuser, si mon seing est si mal fait, car une fluxion, que j'ay sur la main droite, m'a empesché de le mieux faire.

A St. Jean de Lus, le 23. May 1660

Beilage C.

Zur Schilderung der ſittlichen Strenge der erſten Gemahlin des Kurfürſten, gehört folgende merkwürdige Anekdote, welche ſich findet in dem ſeltenen Buche: „Apophthegmata oder CCLXXIV. Scharfſinnige Verſtands-Reden von M. H. H. E.“ Dresden 1705. 8. S. 229. XIII.

Von der Ungnad des Ober-Miniſters und Günſtlings am Chur-Brandenburgiſchen Hofe, des Herrn von *** unter Ihro Kurfl. Durchl. Friedrich Wilhelm.

Dieſer Miniſter war ſo hoch geſtiegen, daß er Ihro Kurfürſtl. Durchl. durfte auf die Achſel klopfen, und von dieſem großen Helden-Fürſten für einen Vater gehalten ward. Wenn hocherwähnte Kurfürſtl. Durchl. ein Kleid von vierhundert Reichsthalern angezogen, ſo mußte dieſer Miniſter den folgenden Tag eins haben für fünfhundert. Aber wann das Glück durch die Laſter gegründet wird, ſo wird es bald baufällig. Dieſes geſchahe auch dieſem Miniſter, welcher ſeine meiſten Güther und Herrſchafften durch das Sauffen proſperiret hatte: dann der vorhergehende Churfürſt ware ein ſonderlicher Liebhaber des Trunks, und dieſer Herre von ** konnte 18 Maaß Wein in einer Mahlzeit credenzen; Ja, ein gantz Maaß Wein in einem Zug und gleichſam ohne Athem-Schöpfung verſchlingen. Als nun der Churfürſt Friedrich Wilhelm, hochlöblichen Gedächtniß, mäßiger lebte, welches dieſem Miniſter mißfiele, ſagte er einmal bei der Tafel: „Gnädigſter Herr! ich weiß nicht wie Sie leben! Bey ihrem Herren Vater ginge es viel luſtiger her; da hat man tapffer herum getrunken, und da ware dann und wann ein Schloß oder Dorff mit Trinken zu gewinnen, und ich weiß mich noch wohl der Zeit zu erinnern, in welcher ich achtzehn Maaß Wein bei einer Mahlzeit habe getrunken." Die Churfürſtin, eine gebohrne Prinzeſſin von Oranien und ein Spiegel aller Tugenden, nahme die Rede wohl in Obacht und ſagte: „Man hat ſchön gewirthſchafftet, ſo viel Schlöſſer und Güther für das leidige und liederliche Saufen zu verſchenken." Dieſem Fehler kam noch bey, daß dieſer Miniſter den Churfürſten wollte perſuadiren, nicht Dero Hochfürſtlichen Ehe-Gemahlin allein beizuwohnen, ſondern auf die Galanterie ſich zu verlegen, um nicht ſo viel rechtmäßige Prinzen und Erben zu haben, welche ſeiner Ausſage nach, nicht alle mit Fürſtenthümern könnten verſehen werden, ſondern zum Theil arme Prinzen werden müſten. Allhie ward das Sprichwort bald wahr: **Malum Consilium, consultatori pessimum.** Ein böſer Rath trifft am erſten auf ſeinen Urheber. Dann die Churfürſtin ruhete nicht, bis dieſer Miniſter von dem höchſten Ehren-Amt des Hoffs in einem Augenblick, und mit der größten Beſchimpfung, in der Kirche, in Gegenwart einer großen Menge, geſtürzt, und zum Bauren-Stand verſenkt ward. Nachdem iſt er auf dem Land ganz Sinn- und Troſtloß geſtorben. Niemand hat ihn beklagt; dieweil er getrachtet hatte, ſeinen Landes-Fürſten in ein gottloß, ärgerlich und liederlich Leben zu bringen."

Es iſt der Betrachtung werth, daß eben dieſer Miniſter (der am 1. Febr. 1652 ſtarb) auch an Schwarzenberg einen Nebenbuhler hatte, der, ſonſt ſo übermächtig, ihn doch nicht ſtürzen konnte. Beide, ähnlich wirkend, nur auf unähnlichem Wege, vermochten nicht, einander bedeutend zu ſchaden. Ihr Sturz war dem Entgegenwirken männlicher und weiblicher Tugend aufbehalten.

Beilage D.

Samuel **Pomarius**, eigentlich Baumgarten, ein Schleſier, geboren am 26. April 1624, war durch des berüchtigten Probſtes **Fromme** Fürſprache nach Berlin gerufen, zog ſich aber gar bald deſſen Haß zu, ſo daß er ihn auch in Briefen und Berichten an den Kurfürſten einen „teufliſchen Verdammer und zankſüchtigen Anathematiſten“ nennt. Da es an den Tag kam, daß P. 1658 zu Wittenberg pro Gradu disputirt, und die Schrift des Hofpredigers Bergius „vom Willen Gottes“ zu widerlegen geſucht hatte, ſo fiel er auch hiedurch dergeſtalt in die Ungnade des Kurfürſten, daß derſelbe ihn aus allen ſeinen Landen entfernt wünſchte, und ihm einen bald darauf erhaltenen Ruf nach Salzwedel, anzunehmen verbot. Er wendete ſich deshalb in einem ungemein weitläufigen Schreiben an den Fürſten, um deſſen Gunſt wieder zu erhalten. Hier erzählt er ſeine ganze Lebensgeſchichte, und verſäumt nichts, um ſich wie er leibt und lebt, darzuſtellen, er verſichert, daß er ſowohl in der Kirche, als zu Hauſe fleiſſig bete, „der große Friedensgott wolle die Herzen aller chriſtlichen Potentaten zum chriſtlichen Frieden, Einigkeit und Vergnüglichkeit lenken, alle Feinde Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht eheſt mit Ihr zufrieden machen, ferner dem Chriſtenblutvergieſſen ſteuern und wehren, unſern Gränzen noch weiter Frieden ſchaffen und erhalten, auch bei obhanden ſchwebender großen Kriegsgefahr um Kurfürſtliche Durchlaucht und die ganze Armee eine feurige Mauer- und Wagenburg ſein, u. ſ. w., citirt mehrere alte Schriftſteller in lateiniſcher Sprache, und endigt mit der naiven Bitte, „nicht bloß die wider ihn gefaßte Ungnade hinſinken zu laſſen, ſondern ihn auch durch ein gewiſſes äußerliches Gnadenzeichen von Kurfürſtlicher Hulde zu verſichern.“

Die Antwort des Kurfürſten iſt wegen ihres Tones ſo merkwürdig, daß wir wenigſtens ihren Anfang hier mittheilen wollen. Die bei aller Strenge doch gutmüthige Ironie, durch welche er ſich gleichſam für die Mühe, ein ſo weitläufiges Schreiben zu leſen, erholen will, findet ſich nicht ſelten in ſeinen Reſcripten, die er oft von Wort zu Wort ſelbſt diktirte.

„Würdiger, Wohlgelahrter, Lieber, Beſonderer. Wir haben euren Bericht vom 10. Januarii dieſes Jahres (darinnen ihr euch über einige Angeber beklaget, euren Wandel erzehlet, die eurige gedruckte und gehaltene Predigten und Disputationes entſchuldiget; daß ihr nachher unſerer Alten Stadt Salzwedel vom Rath daſelbſten, zum Superintendenten vociret worden, notificiret, auch bittet, euch ferner zu ſchützen, und damit ihr deſto freudiger ſein möchtet und bliebet, durch ein äußerliches Gnadenzeichen euch Unſer Hulde zu verſichern) Uns der Länge nach vorleſen laſſen.

Und wiſſen darnechſt nicht, wozu ſonderlich diene, daß wir eben erfahren müſſen, daß ihr ein Schleſier ſeyd, die Schule zu Breslau frequentiret, vom Rathe daſelbſt ein ſiebenjähriges Stipendium gehabt, auf unſerer Univerſität in annis 1643 und 1644 ſtudiret, Uns zu Nachts eine Muſik bringen laſſen, zu Wittenberg unter 20 Candidaten primum locum gehabt, auch endlich Adjunctus Philos. worden. In anno 1653 zugleich drey Vocationes bekommen, in des Herzogen George Rudolfs zu Lignitz-Brieg Capelle zu unterſchiedenen mahlen geprediget, und bei Sr. Lbd. zur Tafel gezogen. Unſer Inſpektor und Burgermeiſter allhier euch gerathen pro gradu zu diſputiren, und daß ihr wohl gewohnt, etwas typis publicis heraus zu geben, und was des unnöthigen Dings mehr iſt, welches mehr zu einem vanitätiſchen Ruhm als zu euerer Entſchuldigung gereichen kann. Wir wollen auch lieber dieſe

Narration glauben; als weitläufige Inquiſition darüber anſtellen laſſen, ob ſolche gegründet oder nicht" u. ſ. w.

Er geht dann ſehr ernſtlich das ganze Schreiben des Pomarius durch, ſucht ihm zu beweiſen, daß er einen wahrhaften animum injuriandi gehabt habe, ſucht ihm begreiflich zu machen, warum er vom Amte entfernt worden ſei, und endigt damit, daß die erhaltene Vocation nach Salzwedel ungültig ſei, indem er ihn ſchlechterdings nicht in ſeinen Landen als Prediger wiſſen wolle. . . .

Pomarius hatte ſich dennoch nach Salzwedel begeben, und abermals ein Schreiben an den Kurfürſten erlaſſen, worin er ihn um Aenderung jenes erſten Reſcriptes bat, wobei er ſich am Schluſſe der Worte bediente: Dabit Deus his quoque finem. Es ward ihm aber gleich darauf bekannt gemacht, daß ſein weiteres Suppliciren thöricht ſei, und es bei dem frühern Reſcript ſein Bewenden habe. Glücklich genug fügte es ſich für den Pomarius, daß man ihn nach Magdeburg rief, wo er, der unendliche Verehrer Luthers, im Auguſtinerkloſter in der Zelle und Bettſponde jenes geweiheten Mannes ſein Lager bekam, welches ihm, wie billig, recht nachdenklich und höchſt erfreulich vorkam.

„Da ſollte ich nun, ſchreibt er nicht ohne Rührung, in der Stadt Magdeburg in Lutheri Bette ſanft ausruhen und ſchlafen, da ich bisher wegen der reinen Lehre Lutheri überall war verunruhiget und angefochten worden," u. ſ. w. Aber er fand auch hier keine Ruhe, denn ihm, der nicht ohne Heftigkeit war, ſtand hier ein noch weit heftigerer und zankſüchtiger Prediger (Chenitius) gegenüber, und verbitterte ihm auf alle mögliche Weiſe das Leben. Da er es zuletzt nicht mehr ertragen, und ihn ſelbſt die Obrigkeit nicht völlig gegen die Anfechtung jenes Mannes ſchützen konnte, ſo nahm er einen Ruf nach Ungarn an, wo aber der Drangſale noch weit größere auf ihn warteten. Er fiel hier nämlich in die Hände der Jeſuiten, die ihn, um ihn deſto gewiſſer zu verderben, des Einverſtändniſſes mit den Misvergnügten, ja ſogar mit Tekely ſelbſt beſchuldigten. Obwohl er nun ſich dagegen ſiegreich vertheidigte, ſo würde dennoch wohl ſein Schickſal eine höchſte traurige Wendung genommen haben, wenn nicht der Kurfürſt von Sachſen, der ſich überhaupt der aus Ungarn vertriebenen Evangeliſchen lebhaſt annahm, ihn nach Wittenberg berufen hätte. Hier lebte er als lutheriſcher Märtyrer in hohen Ehren, doch blieb er nur ein Jahr, und nahm dann den Ruf zur Superintendentur in Lübeck an, wo er 1683 geſtorben iſt.

Wie ſehr ſich die Formen des Lutherthums damals verengt und verhärtet hatten, beweiſt ſein häufiger Ausdruck: „der alleinſeligmachende Lutherſche Glaube,“ in welchem faſt ſeine ganze Sekte nichts Anſtößiges fand.

Beilage E.

Paul Gerhard, geb. zu Grafenhainichen in Meißen 1606, wurde 1651 Probſt zu Mittenwalde, 1657 Diaconus zu Berlin, erhielt 1666 ſeine Entlaſſung, wurde aber vom Herzoge Chriſtian zu Merſeburg mit Achtung aufgenommen, und 1669 von demſelben zum Archidiaconus in Lübben beſtellt, wo er am 27. Mai 1676 geſtorben iſt.

Wenige Deutſche Dichter haben ſo erfreulich auf Mit- und Nachwelt gewirkt, als er durch ſeine geiſtlichen Lieder. Sie wurden nicht bloß in der Kirche, ſondern auch von allen frommen Familien bei der häuslichen Andacht geſungen, ja ſelbſt um das Bette der Sterbenden verbreiteten ſie ihre wohlthätigen Wirkungen. Mehrere von anderen Religionspartheien wurden zur lutheriſchen Kirche hingezogen, bloß um Gerhards rührende Lieder mit zu ſingen. Faſt alle damals lebende Theologen waren ihm mit einer gewiſſen ehrfurchtsvollen Freundſchaft zugethan, und ich habe nirgends auch nur ein Wort des Tadels finden können, das bei den damaligen theologiſchen Streitigkeiten ſo leicht hätte über ihn geſprochen werden können. Unter mehreren Zeugniſſen, welche der wakkere und fleißige Küſter in ſeinem alten und neuen Berlin anführt, und die es klar zeigen, wie ſehr Gerhard ſeine Zeit beherrſchte, mögen folgende auch hier angeführt werden. Der Gothaiſche Theolog D. Johann Heinrich Feuſtking ſpricht alſo über ihn:

„Ich ſage es frey, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern, es fällt und fließt ihm alles aufs lieblichſte und artlichſte, voller Geiſtes, Nachdrucks, Gläubens und Lehre; da iſt nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie ſie ſonſten insgemein etwas himmliſches und geiſtliches mit ſich führen, alſo ſind ſie auch abſonderlich im Gerhard recht auserwehlet, leicht und auserleſen ſchön, die Redens-Arten ſind ſchrifftmäßig, die Meinung klar und verſtändig, die meiſten Melodien nach unſers unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meiſter-Sänger Töne, lieblich und herzlich: in Summa, alles iſt herrlich und tröſtlich, daß es Saft und Kraft hat, hertzet, afficiret und tröſtet u. ſ. w. Ich muß ſelber geſtehen, daß dieſes Mannes Lieder-Andacht mir ſchon manchen redlichen Dienſt in meinem Amte gethan u. ſ. w. Ich glaube auch ſicherlich, hätte er unſers großen Lutheri glückſeelige Zeiten erreichet, daß er ſein Beyſtand und Mit-Arbeiter in dem ſeeligen Reformations-Werck geweſen wäre, es würde die Evangeliſche Lehre noch weiter ausgebreitet worden ſeyn u. ſ. w.

Johann Chriſtoph Olearius, Georg Heinrich Götze, Johann Caspar Wezel, Daniel Seifart und Crenius ſtimmen völlig in jenes Lob ein. Der letztere, welcher gleichfalls erzählt, daß mehrere von andern Religionspartheien, bloß durch die Gerhardſchen Lieder gerührt, zur Lutheriſchen Gemeine übergetreten ſeien, ſetzt dann noch folgende einfache Worte hinzu: Ego sane iis me motum ita fateor, ut quotidianum meum pietatis exercitium ex illis instituere soleam, animumque ad devotionem praeparare. Neque ego solus sic sentio, sed omnes linguae Germanicae gnari hoc mecum fassi sunt et fatebuntur. Est enim singularis quaepiam hujus in theologi carminibus commovendi vis, quae ob verba scripturae sacrae vel spiritus sancti tenacissime ac summo studio retenta magnaque venae ac naturae facilitate et ingenti cura rhytmo inligata, apud caeteros non temere reperitur.

Ob er das herrliche Lied: „Befiehl du deine Wege“ (das in mehreren neuen Geſangbüchern auf eine unverantwortliche Weiſe verwäſſert worden) in jener unglücklichen Zeit der Abreiſe

reiſe von Berlin zum Troſte ſeiner Gattin gedichtet habe, iſt in neueren Zeiten bezweifelt worden. Wahrſcheinlicher iſt, daß das kraftvolle Lied: „Iſt Gott für mich ſo trete“ u. ſ. w. wo die Zeilen:

„Kein Zorn des großen Fürſten
Soll mir ein' Hindrung ſein“

an ſein damaliges Verhältniß zu Friedrich Wilhelm erinnern, in jener Zeit verfaßt worden ſei.

Wie wenig Gerhard den Tadel der Streitſucht verdiene, den ihm einige vorlaute neuere Scribenten haben beilegen wollen, ſieht man klar aus dem Zeugniß, welches ihm das Berliniſche Miniſterium gab, als es ihn 1651 dem Magiſtrat zu Mittenwalde zum Probſt vorſchlug. Es heißt darin, „man halte ihrer chriſtlichen Gemeine eine ſolche Perſon für, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geiſtes und ungefälſchter Lehre, dabei auch eines ehrlichen friedliebenden Gemüths und chriſtlich untadelhaften Lebens iſt,“ u. ſ. w (S. das angeführte Werk S. 1014.)

Gerhard war ein ſehr fruchtbarer Dichter, denn das nicht ganz vollſtändige Verzeichniß ſeiner geiſtlichen Lieder, welches Küſter anführt, giebt ſchon 120, welches uns ſeine ſchöne Fertigkeit und erfreuliche Gewohnheit zeigt, mit Gott und von göttlichen Dingen zu reden. Eine genaue Kritik ſeiner Poeſien kann hier nicht erwartet werden, doch wird ſich hoffentlich an einem andern Orte Gelegenheit finden, ausführlich über ihn zu reden.

Noch iſt die Sage anzuführen, daß der Kurfürſt Gerhards Verluſt ſehr bedauert und ihn hinterher oft vermißt habe. Bei dem tiefen Blicke deſſelben in jede Würdigkeit und Unwürdigkeit iſt dies allerdings ſehr wahrſcheinlich. Indeſſen hatte er einmal ſeiner innigen Ueberzeugung gemäß gehandelt, ſo wie Gerhard der ſeinigen: und ſo kann hier von Reue durchaus nicht die Rede ſein.

Beilage F.

Eine außerordentliche Berühmtheit, doch von eigener Art, erreichte um dieſe Zeit der Licentiat und Probſt Andreas Fromm, geb. unweit Wuſterhauſen an der Doſſe 1621. Er ſtand zu Berlin in großem Anſehen und hatte ſich beſonders auch dadurch bei dem Kurfürſten beliebt zu machen gewußt, daß er als lutheriſcher Probſt und Conſiſtorialrath, deſſen Reverſe nicht nur öffentlich gebilligt, ſondern auch gerathen hatte, jedem Widerſpenſtigen das Amt zu nehmen. Allein plötzlich änderte er ſich, und ging von jener Hinneigung zu den Reformirten zum entſchiedenen Haſſe gegen dieſelben über. Als einſt ein armer Prediger jenen Revers zu unterſchreiben ſich weigerte, und nun deſſen Abſetzung gewiß ſchien, fuhr Fromme mit großem Eifer im Conſiſtorium auf, er könne „nicht länger ſchweigen, jener Prediger ſchütze angores conscientiae vor," welche zu verurſachen des Kurfürſten Wille ja nicht ſei. Darüber kam er mit dem mächtigen Hofprediger Stoſch in einen Streit, der bald ſo heftig wurde, daß dieſer ihn in der öffentlichen Verſammlung einen Schelm nannte, welches Wort aber zurückgegeben wurde. Dann ſetzte Fromm noch hinzu: Vim patitur ecclesia Lutherana ad instantiam Raformatorum in Marchia, und wurde dafür, wie er ſich ausdrückt, „mit einigen Worten, (doch nicht von Herrn Stoſchio) ſogar indigne traktiret, daß es ihm die Thränen herausgezwungen und ſein Herz nachher mehr als ſein Mund geredet hat."

Ueber jenen Ausdruck wurde ihm der Prozeß gemacht, und zwar auf eine ſo bedenkliche Weiſe, daß er alle Kraft zur

Vertheidigung zuſammen nehmen zu müſſen glaubte. In einer unendlich langen Supplik an den Kurfürſten, die faſt ſo viel lateiniſche als deutſche Worte enthält, erzählt er zuvörderſt, was ſo eben über jenen Streit mitgetheilt worden, geſteht, daß er freilich ſonſt an eine mögliche Eintracht mit den Reformirten geglaubt, jetzt aber ſich mit keiner Toleranz mehr befaſſen könne, daß es gegen das Gewiſſen ſei, die Kurfürſtlichen Reverſe zu unterſchreiben, und Sünde, ein „ſtummer Hund" in ſeinem Miniſterium zu ſein. Damit auch der Kurfürſt dies erkenne, muthet er ihm zu, einige dreißig bis vierzig Stellen aus alten und neueren heiligen und Profan-Scribenten nachzuleſen, bittet ihn, die Reverſe zu erlaſſen, und iſt faſt nur in Parentheſen bemüht, zu erklären, daß er keinesweges gemeint, des Kurfürſten hohe Autorität ſelbſt zu lädiren. Die Supplik iſt datirt Cöln vom 8ten Mai 1666. Ehe ſie an den Kurfürſten gelangte, kam ſie in Stoſchs Hände, der einige Anmerkungen hinzufügte, die Frommen alles fürchten ließen. Da er nun dem Ausgange nicht recht traute, indem der Verdacht der Inconſequenz, ja ſogar der Zweizüngelei auf ihm ruhte, ſo verließ er heimlich Berlin, und eilte nach Wittenberg, wo er den lutheriſchen Religionseid ablegte und öffentlich erklärte, daß er alles, was er zu Gunſten der Reformirten je gethan, gründlich bereue. Zum Dank dafür verſahen ihn die Wittenbergiſchen Theologen mit einer rühmenden Empfehlung an den Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg II., und er ward bald darauf zur Superintendentur in Eiſenberg vorgeſchlagen. Doch es war gar bald um ſeinen Eifer für das Lutherthum gethan. Er gab vor, nach Regensburg reiſen zu wollen, nahm aber ſeinen Weg nach Prag, und ging dort zur katholiſchen Religion über. Man ſparte nichts an der Pracht der Feierlichkeit, mit der dieſer Uebertritt geſchah, und da Fromm auch erklärt hatte, daß er hinfort, um ganz heilig zu leben, die eheliche Gemeinſchaft mit ſeiner Frau aufgeben wolle, ſo ſah das Volk faſt einen Märtyter in ihm, den man nicht genug preiſen könne. Dagegen haßten Lutheraner und Reformirte ihn deſto mehr, und verfolgten ihn mit Deutſchen und Lateiniſchen Schmähverſen, z. B.

Fromme in sedecimo lupus, in quarto impius, inque
Octavo insipiens, at κακος in folio est,
Ecce Probus reprobata probat, reprobatque probata,
Inde Deus reprobum vult reprobare Probum.

Auch dauerte Fromms Glückſeligkeit nicht lange, denn die Jeſuiten trauten ihm nicht ganz, und er bekam ſo vieles von ihnen zu leiden, daß er nicht übel Luſt hatte, auch die katholiſche Religion wieder zu verlaſſen. Indeſſen haben ſelbſt ſeine Feinde Gelehrſamkeit und Fleiß an ihm gerühmt, und man kann wenigſtens nicht ſagen, daß das Streben nach äußerlichen Gütern an ſeiner öfteren Glaubensänderung Schuld geweſen ſei. Er ſtarb im Jahr 1685 mit dem Gefühle, für immer eine traurige Berühmtheit erlangt zu haben, vielleicht auch mit dem noch trüberen eines ganz verfehlten Lebens.

Beilage G.

Küſter erzählt in ſeinem „alten und neuen Berlin,“ daß dieſer Andreas Müller die meiſten Sprachen ohne Lehrmeiſter gelernet und ein ſolches Vergnügen darin gefunden, daß er dagegen alles andere gering geachtet habe. Wenn er arbeitete, war er ſo ganz bei der Sache, daß ihn durchaus nichts Aeußeres zu ſtören vermochte. Er befand ſich gerade in London, als König Karl II. und deſſen Bruder Jakob aus dem Exil zurückkamen, und in der Hauptſtadt ihren Einzug hielten. Aber er war ſo frei von aller Neugier, daß er nicht einmal ans Fenſter ging, um den prachtvollen Zug zu ſehen, ſondern ruhig ſeine Arbeit fortſetzte.

Er rühmte ſich, das Chineſiſche und Japaniſche dergeſtalt zu verſtehen, daß er ſelbſt junge Frauenzimmer in dieſen Sprachen unterrichten wolle. Im Jahr 1684 kündigt er einen „Schlüſſel zur Chineſiſchen Sprache“ an. Er verlangte dafür 2000 Thaler, nebſt den Druckkoſten. Da er aber von mehreren Höfen eine ausweichende Antwort erhielt, und zuletzt auch ſeine Forderungen immer überſpannter wurden, ſo war er klein genug, eine ſelbſtſüchtig hochmüthige Rache zu nehmen. Er ließ ſich nämlich in der letzten Stunde ſeines Lebens ſeine ſämmtlichen Handſchriften bringen, warf eine nach der andern in's Feuer, und gab dann mit fortgeſetztem Zürnen ſeinen Geiſt auf. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Prozedur nicht würde haben ſtatt finden können, wenn er in den Dienſten des Kurfürſten geblieben wäre, der oft genug bewieſen hat, daß er ſelbſt größere Summen nicht ſcheuete, wenn es auf die Beförderung der Wiſſenſchaften ankam.

Ob indeſſen der Verluſt jener Handſchriften ſo gar hoch anzuſchlagen ſei, möchte wol bezweifelt werden können, indem außer dem grundgelehrten Morhof und anderen berühmten Männern, auch der faſt allſeitig gebildete Leibnitz in Müllers Kenntniß einiges Mistrauen geſetzt hat. Er ſagt nämlich in der Vorrede ſeines Werkes „Novissima Sinica:“ Eo usque processit singulare viri ingenium, ut minas, quas sparserat, exsecutus schedas suas paulo ante obitum exussisse dicatur, ambiguo judicio, utrius nobis notitiam subtrahere voluerit scientiae suae an inscientiae.

Dieſe Worte ſind um ſo bedeutender, da Leibnitz bekanntlich ſo gern und milde lobt, und der esprit desapprouvateur, wie er ſelbſt bekennt, ſo fern von ihm war, daß man ihm wohl ein wenig mehr von demſelben wünſchen könnte.

Beilage H.

Wir knüpfen bei Gelegenheit der Schonung, mit welcher Fr. W. den eigenſinnigen M. behandelte, folgende Bemerkung an, obwohl ſie für die Beurtheilung ſeines ganzen Charakters gilt.

Die meiſten Schriftſteller, welche bisher das Leben des großen Kurfürſten behandelten, führen unter dem, was ſie ſeine Fehler nennen, ganz beſonders Heftigkeit und Zorn an, ja ſie wählen oft das unangenehme Wort: Jähzorn, um deſto größern Eindruck durch ihren Tadel zu machen.

Indem ich die letztere Beſchuldigung des Jähzorns als gänzlich unſtatthaft und unter aller Widerlegung liegend betrachte, bin ich keinesweges geſonnen, den durch und durch gekräftigten und alles was er wollte, mit ganzer Seele wollenden Friedrich Wilhelm, vom Zorne ſelbſt freizuſprechen, der in edeln Naturen nicht leicht anders erſcheinen kann, als eben edel. Daß Er, der Größeſte ſeiner Zeitgenoſſen, gewaltiger die Flügel regte, als irgend einer derſelben, und Lieb und Haß ſich mächtiger (vielleicht auch ſchneller, da er die Gegenſtände ſelbſt ſo raſch durchſchauete) in ihm entzündeten, als in gewöhnlichen Naturen, das ſollte kaum nöthig ſcheinen, bemerkt zu werden: und doch möchte es wol nöthig ſein.

In der That drängen ſich uns ganz beſondere und nicht eben behagliche Gedanken auf, wenn wir jenen Tadel, der auch wol noch mit anderweitigem gemiſcht wird, genau betrachten. Was heißt jener Vorwurf des Zornes, aus der Verworrenheit in die Klarheit aufgelöſt, anders, als: Friedrich Wilhelm, von dem wir ſo oft geſehen haben, daß er eine wahrhaftige Nothwendigkeit gar bald erkannte, und ſich ihr mit ſtillem Geiſte unterwarf, er, den wir in jeder Hinſicht als eines der köſtlichſten Muſter reinchriſtlicher Geduld betrachten; und in dem wir ein Talent des ruhigen Wartens erblicken, wie es ſonſt vielleicht kein Held der Vergangenheit aufzuweiſen vermag, er, deſſen Verein von Muth und Geduld, Tapferkeit und Sanftmuth wir wahrhaft bewundern, er war nebſtbei auch zornig. Das heißt: Er erkannte da die Nothwendigkeit nimmer an, wo nur ein Schein derſelben war, er übte da nie Geduld, wo der Muth ihm den Weg zeigte, das Ungerechte, das ſich ihm entgegenſetzte, zu beſiegen, er ertrug mit ſanfter Ergebung was der Himmel ſandte, aber er wußte mit Kraft abzuwehren, was der Menſchen Unbilligkeit ihm in den Weg legen wollte.

Bedarf er deshalb einer Entſchuldigung, oder iſt nicht vielmehr gerade hiedurch ein vollſtändiger Charakter ausgeſprochen?

Uebrigens ſoll nicht geläugnet werden, daß auch der Kurfürſt irren konnte und zuweilen wirklich geirrt habe, welches ſowol im Zorn als ohne Zorn dem Menſchen begegnen kann. Wir fügen dieſe nicht eben neue Bemerkung nur bei zur Beruhigung derjenigen, die ſchon lange betroffen ſein dürften, daß in dieſer Schrift ſo wenig von des Fürſten Fehlern zu leſen iſt, die, in Reih und Glied geſtellt, ſie ſo gern anſchauen möchten.

Beilage I.

Der Menſch, der ſich gegen den Kurfürſten erbot, den Türenne durch Gift aus dem Wege zu räumen, hieß Villeneuve, und wurde von demſelben mit aller Verachtung beſtraft, die er verdiente. Puffendorf erzählt die ganze Sache mit wenigen und einfachen Worten folgendermaßen: Circa idem tempus (1673) quidam, qui se vicecomitem de Villa nova appellabat, Electori per litteras promittebat, se Turennium clam ferro aut veneno sublaturum. De qua re Elector id genus facinorum detestatus hunc monebat, ut sibi ab isto homine caveret. Cui Turennius gratias agebat, ac maximi a se istam admonitionem fieri testabatur, velut quae non nisi ex animo inusitatae (?) generositatis proficisci potuerit, etc. Wir dürfen wohl annehmen, daß unſer F. W. gelächelt haben werde, als er die Geſinnung, aus der ſein Verfahren floß, für ungewöhnliche Großmuth erklären hörte, da ſie ihm ſo natürlich war als das Athemholen.

Einige Geſchichtsſchreiber theilen auch den Brief mit, welchen der Kurfürſt bei jener Gelegenheit an Türenne geſchrieben haben ſoll, und er lautet, ihnen zufolge, alſo:

„Nehmen Sie ſich in Acht. Es giebt Leute in Ihrem Lager, welche Ihnen nach dem Leben trachten. Uebrigens freue ich mich ſehr, daß ich bei dieſen Umſtänden Gelegenheit habe, Ihnen zeigen zu können, daß meine Hochachtung gegen Ihre Verdienſte nicht vermindert worden iſt, obgleich Ihre Franzoſen meinen Provinzen ſo viel Ungemach zugefügt haben.“

Allerdings *kann* ſein Schreiben *etwa* alſo gelautet haben; doch möchten wir dieſe *Form* nicht verbürgen, da außer andern Vermuthungen gegen die Aechtheit, auch bei Puffendorf ſich jener Brief nicht findet.

Beilage K.

Bekanntlich fiel in dieſer Schlacht der wackere Stallmeiſter v. Froben, und zwar, nach der Erzählung Friedrichs des Großen, (in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg) auf eine Weiſe, die ihn den erhabenſten ſich ſelbſt mit klarem Bewußtſein opfernden Helden des Alterthums gleich ſetzt. Ja, man könnte ſagen, daß er durch die reine Beſcheidenheit ſeiner That manche jener gefeierten Männer nach übertreffe.

Der Kurfürſt ritt nämlich bei Fehrbellin ein weißes Pferd, die Schweden bemerkten es und richteten ihr Geſchütz beſonders auf ihn. Froben, der neben ſeinen Herrn ritt, machte ihn auf die große Gefahr aufmerkſam, der er ſich ausſetze: aber Friedrich Wilhelm achtete deſſen nicht. Ein ſchwediſcher

Ueberläufer beſtätigte, daß die Feinde den Fürſten erkannt hätten und lediglich nach ihm zielten. Auch dieſes machte ihn nicht irre, ſondern er ſchien dieſen Umſtand gleichſam wie etwas ſich von ſelbſt verſtehendes zu betrachten. Endlich erſann Froben eine edle Liſt, indem er ihm bemerklich machte, daß der Schimmel ſich bäume und ſtolpere, und auf dieſe Weiſe bei zunehmender Heftigkeit der Schlacht ſeine Unternehmungen hindern könne. Nun erſt, da von etwas anderem die Rede war, als von perſönlicher Gefahr, und der Stallmeiſter ganz in dem Charakter des ihm anvertrauten Amts zu rathen ſchien, gab der Kurfürſt nach, und tauſchte mit Froben die Pferde, der dann, von einer feindlichen Kugel getroffen, ſein Leben freudig hingab für den geliebten Herrn.

Dieſe Erzählung iſt in neueren Zeiten als in den meiſten Umſtänden erdichtet, betrachtet worden, weil weder Puffendorf, noch der Bericht eines Augenzeugen, noch die auf Froben gehaltene Leichenpredigt jener Umſtände erwähnt. Nur dieſe letztere kann leider allerdings zu Zweifeln veranlaſſen; doch auch nur zu Zweifeln, denn keinesweges dürfen wir uns durch das Schweigen jener Schriften genöthigt glauben, die ganze Erzählung geradezu zu läugnen. Unerklärlich iſt es doch auch immer, woher dieſe Geſchichte ſtamme, und woher ſie Friedrich der Zweite hatte, der doch wohl als eine wahrhaft große Autorität da ſtehen muß. In jedem Fall bleibt indeſſen der ſchöne Heldentod des würdigen Mannes gewiß.

Die Stelle bei Puffendorf iſt freilich nur ſehr kurz, ſo wie er leider oft da zu kurz iſt, wo er ausführlich, und unendlich weitläufig, da wo er hätte kurz ſein können. Sie lautet: Ipse Elector aliquot alas e sinistro cornu ad strenue pugnandum animatas in hostem ducebat, non sine maximo periculo confertim fulminantibus Suecorum machinis, e quibus emissus globus Emanuelem Frobenium, stabuli praefectum, retro istum equitantem prosternebat. (XIII. 36.)

In Küſters Werk findet ſich der Name Froben nur einmal, und zwar in folgenden dürftigen Zeilen: „E. F., welcher in der Schlacht bei Linum anno 1675 geblieben, wird als Kammerjunker und Stallmeiſter aufgeführt.“ (A. u. N. Berlin, Th. III. 295.)

Wie ſehr der Kurfürſt den wackern Kriegsmann geehrt, zeigt der Umſtand, daß er die Leiche deſſelben in dem Kurfürſtlichen Erbbegräbniſſe zu Berlin beiſetzen ließ.

Beilage L.

Georg Derfflinger, von geringer und dunkler Herkunft, hat einen der gefeiertſten Namen in der Brandenburgiſchen Geſchichte erworben. Da ſeine Eltern nicht zu erforſchen waren, ſo hat dieſer Umſtand der Phantaſie einiger Hiſtoriker deſto freiern Spielraum gegeben, die ihn deshalb mit einem Vater verſorgten, der das Schneiderhandwerk getrieben, zu deſſen Beſtätigung mehrere Anekdoten erfunden und hinterher nachgeſchrieben wurden, denen nichts weiter fehlt, als die beurkundete Wahrheit. Wir werden uns deshalb begnügen müſſen, anzugeben, daß ſeine Eltern zu der geringern Klaſſe des Bürgerſtandes gehörten, indem weitere Data fehlen. Denn ſchon im Jahre 1695 ſchrieb der Prediger zu Hermsdorf, einem Gute des Feldmarſchalls, „man habe ſich wegen ſeiner Herkunft keine Mühe zu geben, weil deshalb nichts Gewiſſes zu erfahren ſei; und es habe ſchon vor etlichen Jahren ein Gelehrter deshalb vielen Fleiß verwandt, der aber völlig fruchtlos geweſen ſei.“ So wollen wir denn nur anerkennen, daß Derfflinger ſeine Tugenden alle aus ſich ſelbſt geſchöpft habe.

Er ward geboren im März 1606 in dem Bezirk ob der Ens, in Oeſtreich. Von ſeiner Jugend iſt nichts bekannt; doch iſt ſie wahrſcheinlich ſehr traurig geweſen, da ſeine Eltern Proteſtanten waren, die bekanntlich damals ſehr gedrückt wurden. Sein ganzes Gemüth war auf den Kriegsdienſt gerichtet, und es ſchien ſich alles in ihm zu vereinigen, um den trefflichen Soldaten zu vollenden. Vermuthlich diente er zuerſt unter dem Grafen von Thurn, dann ging er in Schwediſche Dienſte, und ſchon im Jahr 1635 ſehen wir ihn als Obriſtlieutenant, und 1638 als Obriſten, wo er beſonders gegen die Sachſen wichtige Dienſte leiſtete. Hier wird ſein Name neben Guſtav von Wrangel genannt, bis dieſer 1641 ſtarb. Auch ſeine Talente als Geſchäftsmann wurden jetzt benutzt, beſonders in einer Geſandtſchaft nach Siebenbürgen. Er hatte bald darauf an Torſtenſons Siege über Piccolomini ſo wichtigen Antheil, daß ihn jener zu der Königin Chriſtina abſandte, um ihr Bericht davon abzuſtatten. Man belohnte ihn durch den Rang eines Generalmajors.

Wann er in Brandenburgiſche Dienſte getreten, iſt nicht genau zu beſtimmen. Doch finden wir ihn bereits 1646 mit einem Brandenburgiſchen Fräulein von Schaplow vermählt, und 1654 als Generalmajor von der kurfürſtlichen Cavallerie. In der Schlacht bei Warſchau zeigte er ſich ſo heldenmüthig und beſonnen, daß er zum Generallieutenant empor ſtieg, und das innigſte Vertrauen des Kurfürſten erwarb. Der Friede zu Oliva gab ihm vielleicht die erſte Ruhe ſeines Lebens. Er verheirathete ſich zum zweitenmal mit einer Fräulein von Beeren, und ward jetzt mit jedem Jahre reicher, da mehrere Güter ihm zufielen und der Kurfürſt ihn mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit belohnte. Die dringenden Bitten deſſelben beim kaiſerlichen Hofe zu Wien, verſchafften Derfflingern im Jahr 1674 die Reichsfreiherrn-Würde; doch nicht ſowohl

Kriege gegen Ludwig, der bekanntlich den Brandenburgiſchen Waffen nur ſelten Gelegenheit gab, ſich auszuzeichnen, als vielmehr bei Rathenow und Fehrbellin konnte er dieſen neuen Beweis von der Liebe ſeines Herrn zu verdienen ſuchen. In dem Kriegsrath, der der letzteren Schlacht voranging, gehörte er zu den wenigen, die des Kurfürſten Anſicht, daß man jetzt ſchlagen müſſe, aus vollem Herzen theilten, während andere den Angriff für zu gewagt erklärten. Hier glänzt ſein Name nebſt Heſſen-Homburg, Görtzke, Lüdke, Pölnitz u. ſ. w. im ſchönſten Licht. Ohne Zweifel bewirkte jener ſchnelle Angriff den großen Verluſt der befremdeten und überraſchten Schweden, während die Brandenburger ihren herrlichen Sieg nur etwa mit 150 Mann erkauften.' Derfflinger begleitete jetzt den Kurfürſten auf ſeiner weiteren Siegeslaufbahn, bis ihn endlich 1678 ſein hohes Alter und ſeine wankende Geſundheit erinnerten, den Abſchied zu fordern. Ungern verſagen wir uns, das Schreiben, welches er in dieſer Beziehung an den Fürſten erließ, hier mitzutheilen; doch Friedrich Wilhelms Antwort iſt ein zu merkwürdiges und anziehendes Aktenſtück, als daß ſie hier übergangen werden könnte. Er vermochte nicht, ſich von ſeinem edlen Waffengefährten zu trennen, und um ihn ſich zu erhalten, und jenem eine wahrſcheinlich baldige Reue zu erſparen, bediente er ſich ſeiner ganzen Menſchenkunde, um ihm mit Gewißheit zu begegnen. Die Antwort lautet nämlich folgendermaßen:

„Wir haben Uns euer gehorſambſtes Memoriale der Gebühr unterthänigſt vortragen laſſen, und daraus erſehen, was geſtalth ihr eures zunehmenden althers halber umb gnädigſte dimission gehorſambſt anſuchet. Nuhn hatten Wir Uns zwar deſſen zu dieſer Zeith da man ſich zum frühen Feldzugk rüſtet, und die campagne herannahet, umb ſo viele weniger verſehen, weilen wir ſonſt jederzeith eine willfährigkeit und unverdroſſenen eyfer in beſoderungen unſerer Dienſte verſpühret, auch ſelbſt von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebſt Uns blämiret, welche zu einer ſolchen unbequemen Zeith umb ihren Abſchied angehalten. Daß ihr bey eurem zuwachſenden Alther nach der Ruhe verlanget, iſt zwar nicht zu tadeln, wenn es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachten Frieden geſchehe: Wir geben Euch aber ſelber vernünftig zu ermeſſen, wann ihr jetzo, da noch alles in crisi ſtehet, und der Krieg eyfriger alß vormahlen zur erlangunge eines heylſamen friedens fortgeſetzt werden muß, quittiren ſolthet, ob ihr nicht eure ſo wohl erworbene Ehre beflecken, und Euch bei aller Welth eine bläme zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alther verliehen, es iſt wahr, aber Er hat Euch auch dabey eine geſunde Leibes-constitution geben, Kraft welcher ihr beſſer alß mancher junger Mann, denen Krieges-fatiguen gewachſen ſeyd: Wir hergegen ſeynd nebſt einem auch ziemlich hohen Alther vielen beſchwerlichen Krankheiten unterworffen, und hatten tauſend mahl mehr Uhrſache Uns nach der Ruhe zu ſehnen, jedennoch weilen unſer Vorhaben, zu einer beſtändigen Beruhigunge ſo vieler tauſend Seelen angeſehen iſt, ſeynd Wir entſchloſſen, auch den rest unſerer Kräfte darahn zu ſetzen, und unſere eigene perſohn nicht eher der ſchweren Krieges-Laſt zu entziehen, biß ſolcher vorgeſetzter Zwegk erlanget ſeyn wird. Bey ſolcher bewandnus nuhn, und da wir Euch kennen, ihr auch bereits bey Uns viele ſauer und ſüſſes gekoſthet habet, ſo iſt es ja beſſer, daß ihr auch bei uns bis ans Ende aushartet, und nachdem ihr den Sahmen werffen helffen, auch der Früchte genieſſet; welches mit Göttlicher Hülfe nach geendigter bevorſtehender Campagne geſchehen kann. Wir wollen, wie wir bißhero gethan, ſchon dahin ſehen, daß Euch keine befugethe uhrſache zu klagen gegeben werden ſolle, wann ihr auch dergleichen zu haben vermeinethet, habet ihr uns ſelber ſolches anzuzeigen, ſo wollen wir demſelben ſchon remediren: ihr wiſſet wie wir allezeith in eurem beſthen geweſen, und ſo gahr diejenigen, welche Euch nicht, wie ſichs gebühret, begegnet, entweder disgracyret, und auß Unſeren Dienſten entlaſſen, oder nicht en campagne gebrauchet haben; Wir ſeynd auch verſichert, ihr werdet Euch über Uns im geringſten nicht beſchwehren können: dann wir ja allezeith gefliſſen geweſen, die große und nützliche Dienſte, ſo ihr Uns geleiſthet, zu erkennen: Bey Unſer militz haben wir Euch zu dem höchſten ehrenambte, darüber keines, erhoben, auch unſere Danckbahrkeit in anderen ſtücken ſpühren laſſen, und ſolthe dennoch etwas darahn fehlen, ſo ſeynd wir noch begierig und geneiget, Euch und den Eurigen alle erſinnliche gnade wiederfahren zu laſſen. Wir zweiffeln nicht, ihr werdet ſolches alles der gebühr erwegen, und in unſeren Krieges-Dienſten nach wie vor, biß Uns Gott nach verleihunge ruhigerer Zeithen, auch vor unſere Perſohn die ruhe gönnen wird, unverdroſſen und mit behöriger application continuiren, in welchem Vertrauen wir Euch u. ſ. w.

Geben Cöln, den $\frac{11}{21}$. Marty 1678.

An den Feld-Marſchall, Freih. von Derfflinger.

Dörflinger fühlte ſich durch einzelne Ausdrücke in dieſem Schreiben, denen vielleicht das Bewußtſein, daß er diesmal einiges Unrecht habe, nur noch ſchärfere Stacheln lieh, dergeſtalt verletzt, daß er darüber in einem Briefe an Ilgen die rührendſte Klage führt, und ihn bittet, den Kurfürſten zur Gewährung zu ſtimmen. Allein vergeblich, und der Fürſt ſorgte durch ſein entſchiedenes Nein ohne Zweifel beſſer für die Ruhe des würdigen Mannes, als es durch die Einwilligung geſchehen wäre. Dörflinger zog von neuem mit ins Feld, und in dem Verhältniſſe zu Friedrich Wilhelm blieb Alles wie es geweſen, ja dieſer, mit milder Freundlichkeit, ſuchte ihm ſtets neue Beweiſe von Zuneigung zu geben.

Endlich gewährte der Friede zu St. Germain den Helden Ruhe. Derflinger blieb in ſeinem höchſten Befehlshaberamt über das geſammte Kurfürſtliche Heer bis zum Jahr 1687, wo ihn der Fürſt auf die ehrenvollſte Weiſe davon dispenſirte, und den Marſchall von Schomberg damit beehrte. Es war Derfflingern nicht recht, und er ſprach dieſe Empfindung in dem Antwortſchreiben an den Kurfürſten deutlich aus, doch, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit der alten Ehrfurcht und Liebe. Aber wie richtig hatte ihn Friedrich Wilhelm aufgefaßt, indem er ihm den Abſchied verſagte, ihm, der acht Jahre darauf, im 80ſten ſeines Lebens, noch Heere kommandiren wollte.

Er ſtarb 1695, als ein 89jähriger Helden-Greis, deſſen Andenken ſtets theuer und ehrwürdig ſein wird. Da er auch dem niedern Volke, als ſolchem, durch ſein ſchlichtes, ruhig-kräftiges Weſen, ſtets ganz beſonders zugeſagt hatte, ſo bemächtigte ſich auch dieſes noch in ſpätern Zeiten ſeines Andenkens mit vorzüglicher Liebe. Um es demſelben noch näher zu bringen, hat man eine große Menge von Anekdoten von ihm erzählt, von denen manche recht angenehm lauten, manche aber auch ein ganz verkehrtes Bild von ihm geben. Die Brandenburgiſche Geſchichte iſt überhaupt ſo wenig reich an Anekdoten, daß man, aus übertriebener Liebe zu dergleichen Ergötzlichkeiten, ſich nicht geſcheuet hat, ſie zum Theil aus eigenen Mitteln hinzuzufügen. Beſonders hat Pöllnitz in dieſer Hinſicht ein Uebriges thun zu müſſen geglaubt, um ſeinem loſen und lockern Werk Intereſſe zu geben.

Kurze Andeutungen
über die Idee Preußens, und deſſen ſpätere Geſchichte vom Jahre 1688 bis 1814.

Es iſt ein großes, aber bedenkliches Glück — ſo mag man wohl ſagen — der Sohn eines in jeder Hinſicht ſo ganz ausgezeichneten Fürſten, wie Friedrich Wilhelm war, zu ſein. Die Zeitgenoſſen, verwöhnt durch eine ſolche Größe, verlangen von dem Nachfolger eine ähnliche, ja oft, in ihrer Ungerechtigkeit, gerade dieſelbe: ohne zu bedenken, daß die Natur alles, was ſie erzeugt, nur einmal gleichgeſtaltig hervorbringt und ſich nur in unendlicher Mannigfaltigkeit gefällt.

Friedrich III., als König Friedrich I., war allerdings kein Friedrich Wilhelm, aber es wäre ungerecht, weil er nicht das Höchſte erreichte, ihm das abſprechen zu wollen, was er wirklich erreichte. Für ſein Haus und für ſein Land fand er bereits das Schwerſte gethan; und wie könnten wir ihm zum Vorwurfe machen, daß er, dies erkennend, ſich nun zu dem Leichteren anſchickte, das doch auch gar ſehr nöthig war, und welches er mit vielem Anſtande und Würde zu umgeben wußte. In manchem, was uns allerdings als leicht erſcheint, lag doch wenigſtens eine tiefe Bedeutung, und dieſe wußte er gar wohl geltend zu machen. Er breitete einen neuen Glanz aus um den höchſten Fürſtenſtuhl der Deutſchen, einen Glanz, deſſen Wichtigkeit auch ſchon ſein großer

Vater wohl gefühlt hatte, und er feierte den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dadurch, daß er die Königskrone ſich mit eigener Hand aufſetzte. Wohl hatte ſie der edle Abgeſchiedene, wenn wir ſo ſagen dürfen, bereits unſichtbar auf dem hohen Haupte getragen, und ſo war es billig, recht, und für alle Zukunft tief bedeutend, daß Friedrich nun auch die ſichtbare nahm, damit ihr Glanz, ſtets erhöht, die ganze weite Zukunft ſiegend durchſtrale.

Aber nicht bloß Preußen beſchäftigte ihn; er war auch in mancher Hinſicht ein wahrhaft Deutſcher Fürſt, und an Deutſchland ſo wie an den Kaiſer mit inniger aufopfernder Zuneigung hingegeben. In dieſer Hinſicht hat er während ſeiner ganzen fünf und zwanzigjährigen Regierung (1688 bis 1713), ja während ſeines ganzen Lebens, immer nur Eine Anſicht gehabt: ein Umſtand den faſt alle Hiſtoriker geltend zu machen leider vergeſſen haben. Wohl verdient er deshalb, daß die ganze Geſchichte ſeiner Regierung noch einmal, und zwar auf eine neue und würdigere Weiſe behandelt werde, als meiſtens bisher geſchehen, damit das, was in ihm menſchlich, oder auch wohl ſchwach erſcheint und war, überwogen werde durch jene ruhig klare Anſicht und fürſtlich Deutſche Conſequenz.

Ihm folgte der ihm ganz entgegengeſetzte und doch wieder in ſo manchen Fällen mit ihm ſich berührende Friedrich Wilhelm I. (1713 bis 1740). Den Glanz verſchmähend und nur das Solide ſuchend, ſparſam, mäßig, ſtreng, mitunter vielleicht auch bis zum Uebermaaß, ſogar den Wiſſenſchaften und Künſten abhold; aber voll unendlicher Thätigkeit den verarmten Unterthanen neue Quellen zu eröffnen, den Ruhm der Preußen als Krieger zu vermehren, gerüſtet zu ſein für jeden Andrang, und dem Namen eines Königs, der in Beziehung auf Preußen in Deutſchland noch immer ſo neu tönte, Leben, Wahrheit und Dauerbarkeit zu verſchaffen. Seine Politik war ſehr einfach. Dem Hauſe Oeſtreich ergeben, konnte erſt ein lang dauerndes, mit kalter Beſonnenheit an ihm ausgeübtes Unrecht ſein Herz abwendig machen von dem Kaiſerhauſe; aber auch nur von dieſem Hauſe, niemals von Deutſchland und deſſen höchſter Würde. Er hinterließ ſeinem Nachfolger ein wohlgerüſtetes, ja glänzendes Heer, und eine Schatzkammer, gefüllt, wie ſie wohl kein Deutſcher Fürſt der damaligen Zeit zu füllen vermocht haben würde.

Es kann die Abſicht nicht ſein, die Regierung Friedrichs des Großen in den engen Raum dieſer kurzen Ueberſicht drängen zu wollen; doch da die Idee welche jene Regierung leitete, ſo ausgezeichnet groß und faſt unerſchöpflich iſt, ſo dürfte vielleicht das Viele, welches über dieſelbe geſprochen worden, ſie eben ſo wenig erſchöpfen als das Wenige, welches wir hier, in Anſpruchloſigkeit, zu geben gedenken.

Friedrich durchſchaute klar den Geiſt ſämmtlicher Europäiſchen Staaten, die verſchiedenartige Grundlage, auf der ſie ruhen, und das oft kaum ſichtbare Band, welches ſie vereinigt; doch mit der allerhöchſten Klarheit erfaßte er ſeinen eigenen Staat, deſſen politiſche Geſchichte er zu ſeinem durchgreifendſten Studium gemacht hatte. Die Idee Preußens, und die geiſtige Nothwendigkeit dieſes Staates, die der von ihm unbedingt verehrte Kurfürſt klar angedeutet hatte, galt ihm als Richtſchnur ſeines ganzen Lebens, welches in gewiſſer Hinſicht nichts weiter iſt als eine ewige Anſtrengung, jene Idee geltend zu machen. — Preußen iſt nur durch die höchſte Geiſtesfreiheit entſtanden, und durch die Reformation, welche jene Freiheit ſanktionirte, nothwendig geworden. Dieſe Idee iſt ſeine Lebensluft, und es würde aus ſich herausgehen, und in ſich ſelbſt zerfallen, wenn jene Geiſtesfreiheit und jene Ideenherrſchaft jemals untergehen könnte. Aber das kann ſie nicht wollen, eben ſo wenig als der phyſiſche Menſch jemals nicht athmen wollen kann. Daher iſt Preußen, ſeiner ganzen Natur nach, das Vaterland der reinen Wiſſenſchaft, und des unermüdeten geiſtigen Weiterſtrebens.

Faſſen wir dieſe Anſicht genau ins Auge, ſo finden wir: Der Zweck der Reformation war, das Gemüth in Freiheit zu ſetzen, und die höchſten Rechte der nach Klarheit ringenden Seele zur Sprache zu bringen. Dies gelang ihr; aber die innere Freiheit bedarf eines äußeren Schutzes, und zwar nicht etwa eines bloß zufälligen, der von dem Privatcharakter eines mächtigen Einzelnen abhängt, womit ſie ſich leider in früheren Zeiten abfinden mußte, ſondern ſie bedarf eines Staates, der, durch jene Idee geboren und auf ſie gegründet, ſich nur durch ſie geſtärkt und gehoben fühlen konnte, und eben deshalb auch die Quelle zu ſchützen weiß, aus der ihm ſeine Kraft zuſtrömte.

Einen ſolchen Staat zu bilden, war der große Gedanke des Kurfürſten Friedrich Wilhelm, möge ſich derſelbe auch in anderen, uns fremdartiger dünkenden Worten, oder auch nie in Worten ausgeſprochen haben. Dieſer Staat reifte langſam, wie oft das Köſtliche langſam reifen muß, aber bei des Kurfürſten Tode war denn doch dieſer neue Ideen ſchützende Staat wirklich da, und zwar in Europa bereits in einer Achtung, die gewiß nicht durch ſeine phyſiſche Größe und Macht, ſondern durch ſeine innere Weſenheit erzeugt worden war. Die beiden Nachfolger begnügten ſich, die Schöpfung zu erhalten, und mit äußerem Glanz und Wohlhabenheit zu umgeben. Eine Ueberſpannung der Kräfte hätte allerdings unendlichen Schaden bringen können, und es war eine wahrhaft väterliche Sorgfalt in dem Gedanken, dem Staate Muße zu verſchaffen, neue Kräfte im Innern zu ſammeln. Er ſollte damals Ruhe *genießen*, um einſt andern Ruhe *geben* zu können.

Aber *Friedrich der Große* fühlte, nun ſei die Zeit wirklich gekommen, wo der *zweite* entſcheidende Schritt *nach außen hin* für den Preußiſchen Staat geſchehen müſſe. Eine höhere Macht, ein noch vergrößertes Anſehen ſollte die Königskrone des Ideen-Staates umleuchten, er ſtand in der Wurzel feſt, und ſo konnten auch die Zweige ſich weiter ausbreiten. So wurde der erſte Schleſiſche Krieg unternommen und der zweite. So führte großartige Tapferkeit und tiefſchauende Beſonnenheit den ſiebenjährigen Krieg faſt gegen die vereinte Macht von Europa; ſo führte ſie ſpäter den Baierſchen Erbfolgekrieg; ſo ſchloß ſie den Deutſchen Fürſtenbund und gern entſagte der König nun jeder weitern äußeren Vergrößerung, da die erſtere und einzige, welche er gewollt da ſie ihm als nothwendig erſchienen, bereits geglückt und geſichert war. Daher die ſchöne Uneigennützigkeit bei den Friedensſchlüſſen zu Hubertsburg und Teſchen. Es ſollte nur Ehre gewonnen werden, denn ſie iſt für Preußen unter dem Hohen das Höchſte.

Es bedurfte hier nur der Hindeutung auf die einzelnen großen Momente, um des Verſtändniſſes aller Leſer gewiß zu ſein; aber wir waren verbunden, in Friedrichs Seele den Gedanken zu zeigen, aus dem alle ſeine Thaten quollen. Es iſt erfreulich, ſich dabei der Worte eines edeln Deutſchen Dichters zu erinnern, daß die Natur mit dem Genius im ewigen Bunde ſtehe, und daß ſie gewiß leiſte, was er verſpricht.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. ſcheint es vielleicht Momente zu geben, in denen man jene Einheit der Idee vermiſſen dürfte; indeſſen wolle man ſich erinnern, daß in dieſe Zeit die unſelig aufregende, dumpf verworrene, alles Große und Alte (bloß weil es alt war) bedrohende Franzöſiſche Revolution eintrat.

Die herrlichen Worte, mit denen ſie im erſten Anfange erſchien, konnten ſelbſt manchen redlichen Deutſchen, der leider ſo leicht die Vergangenheit und die Geſchichte vergißt, täuſchen, bis endlich jene hochtönenden Phraſen nichtig verklangen, und nichts weiter daſtand, als das nackte Gerippe frecher Willkühr und glaubenleerer Selbſtſucht. Das Große kann dem Menſchen nicht angeflogen kommen; es iſt ein Geſchenk Gottes, das mit frommer Liebe und redlichem Fleiße gepflegt werden ſoll. Die Deutſchen hätten längſt wiſſen ſollen, was die Mehrheit der Franzoſen ſeit Ludwig und Richelieu groß zu nennen wagt, dann hätten ſie ſich wahrlich nicht mit einem unzeitigen Enthuſiasmus für einzelne Kraftäußerungen und Kraftphraſen jenes Volkes, in Unkoſten geſetzt, und bitterer Unmuth, ſpäte Reue und die traurige Nothwendigkeit, in leere Gemüther zu ſchauen, die man einſt für groß gehalten, wäre fern geblieben. Hätte man nur die einfachſte Geſchichte, die ſo offen da liegt, unbefangen gefragt! Wahrlich, es ſollte kein Bürger, kein Landmann, er ſei wer er wolle, für mündig geſprochen werden, ehe er nicht wenigſtens die Hauptmomente in der Geſchichte des neueren Europa und vor allen Deutſchlands ſich zu eigen gemacht. Und wie leicht wäre das in's Werk zu richten, und wo giebt es (außer der göttlichen Bibel) ein Buch, ſo wichtig, reichhaltig, rührend und angenehm, als eine ganz einfache von Menſchen zu Menſchen geſprochene Geſchichte der Hauptgedanken und Thaten der neueren Europäiſchen Völker.

Wie unendlich ſchwer es aber ſein mochte, in einer ſolchen Zeit, die nicht bloß alles urkundliche Recht, ſondern allen ehemals feſten Gehalt verwiſchen wollte, als einer der bedeutendſten Fürſten in dem Europäiſchen Staatenverein aufzutreten, das ſehen wir wohl alle mit Deutlichkeit ein; doch eben deshalb ſollten wir auch billig anſtehen, über die elfjährige Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten zu raſch zu urtheilen.

Aber mit welcher Freude, mit welcher Erhebung und welcher Beruhigung treten wir jetzt zu der von tauſend Kränzen des Ruhmes umgebenen Regierung unſeres allverehrten und allgeliebten Königs, Friedrich Wilhelms des Dritten hin. Was die Herzen Aller erfüllt, kann der Mund und die Feder nur ſchwach andeuten, und es bedarf deſſen nicht, denn Preußen iſt zu einer großen, edeln und durchaus einigen Gemeine geworden, die ſich auch ohne Worte verſteht. — Faſſen wir deshalb einige bedeutende Momente kurz zuſammen.

Es war die Zeit der innern uyd äußern Umwälzungen voran gegangen, und Preußen hatte ſich mit Macht und Kraft jenem gefährlichen Volke widerſetzt, das die Grundveſten der Staaten zu erſchüttern drohte. Aber die Franzöſiſche Revolution glich ganz jener Hyder der Alten, die neue giftige Zungen und Häupter erhielt, wenn ihr eines abgeſchlagen worden war. Die Erde gab ihr — um eines ähnlichen Mythus zu gedenken — nur neue Kraft; ſie mußte in den Lüften beſiegt werden, denn durch einen vollendeten geiſtigen

Irrthum erzeugt, konnte ſie nur durch vollendete Wahrheit bezwungen werden. Jener Irrthum nun, nachdem er mannigfaltige Geſtalt angenommen hatte, verhärtete und ſetzte ſich endlich zu einer beſtimmten Form feſt, ja er verſteinerte ſich in Napoleon Buonaparte, und es zeigte ſich während mancher Jahre, wo er das Haupt jenes Volkes war, daß ein vollendeter Irrthum ſogar in ſich ſelber folgerecht ſcheinen und ſich mit bedeutender Macht ausrüſten kann. Wir irren wohl nicht, wenn wir ihn als das reine perſonificirte Prinzip des entſchiedenen Unſittlichen und Irrigen betrachten, der aber eben deshalb, weil er folgerecht zu handeln ſtrebte, und das Böſe, wie den Irrthum, als ſei es etwas Gutes und Wahres ſanktioniren wollte, im allerhöchſten Grade gefährlich und verderblich werden mußte. Es iſt noch zu früh, die einzelnen Züge zu dem Gemälde dieſes Mannes zu entwerfen; mehrere derſelben ſind bereits vor mehr als ſiebzehnhundert Jahren durch Tacitus gezeichnet worden, als er den Charakter des Tiberius darſtellte, ein Bild, auf welches, auch von dieſer Seite betrachtet, wir nicht genug aufmerkſam machen können, da es Klarheit verbreiten mag über Vieles, was wir beſonders in den letzten dreizehn Jahren erlebt haben.

Eine ſolche Natur, wie Napoleon, die, wenn wir ſo ſagen dürfen, nur Ruhe finden konnte in der Unruhe, mußte nothwendig alles haſſen, was in ſich ſelber feſt ruhte, und in einer Verfaſſung lebte, die durch uraltes Recht oder Entſchiedenheit der Form ſich auszeichnete. Darum haßte er England, darum das leider ſo oft von ihm überfallene Deutſchland, darum ganz vorzüglich Preußen, deſſen geiſtige Einheit und nothwendiges Ziel ihm gewiß niemals fremd ſein konnte. Eine Zeit des höchſten Unglücks kam über Deutſchland: denn Ausländer gaben, mit frecher Unkenntniß des Volkes, auf dem verwüſteten Boden des heiligen Vaterlandes Geſetze. Napoleon ſuchte die Kraft des Volks zu zerſtückeln, und doch wieder zu ſeinem Vortheil zu vereinigen durch einen Bund, den eine traurige momentane Nothwendigkeit ſelbſt manche der mächtigeren Deutſchen Fürſten unterſchreiben ließ. Da verzweifelten wohl Manche in dem hartverwundeten Deutſchland; und die Stimmung wurde immer tiefer unglücklich, wenn man ſich erinnerte, wie wenig günſtig das Glück den Oeſtreichern geweſen war im Jahr 1805, wenn man ſehen mußte die Leiden des folgenden Preußiſchen Krieges 1806 und 7; wenn man endlich auch 2 Jahre darauf die neuen Anſtrengungen Oeſtreichs vereitelt und immer ſchwerere und engere Ketten für Deutſchland bereitet ſah. Aber für den tiefer Schauenden und Chriſtlichgeſinnten war jener Zuſtand nichts weiter als eine Prüfung der Kraft und des inneren Werthes, aus der er nur deſto geläuterter hervorging. Man konnte den ganzen Inhalt der damaligen Zeit auf die grelle Spitze einer Frage ſtellen: „Giebt es einen Gott oder Teufel? oder beides? und wer wird am Ende ſiegen?“ Für den Chriſten lag in der Frage ſelbſt ſchon die Antwort; aber auch nur für ihn; denn wohl konnte mancher ſchwache menſchliche Verſtand irre werden in der Zeit und an der Zeit, und Dauerbarkeit zutrauen jenem unſeligen Zuſtande, die er ſo oft, beſonnen heuchelnd, verkündete. Was würde aber aus Deutſchland geworden ſein, wenn trübe Wehmuth, hingegebener Schmerz, oder gar reſignirende Verzweiflung die herrſchende Stimmung geweſen wäre? Aber das war ſie keinesweges; im Gegentheil erhob ſich gerade in dieſem Elend beſſere Kraft. Dem Deutſchen half Religion, das Hinaufſchauen zu ſeinen Ahnen und das Hineinſchauen in die eigene Bruſt, wo er eine Tugend fand, wohl würdig jener Ahnen.

Vielleicht hatte kein Reich in ganz Deutſchland ſo viel gelitten als Preußen, denn keines ward von dem Unterdrücker mehr gehaßt als Preußen. Nirgends aber verzweifelte man ſo *wenig* an Gott und an ſich ſelbſt als eben hier. Man ertrug gelaſſen die momentane Bedrängniß, ſtärkte ſich immer mehr im *Glauben* und in der *Hoffnung*, ſo wie in der *Liebe* und in dem — *Haß*. In dieſer Beziehung hatte alles nur Einen Sinn, Einen Geiſt, Eine Ausſicht. Wie konnte es anders ſein, in einem Staate, der nur auf Wiſſenſchaft, Ehre und Tapferkeit gegründet iſt? der ſeine Geſchichtsbücher aufſchlagen mochte wo er wollte, und nichts fand, als Wiſſenſchaft, Tapferkeit und Ehre? Die Preußen blickten mit unendlicher Zuverſicht auf ihren König, deſſen reine Tugend, jedem Geſchicke gewachſen, auch das Glück wieder hervorrufen mußte, das aus Deutſchland entflohen zu ſeyn ſchien. Es erzeugte ſich in ihnen allen der Gedanke, daß Preußen nie untergehen kann, eben weil die Idee, durch die es geſchaffen worden iſt, nicht untergehen kann. Sie fanden, daß es immer höher ſich erheben müſſe weil es überhaupt in einem ſteten großartigen Werden begriffen iſt, ſie konnten nicht irren, weil ſonſt das ganze Leben Preußens ein Irrthum hätte ſein müſſen, und ein ſo koloſſaler Irrthum eine reine Unmöglichkeit iſt. In dieſem Gedanken waren die Preußen vollkommen ruhig und warteten nur die Zeit ab, wo Gott ſelbſt deutlich zu erkennen geben würde, daß nun die Zeit gekommen ſei, wo die Idee, die an ſich ſchon That iſt, nun auch in erſcheinende, und nach außen hin wirkende That ſich umgeſtalten müſſe. Sie kam, und Preußen gewährte ein Schauſpiel, das, wenn Jahrtauſende vorüber geflohen ſind, das Gemüth der Nachkommen noch erfreuen und erheben wird. Es wurde geſchlagen die Schlacht bei Lützen, und der ſchon früher geweihte Boden wurde noch heiliger geweiht, denn außer Herrmanns Schlacht giebt es wohl keine die mit einem größeren Gedanken begonnen und ausgeführt wurde, als dieſe und die folgenden. Sollen wir die 40 bis 50 Schlachten und Treffen alle nennen, in denen der Feind des Guten beſiegt wurde? und wo der Blick ſo gern verweilt, bei Culm, bei der Katzbach, Jüterbock, Leipzig u. ſ. w.? und, wenn wir bei ihnen verweilen, wird es uns nicht klar wie reinſtes Sonnenlicht, daß nur die Idee des Guten ſo ſiegen konnte?

Wer aber war es, der dieſe Idee ſtets ſo ganz rein, und in ihrer ganzen Kraft, ſo lange er unter uns wirkt, in Wort und That vollendet hingeſtellt hatte?— Die Antwort und der Name des edeln Fürſten ruht tief in dem Herzen jedes Preußen.

Auch Preußen hat Zeiten gehabt, in die ein ausländiſcher Geiſt ſich drängte, Zeiten, in denen troſtloſer Unglaube, und das Herabziehen des Himmliſchen zur gemeinen Begreiflichkeit, nicht fremd dem Lande war, Zeiten, in denen Zweifel und Verneinungen die ſelige Gewißheit des Glaubens zu überwältigen drohten. Aber ſie ſind faſt ſpurlos vorübergegangen, und ſie die nur in eine gewiſſe Periode des achtzehnten Jahrhunderts fielen, können nie wieder kommen, denn klar und allgemein anerkannt worden iſt ihre Nichtigkeit; und während die wenigen, welche irrten, den Irrthum längſt verſchmäht haben, umfaſſen alle mit deſto tieferer Liebe wieder die ewige Säule der Wahrheit und der Religion. Er, deſſen Name in unſerer Bruſt ſteht, gab das erhabene Beiſpiel frommer Kraft, ſtrenger Sittlichkeit und tiefer Milde, und ſo ſteht Preußen auf ewig geſichert da, denn Wiſſenſchaft, Ehre und Tapferkeit ſtehen über der Zeit, und vermögen deshalb jede Zeit zu beſiegen.

So laſſet uns denn ſchließen mit dem ſtillen Gebet, das jeder Preuße mit dem innigſten Gefühle ausſpricht: Gott erhalte, Gott ſegne den König.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Bothe, Dr. F. H., Grundzüge der Metrik. Nebſt einer freimüthigen Beurtheilung der Seidleriſchen Schrift de versibus dochmiacis gr. 8.

Heinſius, Theod., Schulkalender auf das Jahr 1815, oder Tage- und Taſchenbuch für Rektoren, Schulinſpektoren, Vorſteher und Lehrer an Gelehrten- und Volksſchulen, zur Erleichterung und nützlichen Führung ihres Geſchäfts. Zweiter Jahrgang.

Kley, E., Catechismus der moſaiſchen Religion. 8. 8 gr.

Krauſe, K. C. F., die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurer Brüderſchaft ꝛc. 2 Bde. gr. 8. 7 thl. 20 gr.

Krausii, Dr. C. C. F., Oratio de scientia humana et de via ad eam perveniendi. 8 1814. 6 gr.

Lütmann, P. F., das Ringerbuch des berühmten Fauſtfechters und Ringer Nicolaus Petter, 8. 4 gr.

Mehring, E. Th., der Kampf der Freiheit oder das Jahr 1813. Ein Heldengedicht in vier Geſängen nebſt Epilog. 8. 1 thl. 8 gr.

Meinecke, A., curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata, 8 maj. 10 gr.

Pappelbaum, G. Th., (ad D. Nicolai Berol. diaconus) Codicem Novi Testamenti Graeci, Apostolorum acta et epistolas continentem, Berolini in Bibliotheca Viri Generalissimi H. F. de Diez, Potentissimo Regi Borussorum a consiliis intimis et legationibus, asservatum descripsit, contulit, animadversiones criticas adjecit. 8 maj.

Sphinx und Clio, oder Sammlung der beſten und neueſten Räthſel, Charaden, Logogriphen und Anagrammen ꝛc. 12. 20 gr.

Sphinx und Harmonia, oder Samml. noch nirgends abgedruckter Räthſel, Charaden, Logogriphen u. Anagrammen ꝛc. 20 gr.

Weil, M. E., Einſegnung eines Iſraelitiſchen Knaben am 8ten des Monats Ijar 5564 d. jüd. Zeitrechnung. Nebſt einem Vorwort zur Beherzigung von E. Kley. 8. 6 gr.

Zeune, A., Geſchichte der Erdkunde. Nebſt 6 Charten. 8.

Zimmermann, C. G., Anfangsgründe der Geometrie. Als Anleitung zu einem gründlichen Studium der Mathematik. Zweite Auflage. gr. 8. 1 thl. 8 gr.

R

Friedrich der Dritte,

Kurfürſt von Brandenburg,

Erſter König in Preußen,

dargeſtellt

von

Franz Horn.

Berlin, 1816,
in der Maurerſchen Buchhandlung,
Poſtſtraße Nr. 29.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Leſer.

Als ich das Leben des großen Kurfürſten ſchrieb, that ich meinem Gemüthe ein volles Genüge; denn ſchon lange hatte ich mich geſehnt, ein reines und vollſtändiges Bild des nie auszulobenden Fürſten zu geben, der, wie keiner in ſeinem Jahrhundert, ſo reinmenſchlich erhaben, ein vollendet Deutſcher Held und Weiſer, in Kraft und Milde, Würde und Anmuth daſteht. Als ich es endlich nach langer und ſorgfältiger Prüfung meinen geliebten Deutſchen Landesleuten übergab, da hoffte ich freilich auf freundliche Theilnahme; doch war das höchſte Lob, das ich erwartete, allerdings nur das Geſtändniß, ſo habe man ſich den Kurfürſten immer gedacht, und deshalb habe man auch gern wiederholt, was ich über ihn als Anerkennung geſagt. Allein es fand ſich eine noch günſtigere Theilnahme, und ich muß dieſes Umſtandes hier gedenken, da ich mir nicht erlaſſen kann und will, hier öffentlich und herzlich dafür zu danken.

So nun, erfreut und ermuntert, konnte ich einen andern ſehr nahe liegenden Gedanken ausführen, den ich ſchon längſt gehegt und mit Liebe gepflegt hatte: die Darſtellung des Lebens und der Regierung des erſten Preußiſchen Königs. Die Art, wie dieſer Fürſt bisher von den meiſten Geſchichtſchreibern aufgefaßt worden, iſt ſo ungenügend, ja zum Theil ſo ganz verkehrt und falſch, daß eine abermalige ganz unbefangene Reviſion der Geſchichts-Akten und eine aus derſelben hervorgehende, genaue und gründliche Darſtellung ſeines Lebens nicht bloß als wünſchenswerth, ſondern wirklich als nothwendig erſcheint.

Er, der ſeinem erhabenen Hauſe die herrliche Krone zubrachte, die ſeitdem für ganz Europa ſo hocherfreulich leuchtet, ſollte ohne Vorliebe, aber auch ohne Vor-Abneigung, würdig und klar geſchildert werden, und gern bot ich meine Kraft auf, um jenem Vorſatze einigermaßen zu genügen.

Ich habe mich bemüht, den Geiſt jener Regierung als eine Einheit aufzufaſſen, und unbefangen darzuſtellen, wobei dann die Schilderung mehrerer ausgezeichneten Männer, die damals in den Preußiſchen Staaten lebten und wirkten: Krieger, Staatsmänner, Prediger, Dichter, Maler, Bildhauer u. ſ. w. keinesweges fehlen durfte, ſondern gleichfalls mit Liebe unternommen wurde.

Dem edeln Preußen iſt nichts fremd, und darf nichts fremd ſein, was ſein theures Vaterland angeht. Er will nicht allein die Frucht genießen, ſondern auch das innere Weſen und die Wurzel des edeln Baumes kennen, unter deſſen Schatten er mit Stolz und Freude lebt.

Ihr aber unter den wackern Deutſchen und Preußen, denen eine höhere Kraft verliehen worden iſt als mir, und die Ihr höhern Lorbeer in der vaterländiſchen Geſchichte zu erringen vermöget, als ich vermag, vergeſſet nicht, ihn auch erringen zu wollen, und wenn ihr einſt mein Werk weit übertroffen habt, dann, — ich reiche Euch darauf treulich die Hand — ſoll meine Freude am innigſten ſein.

Berlin, im Julius 1815.

Franz Horn.

Friedrich III, Kurfürſt von Brandenburg, als König in Preußen: Friedrich I.

Erſtes Buch.

§. 1.

Es iſt ein großes, aber bedenkliches Glück, (ſo begann ich bereits die kurzen Andeutungen über die Idee Preußens und deſſen ſpätere Geſchichte,) der Sohn eines in jeder Hinſicht ſo ganz ausgezeichneten Fürſten wie Friedrich Wilhelm war, zu ſein. Die Zeitgenoſſen, verwöhnt durch eine ſolche Größe, verlangen von dem Nachfolger eine ähnliche, ja oft, in ihrer Ungerechtigkeit, gerade dieſelbe: ohne zu bedenken, daß die Natur alles was ſie erzeugt, nur einmal gleichgeſtaltig hervorbringt, und ſich nur in unendlicher Mannichfaltigkeit gefällt.

Indeſſen findet ſich, daß unter Friedrichs Zeitgenoſſen nur wenige ſich jener Ungerechtigkeit ſchuldig machten; allein dieſe wenigen wußten ihre Stimme dergeſtalt geltend zu machen, daß ſie auch auf das Urtheil der Nachwelt nur zu ſehr gewirkt hat. — Doch die Stimme der Hochachtung und der Liebe, die ſich bei ſo vielen ausſprach, die mit ihm lebten, ſollte billig nicht verhallen, denn bedeutend iſt ſie immer, wenn auch mitunter Uebertreibungen an den Tag kommen ſollten. Nicht bloß die Dichter jener Zeit nannten ihn den Weiſen, oder den Salomo des Nordens, ſondern auch manche nüchterne Beobachter aus der Ferne glaubten Ähnlichkeit zwiſchen ihm nnd jenem Fürſten zu finden. Wer aber auch nicht gleich ſo überſchwängliche Worte gebrauchen wollte, der erkannte doch in ihm einen reinen und entſchiedenen Willen, der, wenn auch ſehr oft in Nebenſachen, doch faſt nie in der Hauptſache irrte, ein raſtloſes Streben, die höchſte Fürſtenwürde Brandenburgs nnd Preußens geltend zu machen, einen hohen Eifer für die Religion, beſonders für die öffentliche Gottesverehrung, bei manchen Misgriffen in der Art zu herrſchen doch eine innige Liebe für ſeine Unterthanen, eine wahrhaft königliche Freigebigkeit, die ſich beſonders zeigte, wenn es galt, den Wiſſenſchaften und Künſten öffentlichen Schutz zu verleihen u. ſ. w.

Was aber ganz beſonders wichtig erſcheinen muß, iſt die faſt unbegränzte Liebe ſeiner Unterthanen für ihn, die nicht bloß bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens dauerte, ſondern auch noch lange nach ſeinem Abſcheiden eine Sehnſucht veranlaßte, wie ſie wohl nur wenigen Fürſten gewidmet wordeniſt. Dieſe Liebe gewinnt ein deſto rührenderes Anſehen, wenn wir erwägen, wie ſo manches Trübe in Friedrichs Regierung fiel, und wie Vieles die Brandenburger leiden mußten, theils durch Geſchick und Nothwendigkeit, theils durch jene Misgriffe, von denen der Fürſt allerdings nicht frei zu ſprechen iſt.

§. 2.

Deſto befremdender iſt das Verhältniß und die Stimmung, in welche die meiſten ſpäteren Geſchichtſchreiber zu Friedrich ſich ſetzen. Gleichſam als ſei ihnen ein Freibrief zugeſtellt, der ihnen Sicherheit gebe für jeglichen ungebührlichen Tadel und jegliche in das Leere gehende Läſterung, häufen ſie nicht ſelten Vorwürfe auf den Fürſten, von denen wenigſtens die Hälfte falſch ſein *müßte*, da ſie ſich zum Theil gegenſeitig widerſprechen. Statt, wie dem Hiſtoriker geziemt, den Geiſt zu entfeſſeln und das Gemüth in ſchöne Freiheit zu verſetzen, lallen manche in trüber Beſchränktheit nach, was ſie oft ſogar nur durch die dritte oder vierte Hand empfangen haben. Sie berufen ſich dabei oft auf eine einzige große *Quelle*, aber ſie *verſtehen* jene *Quelle nicht*, und haben *nichts gemein mit ihr*.

Manche unter ihnen gehen ſo weit, Friedrichen jede Tugend und jede Größe abzuſprechen, und ſelbſt dem, was ſie unumgänglich als groß während ſeiner Regierung anerkennen müſſen, geben ſie doch einen trüben Urſprung: die Eitelkeit; gleich als könne durch ſie je etwas Vortreffliches und Dauerndes hervorgehn. Während ſie ſich ſelbſt der Deutſchheit rühmen, tadeln ſie doch ſeine Anhänglichkeit an Deutſchland und das kaiſerliche Haus, und, während ſie es, wie billig, vortrefflich finden, daß Preußen zu einem Königshauſe geworden, wollen ſie doch ihm das gebührende Lob nicht geben, daß er ſämmtliche Schwierigkeiten beſiegte, die ſich ihm bei dem Streben, die Königskrone auf ſein Haupt zu ſetzen, entgegen ſtellten. Alles was reines Unglück in ſeiner Regierung iſt, (und es ereignet ſich deſſen vieles,) wird ihm zur Laſt gelegt, und alles Verkehrte, was unter ihm durch einige verkehrte Miniſter geſchah, ſoll nur Er verſchuldet haben, ſo daß es nicht ſelten ſcheint, als verlange man von ihm das, was dem ſterblichen Menſchen nicht gegeben iſt: Allgegenwart, und Allwiſſenheit.

§. 3.

Wenn nun jene ungemäßigten Tadler, unter denen ſogar Einer ſo tief in niedere Geſinnung verſunken war, daß er nicht erröthete, Friedrichs körperliches Gebrechen mit ſcherzender Behaglichkeit zu erwähnen, die Geſchichte dieſes Fürſten verwirrt, und ſein Bild, nach der Schattenſeite zu, verfälſcht haben; ſo iſt dies hiſtoriſche Unheil auch auf der entgegengeſetzten Seite durch übertreibende Lobredner aus früheren Zeiten her, angerichtet worden, indem ſie in ſeiner ganzen Regierung faſt nur Licht und Sonnenglanz erblickten. Indeſſen haben ſchon lange jene feindlich geſinnten Tadler den Sieg davon getragen, und der aufmerkſame Leſer deutſcher Geſchichtbücher kann faſt immer mit Beſtimmtheit vorausſagen, wie Friedrichs Charakterbild in grauer Farbe und peinlicher Beſchränktheit erſcheinen wird.

Bei ſo bewandten Umſtänden habe ich denn für zweckmäßig erkannt, die geſammte Geſchichte jenes Fürſten noch einmal von vorn an durchzunehmen, und ſonder Vorliebe und Vorhaß einer genauen und unbefangenen Prüfung zu unterwerfen, ſo daß dann, wenn dem guten Willen die ſegnende Kraft von oben zu Theil wird, ein deutlicheres und reineres Bild entſtehen dürfte, als uns bis jetzt von Friedrich dem Erſten gegeben worden iſt. Dieſes Ziel ſtets vor Augen haltend, wollen wir deshalb mit Unbefangenheit und Einfachheit beginnen.

§. 4.

Friedrich wurde ſeinem Vater, dem großen Kurfürſten, am 1. Julius 1657 zu Königsberg in Preußen geboren, zu einer Zeit, die für den Staat eine der unglücklichſten und bedrängteſten war. Das Land hatte ſich bei weitem noch nicht erholt von den tiefen Wunden, die der dreißigjährige Krieg ihm geſchlagen, und ſchon war, durch die Vereinigung von vielen traurigen Umſtänden, für Brandenburg und Preußen ein neuer Kampf entſtanden, deſſen Ende Niemand abſehen konnte. Ja, dieſer Kampf hatte etwas ſo Verwickeltes und Schwankendes, daß er ſelbſt den Muthigſten und Tapferſten betrüben konnte, der doch ſtets mit Klarheit ſchauen will, wo eigentlich der wahre Feind zu finden ſei. Für Brandenburg war damals gewiſſermaßen nur ein lichter Punkt: ſein Fürſt ſelbſt, deſſen Heldenmuth und Beſonnenheit endlich nach langem Kampfe aushalfen und retteten. Doch im Jahre 1657 war gerade die tiefſte Nacht, und ſo iſt es denn recht bedeutend und herzlich rührend, daß die Preußen, trotz ihres großen Kummers, dem neugeborenen Hohenzoller doch ſo laut und innig fröhlich das Willkommen entgegen riefen. Es war damals noch die gute Zeit, wo die beſſern Dichter alle, gleichſam als die gewiſſenhaften und ſtarken Ausſager der Empfindungen des braven Volkes angeſehen wurden, und ſo ſind dann die Gedichte auf Friedrichs Geburt allerdings wichtig, ſelbſt für den Hiſtoriker zu nennen. Unter jenen Dichtern nun findet ſich auch Einer, den nicht bloß die Preußen, ſondern ſämmtliche Deutſche, wenn ſie ihn kenneten, für einen wahrhaftigen Dichter erklären würden. Dieſer würdige Mann *) verkündete in ſeinem Willkommens-Gedichte an den neugeborenen Prinzen, er würde, obwohl damals noch gar keine Hoffnung dazu da war, regierender Fürſt werden. Ja es folgte ſogar ein zweiter, nicht minder ausgezeichneter Mann, und prophezeihte, was in der That an das Wunderbare gränzt, er werde einſt die Königskrone an ſein Haus bringen. Oft ſchon äußerte ſich der Stolz der edeln Preußen, im Unglück am ſchönſten.

§. 5.

Die frühere Jugend des Prinzen bezeichnete ein Unglück, das leider für ſein ganzes Leben fortwirkte. Die Amme hatte ihn, der ſorglos kindlich mit ihr ſpielte, aus den Armen gleiten laſſen, und er war rücklings zu Boden gefallen, und zwar ſo heftig, daß dadurch nicht nur ſein Wachsthum gehemmt, ſondern auch ſein Rücken widerna-

---

*) Es iſt Simon Dach, geb. 1605 zu Memel, geſt. 1659, Verfaſſer mehrerer geiſtlicher und weltlicher Lieder, unter welchen letztern beſonders ſein: „Annchen von Tharau" Fülle, Kraft und Anmuth offenbart. Sein edles Gemüth und ſein ausgezeichnetes Talent erwarben ihm das Wohlwollen des großen Kurfürſten in hohem Grade.

kürlich verſchoben, und ſeine Geſundheit überhaupt geſchwächt wurde. Leider zeigte auch die Folge, daß jenes durch Nachläſſigkeit hervorgebrachte körperliche Gebrechen auch auf die Stimmung ſeines Geiſtes einigen Einfluß äußerte, worüber weiter unten die Rede ſein wird.

Uebrigens würde man ſehr irren, wenn man ſich Friedrichs Äußere unvortheilhaft denken wollte. Stirn und Auge zeigten den denkenden Geiſt, und ſein ganzer Anſtand verkündete den mächtigen Fürſten, der ſich bewußt war, unter Deutſchlands Beherrſchern eine der erſten Stellen zu behaupten.

Die Wahl der Erzieher des Prinzen war von dem Vater mit großer Ueberlegung getroffen. Der eine war Otto, Freiherr von Schwerin, der andere Eberhard von Dankelmann, und beide, voll Eifer und Kraft, zeigten ſich des wichtigen Auftrags würdig, der ihnen geworden war. Es iſt hier der Ort, über dieſe Fürſten-Erzieher ein kurzes Wort zu reden.

§. 6.

Otto von Schwerin, einer der reichſten Gutsbeſitzer und Brandenburgiſcher Ober-Präſident, war 1616 in Pommern geboren. Schon in den früheren Mannesjahren zeigte er eine ungewöhnliche Selbſtbeherrſchung, und die Geſchicklichkeit, mit der er des großen Kurfürſten Plane aufzufaſſen und mit auszuführen vermochte, erwarben ihm deſſen Zutrauen, das ſich ſpäterhin in wahrhafte Freundſchaft verwandelte. Wir ſehen ihn bereits im Jahre 1658 als erſten Miniſter, und er wußte ſich in dieſer hohen Würde ſo gleichmäßig zu erhalten, daß wir ihn zu jener geringen Zahl von Männern rechnen dürfen, deren Verdienſt und deren Glück ſtets gleichen Schritt hielt. Ihm verdankt Friedrich ſeinen ganz beſondern Eifer für die Religion der indeſſen dadurch nicht ſelten einſeitig erſcheinen muß daß er die Partei der Reformirten nicht bloß allen andern weit vorzog, was bei ihm wohl keiner Entſchuldigung bedarf, ſondern auch in ihr das einzige Heil zu finden meinte. In Alt-Landsberg, dem Wohnorte und der Beſitzung des Freiherrn, wo derſelbe auf eigene Koſten eine reiche Kirche hatte erbauen laſſen, verlebte der Prinz einen großen Theil ſeiner Jugend in einer einfachen und wohlgenutzten Thätigkeit. Da Schwerin ſelbſt nicht bloß die Wiſſenſchaften liebte, ſondern auch den Namen eines wirklichen Gelehrten verdient, ſo genoß unter ſeiner Leitung auch Friedrich eines Unterrichts in Wiſſenſchaften und Sprachen, den wir allerdings bedeutend nennen dürfen. Friedrich erlangte nicht unbeträchtliche Kenntniſſe in der Geſchichte und Redekunſt, ſo wie in der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache, und er redete ſtets und gern gemeſſen und zierlich, da er überhaupt die ſchöne Form ſehr liebte.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Graf mit ihm nicht bloß alle Sonntage, ſondern überhaupt jedem öffentlichen Gottesdienſte, welcher in Alt-Landsberg gehalten wurde, beiwohnte, und Friedrich behielt dieſe rühmliche Gewohnheit auch in ſpateren Jahren als regierender Fürſt immer bei, und nur Krankheit konnte ihn abhalten, nicht weltliche Geſchäfte. Daher ſtammt denn auch ſein Eifer für theologiſche Angelegenheiten, denen er, ſie mochten ſich auch noch ſo verwickelt, oder mit einer gewiſſen ſchwerfälligen Gelahrtheit angethan, zeigen, ſtets die größte Theilnahme ſchenkt.

Der Freiherr ſtarb zu Alt-Landsberg am 14 Nov. 1679 mit dem herrlichen Gefühle, ein durchaus verdienſtvolles, reiches und glückliches Leben geführt zu haben: und den Brandenburgern bis auf den heutigen Tag darf man den Namen Schwerin nur nennen, um theuere Erinnerungen, es ſei nun, daß ſie ſich an frühere oder ſpätere Jahre knüpfen, hervorzurufen.

§. 7.

Schwerins Nachfolger war Eberhard Chriſtoph Balthaſar, Freiherr von Dankelmann, geboren am 13. Nov. 1643 zu Lingen, wo ſein Vater eine nur mäßige Bedienung bekleidete, von deren nicht ſehr bedeutendem Ertrage derſelbe ſieben Söhne erziehen und ſtudiren ließ. Obwohl dieſe ſieben Brüder alle (ſpäterhin von den Brandenburgern das Siebengeſtirn genannt,) ausgezeichnetes Talent beſaßen; ſo hatte doch Eberhard unter ihnen bei weitem den erſten Rang, nnd ſein wahrhaftes Genie leuchtete dergeſtalt hervor, daß ſelbſt Schwerin ihn ausdrücklich zu ſeinem Nachfolger in allen ſeinen Ämtern empfahl. So ward er denn nicht nur Erzieher des Prinzen, ſondern ſtieg auch von einer Ehrenſtelle zur andern, und wurde zuletzt der mächtigſte Mann im Brandenburgiſchen Staate nach dem Kurfürſten. Da er aber ſich im Beſitze der ausgezeichnetſten Fähigkeiten, der vortrefflichſten Kenntniſſe, und der ſeltenſten Arbeitſamkeit fühlte, und mit Stolz als ſolchen erkannte, der er wirklich war, ſo ſcheint er ſich zuletzt für ganz unantaſtbar gehalten und manche äußern Formen der Verhältniſſe überſehen, oder gar zerriſſen zu haben, welche die Geſellſchaft anzuerkennen, ja zu achten befiehlt. So wurde es in der Folge ſeinen Feinden möglich, ihn zu ſtürzen, und ihm die Liebe zu rauben, die ihm Friedrich ſo manches Jahr hindurch gewidmet hatte. Daß ihn der Fürſt wahrhaft hoch geachtet, ja verehrt habe, iſt allerdings keinem Zweifel unterworfen, ſo wie überhaupt in Friedrich das Talent der Liebe und des Haſſes recht vorherrſchend war. Allein jenes Gefühl für Dankelmann war bei dem Fürſten, wie es ſcheint, mit einer gewiſſen Scheu verbunden; wenigſtens fehlte ihm ganz jene Behaglichkeit, die ihn ſpäterhin an andere bequemere Freunde knüpfte; und ſo wird begreiflich, daß ein Band zerriſſen werden konnte, das zwei ſehr verſchiedenartige Naturen an einander knüpfen ſollte. Das ſpätere Schickſal dieſes Mannes werden dieſe Blätter tiefer unten ausführlich mittheilen. Hier iſt nur der Ort, anzuzeigen, daß er das Geſchäft des Erziehers mit einer Sorgſamkeit verwaltete, die kaum ihres Gleichen haben konnte. Er war der wahrhaftige Freund des Prinzen, er wußte in jeder Verlegenheit zu helfen, er verſöhnte ihn häufig mit dem abgeneigten Vater, er blieb ihm treu zu einer Zeit, wo die Kurfürſtin Dorothea ſich entſchieden feindſelig gegen ihn zeigte, ja er rettete ihm einſt in einer gefährlichen Krankheit, wo alle Hülfe vergeblich ſchien, durch Klugheit und Treue das Leben.

§. 8.

Das Verhältniß des großen Kurfürſten zu Friedrich war im Ganzen nicht erfreulich. Zuvörderſt mußte hier die große Verſchiedenheit ihrer beiderſeitigen Naturen wirken, der zufolge der Vater dieſem Sohn keine unbedingte Liebe ſchenken konnte. Dennoch ehrte er ihn gern öffentlich, und als er 1673 gegen Frankreich zog, machte er ihn zum Statthalter in der Kurmark, bei welchem wichtigen Amte ihn der Fürſt Georg von Anhalt-Deſſau unterſtützen ſollte.

Die ganze Liebe Friedrich Wilhelms beſaß der ältere Sohn, Karl Aemil, (geb. am 6. Februar 1655) ein Jüngling, in dem die Preußen das reine Ebenbild ihres Heldenfürſten ſahen. Doch dieſen nahm bekanntlich in dem unglücklichen Jahre 1674 der Tod hinweg (27. Nov. zu Straßburg) und nie vergaß der Kurfürſt, was er in ihm verloren, denn auch bei dem beſten Streben vermochte Friedrich nicht, ihn ganz zu erſetzen; doch ſoll dadurch nicht mit Sicherheit ausgeſprochen werden, daß er unter ihm ſtand. Gedenken wir endlich auch der Stiefmutter Sophie Dorothea, ſo iſt jenes Misverhältniß leicht erklärt, worüber in der Geſchichte Friedrich Wilhelms ausführlich geſprochen worden iſt.

Der Kurprinz Friedrich lebte ſeit dem Tode des älteren Bruders größtentheils zu Köpenik in der Stille; doch finden wir ihn auch nicht ſelten als Theilnehmer an den Kriegen ſeines Vaters; denn trotz ſeiner ſchwachen Geſundheit machte er den beſchwerlichen Winterfeldzug von 1679 in Pommern und Preußen mit. In demſelben

Jahre vermählte er ſich zu Potsdam mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Heſſen-Caſſel, mit der er eine ſehr glückliche und zärtliche Ehe, doch leider nur kurze Zeit, führte; denn ſchon 1683 ſtarb ſie an den Kinderblattern. Sie liebte ihren Gemahl ſo leidenſchaftlich, daß ſie ihn auf ihrem Sterbebette gebeten haben ſoll, ſich nicht wieder zu vermählen, ein Wunſch, den er wahrſcheinlich erfüllt haben würde, wenn nicht höhere Rückſichten für den Staat ihm ein Anderes geboten. Aus dieſer Ehe ſtammt nur ein einziges Kind, die Prinzeſſin Louiſe Dorothea Sophie (geb. am 19. Sept. 1680), von welcher weiterhin die Rede ſein wird.

§. 9.

Es iſt merkwürdig daß Friedrich während jener vierjährigen Ehe faſt gar nicht zu Regierungsgeſchäften gezogen, ſondern ihm Muße gegeben wurde, ſich ſelbſt und ſeiner häuslichen Glückſeligkeit ganz zu leben.

Er vermählte ſich zum zweitenmale mit der Prinzeſſin Sophie Charlotte, der Tochter des Fürſten Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Hanover. Sie war geboren am 20. Oktober 1668, ward vermählt am 28. Sept. 1684, und ſtarb am 1. Februar 1705. Über ſie, die vielberühmte, wird gleichfalls in der Folge geredet werden. Sie gab ihrem Gemahl zwei Söhne, Friedrich Auguſt, der aber ſchon wenige Monate nach ſeiner Geburt ſtarb, und Friedrich Wilhelm, den Nachfolger Friedrichs und zweiten König von Preußen. Über die unglückliche dritte Gemahlin Friedrichs, die Prinzeſſin Sophie Louiſe von Mecklenburg-Grabow wird gleichfalls an gehörigem Ort geſprochen werden.

Es ſcheint, daß Sophie Charlotte ſehr viel beigetragen habe, das Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn zu mildern, und, wenn wir ſo ſagen dürfen, zu ebenen. Wirk[illegible], war auch dieſes Verhältniß in den allerletzten Lebensjahren des großen Kurfürſten ein glücklicheres als früherhin. Wir wiſſen, daß Friedrich Wilhelm ihn damals nicht ſelten mit zu den wichtigſten Regierungsgeſchäften zog, und daß er endlich auf dem Sterbebette ſich nicht bloß völlig mit ihm verſöhnte, ſondern ihm die innigſte Liebe und den reichſten Segen ſchenkte, der für den fühlenden Sohn ſein ganzes Leben hindurch die innigſte Bedeutung haben mußte.

§. 10.

Selten hat ſich wohl ein Fürſt in einer ſo eigenen und bedenklich glänzenden Lage gefunden, als Friedrich III, beim Antritte der Regierung (29. April 1688). Er war der Herr einer Ländermaſſe, die, ſonſt nicht durch ſich ſelbſt verbunden, nur durch den gewaltigen Geiſt des Vaters vereint worden war. Dieſes Gebiet war für einen deutſchen Kurfürſten ſchon faſt zu ausgedehnt, und man hatte es dem großen Friedrich Wilhelm gewiſſermaßen nur um der Größe willen, die ſelbſt die Feinde bei ihm anerkennen mußten, vergeben, daß er es ſo groß gemacht hatte, denn ſeine tiefere Idee bei jener Vergrößerung war wohl faſt allen verborgen. Aber man war keinesweges bereit, auch dem Nachfolger, den man noch nicht kannte, ein Ähnliches innerlich zuzugeben. Äußerlich freilich mußte man das wohl, denn Preußens Macht, durch Friedrich Wilhelm feſt gegründet, ſtand nun einmal gebietend da, und ſo war man wohl gezwungen, anzuerkennen, was einmal in ſeiner Entſchiedenheit daſtand. Friedrich fühlte deutlich, daß die Augen Europa's, und vor allen Deutſchlands, auf ihn gerichtet waren, als auf den mächtigſten Deutſchen Fürſten, daß man von ihm eine nicht mindere Größe verlangte, als die ſo eben noch den Brandenburgiſchen Thron geziert hatte, und doch räumte er ſich in ſeiner Beſcheidenheit, von der ſich viele Spuren finden, die lautere Wahrheit ein, daß er allerdings nicht den Geiſt ſeines Vaters beſitze. So blieb ihm denn nur übrig zu thun was er vermochte, und er begann bald zu zeigen, daß er den feſten Vorſatz habe, in die Fußſtapfen des Verewigten zu treten.

§. 11.

Aber außer jener beſondern Bedenklichkeit ſeiner Lage, war die Lage Europa's noch bedenklicher und mithin auch die Seinige als deutſcher Fürſt. Gleich jetzt, faſt in demſelben Moment, daß er den Fürſtenſtuhl beſtieg, ſollte er einen Entſchluß faſſen, der, wenn der Fürſt folgerecht handeln wollte, für ſein ganzes Leben entſcheiden mußte. Daß er ſo entſchied, und wirklich für immer entſchied, wird der Geſchichtſchreiber und der Leſer zu würdigen wiſſen.

Ludwig XIV hatte, wie wir im Leben des großen Kurfürſten geſehen haben, ſeit der durch den Friedensſchluß zu Nimwegen damals vollkommen beurkundeten politiſchen

Schwäche des Deutſchen Reiches daſſelbe als den bequemſten Spielraum für ſeine ungemeſſenen Wünſche angeſehen. Er hatte Kränkungen auf Kränkungen gegen daſſelbe gehäuſt, und nur eine Art von Scheu vor dem unabwendbaren Haſſe von ganz Europa, und die vor Friedrichs Wilhelm wirklicher Macht und ſtarkem Willen, konnte ihn abhalten, die große Bedrängniß, in welcher ſich der Kaiſer Leopold 1683 gegen die Türken befand (und worin größtentheils nur Ludwigs Künſte ihn verſetzt hatten,) noch mehr zu benutzen, als er ſie wirklich benutzte. Dennoch war es ihm nicht gelungen, ſich ſelbſt auch bei den blindeſten ſeiner Nachbaren, den reinen Ruf zu erhalten; wohl aber hatte er ein Anderes erreicht. Die Franzoſen ſelbſt waren ihm ganz ergeben, und ſahen ihren wahren Herzenswunſch, endlich einmal einen ſolchen König erhalten zu haben, leider erreicht, und ſo konnte er, bei verhärtetem Hochmuth, den Haß der Nachbarn leicht ertragen, da er nicht wohl in Verachtung übergehen durfte.

§. 12.

Faſt ſcheint es, als habe Ludwig Friedrich Wilhelms Tod abgewartet, um Deutſchland mit einem neuen Kriege zu überziehen. Zwar war der zwanzigjährige Waffenſtillſtand noch lange nicht zur Hälfte abgelaufen, aber er hatte ſchon früher gezeigt, daß ihn dergleichen Bedenklichkeiten nicht rührten. Ein öffentlich auszuſprechendes Wort, und eine ſogenannte Veranlaſſung war leicht zu finden in dem Erbſchaftſtreit wegen der Kurpfalz und der Wahl eines Erzbiſchofs von Köln. Auf jenes Land machte er

Anſprüche im Namen ſeiner Schwägerin Eliſabeth v. Orleans, geborenen Pfalzgräfin vom Rhein; die andere Würde wollte er dem ihm ganz ergebenen Kardinal v. Fürſtenberg zuwenden. Gerüſtet war er längſt, und ſo erfolgte dann, da man die unbilligen Forderungen verweigerte, die Kriegserklärung am 24 Sept. 1688. Jetzt entſchloß ſich Friedrich, um Deutſchlands willen jede Kränkung zu vergeſſen, die einſt von Oeſtreichs Seite ſeinem Hauſe wiederfahren war, und ſich innig an den Kaiſer zu ſchließen, der in ihm den treueſten Bundesgenoſſen erhielt, den er je erlangen konnte. Überhaupt muß der Geſchichtſchreiber zu Friedrichs hohem Ruhme gedenken, daß er eine recht innige und nie zu erſchütternde Abneigung gegen Ludwigs ganzes glänzend unſittliches Weſen und deſſen Menſchenverachtende und mordende Politik hegte, und daß er, der ſonſt wohl verzeihen konnte, die Beleidigungen gegen die deutſche Würde ihm nie vergab. Mochte immerhin auch Perſönlichkeit mit in das Spiel kommen: die rechtliche Perſönlichkeit ſoll ſich gegen die unrechtliche geltend machen.

Zum Glücke war auch jetzt gerade Ludwig in der Laune, ſeine Geſinnung ziemlich klar auszudrücken, und in widerlichem Uebermuth hatte er ſelbſt vergeſſen, um den großen Friedrich Wilhelm, von deſſen Abſterben er nach herkömmlicher Weiſe unterrichtet worden war, die gewöhnliche Trauer anzulegen. Der König, der, mit aller äußerlichen Sitte vertraut, und wohlwiſſend, daß den deutſchen Kurfürſten eine den Europäiſchen Königen gleiche Würde zugeſtanden ſei, jene öffentliche Ehrbezeigung

zeigung dennoch unterließ, wollte alſo offenbar beleidigen, und es iſt deshalb nicht nur nicht zu tadeln, ſondern wahrhaft zu rühmen, daß Friedrich durch jene Vernachläſſigung nicht nur ſich, ſondern auch die deutſche Kurfürſten-Würde gekränkt glaubte. Als Menſch konnte er jenen Uebermuth leicht verachten, da Ludwig ohnehin ſich wohl nur ſeltſam unter den Leidtragenden würde ausgenommen haben, und die Europäiſchen und deutſchen Fürſten ſeine Stelle hinreichend erſetzten; allein man vergeſſe nicht, daß hier nicht bloß von dem Menſchen ſondern von dem Fürſten die Rede iſt.

§. 13.

Mit dieſer Geſinnung ganz übereinſtimmend war die Verbindung, welche er mit Wilhelm von Oranien ſchloß, um demſelben zum Sturze Jakobs des zweiten, Königs von Großbrittanien, der ſeinen Unterthanen das höchſte Kleinod, die Geiſtesfreiheit rauben wollte, behülflich zu ſein. Er erfüllte dadurch nur den letzten Wunſch ſeines ſterbenden Vaters; aber die Art, wie er dieſe Verbindung ſchloß, macht ſeiner eigenen Klugheit Ehre. Die Unterhandlungen zwiſchen Wilhelms Abgeſandten, von Benting (Grafen von Portland) und dem Herzoge von Schomberg und den Miniſtern von Dankelmann und Fuchs wurden in ſolcher Stille und mit ſolcher Vorſicht betrieben, daß die Europäiſchen Mächte faſt nicht eher davon erfuhren, als bis die Brandenburgiſchen Hülfsvölker, vereinigt mit Holländern und Engländern, ſchon wirklich in Thätigkeit waren und die große Sache befördern halfen.

Das Geſchick war dem gerechten Unternehmen hold. Wilhelm, an der Spitze eines bedeutenden Heeres, ſah ſich gefürchtet und geliebt, und bahnte ſich leicht den Weg zu dem Throne des herrlichen Landes. Jakob, der das Beſte in den Menſchen verletzt hatte, erkannte jetzt zu ſpät, daß nirgends ihm Liebe begegnete, und, der Krone beraubt, von allen verlaſſen, mußte er England meiden und mit ſeiner Gemahlin Maria Stuart nach Frankreich fliehen, wo ihm der äußerlich ehrenvolle Empfang keinesweges Erſatz gewähren konnte, für den Verluſt der wirklichen Macht, den er ſelbſt ſich zugezogen hatte. Alles dieſes vollendete ſich ſo raſch, daß ſchon am Schluſſe des Jahres 1688 die ganze Thronumkehrung vollendet war.

§. 14.

Doch wie anders in Deutſchland! Hier wollte das Schickſal zeigen, daß keine Tugend ein Volk retten könne, wenn es nicht auch die höchſte politiſche beſitze: Wachſamkeit und Einigkeit. Ludwig hatte mit einer Gattung von Klugheit, die der Held verſchmäht, mit ſeinem Kriegsmanifeſte gewartet, bis er den Kaiſer in die verworrenen Angelegenheiten Ungarns ſo tief verwickelt wußte, daß ihm nur wenig Kraft für anderweitige Unternehmungen blieb. Doch, damit noch nicht zufrieden, war er geringhaltig genug geweſen, um ſelbſt noch vor dieſer Kriegserklärung ſeine Heere in das unbeſchützte Deutſchland eindringen zu laſſen. Mit gewohnter Leichtigkeit brachen die Franzoſen über den Rhein hinüber, der ſchon ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden ſeine Vorſchutzwehr verloren hatte, überſchwemmten die herrlichen Gegenden und beraubten und verwüſteten die blühenden Städte und Dörfer. Das faſt unſchätzbare Mainz fiel durch Verrath in die Hände der Feinde, die nun für jeden Fall einen Anlehnungspunkt behauptend, ungeſtraft in den geſammten Rheingegenden, ja ſogar faſt bis in das Herz des ſüdlichen Deutſchlands ſich ausbreiten konnten.

Es giebt eine trübe Empfindung, erzählen zu müſſen, daß das deutſche Reich auch diesmal ſich mit gewöhnlicher Langſamkeit bewegte. Denn erſt am 14. Febr. 1639 wurde zu Regensburg die Erklärung abgefaßt, daß Frankreich für einen Reichsfeind zu achten ſei, weshalb denn auch jeder Reichsfürſt die Verpflichtung habe, das Reichsoberhaupt in dem begonnenen Kriege zu unterſtützen. Hätte man dieſen Schluß, der ſich faſt überklar von ſelbſt ergab, ſechs Monate früher gefaßt, wie viel Elend wäre von dem vaterländiſchen Boden abgewendet worden, der ſo raſch eine Beute des Feindes geworden war.

§. 15.

Ludwig hatte nämlich diesmal eine neue Art Krieg zu führen für gut gefunden, der zufolge er alles eroberte deutſche Land rein ausplündern, verwüſten und verbrennen ließ. Was von Hunnen und Vandalen nur auf Streifzügen und in wilder Leidenſchaft verübt worden war, das geſchah hier mit ſyſtematiſcher Kälte, ja mit gelaſſener Verhöhnung. Die Greuel, welche durch die Franzoſen in Heidelberg, Rohrbach, Kirchheim, Kreuznach, Frankenthal, Raſtatt, vor allen aber in den ehrwürdigen Reichsſtädten Speier und Worms verübt wurden, überſteigen jeglichen Glauben dergeſtalt, daß der Geſchichtforſcher, wenn er die einzelnen Nachrichten genau ſondert und zu einem Reſultate gelangt, kaum hoffen darf, den Nichtkenner jener Jahre von der Möglichkeit, daß ſie wirklich geſchehen ſeien, zu überzeugen. Er kann deshalb hier nur kurz erwähnen, daß der König zur Verbrennung von zwölfhundert Städten und Dörfern wirklichen und beſtimmten Befehl ertheilt hatte, und daß weit über die Hälfte derſelben wirklich in Flammen aufgegangen ſind, nachdem vorher jegliches öffentliche und Privateigenthum, wenn es die Mühe des Forttragens belohnte, nach Frankreich in Sicherheit gebracht worden war. Dabei darf die Geſchichte ferner nicht vergeſſen zu bemerken, daß auch Kirchen und Gräber nicht verſchont, daß die Gebeine der alten Kaiſer in Speier und die der alten Pfalzgrafen zu Heidelberg wild umhergeworfen, und die ſilbernen Särge zerſchlagen und fortgeſchleppt wurden, daß man mit den Schädeln ſpielte; ſie muß endlich auch der gebrochenen Ehrenworte gedenken, welches Verbrechens ſich einige franzöſiſche Generale im Angeſicht Europa's ungeſtraft ſchuldig machten. Als Entſchuldigung für ſämmtliche Grauſamkeiten wußte Melak und Crequi nichts weiter anzuführen als den ausdrücklichen Befehl des Königs, und den Umſtand, die leidenden Einwohner ſeien ja doch nur Ketzer, die keine andere Behandlung verdienten. Indeſſen hat wohl noch niemand den künſtlich geglätteten und nüchternen Franzoſen der damaligen Zeit jene fanatiſche Wuth zugetraut, und es wird wohl bei dem bekannten Reſultate ſein Bewenden haben, daß bei jenen Greuelthaten nichts weiter waltete, als niedrige Habſucht, gemüthsfroſtige Grauſamkeit, und wizzelnde Verruchtheit. *)

---

*) Mehrere franzöſiſche Schriftſteller haben ſich bemüht, die Gräuel, welche in der Pfalz verübt wurden, ſo darzuſtellen, als ſeien ſie ohne Ludwigs Willen ausgeführt, wobei ſie im deſſen auf der andern Seite vergaßen, in welchem Lichte auch dann ihr Ludwig erſcheint. Duclos in ſeinen Memoires secrets erzählt die Sache alſo:

Les fureurs exercées dans le Palatinat en 1689 excitèrent une indignation générale. Madame de Maintenon n'eut pas besoin d'en exagérer l'atrocité; la religion étoit inutile, l'humanité suffisoit pour servir de texte. Louvois après avoir fait incendier Worms et Spire, eut encore la barbarie de proposer de brûler Trèves, pour empêcher les ennemis, d'en faire leur place d'armes. Le roi en fut révolté et le lui défendit. Deux jours après Louvois revint à la charge et dit au Roi, qu'une délicatesse de conscience l'empêchoit sans doute, de consentir à la destruction de Trèves; mais que guerre et pitié ne s'accordant pas, lui, Louvois pour en décharger la conscience du Roi, avoit pris le tout sur soi, et venoit d'envoyer l'ordre de celle exécution militaire. Le roi, ordinairement si maitre de lui, se transporte de colère, saisit les pincettes, et veut en frapper Louvois. Madame de Maintenon se jette au devant, et laisse échapper le ministre effrayé. Le roi le rappelle, et les yeux enflammés: Dépêchez un courier; qu'il arrive à temps; s'il

§. 16.

Wir dürfen unſerm Friedrich zum wahren Ruhm anrechnen, daß er unter den Fürſten Deutſchlands einer der thätigſten war, dem Feinde mit ganzer Kraft zu begegnen. Nachdem er die Freude erlebt hatte, daß ihm am 18. Auguſt 1688 ein Sohn geboren worden war, und nachdem er am 12. September ſeinem Vater ein prachtvolles Leichenbegängniß bereiten laſſen, konnte er ſich jetzt ganz dem großen Geſchäft der Befreiung Deutſchlands widmen. Ein auserleſenes Heer von Brandenburgern hatte ſich in der Gegend von Köln am Rhein verſammelt, wo auch er ſelbſt bereits im Anfange des Jahrs 1689 eintraf, um ſie in Perſon anzuführen.

Ähnlichen Eifer zeigten die Kurfürſten von Baiern und Sachſen, ſo wie auch die Wahl Karls V. von Lothringen zum Anführer des kaiſerlichen Heers die beſten Hoffnungen ſchöpfen ließ. Auch war der Anfang den

---

y a une seule maison de brulée, votre tête en répondra. Il ne fallut point de second courier, le premier n'étoit pas parti. Les dépêches étoient prêtes; mais Louvois, déja sur ses gardes, par la façon dont la première proposition avoit été reçue, avoit suspendue le départ, jusqu'à ce qu'il eût le succès de sa tentative. Le premier courier passa, dans l'esprit du Roi, pour avoir porté l'ordre sanguinaire; et le second pour en avoir empêché l'exécution.

Die ganze Geſchichte iſt, wie billig, nur mit Ironie zu leſen, und ſo wird ſie Niemandem unverſtändlich ſein können.

Wünſchen der Deutſchen hold; Friedrich ſchlug die Franzoſen bei Ordingen (2. März) in einem entſcheidenden Treffen, trieb ſie bis Neuß zurück, und bewährte, daß wenigſtens ein Theil des kriegeriſchen Geiſtes ſeines Vaters auch auf ihm ruhe. Dann nahm er raſch Rheinbergen und Kaiſerswerth ein, und belagerte Bonn, wobei ihm aber ſehr bedeutende Schwierigkeiten begegneten, indem der Ritter von Asfeld, franzöſiſcher Befehlshaber in der Feſtung, mit Kraft und Talent jeden nur möglichen Widerſtand leiſtete.

Friedrich, bis jetzt nur an ſchnelle Erfolge gewöhnt, hatte hier den ſchwerſten Kampf zu beſtehen, den der feurige Menſch und der feurige Feldherr nur mit ſich ſelbſt beſtehen kann. Er mußte ſich ſelbſt erklären, daß hier ſelbſt die ritterlichſte Tapferkeit, gegen Wälle und Mauern, Gräben und Thürme gerichtet, nichts ausrichten könne; er mußte das Schwerſte lernen, was der Krieger und der feurige Menſch nur lernen können, das traurige Warten. Er hatte in der Schlacht bei Ordingen die reine Freude des edlen Sieges kennen gelernt; er hatte geſehen, geordnet, gehandelt; und mußte ſich jetzt bequemen, nur umzuſchauen, zu rathſchlagen, die Stimmen zu wägen, dem Moment nicht raſch zu vertrauen u. ſ. w. Er lernte es wirklich; doch war diesmal ſein Rath der Beſte, und unabgeſchreckt durch unzählbare Schwierigkeiten, folgte er dem Gedanken, daß Bonn erobert werden müſſe, wenn nicht der ganze Feldzug ziellos ſein ſolle.

§. 17.

Doch auch Friedrichs reine Tapferkeit und Unerſchrockenheit wollte das Geſchick erproben, indem es ihn in perſönliche Gefahr brachte, und wir erzählen dieſen Umſtand mit deſto größerem Vergnügen, da ihn manche jener oben im Allgemeinen erwähnten feindſelig geſinnten Schriftſteller ganz vergeſſen haben.

Da faſt ſämmtliche Rathgeber Friedrichs der Meinung waren, daß das ihm untergebene Heer zur Belagerung von Bonn nicht hinreichend ſei, und er faſt allein der Anſicht getreu blieb, es müſſe fallen, ſo hielt er für beſonders nöthig, die Stärke und Schwäche der Feſtung, wie des Feindes, genauer kennen zu lernen, um durch dieſe Kenntniß auch anderen dieſelbe Ueberzeugung und dieſelbe Zuverſicht zu geben.

Eines Tages, als er den Zuſtand der Belagerten auf das genaueſte in Augenſchein nehmen wollte, befahl er dem General Schöning, dem er allein ſein Vorhaben entdeckte, 1000 Reiter zu dieſem Ende in Bereitſchaft zu halten. Am 31. Julius, früh Morgens, ritt er mit Schöning aus dem Lager; ward aber ſehr überraſcht, als er bei den äußerſten Vorpoſten die Reiter nicht fand, die dahin befehligt worden waren. Schöning entſchuldigte ſich, daß man ſeinen Befehl mißverſtanden haben müſſe, und Friedrich, keinen Verzug länger ertragend, nahm jetzt nur die letzten Feldwachen mit, und begab ſich bis auf einen Kanonenſchuß weit von den Belagerten, vor die Feſte.

Es ſchien den Feinden nicht unbemerkt geblieben zu ſein, welch' ein Gegner ihnen ſo nahe ſei, und Kugeln ſchlugen von allen Seiten auf die Anhöhe nieder, von der herab der Kurfürſt die Stadt in Augenſchein nahm. Die Bedeckung hatte ſich indeſſen auf Friedrichs Befehl einzeln durch einen hohlen Weg ziehen müſſen, und konnte ſich erſt bei Pappelsdorf (das nahe an der Feſtung in einem Grunde liegt) wieder in Ordnung ſtellen.

§. 18.

Indeſſen bot der Freiherr Eberhard von Dankelmann, der den Kurfürſten begleitet hatte, alles auf, was nur die Beredſamkeit eines Freundes Dringendes haben kann, um ihn zu bewegen, das gefahrvolle Beobachten einzuſtellen. Doch ruhig fuhr Friedrich damit ſo lange fort, bis er über alles, was er hatte wiſſen wollen, in das Klare gekommen war; dann erſt begab er ſich, auf einem Fußſteige, der durch einen Weinberg führte, wo das feindliche Geſchütz nicht einſchlagen konnte, auf den Rückweg. Allein während er ſo ruhig beobachtet hatte, war ein nicht geringer Haufen von Franzoſen aus der Feſtung geſchlichen, hatte ſich im tiefern Grunde im Hinterhalt gelagert, und brach jetzt hervor, um den Fürſten ſelbſt zum Gefangenen zu machen. Aber ſie hatten vergeſſen, daß ſie mit Preußen zu thun bekommen würden, die unbeſiegbar erſcheinen, wenn ſie für das geliebte Haupt ihres Beherrſchers kämpfen. Friedrich, an der Spitze ſeiner kleinen Schaar, machte ſich eine blutige Bahn durch den wilden Feindeshaufen. Er kämpfte hier im eigentlichſten Sinne für ſein Haupt und für ſein Leben, denn es war hier lediglich auf ſeine Perſon angeſehn, und die Feinde kannten nicht bloß ſein Geſicht und ſeine Geſtalt, ſondern es war ihnen ſogar — auf welche Weiſe iſt nicht bekannt — die Farbe ſeines Pferdes und der Schaberacke verrathen worden.

Friedrich zeigte gleich bei ſeiner Zurückkunft im Lager, daß ſein gefahrvoller Gang nicht ohne Nutzen für die Belagerung geweſen war, indem er jetzt Anordnungen traf, durch die der Fall der Feſtung allein entſchieden werden konnte. Der Gewinn derſelben iſt durchaus ſein eigenes Werk. *)

Endlich, am 2. Oktober, ward ſein Muth und ſeine Ausdauer durch die Uebergabe von Bonn belohnt. Doch, gewohnt, auch bei dem Feinde Tapferkeit zu ehren, bewilligte er dem Ritter Asfeld, der ſelbſt tödtlich verwundet worden war, und die Hälfte ſeiner Mannſchaft verloren hatte, eine ſehr milde Capitulation; ein Benehmen, das um ſo mehr anzuerkennen iſt, da es von feindlicher Seite nicht nachgeahmt worden iſt.

§. 19.

Dieſer Feldzug allein würde ein rühmliches Denkmal von Friedrichs Muth und Kriegskenntniß geben; aber

---

*) Vgl. Verſuch einer Geſchichte der Feldzüge des Preußiſchen Heeres u. ſ. w. von Friedrich Behmer. Berlin 1803, Th. II. S. 45. ff. Der Verfaſſer hat bei dieſer Erzählung die Puffendorfſche Handſchrift benutzt.

wir haben ihn in demſelben auch noch von andern Seiten zu betrachten, die ihm zur Ehre gereichen. Er hatte Ludwigen gezeigt, daß er ein freier deutſcher Fürſt ſei, der ſich nicht vor dem inponirenden Glanze ſcheue, den jener um ſich zu ziehen gewußt; er hatte die unſelig verſchiedenen Rückſichten mehrerer deutſchen Fürſten, wenigſtens für den Moment, gegen den wahrhaftigen Feind zu vereinigen gewußt; er hatte drei wichtige Feſtungen wieder erobert, und den größeſten Theil des unglücklichen Niederrheins von dem verderblichſten aller Feinde befreit. Während er ſeinem edeln Verſprechen gemäß, Wilhelm von Oranien eine ſehr bedeutende Unterſtützung hatte zukommen laſſen, war es ihm dennoch möglich geweſen, mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte, ein Heer von fünf und zwanzigtauſend Mann eigener Truppen für die deutſche Sache in's Feld zu ſtellen, deren Beſoldung und Verpflegung ihm am Ende des Jahrs bereits drei Millionen Thaler gekoſtet hatte; — und nun ſollte er auch noch das Schmerzlichſte erfahren, was ihm in dieſem Augenblicke nur begegnen konnte: die Undankbarkeit ſeiner Freunde und Bundesgenoſſen.

Er mußte für ſein Heer die Winterquartiere mit Mühe erringen, und den genügſamſten Truppen, und den Rettern eines bedeutenden Theils von Deutſchland ward (es iſt traurig zu erzählen) nur mit Widerwillen Obdach und Beköſtigung gegeben. Der Wiener Hof zeigte ſich, wie faſt immer, kühl und ſpröde, und der Kurfürſt von der Pfalz, für den doch ganz beſonders gefochten worden war, ahmte jenes Betragen nach, das für ihn am wenigſten ſich eignete.

§. 20.

Wie ſehr dieſes Benehmen Friedrichen kränken mußte, iſt um ſo leichter zu erachten, da wir in ſeinem Gemüth die leiſeſte Erregbarkeit, ja ſogar mitunter eine nicht glückliche Empfindlichkeit wahrnehmen, die ihm jedes Verſäumen oder Umgehen der Pflichten Anderer gegen das Brandenburgiſch Haus, um ſo ſchmerzlicher machte. Daß ihn aber dieſes Gefühl der Kränkung nicht irre werden ließ in ſeiner eigenen Pflicht, und daß er fortfuhr, mit gewohntem Eifer ſelbſt für — Undankbare zu fechten: das, dünkt uns, muß ihm ſtets hoch angerechnet werden.

Noch hatte er während dieſes Feldzuges die Betrübniß, einen ausgezeichneten Feldherrn zu verlieren. Das Brandenburgiſche Heer hatte nämlich zwei Anführer, von Barſuß *) und von Schöning, und wir wagen nicht zu entſcheiden, wer von ihnen der ausgezeichnetere war. Schöning hatte ſich bereits das Vertrauen des großen Kurfürſten in hohem Grade zu erwerben gewußt, ſo wie Barſuß das des jetzt regierenden Fürſten. Da nun in dem beendigten Feldzuge der Ausbruch einer Abtheilung des Heeres nach Mainz ohne Schönings Wiſſen geſchehen war, ſo fühlte er als Generalfeldmarſchall ſich dadurch beleidigt, und nach einem Wortwechſel zog er im Vorge-

---

*) S. Beilage A.

nach des Kurfürſten gegen den Mitfeldherrn den Degen. Friedrich, der das Geräuſch vernommen, trat hervor, und ſah ſich genöthigt, den Bruch des Hausfriedens durch Schönings Entlaſſung zu beſtrafen. Das Heer verlor an ihm einen trefflichen Führer, der nun in Kurſächſiſche Dienste ging. *) Späterhin erſetzte Flemming deſſen Stelle.

§. 21.

Aber außer dieſen kriegeriſchen Unternehmungen, war Friedrich auch als Landesvater keinesweges unthätig. Zuvörderſt glaubte er ſich verpflichtet, dem Teſtamente ſeines Vaters (über welches in der Lebensbeſchreibung des großen Kurfürſten ausführlich geſprochen worden), eine andere Richtung zu geben. Er, der in der That jeden ausgeſprochenen Willen ſeines Vaters zu erfüllen trachtete, ſah ſich diesmal genöthigt, einen Willen zu umgehen, deſſen Vollſtreckung die kühne Schöpfung des vortrefflichen Fürſten ſelbſt würde zerſtört haben.

Geſtützt auf die alten Familienverträge des Hohenzollerſchen Hauſes, die jede Theilung des Reichs verboten, brachte er es bald dahin, daß ſeine würdigen Stiefbrüder in ſeine Anſicht eingingen, und mit gewohnter Freigebigkeit ſetzte er ſie durch Ertheilung von reichen Aemtern, Gütern und Jahrgehalten, in den Stand, den Verluſt der ihnen zugedachten Provinzen zu verſchmerzen. So kam,

---

*) S. Beilage B.

mündlich ſehr bald, ſchriftlich aber erſt am 3. März 1692, der Erbvergleich zu Stande, der jedem Prinzen das ihm Zukommende anwies.

§. 22.

Vergeblich hatte ſich die verwittwete Kurfürſtin Dorothea jenem Vertrage zu widerſetzen geſucht. Friedrich behandelte ſie mit der ausgezeichnetſten Achtung, die er ihr, als Gemahlin des Vaters, ſchuldig war; aber er vermochte nicht, die Liebe zu heucheln, die ſie nie erworben. Sie fühlte das ſelbſt ſehr deutlich und ſah nicht nur ihre entfernteren Hoffnungen für die Zukunft, an welche ſie ihr ganzes Leben gewandt hatte, vereitelt, ſondern auch die, welche ſie für ſich ſelbſt in unmittelbarer Beziehung auf die Gegenwart hegte. Der Tod des großen Kurfürſten hatte ihre ganze Kraft gebrochen, und in der That mußte ſie, die niemanden liebte als ihn, und von niemanden geliebt worden war, als von ihm, jetzt, da ihn der Tod weggenommen, ſich einſamer fühlen, als vielleicht je eine Einſame war. Matt und krank, und dennoch jeder ärztlichen Warnung widerſtrebend, folgte ſie dem langen Leichenzuge ihres großen Gemahls, wie eine Leidtragende im höchſten Sinne des Wortes, zu Fuße nach. Als man den Sarg in die Ruheſtätte brachte, ſprach ſie zu wiederholten malen den entſchiedenen Wunſch aus, gleich jetzt mit ihm hinabgeſenkt zu werden: und tröſtete ſich dann nur mit dem Gedanken, daß dieſes Ziel ihr doch gar bald bevorſtehen müſſe. Da ſie Berlin nie geliebt hatte, ſo zog ſie jetzt gänzlich nach Potsdam, wo ſie ein ſehr eingezogenes Leben führte, das ſie durch das Leſen der Bibel und anderer geiſtlicher Schriften zu erheben und zu erheitern ſtrebte. Indeſſen war ihre Geſundheit zerſtört und die Aerzte riethen ihr eine Reiſe nach Karlsbad. Sie unternahm ſie wirklich, ſagte aber vorher, ſie werde ſicher nicht wiederkommen, und allerdiggs konnte ſie leicht alſo vorherverkünden, da ſie ſich ſeit dem Tode ihres Gemahls nur als ein lebendiges Grab gefühlt und alſo genannt hatte. *) Sie ſtarb am 6. Aug. zu Karlsbad; ihre Leiche ward nach Potsdam gebracht, wo ſie am 20. anlangte, doch, ihrem Willen gemäß, erſt am 12. Sept. in die fürſtliche Gruft getragen wurde. Selbſt das Datum des Begräbnißtages wollte ſie mit ihrem Gemahl theilen.

Sie erreichte ein Alter von 52 Jahren und 10 Monaten, und, wie ſie im Leben nur von wenigen geliebt worden war, ſo benahm man ſich auch bei ihrem Tode kühl und gleichgültig.

Über ihren gewiß bedeutenden und ſchwer zu entwickelnden Charakter iſt in dem Leben des großen Kurfürſten ausführlich geſprochen worden.

§. 23.

Es iſt beſonders wichtig, die Verordnungen Friedrichs

---

*) S. das Gedicht: die leidtragende Dorothea, das, von dem Hofdichter v. Beſſer herrührend, deſſen Poeſien zum Theil als verſificirte Zeitungen zu betrachten ſind, allerdings eine Art von officiellem Charakter an ſich trägt. Doch wird man es um des Inhalts willen nicht ohne Theilnahme leſen können.

während der erſten Jahre ſeiner Regierung zu betrachten, weil ſich in ihnen wenigſtens ein Theil des Geiſtes abſpiegelt, mit dem er ſeine neue Beſtimmung zuerſt auffaßte.

Wir finden zuvörderſt die Verordnung wegen des Leichenbegängniſſes ſeines Vaters, wobei er die Ehrfurcht für denſelben mit ſeiner Prachtliebe, die ſich hier zum erſtenmale öffentlich äußerte, und ſpäterhin immer weiter ausbildete, vereinigen konnte. — Ferner die Schlichtung des Rangſtreites zwiſchen den Städten Brandenburg und Stendal, in Beziehung auf einander und auf die Reſidenz, ein Streit der mit der höchſten Wichtigkeit genommen wurde: was er auch in gewiſſer Hinſicht ſein kann, wenn Formen den Geiſt bewahren mögen. — Sodann ein ſehr geſchärftes Duellmandat, das in der That nöthig ſchien, da der blutigen Einzel-Fehden zu viele wurden, und ſo gar Fremde mitunter den Brandenburgiſchen Boden wählten, um dort ihre Privatſtreitigkeiten durch den Zweikampf auszumachen. Auch ſein Vater hatte früherhin in dieſer Beziehung verordnet, wie er jetzt.

Der Befehl, die ſogenannten Marinegelder, lediglich für die Afrikaniſche Schiffahrt zu verwenden, erſcheint uns als ein bloßes durch Kindespflicht gebotenes Eingehen in die Wünſche des Vaters, denn ſonſt dürfte man allerdings Spuren finden, daß Friedrich an einen guten Erfolg jener Unternehmung nicht glaubte.

Sodann der Befehl, nicht nur den Bau der angefangenen Friedrichsſtadt fortzuſetzen, ſondern ſie auch nach einem weiter angelegten Plane auszuführen, wobei der

Fürſt den Bauenden jede nur mögliche Unterſtützung angedeihen ließ.

Schon jetzt zeigte ſich bei Friedrich der Plan, Berlin zu einer der ſchönſten Städte Europa's zu machen, woran in frühern Zeiten keinesweges gedacht worden war. Wir werden tiefer unten ſehen, daß ihm dies Vorhaben gelang.

§. 24.

Um aber die äußere Würde und den äußern Glanz mit Sicherheit zu behaupten, mußten neue Quellen der Einkünfte aufgefunden werden, und dieſe fand der Fürſt in einer zweckmäßigern Benutzung der Domänen. Zwar hatte bereits ſein großer Vater eine beſondere Sorgfalt dieſem Zweig der Staatsverwaltung gewidmet; dennoch war es nicht möglich geweſen, ihn in eine völlig genügende Verfaſſung zu bringen. Er hatte bei dem Antritte ſeiner Regierung eine ſo ungeheuere Verwirrung, und ſo große Schuldenlaſt vorgefunden, daß ſelbſt nur Licht in dieſes Chaos zu bringen, ſchon Schwierigkeit genug darbot. Ja, wenn wir die faſt ununterbrochene Kriegeszeit bedenken, in welche ſeine Regierung fiel, und die Reihe von Jahren, in denen die Mark ſelbſt der Schauplatz des Kampfes war: ſo werden wir ihm auch in der wichtigen Beziehung auf die Vermehrung der Einkünfte des Staats überhaupt, und die verbeſſerte Verwaltung der Domänen unſre entſchiedenſte Bewunderung nicht verſagen können.

Indeſſen mußte man jetzt noch weiter ſchreiten, und ſo errichtete Friedrich 1689 ein Collegium zur Unterſuchung der Kammern und Domänen, zu deſſen Präſidenten die geheimen Staatsräthe Eberhard von Dankelmann und Dodo von Knyphauſen *) erwählt wurden, unter denen vier Kammerräthe arbeiteten.

§. 25.

Das Geräuſch des Krieges und die Bedrängniſſe der Zeit verhinderten den Fürſten nicht, ſchon jetzt zu zeigen, daß die Künſte in ihm einen Verehrer und Beſchützer finden ſollten. Vor allen begünſtigte er die Mahler, und wir treffen unter denen, die er entweder ſelbſt unmittelbar in ſeine Staaten rief, oder die doch ſeine Kunſtliebe veranlaßte, ſich um ihn zu verſammeln, mehrere von ausgezeichnetem Talent, denen in der Folge ſich noch mehrere zugeſellten. Aber auch Bildhauer, Baumeiſter und Tonkünſtler kamen in ſeine Dienſte, unter denen wir einige der vorzüglichſten ſpäterhin nennen wollen.

Freigebig gegen alle, die ſeine Wohlthätigkeit in Anſpruch zu nehmen wußten, zeigte ſich Friedrich beſonders wohlthätig gegen die Kirchen, unter denen in dem genannten Jahre beſonders die Jeruſalems- und Dorotheenkirche ſich ſeiner Güte zu erfreuen hatten.

Überhaupt war das Jahr 1689 ein glückliches für Preußen, und inſonderheit für Berlin. Man erfreute ſich

---

*) S. Hiſtoriſche Schilderung von Berlin, Th. III. S. 19 und 250 ff.

des ſtets wachſenden Ruhms der Brandenburgiſchen Krieger und des friſchen Lorbeers, den der neue Fürſt, als ein ächter Hohenzoller, ſich um die Schläfe wand. Der Hof, wie die Bürger wünſchten Gelegenheit zu Feſten, und ſie bot ſich oft genug dar; denn jedes glückliche Treffen, jede eroberte Feſtung, ja jedes dem Feinde wieder abgenommene Städtchen, wurde als eine ſolche Gelegenheit angeſehen. Es entwickelte ſich jener fröhliche Sinn der Berliner immer mehr, der, in ſeiner Empfänglichkeit und Beweglichkeit, allerdings achtende Anerkennung verdient. Selbſt in den damaligen Streitigkeiten und Prozeſſen um die verſchiedenen Rechte der Gilden, um die Rangordnung, ja ſogar um die Schützenkönigswürde, finden wir eine Beſtätigung deſſelben; denn der wahrhaft heitere Menſch, der es in jeder Beziehung der Mühe werth findet, zu leben, will auch in jeder Beziehung ſeine Rechte verwahren, und hält mit Luſt und Liebe darauf, was ihm denn auch gar wohl zu gönnen iſt.

§. 26.

Gehen wir jetzt zu dem folgenden Jahre 1690 über, ſo finden wir Friedrichen, der bereits in allen ſeinen Deutſchen Beſitzungen die Huldigungen angenommen hatte, zuvörderſt auf einer Reiſe nach Preußen, die er mit beſonderer Liebe unternahm, weil ihm das Land theuer ſein mußte, in welchem er geboren war. Jene Liebe wurde noch vermehrt durch den ganz ausgezeichneten Eifer, mit dem man ihn dort aufnahm. Man veranſtaltete eine Reihe von Feſten, deren Pracht und Glanz für ſeine Reigung berechnet ſchien, man war bemüht, ſeine Gunſt zu erwerben, und man erwarb ſie in einem hohen Grade, wie noch die ſpätere Zeit bewies.

Aber der Fürſt durfte ſich der Freude, unter glücklichen und treuliebenden Unterthanen zu leben, nicht lang überlaſſen. Manche unangenehme Nachrichten vom Rhein her zwangen ihn, das geliebte Königsberg früher zu verlaſſen, als es anfänglich ſein Wille geweſen war. In Berlin ward ihm durch eine glänzende Geſandſchaft vom König Wilhelm von Großbritanien der Orden des blauen Hoſenbandes überreicht; doch verweilte er auch hier nicht, ſondern brach raſch zu dem Heere auf.

§. 27.

Hier war man auf deutſcher Seite eines trefflichen Führers beraubt worden, des Prinzen Karl von Lothringen, der theils durch die Gerechtigkeit der Sache im Allgemeinen, theils durch den natürlichen Wunſch, ſein Herzogthum wieder zu erobern, jede Kraft und jedes Talent aufgeboten hatte, um den räuberiſchen Franzoſen nach Verdienſt zu begegnen. Leider war ſeine Stelle für den Augenblick nicht zu erſetzen. Dazu kam noch von Seiten mancher deutſchen Fürſten eine betrübte Schläfrigkeit, die ſie die heilige Pflicht vergeſſen ließ, die Gränze zu bewachen. Selbſt kaiſerliche Truppen zeigten ſich am Rhein nur wenige, die Churpfälziſchen fehlten ganz, und ſo war es denn ſehr begreiflich, daß der franzöſiſche Feldherr Bouſler in die unbeſchützten Länder eindringen konnte, wo die Feinde abermals mit heilloſem Vandalismus hauſten. Graf Carl von Schomberg, Führer der Brandenburgiſchen Truppen, vermochte in dieſem Augenblicke nichts weiter, als die Weſtphäliſchen Beſitzungen ſeines Kurfürſten zu decken, und obwohl die Feinde ihm an Anzahl bei weitem überlegen waren, ſo wagten ſie doch nicht, ihn anzugreifen.

§. 28.

Das Hauptheer der Franzoſen hatte ſich nach den Niederlanden gezogen, wo auch das der Verbündeten ſtand, unter welchem ſich ſechs tauſend Brandenburger befanden. Am 1. Juli griff der Marſchall von Luxenbourg den Fürſten von Waldeck bei Fleury an, und gewann einen ſo entſchiedenen Sieg über ihn, daß für die Sache der Verbündeten alles zu befürchten geweſen wäre, hätte nicht Friedrich ſich ſchnell mit ſeinem Heer vom Niederrhein, den er gedeckt, nach Brabant gewandt, und die Fortſchritte des Feindes gehemmt. Er übernahm jetzt ſelbſt für eine kurze Zeit den Oberbefehl des verbündeten Heers und ſtellte ſich bei Hall in Brabant ſo kühn und vortheilhaft auf, daß dadurch den Franzoſen die meiſten Vortheile geraubt wurden, die ſie aus ihrem Siege hätten ziehen können. In der That zeigte Friedrich nebſt ſeinen beiden Feldherren, dem alten Feldmarſchall Derfling und Barfuß, ſich hier ſo kühn und beſonnen, daß er wahrhaft den Beinamen eines „Schützers" verdiente, den man ihm damals ſehr häufig in öffentlichen Schriften und auf Münzen gab.

§. 29.

Wenn aber der erſte Julius durch den Sieg bei Fleury für Ludwig zu einem Freudentage wurde, ſo erhielt er eine deſto traurigere Bedeutung für ihn, durch das entſcheidende Treffen am Boynefluſſe in Irland, wo König Wilhelm III das Heer der Franzoſen, welches der vertriebene Jakob anführte, aus dem Felde ſchlug. Ludwig hatte nämlich jenen Prinzen mit einem auserleſenen Heer franzöſiſcher Truppen nach jenem Königreiche geſandt, damit er dort, wo die katholiſche Religion blühte, und viele ſeiner Anhänger ſich nach ihm ſehnten, noch einmal verſuchen ſollte, die Engliſche Krone wieder zu erringen. Vergeblich. Das Haus Stuart ſollte fallen, denn es hatte ſich ſelbſt zerſtört, zum ewig warnenden Beiſpiel daß auch die älteſten und erhabenſten Familien ſinken können, wenn die Nachkommen vergeſſen durch innere Tugend ihren alten Adel aufzufriſchen. Der Kern der Engliſchen Nation war gegen ihn, und Wilhelm war ein ächter König, der, als ſolcher, nie vollendet beſiegt werden kann. Doch hatte auch er einen großen Verluſt zu betrauern, da der Herzog von Schomberg, den Friedrich ihm zur Hülfe geſandt, bei Boyne gefallen war. *)

Als deshalb Jakob im folgenden Jahre 1691 noch einmal wieder zu kommen wagte, ward er abermals, bei Aghrien, zur See geſchlagen (13. Juli), dergeſtalt, daß ſich ganz Irland Wilhelmen unterwarf, und Jakob auf

---

*) S. Beilage C.

immer nach Frankreich zurückfliehen mußte. Hier — um ſein jammervolles Schickſal mit zwei Worten zu Ende zu führen — ſank ſein äußeres Anſehen und ſein innerer Werth, ſo ſehr, daß er zuletzt der Gegenſtand des frechen Witzes gemüthloſer Höflinge wurde, denen der erſtorbene Geiſt nicht mehr wehren konnte, bis ihn endlich 1704 der Tod abrief.

§. 30.

Friedrich ſchloß ſich indeſſen immer enger der Sache der Verbündeten an, und verpflichtete ſich durch den Vertrag zu **Lennik** (6. Sept.), ſo lange der Krieg daure, zwanzig tauſend Brandenburger in den Niederlanden zu laſſen, wofür ihm England, Spanien und Holland monatliche Subſidien zu bezahlen verſprachen, die bis dahin (d. h. während des ganzen Jahres 1689 und der größeren Hälfte des Jahres 1690), ſo viel wir wiſſen, gar nicht bezahlt worden waren.

Deſto weniger geſchah durch die Reichsheere am Ober- und Mittelrhein und an der Moſel, wo die trefflichſten Deutſchen Heere durch die Uneinigkeit ihrer Führer faſt zum bloßen Zuſehen verdammt wurden. Man war ſchon zufrieden, wenn der Dauphin nur dieſſeits des Rheins nicht feſten Fuß faſſen konnte, ja wir finden hie und da, in einigen Schriften der damaligen Zeit, die kläglich irrige und niedrige Anſicht verbreitet, als könne man ja wohl allenfals das jenſeitige Rheinufer den Franzoſen gönnen, wenn man etwa nur Mainz und die umliegenden Gegenden ausnehme. Zum Glücke war indeß in dem eigentlichen Herrſcher-Deutſchland jene trübe Anſicht durchaus nicht, denn Friedrich ging mit edelm Beiſpiele voran; auch fanden ſich ſchon damals politiſche Schriftſteller und Dichter genug, die ihr kräftig widerſprachen.

§. 31.

Friedrich kehrte im Herbſt 1690 nach Berlin zurück, und, wie er früher (18. Jun.) einen allgemeinen und außerordentlichen Bet-, Buß- und Faſttag in allen ſeinen Landen angeordnet hatte, um Gottes Segen für den bevorſtehenden Feldzug zu erflehen, ſo ward jetzt eine allgemeine Dankſagung in allen Kirchen gehalten. Glücklich freilich war Deutſchland nicht geweſen; doch hatte man allerdings die gegründetſte Urſache, Gott zu danken, daß die faſt allgemeine Schuld der Deutſchen: „Uneinigkeit," nicht noch ſchlimmere Folgen gehabt hatte. Daß dieſe nicht eintraten, war in der That größtentheils Friedrichs Werk, und wir halten es für unſre heilige Pflicht, dieſen Umſtand recht ſehr hervorzuheben, und um ſo beſtimmter auszuſprechen, da gar manche Geſchichtſchreiber jenes große Verdienſt des Fürſten und ſeiner Krieger, obwohl es ſehr klar daliegt, theils mit Stillſchweigen übergehen, theils mit lauem Halblob nur oberflächlich hinſtreifend berühren.

In Berlin war indeſſen die alte Fröhlichkeit und die nie verzagende Thätigkeit abermals ſichtbar geweſen, und man hatte beſonders den Bau der Friedrichsſtadt, ſo gut es ſich thun ließ, zu fördern geſucht, wohl wiſſend, daß einem ſolchen Bemühen der Beifall des Fürſten nicht fehlen werde. Seine Neigung zur äußeren Wohlgefälligkeit und Pracht zeigte ſich auch in dieſer Hinſicht bei dem Bau des Schloſſes und der langen Brücke, die ehemals von Holz, und deshalb nicht bloß unſcheinbar ſondern, wohl gar gefährlich, jetzt in eine ſteinerne verwandelt wurde.

Ueberhaupt trug Berlin auch damals noch zum Theil das Anſehen einer Landſtadt, und die einzelnen ſchönen Häuſer die es zierten, ſtachen ſeltſam neben manchen ärmlichen und wol gar mit Stroh gedeckten ab; ſo wie denn auch die Kühe und Schweine, die noch immer hie und da herumliefen nnd an den ſchönen neugepflanzten Linden ihre Kraft ausließen, ſich wunderlich genug in einer Reſidenz ausnahmen, für deren Auszierung ſchon ſo beträchtliche Summen verwandt worden waren. Der große Kurfürſt hatte allerdings auch für die Verſchönerung Berlin's manches Bedeutende gethan; doch konnte dies bei ihm, der erſt den neuen Staat ſchaffen mußte, immer nur nebenher und gleichſam zur Erholung geſchehen. Von 1640 bis 1679 vermochte er wol nur ſelten daran zu denken, und erſt der Friede zu St. Germain gab ihm nach vierzigjährigem Kampf jene Ruhe, in der auch die Sorge für das äußerlich Reizende ſtatt finden kann. Ganz anders waren die Verhältniſſe unter ſeinem Sohn, der, obwohl nicht minder in Kriegen, doch immer ſeine Staaten frei ſah, und mit einer ungleich höheren Neigung die Sorge für das Äußerliche trieb. Er erklärte den Bürgern offen ſeine Anſicht, und die meiſten gingen gern in dieſelbe ein. Dieſe wurden belobt und unterſtützt:

den Säumigen aber und Miswilligen befahl er ſtrenge und ſie gehorchten.

§. 32.

Wir kennen ſchon aus der Geſchichte Friedrich Wilhelms die faſt nie ruhenden Streitigkeiten der Lutheraner und Reformirten; doch wollen wir, dieſer Reibungen gedenkend, deshalb in die unermeßlichen Klagen der Current-Hiſtoriker keinesweges einſtimmen. Der Proteſtantismus hat in ſich ſelbſt, und in ſeinen beiden auseinanderfahrenden Hinſichten, dem Lutheranismus und Zwinglianismus nothwendig das Prinzip des ſteten geiſtigen Weiterſtrebens und Anſtrebens, und wir dürfen uns eben nicht wundern, wenn daſſelbe, in der äußern Erſcheinung des Lebens, mitunter ſich trübe verkörpert, und vergröbert. Der Proteſtantismus muß kämpfen gegen den in ſich abgeſchloſſenen, und, ſeiner Natur nach, ruhigen Katholizismus, er muß kämpfen in jenen ſeinen beiden angegebenen und wohlbekannten Beziehungen. Im Brandenburgiſchen mußte dies um ſo mehr der Fall ſein, da ein enger Raum und die Gleichheit bürgerlicher Verhältniſſe und Pflichten die Streitenden gar oft zuſammenführte.

Man ſcheute ſich nicht, ſelbſt fürſtliche Perſonen mit in den Streit zu ziehen, ſo wie z. B. bei der Vermählung des Herzogs von Sachſen-Zeiz, mit der älteſten Tochter des großen Kurfürſten, die Religions-Ungleichheit dieſes Ehepaars zu manchen Streitigkeiten Anlaß gab. Schriften, wie die des Probſtes Müller zu Magdeburg, der ſich bei dieſer Gelegenheit deutlich genug ausſprach *), und das Benehmen der Wittenberger Theologen, die, vielleicht ſchon um deswillen, weil Luthers Leiche in ihren Mauern ruhte, ſich zu Beſchützern ſeiner Lehre auserwählt glaubten, ſind wichtig genug, um als Belege und Äußerungen der Zeit angeſehn zu werden.

§. 33.

Der Kurfürſt ſelbſt war eifrig reformirt, und es konnte ihm begegnen, dieſen Eifer zu übertreiben; aber er war mehr als das, er war auch eifrig religiös, und dieſen Eifer kann man nimmer übertreiben. In dieſem Sinne ſchärfte er von neuem die Verordnungen ſeines Vaters ein, jegliche Schul-Polemik auf der Kanzel zu vermeiden, nur daß leider hinzugeſetzt wurde, in den Predigten „von dem Willen Gottes, und der Menſchen Seligkeit und Verdammniß nicht weiter zu gehen, als es mit den drei Brandenburgiſchen Confeſſionen übereinſtimme.“ Wenn wir dieſe feſtgeſetzte zu enge Begränzung bedauern, ſo wollen wir doch auch nicht vergeſſen, daß gerade eben jener Stoff von den eifrigen Lutheranern wirklich misbraucht und oft genug jeder andern chriſtlichen Religionsparthei

---

*) Sie hat den Titel: „Fang des edlen Lebens durch fremde Glaubenslehre,“ und enthält geradezu die unmuthigſten Äußerungen über den Umſtand, daß der Kurfürſt und ſeine Tochter reformirt ſei; zog aber dem Verfaſſer auf einige Zeit Gefangenſchaft in Spandow zu.

die Möglichkeit des Glaubens und mithin der Seligkeit abgeſprochen wurde.

In einer kräftigen Verordnung vom 19. Jun. 1690 ward jeder Rangſtreit in Hinſicht des Vortrittes beim Genuß des heiligen Abendmahls, ſtreng unterſagt, wodurch Friedrich zeigte, daß er denn auch die Ordnung in den äußerlichen Lebensverhältniſſen recht wohl vergeſſen, ja nichtig finden konnte, wenn die Beziehungen auf das Höhere und Heilige eintreten. Zwar ſoll ſich dies von ſelbſt verſtehen, indeſſen verdient doch bemerkt zu werden, daß es auch bei dieſem Fürſten, der nun einmal auf die genaue Stuffenfolge im äußerlichen Rang viel, ja zu viel hielt, ſich dennoch von ſelbſt verſtand.

Allerdings vermochte hier ein beſtimmter Befehl manchem Uebel abzuhelfen; aber jene Streitigkeiten zwiſchen den Reformirten und Lutheranern konnte kein von außen gekommenes Gebot tilgen.

Ein berühmter Theolog, Maſius, hatte um dieſe Zeit ein überaus ſtrenges Werk geſchrieben: „Das treue Lutherthum,“ in welchem er mit Gelehrſamkeit und Fleiß, aber auch mit Heftigkeit und Miswillen den Unterſchied zwiſchen Luthers und Calvins Lehre auseinander geſetzt, und die Verſchmähung der letztern unumwunden ausgeſprochen hatte. Die ganze Angelegenheit war ohnehin faſt in ganz Deutſchland der Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme; jetzt aber wurden durch die Leidenſchaft die Leidenſchaften der Einzelnen aufgeregt, und man ſonderte die Grenzen zwiſchen den beiden Secten ſo ſcharf, daß auch ein gewöhnlicher Laie ſich fähig halten mochte, jene Gränze zu ſchützen.

§. 34.

Selbſt den edlen Spener, (ohne Zweifel der größte Theolog ſeiner Zeit) wagte man anzuklagen, er habe einſt in einer Predigt anders geſprochen, als es hinterher im Druck derſelben gelautet; doch iſt es als ein höchſt erfreuliches Zeichen jener Zeit zu betrachten, daß Spener nur aufzutreten, und mit ſeiner gewohnten Ruhe zu verſichern brauchte, dem ſei nicht alſo, um alle ſeine lichtſcheuen Ankläger ſtumm zu machen.

Nicht ſo leicht legte ſich der Streit, der ſich zwiſchen einigen reformirten Theologen zu Berlin und einigen lutheriſchen zu Dresden erhob, wegen eines Gebets, welches die letztern für den öffentlichen Gottesdienſt aufgeſetzt hatten. In demſelben ſollte, nach ihrer Behauptung; der Reformirten mit feindlichen oder bedauernden Worten gedacht ſein. Zuletzt nahm ſich auch der Kurfürſt der Sache an, und gab dem Kanzler von Dankelmann Befehl, ſich deshalb in Dresden zu beſchweren, wo dann die ganze Angelegenheit friedlich ausgeglichen wurde.

Erfreulicher iſt der ſtrenge Befehl, der um dieſe Zeit an alle Obrigkeiten erging, „die Unterthanen im Lande zur Katechismuslehre fleißig anzuhalten“ und die Aufnahme mehrerer braven Coloniſten, denen der Fürſt jede nur mögliche Erleichterung angedeihen ließ, um ihnen das verlaſſene Vaterland zu erſetzen. Es waren Walonen, Schweizer und Pfälzer. Die letzteren hatten wohl die meiſte Urſach auszuwandern, denn wirklich glich ihr Vaterland, wegen ſeiner Nachbarſchaft mit Frankreich, den Äckern am Abhange des Veſuv, die man nicht wohl mit Vertrauen beſtellen kann. Von den Valdenſern wird erzählt, daß manche unter ihnen, vom Heimweh befallen, wieder zurück gewandert ſeien. Feſter hielten die Schweizer, aus denen Friedrich hinterher einen Theil ſeiner Garde bildete.

§. 35.

Gehen wir jetzt zurück zu den großen Europäiſchen Angelegenheiten. Auch im Jahr 1691 blieb Friedrich nicht nur ſeinem wahrhaft Deutſchen Syſteme treu, ſondern er ſchloß ſich durch das Bündniß vom 1. Mai noch enger an den Kaiſer. Überhaupt zeigten in dieſem Jahre die Deutſchen Fürſten einen ſo warmen Eifer für die gute Sache, daß das ſtattliche Heer, welches ſie ausgerüſtet, ohne Zweifel jedem Franzöſiſchen hätte Verderben bringen können, wenn nicht leider abermals Uneinigkeit unter den Feldherren gewaltet hätte. Johann Georg IV., Kurfürſt von Sachſen, Anführer des Reichsheers, das er ſelbſt mit zwölf tauſend Mann vermehrt hatte, wurde von dem Grafen Caprara, dem Führer der Kaiſerlichen mit Misgunſt angeſehen, und auch er vergalt den Haß auf eine ähnliche Weiſe, dergeſtalt, daß beide ſich ſtets widerſprachen, und ſich in ihren Planen durchkreuzten. Aber das arme Deutſchland litt gar ſehr unter dieſer traurigen Zwietracht: denn faſt ungehindert, obwohl im Angeſicht von Caprara und Johann Georg, ging der Franzöſiſche General de Lorges über den Rhein, und ward zur verheerenden Geißel für die armen Länder.

Auch in den Niederlanden war der Feldzug für die Verbündeten nicht glücklich. Bei der damals gewöhnlichen Art Krieg zu führen, hatte man nicht vermuthet, daß die Franzoſen ſchon im März anfangen würden, und es war ihnen deshalb durch Ueberraſchung gelungen, das höchſt wichtige Mons (in der Grafſchaft Hennegau) zu nehmen. Nur bei Lüttich und Leuſe in Brabant verweilt der Hiſtoriker gern, da hier die Brandenburger ſich abermals neuen Ruhm erwarben. Lüttich war von den Franzoſen eng eingeſchloſſen, aber von Brandenburgern wacker vertheidigt und endlich von Brandenburgern unter dem Feldmarſchall Heino von Flemming entſetzt *). Bei Leuſe fochten die Brandenburger ſo brav, daß Luxenburg, Brüſſel zu erobern, für diesmal aufgeben mußte. Dies ſind aber auch faſt die einzigen leuchtenden Punkte dieſes Feldzuges.

§. 36.

Der Kurfürſt erwarb ſich immer größere Verdienſte um den Kaiſer, indem er ihm ſogar auch gegen die misvergnügten Ungarn und die ſtets drohenden Türken Hülfe ſandte, durch welche der Brandenburgiſche Name auch in den entfernteſten Landen neue Ehre empfing. Noch müſſen wir den Fürſten, wie billig, rühmen, daß er auch dann

---

*) S. Beilage D.

nicht in ſeinem Eifer erkaltete, als Spanien faſt ganz aufhörte, die verſprochenen Subſidien zu bezahlen. Man hatte ihm von Spaniſcher Seite mit Offenheit erklärt, daß man aus Geldmangel nicht weiter zu zahlen vermöge, und ſo ſah er gelaſſen die Unmöglichkeit an, in der ſie ſich befanden, und blieb ihnen hold, wie es dem deutſchen Manne gegen edle Ausländer geziemt.

Der Feldzug von 1692 war nicht minder unglücklich. Namour und Pignerol wurden von den Franzoſen raſch hinweg genommen, Luxenbourg maaß ſein großes Feldherrntalent mit dem des Königs Wilhelm in der bedeutenden Schlacht bei Steenkerken, welche gewiſſermaaßen wie ein reiner Zweikampf geführt wurde, indem nur Ehre, aber nicht ſogenannte Vortheile erfochten wurden. Es iſt nicht zu verhehlen, daß der Sieg auf Luxenburgs Seite war. Nur am Schluſſe des Feldzuges vermochte Flemming und mit ihm der wackere Spanier Caſtillo, die Franzoſen zu ſchlagen und ihnen die Eroberung von Charleroy, welches ſie bereits umzingelt hatten, unmöglich zu machen.

§. 37.

Nicht minder wichtig iſt der Umſtand, daß nur durch Friedrich dem Kaiſer ein ſehr bedeutender Bundesgenoſſe, jener obenerwähnte Johann Georg IV, erhalten wurde, was in der That recht große Mühe koſten mußte, da Oeſtreich denſelben auf eine Weiſe gekränkt hatte, die auch wohl einem gediegenen Charakter zu verzeihen hätte ſchwer fallen müſſen. Wir haben nämlich oben ver-

nom-

nommen, daß der Preußiſche Feldmarſchall Schöning in Sächſiſche Dienſte gegangen. Da nun derſelbe ſeine Abneigung gegen Öſtreich nicht ſelten unverhohlen geäußert hatte, ſo fand man von letzterer Seite für gut, ihn, da er einſt in ruhiger Unbefangenheit das Töplitzer Bad gebrauchte, gefangen nehmen, und nach der Veſte Spielberg bei Brünn bringen zu laſſen. Hierüber empört, wollte Johann Georg wirklich vom Kaiſer abfallen: doch ließ er ſich verſöhnen, als dieſer, auf Bitten des Brandenburgiſchen Geſandten, die Nebengeliebte jenes ſchwachen Fürſten, das Fräulein von Neidſchütz, zur Gräfin von Rochlitz erhob. *)

Auch bei dem Feldzug von 1693 verweilt der Blick des Geſchichtſchreibers faſt nur mit Trauer, weil ihm nicht ſelten das Glück der Franzoſen bei ſo ungerechter Sache begegnet. Luxenbourg ſchlug den König Wilhelm bei Neerwinden (18. Jul.); denn keine Tapferkeit ſeiner Truppen, unter denen ganz beſonders die Brandenburger unter dem Markgrafen Philipp ſich auszeichneten, konnte den Umſtand wieder gut machen, daß der König ſein Heer für den Augenblick zu ſehr vertheilt, und an jener Stelle, wo er angegriffen ward, zu ſehr geſchwächt hatte.

§. 38.

Durch dieſen Erfolg ermuthigt, nahmen die Franzoſen Charleroy, und der Dauphin wagte nun auch, ſeine

---

*) S. Beilage E.

weit überlegene Macht gegen Ludwig von Baden, der den Oberrhein decken ſollte, zu gebrauchen. Der treffliche deutſche Fürſt, dem Franzoſen weit überlegen am Feldherrntalent, ſah dennoch die ſchmerzliche Nothwendigkeit, ſich vor dem Andrange der Menge zurückzuziehen, da mit dem nicht ſehr zahlreichen, auch wohl theilweiſe durch Widerwilligkeit geſchwächten Reichsheer ſich keine glückliche Schlacht hoffen ließ. So fiel das unglückliche Heidelberg abermals in die Hände der Feinde, die hier die Gräuel während der frühern Beſitznahme, mit unſeliger Geübtheit erneuerten, Gräuel, die nie vergeſſen werden können, und nie vergeſſen werden ſollten.

Erſt ſpäter, da Flemming neue Schaaren tapferer und deutſchgeſinnter Brandenburger dem Heere zuführte, vermochte Ludwig vou Baden dem Dauphin zu widerſtehen; doch, was er auch von deutſchen Landen zurückeroberte, ſo bekam er doch die ſonſt ſo geſegneten Fluren nur einer Wüſte ähnlich wieder. Es iſt klar, hätten alle deutſche Fürſten mit unſerm Friedrich die treue Anhänglichkeit an das gemeinſame Vaterland getheilt, ſo würde man ſicher nicht dieſſeit des Rheins, ſondern eher jenſeit — der Ardennen gefochten haben. Doch verblendet, und betäubt, vernahmen gar manche nicht mehr die Stimmen des Vaterlandes und des — Weltgeiſtes, und wenn nur von ihrem eignen Heerde der Krieg entfernt blieb ſo ſorgten ſie nicht weiter, ſondern hörten die Klagen der unglücklichen Pfälzer und der andern Nachbaren Frankreichs faſt wie trübe Märchen an, an die man nun einmal ſich gewöhnen müſſe.

Ludwig XIV. ahndete jene ſchlaffgewordene Geſinnung einzelner deutſcher Stimmführer nur zu wohl, und längſt in unſeligem Hochmuth gewöhnt, ſich ſelbſt nie Unrecht zu geben, fand er ſich zuletzt auch nicht ohne äußern Anſtand in den Gedanken, groß genannt zu werden, da ihm ſo häufig das misbrauchte Wort entgegen kam.

In Beziehung auf ſein Frankreich kann ihm das vielleicht verziehen werden, da man ihn dort nun einmal nicht anders haben wollte, als er eben mit Bequemlichkeit war; aber im Verhältniß zu Deutſchland irrte er auf die ſchmählichſte Weiſe, indem er die verderbten Einzelnen, die ihm ihre Verehrung zuriefen, für die Vertreter des wackern Volks hielt, das von ihm und von ihnen mishandelt wurde; doch nie ſeiner Würde beraubt werden konnte. Das deutſche Volk hat Ludwigen ſtets und mit Klarheit und Herzlichkeit gehaßt.

§. 39.

In den Preußiſchen Staaten — dürfen wir anders von der Mark und von Berlin, das ſeine Geſinnung am deutlichſten offenbarte, auf die übrigen Theile des Landes ſchließen — herrſchte noch immer Wohlleben und Freude, zu der überhaupt der Märker gern ſich hinneigt. *)

Man liebte den Fürſten, denn man theilte ſeinen gerechten Haß gegen Frankreich, und man erkannte, daß er ſeine Unterthanen liebe, obwohl er manches

---

*) S. Beilage F.

Schwere von ihnen verlangte. Man hat in ſpätern Zeiten gemeint, es müſſe den Preußen denn doch ſehr hart gefallen ſein, daß ihr Fürſt mehrere Jahre hindurch einen bedeutenden Theil des Volks nach Flandern und dem Rhein, nach Italien und Ungarn ſende, um daſelbſt für eine ihm fremde (?!) Sache zu fechten. Ja, man hat dieſe Anſicht nicht etwa bloß als eine unbedeutende Privatmeinung angeführt, ſondern, die allgemeine Gültigkeit derſelben gar nicht bezweifelnd, die traurigſten Schlüſſe daraus gezogen, die ſich dann mit heftigem Tadel gegen Friedrich endeten.

Es iſt wohlgethan, auf jenen Tadel gleich hier einfach und klar zu antworten. Zuvörderſt iſt es eine ganz verkehrte, ja ſündige Anſicht, als könne die deutſche Sache einem Kurfürſten von Brandenburg am Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts fremd geweſen ſein, wodurch man das Ärgſte zu ſagen ſcheint, einen deutſchen Reichsfürſten gehe das deutſche Reich nichts an. Hatte der große Kurfürſt, deſſen Weisheit Europa bewunderte, ſich jemals anders gezeigt? oder wollen wir etwa meinen, das Privat-Intereſſe deſſelben ſei nur zufällig oft mit dem des Kaiſers überein gekommen? Zum Glück ſpricht nicht bloß die Totalanſicht ſeines Characters, ſondern auch jede Einzelheit in der Geſchichte ſeines Lebens dagegen, und wir dürfen nur auf den Geiſt ſeiner ganzen 40jährigen Regierung hindeuten, um zu beweiſen, daß er als deutſcher Reichsfürſt ſeine Pflicht gegen das Reich ſtets mit Kraft und Freude erfüllte. Soll nun bei ſeinem Sohn Unweisheit genannt werden, was bei ihm Weisheit war?

§. 40.

Und war nicht im Jahr 1688 Deutſchland noch hülfebedürftiger als jemals? war es nicht dem Verderben nahe, als Friedrich mit ſeiner Heeresmacht auszog, um es, vereinigt mit gleichgeſinnten Deutſchen, zu retten?

Es iſt faſt über allen Ausdruck ſeltſam, daß wir ihn vertheidigen müſſen über ein Benehmen, und über Handlungen, die das reinſte Lob verdienen. Dieſes gebührt auch ſeiner Hülfsleiſtung gegen die Türken, in denen er, wie billig, die Erbfeinde des chriſtlichen Glaubens und der chriſtlichen Reiche ſah, und die deshalb mit angeſtrengter Kraft und Unermüdlichkeit bekämpft werden mußten, wenn nicht das Große und Herrliche der Lüge und Verkehrtheit weichen ſollte. Von jener Politik Ludwigs, die den Türken Offiziere, Waffen und Geld ſandte, um durch ſie die Macht des chriſtlichen Kaiſers zu ſchwächen, wußte unſer Friedrich nichts, außer daß ſie unendlich zu verachten ſei.

Friedrichs Unterthanen begriffen, wie es ſcheint, bei weitem beſſer, was ſein Wille und ſein Ziel ſei, als manche ſpätere Hiſtoriker, und es wurden von ihnen keineswegs jene weichlichen und undeutſchen Klagen gehört, welche nur einer ſelbſtſüchtigen, Ausländereitreibenden Zeit angehören können, die, wie wir mit inniger Freude hinzuſetzen, nun auch ſchon längſt untergeſunken iſt. Überhaupt iſt es gar ſehr erfreulich, daß wir im Jahr 1814 (wo ich dieſes ſchreibe) alle jene undeutſchen Klagen über Friedrichs reindeutſche Kriege nur anzuführen brauchen, um ſie widerlegt zu haben.

§. 41.

Wenn wir aber ſo eben den Brandenburgern rühmend nachgeſagt haben, daß ſie die Kriege ihres Fürſten aus dem rechten Geſichtspunkte betrachteten, ſo iſt zugleich zu bemerken, daß ihr ſtets wachſender Ruhm ihnen jene Anſicht erleichterte. Wo auch gefochten wurde, da hatte die Brandenburgiſche Tapferkeit ſich ausgezeichnet, ja nicht ſelten die Entſcheidung gegeben. Mochten auch Ungarn und Italien, Flandern und die Pfalz manchen Tauſenden edler Brandenburger ein Grab bereiten: waren ſie doch mit Ruhm gefallen, und dieſer Gedanke hat immer getröſtet und wird immer tröſten das Preußiſche Volk, das die Ehre als ſeine wahrhaftige Lebensluſt erkennt.

Man ahnte, es werde Ludwigen am Ende doch nicht gelingen, was er im Großen bezweckte, und ſo beruhigte man ſich bei den einzelnen Unfällen des Krieges; manche wol gar mit einem gewiſſen fröhlichleichten Sinn, der wenigſtens ſchnell genug über ſtören wollende Widerwärtigkeiten hinüberhalf. *)

---

*) Solche charakteriſtiſche Außerungen der Zeit finden ſich auch in Canitzens Gedichten, die, eben weil ſie als Gedichte nicht immer ſehr vorzüglich ſind, mitunter als hiſtoriſche Dokumente gelten können. So ſagt er z. B. ſehr fröhlich:

Iſt Friedrich nur geſund, und hat ſein Zepter Seegen:
Was iſt mir an Namur und Pignerol gelegen?

(S. das verſificirte Schreiben an E. v. Brand, in der Ausgabe der Canitziſchen Gedichte, von 1727. S. 117.) Ahnlicher Troſt findet ſich häufig bei ihm; doch ahndete er, in dem wir

Vorzüglich heiter fühlte ſich die Reſidenz, deren Einwohner, ohnehin zur Fröhlichkeit geneigt, reichen Stoff zur Luſt durch die Prachtliebe und Freigebigkeit des Fürſten empfingen. Wir wollen das nicht tadeln: nur iſt ſehr zu beklagen, daß damals, troß des herzlichſten Haſſes gegen Frankreichs Eroberungsſucht, dennoch ein gewiſſer Galliſcher Geiſt in das Leben, die Bildung und die geſelligen Verhältniſſe, ſo wie in Deutſchland überhaupt, ſo auch in die Preußiſchen Staaten ſich eindrängte, und es iſt billig, daß wir bei dieſen betrübten Umſtande einige Augenblicke verweilen.

§. 42.

Unter den rühmlichen Eigenſchaften, die den wahren Deutſchen ſchmücken, iſt die Beſcheidenheit eine der erſten; allein es iſt nur zu bekannt, daß der Deutſche mitunter aus dieſer Tugend herausſchreitet, und in Überdemuth wol gar ſich ſelbſt und ſeinen Talenten mistraut. Nun hatte man freilich ſchon in frühern Zeiten die Franzoſen, und zwar meiſtens von ſehr unerfreulichen Seiten kennen gelernt, wie denn der größte Sprecher des Deutſchen Volks, Martin Luther, ſeine Abneigung gegen dieſelben ſtark und ſchlagend genug zu erkennen giebt. Daher war denn auch der Schade, den ſie während des ſechszehnten Jahr-

---

den ſehr wackern Preußen freudig anerkennen, als vielgeltender Staatsmann, vielleicht bereits im Jahre 1692 ſchon manches, was der Mehrheit verborgen war.

hunderts in Deutſchlands Bildung anrichteten, nicht ſehr bedeutend; denn man hütete ſich noch ziemlich wohl vor ihnen, und Einzelne, die ihnen nachahmten, entgingen ſelten dem gerechten Haß oder der ſchneidendſten Verſpottung, wenn nicht etwa ein zu hoher Rang ſie ſchützte.

Aber im ſiebzehnten Jahrhundert, da Deutſchland ſich ſchon viele Jahre lang ſelbſt bekriegt hatte, waren die Franzoſen näher getreten, um dem faſt verblutenden Heldenvolke einiges abzupreſſen. Wir wiſſen leider, wie es gelungen, und wie ſich die ausländiſchen Stimmgeber zu Münſter und Osnabrück benahmen, und das Natürlichſte wäre nun zu vermuthen, es müſſe bei dem Deutſchen Volke ein entſchiedener Haß gegen jene Fremden entſtanden ſein. Wirklich finden ſich auch ſolcher Stimmen der kräftigen Abneigung aus jener Zeit genug; dennoch ſcheint es, als habe man doch im Ganzen den Franzoſen weit mehr verziehen, als man hätte verzeihen ſollen. Zwar ahndete man wohl hie und da ihre atheiſtiſche Politik; doch manche andere ließen ſich täuſchen, und meinten, die ſo eigenſinnig und verſchlagen auf ihren (ſogenannten) Rechten beſtänden, müßten doch wenigſtens einigermaßen Recht haben, und hätten wol gar die Deutſche Freiheit, von der ſie viel redeten, auch im Herzen lieb.

Dieſer Nebel mußte freilich nach der vollendeten Treuloſigkeit, die von Seiten der Franzoſen auf den Nimweger Frieden folgte, auch den ſtarrgläubigſten Deutſchen ſchwinden, und in politiſcher Beziehung verzweifelte man nun wohl größtentheils an ihnen. Nur kam jetzt die Reue faſt zu ſpät, denn die Franzoſen ließen ihren Raub nicht los, und es war ſchwer, ihnen denſelben jetzt mit Gewalt zu entreißen.

§. 43.

Doch das Schlimmſte war, daß ihre geiſtige Macht ſich jetzt faſt über ganz Deutſchland erſtreckte. Hier hatte ihre unermüdliche Thätigkeit und ihr nicht ſelten ſehr freundlich erſcheinender Hochmuth ein nicht ſehr ſchweres Spiel mit der Deutſchen Überbeſcheidenheit gehabt und endlich gewonnen. Man hatte nämlich den Deutſchen ſeit Jahrhunderten vorgeredet, ſie ſeien zwar recht redliche Menſchen, und hätten auch in Wiſſenſchaften und mechaniſchen Künſten manches recht Erſprießliche geleiſtet; aber ihren Sitten, ihrem Umgange, ihren Schriſten fehle denn doch die liebenswürdige Feinheit, Glätte u. ſ. w..

Dieſer Vorwurf, von Seiten der Franzoſen bald ernſt und ſtrafend, bald launig witzig, und freundlich ſpöttiſch vorgebracht, und hundert und wieder hundertmal wiederholt, hatte endlich ſeine Wirkung gehabt, und ein großer Theil der Deutſchen gab ſich nun bei dieſen Feinden in die Lehre, um ihnen das Feine und Glatte abzuſehen und ſich anzueignen. Wenn nun die Deutſchen einmal lernen wollen, ſo ſind ſie dergeſtalt erpicht, daß ſie nichts irre macht, und ſo ließen ſie ſich denn auch den Hohn und Spott (leider) gefallen, mit dem die ſchlimmen Lehrer ihre Bemühungen lohnten. Während man ſich aber um eine fremdartige Zierlichkeit bemühte, ging leider nach und nach die wahrhaftige und ächtdeutſche Herzenszartheit und Feinheit, wie ſie der ächte Kenner der Geſchichte zur

Genüge im Mittelalter und zur Zeit der Reformation nachweiſen kann, und jener blühende Ritterſinn der ſelbſtſtändigen Welt, bei der Mehrheit verloren. Es ging verloren der kühne Stolz einer auf ſich ſelbſt beruhenden Nation, das Friſche, Unbefangenfröhliche und Volksthümliche im Umgang und in den Werken des Genies, endlich auch die Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften und zuletzt wol gar bei Manchen der heilige Ernſt in Beziehung auf die Religion.

§. 44.

Indeſſen darf man ſich dieſes Eindringen des Gallicismus nicht zu raſch ſchreitend denken. Hätte er das verſucht, ſo wäre er minder gefährlich geweſen. Aber die Sache ging ſehr leiſe, und deshalb ſo ſicher. Man begann mit ſcheinbar Unbedeutendem. Zuerſt mußte die alte herrliche Deutſche Nationaltracht der geſchmackloſen ausländiſchen weichen, dann die Einführung mancher an ſich faſt unſchuldigen Bequemlichkeiten und Luxuswaaren, die Aushülfe mit pikannten Ideen bei Feſten und Feierlichkeiten, Einmiſchnng in die Ausübung der Künſte minderer Art, z. B. des Tanzes, zu dem freilich die Franzoſen körperliche Gewandheit genug haben, *) Einmiſchung in die

---

*) Der aber, um es wenigſtens in einer Anmerkung gerade heraus zu ſagen, (was noch nie geſagt worden und doch nicht unwichtig iſt zu ſagen,) durch jene Ausländer ſeine wahrhafte Idee und Bedeutung verloren hat. Man ſehe nur genau zu, was jetzt der Tanz iſt, wie er uns gewöhnlich begegnet, und

Formen des Umgangs, denen bald auch leider der Inhalt folgen mußte, endlich das Schlimmſte: das häufige Anſichreißen der häuslichen Erziehung.

§. 45.

Bedenken wir nun das Letztere, ſo könnte uns der daraus entſtehende Jammer noch weit größer erſcheinen, als er iſt, wenn wir nicht erwägen, daß doch auch hier mehr durch Irrthum geſündigt wurde, als (wenn wir ſo ſagen dürfen) durch Sünde ſelbſt. Die deutſchen Hausväter nämlich übergaben die Erziehung ihrer Kinder nicht Franzoſen, ſondern faſt immer nur Franzöſinnen, meinend, dieſe würden ſich begnügen, die bloße Form zu verſchönern; ſich aber wohl ſelbſt beſcheiden, mit dem Inhalt und Weſen des zu erziehenden Menſchen nichts zu thun zu haben. Daß ſie darin irrten, verſteht ſich von ſelbſt. Auch ſollen unſere Vorväter nicht dadurch gerechtfertigt, ſondern nur, ſo weit es ſein kann, einigermaaßen entſchuldigt werden. Den Franzöſinnen war nichts weiter erlaubt, als die Kinder äußerlich zierlich zu bilden, und ihnen die franzöſiſche Sprache beizubringen, in die man ſich nun einmal, wie in eine trübe Nothwendigkeit, gefunden. Da-

---

man wird mir den Beweis ſchenken, daß ihm jede höhere Beziehung fehlt, während in ſeiner verworrenen Künſtlichkeit die Kunſt untergeht. Über den Tanz der Deutſchen im Mittelalter ſind wol die Nachrichten noch mangelhaft; doch zeigt ſchon der herrliche Fackeltanz, daß er auf einen höheren Gedanken ausging.

bei war ihnen verſtattet, mit den Kindern den Telemach zu leſen, was allerdings nicht getadelt werden kann, da der Verfaſſer deſſelben ein wahrhaft vortrefflicher, durchaus chriſtlich geſinnter Schriftſteller iſt, den wir recht gerne als den Unſrigen betrachten möchten, und der auch in höchſter Hinſicht wirklich der Unſrige iſt, inſofern die Deutſchen den Mittelpunkt ihres geiſtigen Strebens lediglich im Chriſtenthum finden.

Um aber das Übel zu vollenden, ſo wurden jenen Erzieherinnen auch nach und nach Erzieher beigefügt; man überſchritt jene früher angegebenen Gränzen, die ſich denn auch nicht wohl mit Genauigkeit ziehen laſſen, und es ward nun allerdings die weiteſte Pforte für den Gallicismus geöffnet, der ja ohnehin ſchon durch die kleinſte Spalte einzudringen weiß.

Nur die Wiſſenſchaft und die Religion der Deutſchen, wurde damals noch nicht von dem Franzöſiſchen Geiſte angefochten. Unſere Gelehrten waren zu ſtolz, um ſich mit fremder Seichtigkeit abzugeben, und unſere Religiöſen zu religiös und in ſich ſelbſt geſichert, um durch Zweifler und Spötter angegriffen werden zu können. *) So iſt ferner zu bemerken, daß damals noch manche Klaſſen der Geſellſchaft ſich faſt ganz frei erhielten von dem Einfluß jenes fremden Geiſtes, und daß wenigſtens einige nicht

---

*) Die Seichtigkeit in der Betreibung der Wiſſenſchaften, ſowie die von jenſeits der Ardennen herübergekommene Irreligioſität, fällt in eine ſpätere Zeit, die indeß nun auch wohl faſt ganz untergeſunken iſt, um, ſo Gott will, nimmer wiederzukehren.

verhallende Schriftſteller, nach Maaßgabe ihrer Kräfte, gegen denſelben ankämpften. *)

Wir haben dieſen Gegenſtand mit Genauigkeit betrachtet, wie er betrachtet werden ſoll. Folgen wir jetzt der Regierung und der Zeit Friedrichs in andern Beziehungen nach.

§. 46.

Schon früh hatte ſich, wie es ſcheint, in dem Fürſten der Hang zur Pracht und äußerlichem Gepränge entwickelt, ſo wie die Nichtachtung des Geldes, die ſich durch ſchöne Freigebigkeit, aber auch oft durch zweckloſe Verſchwendung und Verſtreuung des Vermögens äußerte. Das Rechte wie das Verfehlte liegt hier ſehr nahe beiſammen, und es bedarf vielleicht nur dieſes Fingerzeigs, um einzelne Handlungen und Begebenheiten ſeiner Regierung gehörig zu würdigen. Jener Hang iſt entſchieden aus ſeiner *eigenen Natur* hervorgegangen. Denn obwohl auch der große Kurfürſt die äußere Würde und Pracht liebte, **) ſo war er doch dabei ſtets in den Gränzen der Zweckmäßigkeit geblieben. Die Sparſamkeit der Mutter und Stiefmutter Friedrichs iſt bekannt; doch vielleicht machte die Letztere, die er ohnehin nicht liebte, und deren

---

*) S. Beilage G.

**) In den erſten 30 bis 40 Jahren ſeiner trefflichen Regierung hatte er nur ſehr ſelten Gelegenheit gehabt, dieſe Neigung zu befriedigen, da höhere Rückſichten es verboten, und nur ſeit dem Frieden zu St. Germain konnte ſie ſich öfterer äußern.

Sparſamkeit allerdings übertrieben ſcheinen kann, ihm die ganze, ſonſt ſo löbliche Eigenſchaft zu etwas Traurigem oder wol gar Verhaßtem. Vielleicht, daß auch das ſehr eingezogene Leben, zu welchem er als Kronprinz während ſeines häufigen Aufenthalts zu Köpenik ſich gezwungen fühlte, Veranlaſſung wurde, die nachfolgende Freiheit und Größe im Handeln und Wirken deſto ſorgloſer zu genießen.

Wir finden, daß der Fürſt, der doch von dem großen Vater ſehr beträchtliche Summen und die geſichertſten Einnahmen geerbt hatte, bereits im Jahre 1690 ſich in die Nothwendigkeit geſetzt ſah, Summen aufzuleihen, und unter andern auch eine von 70523 Thalern, welche die franzöſiſchen Flüchtlinge[*]) hergaben. Ohne Zweifel war es dieſen hocherfreulich, einem Fürſten gefällig zu ſein, dem ſie Alles verdankten; aber im Grunde ging doch wol die Gefälligkeit von ſeiner Seite aus, da er ihnen theils 5, theils 6 Procent Zinſen zahlte.

Indeſſen dürfen wir uns über dieſe und ähnliche Anleihen nicht wundern, da wir oben vernommen haben, wie unendlich viel der Krieg dem Fürſten koſtete, und wie unregelmäßig manche Subſidien einkamen. Überhaupt herrſchte damals noch eine Wohlhabenheit in den Preußiſchen Staaten, die nicht ſo leicht durch einige Kriegesjahre, noch weniger aber durch einige oder mehrere glänzende Feſte des Fürſten vermindert werden konnte: wie wohl manche zu ökonomiſch geſinnte Schriftſteller gewähnt, und ſeufzend vorgebracht haben.

---

*) In der Hiſtoriſchen Schilderung ꝛc. von Berlin finden ſich ihre Namen S. 258.

§. 47.

Friedrichs Treue gegen den Kaiſer konnte durch keine Lauigkeit, ja durch keinen Undank deſſelben vermindert werden. So wie die Brandenburger ſchon im Jahre 1690 unter Barfuß das Meiſte zu dem herrlichen Siege gegen die Türken, bei Salankement (19. Auguſt), beigetragen hatten, ſo fuhr der Kurfürſt, auch in Beziehung auf dieſen türkiſchen Krieg, in dem folgenden Jahre mit nicht minderem Eifer fort. — Und ſo finden wir ihn auch wieder im Jahre 1693, wo ihn in der That ein ſehr gerechter Unwille gegen die Oeſtreichiſche Politik hätte ergreifen können. Man wollte immer nur von ihm haben, und bequemte ſich nur ſelten, ihm zu geben, was man ihm ſchuldig war. Man verlangte den Schwibuſer Kreis faſt ungeſtüm zurück, was Friedrich bekanntlich nicht weigerte, obwohl man ihm das Verſprechen abgenommen hatte, als er noch gar kein Verſprechen geben konnte. Aber die Anwartſchaftsbriefe auf Leinburg und Oſtfriesland ließ man ihn nun bereits ſeit fünf Jahren vergeblich erwarten. Der Graf von Schafgotſch, welcher in Croſſen die ſechstauſend Brandenburger empfangen ſollte, welche Friedrich abermals dem Kaiſer zur Hülfe gegen die Türken ſandte, ſollte jene Briefe mitbringen; aber er brachte ſie nicht, und Friedrich, obwohl gekränkt, verzieh dennoch dem Wiener Hofe, als von dieſer Seite nur ein abermaliges Verſprechen folgte. Er war nicht gewohnt, zu mistrauen. Aber der Krieg jenes Jahres in Ungarn war den frühern nicht gleich an Glanz. Es zeigte ſich eine gewiſſe Lähmung in den Kräften Öſtreichs, die daſſelbe hinderte, die frühern Siege zu benutzen. Es mußte ſeine Kraft zu ſehr vertheilen, und Friedrich rieth deshalb dem Kaiſer oftmals, den Krieg gegen die Türken jetzt zu enden, um den gegen Frankreich deſto nachdrücklicher fortzuſetzen; allein man war nicht dazu zu bewegen.

Wie ſchon früher, ſo mußten auch dieſesmal die wackeren Brandenburger um ihre Winterquartiere in Ungarn, ſo wie zwiſchen der Maas und dem Rhein, faſt ringen, ſo daß in der That ein Mißwille gegen einzelne Deutſche Fürſten entſtehen mußte. Von Dankbarkeit gegen Friedrich war wol zuweilen die Rede; aber es fehlte die That. Nur Wilhelm der III. erkannte öffentlich, und wie es ſchien auch gern, das Verdienſt, welches ſich der Fürſt um ihn erworben, und um doch wenigſtens ſeinen guten Willen jetzt gleich zu zeigen, ſo ſchenkte er ihm die Herrſchaft Middelaer.

Wichtiger war, daß in dem genannten Jahre durch Kaiſer und Reich das Brandenburgiſche Erbfolgerecht auf Meklenburg, im Falle das geſammte männliche Geſchlecht der Herzöge jenes Landes ausgeſtorben ſein ſollte, anerkannt wurde.

§. 48.

Das Jahr 1694 bietet in Hinſicht der Kriegsbegebenheiten wenig Erfreuliches dar. Die gänzlich verkehrte und unſelige Anſicht, als ſei der Rhein die Gränze Deutſchlands,

lands, äußerte ſich bei einem Theile des Reichsheers dergeſtalt, daß man ſich weigerte, den andern zu folgen, die bereits in den Elſas eingedrungen waren, weshalb auch dieſe, zu gering an Anzahl, wieder zurückgehen mußten. Nur Ludwig von Baden vermochte die Franzoſen von Deutſchlands Herzen abzuhalten; doch auch er, inmitten der uneinigen Partheien, war nicht im Stande, angriffsweiſe gegen die Feinde zu verfahren. Auch in Spanien ſiegten die Franzoſen (bei dem kleinen Fluſſe Ter) und nahmen Girona und Oſtalric, in Italien ſah ſich der Herzog von Savoyen in drückender Verlegenheit, da er ihnen nicht gewachſen war, und ſelbſt England, ſonſt ſo glücklich zur See, hatte in dem genannten Jahre keine Siege zu feiern.

Auch in den Niederlanden, wo die Hauptmacht der kriegführenden Mächte verſammelt war, geſchah wenig Entſcheidendes, obwohl auch diesmal die Brandenburger neue Lorbeern ärndteten, indem ſie, unter ihrem Führer von Heyden, das Meiſte zur Eroberung der Feſte Hug beitrugen, welches auch Wilhelm III. gegen den Feldherrn ſelbſt mit offener Anerkennung äußerte.

Wirklich iſt dieſem Könige nachzurühmen, daß er vielleicht am beſten fühlte, was die verbündeten Mächte Friedrichen verdankten. Er ergriff deshalb jetzt abermals eine Gelegenheit, ihm davon einen bedeutenden Beweis zu geben. Neufchatel (Welſch-Neuburg) war urſprünglich ein Deutſches Lehn, und war endlich an das Haus Oranien gekommen, obwohl ſich jetzt das Haus Longueville, doch nicht anerkannt von jenem, des Beſitzes bemächtigt hatte. Nun aber ſtarb Johann Ludwig, der letzte männliche Sprößling der Familie Longueville, und deſſen Schweſter Maria von Nemours nahm das Fürſtenthum in Beſitz; doch war jetzt, im Fall ihres Abſterbens, das Recht des Hauſes Oranien auf Neufchatel und Valengin völlig unbeſtreitbar und unbeſtritten. Dieſes Recht nun trat Wilhelm in dieſem Jahre durch eine öffentliche Urkunde (vom 23 Oktober) an den Kurfürſten von Brandenburg ab, und wir werden in der Folge ſehen, wie Friedrich dieſe Abtretung geltend machte.

§. 49.

Wenn aber Friedrich auf dieſer Seite eine freudige Genugthuung erlebte, ſo mangelte ſie ihm faſt gänzlich als Mitglied der Deutſchen Fürſten, denn er mußte hier eine Kälte, in der Hauptangelegenheit gegen Frankreich zu wirken, und eine Uneinigkeit unter einander wahrnehmen, die ihn zur gerechteſten Trauer hinriß. Die Urſache jener Uneinigkeit war folgende. Die Herzoge Georg Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg und Ernſt Auguſt von Hanover, hatten dem Kaiſer, beſonders in dem Türkenkriege, ausgezeichnete Dienſte geleiſtet. Ihr Plan war, dem jüngeren Bruder ſollte die ganze Ländermaſſe, die ſie früherhin getheilt beſaßen, übergeben werden, nnd dann wollte man an den Kaiſer die Bitte gelangen laſſen, ihm die Würde eines Kurfürſten zu ertheilen, wofür man ſich ſogar zu einer doppelten Hülfsleiſtung verpflichten wolle. Die Sache war in Wien auf eine verſtändige Weiſe zur Sprache gekommen, und der Kaiſer hatte, gereizt durch jenes Verſprechen, bewilligt, was er ſonſt wohl nicht bewilligt haben würde, da es ihm unmöglich erfreulich ſein konnte, daß auf dieſe Weiſe eine neue proteſtantiſche Stimme in den Kurfürſten-Rath kam. Doch nicht bloß jenes Verſprechen lockte Leopolden; wir dürfen mit Freuden hinzuſetzen, daß ihn auch reine Dankbarkeit reizte.

Ganz einverſtanden mit Hannovers Wunſch waren die Kurfürſten von Mainz, Brandenburg, Sachſen und Baiern; doch faſt alle anderen Deutſchen Fürſten gänzlich entgegengeſetzten Sinnes; einige ſogar, z. B. Münſter, Braunſchweig Wolfenbüttel und Holſtein, dergeſtalt gegen jenen Plan eingenommen, daß ſie Truppen warben, um einen Reichskrieg anzufangen, — während die Franzoſen die Rheinländer verwüſteten, und ſogar den eignen Staaten jener Fürſten ſehr wohl ſich hätten nähern können. So mußte denn der Kaiſer — denn das trübe Jahr 1692 gebot ihm — ſich begnügen, die neunte Kurwürde dem Herzog Auguſt nur heimlich zu ertheilen, wobei er ihn, mit einer gewiß von Herzen gehenden Wehmuth, bat, die öffentliche Einführung in das Kurfürſtencollegium bis zu einer gelegeneren Zeit verſchieben zu dürfen.

§. 50.

Aber auch dadurch waren jene feindlichen Fürſten noch keinesweges befriedigt, und ihr Unwille zeigte ſich nicht bloß durch die Lauigkeit, mit der ſie dem Kaiſer gegen Frankreich beiſtanden, ſondern auch durch eine beſtimmte Erklärung, ſie würden nicht eher in Reichsangelegenheiten auf dem Reichstage mitwirken, bis ihnen in Hinſicht ihres Widerſpruchs gegen die neunte Kur Genüge geleiſtet worden ſei. Hierdurch wurden denn im Jahre 93 und 94 faſt alle Geſchäfte auf dem Reichstage unterbrochen. Die Bemühungen Friedrichs, jene traurigen Misverhältniſſe auszugleichen, müſſen um ſo mehr rühmend anerkannt werden, da ſie, der Natur jenes Streites nach, etwas höchſt Ermüdendes und unabſehbar Weitläufiges hatten, zu dem ein lebhaftes Gemüth ſich nur mit Widerwillen entſchließen kann. Aber die Pflicht ſiegte, und er ſcheute jenes Ermüdende nicht, obwohl ihm auch hierbei nicht ſelten mit Undank gelohnt wurde.

Auch in dieſem Jahre kämpften ſechstauſend Brandenburger in Ungarn für den Kaiſer gegen die Türken; doch das Glück war nicht auf der Seite der Kaiſerlichen. Der türkiſche Großvezier, an Truppenanzahl dem chriſtlichen Heere weit überlegen, ſchloß daſſelbe, gleichſam wie eine lebendige Feſtung, ein, und ganz in jenem Sinne ließ er ordentliche Laufgräben gegen daſſelbe eröffnen und mit dem ſchweren Geſchütz beſchießen (bei Peterwardein). Dieſe unglückliche Lage, deren Veranlaſſung in der Schuld einiger Öſtreichiſchen Feldherrn zu ſuchen iſt, ſteht vielleicht faſt beiſpiellos in der Geſchichte da, und es ſcheint allerdings, als konnte hier nur eine höhere Hand retten. Sie rettete wirklich. Ein früher Winter fiel ein, und verurſachte Mangel und Krankheiten unter dem Heer der Türken, ſo daß ſie ſchon zu Ende des Septembers die Belagerung aufhoben. Doch auch die Chriſten hatten nicht minder gelitten, und die edelſten Kräfte waren, in der traurigen Unmöglichkeit, zu handeln, zerſtört worden.

§. 51.

Dringender als jemals, forderte jetzt Öſtreich den Schwibuſiſchen Kreis zurück, und achtete nicht, daß dabei die krummen Wege an den Tag kamen, deren es ſich bedient hatte, um Friedrichs trauriges Verſprechen zu erhalten. Mehrere Brandenburgiſche Staatsmänner riethen dem Kurfürſten, ſein Verſprechen zurückzunehmen, und es für nichtig zu erklären, weil, als er es gab, er es nicht habe geben dürfen; doch Friedrichs Antwort, wie ſie uns aufbewahrt worden, lautete anders: „Ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht aber an Schleſien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlaſſen, als welche ich ohnedem bei dieſen widerrechtlichen Umſtänden weder verbinden kann noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, ſo müſſen wir zufrieden ſein; ſchickt es aber Gott anders, ſo werden meine Nachkommen ſchon wiſſen und erfahren, was ſie desfals dereinſt zu thun oder zu laſſen haben mögen.“ *)

Wirklich ward denn auch am Schluſſe des Jahres durch die Staatsräthe Meinders, Fuchs und Dankelmann, Schwiebus an Öſtreich übergeben, dadurch aber (ein Umſtand, deſſen hohe Wichtigkeit wir alle kennen, obwohl ihn Öſtreich damals zu überſehen ſchien,) der Genugthuungsvergleich zwiſchen dem großen Kurfürſten und Leopold (vom Jahre 1686) gänzlich aufgehoben, ſo daß

---

*) S. Karl Friedrich Pauli's allgemeine Preußiſche Staatsgeſchichte, Halle, 1767, Band VII. S. 150.

nun Brandenburg gewiſſermaßen in jedem Augenblicke ſeine Rechte auf Schleſien wieder geltend machen konnte.

Der Kaiſer gewährte für dieſe Abtretung dem Hauſe Brandenburg endlich die bereits im Jahre 1675 durch ihn und das Reich verſprochene Antwartſchaft auf Limburg und Speckfeld, wodurch der große Schaden, den die Schweden in der Mark geſtiftet hatten, während Friedrich Wilhelm für des Reiches Wohlfahrt am Rheine focht, ſchon längſt hätte vergütet werden ſollen. Außerdem bequemte er ſich auch, dem Kurfürſten, von nun an, auch in öffentlichen Schriften den Titel eines „Herzogs von Preußen“ zu geben, wodurch jener, wie natürlich, nichts weiter erhielt, als was ihm längſt ſchon zukam.

§. 52.

Bei dieſen größtentheils unerfreulichen Verhältniſſen und Begebenheiten hielt Friedrich ſtets nicht allein mit gleicher Treue an der Deutſchen Sache feſt, ſondern er behielt auch Ruhe und Kraft genug, in ſeinen eigenen Staaten eine überaus wichtige Angelegenheit zu Stande zu bringen, für die bereits mehrere Jahre gearbeitet worden. Es war die Errichtung einer neuen Univerſität zu Halle.

Zwar könnte bei dem erſten und oberflächlichen Blicke ſcheinen, als ſei bereits durch die damals beſtehenden drei Univerſitäten in den Preußiſchen Staaten (Königsberg, Frankfurt an der Oder und Duisburg) hinlänglich für die Bedürfniſſe der Studirenden geſorgt worden; allein wie das menſchliche Gemüth, in welchem ſich die Wiſſenſchaft und die Religion abſpiegeln ſoll, in der Erſcheinung ſich verſchiedenartig äußert, obwohl die Wiſſenſchaft und die Religion immer nur die Eine iſt in der Idee, ſo ſoll allerdings in einem edeln Staate Rückſicht genommen werden auf jede Gattung der nothwendigen Erſcheinung jenes Verhältniſſes. Diejenige, durch welche die Errichtung eines neuen wiſſenſchaftlichen Inſtituts zu Halle hervorging, fand ihren Grund in der Freiheit des menſchlichen Gemüths und in dem Ankämpfen derſelben gegen die hergebrachte Form in ſcientifiſcher und religiöſer Hinſicht. Daß ſeit Luthers Tode eine ſolche hart abgeſchnittene und enge Form wirklich in den meiſten Köpfen der Deutſchen Gelehrten und auch wohl auf manchen Univerſitäten derſelben herrſchte, ſpricht ſich ſelbſt ſo deutlich aus, daß wir nur darauf hinzudeuten brauchen, wie auf etwas zur Genüge Anerkanntes. Aber der menſchliche Geiſt erträgt nicht lange jene wiſſenſchaftliche und religiöſe Sklaverei.

Schon früher hatte ſich in einigen Deutſchen Theoſophen des ſiebzehnten Jahrhunderts ein höherer und tieferer Geiſt geäußert, als in den meiſten Schülern Luthers, ja wir finden unter jenen einzelne Männer, deren großartiger Tiefſinn ſo weit über ihrem Zeitalter ſteht, daß daſſelbe, faſt ganz misverſtehend und unberührt, bei ihnen vorüber ging. Jetzt aber hatte ſich jener Tiefſinn, in der herrlichen Erſcheinung des großen Philipp Jakob Spener, völlig verklärt und verdeutlicht; dergeſtalt, daß auch ein Theil des Volkes gar wohl verſtehen konnte, was er ausſprach. Was es früher nur geahndet und wonach es ſich geſehnt, ward ihm jetzt aus milder Hand gegeben.

Es entſtand, der Pietiſmus nun auch dem Worte nach, ſo wie er längſt der That nach dageweſen war, in ſeiner erſten Erſcheinung rein und lauter, und in der Verfolgung, die er überall litt, ſich ſtets zu höherer Sicherheit erhebend.

§. 53.

Beſonders lebhaft ward jener angedeutete Kampf zu Leipzig geführt, da hier das in alter Form ſowohl in wiſſenſchaftlicher als religiöſer Beziehung Verhärtete mit dem neu Angeregten näher zuſammen lebte, und ſich deshalb öfter und ſchneidender berühren mußte. Die Vorſehung bediente ſich diesmal, um der gerechten Sache den Sieg zu verſchaffen, eines Mannes, der, was die Gründlichkeit der Erkenntniß betrifft, eine nur untergeordnete Stelle unter jenen nach geiſtiger Freiheit ſtrebenden einnehmen darf. Was ihm aber an Gründlichkeit abging, ſuchte er durch Lebhaftigkeit und Gewandtheit, durch Kampfes-Muth, ja ſogar mitunter durch wahre Kampfes-Luſt, zu erſetzen. Wir reden, wie leicht zu erachten, von Chriſtian Thomaſius. *) Abweichend von den Philologen, Juriſten und Theologen Leipzigs, hatte er beſonders von den Letzteren ein feindſeliges Betragen erfahren müſſen.

---

*) Vgl. Die ſchöne Literatur Deutſchlands während des 18. Jahrhunderts, Th. I. S. 8 ff. und II. S. 1 ff.

Man fand in ihm einen ganz ungewöhnlichen Gegner; denn, obwohl an Gelehrſamkeit weit nachſtehend, war er ihnen doch weit überlegen an Munterkeit und Gewandtheit des Geiſtes. Er bediente ſich des Witzes und des Spottes, mitunter ſelbſt der muthwilligſten Laune, um ſich Luft zu machen, und da ſeine Gegner ihm nicht gleiche Waffen entgegenſtellen konnten, ſo fanden ſie es zuletzt am bequemſten, einen Befehl der Regierung auszuwirken, der ihn aus Leipzig verbannte.

Thomaſius ging gern; denn, eitel wie er wirklich war, konnte er nicht zweifeln, daß gerade dieſe Verbannung ihn als einen Märtyrer darſtellen und ſeinen Ruhm als Lehrer und Schriftſteller vermehren werde. Er irrte nicht. Er hatte die Gemüther der jungen aufſtrebenden Männer dergeſtalt an ſich zu feſſeln gewußt, daß mehrere derſelben mit ihm Leipzig verließen, und ſein Abſchied von dort mehr einem Triumphe als einer Strafe glich (1690).

§. 54.

Das benachbarte Halle gewährte ihm und ſeinen Begleitern eine gaſtliche Aufnahme, und bald gab auch der Kurfürſt die Erlaubniß, daß der Lehrer und die Lernenden ſich dort niederlaſſen, und ihre Studien fortſetzen dürften. Der Gedanke, aus jenem bis jetzt einſeitigen Inſtitut eine vollſtändige hohe Lehranſtalt zu bilden, lag jetzt nahe genug, und beſonders ergriff ihn Eberhard von Dankelmann, theils um der Sache ſelbſt willen, theils auch, um der Stadt einen Erſatz zu verſchaffen für den

Verluſt, den ſie erlitten, ſeit ſie aufgehört hatte, der Wohnſitz eines angeſehenen Fürſten zu ſein. Sein Bruder, Ludolf von Danckelmann, bemühte ſich, einen Fond für den Gehalt der Lehrer auszumitteln, und es gelang ihm, obwohl dieſer anfangs nur ſpärlich eingerichtet werden konnte. Die Regierung ging dabei ſehr redlich zu Werke, mit Recht hoffend, es werde kein edler Lehrer, der die Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen liebte, ſich durch eine etwas beſchränkte Einnahme abhalten laſſen, der neu zu errichtenden Univerſität ſeine Kräfte zu widmen. Wirklich drängten ſich auch ſehr bedeutende Männer gleich anfangs um die Ehre, in Friedrichs Staaten zu wirken. Indeſſen konnte die Sache nicht ſo raſch gehen, als man anfangs gewünſcht, denn der Wiener Hof ſah nicht gern, daß eine neue proteſtantiſche Univerſität ſollte geſtiftet werden. Man machte Schwierigkeiten, die zu beſeitigen eine geraume Zeit koſteten. Doch endlich ſiegte des Kurfürſten Beharrlichkeit; Leopold unterzeichnete den Freiheitsbrief am 19. Oktober 1693, und am 11. Juli 1694 ging die Einweihung der neuen Univerſität vor ſich.

So ward dann erreicht, was bereits Albrecht, Cardinal und Erzbiſchof von Mainz, Joachims I. Bruder, zu erreichen gewünſcht hatte, *) und wozu auch ſchon durch einen päbſtlichen Brief vom Jahre 1531 die Erlaubniß ertheilt worden war. Damals hatte indeß das große Re-

---

*) S. **Abels** Brandenb. und Preuß. Staats-Hiſtorie, Leipzig und Stendal 1710, S. 198.

formationswerk, welches alle Gemüther entzündete, und in Liebe und Abneigung zertrennte, die Ausführung gehemmt, und hinterher war, wie es ſcheint, der Eifer erkaltet.

Um ſo mehr erfreute es jetzt Friedrichen, den Gedanken der Vorfahren, zu etwas Höherem geſteigert, ausführen zu können, und, wie er nun einmal liebte, würdige Begebenheiten mit der höchſten Pracht und ſtrahlendem Glanze zu ſchmücken, ſo zeigte ſich jene Neigung bei dieſer Gelegenheit auf die ausgezeichnetſte Weiſe. *)

§. 55.

Es iſt erfreulich, und nothwendig, noch einige nähere Blicke auf jenen neu errichteten Wohnſitz der Künſte und Wiſſenſchaften zu werfen. Selten hat ſich die Bedeutung eines ſolchen, gleich bei ſeinem erſten Anfang ſo entſchieden und deutlich ausgedrückt als hier, ſo daß überall ſichtbar wurde, es ſolle hier nicht bloß das Allgemeine ge-

---

*) Man vergleiche darüber **Güthers** Leben und Thaten Friedrichs I. (Breslau 1750. S. 55. ff). wo ſich eine ausführliche Beſchreibung aller Feierlichkeiten findet, mit denen die neue Univerſität eingeweiht worden iſt. Die Geſammtkoſten beliefen ſich etwa auf 21, 000 Thaler, eine Summe, die allerdings auffallend ſcheinen kann. Wenn wir aber erwägen, wie oft gerade damals die Deutſchen Muſen — faſt möchten wir ſagen — in Sackleinwand gekleidet gingen, ſo wollen wir uns keinesweges betrüben, daß Friedrich ihnen einmal ein glänzendes Purpurgewand anlegte.

leiſtet, ſondern auch die beſondern Bedürfniſſe des tiefern Geiſtes, die, wie wir oben vernommen, zu jener Zeit mächtig erregt worden waren, auf eine erfreuliche Weiſe befriedigt werden.

Gottesgelahrtheit und Weltweisheit bildeten, wie billig, den Mittelpunkt des geſammten Strebens. Wir finden hier zuvörderſt jenen Thomaſius, der, zwar keinesweges ſelbſt univerſell gebildet, doch ſtets auf univerſelle Gemüthsbildung drang. Er iſt bloß als Polemiker und Anreger anzuſehen; doch als ſolcher hat er Bedeutendes gewirkt, bei Schülern und Männern, die höher ſtanden als er. Wir finden ferner Johann Franz Buddäus, der, bei gründlicher Gelehrſamkeit, das Nichtſchwören auf die Worte des Meiſters, bei dem Vortrage der Tugendlehre, zu ſeiner Richtſchnur gemacht hat. Ein Höherer, Chriſtian Wolff, löſte ihn bald ab.

Unter den Gottesgelehrten verdienen Joachim Juſtus Breithaupt, und Paul Anton genannt zu werden. Beide indeſſen wurden bald weit überglänzt durch August Hermann Franke, *) einen reinen, großartig lehrenden und wirkenden Chriſten Helden, deſſen Name nie untergehen kann, da die ſpäteſten Enkel noch ſeiner Einrichtungen ſich erfreuen werden.

Obwohl nicht in Halle lebend, müſſen doch auch Spener, der Größte aller damaligen Gottesgelehrten, und ſein edler Freund, Hildebrand Freiherr von Canſtein, hier ge-

---

*) S. Beilage H.

nannt werden, als höchſt wohlthätige Einwirker auf die neue hohe Schule.

Tief unter ihnen, doch in mancher Beziehung nicht unrühmlich, ſtand der wohlbekannte Doktor Joachim Lange, den wir hier jetzt gleich nennen wollen, obwohl er erſt, wie bekannt, 1710 nach Halle gerufen ward. Er war nöthig, damit auch ein reiner Grammatiker und mit dem theologiſchen Wuſt völlig vertrauter Mann auf der neuen Univerſität zu finden ſei. So wie er denn auch dadurch, daß er den Edlern die Bekämpfung gewiſſer vorlauter Schreier abnahm, da jenen für ſolches Geſchäft die Luſt und die Zeit mangelte, ſich einiges Verdienſt erwarb. Daß er ſpäterhin ſich einen Gegner in Chriſtian Wolff ſuchte, dem er durchaus nicht gewachſen war, iſt als bekannt vorauszuſetzen; doch hat jener Streit keinen beſondern Schaden veranlaßt. Das Feuer der Polemik ſoll brennen und lautern, und es iſt faſt zu beklagen, daß Lange kein ſtärkeres anſchürte, in welchem Wolff und ſeine Anhänger ſich noch beſſer hätten bewähren können. *)

§. 56.

Gehen wir jetzt wieder zu den großen politiſchen Angelegenheiten Europa's. Frankreich, das ſeine Kräfte beim Beginn des Krieges zu hoch angeſchlagen, hatte ſchon

---

*) So aber wählte man bekanntlich den Ausweg, ihn als Bürger zu ſtürzen, da man ihm als Denker nicht gewachſen war.

ſeit einigen Jahren Neigung zum Frieden geäußert, allein es war allerdings einem Könige nicht zu trauen, der den Frieden nur als einen Waffenſtillſtand anzuſehen ſchien, in welchem er neue Kräfte zu neuen ungerechten Kriegen ſammeln wollte. Manche Deutſche Fürſten ſahen dies auch wirklich ein, doch müſſen wir erwähnen, daß Friedrich es am deutlichſten und kräftigſten ausſprach. Man forderte als Gewährleiſtung des Friedens Straßburg und Lüxemburg zurück, und da Ludwig darein nicht willigen wollte, ſo ſah Friedrich ſeine Beſorgniſſe durch die That beſtätigt. Jetzt ward das große Bündniß gegen Frankreich erneuert, ja es gelang ſogar, die Fürſten von Braunſchweig-Wolfenbüttel und Münſter, die bisher, in ihrem Unwillen über die neunte Kur, die große Deutſche Angelegenheit verabſäumt hatten, wieder zu einer klareren Anſicht ihrer Pflicht zurück zu führen. So begann denn der Krieg von neuem, und die Deutſche Tapferkeit zeigte ſich nicht ſelten auf eine glänzende Weiſe, und vor allen die Brandenburgiſche. Wilhelm III, der nicht häufig lobte, nahm doch mit wahrhaft königlichem Gemüth jede Gelegenheit wahr, die Brandenburger zu rühmen, und oftmals ſprach er öffentlich aus, wie „angenehm es ſei, die Schönheit dieſer Truppen zu betrachten; doch noch erfreulicher, ihre Tapferkeit zu bewundern.“ *)

Wenn wir indeſſen die Mannichfaltigkeit in den Beſtrebungen der Anführer bei den Verbündeten, ſo wie die un-

---

*) S. Pauli am angeführten Orte, S. 152.

läugbare Einigkeit der Franzoſen unter nicht minder talentvollen Feldherren erwägen, ſo wird uns nicht befremden dürfen, daß bei aller Tapferkeit der Deutſchen der Erfolg des Feldzuges nicht bedeutend war. Zwar eroberte man Namur zurück, und es iſt erfreulich, daß wir auch hier wieder bemerken dürfen, es ſei abermals größtentheils durch Brandenburger geſchehen (ein Umſtand, den Wilhelm in den Schreiben vom 6. Auguſt und 3. September dem Kurfürſten ſelbſt bekannt machte); doch ward dieſe Freude geſtört durch die Übergabe von Dixmuyden an die Feinde, bei welcher Gelegenheit auch ein Brandenburgiſches Bataillon zu Gefangenen gemacht wurde.

§. 57.

Auch in Italien ward der Krieg ohne Entſcheidung geführt. Man eroberte die Feſtung Caſal; doch war ein großes Opfer dafür zu bringen, der Bruder des Kurfürſten, Markgraf Philipp, welcher hier, erſchöpft durch die Beſchwerlichkeiten des langwierigen Kampfes, ſein Leben endete. Er gehört zu jenen anziehenden Charakteren, die, in der Zeit und von der Zeit befangen, durch romantiſche Glut dieſelbe überwinden wollen. Er hatte Katharina Maria de Balbiano, verwittwete Gräfin von Salmour, kennen und lieben gelernt, und, obwohl gewarnt und an die Unmöglichkeit einer öffentlichen Anerkennung erinnert, dennoch, nach dem reinen Triebe ſeines Herzens, ſie zu ſeiner Gattin erhoben. Friedrich, ſchon damals mit dem Gedanken an die Preußiſche Krone umgehend, ſonſt gewiß nicht unempfindlich für die Leidenſchaft ſeines Bruders, verſagte ſeine Einwilligung, und verbot durch den Erzbiſchof von Turin allen Geiſtlichen, die Trauung zu vollziehen. Dennoch ward ſie vollzogen; es ſei nun, daß Gold oder reine Theilnahme den Prieſter bewogen, den Befehl zu umgehen. Der Tod Karl Philipps trennte die Ehe bald, und die Gattin, von allen verlaſſen, fand nur Schutz in einem Kloſter, wo ſie indeß, jeder Gefahr trotzend, und ungeachtet alles feierlichen Widerſpruchs, mit ſtarkem Geiſt ſich dennoch ſtets den Namen einer Markgräfin von Brandenburg beilegte. *)

Friedrich, der den Bruder aufrichtig geliebt hatte, ſuchte jetzt ſeine Zuneigung, die er, durch jenes Misverhältniß geſtört, dem Lebenden nur ſelten hatte zeigen können, auch der Welt zu verkünden, indem er die Leiche, welche von Caſal nach Potsdam gebracht worden war, mit einer faſt nie gſehenen Pracht beerdigen ließ.

§. 58.

Der Feldzug der Chriſten gegen die Türken in dem genannten Jahre war ohne allen Erfolg, ja man könnte eher ſagen, daß er ganz ſo war, wie es die Schläfrigkeit einiger Feldherrn verdiente. Es iſt kaum glaublich und doch

---

*) Das ganze Verhältniß zwiſchen Karl Philipp und Maria iſt noch niemals genügend enthüllt worden, welches auch wol ſchwerlich jemals geſchehen wird. Was wir mit Gewißheit angeben können, iſt hier erzählt worden.

doch buchſtäblich wahr, daß er erſt am 1. Auguſt eröffnet wurde, eine Seltſamkeit die ſich um ſo ſchmerzlicher rächte, da nicht mehr Achmet die Feinde beherrſchte, ſondern Muſtapha, der mit ſeltenem Eifer den auf ihn vererbten Krieg fortſetzte. Wirklich waren auch die Türken im Vortheil, und es iſt traurig in den Chroniken zu leſen, wie die Deutſche Tapferkeit, die der Führer der Kaiſerlichen, der Fremdling Caprara, nicht genügend zu nutzen verſtand, ſich nur darauf beſchränken mußte, einzelne rückgängige Bewegungen, die hier wohl zu erlaſſen geweſen wären, weniger gefährlich zu machen.

Friedrich ſah mit Schmerz, wie ſeine wackeren Truppen, mitfechtend für die gute Sache, ſich diesmal des Sieges nicht erfreuen durften, deſſen ſie ſo würdig waren.

Noch erlebte er in jenem Jahre manchen wichtigen Verluſt. Ihm ſtarb der Feldmarſchall Georg, Freiherr von Derfling. ein Krieger, deſſen bloßer Name ſchon den Feinden Schrecken bereitete. Wir haben über ihn in der Biographie des großen Kurfürſten ausführlich geſprochen, da die Blüthe ſeines Lebens in deſſen Zeit fiel.

Ferner verlor der Fürſt einen ſehr gewandten Staatsmann, Franz von Meinders, der als Stifter des Friedens von St. Germain bekannt geworden iſt. Zwar werden wir niemals mit Freude an jenen Abſchluß zurückdenken können; dennoch vermögen wir nicht, zu läugnen, daß ſelbſt zur Vollziehung eines ſolchen Friedens ſchon ein bedeutender Geſchäftsmann erfordert wurde, da Ludwig im Jahre 1679 allerdings der mächtigſte Herrſcher

Europa's war, und Friedrich Wilhelm der Einzige der damals gegen ihn kämpfte.

Endlich verdient auch noch der Tod Sylveſters von Dankelmann bemerkt zu werden, eines Mannes, den, auch ohne die Macht ſeines mächtigen Bruders, eigne, glänzende Verdienſte erhoben haben würden.

§. 59.

Das Jahr 1696 zeigte die traurigen Ergebniſſe einer Verbindung von Fürſten und Ländern, die nicht durch eine gemeinſame große Idee auf Leben und Dauer Anſpruch machen darf. Frankreich erkannte dieſen Umſtand, und befolgte abermals den leider ſchon oft bewährten Grundſatz: „Theile und herrſche.“ Ludwigs Heer in Italien wurde durch einen überaus talentvollen Feldherrn, Catinat, geführt, und es war dieſem gelungen, zuletzt ſogar bis vor Turin zu dringen. Den Schrecken benutzend, den dieſer Umſtand dem Herzog von Savoyen einflößte, bot man ihm jetzt einen Einzel-Frieden, unter vortheilhaften Bedingungen, und es zeigte ſich leider nur zu bald, daß man ſich nicht verrechnet hatte. Der Herzog nahm den Frieden an, und erklärte ſeinen Bundesgenoſſen, er ſehe ſich genöthigt, ſie zu verlaſſen, um ſeinen Staaten Ruhe zurückzugeben. Das alte traurige Lied der Schwäche, die ſich einmal für ſtark gehalten, während ſie nur einmal zu flüchtig leidenſchaftlichem Perſonenhaſſe geſteigert war, den ſie nun nicht durchſetzen kann.

So nun, verlaſſen von dem, für den man Jahre lang wacker gefochten, mußten jetzt die Öſtreicher, Brandenburger und Spanier zurückgeben, und die Partheiloſigkeit, welche für Italien angeboten war, annehmen, um nur nicht die herrlichſten Provinzen des Landes zu einer leichte Beute des übermüthigen Feindes werden zu ſehen.

Abermals müſſen wir Friedrich rühmen, daß er, in gerechtem Unwillen über Savoyens Abfall, und im Beharren auf dem einmal anerkannten Recht, dem Kaiſer rieth, auch ohne den Herzog, den Italiſchen Krieg fortzuſetzen; allein er fand weder in Wien noch in Madrid Gehör. Man war müde geworden, da wo am meiſten zu wachen nöthig geweſen wäre.

Die Geſchichte hatte ſchon oft ſo vernehmlich und warnend geſprochen; aber man hatte ihre Stimme überhört, oder vergeſſen.

§. 60.

Faſt ſchien es, als ſei einigen Mitgliedern des großen Bundes der Abfall des Herzogs von Savoyen willkommen, da er Gelegenheit bot, die Sehnſucht nach Frieden auch von ihrer Seite zu geſtehen. Leopold wünſchte ihn wenigſtens für den Moment, theils um die Türken deſto ſicherer zu bekämpfen, theils weil er ſein Auge auf Spanien richtete, wo die ſchwache Geſundheit des Königs dem Habsburgiſchen Hauſe eine glänzende Ausſicht, aber auch einen neuen Krieg zu verheißen ſchien. Die letzte Rückſicht veranlaßte auch Ludwigen, den Frieden zu wünſchen, um während deſſelben ſich zu neuem Kriege zu rüſten. Er benahm ſich diesmal mit einer Feinheit und Mäßigung, die man nicht an ihm gewohnt war. Er verſprach nicht bloß, alle Reunionen für immer einzuſtellen, ſondern auch alle gemachte Eroberungen zurückzugeben. Nur Straßburg wolle er behalten; erbiete ſich aber, Freiburg und Breiſach als Erſatz zu geben.

Friedrich gehört zu den wenigen Fürſten der damaligen Zeit, welche die Franzöſiſche Politik, trotz aller ihrer Schlangenwindungen, durchſchaute. Sein Geſandter in Regensburg ſetzte mit Klarheit auseinander, daß alle Anſtrengungen Deutſchlands ſeit ſo vielen Jahren fruchtlos geweſen ſeien, ſobald man Straßburg in Frankreichs Händen laſſe. An den Kaiſer ſchrieb er ſelbſt, und ſtellte ihm vor, daß Freiburg und Breiſach durchaus keinen Erſatz böten.

Es iſt faſt unbegreiflich, daß Öſtreich es dem Könige von Frankreich nicht höher anrechnete, und nicht bitteren Spott in dem Umſtande fand, Deutſche Städte als Erſatz für eine Deutſche Stadt anzubieten. Wirklich bot Ludwig einmal ſogar auch Straßburg wieder an; doch auch jetzt noch empfahl der Brandenburgiſche Geſandte im Haag, Graf Schmettau, die höchſte Vorſicht, wenn man ſich auf jene Friedensvorſchläge einlaſſen wolle. „Es ſei noch nicht genug, daß Frankreich ſich erkläre, dasjenige zurückzugeben, was es nach dem Nimwegiſchen Frieden an ſich geriſſen; man müſſe feſt beſtehen auf der Wiedergabe deſſen, was ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden in Franzöſiſche Hände gerathen; man müſſe demungeachtet die gehörigen Anſtalten zu Fortſetzung des Krieges nicht aus den Augen laſſen, und darauf beſtehen, daß Frankreich ſeine Friedensvorſchläge ſchriftlich übergebe. *)" So ließ Friedrich ausſprechen, was er für rettend erkannte; ſo hatte er gehandelt: und ſo nur Er.

§. 61.

Es gehörte ein bedeutender Muth dazu, dieſes gerechte Mistrauen öffentlich auszuſprechen, denn Ludwig, wohl fühlend, daß er es in Beziehung auf Deutſchland verdiene, konnte es, eben deshalb, nie verzeihen. Leider waren auch faſt alle anderen Deutſchen Fürſten anderes Sinnes, und meinten, man könne ſich auch ohne ſonderliche Vorſicht der fröhlichen Ausſicht auf den nahen Frieden überlaſſen. Auch ſtritten ſie noch immer unter ſich, wegen der neunten Kur, die ihnen wichtiger ſchien als — Strafe für Ludwig, und ſo nahmen ſie die Hand an, die ihrem Vaterland ſo tiefe Wunden geſchlagen.

Wirklich waren auch die Verhältniſſe unter den Verbündeten bereits ſo trübe und geſpannt worden, daß auf Einigkeit nicht mehr zu hoffen war. Wilhelm III. fand in dem Umſtande, daß Frankreich ihn als König von England anerkennen wolle, Genugthuung, und hätte bei längerem Kriege Widerſetzlichkeit von Seiten des Parlaments fürchten müſſen. Holland war müde, die Bezahlung der faſt endloſen Subſidien fortzuſetzen, und Spanien ſo verarmt, daß es ihm kaum mehr möglich war, ein bedeutendes Heer auf dem Kriegsfuß zu erhalten.

---

*) S. Pauli am angef. Orte, S. 167.

Bei ſolchen Umſtänden iſt das Jahr 1696 kaum mehr als ein Kriegsjahr anzuſehen, obwohl während der Unterhandlungen zu Maſtricht und ſpäterhin zu Grafenhaag kein eigentlicher Waffenſtillſtand verabredet worden war. Nur der Holländiſche Feldherr Cöhorn unterbrach noch von Zeit zu Zeit die Stille durch einiges Waffengeräuſch, damit doch der Glaube fern bleibe, es ſei ſchon vollſtändiger Frieden.

§. 62.

Aber auch zu Anfange des Jahres 1697 fand noch keine Einigung unter den bisher feindlichen Mächten ſtatt; im Gegentheil ward die Ausſicht dazu verdunkelt, indem faſt ſämmtliche Theilnehmer an dem bisherigen Kriege auf Entſchädigung und Genugthuung drangen.

Ludwig glaubte am beſten zu thun, wenn er die faſt ſorglos gewordenen Feinde noch einmal mächtig treffe. Mit raſchem Aufbruch eroberte er Ath, deſſen Beſatzung, größtentheils aus wackern Brandenburgern beſtehend, ſich nach einer würdigen Gegenwehr, zu Kriegsgefangenen ergeben mußte. Selbſt Brüſſel war der Gefahr nahe, in ſeine Hände zu fallen, wenn Wilhelm es nicht gerettet hätte. Ähnliches Glück hatten die Waffen der Franzoſen in Spanien, indem Barcellona ſich ihnen ergeben mußte. Darüber gerieth Spanien in dringende Verlegenheit, und erklärte nun entſchiedener noch als je, es wolle Frieden.

Ludwig nahm den wiederholten Antrag gern an, und um den mächtigen Wilhelm auch durch offene Schmeichelei zu gewinnen, ſo ſchlug man ihm vor, Ryswick, eines ſeiner Luſtſchlöſſer bei dem Haag, zum Verſammlungsorte der Friedensgeſandten zu machen. Hatte man ihn ehedem oftmals von Franzöſiſcher Seite, den machtloſen Bürger vom Haag genannt, ſo wollte man jetzt jenen wohlfeilen Spott durch eine nicht minder wohlfeile Liebkoſung wieder gut machen, indem man erklärte, man wolle jetzt gern zu ihm gleichſam in's Haus kommen, um ihn zu verſöhnen.

So ſah dann Wilhelm vorher, daß alle ſeine Wünſche erfüllt werden würden. Ryswick ward zum Verſammlungsorte beſtimmt, wo der allgemeine Friede verhandelt werden ſollte, und niemand konnte mehr zweifeln, daß er wirklich zu Stande kommen werde.

Zweites Buch.

§. 1.

So hatte denn Friedrich jetzt einen ähnlichen Schmerz, wie einſt ſein großer Vater bei den Unterhandlungen zu Nimwegen, und wie jener, mußte er der Nothwendigkeit weichen, der ein einzelner Fürſt nicht widerſtehen kann. Was ihn zu tröſten vermochte, war der Gedanke, daß er alles gethan, um den edeln Krieg zu einem glänzenderen Ausgange zu führen, und daß er ein Muſter von Beharrlichkeit gegeben, das leider nicht von allen nachgeahmt worden war.

Es war ganz der Politik Ludwigs gemäß, mit jedem ſeiner Feinde einzeln den Frieden abzuſchließen. Zuerſt mit England. Jakob der Zweite, obwohl unter den Augen Ludwigs in St. Germain lebend, ward aufgegeben und verlaſſen, und Wilhelm als rechtmäßiger König von Großbrittannien und Irrland anerkannt. Auch empfing er das Fürſtenthum Oranien zurück und man bezahlte ihm die Einkünfte deſſelben nach, die er hatte entbehren müſſen, während Frankreich es in Beſchlag genommen. So war Wilhelm gänzlich befriedigt, und Jakob zeigte in ſeiner elenden Lage nur eine matte Gleichgültigkeit. Sein Geiſt, ſchon früherhin nicht kraftvoll und erhoben, war durch das prekäre Leben an einem fremden Hofe, wo er vielleicht ſelbſt ſeine Überflüſſigkeit fühlte, dergeſtalt platt gedrückt, daß er ſich ſogar über die wiederhergeſtellte freie Schiffahrt zwiſchen Frankreich und England erfreuete, indem er doch nun wieder gute — Pferde aus ſeinem ehemaligen Königreiche erhalten könne.

§. 2.

Der Friede mit Holland hat wenig Merkwürdiges; an Spanien gab man Barcellona und Luxenburg zurück. Alle dieſe Friedensſchlüſſe waren bereits am 20. September abgeſchloſſen worden, und noch war kaum des Kaiſers und des Reiches gedacht. Da ſie nun ſo allein ſtanden, ſo konnte allerdings befremden, daß Frankreich ſich diesmal ſo mäßig zeigte, und weit mehr zurück gab, als man in frühern Zeiten gewohnt war. Selbſt Straßburg hätte das Reich wieder erhalten können, wenn nicht Öſtreich den günſtigen Augenblick verſäumt, oder, nach der Meinung mehrerer Geſchichtſchreiber, Freiburg und Breiſach lieber als Eigenthum empfangen hätte, denn Straßburg als eine freie Reichsſtadt. *)

So war denn Öſtreich durch jene Abtretung befriedigt

---

*) S. Samuel Buchholz Verſuch einer Geſchichte der Churmark Brandenburg. Th. IV. S. 205.

und das Reich erhielt Kehl und Philippsburg zurück. Ludwig wiederholte ſein feierliches Verſprechen, niemals wieder zu reüniren; ward aber leider dafür als wirklicher Herr von Straßburg und dem herrlichen Elſaß mit ſeinen zehn Reichsſtädten anerkannt. Leopold Joſeph Karl, Herzog von Lothringen, erhielt ſein Land wieder, das indeß jetzt, faſt ganz von Franzöſiſchem Gebiet umgeben, einem großen Gefängniſſe nicht unähnlich war. Um ihn noch feſter an den Nachbar-Staat zu knüpfen, trug man ihm die Vermählung mit einer Prinzeſſin von Orleans an, welche auch bald nach dem Friedensſchluſſe ſeine Gemahlin ward.

§. 3.

Um indeſſen den faſt übergenügſamen Deutſchen, die ſonſt den Frieden noch erträglich würden gefunden haben, jede Freude an demſelben zu verkümmern, hatten die Franzöſiſchen Geſandten keine Kränkung geſpart, die ſich nur irgend zufügen ließ. Wie Diktatoren hatten ſie verlangt, das ſämmtliche Artikel noch vor dem erſten November abgeſchloſſen ſein müßten, ſo daß man in den letzten Tagen des Oktobers faſt mit anſtandloſer Eilfertigkeit zu Werke ging. Man machte häufig aufmerkſam, wie großmüthig man ſei und welche ſchöne Geſchenke man gebe, und man erröthete nicht, ahnden zu laſſen, es werde vielleicht bald eine gelegnere Zeit kommen, um jene Geſchenke zurückzunehmen. Alles dies ward indeß nur in geſellſchaftlicher Unterhaltung und gewiſſermaßen nur im Halbſcherz hingeworfen, ſo daß die Deutſchen, die nur ganzen Ernſt und ganzen Scherz kennen, nicht recht wußten, wie ſie jenen Äußerungen begegnen ſollten.

Ferner verlangten ſie, der Friede ſolle nur in Franzöſiſcher Sprache verhandelt werden, die ja als Univerſalſprache ſelbſt den Vorzug vor der Lateiniſchen habe. (!!) Leider gab man dem thöricht hochmüthigen Begehren nach, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dies Nachgeben für die Zukunft keine Folgen haben ſolle.

Um aber das Maaß des Übermuthes zu füllen, brachte man noch am Abend des Friedensabſchluſſes, faſt um Mitternacht, eine Klauſel hinein, die gewiſſermaßen das ganze Werk umſtieß. Es ſollte nämlich „die Römiſch-katholiſche Religion allenthalben in dem Zuſtande gelaſſen werden, als ſie ſich jetzt zur Stunde des geſchloſſenen Friedens befindt.“ Dieſer berüchtigte vierte Artikel des Ryswiker Friedens ſagte mit kurzen Worten nichts Anderes als: es ſolle in 1922 Deutſchen Ortſchaften, die vorher proteſtantiſch geweſen waren, hinfort katholiſch gepredigt werden, wie während der Franzöſiſchen Beſetzung geſchehen war. Daß ferner dieſe Klauſel dem Weſtphäliſchen Frieden, welcher doch die Grundlage des gegenwärtigen ſein ſollte, gänzlich widerſprach, ja ſogar ihn gewiſſermaßen aufhob, bedarf kaum der Anführung.

§. 4.

Die Deutſchen Geſandten erſchraken über eine ſolche Klauſel, von welcher ihnen früher gar nichts mitgetheilt worden war, allein die Franzöſiſchen erklärten geradezu, ſie würden augenblicklich die ganze Unterhandlung abbrechen, wenn man ihnen hierin nicht willfahre, und ſie dürften ihrem frommen Könige nicht zumuthen, einen Artikel zurückzunehmen, der ihm ſo ſehr am Herzen liege *) Leider waren die Deutſchen müde genug, um endlich doch eine ſo ganz willkührliche Bedingung ſich gefallen zu laſſen. Man konnte voraus ſehen, welch Unheil eine ſolche Klauſel anrichten müſſe; aber ſie richtete noch mehr aus, als man ahndete.

Es war bei dem allgemeinen Bunde gegen Frankreich ausdrücklich ausgemacht worden, „es ſollte kein Theil Frieden machen, ohne ſeine Alliirten mit einzuſchließen," und ſo war denn auch in dem vierzehnten Artikel des Engliſchen und in dem funfzehnten des Holländiſchen Friedens, Brandenburgs gedacht worden; doch nur in Beziehung auf

---

*) **Buchholz** führt hierbei Folgendes an: „Der Kanzler von Ludwig zu Halle, der als ein Zuſchauer und junger Publiciſt dieſem Friedensſchluſſe beigewohnet, pflegte oft zu ſagen: Es wären am 30. Oktober die Unterhandlungen wegen der Unterſchrift und die Vorleſungen des abgefaßten Inſtruments bis in die Nacht verzogen worden, und faſt alle Geſandten darüber in Schlummer gerathen. Da hätten die halbſchlafenden Geſandten nicht einmal beobachtet, daß die Franzöſiſche Geſandtſchaft dieſe Klauſel mit eingerückt habe. Wir laſſen es dahin geſtellt ſein, wie viel Grund dieſe Erzählung habe, da die Sache doch nicht ganz unerwartet vorgefallen ſein kann. (?) Das iſt aber faſt ausgemacht, daß ſich die Schwediſche Geſandtſchaft nicht mit gehörigem Eifer dagegen geſetzt." (S. a. a. O. 206).

den Traktat von St. Germain, der hier abermals beſtätigt wurde *) Weiter geſchah auch von Seiten des Reiches für die unſäglichen Anſtrengungen und den beiſpielloſen Koſtenaufwand, den der Kurfürſt für dieſen Krieg hatte beſtreiten müſſen, nichts. Dieſes kalte Benehmen war ſo auffallend, daß ſelbſt ein minder reizbares Gemüth hätte leidenſchaftlich dadurch bewegt werden können. Wie mußte es erſt den leicht zu entzündenden Friedrich kränken! Und dennoch — wir ſagen es mit inniger Freude und Anerkennung — verſchmerzte er den Undank: und das große Gefühl für das gemeinſame Vaterland hieß die Empfindung der ihm perſönlich wiederfahrenen Kränkung ſchweigen.

„Wenn meine Freunde und Bundesgenoſſen nicht meiner gedenken wollen, ſo werden es meine Feinde gewiß thun.“ — Das war es, was ihn tröſtete, und wohl dem Fürſten, der ſo ſich zu tröſten vermag. **)

Wir aber wollen deſſen gedenken, und uns nun nimmermehr irre machen laſſen, wenn auch ein Herr von vorurtheilsvollen Schriftſtellern gegen Friedrichs reine Anſicht blind anreden ſollte.

---

*) Die ſämmtlichen Friedensbedingungen, über die man zu Ryswik einig wurde, findet man im Theatrum Europæum, T. XV. p. 33. ff. und 143 ff.

**) S. Beilage I.

§. 5.

Da nun Deutſchland, und mit ihm Brandenburg, nach einem gefahrvollen und faſt neunjährigen Kampfe, den Frieden wieder erlangt hatte, (obwohl der Krieg Öſtreichs gegen die Türken noch fortdauerte,) ſo bietet ſich auch für uns hier ein Ruhepunkt, um, von demſelben aus, noch Manches nachzuholen, was die Landesregierung Friedrichs und das innere Leben in ſeinen Staaten betrifft. Indem wir uns deshalb auf das auch in dieſer Hinſicht in dieſem Werke bereits Mitgetheilte beziehen, halten wir für ſehr wichtig, hier Folgendes noch anzuführen.

Die Regierung Friedrichs III iſt, beſonders in ihrer erſten Hälfte, die Erfüllung deſſen, was unter Friedrich Wilhelm dem Großen erſtrebt worden war. Oft erſcheint ſie als eine reine Fortſetzung. Der Charakter der Einwohner hatte ſich bereits unter der vorigen Regierung beſtimmt genug geäußert, aber er erhielt jetzt, wenn wir ſo ſagen dürfen, noch mehr Farbe, und eine vielſeitigere Lebendigkeit. Es wurde nicht mehr für die Exiſtenz gekämpft, ſondern, wie bereits in den letzteren acht Jahren der Regierung des großen Kurfürſten, man freute ſich des Gedeihens und Wachſens.

Großen Einfluß auf die Gemüther hatte der Kurfürſt und ſein Hof. Zuvörderſt von dem Mittelpunkte, der Religion betrachtet. Friedrich war ein ſehr eifriger Reformirter, ja wir dürfen ſagen, daß er allerdings in Beziehung auf dieſe Parthei eine Vorliebe blicken ließ, die mitunter an Leidenſchaftlichkeit zu gränzen ſchien. Dennoch ſind wir weit entfernt, den Tadlern Recht zu geben, die auch hier wieder, nach gewöhnlicher Sitte, übertrieben und entſtellt haben. Friedrich hielt nun einmal die Lehre der Reformirten für die reinſte Darſtellung des Chriſtenthums, und es kann nur davon die Rede ſein, ob er nicht darin *irrte*; nie aber kann getadelt werden, daß ſeine Anſicht die höchſte Lebhaftigkeit gewonnen hatte; denn es giebt keine kühle Religioſität, oder, wenn es eine giebt, ſo iſt ſie das Unerſprießlichſte und Unerquicklichſte, aus dem nie etwas Kräftiges aufgehen kann.

§. 6.

Friedrichen war es ein hohes Feſt, ſeinen Eifer auch öffentlich zu zeigen. So legte er am 15. Auguſt 1695, mit großer Feierlichkeit den erſten Grundſtein zu der reformirten Parochial-Kirche in der Kloſterſtraße, und es war ſein Befehl, daß bei dieſer Gelegenheit die erſte Predigt den Spruch erklären mußte: „Auf dieſen Felſen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen.“ So ward auch auf ſeinen ausdrücklichen Befehl auf den Bau dieſer Kirche eine Münze geſchlagen, welche auf der einen Seite den Abriß der Kirche ſelbſt vorſtellt und auf der andern den Schutz des reinſten Gottesdienſtes und der Kirche rühmend empfiehlt. *)

---

*) Die ganze Inſchrift lautet: Deo optimo maximo et religioni sacrum Fridericus III. Elector Brandeburgicus, templi, quod Reformati Berolinenses aedificandum susceperunt, primum lapidem posuit et castissimi divini cultus aedisque

Aber auch in ſeinem Eifer, die Parthei zu vertheidigen, zu der er ſich zählte, war er nicht minder thätig. Das Verbot des großen Kurfürſten, daß kein Preuße zu Wittenberg ſtudiren ſolle, das ſich ſelbſt als den Sitz des ſtrengſten Lutherthums betrachtete, ward erneuert und geſchärft, und ein ſogenannter reformirter Katechismus, in welchem ein Ungenannter mit bitterem Witz die Lehre der Reformirten angegriffen hatte, wurde, auf ausdrücklichen Befehl Friedrichs, zu Berlin und Halle öffentlich verbrannt.

§. 7.

Er wiederholte nicht nur den Befehl ſeines Vaters, daß kein lutheriſcher Prediger in den Brandenburgiſchen Staaten die abweichenden Lehren Luthers und Calvins auf die Kanzel bringen, und noch weniger auf die Gegenparthei ſchelten ſolle, ſondern er erließ auch bei der Einweihung der Kirche vor dem Köpenicker Thore ein Reſkript, worin, mit verletzendem Ausdruck, „die ärgerlichen (?), mit dem reinen Gottesdienſte ſtreitenden (?) Ceremonien, ſo bei Ausübung der öffentlichen Gottesverehrung bei den Luthe-

---

sanctissimæ tutelam successoribus commendavit. Anno MDCXCV. die XV. Aug.

S. Gütther, S. 71, der aus dem Europäiſchen Theater, Th. 14, S. 797 ff. geſchöpft hat. Auch die bei jener Gelegenheit gehaltene Rede des v. Fuchs iſt hiſtoriſch wichtig. Sie findet ſich in den „Reden großer Herren," Th. II, S. 579.

Lutheranern, beſonders in den alten Kirchen, üblich ſeien, unterſagt würden.“ — Die Lutheriſchen, das Symboliſche jener Gebräuche wohl ahndend, betrübten ſich über jenen Ausdruck, und der Kampf zwiſchen ihnen und der Gegenparthei wurde nicht ſelten mit großer Bitterkeit geführt.

Friedrich wünſchte mit beſonderer Lebhaftigkeit eine Vereinigung zwiſchen beiden Partheien zu ſtiften, und las mit Sorgfalt faſt jegliches Buch über dieſen Gegenſtand, deren damals ſehr viele geſchrieben wurden. Da indeſſen keine Parthei nachgeben wollte, ſo wie denn auch ein Nachgeben in religiöſen Dingen, wo wechſelſeitige vollendete Überzeugung herrſcht, nicht wohl befohlen werden kann, ſo vermochte er nicht, ſeine Abſicht zu erreichen.

Der Gegenſatz, den die Wittenberger Theologen zu den Halliſchen Gottesgelehrten, und beide zu den Königsbergiſchen Synkretiſten bildeten, war zu grell, als daß er hätte beſeitigt werden können. Die Königsberger wollten in ihrem Vereinigungsplan auch die Katholiken mit eingeſchloſſen haben, wodurch denn die Schwierigkeiten vermehrt wurden, dergeſtalt daß man zuletzt die ganze Sache wie etwas rein Unmögliches aufgab.

Der größte Schaden, den dies häufig misglückte Unternehmen verurſachte, war, daß bei minder tiefen Gemüthern zuletzt eine gewiſſe Gleichgültigkeit entſtand, zu der der laue Synkretismus ohnehin geneigt iſt. *)

---

*) Er verurſachte ſpäterhin den Abfall des berühmten Gottesgelehrten Pfeiffer, und da ihm der noch bedeutendere D.

§. 8.

Wie ſehr auch damals der Preußiſche Staat der Idee gedachte, auf der er gegründet iſt, beweiſe der blühende Zuſtand der Wiſſenſchaften jener Zeit. Zwar kam ihnen der Glanz erſt in den ſpätern Jahren von Frankreichs Regierung; allein weil er kommen konnte, ſo mußten ſie längſt vor demſelben in kräftiger Blüthe und Frucht geſtanden haben.

Daher das Einwandern würdiger, wiſſenſchaftlich gebildeter Männer in die Preußiſchen Staaten, wo ſie im günſtigſten Fall nichts weiter fanden, als eine ſehr mäßige Beſoldung, im gewöhnlichen nur Schutz. Was alſo konnte es ſein, das ſie veranlaßte? Lediglich das Vertrauen auf den gerechten und milden Fürſten, der gern alles für ſie that, was er vermochte, und das ſchnelle Einheimiſchwerden in einem Staate, in dem (wenn wir ſo ſagen dürfen) die reine Athmoſphäre der Krieger-Ehre und der Wiſſenſchaftlichkeit wohnt.

Da bereits früherhin mehrere jener unvergeßlichen Männer genannt worden ſind, ſo mögen hier an dieſer Stelle nur noch zwei genannt werden, die ſich dem Preußiſchen Staate ganz gewidmet hatten:, Samuel von Puffendorf (von dem noch tiefer unten die Rede ſein wird) und Ezechiel von Spanheim. *)

Grabe folgen wollte, bedurfte es der ganzen Beredſamkeit Speners, um ihn noch zu rechter Zeit abzuhalten.

*) S. Beilage K.

§. 9.

Ganz beſonders aber müſſen wir gedenken des blühenden Zuſtandes der Künſte, ſchon um deswillen, weil der Darſteller der reinen Deutſchen Geſchichte in jenem Zeitraum einen ſolchen nur ſelten zu rühmen hat. In dieſer Hinſicht wirkte Friedrich wahrhaft ausgezeichnet. Wir finden unter ihm vorzüglich die Baukunſt in einem Zuſtande der Ausbildung, deren ſie ſich damals vielleicht in keinem Deutſchen Lande ſo zu erfreuen hatte. Unter den damaligen Baumeiſtern und Bildhauern ſteht Schlüter oben an, ein Mann, der in der That nicht nöthig hat, erſt mit Michel Angelo verglichen zu werden, um auf Bewunderung Anſpruch zu machen. Im Gegentheil möchten wir ihn, der ein wahrhaftiges Genie iſt, nur mit ſich ſelbſt vergleichen.

Selten hat man das höchſte Talent mit dem ſolidiſten Fleiße ſo vereint geſehen, und ſo lange noch ein guter Geſchack unter den Menſchen herrſcht, wird man das Berliner Schloß, das in koloſſaler Würde daſteht, das Zeughaus, die Larven, die Roßbildſäulen des großen Kurfürſten auf der langen Brücke u. ſ. w. als edle Kunſtwerke bewundern.

Unter ihm, mitunter ſogar weit unter ihm und doch immer achtungswürdig, ſind die Namen der andern Baumeiſter, Grüneberg, Nehring, de Bodt, Elteſter, Nugliſch u. ſ. w. ſo wie der Bildhauer Permoſer, Hülot, Weinmeier u. ſ. w.

Der Maler und Kupferſtecher gab es faſt noch mehr ausgezeichnete, von denen wir zuerſt Pesne, ſodann Bleſendorf, Gerike, Kaulitz, Weidemann, Leygebe, Wentzel, Werner *), Heinſelmann und Wolfgang nennen wollen. Leider hat die Mehrheit der Zeitgenoſſen, oft nur mit der Gegenwart beſchäftigt, die Werke jener Meiſter faſt vergeſſen, doch der ächte Freund der Kunſt wird gern ſinnig bei ihnen verweilen, und manches durch ſie lernen können.

§. 10.

In einem minder erfreulichen Zuſtande befand ſich die Tonkunſt in den Preußiſchen Staaten. Die Nachrichten über den Zuſtand derſelben ſind nicht reichhaltig, und wir müſſen billig vermuthen, daß höhere Virtuoſität in der Muſik nur ſelten war: ein Umſtand, der um ſo ſeltſamer erſcheinen muß, da ſpäterhin, wie wir alle wiſſen, jene Kunſt am Schluſſe des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit ſo ganz beſonderer Liebe und dem herrlichſten Erfolg in den Preußiſchen Staaten gepflegt wurde und noch wird. Ob Friedrich ſelbſt dieſelbe Liebe, welche er für die Baukunſt und Malerei hatte, auch auf die Tonkunſt übertrug, iſt zu bezweifeln; doch ließ er es durchaus nicht fehlen an Aufmunterung und

---

*) Vater und Sohn. Der Letztere verdient leider nur als Künſtler Lob, nicht als Bürger, denn er betrog den Fürſten durch täuſchend nachgebildete Copien, die er für ächte Arbeiten Italiſcher Meiſter ausgab. Endlich ward die unſittliche Liſt entdeckt, und Werner konnte nur durch eine ſchnelle Flucht aus Berlin der gerechten Strafe entgehen.

Belohnung für ausgezeichnete Muſiker und Sänger. Die Kapelle, welche er beſoldete, war ausgeſucht und zahlreich, und wurde häufig bei Hoffeſten und Opern, am meiſten aber bei — der Tafel gebraucht. (Wobei wir nur an Kants Urtheil über die Tafelmuſik erinnern wollen, da wir daſſelbe allerdings theilen).

Merkwürdig iſt indeß, daß der vortreffliche Händel als Jüngling doch den Berliner Hof erwählte, um vor ihm und dem Könige ſeine edle Kunſt zu zeigen. Sein großes Talent erfreuete Friedrichen dergeſtalt, daß er ihm, der damals eine Reiſe nach Italien machen wollte, bei ſeiner Zurückkunſt eine ehrenvolle und ſehr einträgliche Stelle verſprach. Friedrichs Tod verhinderte Händeln, zurückzukehren, und ſo nahm ihn dann, wie wir alle wiſſen, ſpäterhin England auf, das ihn genügend zu ſchätzen wußte.

Höhere Liebe als Friedrich für die Tonkunſt zeigte, bewies ſeine Gemahlin Sophie Charlotte, die ſelbſt in der Ausübung derſelben gerechte Bewunderung erregte. Nur iſt es zu beklagen, daß ſie ſich faſt immer nur an die Kompoſitionen ausländiſcher Meiſter hielt, eines Attilio, Arioſti, Stradella, Luigi di Mantua, Gasparini, Piſtochi, Bononcini u. ſ. w. Zwar iſt das Leben zu kurz, um das höchſte Aufblühen der Künſte in einzelnen Ländern zu erwarten; doch, dünkt uns, war die Muſik der Deutſchen ſchon zu jener Zeit in einem ſo edeln Zuſtande, daß ſie allerdings Ermunterung verdient hätte, und ſo dürfen wir allerdings bedauern, daß ſie von Seiten jener ausgezeichneten Fürſtin wenigſtens keine große fand.

§. 11.

Die Kirchenmuſiken wurden beſonders von den Lutheriſchen Gemeinen mit Würde gegeben und mit Andacht vernommen; doch fehlen uns leider entſcheidende Nachrichten darüber, und wir haben nur Vermuthungen und keine Gewißheit über den Zuſtand derſelben. Sie aber deshalb als mangelhaft und ſchlecht anerkennen zu wollen, wie leider oft geſchehen iſt, würde Ungerechtigkeit und Vorlautheit beweiſen, die wir ſtets fern von uns halten wollen. Wiſſen wir doch leider alle, daß unſer theures Deutſchland nicht ſelten eine unzärtliche Mutter für die Künſte iſt, die unter ihren Augen gedeihen möchten, und daß ſie zu erwähnen vergißt, was oft der Erwähnung gar wohl würdig wäre.

Eben ſo mangelhaft ſind die Nachrichten über die Ausübung der Schauſpielkunſt in der damaligen Zeit, und doch iſt es entſchieden, daß gerade hier nicht wenig zu berichten wäre. Während nämlich die meiſten, ja faſt alle Städte Deutſchlands, faſt ganz ohne Bühne waren, wurden am Berliner Hofe ſehr häufig Schauſpiele gegeben, die zum Theil die Hofleute ſelbſt aufführten. Außerdem finden wir zuweilen gar zwei Schauſpielergeſellſchaften in Berlin z. B. im Jahre 1693, wo nicht nur Sebaſtian di Scio (der auch Wunderbalſam und andere chymiſche Medikamente feil hatte) theatraliſche Darſtellungen gab, ſondern auch die Sächſiſche Schauſpielergeſellſchaft das Publikum zu erfreuen ſuchte. *) Wir werden

---

*) S. Beilage L.

uns über dieſen Umſtand weniger wundern, wenn wir uns erinnern, daß ſelbſt in der gräßlichſten Periode des dreißigjährigen Krieges die Berliner ihre Liebe für die Bühne nicht unterdrücken konnten. Weit mehr iſt zu bewundern, daß wir nur ſo dürftige Nachrichten über dieſelbe haben, da bei dem Charakter des Tranſitoriſchen, der in jener Kunſt liegt, Ausführlichkeit und Genauigkeit in den Berichten um ſo mehr zu wünſchen wäre.

§. 12.

Dagegen wiſſen wir genau die Fortſchritte, welche man in der, nicht ſelten eiteln Zwecken dienenden, Prägekunſt machte, und wir nennen hier beſonders Falz als einen der thätigſten Künſtler in dieſer Gattung. Der Kurfürſt, der die äußerliche Darſtellung und Verewigung durch ſichtbare Zeichen ſehr liebte, bediente ſich oft der Geſchicklichkeit jenes Mannes, und dieſer verfehlte nicht, ſein Talent ihm ganz zu widmen. Beſonders reich ſind die Jahre 1689 und 90 an Münzen, die auf bedeutende Thaten und Begebenheiten geſchlagen wurden. So finden wir verewigt die Einnahme von Kaiſerswerth, die Eroberung von Bonn, die Befreiung des ganzen Erzſtiftes Köln von den Franzoſen u. ſ. w. Sie ſind oft ein ſchätzbarer Beweis von dem künſtleriſchen Talent, und können auch dem Hiſtoriker zuweilen wichtig werden, ſo wie ſie denn auch Gütther gleichſam als Leitfaden ſeines ganzen (freilich ſehr einſeitigen) Werkes benutzet hat. Schade nur, daß bei jenen Kriegsthaten, die des gerechteſten Lobes würdig ſind, ſich auch die Schmeichelei einfand, und, nicht zufrieden, ſich in gewöhnlichen Schriften auszuſprechen, hier auch in Gold und Silber ſich darſtellen wollte. So finden wir z. B. eine im Jahr 1689 geſchlagene Medaille, auf welcher Friedrichen mit Recht nachgerühmt wird, daß der Niederrhein durch ihn befreit ſei; nur möchten wir nicht gleich, wie hier geſchehen, daſſelbe von dem ganzen Strom, noch weniger der Donau, ſagen, obwohl wir, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die Verdienſte Friedrichs um den Kaiſer auch in Beziehung auf den Ungariſchen Krieg keinesweges verkennen. Leider finden wir aber hier auch noch die Inſchrift: Patrias imitatur et anteit laudes (er ahmt nach und überſteigt des Vaters Ruhm), da es doch an dem imitatur völlig genug geweſen wäre.

Daß dergleichen Schmeichelei, die ſich hier mit dem beengenden Lapidarſtyl behelfen mußte, ſich noch weit mehr Bahn brach in gedruckten Schriften, bedarf kaum der Anführung; doch können beſonders Johann Muſäus,*) J. H. von Lith, und Beſſer als Panegyriſten ſeltener Art angeführt werden.

§. 13.

Wenden wir uns jetzt zu der Königin der Künſte, zu der Poeſie, ſo finden wir freilich auch in der damaligen Zeit manches redliche und tiefe Deutſche Gemüth, das ſich ihr mit Innigkeit hingab, und ſie mit großer Liebe und Anſtrengung pflegte. Dennoch müſſen wir leider geſtehen, daß ſich damals nur wenige wahrhaft dichteriſche Geiſter zeigten, daß der Frühling der Deutſchen Poeſie geſunken war, und nur wenig Hoffnung zur Wiedergeburt deſſelben ſich ſchöpfen ließ. Deutſchland hatte faſt vergeſſen, daß es einen Wekhrlin, Opitz, Flemming, A. Gryph u. ſ. w. gehabt hatte, ja, wenn man ihrer noch gedachte, ſo meinte man meiſtens verkehrterweiſe, ſie ſeien doch nun nicht mehr gut genug. So nun, da man beſſer ſchreiben wollte als gut, war man zum Theil hochmüthig geworden, und durch dieſen Hochmuth geſunken. Es waren zwei Männer aufgetreten, die, im Beſitze mannichfaltiger Gelehrſamkeit und ausgezeichneter Talente, dennoch, durch den verkehrten Gebrauch beider, der Deutſchen Literatur ſehr geſchadet haben. Es waren Hoffmannswaldau und Lohenſtein. Der Erſtere nicht ohne Witz, aber gänzlich ohne Würde und Geſchmack; der Andere voll peinlicher Künſtlichkeit als Dichter, doch mitunter durchzuckt von einigen Blitzen tiefer Gedanken und nicht ohne Werth in der ungebundenen Schreibart. Dieſe beiden Männer hatten eine Unzahl von Nachahmern hinter ſich, deren enger Geiſt die fehlerhaften Vorbilder in unendlicher Wiederholung und in mannichfaltiger Verzerrung wiedergab. Hiezu kam nun noch jene unſäglich traurige Nachahmung der Franzöſiſchen Dichter, deren Unnatürlichkeit man ſogar zuweilen wirklich einſah, doch leider ohne ſich zu beſſern.

---

*) Von Muſäus haben wir: Primitiæ victoriarum Friderici III. elect. Brandeb., Berol. 1689; von Lith: Oratio panegyrica de Sereniss. ac potentiss. Frid. III. elect. Brandeb. Francof. a. O. 1689.

§. 14.

Wenn wir nun jenen hier nur kurz angegebenen Zuſtand der äſthetiſchen Literatur des damaligen Deutſchlandes erwägen, ſo wird uns nicht befremden können, daß auch Brandenburg nur ſehr wenige Dichter aus jener Periode zu nennen weiß. Dennoch finden wir hier drei Männer, von denen ſich zwei als Dichter wirklich ausgezeichnet haben, während der Dritte, wenigſtens wegen ſeines Strebens, und um der Wirkſamkeit willen, die er auf ſeine Zeit äußerte, genannt zu werden verdient. Wir meinen den Freiherrn Friedrich von Canitz, den Ober-Ceremonienmeiſter Johann von Beſſer und den in trauriger Beſchränktheit meiſtens amtlos lebenden Benjamin Neukirch.

Canitz iſt als Staatsmann ſehr ausgezeichnet, und die hohe Rechtlichkeit, Beſonnenheit und Feinheit, mit der er mehrere ſehr wichtige Geſchäfte zum Vortheil Brandenburgs auszuführen wußte, wird ihm ein dankbares und ehrenvolles Andenken auf immer begründen. Aber bei ſo dringenden Staatsgeſchäften vermochte er der Poeſie nur wenige Erholungsſtunden zu widmen; doch auch das, was er in den wenigen Stunden leiſtete, verdient, ſo oft er nicht nachahmt, Anerkennung. Er hat für die Satire wahrhaftes Talent, und würde ſich ohne Zweifel noch mehr in derſelben ausgezeichnet haben, wenn ihn nicht die Überſchätzung der Franzöſiſchen Dichter (die er aber mit faſt allen ſeinen Zeitgenoſſen theilt) mitunter gehemmt hätte. Wir finden in ihm einen feinſinnigen Schriftſteller, der in leichter und freundlicher Sprache manche recht anziehende Ergebniſſe ſeines Nachdenkens, ſo wie die Empfindungen eines liebenswürdigen und beſcheidenen Gemüths vorträgt. *)

§. 15.

Beſſer iſt der reine Ceremoniendichter, meiſtens ſteif und faltenreich, doch in hiſtoriſcher Beziehung nicht unwichtig. Er hatte an Friedrich ſelbſt einen aufmerkſamen Leſer, und Beſchützer, ja manche ſeiner Gedichte und proſaiſchen Aufſätze ſind auf deſſen ausdrücklichen Befehl verfaßt worden. Er iſt nicht ohne Geiſt und Kenntniſſe, und hat inſonderheit durch reine Sprache (ein Umſtand, der am Schluß des 17. Jahrhunderts leider ſelten war) Lob verdient. Seine Stimme galt ſehr viel, und auch wohl mehr als ſie werth war, ſelbſt bei denen, die ihn an Talent übertrafen, z. B. bei ſeinem Freunde Caniß, der, zu beſcheiden, ſich ihm unterordnete. **)

Benjamin Neukirch iſt merkwürdig und achtbar durch die große, uneigennützige und nie erſchöpfte Liebe für den

---

*) Die beſte Ausgabe ſeiner Gedichte, v. U. v. König, Leipzig 1727, iſt bereits oben angegeben worden.

**) Eine Ausgabe der Beſſerſchen Gedichte iſt zu Leipzig 1711 erſchienen; die vollſtändigſte aber (in 2 Theilen) erſt nach des Vf. Tode und mit deſſen ſehr anziehender (obwohl ſchlechtgeſchriebener) Biographie verſehen, 1732 herausgekommen.

Fürſten und das Vaterland. Dieſe iſt ſo innig, daß ſie ihm, der ſonſt nur Talent zum Reimen, nicht aber zur wahren Poeſie hat, zuweilen recht rührende Gedanken leiht, die auch den ächten Dichter würden geziert haben. Wir ſollen dieſe nicht vergeſſen, wenn uns ſeine ſonſt waſſerreiche Flachheit und langathmige Geſchwätzigkeit ſtörend auffällt. Ferner verdient er hier genannt zu werden, als der Erſte, der ſich, wiewohl mit ſchwachen Kräften, dem Lohenſteinſchen Geſchmacke widerſetzte, dem er im Anfang ſeiner Laufbahn ſehr hold geweſen war. Schade nur, daß, als er ſeinen Irrthum gewahr wurde, ihm die Kraft gebrach, etwas Beſſeres an die Stelle des Verſchmäheten zu ſetzen. Dennoch iſt ſeine Wirkſamkeit auf das ſchreibende Deutſchland ſehr groß geweſen, und man hat ihn wohl ein halbes Jahrhundert für einen gar ſehr ausgezeichneten Poeten gehalten, bis endlich die ſpäteren Enkel inne wurden, daß dem durchaus nicht alſo ſei, welches denn auch ohne beſondere Mühe herauszubringen war. *)

§. 16.

Wenden wir uns jetzt von dieſer kurzen Schilderung des Zuſtandes der Wiſſenſchaften und Künſte, zu Friedrichs

---

*) Die letzte, doch nicht vollſtändige Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien zu Regensburg 1744.

Über die drei angeführten Dichter vgl. „Die ſchöne Literatur Deutſchlands, während des 18. Jahrhunderts,“ Th. I, S. 15 und 16, und II, S. 13 ff.

Regierung ſelbſt. Wir finden ſie bis zum Ryswiker Frieden durchaus folgerecht und in ſich ſelbſt einig. Er überſah mit Klarheit die Verhältniſſe Europa's, und fand, daß lediglich Frankreich gefährlich ſei. Deshalb bekämpfte er es mit edler Kraft und Uneigennützigkeit, und keine Undankbarkeit einzelner Bundesgenoſſen vermochte ihn abwendig zu machen von dem einmal weiſe gefaßten Entwurfe. Wir wollen uns das recht ſehr bemerken, damit wir eine entſcheidende Antwort haben, wenn das endloſe Geſchrei von Friedrichs unſäglicher Eitelkeit auf ſein Andenken anſtürmen will. Wer ſo wie er in den Jahren 1688 bis 1697 jede perſönliche Beziehung ſchweigen heißt, und jeden noch ſo gerechten Schmerz des eignen Herzens unterdrückt, ſo bald von der Idee und dem Ganzen die Rede iſt: der kann wohl ſtolze, ja eitle Stunden habe, aber er iſt noch nicht ſtolz und eitel zu nennen (und dieſe finden ſich allerdings bei Friedrich).

Das Preußiſche Volk war glücklich, denn es fühlte ſich als ſolches anerkannt und geehrt, und mehr bedarf ein edles Volk nicht, um glücklich zu ſein. Es iſt allerdings wahr, daß es ſich wegen des Krieges ſehr ſchweren Abgaben unterwerfen mußte, allein in der genannten Zeit war dies als eine reine Nothwendigkeit zu betrachten, über die ſich weiter gar nichts ſagen und klagen läßt, als daß ſie eben nothwendig iſt. Eine andere Eigenſchaft hat die Nothwendigkeit nicht, und ſie iſt, weil ſie iſt. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und da man den Zweck freudig wollte, ſo ergab man ſich auch in die Mittel. . .

So ward ſchon im Jahre 1691 eine Kopfſteuer ausgeſchrieben, an welcher der Fürſt wie der Tagelöhner Theil nahmen, eine Maaßregel, an der, wie uns dünkt, der Name faſt das einzig Harte iſt. Leider mußte ſie ſpäterhin noch oft wiederholt werden.

Daß übrigens auch außer dem Kriege die glänzende Hofhaltung des Fürſten bei weitem mehr koſtete, als je in Brandenburg erhört worden war, bedarf kaum der Erwähnung, indem es ſich von ſelbſt verſteht. Weit entfernt indeſſen, daß der Staat bis jetzt dadurch Schaden gelitten, gediehen dadurch diejenigen Künſte, die mit der Pracht ſich gern vereinigen, und die zierlichern Handwerke, die früherhin ſich nicht recht hatten zeigen können.

§. 17.

Wenn wir aber bis jetzt dem regierenden Fürſten, in der Darſtellung faſt aller ſeiner Maaßregeln, nur mit Billigung und Beifall haben folgen können, ſo dürfen wir auch des Mannes nicht vergeſſen, der, als erſter Miniſter, Rathgeber und Freund Friedrichs, ihm ſtets zur Seite ſtand, und nach deſſen Namen dieſe ganze Periode genannt wird. Es iſt der ſchon früherhin erwähnte Eberhard von Dankelmann, der jetzt als der Nächſte an Friedrichs Thron betrachtet wurde, und deſſen ſechs Brüder gleichfalls in bedeutenden Ämtern dem Preußiſchen Staate ihre Kräfte widmeten. Es iſt ſehr ſchwer, das von vielen ſtreitenden Leidenſchaften angetaſtete, faſt verwiſchte Bild dieſes Mannes klar zu zeichnen, und es hat bisher noch allen Schriftſtellern, ſo wie auch uns, an Vollſtändigkeit der Nachrichten gefehlt. Was wir geben können, iſt Folgendes:

Er hatte ſchon in einer Zeit, wo Friedrich unter der Abneigung ſeines Vaters und dem Haſſe ſeiner Stiefmutter traurige Jahre verlebte, demſelben eine große und uneigennützige Ergebenheit gezeigt. Ja einſt bei einer ſchweren Krankheit, wo ſchon jedermann den Kurprinzen aufgab, wo ſogar (wie hinzu geſetzt wird) ſchon alle Diener ſeines Hauſes ihn wie einen Todten verlaſſen hatten, blieb er allein bei ihm, und bewachte und pflegte das wiederkehrende Leben.

Als Friedrich zur Regierung kam, kannte ſeine Dankbarkeit keine Gränzen, und er häufte auf ihn der Ehrenbezeugungen und Ämter ſo viele, daß der Einzelne ihnen allen kaum gewachſen ſcheinen mag. Man erzählt ſogar, daß einſt der Kurfürſt, als der Freiherr ihm in einer ahnungsvollen Stunde Beſorgniß zeigte, das ſchöne Verhältniß werde nicht dauern können, und es werde ſeinen Feinden gelingen, ihm Friedrichs Wohlwollen zu rauben, nach einer nahe liegenden Bibel griff, um auf dieſelbe die Unzerſtörbarkeit des Verhältniſſes zu beſchwören. Da habe Dankelmann den Fürſten innig gebeten, nicht zu ſchwören, indem Verhältniſſe eintreten könnten, denen ſelbſt der Fürſt nicht gebieten möge. So ſei denn der Schwur unterblieben.

§. 18.

Dankelmanns Charakter zeigt ſich, von mehreren Seiten betrachtet, überaus würdig, obwohl er keinesweges gänzlich frei von Fehlern war, wie ganz unnöthig ſein würde hinzuzuſetzen, wenn nicht mehrere Schriftſteller ſich wirklich das Vergnügen gemacht hätten, ihn als einen durchaus vollendeten, kaum mehr irdiſche Beziehungen kennenden Mann darzuſtellen.

In Beſitz der ausgezeichnetſten und mannichfaltigſten Fähigkeiten und Kenntniſſe, bei dem feſten Blicke und den ſicheren Entſchließungen, die ihm eigenthümlich waren, iſt es ſehr natürlich, daß er der Liebling des Brandenburgiſchen Volkes ſein mußte, das bei ſeinem ſteten Weiterſtreben eines folgerechten, ſtets klar blickenden, und feſt handelnden Führers bedarf. Dazu kam ſein reiner Geſchmack, der ſich bei allen Gelegenheiten auf die erfreulichſte Weiſe äußerte. Der Kurfürſt vertraute ihm auch in dieſer Hinſicht ſo ſehr, daß faſt kein Bau, keine Gartenanlage unternommen, kein Gemälde, keine Statue gekauft wurde, ohne daß vorher der Freiherr ſeinen Rath geben mußte.

Gegen Gelehrte war er milde, ja ſogar zuvorkommend gütig, und ſein Geiſt war unerſchöpflich, wenn es darauf ankam, für die Verdienſtvollſten unter ihnen neue Quellen des Einkommens zu verſchaffen. Das Jahr 1694 war deshalb vielleicht ſein glücklichſtes Jahr, weil es ihm da gelang, die neue Halliſche Univerſität zu ſchaffen.

So war er denn der allgemeine Liebling des Volks: und Gelehrte, plaſtiſche Künſtler und Dichter bemühten ſich, ſeinen Ruhm laut zu verkünden. Sein in Kupfer geſtochenes Bildniß war faſt in allen Händen, und ward

als

als die ſchönſte Zierde, ja als Heiligthum in Wohnſtuben und Prachtzimmern aufbewahrt. *)

§. 19.

Während aber Dankelmann ſich ſeiner Verdienſte, ſo wie der Liebe des Volkes, bewußt war, verſäumte er, ſich auch die Gunſt einiger wichtigen Hofleute zu erwerben, denen, beſonders in der letzteren Zeit, gelungen war, Friedrichs Vertrauen für ihn wankend zu machen. Es ſcheint allerdings, daß er ſie und mehrere Vornehme die Überlegenheit ſeines Geiſtes entſchieden habe fühlen laſſen, mitunter auch wohl die Nichtachtung für manche derſelben,

---

*) Der obengenannte Neukirch hatte für das Bildniß eine Unterſchrift verfertigt, an der der gute Wille das einzig Lobenswerthe iſt, die aber auch hier ſtehen mag, da ſie, ehedem gar ſehr bewundert, zeigen kann, was damals und ſpäterhin nicht ſelten als köſtliche Poeſie galt:

Dies iſt das Wunderbild des theuern Dankelmann.
Hof, Muſen, Land und Volk fing einen Wettſtreit an,
Und jeder ſehnte ſich nach ihm und ſeinen Gaben;
Drum trat Apollo ſelbſt als Richter auf und ſprach:
Es ſoll ihn Friederich dem Leib und Geiſte nach,
Die Muſen in der Schrift, das Volk im Kupfer haben.

Bei andern Gelegenheiten, wo dem N. mehr Raum zu Gebote ſtand, drückt er ſein Lob auch bei weitem ausführlicher aus; überall aber ſieht man, daß es ihm ein hoher Ernſt damit iſt. — Wer ſämmtliche Lobreden und Gedichte auf D. ſammeln wollte, würde ein großes Buch füllen können.

in denen er nur Müſſiggänger und Unwiſſende erblickte, geradezu ausſprach.

Wenn nun die Menſchen in der Mehrheit, wie wohl bekannt, ſelbſt die bloß ruhige Geiſtesüberlegenheit eines Andern nicht gern ertragen, ſo giebt ihnen die ausgeſprochene ein beſtimmt feindliche Empfindung, und es wird ſämmtliche Kraft aufgeboten, um einen Gegner dieſer Art zu entfernen.

Indeſſen dürfte wohl ſchwerlich dem zerſtreuten Hauſen ſeiner Feinde der Plan gelungen ſein, hätte nicht an ihrer Spitze ein Mann geſtanden, der jene Zerſtreuten unter ſich verſammelt und jegliche Kunſt an die Ausführung des gemeinſchaftlichen Plans gewendet hätte. Es war dieſes Graf Kolbe von Wartenberg, ein Edelmann aus der Pfalz, den wir hier näher zu betrachten haben, da er leider nur zu wichtig wird für die ſpäteren Jahre von Friedrichs Regierung, in denen er uns gar oft begegnet.

§. 20.

Johann Caſimir Kolbe von Wartenberg wurde von ſeinem Vater ſo ſorgfältig erzogen, daß dieſer ſelbſt eine ausführliche Schrift für ihn aufſetzte, indem er ihm ſämmtliche Pflichten erklärte, die er als Menſch, als Ritter und Staatsmann zu erfüllen habe. Dieſer Aufſatz iſt ſpäterhin durch Johann von Beſſers Beſorgung gedruckt worden, und verdient allerdings Aufmerkſamkeit. Auch der Sohn ſcheint ihm dieſelbe gewidmet zu haben, nur daß er leider ſich bloß an jene Stellen hielt, welche Lebens-

Klugheit lehren; nicht aber an die beſſeren, die einen ſtillen und frommen Sinn empfehlen. Der Sohn verließ die Pfalz und kam unter Friedrich Wilhelm dem Großen nach Berlin, wo er durch körperliche Schönheit, Gewandtheit und äußerlich feines Betragen ſich bemerkbar machte. Indeſſen finden wir nicht, daß der große Kurfürſt ihn ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit werth hielt, was um ſo bedeutender iſt, da er oft durch eine einzige Unterredung den ganzen Geiſt eines Mannes durchſchaute. Wirklich ſcheinen ſich auch manche Talente des Grafen erſt ſpäter entwickelt zu haben, und dieſe, ſo wie die unbedingte Liebe und Ergebenheit für Friedrichs Perſon ſcheint dieſen zuerſt zu ihm hingeneigt zu haben. Indeſſen war Kolbe doch in den erſten Jahren der neuen Regierung noch keinesweges bedeutend genug, um für Dankelmann Furcht zu erregen, ja es würde dieſen damals wohl nur ein beſtimmtes Wort gekoſtet haben, um ihn, der durchaus keine wahrhafte Verdienſte aufweiſen konnte, ſchnell zu entfernen. Allein auch der Freiherr ſah ihn anfangs gern, und gönnte ihm wohl, daß Friedrich ihn zu lieben anfing, da er ihm ſo manche Stunde ſchon erheitert hatte. Jetzt aber häuften ſich deſſen Gnadenbezeigungen auf eine auffallende Weiſe. Der Kammerjunker ward Kammerherr, erſter Kämmerer, Schloßhauptmann, Domprobſt zu Havelberg, und Amts-Hauptmann zu Oranienburg. So hoch geſtiegen finden wir ihn ſchon 1693, und noch immer ahndete Dankelmann die Gefahr nicht, die ihm drohete. Es ſcheint, daß ſeine endloſen Geſchäfte ihn verhinderten, den Mann mit Genauigkeit zu betrachten, der ſich, ſo oft er ihm im Leben begegnete, ſtets in ſtiller Beſcheidenheit und Untergeordnetheit zu gefallen ſchien.

§. 21.

Es ſcheint auch allerdings nicht, als habe Wartenberg mit Beſtimmtheit an Dankelmanns Sturz gearbeitet, noch nach deſſen Stelle geſtrebt, für die er bei weitem nicht Kenntniſſe und Arbeitsluſt genug hatte. Uns dünkt, der ernſte Mann war ihm bloß unbequem, aber entſchiedenen Haß hatte er nicht gegen ihn.

Endlich that auch Wartenberg einen Schritt, der klar zeigt, daß er keinen feſten Plan hatte, ſondern lediglich ſeiner Neigung und Laune folgte. Er heirathete nämlich die Wittwe eines ehemaligen kurfürſtlichen Kammerdieners, Namens Bidekap, eine Frau von geringer Herkunft, ohne Schönheit, ohne Vermögen, voll Launen, Ränke und Hochmuth. Wenn wir faſt unbegreiflich finden, wie Wartenberg eine ſolche Wahl treffen konnte, wobei wir indeß bedenken wollen, daß die Launen überhaupt an kein Geſetz ſich binden, ſo muß uns billig noch unerklärlicher ſein, daß Friedrich ihm nicht ſeine Gunſt entzog, da er ſonſt jede ſogenannte Misheirath mit großem Unwillen betrachtete. Aber es traf ſich ſeltſam, ja wunderbar. Friedrich nahm die Frau mit Wohlwollen auf, erkannte ſie ſogleich als die rechtmäßige Gräfin Wartenberg, ertrug jede ihrer widerwärtigen Eigenſchaften mit großer Geduld, und zog ſich ſogar bei Leuten, die ihn nicht kannten, den Verdacht zu, als ſei ſie ſelbſt ſeinem Herzen nicht gleichgültig, ein Urtheil, das wir nur mit Widerwillen hier mittheilen; doch auch bloß durch die Mittheilung widerlegt zu haben glauben dürften, wenn auch nicht jene eitle Frau ſelbſt es durch ein offnes Geſtändniß widerlegt hätte. *)

Allein auch jene bloße Nachſicht Friedrichs gegen ſie iſt kaum begreiflich, und wir würden gern in der Schilderung der Gräfin einige Übertreibung annehmen, wenn nicht ſämtliche Hiſtoriker und ſämtliche Zeitgenoſſen, in ſo weit ſie jene Periode ſchilderten, in Beziehung auf jene Charakteriſtik übereinſtimmten. So bleibt uns denn nichts anders übrig, als anzunehmen, daß das außerordentliche Wohlwollen für Wartenberg den Fürſten bewog, auch deſſen Frau, wenigſtens mit äußerer Achtung zu behandeln.

§. 22.

Es iſt kein Zweifel, daß ſie jetzt die Seele der Verbindung gegen Dankelmann wurde; dieſer aber, im Vertrauen auf ſeine Größe, ſchien ſie kaum zu bemerken, und wandelte ſtolz ſeinen erhabenen Gang weiter. Doch eben dieſer Stolz ſcheint ihn mitunter zu einer gewiſſen Überſtrenge verleitet zu haben, und der Vorwurf möchte wohl nicht ungegründet ſein, daß er in dem Benehmen gegen die ſogenannten Vornehmen die äußere Form verletzt habe. — Wie es indeſſen gelang, das Herz des Fürſten dem Freiherrn ganz abwendig zu machen, darüber wal-

---

*) Nach dem Zeugniß des Barons v. Pöllnitz.

waltet noch bis jezt ein Geheimniß, das wir nicht ganz aufzudecken vermögen.

Wir wiſſen über den weiteren Verlauf nur Folgendes. Das Verhältniß zwiſchen Friedrich und Dankelmann war geſtört, und bei dem Frieden von Ryswik ſcheint Lezterer ſchon nicht mehr mitgewirkt zu haben. Noch ehe der Kurfürſt von einer Reiſe nach Johannisburg, wo e eine Zuſammenkunft mit Friedrich Auguſt von Sachſen gehabt hatte, in ſeine Hauptſtadt zurückkehrte, war Dankelmanns Fall entſchieden. Dieſer, der nun endlich ſein Schickſal deutlich einſah, wollte demſelben zuvorkommen und hielt um ſeinen Abſchied an. Er ward ihm zugeſtanden, und zwar mit einem Gnadengehalte von 10,000 Thalern (27. November 1697); aber plözlich veränderte ſich die Lage der Sachen für ihn auf die traurigſte Weiſe. E ward nämlich achtzehn Tage nach dieſer milden Dienſtentlaſſung verhaftet, nach Spandow, und zwei Monat darauf nach Peiz abgeführt.

§. 23.

Bald darauf erſchien eine Sammlung von ein un dreißig Klagpunkten gegen ihn, die, obwohl nicht ſo unbedeutend, als manche Hiſtoriker ſie machen, dennoch nu das Exoteriſche der Klage enthalten mag, und gewiß de **Hauptpunkt** nicht enthält, der allein Friedrichen beſtimmen konnte. Wichtig erſcheint nur der Vorwurf, e habe das große Wohlwollen des Fürſten dergeſtalt mi braucht, daß er jedem, in dem er etwa einen Nebenbuhle gefürchtet, den Zutritt an den Hof verſperrt, und ſie de gegen nur beſorgt geweſen, ſeine ſechs Brüder zu den anſehnlichſten Staatsbedienungen zu erheben.

Was den erſten Vorwurf betrifft, ſo iſt es ſchwer, mit Beſtimmtheit zu entſcheiden, in wie weit er gegründet ſei. Übertreibung waltet gewiß dabei; doch kann er auch wohl nicht gänzlich richtig geweſen ſein, da allerdings in der letzteren Zeit gewiſſe finſtere Momente über den Freiherrn kommen mochten, die ihn vielleicht manche Verhältniſſe mit Unfreundlichkeit behandeln ließen.

Was den andern Vorwurf (des Nepotismus) angeht, ſo ſcheint er bei dem erſten Blicke allerdings begründet, da jene ſechs Brüder ſehr bedeutende Ämter bekleideten; allein es tritt hier der rechtfertigende Umſtand ein, daß ſie jener Plätze vollkommen würdig waren, dergeſtalt, daß nach des Miniſters Falle, wo ſie faſt ſchutzlos waren, die Verleumdung dennoch nichts gegen ſie vermochte, und alle in ihren Würden blieben, was nimmer geſchehen ſein würde, wenn auch nur der leiſeſte Vorwurf auf ihnen gehaftet. Das Publikum liebte ſie alle, nannte jene Periode die Dankelmanniſche, die ganze Familie das leuchtende Siebengeſtirn und als die würdigen Männer einſt alle gemeinſchaftlich an den Hof fuhren (1695) und Friedrich mehrere Stunden ſich freundlich mit ihnen unterhielt, fand man das ſo wichtig und angenehm, daß man dieſen Umſtand ſelbſt der Schrift anvertraute, die in einen neuen Thurmknopf gelegt wurde. *)

---

*) S. Beilage M.

§. 24.

Die anderen neun und zwanzig Klagepunkte betreffen theils Unbedeutendes, theils etwas, das wenigſtens nicht zu einer gerichtlichen Klage ſich eignet. Sie ſind nämlich faſt unerſchöpflich in Vorwürfen des Hochmuths, den Dankelmann ſogar gegen kurfürſtliche Miniſter und vornehme Hofbediente geäußert habe, was allerdings nicht ungegründet ſein mag, da er manche der Letzteren vielleicht verachten mußte. Da hier die gekränkte Eitelkeit der Kläger redet, ſo fließt hier auch die Rede deſto voller und breiter; allein durch alle einzelne Erzählungen von jenem ſogenannten Hochmuth wird doch nichts weiter ausgemacht, als daß Dankelmann mitunter finſter geſtimmt war, und in ſolchen Stimmungen manche ſeiner Umgebungen vielleicht zu tief fühlen ließ, daß er erſter Miniſter ſei; andere auch wohl, daß er ſie, mit gerechtem Unwillen, durchſchaue. *)

Genug, ſeine Feinde ſiegten; aber man verſtatte uns noch einmal zu wiederholen, daß hier ohne Zweifel noch ein geheimer Punkt und zwar ein Hauptpunkt walten müſſe, der des Miniſters Fall entſchied. Wir ſind es dem Andenken Friedrichs, der bis dahin noch keine Un-

---

*) Die Chronik von Berlin erzählt den wichtigen Umſtand, daß er die Reichsgrafenwürde, mit der Friedrich ihn beſchenken wollte, und über welche bereits das Diplom zu Wien ausgefertigt war, ausſchlug, da er, wie billig, vollkommen befriedigt war durch den erhebenden Gedanken, der würdige Sprößling einer edeln altfreiherrlichen Familie zu ſein.

gerechtigkeit begangen, ſchuldig, einen ſolchen Fall anzunehmen, obwohl wir dadurch nicht ſagen wollen, jener angenommene Hauptpunkt ſei auf Wahrheit gegründet geweſen. Daß Friedrich ihn für wahr hielt, konnte allein hier für ihn entſcheiden.

§. 25.

Die meiſten Schriftſteller haben uns erzählt, Friedrich habe dem Freiherrn ſeine Gunſt entzogen, weil jener ihm misrathen habe, nach der Königskrone zu ſtreben, wobei ſie beſonders das allerengſte ökonomiſche Prinzip liebend geltend machen konnten. Da ſie aber gleichſam in einem Athem ſich freuen, und ſehr billig erfreuen, daß Friedrich die Krone an ſich brachte, zugleich aber Dankelmannen loben, daß er Friedrichen abgerathen, ſo fällt ihr Urtheil offenbar in ein völliges Nichts. Da ſie ferner durchaus keine Quelle angeben, um zu beweiſen, daß Dankelmann wirklich abrieth, ſo durften wir die ganze Sache von vorn herein bezweifeln, bis uns endlich eine ächte Quelle bekannt geworden iſt, aus der wir beweiſen können, daß Dankelmann genug Geiſt beſaß, um die geiſtige Nothwendigkeit der Preußiſchen Krone vollkommen einzuſehen. —

Über die Art, wie ſich Dankelmann in der Gefangenſchaft benahm, wie er das Traurigſte, was dem Menſchen begegnen kann, ertrug, darüber fehlen uns leider faſt alle Nachrichten, die um ſo anziehender ſein würden, da ſie manche Vermuthungen über ſein faſt verſchloſſenes Inneres zur Gewißheit erheben könnten.

Wir wiſſen nur, daß Dankelmann im Jahre 1707 bei Gelegenheit der Geburt von Friedrichs erſtem Enkel, die Erlaubniß bekam, Peiz zu verlaſſen und nach Cotbus zu ziehen, wo er ein Jahrgehalt von zweitauſend Thalern, und, wenn wir ſo ſagen dürfen, eine halbe Freiheit genoß. Mehr für ihn zu thun, konnte Friedrichen niemand bereden, ja es gehört ganz die große Freude dazu, welche ihm die Geburt jenes Prinzen verurſachte, um ſein Herz, das ſonſt ſo theilnehmend und milde war, für Dankelmann zur Milde zu ſtimmen. *)

Gänzliche Wiederherſtellung der Ehre und völlige Freiheit erhielt der Freiherr erſt durch Friedrich Wilhelm I, der kurze Zeit nach dem Antritte der Regierung ſeine Leiden zu vergüten ſuchte. Indeſſen hatte die funfzehnjährige Gefangenſchaft zu tief auf den Gekränkten gewirkt, als daß er ſich von neuem in das Gewühl des großen Lebens hätte begeben mögen. Nichts mehr wünſchend als Ruhe, fand er dieſe nur in der Entfernung von allen öffentlichen Geſchäften, und in dieſer Stille ſtarb er im Jahr 1728, in einem Alter von beinah 80 Jahren. — Von ſeinen Papieren, die ohne Zweifel höchſt Bedeutendes enthalten werden, iſt nichts zur öffentlichen Kunde gekommen.

Mit Dankelmann war für die Preußiſchen Staaten eine Säule gefallen, die wir während der ganzen übrigen Zeit von Friedrichs Regierung nicht erſetzt finden, und in

---

*) S. Beilage N.

den Geſchäften, die er mit Feſtigkeit und Klarheit verwaltet hatte, zeigte ſich jetzt mitunter bei manchen die ihn erſetzen zu können meinten, Ruheloſigkeit, Unſicherheit und Verworrenheit. Das wackere Volk hat ganz für ihn entſchieden; aber gerecht und voll inniger Liebe für ſeinen Fürſten, wie es immer iſt, tadelte es dieſen nicht, indem es annahm, es müßten hier geheime Gründe walten.

§. 26.

Es iſt nunmehr an der Zeit, der größeſten und bedeutendſten Begebenheit zu gedenken, welche unter Friedrich's Regierung vorfiel, der Erringung der Königskrone, in der er den Lohn aller ſeiner Bemühungen zu finden glaubte, und wirklich fand.

Schon in ſehr frühen Zeiten lebte in den Hohenzollerſchen Fürſten ein Geiſt, den nur das Höchſte befriedigen konnte, und wir finden, daß bereits Joachim der Erſte (genannt der Deutſche Neſtor) ſeinem Hauſe die königliche Würde verſpricht. *) Möge das immerhin nur Sage

---

*) S. Preußiſche und Brandenburgiſche Staats-Hiſtorie von Caſpar Abel, Leipz. und Stendal 1710, S. 111. Hier heißt es, er habe ſeinem Hauſe ſogar die höchſte Würde in der Chriſtenheit verſprochen, welches denn keine andere als die kaiſerl., oder päbſtl. ſeiner Meinung nach, ſein könne. „Ich weiß wol, ſetzt er dann hinzu, daß heutiges Tages dieſe Prophezeihung beinahe für ein halbes Oraculum angeſehen werde, nachdem es dem allmächtigen Gott in Gnaden beliebet, dieſes Joachimi I. Nachkömmlingſchaft mit der Preußiſchen Krone zu beſchrenken, ich kann

ſein, die Größe lebt in ſolcher Sage, und ſie mußte noch die ſpäten Enkel begeiſternd ergreifen.

Die nächſtfolgenden Zeiten nach Joachim waren nicht günſtig zur Erreichung jener Würde; obwohl die Macht Brandenburgs bedeutend vergrößert wurde. Der dreißigjährige Krieg ſchien jede Hoffnung zu lähmen, und den Wohlſtand des ganzen Landes auf Jahrzehnte zu vernichten. Aber wir haben vernommen, was ein großer Deutſcher Mann vermag, wenn feſter Wille, unbeſiegbar kühner Muth und klare Beſonnenheit alle ſeine Schritte leitet, wobei wir uns auch erinnern wollen, daß ihm eine Regierung von acht und vierzig Jahren gewährt wurde. Er ſchuf das Reich: und in dieſen wenigen Worten liegt ſeine ganze Größe ausgeſprochen. Es iſt bekannt, daß ihn meherere Europäiſche Fürſten ſelber aufforderten, die Krone an ſein Haus zu bringen; aber der Drang der Zeit, der ihn raſtlos zu kämpfen zwang, verhinderte ihn, ſich ſelbſt den Namen zu geben, den ſeine Thaten ververdienten. So mußte er denn den Lohn ſeiner Thaten dem Sohn überlaſſen.

Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß gleich bei Friedrichs Geburt ein wackerer Deutſcher Dichter, Simon Dach, ihm wie einem regierenden Fürſten huldigte, obwohl damals noch gar keine Hoffnung dazu war, daß

---

wir aber faſt nicht einbilden, daß ſolches herrliche Fatum des Hauſes Brandenburg ſchon dazumal in den Sternen geſchrieben geweſen" u. ſ. w.

der Prinz jemals zur Herrſchaft gelangen werde. Ein anderer Schriftſteller (J. Bödiker) ging noch weiter und verkündete ihm die Königskrone. *) Das Volk ging gern

---

*) Dachs Verſe lauten alſo:

Nicht vergebens ahnt es mir,
Daß wir werden unter Dir
Unſerm Haupt und Fürſten leben,
Da das Gold der alten Jahr,
Wie es um Saturn's Zeit war,
Sich wird wieder herbegeben.

Bödiker gab ſeine Verkündigung in einem Epigramm:

Nascitur in Regis Fridericus monte, quid istud?
Prædicunt Musæ: Rex Fridericus erit.

Wir verbinden hiermit Beſſers Verſe, die er ſeiner Krönungsgeſchichte einverleibte:

Er kam in Königsberg bald nach der Schlacht zur Welt,
Durch die das Oberrecht von Preußen ward erhalten,
Und gleich erkannte man, daß dieſer Prinz beſtellt,
Des großen Vaters Amt und Herrſchaft zu verwalten,
Ja daß er dermaleinſt von dieſer Preuß'ſchen Erden,
Wo er geboren war, ein König ſollte werden.

(S. des genannten Dichters Schriften Th. I, S. 86) Auch die auf Friedrichs Geburt geſchlagene Münze, deren Inſchrift gleichfalls der ſo eben erlangten Souverainetät über Preußen gedenkt, nebſt den einfachen Worten: Spei publicæ, in Beziehung auf den jungen Prinzen, verdient hier angeführt zu werden.

in jene Anſicht ein, und hatte ſich zuletzt ganz an den großen Gedanken gewöhnt.

§. 27.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Friedrich gleich beim Antritt der Regierung den Gedanken der Königswürde ergriffen habe, allein zuvörderſt war er bemüht, die Verdienſte Preußens um Deutſchland's und Europa's Ruhm zu vermehren; doch ſchon in den letzteren Jahren des Krieges, wo mehrere ſeiner Bundesgenoſſen den Kampf leider nur mit geringem Eifer fortſetzten, gewann er Zeit, die große Angelegenheit in nähere Betrachtung zu ziehen. Da man ſo ſehr gern Friedrichs Eitelkeit überall mit in's Spiel bringt, ſo legen mehrere Geſchichtſchreiber ein ganz beſonderes Gewicht auf einen Beſuch, welchen der Kurfürſt dem Könige Wilhelm im Haag abſtattete. 1696) Hier ſoll ihm, da das ſtreng geordnete Ceremoniel es ſo gebot, bei der geheimen Unterredung mit Wilhelm, ein Lehnſtuhl abgeſchlagen worden ſein, da nur ein König ſich deſſen bedienen dürfe. Friedrich ſei hierüber dergeſtalt erzürnt worden, daß man Mühe gehabt, ihn zur Fortſetzung der Unterhandlungen zu bewegen. Er ſei indeſſen zuletzt beruhigt worden durch das Verſprechen, daß Wilhelm ihm bald den Gegenbeſuch in Cleve machen werde, wo dann zwei Lehnſtühle ſtatt finden könnten.

So viel wir wiſſen, iſt Pöllnitz der Erſte, der dieſe Geſchichte erzählt hat, dem aber faſt alle Folgende, zuweilen ſogar mit einigem Behagen, gefolgt ſind. Wir leugnen jene Anekdote nicht, verhehlen auch keinesweges, daß

Friedrich auf das Ceremoniel und die Oſtentation in der äußeren Würde mehr gehalten habe, als wünſchenswerth ſein mag; aber wir zweifeln ſehr, daß jener Umſtand irgend etwas zur Vermehrung ſeines Eifers, das Herzogthum Preußen in ein Königreich zu verwandeln, beigetragen habe.

§. 28.

Das Streben nach der Königswürde hatte tiefere Gründe; doch wollen wir keinesweges auch die äußeren vergeſſen. Zuvörderſt jene Ermahnung Ludwigs des Vierzehnten an den großen Kurfürſten, durch die Zubringung der Krone an ſein Haus, Brandenburgs Anſehen auf immer zu befeſtigen. Weiſe, wie immer, hatte Friedrich Wilhelm Ludwigen, der, nach dem Frieden zu St. Germain, ihm bekanntlich eine Art von ſogenannter Freundſchaft ſchenkte, gar wohl durchſchaut, indem es mit jener freundlichen Aufforderung auf nichts weiter abgeſehen war, als den Kurfürſten mit dem Kaiſer auf immer zu veruneinigen.*)

Was aber Friedrich Wilhelm abhielt, konnte bei Friedrich gar nicht in Frage kommen, da zwiſchen ihm und dem Kaiſer ſtets das allerfreundlichſte Verhältniß gewaltet hatte, und er feſt entſchloſſen war, nicht ohne deſſen Zuſtimmung zu handeln. Was Frankreich betraf, ſo hatte er von dieſer Seite nur ein entſchiedenes Nein zu erwarten, welches er aber, wie billig, nimmer zu achten geſonnen war.

---

*) S. das oben angeführte Werk von Abel, der ſich bei dieſer Anführung auf Zalusky ſtützt.

Andere äußere Gründe waren jene frühere Erhebung Wilhelms zum König von England, und die ſpätere (1697) Auguſt's II, Kurfürſten von Sachſen, zum Könige von Polen. Während ſo Friedrichs Freunde die höchſte Würde erſtiegen, wie nahe mußte ihm der Gedanke treten, ihnen nachzuahmen. Dazu kam noch, daß der Czaar Peter der Große bei einem Beſuche in Königsberg (1698) Friedrichen den Titel Majeſtät gegeben, und mit eindringlichen Worten gerathen hatte, die Krone auf ſein Haupt zu ſetzen, welche er ſogleich anerkennen würde. Wie ſehr willkommen mußten Äußerungen dieſer Art dem Kurfürſten ſein, der ſchon durch ſein eigenes Gemüth genug gereizt worden war.

Freilich war der Preußiſche Staat damals noch nicht von ſo bedeutendem Umfange, um (wenigſtens nicht bei dem erſten Blicke,) als Königreich zu erſcheinen. Doch Dännemark und Portugal waren nicht größer, und wer mochte endlich bei ſo großen Thaten Preußens an deſſen Quadratmeilen denken? Selbſt den nicht erfreulichen Umſtand, daß Friedrichs Ländermaſſe zerriſſen auseinander lag, konnte der ſtolze und gerechte Gedanke aufheben, daß nicht die geographiſche Lage entſcheidet, ſondern der Geiſt des Volkes und dieſer hatte von Memel bis nach Weſel ſich allerdings als einen einigen und feſten, das heißt, als einen durchaus Preußiſchen Geiſt gezeigt.

§. 29.

Wenn aber die Schriftſteller faſt alle den inneren Grund überſehen haben, ſo überſah ihn (wir wagen es zu vermuthen) Friedrich nicht. Die Geſtalt Europa's und ſeines Getriebes durch das Ritterweſen und das Feudalſyſtem, hatte ſich ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden dergeſtalt verändert, daß das Gleichgewicht geſtört worden war und durch dieſe Störung die Verhältniſſe zu ſchwanken anfingen. Öſtreich allein vermochte jetzt nicht mehr, Frankreichs und der Türken Macht zu gleicher Zeit zu beſtehen, Deutſchland war bei aller herrlichen inneren Kraft kein einiges Reich mehr, Polen durch Spaltungen innerlich gelähmt, und Rußland in ſeiner koloſſalen Größe bedurfte nur eines Fürſten wie Peter war, um das zu werden, was es geworden iſt. — Und wir ſollten Friedrichen mistrauen, daß er, inmitten dieſer Verhältniſſe lebend, die innere Nothwendigkeit eines neuen Königreichs Preußen nicht geſehen und daß ihn nur Stolz und Eitelkeit, und andere äußere Gründe beſtimmt hätten? Wenn bei einem ſolchen Urtheil, das leider häufig ausgeſprochen, nicht Ungerechtigkeit waltet, ſo waltet ſie vielleicht nie, und jeder bittere Einfall, der dem Menſchen einmal in verworrener Stunde kommt, mag dann gerecht heißen.

Wir wiſſen ferner, und dieſen Umſtand hat noch niemand bezweifelt, daß Friedrich ein überaus eifriger Proteſtant war, der für den Proteſtantismus zuweilen ſogar dann Gefahren ſah, wenn keine droheten; und er hätte die wirkliche überſehen ſollen, die den Evangeliſchen allerdings nahe war, und ſtets nahe ſein würde, wenn Preußen nicht ewig fortführe, nach dem Höchſten und Größeten zu ſtreben? — Wie die edlen Krieger der Fahne bedürfen, um die ſie ſich verſammeln, ſo bedarf die Gemeine der Proteſtanten, die durch alle ihre Kämpfe doch bis dahin nichts weiter errungen hatten, als ungenügende Duldung eines ſchützenden Staates, der, eben weil er durch reinen Geiſt erzeugt worden iſt, den Geiſt allein zu zu ſchützen vermag. Einen ſolchen Staat zu gründen, war dem großen Kurfürſten gelungen, und wir wiſſen nun, warum wir dieſen Fürſten groß nennen müſſen. Ihm war das Hauptwerk gelungen; aber dem Werke fehlte, wenn wir ſo ſagen dürfen, der Name, und zwar der entſcheidende eines Königreichs, ihm fehlte der Glanz, der, wenn auch nur irdiſcher Natur, doch dem Geiſtigen werden muß. Beides nun: Namen und Glanz, gab Friedrich ſeinem Reiche, und wir werden nimmermehr zweifeln, daß es ſehr bedeutende Geſchenke waren, die er ſeinem Volke gab.

§. 30.

Wann die erſte Anregung in Beziehung auf die große Angelegenheit bei dem kaiſerlichen Hofe geſchah, iſt nicht mit völliger Gewißheit zu beſtimmen; doch iſt wahrſcheinlich, daß ſie in das Jahr 1694 fällt, da gleich hinterher Leopold dem Kurfürſten auch den Namen eines ſouverainen Herzogs von Preußen gab, was er billig ſchon ſeit dem Frieden von Oliva hätte thun ſollen. Weiter ließ ſich in jenem Augenblicke nichts erlangen. Auch noch ſpäterhin äußerte der Kaiſer: „Zwar erkenne er mit dankbarem Herzen die großen Dienſte, welche der Kurfürſt ihm und dem Deutſchen Reiche geleiſtet, und er wiſſe niemanden, der mehr als Friedrich die Würde eines Königs verdiene.“ Dann aber folgte eine Unzahl von Schwierigkeiten, die zu fürchtende Misbilligung der Europäiſchen Mächte, die Eiferſucht der übrigen Deutſchen Kurfürſten u. ſ. w. Welche Anſtrengung, welche Geduld, und Zeit wurde erfordert, alle dieſe Schwierigkeiten zu löſen; aber Friedrich ermüdete nicht, da er einmal die Nothwendigkeit eingeſehen hatte, zu ſiegen. Am meiſten aber mußte ihn beſtärken das Verfahren, welches man gegen ihn bei dem Ryswicker Frieden beobachtet hatte. Dieſe faſt öffentlich gewordene Vergeſſenheit des Dankes mußte ihn ſchmerzen, und es war nöthig, für alle Zukunft dagegen entſcheidende Maaßregeln zu nehmen. Was dem Herzoge und Kurfürſten begegnen konnte, davor ſchien der König geſichert.

Da nun endlich mehrere Europäiſche Monarchen Friedrichen die Beiſtimmung gaben, und auch von den meiſten Deutſchen Fürſten, die mit ihm in Freundſchaft lebten, ein Gleiches zu hoffen war, ſobald der Kaiſer den Ausſchlag gab, da ferner bei Öſtreichs ewigen Kriegen die Hülfe Preußens unentbehrlich ſchien, ſo ſah endlich Leopold die Nothwendigkeit ein, in Friedrichs Wunſch einzugehen. Doch langſam nur, oft zögernd und ſtets Gelegenheit ſuchend, die Unterſchrift des Kronentraktats aufzuſchieben.

Sobald aber Friedrich die Hauptſchwierigkeiten gehoben ſah, ſo zeigte er deutlich, daß nichts mehr ihn hemmen werde, indem er bereits vor Unterzeichnung jenes Tractats mit ſeinen Miniſtern berathſchlagte, welchem ſeiner Länder der Name eines Königreichs beigelegt werden möge. —

§. 31.

Man nannte zuerſt die Mark Brandenburg ſelbſt, als den eigentlichen Sitz der Hohenzollern, das Land, das ſtets ſo heldenmüthig und treu an der edlen Heldenfamilie gehangen, und wohl verdiene, ein Königreich genannt zu werden. Von hier aus hatten einſt die Sueven geherrſcht, hier hatte das Wendiſche Reich ſeinen Mittelpunkt gefunden, und der letzte Wendenkönig Przibezlaus hatte ſein ganzes Land und ſeine ganze Würde dem Markgrafen Albrecht dem Bär überlaſſen; doch nur das Land nahm Albrecht; nicht die Würde eines Königs. Was aber er Bedenken getragen hatte, ſich anzueignen, konnte jetzt zurückgefordert werden.

Dennoch mußte man dieſen Gedanken aufgeben, da der Kaiſer eine ſolche Erhebung Brandenburgs, wegen deſſen Verbindung mit dem Deutſchen Staatenverein, in welcher es nicht unabhängig erſcheinen konnte, ſehr ungern geſehen, oder vielleicht gar nie zugegeben haben würde. Friedrich aber wollte weder den Kaiſer beleidigen, noch irgend einen Deutſchen Reichsfürſten, und daß auch das Letztere zu fürchten geweſen wäre, lag am Tage.

Jetzt brachte man Pommern in Vorſchlag, ein edles Land, dem beſonders der große Kurfürſt eine ſehr innige, faſt möchten wir ſagen: kindlichſchöne und rührende

Liebe gewidmet hatte. Aber Brandenburg beſaß damals nur einen Theil jenes Landes, und es war löbliche Klugheit, durch die Verhältniſſe der Zeit geboten, Schweden nicht zu reizen, deſſen Reizbarkeit man ſchon in früheren Zeiten gar wohl hatte wahrnehmen können.

So wählte man Preußen, wobei jede Schwierigkeit wegfiel. Hier war Friedrich unabhängig, und niemand konnte ihm die Macht beſtreiten, ſich von dieſen Unterthanen ſelbſt jeden ihm beliebigen Titel geben zu laſſen. Kein Deutſcher Reichsfürſt wurde gekränkt, und auch der Kaiſer nicht; denn Friedrichs Verhältniſſe zu ihm wurden nicht geändert und ſeine Macht nicht größer. Selbſt der Umſtand iſt bedeutend, daß Friedrich ſich einen König in Preußen; nicht von Preußen nannte.

Da aber dem Fürſten jedes friedliche Verhältniß theuer war, und beſonders das mit dem Kaiſer, ſo gab er ihm gern ſelbſt manche ſchwere Bedingung zu, die jener machte. Pöllnitz erzählt, die ſämtlichen Verhandlungen zu Wien hätten dem Preußiſchen Hofe 6 Millionen Reichsthaler gekoſtet; doch iſt allerdings wahrſcheinlich daß dieſe Angabe bedeutend übertrieben iſt. Des ungeachtet beweiſt ſie, wie ſchwierig es war, die Öſtreichiſchen Miniſter Friedrichs Plane geneigt zu machen.

§. 32.

Noch bekannter iſt die Anekdote, daß zuletzt doch nur der Pater Wolf, Beichtvater und Liebling des Kaiſers, denſelben vermocht habe, in Friedrichs Wunſch einzugehen. Man erzählt nämlich: der Preußiſche Geſandte in Wien, Baron von Bartholdi *), habe einſt in der Krönungsangelegenheit einen Brief aus Berlin in Chiffern erhalten, in welchem unter andern auch geſtanden, er möge ſich nicht an Wolf wenden, vermuthlich, weil man dieſen, als einen Jeſuiten, für gänzlich abgeneigt hielt. Da aber der Brief faſt unleſerlich geſchrieben geweſen, ſo habe der Geſandte gerade das Gegentheil zu finden geglaubt, und ſei deshalb ſogleich mit jenem Beichtvater in Unterhandlungen getreten. Dieſer, überraſcht und geſchmeichelt durch den ehrenvollen Antrag, in einer ſolchen Angelegenheit mitzuwirken, habe dann auch ſogleich ſeinen ganzen Einfluß bei Leopold aufgeboten, und der Zweck ſei glücklich erreicht worden.

Obwohl wir nun jene Anekdote weder bejahen noch beneinen können, ſo ſcheint doch der wahre Grund von Leopolds Einwilligung viel tiefer zu liegen, und zwar in dem Wunſche, ſich in Friedrich einen treuen Verbündeten für den ſchon jetzt beſtimmt drohenden neuen Krieg mit Frankreich, zu erhalten, über den in der Folge das Nähere mitgetheilt werden wird.

Dieſer Umſtand allein konnte entſcheiden. Denn wie auch Leopold und wie auch ſeine Miniſter ſich ſelber ſchmeicheln mochten; dennoch mußten ſie ſich redlich geſtehen, was Öſtreich und Deutſchland dem Kurfürſten verdankte während des letzten, faſt neunjährigen Krieges. Und ſo unterzeichnete denn der Kaiſer am 6. November 1700 den

---

*) Chriſtian Friedrich, geb. zu Berlin 1668, geſt. 1714.

Preußiſchen Kronentraktat, der für ganz Europa und für alle Zeit ſo wichtig geworden iſt. Ob Leopold in dem Augenblicke fühlte, welch' eine Bedeutung ſeine Unterſchrift hatte, bezweifeln wir.

§. 33.

Die Bedingungen dieſes Traktats waren in mancher Hinſicht läſtig für Preußen. Friedrich mußte verſprechen, dem Kaiſer in allen Kriegszeiten 10,000 Mann, und zwar auf eigene Koſten, zu ſtellen, und eine Garniſon in Philippsburg zu halten; verſprechen, daß ſeine königliche Würde in ſeinen Verpflichtungen als Reichsfürſt in Deutſchland, nichts ändern ſolle; Verzicht zu leiſten auf alle Subſidien, welche ihm Öſtreich noch ſchuldig war; die Kur-Brandenburgiſche Wahlſtimme bei jedesmaliger Erledigung der kaiſerlichen Würde einem Prinzen aus dem Hauſe Öſtreich zu geben *), die Einführung der Böhmiſchen Kurſtimme auf dem Reichstage zu befördern. u. ſ. w.

Es war ſchwer, ſolche Verſprechungen zu thun; doch Friedrich, den großen Zweck ſtets vor Augen haltend, gab ſie wirklich, und hat ſie ſtets redlich gehalten: ja

---

*) Wobei indeß der wichtige Zuſatz, den wir hier zu Friedrichs II. eignen Worten aus den Memoires pour servir à l'histoire de Brandebourg, (Berlin, 1767, T. II, 25) geben wollen, nicht vergeſſen werden darf: à moins, qu'il n'y eût des raisons graves et indispensables, qui obligeassent les Electeurs d'élire un Empereur d'une autre maison.

er hat für den Kaiſer weit mehr gethan, als er verſprochen.

Auch wußte der Kurfürſt gar wohl, was er empfangen hatte, und dieſer Umſtand war es, der ihn manche jener hartſcheinenden Bedingungen verſchmerzen ließ. Da er einmal feſt entſchloſſen war, nicht ohne Beiſtimmung des Kaiſers in jener Angelegenheit zu handeln, ſo hätte man von dieſem, der das wußte, faſt noch läſtigere Begehrungen erwarten dürfen.

Wir wollen uns dabei der Worte Friedrichs des Großen erinnern, die wir in ſeinen Memoiren zur Geſchichte der Mark Brandenburg finden:

> Ainsi se termina cette grande affaire, qui avoit trouvé de l'opposition dans le conseil de l'électeur, dans les cours étrangeres, chez les amis comme chez les ennemis; à la quelle il fallut une complication de circonstances aussi extraordinaires pour qu'elle pût reussir; qu'on avoit traitée de chimérique et dont on prit bientot une opinion différente. Le prince Eugene dit en l'apprenant „que l'Empereur devroit faire pendre les ministres, qui lui avoient donné un conseil aussi perfide.“

§. 34.

Jetzt, nachdem der erſte Fürſt der Chriſtenheit in Friedrichs Plan eingegangen war, erſchien am 16. December ein öffentliches Ausſchreiben, in welchem Friedrich ſämtlichen Europäiſchen Mächten kund that, „daß er den

Titel eines Königs in Preußen annehmen werde: indem dieſes zuvörderſt eine an ſich völlig zuläſſige, durch Gründe und Beiſpiele überflüſſig gerechtfertigte Sache ſei, und ferner durch ſolche Erhebung keinem in der Welt an ſeinem wohlhergebrachten Rechte das Geringſte entzogen würde: Er hege deshalb zu den ſämtlichen Mächten in Europa, ſonderlich zu den Kurfürſten, Fürſten und Ständen des Deutſchen Reichs das ungezweifelte Vertrauen, dieſelben würden aus bloßer Misgunſt und Neid einem an ſich ſo unſchuldigen Werke ſich nicht widerſetzen; noch wegen des Namens und des Äußerlichen von einer Sache, die Sr. Kurfürſtl. Durchl. bereits vorlängſt gehabt, und ihr kein Menſch in der Welt mit Fug ſtreitig machen können, Schwierigkeiten erregen: welche darunter erzeigte Gunſt und Willfährigkeit dieſelben in dergleichen und andern Fällen dankbarlich anerkennen würden. Doch wolle er nichts aus Schuldigkeit fordern, ſondern alles auf eines jeden Billigkeit ankommen laſſen."

Das Verlangen, die große Angelegenheit bald möglich zu endigen, trieb Friedrichen an, die Reiſe nach Preußen bereits am andern Tage (17. December) und zwar in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin, ſeines Sohnes, und ſeiner Brüder Friedrich und Chriſtian Ludwig anzutreten. Der Hofſtaat und die andere Begleitung, welche ihm folgte, war ſo groß, daß, außer den von Berlin mitgenommenen Pferden, noch 30,000 Vorſpannpferde erfordert wurden. Man mußte den Zug in 4 Abtheilungen ſondern, damit auch jedes Mitglied der Begleitung unterwegs ein genügendes Unterkommen finden könne. Die Reſe war beſchwerlich wegen der trüben Winterszeit, und das Thauwetter hemmte häufig, ſo daß auch Friedrich einmal einen ganzen Tag in Ratzeburg bleiben, und wegen der überſchwemmten Weichſel den Weg über Danzig nehmen mußte. Endlich kam er unter lautem Freudenruf des Volks am 29 December in Königsberg an, wo ſich denn auch nach und nach die andern Abtheilungen einfanden.

§. 35.

Hier war bereits zur Ausführung des Krönungswerks Manches geſchehen; wobei überall der Ober-Ceremonienmeiſter von Beſſer, der in ſämmtlichen Europäiſchen Ceremonien wohl erfahren war, als Anleiter erſchien.

Am 15. Januar 1701 ritten vier Herolde in prachtvoller Römiſcher Tracht durch die ganze Stadt, und laſen, auf den großen dazu beſtimmten Plätzen, folgende gedruckte Bekanntmachung ab: „demnach es durch die allweiſe Vorſehung Gottes dahin gediehen, daß dieſes bisher geweſene ſouveraine Herzogthum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet, und deſſen Souverain, der allerdurchlauchtigſte Fürſt und Herr, Herr Friedrich, König in Preußen geworden: ſo wird ſolches hiermit männiglich kund gethan, publiciret und ausgerufen: Lange lebe Friedrich unſer allergnädigſter König, lange lebe Sophia Charlotte, unſre allergnädigſte Königin.“

Dieſe gedruckten Zettel wurden unter das Volk geworfen, das deren nicht bedurfte, da es ſeinen Fürſten innig liebte, und jenen Ausruf längſt im Herzen trug. — Der Tag verging unter Freudenruf und Vorbereitung zu dem nahen Feſt. Der ſechszehnte Januar war ein Sonntag, der, ſo wie damals immer, auch diesmal ſtill und andächtig gefeiert wurde und wo in ſämmtlichen Kirchen der Preußiſchen Lande — und gewiß auch nicht bloß in den Kirchen — der göttliche Segen zu der bevorſtehenden Krönung erflehet wurde. Am 17. ſtiftete Friedrich den ſchwarzen Adlerorden, der bekanntlich auch ſeinen ſchönen, einfachen Wahlſpruch: Suum cuique, enthält; ein Wort, deſſen reiche Bedeutung nicht verloren gegangen iſt. Es wurden mit großer Feierlichkeit achtzehn Ritter ernannt und mit dem edeln Schmuck bekleidet. Sie waren: der Kronprinz, die Markgrafen Philipp Wilhelm, Albrecht Friedrich und Chriſtian Ludwig, die Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurland und Friedrich Ludwig von Holſtein, der Feldmarſchall Graf von Barfuß, Graf Alexander von Dohna, Graf von Lottum, der Landhofmeiſter von Perbrand, der Graf von Rauſchke, der Kanzler von Creyzen, der Graf von Wallenrod, Graf Chriſtoph von Dohna, Graf von Dönhof, der Holländiſche General-Feldzeugmeiſter von Tettau, der Königin Oberhofmeiſter von Bülau, und der Generalmajor von Tettau.

An demſelben Tage wurde auch der Orden de la génerosité geſtiftet und ausgetheilt, der indeſſen, wie bekannt, nur bis zum Jahre 1740 dauerte, wo Friedrich II. ihn aufhob, und ſtatt deſſen den Orden pour le mérite einführte.

§. 36.

Am 18., Morgens, verſammelten ſich die Stände und die Hofleute in den Vorzimmern des Fürſten, während die Bürgerſchaft, nach ihren Ordnungen, die Straßen der Stadt beſetzt hielt. Der Graf von Wartenberg kleidete den König in deſſen Schlafgemach an. Dann trat Friedrich in den Audienzſaal, und ſetzte ſich in Gegenwart der Stände, die **Krone** mit eigener Hand auf das Haupt, und nahm den Scepter in die Hand, um dadurch anzuzeigen, daß er ſich ſelbſt allein die höchſte Würde verdanke. Dann ging er, gefolgt von den Großen des Hofes, um die Königin mit gleicher Würde zu zieren. Sie kam ihm bis in das äußerſte Vorgemach entgegen, verneigte ſich tief vor ihm, und der König nahm die für ſie beſtimmte Krone, welche der Graf von Dönhof auf einem ſammtenen Polſter trug, und ſetzte ſie ihr auf das ſchöne, lockige Haupt. Dann gingen beide nach dem Audienzſaale zurück, ließen ſich daſelbſt auf zwei Armſtühle von gediegenem Silber nieder, und empfingen die Glückwünſche des Hofes, der ſie jetzt zum erſtenmale als König und Königin begrüßen durfte.

Die Pracht der Kleider und der Kronen des Königs und der Königin waren ſo groß, daß die Schilderer jenes Tages ſehr redlich erklären, man **könne** dieſelben nicht wohl beſchreiben. Der König trug ein ſcharlachenes Kleid, reich mit Golde geſtickt, und mit großen diamantenen Knöpfen beſetzt, wovon jeder einzelne 3000 Ducaten gekoſtet. Darüber war der königliche Purpurmantel geſchlagen, den eine Agraffe zuſammenhielt, die aus 3 Diamanten beſtand die den Werth einer Tonne Goldes in ſich faßten. Der Scepter war von Gold, gänzlich mit Diamanten beſetzt, und oben an der Spitze, wo ein aufgerichteter Adler ſich ausbreitete, noch mit zwei ungemein großen Rubinen geziert. Er war ein Geſchenk des Czaars Peter, der, wie bekannt, ſtets bemüht war, ſich Friedrichen zum Freunde zu erhalten. Die Krone auf des Königs Haupt war ebenfals von gediegenem Golde, „aber nicht, wie gewöhnlich, mit Laubwerk, ſondern von lauter dicht aneinander gefügten Diamanten, die auf den geſchloſſenen Bügeln und dem ganzen Umkreiſe, wie aus Einem Stück zuſammen gegoſſen, und nicht anders denn durch den Unterſchied ihrer Größe getheilt zu ſein ſchienen; da einige derſelben 80, 90 und 100 Gran, ja einige Brillanten gar 130 am Gewichte hielten, und folglich auch mit unterſchiedenem Feuer in das Geſicht fielen." *)

Nicht minder prachtvoll war die Kleidung der Königin, doch möge es genug ſein, zu erwähnen, daß man den Schmuck derſelben gleichfalls einige Millionen werth ſchätzte.

§. 37.

Sodann ging der Zug nach der Kirche, wo die Sal-

---

*) S. Pauli, a. a. O. S. 227 ff. Gütther, S. 132 ff. Beſſer a. a. O. und P. J. Marperger's Schrift: Das mit Kron und Zepter prangende Preußen.

bung vor ſich gehen ſollte, zu welchem Endzwecke Friedrich zwei ausgezeichnete Gottesgelehrte zu dem Range von Biſchöfen erhoben hatte. Der eine war der Berliniſche Oberhofprediger Benjamin Urſinus von Bär, ein Reformirter, *) und Liebling Friedrichs, deſſen Predigten er faſt nie verſäumte, und der andere der Lutheriſche Oberhofprediger Doktor Bernhard von Sanden zu Königsberg. Der Adel war beiden erſt für jenen Tag ertheilt worden.

In allen Kirchen des Preußiſchen Landes wurde heute über denſelben Text gepredigt, den der König ſelbſt gewählt hatte, Vormittags über den 21. und 22 Vers des 89. Pſalms: „Ich habe funden meinen Knecht David; ich habe ihn geſalbet mit meinem heiligen Öle. Meine Hand ſoll ihn erhalten, und mein Arm ſoll ihn ſtärken," — des Nachmittages über den 20. und 21. Vers des 2. Kapitels im Daniel: „Darüber lobete Daniel den Gott vom Himmel, fing an und ſprach: Gelobet ſei der Name Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit: denn ſein iſt beides, Weisheit und Stärke. Er ändert Zeit und Stunde; er ſetzet Könige ab, und ſetzet Könige ein; er giebt den Weiſen ihre Weisheit und den Verſtändigen ihren Verſtand."

Eine köſtliche Ampulle von Jaspis, auf einem goldenen Teller, enthielt das Salböl. Der König ließ es dem Conſecrator übergeben, legte dann Krone und Scepter ab, kniete vor dem Altar nieder, und betete; dann em-

---

*) S. Beilage O.

pfing er die Salbung auf die Stirn und den Puls der beiden Hände, worauf er die Krone wieder aufſetzte, den Scepter wieder zu ſich nahm und von neuem den Thron beſtieg. Jetzt empfing auch die Königin die Salbung, und ein allgemeines Gebet und feierlicher Geſang beſchloß die Handlung.

Überall herrſchte die innigſte Freude, aber eine ſtille und religiöſe; kein Gedränge war zu ſpüren, kein unzeitiges Wort war gefallen, ſo daß auch die kaiſerlichen, Engliſchen, Polniſchen, Däniſchen, Hannöverſchen und Kaſſelſchen Miniſter, die der Feierlichkeit beigewohnt hatten jenen Umſtand öffentlich rühmten, und wie alle Umgebungen, ſo wie auch das ganze Volk, ſich ſo würdig benommen.

Späterhin ward eine große Anzahl von Krönungsmünzen mit den berühmten Worten: Prima meae gentis und Ex me mea nata corona unter das Volk ausgetheilt. Es war nicht leicht ein Bürger, der ſie nicht empfing, denn man rechnet, daß für mehr als 6000 Thaler ſolcher kleiner Münzen geſchlagen worden ſind. *)

---

*) Gütther giebt in ſeinem oft angeführten Werk die Abbildung von zwanzig Medaillen, die nach und nach auf jene Feierlichkeit zum Vorſchein kamen. Sie ſind zum Theil wichtige Denkmale der Anſicht und des Geſchmackes der Zeit, ſo wie denn auch einige um deswillen merkwürdig ſind, weil Friedrich ſowohl die Idee zu der Zeichnung, als auch die Inſchriften angab.

Der Tag endete unter feierlichen Freudenmahlen, Feuerwerken und Erleuchtung der Stadt.

§ 38.

Es war Friedrichen beſonders erfreulich, daß die meiſten Europäiſchen Mächte mit einer kaum zu erwartenden Raſchheit ihm ihre Theilnahme und Beiſtimmnng zuſichern ließen. König Auguſt von Polen erkannte ihn ſchon am 28. Januar in ſeiner neuen Würde an, und wünſchte ihm Glück. Am 31. deſſelben Monats folgte eine feierliche Geſandtſchaft von Seiten Wilhelms von England, deſſen Glückwunſch der Lord Raby überbrachte. Im Februar folgte der Glückwunſch Friedrichs IV, Königs von Dänemark, ſo wie zu Anfange des März daſſelbe von Seiten Hollands und der Schweiz geſchah. Der Czaar Peter ſchickte einen eigenen Geſandten nach Berlin, um dem Könige ſeine freudige Theilnahme zu bezeigen; ja, es ſcheint ſogar, daß er dem Kaiſer Leopold zuvor gekommen ſei, der mit gewohnter, langſam ſchreitender Gravität ſich bis zum Mai Zeit nahm, und vielleicht noch länger mit dem Glückwuuſch würde gezaudert haben, wenn nicht Friedrich einen eigenen Geſandten an ihn abgeſchickt hätte, um ihm die vollzogene Krönung bekannt zu machen.

Als aber Leopold endlich das Glückwünſchungswort ausgeſprochen hatte, da erſchienen auch ſchnell hinter einander die Glückwünſchungsbriefe aus dem Reich von den Markgrafen in Franken, von Kurpfalz und Hannover, von Meklenburg, Sachſen, Würzburg und Hannover u. ſ. w. Schweden wartete zwei ganzer Jahre; denn König Karl

Karl der Zwölfte miſtraute in dieſem Augenblick unſerm Friedrich, bis er endlich 1704 vollkommen einſah, daß er ſich geirrt hatte.

Nur Frankreich, Köln und Baiern erklärten ſich entſchieden dagegen; doch war deutlich, daß nur der bevorſtehende Krieg ſie abhalte, nnd man durfte hoffen, daß, wenn dieſer ein Ende genommen, auch ihre Einwendungen ein Ende nehmen würden.

Weit ernſtlicher war die Proteſtation des Papſtes **Clemnes XI.** und des Deutſchen Ordens gegen die neuangenommene königliche Würde Preußens. Der Erſtere, in alter Folgegerechtheit, und deshalb unangefochten durch alle Erfahrungen der letzteren Jahrhunderte, beharrte bei dem Satze, daß er allein Könige machen könne. *) Der zweite wollte die Anforderung an Preußen überhaupt nicht aufgeben, **) obwohl ihm längſt der große Kurfürſt bewieſen, daß die Anforderung unſtatthaft ſei. Beide

---

*) Es iſt bekannt, daß noch im Jahre 1786 Friedrich der Große im Römiſchen Staatskalender als ein **Marquis** (marchese) von Brandenburg aufgeführt wurde. Es ſcheint, man habe dieſe Lächerlichkeit früherhin nicht bemerkt, oder nicht bemerken wollen; bis endlich ein ernſtes Wort von Preußiſcher Seite dem Übelſtande ein Ende machte.

**) Zuerſt in einem Schreiben vom 7. Sept. 1700 an den Kaiſer, dann in zwei andern vom 11. und 14. Febr. 1701 an die katholiſchen Fürſten Deutſchlands, und an Ludwig XIV. (S. Europäiſches Theater XVI, 70 ff.)

Proteſtationen wurden von Preußiſcher Seite ruhig und feſt und mit ſiegenden Gegengründen beantwortet.

§. 39.

Wir haben geglaubt die Darſtellung dieſer weltgeſchichtlich bedeutungsvollen Angelegenheit, ohne Unterbrechung durch die Hinſicht auf gleichzeitige Begebenheiten, durchführen zu müſſen; und holen deshalb jetzt nach, was ſonſt noch in Beziehung auf Preußen und auf Friedrich Wichtigkeit für uns haben kann.

Am 7. Nov. 1694 verlor Brandenburg einen ſehr bedeutenden Geſchichtsforſcher, Samuel, Freiherrn von Pufendorf, der inſonderheit durch ſeine ausführliche Beſchreibung des Lebens und der Thaten Friedrich Wilhelms des Großen ſich berühmt gemacht hat. Die Zeitgenoſſen haben das Werk allerdings überſchätzt, denn ſie fühlten ſich durch die große Maſſe von Gelehrſamkeit und den faſt endloſen Fleiß, der in denſelben ſichtbar iſt, vollkommen zufrieden geſtellt. Manche ſpätere Kritiker ſind mit ihrem deſto härtern Urtheile ſehr ſchnell fertig geworden, indem ſie jenes überaus ſtarkgeſtaltete Buch ſchlechthin ungenießbar nannten. — Am billigſten würde es wohl ſein, dem Verfaſſer den Namen eines großen Geſchichtforſchers allerdings beizulegen; wenn wir ihm auch den eines guten Geſchichtſchreibers verſagen müſſen. Zuvörderſt wählte er irriger (und bekannter) Weiſe die lateiniſche Sprache für ſein Werk, in der er, ſelbſt wenn er ſie beſſer in ſeiner Gewalt gehabt hätte, dennoch den Deutſchen Fürſten und das Deutſche Gemüth nicht genügend würde haben ausſprechen können. Sodann fehlte ihm auch die Kraft der ausdrucksvollen und ſichern Perſonaldarſtellung und des lebendigen Lebens, ſo daß wir nur die Reihenfolge der unzähligen einzelnen Begebenheiten, nebſt den Namen der Urheber erfahren, ohne das innere Getriebe deſſelben, ohne ihre Geſtalt und Weſenheit.

Puffendorfs letztes, doch nicht gedrucktes Werk iſt die Beſchreibung der erſten 5 Regierungsjahre Friedrichs III.

Der Tod des würdigen Mannes wurde allgemein betrauert, und der Kurfürſt ſo wie ſein ganzes Haus ſandte Abgeordnete, um der Leiche auf dem Wege zu ihrer Ruheſtätte zu folgen. Er verlor in ihm einen wichtigen Staatsdiener, und einen reinen Vaterlandsfreund.

§. 40.

Der Kurprinz ward in ſeinem ſechsten Jahre männlicher Erziehung übergeben, und nach langen Berathſchlagungen war der Graf Alexander von Dohna zu ſeinem Oberhofmeiſter erwählt worden. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich, wenn wir Pöllnitz folgen dürfen, zum erſtenmal eine Spur von Kälte von Seiten des Kurfürſten gegen Dankelmann, indem er deſſen Wunſch, daß einer ſeiner Brüder jene Stelle erhalten möchte, ablehnte. Im achten Jahre erhielt der Prinz, wie nicht erfreulich iſt zu erzählen, einen eiteln hohltönenden Franzoſen, Namens Rebeur, den man ſogar in den Adelſtand erhob, zum Lehrer; doch iſt zum Glück hinzuzuſetzen, daß die geſunde und rüſtige Natur des Prinzen von allem Gallicismus unangefochten blieb. So ſtand ihm auch dann ſtets ſeine geiſtreiche Mutter zur Seite, die ſchon als Leibnitzens erhabene Freundin jeder fremdartigen Sophiſterei zu wehren wußte.

Der Kurfürſt zeigte ſich um dieſe Zeit ganz beſonders freigebig gegen die Gelehrten. Er ſchätzte vorzüglich den Geheimenrath von **Fuchs**, der, bei anerkanntem Verdienſt als Staatsmann, auch als Redner glänzte, dergeſtalt, daß ihm faſt ſämtliche öffentliche Orationen, welche zu halten waren, aufgetragen wurden. Er ſcheint ſie auch recht gern übernommen zu haben, da er die Lohenſteiniſche Schule, in deren Art und Kunſt er ſprach, für die einzig wahre hielt.

Nicht minder ſchätzte er den Bibliothekar und Rath, Laurentius **Beger**, welcher den Auftrag empfing, die Alterthümer in Friedrichs Kabinette zu beſchreiben, wodurch das Prachtwerk Thesaurus Brandeburgicus, auf Kurfürſtliche Koſten gedruckt, zu Stande kam, wofür der Verfaſſer ſehr reichlich belohnt wurde. *)

§. 41.

Verhältnißmäßig noch freigebiger zeigte ſich Friedrich gegen den Engliſchen Prediger **Wallis**, dem er für eine eingeſandte geiſtliche Rede 60 Pfund Sterling zu einer goldenen Kette ſchenkte.

---

*) Es iſt erſchienen in 3 Foliobänden, zu Cölln an der Spree, 1696 ff. — S. die **Beilage** P.

Ein anderer Ausländer, Teiſſier, erhielt den Auftrag, das Leben Friedrich Wilhelms des Großen zu beſchreiben; doch lieferte er nur eine in das Allgemeine hin zerfahrende Lobrede, deren Niemand bedurfte, und die Niemandem weniger hätte zuſagen können, als dem einfach herrlichen Fürſten, deſſen Darſtellung man verlangt hatte.

Wie ſo ganz anders, und als reines Zeugniß von Gründlichkeit und Fleiß ſteht das Werk da, zu welchem Johann Chriſtoph Beckmann, vielleicht ſchon um dieſe Zeit, ſich anſchickte. Dieſer vaterländiſch geſinnte Mann hatte den Gedanken gefaßt, eine hiſtoriſche Beſchreibung der Kurmark Brandenburg zu liefern, und es ſollten in dieſem Werk dargeſtellt werden der Urſprung derſelben, die Einwohner, die natürliche Beſchaffenheit, Gewäſſer, Landſchaften, Städte, geiſtlichen Stifter; ferner die Regenten, deren Staats- und Religionshandlungen, Wappen, Siegel und Münzen, die wohl verdienten Geſchlechter adlichen und bürgerlichen Standes, das Aufnehmen der Künſte und Wiſſenſchaften in derſelben u. ſ. w., theils aus ſchriftlichen und aus Archiven hergenommenen oder aus gedruckten Urkunden, theils aus der Erfahrung ſelbſt zuſammengetragen. — Andere erzählen, der Gedanke, ein ſolches Buch zu unternehmen, ſei ihm erſt 1710 durch den König Friedrich I. ſelbſt gegeben worden; in jedem Falle macht die Ausführung des Verfaſſers redlichem Fleiße große Ehre.

Friedrich erlebte die Erſcheinung dieſes wichtigen Werkes nicht. Auch der Verfaſſer ſtarb vor der Vollendung

1717. Jetzt ließ Friedrich Wilhelm I. das ganze Manuſcript in das königliche Archiv bringen, wo es 23 Jahre faſt fruchtlos lag, bis endlich Friedrich II. es den Erben, mit dem Wunſche, daß es bald gedruckt werde, zurückliefern ließ (1740). Indeſſen war während jener langen Zeit zu viel Neues vorgefallen, als daß nicht hätte ſollen ein neuer Aufſchub nöthig ſein, um jene Veränderungen mit einzuflechten; und ſo iſt es denn gekommen, daß ein Werk, welches wahrſcheinlich bereits am Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts unternommen wurde, erſt 1751 in den Druck gegeben worden iſt *).

§. 42.

Unter den großen Männern, welche damals der Brandenburgiſche Staat beſaß, nennen wir zu allererſt den bereits oben erwähnten Gottesgelehrten Philipp Jakob Spener, einen Mann, der faſt einſam ſteht in ſeiner vollendeten Vortrefflichkeit, inneren Gediegenheit und ſiegenden Wirkſamkeit nach außen hin. (Der Verfaſſer dieſer Biographie hat an einem anderen Orte die Darſtellung von Speners Leben zu geben verſucht, und wünſcht

---

*) Wir haben von dieſem Werke ausführlicher geſprochen, als nöthig ſcheint; doch wird uns nicht das gereuen, wenn Andere auf unſere Empfehlung aus der Lektüre jenes Buchs daſſelbe Vergnügen ſchöpfen, was wir dabei genoſſen haben. — Einige unerquickliche Anmerkungen, ja wol gar mitunter einiger Aufklärungsprunk in demſelben ſcheinen von einer ſpäteren Hand hinzugethan zu ſein, und iſt leicht zu vergeſſen.

deshalb die Leſer auf jenen Aufſatz zu verweiſen, falls ſie nicht ſelbſt bereits Kenntniß von jenem Manne genommen haben, von deſſen edlem Antlitz milde Klarheit und ewigen Frieden herab zu leuchten ſchienen).*)

An Großartigkeit der Wirkung auf die Zeitgenoſſen und die Folgezeit iſt ihm nur zu vergleichen **Leibnitz**, von dem wir indeſſen erſt tiefer unten reden werden, wenn wir auf die Vollendung ſeines Werkes zeigen können.

Neben Spener, und ihm innig befreundet, obwohl weit jünger und faſt von entgegengeſetztem Temperament, ſtand der Prediger **Kaspar Schade**, ein Mann, der in Beziehung auf das innere und äußere Kirchenweſen in der Mark ausgezeichnet gewirkt hat. Im höchſten Grade ſtreng gegen ſich ſelbſt, ward er es auch gegen andere, und da er in der Art, wie bisher **gebeichtet** und **losgeſprochen** wurde, ein gänzliches Mißverſtehen der göttlichen Lehre von der Vergebung der Sünden wahrzunehmen glaubte, ſo ſchaffte er endlich, nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, eigenmächtig die Privatbeichte ab. Den heftigen Feindſeligkeiten ſeiner vielen Gegner durch einen bald darauf erfolgenden Tod entzogen, blieb dennoch ſeine Lehre haften, dergeſtalt, daß im Jahre 1699, nachdem die Beichtangelegenheit von allen Partheien zur Sprache gebracht worden war, der Kurfürſt ſich bewogen fand, wenigſtens einigermaßen in Schade's Ideen

---

*) S. die Zeitſchrift: die **Muſen**, Jahrgang 1812, Stück II, S. 38 bis 51.

einzugehen, und eine höhere Gewiſſensfreiheit hervor zu rufen. *)

§. 43.

Die Streitigkeiten zwiſchen Lutheranern und Reformirten wurden leider noch oftmals auf die Kanzel gebracht, weshalb Friedrich ſich nicht ſelten zu ſtrengen Befehlen gegen dieſen Übelſtand veranlaßt fühlte. Wenn indeſſen dieſe öffentliche und mündliche Polemik an heiliger Stätte ſich auch noch einigermaßen verbieten ließ, ſo ward es doch ſchwerer, die häufigen theologiſchen Streitſchriften zu verbieten, an denen damals das Publikum, was nicht zu ſeinem Nachtheile geſagt werden ſoll, den lebhafteſten Antheil nahm. Im Jahr 1696 hielt Friedrich für nöthig, einen eigenen Cenſor, ſo viel wir wiſſen den Erſten in den Preußiſchen Landen, anzuſtellen. Er hatte den Auftrag, ſämtliche Handſchriften, welche ein Berliniſcher Buchhändler im Verlag zu nehmen bereit war, vorher erſt genau durchzuleſen, womit indeſſen wohl nur manche allzuheftige, den Anſtand verletzende theologiſche Schriften gemeint waren.

---

*) Über dieſen früherhin faſt nur beſchwatzten und eben deshalb faſt gar nicht gekannten, ſehr wichtigen und anziehenden Mann habe ich ausführlich geſprochen in dem Journal: die Muſen, Jahrgang 1814. Stück 3. S. 231 bis 271. Es iſt in S's. Charakter nichts Gemachtes, nichts von außen Angeflogenes, ſondern es iſt der nothwendige Kampf einer zart religiöſen Natur gegen veraltetes Herkommen, da wo kein Herkommen ſein darf. Sieg ward ihm nur im Tode.

Die Macht der Geiſtlichen war groß; aber wir wollen dabei auch nicht vergeſſen, daß aller Augen auf ſie gerichtet waren, und daß nur ein muſterhaftes Leben ihnen die Achtung ſicherte, die man ihnen gern widmete. Die Verordnungen wegen der Heiligung des Sonntages und der chriſtlichen Feſte wurden nicht nur erneuert, ſondern noch geſchärft. Von früh Morgens bis Abends nach beendigter Nachmittagskirche ſollte gänzliche Stille in der Stadt herrſchen, keine Spatzierfahrt angeſtellt werden, alle Kaufmanns und Krämerladen geſchloſſen bleiben u. ſ. w. Während der ſechswöchentlichen Faſten durfte nirgends Muſik gehört werden. Ja, man ging in der Strenge ſo weit, Jedem, deſſen Ruf nicht rein war, oder von dem die Rede ging, er hege in Glaubensangelegenheiten abweichende Meinungen, das Abendmal zu verſagen.

§. 44.

Vorzüglich oft ſprach ſich die Abneigung der Geiſtlichen gegen das Theater aus, ein Gefühl, das, wie bekannt, faſt während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts ſich laut genug geäußert hat. Im Jahr 1695 ging es ſoweit, daß ſie eine zum Vergnügen des Hofes erbaute Schaubühne geradezu abbrechen ließen, und zwar zu einer Zeit, da die Schauſpieler ſchon angekleidet waren, um eben auf zu treten; woraus ſich denn abnehmen läßt, daß ein Haus, welches ſich ſo raſch zerſtören ließ, nicht ſehr gründlich angelegt ſein mochte. Daß die Geiſtlichen für dies eigenmächtige Verfahren beſtraft worden wären, ſindet ſich nicht, ſo wie überhaupt das ganze ſeltſame Verfahren von den Berliniſchen Chroniſten nur kalt und faſt wie etwas Unbedeutendes erzählt wird. *) Unmöglich iſt es indeſſen nicht; denn wir wiſſen allerdings, daß im Jahr 1696 den proteſtantiſchen Geiſtlichen noch manche Reſte von Macht geblieben waren, welche die Zeit des unangefochtenen Katholizismus ſämmtlichen Prieſtern gewährt hatte.

Friedrich ließ ihnen gern ſo viel Macht, als irgend möglich war, denn er ehrte ihren Stand wahrhaft, und ſein Lieblingsprediger Urſinus, deſſen bereits oben erwähnt worden iſt, trug nach Kräften bei, um ihn in dieſer Anſicht zu beſtärken.

§. 45.

Indeſſen hatte der faſt endloſe Aufwand für den Krieg, in Verbindung mit der unendlichen Pracht des Hofes, den koſtſpieligen Bauten — in welcher letzteren Beziehung wir nur auf das Berliner Schloß, das Zeughaus, die neue Friedrichsſtadt, Lietzenburg (ſpäterhin Charlottenburg) und Oranienburg hindeuten wollen, — nach und nach einen Geldmangel in den öffentlichen Kaſſen verurſacht, der uns nicht befremden kann, da man ihn ſogar noch früher hätte erwarten ſollen, als er wirklich eintrat. Allerdings zeigen ſich einige Spuren dieſes Mangels ſelbſt ſchon unter Dankelmanns Verwaltung; doch

---

*) S. Schilderung von Berlin, Th. III. S. 59.

dürfen wir dem geiſtreichen und feſten Manne zutrauen, daß er bei längerer Wirkſamkeit demſelben gar leicht würde abgeholfen haben.

Traurig war indeß beſonders, daß ein nicht kleiner Theil des Berliniſchen Bürgerſtandes, der oft das Beiſpiel giebt für die übrigen Städte der Mark, zur Verſchwendung ſich hinneigte, da der Hof und der Adel zum Theil ihnen vorangingen in Pracht und Luxus.

Der Kurfürſt ließ es nicht an Verordnungen fehlen, um jenem Unweſen zu ſteuern, und die alte Einfachheit in den Sitten, Trachten, und Vergnügungen wieder herzuſtellen. So findet ſich eine Verordnung vom 28. Mai 1696, in welcher ausführlich beſtimmt worden iſt, wie es hinfort in Kleidungen und Livreen, bei den Gaſtereien, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbniſſen, gehalten werden ſolle. Sämtliche Einwohner der Mark Brandenburg wurden haarſcharf nach ihren Klaſſen geſondert, und genau vorgeſchrieben, wie viel Gold, Silber, oder Seide ein jeder auf ſeinem Kleide tragen, und welche Zahl von Schüſſeln er bei ſeinen Feſten nicht überſchreiten dürfe. Der Anfang dieſer Verordnung lautet ſehr trübe und eindringlich: Der Kurfürſt habe mit großem Leidweſen bemerkt, daß der Luxus, die Üppigkeit und Verſchwendung in der Kleiderpracht, Ausrichtungen und Gaſtereien, ungeachtet der kümmerlichen und nahrungsloſen Zeiten, im Lande, beſonders aber in der Reſidenz, ſo hoch geſtiegen ſein, daß man billigerweiſe den höchſten Zorn und die höchſte Strafe Gottes fürchten müſſe, mit denen er in der heiligen Schrift gedräuet habe. Doch außer jenen zu beſorgenden göttlichen Strafen, zeige ſich auch bereits die ſchlimme Folge jener Wirthſchaftsloſigkeit. Die meiſten Familien verarmten, und die Eltern, ſonſt gewohnt, für ihre Kinder etwas zu erſparen, hinterließen ihnen jetzt nur Armuth und Schulden.

§. 46.

Jetzt wollte man denn alſo mit Gewalt Sitteneinfalt und Sparſamkeit zurückrufen, und um den Vorſchriften, welche jetzt deshalb gemacht wurden, deſto größere Eindringlichkeit zu geben, ward den Übertretern mit harten Strafen gedroht, ja ſogar bei dreimaliger Übertretung mit Leibesſtrafe. Indeſſen finden wir nicht, daß dieſe und ähnliche Verordnungen viel gefruchtet haben. Die Prachtliebe, die Vergnügungsſucht, die Ausländerei in Trachten u. ſ. w., war ſchon zu weit eingeriſſen, um durch das bloße Wort vertilgt werden zu können. Leider fehlte auch das lebendige Muſter, welches hier am meiſten gewirkt haben würde. — So traurig aber auch dieſer Gedanke iſt, ſo müſſen wir doch die Kraft des Staats bewundern, der, obwohl damals noch im Werden, dennoch ſchon feſt genug gegründet war, um ſelbſt eine lang dauernde Verſchwendung wenigſtens ertragen zu können.

Der Glanz des Hofes, weit entfernt, vermindert zu werden, ſtieg faſt mit jedem Tage, ja es iſt klar daß er ſelbſt die zu Paris und Verſailles herrſchende Pracht in mancher Hinſicht übertroffen habe. Wir trauen unſern Augen kaum, wenn wir das ſchon früher angeführte Güntherſche Werk leſen, welches faſt gar nichts Anderes enthält, als die Beſchreibung von Feſten und Feierlichkeiten des Fürſten und ſeines Hofes. Es ſcheint, als habe Friedrich, im Vertrauen auf die innere Kraft ſeines Staates, mitunter auch ſie überſchätzend, ſie an jedem Tage auch öffentlich zeigen wollen. Betrachten wir vollends die ausgezeichneteren Feſte, ſo begreifen wir kaum, wie ſie dem Fürſten und dem Lande auszurichten möglich geweſen ſeien.

§. 47.

So ward am Schluſſe des Mai 1700 die Vermählung der einzigen Tochter Friedrichs, Louiſe Dorothea Sophia (geb. 19 Sept. 1680 aus der erſten Ehe) mit Friedrich, Erbprinzen von Heſſenkaſſel auf eine ſo glänzende Weiſe gefeiert, daß der Kurfürſt ſich diesmal ſelbſt übertreffen zu wollen ſchien. Die Feſte dauerten faſt einen ganzen Monat, ſämtliche Kleider der vornehmeren Hofleute wurden (leider) aus Frankreich verſchrieben, und mehrere Muſiker Sänger und Schauſpieler aus Wien, Paris und Dresden. Der ganze Anzug der Braut am Vermählungstage (31. Mai) ward auf vier Millionen Thaler werth geſchätzt, *) und war ſo überladen mit Diamanten, daß er über einen Centner wog, weshalb auch für gut befunden wurde, die Schleppe von ſechs Kammerfräulein tragen zu laſſen, die aber noch der Unterſtützung von

---

*) S. Günther, S. 105., König, S. 99. Auch Beſſer, der dieſe ſämtlichen Feierlichkeiten officiell beſchrieb, giebt dieſelbe Summe an.

zwei Edelknaben bedurften. *) Die Tafel, an welcher der Hof ſpeiſete, bot den Anblick von nicht weniger als

---

*) Da wir im Ganzen nicht viel Genaues wiſſen über die Tracht der damaligen Zeit, ſo mag hier eine Stelle aus Gütthers Werk S. 114 ff. mitgetheilt werden. „Das Kleid der Braut war von reichem Silberſtücke, und der Fürſtenmantel von goldenem Netze oder points d'Espagne, 7 Ellen lang, deſſen Schweif von ſechs ebenfalls weißgekleideten Kammerfräulein getragen ward, die wegen der großen Schwere deſſelben noch von zween Braut-Edelknaben unterſtützet wurden, die in blauen Sammet und ſilbernen Brokat gekleidet waren. Das Leibſtück der Prinzeſſin und der Unterrock waren über und über mit Diamanten von großem Werthe beſetzet, ſo daß u. ſ. w. Der fürſtl. Bräutigam hatte ebenfalls ein ſilberſtücken Mantelkleid mit vielen Arten von ſilbernen Spitzen, einen Degen mit Diamanten und einen Hut mit einer großen Diamanten-Krempe beſetzet, der oben mit einer weißen und roſenfarbenen Feder geziert war, und den ihm ſeine Durchl. Braut kurz vorher zum Geſchenke überſandt hatte u. ſ. w. — Nicht minder anziehend iſt die Beſchreibung des Lokals, wo die Trauung vollzogen wurde. Es war der ſogenannte Alabaſterſaal im Schloſſe zu Berlin." Dieſer Saal iſt theils wegen ſeiner Größe, theils wegen der ſchönen Decken an Stucaturarbeit und Mahlerei al fresco, wie auch der Bildſäulen der zwölf Kurfürſten des Brandenburgiſchen Hauſes, von weißem Marmor, in Lebensgröße, in ſo viel künſtlichen Bogen, ſehenswürdig. Ganz oben war ein breiter Thron, unter einem ganz neuen und mit ſonderlichen Zierrathen geſchmückten Carmoſinſammtenen Himmel, drei Stufen hoch aufgerichtet, auf welchen die fürſtlichen Perſonen ſich bega-

fünf hundert Gerichten dar, und es ward mit Recht als ein beſonderes mechaniſches Kunſtwerk betrachtet, daß der Küchenmeiſter alle jene Speiſen während einer halben Stunde auf die Tafel zu ſetzen im Stande war, während er noch 86 andere Tafeln zu verſorgen hatte, u. ſ. w.

Friedrich trennte ſich mit ſchwerem Herzen von ſeiner geliebten einzigen Tochter. Sie hätte für ihn und den Staat von großer politiſcher Wichtigkeit werden können, denn Karl XII. hatte ſie zur Gemahlin verlangt; doch ſeine Anwerbung war eben nach der Verlobung mit dem Erbprinzen von Kaſſel eingetroffen, und ſo mußte der Antrag abgelehnt werden. — Die Prinzeſſin war von zartem Körperbau, ihre Ehe blieb kinderlos und ſie ſtarb bereits am 23 December 1705, einem Jahre, das Friedrichs Herzen vieles raubte. Ihr Gemahl iſt bekanntlich

---

den; einige Schritte davon ſtand auf gleicher Erde ein Tiſch für den Prediger, und vor dem Tiſche ein Trauſchemel, welche beide mit einem Perſianiſchen Goldſtücke, ſo wie der Boden des Saales und des Thrones mit einem Türkiſchen Teppiche bedeckt waren. Zur rechten Seite des Thrones waren bezogene Bänke für die Geſandten, zur linken andere für die Miniſter aufgerichtet, von dem Tiſche an aber bis gegen das Ende des Saales Stühle für die Damen und Hofleute geſetzet, und noch dazu an beiden Seiten erhabene Lätte für die anderen Zuſchauer bereitet, der ganze Saal aber mit einer unzähligen Menge weißer Wachslichter erleuchtet. Um den Thron herum ſtanden einige von den Schweizern und den Leibgarden, welche auch den Eingang dieſes Saales von beiden Seiten beſetzt hielten.

durch ſeine zweite Verbindung, mit der Prinzeſſin Ulrike Eleonore von Schweden, König jenes Landes geworden.

§. 48.

Der durch die Verhältniſſe des Staats und des Hofes erhöhte Aufwand erforderte ſtets neue Auflagen auf das Vermögen der Unterthanen. Auch unter Dankelmann war, wie wir bereits oben geſehen haben, zu wiederholten malen die Kopfſteuer nöthig geworden; unter Wartenberg wurde ſie erneuert und erhöht. Faſt nur für den Moment lebend und die nächſten Bedürfniſſe berückſichtigend überbot er weit die Kräfte des Landes. Den Domainenämtern ward eine Erhöhung der Pachten abverlangt, auf Chaiſen und Caroſſen eine Steuer gelegt, desgleichen auch auf die Köpfe aller Unterthanen, eine Rekrutenſteuer zur Vermehrung des Heeres ausgeſchrieben u. ſ. w. Alles dieſes kann vielleicht gebilligt werden oder wenigſtens in der Nothwendigkeit Rechtfertigung finden. Doch andere Auflagen, z. B. auf die Perüquen, hatten etwas Läſtiges und in dem Läſtigen Lächerliches. Für die augenblickliche Füllung der Kaſſen war ſie allerdings wohl berechnet, da leider jeder angeſehene Staatsdiener, ja ſogar Jünglinge und Knaben, dergleichen überaus geſchmackloſe Kopfwulſt tragen zu müſſen glaubten. Wirklich ward die Sache in das Große getrieben, denn alle vorhandenen Perüquen mußten auf die Stempelkammer gebracht, dort geſchätzt und mit ſpaniſchem Lack bezeichnet werden, wofür der Beſitzer ſechs Procent nach dem beſtimmten Satz ihres Werthes zu zahlen hatte. Ausländiſche

ſche Perüquen (und leider wurden dieſe am meiſten getragen) zahlten fünf und zwanzig Procent. Das einzige Erfreuliche, welches hierbei zu berichten, iſt der Umſtand, daß ſich kein Deutſcher mit der Erhebung dieſer Auflage befaſſen wollte, wohl aber ein Franzoſe, mit dem langgeſchweiften Namen Elie Papus de Lauverdaugi, an welchen die ganze Steuer verpachtet wurde. Dieſer Mann bereitete den Unterthanen große Plagen durch Nachſuchung und Spürerei nach unbezeichneten Perüquen, ja es kam dahin, daß mancher ehrenwerthe Bürgersmann, der ſtill ſeines Weges ging, auf offener Straße ſeine Perüque unterſuchen laſſen mußte, ob ſie auch gehörig mit Stempellack bezeichnet ſei.

Ein ſolcher Übelſtand konnte indeſſen nicht lange dauern; denn als der Fürſt erfuhr, wie ſehr Lauverdaugi die Gränze überſchreite, ſo ward ihm das Geſchäft abgenommen; aber die Sache ſelber blieb, da ſie allerdings ſehr einträglich war.

§. 49.

So war denn alſo, ſeitdem Friedrich in Dankelmann einen edeln und geiſtreichen Freund verloren hatte, deſſen Stelle durch den Grafen von Wartenberg erſetzt worden, einen Mann, an den ſich zurück zu erinnern den Brandenburgern ein ſchmerzliches Gefühl giebt, und auf dem die faſt ungemeſſenen Flüche der ſpäteren Geſchichtſchreiber ruhen. Indeſſen, dünkt uns, ſoll der Letztere ſich nie der Empfindung eines leidenſchaftlichen Haſſes hingeben, und in dieſem Sinne haben wir bereits bei der Erzählung von Dankelmanns Falle den Charakter des Grafen zu ſchildern angefangen, in ſo weit wir es vermögen, da die Privatpapiere des Grafen gänzlich fehlen. Wir ſind weit entfernt, auch nur die kleinſte Schuld von ihm nehmen zu wollen, und es ruht deren leider genug auf ihm. Doch, ſo ſehr wir bedauern, daß er Friedrichen nahe trat, ſo können wir doch nicht ganz unerklärlich finden, daß jener ihm ſeine Liebe ſchenkte. Eine ſehr angenehme Geſtalt, Gewandtheit in allen äußerlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft, Leichtigkeit der Unterhaltung, große Neigung zu den ſchönen Künſten in ſo fern ſie zieren, großes Talent, den Vergnügungen ſtets neue Abwechſelung zu geben, keine Habſucht, aber viel Ehrgeitz, und endlich eine unbedingte Hingebung und Liebe für Friedrich: dieſe Eigenſchaften waren es, die ihn zu deſſen Liebling machten.

Doch wie wenig war er geeignet zu dem Amt des erſten Staatsminiſters, und wie ſehr werden jene etwanigen guten und erträglichen Eigenſchaften durch die bedeutendſten Mängel überwogen. Ihm fehlte durchaus jener tiefe Ernſt des Gemüthes, der den Deutſchen ſonſt ſo rühmlich auszeichnet. Ihm fehlte faſt jede gediegene Kenntniß, ja ſelbſt wiſſenſchaftlicher Geiſt. Er ſcheuete jede anſtrengende Arbeit, ja es kam bald die Zeit, wo ſein zerfahrender Sinn und ſein vergnügungsſüchtiger Geiſt einer Anſtrengung gar nicht mehr gewachſen war. Ein wenig Witz und eine unendliche Hofkunſt ſollten dieſe Mängel erſetzen, denn er erröthete kaum mehr vor jenem Mangel an ſolidem Wiſſen, da ſelbſt zu ſeiner Zeit hinlänglich bekannt war, daß faſt alles Wichtige was er nach ſeinem Amte hätte beſorgen ſollen, durch den fleißigen und gewandten Staatsſecretair, Freiherrn von Ilgen, ausgearbeitet wurde. Wir ſetzen gern hinzu, daß er gegen den Letzteren ſogar öffentlich dankbar war, und daß er überhaupt ſich nicht eigentlich bösartig benommen hat. Er that das Gute, was ſich mit gänzlicher Bequemlichkeit und in behaglicher Muße allenfalls thun läßt; aber er that auch alles das Verkehrte, Verfehlte, ja Schlechte, von dem er glaubte, daß es ihm jene Behaglichkeit erhalten könne; keinesweges ahndend, daß dies eben ſchlecht ſei. Wenn aber ſchon in jedem, auch dem ganz unbedeutend ſcheinenden bürgerlichen Leben faſt jeder Irrthum ſich rächet wie ein Verbrechen (denn nur Gott, nicht die Natur kann hier einen Unterſchied machen), wie ungeheuer mußte die Reihenfolge von Irrthümern ſich rächen, die Wartenberg in ſeinem unendlich wichtigen Amte ſich zu Schulden kommen ließ; und wie wenig konnte dem Staate der Gedanke frommen, daß ſein erſter Miniſter doch nicht gerade zu mit, und aus böſem Gemüth verkehrt handelte.

§. 50.

Der ſtets gefällige Dienſteifer des Grafen für Friedrichen hatte dieſen nach wenigen Jahren ſchon ſo innig an ihn geſchloſſen, daß er ihn durch eine öffentliche Schrift bei allem Thun und Laſſen auf eine Weiſe ſicher ſtellte, die ihn faſt unangreifbar machte. *) Wir finden faſt

---

*) Wir theilen das deshalb erlaſſene Reſcript wegen ſeiner großen Wichtigkeit mit, in der Beilage Q.

kein Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein Fürſt ſeine Miniſter ſo ganz über alle Sorgen für die Zukunft empor hob, und faſt jede mögliche Anklage im Voraus vernichtete.

Dennoch hatte ſich Wartenberg, außer Friedrichs hoher Gunſt, noch eine andere Stütze zu verſchaffen gewußt, und zwar in dem Grafen Auguſt von Wittgenſtein und dem Grafen von Wartensleben. Beide waren durch Wartenberg in Preußiſche Dienſte gezogen worden, und zwar auf eine für ſie ſo vortheilhafte Weiſe, daß er auf ihre entſchiedene Freundſchaft rechnen durfte. Wartensleben ward an die Spitze des geſamten Kriegswesens geſtellt, und zwar mit dem höchſten Titel eines General-Feldmarſchalls, wodurch mehrere ältere Generale ſich allerdings gekränkt fühlen mußten, weshalb auch du Hamel und Heyden ihren Abſchied gefordert haben ſollen.

Wittgenſteiner hielt den Titel eines Generallieutenants, erſchien aber nie im Felde, ſondern verwaltete nur die Finanzen und Kammergeſchäfte. Er war der Nächſte nach dem Grafen Wartenberg, und wußte ſich, wie jener, auf eine unmäßige Weiſe zu bereichern; denn, wenn der Erſtere, wie man gar wohl berechnen kann, ſeine jährliche Beſoldung bis auf hundert zwanzig tauſend Thaler brachte, ſo war die ſeinige wohl nicht viel geringer; wobei auch der Umſtand anzuführen iſt, daß der Bruder Friedrichs, Markgraf Philipp Wilhelm, durch alle ſeine Kriegsbedienungen und ihm als Prinzen eigenthümlich zu gehörenden Güter, nur hundert tauſend Thaler jährlich einzunehmen hatte.

Das Publikum erkannte mit Schmerzen den Unterſchied in der jetzigen Verwaltung und der früheren Danckelmanniſchen; aber, längſt gewöhnt an das ſchöne Gefühl der unbedingten Liebe für den Fürſten, bewahrte es ihm daſſelbe in ganzer Reinheit. Da es aber die Gefährlichkeit, ja faſt Unmöglichkeit einſah, jene Männer anzuklagen, ſo begnügte es ſich für's erſte, ſein Misgefühl durch verſchiedene Scherze an den Tag zu legen, unter denen beſonders einer auf die Nachwelt gekommen iſt, der aus den Anfangsbuchſtaben jener drei Grafen ein dreifaches Weh machte.

Leider aber mußte dieſer Witz ganz im Stillen bleiben, wenn er nicht gefährlich werden ſollte. Dies erfuhr unter andern der Hofmarſchall von Wenſen, der eine öffentlich geſagte bittere Spötterei über Wartenbergs ſardanapaliſche Tafel und über die widrige Habſucht der Gräfin mit ſeinem Fall und mit Gefangenſchaft büßen mußte. *)

§. 51.

Es iſt erfreulich, aus dieſem Gefühl ſtreitender Leidenſchaften in das ewig ruhige und klare Gebiet der Wiſſenſchaften hinzublicken. Wir finden in dieſer Beziehung höchſt Bedeutendes in den Preußiſchen Staaten vollbracht,

---

*) Wenn anders Pölnitz nicht übertreibt, der dieſe Geſchichte in ſeinen Memoires, Tome 1, p. 229 ausführlich erzählt. König ſetzt hinzu, er habe es in alten Schriften aus dieſer Periode beſtätigt gefunden. S. deſſen Werk S. 118.

und indem wir dieſes anerkennen, erinnern wir uns mit hochachtender Anerkennung der Verdienſte der Königin Sophie Charlotte *), und ihres edeln Freundes, des Freiherrn Georg Wilhelm von Leibniz.

Erzogen an dem geiſtreich lebhaften Hannöverſchen Hofe, war jener Fürſtin ſchon früh der eigenthümliche Reiz des Forſchens klar geworden, und es vermehrte ſich dieſer Durſt nach Wiſſen und Wiſſenſchafft mit den Jahren ſo ſehr, daß ſie nicht ſelten die uralte Klage ausſprach, daß das Leben zu kurz ſei, um jeder Frage des ſtrebenden Geiſtes mit beruhigender Antwort begegnen zu können. Wenn wir nun wiſſen, daß die Religion Antwort hat für jede Frage, ſo machte ſie dieſelbe Anforderung an die Philoſophie: und mit durchſchauendem Blicke, wählte ſie den größten aller damaligen Weltweiſen zu ihrem Lehrer. Was er als Philoſoph vermochte zu geben, gab er ihr wirklich; aber es iſt unendlich rührend, aus ſeinem Munde die Klage zu vernehmen, daß der forſchende Geiſt der Fürſtin überhaupt nicht zu befriedigen ſei, indem ſie nicht nur ſtets nach dem Warum, ſondern auch nach dem Warum des Warum frage, wodurch dann freilich,

---

*) Tochter des Kurfürſten Ernſt Auguſt von Braunſchweig Lüneburg. Ihre Mutter war Sophia, eine Kur-Pfälziſche Prinzeſſin, Tochter des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, K. v. Böhmen, mithin Enkelin Jakobs I. von England. Sophie Charlotte war am 20 Okt. 1668 geboren, und vermählt am 28. Sept. 1684.

wie wir hinzuſetzen müſſen, eine fragende Unendlichkeit entſteht, in der ſich nicht erfreulich weilen läßt.

§. 52.

Das Bild dieſer Königin iſt nicht ſelten gezeichnet worden, doch mitunter auch nicht ganz ohne grelle Striche, die wir nicht in demſelben finden. Können wir auch einen gewiſſen Beiſchmack von Galliſcher Bildung (den man indeſſen ſeltſamer Weiſe nur angeführt hat, um ſie deshalb zu loben,) nicht ganz beſtreiten, ſo findet ſie doch vollkommene Erklärung in der Zeit, welcher die Fürſtin angehörte, einer Zeit, deren Einfluſſe auch der tiefſte Geiſt nicht ganz entgehen kann. Daß die Tiefe ihres Gemüthes wahrhaft Deutſch war, zeigt ſchon ihre Hinneigung zur rein Deutſchen Philoſophie, wobei wir nichts weiter bedauern können, als daß ſie ſich bei dieſen Studien der unphiloſophiſchſten aller Europäiſchen Sprachen, der Franzöſiſchen, bediente. Doch hat nicht ſie, ſondern in der That Leibnitz jenen Irrthum verſchuldet; — Er, jener Vortreffliche, den man ſo gern nur loben möchte, der, im Beſitz ſo vieler Talente, und ſelbſt faſt ganz erkennend den herrlichen Werth und den tiefen Schatz unſerer Sprache, durch ein trübes Geſchick (man verſtatte uns die milde Umſchreibung) veranlaßt wurde, ausländiſcher Rede die Ergebniſſe ſeines rein Deutſchen Nachdenkens anzuvertrauen.

Über das Verhältniß dieſer ausgezeichneten Frau zu ihrem Gemahl, iſt von den meiſten Geſchichtſchreibern viel Unüberlegtes leichtſinnig hingeſprochen worden, ja es haben manche derſelben für gut gefunden, ihre eigne verworrene Abneigung gegen Friedrich durch das Anſehen der Königin ſelbſt zu unterſtützen, indem ſie vorgegeben, daß ſie ſelbſt, wenn auch nicht etwas Ähnliches, doch wenigſtens keine beſondere Hochachtung und Liebe für ihn empfunden. Sie verſichern ſogar, ſie habe mitunter nicht ganz ohne Bitterkeit über ihn geſcherzt; vergeſſen aber dabei den ſehr wichtigen und recht nahe liegenden Umſtand, daß, wenn jenes Vorgeben gegründet wäre, Sophie Charlotte eben dadurch aufhören würde, jene geiſtreiche und tugendhafte Frau zu ſein, die ſie in der That war.

Zum Glücke findet ſich aber auch in der wirklichen Geſchichte nicht das Mindeſte, worauf jene Schreiber ſich berufen könnten, um ihre trübe Anſicht darzuthun und zu belegen.

§. 53.

Was nun nach einer unbefangenen Forſchung über jenes Verhältniß ſich ergiebt, möchte etwa in folgendem ganz Einfachen beſtehen. Wer einmal jenen Durſt des Wiſſens, und mit ihm die Freude des reinen Forſchens, empfindet, wer dann ferner zu dem Born der eigentlichen Philoſophie gelangt iſt, und aus demſelben geſchöpft hat, den vermag das Leben in ſeinen äußerlichen Beziehungen nicht mehr ſonderlich zu reizen oder zu befriedigen. Ihm ſind die höchſten Freuden des ſtrebenden Verſtandes aufgegangen, und obwohl er das Gewühl der ſich umher drängenden Menſchen zu ertragen weiß, ſo kann es ihn doch nimmer erfreuen. Er iſt nur beſorgt, das heilige Feuer im Stillen zu nähren; aber er ſcheut ſich, es hinauszutragen auf den geräuſchvollen Markt, wo es leicht verlöſchen oder wenigſtens von rohen Händen angetaſtet werden könnte. — So denken wir uns jene Fürſtin. Ihr konnte der Glanz und die oft unbequeme Pracht, mit welcher Friedrich ſich umgab, nicht zuſagen; ſollen wir aber um deswillen ihn tadeln, daß er es that, da er nothwendig fand es zu thun? Sie tadelte ihn gewiß nicht, denn ſie war zu verſtändig, um nicht einzuſehn, was hier erſtrebt werden ſollte. Doch liebte ſie nur jene ſchönere Einſamkeit, in der ſich gleich geſinnte oder doch nach Gleichem ſtrebende edle Menſchen verſammeln, um ſich über das zu unterhalten, was den rein geiſtigen Menſchen angeht und erfreuend erhebt. Friedrich gewährte ihr gern, dieſe heitere Ruhe zu ſuchen in dem ſtillen Lietzenburg, dem er ihr zu Ehren den Namen Charlottenburg gab, und das er ſelbſt mit freundlicher Neigung für ſie ausſchmückte.

Wir finden überall, daß er ſie wahrhaft geehrt; aber wir finden nicht minder, daß auch ſie ihn als Herrn und Gemahl hoch geachtet habe und daß ſie überall ſeinen wichtigeren Wünſchen gern entgegen gekommen ſei. Sie hat bedeutend mit gewirkt zu der Erlangung der Königskrone, und wir rechnen ihr dies um ſo höher an, da ihr Geiſt, der die Stille ſo ſehr liebte, wohl vorausſehen mußte, wie die neue Würde nur zu oft ſie abziehen werde von dem, was ihr ſo theuer war. Ihre Briefe, aus jener Zeit, von denen wenigſtens Einzelheiten dem Publikum mitgetheilt worden ſind, ſprechen ihre Empfindungen darüber auf eine einfache und rührende Weiſe aus.

Endlich wollen wir hier noch hinzuſetzen, daß das hellſte Licht ſowohl über ſie, als über Friedrich aufgehe, wenn wir die Art, wie beide von der Welt ſchieden, betrachten; worauf wir, wie auf etwas unendlich Wichtiges und noch nie Verglichenes, gleich jetzt hindeuten wollen.

§. 54.

Einer der Lieblingswünſche der Königin war die Errichtung einer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Berlin. Hierdurch erhielt ſie Gelegenheit, ihren vortrefflichen Freund nach ihrer Hauptſtadt ſelbſt hinzuberufen, damit er dort frei nnd großartig wirken könne. Es kann hier nicht der Ort ſein, Leibnitzen ſchildern zu wollen in ſeinem ganzen Weſen als Menſch nnd Philoſoph; wohl aber wollen wir hier der edeln Freude und der klaren Anſicht gedenken, mit der er ſich dem Geſchäfte unterzog, das Sophie Charlotte ihm auftrug. Wirklich ward auch bereits am elften Juli 1700 der Stiftungsbrief der „Societät der Wiſſenſchaften“ zu Berlin von Friedrich unterzeichnet. Wir wollen dabei auch jenen ſo eben bemerkten Tag der Urkunde nicht vergeſſen, um durch Vorzeigung deſſelben diejenigen zu ſtrafen, welche mit leichtſinniger Vorlautheit die Meinung ausgeſprochen haben, Friedrich ſei während der Jahre, daß er für die Erlangung der Königskrone gearbeitet, für jedes andere Geſchäft gleichgültig, und für jeden andern großen Gedanken unzugänglich geweſen.

Übrigens erreichte jene Geſellſchaft erſt im Jahre 1711 ihren eigentlichen Anfang; allein dieſe Verſpätung wurde keinesweges durch Friedrich veranlaßt, ſondern durch den beginnenden Spaniſchen Erbfolgekrieg, der die geſamten Kräfte des Staats in Anſpruch nahm. So iſt denn zu erklären, daß erſt im Jahr 1710 das Gebäude für die Akademie fertig wurde, worauf dann zugleich im Januar des folgenden Jahrs die Einweihung erfolgte.

§. 55.

Wir haben geglaubt, daß in einer Geſchichte Friedrichs und Brandenburgs unter ihm, erſt alle dieſe ihn ſelbſt und ſeinen Staat unmittelbar angehenden Umſtände erzählt und entwickelt werden müßten, ehe die anderweitigen Begebenheiten in den Jahren 1697 bis 1701, die uns in Beziehung auf Preußen wichtig ſein müſſen, mitgetheilt werden dürften. Wir können dies in kurze Worte faſſen, da das uns Wichtigere bereits ausführlich gegeben worden iſt.

Der Friede zu Ryswick hatte dem größten Theile von Europa die Ruhe zurück gegeben; nur der Krieg zwiſchen Öſtreich und der Pforte dauerte fort, und zwar mit verdoppelter Anſtrengung, da jetzt Leopold alle ſeine Kraft an denſelben wenden konnte. Was würde erreicht worden ſein, wenn ihn und ſeine erſten Räthe ein höherer und feſterer Sinn belebt hätte. Dennoch ward auch ſo Bedeutendes erreicht, denn das günſtige Geſchick hatte ihm einen Feldherrn zugeführt, der, obwohl Ausländer, jeder Forderung entſprach, die das Vaterland an den Eingebornen hätte machen können.

Es war der Prinz Eugen von Savoyen, aus der Linie die den Titel der Grafen von Soiſſons führt; mithin aus einem der edelſten Häuſer; aber ohne Land und ohne Reichthum. Deſto mehr ward er ſchon früh auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, und er fand hier in ſich Kraft und Geiſt genug, um alles das erwerben zu können, was andern faſt zu vorſchnell entgegen getragen wird. Ludwig XIV., der die ganz entſchiedenen Charaktere, ſich ſelbſt gegen über, nicht liebte, und ſcharfſichtig genug war, einen ſolchen in Eugen zu ahnden, behandelte ihn mit beleidigender Kälte, thöricht vergeſſend, wie gefährlich der Gekränkte werden könne. Indeſſen vergaß Eugen über des Königs Kälte noch nicht ſeine Vaſallenpflicht, ſondern war in der That bemüht, deſſen Gunſt zu erwerben. Als man ihm aber abſchlug, nach Ungarn gehen und dort gegen die Türken kämpfen zu dürfen (eine Erlaubniß, die Ludwig nach dem Ryswiker Frieden mehrern hundert Franzöſiſchen Rittern gegeben hatte), da erkannte ſich Eugen geradezu als verletzt und hob das Verhältniß zu einem Könige auf, der ihn beleidigen wollte. Er verließ jetzt Frankreich wider Ludwigs Willen, und ward in Öſtreich mit Auszeichnung empfangen. Der König ſandte ihm, der ſich ſelbſt verbannt hatte, das Verbannungsdekret nach, vermochte aber dabei nichts weiter, als ihm einen bittern Einfall zu entlocken, den er hinterher wahr machte.

§. 56.

Der Krieg gegen die Türken war bisher mit abwechſelndem Glücke, mitunter ſogar ſchläfrig geführt worden. Als aber Eugen den Oberbefehl erhielt, erſah er bald die Gelegenheit, durch einen Hauptſchlag Entſcheidendes auszuführen. Doch die ihm ungünſtigen Miniſter und die eiferſüchtigen Feldherrn Caprara und Stahrenberg hatten einen Befehl des Kaiſers an ihn ausgewirkt, keine Schlacht zu liefern. Dieſer Befehl, in einem eigenhändigen Briefe Leopolds, ward dem Prinzen gerade in dem Augenblicke übergeben, als er, mit der Gewißheit, zu ſiegen, die Schlacht bei Zenta beginnen wollte. (11. September 1697). Der Augenblick war entſcheidend. Eugen erklärte ruhig, ein ſo wichtiger und theurer Brief müſſe mit Muße geleſen werden; nicht jetzt, wo der Gedanke der Schlacht alle andern verdränge. Er ſteckte den Brief, deſſen Inhalt er mit Sicherheit ahnden konnte, unerbrochen zu ſich, begann die Schlacht, griff das verſchanzte Lager der Türken an, errang einen vollkommenen Sieg, und gewann, da er den Fliehenden in den Rücken gekommen war, und die Theißbrücke hatte abbrechen laſſen, unzählige Gefangene. Trefflich mitgewirkt hatten auch hier wieder die wackeren Brandenburger, ein Umſtand, der auch uns dieſen Sieg überaus theuer macht.

Am Abend des Siegestages las Eugen den Brief, und fand ganz das, was er vermuthet: daß er in keinem Falle und unter keiner Bedingung eine Schlacht liefern ſolle. Er eilte nach Wien, um ſich zu rechtfertigen. Seine Feinde erklärten geradezu, er habe, trotz ſeines Sieges, verdient, daß ihm der Kopf abgeſchlagen werde. Wirklich ward ihm der Prozeß gemacht; aber das ganze wackere

Volk zeigte eine ſo innige Ehrfurcht für den vortrefflichen Feldherrn, daß man nicht weiter zu gehen wagte, und der Kaiſer gern verzieh, was ihm ſo großen Vortheil gebracht hatte. Eine ſehr natürliche bittere Empfindung gegen Leopold hat Eugen ſeinen ſpäterhin bekannt gewordenen Papieren anvertraut; aber es iſt erfreulich hinzuſetzen zu können, daß er jener Empfindung bald Herr wurde, und dem Kaiſer die alte Liebe wieder ſchenkte, die er bekanntlich bis an ſein Ende dem Habsburgiſchen Hauſe gewidmet hat.

Leider aber fühlte er ſich nun während des Feldzuges 1698 überall beſchränkt; und ſo konnten denn in dem Frieden zu Carlowitz, 1699, nur mäßige Vortheile gewonnen werden, da ſonſt vielleicht die Macht der Türken auf immer hätte gebrochen werden können.

§. 57.

Gehen wir zurück zu Friedrich. Er hatte während deſſen ſein wohl erworbenes Anſehen zur Ausgleichung der Streitigkeiten mehrerer Deutſcher Fürſten angewandt, daſſelbe Vertrauen findend, was einſt ſein großer Vater gefunden hatte, und in dieſer Hinſicht auch verdienend.

Er hatte die Wahl Auguſts von Sachſen zum Könige von Polen befördert, und dadurch die Intriguen der Franzöſiſchen Parthei in Polen vereitelt. Aber trotz jener perſönlichen Freundſchaft, war er keinesweges geſonnen, den Rechten Preußens in Beziehung auf Polen irgend etwas zu vergeben. Wir wiſſen, daß dem großen Kurfürſten für eine Schuldforderung von 400,000 Thalern die Stadt Elbingen als Pfand zuerkannt worden; allein, obwohl jetzt bereits 40 Jahren vergangen waren ſeit jener Zuerkennung, ſo war doch weder die Schuld bezahlt, noch jenes Pfand ausgeliefert worden. Da nun bekanntlich jede, auch die größeſte Geduld zu erſchöpfen iſt, ſo war es auch jetzt die Preußiſche, und Friedrich gab dem General Wilhelm von Brand Befehl, ſich der Stadt zu bemeiſtern. Die Überraſchung der Stadt, welche man gewünſcht hatte, ſchlug fehl, und man war gezwungen, ſie zu belagern. Es geſchah und Elbingen bequemte ſich endlich am 17 Nov. 1698 zu einem Vergleiche und zur Übergabe.

Da es niemandem, der mit der Welt einigen Umgang gehabt, unbekannt ſein kann, daß der, welcher völlig Unrecht hat, am meiſten klagt, man greiſe in ſeine Rechte, ſo wollen wir uns keineswegs wundern, daß der Polniſche Staatsrath ein ungeheures Aufheben über jenen Schritt des Kurfürſten machte. Dieſer ließ ſich aber, wie billig, durchaus nicht ſtören, ſondern wartete die Ruhe ab, die denn doch am Ende kommen mußte. Zum Nachgeben bereit, wie immer, ließ er ſogar 100,000 Thaler von der wohl begründeten Schuld ab, und da Polen verſprach, innerhalb drei Monaten den Reſt zu bezahlen, und zugleich eine Moskowitiſche Krone nebſt andern Juwelen als Pfand an den Preuß. General ablieferte, ſo zogen die Brandenburgiſchen Regimenter aus Elbing ab. Wir müſſen auch hier Friedrichs Milde loben, indem er erſt aus jenen drei Monaten drei Jahre werden ließ, ehe er, dem Contracte gemäß, die Vorſtädte von Elbingen und das Gebiet der Stadt abermals von ſeinen Truppen beſetzen ließ.

§. 58.

Nicht minder wichtig iſt, daß Friedrich die Rechte des Königs Auguſt an Quedlinburg und Nordhauſen, ſo wie an den Petersberg, für 340,000 Thaler erkaufte, wobei wir am meiſten die Kraft des Staats bewundern müſſen, der, trotz aller Verſchwendung des Hofes und der ungeheuren Unkoſten des eben vergangenen Krieges, dennoch durch die Aufbringung dieſer und ähnlicher Summen, nicht beunruhigt wurde: eine Bewunderung die noch vergrößert wird, wenn wir der kaum zu berechnenden Gelder gedenken, welche die damals nahe Krönung erforderte.

Einen neuen Länderzuwachs erhielt der Kurfürſt durch das Amt Dintenborn, das ehedem dem Fürſten von Schwarzburg Sondershauſen gehört hatte. Eben ſo ward auch im Jahre 1699 die Grafſchaft Hohenſtein den Preußiſchen Ländern einverleibt, und zwar, der Lage gemäß, dem Fürſtenthum Halberſtadt, welches erſt dadurch eine gewiſſe Ründung erhielt. Es iſt dabei abermals der Milde Friedrichs zu gedenken, indem derſelbe nicht nur ſämtliche Schulden der Grafſchaft, die an dreihundert tauſend Thaler betrugen, zu bezahlen ſich erbot, ſondern auch dem Grafen Guſtav ſelbſt ein Geſchenk von einer Tonne Goldes bewilligte, ſobald er Hohenſtein abtrete. Über alle dieſe Verhandlungen ward im Jahre 1699 ein ausführliches Schreiben an den Kaiſer geſandt, der, obwohl nicht

ohne

ohne Eiferſucht über Preußens ſtets wachſende Macht, dennoch nicht unterlaſſen konnte, die Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit bei jenen Verhandlungen rühmend anzuerkennen.

Erwägen wir dabei zugleich die Anwartſchaft auf Neufchatel und Valengin, welche Friedrich durch den König Wilhelm erhielt, ſo wie nicht minder der wichtigen Freundſchaft, welche der Czaar Peter ihm ſeit ſeinem Beſuche in Königsberg 1697 ſchenkte, ſo werden wir die Macht überſchlagen können, in deren Beſitze Friedrich allerdings nach der Königskrone ſtreben konnte, und wir werden zugleich begreifen, daß der Kaiſer und die meiſten Europäiſchen Mächte einwilligen mußten, als der Kurfürſt den feſten Willen äußerte, hinfort den höchſten irdiſchen Namen „Selbſtherrſcher und König“ zu führen.

Drittes Buch.

§. 1.

Der Vertrag zu Ryswick hatte dem größeren Theile von Europa die Ruhe zurückgegeben, deren die erſchöpften Völker ſo ſehr bedurften; aber es war faſt niemand, der in jenem ſogenannten Frieden mehr hätte ſehen können, als eine bloße Waſſenruhe und die Erholungsſtunde zu neuer blutiger Arbeit. Jedermann wußte, daß der nahe Tod eines ausländiſchen Fürſten das Zeichen ſein würde zu neuem Kriege, und ſo gewährte denn jener Frieden, ſtreng genommen, auch nicht für einen einzigen Tag ſichere Ruhe.

Indeſſen erhielt die Kunſt der Ärzte dem Könige Karl II. von Spanien noch bis zum 16. November 1700 ein Leben, das gewiſſermaßen eine ununterbrochene Krankheit geweſen war. Da er kinderlos war, und mit ihm die Spaniſch-Caroliniſche Linie des Hauſes Öſtreich ausſtarb, ſo zweifelte Leopold, als das Haupt der Ferdinandiniſch-Deutſch-Öſtreichiſchen Linie, keinesweges an der Übertragung der Spaniſchen Lande auf ihn oder einen ſeiner Prinzen. Da er nun auf dieſe Weiſe ſeines Rechtes völ lig geſichert zu ſein glaubte, ſo verſäumte er leider die nöthigen Klugheitsmaaßregeln, und zauderte, dem Wunſche des kranken Karl nachzugeben, und gleich jetzt ſeinen Sohn, den Erzherzog Karl, nach Spanien zu ſenden, um dort die Gemüther und den Thron, ſobald er erledigt, zu gewinnen.

Er vergaß ferner den unternehmenden Geiſt Ludwigs XIV. zu berechnen, der für ſein Haus nicht mindere Anſprüche auf die Spaniſchen Länder machte. Er hatte nämlich die ältere Schweſter des Königs Karl zur Gemahlin gehabt, die indeſſen, der alten Verbindlichkeit gemäß, bei ihrer Vermählung aller Anſprüche auf die Spaniſche Erbſchaft feierlich hatte entſagen müſſen. Dennoch erklärte Ludwig jetzt mit großer Gelaſſenheit dieſe Entſagung für nichtig, und beſtimmte ſeinem Großſohn, dem Herzog Philipp von Anjou, die Spaniſche Krone.

§. 2.

Noch ward von einer dritten Seite Anſpruch auf Spanien gemacht. Es war nämlich Margaretha Thereſia, zweite Schweſter Karls, die Gemahlin Kaiſer Leopolds, Mutter von einer einzigen Tochter, Maria Antonia, geworden. Dieſe Prinzeſſin war die erſte Gemahlin des Kurfürſten Maximilian von Bayern, aus welcher Ehe ein einziger Prinz, Joſeph Ferdinand, ſtammte. Da nun die Großmutter dieſes Prinzen niemals auf ihre Anſprüche, in Betreff Spaniens, Verzicht geleiſtet hatte, und nach Alt-Spaniſchem Rechte den nächſten weiblichen Anverwandten ein gültigerer Anſpruch auf die Krone zugeſtanden wird, als der männlichen Nebenlinie von entfernterer Verwandſchaft, ſo ſcheint allerdings Joſeph Ferdinand die begründetſten Forderungen gemacht zu haben. Indeſſen raffte ihn der Tod ſchon 1699 hinweg, und nun blieben Frankreich und Öſtreich die einzigen Competenten. Die Europäiſchen Mächte waren in der größten Beſorgniß; denn, wem auch von beiden die herrliche Ländermaſſe zufiel; ſeine Macht wurde dadurch auf eine Art vergrößert, die das Gleichgewicht Europa's aufheben mußte. Leopold, im Vertrauen auf ſein jetzt ganz entſchiedenes Recht, überließ alles der Zeit, vergeſſend, daß der nicht ſelten Unrecht bekommt, der, wenn wir ſo ſagen dürfen, zu viel Recht hat. Deſto thätiger war Ludwig, der mit England und Holland mehrere Verhandlungen über die Theilung der Spaniſchen Lande zur Sprache, ja faſt in das Reine brachte, um, wenn er etwa genöthigt ſein ſollte, auf einzelne Stücke der Erbſchaft Verzicht zu thun, doch der Haupttheile ſicher zu ſein.

Leopold, das erfahrend, erklärte den Engländern und Holländern ſeinen Unwillen, daß ſie den Hochmuth eines Königs unterſtützten, der am liebſten ganz Europa als ſeine Erbſchaft betrachten möchte. In der That war auch die Stimmung der Spanier ſo entſchieden gegen jene widerlichen „Partagetractate“ (mit denen Ludwig ohnehin nur ein Spiel trieb,) daß, wenn in dieſem Augenblick der Erzherzog Karl wirklich in Spanien erſchienen wäre, die Rechte des Hauſes Öſtreich, ohne Zweifel, öffentlich ſiegend würden anerkannt worden ſein. Aber jenes unſelige Zaudern dauerte fort, und der Wunſch des kranken Königs wurde nicht erfüllt.

§. 3.

Die Spaniſchen Großen fühlten ſich durch Öſtreichs Zaudern verletzt. Ludwig benutzte ihre Stimmung, und gewann endlich ſogar auch den mächtigſten Granden, den Cardinal Portocarero, der bisher ganz für Leopolds Partei geſtimmt hatte. Nur Karl II. blieb, obwohl gekränkt, dennoch ſtets getreu dem Hauſe Leopolds; ja er ſoll noch wenige Tage vor ſeinem Tode ſehnſüchtig nach dem Erzherzoge verlangt haben.

Jetzt aber geht die Geſchichte in Schleiern, die wir nicht völlig zu heben vermögen, ſo wie ſie bisher noch niemand gehoben hat. Man öffnete das Teſtament Karls II., es war noch ſehr neu (vom 2. nnd 5. October 1700) und man fand, daß er den Herzog Philipp von Anjou zum Erben ſämtlicher zur Spaniſchen Monarchie gehörigen Länder eingeſetzt habe.

Ganz Europa ſtaunte über den Inhalt eines Teſtamentes, der dem oft erklärten Willen des Königs ſo ganz und gar widerſprach; nur Ludwig ſtaunte nicht, ſondern gab ſich das Anſehn, als habe ſich das Alles von ſelbſt verſtanden. Philipp von Anjou wurde ſchnell nach Spanien geſandt, nahm mit überraſchender Schnelligkeit von dem Throne Beſitz; und Ludwig ſprach das empörende Wort aus: Nun giebt es keine Pyrenäen mehr. — Nicht minder überraſcht, gaben mehrere Europäiſche Fürſten ihre Beiſtimmung, z. B. Portugal, der

Pabſt, und die Herzöge von Savoyen und Mantua. Bei ihnen konnte die Furcht vor Ludwigs Macht wirken; wie aber England und Holland dergeſtalt betäubt werden mochten, um gleichfalls einzuwilligen, iſt ſchwerer zu begreifen und betrübender zu erzählen.

Ludwig, völlig übermüthig gemacht, erlaubte ſich jetzt alles. Er, der längſt mit Wilhelm von England als einem anerkannten Könige unterhandelt hatte, vergaß ſich jetzt, da er deſſen augenblickliche Schwäche geſehen, ſo weit, daß er jede Rückſicht für ihn aus den Augen ſetzte. Als nämlich der vertriebene König Jakob, den wir früherhin ſchon haben kennen lernen, 1701 zu St. Germain geſtorben war, erklärte Ludwig deſſen nachgelaſſenen Sohn als einen rechtmäßigen König von Großbrittanien und Irland. Durch einen ſolchen Schritt mußte wohl Wilhelm ſchnell wieder zu ſeiner alten Anſicht, die er nie, auch nicht einen Augenblick, hätte verlaſſen ſollen, zurückkehren. Er erklärte feierlich, daß er die Anerkennung Philipps zurücknähme und nur den Erzherzog Karl als rechtmäßigen Erben des Spaniſchen Throns betrachte. Zugleich kündigte er Frankreich den Krieg an, und wußte Holland zu bewegen, ein Gleiches zu thun.

§. 4.

Sobald der ſeltſam überraſchende Inhalt jenes Teſtaments in Wien bekannt geworden war, hatte der Kaiſer Leopold keinen Augenblick angeſtanden, demſelben auf eine ſolche Weiſe öffentlich zu widerſprechen, daß er ſchon dadurch den Krieg an Frankreich erklärte. Wirklich begann er ihn auch ſogleich, und wir dürfen ihm dies als etwas Bedeutendes und Großes anrechnen, da in dem Augenblicke Niemand auf ſeiner Seite ſtand, ſein ganzes Heer höchſtens 30000 Mann in Italien, der Unzahl ſeiner Feinde durchaus nicht gewachſen war, und auch von manchen Deutſchen Fürſten nicht bloß keine Deutſchheit und Beihülfe, ſondern trauriges Franzoſenthum, und feindliches Entgegenſtreben zu erwarten war.

Wie aber der ächten Kraft, d. h. derjenigen, die mit Freiheit thut, was die Nothwendigkeit und das Gefühl der Ehre verlangt, nicht ſelten eine unerwartete Hülfe begegnet, ſo erfuhr dies jetzt auch Leopold. Sein Haß gegen Ludwig war gerecht und vollendet, *) und es mußte

---

*) Um von den tauſend und aber tauſend Beleidigungen der Franzoſen gegen die Deutſchen und ihren Kaiſer nur Ein Beiſpiel zu erzählen, ſo möge folgendes hier ſtehen, obwohl es bei weitem noch nicht das ärgſte iſt. Im Jahr 1698 war der Czaar Peter in Wien, wo er ſich gegen den erſten Fürſten der Chriſtenheit ganz mit jener Achtung benahm, die demſelben gebührete. Einſt, als Leopold und Joſeph dem erhabenen Gaſt ein reiches Feſt gaben, war eine ſo große Fülle von Diamanten in dem Saal, daß jeder Befreundete und Wohlgeſinnte der Pracht des Deutſchen Kaiſerhauſes ſich freuete. Nur den Franzöſiſchen Geſandten, von Villars, verdroß der Glanz, und er ſagte laut und mit beiſpiellos kalter Frechheit: „ihn wundere, daß ſein König ſo viele Edelſteine in Deutſchland gelaſſen habe.“ (!) — Wir finden nicht, daß er deshalb beſtraft worden

ihn erfreuen, ein ähnliches Gefühl bei Friedrich von Preußen wahrzunehmen. Dann ſchloß ſich auch, wie bereits oben angedeutet worden, Wilhelm von England und die Republik Holland an ihn, und als der Erſtere bald darauf (18. März 1702) ſtarb, hatte er bereits ſeine Nachfolgerin, die Königin Anna, mit denſelben Grundſätzen erfüllt, denen ſie wenigſtens während der erſten Jahre ihrer Regierung treu blieb, und billig immer hätte treu bleiben ſollen.

§. 5.

Der Kaiſer bemühte ſich jetzt, auch das Deutſche Reich, als ſolches, zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen; allein wenn ſchon in früheren Zeiten ſich bei dieſem Unternehmen Schwierigkeiten gefunden hatten, ſo fanden ſich dieſe jetzt in noch höherem Grade; denn leider zeigte ſich bei mehreren Fürſten eine Art von geſpenſtiſcher Furcht gegen Ludwigs ſogenannte Größe und Übermacht, theils auch wohl gar ſchon jener wohlbekannte Allerwelts-Charakter der ſich auf die Vaterlandsliebe nicht einläßt. Indeſſen wirkte Öſtreich und mit ihm ſeine treuen Bundesgenoſſen, Preußen und Sachſen, ſo wacker und kräftig, daß ſich alsbald der Öſtreichiſche, Fränkiſche, Schwäbiſche und Oberrheiniſche Kreis zu dem Bündniß gegen Frankreich vereinten, worauf denn auch ſpäter der Niederrheiniſche und Weſtpfähliſche folgten.

ſei, vielleicht weil keine Strafe genügend ſchien; doch iſt billig, ſolche Äußerungen nie zu vergeſſen.

Nicht alſo geſinnt waren die Kurfürſten von Baiern und Köln. Der Erſtere hatte bereits durch die eigenmächtige Anerkennung Philipps, und durch die ſchnelle Einräumung der Spaniſchen Niederlande, deren Statthalter er war, an die Franzöſiſchen Truppen, gerechtes Mißtrauen von Öſtreichs Seite erregt. Der Andere hatte ſich geradezu für Frankreich erklärt, und Franzöſiſchen Truppen ſeine Städte und Feſtungen geöffnet. Bayern wollte anfangs den Anſchein haben als gehe es nur auf Partheiloſigkeit aus; da man indeſſen eine ſolche als völlig unſtatthaft verwerfen mußte, mit der es ihm ohnehin kein Ernſt ſein konnte, ſo ſchlug er ſich gleichfalls auf des Feindes Seite, und man hatte nun bald den gräßlichen Anblick, an den ſich keine Zeit gewöhnen ſoll, Deutſche gegen Deutſche fechten zu ſehen.

§. 6.

Noch betrübender faſt iſt das Benehmen des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, eines Fürſten, dem wir ſonſt als Vater ſeiner wackeren Unterthanen, als vielſeitig gebildetem Gelehrten und ausgezeichnetem Dichter unſere ganze Hochachtung widmen müſſen *).

---

*) Er iſt bekanntlich der Verfaſſer der ehemals allbewunderten Romane: „Die Römiſche Octavia,“ und „die Syrerin Aramena,“ ſo wie mehrerer ausgezeichneter geiſtlichen Lieder. Seine Gelehrſamkeit iſt nicht minder bekannt, und um ſo merkwürdiger, da er dabei keine Regierungsſorge verſäumte. Am Ende ſeines Lebens fiel er auch im Herzen ganz von Frankreich ab,

Zwar konnte es ihm, ſo wie ſeinem Bruder Rudolf Auguſt, nicht gleichgültig ſein, daß, durch die Erhebung Hannovers zu einem Kurfürſtenthume, die jüngere Welfiſche Linie über der älteren (der ſeinigen) ſtehen ſollte. Er durfte über manche Kränkungen, die er bei dieſer Gelegenheit erfahren, billigen Unwillen hegen; nichts aber vermag, ihn zu entſchuldigen, wenn es wirklich wahr iſt, was wir indeſſen noch nicht für ausgemacht halten, daß er ſich mit Frankreich geradezu in eine Verbindung eingelaſſen. Indeſſen verlangte der Kaiſer, daß Anton Ulrich von der Regierung ausgeſchloſſen werde, und mit überraſchender Schnelligkeit rückten Hannöverſche und Celliſche Kriegesvölker in die Braunſchweigiſchen Lande ein, und Rudolf Auguſt gab nach, daß ſeine eigene Kriegsmacht gegen Frankreich gebraucht werde. Anton Ulrich folgte ſpäterhin dem Beiſpiele ſeines Bruders.

§. 7.

Es kann hier nicht der Ort ſein, den ganzen Spaniſchen Erbfolgekrieg mit allen ſeinen einzelnen Begebenheiten ſchildern zu wollen. Es iſt genügend, daß wir zuvörderſt ſeine Urſachen und die große Bedeutung desſelben, die, wie nicht ſelten vergeſſen worden iſt, für das ganze achtzehnte Jahrhundert entſchied, angedeutet haben, worauf

---

und ward nun der entſchiedenſte Anhänger des Hauſes Öſtreich, ſo wie er denn auch bekanntlich zur katholiſchen Religion überging.

wir dann nur die allgemeinen Umriſſe deſſelben, nebſt dem, was Preußen in demſelben that, nach Maaßgabe der Verhältniſſe dieſer Schrift, anzugeben haben.

Die erſten Jahre des Krieges gewähren den Anblick ſehr edeler Kräfte, die aber, zertheilt, nicht genügend wirken konnten. Da, wo unſer Auge fällt auf die nicht zahlreichen Mannſchaften, welche Eugen von Savoyen oder Johann Curchill, Graf und nachheriger Herzog von Marlborough, führten, oder auf die Preußen, unter von Heyden und Leopold von Deſſau, da erfreuen wir uns innig der Talente der Anführer und der Tapferkeit der Untergebenen, die nur das Rechte wollten und ausführten. Aber es war bereits durch den Abfall Kölns und Baierns zu viel übel gemacht, als daß ſich ſchnell etwas wider Frankreich entſcheidend Wirkendes hätte erwarten laſſen ſollen. Erſt mußte wieder erobert werden was jene Abgefallenen an Frankreich überliefert hatten. Die Preußen nahmen Kaiſerswerth und Kempen, und, in Verbindung mit den Engländern und Holländern, Venlo, Rüremont, Lüttich (1702), ſo wie Rheinbergen, Bonn, Huy, Limburg und Geldern (1703). Die letztgenannte Feſtung ſtand ſeit langen Jahren in dem Rufe der Unüberwindlichkeit; denn, wie verſenkt in die traurigſte, ſumpfigſte Gegend (neben dem kleinen Fluſſe Niers), erſchien ſie faſt unzugänglich, und ſelbſt der höchſten Tapferkeit unerreichbar. Man hatte den Preußen unter dem Grafen Lottum die Eroberung aufgetragen, und dieſe wackeren Truppen zeigten hier, daß ſie nicht bloß muthig und raſch in der Schlacht ſeien, ſondern auch ausdauernd und nimmer ermüdend.

Wirklich war auch die Freude über dieſe Eroberung ſo groß, daß ſie durch eine Medaille gefeiert wurde, deren Aufſchrift: Vincit invictam (Er beſiegt die Unbeſiegte) in der That nur die Wahrheit ſagt, indem der Umſtand, daß jene Feſte bereits im Jahre 1587 von den Spaniern eingenommen wurde, hier in Anſchlag gebracht werden kann, weil damals eine längſt offenbar gewordene Verrätherei gewaltet hatte. *)

§. 8.

Ungern aber wendet ſich der Blick auf das, was ſonſt geſchah oder vielmehr misglückte. Am Oberrhein war das Reichsheer, unter Chriſtian Ernſt von Baireuth, unvermögend, den Franzoſen Widerſtand zu leiſten, und Eugen bedurfte in Italien ſeines ganzen Talents, um

---

*) Der Name des Verfertigers jener Medaille iſt Johann **Boskam**, und es findet ſich ein Abbild derſelben in Gütthers Werk, S. 215, ſo wie eine andere, von **Richter**, auf die Hülfe, welche Friedrich 1702 leiſtete. Wir ſehen hier den Mars Opifer mit einer Lanze in jeder Hand, mit der Unterſchrift: Bello Gallico profligando duo exercitus deducti (Zur Vertreibung der Franzoſen ſind 2 [nämlich Preußiſche] Heere aufgeſtellt worden. (S. 198.)

Die Tapferkeit auch bei dem Feinde ehrend, verſtattete man der Beſatzung von Geldern, unter dem General des Betes, **freien Abzug**.

durch Vendome's Übermacht nicht gänzlich zerdrückt zu werden. Aber man vermochte nicht, die Vereinigung der Franzoſen unter Villars zu hindern, und Leopold, der nun auch von den zu jener Zeit nie ruhenden und friedlich geſinnten Ungarn gedrängt wurde, befand ſich abermals in der traurigen Lage, von zwei Seiten zugleich zuſammengepreßt zu werden. Doch darf ihm die Geſchichte mit Recht nachrühmen, daß gerade ſolche Lagen der faſt unabwendbar ſcheinenden Gefahr die ſind, in denen er ſich am würdigſten zeigt. Nicht zwar, als habe er ganz ſo gehandelt, wie er ſollte; aber er duldete doch mit Anſtand, und verwarf jeden mittelmäßigen Frieden, der ihn doch von der augenblicklichen Gefahr befreiet haben könnte. Ihn rettete jetzt etwas Beſſeres: die Treue ſeiner edlen Unterthanen, und zwar in dieſem Augenblicke die Tapferkeit und Anhänglichkeit der Tyroler. Dieſes Volk, das nichts zu vertheidigen hat, als arme Hütten und rauhe Gebirge, und das, hätte es den gemeinen Standpunkt halbwitziger und ſogenannter kosmopolitiſcher Ruchloſigkeit gehabt, am meiſten würde haben hoffen dürfen, wenn es abgefallen wäre, zeigte ſich gerade jetzt am allertreueſten. Und, mit jenem Muthe, den die beſſeren Menſchen alle haben, wenn ſie ganz ſicher ſind, auf rechtem Wege zu ſein, ſchlug es die unendliche Übermacht der Baiern und Franzoſen aus ſeinen ſtillen Thälern heraus *), in

---

*) Ein Tyroler Scharfſchütz erſchoß bei dieſer Gelegenheit den Grafen Arco, den er für den Kf. von Baiern hielt, hoffend, dadurch dem ganzen Kriege ein Ende zu machen.

denen ihm (ſo wollte es das redlich klare Gemüth) nichts begegnen ſollte, als Deutſchheit und Treue.

§. 9.

Die mißliche Lage, worein die Franzoſen und Baiern für den Moment gerathen waren, benutzte der Öſtreichiſche Feldherr Styrum nicht ſo, wie er ſie hätte benutzen ſollen. Aller Zufuhr beraubt, konnte nur ein glückliches Treffen die Feinde retten, und eben deshalb hätte jener zu dieſer Zeit es vermeiden ſollen. Er vermied es nicht, und ſo gewannen durch Überzahl und Verzweiflung die Franzoſen und Baiern die Schlacht bei Oberklau und Hochſtädt (20. Sept. 1703), und der Sieg verſchaffte ihnen die kaum geahndeten Erfolge, daß auch Landau in ihrem Rücken, und Augsburg, das bisher den Öſtreichern bedeutend genutzt hatte, in ihre Hände fiel.

Wir finden hier abermals, ungeachtet des ungünſtigen Erfolges, die Preußiſchen Krieger in ihrer alten rühmlichen Tapferkeit; denn es ward ſelbſt damals öffentlich eingeſtanden, daß, wenn alle Truppen auf Deutſcher Seite ſo gefochten, wie ſie, die Schlacht nicht verloren ſein würde. Sie hatten den Kern der feindlichen Reiterei zum Weichen gebracht, der Rückzug derſelben ward ſchon zur verworrenen Flucht in Moraſt und Sümpfe, und das feindliche Fußvolk hatte den Angriff der Preußen nicht einmal erwartet: als plötzlich ein großer Theil der Reichstruppen, auf welche ſich die Franzoſen mit wüthender Raſchheit geworfen hatten zu weichen anfing, und die Preußen, welche, ſtets vorwärts eilend, den Sieg ſchon in

Händen zu haben glaubten, faſt allein ſtanden, weshalb dann Leopold von Deſſau den Rückzug anordnen mußte.

§. 10.

Das Jahr 1703 hatte traurig geendet, und nicht minder traurig erſchien der Anfang des Jahr 1704. Wenn wir erwägen den unſeligen Glauben an Ludwigs Unüberwindlichkeit, der wirklich ſchon hie und da tiefe Wurzeln geſchlagen, die Erfolge des letzten Feldzugs, die Lauheit mehrerer Deutſchen Fürſten für die Deutſche Sache, die offenbare Feindſeligkeit anderer, die aufrühreriſchen Ungern, ſo wird uns leicht klar werden, daß Leopolds Lage zu den traurigſten gehörte, in denen ſich je ein Fürſt befunden haben mag.

Ludwig ſah genau ein, welcher Deutſche Fürſt den meiſten Eifer und das meiſte Übergewicht zeige, und, ſo oft ſchon gewohnt, das: „Theile und Herrſche" anzuwenden, und ſo zu ſiegen, wandte er es auch jetzt mit beſonderer Klugheit bei Friedrich an. Er bot alles auf, um ihn von der Deutſchen Sache abzuziehen; er ſchmeichelte ſeinem Stolze, wohl wiſſend, daß er hier die reizbarſte und gefährlichſte Seite des Königs berühre; er bot ihm an, Oranien zu räumen und ſeine Anſprüche auf Neuſchatel und die neu angenommene königliche Würde anzuerkennen. Zugleich verſprach er, ihm monatlich 100,000 Thaler, ſo lange der Krieg dauere, zu zahlen, wenn er nur ſeine Truppen zurückziehen und unthätig bleiben wolle. Allein Friedrich zeigte, daß weder Schmeichelei und Sättigung der Eitelkeit, noch Habſucht und Befriedigung der Begierde zu glänzen, ihn abwendig machen konnte, von dem, was er einmal als heilige Pflicht für den Kaiſer und das Reich anerkannt hatte. So lehnte er denn mit Gelaſſenheit jeden Antrag Ludwigs ab.

Auch beſchränkte er keinesweges ſeinen Eifer für Deutſchland auf das, was er in dem Krontraktat verſprochen hatte; denn, ſtatt der 10,000 Mann, die er dort verheißen, ſtanden jetzt 25,000 Preußen gegen Frankreich im Felde. Er ſcheuete dabei keine Aufopferungen; denn da auch der Nordiſche Krieg die Maaßregeln weiſer Vorſicht forderte, ſo hatte er bereits im Jahre 1701, zur Deckung von Preußen, 6000 Mann Sachſen-Gothaiſcher Truppen in ſeine Dienſte genommen. Jetzt, da die Verhältniſſe ſich noch mehr verwickelten, errichtete er in ſeinen Staaten noch eine ſogenannte Landmiliz, die mehr als 10,000 Mann betrug.

§. 11.

Der Kurfürſt von Baiern hatte ſich ſo thätig gezeigt, daß er, wider alle damalige Gewohnheit, einen Theil des Winters mit der Belagerung von Paſſau zugebracht, und es ging dieſe Stadt, der Schlüſſel von Öſtreich, im Anfange des Jahrs 1704 an ihn über. Doch eben die wachſende Gefahr verſammelte auch die Klugheit und Kraft der Bundesgenoſſen. Man erkannte, daß ein großer Schlag nöthig ſei, um alles zu retten. Marlborough und Eugen, beide gleich groß durch ihr Feldherrntalent und nicht minder groß durch ihre Einigkeit, wurden in das Herz von Deutſchland gerufen, und neben ihnen ſtan-

den

den Ludwig von Baden und Leopold von Deſſau. Der erſte Sieg ward bei dem Schellenberge erfochten, der zweite, größere, bei Höchſtedt, jene Rettungsſchlacht, die, als ſolche, vielleicht die bedeutungsvollſte im ganzen achtzehnten Jahrhundert iſt. Unſerem Zwecke getreu, können wir nicht in das Einzelne dieſer Schlacht gehen; wohl aber iſt höchſt erfreulich, zu erinnern, daß die Preußen, auf dem linken Flügel ſtehend, der verzweifelnden Wuth der Baiern und Franzoſen am meiſten ausgeſetzt, den größten Antheil an dem herrlichen Erfolge jenes Tages hatten. Lange hatte, beſonders auf dieſem Flügel, der Sieg geſchwankt, denn nicht alle Regimenter fochten wie die Preußen; ja es war dahin gekommen, daß mehrere ſchon, faſt verworren, flohen. Da ergriff Eugen ein Mittel, das wir wohl ein entſetzliches, aber durchaus zu rechtfertigendes nennen dürfen. Nachdem er mehrere der fliehenden Reiter mit eigener Hand erſchoſſen, und doch nicht den Erfolg ſah, die Regimenter zum Stehen zu bringen, verließ er ſie, ſprengte zu Fürſt Leopold und den Preußen hin, und rief: „Hier will ich bleiben, hier mit braven Männern will ich fechten.“ Das Wort wirkte, bei allen, auch den verſchiedenartigſten Verbündeten, und es war von nun an kein Gedanke mehr an Flucht, außer bei den Feinden, die jetzt das ungeheuerſte Entſetzen faßte.*)

---

*) Nicht minder kräftig hatte Marlborough auf dem rechten Flügel gewirkt. Als ein Engliſcher General, deſſen Reiterregiment ſchon zweimal geſchlagen war, endlich zur Flucht umlenkte,

Selten iſt ein Sieg ſo vollſtändig geweſen. Das Heer der Feinde, angeführt von dem Kurfürſten und dem Marſchall von Tallard, ward theils in eine verworrene Flucht geſprengt, theils gefangen, theils vernichtet. Ganz Baiern fiel in die Hände der Sieger; der Kurfürſt mußte, mit den geſchlagenen ausländiſchen Freunden, über den Rhein fliehen, und bald war ganz Deutſchland bis zu jenem Strom und manche Feſtungen auch jenſeit deſſelben, wieder in den Händen der rechtmäßigen Beſitzer.

§. 12.

Eugen, jedes Verdienſt erkennend, hatte nicht bloß im Feuer der Schlacht den Preußen ihren verdienten Ruhm zuerkannt, ſondern er legte jetzt öffentlich das Zeugniß davon ab, indem er in einem zur öffentlichen Kunde gekommenen Schreiben an den König Friedrich, dem er einen ausführlichen Bericht von der Schlacht giebt, folgendes anführt: „Ich kann nicht umhin, Ew. Majeſtät mit aller Submiſſion bekannt zu machen, welchergeſtalt Dero unter meinem Commando geſtandene Truppen ein unſterbliches Lob verdienet, von welchem ich ſelbſt Zeuge bin, vornehmlich, was die auf dem rechten Flügel geſtande-

---

eilte ihm M. nach, holte ihn ein, und ſagte mit freundlicher Gelaſſenheit: „Mein Herr, Sie ſind im Irrthum: dort ſteht der Feind, und Sie dürfen ihm nur das Geſicht zukehren, ſo iſt der Tag Ihre." Der General kehrte raſch zurück, focht mit neuer Kraft, half redlich ſiegen, und widmete fortan dem Oberfeldherrn eine nur noch innigere Liebe.

ne Infanterie betrifft, deren Officiers und Soldaten mit einer unerſchrockenen Herzhaftigkeit gefochten, und die feindlichen Anfälle etliche Stunden lang aufgehalten, bis endlich, durch Gottes Hülfe und durch das entſetzliche Feuer gedachter Infanterie, der Feind in ſolche Confuſion gebracht worden, daß er ihrer Bravour nicht länger zu widerſtehen gewußt, ſondern in unglaublicher Confuſion die Flucht ergriffen, und durch die Abandonnirung ſeiner Schlachtordnung und völligen Lagers, uns die allerrühmlichſte Victoire in die Hände geſpielet. Gleichwie aber ſothane herrliche Actiones, beides, von der heroiſchen Conduite des Generals, als auch der löblichen Nachfolge des gemeinen Soldaten herkommen, der ſich ordinaire mit ſeiner Courage nach dem Oberhaupt richtet; alſo, Sire, muß ich inſonderheit dem Herrn Prinzen von Anhalt ſein höchſt verdientes Lob beilegen, der auf keinerlei Weiſe ſeine Perſon geſchonet, oder vor einer Gefahr ſich entfärbet, ſondern im Gegentheil mit einer großen Unerſchrockenheit ſeine Leute in das härteſte Treffen angeführet, dergeſtalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victorie zu ſeinem unſterblichen Nachruhm großentheils zuzuſchreiben hat.“ (S. die Europäiſche Fama Th. III, S. 382.)

Nicht minder rühmlich war die Theilnahme der Preußen bei der Belagerung und Eroberung von Landau, weshalb der Fürſt von Anhalt in einem Schreiben an den König geradezu erklärte, daß der Franzöſiſche Commandant, um ſeine tapferſten Bekämpfer zu ehren, die weiße Fahne nach der Seite hin ausgeſteckt habe, wo ſie geſtanden.

Auch Marlborough fühlte den Werth der Preußiſchen Truppen ſo ſehr, daß er jetzt ſelbſt nach Berlin kam, wo er Friedrichen um neue Unterſtützung bitten ſollte. Er benahm ſich hier mit einer ſolchen Feinheit, daß Friedrich ihm die höchſte Gunſt ſchenkte, und ſeine Wünſche gewährte; denn bald darauf gingen 8000 Mann unter Leopold nach Italien, um auch dort den Ruhm ihrer Waffen von neuem zu verbreiten.

§. 13.

Hier ſei ein Ruhepunkt, um die anderen Begebenheiten der genannten Jahre, in ſo weit ſie Preuſſen betreffen, anzudeuten. Früher noch als der Spaniſche Erbfolgekrieg hatte Karl XII, König von Schweden, im Norden einen Kampf begonnen, in welchem die Vorſehung die ewige Lehre von der nothwendigen Mäßigung der Kraft darſtellen zu wollen ſchien. Karl, dem zum Helden nichts weiter fehlte, als, es nicht zu raſch ſein zu wollen, hatte die Dänen wie mit einem Schlage lähmend getroffen, hatte dann Auguſt II. bei Riga gezeigt, wie wenig er ihm gewachſen ſei, und war endlich bei Narva mit 8000 Schweden Sieger geweſen über 80,000 Ruſſen. So flog er mit wunderbarer Eil von einem Erfolg zum andern, bis er endlich, im Jahr 1703, Auguſten, den er unter allen ſeinen Feinden am meiſten haßte, die ſtets ſchwankende Polniſche Krone entriß, und, da er lieber Königreiche gab, als ſelber nahm, ſie dem beſcheidenen Stanislav Lesczinsky ſchenkte.

Noch ehe der Sieg ſich auf irgend eine Seite der

Streitenden hinneigte, hatte Friedrich von Preußen mit Entſchiedenheit erklärt, daß er, der ſeine ganze Kraft für Deutſchlands Wohl anwenden wolle, in dem Nordiſchen Kampfe durchaus partheilos zu bleiben willens ſei. Peter, Auguſt, und Karl hatten auf die mannichfaltigſte Weiſe verſucht, ſeinen Vorſatz zu ändern; doch umſonſt. Der Theilnahme Preußens an einem ſolchen Kriege würde die *Idee* gefehlt, und die Zerſplitterung der Kräfte des jungen Königreichs ſich bitter gerächt haben. Dies einſehend, blieb Friedrich feſt.

Karl, ſobald nicht Leidenſchaften ihn hinderten, den klaren Willen und die Rechte der Anderen ſtets anerkennend, hatte im höchſten Glück, wo er allerdings auch Friedrichen ſehr gefährlich hätte werden können, demſelben die Partheiloſigkeit feierlich bewilligt (11. Auguſt). Der deshalb geſchloſſene Tractat iſt durchaus kein Bündniß zu nennen, wie der Primas, Cardinal *Radziewsky* meinte; ſondern lediglich eine wechſelſeitige Verſicherung zwiſchen Karl und Friedrich, daß ſie *nicht Feinde* ſeien.*)

§. 14.

Seitdem Friedrich die Königskrone erlangt hatte, war ſein Streben, ſich und ſeine Umgebungen zu jeder Zeit in einer noch ausgezeichnetern Pracht darzuſtellen, als dies bereits früherhin der Fall geweſen. Sein Einzug in Berlin nach der Krönung war das glänzendſte Schauſpiel, was bis dahin jemals in dieſer Stadt geſehen worden; dergeſtalt, daß auch Beſſer in ſeiner Krönungsgeſchichte, in welcher er die ganze Pracht beſchrieben, am Schluſſe hinzufügt: „Berlin hat ohne Verletzung der Beſcheidenheit und wenigſtens für dieſen Abend (6. Mai 1701) ſich den Namen Lumen Orbi, d. i. das Licht und der Glanz der Welt, zueignen dürfen, den einer aus dem Lateiniſchen Worte: Berolinum, durch Verſetzung der Buchſtaben, herausgebracht hat.“ — Spätere Geſchichtſchreiber erzählen, daß Greiſe, die ſich jener Zeit erinnert, oft erklärt hätten, es ſei die Pracht völlig über alle Beſchreibung hinaus geweſen, und auch in der Folge ſei noch das Berliner Schloß faſt täglich der Schauplatz glänzender Herrlichkeit und weithin leuchtender Feſte geweſen. —

---

*) S. Beilage R.

Wie wichtig man aber auch alles nahm, was bei Hofe vorfiel, beweiſt am beſten der Umſtand, daß ſelbſt der Tag, an welchem zum Erſtenmale der Kronprinz ein Pferd beſtieg, um reiten zu lernen, durch eine Medaille verewigt wurde. Sie hat die Umſchrift: Præludia regni (das Vorſpiel der Regierung), und Gütther, der ſie in ſeinem Werke (S. 18.) mittheilt, ſetzt dabei die naive Frage hinzu: Unter was für einem Bilde ſollte wohl die Führung eines Staates geſchickter, als unter der Regierung eines Pferdes, vorgeſtellet werden können? *)

---

*) Der Graf von Wartenberg hatte, als Oberſtallmeiſter, das Amt übernommen, den Prinzen zum erſten Male auf das Pferd zu ſetzen, und da er dabei gern etwas Poetiſches ſagen wollte,

§. 15.

Überhaupt ſuchte man alles, was ſich irgend thun ließ, ſo bedeutend als möglich zu machen, und vergaß dabei, daß dieſes „Bedeutend machen wollen“ dem aufmerkſamen Blicke doch als Behelf erſcheinen mußte, ſo wie es denn auch leider nicht ſelten der Gegenſtand der Nachahmung für die ſonſt einfach geſinnten Unterthanen wurde.

Im Magdeburgiſchen waren einige Erzgruben zu

ſo erſuchte er den Hofdichter, ihm mit dergleichen auszuhelfen. Es geſchah, und der damals 12½ jährige Fr. Wilh. I. ward mit einigen nicht ſehr überſchwenglichen, doch höchſt ſittſamen, gereimeten Zeilen angeredet:

Da heute, großer Prinz, mein Amt verordnet hat,
Nachdem Du reiten ſollſt, Dich auf das Pferd zu ſetzen;
Wünſch ich, daß, neben mir, zu gleicher Zeit der Staat, (!!)
Ob dieſem kleinen Dienſt ſich könne glücklich ſchätzen, u. ſ. w.

Er fähet dann fort, die Dankbarkeit des Prinzen in Anſpruch zu nehmen, und äußert mit Entſchiedenheit, es werde derſelbe, ſo oft er hinfort ein Pferd beſteige, an ihn zurückedenken. Dann aber kommt er noch einmal auf den Staat zurück, und zwar alſo:

Allein, weil ich voraus dem Staat bedienet bin,
Muß ich mit meinem Wunſch auch meiſtens dahin gehen:
Daß Deinem Königreich der größeſte Gewinn,
Aus dem, was jetzt geſchieht, mag dermaleinſt entſtehen. u. ſ. w.

Stande gebracht, woraus ſogleich Thaler geſchlagen wurden, zum Zeugniß, daß dieſes Werk wirklich zu Stande gebracht worden ſei. Wenn aber die Umſchrift dieſer Münzen lautete: Primitiæ metallifodinarum in ducatu Magdeb. (1701) (Erſtlinge der Erzgruben in M.), und die Randſchrift: Principium secli et regni sors prima coronat (den Anfang des Jahrhunderts und des neuen Königreichs krönt ein neues Glück), ſo deutete dies auf Hoffnungen, die keinesweges erfüllt wurden, da jene Erzgruben ſich ſpäterhin nicht ſehr dankbar zeigten.

Noch glänzender war die Feier des Geburtstages des Königs, welche die neu aufgerichtete Akademie der Bau-, Maler-, und Bildhauerkunſt in dem genannten Jahre beging. Es war dieſelbe 1696 errichtet und 1699 eingeweihet worden, und Friedrichs Geburtstag war auch ihr eigener. Der Fürſt widmete ihr eine beſondere Sorgfalt, und ſelbſt ſeine bitterſten Tadler haben eingeräumt, daß er dieſe Künſte geliebt habe. Der erſte Direktor derſelben war Joſeph Werner, ein geiſtreicher und fleißiger Künſtler, und unter den erſten Mitgliedern brauchen wir bloß den vortrefflichen Andreas Schlüter zu nennen, um die ſichere Begründetheit dieſer Anſtalt zu beurkunden. — Wir wollen das Rühmliche dieſer Anſtalt um ſo weniger verkennen, da ſie damals faſt die einzige Anſtalt dieſer Art war. Die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften blieb nicht zurück bei der Feier jenes Geburtstages, und vielleicht feierte ſie ihn nur um ſo inniger, je mehr ſie fühlte, daß ihr eigentlicher Anfang durch den neu ausgebrochenen Krieg noch gehemmt werden würde.

§. 16.

Der Tod Wilhelms III. gewährte Friedrichen die Ausſicht auf die Oraniſche Erbſchaft; allein ſo gerecht auch ſeine Anſprüche waren, ſo zeigte ſich doch noch die Erfüllung in weiter Ferne, da, außer ſo manchem anderen Hinderniſſe, auch Johann Wilhelm Friſo, Erbſtatthalter in Frießland, ſeſte Anſprüche begründen zu können glaubte. — Da aber Friedrich mit faſt beiſpielloſem Eifer die Sache betrieb, ſo ließ er ſogleich durch die Cleviſche Regierung von den Grafſchaften Mörs und Lingen Beſitz nehmen, und ſetzte alle Wappen der Oraniſchen Erbländer in das Preußiſch-Brandenburgiſche mit hinein. Dann reiſte er ſelbſt nach Holland, und erfreuete durch ſeine Freigebigkeit faſt jeden ausgezeichneten Mann, der ihm zu Geſichte kam, dergeſtalt, daß ſeine Milde überall gerühmt, und durch eine Denkmünze (von Nicolaus Chevalier) verewigt wurde.

Im Haag wurde endlich ein Interims-Vergleich geſchloſſen, kraft deſſen die Grafſchaften Mörs und Lingen, nebſt allen in und außer dem Haag gelegenen zur Oraniſchen Erbſchaft gehörigen Schlöſſern und Gütern den Preußen; die anderen aber dem Fürſten von Naſſau-Diez eingeräumt wurden. Die übrigen und noch wichtigeren Erbſchaftsſtücke nahmen die Generalſtaaten in einſtweiligen Beſitz (Sequeſtration), bis die Sache bei dem jetzt kaum zu hoffenden Frieden ihr völliges Ende gewinnen werde. (Dieſer Vergleich iſt vom Jahr 1702.)

§. 17.

Im Jahr 1703 feierte Friedrich den Krönungstag auf eine beſonders glänzende Weiſe, indem er den Ritterorden des ſchwarzen Adlers einweihete: wobei der Hofprediger Urſinus, mit löblicher Kraft, die religiöſe Idee dieſes Ritterordens darzuſtellen ſuchte.

In demſelben Jahre ließ Friedrich die Stadt Nordhauſen von ſeinen Truppen beſetzen, da er bereits 1698 die Erbvogtei derſelben von Sachſen erkauft hatte. Da aber einige Magiſtratsperſonen jener damals freien Reichsſtadt ſeinen Abſichten widerſtrebten, ſo ward er zu der erwähnten ſtrengen Maaßregel gezwungen, die denn auch bald das Ziel erreichen ließ *)

Wichtiger noch und erfreulicher iſt uns die Handlung, wodurch Friedrich in dieſem Jahre das Gefühl der tiefen Ehrfurcht für ſeinen großen Vater öffentlich bezeigte. Die metallene Roßſtatue des großen Kurfürſten, ein unſterbliches Werk **Schlüters**, war vollendet worden, und ſtand jetzt, doch noch verſchleiert, auf der langen Brücke. Zu ihrer Enthüllung und feierlichen Einweihung war der Geburtstag des Königs beſtimmt. Am frühen Morgen mußte eine Compagnie franzöſiſcher Grenadiere (deren Väter den verewigten Helden vielleicht in Schlachten halten kennen lernen) die Königsbrücke beſetzen, ſo wie die Deutſchen Garden die anderen umliegenden Gegenden, um das endlos andrängende Volk nur in gehöriger Ordnung einzulaſſen. Dann kamen vier und zwanzig Trompeter, nebſt zwei Paukern, hinter dieſen vier Herolde in ihren Staatskleidern mit den Heroldsſtäben in der Hand, darauf der Obermarſchall, der Schloßhauptmann, der Obercеremonienmeiſter, der Oberſchenk u. ſ. w. — Jetzt, da eine feierliche Stille eingetreten war, und der König nebſt dem Kronprinzen und den Verwandten ſeines Hauſes aus den Schloßfenſtern herausſahen, ward das verhüllende Tuch von der Statue genommen; alle verneigten ſich tief, und der erſte Herold las eine Bekanntmachung ab, in welcher es hieß:

---

*) S. Europäiſches Theater, XVI. S. 246 ff.

„Der König habe zum ewig währenden Andenken der unſterblichen Heldenthaten ſeines großen Vaters dieſe Statue ſetzen und aufrichten laſſen, und wolle, daß ſie, von allen und in allem, heilig, unverletzt, und in Ehren gehalten werde.“

Dann begrüßte die ganze Verſammlung noch einmal mit einer tiefen Neigung die Bildſäule, und blieb ſo lange mit entblößtem Haupte ſtehen, bis das grobe Geſchütz auf den Wällen dreimal losgebrannt war, und die unter Gewehr ſtehenden Truppen eben ſo oft aus dem kleinen Gewehr gefeuert hatten. Endlich ging der ungeheuere Zug, feierlich ſchweigend, zurück, und mit Gebet und Geſang in der Schloßkapelle und im Dom ward die würdige Handlung beſchloſſen. *)

---

*) Für diejenigen Leſer, welche den Genuß, jene herrliche Statue zu kennen, entbehren, möge hier wenigſtens die In-

§. 18.

In dem genannten Jahre ereignete ſich eine Begebenheit, die damals in ganz Europa ein großes Aufſehen machte, und bei welcher Friedrich ſeinen ganzen Eifer für das Chriſtenthum zu bezeigen Gelegenheit hatte. Es betrifft die Juden, über deren Niederlaſſung in der Mark hier zuvor ein kurzes Wort geſprochen werden möge. Wir finden ihrer zuerſt gedacht um das Jahr 1250, und, wenn ſie auch nicht ſelten angefeindet wurden, ſo erhielten ſie ſich doch in dem Schutz der Landesherren; ſo, daß auch Ludwig der Römer ſie ſeine „getreuen Kammerknechte“ nannte.

Ward indeſſen dieſe Nation von einigen Märkiſchen Fürſten auch wirklich einigermaaßen begünſtigt, ſo ge-

---

ſchrift auf dem marmornen Fußgeſtelle der Bildſäule mitgetheilt werden:

Divo Friderico Guilelmo Magno
Sacri Romani imperii Archi-Camerario et Electori
Brandeburgico
Inclyto
Qui incomparabilis heros
Dum vixit amor orbis
Atque terror hostium extitisset
Hoc pietatis et gloriæ æternum monumentum
Lætus mœstusque posuit
Fridericus
Primus e sua stirpe rex Borussiæ
Anno a Christo nato cIↃIↃccIII.

wann doch ihr Schickſal niemals eine völlige Sicherheit, indem zwiſchen den Chriſten und ihnen keine Eintracht möglich ſchien. Oftmals wurden ſie beſchuldigt, daß ſie Chriſtenkinder heimlich weggenommen, zerfetzt, getödtet, und deren Blut getrunken, daß ſie die Brunnen vergiftet, geweihete Hoſtien entwendet und durchſtochen u. ſ. w. So war der Haß immer gewachſen, und es brach im Jahre 1510, unter Joachim I., die ganze Kraft deſſelben gegen ſie los. Der Diebſtahl einer vergüldeten Monſtranz und der Büchſe, in welcher die geweiheten Hoſtien lagen, aus einer Dorfkirche bei Bernau, zog 35 Juden, die dabei in Verdacht gekommen waren, eine gräßliche Todesſtrafe und der ganzen in der Mark befindlichen Judenſchaft die Verbannung zu. Jochim II. hatte indeſſen, da er bekanntlich oft in Geldverlegenheit war, ihnen den Zutritt wieder geöffnet; doch traf ſie bald wieder ein ähnliches Unglück. Jener Fürſt fand wenige Stunden nach einer Wolfsjagd, auf der er ſich ſehr erhitzt hatte, den Tod (1571), und man muthmaßte, daß der Hofjude Lippold ihn vergiftet habe. *) Wir ſchweigen von der gräß-

---

*) Völlig klar werden die Hiſtoriker hierbei wol nie ſehen können, wenn nicht etwa noch geheime Papiere vorhanden ſind, die Aufſchluß geben könnten. Neuere Geſchichtſchreiber verſichern, (und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie Recht haben) Joachim II. ſei an einer Erkältung geſtorben, die unheilbar geworden ſei, da ſein Leibarzt Luther (ein Sohn des Reformators) ſich gerade unglücklicherweiſe in Cüſtrin befand.

lichen Art des Todes, welcher ihm zuerkannt wurde, und erwähnen nur, daß abermals ſämtliche Juden aus den Brandenburgiſchen Landen verbannt wurden (1573).

§. 19.

Hundert Jahre nach dieſer Vertreibung flehten die Juden den großen Kurfürſten um einen Zufluchtsort in ſeinen Landen an, und er gewährte ihnen denſelben; doch ſollten nie mehr als funfzig Familien in der Mark aufgenommen werden. Wir finden keine Klage von Erheblichkeit über ſie; und ſie gelangten bald zu der Wohlhabenheit ſich eine große prachtvolle Synagoge zu bauen. Jetzt aber, im Jahr 1703, wurden ſie von einem zum Chriſtenthum übergetretenen Juden angeklagt, daß ſie in einem gewiſſen Gebet, deſſen Anfang Alenu Leschabbeach laute, Chriſtum läſterten, und dieſen ausgeſprochenen Frevel noch mit ſchmähenden Gebärden begleiteten. Das ganze Publikum nahm den größten Antheil an jener Ausſage, die Juden waren in Dörfern und in Städten nicht mehr ſicher, und ſie flehten um den königlichen Schutz. Friedrich aber erwiderte, daß da, es eine Sache ſei, ſo die Ehre Gottes betreſſe, er dieſelbe auf das allergenaueſte unterſuchen laſſen werde, und wofern ſich finden werde, daß ſolche und dergleichen Läſterungen von ihnen begangen würden, ſie alleſamt ohne Unterſchied aus dem Lande gejagt werden ſollten. „Sie ſollten,“ heißt es weiter, „von dieſem vermaledeiten Beginnen abſtehen, und oben erwähntes Gebet weder für ſich thun, noch es ihre Kinder lernen laſſen, indem der König ſolches durchaus nicht dulden würde, noch könnte, und wenn die Rabbinen und Älteſten dennoch eines Meineides darunter ſollten überwieſen werden können, ſo würde der König ſie, Andern zum Abſcheu, an Leib und Leben ſtrafen." *)

§. 20.

Die Regierungen in der Neumark, Pommern, Halberſtadt, Magdeburg u. ſ. w. erhielten nunmehr Befehl, jene Angelegenheit ſelbſt genau zu unterſuchen, und empfingen von den meiſten gelehrten Juden die Auskunft, es rühre jenes Gebet von Joſua her, und ſei folglich anderthalb tauſend Jahre vor Chriſti Geburt abgefaßt. Das ward ſelbſt von den meiſten chriſtlichen Gelehrten zugeſtanden; doch konnte jener Umſtand nicht entſcheiden. Es war nämlich in dieſem Gebet bei der Stelle, welche den Anſtoß gegeben, ein leerer Raum gelaſſen, der eben einem läſternden „Im-Sinne-behalten" zuſagen konnte. Obwohl nun deshalb die Juden erklärten, daß die Verwünſchung nur auf die Abgötter zu Joſuas Zeiten gingen, ſo war doch jener Umſtand wichtig genug, das Gebet ganz zu verbieten; beſonders, da durch Buxſtorf und Pfeifer, vor allen aber durch Eiſenmenger, manche

---

*) Genaue Auskunft über die Geſchichte der Juden findet ſich im Angelus (Engel) B. III. und Leutinger, B. XX. und XXI; über die ſie betreffenden Angelegenheiten während des Jahrs 1703 am ausführlichſten in Bekmanns Werk, Th. I. S. 202 ff.

trübe Myſterie des damaligen jüdiſchen Cultus eröffnet worden war.

Selten iſt ein Edikt mit ſo großer Wärme gegeben und aufgenommen worden, als das, welches dieſem Streite ein Ende machte. Wir dürfen vermuthen, daß der größte Theil aus Friedrichs Feder ſelbſt gefloſſen, der mit Freuden eine Gelegenheit ergriff, ſeinen Eifer für die göttliche Ehre des Erlöſers von neuem an den Tag zu legen. *) Schon um deswillen war es nöthig, dieſer Sache mit Genauigkeit zu gedenken; auch iſt ja Gottlob die Zeit vorbei, wo man mit gemeiner Vornehmheit auf ſolchen Eifer herab ſah. —

§. 21.

Es iſt oben erwähnt worden, daß die wackeren Preußen den Krieg der Jahre 1689 bis 97 nicht bloß mit ſtiller Kraft ertrugen, ſondern auch mit fröhlicher Theilnahme die Nothwendigkeit erkannten. Trüber empfanden ſie, daß ſchon wieder, nach einer kaum dreijährigen Ruhe, ein neuer Kampf ausgebrochen ſei, deſſen Ende kaum abzuſehen war. Sie gaben ihrem Könige vollkommen Recht, daß er an demſelben Theil nahm, und theilten ſeinen edeln Haß gegen die Bedrückungen Ludwigs; wenn ſie aber, erwägend, was ſie ſeit dem dreißigjährigen Kriege gelitten, diesmal nur mit ſchwerem Herzen der Nothwendigkeit nachgaben

---

*) S. Beilage 3.

gaben, ſo bedarf das keiner Entſchuldigung, ſondern rechtfertigt ſich durch ſich ſelbſt. Bei den Preußiſchen Kriegern finden wir, wie immer, den reinen edeln fröhlichen Eifer; aber der Bürger daheim, obwohl, wie wir gern wiederholen, völlig überzeugt von dem großen Gedanken dieſes Krieges, trauerte dennoch über den Verfall ſeiner Nahrung und ſeines Gewerbes, und über den ſtets offenbarer werdenden Geldmangel.

Den letzteren Übelſtand verſchuldete größtentheils Wartenberg, der den höchſten Fehler beging den ein Staatsmann begehen kann, indem er, nur für den Moment ſorgend, und die Bedürfniſſe deſſelben beſeitigend, wie ſie ſich gerade am bequemſten beſeitigen ließen, ſorglos von einem Tage zum andern lebte, und eben deshalb für die Zukunft die größte Sorge veranlaßte.

§. 22.

Er ließ eine Auflage nach der andern ausſchreiben und ging dabei ſo blind hintreibend und ſchonungslos zu Werke, daß ſelbſt die *Art* der Erhebung für die Unterthanen äußerſt unbequem und läſtig war. Während er wenigſtens zuweilen das Anſehen haben wollte, als *bekämpfe* er den Luxus, *beförderte* er ihn offenbar, indem er durch den eng beſtimmten Rang jeder einzelnen Individuen, höheren Aufwand veranlaßte als jemals, weil jener Rang denſelben zu *erfordern* ſchien. Nicht bloß Thee, Kaffee, Chokolade, und ähnliche künſtliche Bedürfniſſe ſollten verſteuert werden, ſondern auch das gänzlich Unentbehrliche: Schuhe, Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfe, Hüte u. ſ. w. wurden ſchweren Abgaben unterworfen. Die Kopfſteuer ward erhöht; ja es ging ſo weit, daß jedes Frauenzimmer und jede Magd unter 40 Jahren, die ſich bei ihren Eltern oder Verwandten aufhielt, außerdem noch einen vierteljährlichen Beitrag zur Acciſe liefern mußte. *) Es ſcheint, als habe er dabei die Idee gehabt, die Ehen zu befördern; doch bedarf es wohl des Zuſatzes nicht, daß ein ſo ſeltſames Mittel den Zweck nicht erreichen konnte.

Noch immer nahm Wartenberg die Perüquen in Anſpruch, denen jetzt auch die Fontangen zugeſellt wurden. Sie waren ſchwer verſteuert, was wir keinesweges misbilligen würden, wenn dabei die Abſicht geweſen wäre, jene widerliche Tracht zu verleiden; doch war dies keinesweges der Fall, da ſich jede Frau und jedes Mädchen, die zu den höheren und mittlerem Ständen gehörten, in dieſer Verhüllung zeigen mußte.

Das Allerſchlimmſte aber war das ſtete Schwanken in den Edikten, welche die neuen Auflagen betrafen, ſo, daß man nie mit Sicherheit die Gränze angeben konnte, wo ſie aufhören würden. Wenn aber Wartenberg nicht einmal verſtand, mit Umſicht und Überlegung das Vermögen der Unterthanen in Anſpruch zu nehmen, ſo verſtand er noch weniger, ihnen neue Erwerbsquellen zu eröffnen. Ja, es iſt klar, daß durch jene blinde Weiſe ſei-

---

*) S. das Edikt vom 8. September 1704 in der bekannten Myliusſchen Sammlung.

ner Staatsverwaltung manche ehemalige Quellen, die der große Kurfürſt den Brandenburgern gezeigt hatte, wieder verſiegen mußten.

Die Unterthanen wurden ärmer, und nicht ſparſamer; denn nur der findet ein Vergnügen an genauem Haushalt, der des Wohlerworbenen ſicher iſt, und den nicht Willkühr in dem emſigen Betriebe ſtören darf. Wir dürfen deshalb die Brandenburger nicht tadeln, daß ſie handelten, wie Menſchen überhaupt zu handeln pflegen; wohl aber ihn, der die wackeren und fleißigen Bürger nicht zu behandeln wußte.

Auf Friedrichen ſelbſt, ruht dabei der Vorwurf, daß er ſich durch Wartenberg täuſchen ließ; doch hatte dieſer auch jedes Mittel aufgeboten, wodurch ein Fürſt getäuſcht werden kann. Hätte der König nur öfter die Klagen gehört, ſo würde er ihnen auch öfter abgeholfen haben; doch theils war die Liebe der Brandenburger für ihn zu zärtlich, um ihn mit häufigen Klagen zu beläſtigen, theils hatte auch der Miniſter die ſchlaueſten Maaßregeln getroffen, um die Klagen nicht bis zum Ohr des Fürſten durchdringen zu laſſen. Indeſſen darf die Geſchichte nicht ungerügt laſſen, daß dieſer umſtellt werden konnte.

In ſo bedenklicher Zeit tröſteten ſich die Brandenburger mit jener ewigen Liebe für ihren König, mit dem Ruhm ihres Namens, der ſtets durch neue Heldenthaten ihrer Heere vergrößert wurde, und durch jenen leichten Sinn, den wir ſchon oft an ihnen erkannt haben. Am meiſten getröſtet war man in der Hauptſtadt, wo die

Quellen des Erwerbs noch am häufigſten floſſen, und wo der Hof ſelbſt Leben, Glanz, und Freude verbreitete.

§. 23.

Da Friedrich, wie ſo eben erwähnt worden, faſt gar nichts erfuhr von jenen drückenden Verhältniſſen, ſo fuhr er fort in ſeinen gewohnten Bemühungen für den äußeren Glanz ſeiner Würde und ſeines Staats. So ward das Schloß zu Charlottenburg im ſchönſten Styl ausgebauet, ſo das zu Berlin, welches, ein herrliches Denkmal von Schlüters Geiſt und Fleiß, auf die ungetheilte Bewunderung jedes Kenners und Freundes Deutſcher Baukunſt Anſpruch machen darf. Es war im Jahre 1704 ſo weit gediehen, daß man die Umriſſe deſſelben auf einer Denkmünze als vollendet darſtellen und der Welt verkündigen konnte. *)

In eben dieſem Sinne ſtiftete Friedrich bald darauf eine Fürſten- und Ritterakademie, durch die ſich Wartenberg einen beſonderen Ruhm zu erwerben hoffte. Allein

---

*) S. Gütthers Werk, S. 220. Der Avers der Medaille ſtellt des Königs Bruſtbild dar, der Revers zeigt das königliche Schloß, in ſeiner neuen Verbeſſerung und Vergrößerung, an deſſen Fuße unten die Worte: Instaurante Schlutero, architecturæ directore; darüber: Friderico, regi Borussiæ, restauratori regiæ Berolinensis; im erſten Abſchnitt: pio, iusto, felici, optimo principi artiumque liberalium statori. Ganz unten: Christ. Wermuth, Anno 1704.

da er ſelbſt nicht wiſſenſchaftlich gebildet worden war, ſo hatte er ſich begnügt, das Ganze nur auf äußeren Prunk zu berechnen. Es war vergeſſen worden, daß jeder junge Mann, möge er auch aus dem höchſten Stande ſein, den tiefen Ernſt des Lebens früh lernen, und ſeine Kraft üben müſſe an der Gegenkraft. Hier aber war alles darauf berechnet den jungen Männern zu gefallen, ſtatt ſie zu lehren, wie ſie durch harmoniſche Entwickelung ihrer Anlagen, durch Frömmigkeit, Kraft nnd Kenntniſſe ihres hohen Standes ſich würdig zeigen möchten. Es iſt erfreulich, hinzuzuſetzen, daß der Deutſche Adel dies auch vollkommen erkannte, und Verwöhnung und Verzärtelung haſſend, bald eine Anſtalt wieder verließ, in der man ihm auf jene Weiſe zu gefallen ſuchte. So iſt dann leicht zu erklären, wie jene Akademie nach wenigen Jahren wieder verfiel. Erziehung und Unterricht haben nichts mit Prunk und Schimmer gemein, und Männer, wie Paul Gundling und Benjamin Neukirch, obwohl wir ihnen nicht jedes Verdienſt abſprechen, waren ſchwerlich geeignet, kräftigen Jünglingen zu imponiren, wie ſie ſelbſt wünſchen müſſen, daß ihnen imponirt werde.

§. 24.

Aller jener Glanz vermochte Friedrich nicht zu ſchützen vor einem großen Schmerz, der ihm zu Anfang des Jahrs 1705 bevorſtand. Die Königin Sophie Charlotte war kränklich nach Hannover gereiſt, um ihre Mutter zu beſuchen, war dort noch kränklicher angekommen, hatte aber aus Zärtlichkeit für ihre Verwandten das Gefühl ihres Leidens verſchwiegen, und war bald rettungslos krank geworden. Sie war in jedem Sinn die Zierde des Preußiſchen Hofes geweſen, ausgezeichnet durch Anmuth und Schönheit der Geſtalt, durch den Reichthum ihres Geiſtes und die milde Tugend ihres Herzens. Die Liebe für die Wiſſenſchaften und Künſte machte ſie ſo glücklich und in ſich ſelbſt einig, daß ſie das Getreibe verworrener Leidenſchaften um ſich her kaum bemerkte. Während ſie den höchſten Rang verdiente, legte ſie keinen Werth auf die Auszeichnungen, die man ihr um deswillen widmete; wohl aber ſah ſie in den Menſchen ſelbſt den tiefen Werth, und ſie ſchätzte jedes Gute und Rechte, wo ſie es fand. Sie war ſehr lebhaft, raſch, treffend, und dennoch ſehr ſanft, freundlich, leicht nachgebend und ganz unbekannt mit dem Gefühl der Rache. Die Gräfin Wartenberg, die oben geſchildert worden, vergaß ſelbſt gegen ſie nicht ſelten die Ehrfurcht, die ſie ihr ſchuldig war; aber Sophie Charlotte, in ihrer ruhigen Größe und ſtillen Heiterkeit, bemerkte das kaum, und wenn ſie darauf aufmerkſam gemacht wurde, vergab ſie gern. Ja, es ſchien, als ſei kaum mehr von einem Vergeben die Rede, wie man einem Blinden nicht vergiebt, daß er nicht ſieht, ſondern es bloß natürlich findet.

Unter ihren Geiſteskräften war beſonders das Vermögen, zu begreifen, zu urtheilen, und zu behalten, vorherrſchend; unter den Künſten liebte ſie Muſik am meiſten, ſo wie unter den Muſikern Corelli, unter den Philoſophen

Leibnitz, unter den Religiöſen Fenelon, aus deſſen Telemach ſie ſelbſt einen Auszug machte und mit Anmerkungen begleitete, die ihrem Sohne für ſein ganzes Leben als Richtſchnur dienen ſollten. Man hat ihr vorgeworfen, daß ſie dieſen Sohn zu zärtlich liebte, und es iſt dies allerdings nicht zu verhehlen; wenn wir aber erwägen, daß ihr bereits zwei Söhne geſtorben waren, und Friedrich Wilhelm ihr Einziger blieb, ſo werden wir uns nicht wundern können, daß ſie die ganze Fülle ihrer Liebe nun auch auf dieſen Einzigen übertrug.

Eben ſo wenig verhehlen wir, daß eine gewiſſe Gattung von Franzöſiſcher Bildung auch auf ſie ihren Einfluß gezeigt hatte; aber wir werden nicht von einer einzigen Frau verlangen wollen, daß ſie ſich **ihrer ganzen Zeit** widerſetzen ſolle.

Über das Maaß ihrer Religiöſität werden diejenigen Leſer, welche auch allenfalls „zwiſchen den Zeilen" leſen können, genügend urtheilen.

§. 25.

Mit dem Gedanken an den Tod wohl vertraut, hatte ſie bereits im Jahre 1692 bei einer nur gelinden Kränklichkeit ihr Teſtament aufgeſetzt, und ſo ward ihre Seele denn auch jetzt nicht beunruhigt, als ihre letzte Stunde ſich zu nähern ſchien. Schon bei ihrer Abreiſe von Berlin war ſie weicher als je, und ſie nahm von ihrem Lieblinge, dem Kronprinzen, den zärtlichſten Abſchied. Man fand auf ihrem Tiſche ein Papier, auf welches ſie ein

Herz gezeichnet hatte, mit der Unterſchrift: Parti; eine einfache Hieroglyphe, die, weil ſie Alles ſagen möchte, nur Eines ausſpricht. Jetzt aber, da aller Kampf vorüber war, zeigte die Königin ſich ſo ruhig, daß ſie mit der größten Heiterkeit die Anweſenden tröſtete, ja ſogar mit halbem Scherz die Bemerkung machte, auch ihr Gemahl werde ſich doch nach einiger Zeit tröſten, und die Sorgfalt für die prachtvolle Beſtattung ihrer Leiche ſeinen Kummer einigermaßen zerſtreuen.

Wir beſitzen einen Bericht des franzöſiſchen Predigers de la Bergerie in Hannover, der, als Augenzeuge, das Ende der Königin beſchreibt, und wir würden in unſerm Werk eine Lücke laſſen, wenn wir ihn hier nicht mittheilten:

„In der Nacht den letzten Januar auf den erſten Februar des Jahres 1705, früh zwiſchen 1 und 2 Uhr, wurde ich zur Königin von Preußen gerufen, welche damals gefährlich krank war. Als ich in ihr Zimmer trat, warf ich mich gleich zu den Füßen ihres Bettes nieder, und bezeigte ihr, wie ſchmerzlich es für mich ſei, ſie in dieſem Zuſtande zu ſehen. Hierauf nahm ich Gelegenheit, ihr zu ſagen, ſie könne nunmehr einſehen, daß die Könige und Königinnen, eben ſo wie andere Menſchen, ſterblich wären, und vor dem Thron der göttlichen Majeſtät erſcheinen müßten, um daſelbſt, wie der geringſte Unterthan, von ihren Handlungen Rechenſchaft zu geben. Hierauf antwortete Ihre Majeſtät: „Das weiß ich wohl.“ Ich fuhr weiter fort: Ew. Majeſtät müſſen nunmehro auch die Nichtigkeit und Eitelkeit der Dinge hienieden, an denen Ihr Herz vielleicht nur allzu ſehr gehangen hat, erkennen lernen, und die Wichtigkeit der himmliſchen Dinge, die Sie vielleicht hintangeſetzt und verachtet haben, dagegen vergleichen. Hierauf antwortete die Königin: „Das iſt wahr.“ Setzen aber, frug ich Ew. Majeſtät nicht ein wahres Vertrauen auf Gott? und bitten Sie ihn nicht ernſtlich um Vergebung aller der Sünden, die Sie begangen haben? nehmen ſie nicht Ihre ganze Zuflucht zu dem Blute und Verdienſte Jeſu Chriſti, ohne welchen wir unmöglich vor Gott beſtehen können? Die Königin antwortete: „Ja.“ Inzwiſchen kam der Herzog Ernſt Auguſt (ihr Bruder) in's Zimmer der Königin; und da ſie mit einander reden wollten, ſo begab ich mich, dem erhaltenen Befehl gemäß, auf die Seite. Einige Zeit hernach ſtellte ich mich wieder vor das Bette der Königin, um zu ſehen, ob ich eine Gelegenheit bekommen könnte, von der großen Sache ihres ewigen Heils mit ihr zu reden. Allein der Herzog Auguſt ſagte mir damals, „es ſei nicht nöthig, denn die Königin ſtände ganz gut mit ihrem Gott.“ Am andern Morgen ſagte mir dieſer Prinz, er habe die Königin, als er mich vor ihrem Bette angetroffen, befragt, ob ſie verlangte, daß ich weiter mit ihr ſpräche? Sie habe aber geantwortet, „es ſei ganz und gar nicht nöthig: ſie wiſſe bereits alles, was man ihr bei dergleichen Gelegenheiten vorſagen könne, ſie habe ſich dies ſchon alles ſelber geſagt, und thue es noch immer, und ſie hoffe bei ihrem Gott ganz wohl dran zu ſein.“ Endlich, als die Königin von einer Schwachheit befallen wurde, mit welcher ſie ihr Leben endigte, ſo fiel ich auf meine

Knie an der andern Seite des Bettes, wo die Vorhänge geöffnet ſtunden, und bat Gott mit lauter Stimme, er möchte ſeine guten Engel um dieſe große Prinzeſſin herum lagern, um ſie vor den Anläufen des Satans zu bewahren, ſich ihrer Seele erbarmen, ſie im Blute Jeſu Chriſti, ihres himmliſchen Bräutigams, abwaſchen, und ſie, nachdem er ihr alle ihre Sünden vergeben, in Frieden zu ſeiner Herrlichkeit aufnehmen. In demſelben Augenblick verſchied ſie.“

Gütther erzählt, die ſterbende Fürſtin habe ihrem bis ins Innerſte betrübten Bruder gelaſſen zugeſprochen: „Es iſt nichts ſo natürlich als der Tod; er iſt unvermeidlich, und obgleich mein Alter mich hätte ſollen hoffen laſſen noch einige Jahre länger zu leben, ſo empfinde ich doch keine Betrübniß darüber, daß ich ſterben muß.“ Bald darauf reichte ſie ihm die Hand, ſagte: „Mein Bruder, ich erſticke!“ und ihr letzter Augenblick war gekommen.

Sie hatte nur das Alter van 36 Jahren und 4 Monaten erreicht.

§. 26.

Es war ſicher nicht der Ernſt der Königin geweſen, als ſie ausſprach, daß Friedrich ſich über ihren Tod bald beruhigen werde, oder, wenn es ihr Ernſt war, ſo hatte ſie ſich in ihrer Beſcheidenheit ſehr geirrt, und ihren Werth viel zu geringe angeſchlagen. Als die Nachricht von ihrem Abſcheiden nach Berlin kam, wollte niemand wagen, ſie dem Könige zu überbringen, und als es endlich geſchehen mußte, übernahm ihn der Schmerz ſo ſehr, daß er in eine tiefe und lange Ohnmacht ſank, und ſeinem Leben ſelbſt Gefahr drohte. Er fühlte wohl, was er in ihr verlor, und es dauerte lange Zeit, ehe er an das denken konnte, was ſeine Gemahlin ihm als Beruhigung angewieſen zu haben ſchien, die Pracht des Leichenbegängniſſes. Er liebte ſeinen Schmerz, und weidete ſich an demſelben, er verlangte überall Theilnahme und fand ſie, auch wenn er ſie nicht verlangt hätte. Wenn wir die Menge der Leichenpredigten und Gedichte leſen, die auf ihren Tod erſchienen, ſo finden wir faſt in allen denſelben eine ſo genaue Auseinanderſetzung ihres Werthes, daß es ſcheint, als habe man gefliſſentlich dem Schmerze tiefere Stacheln geben wollen, und als habe Friedrich geliebt, ſie ſich ſelbſt zu geben.

Dann erſt, nach langem Zwiſchenraum, verfaßte er ſelbſt die Anordnung ihres Leichenbegängniſſes, und zwar mit einer Würde, wie ſie in Europa noch nie geſehen wurde, denn er wollte öffentlich zeigen, wie unendlich viel er verloren. *)

Nicht bloß ſämtliche Preußiſche Unterthanen, ſondern auch ganz Deutſchland, ja man darf ſagen ein großer Theil von Europa theilte Friedrichs Gefühl, denn wo die Fürſtin nur erſchienen war, da hatte die Gediegenheit ih-

---

*) Nach der Berechnung des Obermarſchalls, Grafen v. Wittgenſtein, beliefen ſich ſämtliche Koſten der Trauerfeierlichkeiten auf 200,000 Reichsthaler. Eine faſt endloſe Beſchreibung derſelben giebt Güther S. 225 bis 60.

rer Tugend, die Klarheit ihres Verſtandes, und die Anmuth ihres Benehmens Verehrung und Liebe gewonnen. Selbſt in den öffentlichen Schriften, welche dieſer Tod veranlaßte, ſpricht mitunter ein weit lebendigerer Buchſtabe, als ſonſt in jener, was die Deutſche Literatur betrifft, ſo unerquicklichen Zeit der Fall zu ſein pflegt. (Man findet ſie ſämtlich in Küſters Preußiſch-Brandenburgiſcher Bibliothek angeführt; Neukirchs Rede aber, die man ehedem als ein Meiſterſtück bewunderte, faſt in allen ſogenannten Anweiſungen zur Deutſchen Redekunſt, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus. *)

Beſonders ungünſtig wirkte dieſer Todesfall in Hinſicht der Intriguen und Kabalen an dem damaligen Berliner Hofe, denen ſie oft gewehrt hatte, und denen nun niemand mehr wehren konnte. Ganz beſonders benutzte die Gräfin Wartenberg dieſen freiern Spielraum, um ihren unerfreulichen Einfluß immer weiter auszubreiten.

Nicht minder ungünſtig war der Einfluß auf Friedrichs Geſundheit, die, nie ſehr ſtark, jetzt völlig wankend wurde. Dazu trug auch ein zweiter Trauerfall bei, indem noch in demſelben Jahr ihm ſeine einzige Tochter, Louiſe Dorothee, welche, wie oben erwähnt worden, an den Erbprinzen von Heſſen-Caſſel verheirathet war, durch den Tod entriſſen wurde (23. December 1705.).

§. 27.

Am 5. Mai des genannten Jahres ſtarb der Kaiſer

---

*) S. Beilage T.

Leopold*), nach einer acht und vierzigjährigen Regierung, an der Bruſtwaſſerſucht; aber ſein Tod änderte nichts in der Richtung der Öſtreichiſchen Staatskunſt, und nichts in der Führung des Krieges.

Es folgte Joſeph der Erſte, einer der geiſtreichſten Fürſten aus dem Hauſe Habsburg: feurig und kühn, menſchenfreundlich und nach einer Freiheit des Geiſtes ſtrebend, die ſeinem Vater gemangelt. Aber die Fülle von Kraft darf uns der Fehler nicht vergeſſen laſſen, die ſich ſchon früh bei ihm zeigten. Seine Erregbarkeit verfehlte mitunter das rechte Ziel, und machte ihn zuweilen, ohne daß er es ahndete, zum Spielwerk ſeiner Lieblinge, wenn ſie ihn mit genügender Feinheit zu behandeln wußten. Seine Sinnlichkeit veranlaßte eine gewiſſe Arbeitsſcheue und verführte ihn zu Verſchwendung und Ausſchweifungen in der Neigung für das weibliche Geſchlecht.

Sein Haß gegen Frankreich war noch glühender, wie der ſeines Vaters, und er beſchloß, den Krieg zur Erhaltung der Spaniſchen Krone für ſeinen Bruder Karl mit ungetheiltem Eifer fortzuſetzen. Es ſchien nicht, als werde dieſer Kampf in Spanien ſelbſt entſchieden werden, obwohl beide Prinzen, Karl und Philipp, die nach der Krone ſtrebten, ſich jetzt dort eingefunden hatten. Wir ſehen dort allerdings einen mit großer Anſtrengung geführten Kampf, doch vermiſſen wir die höhere Idee und das entſchiedene Talent, und der zertheilte Wille und die gebrochene Kraft der Streitenden ſelbſt unter ſich, ſo wie der nun ausbrechende alte Haß der Caſtilier und Arragonier, gewährt einen ſo trüben Anblick, daß wir uns gern davon abwenden.

---

*) S. Beilage V.

§. 28.

Entſchieden ſollte jener Kampf werden da, wo ſeit mehreren Jahrhunderten alle Kämpfe entſchieden worden ſind: In Deutſchland und den Niederlanden. Selbſt den Kampf in Italien können wir nicht als den Ausſchlag gebend betrachten. Das Jahr 1705 war nicht ausgezeichnet durch Kriegesthaten; deſto mehr das folgende; und wir dürfen nur an die Schlachten bei Ramillies und Turin erinnern, um abermals die Denkmale auch der Preußiſchen Tapferkeit bezeichnet zu haben. Bei Turin waren es die Preußen, die größtentheils den linken Flügel bildeten, und wo der Fürſt Leopold von Deſſau zuerſt mit ihnen in's Gefecht kam. *)

Eugen der ſich ganz darauf verſtand, die Deutſchen zu würdigen, und die Eigenthümlichkeit der Preußen und ihres Anführers zu ſchätzen wußte, ſagte gleich beim erſten Anblicke der Feinde: „Mich dünkt, dieſe Leute ſind ſchon halb geſchlagen.“ Ein ſolches Wort erfreute die Preußen, an die er es gerichtet, und obwohl durch die ungeheure Übermacht zweimal zurück gedrängt, eilten ſie doch zum Drittenmale mit immer freudigerem Muthe wieder

---

*) S. Beilage X.

vor, und waren die erſten von allen, welche die Linien bei Turin erſtiegen.

§. 29.

Indeſſen hatte Öſtreich das ganze eroberte Baiern völlig wie feindliches Land, und zuletzt bereits als ſein entſchiedenes Eigenthum behandelt. Man vergaß dabei, daß die Unterthanen, größtentheils wenigſtens, nicht eingeſtimmt hatten in die Maaßregeln ihres Fürſten, und daß ſelbſt der beſte Zweck nicht die Härte entſchuldigen kann, mit dem hier ein Deutſcher Stamm den andern behandelte. Ein kräftiges Volk konnte nicht auf dieſe Weiſe zur Unterwerfung gebracht werden; es entſtanden Verſchwörungen, die ſehr gefährlich hätten werden können, wenn nicht günſtige Zufälle die Öſtreicher gerettet hätten.

Endlich that Joſeph den letzten Schritt in dieſer Angelegenheit, zu dem er allerdings nie Recht hatte, da es die gegen die Deutſchen bewaffneten Deutſchen Fürſten ſelbſt traf. Es wurden nähmlich die Kurfürſten von Köln und von Baiern in die Reichsacht erklärt, und jetzt, wo Joſeph durch die neuen Verſchwörungen erbittert worden war, ließ er jenes Urtheil trotz aller Widerſprüche einzelner Reichsfürſten öffentlich bekannt machen.

Dies geſchah zuvörderſt zu Wien und ſodann zu München ſelbſt (29. April und 11. Mai 1706). Es war keine bloße Abſetzung; ſondern es war die alte furchtbare Acht, und es hieß in der Erklärung derſelben, „der Kurfürſt verfalle von nun an, mit ſeinem unglückſeligen Leibe, dergeſtalten aus des Kaiſers und Reiches Schutz und Frieden in die Unſicherheit und in den Unfrieden, ſo daß ſich niemand weiter an ihm ſolle vergreifen, oder verfreveln können.“

§. 30.

Maximilian Emanuel erhielt hinfort von Seiten des Kaiſers gewiſſermaßen gar keinen Titel mehr, ſeine vier Söhne nannte man ſeitdem nur die Grafen von Wittelsbach.

Dann ging man zur beſtimmteren Zerſtückelung des Landes. Man ſchenkte die Herrſchaft Mindelheim dem Herzoge von Marlborough, die Oberpfalz dem Kurfürſten Johann Wilhelm, und einen kleinen Theil erhielt Würtenberg. Doch vor allen wurde der Graf Lamberg, ein Mann der ſich wohl des Kaiſers, aber nicht der Deutſchen Fürſten Liebe erworben hatte, beſchenkt. Gegen all dies willkührliche Betragen legten die Fürſten, und beſonders Friedrich von Preußen, ihren Widerſpruch ein; ja es äußerte ſich jetzt eine ſolche Unzufriedenheit, daß mehrere derſelben aufhörten, ihre Contingente zum Reichsheer zu ſenden, bis es endlich dem Kaiſer 1708 gelang, ihre Einwilligung zu erhalten. Indeſſen war leicht vorher zu ſehen, daß dieſe Angelegenheit dadurch nicht ihr Ende gewonnen habe, und daß, ſelbſt wenn es gelinge, beim nächſten Friedensſchluſſe Frankreich ganz zu demüthigen, dennoch die Deutſchen Fürſten gegen die Zerſtückelung Baierns ſich von neuem erheben würden.

§. 31.

Weniger günſtig zeigte ſich das Jahr 1707 für den Fortgang der wider Frankreich vereinten Waffen.

Das Reichsheer zeigte abermals, daß es nicht von Einem Gedanken geleitet werde, und ſo ward es dem Marſchall Villars möglich, den Markgrafen Chriſtian Ernſt von Baireuth, welcher es befehligte, zurückzuwerfen. Der alte Fürſt legte jetzt den Befehl nieder, und ſein Nachfolger Georg Ludwig von Hannover konnte nur retten, was noch zu retten war.

Auch in den Niederlanden fühlte ſich Marlborough gehemmt, durch die Verdroſſenheit, die jetzt bei den Holländern ſich zu zeigen anfing. In Italien herrſchte deſto kühnerer Eifer; doch als man über die Gränzen dieſes Landes hinaus, in die Provence, und vor Toulon rückte, da ſtrafte ſich der allzukühne Eifer. Eugen hatte den Zug unternommen, Leopold von Deſſau war mitgezogen; doch, wie man ſagt, nicht ohne Abmahnung. Eugen fühlte ſich vor Toulon zum erſten Male von ſeinem Glück verlaſſen, doch nicht von ſeinem Geiſt und ſeinem Muth, der den bald als nothwendig erkannten Rückzug nach Italien gefahrlos zu machen wußte.

Der letzte Ort, den die Franzoſen noch in Italien beſeſſen, Suſa, fiel jetzt auch, und zwar lediglich durch der Preußen ausdauernde Tüchtigkeit.

§. 32.

Im Jahr 1708 ward jede Kraft und jedes Talent aufgeboten, um entſcheidende Ergebniſſe herbei zu führen, und das Glück war auf der Seite der guten Sache. Eugen und Marlborough waren diesmal beide in den Niederlanden, und mit ihnen die herrliche Schaar der Preußen, unter dem Grafen Lottum und dem Fürſten Leopold. Die ganze Kraft derſelben that ſich hervor in der blutigen Schlacht bei Oudenarde (11. Jul.). Hier glänzen inſonderheit die Namen Lottum und Natzmer. *) Der Letztere empfing eine Wunde, doch fühlte er ſie nicht, da Heldenmuth und Frömmigkeit ihn ſtählten.

Die Folgen der Schlacht waren nicht minder glänzend; doch verdankte man die Eroberung von Ryſſel (Lille), welches die Franzoſen mit Kraft und Ausdauer vertheidigten, lediglich der Wachſamkeit der Preußen. Der Franzöſiſche Unter-Feldherr, Ritter la Motthe, hatte den kühnen Plan gemacht, den Belagerern die Zufuhr abzuſchneiden, und es wäre gelungen, wenn nicht Graf Lottum mit hundert funfzig auserleſenen Reitern ſich ihm entgegen geworfen und ihn ſo lange aufgehalten hätte, bis ſich das faſt überraſchte Heer der Verbündeten in Schlachtordnung ſtellen konnte (bei Wynedal). Dieſes Entgegenwerfen im gefahrvollſten Augenblicke entſchied, und nimmer möge vergeſſen werden welcher Führer und welche Truppen hier entſchieden haben. So fiel Lille, ſo Gent, und die leichte Reiterei ſtreifte faſt bis vor die

---

*) Dubislav Gneomar, geſt. als Pr. Feldmarſchall 1737, ausgezeichnet als Krieger und als Chriſt.

Thore von Paris, und Schrecken bemächtigte ſich der hochmüthigen Hauptſtadt.

Auch in Italien finden wir ein Preußiſches Heer und zwar unter dem General Georg Abraham von Arnim, mit deſſen Hülfe den Verbundenen gelang, Fort-Louis, Exilles, Feneſtrelles u. ſ. w. zu nehmen. Der Pabſt, wie immer, folgerecht (obwohl wir diesmal faſt ſagen möchten: folgerecht in der Folgewidrigkeit, da ohne Zweifel nur ein Irrthum ihn Frankreichs Parthei nehmen ließ), hatte ſich bis dahin nicht zwingen laſſen; ward aber jetzt in ſeiner Hauptſtadt ſelbſt gezwungen, Karl III. für den rechtmäßigen König von Spanien zu erkennen.

§. 33.

Wenn wir endlich erwägen, daß der Verſuch des Prätendenten auf die Engliſche Krone, in Hoffnung einer günſtigen Aufnahme in Schottland, vereitelt wurde, (durch den Ritter Bing, der ihn nach Dünkirchen zurückſchlug,) und daß Sardinien und Minorka erobert wurden, ſo werden wir begreifen, daß ſelbſt Ludwigs Hochmuth gebrochen war, und daß er, der früherhin vielleicht nur den Frieden zu ſuchen ſchien, ihn jetzt wirklich ſuchte und zwar unter jeder Bedingung, welche die äußere Ehre nicht ganz verletzte. Er ſandte zwei Miniſter, den Chevalier von Rouville und den Marquis von Torcy nach dem Haag; aber er begegnete hier einer nimmer zu billigenden Zähheit, die ſich im Übertreiben jeglicher verletzenden Forderung wahrhaft gefiel. Es kann hier nicht der Ort ſein, ausführlich zu erzählen, wie man alles aufbot, durch ſchneidende Kälte und überbietendem Stolz den ehedem ſo ſehr Gefürchteten zu verwunden, und wir wollen bei dieſer Gelegenheit nur auf die Memoiren jener Geſandten hindeuten; wohl aber dürfen wir den Penſionär Heinſius verantwortlich machen, daß er ſelbſt den härteſten Bedingungen des Friedens noch äußere Kälte, und Schonungsloſigkeit hinzufügte. Ludwig hatte eingewilligt, Straßburg und die Reichsſtädte im Elſaß abzutreten, nichts zu beſitzen am Rhein von Baſel bis Philippsburg, Karl III als gerechten König von Spanien anzuerkennen; aber man war damit nicht zufrieden, und ſo — wir müſſen Ludwigen zum erſten Male Recht geben — konnte kein Friede hervorgerufen werden.

§. 34.

Friedrich von Preußen war weit entfernt jene Härte zu billigen; aber ſeinem Verſprechen getreu, ja, wenn wir ſo ſagen dürfen, weit mehr als getreu,[*] bot er abermals für den Feldzug 1709 jede Kraft ſeines faſt erſchöpften Landes auf. Er, den ſo manche Sorge drückte für die Nordiſchen Angelegenheiten, ſtellte dennoch mehr als 30,000 Mann gegen Frankreich in das Feld. Aber er konnte der Nemeſis nicht gebieten, die ſich auch jetzt ſchon, wenn auch nur leiſe, den Verbündeten zeigte. In Italien ward nichts ausgerichtet, denn Viktor Amadeus von Savoyen verweigerte jede Hülfe, da er ſich von dem Kaiſer Joſeph beleidigt fühlte. In Spanien verlor man die erlangten Vortheile wieder, und am Oberrhein zeigte ſich die Reichsarmee ſo ſchwach, daß es dem Grafen Mercy gelang, ſie bei Neuburg zu ſchlagen.

Nur in den Niederlanden, wo Eugen und Marlborough, Leopold von Deſſau und Lottum ſtanden, war die alte Kraft ſichtbar; ja es ſchien, als ſteigere ſie ſich hier zu dem höchſten Punkte, deſſen die durch die Schranken der Menſchlichkeit bedingte fähig iſt. Jedes Streben der Kraft und Gegenkraft zeigte ſich hier in den koloſſalſten Formen, und wie etwa der einzelne Menſch das Gelüſt faſſen kann, durch einen plötzlichen großen Riß in alle ſeine Verhältniſſe das ganze Leben umzuwandeln, ſo ſchien, als ſeien diesmal die Staaten ſehnſüchtig nach der Entſcheidung durch Einen Schlag. In ſolchem Styl (man verſtatte das Wort) ward die Schlacht bei Malplaquet geſchlagen (17. September). Hier focht Villars und Bouffler gegen Eugen und Marlborough, und da entſchiedenes Talent und entſchiedener Wille auf beiden Seiten ſtand, ſo ſchwankte die Schlachtenwage lange.

§. 35.

Wir genießen hier abermals die Freude anführen zu dürfen, daß der Sieg in der Mitte der Schlachtordnung anhub, da wo Lottum befehligte und der General Fink von Finkenſtein in die Verſchanzungen einſtürmte, daß die feindliche Reiterei fliehen und das Fußvolk ſich ergeben mußte. Dann neigte ſich auch der Sieg auf die beiden Flügel des Heers; doch langſam nur, und als wäre er faſt müde geworden, zu erſcheinen, da er den Frieden nicht hatte herbeiführen können durch ſo häufiges glänzendes Erſcheinen.

Dieſer Rieſenſchlacht, welche 60,000 tapferen Kriegern das Leben koſtete, wohnte auch der Kronprinz von Preußen mit dem ganzen Feuer eines edeln Deutſchen Kriegers, als Freiwilliger, bei. Ihn hatte ſchon längſt der kühne Muth den glänzenden Feſten ſeines Vaters entführt, und ſo ſtand er jetzt mit dem Fürſten Leopold, der diesmal wie ſein königlicher Freund als Freiwilliger diente, unter den beiden größten Feldherrn der damaligen Zeit, um unter ihnen die Kriegsſchule zu machen. Jener ſiebzehnte September war entſcheidend für ſein ganzes Leben. Er hatte gefochten wie ein Hohenzoller; er hatte die Großartigkeit eines edlen Krieges und die tiefe Bedeutung eines Gottesurtheils der Schlacht kennen lernen; aber ſein Herz war auch tief getroffen worden durch den Anblick des Jammers, den auch ein edler Krieg hervorruft, und er hatte ſich gelobt, nur da, wo Ehre und Nothwendigkeit gebieten werde, ſein edles Volk in den Krieg zu führen.

Aber nicht bloß als reiner Menſch, auch als Freund war er tief getroffen worden, ja es hatte ſich bei dieſem Verluſt etwas Wunderbarſcheinendes in ſein Leben gedrängt, das ſein nüchterner Verſtand nie auszuſcheiden vermochte. Ihm hatte nämlich am Vorabend der Schlacht ſein edler und tapferer Freund, der Preußiſche Generalmajor von Tettau, mit Beſtimmtheit erklärt, er werde an dem nächſten verhängnißvollen Tage fallen, und obwohl durch Friedrich Wilhelm bald mit freundlichem Ernſt, bald mit freundlichem Scherz von ſo wunderbarer Ahndung abgerathen, hatte er ſie dennoch feſt gehalten, und zuletzt mit Kraft und Rührung feierlichen Abſchied von ihm genommen. Das Vorgefühl hatte ihn nicht getäuſcht; er fiel nach heldenmüthigem Kampf, und hinterließ bei dem Prinzen ein nie verlöſchendes, ehrendes und faſt wunderbares Andenken.

§ 36.

Ludwig erfuhr bald die ganze Wichtigkeit der für ihn verlorenen Rieſenſchlacht, und diesmal gänzlich gedemüthigt, ſandte er abermals zwei wohl angeſehene Männer, den Marſchall von Uxelles und den Abt Polignac, an die Verbündeten, mit dem Auftrage, Frieden zu machen auf faſt jede Bedingung. Sein Land war verarmt bis zur Dürftigkeit, ſtellenweiſe entvölkert bis zur Einöde, das Vertrauen zu ſeinem ehemaligen Glücke hatte ihn verlaſſen. Man verlangte ſehr Bitteres von ihm: er ſollte zuvörderſt jeden Anſpruch auf die Spaniſche Erbſchaft fahren laſſen, und die Franzöſiſchen Truppen aus Spanien herausziehen. Dazu verſtand er ſich. Man ging weiter, und befahl, er ſolle ſeinen Enkel ſelbſt bekämpfen: er erklärte die Unmöglichkeit, aber er erbot ſich zu dem Höchſten, was er thun konnte, die Verbündeten mit bedeutenden Summen zu unterſtützen in dem Kampfe gegen ſein eigenes Blut, den Herzog von Anjou. Er zeigte, wie leicht ihnen ein ſolcher werden würde, wenn ſeine ganze Macht den Kriegsſchauplatz verlaſſen werde; aber man war auch damit nicht zufrieden, ſondern beharrte bei dem unnatürlichen Verlangen, er ſolle ſeinen geliebten Enkel ſelbſt bekämpfen. Es war das Einzige, was er nicht gewähren konnte, und er gewährte es wirklich nicht, ſondern wagte lieber noch einmal den Kampf auf Leben und Tod.

Er konnte diesmal ganz ehrlich die Friedensunterhandlungen ſeinem Volke mittheilen, und doch ſicher ſein, daß wenigſtens jeder ſeiner beſſeren Unterthanen ihm Recht geben werde, lieber ſterben zu wollen, als ſich zu entehren. Schon im nächſten Feldzuge 1710 erkannten die Verbündeten, daß es nicht wohl gethan ſei, den Gegner zur Verzweiflung zu reizen. Dennoch würde ihre ruhige Tapferkeit — wobei wir abermals die herrliche Kraft der Preußen unter Leopold beſonders bei Douay bewundern müſſen — menſchlicher Vermuthung nach geſiegt haben, wenn nicht bald darauf ein nicht geahndeter Umſtand die günſtigſte Veränderung aller ſeiner Angelegenheiten veranlaßt hätte.

§. 37.

Die gekränkte Eitelkeit einer Frau, der Königin Anna von England, verſchuldete, daß alle Anſtrengungen Europa's, die Übermacht Frankreichs zu brechen, vergeblich geweſen waren. Um einer eiteln Kleinigkeit willen entzweit mit der Herzogin Marlborough, warf ſie auch auf den vortrefflichen Feldherrn ſelbſt ihren Widerwillen und näherte ſich dem Könige von Frankreich. Gern gewährend was ihre Eitelkeit verlangte, ward Ludwig bald ihr Freund, und England hörte auf, ihn zu bekämpfen. Holland nahm ein ähnliches Syſtem an; Spanien, durch Bürgerkrieg zerriſſen, erblickte in Karl von Öſtreich nicht Bedeutendes genug, um für ihn länger ſo Trauriges zu dulden. Joſeph ſtarb, und man glaubte, Karln für den Spaniſchen Thron durch die Deutſche Kaiſerkrone hinlänglich zu entſchädigen. Da nun Philipp einmal da war, ſo gewährten ihm endlich die Spanier ihre höchſte Würde, und die Europäiſchen Mächte meinten, es ſei auch nicht wohl gethan, den Deutſchen Kaiſer gleichfalls zum Könige der Pyrenäiſchen Halbinſel und des damit verbundenen Mexico und Peru zu machen. Man war, um es mit Einem traurigen Worte zu ſagen, abermals müde geworden, und man ließ nun die Angelegenheiten gehen, wie ſie eben wollten.

Unſer Friedrich ſtarb, noch ehe der Abſchluß des jammervollen Friedens zu Utrecht, und des noch jammervolleren zu Raſtatt zu Stande kam, und wir dürfen ihn deshalb nicht beklagen, da die geringen Vortheile, welche Preußen in demſelben erhielt, ihm keinesweges genügt haben würden, indem er am beſten die Anſtrengungen kennen mußte, die er für Deutſchland unternommen. Selbſt der Gewinn von Geldern kann in Vergleich mit dem, was von Preußens Seite aufgeboten wurde, nur als geringer Erſatz betrachtet werden. *)

---

*) Da England, den großen Bund zuerſt verlaſſend, bei dem Frieden zu Utrecht eine nur zu wichtige Stimme hatte, ſo war es allerdings politiſch klug, daß Preußen ſich mit dieſem Staate

§. 38.

Wenden wir uns jetzt wieder zu Friedrich ſelbſt und zu ſeiner Regierung, ſo finden wir leider manches Trübe, das nur zu tief auf den Wohlſtand des Landes einwirkte und manche Schwäche des Fürſten, die wir um ſo weniger verſchweigen dürfen, da wir mit ſo inniger Liebe des Guten und Trefflichen gedacht haben, welches er in früheren Jahren zu Stande brachte.

Wartenbergs ganzes Bemühen zweckte nur darauf ab, Friedrichs Gunſt zu behalten, ſtets Geld zu ſchaffen, um keinen Stillſtand in den Luſtbarkeiten des Hofes zu veranlaſſen, und den Moment zu genießen. Dieſen allein in das Auge faſſend, genehmigte er jeden Plan, den raſche und unerfahrene Staatsmänner ihm zur Füllung der Caſſen vorſchlugen. Die Krönungs-, Kriegs-, Kopf- und Salzſteuern, die Auflagen auf Strümpfe, Schuhe, Hüte u. ſ. w. ſchienen ihm noch immer nicht genügend, und ſo war ihm der Gedanke eines gewiſſen Luben willkommen, der die königlichen Domainen in Erbpacht zu geben rieth. Das verſprach allerdings für den Augenblick große Summen, die aus den Erbſtandsgeldern, dem Verkauf

---

ſo gut zu ſetzen ſuchte, als irgend möglich. Dazu zeigte beſonders der Lord Raby die rechten Wege. Er war vom Jahr 1701 bis 11 Geſandter zu Berlin geweſen, liebte Friedrichen und ſein Volk, und wußte dieſe Neigung einigermaßen auch dem erſten Engliſchen Miniſter, Grafen von Strafford, mitzutheilen, der bekanntlich bei den Utrechter Unterhandlungen ſehr bedeutend hervortrat.

der Amts- und Wirthſchaftsgebäude und der Inventarienſtücke gelöſet wurden. Da man aber dabei keineswegs auf Sicherſtellung der Finanzen und Verbeſſerung der Ökonomie Rückſicht genommen, ſo war man bald gezwungen, jene Maaßregel zurück zu nehmen, wobei ſich natürlich abermals große Schwierigkeiten zeigten, da ſchon ſo vieles dadurch verderbt worden war.

Luben, der anfangs, als er den Rath gegeben, zum Geheimen Kammerrath gemacht, und in den Adelſtand erhoben worden war (mit dem Namen Luben von Wulffen), verlor jetzt, da die Unſtatthaftigkeit ſeines Plans an den Tag gekommen war, Wartenbergs Gunſt, verlor ſeinen Adel und ſeine Stellen und zuletzt auch die Freiheit, da es klar wurde, daß er ſich bei ſeinen Geſchäften nicht ohne Eigennutz und Nachläſſigkeit betragen.

Bald nach ihm ward auch Friedrich von Hamrath ein Opfer ſeiner unreifen Finanzpläne; vielleicht aber auch nur der Intriguen und Kabalen, die damals am Hofe herrſchten. Er war der Sohn eines Schneiders, hatte aber durch Talent und Gewandtheit das Wohlwollen des Königs erworben; verlor es aber jetzt wieder, da er dem ſchweren Amte nicht gewachſen war, welches man ihm anvertraute (1707). *)

---

*) Auf Fürbitte des Kronprinzen ward er 1711 der Gefangenſchaft zu Priz erledigt, und erhielt, als derſelbe zur Regierung gelangte (1713), die Stelle eines Geheimraths und Regierungspräſidenten des Fürſtenthums Halberſtadt. Er ſtarb 1726.

Wie feſt und ſicher ſteht dagegen Th. F. Kraut, geheimer Kammerrath, und ſpäterhin Finanzminiſter: denn Kraft und Klarheit leitete ſtets ſeine Schritte. Hätten Alle ſo gewirkt wie er, wie blühend wäre der Staat geworden. *)

§. 39.

Bei der faſt allgemeinen Neigung der Deutſchen Fürſten jener Zeit für die Alchymie, dürfen wir uns keinesweges wundern, daß auch Friedrich nicht frei von derſelben war. Es trat um dieſe Zeit ein Abentheurer in Berlin auf, der ſich Dominiko Cantano, Graf von Ruggiero nannte, und das Geheimniß zu beſitzen vorgab, unedle Metalle in edle zu verwandeln. Sein ganzes Betragen war folgerecht und auf Täuſchung angelegt, ſeine Reden verkündeten einen tiefen Denker; wenigſtens bei denen, welche nicht genug eingeweiht waren in die Sprache einer gewiſſen Klaſſe von nur nachahmenden Theoſophen; ſeine Kenntniſſe in der Chymie ſchienen allerdings nicht unbedeutend, und er gab davon manche Proben, welche in Erſtaunen ſetzten.

Da er dabei verſtand, die Erwartung immer nur theilweiſe zu befriedigen und deshalb in Spannung zu erhalten, ſo gelang ihm, die Gunſt des Königs zu erreichen. Er erklärte nun mit Beſtimmtheit, daß er das Geheimniß

---

*) Vgl. Hiſt. Schild. v. Berlin, Th. III, S. 141, 158, 165, 207, 263, ff. 274.

beſitze, Gold zu ſchaffen, und er fand damit leichten Eingang, da die erſchöpften Kaſſen allerdings eine Hülfe von außen her, ſei ſie auch eine wunderbare, wünſchen ließen. Gedrängt, ſein ſeltſames Verſprechen zu erfüllen, wußte er durch manche ſeltene Künſte noch immer hinzuhalten, bis er endlich, unvermögeud in der Hauptſache ein Genüge zu leiſten, nur in der Flucht Rettung zu finden hoffen konnte. Aber er ward eingeholt und zurückgebracht, wußte abermals zu täuſchen und zu ſpannen, entfloh, da die Geduld des Königs zu Ende ging, von neuem, wurde in Frankfurth am Main auf Preußiſchen Befehl feſtgenommen, nach Berlin zurückgeführt, leitete hier abermals eine Weile irre, ward aber endlich zum — Tode verurtheilt, und fand ihn zu Küſtrin am 23. Auguſt 1709. Es darf nicht verſchwiegen werden, daß er ſterbend noch ſeine Unſchuld bezeigte; daß aber auch der Kaiſer und der Kurfürſt von Baiern dem Könige gemeldet hatten, auch ſie ſeien früher durch Ruggiero getäuſcht worden. Dem ſei indeſſen, wie ihm wolle, wie er den Tod am Galgen verdient habe, bleibt undeutlich, und es iſt betrübend, dieſen Umſtand erzählen zu müſſen. *)

Der König fühlte ſich durch die Täuſchung, welche ihm widerfahren, ſo gekränkt, daß er verbot, den Namen

---

*) Das Leben dieſes Ruggiero, der gewöhnlich nur ſchlechthin Caetano heißt, obwohl nicht völlig bewieſen iſt, daß er ſich den Grafentitel nur angemaaßt habe, erſchien zu Frankfurth an der Oder 1790. Es iſt aus den Unterſuchungsacten gezogen.

des Betriegers jemals wieder in ſeiner Gegenwart zu nennen.

§. 40.

Da Friedrich ſelbſt bis jetzt keine Neigung zu einer dritten ehelichen Verbindung zeigte, und doch mit Innigkeit wünſchte, die Linie der Hohenzollern noch während ſeiner Lebenszeit weiter ausgebreitet zu ſehen, ſo war ihm überaus erwünſcht, daß der Kronprinz, obwohl noch ein Jüngling von kaum achtzehn Jahren, eine Neigung für die Prinzeſſin Sophie Dorothea von Hannover gefaßt hatte, die er ihm denn auch jetzt zur Gemahlin beſtimmte. Zwar hatte der König ſich anfangs für die Prinzeſſin Ulricke v. Schweden erklärt; doch da er vernahm, daß dieſelbe, als eifrige Lutheranerin, der reformirten Parthei gänzlich abgeneigt ſei, ſo war dieſer einzige Umſtand hinreichend, den Gedanken an die Verbindung ſeines Sohns mit ihr aufzugeben. Bei Karls XII. damaligem Glück, und der ausgezeichneten Macht Schwedens, hätte eine Verbindung Preußens mit demſelben die größten Staatsvortheile verſprechen können; doch Friedrich war längſt gewohnt, ſeinen Glauben als die erſte Richtſchnur für ſeine Handlungen zu betrachten.

So kam denn die Verbindung zu Stande — ſeit dem Jahre 1423 die zwölfte zwiſchen den Häuſern Brandenburg und Braunſchweig-Hannover — und ward am 14. November 1706 feierlich vollzogen. Man bot allen nur aufzutreibenden Scharfſinn auf, um der Pracht und dem Prunk der Feſte, mit denen dieſe Vermählung gefeiert werden ſollte, einige Neuheit zu geben; wenigſtens erreichte man die Vielheit, indem alle drei Wochen auf dieſe ſchimmernd fröhliche Weiſe zugebracht wurden. Für uns iſt dabei die Bemerkung das Wertheſte, daß nur die Liebe für den König jenen Scharfſinn ſpornte, da man (freilich ſeltſam genug) hoffte, ihn, der noch immer um ſeine verlorne edle Gattin trauerte, durch wohlgeordnete und geſchmackvoll glänzende Feſte zu — zerſtreuen. Den Kronprinzen erfreute man auf dieſe Weiſe durchaus nicht, da er längſt gezeigt hatte, daß ſeinem ſtrengen und nüchternen Sinne auch nur ein gemeſſenſtrenges und nüchtern ſparſames Leben gefallen könne. *)

§. 41.

Wirklich wäre auch ein ſolches, ganz beſonders in dieſer Zeit, ſehr nöthig geweſen, da bei dem Volke in der Mehrheit ſich eine Armuth zeigte, wie ſie unter der Regierung des großen Kurfürſten kaum während der erſten verworrenen 10 Jahre ſich gezeigt hatte. Doch leider erfuhr davon der König nicht viel, denn jene Männer, die das Unglück größtentheils verſchuldet hatten, verſperrten den Zugang zu ihm. Wo er wirkliche Hülfsbedürftigkeit ſah, da half er ihr gern ab; doch ward ihm freilich auch manches muthwillige und träge Bitten kund, das er mit

---

*) Über den Charakter ſeiner Gemahlin ſehe man die vor wenigen Jahren im Druck erſchienenen Memoiren ſeiner älteſten Tochter, der verſtandreichen Friedericke Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth.

Beſtimmtheit abweiſen mußte. Warum mußte gerade dieſes ſo oft zu ſeiner Kenntniß gelangen?

Die wahrhaft Leidenden und ſchamhaften Armen ſchwiegen und baten um kein Almoſen; aber ſie ſahen mit Schmerz, daß gar manche Erwerbsquellen vertrocknet waren, die ſich ehedem dem redlichen Fleiße geboten hatten. Wohl trauerten ſie im Stillen um die Wunden, die von leichtſinnigen Verſchwendern dem Staate geſchlagen wurden; aber ſie blieben vollendet treu der alten Liebe für ihren König, der die Noth nur nicht kannte, und ſie verziehen ihm wenigſtens, daß er ſie nicht kannte.

Überhaupt verſtehn die wackern Brandenburger gar wohl, wenn es ſein muß, die Armuth zu ertragen, und zwar mit ſo reinem und edlem Anſtande, daß wir zweifeln, ob irgend ein Volk auf der ganzen Erde ſie in dieſer Tugend jemals überbieten könne. Ihre Vaterlands- und Fürſtenliebe iſt ſo uneigennützig und rein, daß ſie kaum einer irdiſchen Stütze bedarf. Über die Wiege mancher edeln Brandenburger haben ſich Kraft und Liebe, Stolz und Armuth freundlich die Hand gegeben und ſie bleiben dem Bunde treu ihr Leben lang.

Laſſet uns die Tugend, welche uns dieſe wackeren Bürger zeigen, recht anerkennen, und freudig hinzuſetzen, daß die Kraft, ſo ſelten, als möglich, oder beſſer, nie über irdiſche Entbehrungen zu klagen, noch heute unter den Preußen wohne.

§. 42.

Das Jahr 1707 zeigte ſich für die Vergrößerung des

Preu-

Preußiſchen Staats günſtig, indem das Fürſtenthum Neufchatel demſelben zufiel, und trotz aller Schwierigkeiten und Kabalen, welche Ludwig deshalb anzuſpinnen wußte, in Beſitz genommen wurde. Ein nicht weniger bedeutender Länderzuwachs erfolgte durch den Ankauf der Groſſchaft Teklenburg, der allerdings überraſchen muß, da die arme Zeit keinen bedeutenden Koſtenaufwand zu verſtatten ſchien. So ſah ſie auch der Kaiſer an, und wußte ſeine Dankbarkeit für Friedrich auf eine möglichſt wohlfeile Art zu beweiſen, indem er deſſen Herrſchaft Mörs in ein Fürſtenthum verwandelte.

Die größte Freude erlebte der König am 23. November des genannten Jahres, da ihm einer ſeiner höchſten Wünſche gewährt und ihm ein Enkel geboren wurde, indem er ſein edles Geſchlecht von neuem aufblühen ſah. In der Freude ſeines Herzens ſchien ihm kein Geſchenk hinreichend genug, um die Kronprinzeſſin zu erfreuen; er ertheilte ihr deshalb das Fürſtenthum Croſſen zum Leibgedinge, und die Stände deſſelben erſchienen in Berlin und mußten ihr huldigen.

Der Neugeborne erhielt den Namen Friedrich Ludwig, und den Titel eines Prinzen von Oranien; doch dauerte leider die Freude der Eltern und des Großvaters nicht lange, indem das Kind bereits im Mai des folgenden Jahres ſtarb.

Friedrich fühlte ſich durch dieſen Verluſt ſo ſchmerzlich getroffen, daß ſeine Geſundheit immer tiefer ſank: ein Umſtand, der um ſo traurigere Bedeutung gewinnt, da der Fürſt, langſam hinkränkelnd, nun um ſo mehr, ſelbſt mit gerechten Klagen — verſchont wurde. Die Mehrheit unter denen, die ihn umgaben, breitete nicht ſelten eine durchaus künſtliche Welt vor ihm aus, und deckte vor ihm alles Trübe und Finſtere zu, deſſen es doch damals gar Manches in ſeinen Staaten gab.

§. 43.

Nur in einer ſolchen Zeit konnte Manches möglich werden, deſſen wir nur mit widerſtrebendem Gefühl gedenken, und was ſicher in der erſten Hälfte ſeiner Regierung ſich nicht würde haben ereignen können.

Es iſt bereits oben des Künſtlers Andreas Schlüter gedacht worden, eines Mannes, den Deutſchland mit Stolz den Seinigen nennt. Er hatte ſein ganzes Genie, verbunden mit dem ausdauerndſten Fleiße, dem Preußiſchen Staate gewidmet, er hatte verſtanden ſelbſt mit geringen Mitteln, ja ſogar nicht ſelten beſchränkt durch die wechſelnden Launen mancher Vorgeſetzten, Vortreffliches, ja vollendet Muſterhaftes zu leiſten, und es waren dabei ſtets die ſtillen Tugenden des Bürgers in Treue und Beſcheidenheit ſichtbar geworden. Sein großes Talent hatte der König ſtets geehrt, und es war den Neidern, die daſſelbe erzeugt hatte, bisher nicht gelungen, ihm dieſes Wohlwollen zu rauben. Im Jahr 1701 hatte ihm Friedrich befohlen, den ſogenannten Münzthurm bis auf 200 Fuß zu erhöhen. Schlüter, der die Gefährlichkeit dieſes Unternehmens voraus ſah, that Gegenvorſtellungen, die aber der König, der einmal die kühne Idee gefaßt und lieb gewonnen hatte, verwarf und beſeitigte. Jetzt blieb dem Künſtler nichts weiter übrig als zu gehorchen, er ſuchte ſogar die Idee ſelbſt lieb zu gewinnen und arbeitete mit großer Anſtrengung und Umſicht. Niemals hat Berlin ſich durch beſonders hohe Thürme auszeichnen können, und auch diesmal zeigte ſich die Unmöglichkeit, daß der Grund eine ſo ungeheure Laſt tragen möge.

Schon 2 Jahre darauf zeigten ſich Riſſe im Thurm, und Schlüter ſah mit Betrübniß, daß er in ſeiner Ahndung Recht gehabt habe; er verſtärkte die Grundveſten durch Strebepfeiler, ja er legte ſogar ein zweites Fundament an; aber er hatte hier mit der Natur zu kämpfen, die ihm wehrte, und ſo kam es 1706 dahin, daß der Thurm, welcher täglich den Einſturz drohte, wieder abgetragen werden mußte.

§. 44

Friedrich, unzufrieden, daß einer ſeiner Lieblingsgedanken vereitelt worden war, ließ eine Unterſuchung veranſtalten, und Schlüter würde dieſe keinesweges zu ſcheuen gehabt haben, wenn nicht an der Spitze derſelben ſein alter Feind, Eoſander von Göthe, geſtanden hätte. Es war ein Mann von harter Gemüthsart, gleichfalls Baumeiſter, von mittelmäßiger Kunſtfertigkeit, doch verblendet hochmüthig, und eben deshalb oft gekränkt durch den großen Beifall, den Schlüters Werke erhielten. Er wußte die Sache dem Könige in einem ſo ungünſtigen Lichte darzuſtellen, daß dieſer leider den großen Meiſter abſetzte, und Eoſandern deſſen Stelle übertrug. Dieſer hatte indeſſen, wie vorher zu ſehen war, keinen wahren

Vortheil von ſeinem feindlichen Betragen, da jetzt die Beſchränktheit ſeines Geiſtes nur deſto mehr an den Tag kam, die früherhin ſich eher noch hätte verhüllen laſſen.

Mit wahrer Freude ſetzen wir indeſſen hinzu, daß Friedrich, obwohl zur Unzufriedenheit gegen Schlüter irre geleitet, ihn dennoch wenigſtens ein nicht unbedeutendes Gehalt fortgenießen ließ. Nur konnte er ihm leider die ſchöne unbefangene Heiterkeit nicht wiedergeben, in der allein die wahre Kunſt gedeiht. Dennoch war Schlüter auch jetzt nicht unthätig; doch finden wir mitunter in den Bildern jener Zeit etwas Wehmüthiges, Dunkles oder Bitteres, z. B. in dem wohlbekannten ſonſt vortrefflichen Bild in erhabener Arbeit, auf welchem die Gerechtigkeit, matt hingelehnt und halb ſchlummernd, eine zerbrochene Pfennigswage in der Hand haltend, dargeſtellt iſt. *)

§. 45.

Während Deutſchland, Italien, die Niederlande und Spanien, ſo wie nicht minder Sachſen, Polen und Rußland die Schrecken des Krieges fühlten, kehrten die Deutſchen ſtets zu ihrer wahrhaften Wurzel zurück, und während alles um ſie her ſchwankte und keinen Anhalt verſprach, ſuchten ſie Troſt und Ruhe in dem, was über der Zeit iſt und nimmer wanken kann, weil es in ſich ſelbſt geſichert iſt, und deshalb auch allein Sicherheit gewährt.

---

*) S. Beilage Y.

Dennoch iſt wohl begreiflich, daß, ehe hier vollkommener Sieg gelingt, ein bedeutender Kampf voran gehen muß, und ſo wollen wir uns keinesweges wundern, daß die Streitigkeiten zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, zwiſchen Reformirten und Lutheranern, zwiſchen Pietiſten, Enthuſiaſten und Syſtematikern, noch immer fortdauerten. Diesmal gingen die Streitigkeiten in Hamburg aus, wo die Prediger Krummholz, Meyer und Horbius die Gemüther zu theilen wußten. Die Sache wurde ſo bedeutend, da ſich bei dem großen Haufen der verſchiedenartigen Anhänger auch gemeine Leidenſchaften und Habſucht einmiſchten, daß zuletzt der Kaiſer eine Unterſuchungscommiſſion niederſetzen mußte, welche der Freiheit der Stadt Gefahr drohte.

Friedrich ſelbſt nahm ſich bei allen dieſen Streitigkeiten nicht bloß der Reformirten an, ſondern auch der Pietiſten, welches Letztere ihm um ſo mehr Ehre macht, da jene armen, ſtill hinlebenden Menſchen faſt ſchutzlos waren. Er brachte es dahin, daß den wüthendſten Gegnern derſelben, (z. B. Ezardi, Vater und Sohn,) durch den Beſchluß der geſammten evangeliſchen Reichsſtände Stillſchweigen auferlegt wurde, wobei nur zu bedauern iſt, daß jene Stürmer dadurch eine Wichtigkeit erhielten, die ſie in der That nicht verdienten.

§. 46.

Indeſſen hatte ſich die Kränklichkeit Friedrichs noch immer nicht gemildert, und die Ärzte fanden für gut, ihm eine Reiſe nach dem Karlsbade anzurathen, zu der er ſich auch im Sommer 1703 entſchloß. Es war gerade zu einer

Zeit, wo die Verwirrungen und Kabalen der verſchiedenen Partheien am Hofe, faſt auf ihren Gipfel geſtiegen waren. Das Land litt unendlich durch die Verwaltung Einzelner, und der Kronprinz war feſter als je entſchloſſen, die vorzüglichſten Urheber jener Leiden zu ſtürzen. Aber auch ſie waren nicht müßig, und um ihm mit deſto beſſerer Kraft Widerſtand leiſten zu können, ſahen ſie ſich nach einer neuen Hülfe um. Zuvörderſt ſuchten ſie dem Könige die lügenhafte Nachricht zuzubringen, die Kronprinzeſſin ſei nach ihrer letzteren Niederkunft kränklich geworden, und keine Hoffnung vorhanden, daß ſie jemals Mutter werden würde.

Vielleicht hätte keine Nachricht Friedrichen ſo betrüben können, wie dieſe, da ihm, unter allen Gedanken, der an die Möglichkeit eines Ausſterbens der Brandenburgiſch-Hohenzollerſchen Linie der unerträglichſte war.

Dann warfen ihm jene Überbringer den erſten Gedanken hin, daß ihr und aller Unterthanen höchſter Wunſch erfüllt werde, wenn der König ſelbſt zur neuen Ehe ſchreiten wolle.

Er ging nicht gleich ein in dieſen Gedanken, doch verwarf er ihn auch nicht ganz, denn täglich drückender ward ihm die Leere, worein ihn der Tod ſeiner zweiten Gemahlin verſetzt hatte.

Als er nun durch den Gebrauch der Karsbader Heilquelle ſeine Geſundheit von neuem geſtärkt fühlte, und alte Hoffnungen mit ihr zurückkehrten, ſo lieh er gern ſeiner Schweſter, der Herzogin von Sachſen Zeiz, eine freundliche Aufmerkſamkeit, als auch ſie jene frühere Bitte, und zwar ſehr eindringlich, wiederholte. Sie ward nur durch reine Liebe geleitet, dem Bruder, um deſſen Thron ſich noch ſo manche Sorge lagerte, eine zärtliche Gehülfin und ſorgſame Theilnehmerin zu geben. Als man nun aber unter den Prinzeſſinnen Deutſchlands wählte und lange ſchwankte, ſchlug ſie endlich die Prinzeſſin Sophie Louiſe v. Meklenburg vor, und Friedrich genehmigte dieſe Wahl, da alle Nachrichten im Lobe derſelben übereinſtimmten, und zugleich auch ein Staatsvortheil für Brandenburg durch dieſe Vermählung erreicht werden konnte.

Friedrich ſah die Prinzeſſin; ihre edle Geſtalt und edle Sittſamkeit erfreute ihn; er verlobte ſich mit ihr, und vollzog die Vermählung zu Berlin am 28. November 1708.

§. 47.

Vielleicht hätte Friedrich unter allen Prinzeſſinnen Deutſchlands keine wählen können, die ſo wenig für ihn geeignet war. Erzogen an einem kleinen, freundlichen und ungezwungenen Hofe, war ſie bis dahin heiter und fröhlich geblieben, und wußte nichts von der ſtrengen Regel, welche die neu erworbene Königswürde aufzulegen ſchien. Sie mußte in Berlin oftmals daran erinnert werden. Sie unterwarf ſich dem Zwange; verlor aber nun auch alle Heiterkeit, und überließ ſich mitunter einem ſehnſüchtigen Gram nach den verlornen Freuden einer anſpruchloſen Jugend.

Friedrich ſelbſt war keinesweges ohne Gefühl für das Vortreffliche in dem Charakter ſeiner Gemahlin; aber zu ſehr gewöhnt an feierliche Pracht und die imponirende Ordnung in den Formen des Lebens, vermochte er jetzt, bei dem immer mehr heran nahenden Alter nicht mehr ganz, ſich ein in ihm fremdes Benehmen zu finden. So ordnete denn ſie ſich ihm unter, wie auch billig; aber ſie that es mit trübem Sinn und ſo verlor er wieder die gehoffte Erheiterung. Was aber ſein Gemüth ganz von ihr entfernte, war ihre entſchiedene Abneigung gegen die unterſcheidende Lehre der Reformirten. Streng erzogen, von lutheriſchen Anverwandten, war ſie längſt gewöhnt, nur im Luther den einzig wahren Wegweiſer zur Lehre Chriſti zu finden, und ſo hielt ſie es ſogar für Pflicht, auch ihren Gemahl wo möglich zu dieſer Anſicht hinüber zu führen. Hier aber hätte Friedrich ſelbſt einer entgegen ſtrebenden Welt widerſtanden; denn er war als Reformirter nicht bloß feſt, ſondern eng abgeſchloſſen und eiſern, und ſo iſt das Misgefühl leicht zu erklären, das ihn ergriff. Als ſie endlich gar eine durchaus misbilligende und ſtarke Äußerung gegen den Calvinismus ausſprach, erwiederte er zürnend, „wenn er früher gewußt hätte, daß ſie ſo denke, ſo würde er ihr nicht die Ehre erzeigt haben, ſie zur Königin von Preußen zu erwählen.“ *) Dieſe Unterredung entſchied für immer, und das Traurigſte aller Looſe, das einer unzufriedenen Ehe, war über beide geworfen.

Selbſt der Umſtand, daß ſie den König in einer aber-

---

*) S. Pölniz's Memoiren.

maligen Krankheit, die ihn zu Anfang des Jahrs 1709 befiel, mit großer Sorgfalt pflegte, konnte ihr ſeine Liebe nicht wieder erwerben. Er erkannte was ſie gethan, aber er belohnte ſie nur durch das Geſchenk eines überreichen Diamantſchmuckes.

§. 48.

Erwägen wir endlich, daß der Kronprinz und die Kronprinzeſſin ihr gleichfalls abgeneigt waren, da die erſte Urſache der Vermählung auf einer Unwahrheit beruhte, die man dem Könige in Beziehung auf Friedrich Wilhelms Gemahlin beigebracht hatte, daß der leichtſinnige Theil des Hofes ihre ſtrenge Tugend ſcheuete oder heimlich verſpottete, und jene Kabalenmacher, die ſie ſich zum Schutz hatten erwählen wollen, ſie gänzlich untauglich fanden, in irgend eine Intrigue einzugehen, ſo muß uns das Leben, welches ſie von nun an in Berlin zu führen hatte, als das traurigſte erſcheinen, das einer Fürſtin nur zu Theil werden kann.

Die Königin fing an, tiefſinnig zu werden, und, faſt von aller Welt verlaſſen, beſchäftigte ſie ſich nur mit der Religion, zu der ſie ſich gleichſam hinflüchtete, um in ihr Ruhe zu finden Die beiden berühmten lutheriſchen Gottesgelehrten, Porſt *) und Franke hatten jetzt häufigen Zutritt zu ihr, und bewieſen die Kraft ihres Glaubens und ihrer Rede auf eine würdige Weiſe; aber ſie vermehrten auch, wie

---

*) S. Beilage Z.

man ſagt, den Widerwillen der Fürſtin gegen die Reformirten. Wenigſtens glaubte das der König, denn er gebot jenen Männern, alsbald den Hof zu verlaſſen und ohne ausdrücklichen Befehl keinen Beſuch wieder bei der Königin zu machen. So war ſie nun ganz verlaſſen; ihr ſtrenger Tiefſinn wurde dunkle Schwermuth, und, ſtets nach religiöſem Troſte ringend, konnte doch ihr verleztes Herz die heitere Seite der göttlichen Lehre nicht mehr erfaſſen.

Eine einzige Freude erlebte ſie noch, als ſie im Jahr 1712 eine neue Kirche erbaut ſah, für die ſie aus ihren Erſparniſſen den größten Theil der Koſten hergegeben, und die man deshalb, ja ohne königliche Genehmigung, die Sophienkirche nannte. (Friedrich Wilhelm I. befahl geradezu, dieſen Namen zu ändern: aber er vermochte nicht, über einen Namen zu entſcheiden; denn unter Friedrich II. finden wir denſelben wieder allgemein anerkannt).

Es war der lezte heitre Blick in ihrem Leben; denn bald darauf ſehen wir ſie im Wahnſinn, oder doch wenigſtens dem Wahnſinne ſo nahe, daß man ſie in abgeſonderten Zimmern bewachen mußte. Nach Friedrichs Tode, den ihr Jammer, wie ſpäterhin erzählt werden wird, vielleicht ſelbſt mit veranlaßte, ward ſie nach Grabow (im Meklenburgiſchen) zurückgebracht, wo uns die weiteren Nachrichten über ſie verlaſſen. — Sie war geboren am 6. Mai 1685, und ſtarb zu Schwerin am 29. Jul. 1735.

Wir haben um ſo mehr für Pflicht gehalten, die Darſtellung des Lebens dieſer unglücklichen Fürſtin mit Genauigkeit zu geben, da die meiſten Schriftſteller, welche ihrer erwähnen, mit faſt groben Fingern und blind tappendem Pinſel nur ein Zerrbild von ihr entworfen haben. Eine Frau, die von Männern, wie Porſt und Franke, innig verehrt wurde, und die ſchon ihr endloſes Unglück (ſelbſt nach dem Urtheile heidniſcher Schriftſteller) zu einem heiligen Gegenſtande machen würde, ſoll billig ſtets mit prüfender Sorgfalt und gebührendem Anſtand behandelt und geſchildert werden. *)

§. 49.

Indeſſen hatte Karl XII. fortgefahren, die Warnungen der Geſchichte, die überall das Maaßhalten befiehlt, zu überhören. Er war immer tiefer in Rußland eingedrungen, und ſelbſt der gräßliche Winter, mit welchem das Jahr 1709 begann, hatte ſeinen Siegeslauf nicht hemmen können. Bei Pultawa endlich verließ ihn das Glück, das bis dahin faſt gebannt ſchien an ſeine Ferſen.

Gerade an dieſem Tage ſah Berlin den höchſten Glanz, den es bis dahin je erlebt hatte, da die beiden Könige von Polen und Dännemark zu Friedrich ge-

---

*) Bildniſſe von ihr ſcheinen nur wenige vorhanden zu ſein, doch iſt bekanntlich eines in der Sophienkirche. Ih. Kupferſtich vor Abels Preußiſcher Staatshiſtorie, ſo roh und unbeholfen er auch verfertigt iſt, läßt dennoch die anziehenden Züge, ſo wie den Tiefſinn und das Leiden der Königin wahrnehmen.

kommen waren, um ihn zu einem Bündniſſe gegen Karl zu bewegen. Friedrich erklärte ihnen, er kenne nur Einen Feind: Ludwig von Frankreich; in Hinſicht Karls werde er partheilos bleiben, ſo lange dieſer Fürſt ihm keine Urſache biete, das bisherige Verhältniß zu ändern. Man ſtellte ihm vor, wie leicht jetzt der junge Schwediſche Held zu beſiegen ſei, da er ſo tief in das Land gedrungen ſei, aus dem kein Rückweg möglich ſcheine. Die Macht ſeiner Feinde, der Ruſſen, Polen, Sachſen und Dänen, könne ſich jetzt überall auf ihn werfen, und wenn noch Preußen ſich mit ihnen vereinige, ſo werde das Spiel noch ungleich ſicherer ſein und es dürfe Friedrich in dieſem Falle auf bedeutenden Lohn und bedeutenden Länder-Zuwachs rechnen.

Der König von Preußen ſah dies alles ſehr genau ein; doch, getreu ſeinem alten wackeren Wahlſpruche, „Jedem das Seinige,“ hörte er nicht die Stimmen der ſogenannten Klugheit, und erkannte klar, daß die wahre Weisheit jene Klugheit verſchmähe, und daß ſelbſt von dieſer und von irdiſchen Vortheilen nicht die Rede ſein dürfe, ſobald ſie nicht ohne Verletzung des Gewiſſens erreicht werden können. Dieſes Gewiſſen zeigte ſich hier, wie es ſoll, in edler Zartheit. Man muthete ihm keineswegs zu, ein Freundſchafts-Bündniß zu zertrennen, denn ein ſolches fand zwiſchen ihm und Karl nicht Statt; man wünſchte nur, daß er einen König bekriegen möge, der im Glücke ſich nicht eben bemüht habe, ihm zu gefallen, und der jetzt unglücklich ſei, und für den Übermuth des früheren Glückes jetzt wohl ein wenig büßen könne.

Friedrich widerſtand; aber um ſein entſchiedenes Nein doch einigermaßen zu verſüßen, bot er alles auf, um ſeinen hochgeſtellten Gäſten den Aufenthalt in Berlin, Potsdam, Oranienburg u. ſ. w. ſo erfreulich zu machen, als möglich. Gütther erzählt uns von wahren Zaubertafeln und Zauberfeſten, welche ihnen zu Ehren angeſtellt wurden, gar abſtechend von dem Zuſtande des Landes, der damals, wie wir oben erzählt haben, und noch erzählen werden, in mancher Hinſicht ſehr traurig war.

Die Zuſammenkunft dreier Könige iſt allerdings etwas ſehr Merkwürdiges; beſonders iſt ſie es in damaliger Zeit geweſen, wo man ſich nicht leicht einer ähnlichen erinnerte. Dabei machte man die Bemerkung, daß alle drei den ſchönen Namen Friedrich hätten, daß ein jeder von ihnen einer verſchiedenen chriſtlichen Religionspartei anhänge, und ſo, daß ſie doch ſo verträglich und vertraulich zuſammen wirkten, u. ſ. w. Dichter, Redner und Prägekünſtler zeigten ihren Eifer, eine ſo merkwürdige Begebenheit zu verewigen; bewieſen aber auch, daß der Vorwurf, den man zuweilen den Deutſchen gemacht hat, daß ſie mitunter zu überſchwänglich bewundern, nicht ungegründet ſei. *)

---

*) Unter den Denkmünzen, welche zur Feier dieſer Zuſammenkunft erſchienen, hat eine die Inſchrift: Triangulus majestaticus. Quod tres in amplexus mutuos coierint reges, tanquam regium trium Fridericorum, reservatum ætas nostra notet,

Das Erfreulichſte, wodurch dieſe Zeit bezeichnet wurde, war die Entbindung der Kronprinzeſſin von Preußen von einer Tochter, welche die Namen Friderike Sophie Wilhelmine erhielt, und bei deren Taufe die drei Könige als Gevattern auftraten.

Bei dieſer Gelegenheit zeigte ein Nicht-Preußiſcher Edelmann, die höchſte Spitze widriger Schmeichelei, indem er öffentlich die neugeborene Prinzeſſin mit dem — Jeſuskind verglich, zu welchem die heiligen drei Könige wallfahrten. — Wir finden leider nicht, daß er für dieſe abgeſchmackte Ruchloſigkeit beſtraft worden; wohl aber, daß er eine große Belohnung davon getragen. *) Hoffentlich jedoch nicht von Friedrich.

---

posteritas admiretur. Die andere läßt ſich alſo vernehmen: Tria vidit una dies lumina et numina in regum Fridericorum trino, qui novum quasi coelo traditori sidus in baptismate pro Friderica Sophia Wilhelmina principis hæredis regni Borussiæ filia primogenita fidem dabant 12. Juli 1709. Eine dritte ſ. bei Gütther. Auch die Erzeugniſſe der Dichter führten ſeltſame Aufſchriften, z. B. Hic Rex, Rex et Rex, quorum unusquisque Mars, Jupiter et Sol est. — Sic trinos Soles recentiores vident u. ſ. w. — Eine ſternkundige Frau zu Berlin, Maria Winkelmann, hatte bemerkt, daß am 2. Juli, dem erſten Verſammlungstage der Könige, die Sonne, der Saturn und die Venus in gerader Linie zuſammenſtanden, und machte dies in einer eigenen Schrift bekannt, und zwar „zu mehrerem Nachdenken, da die Sonne der herrlichſte, Saturnus der oberſte und Venus der leutſeligſte Planet ſei.“

*) S. Histoire de quatre dern. souv. d. l. M. de Brandeb.

§. 51.

Durch die Schlacht bei Pultava waren den wackeren Schweden die Früchte einer neunjährigen großartigen Kriegesarbeit geraubt worden, und Karl hatte zu Bender bei den Türken Hülfe ſuchen müſſen. Jetzt erwachte jeder alte Feind, den er früherhin zu Ruhe gebracht. Auguſt von Sachſen zerriß den Frieden von Alt-Ranſtädt, Friedrich von Dännemark den von Tonvendal. Der König Stanislaus Leszinsky verließ den ewig wankenden Pohlniſchen Thron und flüchtete ſich zu dem Schwediſchen Feldherrn Craſſau; doch auch dieſer konnte jetzt, von allen Seiten gedrängt, das Unglück-bringende Land nicht mehr behaupten. Da blieb nun keine Zuflucht für ihn, als Pommern und der Durchgang durch die Mark. Es war für Friedrich, faſt möchten wir ſagen: Religion, keine fremde, nicht befreundete Truppen durch ſein Land ziehen zu laſſen, und er hätte von dieſem Zuge abermals einen Vorwand zum Kriege hernehmen können. Dazu geſellte ſich noch ein großes widriges Unglück, daß dem Schwediſchen Heere aus Polen die Peſt nachzog, die ſich jetzt auch in dem Preußiſchen Pommern und in der Mark verbreitete. Doch Friedrichs Gemüth entſchied auch hier.

T. 1. p. 230. Gern möchten wir dieſer Anekdote mistrauen, wie ſo mancher andern in demſelben Werk; doch der Umſtand, daß auch die Prinzeſſin ſelbſt (bekanntlich nachmalige Markgräfin von Baireuth) in ihren Memoiren ſie erzählt, hebt jeden Zweifel.

Er konnte ſich nicht beleidigt fühlen, daß die Schweden den einzigen Rettungsweg einſchlugen, weil ſie ihn einſchlagen mußten, und, obwohl tief betrübt über die unglückſelige Krankheit, die ihnen folgte, konnte er ihnen doch kein Verbrechen machen aus dem Unglück.

Aber die Verbündeten gaben den Gedanken an Preußens Beihülfe nicht auf. Der Czaar Peter lud den König zu einer Zuſammenkunft in Marienwerder ein, wo er abermals jede Überredungskunſt aufbot; doch konnte er ihm nur leichten Gewinn und glänzende äußere Vortheile zeigen; nicht innere Gründe geben von der Rechtlichkeit eines feindlichen Unternehmens von Seiten Preußens gegen Schweden. So blieb denn Friedrich ſtandhaft, und Peter, die reine Anſicht wenigſtens im Innern anerkennend, zeigte niemals einige Abneigung gegen den König, die ihm ſonſt wohl jenes ſtrenge Neinſagen hätte einflößen können. Ihn zu ehren, ſchenkte er ihm den Degen, den er in jener Siegesſchlacht geführt hatte, die für ſeinen Thron und für Rußland entſchieden. Er war nur von Eiſen; doch das Eiſen allein hatte ja helfen können, und Friedrich fühlte ohne Zweifel, wie wenig er zurückgab, als er dem Czaar einen diamantenen Degen dafür ſchenkte.

§. 52.

Indeſſen zeigte ſich bald, daß eine einzige verlorne Schlacht, ſei ſie auch noch ſo gewaltig, nicht über den Muth eines edlen Volks entſcheiden kann. Die Dänen büßten ihren kecken Angriff auf Schonen, durch den Verluſt eines gro-

großen Theils von ihrem Heer, deſſen Überreſt mit dem verletzenden Gefühl, von neu angeworbenen ungeübten Truppen geſchlagen worden zu ſein, auf ſeine Schiffe zurückfliehen mußte. Karl ſelbſt war nicht müßig zu Bender, und zeigte, daß ein verwundeter Löwe noch immer gefährlich ſei, und es ließ ſich damals noch nicht vorausſehen, daß ſeine großen Plane an der Weichlichkeit und Beſtechlichkeit einiger türkiſchen Großen untergehen würden.

In Pommern verſtärkte ſich Craſſau dergeſtalt, daß ſeine Drohung, abermals in Sachſen und Polen einzufallen, allerdings Glauben finden mußte, wogegen aber die Verbündeten mit einem Einfall in Pommern drohten. Jetzt ward die Lage Friedrichs, der den Krieg ſo lange von ſeinen Staaten abgewehrt hatte, immer bedenklicher, und mit unermüdlichem Fleiße ſuchte er für die Deutſchen Staaten des Königs von Schweden, (d. h. für Bremen, Verden und Pommern) die Partheiloſigkeit zu bewirken. Alles war bereits wohl eingeleitet, da auch Churpfalz, Hannover, Braunſchweig Wolfenbüttel und Münſter, ſich mit Friedrich verbinden wollten, um jene Neutralität aufrecht zu erhalten, als plötzlich die ganze Idee an Karls ſtarrem Sinne ſcheiterte. Er wollte ſich nicht verſtehen, irgend einem Däniſchen Lande Partheiloſigkeit zu bewilligen, ſondern überall ſich Freiheit offen halten, anzugreifen da, wo es ihm gut dünken werde.

So konnte dann Friedrich nicht hindern, daß die Verbündeten durch die Neumark nach Pommern zogen; doch ſowohl vor als bei dieſer Bewilligung benahm er ſich mit hohem Anſtand, und mit väterlichem Gefühl für ſeine eigenen Staaten. Er hatte zuvörderſt Sicherheit von Karls Seiten verlangt, und erſt dann eingewilligt, als dieſe nicht gewährt werden konnte. Sodann foderte er Geiſeln für die Unſchädlichkeit des Durchzuges durch ſeine Staaten, ſo wie nicht minder die ausdrückliche Erklärung, daß in ſeinem Gebiet jedes Zuſammentreffen mit den feindlichen Truppen vermieden werden ſollte, weshalb er auch den Verbündeten die Wege ſelbſt vorſchrieb, um den Schweden nicht zu begegnen. Man gewährte ihm alles; denn die Pflichtmäßigkeit, wenn ſie ſich ruhig und klar äußert, findet nicht ſelten einige Anerkennung.

§. 53.

Die Schweden waren den in Pommern eingedrungenen Verbündeten, zu denen ſich auch die Dänen geſellt hatten, nicht mehr gewachſen, um ihnen im Felde zu begegnen; aber ſie vertheidigten redlich jeden feſten Platz, der ſich irgend vertheidigen ließ. Ihre Hauptmacht war in Stralſund, das, wie ehedem gegen Wallenſtein, ſo diesmal gegen ein nicht geringeres Heer, ſeine Unbezwinglichkeit behaupten wollte. Der größte Sieg, den man über die Schweden davon trug, war der ohne Waffen, wir meinen den Frieden am Pruth, wo die Klugheit und Treue einer Frau das Ruſſiſche Heer vom Verderben rettete, und alle ferneren Plane Karls von dieſer Seite vereitelte.

Die Dänen, denen die Schlacht bei Gadebuſch abermals auf eine jammervolle Weiſe misglückt war, begnügten ſich mit der leichten und ruhmloſen Eroberung der Herzogthümer Bremen und Verden; und, dem Beſitz der Beute ſelbſt nicht trauend, unterhandelten ſie eilfertig über den Verkauf jener Länder an England, was ihnen denn auch ſpäterhin (1714) gelang.

Friedrich von Preußen aber blieb der klaren Anſicht getreu, die er in Hinſicht dieſes Krieges ſtets gehegt hatte; er blieb es, trotz aller Kälte welche Karl gegen ihn zeigte, bis an ſein Ende: völlig überzeugt, die gerechte Nachwelt werde zu ſchätzen wiſſen, daß weder Drohungen noch Verheißungen ihn aus der Bahn der Rechtlichkeit hinaus zu drängen vermochten. Oft aber, ſo lehrt bekanntlich die Geſchichte ſind die Verhältniſſe ſo verwickelt und treibend, daß es weit leichter iſt, in ihnen große Kraftäußerungen zu zeigen als ruhige Einfachheit und Mäßigung. *)

§. 54.

Es iſt dem Geſchichtſchreiber Friedrichs nicht vergönnt, mit der Hervorhebung dieſer würdigen Seite der Regierung Friedrichs während der letzteren Jahre ſeines Lebens zu ſchließen. Er hat die Pflicht, auch noch manches Unerfreuliche und Schwache, was in dieſelben fällt, zu berühren, eine Pflicht, die er nicht umgehen darf.

Die nie unterbrochenen Kriege, welche ſtets neue

---

*) Daß übrigens Friedrich Wilhelm I. ſpäterhin zum Kriege gegen Schweden, von Schweden ſelbſt gezwungen wurde, iſt bekannt genug, und darf deshalb nur angedeutet werden.

Truppenaushebungen nothwendig machten, hatten dem Feldbau und den bürgerlichen Gewerben viele tauſend fleißige Hände gekoſtet, die nicht leicht erſetzt werden mochten; aber es war auch ſeit 1688 ein großer Theil des im Lande erworbenen Geldes für eben dieſe Heere außer Landes gegangen, und während ſo die Ströme hinausgingen, war es unmöglich geweſen, durch die kleinen Quellen welche in daſſelbe floſſen, das Gleichgewicht herzuſtellen.

Eine weiſe Staatsverfaſſung hätte indeſſen manche Wunden heilen und dem Fleiße der Unterthanen Nahrung geben können; aber wie weit entfernt war Friedrichs erſter Miniſter auch nur von jener gewöhnlichen Umſicht, die das Nächſte zu bedenken und zu beſeitigen verſteht. Man erkannte klar, daß man arm ſei, obwohl man auch dahin erſt ſpät genug gelangte; aber man that nichts, um das Leben nun nach dieſer Anſicht zu führen und Einfachheit in daſſelbe zu bringen. Im Gegentheil wurde der Aufwand vermehrt und die Feſte verdoppelt, um nur jene traurige Anſicht für den Augenblick zu vergeſſen. So entſtand jenes äußerliche Schimmern, während im Innern der Häuſer oft Mangel herrſchte; denn auch der Mittelſtand war nicht ganz frei geblieben von Nachahmung des nicht Nachahmungswürdigen. Völlig im Unklaren über die Natur des Geldes und die weiſe Art, wie einſt Friedrich Wilhelm der Große, ſelbſt in den allerbedrängteſten Zeiten verſtanden hatte, daſſelbe zur Genüge herbeizuſchaffen, und gleichmäßig wieder zurückfließen zu laſſen, ging Wartenberg zuletzt faſt nur blindwüthend weiter, zuſammenraffend, was ſich nur raffen ließ, unbekümmert um die Wunden, die er dem Staate ſchlug, deſſen Krankheit er durch äußern Glanz, wie durch einen Purpurmantel, verhüllen wollte.

§. 55.

Da die Kunſt, ohne Mühe und Fleiß Gold zu ſchaffen, nicht hatte erfunden werden können, ſo dachte man jetzt auf andere leichte Mittel und verſchmähete ſelbſt die abenteuerlichſten nicht.

So verkündete z. B. im Jahr 1708 der Steuerrath Creuz mit vielem Wortaufwand, es möge ein neuer Handel erfunden werden, und zwar mit Borſten von wilden und zahmen Schweinen, wobei man ſich allerdings erinnerte daß einmal ein herrnloſer Kaufmannsdiener durch dieſen Vertrieb ein reicher Mann geworden ſei. Wirklich ward auch jenem Creuz ein Monopolium dieſes Handels auf ſechs Jahre gegeben, und in dem darüber ausgefertigten Reſcript die Zuverſicht geäußert, es werde dieſe Waare in großer Menge und mit großem Vortheil nach Holland, Frankreich, England und Italien, ja ſogar nach Portugal ausgeführt werden können, wodurch viel Geld in das Land kommen müſſe. Indeſſen erſchien die ganze Sache bald ſo geringfügig, daß ſie bereits 1711 völlig in ihr Nichts verſank und der Erfinder nach Hamburg eilen mußte.

Ein neues Unglück brachte der entſetzliche Winter von 1709, der ſich faſt ein Jahrhundert im Andenken erhalten hat. Es ſchien, als wollte der Norden nicht bloß ſeine

Rechte erneuern, ſondern auch dieſelben weit über ſein Gebiet erſtrecken. Die Luft war drei Monat lang faſt nur Eis. Jeder nicht ganz norddeutſche Baum erfror, und die Menſchen, ſolcher Strenge gar nicht mehr gewöhnt, erkrankten in der überreizten Jahreszeit. Wölfe und Bären kamen aus Polen, als wollten ſie wieder Beſitz nehmen von dem gebildeteren Lande, das ſie längſt verjagt, bis endlich im Anfange des Junius ſpärlich und ſchüchtern einige Blumen erſchienen und an das milde Deutſchland wieder erinnerten. Was dieſer Winter Deutſchland und inſonderheit Norddeutſchland gekoſtet, war faſt zuviel für das arme Preußen.

Früher ſchon hatte die Stadt Croſſen das Unglück gehabt, durch eine Feuersbrunſt faſt ganz verheert zu werden. Dies Unglück wäre leicht zu erſetzen geweſen; denn es gab eine allgemeine Feuerkaſſe, deren Einnahmen mit der allerhöchſten Strenge eingefordert wurden, und die deshalb wahrhaftig reich ſein mußte. Der Graf Wittgenſtein hatte ſie unter ſeiner Verwaltung, aber er hatte dieſem Amte ſo regellos vorgeſtanden, daß ihn jeder Anſpruch um Hülfe in Verlegenheit ſetzte. Die Stadt ſendete Abgeordnete an ihn, welche das große Unglück darſtellten, um Unterſtützung baten, die ſie hätten fordern können; aber er ſchlug ſie ihnen nicht bloß ab, ſondern behandelte ſie mit Unmuth und Härte, daß ſie troſtlos von hinnen gehen mußten.

§. 56.

Das größeſte Elend aber verurſachte die Peſt, jene fürchterliche Krankheit, die, im Gefolge des Krieges, die Schreckniſſe des Krieges noch weit übertrifft. Ihrem Ausbruche zu wehren, war allerdings unmöglich, doch hätte ohne Zweifel anfangs eine höhere Aufmerkſamkeit, und ſpäterhin eine freundliche Unterſtützung gar ſehr viel lindern können. So aber finden wir, traurig überraſcht und befremdet, daß jene Krankheit in dem Königreiche Preußen allein einige hunderttauſend Menſchen mit ſchauderhaft ſiegender Schnelligkeit hinweg gerafft habe. Der König, dem nichts mehr am Herzen lag, als die Erhaltung ſeiner Unterthanen, hatte dem Grafen Wittgenſtein aufgetragen, alles aufzubieten, um dem Übel zu ſteuern; dieſer aber ſchien Preußen faſt vergeſſen zu haben, und erſt durch die ſelbſt der Mark drohende Gefahr geweckt zu werden. Man begnügte ſich jetzt faſt nur, Berlin ſelbſt zu ſichern und es erging deshalb am 12. December 1708 eine Verordnung, wie es bei der „einreißenden gefährlichen Contagion" zu halten ſei. Es wurden Buß- und Bettage angeſtellt, man erklärte die Hauptſtadt faſt im Belagerungszuſtand und jeder von Nord und Oſt herkommende Fremde ſchien verdächtig, als trage er die Peſt im Blick und im Odem. Man fragte die Märkiſchen Ärzte, und ſie gaben manchen klugen und treu gemeinten Rath, worunter beſonders der, daß man ſich zuvörderſt vor der allzu ängſtlichen Sorgſamkeit, wie vor einer zweiten Peſt zu hüten habe, und fröhlich unbefangen bleiben ſolle, bedeutend ſcheint, da er ein nicht bloß ärztlicher Rath iſt.

Während aber Preußen und Pommern verarmten und verödeten, und des Königs übrige Staaten nur mit Mühe vor der eindringenden Krankheit geſchützt werden konnten, ſetzten dennoch jene oft erwähnten Männer und manche leichtſinnige Hofleute ihre Verſchwendung fort, und der ſtets fortdauernde Krieg erforderte einen ungeheuern Aufwand. Was den Letzteren betrifft ſo dürfen wir Friedrichen nicht zumuthen, folgewidrig zu handeln: ja wenn er je geſchwankt hätte, was aber nie der Fall war, ſo würde die klare Schilderung, welche der Prinz von Savoyen ihm von den Europäiſchen Angelegenheiten machte, doch alles entſchieden haben. Es war dieſer Fürſt am 1. April 1709 zu Berlin eingetroffen, und da ihm ſchon der edelſte Ruf voranging, ſo war es ihm leicht, durch das ihm natürliche, einnehmende und ritterliche Betragen, die Hochachtung Friedrichs noch zu vergrößern. Der König blieb nicht nur ſeinem alten Vorſatze und ſeiner alten Hinneigung für das Haus Öſtreich getreu, ſondern er verdoppelte auch dieſen Eifer, indem er abermals ſeine Truppen gegen Frankreich verſtärkte. Er beſchenkte den trefflichen Feldherrn bei deſſen Abſchiede mit einem reichgezierten Degen und einer Hutſchleiſe von Diamanten, und fügte, die gewiß aus dem innerſten Herzen kommenden Worte hinzu, er beklagte ſehr, daß ihn ſelbſt das herannahende Alter und Kränklichkeit hindere, mit in das Feld zu ziehen, um in Geſellſchaft eines ſo edlen Feldherrn neue Lorbeern zu erkämpfen.

§. 57.

Leider aber ward durch jenen gar ſehr rühmlichen, doch, wie wir wiſſen, leider nicht glücklich endenden Krieg, eine ſtets neue Erhöhung der Auflagen für die verarmenden Unterthanen nothwendig. Ja, als in dem genannten Jahr eine abermalige Kopfſteuer ausgeſchrieben wurde, ſand ſich, daß ganz Preußen und ein bedeutender Theil von Preußiſch Pommern durchaus nicht im Stande war, zu dieſen neuen Laſten beizutragen; weshalb dann die Miniſter das traurig bequeme Mittel wählten, die übrigen Provinzen doppelt oder dreifach zu beſteuern. Die Verordnung vom 19. September 1709, welche deshalb erſchien, ſchildert ſelbſt die damalige Lage des Staates als überaus traurig, tröſtet aber mit der Nothwendigkeit.

Was jedoch unendlich ſchlimmer iſt als alle Verarmung, war der bei manchen Unterthanen einreißende Leichtſinn, die Beſeitigung des drängenden Moments auf jede Art zu bewerkſtelligen, und jene fatalen, wohl bekannten gereimten Zeilen, welche das Verhältniß mehrerer Staatsdiener zu ihren Obern, Dankelmann und Fuchs, andeuten, ſind in dieſer Hinſicht leider nur zu wichtig, und geben traurigen Aufſchluß. *)

Der König, der gern half, wo er helfen konnte, legte

---

*) Sie ſind zu widerlich, um hier angeführt zu werden, und es möge ſie der Neugierigere im dritten Theil der hiſtoriſchen Schilderung von Berlin S. 109 ſuchen. Es iſt daſelbſt ſogar von einer Melodie die Rede, mit der ſie vorgetragen, und es iſt wohl möglich, daß eine ſolche ſich gleichſam ſelbſt dazu gemacht hatte.

Peſt- und Armenhäuſer an, und es ward bereits jetzt der Plan gefaßt zur Errichtung jener vortrefflichen Anſtalt, die ſpäterhin unter dem Namen Charité berühmt geworden iſt.

Nur blieb leider ein großer Theil des Hofes im alten Leichtſinn; und Wartenberg und Wittgenſtein in alter Härte. Vergebens wandten ſich die Hülfsbedürftigen an ſie; ja ſelbſt das arme Preußen, deſſen Zuſtand ſelbſt den Unempfindlichſten würde gerührt haben, fand bei ihnen wenigſtens kein thätiges Mitleiden.

§. 58.

Der Kronprinz hatte ſchon längſt mit Trauern bemerkt, wie ſehr das Land unter ſolcher Männer harter Behandlung und nachläßiger Geſchäftsführung litt. Er beſchloß, dieſe Miniſter zu ſtürzen; aber das Unternehmen war unendlich ſchwer; denn Wartenberg, auf den doch eigentlich alles ankam, hatte ſich in der Gunſt des Fürſten ſo tief und ſicher feſtzuſetzen gewußt, daß Friedrich kaum begriff, wie dieſer ſtets ſanft freundliche und hingegebene Mann Feinde haben könne. Das zeigte ſich deutlich bei den erſten Verſuchen gegen ihn.

Der Erſte, welcher es verſuchte (ſchon 1702), dem Könige die wahre Geſtalt ſeines Lieblings zu zeigen, war wie bereits oben erwähnt worden, der Hofmarſchall von Wenſen; aber ſo achtungswürdig uns auch ſein Muth erſcheinen muß, ſo können wir doch nicht verhehlen, daß er dabei nicht mit der gehörigen Vorſicht verfuhr. Er ſchien zu vergeſſen, daß eine ſchon mehrere Jahre ununterbrochen fortdauernde Liebe nicht durch raſch hingeworfene Anklagen mit einem male vernichtet werden kann.

Selbſt die Königin Sophie Charlotte vermochte nichts gegen den Oberkämmerer, der indeſſen auch niemals die Ehrfurcht vergaß, die er ihr ſchuldig war. Deſto ärger ſündigte in dieſer Hinſicht die ganz unwürdige Gemahlin deſſelben, die, jede Geduld erſchöpfend, auch die der edlen Königin misbraucht haben würde, wenn dieſe ſie nur der Beachtung gewürdigt hätte. So aber ſcheint allerdings, als hätte die treffliche Fürſtin das unwürdige Weſen kaum bemerkt.

Die Königin Sophie Louiſe ſcheint gar keinen Einfluß auf Regierungsangelegenheiten gehabt zu haben, und faſt ohne alle Scheu konnte die Gräſin Wartenberg ihr rohes Gemüth gegen ſie äußern.

Nur der Kronprinz war dem Unternehmen gewachſen, die Günſtlinge zu ſtürzen. Zuerſt brachte er die Uneinigkeit zwiſchen Wartenberg und Witgenſtein, die nothwendig vorhanden ſein mußte, da Freundſchaft nur unter Edeln ſein kann, an den Tag, und ſo machte jetzt der Oberkämmerer ſelbſt den Anfang, den Grafen Wittgenſtein der ſchwerſten Vergehungen und Vernachläſſigungen anzuklagen. Seine Verwaltung der Feuerkaſſe, ſein Benehmen gegen die Abgeordneten der abgebrannten Stadt Croſſen ſprachen laut. Der Kronprinz nahm ſich dieſer Unglücklichen mit der ganzen Wärme eines in ſeinen Unterthanen beleidigten Fürſten an, und der König ſelbſt durfte nur Kenntniß davon empfangen, um ſogleich die Strafe für Witgenſtein zu beſchließen.

Die Angelegenheit ging ſo raſch, daß dieſer wol kaum etwas davon ahndete, als ſchon ſein Fall entſchieden war. Wittgenſtein ward in ſeinem eigenen Hauſe für einen Gefangenen erklärt, man nahm ihm den ſchwarzen Adlerorden ab, und brachte ihn dann nach Spandau.

§. 59.

Die nähere Unterſuchung, welche nun folgte, iſt ein trauriger Beleg ſeiner verkehrten Amtsführung, obwohl er freilich in der langen Ungeſtraftheit derſelben einen Entſchuldigungsgrund zu finden glaubte. Außer jenen ſchon oben erwähnten Vergehungen kam hier noch manches Traurige zur Sprache. So hatte er z. B., gleichſam als wolle er gegen das arme Land ſelbſt wüthen, eine beiſpiellos hohe Abgabe gelegt auf das Bedürfniß, das nächſt dem Brodt das wichtigſte aller Menſchen iſt, auf das Salz, ſo daß durch dieſe unmäßige Beſteuerung nicht nur faſt aller Handel der Brandenburger mit allem was des Salzes bedarf gehemmt, ſondern auch derſelbe den begünſtigten Ausländern in die Hände geſpielt wurde. Wir geſchweigen der unnatürlichen Mittel, zu welchen die ärmeren Unterthanen gezwungen wurden, um jenes unentbehrlichſte der unentbehrlichen Bedürfniſſe zu erſetzen: Mittel, die nothwendig der Geſundheit ſchaden mußten. Wohl darf man ſagen, daß keine größere Verkehrtheit erdacht werden konnte, als dieſer unnatürliche Salz-Impoſt, ſo unſcheinbar er auch beim erſten Anblick dünken möchte. Dem Grafen hatte genügt, durch jene Auflage, die ſich ſchlechthin nicht umgehen ließ, bedeutende Einnahmen, und zwar augenblicklich, in die Kaſſen zu leiten. Dabei hatte er (ſo lautete wenigſtens die Anklage) auch ſich ſelbſt nicht vergeſſen, indem er aus jenen Auflagen ſich eine jährliche Einnahme von fünf tauſend Thalern zu verſchaffen gewußt.

Wittgenſtein erwiederte auf alle dieſe Anklagen faſt nur im Allgemeinen: es beſtehe eine feindliche Verbindung gegen ihn, die ſchon längſt ſeinen Untergang beſchloſſen habe. Sein Augenmerk ſei nur des Königs Vortheil geweſen, und er ſelbſt habe nicht gewonnen, ſondern zuſetzen müſſen, da die faſt ununterbrochenen Feſte bedeutenden Aufwand erfordert hätten: wie ihm denn, um nur ein Beiſpiel zu geben, die Vermählungsfeierlichkeiten des Kronprinzen achttauſend Thaler gekoſtet, um mit gebührendem Anſtand bei denſelben zu erſcheinen.

Es iſt ſchwer zu ſagen, ob nicht allerdings einige Entſchuldigungen für manches in ſeinem Benehmen ſtatt finden, doch iſt klar, daß die Hauptanklage in Betreff der Nichtunterſtützung des verarmten Preußens und der Stadt Croſſen über alle Entſchuldigung hinaus ſind. Nach Verlauf von ſechs Monaten ward ihm ſeine Freiheit wieder zuerkannt, jedoch unter der Bedingung, 24,000 Thaler als Strafe zu erlegen, und die königlichen Staaten auf immer zu verlaſſen. Er unterzog ſich dieſer Strafe; doch die Deutſchen Reichsgrafen brachten die Klage vor, es ſei in ihm ihre Würde verletzt, und der König habe, wie ſie meinten, nicht ſo handeln dürfen. Indeſſen war die Widerlegung leicht, und man bewies mit ſiegender Klarheit, daß kein Titel die Unterthanenpflichten aufheben könne, zu denen man ſich einmal bekannt habe.

§. 60.

Aber für das Land war Wittgenſteins Sturz nicht genügend; es ward ein größeres Opfer erfordert, der Graf Kolbe von Wartenberg ſelbſt. Die Scheidewand, welche den Blick des Königs während der letzten Jahre gehemmt hatte, war jetzt eingefallen, Friedrich ſah klar, und ſo durfte man ihm auch zumuthen, klar zu handeln. Dennoch es war unendlich ſchwer, ihm, dem Unbefangenen, der Wartenbergen innig liebte, eine genaue Anſicht zu geben, daß dieſer Mann ſeiner nicht würdig ſei. Dieſem ſchwierigen Geſchäft unterzog ſich auf Befehl des Kronprinzen der Staatsrath und Kammerpräſident von Kameke, ein Mann, der ſich durch Talent und Beſcheidenheit Friedrichs Gunſt erworben hatte.

Der König ſah ihn gern in ſeinen Erholungsſtunden, die er gewöhnlich mit dem Schachſpiel ausfüllte, in welchem Kameke Meiſter war. Eine ſolche Stunde benutzte einſt dieſer würdige Mann, um das Schwerſte zu wagen, was ſich gegen Friedrich wagen ließ, den Mann zu tadeln und ſtürzen zu wollen, den er liebte. Die Gewalt der Gründe und der Rede zeigte ſich ſiegreich in Friedrichs Verſtande; aber ſein Herz blieb dem Freunde treu, an den er ſo lange geglaubt hatte. Aber er handelte als Fürſt, und ſchon zwei Tage nach Wittgenſteins Gefangennehmung ließ er auch Wartenbergen durch Jlgen die Siegel abfordern und ihm erklären, daß er hinfort nichts mehr mit Staatsangelegenheiten zu thun haben, und ſich mit ſeiner Gemahlin auf ſein Gut Wolfensdorf —

das einzige, welches der kluge Graf in der Mark beſaß — begeben ſolle.

Indeſſen vermochte Wartenberg nicht ſo ſchnell den Gedanken aufzugeben, den Fürſten von neuem zu gewinnen. Er bat, ihm nur noch einmal das Glück zu geſtatten, den König ſprechen zu dürfen: die Hofleute alle, die Gewalt des alten Verhältniſſes fürchtend, baten dagegen; aber Friedrich erklärte, es ſei nicht billig, einem Scheidenden das letzte Geſpräch abzuſchlagen.

§. 61.

Der Graf benutzte bei dieſer Zuſammenkunft alle Erfahrungen, die er in ſo langer Zeit über den Charakter und über die Schwächen des Königs gemacht hatte. Er geſtand aufrichtig, daß er wohl gefehlt haben könne, daß aber nur Liebe für den König ihn geleitet habe; auch wolle er gern alles, ſo weit er es vermöge, wieder gut zu machen ſuchen. Friedrichs Herz war innig bewegt bei dem Anblick des Leidenden, der ſonſt nur in heiterer Ruhe oder fröhlich ſorgſamer Geſchäftigkeit bei ihm erſchienen war; aber er erklärte ihm mit Beſtimmtheit, das Wohl des Landes fordere, daß hinfort eine andere Geſchäftsführung eingeführt werde und er könne ihm ſeine Stelle nie wieder anvertraun. Auch darauf war Wartenberg gefaßt; ja es ſchien, als ergebe er ſich in dies Schickſal mit geringer Mühe, und nur die Trennung von Friedrich ſei ihm das Schwerſte. Er warf ſich zu den Füßen des Königs, ergriff deſſen Hände und benetzte ſie mit Thränen; er erklärte laut, daß er alles, Größe und Glück, nur ſeinem edlen Gebieter verdanke; doch wolle er gern alles wieder abgeben, wenn der König nur ſeine lange und treu geleiſtete Dienſte durch die Erlaubniß belohnen wolle, daß er, als bloßer Privatmann, ein noch längerer Zeuge ſeiner glücklichen Regierung bleiben, und einſt zu ſeinen Füßen ſterben dürfe.

Die Hofleute alle, obwohl gar manche ihn haßten, weinten bei dem erſchütternden Auftritt; auch in Friedrichs Auge ſtanden Thränen, er beſtand mit ſich ſelbſt einen ſchweren Kampf; doch der König in ihm ſiegte. Er hob den Grafen auf, drückte ihn zweimal an ſein Herz, und wiederholte dann mit Selbſtüberwindung: „das Wohl des Staates erfordere durchaus ihre Trennung.“ Dann zog er einen koſtbaren Ring vom Finger, ſteckte ihm denſelben an, umarmte ihn noch einmal und winkte ihm dann, zu gehen.

§. 62.

Wartenberg zog mit ſeiner verhaßten Gattin, und mit faſt unendlichen Reichthümern aus den Preußiſchen Staaten nach Frankfurt am Main. Man ſchätzt den Werth der Diamanten, der anderen Koſtbarkeiten, und des baaren Geldes, welches von dieſem unglückbringenden Ehepaar mitgenommen wurde, auf einige Millionen; ja der König trieb die Großmuth gegen ſeinen Liebling ſo weit, daß er ihm noch auf Lebenszeit einen Jahrgehalt von 24,000 Thalern ausſetzte.

Man hat ſehr bitter getadelt, daß man ihn mit ſo großen Reichthümern ziehen ließ, und daß jenes Jahrgehalt

halt gegeben wurde: und allerdings muß beides für den Preußiſchen Vaterlandsfreund, beſonders wenn er die Bedrängniſſe der damaligen Zeiten erwägt, ſehr betrübend ſein. Indeſſen wollen wir nicht vergeſſen, daß, ſo viel auch unſer Verſtand und unſer Gemüth gegen den Grafen aufzubringen weiß, ſeine Vergebungen doch nicht völlig gerichtlich klar erwieſen worden waren, und daß ein Mann, der nun einmal bloß rein, ja (leider) günſtig entlaſſen wird, ſeines Vermögens nicht wohl beraubt werden kann. In Hinſicht jenes Jahrgehaltes, räumen wir die Überflüſſigkeit und Schädlichkeit allerdings völlig ein, doch möge Friedrichen entſchuldigen, daß er daſſelbe, ſo viel uns bekannt worden, nur aus ſeinem Privatvermögen zahlte.

Überhaupt ſchwindet das Wunderbare aller dieſer Einzelnheiten, ſobald wir nur den einen traurigen Gedanken feſt halten, daß Friedrich nun einmal den Grafen wahrhaft, ja zärtlich liebte. Die Sehnſucht nach ihm war nicht zu beſiegen und äußerte ſich ſpäterhin noch auf die mannichfaltigſte Weiſe. Der Graf bat den König ſchriftlich, ſein Landaut Wolfersdorf und ſeine Häuſer in Berlin (unter denen das jetzige Monbijou) als ein geringes Geſchenk von ihm annehmen zu wollen; doch Friedrich erwiederte, daß dies nur gegen baare Bezahlung geſchehen könne, die denn auch erfolgte.

Späterhin ließ der König durch ſeinen Geſandten zu Frankfurt Wartenbergen den Vorſchlag thun, nach Berlin zurückzukehren, doch ohne ſeine Gemahlin mit zubringen, die nun einmal der Gegenſtand des allgemeinen und gerechten Haſſes ſei. *) Der Graf erwiederte: er erkenne mit dem innigſten Danke, daß der König auch jetzt noch ihm ſeine Gunſt nicht ganz entzogen habe; doch vermöge er nicht, ſich von ſeiner Gattin zu trennen, die er ſtets lieben werde. So zerſchlugen ſich die Unterhandlungen.

Kurze Zeit darauf nahm der Tod den Grafen hinweg (Jul. 1712). Es kann uns durchaus nicht mit ihm verſöhnen; doch iſt es menſchlich rührend, daß er in ſeinem Teſtament befohlen hatte, ſeine Leiche nach Berlin zu bringen, wo ihm allein wohl geweſen war. Es geſchah (Oktober 1712); und als der Leichenzug über den Schloßhof ging, ſtand der König am Fenſter und ſah mit naſſem Auge dem Sarge nach, der die Gebeine des Freundes enthielt. Dann zog Friedrich ſich in ſein Zimmer zurück, und war mehrere Tage lang für Niemanden zu ſprechen. Die Leiche des Grafen ruht in der Parochialkirche.

§. 63.

Nach Wartenbergs Sturze erhielt Manches am Hofe und im Staate eine andere Geſtalt. Männer, wie die Grafen von Dohna und Friedrich von Dönhof, die Brüder von Kameke und der Staatsminiſter und Obermarſchall von Prinzen, waren allerdings ganz geeignet, die Wunden zu heilen, welche von manchen ihrer leichtgeſinnten Vorgänger geſchlagen worden waren; doch

---

*) S. Beilage AA.

iſt nur zu bekannt, daß das Verwunden ſelbſt raſcher zugeht, als das Heilen: und ſo konnten denn auch die guten Folgen der neuen Staatsverwaltung nicht augenblicklich erſcheinen.

Der König, der jetzt den Zuſtand ſeines Staates klar hatte ſehen lernen, unterzog ſich gern jeder Einſchränkung. Der Überfluß verſchwand, die meiſten Hoffeſte wurden eingeſtellt, ja ſelbſt die Schauſpielergeſellſchaft verabſchiedet.

Doch waren die letzten Lebensjahre des Königs, wie wir bereits aus dem früherhin Mitgetheilten erkennen, nur arm an Freuden. Das Glück hatte ſich abgewandt von den Waffen der Verbündeten, da Übermuth und Uneinigkeit eingedrungen war, und Friedrich ahndete, daß alle Kraftäußerungen, vereinzelt, doch nur vergeblich ſein und der gerechten Sache den Sieg nicht verſchaffen würden. Auch konnte er, ſo oft getäuſcht, damals wohl ſchwerlich vorausſehen, daß bei dem bevorſtehenden Frieden wenigſtens einiger Vortheil für Preußen ſich noch werde erringen laſſen.

Dazu kam der ſchmerzliche Anblick eines durch Armuth und Krankheit leidenden Landes, die Entbehrung des Freundes, an den Gefühl und Gewohnheit ihn ſchloſſen, der beklagenswürdige Zuſtand der Königin und ſeine eigene ſinkende Geſundheit.

Dieſe Letztere wurde im Jahre 1711 von neuem durch einen unglücklichen Zufall erſchüttert. Der König machte nämlich im Mai eine Reiſe nach dem Haag, um durch ſeine perſönliche Gegenwart die Angelegenheiten des Krieges oder Friedens zu beſchleunigen, und wegen der Oraniſchen Erbſchaft mit dem Prinzen Wilhelm Friſo, Statthalter von Friesland, entſcheidende Rückſprache zu nehmen. Dieſer Prinz, der bisher bei dem Heer als Unterfeldherr geſtanden, reiſte raſch zu Friedrich; doch als er ſich auf einem ſchwachen Fahrzeug über den ſogenannten Moordyk ſetzen ließ, überraſchte die Schiffenden, die ſchon nahe am Lande waren, ein Sturmwind, der den Nachen zertrümmerte und dem Prinzen und allen ſeinen Gefährten ein Grab in den Wellen bereitete. Den König erſchütterte dieſe Unglücksbotſchaft dergeſtalt, daß man für ſein Leben beſorgt war, denn er hatte den Prinzen, der ſeinem Hauſe und ſeinem Herzen verwandt war, ſtets geſchätzt und geliebt.

§. 64.

Fröhliche Begebenheiten aus dieſen Jahren ſind nur wenige aufzuzeichnen. Wir rechnen dahin, das Friedrichen endlich gelang, die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, die bereits 1700 geſtiftet worden, nunmehr feierlich einzuweihen (19. Januar, 1711). Männer, wie Prinzen als Protektor, Jablonsky als Vicepräſident, Krug von Nidda, Chuno und Schott als Direktoren, leiſteten Gewähr für die Würde und den Glanz der neuaufblühenden Geſellſchaft.

So möge hier auch noch des Beſuches gedacht werden, den Peter der Große in Berlin abſtattete; denn allerdings iſt das Verhältniß des Kaiſers und des Königs erfreulich, da beide Freunde blieben; obwohl Friedrich, aus gerechten Gründen, ihm abermals das Geſuch um den Beitritt zu der Verbindung gegen Schweden abſchlagen mußte.

Selbſt der Aloe möge hier flüchtig erwähnt werden, die im Jahre 1712 in Köpnik blühte, nicht um der Blume willen, ſo ſelten und herrlich ſie auch iſt, ſondern weil ſich bei dieſer Gelegenheit abermals die Liebe der Unterthanen für Friedrich auf die mannigfaltigſte Weiſe äußerte. Man fand in jener Blume, die gerade an einem Orte blühete, der dem Könige von ſeiner frühen Jugend her ſo theuer war, eine günſtige Vorbedeutung für das ſtete Blühen ſeines Hauſes, und der Königskrone, die er ihm erworben. Möge immerhin der Aufwand von Geiſt nicht ausgezeichnet ſein, den der Profeſſor Wachter bei den Inſchriften anbrachte, mit denen er die in Kupfer geſtochene Zeichnung jenes ſeltenen Gewächſes umgab; immer iſt die Liebe erfreulich, die ein guter Unterthan im Namen des ganzen Volkes für ſeinen König ausſpricht.

§. 65.

Doch das größeſte und bedeutendſte Geſchenk gewährte der vier und zwanzigſte Januar 1712 dem Preußiſchen Staat. Es ward Friedrich der Große geboren. Wohl ahndete damals Niemand, welch' ein Geiſt ſich einſt in dieſem Körper entzünden würde; doch weinte Friedrich Thränen des Dankes und der Freude an der Wiege des Neugeborenen. Es war der letzte und herrlichſte Sonnenblick im Leben des Königs; und er konnte nun dem Tode getroſt entgegen gehen, denn ſein edles Haus ſtand geſichert da.

§. 66.

Friedrich, der bereits das ganze Jahr 1712 kränklich zugebracht hatte, trat das folgende mit dem Gefühle an, daß er es nicht durchleben werde. Die Krönungsfeſte und der Ritterſchlag, die er noch jedesmal im Januar vorgenommen, mußten diesmal unterlaſſen werden. Nur noch einmal zeigte ſich eine Spur von Beſſerung, und zwar am 24. Januar, wo er Friedrichs des Großen zweiten Geburtstag noch mit feiern konnte; doch, wie es ſcheint, mit dem letzten Aufgebot ſeiner Kräfte.

Seitdem verließ er das Zimmer nicht mehr, erhob ſich aber ſo oft es ihm möglich war, von ſeinem Ruhelager, um ſich am Fenſter dem Volke zu zeigen. Dieſe wackeren und treuen Menſchen vergaßen den Druck und die Leiden der letzten Jahre ganz, und dachten jetzt nur mit inniger Theilnahme der Leiden ihres Königs. Sie ſtanden in gedrängten Reihen auf dem Schloßplatze, huben die Hände gen Himmel auf, und wollten ihren Fürſten noch ſo oft ſehen, als er es vermöchte, ſich ihnen zu zeigen.

Eines Tages, als der König in einem Lehnſtuhl ſchlummerte, ward er durch eine Erſcheinung geweckt, die ſein Herz und ſeine Phantaſie auf eine gleich gefährliche Weiſe verletzen mußte. Die Königin, durch Krankheit und heftige Schwermuth erregt, hatte die Wachſamkeit ihrer Frauen zu täuſchen gewußt, einen Weg zu des Königs Zimmer ſich gebahnt, und, da zuletzt nur noch eine Glasthür ihr entgegen ſtand, dieſelbe raſch zerſchmettert. So ſtand ſie nun in weißem Nachtgewand, mit blutenden Händen, und mit dem Blick des halbwahnſinnigen Jammers vor dem Kranken, der, ſo plötzlich und hart aufgeſchreckt, die weiße Frau, die Todesverkündigerin, zu erblicken glaubte. Selbſt als man die Unglückliche bereits entfernt hatte, blieb der Eindruck, und Friedrich ſagte mit trübem Lächeln, indem er ſich zur Ruhe legte: „Ich habe die weiße Frau geſehen, ich werde nicht wieder geneſen.“ *)

Wirklich überfiel ihn auch am dritten Februar die Krankheit mit ſolcher Heftigkeit, der Huſten ward ſo gewaltſam und der Athem ſo ſchwer, daß die Kräfte des Leibes ſichtbar verfielen. Am 13. ſprach der König mit Beſtimmtheit aus, er glaube noch heute zu ſterben, und mit noch inbrünſtigerem Gebet als jemals, bereitete er ſich zu dem großen Augenblicke vor. Er erklärte den Umſtehenden: „er erkenne nun ganz die Nichtigkeit aller weltlichen Vorzüge; es ſei die Welt doch nur ein Schauſpiel, das bald zu Ende gehe: wer nichts mehr als dieſe habe, der ſei gar übel daran. Er verlange jetzt nach einer unvergänglichen Herrlichkeit, deren er, im Vertraun auf Gottes Barmherzigkeit und des Heilandes Verdienſt, völlig verſichert ſei.

§. 67.

Da der ſchwere Athem der beengten Bruſt die Beängſtigung vermehrte, ſo erinnerte ihn der Hofprediger

---

*) S. Pölnitz, Th. I, S. 372.

an die Angſt, die auch Chriſtus ausgeſtanden; worauf der König freudig antwortete: „Ja, ich muß mit Chriſto dulden, ich werde auch mit ihm herrſchen.“ Er ließ ſich dann den 27. Pſalm vorleſen, und ſagte dann mit voller Zuverſicht: „Gott iſt gewißlich meines Lebens Kraft geweſen, von meiner Jugend auf. Ich fürchte mich auch nicht vor dem Tode: Gott iſt mein Licht und mein Heil.“

Sein einziger Sohn, der Kronprinz, deſſen ſtarker Sinn dem Strom von unendlichen Thränen nicht wehren konnte, empfing jetzt den väterlichen Segen. „Mein Sohn,“ ſagte Friedrich, „ich gebe Euch den väterlichen Segen; Gott ſtehe Euch bei, Gott ſtärke und erhalte Euch.“ Dann ſegnete er die Kronprinzeſſin, die ſich damals in geſegneten Umſtänden befand, und da Einige der Umſtehenden ihn durch die Hoffnung erfreuen wollten, daß das königliche Haus nun wohl bald wieder durch einen Enkel erfreut werden würde, ſo gab er zur Antwort: „das werde ich nicht erleben, — alles wie Gott will.“ Dann ſegnete er auch die kleinen Enkel, unter denen die Prinzeſſin vor dem Bette auf den Knien lag, und weinend ausrief: „Ach, wie iſt mein lieber Großvater ſo krank, ich will fleißig beten, daß er bald wieder geſund werde.“

Oftmals erinnerte ſich Friedrich ſeiner kranken Gemahlin, und er befahl, man ſolle ihr ſagen, daß er ihr für alle Liebe und Treue danke, und daß er zu Gott bete für ſie um Geſundheit und Troſt. Dann ſagte er auch ſeinen Miniſtern und Hofpredigern Dank für ihre Treue, und bat den Kronprinzen“ ſich zufrieden zu geben, da ja alles nach Gottes Willen gehe.“ Um ihn noch mehr zu erheben, ſtellte er ihn den Umſtehenden vor mit den Worten: „Hier habt Ihr wieder einen Vater, der für Euch ſorgen wird.“

Die nächſten Tage vergingen bei geringen Körperſchmerzen; aber der König hatte längſt jeder Lebenshoffnung entſagt, und ſein Geiſt war nur auf das Himmliſche gerichtet. Beſonders erquickte ihn die Bibel, und er ſchöpfte reichlich aus ihr, der ewigen Quelle des Segens. Als man ihm (am 22. Februar), bei Gelegenheit des 23 Pſalms vortrug, daß Chriſtus den Gläubigen, wenn er auch im finſteren Todesthal gehen ſollte, ſtets leiten werde, da antwortete er mit gläubiger Zuverſicht: „Amen. Gott leite mich auch, wenn es ihm gefällt, aus der Zeit in die Ewigkeit. Er iſt allein der gute Hirt. Meinen Willen habe ich ſeinem Willen unterworfen. Was mein Gott will, das geſcheh allzeit.“

§. 68.

Am 24. Nachmittags verſchlimmerte es ſich mit dem körperlichen Zuſtand des Königs dergeſtalt, daß man ſein Ende in jedem Augenblick erwartete. Er verlangte den Kronprinzen zu ſprechen. Dieſer, um deſto eher des Vaters Willen zu erfüllen, nahm den nächſten Weg über den kleinen Schloßplatz; ward aber hier (wie die älteren Geſchichtſchreiber erzählen und er ſelbſt oft beſtätigt haben ſoll,) durch ein ſeltſames Schauſpiel überraſcht. Es fiel ihm nämlich ein verſchloſſener Saal ſo glänzend hell in die Augen, als wäre er mit vielen hundert Lichtern erleuchtet. Der Prinz fragte einige Officiere, welche mit ihm gingen: auch dieſe ſahen das Nämliche; konnten aber keine weitere Auskunft geben. Auf der Treppe, die zu den Zimmern des Königs führte, fragte der Prinz den Caſtellan, der aber mit Entſchiedenheit erwiederte, der Saal ſei feſt verſchloſſen, und in langer Zeit kein Licht in demſelben geweſen.

Der Kronprinz empfing abermals den väterlichen Segen, unterhielt ſich einige Stunden mit dem Sterbenden, und ging dann auf deſſen Befehl zur Ruhe.

Die Nacht verging unter Gebet. Der König hörte jedes tröſtende Wort mit Aufmerkſamkeit an, und ſagte zu jedem bibliſchen Beruhigungsſpruche: Amen, das thue Gott, er erfülle dieſes, er mache es wie er will. Sein Wille iſt mein Wille."

Immer näher trat der Tod; doch war dem Sterbenden das große Glück verliehen, ſtets ein klares Bewußtſein zu behalten. Als in der Mittagsſtunde des 25. Februars der Kronprinz noch einmal zu ſeinem Bette ſich hinneigte, empfing er den letzten Kuß. Denn kaum war er von dem Bette zurückgetreten, als Friedrich, unter dem Zurufe, „Jeſum im Herzen zu behalten," ohne Zuckung, ſanft und ſtill verſchied, nachdem er ſein Leben gebracht hatte auf 55 Jahre 7 Monate 15 Tage und vier Stunden. *)

§. 69.

Es iſt kaum vonnöthen, daß wir uns noch einmal

---

*) Vergl. über Friedrichs Tod: das Europäiſche Theater

vor dem Bilde Friedrichs ſammeln: denn langſam und deutlich ſind die einzelnen Züge deſſelben vor unſern Blick getreten. Ein nicht glückliches Kindes- und Knabenalter, eine durch Liebe erhöhete ſpätere Jugend, ein fruchttragendes, glänzendes Jünglings- und früheres Mannesalter; ſpäterhin geringere Kraft, Sinken in manche Schwäche, endlich Löſung durch einen edlen, kühn und beſonnen angeſchaueten, rein chriſtlichen Tod.

Oder ſollen wir Einzelnes angeben, und Licht und Schatten neben einander ſtellen? — Streben nach äußerer Ehre bei nicht immer glücklichem Eifer, ſich ſelbſt zu genügen; tapfer aus reinem Ehrtriebe; doch, nach abgelegtem Zeugniſſe der Tapferkeit, vom kriegeriſchen Schauplatze zurücktretend; hohes Lob verdienend durch Tapferkeit, da Körperſchwäche ihn nicht zu hemmen vermochte; Deutſchgeſinnt in der ſteten Richtung ſeiner Politik; die Abneigung gegen Ludwig faſt bis zur Religion erhebend; ſtolz auf ſein edles Haus und ſein edles Volk; treu in Verſprechungen bis zur höchſten Aufopferung, ja ſogar bei der Erfüllung ſeiner Pflichten den Schein eines ſchwächeren Nachgebens nicht ſcheuend; eifrig, ja faſt glühend, als reformirter Chriſt Verſchiedenheit der

---

vom Jahr 1713. S. 257. ff. — Lebensgeſchichte des allerdurchlauchtigſten Königs und Herrn, Friedrich Wilhelm. Hamburg und Breslau 1735. S. 37. ff. — Gütther S. 444. ff. und Pauli. S. 454. ff. — Neuere Geſchichtſchreiber gehen über alle dieſe Umſtände leicht hinweg, ohne zu bedenken, daß ſie dem tieferen Gemüthe ſehr bedeutend ſind.

Charaktere anerkennend, ſelbſt wenn er ſich dadurch verletzt fühlte; die Wiſſenſchaften liebend, in ſo weit dies mit getheiltem Herzen möglich iſt; den zierenden Künſten völlig ergeben; an ſeinem Volke bildend bis an ſein Ende, in ſo weit er Bildung erkannte.

§. 70.

Doch auch die andere Seite ſoll hier nicht übergangen werden und iſt auch früherhin in dieſem Buche nicht verhehlt worden. Die Ehrliebe artete vielleicht mitunter in Ehrſucht aus; dem äußeren Schein ward zu viel Gewicht beigelegt; Zerſtreuungs-Luſt, ſtets ſich vergrößernd, in den letzteren Jahren vielleicht nicht ohne innere Langeweile, welche verhüllt oder überwunden werden ſollte; Prachtliebe, zuletzt faſt ausartend in Aſiatismus; Reizbarkeit, zuweilen bis zur kränklichen Empfindlichkeit; Hingebung an nicht würdige Freunde bis zur Schwäche, hoffentlich aber nie ein Nicht-ſehen-wollen, damit der ſchöne Traum nicht etwa zerſtört werde. Sei es aber, wie wir feſt glauben, ein bloßes Nicht-Sehen, ſo iſt auch dieſes ſchon bei einem Fürſten betrübend genug, und wir müſſen dieſes Traurige einräumen.

Was endlich die Verſchwendung betrifft, die man ihm allgemein ſchuld giebt, ſo räumen wir ſie gleichfalls vollkommen ein; doch finden wir in dieſer Hinſicht eher Troſt, als manchem anderen Biographen Friedrichs ſich zeigen wollte. — Es iſt nirgends in gedruckten Büchern, ſo viel uns deren bekannt geworden ſind, angegeben worden, wie hoch ſich bei Friedrichs Tode die Landesſchulden belieſen; *) dennoch können ſie wenigſtens ein gewiſſes Maaß nicht überſchritten haben; da es doch Friedrich Wilhelm möglich wurde, kurze Zeit darauf den Krieg gegen Schweden zu führen und ſchon im Jahre 1720, bei der Erwerbung von Stettin, 2 Millionen Thaler an Schweden zu bezahlen. Auch dem ſparſamſten der Könige — und als ſolchen zeigte Friedrichs Sohn ſich wirklich — würde das Vermögen dazu gefehlt haben, wenn die Schuldenlaſt Preußens wirklich ſo groß geweſen wäre, als manche Schriftſteller gemeint haben. Beſſer als klagen, iſt es, der Vorſehung zu danken, daß ſie auf den überſtrömenden Friedrich den an ſich haltenden, ſtets erwerbenden, eng und ſorgſam lebenden Friedrich Wilhelm folgen ließ. Zwei Friedriche hinter einander hätte das Land ſchwer ertragen; doch dieſer Wechſel führte zum Gedeihen.

§. 71.

Mit ungleich traurigerer Empfindung, als bei dem Zuſtande der Finanzen, verweilt der Blick bei der Verarmung mancher gewerbtreibenden Einwohner und bei der Verödung von Alt-Preußen, und wir fühlen uns geneigt, den Abſcheu vor Wartenbergs und Wittgenſteins Staats-

---

*) Im Jahr 1706 betrugen alle Kammer-Einkünfte 1,519 921 Thaler, und gerade ſo viel die Ausgaben, worunter allein 114.346 Thaler an Zinſen für geliehene Kapitalien befindlich waren; ſo daß nichts übrig blieb. (S. hiſtoriſche Schilderung von Berlin. Th. III. S. 274.

verwaltung von neuem auszuſprechen, ſo wie Friedrichs Schwäche in Beziehung auf dieſes Verhältniß von neuem bedauernd anzuerkennen.

Doch auch hier tröſtet der fortſchreitende Blick auf den Nachfolger, der mit Ernſt und Strenge, aber auch mit Liebe und Freigebigkeit, Menſchen tief in die öden Länder, und Nahrung zurückbrachte in die Häuſer und Hütten. — Wahrhaft geben kann nur der Sparſame.

Fühlen wir uns durch dieſe Anſichten einigermaßen von Friedrich entfernt, ſo werden wir doch ſogleich wieder zu ihm gezogen, wenn wir, außer jenen früher anerkannten Tugenden, noch Folgendes betrachten, das in der That faſt ganz ſein Verdienſt iſt. — Das Heer, welches unter dem großen Kurfürſten ſich gebildet, und die herrlichſten Lorbeern errungen, beſtand bei Friedrichs Tode aus beinahe 45,000 Mann, nämlich 20 Regimentern Fußvolk, ohne die Artillerie, und 16 Regimentern Reiterei, ſowohl Cüraſſiere als Dragoner. Dazu iſt noch zu rechnen die durch ihn 1701 und 1703 errichtete Landmiliz und die ſogenannten Enrolliten, welche die Städte lieferten.

Dieſes edle Heer hatte faſt 25 Jahre hintereinander edle Kämpfe für des Vaterlandes Freiheit durchgefochten. Oftmals hatte der Sieg ſeine Anſtrengungen belohnt; aber es war frei geblieben vom Hochmuthe: denn ihm genügte edler Stolz und reines Bewußtſein. Es war ein ächt Deutſches Heer, tapfer und kühn gegen die noch unbeſiegten Feinde, milde gegen die Beſiegten und Wehrloſen. Friedrich hatte gezeigt, wohin ſich die Waffen der

Deutſchen richten müßten und ſein ganzes Heer theilte ſeine klare Anſicht.

Preußen war durch Friedrich zu einem Königreiche erhoben worden, und zwar zu einem ſolchen, deſſen innere Nothwendigkeit, durch ihn und ſein herrliches Volk, ſiegend einleuchtete. Laſſet uns dieſes große Verdienſt, welches wir hier nur kurz angedeutet haben, nimmer vergeſſen.

In den Preußiſchen Staaten wohnte die Wiſſenſchaft und die Kunſt, denn ſie wollte dort wohnen, wo Friedrich berichte und begünſtigte, und wo Sophie Charlotte und Leibnitz leiteten und wirkten. Hier wehete, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, jene geiſtige Luft, in der dem forſchenden Geiſte allein wohl iſt, und in der die Gelehrten und die Künſtler ſich allein einheimiſch fühlen können. Hier war aufgerichtet das heilige Kreuz unſerer ſchöpferiſchen, göttlich-freien Religion; hier glänzten die ſicheren Tempel der Ehre, der Kunſt, und der Wiſſenſchaft. In ſolcher Nähe hatte das Volk Gedeihen gewonnen und jenen entſchiedenen Charakter, der mit Genauigkeit weiß, was er will und zu erſtreben hat, nie irre wird an dem Ziel, und nur das Vortreffliche zu ſeinem Ziele wählt. Es hatte nicht ein Jahr, nicht einen Monat während der Regirung ſeines Fürſten verſchlummert; es war weiter geſchritten, um immer weiter zu ſchreiten; es hatte ſich als Volk anerkannt, ſich ſelbſt die überaus wichtige Stelle in der Reihe der Europäiſchen Völker angewieſen, und ſich auf dieſer Stelle geehrt, und von den Fremden Ehrfurcht erzwungen.

Wenn nun Friedrich, wie wir gezeigt zu haben hoffen, bedeutenden Theil hatte an ſo herrlichen Ergebniſſen, ſo laſſet uns nicht anders als mit Theilnahme und Liebe von ſeinem Bilde ſcheiden.

Beilagen.

Beilage A.

Johann Albrecht, Graf von Barfuß, geb. im Jahr 1631, ward 1684 Generalmajor; 1688 Generallieutenant, und in eben dieſem Jahre den 11. December wirklicher Geheimer Kriegesrath; 1695 General-Feldmarſchall-Lieutenant; 1696 General-Feldmarſchall und Gouverneur zu Spandau; 1698 Ober-Krieges-Präſident, Commandeur von der Garde zu Fuß, auch Chef des einen Flemmingſchen Regiments zu Pferde. 1699 erhob ihn der Kaiſer Leopold in den Grafenſtand, welches der Kurfürſt beſtätigte; 1701 den 17. Januar erhielt er den ſchwarzen Adlerorden und ward Gouverneur von Berlin, nachdem er ſchon vorher die Hauptmannſchaften zu Spandau, der Grafſchaft Ruppin und des Landes Bellin empfangen hatte; 1702 erhielt er den erbetenen Abſchied. Er ſtarb 1704. (S. das Werk von Klaproth und Cosmar: Der K. Pr. Staatsrath, S. 371 und 382.) Er hat des Rühmlichen gar viel gethan, und beſonders als Führer der Preußen in der Schlacht bei Salankement 1691 Großes geleiſtet.

Beilage B.

Hans Adam von Schöning, geboren zu Camſel in der Neumark den 1. Oktober 1641, erhielt eine gelehrte Bildung zu Wittenberg und Straßburg, durchreiſte dann Deutſchland, Frankreich, Spanien, Portugal und die vereinigten Niederlande, und ward nach ſeiner Zurückkunft von dem großen Kurfürſten, der ſeinen Werth durchſchaut hatte, im Jahr 1665 als Legationsrath an den Biſchof von Münſter geſchickt, und in eben dieſem Jahre als Rittmeiſter bei dem Anhaltiſchen Regiment angeſtellt, wo er 1668 bis zum Obriſtlieutenant aufſtieg. Im Jahr 1674 zeichnete er ſich in dem Feldzuge im Elſaß aus, ſo wie 1675 in der Mark und in Pommern gegen die Schweden. Der Frieden von St. Germain 1679 endete für jetzt ſeine kriegeriſche Laufbahn, und der Kurfürſt belohnte ſeine Dienſte, indem er ihm die Stelle eines Gouverneurs von Berlin und bald darauf die eines wirklichen Geheimen Staatsraths und Obriſten über die Leibwache ertheilte (1684 und 85). Im Jahr 1686 war er Führer der 8000 Brandenburgiſchen Krieger, welche Friedrich Wilhelm dem bedrängten Kaiſer nach Ungarn zuſandte. Die Einnahme von Ofen war größtentheils ſein und ſeiner Soldaten Werk, und es iſt allerdings wohl begreiflich, wenn er zürnte, daß Leopold ihn für einen ſo überaus wichtigen Dienſt durch ein Geſchenk von — 5000 Cremnitzer Ducaten hinlänglich belohnt zu haben glaubte. Er ſchlug dieſe Summe geradezu aus und erhielt nun einen mit Diamanten reich beſetzten Degen, deſſen Werth auf 20000 Thaler angegeben wird.

Indeſſen hatte er ſich, vielleicht weil er ſeinen Zorn zu deutlich ausgeſprochen, am kaiſerlichen Hofe ſo viele Feinde zugezogen, daß nur die Ehrfurcht für den Kurfürſten, die ſelbſt jene fühlten, ihn für den Augenblick vor der Nachſtellung ſchützte. Er ging deshalb bald wieder nach dem Brandenburgiſchen zurück und focht als Oberfeldherr einige Jahre am Rhein gegen die Franzoſen.

Die Veranlaſſung zu ſeinem Abſchiede, die im Text nur kurz angedeutet worden, war folgende. Auf dringendes Anſuchen des Kurfürſten von Baiern und des Herzogs von Lothringen, ſandte Friedrich 6000 Mann zur Verſtärkung des Heeres, welches Mainz belagerte, deſſen Eroberung von der größten Wichtigkeit war. Unterwegs aber erhielt der General von Barfuß, welcher jene Hülfsvölker befehligte, die Nachricht daß Mainz ſich ſo eben ergeben habe, und kehrte deshalb mismüthig über den fruchtloſen Zug zu der Armee vor Bonn zurück. Aber er vergaß bei ſeiner Rückkunft dem Oberfeldherrn Schöning Bericht abzuſtatten, worüber dieſer ſich im hohen Grade aufgebracht zeigte. Der Kurfürſt erkannte die Billigkeit von Schönings Verlangen, und befahl Barfuß, ſeiner Pflicht ſogleich ein Genüge zu leiſten und Schöningen zu verſöhnen. Er gehorchte, fand den Oberfeldherrn im Vorgemache des Fürſten, entſchuldigte ſich, empfing aber von dem übelgelaunten Schöning einige bittere Worte, auf die er mit ähnlichen erwiederte. Jetzt zog Schöning den Degen, der Kurfürſt trat hervor, und von dem Zuſammenhang unterrichtet, entſchied er wie er, in der That entſcheiden mußte.

Schöning forderte nunmehr ſeinen Abſchied, und Friedrich mußte ihm denſelben, wiewol mit großem Kummer über den Verluſt eines ſo ausgezeichneten Feldherrn gewähren, ſo wie die Erlaubniß, in Sächſiſche Dienſte zu gehen. Er nahm dafür den nicht minder trefflichen Sächſiſchen Feldmarſchall von Flemming in ſeine Dienſte, nachdem er deshalb mit Johann Georg III. eine Ubereinkunft getroffen hatte.

Der letzt genannte Fürſt machte Schöning zum Generalfeldmarſchall, Geheimen Kriegsrath und Obriſten zu Roß und zu Fuß. Allein auch jetzt ſollte ſeiner Ruhe Gefahr drohen. Er ſchien vergeſſen zu haben, daß er im Öſtreichiſchen bedeutende Feinde habe, oder wenigſtens nicht zu ahnden, daß dieſer Haß alle geſetzliche Gränzen überſchreiten würde. Als er nämlich im Jahr 1692 zu Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit das Bad zu Töplitz gebrauchte, ließ ihn der Kaiſer aufheben und gefangen nach Brünn führen. Es iſt nicht bekannt geworden, mit welchen Gründen man ein ſo gewaltthätiges Verfahren entſchuldigen zu können meinte; wohl aber, daß er erſt zwei Jahre darauf ſeine Freiheit zurück erhielt. Da kein Friedrich Wilhelm und kein Friedrich ihn mehr ſchützte, ſo hatten ſeine Feinde dem bitteren Haſſe ein Genüge gethan. Nach ſeiner Befreiung hielt ſich Schöning wieder in Dresden auf, wo er am 28. Auguſt 1696 ſtarb. (Vergl. Neues hiſtoriſches Handlexicon, Ulm 1794. S. 682. f. und: Verſuch einer Geſchichte der Feldzüge des Preußiſchen Heers von F. Behmer. Th. 11, S. 54 f.)

Beilage C.

Friedrich, Graf von **Schomberg**, aus der Pfalz gebürtig, ſtand zuerſt in den Kriegsdienſten der vereinigten Niederlande; trat darauf in die Franzöſiſchen Dienſte; wurde Generalgouverneur verſchiedener Feſtungen und Oberſter eines Regiments Dragoner und der Schottiſchen Gensd'armes; 1659 widmete er ſeine Kraft der Krone Portugal, als General, und machte ſich um die Einrichtung des Portugiſiſchen Kriegsweſens ſehr verdient; nahm dann von neuem Franzöſiſche Dienſte, und ward endlich Marſchall von Frankreich. Als man aber dort 1685 die Reformirten mit großer Härte zu verfolgen anfing, ging er, mit Bewilligung des Königs, nach Portugal zurück; von woher ihn der Kurfürſt Friedrich Wilhelm im J. 1687 in ſeine Dienſte zog und ihn unterm 19. April d. J. zum wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsrath, Statthalter des Herzogthums Preußens, und Oberfeldherrn über alle Kurfürſtliche Armeen und Truppen ernannte. 1688 begleitete er den Prinzen von Oranien nach England, welcher, nachdem er König von England geworden, ihn 1689 zum Generalfeldzeugmeiſter und zu ſeinem Geheimen Rath ernannte, und in die Zahl der Ritter des blauen Hoſenbandes aufnahm. In eben dieſem Jahre ward er naturaliſirt, und zum Herzoge von Schomberg, Grafen von Harwich, Grafen von Brentfort und Freiherrn von Teyes ernannt. Er ſtarb den 30. Jun. 1690 in der Schlacht bei dem Fluſſe Boyne in Irland. (Vgl. das angeführte Werk von Klaproth S. 372).

Beilage D.

Heino Heinrich, Graf von Flemming, ein edler Pommer, geb. 1632. Wir finden ihn bereits in den funfziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts in Preußiſchen Kriegsdienſten, als würdigen Theilnehmer der Gefahr und des Ruhmes des großen Friedrich Wilhelm, der ihn im Jahr 1679 zum Zeugniß ſeiner Achtung zum Inhaber eines Regiments ernannte. Warum er im nächſten Jahre 1680 in Braunſchweigiſche Dienſte ging, in welchen er Generalmajor wurde, iſt uns unbekannt geblieben; doch kann von einem Misverhältniß zwiſchen ihm und dem Kurfürſten durchaus nicht die Rede ſein, da jener ihm ausdrücklich zu der Dienſtveränderung Erlaubniß gab. Er ſcheint ſich doch nicht ganz gefallen zu haben, denn ſchon 1681 finden wir ihn in Sächſiſchen Dienſten, und zwar als Feldmarſchall-Lieutenant, und ſechs Jahre darauf als General-Feldmarſchall. Friedrich III. ehrte ihn ſo ſehr, daß er faſt jede Würde, die zu vergeben in der Gewalt des Fürſten ſteht, auf ihn häufte, um ihn in Brandenburgiſche Dienſte zurück zu führen. Es gelang 1690, und Flemming ward Preußiſcher Feldmarſchall, Gouverneur von Berlin und wirklicher Geheimer Staats- und Kriegsrath. Verſprochen ward ihm die Anwartſchaft auf die Statthalterſchaft in Pommern, die er auch wirklich erhielt, als Derfling im Jahr 1695 geſtorben war. Unter Lorbeern ergraut, bat er 1698 um ſeine Entlaſſung, die er auch, mit neuen Lobeserhebungen überhäuft, erhielt. Doch ertheilte ihm noch der Kaiſer 1700 die Würde eines Grafen. Er ſtarb am 25. Februar 1706.

Beilage E.

Johann Georg war verlobt mit Eleonore von Eiſenach, verwittweten Markgräfinn von Brandenburg-Anſpach. Friedrich, welcher den Zweck hatte, den Kurfürſten von Sachſen zur Einwilligung in die neunte Kur zu bewegen, begleitete nebſt ſeiner Gemahlin die Braut nach Leipzig, wo er aber den Fürſten wie verwandelt antraf. Dieſer hatte nämlich während deſſen das Fräulein Neidſchütz kennen lernen, und ſein altes Verſprechen faſt vergeſſen. In der Beſtürzung über die Ankunft Friedrichs ſchickte er ihm ſeinen ganzen Hofſtaat, und alle ſeine Garden entgegen, entſchuldigte ſein Nichtkommen mit Unpäßlichkeit. Seiner Braut ließ er gar nichts ſagen, und ſie hatte den Schmerz, als ſie in Leipzig einfuhr, ihren vergeßlichen Bräutigam mit ſeiner Nebengeliebten am Fenſter ſtehen zu ſehen.

Dann fährt Pöllnitz, der uns jene Umſtände berichtet, fort: Il ne reçut pas non plus l'Electeur et l'Electrice à la descente du carosse, et ce ne fut que quelques heures après leur arrivée qu'il parut. L'Electeur et l'Electrice lui présenterent la Marggrave, et Jean George lui voyant une robe de velours: Il faut, lui dit il, que vous soyez folle, d'être vetue de velours dans la canicule. Se tournant ensuite vers l'Electeur, il lui dit: Vous m'amenez là une singuliere femme, et sans attendre de reponse, il alla rejoindre sa maitresse.

Am anderen Morgen erklärte er endlich geradezu, es ſei ihm nicht wohl möglich, die Heirath zu vollziehen; doch nun war auch Friedrichs Geduld zu Ende und er ſtellte ihm mit Kraft und Wärme die Pflicht des Worthaltens vor, und ließ ihn wählen zwiſchen ſeiner Freundſchaft oder ſeiner Feindſchaft. Johann Georg, verſchüchtert durch ſo ernſte Sprache, gab jetzt allerdings nach und vollzog bald darauf die Vermählung; aber ſo liebenswürdig und edel auch ſeine Gattin ſich ſtets gegen ihn benahm, ſo war doch einmal ſein Gemüth von ihr abgewandt. Nur die Schmach der Zurückweiſung hatte Friedrich von ihr abwenden können, nicht ein unglückliches Leben, das an der Seite eines faſt gezwungenen Gemahls allerdings vorauszuſehen war. (S. Memoires pour servir à l'histoire des quatres derniers souverains de la maison de Brandebourg, écrits par Charles Louis, Baron de Pollnitz. Berlin 1791, Tome I. p. 158 f.

Beilage F.

Unter den mannigfaltigen Urtheilen über den Charakter der Märker in früheren Zeiten möge hier nur das des wohlbekannten Geſchichtſchreibers Nicolaus Leutinger angeführt werden, welches in dem 1682 erſchienenen „Erſten Entwurf derer die Mark Brandenburg betreffenden Sachen“ wiederholt wird. „Es ſei, ſagt L., nach der dort gegebenen Überſetzung, faſt kein Land, in welchem ſo lange die alte Deutſche Treue, Ehrbarkeit und Aufrichtigkeit gewähret, und ſo ſehr ſpät fremde Laſter eingeſchlichen ſeien: daß die Märker auch geſchickt wären, allerhand Sachen zu erlernen und in's Werk zu ſtellen. Anbei ihrer viel, ſowohl von Adel als Bürgerſtand, in den Krieg gingen und tapfere Soldaten wurden; nicht weniger befliſſen ſie ſich der freien Künſte und Wiſſenſchaften, und nähmen, eines und das andere zu erlangen, viel koſtbare und weite Reiſen auf ſich, und wäre faſt kein ſonderlicher Ort zu ſehen, in welchem auch nicht Märker zu finden wären.“

Seltſam aber iſt, daß Leutinger die Urſache jener Tugenden in gewiſſen Temperamenten der Märker finden will. Erſte viele ſeien nämlich choleriſcher Natur und daher zum Kriegen geneigt: In bella frequentes feruntur, in quibus ob virtutis praestantiam egregiam operam navant (Sie ziehen [gern und] häufig in den Krieg, und leiſten wegen ausgezeichneter Tapferkeit treffliche Dienſte). Dann ſetzt er hinzu: Si accedat melancholia, non solum virtute militari, sed etiam doctrina encellentes profert (kommt noch Melancholie hinzu, ſo entſtehen nicht bloß ruhmvolle Krieger, ſondern große Gelehrte).

Er führt ſodann, um ſeinen Satz zu beweiſen, eine Menge ausgezeichneter Krieger und Gelehrte ſeines Jahrhunderts an, deren wir, wenn es uns einſt vergönnt ſein ſollte, die Geſchichte der früheren Hohenzollern zu beſchreiben, gleichfalls gedenken werden.

Leutinger fährt ſodann fort zu erzählen, die Städte ſeien mit vielen geſchickten Leuten verſehen; Adel und Bürgerſchaft hätten vortreffliche Männer aufzuweiſen, und ſelbſt unter den Handwerkern fänden ſich manche, die der lateiniſchen Sprache kundig wären. Neque respublicæ carent gubernatoribus omni laude ob virtutem atque doctrinam dignis, neque ulla est Marchiæ respublica, in qua non in senatu viros doctos, sæpe doctissimos, invenias. Qui sunt ex nobilitate, Marti æque atque Minervæ addicti et docti et bellicosi, tam scientiarum, quam virtutum excellentia præstantissimi evadunt. Inter cives etiam plurimos non solum, qui sunt omnino honesti, sed etiam operarum mechanicarum reperias, qui aliquam linguæ latinæ notitiam aliarumque rerum ingenuarum cognitionem habeant.

Um aber nicht partheiiſch für die Märker zu ſcheinen, und doch wenigſtens einigermaßen auf das (im Jahr 1506) gefällte, nicht ſo ganz günſtige Urtheil des Abt Trithemius Rückſicht zu nehmen, geräth L. mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, indem er noch ein drittes Temperament der Märker, und deſſen üble Folgen, ſchildert: Aut sunt complexionis plerumque phlegmaticæ, unde ferme in desidiam et otia feruntur, nec eam alacritatem in gerendis, nec industriam in perficiendis rebus præstant, quo nomine aliquando male audire coeperunt. Hinc morbis non raro obnoxii sunt, ad quam rem multus piscium usus aliquid adiumenti afferre propter cachexiam, qua saepe laborant, videtur. u. ſ. w.

So Leutinger in ſeinen commentariis de Marchia Brandeburgensi, welche bekanntlich den Zeitraum vom Jahre 1500 bis 1571 in ſich faſſen.

Was nun jenes phlegmatiſche Temperament betrifft, ſo geſtehen wir, in ſo weit uns die Brandenburgiſche Geſchichte, inſonderheit die unter den Hohenzollern bekannt geworden iſt, keine, oder doch nur ſehr ſeltene, als Ausnahme geltende, Spuren davon angetroffen zu haben. Wahrſcheinlich verwechſelte L. jene ſtolze Behaglichkeit und Waidlichkeit, die wir z. B. unter Albrecht Achilles, Johann Cicero und den Joachimen zu unſerer Freude oft finden, die aber auch allerdings zuweilen in Überſorgloſigkeit und beſchaulichen Halbmüßiggang ausarten mochte, mit dem phlegmatiſchen Temperament, wovon hier, unſeres Erachtens, gar nicht die Rede ſein kann. So bezweifeln wir denn auch, ob ein ſelbſt häufiger Genuß der Fiſche, an denen die Mark ſo reich iſt, beſonders nachtheilige Wirkungen auf die leibliche Geſundheit haben könne. Jene Krankheit mochte eher herrühren von der Peſt, die, nach L's Bericht ſelbſt, faſt regelmäßig alle zehn Jahre in der Mark wüthete. Das allein iſt gräßlich zu erzählen; keineswegs aber das, was von ſogenannter Verſchwendung und ſogenanntem Müſſiggang zu vernehmen iſt. Denn hier waltet ohne Zweifel meiſtens ein Irrthum.

Sehr intereſſant würde es ſein, ſämmtliche einigermaßen bedeutende Urtheile über den Charakter der Märker aus alten und neuen Zeiten kritiſch zuſammen zu ſtellen. Andeutungen, ein entſchiedenes Reſultat zu gewinnen, ſind ſowol in der Biographie des großen Kurfürſten, als in gegenwärtigem Werke gegeben worden; der Verſuch einer vollſtändigen Entwickelung konnte indeſſen hier nicht unternommen werden.

Beilage G.

Der gewichtigſte Haſſer aller Ausländerei in früheren Zeiten iſt ohne Zweifel Luther, bei dem dieſe treffliche Seite nur ſelten aufgefaßt worden zu ſein ſcheint. Nach ihm ſchien hie und da eine gewiſſe Gleichgültigkeit zu entſtehen, aus der nichts Gedeihliches erwachſen kann. Während des dreißigjährigen Krieges wurden, wie bekannt, gar manche Deutſche getäuſcht durch das ſich aufdrängende Fremde; ja manche ſchauten recht ſehnſüchtig nach demſelben hin und baten um Beifall. Doch auch der edlen Zürnenden traten gar manche auf, die ihr Deutſches Gemüth in edlen, oder auch bitter ſtrafenden Worten verkündeten. So Opitz, ſo vor allen die herrlichen Flemming und Logau, von deren ſilbernem Bogen oft tödtliche Pfeile rauſchen gegen dieſe Fremdſucht, ſo Andreas Gryph, Tſcherning, u. ſ. w.

Späterhin muß man ſelbſt mehreren der minder guten Dichter nachſagen, daß, obwohl ſie leider häufig genug die Franzöſiſchen Schriftſteller nachahmten, dennoch ein unverkennbarer Haß gegen die Franzöſiſche Gemüthloſigkeit und atheiſtiſche Politik aus ihnen ſpricht. Freilich wirkten ſie damit nicht viel; da ihren Worten jene Schnellkraft fehlt, die wir bei den früher genannten Dichtern anerkennen; aber ſie thaten doch was ſie vermochten, um ſich dem einbrechenden Verderben zu widerſetzen. Eben ſo müſſen wir die meiſten Deutſchen Prediger loben, daß ſie, von der ehrwürdigen Stätte herab, gar häufig den fremdartigen Tand verdammten, und die Deutſchen aufmerkſam machten, wie tief ſie ſich herabwürdigten durch ſo klägliche Nachahmerei.

Unter den vielen Schriften, welche der gerechte Unwille über jenes Laſter erzeugte, möge hier nur die angeführt werden, welche unter dem Titel: „Der Teutſch-Franzöſiſche Moden Geiſt, wer es lieſet der verſtehets," gedruckt zum Geyersbergk. 1689, erſchienen iſt. — „Es iſt ja leider," ſagt der eifrige Verfaſſer, „mehr als zu ſehr bekannt, daß, ſo lange der Franzoſen-Teufel unter uns Teutſchen regieret, wir uns an Leben, Sitten und Gebräuchen alſo verändert, daß wir mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturaliſirte Franzoſen ſein und heißen wollen, den Namen eines neuen ſonderlichen, und in Franzoſen verwandelten, Volks bekommen können. Sonſten wurden die Franzoſen bei denen Teutſchen nicht äſtimiret, heute zu Tage können wir nicht ohne ſie leben, und muß alles Franzöſiſch ſein, Franzöſiſche Sprache, Franzöſiſche Kleider, Franzöſiſche Speiſen, Franzöſiſcher Hausrath, Franzöſiſch Tanzen, Franzöſiſche Muſik, Franzöſiſche Krankheiten, und ich bejahre, es werde auch ein Franzöſiſcher Tod darauf erfolgen, weil ja die hiedurch verübten Sünden nichts anders prognoſticiren" u. ſ. w.

Möge hier immerhin Übertreibung walten, indem der Vf. das Übel, welches doch nur theilweiſe herrſchte, faſt als ein allgemeines darſtellt; immer bleibt es unendlich jammervoll; ja hätte es auch nur den hundert tauſendſten Theil der Deutſchen ergriffen gehabt, immer wäre es der bitterſten Verfolgung werth geweſen.

Beilage II.

August Herrmann Francke, geb. zu Lübeck den 12. März 1663, fühlte ſich ſchon früh unbefriedigt durch das Sichtbare und Wankende, und da er redlich und mit allen Kräften ſich tiefer ſehnte und ſuchte, ſo fand er die Quelle des Heils da wo ſie ewig ſtrömt und ſtrömen wird, in dem Glauben an Chriſtus und ſeine Lehre. Dieſer Glaube gewann bei ihm nach und nach eine ſolche Sicherheit und ſonnenhelle Klarheit, daß F. zuletzt faſt wie ein Heiliger aus uralter Zeit daſteht, dem Sieg verliehen iſt über Welt und Teufel.

In Leipzig und Erfurt, wo er zuerſt aufgetreten, hatte ſein ſtill thätiger Pietismus die faſt eiſig und eiſern ſtarrenden Theologen erbittert, und er war gezwungen worden, jene Städte zu verlaſſen. In Halle fand er den erwünſchten Zufluchtsort, und hier begann ſeine großartige Thätigkeit. Er fand das Eine, was noth iſt, in der Erziehung und dem Unterricht der Kinder, damit das werdende Geſchlecht ſich höher ſtelle, als das ſchon vorhandene. Er, der ſelbſt arm war, ließ die armen Kinder des Ortes zu ſich kommen, ſpeiſte ſie und lehrte ſie. Dann ſuchte er auch andere zum Mitleiden zu bewegen, ſtellte eine Büchſe aus, worin ein jeder, wie er vermochte, ein Scherflein legen möge, und da ſich einſt 4 Thaler und 16 Groſchen in derſelben fanden, ſo rief er mit freudiger Überraſchung aus: „Das iſt ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes ſtiften. Ich will eine Armenſchule damit anlegen."

„Dies iſt," ſchreibt er ſelbſt in einem gedruckten Briefe an ſeinen

ſeinen Herzensfreund, „Dies iſt das Mehl im Cad, das nicht verzehret worden und das Öl Krüglein, dem es nicht gemangelt, bis auf dieſen Tag. Denn aus dieſem Capital ſind viele Armen-Schulen erwachſen, und werden bis hieher fortgeführet. Aus denen Armenſchulen iſt der Anſchlag, ein Waiſen-Haus anzurichten, entſtanden, weil ich deſſen große Nothwendigkeit vor Augen ſahe, ob ich wol noch nichts dazu hatte," u. ſ. w.

Sein ganzes Leben war nun dieſem Plane gewidmet. Er lehrte und es gedieh; er bat für ſeine Anſtalt, und niemand konnte ſolchen Bitten widerſtehn, er unternahm weite und beſchwerliche Reiſen, um auch auswärts Freunde zu erwecken, und er fand ſie, wo man ihn ſah und wo man ihn hörte. Seine Glaubenskraft ſiegte. Bald vermochte er ein Haus anzulegen, das ſich immer mehr erweiterte, und in welchem ſchon nach zehn Jahren 125 Waiſenknaben und 75 arme Studenten ernähret, und 800 fremde Kinder unterrichtet werden konnten.

Immer mehr reifte die Anſtalt und es konnte nach mehreren Jahren auch eine Apotheke, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei, ein Wittwenhaus und ein Pädagogium für Kinder reicher Eltern errichtet werden.

Francke's ganzes Leben war nun eine einzige milde und demüthig thätige Freudigkeit, daß ihn Gott gewürdigt, ſo Treffliches zu verrichten. Und als er am 8. Junius 1727 ſein edles Leben beſchloß, beſtand das Pädagogium aus 82 Perſonen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet, im Waiſenhauſe wurden 134 Waiſenknaben, 255 Studenten und einige hundert arme Schüler geſpeiſet; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke wurden 53 und bei den Anſtalten für das weibliche Geſchlecht 29 Perſonen unterhalten.

Das Wichtigſte aber war, daß die Lehrart ganz nach

Speners Ideen eingerichtet worden, denen zu Folge die Religion den ganzen Menſchen durchglühen, und ihn in allem, was er denke, fühle und thue, leiten müſſe.

Der Freiherr von Canſtein gab ſein ganzes Vermögen her, um den Urquell aller Weisheit, die Bibel, in die Hände auch der Armſten zu bringen, und ſo ward dieſe Bibelanſtalt mit dem Halliſchen Waiſenhauſe vereinigt (1710). Seitdem ſind, wie bekannt, bis zum Ende des Jahrhunderts über drittehalb Millionen Bibeln von hier ausgegangen, und zum Theil unentgeldlich, zum Theil für einen außerſt geringen Preis, dem Volke in die Hände gegeben worden.

So Großes, ſo Segenreiches vermag der Menſch, der ein Chriſt iſt, beſtätigend ſelbſt faſt dem ſinnlichen Auge das göttliche Wort, daß der Glaube Berge verſetzen könne. (S. das nie zu vergeſſende, köſtlich beruhigende Werk: „Segensvolle Fußſtapfen des noch lebenden und waltenden, liebreichen und getreuen Gottes,“ u. ſ. w. von Auguſt Herrmann Francke. Halle, 1709.

Beilage I.

In den Gedichten des oft angeführten Beſſer findet ſich eines auf den Ryswicker Frieden, das, als Gedicht ohne Werth, hiſtoriſch ſehr anziehend iſt, und deutlich und ausführlich die Empfindungen des gerechten Kummers der Brandenburger bei der Nachricht von der — Dankesvergeſſenheit der Bundesgenoſſen ausſpricht. Noch wichtiger wird das Gedicht durch den Umſtand, daß Beſſer Hofpoet war, der alle ſeine Werke Friedrichen vorleſen mußte, und größtentheils nur auf deſſen Veranlaſſung und nach deſſen Angabe ſchrieb. Was nun den verſifizirten Brief betrifft, den B. nach jenem Frieden an Friedrich richtete, ſo iſt wahrſcheinlich, daß er durch ein Geſpräch mit demſelben veranlaßt wurde; wenigſtens durfte er in keinem Falle wagen, ihm Empfindungen zu leihen, von denen er nicht mit Gewißheit wußte, daß der Fürſt wirklich ſie habe. Wir theilen deshalb einige Stellen aus jenem Gedichte mit:

— — — — — — —

Allein wie kommt es doch, daß deine Bundgenoſſen
Nicht mehr ſo eiferig um dich bekümmert ſind?
Als erſt der Krieg begann, kam man von allen Seiten
Und prieſe Deine Treu ſammt Deiner großen Macht.
Nun, da man aufgehört zu kriegen und zu ſtreiten,
Wird Deiner kaum einmal im Friedens Schluß gedacht.
Wie? haſt Du etwan nichts zum Kriege beigetragen?
O nein! mehr als zu viel, es iſt zu wohl bekannt:

Wofern es ja, vor Neid, nicht Deine Freunde ſagen,
Sagt es dennoch der Feind, der es genug empfand.
Wer hat die Fürſten erſt zur Einigkeit bewogen?
Wer bot denſelbigen den erſten Beiſtand an?
Wer iſt auch in dem Reich zuerſt in's Feld gezogen?
Hat es nicht Brandenburg und deſſen Fürſt gethan?

— — — — — — —

O hätteſt Du dich nicht zu wagen angefangen!
Man hätt' uns unverſehns in unſrer Ruh' erdrückt; u. ſ. w.

Der Verfaſſer nimmt dann einzeln durch, was Friedrich theils ſelbſt, theils durch ſeine Feldherrn und ſein Heer für Deutſchland gethan; die Schlacht bei Ordingen, die Eroberung von Kaiſerswerth, Rheinberg und Bonn, der großartige Schutz nach der durch Waldeck verlorenen Schlacht bei Fleuris, die Milde, mit der dann Friedrich das Preußiſche Heer vertheilte, um Hülfe zu leiſten wo ſie gerade nöthig war.

(— Du ließt Dein Volk nach jedes Nothdurft trennen,
Wie's bei der Feuersbrunſt ein treuer Nachbar macht.

Er führet dann die Namen der Helden auf: Carl Prinz von Brandenburg, Fink, Brech, Natzmer, Flemming, Heyden, Lottum, Barfuß, de la Cave, Schlaberndorf, Brand, u. ſ. w. und endet alſo:

Und die, für welche Du dies alles haſt getragen,
Thun, als gedächten ſie gar deiner Thaten nicht.
Allein laß immerhin die Freunde ſich verkehren,
Die Fremden ſehen doch, was man Dir ſchuldig iſt,
Hingegen wird Dein Ruhm ſich dadurch nur vermehren;
Daß Du, ſo gar umſonſt, getreu geweſen biſt.

Ja die gerechte Welt ſezt bei der Freunde Wanken
Die dies bekannte Wort des Helden Theſeus bei:
Hat Theſeus nicht erlebt, daß ihm die Freunde danken,
So hat er doch verdient, daß man ihm dankbar ſei.

(Nach der Ausgabe der genannten Gedichte vom Jahre 1711, S. 133 bis 138).

Beilage K.

Einer der bedeutendſten Gelehrten und Staatsmänner war Ezechiel von Spanheim, der ſein ganzes Leben, im eigentlichſten Sinn des Wortes, dem Ruhme des Brandenburgiſchen Hauſes und Volkes widmete. Die Geſchicklichkeit, mit der er ſich nicht ſelten unter den ſchwierigſten und verwickeltſten Verhältniſſen als Geſandter zuerſt in Paris, und dann in London, zu bewegen wußte, hat ihn zum Gegenſtande ausgezeichneter Achtung gemacht, ſo wie nicht minder ſeine tiefen Einſichten in Sprachen und Wiſſenſchaften ihm unter den Gelehrten einen der erſten Plätze ſtets ſichern werden. Friedrich ſchätzte ihn ſo ſehr, daß er gern die höchſten Würden, welche ſich bürgerliche Thätigkeit erringen kann, auf ihn häufte, und ſo ward er, bereits im Beſitze des Amtes eines wirklichen Geheimen Staatsraths, im Jahr 1692 auch noch Präſident des Collegii Medici, in welcher Eigenſchaft er einen neuen und edlen Wirkungskreis fand und erfüllete. — Seine vortreffliche Bibliothek iſt der königlichen einverleibt worden.

Da übrigens wohl jegliches Gelehrtenlexion, deren wir bekanntlich gar viele haben, ſeiner ausführlich gedenkt, ſo dürfen wir uns die Pflicht erlaſſen, nähere Nachrichten über ihn, den faſt Allbekannten, hier mitzutheilen.

Beilage L.

Die Schauſpielkunſt der damaligen Zeit wurde auf ſehr verſchiedene Weiſe geübt; und zwar von den Hofleuten, Gymnaſiaſten und Schülern, und von den eigentlichen Schauſpielern. Bei jedem bedeutenderen Feſte, welches Friedrich gab, wurde eine Deutſche oder Italieniſche Komödie oder Operette von den Hofleuten aufgeführt. Selbſt die Prinzen des Hauſes nahmen nicht ſelten thätigen Antheil daran, da ja alles in Beziehung auf den regierenden Fürſten ſelbſt gedichtet und veranſtaltet worden worden war. Manche ſolcher kleinen Dramen, die mit Muſik und Tanz verwebt waren, finden ſich in der Sammlung der Beſſerſchen Werke. — Auch die damaligen Maskeraden waren größtentheils durch ſcherzende Bühnenhandlung anziehend und lebendig gemacht worden. Man nannte ſie Wirthſchaften, eine urſprünglich Deutſche Erfindung, die wegen ihrer Anmuth und Pracht auch von den Franzoſen nachgeahmt wurde. (S. Histoire de la musique von Bourdelot und Bonnet, wo ſie hotèleries des Allemans genannt werden.) Proben von dem oft faſt ungebührlich derben Witze mancher Wirthſchaftsgedichte giebt das Beſſerſche Werk, die klarſte Anſchauung aber ein erſt vor kurzem bekannt gewordener Franzöſiſcher Brief von Leibnitz, in welchem er das Feſt beſchreibt, welches die Kurfürſtin am Geburtstage ihres Gemahls 1700 in Charlottenburg gab.

Nicht minder bekannt ſind die theatraliſchen Übungen der Schüler, welche von den Lehrern ſelbſt dazu angeleitet wurden. Man trieb die Sache höchſt ernſt, und es findet ſich mitunter die Klage, daß man zuweilen 6 bis 8 Wochen mit der bloßen Vorbereitung zugebracht, während welcher andere Studien litten. Indeſſen wolle man auch die Vortheile nicht überſehen, z. B. die Bildung für den öffentlichen Vortrag, der Übung im Lateiniſchſprechen, u. ſ. w. Man gab nämlich einige rein gelehrte Stücke und hinterher auch wohl für gemiſchte Zuhörer die Überſetzung derſelben. Meiſtens verfaßten die Rektoren jene Schauſpiele ſelbſt, oder man wählte aus Terenz und Plautus, oder aus den Werken des bekannten, keineswegs talentloſen Zittauer Schulrektors, Chriſtian Weiſe. In Berlin betrieb beſonders der Rektor des Köllniſchen Gymnaſiums, Johann Bödiker, die Sache mit großem Ernſt. Dieſer wackere, durch eine ſchätzbare deutſche Sprachlehre am meiſten bekannt gewordene Gelehrte ſuchte auch dem Publikum ſeine Überzeugung von dem Nutzen jener feierlichen Übung zu zeigen. Einen ähnlichen Eifer hegte Joachim Ernſt Berger, Rektor des Friedrich-Werderſchen Gymnaſiums.

Öffentliche Schauſpielergeſellſchaften ſind unter Friedrichs Regierung manche nach Berlin gekommen, z. B. der bereits im Text angeführte Sebaſtian di Scio, Veltheim, Director der kurfürſtlich ſächſiſchen Hofkomödianten, und eine dritte nicht betitelte Geſellſchaft, der man ſogar die Ehre anthat, daß eine Deputation des Raths und der Bürgerſchaft ſie einholte. Dieſe letzteren Schauſpieler begannen mit einem alten und würdigen Stücke: „Der verlorene Sohn." *) hatten aber eine ſo

---

*) Wenn es anders dasjenige iſt, welches ich in dem Werk: „Leben und Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion" (Berlin 1807) beſchrieben habe (S. 187 ff.). Ob die Handſchrift, nach welcher jenes Schauſpiel im Frühling 1804 durch ein wohleingerichtetes Puppentheater in Berlin gegeben wurde, jemals gedruckt worden, iſt zu bezweifeln.

abgeſchmackte und grelle Scene hineingelegt, daß der Hof, welcher gegenwärtig war, ſogleich aufſtand und das Theater verließ. So hatten ſie ihr Glück auf immer verſcherzt, und ſahen ſich genöthigt, bald darauf Berlin zu verlaſſen.

Wahrhaftes Verdienſt hatte wohl nur Veltheim, der vielleicht als der erſte bedeutende Name unter den Deutſchen Schauſpieldirektoren des 17 Jahrhunderts gelten kann; aber er ward faſt zum Märtyrer ſeiner Kunſt. Die Geiſtlichen *haſſten* die ganze Kunſt, indem faſt nur extemporirte Stücke gegeben werden konnten, und jede augenblickliche Laune der Schauſpieler irgend eine witzige oder unwitzige Unſittlichkeit veranlaſſen konnte. Mehrere jener Geiſtlichen meinten es ohne Zweifel mit jener Abneigung ſehr edel; andere aber zeigten ſich in widriger Starrheit und Härte. Ein Beleg dafür findet ſich im Jahre 1690, da Veltheim mit ſeiner Truppe in Berlin war. Er und die luſtige Perſon (Courtiſan), der ſehr berühmte Böhme *Schernitzky*, baten hier recht inbrünſtig bei einigen Geiſtlichen um den Genuß des Abendmahls, wobei V. zugleich redlich hinzuſetzte, daß man es ihnen in Hamburg hart verweigert habe. Leider weigerten ſich auch hier in Berlin einige Prediger, bis er endlich ſich an Friedrich ſelbſt wandte, der, nach genauer Erkundigung, ſogleich *befahl*, Veltheims billigem Verlangen zu willfahren, wobei zugleich verordnet wurde, daß niemandem hinfort das Abendmal verweigert werden ſolle, ohne vorher höheren Ortes anzufragen.

Bis zum Jahre 1700 ſcheint ſelbſt der Hof dem Deutſchen Schauſpiel geneigt geweſen zu ſein; doch ward er ſpäterhin leider für das Ausländiſche geſtimmt. In dem genannten Jahre ward von den Berliniſchen Gymnaſiaſten aufgeführt: Die entdeckte und verworfene Unſauberkeit der falſchen Dicht- und

Reimkunſt," welches Stück eine ſehr betrübende dramatiſche Abhandlung enthält, nicht ohne bittere Zeitbeziehungen.

Im Jahre 1703 waren abermals drei Schauſpielergeſellſchaften hier, aus Amſterdam, Weimar, und die alte unter Scir. Der Letztere ſcheint am meiſten gegolten, aber auch durch Einſtreuung unſittlicher Scherze am meiſten geſündigt zu haben. Das geiſtliche Miniſterium verklagte ihn deshalb, und man brachte vor, „daß, da von unterſchiedlichen Jahren her, verſchiedene Geſellſchaften Comödianten ſich in den Reſidenzien eingefunden und auf dem Berliniſchen Rathhauſe ihre Spiele gehalten, die ſolchergeſtalt verſtattete Comödie nie ohne viel Aergerniß abgegangen, indem nicht allein durch die aufgeſtellten Narren und Pickelhäringe viele Narrentheidungen, imgleichen auch durch die repräſentirte reizende Liebesgeſchichte, ſondern vornehmlich, da man in des vorgegebenen (!) Doktor Fauſtens Tragödie die förmliche Beſchwörung der Teufel, welche erſcheinen ſollten, und die läſterliche Abſchwörung Gottes an den böſen Feind, mit anſehen müſſen, in hieſiger Stadt viele theils wahrhaftig geärgert, theils mit ihnen (Supplikanten) herzlich betrübt, und zu ſeufzen bewogen worden" u. ſ. w.

Der Standpunkt, von dem aus in dieſer Bittſchrift die Sache betrachtet wurde, iſt freilich eben nicht künſtleriſch; doch iſt das oft vorgebrachte Urtheil, als ſei nur geiſtlicher Stolz die Veranlaſſung deſſelben geweſen, als vorlaut und ſeicht ſchlechthin zu verwerfen. Die Antwort der Regierung iſt völlig genügend. In einer ſo großen Stadt, wie Berlin, könnten die Schauſpiele nicht gänzlich abgeſtellt werden; wohl aber ſollten hinfort alle jene „Scandala, ſo wie alles was wider die Moral Ehrbarkeit, und inſonderheit die Ehre Gottes laufe, nachbleiben."

Daß indeſſen manche Schauſpieler der damaligen Zeit nur zu oft den Anſtand auf der Bühne gröblich verletzten und der Sittlichkeit der Einwohner wirklichen Schaden verurſachten, beweiſt der Umſtand zur Genüge, daß, außer Johann Caspar Schade (den vielleicht ſein Feuer zu ſehr hinreißen konnte), auch der milde und tief beſonnene Spener eifrig dagegen predigte. Andere, z. B. Martin Heinrich Fuhrmann, wütheten auf eine ſolche Weiſe dagegen, daß die Übertreibung offenbar wurde, und eben deshalb der Eifer in das Leere ging. Im Jahre 1706 ließ Friedrich leider eine Franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft, unter einem gewiſſen George dü Rocher, nach Berlin kommen, welche zweimal wöchentlich vor dem Hofe, die übrigen Tage aber vor dem größeren Publikum ſpielen ſollte. Dieſe Geſellſchaft blieb bis 1711, wo ſie entlaſſen ward, da der ſich überall zeigende Geldmangel die Regierung zu größerer Sparſamkeit veranlaßte. (Vergl. Plümike's Entwurf einer Theatergeſchichte von Berlin 1781. S. 57 bis 103).

Beilage M.

Die ſchriftliche Nachricht von dieſer Zuſammenkunft wurde in den Knopf des Thurmes der Nicolaikirche gelegt, und es ſcheint wohl gethan, ſie hier mitzutheilen, da wir dadurch die ſämmtlichen Brüder Dankelmanns kennen lernen, die, obwohl auch ſonſt nicht unbekannt, in dieſem Werke bisher noch keinen Platz finden konnten. Die unerquicklich bunte Sprache, in der die Nachricht abgefaßt, iſt leider auch geſchichtlich merkwürdig.

„Im Jahr 1695, im Monat Junio, iſt in hieſiger Churfürſtl. Brandenburg. Reſidenz Stadt Berlin die merkwürdigſte Aſſemblee, ſo jemals in einer Familie ſich zugetragen, gehalten worden, indem die ſämmtliche Herren Gebrüdere von Dankelmann, ſieben an der Zahl, ſo durch ihre große Meriten in der ganzen Welt bekannt, auch alle die Gnade haben, bei Sr. Ch. D. zu Brandenburg in hoch anſehnlichen Chargen und Verrichtungen zu ſtehen, allhier ihre Zuſammenkunft gehabt, und Sr. Ch. D., ihrem gnädigſten Herrn, en corps unterthänigſt aufgewartet, Bei welcher Gelegenheit der Mittelſte unter ihnen, Herr Eberhard von Dankelmann, von höchſt gedachter Sr. Ch. D. den 2ten Julii zu Dero Ober-Präſidenten und Premier-Miniſter declarirt worden Die Namen ſothaner hochberühmten Herren Gebrüdere ſind folgende: Herr Johann von Dankelmann, E. Ch. D. zu Brandenb. Geheimer Rath, Reſident im Weſtphäliſchen Creyſe, auch Präſident von der Africaniſchen Compagnie in Embden. Herr Thomas Ernſt von D., Sr. Ch. D. zu Brandenb. Geheimer Rath und Envoyé Extraordinaire bei Sr. Königl. Maj. von Groß Brittanien, auch Königl. Engliſcher Rath und Landrichter zu Lingen, Herr Sylveſter Jakob von D., Sr. Ch. D. zu Brandenb. würkl. Geheimer Etats-Rath, Cammer-Gerichts- und Conſiſtorial-Präſident, Herr Eberhard von D. Sr. Ch. D. zu Brandenb. Premier-Miniſter und Oberpräſident, Herr Daniel Ludolph von D., Sr. Ch. D. zu Brandenb, würkl. Geheimer Etats-Rath und General-Kriegs-Commiſſarius, Herr Nicolaus von D., Sr. Ch. D. zu Brandenburg Geheimer Rath; Cammer-Präſident im Herzogthum Magdeburg und Envoyé Extraordinaire bei Ihrer Kaiſerl. Maj., Herr Wilhelm Heinrich von D., S. Ch. D. zu Brandenb. Geheimer Rath und Canzler im Fürſtenthum Minden. Nachdem nun dieſelbe ſich einige Wochen allhier verweilet, iſt ein jeder nach der von Sr. Ch. D. ihm ſchon vorhin Staſſignirten Station verreiſet. Wenige Zeit hernach, als den 6ten Auguſti, iſt deren Herren Brüder einer, Herr Sylveſter Jakob von Dankelmann, Sr. Ch. Durchl. zu Brandenb. würklich Geheimer Etats-Rath, Cammer-Gerichts- und Conſiſtorial-Präſident, welcher ſeit 3 Jahren von einem Schlagfluß, damit Er in währender Seſſion im Cammer-Gericht überfallen worden, incommodiret geweſen, von dieſer Welt abgeſchieden, ſo wegen ſeiner ſonderbaren Dexterität und Integität von jedermänniglich zum höchſten regrettiret worden, deſſen entſeelter Leichnam in ſeinem Erb-Begräbniß in der Dorotheen-Städtiſchen Kirche beigeſetzet worden. (S. Küſters Altes und Neues Berlin, Th. I, S. 285).

Beilage N.

Einige Schriftſteller erzählen, jener Schwur, den Friedrich (nach §. 17. B. II, dieſes Werks) thun wollte, ſei wirklich von ihm vollzogen worden. Als nämlich einſt der Oberpräſident dem Hofe ein Feſt gab, und die Geſellſchaft in dem größern Saale tanzte, befand ſich der Kurfürſt mit ſeinem Freunde in deſſen Arbeitszimmer, und betrachtete mit dem Wohlgefallen des Kenners einige dort befindliche Gemälde. Dankelmann, zum Tiefſinn geneigt, wie immer, erwiederte darauf, dieſe Gemälde und alles was etwa Köſtliches ihm gehöre, werde einſt, und vielleicht bald, das Eigenthum des Fürſten ſein, wenn es den Feinden gelinge, ihm ſeine Gnade zu rauben. Das Wort rührte Friedrichen, der nie und durchaus nicht gewohnt war, ſich fremdes Eigenthum zuzueignen, ſo ſehr, daß er, die Hand auf ein nahe liegendes neues Teſtament legend, verſicherte, ein ſolcher Fall könne nie eintreten. — Indeſſen iſt, wie bereits im Werke ſelbſt angeführt worden, ſehr wahrſcheinlich, daß D. noch zu rechter Zeit den Schwur verhindert habe.

Der Vorwurf, D. habe Friedrichen abgerathen, nach der Krone zu ſtreben, iſt durchaus falſch; ja er hat gerade das Gegentheil gethan. In dem Gutachten, welches die Collegen des Oberpräſidenten über die Vergehungen des Entlaſſenen (1698) erſtatten mußten, führen die Miniſter von Fuchs und von Schmettau misbilligend an, daß er dem Kurfürſten gerathen habe, ſich zum Könige zu erheben, mit dem Zuſatze „denn das ſei ja eine pure lautere Unmöglichkeit.“ — — So leichtſinnig verfahren unſere Current-Hiſtoriker in der Schilderung bedeutender Männer des Vaterlandes, daß ſie ſelbſt von ſolchen wichtigen Äußerungen keine Notiz nehmen.

Von dem Stolz des Freiherrn iſt häufig die Rede. Er verlangte von ſämmtlichen Miniſtern der auswärtigen Höfe den erſten Beſuch, und wollte ſelbſt regierenden Reichsgrafen nicht weichen. Einſt in der Kirche zu Königsberg, wo der ganze Hof gegenwärtig war, kam Dankelmann zu ſpät, da ſchon die Predigt angegangen. Schnell drängte er ſich zwiſchen den Miniſter Wartenberg und den Feldmarſchall von Barfuß, die ſich mit einander unterredeten, und ſprach mit Ungeſtüm: „Meine Herren, warum heben Sie mir keinen Platz auf?“ Beide rückten ſogleich auseinander, und Wartenberg mit den Worten: „Hier iſt Platz;“ worauf Dankelmann kalt erwiederte: „Es iſt Ihre Schuldigkeit, mir einen Platz zu bewahren.“ (So ausführlich und faſt geſchwätzig werden die Züge ſeines Stolzes in jenem Aktenſtücke, welches den Titel führt: „Extractus status causæ et gravaminum, des geweſenen Oberpräſidenten v. D. geführte Direction und Miniſterium betreffend,“ auseinandergeſetzt, ſo daß man wohl das verletzte Herz erkennt, welches ſich hier Luft macht).

Dennoch hätte ihm wohl jenes Benehmen nicht ſo entſcheidend geſchadet, indem er ſich wenigſtens damit entſchuldigen konnte, daß, nach der Verordnung des großen Kurfürſten, der Oberpräſident den Rang vor dem Oberkämmerer, ja ſelbſt vor dem Feldmarſchall haben ſolle; wenn er nur nicht Friedrichen ſelbſt hätte imponiren wollen, was dieſer nie duldete. Wenigſtens muß er den Schein des Imponirens nicht immer vermieden haben, da er Friedrichen einſt zu dem Ausrufe veranlaßte: „Dankelmann will den Kurfürſten ſpielen, ich werde ihm aber zeigen, daß ich ſelbſt Herr bin.“

Der Oberpräſident erfuhr dies Wort; aber er änderte ſein Benehmen nicht. Überhaupt war er ſo ganz und gar ernſten Gemüthes, daß, nach Pöllnitzens Verſicherung, ſelbſt die, welche ihn lange kannten, einſtimmig ausſagten, ſie hätten ihn niemals lachen hören.

Dennoch ſcheint, wie oben im Text erwähnt worden, irgend ein Geheimniß obzuwalten, das Dankelmann die höchſte Ungnade des Fürſten zuzog; denn alles was wir wiſſen, kann nur den Abſchied erklären, den D. ſelbſt forderte: „weil er bei dem merklichen Verfall ſeiner Geſundheit Ruhe bedürfe, und ſich den vielen und ſchweren Arbeiten ſeines Amts nicht mehr gewachſen finde.“ — Friedrich antwortete ihm eigenhändig und höchſt freundlich, daß er den erbetenen Abſchied erhalten ſolle, und ließ ihm zugleich als ein Zeichen ſeines unveränderten Vertrauens durch den Feldmarſchall von Barfuß mündlich bekannt machen wie es mit der Staatsverwaltung in Zukunft gehalten werden ſolle.

Nicht minder freundlich ſind die Ausdrücke, in denen der Abſchied ſelbſt ausgefertigt wurde. Es hieß in demſelben, „daß der Kurfürſt mit den getreuen und unermüdeten Dienſten, die der Oberpräſident ihm von zarter Kindheit an, bisher in guten und trüben Zeiten mit ſonderbarem Fleiß erwieſen, vergnügt ſei, und daß es ihm lieb geweſen ſein würde, wenn er damit hätte fortfahren können u. ſ. w.

Wo iſt hier eine Spur von Ungnade, die ihn doch kurze Zeit darauf, mit ſo ganz und gar laſtender Schwere, traf! (Vergl. das Werk von C. A. L. Klaproth: „Der königlich-Preußiſche und kurfürſtlich-Brandenburgiſche wirklich Geheime-Staatsrath u. ſ. w, Berlin 1805).

Beilage O.

Benjamin von Bär wurde am 2 Februar 1648 zu Liſſa in Polen geboren. Er war noch ein Knabe, als ihm ſein Vater, ein geborner Kurländer, der einige Zeit als Oberſtlieutenant unter den Schwediſchen Truppen gedient hatte, durch den Tod entriſſen wurde. Der Sohn ſah ſich arm; aber er fühlte in ſich Kraft, etwas Bedeutendes zu erreichen. Er ſtudirte die Gottesgelahrtheit, und nahm den Namen Urſinus an, weil es damals Sitte war ſich in das Lateiniſche zu kleiden, ward bereits 1667 Prediger zu Köln am Rhein, und 1670 Hofprediger bei Friedrich Wilhelm dem Großen. Dieſer Fürſt zeichnete ihn allerdings aus; doch war die Gunſt, welche Friedrich I ihm ſchenkte noch bei weitem größer. Er verſäumte faſt niemals eine ſeiner Predigten; er erneuerte ſeinen Adel und machte ihn zum Biſchof; ja zum ewigen Andenken, daß er ihn zum Könige geſalbet habe, ließ er eine Abbildung von dem Gefäß, welches das Salböl enthalten, in Bär's Wappen ſetzen. Er mußte ihn faſt auf allen ſeinen Reiſen begleiten, und es iſt noch ein geſchriebenes Tagebuch vorhanden, welches der Biſchof über jene Reiſen geführet. Wir haben es leider nicht zu ſehn bekommen können; vermuthen aber, daß es ſehr bedeutend ſei, da vielleicht niemand Friedrichen ſo genau gekannt hat, als er.

Auch Friedrich Wilhelm I. bewies ihm ausgezeichnete Achtung; doch konnte freilich die früherhin genoſſene Liebe nie erſetzt werden. Er ſtarb nach 50jährigem Dienſt, am 23. December 1720, und hinterließ den Ruhm eines tugendhaften, gelehrten und wohlredenden Geiſtlichen. In ſeinem letzten Willen verbot er ſtreng, ihm irgend eine Leichenpredigt zu halten, oder ein Denkmal zu ſetzen, und er ſchließt dann mit den wackeren Worten: „Wer was Gutes von mir weiß, der lobe Gott und folge dem nach.“ (Vg. Küſters altes und neues Berlin, Th. I. S. 173 und Th. II, S. 1007).

Seine Schriften tragen freilich alle die Spuren der Zeit, ſo wie nicht minder der Vor- und Rückſichten, die er auf den Hof zu nehmen hatte, vor dem er predigte; dennoch wird ein genauerer Blick das Tiefere nicht verkennen, das allerdings in ihnen wohnt, obwohl er es oft genug mit geſteiften und geſpreizten Redensarten umhüllete.

Beilage P.

Der Titel des Begerſchen Werkes lautet: Thesaurus Brandenburgicus selectus: sive gemmarum et numismatum Græcorum in cimeliarchio electorali Brandenburgico, elegantiorum series commentario illustratæ a L. Begero etc. Coloniæ Marchicæ, typis et impensis electoralibus excudit Ulricus Liebpert, Typogr. Elect. Brand. 1696. Es iſt durchgängig mit Kupfern geziert, unter denen manche ausgezeichnet ſind, und überhaupt nichts geſpart worden, um es zu einem wahren Hof- und Prachtwerke zu machen. Begers Ton iſt überaus pathetiſch und erhitzt, ſobald er mit Friedrich ſelbſt redet. Z. B. in der Zueignung des erſten Theils: Quis leget Deorum vanitatem et gentilium superstitionem, nisi et simul splendidissimum Christianæ veritatis adoret jubar, quod Tu profiteris, quodque per Tuas regiones late diffusum et promoves et defendis? Quis intuebitur virtutes nisi et Tuas sibi in mentem revocet? Quis artes imperatorias, nisi et eas, quas Tu felicissimo regimini Tuo impendis? Heroum hic sunt facinora, qualibus Tu terrarum orbem iam dudum implevisti. Merita regum hic sunt et imperatorum, sed pleraque laudanda, qualia Tu publicæ saluti consecras. Taceo imagines, cum omnibus unus Tu præpositus sis, qui omnium merita solus adæquas. Jam dudum coronas quærit terrarum orbis, quibus digne Tuam frontem præcingere possit; sed en! etiam harum hic ectypa sunt. Querceam Tibi imponunt cives Tui: lauream porrigunt prostrati hostes; muralem arces domitæ; vallarem castra occupata: obsidionalem urbes liberatæ: navalem aperta Oceani claustra. (!!) Hic sunt arcus et tropæa, qualia Tua virtus meretur: hic perpetuitas imperii, famæque æternitas, quæ merenti calidissimis votis apprecantur boni. Si mihi non licet, Te laudare, Serenissime et potentissime princeps Elector; at licebit cum bonis exclamare: Friderice Elector, Deus Te servet! Patriae pater, Friderice tertie, Deus te servet: principem Te aut qualis Tu es semper optavimus! Tu hostium fulmen! Tu civium tutela! Tu invictus heros! Tu musarum columen! Te salvo salvi sumus! Te felice felices! Deus Te servet princeps optime.

Es iſt nicht unwichtig, dieſe keineswegs Deutſche Art und Kunſt kennen zu lernen, weil ſie ein Licht wirft auf die Zeit, in der man ſo ſchrieb, und ſchön fand, ſo zu ſchreiben. Ohne Zweifel war es B. ein wirklicher Ernſt mit ſeiner Bewunderung; ſchade nur, daß er auch den Glanz der Tafel bewundert, wie man nicht bewundern ſoll.

Multa passim de conviviorum magnificentia iactantur, sed fateor magnificentius hoc me nunquam vidisse. Sumptuosa apparatuum dispositio, supellectilis aurea seges, ferculorum gratissimus nidor, ministrorum elegantissimus cultus, et quod caput rei est, convivarum divina majestas, non terreni quid adumbrabant, sed omnino convivium id, quod Jupiter, si poetis fides, convocatis ad fercula Diis celebravit Elector ipse, instar Jovis, aquila sceptrigera sublimis, sapientia Jove digna radiabat. Electrix, Junonis instar, majestate coelesti fulgebat u. ſ. w. (S. 89, Th. 1.).

Zum Glück iſt dieſer B. ein ganz anderer Mann, wenn er als Antiquar auftritt. Dann iſt er in ſeinem Fach, und man kann auch heute noch gar wohl von ihm lernen.

Beilage Q.

Die Sicherſtellung Wartenbergs wurde durch folgende öffentlich gemachte Erklärung erreicht:

„Wir Friedrich der Dritte, von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg, des heil. R. R. Erzkämmerer und Kurfürſt u. ſ. w. (tot. tit.) Thun kund und fügen hiermit zu wiſſen, vor Uns, Unſere Erben und Nachkommen, Markgrafen und Kurfürſten zu Brandenburg, daß, gleichwie Wir böſe und ungetreue Diener, die Uns aus Eigennutz und Fahrläſſigkeit in Schaden bringen, billig deßhalb zu beſtrafen, und Uns deswegen an ihnen zu erholen haben, alſo wir auch hingegen keinesweges geſchehen laſſen wollen, daß diejenige, die ihrer Pflicht mit Treue und Eifer wahrnehmen, aus Mißgunſt aemulation und Uns von ihren actionen thuenden falſchen und ungegründeten Bericht, oder andere unzuläſſige Nachſtellungen in Unglück geſtürzet werden ſollen. Und gleichwie Wir nun durch eine langwierige Erfahrung und vielfältige indublitable Proben überflüßig verſichert ſein, daß der Hochwohlgebohrne Unſer Obriſter Cämmerer, Ober-Stallmeiſter, Directeur General Unſerer Domainen, und Ober-Hauptmann über alle Unſere Chatoul Ämter, auch beſonders lieber und getreuer Johann Caſimir, Graf von Wartenberg, Unſer und Unſers Kurfürſtl. Hauſes Beſten und Intereſſe mit ungefärbter Treue und der äußerſten application und Sorgfalt ſuchet, auch diejenige, ſo in denen ihnen anvertrauten vielen und ſchweren Verrichtungen ihm zugeordnet ſind, jedesmal umb ſo viel lieber darüber höret und ſie nicht davon ausſchließet, weil es eine Unmöglichkeit iſt, daß er nebſt ſeiner bei unſerer Höchſten Perſon täglich habender Aufwartung und auf den continuirlichen Reiſen, die er mit uns zu thun hat, alles allein ſo genau examiniren könne, ſondern er es darunter nothwendig auf bemelte ſeine zugeordnete und Subalternen guten Theils ankommen laſſen muß, und wann dabei durch dieſelbe etwas verabſäumt oder wider Unſer intereſſe gethan haben ſollte, Sie und nicht er ſolches zu verantworten und dafür einzuſtehen haben. Als geben wir ermeltem Unſerm Obriſten Cämmerer, auch ſeinen Erben und Nachkommen, hiemit die gnädigſte Verſicherung, verſprechen ihnen auch allerſeits bei Unſerm Churfürſtl. Wort und Glauben, daß, wenn Wider beſſeres Vermuthen, über kurz oder lang ſich finden ſollte, daß wehrender Zeit da beſagter Graf von Wartenberg bei der Direktion Unſerer Domainen und Chatoul-gefälle geweſen, in deren Adminiſtration und Berechnung etwas vorgangen, wodurch Uns einiger Schaden und Nachtheil zuwüchſe, alsdann er keinesweges davor reſponſable ſein, noch desfals einige Erſtattung von ihm und den ſeinigen gefordert, ſondern diejenige deßwegen zur Verantwortung gezogen werden ſollen, die Uns suo facto ſolchen Schaden verurſachet, oder auf deren im Geheimen Rath und auf der Hoff-Cammer gethanen Vortrag die Sache alſo abſolviret worden, obgleich Unſer Obriſter Cämmerer die darüber ausgefertigte Verordnung revidiret und contraſigniret hätte, zu welchem Ende denn auch die Concepte, ſo deßhalb gemachet worden, der Name deſſen welcher den Vortrag gethan, jedesmal verzeichnet werden ſoll, und wird im übrigen beſagter Unſer Obriſter Cämmerer diejenige Expeditiones, ſo er ſelbſt aus eigener Veranlaſſung auf Reiſen oder ſonſten angiebet, jedesmal an die Hofkammer zurückgeben laſſen, iſt auch zufrieden, daß dieſe alldar collegialiter nachgeleſen, und wann jemand etwas dabei zu erinnern hat, ſolches ihm remonſtrirt werden möge, worauf er alsdann, befindenden Umſtänden nach, behörige Reflexion zu nehmen, oder uns die Sache von neuen vortragen und Unſere endliche gnädigſte Reſolution darüber ergehen zu laſſen nicht ermangeln wird.

Dergleichen Bewandtnis hat es auch mit demjenigen, was Unſer Requet-Meiſter, der von Wedell ausfertigen läßet, daß nämlich, obſchon beſagter Unſer Obriſter Cämmerer ſolches revidiret und contraſigniret dennoch nicht er, ſondern gedachter Unſer Requet-Meiſter, deſſen Nahmen auch allemahl auf die von ihm angegebenen Concepte von den Secretarien verzeichne werden ſoll, dafür responsable ſein.

Damit auch dieſe Unſerem erwähnten Grafen von Wartenberg ertheilte wohlbedächtliche und immerwährende decharge deſto mehrere Verbindlichkeit haben, und ein jeder der neben und unter ihm in unſern Angelegenheiten gebraucht wird, ſich darnach zu achten wiſſe, auch ſich nicht unterſtehen könne, unterm Prätext, als ob dieſe Unſre gnädigſte Declaration und Verſicherung heimlich und hinterrücks erſchlichen wäre, die Verantwortung der durch ſeine Hände gehenden Sachen dermaleinſt von ſich ab, und auf Unſern Obriſten Cämmerer zu wälzen, ſo Wollen Wir, daß dieſe Unſere gnädigſte Verordnung und decharge in allen unſern Collegiis worin etwas von Cammer-, Chatoul-, und dergleichen Ökonomie und Rechnungs-Sachen vorkommt, bekannt gemacht, und daß ſolches geſchehen, von demjenigen welcher der erſte in ſolchen Collegiis iſt, darauf verzeichnet werden ſoll.

Wir, Unſere Erben und Nachkommen an der Chur, Wollen auch alles, Was hierin begriffen, und gedachten Unſerm Obriſten Cämmerer verſprochen und zugeſaget worden, feſt und unverbrüchlich halten, und darwider in keine Weiſe weder ſelbſt noch durch andere thun und handeln laſſen, ſondern ihm, Seine Ehegattin, auch Kinder und Erben vielmehr dabei handhaben und ſchützen. Des zu Urkund haben Wir dieſe Decharge eigenhändig unterſchrieben, und mit Unſerm Kurfürſtl. Inſiegel bedrucken laſſen.

Cölln an der Spree, den $\frac{1}{11}$ Oktober, 1699.

(L. S.)

Friedrich.

Beilage R.

Da der Traktat zwiſchen Karl und Friedrich nicht ſehr bekannt geworden zu ſein ſcheint, ſo iſt es zweckmäßig, ihn hier mitzutheilen, wie er im Europäiſchen Theater, Th. XVI. S. 270, zu finden iſt.

1. Der König von Schweden erkennet den Churfürſten von Brandenburg für einen König von Preußen.

2. Beide Könige wollen mit gleichen Kräften für die Erhaltung der proteſtantiſchen Religion arbeiten, dergleichen Deroſelben Miniſter in guter Verſtändniß dieſes Intereſſe auch auf dem Reichstage beobachten ſollten.

3. Die Gränzſcheidung in Pommern ſoll von heute durch beiderſeits Commiſſarien abgethan werden.

4. Der König von Preußen ſoll dem Könige von Polen keine Hülfe leiſten; vielmehr, ſo die Republick ſich, zum Beſten ihres Königs wider den König von Schweden feindlich erklären ſollte, kraft des Oliviſchen Friedens, ein Gleiches wider die Re-

publick thun. (Es war vorherzuſehen, daß ein ſolcher Fall nicht eintreten werde).

5. Es ſoll kein beſonderer Frieden getroffen werden, bevor der König in Schweden Genugthuung, es ſei von der Republick oder von dem König in Polen erhalten habe. (Doch wol nur, wenn Nr. 4 eintreten würde).

6. Der König von Schweden will ſich zum Beſten des Königs von Preußen wegen der Succeſſion des verſtorbenen Königs von England angelegen ſein laſſen, im Gleichen der verwittweten Herzogin von Curland einen jährlichen Unterhalt von 20,000 Thalern verordnen. (S. auch Gütther S. 211).

Überhaupt benahm ſich Karl, obwohl ſeine Perſönlichkeit ſo ganz verſchieden war von der unſers Friedrich, freundlicher gegen ihn und ſein Land, als manche ſeiner Vorfahren. — So ſagt Abel (der bekanntlich im Jahr 1710 ſchrieb, und von dem Vorgefallenen genau unterrichtet ſein konnte), daß die Schweden ſchon im Jahr 1702 erwieſen, daß „ſie nicht gerne dem Kö„nige in Preußen einige Urſache zum Misvergnügen geben „wollten, indem ſie ihre Völker, die ſie unwiſſend in den Tau„regiſchen Kreis in Samogitien, der dem Hauſe Brandenburg „zuſteht, einquartirt hatten, gleich bei der erſten Erinnerung „daraus weggezogen, und dabei feſtiglich verſicherten, mit allem „Fleiße dahin zu ſehen, damit denen Preußiſchen oder Bran„denburgiſchen Grenzen kein Schade von ihnen geſchehe." S. das angeführte Werk, Th. I. S. 209 und 10.

Die auf den oben angeführten Traktat geſchlagene Denkmünze, welche die Bildniſſe beider Könige darſtellt, iſt von Chriſtian Wermuth verfertigt, und findet ſich gezeichnet im Gütther, S. 212.

Beilage S.

Aus dieſem Edikte iſt Folgendes mitzutheilen:

Wir Friedrich u. ſ. w. — geben zu vernehmen, daß uns gebühre, Lob Preiß, Ehre und Dank zu geben dem der uns Königreich, Macht, Stärke, Ehre und Herrlichkeit verliehen hat, und daß es mit uns allen, ſo auf Erden ſeine Statthalter und ſeines Namens Amtleute ſein, nebſt der Verherrlichung des großen Namens Gottes, auch dieſen Hauptzweck haben müſſe, daß ſie nicht allein die zeitliche Wohlfahrt ihrer anvertrauten Unterthanen befördern, ſondern weil dieſelbe nicht für dieſe Welt allein geſchaffen und in dem ſterblichen Leibe eine unſterbliche Seele tragen, auch dafür nöthig zu ſorgen haben, daß, wo ſie nicht alle zu Gott bekehret, wenigſtens doch ihr Gericht ihnen einſten nicht ſchwerer werde. Wann dann in ſolcher Erwägung Wir mit erbarmenden Augen das arme Judenvolk, ſo uns Gott in unſern Landen unterwürfig gemacht, anſehen, ſo wünſchen wir wohl herzlich, daß dies Volk, welches der Herr ehemals ſo hoch geliebet, und vor allen andern Völkern zu ſeinem Eigenthum erwählet hatte, endlich von ſeiner Blindheit möchte befreiet, und mit uns zu einer Gemeinſchaft in dem Glauben an den aus ihnen ſelbſt gebohrenen Meßiam und Heiland der Welt gebracht werden. Weil aber das große Werk der Bekehrung zu dem geiſtlichen Reich Chriſti gehöret; und unſere weltliche Macht keinen Platz darin findet; Wir auch die Herrſchaft über die Gewiſſen der Menſchen, dem Herrn aller Herren einig überlaſſen: ſo müſſen wir Zeit und Stunde abwarten, welche der Barmherzige Gott. ſie zu erleuchten ſeinen allein Gnädigen Willen vorbehalten hat; indeſſen ſie mit Geduld ertragen, und die Mittel zu ihrer Bekehrung mit aller Liebe und Sanftmuth anwenden laſſen. Wie wir dann hiermit inſonderheit die Geiſtliche und Seelenſorger ermahnet haben wollen, ſo oft ſie Gelegenheit dazu erſehen, ſich zu bemühen, wie ſie dies unglaubige Volk mit Sanftmuth gründlich überzeugen und dem Meßia, unſerm Herrn zuführen mögen" u. ſ. w.

Es heißt dann tiefer unten, daß der König auf einen Eid von Seiten der Juden nicht gedrungen habe, „in Erwägung, daß Wir doch dadurch bis auf den Grund der Sachen nicht kommen würden; die Entheiligung aber des allerheiligſten Namen Gottes. ſehr zu beſorgen ſtünde, bei einem Volk, das den Eid nach der Lehre Einiger unter ihnen zu vernichten, und hier inſonderheit aus Furcht der unausbleiblichen Gefahr, für zuläſſig halten dürfte.

Weil aber dabei die Ehre unſeres Gottes und Heilandes, Chriſti Jeſu vertheidiget, erhoben und vor dem Volk erkannt werden muß; und zum Preis der Majeſtät unſeres Gottes, weit ſicherer ſein will, dasjenige, ſo verdächtig iſt, und als gottesläſterlich angegeben worden, ſchlechterdings abzuſchaffen, als mit Gefahr über das ganze Land und aller ſeiner Einwohner länger hin zu dulden, ſo wollen ſetzen und ordnen wir hiemit, u. ſ. w. (der Text oben giebt Auskunft) — — — — Diejenige aber, welche ohne daß man es erführe, ſolches thuen und ins geheim mehr berührte Worte, zur Schmach unſeres Heilandes, mit dem Munde oder auch in ihrem Herzen ſprechen möchten, wollen wir der göttlichen Allmacht, die auch die verſtockten Herzen ändern und erweichen kann, überlaſſen haben, und wird Chriſtus Jeſus, unſer Herr und Erlöſer, ſeine Ehre ſchon zu rechter Zeit zu retten wiſſen."

Am Schluſſe wird ſämmtlichen Regierungen, Juſtizcollegiis, hohen und niedrigen, geiſt- und weltlichen Gerichten u. ſ. w. ernſtlich anbefohlen, „hierüber ein wachendes Auge zu haben, und ſo lieb ihnen iſt, ſchwere Verantwortung bei uns oder viel mehr bei dem ſtrengen Richterſtuhl Jeſu Chriſti zu vermeiden, über dieſes unſer ewiges Edikt treu eifrigſt zu halten." — — Cöln an der Spree den 28. Auguſt 1703.

Beilage T.

Als Neukirch die im Text erwähnte Rede hielt (1707), hatte er ſchon längſt den Lohenſteiniſchen Geſchmack unter die Höfe gebracht, und ſich ſeitdem mit großer Mühſeligkeit und Angſt auf die Leichtigkeit und Zierlichkeit gelegt. Es iſt nicht unwichtig zur Charakteriſtik jener Zeit jene Rede ganz zu kennen; doch iſt hier nur Raum zur Mittheilung einiger wenigen Stellen und dieſe wollen wir geben, ohne lange zu wählen.

„Wenn alle unſere Gedanken Thränen, alle unſere Thränen und Seufzer Worte, und alle Worte vollkommene Redner wären: ſo würden ſie ja wohl einigermaßen den Schmerz, aber nimmermehr den Verluſt ausdrücken, welchen wir bei dem plötzlichen Hintritte unſerer nunmehr höchſtſeligen, ehedeſſen unvergleichlichen, und, ſo lange der Kreis der Erden ſteht, unvergeßlichen Königin empfinden. (— —)

— Die Natur wirket nun bald ſechstauſend Jahre: und in dieſer ſo langen Zeit, hatte ſie viel vortreffliche Frauen; unter ſo vielen aber noch keine gebildet, in welcher alle Seltenheiten zugleich erſchienen. Semiramis war klug aber boshaftig; Helena ſchön, aber auch untreu; Kleopatra holdſeelig aber betrüglich, Zenobia großmüthig, aber zugleich ein Spott des Glückes. Und alſo hat immer einer jeden etwas gefehlet: bis endlich die Natur ihre Kräfte, der Himmel aber ſeine Güte verſammlet, und in unſerer einzigen Heldin das alles vereiniget, was ſie in ſo viel tauſenden bisher vertheilet hatten. (— —)

— Wie weit die Geſtalt unſerer Heldin hervor geleuchtet, das werden ſo viel Ausländer am beſten ſagen, welche, nachdem ſie alle Schönheiten Europens geſehen, bei dieſer allererſt in Verwirrung geriethen, und nicht wußten: ob ſie ſolche an andern Höfen nach Würden rühmen, oder aus Furcht der Beſchämung verſchweigen ſollten? (— —)

— Die meiſten Fürſten heurathen nach dem Nutzen des Staates. Hier kam es auf die Perſonen an. Und gewiß wenn uns der Himmel gleich befraget, und alles unſerm Willen überlaſſen hätte: ſo hätten wir doch nichts erwählen können, als was er bereits erwählet hatte. Denn was für eine Vergnügung war es nicht, als eine ſo übernatürliche Schönheit mit einer ſo übermenſchlichen Tapferkeit; ein ſo reicher Verſtand mit einer ſo unergründlichen Weisheit; eine ſo ſittſame Hurtigkeit mit einer ſo ſchnellen Bedachtſamkeit; eine ſo unausſprechliche Anmuth mit einer ſo weltgeprieſenen Treue; eine ſo durchdringende Sanftmuth mit einer ſo heilſamen Gerechtigkeit; und, damit ich nicht zu ſehr mit Worten ſpiele, Keuſchheit mit Mäßigkeit; Geſchicklichkeit mit Erfahrenheit; Majeſtät mit Majeſtät; Vollkommenheit mit Vollkommenheit; und alſo gleiches mit gleichem vermählet ward? Was für eine Vergnügung war es nicht, wann wir in dieſen hohen Vermählten alles Ruhmwürdige ihrer Verfahren und Anverwandten, und in dieſem vereinigten Schatze, aller Schätze der ganzen Erden ſahen? Wenn der eine über die feindlichen Armeen, die andere über die Herzen der Feinde ſiegte; und kein Geſandter oder Fremder zurückging, welcher nicht ſeinem Herrn nebſt der Unüberwindlichkeit unſers Helden auch die Unvergleichlichkeit unſrer Königin rühmte? (— —) — Wir haben es bisher für Fabeln gehalten, was die Poeten von der Geſtalt der Venus, von Minervens Verſtande, von Penelopens Tugend und von der Hurtigkeit der Atalanta ſchreiben. Hier ſahen wir alle in einer Perſon, und noch mit merklichem Unterſchiede: daß unſre Königin eine Venus, aber ohne Laſter; eine Minerva, aber vermählt; eine Penelope, aber ohne Verſuchung; eine Atalanta, aber unüberwindlich war.“ u. ſ. w.

Man könnte ſich verſucht fühlen, zu glauben, das Gefühl eines Mannes, der ſich in ſo ſeltſamen rhetoriſchen Verrenkungen gefällt, ſei nicht ächt geweſen; allein wir würden ihm bei ſolchem Schluſſe Unrecht thun. N. war allerdings einer der eifrigſten Vaterlandsfreunde, und hat faſt ſein ganzes Leben damit zugebracht, Friedrichen zu loben, und ſein Volk glücklich zu preiſen. Dafür iſt er von dem Könige, der ihn gar nicht gekannt und nie geleſen zu haben ſcheint, niemals belohnt worden, doch hat er, wie ſich von ſelbſt verſteht, nie aufgehört, ihn zu lieben und zu rühmen, da er ihn einmal geliebt und gerühmt hatte. Es ſcheint, als habe Beſſer, der gewiſſermaßen ein poetiſches Monopolium zu beſitzen glaubte, dem immer mehr verarmenden N. den Weg zu dem ſonſt ſo milden und ſo freudig ſchenkenden Friedrich verſperrt.

Warum übrigens der unglückliche N. nicht natürlich und einfach redet, iſt klar, wenn man ſeine Schriften kennt. Er meinte, es ſey, wie er es jezt mache, vornehmer, und in der Vornehmheit doch auch herzrührender.

Beilage U.

Auf Leopolds Tod iſt eine Lobrede erſchienen von Samuel von Königsdorf, Syndicus in Breslau, welche damals allgemein und auch ſpäterhin noch von Vielen für ein Meiſterſtück der Beredſamkeit gehalten wurde. Sie giebt zugleich einen Beleg, wie man den Fürſten überſchätzte; wenigſtens iſt erſt ſehr lange Zeit nach Leopolds Tode eine reinere Anſicht über ihn entſtanden. Wir theilen deshalb hier Einiges aus jener Rede mit.

„Der Erdkreis iſt niemals in einer größeren Beſtürzung geweſen, als er ſich in gegenwärtigen Zeiten befindet. Die Regierſucht hat faſt alle Völker erreget, und die Königreiche wider einander geſtoßen; und wollte gern aus derſelben Zertrümmerung ſich ein Reich aufbauen, deſſen Beherrſcher die Barbarei (sic); und ihre Unterthanen das menſchliche Geſchlecht ſein ſollen. Europa rauchet allenthalben von dem angelegten Feuer. (— —) *) So gar ſind die Länder verwüſtet, und die Städte umgekehret, daß die Erde ihre vorige Geſtalt verlohren; und den Einwohnern nichts, als das allgemeine Elend übrig verblieben! die Waſſer ſieht man von Blute aufgeſchwellet: und der Ocean wird bald dem rothen Meere ſeinen Namen zweifelhaft machen. Seine Fluthen verſchlingen ganze Flotten, dadurch wird der Abgrund — ſeicht; (— —)

Bei dieſen Bekümmerniſſen iſt das empfindlichſte Unglück, daß der ſtarke Atlas, welcher die fallende Welt aufgehalten, der allerdurchlauchtigſte, großmächtigſte und unüberwindlichſte

---

*) Dies Zeichen (— —) bedeutet Auslaſſungen

Fürſt und Herr, Herr Leopold der Große (hier folgt der faſt endloſe Titel), mein im Leben geweſener allergnädigſter Herr, durch den Tod entkräftet werden.“ u. ſ. w.

Der Redner nimmt dann faſt ſämtliche Tugenden, deren Namen irgend ein Lexicon aufweiſen kann, durch, und eignet ſie dem Fürſten zu, wodurch wir freilich kein Bild von ihm bekommen können. Dennoch möchten wir jene Rede nicht ſo ganz gering ſchätzen, da ſie doch redlich gemeint zu ſein ſcheint, und das freilich ſehr unmäßige Pathos doch von Anfang bis zu Ende ſich gleich bleibt. Noch weniger aber möchte ich in den faſt wüthenden Tadel einſtimmen, mit welchem manche neuere Schriftſteller Leopolden belegen. Die Wahrheit liegt hier in der Mitte.

Beilage X.

Leopold, Fürſt von Deſſau, iſt längſt von den Preußen als der Ihrige betrachtet worden, und zwar mit vollem Rechte, da er, unbefriedigt durch den Gedanken, als Deutſcher Reichsfürſt ſein ſchönes Ländchen ruhig zu regieren, ſich ſtets an eine größere Macht anſchloß, um für ſie, gleichſam als Connetable, zu walten und zu wirken. Dieſe größere Macht war Preußen, von dem er, als reiner Proteſtant, das Heil Deutſchlands und Europa's mit Zuverſicht erwartete. In Preußen brachte er faſt ſein ganzes Leben zu, wenig bekümmert um ſein Fürſtenthum, das, wie ein wohleingerichtetes mechaniſches Kunſtwerk, ſich in gemeſſener Ordnung auch ohne ſeine Beihülfe fortbewegte.

Er war geboren am 3. Julius 1676, und empfing gleichſam die Weihe für Preußen durch ſeinen Vater, Johann Georg von Anhalt, der ſich durch ſtets würdiges Benehmen die Freundſchaft des großen Kurfürſten in ſo hohem Grade erworben hatte, daß dieſer, ſo oft er abweſend war, ihm die Statthalterſchaft übertrug. — Schon in früher Jugend zeigte Leopold die entſchiedenſte Abneigung gegen ein ſtilles ſitzendes Leben, ſo wie leider aber auch für die Wiſſenſchaften und Künſte. Deſto größeren Eifer bewies er für den Soldatenſtand und das Soldatenweſen, ein Eifer der ihn ſehr rühmlich auszeichnete. Dennoch würde Leopold noch bei weitem rühmlicher in der Geſchichte daſtehen, wenn er dem leuchtenden Vorbilde des großen Kurfürſten gefolgt wäre, und jenen Eifer mit wiſſenſchaftlicher Bildung — eine Vereinigung, die Gottlob in unſeren Tagen nicht ſelten iſt — wirklich vereinigt hätte. So aber verachtete er die Wiſſenſchaften auf eine betrübende Weiſe; völlig überzeugt, daß ein natürlich heller Verſtand und jener angeborene Enthuſiasmus zu einem genügenden Ziele führen würden.

Allerdings führten ſie auch zu manchem mehr oder weniger bedeutenden. Er iſt als Erfinder der eiſernen Ladeſtöcke bekannt, noch mehr aber durch die große Gewandheit, Schnelligkeit und Taktmäßigkeit, die er den Bewegungen der Preußiſchen Armee zu geben wußte, weshalb er unermüdet die zweckmäßigſten Übungen anſtellen ließ, zugleich aber auch eine furchtbare Strenge einführte, die, wenn auch in ſich ſelbſt wohl begründet, doch bei einzelnen Unter-Befehlshabern zur unnatürlichen Härte ausarten konnte. Schon im ſiebzehnten Jahre ſeines Alters (1693) erhielt er das Regiment ſeines verſtorbenen Vaters zu Halle, machte bald darauf eine militäriſche Reiſe durch Italien und wohnte zwei Jahre darauf der Belagerung von Namour thätig bei. Im zwanzigſten Jahre war er bereits Generalmajor. Der Ryswiker Friede unterbrach ſeine Thätigkeit auf kurze Zeit, bis endlich der Spaniſche Erbfolgekrieg ihn in deſto glänzenderem Lichte erſcheinen ließ.

Eugen ſchätzte Leopolds Tapferkeit und rühmte ſie oft öffentlich; doch konnte ihm, dem vielſeitig Gebildeten, die Unwiſſenſchaftlichkeit nicht entgehen, mit der und in der jener Fürſt zufrieden war. Daher ſein bekanntes Wort über ihn.

Friedrich II., der L. völlig durchſchaute, ſagte von ihm: „Er war die Seele aller kriegeriſchen Veranſtaltungen, ein Mann von heftigem und eigenſinnigem Charakter, lebhaft aber vorſichtig in ſeinen Unternehmungen, und beſaß, neben der Tapferkeit eines Helden, die Erfahrung der ſchönſten Feldzüge Eugens. Er war von wilden Sitten, einem übermäßigen Ehrgeiz, in der Belagerungskunſt geſchickt, ein glücklicher Krieger, aber ein ſchlimmer Bürger, aller Unternehmungen eines Marius und Sylla fähig."

An einem andern Orte (Memoires etc. T. II. p. 191 ff.) rühmt er zuvörderſt deſſen Kriegsthaten, und ſetzt dann hinzu: Ce prince joignoit beaucoup de prudence à une rare valeur: mais avec beaucoup de grandes qualités, il n'en avoit guères de bonnes

Überaus befremdend ſind die Nachrichten über ihn in den Memoiren der Markgräfin von Baireuth (Tübingen, 1810), einem Werke, das die genaue Prüfung noch nicht gefunden hat, zu der es aufzufordern ſcheint.

Das Volk, froh des Wackeren und Vortrefflichen, welches ihm an Leopold ſichtbar wurde, betrachtete ihn mit Ehrfurcht und Liebe, und da dieſe Vereinigung bei tüchtigen und freien Menſchen am Ende in fröhliches Vertrauen überzugehen pflegt, ſo nannte man ihn, mit Beſeitigung aller ſeiner Titel, nur den „alten Deſſauer." Daß er auch der „alte Preuße" ſei, ward ſo ganz und gar vorausgeſetzt, daß davon gar nicht mehr die Rede ſein konnte.

Beilage X.

Andreas Schlüter, geb. zu Anfang der ſechziger Jahre zu Hamburg, zog noch ſehr jung mit ſeinem Vater nach Danzig, wo er durch den bald darauf erfolgten Verluſt deſſelben in Armuth gerieth. Seine Lehrer in der Bildhauerkunſt waren von geringem Talent; doch nur um deſto freier entwickelte ſich das Seinige. Auch in Warſchau, wo er 1691 war, und für den König von Polen arbeitete, fand er keine bleibende Stätte, bis endlich Friedrich ihn kennen lernte, und 1694 mit 1200 Thalern Gehalt (für die damalige Zeit wol nicht weniger als jetzt das Vierfache) als Hofbildhauer nach Berlin rief, wo er zugleich die kunſtfähige Jugend in der „einzurichtenden Akademie der Künſte" leiten und lehren ſollte.

Hier nun zeigte ſich ſein herrliches Talent und unermüdlicher Fleiß auf die erfreulichſte Weiſe. Das Hauptgebäude des Schloſſes zu Charlottenburg, die ſtehende Statue Friedrichs (jetzt im Zeughauſe), die Larven ſterbender Menſchen im Hof des Zeughauſes, das Zeughaus ſelbſt zum Theil, die Statue des großen Kurfürſten, die neue Aufbauung und Verſchönerung des Berliniſchen Schloſſes (vielleicht des bedeutungsvollſten in Europa), die vielen Statuen und Verzierungen von Gips und Marmor in demſelben, das berühmte Grabmal eines Berliniſchen Bürgers in der Nicolaikirche (wobei die perſonificirte Verweſung ein ſchreiendes Kind faßt), die marmorne Kanzel in der Marienkirche, u. ſ. w. alles dies, und noch ſo vieles andere Bewunderungswürdige, iſt ſein Werk.

Obwohl ihn ſpäterhin die unverdiente Ungunſt des Königs drückte, ſo verließ er dennoch Berlin nicht, ſondern arbeitete muthig fort, bis zu Friedrichs Tode, für den er auch den Sarg modellirte. Erſt dann begab er ſich nach Rußland, wo er aber nur wenige Monate gewirkt haben kann, denn ſchon zu Anfang des Jahres 1714 ſtarb er.

Ungern nur gehen wir von dieſem vortrefflichen Mann und Künſtler zu ſeinem Feinde Coſander von Göthe über. Er war ein geborner Schwede. Das Jahr ſeiner Geburt iſt ungewiß; doch finden wir ihn bereits 1692 in Berlin. Friedrich ließ ihn ihn nach Italien und Frankreich reiſen, und machte ihn nach ſeiner Rückkunft zum Hauptmann und Hofbaumeiſter; allein er vermochte nicht, ihm einen höheren Geiſt einzuhauchen. Seine meiſten Arbeiten zeigen Liebe zur Buntheit und Verſchnörkelung, und nur wenige erheben ſich über das Mittelmäßige. 1704 und 1712 wurde er zu Karl dem Zwölften mit Friedensvorſchlägen geſandt, da man ihn als gebornen Schweden zu dieſem Geſchäft beſonders geeignet hielt. Er fand aber kaum Gehör und ſeine Sendungen blieben fruchtlos.

Die Klagen über ſein anmaßendes, und, wenn es galt, verſtecktes und hämiſches Betragen ſind allgemein. Um nicht den Anſchein zu haben, als ſei er es, welcher Schlütern ſtürze, bediente er ſich fremder Stimmen, die er durch mannigfaltige Intriguen zu gewinnen gewußt hatte. Da ihm das gelungen war, konnte er ſelbſt öffentlich den Großmüthigen ſpielen. Später aber kam doch alles an den Tag, da die Getäuſchten ſelbſt geſtanden, daß ſie von ihm irre geleitet ſeien und nun öffentlich ihre Reue, ſo wie ihre beſſeren Anſichten von Schlüter mittheilten. Nach Friedrichs Tode verließ er ſogleich die Preußiſchen Dienſte, lediglich nur, weil Friedrich Wilhelm, wie billig, ſeinen Gehalt verringern wollte. Er ging in Schwediſche Dienſte, ward aber bei der Eroberung von Stralſund Preußiſcher Kriegsgefangener, und erhielt die Erlaubniß auf ſein Ehrenwort, ſich nach Frankfurt am Main zu begeben. Hier verließ ihn ſein Glück und er gerieth in Schulden, bis er endlich in Sächſiſche Dienſte ging, wo er in einer ſehr anſehnlichen Stelle 1729 ſtarb.

Vgl. „Nachrichten von den Baumeiſtern, Bildhauern u. ſ. w. welche vom dreyzehnten Jahrhunderte bis jetzt in und um Berlin ſich aufgehalten haben, Berlin 1786. S. 103 bis 12 und Seite 83 bis 86. — Was auf der letzt genannten Seite noch in einer Note von einer verhaßten Handlung Eoſanders erzählt wird, ſcheint leider nur zu gegründet, das es aus den Akten gezogen worden; iſt aber zu widerlich, um hier erzählt zu werden.

Beilage Z.

Johann Porſt, geb. am 11. December 1668, im Baireuthiſchen, war von armen aber frommen Eltern erzogen, und fand ſchon früh in ſich den göttlichen Beruf, dereinſt als Lehrer des Chriſtenthums aufzutreten. In Speners Werken fand er endlich das volle Licht, und lediglich um ihn zu ſehen und zu hören reiſete er 1695 nach Berlin. Er fand die Aufnahme, die ſich erwarten ließ, und ſeine Richtung ward vollendet. Im Jahr 1698 ward er Prediger in Malchau, wo er, wie Küſter erzählt, eine ſo „große Unwiſſenheit“ und zum Theil auch „Ruchloſigkeit“ bei mehreren Mitgliedern der Gemeinde antraf, daß kaum die Kräfte Eines Menſchen hinzureichen ſchienen, um hier gründlich zu wirken. Indeſſen zeigte ſich auch hier die Macht eines vollendet edeln Willens; denn ſchon nach ſechs Jahren war jener Ort durch ihn völlig verwandelt. 1704 ward er Prediger auf dem Friedrichswerder, und 1709 Beichtvater bei der Königin Sophie Luiſe, in welchem Amte er aber, wie bereits oben erzählt worden, das Unglück hatte, dem Könige zu misfallen. Indeſſen zeigte ſich bald, daß Friedrich dennoch keineswegs die großen Verdienſte des Mannes verkannte; denn er ſelbſt war es, welcher ihn ſpäterhin zum Probſte in Berlin erwählte. Porſt, in beſcheidenem Mistrauen gegen ſeine Kräfte, trug Bedenken, das wichtige Amt anzunehmen; doch der König ließ ihn rufen und ſagte: „Gott ſelbſt und kein Menſch hat mir's in's Herz gegeben, ihn zum Probſt von Berlin zu verordnen. Darum kann er verſichert ſein, daß die Vocation göttlich ſei.“ (E. Lange's Schrift: „Geſtalt des Kreuzreichs Chriſti.“) Jene Worte ſcheinen um ſo merkwürdiger und zeigen um ſo größere Theilnahme für P., da ſie im Januar 1713 geſprochen worden, wo der König, ſchmerzlich krank und den Tod erwartend, dennoch einen Mann vor ſein Bette rief, mit dem er einſt in einer Beziehung unzufrieden geweſen war, und den er jetzt beruhigen wollte.

Unter Friedrich Wilhelm I. ſtieg Porſts Anſehen noch höher; ja es ſcheint, man habe in ihm den Stellvertreter Speners zu erblicken geglaubt, mit dem er allerdings manches ſehr würdige Ähnliche hat, obwohl er ihn, nach unſerer Anſicht, doch nicht ganz erreicht.

Ununterbrochene Arbeiten und die Hinneigung zu einer gewiſſen gelinden Schwermuth, von der ſich manche Spuren finden, erſchöpften endlich ſeine Geſundheit. Er achtete das nicht, ſondern predigte fort, obwohl er es zuletzt faſt nur unter Bruſtkrämpfen thun konnte. Er ſchien dem Körper gar nicht verſtatten zu wollen, irgend eine Tücke gegen den Geiſt auszuüben, und der Gedanke des Todes war ſo weit entfernt ihn zu ſchrecken, daß er ihn im Gegentheil mit einer Art von jauchzendem Triumph begrüßte. Noch am Tage vor ſeinem Abſcheiden prüfte er mit großer Sorgfalt einen Candidaten, ging dann in ſeinen Amtsverrichtungen aus, beſorgte ſie mit gewöhnlicher Kraft, ward auf dem Rückwege vom Schlage gerührt und ſtarb am andern Tage mit freudiger Ergebenheit (9. Januar 1728) in einem Alter von 59 Jahren und 28 Tagen.

Seine Schriften ſind zahlreich, und es lebt in ihnen ein ſtrenger und kräftiger, mitunter vielleicht ein wenig herber Geiſt und Buchſtabe. Sehr berühmt geworden und von bedeutender Gelehrſamkeit zeugt beſonders das Werk, in welchem er faſt jegliche ſogenannte öffentliche Vergnügungen als unſtatthaft bekämpft. Es hat die unmäßig lange Aufſchrift: „Eilfertig entworfenes und wiederholtes Zeugniß der Wahrheit, wider alle in der Chriſtenheit übliche Luſtbarkeiten der Opern, Comödien, und andern Spielen, aus der berühmten Kirchen-Lehrer, Reformirter, Lutheriſcher und Papiſtiſcher Theologorum, gottſeliger Politicorum und vernünftiger Heyden ihren Schriften, aus Liebe zur Wahrheit, dem in weltlichen Lüſten aber trunkenen armen Chriſtenvolk zur Warnung und Beſten zuſammengetragen, ganz ohne allen Zuſatz eigener Worte, außer was zur Connexion hat geſchehen müſſen.“ 1706.

Wichtiger und erfreulicher für uns iſt das von ihm geſammelte und herausgegebene *Geſangbuch*, welches zuerſt unter der Aufſchrift: „Geiſtliche liebliche Lieder.“ 1708 erſchien, ſeitdem aber *ſehr* häufig neu aufgelegt worden iſt. Obwohl einzelne Lieder weg zu wünſchen wären, ſo iſt doch die Mehrheit von ſo ausnehmender Vortrefflichkeit und Kernhaftigkeit, daß faſt alle ſpäterhin erſchienenen Sammlungen dieſer Art vor der Porſtiſchen zurücktreten müſſen.

Beilage AA.

Wir haben der Würde der Geſchichte nicht angemeſſen gehalten, in dieſem Werke ſelbſt von der Gemüthsart und dem Betragen der Gräfin Wartenberg entſcheidende Proben zu geben, doch würde allerdings eine Lücke entſtehen, wenn wir nicht wenigſtens in einer Beilage darüber einiges mittheilten. Wir folgen dabei dem Baron von Pöllnitz, der jene Frau allerdings recht wohl kannte.

Da die Ceremonien bei öffentlichen Aufzügen damals mit großer Wichtigkeit betrieben wurden, ſo hatte die Emporkömmlingin durchzuſetzen gewußt, daß ihr, als Gemahlin des erſten Miniſters, der Platz unmittelbar nach den Prinzeſſinnen von Geblüt zugeſtanden worden war; ja es war ihr ſogar gelungen, durch eine Summe von zehntauſend Thalern, auch der Herzogin von Holſtein-Beck den Rang abzugewinnen. Dadurch aber wurden die Frauen der fremden Geſandten beleidigt, inſonderheit die des Holländiſchen, Namens von Lintlo, welche beſchloß, ſich einſt öffentlich an ihr zu rächen. Sie wählte dazu den unpaſſendſten Tag, den der Taufe der Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine, zu deſſen Feier alle bedeutende Frauen des Hofes eingeladen worden waren.

Madame de Wartenberg et de Lintlo s'y trouvèrent. Lorsqu'on se mit en marche, la comtesse suivit immediatement Madame la marggrave (de Schwedt, belle soeur du roi); mais lorsqu'il s'agit de passer la derniere porte de l'appartement, madame de Lintlo, qui s'étoit cachée derriere une portiere, s'élança hors de son embuscade, et coupa heureusement le pas à la comtesse. Celle-ci la saisit par la robe et l'arrête. La Hollandaise moins forte, mais plus agile, ne pouvant avancer, fait adroitement une conversion, saute legerement, et derange adroitement la coëffure de la comtesse, qui à son tour lui donne quelques coups de poing. Le scandal eut été poussé plus loin, si Mr. de Besser, grand maitre de cérémonie, n'eut separé les combattantes. Le champ de battaille demeura à la comtesse, qui pour trophée emporta une barbe de la coëffure de son enuemie. (S. die Memoires S. 331).

Wir haben dieſen widerlich ſpaßhaften Streit mit Pöllnitzens Worten erzählt; aber wir werden uns wohl hüten, ihn ſelbſt hier weiter fortfahren zu laſſen; denn er hat das Benehmen des Königs offenbar misverſtanden. Allerdings thut es auch uns herzlich leid, daß er gezwungen war, zu verlangen, der Gräfin ſolle eine Abbitte geſchehen, ein Umſtand, über den wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir erſt mit der Verwunderung fertig ſind, daß ihr überhaupt einmal ein ſolcher Rang zugeſtanden wurde. Daß er aber den Generalſtaaten gedroht habe, ſeine Truppen aus Flandern zu ziehen, im Falle man jene Abbitte nicht bewillige, das würden wir nur dann glauben, wenn ganz andere Quellen ſich zeigen, als der eilfertige und ſorgloſe Pöllnitz gewähren kann. Wir vertrauen ihm völlig, ſo oft von Hoffeſten und Hofkabalen die Rede iſt, Dinge die er völlig durchſchaute; daß wir ihm aber in tieferer Hinſicht nicht gänzlich trauen, iſt wohl durchaus gerechtfertigt, durch die Urtheile Friedrichs des Großen über ihn, die wir als bekannt vorausſetzen. Außer P. aber hat noch Niemand Friedrichen beſchuldigt, daß er ſo ſeltſam gedrohet habe.

Noch ungleich widriger erſcheint die Gräfin im Verhältniſſe

zu

zu der Königin Sophie Louiſe. Sie hatte wohl geſehen, daß dieſe nicht geliebt wurde, und glaubte nun ihren Übermuth ungeſtraft auch an ihr auslaſſen zu können. Während einer Abweſenheit Friedrichs (in Leipzig, wohin ihn König Auguſt geladen,) hatte die Königin, wegen einer leichten Unpäßlichkeit, das Zimmer nicht verlaſſen, wo ſie ſich mit einer Arbeit beſchäftigte, durch die ſie ihn bei ſeiner Zurückkunft überraſchen wollte. Da aber die Zeit drängte, ſo bat ſie die Damen des Hofes, ihr zu helfen, die denn auch gar gern erſchienen; doch leider konnte ſie auch nicht vermeiden, die Gräfin Wartenberg mit einzuladen.

La reine (ſo erzählt Pöllnitz weiter) n'ignorait pas, que la comtesse n'aimait pas à travailler; mais elle crut lui faire honneur en la faisant venir. Un jour la reine étant assise à son métier et les dames à l'entour d'elle, elle voit entrer dans sa chambre un homme inconnu, qui tenoit un cabaret garni de tasses dans une main, et une caffetière dans l'autre. La reine, surprise, demande ce que c'étoit. La comtesse de Wartenberg, prenant la parole, dit d'un air familier, que c'étoit son valet de chambre, qui lui apportoit du caffé. La reine, outrée de depit, lui dit de sortir de sa présence et de ne s'y présenter jamais. La comtesse reçut cet ordre en faisant de grands éclats de rire et repondit: Ah! c'est ce qu'il faudra voir. Ces paroles mirent la reine dans une si furieuse colère, qu'elle appela du monde pour la faire jetter par la fenêtre: heureusement il ne se trouva personne à la main, et la comtesse eut le temps de se retirer. (S. die angeführten Memoires T. I. S. 347. ff.) Wir ſind müde geworden, weiter abzuſchreiben, und meinen auch keinesweges nöthig zu haben, dergleichen fatale Geſchichten in unſere edle Deutſche Sprache zu überſetzen. Nur dürfen wir nicht übergehen, daß Friedrich, nach ſeiner Zurückkunft, der Gräſin befahl, der Königin Abbitte zu thun, eine Straſe, die wegen ihrer Gelindigkeit kaum Straſe genannt werden kann. Tiefere Demüthigung ward der Gräſin bereitet durch eine Ruſſin, die Frau von Matweoff; da aber die Geſchichte abermals auf den Rangſtreit hinausläuft, ſo erlaſſen wir uns, dieſelbe mitzutheilen, wollen aber die Leſer auf die Memoires S. 348 ff. verweiſen.

Übrigens iſt der Gräſin nie eine eigentliche Straſe zuerkannt worden, außer durch die Abſetzung ihres Gemahls, wodurch auch ſie den bequemen Wirkungskreis für ihr ruhelos unſittliches Treiben verlor.

Druckfehler.

S. 11 Z. 23 lies Melac und Crequi
— 63 — 9 v. u. lies Limburg
— 65 — 11 v. u. — Huy
— 145 — 20 v. o. — Clemens
— 240 — 10 v. u. — Ueber der
— 256 — 10 v. o. Caëtano

Weniger bedeutende wird der günſtige Leſer leicht ſelbſt verbeſſern.

3 liv.

Etn

Die Dichter,

ein Roman

REGIA
MONACENSIS

Franz Horn.

5515

Erſter Theil.

Berlin, 1817.
In der Schüppelſchen Buchhandlung.

Gerh. Fresenius

Vorrede.

Als neulich einige liebe Menſchen bei mir waren, und den Wunſch äußerten, den Roman kennen zu lernen, der die Aufſchrift „die Dichter“ führt, ſo ſagte ich zu ihnen etwa Folgendes: Liebe und ſehr liebe Freunde und Freundinnen, es iſt Euch zur Genüge bekannt, daß ein Titel kein Küchenzettel ſein ſoll; doch darf, meines Erachtens, auch die Vorrede nicht dem Gebrauchszettel an einer Medizinflaſche ähnlich ſein. Darum, ehe wir das kleine Buch ſelbſt zu leſen beginnen, nur wenige und freundliche Worte.

Dieſer Roman wurde bereits 1812 begonnen und manches liebe Kapitel war fertig, als ich mit einemmale aufhörte. Wie das kam, will ich jetzt nicht genau unterſuchen; doch daß ich nicht müßig blieb, habt Ihr durch manche Schrift erfahren, die ich ſeitdem Eurer Prüfung vorlegte. Immer aber ſtanden doch „die Dichter" mir im Hintergrunde, und ich freute mich oft im voraus der Zeit, wo ich wieder zu ihnen zurückkehren würde. Dieſe Zeit kam endlich im Herbſt 1816, und nun bin ich faſt begierig zu erfahren, ob es wohl ſichtbar iſt, wo das letzte Kapitel des Jahres Zwölf ſei, und wo dann das nächſtfolgende des Jahres Sechszehn beginne. Sollte das wirklich nicht ſichtbar ſein, ſo würde mich das recht erfreuen, weil ich dann doch wenigſtens Einen Grund hätte, zu glauben, das Werk ſei aus Einem Guß. Die innere Einheit freilich zu bezweifeln, kann mir ſelbſt nicht einfallen; ob aber auch die äußere vorhanden iſt: das mit völliger Genauigkeit zu erkennen, muß mir as Buch durch eine längere Zeit gewiſſermaßen erſt fremder geworden ſein; und ſehr viel wird Euer Urtheil beitragen, ob ich auch an jene äußere Einheit glauben darf oder nicht.

Sodann möcht' ich Euch recht ſehr bitten, doch ja keinem der hier auftretenden Menſchen und Dichter, irgend ein in der Wirklichkeit wandelndes Urbild unterzulegen. Ich verſichere Euch hiedurch auf das beſtimmteſte, daß dieſer Georg, dieſer Ottobert, dieſer Konſtantin u. ſ. w. nicht in Meuſels gelehrtem Deutſchland, und nicht in irgend einem Meßkatalog zu finden ſind. Freilich ſind ſie alle, ſo Gott will, nicht „Schatten die der Wahn erzeugt", aber auch nicht wirklich; ſondern nur, (ſo hoffe ich) wahr.

Sollten ſich etwa Einige von Euch bei dieſen Dichtern an meinen bereits 1801 erſchienenen „Guiskardo“ erinnern, ſo will ich ein ſo treues Andenken nicht nur durchaus nicht ſcheuen, ſondern, wie billig, dankend anerkennen.

Da Ihr ferner gutmüthig genug seid, zu fragen, wann wohl die Fortſetzung und der Schluß des gegenwärtigen Werks erſcheinen werde, ſo erwiedere ich darauf, daß dies, wenn Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, bald zu erwarten ſei.

Und nun laßt mich auch noch — wie man ja wohl zum Schluſſe das Beſte ſagen ſoll — dem gnädigen Gotte den inbrünſtigſten und demüthigſten Dank ſagen, für ſo manche freundliche Dichtergabe, die er mir in dem letztverfloſſenen Jahre beſcheerte. Zwar war es das Jahr gar mancher heftiger und dauernder Körperſchmerzen; aber die Dichtkunſt blieb immer freundlich, und ertheilte mir ihre Segnungen reichlicher als jemals. Wenn ſie erſchien, und mir die Novellen „Beatrix,“ „Mitternacht,“ „Leben und Liebe,“ „das Eine was hilft,“ die größere Hälfte dieſer „Dichter“ und noch ſo manches andere kleinere Gedicht ſchenkte, dann trat jeder Körperſchmerz tief in den Hintergrund, und ward faſt ſcheu und furchtſam. Da fühlte ich wieder recht klar, daß in der Dichtkunſt die ewige Quelle der Jugend und Erhebung, Heiterkeit und Beruhigung ſtröme; aber noch tiefer fühlte ich, wie unendlich gnädig der Herr iſt, wenn wir ihn nur mit ganzer Seele fürchten und lieben. — Ach, laßt mich das immerhin auch hier ausſprechen, denn ich kann es nicht laſſen. — Und giebt es denn auch wohl für den Menſchen etwas Erfreulicheres, als Gott zu danken? oder müſſen es immer weithinleuchtende äußere Herrlichkeiten ſein, für die wir ihm danken?

Ihr aber, ſehr liebe Freunde und Freundinnen, bleibt mir freundlich bis an's Ende, und ſeid auch dieſem ehrlichen, wohlgemeinten, ernſt-heitern und heiter-ernſten Buche hold.

— Was ich nun damals zu den ſichtbaren Freunden ſagte, das möchte ich wohl auch jetzt zu den lieben Leſern und Leſerinnen, die ich nicht ſehe, ſagen dürfen, denn gar zu gern denke ich mir alle gute und gebildete unter ihnen als meine Freunde.

Berlin, am 14. Januar 1817.

Franz Horn.

Erſtes Buch.

1.

Die jungen Männer waren bis dahin ziemlich laut geweſen. Doch als es elf ſchlug, und die entfernteren und kühleren Verwandten fortgingen, da fiel es ihnen von neuem mit beſonderer Gewalt auf das Herz, daß die Stunde des Abſchieds bald kommen werde. Es herrſchte eine geraume Weile gänzliche Stille im Saal, denn niemand ſprach, weil ein Jeder zu viel zu reden hatte.

Heinrich, dem das läſtig fiel, fing endlich an: Wenn ich nicht irre, ſo iſt heut Walpurgisnacht, und ich ſehe eine Menge Zauberinnen in dem bunteſten Gewühl, und auf die mannigfaltigſte und ergötzlichſte Weiſe nach dem romantiſchen Berge hinziehen, den die Poeſie

BIBLIOTHECA
REGIA

und der Aberglaube recht glücklich zum Verſammlungsplatze der Fantaſtinnen, und des Oberhaupts derſelben, gewählt haben. Alles gefällt mir an der alten Sage; nur die Ofengabeln und Beſenſtiele ſagen meiner Phantaſie nicht genug zu, und ich wähle ſtatt dieſer unbeholfenen und rohen Dinge lieber flatternde Shawls, oder lange Blüthenzweige oder noch längere Papierſtreifen mit den köſtlichſten Zauberſonetts beſchrieben.

Ein alter Mann, der neben ihm ſaß, ſtrafte ſolche Rede, und meinte, man müſſe dergleichen Ueberreſte des Aberglaubens aus den Zeiten des finſtern Mittelalters, ſelbſt nicht einmal im Scherze in Schutz zu nehmen ſcheinen.

2.

Ach! ſagte Heinrich, dieſe Dinge bedürfen keines Schutzes, und am wenigſten eines ſcherzhaften, der wieder eines ſehr ernſthaften bedürfte, aber keines ſolchen werth wäre.

Wenn ich aber jetzt an dieſe Hexen denke, ſo geſchieht es nur, weil ich ihnen eines von ihren Inſtrumenten beneide, auf denen ſie ſo raſch fortflattern, denn ich, obwohl man mir ſonſt einige Springfüßigkeit nachgerühmt hat, weiß wahrlich nicht, auf welche natürliche Weiſe ich hier fort kommen ſoll.

Bei dieſen Worten entfernten ſich abermals Einige aus der Geſellſchaft, und wünſchten den Jünglingen eine glückliche Reiſe. Man ſprach ihnen noch einmal zu von den Gefahren der großen Welt, die eben deshalb ſo gefährlich ſei, weil ſie im Grunde, trotz ihrer ſogenannten Größe, etwas Kleinliches an ſich habe, um das ſie aber nicht wiſſen wolle. Man empfahl eine rechtmäßige Lebensklugheit, welche gar Manches ebenen und ausgleichen könne, und führte Stellen an aus dem Rochefaucault, die über die Sache mehr Licht verbreiten ſollten. Der Letzte, welcher den Jünglingen Lebewohl ſagte, führte ihnen beſonders die Unſchätzbarkeit der Zeit zu Gemüthe, und ging bei ſeinen Ermahnungen ſo in das Detail, daß er auch vor zu langem Schlafe warnte, durch welchen offenbar eine zu groſe Summe Stunden vom Leben abgezogen würden, die denn doch weit nützlicher könnten angewandt werden.

Der übermüthige Heinrich lächelte dabei ein wenig.

3.

Es war jetzt nur noch Marie nebſt ihrem Vater zugegen, in deſſen Hauſe das Feſt des Abſchiedes gefeiert worden war.

Ihr dürft mir noch nicht gehen, ihr lieben Jungen, ſagte er, und wenn ihr auch dazu Luſt hättet, was doch gottlob nicht iſt, ich hielte euch mit Gewalt. Ich habe nicht gewollt, daß ihr den letzten Abend ganz allein mit uns zubringen ſolltet, weil ich die Rührungen ſcheue, die ſich durch ſechs bis acht Stunden hindurch zerren und bald krampfhaft ſich auflehnen, bald wieder matt herunter ſinken, ſo daß man zuletzt nur, um der geiſtigen Strapaze los zu werden, raſch aus einander geht.

Marie, die bisher mit Emſigkeit beſchäftigt geweſen war, einen einfachen Lorbeerkranz zu flechten, hatte jetzt geendigt, und ſetzte die Lichter neben einander, um ihre Augen durch einen Schirm vor ihrem Glanze ſchützen zu können. Sie nahm die gewundenen Blätter in die Hand, und nachdenkend drehte ſie dieſelben herum, wie einen Roſenkranz. Man hätte vermuthen dürfen, ſie fürchte ihre eigenen Thränen, und wolle ſich ſchützen durch die grüne Hülle, deren ſonſt ihr ſcharfes Auge nicht bedurfte.

4.

Mir war dieſes Geſchwirre im höchſten Grad zuwider, ſagte **Karl**, und wenn mich ſchon an fröhlichen Tagen dieſe Maſſe von verworrenen Geſichtern verletzen oder ärgern kann; ſo war dies heute noch weit mehr der Fall. Was ſoll mir doch der Anblick dieſer größtentheils ganz mislungenen Verſuche Menſchen zu werden, oder gar der Anblick der totalen Leere, die nicht einmal mehr verſucht? Was ſoll ich mit dieſen Menſchen und ihrer behaglichen Flachheit und Plattheit und Roheit, mit dieſen geiſt- und gemüthlos hinſtarrenden Creaturen, mit dieſen lebendigen Bettelbriefen, und Bittſchriften und Klageſchreiben an die Natur, daß ſie ſie ſo erbärmlich gemacht hat? was ſoll ich mit ihnen anfangen?

Hier ſchlug Heinrich ein unmäßiges Gelächter auf, und ſagte dann: Es giebt für mich unter dem vielen Ergötzlichen, das im Leben iſt, kaum noch etwas Ergötzlicheres, als wenn ich den Karl auf die lieben Menſchen ſchelten höre, von denen ihn weder die Erde, noch der Himmel, noch die Hölle befreien kann! Und wie ſpaßhaft iſt es, ihn haſſen zu ſehen, und zürnen zu hören auf das, was er doch nur als gemein und verächtlich ſchildert, und eben deshalb auch nicht haſſen ſollte.

Wenn du darüber lachen möchteſt, erwiederte Karl, ſo möchte ich eher darüber weinen, oder wenigſtens mit Lear ausrufen: „Hinunter hinunter hysterica passio!“ und „Gieb mir eine Unze Biſam, guter Apotheker, meine Phantaſie wieder wohlriechend zu machen.“

Daß Du darüber weinen möchteſt, ſagte der alte Erlof, iſt noch mein einziger Troſt, bei Deinem oft blinden Hinſchelten auf die Menſchen, die Du doch ſo wenig kennſt. Man ſollte es ſchon um deswillen nicht, weil es ſo leicht iſt, und der beſſere ſtolze Mann das zu Leichte verſchmäht. Mitunter brauchſt Du es auch wohl nur als rhetoriſche Uebung, und ich hoffe, Du wirſt mit der Zeit gar wohl gewahr werden, daß man ſich, wenn auch nicht einen reichhaltigern, doch einen erfreulichern Stoff wählen kann und ſoll.

Und Du, ſo ſetzte er nach einigem Stillſchweigen hinzu, Du mein guter Julius, Du ſchweigſt ſo ganz?

5.

Was ſoll ich ſagen, mein geliebter, väterlich geſinnter Freund, erwiederte Julius, was kann ich ſagen, das dieſes trüben heiligen Abends werth wäre? — Ich war ein ſtiller armer Knabe, dem Vater und Mutter zu früh heimgegangen waren. Ich war ſo ganz allein, daß es mir oftmals erſchien, als müßte ich nur ſchnell machen um in den freundlich blauen Himmel zu kommen, wo ja gewiß der theuren Weſen genug wohnen, die ſich des liebeſuchenden Herzens annehmen. Ich war arm und hülflos, ausgeſetzt jeglicher Beſchwerde, die das rohe Leben uns bietet, wenn keine milde Hand uns behütet und ſchützt. In mir war der heiße Durſt nach geſicherter Wiſſenſchaft, die uns ſelbſt ſichert, und noch über ihr ſtand die heilige Dichtkunſt, die den Himmel ſchon auf die Erde zaubert, während ſie uns doch auch die treue freundliche Erde innig lieben läßt. Aber der dürftig beengte Knabe ſtand verlaſſen im Winkel und ſcheute ſich vor der vornehmen geputzten Geſellſchaft um ihn her, die viel Unbedeutendes, oder wohl gar Schlechtes ſprach, und dabei that, als ſei es recht bedeutend, oder recht gut. Da wurde mir oft ſehr weh um's Herz, und ich ging hinaus auf den Kirchhof, wo unter einem mooſigen Stein die lieben Eltern ruhen. Der Stein war kalte Scheidewand, die mich von ihnen trennte, aber er bot mir die milden großen Worte, daß „der Gerechten Seelen in Gottes Hand ſind, und keine Quaal ſie anrühret." Das tröſtete den Knaben, wie es einſt den Greis tröſten wird, aber der Knabe wäre zu früh zu einem Greiſe geworden, er hätte ſich nie einer regen Kraft des dieſſeitigen Lebens erfreut, er hätte es nie kennen gelernt, und wäre ſo des jenſeitigen nicht würdig geweſen, hätte er nicht — Sie gefunden. Sie faßten die Hand, die ſich ſo lange in das Leere hinausgeſtreckt hatte, Sie wurden mein Lehrer, mein Beſchützer, mein Vater.

6.

Es iſt billig, erwiederte der alte Erlof, daß man einen Jüngling, fünf Stunden vor der Abreiſe auf die Univerſität, nicht unterbreche, beſonders wenn er ſo warm und wacker ſpricht wie Du; doch vergiß nicht, daß ich das Preiſen meiner Wohlthäteleien an Dir, nicht ganz wohl leiden mag. Was ich für Dich that, hat mir Freude genug gemacht, während ich es that, und die guten Früchte, die es brachte, lohnen überreichlich das was eigentlich gar keinen Lohn verdient.

So iſt's recht, alter Herr, ſagte Heinrich, und ich lebe Euch deshalb nicht wenig. Ich bin gewiß, Ihr ſeid völlig zufrieden, wenn Euer zukünftiger Biograph einmal von Euch ſagt: Er ließ einigen koſtbaren Jünglingen mit warmen Herzen in kaltem Wetter die Oefen heizen, und ſpannte einige wohl bezahlte Poſtpferde vor ihren Lebenswagen, der ſonſt durch den mittelmärkiſchen Sand nicht weit gekommen wäre, er ließ ihnen einige gute Regenſchirme vor Unglückshageln machen, und ohne Metapher einige wohl gepolſterte Sopha's für gute Stunden. Es iſt mir, als ſähe ich die ſchöne Stelle ſchon gedruckt; doch hoffe ich auch noch vierzig Jahre damit warten zu müſſen, ehe ſie erſcheinen kann.

Der letzte Nachſatz ſagte Marie, deren Geſicht von dem grünen Lichtſchirm verhüllt wurde, verſöhnt mich wieder, denn ſonſt dürften Sie auch im Scherz nicht von meines Vaters Tode reden.

Sie wurden mein Vater, fuhr Julius fort, dies eine Wort bezeichnet alles. Marie aber wurde meine geliebte Freundin, die ich ſtets im Innerſten des Herzens hegen will.

Er ſtand bei dieſen Worten vor ihr, und drückte die kleine weiße Hand an ſeine Lippen. Marie neigte ſich zu ihm, und küßte ihm mit unbefangen freundlichem Lächeln den Mund. Der kräftige Jüngling zitterte, und heiße Thränen füllten ſein Auge. Der Alte ſah freundlich zu, und ſagte einen ſeiner höchſten Lobſprüche: „Ihr ſeid ziemlich gute Leute.“ Karl ſtand auf, und gab einige Accorde auf dem Pianoforte an, die ſich in eine zu luſtige Melodie auflöſten, von der man nicht recht begriff, wie ſie für den heutigen Abend paßte.

7.

Ach bin ich nicht zu glücklich? rief Julius aus, und kann ich jemals hoffen, es zu verdienen?

Wir Menſchen, ſagte Karl finſter, verdienen ſämmtlich unglücklich zu ſein, aber der Himmel ſieht nicht an unſre Thorheit, ſondern gewährt uns mitunter einige luſtige Abende, obwohl einige unſrer Nachbaren ihn nicht eben allzuluſtig finden, ſondern einiges dabei leiden.

Vater, Freundin, und Freund! ſagte Julius nach einer Pauſe und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, o Du überſchwenglich gütiger Gott in deinem lichten Himmel, welch eine Fülle von Freudigkeit haſt du mir gegeben!

Du nennſt das Wort „Freund," ſagte Erlof, ich geſtehe Dir: mein guter Junge, ich weiß nicht, wen Du meinſt.

Wie, mein Vater, iſt Ihnen Heinrich unbekannt, und darf ich ihn nicht meinen Freund nennen?

Der Alte ſah ihn freundlich, aber faſt mitleidig an, und ſchlug dann mit den ſpitzen Fingern einige Halbtakte auf den Tiſch, aber Marie ſetzte raſch den Lichtſchirm weg und lächelte in reiner Freudigkeit.

8.

Schon in der Morgendämmerung der Knabenzeit, fuhr Julius fort, ſtrebte mein ganzes Herz nach einem Freunde, nach einem ſolchen, den man ſo recht aus des Herzens Mitte herauslieben und unbegränzt achten könne. Hat man ihn gefunden, dann ſteht uns das Leben ſelbſt in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit da, die Wiſſenſchaft zieht uns in ihren lichten Kreis, und ihren höheren Anforderungen begegnet nun auch höhere Kraft, und die heilige Kunſt erſcheint uns in ihrer reinen Göttlichkeit und duftende Blüthen flattern um uns her Dann erſt wird der Menſch gut, der ſonſt leicht eng und ſtarr und matt in der Starrheit werden kann. O Heinrich habe Dank, daß Du mich haſt lieben wollen, und wenn ich Deinem reichern Geiſte auch nur wenig ſein kann, ſo liebe mich dennoch, und halte Dich an meine Treue, die unverbrüchlich daſteht und ewig.

Was Deine Liebe betrifft, erwiederte Heinrich lächelnd, ſo müßte ich in der That einige mit Langweiligkeit gemiſchte Schlechtigkeit in mir herumtragen, wenn ich dieſelbe nicht gehörig anerkennen, und, nach Maaßgabe des Vermögens, zu erwiedern trachten wollte. Nur weiß ich wahrlich nicht wohl anzugeben, was Dich eben veranlaßt hat, gerade mich zu lieben, der ſich zu Dir verhält etwa wie ein luſtiger Halbtiger zu einem lieben Lamm. Mit meinem reichern Geiſte ſieht es nun vollends ganz ſeltſam aus, und es ließe ſich fragen, ob nicht eine gewiſſe Gattung von ebener und geordneter Armuth erſprießlicher ſei, als mein Polterkammer-Reichthum; ich aber frage leider nicht ſo, ſondern höre mich nur zu gern rühmen, mein guter Julius.

9.

Laſſet das Geſpräch nicht irre verflattern, ihr jungen Menſchen, denn, obwohl ihr rein aus dem Herzen herausredet, ſo redet ihr doch nicht das Wichtigſte aus demſelben hervor, und das nur will ich jetzt wiſſen. Was iſt der Zweck eures Lebens? iſt's immer noch der alte? Sprecht, was wollt ihr werden; bedenkt aber das Wort, das über eure Lippen geht.

Ein Dichter! ſagte Heinrich raſch, ein Dichter! rief Karl mit kühner Kraft und lauter Stimme, ein Dichter! ſagte Julius leiſe und demüthig den Blick gen Himmel hebend, wie zum Gebet.

Der Alte ſah nachdenklich gerade vor ſich hinaus und ſagte dann mit ungewohntem Ernſt: Drei Dichter in dieſem mittelmäßigen Bürgerzimmer verſammelt? Drei Auserwählte aus Millionen? Das wäre ſehr ſeltſam, und hocherfreulich und tiefbedenklich. Manche andere Drei, oder vielmehr manche andere hundert Jünglinge, die dergleichen redeten, würde ich ſo ganz gelaſſen perſifliren, wenn ſie derlei großes Wort ausſprächen, daß ſie ſelbſt ſchwerlich gelaſſen dabei bleiben ſollten. Doch am heutigen Abend ſoll nicht mehr gelacht werden, und ein Wort in der Stunde des Abſchieds iſt immer ernſt, und ſoll auch ernſt machen den, der es hört. So ſeid ihr denn auch etwas beſſer als jene andern Drei, und jene andern Hundert, das iſt immer noch wenig genug, und darum darf ich euch das ſagen.

10.

Wohl habt ihr — ſo fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, — wohl habt ihr mir immer dieſe Antwort gegeben, wenn ich euch in den verfloſſenen drei oder vier Jahren fragte, und ich bin nicht eben ſehr ernſthaft dabei geworden; ihr gebt ſie mir auch heute in dieſer Mitternachts-Abſchiedsſtunde, und ſo muß ich denn wohl ernſt und nachdenkend werden. — Kinder, es vergehen Jahre, es vergehen Jahrzehnte in allen fünf Welttheilen — die andern Planeten, denke ich, werden nicht viel voraushaben — wo die

Natur auch nicht Einen Menſchen hervorbringt, den man mit reiner Ueberzeugung und vollendetem Recht einen Dichter nennen dürfte, aber es vergeht vielleicht kein Monat, wo nicht Einer geboren wird, der eine beſondere Neigung oder Leidenſchaft für die Poeſie in ſeiner Bruſt ſich erzeugen fühle, und jene Neigung dann für Beruf hält.

Da glaubt er dann ſein ganzes Leben an jene Liebe ſetzen zu müſſen, hofft ewig, es werde ſich endlich etwas Tiefbedeutendes, Ewiges als Reſultat derſelben ergeben, und was entſteht ſind doch leider nur ſchwächliche, des dauernden Lebens ermangelnde Werke. Das ſieht er dann zuletzt wohl ſelbſt, und nun iſt durch den Einen Irrthum ſein ganzes Leben zum Irrthum geworden, und er vermag nun keine Wahrheit mehr zu finden, als eben jene gräßliche alles zerſtörende, daß er ſo ſehr, ſo vollendet geirrt habe. Dann ſinkt ihm die ganze Bedeutung der Welt und des Lebens, und er verzweifelt wol gar an dem Schönen überhaupt, weil er es nicht darzuſtellen vermochte, er verzweifelt an dem Glauben, weil er einſt zu früh zu zweifeln aufgehört hatte. Er iſt irre geworden in ſich ſelbſt und weiß nicht mehr ſich zurecht zu finden in ſeiner eigenen Bruſt, und da er gewahr geworden, daß ihm das Höchſte verſagt worden, ſo verachtet er nun auch alles, was etwa ſonſt noch Gutes in ihm wohnen möchte. Unter geht dem Jammervollen zuletzt wohl gar noch Gott und Chriſtus, und ſo löſt ein verworren dunkler Tod das unſelige Leben auf, deſſen Irrthum ſich rächte wie ein Verbrechen.

11.

Es iſt hart, Vater, ſagte Marie, ſo trübe Dinge auch nur zu denken; doch ſie auszuſprechen in der Abſchiedsſtunde kann kaum jemals gut gemacht werden.

Es iſt nur nicht weichlich, erwiederte Erlof, und ſo laß mich immerhin ein wenig fortfahren. Oft ſcheint die Natur wirklich darauf auszugehen, einen Dichter zu bilden, aber es iſt ihr, wenn der Menſch ſo ſagen darf, nicht Ernſt damit, und ſie ſcheint ihr eigenes Werk zerſtören zu wollen. Sie verſagt ihm die Geſundheit des Leibes, und ihr findet die Seufzer darüber durch alle Literaturgeſchichten hin verhaucht, ſie lähmt ſeinen Arm oder Fuß, ſie wirft Nadeln in ſeine Bruſt, und zerritzt ſeine Magenhaut, daß ſie zu häufig mit der Phantaſie collidirt, z. B. bei dem — bloßen Gedanken, den ich ſo eben ausgeſprochen. Dann ſoll der Mahler mahlen mit zitternder Hand, und der Tänzer tanzen in Fußangeln! Es geht eben nicht.

Oder ſie wirft ihn, den Lebenswarmen und Lebensluſtigen, in die feuchtkalte Wirthshausſtube der Armuth, ſo daß ſein Mund nur die Melodie des Jammers anzugeben vermag, er, der doch die Geheimniſſe des Lebens und der Menſchheit in ſinnvollen und fröhlichen Bildern darſtellen ſollte! Dann iſt er gezwungen, den Gegenſtand ſeiner Liebe zum Gegenſtande ſeines Erwerbs zu machen, er muß den friſchen freien Genius betteln gehen laſſen um die Gunſt des Haufens, und ſelbſt dieſe wird ihm nicht immer, denn ſelten nur erzwingt ſich Ruhm und Beifall, dem nur begegnend, der nicht zu ſehr danach ſtrebt.

12.

Wer fragt nach dem Beifall der Menge? rief Karl aus, nach jenem blinden Haufen, dem man den Namen des Zuverehrenden und Zuverwerfenden nur zuſchreien darf, damit er munter darauf los verehre oder ſchelte? Die höchſte Ehre iſt, von ihm nicht geehrt zu werden. Mir wird es ewig genügen meinen Freunden zu gefallen, mich wohl erinnernd was ein trefflicher Dichter ſagt:

Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Es giebt der Stellen mehrere die etwas Aehnliches ſagen, erwiederte Erlof gelaſſen, und ich könnte Dir nöthigenfalls noch mit einigen Dutzend von gleichem Inhalt unter die Arme greifen. Aber mein guter, faſt altkluger und eben darum nicht beſonders kluger Freund, laß mich Dir mit der beſten aller Sentenzen begegnen, daß man eben mit Sentenzen die leidende Natur nicht beſchwichtigen kann. Mißverſtehet mich indeſſen nicht ſo ſehr, um mir zuzutrauen, als wolle ich nun das ſtete Umherſchauen nach Beifall und das Haſchen nach den Gunſtbezeigungen der Menge in Schutz nehmen. Das ſei ferne. Aber wir leben in der Zeit, und der Dichter ſoll ſich mit dieſer Zeit in Berührung ſetzen, er ſoll das Volk, das er ohnehin als redlicher Patriot lieben muß, in Anſpruch nehmen, und auf daſſelbe zu wirken ſuchen, wenn nicht ſein Streben größtentheils in das Leere gehen und in trauriger Oede verhallen ſoll. Wie aber iſt nun der größte Theil dieſes Volks faſt ſeit einem Jahrhundert geleitet worden? Sein Großes und Vortreffliches iſt ſehr ſelten in Anſpruch genommen worden, häufig aber ſein eitel Kleines, ſeine Hinneigung zum Ausländiſchen, ſein gedankenlos Bequemes. So iſt es denn von ſeiner alten Hoheit gar ſehr herabgekommen durch eitle Verführer, und taſtet Ihr dieſe an, ſo taſtet ihr es mit an. Ihr müßt es ertragen lernen, daß es der alten Dichter Heroenbüſten in den Staub wirft und mit den ſchönſten Kränzen die gemeinen Stirnen jener erbärmlich ſtolzen Halb-Poeten und Halbphiloſophen umflicht. Werdet Ihr es vermögen, ohne daß bitterer Gram an Eurem Herzen nagt und den Frieden in Eurer Bruſt untergräbt ohne den kein Kunſtwerk gedeihen mag?

13.

Die Jünglinge erklärten, daß dieſes alles ſie keineswegeſ kümmern werde, und als Erlof hinzuſetzte, er habe kaum den tauſendſten Theil von den Leiden der Poeſie berührt, ſo verſicherten ſie, daß ſie auch ſämmtliche übrigen nicht genannten Tauſend gar wohl ertragen würden.

Karl erklärte, das ganze Leben ſei ohne Poeſie nicht des Athemholens werth, das man daran verſchwende: Ein ſchlechter Spaß, bei dem man weder lachen noch weinen könnne, ein Garnichts, das um ſo ſchlimmer ſei, da es ſich für ein Etwas ausgebe. Er begreife nicht, wie die Poeſie es der Mühe werth gefunden habe, ſich auf eine ſo ſtaubige Kleinſtädter-Welt herabzulaſſen; da ſie es aber gethan habe, ſo danke er Gott, der ihm Kraft verliehen, und ſich ſelbſt, daß er Klarheit genug habe, um jene Kraft anzuwenden und etwas Großes als Dichter zu leiſten.

14.

Was mich betrifft, ſagte Heinrich, ſo begreife ich freilich vieles nicht; das aber am wenigſten wie die Poeſie Leiden haben könne. Bei mir verſpüre ich dergleichen blutwenig, wohl aber der Freuden die Hülle und Fülle. Ueberhaupt iſt es mein Unglück, daß ich zu glücklich bin; doch ſtrebe ich bis jetzt vergeblich darnach, mir einigen ſoliden Jammer anzuarbeiten. Wenn ich am Morgen erwache, ſo ſagt der Morgen ſelbſt mir einen guten Morgen, und verſpricht mir beträchtliche Ergötzlichkeiten, der Mittag verbindet, wie ein guter Schüler Horazens, das Angenehme mit dem Nützlichen, ich meine den reinen Ernſt des Eſſens mit dem ſüßen Scherz des Trinkens, und ich bin ſtets bemüht, mich gleich weit vom Trocknen und vom Wäßrigen zu halten. Und nun vollends der Abend! O Himmel, wie hübſch iſt die Erde! aber warum hat ſie nicht lauter Abende? Man hat Beiſpiele, und die Weltgeſchichte darf es nicht verhehlen, daß einige Menſchen bei Tage ein wenig langweilig geweſen ſind; aber ſie weiß nichts davon, daß dies Unglück auch noch am Abend angehalten habe. Und welche Glückſeligkeit ſodann auf lauter köſtlich anziehende, geiſtreich ergötzliche Menſchen zu ſtoßen! Der zäheſte Pfahlbürger, durch deſſen Leben kaum ein ſchwacher Leberreim hindurch geht, wird aufgeweckt und ordentlich intereſſant, wenn vier bis ſechs Lichter auf den wachsleinwandenen Tiſch geſetzt werden, und der Thee ſervirt wird. Es hat ſich zugetragen, daß einem ſolchen dann wol gar ein ſpaßhafter Einfall gelungen iſt, an den er ſich noch am Abend ſeines rühmlichen Lebens mit Vergnügen zurück erinnert hat, wie man denn wohl mit Luſt einer guten That gedenkt.

15.

Erlof ſchüttelte den Kopf, weil er es nicht gern ſah, wenn Jemand ſich ſelbſt gern reden hörte, in welchem Verdacht Heinrich allerdings ſtand. Karl ſah finſter vor ſich hin, denn der Einſeitig-Ernſte verachtete das Gerede als ein faſt inhaltloſes Geſchwätz. Julius aber ſah ſehr heiter aus, denn er war gewohnt, faſt alles vortrefflich zu finden was der Freund ſprach, den er mit einer recht zarten Liebe im Herzen trug.

In Mariens Händen bildete ſich der Kranz immer voller, blühender und geordneter und ihr Auge verweilte bald kindlich freundlich, bald liebend ernſt auf dem Geſicht des lächelnden Jünglings, der ihr vielleicht zu theuer war.

Und die Mädchen! fuhr Heinrich fort, wie ſind ſie doch ſo recht wunderbar vortrefflich, und lediglich deshalb geſchaffen, um die hie und da wandelnden, ſparſam genug zerſtreuten poetiſchen Jünglingsgemüther zu erfreuen und zu erquicken! — Ach! wenn ſo Abends im Schauſpiel, wo Gottlob meiſtens langweilige Stücke aufgeführt werden, die nicht ſtören und ſelbſt nicht für Augenblicke die Aufmerkſamkeit ableiten, die mannigfaltigſte Flora von Mädchen an den langen Logenreihen hin ausgebreitet iſt, welch ein erfreulicher Standpunkt dann im Parterr, wo man in Sicherheit an einen Pfeiler gelehnt, die Augen und die Phantaſie behaglich in jene Blumen legt.

Jene Blaſſe und Stille dort, die faſt zu intereſſant iſt um ſchön zu ſein, und doch auch wieder ſo ſchön iſt, ſchon um der reinen Stirn willen, die ſich ſo ſanft hinſenkt zu der zarten nicht-griechiſchen Naſe. Ich ſah zuweilen Thränen in ihrem Auge, die ich gern mit den hellſten Perlen des Morgenlandes vergliche, wäre die Vergleichung nur nicht gänzlich abgenutzt, Thränen, die mir angenehmer ſchienen als ſelbſt das köſtlichſte Lächeln, obwohl ich ſonſt nach reifer Ueberlegung das Lachen dem Weinen vorziehe. — Dort die kleine Blondine, die ſich ſchon ſeit viertehalb Wochen nach Liebe ſehnt, und, weil gerade für's Erſte nichts anders zu haben iſt, den ſchreienden Heldenſpieler ſelbſt ein wenig liebt, vielleicht nur um der wallenden Federn willen, die auf ſeinem Spaniſchen Hute prangen, und ihm allerdings gut genug laſſen. Zum Glück kommt die liebe Seele ſchon am andern Morgen beim Kaffee auf beſſere Gedanken und läßt ab von ſo fantaſtiſcher Neigung.

Dort das kecke Fräulein mit den großen herrlich ſtralenden Augen; die auf die vielleicht ein wenig ſpöttiſch aufgeworfenen Lippen ſtolz herabſehen, und zu ſagen ſcheinen: Ich nehme euch in Schutz; verachte euch aber faſt alle nebenbei. — Jene kleine Zarte, die ſchon einmal geliebt hat, doch ohne ſonderliches Glück, ſieht ſie nicht auf uns herab, wie verklärt, und in der Verklärung ſo hell und witzig und ſpöttiſch ſein? — Die, neben ihr, erſcheint mir faſt wie ein von der Natur ſelbſt kühn ausgebildetes Bonmot, dem man mit Freuden verſtattet, ſich ſelbſt anzulachen, weil es in der That ſehr witzig gedacht und ausgeführt iſt. — Und die im Hintergrunde, o wie ſo ſehr lieblich iſt erſt die, und man dürfte ſie der reinſten Thräne der Liebe vergleichen, die eben ſo wohl von Sanftmuth und Milde zeigt, als von Kraft und Stolz.

16.

Heinrich bemerkte die Thräne nicht, die gerade jetzt in dieſem Augenblick um ihn geweint wurde, und er fuhr in einer Miſchung von Ernſt und Trunkenheit fort:

O ich liebe euch alle, ihr Mädchen, ihr erfreulichſten Gedanken der ſchaffenden Poeſie der Natur, und ich will leben in dem Anſchauen eurer aller, träumen von euch allen, und ſterben in der Erinnerung an euch alle. In der Liebe

Liebe für euch ruht und bewegt ſich meine ganze Poeſie, und ich verſchmähe jede andere, die einen andern Mittelpunkt hätte als euch, und eure Schönheit und Freundlichkeit!

Darum redet mir nicht von Leiden, die nur dem Schwerfälligen, trüb und bleiern Hinſtarrenden, gegeben ſind; nicht dem beweglich-ruhigen, klar-erfreuten, und in der Freude ewig neue Freude erzeugenden Dichter.

Nur dann, als unſere erſten Eltern einer proſaiſchen Halbweisheit nachſtrebten, wurden ſie aus dem Paradiſe verjagt, und feurige Engel mit flammenden Schwertern bewachen den Eingang, daß die abgefallenen Proſaiker nimmer wieder eindringen können. Aber dem Dichter iſt ſein ewiges Paradies geblieben, und der Himmel ſelbſt kann es ihm nicht rauben, ja er müßte erſt aufhören Himmel zu ſein um es auch nur zu wollen.

17.

Unter dem Fenſter ſpielte eine Orgel, die ſich verſpätet hatte, die Melodie aus dem Egmont:

Leidvoll und freudvoll
Gedankenvoll ſein,

und raſch fiel Karl ein: „Glücklich allein iſt die Seele die liebt,“ aber keinesweges die Seele des Tuttiliebhabers, für den Du Dich ſelbſt giebſt.

„Mit Dir,“ erwiederte Heinrich, „hab ich des Streites längſt ſchon mich begeben.“ Du biſt glücklich indem Du Dich unglücklich fühlſt, Du liebſt indem Du ſchiltſt, und dichteſt mild melancholiſche Abendlieder, während Du an den Menſchen kein gutes Haar läſſeſt, dasjenige etwa ausgenommen, in dem ſie ſelbſt ein Haar finden, oder mit dem ſie ſich erhängen ſollten. Darum greift mich Deine Meinung nicht ſonderlich an.

Genug, Kinder, ſagte der Alte, genug der wildflatternden Worte! Ihr habt Euch erklärt. Ihr wollt Dichter ſein und bleiben. Es ſei, doch nur die Zeit kann über Eure Bewährung entſcheiden.

18.

Er nahm den Kranz aus Mariens Hand. Seht her. Iſt's Zufall, daß dies gute Mädchen, das Euch alle ſchweſterlich liebt, ihn geflochten, oder hat ſie ſelbſt mit Abſicht ihn gewunden? Seht her: Hier iſt der Lorbeerkranz. Wer ihn empfängt aus reiner Frauenhand, der hat ſeines Lebens Ziel und Lohn erreicht: denn nimmer giebt es einen höhern Sieg des Dichters, als den Beifall edler, gebildeter Frauen. Wer an einen höhern glaubte, würde ſchon um deswillen aufhören ein Dichter zu ſein.

Die drei Jünglinge ſahen mit tiefem Ernſt nach dem Kranze hin, und ſelbſt Heinrich unterdrückte nur mit Mühe einen Seufzer, den er ſonſt nicht leicht in ſeiner fröhlichen Bruſt aufnahm. Alle beſtätigten laut Erlofs lezte Worte.

Dieſer fuhr fort: Ihr ſeid jezt zwei- oder drei und zwanzig jährige Jünglinge. Mir wird wohl bei dem bloßen Ausſprechen dieſer überaus köſtlichen Zeit; aber vielleicht ſchon um deswillen, weil ſie ſo gar ſehr herrlich iſt, entſcheidet ſie nicht immer über das ganze Leben. Es iſt heut die Walpurgisnacht, 1800; heute über zehn oder funfzehn Jahr, wenn Gott will, ſind wir hier wieder verſammelt, und dann ſoll dem, der feſt, und mit Demuth, mit Glück und Kraft beharret in ſeinem Wollen, dieſer Kranz zu Theil werden.

In zehn Jahren ſeid Ihr Männer, und ſolltet Ihr auch jezt glauben, daß die Jahre die uns der Kalender vorzählt, nichts entſcheiden können, ſo werdet Ihr doch dann ſchon von dieſer zu hochmüthigen Anſicht zurückgekommen ſein. Bis dahin vertraut mir, daß auch die Jugend und das Alter, welches der Taufſchein beſtimmt, eine Bedeutung habe, eine recht tiefe Bedeutung, die kein hochfahrendes Jünglingswort vernichten wird.

19.

Die Jünglinge ſtanden alle um ihn her und bejahten ſchweigend. Julius ſah den Kranz, in Mariens Händen, mit einem heißen religiöſen Gefühle weinend an, und er wußte ſeine jetzige Empfindung mit keiner zu vergleichen, als mit der, da ihm einſt als ſinnigem Kinde, ſeine Pflegemutter, von dem heiligen Mahl des Herrn erzählt hatte, zu dem nur erwachſene, reife, und tugendhafte Menſchen gelaſſen werden dürften. Wie er ſich damals erregt fühlte, bei dem Gedanken an dieſe Zeit, ſo jetzt bei dem Anblick des ſchönen deutungsvollen Dichterlohns, den ſo theure Hände bereitet hatten. Er wünſchte Mariens Blicke zu begegnen, doch dieſe ſah auf Heinrich, der zerſtreut und erhitzt umherſchaute.

Erlof nahm den Kranz aus Mariens Hand, und ſetzte ihn auf die Büſte eines Greiſes, die ſeinen fein geſchnitzten Schreibtiſch zierte. Hier ruhe der Kranz, ſagte er, auf dem Haupte meines edeln ſeligen Vaters, auf dem Haupte des theuern, hocherfahrenen und doch kinderreinen, des ſinnig-ernſten, demüthig frommen, und doch ſo muthig fröhlichen deutſchen Mannes, der in ſeinem ein und achtzigſten Jahre noch ein Jüngling war, ein milder, Gott hingegebener Jüngling, den der Tod nur lächelnd küßte, weil er ihm keine Schmerzen zu geben wagte. — Mögen wir alle immer würdig ſein, des Theuern zu gedenken.

Und dürfen wir ihn je herabnehmen? fragte Marie, herabnehmen von einem ſo theurem Haupte? Dürfen wir je? wiederholte Julius.

20.

Wir dürfen, ſagte Erlof, denn ihn ſchmückt ein beſſerer Kranz, jener, den ihm die Engel reichten, als ſie ihn zu Gottes Ruh hinriefen. Doch auch dieſer irdiſche Kranz iſt heilig, denn er bezeichnet auf eine einfach tiefſinnige Weiſe die höchſte Freude und den höchſten Reichthum des blühenden Lebens. Und nun keine Erweichung mehr.

Dir, mein fröhlicher Heinrich, möchte ich faſt nicht „Lebewohl“ ſagen, ſondern: „Lebe weniger wohl,“ damit Du einſt recht ſehr wohl leben dürfeſt. Dir, Karl, gehe die Bedeutung des Lebens auf in der Liebe; wenigſtens vergiß bis dahin nicht, daß der Menſchenverächter ſich ſelbſt am meiſten ſtraft, durch geiſtige Genußloſigkeit und Unpoeſie. Dir, mein geliebter Julius, reiche ich bloß die Hand, und ſage weniger, als ich fühle; und — möge Dein reiches demüthiges Herz nie der Kraft ermangeln, die das Leben fordert und das Schickſal. Lebt wohl.

Marie reichte weinend den Jünglingen die Hand, denn ſie durfte nicht ſäumen. Doch als ſich Heinrich ihr näherte, berührte ihre Hand erſt raſch den blühenden Kranz, und, als wollte ſie ihm ſchon jetzt mit ihren Fingern, die den Duft deſſelben in ſich aufgenommen zu haben ſchienen, ein Vorgefühl ſeines künftigen Schickſals geben, ſagte ſie, ſeine Hand nehmend: „O möchten doch Sie, lieber Heinrich“ . . . aber ſie endete nicht, und war ſchnell aus dem Zimmer.

Als die Jünglinge die Hausthür hinter ſich zuſchließen hörten, kam es ihnen vor, als falle der Vorhang des erſten Akts ihres Lebens. Draußen auf der Straße war alles ſtill, und nur Julius weinte leiſe in die freundliche, hellgeſtirnte Nacht hinein.

21.

Der geſunde Jüngling, dem Herz und Phantaſie gegeben worden, hat eine Kraft in ſich, die mächtig genug, und ewig ſich erneuend, ihn über jegliches Leiden der Erde hinüberführt. Nur mit dem Unterſchiede, daß auch hier, und gerade hier am meiſten, der individuelle Charakter auf eine harte, oder freundlich fromme, oder leichtfertige Weiſe ſich ausſpricht.

Karl wiederholte ſich täglich: Die ganze Welt beruht gewiſſermaßen auf einem ewigen Kommen und ewigen Abſchiednehmen, darum lebt es ſich überhaupt nicht ſonderlich in ihr. Die Freude iſt ein Irrthum, aber der Schmerz auch: darum will ich beide nicht achten. Wahr und rein und ſchön iſt nur Marie, aber das funfzehnjährige Mädchen begreift den tieffühlenden Mann nicht. Ich will den Kranz verdienen, damit ſie mich einſt lieben müſſe, wenn ihrem reifern Gemüth die Idee der Männlichkeit aufgeht. Vergeſſen will ich alles, nur ſie nicht. Würde ich es auch können, wenn ich wollte? Und wäre wohl das Leben werth, daß ich die Augen danach öffnete, und die Hand danach ausſtreckte, wenn ſie nicht wäre?

22.

Er nahm mit gepreßtem Herzen, aber äußerlich kalt Abſchied von Julius und Heinrich, welche Einen Weg gemeinſchaftlich zu gehen entſchleſſen waren. — „Werde milder und freundlicher, ſagte Julius, indem er ihn innig an ſeine Bruſt drückte, Du biſt es ja doch in Deinem Herzen tief innerlich.“ Karls Augen füllten ſich mit Thränen, und er ſagte wehmüthig: Du liebſt mich doch nicht, wie den da: aber ich mache Dir keine Vorwürfe.

Heinrich ſagte: Ich wünſche mir wahrlich nicht, wie dort Shakſpears Orlando, Deine „entferntere Bekanntſchaft,“ doch fürcht' ich allerdings, daß ich erſt in einer „beſſern Welt wie dieſe,“ mit verklärtem Leib und Geiſt mehr hoffen darf von Deiner Liebe und werthem Umgang.

Karl antwortete nicht und ſchied.

Julius hielt jeden Schmerz des Abſchiedes von einem Freunde für etwas Heiliges: und den um Erlof und Marien für das heiligſte Kleinod in ſeiner Bruſt. Keine Zeit, keine jugendliche Lebensluſt ſollte ihm den rauben: das verſprach er ſich und fühlte wohl, es bedürfe deshalb keines Verſprechens.

Heinrich ſagte: Der Dichter ſoll ſich bei dem Abſchiednehmen gleich das Wiederſehen denken, denn ohne das Erſte giebt es kein Zweites. Ich komme mir vor wie Romeo nach dem Schmerz um Roſalinden; er ſuchte Zerſtreuung und fand — Julien. Ich habe Julien verloren und Julie iſt's, die ich wiederfinde.

23.

Julius war in jener glücklichen Zeit, wo das an Lebensfülle überſtrömende Herz noch keine Zeit anerkennt, wo der Ueberfluß an Liebe, Leben haucht ſelbſt in das Lebenloſe, und die reiche Phantaſie ſelbſt den Schmerz zwingt, ſich zur Melodie zu bequemen.

Heinrich war ihm begegnet in ſeiner friſchen Jugendblüthe, und der Jüngling, der ſo keck und freudig, ſo ſchön und lebendig vor ihm ſtand, hatte ſein ganzes Herz gewonnen. In einer ſtillen Mitternachtsſtunde, wo nur Heinrich den alten Rheinwein in vollen Bechern hinunterſchlürfte, — denn Julius bedurfte deſſen nicht in der Freude, — hatten ſie ſich ewige Freundſchaft geſchworen.

Julius ſah ſeit dieſer Zeit in ſeinem Freunde das Höchſte und Herrlichſte, was den Jüngling nur irgend zieren kann, und warf jeden Einwurf gegen deſſen höheren Werth, ſelbſt wenn er von ſeinem ſehr hoch geachteten Pflegevater kam, weit hinweg. Er, der ſonſt mit kräftigem Stolze daſtand, war demüthig und milde gegen Heinrich, denn er liebte ihn, und er begriff nicht, wie man anders lieben könne. Er ordnete ſich ihm unter in jedem Talent, in jeder Wiſſenſchaft, und fühlte ſich dennoch nie ſtolzer als in dieſem Unterordnen. Heinrich erfreute ſich des milden Freundes mit warmem Herzen, dennoch ſchien es, als liebe er mehr deſſen Liebe, als ihn, oder als ſähe er gar mitunter nur deſſen Liebe zu.

24.

Die Jünglinge beeiferten ſich jezt, ein jeder auf ſeine Weiſe, den Kranz zu verdienen. Heinrich fühlte ſich inſonderheit zu dem Tändelnden und Epigrammatiſchen der Poeſie hingezogen, und es gelang ihm, manches anziehende, leichthingehauchte, mitunter gar wizige Epigramm zu verfertigen, das günſtige Leſer fand, die ſo gern und mit Recht ſich an der Kürze erfreuen. Jedes Gedicht von größerm Umfange mislang ihm, weil ſeine momentane Begeiſterung bei dem dritten Verſe ſchon erloſchen war, doch bedauerte man die erſten zwei, die man zu loben geneigt geweſen wäre, wenn nur einzelne Verſe ſich loben ließen. Heinrich war ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt, und glaubte mitunter die Göttin der Poeſie ſelbſt zu ſehen, wie ſie auf ihn zukomme, gar freundlich ſeine Wange ſtreichle, und ſpreche: Mein Liebling, wie erfreue ich mich Deiner ſo höchlich, da haſt Du nicht bloß Einen Kranz, ſondern zehn, und willſt Du noch mehr, ſo ſage es nur frei, ſie ſtehen Dir bei Dutzenden zu Befehl.

Karl griff die Sache auf die ihm eigene Weiſe an. Er gehörte zu den Jünglingen, die in dem reinen Haſſe gegen das, was ſie als ſchlecht und gemein anerkennen, anfangs mit einigem Stolz und nicht ohne Luſt verweilen, bis ſie endlich wohl gar den Zweck ihres Lebens in jener entſchiedenen Abneigung finden. Sie meinen genug gethan zu haben, wenn ſie nur kämpfen gegen alles das, was ihnen als verfehlt und verkehrt erſcheint, und vergeſſen, oder ſehen nicht ein, daß ein ſolches Streben nur als ein Durchgangspunkt und als Bildungsmittel des Dichters zu betrachten ſei.

Sie richten das eine Auge ſtarr und gewaltig auf die Theorie, oder auf die Theorien, das andere auf die Polemik gegen alles das, was ihr und ihnen zuwider zu ſein ſcheint; ſie erſchöpfen faſt ihre Kraft, um zu zeigen, daß einige hundert Werke, die den Beifall des größern Publikums gewonnen haben, deſſelben keinesweges würdig ſeien. Was das leztere betrifft, ſo haben ſie darin nicht ſelten das vollkommenſte Recht; nur hilft ihnen dieſer Umſtand nicht ſonderlich, da ihnen faſt immer die Kraft fehlt, das Beſſere und Beifallswürdigere an die Stelle des überſchwenglich Getadelten zu ſchaffen.

25.

Karl hatte ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn damit angefangen, einige zwanzig gefeierte Schriftſteller der Deutſchen mit Zorn und Witz anzugreifen, und da dies Unternehmen noch keinen beſondern Eindruck auf das Publikum machte, ſo nahm er noch dreißig andere dazu, und verfuhr noch weniger ſäuberlich mit ihnen. Das erregte denn doch hie und da einige Aufmerkſamkeit und man antwortete ihm, jedoch leider ohne den gehörigen Aufwand von Verſtand und Witz, ſo daß Karl keineswegs von ſeinen einzelnen Irrthümern überzeugt werden konnte. Er fuhr deshalb nur noch grimmiger fort, die Trojaner und Rutuler, wie ſie ihm in den Weg kamen, zu bedrängen, und hielt der kräftigen Reden viele, in denen er ihren Unwerth klar auseinanderſetzte. Nach und nach aber

aber wurden der Zuhörer immer weniger, und auch die Wenigen ſahen ſich zuletzt bedenklich an, fragend: Wer iſt denn nun dieſer überſchwenglich Scheltende? was hat er ſelber hingeſtellt, das uns erſetzen möge ſo manches Niedergeworfene, an welchem wir ehedem einige Ergötzlichkeit fanden? Das mag ihm danken, wer — nicht gerne dankt, denn man gelangte ehemals öfter dazu, ſich bedanken zu können.

Wie von einem Kunſtreiter, der anfangs durch einige kecke Sprünge imponirt hat, nun aber ermüdet, weil man ihn ſchon einige Male geſehen, ſo gingen endlich die noch übrigen wenigen Zuhörer von unſerm Karl hinweg und ließen ihn allein in ſeinem Zorn, der mitunter nicht ungerecht war.

Nun freilich dachte er daran, eigne und in ſich ſelbſt beſtehende Werke zu liefern, die das Publikum auf die entſchiedenſte Weiſe zwingen ſollten, ihn anzuerkennen. Doch von dem Denken bis zum Schaffen iſt noch ein gar weiter Weg, und als er endlich wirklich an das Schaffen ging, mit löblichem Eifer und Fleiße, da hatte ſich bereits durch manche jener früheren Verhältniſſe eine gewiſſe Säuere und Bitterkeit in ihm feſtgeſetzt, die er ſich ſelbſt nicht verhehlen konnte.

Er glaubte nicht ohne Selbſtgefälligkeit, daß er als Menſch jene polemiſche Stimmung, gegen Welt und Menſchen gar wohl entſchuldigen oder gar rechtfertigen könne, aber er fühlte nur zu bald, wie ſehr ſie den Dichter ſtöre, deſſen ganzes Weſen auf Liebe gegründet ſein ſoll. Er erkannte dieſes Mißverhältniß in ſeiner Bruſt, und gab ſich Mühe, es zu löſen; doch erreichte er nur ſtundenlangen Frieden und war im Ganzen recht unglücklich.

26.

Man hätte vielleicht vermuthen dürfen, das Verhältniß der Freundſchaft zwiſchen Heinrich und Julius werde ſich nach und nach haben löſen müſſen, da hier eine ſo bedenkliche Verſchiedenheit der Gemüther waltete, aber es traf jener Fall keinesweges ein.

Es giebt Jünglinge, in deren Herzen die Freundſchaft faſt zu derſelben Zartheit, und mit derſelben Aufopferungsluſt ſich geſtaltet, als die Liebe, und wir dürfen Julius zu ihnen rechnen. Sein Gemüth war rein und warm und reich genug, um mit wahrer Freudigkeit faſt immer nur zu geben, und nie zu empfangen, ſo daß er denn auch, was die Hauptſache iſt, im Geben ſich ſtets einbildete er empfänge. Freilich, wenn er ſehen mußte, wie Heinrich zuweilen mit ganz flachen, leerluſtigen Menſchen ganze Tage und Nächte durchſchwärmte, wenn er erkennen mußte, es fehle ihm jene reine Andacht und heilige Scheu vor ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt, und er treibe denn doch die Wiſſenſchaft und Kunſt nicht ohne hochfahrenden Leichtſinn, oft ſogar nur als

Mittel für fremdartige Zwecke, dann fühlte er wohl eine gewiſſe Wehmuth erwachen, und er nahm ſich oft feſt vor, den Freund ſehr ernſtlich zu warnen und wenn es ſein müßte, mit einiger Derbheit zu ſchelten.

27.

Dann aber trat Heinrich herein mit dem angenehm lächelnden Geſicht, dem die durchſchwärmten Nächte eine anziehende Bläſſe gaben, die Augen ein wenig niederſchlagend vor Schaam, wenn er etwa in vierzehn Tagen den alten Freund nicht beſucht hatte, und Julius milderte gleich in Gedanken die Rede, die er an ihn halten wollte.

Doch ehe er noch dazu gelangte, ſie in Worte zu überſetzen, rief ihm Heinrich ſchon entgegen: Ich weiß alles, liebſter Menſch, ich halte ſelbſt die köſtlichſten Philippica gegen meine fantaſtiſchen Unarten. Der Genius und der Kobold ſtreiten noch in mir, und der

Kobold hat heilloſe Hörner, und der Genius iſt ein ſchneeweißes Gotteslamm. Ich tödte den Erdgeiſt gewiß noch; er iſt nur ſo ... luſtig zuweilen und thut ſo plauſible, daß ich ihm nicht hinlänglich böſe ſein kann. Es iſt ſo verdammt angenehm, ein wenig ruchlos zu ſein, beſonders wenn die Tugendhaftigkeit ſo ganz in der Nähe iſt; aber ruchlos bleibt die Ruchloſigkeit doch immer: dagegen iſt nichts von Erheblichkeit einzuwenden, und ich beſſere mich auch gewiß. In müſſigen Stunden denk ich oft daran, und will dann mit einem Male vortrefflich werden.

Bleibe nur Du immer mein Freund, ſagte er dann wohl zum Schluſſe mit ernſter Rührung, Du biſt viel beſſer als ich; und daß ich das anerkenne, und daß ich Dich doch ſo lieb habe, das giebt mir noch beträchtliche Hoffnungen von mir. Denn der gar nicht ſonderliche Menſch liebt den, ſo er für beſſer hält, nicht ſonderlich, ſondern findet ihn unbequem. Und ich, mein guter Julius, ich liebe Dich gar ſehr, und, glaube nicht, daß mein Geſtändniß, daß Du viel beſſer biſt, als ich, hier in dem einſamen Zimmer bleibt. Wenn Du es verlangſt, will ich es gern mit ſchweren Koſten in den Reichsanzeiger inſeriren laſſen.

28.

Wirklich ſchien es Julius ſeit einigen Monaten, als wurzele Heinrich immer feſter in ſich ſelbſt, und trenne ſich nach und nach von allem, was ſeiner nicht ganz würdig ſei.

So waren ſeit jenem Abſchiedsabend anderthalb Jahre vergangen, und ein ſchöner, friſcher, lichtheller Oktobertag lockte die Freunde aus der Stadt in das Freie. Heinrich war heute ganz beſonders zufrieden mit ſich ſelbſt, denn er hatte volle ... zwei Stunden gearbeitet, und einige Gläſer Wein weniger getrunken als ſonſt. Er ermangelte nicht, ſich deſſen gegen Julius zu rühmen, und forderte ihn auf, ihn um deswillen mit einigen Eichenkränzen zu bewerfen. Ich fürchte, ſchloß er, ich werde zuletzt noch ſo tugendhaft werden, daß gar kein Auskommen mit mir iſt, und meine Vortrefflichkeit wird ſich zuletzt noch zu einer koloſſalen Mauer aufthürmen, die ich ſelbſt nicht niederreißen kann.

Du Guter, ſagte Julius, ſcherze nicht über Dich ſelbſt, obwohl es Dir gut ſteht, wenn Du ſcherzeſt. Das liebte auch Marie ſo an Dir, die ſich überhaupt gar ſehr an Dir erfreuete, die liebe Seele. Ach, die Mädchen ſind wohl überhaupt vortrefflich, aber Marie iſt die vortrefflichſte.

Ich unterſchreibe das, erwiederte Heinrich, allenfalls mit einigem Blute, doch war mir Marie, wie ſoll ich es ſagen? zu edelmüthig, zu tugendhaft, zu köſtlich, als daß ich, der ich nun einmal einen halben Wolf und ein halbes Lamm vorſtelle, ganz beſonders mich hätte zu ihr hingezogen fühlen ſollen. An hohen Feſttagen war ich allerdings, weniger ſterblich, als unſterblich in ſie verliebt.

29.

Sie waren während dieſes Geſprächs allmählig auf einen ſanft hinauf ſich windenden Hügel gekommen, wo ſie ſich lagerten, um der Ausſicht auf einige nahe gelegene Weinberge voll fleißiger Arbeiter und fröhlicher Geſänge, ſo wie nicht minder der noch anziehenderen auf die fernere Landſtraße zu genießen, die ſich in ihren belebten Krümmungen durch friſche anmuthige Felder und Wieſen hinzog.

Als ſie ſich gelagert hatten, zog Heinrich zuvörderſt eine kleine Flaſche, gefüllt mit ausgeſuchtem feurigen Wein, hervor, ohne die er nicht leicht einen weiteren Spatziergang — riskirte, trank die Hälfte und reichte ſie dann Julius hin, der ſie aber ausſchlug, da er ſelbſt jetzt nichts bedurfte, und den Freund nur . . . zu berauben fürchtete.

Dann nahm Heinrich einige gedruckte Blätter aus ſeiner Schreibtafel, und ſagte: Sieh her und ſtarre, denn zeigen will ich Dir neue Ehrenpforten, neue Illuminationen meines Namens, neue Triumphbogen, unter denen ich hindurch zu reiten mit ſüßer Gewalt gezwungen worden bin, neue Hochzeittage meines Genii, neue Apotheoſen voll nie geſehener Herrlichkeit für mich.

Julius beugte ſich näher hin zu den Blättern, und raſch leſend, lächelte er ſehr freundlich.

30.

Siehe, vortrefflicher Freund, fuhr Heinrich fort, hier ſind zuvörderſt einige Epigramme von mir, ſehr ſauber abgedruckt, voll zarten Sinnes; anmuthig und doch tief, kleine Welten aus Diamantenſtaub und Blüthenduft gewebt. Hier, umblätternd, findeſt Du ein Sonett, in welchem die melodiſch ſchwerſinnigen Quatrains ſtill hinwandeln, und die mildfröhlichen Terzinen das Ganze freundlich begränzen. Dort zeigt ſich eine Buchhändleranzeige meines neueſten Werkchens, in welcher der Mann mir viel Gutes nachſagt, und rühmlichen Eifer zeigt, der Welt das Verſtändniß meiner Köſtlichkeiten zu löſen. Hier endlich erhebt ſich eine eigentliche Recenſion, ohne Zweifel von einem höchſt geiſtvollen Manne und gründlichen Gelehrten, denn er nennt mich einen hoffnungsvollen, mit manchem ſchönen Talent begabten Jüngling, der mit friſchen Schritten auf einem guten Wege wandle, an deſſen Ende der Tempel der Dichtkunſt leuchte, der ſich gewiß für beſagten Jüngling gar gerne öffnen werde. — Siehe, ſo blüht eine Glorie nach der andern um das Haupt Deines Freundes; dennoch mein guter Julius, wird derſelbe nicht allzuhochmüthig, ſondern ſetzt den Umgang mit Dir, höchſt unberühmtem Menſchenkinde, noch immer edelſinniger Weiſe fort.

Julius, der wohl unterſchied, was in der Rede des behaglichen Freundes als Ironie, und was als wirkliche Freude zu nehmen war, theilte die letztere mit reinem Herzen und ſagte dann: Am Abend-Thore zu Cherſon ſtand die Inſchrift: „Hier geht der Weg nach Byzanz.“ Laß es uns ja immer als eine unverdiente Gnade Gottes anſehen, wenn wir den Weg zu erkennen glauben.

Aber er konnte heute nicht viel mehr ſagen, denn ſeine ganze Seele dachte an Marien, und er gab Raum der ſehnſüchtigen Empfindung, die ihn ſtets durch das Leben hindurchbegleitete, die aber gewöhnlich mit noch erhöheter Kraft und tieferer Lebendigkeit am Abend ihn umſchwebte, wenn des Tages Arbeit gethan war, und das befreiete Gemüth nur dem Reinſten und Schönſten ſich hingeben mag.

31.

Aber, fuhr Heinrich nach einer langen Pauſe fort, ganz eigen iſt es doch mit zwei ſo koſtbaren Menſchen wie Du und ich, daß ihnen ſo wenige . . . Abenteuer begegnen, oder, wenn wir ehrlich reden wollen, ſo ganz und gar keine. Seit jenem Lorbeerkranzabende, an welchem allerdings manche intereſſante Geſpräche geführt wurden, ſprich ſelbſt, was iſt uns ſeit dem begegnet? Du haſt Spinoza und Friedrich Jacobi, Shakſpear und Jean Paul ſtudirt, ich habe ſie wenigſtens auch geleſen, Du haſt eine Menge wahrſcheinlich recht hübſcher Dinge in Dir auf- und angeſammelt, ich habe dergleichen bereits öffentlich ausgehen laſſen und dem ſtaunenden Publikum mitgetheilt; aber was weiter? haben wir irgend eines Menſchen Leben gerettet? ſind wir die Treppen eines brennenden Hauſes hinaufgeſtürzt, und haben von dorther ſchreiende Kinder in die Arme liebender Mütter gebracht? haben wir uns mit mit feinen Kammerjunkern, welche etwa einer beträchtlich ſchuldloſen Unſchuld nachgeſtellt und Schlingen gelegt, oder auch nur mit Böſewichtern von geringerer Extraction auf eine entſcheidende Weiſe herumgeſchlagen? Es iſt mir nichts davon bewußt. — Haben wir auch nur das, was man, in poetiſcher Sprache, dumme Streiche nennt, ausgehen laſſen? In dieſer Hinſicht mußt Du gänzlich ſchweigen, und obwohl ich mein Haupt ein wenig höher heben darf, ſo weiß ich auch nichts beſonders Erhebliches in dieſer — Dichtungsgattung aufzuweiſen.

Wir haben gelebt, erwiederte Julius, und das entſcheidet. Alles Uebrige — denn das Lieben liegt im Leben, und iſt im Grunde nur eine andere Ausſprache — alles Uebrige iſt von keiner Bedeutung.

32.

Für Dich idylliſchen Menſchen, der Du von Ideen und Gefühlen leben kannſt wie die Cicade vom Thau, für Dich nun freilich nicht; wohl aber für mich, der ich nach etwas Solidem verlange, nach tüchtigen Abenteuern. Doch wenn ich auch mich, oder meine eigene Sehnſucht nach dergleichen ganz aus dem Spiele laſſen will, ſo weiß ich doch einen, der ein noch viel größeres Verlangen danach hat.

Der wäre?

Wer anders, erwiederte Heinrich ernſthaft, wer anders, als unſer zukünftiger . . . Biograph?! — Denn daß wir einen ſolchen, und zwar einen höchſt habilen und vortrefflichen, bekommen werden, daran iſt nicht zu zweifeln. O ich ſehe ihn ordentlich, den theuern Mann, wie er den Gedanken faßt, die drei Jünglinge gehörig darzuſtellen, wie er ſich dann gutes Papier zuſammenlegt, und wohl geſchnittene

Federn und Dinte beſorgen läßt, die ihn weder durch Dünnheit noch durch Zähheit ſtöre. Jetzt arbeitet er an den erſten Kapiteln, er ſchildert mit vieler Wärme den Abſchieds-Abend, er theilt alle Reden mit, wie er ſich denkt, daß ſie wohl möchten gehalten ſein, er wird immer freundlicher, und glüht ganz, und will im Grunde den Lorbeerkranz . . . ſelber haben, den er doch am Ende einem von uns zuertheilen muß. Seine liebe Frau, (wenn er, wie ich hoffe, eine hat) ſagt zehnmal: „Liebe Seele, Du arbeiteſt wahrhaftig zuviel, trinke nur wenigſtens dieſe Taſſe Kaffee noch.“ Der Treffliche trinkt ſie ſchreibend aus, und iſt nicht zu unterbrechen, möge auch die zarte Gattin noch ſo ängſtlich werden.

Plötzlich aber ſieht er ſich gleichſam ſelber fragend an, und was ihm während der Charakteriſtik und der charakteriſtiſchen Reden nicht genug in den Sinn kam, erſcheint mit einem Mal vor ſeiner ſchmerzlich afficirten Seele:

Wo findet ſich hier eine Handlung? wo ſind die Thatſachen des Bewußtſeins und der Gefühle? wo ſind, ganz popular geſprochen, die Abenteuer? Dann ſteht er raſch auf von dem Sofa, und, wenn er in Wien wohnt, ſo geht er in den Prater, oder, ſollte er etwa in Berlin wohnen, unter die Linden, in den Thiergarten oder gar bis nach dem entgegengeſetzten Ende der Stadt, nach dem Bernauerthor, lediglich in der Abſicht, um den Roman noch einmal zu durchdenken. Ich ſehe den lieben Menſchen ordentlich wandeln und mit ſich ſelbſt zu Rathe gehen.

33.

In dieſem Augenblicke tönte von dem Thale her, das zu ihren Füßen lag, eine weibliche Stimme zu ihnen herüber, und ſie vernahmen ein paar Zeilen aus einem altdeutſchen Volksliede, in welchem ein heiterer, geſunder und frommer Sinn ſich muthig und Muth gebend ausſprach. Sie erblickten unten auf einer Raſenbank einen bejahrten Mann im grauen Oberrock, und ein junges Mädchen, das jetzt, da die Zeilen zu Ende waren, ſich erhob und dem Alten freundlich lächelnd die Wange ſtreichelte.

O Himmel und Erde! rief jetzt Heinrich aus, doch zum Glücke ſo, daß es die Menſchen da unten nicht hörten, ich will bei beiden betheuern, daß das Mädchen ſehr hübſch iſt, und mir gar wohl gefällt.

Er nahm die Lorgnette zu Hülfe, während Julius ſcharfes Auge hinreichte, um den Gegenſtand genau zu erkennen. Heinrich rief: Ein friſches, fröhliches, lieblich unſchuldiges Geſicht, ſo zart heiter, daß es mir vorkommt, als umarme der lieblichſte Frühling den ernſten Vater Winter; und werde im Umarmen nur noch lieblicher. Julius hatte beſſer geſehen, und eher eine edelſtolze Schönheit wahrgenommen. Dann ſagte er: Ich kenne nur Eine, die dieſe hohen Reize durch Lieblichkeit beſiegen könnte.

Ich kenne keine! ſagte Heinrich faſt erhitzt, keine, durchaus keine, und ich könnte den Alten ſchelten, daß er ſich die Liebkoſungen ſo ganz gelaſſen gefallen läßt, als wär' er längſt daran gewöhnt.

Jetzt wanderten die beiden Fremdlinge die Anhöhe hinauf, unſern Freunden entgegen. Der Alte fragte nach dem nächſten Wege zur Stadt, und Heinrich erwiederte ſchnell: Es iſt ſehr nahe, und wir begleiten Sie natürlich dahin.

Natürlich iſt die Freundlichkeit allerdings, ſagte der Alte, aber das Danken nicht minder.

34.

Heinrichen ergötzte es, daß der Mann in ſchwarz gekleidet war, und das junge Mädchen in ſchneeiges Weiß, dem der Weg nichts hatte anhaben können, gleichſam als habe der Staub ſich geſcheuet, eine ſo zierliche Geſtalt zu berühren. Er ſprach dieſen Gedanken aus; erhielt aber keine Antwort.

Julius hatte ſich indeſſen an etwas Beſſerem erfreut, an den ſtillen Zügen des Mannes, die eine faſt weiche Herzensgüte ahnden ließen, und an den ſchönen, feſtbeſtimmten Umriſſen des Mädchengeſichts, das aber ſehr milde wurde, ſo oft das Auge ſich auf den Vater hinrichtete. Eine lange körperliche Anſtrengung, an die er vielleicht nicht gewöhnt war, hatte ihn müde gemacht, doch ſuchte er dies Gefühl männlich zu verhehlen.

Julius fragte mit ſanfter Stimme, ob er fragen dürfe, woher die Fremden kämen, und hörte mit freudigem Erſtaunen den Ort, wohin ſich Karl bei ihrer Trennung gewendet hatte.

O dann kennen Sie, rief er raſch aus, dann kennen Sie vielleicht unſern Freund Karl — —

Der Alte erzählte freudig, doch nicht ganz ohne ein mitleidig ironiſches Lächeln, daß er ihn kenne. Dann aber ſetzte er mit lebhafter Heiterkeit hinzu: Nun aber kenne ich auch Sie, denn der Freund ſprach von den Freunden oft und viel. Sie ſind Julius, und Sie Heinrich. Nicht wahr, Hildegard, das hätteſt Du auch gerathen auf den erſten Blick?

Hildegard hatte bereits, als das Geſpräch ſich ſo wandte, einiges Intereſſe für die Jünglinge bezeigt, und ſchlug jetzt die dunkelblauen Augen mit ſtillem Leuchten gegen ſie auf. Dann erwiederte ſie: Es iſt allerdings ſo, Vater, wie Du geſagt haſt.

35.

Heinrich, der gern gleich beim Anfang einer Bekanntſchaft eine gewiſſe ſcherzhafte Superiorität an ſich riß, die ſpäterhin nicht ſelten zu einer ernſthaften wurde, verſuchte auch hier, jedoch mit einiger Unbehülflichkeit, etwas Aehnliches, indem er ſogleich in eine Art von vertraulichem Ton fiel: O theuere ſchöne Seherin, möchte es Sie doch auch erfreuen, daß Sie, uns ſehend, uns ſo ſchnell erriethen.

Er litt das Ungemach, daß ſie ſeine Worte zu überhören ſchien. Sie wandte ſich an den Vater, und ſagte: O wie ſchön iſt es, daß Du nun bald recht ausruhen kannſt, Du lieber Vater.

Viel ſchöner noch, erwiederte der Alte, indem er ihre Wange ſtreichelte, daß Du nur an mich denkſt, der ich eigentlich wohl ein wenig erröthen ſollte vor meiner zu großen Bequemlichkeitsliebe.

Aber wie herrlich, rief Heinrich aus, wie ganz beſonders herrlich und zweckdienlich, und koſtbar und erfreulich iſt es doch, daß wir uns hier ſo begegnen, und durch die gemeinſchaftliche Bekanntſchaft mit dem dunkelſchweren, halbgrau gewordenen Karl mit einem Male ſo eine helle, fröhlich blühende Freundſchaft beginnen. Denn in der That ſo iſt es, oder der erſte mathematiſche Lehrſatz müßte trügen, daß zwei Größen, die einer dritten gleich ſind, auch unter einander ſich gleichen müſſen. O wenn man ſchon den Menſchen wohl leiden mag, der nur aus einer Stadt kommt, in der wir ehedem gern geweſen ſind, wie vielmehr. . . .

Sie waren hier an den Schlagbaum der Stadt gekommen: und Heinrichs Rede wurde durch die officiöſen Fragen, die von dorther an die Fremden geſchahen, unterbrochen. Man hörte die Worte: „Der Lehrer Walter nebſt ſeiner Tochter aus H —", und ging dann in die freundliche Stadt ein.

Ja gewiß, theurer Mann, ſagte Julius, indem er ihn ehrerbietig anſah, es iſt ein ſchöner freundlicher Zufall, der uns hier zuſammen führte, oder etwas viel Beſſeres.

Ich glaube und fühle das auch, mein wackerer Jüngling, ſagte der Alte freundlich, und wir wollen uns darüber noch oft recht behaglich und gemächlich freuen.

Hildegard ſah Julius freundlich an, und warf einen leichthin betrachtenden Blick auf Heinrich. Dann ſchieden ſie.

36.

Heinrichs Schlummer war in der nächſten Nacht von ſeltſamen und bunten Träumen durchflattert, und als er ſich am andern Morgen im Spiegel beſah, ſagte er mit halbem Lächeln und halber Wehmuth zu ſich ſelbſt: Biſt Du denn anders geworden, mein guter Heinrich?

Als Julius zu ihm kam, umarmte er ihn mit einer rührenden Sanftmuth, und war dann freundlich ernſt, wie ſonſt nie. Die alten Späße kamen heute nicht zum Vorſchein, und als Julius des geſtrigen Abends und der Fremden mit Liebe gedachte, ſagte er raſch: Ja gewiß, wir müſſen hin! und war dann ſchon zur Thür hinaus, daß der erſtaunte Freund ihn kaum erreichen konnte. Plötzlich aber ging er ſehr langſam und küßte in ſeltner Bewegung Julius auf offener Straße, der milde lächelnd ſagte: Du biſt gar lieb und gut, mein Heinrich.

O, ſagte Heinrich, ich kann mir denken, recht wohl denken, daß mich jemand, z. B. ich ſelbſt einen Narren nenne, aber ich weiß auch, daß ſich manches dagegen ſagen ließe, und . . . es iſt noch nicht aller Tage Abend und noch nicht aller Tage Morgen.

Er wußte nicht, daß er mit einiger Verwirrung redete und Julius wollte ihn nicht darauf aufmerkſam machen.

37.

In der kleinen freundlichen Wohnung, welche die Fremden bezogen hatten, war ſchon manches für einen längern Aufenthalt bereitet und gebildet worden, und man ſah wohl, daß hier ein feiner, weiblicher Sinn gewaltet hatte, der das Gefühl des Fremdartigen ſchnell aber gelinde zu entfernen weiß.

Walter ſaß behaglich im Sopha, und begrüßte die Freunde mit einer Freundlichkeit, die dem Alter ſo wohl ſteht, und die um ſo mehr imponirt, je weniger ſie es darauf anlegt. Heinrich ſprach weniger als jemals, denn ſeine ganze Seele war auf Hildegard gerichtet, die den ſonſt ſo irren Flüchtling wie in einen Zauberkreis gebannt zu haben ſchien.

Wie iſt an ihr, ſo ſprach er leiſe zu ſich ſelbſt — wie manche lebhafte Menſchen nicht denken können, ohne zu reden, — wie iſt an ihr doch alles ſo eben und fein, ſo feſtgebildet und doch ſo zierlich bewegt! — Es iſt als hätte ich nie eine weiße Mädchenkleidung geſehen, ſo zieht mich dieſe an, in ihrer leichten wallenden Faltigkeit. Und dieſe Stirn, ſo gerade und ſo mild, und das ſchöne braune Haar legt ſich ſo lockig um ſie her. Und dieſes Auge ſo ſtill und ſtolz hinſchauend, ewig nur Klarheit gebend und empfangend. Klarheit, ja ſo iſt es, Klarheit und Wahrheit bildet ihr ganzes Weſen, und ſo hat ſich wohl das Aeußere nach dem Innern richten müſſen. Die wahre Schönheit iſt ja nie etwas Zufälliges. — Da ſitz' ich ihr gegenüber, und habe all' meinen Stolz verloren, und fühle mich verwirrt und verlegen und unbeholfen und wage nicht, auch nur ein Wort an ſie zu richten.

Wie iſt doch das ſo wunderbar in mich hineingekommen!

38.

Hildegard hatte während dieſes ſtillen Selbſtgeſprächs Thee herumgereicht, den Heinrich mit den Worten annahm: Ich haſſe ſonſt dies Getränk; heute aber liebe ich es. Er ſprach das nur, weil er eben bedacht hatte, daß er noch gar nicht geſprochen, fühlte aber ſogleich, wie albern das ſei, was eben über ſeine Lippen gekommen war.

Julius brachte das Geſpräch auf Karl, und Walter erzählte.

Er gehört zu den Jünglingen, die man unendlich gern lieben möchte, die es aber einem faſt unmöglich machen. Er fing an, das

Engliſche bei mir zu lernen, um Shakſpear in der Urſprache leſen zu können; gab aber den Gedanken nach drei Wochen wieder auf, weil ihn die Regeln der Sprache anekelten, und das Aufſchlagen der Wörter im Lexicon ihm als eine geiſttödtende und faſt gottloſe Beſchäftigung erſchien. Der Zweck alles Studirens meinte er, ſeien nur Ideen, nicht Worte. So warf er alles durch einander, und trennte ſchneidend das nicht zu Trennende. Vergeblich waren meine Gegenreden, denn er erhitzte und beſtärkte ſich nur am Widerſpruch. Dennoch war ich, wie er mich oft verſicherte und wie ich auch beſtätigt fand, der Einzige, der ihn tadeln durfte, ohne daß er ſich von ihm entfernte, was er ſonſt nur zu raſch zu thun pflegte, obwohl er ſelbſt die meiſten Schmerzen dabei litt.

Gewiß, Vater, ſagte Hildegard, er liebte Dich, und Du darfſt Dir ſagen, daß Du oft gar gut und ſtreng und freundlich auf den ar men Menſchen einwirkteſt, der ſonſt ſo gut war.

39.

Faſt immer, fuhr Walter fort, klagte er über die Menſchen, ein Geſpräch, das mir unter allen das läſtigſte iſt, und das ich im Anfang bloß mit Scherz erwiederte, da ich wohl weiß, daß manche der neunzehnten Jahrhunderts-Menſchen es nur der innern Langweiligkeit wegen, oder als ſtets ergiebigen Converſationsfond betreiben. — Ach, bei ihm lag ein nur zu tiefer und verworrener Ernſt im Hintergrunde. Er fand ſie flach und gemein, wild und roh, je nachdem ihm gerade irgend einer, der ihm unbehaglich geweſen, in den Weg gekommen war. Dann aber weinte er wieder laut, daß er ſo unglücklich ſei, und ſo hart urtheile; ſetzte aber faſt immer hinzu, es ſei viel leichter, für die Menſchen zu ſterben als ſie zu lieben. Edle Löwen und Roſſe z. B. ſeien für das leztre Gefühl ein weit . . . bequemerer Gegenſtand.

Bald erklärte er ſich faſt für den größten Dichter Deutſchlands, bald ſprach er ſich jedes Talent ab, und beklagte mit bittern Worten, daß ſein ganzes Leben ein Irrthum, und es ihm nun unmöglich ſei, umzukehren in und eine andere Straße zu lenken. Bald verzweifelte er an jeder Kraft in ſich, und klagte den Himmel an, daß er ihn nicht mit etwas Bedeutenderm ausgerüſtet habe, bald erklärte er ſeine Kraft für unermeßlich und ſtürmte mit wahrer Luſt gegen ſie ein. Bald äußerte er ſich auf die witzigſte und faſt vernichtende Weiſe gegen alles was zur bürgerlichen Thätigkeit gehört und die Menſchen in der Regel Nützlichkeit nennen, bald ergriff ihn wieder die Reue, und er konnte den ärmſten Tagelöhner beneiden, der in dem engſten Kreiſe ruhig fort ſich abmüht, weil ja doch die Nacht ſeine Arbeiten unterbricht, und das Kopfkiſſen dem Ermatteten ſüßen Schlummer bringt, und Träume.

Bald betrauerte er ſchmerzlich, daß die Jugend verrinne, und die Zeit hart und rauh jedes ſchönere Ideal zerſtöre, bald meinte er, es ſei nichts thörichter, als dieſe Elegien, die man ſo leicht parodiren, oder, welches noch beſſer ſei, ſo leicht in erfreulichere Hymnen umwandeln könne.

40.

O Gott, Gott! rief hier Julius ſchmerzlich aus, hatteſt Du denn keinen Tropfen Troſt und Klarheit für den Armen, der ſich ſelbſt zerſtörte?!

Hildegard ſah ihn mit inniger Freundlichkeit an. Ich erkenne Sie, und Ihr mildes Herz; aber wie kann Gott ein Wunder thun an dem, der jedes ſeiner Wunder faſt muthwillig und — muthlos zugleich zurückſtößt?

Solche Kranke, fuhr Walter fort, auch nur oftmals zu ſehen, iſt ſchon nicht ohne beſondere Peinlichkeit, und man darf es den meiſten Menſchen nicht ſehr verübeln, wenn ſie dieſelben aus ihrem Wege zu entfernen ſuchen. Sie vermögen ſelbſt in ein gebildetes ebenes, gemäßigtgeordnetes Leben eine gewiſſe dunkle Peinlichkeit durch ihre bloße Gegenwart hineinzubringen; ja, ſie können über die Ruhe und Freude, beſonders aber über eine gewiſſe behagliche Lebenswindſtille des andern dermaßen zürnen, daß ſie recht eigentlich darauf ausgehen, ſie zu ſtören. Man muß ſie raſch entfernen, um nur ſelbſt wieder des Lebens froh zu werden, wenn man nicht der Kraft gewiß iſt, die um eine vollſtändige Kur mit ihnen zu unternehmen, erfordert wird.

Unſern Karl wollte und konnte ich nicht entfernen, denn ich liebte ihn. Sein großer Lebensirrthum war nicht aus Herzensſchwäche und Geiſteshohlheit entſtanden, nicht aus hochmüthiger Liederlichkeit, und kränkelndem Egoiſmus. Er konnte des Lebens Mitte nicht finden, die nur die höchſte Bildung oder die freundliche Einfalt entdeckt, und im Umgang mit Menſchen ſpann nur er ſich Herzeleid.

Ein dunkel verworrenes betrübtes Gemüth iſt leicht zu beherrſchen, und ſo war er, der oft mit den Lippen die Freundſchaft läſterte, nahe daran, in eine gewiſſe Freundſchaftsſklaverei zu fallen. Sah er dann das ein, ſo übertrieb er wieder auf der andern Seite, und ihm blieb nichts übrig als raſch und ſchmerzlich zu trennen, was nur ein exaltirter Moment vereinigt hatte.

41.

Für ganz wahr, ſagte Hildegard unbefangen, für ganz wahr erklärte er oftmals nur einen einzigen unter den Jünglingen, die ihm je begegnet ſeien . . . Julius.

Julius ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: Ach! ich fühle es, wie wenig ich ihm geweſen bin, und wenn ich denke, daß ich ihm viel hätte ſein können, ſo fühle ich eine Schaam, die mir bei ſeinem Lobe ein brennendes Gefühl giebt. Aber ich will beſſer werden, o gewiß, gewiß, meine gütige Freundin.

Heinrich, verwöhnt durch ein ganzes Leben, hatte einer unangenehmen Empfindung nicht wehren können, daß er heute noch gar nicht zur Rede gekommen ſei, gerade heute, wo er ſo gern recht glänzend aufgetreten wäre, um Hildegarden für ſich zu intereſſiren. Darum unterbrach er jetzt nicht ohne Ungeſchick den Alten, erklärte das ganze Geſpräch für ein wenig peinlich und den armen Karl für einen Thoren, der ſelbſt nicht wiſſe was er wolle, in welchen Worten allerdings eine Welt voll Jammer liege. Aber dieſer Jammer ſei ein recht jämmerlicher Jammer, deſſen man durch Spott beſſer erledigt werde als durch ernſthafte

Betrachtungen, die er auch keineswegeſ verdiene.

Und nun vollends, wenn ich mir denke, daß er zu Ihnen den Zutritt hatte, daß er Ihnen gegenüber, theure Freundin, der Klarheit und Schönheit gegenüber, dieſe traurige Verworrenheit nicht ſchnell und mächtig verachtend von ſich ſtieß, ſo fühle ich das Mitleiden mit ihm ganz hinwegſchwinden, das ohnehin nur peinlich ſein könnte.

42.

Es ſchien, als habe Heinrich mit dieſer Anrede, die er mit ſeltſamer überraſchender Leidenſchaftlichkeit vorbrachte, die ruhig ſinnige Unterhaltung der Geſellſchaft, wie mit einem Gewaltſtreiche geſtört.

Ich geſtehe, erwiederte Hildegard kalt und nicht ohne ein verletztes Gefühl, daß mich Ihr gewaltſames Lob keineswegeſ erfreuen kann, beſonders wenn es auf Koſten Ihres Landsmannes und Jugendfreundes, hervortritt.

Landsmann, Jugendfreund! rief Heinrich, der, wie wohl verwöhnte Männer pflegen, ſeine Unart durch neue Unziemlichkeiten wieder gut zu machen glaubte, wie ſchwindet doch die Bedeutung dieſer Worte, wenn ich Ihnen in das Auge ſehe, und wie muß ich den tadeln, der im Frühlinge lebend den erbärmlichen naßkalten November ſelbſt in ſich hineinzog. Nein, nein, ich habe kein Mitleiden, ich kann kein Mitleiden haben mit dieſem Jünglinge, der ſeine eigne Jugend gewaltſam mit Füßen trat und, das Elend muthwillig in ſeinen Kreis bannte, während er beneidenswerth erſcheinen konnte.

Hier ſtand der Alte auf, und ſagte: Ich rede nicht gern feierlich, und ich will es auch jetzt nicht: aber ich möchte Dich fragen, Jüngling, der Du ſo ſtolz redeſt, ich möchte Dich mit rechtem Ernſt fragen, Du, der Du den Stein wirfſt auf Deines Geſpielen Bruſt, Du der Du ruhig verdammſt und verhöhnſt, was ohnehin ſchon durch ein gerecht meſſendes Geſchick die Verdammniß in ſich trägt, ſtehſt Du ſelbſt denn ſo ſicher und Deiner ewig gewiß da, um Deines Nächſten, Deines Freundes zu ſpotten? — und, wenn Du ſo daſtehſt, hat Dich Dein Glück nicht Demuth genug gelehrt, um die Schmerzen des Andern milde zu ertragen?

43.

O redet mich nicht ſo ernſt an ihr guten, theuern Menſchen, erwiederte Heinrich, indem er faſt gewaltſam Hildegardens Hand an ſeine Lippen drückte, denkt nichts Böſes von mir, ihr Lieben, die ich nicht mehr als Fremde, ſondern nur als meine innig geliebten Freunde betrachten kann.

Gewiß, gewiß, ſagte Julius, er iſt ſo gut und ſanft, wie man ihn nur wünſchen kann, und wenn ſein Mund mitunter auch wohl harte Dinge ſagt; ſein Herz weiß nichts davon.

Es geſchieht wohl oft, daß unter guten bewegten Menſchen gerade durch den Streit ein höheres Gefühl der Freundſchaft erregt wird, als ſonſt bei ſanft einſtimmendem, ununterbrochen friedlichem Geſpräch geſchehen ſein würde.

Nehmen Sie, fuhr Heinrich fort, nehmen Sie meines Julius Wort für mich an, geliebte Freundin, daß ich es gewiß nicht böſe meinte, denn faſt fürchte ich, daß der ſtrenge Blick Ihres Auges ſo etwas ſagen ſollte. — Ich begriff nur nicht, wie man in des Lebens reichblühender, nimmer wiederkehrender Blüthenzeit der Jugend, ſo thörichttraurig, ſo ins Wilde hinein betrübt ſein könne, als Karl es iſt; am wenigſten dann, wenn Sie ihm Theilnahme ſchenken.

So ſei denn dies ernſte Geſpräch geendet, ſagte der Alte, und angenehmere mögen an deſſen Stelle kommen.

44.

Man fühlte ſich leichter und heiterer, und war ſich unter einander um ein Bedeutendes näher gekommen. Ein Streit, in deſſen Folge einer der Theilnehmer ſein Unrecht anerkennt, und freundlich lebhaft abbittet, iſt oft ein ſicheres Mittel, ſich auf das innigſte und recht reinmenſchlich zu berühren. Jede Fremdheit, mit der ſich lebendigere Menſchen ohnehin nicht lange befaſſen, war jetzt ſchnell entfernt, und ſelbſt Hildegard erſchien nicht mehr ſo kalt und beobachtend gegen Heinrich, als ſie es ſonſt wohl hatte merken laſſen. Das Geſpräch flatterte fröhlich von einem anziehenden und erfreulichen Gegenſtande auf den andern, bis endlich Julius den Vater fragte, welche Urſachen ihn beſtimmt hätten, ſeinen bisherigen Wohnort zu verlaſſen, und hieher zu ziehen.

Das könnte uns, erwiederte er, wider unſre Abrede, leicht wieder in eine ernſtere Stimmung verſetzen als billig iſt. Darum will ich es denn recht kurz ſagen mit den Worten des Dichters: „des Lebens bedingender Drang,“ der mir hier milder bedingend geſchildert wurde, als dort. Von Kabale, Neid u. ſ. w. wäre auch wohl manches zu erzählen, doch haben wir alle dergleichen ſchon ſo oft in mittelmäßigen Erzählungen vernommen, daß wir ſelbſt im wirklichen Leben nur mit halbem Intereſſe davon hören. Auch liebe ich die Klagen nicht ſehr über das, was nun einmal als wirklich und nothwendig ſich hinſtellt; — und, was die Zukunft betrifft, ſo pflege ich ſie weder zu ſcheuen, noch zuviel von ihr zu verlangen.

O mein Vater, rief Hildegard aus, mein geliebter, theurer Vater, eine recht heitere Zukunft müſſe Ihnen zu Theil werden, und wo gäbe es wohl ein freudigeres Geſchäft für mich, als ſie Ihnen ſchmücken zu helfen?

O verſtatten Sie das auch mir, rief Heinrich in einer ſeltnen Exaltation aus, ſein Sie dem thörichten Jünglinge nicht abhold, ſondern ſein Lehrer, ſein Warner, ſein Vater.

Julius näherte ſich gerührt und ehrerbietig, und nur ſein naſſes Auge ſprach ſein Gefühl aus. Der Alte legte ſanft die linke Hand um Hildegardens Nacken, und faßte mit der rechten die Freundeshände zuſammen, und es war allen als habe man ſich ſchon ſeit Jahren gekannt.

45.

Das Gefühl der erſten Liebe iſt entſcheidend für das ganze Leben. Wehe dem, dem es nicht naht in ſeiner ganzen Reinheit und Zartheit, den es nicht mehr in ganzer Reinheit und Unſchuld findet. Der arme Heinrich, bei dem das alte ſcherzende Wort „zu glücklich, um es zu ſein“ bis dahin faſt ernſthaft gegolten, hatte jetzt das noch ſeltſamere und trübere „zu unglücklich um es zu glauben“ zu empfinden und zu beſtehen.

Er war bis dahin nur gewöhnt geweſen an Heiterkeit und Glück, aber er hatte beides übertrieben, und war luſtig-bequem und ſiegend-übermüthig geworden. Er glaubte an keine Empfindung, die er nicht überſehen könnte, und meinte ſo auch der Liebe faſt nur zuſchauen zu dürfen, wenn ſie ihn einſt ergreifen ſollte.

Wie anders war es mit ihm geworden! Er hatte Hildegard geſehen, und ſeine Phantaſie war durch ſie auf eine noch nie erfahrene Weiſe erregt worden. Dieſes Geſicht, das von dem Geiſt der Schönheit ſelbſt gemeſſen ſchien, und deſſen faſt kühle Ruhe nur von dem ſeltſam tiefen, reinblauen Auge erregt wurde, dieſe Geſtalt, nicht einem Bürgermädchen; einer Fürſtin angehörig ſcheinend, ſo ſtolz ohne es zu wollen, und doch ſo demüthig, ohne es zu wiſſen: erſchien ihm ganz neu, ja befremdend. Vorübergegangen war er an Marien, denn das Kind war einſt des Knaben Geſpielin geweſen, die ſich ihm untergeordnet hatte, und auch noch ſpäter unterordnete; aber hier war dem Jümgling die Jungfrau begegnet, ſicher, klar, entſcheidend ſiegend. Er fühlte ſich befangen in ihrer Nähe; doch kein ſolches Gefühl ertragend, verſuchte er auch hier die alten mittelmäßigen Künſte, um die Geliebte ſich unterzuordnen, oder doch wenigſtens ſich ihr gleich zu ſtellen. Vergebens.

Es giebt in manchem Mädchen eine durchſchauende Kraft, die dem unvollendeten Manne nur zu gefährlich iſt. Hildegard erkannte in ihm das was er war: das noch unreife und doch ſchon verwöhnte Gemüth, und ſie konnte das nicht lieben; ja ſie fühlte eine gewiſſe Kälte gegen ihn, die ſich am meiſten durch misbilligendes Schweigen darſtellte, das er gar wohl verſtand. — — Jetzt war das Geländer gebrochen, an dem Heinrich in ſeinem bisherigen Leben ſich noch mit ziemlicher Sicherheit fortbewegt hatte, und ſo nun, gleichſam ohne Stütze gehend, beging er der Seltſamkeiten und Irrthümer mehr noch als gewöhnlich, die ihn um ſo mehr in Schatten ſtellten, da bei dem redlichen Julius alles aus einem durchaus deutlichen und tiefen Herzen hervorging.

46.

Heinrich hatte Hildegard's Vater einigermaßen zu gewinnen gewußt, indem er nicht bloß mit großem Fleiße ſeinen Unterricht in neueren Sprachen annahm, ſondern auch gern ſeinen Anſichten über Leben und Kunſt beipflichtete. Der Alte, ſonſt wohl erfahren, ahndete nicht, daß der Jüngling jenen Unterricht ſchon früher genoſſen, und deshalb gar leicht Fortſchritte bewähren konnte, die er ſchon längſt gemacht hatte, und daß er, wenn er jene Anſichten mit ruhiger Ergebenheit anzuhören ſchien, an ganz etwas Anderes dachte.

So hatte er erreicht, faſt täglich in Walters Hauſe ſein zu dürfen. Hier ſah er, wie ſich Hildegard mit Grazie zu bewegen wußte, ſelbſt in dem beſchränkteſten äußern Leben, und wie ſie die Armuth unbemerkbar machte, indem ſie ſie ſelbſt nicht zu bemerken ſchien. Das letzte iſt ein Geheimniß, das ſelbſt den trefflichſten Frauen nur ſelten eigen iſt, und humoriſtiſchen Männern, wenn auch nicht immer mit Anmuth, viel leichter wird zu erreichen.

So nun, bei ihrem täglichen Anſchauen fühlte Heinrichs Herz täglich neue Wunden, und mit ihnen wuchs der bittere Schmerz, ſich nicht geliebt zu ſehen. In Hildegards Nähe verließen ihn alle ſeine ehemaligen Gefallenskünſte, ja ſogar alle ſeine ſonſt erfreulichen Talente, und er ſtand wie nackt und bloß da, ein armer Menſch, der ſich den Stachel nur immer tiefer drückte. Oft war er ſo ganz ver=

loren in den Gedanken an die Geliebte, daß er wie ein Träumender, oder wol gar wie ein Geiſtesabweſender erſchien, und er gebärdete ſich dann ſeltſam und unbeholfen genug — er, der ſonſt ſo Beholfene — um zu widerlegen, daß er geträumt habe.

47.

Eines Abends — es war ſchon nahe an Mitternacht — trat er in wilder Eil in Julius Zimmer, und, indem er ſich auf das Sofa warf, rief er halb wüthend, halb wehmüthig aus: Verloren, verloren! — o, ich will das Wort ſo oft wiederholen, bis ich an ſeinem bloßen Klang hinſterbe! — Gottlob, der Menſch kann das Sterben gar leicht erreichen, er iſt nicht von Eiſen, das iſt noch das Beſte. — O, es giebt Qualen, die zu leiden Schmach iſt, die uns das Schickſal anſehen laſſen, wie einen rohen Räuber, der noch tückiſch dazu lacht, wenn er uns alles genommen hat. — Ich kanns nicht mehr ertragen, es muß zu Ende gehen, denn ich will es.

Julius hatte, wie gewöhnlich, einen freundlich ruhigen Tag gehabt. Er hatte den Morgen redlich durchgearbeitet, war am Nachmittage auf einem einſamen Spaziergange ſehr froh mit ſich ſelbſt geweſen, hatte dann am Abend weiter fortgefahren, treulich zu arbeiten, und las eben, wie ſeine gute Gewohnheit war, in der Bibel, um dann, ſtill beruhigt, zu dem gelinden Schlaf der Nacht überzugehen, und neue Kräfte zu ſammeln. Wie mußte ihm werden, da er jezt den geliebten Freund ſo blaß und unglücklich hereintreten ſah.

48.

In ſolchen Augenblicken iſt der Menſch oft unbeholfen, und an den ruhigen Gang friedlicher Einſamkeit gewöhnt, weiß er ſich nicht gleich in das Mitgefühl der verworrenen Trauer zu finden. Doch nicht alſo Julius. Bei ihm war die Freundſchaft nicht etwa ein einzelnes Gefühl, das ihn in einzelnen ſchönen Momenten durchzuckte, ſondern es war die ſtete Begleiterin, ja das Geſchäft ſeines Lebens.

Er nahm den trauernden Freund in ſeine beiden Arme, und, indem er ihm ſanft die Augen küßte, und das wildgelockte Haar von der ſchönen Stirn hinwegſtrich, ſprach er ſanfttröſtende Worte, wie ſein Herz ſie ihm eingab. Aber er wußte nicht, was ihn quäle, und mußte lange geduldig warten, ehe er das erfuhr.

Du meinſt es gut, ſagte endlich Heinrich, und ich will Dich auch immer fortlieben, obwol ich Dich — haſſen dürfte. Aber ich will Dir alles ſagen. Sieh nur, als ich Hildegard zum erſten Male ſah, da ſchon ſagte das Schickſal: „Er ſoll ſie lieben und ewig unglücklich ſein in dieſer Liebe,“ und wie ein Sonnenpfeil ging es ſchmerzlich ſüß durch meine Bruſt, und ich erkannte mich kaum mehr; nicht in den Schmerzen und nicht in den Freuden.

Ja, wer die Liebe zum erſtenmal mit einem Pfeil verglich, der kannte ſie: aber aus den Wunden und aus dem Blut entſprießt ein neues Leben. Für den Glücklichliebenden; nicht für mich. Ich hätte das bald ahnden können; aber ich vermochte nicht, ſo Trauriges zu glauben, ich vermochte nicht zu denken, daß mir beſchieden ſein ſollte, was, als der ſeltenſte Misklang der Natur, nur den auserwähltesten Unglücklichen, die als Ausnahme gelten ſollen, beſchieden iſt. Ich dachte nicht, daß die Natur irren könnte, oder gar irren wollte, als ſie mir das entſcheidende Gefühl des Lebens gab, das — unerwiedert bleiben, und wie eine einſame, ſchmachvoll zurückgeworfene Flamme ſich in ſich ſelbſt verzehren ſollte. Und doch iſt es ſo, und mir ſcheint, als ſei der letzte Boden unter mir zuſammengeſtürzt, und ich müßte mich von einer bösheimtückiſchen Stimme anreden laſſen: „Es iſt nun alles aus, und du biſt nun nichts, gar nichts, weniger als gar nichts!“

49.

Wenn aber der Menſch ſein Elend ſo übertreibend anſchaut, und es ausſpricht mit den verletzendſten Worten, die er nur erfinden kann, ſo empört ſich doch endlich ſein ganzer Stolz, und das blutende Herz ſpricht ein heftiges Nein, weil es ſo nicht fallen will.

Heinrich hatte ſich ſelbſt in eine ſolche empörende Heftigkeit hineingeredet, daß er zornglühend die Hände weit von ſich warf, um die trüben Gedanken fortzuſchleudern, die doch immer von neuem zurückkehrten.

Es iſt ein entſetzlicher Augenblick, einen geliebten Menſchen, den wir bis dahin nur in leichtbeweglicher, faſt übermüthiger Fröhlichkeit ſahen, ſo mit einem Male hinuntergeſtürzt, oder gar in einem faſt hülfloſen Jammer anzutreffen. Unſerm Julius war es von jeher die

BIBLIOTHECA
REGIA

innigſte Freude geweſen, ſeinen Heinrich für ein begünſtigtes Kind des Glückes zu halten, ja in der ſtillen Ueberſchwenglichkeit ſeines Herzens hatte er das für gerade recht, und als könne das gar nicht anders ſein, gehalten. Und nun ſtand dieſer Begünſtigte von heftigen Leiden faſt erſchöpft, und doch krampfhaft bewegt vor ihm. — Er fand nicht Worte, denn keine ſchienen ihm genügend, um ſeines Herzens Theilnahme zu beurkunden; er drückte den Freund an ſeine Bruſt, und da er Heinrichs empörtes Herz laut und ängſtlich an dem ſeinigen ſchlagen hörte, ſo drängten ſich Thränen in ſein Auge. Und als Heinrich dieſe Tropfen an ſeiner Wange fühlte, ſo küßte er den Freund ſo heftig, daß Blut und Thränen ſich auf der Lippe miſchten.

50.

Dann aber faßte ſich Julius in alter, milder Ruhe zuſammen, und er forderte eine genaue Erzählung deſſen, was ihm begegnet ſei. Heinrich erfüllte ſein Verlangen auf folgende Weiſe:

„Mich zog es hin zu ihr faſt täglich, und der Vater, der anfangs auch mir entfremdet ſchien, fing an, mich zu begünſtigen. Ich lebte nicht, wenn ich nicht in ihrer Nähe war, und war ich das, ſo fühlte ich mich doch wieder ſo weh, ſo bang, daß ich faſt irr hätte werden können an mir ſelbſt, wenn nicht das Eine Gefühl mich immer aufrecht gehalten.

Vorbei war es mit aller Leichtigkeit im geſelligen Leben, die Du ſonſt wol an mir gelobt hatteſt, faſt unbewußt bildeten ſich auf meinen Lippen oft ſeltſame Worte, die ich ſelbſt nur halb verſtand, ich taumelte zwiſchen jauchzender Freude und trüb hinſtarrendem Schmerz, ich rief den Witz und die Laune um Hülfe an, und nur ein neckender, unbeholfen wandelnder Kobold erſchien, ich rief den Ernſt, und die Schwermuth erſchien und die Dumpfheit und die Bitterkeit gegen das Leben.

So ſpielte ich, ſo ſpielten alle meine Worte in ſeltſam wechſelnden Farben, doch ſchien der Vater einige Luſt daran zu haben, vielleicht weil er für Willkühr und Ueberfreiheit der Jugend hielt, was nur Bedingtheit war und ſchmerzliche Nothwendigkeit. Ging ich dann hinweg aus dem freundlichen Hauſe, ſo erröthete ich vor mir ſelbſt, denn wie ich mich benommen, und wie ich geſprochen: das alles ſchien mir ſo gehaltlos und flach, oder ſo hochtönend und ſchwülſtig, daß ich ſelbſt einen Widerwillen dagegen faßte.

Nur die Nacht hatte noch Freuden für mich, denn da ſah ich ſie in ihrer klaren Engelsunſchuld, wie ſie doch das Gute in mir unter der

Hülle der Halbtollheit verſtand, und wie ſie ſich mild und ſchonend zu mir neigte.

51.

Aber am Morgen war wieder alles anders. Der nüchtern und kalt blickende Tag hatte mir nichts Erfreuliches zu ſagen; wohl aber ein Todesurtheil zu verkünden. O nicht einmal das, ſondern nur Abſprechendes, Hartes. Wie erſchien mir alles, was ich ſonſt gewollt, ſo unwürdig, ſchaal und abgeſchmackt, wie leer ich ſelbſt mir, und nichts blieb groß und herrlich als meine Liebe. Und dieſe war doch nur ein Schmerz — Du fühlſt das nicht, Du Ruhiger — aber die Liebe iſt nur ein Schmerz. Freilich einer, an dem wir gern vergehen, an dem wir hinſterben, Freudenlieder ſingend, und mit vollblühenden Kränzen auf dem Haupte; — doch aber hinſterben.“

Du ſollſt nicht ſterben! rief Julius faſt mit Heftigkeit aus. Wie ich Dich retten ſoll, das weiß ich nicht; doch daß ich Dich retten muß, das weiß ich.

Du biſt gar gut, ſagte Heinrich, doch geht der Himmel ſeinen Gang.

Er ſchien ganz milde geworden, und einzelne Thränen fielen aus ſeinem Auge. „So war ich denn täglich in ihren Kreis gebannt, ich mußte ſehen, wie ſie die zärtlichſten Liebkoſungen an den — mittelmäßigen Vater verſchwendete, wie ſie ihm Mund und Hand küßte mit freundlicher Demuth, die kein Gott verlangen dürfte, wie ſie Reiz gab dem alltäglichſten Geſchäft im häuslichen Leben, wie ſie die Nelken am Fenſter aufzog, und ſich mit ihnen zu beſprechen ſchien, wie ſelbſt die alte trägverdroſſene Magd nur freundliche Blicke von ihr empfing, und wie ich überſehen, vernachläſſigt und verkannt wurde. — So ſtand die Hölle dicht neben meinem Himmel, und ſchoß ihre rauchenden Gluthſtröme wüthend in mein Herz hinein, bis zuletzt alles wild in einander und durch einander wogte, und keine Gränze mehr war zwiſchen Himmel und Hölle. Nur Einen Troſt hatte ich noch, den ich gewaltſam an mich geriſſen, den, daß es durchaus nicht ſo bleiben könne, was ich auch ſehen möge, den, daß ſie mich durchaus lieben müſſe, weil ich ſie liebe. Kann denn die Natur irren? iſt eine einſam verarmte Liebe möglich? O nein, kein Dichter hat das je zu ſchildern gewagt, oder die es wagten, ermatteten bald bei dem zu traurigen Bilde. Iſt doch beruhigende Antwort im Himmel und auf Erden auf jede Frage, die das beſſere Herz fühlt; und das Herz ſelbſt ſollte keine Antwort finden auf die Frage, die es ſelbſt iſt?

52.

So wollte ich mir denn Entſcheidung fordern. — O wenn doch der Menſch das nie thäte, wenn er doch ſein ganzes Glück nie auf die Spitze einer einzigen Frage ſtellen wollte! — Ich that es und verlor, ich that es, und habe nun keine Frage mehr, und der Himmel hat keine Antwort mehr, und es iſt nun alles aus, und es hatte auch keinen Anfang. Es iſt ein hohläugiges, kaltſpöttelndes Elend, ein matter, kranker Jammer, und der Sarg ſelbſt mag ihn nicht aufnehmen."

Als der erhitzte Jüngling, der noch nie einen Schmerz erlebte, und deshalb ſeinen jetzigen für den einzigen hielt, alſo geſprochen hatte, umfaßte ihn ſein Freund faſt gewaltſam und rief: Du darfſt nicht alſo reden, es iſt nicht ſo, weil es nicht ſo ſein kann, und nicht ſo ſein ſoll. Ich will Gott bitten, daß er alle Deine Leiden auf mich werfe, denn Dich leiden zu ſehen, vermag ich kaum zu ertragen.

Vergeblich, erwiederte Heinrich, vergeblich trittſt Du mit Deiner Freundſchaft gegen die Liebe auf, und gegen das Gräßlichſte, was der Himmel auflegen kann, den Irrthum in der Liebe. O faſſe es ja recht, ſie liebt mich nicht, vor wenigen Stunden noch, da mein Geſtändniß kühn von meinen Lippen flog, erklärte ſie mir ſtill und ernſt, daß ihr Herz nicht mir gehöre, und mir nie gehören könne.

Heinrich blickte bei dieſen Worten ſtarr vor ſich hin, als wolle er verſuchen, ſein trauriges Schickſal anzuſehen. — Dann aber ſank ſein Haupt nieder, und indem er die Wangen mit beiden Händen bedeckte, ſagte er: O Marie, Marie, Du hätteſt milder geſprochen!

53.

Der Name ſchnitt tief in Julius Seele ein, und er fühlte beſtimmt und tief, daß er hier nimmermehr hätte genannt werden ſollen.

Er legte die Hand auf des leidenden Freundes Mund und ſagte ſehr ernſt, ja faſt befehlend: Still, ſtill — nie den Namen ſo! —

Da durchflog Heinrichs Herz eine neue Ahnung, und er ſagte: So ſind wir denn beide unglücklich.

Er hatte früherhin in gewöhnlichem Leichtſinn des Halb-Egoismus die tieferen und geheimeren Herzenswünſche ſeines Freundes faſt unbeachtet gelaſſen. Jetzt glaubte er ſie zu erblicken, und, leider auch ſonſt ſchon gewöhnt, alles auszuſprechen, ſprach er auch jetzt das Geheimniß aus, und rief mit bitterm Spotte: O Witz, o überaus köſtlicher Humor des Schickſals! verſchlingſt Du den Tanz ſo ſeltſamwunderlich, daß wir uns über das Kreuz hinüber die Hände reichen ſollen? O Du höchſt ſcherzhafter Tanzmeiſter ohne Muſik, wie gern wollten wir über Deine gute Laune lachen, könnten wir nur mit dem gebrochenen Herzen!

54.

Hier ſchloß ihn Julius faſt gewaltſam in ſeine Arme, und küßte ihn, als wolle er den Mund verſchließen, um ihn zu hindern neue Bitterkeiten und Läſterungen auszuſtoßen. Dann ſagte er faſt ſtreng: Kein Wort mehr der Art, ſolche Klagen dringen nicht in den Himmel, ſie fallen zurück, wie von einem ehernen Gewölbe, zurück in die Bruſt des Unglücklichen, und erfüllen ſie mit verſtärktem Gift. Wenn der arme Menſch den Himmel fragt mit Bitterkeit, ſo wird ihm nimmer eine beruhigende Antwort. O erhebe Dich wieder zu ſanfterem Schmerz und reinem Gottesvertrauen, oder ich müßte über Dich weinen wie über einen Verlorenen.

Dann ſchien es aber wieder dem ſanften Menſchen, als müſſe er in dieſem Augenblicke ſelbſt nicht einmal zu dem Rechten ermahnen, ſondern nur tröſten. Und er ſagte mit ſanfter Bitte: Hoffe doch nur wieder, hoffe recht von Herzen; der rechten Hoffnung bleibt die Erfüllung nicht aus. Ich bin ja Dein Freund auf immer und die Freundſchaft macht ſtark, und ſie ſoll alles für Dich thun was ſie vermag.

Da erwiederte Heinrich, mit leiſem Hohn: „Du willſt ſie wohl bitten?“ und Julius der ihn immer tiefer ſinken ſah, konnte ihm nun nichts weiter antworten, als: Bete und ſchlafe.

55.

Aber auf dieſe erhitzte Seele konnte ſich der ſanfte Schlaf nicht ſenken, ſondern nur bunte, grelle, verletzende Träume flatterten um ihn her. Es beſtätigte ſich was Julius geſagt, und nur Erſchöpfung, und mit ihr krampfhafte Erhebung, folgte ſolchen Klagen.

Der Morgen war kaum angebrochen, als er das ruheloſe Lager verließ, und zu Pferde in das Freie ſtürmte, denn er hoffte, daß die äußere Freiheit ihn wieder mit neuer Kraft ausrüſten werde.

Sobald es ſich irgend thun ließ, war Julius heute bei Hildegarden. Auf dem Wege zu ihr, hegte er die ſchönſten Hoffnungen für ſeinen Freund, — ſo wie überhaupt die Hoffnung am meiſten von der Einſamkeit begünſtigt wird. Als er aber die Jungfrau ſah; wollten manche ſeiner ſchönen Träume ſich nicht mehr halten. Dieſe faſt königliche Geſtalt, dieſes ruhige und ſcharfe Auge gab wenig Ausſicht für ſeinen Freund. Dann durchfuhr auch ihn der betrübteſte Gedanke, daß ſich um Liebe nicht bitten läßt; aber er ſetzte ſich bald gegen denſelben zur Wehre und widerſprach dem Gedanken.

So ging er denn mit Muth an's Werk, und indem er des Mädchens beide Hände nahm, ſagte er: Ich kann heute nur von Einem ſprechen, denn alles andere iſt Nebenſache. Was ich Ihnen ſagen werde, kann ſeltſam klingen; aber ich darf den Klang nicht ſcheuen, und halte Sie zu hoch, als daß ich fürchten könnte, daß Sie die zu leichte Antwort nicht verſchmähen ſollten.

Hildegard, ſonſt nicht frei von einem gewiſſen kühl-ſittlichen Mädchenſtolz und lächelnder Ueberlegenheit, war im Verhältniſſe zu

Julius ſtets innig, beſcheiden, hingegeben; ja mitunter faſt demüthig geweſen. Und ſo zeigte ſie ſich auch heute, indem ſie erwiederte, daß er unbedingt reden dürfe und nie zu beſorgen habe ihr zu misfallen.

56.

Jetzt erzählte Julius, was wir bereits wiſſen. Er ſchilderte ihr mit dem Feuer der Liebe den Charakter und die Anlagen ſeines Freundes, welch' eine tiefe Leidenſchaft ihn ergriffen, und welche zerreißende Schmerzen ihm das Nein gegeben, das ſie ausgeſprochen habe.

O nehmen Sie es zurück, fuhr er dann noch feuriger fort, dieſes unſelige Wort, in dem alle Qualen der Erde liegen, nehmen Sie es zurück, und ſprechen Sie dann das Ja, und lieben Sie meinen Freund.

Sie lächelte nicht, was ſie vielleicht gedurft hätte, ſondern ſie ſah ihn bloß mit fragenden Augen und leiſe kopfſchüttelnd an.

Ich fühle wohl, wie leicht Sie mir ſpottend antworten könnten, aber ich weiß, daß Sie das nicht vermögen, weil Sie — Sie ſind. Ihnen iſt gewiß die Liebe nicht jenes feuerfarbene Geſpenſt, das keinen Namen hat, nicht jene wilde Gluth des Gefühls, die in ſich ſelbſt verlöſcht und verkohlt, ſie iſt Ihnen eine heilige Tugend und Wiſſenſchaft, der ſich jeder Reine nähern darf, wenn er die Kräfte alle ſeines Gemüthes zuſammen rafft, und, ſo ausgerüſtet, in ihren Tempel tritt.

Ich ehre Ihre Anſicht, erwiederte Hildegard, wie alles, was aus Ihrem reinen Geiſte hervorgeht, aber Sie werden das heiße verlangende Jugendherz nicht damit beſchwichtigen. Es ziemt der Jungfrau nicht, viel über die Liebe zu reden, doch darf auch ſie wohl dieſelbe als das höchſte Geheimniß des Lebens betrachten und dadurch jeden Antrag ablehnen, in welchem jenes Höchſte nicht anerkannt wird.

57.

Aber, ſetzte ſie dann mit freundlichem Lächeln hinzu, laſſen Sie uns nicht mit zu großen Worten einher fahren, die doch immer etwas Hemmendes haben. Wir beide meinen es zwar ſehr redlich mit jedem großen Wort; aber man wird doch zu leicht feierlich dabei, und — wie ſoll ich es nennen? — faſt fremdartig überreizt. So laſſen Sie mich denn Ihnen ganz aufrichtig ſagen, daß Sie, lieber, theurer, guter Freund, in allem, was Sie mir da eben geſagt, edles . . . Unrecht haben.

Julius wollte raſch und feurig widerſprechen, aber ſie ließ es nicht dazu kommen, ſondern fuhr mit freundlicher Gelaſſenheit fort: Sie ſchildern mir Ihren Freund als einen kraftreichen, edlen Jüngling; und ich — finde das gar nicht. In ſeinem Leben ſind noch ſo viele Farben, daß er kaum ſelber weiß, welche von ihnen er ergreifen ſoll. Erhitztheit, die ſich

oft

oft durch Erſchöpfung rächt, nennen Sie gemüthvolle Wärme, mannigfaltigbuntes, leichtes Talent, bei dem die tiefere Vernunft (die wir Mädchen an den Männern faſt ſo ehren, wie Tapferkeit) nicht aufducken kann und faſt leer ausgeht, — das nennen Sie künſtleriſche Anlage? Er iſt verwöhnt, eitel, ſtets mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ohne ächten dauernden Ernſt des Lebens, und ſo kann ich ihn nicht der tiefern Liebe, nicht der tieferen Freundſchaft für fähig halten.

Nein, nein, o nein! ſagte Julius faſt abgebrochen und ſchmerzlich betrübt, ſo iſt er nicht, ſo iſt er doch nicht, mein guter Heinrich, mein Freund!

58.

Ja, ſo iſt er; erwiederte Hildegard. Sie ſind ſein Freund, Sie Guter, Redlicher; aber er iſt nicht der Ihrige. Sie lieben ihn wahrhaftig; er ſieht dieſer Liebe nur vergnüglich zu, und läßt ſich lieben. O das iſt es eben, das iſt ja eben der Jammer des Lebens, daß ſo manche edle Menſchen ihr Herz verſchenken müſſen an mittelmäßige, weil gerade kein anderer da iſt, und das einzige rechte Leiden der Welt, der Raum und die gedehnten ſtarren Meilen, die zwiſchen denen liegen, die allein zuſammen gehören, die Beſſeren hemmt, und ihrem Herzen wehrt! — —

Nein, nein! rief Julius noch einmal, ich hätte ihn zum Freunde gewählt und wäre er auch durch Berge und Meer von mir geſchieden.

Hildegard lächelte, wie der Menſch wohl zu lächeln pflegt, wenn er faſt noch mehr als Recht zu haben glaubt, und ſie ſprach noch weiter über dieſen Gegenſtand, der ihr Herz ſchon oft mit Kummer erfüllt hatte.

Ihr gutes Herz, fuhr ſie dann fort, braucht für Ihren Freund nicht beſorgt zu ſein. Er glaubt ohne Zweifel jetzt wirklich, mich zu lieben; aber dieſe Liebe ſelbſt iſt doch wahrhaftig nur ein Irrthum. — Gott weiß, was er an mir findet, denn ich habe mich ihm nie verhehlt, und klar gezeigt, daß er meiner Natur faſt widerſtrebe. Ich habe mir oft ſogar Vorwürfe gemacht, über das beinah feindliche Verhältniß, worein ich mich mit ihm verſetzte, aber mich auch immer wieder entſchuldigt; denn ich ahndete ſo etwas von einer Leidenſchaft, die zuweilen in ihm hervor zu brechen ſchien. Vielleicht aber hat ihn gerade dieſes Widerſtreben angezogen, denn dieſer Heinrich bedarf wirklich etwas Außerweſentliches noch zu ſeiner Liebe. — Er würde mich vielleicht noch viel mehr lieben, wenn er mich etwa im entſetzlichſten Schneegeſtöber, oder auf einer Thurmſpitze, oder am Fuße des Aetna, oder während der Ouvertüre des Don Juan zum erſtenmale geſehen hätte.

59.

Wenn auch Hildegard in dem, was ſie ſo eben geſagt, Recht haben konnte, ſo mußte doch ihre faſt witzige Anſicht den Freund kränken, der ſie ſo reden hörte. Sie fühlte das ſelbſt und ſagte: Ich bitte Sie um Verzeihung, aber nicht ihn, denn ich that ihm kein Unrecht; aber ich ſollte zu Ihnen nicht alſo reden. — Und doch darf ich es Ihnen ſagen, denn es betrübt mich, daß ein ſo banger Schmerz Ihr edles Herz ergreift, da wo ein leichtes Mitgefühl ſchon völlig genügen würde. Glauben Sie mir, dieſer Heinrich verſteht ſich nicht ſonderlich auf den Schmerz; am wenigſten auf den dauernden. Er wird ihm bald unheimlich, läſtig, drückend und langweilig werden, oder vielleicht geht er ſogar noch in Haß gegen mich über, und dann wird er ſich ziemlich wohl und behaglich fühlen.

Julius fand ſich tief verletzt, und nachdem er einige Gänge durch das Zimmer gemacht hatte, blieb er endlich wieder vor ihr ſtehen und ſagte: Ich beklage meinen Freund, denn ich ſehe jezt, daß Sie mir für ihn gar keine Hoffnung geben können, aber ich beklage auch Sie, daß in Ihr edles Gemüth ſolche Kälte kommen konnte, eine Kälte wie Sie ſie ſo eben ſehr klar und entſcheidend ausgeſprochen haben.

Kälte? erwiederte Hildegard, und eine hohe Röthe überflog das ſonſt blaſſe Geſicht, Kälte? o warum müſſen Sie das Wort, mir — mir . . . Ihre Augen leuchteten von ſchnell herausdringenden Thränen und ſie hatte Mühe ſich zu faſſen. Dann aber ſagte ſie mit ſchwer errungener Ruhe: Es mag ſein, daß mein Auge vielleicht ſchärfer iſt und meine Beobachtung reger, als den Mädchen geziemt, oder wenigſtens von den meiſten gewünſcht wird. Sie, mein Freund, ſollten mir den Vorwurf nicht machen. Es mag ſein, daß ich gegen Manches und Vieles und gegen Manche und

Viele kalt bin; aber um ſo inniger iſt meine Verehrung, um ſo inniger meine Liebe für alles, was ſich in Reinheit und Aechtheit bewährt.

60.

O vergeben Sie mir, rief Julius, und drückte ihre Hand an ſeine Lippen, vergeben Sie, was ein unbeſonnener Augenblick mich ſprechen ließ, und laſſen Sie mir die Hoffnung, daß Sie nicht immer mitleidlos gegen meinen Freund geſinnt bleiben werden, und daß ſich Ihr Herz einſt noch zu ihm neigen könne, denn ſeine treue Liebe wird es rühren.

O nimmer! nimmer! ſagte Hildegard, und ſah ſchmerzlich vor ſich hin.

Da zürnte Julius in ungewohnter Aufwallung, und er ſagte das Harte: So muß dann doch mein erſtes Wort gelten, das Sie kalt und mitleidlos nannte.

Sie ſah ihn lange an, und erwiederte endlich: Wenn ich rede, ſo ſind wir ſehr unglücklich; aber wir ſind dann doch mit Klarheit unglücklich. Rede ich nicht, ſo könnte eine immer trübere Nacht auf uns kommen, und Unſicherheit und halbe Hoffnungen und halbe Befürchtungen uns durch das mißverſtandene Leben treiben. Ich muß reden; aber es iſt der größte und ſchwerſte Augenblick meines Lebens, in dem ich rede. Ich kann mein Herz Ihrem Freunde niemals geben, denn es hat ſich ſchon mit ſtiller ewiger Neigung zu einem Andern gewandt, — zu dem, der mir nichts dafür zu bieten hat als Vorwürfe, und Bitten für den Freund, der ſeiner nicht würdig iſt.

61.

Das ſtolze Mädchen zitterte faſt zuſammen, indem ſie ſo ſprach, und, zu tief überraſcht, vermochte Julius kaum ſie mit ſeinen Armen aufzufaſſen. Dann neigten ſich ſeine Knie zur

Erde, und indem ſich ſein Geſicht nicht zu ihr, ſondern gen Himmel aufſchlug, rief er aus: O Gott, Du giebſt uns eine ſchwere Stunde! o gieb uns auch Kraft und Klarheit! — —

Er ahndete nicht, welch ein entſetzlicher Augenblick ihm bevorſtand, und wie ſehr er der Tugenden bedürfen würde, die er ſo eben von Gott erbat. — Denn als er die Augen wieder zur Erde neigte, ſtand Heinrich vor ihm mit einem Geſicht, in dem er auch nicht einen Zug des alten Freundes erkannte. Seine Augen leuchteten faſt wie blutige Flammen, ſeine blauweißen Lippen zitterten krampfhaft, bis ſich endlich das entſetzliche Wort aus ihnen hervorrang: Elender, verächtlicher Heuchler, empfange Deinen Lohn!

Ein ſcharfer Dolch drang jetzt dem unbeſchützten Jüngling zwiſchen Bruſt und Schulter hindurch, und wie in tödtlicher Ohnmacht ſank er blutend zu Boden.

Keine Liebe mehr! rief Heinrich wie im Wahnſinn aus, keinen Freund mehr, keinen Glauben mehr; nun geht das luſtige Leben an! —— Dann war er ſchnell hinweg geeilt.

Hildegard ſtürzte mit einem Schrei des Entſetzens neben dem Geliebten nieder, und ſuchte mit ihren heißen Lippen und ihrem reichen Haar das Blut aufzuhalten, das aus der tiefen Wunde ſtrömte.

Zweites Buch.

1.

Wir wollen den freundlichen Leſer nicht durch die Schilderung der nächſten faſt zu finſteren Tage betrüben, ſondern ſogleich erzählen, daß bereits nach einer einzigen Woche der Arzt erklärte, die Kraft der reinen Jünglingsnatur werde über die anfangs beinah tödtlich ſcheinende Krankheit ſiegen.

Hildegard, der ſelbſt der höchſte Schmerz nur auf Minuten die Faſſung hatte rauben können, wich nicht von ſeinem Lager, und pflegte ſeiner mit jener Aufmerkſamkeit der edlen Frauenliebe, die wir Männer beſſer fühlen und anerkennen als in ihren Einzelnheiten zu ſchildern vermögen.

Endlich, nach anderthalb Wochen, verließ den Kranken jene wohlthätige Betäubung, mit der die Natur die zu großen geiſtigen und körperlichen Schmerzen ſchonend verhüllt. Wie ein Erwachender blickte er mit großen Augen im Zimmer umher, in dem er nicht das ſeinige erkannte. Dann fiel ſein Auge auf Hildegarden, die ſtrickend neben ihm ſaß, und da er in das theure Angeſicht ſah, hätte er ſich ſo gern freuen mögen, wenn nicht eben durch dieſes Anſchauen die letzte Hoffnung, daß alles doch nur ein Traum geweſen ſei, verſchwunden wäre. Indem aber dieſe traurige Wahrheit zu ihm hindrang, umdämmerte ſich von neuem ſein Auge, und er fragte leiſe: Wer biſt Du liebes Mädchen? und warum richteſt Du Dein ſchönes Auge ſo mitleidig auf mich hin?

2.

Ihre Thränen floſſen leiſe, aber ihr Gemüth war geſammelt, und ſie ſagte: Ich bin

Deine Schweſter, mein theurer Bruder, und die Schweſter darf Dich bitten, daß Du ruhig und ſtill bleiben wolleſt.

Schweſter? erwiederte Julius, das iſt ein gar liebes, ſanft freundliches Wort, und ich habe ſtets gewünſcht eine Schweſter zu haben. Die Natur gab mir keine, und Du entſchließeſt Dich, ſo fromm und kräftig, mir eine Schweſter zu ſein. O ich möchte für die ſchöne Bedeutung ein noch viel wohltönenderes Wort erſinnen, denn ich freue mich gar zu ſehr über das was es ſagt.

Sie legte ſeine Hand zwiſchen ihre beiden Hände, und ſie hatten ein paar ſchöne ſtille Minuten. Dann aber fuhr er entſetzt in die Höhe, und rief: Ich darf mich nicht freuen; Gott weiß, ob ich je wieder mich freuen darf.

Und als Hildegard fragte: ob ihn die Wunde von neuem ſchmerze, da lachte der ſonſt ſo ſanfte Jüngling wild und bitter auf, und rief: Meine Wunde? o ich wollte mir mit eigner

Hand und mit ſtumpfem Meſſer noch zehnfach größern Wunden ſchlagen, wenn die Pflicht es je wollen könnte. Das würde heilen und vergeſſen werden, wenn es vorbei iſt. Und warum auch erſt dann, wenn es vorbei wäre? auch im Körperſchmerze wollt' ich den Körperſchmerz vergeſſen; — aber hier, hier! — (er legte die Hand auf die Stelle, wo das Herz ſchlug) ſoll das verletzte Herz vergeſſen, daß es verletzt worden iſt? — Dann erhob er die Stimme, wie nur ſelten ſelbſt in geſunden Tagen, in der Frage: „Wo iſt Heinrich?"

5.

Hildegard erwiederte leiſe, ſie wiſſe es nicht; und da der Kranke ſie bei ihrer zugeſagten Schweſtertreue beſchwur, ihm die Wahrheit nicht zu verbergen, ſo wiederholte ſie ihre Worte, und ſetzte hinzu, der unglückliche Menſch ſei ſogleich nach jenem Augenblicke geflohen, und man habe, da man ihn ſuchen laſſen, keine Spur von ihm gefunden.

Das ſei ſo, erwiederte Julius, ich muß es ſelbſt natürlich finden, aber gewiß wird er mir Nachricht geben, wo er ſich befindet, denn ich muß ihn ſprechen und wäre er am Ende der Welt.

Sieh nur, fuhr er dann nach einem langen Stillſchweigen fort, es wird mir jetzt alles klar, wie es geſchah. Ich bat bei Dir für ihn, und Du antworteteſt ſehr ſtrenge gegen ihn, und ich zürnte Dir, und lobte ihn ehrlich. Du lehnteſt das wieder ab, und ſagteſt, Du liebteſt mich; und das erregte mich alles ſo tief, daß ich auf die Knie ſank, und Gott recht inbrünſtig um Kraft und Klarheit bat. Und nun ſtand er vor mir, und war ein ganz anderer geworden, und er wollte den Unbewaffneten tödten; und es iſt ſehr ſeltſam, daß er mich nicht getödtet hat.

Gott hat Dich gerettet, erwiederte ſie, denn er iſt mit Dir, dem Frommen.

6.

Aber ich könnte das alles verſchmerzen, fuhr Julius fort, nur Eines nicht. Er nannte mich einen verächtlichen Heuchler. — Ein Heuchler! weißt Du wohl, Du liebe Schweſter, was das iſt? — Es iſt mir immer gar wunderbar zu Muthe geworden, wenn ich ſo in ſtillen Stunden in der heiligen Schrift las, und die Lehre und den Wandel unſeres lieben Herrn andächtig betrachtete. Wie iſt er doch ſo unendlich milde und troſtreich überall. Er verdammt nicht die unglückliche Sünderin, die die heilige Ehe brach, er verzeiht der halb verlornen Magdalene um der Thränen willen mit denen die Reuige ſeine Füße benetzt; und für den Jünger der ihn verläugnete, hat er nur einen einzigen Blick der Strafe, um dann zu vergeben. Aber für die Heuchler leuchtet ſein

Zorn in ewigen Flammen', denn das „Otterngezücht" wird der endloſen Strafe nicht entgehen. —

Habe ich mich doch vor keiner Sünde ſo gehütet wie vor dieſer! — und habe ich mich doch ſo oft gefreut, daß ich mich gar nicht einmal vor dieſer zu hüten brauchte, weil ſchon ein natürlicher Haß gegen ſie in meinem Herzen war, — — und nun ſoll ich dennoch, nach dem Ausſpruch meines Freundes, ein verächtlicher Heuchler ſein? — Verächtlich? warum ſagte er ſo? Den Zuſatz hätte er ſich gar wohl erſparen können. Ein Heuchler? o mein Gott, in dem Einen Worte liegt ja ſchon alles Gräßliche und Entſetzliche, was nur in eines Menſchen Bruſt ſich finden kann.

5.

Er legte die Hand auf Hildegards Schulter und fragte mit unendlicher Rührung: Sage mir, liebe Schweſter, aber ſieh mich in dieſem

Augenblicke nicht als Deinen Bruder an, ſolge auch nicht Deinem gütigen Herzen, ſondern lediglich Deinem Sinne für die ſtrenge Gerechtigkeit, ſage mir, bin ich wirklich wohl ein Heuchler?

Es wäre die höchſte Wohlthat für die Freundin geweſen, und ihre ganze Natur ſtrebte dahin, ſich jetzt in heißen Thränen der Liebe und Rührung zu ergießen, aber ihr ſtarkes Herz fühlte die Nothwendigkeit, jeder Weichheit zu wehren, und ſie ſagte nur mit klarer Innigkeit: Und ſtände ein Engel hier vor uns und klagte Dich jenes Verbrechens an; ich würde ihm ruhig und ſiegend widerſprechen, und ſtände ich vor Gott, ſo würde ich ſprechen, daß Du rein geblieben biſt, wie Du aus ſeinen Händen kamſt.

Wohlan denn! ſagte Julius, ich glaube Dir und ich glaube mir. So ſoll er mir dann Rechenſchaft geben über ſein Wort. Die Wunde will ich ihm verzeihen, ſie ſchmerzt nicht, obwohl ſie ſchmerzt; doch jenes wird ewig ſchmerzen. Bete nur, daß ich bald geneſe, dann will ich handeln.

Ueberlaß ihn, erwiederte ſie, den Strafen ſeines Gewiſſens. Wenn ihm das Bild Deiner Unſchuld erſcheint — und es muß ihm in der erſten reineren Stunde erſcheinen, — dann wird er Dir tauſendmal abbitten, was er verſchuldete, und ſehr unglücklich ſein.

6.

Er ſoll nicht unglücklich ſein, erwiederte Julius mit lauterer Stimme, er ſoll wieder glücklich werden indem er mir Genugthuung giebt. Aber Genugthuung muß er mir geben, denn — ſieh nur wie ſchwer es mir wird, das auch nur auszuſprechen, und wie die Worte ſogar nicht über meine heißen Lippen wollen — er hat meine Ehre verletzt. Weißt Du auch was das heißt? Er hat das innerſte Allerheiligſte meiner Bruſt mit rohen Fäuſten angetaſtet, und ich komme mir nun vor, wie ein Gottestempel aus dem das Heiligenbild hinweg geſtohlen iſt. Er ſoll es mir wiedergeben, bei Gott, er ſoll! —

Hildegard weinte und auch er wurde ſtiller. Dann ſagte er mit ſteigender Wehmuth: Er war mein Freund, das erhöht ſeine Schuld; aber es erhöht auch meinen Schmerz, weil es ſeine Schuld erhöht. Ich habe ihn ſehr geliebt. Ich hätte mein Blut tropfenweiſe für ihn hingeben, und dazu ſtill lächeln können, ich habe ihm ja mein Herz und meine Seele gegeben, was hätte ich ihm weigern können? Ach, und er gab mir nicht einmal das was der bloße Menſch dem Menſchen ſchuldig iſt, er gab mir nicht einmal das, ohne welches das ganze Leben nicht des Athemholens werth iſt; Vertrauen. — Und ich hatte es doch wohl verdient, daß er mir vertraue.

Da ſtrömten die erſten Thränen der ſanfteren Rührung aus ſeinen Augen und Hildegard neigte ihr ſchönes volllockiges Haupt über ihn und küßte ihn ſanft, wie die Schweſter den Bruder küßt. Dann ſagte ſie: „Schlafe, mein theurer Freund," und er legte ſtill und gehorſam das Haupt zurück auf die Kiſſen und ſchlief.

7.

Nach einigen Wochen konnte Julius das Bett wieder verlaſſen, und ſeine Geſundheit war ganz wieder hergeſtellt. Der Arzt rühmte ihn ſehr, und pries dann im Allgemeinen das ſchöne ſittliche Maaßhalten, das bei der Jugend ſo ſelten ſei.

Julius gab ihm ſehr Recht, aber er erröthete doch vor dem Lobe, daß er — nicht geſündigt habe. Mein Leben, ſagte er, könnte noch viel reiner und ich dennoch krank geblieben ſein mein Leben lang. — Es iſt doch alles Gnade Gottes.

Gewiß, erwiederte jener, doch kann ſich dieſe Gnade im ſchönern Sinne nur bei dem ächt Tugendhaften zeigen und ein laſterhafter Kranker iſt vielleicht der entſetzlichſte Anblick, den das Leben bieten kann.

In dieſem Augenblicke trat Hildegard in das Zimmer, bläſſer als je, zitternd, und faſt außer Faſſung. Sie winkte dem Arzte mit den Augen, der ſie verſtand und das Zimmer verließ. Dann ſagte ſie: Ich verſchwieg Dir, während Du krank wärſt mein Leiden, aber ich darf jetzt nicht länger ſchweigen, weil Du ſonſt zürnen würdeſt. Ach und doch iſt es ſo traurig zu dem Geneſenden Trauriges reden zu müſſen. Mein Vater iſt krank, recht ſehr krank, und ich fand ihn eben ganz beſonders leidend.

Und das verſchwiegſt Du mir? erwiederte Julius, und das ertrugſt Du ſo? ſo kraftreich mild gingſt Du von dem Schmerzenslager eines geliebten Kranken zu dem des andern, und ſtehſt noch ſo muthig ſanft vor uns?

8.

Es war wirklich ſo wie Hildegard geſagt. Der alte Walter, ein Mann von Geiſt und Talent, hatte das Unglück, nie den Platz zu finden, der ſeinem Geiſt und Talent angemeſſen war. Ein äußerlich enges Leben, von manchen Sorgen und mislautendem Wirrwarr durchkreuzt, hatte ſich nicht immer durch geiſtige Kraft beſchwichtigen laſſen, da allerdings nur der höchſten Bildung gelingt, dieſe Kraft ſtets aus ſich ſelbſt neu zu erzeugen, wenn ihr von außen her ſo Manches feindlich ſtürmend entgegen tritt. Sein Leben hatte ihm nun einmal dieſe Aufgabe gegeben, und da er ſie nicht vollſtändig zu löſen vermochte, ſo konnte ihn keine einzelne Bildung, keine einzelne klare Anſchauung, kein einzelnes noch ſo ausgezeichnetes Talent retten.

Als Hildegard mit Julius von dem ſchwerſten Gange zurückkam, den der Menſch je thun kann, da gab ſie dem theuren Freunde die Blume, die ſie von des Vaters Grabhügel gepflückt hatte, und ſagte mit unendlichen Thränen: Ich bin nun ganz allein.

Julius erwiederte mit tiefer Rührung, aber auch mit rein männlicher Gelaſſenheit: Ich bin Dein Bruder, und werde Dich nie verlaſſen. Du trauſt mir gewiß zu, daß ich mich hoch geehrt fühle, ſo zu Dir reden zu dürfen; aber Du haſt mich einmal ſo genannt und ich halte Dich nun immer beim Wort.

9.

In ſchmerzlicher Freude ſank ſie an ſeine Bruſt, hob aber bald das Haupt an ihm empor und ſagte: Schwöre mir, mich nie anders als Schweſter zu nennen.

Julius fühlte den Doppelſinn, in dem doch nur die einfachſte Sittlichkeit waltete. So erwiederte er denn auch, mit Begeiſterung und Ruhe: Das ſchwöre ich nicht; aber — er legte die Hand auf ein kleines Kreuz von Ebenholz das an ihrem Buſen hing — ich ſchwöre Dir, daß Du mir ſtets heilig ſein ſollſt.

Ein ſeliges Gefühl der Sicherheit durchdrang jetzt beide theure Menſchen, und in dieſem Gefühle konnte die gute Tochter ſich erſt recht klar dem Schmerze über den Verluſt des geliebten Vaters hingeben.

So waren wieder einige Wochen in reiner von jeder Weichlichkeit entfernten Wehmuth verfloſſen. Wenn aber zwei gute Menſchen eine geraume Weile redlich gekämpft haben, dann hat gewöhnlich der Himmel eine reine Freude für ſie aufbewahrt.

10.

Eines Abends, als Hildegard mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt war und Julius ihr vorlas, trat plötzlich ein wohlbekannter freundlicher Mann in das Zimmer, und Julius eilte ihm mit dem Freudenrufe: Ach mein Vater! mein theurer Vater! in die Arme. Hildegard, die nur von ihm gehört, aber ſein Bild klar in ihrem Herzen hatte — denn Menſchen einer gewiſſen Art müſſen gerade ſo ausſehen als ſie ausſehen — ſtimmte mit überſtrömendem Gefühl in den Freudenruf ein, und der Alte ging fröhlich, und mit Thränen der Rührung, denen er heute nicht gebieten mochte, von einem Arm in den andern.

Dann aber ſetzte er ſich nach ſeiner gewöhnlichen, alles ruhig überſchauenden Weiſe, auf das Sopha, legte Hut und Stock neben ſich, athmete ein wenig tiefer, und ſagte dann freundlich: Ich weiß alles, ich habe während der zwei Jahre, daß Du von mir biſt, Dich nicht aus meinen Augen verloren; Dich nicht und die beiden andern ungen Menſchen auch nicht. Was Du etwa verſehen haſt, iſt ſo leicht zu tadeln, daß ich es ſchon um deswillen gar nicht tadeln mag. Was Du Tüchtiges und Honettes gethan, war ſchwer genug, und ich will

Dir deshalb nicht verhehlen, was ich ſonſt nicht leicht ausſpreche, daß ich Dich recht achte und Dir vertraue. Ich weiß auch euer Verhältniß, es iſt ſeltſam und verwunderlich, aber ich mag es eben nicht mit der gewöhnlichen moraliſchen Pfennigswage abwägen; nur vergeſſet ja nie, daß eine große und dauernde Kraft dazu gehört, um es edel durchzuführen. Auch meine Marie weiß davon, und freut ſich über Dich, mein Julius, und läßt Dich herzlich grüßen, und Dich, liebe Tochter.

Julius und Hildegard nahmen ſeine Hände, und er konnte nicht hindern, daß ſie ſie küßten.

11.

Eure beiden Augen, fuhr er dann fort, fragen mich, ob ich das gute Kind nicht mitgebracht habe; aber darauf muß ich mit Nein antworten. Meine Reiſe ging zu raſch, und nicht eigentlich hieher; auch muß ich bereits in wenigen Stunden wieder im Wagen ſitzen.

Wie flogen dieſe Stunden! Aber ſie wurden nicht mit Wehmuth und Trübſeligkeit angefüllt, ſondern mit dem Beſten, was die drei Menſchen überhaupt hatten. In der Stunde des Abſchiedes will der Menſch dem Menſchen alles ſein, und er iſt, was er ſein will. Dadurch freilich werden die Schmerzen des Abſchiedes nur noch verfeinert und tiefer; doch das ſoll nicht minder ſo ſein, denn jene Schmerzen ſollen überhaupt durch nichts anders gelindert werden, als durch den Gedanken einer Zeit, die mehr iſt als irdiſche Zeit, und eben deshalb keine Trennungen mehr hat. — Faſt möchten wir jedem mittelmäßigen Menſchen rathen, jede Stunde, die er mit Freunden zubringt, für eine Abſchiedsſtunde zu halten, — was ſie ja auch gar leicht werden kann — damit ſein Weſen ſich ſteigere. Der Beſſere hat ohnehin entweder den Gedanken oft unwillkührlich, oder er bedarf deſſelben gar nicht einmal, um dem Freunde alles zu ſein.

12.

Endlich ſagte der Alte, indem er die Uhr zog: Noch fünf Minuten, und in denen will ich allein ſprechen. Du haſt mehr erfahren und gelitten an Einem Tage, als wenn Du etwa ſieben Duelle gehabt hätteſt, oder ſieben Häuſer Dir abgebrannt, oder ſieben Stellen im Staat Dir abgeſchlagen wären. Du biſt dadurch weder ſüß, noch ſauer geworden, und ich bitte Dich, führe auch in Zukunft kein Thränentuch in Deinem Wappen. Laß keinen Gifttropfen in Deinem Herzen Raum finden. Kommt ja aber einer hinein, ſo übertrage ihn wenigſtens nicht in Sonette und Elegien, denn er verdient keinesweges, daß man ſo viel Umſtände mit ihm macht und ihn gar noch poetiſch adeln will, der nicht geadelt zu werden verdient. Sei klar, ſtill, heiter, fromm.

Hier haſt Du mein Taſchenbuch. Der Vater darf ſeinen Sohn beſchenken, und der Sohn darf kein Wort dagegen aufbringen. Daß Du reiſen willſt, iſt gut und nothwendig, denn wir müſſen den Heinrich wieder finden. Den Karl denk' ich ſelbſt zu treffen. Das ſind mir ſeltſame Heilige, die noch gewaltig durchgeknetet werden müſſen, ehe aus ihnen etwas wird.

Ihnen, liebes Kind, ſo wendete er ſich jetzt an Hildegard, indem er ſeine Hand auf ihre Stirn legte, — Ihnen ſage ich gar nichts, außer eben jenes Wort „liebe Tochter,“ was bei mir ſehr hoch ſteht. Mit Ihnen, und meiner Marie handelt der Himmel gar wunderbar; doch er wird am beſten wiſſen was gut iſt.

Er ſtand ſchnell auf und ſagte: Ihr ſeid ganz liebe Menſchen, und das Scheiden wird wirklich ſchwer, darum ſchnell: Lebt wohl.

13.

Der Frühling war in ſeiner ganzen Herrlichkeit aufgegangen, wie er faſt nur noch in alten Maigedichten aufzugehen pflegt, und wir ſehen unſern Freund und unſre Freundin auf der Reiſe. Die heiligen Worte „Bruder“ und „Schweſter,“ die gewiſſermaßen durch den guten Alten ihre Beſtätigung erhalten hatten, hinderten jede unächte Scham, denn man ſah ſich in einem klaren Verhältniſſe. Der wahrhaft tugendhafte Menſch erröthet am ſeltenſten; während der Halbgebildete und Halbſittliche in tauſend Dingen Gefahr findet, weil er gewiſſermaßen erſt in jedem Augenblicke den Teufel in ſich beſchwören, und aus ſich heraus treiben muß.

So waren ſie einen großen Theil Deutſchlands durchreiſt, ohne eine Spur von Heinrich zu finden, als ſie eines Abends in der Nähe einer anſehnlichen Stadt, in eine ziemlich unfreundliche Nachtherberge geriethen. Die Wände des Zimmers waren aſchgrau; Wirth und Wirthin, von ähnlicher Farbe, zeigten ſich grämlich; und ſelbſt die Strohlager wurden faſt widerwillig bereitet.

Hildegard, welcher Julius ſeinen Mantel ein- und umgeredet hatte, und die jetzt faſt ausſah, wie ein ſchöner Knabe, ſagte: Es iſt doch gut, wenn die Menſchen das ganz ſind, was ſie ſind. So kann ich mir z. B. recht gut denken, daß ich hier die Wirthin wäre, und wie dann manches anders ſein ſollte. Dies Zimmer könnte ich allenfalls ſelber mit leichter Waſſerfarbe erträglich anſtreichen, nachdem es vorher auf die allervortrefflichſte und geräuſchloſeſte Art geſcheuert worden wäre; auch wollte ich die Gäſte auf die allerfreundlichſte Art um Verzeihung bitten, daß ich ihnen nichts beſſeres zu präſentiren hätte, als Gesneriſche Idyllenkoſt, die aber eigentlich die geſündeſte ſei.

14.

Julius war bei dieſer freundlichen Rede in eine gutmüthige Traurigkeit verfallen, und erwiederte: Ach, liebe Schweſter, verzeih' mir nur: denn ich bin doch an allem Schuld, daß es hier ſo unbequem iſt, und daß ich Dich ſo mitſchleppe über Sand und Moor, durch Wälder und Felder. Es geht mir oft recht durch die Seele, daß ein zartes Mädchen ſo viel aushalten muß.

Da lachte Hildegard auf die anmuthigſte Weiſe hell auf, und erwiederte: O was ſeid ihr Männer ſeltſam, daß ihr uns immer zur unrechten Zeit bedauert. Ich will Dir nur aufrichtig geſtehen, ich bin ordentlich ein wenig böſe, daß unſre Reiſe ſo gar wenige oder keine Unbequemlichkeiten hat, und ich mich nun auch nicht im mindeſten brüſten kann. O, liebſter Julius, wie leicht kommt man über all' dergleichen ernſte Poſſen hinüber, wenn das

Herz keinen Mangel leidet, und der theure Bruder neben uns ſteht. und noch dazu ſo freundlich und übergut, wie Du.

15.

In dieſem Augenblicke hörte man eine Stimme im Hofe, die eben nicht von einem Freundlichen und Ueberguten zu kommen ſchien.

Nachdem einige ſeltſame Flüche verhallt waren, ſchien die Stimme endlich in eine Art von Ironie überzugehen, und man konnte vernehmen: Ich habe ſo viel von der wirklichen Welt gehört, auch wohl verſchiedene Stücke derſelben kennen gelernt; hier aber iſt, wie es ſcheint, etwas aus der wirklichſten aller wirklichen Welten.

Die Frau wiederholte unmuthig, ſie ſei nicht auf Gäſte eingerichtet, und die einzige Stube, die ſie beſitze, ſei bereits von zwei Fremden beſetzt.

Aber, erwiederte der Fremde, aber, o Beſte, unterkommen muß doch der Menſch. — Daß man des Nachts im Freien zubringe, geht vortrefflich in gut geſchriebenen Romanen und Novellen; ſonſt nicht ſonderlich. Auch bin ich zu lydiſch geſinnt, ich verhehle es nicht. — Und dann ferner, wie ganz vergeſſen Sie, Theure, die gute alte Lehre, daß man nie ſonnenheller ausſehen ſoll, als wenn man etwas abſchlägt, was den Feingebildeten ſtets unmaßen betrübt, zu müſſen. — Freilich iſt es viel bequemer, ein ſaueres Geſicht zu machen, als ein heiteres; aber der Gebildete verſchmäht eben das Leichte.

Die Wirthin ließ einige bedenkliche Worte von Landſtreicherei und Verrücktheit fallen, und ſuchte dann ſeinem Gedächtniſſe durch deutliche Hinzeigung nach der Thüre, zu Hülfe zu kommen.

16.

In dieſem Augenblicke trat Julius heraus, beſchwichtigte durch einige allgemein höfliche Worte die Wirthin, und bot dem Fremden einen Platz in dem kleinen Stübchen an.

Gottlob, rief Georg aus, (ſo wollen wir den Fremden nennen) indem er leichtgrüßend und raſch eintrat, Gottlob, endlich einmal wieder menſchliche Geſichter, und zwar recht liebe. — Deutſchland iſt ein gutes Land, und es giebt auch manche gar köſtliche Antlitze darin; mit manchen aber könnte weder Phidias noch Apelles viel anfangen.

Er hatte während deſſen eine Flaſche mit Rum aus der Taſche gezogen, trank ein geſtrichenes Weinglas voll munter aus, und fuhr dann fort: Wie geſagt, es iſt ein vortreffliches Land, und ich mag kein anderes; aber himmliſch iſt es doch noch nicht gänzlich. Das Wetter könnte beſſer ſein, denn acht Monate Winter und vier Monate wunderlich, iſt zu viel. Der dreizehnte Monat würde gewiß der Beſte ſein; wo iſt er aber zu finden? — Für Reiſende iſt wenig geſorgt; wer zu Fuß geht, wird nicht hoch genug geachtet; wer fährt, lebt mit dem Poſtillon in einer Art von Ehe, die eben nicht „aus Delikateſſe unglücklich" zu ſein pflegt. — Die Zimmer in den Wirthshäuſern haben ſelten die gehörige Anmuth — der Blumendüfte giebt es zu wenige. — Der Scherz wird zu ſelten goutirt, und einige Plumpheit und Seichtheit will mitunter obwalten. — Unächte Seufzer giebt es freilich genug; aber ächte auch.

17.

Hildegard nahm den Mantel ab, vielleicht nicht ganz zufällig, ſondern um ſchnell als Mädchen da zu ſtehn. Wirklich erſchrak auch der Fremde ein wenig, aber ſehr freudig, denn er rief aus: O nun ſeh ich Sie erſt recht, und ich finde es wieder ſehr der Mühe werth zu le-

L

ben, weil ſo ſchöne Jungfraun doch noch immer auf dieſer etwas ausgetretenen Erde herumzugehen ſich die Mühe geben. Er leerte dabei ein zweites Glas in einem Zuge aus, und ſagte dann: O nun iſt mir ganz wohl, die irdiſchen Hemmungen ſind beſeitigt, der Pſyche'swagen knarrt nicht mehr, und die Melodie des Lebens, die mitunter unmelodiſch beſungen worden iſt, fängt an ſich einzuſtellen.

Julius wurde durch die Reden des Jünglings ſehr lebhaft an Heinrich erinnert; nur daß der Letztere weicher, zierlicher, und prätenſionsvoller zu erſcheinen pflegte, wodurch er aber nur deſto *gefährlicher* ward.

Er verſank in ein tiefes Nachdenken und ſeine ganze Seele fühlte Zorn, daß Heinrich noch immer nicht ſeinen Aufenthalt gemeldet hatte. Das hätte ſeine erſte Pflicht ſein müſſen, da göttliches und menſchliches Recht von ihm verlangte, ſeinem Freunde Genugthuung zu geben.

Da Georg noch immer fortfuhr in abgeriſſenen Sätzen zu ſprechen, ſo hatte Julius während deſſen, Zeit, ſeine Gefühle niederzukämpfen, und Hildegard ſagte endlich mit ihrer gewöhnlichen Gelaſſenheit in gewöhnlichen Lebensverhältniſſen: Eine gewiſſe Ordnung in den Geſprächen ſcheint doch gut zu ſein; denn auf lauter ſchwimmenden Inſeln kann man doch nicht ſtehen. —

18.

Freilich, freilich! erwiederte Georg, und wie wahr bemerkt! Leider will mein ſchwimmendes Delos noch immer nicht zur Ruhe ſich beſchwören laſſen, ſo daß auch Apoll und Diana bis Dato nicht haben geboren werden können. Die arme Latona muß während deſſen noch immer ängſtlich vor der nüchternen Himmelskönigin der Heiden fliehen, und hat kein anderes Amüſement unterweges, als tückiſche Menſchen in Fröſche zu verwandeln. — Sehen Sie, Verehrte (hier trank er das dritte Glas) wie ich Ihre ſchöne Idee ſo ſchön ausgeſponnen habe. Aber ich bin auch viel glücklicher als Latona, denn nie begegnete dieſer, ſo viel ich mich aus dem Ovid entſinne, eine ſo freundlich tröſtende Jungfrau.

Hildegard lächelte und ſagte dann ehrlich: Wenn Sie mein kleines Schelten getröſtet hat, ſo kann ich natürlich nichts dawider haben; doch muß ich geſtehen, daß ich es wirklich faſt nur ein wenig ſcheltend gemeint habe.

Da Georg hier abermals ein Glas Rum austrank, ſo ſagte Julius, indem er ſich ihm näher ſetzte: Sie erwähnten vorhin der tückiſchen Bauern, die der armen Göttin den Labetrunk aus dem Bache wehrten. Ich bin weder bäuriſch, noch tückiſch: aber ſo fortzufahren aus dieſer Flaſche, das heißt: aller heißen Getränke zu trinken, möchte ich Ihnen allerdings wehren dürfen.

19.

Der Jüngling ſchwieg einige Minuten, und ſchien ſehr ernſthaft zu werden. Sie haben vielleicht recht, ſagte er endlich, vielleicht faſt zu ſehr Recht, um Recht zu haben, aber das iſt nun alles zu ſpät, denn mir iſt nur wohl in dieſen Flammen, wie dem Fiſch im Waſſer. — Waſſer? Gurken, Citronen, Melonen: ich kann gar nicht an dieſe unſchuldigen Dinge denken; viel weniger das alles genießen. Ich mußte ſchon in meinem ſiebenten Jahre Rum trinken; mein Hofmeiſter wollte mich reſtauriren. Man könnte darüber weinen, und ich will es auch auf einandermal gelegentlich thun; ich bin nur jezt zu vergnügt, daß ich ſo liebe Menſchen gefunden; und es geht nicht recht mit der Traurigkeit. — Doch traurig iſt es wirklich. — Es giebt Menſchen, mit denen gar nichts anzufangen iſt, wenn ſie nicht ihre ganze Bibliothek in der Nähe haben, und die, wenn ſie einem auf der Landſtraße begegnen, ordentlich dumm ſind. Meine Bibliothek iſt wenigſtens leichter zu transportiren, denn ſie wohnt in dieſer Flaſche; doch ohne ſie bin ich freilich auch unbeholfen genug.

Ihre Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſagte Julius, giebt doch Hoffnung, daß Sie ſich das Uebermaaß noch abgewöhnen werden, um wieder mit ſich ſelbſt zufrieden zu werden. Das lohnt ſchon die Mühe.

Ach nein, erwiederte Jener, es iſt zu ſpät.

20.

Das Wort „zu ſpät,“ erwiederte Julius, iſt vielleicht das traurigſte in der Welt, und man ſoll es deshalb nur im äußerſten Nothfalle ausſprechen, denn ſelbſt bei dem bloßen Klange ſcheint das Herz faſt zu bluten und zu ermatten. Sie ſtehen noch in der Jugend Kraftfülle da, und ſollten es nicht ausſprechen. — Ich will Sie verſchonen mit allem dem, was

Sie in hundert guten und in hundert mittelmäßigen Büchern über dieſen Gegenſtand leſen können. Ich will Ihnen nur ſehr weniges ſagen: Sie berauben ſich eines der höchſten Genüſſe des Lebens, des frommen Weintrinkens.

Georg ſchüttelte den Kopf.

Sie leben in einem ſteten Fieber und bereiten ſich ein frühes Grab.

Georg ſchüttelte abermals, und lächelte ſogar mit halber Bitterkeit.

O, fuhr Julius fort, trauen Sie mir nicht zu, als ſcheute ich das frühe Grab im Allgemeinen; aber das ſelbſtgegrabene darf man ſcheuen.

Ich ſcheue weder das Eine noch das Andere. Froh gelebt, iſt lange gelebt. Ich zähle das Leben nur nach Minuten, und zwar nach ſolchen, die wie ſonnenhelle Gebirge daſtehen, oder wie gewitterſchwangere Wolken.

Und ſind dieſe Minuten ganz rein? ſind ſie wahrhaft bedeutend? ſind ſie auch nur entſchieden wahr? — rächen ſich nicht jedesmal verſchwelgte Abende und Nächte durch nüchterne Morgen? Und wiſſen Sie an ſolchem nüchternen Morgen mit Beſtimmtheit zu unterſcheiden, was am Abende vorher der Wein aus Ihnen ſprach, und was Sie ſelbſt aus ſich geſprochen?

21.

Georg erwiederte im Tone des Beleidigten: Wenn der Wein etwas Schlechtes aus mir heraus ſpricht, ſo will ich mich ſchämen als hätte ich es ſelbſt geſprochen; hat er aber etwas Gutes aus mir herausgeſagt, ſo will ich mich deſſen freuen, denn es iſt mein, und der Wein kann nichts erfinden, ſondern nur ausſchwatzen. Das wußte ſchon der Wallenſteiniſche General, den Sie darüber nachleſen mögen.

Und wenn Sie krank werden, fuhr Julius gelaſſen fort, wie ſchwer dann ein Heilmittel zu finden? — Oder wie, wenn vor einer Stunde, ehe Sie tranken, plötzlich eine große

Aufforderung zu einer großen, augenblicklichen That, an Sie gelangt wäre? fühlten Sie ſich damals ſchon Ihrer ganz mächtig, ſo wie etwa jetzt? Würden Sie ſich einer ſolchen Aufforderung im Moment gewachſen gefühlt haben? — Mit Einem Worte, kann die Idee allein Sie begeiſtern, und bedürfen Sie nicht der Flaſche, um durch ſie der Idee Farben zu leihen? Fragen Sie ſich ehrlich.

Auch der Bedürfnißloſeſte, erwiederte Georg, der doch ein wenig bläſſer geworden war, auch der bedarf doch Licht und Luft und Schlaf und Speiſe und Trank, und — den Spaß am meiſten.

22.

Julius nahm ſeine beiden Hände und fragte: Fühlen Sie ſich dabei ganz beruhigt? Ich will unrecht haben in unſerm Streit, ſobald Sie mit ruhig klarer Stimme ja antworten können.

Da ehrlich am längſten währt, ſo kann ich das allerdings nicht. Aber ich ſage auch nicht nein, ſondern etwa ein halb Ja und ein halb Nein, was freilich eine ſonderbare Antwort giebt. — Aber, was ſagen denn Sie zu unſerm Streit, mein theures Fräulein?

Ich glaube, erwiederte Hildegard, daß mein lieber Bruder Recht hat, und daß Sie ihm im Stillen Recht geben. Wir Mädchen lieben überhaupt die trinkenden Männer nicht ſehr; und manche unter uns gehen in dem Haſſe gegen dieſe Art oder Unart allerdings etwas zu weit.

Es iſt unmöglich, erwiederte Georg, daß auch Sie zu dieſen Proſaiſtinnen gehören ſollten. Ihr mild und klar und tiefſchauendes Auge ſagt mir, daß Sie in einer dichteriſchen Welt leben, und Dichter lieben; und faſt alle Dichter — glauben Sie mir das — faſt alle Dichter trinken, und haben das unbeſtrittenſte Recht dazu.

Noch mehr, erwiederte Hildegard lächelnd, ich möchte ſelbſt den ſchönſten Wein nur den edeln Kriegern und Dichtern reichen; aber . . . doch Sie wiſſen was ich ſagen will.

23.

Georg reichte jetzt dem freundlichen Julius ein gefülltes Glas, das dieſer dankend leerte. Da küßte ihn der Fremde und ſagte: Sie ſind lieb und gut, und wollten weder mich, noch den Wein, noch den Rum kränken, ſondern nur das Uebermaaß, was denn auch noch hingehen mag.

Bei Gott, nur das, erwiederte Julius — den Wein ſelbſt kränken? o ich möchte täglich mit lächelnden Thränen und glühender Freude dem Allgütigen danken, daß er uns das göttliche Geſchenk gegeben hat, und wer kann es ohne tiefe Andacht leſen, daß der Herr, in unendlicher Milde, ſelbſt, dem Noah den Wein gezeigt hat!

Im Laufe des fortſchreitenden Geſpräches kam es an den Tag, daß Georg bereits als Schriftſteller aufgetreten war; doch unter einem fremden Namen. Julius hatte dieſe Produktionen geleſen, die halb fromm, ſehr weich, und über-elegiſch waren; und er erklärte deshalb ſeine beſondere Ueberraſchung, daß Georgs faſt eckige und fragmentariſch ſtürmende Individualität ſich mit dergleichen vertragen könne.

Da wurde Georg ſehr wehmüthig, und ſagte: O weh, das iſt es eben. — Dann gerieth er faſt in Zorn gegen ſich ſelbſt, und rief: Ja, ja, das iſt eben mein Jammer, daß ich noch immer nicht recht weiß, was ich behandeln und darſtellen ſoll, daß ich das, was in mir iſt, oft nicht für gut genug halte, um es zu geben, und mich dann nach fremdem und vornehmerem Stoffe umſehe, und daß ich überhaupt in meinen Schriften noch nicht den Muth habe, durchaus nur ich ſelbſt zu ſein, und alles von außen Angewehete abzuweiſen.

24.

Hildegard freute ſich über die Ehrlichkeit, mit der er das ausſprach; aber mit ſeiner Fröhlichkeit war es für heute vorbei. Nur als ſie auf Julius Bitten einige altdeutſche und altſpaniſche Romanzen ſang, da ſchien ihm wieder für einige Minuten wohl zu werden, und er nannte ihre Stimme ätherfarbig und kryſtallhell, und ihren Vortrag gemüthlich und bedeutend.

In der Nacht aber wurde Julius durch Georgs leiſes Weinen, das ſich zuletzt in Schluchzen verwandelte, aufgeweckt, und er vermochte anfangs kaum eine Antwort zu geben, als er nach der Urſache befragt wurde.

Ach, ſagte er endlich, wie wenn ich überhaupt Unrecht hätte und Sie Recht? — Es iſt mir ſelbſt ganz entſetzlich, daß ich hier um Ritternacht und in die Mitternacht hinein weine, und doch kann ich es nicht laſſen.

Julius bat ihn, ſich zu beruhigen, und es gelang ihm wider Vermuthen bald. Am andern Morgen war Georg auch wieder ein ganz anderer Menſch, und noch ſtolzer, fragmentariſcher, und hüpfender als bei ſeinem erſten Eintreten.

Er behauptete, die Nacht ſei keines Menſchen Freund, mit welchem Satze er aber bei Julius durchaus kein Gehör fand, der oft behauptet hatte, es gebe — eine einzige Beziehung ausgenommen — keine proſaiſchere Redensart als jenes Sprichwort, indem gerade die Nacht in tauſendfacher Hinſicht des Menſchen beſte Freundin ſei.

25.

Um aber nicht ewig mit ihm zu disputiren, that Julius endlich die Frage, die er ſchon lange auf dem Herzen hatte, ob er, der Vielgereiſte, vielleicht Heinrich kenne, und da er denſelben genau beſchrieben, ſo vernahm er, daß er ſich wahrſcheinlich unter einem veränderten Namen in der nahe gelegenen Stadt aufhalte.

Ich komme eben daher, ſetzte Georg hinzu; aber ich gehe auch ganz gern wieder zurück, wenn Sie dahin wollen; denn ich habe Gottlob in der Welt nichts zu verſäumen, und nichts zu thun, als was ich gerade eben will.

Laß mich ihn finden, o Gott! ſagte Julius ohne Heftigkeit. — Dann, ſein Gefühl bekämpfend, wandte er ſich wieder zu Georg, dankte ihm für die angebotene Begleitung, die er gern annehme; tadelte aber jenes „nichts zu thun haben,“ wobei der ſonſt ſo ſchöne Ausruf: „Gottlob“ wohl ſehr unpaſſend ſei.

Es iſt doch eine herrliche Sache, erwiederte Georg, daß wir ewig uneinig ſind, und daß ich Ihnen doch ſchon jetzt recht gut geworden bin. Das Leben und die Welt beſteht aus lauter Ja's und Nein's; nur die „So ſo's" die „Hm Hm's" und die „Vielleichts" kann ich nicht leiden.

Und — ſagte Hildegard mit freundlicher Theilnahme — war's denn nicht gerade ein trauriges Vielleicht, weshalb Sie dieſe Nacht weinten?

Georg wurde ein wenig blaß, verbeugte ſich mit einiger Unbeholfenheit und — trank dann Vergeſſenheit.

26.

Die Reiſenden konnten bald merken, daß ſie ſich einer der bedeutenderen Städte Deutſchlands näherten. Die Dörfer wurden zierlicher, die Bauern hatten eine Art von ſtädtiſchem Blick, und einige halbprunkende Landhäuſer verkündeten die Wohlhabenheit einzelner begünſtigter Bewohner.

Kaum angelangt, begab ſich der gefällige Georg auf die Kundſchaft nach Heinrich; aber er kam nach einigen Stunden mit der Nachricht zurück, daß ſeine Nachforſchungen vergeblich geweſen ſeien, und der Geſuchte wahrſcheinlich ſchon den Ort verlaſſen habe.

Julius Geſicht zeigte eine Betrübniß, die faſt an Heftigkeit und Verdruß gränzte. Hildegard hingegen, die ſeit der Nachricht, daß Heinrich wahrſcheinlich dort zu finden ſei, alle ihre Heiterkeit verloren zu haben ſchien, empfing ſie jetzt wieder. Zwar fühlte auch ſie recht wohl, daß ſich die beiden Jünglinge einſt wieder begegnen müßten, aber ſie zitterte bei dem Gedanken, daß dieſer Augenblick nahe ſein könnte. Sie hatte Mühe, ihren Freund wieder in die alte gelaſſene Heiterkeit, die ihm ſo wohl anſtand, zurück zuführen, und es war ihm anfangs, als müſſe er auch ſogleich die Stadt verlaſſen, um dem kränkenden Freunde nachzuziehen, daß er ihm Rede ſtehe.

Aber außer Hildegardens Abmahnungen, die ihm vorſtellte, daß ja doch niemand den

Weg wiſſe, den Heinrich eingeſchlagen, hielt ihn für den Augenblick auch noch eine Pflicht zurück. Erlof hatte ihm einen Brief mitgegeben an einen der bedeutendſten Dichter und Denker Deutſchlands, den er perſönlich kannte, und Julius das Verſprechen abgenommen, dieſen Mann zu beſuchen, und, wo möglich, kennen zu lernen. Wir wollen ihn Ottobert nennen.

27.

Nichts gräulicheres in der Welt, ſagte Georg, als er von dem Gange hörte, den Julius vorhatte, nichts widerlicheres und unbelohnenderes, als ſo ein Beſuch bei einem entſetzlich berühmten Gelehrten und Dichter. Da ſteht nun ſo ein mit ſiebenhundertmaligem Zeitungslob gefütterter Herr da, und ſieht ſchräg in die Höhe und höchſtens mit einem Viertel des rechten Auges auf einen Dichterjüngling unſers Gleichen herab. Vom Weihrauchdampfe ſtets umqualmt, iſt er faſt grau davon geworden, und nimmt ein mündliches Lob höchſtens mit leiſem, gemachtanmuthigem, brummigem Halblächeln auf. Er fragt endlich, ob der Chauſſeenbau, 27 Meilen von hier, glücklich fortgeſchritten ſei, und ob man ſich eine gute Aepfel-Erndte verſprechen könne. Dann, von der rhetoriſchen Strapaze ſich erholend, ſpricht er nichts weiter, ſondern legt ſich abermals auf jenes anmuthige Brummen, bis Du endlich der Sache überdrüſſig wirſt, und nach Hut und Stock greifſt. Wenn Du dann auf die Straße zurückkommſt, ſo ſagſt Du: „O Himmel, das war eine Hölle!" und Du kannſt froh ſein, wenn Du nach dem ſiebenten Glaſe Wein, das Du auf die Anſtrengung wohl verdient haſt, wieder einigen Witz bekommſt.

Julius ſah ihn nicht bloß misbilligend, ſondern auch mit wahrhaftigem Bedauern an, und ſagte: Sie ſind gewiß ſehr unglücklich, wenn Sie ſo mahlen dürfen, und ſo mahlen mögen. — Es kann vielleicht auch dem vortrefflichſten

Dichter einmal begegnet ſein, für den Moment in üble Laune zu gerathen, und in einem ſolchen Momente Beſuche zu empfangen. — Warum ſchaute man ihm aber nicht tiefer in's Auge, um in dieſem Auge allein tauſendfachen Lohn für — tauſend Beſuche zu empfangen? Warum gabſt Du ihm nicht auch nur die Ahndung einer in Dir erzeugten Idee, damit er ſie zu einer ewigen ausbilden und Dir ſo alles ſein konnte? Las er nicht vielleicht in Deinem Geſicht, daß Du, indem Du ſcheinbar ihn ehren wollteſt, doch eigentlich nichts zur Abſicht hatteſt, als ſelbſt geehrt zu werden?

Georg war ſchnell aus dem Zimmer gegangen, vielleicht weil er ſich wirklich getroffen fühlte, vielleicht, weil er ſeine witziggrämliche Anſicht nicht widerlegt ſehen wollte.

28.

Julius fühlte ſich unterweges auf eine ſehr bedeutende Weiſe erregt, daß er den Mann ſehen ſolle, den er bereits als Knabe, und, ſo lange er überhaupt denken und empfinden konnte, überaus geſchätzt hatte. Indeſſen mußte er erſt eine geraume Zeit fragen, wo wohl die Wohnung deſſelben zu finden ſei, und es empörte ihn nicht wenig, daß manche der Begegnenden auch nicht einmal den Namen des geliebten Mannes zu kennen ſchienen. Endlich ſtand er vor dem rechten Hauſe, und ging die unbequemen ſchmalen Treppen hinauf. Ihn wandelte eine eigene Wehmuth an, daß dieſer Freudengeber der Deutſchen ſo wohne, und er mußte wirklich ſeine Kraft zuſammen nehmen, als er endlich an die Thüre klopfte. Er trat in ein kleines, aber heiteres Vorzimmer, und ein alter Bedienter ging in das anſtoßende Wohnzimmer, um ihn zu melden. Auch ohne den Kupferſtich des Dichters zu kennen, würde dennoch Julius bei Ottoberts Anblicke ſogleich mit Beſtimmtheit haben ſagen können: Der iſt es und ſonſt keiner.

Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, deſſen ganzes Weſen eine gewiſſe tiefe, freundliche Stille auszudrücken ſchien. Das Geſicht ſelbſt, in ſofern es die blinde Natur gegeben hatte, zeigte nichts Auffallendes; allein das Leben und die Sinnigkeit, die Religion, die Poeſie, und ein gutmüthiger Humor hatte es auf eine bedeutende Weiſe ausgearbeitet und vollendet. Ganz beſonders charakteriſtiſch war das Auge, deſſen Blick eine faſt immer ſicher treffende geiſtige Anſchauung darzuſtellen ſchien, ſo wie überhaupt in ſeinem Weſen ein ruhiges Ebenmaaß wohnte, das jedes Auffallende zu verſchmähen ſchien, und zu vermeiden wußte.

29.

Julius nahm Platz auf dem Sopha, und zog dann Erlofs Brief hervor, bei deſſen Anblick Ottobert ſehr erfreut ſchien.

Um den Brief meines alten Freundes recht zu genießen, ſagte er dann, müſſen Sie mir erlauben, erſt dieſe Arbeit zu vollenden. Er zeigte auf einen Correkturbogen, der vor ihm lag, und deſſen letzte Seite er mit Genauigkeit durchſah. Es war die Ausgabe eines griechiſchen Geſchichtſchreibers; doch nicht von Ottobert ſelbſt beſorgt, ſo daß er nur den Correktor machte, wobei Julius unwillkührlich ſeufzte.

So muß alſo, dachte er, ein Mann wie dieſer um des Erwerbs willen eine Arbeit thun, die zwar nützlich iſt, die aber jeder andere auch übernehmen könnte. Während Ottobert ſchrieb, ſah Julius im Zimmer umher. Es war ſehr einfach, aber ſehr ſauber, die Möbeln altmodig aber ſtandhaft. Auf dem Schreibtiſche ſtand ein Homers-Kopf, an den Wänden hingen zwei Bilder, ein Chriſtusbild über dem Schreibtiſch, und an der Seite Shakſpear. Ein künſtlicher, gelinder Wohlgeruch ging angenehm durch das Zimmer.

Ottobert hatte geendet, klingelte, übergab dem Bedienten den Druckbogen, und ſagte:

Nun erſt kann ich mich dieſes Briefes mit Gelaſſenheit und recht von Herzen freuen. Er las ihn mit Aufmerkſamkeit durch, und ſagte dann nach einem nicht forſchenden, aber ruhig-genauen Blicke auf Julius: Sein Sie willkommen. Dann mußte Julius, ſo viel er irgend wußte, von Erlof erzählen, aber Ottobert war mit der Art der Erzählung keinesweges zufrieden, denn der Jüngling redete, wie wohl viele Jünglinge zu thun pflegen, faſt nur im Allgemeinen, und in einer ſogenannten poetiſchen Proſa.

30.

O nicht doch, nicht doch! ſagte Ottobert faſt ein wenig unmuthig, das giebt ja kein Bild. Nicht wenn Sie mir alle Tugenden hernennen, die im Plutarch genannt werden, rückt Erlof ſichtbar in meine Gegenwart, denn wie hätte ich je zweifeln können an irgend einer Bravheit dieſes Mannes? — Sie ſollen mir, wünſche ich, genau ſagen, wie er jezt ausſieht, was er denkt, empfindet, thut, treibt, wie ſeine Lebens-Ordnung iſt. —

Dazu ſchickte ſich denn nun auch Julius an, aber leider ward er gar bald durch ein Geräuſch im Vorzimmer unterbrochen. Ottobert ſah nach der kleinen — nur ſilbernen Uhr, die auf dem Tiſche lag, und ſagte: Schon elf; da werden es wohl meine kleinen Schülerinnen ſein.

Er ſtand auch ſogleich auf, öffnete und herein traten ſechs junge Mädchen von etwa ſieben bis acht Jahren, die mit fröhlich lächelndem Geſicht einen guten Morgen wünſchten, die A B C Bücher auf den Tiſch legten, und die Stühle an den Tiſch rückten.

Julius ſah ſehr ernſthaft vor ſich hin, aber Ottobert ſagte zu ihm leiſe und ſehr heiter: Ich kann Ihnen nicht ſagen, mein lieber junger Mann, mit welchem Vergnügen ich dieſe lieben Kleinen unterrichte, und wie erfreulich und ermunternd der Gedanke iſt, in dieſe ſchuldloſen Seelen manches Gute, in ſo weit ich es vermag, hineinzulegen. Auch iſt der erſte Unterricht in unſerer lieben unvergleichlich edeln Sprache gar ſehr wichtig.

51.

Eines der rundwangigen niedlichen Kinder ſtand jetzt auf, und reichte mit ehrlichem Lächeln ſeinem Lehrer eine ſchöne Roſe und einen frühen Apfel. Ottobert dankte, hielt und drückte die Blume ſeltſamer Weiſe an die Augen, vielleicht um ſie zu kühlen, und ſagte: Den Apfel werde ich bis zum Abend aufheben, denn vor der Stunde lieb ich nicht zu eſſen.

Ein leiſes Kopfnicken deutete jetzt unſerm Julius an zu gehen, doch rief ihn Ottobert noch einmal zurück und ſagte: Wir ſehen uns noch heute Abend, bei Frau von M. Sie kennen ſie nicht; das ſchadet aber nicht; ich werde Sie ſelbſt anmelden.

Je ſanfter der Jüngling iſt, je mehr können ihn die Leiden anderer geliebter Menſchen erregen, und Julius fühlte ſich auf dem Rückwege auf die ſeltſamſte Weiſe ergriffen. Je leichter es ihm ſelbſt geworden war, äußere Beſchränktheit zu ertragen, da er ſich ſtets geſagt hatte: Was haſt Du denn Bedeutendes gegeben, um das Beſſere zu verdienen? je mehr empörte ihn der Gedanke, daß auch Ottobert, in dem er einen der edelſten Lehrer und Dichter Deutſchlands verehrte, gezwungen ſei, mit der Armuth zu kämpfen; wobei er nur vergaß, ob hier überhaupt noch von einem Kampfe die Rede ſein könne. Er ſprach das alte traurige Wort aus „Deutſchland, unzärtliche Mutter,“ und ihm war, als habe er noch nie ſo ganz gefühlt, was dieſe Worte bedeuten ſollen.

52.

O Du heiß geliebtes Vaterland! ſagte er dann, für das wir alle Blut und Leben freudig opfern würden, o warum vergiſſeſt Du Deine erſte Pflicht, die Männer zu erheben, die Dich zu dem machten, was Du biſt, die Dich erzogen und erhoben haben, die Dich anhauchten mit dem lebendigen Odem der Wiſſenſchaft und Dichtkunſt, durch die Du leuchtend daſtehſt in ewigem Ruhme, hervorragend weit vor allen Völkern dieſes Welttheils! — ach! und nicht allein dieſe Vernachläſſigung Deiner herrlichen Heroen ruht auf Dir; Du treibſt Deine Schuld noch weiter, und treibſt heilloſen freventlichen Spott mit dem was Dir ewig heilig ſein ſollte. Du verſchleuderſt die ewigen Kränze des Ruhms größtentheils an fratzenhafte, aufgetriebene, liebäugelnde, leere und gemeine Menſchen, denen die heilige Dichtkunſt nichts iſt als Flitterſtaat, und Bettelprunk.

Er ſtand bei dieſen ohne Zweifel ſehr übertreibenden Worten an dem Pfeiler des Comödienhauſes, und ſein Blick fiel zufällig auf den Zettel, der eine alltägliche, nicht ſehr ſittliche, und leerluſtige Poſſe ankündigte. Zwei wohlgekleidete Bürger traten hinzu und laſen gleichfalls. — Gottlob! rief der Eine, da giebt es doch wieder etwas zu lachen, und ſo zu lachen, daß einem ordentlich die Haut ſchaudern möchte. Da gaben ſie neulich einmal ein Stück: da war von nichts als von der Poeſie die Rede, und es kamen auch nur etwa fünf Perſonen darin vor. Man wurde ordentlich hinfällig dabei; doch macht zum Glück ein gutes Abendeſſen Manches wieder gut.

33.

Ich liebe doch mehr etwas für das Herz, erwiederte der andere Bürger, und ich kann mich gar nicht ſatt daran ſehn, wenn ſo eine Familie in entſetzlich vielen Schulden ſteckt, und während ſie faſt verhungern will, von lauter bequem hinlebenden Böſewichtern noch obendrein gewaltig angefahren wird, daß ſie ſo dumm ſei, und nicht auch zugegriffen habe. Am Ende kommt dann ein edler, und ſehr weichherziger Mann, und bringt Geld und Eſſen mit.

Sie gingen vorüber.

Dieſes Geſpräch war keineswegos geeignet, die Wogen in der Bruſt unſers jungen Freundes zur Ruhe zu bringen. Auch ließ er es ſich nicht nehmen, noch einige Zeit in ſeinen Klagen über das Unglück des vortrefflichen Ottobert, und über die Geſchmackloſigkeit des Volkes fortzufahren.

Wie aber beſſerer Rath nicht bloß über Nacht, ſondern auch in beſſerer Zeit bei Tage kommt, ſo drehte er jetzt die Sache um, und fragte, womit er billig hätte anfangen ſollen: Aber iſt denn dieſer theure Mann wirklich unglücklich? fühlt er die Beſchränkungen, die Dir ſo verletzend erſchienen ſind, auf gleiche Weiſe? Sprach nicht der Frieden aus dieſem ruhigen und tiefen Auge? lächelte er nicht mit inniger Heiterkeit bei dem Anblick der Kleinen? und hatte er nicht ein kindliches Wohlgefallen an der Roſe und dem Apfel?

34.

Dann ſchienen ihm auch jene Bürger in ihrem ungeläuterten Geſchmack nicht mehr ſo ganz tadelnswürdig, als im Anfange, und er ſagte zu ſich ſelbſt: Iſt es denn ſo Unrecht, daß ein ehrlicher Mann, der des Tages über viel mühſelige Geſchäfte hat, am Abend einmal recht von Herzen lachen will? und haſt Du nicht ſelbſt oft darüber Dich betrübt, daß das Volk in der Mehrheit nicht innig und muthwillig *genug* lachen kann? Das Unſittliche in der Poſſe hat jener Mann vielleicht gerade im Lachen nicht bemerkt. — Und war nicht die Theilnahme des andern Bürgers im Allgemeinen löblich? und iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er dieſes Mitgefühl auch für das Gemälde bedeutenderer und tieferer Scenen hingeben würde, wenn man ſie ihm nur recht freundlich und öfter böte?

Er mußte über ſich ſelbſt lächeln, weil jede Uneinigkeit im Urtheil etwas lächerliches hat, und er beſchloß, mit Ottobert über die Sache zu reden.

Indem er ſo auf und abging, bemerkte er eine hohe, in hellrothe Seide gekleidete weibliche Geſtalt, an deren beiden Seiten zwei junge Männer gingen, die ihr kaum bis an die Schulter reichten. Beide waren in heftigem Geſpräch mit ihr, worauf ſie aber faſt gar nicht zu antworten, ſondern nur vornehm zu lächeln ſchien.

O ich weiß recht wohl, ſagte der Eine, als ſie an Julius vorüber gingen, woher dieſe Umwandlung gekommen iſt; aber dieſer verwünſchte Fremde ſoll es büßen!

Er ſoll es büßen! ſagte der andere, und beide wiederholten jetzt faſt chorartig: Er ſoll es büßen.

Die Dame lächelte von neuem und antwortete nicht. Sie ſchien ſich ſogar an dem Zorn einigermaßen zu ergötzen.

35.

Julius mußte ſich geſtehen, daß man die Dame allerdings ſchön nennen dürfe; aber ſie gefiel ihm dennoch nicht, da er den Blick der Gefallſucht an ihr zu bemerken glaubte. Er hatte Marien und Hildegarden im Herzen, und, in dem Gedanken an dieſe Reinheit lebend, entdeckte er oft bei dem erſten Anblick, wo dieſe Reinheit *nicht* war. Noch bei weitem mehr misfielen ihm die beiden Jünglinge, in denen er Verzerrtheit und Krampfhaftigkeit wahrzunehmen geglaubt hatte.

Er theilte Hildegarden mit, was er erlebt, und genoß jedes Gefühl von neuem, *indem* er erzählte. Sie tröſtete ihn über Ottoberts Lage und verſicherte, er ſei gewiß glücklich, denn es ſei unmöglich, ſo tiefe, heitere und fromme Bücher zu ſchreiben, ohne tief, heiter und fromm zu ſein; wer aber das ſei, der ſei auch glücklich. Nur Eines betrübte ſie, daß er nämlich unverheirathet ſei, und auch keine liebe Schweſter bei ihm wohne.

Sie ſagte das mit ſo inniger Unſchuld und Lieblichkeit, daß ihr ganzes Weſen eine neue Schönheit zu empfangen ſchien, und Julius ſie mit heißerem Gefühle als jemals in die Arme ſchloß. Das arme Mädchen war faſt eine Minute lang außer Faſſung; und auch Julius begriff ſich in dem Augenblicke ſelber nicht. Dann küßte er ihre Hand und erzählte weiter, aber ſie vermochte jetzt nicht zu antworten.

36.

Erſt am Abend, als es Zeit war, in die Geſellſchaft zu gehen, hatte ſie wenigſtens für den Moment ihre ganze alte Heiterkeit wieder gewonnen.

Ich bin doch ein gutes Kind, ſagte ſie, daß ich Dir nicht vorweine über die Einſamkeit, die mir nun heute Abend bevorſteht, und daß ich mich ein wenig rühme, mußt Du freundlich erlauben. Es iſt doch eine hübſche Sache, um ſo einen hell erleuchteten Geſellſchaftsſaal, in dem auch faſt lauter helle ſtralende Geſichter wandeln, weil doch meiſtens ein jeder ſein Alltagsgeſicht zu Hauſe läßt, und ein ſonntägliches mitbringt. Ihr Männer ſeid doch recht glückliche Leute, daß Ihr ſo viel Intereſſantes zu ſehn bekommt, während wir armen Kinder daheim bleiben müſſen.

Julius lächelte, denn er wußte wohl, welch ein harmloſer Scherz, und welch' ein harmloſer Ernſt in ihren Worten lag, auch ſah er ſchon den überaus ſauber eingebundenen erſten Theil des überſetzten Shakſpear, in dem ja die köſtlichſte Geſellſchaft für alle Abende iſt, auf dem Tiſche liegen, ſo daß er wohl lächeln durfte.

Und — fuhr ſie fort — erzähle mir nur recht viel, wenn Du zurückkommſt; — und, wenn es ſein kann, ſo empfiehl mich doch unbekannterweiſe aber recht ehrerbietigſt dem edeln Ottobert. — Ach, es muß ihm ja doch einige Freude machen, wenn er hört, daß ſeine herrlichen Schriften einem ehrlichen Mädchen ſo ſehr große Freude gemacht haben.

Wäre das nicht, antwortete Julius mit ſchönem Feuer, machte es ihm nicht die allerinnigſte Freude; o bei Gott, ſo ſehr ich ſeine Talente ſchätze, ſo würde ich doch in demſelben Augenblicke, daß ich ihn kalt dabei ſähe, aufhören, ihn zu achten. Aber wahrhaftig! ihn werden wir ewig achten dürfen.

37.

In dieſem Augenblicke ſtürmte Georg die Treppen herauf, riß die Thür auf, und ſagte mit erhitztem Geſichte und faſt athemlos: Nein, nein, nein, das iſt zu ſchön! zu herrlich, zu göttlich! — Der große, köſtliche Deutſche Dichter — Konſtantin iſt in der vorigen Nacht hier angekommen, und wir werden ihn noch heute bei Frau von M. ſehen.

In der That fühlte auch Julius ein beſonderes Feuer durch alle ſeine Adern dringen, denn auch er verehrte mit ganzem Herzen und wohlbegründeter Einſicht das große Genie des genannten Künſtlers; nur daß er ſich, wie billig, nicht ſo ſtürmiſch dabei gebährdete, wie Georg, der faſt außer ſich zu ſein ſchien.

Weniger ergriffen war Hildegard; denn nicht immer ſtehen die Dichter, welche von den Männern am meiſten bewundert werden, den Frauen gleich hoch. Sie bewunderte Konſtantins Genie mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen, das er, nach ihrer Meinung, nicht immer genugſam in Anſpruch nahm.

Auf der Straße konnte Georg noch immer nicht ſeinen dithyrambiſchen Ausrufungen ein Ende machen, bis ihn endlich Julius erinnerte, daß er ja heute früh über die Beſuche bei großen Gelehrten und Künſtlern in einem ganz andern Tone geſprochen habe.

O, erwiederte Georg, das iſt ein ganz anderes! hier iſt von dem poetiſchen Jupiter ſelbſt die Rede, deſſen dieſe Augenbraunen geſehen zu haben ſchon intereſſant iſt, und ſelbſt meilenweite Gänge belohnen würde: Ihr Ouobert aber iſt doch nur ein Stern dritter Klaſſe, oder wenn Sie lieber wollen, ein *Deus minorum gentium*.

58.

Julius wollte antworten: allein es ging ihm, wie es uns wohl allen ſchon oft gegangen iſt, daß wir gerade dann, wenn wir eben etwas Nothwendiges erwiedern wollen, durch irgend eine von außen kommende Unterbrechung daran gehindert werden. — Ach, wie manche zweckmäßige und entſcheidende Antwort iſt auf dieſe Weiſe wohl ſchon in der Geburt erſtickt werden, und wie oft hat durch dieſe zeitliche Erſtickung der Unrechthabende ſcheinbar Recht bekommen! —

Die Bedienten öffneten die Flügelthür, und Julius durfte jetzt an keine Antwort, ſondern nur an das Begrüßungs-Compliment für die Dame des Hauſes denken.

Es war eine feine, angenehme, und vornehme Geſtalt; doch erſchien ihr Auge von dem ſteten Geſellſchaft-geben und Geſellſchaft-beſuchen ein wenig von ſeinem reinen Glanze verloren zu haben: was wohl die Ueberhelle der reichen Säle zu bewirken pflegt. Julius wollte ſich entſchuldigen, daß er, als ein Fremder, ſie zu beſuchen wage: doch unterbrach ſie ihn ſchnell, und ſagte; Mein edler Freund Ottobert hat mir bereits durch einige Zeilen Sie angemeldet. Julius wollte antworten, und die Gelegenheit ergreifen, Ottoberten zu rühmen; aber er gelangte nicht dazu, da andere Fremde nach dem Handkuß der Frau ſtrebten.

39.

Julius durchging die drei in einander laufenden hell erleuchteten Zimmer, und blickte vergeblich nach Ottobert, bis endlich Georg auf ihn zu rannte und ſagte: Ich werde Ihnen noch im Ernſt böſe werden, wenn Sie ſich nicht beſſer auf Konſtantin freuen. Da man nun immer ein wenig verlegen wird, wenn die Frage an einen ergeht: warum man ſich nicht gränzenlos entzückt fühle, ſo antwortete Julius mit einigem Unmuth: Ich thue mein Möglichſtes, und wünſchte nur, meine Freude auf dem Teller vorweiſen zu können, damit Sie nicht länger zweifelten.

Wo er nur hinhörte, vernahm er unendliche Lobeserhebungen des Allgefeierten. Ein junger Mann, der ihm vorhin als Künſtler vorgeſtellt worden war, rief faſt laut im Vergenuſſe aus: Welch' ein Abend! Es intereſſirt mich zu wiſſen, welche Farbe der Treffliche zu ſeinem Rock gewählt hat, wie er ſich verbeugt, oder mit dem Kopfe nickt oder ſchüttelt, wie er die Taſſe nehmen wird, und ob ihm der Thee behagt; denn alles, glauben Sie mir; alles muß eine Harmonie ſein.

Und welche Götterſprüche, ſagte ein Zweiter, werden aus ſeinem Munde hervortönen, wie goldne Pfeile von Apollo's Silberbogen geſchnellt. — Er iſt im Stande, das Univerſum in ein einziges Epigramm zu bringen.

40.

In dieſem Augenblicke trat Ottobert in das Zimmer, und Julius rief mit kindlicher Freundlichkeit: O wie herrlich, daß ich endlich den theuren Mann wieder ſehe!

Je nun, erwiederte der junge Mann, der vorhin geſprochen, Geiſt hat er wohl, und einige ſeiner dichteriſchen Werke haben ſich Bahn gemacht; aber was iſt er gegen den Großen?

Julius fand nicht der Mühe werth, dergleichen mittelmäßige Worte zu beſeitigen; aber es empörte ihn, daß die ganze Geſellſchaft faſt eben ſo geſinnt zu ſein ſchien, wie jener, und daß man den Hereintretenden kaum bemerkte, oder doch nur obenhin betrachtete. Jeder, mit dem er über ihn ſprach, geſtand ein, der Mann habe Geiſt, Talent, Geſchmack, Humor, und ſei gewiß durchaus wohlgeſinnt; allein ihn auszuzeichnen fiel niemandem ein; denn man hatte ſich einmal daran gewöhnt, daß er, der ohnehin ſeit Jahren in dieſer Stadt lebte, einmal ſo ſei. Dabei ließ man es bewenden.

Wir würden, ſagte einer aus der Geſellſchaft, wenn er ſterben ſollte, gewiß alle, in ehrenvollem Zuge, ſeiner Leiche folgen, und im Leichenwagen gewiß die Gelegenheit wahrnehmen, ſeine Verdienſte genau auseinander zu ſetzen. Auch an einer guten Lebensbeſchreibung wird es, hoffe ich, ihm einſt nicht fehlen.

41.

41.

Julius rettete ſich aus dieſen Gemüthloſigkeiten zu Ottobert, den er heiter und gemüthlich fand. Er hatte gefürchtet, daß auch ihn die Gleichgültigkeit der Geſellſchaft hätte empören müſſen; doch ſeine Anſicht war ganz irrig, denn dieſer Mann, längſt bekannt mit dem Thun und Treiben der Welt, fand das alles ganz begreiflich, und, weil er es einmal begreiflich gefunden hatte, dachte er nicht viel mehr darüber nach, da es ja tauſend ſchönere Dinge giebt, die das Nachdenken beſſer lohnen. Der wahre Dichter iſt nie eitel, er will nicht ſich geltend machen, ſondern lediglich die Wahrheit und Schönheit verkünden, die ewig ſind, wie Gott und die Tugend. Was ihm ſelbſt Freudiges und Lohnendes begegnet, betrachtet er mit frommem Dank als ein reines Geſchenk des Himmels.

Julius konnte ſich nicht enthalten, ihm mit Innigkeit zu ſagen, wie ſehr er ihn ehre und zugleich Hildegards Auftrag zu erfüllen.

Ihr Beifall iſt mir werth, erwiederte Ottobert mit Ruhe; werther noch der Beifall des edlen Mädchens das Sie mir nennen, und von dem auch Erlof mir geſchrieben hat.

48.

Julius war gut und klar genug, um ihn ſogleich, auch ohne weitere Auseinanderſetzung, zu begreifen; doch ſetzte Ottobert noch hinzu: Glauben Sie mir, der reinſte Prüfſtein für den Werth des dichteriſchen Werks iſt der Beifall, oder die Misbilligung einer edlen Frau oder Jungfrau. — Uns Männer — ich nehme nur ſehr wenige aus, — bewegt doch zu oft etwas Fremdartiges; unſer Verſtand, unſre Vernunft, unſre Privatneigung treten meiſtens zu eckig und ſchroff bei dem Urtheile über ein Kunſtwerk auf; während die Frauen nichts weiter wollen, als rein ſich an das Reine hingeben; und klar aber warm und mit ganzem Gemüthe auffaſſen. Des Vorhaſſes und der Vorliebe, der Partheiſucht, der zu großen Anhänglichkeit an Namen: ſolcher und ähnlicher Vergehungen gegen den reinen Geiſt der Kunſt, deren ſich ſo manche Männer ſchuldig machen, will ich nur im Fluge gedenken; aber ich möchte es recht hervorheben: daß die Frauen von ſolchen Fehlern kaum etwas wiſſen. Sie meinen es durchaus redlich und gemüthlich in allen ihren Urtheilen. — Darum, mein lieber junger Mann, vergeſſen Sie ja nicht, Ihrer theuren Schweſter recht herzlich in meinem Namen zu danken.

Julius hätte für ſein Leben gern noch gar lange das Geſpräch mit Ottobert fortgeſetzt, um den Gegenſtand, wo möglich, zu erſchöpfen; allein Ottobert war zu ſehr mit dem Geiſte der Geſelligkeit vertraut, als daß er es jetzt nicht hätte abbrechen ſollen, um auch den Anderen einiges Heitere und Wohlmeinende zu geben.

43.

Als Julius ſich umdrehte, ſah er die rothe Dame mit den beiden jungen Männern, die während ſeines Geſprächs mit Ottobert herein getreten waren. Er erſchrak faſt über das Gefühl des Unmuths, das ihn bei ihrem Anblick von neuem ergriff; doch, wie gute und ſanfte Menſchen pflegen, kehrte er bald die Waffen gegen ſich ſelbſt, und beſchuldigte ſich der Ungerechtigkeit und Vorſchnelle im Urtheil. Er hielt es deshalb für Pflicht, ſich ſogleich ehrerbietig der Dame zu nähern, und einige Worte des zarten Wohlſtandes an ſie zu richten. Sie ſah ihn einige Augenblicke vom Kopf bis zu den Füßen an, und da er ihr wohl zu gefallen ſchien, ſo erwiederte ſie ſeine Anrede mit freundlicher Höflichkeit. Dennoch gefiel ſie ihm keineswegs, denn er glaubte einen offenbaren Widerſpruch in ihrem Weſen und in ihren Worten zu bemerken.

In ihrer Sprache war etwas Liſpelndes, was nicht natürlich ſchien, und ihre großen ſchwarzen Augen wurden ſeltſam klein, und wie gekniffen blinzelnd, wenn ſie einige Minuten ſo zierlich für ſich hin ſprach. Unſerm Julius wurde dabei ganz wunderbar zu Muthe, und er mußte lachen, als Georg, der ſo eben gleichfalls ein kleines Geſpräch mit der Dame gehabt hatte, faſt verlegen und verſchüchtert zu ihm trat.

44.

Nehmt es nicht übel, ſagte er, (der häufig mit „Sie,“ „Ihr“ und „Du“ wechſelte) nehmt es nicht übel, wenn Ihr Euch etwa plötzlich in jene Dame verliebt haben ſolltet, daß ſie mir nicht ſonderlich gefällt. Ich glaube, ſie könnte recht hübſch ausſehen, wenn ſie ſtatt ihrer verwünſchten auswendig gelernten Blumen- und Aetherredensarten, mit denen es ihr ohnehin gar kein Ernſt iſt, plötzlich, tüchtig ausriefe: „Gott's Donnerwetter!“ — Man wüßte doch, woran man ſich halten könnte.

Julius lächelte von neuem; meinte aber, man dürfe doch von Damen nicht alſo reden.

Dann trat er beſcheiden zu den beiden Jünglingen, ob es ihm vielleicht mit dieſen beſſer ergehen werde; aber es ging viel ſchlimmer. Es waren Kunſtdilettanten der gewöhnlichſten und unangenehmſten Art, die die Poeſie für ein Lexicon von tönenden Reden zu halten ſchienen. Sie rühmten beſonders einen Schriftſteller, deſſen Poeſien in acht oder neun Bänden erſchienen ſein ſollten, und der gewiſſermaßen die Erhabenheit ſelber ſei, ſo daß man dieſe in den äſthetiſchen Lehrbüchern gar nicht mehr zu erklären, ſondern bloß auf den Mann hinzudeuten brauche, etwa mit den Worten: Da wandelt ſie hin in den ſchönſten ſeidenen Strümpfen.

Julius erklärte endlich geradezu, daß er jenen Dichter für weiter nichts halte, als für eine erhitzte Mittelmäßigkeit, für eine geſchwellte Halbkraft, oder für eine ſich in die Bruſt werfende betrunkene Kränklichkeit.

45.

Ich geſtehe Ihnen, meine Herren, ſagte Julius endlich, daß ich in einer einzigen Gellertſchen Fabel bei weitem mehr Ergötzliches finde, als in allen dieſen faſt zerſchraubten Geſchraubtheiten, und daß mich ein altes ehrliches Lied, wie etwa: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus,“ bei weitem inniger rühren kann, als jene zuſammengewürfelten Grellheiten. Ja, ich kann mir ſehr gut eine Hölle denken, die weiter keine Strafe hätte, als daß wir ununterbrochen ein herzloſes Wortgeklingel in Proſa und Verſen anhören müßten. Es wäre genügend, um aus bloßem Schauder vor ſolcher Strafe, ſich von allen Laſtern frei zu halten.

Die Jünglinge würden vielleicht unſerm Julius mit einemmale gefallen haben, wenn ſie ihn jetzt ſogleich auf morgen früh heraus gefordert hätten. Allein das geſchah nicht nur nicht, ſondern ſie wurden nur noch freundlicher und meinten, ſo hätten ſie es eigentlich auch eben gemeint; doch ſei es löblich, ſich vielſeitigen Geſchmack zu verſchaffen.

So recht, ſagte Georg, der ſich auch hineingemiſcht hatte, und zur ſchreiendſten Perſifflage ſeine Zuflucht glaubte nehmen zu dürfen, man muß eigentlich gar nichts meinen und all das Zeug durcheinander rühmen und rühren können, das Dumme und das Kluge, das Abgeſchmackte und das Feinſinnige. Es gehört doch alles in's Univerſum hinein und muß da unterducken, ſo gut es kann und mag.

46.

Schon halb neun Uhr, ſagte jetzt die Frau vom Hauſe, indem ſie nach der Uhr ſah, ſchon halb neun, und noch zögert der groſse Mann, den wir alle erwarten. Das heiſst denn doch ein wenig losſündigen auf Gröſse und Berühmtheit. Es ſchien, als hätte ſie durch dieſen Seufzer der ganzen Geſellſchaft den Mund geöffnet; doch war man gröſstentheils darüber einig, daſs ein ſo weiter und auſserordentlicher Purpurmantel, wie der, den Konſtantin ſich erworben, alles zudecke, auch den unangenehmen Fehler des Wartenlaſſens.

Ich habe der Mutter verſprochen, ſagte ein junges Fräulein, um zehn Uhr zu Hauſe zu ſein; aber kommt er nicht vor Mitternacht, ſo warte ich bis nach Mitternacht.

Sie verdienen, antwortete Georg mit der überſchwenglichſten Ueberſchwenglichkeit, einen duftenden Lorbeerkranz für dieſes ſchöne Wort, und tauſend goldene Sprüche aus ſeinem edlen Munde mögen Sie dafür belohnen.

In dieſem Augenblicke wurden die Flügelthüren, nicht, wie gewöhnlich, ſanft geöffnet, ſondern raſch aufgeriſſen, und der viel beſprochene, lang erſehnte Mann trat wirklich herein. Es war eine kraftvolle, nervige Geſtalt, mit einem geiſtvollen, blühenden Geſichte, einem leiſen, faſt verſchmähenden Lächeln um den Mund, mit kühnem Herrſchergange; doch gelaſſen und kühl.

Die Geſellſchaft war ſchnell von ihren Sitzen aufgeſtanden und bildete, theils durch Zufall, theils durch ſtillſchweigende Anordnung geführt, zwei Reihen, durch welche der berühmte Mann faſt wie durch einen zu langen Triumphbogen hindurch ſchreiten mußte.

47.

Er näherte ſich der Wirthin mit einer mäßigen Verbeugung des Kopfes und der Bruſt:

doch ohne zu reden. Dann lenkte er das Haupt nach der übrigen Geſellſchaft hin, was ſtatt einer Begrüßung dienen mochte.

Frau von M. empfing ihn mit den Worten einer feinen Lebensklugheit und aufrichtigen Ehrerbietung. Er verbeugte ſich noch einmal auf die bereits gekannte Weiſe, ſetzte ſich und nahm dem präſentirenden Bedienten die Taſſe Thee ab, die er auch mit gewöhnlicher Gelaſſenheit austrank. Georg verſicherte ſeinem Nachbar, er habe noch nie mit einer ſo unnachahmlichen Grazie Thee trinken ſehen, und man finde nur leider ſelten für dergleichen Feinheiten den gehörigen Sinn. Sein Nachbar erwiederte: Ein jeder hat ſeine Weiſe, und ich denke, man kann es auch füglich einem jeden überlaſſen, es damit zu halten wie er will.

Die Wirthin wollte dem Geſpräche eine poetiſche Wendung geben, und erzählte, daß morgen Macbeth gegeben werde, wobei ſich einige verſtändige Worte über Shakſpear anbringen ließen, welche einen Uebergang bahnten um die gebührende Verehrung für Göthe, Schiller und Jean Paul auszudrücken. Conſtantin erwiederte gelaſſen: „Auch ich liebe dieſe Männer.“ Dann trank er abermals, und ſprach einige Worte über die Reiſe, auf der er jezt begriffen ſei, und die das ſchönſte Herbſtwetter begünſtige.

Georg konnte nicht laſſen, laut auszurufen: O wie wahr! wie wahr! nur der Herbſt iſt unſer Frühling, und er muß wahrlich ſehr ſchön ſein, um alles ſonſt Vermißte zu belohnen. Was wir unſern Mai nennen, iſt ein kranker Knabe oder Waſſernix mit naſſen Haaren, bläulich gelben Blüthen und einigen bis zur Heiſerkeit erkälteten Nachtigallen. Der Sommer iſt ein ſpöttiſcher grauer Mann, der ſich bald an die Waſſerurne lehnt, bald ſie über uns ausgießt.

48.

Conſtantin antwortete nicht, ſondern ſah den Sprecher weder billigend noch misbilligend, bloß auf einen Augenblick an, wie man etwa in ein Zeitungsblatt hineinſieht, ohne etwas Sonderliches zu erwarten.

Die Frau vom Hauſe ſuchte das Geſpräch auf Conſtantins eigene Schriften zu lenken; aber er ſtand ſchnell auf, und betrachtete ein angenehmes Landſchaftsgemälde, welches an der Wand hing. Die Wirthin nannte den Namen des Malers und verbreitete ſich nicht ohne Kenntniſſe über die Kunſt des Landſchafts- und Portraitmalers, wobei Konſtantin zuweilen leiſe nickte. Da ihn das Gemälde anzuziehen ſchien, ſo erwartete die Geſellſchaft, er werde irgend eine geiſtreiche Bemerkung über daſſelbe machen; doch begnügte er ſich mit dem ruhigen Urtheil: Die Luft iſt gut; das andere meiſtens fehlerhaft.

Er ſetzte ſich nieder und eine andere Dame verſuchte abermals das Geſpräch auf Konſtantins Poeſie zu bringen; doch er wandte ſich ſchnell an die Hausfrau, und fragte: ob er nicht auf etwas Muſik hoffen dürfe. Ihm ſei geſagt worden, ſie ſelbſt ſpiele und ſinge gut.

Das nahm ſich alles ein wenig ſeltſam und eigen aus, dennoch verſöhnte die letzte Aufforderung die Wirthin, denn ſie ſetzte ſich ſogleich an das Pianoforte, und fing ein ſchönes Frühlingslied, von Konſtantin ſelbſt gedichtet, zu ſingen an.

Allein er unterbrach ſie ſchnell, und ſagte: Kann es ſein, ſo wünſchte ich etwas von Mozart oder Gluck zu hören; etwa aus dem Orpheus.

Einer der jungen Männer hatte bereits ein ſo vorſchnelles Misfallen an dem gefeierten Fremden gefunden, daß er zu Julius ſagte: Orpheus bezauberte die Bäume, daß ſie tanzten; dieſer Orpheus-Konſtantin mag auch wohl die Bäume bezaubern können, aber er iſt nur leider ſelbſt entzaubert, und zum Baum geworden, der der Vermooſung nicht entgehen kann.

Julius ſah ihn zürnend an, und ſagte: Wie frech, und ungerecht! —

49.

Die Hausfrau, wohl beleſen, erinnerte ſich, welch einen tiefen Eindruck einſt die rührende Arie „J'ai perdu mon Euridice“ aus der genannten Oper in mehreren Hauptſtädten Europas gemacht hatte, und trug dieſelbe mit erfreulicher Kunſtfertigkeit und Geſangesanmuth vor, wurde auch dafür durch ein leiſes „Brav“ von Seiten Konſtantins belohnt. — Die Geſellſchaft aber ließ es wenigſtens dreimal hören, ſo wie nicht minder der Ausruf: „Göttlich!“ häufig erſchallte.

Frau von M. wäre gewiß nicht abgeneigt geweſen, auch noch andere Geſänge vorzutragen; doch Konſtantin ſtand auf, und unterhielt ſich eine geraume Zeit mit Ottobert, wobei Julius bemerkte, daß dieſer der einzige Mann in der Geſellſchaft war, den er mit einiger Auszeichnung behandelte. Ottobert, gütig geſinnt wie immer, wollte gern die Geſellſchaft an den Reden des Gefeierten Theil nehmen laſſen, und erhob deshalb ein wenig mehr wie jener ſeine Stimme; doch dieſer ſprach jetzt ſo überaus leiſe, daß nur der, zu dem er unmittelbar redete, ihn einigermaßen vernehmen konnte.

Bald brach er auch dieſe Unterhaltung ab, und ſprach mit einem ehrenwerthen Mann, der ihm vorher als Finanzrath vorgeſtellt war, über ein fürſtliches Edikt, das vor etwa ſechs Wochen in den Zeitungen geſtanden hatte, und in welchem ihm eine Stelle dunkel geweſen ſei. Der Finanzrath war freudig überraſcht, daß ein ſo großer Poet auch für die Einzelnheiten der Staatswirthſchaft Intereſſe habe, (was ſich eigent-

eigentlich immer von ſelbſt verſtehen ſollte) und er ſetzte deshalb mit einſichtsvoller Genauigkeit, doch auch nicht ohne Weitläufigkeit, die Sache in das Klare. Seine Rede dauerte ein wenig lange, und die Geſellſchaft war dabei unzufrieden, indem ſie den Finanzrath immer haben konnte; nicht aber Konſtantin, der nur durchreiſte. Es war eine Unbilligkeit in dieſem Misvergnügen, deren ſich leider gar viele Menſchen ſchuldig machen. Der Geſchäftsmann empfing von dem Dichter einen freundlicheren Dank als man ihm gönnte.

50.

Jetzt verging faſt eine Stunde, in welcher Konſtantin gar nicht redete, bis ein wohl und ſtark bereiteter, erquickender Punſch umher gereicht wurde, den er mit einigem Beifall zu genießen ſchien.

Wir Deutſchen, ſagte er endlich, und machte eine kleine vielleicht ironiſche Pauſe, während der größte Theil der Geſellſchaft geſpannt war auf die ohne Zweifel ſehr bedeutende Bemerkung, welche zu kommen ſchien, — wir Deutſche haben ſo viele herrliche Erfindungen gemacht; warum mußten uns doch die Engländer in der Bereitung dieſes Getränkes zuvor kommen?

Da alles ſchwieg, ſo ſagte Georg leiſe zu Julius: Iſt denn die alte Erklärung des Epigramms, daß es eine in Nichts aufgelöſte Erwartung enthalte, doch richtig?

Mitunter ja — erwiederte Julius ernſthaft, aber auf eine ganz andere Weiſe, als Du es jetzt meinen magſt.

Wir können und dürfen nicht verhehlen, daß Konſtantin ſich jetzt die Zubereitung des Punſches, der in der That von ausgezeichneter Güte war, von der Wirthin auseinander ſetzen ließ, worüber einige viel zu zarte und überſchwengliche Perſonen faſt in Verzweiflung geriethen. — Er ſah dann nach der Uhr, verbeugte ſich leicht und ging.

51.

Er war wohl ſchon eine Minute entfernt, ehe irgend jemand ein lautes Wort ſprach; dann ſagte die Wirthin: Ach, und dieſer langathmige Seufzer war das Signal für die Geſellſchaft, ihrer Empfindung Luft zu machen. Es kamen aber manche ſchlimme und zu ſchnelle Urtheile an den Tag.

Da ſagte Einer: „Waren wir ihm etwa nicht gut genug, um uns irgend etwas Bedeutendes zu geben?“ Ein Zweiter: „Vielleicht hat er auch nichts mehr zu geben, das Gute iſt bereits gedruckt, und er muß nun haushalten und ſich ſchonen.“ Ein Dritter: „Die kalte Vornehmheit war doch nur gemacht, und was bequem ſein ſollte, war ihm vielleicht ſelbſt unbequem.“ Ein Vierter: „Er war wie gefrorner Wein.“ Ein Fünfter: „Er war kalt wie eine Knieſcheibe, oder wie ein meſſingener Klöpfel.“ Ein Sechſter: „Dadurch, daß er gar nicht von ſeinen Werken reden wollte, zeigte er eben die größte Eitelkeit.“ Ein Siebenter: „Ein Zug von Genießlichkeit um den Mundwinkel war mir gräulich; möge dieſe Genießlichkeit auch noch ſo fein ſein.“ — Aehnliches ſagten auch faſt alle Andere; nur der Finanzrath nahm ihn in Schutz und die milde Wirthin zeigte ſich wenigſtens neutral, und wartete auf Ottoberts Urtheil.

Endlich wurde auch Julius gefragt, und er erwiederte mit einem Seufzer: Mir ſind die letzten Stunden theils ſo bedeutend, theils ſo ſchmerzlich geweſen, daß ich mir in dieſem Augenblicke jedes Urtheil verbiete.

52.

Ottobert hatte ganz geſchwiegen, und auf die erſte Aufforderung der Hausfrau bloß erklärt, es ſei jetzt nicht die rechte Zeit, um darüber zu reden. Da ſie aber zum zweitenmale ihn aufforderte, und auch die ganze Geſellſchaft mitbat, ſo erwiederte er mit ſeiner gewöhnlichen ſtillen Ruhe: Ich kann keinem von dieſen Urtheilen, die ich vernahm, beiſtimmen. Konſtantin's Weſen kann befremden, aber es giebt uns kein Recht, ihm jenes Weſen nicht zugeben zu wollen. Haben wir ihn geſehen als Staatsmann, als Krieger, als Gatte, als Familienvater? hat er irgend eine Form vernachläſſigt? nahm er nicht — was viel mehr als Form war — dankbaren herzlichen Theil an dem vortrefflichen Geſange unſerer verehrten Wirthin? Daß er nicht von der Poeſie reden mochte, iſt ihm wahrlich wohl zu vergeben, da ſo häufig mechaniſche Zungenfertigkeit ſolche Geſpräche führt; und — glauben Sie mir, wer recht zu ſchaffen verſteht, ſpricht nicht viel von der Poeſie. Doch genug. Wir finden ja wohl eine andere bequemere Gelegenheit, den Mann zu entſchuldigen, der Ihnen allen bisher mit

Recht ſo theuer war, und ſchmerzlich würde es mir ſein, ſehen zu müſſen, daß von dieſem Gefühle irgend etwas bei Ihnen verloren ginge. Möge Ihnen der treffliche Künſtler bleiben was er war.

Die Wirthin reichte ihm mit beſonderer Freundlichkeit die Hand, und ſagte: „Sie lieber, guter, inniger, tiefer Mann, Sie vertheidigen ihn, der doch wahrlich mit der Kälte und Vornehmheit kokettirte. Ihnen muß er ja von uns allen am fremdeſten ſein.“ — Julius fühlte wie ſie, und er wäre dem Manne gern um den Hals gefallen, wenn nicht die Regel der Geſellſchaft eine ſolche Aufwallung verboten hätte.

Es war ſpät geworden und man ging auseinander.

53.

Es iſt für ſinnig lebhafte Menſchen eine beſondere Freude, aber auch faſt ein Bedürfniß, ſich nach einer größeren Geſellſchaft noch einige ſtille Minuten mit einem oder einigen auserleſenen Herzensfreunden oder Herzensfreundinnen in eine trauliche Ecke zu ſetzen, wie man etwa nach einer intereſſanten Waſſerfahrt doch wieder gar gern das grüne duftende Ufer betritt. Man hat ſich recht gern den Wogen der Geſellſchaft hingegeben, eben weil man ja ſeiner ſelbſt gewiß war; hat es aber nun ausgewogt, ſo giebt man den Auserwählteren, die noch ein halbes Stündchen zurückbleiben, mit doppelter Behaglichkeit und mit doppelter Innigkeit die Hand; und was auch dann noch geſprochen werde, immer wird es eigentlich heißen: „Ihr ſeid mir doch die Liebſten; und Gott ſei Dank, daß ich Euch habe.“

Julius, der ſonſt dieſe Empfindung immer hatte, fühlte ſich heute faſt zu beweg: zu einer ſo behaglichen Stunde.

Es ſchlug Eins, als er bei ſeiner Wohnung ankam, und er ſagte zu ſich ſelbſt: Es iſt mir nicht möglich, ſchon jetzt zur Ruhe zu gehn, mir iſt ſo ganz anders, mir iſt ſo, als warte meiner noch eine nothwendige große Arbeit.

Es war eine heitere warme Herbſtnacht, und durch den lichten Himmel wandelten einzelne, tiefblaue Wolkenſtreifen, während der reine Vollmond ſeine beruhigende Klarheit über die Nacht hingoß. Es ſchien als lade dieſe Nacht den Jüngling beſonders ein, in ſich ſelbſt zurückzukehren, und ſich mit ſich ſelbſt zu berathen. Er hatte heute gar manches geſehen, beobachtet, und empfunden, das ihm beziehungsreich wichtig erſcheinen durfte. Er hatte eine Ahndung bekommen von einigen Lebensverhältniſſen, die ihm bis dahin noch unbekannt geweſen waren. Er war durch manches angeſprochen, durch manches erfreut, durch manches verletzt worden.

54.

Er dachte mit inniger Verehrung an Ottobert, an den ſtillen, beſchwichtigenden Geiſt dieſes Mannes, an die Klarheit ſeines Gemüthes; aber immer noch konnte er den Gedanken an die drückend ſcheinenden äußeren Umſtände, in denen der theure Mann lebte, nicht von ſich verbannen. Es war keine ganz reine Freude geweſen, denn auch in Ottoberts Geſicht konnte man Spuren vergangener Leiden finden, und der Jüngling will den Mann, den er verehrt, auch in äußerer Glorie vor ſich ſtehen ſehn. Ihm wurde weh um's Herz, bis er ſich endlich wieder an das beſcheidene Ebenmaaß in dem ganzen Weſen jenes Mannes erinnerte. — In ſolchen Augenblicken geben oft wenige Zeilen irgend eines ſinnvollen Dichters einen entſcheidenden Aufſchluß; und ſo fielen jetzt unſerm Julius die Worte ein:

Der Laute gleicht des Menſchen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut:
Doch ſpielen ſie oft Luſt und Schmerz
Zu ſtürmiſch und zu laut.

Gewiß hatte auch Ottobert, ehe er das wurde, was er jetzt war, mit ſich ſelbſt und mit dem Herrn gerungen, und nicht ohne unendliche Thränen und Blut und Nächte ohne Schlaf wird ein ſolcher Kampf gekämpft. Dann aber neigt ſich auch der Himmel ſanft herab, und eine leiſe Ahndung von der unendlichen Wonne, die dort oben wohnt, kommt in die Bruſt des Menſchen, der ſo gränzenlos arm iſt ohne den Erlöſer, und mit ihm ſo gränzenlos ſelig in Glaube, Liebe und Hoffnung.

Dann wird auch das irdiſche Leben, möge es auch eng und arm ſein, wieder freundlich; ja wir bemerken ſeine Mängel kaum in dem leiſen, befriedigten Lächeln, das dann in unſerer Bruſt wohnt. —

O wie man dann ſo wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt,
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf ſo ſegnend ſchwebt.

Aber um ſo tiefer ſank ihm jetzt Konſtantin, dem die irdiſche Berühmtheit und der irdiſche Glanz viel zu wichtig zu ſein ſchien, der in der Bequemlichkeit ſeines Lebens die Menſchen faſt alle auch nur bequem behandelte, ja der vielleicht ſie kaum einer höheren Empfindung für werth hielt, und der dieſe ſelbſt nur aufſparte für ſich ſelbſt, für ſeine Träume und ſeine Kunſtwerke.

55.

So dachte Julius in nicht unedler Uebertreibung. Dann erinnerte er ſich auch an ſo manche der heute geſehenen Jünglinge, und ſie erſchienen ihm größtentheils unglücklich, eitel und leer, oder verworren und unbeſcheiden und er fühlte ein inniges Mitleiden mit ſo manchem Leben, das ihm verfehlt dünkte. — Da trat auch das Bild des faſt verſchollenen Karl zu ihm hin, und ſagte: „Wohl irrte ich viel, aber ich meinte es doch ernſt und redlich; und die Freunde haben mich faſt vergeſſen.“ — Aber Julius durfte, ſtatt der Antwort nur ſanft lächeln, denn er vergaß *nie*, und *konnte* nie vergeſſen.

Immer mehr löſte die Mondnacht ſein Gemüth auf, und er ſah ſich ſelbſt in ſeiner Begränzung, und wie er erſt die Anfangspunkte des Lebens zu berühren im Stande ſei, und wie doch das Ziel nicht unerreichbar ſei, wenn Gott die Kraft verleihe, und er faltete die Hände, und mit freundlichen Thränen hob er den Blick zu dem reinen Himmel, und ſagte: O gieb Du Gedeihen, Du überſchwänglich gnadenreicher Gott! und laß mich wachſen in

Aechtheit, und Kraft, und Liebe, und Demuth, denn das nur gilt vor Deinem heiligen Angeſicht.

Und ihm war als neigte Marie ihr kleines freundliches, goldlockiges Haupt zu ihm hin, und ſagte leiſe: „Ich will Dir beiſtehn, Du guter Menſch,“ und das ganze Gefühl der kraftreichen, tugendhaften Jünglingsliebe durchzuckte ſeine Bruſt. Dann war es ihm wieder als ſähe ihn Hildegard in ihrer ſtolzeren Schönheit an, die aber gegen ihn ſo ſehr milde war, und er nannte ſie ſeine geliebte Schweſter; und als er ſie weinen ſah, da mußte auch er weinen, und Gott um Kraft bitten, dieſe verſchlungenen Lebensverhältniſſe ſtets klar zu erfaſſen.

Wenn aber der Menſch in ſo reiner Erweichung ſich ſelbſt und ſein Leben doppelt genießt, dann erſcheint wohl oft, weil dieſes Leben nichts vollſtändig Erfreuliches bieten ſoll, neben den freundlichen Engelsgeſtalten auch die Furienlarve des Schmerzes und der Kränkung. Die Wünſche, die ſchon der Erfüllung ſich begeben, die ſehnſüchtigen Hoffnungen, die ſchon halb verweht waren, der Gram, dem die Zeit ſelbſt ſchon ein Grab bereitet zu haben ſchien; alles das ſteht wieder auf, und redet den Menſchen ſehr hart an und ſpricht: „Du kennſt uns, und Du wagſt es, Dich zu freuen? Du ſollſt Dich nicht freuen, und wenn Du es willſt, ſo hindern wir es, und hauchen Dich an wie mit geſpenſtiſchem Odem, vor dem die kindiſche Freude, und das blühende Leben weit hinwegfliehen muß.“

O, rief Julius mit einemmale heftig aus: — Er hat mich ja einen Heuchler genannt, ich habe ihn ja auf immer verloren, und ich ſollte noch an Freudiges denken? — Der einzige Augenblick umhüllt mein ganzes Leben mit gifthauchendem Schatten.

56.

Jetzt floſſen nicht mehr die Thränen einer ſanfteren Rührung und er faßte zürnend nach der Seite hin, wo bei dem Manne das Schwerdt hängen ſollte, und leider jetzt nicht hing.

Er war in dieſem Augenblicke in den Eingang einer Gaſſe von nur mäßiger Länge gekommen, und hörte von dem Ende derſelben her einige dumpfe Stimmen die ihm bekannt dünkten. Er ging noch einige Schritte weiter, und entdeckte mit ſcharfem Auge die beiden Jünglinge, die ihm in ſo kurzer Zeit ſchon zweimal unangenehme Gefühle gegeben hatten. Sie ſtanden mit dem Rücken an ein Haus gelehnt, in deſſen zweitem Stockwerk noch Licht brannte. Sie ſprachen heftig, doch furchtſam leiſe flüſternd mit einander, und nur die gänzliche Stille der ſpäten Nacht konnte es möglich machen, daß die Worte: „Es iſt ſchon halb zwei, und er muß nun bald kommen!“ zu ihm gelangten.

Nach ſo mannigfaltigen Bewegungen der Seele und des Gemüthes, wie Julius heute erfahren, machte es ihm eine wahrhafte Freude, daß es nun, allem Anſchein nach, zu einer ordentlichen Handlung kommen ſollte. Er ſtellte ſich etwa zwanzig Schritte von den lauernden Beiden, an einem gegenüberſtehenden Hauſe in den Schatten, und entdeckte in dem erleuchteten Zimmer gegenüber die rothe Dame, welche mit einem ihm unbekannten Jünglinge auf und ab wandelte.

Jetzt wird mir die Sache klar, ſagte er faſt heiter zu ſich ſelbſt, die beiden vortrefflichen unglücklichen Liebhaber hier warten auf den Beglückten da oben, um ihm ein wenig von ihrem kalten Jammer abzugeben. Da es nun unrecht iſt, daß zwei gegen Einen angehen, ſo muß ich wohl für den Endymion im zweiten Stockwerk, den Zweiten abgeben, und deshalb hier warten. — Ihr armen Drei 'allzumal, was kann die Rothe dort wohl geben, als ein flaches, oft zerſtochenes Herz, das nicht ruhen kann, und an dem ſich auch nicht ruhen läßt.

Jetzt ſah er daß die Jünglinge ſogar entblößte Degen unter ihren Mänteln hervorzogen, und er ſagte mit halbem Lächeln: Sie meinen es ernſthaft, wollen aber doch wohl höchſtens nur ſo viel Blut, als zu Endymions Namensunterſchrift nöthig iſt, daß er Dianen nicht fürder beſuchen wolle. Dennoch iſt es ein wenig ſchändlich, und ungleich bleibt der Kampf immer zwiſchen zwei bloßen Händen gegen vier bewaffnete.

Jetzt verſchwand das Licht, gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und die Jünglinge ſtürzten auf den Heraustretenden mit den Worten ein: Jetzt ſtehe uns Rede, Unglücklicher, jetzt ſollſt Du büßen!

57.

Der Angegriffene war ſo überraſcht, daß er nicht antworten konnte; doch jetzt flog Julius mit beſonnener Kraft auf ſie ein, und rief mit gewaltiger Stimme: Jetzt ſteht Ihr mir Rede, Ihr unglücklichen, erbärmlichen Menſchen!

Nur der Eine von ihnen hatte noch Klarheit genug, zu ſehen, daß Julius unbewaffnet ſei. Er drang mit dem Degen gegen ihn ein, und verwundete ihn in die rechte Hand. Jetzt aber faßte Julius mit der ganzen Gewalt des edlen Zornes und mit beiden Händen die Schultern des Jünglings, daß er zitternd den Degen fallen ließ, und eilends ſeinem ſchon früher geflohenen Mitgeſellen nachfloh.

Julius ließ die Wunde ruhig bluten, hob den Degen auf, und ſagte gelaſſen: Daran kann man ihn ja erkennen, und immer noch thun, was etwa der Mühe werth ſein möchte. Jetzt iſt mir der Aff zu ſchnell.

Der fremde Jüngling ſtand noch immer ſchweigend da, und ſchien noch immer den ganzen Auftritt nicht recht faſſen zu können. Endlich ſagte er, nach tiefem Athemholen: Was war das Alles? — und, o mein Gott, was verdanke ich Ihnen, edler unbekannter Freund! —

Da ſchauderte Julius zuſammen, und ſagte: Laß mich eine andere Stimme hören, denn die ich eben hörte, will ich jetzt nicht hören, und kann ich jetzt nicht hören; denn das wäre zu ſchmerzlich, wenn ſie Dein eigen wäre.

Der Fremde ſchien ihn nicht verſtanden zu haben, und fragte: Verſchmähen Sie meinen Dank?

Da fuhr Julius faſt heftig auf, und ſagte: Laß mich Dein Geſicht ſehen! — Er ging näher, ſah es wirklich, trat blaß zurück, und ſagte: Es iſt doch ein Irrthum! das halbe Licht der Mondnacht blendet mich.

Da aber fuhr ein Fackelwagen an ihnen vorüber, und der grelle Schein fiel auf die Geſichter der beiden Jünglinge.

Heinrich! rief Julius, und blickte zum Himmel auf, wo jetzt der Mond ſiegend durch eine ſchwarze Wolke hindurch wandelte; doch Heinrich ſtürzte unwillkührlich in die Knie, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Ende des erſten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

In

Die Dichter,

ein Roman

7235

von

Franz Horn.

Zweiter Theil.

Berlin, 1817.
der Schüppelschen Buchhandlung.

Gesch. Fresenius

[illegible] CA
[illegible]
[illegible]

Drittes Buch.

I

Der verletzende Augenblick benahm unſerm Julius eine geraume Zeit die Sprache, und tauſend herbe Gefühle drängten ſich in ſeine Bruſt hinein. Heinrich raffte ſich früher zuſammen, und mit einer Miſchung von gezwungenem Stolz und natürlicher Scham, ſagte er endlich: Das iſt ſehr ſeltſam. Wenn ich an Dich dachte, ſo dachte ich Dich mir allerdings mit dem Degen in der Hand; aber gegen mich gerichtet, nicht zu meiner Befreiung.

Du dachteſt menſchlicher Weiſe ganz recht, erwiederte Julius, aber Gott hatte ein anderes beſchloſſen.

Ein ſeltſames Geſchick, fuhr Heinrich fort, hat über uns gewaltet. Die Einzige, die ich iemals lieben kann, verwarf mich, und ſo ward mir der höchſte Schmerz beſchieden, den das Leben zu bieten vermag. In einem ſolchen Augenblicke finde ich Dich zu den Füßen dieſer Einen. Längſt ahndete ich, daß ſie Dich liebte, und nun giebt mir ein tückiſcher Teufel ein, daß auch Du von gleicher Flamme entzündet biſt. O vermag ich denn zu denken, daß irgend ein Mann, der ſie je ſah, ſie nicht liebt? Da entſtrömen meinem Munde trübe verletzende Worte, und die unſelige Hand greift nach dem Schwerdt, den geliebten Freund zu verwunden.

Ich hätte das nicht gethan, erwiederte Julius mit großer Betrübniß, und ich will meine Freunde viel mehr lieben als mich ſelbſt, ich habe Dich viel lieber gehabt als mich, und das kann ich nun nicht mehr, weil Du nicht einmal ſo erträglich gehandelt haſt als ich zu handeln im Stande bin. O gieb mir meinen alten Heinrich wieder den Du mir genommen haſt, gieb ihn mir wieder nach dem ich mich ſo oft und ſo innig geſehnt habe.

2.

Der iſt dahin gegangen, wohin ſchon ſo vieles gegangen iſt, und noch ſo vieles gehen wird. Das iſt nun ſo in der Welt, daß alles ſich ſtößt und drängt, und das Gute und Erfreuliche vergeht wie das Böſe und Widrige; aber freilich muß man ſchon ein wenig alt geworden ſein, um das traurige Wort, „es iſt nun ſo" mit Gelaſſenheit ausſprechen zu können.

Das kalte reſignirende Wort verwundete Julius tiefer als ſelbſt das heftigſte und zürnendſte vermocht haben würde, und da ſelbſt der innigſte und wärmſte Menſch an der Kälte des Andern für den Moment ſich kühlen muß, ſo fragte er ruhig: Was ſoll nun werden?

Ich nehme jedes verletzende Wort zurück, erwiederte Heinrich, ich räume ein, daß ich Dir ſehr unrecht gethan, und ich ſehe klar, daß Du nicht ſo vor mir ſtehen könnteſt, wenn Du mich je getäuſcht hätteſt. — Du haſt mir meinen Him mel genommen, und ich verzeihe Dir; Du aber verzeihe mir, daß ich Dich der Schuld anklagte, wo Du doch nichts weiter warſt als ein Werkzeug des blinden Geſchicks.

5.

Geſchick? Blind? was ſind das für fremde Worte, die ich da aus Deinem Mund vernehmen muß? Wir ſind ja Chriſten, lieber Heinrich, und leben nur im Glauben an eine allwaltende liebende Vorſehung, an einen gnädigen Gott und einen milden Erlöſer, der alle unſere Thränen kennt, und nimmer will, daß auch nur Einer verloren gehe.

Das war einſt, erwiederte Heinrich, und das iſt auch noch recht gut, aber es will ſich denn doch auf dieſer Welt, wie ſie nun einmal iſt, manches anders machen, als Jünglinge in trunkenen Mitternachtsſtunden, oder wenn ſie eben im Calderon geleſen haben, zu glauben pflegen.

Er faßte bei dieſen Worten wie in den Tagen guter Ordnung den trauernden Freund in den Arm, und ging mit ihm während der folgenden Rede, gleichſam als gelte es ein Geſpräch über einen metaphyſiſchen Gegenſtand, die Straße auf und ab. Ich kann Dir nicht verhehlen, ſagte er, daß ſeit jener Nacht vieles in mir anders geworden iſt, und daß ich mit einem gewiſſen lächelnden Mitleid auf meine frühere Knaben- und Jünglingsirrthümer zurück ſehe, ſo angenehm auch manche darunter waren. Ich wollte mein ganzes Herz ausſtrömen in das was ihr die heilige Dichtkunſt nennt, und das gelang auch mit unter ganz erträglich, aber das bloß Erträgliche iſt doch auch nicht ſonderlich. Wäre es aber auch mehr als erträglich, ja wäre es vortrefflich geweſen, es hätte doch nicht gefruchtet. Unſer Publikum iſt zäh und kalt geworden und überſatt, und wenn ich es mir als eine Perſon denke, ſo erſcheint es mir wie ein halb ennüyanter halb ennüyirender Menſch, der aber Lebensart genug hat, die

Hand vor den gelind und mäßig gähnenden Mund zu halten.

4.

Du ſollſt, erwiederte Julius ſtreng, auch nicht ein einziges Wort mehr in dieſem widerlich thörichten Tone reden, wenn Du willſt daß ich Dich anhöre.

Ich werde, antwortete Heinrich verworrenheftig, gerade ſo reden, wie es mir nöthig und Recht ſcheint und Du mußt mich anhören weil dieſes Geſpräch über uns entſcheidet und nicht auszulaſſen iſt. — Dann fuhr er gelaſſen fort: Das alles ging mir auch ſonſt wohl durch den Kopf, aber ich konnte doch dabei ſehr heftig werden, und wenn ich eine geraume Zeit recht heftig geweſen war, ſo ward ich wieder angenehm und ſüß und tröſtlich. Das ging eine lange Zeit recht wohl, aber der Menſch vermag doch nicht lange dieſe ſteten Uebergänge von Spitzbergiſcher Kälte zu Siciliſcher Thälerwärme, von froſtiger Bitterkeit zu auflöſender Erweichung auszuholten. Ich weiß recht wohl wie ihr lammfrommen Naturen euch tröſtet, indem ihr nämlich das harte „es iſt nun einmal ſo" in das weichere „es iſt Gottes Wille" verwandelt; aber der Klang bloßer Worte kann mir nicht genügen.

O Gott! rief Julius mit großem Schmerze aus, iſt denn das wirklich Heinrich der ſo redet, oder darf auch nur Heinrichs Schatten alſo reden?

5.

Das wäre jedoch noch alles gut gegangen, fuhr Heinrich fort, wenigſtens hätte es gut enden können wenn Hildegard mich geliebt hätte. Jede Tugend hat einen Preis und ſie ſollte der für die meinige werden. Dann wäre mir jede Entſagung und Entbehrung in anderer Hinſicht, erträglich ja leicht geworden. Ich bin nicht ſo ſchlimm daß ich nicht ſollte jede Tugend begreiſen die in der Liebe ihren Grund findet. Ich fühle recht wohl, wie ein liebend Paar auch in der kleinſten Hütte Raum findet, ja ich fühle noch mehr, und was noch kein Dichter geſagt, daß man auch den ewig wiederkehrenden monotoniſchen Jammer der Erde, die ſtaubigſte Arbeit, das hetzende Getreibe, den widrigſten Wirrwar der gemeinen Welt ertragen kann, wenn nur am ſpäten Abend eine liebendweiche Hand die heiße Stirn kühlt, und ein frommes Auge lächelnd auf uns hinſieht. — Das hat aber nun nicht ſein ſollen und der Himmel hat klar gezeigt, daß er das, was ihr ſo die Tugend nennt, von meiner Seite verſchmäht. So habe ich mich denn darein ergeben und einen andern Weg einſchlagen müſſen. Was mein Leben betrifft, ſo iſt es nun freilich ein wenig bunt geworden, und es mag wohl ſein, daß zu viele Tulpen und Feuerlilien in demſelben wohnen, aber es hat nun einmal mit den Veilchen und Vergißmeinnicht nicht glücken wollen.

Wer nicht Aether trinken kann, trinkt guten menſchlichen Wein, ja er nimmt auch wohl mit dem Getränke vorlieb was zarte Dichter in Verſen zu nennen ſcheuen. Es iſt mit der Einen Geliebten aus, ſo will ich mich denn an die vielen Geliebten wenden, die es in der Welt giebt; es ſind doch auch gute Kinder die es nicht übel meinen. — Denke Dir aber — ihr frommen Leute haltet uns gern für ruchloſer als wir ſind, — denke Dir aber, wiederhole ich, nichts abſonderlich gottloſes dabei, ſondern nichts weiter als ein reines Spiel mit der Zeit und der Freude.

6.

Um endlich auch wieder auf die Poeſie zu kommen, ſo denke nicht daß ich ſie aufgegeben habe; nein im Gegentheil ich habe ſie recht eigentlich gefunden die wahre Publikumspoeſie, und Du wirſt ſehen, da gerade jetzt ein Paar Romane und Novellen von mir die Preſſe verlaſſen, wie man in den Leihbibliotheken und Buchläden, darnach greifen, ja darum ringen und fechten wird, und wie die zarteſten Hände mir Lorbeerkränze flechten werden für das was ich gegeben. Ich habe mich genau erkundigt, was eigentlich das Publikum gern hat und es iſt billig, daß wir uns darnach richten, da ja ein jeder Käufer das Recht hat, ſich ſeine Waare zu beſtellen nach Inhalt, Form und Gewicht. Und wie gut und menſchenfreundlich iſt das Publikum in ſeinen Forderungen! Es will nicht nur ſich ſelbſt nicht anſtrengen, ſondern es fordert auch uns freundlich auf, doch ja keine beſondere Kräfte anzuwenden. „Lieber“, ſo ruft es uns zu, „wir ergötzen uns ſo leicht, und wollen nichts weiter als bei Dir ausruhen und uns erholen. Du machſt es Dir aber gar zu ſauer, weil Du glaubſt wir wollen etwas abſonderlich Poetiſches haben, oder etwas ungemein Scharf- und Tiefſinniges. So ſchlimm ſind wir aber gar nicht, ſondern im Gegentheil — daß es aber ja unter uns bleibe, das heißt: unter dem Publikum und Dir — wir mögen jene poetiſch-ſcharfſinnig-tiefſinnigen Sachen gar nicht wohl leiden, ſondern ſie ſind uns unheimlich-ehrwürdig-fatal, und wir ſagen wohl von ihnen wie die Franzoſen von Haydn's Schöpfung „Ah c'est divin! c'est celeste! mais — bien ennuyant.“ Was wir verlangen iſt überall mäßig, mäßiger Witz gegen Dinge die wir überſehen. z. B. gegen arge Geizige und Verſchwender, Kleinſtädter, ſchwülſtige Dichter, u. ſ. w. mäßigen Ernſt, mäßige Tugend, mäßige Liebe, mäßige Empfindungen, mäßige Naivetät, mäßige Religion.“ —

Was ſoll nun da von unſerer, ich meine der Dichter Seite, die Widerſetzlichkeit? Sollen wir etwa bloß für uns ſchreiben und den Verleger verdrießlich machen, der den theuren Druck und den grandioſen Ehrenſold daran wendet? — Ach mein Lieber, laß uns doch endlich wahrhaft milde werden!

7.

Das lezte Wort, welches eine der edelſten Empfindungen mit kühl verlezender Satyre angriff, vollendete die Trauer in Julius Gemüth. Wie aber Jemand der ſehr Schlimmes gehört und erfahren hat, ſich gefaßt macht, nun auch noch das Allerſchlimmſte zu hören, ſo unterdrückte Julius jezt eine Antwort und bereitete ſich noch weiter zuzuhören.

Heinrich, einmal im Zuge zu reden und um ſich gewiſſermaßen an ſeiner eigenen Geſunkenheit zu weiden, fuhr fort: Sieh, ſo nehme ich jezt die Poeſie und das Leben leichter, und ich will doch ſehen was dabei heraus kommt. Wem es mit edler Liebe nicht geglückt iſt, der kann es ſchon darauf wagen ein wenig leichthin zu leben, und es kommt dem Himmel nicht ſonderlich auf ihn an, weil er ihn ja ſonſt nicht würde verſchmähet haben.

Daß man die Blumen die am Wege ſtehn,

pflücken müſſe ehe ſie verblühen, das haben wir allbereits in ſieben tauſend ſieben hundert und ſieben und ſiebzig Gedichten geleſen, und zuweilen ſogar beim Punſch mit Rührung geſungen. Was kann man mir anders Schuld geben als daß ich Ernſt daraus mache, und wirklich pflücke vom Morgen bis zum Abend? Das Leben iſt ſo kurz, daß ſelbſt über die Kürze des Lebens zu reden ſchon gefährlich iſt, weil das beſagte kurze Leben nicht Zeit hat über ſich ſprechen zu laſſen. Wir wollen deshalb nicht klüger ſein, als z.B. Horaz, der bekanntlich auch nicht viel mehr zu ſagen weiß als: Laß brav Holz in den Kamin legen daß die Flamme traulich leuchte und wärme, laß Dir erzählen oder erzähle ſelbſt fröhliche Geſchichten voll bequemer Lebensklugheit, iß und trink und bekränze Dich und küſſe und ſinge und ſchlafe, denn nach dem Tode ſieht es nicht ſonderlich aus, doch muß man nicht viel daran denken. Man richtet doch nichts damit aus, und Staub und Aſche wird, auch mit aller Poeſie umhüllt, nichts anders als Aſche und Staub. Nur mäßig! das verſteht ſich. Mäßig ſoll man im Genuſſe ſein, da man leider jeden Rauſch, ſelbſt den im Johannisberger und Lacrymae Christi mit Kopfſchmerzen bezahlen muß.

Und nun, Julius, frage ich Dich, wie ſtehen wir mit einander? und wie werden wir hinfort mit einander ſtehen?

8.

Wir ſtehen hinfort nicht mehr mit einander, erwiederte Julius mit großem Schmerz, aber auch mit Entſchiedenheit, ich kann weinen mit dem Weinenden und lachen mit dem Lachenden, aber nicht will ich ſündigen mit dem der kalt und beſonnen ſündigt. — Du haſt mich angefallen wie ein Meuchelmörder, das hätte ich Dir vergeben können, Du haſt mich angefallen mit ehrverletzenden Worten und das hätte das Schwerdt wieder herſtellen können . . . .

Heinrich erwiederte ſchnell: Ich bin ja zu jeder Genugthuung bereit, fordere ſie, ich flehe Dir.

Ich nahm ſie mir bereits, erwiederte Julius mit ruhiger Kraft, als ich Dich rettete. Es iſt nun nichts weiter mehr nöthig, wir ſcheiden und Du kannſt hinfort mein Freund nicht mehr ſein, denn ich kann Dich nicht mehr unbedingt hochachten, und das muß ich um Freund zu ſein.

9.

Er hatte dies alles mit jener Kraft geſagt, die dem reinen Menſchen ſelbſt im höchſten Unglücke beizuſtehen pflegt, und er hatte es ſagen müſſen, da man wohl ſich ſelbſt etwas vergeben darf; doch nie der Idee. Dann aber behauptete auch das ſchmerzerfüllte Herz ſein Recht, und mit Thränen, die ungeſehen in die Nacht hineinfloſſen, fuhr er fort: Du haſt den traurigſten Augenblick in mein ſtilles Leben hineingerufen, und mir iſt als ſehe es mich blaß und bleich an, da es ſonſt ſo blühend war und voll friſcher Jugend. Gott vergebe Dir das, ich will es Dir vergeben, denn ich werde mich wieder finden durch Liebe und Gebet. Aber Du haſt das Heiligſte verhöhnt was auf Erden iſt, das Vertrauen und die Freundſchaft, die Poeſie und das deutſche Volk und das Leben und Dein eigenes Gemüth. Ich kann Dein Freund nicht mehr ſein; aber als Menſch kannſt Du von mir alles fordern, was der Menſch dem Menſchen geben kann. — Und möchteſt Du doch immer recht viel fordern, und möchte ich doch immer recht viel geben können. Ach! aus den Trümmern der Freundſchaft ſelbſt ſpricht ja noch immer eine heilige Stimme, ſie ſoll ſtets Eingang finden in mein Herz, ich konnte ja auch nie haſſen und Dich am wenigſten.

10.

Wir würden vergeblich verſuchen zu ſchildern, was während der letzten Momente in Heinrich's Seele vorging. Die alte Tugend und die neue Sünde kämpfte mächtig in ihm, und da hier kein Sieg erfochten wurde, ſo hatte er ſich fruchtlos bemüht, das durch ewige Geſetze Geſchiedene durch eitlen Scherz zu vereinigen, und war auf dieſe Weiſe ſchlechter erſchienen als er bis jetzt war.

Jener Fehler, der dem Menſchen ſo tief eingewachſen iſt daß er ſein ganzes Leben gegen ihn zu kämpfen hat, die Eitelkeit, die ſo gern ſich zwiſchen das Edle und Gemeine in dem Gemüthe ſtellt, um es mit ſchlaffer Ironie zu vereinigen, ſie hatte ihn hier, einem reinen Menſchen gegenüber, falſch geleitet, und er ſah ſich jetzt betrogen in der Hoffnung als würde jener eitle Scherz auch Julius herabſtimmen und wenigſtens nach und nach zur Verſöhnung führen. In ſolchen Augenblicken weiß der Menſch niemals, welchen Ton er nun ergreifen muß, da der früher gewählte irre geleitet hat und ſo ſtand Heinrich jetzt, aus allen ſeinen früheren Verſchanzungen geriſſen, von allem Witz und aller Laune verlaſſen, ganz ſchwach und hülflos da, wie ein verlornes nacktes Kind. Endlich fragte er mit unſicherer Stimme: Du ſcheideſt alſo wirklich?

11.

Ich muß es können, erwiederte Julius, nur vergiß nicht was ich Dir ſagte: Als Menſchen ſind wir nicht getrennt; als Freunde nur. Gott ſei mit Dir. Er gebe Dir was zum Heil führt, und, wenn es ſein muß, viel Unglück. Ich wollte es gern für Dich ertragen, wenn es ſein kann — ach finde ihn doch wieder den Gott der Chriſten, Du biſt ja wahrlich verloren, durchaus verloren ohne ihn, und Du findeſt Dich wenn Du ihn gefunden.

Er reichte Heinrichen mit Herzlichkeit die Hand; doch dieſer wehrte ſie ab, und ſagte mit errungenem Trotz: Weg mit dem elenden Gaukelſpiel! Du haſt den Riß gewollt, ſo ſei er denn vollſtändig feindlich.

Mit dieſen Worten wandte er ſich ab, und ging. Julius ſah ihm mit großer Traurigkeit nach, und die alte Neigung leuchtete in mächtigen Flammen, aber ſchmerzlich brennend, in ſeinem Herzen auf, und helle Thränen ſtrömten nun ungehindert aus den milden Augen. Die Morgendämmerung brach an, und die Frühröthe ſchwebte leiſe über den ruhigen Himmel hin, deſſen Sterne zu erblaſſen anfingen. Ach, wenn der Menſch recht viel verloren hat, dann kann es ihn wohl ſchneidend berühren, daß die Natur, in ihrer ewigen Ruhe, ihren Gang ungeſtört fortgeht, unbekümmert um den mannigfaltigen Jammer in der Menſchenbruſt, — bis endlich der höhere Gedanke in ihn kommt, daß jenſeit und über aller Natur kein bloßes ſehendes Auge wohnt, ſondern der ewige Vater, der das Lächeln und die Thränen ſeiner Kinder alle liebend umfaßt und wägt und lohnt.

12.

In den kleineren Häuſern der Stadt, wo der

Fleiß und die Sorge wohnen, aber auch oft die tröſtend lohnende Liebe und das Vertrauen, fing ſchon an die Arbeit ſich zu regen, und ein kernhafter fröhlicher Handwerker bot ihm freundlich einen guten Morgen. Als er aber unſern Julius, der ſtill dankend verweilte, näher in das Auge faßte, ſagte er: Ich ſollte euch wohl eher eine gute Nacht wünſchen, denn ihr ſeht aus, als wärt ihr in kein Bett gekommen. Es iſt nichts mit dem Nachtſchwärmen, glaubt mir das, Herr, und es geht hinterdrein, weder mit der Arbeit noch mit der Luſtigkeit. Wenn alle Menſchen um zehn Uhr zu Bette gingen und um fünf Uhr wieder aufſtänden, es ſtände, weiß Gott, beſſer um die Welt.

Julius nickte gutmüthig und antwortete ſtill: „Es war nicht der Schlaf allein den ich entbehrte.“ Und als er ging rief ihm der Mann ein freundliches „Nun Gott tröſte Euch“ nach.

Es trifft ſich wohl oft, daß ein einziges und ganz einfaches Wort den Menſchen tröſtend erfaßt, während in andern Stunden ſelbſt die ausgeſuchteſten Tröſtungsmittel ihre Heilkraft verloren zu haben ſcheinen. Ja wohl, ſagte Julius zu ſich ſelbſt, Gott allein kann tröſten und er wird es. — Ich konnte ja nicht anders handeln, als ich handelte.

13.

Er kehrte nach Hauſe zurück, und fand Hildegarden auf dem Sopha eingeſchlummert. Es iſt für den tugendhaften Jüngling eine eigenzarte Freude, eine edle Jungfrau ſchlafen zu ſehn. Der innerlich unreine Menſch, wenn er ſonſt nur geiſtreich iſt, kann im Wachen leicht eine gewiſſe Gattung von Schönheit, wie eine ihm nicht zugehörige Beute, an ſich reißen und auch wirklich für Stunden behaupten; aber der Schlaf iſt eine ehrliche, heilige Sache, die alles unehrliche und unheilige an den Tag bringt. Wer im Schlafe noch ſchön iſt, der iſt ſchön weil er ein reines Gemüth hat. Hildegarde erſchien anmuthiger als jemals, denn der Schlaf hatte ihrer in manchen Augenblicken zu ſcharfen Mädchen-Anſchauung, die ſich auch wohl in ihren Zügen mitunter blicken ließ, einen leiſen Halbnebel übergeworfen, und die Hülfloſigkeit die der Schlaf dem Menſchen giebt, ſtand dieſer ſtarken und doch wieder ſo weichen Seele gar wohl. — — Julius fühlte ſich von einer unendlichen Wehmuth ergriffen, denn er dachte an Heinrich und ſagte, zu weich: Ach! hat er denn nicht wirklich alles verloren? und iſt es ihm nicht zu vergeben, daß er nun verzweifelt? Wäre nur ſeine Verzweiflung anders, und nicht ſo widrig luſtig und frech, ich könnte ihm alles verzeihn. — Sie iſt ſo klar und ſchön, daß er gar wohl in ihr ſeinen Himmel finden konnte, und wenn ſich der vor ihm verſchließt, wohin ſoll er fliehen? und wenn er nun vollends bedenkt, daß ſie mir ihre Liebe zuneigte, mir, deſſen Herz für Marien entzündet iſt — die ihn liebt, den nicht Wiederliebenden, muß er dann bei ſeinem heftigeren Sinn nicht wirklich ſich zerriſſen fühlen? und bin ich befugt ihn zu richten? — O Hildegard, Du biſt ſo ſchön und lieb, daß ich ja ſelbſt wohl zuweilen kämpfen muß, um Mariens Bild mir recht klar zu halten; und er, in deſſen Bruſt kein anderes ſteht als Deines, er ſoll ſo ſtreng gerichtet werden?

14.

Hildegard war durch die Nennung ihres Namens erwacht, denn der Menſch liebt ſeinen Namen und es iſt ihm bedeutend ihn ausgeſprochen zu hören, ſo daß er ihn auch im leichteren Schlafe zu unterſcheiden verſteht. Sie ſah ihren Freund mit den ſchönen, noch halb ſchlaftrunkenen Augen an, und freute ſich, daß die Wirklichkeit den Geliebten ihr genähert hatte, was früherhin der Traum gethan.

Julius verſicherte, er habe ſie nicht geweckt, denn lebhafte Menſchen wiſſen nie wenn ſie mit ſich ſelbſt reden; aber Hildegard erwiederte, das ſei ja eben ſchön daß er es gethan.

Und was die Hauptſache iſt, fuhr ſie fort, daß Du wieder da biſt, mein lieber Bruder, denn ohne Dich iſt mir doch zuweilen ein wenig angſt.

Julius, von ſo manchen Empfindungen erregt, küßte ihre Hand mit Innigkeit, aber ſo lange, daß endlich ſein Kopf auf ihrer Hand ruhete, und ſeine heißen Augen.

15.

Wie gern hätte Hildegard ihre Arme geſchlungen um den Jüngling den ihre Seele liebte, aber die reine Jungfrau bedarf nur eines Augenblicks, um ſich in ihrer Pflicht zurecht zu finden und ſo ſagte ſie lächelnd: Siehſt Du wohl, Du lieber Nachtſchwärmer, wie ſchlimm das iſt, wenn man die Nächte ausbleibt, und doppelt ſchlimm, weil es ſo angenehm gefährlich iſt. Ich habe wohl nicht viel Fantaſie; aber das kann ich mir doch denken, Du lieber Dichter, wie die Deinige ſich entzünden muß um Mitternacht, wenn große bedeutende Männer, die Du ehrſt, um Dich ſind, und Du von ihnen klar ausgeſprochen hörſt, was in Deiner Seele längſt lebend war, doch ſchlummerte, oder wenn herrliche anmuthige Frauen ſich zu Dir neigen, und Du, eben ſo mild als ſtark, ihnen erklärſt was Heiliges, Frommes und ... Irriges in ihrer Seele lebt. Nein Julius, ich bin nicht ſo hart, wie manche meiner Schweſtern, das ein Exaltationsfieber zu nennen, denn ich finde ja alles das ganz herrlich; nur daß ich wünſche es möchte bei Tage geſchehn. Denn nun da es bei Nacht geweſen iſt, ſiehſt Du ſehr blaß aus, und Deine Augen ſind recht heiß. — Aber Du willſt mich wohl beſtrafen für meine Strafpredigt und erzählſt mir gar nichts.

16.

Julius konnte nicht über das Herz bringen, ihr gleich jetzt die traurige Nachricht von Heinrich zu erzählen, ſondern redete zuvörderſt mit derjenigen Ausführlichkeit, die — Homer und die Frauen ſo lieben, von dem heitern bedeutſamen Abend den er erlebt. Er verweilte beſonders bei dem Bilde des gemüthvollen Ottobert mit ſo freundlicher Beredſamkeit, und beſtellte den Gruß, den jener geſchätzte Mann ihm für Hildegard aufgetragen, mit ſo vieler Innigkeit, daß die Jungfrau mehrere Male ſehr lebhaft ausrief: „Ach das iſt ja gar zu gut und lieb.“ Auch Conſtantin, ſo widerſtrebend er dem Jünglinge geweſen war, ward jetzt von ihm in mildere Farben getaucht; allein es war vergeblich, ein ſo klares Auge wie Hildegard täuſchen zu wollen.

Sie, die den Dichter faſt nur aus Scheu anerkannte, ſah faſt gern, daß er, den ſie, bei nur halbem Verſtändniß, für einen ſehr kaltblütigen, klugen und überberühmten Mann gehalten, ſich auch nur kaltblütig, hoffärtig und unintereſſant benommen habe. Julius verſicherte, dies Urtheil ſei zu hart, aber ſie erwiederte ihm ruhig lächelnd, er ſei eigentlich ganz ihrer Meinung; hülle das aber in vornehmere Worte. Er widerſtritt von neuem.

Endlich erzählte er auch von Heinrich, und zwar mit jener Rührung, die nur der ganz kennen kann, der jemals einen geliebten Freund verloren. Aber er verſuchte vergeblich, ihr eine lebhafte Theilnahme abzuringen, denn die meiſten Frauen kennen nur Liebe oder Nicht-Liebe, und alles was für ſie in die Sphäre der letztern gehört, erſcheint ihnen mit den Anſprüchen auf unbequemes Mitleid, nur läſtig und peinlich.

17.

Julius nahm, nach gewöhnlicher Männerweiſe, ſeine Zuflucht dazu, ſie der Kälte anzuklagen, aber ſie erwiederte mit Innigkeit; Ach, ich betrübe mich ja ſehr, weil er Dich betrübt hat, und daß er, der ſo tief unter Dir ſteht, Dich zu betrüben vermochte. Wie gern hätte ich Dir das abgenommen, und, ſo traurig das auch ſonſt iſt, wie gern hätte ich ihm ſelbſt ſagen wollen, daß von ihm nun gar nicht mehr die Rede ſein kann, wenn ich Dir dadurch eine traurige Nacht hätte erſparen können.

Aber glaube mir nur, ſetzte ſie dann nach einer Pauſe freundlich lächelnd hinzu, Du wirſt denken wie ich, wenn nur erſt die Erregung dieſer Nacht vorüber iſt und Du durch milden Schlaf Dich geſtärkt haſt.

Das nahm Julius wirklich, wenigſtens für den Moment, übel, denn die Männer, und insonderheit die Jünglinge, wollen durchaus nicht haben daß irgend etwas Körperliches ihre Empfindung veranlaßt oder auch nur erhöht haben könne, und er ſagte deshalb, halb bitter, halb gerührt: Ach Hildegard, Du biſt ſehr gut; doch zuweilen faſt hart. Was ſoll mir der Schlaf? und was kann es auf den geſunden Jüngling wirken, wenn er ihn entbehrt? Ich will Dir zeigen, meine gute, kluge, kühle Schweſter, daß ich gar nicht müde bin, indem ich ſogleich von neuem in den ſchönen Herbſtmorgen hinein gehe.

Er nahm den Hut und ging; aber die gar nicht kühle Schweſter ließ, als er weg war, den Kopf in beide Hände ſinken und weinte ſehr herzlich, aus tauſend Gründen; vielleicht aber auch weil die Menſchen überhaupt ſo einſam ſind, und auch unter den Guten das Wort oft nur eine gar ſchwache Brücke bildet. Eine einzige Umarmung in einer heiligen Stunde enthüllt oft mehr die ganze innere Welt, als tauſend mal tauſend Worte.

18.

Julius, gelockt durch den ſchönen Morgen, und in der träumeriſchen Stimmung, die eine durchwachte Nacht zu geben pflegt, ging ohne Plan aus dem nächſten Thore hinaus, und folgte dem Fußpfade, der durch Kornfelder gemach auf einen ſanften Hügel führte, wo die weite Ausſicht auf eine fruchtbare mild reiche Gegend ſeine Blicke an ſich zog. Aber es war eigen: ihn erheiterte das heute nicht, denn ihn berührte der alte Gedanke von neuem, daß die Natur ſo ruhig und geſund in ihren erfreulichen Geſetzen beharre, während die Menſchen, wild und doch in der Wildheit innerlich ſchwach und kränklich einher wandeln. Er ahndete nicht, daß dieſer Gedanke, ſo verletzend aufgegriffen, ſelbſt kränklich ſei, bis endlich die Ermüdung ihn auf die nahe ſtehende Raſenbank führte, wo bald ein ſanfter Schlaf ſeine Augen ſchloß.

Als er erwachte ſtand die Sonne ſchon hoch, und er ſah vor ſich einen faſt blendend ſchönen und zarten Jüngling ſtehen, der in beiden Händen dick belaubte Zweige hielt, entweder weil er dadurch die Strahlen der Sonne, die ſonſt unmittelbar auf das Geſicht des Schläfers würden gefallen ſein, abhalten, oder weil er ihm gelegentlich Kühlung zuwehen wollte.

Durch den Schlaf geſtärkt und heiter überraſcht durch den Anblick rief Julius aus: Ach das iſt ja ſehr freundlich!

19.

Des Jünglings ſehr blaſſes Geſicht erröthete, und indem er die Zweige raſch wegwarf, gleichſam als ſei er über etwas Unrechtem ertappt worden, ſagte er mit faſt mädchenhafter Stimme: Verzeihen Sie, ich fand Sie hier ſchlafen, und erinnerte mich ſchnell, daß die

Sonne auch ſchaden könne, wenn man ihr ſo ausgeſetzt iſt, wie Sie es waren.

Ich ſoll verzeihen, erwiederte Julius, wofür ich gar herzlich danken muß?

Der fremde Jüngling verbeugte ſich, und es war nun das Geſpräch abgebrochen, denn Julius betrachtete das Geſicht von neuem, das ihn durch zarte Weichheit überaus anzog.

Der Jüngling, deſſen Namen Richard wir gleich jetzt verrathen wollen, ſah ſich betrachtet und ſchien das abermals faſt wie ein Mädchen vermeiden zu wollen. Er ſetzte ſich deshalb in einiger Entfernung von Julius nieder, zog eine kleine Schreibtafel hervor und zeichnete, und Julius hatte nun die gehörige Zeit ihn zu betrachten.

Richards hell blondes Haar und die reinen blauen Augen, hätten wohl an die früheſte germaniſche Zeit erinnern können; aber das blaſſe, kränkliche, faſt durchſichtig leuchtende ſchöne Geſicht ſprach von einer ganz andern Zeit, und verſetzte unſern Julius in eine Stimmung, in der man nicht weiß, ob man fröhlich lächeln oder mitleidig weinen ſoll. Es drängte ſich ihm ſogar einmal der Gedanke auf, er könne wohl ein verkleidetes Mädchen vor ſich haben, da man allerdings, wenn man viele Romane geleſen, leicht auf dergleichen phantaſtiſche Gedanken kommen kann. Allein ein näherer Blick auf das Kinn, das doch ſchon von einem leiſen Anfluge von Bart zeigte, benahm ihm bald die wunderliche Vermuthung.

20.

Richard zeichnete emſig fort; doch plötzlich ſank ihm der Silberſtift aus der Hand, die Schreibtafel folgte, ein heftiges Zittern ging durch ſeinen Körper und er fiel wie in halber Ohnmacht auf den Raſen nieder.

Julius eilte herbei, und erſchreckt über den Anblick, und nicht wiſſend was geſchehen war, fand er auch keine Mittel, dem Ungemach abzuhelfen. Er griff in die Taſchen, aber er hatte natürlich kein Riechfläſchchen bei ſich, er nahm einen der Zweige mit denen Richard ihn vorher geſchützt hatte, und wehte dem armen Jüngling Kühlung zu, aber es wollte nicht helfen. Dann nahm er ihn auf den Schooß, und legte den Lockenkopf an ſeine Bruſt, aber Richard hatte noch immer die Augen zu.

Ach Gott! rief Julius ängſtlich aus, was fang ich nun an, und wie unbeholfen bin ich doch! Ach wäre nur Georg hier, und liehe mir zwei Tropfen Rum von ſeinem Ueberfluß, oder — das wäre das aller beſte — wenn doch Hildegard ſich plötzlich hier ſehen ließe: die weiß für alles Rath. Aber wie ſoll die hierher kommen? Die ſitzt zu Hauſe und ſtickt oder ſtrickt, während das Schickſal hier gleichfalls an einem ſeltſamen Verhältniſſe ſtickt und ſtrickt, und mich zu einem dienenden Bruder im Hoſpital zu Jeruſalem macht. O, es iſt ein Ehrenamt, ein recht chriſtlich reines Ehrenamt; wäre ich nur nicht ſo ungeſchickt! — Aber, o Himmel, wer wollte auch ſo zart ſein! — Dieſe Finger ſind ja faſt wie Eiweiß, und doch hat er da in ſeine Schreibtafel einen ſo ſtattlichen Ritter hoch zu Roſſe hingezeichnet! Der iſt gewiß nie in Ohnmacht gefallen. Du armer Jüngling, was fang ich nun mit Dir an?

21.

Er ergriff jetzt das nächſte Mittel, nahm ihn feſter in die Arme und küßte ihn zu wiederholten Malen, und der reine friſch kräftige Athem ſchuldloſer Jugend und feurigen Lebens weckte die geſunkenen Lebensgeiſter des Jünglings. Dieſer athmete tief auf, und erröthete heftig über das Mißgeſchick, das ihm begegnet war. Dann blickte er lange vor ſich hin, nahm ein Glas mit

Köllniſchem Waſſer aus ſeiner Taſche, die Julius nicht zu unterſuchen gewagt hatte, wuſch ſich die Stirn, und da er ſich nach wenigen Minuten wieder hergeſtellt fühlte, ſagte er mit halbem Lächeln: Ich möchte mit Thekla ſprechen: Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn und mir ein menſchlich Herz gezeigt, aber es iſt doch recht traurig daß Sie mich gleich zu Anfang ſo geſehen haben. Sie ſind gewiß ſehr geſund und kraftreich, das habe ich gleich geahndet als Sie vorhin ſchliefen, aber ich ahndete noch mehr, daß Sie auch gar lieb und gutmüthig ſind, und das habe ich ja nun erfahren.

Julius verſicherte daß er wirklich faſt gar nichts gethan und daß er mit ſich ſelbſt höchſt unzufrieden ſei, weil er ſich gar nicht ordentlich zu benehmen gewußt habe. Er könne ſich bloß dadurch einigermaßen entſchuldigen, daß ihm ein ſolcher Fall noch nie vorgekommen ſei; jezt aber möge wohl Ruhe für Richard das Beſte ſein. Und ſomit hielt er, ſo oft dieſer von neuem ſprechen wollte, ihm die Finger lächelnd leiſe auf den Mund, legte deſſen Haupt auf den Raſen, und ging in einiger Entfernung auf und ab.

22.

Er hatte vorhin den Wolf genannt und der kam nun wirklich, Georg nämlich der am Fuße des Hügels zu botaniſiren ſchien, wenn er nicht etwa, was noch wahrſcheinlicher iſt, mit Nichtsthun beſchäftigt ſein wollte.

Julius war mit wenigen Sprüngen hinunter, denn der Geſunde iſt nie geſunder als wenn er einen Kranken geſehen hat, und mit lächelnder Gewißheit ſagte er: Leiht mir ſchnell eure Rumflaſche, ihr freundlicher Nichtritter Georg, und wo möglich etwas Brodrinde dazu.

Georg war in der beſten Laune, zog ein überaus zierliches ſilbernes Fläſchchen hervor und ſagte: Ihr erfreut mich höchlich, Vortrefflichſter, daß Ihr auf meine Sprünge kommt;

darum leih ich ſie euch nicht ſondern ſchenke ſie euch hiemit auf die feierlichſte Weiſe. Nur geht mir mit eurem Brodt; das iſt eine höchſt ehrwürdige aber gränzenlos proſaiſche Sache. Die mögen es genießen, die — ich kann es nie ohne Schauder ausſprechen. — in den göttlichen, arabiſch romantiſchen Kaffee heilloſe halb idylliſche Milch gießen.

23.

Julius antwortete nicht, obwohl er allerdings gar manches gegen den nicht ganz löblichen Scherz hätte ſagen mögen, ſondern eilte zu Richard zurück, um dieſen durch einige Tropfen des ſtärkenden Getränks zu erfriſchen. Es war kaum nöthig, denn Richard ging ſchon wieder wie früherhin mit zierlichen Schritten auf und ab. Dennoch trank er, und da er ſich nun belebt fühlte, ſagte er: Sie ſind ſehr freundlich gegen mich geweſen, und ſo ſein Sie noch freundlicher und fragen Sie nicht, wie ſolche Schwäche über mich den Jüngling hat kommen können. Laſſen Sie mich raſch ſagen, daß ich leider kränklich bin doch ohne Gewiſſensſchuld, und dann ſogleich auf etwas Beſſeres kommen. Ich fühle mich wunderbar zu Ihnen hingezogen und bitte Sie ſehr um Ihre Freundſchaft, denn es ſcheint mir Gottes Wille zu ſein, daß wir Freunde werden.

Gottes Wille, erwiederte Julius beſcheiden und freundlich, das iſt das größte Wort was der Menſch ausſprechen kann, und darum laſſen Sie es uns nicht zu raſch ausſprechen, um nicht Gefahr zu laufen unſern beſchränkten Willen mit ſeinem hohen und heiligen zu verwechſeln. Doch Acht haben wollen wir auf den Wink, und gerne forſchen ob es Gottes Wille ſein könne, daß wir Freunde werden. Mich ſollen Sie jederzeit bereit finden zu allem Guten und Freundlichen.

24.

Richard ſchwieg eine Weile, und ſagte dann: Es ſei ſo wie Sie es wollen — Aber es iſt doch ein freundlich ſeltſamer Morgen. Ich kam hieher, um Gott zu danken, denn mir iſt als hätte hier die Seele neue Flügel und könne ſich weiter hinaufſchwingen als in der dumpfen Stadt. Ich wollte ihm danken ſo recht aus der Fülle des Herzens für das faſt zu große Glück was er mir verliehen. Die herrliche Conſtanze, die ich nie verdienen werde, ſie hat ja ſo edel offen geſtanden, daß ſie mich liebe und mein ſein wolle, und nun ſchreibt mir noch mein Lothar, mein vollendet geliebter Freund daß er heute noch kommen werde nach einer zweijährigen Abweſenheit. Und ſo müßte ich ja faſt erliegen unter der zu großen Wonne, einen Freund und eine Geliebte zu beſitzen, wenn nicht ein demüthiges Dankgebet das heiß wogende Herz beſchwichtigte. O wie fühl' ich es ſo ganz, daß zu groſſe Freude den Menſchen beſorgt ja verzagt machen könnte wenn nicht demüthiges Gebet ihn beruhigte.

Julius hatte ihm mit groſſer Theilnahme zugehört, aber auch mit ſehr gemiſchten menſchlichen Empfindungen. Jener ſollte ſo eben einen Freund wieder finden, und er hatte ſo eben einen Freund verloren, jener hatte das ſchönſte Ja, das im Leben geſprochen werden kann, das Ja der Geliebten vernommen, und er, fühlte ſich mit ſeinem Herzen inmitten zweier edlen Jungfrauen, von denen keine, ſo ſchien es, je ſein werden konnte. Aber er konnte auch ſonſt ſich heute nicht aus voller Seele über Richards Glück freuen, denn ihm ſchien dieſer Jüngling faſt zu zart für das eckig ſchroffe Leben, ja er hatte ſogar einen Augenblick, der nur ſehr phantaſiereichen Menſchen begegnen kann. Er ſah ihn nämlich wie ein ſchneeweißes Opferlamm mit einem grünen Kranze auf dem Haupte vor dem Altare knien, ſinken und vergehen.

25.

Er ſtieß das Bild raſch von ſich, wie man wohl einen Gedanken von ſich ſchleudert, der aus der Nacht in den Tag flatternd finſter an uns herandringen will; und umarmte dann, als hätte er etwas gut zu machen, mit verdoppelter Wärme den neuen Freund, der ſich ihm ſo herzlich angeboten. Aber ein trauriger und tugendhafter Gedanke wehrte die liebende Erregung ab. Er hatte Heinrichen verloren und ſollte ſo ſchnell des Stellvertreters ſich freuen? Auch iſt der bloße Gedanke eines Stellvertreters überall unerfreulich, es ſei nun in Beziehung auf ihn oder auf den zweiten und dritten.

Wenn aber ein nicht unedler Gedanke Julius verwundet hatte, ſo war auch ſchnell ein anderer beſſerer bereit, ihn wieder zu heilen.— „Ich kann, ſagte er ſich ſelbſt, ich kann vielleicht dieſem lieben zarten ſchwachen Jüngling nützlich ſein durch ruhige Geſundheit, ich kann ſein Glück erhöhen, indem ich es mit ihm theile, obwohl ich faſt bang ums Herz mich fühle bei dieſem Glück, als wäre hier faſt nur ein Irrthum.

Sie gingen Hand in Hand der Stadt zu, und Richard erzählte, bald langſam bald heftig ſchreitend und die Arme um den neuen Freund ſchlingend: Sie müſſen mich ganz kennen lernen, lieber Julius, und das wird ſchnell geſchehen ſein. Meine Eltern ſind beide todt, und haben mir ein großes Vermögen hinterlaſſen. Ich bin nun majorenn geworden und mein Vormund bekümmert ſich nicht mehr um mich. Anverwandte habe ich gar nicht, und ich lebe in einem großen reichen Hauſe einſam, daß die Tritte faſt wiederhallen. Dieſe Einſamkeit iſt trübe ſo glänzend ſie auch oft ſcheint. Mir wurde ſie doppelt trüb, denn mir verſagte der Himmel ein großes Geſchenk, die Geſundheit des Leibes; und ich hatte Augenblicke, wo ich den von der Sonne verbrannten halb nackten Tagelöhner beneidete, der unter meinem Fenſter mit tüchtigen Händen das Holz ſpaltete. Aber das iſt nun vorbei; ich bin geliebt, ich habe meinen Freund wieder, ich habe einen neuen Freund gewonnen, und in der Liebe und Freundſchaft iſt alles geſund und keine Krankheit möglich.

26.

Doch, doch! erwiederte Julius gutmüthig ſchonend und leiſe, ſehen Sie nur wie Ihre Hand zittert; und auf Ihrem Geſicht wechſeln noch immer die Farben.

Richard wollte nichts davon hören, ſondern ſagte ſchnell: Nein, o nein! davon weiß ich ja nichts und fühle ich nichts; aber Julius der faſt ängſtlich ward über die kranke Raſchheit des Freundes, leitete ein Geſpräch ein, das eine ruhige Stimmung nöthig machte. Er fragte ihn nach ſeinen Beſchäftigungen, und welche Dienſie er dem Staate leiſte und zu leiſten hoffe, dem er angehöre.

Da lächelte Richard, mit beſcheidener Freundlichkeit, und ſagte: Ich bin ein Mahler und Muſiker, und Julius fragte im hohen Grade überraſcht: Beides? Das iſt ſehr ſelten. Richard erwiederte: Ach, es iſt wohl nichts Seltenes an mir; aber erklären will ich Ihnen alles auf den Abend und Ihnen meine Künſte zeigen; denn daß Sie heute Abend mein Gaſt ſein wollen, darum bitte ich viel zu ſehr als daß Sie es mir abſchlagen können. Hier iſt mein Haus.

Es war recht anmuthig anzuſehen, wie er noch einmal mit den beiden grünen Zweigen, die er mitgenommen, wehend winkte, und dann ſchnell verſchwand.

27.

Die bezeichnete Wohnung war ſtattlich genug und ſchien eher für die zahlreichſte Familie und deren entfernteſte Seitenlinien als für einen einzelnen Jüngling geeignet zu ſein.

Julius war ſehr nachdenkend geworden, und machte ſich ſelbſt einige Vorwürfe, daß er nicht heiterer ſei; aber, wie wir wohl ungerecht gegen uns ſelbſt werden können wenn nur eine dunkle Empfindung, die plötzlich in uns aufſteigt und nicht immer begriffen ſein will, dennoch begreifen wollen: ſo Julius. — Er ward heiter als er Hildegarden das freundliche Abentheuer erzählte. Er hatte gefürchtet, ſie werde durch die Erwähnung von Richards körperlicher Schwäche, eine widerwillige Empfindung empfangen; aber ſie war größer und beſſer und ſagte ruhig: In der chriſtlichen Welt kann die Krankheit faſt die wahre Geſundheit ſein, und es kommt alles darauf an, wie der Kranke krank geworden, und wie er es erträgt.

Sie ſchien ſelbſt über den Ernſt und die Beſtimmtheit zu erſtaunen, mit der ſie das einfache

Wort ausgeſprochen, und ſie ſagte ſehr freundlich: Es ſoll nicht eben ziemlich ſein, wenn Mädchen ſehr beſtimmt reden; aber ich konnte es diesmal doch nicht ändern.

28.

Es war noch nicht die gewöhnliche Geſellſchaftszeit heran gekommen, als bereits ein Wagen vor Julius Thür hielt, um ihn zu Richard abzuholen. Julius lächelte und ſprach von Weichlichkeit; mochte aber doch den freundlichen Sender nicht durch das Zurückſchicken deſſelben kränken. Einige Bedienten empfingen ihn an der Treppe und führten ihn durch mehrere ſchöne Zimmer in den Geſellſchaftsſaal. Julius fand die Geſichter dieſer Menſchen flach und leer, und wollte ſogar die Bemerkung machen als könne in ihnen wenig Anhänglichkeit an ihren Herrn wohnen.

Im Saale fand er nur Richarden, Conſtanzen und deren Mutter. Die Jungfrau erſchien ihm wie eine ruhig leiſe faſt vollendete Schönheit, und er erſchrak in der That, hier verwirklicht zu ſehen, was er ſo oft in guten und mittelmäßigen Büchern über ſogenannte Schönheit der Form geleſen; aber ihn rührte dieſe Gattung von Schönheit nicht, und er hätte ihr wohl einige piquante Unregelmäßigkeit und hervor tretende Erregtheit wünſchen mögen. Von der neben ſitzenden, etwas förmlichen und ſehr ſchweigſamen Tante wußte er ſich nichts weiter zu ſagen, als daß ſie eben da ſaß.

29.

Julius war ungewiß, was er zuerſt reden wollte und ſchwieg deshalb in der Ungewißheit, ſo daß Richard Zeit gewann den Damen ausführlich die Geſchichte des heutigen Tages vortragen zu können, die aber keinen ſonderlichen Eindruck zu machen ſchien. Dann verbreitete ſich Richard abermals über ſein Glück, pries Conſtanzen mit den ausgeſuchteſten Worten; empfing aber faſt nur ein leiſes lächelndes Kopfſchütteln zur Antwort. Julius fühlte ſich faſt empört über dieſe ſcheinbare Kälte, und er ſagte mit einiger Aufwallung zu Conſtanzen: Gewiß, mein Fräulein, Sie ſind ſehr glücklich, denn Sie müſſen es ſein, wenn Sie es ſein wollen.

Er fühlte bald, wie unbehülflich er geſprochen, und erröthete ſehr ſtark, da er die demüthig leiſe Antwort empfing: Ach, ich bin ſo ſehr wenig, ich bin wohl faſt nichts.

Julius erwiederte: Wer ſich wenig *fühlt*, *iſt* es ſchon um deswillen nicht; aber *ich* fühle daß ich albern ſprach und es *war* auch ſo.

Dennoch wollte das Geſpräch nicht recht fort mit ihr, und es war ihm angenehm, daß nach und nach mehrere Fremde herein traten, wodurch die zu befürchtende Windſtille unmöglich gemacht wurde. Es waren größtentheils Jünglinge aus den höheren und mittleren Ständen, von ausgezeichnetem aber nicht ſehr erfreulichem Weſen. Das Geſpräch betraf meiſtens die Kunſt, und es kam allerdings einiges Geiſtreiche zum Vorſchein, doch noch mehr Hartes, Abſprechendes, und nicht ſelten auch Nachgeſprochenes, mechaniſch Hingeworfenes.

50.

Julius hatte bisher geſchwiegen, denn vor ſeiner Seele ſtand das Bild des ruhig ſanften Ottobert, und es ward ihm recht klar, wie ſehr derſelbe eine ſolche Sprechweiſe misbilligen werde. Wirklich konnte er ſich auch zuletzt nicht mehr enthalten, in einigen raſch hingeworfenen Andeutungen ſeine Anſicht auszuſprechen: — Der Haß dichtet zwar aber ſchlecht; die Liebe nur iſt der ewige Born aus dem der Künſtler ſchöpfen kann. Polemik ſoll ſein; eben weil das Häßliche nicht ſein ſoll: aber wir ſollen uns wohl hüten, nicht ſelbſt häßlich zu werden, während wir das Häßliche bekämpfen. Dem wahrhaft kraftreichen Künſtler iſt die Milde und das Maaßhalten die erfreulichſte Tugend, und unter allen Kritiken ſind die Ausrufungen „göttlich!“ oder „abſcheulich!“ die geiſtloſeſten. Ach laſſet uns doch freundlicher und liebevoller werden, damit wir kräftiger werden im Schaffen und im Kämpfen.

31.

Einige der Jünglinge bemühten ſich, ironiſch auszuſehen; mußten es aber bei einem gewiſſen mittelmäßigen Lächeln bewenden laſſen. Andere glaubten in unendlicher Feinheit, Julius ſei eben der allerfeinſte und wolle die Milde perſiffliren. Aber Richard eilte faſt ſtürmiſch auf ihn zu, und ſagte indem er ihn umarmte: Ach wie iſt es doch ſo erfreulich einmal wieder das Freundliche zu hören und wie gehört doch auch ein viel größerer Muth dazu das Freundliche zu ſagen, als das Unfreundliche, obwohl es nicht ſo ſcheint.

Conſtanze trat jetzt im Geiſte unſerm Julius um vieles näher, denn ſie hatte ſich niemals einheimiſch gefühlt in dieſen bittern Geſellſchaften, doch auch oft genug aus Ueberdemuth ſich ſelbſt angeklagt, daß ihr das nicht gefalle.

Richard war indeß nur mit halbem Geiſte gegenwärtig, denn noch immer war Lothar nicht zugegen. Aber er kommt gewiß! rief er häufig aus, denn er hat es ja verſprochen. Doch freilich was kann der Menſch mit Gewißheit anderes verſprechen, als ſein Herz und alles Geiſtige; aber nichts gar nichts was in die Zeit fällt und den Raum. Da iſt er arm und eng gebunden, und kann nicht herrſchen über das, in dem er lebt. O wenn es erlaubt iſt irgend etwas zu haſſen, ſo darf man die Zeit und den Raum haſſen!

Julius lächelte, obwohl er ihn verſtand; dennoch mußte er lächeln eben weil er ahndete was allein uns mit Zeit und Raum verſöhnen kann, was freilich ohne Geſundheit des Leibes ſchwer zu erfaſſen iſt; doch um ſo rühmlicher.

Ach möge, ſagte er zu ſich ſelbſt, möge nur dieſer Lothar recht einheimiſch ſein in der Himmelsluft der Freundſchaft und den guten Richard ſehr lieben.

32.

In dieſem Augenblicke ward die Thür heftig aufgeriſſen, und Lothar trat wirklich herein. Richard umarmte ihn ſo raſch und ſtürmiſch, daß in dieſem Augenblicke niemand das Geſicht des Hereingetretenen ſehen konnte. O, rief er aus: wie gut, wie herrlich, daß Du Wort gehalten! aber wie konnte es auch anders ſein? und Du biſt ja auch ſo gar gut und lieb, daß Du gewiß beſorgt geweſen wärſt für meine Beſorgtheit wenn Du nicht gekommen. Ach dieſer Tag iſt doch auch faſt gar zu glücklich, und ich möchte mich ſelbſt verletzen, um die dunklen Mächte nicht zu reizen; aber ich kann ja nicht dafür, daß ich ſo glücklich bin, und ich will ja immer unendlich demüthig ſein, um doch nicht ganz unwürdig dazuſtehen.

Als er ſo ſprach trat vor Julius Auge jener Nebelflor, den wir wohl zu fühlen pflegen, wenn wir mit den Thränen ringen, die wir nicht weinen dürfen, eben weil irgend ein Seltſames in uns oder außer uns ſie abwehrt. Und er fürchtete jetzt faſt Lothar anzuſehn, ob er auch dieſer Hingebung werth ſei; als er ihn aber wirklich nun anſehen mußte, da ſchien es ihm, als wäre ſeine Furcht noch viel zu gering geweſen, denn ganz unleidlich ſtand jetzt dieſer Menſch vor ihm.

Ein blitzendes Auge in dem die Herrſchſucht wohnte, und die Begierde, die Menſchen niederzutreten die ſich nicht beherrſchen laſſen wollten, eine herauf gezerrte Stirn, in die ſich zuweilen eine unedle ſchrege Falte ſtahl, faſt in einander laufende bewegliche Augenbraunen, das alles trat finſter unſerm Freunde entgegen; und ihn konnte wenig erfreuen, als er hinterher bemerkte, daß Naſe und Kinn allerdings bedeutende Formen bezeichneten; denn der Mund ſchien höhnend und hatte wie der Kopf mit ſeinen krauſen Locken etwas Unheimliches, bei dem ſich der Norddeutſche nur zu leicht an die trüberen Mährchen ſeiner Kindheit erinnert, die gewöhnlich im überheißen Süden ſpielen.

33.

Lothar überſah die Geſellſchaft der Männer mit einem zufriedenen Blicke, gleichſam als finde er hier nichts Bedenkliches; doch ruhte ſein Auge ſtärker auf Julius, der ihm mit einem ähnlichen Blicke begegnete. Als er aber ſein Auge auf Conſtanzen warf, ſchien er faſt freudig zu erſchrecken, und er küßte ihre Hand mit Ehrfurcht und Feuer. Sie wandte ihr Geſicht etwas von ihm ab, und es ſchien als gehe ein leiſes Zittern durch ihre Glieder.

Lothar war ſchnell gefaßt, ſetzte ſich und fragte dann mit einer gewiſſen freundlichen Ueberlegenheit: Nun, Richard, wie geht es denn mit Deiner Geſundheit?

Sieh nur, erwiederte dieſer, und ſeine Augen waren voll Thränen, ſieh nur wie gut Du biſt daß Du darnach fragſt und ſogleich fragſt, denn es iſt immer recht viel wenn ein Geſunder der gar nichts weiß von Krankheit, und dem eben deswegen alle Krankheit unheimlich widrig ja gräulich erſcheinen muß, ſich um den Kranken freundlich bekümmert. Aber Du liebſt mich, und ſo erklärt ſich alles, und ſo muß ich denn auch wohl antworten: Ich bin noch immer krank, aber ich denke nicht mehr daran, und am wenigſten in dieſem Augenblick, und mir iſt als gäbe es gar keine Krankheit mehr in der Welt, wenigſtens nicht für den der Liebe und Freundſchaft gefunden hat.

34.

Jetzt füllte ſich auch Julius Auge mit wirklichen Thränen, aber mit ganz anderen der tiefſten Betrübniß, denn ihn empörte der Gedanke, daß gute und zarte Menſchen ſo leicht die Starken und in ihrer Stärke nicht ſelten Unreinen verwöhnen können, indem ſie loben was doch nur die niedrigſte aller Pflichten iſt. Und er ſagte zu ſich ſelbſt: Ach, der Menſch der auch einer materiellen Stütze bedarf, iſt unendlich unglücklich, ſchon um deswillen, weil er der Stütze Beherrſchung einräumt, die die Liebe verwirft, aber der Egoismus annimmt.

Ganz unheimlich erſchien ihm jetzt Lothar, und die brennenden Blicke die er zuweilen auf Conſtanzen warf, machten ihn, der ſonſt nie beſorgte, für Richard beſorgt. Dieſer tändelte umher wie ein fröhliches Kind, ſo daß zuletzt Julius, um ihn nur zu bannen, und das Geſpräch einzukreiſen, die Bitte an ihn ergehen ließ, ihn mit ſeinen Zeichnenſtudien bekannt zu machen.

Richard erröthete, holte dann eine Mappe, öffnete ſie aber nicht, ſondern ging ſchnell vom Tiſche weg und im Hintergrunde auf und ab, und ſagte: „Ich wollte, ich könnte den Mantel der Liebe gleich daneben legen, damit jeder der ihn nöthig hat, bequem zugreifen könnte.

35.

Julius öffnete, indem Conſtanze auf der einen, Lothar auf der andern Seite ſaß, und über ihre Schultern ſahen einige der Gäſte in die Blätter.

Julius empfing das für wohlwollende Naturen ſehr traurige Gefühl, einen lieben Menſchen auf einem gewiſſen Wege durchaus nicht loben zu können; ja er mußte ſich geſtehn, daß Richards ganzes Zeichnen und Malen nicht viel mehr als ein Irrthum ſei und auf einem Irrthum beruhe. Ihm fehlte jene klare Augen- und Seelenanſchauung, jenes genaue und beſonnen kräftige Auffaſſen des Moments, in welchem der Silberblick des Lebens erſcheint. Ihm fehlte ſogar der pfeilartige Verſtand, ohne welchen keine plaſtiſch darſtellende Kunſt gedeihen kann. Die Landſchaften waren meiſtens neblig und ſchwankend, die hiſtoriſchen Gemälde ohne volksthümliche und zeitgemäße Wahrheit, und die Portraits lebender Menſchen, unter denen ſich einige ſelbſt im Zimmer befanden, von dem Standpunkte rührender aber einſeitiger Weichheit aufgegriffen, der ſich im Verhältniß zu den contraſtirenden Perſonen faſt lächerlich ausnahm.

Lothar lächelte, wie wohl gewiſſe Kunſtverſtändige die in Italien geweſen ſind, zu lächeln pflegen; aber Julius, der nur Schlimmes von ihm erwartete, war ſchon zufrieden daß er nur lächelte. Die anderen lobten faſt alle in ungemeſſenen Worten, und Julius hoffte, ſie thäten es nur aus Unkenntniß; nicht aus Ironie oder

Schmeichelei. Conſtanze umarmte Richarden zum erſtenmale, wir wiſſen nicht ob aus Rührung über ſeine Kunſtfertigkeit oder aus bloßer Liebe. Julius ſchwieg ganz, und ſah faſt traurig vor ſich hin. Da ihn aber Richard mit beſcheidenem Erröthen um ſein Urtheil fragte, ſo erwiederte er leiſe: Wir reden wohl ein andermal und allein darüber. Richard erſchrak faſt, aber es war keine Eitelkeit im Erſchrecken, ſondern nur eine trübe Ahndung daß ſein neuer Freund unzufrieden ſei.

36.

Je ſpäter es wurde, je höher ſtieg, wie bei faſt allen kränklichen und tiefen Naturen, Richards Lebendigkeit, und angenehmer Scherz wechſelte mit ſinnigen Urtheilen und frommen Gefühlen. Endlich ſetzte er ſich auch an das Fortepiano und mit ungemeiner Freundlichkeit ſagte er jetzt: Erwarte nur ja niemand etwas

Beſonderes, denn ich ſehe immer mehr ein, daß ich wenig oder gar kein Talent für die Muſik habe. Aber es war ſehr ſeltſam, oder vielmehr, wenn man lieber will, gar nicht ſeltſam, daß Richard hier abermals irrte, doch erfreulich irrte, und bei weitem mehr leiſtete als man bei ſeiner Vorklage hätte erwarten dürfen.

Die Tonkunſt iſt die Kunſt des Herzens und der Gefühle, ſie hat Sprache für jeden geheimen Wunſch, für jede tiefere Sehnſucht, und indem ſie eine bloß allgemein menſchliche Kindlichkeitskunſt zu ſein ſcheint, ſchmiegt ſie ſich doch wieder an jede beſondere Eigenthümlichkeit, ſelbſt an die ſchwächere, gern an. Es iſt als hätte die Muſik eine ganz beſondere Liebe für den Menſchen, die zuweilen ſogar in ein rührendes Mitleiden über zu gehen ſcheint, als nähme ſie ſelbſt ſeine Schwachheiten und Mängel freundlich in Schutz; wenn dieſe nur nicht aus Kälte und Narrheit entſprungen ſind. Oft kann es uns ſogar dünken, als hörten wir ſelbſt in einer ſinnig heitern Muſik ein unendlich leiſes Weinen, wie von einem zarten und frommen Kinde. Es giebt keinen Schmerz und keine Freude, die wir der Muſik nicht anvertrauen könnten, oder die ihr unbekannt wäre, ſie wehrt dem trüben Hinſtarren des Kummers, und, indem ſie das Herz ſanft berührend löſet, bittet ſie es, nicht zu verzagen, ſondern in Liebe zu vertrauen und zu hoffen.

Sie iſt nicht wie die Poeſie das Allumfaſſende und das All in uns Auffordernde, ſie verlangt nicht, um ſich ihr zu nähern, eine vollendete Ausgebreitetheit und Einheit des Geiſtes, ſie nimmt ſich ſelbſt der Kranken und Schwachen an, und nicht um ſie zu verweichlichen ſondern um ſie mit Geniusfittigen gelind und mächtig hinauf zu führen zur Stärke und Geſundheit.

37.

Richard war recht eigentlich einheimiſch in dieſer Kunſt, aber eben weil ſie ihm nach und nach ſo leicht wurde, und er faſt unmerklich zu einer gewiſſen Herrſchaft über die Töne gelangt war, ſo legte er auf dieſe Virtuoſität keinen beſondern Werth, verwechſelnd, wie wohl Manche, das Schwere im Leben mit dem Schweren in der Kunſt. In einem ganz anderen Verhältniſſe ſtand er dagegen zur Malerei, zu der er nur Liebe und Fleiß mitbrachte, ohne von ihr wieder geliebt zu werden, da ſeine ganze Natur keine wirkliche Anlage dafür erſchwingen konnte.

Es war unſerm Julius faſt lieb, daß die Mitternachtsſtunde, die endlich aus der dicken Glockenzunge hervorquoll, ihm Gelegenheit gab, Abſchied zu nehmen; dennoch wirkte der heutige Abend mit ſeinem mannigfaltigen Erfreulichen und Unerfreulichen, Irrenden und Wahren noch mehrere Tage in ihm fort, und zwar auf eine mehr betrübende als ergötzende Weiſe. Er fand hier Räthſel, die nicht leicht zu löſen waren, und eine Trauer, deren Ende nicht abzuſehen war.

38.

Er hatte, wie immer, Hildegarden zur Vertrauten gemacht, und auf ſeine Erzählung zur Antwort bekommen: Du haſt gewiß ganz recht geſehen, dieſe Conſtanze ſcheint ein wenig ſchwach aber doch lieb; dieſer Richard noch ſchwächer aber vielleicht auch noch lieber, dieſe Jünglinge verzerrt geſpreizt und eckig, und dieſer Lothar ein verwöhnter unbändiger Taugenichts. Aber was iſt es nun mehr? das Leben iſt nun einmal ſo und giebt oft keine andere Erſcheinungen. Man ſoll darüber freilich nicht lachen, aber doch heiter bleiben; Mitleid haben aber es ſich nicht zu ſehr zu Herzen nehmen, wie Du das immer thuſt, mein guter Herzensbruder.

Zu Herzen nehmen? erwiederte Julius und ſchaute, indem er es ausſprach, das Wort an, gleichſam wie eine Geſtalt, iſt es mir doch als verſtände ich erſt jetzt was das heißt, aber ich bin noch lange nicht dahin, wohin Du glaubſt, daß ich gekommen ſei. — Doch, fuhr er dann mit dem Feuer der Wehmuth fort, ich hoffe noch viel weiter darin zu kommen, und ſollte ich auch an dieſem „mir zu Herzen nehmen" ſterben. Wer ſo ſtürbe, der hätte doch wenigſtens gelebt, da ſonſt . . . . doch wem ſage ich das? ich weiß ja doch, daß hinter dieſer ſtill kühlen Klarheit, ſich bei Dir die innigſte Wärme und Tiefe verbirgt.

39.

Lothar war ein Jüngling von einer mächtigen Natur und bedeutenden Anlage. Ihn konnte nur das Große und Erhabene reizen, aber er hatte nicht Ausdauer und Fleiß genug um ſich daſſelbe auf gerechtem und ſichern Wege, zu erwerben. Er wollte nichts anderes werden als ein bedeutſamer großer Mann; da aber die Anſtalten dazu Jahre erfordern und er ſein ganzes Leben gewöhnlich auf Stunden und Tage concentrirte, ſo wollte es mit der Größe und Erhabenheit nicht recht fort und er ſah ſich bald in Uneinigkeit verſetzt mit ſich ſelbſt und der Welt. Dieſe erſchien ihm oft als eine ſchwere aber nicht ſehr intereſſante Frage, die er lieber raſch zerreißen als gelaſſen löſen mochte.

Er nahm jetzt ſeine Zuflucht zum Witz über ſich ſelbſt, ſeine Plane, und die Welt. Das Leben ward ihm zum Epigramm, und in daſſelbe vermochte ſein heftiger Geiſt kein Licht zu bringen. Endlich hatte er das Unglück, zu ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt zu werden, und eben deshalb zu unzufrieden mit andern. Dieſem letzteren Gefühle that er ein Genüge, indem er die Menſchen nach Möglichkeit zu beherrſchen ſtrebte, und das gelang ihm nicht ſelten, da auch äußerliche Kraft und Gewandtheit ſich zu ſeiner geiſtigen geſellte.

40.

So hatte er Richarden kennen gelernt, und es war ihm derſelbe Anfangs faſt unerträglich vorgekommen, da er ihn für einen überzarten Weichling gehalten. Späterhin ſah er ein, daß er ſich geirrt, daß deſſen Kränklichkeit nicht eigne Schuld, ſondern Schuld der ſchwachen Eltern geweſen, und daß der Jüngling nicht bloß liebenswürdig beſcheiden und hingebend war, ſondern auch in einzelnen Fällen ſich würdevoll und männlich bezeigt hatte. Dazu kam daß Richard ſich mit reinem Feuer an ihn ſchloß, wie wohl noch niemand ſich an Lothar geſchloſſen. Er liebte ihn wirklich in ſo weit er lieben konnte, und beherrſchte ihn mit größerer Mäßigung als irgend einen andern. Richard ſah gar nicht, daß er gänzlich beherrſcht werde; und wenn ihn ja ein Dritter darauf aufmerkſam machte, ſo äußerte er bloß ſein Nichtbegreifen, wie im Verhältniß der Freundſchaft vom Herrſchen und Beherrſchtwerden auch nur die Rede ſein könne.

Da befiel Lotharen die Reiſeluſt. Seine Kunſt, die Malerei, trieb ihn nach Italien, und hier war es, wo ſein Gemüth ſich immer mehr verdüſterte und verhärtete. Mit noch geringerem Glauben an die Menſchen als jemals kehrte er in die Heimath zurück, die er nicht liebte, ſondern nur als einen nothwendigen Wohnplatz betrachtete. Und ſo fanden wir ihn am Abend ſeiner Rückkehr.

41.

Richards Empfang hatte ihn wirklich gerührt. Er begriff kaum, wie man in dieſer

Welt ſich noch ſo ſeltſam innig freuen, oder, wie er es nannte, „außer ſich ſein" könne. Sein Herz wurde noch einmal von einer Ahndung von Freundſchaft erfüllt, aber in dieſem Augenblicke traf ihn der Blitzſtrahl der Leidenſchaft bei dem Anblick von Conſtanzen. Dieſe reinen Formen waren ihm wohl bekannt, aber bis dahin nur — in Marmor, und aus einer längſt verſunkenen Zeit; und er hatte gezweifelt, ſie ſo jemals in Lebenswärme vor ſich zu ſehen. Zwar erſchreckte ihn die große fromme Einfalt Conſtanzens, wie er ihr ſtilles Weſen nannte, dennoch zog es ihn wieder an, und ihm war zum erſten Male in ſeinem Leben, als müſſe er Geſetze empfangen und nicht geben. Dann aber wieder fühlte er ſich abgeſtoßen, durch jene Kälte der Tugend, und wieder angezogen durch ihr Auge, und wieder abgeſtoßen durch ihr farbloſes Wort, und wieder angezogen durch unendliche Leidenſchaft. So empfand er in ſeinem Herzen die zerreißendſten Qualen, und ihm war dennoch wohl in dieſen Leiden, wenn er ſich verglich, wie er noch vor kurzem geweſen war im Zuſtand der Hohlheit und Leere, des Hohn's und der Verachtung. Er glaubte doch wieder zu leben.

42.

Lieber blüten als ſtarren! rief er oftmals aus. Ich kann dieſe Leidenſchaft nicht beſiegen; aber ich möchte mir alle Adern öffnen, um ſie mit meinem Blute hinweg zu ſpülen. Ich kann mir Menſchen denken die das zu thun vermöchten aus Tugend; ich kann mir höhere denken die ſich in irgend eine Einſamkeit begäben um nie wieder zu ſehen, was ihre Leidenſchaft entzündete, ich kann mir noch höhere denken die ihre Leidenſchaft zu edler Neigung hinaufſtimmten, und mit ihr, und dem Freunde und der Freundin gegenüber, ſich an der Liebe der beiden trefflichen Menſchen erfreueten. Ach ich ahnd' es wohl, wie es ſo gar köſtlich ſein muß um ſolch' eine Tugend; aber ich habe nun einmal eine ſolche nicht, und ich kann ſie mir nimmer erwerben. Es gehört ein Talent dazu, das ich nicht habe; und iſt erworbene Tugend auch wohl noch Tugend zu nennen? Ich muß beſitzen was mein Herz begehrt, oder ich muß dieſes Herz vernichten. Ich kann nicht zu meinen Gefühlen ſagen: Geht, ich mag euch nicht! — und hätte ich auch diamantene Ketten, um meine Leidenſchaft daran zu legen, ſie würde ſich dennoch Bahn brechen durch all den jämmerlichen Verhack der Reflexion.

Und handle ich denn Unrecht, wenn ich mir den Beſitz des ſchönen Mädchens erſtreben will? darf ich mir nicht ſelbſt ohne Stolz zugeſtehn, daß ich im Stande bin, ihr ein höheres Glück zu geben als Richard? In mir iſt Kraft und Lebensfülle, ich kann die Verhältniſſe alle, die dem Menſchen begegnen mögen, überſehen und überſtehen, denn ich bin geſund; jede meiner

Nerven, jeder meiner Pulsſchläge iſt voll Kraft und Harmonie. Wie anders dieſer Richard! Er iſt krank, und auf was kann ein Kranker anders Anſpruch machen, als auf gute Pflege und Mitleid? Das ſoll ihm werden. Aber daß er, der Kranke, ein edles Mädchen zu lieben wagt, iſt Unrecht und Sünde, und das darf ich nicht mit Ruhe anſehen. Wer nicht geſund iſt, ſteht eigentlich nur noch als ein halber Menſch da, und es iſt widerwärtig, wenn er die Prätenſionen eines Starken ſich erlaubt.

43.

Freilich, ſo fuhr er nach einer Pauſe fort, weiß ich allenfalls ſelbſt wohl, was ſich dagegen ſagen ließe, und wie eine einzige tiefere Idee, oder ein einziger Spruch aus der heiligen Schrift mein ganzes Raiſonnement vernichten könne; aber ich will das nicht glauben weil ich es nicht glauben darf. Ich fühle daß ich thun muß was ich thun werde, und ſo will ich glauben Recht zu haben, um wirklich Recht zu behalten.

Aber er hat mich ſo lieb daß ſelbſt die ſchlauſte Klugheit gegen dieſe Wahrheit nichts aufbringen könnte. Ich wüßte auch keinen einzigen Augenblick anzugeben, in welchem er mir etwas Trübes oder Widerſtrebendes geſagt, oder gegen mich gehandelt hätte. Er hat das unbedingteſte Vertrauen zu mir. Ich könnte eine Fackel nehmen, und ſein Haus anzünden, und ihn hinterher fragen „glaubſt Du, ohne erſt meine Antwort abzuwarten, daß ich einen genügenden Grund hatte Deine Wohnung einzuäſchern?" und er würde ein freudiges Ja erwiedern. Es könnte der ehrlichſte Mann von der Welt zu ihm kommen, und ihm grobe und feine Verbrechen, oder kleine, leiſe, zarte Sünden von mir erzählen, und er würde ihm gelaſſen antworten: Es iſt nicht wahr, weil es nicht wahr ſein kann! —

Das freilich, das muß ich ſelbſt ſchätzen, denn es iſt wohl das Einzige was der Freundſchaft die wahre Würde verleiht und ſie zu einem wahrhaftigen Etwas macht.

44.

Dennoch was iſt das dürftige Gefühl der Freundſchaft gegen die Liebe? Eine arme Oellampe gegen die Sonne, — eine dunkle Gaſſe in der Vorſtadt des Lebens gegen die majeſtätiſch heilige Kirche in der Stadt ſelbſt — die Schelle die man ziehen, der Thürklopfer den man drücken muß, um in das innere Allerheiligſte zu kommen, die man aber billigerweiſe ganz vergißt wenn man drinnen iſt. Das mag hart klingen, aber ich kann nicht anders fühlen.

Da wurde er plötzlich von einem neuen und ſchlimmen Gedanken ergriffen und ſagte faſt triumphirend: Und habe ich denn Recht, ihm auch nur die Vollſtändigkeit jenes dürftigen Gefühls beizumeſſen? Hat er mir Wort gehalten? und hat ihm meine Freundſchaft genügt? und hat er ſich nicht während meiner Abweſenheit noch einen neuen ausgeſucht, den er jetzt mit demſelben Gefühle an ſich drückt als mich? Kann es mir behagen ſo in der Reihe der Freunde oder Stützen mitgezählt und nothdürftig mitgeliebt zu werden? Es mag etwas ſein als der erſte und einzige Freund dazuſtehen; der zweite iſt ſchon gar nichts mehr, und bei Gott ich habe nicht Luſt dieſes Garnichts zu ſpielen. Meine ganze Seele empört ſich vor dem Gedanken, ein Begleiter des Begleiters, ein Gehülfe des Gehülfen zu ſein; und es dürfte mich in dieſem Augenblicke ſelbſt der Sanfteſte hören, um dies Gefühl zu theilen.

45.

Und wer iſt dieſer Julius? Man lobt ihn um mancher Tugend willen, und es mag wohl ſein daß er die zehn Gebote ſo ziemlich gehalten hat; aber ich liebe die Menſchen nicht die ſehr geliebt werden, denn es fehlt doch meiſtens viel daran daß ſie es verdienen. Im Beſitz von einer Menge von guten Freunden und Freundinnen iſt es ſehr bequem auf eine gewiſſe Weiſe tugendhaft zu ſein, und ich lobe mir dafür einen tüchtigen ſogenannten Wolfs-Charakter, der im Wind und Regen, Sturm und Ungewitter, der widerſtrebenden Welt entgegen geht, um unter die Lämmer zu fahren und die Schäfer zu Boden zu werfen.

Iſt aber dieſer Julius wohl ein Lamm oder ein Schäfer? Gewiß nicht. Sein Auge fordert mich oftmals heraus, und ſeine Zunge braucht es nicht mehr auszuſprechen, daß ich kein Gegenſtand ſeiner Liebe bin. Wie? wenn er wirklich ſanft und kräftig, eine Eiche und eine Lilie, eine Wetterflamme und ein Mondlicht wäre? Es iſt nicht unmöglich; ja es giebt Augenblicke in denen ich ſo etwas ahnde. — Möge er es ſein, er ſoll an mir ſeinen Mann gefunden haben, ich ſcheue ihn nicht.

46.

Richard wurde von allem dem, was in der Seele ſeines unfreundlichen Freundes vorging, nichts gewahr. Er gehörte zu den Menſchen, die nur ſanft lächeln und ſanft weinen können. Was in ſtärkeren Naturen Großes oder Finſteres vorgeht, verſtehen ſie gar nicht; ſelbſt das nicht, was das gewöhnliche Leben als Gewöhnliches bietet. Eine ähnliche Natur war Conſtanze; nur daß ihr Manches fehlte was Richard hatte. In einem dürftigen, blumenloſen Leben aufgewachſen war ſie lediglich zu zwei Tugenden, der Demuth und dem Gehorſam angehalten worden, und dieſe hatten ſich ihres ganzen Weſens dergeſtalt bemächtigt, daß kaum mehr Raum übrig blieb für irgend eine andere fröhlicher blühende. Angezogen von ihrer milden Tugend, ſo wie von dem ſchönen blaſſen Geſicht mit den milden Augen, war Richard mit ſeiner Liebe, ſeiner Phantaſie, und ſeinen Reichthümern in ihr Leben getreten, und ſie begriff kaum das Glück von ihm, den ſie viel höher hielt als ſich, geliebt zu werden. Aber ihr Herz blieb ruhig, und ſie hatte nur Demuth und Gehorſam für ihre Tante und für ihn; aber keine Leidenſchaft.

Richard hatte ſie gebeten, Lotharen als ſeinen höheren Freund zu betrachten, und ihm das Höchſte zu widmen, was ihr Herz, außer der Liebe, aufbringen könnte. Sie hatte für ihn eine ſeltſame Miſchung von Gefühlen. Es zog ſie an, daß er, der ſo kraftvoll und ſtolz daſtand, gegen ſie ſo milde und freundlich war; und ſie geſtand ſich ſelbſt, daß dieſe Freundlichkeit wohl noch mehr zu bedeuten habe als Richards Milde, da dieſer überhaupt nur in dem Einen Elemente zu leben verſtand. Es gab Augenblicke, in denen ſie das gewöhnliche Mädchengefühl hatte, ſich gern an einen ſtarken Mann zu ſchließen; aber ſtets war auch ſogleich der beſſere Gedanke ihr zur Seite: Er ſteht tief unter Richard, denn er iſt nicht rein und gut; und aus ſeinem Auge ſtrahlt eine gefährliche Flamme.

47.

Sie hatte jetzt die ſchwere Aufgabe zu löſen, Richards Wunſch mit ihrem eigenen Gefühle zu vereinigen, und es gelang ihr, in ſo weit es gelingen konnte. Ihre reine Seele ahndete Lothars ungeläutertes Herz, und jeden Augenblick in welchem ſie ſich an Lothars bedeutendem Verſtande und höherer Kraft zu ſehr gefreut hatte, erſetzte ſie Richarden ſogleich durch höhere ſtill abbittende Liebe. Man könnte ſagen ſie lernte ihn lieben, während ſie der fremden Liebe wehrte.

Julius durchſchaute faſt das ganze Verhältniß, und freute ſich innig, daß ſelbſt eine noch faſt unentwickelte weibliche Seele ſich ſo rein bewährte in einem nicht leichten und bedeutſamen Kampfe. Aber nicht minder, ja noch tiefer durchſchaute Lothar das ganze Verhältniß und ſein ganzes Unglück; und Zorn und Jammer wechſelten in ſeiner heftig angeregten Bruſt.

48.

Er oder ich! rief er wüthend aus, nicht beide können wir ſie beſitzen. Einer muß aus dem Wege, es ſei nun gutwillig oder mit Gewalt. Man hat der Fälle ja recht viele gehabt, in der Geſchichte, und es iſt eben kein großes Aufheben davon gemacht worden. Im herrlichen Mittelalter war die Sache etwas faſt alltägliches, und wie billig entſchied das Schwerdt. Wer das nicht führen kann, entſage edler Frauen Liebe. Die neuere zahme Zeit hat freilich ſolchen Kämpfen ein Ende gemacht, aber ſollen wir Wiedererwachten den Zaum reſpektiren den man uns umgeworfen? Ich will ihn fordern auf das Schwerdt, und Gottesurtheil entſcheide, wem die Schöne gehören ſoll. — Aber er iſt mein Freund — und wäre er es tauſendmal, was kann die Freundſchaft haben gegen einen edlen Kampf? und iſt es denn die Feindſchaft, die uns kämpfen läßt? — Er kann Conſtanzen ja auch gutwillig entſagen und es bedarf keines Gefechtes; oder er kann ja auch mich beſiegen.

Aber er iſt krank, und man könnte mich anklagen, daß ich das benutzt. — Soll ich etwa warten bis er wieder geneſ't? und iſt es unbillig, daß ich eben in dieſer Kränklichkeit einen Grund finde, daß er die Herrliche nie beſitzen ſoll? — Er iſt mit ihr verlobt, — das iſt ſchon ſchlimmer; doch nur die Ehe iſt heilig; jede Ceremonie die ihr vorangeht, iſt läſtiger Ueberfluß den ich nicht achte.

49.

So hindert mich denn nichts, und ich will das Gottesurtheil des Zweikampfs begehren ... Raſender! wird ſie ihre reine Hand in meine Blut befleckte legen? wird ſie über die Leiche des geliebten Bräutigams hin, mit mir zum Altar gehen? Wird nicht jede Tugend des unglücklichen Jünglings wie ein Cherub auferſtehen, und mich als den Mörder anklagen? wird nicht die ganze Welt, die unter allen Tugenden nur die einzige, faſt körperlich weichliche liebt, das Mitleid, wird ſie nicht ganz und gar auf die Seite des Gefallenen treten? und werde ich dann nicht, wenn er todt zu meinen Füßen liegt, todter ſein als der Todte? —

Da iſt kein Ausweg —

Und doch wäre wohl ein Ausweg, ſagte er zu ſich ſelbſt nach einer langen Pauſe — und es war ihm als rede nicht er ſelbſt aus ſich heraus ſondern eine fremde ſehr böſe Stimme in ihn hinein. — Ich bin einig mit mir, daß ich Recht thäte wenn ich ihn forderte; über den Ausgang könnte ja bei ſo ungleicher Kraft gar kein Zweifel ſein; und — da der Ausgang ſo ganz gewiß iſt, ſo könnte ich ja die ganze Ceremonie ſparen, und in irgend einem ſtillen Wald . . . . Herr Gott! mein Heiland und Erlöſer! rette mich vor dem Satan, der hinter mir ſchleicht und mich verderben will! —

Ein heftiges Zittern ging durch ſeinen ganzen Körper und einzelne verworrene Thränen rangen ſich aus ſeinem Auge! —

50.

Da trat Richard zu ihm, und indem er ihn ſanft umfaßte, ſagte er: Du biſt jetzt gar nicht mehr ſo heiter wie ſonſt, mein herzenslieber Lothar. Ach ich möchte Dir all meine Heiterkeit geben, damit Dein Herz die Fülle hätte.

Gieb ſie mir! erwiederte Lothar finſter; die Worte wollen hier nicht mehr zureichen. — Richard, der ihn nicht verſtanden, erwiederte nur mit ſeiner gewöhnlichen liebevollen Sanftheit: Gott gebe Dir Frieden.

Zuvörderſt einen tüchtigen Krieg! antwortete Lothar und verließ ihn.

Nach einigen Tagen kündigte Richard ihm an, daß er nunmehr mit Conſtanzens Bewilligung den erſten Tag des Mai zur Feier ihrer Vermählung beſtimmt habe. Lothar wurde blaß wie ein Todter und ſagte dann finſter: Einen Tag beſtimmen ſollte der Menſch wohl nie; es iſt doch alles Zufall in der Welt oder Nothwendigkeit, oder wie Du es ſonſt nennen willſt.

Kann ich denn, erwiederte Richard, kann ich denn gar nichts mehr thun für Deine Heiterkeit? ſonſt gelang mir das wohl zuweilen.

O wenn Du das wirklich wollteſt, im höchſten Sinn des Wortes wollteſt, wenn die alten Zeiten wiederkehren ſollten, wo die Freundſchaft noch etwas war . . . .

51.

Er endete nicht, ſondern zur ſcheinbar ruhigeren Stimmung zurückkehrend, ſagte er jetzt: Fünf finſtere Wintermonde ſind für Deine zarte Geſundheit nachtheilig vorüber gegangen, und Du haſt, wie faſt alle Deines Gleichen, das alte Wort vergeſſen, daß die Natur den Menſchen viel eher zu einem Poſtillon als zu einem ſitzenden Gelehrten beſtimmt zu haben ſcheint. Mache das wieder gut, und benutze jetzt die letzte Hälfte des April zu einer kleinen Fußreiſe mit mir. Sieh nur, mit wie klaren Augen der ſonſt ſo wunderliche Monat in das Fenſter hinein ſieht; und es iſt faſt, als wollte der Frühling ſich wieder einmal ein paar Gedichte verdienen, die er ſeit Hölty, durch eigne Schuld faſt ganz hat entbehren müſſen.

Richard war ſehr froh über den Vorſchlag, und ſagte nach ſeiner gemüthlichen Weiſe: Sieh nur, wie Du abermals ſo gut biſt, und während Du ſelbſt, Gott weiß wie ſehr, leideſt, denkſt Du doch an mich. Wir kränklichen Leute vergeſſen ſo leicht was uns gut thut, und es iſt gar gut wenn wir zuweilen erinnert werden. Man iſt nicht werth, der Ruhe und des heiter bequemen Lebens zu genießen, wenn man es nicht zuweilen auch entbehren kann. Aber wirſt Du auch Geduld haben, wenn der ſchwache Freund einmal plötzlich in irgend einer Gebirgsgegend, nicht weiter kommen kann, und müde auf das Gras hinſinkt? Wirſt Du auch, Du Lieber?

52.

Da ward Lothar von einer alten Ahndung der Freundſchaft ergriffen, und er rief in einer Miſchung von reiner und unreiner Leidenſchaft aus: Verflucht ſei der Freund, der in Beziehung auf den Freund, von Geduld auch nur reden kann! — Auf meinen Händen will ich Dich tragen und nicht müde werden, wenn nur Du... ach wenn doch noch alles gut werden könnte.

Richard hatte die letzten Worte nicht gehört und war bloß mit der Freude über Lothars Liebe beſchäftigt, die er ſo nicht zu ahnden gewagt hatte.

Conſtanze zeigte ein wahrhaftes Erſchrecken, als ſie von der Reiſe hörte; aber ſie fand keine Worte, denen ſie die dunklen Gefühle anvertrauen konnte, die in ihr aufſtiegen. Sie ſah keine Möglichkeit, Richarden abzulenken und ſo ſchwieg ſie, demüthig und fromm, wie immer.

53.

Julius warnte geradezu ab, doch ohne Lotharen beleidigen zu dürfen, da dieſer noch nichts Entſcheidendes gethan was irgend ein beſtimmtes Wort möglich gemacht hätte. Endlich bot er, in der Herzensangſt, ſich ſelbſt ihm zum Reiſegefährten an; aber Richard mußte es ablehnen, da Lothar ſchon früher und auch diesmal oft erklärt hatte: Nur zwei Menſchen können mit wahrer Luſt zuſammen reiſen; der Dritte iſt faſt jedesmal überflüſſig oder läſtig; die Pſyche's-Flügel ſind bald zu klein, bald zu groß für ihn, und werden ihn mehr anſtauben als kühlend anwehen. — Julius ſah ſich wie Conſtanze in der traurigen Lage, einer erſchütternden Ahndung keinen Namen geben zu können; ja er wußte nicht einmal, ob er ihr überhaupt Raum verſtatten dürfe. Ach! ſagte er ſtill zu ſich ſelbſt, kann ich ihn denn hüten wie die Mutter ihr Kind hütet? ich möchte es gern; aber wie wenig vermag ich es! und kann ich denn ewig um ihn ſein wie die Mutter um ihr Kind? Und was kann ich denn aufbringen gegen dieſen Lothar? was habe ich gegen ihn als dieſe natürliche Abneigung, und dieſe dunkle Stimme in mir der ich nicht befehlen kann zu ſchweigen?

54.

Und was will ich denn? ſagte Lothar zu ſich ſelbſt nach jener Unterredung, wie bin ich darauf gefallen ihn um dieſe Reiſe zu bitten? — Ich will ihn einige Zeit allein haben, und er wird ſich noch feſter an mich ſchließen. Entfernt von all dem Prunk und all der Bequemlichkeit der großen Stadt, wird er, der Natur allein gegenüber, ſeine Abhängigkeit von mir deſto tiefer fühlen; aber auch meine ganze Freundſchaft. Dann will ich das Höchſte fordern von der ſeinigen. Fordern? ach nein! bitten will ich, und flehen, und weinen mit unendlichem Schmerze, und unendlicher Demuth, daß er mir Conſtanzen gebe ohne die für mich kein Leben iſt, oder daß er mir ſelbſt das Leben raube, das er nicht retten will. Ich will ihn dann für den höchſten Menſchen erklären, den die Erde trägt, ich will ſeinen Namen höher feiern als je ein Name gefeiert wurde. Ach ich will mehr thun als das, ich will alle meine Fehler bereuen, meine Sünden abſtreifen mit gewaltiger Kraft, und leben fortan wie ein Kind und ein Lamm.

Es kann noch alles gut werden.

Böſes will ich wahrhaftig nicht. Böſes nicht. O nein! nein! und nochmals nein ſage ich zu euch allen, ihr böſen Träume, die ihr mich ſo oft umſchwirrt, und mich betäuben möchtet wie trübe Dämmerungsvögel den Schlaſenden umflattern! Ich habe ja nur ein einzigesmal bei Tage Böſes gedacht, muß ich denn dafür ſo unendlich geſtraft werden, daß der Gedanke nun wieder kommt und immer wieder kommt und mich wie mit freundlichem Locken anſieht, daß ich nicht immer gleich den Baſilisken-Blick erkennen kann der im Hintergrunde wohnt? — Oh, oh weh!

55.

Aber Lothar ſtrebte vergeblich, die böſen Gedanken hinweg zu toben, die nur durch ſtreng demüthige Buße zu verſcheuchen ſind. Hat die Fantaſie erſt einmal aufgehört, ſich in keuſcher Reinheit zu bewegen, ſo wird aus der Buntfarbigkeit ihrer Bilder nicht ſelten Blutröthe, oder Tigerfleckige Grellheit. Dann fragt der Unglückliche wohl: Woher das? und glaubt ſich ſchuldlos in der Schuld, oder, iſt er bereits aus der Keckheit zur Frechheit übergegangen, ſo nennt er jene Blutröthe mit milderem Namen: feuerfarbige Kraft und Purpurröthe, vor der man nicht zu erſchrecken brauche.

Was ich konnte, ſagte Julius zu Richard beim Abſchiede, was ich konnte, that ich, ich bot mich Dir an; doch Du lehnteſt meine Begleitung ab. Geh nicht zu weit von der Heimath, und wenn Du ahndeſt, es könne Dir etwas Unheimliches begegnen, und wenn Dir auch der leiſeſte Traum nur mit irgend etwas Trübem droht, ſo flüchte in irgend eine Hütte, oder in irgend eine Kirche, oder in irgend eine Höhle, und ſende Boten über Boten an mich, daß ich mich aufmache um Dir beizuſtehn. Höre nicht auf die Seltſamkeit meiner Worte, die ich nicht wägen kann, ſondern fühle nichts, als die Liebe für Dich, die ſie ausſprechen möchten.

56.

Ich verſtehe Deine Worte nicht, erwiederte Richard, doch erkenne ich allerdings, wie gut Du es mit mir meinſt. Ach ich will ja nichts als Liebe, und die gebt ihr mir alle in ſo vollem Maaße, daß ich Armer, Schwacher, nichts weiter thun, als Gott und euch danken kann.

Schwelge nicht, ſagte Julius indem er ihn umarmte, ſchwelge nicht in zu ſüßen und zu weichen Gefühlen, Deine Krankheit ſtört mich nicht, und wird mich nie ſtören; aber trage ſie nicht wie einen betäubenden Nachtviolenkranz auf Deinem Haupte und — o könnte ich Flammen in meine Worte hauchen — ſei nicht bloß ein guter Menſch; ſei auch ein Mann! — Ach, Du ſiehſt mich trübe an und ich habe Dich nicht verletzen wollen, aber glaube mir, daß ich Dich verwunden mußte um Dich zu heilen! O ſei ein Mann.

Ich glaube Dir alles, und wenn ich Dein liebes Auge mit dem ſtrengen Worte vereinige, ſo kann ich nicht zürnen. Ach der Menſch ſollte überhaupt öfter zürnen, wenn er gelobt als wenn er getadelt wird. — — Grüße mir Conſtanzen noch einmal, und ſage ihr daß mein ganzes Leben nur Liebe iſt für ſie. — Ach ich möchte von neuem zu ihr hin und noch einmal Abſchied nehmen! Sage mir, darf ich das?

Thu es nicht, erwiederte Julius. Jeder Abſchied ritzt das Herz auch des Geſundeſten und Stärkſten blutig; aber ein doppelter Abſchied zerrt den edlen Schmerz zu einer lang gedehnten Qual aus. Lebe wohl.

57.

Da trat Lothar in Reiſekleidern ins Zimmer und Julius ging raſch auf ihn zu, und ſagte in ſeltener Bewegung: Bringen Sie uns unſern Richard

chard wohlbehalten zurück; ich lege ihn Ihnen auf die Seele. Kommen Sie ja nicht allein zurück: das wäre entſetzlich; und der bloße Gedanke . . . . o warum faßt mich der Gedanke?

Er fühlte ſelbſt, wie wunderbar ein ſolches Wort bei einer ſo kleinen Reiſe ſich ausnehmen müſſe; aber er vermochte nicht in eine gewöhnliche Stimmung zu kommen, ſondern, nur mit milderem Ton aber gerührt wie vorhin, wiederholte er von neuem: Bringen Sie uns unſern Richard zurück, wohlbehalten und heiter.

Lothar erzwang ein Lächeln, das nicht gezwungen ausſah, und ſagte dann: Es werden uns wohl weder Löwen noch Tiger begegnen, und da man auch zum Glück auf einer Fußreiſe, in Ermangelung des Wagens, mit dem Wagen nicht umwerfen kann, ſo wird wohl das Ganze ein gutes Ende nehmen.

Doch, ſetzte er dann freundlicher hinzu, auch die wunderbarſten Beſorgniſſe der Freundſchaft ſind mir reſpektabel, weil es die Freundſchaft überhaupt mir iſt. Er reichte Julius die Hand und ging dann mit Richard ab.

58.

Der Anfang der Reiſe wirkte, wie bei manchen Kränklichen, nicht wohlthätig auf Richards Geſundheit, deſto reicher aber ſtrömte ſein Gefühl, dem die neuen Gegenſtände neue Nahrung gaben.

Lothar zeigte eine Sorgſamkeit für ihn, wie ſie bisher bei ihm noch nie geſehen worden war, und Richard verſicherte oftmals, er habe ihn bis jetzt noch lange nicht genug geliebt, und das ſolle nun noch viel beſſer werden.

Wahrlich, Du Lieber, ſagte er dann, Du

könnteſt ja in jedem Augenblicke ein herrliches Mitglied werden der herrlichen Ritterſchaft des Hoſpitals zu Sankt Jeruſalem; ja ich möchte faſt zweifeln, ob dieſe „Löwen der Schlacht, die Accon und Rhodus beſtürmt hatten,“ mit größerer Milde der Verwundeten pflegen konnten als Du.

Lothar erwiederte, das ſei gar nicht der Rede werth und verſtehe ſich ganz von ſelbſt. Ach, ſagte er dann oftmals, ich habe Dir meine Freundſchaft leider noch nie recht zeigen können, und Du wirſt ſie mir bald ſehr zeigen müſſen, denn eine unendlich große Bitte iſt in meinem Herzen.

Welche? rief Richard, o ich bitte Dich um Deine Bitte! wie wär' es möglich, Dir etwas nicht zu gewähren? Darum nenne ſie doch ſchnell, daß ich mich doppelt freue.

Noch iſt die Zeit nicht da, erwiederte Lothar, aber es wird die Stunde kommen, die über Deine Freundſchaft entſcheidet.

59.

Richard, der ſtets beherrſcht worden war, und dem man faſt immer die größten Gefälligkeiten wie unumwundene Pflichten abforderte, fühlte ſich in einer ganz neuen Freude, als der kraftreichſte ſeiner Freunde ihn ſo rührend bat, oder vielmehr nicht einmal zu bitten wagte, ſondern nur eine Bitte vorbereitete.

Man vermied faſt mit Sorgfalt alle Städte, und zog bald den ferneren Gebirgsgegenden zu, um des Gefühls der Reiſe deſto ſicherer zu ſein; aber hier empfand der arme Richard doppelt, wie tief ſchon die Körperſchwäche in ihm eingewurzelt ſei, und manche rührende Klage entſtrömte ſeinem Munde. Ach, ſagte er wehmüthig, wie viele *Kraft* brauche ich, um nur das Gefühl dieſer *Kraftloſigkeit* zu bekämpfen! und wie viel Geſundheit der Seele iſt nöthig um die Schmerzen des Leibes ohne Murren zu ertragen. Ich fühle, wie weit ich noch zurück bin, wenn ich mich mit dem vergleiche, was ich ſein *könnte*, und wie wenig ich noch meine Krankheit zur Religion und Poeſie erhoben habe.

Du thuſt Dir ganz Unrecht, ſagte Lothar mit dem Wunſche ihn immer mehr zu rühren, Du erträgſt das trübſte, eintönige, täglich ja ſtündlich ſich wiederholende Leiden mit einer Kraft und mit einer Demuth, die mir und andern ſogenannten Geſunden ganz fehlt. Du biſt leidend thätiger als wir alle; und wie der Himmel, den ein Gewitter gereinigt hat, ſtehſt Du geläutert neben uns, die wir oft in drückender Schwüle oder in eiſiger Kälte dahin leben.

60.

Richard ahndete wohl, wie weit er noch von jenem Ziele ſei, das Lothar hier angedeutet hatte, und er lehnte deshalb das Lob mit gerechter Beſcheidenheit ab, aber immer tiefer rührte ihn die jetzt ſo zart ſcheinende Liebe des Freundes und oftmals ſprach er aus: Ich könnte mein Leben für Dich hingeben.

Du ſprichſt ein großes Wort da aus, erwiederte dann Lothar mit einer Miſchung von Argliſt und Wehmuth, und brachte gewöhnlich bald darauf die alte Idee zur Sprache, daß Leben und Liebe Eines ſeien, und nur von ſolchen Menſchen getrennt würden, die eigentlich weder zu leben noch zu lieben werth wären.

Wehe dem Menſchen, ſagte Lothar, dem die Freundſchaft ſchwindet in der Liebe, oder dem ſie nur ein dunkler Hof um den Mond der

Liebe, oder ein Vorzimmer zum Allerheiligſten iſt. So dachten nicht Oreſt und Pylades, nicht Damon und Pythias, nicht jene dreihundert Unſterblichen bei Thermopylä.

Und wie iſt dieſes Gefühl durch das Chriſtenthum erhöht worden, ſetzte Richard freundlich hinzu, wie iſt auch hier durch daſſelbe aller Prunk und Schimmer vernichtet, und bloß die tiefere Weſenheit geblieben.

61.

Lothar erröthete, denn er gehörte gerade zu denen, die den jammervollen Irrthum theilen, als habe die Freundſchaft bei den Griechen höhere Blüthen getragen als in chriſtlichen Zeiten.

Aber, fuhr jetzt Richard fort, werde ich denn nicht endlich Deine Bitte vernehmen? Laß mich doch nicht länger harren auf die Entſcheidung.

Da umarmte ihn Lothar, und, indem einzelne wilde Thränen aus ſeinem Auge fielen, ſagte er: Ach, ſie iſt vielleicht zu groß. Laß uns die wenigen Tage noch genießen, wer weiß ob es nicht die letzten ſind.

Aber auch dieſe wenigen Tage vergingen und morgen war der letzte Reiſetag. Am Abend deſſelben hatte Richard verſprochen, mit Julius, Hildegarden, und Conſtanzen die Walpurgisnacht zu feiern die einſt für Julius, Heinrich, und Karl ſo bedeutend geweſen war.

So waren ſie am letzten Abende der Reiſe in einer kleinen nicht unfreundlichen Dorfherberge abgetreten, und Lothar ſaß trübe und mit geſenktem Haupte mit wechſelndem Fürchten und Hoffen da; als Richard ihn durch die Bemerkung weckte, ſie würden nicht allein bleiben, denn draußen halte ein Wagen. Lothar trat unwillig an das Fenſter, und ſah einen freundlichen rothwangigen jungen Mann, mit einer nicht minder freundlichen, angenehm lächelnden jungen Frau, und einer tief verſchleierten Dame ausſteigen. Der junge Mann gab beiden den Arm, und trat jetzt mit ihnen in das Zimmer.

62.

Die Männer entſchuldigten ſich gegenſeitig, daß ſie einander ſtörten; und nur Lothar ſchwieg, ſo wie die Verſchleierte. Dann wandte ſich der Fremde an den Wirth, und fragte wie weit es noch bis zur Reſidenz ſei. Der Wirth erwiederte, man rechne noch drei ſtarke Meilen, doch könne man faſt eine ganze erſparen, wenn man einen engen Fußpfad und eine ſehr ſchmale Brücke nicht ſcheue, die über einen kleinen aber tiefen Bach führe. Der Fremde erwiederte, einen ſo unbequemen Fußpfad dürfe er wohl den Damen nicht zumuthen, und er wolle lieber die vollen drei Meilen nicht ſcheuen.

Nun, erwiederte die hübſche Frau, was das Gehen betrifft, ſo ſtehe ich darin allenfalls für mich . . . .

Obwohl es ſeltſam klingt, daß Du für Dein Gehen ſtehen willſt, — ſetzte der Mann hinzu.

Aber, fuhr die Dame fort und ließ ſich nicht auf das Wortſpiel weiter ein, ſolche ſchmale Brücken ſind mir höchſt fatal.

Auf dieſer nun vollends, ſagte der Wirth, iſt es gar nicht recht geheuer, und die Chronik erzählt von manchen Unthaten die dort geſchehen, und daß ſchon oftmals einer den andern hinuntergeſtürzt habe, denn es iſt dort ſehr ſchlimm zanken, und die Menſchen zanken doch gar zu gern.

Ich hoffe nicht, erwiederte der Fremde lächelnd, daß meine Frau ein ſo ſeltſames Gelüſten dort anwandeln würde, und hätte alſo wohl wenig zu riſquiren. Sonſt freilich in meiner überſchwenglichen Periode würde mich ſo etwas unendlich intereſſirt haben, und ich ſäße gewiß die ganze Nacht bei der Chronik und dächte an die ſchmale Brücke.

63.

Lothar war gleich bei der erſten Erzählung des Wirthes todtenblaß geworden, und es war ihm als ſtehe der Teufel dicht hinter ihm und flüſtere freundlich: Kannſt Du es wohl bequemer verlangen?

Jetzt aber, fuhr der Fremde fort, habe ich etwas Beſſeres zu thun, und meinem lieben Julius zu ſchreiben, denn ich möchte ihn doch nicht gar zu ſehr überraſchen.

Er nahm bei dieſem Worte dem Wirthe einige Bogen Papier, die er gleich beim Eintreten in das Haus verlangt hatte, aus der Hand, und ſcherzte, daß es grau ausſähe, „wie alle Theorie;" doch wolle er ſehr praktiſche Sachen darauf ſchreiben. Ich werde ſchwerlich vor zwei oder drei Stunden fertig, und dann muß ſogleich ein Bote nach der Stadt, und die Epiſtel beſorgen. Der Wirth verſprach den Boten zu beſtellen, und Richard nahm das Wort: Sie nannten da einen ſehr theuren Freund, meinen lieben edlen Julius.

So? erwiederte der Fremde, das iſt ja recht ſchön. Ja ja, der gute Julius iſt immer der allgemein Geliebte geweſen; und er verdient es auch, denn er iſt wahrlich nicht bloß gut genug für dieſe Welt, wie man etwa zu ſagen pflegt, ſondern wohl noch für etwas Beſſeres. Soll mich doch wundern was in den ſechs Jahren aus ihm geworden iſt; etwas Schlimmes gewiß nicht.

Richard hätte gern noch viel gefragt, und der Fremde auch wohl gern geantwortet; aber die Frau ziſchelte ihm leiſe in's Ohr: Komm, Lieber, mir wird ganz graulich bei dem Menſchen dort in der Ecke.

Der Fremde ſchien, trotz aller Behaglichkeit, an unbedingten Gehorſam gegen die hübſche Frau gewöhnt zu ſein, reichte beiden Damen den Arm, und wünſchte den Männern eine gute Nacht.

64.

Richard ging einigemal im Zimmer auf und ab, betrachtete den tief nachdenkenden Lothar, und ſagte dann, indem er ihn mit beiden Händen umfaßte. Was iſt Dir, Lieber, Theurer? O nenne mir doch jetzt Deine Bitte, mir wird ganz weh ums Herz daß ich ſie noch immer nicht weiß.

Da rief er heftig aus: Conſtanze! aber eine leiſe Stimme ſprach ſchnell in ihm: „Jetzt nicht; lenke wieder ein" und er ſetzte raſch hinzu: Wie wird ſie Dich erwarten, wie wird ſie ſich nach Dir ſehnen.

O wie biſt Du ſo gut, erwiederte Richard, daß Du auch jetzt, wo Du doch zu leiden ſcheinſt, nur an mich denkſt; aber Conſtanze ſoll Dich auch nun noch viel mehr lieben wie bisher, denn ſo ganz hat ſie Dich noch nicht erkannt und ſo tief habe auch ich noch nie Dein edles Herz und Deine reine Freundſchaft gefühlt wie jetzt. Darum noch einmal, ſage mir jetzt Deine Bitte.

Morgen, morgen! erwiederte Lothar, und indem er ihn von neuem umarmte, ſagte er mit irren Augen: Nicht wahr, Du lieber Menſch, nicht wahr, Du ſcheuſt Dich nicht vor der ſchmalen Brücke?

Da lächelte der freundliche Jüngling und ſagte: Wie ſchön, daß Du wieder ſcherzeſt. Aber nun lege Dich auch ein wenig zur Ruhe; denn ſelbſt Du Starker mußt müde ſein, da Du ja ſogar mich, den Schwachen, über das Gebirge trugſt.

Ich will Dich ſo durchs ganze Leben tragen, wenn Du mir meine Bitte gewährſt; aber nicht heute vermag ich ſie auszuſprechen. Morgen, morgen! — O, wie wird der Abend des morgenden Tages ſein!

Ich hoffe zu Gott, ſagte Richard mit frommem Ernſt, mir wird recht wohl ſein; ich bin dann in der Heimath.

Da weinte Lothar, von dem Doppelſinn des Worts getroffen, laut auf; aber er antwortete nicht mehr, ſondern legte das Haupt, wie zum Schlummer, auf das Kiſſen nieder, doch keine milde Ruhe ſenkte ſich in ſein verworrenes Gemüth. Nur einmal, als Richard ſchon ſanft ſchlief, rief er ſtürmiſch aus: Morgen, morgen!

Viertes Buch.

1.

Am Morgen des letzten April war Julius in ſo tiefe Gedanken verſenkt, daß er die hereintretende Hildegard nicht bemerkte. Nur ihr freundlicher guter Morgen weckte ihn endlich.

Mir iſt immer, ſagte ſie, als ſei heute Dein Geburtstag, und als müſſe ich Dir ganz beſonders Glück wünſchen zu dem heutigen Tage.

Julius küßte ihre Hand, und erwiederte: Ich theile dies Gefühl; aber recht ſehr bedarf ich auch Deines freundlichen Zuſpruchs, denn ich war ſo eben gar nicht zufrieden mit mir.

Hildegard ſchüttelte lächelnd den Kopf, aber er ließ ſie nicht ſogleich zum Worte kommen, ſondern ſagte: Sieh nur, es ſind nunmehr ſechs Jahre verfloſſen ſeit jenem feierlichen Abſchiedsabend bei Erlof; und was habe ich ſeitdem geleiſtet? Was kann ich bieten, das des Kranzes werth wäre, den Marie damals flocht und der nun wohl längſt welk und traurig da hängt?! —

Du kannſt, erwiederte Hildegard, gar Manches bieten, das Dich als einen lieben, freundlichen, und tiefen Dichter zeigt, und mancher herrliche Beifall ward Dir bereits zu Theil.

2.

Freilich haſt Du, Troſtesvolle, mir ſchon oft Troſt gegeben; dennoch fühle ich nur zu ſehr, wie weit ich noch vom Ziele bin, und oft ſchöpfe ich die meiſte Hoffnung faſt nur aus den Leiden, die ich um und für die Poeſie empfinde. Ach, wenn ſo die rege ſchöpferiſche Kraft wie ein Frühling in allen Pulſen und Nerven zittert, und es ſo aus mir herausſtrömen will, mächtig, tief, und klar: ja dann bin ich freilich ſehr glücklich und nur tiefe Demuth gegen den Himmel von dem alle gute Gaben kommen, kann der Freude gebieten daß ſie nicht zu groß werde, und Demuth zurückrufen, in der allein die Poeſie gedeiht. Oder wenn in milden Stunden die beſonnen ruhige, oder farb- und feuerreiche Darſtellung einzelner Parthien wohl zu gelingen ſcheint, welch' eine innige Heiterkeit ſenkt ſich dann auf mein Gemüth! Aber wie oft fühl ich auch noch das Misverhältniß der ungenügenden Kraft zu dem großen Wollen; wie oft ſinkt der Muth, beſonders bei einem langathmigen, in weiten Kreiſen ſich bewegenden Werk. Wie manche Tage gehen dann wohl hin in zweifelnder Unruhe, in der nichts geſchafft wird, und die das Werk nicht fördert.

Hildegard citirte des großen Dichters bekanntes Beruhigungsgedicht für ſolche Fälle, und trug mit beſonderer Luſt die Zeilen vor:

Drum hetze Dich nicht in ſchlimmer Zeit;
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt Dir die gute doppelt gut.

3.

Ich will gewiß, erwiederte Julius, den Troſt nicht abwehren, den der vortreffliche Meiſter in jenen Zeilen bietet; dennoch, glaube ich, thun wir alle wohl, wenn wir ſuchen ihn nicht zu häufig nöthig zu haben. Ja, ich kann mir rein dichteriſche Naturen denken, bei denen das Schaffen zu einer ſteten ſüßen Gewohnheit geworden iſt, wie das Leben ſelbſt, Naturen bei denen die Poeſie und die Liebe, die äußerlich und innerlich wirkende Kraft ſtets harmoniſch ſich bewegen und im tieferen Sinne ganz eins ſind. Ach, ſolche haben nur gute Stunden, und es kann bei ihnen an kein Hetzen gedacht werden.

Du vergiſſeſt, erwiederte Hildegard, daß auch der Frühling in der Natur, gar manche unfreundliche Tage hat, die doch gewiß ihren gar guten Nutzen haben müſſen, ja daß der Mai häufig kühl und naß ſein müſſe, wenn ſich Scheunen und Fäſſer füllen ſollen. — Sollte nicht der Mai in des Menſchen Leben unter ähnlichem Geſetze ſtehen?

Aber, ſetzte ſie dann lächelnd hinzu, Du bedarfſt eigentlich dieſes ökonomiſchen Troſtes nicht, ich ſage Dir ihn nur weil man nie des Troſtes genug haben kann. Worauf Dein Leben und Deine Dichtkunſt ruht, iſt die Tugend ſelbſt; und ſo biſt Du dauernd, und kannſt nicht untergehen.

4.

Julius erwiederte wie oftmals, ſie, die ſonſt ſo klar und ſcharf ſehe, ſchaue ihn mit zu milden Augen an; und was ſeine Tugend betreffe, ſo fühle er wohl, daß ſie mehr darin beſtehe, ſich vor allem Unreinen und Gemeinen zu hüten, als mit genügender Kraftanwendung zu handeln. Sie konnte das unmöglich zugeben, da liebende Dankbarkeit ſie ſtets erinnerte, was er für ſie gethan, und ſo erhob ſich von neuem ein edler Streit der ſich mit einer zarten geſchwiſterlichen Umarmung endete.

Dann ſagte Julius ſehr ernſt doch freundlich: Ich nehme Deinen Glückwunſch zu dem heutigen Tage dankend an, denn mir ahndet daß ich des Glücks und der Kraft bedürfen werde. Zu lebhaft und zu gewaltig bemächtigt ſich meiner die Erinnerung an die Vergangenheit, an den edlen Vater, an die theure Marie, an den faſt verlorenen Heinrich, an den verſchwundenen Karl. — O, wie mit Geiſterſchauer geht jener Abend an mir vorüber. — Und dann kommt Gottlob heute mein Richard zurück, den ich doch viel mehr liebe als ich anfangs glaubte, und ich bin endlich jener entſetzlichen Beſorgniſſe für ihn entledigt, und wir feiern heute das Walpurgisfeſt und morgen den Tag ſeiner Verbindung. — Was macht Conſtanze? ſahſt Du ſie nicht?

5.

Noch geſtern, erwiederte Hildegard, ſah ich das liebe ſchöne Kind, und ſie zeigte mir manches zart fromme Briefchen, aus verſchiedenen Gebirgsgegenden her, wo nur der gute Richard hatte einen Boten auftreiben können. Beſorgniſſe hat ſie nun gar nicht mehr. Es iſt ſo viel Ordnung, Gemeſſenheit, Regel; ja faſt möcht' ich ſagen Lineal in ihrem Leben, daß ſie ſich kaum einen Wunſch oder gar eine Sehnſucht erlaubt.

Gottlob, ſagte Julius, das wird anders werden in der heilig-heitern, ehelichen Verbindung, oder . . . . wenn irgend einmal ein großer Schmerz ihre Seele trifft.

Den verhüte Gott, ſagte Hildegard mit gefalteten Händen. Er verhüte ihn gnädig, ſagte Julius ihr nach, indem er ſich von dem Schauer angeweht fühlte, der ſo alt iſt als die Welt, es könne nämlich der Menſch durch ein finſteres Wort das Finſtere hervorrufen.

Dann nahm er Hut und Stock, um, wie er ſagte, durch einen frühen Morgenſpaziergang friſche Kraft für den heutigen Tag zu gewinnen. Aber er hatte noch einen andern Zweck, er ſehnte ſich nach dem Manne, den er am innigſten verehrte, nach Ottobert. Eben weil er ſehr muthig war, ſo hatte er nicht den Muth, den theuren Mann häufig zu beſuchen, obwohl ihm ſtets nur ein ernſt freundliches Geſicht begegnet war. Jetzt aber hatte er auskundſchaftet, daß Ottobert, bei dem wiederaufblühenden Frühling früh Morgens einen Spaziergang mache, und auf demſelben hoffte er ihn zu finden.

6.

Es war wirklich ſo. Er fand den Mann in nachdenkender Stellung, an einen Baum gelehnt, die Gegend überſchauend und den Frühling gleichſam in ſich aufnehmend; aber wie immer ſo ſchien auch jetzt Ottobert von dem Gedanken oder der Empfindung nicht überwältigt, ſondern mit Einem Blicke erfaßte er auch Julius, der wohl noch hundert Schritte von ihm entfernt war, und winkte ihm zu.

Julius war ſchnell bei ihm, begrüßte ihn mit ehrerbietiger Freundlichkeit, und geſtand dann gleich, daß er ihn hier geſucht. Ottobert reichte ihm die Hand, und ſagte dann: Sie ſind lange nicht bei mir geweſen, mein lieber Jüngling, und das iſt wohl nicht ganz recht, doch pflege ich über ſo etwas nicht eben Vorwürfe zu machen. Holen Sie jetzt das Verſäumte nach, und ſagen mir wie es Ihnen geht.

Julius wollte etwas erwiedern; aber Ottobert ſagte lebhaft: Nichts Exoteriſches! Dabei gedeiht der Menſch nicht, und es kommt nichts dabei heraus als Zeitverluſt, Du ſollſt mir Dich nicht zeigen wie eine Homanniſche Charte von Europa, wo alles erträglich bunt illuminirt iſt, und wo ich mir ehedem, als Kind, ſämmtliche Bewohner in rothen, grünen und blauen Kleidern, hüpfend, ſingend, und ſpringend dachte. Sondern ich möchte Dich ſehen, wie ein Thal, wo unten etwa eine freundliche Prediger- oder Förſterwohnung liegt.

7.

Da nahm Julius des Mannes Hand und erzählte mit Herzlichkeit und Genauigkeit, welch' ein merkwürdiger Tag heute für ihn ſei, und was er ſo eben mit Hildegarden beſprochen. Er verhehlte keine glückliche, glaubenvolle; aber auch keine von Zweifeln beunruhigte Stunde, die ſein Leben durchzogen. Er verglich das was er bereits gethan und gedichtet mit dem was er habe thun und dichten wollen, und wie weit das erſtere noch von dem letzten ſei.

Dennoch hält mich manches wieder aufrecht. Mich durchglüht der tiefſte Glaube an unſern göttlichen Erlöſer, der ſeligen Troſt hat für jedes nach ihm ſchlagende Herz; ich ahnde, was die Natur zu mir ſpricht in ihrer Größe und Mannigfaltigkeit, ich glaube an die Tugend der Frauen, die höher iſt als alle Reflexion, und an die beſonnene ſittliche Kraft der Männer, ich glaube an die Liebe, an die Freundſchaft, an die Poeſie; und achte mein Leben ſelbſt gering, wenn ich es hingeben ſollte für die heiligen Ueberzeugungen meines Herzens, das nur ſchlagen mag für ſie.

Iſt aber, fuhr er dann ſchmerzlich fort, was mir in bangen Stunden ein böſer Dämon zuflüſtert, iſt mein Streben nach Poeſie ein Irrthum, dann iſt auch mein ganzes Leben einer; und ich würde, nach einem ſolchen Irrthum, auch die Wahrheit nicht mehr faſſen können.

8.

Du ſprichſt das ſo entſchieden aus, ſagte Ottobert, und Dein Auge blickt dabei ſo ehrlich und feurig, daß ich Dir glaube. Nur hüte Dich ja, der gedruckten Poeſie ſo herrlich ſie auch iſt, allein zu huldigen. Die Poeſie iſt überall, wo tiefe und edle Menſchen wohnen, wo innige Freude iſt, oder reiner Schmerz, wo Sehnſucht und Liebe die Menſchen erzieht, anregt und beruhigt.

Ich geſtehe Dir, daß ich von Dir noch nichts geleſen habe, und Du mußt mir das verzeihen, da ich überhaupt gar wenig leſe, indem aus der Mehrheit der neueren Bücher ſich nicht viel Sonderliches nehmen läßt. Von Dir erwarte ich freilich etwas Beſſeres, doch hat es mit dem Leſen keine Eile.

Er ſah bei dieſen ruhig, doch freundlich geſprochenen Worten unſern Julius genau an, und fand freilich ein hocherröthendes Geſicht und ein bewegtes Auge, das faſt zu ſagen ſchien: „Armer Julius.“ — Es mag freilich manchen jüngern Dichtern ſehr ſchwer ſein, den Gedanken zu faſſen, daß man ſie nicht geleſen, und das Schlimme wird natürlich erhöht, wenn man noch ſogar hinzuſetzt, die Sache könne allenfalls ein wenig verſchoben werden. Auch Julius wäre vielleicht einigermaßen empfindlich geworden, doch war in Beziehung auf Ottobert kein ſolches Gefühl für ihn möglich, in ſo weit die Empfindlichkeit aus Eitelkeit hervorgeht.

Das ſah der befreundete Mann mit Vergnügen, und fuhr fort: Gottlob! eitel biſt Du nicht, und ich kann Dir deshalb hier aus meiner Schreibtafel ein ernſtes Blatt ſchenken, das Du nun ohne Erröthen leſen darfſt; doch, ſo Gott will, nicht ohne Nutzen.

9.

Julius nahm es und las:

Das gefährlichſte Laſter der Jünglinge und Männer iſt die Eitelkeit, denn ſie lebt nur von der Nahrung, die eine fremde Hand ihr bietet. Ich möchte nicht Worte, ich möchte Flammen neh-

nehmen, um vor ihr zu warnen, die oft ſo unſchuldig erſcheint. Der wahrhaft eitle Jüngling — man darf es ausſprechen wie eine mathematiſche Wahrheit — exiſtirt eigentlich gar nicht in ſich; ſondern preis gegeben einer fremden Welt, die in jedem Augenblicke ihn vernichten kann, lebt er ein mit allerlei Purpurfetzen und Bettlerlumpen behangenes Halb-Daſein fort. Seine Freude iſt ein gemaltes Licht, ſein Schmerz eine ſchmutzige Harpye, er liebt nichts, ſelbſt nicht einmal den Rühmenden, ſondern nur den Phosphorus des Lobes ſelbſt, und die Minute in der ihm derſelbe geboten wird. Selbſt die Liebe zur Poeſie und Religion kann ihn nicht mehr ſtärken, denn er will nicht ſie in ſich, ſondern ſich in ihr.

Die Türken, vor denen in der Litanei Schutz geſucht wird, ſind gefahrloſe Leute gegen die Eitelkeit gehalten, die billig an ihre Stelle geſetzt werden ſollte. Der Hochmuth kann ſich zum Stolze hinauf arbeiten, und ſo zur Demuth werden, die Eines iſt mit ächtem Stolz; aber die Eitelkeit iſt ein unreines jammervolles Nichts, das nie zu einem guten Etwas werden kann. Nur die ewige Rüſtung des Glaubens und der Liebe kann uns ſchützen vor dem Teufel, der in ſeinem Nichts ſich für ein Etwas ausgiebt, und in ſeiner Unſeligkeit zu lächeln wagt.

10.

Ottobert fuhr fort: Wie geſagt, ich nehme an, daß Du bereits jetzt manches geſchrieben haſt, in welchem reines Talent und ächte Gemüthlichkeit waltet; aber das Beſſere und das Beſte ſteht Dir noch bevor. Daher Deine öfteren Zweifel, zuweilen Deine großen Reden und pathetiſchen Betheuerungen die billig nicht mehr vonnöthen ſein ſollten, obwohl ſie zum Glücke ſehr ehrlich gemeint ſind. Dieſes Beſſere aber und Beſte was Dir möglich iſt, wird kommen, wenn Du die Welt in ihrer Größe und Kleinheit, das Leben in ſeinen innern Wurzeln und Adern, die Geſchichte in ihren bedeutendſten Punkten, und die Menſchen in ihrem innerſten Wollen, mit ihren geheimſten Neigungen und Tiefen kennen gelernt haben wirſt. Bewahrt Dir dann ein reines Herz und ein klarer Verſtand, unter Gottes gnädigem Segen, die Liebe, und das Feuer, dann will auch ich Dich als einen Dichter begrüßen der ich ſonſt das Wort überaus ſelten ausſpreche.

Bis jetzt haſt Du noch lange nicht genug gelitten für die Poeſie, obwohl Du allerdings nicht ganz ohne Schmerzen gerungen haben magſt. Glaube mir Jüngling, nicht ohne Blut und Thränen, nicht ohne viele Nächte die vom Schlaf verlaſſen ſind, nicht ohne ſchwere Kämpfe in der „Angſtkammer,“ nicht ohne göttliches Ringen mit dem Herrn, wird Dir das Heil zu Theil. Denn, wie unſere heilige Religion und Kirche, ſo iſt auch jegliches Göttliche bei uns Chriſten auf Blut und Thränen gegründet.

11.

Haſt Du aber dieſe Leidensſtationen alle, ohne zu verzagen, zurückgelegt, haſt Du ehrlich gerungen, o dann, mein lieber Jüngling, wird Dir ſehr wohl werden. Du wirſt dann tief ſein und heiter, ernſt und freundlich, mäßig und reich, feurig und beſonnen. Ein gewiſſes, überaus glückliches Lächeln wird faſt unauslöſchlich in Dir ſein; und, wenn es die Welt für weltliche Ironie hält, ſo wirſt Du Dir bewußt ſein, daß dem gar nicht alſo iſt, ſondern ganz anders, und ſchöner: denn Du wirſt dann gar kein anderes Lächeln mehr kennen als ein mildes; aber in ſeiner Milde ſcheidend oder vereinigend, wie beides nöthig iſt.

Du wirſt dann einen immer größeren Abſcheu bekommen vor allem was bloß tönende Redensart iſt, und [um doch auch ein Beiſpiel zu geben] als Beurtheiler einer Schrift oder eines Kunſtwerks überhaupt nicht leicht ausrufen „göttlich" oder „abſcheulich," ſondern Du wirſt einen jeden Künſtler, in ſo weit Du ihn mit Klarheit anſchauen kannſt, an die Stelle und an die Stufe verweiſen, wohin er gehört; denn Du haſt ihn dort nach langer Prüfung gefunden. Du wirſt das mit frommem Sinne, aber auch mit guter Laune; mit Tiefſinn und Beſcheidenheit, aber auch mit Muth thun. Doch iſt nicht immer nöthig, daß dabei von Polariſiren und Indifferenziren, von der Syntheſis und Analyſis die Rede ſei, obwohl ich durchaus nichts gegen jene Worte und die Begriffe, die ſie ausſprechen, einzuwenden habe. Es iſt nur nicht nöthig, Kanonen aufzurichten um eine Fliege abzuwehren, oder mit unendlicher Kraftaufwendung der Fliege zu beweiſen, daß ſie eine iſt.

12.

Ueberhaupt kämpfe Du ſelten mit Worten, und oft mit Werken. Mit den letzteren, auf denen der Segen ruhen möge, wirſt Du ſicherlich Deine Feinde ſchlagen wenn es überhaupt Menſchen ſind von denen die Rede ſein kann.

Wann ein edles Dichterwerk ſiegen wird, kann niemand vorher ſagen, am wenigſten in Deutſchland wo man mit der Bewunderung mit Recht ein wenig langſam und ſparſam zu werden anfängt. Daß es aber ſiegen werde, kann man voraus ſagen, weil das Gute nicht bloß in ſich lebt, ſondern auch Leben ausſtrömt. — Betrübe Dich nicht zu ſehr über Hinz und Kunz, die etwa taub und blind ſein mögen. Was haſt Du mit ihnen zu ſchaffen? und was biſt Du ihnen ſchuldig, als ein gelindes Bedauern, wenn ſie nicht zu verbeſſern ſind? Noch viel weniger wüthe Du gegen ſie an, denn Du ſetzeſt Dich, glaube mir, dadurch herab, und ſie hinauf. Sei Du nur das, was Du biſt, mit Entſchiedenheit und *ganz*, und trachte vor allen Dingen Dich *wohl zu befinden in Deinem Sein*. — Man braucht nicht immer ans Fenſter zu treten wenn ſich draußen auf der Straße ein widerwärtiges Geräuſch vernehmen läßt. Es iſt nach einer Stunde verhallt und vergeſſen. — Ich bitte Dich um Gotteswillen ſei ſittlich und äſthetiſch *vornehm*; aber freilich hilft hier eine Bitte nicht ſehr, und man kann es nicht wohl *werden*, ſondern man muß es *ſein*. Zum Glücke biſt Du auf dem rechten Wege dahin.

13.

Hüte Dich vor dem ſogenannten poetiſchen Müſſiggang, denn er iſt *nie* poetiſch. — Es giebt eine herrliche klare Friedlichkeit, eine behagliche Selbſtbeſchaulichkeit, ein ſtilles Umherſchiffen in ſich ſelbſt, bei dem man in ſeligen Augenblicken an das Gefühl des Columbus erinnert werden kann, und Gott ſoll mich bewahren Dir das wehren zu wollen. Aber damit Du dieſen Zuſtand erreicheſt und würdig ſeieſt ihn zu erreichen, ſo arbeite, und zwar mit Luſt und Liebe, mit Geiſt und mit Regelmäßigkeit. Halte ja den unſittlichen und thörichten Gedanken fern ab von Dir, als könne oder ſolle der Dichter nicht ein fleißiger Staatsbürger ſein. Wer nicht in einem wohlorganiſirten Staate die dargeſtellte Idee des Unendlichen findet, der iſt nicht werth, ſie jemals wo anders zu finden, und der Staat hat das unbeſtreitbare Recht, einen ſolchen hochmüthigen Weichling, der ſich zu gut für ihn dünkt, verachtend auszuſtoßen.

Der Dichter iſt kein umherflatterndes buhlendes Sommerlüftchen, kein fauler neſtlos behaglich umherſtreifender Kukuk; ſondern, wie ein ächter Adler, niſtet und horſtet er irgendwo in Sicherheit, und waltet von dort aus nach allen

Weltgegenden hin. Ein geſchäftloſer Dichter wird leicht zu einem bloß phantaſtiſchen Träumer, und, indem er gewiſſermaßen gar nicht ſelber lebt, geht ihm ſein Pſeudo-Leben hin mit der Beſchreibung des Lebens anderer, was ihm doch auch nicht ganz gelingen kann, denn nur der wahrhaft lebt kann Leben darſtellen.

14.

Noch einmal, Jüngling, liebe Dein Vaterland von ganzem Gemüth und diene ihm treu bis ans Ende. Das größte Genie der Erde hat keinen Ablaßbrief für dieſe Pflichten, und *will* keinen *haben*. — Es iſt entſetzlich, welche nüchtern-witzige, troſtloſe Anſicht hier einige frühere Schriftſteller verbreitet haben; aber es iſt nicht minder entſetzlich, wie wüſt und dämmerig es in den Köpfen ihrer Nachahmer ausſieht. — Ein wohl gemeſſenes, edel wirkendes Leben für Familie und Staat, iſt *ſelbſt* ein reines Kunſtwerk, und ein Mann, der es führt, braucht gewiſſermaßen nur ſich ſelber abzuſchreiben, um ein gutes Gedicht der Welt übergeben zu können. Wer zuerſt ein Loblied auf den eignen Herd machte, das — fühle es wohl — war der erſte Dichter.

Du ſiehſt mich mitleidig an, da ich ſelbſt unverheirathet bin, und ich nehme Dein Bedauern an, obwohl mich meine Seele rein ſpricht von Schuld, außer der einzigen, daß ich nie fand was ich ſuchte. Du biſt glücklicher, denn die Du Schweſter nennſt, ſie wird Dich, hoffe ich, einſt auch als Gattin lieben.

15.

Ottobert wußte nicht, welche tiefe Wunde er ſeinem jungen Freunde ſchlug. Dieſer, von gar mannigfaltigen Empfindungen angeregt, hatte Mühe, den innern Streit nicht ſichtbar werden zu laſſen. Endlich ſagte er, um die ſo eben angeſchlagene Saite nicht weiter tönen zu laſſen: Aber es giebt doch nur wenige Stellen im Staate, in denen man bedeutend auf den Staat wirken könnte; und wie könnte ich armer Fremdling auf ſolche Anſpruch machen?

Sage lieber, erwiederte Ottobert: Es giebt faſt keine, in denen Du nicht bedeutend handeln könnteſt. Sei nicht wähleriſch, und erlaube Dir nie die alte, wirklich deutſche Krankheit, die Titelſucht. Glaube mir, ein guter Thorſchreiber, oder noch beſſer ein guter Dorfſchullehrer ſind gar herrliche Stützen des Staates, ſobald ſie, wie ſie ſollen, die ganze Idee und Bedeutung ihres Amtes vor Augen haben und zur That machen. — — Lehrer! welch' ein Wort und welch' eine köſtlich fromme Bedeutung. — Jüngling, mit welcher neuen, verdoppelten Liebe würde ich Dich an die Bruſt drücken, wenn Du mir einſt ſagteſt, Du ſeiſt nun mit ganzer Luſt und Kraft ein Lehrer geworden, und lebteſt in den Kindern, die Du erziehſt, und liebteſt ſie, weil ſie Deiner bedürfen.

Beide ſchwiegen eine geraume Weile; dann ſagte Ottobert: Es ſei nun genug, um ganz zu verſtehen was ich Dir geſagt, mußt Du, ſo einfach es auch iſt, doch alles erſt in Dir ſelber erfahren und erleben. Ich kann Dir nur den Weg zeigen; aber nicht Dich auf die Schultern nehmen und forttragen. Du haſt Kraft, übe und leite ſie zur ruhigen Harmonie.

16.

Julius fühlte ſich erregt und in einigen Punkten ſeines Innern verwundet, aber auch heiter und geſtärkt, denn er war nicht eitel. Dennoch ſchien ihm Ottobert heute jenes „goldnen Dufts der Morgenröthe“ zu ermangeln, der um die harte „Deutlichkeit“ der Dinge ſchweden müſſe. — — — Auf dem Rückwege erzählte Julius von Richard, und wie er ihn liebe, und wie er ſich freue, ihn wieder zu ſehn.

Ottobert ſagte: Es iſt ein reiner Menſch, den ich als fehlerlos aber auch als thatenlos anerkenne. Liebe ihn; aber kräftige ihn.

Julius wollte den Freund entſchuldigen und deſſen Thatenloſigkeit durch die faſt ununterbrochene Kränklichkeit, die den armen Jüngling gefangen halte rechtfertigen; aber Ottobert erwiederte: Es iſt löblich, den Freund zu lieben, aber wir ſollen nicht aus Fehlern Tugenden machen. Richard iſt kein wimmerndes oder ſchreiendes Kind, aber von dem wahrhaft großen Styl, mit dem ein Mann und ein Chriſt die Krankheit tragen muß, die er nicht verſchuldet: davon ſehe ich bei ihm nur wenige Spuren. Es iſt doch noch in ihm eine gewiſſe leiſe Koketterie mit der Krankheit und mit der Geduld, und es würde ihn ſehr verletzen wenn er nicht zuweilen als Dulder gelobt würde. Seinem zarten Geſicht ſteht nichts ſchöner als ſanftes Leiden und Geduld; aber leider weiß er bereits in manchen ſchwächeren Augenblicken darum, daß es ihm anmuthig ſtehe; denn man hat es ihm zu häufig geſagt. — Sei Du ſanft, aber nie weich gegen ihn.

17.

Julius erklärte ehrlich, ihm ſcheine dieſe Anſicht zu ſtreng und er fragte nicht ganz ohne Leidenſchaftlichkeit: Wie ſoll man denn die Krankheit ertragen? Ottobert öffnete zum zweitenmale die Brieftaſche, und gab ihm ein Blatt aus derſelben, mit den Worten: Lies das gelegentlich. Vielleicht daß es Dir einigen Aufſchluß giebt über meine Meinung.

Misverſtehe mich nicht, fuhr er dann fort, ich liebe dieſen Richard, denn er hat das Höchſte und Beſte was der Menſch haben kann: ein ſchuldlos reines Herz. Dieſe Reinheit, die Tugend der Tugenden, wird ihm folgen in jenes höhere Leben, wenn ihn Gott, und vielleicht bald, hinruft.

Verkehre mir aber nicht zu viel mit manchen anderen Jünglingen, die ich wohl mit Dir und bei Dir geſehen. An der Mehrheit derſelben iſt gar wenig Erſprießliches; und die Bildung, die etwa durch die Betrübniß und den Unwillen über ſie für Dich erwachſen könnte, iſt denn doch zu theuer erkauft und auf einem andern Wege bequemer und beſſer zu erreichen. Manche jener jungen Leute ſind ſehr laut, vorlaut und nachlaut bis zum widerlichſten Schreien, hart und abſprechend weil die Beſſeren ihnen nichts zuſprechen können. — Ideenlos leben ſie ſo hin, und ohne heilige Andacht, der Kunſt und Wiſſenſchaft gegenüber, mit ſich ſelbſt liebäugelnd, ... o mein Gott, es iſt manches recht Betrübte in der Zeit; und ich kann mir wenigſtens denken, daß mancher Poſa ausrufen würde: „Ich finde mein Geſchlecht nicht mehr; wohin mit meiner Liebe?“ aber ich bin weder ſo vornehm noch ſo troſtlos als der Marquis und weiß noch manches Beruhigende aufzubringen.

Julius erklärte Ottoberts Schilderung für zu ſtreng; doch dieſer erwiederte mit Gelaſſenheit: Du vergiſſeſt, daß ich nur von einigen und von manchen ſprach. Der Ueberreſt iſt mir um deſto theurer, und einem dieſer Beſſeren reiche ich jetzt zum Abſchied die Hand.

18.

Als Julius in ſeiner Wohnung anlangte, kam ihm Hildegard mit einem kleinen Paquet entgegen; aber er, der ſonſt ſo gern Briefe empfing,

pfing, lehnte es für's erſte ab, und ſagte: Ich möchte heute gar nichts erbrechen, denn ſchwerlich werde ich etwas beſſeres hier zu leſen bekommen als ich eben gehört. — Und dann, laß es mich geſtehn, ich möchte heute nichts anders erfahren als Richards Wohlſein und Zurückkunft. Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich ihn geſund und fröhlich wiedergeſehen habe.

Hildegard ſchalt ein wenig, und nicht ohne Anmuth auf die zu frühen Morgenſpaziergänge, nach denen ihr lieber Bruder immer ein wenig zu ernſthaft erſcheine. Einen Brief nun vollends unerbrochen neben ſich liegen zu laſſen, und nicht einmal nach der Aufſchrift zu ſehen, das ſei zu viel für moderne Größe und ſtreife an antike Gletſcherartigkeit.

Julius lächelte, daß er, ſelbſt auch nur im Scherze, mit einer ſolchen antiken Felſennatur verglichen werde, beſah dann die Aufſchrift, und rief im hohen Erſtaunen aus: Von Karl! nach ſo langer Zeit zum erſtenmale wieder von meinem armen Karl!

Hildegard war nicht ſehr erfreut über die Nachricht, denn ſie wußte nur zu wohl, wie ſehr Julius in ſeinen Freunden lebe, und wie wenig Angenehmes dieſer Brief erwarten ließ.

19.

Auch Julius hatte eine ähnliche Empfindung, und nicht ohne Beſorgniß erbrach er das Schreiben, das folgendermaßen lautete:

Geſtehe es nur, liebſter Julius, daß Du dieſen Brief, ſobald Du die Hand erkennſt, mit trübem, ja widerwärtigem Gefühle erbrechen wirſt. Dafür will auch ich ſogleich geſtehen, daß Du darin ganz Recht haſt; denn unmöglich kannſt Du von der überaus grandioſen und koſtbaren Veränderung träumen, die ſeit einiger Zeit mit mir vorgegangen iſt. Ich ſehe nicht mehr aus wie ein dunkles Kellergewölbe, oder wie ein fahles Dorfwirthshaus-Zimmer, oder wie eine Novemberwolke, welkes Herbſtblatt, Uhu, oder wie mißlungene Elegie mit Flüchen ausgeſtattet. Mein Gehirn iſt nicht mehr ſo „trocken wie Ueberreſt von Zwieback nach der Reiſe," ſondern anmuthig feucht wie eine überzuckerte Pomeranzenſchale, die man in köſtlichen Biſchof oder Cardinal tunkt.

Ich ſpreche freilich noch immer in Sentenzen über das Leben und die Menſchen; aber ich reiße weder dem einen noch den andern die Kränze ab, ſondern ſetze ihnen eher welche auf, und zwar ſehr zart geflochtene. Für die Natur habe ich ſo viel Liebe, als ſie irgend verlangen kann, denn es wäre ſündlich zu vergeſſen daß ſie uns gar manches angenehme Gemüſe liefert; ſo wie auch die Thiere, die ſie uns hinſtellt nicht zu verachten ſind, beſonders wenn die ſchönſten Theile derſelben gebraten vor uns liegen.

20.

Hier unterbrach Hildegard die Vorleſung und ſagte unmuthig: Ich wollte ihn faſt lieber ſeufzen und weinen, als ſo ſcherzen hören. — Oder bin ich ungerecht, und fehlt mir nur der Sinn für dieſen überraſchenden Humor?

Julius fühlte faſt wie ſie, doch nahm er um des Freundes willen einige dieſer Scherze in Schutz, wenn ſie nur aus einer wirklich luſtigen Seele hervor gingen, was er jedoch noch keinesweges behaupten dürfe.

Aber unbegreiflich iſt dieſe Veränderung, fuhr er dann fort, und welche Mühe würde ein Dichter haben, ſie zu motiviren!

Ach nein! erwiederte Hildegard, die Natur und das Geſchick motiviren ſelbſt oft nur durch die Ironie, die ſie mit ſo unſicheren Menſchen wie dieſer Karl iſt treiben.

Julius las weiter:

21.

Die Menſchen ſelber ſind wahrhaftig nicht übel, einige darunter ſind ſogar ehrlich, ja es giebt ihrer, mit denen ſich ein vernünftiges Wort ſprechen läßt. Bei den meiſten iſt freilich noch eines und das andere zu deſideriren; aber glaube mir, ſie beſſerten ſich alle gern, wäre es nur nicht ſo umſtändlich und weitläufig. Nur die Fantaſten ſind mir zuwider, und ſo oft ich einen Schwärmer ſehe, möchte ich ihn gerichtlich belangen. Selbſt ein rein langweiliger Menſch iſt mir lieber, denn, wenn er auch, vermöge beſagter Langweiligkeit, allerdings nicht auf Anmuth und Würde Anſpruch machen darf, ſo iſt er doch nützlich, weil er die zu fleißigen und angeſtrengten Leute, zum Beiſpiel mich, in eine angenehme Müdigkeit bringt, die, nach Ausſage der bewährteſten Schriftſteller, zu dem herrlichſten Heilmittel im Leben, zum Schlafe, verhilft. Ich kann Dir gar nicht ſagen, lieber Julius, wie ungemein gern ich in eine mit dürftigem Geiſt ausgeſtattete Abendgeſellſchaft gehe, weil ich dann faſt mit Gewißheit auf eine gute Nacht rechnen darf.

In dieſer Hinſicht ſind mir auch einige Schauſpiele ſehr angenehm, denn als ich neulich ein neues faſt ideenloſes Stück in erträglichen Jamben ſah, drehte ich die Sache um und ſchlief in lauter guten Trochäen ein. Das iſt ein Kunſtſtück, das mir wenige nachmachen; aber es iſt billig, daß ich doch auch etwas Apartes habe.

Genug des Scherzes und Halbſcherzes. Mein alter Julius wird doch, hoffe ich, ſich darein finden.

22.

Warum ſitze ich hier und ſchreibe auf dieſem gräulich grauen, höckrig löſchigem Papier? — Ich wollte Dir Folgendes berichten, und zwar recht ernſthaft und freundlich. Erſtens, daß ich Gottlob kein ſchwermüthiger Aff mehr bin und nicht mehr wie „Hans der Träumer, meiner Sache fremd" umhergehe. — Zweitens, daß ich ſeit vier Monaten eine roſenwangige junge Frau habe, die größtentheils jene Veränderung mit mir hervor gebracht hat. — Wie das gekommen wollen wir beſprechen. Die Dinte iſt hier blaß wie der Tod und ich mag nicht mit ihr vom friſch und roth blühenden Leben ſchreiben. Nur eines will ich gleich in Richtigkeit bringen. Es reden jetzt nämlich manche ſcharfſinnige Leute in meiner Stadt, häufiger als ſonſt, von gewiſſen — zierlichen Bekleidungen der Damenfüße; ja Einige rücken ſogar mit dem ruhigen Worte „Pantoffel" heraus. Dann wird ferner von der lieblichen Weiſe geſprochen, mit der jenes Inſtrument geſchwungen werde, und man ſcheint darauf auszugehen, daß ich bei ſolchen verfänglichen Geſprächen roth werden ſolle. Das werde ich aber gar nicht; denn, wenn es ehedem Ritter gegeben hat, die mit Luſt aus den Schuhen ihrer Damen tranken, ſo wird es ja auch für mich nicht ehrverletzend ſein, wenn ich den feinſten aller Pantoffeln, von den niedlichſten Händen auf die niedlichſte Weiſe geſchwungen, wohl leiden mag.

25.

Drittens, wollte ich erwähnen daß ich ein guter Staatsbürger geworden bin, und auch einen feinen Titel führe. Ich bin . . . Zoll-Inſpector. Um Gotteswillen, Julius, ſieh dabei ja nicht thöricht vornehm aus, und halte Dir jedes Lächeln fern. Glaube mir, das Amt erfordert einen ganzen Mann, der ſehr ehrlich und ſehr klug ſein muß, und der liebe Gott wolle mich nur immer mit der letzteren Eigenſchaft recht wohl begaben; denn die erſtere hat er, Gottlob, mir ſtets verliehen. Was übrigens die allerhöchſte Vornehmheit betrifft, die freilich mangelt, ſo wolleſt Du bedenken, daß wir denn doch bekanntlich nicht Alle — Generale, Miniſter, und Cardinäle ſein können; welches jedoch bei meinem guten Julius, welcher zwar eine recht vornehme Natur, aber nicht vornehm iſt, zu erinnern unnöthig ſein dürfte.

Viertens wollte ich Dir, mein ehrlicher Freund, hiedurch erzählen, daß ich ſo glücklich geweſen bin, vierzehn Tage Sommerferien zu erhalten, und daß ich dieſe benutze um Dich und die liebe Hildegard nach ſo langer Trennung wieder zu ſehen. Sehr ſeltſame Leute ſeid ihr, und es iſt etwas an euch zu ſehen, denn ihr ſeid bei aller eurer Seltſamkeit ſehr honnett, und mich intereſſirt eure Intereſſantheit.

24.

Auch iſt es ja wohl billig, daß ein Geſchäftsmann wie ich, der den ganzen deutſchen neuntehalb Monate langen Winter mehr geſchwitzt und gefroren hat, als zur Erringung einer literariſchen Titularunſterblichkeit vonnöthen iſt, daß, ſage ich, ein ſolcher Mann im Julius einmal in den Wagen ſteige, um für einige billige Chauſſeegelder ſich zu unterrichten, ob die Natur noch immer natürlich genug ſei, und ob ſie noch immer nicht Leſſings Wunſch erfüllen, und einmal ſtatt in grün ſich in roth kleiden will. So iſt denn auch nicht zu leugnen daß der Chauſſeenſtaub für die — Seele wahrer Blüthenſtaub iſt, und daß die Reiſeluft das beſte Schönheitswaſſer ſei, das der Menſch doch immer gern gebraucht.

Jetzt bin ich nun noch wenige Meilen von euch entfernt und ich hätte mir den ganzen Brief erſparen können wenn ich auf Ueberraſchungen ausginge, aber ich liebe dergleichen nicht. Ich habe kluge Leute gekannt, die ordentlich dumm und verdutzt ausſahen wenn ſie überraſcht wurden; ja andere härter geſinnte hätten mit wahrem Vergnügen einen ſolchen überraſchenden Mann zum — Fenſter hinausgeworfen, wenn die Geſetze nicht beföhlen, dergleichen unziemliche Gelüſte zu unterdrücken.

25.

Nun gehörſt Du freilich Gottlob weder zu jenen klugen Leuten noch zu jenen härter geſinnten; aber es iſt dennoch beſſer nicht überraſcht zu werden. Das Charivari von Querfeldein-

Fragen, die zu nichts dienen, als verquerte Antworten zu veranlaſſen, fällt doch nun gewiß weg, und es kann ſogleich, wie billig, vernünftig erzählt und eine gemäßigte und geruhige Herzensfreundlichkeit empfunden werden.

Genug! Meine Frau mahnt, den Schlaf vor Mitternacht, den manche Aerzte ſo ſehr empfehlen, nicht zu verſäumen, hält auch vielleicht dieſen ganzen Brief für einen Reſt der Ueberſchwenglichkeit von ehedem. Dagegen ſchüttelt eine gewiſſe fremde und — nicht fremde Dame, die mit uns gereiſ't iſt, gar ſehr den Kopf über einige ihr mitgetheilte Stellen meines Schreibens, und es denkt die Gute, nur zu ſehr Erregte, wenig an den Schlaf. Mir aber fallen jetzt wirklich die Augen zu, und hüllen ſämmtliche Gedanken ein.

Karl.

26.

Wie jene nicht genannte Dame ſo hatte auch Hildegard während der Vorleſung manchesmal das ſchöne Haupt geſchüttelt, und Julius ſah faſt mit einiger Schamröthe vor ſich nieder. Denn allerdings gewährt es ein ganz eigenes und ſchmerzliches Gefühl, einen Freund, ſelbſt einen Freund zweiter Gattung, nicht ganz würdig reden zu hören. Wie ſonſt ſchon oft, ſo auch jetzt, kam ihm Hildegard zu Hülfe, und indem ſie ihre Hand leiſe auf die ſeinige legte, ſagte ſie: Der Brief kann Dir nicht gefallen; aber er braucht es auch nicht; und Du darfſt Dich doch über ihn freuen. Bedenke, was Karl war, verworren düſter, ohne Anhalt, phantaſtiſch, eitel, hätte er verzweifeln, und wohl gar, (mich ſchaudert daran zu denken) als Selbſtmörder enden können, wenn nicht Gott ſich erbarmt hätte. Freilich wünſcheſt Du ihm als Freund eine noch ſchönere und gediegenere

Veränderung; aber wie wäre die ohne ein volles Wunder möglich geweſen? Er lebt doch wieder ein lebendiges Leben, und iſt ein nützlicher Bürger geworden. Dabei übertreibt er freilich gar ſehr, und wickelt ſich in einen ſeltſam bunten Mantel von ächtem und unächtem Humor; doch das kann ſich nach und nach geben, und er wird das ganz werden was überhaupt aus ihm werden konnte.

Julius erwiederte: Du Gute, Liebe, Mäßiggeſinnte, ich verſtehe Dich ganz und auch das was Du — verſchweigſt. — Ach es giebt Augenblicke, in denen Du mir noch heller erſcheinſt als ſelbſt der theure Ottobert, dem ich heute — laß es mich nur geſtehn — bei allem Vortrefflichen was er auch ſagte, doch noch einigen Blumenduft dazu gewünſcht hätte, nebſt einem Verjüngungsbad in der Morgenröthe. — Aber verſündige ich mich nicht an ihm?

27.

Hildegard lächelte und ſprach vom Johanniswürmchen und dem Monde, die man nicht wohl vergleichen könne. Aber, fuhr ſie dann weiter fort, um das Geſpräch von ihrem Lobe abzulenken: Wer mag die fremde Dame ſein, von der Karl am Schluß des Briefes ſpricht? Das reizt doch das Nachdenken und die Neugier.

Es trifft ſich wohl, daß wir durch das Ausſprechen eines Gedankens, der uns, ehe wir ihm Worte liehen, nicht ſehr bedeutend ſchien, plötzlich von einer höheren Ahndung ergriffen werden. So hatte Hildegard nur leichthin nach der Fremden gefragt; doch jetzt, als ſie die Frage ausgeſprochen, befiel ſie plötzlich der Gedanke, es könne wohl Marie ſein; und ein namenloſes Gefühl ging durch ihr Herz. Dieſe Marie, die ſie nie geſehen, war es ja, der Julius höchſie Liebe gehörte. Wie oft hatte dieſe Jungfrau in ihren Träumen geſtanden; und welch' eine Freude in der Hoffnung, ſie nun auch mit leiblichen Augen zu ſehen!

Aber dieſe Marie war ja nicht glücklich denn ſie liebte ja den nicht, der ihrer ſo würdig war, und gewiß mußte ihr ſchon dieſer Gedanke allein die trübſte Empfindung bereiten. Sie liebte Heinrichen, der ihrer nie würdig geweſen und jetzt ſo tief geſunken war. Welche Schmerzen mußte das dem reinen Gemüthe geben, und wie war hier Hoffnung zu ſchöpfen, daß das eng verſchlungene Räthſel ſich löſen werde? und mußte nicht Hildegards Anblick Mariens Gram vermehren, und tauſend widerſtrebende Gefühle hervorrufen, die ſelbſt ein geläutertes Herz nicht immer abwenden kann? —

28.

Alle dieſe Verhältniſſe überſchaute Hildegards klares Auge in einem einzigen Moment. Doch dem fromm-gebildeten und geſunden Menſchen fehlt es, ſelbſt in den verwickeltſten Beziehungen niemals an Troſt. —

Wir drei, ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, ſind ja gute Menſchen, und gute Menſchen brauchen ſich nur offen gegen einander auszuſprechen, um klar durch's Leben zu gehen. O dann hilft der Himmel herrlich, und mein Julius kann einſt noch in Mariens Armen unendlich glücklich ſein; denn wie wäre es ihr länger möglich, ihn nicht zu lieben?

Auf Julius hatte weder Karls Schlußzeile, noch Hildegards Frage Eindruck gemacht, und er antwortete leicht hin: Es wird wohl eine rothwangige Freundin ſeiner rothwangigen Frau ſein.

Als er aber die Augen gegen Hildegard aufſchlug, dünkte ihn als habe er die theure Jungfrau noch nie ſo ſchön geſehen, und er hatte wirklich Recht, denn ihr Gemüth war noch nie von einem höheren und tugendhafteren Gedanken erregt und entzündet worden als jetzt. — In der chriſtlichen Welt, wo alles Geiſt und Idee iſt, tritt die Natur beſcheiden und überwunden zurück, und es giebt im höchſten Sinne des Wortes bei uns gar keine andere Schönheit als die von innen ausgeht, und ſich verklärend ausbreitet über Angeſicht und Geſtalt.

29.

Julius küßte ihre Hand mit einem Feuer, das beinahe aus dem geſchwiſterlichen Verhältniſſe heraus zu treten ſchien; aber ſie ſah ihn hell leuchtend freundlich an; und ſelbſt als er ſie jetzt mit erhöhtem Feuer an ſeine Bruſt drückte, blieb jede ängſtliche Beſorgniß weit weg von ihr. — Ein wahrhaft edler Gedanke und Entſchluß liegt nicht als Einzelnes im Menſchen, er iſt nicht auf ſolche Weiſe unſer Eigenthum wie etwa ein Diamant, der verſchloſſen im Schranke ruht und an deſſen Glanze man ſich nur in gewiſſen Stunden ergötzt; ſondern erregend, befruchtend und ſtärkend hält eine rein ſittliche Idee den ganzen Menſchen, feſt zuſammen, und giebt ihm das Gefühl beſcheidenen Selbſtvertrauens, ohne welches das Leben nur dämmernd und unſicher iſt.

Hildegard ſollte die eben errungene höhere Stärke ſogleich auch noch in einem anderen Verhältniſſe gebrauchen, denn kaum hatte ſie ſich wieder ruhig zu ihrer Arbeit geſetzt, als die Thür raſch geöffnet wurde, und Conſtanze ſehr blaß und athemlos herein ſtürzte. Ihr Buſen ſchlug höher und ihr Auge flog ungewiß im Zimmer umher, als Hildegard, mit freundlicher Liebe herbei eilend, ſie in ihre Arme nahm.

30.

Ich erſchrecke Sie, rief Conſtanze mit ängſtlicher und leiſer Stimme, ich weiß es, Theure daß ich Sie erſchrecken muß, denn ich bin ängſtlich, ſehr ängſtlich, und ich zittre ohne zu wiſſen wovor; vielleicht vor mir ſelbſt. — Mein Gott, bin ich denn verwandelt, daß ich alle meine Ruhe verloren? und was habe ich gethan daß ich ſo zittre? O zürnen Sie nicht, daß ich dieſe Unruhe bringe in Ihr freundlich ruhiges Leben, und ſchenken Sie mir Ihr Mitleiden.

Hildegard hatte Conſtanzen noch nie in dem Zuſtande der Leidenſchaftlichkeit, noch weniger in ſo trüber Aengſtlichkeit geſehen, und es rührte ſie deshalb um ſo tiefer, das ſchöne Mädchen, das ſonſt ſo ruhig daſtand, in dieſem herben Zuſtande zu erblicken.

Nicht Mitleiden, erwiederte ſie mit dem Ausdruck der reinſten Zuneigung, das Wort darf die Freundſchaft gar nicht kennen. — Ach, und ich wäre ja auch nicht werth, je wieder eine freundlich ruhige Stunde zu genießen, wenn ich ſie nicht mit Freuden der leidenden Freundin opfern wollte. — Und auch von Opfern ſoll niemals die Rede ſein.

Sie brachte ſie auf das Sopha, ſtreichelte ihr Wange und Stirn, und ſagte: Nur vor allen Dingen Erhohlung und dann erzählen Sie ſo gelaſſen es Ihnen möglich iſt, was Sie ſo unruhig gemacht hat.

51.

Conſtanze athmete einigemale tiefer auf, eine leiſe Röthe flog wieder ihre zarten Wangen an, ſie verſuchte ein gelindes Lächeln und ſagte endlich: Ich bin ein Kind, recht ſehr ein Kind, und es iſt bloß große Güte von Ihnen, daß Sie mich nicht ſehr auslachen.

Sie wiſſen, daß heute mein geliebter Richard zurückkommen ſoll. Ach Sie haben ja auch ihn lieb den reinen, ſtillen Jüngling, Sie und Ihr edler Bruder. — Und nun war alles gut, denn faſt täglich kamen kleine liebe Briefe von ihm an, in denen er mir meldete, wie wohl es ihm gehe, wie ſeine Geſundheit ſich ſtärke, und wie gut Lothar ſei, den ich ſo fürchte. So vergingen denn die Tage recht gut, einer nach dem andern, ziemlich leer, denn er fehlte ja; aber doch ſchnell, denn die leeren Tage gehen meiſtens am ſchnellſten hin —

Da ward mir aber plötzlich geſtern Abend ſo bange, und da ich endlich — die Tante wollte es — zu Bette ging, da flatterten böſe Träume durch meinen Halbſchlummer hin. Mir war als ſähe ich eine Schlange langſam und unbemerkt zu Richarden hinſchleichen, und ſie spielte mit den ſchönſten Farben, ſo daß man ihr wohl hätte trauen können, wären die ſchlimmen Augen nicht geweſen. Doch Richard war ganz wie bezaubert von ihr, und konnte gar nicht weg aus ihrer Nähe ſo ſehr ich ihn auch bat, und flehete. Ach und die Schlange ringelte ſich immer näher, und umrankte ihn immer feſter und feſter, und Richards Antlitz wurde immer freundlicher, aber auch immer bleicher: und ein Lächeln faſt wie Todeslächeln ſpielte um die blaſſen Lippen. — Und Mondenlicht umgab ihn, wie verklärend, leiſe.

Was Conſtanze erzählte, geſchah jetzt faſt an ihr ſelbſt und Hildegard ſchloß ſie von neuem in ihre Arme, ſanft tröſtend und beruhigend.

32.

Da rief ich, fuhr Conſtanze fort: Ach, liebſt Du mich denn gar nicht mehr, daß Du nicht hörſt auf meine Warnung? ach, habe ich Dich denn auch genug geliebt? und muß ich es jetzt erſt erfahren wie ſehr? — Aber er lächelte noch ſeltſamer und ſagte: Laß uns ganz ſtill ſein, es iſt ja alles gut. Sterben iſt ſüß, viel ſüßer als ihr meint, ihr geſunden Leute. Ich war ja längſt dem Tode geweiht. Es iſt ja bald vorüber, dann wird mir wohl werden, dann bin ich in der Heimath. Da iſt keine Krankheit mehr, da werde ich unendlich geſund ſein.

Was ich auch ſagen mochte, er antwortete immer nur das. Und ſo gingen die Stunden der Nacht ſchwer und langſam und eiſern dahin, und als der Morgen heranbrach, da war mir als müſſe ein Jahr vergangen ſein, und nun iſt er noch immer nicht hier, und meine Angſt ſteigert ſich von Minute zu Minute.

Hildegard hatte der armen Freundin mit der innigſten Theilnahme zugehört, und verſchonte ſie jetzt mit all den kleinen, wenig helfenden moraliſchen Heilmitteln, die die Menſchen für ſolche Fälle mühſelig ausgedacht haben. Deſto lebhafter ſprach ſie den Dank aus, daß ſie jetzt gerade zu ihr gekommen ſei, und daß Gott doch gewähren möge ſie zu tröſten, wie eine Mutter oder Freundin tröſtet.

Ach, der Troſt den die Menſchen geben können, den der Freund dem Freunde giebt, iſt ja und kann ja auch nie etwas Neues enthalten, denn all und jeder Troſt iſt längſt ausgeſprochen und nur ausgeſprochen durch den Heiligſten und Göttlichſten, der je auf Erden wandelꝛc. Und dennoch iſt der Troſt, den der Menſch dem Menſchen giebt, von der tiefſten Bedeutung, denn auch das religiöſe Gefühl ſpiegelt ſich gern in einer verwandten Seele, und oft zündet das bloße Auge des Freundes das für den Augenblick geſunkene Feuer des reinſten Lebens wieder in unſerer Bruſt an. Die Liebe tröſtet und die Freundſchaft, denn ſie iſt höhern Urſprungs, und ſteht klar über allem Erdennebel und allem Erdenleiden.

Laſſet uns nicht ſagen: „Ich will allein ſein mit Gott und mir und meinem Schmerze,“ denn die Menſchen und die Menſchenliebe ſind die Mittler zwiſchen uns und dem Himmel, und wir können nicht mit Gott ſein wenn wir nicht mit den geliebten Menſchen ſind. — Nur dann lebt der göttliche Erlöſer in uns, wenn wir rein und tief, klar und unendlich lieben, und es iſt kein andrer Weg zu Ihm.

33.

Dann aber nahm Hildegard, wie billig, auch zu rein menſchlichem Troſt ihre Zuflucht. Was ſie geträumet, ſei doch eigentlich nur eine Fortſetzung ihrer Gedanken beim wachenden [illegible]ſtand, und verliere um deswillen das Wunderbare; und daß Richard noch nicht hier ſei, müſſe man wohl gar ſehr natürlich finden, wenn man an die drei Meilen denke, die es mit ihrer Deutſchheit ſehr ehrlich meinten.

Der Tag, fuhr ſie fort, iſt freilich noch lang, und auch mir ſcheint es, vielleicht zum erſtenmale in meinem Leben, als gehe er nicht recht fort. Doch wir wollen ihm ſchon Flügel geben, wir müſſen leſen und ſprechen, ſingen und ſpatzieren gehn. So wandelt eine Stunde nach der andern hin, bis endlich die beſte kommt.

Das geſchah denn nun freilich, und manches liebe Buch wurde aus Hildegards kleiner und zierlicher Bibliothek hervorgeſucht, und manches köſtliche Wort, was ſonſt die Seele hebt und erfreut, aus den Büchern vorgeleſen; aber weil es diesmal nur geleſen wurde um die Angſt zu verſcheuchen und die trägen Stunden fortzubringen, ſo konnte es auch weder erheben noch erfreuen! — Wer bei einem guten Buche noch einen andern Zweck hat, als daſſelbe rein in ſich aufzunehmen, bringt ſich jedesmal um den ganzen Genuß.

34.

Conſtanzens Stimmung wechſelte noch immer, bis endlich — es war etwa gegen vier Uhr Nachmittags — ein heftigeres Zittern ihren ganzen Körper erſchütterte, und ſie mit kranker und krampfhafter Stimme ausrief: Jetzt! jetzt! jetzt! o Hülfe, Hülfe!

Hildegard nahm ſie von neuem in die Arme, aber kein Troſteswort wollte von ihren Lippen, denn dieſe Erſchütterung war zu groß, und in ihrer eignen Seele regte ſich eine düſtere Ahndung. Deſto früher zeigte ſich Conſtanze erhohlt, denn ſchon nach einigen Minuten ſtand ſie vom Sopha auf, und ſagte: Es iſt nun gut. Was hat geſchehen ſollen iſt geſchehen, und zu ändern iſt hier nichts mehr. Es iſt entſchieden. Ich bin nun ruhig. Hildegard ſah ſie zweifelhaft an. Aber ſie wiederholte: Ich bin gewiß ruhig. Ich ſah eben wie die Schlange ihn erdrückte. Das iſt nun vorüber, oder meine Phantaſie iſt thöricht worden. So wird es wohl ſein. Ich bin ja ſonſt faſt ohne alle Phantaſie; kommt ſie dann einmal, ſo richtet ſie thörichte Dinge an. Das iſt in der Ordnung.

Noch immer zweifelte Hildegard an der Aechtheit dieſer Stimmung; dennoch war es wirklich ſo. Conſtanze zeigte ſich leiblich und geiſtig geſtärkt, und wiederholte nicht ſelten: Es ſei doch nun alles geſchehen, und ihre Phantaſie, die ſonſt faſt etwas Elephantenähnliches habe, habe ſich nun ganz zur Ruhe gelegt.

Ein Spaziergang endlich erheiterte ſie vollends und als ſie Nachmittags mit Hildegard zurückkehrte, ſagte ſie ruhig: Welch' ein thörichtes Kind war ich! Geben Sie Acht: Mein Richard wird in wenigen Stunden hier ſein. Es iſt doch nichts Schlimmeres als wenn eine proſaiſche Natur, wie ich, von der Poeſie einmal angeweht wird. Dann geht es gewöhnlich ins Schauerliche über, und aus dem Schauerlichen wird eine Thorheit.

55.

Aber es ſchien, als rege ihre Beruhigung in Hildegards Seele das entgegengeſetzte Gefühl auf, und ſie, die Klare, die ſonſt immer reich war an Troſt, fühlte ſich jetzt wirklich beunruhigt. Auch Julius konnte einer ähnlichen Empfindung nur mit Mühe widerſtehen, und, von der Länge des Tages betroffen, rief er endlich aus: O mein Gott, die Zeit geht doch nie langſamer hin als wenn ſie recht intereſſant iſt, und ein halbweg langweiliger Tag iſt doch eigentlich einigermaßen — kurzweilig. — Aber er verwundete ſich durch das Wort, denn er fand bald, daß es nicht aus ſeiner Seele kam, ſondern zu Heinrichs ernſten Scherzen gehörte.

Endlich führte der ſpätere Nachmittag den alten Freund Karl und deſſen Gattin in Julius Arme.

Haben wir einmal Jemanden mit Entſchiedenheit Freund genannt, ſo ſollen wir nicht fühlen, wie tief er etwa unter uns ſtehe, ſondern mit Herzlichkeit nichts weiter wollen als ihn lieben und ihn heben. Julius ſchloß den Freund mit einer Innigkeit an die Bruſt, als wäre dieſer viel mehr als er war; und auch dieſen wehte wenigſtens für den Moment ein viel ſchöneres und tieferes Gefühl an, als er ſonſt bei ſich zu beherbergen pflegte.

36.

Die Menſchen ſind nie beſſer als in der Stunde des Wiederſehens und des Abſchiedes. In der leztern ſind ſie faſt ſchmerzlich gut, und ſelbſt der Ruhigere empfängt nicht ſelten durch dieſe ſchmerzliche Güte lang nachblutende Wunden, — Wunden, in denen jedoch das Leben beſſer gedeiht als in zu frühem Troſt.

Karl fühlte, daß er durch ſeine poetiſche Stimmung faſt aus dem Charakter falle, den er ſo mühſam ſich erworben, und auf den er ſich ſo viel zu gute that. Er lenkte auch bald wieder ein, und erzählte von den böſen Wegen, die faſt unanſtändig ſchlecht ſeien, und von den entſetzlich langen Meilen, die immer länger würden, je mehr man von ihnen gleichſam abreiſe. Er ſtellte dann ſeine Frau, die wir Ferdinandine nennen wollen, den Beiden vor, und beging die Unart zu fragen, ob ſie nicht wirklich aus „Roſenglut und Lilienſchnee gewoben ſei.“ Da er aber inne wurde, daß der Ausdruck veraltet ſei, ſo bereuete er ihn, und Julius ſah dabei aus, als ginge er mit ſich ſelbſt ſchweigend zu Rathe ob es auch wohl etwas proſaiſche Roſen und Lilien gebe, denn nur in dieſem Falle dürfe man beiſtimmen. Ferdinandine lächelte nicht ohne Annehmlichkeit, doch fand ſich bald daß die höhere Anmuth fehle, und Hildegard zeigte eben dadurch ihre vornehme und höhere Natur, daß ſie dieſelbe jetzt verhüllte und zu einer gewiſſen Gattung von Converſations-Mittelmäßigkeit herabſtimmte, um die Fremde nicht aus der Behaglichkeit zu bringen.

57.

Die Damen gingen zuſammen in das Nebenzimmer, und Hildegard hatte durch Freundlichkeit und Aechtheit bald ſo viel über Ferdinandinen gewonnen, daß ſie jede Frage in Beziehung auf die fehlende Dame thun konnte. Die Männer blieben indeſſen beiſammen, und Karl erzählte mit einem faſt zu breiten Redeſtrom gar Manches in Beziehung auf ſein umwandeltes Weſen, wovon wir nur Folgendes zur Vervollſtändigung ſeines Charaktergemäldes mittheilen.

Als wir heut vor ſechs Jahren Abſchied von einander nahmen, da ſtand es ziemlich ſchlimm mit mir. Ich wußte ſelbſt nicht recht genau was ich wollte; denn daß ich doch hauptſächlich mich ſelbſt wollte, verhehlte ich mir ſo gut es gehen wollte. Ich war ſogar alle Tage einige Stunden in Marien verliebt, was ich damals für vollſtändige Leidenſchaft hielt, jetzt aber nicht; denn wahrhaftig das liebe Kind verdient etwas ganz anders als ich damals bieten konnte. Du weißt, daß ich bald darauf die lieblich ſtrenge Hildegard und ihren Vater kennen lernte, und ich muß beiden nachſagen daß ſie ſich recht viele Mühe mit mir gaben; allein es wollte doch nicht recht gelingen. Der Vater war ſelbſt noch nicht ſo ganz in die rechte Mitte gekommen, um mir auf eine entſcheidende Weiſe helfen zu können. Er ſtand etwa auf neunhundert und neunzig Grad, wenn etwa tauſend zur Vollſtändigkeit der Bildung nöthig ſind.

Hildegard hätte helfen können, aber dann mußte ſie mich lieben, denn nur eine liebende Jungfrau kann den Jüngling, den ſie in die Schule nimmt, heben, kräftigen, retten. Wenn ſie ihn aber ein viertel liebt, ein viertel bedauert, ein viertel unerträglich findet, und ein viertel ich weiß nicht was gegen ihn fühlt, ſo kommt nichts Sonderliches dabei heraus. Dann zogen ſie weg, und ich bald auch in die Welt. Ach Gott in der Welt iſt ſehr wenig zu finden wenn man nicht in ſich ſehr viel hat. Ein Dorf kam mir ſo ziemlich wie das andere, ein Berg wie der andere, ein Thal wie das andere, und die Menſchen (die allerdings den Vorzug vor jenen haben, daß ſie — zuſammenkommen) kamen mir faſt noch ähnlicher als ähnlich vor, und gewährten mir kein ſonderliches Behagen.

38.

Das hätte nun ſehr ſchlimm enden können, denn man hat Beiſpiele, daß Menſchen, um ſolche Stimmungen los zu werden, die Piſtole als Stimmgabel angeſetzt haben. Da führte mich der Himmel in das Haus meines jetzigen Schwiegervaters. Der Mann iſt dritter Lehrer an einer Schule die nicht die erſte iſt. Man kann ihm nachſagen daß er ſämmtliche Morgenſtunden recht wohl benutzt, aber noch niemals hat ihm eine Gold gebracht; ja auch mit dem Silber iſt es nie weit hergeweſen. Wenn aber auch der Mann nicht viel zum Leben hat, ſo hat er doch das Leben ſelbſt deſto beſſer, den Lebensmuth nämlich und die Lebensheiterkeit. Seine Frau iſt eine in allen Adern geſunde, rührig verſtändige, liebende Hausmutter, und ich möchte ſie zuweilen mit den Worten anreden, die Hamlet an den trefflichen Minirer richtet: „Biſt Du auch da, Grundehrlich?“ — Die Tochter, meine jetzige ſehr liebe und ſehr ſchlimme Frau, gehört keineswegs zu den Damen, die ihr Leben aus Morgenröthe und Himmelblau weben und mit Wonne-Sonnen und Sehnſuchts-Sternen durchſticken, oder die als intereſſant-trübe Königinnen der Nacht dem Tagesgotte Widerſtand leiſten, und die nicht ſelten auch eine thörichte Thräne für köſtlicher erklären, als alle Perlen des Morgenlandes.

Sie war geſund und hielt es nicht für beſonders anſtandwidrig, einen — erfreulichen, geſegneten Appetit zu haben, da in der That und Wahrheit eine tüchtige Arbeitſamkeit dergleichen Glück mit ſich bringt. — Lyriſcher Champagner-Schaum, halb-epiſcher Thee, nebſt etwas — faſt möcht' ich ſagen — franzöſiſch-tragiſch-kniſterndem Zwieback wäre für ſie keineswegs genügend geweſen.

39.

Wahrhaftig, Julius, ich ärgere mich jedesmal bis ins Mark des Marks, wenn ich kränkelnde Appetitloſigkeit als eine Art von — Bildung anerkennen höre, als wenn Geſpenſter Muſter ſein könnten!

Aber ich will Ferdinandinen beſſer rühmen als ſo, ich will ſagen daß in ihrer Seele und in ihrem Leben ein tüchtiger geſunder Athem weht, der ſelbſt Kränkelnde mit friſchem Leben anhauchen kann.

Die Vorſehung führte mich in dieſes Haus, (denn Gott ſoll mich bewahren, je zu ſagen, daß es der Zufall geweſen ſei) und ich ſtand unter dieſen Menſchen faſt wie eine Nachteule, die, von den alten Trümmern aufgeflogen, verſuchen will, ob ſie ſich noch ſonnen kann. Ich vermochte durchaus nicht in dieſem friedlich thätigen Hauſe, wo alles ſeine guten gewieſenen Wege hatte, meine alten feuerfarbigen thöricht-klugen und untröſtlichen Ideen vom Leben und von Menſchen auszuſprechen.

Der Alte hatte ein für allemal erklärt, daß nur ein Müßiggänger und ein Unchriſt mit dem Leben unzufrieden ſein könne. Auf eine nähere Unterſuchung war er nie zu bringen, und er fand in ſeinem Hauſe bei ſeiner Frau und Tochter, und in ſeiner Schule bei ſeinen lieben Kindern alles was er zu ſeiner Glückſeligkeit bedurfte. Mutter und Tochter hatten nie Zeit, wenn ich ihnen etwas Trauriges vorerzählen wollte; ja wenn ich es einmal durchgeſetzt hatte, und wirklich etwas Trübſeliges anſtimmte, ſo ſahen ſie dabei ſo wunderlich aus, als wenn ſie fragen wollten: Wozu nützt doch nun wohl das ſeltſamliche Zeug? und wie kann ſich der Menſch mit ſolchen verdrießlichen Gedanken quälen, da er ja nur zu beten und zu arbeiten braucht um all dergleichen los zu werden. — Dergleichen verwunderliche Mienen encouragiren aber einen betrübten Dämmerungsmaler nicht ſonderlich.

Dabei aber mußt Du jedoch gar nicht glauben, als ſeien ſie unempfindlich geweſen, denn ein herzliches, geiſtliches Gedicht von Gellert konnte ſie auf das innigſte rühren, und es war ſehr erbaulich wenn dergleichen am Sonntag-Abend vorgeleſen wurde. Weltliche Sachen und weltliche Bücher aber mußten durchaus heiter und munter ſein, ſonſt machten ſie ihnen Langeweile.

40.

Es war der Mutter eines Tages entfallen, daß ihr lieber Mann, von dem ich behauptet hatte, er ſei vollendet glücklich, dennoch einen Wunſch habe, ſo wie ſie und die Tochter auch einen; als ich aber näher fragte, bekam ich eine ablehnende Antwort, und „es helfe doch nicht davon zu reden.“

Um dieſe Zeit hatte ich das eigene Glück, daß ein alter wohlhabender Verwandter, der mir von jeher abgeneigt ſchien, und nicht ſelten geäußert hatte, er werde eher ein Hoſpital für Zigeuner anlegen als für melancholiſche Hinbrüter, daß dieſer Mann, ſage ich, eine beſſere Anſicht oder doch Hoffnung von mir empfing, und noch auf dem Sterbebette mir die Hälfte ſeines Vermögens vermachte.

So ausgerüſtet trat ich eines Abends vor den Alten mit der Bitte um die Hand ſeiner Tochter, noch immer nicht ganz ohne Flammenbilder erzählend daß ich dieſelbe von jeher im Herzen getragen hätte, und jetzt durch die Erbſchaft in den Stand geſetzt ſei, ſie und mich vor des Lebens bedingendem Drang zu ſchützen.

41.

Der Alte legte zuvörderſt Cicero's Werk von den Pflichten, in dem er geleſen, ruhig bei Seite, verbot ſodann jede neumodige und unklaſſiſche Redensweiſe, dankte für das offene Vertrauen, mit welchem ich die ehrbar-chriſtliche Neigung, die ich für ſeine Tochter fühlte, ihm, dem Haupt der Familie mitgetheilt, und ſchloß mit der Frage, ob ich die Vocation zu irgend einem Amte bereits mitbringe?

Er ſchien zu vermuthen, ich würde ſie alsbald aus der Taſche ziehen, allein außer dem neuen Tübinger Damenkalender enthielten meine Taſchen nichts. Ein wenig verlegen und verſtimmt erwiederte ich, daß von einem Amte nicht die Rede ſei" und daß ich deſſen auch keinesweges bedürfte, da ja die Erbſchaft jegliche Lebensſorge hinweg nehme.

Die allgemeine Weltgeſchichte erzählt uns mit unter von Menſchen, die ganz gewaltig angefahren worden ſind; doch ſtehe ich dafür, daß keinem ein kälteres und heißeres Bad zu gleicher Zeit zubereitet wurde als in dieſem Augenblicke mir. Der Alte ſchalt mich einen Phantaſten, der nicht auf Gott und eigne Kraft, ſondern auf elenden ohne Mühe erworbenen und eben deshalb auch bald zerſtiebenden Reichthum baue, Die kleinſte nützliche Stelle im Staate ſei ehrenvoller und ſicherer als der ſicherſte Kapitalbrief.

42.

Darum, ſo fuhr er endlich gelaſſener fort, lege Er zuvörderſt die hoffärtigen Geſinnungen, die Ihn zu thörichtem Müßiggang und unerſprießlichem Hinbrüten verleitet haben, ganz von ſich ab, und ziehe er einen neuen, fleißigen, ſoliden und beſcheidenen Menſchen an. Iſt es damit, unter Gottes Segen, einigermaßen gelungen, ſo bewerbe Er ſich, mit großer Demuth in Beziehung auf ſich ſelber, jedoch mit gelaſſener und friſcher Kräftigkeit gegen die Menſchen, um irgend ein löbliches Staatsamt, es ſei ſo unſcheinbar als es wolle, und ſodann trete Er wieder zu mir daher, geziemend anfragend ob nun etwa möglich ſei was Er ſich wünſcht.

Ich ſtand ſchweigend da, ſehr verlegen aber gar nicht zürnend, denn dieſem weißen Haare und dieſem reinen Greiſengeſicht gegenüber, kann ſelbſt ein bloß erträglicher Jüngling zu einem ſolchen Gefühle nicht gelangen. Ich hatte nur einen geſenkten Blick und .... meine aparten Gedanken. Da kam denn auch die freundliche Milde, die bei niemandem ſicherer wohnt, als bei dem der recht kräftig iſt, wieder zu ihm zurück, und er ſagte recht freundlich und ohne das verwünſchte Er, das aus dem Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts ihn angeweht hatte: Glaube mir, mein lieber Karl, wer Dich ehrlich tadelt, der iſt Dir gut, und auch ich bin in jedem Augenblicke bereit, mich tüchtig ſchelten zu laſſen wenn es der Scheltende gut meint und nur die Ehre unangetaſtet bleibt. — Es kann noch alles gut werden.

43.

Die freundlichen Blicke der Mutter, und die erſte Thräne, die ich in Ferdinandinens Auge ſah, zeigten mir bald, daß allerdings alles gut gehen werde. Ich bewarb mich um ein Amt, und da ich dabei mit Beſcheidenheit verfuhr, und häufig, gleichſam mit Schwabacher Lettern, ausſprach, daß die Natur mit wenigem zufrieden ſei, (beſonders bei dem der bereits viel hat) und die Genügſamkeit beſonders dem wohl anſtehe, der bereits das Genügende beſitzt, ſo konnte es mir nicht fehlen, eine Stelle mit einem erträglich wohllautenden Titel zu empfangen.

Jetzt umarmten mich die Alten als ihren Sohn, und Ferdinandine als ihren Bräutigam; doch nun überliſtete ich gutmüthig den Vater und er mußte mir verſprechen, eine Bitte zu gewähren, die er, ohne eine Pflicht zu verletzen, erfüllen könne. Da erzählte ich ihm, daß ich bereits wiſſe, er habe einen Wunſch, und ſeine Gattin auch einen; den ſolle er nennen, ich wolle ihn erfüllen; und das zu dürfen ſei meine Bitte.

Da überflog eine ſeltene Röthe das Geſicht des Alten, und er erwiederte: Du haſt mich überliſtet mein Sohn, aber ich muß nun doch Wort halten und muß Dir den vielleicht kindiſch ſcheinenden Wunſch erzählen.

44.

Sieh, lieber Karl, es ſind nunmehr etwa ſechszig Jahre, daß, nach einer ziemlich langen Geſunkenheit, die deutſche Dichtkunſt, wie ein ſanft lächelndes faſt noch ein wenig ſchwaches Engelskind, wieder vom Himmel herunterſtieg, durch unſer liebes Vaterland ſchwebte und manche Gemüther zum Schaffen edler Werke entzündete und faſt alle anzog und vereinte. Ach da war eine liebe, fröhliche Zeit. Die Dichter waren Freunde unter einander, es neidete kei ner des andern Kranz, ſondern er flocht ihn ſelbſt gern von den friſcheſten Blumen, und er brach den heiterſten Lorbeerzweig ab um das Haupt des Geliebten zu umflechten. Man war nicht ſtolz und ſtörrig, denn man fühlte gar wohl, wie viel noch fehlte; aber man hatte Muth und Liebe, und der liebend Muthige iſt fröhlich und hoffnungsreich.

Die Deutſchen, wieder erwacht aus langem Schlummer, ſtaunten heftig erregt, und doch wieder ſanft demüthig, und horchten mit inniger Freude den ſüßen Tönen zu, die ſich um ſchuldloſe Scherze; und helle Fröhlichkeit, ſo wie um die erhabenſten Lehren menſchlicher und göttlicher Weisheit, wie Blumenkränze um ein edles Gemälde, wanden. Man ahndete wieder was das Mittelalter wußte: den angebornen Adel und den rein geiſtlichen Stand des Dichters. Es war das reinſte Verhältniß zwiſchen dem Gebenden und den Empfängern, zwiſchen den Dichtern und dem Publikum.

O Jüngling, frage Greiſe, die älter ſind als ich, über die Art, wie die Deutſchen zuerſt ihrem Gellert und ihrem Klopſtock zujauchzten, frage ſie, wie man damals die freundlichen Fabeln und Erzählungen, und die erſten Geſänge des Meſſias aufnahm, wenn Du das reinſte Feuer aus den ſonſt faſt erloſchenen Augen ſtralen ſehen willſt.

45.

Meine Jugend fiel in das letzte Ende jener Zeit; doch lebte Gellert noch, und ich war in Leipzig ſein Schüler drei Jahre lang. Es war ein lieber, leiſe und tief, ſcherzend und doch — wie ſoll ich es anders nennen? — in einer gewiſſen edlen milden Traurigkeit hinlebender Mann. Er trug den wohl errungenen Lorbeer des Ruhms, und ewig brennenden Pechkranz der Krankheit nicht wie eine Krone und nicht wie einen Blumenſtrauß, ſondern wie ein ſanfter chriſtlicher Bürgersmann, der nichts weiter ſein will als das, und eben deshalb ſehr viel iſt. Was er Gutes wirkte, das ſpricht nicht leicht ein Wort aus, doch nimmer möge verſchwiegen werden, daß in jener gräuelvoll ungläubigen Zeit, die bald darauf folgte, ja ſchon während ſeines Lebens angebrochen war, dieſer ſtille kranke Mann es war, der durch Wort und Schrift dem laut und unrein heran wüthenden Strome des ausländiſchen Afterwitzes und frechen Unglaubens wehrte —

Da ruft, o möchte Gott es geben,
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil Dir! denn Du haſt mir das Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſein!

Jüngling, es kann wohl keiner, dem noch ein reines Herz im Innern wohnt, dieſe Worte ohne tiefe Rührung ausſprechen; aber mit welchem Gefühle mußte er ſie niederſchreiben, er, der bei aller Demuth ſich dennoch ſagen mußte:" Dir hat der Herr verliehen, hunderte ja tauſende zu retten." Laß uns das Andenken des theuren Mannes feiern mit ſtillem frommen Herzen.

46.

Julius hatte mit großer Theilnahme die Worte des Greiſes vernommen, die ihm ſo eben mitgetheilt worden, und indem er Karln umarmte, ſagte er in ſchöner Bewegung: O laß uns nie vergeſſen, was Dein edler Schwiegervater ſprach, und jeder thörichte Hochmuth wird auf immer fern von uns bleiben.

Aber Karl, der ſich faſt ſchon zu tief in eine gewiſſe Mittelmäßigkeit hineingearbeitet hatte, die ihm allein Sicherheit zu bieten ſchien, hatte faſt nur kühl erzählt, und konnte deshalb ſeine Stimme unverändert laſſen, als er fortfuhr:

Sieh nur, Julius, das war alles recht gut; aber ich wußte denn doch noch immer nicht, was der Mann eigentlich wünſche, und da kam denn nun endlich heraus, er hatte ſeit funfzehn Jahren ſich geſehnt, einmal wieder — nach Leipzig zu reiſen, wo er als Student ſo glücklich geweſen war.

Ich faßte unwillkührlich an die Stirn, um gewiß zu werden, ob ich träume oder wache. Leipzig liegt von unſerm Wohnorte nur zehn Meilen, und eine gute Kunſtſtraße führt dahin; man kann es nicht bequemer haben. Aber ach wir wohlhabenden Menſchen, was wiſſen wir von eigentlicher Armuth? und wie die begränzt und beſchränkt und beengt! Dieſer Mann, wohl gelehrt, und wohl vortragend, die ganze Kraft widmend dem edelſten Geſchäft, empfing dafür ein jährliches Honorar von zweihundert und funfzig Thalern, worüber wir uns nicht ſehr wundern dürfen, da ein Schulmann, der täglich durch Horaz und Tibull aufgefordert wird, das Leben zu genießen, ſchon glücklich genug iſt, dergleichen hübſche Sachen zu vertiren, und nicht verlangen ſoll, ähnliche Landgüter zu beſitzen. Es iſt genug, wenn er weiß, wie ein behagliches und bequemes Leben auf lateiniſch und griechiſch ſich ausnimmt; er ſelbſt mag in Gottes Namen in der Lüneburger-Haide der Dürftigkeit waten, und von dort aus Tusculum betrachten.

47.

Karl ſchwieg hier eine Weile und ſagte dann: Ach, Lieber, ſo wie ich jetzt, ſprach der Greis **nie**, und ich hätte in ſeiner Gegenwart nie ein **bitteres** Wort reden dürfen, denn er haßte das, als unchriſtlich, unerquicklich und ſchmerzenſchärfend. Er ertrug die Armuth nicht wie eine Bürde, ſondern wie eine Ehre, indem ſie den Menſchen aufforderte, zu zeigen was in ihm, und an ihm ſelbſt ſei. Er hatte ſich an dieſen Gedanken nicht nur gewöhnt, ſondern er lebte dergeſtalt in demſelben, daß er täglich dem Himmel mit der innigſten Ueberzeugung für die Armuth dankte. Er betrachtete den Reichthum als ein breites, weitläufiges Gepäck, das auf dem Wege zur Heiterkeit, zur Wiſſenſchaft, zur Kunſt und zur Religion nur hemme und höchſt läſtig werden könne.

Allein es reiſ't ſich nun einmal nicht nach Leipzig ganz ohne alles Gepäck, und ſo oft auch die ganze Familie verſucht hatte, einen kleinen Schatz dafür zu ſammeln, ſo hatte doch ſtets der herrliche Weihnachten und die Neujahrsrechnungen von der Sparbüchſe nichts weiter übrig gelaſſen als die — Büchſe ſelber.

Der zweite Wunſch, den aber der Alte ganz wie ein unerreichbares Eldorado betrachtete, gehörte mehr den Frauen an, und beſtand in einem Gärtchen mit etwa fünftehalb Bäumen, deſſen jährliche Miethe aber faſt eben ſo viel Dukaten betragen ſollte, als Bäume vorhanden waren.

48.

Guter Gott! rief Julius aus, was iſt es doch für eine herrliche Sache um heitere Genügſamkeit bei innerem Reichthum!

Ich hatte die größte Mühe, fuhr Karl fort, dem Alten zu beweiſen, daß ich, als Schwiegerſohn, das Recht hätte, die furchtbar großen Koſten jener Reiſe und des Gartens zu beſtreiten; aber es gelang mir nichts weiter als ihm ein Darlehn von hundert Thalern aufzudringen, wofür er mir ſeine ganze Bibliothek verſchrieb, deren

Nießbrauch er ſich jedoch bis zu ſeinem Ende vorbehielt.

O Julius, wenn ſich doch ſämmtliche vornehm ſchwermüthige, Engliſche Lords mit uns in den Wagen geſetzt hätten, wenn ſie doch geſehn hätten das lächelnde faſt verklärte Geſicht des Greiſes, der ſeiner Jugend mit allen ihren Kränzen und Freuden und Scherzen entgegen fuhr, und das ein wenig verlegene und faſt ängſtlich fröhliche Antlitz der Mutter, die nie weiter gekommen war als bis zu dem Jahrmarktsfeſte im nächſten Flecken.

Nun, ſagte die liebe Alte mit freundlicher Feierlichkeit, da nach einer halbſtündigen Fahrt die Thürme ihrer kleinen Vaterſtadt unſern Blicken entſchwunden waren, nun, lieber Mann, geht es in die weite Welt! — Ach Gott, ich bitte Dich gar zu ſehr, behalte mich doch ja recht lieb auch in der Fremde.

Ich werde, erwiederte der Alte mit dem ſtillen Lächeln der Gewißheit, aber ganz ohne Ironie, ich werde mich mit Gottes Hülfe ſtets als ein ehrbar chriſtlicher Ehemann und Hausvater betragen, es mögen auch des Lebens äuſſerliche Geſtalten wechſeln wie ſie wollen.

Ferdinandine küßte den Eltern die Hand und bat um ihren Segen und die Alten umarmten ſich wie am Tage des erſten Kuſſes.

49.

O Karl, rief Julius aus, wie iſt das alles ſo lieb und gut was Du da erzählſt. — O nicht das iſt das Rührendſte, wenn zwei junge Menſchen, von Liebe, Kraft und Feuer durchdrungen, ſich umarmen und den Bund ſchließen auf Leben und Tod; ſondern wenn zwei alte, die ſchon eine gar lange Bahn mit einander durchmeſſen haben, und denen ſchon ſo manches Geſtirn untergegangen iſt; nur nicht das der edlen Neigung; wenn dieſe geläuterten Menſchen ſich in einem Augenblicke des erhöhten Gefühls in die Arme ſinken, und nicht die Lippe ſondern nur das naſſe Auge ausſpricht: Ach, Dich kenne ich doch am allerbeſten, und Dich liebe ich am allermeiſten, und wir wollen zuſammenbleiben bis an's Ende, in Frieden und in Eintracht.

Ja ja! erwiederte Karl, der ſich, nach ſeinem einmal angenommenen Charakter zur Kühle zwang, es ſind gute Leute, meine Schwiegereltern, und es läßt ſich manches von ihnen lernen. — Aber wo bleiben denn die Frauen?

Hildegard, Ferdinandinens Vertrauen ſchnell gewinnend, war mit ihr zu der Reiſegefährtin gegangen, in der ſie mit Recht Marien geahndet hatte. Die Jungfrauen, deren Geſchick ſo ſeltſam in einander geſchlungen war, hatten ſich wechſelſeitig nie geſehen, und doch ſtanden ſie jetzt nicht überraſcht, ſondern nur hoch erfreut gegen einander über.

50.

Es ſchien, als ſei das äußere Leben an Mariens Antlitz und Geſtalt faſt ganz ohne Spur und Macht vorüber gegangen; denn noch immer erblickte man jenes leiſe Träumen der Kindheit um Mund und Auge. Noch immer war das muthig fromme Vertrauen, und jungfräulich heilige Phantaſie die Stütze ihres Daſeins; und der einzige große Schmerz der ihr Leben durchdrungen, hatte nichts weiter vermocht als — zu ſchmerzen und zu veredeln. Sie war eine vollkommen erwachſene Jungfrau; aber in der tiefſten Tiefe nichts weiter als ein Kind, was freilich das Beſte iſt.

O wie biſt Du ſo hoch und ſchön, ſagte

Marie zu Hildegard, und doch wieder ſo freundlich Dich annähernd. Gerade ſo habe ich Dich mir gedacht, und nun muß das ſo ſchön erfüllt werden. Das wußte mein guter Vater wohl, darum erlaubte er mir dieſe Reiſe. — O Dir muß es gewiß recht wohl gehen und immer noch wohler einſt.

Und Du, erwiederte Hildegard, machſt mich ſchon ganz glücklich, indem Du mir Deine Freundſchaft ſchenkſt, und ſo wollen wir uns recht innig freuen, daß Gott uns zuſammen führte.

Ach Hildegard, ſagte Marie, Du biſt doch noch beſſer als ich in manchen Augenblicken geglaubt. Zuweilen — laß es mich nur geſtehen — dacht' ich mir Dich gar zu klug, zu beſonnen, und alles gar zu ſehr überſchauend. Das war aber ſehr thöricht von mir, und ich bitte es gleich jetzt ab, und nun mache ich Dir durch meinen

Fehler noch die Freude mir vergeben zu können.

Hildegard umarmte ſie, und Marie ſagte mit träumeriſch ſinnigem Auge: Ach könnten wir uns doch ohne Worte verſtehen.

Das geht nun einmal nicht ganz, erwiederte Hildegard lächelnd, aber was haben denn zwei gute Menſchen, wie Du und ich, von den Worten zu fürchten, die ja doch nur löſen und heilen können. Und ſo laß mich gleich jetzt Dir ſagen, daß ich freudig bereit bin, Dir alles, alles zu widmen, Herz und Leben, Liebe und Freundſchaft, um Dich glücklich zu machen.

51.

Du ſollteſt mich billig fragen, erwiederte Marie, was ich eigentlich hier wolle, aber Du biſt viel zu gut, als daß Du ſo etwas auf die

Spitze ſtellen möchteſt; doch was ich ſagen kann das will ich ſagen. — Ich wollte Dich, Du Liebe, ſehen, Dich und meinen lieben Freund, den guten Julius. Ach, ich habe mich recht nach Euch geſehnt, und ihr müßt noch ganz glücklich werden, und niemand lebt auf der Welt, der ihn ſo glücklich machen kann als Du.

Dann, fuhr ſie weiter fort, dann will ich durch Dich und Julius, und, wenn es ſein kann, auch durch mich ſelbſt erfahren, wie es dem armen Heinrich geht. — Sieh nur, ich habe ihn einſt ſehr geliebt, und er liebte mich nicht wieder, und das iſt ſehr ſchmerzlich; aber es war doch alles rein und klar zwiſchen ihm und mir, und ich hatte mich ſchon daran gewöhnt, auch dieſe unerwiederte Liebe als ein reines Gottesgeſchenk zu betrachten. Nun aber ſagt mein Vater, der nie irrt im Menſchen, er ſei tief geſunken, tiefer als ich es nur zu denken vermöge, und Du und Julius ihr ſagt Aehnliches.

So darf ich denn ihn nicht mehr lieben, das weiß ich, das fühl' ich, denn nur das Gute ſoll geliebt werden. Aber Mitleid darf ich für ihn empfinden, frommes Mitleid, und die tiefe Sehnſucht ihm zu helfen, wenn ich es vermag.

Du Gute, Liebe, Herrliche, ſagte Hildegard, und zog ſie mit Liebe an ihre Bruſt, möge doch Gott den frommen Willen ſegnen!

Ich weiß es wohl, fuhr Marie fort, wie wenig ich vermag, und wie überhaupt ſo manche enge Form und der äußere Anſtand uns verbietet für Männer zu handeln. Aber das kann mich nicht hemmen; ich fühle mit unendlicher Klarheit, daß ich nichts will als Gutes und Tugendhaftes, und daran ſoll mich keine Form und hergebrachter Anſtand hindern. Dem lieben Gott und meinen Freunden will ich ſtets Rechenſchaft geben; nicht der Welt, die ja auch wohl nie der Mühe werth finden wird, über mich zu reden.

52.

Hildegard ſtaunte nicht, denn ſie wußte längſt, daß reine Kindlichkeit zwar ſanft iſt, aber nie ohne Muth. Doch war ihr Gemüth voll der tiefſten Trauer, denn für Heinrich hegte ſie gar keine Hoffnung mehr, und wie ſollte ſie Hoffnung knüpfen (meinte ſie) an den, der ſich mit Eitelkeit in der Geſunkenheit faſt zu gefallen ſchien?

Wie ich ihm helfen kann, fuhr Marie fort, wie ich ihn retten will, das weiß ich nicht, ich fühle nur die große Sehnſucht es zu können.

Mehr, erwiederte Hildegard, mehr, Du Gute, vermag der Menſch auch nie. Der Wille nur iſt unſer freies Eigenthum; Gelegenheit zu

Thaten muß der Himmel gnädig ſenden. Er wird es, wenn es frommt.

Die Freundinnen ſchwiegen eine Weile und Hildegard bemerkte bei ihrer Beſonnenheit, daß es nicht wohl gethan ſei, am erſten Tage der Bekanntſchaft, und bei Mariens Angegriffenheit durch die ungewohnte Reiſe, ein Geſpräch dieſer Art weiter fortzuſetzen. Auch ſie ſelbſt, das geſtand ſie ſich, bedurfte Erhohlung, denn immer höher und höher ſtieg die Angſt für Conſtanzen und für den armen Richard. — Sie erzählte der neuen Freundin das ganze Verhältniß, und dieſe erwiederte tröſtend, daß, wenn ſie nicht alles täuſche, ſo habe ſie noch geſtern Abend den guten Richard geſund und heiter in der Nachtherberge geſehn. Ach, ſie bedachte nicht wie wenig das Troſt geben konnte, da ſich nun die Frage um ſo lebhafter aufdrängte: Wenn er geſtern ſchon ſo nahe war, warum iſt er noch immer nicht hier?

Hildegard mußte ſcheiden, denn der Abend dunkelte ſchon mit ſchweren Wolkenmaſſen herauf, und Marie ſagte: Ich will beten für Dich, für Conſtanzen und Richard. Morgen, denke ich, will ich Julius beſuchen, ſage ihm aber heute noch nicht daß ich hier bin, damit er heut ganz allein den erwarteten Freunden gehöre.

53.

Als Hildegard und Ferdinandine zurück kamen, hatte Karl ſchon mehrere Male die Frage wiederholt: „Wo bleiben denn die Frauen?“ aber, ſei es nun ſeines Gefühl, das keinesweges in ihm erſtorben war, oder die Gewöhnung ſich der Gattin unterzuordnen, er ward mit keiner neuen Frage den Ankommenden beſchwerlich.

Auch Ferdinandine fühlte ſich durch das Geſpräch der beiden Freundinnen höher bewegt als ſonſt im gewöhnlichen Leben, und ſie ahndete hier eine höhere Klarheit und Tiefe als ſonſt in der gewöhnlichen Freundſchaft, die ſie, wenn auch der höheren Bildung ermangelnd, doch freudig anerkannte. Für den Moment wenigſtens, denn ſpäter dünkte ihr doch manches unbequem.

Conſtanze war mit ihrer Tante bereits anweſend. Sie war nicht bläſſer als gewöhnlich, und als Hildegard ſie freundlich tröſten wollte, erwiederte ſie ruhig: Ich wiederhole Dir: Was geſchehen ſollte, iſt geſchehen; da hilft nun kein Beten mehr.

Das letzte Wort, das leider faſt ſprichwörtlich geworden iſt, verletzte Hildegards Gemüth, und ſie erwiederte: Das ſprachſt Du gegen Dein beſſeres Herz. Beten hilft immer, und zu ſpät iſt es damit nie.

Conſtanze nahm das Wort gern zurück, und zeigte ſich von neuem heiter; ja in Momenten faſt fröhlich.

Ich habe das ſchon oft erlebt, ſagte ſie, daß ein geliebter Menſch, den wir erwarten, nicht zu der Stunde kommt, wann wir es denken; aber er kommt dann ſpäter und nicht minder erfreulich.

54.

Einige junge Männer, Frauen und Jungfrauen, die zu der Feier des erſten Mai mitgebeten waren, und die jetzt nach und nach ſich einſtellten, unterbrachen die Unterhaltung, und es war Hildegarden lieb, ſich nicht mehr allein mit Conſtanzen zu befinden, da deren Zuſtand ihr fremdartig erſchien.

Die ganze Geſellſchaft kannte Richarden und liebte ihn, denn vorſichtig hatte Julius nur die geladen, deren Anblick dem rückkehrenden Freunde wahrhafte Freude machen mußte. Niemand begriff, weshalb Richard ſo lange zögere; doch niemand wagte ein Wort darüber zu reden, da niemand eine Antwort hatte. Man fürchtete, durch das Ausſprechen der Beſorgniſſe, die Beſorgniß ſelbſt zu erhöhen, da ſie doch oft vermindert wird, wenn man ſie nur nennt und ihr in's Auge ſieht.

Das Geſpräch würde vielleicht geſtockt haben, wenn nicht ein junger Maler, der erſt vor kurzem von einer Reiſe durch Deutſchland und Italien zurückgekehrt war, manches was vielleicht des Bemerkens werth war, erzählt hätte. Er ſprach unter andern mit billiger, großer Liebe von Correggio's herrlicher Farbengebung, und, was viel mehr ſei als das, von dem rein poetiſchen Leben welches ſeine Gemälde durchglüht.

Ja wohl, erwiederte Julius und faltete unwillkührlich die Hände, wenn der Maler nicht auch ein Dichter iſt ſo wird er nur Zeitliches zu bilden verſtehen, das mit der Zeit erblaßt.

Das war es, erwiederte der Maler, was den Correggio bei dem Anblick eines Raphaelſchen Bildes mit Freude und Bewunderung über den herrlichen Meiſter, und über ſich ſelbſt erfüllte.

55.

Halten Sie, fragte ein Dritter, den „Johannes auf dem Adler reitend,“ für einen ächten Raphael? Ich weiß nicht, erwiederte jener, ob man es ihm mit völliger Gewißheit zuſchreiben darf. Hat es aber wirklich einen andern Urheber; wohl „ſo haben wir, denk' ich, zwei Raphaels, und müſſen dem Himmel doppelt danken.

Es iſt ein großes Unglück, ſagte Karl, daß die Geſpräche über Gemälde, die jezt ſo häufig in Romanen vorkommen, meiſtens langweilig ausfallen, da die wenigſten Leſer die Sachen kennen, über die geredet wird, und den Bücherverleihern nicht zuzumuthen iſt, neben ihrer ohnehin ſchon theuren Bibliothek auch noch eine Gemäldegalerie anzulegen, aus der dann jedesmal das Nöthige mitgegeben werden könnte.

Dennoch möchte ich es faſt darauf wagen, ſagte ein bejahrter Mann, der bisher geſchwiegen hatte, Ihnen ein Gemälde zu nennen, das, in der äußerſten Ecke Deutſchlands ruhend, bis jezt wohl nur wenigen zu Geſicht gekommen iſt. Es iſt das große Altarbild vom jüngſten Gericht, das mich auf eine Weiſe ergriffen und gerührt hat, wie ich während meines ganzen Lebens noch niemals durch ein Werk der Malerkunſt erregt worden bin. Es rührt von einem edlen Deutſchen her, doch iſt man über deſſen Namen nicht ganz einig.

56.

Alle ſchwiegen, und der Erzähler fuhr fort: — Der größeſte aller Tage, welche je ſein werden, iſt angebrochen: der Tag der Erfüllung. Und Chriſtus, vom Himmel herab gekommen, und von einem Regenbogen getragen, iſt erſchienen, die Welt zu richten. Ich habe nie ein Chriſtusbild geſehen, das als genügend hätte gelten können; es ſei denn, daß die höchſte Göttlichkeit durch die reinſte Kindlichkeit verhüllt worden wäre. Wenn es aber möglich iſt, ſich dem Genügenden auch bei der Darſtellung des männlichen Chriſtus wenigſtens zu nähern, ſo iſt es hier gelungen. In dem Antlitz des Erlöſers liegt ein tiefer, rein ätheriſcher Ernſt, und in dem himmelerfüllten Auge wohnt die heilige Gerechtigkeit, die heute vollenden ſollen, was ſie verheißen hat. Und doch finden wir wieder, je andächtiger wir es betrachten, eine ſo liebende Milde, eine ſo rein vergebende Gnade; ja ſo gar, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine gewiſſe göttliche Wehmuth mit dem Looſe der ſchwachen Menſchen überhaupt, die Er ja am beſten kennt, da Er ſich ſelbſt, um uns zu retten, auf das arme beſchränkte Leben in Zeit und Raum einließ. Alles will er vergeben, was nur Liebe vergeben darf; aber auch die Liebe muß ja zuweilen ſtrafen, und nicht alle, für die ſein Blut ſtrömte, ſind durch ihn zu retten. Daher jene leiſe, kaum ausſprechbare Wehmuth in dem tief edlen Blicke.

Vor ihm ſteht der Erzengel in hellglänzender Rüſtung, in ſeiner Hand die große Waage in deren Schaalen der Werth der Menſchen gewogen werden ſoll. Es iſt eine rein ritterliche Geſtalt, voll himmliſcher Kraft und Gelaſſenheit, wie es dem groſsen Bevollmächtigten des Herrn des Himmels und der Erde geziemt.

57.

Vor ihm, in der Tiefe öffnet ſich die Erde, und die Gräber geben ihre Todten wieder. Kinder, Männer, Mütter, Greiſe — hat der Schall der ungeheuren Gerichtspoſaune geweckt, aber manche ſind gleichſam noch voll Schlaf, manche voll Furcht; wenige nur wagen zu hoffen. Ach, wir fühlen es hier alle, nicht unſre armen guten Werke werden hier entſcheiden, ſondern nur der Glaube und die Gnade und die Liebe. — Wohin wollten wir fliehen, wenn nur die kalte Gerechtigkeit wöge; aber die Liebe iſt endlos reich an Vergebung.

Dieſer Gedanke erfüllt uns auch bei dem hier dargeſtellten Kampfe eines guten und eines böſen Engels um eine Menſchenſeele. Im Blicke des Böſen iſt wohl zu leſen: „Er iſt mein! er muß zu leicht gefunden werden; denn was er etwa Gutes gethan war jämmerlich beſchränkt: damit kann man den Himmel nicht erſchließen.“ Aber der gute Engel fährt muthig fort zu ringen, und aus ſeinem Auge leuchtet das ſiegende Vertrauen auf die Gnade des Allliebenden.

Rechts iſt der Himmel, den die kindliche Phantaſie mit allem ausgeſchmückt hat, was ſie ſich als reine klare Freude denkt und fühlt. Ein milder Glanz leuchtet ätherrein durch den hochgewölbten königlichen Saal, und freundliche Engel erfüllen die Luft mit ſüßem Geſange. — Petrus, mit ernſtheiterem Geſicht, hat den Schlüſſel in der Hand mit dem er die Pforte aufſchließt, hinter der die ewige Glückſeligkeit wohnt. Vor ihm ſteht in gebückter Stellung ein armer ſchwacher Greis, mit dem das Erdenleben trübe und hart umgegangen iſt. Ach! er ſcheint mit Hunger und Kummer gerungen zu haben ſein Lebe lang, und die Dürftigkeit hat, wie Kerkerluft, das Mark ihm aus den Gebeinen gepreßt. — Und jetzt nun ſoll er ſo unendlich hoch gehalten werden, und jetzt ſoll er die himmliſchen Freuden alle ſchmecken, und es ſoll ſo durchaus gar kein Anſehen der Perſon mehr gelten, und der Fürſt der Apoſtel blickt ihn ſo liebevoll ermunternd an, als wolle er ihm ſagen: Gewöhne Dich nur jetzt an die höchſte Hoffnung, und hier iſt mehr als die höchſte Hoffnung, hier wohnt die ewige Befriedigung.

58.

Könnte man doch jedem armen gequälten Tugendhaften dieſen Greis und dieſen Petrus zeigen. Er würde in dieſem Anblick die ſchönſte Schule der Geduld finden, und bei ſich ſprechen: Ach ich will ja gern immer ergeben ſein und hoffen und harren und dulden bis an's Ende.

Man hat nicht ſelten dieſen Himmel im Gemälde unbefriedigend gefunden, und gemeint, er ſei doch ein wenig arm; doch auch entſchuldigend hinzu geſetzt, das Schickſal habe ja auch Dante bei ſeinem Himmelreich erfahren. — O ihr armen, armen Beurtheiler! kann euch denn immer nur piquante Erhitztheit erfreuen? wollt ihr denn nie erfahren was ſtiller Frieden und ruhige Klarheit iſt? und, wenn ihr es erfahren habt, dürft ihr dann ohne Erröthen geſtehen, daß euch dieſer himmliſche Frieden, dieſe mondliche Klarheit, dieſe ewige Geſichertheit nicht befriedigt?

Man hatte dem Erzähler nicht ohne Theilnahme zugehört; doch als er nun auch auf ähnliche Weiſe die Hölle, die der Maler mit ſo reichen Farben dargeſtellt hat, ſchildern wollte, da unterbrach ihn Ferdinandine, und ſagte ſchnell: Nichts davon! ich bitte Sie, ſo etwas kommt einem im Traume vor, und wir wollen ja fröhlich ſein.

Es war allerdings ein Miston, durch den die gutmüthige Frau den Vortrag unterbrach, und ein junger vorlauter Dichter ſagte leiſe zu Julius: Welch' eine flache, ſeichte Seele! aber Julius erwiederte mit höchſter Misbilligung: Schämen Sie ſich des harten Wortes, und bitten Sie es der wackeren Frau ſchnell ab. O wenn uns die Kunſt und der Genuß derſelben hart gegen die Menſchen macht, was iſt ſie denn? — aber Gottlob, nicht die Kunſt macht hart; ſondern das trotzige Herz iſt es, das alle Menſchen gleich haben möchte; und doch, wenn ſie es wären, abermals höchſt unzufrieden ſein würde.

59.

Da man rings umher ſchwieg, ſo füllte ſich

Julius Herz mit neuer Sehnſucht und neuer Angſt um Richard; und er nahm das Glas und ſagte mit inniger Rührung: Leben und Geſundheit unſerm guten Richard! Leben und Liebe, Kraft und Heiterkeit!

Von ganzem Herzen! erwiederte Conſtanze, indem ſie gleichfalls einige Tropfen trank. Verzeihen Sie nur, daß er ſo lange ausbleibt; aber er wird gewiß gleich hier ſein.

Sie ſchien nicht bloß; ſondern ſie war ganz heiter Aber Hildegard konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und, um ſie zu verbergen, küßte ſie die fünfjährige anmuthige Tochter ihres Hauswirthes, die, von allen geliebt, in der Ecke des Geſellſchaftszimmers leiſe ſpielte.

Das Kind ſah ſie mit großen Augen an, und fragte: Was ſoll ich? und Hildegard erwiederte: Beten ſollſt Du, recht herzlich beten daß alles gut gehe. Das Kind nickte mit dem Kopfe, und als Hildegard zur Geſellſchaft zurück ging, hatte es ſchon ſtill die Händchen gefaltet.

Der alte Mann der vorhin erzählt hatte, war über Ferdinandinens Unterbrechung gar nicht empfindlich geworden, ſondern, da das Geſpräch abermals zu ſtocken ſchien, ſo ſagte er: Woher mag es kommen, daß ſo manche moderne Dichter, ſelbſt wenn ſie ein tugendhaftes, ſtilles Leben führen, ſich ſo häufig kränklich befinden? Ich habe das oft mit herzlichem Bedauern gefunden, bei den Beſuchen die ich einigen derſelben machte, die mir werth waren. Bei den Griechen und Römern findet ſich dieſer Umſtand nur ſehr ſelten, und ich ahnde wohl den Grund.

60.

Möge der Grund ſein welcher er wolle, ſagte Karl, ſo ſcheint es mir doch immer ſehr rathſam, ſich mit ſeinem Körper auf einen guten Fuß zu ſetzen; und, bei Leibe nicht, den Leib zu betrachten wie etwa eine Theaterkleidung oder wie einen leichten ſeidenen Staubmantel, den ſich die Seele nur ſo halb ſcherzend umgeworfen hat. Auch nicht wie ein Roſenblatt das den Thautröpfen umgiebt. Das ſind zarte Redensarten, aber ſie ſind vor lauter Zartheit nicht zur Richtigkeit gekommen.

Der bejahrte Mann erwiederte: Auch ich glaube, daß, nach der Tugend, in der Welt nichts nöthiger ſei als die Geſundheit des Leibes. Ja, es könnte vielleicht behauptet werden, daß ſogar manche Tugenden ohne dieſelbe gar nicht wohl erworben werden können. Man gebraucht die Geſundheit in jedem Augenblicke, und zwar zu allem, zum Reden wie zum Schweigen, zum Handeln wie zum Dulden, zum Schmerz und zur Freude.

Zum Leben, ſetzte Julius hinzu, wie zum Tode. — Zum Tode, ſagte Hildegard mit frommem Sinn, möchte doch wohl eine höhere vonnöthen ſein, als die, von der jetzt geſprochen wurde, und die verleihe uns Gott. Mancher tugendhafte und mit großem Talent ausgerüſtete Kranke, z. B. Schiller, ſcheint dieſe höhere Geſundheit ſchon im Leben beſeſſen und ſo der minderen leichter entbehrt zu haben.

Julius erinnerte ſich, daß er noch ein Blatt von Otteberts Hand ungeleſen in der Schreibtafel habe, und er zog es hervor — Als Hildegard, die neben ihm ſaß, ſich über die ſtattlichen Buchſtaben des werthen Mannes freute, erwiederte Julius: Doch iſt es auch nur ſeine Handſchrift, denn weder dies Fragment, noch jenes über die Eitelkeit, das ich Dir heute früh mittheilte, rühren von ihm ſelber her. Er theilt nur die Anſicht, oder findet ſie doch wenigſtens der Prüfung werth.

61.

Die Andeutungen lauteten alſo:

Man hat es den beſſeren neueren Dichtern oft zum Vorwurf gemacht, daß ihr Leben ſich früher verzehre als das der Alten, und daß ſie, auch während ihres kurzen Lebens, ſehr häufig mit der Krankheit zu ringen hätten, die den Griechen ſehr ſelten oder nie erfaßt habe. Ich, der ich mich wahrhaft modern fühle, und mich deſſen rühme, möchte hiebei bloß fragen: Iſt es nicht oft unendlich leichter ſich geſund zu erhalten, als mit Freiheit krank zu ſein? Kannten nicht auch die Alten wenigſtens hiſtoriſch eine „göttliche“ Krankheit? Iſt ſie es nicht, die wir als einen Tribut abtragen an die Naturnothwendigkeit daß ſie uns verſtatte frei zu ſein? Fühlen wir nicht in ihr, die Zugluft hinter den Pforten der Ewigkeit her, und fühlen wir uns nicht innerlich geſtärkt und geheiligt durch dieſes Anwehen? — Was den früheren Tod der meiſten modernen Dichter betrifft, ſo möchte es wohl ein wenig gemein erſcheinen müſſen, das Leben zu berechnen nach den Tagen des Kalenders, oder mit dem Taufſchein in der Hand.

Es iſt unächtes Pathos, ja ungerecht und albern, den Tod zu verachten, und — wird nicht bei den Griechen und Römern ſo häufig Prunk getrieben mit dieſer verkehrten Anſicht? Nur das Chriſtenthum lehrt uns den Tod als das ſeligſte Gottesgeſchenk betrachten, das mit ſtillem Geiſt und reinem Herzen zu lieben iſt; und von einer Verachtung deſſelben könnte unter uns nur ein kindiſch unreifes

Gemüth, das Trotz für Kraft hält, zu reden wagen.

Es iſt vielleicht unter allem Schweren das Schwerſte, eine Jahre lang fortdauernde Krankheit rein poetiſch zu nehmen, und ſich in derſelben ſtets mit innerem und äußerem Anſtande zu betragen. Wir zweifeln, ob es in der ganzen alten Welt irgend einen Virtuoſen im Krankſein gegeben, und glauben ſogar, daß ſelbſt die Tugend eines Socrates oder Epaminondas bei einer ſolchen Aufgabe nicht würde ausgereicht haben. Jene Tugend iſt eine rein moderne, die, wie ſo manches Vortreffliche, lediglich durch das Chriſtenthum möglich geworden iſt, welches beſonders derjenige gewiß nicht vergeſſen wird, der es am weiteſten darin gebracht hat. Deshalb wird denn auch jede Ruhmredigkeit fern bleiben. —

62.

Ach Gott! ſagte Ferdinandine, die endlich nicht mehr mit ihres Herzens, an ſich ſehr richtiger, Meinung zurückhalten konnte, ich lobe mir eine tüchtige Geſundheit, und den Tod nicht vor dem neunzigſten Jahre. Ich danke Gott daß mein guter Karl mit ſo tüchtiger, feſter Geſundheit daſteht. — Laſſet doch endlich, lieben Leute, die gar zu ernſthaften Geſpräche, und ſeid luſtig und guter Dinge.

Wir ſind gewiß alle recht heiter, antwortete Conſtanze, und heiterer als Sie glauben, denn eine große Freude ſteht uns noch bevor. Mein geliebter Richard kehrt gewiß noch vor Mitternacht zurück; und zwar — mir ſagt's mein Herz — nicht bloß vergnügt und fröhlich, ſondern auch mit neu geſtärkter Geſundheit. Wer in die Heimath geht, der muß geneſen, und mein Richard iſt geneſen.

Da ergriff die heitere Begeiſterung faſt alle Mitglieder der Geſellſchaft, und angenehm tönte der Klang der Gläſer bei dem ſchönen Worte „geneſen,“ das alle ausſprachen.

63.

Jetzt aber wurde die Thüre ſchnell aufgeriſſen, und Lothar trat herein, begleitet von zwei fremden Männern, und ſagte mit faſt klangloſer Stimme: Freilich iſt er geneſen; aber todt, todt, todt! Ich ſelbſt habe die Leiche in meinen Armen gehabt. Es iſt nun alles vorbei, und wir wollen nun auch alle ſterben. Glaubt mir es iſt das Beſte für uns alle. Was wollen wir noch hier, wenn er nicht mehr unter uns iſt?

Conſtanze war in Hildegards Arme geſunken, und indem ſie die Freundin mit einem faſt erloſchenen Blicke anſah, ſagte ſie: Ich wußte es ja; meine Seele war ja mit dabei. O wenn wir uns doch ſelbſt mehr glauben wollten! — Hildegard küßte die blaſſen Lippen, daß ſie nicht weiter reden ſollten.

In Julius Herzen regte ſich eine entſetzliche Ahndung, und ein grimmiger Verdacht, und er würde, von Leidenſchaft getrieben, ihn ſogleich ausgeſprochen haben, wenn nicht Lothar's Anblick ihn für den Augenblick entwaffnet hätte.

Dieſer war ein Bild des höchſten Jammers und der peinlichſten Erſchöpfung. Sein Geſicht war todtenblaß; aber auf Stirn und Wangen voll blutiger Streifen, wie von ſpitzem Geſtein und dornigem Geſtrüpp verletzt und verwundet.

Ich bringe ihn euch nicht zurück, ſagte Lothar, indem er matt vor ſich hinſtarrte, der liebſte aller Menſchen liegt todt, und ich hatte euch doch verſprochen, ihn unverletzt zurück zu bringen in eure Arme. Ich habe nicht Wort gehalten; darum nehmt Rache an mir, wie ihr es wollt. Ich habe keine Waffen mehr, ich wehre mich in dieſem Leben niemals wieder. Meine Kraft iſt hin, und ein Kind kann mich tödten.

64.

Da nahm einer der Fremden, ein Mann mit einem ausgezeichneten, Vertrauen erregenden Geſicht, das Wort, und ſprach: Was dieſen edlen jungen Mann, — er zeigte auf Lothar — zu dieſer ſchneidenden Verzweiflung, zu dieſer grauſamen Empörung gegen ſich ſelbſt erregt, vermag ich nur durch das Uebermaaß des Schmerzes zu erklären; denn edler und thätiger konnte nie ein Freund für den Freund handeln, als Er, in mein'r und meines Bruders Gegenwart, gehandelt hat. Laſſen Sie mich mit kurzen Worten erzählen, wie die unglückſelige Begebenheit ſich ereignete, denn ganz in der Nähe fuhr unſer Wagen langſam durch den Sand, und wir konnten Zeugen ſein.

Die Freunde waren durch ihren Weg auf eine ſchmale Brücke, die über einen rauſchenden Bach führt, geleitet worden. Im feurigen Geſpräche, wie es wohl unter lebhaften Jünglingen, beſonders auf Reiſen, ſtatt findet, hatte ſich Richard auf das Geländer gelehnt; das morſche, faſt verwitterte Holz wich vor dem ſich gegenſtemmenden Arm, er verlor das Gleichgewicht, und ſtürzte in die Fluthen. Wir hörten den entſetzlichen Angſtruf um Hülfe; aber kaum hatten wir mit höchſter Raſchheit den Wagen verlaſſen, als wir ſchon dieſen edlen Jüngling dem unglücklichen Freunde nachſtürzen ſahen, um ihn zu retten.

65.

Es hatten ſich während deſſen einige Landleute zu uns geſellt; doch fand ſich leider keiner unter uns, der, kühn wie dieſer edle Jüngling, ſeine Bemühungen unterſtützt hätte. Leider muß ich von mir ſelbſt ſagen, daß auch ich nur zu den Gaffern gehörte, denn die ganze Scene, und der entſetzliche Ruf, der, ſo lange ich lebe, niemals aus meinem Gedächtniß kommen wird, hatten mich dergeſtalt erſchüttert, daß meine Knie wankten und zitterten und ich zu jeder Hülfleiſtung, für den Augenblick, unfähig gemacht worden war.

Einige Minuten verfloſſen ohne daß wir auch nur einen von den unglücklichen Freunden erblickten, und ſchon fürchteten wir für beider Leben, als plötzlich, zu unſerer innigſten Bewunderung und Freude, Lothar wieder über dem Waſſer erſchien, und bald darauf, nach der heldenmüthigſten Anſtrengung mit dem Freund im Arm, das nahe Ufer erreichte. Ein lauter Beifall ſchallte ihm entgegen, aber er war taub für unſern Ruf, ſondern nur beſchäftigt mit ſeinem Freunde, und, den Mund drückend auf Richards erblaßte Lippen, rief er einmal über das andere aus: O ſtirb nicht, ſtirb nicht ſo, nicht jetzt! ſonſt bin ich ja verloren, ewig verloren! Ich will Dich in's Leben aufſchreien mit dem ſüßen Namen Conſtanze! Sie iſt ja Dein, ſie ſoll ja ewig Dein bleiben, und Du darfſt ja nicht ſterben!

66.

Ich fühlte, fuhr der fremde Mann fort, daß wenigſtens jetzt an mir die Reihe ſei zu handeln, und ich darf verſichern, daß kein Mittel unverſucht blieb, das Beſonnenheit und Erfahrung anrathen, um des Jünglings verlorene Kraft zurück zu rufen. Vergeblich. Das entflohene Leben ruft der Menſch nicht wieder zurück. — Ich hatte den Arzt aus dem nahliegenden Städtchen herbei rufen laſſen, und er erklärte bald mit Beſtimmtheit, daß hier keine menſchliche Hülfe mehr fromme und daß wir nur mit einer Leiche zu thun hätten. Aber eine Stunde verſtrich nach der andern und immer noch verſagte Lothar uns Allen den traurigen Glauben, immer noch benetzte er den geliebten Todten mit heißen Thränen, und drückte glühend ſchmerzliche Küſſe auf die geſchloſſenen Augen und die blaſſen Lippen. — Endlich trieb mich der heranbrechende Abend zur Eile. Ich benutzte einen Moment der Erſchöpfung bei Lothar, um die Leiche des Freundes aus ſeinen Augen bringen zu laſſen, und ließ ſodann ihn ſelbſt mit ſanfter Gewalt in meinen Wagen heben.

Es waren peinliche Momente, die ſich zu Jahren auszudehnen ſchienen.

Er war jetzt erſchöpft wie ein Todtkranker, und nur einmal ſchien er ſeine ganze Kraft zuſammen zu raffen und ſagte: „Begleiten Sie mich zu der Geliebten, und zu den Freunden, denen der Unglückliche angehörte, und bezeugen Sie dort meine Unſchuld.“ Mein Bruder und ich fühlten dieſe Verpflichtung und gewähren ihm jetzt gern um was er gebeten, obwohl wir nicht begreifen, wie bei einem Jünglinge, wie dieſer ſich gezeigt, noch irgend ein Zeugniß vonnöthen ſein könnte. Er iſt nicht bloß unſchuldig, ſondern verdient den Ruhm eines wahrhaft zärtlichen und heldenmüthigen Freundes.

67.

Unſchuldig? ſagte Lothar mit leiſem Ton, indem er ſchmerzlich die Hände rang, ja Er war unendlich unſchuldig. O es muß ſehr ſüß ſein, ſo ſchuldlos zu ſterben. Sehr ſüß.

Ein heftiger Schauder durchzitterte bei dieſen Worten ſeinen ganzen Körper, und er ſank, wie in der innerſten Kraft gebrochen, ohnmächtig zu Boden. — Nur der Fremde war mit ihm beſchäftigt; die Aufmerkſamkeit der andern richtete ſich nur auf Conſtanzen.

Dieſe, von dem zu großen und noch nicht klarem Schmerze faſt erkältet, ſtand jetzt auf, und, dem Fremden näher tretend, fragte ſie: Wann begab es ſich? Beſinnen Sie ſich recht genau, ich meine, wann ſtürzte er? denn ich muß ja wohl die Kraft haben, das auch auszuſprechen.

Der Fremde ſah ſie einigermaßen verwundert an, daß ſie auf dieſe nicht ſehr wichtige Frage einen ſo ſchweren Nachdruck legte, und erwiederte ſanft, es ſei gegen vier Uhr Nachmittags geweſen. Ganz recht! antwortete Conſtanze faſt lächelnd, und ich wußte es wohl.

Aber es iſt doch ſeltſam, daß ich unbedeutendes Weſen einer Art von Wunder gewürdigt werde, eines Wunders, das nur leider nichts half, da es zu ſpät kam! Was ſollte doch das?

Hildegard ſchlang liebend ihre beiden Arme um die Leidende, und ſagte leiſe bittend: O nur nicht bitter, geliebte Freundin, wir wollen zuſammen unendlich leiden über den geliebten Todten, nur nicht bitter.

Nicht doch, erwiederte Conſtanze kalt, ich will ſo milde ſein, daß ſelbſt die Tauben und die Lämmer mich für ihre Meiſterin erklären ſollen.

68.

Da ward auch Karl wieder von ſeiner alten finſtern Stimmung ergriffen, und er rief faſt lachend aus: Mich dünkt, es muß bald zwölf ſchlagen, und dann bricht der erſte Tag des Wonnemonats an! o es iſt ein herrlicher Monat; ſchade nur, daß ſich der Aſchermittwoch ſo ungebeten hinein drängt. — Ja, ja, es iſt ein herrlich Leben in der Welt; und eine ganz abſonderliche Sicherheit, Anmuth, und Klarheit läßt ſich ihm nicht wohl abſprechen.

Julius vernahm die thöricht-bittere Rede nicht, aber auch ſeine Seele war voll ſo tiefen Grams, daß er nur wortlos vor ſich hinblickte, wie in einen unlösbaren Schmerz.

Da alles ſtill wurde, ſo ſchlich das Kind, das von den traurigen Begebenheiten wenig begriff, aus ſeinem Winkel hervor, und, indem es ſich an Hildegard ſchmiegte, ſagte es: Ach, ich habe doch ſo gut gebetet, und nun ſeid ihr doch alle ſo traurig geworden. Hat es denn gar nichts geholfen, daß ich betete?

2566

Es hat geholfen, erwiederte Hildegard, und milde Thränen netzten ihr frommes Auge, o mir iſt, als wenn Dein Gebet ſich mit dem des edlen Abgeſchiedenen vereinte, deſſen reiner Geiſt ſo früh ſchon die Heimath gefunden hat. Ja er iſt geneſen.

Dann aber, die trauervollen Menſchen umher betrachtend, fuhr ſie in leiſem demüthigem Gebet fort: Doch uns, du heiliger Gott, gieb Klarheit, daß wir das wild verſchlungene Räthſel löſen mögen, und laß uns nie vergeſſen, daß, wenn uns auch die tiefſten Schmerzen zu Theil werden, Du doch immer nur der allgütige Vater biſt. — O, es wird Alles gut werden.

Ende des zweiten Theils.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

In

Die Dichter,

ein Roman

6137

von

Franz Horn.

Dritter und letzter Theil.

Berlin, 1818.
der Schüppelſchen Buchhandlung.

Gesch. Fresenius

Fünftes Buch.

1.

Wenn die Schmerzen dunkel flutend auf den Menſchen eindringen, ſo möge er ſich nur die Kraft erhalten, über die Leiden, die ihn ſelbſt oder einen andern geliebten Menſchen betreffen, ſtill und klar mit Gott zu reden, und in der bloßen Rede wird ſchon ein mächtiger Troſt auf ihn herunterkommen.

So fühlte ſich Hildegard erfriſcht und geſtärkt durch das kurze Gebet, und durch die redlichen Worte die faſt wie ein Refrain durch ihr Leben gingen: „O es wird alles gut werden.“ Sie hatte die Freude zu ſehen daß auch Julius ſich nach und nach aus der Betäubung empor arbeitete, und, an ihrem Auge hängend, neue Hoffnung durch dieſes Auge empfing, daß er endlich aufſchauen konnte zu dem Höheren.

Da ſchlug es Mitternacht, der beängſtigende Tag war vorüber, und ein neuer brach, Beſſeres verkündend, an. Es war der erſte Mai, auf den ſich alle gar ſehr gefreut hatten; aber er brachte keine Blumen mit und keine Kränze.

Wir übergehen ihn und die nächſt folgenden Tage, da ſie nicht ohne harte Verletzungen hingehen konnten, die um ſo tiefer eindrangen, da noch immer ein Geheimniß auf Richards Ende zu ruhen ſchien. Geheimniß aber vertieft den Schmerz, und wehrt der Beruhigung.

2.

Der Fremde, der den Bericht abgeſtattet hatte, — wir wollen ihn Erich nennen, — war ein Schauſpieler, der zum Glücke in der Stadt blieb, wo er eine Verbindung mit der Bühne angeknüpft hatte. Der beſte Ruf war ihm vorangegangen, und wenn alle ſich vereinten im

Lobe ſeines Künſtlertalents, ſo ſprachen die ihn näher kannten, mit nicht minderer Wärme von ſeinem rein ſittlichen und würdevollen Lebenswandel.

Bei ſo bewandten Umſtänden konnte nicht leicht ein Zweifel entſtehen, über die Wahrhaftigkeit ſeiner Erzählung, und dennoch genügte ſie Julius nicht.

Er ging zu ihm, ließ ſich von neuem erzählen, und war unerſchöpflich in Fragen nach dem geringſten Nebenumſtand. Erich ermüdete nicht, die Geſchichte die ihm ſelbſt ſehr anziehend war zu wiederholen; äußerte aber endlich mit einiger Empfindlichkeit ſein Befremden über Julius überſcharfes Forſchen. Dieſer erzählte ihm jetzt ſein ganzes Verhältniß zu Richard, Lothar und Conſtanzen, und endete dann mit den Worten: Mein Gefühl iſt um ſo peinlicher, da ich mich hier in einem Labyrinthe befinde, aus dem, wie es ſcheint, nur ein Wunder oder Lothars erwachendes Gewiſſen den Ausgang zeigen kann. — Aber ſoll ich beides unthätig erwarten? und fordert mich nicht heilige Freundſchaft auf zu handeln? Wie aber kann ich handeln, ohne genau unterrichtet zu ſein?

3.

Erich hatte ſich von dem Mitleiden, das Lothars Zuſtand einflößte, ſo wie von deſſen leidenſchaftlicher Thätigkeit bei Richards Leiche, ſo ſehr einnehmen laſſen, daß er Julius Erzählung nur eine zerſtreute Aufmerkſamkeit ſchenkte. Ich bin gar nicht im Stande, ſagte er, dieſen Jüngling auch nur auf einen Augenblick eines Verbrechens fähig zu halten; denn niemals, ich wiederhole es, ſah ich einen Menſchen von ſo eifriger Freundſchaft beſeelt, niemals ein Gemüth von ſo ungeheuerem Schmerz bewegt.

Das kann mich nicht ganz beruhigen, erwiederte Julius, denn auf einen einzigen Augenblick des Verbrechens können gar wohl und

„ſollen tauſende der Reue folgen, in denen man gewiß gern das eigene Leben hingeben möchte, um das fremde wieder herzuſtellen.

Ich wollte, erwiederte Erich, es wäre bei uns noch der Gebrauch des Mittelalters. Wir wollten dann zuſammen zu dem Grabe des Gefallenen gehn, und Lothar ſollte ſelbſt den Deckel des Sarges aufheben, und die Hand legen auf die Bruſt der Leiche. Ich bin gewiß, er könnte es ohne einen andern Schauder als den die menſchliche Natur überhaupt bedingt.

Man hatte auch einen Gottesgerichtskampf, ſagte Julius, vor ſich hinſehend.

Erich fuhr raſch vom Stuhle auf und ſagte: Ich beſchwöre Sie, thun Sie das nicht. Hier in allen dieſen Verhältniſſen iſt bereits ſo viel Unglück, daß ich vor jedem Unternehmen zittre das neuen Kummer zu dem alten hinzufügen könnte; und das würde, das müßte Ihre That. Fallen Sie, ſo zerfallen der edlen Herzen gar manche mit Ihnen, und fällt Lothar, ſo ruht auf Ihnen die ganze Laſt des bangen Zweifels, denn „ein anderes Anſehn eh ſie geſchehen; ein anderes zeigt die vollbrachte That.“

Vertrauen Sie den Göttern, fuhr er fort, die gewiß das Verborgene an das Licht bringen werden, da ſie ſelbſt Licht ſind. Denn „böſe Thaten, birgt ſie die Erd' auch, müſſen ſich verrathen.“ Allein noch einmal verſichre ich Sie, hier iſt nichts Böſes vorgegangen, ſondern ein reines Unglück hat gewaltet.

4.

Julius konnte nicht widerſprechen, aber er fühlte ſich unbefriedigt, und auf dem Rückwege tadelte er bei ſich den Mann, daß er einen Spruch von Schakſpear und einen von Schiller angebracht hatte, da wo es ganz unnöthig geweſen war die Ruhe der edlen Todten zu ſtören. Noch mehr aber empörte ihn das unangenehme Wort: „Die Götter,“ und er glaubte im übertreibenden Unmuth ſchon um deswillen recht zu haben, wenn er der Ausſage nicht ganz traute.

Hildegard war der ruhigen Ueberzeugung, daß man die ganze Sache und deren Enthüllung Gott allein überlaſſen müſſe, da das menſchliche Auge zu ſchwach ſei in dieſe Dunkelheit zu ſchauen.

Was übrigens den Erich betrifft, ſetzte ſie hinzu, ſo halte ich ihn mit einer ſeltenen Sicherheit, für einen ſehr redlichen Mann, der gewiß genau erzählt hat alles was und wie er es ſah, obwohl . . . .

Sie hielt inne, und unterdrückte den Folgeſatz: obwohl er allerdings nur Zeuge weniger Augenblicke und keines vorhergehenden geweſen iſt.

5.

Um Julius nicht zu reizen, lenkte ſie ſchnell ein, und ſagte: Die „Götter" ſind mir nicht weniger zuwider als Dir; doch dürfen auch ſie nicht entſcheiden, da ſie nebſt den „Sternen," auf den Lippen gar mancher Gelehrten und Dichter ſchweben, deren Inneres nichts davon weiß. Und nun vollends die Redensarten aus berühmten Dichterwerken; damit hat es gar nichts auf ſich, und es iſt auch recht gut zuweilen. Ich hatte einmal eine ziemlich liebe Freundin, die nicht wohl von der Freundſchaft ſprechen konnte ohne dabei zu bemerken „daß über alles Glück der Freund gehe, der's liebend erſt erſchaffe und theilend mehre.“ War von der Nacht die Rede, ſo wußte ſie genau, daß nur in ihr Friedlands Sterne ſtralen, und bei Gelegenheit des Lebens-Genuſſes meinte ſie mit Recht, daß es wohlgethan ſei, Roſen auf den Weg zu ſtreun und des Harms zu vergeſſen, da bekanntlich nur eine kurze Spanne Zeit uns zugemeſſen worden. Sie ging dabei immer weiter und weiter, und wenn ſie einen guten Morgen ſagte, ſo fürchtete ich nicht ſelten, ſie möge plötzlich durch eine Stelle aus Schiller oder Göthe belegen, daß man allerdings ſo reden dürfe.

Julius war hart genug zu erwiedern, die Dame müſſe denn doch einigermaßen unerträglich geweſen ſein; aber Hildegard meinte mit ungetrübter Freundlichkeit, ſie ſei ſonſt ein recht gutes Kind geweſen.

6.

Ich ſehe, ſagte Julius nach einem langen Stillſchweigen, Du willſt mich abbringen von dem finſtern Bild, das vor mir ſteht; aber es kann Dir nicht gelingen. Der arme kranke Richard ruft mir aus ſeinem naſſen Grabe zu: Räche mich, ich bin gemordet. O es iſt ein böſer Gedanke dies naſſe Grab, und wenn ich mir nun vollends denke, wie die Wellen ſein Grab wurden, und die Minuten vorher, und die in denen er mit den Wogen kämpfte, er mit ſeiner ſchwachen Kraft, in hülfloſem Jammer, ſo daß es vielleicht dem Teufel gelang, das ſchuldlos geduldige Leben durch eine einzige Minute der Ungeduld und Verzweiflung heftig und mit einem ſchreienden Mißton aufzulöſen. O fühle es doch, Hildegard, damit Du meinen Schmerz theilen könneſt.

Ich fühle ihn, erwiederte ſie und legte ſtill betheuernd ihre Hand auf das Herz, aber wirſt Du zürnen, mein Bruder, daß ich mir verbiete, das Ende dieſes lieben Jünglings mir ſo grell verletzend zu denken? Wirſt Du zürnen, daß ich jedes Tröſtliche aufſuche, um Dir Deine geduldige Heiterkeit wieder zu geben? Jene harten Momente, die Dir Deine Einbildungskraft vormalt, ſind ja längſt dahin; und ihm, dem kein Lehrer, kein Freund, kein Arzt helfen konnte von den ewig wiederkehrenden engen und bangen Leiden des Körpers, ihm hat jetzt ein Höherer die Hand gereicht und ihm iſt auf immer geholfen. Er hat ſich frühe ſchlafen gelegt, aber ſein kurzer Tag war auch ſehr heiß. O denke ihn Dir mit ſchön verklärtem Leib, mit ſtarker göttlicher Geſundheit, mild lächelnd auf uns herab die wir ſo ſchwach ſind.

7.

Da füllte ſich Julius Auge mit ſanfteren Thränen und mit leiſer Stimme ſagte er: „O ihm iſt wohl, wer aber weiß was uns die nächſte Stunde ſchwarz verſchleiert bringt.“ Aber die Thränen ſtanden bald und trockneten, und mit noch unbeſiegter Trauer ſagte er, faſt kalt hingeworfen: Siehſt Du, ſo geht es dem Tadler, da fällt er gar ſelbſt in den Fehler, den er eben rügte.

Rächen willſt Du ihn? fuhr Hildegard fort. Ach ich will Dich nur um das Eine fragen: Kannſt Du Dir denken, daß Richard, wie auch ſein Ende geweſen ſein mag, jetzt Rache will? blutige Rache?

Davon verſtehſt Du gar nichts, erwiederte Julius nicht ohne Heftigkeit. Du und Deines gleichen, ihr tragt nichts weiter in eurer Bruſt als ein gutes und kluges Lamm; aber Du vergiſſeſt daß Du mich verachten würdeſt, wenn es mit mir, dem Manne, eben ſo beſtellt wäre. Er ſoll auch einen Löwen neben dem Lamme in ſeiner Bruſt tragen, und der Löwe ruft um Rache, und er darf ſo rufen, denn er will ja nicht ſich ſelber rächen, ſondern den armen hingemordeten Freund, deſſen ſtumme Lippe ſehr beredt erſcheint.

Hildegard ſchwieg, wie jede gute Frau, wenn die Männer auffahren, wohl und klug thut zu ſchweigen, um nicht ihre gute Sache durch flatterndes Hin- und Herreden zu ſchwächen, da die Männer gewöhnlich nur dann ihr Unrecht geſtehn, wenn man nicht verlangt, daß ſie es thun ſollen.

Als Julius gehen wollte, wandte er ſich noch einmal und ſagte: Es war doch vielleicht nur der Wolf der aus mir ſprach; denn leider auch den tragen wir Männer in uns herum, und er bellt zuweilen nicht auf die erfreulichſte Weiſe.

8.

Julius entging durch ſein Davoneilen einer großen Freude, denn wenige Minuten nach ihm trat Marie in das Zimmer, die bis dahin gezögert hatte ihn zu beſuchen, um ſeinem Schmerze Raum zu geben. Sie fand die Freundin in Thränen, die ſich endlich in die Worte auflöſten: Ach ich fürchte, ich habe ihn nicht überzeugt und er geht doch hin zur Rache. O wie kann doch in einer ſo ſanften Seele das Gefühl der Rache Raum finden? und es iſt ja auch eine ſo traurige, ewig verbotene Sache ſich zu rächen; und noch nie war jemand glücklich der ſich gerächt hat. Ach ſind denn die Männer gar nicht zu überzeugen, daß nur in ſtiller Heiterkeit und liebender Zurückgezogenheit das Glück wohnt? Ich will ja gern immer Unrecht gegen ihn haben, hätte er mir nur dies Einemal nachgeben können!

Da lächelte Marie mit ihren Kinderaugen, ſah ſie recht hell an, und ſagte: Und gerade dieſes mal konnte er vielleicht nicht nachgeben da er, wie mir ſcheint, gar wohl recht hatte. — Ei, ei, Du hohe, klare, und beſonnene Freundin, wie muß ich Dich mit einemmale auf dieſer Weichheit und Schwäche ertappen; und — wie freut mich, Dich darauf zu ertappen.

Ach, erwiederte Hildegard, indem ſie mit überſtrömendem Gefühl in Mariens ausgebreitete Arme ſank, ich bin nicht ſo ſtark und ſo kühl beſonnen als ihr mir alle Schuld gebt. Ich zittre für ſein Leben, denn ich liebe ihn ja ſo ganz und gar und unendlich.

Marie küßte die weinenden Augen der Freundin, und ſagte ſehr heiter: Wie ſchön, daß Du es ſo rein heraus geſprochen haſt, und mit dem Zittern, denke ich, ſoll es auch gar bald vorbei ſein. — Wenn ein Tag, wie der neuliche, der ſo überaus traurig war, vorbei iſt, dann ruht das Leben wieder aus ein wenig, und der Himmel ſchenkt Sonnenſchein.

9.

Als Julius in's Freie kam, begegnete ihm Georg mit der Frage, wohin er gehe, und da er es vernommen, ſagte er: Ihr findet den Lothar nicht auf ſeiner kleinen Villa, ich ſah ihn vorhin auf dem Wege nach den Ruinen der alten Bernhards-Veſte. Er ſah aus, wie halbgefrorner Nebel, oder wie eine ſilbergraue Rüſtung, oder wie der Duft der um den Geiſt von Hamlets Vater ſchwebt. — Was iſt aus dem Manne geworden? man könnte kurz antworten „kein Mann;“ denn ſolche arge Virtuoſität in der Traurigkeit *ſoll* man nicht haben; noch weniger aber in ſolcher Stimmung täglich die Ruinen beſuchen. Ich mag ſonſt dergleichen ehrliche Trümmer wohl leiden, ſie geben ein wenig piquanten Schauder und officinelle Wehmuth, hinter der das Theater, die Bälle, u. ſ. w. deſto beſſer ſchmecken; aber dem Lothar möchte ich den Weg verſperren. — Todt iſt todt! der

Satz leidet wenig Einwürfe, und wenn die Königin in Hamlet ſagt: „Du weißt, mein Sohn, es iſt gemein, was lebt muß ſterben, und Ew'ges nach der Zeitlichkeit erwerben," ſo antworten wir ihr freilich alle wie der Prinz, nicht ohne Doppelſinn: „Ja gnäd'ge Frau, es iſt gemein;" wiſſen aber doch auch alle nichts beſſeres. — Ueberhaupt was iſt es nun weiter, ob ein Menſch mehr oder weniger auf der Welt lebt? und ich kann mir recht gut denken, daß, wenn ich einmal geſtorben ſein werde, man eben ſo von mir ſpräche, ohne daß ichs in der Verklärung übel nähme. Das Traurigſein hilft zu gar nichts; ſchade nur daß es durch die bloße Anſicht von ſeiner Unnützlichkeit, nicht ſogleich vergeht.

Wodurch vergeht es denn? erwiederte Julius nicht ohne Bitterkeit, und vielleicht nur um Georgs ſeicht rollende Rede zu unterbrechen.

10.

Jedes Leiden, antwortete Georg, der ſich gern gefragt ſah, muß wenigſtens vor zwei Dingen weichen, — erſchreckt nicht, daß ſie alltäglich klingen — vor dem Wein, und dem Reiſen. Ueber den Wein habe ich euch bereits meine Anſicht mitgetheilt; und mögt ihr euch noch ſo ſehr zieren, ſo müßt ihr doch geſtehen, daß jeglicher Nix und jegliche Nixe ſich ganz vortrefflich vor dem „Wurf und Pfeil des wüthenden Geſchicks" ſchützen kann, ſobald ſie nur . . . . untertaucht. Wohlan! tauchen *wir* in anderes, und beſſeres unter als Waſſer! —

Mit dem Reiſen iſt es gleichfalls eine ſichere Medizin. Möge einer ſich mit den erhabenſten, wehmüthigſten, und eben deshalb ungeſunden Gedanken und Empfindungen in den Wagen ſetzen; der Chauſſeenſtaub, die gezerrten Stunden, die Sorge für den Paß, das ſich wiederholende, den Menſchen *abſpannende Umſpan-*

nen, die Thorſchreiber, Wirthe, Bettler, Betten, Hausknechtslärm, unbeſtellte ſchlechte Muſik, verkehrte Tiſchordnung, Reiſegefährten, die unter der Nachtmütze hervor gähnen, oder mit vorgeſtrecktem Untergeſicht zu laut lachen, — dieſes und noch ſieben und ſiebenzigtauſend ſiebenhundert und ſiebenzigerlei ſeltſame Dinge müſſen einen poetiſch kranken und hiſtoriſch erhabenen Menſchen, wohl aus ſeiner Stimmung herausbringen, und . . . . geſund und luſtig machen, nachdem ſie ihn vorher unendlich verdrießlich gemacht haben. Zur Schwermuth hat man bloß in einem bequemen Hauſe Zeit; auf Reiſen nie; ja ich würde einen Melancholiſchen nicht beſſer retten können als wenn ich für ihn auf allen Poſtſtationen tüchtigen Aerger und Verdruß beſtellte. Das heilt einen Menſchen ordentlich aus, und ſelbſt wenn er an Gewiſſensbiſſen litte, ſo kann er wenigſtens nicht dazu kommen wenn er bei zu launenhaften Pferden die Leine halten, oder auf Pferde warten, oder in friſch geſcheuerten Stuben ſchlafen muß.

11.

Julius fühlte ſich durch den Scherz durchaus nicht erfreut, und mit Widerwillen dachte er den Gedanken aus, daß dem Menſchen, wenn er recht ſehr ernſt und bekümmert iſt, ſo oft etwas ganz fremdartiges, grell und ſtörend Spaßendes begegnet. Er war eben im Begriff, dem lächelnden Georg etwas Unfreundliches zu ſagen, als er ſich erinnerte, daß ja jene Contraſte ewig ſind wie die Welt, und eben deshalb recht ſehr in die Welt hinein gehören. Dazu kam noch, daß ihm Georg ein wenig krank erſchien, und die faſt ſchwimmenden Augen und die geſtreifte Röthe im Geſicht eine bei Wein, Tanz und Lärm verſchwelgte Nacht verriethen.

Darum ſagte er nur mit Ernſt aber ohne Bitterkeit: Werde anders. Sieh Dich um nach etwas Feſtem, Dauerndem; Du gehſt ſonſt unter. Mich ruft jetzt ein ernſt Geſchäft. Ich möchte Dir ehrlich rathen, ſehr traurig zu ſein, um einſt rein froh werden zu können.

12.

Unter den Trümmern des alten Schloſſes fand Julius den unglücklichen Lothar. Er hatte ſich nachläſſig hingeſtreckt unter eine Eiche, und ein naßkalter Wind ſpielte um den offnen Hals und in den Haaren, die nicht mehr wie ſonſt lockig ſondern aufgelöſt um das bleiche Geſicht hingen Julius faßte mit faſt krampfhafter Bewegung ſeine beiden Hände, und rief mit zürnend ſchmerzlicher Stimme: Haſt Du meinen Freund getödtet? ſo gieb mir Rechenſchaft denn ich will ihn rächen.

Lothar, wie ein kraftloſes Kind, ließ ihm die Hände ohne Widerſtreben und erwiederte leiſe, und mit halbem doppelſinnigem Lächeln: Getödtet habe ich ihn nicht; ich habe nur weder euch noch mir ſelbſt Wort gehalten, und das iſt ſchon ſchlimm genug. Willſt Du aber Richarden rächen, ſo tauche in Gottesnamen Dein Meſſer in meine Bruſt. Ich habe ein Gelübde gethan, mich nicht zu wehren, ſobald von dem armen Ertrunkenen die Rede iſt. Du kannſt mich morden; aber, bei der letzten Hoffnung des Himmels, nur das, denn ich rühre kein Schwerdt an, wenn Du vor mir ſtehſt, und über Richard rechten willſt.

Julius trat wie entwaffnet zurück und indem er die Hände gen Himmel hob, ſprach er: So richte Gott, denn ich vermag hier nichts mehr.

Er hat gerichtet, erwiederte Lothar, erhob ſich langſam und verſchwand hinter dem Geſträuch.

13.

Julius kehrte nachdenkend zurück; wurde jedoch abermals in der Nähe der Stadt durch Georg aufgehalten, der ihn mit unmäßigem Gelächter anrief: Macht nur kein Novembergeſicht, es iſt ganz unmöglich, nicht zu lachen. Seht nur her, da habe ich zwei Büchlein, die erſt vor wenigen Wochen erſchienen ſind und doch ſchon einige tauſend Freunde gefunden haben. Da war ich geſtern in einer großen und gemiſchten Geſellſchaft, und es kamen ſehr viel große und ungemiſchte Lobeserhebungen an den Tag für dieſe Bücher, die gar zu köſtlich und göttlich ſeien; ja köſtlich ſei nur ein Spaß dagegen. Es war freilich nur halb gebildetes, geputztes Pack, das alſo ſprach; doch deſſen giebt's erſchrecklich viel, und des Packes Wort gilt doch. Nun ſeht, da hole ich mir die gerühmten Bücher aus dem Buchladen, wo ſie gleich gebunden liegen, nehme ſie mit auf meinen Morgenſpatziergang, und während ihr euch unter den Ruinen ergangen habt, bin ich hier in dieſen poetiſchen Gärten herumſpatziret. Es ſind Butterblumen; aber mit eau de lavande double begoſſen.

Seht nur her, hier iſt ein Roman, der auf die höchſte Vielſeitigkeit ausgeht. Ihr findet hier eine mit Rheinwein angefeuchtete Derbheit und thurmhohe Rohheit; aber mit Fetzen von ſogenannter Tugend und Trefflichkeit verwebt, ferner erhitztes Pathos, Unſchulden die genau wiſſen, daß ſie unſchuldig ſind, und eben deshalb ſchlimmer ſein dürften wie ehrliche Schuld, die ſich doch beſſern kann, Gebete denen nichts fehlt als ein Parterre das klatſcht und da capo ruft, etwas Häuslichkeit, etwas Zierlichkeit, etwas Laſterhaftigkeit, etwas Kunſtgeſpräche, etwas . . . . der Teufel weiß es. Mit einem Wort, der Verfaſſer hat genau begriffen, was in ſieben bis acht deutſchen Autoren dem Publikum am meiſten gefallen hat, und iſt auf den glücklichen Gedanken gerathen, dieſe ſieben bis acht gefallenden Leute in ſeiner einzigen Perſon, ja in einem einzigen Buche zu vereinigen. Es fehlt nichts weiter als noch ein paar lobende und ein paar tadelnde Recenſionen und das Buch kann eine Unſterblichkeit von funfzehntehalb Monaten davon tragen.

14.

Julius wandte ſich unwillig hinweg, denn ihn intereſſirte die Sache nicht; aber Georg weckte ihn aus ſeiner Zerſtreuung durch den Zuruf: Ihr *müßt* euch dafür intereſſiren, denn es iſt von Heinrich: Da nehmt es und auch dieſes zweite was ich noch nicht geleſen. Doch ſehe ich aus dem Titel, und aus einigen Blättern, daß es ein humoriſtiſches Werk ſein ſoll, wozu der Kuckuk den Segen gebe. — Aber es iſt heute mit euch nichts anzufangen, darum mag ich euch auch nicht weiter im Wege ſtehn.

Julius war noch zu tief in den Gedanken an Lothar verſenkt, als daß er Georgs Beurtheilung von Büchern die ihm fremd waren, mit beſonderer Aufmerkſamkeit hätte anhören können; aber der Name Heinrich weckte ihn, und er erinnerte ſich der traurigluſtigen Worte, mit denen dieſer halb verloren ſcheinende Freund von der Art geſprochen hatte, wie man den

Beifall des Publikums gewinnen müſſe. Für Julius hatte, wie billig, jedes Buch Leben, es ſei nun ein erfreuliches oder verhaßtes, und das bloße Wort „drucken und drucken laſſen,“ war für ihn nicht bloß etwas höchſt bedeutendes, ſondern er betrachtete es wie etwas heiliges, denn ſeiner guten einfachen Seele ſtellten ſich mit Recht bei dieſem Akt ſämmtliche Deutſche der Gegenwart und Zukunft dar. Möge dabei auch Uebertreibung walten; doch wollen wir ihn in Schutz nehmen gegen alle Leichtfertige, denen ein gedrucktes Buch nichts weiter iſt als ein Etwas, das jemand ſo hingeſchrieben, dann einem Setzer, und endlich einem Buchbinder übergeben hat.

Julius warf ſich unter einen Baum, und las zuerſt in dem ſogenannten humoriſtiſchen Werk; aber er ertrug es nicht lange, und indem er es in das Gras zurückwarf, rief er: Iſt es denn möglich? und hat das wirklich Heinrich geſchrieben? Er, der die beiden Könige des Humors, Shakſpear und Jean Paul, kennt, und unbegränzt ehrt und liebt, er hat ſich herab gelaſſen zu dieſen flachen Halbſcherzen, in denen das Leben erſcheint wie eine mit den Knien wankende matte Geſtalt, die ihre Leichenhaftigkeit durch Schminke verhüllen will! Er konnte ohne Erröthen zu den platten Scherzen des Haufens und zu der verfeinerten Unſittlichkeit der Verbildeten ſeine Zuflucht nehmen um den Beifall des geputzten Pöbels zu gewinnen? Ach und wenn ihm tauſende und wieder tauſende Beifall zuſchreien; ein einziges Erröthen das er einer wahrhaft tugendhaften Jungfrau ablockt, und die kalte Verachtung mit der ſie ſein Buch fortlegt, iſt eine ſo entſetzliche Strafe, daß mich bei dem Gedanken ein Froſt überläuft.

15.

Laß uns, geliebter Leſer, unſern Julius nicht tadeln ſondern in der That loben, daß er, als ein tugendhafter Jüngling, ſo traurig werden kann über den Mißbrauch eines Talentes, es ſei nun bedeutend oder gering. Die Sonnenſtrahlen oder die Schwefelflammen, die der Dichter ausſtrömt, ſind allerdings wichtig genug, um ſich gar innig darüber zu freuen oder zu betrüben.

Als ſich nun Julius genugſam betrübt hatte über die ſchlechten Scherze, die, wie man verſichert, leider ſo oft gefallen, und dabei den Gedanken nicht abwehren konnte daß der wahrhafte Humor ſo ſelten erkannt wird, ſo nahm er auch das andre Buch vor, und mußte geſtehen daß Georgs Urtheil nicht ungerecht war. Es erſchien ihm wie eine Fratze der Romantik, buntfarbig ſchimmernd; doch gehaltlos und innerlich hohl. Da er aber an dergleichen ſchon längſt ſich gewöhnt hatte, ſo rührte ihn dieſes weniger als das erſte auf Witz ausgehende unſittliche Werk.

Er ſah lange traurig vor ſich hin, dann aber, ſich raſch erhebend, rief er aus: Doch will ich nicht grämlich und nicht bitter ſein. Es iſt dennoch Heinrich, den ich einſt liebte, und auch die Trümmer der alten Freundſchaft ſollen mir heilig ſein. — Gott gebe ihm Reue und Buße, und dann Frieden.

16.

So nun, durch hoffende Milde beruhigt, war Julius geläutert genug, um den Gegenſtand ſeiner jugendlichen tiefen Neigung Marien, wieder zu ſehn. Es war eine köſtliche Minute, in der er die theure, zierlich kleine, faſt Kindesgeſtalt wieder erblickte, und, eigene Erinnerungen eben ſo ſehr liebend als ſcheuend, wage ich kaum zu ſchildern, was in ſeinem Herzen vorging. Und er genoß die Wonne des Wiederſehens nicht allein; er fand ſie in den Armen ſeiner beſten Schweſter, ſeiner Hildegard, die ihm oft ſchon in erhöhten Momenten mehr erſchien denn Schweſter. Und als nun die erſte Stunde in reiner Wonne vorüber gerauſcht war, da rief er aus: Ach, es iſt ja zu ſchön das Wiederſehen, und wie aus einer fernen beſſeren Welt fällt ein Strahl hier in die Dämmerung; und es giebt keine Dämmerung mehr, und es iſt alles lichthell und freundlich. Es iſt keine weichliche Rührung, ſondern eine kraftreiche und tugendhafte, denn wir wollen ja nicht ſterben in ihr, ſondern ſammeln uns zu dem großen Gedanken zu leben und zu wirken.

17.

Es giebt ſehr hochachtungswerthe Jungfrauen, die leider den Augenblick des Wiederſehns — ſtören können durch etwas an ſich Schätzbares, doch in ſolche Augenblicke nicht Gehörendes: durch mädchenhafte Schüchternheit und Befangenheit. Da ſie des Ebenmaßes in ſich, und der reinen Linie nicht in jedem Augenblicke und nicht völlig gewiß ſind, ſo halten ſie ſich ſtets in einer gewiſſen faſt engen Gefangenſchaft und Obhut, die Gottlob häufig völlig unnöthig iſt. Nicht alſo die Jungfrau, die, völlig einig mit ſich ſelber, das Leben hinſpielen läßt auf leichter Welle oder auf ſtürmiſchen Wegen, gänzlich überzeugt, daß der mächtige doch unſichtbare Zepter in ihrer Hand ſtets ſicher bleiben müſſe. So Marie, die auch nicht einen Augenblick den geliebten Julius ſtörte, da ſie über alles was ſie in Beziehung auf ihn thun wollte, Klarheit errungen hatte.

Ich bin eine Scheidende, ſagte Marie mit ruhiger Freundlichkeit, und, wenn ich euch rühren wollte, ſo dürfte ich wohl ſagen, ich hätte mein Teſtament in eure Hand zu legen. Aber ich will euch eben nicht ſehr rühren, ſondern wir wollen alles ganz freundlich abmachen.

18.

Ich weiß, lieber Julius, fuhr ſie fort, Du haſt mich von früher Kindheit auf in Dein treues Herz geſchloſſen, und wohl hätte auch eine höhere Jungfrau ſich geehrt fühlen müſſen, wenn Du ihr Dein ſtilles Gemüth zugewendet. Aber es gefiel der Vorſehung, mein Herz an einen andern zu ſchließen, der es nicht bemerkte, oder doch nichts Aehnliches fühlte. Du würdeſt ſehr unglücklich mit mir ſein, Julius, denn Du bedarfſt eines ganzen ungetheilten und ſtarken Herzens für das Deine, und das kann ich thörichtes Kind Dir nicht geben.

Ach, es ſollten ſich die Mädchen, deren erſte Liebe, wenn es anders eine wirkliche war, mislang, doch ja recht ſehr prüfen, ehe ſie die Hand dem Zweiten geben. Denn gar leicht iſt in einem unſicher erhöhten Moment ein Schritt gethan, der ſich nie zurück nimmt. Ich habe mich geprüft, und fühle daß ich ehrlich nicht die Deinige werden kann; aber ich gebe Dir eine Beſſere, Höhere, ſie die ich gleich beim erſten Anblick liebte, und die Du ſo gewiß auch liebſt als die Liebenswerthheit geliebt werden muß. — Und es iſt ſo rührend lächerlich, daß wir ja nur um Namen ſtreiten, denn die Du Schweſter nannteſt iſt längſt Deine Geliebte.

19.

Ein Wort wie dieſes, und überhaupt ein Auftritt wie dieſer, hätte gar leicht unter tauſend und wieder tauſend halbgebildeten oder hochmüthigen oder einſeitig erhitzten Menſchen die ſeltſamſten Verlegenheiten und Geſpanntheiten hervorbringen können. Aber es iſt ein großes Glück, daß unter einfach gebildeten und frommen Leuten die einander gut ſind, von all dergleichen nie die Rede ſein kann, ſondern immer nur von etwas viel Beſſerem und Schönerem.

Sagt mir nichts dagegen, ihr lieben Menſchen, fuhr Marie fort, denn ich bin diesmal viel zu eigenſinnig um Gegenrede zu ertragen und ich habe diesmal auch ganz gewiß recht.

Ihr ſeht mich traurig an, und ſcheint zu fragen: Was ſoll denn nun aus Dir werden?

Aber ich kann euch ernſt und ſtill darauf anſehen und erwiedern: Gewiß nichts ſchlimmes und auch nichts zu trauriges, denn wir wiſſen ja alle wie das Geſchick iſt — gar nicht ſo hart als man es wohl in Büchern dargeſtellt findet; ſondern nur tief bedeutend, und ſelbſt wenn es ſtraft doch nur ſtärkend. Sollte es aber auch ſehr traurig ſein, ſo ſeid auch dann ohne Sorgen um mich. Ich bin ja des edelſten Vaters Tochter, und deſſen unwürdig kann ich ja gar nicht ſein — in Liebe.

Sie ſagte die letzten Worte mit einem freudig kindlichen Stolze: aber Hildegard ſchloß ſie in die Arme, und fragte dennoch: Ach, was ſoll nun aus Dir werden? und was gedenkſt Du zu thun? O Gott, wir können uns ja nicht trennen von Dir.

20.

Ich will ſehen, erwiederte ſie, ob ich Heinrich retten kann, ich habe mich nach ihm erkundigt (denn das darf die Jugendfreundin) und vor wenigen Tagen erfahren was ihr noch nicht wißt, daß er in einem ſehr traurigen und gefährlichen Verhältniſſe lebt, über das mir kaum zu reden ziemt. Er kann untergehen als Bürger und als Menſch, ach! als — alles, wenn er ganz allein iſt; aber er kann auch gerettet werden wenn Gott mir ſeinen Segen giebt. Und das thut Er ja ſo gern, wenn gute Menſchen mit Beſonnenheit und Liebe etwas Gutes wollen.

O nein! nein! rief Julius etwas ſtürmiſch aus, Sie geliebte Freundin dürfen ſich keiner Gefahr ausſetzen; aber ich will zu ihm, den ich ja nie aufhören kann zu lieben, und alles thun was Sie wollen und wie Sie es wollen. O ehren Sie mich doch dadurch, daß Sie mir das verſtatten, und möchten doch alle Aufträge, die Sie mir geben, recht gefahrvoll ſein, um ſie deſto freudiger zu erfüllen.

Nicht alſo, lieber Julius, erwiederte Marie mit feſtem Ton, Sie können hier nicht handeln, da wo ich die beſtimmte Anforderung an mich fühle. Was Sie auch ahnden mögen, und wie es auch etwa romanhaft klingen möge; es iſt nicht romanhaft was ich thun will, und es giebt Zeiten, in denen auch das Mädchen den Klang nicht ſcheuen darf. Mich geleitet ein alter aber noch gar rüſtiger Diener, Chriſtian, der nur in der Treue für unſer Haus lebt. Mein Vater nannte ihn oftmals ſeinen „unglücklichen Freund,“ weil das Geſchick ihn zum Dienen beſtimmt hatte, und es war mir faſt komiſch rührend als ich ſpäterhin im Rouſſeau las, daß der dieſen Namen für die ganze dienende Klaſſe vorgeſchlagen.

Mir kann nichts begegnen als was Gott gefällt; denn die irdiſchen Hemmungen wird der treue Diener ſo gut beſeitigen, als es irgend ein Menſch vermag.

21.

Alles was Julius und Hildegard gegen Mariens räthſelhaften Entſchluß vorbringen konnten, vermochte nicht zu wirken, da ſie bereits ruhig entſchieden war. Auch wagt der Menſch nicht leicht eine beſondere Rede gegen einen, den er bereits in einem tugendhaften Entſchluſſe geſichert erblickt.

Lebt wohl, ihr Geliebten, ſagte Marie Abſchied nehmend, es kann euch nie übel gehen, denn ihr habt in euch was ſtillet und beruhigt. Und auch über mich ſeid ganz ohne Sorgen, denn wohl kann auf gutem Wege manches Traurige begegnen doch niemals etwas feindlich Böſes.

Julius und Hildegard waren in den nächſten Wochen ſo ſehr mit der Geſchiedenen beſchäftigt, daß ſie an ſich ſelbſt kaum zu denken vermochten, bis endlich unſer Freund ſich ſelbſt einräumen mußte, daß Marie durch die Art ihrer Entſcheidung jeder ſchönen Pflicht ein Genüge geleiſtet habe.

Die Jungfrau, deren Neigung ſich einmal auf einen nicht ganz würdigen Gegenſtand gelenkt hat, thut wohl, dieſe Neigung zur reinen uneigennützigen Religioſität zu ſteigern, und ohne alles irdiſche Begehren nichts weiter zu wollen, als jenen Unwürdigen zu retten, wodurch ſie gleichſam zu einer edlen Ritterin des Hoſpitals zu Jeruſalem wird. Selten nur dürfte ſie einer andern und zweiten Liebe mit Glück angehören; da im Gegentheil bei dem ſchönen Entſchluſſe: mit Freiheit unglücklich zu ſein, gar leicht jede Blüthe des Geiſtes ſich von neuem erſchließt, und das Reich der edlen Hoffnungen doch nie ganz zu verſchließen iſt. Nicht ganz ſo verhält es ſich mit dem Jünglinge, deſſen erſte Neigung auf eine edle Weiſe irrete, denn er irrte ja nur in dem Gegenſtande und nicht in der Liebe, was bei der Jungfrau häufig eins iſt. Und ſo ſteht Er in Freiheit da, wohl geeignet ſeine Liebe der würdig liebenden zuzuwenden, die ihn mit Freude und Freiheit begünſtigt. Der Jüngling darf wählen, die Jungfrau ſoll die innere und äußere Nothwendigkeit erwarten; denn ihre Natur iſt zarter, und ſie lebt nur in der Liebe Das ſcheint überſchwenglich; iſt es jedoch wohl nicht.

22.

Indeſſen veränderte ſich faſt nichts in dem Verhältniſſe zwiſchen Julius und Hildegard; nur daß ſich beide Kuß und Umarmung ſeltener verſtatteten als ſonſt, und daß die Worte „Bruder“ und „Schweſter“ häufiger und eifriger ausgeſprochen wurden als je; und dieſer Umſtand allein hätte dem Betrachter Anlaß geben können zu vermuthen daß nicht mehr alles war wie ſonſt.

Aber die unglückliche Zeit (es war der Sommer 1806) zog gar oft Julius Gedanken von ſich ſelbſt ab, und leitete ſie auf die Sache des Vaterlandes, mit der es damals gar trübe und freudenleer ſtand. Der ewige Feind Deutſchlands ſtand, liſtig ſiegend und giftig lächelnd, in dem geliebten Herzen Europa's, und trieb ſein Spiel mit dem armen Herzen, das faſt verbluten wollte. Die hochehrwürdig alte Krone Karls des Großen, ward abgelegt, und das deutſche Kaiſerreich endete durch einen Federzug. Da hatten die Menſchen in ihrem großen Schmerze faſt nur noch Eine Hoffnung, und zwar die auf Preußen, das wie ein reich blühender Jüngling mit ſeiner geiſtigen und irdiſchen Krone, anderthalb Jahrhunderte ſchön und erhaben geleuchtet, und immer nur gewonnen hatte an neuen heiteren Strahlen. Wohl hatte es ſchon viel früher mit einer geiſtigen Krone rein geglänzt, ehe noch Friedrich ſich die irdiſche aufs Haupt ſetzte, und ſo hoffte man, werde es ſich jetzt die höchſte erringen durch die Rettung Deutſchlands.

Noch aber war es ſchwül und dumpfig

rings umher, und einzelne Blitzesſtralen, die ſich zuweilen entzündeten, leuchteten hell das Unerfreuliche an, das von Weſten her geſchah, und es ließ ſich wohl das große Gewitter ahnden, das ſeinem Ausbruche nahe ſchien.

25.

Indeſſen hatte Lothar, von abermaligen Reiſen zurückkommend, einen Theil der alten Kraft wieder erhalten; und der kräftige Jüngling mit dem ausgebildetem Geſicht, das durch den Zug des früheren Leidens nur noch anziehender wurde, erſchien bald wieder als einer der Lieblinge der Geſellſchaft und der Stadt.

Ich will es nie vergeſſen, ſagte er, immer tiefer ſinkend in unerfreuliche Lebens-Ironie, oftmals zu ſich ſelbſt, daß ich allerdings noch weit entfernt bin von der Natur eines . . . . Seraphs, dem es völlig genügt, Hymnen zum Lobe der Gottheit zu ſingen und vor deſſen Throne zu ſtehen. Ich will es mir auch nie verhehlen, daß eine große Schuld auf meinem Herzen ruht, aber was iſt denn nun dabei weiter zu thun? — Soll ich ewig jammern, weinen, heulen, und die Haare ausraufen die doch nicht geſündigt haben? Das wäre doch ſehr ungraziös, und gegen alle Schönheitslehre. Oder ſoll ich ewig auf meiner Sünde ruhen und über ihr brüten wie über einem welken Kranze, dem ja doch auch die heißeſten Thränen keine neue Blüthe mehr entlocken!? Ich begreife wohl, und weiß es an mir, daß man Momente, Stunden, Wochen der bitterſten Reue haben kann; aber Monate, und Jahre! da ſchwindet die Kraft; und könnte man die Rolle ſo lange üben, ſo würde man zum Selbſtmörder werden auch ohne Meſſer, und die Reue ſelbſt würde zur Sünde. Das darf doch auch nicht ſein. — Und ſollte ich nicht dennoch auf Vergebung hoffen dürfen? verzieh nicht der Herr ſelbſt dem Petrus die höchſte und ſchmählichſte Sünde, die des feigen Verläugnens? und genügte es ihm nicht in ſeiner überſchwenglich reichen Gnade, daß jener Sünder ſeine Sünde abwuſch in bitteren Thränen?

O wenn es nur deſſen bedarf; in dieſen Thränen habe ich mich im Uebermaaß gewaſchen und will mich gern noch einmal damit waſchen; aber matt hinſtarren in's Leben, wie in eine freudenloſe Wüſte, jetzt im dreißigſten Jahre, jetzt wo die große Kraft in mir noch kaum auf die Hälfte meiner Lebens-Zeit deutet, und eine viel bedeutendere bevorſteht, die ich noch zu durchdauern habe; jetzt ſchon mir die Flügel abzuſchneiden, und matt hin ſtarrend mich auszubluten Jahre lang: das vermag ich nicht, und will es nicht.

24.

Leben ſoll der Menſch oder ſterben, nicht halb leben nicht halb ſterben. Sterben darf ich nicht, denn ein ewiges Gebot iſt gegen die Hand gerichtet, die gegen den Leib wüthet, deſſen ſchwacher Theil ſie iſt. So will ich denn leben, leben für *ſie*, der ich das Höchſte ſchuldig bin was der Menſch zu geben vermag. Leben für Conſtanzen.

Es ſchien als ob mit dem bloßen Namen der Geliebten neue Kraft in ſeine Adern ſtröme; aber es war nicht jene freundlich tiefe Kraft, nach der wir ſtreben ſollen, ſondern eine wildflatternde und gewaltſame. Wie in einem unglückſeligen Traum verloren ſagte er dann mit faſt irren Blicken vor ſich hin ſtarrend: Sieh, Conſtanze, die Männer alle ſind kalt und fühllos, und lieben höchſtens in einzelnen Augenblicken gewaltſamer künſtlicher Erhöhungen; und ihr armen Kinder liebt ſie viel mehr als ſie verdienen. Ja wenn man recht ehrlich ſein will ſo verdienen ſie meiſt daß ihr ſie haſſet. Den Rauſch der Leidenſchaft haben ſie wohl alle in gar hohem Maaße, einmal oder zweimal oder zwanzigmal, aber fragt ſie nur recht genau, was ſie wohl für euch zu *thun* bereit wären, und ihr werdet erſchrecken wie hölzern ſie daſtehen, und wie wenig es iſt was ſie dann nennen. Bei mir, Conſtanze, wenn Du mich ſo fragteſt, würdeſt Du vielleicht — auch erſchrecken; aber nicht über das „wie wenig,“ ſondern über das „wie viel.“ Was ich Dir geopfert habe, das opferte wohl noch keiner, denn ich habe für Dich geſündigt, tödtlich geſündigt, und nach allem was die Menſchen lehren, iſt meine Sünde nicht zu vergeben, und meine Seele auf immer verloren.

Seine Blicke wurden immer irrer und er fuhr fort: Aber ich bereue das Opfer nicht, wenn Du es mit Deiner Liebe belohnſt. Ich will die Ewigkeit hingeben für die Zeitlichkeit, und wenn Du mir nur Deine Liebe giebſt, ſo ſoll jeder einzelne Augenblick dieſes Lebens, des einzigen, das noch mein iſt, die Fülle der Seligkeit und die Ewigkeit ſelbſt enthalten.

25.

Mit dieſem Gefühle in der Bruſt begab er ſich von neuem in die Kreiſe in denen Conſtanze ſich bewegte, allein er fand bald daß Conſtanzens Herz ſeit Richards Tode jeder irdiſchen Liebe entſagt hatte. Ihr ganzes Weſen hatte ſich ſeit jenem ſchmerzlichen Tage auf eine faſt wunderbare Weiſe verändert und erhöht. Sie wollte nichts weiter mehr als die Erinnerung an Richard feiern und genießen, und dieſe Feier durch religiöſe Beziehung adeln; aber ihre noch unvollendete Seele gelangte auch hier nicht zur völligen Klarheit, und die Fantaſie, die ſie in ihrem früheren Zuſtande faſt ganz von ſich entfernt hatte, entzündete ſich jetzt auf eine faſt zu lebendige und verzehrende Weiſe. Ein katholiſcher Prieſter, deſſen ruhiges Feuer verbunden mit vollſtändiger Sicherheit im altkirchlichen Glauben, auch Richarden ſehr bedeutend erſchienen war, war jetzt ihr hauptſächlicher

Umgang, und ſeine Geſpräche gaben ihr eine faſt ſtarre Beruhigung, wie ſie ihr ſonſt nicht zu Theil werden konnte und — ſollte.

Eines Abends befand ſie ſich mit Julius und Hildegard in einer größeren Geſellſchaft; und unſere Freunde waren beſonders bemüht, ihr Herz, das bei aller Exaltation doch oft kalt ſchien, freundlich zu erwärmen. Sie zeigte ſich wie immer achtungsvoll und freundſchaftlich gegen Julius und Hildegard; aber es war doch auch als fehle ihr noch das löſende Wort oder als ſcheue ſie ſich es auszuſprechen.

26.

Indeſſen ſchien die Gelegenheit heut nicht günſtig und die Geſellſchaft zu groß, da auch Lothar, der bald halbe Stunden lang ſchwieg bald dann plötzlich heftig redete, ein unerfreulicher Zeuge war. Endlich bemächtigte ſich Erich des Geſprächs, wenigſtens in ſo fern, daß er, an Julius ſich wendend, die Geſellſchaft ge-

wiſſer-

wiſſermaßen durch die Rede beherrſchte. Man unterhielt ſich über den Werth einiger der größten deutſchen Denker und Dichter, und, nachdem man eine geraume Zeit das Andenken mancher edlen theils abgeſchiedenen theils noch lebenden gefeiert hatte, ſo ſagte endlich Erich:

Sie ſehen wie ganz ich einſtimme in das Lob ſolcher Männer wie Herder und Jean Paul; dennoch geſtehe ich, daß mich daneben noch eine ganz beſondere Empfindung, faſt möcht ich ſagen des Bedauerns; doch nicht für jene, ſondern für die Mehrheit der Deutſchen, anwandelt. In Deutſchland giebt es nur Eine öffentliche Poeſie, und das iſt gerade die mangelhafteſte und dürftigſte, die wir haben: die dramatiſche; obwohl mir niemand zu ſagen braucht daß wir einiges Vortreffliche auch in dieſer Hinſicht aufzuweiſen haben.

27.

Dies wenige Vortreffliche ausgenommen, beſteht die dramatiſche Literatur der Deutſchen größtentheils aus — nicht deutſchen Sachen, aus einlullenden oder peinigenden Familiengemälden, über die ſelbſt zu ſpotten man müde geworden iſt, aus Ritterſchauſpielen, in denen die meiſten Verfaſſer oft nichts Ritterliches aufzubringen wiſſen als das was ſie aus der Rüſtkammer genommen haben, aus Luſtſpielen deren Inhalt ich aus dem Comödienzettel voraus ſagen will, endlich aus zehntauſend Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und zwanzigtauſend aus dem Franzöſiſchen. Und nun bedenken Sie, wie unendlich erpicht die Deutſchen auf dieſen Wuſt ſein müſſen, denn was thun ſie alles um ihn zu genießen! Zuvörderſt baut man große Häuſer, die wir alle unter dem Namen der Comödienhäuſer wohl kennen, und in beſagten Gebäuden findet man ordentlicher weiſe eine

Menge Decorationen, die allerdings ſehr nöthig ſind, damit niemand glaube, Sempronius habe der Tullia ſeine Liebe in der Stube erklärt, da doch bekanntlich ein Wald der Zeuge ſeiner glühenden Redensarten war. Da ferner ein Ritter nicht völlig ſo hergegangen iſt wie ein deutſcher Hofrath, ſo hat man nothwendig auch für verſchiedene Kleidungen ſorgen müſſen; und, obwohl die Deutſchen ſonſt ökonomiſch ſind, ſo haben ſie doch dieſe Ausgaben nicht ſcheuen dürfen, ſondern ſind grandios und glorios geworden.

28.

Und nun denken Sie den Enthuſiasmus recht aus! — Manche ganz zähe Leute, die ſonſt den ſogenannten Kukuk fragen nach Poeſie und Muſik, laſſen ſich ordentlich — Logen beſtellen für den Abend, um nur den Genuß recht ſicher zu haben, und wenn es ſechs Uhr ſchlägt ſo laſſen ſie wohl gar das Deſſert im Stiche, um nur von der Expoſition nichts zu verlieren. Aber wie iſt auch geſorgt, um den Eifer der Menſchen nicht kalt werden zu laſſen! Ueberall ſind köſtliche Wachslichter angezündet; denn nicht das Tageslicht, wohl aber das animaliſche befördert die Poeſie, überall ſind Liebhaber und Liebhaberinnen und herrliche Jünglings- und Mädchenaugen, ordentlich ausgeſtellt, damit das bereits entzündete Gemüth immer mehr entzündet werde, und ſo kann die Muſik, die jetzt vom Orcheſter her ertönt, als angenehme Vorbereitung zu dem Eintritt in die poetiſche Welt einer — verſchuldeten Familie oder eines halbtollen Ritters nicht genug anerkannt und gelobt werden. Man klatſcht bei jeder zarten Empfindung oder bei jedem Donnerworte einer raſſelnden — Ritterrüſtung, und wer etwa in den Logen oder im Parterre einmal huſten muß, bittet zart die Nachbaren, die unglückliche Störung zu verzeihen.

Doch auch damit iſt der Enthuſiasmus noch nicht verglüht, ſondern ſelbſt am andern Tage noch ſpricht man in Geſellſchaften von dem Stücke, hebt einige bedeutende Momente hervor, und unterſucht mit Scharfſinnigkeit, ob der Charakter des Papageno glücklich aufgefaßt worden ſei, oder ob man etwa beizugegriffen habe. Auſſerdem nehmen noch wenigſtens ſiebenzig deutſche Zeitungen, obwohl meiſtens mit kleinen und engen Lettern, Theaterartikel gern auf, und der Name des Dramenverfertigers fliegt, bald deutſch bald lateiniſch gedruckt, durch die ganze Welt welche deutſch redet. Man wird ordentlich friſch und munter, wenn man nur daran denkt.

29.

Dagegen laſſen Sie nun einmal unſern Richter mit ſeinem Titan kommen. Man wird vielleicht früh Morgens, wo alle Welt zu ernſthaft iſt, oder gleich nach Tiſch vor vollendeter Verdauung ein wenig darin blättern, und eben etwa meinen, das Buch ſei allerdings gut genug für dieſe Welt, und auch für jene nicht ganz unerſprießlich. Dann verfertigen vielleicht einige Lehrjungen und Geſellen der Kritik drei bis vier Recenſionen darüber, und ein Meiſter etwa alle fünf Jahre eine, oder — eine halbe, und die Sache iſt abgethan. Ja, Sie können mit Sicherheit rechnen, daß unter tauſend Deutſchen vielleicht neunhundert Menſchenhaß und Reue, und etwa neun oder neunzehn den Siebenkäs und Titan kennen. Darum, mein lieber junger Mann, wollen Sie berühmt werden, ſo ſchreiben Sie Schauſpiele und nichts als Schauſpiele; alles übrige verhallet und verrauſcht und verklingt.

Julius, der wie billig die Satire und den Humor ſehr liebte, fühlte ſich dennoch durch Erichs Rede keinesweges erfreut, da er in ihr Uebertreibung und Bitterkeit erkannte, die ſtets einen unbehaglichen Eindruck zurücklaſſen müſſen.

Es mag allerdings, erwiederte er, dem Dichter einen bedeutenden Schwung geben, wenn er gewahr wird daß ihm Berühmtheit zu Theil werde. Auch mag ſich zu dieſem Schwunge noch manches gar angenehme und heitere geſellen. Dennoch glaube ich, es ſei nicht gerade nothwendig, daß auch ich jenes Glück genieße. Und wäre auch eine unendliche Sehnſucht darnach in meinem Herzen, ſo müßte ich ſie dennoch unterdrücken, da ja längſt bekannt iſt, daß niemals wahrhaft berühmt wird wer darnach ſtrebt. Der Ruhm iſt etwas rein Erfreuliches, und kann deshalb nie erarbeitet werden, ſondern muß frei von dem günſtigen Himmel herabfallen.

30.

Es iſt allerdings wahr, fuhr er fort, daß die dramatiſche Kunſt bei den Deutſchen die bei weitem begünſtigtſte iſt, und es erſcheint auch mir menſchlich und verzeihlich, wenn der lyriſche, epiſche und Romandichter ein wenig darüber zürnt. Beſſer jedoch iſt es immer, wenn er es ſich ruhig erklärt, daß das von jeher ſo war, und wenn er durch hiſtoriſche Begründung der Sache ſich ſelbſt beruhigt. Dennoch darf auch der Romandichter, wenn er nur ächt und vortrefflich iſt, gar wohl ſicher ſein, daß er bedeutend und tief wirke auf ſeine Zeitgenoſſen und auf die Folgezeit. Und wahrlich jener edle Dichter, deſſen Sie eben erwähnen, bietet den ſchönſten Beleg für meine Anſicht. Möge immerhin über ihn und einige Wenige andere Treffliche weniger geſprochen oder gedruckt werden; es wird mehr über ſie gedacht und empfunden. — Es giebt höchſt ehrwürdige Städte, in denen nie ein Theater war und ſein kann und auf dem Lande iſt bekanntlich niemals eines. Da hat man einen ganz andern Maaßſtab, und die gründlichſten lehrreichſten und genialſten Bücher finden hier — obwohl in den größeren Städten doch auch — die ihnen gebührende Zeit und Aufmerkſamkeit.

Ueberhaupt, ſo endigte er, laſſen Sie uns doch ja, beſonders in einer Zeit wie die unſrige, wo ſo mancher Zweifel waltet und mit ihm das Verzweifeln nahe iſt, dahin ſtreben, uns einander wechſelſeitig zu erhöhen und zu ſtillen, und zu verſüßen, und der Erbitterung zu wehren auch wenn ſie oftmals entſchuldigt werden könnte. — Doch will ich auch keinesweges vergeſſen daß ja eben ein edler Schauſpieler es iſt, welcher der hie und da vielleicht zu großen Begünſtigung der dramatiſchen Poeſie mit einiger Ironie begegnete.

51.

Das ruhige Geſpräch wurde in dieſem Augenblicke durch einen heftigen Mann unterbrochen, der, mit einem Jünglinge redend, und ſeine Worte mit feurigen und nicht immer grazlöſen Händebewegungen begleitend, ſich gleichſam Bahn brach, daß man ihn hören mußte.

Ich ſage Ihnen, rief er aus, dieſe Zeichen der Zeit, dieſe Liebäugeleien und Koketterien mit der Jungfrau Maria, dieſer Legenden- und Heiligen-Wuſt, in dem faſt kein wahres Wort iſt, dieſe Bildervergötterung, dieſe Abgöttereien mit dem Mittelalter, dieſe After-Poeſie des Aberglaubens, dieſe Wiedereinführung des Teufels, über den man doch endlich einmal aufgeklärter Weiſe weg ſein ſollte, dieſe Hinneigung zu Geſpenſtern und Kobolden; mit Einem Worte: dieſes Hinflüchten zum Katholicismus iſt mir in der tiefſten Seele zuwider, ja ich halte es für Frevel und Gräuel. Haben darum die edlen Reformatoren ihre ganze Zeit und ihre ganze Kraft gegen die Anmaßung der alten Kirche gerichtet, damit ſie jetzt auch bei den Proteſtanten wieder erſtehe? haben wir darum einen Moritz von Sachſen gehabt, dem es allein beſchieden war, den größten Kaiſer der Welt zu bekämpfen? haben wir darum ein dreißigjähriges Wehe beſtanden? hat uns darum der weſtphäliſche Friede des Geiſtes Freiheit zurückgegeben?

Der Mann war ſo heftig geworden, daß

der angefahrene Jüngling Raum zu einer theils gerechten, theils ungerechten Ironie bekam und entgegnete: Hat darum, ſo könnten Sie fortfahren, Thomaſius Geſpenſter und Hexen bekämpft und zur Ruhe gebracht? hat darum Voltaire die Bibel erklärt? hat darum die deutſche Bibliothek ihr Lampenlicht leuchten laſſen? daß wir nun ſollen wieder in die Nacht hinein, wo freilich die ewigen Geſtirne leuchten; die wir aber füglich entbehren können, da wir ja ein gutes thieriſches Talglicht haben.

32.

Der erſte Redner, der, wie wohl manche, die Unart hatte, wenn er in Geſellſchaft eine ihm werthe Meinung ausbreitete, nicht recht zuzuhören was der Andere erwiederte, ſondern während jener redete, ſchon darauf dachte wie er ſeine Oration fulminirend fortſetzen wollte, kehrte ſich auch jetzt keinesweges an die Scherze des andern, ſondern fuhr heftig fort: Ich haſſe gar ſehr den Katholicismus, und wir Proteſtanten ſollen ihn alle haſſen, ich halte die Lehre vom Teufel für einen entſetzlichen Aberglauben, ich haſſe die Vergötterung der Heiligen und der Jungfrau Maria, denn die erſten waren meiſtens Schwachköpfe; und die letztere mag eine gar gute Frau geweſen ſein. Dagegen habe ich nichts, aber höher ſoll man ſie nicht ſtellen, und zu ihr zu beten, es ſei in Proſa oder Verſen, halte ich für Sünde.

Allerdings konnten beide einſeitige und unſtatthafte Reden, beſonders da ſie mit harttönender und unerquicklicher Stimme vorgebracht wurden, nicht allgemeinen Beifall finden. Dennoch mochte man von ihrer Unbedeutenheit ſchwerlich erwarten, daß ſie ſo tief verletzend auf Conſtanzen einwirken würden, als ſie in der That wirkten. Ihre Farbe wechſelte und ihr Auge blitzte, und ſie, die ſich ſonſt ſo ſanft und zart benahm, ergriff jetzt mit beſonderer Stärke Hildegards beide Hände und rief: Bringen Sie mich weg von dieſer gemeinen und ſchändlichen Rede, denn man ſündigt wenn man ſo etwas auch nur hört. O pfui! pfui! über dieſe ekelhafte Gattung von Menſchenklugheit die doch ſo unendlich dumm iſt, und ſo roh etwas hinſagt, von dem ſie nichts begreift!

53.

Es giebt eine eigene, ſchneidende Betrübniß für gute Menſchen, wenn ſie ſehen müſſen, daß Perſonen, die ihnen ſonſt werth waren und auch ſtets bleiben werden, plötzlich aus dem Kreiſe fallen, in welchem ſie ſich allein mit Glück und ihrer Natur gemäß bewegen können. Zwar wird der ſanfte Menſch, eben weil die Sanftmuth keine Lammhaftigkeit iſt, gar wohl zürnen dürfen wenn ſich der Gegenſtand für den edlen Zorn darbietet; aber er wird nie unharmoniſch verdrießlich, nie ſcheltend heftig werden dürfen, ohne ſich ſelbſt im Innern faſt giftig wehe zu thun, während der mittelmäßige

Menſch, den es treffen ſollte, vielleicht ganz gelaſſen gegenüber ſteht, und es ziemlich — komiſch findet, daß man überhaupt irgend eine Idee eifrig verfechten mag.

Conſtanzens faſt regelmäßig ſchönes Geſicht hatte ſcheltend aufgehört ſchön zu ſein, und ſie war in ihrem Innern ſo feindlich verletzt worden durch den Sprecher ſo wohl als durch ſich ſelbſt, daß ein ſchmerzlicher Krampf ihren Körper durchzuckte und die treue Hildegard ſie in ein Nebenzimmer führen mußte um ihr dort Beiſtand zu leiſten.

34.

Lothar hatte bisher bald mit bitterer Ironie dem Sprecher, bald mit der leidenſchaftlichſten Theilnahme und Freude Conſtanzen zugehört, denn ihm war es noch nie ſo wohl geworden, die Geliebte in leidenſchaftlicher Bewegung zu erblicken, durch die er ſie ſich näher fühlte. Jetzt aber, als er ſie leidend hinauswanken ſah, fuhr er mit der ganzen Wildheit der Ueberkraft gegen den Sprecher ein, und nachdem er ihn mit einer Menge von harten Worten angegriffen, forderte er ihn auf eine ſeltſam feierliche Weiſe, in Gegenwart der ganzen ſehr gemiſchten Geſellſchaft, zu einem Kampfe auf Leben und Tod, wobei einige jener Gemiſchten klatſchten, andere ziſchten, andere wie unintereſſante Fragzeichen ausſahen.

Vor dreißig Jahren, erwiederte jener, wäre es mir darauf nicht angekommen, jetzt aber wo ich in einem ernſten Staatsamte ſtehe, und Frau und Kinder habe, halte ich mein Leben für zu wichtig um es an das Ihrige zu ſetzen, das mir geſchäftlos und eben deshalb nicht ſehr bedeutend erſcheint.

55.

Die ganze Geſellſchaft war in Aufruhr gekommen, und Julius, um die unangenehme Scene raſch zu endigen, ſtellte ſich vor den Angegriffenen und ſagte mit ruhig feſter Stimme: Lothar, Du ſtehſt einem Sechsziger gegenüber, und nur ein ganz verworfener Menſch kann wüthen gegen einen Greis. Aber Du biſt leidenſchaftlich trunken, und dem Trunkenen kann man vergeben. Willſt Du aber dennoch die Sache auf das Schwerdt ankommen laſſen, ſo ſtehe ich Dir, der Jüngling dem Jünglinge, gegenüber.

Lothar war ſehr blaß geworden, und ſagte dann, mit ſeltſamer Bewegung: Freilich, wenn Du Dich in meinen Weg ſtellſt; Dir kann ich nicht begegnen: Dir nicht, Dir allein nicht. — Und ſie — ſie würde das nicht wollen, ſie, an der mein Leben hängt.

Es hatten ſich während deſſen auch die Frau und die Kinder um den Angegriffnen geſtellt, und ihr faſt verwirrtes Gerede, vermiſcht mit etwas unharmoniſchem Geweine, war keinesweges geeignet, den ganzen Auftritt in die Sphäre des Erhabenen zu ziehen.

Nun, nun! ſagte endlich Lothar mit erzwungener Kälte, und trat einige Schritte zurück, wenn er feige ſein will, ich kann es mir gefallen laſſen, ich that was ich konnte und thun ſollte; aber mit ihm noch länger unter einem Dache bleiben will ich nicht.

Bei dieſen Worten verbeugte er ſich gegen die Damen und ging.

56.

Sehen Sie, ſagte der angegriffene Mann zu einem ſeiner Nachbaren, ſo iſt die heutige Jugend, phantaſtiſch-grob, vorlaut, ohne Reſpekt für das Alter, das Zeitalter zurückſchraubend zu finſterem Aberglauben, auf keine Gründe ſich einlaſſend und dann triumphirend abgehend. Die Fauſt ſoll entſcheiden, da wo Vernunft gilt. Es giebt wenige Ausnahmen wie dieſer Herr da, ja es werden der Ausnahmen immer weniger werden.

Er zeigte dabei auf Julius; aber dieſer

fühlte ſich durch die ganze Scene ſo unangenehm berührt, daß er ſich ſehr zuſammen nehmen mußte, um nichts Stärkeres zu erwiedern als ſich ziemte. Sie beurtheilen, antwortete er, die heutige Jugend ganz falſch, denn Sie kennen ſie nicht; und um deswillen kann ich mich keinesweges freuen, wenn Sie mich zu den Ausnahmen zählen. Schützte ich übrigens Ihre Perſon, ſo theile ich doch kaum die Hälfte Ihrer Anſichten, und ſo haben Sie mir denn auch ſelbſt in der entfernteſten Hinſicht nicht zu danken. — Der Mann ſchüttelte den Kopf und ſchien nicht abgeneigt nun auch Julius für einen unartigen Jüngling zu erklären. Er fühlte ſich unheimlich in der Geſellſchaft und empfahl ſich bald mit Frau und Kindern.

37.

Kaum war er fort, als das Stillſchweigen der Geſellſchaft, wie es gewöhnlich nach einem heftigen Auftritte zu erfolgen pflegt, durch einen hereintretenden Jüngling unterbrochen wurde, der mit großem Wortreichthum zuvörderſt ſein Zuſpätkommen entſchuldigte, und ſodann eine außerordentliche Menge von Sieges-Nachrichten mitbrachte. Die Quellen ſeiner Berichte waren freilich nicht die lauterſten, denn er konnte ſich nur auf gewiſſe Kaffeehaus-Geſpräche berufen; auch ſchien nach dem Stande der Heere, den die Zeitungen angaben, noch keine Schlacht möglich. Dennoch fand er überall Glauben, da das ſo lange verletzte Deutſche Herz mit der innigſten Lebhaftigkeit wünſchen mußte, daß die ſchönen Hoffnungen endlich möchten erfüllt werden.

Ein allgemeiner Jubel tönte durch den Saal; aber es war leider nur ein weltlicher Jubel, der, ohne höhere Beziehung auf Gott, nicht frei ſein konnte von Uebermuth. Und als Julius, von einer heiligen Freude hingeriſſen, die Hände ausſtreckte gegen den Himmel und aus tiefer Bruſt in Andacht, leiſe ausſprach: „O Du allgütiger, Du großer und ſtarker Gott, Du haſt das Flehen vieler Millionen gehört, und ihre Thränen getrocknet," — da ſtimmte diesmal keiner ein, denn es war nur von Menſchenkraft und Menſchenthat die Rede, gleichſam als könne dieſe in ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt beſtehen, und bedürfe nichts weiter. Ja wir können nicht verhehlen, daß einige Jünglinge ſogar mit ſpottendem Lächeln auf Julius hinblickten, was unſer Freund jedoch nicht bemerkte, denn der Betende ſoll nichts wiſſen und nichts ſchauen im Gebet als Gott, und in ihm die unendliche Liebe.

38.

Es fand ſich bereits am andern Tage, daß die Siegesnachrichten leider ganz grundlos geweſen waren, und manche jener weltlich Jauchzenden erſchienen heut trübe und verdrießlich, während Julius und die ihm ähnlich Geſinnten voll edler Hoffnung blieben.

Hildegard erzählte ihm von der ſeltſamen Stimmung in der ſie Conſtanzen geſehen, und von den Geſprächen die ſie gehabt. Die Freundin habe ſich nach jenem heftigen Auftritte, faſt kalt gezeigt, und mit ruhiger Bitterkeit geſagt: Ich hätte nicht zürnen ſollen, denn der Zorn iſt zu gut für dieſe gar zu mittelmäßige Welt, in der das Gute und Große bloß darum da zu ſein ſcheint um verlacht und verſpottet zu werden. Ich hätte nicht zürnen ſollen gegen den Mann, der das ſagte, was ſo in der Ordnung iſt, und der, abgefallen von der rechten Kirche, gerade ſo redete wie er reden mußte. Nur daß man immer noch Momente hat, in denen man an einen ſo ſchmählichen Abfall nicht glauben kann, und an all den Jammer, der aus Gemüthshohlheit entſpringt, die ſich für Klugheit hält.

Hildegard, in ihrer milderen Klarheit, hatte ihr zu zeigen geſucht, daß ſie alles in einen Schatten ſtelle, der größtentheils von ihr ſelbſt ausgehe, und wie ſehr ſie irre, wenn ſie jenen mittelmäßigen Mann mit ſo manchen flachen und abgeſtandenen Meinungen, für einen ächten Repräſenten des edlen Proteſtantismus halte. Aber ſie mußte ſelbſt mit der zarteſten Zurechtweiſung gar bald aufhören, da die Folge jenes Auftritts, Conſtanzens leibliches Uebelbefinden, die Fortſetzung des Geſpräches hemmte.

Julius fühlte die Pflicht als Freund für ſie zu handeln, doch mußte auch er mehrere Tage vorüber gehen laſſen, ehe er ſie ſprach, da mit der Kranken nichts Entſcheidendes auszurichten ſei.

39.

Sie empfing ihn freundlich, blieb aber auf dem Sopha, und blätterte in Papieren, die vor ihr ohne ſonderliche Ordnung aufgehäuft waren. Endlich nahm ſie einen beſchriebenen Bogen vom Tiſch und ſagte: Sehen Sie, das iſt meines geliebten Richard Teſtament, nur wenig-

Wochen vor ſeinem Tode geſchrieben. Verzeihen Sie, daß man die Buchſtaben noch immer leſen kann, und daß ſie nicht von Thränen ganz verwiſcht ſind. Ich weiß recht wohl, daß dieſe Verlöſchung durch Thränen, in vielen Romanen, der Ordnung gemäß, vorkommt, und zwar bei weit weniger rührenden Briefen oder Schriften als dieſe hier iſt. Allein es iſt mit der ganzen Sache überhaupt nicht richtig, wie mit ſo manchem andern was man in Büchern lieſt, denn man weint doch lieber, dünkt mich, in der Nacht, etwa auf dem Bette ſitzend, und in die Nacht hinein, als bei hellem lichten Tage in ein beſchriebenes Papier.

Julius erſchrak vor der traurigen Ironie und Kälte, mit der ſie die unerquicklich ernſten Worte ausſprach. Er nahm die Schrift und las ſie mit großer Rührung. Richard, bei ſeinem ſteten körperlichen Leiden, den bedingenden Drang des Lebens doppelt fühlend und deshalb auch zu hart anſehend, hatte deshalb, für den

Fall eines baldigen „Hinübergehens," die Geliebte zur Erbin ſeines ganzen ſehr bedeutenden Vermögens eingeſetzt.

Das iſt, ſagte Julius, ganz meines Richard würdig; denn des Mannes Liebe ſoll nicht eine ruhige, ſorglos die Zukunft abwartende ſein; ſondern eine umſichtige, helfende. Er, der zum Kampf berufen iſt, ſoll eifrig ſorgen für die Geliebte, und auch ihrem äußern Leben jeden Reiz zu geben ſuchen, den er zu geben irgend im Stande iſt.

40.

Mein Richard, erwiederte Conſtanze in der Schroffheit der Exaltation, iſt über dies Lob weit erhaben, denn ich finde nur rührend, daß er überhaupt mich liebte, daß er überhaupt an mich dachte, an mich, die ſo weit unter ihm ſteht, daß ſie kaum den Blick zu ihm hinauf ſchlagen konnte; aber daß er irdiſche Bequemlichkeit und Pracht und Reichthum um mich ſtellen wollte, darüber kann ich nur lächeln, und ſein verklärter Geiſt wird mir wohl dies Lächeln vergeben. Ich weiß nicht, ob mit ihm mir Reichthum willkommner geweſen wäre als Armuth und ich hätte wohl ſchwach genug ſein können den erſtern zu lieben; aber jetzt wo er nicht mehr iſt, jetzt ſollte ich reich ſein? jetzt ſollte ich auf behaglichem Polſter dieſer elenden Glieder pflegen, während er .... O ich ſehe jetzt recht wohl, was es heißt, wenn die Seele in einem von Krankheit zerriſſenen wunden Körper wohnt; man könnte ſagen: wie auf einer feucht kalten Moosbank, in einer dunkeln Grotte, wo der Luftzug durchſtreicht, durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben .... Ich weiß jetzt viel beſſer was er mag gelitten haben.

Ich ſehe jetzt auch recht lebhaft den ganzen Weg, den er mit dem böſen Lothar gemacht hat, und ich will mir gewiß auch nie vergeben, daß ich das zugab. Ich war ſchwach, wozu man leider faſt alle Mädchen zwingt, denn wir dürſen ja überhaupt nie etwas Entſcheidendes ſprechen: das ſteht nun einmal ſo gedruckt in überaus klugen proteſtantiſchen Büchern denen wir nachleben müſſen. Und ihnen nachlebend habe denn auch ich ſehr erbärmlich gehandelt, indem ich nicht handelte. — Ich ſehe die ſchmale Brücke recht wohl und das ſchauerlich froſtige Wellengrab. Ich weiß jetzt, was es heißt „der Geliebte iſt todt," denn gerade dann, wenn ihr tauſend poetiſche Fetzen und romantiſchen Duft um den Tod hängt und webt, dann kennt ihr ihn gerade am wenigſten, und wißt nicht was ihr redet. Ich weiß es, was es heißt „der Geliebte iſt todt," und kann mich zuweilen wohl hundertmal in einer Stunde an dem bloßen Klange dieſer Worte erbauen und laben. — Und ich ſollte .... reich ſein wollen? ich ſollte nicht gränzenlos verachten die erbärmliche Pracht, die auf dem Wege zum Heile doch nur hemmt und ſtört?

41.

Julius war innig betrübt worden über die kalt entſchiedene irreligiöſe Traurigkeit in der Seele ſeiner Freundin, die jeden Troſt gleichſam von vorn herein abſchnitt, und er hatte Mühe ihr mit geſammelter Seele zu erwiedern: Gewiß, meine Freundin, ſtehe auch ich bei Ihnen nicht in dem Rufe, als könnte ich glauben, daß Sie, als Einzelweſen das für ſich ſelber ſorgt, der Reichthum erfreuen möge. Aber wie dürfte ſich auch der Menſch jemals als ein Einzelweſen betrachten? und wenn er das nicht thut, ſo darf er ſich auch der Mittel erfreuen, die ihm beſchieden ſind andern zu helfen, zum Beiſpiel den Armen, die krank ſind, wie einſt unſer verklärter Freund.

Mit Gold, erwiederte Conſtanze, iſt wol überhaupt wenig zu helfen, und nur Wenigen, und dieſe, denen allein ſo zu helfen wäre, ſcheinen mir nicht bedeutend genug, um ſie beſonders zu beklagen, wenn ſie verloren gehen, denn es kann nichts Sonderliches an ihnen verloren ſein.

Julius fühlte die Freundespflicht, der unglücklichen Jungfrau beſſere und erfreulichere Begriffe von thätiger Menſchenliebe zu geben; und nachdem er ihr mit kurzen herzlichen Worten vorgeſtellt hatte, daß auf dem Wege, den ſie eingeſchlagen zu haben ſcheine, keine wahrhafte Ruhe zu finden ſei, ſo ſchloß er mit den Worten: Allerdings wirkt der Menſch bei weitem am meiſten durch ſein reines Sein, durch ſein Lieben, durch ſein Handeln, und durch ſein Wort. Aber auch das Gold kann in der Hand des Edeln, faſt möchte ich ſagen, ſeine irdiſche Natur verlieren, und ſehr Bedeutendes wirken auch für das geiſtige Leben. So hat Richard Sie, theure Freundin, zur Helferin und Pflegerin der Armen und Kranken machen wollen, und in dieſem Handeln würden Sie eine Beruhigung finden, die Ihnen jetzt fehlt.

42.

Das iſt nun alles vorbei, antwortete Con-
ſtanze. Wen das Geſchick behandelte wie es
mich behandelt hat, für den ſind die gewöhnli-
chen Pflichten gar nicht mehr vorhanden. Von
einer zertretenen Blume ſoll man nicht mehr
verlangen daß ſie dufte; und von einem zerriſſe-
nen Inſtrumente nicht mehr daß es töne wie
onſt. Aber für meine Beruhigung, guter Ju-
ius, ſein Sie ohne Sorgen, ich habe ſie geſun-
en und werde ſie finden.

Wo? fragte Julius, und eine trübe Ah-
ung durchflog ſeine Seele.

Im Schooße der heiligen Kirche, erwiederte
e, jener Kirche die Sie nicht kennen, die Sie
ohl gar haſſen, im Schooße der allein ſelig
achenden katholiſchen Kirche. Morgen ſchwöre
h in die Hände meines geiſtlichen Vaters ewige
reue der Religion die mich allein beglücken
nnte. Julius trat erſchreckt zurück; und ſie

fuhr faſt heftig fort: Ich kann nicht, wie ihr es vielleicht zu können meint, allein ſtehen mit meiner kleinen unerfreulichen Freiheit, die ihr ſo liebt. Ich kann nicht verſtehen das heilige Buch ohne die Auslegung der Kirche, ich will demüthig gehorchen in heiligen Dingen, und nicht in meiner armen Demuth deuteln und klügeln wie ihr, ich bin verloren ohne die ſichtbare Stütze der hohen herrlichen, auf dem Blut der Märtirer gegründeten Kirche; ja ich verhehle es nicht, daß mir der Vater nicht genügen kann wenn ich der Mutter entbehren ſoll. O mein Freund, mein redlicher Freund, der Sie es ſo gut meinten mit dem nun geneſenen Richard, mit dem wohl nur wenige es gut meinten, — o Julius, könnte ich Sie doch überſtrömen mit dem Glücke, das ich fühle, und das mich noch in höherm Maaße erwartet, könnte ich doch auch Ihnen dieſe ſchönere Ahndung geben, daß Sie ſich losriſſen von Ihrer unberuhigenden Religion, die nur Ueberkraft und Ueberfreiheit gebildet haben.

43.

Sie ergriff bei dieſen Worten Julius Hand; aber er zog ſie raſch zurück und erwiederte mit tiefem Ernſt: Fordern Sie mich, und fordern Sie dieſe Hand auf, in jedem Augenblicke, wo die Freundin des Freundes bedürfen kann; aber nicht in dieſem Augenblicke, und zu dem traurigen gränzenlos irrenden Worte, das Sie ſo eben geſprochen. Es iſt zu ſpät, Sie ablenken zu wollen von dem trüben Entſchluſſe, den Sie gefaßt haben; darum kann der Freund nur mit kummervollem Herzen Gott bitten, daß ſein Segen Ihnen folgen wolle, wohin Sie ſich auch wenden.

Aber glauben Sie nicht, daß Sie jetzt beruhigt ſind, glauben Sie nicht, daß was eine durch Liebe und Schmerz entflammte irre träumende Phantaſie Ihnen verkündet, ſo eintreffen werde. Nur dann, wenn Sie ſich gewöhnt haben werden, der Hand Gottes ſtill zu halten mit freundlicher Ergebung, nur dann, wenn Sie jede Freude und jeden Schmerz, und ſollte Ihr Herz auch dabei verbluten, als ein reines Gottesgeſchenk annehmen, das nothwendig war für die Bildung und für das Heil Ihrer Seele, nur dann werden Sie wahrhaften Troſt und ſtille Herzenserhebung wiederfinden; es ſei nun in der katholiſchen Kirche oder in der unſrigen. Dann werden Sie auch gern Ihre harten irrenden Worte gegen jenen ewig theuren hochherrlichen Mann zurücknehmen, dem Gott ſichtbar half, die Bande zu löſen, die Menſchen um Menſchen geſchlungen hatten, daß ſie, unfrei, die göttlichen Dinge nicht rein anſchauen konnten.

44.

Ich wollte Sie nicht verletzen, und nicht Ihren Luther, erwiederte Conſtanze, ich wollte

Sie nur aus dem Zuſtande des Verneinens, den ja Ihre Kirche ſelbſt zugiebt, indem ſie ſich die proteſtantiſche nennt, in den beglückendern der reinen ſeligen Bejahung verſetzen. Das darf ja die Freundin, wenn ſie auch dabei leider mißverſtanden wird.

O wie wenig, erwiederte Julius, wie wenig kennen Sie unſern Luther, oder vielmehr wie ſo ganz verkennen Sie ihn. In ihm iſt das ewige feſte und demüthige Ja zu allem was als göttlich uns offenbart worden iſt; aber auch das ewige ſtarke Nein zu jeglicher Menſchenſatzung, die ſich eindrängen will, als ſei auch ſie etwas Göttliches.

Das Geſpräch wurde hier durch den hereintretenden Geiſtlichen unterbrochen, deſſen Beredſamkeit größtentheils die Veränderung zuzuſchreiben war, die ſich in Conſtanzens Seele begeben hatte. Ein eignes Misgefühl bemächtigte ſich unſers Freundes, der in dieſem Augenblicke, übertreibend, in dem Fremden einen

Räuber zu erblicken glaubte; der die Freundin allen früheren gewohnten und erfreulichen Verhältniſſen entführte, und zwar zu einem Ziele, das ſeine proteſtantiſche Geſinnung verletzte. Doch, ſtets und überall den Stand des Geiſtlichen ehrend, ließ er das empörte Gefühl nicht in Worte gegen ihn ausbrechen, ſondern, jeder andern Empfindung wehrend, dachte er nur an den Abſchied, der ihm bevorſtand. — Ach wie könnte denn auch der Menſch in dieſem kleinen und flüchtigen und doch ſo tief bedeutenden Leben ſcheidend noch ein hartes Wort ſagen, wie könnte er die Hand der Freundin, die er vielleicht nie wiederſieht, bei dem Abſchiede faſſen, ohne ihr zuzuſprechen: Lebe Du wohl, lebe Du ſehr glücklich, und viel glücklicher als ich; und wenn ich Dir je traurige Augenblicke machte, oder wol gar Dir Unrecht that, ſo vergieb mir doch ja recht von Herzen, denn ich könnte nie ruhig ſein ohne das.

Und ſo ſchied auch Julius von Conſtanzen.

45.

Lothar hatte indeſſen mehrere Nächte lang ohne Schlaf mit ſich ſelbſt gerungen, ob er ſeine freventliche Liebe Conſtanzen gleich jetzt geſtehen, oder ob er irgend eine Gelegenheit abwarten ſolle, die ihn vielleicht begünſtigen könne.

Lieber bluten als ſtarren! rief er aus, und, indem der Klang des eignen Wortes ſein Ohr berührte, war ihm, als habe er das einſt bei einer traurigen Gelegenheit auch ſchon einmal geſagt, um ſich aus ſchlimmer Ruhe zu ſchlimmem Handeln anzureizen. Doch trotzig wiederholte er noch einmal das „lieber bluten als ſtarren," der böſen Vorbedeutung kecklich ſpottend.

Die Gewitter ziehen ſich dort oben ſchon zuſammen: Soll ich warten bis der Blitz herab fährt, um meine Bruſt vollends zu zerſchmettern? Soll ich die gräßlichſte aller gräßlichen Empfindungen, umſonſt und ohne Nutzen geſündigt zu haben, noch länger mit mir herumtragen?

Er ſchwieg eine Weile, und, indem eine hohe Röthe in das blaſſe Geſicht drang, ſagte er, ſich ſelbſt gleichſam abwendend von ſich ſelbſt, ich will belohnt werden für meine Sünde? ich will mit blutiger Hand die Krone des Lebens faſſen? und ich will die ſanften Engel, die ſie bewachen, wüthend angreifen, daß ſie, was nur dem Reinen gebührt, mir geben ſollen! Ich will den Teufel zwingen, daß er mir das Göttliche verleihe?!

46.

O nein! ſo iſt es nicht! das iſt nur die traurig unbeholfene Menſchenſprache, die die ganze Sache verkehrt, und falſch ausdrückt was ich meine; und die verworrenen Töne, die ich ſelbſt angebe, ſollen mich nur noch mehr verwunden, und . . . . ich bin es doch ſchon genug. — Es iſt alles anders, und es wird noch alles gut werden. — War es nicht ſo, wie die fromme Hildegard ſprach? und ſoll denn das gute Wort nicht auch mir zu Gute kommen? — Ich habe Conſtanzen den ſchwachen kranken Freund genommen: dieſe Schuld muß ich allein abbüßen, wenn ſie anders abgebüßt werden kann, und niemand darf und ſoll mir in dieſer Pflicht beiſtehen; aber bin ich nicht ſchuldig, ihr, in mir, dem Starken und Feſten, ach! dem nur zu Starken, Erſatz zu bieten für den Schwachen, den ich ihr nahm? — Freilich, ſo gut wie er, bin ich wohl nicht; aber was kann nicht der Menſch werden, wenn er liebt und geliebt wird? Ich habe ja nicht geſündigt um irdiſches Gut, nicht um Glanz und Reichthum, nicht um alle Kronen die die Erde verleiht, ich habe ja nur geſündigt um der Liebe willen, und die Liebe, die alles heilt, muß ja auch dieſe Wunden heilen können.

Siehe da ſtrömt wieder ein unendliches Leben in die halb erſtarrten Adern, denn Du, o

Conſtanze, ſtehſt vor mir, wie eine ſelige Hirtin, die das verlorene Lamm wieder in die lebenswarmen Arme faßt, um es an ihrer Bruſt einem neuen ſchönern Daſein wieder zu geben. — Du, Sanfte, Holde, wirſt ja nicht mich verloren gehen laſſen.

47.

Gern wäre er, mit dieſem Gefühl und mit dieſer gewaltig aufgerafften Kraft in der Bruſt, zu Conſtanzen hingeeilt. Aber ſie ſprach, ſeit Richards Tode, keinen Jüngling mehr, und da ſein Beſuch ſchon mehrere male mit Entſchiedenheit abgelehnt worden war, ſo blieb ihm nur ſchriftliche Mittheilung übrig, ſo wenig dieſe ihm auch genügte. Das geſchriebene Wort ſteht der Liebe und der Freundſchaft tief unter dem geſprochenen, und das geſprochene unter dem gefühlten, und das Gefühl unter der edeln Umarmung und frommen Vereinigung, und dieſe wieder unter der Ahndung des Höchſten, das auf dieſer Welt nicht zu erreichen iſt. Und ſo iſt auch hier religiöſe Ergebung das Einzige, wohin der Menſch, ſich zu beruhigen, flüchten ſoll.

Wir übergehen den Anfang von Lothars Briefe, in welchem das Wort faſt ſinnliche Geſtalt annahm, und, wie in Blut und Flamme getaucht, wild leuchtend und verzehrend auftrat. Wir ſetzen nur den Schluß hieher.

48.

Du haſt keinen freien Willen mehr, Conſtanze, und glaube mir, daß das gut iſt. Unter allen Geſchenken des Himmels oder der Hölle, iſt der freie Wille das Entſetzlichſte; denn nimmer kann in ihm der Menſch ſich vor Irrthum bewahren, und der Irrthum führt zum Verbrechen oder er iſt es ſchon ſelbſt. Siehe, darum lieben wir die Kinder ſo ſehr, weil ſie noch gar keinen Anſpruch machen einen eignen Willen zu haben, ſondern, eingeſchloſſen von dem Gebote der Natur, lieben und lächeln und weinen wie ſie es will. Dich, Conſtanze, umgiebt eine höhere und ſchönere Nothwendigkeit als die der blinden Natur, Dich umgiebt die Nothwendigkeit der Liebe, und in ihr ſtehſt Du geſichert und klar da, was auch feindliches und verworrenes ſonſt gegen Dich andrängen mag. Du kannſt ſelbſt unter Blut, Thränen und Verbrechen rein und fröhlich auftreten, wie ein unverletzliches Weſen, denn über Dich hat eine höhere Macht bereits entſchieden und Dich mir zu eigen gegeben für Zeit und Ewigkeit.

Würde ich, Geliebte, wohl dies ſtolze Wort ſprechen wenn ich es nicht fühlte mit unendlicher Deutlichkeit? und iſt denn nicht die höchſte Demuth in dieſem Stolz? denn ich rede ja von mir nur in Beziehung auf den Himmel, der entſchieden hat. Die andern Menſchen können darüber gar nicht urtheilen, obwohl ſie es thun, höchſt frevlentlich und albern. Was zwiſchen

Dir und mir zu entſcheiden iſt, das begreift kein andrer als Du.

Sie haben Dir gewiß geſagt, ich ſei ſehr wild und wüſt und gewaltig. Das iſt ſo in der Ordnung und ſie können nicht anders, die traurig Schwachen. Ich *will* auch wild und gewaltig ſein gegen all das thörigte ſchwächliche Volk; aber Du, Geliebte, ſollſt mit mir ſpielen können wie mit der ſchuldloſeſten Taube und mit dem ſanfteſten Lamm. Darum widerſetze Dich nicht dem Himmel; ſondern liebe mich: denn Du kannſt nicht anders und Du darfſt nicht anders. Vergiß auch nicht, daß Dein Nein mich nicht etwa bloß zeitlich tödten würde — was wäre *daran* gelegen? — ſondern immerdar und ewig.

Ach, Geliebte, entſcheide Du ja milde.

Lothar.

49.

Es giebt einen Wahnſinn der leidenſchaftlichen Sünde, der faſt ruhig erſcheint, und in einem ſolchen ſchrieb Lothar. Dieſer Zuſtand blieb bei ihm eine geraume Weile, und in der Ueberangeſtrengtheit, die oft der Stille gleicht, konnte er ſogar — ſpatzieren gehn, während er Antwort erwartete. Dieſes Antwort-erwarten auf wichtige Briefe hat für gute Menſchen einen eignen wehmüthigfrohen Reiz. Da nämlich der gute Menſch immer auch ſtark iſt, ſo macht er ſich in ſolchen Fällen auch auf das Schlimmſte wohl gefaßt, und bewaffnet ſich ganz auch mit der religiöſen Rüſtung. Und er ſagt ſich dann wohl: Gewiß möchte der Freund oder die Freundin gar gern alles gewähren; aber es iſt doch wohl wahrſcheinlich, daß ſie nicht könne; und Du mußt ja nicht zürnen, wenn es ſo iſt. Denke nur ſelbſt, wie traurig es Dir iſt, wenn Du dem Freunde Nein ſagen mußt. So, oder vielleicht noch viel zärtlicher iſt auch ihnen zu Muthe, und darum muß: Du ſchon jetzt Dich vorbereiten, und wenn das Nein kommt, recht bald in einem heitern, liebenden Briefe antworten, daß ſie ſich nicht zu ſehr betrüben, die lieben Menſchen.

Aber der unſittlich gefallene Menſch, der noch nicht zur Reue und Demuth ſich gewendet hat, fühlt ſich doppelt erhitzt, wenn er warten muß, und bietet dann dem Geſchicke, das ihm nicht antwortet, eigenmächtig einen Vertrag an, in dem er der allein Begünſtigte iſt. Wenn alles geht wie er es will, dann verſpricht er .... nicht wieder zu ſündigen; und, hat er noch einige Reſte von halb-poetiſcher Natur, ſo ſetzt er wohl gar noch hinzu, daß er ſelbſt im höchſten Triumphe kein Purpur-Kleid, ſondern eins von ſehr beſcheidener Farbe, anlegen, oder etwas Laub von einer Thränenweide auf den Hut ſtecken will. Und nun dünkt ihn, es könne nicht fehlen, da er ſo etwas verſprochen hat.

50.

Als Lothar am Abend in ſeine Wohnung zurück kam, lag bereits die Antwort auf dem Tiſche. Ihn ſchauderte bei dem Anblick; denn wie ſehr auch der Menſch Entſcheidung gewünſcht hat, ſo trifft ihn dennoch der Gedanke, daß nun gleichſam das Gottesurtheil ausgeſprochen werde mit gewaltiger Wucht. Er betrachtete die zierliche Frauenhand in der Aufſchrift, das kleine Siegel von dem feinſten Lack, und ſagte zu ſich ſelbſt: Noch iſt alles gut, noch weiß ich nichts. Ach das Nichtwiſſen iſt doch ſüß; .... aber ſüßer noch das Wiſſen um das entſchiedene Glück. Anderes kann mir nicht bevorſtehen. —

Zwar, fuhr er dann ſeltſam lächelnd weiter fort, habe ich einmal geleſen, daß Buchſtaben nicht tödten; aber gerade die zierlichſten und feinſten, die eine Frauenhand ſchreibt, können es am erſten. Wie wohl iſt mir, daß hier von ſo etwas gar nicht die Rede ſein kann. Conſtanze kann nur Leben geben.

Jetzt erbrach er raſch den Brief, und las: Wenn mir der heilige Glaube, dem ich mich jetzt gewidmet habe, nicht ſtreng verböte, irgend einen Menſchen zu haſſen und zu verachten, da ſelbſt in dem Verlorenſten doch immer noch ein Funke von oben, unter Schutt und Aſche glühen kann, ſo würde ich Sie, Sie allein auf der weiten Welt, haſſen, verachten, verabſcheuen und bitter verfolgen So aber wehre ich Sie nur ab, wie einen Wahnſinnigen der ſchlimmſten Gattung, den zu bemitleiden ſehr ſchwer wird. Auf Ihren freventlichen Brief antworte ich nur dadurch, daß ich ihn mit dem empörteſten, widrigſten Gefühl zurückſende, denn ich mag nicht mit den Schwefelflammen, die er aushaucht, unter Einem Dache ſein. Wir ſehen uns nie wieder, und ich will den Gedanken verbannen, daß ich Sie je geſehen habe.

Iſt es möglich, ſo beſſern Sie ſich noch;

aber nur die gränzenloſeſte Reue, nur die gränzenloſeſte Buße und Demuth kann Sie retten. — Beten Sie, daß Sie deren gewürdigt werden.

Conſtanze.

Lothar ſank ohnmächtig zu Boden als er geleſen; und am andern Morgen war er aus der Stadt verſchwunden. Niemand wußte wohin.

51.

Als Julius Conſtanzen verlaſſen, begegnete ihm gleich im Vorzimmer Hildegard mit den eilig freundlichen Worten: Ach, denke nur, liebſter Bruder, was ſich da begeben hat. Ich ſitze ganz ruhig und ſticke und ſtricke, da kommt plötzlich ein überreich gekleideter Bedienter von dem großen Staatsmann und Dichter Conſtantin, der, Gott weiß auf welcher abermaligen Reiſe, jetzt hier iſt. Er will Dich ſprechen und läßt Dich ſehr bitten, zu ihm zu kommen.

Julius mußte ſich die Sache noch einmal vortragen laſſen, da ſie ihm anfangs allerdings ſeltſam vorkommen mochte. Dann aber lächelte er ſehr über Hildegard, und ſpottete ihrer freundlich, daß ſie, die ſtets behauptet hatte, wie es denn auch der Wahrheit gemäß war, daß ſie Conſtantin nur ehre und nicht liebe, jetzt doch ein ſo großes Aufheben über eine nicht ſehr intereſſante Begebenheit mache. Auch über das „er läßt Dich ſehr bitten" wurde wie über eine gewiſſe Art von Uebertreibung geſcherzt, die ſich die Schweſter ſonſt nicht zu Schulden kommen laſſe.

Als er ging, ſagte Hildegard: Du gehſt jetzt recht häufig, und das iſt freilich traurig; aber das Wiederkommen iſt dafür auch doppelt angenehm und diesmal vollends wirſt Du gewiß viel Fröhliches zu erzählen haben.

Ich denke, erwiederte Julius, noch zu ſehr mit Conſtanzens Schickſal beſchäftigt, das er jezt nicht einmal zu erzählen Zeit hatte, ich denke, es wird wohl ſo in Mittellinien ſich halten.

52.

Als er aber den Gang wirklich antrat, da wich bald die kühle Stimmung, die ohnehin bei ihm nicht ächt war, und machte der gewöhnlichen beſſern und nachdenklichen Raum.

Dieſer Conſtantin, ſagte er zu ſich ſelbſt, ſteht als ein hochbegabter, hochbegnadigter Mann da, denn er iſt ein wahrhaft großer und geweihter Dichter, der mit ſicherer Hand, und wie mit reinem Silberſtift die Geſtalten hinzeichnet, während freundliche und milde Geiſterſtimmen durch die Schöpfungen hintönen, die er hervorruft. Der gebildetſte und tiefſte Geiſt, das hörte ich ſelbſt von dem bei aller Freundlichkeit doch ſehr ſtreng urtheilenden Ottobert, findet in dieſen anſcheinend leicht hingegehauchten Gedichten manches von ſeinem tiefſten Weſen ausgeſprochen, und freuet ſich an dem ſchönen Prophetenſtande des Dichters, und der Ungebildete, wenn er ſonſt nur ein reges Innere hat, ergötzt ſich wenigſtens auf ſeine Weiſe an der Leichtigkeit und flüchtigen Zierlichkeit der Geſtalten, die hier in ſo ſchönem Tanze durch einander ſchweben. — Ach! ſetzte dann Julius für ſich ſelbſt hinzu, möchte er doch nie feindlich mir gegenüberſtehen! Er iſt freilich kühl; aber edel, und .... möchte er doch nicht zu kühl ſein. Ich denke dabei nicht an mich, der ich etwa dabei leiden würde, ſondern an etwas viel beſſeres.

Es war ihm auffallend, daß er unterweges einigen ſehr blaſſen und verſtörten Geſichtern begegnete, und er hörte einigemale das trübſte Wort „verloren" erſchreckt und heftig fragend ausrufen. Aber er mochte ſich jetzt nicht näher erkundigen, um ſich die Ruhe nicht zu rauben, die zu einer Unterhaltung mit Conſtantin nöthig ſchien.

53.

In der Wohnung des gefeierten Mannes ſah es faſt fürſtlich aus, und Julius freute ſich deſſen, denn ihm war angenehm wenn einmal ein großer Dichter, der die unſichtbare Krone immer trägt, auch in der Zeitlichkeit und für das ſichtbare Auge glänzend erſcheint. Dennoch dachte er mit einer faſt behaglichen Rührung an die freundliche Beſchränkung zurück, in der er Ottobert gefunden, und ſein Gemüth ſagte ihm, daß das letztere meiſtens wohl das beſte ſei.

Das letzte Vorzimmer, in dem er ziemlich lange warten mußte, war mit ſchönen Gemälden und Kupferſtichen verziert; aber Julius konnte nicht ganz zufrieden ſein mit dem Stoffe, den ſie behandelten. Ja, er mußte ſogar von einigen das reine Jünglingsauge abwenden.

Endlich ſprach er den ſchon oft gefühlten Seufzer aus: Ach, warum nur in den Olymp? warum nicht in das liebe, milde Himmelreich?

Jetzt wurde die Thür geöffnet, und er trat in das Wohnzimmer, das noch heiterer und glänzender erſchien als die vorigen. Es ſchien als ſei Conſtantin durch eine angenehme Reiſe noch geſünder geworden als er ſchon früher geweſen, und in ſeinem ganzen Weſen war eine ſolche Genüge und Sicherheit, daß das Wohlbefinden gleichſam vom Scheitel bis zur Ferſe ſich ausſprach. Er war noch im Morgenanzuge, aber der dunkelblaue Oberrock vom feinſten Tuch, auf welchem doch auch das Zeichen der Staatswürde die er bekleidete, nicht fehlte, das offene Haar und das lockere Halstuch, das von dem ſehr weißen Halſe manches ſehen ließ, wenn er das Haupt erhob, das alles ſtand ihm gar wohl Julius freute ſich auch des allen nicht wenig; aber es erhob ſich doch in ſeinem Herzen eine Stimme, welche das ſeltſame Wort ſagte: Ach, Du theurer Dichter, Du biſt zwar recht glücklich; aber Du wärſt doch noch glücklicher wenn Du ein wenig .... unglücklich ſein könnteſt.

54.

Conſtantin erhob ſich vom Sopha, ging unſerm Freunde einige Schritte entgegen, und winkte ihm dann freundlich ſich neben ihn zu ſetzen. Aber Julius fand für gut, den Stuhl zu wählen, um ihm gegenüber zu ſein. Vor ihm ſtiegen gleichſam die Geiſter alle von Conſtantins herrlichen Schriften auf, und das ſchöne Gefühl der Verehrung und Liebe wehrte jeder Unbeholfenheit, auch der körperlichen, die ſonſt wohl in gewiſſen Momenten den beſcheidenen Jüngling befallen kann, wenn er ſehr gefeierten Männern nahe tritt.

Conſtantin erzählte, er habe auf ſeinen Reiſen den alten Erlof kennen gelernt, und er fühle ſich ihm perſönlich verpflichtet für manche nicht unbedeutende Gefälligkeit, die er ihm erzeigt. Er ſprach nicht ohne Intereſſe einige Worte der Anerkennung über ihn, und meinte mit Recht, es ſei wohl einer der erfreulichſten Anblicke: ein klarer und heiterer Bürger, der in ausgebreiteter und wackerer Thätigkeit, ſeinen gemeſſenen, ſichern Gang fortgehe, ohne viel links und rechts zu ſchauen.

Julius fühlte ſich innig bewegt, und hätte dem theuern Sprecher gern die Hand gedrückt, wenn nicht die Verhältniſſe des Lebens dieſe Aeußerung verboten hätten. Aber er konnte nicht laſſen, ein aus der tiefſten Seele kommendes „Ja wohl, ja wohl" zu Conſtantins Rede hinzuzuſetzen, und dann zu erzählen, wie viel er als Pflegeſohn dem würdigen Manne verdanke.

55.

Löblich! erwiederte Conſtantin, der vielleicht nur halb gehört hatte, und nicht gern lange bei einem Gegenſtande verweilte, über den er ſchon das Nöthige geſagt zu haben glaubte, — recht löblich! und ſein Ton ſchien, obwohl er lebte, doch wieder in die gewohnte Kühle des frühern Geſellſchaftsabends zurück zu fallen. Er warf einen gelaſſen prüfenden Blick auf Julius und fuhr dann fort: Wie geſagt, ich bin Ihrem Pflegevater Verbindlichkeiten ſchuldig; und ſo habe ich einen nicht angenehmen Auftrag, den ich in jedem andern Falle würde abgelehnt haben, von ihm annehmen müſſen. Ich ſoll Ihnen nämlich meine Anſicht über Ihren etwanigen Beruf zur Poeſie mittheilen, weil der Vater hofft, es könne durch eine ſolche Eröffnung Gutes entſtehen. Es mindert das Unangenehme, daß Ihr Weſen, wie es erſcheint, mir dabei zu Hülfe kommt, denn ich muß leider Ihnen dieſen Beruf faſt ganz abſprechen. Sie haben nicht das ſeltene, aber entſcheidende Vermögen, mit Freiheit eine Welt zu erſchaffen, ohne doch der Natur untreu zu werden. Die

Geſtalten, die Sie ſchaffen, ſchwanken entweder in faſt nebligen Umriſſen, oder ſind in ſich ſelbſt unhaltbar; Ihre Empfindungen zeigen von Gutmüthigkeit; aber ſie ſind ganz veraltet, ſo wie Ihre Lebensanſichten nicht anziehen noch reizen können, da der ſcharfe durchdringende Blick und die geläuterte Erfahrung Ihnen mangelt. Reißen Sie ſich deshalb, ſobald als möglich los von einem Streben, das kein bedeutendes Reſultat bieten kann.

Es giebt Augenblicke, in denen der Schmerz ſo plötzlich und betäubend auf des Menſchen Herz eindrängt, daß der Arme ſelbſt nicht einmal beten ſondern nur die Hände zum Gebet falten kann; wobei wir jedoch die gute Ueberzeugung feſt halten ſollen, daß Gott auch das für ein Gebet werde gelten laſſen. Julius ſaß da, wie ein gutes, ſchönes, aber recht ſehr unglückliches Kind, und hörte ohne Sprache zu.

56.

Aber ich entſchuldige Sie ganz, fuhr Conſtantin ruhig fort, denn Sie haben eine nicht tadelnswerthe Neigung für die Kunſt für den Beruf ſelbſt angeſehen. Der Irrthum iſt häufig; und wohl dem, der ſich am frühſten davon befreit. Das wahre Dichtertalent wird immer ſeltener, und man thut am beſten, von dem, was als Neues erſcheint, nur ſehr wenig und mit Vorſicht zu leſen, um dem Unmuth zu entgehen, der ſonſt nicht wohl zu vermeiden iſt. Das Leben iſt ſo kurz, daß wir ſchon um deswillen wohl thun, von etwas Erfreulicherem zu reden. Ich habe meinen Auftrag erfüllt.

Da er eine Zeit lang ſchwieg, ſo ſchlug endlich Julius das große blaue Auge gegen ihn auf, und ſagte mit leiſer aber nicht zitternder Stimme: Gott hat mir da eine ſehr ſchwere Stunde gegeben, aber ſie muß doch wohl gut ſein für mich, weil Gott ſie gegeben. Er wird mir ja auch helfen ſie zu tragen, und gebe Ihnen viele Freude, denn viel Großes und Schönes hat Ihr Geiſt gebildet deſſen wir uns alle freun.

Er ſtand auf, verbeugte ſich ehrerbietig und ging. Als er aber im Freien war, da brach die ſchwererrungene Ruhe und Kraft für den Moment faſt zuſammen, und das verwundete Herz blutete gewaltig, und ſchien zürnend zu ſagen: „Ich kann und mag und will das nicht ertragen.“ Aber Julius lächelte ſanft, als wolle er es zur Ruhe ſprechen, doch fand er keine Worte. Schweigend kam er in ſein Zimmer, ſchweigend ſetzte er ſich an einen Tiſch, und das Haupt ſank in die hohle Hand.

57.

Da ſchlich leiſe Hildegard aus der Thür des Nebenzimmers und ſetzte ihm von hinten einen ſorgſam und zierlich gewundenen Blumenkranz auf den lockigen Kopf. Es iſt heute Dein Geburtstag, ſagte ſie leiſe um nicht zu weinen, und ich möchte Dir gern alles Liebe und Schöne ſchenken; aber ich habe nichts als dieſe Blumen für Dich, Du lieber Menſch, Du lieber Bruder, Du lieber Dichter. Und Gott gebe Dir viel Glück und Segen — viel mehr als ich Arme ſagen kann.

Julius war in ſo tiefe Gedanken verſenkt, daß er von dem freundlichen Thun gar nichts, und von den freundlichen Worten nur das Letzte gehört hatte. Er ſah ſtarr vor ſich hin, und ſagte: Nenne mich nie wieder Dichter, ich darf das nie wieder hören, und hätte das nie hören ſollen.

Da beugte ſich Hildegard raſch zu ihm, und, indem ſie ihn hell anſah, rief ſie: O mein Gott! was iſt geſchehen? wie biſt Du ſo blaß, und unglücklich! Ach, Du biſt krank Julius.

Ich bin nicht krank, erwiederte er, und es iſt nichts weiter geſchehen, als daß ich eben die ſchönſte Hoffnung meines Lebens, das heiligſte Gefühl, das, innig verwandt mit der Religion, von ihr nur Nahrung erhielt, hingeben ſollte; daß man mir auslöſchte die heitere Sonne die meinem Leben ſtralte, und daß es nun ſehr dunkel um mich geworden iſt, ſo dunkel, daß ich mich ſelbſt kaum finden kann. — O laß mich nicht fallen in dieſer ungewohnten Nacht.

58.

So hatte Hildegard den Geliebten noch nie geſehen, ſo ihn noch nie gehört, denn er war nicht gewohnt, mit großen traurigen Worten um ſich zu werfen, ſondern ſehr vorſichtig zu ſein mit denſelben, die in das verwundete Herz von neuem verwundend zurück zu fallen pflegen. So wirkte jetzt das bleiche Geſicht des Geliebten und ſeine traurigen Worte ſo ſehr auf ſie, daß die ängſtlich ſchlagende Bruſt ihr kaum eine Antwort und Frage verſtattete, und ſie nur mit beiden Händen ſeine kalte Hand faſſen konnte, die ſie raſch und feurig an ihre Lippen drückte.

Wärſt Du, fuhr Julius fort, eine andere

als Du biſt, ſo könnte ich gar nicht weiter reden: denn gar viele Menſchen betrachten das Leben auf eine andere Weiſe als Du und ich. Es kommt ihnen vor wie etwa ein luſtiger Wirthshaustanz, wo ein jeder nach ſeiner Weiſe mithüpft, ohne daß es eben ſehr der Mühe werth iſt danach zu fragen, ob gut, ob nicht, ob mit Anſtand, oder ohne. Manche betrachten es auch wohl wie ein ungeheures und dennoch enges Arbeitshaus, in dem man nur ſich abquält und ſchwitzt und keucht und ſeufzet, ohne einen andern Zweck als eben jenes keuchende und ſeufzende Leben fortführen zu können. Die alle und ähnliche würden ſehr mich tadeln oder verlachen, wenn ſie mich hörten.

Ich habe eine ſtillere und vielleicht beſſere Anſicht vom Leben gehabt, aber das ſoll doch nur ein Irrthum ſein, und es iſt mir alles zerbrochen vor die Füße geworfen, woran ich mich bisher hielt. Ich bin nicht nur kein Dichter, ſondern ich habe auch keine Anlage dazu.

So ſagte mir einer der größten Schriftſteller den Deutſchland je gekannt hat. — Ein Dichter, ſage ich? ach, das iſt wol faſt etwas zu Großes für mich und ich habe mir in meinem ganzen Leben damit noch nicht geſchmeichelt; aber ſo ganz geirrt zu haben, ſo gar keine Anlage beſitzen zu ſollen, und doch einen ſo unendlichen Trieb! das iſt gar zu traurig.

59.

Da drang eine einzelne Thräne aus ſeinem Auge, und Hildegard umfaßte ihn mit ihren beiden Händen und konnte noch immer gar nicht antworten.

Aber in Julius Seele erhöhte ſich der Schmerz auf eine furchtbare Weiſe, und er ſagte: O auch das iſt nun vorbei, denn Du kannſt, Du darfſt mich nicht mehr heiter lieben, Du kannſt mich nur wehmüthig trübe bejammern und bemitleiden, und jedes Mitleid ſtört die klare Liebe. — O es iſt ſchön, es iſt herrlich und beruhigend, wenn man dem edlen Gegner mit dem Schwerdt entgegen gehen kann, wo dann Gott entſcheidet; aber hier? wie würde der hohe Mann lächeln, wenn ich ihm das zumuthen wollte, und mit welcher ſiegenden Ruhe würde er mir beweiſen, daß hier kein Zweikampf entſcheiden könne. So bleibt mir denn nichts übrig, als verblutend auszuhalten, und von dem welken Kranz des Lebens, den keine Thränen wieder blühen machen, nichts zu empfinden und zu faſſen als ein ſtarres Geſtrüpp.

Und Du Hildegard — es wird mir nichts ſo ſchwer zu ſagen als das; aber ich muß es ſagen, — Du helle, herrliche Seele, Du darfſt mich nicht mehr ſo lieben, wie bisher; auch Du mußt Dich faſt abwenden von mir. — Und doch, ſetzte er dann mit hervorſtrömenden Thränen hinzu, und doch möchte ich Dich wieder recht ſehr bitten, es nicht zu thun, denn ich bedarf Deiner gar ſehr. — O, wie fühle ich es, was ich in Dir beſeſſen!

Hildegard hatte den Geliebten noch nie weinen ſehen, denn noch niemals war ein ſo tiefer, durchaus nur innerlicher Schmerz in ihm geweſen. Ihr Antlitz wurde weiß wie der reinſte Schnee, ihre Hände waren kalt und zitterten, aber ihr Herz hob ſich kühn in edler Begeiſterung. O es iſt der herrlichſte Moment im Leben einer edlen Jungfrau, wenn ſie, von reiner jungfräulicher Schamhaftigkeit übergeht zu der noch reinern, durchaus tugendhaften, allmächtigen Liebe, und, Gott und ſich ſelbſt vertrauend, dieſes Gefühl auch auszuſprechen wagt in feuriger That und Worten.

Ich ſollte mich abwenden von Dir? rief ſie aus, ich ſollte Dich nicht mehr lieben Du mein einzig Geliebter? Du, in dem ich allein nur lebe und leben mag! O ich habe Dich ja immer geliebt, mehr als Du es weißt, und keine Gewalt der Erde könnte mich von Dir trennen, Du, mein Beſchützer, mein Freund, mein Bruder, mein Alles! — Ach und ich will ja nichts mehr, ich will mich ja ewig begnügen mit Deiner Bruderliebe, ich will nur freundlich um Dich ſein, und für Dich ſorgen, und thun was ich irgend nur, ich armes und doch ſo glückliches Mädchen, vermag. Aber ſei doch ja nicht ſo traurig, und weine doch ja nicht ſo ſehr; das allein vermag ich nicht zu ertragen.

60.

Du biſt, erwiederte Julius, und ſeine Thränen wurden milder, Du biſt unendlich lieb und gut, das habe ich immer gefühlt, obwohl ich es doch noch lebhafter hätte erkennen ſollen; und manchmal mag ich auch wohl rauh gegen Dich geweſen ſein, aber ich will Dich nun auch viel mehr lieben und viel ſanfter und beſſer gegen Dich ſein; denn gar zu ſchön iſt es, daß Du mich doch nicht verlaſſen willſt.

Er berührte nach dieſen Worten zufällig ſein Haupt, und bemerkte erſt jetzt den Kranz, den ſie ihm aufgeſetzt. Ein abermaliger Schmerz,

durch

durch die ſeltſame Ueberraſchung veranlaßt, durchzuckte ſeine Seele. Aber er ſelbſt war nicht mehr heftig; ſondern nur ſtill und wehmüthig nahm er den Kranz ab, und ſagte: Den habe ich nie verdient, den durfte ich nie tragen, und nun vollends gar nicht. Es war freilich einſt mein höchſter Gedanke, ihn mir zu erwerben durch die edelſte reinſte Thätigkeit als Dichter. Nicht etwa als hätte ich dabei gedacht an die alten italiſchen Dichter, die, unter dem Zujauchzen des zuſammenſtrömenden Volks, auf dem Kapitol gekrönt wurden — ein ſo thöricht hochmüthiger Gedanke konnte nie in meine Seele kommen — aber daß einſt mein lieber Vater, nach vollbrachter Prüfung, im ſtillen Bürgerzimmer, wo niemand zuſieht als die auserwählteſten Freunde, den Kranz, in jener ſtillen Nacht geflochten, theilen würde zwiſchen mir und Heinrich, der damals noch gut und fromm war: das habe ich freilich gehofft, danach habe ich wirklich geſtrebt, und das ſoll nun alles vorbei ſein. Und dieſe traurigen Worte, dieſes „aus“ und „vorbei“ und dieſes „verloren,“ ſie ſollen mich nun mit ihren Klängen zu Grabe läuten, und das iſt doch ſehr hart in ſo friſcher Jugend. O ſieh ihn nur recht an, dieſen Kranz, wie iſt er doch ſo ähnlich jenem, den einſt Marie flecht; und dieſe Feuer-Nelke, wie bedeutſam ſie herüber nickt!.... O, laß dieſe Nelke mich nie wieder ſehn.

61.

Er bedeckte die überſtrömenden Augen mit beiden Händen; aber die edle Jungfrau, die ſonſt ſo ſtolz war, küßte jetzt weinend die verhüllenden Hände, denn wie wäre Stolz möglich bei der reinen Liebe, und Stolz gegen den unglücklichen Geliebten! — O glaube doch dem Gott in Deiner Bruſt, rief ſie aus, glaube doch Dir und mir und den Freunden und Freundinnen allen, und horche nie wieder hin nach dem was eine gemachte Vornehmheit und ein ſtarrer Egoismus in widrigen Augenblicken Dir ſagen mag.

Dann aber nach einer langen Pauſe mußte Julius genau erzählen was eigentlich vorgefallen war, und, als er, ſchon ruhiger, erzählt hatte, kehrte in ihr Auge der alte helle Blick wieder, der wohl vertraut war mit ächtem Lebensernſt und ächter milder Lebens-Ironie. Ja Du biſt gut, ſagte ſie dann, unendlich gut, und es mag wohl paſſend ſein daß ich, die Schweſter, ein wenig — weniger gut und kühler bin, um Dich, Du lieber überſchwenglich heißer Jüngling, zu tröſten. Sieh nur zuvörderſt — aber wir wollen uns ſetzen, es ſpricht ſich ſo beſſer — Du kamſt zu Conſtantin des Vormittags, und dann ſind die Menſchen in der Regel, wie ich oft geſehen habe, viel kälter und verdrießlicher als am Abend. Sie ſelbſt aber meinen, das ſei eben ſehr vernünftig; und der Begeiſterung, die ſie etwa nach Mitternacht zuweilen bekommen, trauen ſie ſelbſt nicht.

62.

Und nun vollends dieſer Conſtantin! — Ganz gewiß iſt er ſeit den letzten vierzehn Tagen, wo er ſich hier aufhält, Mittags, Nachmittags und Abends in drei verſchiedenen Geſellſchaften. Er geht über alle Maaßen ſpät zu Bette, und iſt beim Aufſtehen faſt noch matter als am Abend; möge er auch die Geſundheit ſelber ſein. Iſt es nicht reſpektwidrig, ſo möchte ich wohl ſagen, daß er dann ein wenig abgeſtanden ſein, und ſich ſpärlich mit den Reſten von geſtern her behelfen müſſe, denn der Natur kann er doch nicht befehlen, und Ueberfluß an Liebe ſcheint er nicht eben zu beſitzen. O wie anders, wie ſo ganz anders denke ich mir den großen, herrlichen, unendlich lieben Meiſter Shakſpear, den Du mich kennen lehrteſt; wie mächtig und mild, wie fromm und liebereich muß der geweſen ſein! — oder unſern herrlichen Johann Paul, der mir immer vorkommt wie Williams jüngerer Bruder, oder der ſanfte, tiefe Friedrich Heinrich.... oder der Dichter des Egmont . . . . O bitte, bitte, nimm Dir doch ja nicht zu Herzen, was dieſer ſtaatskluge Poet, und poetiſch ſtaatskluge Conſtantin Dir geſagt hat. — Um zu bewirken daß er gut rede, hätteſt Du ihm erſt müſſen Furcht einjagen; und da Du das nicht mochteſt, und bloß der Menſch dem Menſchen gegenüber ſtand, ſo konnte er mit nichts Sonderlichem aufwarten, denn wenn etwas Sonderliches kommen ſoll, ſo muß er noch einen Zweck dabei haben. Wer weiß, ob er nicht ſelbſt zwiſchen regierenden Fürſten und apanagirten Prinzen in Hinſicht der Converſation unterſcheidet, ſo daß für Dich den lieben Bürgerjüngling nichts übrig blieb. Es iſt ein kühlhaftiger Mann, und um die Kühlhaftigkeit wiſſend, und ſtolz darauf, daß er es iſt und weiß.

63.

Julius winkte misbilligend mit der Hand, denn er wußte noch nicht, daß auch ſehr edle Frauen ſchneidend bitter werden können gegen den, der den Geliebten beleidigte. Hildegard hätte jedes Unrecht was ihr geſchehen, mit ziemlich leichter Mühe vergeben können; nicht das was ihrem treueſten Freunde widerfahren war. In der ächten Freundſchaft ſoll das überhaupt wohl ſo ſein, daß man den Freund mehr liebt als ſich.

Ach, ſagte ſie dann, ich will ihm ja nicht Unrecht thun, und was würde er auch danach fragen wenn ich es ihm thäte? Ich will ihm ja jedes Talent, und jede Wiſſenſchaft zuſchreiben, und er ſoll das Verzeichniß davon ſelber anfertigen, damit ja nichts übergangen werde. — Aber, fuhr ſie dann lebhafter fort und ihre Augen leuchteten, Dich kann er nicht beurtheilen, Dich ſoll er nicht beurtheilen, denn ihm fehlt das was Du haſt, mein Julius, ein reines, tugendhaftes, innig liebendes chriſtliches Gemüth.

64.

Julius wollte antworten; aber die Thür wurde heftig aufgeriſſen, und Georg ſtürzte athemlos und bleich herein, und rief wie ein Verzweifelnder: Nun iſt alles aus, alles verloren; und glücklich allein ſind die im Grabe liegen. Jetzt wird der Gräuel an die Tagesordnung kommen und der widrigſte Jammer; denn witzelnde Verruchtheit wird herrſchen über deutſche Treue und Redlichkeit. O, wir können nun nicht wieder rein lachen und nicht wieder rein weinen, nicht mehr recht handeln und nicht mehr recht dulden, denn es wird alles ein einziges unreines Elend werden.

Julius vergaß den eigenen Kummer, da er einen Menſchen ſo heftig leiden ſah, den er doch nur kaum ſeinen Viertel- oder Halbfreund nennen konnte. Gern hätte er, da ihm Georgs übertreibende Weiſe bekannt war, auch diesmal ein nur geringes Uebel vermuthet; aber er vermochte es nicht, denn auch durch ſeine Seele fuhr eine trübe Ahndung. Zwar hatte Georg geſprochen wie der Mann nie ſprechen darf, und ſo war ſchon um deswillen eine Uebertreibung voraus zu ſetzen: dennoch mußte immer etwas Furchtbares und Großes übrig bleiben.

Er hatte anfangs kaum den Muth, zu fragen was geſchehen ſei, denn ihm war, als wiſſe er es ſchon. Aber der Mann ſoll den Muth haben, ſich nichts zu verhüllen, was entſcheidend in das Leben greift, und ſo errang er ihn, und gewiſſermaßen ſchon im voraus eine Ahndung von Troſt.

65.

Nun ſo wiſſe es denn, rief Georg mit immer mehr ſich erhitzendem Schmerze, die Preußen haben eine große Doppelſchlacht verloren bei Jena und Auerſtädt, und die übermüthigen, gränzenlos gehaßten Sieger werden bald einziehen in die Thore der hohen, herrlichen Königs-Stadt. Es wird nun bald die Zeit kommen, wo man nirgends mehr in Deutſchland frei athmen kann, und wo Hohngelächter erſchallt auf dem heiligen Grabe.

Das Beſte, ſetzte er dann faſt irre redend hinzu, das Beſte wäre wohl jetzt, raſch zu ſterben, um nur den widerlichen Hexentanz der Zeit nicht mit anſehn zu müſſen. Aber ich weiß hier keine rechte Gelegenheit zu ſterben, ja es ſcheint faſt, als wäre jetzt Leben und Tod gleich langweilig. O, ich wollt' „es wäre Schlafenszeit und alles vorbei." Das iſt ein betrübter Zuſtand, oder vielmehr es iſt überhaupt kein rechter Zuſtand, denn man ſteht eben gar nicht. — O zum Teufel! — ich mag nicht darüber philoſophiren.

Julius hatte nur die unendlich traurige Nachricht; nicht die verworrenen Worte Georgs gehört. Ihn ergriff ein ungeheurer Schmerz, denn niemals hatte er es ſich denken können, daß das gehaßte Volk auch diesmal Sieger ſein würde; ja er hatte ſich jede Beſorgniß deshalb, wie ein ganz unerträgliches Etwas, ſelbſt zu denken verboten, denn über alles liebte er das Volk und das Heer, das die edelſte und rein geiſtigſte Krone Europa's bewachte. — Und nun ſtand dennoch die entſetzliche Nachricht, kalt und fühllos, und jede edle Hoffnung für den Moment verhöhnend da! Und draußen leuchtete der herrlichſte wärmſte Herbſtmorgen, wie er nur irgend die deutſche Flur erfreuen kann; aber er leuchtete nur in unglückliche und verletzte Herzen; und Sturm and Nacht wäre den armen Menſchen lieber geweſen als der hell heitere Sonnenſchein und das milde Wehen einer faſt ſüdlichen Luft. Die Natur in ihrer ewigen Ruhe und Heiterkeit wußte nicht um den Streit der Menſchen, und was er bedeute.

66.

Ein Schmerz wie dieſer mußte wohl wie ein zweiſchneidiges Schwerdt durch die Bruſt der armen Menſchen gehen. So ſoll es ſein, denn Gott will (das lehrt die Weltgeſchichte) zuweilen den größten Schmerz der Menſchen, der dem Blöden faſt wie ein allgemeiner Tod erſcheinen kann, damit ein neues reicheres Leben entſtehen könne.

Julius fühlte dieſen Troſt freilich jetzt nur halb; aber auch die bloße Ahndung deſſelben rettete ihn vor leer hinſtarrender Verzweiflung.

Die Sünden der Väter, ſagte Georg immer finſterer, werden heimgeſucht bis in's dritte und vierte Glied und was ſeit Jahrhunderten gefehlt worden iſt, müſſen wir nun ausbüßen. O warum haben ſich unſre Vorfahren je gemein gemacht mit dem tönenden Erz und der klingenden Schelle jenes Volks? warum . . .

Auch wir, erwiederte Julius, haben viel

und oft gefehlt, auch noch die letzte Vergangenheit war nicht ſelten trunken von Ausländerei, und ſo müſſen und ſollen wir alle tragen was Gott uns auferlegt. — Ja es iſt ein Gott, auch wenn er unbegreiflich waltet, und ſo wie ich dieſes heiligſte Wort ausſpreche, ſo ſtrömt auch ſogleich Troſt in meine Seele, denn es kann — der Menſch darf es wagen mit ſtillem Stolze ſo zu reden, — es kann ſein heiliger Wille nicht ſein, daß das redlichſte und treueſte Volk auf Erden verloren gehe, und daß liebeleere Flachheit und unächtes Weſen herrſche. Laßt uns ſtille ſein und hoffen, damit wir ſtark werden, und wenn wir ſtark geworden ſind, dann werden wir ſiegend neu geboren werden.

Da überfiel den unreif heftigen Georg eine bitter grollende Verdrießlichkeit. O, wie iſt mir das verhaßt, ſagte er, wenn die Menſchen, denen ſo eben der Lebensſtab zerbrochen iſt, gleich wieder damit zum moraliſchen — Tiſchler gehen, daß er ihn wieder zuſammenleime.

Anders und beſſer waren die Griechen und Römer, und wenn Du die „Troerinnen" nachleſen willſt, ſo wirſt Du finden, daß Hekuba ihre Mitgefangenen zuſammentreibt, und erinnert, es ſei nun wieder Zeit, ſich tüchtig die Bruſt zu zerſchlagen, und zu jammern und zu heulen. So mag ich es leiden, und ſo will ich jeden Troſt haſſen, den eure chriſtlich zarten Seelen mir etwa bieten können.

67.

Mit dieſen Worten ging er, und Hildegard ſagte mit ſanftem Lächeln: Ach, für ihn fürchte ich nicht; in wenigen Wochen iſt er des Kummers müde geworden, und treibt es dann wie vorher; da Du, Lieber, mit jedem Tage den Schmerz neu ſchöpfen wirſt, und tief innerlich leideſt, während vielleicht Dein Mund gelinde lächelt.

Gott wird ja auch innerlich Troſt geben, erwiederte Julius, und Du ſollſt mir recht häu ſig Dein Lieblingswort ſagen, daß ja auch alles noch gut werde.

Hildegard lächelte in Schmerz und Liebe, und konnte nur die Hände falten.

Und nun, Geliebte, ſagte Julius leiſe, aber ſein Auge leuchtete in ſchönen Flammen, und nun Geliebte laß mich in dieſem ſchmerzlich heiligen Augenblicke, in dem uns Gott ſehr nahe iſt, laß mich es ausſprechen, was ſchon ſo oft auf meinen Lippen war, daß ich Dich liebe. O Du hätteſt mich haſſen können und tauſende in Deiner Lage würden mich gehaßt haben; aber Du biſt gut und ſtill geweſen und haſt mir alles verziehen. Siehe, es werden die Tage der Trübſale kommen, aber die Stürme rauſchen vorüber da wo ſich zwei gute Menſchen liebend umfaſſen. O, es iſt eine ſüße heilige Pflicht Dich zu ſchützen; darum ſei mir nun mehr als Schweſter, ſei meine Gattin. Ich kann Dir nichts bieten als ein redliches Herz und eine reine Hand, und Geduld und Fleiß; aber das

Gefühl daß ich Dich liebe, und daß Du mir anvertraut biſt von Gott: ſtattet mich mit einer Kraft aus, der jedes Gute möglich iſt.

Da ſank die Jungfrau in einem unausſprechlich reinen Gefühle an ſeine Bruſt, und ſagte: Iſt es denn möglich? und iſt der Menſch nicht zu glücklich hienieden, wenn er es ſchon im Schmerze ſo ſein kann? O, wie iſt Gott ſo gut! ſo unendlich gut und gnädig!

Sechſtes Buch.

1.

Heinrich war indeſſen nach der letzten und entſcheidenden Trennung von Julius, mit noch raſcheren Schritten auf dem Wege fortgegangen, der ſeinem Freunde ſo ſehr mißfallen hatte. Er hätte ſich vielleicht entſchließen können ſein Unrecht einzugeſtehen, wenn es ohne zu große Scham, und mit erträglich leichter Rede geſchehen konnte. Er fühlte ſich geneigt zu einer halben Beſſerung, und er würde dieſe auch gern zur Sprache gebracht haben, wenn es etwa in einer exaltirten Mitternacht, bei einem Glaſe Madera und feurigen Geſprächen hätte geſchehen können. Er würde dann erklärt haben, daß er allerdings noch kein vollendeter Engel ſei, ſondern das Loos der Sterblichen theile, mit manchen menſchlichen Schwächen kämpfen zu müſſen. Julius ſollte ihn dann, ſo hoffte er, freudig und wehmüthig umarmen und ausrufen: O wie biſt Du ſo überaus vortrefflich, und denkſt an Reue, die Du gar nicht nöthig haſt, Du Köſtlicher!

Aber es hatte ſich ganz anders begeben und Julius ihn, wie wir vernommen haben, auf dem unwürdigen Wege ſelbſt geſehen, und ihn gerettet aus der Hand ſeiner Feinde. Dadurch ſtand er diesmal auch ſichtbar unendlich höher als der Gefallene; und wenn auch Heinrich in beſſeren Stunden gewußt hatte, daß er von jeher tiefer ſtand als ſein reiner Freund, ſo war ihm doch die Sichtbarkeit dieſer Lage überaus läſtig. So hatte er denn unbeholfen geſprochen; — und es hatte ſich alles ſo begeben wie wir geſehen haben.

2.

Iſt einmal ein Mann in dem Rufe der Sanftmuth, und verdient er ihn auch wie Julius ihn verdiente, ſo ſündigen die Menſchen wie Heinrich, in der Regel darauf los, ohne zu bedenken, daß ja der wahrhaft ſanfte allein wahrhaft zürnen kann.

Heinrich erinnerte ſich recht wohl, daß einſt Julius bei einer ähnlichen Trennung von einem Freunde, ihm ſchmerzlich geſchrieben hatte: O was vergiebt man nicht alles einem Freunde, wenn wir unſere Liebe und die ſeinige fühlen mit ganzer Gewalt: — jeden Sturm des bewegten Herzens, jeden Stolz des Ruhms, ja ſelbſt eine Sünde, wenn ſie nur groß daſteht und in feurige Leidenſchaft getaucht iſt; denn unſre Liebe unſre Bitten, ſo hoffen wir, können ja Thränen, Reue und Buße hervorlocken. Ein liebendes Herz iſt ſo überreich an Milde und Troſt, daß es vergebend ſich dennoch nie arm geben kann. Wenn wir aber den Freund erblicken in kühler Sinnlichkeit, und, in geiſtig körperlicher Laxität, hingegeben an das unwürdig Kleine, und wir dann bedenken, daß dennoch ſo mancher volle Kranz des Ruhmes und der Liebe auf ſeine Stirn gedrückt wird, und ſo manche Jungfrauen und Frauen, ſelbſt wenn ſie ihn klar anſehen, es dennoch ihrer Tugend abringen, ihn zu lieben der nichts nach ihnen fragt, weil er ſie mit halber Langenweile und halbem Reſpekte ſcheuet, und ihm nur wohl iſt bei mittelmäßig reizenden Koketten; o dann erfaßt uns ein Schmerz, dem wir nichts abdingen ſollen, weil es heißen würde ſich der Sünde mit theilhaftig machen, wenn wir ihn weniger fühlten. Höchſtens erinnern wir uns an Hamlet, der bekanntlich den ſchlimmen Satz aufſtellt, daß die Zeit gekommen, wo die Tugend um Verzeihung bitten müſſe daß ſie tugendhaft ſei. Freilich fahren wir auch dann wohl noch immer fort, den einmal Geliebten zu lieben; denn es iſt gar zu ſchwer, dieſes Gefühl mit einemmale aus der Bruſt zu reißen; aber unſer hochgeachteter Freund iſt er doch nicht mehr. Das entſcheidet.

3.

Gar oft hatte Julius ſo geſprochen und Heinrich ihm ſtets obenhin Recht gegeben, ohne zu bedenken, daß auch ihn einmal jenes Wort treffen könnte. Aber es hatte ihn getroffen und er ſah ſich nun allein.

Er verließ die Stadt, in der ihm nun nicht mehr wohl werden konnte, und reiſte faſt planlos in Deutſchland herum, um nur den Schmerz, der ihn doch zuweilen ergriff, und die Langeweile die er früherhin nicht gekannt hatte, los zu werden.

Es gelang ihm nur zu bald, denn das Leben hat in der Jugend der Blüthen und Kränze zu viele; und nur Wenigen, die ihre Kraft mit Demuth verbinden, iſt es gegeben, die gehörige Auswahl zu treffen.

Wie? rief er oftmals aus, ich ſollte meinen Feinden zu Hülfe kommen, und den thörichten Gram wirklich haben, den ſie mir gönnen? Ich darf das ſchon aus Stolz nicht. Und dann — was iſt Gram? was iſt Reue? iſt es nicht bloße Schwäche, durch die eine vorangegangene Schwäche, wenn etwa von einer ſolchen, wie doch wahrlich nicht, die Rede ſein könnte, wieder gut gemacht werden ſoll? Wie ganz erbärmlich und jämmerlich! denn ſoll es einen nicht jammern, wenn die Menſchen, die ſich doch gegenſeitig ſtärken ſollten, einander zur Schwäche ermahnen, die ja ohnehin, auch ſonder Ermahnung, oft genug kommt!

4.

Ich habe Hildegard geliebt wie ein tiefes Jünglingsgemüth nur lieben kann, und ſie wird ewig Unrecht behalten, daß ſie dieſe Neigung nicht erwiederte, wie ihre Pflicht doch war. Ich aber habe ſeitdem einen reinen Vollmachtsbrief, mit meiner Liebe anzufangen was ich will, denn nach einem großen Irrthum kommt es auf die übrigen kleineren nicht ſonderlich an; und — wo wäre hier Irrthum?

In fortgeſetzter Traurigkeit würde ich nur untergehen, denn ich bin nicht kalt und trocken genug, um eine ſogenannte mäßige Schmerzlichkeit zu haben, wobei die mittelmäßigen Menſchen allerdings dick und fett werden können. Ich muß entweder ganz leben oder ganz ſterben, und da ich mich zu dem letztern noch nicht genügend reif und aufgelegt fühle, ſo muß ich mich wohl recht feſt und gewaltig entſchließen zu leben. Julius — mag er ſich auch noch ſo böſe ſtellen — gehört mir *doch* an; und Marie — o ſie iſt ein Engel, der leicht verzeiht, denn das Verzeihen iſt das höchſte *Vergnügen*, und ſpäterhin wird ſie gewiß auch klug genug, um einzuſehen, daß *die* Männer auch die *ergötzlichſten* ſind, denen am meiſten zu verzeihen iſt.

5.

Auf dieſe Weiſe ging Heinrich immer tiefer in den Irrthum hinein, und ſcheute ſogar das Wort nicht, das noch ſchlimmer war als ſeine That. Er gehörte zu den Menſchen die ſich überall begünſtigt fühlen, und war ſtets geſund und gewandt, ſo ſehr daß er ſogar freventlich behauptete, die unordentliche Lebensweiſe ſei ihm heilſam, und diene nur dazu, die ſonſt faſt läſtige Ueberkraft in das Gleichgewicht zu bringen. Selbſt das Gold, das er, um wenigſtens nebenbei auch anderweitig zu glänzen, einigermaßen lieb gewonnen hatte, zeigte ſich ihm, wenn wir ſo ſagen dürfen, gefällig, und mancher Spielabend brachte ihm bedeutende Summen; ja er war ſogar ſo glücklich, in einer größern Lotterie eines der vorzüglicheren Looſe zu ziehen. Das gab ihm Gelegenheit, den ſeltſamen Satz aufzuſtellen, es ſtehe bloß bei dem Genie, das Glück und die Natur zu feſſeln, und wenn dieſe ſich ungeneigt zeige, ſo habe der Genius bloß ſeine Ungewandtheit, und Unbeholfenheit anzuklagen. Das Gold beſonders, als ein hellleuchtendes und ſinniges Metall, habe eine wahre Zuneigung für den genialen Künſtler, und kehre gar gern bei ihm ein; wenn er aber ſich albern und ſchwerfällig bezeige, ſo werde es freilich unwillig und capriciös, und laufe dann, verdrießlich-ſatiriſch, gehaltloſen und platten Menſchen nach.

Der wahrhaft gebildete und gute Menſch findet in dem Leben, und in den rein ſittlichen Handlungen ſelbſt einen genügenden Reiz des Lebens und iſt keinesweges bemüht, dieſer Lebens-Thätigkeit noch eine Menge äußerer Reize hinzuzuſetzen; wohl aber betrachtet er jede ſchöne Freude und jeden Reiz, der ihm von außen kommt, als eine freundliche Gabe und Belohnung. Doch dem erhitzten und eitlen Menſchen genügt das Alles nicht, und er verlangt von dem Leben, daß es ihm ſtets piquante und choquante Scenen biete. So mußte Heinrich jetzt reiſen, äußerlich glänzen, im Uebermaaß des Weines ſchwelgen, gewaltſam dichten und ſchreiben, ja — Liebesabentheuer ſuchen, um nur dem träg und blaß gewordenen Leben neue Farbe und Kraft zu geben.

6.

Es iſt von jeher bei den gutmüthigern Deutſchen, eben weil ſie in der Regel nicht viel reiſen, Sitte geweſen, den Reiſenden eine theilnehmende Aufmerkſamkeit zu bezeigen, die ſogar ein wenig übertrieben werden kann, wenn jene ſich nur einigermaßen gebildet und anziehend zeigen. Heinrich erlebte faſt überall eine günſtige Aufnahme, und bemerkte mit ganz beſonderm Vergnügen, daß er vorzüglich durch ſeine beiden letzten Schriften, über die wir oben Georgs und Julius Urtheile hörten, eine gewiſſe Gattung von Berühmtheit gewonnen habe. Mancher Wirth in den größeren Gaſthäuſern, welcher literariſch geſinnt genug war, um wenigſtens die . . . . Titel der angezeigten oder beurtheilten Bücher zu leſen, machte ihm eine tiefere Verbeugung als nöthig geweſen wäre, wenn er ſeinen Namen mit bequemer Nachläſſigkeit in das Reiſebuch geſchrieben. In den öffentlichen Speiſehäuſern entſtand zuweilen ein ihm angenehmes Flüſtern, wenn er hereintrat, und er überſah es, daß doch auch manche den Kopf ſchüttelten, und die meiſten, wenn ſie ihn einmal angeſehen hatten, ganz ruhig fortfahren, das gebratene Geflügel zu zerlegen. Nach der Schauſpielhaus-Loge, in der er ſaß, richteten ſich zuweilen mehrere Lorgnetten, und er war gutmüthig genug, ſich ein wenig vorzubeugen, um den nach ſeinem Anblick Strebenden nach Möglichkeit zu Hülfe zu kommen.

Im Herzen tadelte er zwar (es iſt ſehr betrübt, zu erzählen) ſeine eignen Bücher ſelbſt, und er war ſich recht wohl bewußt, daß ſie aus einer freventlichen Ironie gegen das

Publikum entſtanden waren; da ſie aber doch nun einmal Beifall gefunden hatten, ſo ließ er ſich das recht wohl gefallen, und war zuletzt ſogar ſo glücklich, zuweilen zu glauben, daß ſie es auch verdienten. Lob und Ruhm gehören überhaupt zu den wenigen Dingen, für die der Menſch in jedem Augenblicke Sinn hat; nur mit dem bedeutenden Unterſchiede, daß der gute und ächte Menſch, eben weil er das iſt, nur für das Gute und Aechte gelobt ſein will.

7.

Endlich, des Reiſens müde, gefiel es ihm, ſich in einer großen Stadt niederzulaſſen, die in dem Rufe ſtand, daß Wiſſenſchaften und Künſte dort beſonders geſchätzt würden.

Er fand ein bewegtes Leben, und manche *Nahrung für ſeine Eitelkeit;* doch mehr als alles feſſelte ihn hier die Neigung für eine Frau, die wir Lucie nennen wollen, und die man allerdings zu den bedeutenderen der Stadt zählen konnte. Sie war nicht mehr im erſten Frühling des Lebens; konnte aber noch immer für ſchön gelten, wenn nicht ein Zug von zu kühler Beobachtungsluſt und unliebender Schärfe dem ſonſt angenehmen Eindrucke ihres äußern Weſens gewehrt hätte. Es fehlte ihr keinesweges an wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Bildung, und ihre Anlagen zur Geſelligkeit wurden durch ein leichtes Talent für Muſik, Mahlerei, und für das was man ſo gewöhnlich Poeſie nennt, gar ſehr unterſtützt. Sie war gutmüthig, leiſe, zart, geſellig; aber eitel, und ohne tiefe Menſchenliebe, und ſo konnte man keiner ihrer Tugenden recht vertrauen; am wenigſten aber der Frömmigkeit, die, größtentheils nur durch Phantaſie errungen, ſie zuweilen heftig überflog. Ein ſchöner aber innerlich faſt gehaltloſer und mittelmäßiger Jüngling hatte die erſte Leidenſchaft ihres jungen Herzens auf ſich zu ziehen gewußt; war aber nach wenigen Monaten untreu geworden. Sie verſank in einen leidenſchaftlich verworrenen Jammer, aus dem ſie ſich endlich losriß, um in einen noch ſchlimmern Irrthum zu verfallen, indem ſie ſich nunmehr für berechtigt hielt, den Männern allen zu mistrauen, oder wohl gar ſie zu verachten und mit ihnen zu ſpielen.

8.

An keine beglückende Liebe mehr glaubend, wenigſtens nicht mehr in Beziehung auf ſich, gab ſie ihre Hand einem Manne, den ſie nur in ſofern bedeutend fand und achtete, als er, ein ausgezeichneter Staatsdiener, die Gunſt der Mitbürger beſaß. Sonſt hatte ſie nicht nur kein Intereſſe für ſein abgemeſſenes, ſtillkühles Weſen, ſondern es gab ſogar Augenblicke, in denen ſie ihn faſt widerſtrebend fand; und nur durch angeſtrengten Witz konnte ſie ſich über dieſelben hin helfen. Seine ſtrenge Rechtlichkeit, die ſelbſt in den bedenklichſten Fällen bewährt geblieben war, ſein wiſſenſchaftlicher Geiſt,

ſeine

ſeine Fähigkeit ſich ſelbſt zu opfern für eine Idee, deren Ausführung dem Vaterlande ſelbſt nützen konnte, das alles hatte für ſie leider nur einen Verſtandeswerth, und ihr Herz nahm wenig Theil daran. Sie verglich ihn mit einem Diamanten, der ſchätzbar ſei aber kalt und ſchneidend, oder mit einer gut geglätteten Marmorſäule, die freilich wohl ſelbſt einen Staatstempel mit zu tragen vermöge, die man aber doch nicht gern an die — Bruſt drücke.

Erkältete Menſchen klagen am meiſten über Kälte der anderen, und nur dem Leben, dem wahrhaftigen liebenden Leben wird Leben und Liebe auch von außen her begegnen.

Indeſſen konnte man die Ehe noch immer im gewöhnlichen Sinne des Wortes eine erträgliche nennen; nur daß freilich das ſo genannte Erträgliche, wenn es lange dauert, zuletzt leicht unerträglich wird.

9.

Heinrich kam, und ſeine nach neuer Liebe dürſtende Seele fand hier was ſie ſo lange gehofft. Hier war keine ſolche Dame, wie die welche wir im erſten Theile dieſes Werkes nach der rothen Farbe ihres Gewandes bezeichneten, weil ſie faſt nur durch dieſes äußerliche zu erkennen war; ſo wie ſie denn überhaupt nur durch äußern Reiz und das Nachlallen ſeiner Worte den Jüngling auf einige Zeit anziehen konnte. Anders war es mit Lucien, die den ſonſt irre Umherſchweifenden anzuziehen und zu halten wußte. Ihr Kopf fand der Mühe werth ihn zu halten, denn ſie erkannte den Jüngling als geiſtreich, obwohl ihr Gatte mit der größten Ruhe behauptete, er ſei das eigentlich nicht, ſondern nur mit Geiſt übergoldet, oft auch wohl gar nur gleichſam mit Geiſtesſchaum beſpritzt. Ihr Auge fand ſein äußeres Weſen intereſſant; aber ihr Mann meinte, Heinrich wiſſe um die Intereſſantheit und mache ſie, und habe deshalb keine ächte. Ihr Herz fand ihn liebenswürdig, und ihr Mann ahndete eine geraume Zeit nichts davon. Er gehörte bei allen ſonſtigen ſchätzbaren Eigenſchaften dennoch leider zu den Männern, die, wenn ſie einmal an den Altar getreten ſind, das ganze Liebesleben für abgethan halten, und in kühler Pflichtmäßigkeit keine Erregtheit des Herzens mehr für möglich halten. Späterhin geht ihnen dann oft ein trauriges Licht auf.

Sie fühlte wohl, daß ein Verhältniß wie dieſes nie glücklich endigen könne, und es gab Augenblicke, in denen ſie den Schwur verſuchte, es abzubrechen; aber nur zu bald ſiegte dann wieder jene Neigung, und ſie bildete ſich ein, das ſei doch alles nur unſchuldige und freundliche Lebens-Erhöhung. Zuletzt gab es ſogar Augenblicke, wo ſie offenbar drohendes Unglück nicht mehr ſcheuete, weil es ihr faſt beſſer oder doch piquanter und angenehmer vorkam, als das matt hinſchleichende Leben an der Seite eines kühl verſtändigen Gatten, in einer Ehe die kinderlos und arm erſchien.

10.

Heinrich war gewohnt, ſchnelle Siege zu erleben, doch war faſt immer das Unglück dabei geweſen, daß das Beſiegte nicht ſehr der Mühe werth erſchien. Hier war von keinem ſchnellen Siege die Rede, und ſo oft er ſich auch darüber betrübte, ſo oft freute er ſich doch auch, denn das gab ihm doch wenigſtens zu thun.

Es giebt kaum einen betrübtern Anblick als ein Jüngling gewährt, welcher müſſig geht, oder gar brach liegt, denn zwiſchen dem Müſſiggehen und dem Müſſigliegen iſt allerdings noch ein bedeutender Unterſchied. Heinrich fühlte wohl, daß er nicht thätig genug ſei, aber die Arbeitsſcheu wird durch die bloße Erkenntniß nicht beſiegt. Jetzt gewährte ihm die Liebe Arbeit genug, und nun war ihm erſt wieder wohl.

Lucie war alle Abend in Geſellſchaft oder gab ſie, und Heinrich fehlte natürlich niemals. Ich kann, ſagte ſie eines Abends, Morgens, Mittags und Nachmittags gar wohl allein ſein; ja es verdrießt mich wenn ich dann geſtört werde, aber am Abend verlange ich Thee und Converſation, durchwebt von intereſſanter Lektüre und frommer Muſik.

11.

Ich gebe das alles, erwiederte Heinrich, nicht bloß zu, ſondern ich möchte noch außerdem eine eigene Schrift an's Licht treten laſſen, um in's Licht zu ſetzen, wie vier Wachslichter auf einem grünen Theetiſch ſo ungemein viel Licht in die Gemüther hinein ſtralen. Selbſt Don Juan möchte ich nicht hören Morgens früh um fünf Uhr, und Goethe's Egmont dann nicht leſen. — Aber ſetzte er endlich raſch und feurig hinzu, ohne die Liebe, theure Frau, iſt doch alles nur Halb-Scherz und Halb-Ernſt, denn die Liebe allein kann dem Leben den Tod nehmen, der doch eigentlich in ihm wohnt.

Sie war ſchwach genug, ihm die Hand zu laſſen, die er zu wiederholten Malen feurig an ſeine Lippen drückte, und erſt nach einer Minute konnte ſie antworten: Und doch kommt Ihnen der Umſtand, daß es Halb-Scherz und Halb-Ernſt in der Welt giebt, gar ſehr zu Hülfe, denn wie könnten Sie ſonſt wagen, der Gattin von Liebe vorzureden?

Das wage ich freilich, erwiederte Heinrich, und was würde es Ihnen helfen wenn mein Mund ſtumm wäre, und die Augen redeten? und was können Sie anders thun als höchſtens etwa mich tödten, oder . . . . den Herrn Gemahl rufen laſſen, daß er dieſe Mühe übernehme?

12.

Ich will das alles nicht hören, erwiederte ſie heftig, und ich bitte Sie bei allem woran Sie noch glauben, kein Wort dieſer Art mehr über Ihre Lippen kommen zu laſſen. Ich bin Ihnen gut, ich freue mich Ihres Talents, ich mag es wohl, wenn Sie heiter reden, oder die Begeiſterung Sie fortreißt; aber der tragiſche Ton, möge er auch eine ungewöhnliche luſtig ſcheinende Wendung nehmen, iſt mir durchaus zuwider. — Er wollte antworten: aber die Geſellſchaft trat zu den abgeſondert ſtehenden und unterbrach das Geſpräch.

Es ward recht fröhlich. Man las, ſang, und ſcherzte, bis endlich Lucie ſagte: Ich liebe faſt kein einziges Geſellſchaftsſpiel, und Karten ſind mir vollends abſcheulich; aber das Frageſpiel, nur freilich anders als es gewöhnlich betrieben wird, möchte noch erträglich ſein, denn es könnte fröhlich und zugleich belehrend werden. Damit es aber nicht pedantiſch werde, müßte man raſch zu fragen und raſch zu antworten genöthigt ſein. z. B. — „Was iſt das Thörichtſte?“

An Menſchenweisheit glauben, erwiederte ein alter, frommer Mann.

„Giebt es denn eine andere?“ fragte Heinrich leichtſinnig.

„Was iſt das Schönſte?“

Eine ſchöne Frau, die nicht darum weiß.

„Wer iſt die Unſchuldigſte?“

Die das Wort Unſchuld nie ausgeſprochen hat.

„Was iſt wohl der ſeltſamſte Ausdruck? doch muß er häufig vorkommen.“

13.

Ein Philoſoph erwiederte: Die Frage iſt verzweifelt ſchwer, denn es giebt der ſeltſamen Ausdrücke ſo viel wie Brombeeren; doch ſcheint mir der Ausdruck „Selbſtdenker“ von einer ganz aparten Verkehrtheit zu ſein, und könnte deshalb als Antwort dienen. Wenn wir denken wollen, ſo müſſen wir es in der That und Wahrheit ſelbſt thun, und können durchaus keinen andern ſchicken, der es für uns beſorgte. Dennoch hören und leſen wir das Wort Selbſtdenker häufig, und ſtets mit großem Vergnügen, denn wir ſind uns alle bewußt, ſelbſt zu denken; nur freilich der eine dumm, der andere klug, der andere mittelmäßig.

Ein etwas übermüthiger Jüngling, dem der letzte Sprecher nicht gefiel, wollte ſatiriſch ſein und fragte: „Was iſt das Trockenſte?"

Nach Shakſpear, erwiederte Heinrich, iſt es: Ueberreſt von Zwieback nach der Reiſe; nach mir Armen: unpaſſende Satire.

„Was iſt das Heiterſte?"

Wenn ſich die Morgenröthe mit der Abendröthe vermählte, würde es ſein.

Was iſt beſſer „überſchwenglich" oder „unterkriechlich?"

Fragen, welche fragend auch ſchon antworten, ſind nicht erlaubt. — „Was iſt das Bedenklichſte?“ Eine ſchöne Frau die Langeweile hat. — Die Antwort kam von dem Philoſophen, der dabei Lucien ſcharf in das Auge faßte.

14.

„Was iſt das Läſtigſte?“ Bei dieſer Frage vergaß ſich Heinrich ſo ſehr daß er raſch ausrief: Die **Ehe**, die ſeltſamer Weiſe in unſerer Sprache von vorn und von hinten ſich gleich lieſet.

Lucie warf einen zürnenden Blick auf ihn, und ſagte dann nachdem ſie ſich ein wenig gefaßt: Wäre gefragt worden: „Was war die thörichtſte Antwort?“ ſo wüßten wir nun alle Beſcheid; aber . . . . es iſt elf, und wohl Zeit zum Aufbruch.

Die Geſellſchaft war für einen Augenblick verſtimmt worden; nur Heinrich nicht, der wohl wußte wie ſehr er durch ſein freches Wort die wunde Stelle ihres Herzens getroffen, und längſt erfahren hatte, daß edle Frauen, wenn ſie wahrhaft zürnen, ſich ganz anders benehmen als Lucie. So hatte er denn auch noch den Muth, zu bleiben als die andern ſchon gegangen waren. Es giebt Menſchen, die auf den heilloſen Grundſatz den man wirklich hie und da hört, daß keine Lebensart zu haben die wahre Lebensart ſei, nur zu ſehr losſündigen.

15.

Lucie ſah Heinrich mit dem Blicke der Befremdung an, da er noch immer nicht Anſtalt machte zu gehen, und ſagte: Sie wollen gewiß um Vergebung bitten für Ihr ſchlimmes Wort; aber es wird ſchwer halten, die zu empfangen.

Um Vergebung? erwiederte Heinrich, ach! wenn das Ihnen Freude macht, ſo ſoll mein ganzes Leben nur die einzige Handlung enthalten, Sie um Vergebung zu bitten. Ich will alles thun was Sie wollen, denn ich fühle mich glücklich und frei, wenn ich Ihnen gegenüber gar keinen freien Willen habe. Aber wenn Sie mich nicht lieben, wie ſoll ich dann dem vergeben der mich um Ihre Liebe brachte? Wie ſoll ich Ihnen vergeben, daß Sie mich mit ſo unwiderſtehlichem Zauber anzogen? wie ſoll ich mir vergeben, daß ich noch lebe? denn wie ſollte ich leben können ohne Ihre Liebe, die ja der einzige Zweck meines Daſeins iſt?

16.

Luciens Gatte, den wir hinfort, der Kürze wegen, nach ſeinem Amtstitel den „Rath" nennen wollen, war theils durch Geſchäfte, theils durch entgegengeſetzte Neigung abgehalten, den äſthetiſchen Thee's beizuwohnen, die ſeine Gattin zu geben pflegte. Er behauptete nicht ſelten, er wiſſe die Geſpräche, die dort geführt würden, bereits ziemlich auswendig, und er könne die mechaniſche Zungenfertigkeit, mit der die meiſten jungen Männer ſprächen, nicht ohne

Ermüdung gewahr werden. Da es ſich nun nicht ſchicke, in Geſellſchaft, ermüdet auch nur zu ſcheinen, ſo habe er ein paarmal, als Oppoſitionsparthei, Leben in ſich und in die Geſellſchaft hinein bringen wollen; ſei aber, wie er ſchmerzlich fürchte, mitunter ein wenig derb ja faſt grob dabei geworden. Das vermeide ſich aber am Beſten durch Garnichtkommen.

Heute hatte er einen beſonders angeſtrengten und unfreundlichen Tag gehabt, denn eine mit großer Sorgfalt und Treue abgefaßte Schrift war von dem Miniſter, in einer übellaunigen Stunde, mit einigem Misfallen aufgenommen worden.

Als er am ſpäten Abende in ſein einſames Zimmer trat, befiel ihn der Gedanke, daß es doch gar ſchlimm ſei mit dieſer Einſamkeit, und wie glücklich man die Männer ſchätzen müſſe, denen eine verſtändige und liebende Hausfrau zu Theil geworden, deren freundliches Gemüth

Troſt habe für alles was nur irgend begegnen könne.

17.

Meine Frau, ſo ſagte er zu ſich ſelbſt, hat alles was mich glücklich machen könnte, und wenn ſie das nur wollte, ſo würde ja auch ich gern von den Fehlern manche ablegen, die ein zu arbeitſames Leben etwa zu geben pflegt; aber ſie will nicht; und elende Schönſchwätzer gelten ihr mehr als der treue Arbeiter im Dienſte des Fürſten. Wenn nur das gedruckte Kunſtwerk harmoniſch lautet; ob das Leben ihm gleich kommt, was kümmert ſie eine ſolche abergläubige Betrachtung? — Und nun vollends mein Leben! das iſt viel zu proſaiſch angelegt, und kann nie in Trimetern auftreten. Sie hat kein Herz, und in dem Einen Worte liegt die Hölle, denn alles läßt ſich beſſern; nur ie Herzloſigkeit nicht.

Dieſer Gedanke, der trübſte der uns in Beziehung auf einen Menſchen treffen kann, ging ſchneidend durch ſeine Bruſt, und gab ihm ein Gefühl der Wehmuth, das, bei Männern die es ſehr ſelten haben, ſogar von körperlichem Schmerze, wie etwa von dem einer friſch geſchlagenen fortblutenden Wunde, begleitet zu ſein pflegt.

Wenn aber der Menſch, im Uebermaaß des Kummers, zu trübe Empfindungen ſich bereitet hat, ſo ſpricht bald eine innere Stimme, die ſich nicht ſelten mit der Wehmuth verſchwiſtert, ein entſcheidendes Nein dazwiſchen, und ſie giebt nur zu, daß er unglücklich ſei; aber nicht ſo unglücklich als er jezt meine.

18.

In dieſem Augenblicke hörte er die Geſellſchaft die Treppe hinunter gehn, und es ſchien ihm ein gutes Zeichen daß man heute ſo früh ſich entfernte. Jezt iſt ſie allein, ſagte er, ich will zu ihr, ich will ihr alles ſagen, es mu alles zur Sprache kommen.' Schlimmer kann es nicht werden; beſſer nur, und Gott wird ja geben daß es beſſer wird.

Er war jetzt in der beſten Stimmung um ein Geſpräch wie dieſes anzuknüpfen; aber um deſto bitterer ward das Gefühl, als er nun in das Zimmer ſeiner Frau trat, und Heinrichen vor ihr ſtehend erblickte mit dem Ausdruck im Geſicht, den die eben geendete pathetiſche Rede nachgelaſſen hatte.

Unter allen Jünglingen, welche ſeine Gattin umflatterten, war ihm Heinrich der bedeutendſte aber auch eben um deswillen der verhaßteſte. Er allein, das fühlte er, konnte Lucien gefährlich werden, und jetzt mußte er ihn nun hier treffen, wo er ſich mit ſeiner Gattin verſöhnen wollte.

Es giebt Augenblicke, in denen der Menſch, der gerade am meiſten die Formen des Lebens achtet, und ſich mit Glück in ihnen bewegt, eine

eine beſondere Luſt empfindet, raſch aus ihnen heraus zu gehn und ſie zu zerbrechen.

19.

Der Rath warf ein kaltblitzendes Auge auf Heinrich und ſagte dann: Ich glaubte Dich allein, Lucie, und wollte mit Dir Bedeutendes reden; doch ſcheint die gute Nacht, die ohne Zweifel dieſer Herr Dir eben hat wünſchen wollen, ein wenig zu weitläufig umſchrieben worden zu ſein.

Heinrich hatte nicht ſelten Gelegenheit gehabt zu bemerken, mit welcher wegwerfenden Weiſe der Rath die gewöhnlichen Geſellſchafter ſeiner Frau zu behandeln pflegte. Ihm ſelbſt aber war er ſtets mit kalt einſylbiger doch auszeichnender Höflichkeit begegnet, und Heinrich, der ſich ſo viel Welt- und Menſchenkenntniß zutraute, wußte dennoch nicht, daß gerade dieſes Benehmen gar oft in der gewöhnlichen Welt bittern, nur noch lauernden und ſcheuenden Haß bedeutet. Um ſo mehr befremdete ihn jetzt der Ausbruch dieſes Gefühls, und in der Leidenſchaft für Lucien und in gekränkter Eitelkeit erwiederte er: Ueber das „wann“ und „wie“ der guten Nacht möchte doch wohl nur dieſe Dame zu entſcheiden haben; nicht Sie, Herr Rath.

Wären Sie, ſagte der Rath, mit dem Catechismus ſo wohl vertraut als mit ſeichten Poeten, ſo würden Sie das nicht meinen; und ſo, meine Rechte bewahrend, rathe ich Ihnen, es mit der guten Nacht jetzt gleich und kurz abzumachen.

Heinrich hatte Mühe, ſeinem eigenen Ohr zu trauen; doch faßte er ſich bald, da es nun einmal ſich alſo begeben hatte, und antwortete: Eine gute Nacht wünſche ich Ihnen heute wohl nur ohne Erfolg; doch erwarte ich Sie morgen früh zu einem einſamen guten Morgen. — Er nannte ſchnell den Ort des Treffens und ging.

20.

Lucie war durch die Scene ſo überraſcht worden, daß ſie anfangs keine Worte hatte. Jetzt aber umfaßte ſie ihren Gatten, und Bitten und Thränen folgten, und das Verſprechen daß Heinrich ihn um Verzeihung bitten ſolle und ähnliches Unüberlegte und undeutlich Gefühlte. Der Rath machte ſich ſanft aus ihren Armen los, und ſagte: Was kommen mußte, möge immerhin gleich geſchehn. Es iſt ſo beſſer. Ueber Dich aber, Lucie, kann nicht dieſer Moment der Angſt entſcheiden, ſondern ruhige Zukunft nur. Er ging und ließ ſie in einem peinlich verworrenen Zuſtande zurück.

Wenn ſie von dem angenehmen Umgang mit Heinrich ſcheiden ſollte, ſo hätte das, meinte ſie, von ihr ſelbſt ausgehn müſſen, damit ſie als hohe Siegerin da geſtanden wäre; jetzt aber hatte ihr Mann ſie um dieſen Triumph gebracht; und doch konnte ſie ihm wieder nicht zürnen, da er ſo männlich ſich gezeigt. Sie weinte und betete; aber die Thränen und Gebete der Angſt führen nicht ſogleich zum Frieden; doch erweichen ſie zuweilen das Herz zur Reue, und bereiten, ſo wie hier, den Frieden vor.

21.

Wir haben oben vernommen, daß Marie, von ihrem Gefühl gedrängt und beſtimmt, von ihren glücklichen Freunden Abſchied genommen hatte, um dem verirrten und deshalb unglücklichen Freunde zu helfen. Ein Entſchluß, der in der Idee herrlich und erhaben iſt, kann gar leicht in der Erſcheinung etwas Peinliches bekommen, denn die Welt mit allen ihren Mächten dringt auch auf den reinſten Tugendhaften ein, um ihm wenigſtens die Anſchauung zu trüben, da ſie ſeinem Herzen allerdings nicht nahe zu kommen vermögen.

Das fühlte Marie unterweges gar ſehr, und eine kalte bittere Weltſtimme ſprach ſie nicht ſelten an: Was willſt Du denn eigentlich? Es iſt ja doch höchſt überſchwenglich und thöricht und unnatürlich was Du beginnſt, und die gebildetſten Staatsdamen, die die Lebensklugheit treiben, wie die vortrefflichſten Engliſchen Zinnarbeiter ihr Handwerk, werden erklären, es ſei ſeltſam romanhaft, und Du reſpektireſt die Dehors nicht. Denke Dir nur, wenn gedruckt würde was Du beginnſt, ob nicht alle ſolche Damen und ihre Liebhaber, wenn ſie dabei ſtehen, die Achſel zucken und mitleidig hinzuſetzen würden, es ſei nicht einmal neu was Du thuſt. Und nun vollends manche ältere Dame, die bereits dem Gefühl abgeſagt und ſich nun wohl befindet in der natürlichſten Natürlichkeit der lächelnd-verſtändigen Ausgekältetheit; welch Urtheil kannſt Du von einer ſolchen erwarten? Es ſind freilich hohle Leute; aber ſie geben doch den Ton an, und Du, armes Kind, wirſt gewiß von ihnen niedergeſprochen.

Es waren harte Stunden, in denen Marie

ſich ſo angeredet fühlte; aber es iſt das Beſte, daß wer wirklich mit Entſchiedenheit das Gute eingeſehen hat, ſelbſt auch die härteſte Rede verſchmähend ablehnt, und fortfährt zu thun wie es recht iſt.

22.

Alles was die Jungfrau in der Stadt, wo Heinrich wohnte, über das Leben und die Verhältniſſe des früher geliebten Jünglings erfuhr, war betrübend, und ſie erfuhr das Genaueſte, denn der alte Chriſtian hatte ſich Heinrichen als Diener anbieten müſſen und war von ihm angenommen worden, da die Treue aus ſeinem Geſichte ſprach. Es war für Marien beruhigend, doch wenigſtens Einen Menſchen um ihn zu wiſſen, deſſen Redlichkeit bewährt war. Wirklich hielt auch Heinrich etwas auf den Alten, deſſen ſtilles, edles Geſicht ihn oft zu der Frage brachte: Wie hat Dich das Schickſal zum Dienen zwingen können? — Ja, er hatte ſogar einmal in einem ſeiner beſten Augenblicke leiſe hinzugeſetzt: Es wäre vielleicht paſſender, wenn ich an Deinem Platz ſtände, und Du an dem meinigen.

Als Heinrich jetzt das Haus des Rathes verließ, traf er draußen den Alten, der ihm den Mantel nachgebracht hatte, da die Junius-Mitternacht doch kühl und regnig ſchien.

Wie ſorgſam! ſagte Heinrich, indem er ſich einhüllte, und gerade heute! Das iſt faſt komiſch, denn es iſt jetzt von ganz andern und gefährlichern Dingen die Rede, als von einer Erkältung.

Sie gingen raſch vorwärts und ſchwiegen beide, bis endlich Heinrich, im Uebermuth des Augenblickes zu reden fortfuhr: Du möchteſt gern wiſſen was geſchehen iſt und was bevorſteht? Dann erzählte er ihm die ganze Sache, und endete: Nun will ich morgen früh — doch es iſt ja wohl ſchon nach Mitternacht — alſo heute früh um ſechs Uhr ausziehen, um den zühen Herrn, der ſich ſo ſchlecht auf das Leben und die Liebe verſteht, zu züchtigen.

23.

Da ergriff den redlichen Alten ein höheres Gefühl als das gemeine Leben einem Diener zu verſtatten pflegt, und er rief aus: O Du gerechter Gott! was haben Sie gethan, und was wollen Sie thun! Sie haben eine Ehe geſtört, die doch heilig iſt ſelbſt bei Türken und Heiden, und, da der Ehemann ſeine Rechte vertritt wie er es darf und ſoll, ſo wollen Sie ihn ermorden, oder ſich von ihm tödten laſſen. Ach Herr, Sie ſind auf den ſchlimmſten Wegen, und ich leide nicht, daß Sie thun, was Sie thun wollen, denn man ſoll Gott mehr gehorchen als den Menſchen.

Aber über Heinrich kam jetzt einer jener ganz dunklen und freventlichen Augenblicke, denen der einmal verirrte Menſch nicht immer wehren kann, da er das Maaß ſeiner Verirrungen nicht zu beſtimmen vermag. Er warf den Alten einige Schritte zurück, und rief: Gehorche Du, überläſtiger Thor, wem Du willſt; aber mir komme nicht wieder vor die Augen.

Der Alte erwiederte kein Wort, ſondern ſah ihn nur mit einem einzigen ſtillen Blicke an, und ging.

Als aber Heinrich die gebückte Greiſesgeſtalt fortwanken ſah, da ergriff ihn das Gefühl ſeiner Unwürdigkeit mit einer nie geahndeten Gewalt. Wohl kann der Menſch leider, bei langer, heimlicher, in den Formen des ſo genannten Anſtandes fortgehender Sünde, ſich mit tauſend und wieder tauſend halbwitzigen Sophiſtereien täuſchen; dann aber tritt wohl plötzlich eine grelle Sünde wie eine fackelſchwingende Furie in ſein Leben, und weit hinweg ſchwindet jede Täuſchung, und bei dem Schein der ſprühenden Fackel muß er ſich nun ſelbſt anſchauen in ſeiner ganzen Verworfenheit.

24.

Heinrich erſchrak vor ſich ſelbſt wie vor etwas Fremdem, und ſagte dann: Bin ich es denn wirklich, der alſo handelte? oder war's nur ein feindliches Weſen, das ſo aus mir heraus handelte? Ach, mich kann auch das nicht entſchuldigen; denn ich müßte ja doch dieſem Dämon in mir eine Wohnung verſtattet haben, was der edle Menſch nie verſtattet. Iſt es denn wirklich wahr, daß ich die heilige Ehe geſtört habe? daß ich der Gattin den Frieden der Seele nehmen will? und nun ausziehe um dem Manne das Leben zu rauben? Iſt es denn wahr, daß ich die Hand gelegt habe, die ſtarke Jünglingshand an ein greiſes Haupt? an einen ehrwürdigen Alten, deſſen ſtilles Sein und Thun mich ſtets erfreute? Hab ich denn wirklich die Sünde begangen, die ſchon den Alten, die noch nicht das Licht der Offenbarung genoſſen, als eine der höchſten Greuel erſchien? O Gott, o Gott, wie iſt doch die Sünde ſo über allen Ausdruck häßlich und entſeßlich! und .... wie werde ich jemals wieder mit Heiterkeit meine eigene Geſtalt im Spiegel anſchaun können?

Es iſt ſeltſam, über jene Sünde an Lucien und ihrem Gatten begangen kann ich mich noch beruhigen, obwol ich ſchon jeßt ahnde daß dieſe Beruhigung nicht ächt war; aber jener ganz ſtille in heimlicher Nacht begangene Frevel an dem armen beſcheidenen Greiſe, der Frevel den niemand ſah und niemand rächen wird, den er niemandem klagen, ſondern nur ſtill ſeufzen wird: „Guter Gott vergieb ihn" — der, der allein brennt hier in ungeheuren Flammen, und ich kann nicht einmal ſeufzen: „Gott vergieb ihn." Darum ſei Du verflucht, Du Hand, die Du ſo Böſes gethan, und haſſen will ich Dich wie meines Feindes Hand bis Du Dich gereinigt haſt durch eine edle That.

25.

Heinrich hatte nicht unrecht in dem Glauben daß Chriſtian an keine Rache denken werde. Der alte Mann hatte nur ſtill geſeufzt: „Lieber Gott, vergieb ihm, was er im Taumel des Weltlebens gefehlt hat,“ und war dann zu Marien gegangen um ihr zu erzählen was begegnet ſei, und daß Heinrich heute früh zu einem ſehr ernſten Zweikampfe mit einem beleidigten Ehemanne gehen müſſe.

Marie hörte ihn mit ſtillem Schmerze an, und über das rein anmuthige Antlitz flog die Röthe der edeln Scham, und ſie bedurfte des tiefſten und begeiſterten Gebets, um ihren Geiſt aufzurichten. — Dann ſagte ſie: Ich ahnde alles, auch das was Dir begegnet ſein mag, und was Du verſchweigſt, denn Du könnteſt doch nicht hier ſein und die Nacht von ihm bleiben, wenn er nicht ſelbſt Dich von ſich entfernt hätte. Es iſt ſehr traurig — alles — aber wir wollen doch in Gott gelaſſen bleiben, und thun was wir können. — Wir kehren bald zurück, mein guter alter Chriſtian, zu dem guten Vater, und in die liebe Heimath, wo es doch viel beſſer iſt als hier in dem wilden Leben, woran wir beide gar keine Freude haben. — — Geh zur Ruhe; auch ich will ſchlafen. Im Schlafe iſt man zuweilen recht glücklich.

26.

Aber Heinrich konnte nicht ſo fühlen wie die beiden ſchuldloſen Menſchen und kein Schlaf kam über ihn. Er hatte vielleicht zum erſtenmale in ſeinem ganzen Leben das entſchiedene Gefühl der Reue, und das gab ihm ſo heftige Qualen, daß er ſich ſelbſt kaum wieder erkannte in dieſem Gefühl. Er ſetzte ſich unausgekleidet auf das Bette, und ſtarrte ſtundenlang in die Nacht hinein, bis endlich ein beſtimmterer Gedanke ihn ergriff, und zwar der an die tief rührenden Worte:

Wer nie ſein Brodt mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht ihr himmliſchen Mächte! —
Ihr führt in's Leben uns herein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt ſich auf Erden.

Er hatte ehedem oftmals mit Julius über dieſe ewigen Zeiten geſprochen, und ihn, der nicht erſt aufmerkſam gemacht zu werden brauchte, dennoch aufmerkſam gemacht, wie hier jedes Wort, ja jede Sylbe bedeutend ſey. — Und wie iſt es ſo herzzerſchneidend und entſetzlich dieſes nächtliche Weinen, und der Unglückliche hat ſich nicht wie in den Tagen guter Ordnung zur Ruhe gelegt, es fällt ihm gar nicht ein, daß er des Schlafes genießen könne, er ſitzt troſtlos auf dem Bette, und ſeine Thränen fließen ungeſehen und ohne Troſt zu geben hin.

Und nun war dieſe Strophe, die ſonſt nur tragiſche Fantaſiefreuden gab, zur Wirklichkeit geworden; und was das heiße ..... Du geliebter Leſer, darüber laß mich nicht reden; und mögeſt Du das nie erfahren.

. 27.

In dieſem Zuſtande traf ihn der Schlag der Uhr, der ihn zu dem ernſten Gange rief. Er warf den Mantel raſch um, aber das erhitzte verwachte Auge ſah nicht mehr wie ſonſt, klar in die Welt hinein; ſondern neblich nur und verworren umwankten ihn die Geſtalten, und ſo bemerkte er kaum, daß ein feiner und zarter Jüngling, gleich ihm in einen Mantel gehüllt, ihm die Anhöhe hinauf folgte zu dem Ziel.

Er hatte noch etwa hundert Schritte, als ihn plötzlich der Gedanke ergriff: Du kannſt jetzt ſterben, „in Deiner Sünden Maienblüthe,“ darum ſchließe ſo gut Du kannſt die Rechnung mit dem Leben. — Er ſank in die Knie nieder und betete einige Minuten, und als er wieder aufſtand, bemerkte er daß auch der Jüngling ſich jetzt mit gefaltenen Händen vom Gebete erhob. Sein Gemüth war ſo erhoben, daß keine Neugier mehr in ihm ſich regte, und daß ihn der Anblick nur erfreuete und nicht mehr befremdete.

Lieber frommer Knabe, ſagte er, gehe Du lieber wieder zurück; was Du oben ſiehſt kann Dich nicht erfreun.

Möge das, erwiederte der Jüngling mit leiſer Stimme, indem er den Hut tief in's Geſicht drückte, es kann doch gut ſein.

Nun, wie Du willſt, ſprach Heinrich, der ihn nur halb verſtanden, ich darf keinen mehr zurück ſtoßen.

28.

So kamen ſie oben an, wo ſie bereits den Rath trafen, der, im Gefühle ſeines Rechtes und bewaffnet mit ſeiner guten Sache, wie ein kräftiger Kriegsmann daſtand. Wie oft war auch Heinrich ſo dageſtanden, und noch viel beſſer als jetzt der Rath: hell leuchtend in Freundlichkeit, und faſt ſcherzend in der Sicherheit der Kraft. Und wie war das nun anders geworden, ſeitdem das Gewiſſen geſprochen und ihn angeklagt hatte des Unrechts.

So focht er nur ſchwach und unſicher, und gleichſam ſich ſcheuend vor einer neuen Sünde, und bald lag er mit einer Wunde, wie ſie einſt Julius von ihm empfangen, blutend am Boden.

Auch er erinnerte ſich jetzt an jenen Augenblick, denn von allen Seelenkräften ſcheint die Phantaſie ſich am längſten gegen den körperlichen Schmerz zu wehren. „So ſank auch Julius hin! ſagte er leiſe, aber nicht im ehrlichen Zweikampf, ſondern von des falſchen Freundes Hand. Er war aber auch nicht verlaſſen wie nun ich.“

Verlaſſen biſt auch Du nicht, ſagte der

Jüngling, der ihm jetzt hülfreich beiſtand, und in dem wir alle wohl längſt Marien erkannt haben. Aber Heinrich hörte die ſanfte Stimme nicht mehr, denn eine tiefe Ohnmacht kam über ſeine Sinne.

59.

Als er wieder erwachte, fand er ſich in ſeinem Zimmer und auf ſeinem Ruhebette, und die Uhr, welche eben Mitternacht anſchlug, zeigte ihm an, daß der ganze böſe Tag vorüber war, der ſo viel Schmerzen verurſacht hatte. Bei ſeinem Bette ſaß der alte Chriſtian, und im Hintergrunde bewegte ſich eine männliche und weibliche Geſtalt; aber er konnte bei dem Halbſchimmer der mit dichtem Flor umgebenen Lampe, mit den kranken Augen nichts deutlich erkennen, bis ſich endlich Chriſtian durch eine leiſe Frage nach ſeinem Befinden ihm entdeckte.

O ſieh doch, erwiederte Heinrich, den die ganz ungewohnte Krankheit faſt zu einem Kinde gemacht hatte, o ſieh doch, wie iſt das ſo ſchön daß Du gekommen biſt. Ja freilich, es muß ſehr ſüß ſein Böſes mit Gutem zu vergelten. Ich ſchlimmer Menſch habe nur nie dazu kommen können ſolche Freude zu genießen; wohl aber habe ich oft Andern Gelegenheit gegeben dieſe Tugend an mir zu üben. — Vergiebſt Du mir denn aber auch wirklich? oder übſt Du Deine ſanfte Tugend bloß weil es ſo Herkommens iſt?

Chriſtian erwiederte ſanft und freundlich: Ich kannte Sie ja, lieber Herr, und da muß man nicht gleich böſe ſein, wenn der Andere ſich einmal vergißt.

Heinrich drückte ihm die Hand wie einem Freunde, und ſagte dann: Ich ſchlief ein mit dem Gedanken an meinen Julius und erwache auch mit dem. — Ja die Krankheit iſt ein Himmelsgeſchenk, und der Menſch wird anders und beſſer durch ſie. — Sieh nur, ich kann den Gedanken gar nicht los werden, wie wohl einſt meinem Freunde in ſeinem ſchuldloſen Leiden geweſen ſein muß, und wie gut er es gehabt hat. Da iſt die liebe herrliche Hildegard bei ihm geweſen und hat an ſeinem Bett geſeſſen, und ſie haben ſehr viel Liebes und Gutes zuſammen geſprochen, und Engel hätten zuſchauen können wie ſie ſo rein ſich geliebt. Ach wenn jetzt Marie ſo neben mir ſäße und mich tröſten wollte! Aber das kann ſie nicht und darf ſie nicht, denn ich bin nicht ſo rein geblieben wie Julius.

50.

Sie kann es, und darf es, und wird es, erwiederte Chriſtian, und ſie iſt ſehr nahe. Aber Sie müſſen auch verſprechen, lieber Herr, daß Sie ſtill und ruhig bleiben wollen, denn Heftigkeit würde Ihrer Geſundheit gar ſehr ſchaden.

In dieſem Augenblicke war auch wirklich Marie leiſe zu ihm hingetreten, und er ſah die kleine milde Kindesgeſtalt, wie ſie mit ihrer zarten Hand die ſeinige faßte. Ich bin es wirklich Heinrich, ſagte ſie, und es iſt dabei gar nichts zu verwundern; denn die ächte Freundin, und eine ſolche möchte ich gern ſein, muß nicht fern ſtehn, wenn der Freund leidet. Auch der wackere Rath, ſobald der Ehrenkampf vorbei war, zeigte ſich wie Dein wahrer Freund. Er und ſeine Leute brachten Dich, um alles Aufſehn zu vermeiden, zuerſt in ein kleines Landhaus in der Nähe, deſſen Bewohner er kannte, und wo Du ſorgfältig verbunden wardſt, bis endlich in der Dämmerung ein bequemer Wagen Dich zur Stadt brachte. Du haſt von dem allen nichts gemerkt, denn eine lange Betäubung hielt Deine Sinne gefangen. Dem Rath mußt Du recht danken, denn er iſt gar gut und freundlich geweſen, und er war noch ſo eben hier, um theilnehmend nach Dir zu ſehen, und ging nur, um Dich nicht zu erregen. Mir, lieber Heinrich, darfſt Du gar nicht danken, denn ich habe nichts gethan. Ja, Hildegard, die wäre ganz anders geweſen; aber ich bin immer nur ein Kind, und werde wohl auch nie was anderes werden.

31.

Aber Heinrich hatte faſt alles was ſie ſagte nur mit halbem Sinn gehört, denn ſeine ganze Seele lebte nur in dem Gedanken, daß ſie da ſei; und doch vermochte er auch den kaum zu faſſen im Uebermaaße des Gefühls.

O Gott! rief er aus, es iſt ja nicht möglich, und Du biſt nur ein ſeliger Schatten, denn wenn Du lebteſt, könnteſt Du nicht ſo vor mir ſtehen, ſondern müßteſt menſchlich zürnen und gerecht zürnen. O wie ſoll ich es anfangen, Dir abzubitten, und Dir zu danken, denn ich habe ja keine Worte, ſondern nur unendliche Thränen, die aber beſſer ſind als all mein bisheriges Lächeln und Lachen und thöricht eitles Thun und Treiben.

Ich will gern mit Dir weinen, ſagte Marie, ruhiger als ſelbſt Chriſtian erwartete, aber ſchone nur Deine Geſundheit, um die wir alle ſehr bekümmert ſind.

O laß mich weinen, ſagte Heinrich noch einmal, und wenn auch dieſe Thränen meine ganze Kraft hinweg ſchmelzen ſollten. Und wie könnte ich beſſer ſterben als jetzt, im Gefühl der Reue, und in der Wonne, dieſe liebe Hand wieder faſſen zu dürfen, die mich rettete.

Wenn Du jetzt ſtürbeſt, ſagte Marie ohne alle Leidenſchaftlichkeit, doch mit ſehr bedeutendem Tone, ſo wäre das viel ſchmerzlicher als Du ſelbſt es zu glauben ſcheinſt, denn wir alle, die es gut mit Dir meinen, müſſen Dir ein recht langes Leben wünſchen, in welchem Du Dich wieder herſtellen kannſt.

32.

Heinrich hörte den Ton nicht, kaum die Worte; und fuhr in der ſüßen Exaltation des Augenblick's fort: Ich bin ſehr irre gegangen;

die Mannigfaltigkeit der Töne und die Pracht der Farben, die von den Irrwegen her mich anſprachen, lockten mich dahin, und immer verſchlungener wurden die Pfade, und immer verführeriſcher der Farbenglanz, und der Töne geheimnißvolle Bedeutung; aber Du kommſt, ein freundlich milder Geiſt, und führſt mich zurück auf den Weg, den ich nie hätte verlaſſen ſollen. O Du Liebe, führe Du mich nun immer, ſo kann mir nie wieder etwas Uebles begegnen.

Jetzt, lieber Jugendfreund, erwiederte Marie, iſt wohl Ruhe für Dich das Beſte, damit die Geſundheit wiederkehre, in der Du allein Deine guten Vorſätze ausführen kannſt.

Sie verließ ihn leiſe und ſchnell, aber Chriſtian blieb bei ihm.

Geſundheit? ſagte Heinrich leiſe, bin ich denn krank? ich habe mich ja nie ſo wohl gefühlt, als eben jetzt — und Vorſätze ausführen .... ich verſtand wohl nicht ganz, was die liebe Freundin eigentlich meinte.

Aber Chriſtian verſtand ſie wohl, und auch ihn, denn er war reich an erfreulichen und reich an trüben Erfahrungen.

Ach, das iſt eben das Entſetzlichſte bei ſo manchen halb-genialen Jünglingen und Männern, daß ſie, wenn ſie lange und ſchwer geſündigt haben, durch das bloße Gefühl einer poetiſchen Wehmuth, und, (wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen) faſt muſikaliſch tönenden Reue, ſich ſchon wieder verſöhnt zu haben glauben mit Gott und den Menſchen.

33.

Marie beſuchte täglich den kranken Freund, und ihr liebes ſtilles Geſicht leuchtete milden Troſt in ſeine Seele. Aber es war eigen, er konnte bei dieſem geläuterten Weſen den alten leichten Ton nicht wieder finden, den er bei allen ſeinen andern Bekannten und Freunden nur zu bald wiedergefunden hatte. Sie ſprach nur wenig und mit ernſter Freundlichkeit, ja ſie ſah ſich gewöhnlich, ſobald die erſten Fragen und Anordnungen in Beziehung auf ſeine Wunde und Krankheit abgethan waren, alsbald nach einem Buche um, aus welchem ſie ihm mit ſanfter Stimme vorlas. um dann zu gehen. Eines Tages ſagte ſie: „Laß mich Dir heute aus der Bibel vorleſen“; aber Heinrich erwiederte erröthend: „Ich habe keine“; und da ſie ſehr ernſt und traurig vor ſich hinſah, ſo raffte er ſich zuſammen und ſagte: „Wozu auch das? Die beſten Sprüche weiß ich auswendig, und ſo habe ich die Bibel in mir. Auch macht das zu häufige Leſen in der faſt zu tiefſinnigen Schrift nicht ſelten eintönig, eng und arm.

Marie ſchüttelte leiſe den Kopf, und da Chriſtian ſeine eigene Bibel ehrerbietig gebracht hatte, ſo lehnte ſie ſie ab, und ſagte: „Jetzt nicht. — Ohne Sehnſucht ſoll man nicht darin leſen, aber daß dieſe Sehnſucht Dir fehlt, Heinrich, deshalb beklage ich Dich ſehr.

Heinrich fühlte ſich einige Minuten lang beſchämt und befremdet; dann aber, nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, ſich bald befreiend von peinlicher Empfindung, ſagte er: Ach, Geliebte, Du biſt zu ernſt, zu ſtreng gegen mich geworden. O ſei es nicht. Laß uns doch die Tage der alten Heiterkeit und des unbedingten Vertrauens wieder erneuern, damit ich ſehe, daß Du mir ganz vergeben haſt.

34.

Da wurde Marie ſehr ernſt und ihr Auge füllte ſich nach und nach mit Thränen, und ſie ſagte: Vergeben habe ich Dir ganz, und wie könnte man denn auch wohl halb vergeben? aber jene alten Tage des fröhlichen Vertrauens und des heiteren Scherzes können jetzt nicht da ſein; ach, und vielleicht nie wieder kommen.

Da wurde Heinrichs blaſſes Geſicht von ſchneller Gluth gefärbt, und er ſchloß mit dem linken Arme (denn der verwundete rechte verſagte ihm noch den Dienſt) die theure Kindesgeſtalt an ſeine Bruſt, und, indem er heiße Küſſe auf die zitternden Lippen drückte, ſagte er: O ſei doch nur wieder Du ſelbſt, und was Du einſt wareſt, und dann ſind ſie auch wieder da, die Tage des freundlichen Vertrauens und der heitern Liebe.

Sie ſchwieg, und befreite ſich leiſe von ſeiner Umarmung, und er fuhr, faſt finſter werdend, und das Bewußtſein ſeiner Schuld hinter ſtolze Worte verſteckend, weiter fort: O laß mich nicht irre werden in Dir, ich kann ja ſonſt keinen Menſchen mehr lieben, wenn Du mich nicht mehr lieben willſt, und ich Dich nicht mehr lieben darf. Dann aber biſt Du ſchuldiger als ich.

Marie ſchwieg eine geraume Weile, dann ſagte ſie mit ſtillem Ernſt gute Nacht. Doch ſchon an der Thür wandte ſie ſich noch einmal um, küßte ſanft ſeine Stirn und ſagte: Werde demüthig gegen Gott, dann wirſt Du klar werden, und verkenne auch mich nicht, mich Arme.

Sie ging und Heinrichen durchzuckte eine ſeltene Ahndung, und ihm ward ſehr bang und die Nacht ging hin ohne Schlaf.

Nicht wie ſonſt erſchien am andern Morgen die Freundin, um ſich freundlich nach der heilenden Wunde zu erkundigen, und auch der Mittag kam und der Nachmittag; aber nicht ſie. Da zogen die Stunden langſam und eiſern hin, bis endlich am Abend ein Brief erſchien, den er zitternd eröffnete.

55.

Wenn Du, ſo las er, dieſen Brief empfängſt, dann, mein theurer Jugendfreund, bin ich ſchon mehrere Meilen weit von Dir. Du wirſt zürnen und trauern; aber glaube mir, daß ich noch tiefer traure und daß ich dennoch nicht anders handeln konnte. Ich habe Dich ſehr geliebt, weit mehr als Du je geahndet, weit mehr als vielleicht überhaupt die Männer verſtehen; und ich liebe Dich noch, denn es iſt ja nicht möglich, die Liebe abzulegen wie ein Gewand, und ſo lange das lebendige Herz ſchlägt, muß es lieben, weil es einmal geliebt hat. Aber ich kann niemals die Deinige werden, denn — o daß ich Dich und mich ſo tief verletzen muß! — ich kann Dich nicht mehr unbedingt hochachten. Laß uns denn alſo unſre Tugend im gegenſeitigen Entſagen finden, und nicht zürnen mit dem Geſchick, das uns ſo Schweres aufgelegt hat. Laß uns verzichten auf das höchſte Erdenglück, denn wir müſſen es, und der Chriſt ſoll ja auch wollen was er muß. — Heinrich, noch immer biſt Du fern von dem was Dir allein helfen kann. Du haſt Jahre verſchwendet an das Unwürdige, und denkſt das wieder gut zu machen durch ein paar thränenvolle Minuten, die ohnehin bei Deiner reichblühenden Fantaſie leicht etwas Süßes haben. Du glaubſt zu bereuen, wenn Du nur von Reue ſprichſt, und meinſt Dich gebeſſert zu haben, indem Du nur die Tugend und ihre Freuden rühmſt.

Es zog mich zu Dir hin, als Du dem Verderben zueilteſt, und, wie es meine Pflicht war, bot ich Dir die Hand um Dich heraus zu ziehen, und ich wollte warten bis Du ganz geneſen wäreſt, um dann Dir freundlich-traurig zu ſagen was ich jetzt dem geſchriebenen Worte anvertrauen muß, das ſo leicht kalt erſcheint. Aber mein Troſt iſt, daß ich Dir nicht kalt erſcheinen kann, denn ich habe Dir ja geſtanden, und will es Dir nochmals geſtehen, daß ich Dich liebe.

Gott gebietet unſre Trennung, denn ſein Geſchenk iſt die Stimme in uns, wenn ſie ganz beſtimmt redet wie jetzt in mir. Er ſei mit Dir und mit uns allen. Ach lebe wohl, lebe Du ſehr wohl, ich will Dir ja gern alle meine Freuden ſchenken.

Aber wir werden wohl beide viel traurige Tage haben, und möge dann bei den Thränen der Glaube nahe ſein. Doch dürfen wir nie zu weich werden, denn wir ſollen handeln und hoffen.

Marie.

36.

Möge — wie der höhere Anſtand und die Liebe, es im Leben zu gebieten ſcheinen, — der heftige und gewaltſame Ausbruch des erſten Schmerzes auch in dieſer Schrift dem Leſer verhüllt bleiben.

Heinrich fand vor ſeinem Lager den alten Chriſtian wieder, und es rührte ihn tief, daß Marie ihm den Treuen zurückgelaſſen hatte.

Sie hat ganz Recht, rief er endlich aus, und es wurde lichter vor ſeinem Auge, es iſt ſehr ſchmerzlich, viel ſchmerzlicher als je ein Wort es ausſprechen kann; aber es muß ſo ſein. Nicht ohne Strafe, nicht ohne ſelbſtaufopfernde Buße kann ich wieder zum Frieden gelangen, und je länger ich mit der Eitelkeit ſpielte, und aus des Lebens Ernſt eine unſittliche Tändelei machte, je tiefer muß jetzt der Gram in mich hinein dringen, in dem ich reifen könnte zur Beſſerung. — — Und doch . . . ach, ich vermag es ja nicht zu ertragen, denn ich habe in Marien zu viel verloren; und ich werde untergehen in den Thränen, untergehen in dem endloſen Jammer. — Du guter Chriſtian, Du biſt glücklich; Du biſt alt, und darfſt hoffen bald zu ſterben. Aber des Jünglings Kraft iſt faſt zu eiſern, und es ſtirbt ſich gar zu ſchwer und zu langſam.

Nicht alſo, lieber Herr, erwiederte der Alte, der Himmel iſt ja ſo reich an Troſt, er wird ihn auch Ihnen geben. — Hier (er legte die Hand auf die Bibel) ſteht geſchrieben: „Selig ſind die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden.“

37.

Der einfach göttliche Spruch, der weit erhaben iſt über das arme Menſchenlob, wirkte mit ganzer heilbringender Kraft auf Heinrichs Gemüth, ſeine Thränen wurden gelinder, und ein leiſer Schlummer voll ahndender Hoffnungsträume ſank kühlend auf das heiße Herz herab.

Nach wenigen Tagen hatte er das ſchöne Gefühl der Geneſung, und das nicht minder ſchöne eines Entſchluſſes.

Innig um Vergebung bittend, nahm er ſchriftlichen Abſchied von dem Rath und von Lucien; und verließ eine Stadt, in der er nicht ohne trübe Erinnerungen hätte bleiben können.

Nach wenigen Wochen ſah man ihn als freiwilligen Krieger im **ſchen Heere, das ſich gerade damals zu einem edeln Kampfe rüſtete. Chriſtian blieb bei ihm, denn ein durchaus reines Leben hatte ihm auch im Alter die Geſundheit erhalten; und, wenn er Heinrichen ehemals trotz ſeiner Verirrungen geliebt hatte, ſo widmete er ihm jetzt eine verdoppelte Aufmerkſamkeit und Treue, da der Jüngling ſich ſelbſt überwinden und eine rühmliche Laufbahn beginnen wollte.

38.

Eine ſehr ernſte und trübe, ja in mancher Hinſicht faſt lähmend ſcheinende Zeit war damals für Deutſchland angebrochen, das, wie ein tief verletzter Löwe, die angeborene edle Kraft nicht augenblicklich in entſcheidenden Thaten kund thun konnte, ſondern erſt, um ſich ſelber zu läutern, die ſchwere Pflicht des Wartens und Duldens üben ſollte. Julius fühlte die Trauer mit der ganzen Kraft ſeines reinen Herzens; aber ihm war ſo eben der reichſte Frühling einer tiefen und herrlichen Liebe aufgegangen, einer Liebe, die ſich nicht an dem flüchtigen Moment, ſondern an der klar aufgefaßten Idee der weiblichen Würde und Anmuth entzündet hatte; und ſo ſtand er mit verdoppelter Macht und mit den wirkſamſten Waffen der trüben Zeit gegenüber.

Er bedurfte nicht mehr, ſich an Ottoberts Mahnungen zu erinnern, um ſich ſogleich aus dem häufig nur beſchaulichen Dichterleben in die bürgerliche Thätigkeit zu verſetzen, und da der Jüngling durch ein reines Leben Achtung gewonnen hatte, und manche löbliche Kenntniſſe und Fleiß zeigte, ſo gab man ſeinem Geſuche gern nach, und übertrug ihm auf ſeine Bitte, in einer kleinen unſcheinbaren Provinzialſtadt, ein kleines, von Anderen kaum gewünſchtes Schulamt, das hinfort ſeine Kraft in Anſpruch nehmen ſollte. Jetzt legte ein wackerer Geiſtlicher ſeine Hand in Hildegards Hand, und ſprach den Segen über die lieben Menſchen, die ſich in ſtiller frommer Liebe vereinen wollten.

39.

O mein geliebter Vater, — ſo ſchrieb Julius einige Monate darauf an Erlof — denn wie könnte ich Sie mit dem farblos kühlen Worte „Pflegevater" anreden? — wie iſt heute mein Herz ſo voll Freude und Dank, und in welchem reinen Sonnenſchein des Lebens ſitze ich hier, um Ihnen zu ſchreiben.

Sie, die mich ſo lange ſchon liebte, die ich Thörichter nicht zu lieben wähnte, und die ich nun mit doppelter Innigkeit liebe, ſie iſt jetzt die meine. — „Mein" welch ein Wort iſt das! und da es ſchon ſtolz klingt, wenn der Menſch ſagt: „ich habe mich ganz, und bin mein," wie viel ſtolzer iſt es, wenn er es von einem anderen geliebten Weſen zu ſagen wagt. Und doch iſt es ſo, und ich darf mich nun auf immer des Glückes freuen, die mein nennen zu können, deren ganzes Eigenthum ich bin. Ich wiederhole mir in jeder Stunde meines Lebens, daß die edle Jungfrau nun mir gehört und meine „Frau“ iſt, und ich verhehle Ihnen nicht, da Sie ja doch nur gutmüthig lächeln können, daß ich ſelbſt an dem Klange jenes ehrlichen Deutſchen Wortes ein ganz eigenes ſtilles Vergnügen finde.

Ich weiß wohl, daß der Menſch hier auf der beſchränkten Erde nicht leicht rufen darf: „Ich bin glücklich“ ohne die Nemeſis zu reizen, aber ich nehme den Ehemann aus, denn der darf es nicht bloß ſondern ſoll es. Sein Glück iſt ein ſtilles, und frommes, das niemanden beleidigt; und Gott ſelbſt hat den Segen darüber geſprochen.

40.

Aber jedes Glück hienieden muß den Grund und Boden auf der freundlich grünen Erde finden, und dieſer Grund und Boden iſt für den Mann in der Regel ein bürgerliches Amt. Ich habe das wohl immer geahndet, aber eine gewiſſe Gattung von Jugend, die bei mir faſt zu lang gedauert hat, zog mich häufig davon ab, und zu dem bloß beſchaulichen Dichterleben hin. Das kam, weil ich der eignen Liebe noch nicht gewiß war, und ſo, mich tadelnd, entſchuldige ich mich auch; denn ohne die Liebe iſt der Staat faſt nur eine überheilige Idee, in die wir kaum einzugreifen wagen. Mit der Liebe aber gewinnt jene Heiligkeit auch das Freundliche, und wir bekommen den Muth, mit anzulegen Geiſt und Herz und Hand. Und — laſſen Sie uns menſchlich das Menſchliche berückſichtigen — es muß auch wohl etwas gar Trübes ſein, wenn ſo ein fleißiger Arbeiter, noch mit der Anſtrengung und Mühe im Auge und im Herzen, des Abends ſpät zu Hauſe kommt, und in ſeine vier Wände, die keine freundliche Hand ſchmückt, und nur die alte, faſt vermooſte Haushälterin ihn fragt, ob er etwas zu befehlen habe. Aber was ſich befehlen läßt, das iſt ja nicht das Genügende. Ach! der Arme rührt mich ſo ſehr, daß ich gleich ſelbſt für ihn möchte werben, und irgend ein liebes Mädchen bitten, ſich freundlich ſeiner anzunehmen.

41.

Wie glücklich bin ich dagegen! ich habe hier ein ſehr wichtiges und herrliches Amt erhalten, denn ich bin der unterſte Lehrer geworden an einer nicht berühmten, aber wohl eingerichteten Schule in einer redlichen Provinzialſtadt an der freundlichen Elbe.

Es iſt ein Glück, daß ich an Sie ſchreibe geliebter Vater; ein Fremder könnte mir wohl gar die Sünde zutrauen, es ſei Ironie in meinen Worten. Sie werden das nicht, und wie könnte auch das mir einfallen? Es iſt billig und gut, daß der Jüngling, der ſich einer beſtimmten Thätigkeit widmet, von unten an be[illegible]nne, damit er nicht denke, daß irgend ein anderweitiges Talent, wenn er das etwa hätte, den Mangel an Erfahrung erſetzen könne. —

Auch das iſt gut, daß dieſe neue Laufbahn in einer Mittelſtadt beginnt, wo der Menſch mehr auf ſich ſelbſt verwieſen iſt, und der Natur näher ſteht, die manche Großſtädter nur aus Gedichten kennen, oder vielmehr, bald überſchwenglich glühend bald ſeltſam kalt, verkennen. Er ſoll erfahren, daß ſie nicht bloß ſchön iſt, ſondern auch ſtreng wie die Mutter, die bald viel bald wenig giebt, je nachdem ſie es für das Wohl der Kinder paſſend findet. Ich habe ferner mein Amt wichtig genannt, und ich ſetze hinzu, daß es nicht minder ſchwer iſt; doch das Schwere iſt auch erfreulich. Nur vom Leben kann das Leben ausgehen; und zu wirken vermögen wir nur wenn wir ohne allen Hochmuth aus reiner Liebe das Beſte geben, was die Liebe in uns erſchaffen hat. An wen aber können wir uns im Anfange damit beſſer wenden, als an die Kinder, die unter allen das liebende Gemüth, das ſich ihnen hingiebt, am beſten erkennen und erwiedern. Kinder, meine ich, werden in der Regel am beſten von Jünglingen unterrichtet; reifende Knaben und Jünglinge am beſten von Männern. Ich aber, obwohl über dreißig Jahre alt, fühle mich noch immer als Jüngling.

42.

Ich verkenne aber auch die Dornen und Diſteln nicht, die auf meiner Laufbahn wachſen. Ich kann mich unendlich betrüben wenn nicht alles ſo geräth, wie ich es wohl möchte, ja ich kann dann gar recht heftig werden, wenn mir das hie und da plötzlich erſcheint. Heftig aber ſoll ein Lehrer nie ſein; ſondern ſtark, rein vornehm, gelaſſen und freundlich. Ich muß mir deshalb noch manches abgewöhnen, ſtrebe auch eifrig darnach, und darf fröhlich darauf hoffen, da ich mir doch zweier guten Dinge, der Liebe und des Fleißes, bewußt bin. Und wenn auch einmal Sturm in mir iſt, ſo weiß ihn meine Hildegard leicht zu beſchwören, und ihr liebes Lieblingswort: „O es wird alles gut werden“ geht wie ein beruhigender Refrain durch das Lied meines Lebens hin.

Sie ſind gütig und — ſatiriſch genug, geliebter Vater, mich, den Sie mit dem Worte „Dichter“ beehren, auch an den Ausſpruch zu erinnern, daß ein Poet ſich ſchlecht auf den Erwerb verſtehe, und Sie knüpfen daran die Frage, wie es mit meiner Einnahme beſtellt ſei. Verſtatten Sie mir, die Summe nicht zu nennen, da ſie allerdings ſehr klein iſt, und Sie das leicht, wenigſtens auf einen Augenblick, betrüben könnte. Das aber ſoll durchaus nicht geſchehen; im Gegentheil will und darf ich Sie erfreuen durch das vollendet wahre und ehrliche Geſtändniß, daß ich mich der freundlichen Beſchränkung und edlen Armuth wirklich erfreue.

43.

Ich weiß recht wohl, daß noch viel früher als Seneka, der ſelbſt überreich war, die Armuth pries, die Weltweisheit gelehrt hat, daß der tapfere Mann die Armuth mit Gelaſſenheit ertragen könne und müſſe; aber ich glaube daß kühl philoſophiſche Sentenzen hiebei gar wenig thun. Nur aus einem poetiſchen und liebenden Gemüthe geht die Kraft hervor, die edle Armuth nicht bloß zu ertragen, ſondern in ihr ſich wohl zu befinden. Eines ſolchen Talentes rühme ich mich wirklich, theile aber ſogleich dieſen Ruhm in zwei Hälften, von denen die eine dem guten Geſchicke gebührt, das mich als einen Deutſchen geboren werden ließ, denn einem ſolchen wird dieſes Talent gewöhnlich gleich mit in die Wiege hinein gelegt; die andere Hälfte gebe ich gern meiner Hildegard, weil ſie in die Armuth die höchſte Zierlichkeit zu bringen weiß. Mir ſelbſt alſo bleibt in dieſer Hinſicht gar kein Ruhm, wohl aber die Freude.

Darum, mein theurer Vater, laſſen Sie die innige Bitte Ihres Sohnes gelten, und ſenden Sie ihm hinfort auch nicht die kleinſte Geldunterſtützung, da mein nächſter Lebensplan auch in der geringfügigſten Kleinigkeit klar vor mir liegt und berechnet iſt. Ach, ſchon viel zu lange bedurfte ich Ihrer Hülfe, und nahm ſie an, während bei unſern ſtarken Vorfahren die Sitte war, daß jeder der zu Gottes Tiſch gegangen, auch für fähig gehalten wurde, ſich den eignen irdiſchen Tiſch, und alles irdiſche Bedürfniß ſelbſt zu erwerben. Und wie manche Jünglinge müſſen das auch heute noch, und gedeihen herrlich dabei! Wie weichlich bin ich geweſen, daß ich das ſo lang verkannte; aber ich ſtrafe mich auch hart, indem ich mich alſo nenne.

Jetzt bedarf ich nur noch Ihrer Liebe, und werde ihrer ewig bedürfen. Nur? O wie geräth doch zuweilen das Wort ſo ſeltſam, wenn eine gewöhnliche Redeform, ungewöhnlich gemeint, den Uebergang bildet.

44.

Ich komme nun zu dem Letzten, was aber hoch und glühend in meinem Herzen ſteht: — Zu der Poeſie. Auch ich war ehedem in den großen Irrthum verfallen, den gar manche Jünglinge hegen, als vertrage ſich die unbedingte Liebe für die Kunſt und ihre Ausübung nicht wohl mit den Pflichten, die der Staat dem Bürger auflegt, der ſich auf eine entſchiedene Weiſe ſeinem Dienſte widmet. Sie machten uns häufig aufmerkſam auf dieſen Irrthum, aber wir verſtanden Sie nicht einmal hiſtoriſch. Dann übernahm Ottobert das Lehreramt, und ſeine eindringlichen Worte hätten faſt erſchrecken können. Dennoch muß, glaube ich, alles Große und Wichtige in der Anſicht des Lebens und der Kunſt, aus uns ſelbſt herauskommen, oder vielmehr wir müſſen es an uns ſelbſt und in uns ſelbſt erfahren, damit es unſer wahres Eigenthum werde. So iſt es denn gekommen, daß ich erſt jetzt meinen ehemaligen Irrthum mit ganzer Klarheit eingeſehen habe, und, voll Freude daß ich endlich weiter gekommen bin, kaum mehr begreifen kann, wie ich es ehedem nicht begreifen konnte.

45.

Wie? iſt denn der Dichter ein bloßes geflügeltes Etwas, für das ich keinen Namen weiß, weil es keine Heimath hat? Iſt er nur ein Schmetterling, der buhlend von Blume zu Blume flattert, und um ſo weniger liebt je mehr er zu lieben ſcheint? Oder iſt er ein weichlicher Kanarienvogel, den man nur mit warmen Händen anfaſſen darf, wenn er nicht in Ohnmacht fallen ſoll? Kann er überhaupt nicht die Tageshelle reiner Pflichten ertragen? und vermag er nur in duftiger Dämmerung ſüß träumend hinzuleben? will er ſich in Nektar baden, den ſelbſt die Griechiſchen Götter nur tranken? und verſchmäht er um deswillen den eigenen Herd weil er ihn nicht zu bewachen verſteht?

O das ſei ferne von allen guten Menſchen die ſich ja ſammeln ſollen zu ſtiller Kraft; denn wer nicht ein reines Kunſtwerk aus ſeinem Leben zu machen verſteht, wie kann der ein Kunſtwerk auf andre Weiſe ſchaffen? und wer nicht die Poeſie erlebt und lebt in ſich, wie kann der ſie haben und geben?

46.

Rings um mich iſt alles trübe und traurig, denn das Vaterland leidet ſehr unter dem Joch herrſchſüchtiger und raubſüchtiger Fremden. So oft ich meine Blicke dahin wende, ſo oft durchfährt ein heftiger bis in das innerſte Mark dringender Schmerz meine ganze Seele, und meine Hand möchte das erſte beſte Schwerdt an ſich reißen, um nur ſchnell die Wonne zu genießen,

doch

doch endlich einmal handeln zu können. Aber ein Blick gen Himmel und in die eben ſo oft warnenden als tröſtenden Blätter der Geſchichte, und mein Gemüth erhebt ſich wieder, und ich kann dann ſtill und heiter lächeln und ſagen: Es muß erſt recht übel werden, damit es neu erblühen könne; dann aber wird das liebe Vaterland herrlicher daſtehen als es je geſtanden. Bis dahin ſtärke uns die Hoffnung.

Sie ſehen es dem Briefe wohl an, mein guter Vater, daß er nicht in Einem Zuge geſchrieben worden iſt; denn — laſſen Sie mich mit lächelnder Betrübniß hinzuſetzen: dazu hat ein gebührend fleißiger Schulmann, wie ich, keine Zeit, denn auch auf die kleinſte Stunde ſoll man ſich billigerweiſe vorbereiten, und der Exercitien ſind wirklich gar viele zu corrigiren, und zwar, nach alter zweckmäßiger Sitte, mit rother Dinte. Gute Nacht, Vater.

Julius.

Hildegard hatte darunter geſchrieben: O kommen Sie zu uns, und erfreuen Sie ſich der Liebe Ihrer Kinder, die ſo glücklich ſind.

47.

Erlof kam wirklich, denn innig ſehnte er ſich nach den Kindern, die von je her ſeinem Herzen ſo viele reine Freuden bereitet hatten. Er fand alles wie es Julius in dem Briefe geſchildert, denn bei dieſem war Denken und Sein, Empfinden, Handeln und Schreiben nur Eins.

Ihr thut mir wohl, Kinder, ſagte er eines Abends, viel mehr als ihr es ſelbſt wißt. Die neue elende Zeit, die eigentlich keine Zeit iſt, giebt mir nicht bloß Gram und Kummer, ſondern (ich verhehle es nicht) mitunter ſogar eine finſter bittere Stimmung. Das iſt nie recht; aber auch nun vorbei, ihr habt meiner Hoffnung neue Flügel gegeben, und ich finde abermals, wie gut es iſt wenn ſich das Alter innig anſchließt an die Jugend. Ich meine die, die wirklich jung iſt, und kräftig und fromm.

Die Kinder wollten den Dank ablehnen, aber er verbot das und fuhr fort:

Es ſind nunmehr zehn Jahre verfloſſen, ſeit jener Walpurgisnacht, und ich könnte wohl den Kranz austheilen, der, ſeltſam vertrocknet, doch faſt möcht ich ſagen ehrlich und wehmüthig mich oft darauf anſieht; aber mir ſcheint das Jahr 1810 nicht ſehr günſtig zum Vertheilen von Dichterkränzen. In drei, vier, fünf Jahren — Ihr ſeht, wie ſchön ich wieder hoffen gelernt habe — iſt gewiß alles anders und beſſer.

48.

Wunderbar aber, und lehrreich iſt es doch, wie das Geſchick Euch alle und die, die Euer Kreis mit einſchließt, geführt hat. Heinrich mahnt mich an den verlornen Sohn, der uns viel Schmerzen machte, um uns, ſo Gott will, viel Freude zu geben. Die arme Marie hat wol das Schwerſte zu tragen gehabt; aber ſie tauchte ihren Schmerz ſo tief in Poeſie und Religion, daß mir das gute Kind zuweilen vorkommt, als ruhe die ganze Morgenröthe auf ihrem Herzen. Conſtanze iſt katholiſch geworden, und lebt jetzt als Nonne in einem Oeſterreichiſchen Kloſter. Laßt uns darüber nicht zu ſtrenge richten, ſondern uns innig freuen, daß ſie jetzt einen Frieden gefunden hat, der ſeit jenem unglücklichen Augenblicke aus ihrem Herzen geſchwunden war.

Karls Leben iſt gewiſſermaßen fertig; er iſt mit ſich ſelbſt zufrieden, und kann recht luſtig neunzig Jahre alt werden. Ueber Lothar mag ich gar nicht urtheilen; doch von Richard darf ja auch wohl der das Leben ſehr heiter anſieht, anerkennen, daß er am beſten aufgehoben iſt. — Dir, Julius, habe ich nur das Eine Wort zu ſagen, das Dir nicht ſeltſam klingen wird: Sei nicht zu glücklich, und habe den

Muth, Dein Glück in jedem Augenblicke aufzugeben, wo die Pflicht gebeut.

Dann ſchied der Alte mit freundlicher Liebe, und das Glück der Kinder hatte neue Jugend und neue Hoffnung in ſeinem Herzen entzündet.

49.

Heinrich dürſtete nach Thaten, um die letzten müſſiggängeriſch verſchwelgten Jahre wieder gut zu machen; aber er mußte, wie damals alle Deutſchen, die ſchwere Kunſt des Wartens und des Duldens lernen, und ſeine Seele reifte in der Prüfung. Er fühlte deutlich, daß er das Glück der Liebe ſelbſt verſcherzt habe, in unſittlich-nüchtern-trunkener Selbſtſucht; aber ſeine Kraft war noch ungeſchwächt, und feſt ſtand der große Vorſatz in ihm, durch ein neues Leben das alte zu verlöſchen. In ſeiner Seele erhob ſich nach und nach jene Gattung von altritterlicher Liebe, die nichts will, als die Liebe, und ſo ward jetzt Marie, von der er wohl wußte daß er ſie nie beſitzen könne, ſein rettendes Heiligenbild.

So zogen die Jahre hin, unter ernſten Vorbereitungen und Arbeiten; aber das friſche Roth der Jugend blühte wieder auf ſeinen Wangen, und die Augen leuchteten wieder hell, und verkündeten daß die Seele den Frieden zu gewinnen muthig ſtrebe.

Da traf am Schluſſe des Jahres 1812 jene große anregende Nachricht aus dem Norden ein, und mit der ſchönſten Hoffnung für das Wiederaufblühen des geliebten Vaterlandes, zog Heinrich im Vorfrühling des nächſtfolgenden Jahres dem Preußiſchen Heere nach, um in deſſen edeln Reihen mitzukämpfen, für den theuerſten Gedanken des Menſchen.

50.

Einſt, an einem ſtillen Bache einige Minuten raſtend, ſagte er: Hier iſt alles fröhlich-reines Leben, und mir iſt, als ſchmeckte ich ſchon die Freude des neuen Frühlings, der über Deutſchland aufgeht.

Da fiel ſein Auge auf eine offene Schreibtafel, die zu ſeinen Füßen lag, und bei dem erſten Blicke blitzten ihm die ſchlimmſten Worte: „Verderben“ „Verzweiflung“ „Selbſtmord“ entgegen. Jetzt, glaubte er, dürfe nicht länger von der zarten Rückſicht die Rede ſein, die ſonſt jeder rechtliche Menſch einer nicht für ihn beſtimmten Schrift ſchuldig iſt. Er las die trübſten Sachen, ſtarre Klagen über ein durchaus verlorenes Leben, über verſchmähete Liebe und daß „der Ewige ſeinen Fluch gerichtet habe gegen Selbſtmord.“ Andere Zettel waren beſſern Inhalts, denn ſie enthielten die Worte des Dankes von armen Wittwen und Waiſen für geleiſtete Hülfe; ja in einigen dieſer Blätter war ſogar von Lebensgefahr die Rede, der ſich der Wohlthäter ausgeſezt habe; doch hatte leider die Hand des Beſitzers der Brieftaſche die häßlichen Worte darunter geſchrieben: „wie jämmerlich, abgeſchmackt, und gemein, für ſo etwas zu danken!“

Jezt ſah Heinrich raſch nach dem Namen des Beſitzers und er fand ihn auf dem erſten Blatte, wo folgende Worte zu leſen waren: „Iſt Selbſtmord die höchſte Sünde, ſo rette mich, o Gott, vor der ewigen Sehnſucht dieſe Sünde zu begehn. Lothar.“

51.

Heinrich war in tiefes Nachdenken verſunken, aber hell und klar wie er ſich jezt fühlte, ſtand er bald und raſch auf, und rief: Ich muß Dich finden, Du armer, unbekannter, zerriſſener Menſch; denn ich muß Dich retten. O Gott, wenn Du mir gewährteſt, das zu können, wie wäre das ſo gar herrlich und köſtlich!

Die erſte Hälfte des redlichen Wunſches ward bald erfüllt, denn Lothar, der die Brieftaſche vermißt hatte, kehrte durch das Geſträuch zurück an den Ort, wo er vorher geſeſſen. Heinrich bedurfte nur eines Blickes in das jammervoll verwüſtete Geſicht, um in ihm den Beſitzer der Schreibtafel zu ahnden. Er reichte ſie ihm hin, und ſagte: Ich habe ſie geleſen, und wenn das ein Unrecht iſt, ſo kann ich es nur dadurch wieder gut machen daß ich Sie ſehr lieben will.

Lothar erwiederte lächelnd: Gegen mich können Sie niemals Unrecht thun; doch gegen ſich wenn Sie mich lieben.

Er verbeugte ſich ſtill und ging; aber Heinrich folgte ihm und ſagte: Sie ſehen mich entſchloſſen, Sie nicht eher zu verlaſſen, als bis ich weiß, ob ich Ihnen nicht helfen kann; und ich meine es ſehr ehrlich.

Lothar erwiederte: Ich kann niemandem etwas wehren, weder das Gute noch das Böſe.

Sie gingen zuſammen und das friſche Wehen des jungen Frühlings ſtattete Heinrichen mit neuer ruhiger Kraft aus, während Lothar es kaum zu bemerken ſchien.

52.

Sie fragen, ſagte Heinrich, auf manchem traurigen Blatt Ihrer Brieftaſche nach einem Mittel, ſich von der zu großen Sehnſucht nach dem Tode zu befreien, oder gar von der Luſt, ſich ſelbſt eigenmächtig dem Leben zu entziehen. Ich weiß ein ſolches Mittel, und zwar ein ſehr einfaches. Handeln Sie kräftig und unermüdet, wählen Sie ſich unter den guten Handlungen ſogar die ſchwerſten aus, und ſo oft Sie der Gedanke an den Selbſtmord ergreift, ſo raffen Sie ſich noch zu dem einzigen Gedanken auf, vorher wenigſtens noch Eine edle Handlung ausüben zu wollen. Die Kraft, die Sie dazu aufwenden müſſen, und der Reiz, den Selbſtüberwindung auch für die abgeſtorbenſte Seele hat, wird Sie früh oder ſpät dem Leben zurückgeben; und der Selbſtmord wird Ihnen als die höchſte Sünde erſcheinen, da ſie die einzige iſt die nicht wieder gut gemacht werden kann.

Ich kannte dieſes Mittel, das auch ſchon früher ausgeſprochen worden, erwiederte Lothar, und, ich darf wohl ſagen, ich habe es ausgeübt. Ich bin ſeit fünf Jahren, faſt wie der ewige Jude, von Land zu Land gezogen, und auf Tugendabenteuer ausgezogen. Ich habe weder Waſſer noch Feuer geſcheut, um etwa Menſchen zu retten, die ſich bekanntlich mit jenen Elementen nicht wohl vertragen, und Sie haben vielleicht die thörichten Dank-Zettel geleſen, die ich deshalb empfangen. Mich ſelbſt hat das nicht beruhigen können, da ich nun einmal nicht im Stande bin, das Leben für ein Geſchenk zu halten.

Ich habe mein Vermögen ſo ziemlich hingegeben an Arme und Kranke, aber es iſt auch dabei kein Verdienſt, denn ich habe nie nach Reichthum gefragt. Mein Ziel war ſtets ein ganz anderes, und als ich es einſt erzwingen wollte, verlor ich das Heil meiner Seele auf ewig. Seitdem ſagt mir mein Gefühl täglich, daß es höchſt unanſtändig von mir ſei noch zu leben; allein mein Verſtand erwiedert, daß ich dennoch nicht eigenmächtig aufhören darf, mich in menſchlicher Geſtalt den Menſchen zu zeigen. Ich thue das aber aus Schonung nur ſelten, und beläſtige niemanden; und Sie, mein Herr, haben es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß Sie das alles mit anhören müſſen; doch werden Sie nun wohl ſelbſt einräumen, daß ich nicht zu retten bin.

53.

Heinrich war nicht bloß durch die furchtbaren Worte, ſondern vorzüglich durch die nicht etwa kalte und bittere ſondern nur gelaſſene Art, mit der ſie ausgeſprochen wurden, ſo tief erſchüttert worden, daß er anfangs auch nicht eine Sylbe erwiedern konnte. Dann aber fuhr er heftig auf, nahm die Hand des Fremden, drückte ſie mit ſeinen beiden Händen und rief: Du haſt dennoch ganz unrecht, armer Menſch, und alles was Du geſagt, iſt irrig und . . . . ach Gott, ich ſtürme ſo, und das hilft nichts . . . . ja wäre nur Julius und Hildegard hier, die könnten ſo lieb und gut und ſanft tröſten, und es war wie ein ſchön befruchtender Frühlingsregen . . . .

O, ſieh doch nur in den Himmel, der ſo ſonnig blau hoch über uns ſchwebt, und doch nur ein unendlich ſchwaches Abbild iſt von der überſchwenglich gränzenloſen Gnade des ewigen Vaters . . . . o denke doch nur an den göttlichen Erlöſer, der ja nicht der Geſunden wegen in die Welt gekommen iſt, ſondern um der armen Kranken willen, die er noch mehr liebt als die Geſunden. O, denke doch an die Sünderin, die in reuige Thränen aufgelöſt, Gnade empfing, und an den verlorenen Sohn, der ſo lange hingegeben war an die empörendſte Sünde, und dennoch, wiederkehrend, mit unendlicher Liebe empfangen wurde. O denke doch an den ſelig tiefſinnigen Ausſpruch, daß über einen Sünder der ſich beſſert, mehr Freude ſein wird im Himmel, als über hundert Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. O lies doch nur das göttliche Buch, und aus jedem ſeiner Sprüche wird Dir heiliger Frühlings-Duft entgegen wehen und ewiger Lebensſtrahl Dich anlächeln.

54.

Die wohlmeinenden Worte, welche Heinrich mit beſonderer Innigkeit ausſprach, wirkten auch für einen Augenblick ſo wohlthätig auf Lothar, daß er ihm dankbar die Hand drückte, und das Haupt gegen ihn aufhob. Dann aber ſenkte er es wieder, und ſagte, zurückſinkend in die alte neblige Dämmerung: Ja, das hätte einſt gute Frucht tragen können, doch nun iſt alles zu ſpät:

„Alles Oel iſt aufgetrunken,
Und des Lebens letzter Funken
Glimmt am dürren Dochte kaum.“

Er wiederholte des leidenden Dichters dunkel und ſchwer tönende Worte mehrere male, ſo daß ſie Heinrichen zuletzt wie Grabgeläute klangen. Nun dann! rief Heinrich endlich aus, wenn es denn geſtorben ſein ſoll, ſo ſei es; aber auf eine ehrliche Weiſe, und dazu giebt es jetzt die herrlichſte Gelegenheit. Die wackeren Preußen ziehen aus in den edelſten Krieg gegen Deutſchlands dreihundertjährigen Feind, der ſeinen halb erfrorenen Tiberius-Attila von neuem erwärmt hat. — Daß wir ſiegen, davon bin ich viel feſter überzeugt als daß jetzt die Sonne leuchtet; aber Opfer wird es koſten, viele und herrliche Opfer. Sehn Sie ſich als ein ſolches an, und begleiten Sie mich auf dem guten Wege.

Lothar hatte ſeit jenem unſeligen Tage ein Leben geführt, welches ſo ganz von allem ächten Leben entfernt blieb, daß ihm Heinrichs große Nachricht völlig neu war. Dann ſagte er: Ich bin nicht werth, in dieſen edeln Reihen zu fechten, aber ich kann Ihnen nicht widerſtehen, denn zu lockend iſt der Gedanke, daß ich noch ehrlich ſterben ſoll.

55.

Es war der ſehnlichſte Wunſch des Unglücklichen, und er ward ihm gewährt.

Nach einem der erſten blutig heißen Gefechte, im Mai des großen Jahres 1813 fand Heinrich am Abend den Lothar verwundet auf dem Schlachtfelde. Heinrich, voll reges Eifers für den neuen Kameraden, der ſich gar bald den Ruf der Tapferkeit erworben hatte, wollte ſogleich Anſtalt treffen ihn zu verbinden und in das Lager zu tragen. Aber Lothar winkte mit der Hand, und ſagte: Es iſt zu ſpät. Mit der untergehenden Sonne bin ich nicht mehr. Ich fühle den Tod. Daß die Vorſehung mir Dich noch ſendet und ich Dir beichten kann, iſt unverdiente Gnade. Laß Deinen Freund Julius Dir erzählen von dem lieben ſanften Richard, und von Conſtanzen. Ich verrieth die Freundſchaft um der Liebe willen: ich ſpielte mit dem Teufel, und ward zum Mörder. — O wende den Blick nicht ab. Ich werde ja ſogleich gerichtet werden von dem höchſten Richter.

Es war nur ein einziger Augenblick, in welchem ich dem Dämon folgte; aber ein einziger Augenblick iſt auch genug, um auf ewig verloren zu gehn. Ich ſtieß den Freund hinunter in die Wellen; aber da erleuchtete ſchnell der Blitzſtrahl des Gewiſſens den ganzen ungeheuern Frevel, und im zweiten Augenblicke ſprang ich dem Unglücklichen nach, deſſen ſchreienden Klageton ich hörte. Ich riß ihn hervor aus der dunklen Tiefe; aber das Leben war entflohn, und ich hielt nur die Leiche in meinen Armen. Umſonſt waren meine heißen Klagen, umſonſt rannen die blutigen Thränen der Verzweiflung, und auf mir lag der erſte und älteſte Fluch, und ich irrte umher wie Kain, der den erſten Mord beging. Noch einmal wollte ich mich ſündig empor raffen, als könne und dürfe für mich noch ein Erdenglück blühen; aber Conſtanze ſah das Kainszeichen auf meiner Stirn, und in meinem ganzen Weſen, und ſtieß mich mit gerechter Verachtung zurück.

Du verbluteſt Dich, Unglücklicher, ſagte Heinrich, rede lieber nicht, ich will für Dich beten.

56.

Lothar ſchien ihn nicht zu hören, ſondern fuhr faſt gelaſſen fort: Nun erſt war der Fluch ganz erfüllt, nun irrte ich umher, von Land zu Land, ſuchte den Tod und fand ihn nicht. Sieh, ich will Dir nur Eines ſagen, um Dir meinen ganzen Zuſtand zu zeigen, ich hörte Richards ſchreienden Klageton, den er ausſtieß im letzten Momente ſeines Lebens als ſchon die Fluthen mächtig über ihm zuſammenſchlugen, ich hörte ihn, Du darfſt mir's glauben, in jeder Stunde meines Lebens, ich hörte ihn in den lauen Lüften die über die Frühlingsblumen hinwehten, ich hörte ihn wenn der Sturm durch das welke Herbſtlaub fuhr, ich hörte ihn ſelbſt in meinen Gebeten. — Ich wünſchte den Tod, ach! und nun er erſcheinen will, — zittre ich vor ihm! — Oh, oh — wehe!

Zittre nicht, ſagte Heinrich, dem der ungeheure Augenblick neue Kräfte gab, denn Du haſt gebüßt und droben wohnt die Gnade. Laß uns unſre Hände zuſammenfalten und gemeinſchaftlich und inbrünſtig beten zu dem Gott der Liebe, daß er Dir vergebe.

Heinrich ſank auf die Knie nieder und betete ſtill, doch ſeine Seele war voll gläubiger Inbrunſt.

57.

Als Lothar das unendliche Mitleiden des Jünglings ſah, da durchfuhr ihn, deſſen Gemüth ſo lang verödet hingeſtarrt hatte, der tröſtende Gedanke, daß Menſchen ja vergeben können, die, obwohl ſchwach, doch oft ſo hart ſind; und Gott, der durch den Erlöſer die ewige Gnade verkündet hat, ſollte nicht vergeben?— Da kamen die erſten Thränen ſeit langen Jahren in das halb erloſchene Auge zurück, und innig weinend ſagte er: Mir wird ſo wohl — o darf mir denn ſo wohl werden?

Aber mit dem hinſtrömenden Blute ſank die Kraft des Lebens immer tiefer, und der Tod nahte. Mir wird immer ſtiller und wohler, ſagte Lothar leiſe, und ſo ſeltſam, feierlich, beruhigt hinſchwebend, daß das Erdenwort es nicht mehr nennen kann. — O fahre fort zu beten, Du nicht mehr fremder Mann, ich kann es nicht mehr, aber meine Seele iſt ein einziges Gebet geworden. — Wollt ihr mich tragen, ihr lauen Lüfte? — Ach, da naht noch einmal die trüb-verzerrte Geſtalt meiner Sünde, und dräut, — o kann nichts Dich beſchwören von mir abzulaſſen? — ich ſelbſt bin zu ſchwach, und kann ſie nicht abwehren. — Dort nahen milde Engel: meine Reue, meine Buße, meine Thränen — ach! ſeid auch ihr zu ſchwach? Weh mir, die Teufel weichen nicht — Aber dort, dort erſcheint in göttlichem Glanz, in Licht gehüllt und Licht ausſtralend, ein neuer, kühnerer Engel, er trägt in der Hand ein ſchwarzes Blatt, auf dem meine Schuld ſteht, er zerreißt es, es verflattert, und — der Dämon flieht.

Wer biſt Du, milder Geiſt? — o darf ich es glauben? täuſcht mich nicht das entzückte Herz? — Du biſts, mein Richard?! — Du willſt vergeben, Du verklärter Geiſt? Du lächelſt ſanft, und weißt von keinem Zürnen? — Du breiteſt die Arme ſegnend aus? — Du umfaſſeſt mich ſo liebenderuſt? —, Hinauf mit Dir, o hinauf zum gnädigen Himmel! —

Lothar war hinübergegangen, und Heinrich beugte das Haupt demüthig ſchweigend, tief zur Erde in des Maies ſüßduftende Blumen.

58.

Immer gewaltiger rauſchten jetzt die Flügel des Weltgeiſtes über Deutſchland hin, und die Völker hatten einen Willen, und ſprachen ihn deutlich aus. Aber der Himmel, welcher retten wollte, gewährte das Köſtlichſte nicht ohne das Opfer von viel edlem Blut, ja es konnte ſogar dem Schwächergeſinnten zuweilen ſcheinen, als verdunkle ſich die Ausſicht von neuem, und als werde hinter dieſem Dunkel kein Tag wieder anbrechen. Doch es waren der Schwachen nur wenige; bei den Meiſten war der Glaube vollſtändig, und eben deshalb unbeſieglich.

Heinrichs ganzes Gemüth war durch Lothars Tod gereinigt und erhöht worden, und tiefer als jemals regte ſich in ihm die Sehnſucht nach ſeinem erſten Freunde Julius. Daß dieſer ſich beim Heer befinde, bezweifelte er durchaus nicht; obwohl bisher alle ſeine Nachforſchungen vergeblich geweſen waren. Er ahndete nicht wie nahe ihm die Freude ſei, ihn zu ſehen.

Da zog das Preußiſche Heer nach manchem höchſt rühmlichen Kampfe nach Schleſien zurück, und nicht ohne trübe Empfindung vernahm Heinrich die Nachricht von dem bald darauf folgenden Waffenſtillſtande. Nicht, als hätte er gezweifelt, oder wäre auch nur auf einen Augenblick irre geworden, ſondern weil er jetzt überhaupt nur Freude fand in dem bewegteſten Leben, und, wenige Stunden Schlafs ausgenommen, unerſchöpfter Thätigkeit.

59.

So ſtand er eines Tages und ſchauete faſt finſter vor ſich hin, denn er berechnete, wie viele Tage der Ruhe noch übrig ſeien, die ihm ſo unerträglich waren. Da ward ihm der alte Wunſch gewährt, und er fühlte ſich von hinten her umſchlungen, und zwei warme Hände berührten ſeine Augen, und hielten ſie zu, wie freundlich ſpielende Kinder ſich zuweilen kindiſch necken. Und die Freunde umarmten ſich mit inbrünſtiger Liebe, und wollten lächeln, während ſie doch weinten. Dann aber entzog ſich Heinrich ſeines Freundes Armen und fragte: Darf ich Dich denn an mein Herz drücken? ich habe Dich ja ſo ſchwer beleidigt und mich ſelbſt, und liebſt Du mich denn wie ſonſt?

O viel mehr, erwiederte Julius in der reinſten Heiterkeit und ich habe auch ſehr viel Unrecht gegen Dich gehabt Ich war viel zu hart und wunderlich. Aber das iſt nun ſo, wenn ſogenannte ſanftmüthige Leute, wie ich doch ſein ſoll, einmal böſe werden und zu ſchelten anfangen. Dann machen ſie es oft viel zu arg, und übertreiben ſeltſam, und ſo habe ich gewiß nicht minder übertrieben.

Heinrich fühlte wohl, daß Julius nur ſcherze, um dem Freunde die Laſt zu erleichtern, und er rief faſt heftig aus: Nein, Du ſollſt auch nicht die kleinſte Schuld auf Dich nehmen, denn Du hatteſt ganz Recht in allem was Du ſagteſt und thateſt gegen mich. Darum ſcherze jetzt nicht, ſondern ſage mir offen und redlich und feierlich, daß Du mir vergeben willſt.

Da reichte ihm Julius beide Hände, und ſagte: Ich vergebe Dir, da Du willſt, daß ich das Wort ausſprechen ſoll; denn ich liebe Dich ja. Ich weiß mich kaum mehr zu beſinnen, worüber wir eigentlich zürnten, und jetzt habe ich vollends alles vergeſſen. Ehedem habe ich oft geklagt, vergeben könne ich wohl; aber mit dem Vergeſſen halte es ſehr ſchwer.

Doch gegen Dich iſt das ganz etwas anderes, und der Gedanke ſelbſt war doch auch zum Theil aus der Stubenluft geboren die wir ja jetzt Gottlob mit friſcherer Frühlingsluft vertauſcht haben.

60.

Wie raſch gingen nun die Tage dahin, denn was ſich Freunde alles ſein können, und was ſich Freunde alles zu erzählen haben, das begreifen nur Freunde, und zwar nur ſolche, die die Freundſchaft nicht aus Büchern kennen, in denen ſie gewöhnlich ſeltſam erhitzt oder matt oder geſpreizt dargeſtellt wird.

Heinrichs erſte Frage, ſeitdem das Verhältniß zu Julius wieder hergeſtellt war, betraf Marien, und Julius konnte nie genau genug ſein in den Antworten. Er mußte ihm erzählen, wie ſie wohne, welche Farbe ihr Zimmer habe, ob die lieben herrlichen Augen zuweilen noch des Lichtſchirms bedürften, welche

Bücher ſie leſe, wie ſie ihr Haar trage, ob ſie noch immer nur weiß gekleidet gehe. Ach, er hätte gern nach noch viel kleineren Dingen, nach ihren Fuß- und Handſchuhen, nach ihren Schleifen und Fraiſen, und ob ſie noch immer auf grünes Papier ihre Billets ſchreibe, fragen mögen; aber er ſchämte ſich leider, wie die Menſchen ſich oftmals ſchämen vor dem was wunderlich klingt, und doch gut und natürlich iſt.

Er hatte ſich zum Glücke ganz an den rechten Mann gewandt, denn Julius wußte wohl daß für ein liebendes Herz gar keine Kleinigkeiten vorhanden ſind; die vier Welttheile etwa ausgenommen, in denen die Geliebte nicht wohnt.

61.

Ach; ſagte Heinrich endlich, nachdem er alles vernommen und ſich über alles gefreut hatte, ich kann Dir recht zeigen, wie ſehr ich Dich liebe, denn ich will Dir meinen höchſten und entſetzlichſten Schmerz, den der Mann ſonſt immer verſchweigt, erzählen. Dann ſenkte er das Auge, und ſagte leiſe mit hohem Erröthen: Sie liebt mich noch, aber ſie hat keine Hochachtung mehr für mich. Sie ſagte mir das ſelbſt, denn ein entſcheidender Augenblick zwang ſie, nicht allein wahr zu ſein wie immer, ſondern auch das ſchmerzlich Wahre auszuſprechen.

O ſtill, ſtill! erwiederte Julius, wie einer der an etwas ſo Trauriges gar nicht glauben, oder nichts davon hören mag, o, das war einſt, oder auch nie; jetzt aber kann davon gar nicht mehr die Rede ſein. Und ſieh, hier bringe ich Dir ein Lorbeerblatt, das hat ſie ſelbſt gepflückt, und mir für Dich gegeben. Und ich ſoll Dir dabei die Worte ſagen: „Es wird alles gut werden." Es iſt wohl ſchon drei Monathe alt, aber ich konnte es Dir ja nicht früher bringen, denn ich kämpfte mit meinen lieben Kameraden im Lüneburgiſchen und Meklenburgiſchen, während Du in Sachſen fochteſt.

Heinrich küßte das Blatt, und war nun für den ganzen Tag in ſprachloſe Herzensfreudigkeit verſunken. Aber die Freude trug die Farbe der Wehmuth.

62.

Am andern Tage bat Heinrich ſeinen Freund, nun auch von ſich zu erzählen, und dieſer theilte ihm mit, was frühere Bücher dieſes Werks enthalten. Dann fuhr er freundlich und nicht ohne Ironie gegen ſich ſelbſt fort: Es war wohl gut, daß Erlof mich erinnerte, ja nicht zu glücklich zu ſein, denn ich habe wirklich Anlage dazu, und auch dieſe ſoll der Jüngling bekämpfen, damit er nicht zu früh alt werde. Es iſt gar lieblich und köſtlich, wenn in einem reinen Leben ein Tag eirund wie der andere, hingeht; aber man ſoll doch auch in jedem Augenblicke bereit ſein ſich unterbrechen zu laſſen, ſo bald die Unterbrechungen von bedeutender Art ſind. Und nun kam die bedeutendſte aller bedeutenden, der Ruf, dem Vaterlande auch die äußere Kraft zu widmen. O wie freute ich mich da meiner Geſundheit, und oftmals gedachte ich des armen Richard, deſſen kranker Körper ihm keinen Feldzug würde geſtattet haben. Wie unglücklich hätte er ſich jetzt fühlen müſſen!

Ich ſelbſt ſtand natürlich keinen Augenblick an, Gedike's Leſebuch und den Aurelius Viktor gegen Flinte und Säbel zu vertauſchen; aber ach, der Abſchied von Hildegard that doch noch viel weher als ich je geahndet, denn möglich, ja nothwendig hatte ich mir den Fall, der nun eintrat, oft ſchon gedacht.

63.

Er mußte ſich mit Gewalt von dem Momente abwenden, denn er fühlte, daß er darüber nicht viel zu reden vermöge, ohne der ganzen Liebe und der ganzen Trefflichkeit ſeiner

Gattin zu gedenken, und das hätte ja den Freund verwundend anregen können. So ſchwieg er eine geraume Weile, und ſagte dann die Worte aus dem alten Volkslied:

Ach Scheiden, ſcheiden, ſcheiden!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?

O, als Gott das Scheiden verhing, da prüfte er die Kraft der armen Menſchen am ſtrengſten, und ſie vermögen es oft kaum.

Er ließ die Thränen ungehindert ſtrömen, die ihm in das Auge getreten waren, denn nur der ganz mittelmäßige Menſch erröthet vor den Thränen, die dem verlorenen Bedürfniß des Herzens nachweinen wollen. Dann aber fuhr Julius mit gewohnter Sanftmuth fort: Sie vermögen es kaum, und ſie ſollen es auch nicht vermögen, außer wenn Gott ſelbſt es will. Wenn Er es will, dann vermögen ſie es auch. Oft aber ſagen die Menſchen viel zu früh, daß Gott die Trennung will, während doch nur menſchliche Klugheit ſie zu fordern ſcheint, und ſie büßen dann den entſetzlichen Irrthum ihr ganzes Leben hindurch.

64.

Hier war gar keine Frage und gar kein Zweifel, ſondern alles klar, und bald lag die liebe kleine Stadt, in der ich gelebt und geliebt, gelehrt und gelernt hatte, hinter mir.

Es war mir tröſtlich, daß ein vielfach bewegtes Leben mich umfing; aber ich verhehle Dir nicht, daß es mir zuweilen recht ſchwer wurde mich hinein zu finden. Ach wir ſo genannten Gelehrten, manche Dichter auch nicht ausgenommen, athmen zu viel Stubenluft, und ſitzen zu viel ſtatt zu gehen, und wir gehören doch wahrhaftig in Wald und Flur, und leben dort auch doppelt. Wie leicht mag Dir, lieber Heinrich, alles geworden ſein, denn Du warſt von jeher viel behülflicher und gewandter als ich. — Indeſſen ging doch nach einigen Wochen alles

alles beſſer, und aus dem gutmüthig ſatiriſchen Lächeln, das der brave Unterofficier, dem mehrere entſetzlich gelehrte Leute und ich zum Unterricht anvertraut waren, zu Anfang nicht immer unterdrücken konnte, wurde bald ein freundliches Lob. — Dann kam der Ernſt der Schlacht, und nun wurde alles herrlich und ſchön; nur daß ich Dich nicht hatte. Jetzt aber habe ich Dich, und wir trennen uns nicht, bis das ſchönſte Glockengeläut den lieben Frieden verkündet.

Und auch dann trennen wir uns nicht, ſondern leben immerdar zuſammen in Freude und Traulichkeit.

Heinrich hatte nur eine Umarmung ſtatt der Antwort, und der ſonſt ſo wortreiche Jüngling war jetzt faſt arm an Sprache. Aber Julius, der es längſt bemerkt hatte, fragte nicht, denn der Menſch wird nie ſtummer als wenn er darauf angeredet wird, warum er ſo ſtumm ſei. Heinrich fühlte, je beſſer er wurde, je tiefer, was er in ſeinem früher ungeordneten Leben verloren, und ſo oft er gedachte, daß Marie ihm einſt erklärt hatte, ſie könne ihn nicht mehr hochachten, ſo füllte ſich ſein ganzes Herz faſt mit einem blutigen Schmerze. Und er ſagte in den ſchlafloſen Nächten zu ſich ſelbſt: Sie hatte ganz Recht; aber es iſt unendlich betrübend, daß ſie Recht hatte, und daß ſich das niemals ganz wieder herſtellen läßt. Mit der heitern Unbefangenheit im Leben und in der Liebe iſt es nun doch wohl aus.

65.

Da ward das Ende des Waffenſtillſtandes verkündet, und der gewaltige Ausbruch des neuen Krieges zeigte bald, wie ſehr man ſich von allen Seiten her mit neuen Kräften ausgerüſtet habe. Unſre Freunde flogen den Siegeslauf, mit dem das Preußiſche Heer und die edlen Verbündeten fortſchritten, und nach den großen Tagen bei Leipzig empfing Heinrich den tiefbedeutenden Orden des eiſernen Kreuzes. Julius küßte das Kreuz, das den heiligſten Gedanken in ihm erregte; und als er allein war ſagte er: O wie iſt es doch ſo herrlich, daß Heinrich die große Ehre empfangen hat: das wird ihn ſtärken, und er wird wieder heiterer werden.

Von Neid wußte der liebe Menſch ſo ganz und gar nichts, daß er ihn ſogar in ſeinen Dichtungen, wenn ja einmal davon die Rede ſein mußte, nur matt und unbeholfen zu ſchildern vermochte. Es ſchien dann faſt, als habe er erſt ein altes Geſchichtsheft, oder gar nur ein Wörterbuch zu Rathe ziehen müſſen.

Aber Heinrich wurde nicht heiterer, ſondern nur weicher und gerührter, obwohl auch wieder auf der andern Seite geſpannter und ſtraffer.

66.

Als ſie den franzöſiſchen Boden betraten, überfiel unſern Julius ein wahrhaftes Schrecken über den Anblick ſeines Freundes, deſſen Wange ſo blaß war, und er nahm ihn faſt heftig in ſeine Arme und ſagte: Gehe zurück, ich beſchwöre Dich, gehe in die Heimath zurück, Du thateſt was der Mann nur irgend vermag, und alles was das zarteſte Ehrgefühl erfordert. Jetzt biſt Du krank, und ich beſchwöre Dich mit Thränen: geh zurück.

Ich bin nicht krank, erwiederte Heinrich, obwohl es mir zuweilen ſchwer wird, mich aufrecht zu halten. Ich muß mich ſehr zuſammenraffen, aber ich kann mich noch zuſammenraffen, und ſo muß ich bleiben, und ſo will ich bleiben, bis an's Ende, das vielleicht nahe iſt.

Es lag ein trüber Doppelſinn in den letzten Worten, und Julius ſetzte raſch hinzu: Des Krieges, meinſt Du, natürlich nur des Krieges. Dein Leben möge ja viel länger dauern als das meinige.

Die Ahnung hatte nicht getäuſcht, denn ſchon nach wenigen Monaten öffneten ſich die Thore der feindlichen Hauptſtadt den Siegern, und nun hielt keine Pflicht die befreundeten Jünglinge mehr auf. Sie nahmen den Abſchied, und noch vor dem Schluſſe des April ſahen ſie ſich in der Nähe der Heimath.

67.

Aber Heinrichs Kraft ſank immer tiefer, die Augen verloren immer mehr die leuchtende Geſundheit, die Wange wurde immer eingefallener und bläſſer, und nicht ſelten durchzitterte ein heftiger Schmerz, wie ein zackiger Blitzſtrahl, den ganzen angegriffenen leidenden Körper.

So waren ſie nur noch wenige Meilen von dem Heimathsort, und Julius glaubte ſchon im Geiſt ſeine Hildegard zu ſehen, die, ſeit dem Feldzuge, mit Marien bei Erlof wohnte. Da ſagte Heinrich plötzlich: Es wird ſo dämmerig vor meinem Auge. Mir ſchwindelt, und ich muß mir einige Minuten Ruhe gönnen. Ach, verzeihe mir doch, daß ich Dich aufhalte.

Julius, nicht bloß bereit ,zu den Pflichten der Freundſchaft, ſondern ſtets die größte Freude findend in ihrer Uebung, bat ihn ſchnell, eine ganze Nacht zu ruhen, ja mehrere Nächte, wenn er wünſche; denn es gebe ja kaum etwas Traurigeres als krank zurückkommen.

Du biſt gar gut wie immer; erwiederte Heinrich, aber es würde mir nichts helfen, denn ich habe ſchon eine ganze Woche keinen Schlaf, und leider iſt mir dieſes Unglück nicht ganz fremd, denn auch ſchon in meiner verworrenen Lebenszeit floh mich oft wochenlang der ſüße Schlaf. Vielleicht iſt das Strafe, und es muß ſo ſein. Krank bin ich jetzt wohl, ich muß es einräumen; doch Ruhe finde ich hier nicht. Aber dort, dort, und vielleicht recht bald.

68.

Er ſagte die letzten trüben Worte leiſe, aber Julius verſtand ſie wohl, und nur ein faſt ſtürmiſches Gebet konnte ihn wieder beruhigen.

Heinrich trank ein einziges Glas Wein, behauptete dann, obwohl zitternd, er ſei nun wieder geſtärkt, und war jetzt durch kein Zureden zum längeren Ruhen zu bewegen.

Spät am Abend langten ſie in der Heimath an, und die geliebten Menſchen flogen ihnen mit jener ſeligen Freude entgegen, die uns Bürge iſt für eine höhere Welt, weil ſie in dieſer nicht einmal ein Wort finden kann, ſondern nur reine Thränen, die unſere höhere Abkunft bedeuten.

Als Julius ſprachlos Gattin und Vater in den Armen hielt, fragte Heinrich mit unendlicher Rührung und leiſe: O Marie, kannſt Du mich nun wieder achten? Aber Marie ſchlang laut weinend ihre Arme um ihn, und ſagte: O Du Geliebter, wie ſehr! und vergieb mir doch ja alles. Aber der Unglückliche ſank an ihr nieder und eine tiefe Ohnmacht umhüllte ſeine Sinne.

69.

Als er das Bewußtſein wieder erhielt, fand er ſich im Bett, und vor ihm ſaß Julius, und der Arzt.

Ich habe wohl recht lang geſchlafen, ſagte Heinrich, und Julius lächelte mit ſehr verweinten Augen, und erwiederte: Recht ſehr lang, mein lieber, lieber, ach ſehr lieber Freund! Das wird Dir gar gut bekommen. Ich werde bald, erwiederte Heinrich leiſe, noch viel länger und noch viel ruhiger ſchlafen, und Julius konnte vor Thränen nicht reden, denn der Arzt hatte faſt daſſelbe ahnden laſſen.

Glaub mir, fuhr Heinrich fort, es mußte alles ſo kommen, wie es kam. Der Reuige und Büßende kann hoch und herrlich endigen; aber nicht wohl mit ruhigem Glück. Denke Dir nur, ſetzte er dann lächelnd hinzu, unſer aller Leben als ein poetiſches Kunſtwerk, ſo wirſt Du ſelbſt, bei aller Liebe für mich, finden, daß ich nicht zu retten bin.

Julius hatte keine Antwort, und auch ſein Auge weinte nicht mehr, aber ſein ganzes Herz war voll blutiger Thränen.

70.

Dann fragte Heinrich: Iſt nicht bald Walpurgisnacht? und weißt Du noch, wie wir ſie vor vierzehn Jahren feierten? Mir iſt faſt, als wären wir ſeit der Zeit viel jünger geworden, eben weil wir beſſer geworden ſind.

Er erfuhr, daß es noch fünf Tage ſeien bis dahin, und dieſe Tage gingen hin unter den beruhigenden Geſprächen der Liebe, über Gott und Unſterblichkeit, über die edle Kunſt und die ewige Freundſchaft. Marie wich nicht von ſeinem Lager, denn ſie betrachtete ſich jetzt ganz als *ſein*.

Als aber die Mitternacht, die eine ſo bedeutende Erinnerung zurückrief, erſchien, da brachte Madie den Lorbeerkranz, den ſie vor ſo vielen Jahren gewunden hatte, und ſagte: Er iſt Dein, Geliebter, ſie haben ihn Dir alle zuerkannt. Er iſt alt und unſcheinbar, aber er rührt mich doch recht ſehr, wenn ich ihn anſehe.

Heinrich küßte ſie und den Kranz und ſagte: Gieb ihn mir mit in den Sarg. Sie ſetzte ihm den Kranz auf das Haupt, und ſagte mit unendlicher Rührung, aber doch in Thränen lächelnd: „Du ſiehſt recht aus wie ein Sieger“ und er antwortete demüthig: Wohl, wohl, wer ſtirbt, der ſiegt am ſchönſten.

Er küßte das heilige Kreuz, das er im edlen Kampfe erworben, betete ſtill, und die Morgenröthe des erſten Mai leuchtete auf das Antlitz des geliebten Todten herab.

71.

Möge der Trauerflor, den wir am Grabe eines Freundes zu tragen pflegen, über die theuren Menſchen und ihren großen Schmerz ſelbſt geworfen werden, und möge keine Schilderung des großen Schmerzes um Heinrich, uns zu tief verletzen.

Erlof und Marie, Julius und Hildegard gingen ſtill und traurig, und in Gott demüthig, leiſe durch das Leben hin, und wenn ſie ſich tröſten wollten, ſo ward der Troſt zu Thränen und Gebet, wie er denn das auch ſein ſoll.

Da trat eines Abends Ottobert zu ihnen in das Zimmer, und der Anblick des würdigen Mannes erfüllte alle mit der ſtillen Freude an der ruhigen, bewährten Kraft und Bildung.

72.

Ich weiß alles, ſagte er freundlich, Euer Schmerz iſt gut und gerecht; aber vergeßt nicht, daß alles nothwendig kommen mußte, wie es gekommen iſt. Wohl iſt das Leben gar ſchön, und herrlich, und viel Köſtliches bewegt ſich in ſeinen Bahnen; aber das Größte und Herrlichſte: die Liebe und die Poeſie deuten ja klar auf ein höheres Leben, und der Tod iſt ja nichts anderes, als der milde Engel, der die Pforte zu dem göttlichen Leben öffnet. Darum laßt uns nicht bloß ihn nicht fürchten, ſondern ihn lieben. Damit wir ihn aber lieben können und dürfen, ſo laſſet uns immer mehr und mehr die ganze tiefe und herrliche Bedeutung des Lebens zu ergründen trachten. Ja wir wollen mit Freude leben und wirken für unſer edles Vaterland, ſo lange es Tag iſt. O laſſet uns, hoffend, heiter ſein.

Er füllte einen alten Familienpokal, und ſagte: Seht, ich gieße den edlen deutſchen Wein hinein, deſſen Reben jetzt an freien Ufern wachſen. Dann trank er einige Tropfen und ſagte:

Unſer liebes Deutſchland, dem wir gern alle unſre Kräfte widmen.

Alle folgten ſeinem Beiſpiel, und ſprachen mit heiterer Andacht: Unſer liebes Deutſchland.

Ende.

Freundliche
Schriften
für
freundliche Leſer,

von

Franz Horn.

Erſter Theil.

Nürnberg,
bei Johann Leonhard Schrag.
1817.

[illegible]

[illegible]

Seiner

ſehr theuern Freundin,

dem Fräulein

Amalie von Stein

gewidmet

von dem Verfaſſer.

Inhalt.

I. Das Eine, was hilft, eine Novelle.

II. Biographien und biographiſche Notizen.

III. Andeutungen vermiſchten Inhalts.

IV. Zur Kritik der deutſchen Dichtkunſt. Verſchiedene Bemerkungen nach der Lektüre ſehr verſchiedener Schriften, oder nach der Aufführung verſchiedener Schauſpiele.

Otto von Wittelsbach.

Hamlet.

V. Kleine Gedichte.

I.

Das
Eine was hilft.

Eine Novelle.

(Geſchrieben im Auguſt und September 1816)

Das Eine, was hilft.

Erſtes Kapitel.

Im Schloſſe des Grafen Udo von Waldſtein war heute alles in freudiger Bewegung, und alle Geſichter heiter; nur nicht das des alten Grafen und des alten Haushofmeiſters Paul. Und doch hätten dieſe beide, wie es ſchien, die meiſte Urſache zur Fröhlichkeit gehabt, denn ſie allein kannten den, welchen man heute von zehnjährigen Reiſen zurück erwartete. Der alte Graf hatte nämlich den ſeltſam ſcheinenden Einfall gehabt, ſeinen Sohn Wilhelm bereits im vierzehnten Jahre auf Reiſen zu ſchicken und ſtets ihn und den Hofmeiſter ermahnt, die Reiſe ſo weit auszudehnen, und ſo ſpät wieder zu kommen als irgend möglich. Was aber noch ſeltſamer ſchien, war, daß er wenige Tage nach der Abreiſe ſeines Wilhelm den Sohn eines Mannes, mit dem er in langer bitterer Feindſchaft gelebt, an Kindesſtatt angenommen hatte. Der Knabe hieß Karl, war der Sohn eines Freiherrn von Weißenfeld und galt jetzt als Miterbe des Hauſes.

Alle Hausgenoſſen freuten ſich nicht wenig über den rüſtigen heftigen Knaben, denn er verbreitete doch Leben in dem weitläufigen Schloſſe, in dem es ſonſt faſt klöſterlich ſtill zuging. Der alte Graf war faſt immer finſter, mitunter bis zur entſchiedenſten Schwermuth; ſeine einzige Tochter, Emma, zwar heiter und freundlich, aber allen rauſchenden Vergnügungen abhold; und der alte Paul wurde wegen ſeines faſt immer nachdenklichen Weſens, von der anderen Dienerſchaft, mit ſchlechtem Scherze, nur der „geiſtliche Herr" oder der „Pater" genannt.

Zweites Kapitel.

Endlich an ſeinem zwei und zwanzigſten Geburtstage, hatte Wilhelm von Rom aus, den Vater nicht bloß gebeten, ſondern wahrhaft angefleht, nun endlich zurück kommen zu dürfen. — „Ich habe die Welt durchſtreift, ſchrieb er, aber ich kenne mein väterliches Haus nicht, alles was Natur und Kunſt Herrliches haben, kann mir die Liebe und die Gegenwart des geliebten Vaters und der geliebten Schweſter nicht erſetzen. Ich weiß, wie die Tiber rauſcht und die Themſe, aber nicht wie der Bach, der an dem Garten vorüber fließt, wo wir des Abends beim Thee ſo viel Gutes ſprachen. Ich weiß viel zu viel für meine Jahre; aber eben in dieſem viel zu viel iſt die größte Dürftigkeit. Ich verarme, ich veröde, o laſſen Sie mich wieder um Sie ſeyn, laſſen Sie mich mit Ihnen leiden, laſſen Sie mich mit Ihnen mich freuen. Das Wort iſt arm und kalt wenn es geſchrieben iſt, aber heilend wenn es geſprochen wird.“ — Der Hofmeiſter hatte hinzugeſetzt, er ſey mit ſeinen Ermahnungen zur Geduld am Ende, und er könne gleichfalls nichts anders als ſeine Bitten mit den Bitten des Sohnes vereinigen.

Drittes Kapitel.

Da erwiederte der Vater nach langem Kampf: „Es ſei ſo wie du bitteſt. Ach, mein geliebter Sohn, du weißt nicht, was du bitteſt; aber ich ſehne mich nach dir mit einer Inbrunſt, die der vier und zwanzig jährige Jüngling nur ſchwach ahndet; und dennoch fürchte ich deine Rückkunft. Weißt du, was die Griechen wollten mit ihrem waltenden Schickſal und ihrer rächenden Nemeſis? — Aber komm nur, ich werde doch nicht aufhalten was in den Sternen beſchloſſen iſt.“

Als Wilhelm den Brief empfing, ſagte er zu ſeinem Hofmeiſter: Mein guter Doktor, der theure Vater iſt recht krank; wir müſſen ſehr ſchnell reiſen und doppelt gut gegen ihn ſeyn, damit er bald freundlich geneſe.

Der letzte Julius war zu der Wiedervereinigung beſtimmt, und dieſer Tag fing jetzt an zu leuchten.

Viertes Kapitel.

Karl war bereits um drei Uhr aufgeſtanden, und tobte jetzt im Hauſe umher, zürnend auf jedes Geſicht, das noch ſchläfrig erſchien, oder nicht vergnügt genug ausſah. Er hatte die beiden nicht ſehr hübſchen Kammermädchen ſiebenmal geküßt, und ſich von ihnen das Verſprechen geben laſſen, unendlich glückſelig ſeyn zu wollen. Mit der männlichen Dienerſchaft ging er ſchon etwas ſtrenger um, und drohte mit ungemeinen Schlägen, im Falle ſie ſich nicht ſchnell complete Maigeſichter anſchaffen würden.

Mein Freund kommt, ſo rief er oftmals aus, mein einziger Freund! mein Bruder! Ich kenne ihn zwar nicht, ich habe ihn nie geſehen, allein das ſchadet gar nichts. Es ſoll alles ſo ſeyn wie ich es mir denke: ich will es haben. — Haben Sie es verſtanden, liebſte, beſte Emma, gute, vortreffliche Braut, machen Sie mich nicht tod durch ihr gelaſſenes Kaffeetrinken.

Emma war gar nicht gelaſſen; ſondern recht innig froh, aber alles was ſie ſagte, um ihre Fröhlichkeit zu beweiſen, genügte ihm gar nicht. — Sie ſind köſtlich und vortrefflich, erwiederte er ſchnell, aber lyriſche Gedichte werden Sie nie liefern können.

Dann ging er zu ſeinem Pflegevater und ſprach ihn mit ähnlichen Worten an. Dieſer aber erwiederte: Bete, mein Sohn, daß alles gut werde.

Das beſte Gebet, ſagte Karl mit verdrießlich-fröhlichem Geſicht, wäre, ſich auf's Pferd zu ſchwingen, und dem Freunde entgegen zu reiten. Das verbot der Vater, und Karl ſagte: O Gott, der Reſpekt und die Ehrfurcht ſind herrliche Sachen; zuweilen aber etwas ſchwer.

Fünftes Kapitel.

Mit dieſem Gefühle trat er in das Zimmer des alten Paul, und da er ihn erblickte, ſagte er verdrießlich; doch mit mäßiger Stimme, um nicht zu ſehr zu ſtören: Der Vater ermahnt mich zu beten, und hier finde ich gar einen der es thut.

Der Alte ſtand nämlich am Pulte und las mit ehrfurchtsvollem Geſicht in einer großen alten Hausbibel, und was er las rief ein ſchönes Feuer in die vom Alter ſonſt wohl ein wenig trüben Augen. Neben ihm lag auch das Geſangbuch, in dem er früherhin geleſen zu haben ſchien, und es war das Gedicht aufgeſchlagen: „Jeſus, meine Zuverſicht."

Es gewährt eine eigene Freude, ehrwürdige alte Männer in der Bibel leſen zu ſehen. Sie haben mit den Erdenſorgen und der Erdenherrlichkeit nicht mehr viel zu thun, die gedruckten Buchſtaben der heiligen Schrift gewinnen nicht ſelten für ſie ein geheimnißvolles Leben, der Erlöſer tritt oft recht nahe an ſie heran, und ſie machen ſich in Demuth gefaßt, ihn würdig zu empfangen. So iſt es auch gleichfalls erfreulich, die Art zu ſehen, wie ſie manche andere weltliche Bücher, welche die Jugend zu ſehr bewundert, leſen; denn das leiſe, ironiſche Lächeln was dann wohl ihren Mund umſchwebt, iſt ſo gutmüthig und rein, daß der kräftigere Jüngling gerade am wenigſten darüber zürnen kann.

Sechstes Kapitel.

Karl hatte anfangs nicht übel Luſt gehabt, ſeinem heftigen Gemüthe auch in dieſem Zimmer Luft zu machen, doch bei dem genaueren Anblick des Alten, ſiegte das Edle in ihm, und er ſetzte ſich ſtill in einen Winkel des Zimmers, um ruhig abzuwarten, wann das Leſen geendigt ſeyn würde. Die Zeit kam auch ſehr bald, denn nach wenigen Minuten legte der Alte mit heiterm Geſicht die Bibel und das Geſangbuch zurück, ſetzte das Käppchen wieder auf das graue Haupt, und bemerkte nun erſt den jungen Freiherrn, den er beſcheiden begrüßte.

„Gott gebe Ihnen einen guten Morgen Herr Baron, ſagte der Alte, aber Karl unterbrach ihn ſchnell: Ich habe keinen, denn ihr macht mich alle toll! — Auch ſollſt du mich nicht ſo feierlich Herr Baron nennen, ſondern wie ehedem „lieber Junker“! — du biſt ja mein Erzieher.

„Das maße ich mir nicht an, denn ich bin ja nur ein einfältiger unſtudirter Mann. Was ich Ihnen beigebracht habe: hätten Ihnen tauſend andere beſſer beibringen können, und was ich Sie ſo gern gelehrt hätte, das habe ich leider Sie nie lehren können, weil Sie es abwehrten.

Was wäre das? fragte Karl, und ſein feuriges Geſicht wurde noch röther, da er ſchon die Antwort vermuthen konnte.

Der Alte wies auf die große Bibel und ſagte: „Troſt zu ſchöpfen aus dem Buche."

Was Troſt? was Buch? ſollen Buchſtaben tröſten können? — Wenn ich je Troſt bedarf, ſo wird die Weltgeſchichte mir Troſt geben, und die ganze große, reiche Natur.

„Armer, armer junger Mann!"

Siebentes Kapitel.

Da fuhr der Jüngling heftig auf, und ſagte: du ſollſt mich nicht ſo nennen, ich befehle es dir!

Der Alte ſchwieg eine Weile, dann ſagte er gelaſſen: „Ich habe in meinem ganzen ſechs und ſiebzigjährigen Leben den Reſpekt nicht vergeſſen, den die Weltverhältniſſe gebieten auch in Worten zu beweiſen; aber bei Ihnen habe ich dieſer Erinnerung auch nicht einmal bedurft, da mein Gemüth mich ſchon zu Ihnen als einem Kinde hinzog. Doch jetzt könnte ich Sie, auch wenn Sie zürnten, nicht anders nennen, als einen armen Jüngling, weil Sie von Buchſtaben reden, während ich der Worte des ewigen Lebens gedenke, die uns der Herr aus unendlicher Gnade geſchenkt hat.

Nun, nun, nun, erwiederte der Freiherr gedehnt, es mag wohl ſeyn, daß ich heftig auffahren kann; daß ich es aber mit dir nicht böſe meyne weißt du doch auch. Ich will ja auch das Buch, das du ſo hoch hältſt, nicht verachten, das ſey ferne; ich erkenne es ja an in ſeiner ganzen Merkwürdigkeit und Wunderbarkeit; aber ich kann es nur nicht ſo lieben wie du. Es macht mich ängſtlich und wehmüthig, ja ich könnte weinen, wenn ich an manches Wort in demſelben denke. — Sage ſelbſt, ich bitte dich, wie kann man ritterliche Thaten thun, wenn man eben den Spruch geleſen: „Selig ſind die da Leid tragen" oder den: „Ihr ſollt nicht widerſtreben dem Uebel."

„Ihr nanntet vorhin die Weltgeſchichte, erwiederte Paul. Wohl, ſo fragen Sie denn, um ſich ſelbſt zu antworten, den hohen Apoſtel, von dem ich alter Mann den ſchönen Namen trage, fragen Sie ihn, der das Schwerdt und den Lilienſtengel zugleich in der Hand trug, fragen Sie Karl den Großen, den heiligen Heinrich, die Hohenſtaufen, den fröhlich frommen Max — fragen Sie ſie nicht, ob es möglich ſey, Chriſtum im Herzen zu tragen und ritterliche Thaten zu thun, ſondern fragen Sie dieſelben ob es möglich ſey, Ritter zu ſeyn ohne den Erlöſer.

Achtes Kapitel.

Ich weiß, ich weiß! erwiederte Karl raſch, ich kenne ſie alle, dieſe trefflichen Männer, ich kenne ſie durch dich, und ich kann dir nie genugſam danken, daß du, ſo einfältiglich wacker mich in die Geſchichte des theuern Vaterlandes eingeführt haſt; obwohl du dich immer einen unſtudirten Mann nennſt.

„Der bin ich auch wirklich, ſagte Paul, aber ein wenig Geſchichte unſeres lieben Vaterlandes, ſollte jedermann kennen, dem irgend eine Stunde übrig iſt, wo er nicht im Schweiße ſeines Angeſichtes für das tägliche Brod zu ſorgen hat, und Sie wiſſen ja, lieber Junker, wie gütig der Herr Graf gegen mich iſt, und wie er mir nicht bloß jedes gröbere Geſchäft erläßt; ſondern wie er mir ſogar befiehlt, zu ruhen und bequem zu leben.

Gütig iſt er allerdings; doch was du eben ſagſt iſt blos billig, denn greiſe Häupter ſoll man ehren. Das wußten die Alten ſo gut wie wir, aber nun bitte ich dich auch recht herzlich, freue dich gehörig mit mir, daß heute der Sohn deines guten Herrn ankommt.

„Freuen? erwiederte Paul. Es giebt wohl, in ſo weit wir ſchwachen Menſchen darüber reden können, für unſern Herrgott nichts Wohlgefälligeres, als die unſchuldige Freude ſeiner Menſchenkinder; aber es will mir heute damit nicht recht gelingen. Als ich heute früh aufſtand, war mir ganz ſeltſam und weh um's Herz; doch als ich dann die beſte Zuflucht nahm, die der Menſch nehmen kann, ich meyne zum Gebet, da wurde mir wieder leichter, und ich ſehe jetzt dem was dieſer Tag etwa bringen könnte wenigſtens mit Gefaßtheit entgegen.

Neuntes Kapitel.

Da fuhr Karl wild auf, und ſagte: Raſend könnt ihr mich noch machen, ich freue mich wie ein Kind auf meinen neuen Freund, und ihr ſprecht von „weh um's Herz“ und andern trüben tollen Dingen. Ich will Wilhelm als Bruder umarmen, und ihr zittert vor Geſpenſtern.

„Zürnt nicht, lieber Junker, erwiederte Paul, es kann ja auch alles gut gehen, — Habt Ihr aber denn nie gehört, daß man den Freund und den Bruder auch in der Umarmung erdrücken kann?

Er näherte ſich ihm bei dieſen Worten, die ihn ſelbſt zu überraſchen ſchienen, mit Herzlichkeit, und erblickte erſt jetzt, da ſeine alten Augen nicht mehr weit trugen, eine leuchtende Waffe in den Gürtel des Freiherrn.

„Ihr ſeyd bewaffnet? rief er erſchrocken aus, und gar mit einem Dolche bewaffnet? iſt das ritterlich?

Ich verzeihe dir die Frage, denn du verſtehſt das nicht. — Sieh nur das herrliche türkiſche Meſſer, und wie die Steine am Griffe funkeln, und doch der Stahl noch reiner zu funkeln ſcheint als ſie. — Da zog neulich ein Armeniſcher Kaufmann hier durch zur Frankfurter Meſſe, wir bewirtheten ihn freundlich, und der Mann zeigte uns manche ſeiner ſchönen Waaren. Da enthrannte mein Herz beim Anblicke dieſes Dolchs und ich bat den Vater ihn mit zu kaufen. Er wollte nicht gern daran, denn er ſcheint zu glauben ich mache doch nur Thörichtes damit. Endlich ließ er ſich bewegen, da ich nicht abließ mit Bitten, und er zahlte die Summe, die wohl groß geweſen ſeyn mag, wegen der köſtlichen Steine.

Zehntes Kapitel.

Sonderbar war es freilich, fuhr Karl nach einer Pauſe fort, daß auch der Kaufmann ein wenig nachdenklich bei dem Handel wurde, und als ich ihn ſpäterhin — denn der Mann wußte manches Gute zu erzählen — einige Stunden weit auf die Heerſtraße begleitete, ſo vertraute er mir, es ſey eine eigene

Sache mit dieſem Dolche. Es habe einmal ein junger edler Türke, durch ein wunderbares Verhängniß getrieben, ſeinen beſten Freund mit dieſer Waffe ermordet. Dann ſey ſie von einer Hand in die andere gekommen, und endlich in ſeine, und er wolle mir nur ehrlich geſtehen, daß er ſich recht freue, den Dolch ſo vortheilhaft losgeſchlagen zu haben. — Mir iſt dergleichen phantaſtiſches Zeug immer zuwider geweſen, aber hier mußt' ich lachen, denn mir ſchien, als habe doch nur die trübe Luft, die in unſerm Schloſſe weht, auch den proſaiſchen Kaufmann mit einiger poetiſchen Wehmuth angeſteckt.

Paul hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört, und ſagte jetzt mit dem Ton des Bittenden: „Legt ſie ab, es iſt ja nun keine freundliche Waffe mehr, wenn ſie ſchon einmal . . . o laßt es mich doch nicht ausſprechen wovor ja auch der Mann ſchaudern darf.

Der bittende Ton traf wirklich für einen Augenblick des Jünglings Herz. Er nahm die Waffe, wie es ſchien mit dem Vorſatze ſie dem Alten zu überreichen; dann aber zog er ſchnell die Hand zurück, ſteckte den Stahl wieder an ſeinen Ort, und rief: Es iſt nicht möglich! ich kann mich nie von dieſem Kleinod trennen! Du bateſt um etwas Thörichtes; und das muß man auch den beſten Menſchen abſchlagen.

Elftes Kapitel.

Paul ſchwieg eine lange Zeit, dann ſagte er: „So gebraucht ſie denn nur als Chriſtenritter, und möge das wunderbare Verhängniß, das, wie Ihr ſagtet, den türkiſchen Jüngling trieb, keine Gewalt über euch haben.

Es läßt ſich auf ſo etwas gar nichts antworten, erwiederte der Jüngling, und ich muß dich wohl recht lieb haben, daß ich nicht laut lache oder fluche. — Da bin ich nun ſo ſeelenvergnügt erwacht, denke an nichts, als wie ich den neuen Freund und Bruder erfreuen will, und wie wir dann gemeinſchaftlich in die zitternd bange Luft dieſes Schloſſes einen friſchern Ton hineinbringen wollen, und wie Ihr alle wieder aufleben ſollt in uns, und durch uns, — und was muß mir da begegnen? — Mein verehrter Pflegevater, der ſeinen Sohn zehn Jahre lang in die Welt hinein verſtieß, ſcheint ſich auf ihn zu freuen, wie auf den Aſchermittwoch oder wie auf einen plötzlich hereintretenden Todfeind, — und du ſiehſt da, wie ein Uhu, der das Sonnenlicht nicht ertragen kann.

„Jüngling, erwiederte Paul faſt feierlich, haſt du nie gehört, daß jede Schuld ſich auf Erden rächt, und daß das Verhängniß oft den Vater ſtraft im Sohne? — Doch ſoll mein Gemüth nicht ängſtlich zagen, denn unſer Heiland ſpricht Vergebung.

Karl unterdrückte einige zwanzig fantaſtiſche Ausrufungen, die ſich ſchon auf ſeinen Lippen zu bilden ſchienen, dann aber ſagte er: Ich wollte, es käme ein tüchtiges Gewitter, das Krachen verſtehe ich beſſer als dieſe Unkentöne.

Dann ging er ſchnell in den Garten; aber er zerdrückte faſt alle Blumen, an deren Duft er ſich freuen wollte. Und ſo konnte er nun das nicht.

Zwölftes Kapitel.

Es war etwa um dieſe Zeit, als der junge Graf Wilhelm von Waldſtein mit ſeinem Erzieher, vor dem Kloſter der barmherzigen Schweſtern, anlangte, und Halt machte. Er hatte von dort aus etwa nur noch eine gute Meile bis zu ſeines Vaters Schloſſe. Der Doktor, der jetzt nur noch als älterer und erfahrener Freund, nicht mehr als Hofmeiſter neben ihm ſtand, bezeigte ſein Befremden über dieſes Haltmachen; aber Wilhelm erwiederte freundlich:

Hier beginnt meines Vaters Gebiet, hier muß ich zu mir ſelbſt kommen. Ich bin zu froh, zu ſelig, und die arme Menſchenbruſt erträgt das viel weniger als den höchſten Schmerz. Ich möchte dieſe Blumen küſſen, die mich ſchon als Kind ſo freundlich anſahen. dieſe kleine Quelle rauſcht noch immer und bietet mir ihr helles Waſſer ſo wohlthätig an. Städte ſind untergegangen während deſſen, und Königreiche ſind gefallen, aber die kleine Quelle hat ſich nicht irre machen laſſen, und plätſchert noch immer leiſe fort. Hier, hier iſt meine Heimath, — Heimath! o ich möchte mir das Wort tauſendmal wiederholen, um in dem ſüßen Laute zu ſchwelgen. — Und dies Kloſter! auch über ſeine Mauern iſt der Weltgeiſt nicht zerſtörend hinüber gegangen, hier iſt alles noch ſo ſtill wie ſonſt, es iſt, als halte ſelbſt die Zeit inne mit ihren Schlägen in dieſer Wohnung des Friedens, der Andacht und der Wohlthätigkeit. Es zieht mich recht hinein in das Innere, und dort wird mir noch wohler werden.

Er zog die Schelle, und eine alte Pförtnerin öffnete, ſie erkannte bald den längſt erwarteten jungen Grafen, und ſah ihn an mit dem Blicke der freundlichſten mütterlichen Liebe; aber kein lautes, verworrenes Freudenwort kam über ihre Lippen, denn ein ungetheilt Gott gewidmetes Leben wehrt den Rauſch der Freude ab.

Dreizehntes Kapitel.

Wilhelm ging ſchweigend in das Innere der Kirche, und ſank am Fuße des Altares auf das Knie nieder, im inbrünſtigen Dankgebet für die glückliche Rückkehr, die ihm gewehrt worden, und tief erquickt und beruhigt ſtand er auf. Neben ihm ſtand jetzt die Priorin des Kloſters, und reichte ihm freundlich die Hand zum Willkomm. Er küßte die Hand der wohlthätigen frommen Frau, und ſagte: Nun erſt iſt mir ganz wohl: ich habe mein Herz zu Gott hinauf ausgeſprochen, und eine milde Antwort iſt mir von dort gekommen. O was iſt es doch ſo göttlich und menſchlich beruhigend, daß wir mit Gott reden dürfen.

Und, ſetzte die edle Frau hinzu, daß der Erlöſer in der Mitte ſteht, der unſer Gebet vor Gottes Thron bringt. Der Gedanke iſt mehr als beruhigend, er iſt beſeligend.

Möge, fuhr ſie dann nach einiger Weile fort, möge Ihre Ankunft, theurer Graf, Segen bringen, möge ſie beſonders Ihren würdigen Vater erheitern, der ſich auf ſo viel Gutes wohl verſteht; nur nicht auf die chriſtliche Heiterkeit, möge es Ihnen gelingen, Ihren Pflegebruder, der ſonſt ein wackrer Jüngling iſt, aus irrer Heftigkeit hinüber zu führen zu gelaſſen kräftigem Wirken.

Das gewähre mir der Herr, erwiederte Wilhelm, und blickte dabei gen Himmel; aber noch einmal muß ich ſagen, mir iſt ſo wohl, ſo wunderbar wohl, und ich möchte meinen Dank auch thätig beweiſen. Sie, edle Frau, das weiß ich längſt, reizt nicht mehr das irdiſche Gut; aber den armen Kranken, die ſich Ihrer und Ihrer treuen Schweſtern Pflege anvertrauen, möchte ich neue Hülfe bringen.

Er legte bei dieſen Worten eine volle Börſe in ihre Hand.

Es iſt ſchön, erwiederte die Priorin, zu geben; ſchöner noch ſo zu geben, und ſo wird mir denn auch das Danken doppelt erfreulich.

Vierzehntes Kapitel.

Sie waren bei dieſen Worten aus der Kirche gegangen und ſtanden jetzt wieder im heitern Sonnenlicht. Der Graf nahm Abſchied, und war ſchon einige Schritte von ihr, als ſie ihn wieder zurück rief.

Und ich ſollte Sie, den ſo reichlich Schenkenden, ganz unbeſchenkt entlaſſen? Wir ſind arm und freuen uns der Armuth; aber wie könnte auch Sie die Erdenpracht reizen? Etwas kann ich Ihnen ſchenken, das mehr iſt als alle Erdenpracht, und vor dem alle Erdenſorgen fliehen. — Sie nahm bei dieſen Worten ein Kreuz von Ebenholz, das an einem einfachen Bande von gleicher Farbe hing von ihrem Halſe. Empfangen Sie das heilige Zeichen unſeres Glaubens. Es wird mir ſchwer, mich gerade von dieſem Kleinod zu trennen, denn ganz beſonders theuer iſt es mir geworden. Oft ſchon, wenn ein Kranker in unſeren Mauern ſterben wollte, und in den letzten tief ernſten Stunden des Abſchiedes ſchwere Phantaſien, unſelige Zweifel um ihn rauſchten und ziſchten, ſo nahte ich mich ihnen im Gebet, und hielt den brechenden Augen dieſes Kreuz vor, und die armen Menſchen fühlten ſich neu geſtärkt im Tode und erfaßten es wie das heilige Panier, das allein den Sieg gewähren kann.

Es ſoll mir heilig ſeyn, erwiederte der Graf, indem er es küßte, und es ſoll hier ſchützend ruhen auf meinem Herzen.

„Schützend ruhen", wiederholte die Matrone mit langſamem Ton, als ſey ihr das Wort beſonders bedeutend, und „ſchützend ruhen" wiederholte ſie noch einmal, als ſchon der Graf mit ſeinem Begleiter, den Weg hinab, nach dem väterlichen Schloſſe, ihrem Auge entſchwunden war.

Fünfzehntes Kapitel.

Der ſanften Emma war es endlich gelungen den erhitzten Karl zu einiger Ruhe zu bringen, und er ſaß jetzt neben ihr, und tändelte mit den langen Locken, die über ihre Wange herabfielen. Der alte Graf und Paul ſtanden im ernſten Geſpräch am Fenſter. Endlich, von einem ſeltſamen Gedanken ergriffen, rief Karl mit wunderbar funkelnden Augen aus: Mein Vater! mein Vater!

Der alte Graf, der ſich gemeint glaubte, wandte ſich um, ſah ihn freundlich an, und ſagte: Mein lieber Sohn.

Aber Karl hielt beide Hände vor's Geſicht und ſagte: Ich meinte nicht Sie. Mein Vater, mein rechter Vater, wo iſt er? O, warum lebt er nicht mehr? und warum kann ich doch nie mit ſtillem Schmerze, ſondern nur immer heftig daran denken, daß er mir genommen iſt? —

Udo wandte ſich zu Paul und ſagte faſt kalt: „Siehſt du wohl, daß das mein Schickſal iſt?“

Nichts vom Schickſal, gnädiger Herr, antwortete Paul, der Himmel da droben iſt überreich an Gnade.

„Für den, der gebüßt hat, erwiederte der Graf, nicht für den, der noch büßet.“

Dann ging er einige Schritte zu Karl, und fragte: Und warum iſt dein Schmerz ſo heftig?

„Weil mir iſt, als müßte ich ihn noch rächen. — Er fiel im Duell, das weißt du. Kannſt du den ritterlichen Zweikampf mißbilligen? Du, ein edler Freiherr?

Sechszehntes Kapitel.

Nimmer, nimmer! erwiederte Karl, doch heiſcht die Pflicht vom Sohn, des Vaters Tod zu rächen. Freilich, ſetzte er dann nach einer Pauſe und mit einer bei ihm ungewöhnlichen Ueberlegung hinzu, freilich müßte jetzt der Mörder ſchon beinah ein Greis ſeyn, und dem grauen Haare darf ich mich nicht gegenüber ſtellen. Das greiſe Haupt ehrten ſchon die edlen Alten, die wir Heiden nennen, und ich will nicht ſchlechter ſeyn als ſie. — Aber er wird ja wohl irgend einen jungen Verwandten haben, oder, ſo Gott will, einen Sohn; das wäre mir ſo gerade recht. — Nun, nun, ich will mich auch beruhigen, denn entgehen kann er mir ja doch nicht. — — Ich kenne ſein Geſicht, als hätte ich's immerdar geſehen, denn oft in weiſſagenden Träumen erſchien es mir, und der blutende Vater ſagte dann ſtill: Das iſt der, an dem ich Rache will.

Da trat Udo ihm noch näher und ſagte: O nein, nein! nicht an ihm; an dem Mörder ſelbſt nimm Rache.

Aber die ſanft fröhliche Emma unterbrach ihn, und ſagte: O lieber Vater, nichts ſo Trauriges! und Sie, mein trübſeliger junger Freund, auch nicht ein Wort dieſer Gattung will ich mehr hören! Ich bin freilich ſelbſt Schuld, ich halte Sie nicht ſtreng genug. Gleich ein anderes Geſpräch, ich will es haben, oder wiſſen Sie nichts zu ſprechen, ſo ſingen Sie ein gutes altes Lied, ich befehle es, ich, Ihre Herrin!

Siehſt du wohl? ſagte der Graf ohne Emma gehört zu haben, abermals zu Paul: doch dieſer erwiederte mit einer faſt lächelnden Sicherheit: Es iſt allerdings nicht gut; doch was will das alles ſagen, wenn unſer Herr Chriſtus mit uns iſt? —

Siebzehntes Kapitel.

Der kräftige Jüngling gehorcht ſeiner Gebieterin, möge ſie ihm auch noch ſo Schweres auflegen; und ſo mußte Karl jetzt ſingen. Aber er traf eine finſtere Wahl, und begann das alte ſchauerliche Lied:

Dein Schwerdt, wie iſts von Blut ſo roth,
Edward, Edward!

Als Emma ihn eben bitten wollte, ein anderes und fröhlicheres Lied anzuſtimmen, hörte man im Nebenzimmer ein Geräuſch, wie von ſchnell Hereintretenden. — Er iſt's! er iſt's! rief Karl, indem er raſch aufſprang, und die Guitarre aus ſeiner Hand ſinken ließ, mein Freund, mein Bruder! Mir ſagt's mein Herz, das ihm entgegen ſchlägt.

Er hatte ſich nicht geirrt, und als die Thüre raſch aufgeriſſen ward, trat Wilhelm in blühend ſanfter Jünglingsſchönheit herein.

Ohne den Vater zu ſehen, eilte er raſch auf Karl zu, um ihn an ſeine Bruſt zu drücken. Doch dieſen erfaßte bei ſeinem Anblick ein ſeltſam furchtbarer Schrecken, mit todtenblaſſem Geſicht wehrte er die Umarmung ab, und, indem nach und nach, ein faſt fieberiſches Zorneszittern ſeine Glieder durchzuckte, rief er aus: das iſt mein Freund nicht, das iſt mein Bruder nicht! Wehe mir! das iſt mein Todfeind! das iſt der, den ich oftmals ſah in bangen Träumen!

Achtzehntes Kapitel.

Es iſt ja Wilhelm, rief Emma erſchrocken aus, es iſt ja der Freund, den Sie, theurer Karl, ſeit Jahren ſchon erſehnt haben.

Sie ſchloß ihn bei dieſen Worten in ihre Arme; aber er entwand ſich ihr mit Kraft, und mit funkelndem Auge, gegen Wilhelm gewandt, rief er: du biſt der, an dem ich meinen Vater rächen ſoll! Ich ſehe meinen Vater! o ſeht ihr ihn nicht? Er winkt ja ſo ſehr! und ich folge dem Wink! ich thue, was er befiehlt!

Wilhelm, der den nie geſehenen und doch ſo theuren fremden Jüngling gleichſam von Fieberſchauern ergriffen ſah, ging mit liebender Sorgfalt auf ihn zu, und, indem er ihn mit der Rechten umfaßte, ſagte er: Erkenne mich doch, Karl, ich habe mich ſo ſehr auf dich gefreut.

Da verließ den armen Jüngling jede Beſonnenheit, und, wie durch böſen Irrwahn oder durch eine geheime finſtere Macht getrieben, zog er raſch den Dolch aus der Scheide und zückte ihn wüthend gegen Wilhelms Bruſt. — Aber der Stahl traf nicht des Jünglings Herz, ſondern das heilige Kleinod, das er ſo eben von der frommen Frau erhalten hatte, und das jezt ſchützend auf ſeinem Herzen ruhte.

Wilhelm ſtand unverlezt da, aber in ſeinem Gemüthe war eine ſo ſeltſame Miſchung von Andacht und Freude und Ueberraſchung und Schmerz und Befremdetheit, daß er mit beiden Händen den Stuhl faſſen mußte, um nicht in die Knie zu ſinken.

Karl aber hatte kaum den Streich gethan, als er ausrief: O mein Gott! bin ich denn zum Tiger geworden? — Dann ſank er erſchöpft zu Boden und eine tiefe Ohnmacht umhüllte ſeine verworrene Sinne.

Neunzehntes Kaptel.

Auch wir werfen den verhüllenden Schleier über das Ende dieſes trübe befremdenden Tages.

Die Nacht iſt heilbringend, ſelbſt wenn ſie ohne Schlaf vorübergeht. Das wilde Gewühl der Leidenſchaften, die im hellen Sonnenlichte ihr Weſen treiben, muß dann doch wenigſtens Rede ſtehen, und Antwort geben dem Beſſern in uns: und der verworrene Knäul der Sorgen und Schmerzen löſet ſich nach und nach ſanft auf.

Der alte Graf war früh am Morgen am Bette ſeines Sohnes, der aufgerichtet da ſaß, und, als der Vater hereintrat, ihm ſchnell und mit ehrfurchtsvoller Liebe entgegen ging.

Udo küßte Wilhelms Stirn, und ſagte dann gelaſſen: Hatte ich nicht Recht, dich von mir zu ſenden, und kannſt du mir verzeihen, daß ich doch endlich ſchwach genug war, deine Bitte um Wiederkehr zu gewähren?

Ich verſtehe Sie nicht, mein Vater, und ich vermag nicht, in Ihren Worten einen Zuſammenhang zu finden mit dem was geſtern begegnete. Was haben Sie gemein mit dem böſen heftigen Geiſte, der geſtern ſein Spiel mit meinem Pflegebruder trieb? Mir iſt die ganze Sache nur wie ein Traum, wie ein ſehr ſchwerer Traum. Nicht um meinetwillen, denn was iſt dem Chriſten — und ich darf ja ſeligſtolz mich alſo nennen — was iſt dem Chriſten zu ſterben? aber daß der Jüngling, den ich ſo gern lieben möchte, und den ich wirklich liebe, daß er ſo ganz ſich vergeſſen, und den Freund verletzen, ja morden wollte, den Freund, der ſich ſo theilnehmend ihm nahte, — das iſt es was mich tief betrübt, und worüber ich aus tiefſten Herzen Thränen vergießen möchte mein Lebenlang. —

Nein! fuhr er dann nach einer Pauſe fort, ich vermag den Gedanken gar nicht zu ertragen, daß er wirklich ſo handelte; auch handelte nicht er ſelbſt, ein finſterer böſer Geiſt handelte aus ihm heraus, und trieb ſein trauriges Spiel mit dem unbewachten Jüngling.

Wohl ſagſt du wahr, erwiederte Udo, und dein Gefühl leitet dich recht, doch ahndeſt du das Schreckliche nicht, denn der den böſen Geiſt herausrief daß er des Jünglings Seele verwirrend anfalle, der .... war ich.

Wilhelm trat ihm mit milder Liebe näher, und ſagte unerſchreckt: Ach hier iſt viel Trübes und viel Krankes; aber ich will gern alles theilen und helfen wo ich kann, und gern dem Geiſte ſtehen, den Sie mein theurer Vater gegen mich herauf beſchwören.

Eine innige Umarmung hemmte lange Zeit den weitern Erguß der befreundeten Herzen, bis endlich der alte Paul leiſe hereintrat, der ſich ſtill entſchuldigen wollte, daß er zu ſtören wage.

Dich trieb dein Herz, erwiederte Udo, und du wollteſt mich nicht allein laſſen in dieſer ſchweren Stunde.

Zwanzigſtes Kapitel.

Dann ſetzten ſie ſich ſtill zuſammen, und Udo fing an zu erzählen.

Es iſt das ſchwerſte Opfer für den Vater, dem geliebten Sohne nicht mehr in reiner Tugend erſcheinen zu können, und enthüllen zu müſſen was einſt die Leidenſchaft Sündhaftes beging; aber ich will dieſes Opfer bringen weil ich es bringen muß. nur fordere nicht Ausführlichkeit da wo mir jedes Wort ſchon ſchwer wird auszuſprechen.

Ich war von früher Jugend an der Freund von Wilhelms Vater, dem Freiherrn Guſtav von Weißenfeld. Ich liebte ihn mit ganzem Herzen; aber wie ich ſpäterhin ſah und jetzt noch ſehe, ich empfing unendlich weniger zurück als ich gab. Mein Gemüth war ſanft und anſchließend, das ſeinige ſtürmiſch und ungeſtümm; aber er war mir einmal als ein Höherer erſchienen, und der Freund duldet gern was der Freund ihm zu ertragen auflegt. Ich vermißte nichts, denn ich liebte. Es hatte ſich in ſeiner Seele eine gewiſſe feindliche Stimmung gegen die Menſchen im Allgemeinen feſtgeſetzt, die ich vergeblich zu zerſtreuen ſuchte, da ich den tiefen inneren Grund, eine entſchiedene Selbſtſucht, nicht zerſtreuen konnte, weil ich dieſelbe nicht in ihm ahndete. Ich liebte ihn ja, und wie hätte ich jenen Fehler in ihm vermuthen mögen? Er liebte auch mich in ſo weit er es vermochte; aber nur mich der ihn liebte, nur als den ihm Hingegebenen, nicht mich als freien Menſchen.

Da wollte das Geſchick, daß unſer beider Herzensneigung auf eine Jungfrau fiel, die in Anmuth aufblühete, und beſcheiden hervorragte unter ihren Geſpielinnen. Alles in mir, was bisher nur als Keim und Knoſpe in mir gelegen, blühete jetzt raſch und hoch auf im brennenden Strahl der Leidenſchaft, und ich durfte auch ihren Beſitz zu hoffen wagen, denn mancher Blick und manches halbe Wort zeigte mir, daß auch ich ihr theuer geworden war.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Da wandte ſich Guſtavs Herz ganz von mir ab, und ein bitterer Haß gegen mich faßte in ſeinem Innern Raum. Er wollte ſein Ziel erreichen, was es auch koſte, er wollte die Geliebte ſein nennen, ſollte es auch nur mit Aufopferung der Freundſchaft und der Tugend geſchehen können, und ſo ſcheute er ſich dann vor keinem Mittel, das mich, den Hindernden, aus ſeinem Wege entfernen konnte. Mit kluger Mäßigung begonnene Verläumdungen ſtörten bald das ſchöne Vertrauen das ſich anfangs bei Ida und ihrer Familie für mich gefunden, kühnere Beſchuldigungen, die eben ihrer Kühnheit wegen, und weil der Freund ſie vorbrachte Glauben fanden, entfernten endlich ihr noch ungeſichertes Herz ganz von mir.

Ein dringendes Geſchäft in Familienangelegenheiten entfernte mich einige Wochen aus der Gegend, und als ich zurückkam, erfuhr ich das ganze Gewebe des Verrathes und den vollendeten Freundſchaftsbruch; zugleich aber auch empfing ich die entſetzliche Nachricht, daß Guſtav mit Ida ſeit zwei Tagen vermählt ſey.

Da wurde es wie mit einemmale Nacht um mich her, und Nacht in mir. Ich hatte den Freund verloren, ich hatte die Geliebte verloren, ich mußte den Freund haſſen, und die Geliebte mit verminderter Lietung, bejammern. Es kam mir vor, als ſtände ich nun auf den Trümmern meines Lebens, auf der Aſche meiner Jugend. Ich war ſo ganz allein, ſo mutterſeelen allein, und ſelbſt der Schmerz, der bei mir war, zeigte ſich nur in verzerrter und verzerrender Geſtalt.

Ich durchwachte einige Nächte mit entſetzlichen Gefühlen, die keine höhere Glaubenströſtung linderte; und als ich endlich am vierten Morgen vor den Spiegel trat und mich anſah, da erfaßte mich ein grimmiges Mitleiden mit mir ſelbſt. Die Wange war ſehr blaß geworden, die Augen ſahen hervor, wie aus dunklen Hölen, und das Haar hatte die ſchöne lockige Kaſtanienbräune der Jugend verloren. Da ſagte ich zu mir ſelbſt: Ich bin bisher ſehr ſanft geweſen, vielleicht auch ſchwach, und ich will nun einmal verſuchen was der Zorn und die Rache Gutes und Freudiges haben mag. Der Ambos fühlt ſich denn doch noch gerade zu unglücklich, und will auch einmal zum Hammer werden.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Laß mich, mein theurer Sohn, raſch hinübergehen, über die harten Momente, die nun in mein Gemüth und in mein Leben traten.

Man haſſet nur wenn man geliebt hat, und nicht mehr liebt, und man kann nur grauſam werden wenn man zu gelinde war.

Ich weckte den gehaßten Freund aus ſeinen ſüßen Träumen auf, zerriß ſein Ehrgefühl durch giftvolle Worte, und bald ſtanden wir beide zum ernſten Kampfe auf Leben und Tod, einander gegenüber. Seine Kugel fehlte; die meinige — o hätte ein Gott ihr gewehrt! — die meinige traf, und mit der Todeswunde ſank er zu Boden. Sterbend ſprach er den Fluch über mich aus: Es kann dir nie wieder wohl gehen; an dir, an deinen Kindern wird ſich der Mord noch rächen. Du haſt mich herausgeſchleudert aus meinem Glücke; aber die Nacht, in die ich jetzt gehe, wird ſich auch über dich und dein ganzes Leben hin breiten.

Wilhelm faßte tief erſchüttert den erſchütterten Vater in ſeine beiden Arme, und küßte weinend die Augen, die jetzt nicht weinen konnten. Dann wandte er den Blick gen Himmel und ſagte ſtill: Es giebt dennoch einen Troſt.

Der Vater, ſchon an den Schmerz gewöhnt, hatte ſich bald erholt, und ſagte dann, in Betrachtung verloren: Unſeliges Gefühl der Rachſucht! — Wie erſcheint es dem Menſchen, wenn der Zorn ihn erfaßt, ſo ſchön und würdig, der treibenden Empfindung Raum zu geben; aber liegt der Feind nun vor uns, gebändigt, verletzt oder wohl gar todt, wehe! wie fühlen wir uns dann ſo klein, wie erfüllt die Scham vor uns ſelbſt ſo ganz unſer Herz! O es iſt nicht bloß Scham, es iſt wahrhaftiger Ekel, den wir dann vor uns ſelbſt und unſerer That empfinden! — Strafen ſoll der Menſch, denn die Gerechtigkeit will es ſo, aber nur in der höchſten Ruhe des Gemüths, wenn die Wagſchaale in ſeiner Hand nicht zittert. Straft er anders, ſo ſündigt er, denn er ſtraft nicht mehr, ſondern er rächt ſich, und die Menſchenrache hat in ſich ſelbſt den Tod. — „Die Rache iſt mein, ſo ſpricht der Herr.“

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Nach einer feierlichen Pauſe, in der die drei Männer die tief empfundenen Worte noch einmal zu betrachten ſcheinen, fuhr der alte Graf fort:

Der Tod des Freiherrn machte keinen bedeutenden Eindruck. Er hatte ſich faſt nirgends Liebe erworben, und bei manchen ſogar entſchiedene Abneigung. Einige waren ſelbſt Zeuge geweſen, von der Ungerechtigkeit, mit der er von mir, ſeinem einzigen Freunde, geſprochen, und es ward nicht misbilligt, daß ich Rache genommen. Es war ein reiner Zweikampf, deſſen traurigen Ausgang man zwar bedauerte, doch faſt nur um des Siegers willen, der ſeine That und ihre Stacheln zu tief zu fühlen ſchien. Der Fürſt ſelbſt war mir perſönlich geneigt, und zeigte bald klar, daß er um die ganze Sache nicht wiſſen wolle. Selbſt dann, als ich ſelbſt mein eigner Ankläger ſeyn wollte, wehrte er die Erzählung ab, und hieß mich einen freien Mann deſſen Thaten er weder belohnen noch beſtrafen könne.

Ida hatte den verlornen Gatten mit tugendhaftem Gemüthe, doch ohne Liebe betrauert. Karls Geburt gab ihr den Tod. Sterbend verzieh ſie mir, und ich nahm den Neugebornen als Pflegeſohn an, den ich bald darauf einer edeln Familie anvertraute, um ihn bis zu einem gewiſſen Alter zu erziehen.

Ich ſelbſt gab endlich den Bitten aller meiner Verwandten und Freunde nach, und da ein vertrauertes Jahr dahingegangen war, vermählte ich mich, ohne Liebe doch mit entſchiedener Werthſchäzung, mit einem edlen Mädchen, das ſich nicht ſcheuete, ihre emporblühende Jugend an mein hinwelkendes Leben zu knüpfen. Sie gab mir dich, mein Wilhelm, dich, und meine fromme, ſanfte Emma und ging dann auch bald hinweg von meiner Seite, um in einer heller erleuchteten und milderen Welt den Lohn ihrer ſtillen Tugend zu empfangen.

Mich aber durchfuhr der Gedanke: Sie iſt dir nur deswegen genommen worden, weil dein Leben ſich mit nichts Schönem mehr ſchmücken ſoll. Du haſt jeden Verluſt, jeden Kummer in vollem Maaße verdient, und du ſündigſt, wenn du edle Menſchen in den traurigen Kreis führſt, der um dein Leben geſchloſſen iſt. Es iſt dort nicht ſicher wohnen, weil du da wohnſt. Für dich giebt es nur Eine Tugend:

— zu entbehren; und das Entbehren zu fühlen mit ewigem Schmerz und ewiger Reue.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ich verließ die Gegend, in der mich alles an die Vergangenheit erinnerte, und ich durfte ſie verlaſſen, denn ich bedurfte nicht der äuſſern Veranlaſſung, um mich meines Verbrechens zu erinnern. Sie hatte für mich nun nichts Köſtliches mehr als das Grab meiner Gattin.

Mein Leben war nun gewiſſermaſſen geſchloſſen, und ich wollte nicht mehr hoffen. Ich verzweifelte nicht, denn unſer Herr im Himmel will nicht, daß ſeine Kinder verzweifeln ſollen, auch die gefallenen nicht. Doch dieſen Gefallenen ziemt nun auch kein Lächeln mehr, ſondern ein ewiger ſtiller Schmerz um die verlorne Tugend, denn in ihm allein iſt Buße möglich und Beſſerung. Mich verließen endlich die Halb- und Dreiviertel-Freunde ganz, denn der Reuige iſt ein ſchlechter Geſellſchafter, und weſſen Blick gerichtet iſt auf Einen ſchwarzen Punkt, der kann nicht das flüchtig ſtreifende Geſpräch fröhlicher Menſchen führen und lieben. Aber die Einſamkeit, für den Guten ſo erfreulich, iſt für den Gefallenen eng und ſchwarz, und ſo blieb zuletzt nur Einer in ſtiller alles mit durchmachender Theilnahme bei mir, mein alter Freund Paul.

Der wackere Alte ſtand ſtill beſcheiden, ja faſt demüthig da, und ſagte: Mein edler Herr ehrt mich zu ſehr. Ich bin nichts weiter als ein treuer Menſch und treuer Diener. Und wie hätt' ich denn auch wohl anders ſeyn können, ich wäre ja nichtswürdig geworden.

Meine einzige Sorge, fuhr nach einer Pauſe der Graf fort, war jetzt die Erziehung meiner Kinder, Emma, du und Karl, denn auch er erſchien mir als mein Sohn. Er war ja durch mich des Vaters beraubt worden, und mußte nicht ich ihm zu erſetzen ſuchen, was ich ihm genommen? Ach! und wie iſt hier Erſatz möglich?

Du weißt nun alles. Richte du, mein wackerer Sohn.

Ich richten? erwiederte Wilhelm, indem er die Hand des Vaters an ſeine Lippen drückte. Der Sohn hat für den Vater nur das Gefühl der innigen Liebe und Ehrfurcht. Jedes andere iſt eine Sünde, die ich nimmer begehen werde.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Karl hatte die Nacht in heißen Fieberphantaſien vollbracht: in jenem Halbſchlummer der körperlichen Ermattung, während der Geiſt überreizt iſt, einem Zuſtande, der erſchöpfender ſcheint als das angeſtrengteſte Wachen. Sein erſtes Gefühl war jetzt tiefer

Abſcheu vor dem unſeligen Augenblicke, in dem er ſo unnatürlich und unwürdig gehandelt hatte. Er begriff ſich ſelbſt nicht, und ſtaunte ſein eigenes Verbrechen an, wie ein fremdes. Er konnte nicht denken an die geliebte Emma, nicht an den Pflegevater, nicht an den verletzten Freund, ohne daß ihm die peinlichſte und ſchmachvollſte Schaam das Herz durchzuckte.

O, rief er aus, iſt es denn etwas ſo ganz Gebrechliches mit der Menſchentugend, daß ſie ein einziger Moment vernichten kann? oder bin ich allein der Verworfene, der ſich ſo anklagen muß? — oder war etwa alles nur ein Traum, und iſt vielleicht das ganze Leben nur ein Traum? und dürfen wir nie über unſre Träume nachdenken, ohne zu erröthen? und iſt allein Glück zu finden in der Selbſtvergeſſenheit? — — In dieſen trüben Betrachtungen wurde er durch den alten Paul unterbrochen, der mit gewohnten ſtillen Blicke hereintrat.

Hinweg! rief Karl, mit neu erwachender Leidenſchaft, an mir nur iſt es, mich zu ſtrafen; andere ſollen mir keine Vorwürfe machen. — Und dennoch, ſetzte er dann langſamer hinzu, kann ich es nicht verhehlen, daß ich auch dein mildes Angeſicht ſcheue, darum laß mich von dir gehen.

Der Alte bat ihn zu bleiben, denn er komme auf Befehl des Herrn, und habe einen wichtigen Auftrag an den Pflegeſohn, den dieſer mit Faſſung vernehmen möge.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Da ſetzte ſich Karl, zur alten Pflicht zurückkehrend, neben den Alten, und dieſer erzählte ihm dann, was wir ſo eben aus Udo's Munde ſelbſt vernommen haben. Wir wagen kaum zu ſchildern, was in dieſem Augenblicke in des überheftigen, noch nicht gereiften Jünglings Bruſt vorging, wie es Wogen gleich in ihm kämpfte und ſtürmte, denen keine höhere Friedensſonne Stille gebieten konnte. Dann ſagte er: O du geliebter Vater, mußteſt du ſo hart aus dem reichen Leben herausgeriſſen werden? .... aber du begingſt ja eine Sünde, und meine Augen können dir kaum folgen in die Nacht, in die du gegangen. — Weh mir! ich ſoll dich nicht mehr unbegränzt hochachten können? ich, der dich nie ſah und dem du um deswillen nur noch rührend theurer biſt? — Kann denn der Sohn leben ohne dieſes Gefühl? — aber ich habe es auch, und niemand ſoll es mir rauben; — würde es mir aber dennoch geraubt, ſo iſt doch die Liebe da, und ewig da. — Wie? oder iſt alles nur eine Fortſetzung jenes Traumes, und alles unwahr, und träume ich noch im doppelten Traum, und will niemand mich wecken?

Ich wecke dich, ſagte jetzt Wilhelm, der leiſe hereintrat, und nun neben ihm ſtand, und frage ruhig ernſt und ſanft; Was entſcheideſt du, denn du ſiehſt mich bereit zu allem.

Da wurde Karls Wange wieder blaß, und, wie von Fieberſchauern durchſchüttelt, ſprach er: du biſt mein Feind, mein Todfeind, was auch mein Herz dagegen ſprechen mag. — Innig und tief bitte ich ab, was geſtern ein ruchloſer Augenblick, an dir, dem Unbewaffneten verbrach. Es war ein Augenblick, in dem ich nicht mehr ich ſelbſt war. Der ſoll nie wieder kehren. Doch entſcheiden kann nur das Schwerdt, und einer von uns beiden darf nicht leben.

Du thuſt nicht wohl, erwiederte Wilhelm ſanft, denn wie es auch nun ende, dein Herz wird Reue fühlen, Reue, die ich dir ſo gern erſparen möchte: — doch verſteht es ſich, daß geſchehen wird wie du entſchieden haſt, und daß ich, wie es ſich ziemt, deinen Antrag annehme.

Und nun, ſetzte er nach einigem Stillſchweigen mit milder Freundlichkeit hinzu, bitte ich dich nur um Eines, laß uns den heutigen Tag oder Vormittag noch traulich zuſammen leben; ja ich darf das ſogar von dir verlangen, denn der geſtrige traurige Abend die trübe Nacht und der trübe Morgen haben dich ermattet, und es iſt billig, daß du in ganzer Fülle der Geſundheit vor mir ſtehſt.

Nicht deswegen, erwiederte Karl, ſondern weil du es wünſcheſt, ſey es ſo.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Sieh nur, ſagte Wilhelm und öffnete die Fenſter welch' ein reiner goldner Morgen da herauf gebrochen iſt, wie der Garten ſo erfriſcht lächelt, wie Thal und Berg und Wald und Flur ſo kräftig da ſtehen, und wie die Luft ſo erquicklich labt. Wir wollen den Tag im Freien genießen, du ſollſt mir alle deine lieben Plätze zeigen, wir wollen viel Gutes miteinander ſprechen und wir haben uns ja auch ſo vieles zu ſagen. Ich gehe voran um dir Zeit zu laſſen. — Karl nickte freundlich und ſtand noch lange in tiefen Gedanken da, als Wilhelm ſchon das Zimmer verlaſſen hatte.

In der erſten Laube am Eingange des Gartens ſaß Udo wartend, und als er Karln erblickte, ging er mit ruhigem Ernſt auf ihn zu und ſagte: du weißt nun alles, und ich ſtehe jetzt vor dir, bereit zu jeder Genugthuung, die der Menſch und der Ritter fordern kann. — Denke nicht, ich ſey ein alter Mann, und wäre ich es, es giebt Waffen, die auch der Greis führen kann wie der Jüngling.

Karl verbeugte ſich ehrerbietig, und antwortete: Sie ſind mein theurer Pflegevater den ich verehre und verehren muß. Ihr Antrag ehrt mich; doch habe ich keine Waffe gegen Ihr heiliges Haupt. Er verbeugte ſich noch einmal, und verließ dann ſchnell den Grafen, Wilhelmen folgend, den er bald im Hintergrunde des Gartens erblickte.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Wohl hatten ſich die Jünglinge, wie Wilhelm vorher geſagt, gar manches mitzutheilen, und in der Mittheilung erſcheint den reineren Gemüthern ſtets die Freude und die Liebe.

Wie iſt es doch ſo ſchön, mein Bruder, ſagte Wilhelm, daß du mir meinen Wunſch gewährt haſt. So handelten gewiß auch unſere lieben Ahnen, wenn ſie miteinander einen Ehrenkampf zu beſtehen hatten. Es war ja nicht Haß, der ihnen die Schwerdter in die Hand gab, ſondern nur die Idee. Die Menſchen ſelbſt können ſich dabei recht herzlich lieb haben, und Arm in Arm durch die Fluren wandeln, bis endlich freilich der Augenblick kommt, wo ſie nicht mehr Arm in Arm wandeln dürfen. Doch bis dahin haben wir noch manche ſchöne Stunde.

Ach, erwiederte Karl, ich bin dir auch gar nicht böſe, das darfſt du mir glauben, und es könnte mir nichts Erfreulicheres begegnen, als wenn jetzt irgend ein Dritter feindlich auf dich eindränge und ich dich ſchützen und vertheidigen dürfte. Ich habe mich ſo oft nach dir geſehnt, ſo herzlich auf dich gefreut. Du kannſt dir kaum denken, wie mich geſtern die Erwartung und die Freude umhertrieb, und wie ich alle Hausgenoſſen anfuhr, weil ſie ſich lange nicht genug auf dich freueten, wie ich glaubte. Und nun kommſt du ſelbſt, und biſt ein ſo lieber, guter, ſanfter Menſch, von dem ich mir ſonſt ſogar in Liebe könnte befehlen laſſen, und nun muß ſo Trauriges dazwiſchen kommen, und ich darf dich nun doch wohl nicht lieben.

Ich liebe dich von ganzem Herzen, erwiederte Wilhelm, und unſer heiliger Erlöſer will das auch ſo.

Ich darf doch nicht, ſagte Karl finſter.

Du darfſt gewiß, fuhr Wilhelm fort, aber wenn du dennoch glaubſt, mich hier auf der Erde nicht lieben zu dürfen, ſo iſt doch das in dem lieben klaren Himmelreich nicht alſo. In jener Welt iſt ja Gottlob jeder Haß gelöſt, und dort gilt immer nur die Liebe, denn Chriſtus dem wir dann immer näher kommen, iſt ja die Liebe, und nur in Liebe können wir uns um ihn verſammeln.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

In jener Welt? ſagte Karl, und ſah mit dem trübſten und finſterſten Auge vor ſich hin, ich las in manchem vielgefeierten Buche von Staub und Aſche.

O nicht doch, nicht doch! erwiederte Wilhelm raſch und feurig, welch ein entſetzliches Wort haſt du geſprochen! o hinweg, hinweg mit jenen unſeligen Büchern, die den Tod in ſich haben, weil ſie den

Tod nicht begreifen; dem heiligen Worte Gottes gieb dich hin, das nichts von Staub und Aſche weiß, und in dem das ewige Leben ſiegend daſteht.

Ein Strom von milden Thränen rann über Wilhelms blühende Wange, er umarmte und küßte den fremden Jüngling mit einer Innigkeit als wollte er auch ihm ſeinen ſeligen Glauben einhauchen und Karl ſagte: Ach, mein Bruder, du biſt ſehr gut und ſehr glücklich. Das bin ich wohl nicht.

Beide ſchwiegen eine Weile; dann als die wärmere Luft um Wilhelms geöffnete Bruſt ſpielte, bemerkte Karl das Kreuz, welches auf des Bruders Herzen ruhte. Er nahm es in die Hand, und betrachtete es mit halb wehmüthigem, halb finſterem Blicke, dann ſagte er: Sieh nur, wie mein Dolch es hier getroffen hat, und wie wunderbar es iſt, daß ich gerade dieſes kleine Kreuz treffen mußte. O Gott, o Gott, wenn ich an dir zum Meuchelmörder geworden wäre! o haſt du mir denn auch verziehen? und haſt du es auch recht in deine Seele aufgenommen, daß nicht ich es war, der ſo Gräßliches unternehmen wollte, ſondern ein böſer Geiſt, der mich mit entſetzlicher Gewalt angriff.

Ich habe dir nicht bloß verziehen, erwiederte Wilhelm, ich habe das alles rein vergeſſen. — Aber möchteſt doch auch du nicht bloß bei dem geſtrigen Augenblicke verharren, ſondern möchte dir doch auch bei dem Anblick dieſes heiligen Kreuzes die ganze ſelige Bedeutung unſerer Religion aufgehen.

Aber Karl, der ſich in dieſem Augenblicke ſelbſt zu tief unter ſeinem Freunde ſah, und mit verjährtem Hochmuth einen ſolchen Gedanken nicht ſo gleich zu ertragen vermochte, rief finſter aus: du ſollſt dich nicht überheben, und ich will in dieſem Augenblicke in dieſem Kreuz nichts ſehen als ein Werk von Menſchenhand. Ja, wenn ich es näher betrachte, ſo erſcheint es mir in dieſem Augenblicke faſt geſpenſtiſch.... wie mein Dolch.

Da ſeufzte Wilhelm tief, und ſagte: ja, du biſt ſehr unglücklich.

Dreißigſtes Kapitel.

Ich bin es, erwiederte Karl nach einigem Stillſchweigen, indem er ſelbſt fühlte, wie unwürdig er geſprochen habe. O lehre mich ſanft ſeyn, wie du biſt, lehre mich dieſe wilden Flammen bändigen, die hier in meiner Bruſt noch brennen, lehre mich dieſe Kraft lindern, daß ſie nicht verderbend einherſchreite.

Es giebt nur Einen, der das lehren kann, und ſtets ſind ſeine Arme ausgebreitet, um uns alle zu erfaſſen und zu beſeligen; aber du wendeſt ſelbſt dich ab von ihm, und ſeine Stimme dringt nicht mehr zu dir. Doch dein Gemüth iſt gut, du haſſeſt das Gemeine und Schlechte, aber du vermagſt nur noch nicht das zu finden, was du ewig lieben ſollteſt. Mir iſt nicht bange für dich, denn mir ahndet, du wirſt es noch finden. Aber ſterben darfſt du jetzt nicht, zu ſterben vermagſt du jetzt noch nicht.

Hier übermannte ihn die Rührung, und er ſetzte mit Thränen hinzu: Nicht ſterben, mein Karl, nur nicht ſterben! O wenn du jetzt dort oben ankämeſt, ohne ihn, den göttlichen Erlöſer, zu kennen, ohne ihn zu lieben, mit ganzem ungetheilten Herzen, uns endlich zu lieben! —

Er ſank an ſeine Bruſt und die Freunde hielten ſich eine Weile umarmt; dann ſagte Karl: Will es das Schickſal ſo, ſo wird dein Gebet, du reiner Menſch, meine mangelhafte Tugend unterſtützen.

Wilhelm blickte traurig vor ſich hin, denn es verletzte ihn, daß ſein Freund auch in dieſem Augenblicke das deutungsvolle unbeſtimmte Wort „Schickſal" gebraucht hatte.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Endlich ſchlug die Stunde des Kampfes, und Karl ſagte: Wie ſchön iſt es, mit dem zu kämpfen, den man liebt!

War jetzt in dieſer ernſten Stunde Karls Kraft heftiger und reicher, ſo zeigte Wilhelm eine größere, auf ſeinen weiten Reiſen erworbene Geſchicklichkeit, und das ſtete Maaßhalten in ſeinem Gemüth lenkte auch hier die Bewegungen ſeines Armes. Er vertheidigte ſich nur, und ganz fern von ſeiner Seele war der Gedanke, ſeinen Freund auch nur zu verletzen. Er hielt ſich redlich Wort, und ſo oft auch der wilde Karl Blößen gab, ſo benutzte er ſie doch nie. Es ſchien, als ſtritten zwei verſchiedenartige Geiſter in Karls Seele, denn je länger der Kampf dauerte, je heftiger wurden ſeine Streiche, und dennoch ſtrömten ihm häufig unwillkührlich Thränen des Schmerzes aus den Augen.

Endlich, da faſt eine Stunde verfloſſen war, und beiden die Kraft ſank, ſagte Wilhelm: Du biſt ermüdet, laß uns das Menſchliche geſtehen, und jetzt aufhören. Ich bleibe ja bei dir, und wenn du willſt, ſteh ich dir wieder Rede.

Es ſey ſo, erwiederte Karl finſter, und erröthend über ſich ſelbſt, daß er ermüdet werden könne. Dann ſtreckte er ſeine Arme nach ihm aus; aber plötzlich wieder, von heftigem Trübſinn überfallen, rief er aus: Nein, nein, nein, es geht doch nicht, wir können nicht Freunde ſeyn.

Dann ging er raſch hinweg und Wilhelm ſah ihm lange nach und ſagte mit dem Blicke nach oben: „Gütiger Gott, gieb du ihm Klarheit!“ und ihm war, als dringe ſein Gebet gen Himmel und als flüſtere das leiſe Abendlüftchen ihm Erhörung zu.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Karl ging faſt bewußtlos allein zurück, und nur das Rauſchen von Emma's langem Gewande weckte ihn in den tieferen Gängen des Gartens aus ſeinen Träumen auf. Schamvoll wollte er ſie vermeiden, aber ſie winkte ihm und er nahte mit Ergebung, denn auch die überkräftigſten Jünglinge, wenn ſie ſonſt nur im tieferen Innern edel ſind, gehorchen gern der Geliebten.

Weggehen, ſagte ſie ſanft, weggehen wenn man geſündigt hat, das iſt leicht und unerſprießlich; aber bereuen und gut machen, das iſt es, was gefordert wird. Ach Karl, welch' ein Augenblick iſt geſtern in Ihr Leben getreten! Noch immer kann ich ihn gar nicht denken, und will ihn auch nicht denken anders, als im Gebet für Sie.

Wie zerſtört erwiederte Karl: Laſſen Sie uns ihn ſchweigend verhüllen, und das Einzige mir zu Gute kommen, daß ich, bei unendlicher Liebe und Verehrnng für Sie, dennoch ſtets oft und laut mich Ihrer unwerth erklärte.

Sie waren ſehr, ſehr krank: das allein kann mich beruhigen und wieder aufrichten, denn der Kranke kann geneſen.

Sie ſprach noch manches mit ſtrafendem aber auch tröſtend beruhigendem Munde. Da ſie nun endlich mit ihm im Schloſſe angekommen war, wo bereits die Lichter brannten, und er neben ihr ſaß in dem traulichen Zimmer, das er jetzt kaum wieder erkannte, (denn ihm war als ſeien Jahre verfloſſen ſeitdem er ſie zuletzt geſehen) da nahm ſie das Wort von neuem: Ich hatte Ihnen ein kleines Geſchenk zugedacht, werthlos und doch von unendlichem Werth, aber werden Sie es auch mit Ruhe zu betrachten im Stande ſeyn?

Sie nahm einen Kupferſtich von der Wand und reichte ihn ihm.

Beim erſten Blicke ſchien es faſt, als erſchrecke Karl, dann aber ſeufzte er tief, und warf die Hände ſchamvoll vor's Geſicht.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Emma freute ſich, daß ihn der Anblick des Chriſtusbildes getroffen, und ſagte: Vor dieſem Bilde kann niemand erſchrecken, ſelbſt der Verbrecher nicht, ſobald er nur noch die Möglichkeit faſſet, ſich zurück zu finden. Sehen Sie, o ſehen Sie, theurer Karl, wie iſt hier alles auf dem Bilde ſo ruhig einfach und bedeutſam. Hier hat der Göttliche bereits alle Erdenleiden überwunden, er hat dem Tode den Stachel genommen, indem er ihn ſelbſt litt, er iſt hier bereits auferſtanden vom Grabe; aber er ſteht dennoch nicht wie etwa ein erhabner Menſch oder großer König da, ſondern mit tief ernſter faſt wehmüthig milder Liebe, in ſeinem ewigen Mittleramte, als ein guter Hirt, der das verlorne Schaaf wieder ſucht. O ſehen Sie, dieſe Hände zeigen noch die Wunden, die er am Kreuze empfing, aber es ſind nun verklärte Wundenmaale geworden, und mit dieſen beiden Händen faßt er ſicher und ſanft das wiedergefundene Lamm, das über ſeiner Schulter hervorragt. Seine Bruſt leuchtet von den göttlichen Flammen der Liebe, und von dem Kreuz, das über ſeinem Herzen ruht, gehen Strahlen aus, als wollten ſie das ganze Menſchenleben verklären; er gehört nicht mehr der Erde an, und doch liebt er die Menſchen, um derentwillen allein er die Erde würdigte ſie zu betreten. Liebe und Vergebung ſtammen ja auch nur vom Himmel, aber er hat ſie herabgeführt auf dieſe nun geweihete Erde. — „Ich bin ein guter Hirt", das iſt jetzt alles, was der heilige Mund ſpricht.

Manche Jünglinge, die noch nicht gereiſt ſind, können oft aus halber Rührung am leichteſten zu einem rohen Momente übergehen, und ſo geſchah es denn, daß Karl endlich, nach einer langen Betrachtung, ſagte: Was Sie geſprochen, liebe Emma, iſt gut und rührend; aber das Bild dünkt mich doch gothiſch und roh, und dieſer Marcus Pitteri weder berühmt noch überhaupt ſonderlich.

Es gehört zu den trübſten Empfindungen die das Leben gewähren kann, wenn wir von etwas Gutem und Schönem die beſtimmte Anſicht und die innige Ueberzeugung haben, daß es gut und ſchön ſey, und ein Menſch, den wir lieben oder der uns wenigſtens bedeutend iſt, verſichert dagegen, er finde das gar nicht, ſondern halte es für durchaus irrig. Zwar könnten wir uns im Augenblicke von jener unangenehmen Empfindung los machen, wenn wir im Stande wären, mit unſerer Liebe aufzuhören; aber das ſteht Gottlob nicht in der Macht des guten Menſchen, und wäre auch das, ſo würde er dennoch von dieſer Macht keinen Gebrauch machen.

Auch Emma bekämpfte jene trübe Empfindung bald, und ſagte dann ſanft: Es geht Ihnen gewiß einſt noch auf, und wer eifrig ſucht wird wohl finden. Dann aber fühlte ſie ſich ſelbſt erſchöpft, und als er mit dem Bilde abging, konnte ſie ihm nur ſtill die Hand reichen. Dann aber eilte ſie zu dem geliebten Bruder Wilhelm und in die Thränen der Freude, daß ſie ihn nun wieder habe, den Klaren und Sanften, miſchten ſich die Thränen des Schmerzes über den Geliebten, der nicht klar und nicht ſanft war.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Karls Schlaf war in der folgenden Nacht ſehr unruhig und von irren, böſen Träumen durchflattert.

Oftmals tönte das trübe Wort Rache, wie aus dunkler Grabestiefe herauf, in ſein Ohr, und an ſein Herz, und nur ſelten vernahm er, wie von der entgegengeſetzten Seite her, mit leiſerm Ton Vergebung, dem aber bald wieder ein kreiſchendes Gelächter nachfolgte.

Am Morgen war ſein erſter Weg zu Wilhelm, den er mit finſterm Ernſt aufforderte, den geſtrigen Gang zu erneuern. Wihelm, von ruhigem Schlaf erquickt, folgte ihm mit heiterm Gemüth, und erzählte, wie ſo gar herrlich er die geſtrigen Abendſtunden mit ſeiner lieben Emma zugebracht habe.

Ach, ſagte er dann recht freundlich, ich wollt' ich wäre der erſte aller Reiner und Schriftſteller, um es ganz ausſprechen zu können, welch' eine Fülle von ruhiger Freude, frommer Hingebung und lieblichem Weſen in der Liebe eines Bruders für die Schweſter iſt, und ich möchte das um ſo eher, da ich mich nicht erinnere, jemals in unſern Dichtern etwas Genügendes darüber vernommen zu haben.

Unſer Freund war im Begriff, aus vollem Herzen über den ſchönen Gegenſtand zu ſprechen, als der Anblick des Ortes, wo ſie geſtern gekämpft hatten und Karls Blick ihn aufrief, das Schwerdt zu ziehen und das ernſte Geſchäft von neuem zu beginnen.

Karl focht heute noch heftiger und wilder als geſtern; und ſein Auge zeigte dunklere Flammen, denn er hatte ſich jetzt ſchon faſt an den Gedanken gewöhnt, dem, den er liebte ſo gegenüber zu ſtehen. Nur der erſte Schritt entſcheidet, ſpäterhin kommt die Gewöhnung, und der Trotz. Hat der Menſch erſt einmal angefangen, die Flügel ſeiner Seele nach einer beſtimmten Richtung hin zu bewegen, ſo wird es ihm ſchwer ſie zurück zu halten, und das verdunkelte Gemüth weiß oft ſelbſt nicht, ob ſie ihn hinführen werden in ein ſtilles Friedensthal, oder in eine glühende Sandwüſte, ob in den Himmel oder ob in die Hölle.

Karls Heftigkeit gab Wilhelmen heute ein leichteres Spiel; doch ſtets vermied er mit umſichtiger Sorgfalt jede Gelegenheit ihn zu verletzen. Endlich bemerkte es Karl ſelbſt und rief zornig aus: du ſpielſt und tändelſt; aber ich danke dir das nicht, ich haſſe dieſe Schonung, und will, daß du mich verwundeſt, ſo oft du es kannſt.

Wilhelm ſenkte für einen Augenblick den Degen und ſagte dann mit edel ſtolzem, überlegenem Blick: Ich handle wie ich es für Recht erkenne; du aber ſprachſt ſo eben deiner und meiner unwürdig, und ich muß dich wohl ſehr lieb haben, daß ich dir das verzeihe, und ſogleich vergeſſe.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

So waren faſt zwei Stunden verfloſſen, und wie geſtern, ſtanden beide Streiter unverletzt. Da warf

Wilhelm das Schwerdt weg, und ſagte: Ich fechte heute nicht mehr, und Karl erwiederte mit geſenktem Blicke: Morgen dann. — Und wenn es morgen iſt wie heute? fragte Wilhelm. Karl erwiederte: Bis einer von uns unterliegt.

In Wilhelms Seele war heute eine ſo entſchiedene Heiterkeit, daß er die traurigen Worte nicht ſehr beachtete, ſondern ganz gelaſſen und freundlich verſetzte: Alles wie Gott will.

Dann faßte er den Freund unter den Arm, und auf dem Rückwege nach dem Schloſſe ſcherzte er über die Gleichheit ihrer Kräfte. Iſt es doch faſt — lächelnd darf man ja auch das Uebertriebenſte ſagen, ohne lächerlich zu werden — iſt es doch faſt, wie Hektor und Ajax. Die kämpften auch, wie du aus unſerm alten hochehrwürdigen Homer weißt, die kämpften auch gar gewaltiglich, bis endlich die Herolde beider Völker die Streitenden trennten. Da ſchieden die wackeren Helden freundlich auseinander, und beſchenkten ſich zum Andenken einer ſo ernſten Stunde. Ajax gab ſeinem Gegner einen Purpur-Gürtel und der edle Hektor....

Ein Schwerdt, rief Karl raſch, ein köſtliches Schwerdt! weißt du aber auch was für eines? Es war daſſelbe, mit dem ſich ſpäterhin der tief gekränkte Held ſelbſt erſtach, um nicht der elenden Menge, die ihn im Wahnſinn geſehen hatte, zum Gelächter zu werden.

So weit, antwortete Wilhelm mit Rührung, ſo weit in dieſe traurige Folgezeit wollte ich dein Gedächtniß nicht führen. — Aber, ſetzte er dann nach einer Pauſe hinzu, denke dir, Ajax und Hektor wären Landesleute geweſen, oder gar Freunde und Brüder, würde es dann wohl ſo gekommen ſeyn, wie es kam? würden ſie nicht nach jenem Kampf ſich nur noch lieber gehabt haben, und, nach Einem Ziele ſtrebend, Hand in Hand gegangen ſeyn? Dann hätte auch wohl Ajax dem ſchleichenden Ulyß die Waffen des Achill gegönnt, und ruhig ſagen mögen: Er hat ſie; aber ich verdiene ſie.

Das konnte Ajax nie ſagen, verſetzte Karl heftig, doch Wilhelm ſprach: der Grieche vielleicht nicht; ein chriſtlicher Ajax gewiß.

Da umarmte Karl ſeinen Freund mit Heftigkeit und ſagte: du biſt der freundlich helle Hektor; und ich der finſtere trübe Ajax, und keine Rettung iſt für mich möglich.

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

So vergingen acht Tage und wieder acht Tage, und ſtets zerſchlug ſich die Kühnheit an der Beſonnenheit, und der wilde Zorn an der vorſichtig gebrauchten Kraft. Da ſchien es, als verfinſtre ſich immer mehr Karls Gemüth; ja es gab Augenblicke, in denen der gute Geiſt ganz aus ſeiner verödeten Bruſt gewichen zu ſeyn ſchien.

So ſprang er einſt, mit verwachten Augen, von ſeinem Lager auf, und wild im Zimmer umhergehend rief er aus: Ich bin ein elender Narr des Schickſals; zu einer andern Rolle bin ich ihm nicht gut genug. Da wende ich meine Kraft auf, um nur zu handeln, aber das Handeln wird mir verſagt, und ich ſtehe da, wie ein ohnmächtig zürnendes Thier, das an den Eiſenſtäben ſeines Gitters kratzt.

Ich ſoll, ſo ermahnt mich die finſtre Pflicht, ich ſoll den liebſten meiner Freunde, ich ſoll meinen Bruder tödten, oder, von ſeiner Hand beſiegt, das junge Leben ausathmen, ich will das Ungeheuere unternehmen, und vermag es nicht auszuführen.

Soll nun der elende Kampf, der nichts entſcheidet, von neuem angehen? ſoll ich von neuem mit dem erbärmlichen Gefühle, daß ich nichts gegen ihn vermag, vor ihm ſtehen? — — Ajax und Hektor war es nicht ſo? freilich die konnten nichts gegen einander ausrichten ..... aber — nicht vergebens ſollſt du mich an griechiſche Sagen erinnert haben, — gab es nicht denn auch ſonſt noch Männer, die, gleic an Kräften, ſich dennoch mit Erfolg bekämpften?

Da erſchütterte ein ungeheuerer Gedanke ſeine ganze Seele, und, indem er unwillkührlich den türkiſchen Dolch zuckte, rief er aus: Eteokles und Polynices! — ſie umfingen ſich zuletzt ſo gar ſehr eng, daß beider Blut dahinſtrömte, und beide Bruderſeelen ſich aufſchwangen, dahin, wo ſie ſich wieder lieben konnten, lieben durften!

Jetzt war ihm, als ſpreche eine Stimme neben ihm: „So recht! ſei ein Mann, und laß mich nicht ungerächet! O es iſt ein ſeliges Gefühl um die Rache!“

Und das finſtere Wort verfinſterte ſeine Sinne. Ich will! ich will ja! rief er, und mit gezogenem Dolche ſtürmte er durch die Thüre, um in Wilhelms Schlafzimmer zu dringen.

Sieben und dreißigſtes Kapitel.

Aber ſchon in dem ihm zugehörigen Nebenzimmer wartete ſeiner ein überraſchender Anblick: — Der ſchlafende Bruder, den er ſuchte. Wilhelm war, ermüdet von dem geſtrigen Kampfe, nach einem ermahnenden Geſpräch mit Karl und einem freundlichen mit Emma, dort auf dem Sopha eingeſchlummert.

Sieh, ſagte Karl, er hat ſich ganz in meine Gewalt gegeben; und ein Kind könnte ihn hier tödten. Er ſchläft in dem Zimmer ſeines Feindes. O er hat ganz Recht, er darf hier ſchlafen, und ich könnte eher mich vertilgen und die Welt, als ihn, den Vertrauenden hier tödten. Tödten? war denn jemals der Gedanke in mir? ich wollte ja nur gemeinſchaftlich mit ihm ſterben, um ſo den unſeligen Vater zu beruhigen. — Wie er ſo ruhig daliegt, ſo leiſe ſchlummert! Die Bruſt hebt ſich ſo ſtill, und um den Mund iſt ein ſanftes Lächeln, wie um den Mund frommer Kinder, mit denen im Schlafe Engel ſpielen. — So ſehe ich wohl im Schlafe nicht aus. —

Aber ich will ihn doch wecken, ſetzte er dann mit ganz irrem Blick hinzu, und dann ſoll er mir und ich will ihm zu gleicher Zeit den Stahl in's Herz ſtoßen.

In dieſem Augenblicke fiel der Glanz des Vollmondes, der bisher, von wandelnden Wolken verhüllt, nur Dämmerlicht gewährt hatte, rein und klar in das Zimmer, und, wie von einem nie geſehenen Anblicke und von einer nie gefühlten Rührung getroffen, ſank Karl jetzt auf die Knie vor dem Chriſtusbilde, das, über Wilhelms Haupte hängend, ihm wunderbar entgegen leuchtete.

Es giebt Augenblicke, die wie leuchtende Alpenhöhen über das ganze niedrige Leben herüberragen, Augenblicke, die unſer ganzes Leben verklären, und die der Herr ſich erwählt, um uns zu beſſern.

Unſerem halb gefallenen Freunde war es, als neige ſich Chriſtus mit mildem, ſtrafendem Ernſte zu ihm herab und ſpreche: Ich bin ein guter Hirte, und ſuche was verloren iſt; ich habe auch dich geſucht, und du willſt dich nicht finden laſſen? ich ſtrecke meine Arme nach dir aus, und du willſt ihnen entweichen?

Da neigte Karl ſein Haupt tief auf die Erde in den Staub, und ſagte: O ich bin ja zu tief gefallen; kann ich mich denn noch heben?

Und eine heilige Stimme in ſeinem Herzen erwiederte ihm zuletzt, da er in unendlichen Thränen zu vergehen meinte: Wolle du nur mit Kraft dein Gemüth läutern, und Er, der allein helfen kann, wird dir helfen. Iſt er doch nur in die Welt gekommen, um zu erretten, um zu lieben, um zu begnadigen. — — Und das Lamm auf des Erlöſers Schultern, ſchien ihm zuzuſprechen: O habe nur den Muth, zu wollen, und ſieh wie mir wohl iſt, da ich wiedergefunden worden bin.

Da erhob Karl ſein Geſicht, und betete, wie ein begnadigter Menſch, muthig und demüthig, lange gen Himmel auf, und ſanfte Ruhe kam wie ein milder Thau in ſein Herz.

Acht und dreißigſtes Kapitel.

Dann erhob er das Auge abermals zu dem Bilde, deſſen Anblick ihn nun nicht mehr verwundend heilte, ſondern heilend beruhigte. Jetzt bemerkte er auch, was er bei dem Empfang des Geſchenks in unwürdiger Zerſtreutheit ganz überſehen, daß Emma unter das Bild die Worte geſchrieben hatte: Ich bin die Auferſtehung und das Leben: wer an mich glaubt, der wird nicht wandeln in Finſterniß, ſondern wird das Licht des Lebens haben.

Der ewige Troſt der heiligen Worte drang bis in das Tiefſte ſeines Herzens, und er fühlte ſich ſtark genug zu dem edelſten aller Gelübde: als reiner Chriſt zu wandeln ſein Lebelang. — Er hatte wieder die Sprache des Kindes gewonnen und die Thränen des Kindes.

Da ſagte der Schlafende in ſchönem Traum: O du heiliger Gott, wie biſt du ſo mild und gnädig! Und Karl neigte ſich über ihn und weckte ihn mit leiſem Kuſſe: Wache auf, mein Wilhelm, und vergieb deinem Bruder, und verſöhne dich mit ihm auf immer.

Wilhelm ſchlug die Augen auf, und lächelte, da er den Bruder neben ſich ſitzen ſah. Dann ſagte er ſanft: Vergeben? verſöhnen? verſöhnt man ſich denn mit dem, den man ſo innig liebt? — Aber, wie iſt mir denn? du ſiehſt ja ſo ganz anders aus, ſo beruhigt und heiter, ſo wunderbar heiter, daß ich faſt ſagen möchte: ſo „ſelig"!

Da neigte ſich Karl näher zu ihm hin, und ſagte leiſe und demüthig: Er, deſſen heiligen Namen wir ſchweigend preiſen wollen, er — ach du wirſt nicht lächeln, mein geliebter Bruder — er iſt ſelbſt mein Arzt geworden, und ich bin nun auf immer geneſen.

Lächeln? erwiederte Wilhelm, indem er ihn mit reiner Bruderliebe anſah, o ich verdiente ja nie wieder zu lächeln, wenn ich jetzt lächeln könnte. Und doch möcht' ich auch wieder lächeln vor unendlicher Freude und demüthigem Dank für deine Errettung.

Da ſanken ſie ſich weinend in die Arme, und erſt nach langem Stillſchweigen konnte Karl die

Worte ausſprechen: „Groß iſt der Herr und uns endlich gnädig.“ Und als er das ſagte, fiel der erſte Strahl der Morgenſonne in das Zimmer, und auf die Freunde, die ſich umarmt hielten.

II.

Biographien
und
biographiſche Notizen.

Lebensbeſchreibungen.

1) Philipp Jakob Spener.
2) Johann Kaspar Schade.
3) Johann Chriſtian Günther.

Biographiſche Notizen.

a) Franz de la Mothe le Bayer.
b) G. F. Sch—
c) Jöcher über Shakſpear.
d) Peter Günther (aus J. W. Peterſens Leben).

1.

Erinnerung an Philipp Jakob Spener.*)

Wir fühlen uns oftmals verſucht, die vielleicht zu laute Gegenwart zu vergeſſen, und zurückzutreten in eine befreundetere Vergangenheit, deren ſtille Tugend unſern Blick beruhigend auf ſich zieht. So begegnete uns neulich wieder, als wir in dem ſo mannigfaltig anziehendem ſiebzehnten Jahrhundert weilten, das Bild Speners, des Gottesgelehrten, das oft ſchon tröſtend vor uns ſchwebte, und uns allen, wohl mit Recht, ſehr theuer ſeyn dürfte. Wenige und ganz anſpruchloſe Worte über ihn, mögen die Liebe bezeichnen, mit der wir ſein Andenken bewahren.

Philipp Jakob Spener, geb. am 13. Januar 1635 zu Rappolsweiler im Ober-Elſaß, fühlte ſich in früher Jugend ſchon mit allen Kräften ſeines Gemüths zu dem Höchſten hingezogen, welches dem Menſchen geboten werden kann zu dem, was da

---

*) Geſchrieben im Frühling 1812.

Wahrheit iſt und ewig bleibt weil es Wahrheit iſt: und er hatte das Glück, daß eine edle Frau, die Gräfin Agatha von Rappolsweil es war, die ihn zuerſt in jenes Heiligthum einführte. Auf der Univerſität zu Straßburg, die er 1651 betrat, ſtudirte er faſt ſämmtliche alte Sprachen und Wiſſenſchaften, die nur irgend gelehrt werden konnten, mit einem Eifer, der ſelbſt in der damaligen, faſt überfleißigen Zeit als höchſt ausgezeichnet erſchien. Er ward Hofmeiſter bei den Pfalzgrafen am Rhein, den Brüdern Chriſtian und Karl; und, längſt ſchon gewohnt, alles rechtlich zu Verlangende, von ſeinen Kräften wirklich zu verlangen, gewährte er ſogar das Geſuch, dieſe Prinzen in der ſeinem Geiſte ſo wenig zuſagenden Geographie und Heraldik zu unterrichten. Dieſe Stelle gab ihm auch Gelegenheit zu bedeutenden Reiſen im In- und Auslande, und er lernte die Welt kennen, ohne ſich ihrer ſonderlich zu erfreuen. Doch aber weil ſie ihm nicht genügte, legte er ſich die Pflicht auf, jede Kraft aufzubieten, um ſie ſeinem Ideal näher zu bringen.

Im Jahr 1663 ward er Paſtor zu Straßburg: wir gebrauchen dieſes Wort, weil die in neueren Zeiten erfundene farbloſe Benennung „Prediger" damals doch nicht galt, und beſonders Spener ſein heiliges Amt ſtets als ein wahrhaftiges Hirtenamt betrachtete. Er wählte eine Gattin, deren frommer Sinn dem ſeinigen entſprach, mit ruhiger Neigung, denn die Leidenſchaft der Liebe war ſeinem Weſen gänzlich fremd.

Im Jahr 1666 ward er zum Seniorat zu Frankfurt am Main berufen, und da er den Willen Gottes in dieſer Wahl erkannte ſo nahm er die Stelle an, und obwohl er wußte, daß in jener Stadt eine verheerende Peſt und Ruhr herrſche, ſo erlaubte er ſich dennoch keinen Aufſchub, ſondern langte ſeinem Worte treu, zur beſtimmten Zeit dort an. Sein Vertrauen täuſchte ihn nicht, und es ſchien, als wage ſich die Krankheit nicht an einen Mann, der nur mit Gott erfüllt war.

Er blieb zwanzig Jahre in Frankfurt und bildete gewiſſermaaßen faſt die ganze Stadt zu einer einzigen chriſtlichen Gemeine. Weit entfernt, ſich mit dem gewöhnlichen Predigen zu begnügen, veranſtaltete er die fruchtbaren geiſtlichen Hausübungen, welche unter dem Namen Collegia pietatis bekannt geworden ſind, und es gelang ihm beſonders durch dieſe Veranſtaltungen, die reine Freude und Innigkeit in der Religion hervorzurufen. Jede Stunde war ſeinem Beruf gewidmet, ja man darf mit Entſchiedenheit von ihm ſagen, daß überhaupt kein anderer Gedanke in ihm wohnte als Gott und Chriſtus.

Dennoch erlebte Spener in den letzteren Jahren ſeines Aufenthalts in Frankfurt den Schmerz, daß eben jene von ihm geleiteten geiſtlichen Hausübungen gerade bei manchen der eifrigſten Mitglieder einen gewiſſen, wenn wir ſo ſagen dürfen, wehmüthig-egoiſtiſchen Stolz erzeugten, der ſich durch Abſonderung von der Gemeine und Enthaltung von dem öffentlichen Gottesdienſt kund that. Man erklärte, es ſei keine wahre Erbauung zu finden in einer Kirche, die ſelbſt dem Unwürdigſten offen ſtehe; und, während man auf dieſe Weiſe ſelbſt unwürdig würde, gab man ſich mit ganzer Kraft jenem geiſtlichen Hochmuthe hin, der um ſo irreligiöſer iſt, je feſter er ſelbſt glaubt, er ſei eben die wahrhafte Religioſität.

Speners gründliche Ermahnungen zur Abſtellung dieſes Uebels halfen nichts, ein Umſtand, der ihn tiefer bekümmerte, als die bitterſten Schmähungen womit er in einigen öffentlichen Schriften der damaligen Zeit überſchüttet wurde, als ſei er die ſchuldige Urſach jener ſtolzen Verirrungen. Uns dünkt, er ſei ſchon durch die einzige einfache Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt, daß man nicht für einen in der fremden Menſchenbruſt ſich ſelbſt erzeugenden Fehler ſtehen könne, von dem man ſelbſt nicht einmal einen hiſtoriſchen Begriff hat. Und ſo verhielt es ſich in der That mit Sp., der wohl unter allem Unbegreiflichen Hochmuth und Stolz für das Allerunbegreiflichſte hielt.

Im Jahr 1686 wurde er Oberhofprediger zu Dresden, wo er durch die Kraft ſeiner Religionsvorträge und ſeines ganzen als Muſter dienenden reinen Lebens, ſelbſt die roheſten ganz verwilderten

Gemüther, aus dem Schlummer riß und für das Höhere und Bleibende entzündete. Ohne irgend etwas zu ſcheuen als den Gott der Wahrheit nahm er ſich mit Eifer und Glück der unterdrückten Pietiſten an, und in jener Geſinnung wagte er es als Beichtvater des Kurfürſten Johann Georg III., ſeiner Pflicht im höchſten Grade ein Genüge zu leiſten. Er ſtellte jenem Fürſten in einem ausführlichen Schreiben beſcheiden aber kühn, den Zuſtand ſeiner Seele dar, und ermahnte ihn dringend zu einem chriſtlichen Leben. Der erſte Eindruck, den dieſes feurig-milde Schreiben auf den Kurfürſten machte, war günſtig; doch ſchon am andern Tage, als die Eitelkeit von neuem in ihm und zu ihm ſprach, fühlte er ſich beleidigt und ſandte ihm den Hirtenbrief zurück. Er hat ſeit der Zeit Spenern nie wieder geſehen, und nie wieder gehört, und er wünſchte ſehnlich deſſen Entfernung, ohne indeſſen etwas Entſcheidendes gegen denſelben thun zu wollen, deſſen ruhige Vortrefflichkeit ihm Achtung und Scheu abzwang.

Im Jahr 1691 rief Friedrich III. Kurfürſt von Brandenburg, Spenern zu der Stelle eines Conſiſtorialraths und Probſts nach Berlin, wo er in der Nicolaikirche durch eine ſinnige und feurige Antrittspredigt über Lucas 14, 24, die überaus zahlreichen Zuhörer wohlthätig erhob und erfreuete. In dem herzlichen Vertrauen, welches er auch öffentlich ausſprach, „daß er in Berlin eine weite Thüre des Gu ten geöffnet finden werde“, hatte er ſich keineswegs getäuſcht, denn überall ſichtbar und höchſt erfreulich war die Kraft, mit der er wirkte, und oftmals pries er laut die überſchwengliche Gnade Gottes, die ſeinen ſchwachen Worten ſo große Gewalt über die Gemüther verleihe.

Als er fühlte, daß ſein Ende herannahe, ließ er ſeine vier Collegen zu ſich kommen, und legte mit Ruhe Rechenſchaft vor ihnen ab von ſeinem Leben und Wirken. Er erklärte noch einmal ſeine tiefe Hoffnung auf innerlich beſſere Zeiten, erzählte mit treuem Gedächtniſſe von einer Predigt über die falſchen Propheten, die er einſt in Frankfurt vor beinahe dreißig Jahren gehalten, und tadelte ſich, daß in dieſelbe eine einſeitige Heftigkeit gekommen ſei, weshalb er ſie auch bereue und den ohne ſein Wiſſen veranſtalteten Druck derſelben höflich misbillige. Er, der niemals Strenge gebraucht, weil ſeine würdevolle Gelindigkeit ſtets zum Ziele geführt hatte, bat ſie um Vergebung wenn er ſie jemals ſollte beleidigt haben. Er habe von der früheſten Jugend auf ſich wohl bemühet einen ſtillen Wandel zu führen, und ſei deshalb oftmals andern zum Muſter vorgeſtellt worden. Allein er ſelbſt achte all ſein Thun nicht höher als Pauli phariſäiſche Gerechtigkeit, und er verlaſſe ſich lediglich auf die Barmherzigkeit Gottes in Chriſto Jeſu. „Von allem Guten, (fuhr er fort) ſo durch mich geſchehen, rechne ich mir nichts zu: mir gehört nichts davon als was daran fehlt. Er nannte die Namen ſeiner zum Theil ſehr bitteren Gegner, (z. B. Carpzov, Mayer, Schelwig u. ſ. w.) die ihm beſonders ſeine freundliche Hoffnungsreligion nicht vergeben konnten, der ſie einen ungeläuterten Chiliasmus unterſchoben: er habe in ſeinem Herzen durchaus nichts wider ſie, und wünſche von Grund der Seele, daß ſie weit vor ihm in der Herrlichkeit kommen möchten.

Man erzählt als eine Merkwürdigkeit, daß Spener der faſt nie krank geweſen war, als er einem Freunde das Abſterben eines ihm ſehr theuern Mannes melden wollte, plötzlich von einem ſeltſamen Schmerz ergriffen wurde, der ihn ſein bevorſtehendes Ende ahnden ließ. Er war gerade bis zu dem Worte: „todt“ gekommen, doch als er deſſen erſten Buchſtaben niedergeſchrieben hatte, fühlte er die ihm unbekannte Gewalt der Krankheit und er mußte ſeinen Freund, den Freiherrn Hildebrand von Canſtein bitten, den Brief zu enden und abzuſchicken.

Als ſein letzter Geburtstag eintrat, an welchem er 71 Jahre alt wurde, und der Seiger am nahen Nicolaithurm 5 Uhr Abends ſchlug, um welche Stunde er einſt der Welt geſchenkt worden war, überdachte er noch einmal mit tiefem heiterm Sinne ſein ganzes Leben, und fand nichts als Wohlthaten eines mit ewiger Milde waltenden Gottes. Mit innigen Thränen der lauterſten Freude lobte er den überſchwenglich gütigen Vater, und labte ſein ganzes Gemüth an dem Gedanken, ihm nun bald noch näher zu kommen. — „Gott ſei Lob und Dank, ſagte er endlich, daß ich keinen Menſchen habe, dem ich feind wäre.

Am 27. Januar 1705 verweigerte er den Genuß der Speiſen, den ihm ſeine Gattin bot. „Ich will nicht mehr eſſen und trinken, ſagte er, denn ich bin ganz nahe an der Ewigkeit.“ Mit erhobenem Gemüth, ſegnete er den König von Preußen, in welchem er den milden Fürſten verehrte, und bat ſodann, man möge ihm die erbaulichen Lieder ſingen: „Ich ruf' zu dir, Herr Jeſu Chriſt,“ und „Allein zu dir, Herr Jeſu Chriſt.“

Am Abend vor ſeinem Tode ließ er ſich das 17 Kapitel Johannis dreimal vorleſen, das er ſtets unendlich geliebt, obwohl er niemals über daſſelbe gepredigt hatte, weil er es nicht verſtehe, indem deſſen wahrer Sinn „das Maaß des Glaubens überſteige, welches der Herr den Seinigen in ihrer Wallfahrt mitzutheilen pflege.“

Immer höher ſtieg in ihm jetzt die Freudigkeit des Sterbens, und er erklärte, er habe oftmals in ſeinem Leben über den Zuſtand der Kirche trauern müſſen, nun aber gehe er ein in die triumphirende Kirche. Am 5. Februar 1705 nahete ihm endlich der Tod, dem wir, in Beziehung auf ihn, den unmild ſcheinenden Namen nehmen möchten, indem er das wahrhafteſte Leben und die ſanfteſte Wonne bezeichnete.

Speners Andenken lebt noch unter uns in ſeiner ganzen Reinheit, denn was er that und leiſtete als Menſch, als Prediger und als Schriftſteller kann nie verhallen, nie vergeſſen werden, und wohl mit ganzem Recht dürfen wir die ſonſt vielleicht zu oft gebrauchte Stelle des Dichters auf ihn anwenden:

Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eigeweiht. Nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Er gehört zu den Wenigen, von denen man mit Ueberzeugung ſagen darf, ſie ſeien zu einer vollendeten Einigkeit und Sicherheit mit ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt gekommen: und in der That mußte auch wohl ſein Leben ein klares und einiges ſeyn, da all ſein Denken und Empfinden, all ſein Wollen und Handeln ſtets nur von Einem leuchtenden Punkte ausging, und zu demſelben zurückkehrte. Sein leitender Stern war das Chriſtenthum, die Religion des Glaubens und der Sühne, der hoffenden Liebe und des dem Tode entkeimenden Lebens.

Auf dieſe Weiſe ſtand er ſtets gekräftigt und geſtärkt da, durch die nie verſiegende innere Quelle, und aus den edeln Zügen ſeines ausgezeichneten Antlitzes leuchtete ſtets milder Frieden und ruhige Klarheit herab. Er hat ſelbſt oftmals erklärt, er ſei von Natur ſchwach und verzagt geweſen; doch der ſtete Umgang mit Gott im Gebet habe ihm Kraft verliehen, die in ihm wohnende Abneigung vor dem oft ſtörenden Umgang mit den Menſchen, und die Furcht vor ihrer rohen Gewalt gänzlich in ſich zu beſiegen. Wir finden auch hierin die Bekräftigung, daß das Chriſtenthum Geiſt ſei, ſo wie das Heidenthum Natur. Im erſtern allein wohnt Freiheit, die ſich mit der Nothwendigkeit zu verſöhnen vermag, weil ſie dieſelbe beherrſcht. Wirklich ſchien es als ahndeten zuletzt ſelbſt jene Roheren das ſtille Göttliche in ihm, ſie ſtanden ab von ihm, und wagten nicht länger den heiligen Cirkel zu durchbrechen, den er um ſich gezogen hatte. Selbſt das äußere Schickſal, ſo ſcheint es, begegnet dem höheren Menſchen mit einem gewiſſen achtenden Anſtand, und, wenn es ihm auch oftmals die tieferen Schmerzen giebt, ſo wagt es doch nimmer in jener verworrenen und verzerrten Geſtalt vor ihn zu treten, in der es dem weniger Gebildeten und Unſicheren erſcheint.

Jedes Große und Schöne, was das Leben ſchmückt und ihm Bedeutung verleiht, verdankte Spener dem Gebet, welches er mit einem alles ſagenden Ausdruck: „den Odem ſeines geiſtlichen Lebens“ nannte. Er betete täglich dreimal, weniger für ſich ſelbſt, als für ſeine Freunde, deren Glück ihm ſtets die ſüßeſte Freudigkeit bereitete. Er hatte ſich ſo ganz an den Umgang mit Gott gewöhnt, daß ihm das Himmliſche in jedem Augenblicke gegenwärtig war, und ihn ſtets mit neuer Freude und neuem Frieden ausrüſtete. Er hatte nicht einzelne beſonders exaltirte religiöſe Stunden, ſie waren ſich alle faſt gleich an Innigkeit und Tiefe. Die Schmerzen der irdiſchen Leidenſchaften und der Sünde waren ſeinen ganzen Weſen fremd, und er übte die Tugend wie eine heilige Wiſſenſchaft welche jede Kraft in ihm in Anſpruch nahm.

Wie ſein Inneres, ſo war auch ſeine äußere Thätigkeit auf das Genaueſte gemeſſen und geordnet, und er wußte ſeine Zeit ſtets mit ſo klarem Ueberblick einzutheilen, daß ſelbſt die große Menge der ihm obliegenden Geſchäfte ihn niemals drückte.

Seine ganze Natur hatte ſich an dieſen geregelten Gang des Lebens ſo ſehr gewöhnt, daß er heftig erſchrack, als er eines Morgens erſt um ſieben Uhr das Bette verlaſſen hatte, welches er ſonſt einige Stunden früher zu thun pflegte. Er klagte nicht ſelten, daß ſein Körper zu gern dem Schlafe ſich hinneige, doch erzwang er endlich, daß derſelbe nur mit wenigen Stunden ſich befriedigen mußte. Indeſſen pries er es auch als eine groſſe Wohlthat Gottes, daß er in ſeinem ganzen Leben kaum drei unruhige Nächte gehabt habe, eine Nachricht die über ſein ganzes Weſen Licht verbreitet.

Die Geſundheit ſeines Leibes war der ſeiner Seele faſt gleich, doch vergaß er auch nicht, mit

Sorgfalt für dieſelbe zu wachen, in der er die Bedingung einer regelmäßigen Thätigkeit wahrnahm. Er liebte nicht die Erregungen von äuſſen her, und verſagte ſich ſtets den Genuß ſtark gewürzter Speiſen und des ungemiſchten Weines. Er handelte in dieſer Hinſicht, ſo wie in jeder andern ſeiner Natur gemäß, ohne die Geſetze, die er ſich gegeben, andern aufdringen zu wollen. Im geſelligen Leben, dem er ſich keinesweges entzog, verbreitete ſein milder Ernſt, und ſeine gehaltvolle Freundlichkeit das Gefühl der ehrfurchtsvollen Hingebung, das oft ſelbſt denen für ihn aufging, deren zerriſſenes Weſen von einer weniger milden Tugend zurückgeſchreckt ſeyn würde.

Während Jedermann in ihm das faſt vollendete Muſter eines rein evangeliſchen Seelſorgers erblickte, und ihm Liebe und Ehrerbietung überall begegnete, dachte und ſprach er ſelbſt nie anders als mit tiefer Demuth, an ſich und von ſich ſelbſt. Oftmals bat er herzlich ſeine Gemeine, die ihn faſt anbetete, dieſes Gefühl der Verehrung zu mäßigen, und oftmals ermahnte er ſie öffentlich mit den reinſten Thränen, ſie möge ja ſorgſam wachen über ihn, und ihm jeden Fehler, den ſie von ihm wahrnehmen, ohne Scheu vorhalten: er wolle gern alles thun, um ihn abzulegen. Traten wirklich einige gar ſehr ſeltene Fälle dieſer Art ein, ſo nahm er jede Erinnerung ſelbſt von Leuten aus den allerniedrigſten Ständen, mit ſtiller Sanftmuth und inniger Dankbarkeit auf. Jedes Lob, das er ärndete, machte ihn nachdenklich, und wie einer der vor etwas Unbegreiflichem ſteht, pflegte er dann zu ſagen: „Ich weiß nicht, was andere an mir finden, warum ſie mich ſo hochſchätzen und ſo werth halten.“

Es iſt überaus rührend, wie dieſer vortreffliche Mann, ſelbſt bei dem betrübteſten Zuſtande der Kirche, dennoch ſtets die reinſte und entſchiedenſte Hoffnung in ſich bewahrte. — „Wie uns (ſo ſchreibt er an einen Freund) einerſeits das Anſehen dieſes allgemeinen Verderbens billig demüthiget und ein herzliches Mitleiden erwecket, auch uns zu ſo viel inbrünſtigerem Gebet und Seufzen vor Gott aufmuntern ſolle: ſo muß doch hingegen dieſe Trauer die auf des himmliſchen Vatrrs über ſeine Kinder allezeit wachende Sorge und waltende Gnade gegründete Glaubens-Freudigkeit und lebendige Hoffnung nicht hindern noch niederſchlagen. Und preiſe ich deſſen göttliche Gütigkeit, welche mir, (ob ich wohl vielleicht vor vielen andern das Verderben unſerer Kirchen, ſo ſtets mir vor Augen ſchwebet, auch zu Herzen ziehen ſolle, ja zu Herzen ziehe, ſo dann etwa mein zu gemeſſenes Maaß des Leidens dabei finde, ſo das Fleiſch auch fühlet), nichts deſto weniger in allem dieſen einen faſt freudigern Muth, als ich ſonſt zu haben gepflegt, giebet, und mich nicht eine Stunde von jener Traurigkeit zu ſehr niedergeſchlagen werden läßt.

Nicht minder merkwürdig und anziehend iſt die Art, wie er in anderer Beziehung mit ſich ſelbſt umging, und wie er bei aller inneren Klarheit und Heiterkeit, dennoch keinesweges zu einer gewiſſen lächelnden irdiſchen Selbſtzufriedenheit gelangte, da er dieſe wie billig verſchmähte Ja er ging ſogar ſo weit, ſich ſelbſt dieſer Heiterkeit wegen, die nie zur vollendeten Begeiſterung kommen könne, anzuklagen, und mit Gutmüthigkeit, über ſich ſelbſt tadelnd zu ſcherzen.

Selbſt in der letzten, das heißt faſt einzigen Krankheit ſeines Lebens war er faſt ganz ohne Schmerzen, ja ſogar nicht ohne erquickenden Schlaf welches er oftmals bemerkte, und faſt rügte. Doch ſtets ſetzte er dann dankend hinzu, wie der treue Gott ſo gütig mit ihm umgehe.

„Ferner (ſo erzählt Canſtein weiter) verſchonete der Herr ſeiner, daß auch nicht ein Schatten einer Tentation an ihm die Zeit der Krankheit geſpüret worden, welche man ſonſt vielfältig an recht guten Seelen, wann ſie der Ewigkeit nahe kommen, pfleget wahrzunehmen. Zwar klagte er wohl einigemal über die innerliche Dürre ſeiner Seelen, und wie er ſich als ein Kind bloß auf die Barmherzigkeit ſeines himmliſchen Vaters dahin gebe und verließe; doch faſſete ſolches im geringſten nicht in ſich einige Bereuung, Leid, und Schmerzen über etwas Beſonderes in ſeinem Leben; ſondern war nur, wie oben gedacht, ein bloßes Verlangen und Wunſch in der tiefſten Demuth ſeines Herzens ſolcher empfindlichen Gnade Gottes in mehrerem Maaß gewürdigt zu werden."

Ferner klagte er, er fürchte daß die ihn Beſuchenden ſich getäuſcht finden würden, da ſie gemeinet, durch ihn in damaligem Zuſtand erwecket, ermahnet und getröſtet zu werden, wie der ſel. M. Schade gethan, der geweſen wie ein Faß voll Moſt, wo man daſſelbige anbohret, ſo quillt der Moſt daraus; allein dergleichen geſchehe von ihm nicht, ſondern er wäre gleichſam wie ein Klotz.

Es bedarf wohl kaum einer Vertheidigung ſeiner ſelbſt gegen ihn ſelbſt, da ſeine Demuth, Stille und Gelaſſenheit den erbaulichſten Anblick gewährt. Indeſſen findet ſich überhaupt nicht ſelten daß der edlere Menſch ſeine Anforderungen an ſich ſelbſt übertreibt, indem er ſelbſt das ſeiner ganzen innern Weſenheit Widerſtrebende von ſich verlangt. Aber die Eiche kann nicht ſeyn wie der Palmbaum und der Palmbaum nicht, wie eine Eiche. Beide haben ihre Stelle.

Er war was er war, ganz, und das genügt.

Sollten wir unſre ganze Anerkennung dieſes Mannes in wenige Worte zuſammen faſſen; ſo würden wir ſagen, was wohl nur in gar ſehr ſeltenen

Fällen mit vollendeter Wahrheit geſagt werden kann: Er war es in der That werth, das Höchſte und Herrlichſte, das Erhebendſte und Beruhigendſte, das Gott den Menſchen verliehen hat, zu predigen: das Chriſtenthum.

Quellen: „Ausführliche Beſchreibung der Lebensgeſchichte ſowohl als der beſonderen Natur- und Gnadengaben, des ſeligen Herren D. Philipp Jacob Spener, entworfen von dem Baron Karl Hildebrand von Canſtein mit Anmerkungen von Johann Adam Steinmetz, Magdeburg und Leipzig 1740. — „Das Muſter eines rechtſchaffenen Lehrers oder ausführliche und erbauliche Lebensbeſchreibung des um die ganze evangeliſche Kirche beſt verdienten und in Gott ruhenden Theologi, Dr. Phil. Jac. Speners, Frankfurt und Leipzig 1729 und Halle 1740. Einen ſehr ausführlichen Aufſatz über Sp. findet man in dem Hirſching-Erneſtiſchen Handbuch, Band XII. Abth. 2; doch dürſte vielleicht einige Zerſtreutheit und Farbloſigkeit in demſelben befremdend auffallen.

Ueber Sp. als Schriftſteller zu reden, bleibe einer andern Gelegenheit aufbehalten.

2.

Johann Kaspar Schade.*)

Neben das Bild des in ſeiner Gattung einzigen Ph. J. Spener dürfte vielleicht faſt keines geſtellt werden, um es ihm ganz zu vergleichen; wohl aber möchte es anziehend ſeyn, auf andere bedeutende deutſche Helden des Chriſtenthums zu ſehen, um zu erforſchen, wie mannigfaltig und wie doch immer ſo erfreulich und troſtreich ſich dieſe Religion, ſelbſt in den verſchiedenartigſten Charakteren abſpiegelt. Auch Spener ſelbſt, den wir nie hoch genug halten können, wird uns dadurch nur noch klarer werden.

Möge mir deshalb der chriſtliche Leſer freundlich folgen wollen, in das Leben eines Mannes, der nicht bloß ein Zeitgenoſſe Speners war, ſondern ſogar mit ihm in Einer Stadt lebte, und an Einer Kirche diente, in ein Leben, das allerdings ſehr einfarbig und von mancher Seite recht unglücklich zu nennen iſt, dem aber am Ziele das Troſtreiche keinesweges abgehen wird. Es wird hier die Rede ſeyn von dem nicht unbekannten Johann Kaspar Schade, der faſt in allen Brandenburgiſchen Geſchichtsbüchern vorkommt, und, je nachdem die Verfaſſer geſinnt ſind, bald mit ziemlichen Lobe, bald mit bitterem Tadel;

---

*) Geſchrieben im Frühling 1814.

öfters aber noch mit gelaſſenem Spott davon kommt. Laſſet uns redlich zuſehen wes Geiſtes er war.

Schade wurde geboren am 13. Januar 1666 zu Kündorf im Hennebergiſchen, wo ſein Vater Prediger war, der aber nachmals nach Schleuſingen als Vice-Superintendent verſetzt wurde. Er war noch nicht zwei Jahre alt, als der Tod des Vaters ihn nebſt 5 Geſchwiſtern zu Waiſen macht. Es war der dürftigen Wittwe kaum möglich, ihre Kinder zu ernähren; doch eben dieſe Armuth wirkte in jenen Zeiten vielleicht noch öfter als jetzt auf die ſchönſte Weiſe, indem ſie das Herz zu unbedingtem Vertrauen erhob. Schon in der allerfrüheſten Jugend, ehe unſer Johann Kaspar noch reden konnte, zeigte ſich bei ihm ein wahrhaftiges Talent zum Chriſtenthum (man verſtatte das Wort, deſſen Bedeutung klar genug iſt). Er hatte eine ganz beſondere Luſt zum „Predigen und Gebet mit kindiſchem Lallen", und wenige Jahre ſpäter wachte er des Morgens immer regelmäßig ſehr früh auf, und benutzte dieſe Zeit im Bett, um auf Predigten zu ſinnen. Wo irgend in ſeiner Bekanntſchaft, oder in den Dörfern umher ein Unglück drohte, da ging er gern einſam hin, um inbrünſtig zu beten, und oftmals hatte er die Freude, daß jenes Drohende abgewandt wurde.

Im dreizehnten Jahre wurde ihm auch die Mutter durch den Tod entriſſen, und, obwohl nun ganz verwaiſt, war er dennoch nicht ganz verlaſſen, denn ein würdiger aber ſehr armer Oheim, mit ihm gleiches Namens, Rektor des Gymnaſiums zu Schleuſingen, nahm ihn in ſein Haus und an ſeinen Tiſch, wofür er mit Freuden den drei Töchtern des Rektors Unterricht im Chriſtenthum ertheilte. Leider aber entwickelte ſich auch immer mehr und mehr der zu frühe, tiefe Ernſt und ein gewiſſes wehmüthiges Bedauern der irdiſchen Verhältniſſe, die freilich für ihn wenig Angenehmes haben konnten. Seine Armuth war ſo groß, daß er acht Jahre lang auf den Gaſſen im Chore ſingen mußte, wobei Schnee und Froſt und anderes Ungemach die ſchwache Geſundheit des Knaben bedrohten. Späterhin hatte er ſeinen Aufenthalt auf der Communität in Schleuſingen, wo ſchlechte Koſt und hartes Lager ihn allerdings nicht ſtärken konnten. Indeſſen gewöhnte er ſich immer mehr zur Geduld und Demuth, und betrachtete jedes Mißgeſchick als nothwendig für ſeine höhere Bildung.

Sein größtes Leiden war, daß faſt kein Mitſchüler ſeinen Sinn theilte; und ſein überaus zarter Geiſt wurde faſt krankhaft verletzt durch jede unreine unſittliche Aeußerung, deren er gar viele hören mußte. Ein ſolcher Zuſtand kann nicht lange dauern, denn entweder muß ſich dann der Menſch vollendet kräftigen, um auf dieſe Weiſe mit Milde zu ertragen, oder wenn er zu dieſer Emporhebung noch zu ſchwach iſt, ſo wird er wohl gar auf einige Zeit mit dem Strome ſchwimmen, gegen den er früher ankämpfte. Schade verfiel in den letztern Fehler; doch in der That auf eine wohl verzeihliche Weiſe, denn er, der in dem eignen Entwurf ſeiner Lebensbeſchreibung ſich faſt immer mit beiſpielloſer Härte tadelt, weiß doch nichts weiter anzuführen, als daß er angefangen habe, in ſeinem Fleiße nachzulaſſen, und zuweilen mit ſeinen Schulgeſellen zu ſpielen und herum zu wandern. Der Muthwille der Jugend, der ſich bis dahin faſt noch nie bei ihm Luft gemacht hatte, kam jetzt bei ihm zur Sprache. Er folgte nicht mehr ſo gehorſam wie ſonſt den Winken ſeiner Lehrer, war mitunter auch wohl ein wenig trotzig und ließ zuletzt auch in dem Eifer nach durch frommes Gebet ſich zu ſtärken.

1685 begab er ſich nach Leipzig, um daſelbſt ſeine theologiſchen Studien fortzuſetzen. Auch hier verfolgte ihn drückende Armuth, und nur durch ſteten Unterricht, den er andern ertheilte, war es ihm möglich, die Koſten für den ſeinigen zu erſchwingen. Mit unabläßigem Eifer arbeitete er an ſich, um nie wieder wanken zu können. Mit faſt übergroßem Fleiße ſetzte er hier ſein Studium fort, und es entwickelte ſich in ihm jenes, alles andere ausſchließende Streben nach dem Höchſten, welches hinfort ſein ganzes Leben bezeichnen ſollte. Wir ſagen: „es entwickelte ſich in ihm," denn noch ſollte dem vollendeten Siege mancher Kampf vorangehen. Er hatte jetzt das Gefährliche der weltlichen Abwege nicht nur einſehen gelernt, ſondern ſeine ganze Seele empfand auch einen wahrhaftigen Abſcheu, und Schauder, ja, wie es ſcheint, ſogar phyſiſchen Eckel vor allem Laſter.

Immer noch mußte er, da niemand ihn unterſtützte, ſeine Zuflucht zu Privat-Informationen nehmen, um die nöthige Nahrung zu erſchwingen. Vielleicht nur der Armuth wegen zog er zu einem andern Univerſitätsgenoſſen auf das Zimmer; allein das Glück fügte es, daß dieſer, (M. Franke) ein würdiger Mann, ſein Freund wurde, dem er die nöthige Vervollkommnung in den alten Sprachen, beſonders im Hebräiſchen verdankte.

Endlich errang er ein eignes Zimmer, eine unbedeutend ſcheinende Sache; deren Entbehren aber wohl jedem in ſich ſelbſt Gebildeten ſchmerzlich ſeyn wird, indem wir allerdings mit dem wahrhaftigen Herzensfreunde alles theilen mögen; nur nicht die Stube. Aus der anfänglichen Nothwendigkeit zu unterrichten, wurde jetzt eine Freude, und bald verſammelte ſich um ihn eine beträchtliche Anzahl Knaben und junger Mädchen, deren Herzen er für das Chriſtenthum zu entzünden ſuchte. Es gelang ihm auf die erfreulichſte Weiſe, und die Kinder ſchloſſen ſich an den reinen Menſchen mit einer Liebe an, für die er Gott mit tiefer Rührung dankte, wohl wiſſend, was es heißt, von Kindern geliebt zu werden. Auch einen neuen Freund erhielt er in einem Schüler, Namens Müller, von welchem, ſo wie von deſſen Vater, er mit faſt herzzerſchneidender Beſcheidenheit rühmt, daß ſie ihre herzliche Liebe auch in den Zeiten ſeiner Verfolgung kräftig dargethan, und ſich ſeiner und ſeines Leidens nicht geſchämt hätten. (!)

Jetzt ſchloſſen ſich auch mehrere Studierende an ihn, denen er ganz im Stillen Collegia über mehrere Theile der Bibel las. Da man ſich aber mit großem Eifer an ihn anſchloß, ſo erweckte er dadurch den Haß und den Neid mehrerer Lehrer und Prediger, die ihn nun als einen Pietiſten auf die ſchmählichſte Weiſe zu kränken ſuchten. Gewohnt ſich am wenigſten Recht zu geben, dachte er nur zu ſehr darüber nach, worin er wohl eigentlich gefehlt habe, und ſein zu zarter Geiſt hatte hier abermals die härteſten Kämpfe zu beſtehen.

„In ſolcher Zeit," ſo ſchreibt er ſelbſt, hat mich Gott wunderlich geführt und im Dunkeln. Von außen war viel Schmach, Spott und Hohn von Hohen und Niedrigen, daß ich gewißlich ein Schauſpiel der ganzen Stadt öffentlich wurde, zumal durch Ausrufen der Prediger; von innen durch viel und unterſchiedliche Anfechtung, Traurigkeit, Unglauben, heimliche Seelenleiden und große Entkräftung des Leibes. (— —) Ich habe ſehr viel gelitten, ſo mir aber alles als in der Nacht geſchehen, weil ich nicht gewußt oder verſtanden, was es ſei oder wie es zu nennen: dabei ich dann unter Schmach und Nach ſtellungen, auch öffentlicher Beſchimpfung, in äuſſerſter Schwachheit und Jammer, als wie ein Schatten, ja Lebend-Todter, dafür ſich jeder gleichſam gefürchtet, mein Gebein herumgeſchleppet, und wohl kein Menſch einen Tag gleichſam zu erleben gutgeſaget."

Bei dieſen traurigen Worten muß uns allerdings das verwundete Gemüth klar werden, das nicht ohne Scharfſinn ſeine Verletzungen nur noch tiefer ausbildet; allein man möge deshalb auch jene äußerlichen Leiden, die Verfolgungen und Schmähungen mehrerer ſtarren unbeugſamen Prieſter jener Zeit, die den Pietismus faſt ärger haßten als Muhameds Lehre, nicht zu geringe anſchlagen. Ihre Macht war in gewiſſen Städten und Gemeinen, der altpäbſtlichen nicht unähnlich, ſo wie ihre mündlichen von der Kanzel herabgeſchleuderten Bannbullen gegen die Enthuſiaſten, Myſtiker und Quietiſten die härteſten Wirkungen nicht verfehlten. Und nun denke man dieſen vielen Mächtigen und Wüthenden den Einzelnen, Zarten, Kranken, Dürftigen, und auch noch nicht zur ganzen Reife Gediehenen, gegenüber.

Er geſteht, daß ihm in dieſer Zeit ſtets das Sterben im Sinne geſchwebt habe, ja manchmal alles, was er ſah oder that, bezeichnet zu ſeyn ſchien mit dem gräßlichen: „Es iſt alles eitel, im Tode hört alles auf." Aber ſo oft er ſich auf dergleichen Unglauben ertappte, ſtrafte er ſich unendlich hart, indem er ſich ſogar das Beten verſagte, nach dem doch ſeine Seele ein großes Verlangen hatte.

Ein ſo bitterer Zuſtand konnte indeſſen nicht dauerhaft ſeyn, und mit erhöheter Klarheit kam ihm nun auch ein erhöheter Friede. „Gott habe, ſo erzählt er, bei der äußerſten Noth unvermerkt ſeine Hand über ihn gehalten, und ihm zuletzt eine ſolche Geduld und Sanftmuth gegeben, daß er die öffentlichen falſchen Beſchuldigungen mit unverrücktem Herzen angehört, nie wieder geſcholten oder hart gegen die Beleidiger gezeuget; ſondern für Gott und Menſchen ihr Beſtes geredet, und bis Dato viel Liebe und Flehen für ſie im Herzen finde.

Hier verläßt uns der von ihm ſelbſt verfaßte Entwurf ſeines Lebens und wir halten uns nun theils an die auf ihn gehaltene Leichenpredigt, theils an den vortrefflichen Aufſatz, den Spener ihm noch außer jener gewidmet hat.

Von nun an war kein Zweifel mehr in ihm, er kannte genau ſein Streben, und genau ſein Ziel. Im Jahre 1691 machte er eine Reiſe nach Berlin, vielleicht nur um ſeine Geſundheit zu ſtärken, und ohne alle Abſicht, daſelbſt eine Stelle zu ſuchen. Als er aber hier ankam, war zufällig ein Prediger eine Stunde vor der zu haltenden Predigt krank geworden. Schade übernahm ſie für ihn, ohne alle Vorbereitung, und hielt ſie mit ſo herrlichem Geiſt und

Feuer, daß er eine allgemeine Bewunderung erregte. Zwar reiſ'te er bald darauf nach Leipzig zurück, allein noch in demſelben Jahre wurde er nach Berlin als Prediger an der Nicolaikirche berufen, und er nahm dieſe Stelle mit gerührtem Herzen an.

Von dieſer Zeit an beginnt ſeine Berühmtheit, die ihm aber Leiden genug verurſachte. Es war in ihm nicht bloß mehr eine Liebe für die Religion, ſondern eine vollendete Leidenſchaft, wie ſie ſich wohl derer bemächtigen kann, die einſt auf kurze Zeit abgefallen ſind, oder wenigſtens abgefallen zu ſeyn glauben Er kannte ſchlechterdings keine Gränze ſeiner Pflicht, denn niemals ſchien er ſich ſelbſt zu genügen, und wenn er auch bei weitem mehr gethan hatte, als das geſchriebene Geſetz ihm auferlegte. In ſeinen Predigten zeigte er einen Eifer und ein Feuer, das, weil es das rechte war, auch nicht ein einzigesmal nachließ: ja er überſchritt ſo oft das Maaß der beſtimmten Zeit für dieſelben, daß ihm öffentlich verboten werden mußte, länger als eine Stunde zu predigen. Es iſt gar leicht, auf dieſe langen Predigten den Schein des Lächerlichen zu werfen; doch ſchon weil es ſo leicht iſt, wird es der Beſſere und Gründliche nicht thun wollen, ſo wie wir auch durch die Anſicht mehrerer ſeiner gedruckten Predigten uns leicht überzeugen können, daß hier gewiß nicht von etwas Gedehntem die Rede ſeyn kann.

Ferner hielt er alle Sonntage nach der Kirche eine genaue öffentliche Prüfung, und des Nachmittags verſammelten ſich in ſeinem Hauſe die Frömmſten der Gemeine, und mit ihnen erbaute er ſich dann bis zum ſpäten Abend. In ſeinem ganzen Weſen war eine große Liebe, aber auch eine unendliche Strenge, ſo daß ihn ein nicht geringer Theil des Volks mehr fürchtete als liebte.

An den Werktagen unterrichtete er mit unermüdeter Geduld die Kinder ſeiner Gemeinde, und von ihnen empfing er die reinſte Liebe, denn ſie fühlten, daß er nichts ſeyn wollte als ihr ſtrenger, aber zärtlicher Vater. Belohnungen nahm er nie, ja, wir dürfen faſt ſagen, daß er übertreibend das Geld nicht einmal verachtete, ſondern gar nicht daran gedacht habe. Einen groſſen Theil ſeiner Einnahme verwandte er auf den Druck des neuen Teſtaments und der Pſalme, in bequemer Form, ſo daß man ſie für wenige Groſchen haben konnte, die Armen aber ſie völlig unentgeldlich von ihm erhielten. Eine ganz beſondere Liebe hatte er für die Kranken, er beſuchte ſie fleißig, und wußte mit einem jeden zur rechten Zeit und nach des Herzens Zuſtand zu reden. Er fühlte ſich wahrhaft im Innerſten erquickt, wenn er einen Kranken erquickt und getröſtet hatte.

Noch theurer war ihm ſein Amt, wenn es darauf ankam, arme Sünder zur Buße und zum Tode vorzubereiten, welches er mit ſo freudigem Eifer that, daß dieſe immer nur ihn verlangten. Man führt beſonders zwei ganz verhärtete, in widrig ſtarren Trotz verſunkene Verbrecher an, die lediglich durch ihn und ſeinen unablässigen Eifer zur Reue und Bekehrung hinüber geleitet wurden. Aus ſeinem ganzen Weſen leuchtete ein ſo ſeltener, von allen irdiſchen Beziehungen entfernter Feuereifer, daß ihm faſt niemand wiederſtehen konnte, der ſich ihm hingab. Selbſt die Juden in Berlin, damals faſt feindlich getrennt von den Chriſten, verehrten ihn auf eine wunderbare Weiſe, ja ſie gingen ihn oft mit herzlicher Bitte an, für Kranke oder verirrte Kinder zu beten, wo ſie dann oftmals durch den reinen chriſtlichen Troſt, den er ihnen zuſprach, ſehr erbaut wurden. Es war damals eine faſt allgemeine Rede, daß Schadens Zuſpruch und Gebet wahre Wunder thue, was wohl verſtanden, nicht irrig ſeyn kann.

Da (wie uns allen klar geworden) er ſelbſt das ganze Weſen des Chriſtenthums in Buße, Sehnſucht, und Sterbenskraft ſetzte, und ewig auf dieſe Dinge bei Anderen drang, ſo war es billig, daß er ſelbſt mit dem Beiſpiele voranging. Alſo that er auch. Er verleugnete ſich ſelbſt im höchſten Grade, den Freuden der Welt entſagte er gern, er ſuchte niemandem zu gefallen als Gott, er rottete in ſich ſelbſt jeden weltlichen Ehrgeiz aus, und übte eine Demuth, die ſelbſt ſeine Feinde anerkannten. Nichts war ihm ſo fremdartig und empörend, als Heuchelei, und wo er ſie mit Entſchiedenheit erblickte, konnte ihn ſelbſt der höchſte Rang des Verbrechers nicht hindern, mit gewaltiger Beredſamkeit dagegen einzudringen. Der Armen nahm er ſich ſo treulich an, daß er oft ſelbſt nicht einen Thaler im Hauſe behielt, und er machte ſich ſelbſt daraus gar kein Verdienſt, ſo wie er denn auch trotz ſeiner Körperſchwäche, nur die allermäßigſten und geringſten Bedürfniſſe hatte. Oftmals pries er den Eheſtand als eine freudige und heilige Ordnung Gottes; aber er entſagte dieſem Glücke, vorzüglich um ſeinem Amte, deſſen Pflichten nach ſeiner Anſicht gränzenlos waren, deſto beſſer zu genügen. Das Entſagenkönnen war ihm eine der höchſten Tugenden, ſo wie die Geduld bis an's Ende.

Aber einem ſolchen Manne konnten auch die Leiden nicht fehlen, und, da es unmöglich war, ihn mit Gleichgültigkeit zu betrachten, ſo theilte ſich ſeine Gemeine in Liebe und Haß gegen ihn. Manchen misfielen ſeine ewigen ſtrengen Bußpredigten, und ſie betrachteten ihn wie einen unheimlichen Mann, bei dem man zu keiner rechten Behaglichkeit kommen könne. Die tieferen Gemüther aber, die die wahre Freudigkeit in der Gottesfurcht erkennen, ſchloſſen ſich deſto inniger an ihn und vor allen hingen, wie bereits oben erwähnt worden, die guten, reinen Kinder an ihm, die er erzogen und unterrichtet hatte. Wie ſehr aber jener oft roh ausbrechende

Trotz der Einzelnen ein ſo zartes Herz kränken mußte, bedarf des Wortes nicht.

Leider kam ihm jetzt ein noch weit tieferer innerer Schmerz, den er nicht beſiegen konnte, und der ihn endlich tödtete.

Er fand in ſeinem Amte die Privatbeichte vor, und zwar mit allen den Mängeln und Mißbräuchen, denen ſie beſonders in früheren Zeiten unterworfen war. Oft ſah er rohe und verhärtete Menſchen, die er genau kannte, weil er jedes Glied ſeiner Gemeine nicht ſelten beſuchte, zu ſich in den Beichtſtuhl treten. Sie ſagten dann das gewöhnliche Bekenntniß mit Gelaſſenheit hin, und nun verlangte ſein Amt, ſolchen Menſchen, die nur gezwungen und nur leiblich gegenwärtig waren, im Namen Gottes ihre Sünden zu vergeben. Er that es; aber freilich auf ſeine Weiſe, nach einer unendlich ſtrengen Ermahnung. Doch auch das genügte ihm bald nicht mehr, und er fühlte zuletzt eine große Unruhe und Gewiſſensangſt, ob er auch recht thue.

Was Spener zu ſeiner Beruhigung ſagen und thun konnte, geſchah von ihm mit ganzer Kraft und väterlicher Theilnahme; allein auch er litt ſelbſt im Herzen viel durch die Betrachtung jener Mißbräuche, denen aber der Einzelne nicht abhelfen konnte. Es ſcheint, daß Schade, ſo oft er ſeinen väterlichen Freund geſprochen, auf einige Zeit beruhigt worden ſei, und er verſuchte ſeine Angſt zu tilgen, indem er ſich die Angelegenheit der Beichte noch ſchwerer machte. Er beſchied alle, die ſich Sonnabends anmelden wollten, bereits Freitags zu ſich, prüfte und ermahnte ſie; er beſuchte noch häufiger jedes einzelne Mitglied ſeiner Gemeine: doch jene Unruhe wich nicht von ihm. Sie fing allemal Freitags an, und währte nicht allein den Sonnabend durch, ſondern auch die folgende Nacht, ſo daß er ſie faſt immer ſchlaflos und mit Seufzen zubrachte, und mit ganz geſchwächten Kräften die Sonntags-Arbeit antreten mußte. Um ſich Luft zu machen, gab er nun mehrere Schriften über dieſen Gegenſtand heraus, in welchen bei vielem Vortrefflichen auch die harten Worte vorkommen: „Beichtſtuhl, Satansſtuhl, Höllenpfuhl.“

Obwohl nun offenbar war durch den Zuſammenhang, in welchem jene Worte vorgebracht wurden, daß ſie lediglich den Misbrauch bezeichnen ſollten, ſo entſtand dennoch bei vielen eine große Erbitterung gegen ihn, und manche freuten ſich recht, eine Gelegenheit zu haben, den Mann, der ihnen ſchon lange durch ſeinen tiefſinnigen Ernſt und chriſtliche Strenge läſtig geweſen war, deſto ungeſcheuter angreifen zu können. Aber auch hier trat der edle Spener mit ſeiner geſicherten Klarheit in's Mittel, und hielt mehrere Predigten, in denen er den Leuten die falſche Zuverſicht, die ſie auf das bloße Werk der Beichte und den Empfang der Abſolution ohne wahre Buße, ſetzten, zu benehmen und ſie dahin zu bringen ſuchte, „daß ſie mit chriſtlicher Lehrer Angſt, die ſie über den Beichtſtuhl litten, Mitleiden trügen, hingegen ſie durch anderes Bezeugen erleichterten." Indeſſen ließ ſich der Eindruck jener Worte nicht ſo leicht verwiſchen, da ſich bereits perſönliche Leidenſchaften mit in den Streit gemiſcht hatten.

Endlich that Schade den letzten Schritt, leider ohne vorher Spenern zu fragen, um ſelbſt ſeinem Gewiſſen zu rathen. Man hatte ihm zu einiger Erleichterung, weil er mit jeder Perſon insbeſondere daſelbſt freier handeln konnte, die Sacriſtei zum Beichtſtuhl eingeräumt. Hier nun ſchaffte er, im Anfang des Jahres 1697, die bisher gewöhnliche Privatbeichte und Abſolution eigenmächtig ganz ab, und gab ſämmtlichen Beichtkindern zwei Sonnabende hintereinander, gewiſſermaſſen nur im Allgemeinen, die Verſicherung, daß, wenn ihre Reue gründlich und ächt, und ihre Buße aufrichtig und entſchieden ſei, Gott ihnen ihre Sünden vergeben werde.

Dieſer Schritt verurſachte eine große und allgemeine Bewegung unter dem Volke, und nicht bloß diejenigen, denen des Mannes Strengigkeit ſchon früher verhaßt war, wurden dadurch in die äuſſerſte Bitterkeit gegen ihn verſetzt, ſondern auch manche, die ihn früher geliebt, bezeigten ihr großes Misfallen, indem es ihnen ſchien, als wolle er eigenmächtig in der ganzen proteſtantiſchen Kirche den Beichtſtuhl abſchaffen. Es ward ihn jetzt verboten, ſo fortzufahren wie er angefangen hatte; aber da er nun über dieſe Sache ganz mit ſich im Reinen war, ſo gehorchte er zwar, aber er enthielt ſich des Beichtſtuhls gänzlich. Spener ſuchte abermals in's Mittel zu treten; doch erklärte er der Gemeine, daß auch er das eigenmächtige Verfahren des ſonſt vortrefflichen Mannes nicht billige.

Indeſſen war die ganze Stadt voller Unruhe, und der größte Theil der Bürgerſchaft verlangte, daß Schade entweder, wie bisher gebräuchlich, den Beichtſtuhl verwalten oder ſeine Entlaſſung erhalten möge. Allein wie es ſich ſchon oft bewährt hat, daß der wahrhaftig vortreffliche Mann nie ganz verlaſſen wird, ſo fand ſich auch diesmal eine ziemliche Anzahl wohlmeinender Bürger, die mit Achtung für ihn ſprachen und ſchrieben. Die Bittſchriften beider Partheien wurden dem Kurfürſten Friedrich III., der ſich gerade damals in Preußen befand, zugeſendet, und dieſer, weit entfernt, eine ſo wichtige Angelegenheit raſch zu entſcheiden, ordnete eine Comiſſion zur Unterſuchung derſelben an. Es verſammelten ſich deshalb die lutheriſchen Räthe, das Miniſterium und der Stadtrath, unter dem Vorſitz des geheimen Rathes Freiherrn von Schwerin (17. Mai 1697) auch erſchienen 4 Stadtverordnete, 8 wegen der vier Gewerke, nebſt dem Advokaten, der die Klage gegen Schade führte. Dieſer, der den angebotenen Sachwalter abgelehnt, antwortete ſelbſt, und zwar dergeſtalt, daß Spener, der gleichfalls zugegen war, ſich nicht allein „deſſen herzlich freute und einen guten Ausgang durch Gottes Gnade bereits zu ſehen meinte, ſondern auch nicht zweifelte, daß den meiſten Herrn Commiſſariis dadurch werde genug geſchehen ſein.“ Sobald Schade ſeine Antwort geendet, traten auch jene ihm wohlwollenden Bürger hinzu, und erklärten durch ihren Anwald in einer ſehr ausführlichen Schrift, daß ſie die Anſicht ihres treuen Seelſorgers von dem Beichtſtuhl völlig billigten, indem auch Luther ſelbſt eine ähnliche laut genug ausgeſprochen habe. *)

---

*) Spener ſelbſt, obwohl er dieſen Vortrag der Bürger nicht billigte, weil dadurch ein gewiſſer Herzens-Zwieſpalt unter den Einwohnern Berlins entſtehen könnte, (wobei er das ſchöne Wort ausſprach, daß es auch Fälle gäbe, wo man ſich der Freiheit begeben müſſe um der Liebe willen) erklärt dennoch den Beichtſtuhl für ein bloßes von Menſchen erfundenes Mittelding (Adiaphoron) und führte ſogar zu Schade's Entſchuldigung in der Leichenpredigt auf denſelben an, daß bereits ein gleichzeitiger chriſtlicher Theolog erklärt habe, es ſtänden in der Kirche noch 4 ſtumme Tempelgötzen, worunter er auch den Beichtſtuhl gezählt. Obwohl nun zwiſchen einem Tempelgötzen und einem Satansſtuhl wenig Unterſchied ſei, ſo habe man ihn doch deshalb nicht verketzert.

Es war vorher zu ſehen, daß dieſer Vortrag, der keinesweges von Schade eingegeben worden war, die Bewegungen in der Gemeinde nur vergrößern muſte. Spener bedurfte ſeines ganzen Anſehens und ſeiner ganzen Redekraft, um nur einigermaſſen jene widrige Stimmung unter einander, zu löſen; aber er vermochte nicht zu hemmen daß der eine Theil ſeinen Haß gegen S. nur noch grimmiger äuſerte, und der andere ſeinen Enthuſiasmus für ihn und die Sache der religiöſen Freiheit.

Auf dieſe Weiſe war ein volles Jahr vergangen, und Schade hatte wie bisher ſein Amt mit gewohnter Kraft verwaltet, als er plötzlich die beſtimmte Ahndung empfand, daß er ſehr bald ſterben werde. Zwar ließ er ſich von keinem Amtsgeſchäft abhalten, aber er fühlte den Keim des Todes in ſich, der ſich mit Macht entwickelte. Er wandte deshalb die beiden letzten Male, daß er öffentlich predigte dazu an, ſeiner Gemeine zu erklären, es ſei die Zeit gekommen, von ihr Abſchied zu nehmen, er ermunterte die Gläubigen und Reinen, und warnte die Verwerrenen und Fühlloſen mit gewohnter Kraft. Zugleich wandte er die Worte Chriſti zu Paulus: „Eile und mache dich behende aus Jeruſalem, denn ſie werden dein Zeugniß nicht annehmen“ auf ſich ſelber an. Man fand ihn in dieſen letzten Predigten ganz ſo wie man ihn ehedem gefunden, in der Fülle der Kraft, (denn ſeine Körperſchwäche zeigte ſich nur bei gewöhnlichen Dingen; nie aber in ſeinen Predigergeſchäften) und wie man früherhin eine ganz beſonders wohltönende und überaus weitſchallende Stimme an ihm bemerkt hatte, (dergeſtalt daß man ihn auch außerhalb der Kirche vernehmen konnte) ſo war dies auch jetzt noch der Fall.

Dennoch hatte er ſich nicht getäuſcht, und er ward alsbald von einem hitzigen Fieber überfallen. Aber ſo heftig auch die Krankheit wüthete, ſo blieb doch ſein Geiſt und ſeine Phantaſie dieſelbe, und keine Verworrenheit, wie ſie ſich ſonſt bei dieſer Art von Krankheit faſt immer findet, mochte ihn antaſten. Er brachte jetzt ſeine Tage hin mit kräftigem Gebet, freudigem Lobe Gottes, und wiederholte beſonders oftmals den Namen Jeſus, in dem er ſtets eine unendliche Süßigkeit gefunden. Dies alles redete er wie immer, mit ſo erhabener Stimme, daß der Haufe Volks, welcher während ſeiner Krankheit faſt nie von ſeinem Hauſe wich, das Meiſte vernehmen konnte. „Darunter, wie Spener erzählt, etliche ſehr bewegt wurden, und Gott lobeten; etliche aber, zu ihrem Gerichte, Gott und ſeinen Diener läſterten, ſagend: „Herr Schade verzweifle“, da er doch nichts ungebührliches geredet.

In dieſem Zuſtande des körperlichen Leidens und der geiſtigen Freude verharrte er zwei Tage und zwei Nächte, und nichts Aeußeres berührte ihn mehr. Sein ganzes Weſen war ein vollendet innerliches geworden, und der Geiſt einer göttlich verſöhnten Welt rührte ſeine Seele an. „Er wiederholte etliche, ſonderlich dieſe Worte: Herr Jeſu: mein Jeſu! dir leb' ich, dein bin ich, dir diene ich, dir ſterbe ich, wohl etliche hundertmal.“

Wie ihn im Leben die Kinder immer am meiſten geliebt hatten, ſo verließen ſie ihn jetzt auch im Tode nicht. Mehrere derſelben blieben nicht bloß den Tag, ſondern auch die Nacht über bei ihm, und ſie ſprachen und ſangen zuſammen milde und freundliche Worte und Lieder. Von früher Jugend auf hatte er unter allen Künſten die Muſik am meiſten geliebt, und ſo erfuhr er auch jetzt ihre ganze wunderbar erheiternde und beruhigende Kraft. Oft noch um Mitternacht ließ er ſich die Laute, oder ein anderes Inſtrument bringen, ſpielte ein geiſtliches Lied, und ſeine und der Kinder Stimmen vermiſchten ſich auf eine liebliche Weiſe. Wie ſeine ganze Religion recht eigentlich die Religion des Todes geweſen war, ſo fühlte er auch jetzt mit doppelter Luſt die Süßigkeit des Todes, und die Vorahndung eines höhern Lebens.

Einſt ſagte er: Er ſei in Leipzig auch faſt einmal eben ſo ſehr krank geweſen, aber da habe ihm Gott die Worte in's Herz gegeben: „Du wirſt nicht ſterben, ſondern leben und des Herrn Werke verkündigen.“ Er habe ſich jetzo wieder daran halten wollen, allein ſein Jeſus drücke ihm nun dafür dieſ

Worte in's Herz: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben.“ An dieſe Worte, die allerdings wie eine ewige Säule daſtehen, hielt er ſich jetzt mit ſiegender Gewalt. Kaum bedurfte es noch der Frage, ob er etwa wider ſeine Kollegen oder ſonſt jemand etwas habe, und er erwiederte daß ſein Herz voller Liebe ſei, gegen alle und jeden. Er betete inbrünſtig für den Kurfürſten, das ganze Land, die Stadt und ſeine Gemeinde, und wünſchte inſonderheit, daß ſein Nachfolger reichlich einärndten möge alles was er im Segen Gottes ausgeſtreuet habe.

„Die anderen vielen erbaulichen Reden und Bezeugen“ (ſo endet Spener die Leichenpredigt) inſonderheit mit was für einem affectu er gebetet läßt ſich alhier nicht beſchreiben, noch mit der Feder ausdrücken; es wird aber lebenslang zu vielem Segen eingeſchrieben bleiben in den Herzen aller derer, die Gott gewürdigt, das Ende dieſes Gerechten zu ſchauen. Je mehr ſich nun ſein Ende herannahte, je mehr ſtreckte ſich ſeine Seele nach ſeiner Erlöſung aus, bis ſie ergriffen, was ſie gewünſcht, nemlich den 25 Julius, am vergangenen Montage, Abends um 10 Uhr, da er in ſeinem Erlöſer bei völligem Verſtande und glaubensvollem Muthe, wie ein Licht verloſchen und ſanft und ſelig eingeſchlafen, ſeines Alters 32 Jahr und 6 Monat, ſeines Prediger-Amts 7 Jahr weniger 4 Monat.

Die Wuth des Pöbels gegen den edeln Abgeſchiedenen ging ſo weit, daß er, unter frevelhaften Läſterungen, ſich ſelbſt an deſſen Grabe vergriffen, weshalb man ihn mehrere Male mit Gewalt auseinander treiben müßte. Doch bald legte ſich dieſe verworrene Unruhe, und, wie die Beſſeren ihren Seelſorger immer höchlich geachtet, ſo fingen jetzt auch die Schwächeren an, ſeinen Werth zu ahnden, inſonderheit da bald darauf der Kurfürſt ſelbſt in einem Dekret vom 16. November 1699 gewiſſermaſſen in Schade's Ideen einging, und ſeinen Unterthanen jene Freiheit des Gewiſſens im Gebrauch der öffentlichen oder Privatbeichte, geſtattete, wobei jedoch weiſe Vorſichtsmaaßregeln jedem möglichen Misbrauch wehrten.

Nur der Geiſt der ſtarren Bonzenhaftigkeit, wie er leider hie und da unter den Predigern Deutſchlands ſich zeigte, konnte ſich nimmer mit Schade's Wärme und Gluth vertragen, worüber das Sendſchreiben des damaligen ſehr berühmten Probſtes zu Cöln, an Spener den betrübteſten Beleg giebt. (S. Küſters altes und neues Berlin, Th. I. S. 402 bis 5). Spener ſcheint gar nicht darauf geantwortet zu haben, und der wohl bekannte Joachim Lange, fertigt es bloß mit dem Worte ab, es ſei im paroxysmo contradicendi geſchrieben, und dem Verfaſſer ſelbſt hinterher leid geworden.

Dieſer letzte Umſtand, daß ſelbſt jener Lange, der ſich ſonſt nicht leicht auf das Loben einläßt, zu Schade's Lobrednern gehört, muß uns allerdings merkwürdig ſcheinen, indem er darthut, daß ſelbſt eine gewiſſe Gattung von Geiſteszähheit dem reinen und unabläſſigen Eifer eines chriſtlichen Lehrers die gebührende Anerkennung nicht zu verſagen vermag. Nur Gemüth ſelbſt muß freilich vorhanden ſeyn; denn weder in die Wüſte, noch in den Stein läßt ſich mit Erfolg hineinpredigen.

Doch jene Wüſtheit und Verhärtetheit war im ſiebzehnten Jahrhundert, ſo wie auch noch zu Anfange des achtzehnten, eine nur ſehr ſeltene Erſcheinung, und da man in ganz Deutſchland die durch den weſtphäliſchen Frieden gewonnene Freiheit der religiöſen Anſicht als ein theures Kleinod betrachtete, ſo wird es uns keinesweges befremden, daß Schade auch als Schriftſteller eine große Wirkſamkeit fand. Seine ſämmtliche Werke ſind nach ſeinem Tode zuſammen gedruckt worden, und unter dem Titel: „Herrn M. Joh. Caspar Schadens geiſtreiche und erbauliche Schriften", in vier Bänden zu Leipzig erſchienen. Mehrere einzelne Aufſätze unter denſelben hatten bereits 1720 die 13te Auflage erlebt, ein Umſtand der allerdings ſehr wichtig iſt, wenn man erwägt, wie langſam die damaligen Deutſchen in ihrer Achtung waren, weil ſie dann, wenn ſie wirklich hervortrat, auch immer dauerte.*)

Es ſcheint, Schade ſei durch alles Vorhergehende ſchon hinreichend charakteriſirt worden und es bedarf deshalb nur noch weniger Worte um zu ſchließen. Er wird uns, dünkt mich, am klarſten, wenn wir ihn mit ſeinem edlen Freunde Spener vergleichen. In dieſem war, wenn wir ſo ſagen dürfen, gleichſam ein immerwährender Sieg und wir finden nur ſelten Spuren von einem Kampfe. In Schade war ein ſteter Kampf, aber ein großartiger, und tiefbedeutender, der, ſo redlich gekämpft, den endlichen Sieg nicht verfehlen konnte. In der Wiſſenſchaft des freundlichen Lebens iſt Schade ohne Zweifel von manchem übertroffen, am meiſten von Spener; in der Wiſſenſchaft zu ſterben kann ihn niemand übertreffen, und ſelbſt Spener kommt ihm hierin nur gleich. Im Leben laſtete ſchwer auf ihm der beſtehende Gedanke, daß er von jeder Seele in ſeiner Gemeine dereinſt Rechenſchaft ablegen müſſe; darum ruhete er nie, und vermochte ſich ſelbſt nimmer zu befriedigen, vielleicht weil er mitunter ſogar das Unmögliche von ſich verlangte. In Spener war alles ewige Ruhe, Klarheit und Gelaſſenheit; in ſeinem Freunde alles Eifer, Glut, Thränen und Flamme in Fülle und Reinheit.

---

*) In der zweiten Hälfte des 18 Jahrh. pflegte man dergleichen Schriften „alte Tröſter“ zu nennen; — ſehr kurz und gut, um ſie von den vielen untröſtlichen, flachen, und unerquicklichen Büchern jener neueren Zeit zu unterſcheiden.

3.

Johann Chriſtian Günther.*)

— — „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig, und dabei vielfach unterrichtet; genug er beſaß alles was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durch Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und

---

*) Geſchrieben in den Jahren 1814 und 16.

Wilde davon gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe, und beſonders ſeinem Charakter, oder, wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.“

Es iſt zu glauben, daß, wenn dieſe anziehende Stelle aus dem zweiten Theil von **Goethe's Leben** (S. 121) in den deutſchen Geſellſchaften vorgeleſen wird, die meiſten Mitglieder derſelben ſich unter einander bedenklich anſehen werden, fragend, wer doch wohl dieſer Günther geweſen ſei. Es iſt deshalb wohl zweckmäßig, eine einfache Antwort darauf zu verſuchen.

J. Ch. Günther wurde geboren am 8. April 1695 zu Strigau in Schleſien, wo ſein Vater die Stelle eines Stadtphyſikus bekleidete. Da man ihm keinen Hofmeiſter halten konnte, ſo gab ihm ſein Vater ſelbſt den erſten Unterricht in den Wiſſenſchaften und alten Sprachen, und er machte in denſelben ſo ſchnelle Fortſchritte und zeigte ein ſo eifriges Streben, daß der ſtrenge Alte ſchon anfing zu bereuen, ihn je wiſſenſchaftlich unterrichtet zu haben, denn es war ſein feſter Vorſatz, ihn, wegen drückender Armuth, nicht ſtudieren zu laſſen. Um auf immer abgeſchreckt zu werden, mußte der achtjährige Günther mit ſeiner Mutter zu einem grundgelehrten und kaltblütig vornehmen Mann, dem Doktor Preuß, nach Breslau reiſen. Er ſollte von demſelden die betrübte Beſtätigung vernehmen, daß ein gänzlich armer Knabe nicht ſtudiren könne; es ward aber nichts weiter erreicht, als den Knaben für einige Tage traurig zu machen. Doch bald kam der gute Muth wieder, und ſchon auf der Rückreiſe ſagte Chriſtian zu ſeiner Mutter, in dem damaligen unerquicklichen Halb-Deutſch, doch nicht ohne rührende Kindlichkeit: „Ich muß was Excellentes präſtiren, und Gott wird mir ſchon forthelfen, ob es mir gleich der Herr Doktor ſo ſchwer gemacht. Meine lieben Eltern dürfen ſich meines Studirens wegen nicht bekümmern.“

Wirklich ſetzte der Knabe durch, was er ſich ſelbſt verſprochen, und obwohl er, wegen einer faſt unbegreiflich ſcheinenden Armuth, nicht in eine öffentliche Schule geſchickt werden konnte, und obwohl der Vater, der, wie ein alter Biograph ſagt, ihn „mit Erbarmen (?) anſah“, aus Verdruß den bisher eigends gegebenen Unterricht nur ſelten fortſetzte, ſo machte dennoch Chriſtian täglich größere Fortſchritte und er war bereits im zwölften Jahre in der deutſchen, lateiniſchen und hebräiſchen Sprache dergeſtalt einheimiſch geworden, daß er in demſelben mehrere Gedichte verfertigen konnte. Jetzt aber erklärte der Vater mit Entſchiedenheit, daß er ihn zu einem Handwerker in die Lehre geben wolle. Günther, in unendlicher Traurigkeit, nahm jetzt ſeine Zuflucht zum Gebet. Wie ihn denn einmal ſeine Mutter auf einer wüſten Stelle hinter dem Hauſe knieend antraf, wo er Gott herzlich anflehete, daß er doch Mittel und Wege ſchicken wolle, bei dem Studieren fortzukommen.

Wirklich zeigte ſich auch bald ein ſolcher Ausweg. Ein gewiſſer Doktor Thiem, Arzt in Schweidnitz, kehrte einſt auf einer Reiſe in Strigau ein, und ließ, da er Langeweile fühlte, den alten Günther zu ſich bitten. Dieſer erzählte von ſeiner betrübten Armuth, und der für ihn nicht minder betrübten Genialität des Sohnes. Der Doktor war wacker genug, ſich über die letztere zu erfreuen, und verſprach, endlich, den Sohn zu ſich zu nehmen und für ihn zu ſorgen. Hoch erfreut zog deshalb Günther im Anfange des Jahrs 1709 nach Schweidnitz, wo der Rector Leubſcher gleich bei der erſten Prüfung eine wahrhafte Gemüthsergötzung über die großen Kenntniſſe des Knaben empfing. Die ſämmtlichen Gelehrten der Stadt gaben ihm die Erlaubniß, ihre Bibliotheken zu benützen, und Günther benutzte ſie dermaßen, daß er die meiſten derſelben excerpirte, um ſich dadurch in den Stand zu ſetzen, der Bibliotheken allenfalls entbehren zu können. Jetzt erwachte dann auch von neuem die Liebe zur Dichtkunſt, und er ſandte eine große Menge eigener Poeſien, nebſt ſeinem ganzen Vorrath von ſelbſt geſchriebenen Büchern nach Strigau in das väterliche Haus, wo ſie aber durch einen unglücklichen Brand, der faſt die ganze Stadt vernichtete, mit zu Grunde gingen.

Eine Anleitung zur Poeſie hatte er nie gehabt, von den Dichtern aus dem ſchwäbiſchen Zeitraum nie etwas erfahren, und Opitz, Flemming und Gryph ſind ihm erſt ſpät in die Hände gefallen. Wirklich freute ſich auch ganz Schweidnitz, das vielleicht ſeit vielen Jahrzehnten keinen Poeten in ſeinen Mauern hatte aufweiſen können, nicht wenig über den geſchickten Knaben, der ſo manches Angenehme und Geiſtreiche in wohlklingenden Verſen zu ſagen wußte. Wir erkennen beſonders die Geſchicklichkeit an, mit der er ſelbſt für den gewöhnlichſten Bürgersmann einen poetiſchen Triumphwagen zu bauen, und den Anſtand, mit dem er jenen auf denſelben hinauf zu heben wußte. Der Mann konnte ordentlich glauben, der Sitz gehöre ihm. Wirklich ließen es auch die Schweidnitzer nicht bloß bei Lobeserhebungen bewenden, ſondern ſie ſammelten auch für ihn eine kleine Geldſumme, um ihn damit bei ſeinem Abgange auf die hohe Schule zu erfreuen. Dieſer Abgang war für Günthern ſelbſt recht glorreich, indem er die Erlaubniß erhielt, ſein dramatiſches Gedicht: „Die von Theodoſio bereute Eiferſucht" von der Schuljugend zu Schweidnitz (am 24. September 1715) öffentlich aufführen zu laſſen.

Günther ging jetzt nach Wittenberg, um dort nach ſeines Vaters Verlangen die Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren, zu der es ihm aber gänzlich an Neigung fehlte Zwar nahm er ſich in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes auf der Univerſität, mit Kraft zuſammen, und erhielt das Zeugniß, daß er für die genannte Wiſſenſchaft fleißig arbeite; doch nur kurze Zeit und alles veränderte ſich. Nicht bloß erwachte ſeine Liebe zur Dichtkunſt, ſondern er erkannte ſich auch als Dichter, und zwar als einen der faſt ganz einſam ſtehe, in einer ziemlich unfruchtbaren und öden Zeit. Da ſich ſpäterhin Hochmuth miſchte in dieſe Erkenntniß, ſo fand ſich auch bald Ordnungsloſigkeit, Verſchwendung und Liederlichkeit. Die Schuldner drängten ihn, und machten ihm Wittenberg ſo unangenehm, daß er es heimlich verlaſſen wollte. Doch man erfuhr ſeinen Vorſatz und beraubte ihn ſeiner Freiheit. In dieſer gezwungenen Einſamkeit finden wir ihn wieder einigermaſſen achtbar, denn er wandte ſie an zu ſeiner weitern Ausbildung in der Dichtkunſt. Viele ſeiner geiſtreicheren Gelegenheitsgedichte ſind aus dieſer Zeit, und er verpflichtete ſich dadurch ſo manchen Mann von Einfluß, daß man endlich zuſammentrat und ihm die Freiheit wieder verſchaffte. Während aber alle verſöhnt waren, zürnte ſein Vater noch fort, der, bei der Nachricht, daß ſein Sohn Schulden halber gefangen ſitze, den Entſchluß gefaßt hatte, künftig nichts mehr für ihn zu thun.

Günther ging im Junius 1717 nach Leipzig, und hatte hier das Glück, an dem als öffentlicher Lehrer und Schriftſteller rühmlich bekannten Johann Burchard **Menke**, einen anerkennenden und aufmunternden Gönner zu finden, dem zu Gefallen er ſich auch eine geraume Zeit anſtändig und fleißig bewies. Da aber ſein Vater, der bei dem Brande der Stadt Strigau (1718) ſein Haus und alles was er ſonſt beſeſſen, verloren hatte, gar nichts mehr an ihn wenden konnte, ſo mußte er lediglich von Wohlthaten und dem ſpärlichen Erwerbe leben, den ihm ſeine Gelegenheitsgedichte verſchafften. Um ſich der Welt in ſeiner Kraft zu zeigen, und in der Freude, endlich einmal einen **nationalen** Stoff behandeln zu können, beſang er den Frieden zwiſchen Oeſtreich und der Pforte, (1718) in einem ausführlichen Gedichte. Menke, der eine große Freude über dieſe Arbeit bezeigte, ſandte es nach Wien, in der Hoffnung, es werde von dort aus, etwas für den Verfaſſer geſchehen. Da es aber wahrſcheinlich keinem der höheren Perſonen, noch viel weniger dem Kaiſer ſelbſt zu Geſichte kam, ſo war ein lauter herzlicher Beifall das Einzige was Günther davon trug.

Menke, der nicht müde wurde, für den jungen Dichter zu ſorgen, empfahl ihn, da die frühere Hoffnung vereitelt war, dem Könige Auguſt von Pohlen, der einen gewandten Hofdichter um ſich zu haben wünſchte. Günther ging mit den beſten Empfehlungen nach Dresden; verdarb es aber daſelbſt durch zu freie Reden, ſo wie nicht minder durch die zu fürchtende Ueberlegenheit ſeines Geiſtes mit mehreren Hofleuten dergeſtalt daß ſie beſchloſſen ihn ſchnell zu entfernen. Als er bei dem Könige die erſte Audienz haben ſollte, wurde ihm von einem jener feindlich geſinnten Menſchen ein Glas Wein zugenöthigt, in welchem etwas Berauſchendes gemiſcht worden war, das auch nur zu bald die erwartende Wirkung that. Verwirrt und ſchwankend vermochte er vor dem Könige auch nicht ein einziges Wort aufzubringen, und erhielt ſogleich ſeine Entlaſſung. Zwar verſuchte er durch ein langes, mit großem Fleiße ausgearbeitetes Prunkgedicht auf den König, ſein Misgeſchick abzuwenden; doch vergeblich, denn der König las es nicht, und Günther war gezwungen, dem Hohn ſeiner Widerſacher zu entfliehen, und Dresden zu verlaſſen. Er wandte ſich nach Strigau zurück, und verſuchte jedes Mittel ſich mit ſeinem Vater zu verſöhnen, doch dieſer äußerte eine ſo entſchiedene Abneigung gegen ihn, daß jeder Wunſch des Sohnes und theilnehmender Verwandten fruchtlos ablief. Dem Vater war kein Wort zu hart, um den ihm völlig fremd und unheimlich gewordenen Sohn zu verletzen, ja er ging zuletzt in rohem Zorn ſo weit, was wir nur mit dem größten Widerſtreben anführen, ihn eine „atheiſtiſche Beſtie“ zu nennen. Da vergaß leider auch der Sohn die alte Ehrfurcht, von der nichts löſen ſollte, und er antwortete mit einem ähnlichen Ausdrucke, und die beiden armen Menſchen waren auf immer geſchieden.

Von jetzt an war Günthers Leben faſt eine fortwährende Flucht, und das Glück ſchien ganz von ihm gewichen. Er wandte ſich nach Schweidnitz; aber er fand die alten Freunde nicht; von dort nach Breslau und erhielt die Gunſt eines würdigen Edelmanns von Breßler, ſo wie der Gattin deſſelben, die auch als Dichterin bekannt iſt. Dieſer Freund wollte ihn bei dem Grafen von Schafgotſch eine anſtändige Verſorgung verſchaffen, doch als er demſelben vorgeſtellt werden ſollte, wiederholte ſich die alte betrübte Scene in Dresden bei dem Könige Auguſt; nur daß Günther diesmal keinen andern Feind als ſich ſelbſt anzuklagen hatte. Die Sache zerſchlug ſich, und er verlor auch bald die Gunſt des Breßleriſchen Hauſes; obwohl ihm von dort aus auch in der Folge noch einige Unterſtützung zufloß. Faſt planlos irrte er jetzt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, bis ihn endlich ein phantaſtiſcher Freund von Jauer nach Lauban lockte, wo ihm ein neues Glück erblühen werde. Aber es erſchien keines; wohl aber Armuth der drückendſten Art, zu der ſich noch Krankheit geſellte. Er verlebte dort faſt das ganze Jahr 1720 unter Umſtänden, die man nur ungern ſich denken mag; die er aber ſelbſt in einem ausführlichen Gedicht an ſeinen Gönner geſchildert hat. Wirklich ſetzten ihn dieſe auch in den Stand, die ihm verhaßt gewordene Stadt zu verlaſſen, und da er ſah, daß ihm nirgends ein entſchiedenes Vertrauen begegne, weil das Verhältniß zu ſeinen Vater bekannt geworden war, ſo reißte er abermals nach Strigau, um ſich mit demſelben zu verſöhnen. Hier aber wurde er nicht einmal vorgelaſſen, und ſeine Verwandten erklärten ihm im Namen des Vaters, daß an keine Vergebung zu denken ſei, wenn er nicht dem freien Leben und der Poeſie entſage, und ein bürgerliches Amt als ausübender Arzt ergreife. Mit dieſem Vorſatze reiſte Günther auch wirklich nach Breslau, und von dort an die Pohlniſche Gränze, wo er ſich aber bald zwecklos auf dem Lande umhertrieb, bis ihn endlich, der ſchon ſo oft geliebt und — vergeſſen hatte, eine ernſtere Neigung an die Tochter eines Predigers in Biſchdorf feſſelte. Er verlobte ſich mit ihr auf eine durch Poeſie und — Todtenköpfe erhöhte, feierliche Weiſe; wobei indeſſen eine gewiſſe künſtliche Anſpannung nicht zu verkennen iſt, welche vermuthen läßt, daß er ſich ſelbſt und ſeinem Glücke nicht mehr getraut habe.

Der Vater ſeiner Geliebten that ihm jetzt den Vorſchlag, auf irgend einer Univerſität den Doktorgrad zu ſuchen. Günther nahm den Vorſchlag gern an, und reiſte zum drittenmal nach Strigau, um ſeines Vaters Segen zu erbitten; doch dieſer, hart und unzugänglich wie immer, entzog ſich ſeinem Anblick, und ließ ihm ſtreng befehlen, niemals auch nur ſeine Schwelle zu betreten.

Mit Kummer und Seelenangſt belaſtet, verließ er den traurigen Geburtsort, und ſeine Klagen ſtrömten aus in manches Lied voll demüthiger Reſignation, leider aber auch zuweilen wohl bittern Grimms gegen die Menſchen und Verzweifelns an Gott und Vorſehung. Ohne Kraft aber zu einem edleren, dauernden Schmerz, der denn doch wohl etwas entſcheidend Bildendes für ihn würde gehabt haben, ekelte ihn nur zu oft ſeine eigne Traurigkeit an, und er ſuchte, wie ſchon ſonſt, Auswege dafür in dem wildeſten Lärm mannigfaltiger Zerſtreuungen und Ausſchweifungen.

Ohne die nöthigen Mittel, die Doktorwürde zu erlangen, und, ſchamvoll, auch nicht wagend unverrichteter Sache zu ſeiner Braut zurückzukehren, trieb er ſich jetzt völlig zwecklos in der Gegend herum, bald auf den Landgütern einiger Edelleute, die ſein Talent ſchätzten, bald in den Städten Jauer, Hirſchberg, Schmiedeberg und Landshut. Er verlor immer mehr an innerer Haltung, und, nur nach dem Genuß des Augenblicks in ſeiner Einzelnheit haſchend, ging ihm ſelbſt dieſer verloren, während der Begriff des Lebens ſelbſt im Großen und Ganzen, immer tiefer und dunkler in den Hintergrund trat.

Das Geſchick, das ihn ſchon oft mit einigem Spott und einiger Bitterkeit behandelt hatte, bewies ſich auch jetzt noch einmal auf eine ähnliche Weiſe gegen ihn. Ein wohlmeinender Freund hatte ihm gerathen, ſich dem bekannten Grafen Franz Anton von Spork zu nähern, der, ſelbſt geiſtreich und gelehrt, ſchon ſo manches Talent unterſtützt und in eine geſicherte glückliche Lage gebracht habe. Günther reiſte deshalb nach dem Kukusbade in Böhmen, und überreichte dem Grafen ein überaus fleißig gearbeitetes Lobgedicht; doch dieſer, ſonſt faſt beiſpiellos freigebig, zeigte ſich kalt gegen ihn, und ließ ihn nur mit dem Nöthigen verſehen, um ſeine Rückreiſe nach Hirſchberg beſtreiten zu können.

Tiefgekränkt verweilte er nur kurze Zeit noch in Schleſien, und ohne recht zu wiſſen, welchen Wohnort er zu wählen, ja vielleicht ohne Klarheit, was er überhaupt lieben oder nicht lieben ſolle, reiſte er endlich auf das Gerathewohl nach Jena. Er war bei ſeiner Ankunft daſelbſt ſo ſehr von Gelde entblößt, daß er vielleicht würde haben verhungern müſſen, wenn ihn nicht ein würdiger und gelehrter Edelmann (von Eben und Brunn) mit freier Wohnung und Koſt verſorgt hätte. Indeſſen konnte er dieſe Gutthat nicht lange genießen, denn ſchon im Februar 1723 fühlte er in der Erſchöpftheit ſeines Körpers den nahenden Tod. Uebertriebene, nach allen Seiten hin zerfahrende unzu ſammenhängende Arbeiten, ausſchweifender Schmerz und ausſchweifende Luſtigkeit, bittre Menſchenverachtung, abwechſelnd mit der traurigen Schwäche, ſich dann doch ihnen wieder hinzugeben, um ſie zu benutzen und an ihren Luſtbarkeiten wieder Theil zu nehmen, ein enges äußeres Leben, und eine innerlich üppige ſchwelgeriſche Phantaſie: dies alles hatte ſeine Kraft in ihrer Wurzel angegriffen. Hiezu kam noch der unmäßige Genuß des Weins und anderer ſtarken Getränke, indem er ſo weit ging, daß er oft mit Mühe nach einem Rauſche rang, um nur die betrübte wirkliche Welt zu vergeſſen und eine neue zu erblicken.

Ganz beſonders quälte ihn in ſeiner letzten Krankheit der Gedanke, daß er, wegen der Unverſöhnlichkeit ſeines Vaters, ſich den Genuß des heiligen Abendmahles hätte verſagen müſſen. Er erkannte jetzt die mannigfaltigen Vergehungen und Irrthümer ſeines Lebens; ja er erkannte, ſo ſcheint es, alles was er je in ſeinem Leben unternommen, für einen Irrthum an; nur nicht ſeine Poeſie, an deren Kraft und Dauerbarkeit er ſterbend erſt recht zu glauben anfing. Dieſer Gedanke allein kann uns den Anblick des ſo vielfach Gequälten ertragen laſſen. Selbſt ſein letzter Wunſch, den Zuſpruch eines Geiſtlichen zu erhalten, wurde nicht erfüllt; denn der Mann, zu dem er bittend geſandt hatte, war eben beſchäftigt, und hatte kein ſo ſchnelles Ende bei dem Kranken erwartet. So nun, einſam und ſtill, entſchlief Günther am 15. März 1723, in einem Alter von 28 Jahren weniger 3 Wochen. Seine Leiche ruht vor dem Johannisthor von Jena. Die Koſten ſeiner Beerdigung mußten von ſeinen Landsleuten zuſammengebracht werden, denn er ſelbſt hinterließ durchaus gar nichts.

Günthers Vater, welcher bei der ihm inne wohnenden Gemüthszähheit noch im Jahre 1742 als ein und achtzigjähriger Greis lebte, hat folgende Beſchreibung von ſeinem verſtoßenen Sohne gemacht:

„Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur, und wohlproportionirten geſunden Gliedern, wohl harmonirenden länglichten Geſichtes, von ſchwarzbraunen Augen und Haupthaaren, wiewohl er eine blonde Perüque zu tragen pflegte, ſein Angeſicht hatte was annehmliches und reizendes an ſich, daß er auch bald von Kindheit an und ſonderlich bei ſeinem Studiren und erwachſenen Jahren jedermann gefiel. Dem Temperamente nach war er ein Sanguineo-Melancholicus.“

So weit Günthers Vater. Ich ſelbſt ſetze nur noch folgendes Einfache über des Dichters Leben hinzu. Der Dichter ſteht mit ſeinen Füßen auf der Erde, und er ſoll und darf ſich nicht beſchweren, daß dem alſo ſein muß, da ſelbſt den Paradiesvogel nur eine ſehr verkehrte Fabel bloß mit Flügeln und ohne Füße abbildet. Eben ſo wenig ſollen wir uns grämen, daß der Poet auch einen — Magen mit auf die Welt bringt, obwohl es uns begegnen kann, wenn wir deutſche Literaturgeſchichte ſtudiren, zu wünſchen, daß manche wie Cicaden hätten von bloßem Thau leben können; beſſer aber iſt es, wenn wir den Dichtern Stärke wünſchen um die Hinderniſſe und Beſchwerlichkeiten des oft roh erſcheinenden Lebens muthig und heiter zu ertragen, und wahrlich er kann es am erſten, da ihm zum Erſatz Freuden beſchieden ſind, die kein Nichtdichter zu ahnden vermag.

Wohl waren dem armen Günther gar ſchwere und harte, ja ſelbſt widrig rohe und gemeine Leiden auferlegt worden; dennoch können wir ihn nicht rechtfertigen daß er unter ihrer Bürde zerfiel. Ein tiefer unendlicher Glaube, ein reines, völlig in Saft und Blut übergegangenes Vertrauen auf Gott und den Erlöſer hätte ihm friſch und ſtark über alle Leiden hinüber geholfen. Er fühlte das ſelbſt, und rang oft in manchen wehmüthigen Stunden nach jener religiöſen Seeligkeit, aber dies Streben war nicht dauernd, und da die Hülfe zögerte, ſo verzweifelte er, und ſuchte wohl gar die Gemeinheit ſeiner äußeren Exiſtenz durch Trotz und Rohheit zu beſeitigen. Wir finden hierin einen Irrthum, den wir den unendlichen nennen möchten, und weil er ſich hier ſelbſt bei einem ſo trefflichen Talente findet, ſo haben wir es für höchſt wichtig gehalten, ein ſolches Leben, das ſich ſelbſt verwüſtet und vernichtet, treulich zu ſchildern.

Ueber Günthers poetiſchen Werth habe ich in meinem Werk: „Die ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts“, Theil I. Seite 33, und Theil II. Seite 56, ausführlich geſprochen, doch wird vergönnt ſeyn, um Vollſtändiges zu geben, hier einiges daſelbſt Mitgetheilte zu wiederholen, und mit Neuem zu vermehren.

Unter allen Perioden der ſchönen Literatur der Deutſchen iſt keine dürrer als die am Schluſſe des ſiebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. **Wernike** (eigentlich **Wernack**) war ſinnig und epigramatiſch verſtändig; doch, die Verſündigung an Hans Sachs abgerechnet, nicht ſelten auch ohne Grazie und Leichtigkeit. **Canitzens** Muſe war die edle Sittenfeinheit, aber das Beſte was er gegeben, **erſchien** kaum bei Günthers Leben. **Beſſers** ohnehin nicht reiches Talent wurde eingeengt durch den Zwang, daſſelbe gilt von **König**, und in noch höherem Grade von **Neukirch**, deſſen weniges Anziehende in einem faſt endloſen Meer ſeichter Reimereien verſchwemmte.

So ſtand Günther als Dichter faſt ganz **allein**, wodurch wir allerdings ein gar großes Unglück angedeutet zu haben glauben.

Zwar iſt ſein Talent, wie bereits ſein Leben zeigt nicht, zur Reife gekommen, dennoch hat er Einzelnes hervorgebracht, das in der That auch heute noch lebt, weil es überhaupt jemals lebte. Man muß indeſſen einräumen, daß dieſes Einzelne gar ſehr ein Einzelnes ſei; denn es ließe ſich ſchwerlich auch nur ein einziges vollſtändiges Gedicht finden, das man durchaus gelungen nennen könnte; wohl aber treten Verſe hervor, die das ſie umgebende Anderweitige gewaltig zertrümmern. So wird zum Beiſpiel folgender, in dem die Sprache dem Schmerze ſo harmoniſch zuſagt;

„In den Feldern will ich irren,
Und vor Menſchen will ich fliehn,
Mit verlaßnen Tauben girren,
Mit verſcheuchtem Wilde ziehn:
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte ſich verſchrein;
Und dann ſoll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze ſeyn.“

jeden Fühlenden ergreifen müſſen, eben weil das Gefühl dieſe wohltönende Worte eingab. Je öfter man dieſen Vers ausſpricht, je reiner fällt er in das Ohr, ja man kann ſich verſucht fühlen, hier die Ahndung eines zukünftigen Bürger zu empfangen. Aber wie ſehr wird man getäuſcht, wenn man weiter lieſt und das Allergemeinſte, das nur eine verderbte Fantaſie denken kann, mit widrigem Getön auf uns eindringt, ſo recht zur ſchauderhaften Warnung, daß kein Talent etwas im Ganzen Bleibendes zu geben im Stande ſei, wenn es nicht einem reinen Gemüthe inne wohnt.

Die drückende Armuth, und ein gänzlich zerriſſenes unſtetes Leben ſetzte G. in eine bittere Oppoſition gegen die Menſchen, obwohl er leider wieder ſchwach genug war, ſelbſt mit den gewöhnlichſten vorlieb zu nehmen, ſobald ſie nur ſeinem Hange zur Schwelgerei Nahrung gaben. Daher iſt denn auch die rohe und roh verletzte Subjectivität faſt immer die Quelle ſeiner Satiren, deren einzelne beſſere Stellen von unzählbaren Gemeinheiten faſt erdrückt werden. Daher der oft ſeltſam ungeduldige Ton in manchen ſeiner geiſtlichen Gedichte, in denen er geradezu mit Gott hadert. Einmal geſchieht dies auf eine Art, in welcher Bitterkeit, Erhabenheit und Demuth ſo ſeltſam vermiſcht worden ſind, daß die Stelle gar wohl werth iſt, hier mitgetheilt zu werden. In einem Gedichte an Gott (S. 64, der Ausgabe von 1742) klagt er zu Anfangs, daß Gott ſo lange bleibe, daß er nicht wiſſe was er denken ſolle, und Bett und Bibel voll weine. Der Sperling ſchlafe in hohlen Linden und finde Futter; nur Er nicht, dem Kummer und Armuth in Mark und Beinen wühle. Ihm helfe ſein Talent nicht, und er könne in der Strafe, die über ihn einbreche, nichts ſehen als — Grauſamkeit, wobei er denn folgenden Vorſchlag thut:

Verſuch einmal und geh gelinder,
Vielleicht gewinnt es eher Frucht:
Ein ſcharfer Streich und langer Grimm
Macht oft die beſten Herzen ſchlimm.

Er iſt ferner freigebig im eigenen Lobe, und ſchreibt ſich Langmuth, Wohlthätigkeit, Geduld und einen Glauben zu, der ſelbſt im härteſten Wetter ſtehe. Endlich heißt es:

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Urſach daß ich fehlen muß:
Wer geht wohl ſtets den Weg der Tugend?
Ich ſtrauchle ſelber mit Verdruß,
Und bin nach ſchneller Reu und Leid
Der erſte, der mich ſtraft und zeiht.

Was willſt du mit dem Schatten zanken
Beweis an Stärkern deine Macht:
Wer wird dir in der Hölle danken?
Ach! haſt du dies noch nicht bedacht?
Du kommſt mit Donner, Blitz und Sturm
Wer iſt der große Feind? — Ein Wurm.

Zuweilen überläßt er ſich geradezu der Verzweiflung, und er wird dann als ein roh Hinwüthender faſt krank in ſeinem Schmerz; häufiger aber iſt ſeine Verzweiflung witzig, und dieſer Witz hilft ihm zuweilen über Momente hinweg, um ihn durch andre Momente von neuem zu ſtrafen. Selbſt in ſeine „Bußgedanken" miſcht ſich mitunter eine künſtliche

Bitterkeit z. B. in folgenden, deren traurig tieferer Sinn nur halb angedeutet worden iſt:

Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme,
Du höreſt auch nicht mehr, ich ſoll von deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer ſeyn.
Ich ſoll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein,
Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade,
Ich will nicht, daß dein Herz mich dieſer Straf' entlade.
Du biſt kein Vater mehr; als Richter bitt ich dich,
Vergiß vorher dein Kind, hernach verſtoße mich.

Ueberall preßte ihn der entſetzliche Gedanke, daß ſein Vater ihm geflucht habe, und er bietet nicht ſelten die ganze Beredſamkeit ſeines ungeläuterten, aber fühlenden Herzens auf, um ihn wieder zu verſöhnen. Wir beſitzen ein ſehr langes, zu dieſem Zweck geſchriebenes Gedicht, das zu den ſeltſamſten gehört, die ſich in irgend einer Literatur finden. Es fängt mit der innigſten Rührung an, und die nackten Zeilen:

Fünfmal hab' ich ſchon verſucht, nur dein Antlitz zu gewinnen
Fünfmal haſt du mich verſchmäht — —

ſtehen wie ein ewiges Denkmal ſeines Jammers da. Dann aber wird das Gedicht bald matt, bald ruhmredig, bald thöricht-witzig und kindiſch-ſatyriſch; doch gehen auch hier manche tiefgefühlte Zeilen hindurch z. B.

Sucht' ich mich auch noch ſo wohl unter Leuten aufzuführen,
Muß ich dennoch überall Glauben, Müh und Freund verlieren,
Wenn man hört, daß ſelbſt der Vater, den ein gut Gerüchte ſchmückt,
Mich, ſein Kind, nicht hören wolle. Sieh, mein Vater, was mich drückt:
Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heil des ganzen Lebens;
Alles was ich denk und thue wird durch deinen Zorn vergebens.
Sage mir, wem ſoll mein Herze auf der Welt wohl weiter traun?
Bin ich meiner Eltern Gräul, muß auch andern vor mir graun?
Stünd es mir auch zehnmal frei einen Vater zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen.

(wir übergehen die beiden folgenden Zeilen weil ſie unerträglich ſtörend ſind)

Daraus ſtelle dir nun vor, welche Angſt mich nächtlich preſſe,
Wenn ich deinen harten Sinn, und des Kummers Angſt ermeſſe,
Der dir jetzo meinetwegen Herz, und Mark, und Bein zerfrißt,
Weil mein Bild mit falſchen Farben dir ſo ſchlimm geſchildert iſt.
Wenn du ja nicht anders willſt, will ich mich gern ſchuldig nennen;
Dir zu Liebe will ich mehr als ich ſelber weiß bekennen;
Aber gehe doch zurücke, und erinnre dich der Zeit
Da ich, als ein Kind voll Hoffnung, dein und vieler Aug' erfreut, u. ſ. w.

Es iſt kaum glaublich, daß ein Dichter, der ſo rührend einfach klagen kann, gleich darauf wieder fade und witzelnd erſcheinen könne. Dennoch verhält es ſich ſo; doch iſt dafür der Schluß wieder ganz vortreffilch, in welchem er den Vater an Gottes Langmuth erinnert, und wie dieſer Gedanke hauptſächlich zur Verſöhnlichkeit ermuntern müſſe:

Vater, willt du noch an mir deines Alters Stab zerbrechen?

Vater, ach bedenk es doch, ach, was wird
die Langmuth ſprechen?
Vater, denkt denn deine Liebe gar an keine
Wiederkehr?
Ach, ich bitte deinetwegen, mach' uns nicht
das Sterben ſchwer! —
Laß den demuthsvollen Kuß die Verſöhnung
wiederbringen,
Denn darauf, ich weiß gewiß, wird mir
alles wohl gelingen.

Selbſt auf dem letzten Schmerzenslager, wo ihm noch die Kraft verliehen wurde, ſeine Gefühle in gemeſſener Rede auszuſprechen, wich dieſer Kampf zwiſchen der Aechtheit und Unächtheit nicht ganz; und es iſt zweifelhaft, ob ein ächter Troſt in ihm vollkommen geſiegt habe. Das Gedicht, welches die Aufſchrift „letzte Gedanken" hat, enthält ſein eigentliches Teſtament. Er beginnt mit kühl reflektirendem Unmuth, und geht ſogar bald darauf in den alten widrigen Scherz des Horaz über, in welchem die Troſtloſigkeit ſich gewiſſermaſſen mit mattem Lächeln brüſtet.

Doch da Schickung und Gewalt keinem
etwas neues machen,
Und das alte Muß erklingt, nehm' ich unter
Scherz und Lachen
Meinen Abſchied von der Erde, wie ein
Gaſt bei ſpäter Zeit

Luſtig von dem Schmauſe wandert, und noch manchen Jauchzer ſchreit.

Er geht dann zurück, und erzählt, wie ſein leicht bewegliches Herz oft gefehlt, aber ſchnell bereuet habe, wie Wiſſenſchaft und Dichtkunſt ihn ſo oft ergötzt und erhoben haben, wie aber Jammer aller Art auf ihn eingeſtürmt, und ſeine Jugend wie ſein Leben zerriſſen.

Was mein Herz und Leib gelitten, iſt nur Jenem recht bekannt,
Der mich etwa nur zur Plage in das Marterhaus geſandt.
Unruh, Kälte, Hitz' und Durſt, Hunger, Elend, Armuth, Blöße,
Schande, Mißgunſt, Aergerniß, Krankheit und Verfolgungsſtöße,
Fälſchliche Beſchuldigungen, blinder Eifer, Elternhaß,
Und verlogene Freundſchaftsmäuler, o wie ſchmerzlich peinigt das!
Du im Himmel weißt es wohl, denn kein Mitleid wohnt auf Erden:
Jetzo braucht' ich's auch nicht mehr, da die Menge der Beſchwerden
Mit der morſchen Hülle ſinket, den gefangenen Geiſt erlöſt.

Er nimmt dann kurz, aber ehrfurchtsvoll Abſchied von dem Vater, inniger von der Mutter und

Schweſter, dankt den Lehrern, und wendet ſich dann an ſeine näheren Freunde, und mit dem ganzen breiten Strom ſeiner Rede ſpricht er von den heiteren und luſtigen Stunden die ſie zuſammen gehabt:

*) Sollt' auch einer unter euch um mein Grabmal Kräuter leſen,
O ſo wünſch' er mir dabei ein geruhiges Verweſen,
Und erinnre ſeinen Nachbar: Hier ſchlief unſer Bruder ein,
Der uns oftermals ermahnte, „Brüder laßt uns luſtig ſeyn.“

Er erinnert ſich an Leipzig, und obwohl er dort manchen Kampf zu beſtehen hatte, ſo ſegnet er es doch, weil es ihm Wiſſenſchaft und einen Freund gegeben.

Doch genug, die Stunde kommt und der Sieger läuft zum Ende!
Warte doch noch, liebſter Tod, da ich mich zur Seiten wende;
Laß den Schatten an dem Zeiger einen Grad zurücke gehen,
Und die Sonne meines Lebens nur noch etwas ſtille ſtehn:

---

*) Die Anfangsworte eines bekannten Jünglingsliedes, von dem Günther mit Recht ahndete, daß es ſein Jahrhundert überdauern werde.

Denn ich muß mich allerdings, eh' mit Herz
und Augen brechen,
An der liederlichen Schaar meiner wilden
Feinde rächen.

Zum Glücke wird es nicht ſo ſchlimm, als die trüben feierlichen Zeilen fürchten laſſen, denn er wünſcht ſeinen Feinden nur Reue und Beſſerung. Er kommt dann an ſein eigentliches Teſtament, und da er kein zeitliches Gut beſitzt, ſo kann hier nur von geiſtigen Dingen die Rede ſeyn. Wir leſen hier, die frommen Zeilen:

Meine Fehler will ich gern der Vergeſſung
überlaſſen,
Meine Thränen nimmt die Buße, meine
Drangſal die Geduld,
Meine Sünden die Erbarmung, mein Gebet
des Heilands Huld.

Aber — wer würde es glauben, daß gleich auf dieſe Zeile eine andere folgt, in der er ſich rühmt, die „geheime Liebeskunſt ziemlich ausſtudirt,“ zu haben, die er jetzt dem geſchickten Kopfe vermachen wolle, der nach ihm die Laute nehme, und ſie nach der griechiſchen Cither ſtimme. Er nimmt Abſchied von den ſchönen und „galanten Schäferinnen“ im Allgemeinen, und wendet ſich dann an einen Freund, den er den „gelehrten Brandenburg“ nennt, mit der Bitte, ſeine zerſtreuten Gedichte zu ſammeln.

Du verdienſt dir, wie ich hoffe, an der unerzognen Schaar
Dieſer vaterloſen Waiſen ein gewiſſes Dankaltar.

Dann redet er die eigentliche Geliebte ſeines Herzens an, doch dünkt uns hier ein gemachtes Feuer zu wohnen, in das ſich ſelbſt ein weniges von mythologiſchen Wuſt miſcht, weshalb er ſich ſelbſt mit dem Vorwurf ſtraft, daß ihn in den letzten Zügen noch ein „ſo bethörtes Fabelwerk“ treibe. Dann erſcheint ihm gar noch ein kurzer Zweifel an der Unſterblichkeit der Seele, bis er ſich endlich an den Erlöſer wendet, der allein Frieden geben kann. Leider aber endet ſich das Gedicht nicht mit dieſer Hinwendung, ſondern noch einmal redet er die bethörte Welt an, und treibt noch ſcheidend ſelbſt ein thörichtes Spiel mit ihr.

Daß die meiſten Gedichte Günthers durch eine von außen herein gegebene Gelegenheit veranlaßt wurden, iſt bereits oben angedeutet worden. Bei der erſten oberflächlichen Anſicht kann dabei leicht ein zu nachtheiliges Urtheil entſtehen, indem man gewohnt iſt, auf Erzeugniſſe dieſer Art nicht ohne vornehmes Mitleiden herabzuſehen. Dieſes Mitleiden iſt auch ſehr richtig angebracht bei tauſend und wieder tauſend Gedichten dieſer Gattung; nur nicht bei

Günther, der allerdings die Kraft beſaß, die dem Dichter unerläßlich iſt, das von auſſen Gegebene zu einem in ſich Erzeugten zu machen. Doch iſt unendlich zu beklagen, daß er dieſes herrliche Talent nicht mit höherer Herzensreinheit vereinte, und daß er mitunter Dinge zierlich und witzig darſtellt, die überhaupt nie dargeſtellt werden ſollen, und vor denen eine unbefleckte Phantaſie ſchamhaft ſich abwendet.

Noch möge hier erwähnt werden, daß er auch nicht ohne Anlage für das Drama war, die, wenn auch weit geringer als ſein Talent für die lyriſche Poeſie, dennoch einige Anerkennung verdient, wenn wir die durchaus undramatiſche Zeit erwägen, in der es geſchrieben wurde. Das oben angeführte Schauſpiel iſt allerdings durchaus unreif, und es kann nicht verhehlt werden, daß er hier oft, unfrei, bald Gryph, bald Lohenſtein nachahmt; dennoch finden ſich Einzelnheiten, die Anerkennung verdienen, und nicht untergehen dürfen in dem Gewühl des Verfehlten.

Die Zeitgenoſſen erkannten Günthers Talent mit willigem Herzen, und es iſt erfreulich zu ſehen, wie ſelbſt bejahrte Männer und Frauen, rein ſittlich vornehme Naturen, trotz aller gerechten Abneigung gegen die Schlacken in ſeinem Gemüth, das Genie im Allgemeinen ſtets hervorhoben.

Die nächſtfolgende Zeit hat ihn nicht bloß genügend geſchätzt, ſondern ihn noch weit höher geſtellt, als er geſtellt zu werden verdient; ja man findet, daß er nicht ſelten als das Genie aller Genies behandelt wurde. Späterhin ward er faſt vergeſſen, denn die Mehrheit der Deutſchen war damals zu ſehr mit der Bewunderung der neuen golden ſcheinenden Dichterzeit beſchäftigt, die eben damals heranbrechen wollte. Auch das iſt vorüber gegangen, und, da die Kritik ſeit etwa zwanzig Jahren eine neue und erfreuliche Wendung genommen hat, ſo iſt ſchon manches mit Unrecht vergeſſene wieder in ſein altes Recht zurückgetreten. Was einmal wirklich lebte, kann ja auch, Gottlob, nicht aufhören zu leben, obwohl, wie billig, der Schein aufhören kann, und aufhören ſoll, zu ſcheinen.

Kleinere biographiſche Notizen.

a.

Wir finden auf allen Straßen Beiſpiele genug von dem unſäglichen Jammer der vielen zerſtreuten, zerfahrenden und zerfahrenen Seelen, deren ganzes Weſen einer dünnen Waſſerwelle oder einer Wolkenmaſſe gleicht, die jeder Windſtoß auseinander jagt, weil nichts Feſtes und Einiges im Mittelpunkt wohnt. Wir kennen wohl faſt alle einige ſolche Sandhaufen-

Naturen in Deutſchland, doch wollen wir ſogleich hinzuſetzen daß die Fremde deren eine weit größere Menge hervorgebracht hat.

Wir nennen hier einen, der allerdings einen hohen Rang unter jener Klaſſe von Menſchen einnimmt: Franz de la Mothe le Vayer, geb. 1588, geſt. 1672. Er galt für einen Mann, der in den vermiſchten Wiſſenſchaften gar viel gethan, und beſonders mit Hülfe des Titular-Scepticiſmus, alle Dinge gar trefflich durcheinander rühren konnte. Es war ihm völlig einerlei, über welchen Gegenſtand er ſprach oder ſchrieb, denn alle waren ihm gleich intereſſant und gleich unintereſſant, und er glaubte weder recht an die Wahrheit der Wahrheit, noch an die Wahrheit des Zweifels. Er ſchrieb über die franzöſiſche Sprache und über die Unſterblichkeit der Seele, welcher letzteren er auch einen Tractat über die Muſik anhing, über den geſunden Menſchenverſtand, und über die franzöſiſche Beredſamkeit, über die Tugend der Heiden, und über die Geographie und Oekonomie eines Prinzen, über den Unterſchied der Franzoſen und Spanier, und über die löbliche Unſicherheit (im Meinen und Wiſſen,) über die Bizarrerie, über den Eheſtand, und über — alles. Da er den Eheſtand hinlänglich geſchmähet hatte, ſo heirathete er, und zwar zweimal. Man ſah freilich ſo ziemlich ein, daß er gar keine Religion habe, und daß ſein Scepticiſmus nichts weiter ſei, als eine inconſequente querfeldein kommende Frivolität, dennoch galt er allgemein für einen grundgelehrten, geiſtreichen und höchſt angenehmen Mann.

Sein Tod war von beſonderer Erhabenheit, denn, da er ſein ganzes Leben hindurch nach nichts ſo ſehr gefragt hatte, als nach Neuigkeiten, die nur leider das Unglück haben, daß ſie in jeder Stunde wieder alt werden, und durch neuere zu erſetzen ſind, ſo verließ ihn dieſe Neigung auch im Tode nicht, und er fragte den Herrn Bernier, als er ſchon in den letzten Zügen lag: „Was haben wir Neues von dem großen Mogul?“ Dies waren ſeine letzten Worte und wir haben nicht einmal die Befriedigung zu vernehmen, daß er eine gehörige Antwort darauf erhielt. Der Tod kann nicht ſonderliche Mühe vonnöthen gehabt haben, eine ſchon im Leben ſo ſehr zerſetzte und zerſetzte Seele vollends zu zerſetzen und in ihr Nichts aufzulöſen. Perault aber, der in ſeinem Tractat „des hommes illustres, qui on paru en France“ uns jene Fakta erzählt, wiederholt von neuem, es ſei doch ein höchſt vortrefflicher, grundgelehrter und tiefſinniger Mann geweſen.

b.

Man findet in der Litteraturgeſchichte nicht ſelten Gelegenheit das Schickſal zu bewundern, wie es auf

Koſten der Gelehrten, beſonders der Deutſchen, die Figur des Sarcasmus, Diaſyrmus, und der Mimeſis auf eine nicht eben erfreuliche Weiſe anwendet. So begegnete uns neulich ein gewiſſer, nicht ſehr bekannter Georg Friedrich S— der uns von neuem Gelegenheit gegeben hat, die Wahrheit der früheren Bemerkung zu ergründen.*) Er kam am 18. Auguſt 1669 zu Wismar zur Welt, und zwar viel zu früh, weshalb er ſeiner Mutter das Leben koſtete. Das Kind hatte nicht allein eine ſehr groſſe Schwäche, ſondern es waren ihm auch die beiden Beine kreuzweis übereinander gewachſen weshalb es weder ſtehen noch gehen, ſondern blos liegen konnte, und in einem kleinen Wagen umher gefahren werden mußte. Als S. ſechs Jahr alt war, ließ der Vater einen Wundarzt holen, der mit kühnem Laconismus im Handeln, die Beine von einander löſete, und dieſelben mit ſtarkem Holz und Eiſen ſchienen ließ. Als Primaner hatte er das Unglück einen ungemein choleriſchen Rektor zu bekommen, der ihm einſt mit einem groſſen Streithammer, den er in der Schule neben ſich liegen hatte, dermaſſen auf dem Kopf ſchlug, daß ihm die Gehirnſchale bis auf das Gehirn verletzt wurde. Er fiel wie todt zu Boden, wurde aber dennoch dem Leben wieder geſchenkt.

---

*) Geſchrieben 1813.

Nach geendigten Studien wurde er 1692 Legationsprediger bei dem Grafen Horn, Schwediſchen Geſandten zu Wien, wo er als eifriger Lutheraner, den Haß der Katholiken und inſonderheit des Cardinals von Collonitſch auf ſich lud. Dieſer, eine Art von ſpäterer Auflage des Rektors, ließ einſt das Haus, in dem S. zu ſpeiſen pflegte, mit Wache beſetzen, verlangte ſeine Auslieferung, und erklärte, er wolle ihn auf die Galeere ſchmieden laſſen. Zum Glücke hatte ihn gerade an dieſem Tage eine Unpäßlichkeit verhindert, zu Tiſche zu gehen, und er wurde diesmal noch gerettet.

Als er einſt zu Modor in Ungarn wohnte, wurde ihm von ſeinen Feinden, die in der Wahl der Mittel ihm zu ſchaden, überhaupt keine bedeutende Zartheit anwandten, um Mitternacht das Haus über dem Kopf angezündet, dennoch rettete er ſich glücklich durch Flammen und Aſche hindurch. Späterhin wurde er von einem kaiſerlichen Huſaren, vermuthlich wegen ſeines eifrigen Lutherthums, ungemein mißhandelt, und erhielt zuletzt drei ſo gewaltige Schläge auf den Kopf, daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie er ſein Leben erhalten konnte, wenn wir nicht an eine Verhärtung des bereits an Hammerſchläge und Flammen gewöhnten Hauptes glauben wollen. Im Jahr 1701 berief man ihn nach Halle, als Paſtor an der Ulrichskirche und Scholarch des Gymnaſiums; als er aber, in dem ſehr harten

Winter des genannten Jahres, von Ungarn nach ſeinem neuen Wohnorte hinreiſte, erkältete er ſich die linke Seite ſo ſehr, daß ſie niemals wieder, weder durch Frottiren noch Schwitzen, noch ähnliche Mittel, zu ihrer natürlichen Wärme zurückgebracht werden konnte. Er ſah ſich deshalb in dem betrübten Falle, ſein ganzes Leben hindurch, mit einer ſtets kalten und unbehaglichen Körperhälfte hinbringen zu müſſen. Im Jahr 1707 wurde er Probſt an der Petrikirche zu Berlin, wo er auch 1716 den 6. November geſtorben iſt. Am Abend vor ſeinem Tode fragte er ſeine Gattin zu wiederholten Malen, was die Glocke ſei, und als dieſe endlich zu wiſſen verlangte, weshalb er ſich ſo oft darnach erkundige, antwortete er mit folgendem Verſe:

Hora ruit, ruit hora, horam da, Christe, beatam.

Er erklärte ihr den Inhalt dieſer Antwort und verſicherte mit Ruhe, er wiſſe genau die Stunde wann er ſterben werde, wolle ihr dieſelbe aber nicht entdecken, um ihre Betrübniß nicht zu vergrößern. Er hatte ſich ſtets als beſonnener Dulder gezeigt.

Das alte deutſche Journal: „Unſchuldige Nachrichten“ u. ſ. w. dem wir die Data zu dieſer Erzählung verdanken, nennt zugleich die beiden Schriften des Verſtorbenen: „Bibliſches Seelen-Kleinod, oder Erklärung einiger von der Seele handelnder Sprüche der H. Schrift und A B C der Gottſeligkeit, d. i. Predigten über einige Sprüche der H. Schrift."

Ich habe ſie nicht auftreiben können, was mir allerdings leid gethan hat indem allerdings von einem Manne, der ſich faſt wie Shakſpears Lear, nennen konnte, etwas nicht Unbedeutendes zu erwarten ſeyn dürfte.

c.

Chriſtian Gottlieb Jöchers Nachricht von William Shakſpeare. Die deutſchen Gelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts die bekanntlich alles wußten, das Eine und Rechte, mitunter vielleicht allein ausgenommen, hatten, während ſie einem ungeheuren Sandhaufen von Kenntniſſen aller Art an ſich brachten, das Unglück, daß ihnen manche der größeſten und herrlichſte Erſcheinungen der neueren Literatur verborgen blieb, vor allen aber der größeſte der großen und der herrlichſten der herrlichen Dichter: Shakſpear. Bis zum Jahre 1700 findet man ihn, ſo viel mir bekannt, in keinem einzigen deutſchen Schriftſteller angeführt, ja es iſt bekannt, daß man ihn ſelbſt in Morhofs Polyhiſtor vergeblich ſucht, dennoch müſſen wir es dieſem von Gelehrſamkeit halb erdrücktem Manne nachſagen, daß er der erſte ſey, welcher Shakſpears Namen kannte, und in der zweiten Auflage ſeines Unterrichtes von der deutſchen Sprache und Poeſie (Lübeck und Frankfurt 1702) nebſt Beaumont und Fletcher und Otway anführte. Ob er aber mehr als Shakeſpears Namen kannte, iſt zu bezweifeln, denn er ſetzt zu demſelben auch nicht ein einziges Wort zur näheren Bezeichnung hinzu.

Nicht minder bekannt iſt es, wie unbekannt der Dichter den Deutſchen der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blieb, denn daß Einige, Einzelnes in ihm durchblätternd, ihn gänzlich roh verkannten, dürfen wir freilich — nicht verkennen, doch iſt es nicht ſehr intereſſant, darüber ausführlich zu reden. Ungleich anziehender war es für mich, als ich neulich einmal den vierten Theil von Jöchers Gelehrten-Lexikon durchſtudierte, wobei ich denn auch gelegentlich mit erfuhr, was der Mann von Shakſpear hält. Die Geſammtheit von Einſicht und Anſicht die er ſich über den Dichter erworben hat, beſteht in folgendem, welches ich mit einer wahrhaften Gemüthsfreudigkeit hier mittheile.

Shakeſpear (Wilh) ein engliſcher Dramaticus, geboren zu Stratford 1564, ward ſchlecht auferzogen und verſtand kein Latein, brachte es aber in der Poeſie ſehr hoch. Er hatte ein ſcherzhaftes Gemüthe, konnte aber doch auch ſehr ernſthaft ſeyn, excellirte in Tragödien, und hatte viel ſinnreiche und ſubtile Streitigkeiten mit Ben-Johnſon, wiewohl kei ner von beiden viel damit gewann. Er ſtarb zu Stratford 1616 den 23. April im 53 Jahre. Seine Schau, und Trauer-Spiele, deren er ſehr viel geſchrieben ſind in VI Theilen 1709 zu London zuſammen gedruckt; ſeine Werke ſind auch zu London Anno 1733 in ſieben Bänden von Lud. Theobald, mit viel critiſchen und andern Anmerkungen von neuem an das Licht geſtellet worden, allwo auch von ihm mehrere Nachricht anzutreffen.“

Es fragt ſich nun ob dieſe unſchuldige Notiz nicht bei weitem ergötzlicher ſei, als das flachpathetiſche Gerede, mit welchem Pope, Steevens, u. ſ. w. Shakſpearen heimſuchten, ein Gerede, das ehedem auch in Deutſchland für gründlich und ſinnreich gehalten wurde.

---

d.

Es liegt vor mir ein Werk, das die Aufſchrift hat: „Das Leben J. Wilhelmi Petersen, der heil. Schrift Doctoris u. ſ. w. Gedruckt zu Ende des Jahrs 1717. Auf Koſten guter Freunde.“

Der begränzte Raum dieſer Blätter verhindert einen Auszug aus jenem Werke, der, wenn er wahrhaft erbaulich werden ſollte, nicht viel weniger Raum einnehmen dürfte, als das Werk ſelbſt. Dennoch kann ich mich nicht enthalten, hiedurch öffentlich zu erklären, daß jene Selbſtbiographie zu den reichhaltigſten und bedeutendſten gehört, die je geſchrieben worden ſind, um nachdenkliche und fromme Leſer auf dieſelbe aufmerkſam zu machen. In noch faſt höherem Grade möchte ich die Theilnahme lenken auf das Leben von Peterſens Gattin; (Johanna Eleonera, geb. von Merlau) welches, von ihr ſelbſt beſchrieben, im Jahre 1718 erſchienen iſt. Dieſe letztere Schrift dürfte ſich wohl am beſten dadurch charakteriſiren laſſen, daß man einfach ſagte: Sollte Jemand ſo unglücklich ſeyn, nicht zu wiſſen, wie ſich das Chriſtenthum in einem edeln weiblichen Gemüthe zeige, der kann es hier auf eine ſehr erfreuliche Weiſe erfahren, wenn er nur ſelbſt mit reinem Sinne an die Lektüre geht.

Mir aber wird verſtattet ſeyn, beiden Abgeſchiedenen, und beſonders ihr innigſt zu danken für die herrlichen Stunden, die mir ihre Werke gewährten. Sollten wir uns ſcheuen, edeln Todten zu danken, weil ſie todt ſind, ſo hätten wir ja ſchon um deswillen eine irrige und ſündliche Anſicht vom Tode.

Wir geben hier nur eine kleine, traurige; aber bedeutende Epiſode aus Peterſens Leben.

Peter Günther, aus Preußen gebürtig, war ein Kleinſchmiede-Geſelle, und zeichnete ſich durch Empfänglichkeit, und Nachdenklichkeit für höhere Gegenſtände vortheilhaft aus. Indeſſen betrug er ſich anfangs in ſeinem äußerlichen Leben wie die meiſten ſeiner Mitgeſellen, und machte mit, wie ſie es machten. Bald aber ward ihm dieſes zerſtreuende Leben widrig, er zog fort nach Danzig, und ſuchte Arbeit in einem Jeſuitenkloſter, weil er dort hoffte, manches von den Bewohnern lernen zu können. Dieſe rühmten ſich einer engern Gemeinſchaft mit Jeſu, und prunkten mit ihrem Namen. Weil er aber an ihnen manche böſe Dinge ſah, und dennoch ihren Worten in Beziehung auf ihren Namen glaubte, ſo bekam der Unglückliche Zweifel an — Jeſu ſelbſt. Er zog alſo von ihnen weg, und kam zu einem andern Kleinſchmied, der ſich zu den Lehren des Socinus bekannte. *) Dieſer Handwerksmann behauptete, die Jeſuiten hätten Chriſtum zu einem Gott gemacht, der er doch nicht wäre, und der Unverſtändige von dem Unverſtändigen belehrt, empfing nach und nach immer mehr Zweifel an der Gottheit Chriſti. Günther reiſete darauf nach Wismar, und von da nach Lübeck, und da ſeine ganze Seele mit dem Einen Gedanken beſchäftigt war, ſo ſah er einſt auf ſeiner Werkſtätte am hellen Mittage in der Luft

---

*) Es wird hoffentlich nur wenige Leſer befremden, daß hier von Handwerkern die Rede iſt. Das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert zeigt uns manche höchſt ausgezeichnete Denker in dieſer arbeitenden Klaſſe, ſo wie freilich auch manche ſeltſam verirrte Fanatiker.

eine Feuerſäule, und ob derſelben einen ſchönen hellen Stern. Dieſes Zeichen ſchien ihm eine Beſtätigung (!) ſeines Irrwahnes. Immer mehr ward ihm der Umgang mit ſeinen Mitgeſellen zuwider, er trank nicht mehr mit ihnen, und kam auch nicht mehr in ihre Gilde. Das verdroß ſie, und da er einſt, zum Disputiren gezwungen, in die thörigten Worte ausbrach: „Die ſchelmiſchen Jeſuiten hätten Chriſtum zum Gott gemacht", ſo klagte man ihn bei der Obrigkeit an, erregte die Prieſterſchaft, und Günther ward in das Gefängniß geſetzt.

Peterſen reiſte ſogleich mit ſeiner Gattin nach Lübeck und beide beſuchten den armen Menſchen im Gefängniß. Hier redete ihn P. ſanft zu; aber Günther erwiederte: „Da ich noch drei Götter glaubte, da war ich gottlos, aber ſeit der Zeit ich Einen Gott geglaubet, habe ich ihn gefürchtet" „Ich ſagte, ſo fährt P. fort, es wäre auch nur ein Gott, und der Vater, Sohn und heilige Geiſt wären der einige Gott, und der helle ſchöne Stern, den er geſehen, auf ſeiner Werkſtätt, über der brennenden Säule, die er am Himmel geſehen, wäre der Sohn Gottes, den ihm Gott hätte dadurch offenbaren wollen. Er läſe auch ja, wie er im Gefängniß gepfleget, Johann Arnds Paradies-Gärtlein, der unterſchiedliche Gebete zu Chriſto gerichtet hatte. Worauf er ſtill ward, und endlich ſagte: „Ach! es iſt doch nur der einige Gott, Er iſt die Einheit und die Allheit."

Da dieſe Worte der Actuarius hörete, ſonderlich da er ſagte, daß, wenn Chriſtus Gott wäre, er ihn auch anbetete; (ſo ſprach jener:) Wenn dieſer Menſch ſich alſo erkläret hätte, wäre er nicht in die Büttelei geſetzt worden."

Peterſens Bitten hatten endlich auch die Folge, daß man den Unglücklichen aus dem finſtern Kerker in ein beſſeres Gefängniß brachte, und, da wohl niemand bisher ſo ſanft und verſtändig zu ihm geſprochen, und ihm die Lehre von Chriſto dem Gottmenſchen erklärt hatte, ſo faßte er ein Herz zu dem frommen Ehepaar, und war nahe daran, die einfach große und beruhigende Wahrheit zu faſſen. Mehrere Geiſtliche aber fuhren fort, gegen ihn auf der Kanzel zu predigen, und durch zwei harte Reſcripte der Univerſitäten zu Kiel und Wittenberg, welche die Obrigkeit befragt hatte, ward die ganze Sache verändert. Kiel antwortete, ein Läſterer müſſe, nach Gottes Wort, getödtet werden; ob aber dieſer Gott geläſtert habe, müſſe man noch unterſuchen. Wittenberg aber antwortete, er ſei wirklich ein Läſterer, weil er getauft, und wider Chriſtum, in deſſen Namen er mitgetauft ſei, geläſtert habe. Nach dieſem Urtheile ſprach man ihm jetzt das Leben ab, er hörte es mit Muth an, und, da er zum Tode geführt wurde, kniete er noch einmal nieder, und rief: „O du ewiges und wahrhaftiges Licht erbarme dich mein!" (Oktober 1687.)

Mit Recht klagt Peterſen über die Härte dieſes Urtheils, und daß man ihm nicht Zeit gelaſſen, den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu leiten, dem er in manchen Stunden ſchon ſo nahe war. — „Aber nun ſie ihm die Zeit durch den Tod dazu abgeſchnitten", ſetzt er dann hinzu, ſo laſſen wir ihm der Erbarmung Gottes über, der ſich ſein wolle erbarmt haben."

Auch für uns, in dieſem milderen Jahrhundert iſt dieſe einfach rührende Geſchichte wichtig, denn ſie lehrt uns, was nie genug wiederholt werden kann, daß wir nur mit Liebe und Vertrauen, mit Kraft und Milde auf irre geleitete Gemüther wirken können. Das Heilige läßt ſich nicht erſtürmen, und auch nicht in die Bruſt Anderer hinein ſtürmen.

III.

Andeutungen,

vermiſchten Inhalts.

Keinem Volke ſtehet das Gute ſo gut als den Deutſchen, aber auch keinem das Schlechte ſo ſchlecht. Ein Gaskoniſcher Fat mag noch hingehen, da er doch lächerlich und überhaupt wohl oft nicht viel an ihm verloren iſt; aber einen deutſchen Narren kann ich nicht ohne das tiefſte Herzeleid anſehen, denn oft erſcheint er mir wie ein muthwillig zerſtörter Tempel, deſſen einzelne Bruchſtücke an die Trödler verkauft werden.

Keine Kunſt iſt ſo geheimnißvoll heilig, und doch hat keine ſo viele geiſtig beſchränkte Prieſter als die Muſik. Darum laſſet uns die, ſo wirklich würdig ſind, deſto mehr ehren.

Daß die Jugend keine Tugend habe, findet ſich wohl zuweilen und wir wiſſen es alle; daß aber die Tugend immer wahre Jugend haben müſſe, ſollten wir noch beſſer wiſſen.

Bleibendes verrichtet nur das Schwerdt, das Wort und die Schrift des Religiöſen und Dichters.

*

Selbſt neben dem Gotteslamm tragen wir Männer doch faſt alle auch einen Wolf in der Bruſt, der zuweilen häßlich bellt. Laſſet uns mitunter horchen auf ſeine Töne, und wir werden ihn bald vernichten.

Obwohl die Deutſchen das herrlichſte Talent zum Scherz haben, ſo iſt doch ihr meiſter Scherz entweder zu ſpaßhaft oder zu ernſthaft. Der erſte Fall iſt im Eulenſpiegel, Narrenbuchl u. ſ. w. Der zweite in den neueren Dichtern A bis Y, doch kennen wir Gottlob einige Dichter, deren Humor höher iſt als aller iſolirter Ernſt. Ueberhaupt kann, denke ich, nur ein wahrer Chriſt wahrhaft ſcherzen, eben weil er auch einen ſo tiefen und ſeligen Ernſt hat.

Jean Paul läßt oft, wenn wir ſo ſagen dürfen, den Mondſtral durch einen Brennſpiegel fallen. Warum ſollte er das nicht dürfen?

In dem fatalen Worte: „von der Welt kommen" liegt für den Chriſten eine ſchöne und ſanfte Ironie, ſo wie auch in dem eben ſo fatalen „daß der Tod umſonſt ſey;" denn es iſt billig, daß er keinen Preis habe, und als unbezahlbar und rein göttlich anerkannt werde.

Wovon das Herz ganz und gar erfüllt iſt, davon geht der Mund nicht über.

Kriegeriſche Stimmung iſt unter allen Wiſſenſchaften doch wohl der Philoſophie am — günſtigſten.

Auch die genialſten Menſchen wollen ſich doch wenigſtens bei Winters-Anfang ein Neſt bauen, und ſind dann gerade am liebenswürdigſten.

Ein intereſſantes Buch würde das ſeyn, wo man bei jeder wichtigen Stelle, auch zugleich am Rande das Geſicht zu ſehen bekäme, mit dem ſie der Autor geſchrieben. Nur möge man immer verſchont bleiben mit dem Geſicht, das er etwa gar dabei gemacht hätte.

Im Shakſpear iſt die reine Idee eines Königs am klarſten und befriedigendſten ausgeſprochen.

Die Rede iſt heilend, ſo lange ſie noch graziös bleibt. Hört ſie auf das zu ſeyn, ſo giebt ſie nur neue Wunden zu den alten.

Die Franzoſen faſt alle beſiegen ihren Schmerz leicht, weil überhaupt an ihm nicht viel zu beſiegen iſt. Sie können ihn jeder Zeit in Worten ausdrücken, und allenfalls auf der Stelle zu Papier bringen. Steht er aber erſt da, ſo iſt er bei ihnen auch ſchon weg.

Der Schmerz der Deutſchen iſt tief und ſchwer, und nur die Religion und die Dichtkunſt mögen ihn lindern.

Wir ſollten der Wehmuth nicht ſpotten, als ſey ſie etwas Unmännliches, ſondern eher das Wort ſelbſt fragen um ſeine Bedeutung. Dann werden wir von einem Muth vernehmen, dem nur weh geworden iſt, und in dieſer Zuſammenſetzung ein ſchönes Geheimniß ahnden, das wohl über allem Scherze ſtehen dürfte.

Es iſt gar charakteriſtiſch, daß unſre edle Sprache faſt alle Geſinnung und geiſtige Situation des Menſchen auf den Muth zurückführt und in ihm gewiſſermaſſen die Wohnung bereitet. So Großmuth, Hochmuth, Langmuth, Kleinmuth u. ſ. w.

Wenn, nach einem wohlbekannten Ausſpruche, der nur eine halbe Religion hat, der nicht an den Teufel glaubt, ſo wird es ja gar wohl verſtattet ſeyn, über denſelben in einigen Andeutungen zu reden, um ſeine Natur uns klar zu machen.

Das Göttliche beſteht in Ruhe, Klarheit, Beſtimmtheit, Bejahung; das Ungöttliche in Ruheloſigkeit, Verworrenheit, Dunkelheit, Zweifel, Verneinung.

Der Zuſtand des vollendet Göttlichen wäre deshalb ein ewigſeliges Ja zu allem Guten, der des vollendet Teufliſchen ein ewig unſeliges Nein.

Indeſſen begnügt ſich die deutſche Sprache den Teufel nur mit dem Zweifel reimen zu laſſen, gleichſam als gönne ſie ihm nicht einmal ein entſchiedenes Nein, ſondern ſtelle ihn nur auf etwas rein Bodenloſes; oder räume ihm (wie ich mich wohl ſonſt auszudrücken pflegte) nur den Standpunkt des Nichtſtehens ein.

Aber auch das entſchiedenſte Nein iſt doch immer noch nichts Poſitives, ſondern ein bloßes Ankämpfen, ein Zerſtörenwollen, oder auch ein wirkliches Zerſtören. Es iſt in ſich ſelbſt nichts, es bedarf, um nur ſein Scheinleben fortzuführen, eines ſteten Entgegenringens; da es dies aber einmal eingeſehen, ſo verfehlt es auch nicht, mit ganzer (Kraft können wir nicht ſagen weil dieſe wieder etwas Poſitives bezeichnet; wohl aber mit ganzer) Unſeligkeit ewig und immer anzukämpfen, und eben aus dieſer unendlichen Nothwendigkeit ſchreibt ſich her jene Furchtbarkeit des verneinenden, und in dieſem Nein zerſtörenden Prinzips. Daher die großen Worte der Bibel daß „der Teufel umhergehe wie ein brüllender Löwe und ſuche welchen er verſchlinge.“ Dem ſoll man widerſtehen feſt im Glauben; der ja ein ewiges ruhiges Ja iſt, welches von dem Nein nimmer beſiegt werden mag; da im Gegentheil ein Vielleicht, ein Vermuthlich, Wahrſcheinlich. Höchſt wahrſcheinlich und Faſt-gewiß immer überwunden wird. Wer auch nur in dem geheimſten Winkel der Seele jenem Ja den kleinſten Punkt abdingen will, iſt ſchon um deswillen halb verloren, weil das Unvollſtändige immer dem Vollſtändigen unterliegen muß, und vollſtändig iſt jenes Nein allerdings; vollſtändig in ſeinem Negiren, vollſtändig in ſeiner Unſeligkeit. Das vollſtändig Unſelige will aber auch unſelig machen, und es gelingt ihm nur zu oft.

Hier iſt denn alſo der Punkt, von dem aus der Teufel betrachtet werden ſoll, und ſo ſollten ihn auch die Dichter ſchildern.

Wie Viele haben es verſucht und wie Wenigen iſt es gelungen!

Ob es mir gelungen ſey in dem Roman „Kampf und Sieg“, und in der Novelle „die diamantene Kurſche“ — das iſt gefragt worden. Ich antwortete darauf nur, daß mir jene Anſicht ſtets klar vor Augen war, als ich jenen Darſtellungen meine Kraft widmete.

Man ſollte ſich die Dankbarkeit, die mitunter gar als eine Tugend geringerer Gattung angefochten wird, ſchon um deswillen nicht entgehen laſſen, weil uns die Mehrheit der Menſchen ſo ſehr ſelten in dieſe — Verlegenheit ſetzt. (denn leider erſcheint jene herrliche Tugend manchen Menſchen als eine Verlegenheit)

Gottlob giebt es aber außer jener Seltenheit noch ganz andere und beſſere Gründe, die uns anreizen. Wem übrigens die Dankbarkeit (ich nehme ſelbſt das Dankſagen nicht aus) nicht ein inniges Herzensvergnügen macht, der kennt ſie überhaupt nicht.

Die Leiden, welche geſchrieben oder gar gedruckt werden können, ſind keinesweges die höchſten. — Dieſe liegen weit über dem Wort hinaus.

Wir erinnern uns alle noch immer mit Vergnügen an ein ehrlich beſchreibendes und didaktiſches Gedicht, mit dem uns unſre lieben Ammen oftmals freundlich beruhigten, wenn wir als Kinder einige Ungeduld und anderweitige Unart blicken ließen. Es handelte auf die gründlichſte Weiſe von den Ingredienzen zu einem — Kuchen, und es wurden als ſolche in guten reindeutſchen Schutz- und Trutzreimen angegeben: Eier und Schmalz, Butter und Salz, Milch und Mehl und endlich auch Safran, der, die heilige Siebenzahl füllend, keinen zurückklingenden Reim finden kann.

Giebt es nun nicht aber auch ein Gedicht, in welchem angegeben wird, wie man jene 7 Sachen miſchen und zu einem Ganzen verarbeiten ſoll? Es giebt ihrer verſchiedene, jedoch in Proſa, und man nennt ſie Lehrbücher der Aeſthetik. Es ſind einige darunter ſehr löblich; doch hat, meines Wiſſens, noch keines derſelben verhüten können, daß nicht die meiſten Kuchen, obwohl alle jene vortrefflichen Dinge vorhanden waren, im entſcheidenden Moment umſchlugen oder gar zu Zobeidenkuchen wurden.

Auch zur Bildung eines — gebildeten Menſchen gehören 7 Dinge, doch ſind ſie noch in keinem Reim ausgeſprochen. Indeſſen hat man dicke Bücher darüber, die ſich Sittenlehren nennen, und einige ſind wieder recht löblich; nur daß auch hieraus wieder kein vollſtändiger Menſch hat hervorgehen wollen. Es iſt deshalb ſehr — wahrſcheinlich, daß es ein mechaniſches, künſtleriſches und ſittliches Genie gebe, was allerdings Einiges ſagen will.

Gar viele Zeit geht dem geiſt- und phantaſiereichen Dichter hin mit Wählen, was er zuerſt aus ſeinem Reichthum hervorziehen ſoll. Doch iſt dieſer Zuſtand nicht der rechte: denn gerade der wahre Reichthum weiß ſich zu beſchränken, und in ſeiner Wahl iſt innere Nothwendigkeit.

Gab es je in der ganzen Weltgeſchichte eine Zeit, in der die dem Dichter ſo nothwendige äußere Sicherheit ſo oft unterbrochen worden wäre, als im 19ten Jahrhundert? Das Dichten des Weltgeiſtes und ſein lautes Flügelſchlagen ſtört zuweilen das Dichten des einzelnen Dichters; doch er wird und ſoll Kraft behalten und innere Klarheit, wenn er ein ächter Menſch und Dichter iſt.

Wenn unſere Liebe für einen Autor, einen Freund, einen hiſtoriſchen Charakter u. ſ. w. von Andern angegriffen wird, ſo kann es uns zuerſt recht innig freuen, daß wir ihn nun brav zu vertheidigen haben. Da wir aber dabei gewöhnlich mit großer Herzenslebhaftigkeit verfahren, während der Angreifer meiſtens mit lächelnder Ruhe hinſpricht, ſo können wir uns am Ende einer ſolchen Unterredung wohl hart verletzt fühlen. Die Liebe für den getadelten Freund wird nur noch heftiger, aber ſie gewinnt etwas Herbes, Herausforderndes. Neue Angriffe folgen, und ſie wird noch inniger; aber wehmüthig. Noch wiederholte Angriffe, und wir fühlen uns durch unſre redlichen Kämpfe als trübe Märtyrer. Wir fahren fort unſern Freund zu lieben — denn wer könnte uns rauben was wir einmal mit Klarheit anerkannt haben? — aber unſre Freude an ihm iſt faſt hin, und ohne Erröthen darf der Menſch geſtehen, daß —

der Menſch ihm die Freude ſtören könne. Es iſt uns, als fühlten wir an dem Angegriffenen nur Wunden, um die der Staub, der von den Pſychesflügeln abgeſchlagen worden, unfreundlich flattert.

Darum ſey uns jede wahrhaftige Liebe heilig, und wenn wir auch haſſen wo ein Anderer liebt, ſo ſchweige doch der Haß in Gegenwart deſſen, der unſer Gehaßtes liebt.

Mögen die Werke eines Dichters auch ſeyn, als habe ſie ihm der ganze Olymp ausarbeiten und feilen helfen; wenn *er ſelbſt* nicht noch bei weitem beſſer iſt als alle ſeine Schriften zuſammengenommen, ſo — hat er ſie eigentlich nicht geſchrieben.

Mehrere Concerte haben das Eigne, daß die Menſchen, die ſich im Saal befinden, ungemein vergnügt ſind während der *Pauſen*, ſo daß man in der That in Verſuchung kommen möchte, ein Concert von lauter Pauſen einzurichten.

Es giebt gewiß keine wohlfeilere Seligkeit als die Redſeligkeit, auch ſoll ſie in ihrem ganzen Werth bleiben, wenn ſie ſich einem innigen Freund oder einer gebildet freundlichen Freundin gegenüber Bahn bricht.

Nur wolle der Redſelige nicht ſelig ſeyn, in gemiſchter Geſellſchaft, und doch möchte er das ſo gern und kann es auch ſo leicht für den Augenblick. Ein ſchöner Geſellſchaftsſaal, Lichter, Kaffee, Arrak-Thee u. ſ. w. wäre allein ſchon hinreichend, ihn zur freundlichen Rede zu bewegen, denn ihn dünkt, man dürfe das alles keinesweges genießen in ſtummer Dumpfheit oder harter Kälte. Sind nun etwa gar noch einige lächelnde Mädchenaugen da, ſo entzündet das die alten Herzenstöne in ihm und ſie treten muthig freundlich hervor. — Halte ſie zurück, Lieber, und freue dich ihrer jetzt nur in dir. Es iſt dir freilich in ſolchem Augenblick leicht, auch den widerſtrebendſten Stoff um dich her zu veredlen; aus dem ſittlich-gemeinen Pfahlbürger ſchaffſt du bald einen gelaſſenen Patriarchen, aus dem hinſtarrenden Dummkopf einen elegiſch Trauernden, aus dem leer Luſtigen einen Klarheitern, aus den tückiſch lauernden Menſchenkennereitreiber einen feinen achtungswerthen Hofmann, u. ſ. w. Bis dahin verdienſt du Lob, denn allerdings iſt die Phantaſie uns mitgegeben, um die Außenwelt zu verſchönern; aber hüte dich, dieſen nun ſo umgeſchaffenen Menſchen dein Herz hinzugeben, oder deine Seele, die ſich ſo gern der melodiſchen Rede anvertraut. Nenne es immerhin Weichheit des Gefühls, das dich treibt; es iſt doch Weichlichkeit, die ſich auf eine harte Weiſe rächt, indem dir in kräftigern, ſtolzern Stunden ſcheinen wird, als ſey in ſolcher weicher Redſeligkeit die Seele gleichſam mitflüſſig geworden, und für den Moment hinweggeſchwommen. Wohl kehrt ſie zurück; aber, oft verwundet, kann ſie zuletzt wund bleiben.

Ich will dich nicht zu zackiger Kälte, nicht zu lächelnder Vornehmheit leiten; aber dich, du tiefer, phantaſiereicher und weicher Menſch, darf ich allerdings erinnern, daß der alte Spruch: „Man ſolle die Perlen nicht vor die Säue werfen“ in dem heiligen Buche zu leſen ſey, und alſo wohl auch eine ſehr fromme Bedeutung haben müſſe. Giebt es aber eine köſtlichere Perle als das Herz? Darum gehe mit demſelben um, wie mit etwas Heiligem, und trage es nicht offen in der Hand, daß nicht — die Sperlinge darnach hacken.

Was die Deutſchen am klarſten und beſtimmteſten denken, iſt die Idee der individuellen Freiheit und des aus ihr hervorgehenden perſönlichen Rechts. Dabei ſind ſie unendlich beſcheidener als die Britten, und erkennen gern, ſobald nur jene Idee anerkannt wird, hinwiederum jede Beſchränkung an, die das perſönliche Recht im Verhältnis zum Organismus des Geſammtſtaats erleiden muß.

Um an der Sparſamkeit ein äſthetiſches Vergnügen und Wohlbehagen finden zu können, muß man, ſcheint es, ein Deutſcher ſeyn. Das iſt, meyne ich, ein hohes Lob.

Es giebt Autoren, die auch nicht Eine Zeile ſchreiben können ohne ſich ganz zuſammen zu nehmen. Alles Gute was in ihnen iſt, vom Scheitel bis zur Ferſe müſſen ſie in Eins raffen, ſonſt gelingt ihnen nichts. Sie können keinen verlornen Hund in das Intelligenzblatt ſetzen laſſen, ohne große Mühe, doch wird ein großes und wichtiges Buch ihnen leichter weil die Wichtigkeit des Zwecks die Concentration erleichtert und beſchleunigt. Ohnehin betrachten ſie jedes Geſchriebene ſchon als halb gedruckt, und ſenden deshalb nicht leicht einen Ermahnungszettel an die Wäſcherin und den Schneider ohne die geheime Furcht, er könne wohl im nächſten Oſtermeßkatalog als ein neues Werk den Deutſchen angekündigt werden.

So war ſelbſt der edle * *; ſo iſt * * *.

Bewundernswürdig ſcheint mir im Charakter der Griechen, daß ſie nicht bitter wurden über die ewige behagliche Sorgloſigkeit ihrer Götter. Selbſt Achill in der herrlichen Unterredung mit Priamus erwähnt ihrer nur mit gelind ironiſcher Hindeutung, und faſt nur hiſtoriſch.

Coriolan ſah in ſeiner Mutter Rom ſelbſt. Nur darum gab er nach und nur darum wird er ein rein tragiſcher Charakter. Das wußte Shakſpear, aber nicht Plutarch.

Wenn wir erwägen, welch ein rein metaphyſiſcher und was noch ehrenwerther iſt reinphiloſophiſcher Enthuſiasmus ehedem und ganz beſonders während der Jahre 1785 bis etwa 1805 in Deutſchland herrſchte, und wenn wir ſehen, wie der jetzt größtentheils geſchwunden iſt, ſo fällt uns Leibnitzens Ausruf ein, es werde einmal eine Zeit kommen, wo die Vernunft ihrer ſelbſt überdrüſſig werden würde. Dahin iſt es aber jetzt noch nicht gekommen, und es bleibt der Troſt, daß das wahrhaft Gute nie aufhört, ſondern nur zuweilen in anderer Form erſcheint.

Eine geſuchte Gelegenheit iſt keine, und doch ſuchen wir ſo oft was nur gefunden ſeyn will.

Oft kann es ſcheinen, als ſey der Frühling ganz vorbei. Dann iſt er oft recht nahe.

Wenigſtens kann die Muſik doch nicht unangenehme Sachen mahlen, was bekanntlich die andern Künſte können: keine Schulden, Nervenkopfweh, Fliegen u. ſ. w.

Die alten Aegypter machten Zwiebeln zu ihren Göttern; wir zuweilen etwas viel Schlimmeres, das Thränen erpreßt, wobei die Zwiebeln völlig unnöthig ſind.

Der praktiſche Stoicismus blühte am meiſten in der Zeit der heilloſeſten römiſchen Kaiſer. Dieſe wußten auch ſehr wohl, wie ſehr er ihnen zu Hülfe kam, ja manche darunter ahndeten wohl gar, daß ohne ihn ſie ſelbſt, die Anti-Stoiker gar bald verloren ſeyn würden. Die Philoſophie der Römer unter Nero lautete mit kurzen Worten etwa ſo: „Verzweifle, doch mit Gelaſſenheit, am Leben; und wende deine ganze Kraft für den Tod an.

Nicht die Deutſchen, die von Natur beſcheiden ſind; wohl aber manche deutſche Schriftſteller, die denn doch auch mitunter ſich etwas auf den Hochmuth legen, reden häufig von Reichthum, und führen beſonders gern Perſonen auf, denen ſie eine halbe Million geſchenkt haben, wobei dann noch gethan wird, als ſey das eben recht und nichts Beſonderes. Wozu ſoll die Maskerade? Für dergleichen ſo reich ausgeſtattete Menſchen findet ihr im ganzen Parterr keinen Reſſer, denn ſo weit ſind wir alle in der Geſchichte glücklich durchgedrungen, um zu wiſſen, daß die Deutſchen, ſeit dem dreißigjährigen Kriege, und dem auf ihn folgenden widrigen Frieden, der viel ſchlimmer war als der Krieg ſelbſt, arm geworden ſind. Es iſt die reine Fadheit, dies nicht anerkennen zu wollen und zu thun wie ihr thut.

Ganz beſonders zuwider ſind mir die meiſten reichen jungen Wittwen in euren Schauſpielen und Romanen. Es ſind ſtehende Masken, die nie hätten aufgeſtellt werden ſollen. Des erſten ſeligen Mannes wird ſtets mit hergebrachter Ironie gedacht; ja es wird nicht ſelten ein widerlicher Scherz damit getrieben, daß er nun, da ihn der Leichenſtein deckt, nicht mehr wieder kommen und weiter brummen kann. Die junge Wittwe indeß lebt mit einem, ſo Gott will, witzigen Kammermädchen herrlich und in Freuden, ſieht ſich ſämmtliche Jünglinge an; aber mit gräulich-pfiffiger Vorſicht, bis ſie endlich das allerzarteſte und jüngſte Blut ertappt, und mit Liebe beglückt. — Es iſt ein großer Jammer mit dieſen groben ſtereotypiſchen Charakterzeichnungen; und es hat nicht den Anſchein als werde der Jammer bald enden.

Wenige deutſche Schriftſteller ſind ſo viele merkwürdige innere Revolutionen durchgegangen, als

Fr. Schlegel. *) Wir wollen ſie mit kurzen Worten angeben. Zuerſt gräciſirender Terrorismus, mit gewaltiger Halbkraft und Witz; doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Chriſtenthums. Sodann reiner Haß, mitunter Eckel an der Zeit, beurkundet durch philoſophiſch-äſthetiſche Oppoſition gegen alles Herrſchende, und Bereitung des höchſten Dichterthrons für Goethe, weil dieſer damals nicht herrſchte. — Kecker philoſophiſcher Atheismus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Beſitzer ſelbſt nicht genüge. — Abgötterei mit dem Ich, das Gott und die Welt verſchlungen. — Vollendete witzige Willkühr, und geiſtreiche Auf den Kopf-Stellung. — Myſtik, zuweilen nur Sehnſucht nach ihr. — Vergeſſenheit des vaterländiſchen Bodens. — Umhüllung mit ſüdlichen Formen, aus denen aber der tiefe Nordiſche Geiſt herausſah. — Dann bei nicht mehr genügender iſolirter Südlichkeit: Anbildung jegliches Fremden. Umherſchauen nach allen Seiten. Aeſthetiſcher Kosmopolitismus. Pauſe. Wurzelung in ſich ſelbſt. Wiedergeburt. Ernſter tiefer Katholicismus. Anerkennung der Gränzen und des Nichtgenügenden in der Philoſophie. Reine Erfaſſung Gottes und Chriſti. Fröhliche Heimath in

---

*) Dieſe Andeutung iſt im Frühling 1812 geſchrieben worden.

dem Gefundenen. Hingebung an das Vaterland, und deſſen Geſchichte, Wiſſenſchaft, Poeſie und Glauben.

Es iſt erfreulich anzuſchauen, wie der geiſtreiche deutſche Mann jetzt ſo geſichert daſteht. Sollten wir ihm dennoch etwas wünſchen, was wir noch immer in ihm vermiſſen, obwohl es wahrſcheinlich ſchon in ihm wohnt, und nur bis jetzt nicht zur Sprache gekommen iſt, ſo wäre das, um es mit einem gewichtigen und gar lieben und herrlichen Worte zu ſagen: Muſik. Wir möchten die Muſik ſelbſt und einige Flammen zu Hülfe nehmen, um auf dieſe Weiſe zu ſagen, was wir eigentlich meynen. Da dies aber nicht wohl thunlich iſt, ſo beruhigen wir uns dabei, daß der Mann von dem hier die Rede iſt, ſo wie auch jeder beſſere Leſer, uns gar wohl verſtehen werde.

Der wahre Leſer iſt der, der auch „zwiſchen den Zeilen" oder, wie ich noch lieber ſagen möchte, das Wort hinter dem Wort zu leſen verſteht.

Habſüchtige Feldherren hat es bekanntlich gar wohl gegeben, z. B. Marlborough; doch habſüchtige und geizige Dichter? Nein! ſo würde die gutmüthige Unerfahrenheit raſch hinantworten, doch der Literaturhiſtoriker ſetzt der betrübten Frage ein betrübtes Ja hinzu, und als Erklärung etwa Folgendes: Es iſt bekannt, daß das Höchſte und Vortrefflichſte und das Verkehrteſte und Gemeinſte in der menſchlichen Natur durch die Dazwiſchenſetzung der Eitelkeit verbunden werden kann, und oft ſchon verbunden worden iſt: weniger bekannt aber oder vielmehr noch nie geſagt worden iſt es, daß ein bedeutendes geiſtiges Haben und Habenwollen nicht ſelten auch ein bedeutendes phyſiſches Haben- und Beherrſchenwollen begründet.

Eine Erklärung aber iſt keine Rechtfertigung, und eine ſolche konnte und ſollte hier nicht gegeben werden; denn die Rache der Natur für jenes ſtete Habenwollen bleibt nicht aus, und die Bruſt, die dahin ſtrebt, wird bald nicht mehr geeignet ſeyn, das Schöne und deſſen milde Geſtalten rein in ſich aufzunehmen und klar wiederzugeben. Der Sturm der großen Leidenſchaften iſt wie der auf offnem Meer, wenn die Elemente ſich in Liebe und Haß begegnen und ſich umarmen und vernichten wollen, ein erhabenes Schauſpiel, das, obwohl Zerſtörung drohend, doch oft zu mildem Frieden ſich auflöſt; doch die Kämpfe der gemeinen Leidenſchaften, der Eitelkeit, des Neides und der Habſucht gleichen dem Sturm in der Nähe des Landes, deſſen ſchroffes Ufer, gaſtliche Anfahrt wehrend, an ſpitziger Felſenklippe das Schiff zerreiſſend auffängt, und die trüben unrein verſchlingenden Wellen geben die erhabene Geſtalt des überhangenden Himmels, mit ſeinem heiligen

Sternenlicht und Mondesſtral nur ungern und unrein zurück.

Es konnte im Jahr 1812 mitunter recht trübe Augenblicke geben, in denen es einem *ſcheinen* mochte, als ſey die ganze deutſche Literatur für jetzt *faſt* aus, und zu Ende, ohne fertig zu ſeyn. Die Menſchen, ſo ſagten Manche, ſind größtentheils zu ſehr mit der Beſchwichtigung des irdiſchen Bedürfens beſchäftigt, als daß ſie die Erſcheinung des Höheren auch nur lieben ſollten. — Wer aber ſolche Augenblicke hatte, wie wird er erröthet ſeyn in dem großen Jahr 1813! Gottlob, daß dem Verfaſſer dieſer Schrift bei dieſem Gedanken das Herz nicht zu ſchlagen braucht.

Es giebt Menſchen, — und ſie ſind nicht unintereſſant —, die mit ſeltſamem Starrſinn erklären, es ſey ihnen im Leben nichts weiter intereſſant als das Leben ſelbſt, weshalb ſie denn auch vor lauter Leben nicht zum Lernen kommen. Worin ſie irren, wird am klarſten, wenn man den noch größeren Irrthum derer erwägt, die vor lauter Lernen nicht zum Leben kommen.

Viele deutſche Dichter ſtehen zu iſolirt von der Geſellſchaft, andere ſtehen, wenn auch nicht zu tief; doch zu *verwickelt* in ihr.

Es iſt von jeher in Deutſchland für die Dichter wenig gethan worden, weshalb auch dieſe Klage von jeher geführt wurde; nur klage man nicht zu ſehr in materieller Hinſicht, und ihr, zu denen geklagt wird, nehmet die Klagen nicht alſo. Es iſt nicht davon die Rede, als würdet Ihr gebeten, hinfort eure Dichter mit goldenem Jupitersregen zu überſchütten, oder ſie ſämtlich zu Miniſtern und Geheimenräthen zu machen: denn ein ſtill-heiteres, freundlich begränztes Leben iſt für den Poeten meiſtens das Beſte.

Aber in geiſtiger und gemüthlicher Hinſicht könnet Ihr ſehr viel für ſie thun. Ganz beſonders bitte ich Euch, Ihr edeln, einfach und anmuthig gebildeten Frauen, nehmet Eure Dichter noch mehr in die Schule, und bildet ſo viel ihr vermögt, an allen, die ihr genug achtet, um ihnen Bildungsfähigkeit zuzutrauen. Ob ſie in eurer Nähe leben, oder hundert Meilen von euch entfernt, darf euch in dieſer Hinſicht nicht irren. Ehrt nur die Dichter durch eure ermahnenden oder ermunternden Zuſchriften oder Zuſprache, und Ihr werdet den guten Erfolg zu eurer eigenen Freude ſehen. Bei eurem feinen Ahndungs-, Gefühls- und Anſchauungstakt werdet Ihr nicht leicht fehl greifen, und etwa zu ſehr ehren, da wo nur ein halbes leiſe ausgeſprochenes Lob genügte. — Manchen deutſchen Dichtern fehlt unter andern auch die anmuthigere Geſelligkeitsbildung, und die könnet Ihr ihnen am beſten geben. Was ihr aber könnet möget Ihr auch freundlich wollen.

Die Deutſchen ſind reich an den köſtlichſten Talenten; doch ſelten, leider noch immer ſelten iſt das Talent des guten Vorleſens, denn — keines wird ſo wenig geübt, als dieſes. Der eine heult, der andere zirpt, der dritte wüthet, der vierte ſchmilzt, der fünfte trägt den Ritter Toggenburg vor, wie ein Schreiben aus Paris vom 1. April, der ſechste ein Schreiben aus Paris wie den Monolog des Macbeth, wenn er den Luftdolch erblickt, der ſiebente macht Mienen wie eine halberfrorne Nachtigall, der achte .... doch genug.

Das wahrhaft Geiſtige einer beſtimmten Art, welches ein Individuum zu einem Individuum macht, erſcheint in den Zügen des Geſichtes oft nur auf Augenblicke, und wird deshalb nicht ſelten, ja wohl eigentlich immer von dem geiſtloſem Beſchauer verkannt. Es beurkundet ein entſchiedenes Talent des Malers und Bildhauers, wenn er im Stande iſt, jene Augenblicke mit Klarheit aufzufaſſen und fixirt darzuſtellen; aber die höchſte Genialität würde es verrathen, wenn er es auch ohne die Erſcheinung jener Augenblicke wirklich erriethe. Und in der That iſt es oft die Aufgabe des Porträtmalers und

Bildhauers zu ahnden und zu prophezeihen, indem gar oft widrige Verhältniſſe, Kränklichkeit u. ſ. w. die Erſcheinung jener beſtimmten geiſtigen Individualität in dem Auge und dem Antlitz und der ganzen Haltung verhindern können.

Der Katholicismus findet in dem Namen Maria die höchſte Süßigkeit und Milde; zugleich aber auch die geheimnißvollſte Bedeutung, ja wir möchten ſagen: ein Zaubermittel, welches jedes Leiden löſt. Am klarſten ſpricht ſich dieſe Anſicht aus, durch die Bemerkung mehrerer katholiſcher Schriftſteller der früheren Zeit. Chriſtus habe während ſeiner Schmerzen am Kreuze nur geſagt: „Weib, dieſes iſt dein Sohn.“ Hätte er Maria genannt, ſo würde der bloße Name ſeine Leiden gemindert haben, und dieß durfte er nicht wollen, und wollte es auch in der That nicht.

Das Streben nach Myſtik bei manchen neueren Dichtern ließe ſich oft in die ganz einfachen Worte überſetzen: Möchte ich doch ſüß zu träumen, träumen! — Andere träumen wirklich, aber ſie vergeſſen, daß man während des Traums eben nur träumen, nicht aber erzählen kann. Das Allergräulichſte iſt aber wohl, wenn die, welche nie träumten, und in ihrem Herzensgrunde das Träumen haſſen, eben weil es ihnen nie gewährt wird, dennoch gleichſam um die Mode mitzumachen ſich als Traumliebhaber verkünden, und als Traumdeclamatoren aufſtellen.*)

Der wahrhaſt gute und gebildete Menſch iſt nie häßlich; nur fehlt es am ſcharfen Auge des Betrachters. Ich bin auf die ſehr ſcharfſinnigen Einwürfe wohl gefaßt, er könne denn doch z. B. gar wohl mit einer ungebührlich langen, oder unerfreulich hinauf geſchweiften Naſe behaftet ſeyn, es könnten ihm die Augenbraunen gänzlich fehlen, und der Mund an Größe beſitzen, was den Augen daran abgehe, das Kinn könne einem Triangel gleich kommen, und es ſey auch nicht unmöglich, daß er dabei noch hinke, ſtammle u. ſ. w. Demungeachtet bleibt jener Satz, denn das Weſen der Häßlichkeit beſteht nicht in verkehrten Einzelnheiten, ſondern in dem verkehrten Einem oder Ganzen.

---

*) Eine Parallelſtelle findet ſich im Seneca und lautet: Quare vitia sua nemo confitetur? quia etiam nunc in illis est. Somnium narrare vigilantis est. (Epist. 55.) Cicero hätte, wenn er dieſen Gedanken gehabt, einige Blätter damit angefüllt, oder angemalt, und allerdings würde hier die Farbe hingereicht haben.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß die alten Stoiker z. B. Cato, etwas Aehnliches behaupteten, doch ſie übertrieben es, indem ſie den Satz, der Weiſe ſey nie häßlich in den Poſitiven, er allein ſey ſchön, verwandelten. Trotz jener Uebertreibung indeſſen weiß man wohl, wie übel es dem eleganten und aufgeklärten Cicero bekam, als er jene Anſicht durch einige Plaiſanterien bekämpfen wollte. Es ertönte das: Quam ridiculum consulem habemus!

Warum haben wir ſo wenig wahrhaft gute — Styliſten? Vielleicht deswegen weil ſo wenige unter ihnen muſikaliſch ſind. Es ſcheint, als könne der rhetoriſche Numerus nur dem Muſik*verſtändigen*, oder höchſtens dem vollendeten Muſik*freunde* ganz klar werden. — Einem ſolchen dürften denn auch vielleicht, um ein Beiſpiel anderer Art zu geben, die meiſten deutſchen Spondäen *nur* ſchwer und langſam; nicht aber wahrhaft gewichtig und lang vorkommen.

Das Schickſal liebt die Wiederholungen, wie in der Freude, ſo im Schmerz, den es uns giebt.

Das höchſte Philiſterthum (man verſtatte das Wort) iſt nie entſchieden polemiſch, ſondern liebt eine gewiſſe gelaſſene Mattheit, ſelbſt gegen das was es am meiſten haſſen **ſollte**; könnte es überhaupt nur haſſen oder lieben Ein ſolcher jenem Weſen angehöriger Mann wird den begeiſterten Dichter oder Prediger keinesweges anfahren oder heftig tadeln, ſondern recht milde ſprechen: „An und für ſich iſt das Feuer, der Glaube und der Muth nicht zu tadeln. Ich bin auch einmal begeiſtert geweſen in meiner Jugend; es legt ſich aber mit den Jahren: und ſo, mein lieber junger Mann, wird es Ihnen einſt auch ergehen. Wir ſprechen gelegentlich mehr über die Sache, jetzt rufen mich meine Geſchäfte.“

Man kann auch in ſich ſelbſt zu Grunde gehen, nicht bloß nach auſſen hin, wenn nämlich das was man in ſich hat aufhört, **darſtellbar** zu ſeyn.

In einer Erzählung, welche ich im Jahre 1790 ſchrieb und die in dem nächſtfolgenden gedruckt wurde, unter dem Schleier der Pſeudonymität, ſcherzte ich über das zu jener Zeit noch ſehr beliebte Thränenſchwere Familiengemälde und bürgerlich-enge Trauerſpiel, in welchem uns allerdings nichts Großes begegnete. Ich ſchlug vor, der Melpomene auf dem Theatervorhange den Dolch zu nehmen und ihr ſtatt deſſelben ein Thränentuch und eine Menge unbezahlter Rechnungen in die Hand zu geben. Thalia wurde auf eine ähnliche Weiſe bedacht, wie es die temporelle Beziehung veranlaßte. Wäre ein ſolches Gemälde zu Stande gekommen, ſo könnten wir jetzt (1812) es nicht mehr gebrauchen. Jetzt ſollte man Melpomenen ein Maaß geben, mit dem ſie Jamben und Trimeter und das Publikum abmißt, in wie weit es die ihm zugemuthete Langeweile wird ertragen können. Man könnte ſie knien laſſen, vor dem *Schickſal*, welches ihr nichts gewährt als ſeinen Namen. Möchte doch dieſe Melpomene, ihren Dolch zu nichts anderem gebrauchen als ſich ſelbſt zu erſtechen, wenn ſie anders noch Kraft dazu hat, da ein aſtheniſches Fieber ſie ohnehin bald wird vollends untergehen laſſen.

Es darf hoffentlich nur wenigen Leſern geſagt werden, daß hier nicht von ſämmtlichen deutſchen Tragödien des neunzehnten Jahrhunderts die Rede iſt, ſondern nur von den meiſten. Die trefflichen ſind mir gar wohl bekannt.

Warum ſchreiben ſo wenige gut? — Es iſt ihnen kein rechter Ernſt damit. Sie glauben höchſtens, dies und das *laſſe ſich allenfalls ſagen*, und ſo ſagen ſie es denn wirklich und laſſen es drucken. Doch nur *der* ſchreibt gut, der da weiß, das, was er ſchreibt, *müſſe* durchaus geſchrieben werden, es ſey nun für Einen oder für Eine oder für tauſend.

Die ſcheinbar übertriebenſte Satire gegen die lahme Proſe der Zeit wird oft doch nur als eine Annäherung zu betrachten ſeyn, indem nicht ſelten eine einzige Frage, die irgend ein Repräſentant jener Mehrheit an die Dichter, oder an die Poeſie und Phantaſie ſelbſt ergehen läßt, mit großer Klarheit zeigt, wie wenig jene Satire noch mit dem ganzen Umfang des Ideenkreiſes der Menge bekannt war. Hier iſt es, wo wir oft mit lachendem Schrecken erfahren, wie weit ab jenes ſatyriſche Ideal noch von der Wirklichkeit war. (geſchrieben 1808.)

Der gebildete Menſch ruht auf Ideen die die Wurzel ſeines Daſeyns bilden. Wer ſie ihm rauben könnte, würde ihm die phyſiſche Exiſtenz ohne Zweifel gleichfalls mitnehmen. Oder wo fiele wohl ein Leben hin, das das Centrum verloren? Aber auch das bloße Raubenwollen iſt ein bedeutendes Verbrechen zu nennen.

Das Schlimmſte bei vielen deutſchen Dichtern des 19ten Jahrhunderts iſt der Mechanismus in den halbzierlichen Worten, der gänzliche Mangel an eigner Bruſt und Stimme, an dem, was wir am liebſten: „die tiefen Herzenslaute" nennen.

Wenige ſpätere Werke unſeres unvergeßlichen Schiller ſcheinen mir ſo bedeutend, und beſitzen für mich eine ſo anziehende Kraft, als ſein erſtes gar häufig beurtheiltes, und von manchen Lehrjungen der Kritik verſpottetes Werk: Die Räuber. Es erſcheint mir wie ein Rieſengrab mit Feuerlilien und Nachtviolen beworfen, — oder wie ein ungeheuerer Tempel, den ein Erdbeben verſchlingt; doch bleibt am Ende das tröſtende Kreuz: — oder wie ein Scheiterhaufen, in den die Welt ſelbſt hineingeworfen wird, daß ſie auflodere, und dem Auge Raum gebe zur Ausſicht in eine beſſere Welt, — oder wie ein Stück vom jüngſten Tage, an welchem die Hölle faſt ganz zu ſchauen iſt, und der Himmel nur geahndet werden mag.

Mit einem Worte: Es iſt ein Werk, das, indem es ſcheinbar aller Regeln zu ſpotten ſcheint, der wahren Natur und Kunſt viel näher iſt, als tauſend andere, die ſich mit jenen Regeln halbweg abgefunden haben, — ein Werk, das recht wohl charakteriſirt wurde durch den Löwen auf dem Titelblatte der erſten Ausgabe von 1781. — Er hebt die Tatzen „gegen die Tyrannen"; nebenbei aber auch… um die gewöhnliche kritiſche Pfennigswage damit zu zerbrechen.

Die Natur ſelbſt hat die Thränen als ein edles Symbol bezeichnet, indem ſie dieſelben zum Zeichen des klaren Schmerzes und der klaren Freude machte, andeutend, daß ſich beide in ihren Endpunkten berühren.

Welch eine Beruhigung liegt in den ſeltnen Thränen des Frommen! Nicht genügend ſpricht ſie das Wort aus, ſo wie auch Worte nicht genügen, da wo edle Menſchen weinen.

Es iſt erlaubt zu erröthen bei dem Gedanken an die, ſo vor ſolchen Momenten erröthen könnten.

Klopſtock, Göthe, Herder, Hamann, Jean Paul, Schiller u. ſ. w. ſind bekanntlich ſämtlich von hundert und wieder hundert deutſchen Recenſenten in die Schule genommen und nicht ſelten derb angefahren worden: woron man ſich am beſten überzeugen kann, wenn man die alten heilloſen kritiſchen Journal-Polterkammern bei uns durchſtöbert, wobei es allerdings nicht ohne einen wahrhaft gräulichen Eckel abgehen dürfte. Der deutſche Leſepöbel — nie größer als in den Jahren 1760 bis etwa 1800 — ſtand dann dabei, und hatte ſeine Ergötzlichkeit daran, wie ſelbſt die größten Genies ſich müßten ausſchelten laſſen, was ihm doch nicht begegne.

Wenn wir erwägen, welch eine ganz beſondere Anſtrengung des Geiſtes vonnöthen ſey, um in irgend einer Wiſſenſchaft es ſo weit zu bringen, daß wir auf derſelben zu ruhen im Stande ſind, wenn wir ferner erwägen, wie unendlich klein die Anzahl derer iſt, denen durch künſtleriſches Talent oder Genialität im Allgemeinen, ein ſchnelles aber bleibendes Licht aufgeht, ſo werden wir nicht genug erſtaunen können, über die gewaltig große Schaar von Halbphiloſophen, Halbpoeten und Halbgelehrten, die uns wahrhaftig in ihrer beſonderen Behaglichkeit und Befriedigtheit, als auserwählte Söhne desjenigen Glücks erſcheinen müſſen, welches wir durch das Beiwort des „thieriſchen" deutlich genug bezeichnet zu haben glauben. Mit welcher Freude blickt ein ſolcher Mann auf ſich ſelber, wenn es ihm gelungen iſt, mit zwei bis drey Kantiſchen Ideen die Lüneburger Haide ſeines eigenen Ich an einzelnen Stellen zu befeuchten, oder (in einer anderen Metapher) ſeine eigenen farbloſen Aſcher-Mittwochs-Gedanken damit zu illuminiren. Wie manchen Lorbeerbaum ſetzt ſich nicht ein zweiter auf die Stirn, wenn ihm gelungen iſt, einige Bogen Oktaven mit erträglichem Glück in das Deutſche zu vertiren, oder gar ein Trauerſpiel in halbweg Schillerſcher Form auf die Meſſe; nicht auf die Bühne, ſelbſt *nicht* auf die wie ſie ſeyn *ſollte*, zu liefern. Den dritten macht oft ſchon das Bewußtſeyn hinlänglich glücklich, daß er die Hälfte der griechiſchen und lateiniſchen Autoren, ſelbſt ohne Lexikon, erträglich wegleſen könne, und bei ſchweren Conſtruktionen nicht als ein Fremdling erſcheine, ſondern eine gute Uebung mitbringe, bei der ihm vor einem Examen nicht bang zu ſeyn braucht.

Alle dieſe Menſchen ſind zur Genüge geſchildert worden in Göthe's Fauſt, und zwar in der Perſon des Famulus, dem ſein Herr die ſchweren Worte nachſendet:

Wie doch dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt;
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt, wenn er — Regenwürmer findet.

Verwundet werden kann ſelbſt das Herz des Tapferſten, recht ſehr tief verwundet werden, und hätte ihm auch die Weisheit ſelbſt einen wohlgediegenen Achillesſchild geliehen. Nur bleibe es nicht wund, wie wir jetzt (wir dürfen uns der trüben Wahrheit nicht weigern) viele tauſende erblicken, die, matte Seufzer matt hinhauchend, in einem ewigen Hallſterben begriffen ſind.

Es erhebe ſich das Herz nur wieder zu dem reinen ſtillkräftigen Glauben an den ewigen lebendigen Gott des Chriſtenthums, und es wird bald von neuem ſtark werden.

Eine Theodicee ſollte wohl nicht in Epigrammen geſchrieben werden, am wenigſten wenn dieſe ſich wie däniſche Handſchuh auch umkehren laſſen. Wir haden ein Werk, das nicht jene Aufſchrift führt; dennoch aber für eine Theodicee erklärt worden iſt, wobei mir wohl jene däniſchen Handſchuhe einfallen, und einfallen dürfen.

Es gab eine Zeit, wo mehrere recht berühmte Leute leider auch in Deutſchland, darauf ausgiengen, dem Erlöſer ſeine Göttlichkeit zu nehmen, wobei einige derſelben ſogar nicht übel Luſt hatten, mit ihm eben ſo zu verfahren, wie Claudius mit Hamlets Vater, der bekanntlich wirklich um ſeine Krone gebracht wurde. Da ſich aber zum Glück die Sonne nicht in einigen Dintenfäſſern ertränken läßt, ſo iſt das heilloſe Unternehmen Gottlob nicht gelungen.

Andere, die die Sache auf die höchſte Spitze trieben, gleichſam um zu ſehen was wohl zuletzt daraus werden würde, leugneten am Ende gar alle poſitive Religion, um die ſogenannte natürliche oder negative auf den Thron zu heben, wobei ihnen aber ſelbſt mitunter ſehr übel zu Muthe geworden zu ſeyn ſcheint, indem ſich die dünne Luft nicht wohl geſtalten und ſetzen läßt.

Dabei vergaß man aber nicht auf das Chriſtenthum noch einige jammervolle Seitenblicke zu werfen, ja wir haben ſogar eine berühmte Schilderung desſelben, als ſey dasſelbe höchſtens die Religion der tugendhaften Schwermuth; mitunter ſogar vollendete

Melancholie, mit etwas übellaunigem wehmüthigem Stolz verbunden. Zum Ueberfluſſe iſt jenem ſchwermüthigen Chriſten noch zur Seite geſtellt: die geſchwätzige Mittelmäßigkeit, die kalte und doch aufgedunſene Grauſamkeit, und im Hintergrunde die gutmüthige Einfältigkeit, die nicht einmal denken will.

Zum Glück iſt all dergleichen in unſerm jetzigen herrlichen Jahrhundert (deſſen einzelne Mängel wir übrigens nicht verkennen) nicht viel mehr als — verſchoſſenes Pulver, an deſſen Knallen wir uns nicht ſehr ergötzen können. — Dennoch iſt es wohl gethan, ſich zuweilen an jene Vergangenheit zu erinnern, damit der Dank zu Gott deſto inniger ſey.

Unter ſo manchen geiſtvollen Redensarten, an welchen die deutſche Sprache durch ſich ſelbſt ſo reich iſt, hat mir immer ganz beſonders gefallen: „Sich finden in etwas.“ Findet der Menſch nur ſich, ſo hat er alles, und das etwas, worin er ſich findet, kann ihm keinen ſonderlichen Kummer verurſachen, eben weil er gefunden hat das Höhere: Sich.

Es kann betrüben, wenn wir bemerken, daß der entſchieden Liebenswürdige nicht geliebt wird, doch werden wir einräumen müſſen, daß wenigſtens er ſelbſt in Beziehung auf ſich ſelbſt keines Troſtes bedürfen wird, indem das entſchloſſene Verlangen geliebt zu werden, ſchon gegen wahrhafte Liebenswürdigkeit verſtoßen würde.

So könnte man allerdings mit großem Schein des Rechts ſich vernehmen laſſen; doch dürfte dann irgend ein herzlich Leidender erwiedern: Mein guter Freund, mit dergleichen Sentenzen wirſt du die leidende Natur nicht beſchwichtigen; und wenn auch beſchwichtigen — doch beruhigen nicht und verſöhnen.

Es giebt einen ätheriſchen Ernſt, der nicht verwechſelt werden darf mit dem reinwiſſenſchaftlichen.

Es iſt ein ſehr übles Ding, wenn es mit einem Schriftſteller ſo weit kommt, daß ſich alles ihm zu etwas Darſtellbarem oder nicht Darſtellbarem bildet. Wir ſollen leben um zu leben; nicht aber leben, um über das Leben zu reden und zu ſchreiben. Lebe du nur recht im Leben; das Reden und das Schreiben wird dem edlen Streben dann auch ſchon kommen.

Gehe du auf dem Lebensſoccus oder auf dem Lebenscothurn; überall entſcheidet der ſittliche Anſtand.

Wage nur zu ſeyn und du biſt.

Wie ſchön du ſonſt flüſterteſt, Quelle, ſagte der einſame Dichter, du ſchleichſt jetzt matt und trübe. Wie anders ſonſt!

„Es war zu der Zeit, als du liebteſt, und mich liebteſt.“

Chriſtus unterſcheidet ſehr genau zwiſchen dem was zu den Alten geſagt worden iſt, und dem was er ſelbſt zu ſagen ſich berufen fühlt. Das erſte beabſichtigt nur: das Thier in uns an Ketten zu legen, oder, ſo Gott will, zu ertödten, das zweite ruft den Gott in uns hervor, und giebt ihm Raum, den Menſchen zu erheben und zu beſeligen.

Manche Prediger finden es indeſſen weit bequemer, über das zu reden, was zu den Alten geſagt worden iſt, ruhig überzeugt, es werde ſich ſodann auch wohl mit dem geben, was Chriſtus geſagt hat. Sicheren Nachrichten zufolge giebt es ſich aber eben nicht.

Seit dem Jahre 1789 iſt vielleicht die Hälfte der deutſchen Freundſchaften durch Differenzen in der politiſchen Anſicht getrennt worden. Die Wahrheit, die dieſes kurze Wort ausſpricht, iſt ſo unſäglich traurig, daß ſelbſt der Leichtſinn ſie durch keinen Scherz verhüllen könnte. Noch täglich reißt ſich um deswillen der Freund vom Freunde los, ſteht dann wohl noch eine Weile als matter Halbfreund da, und geht zuletzt ganz hinweg, ohne auch nur ein ehrliches Lebewohl zu ſagen, das man ja ſelbſt dem ſcheidenden Feinde nicht vorenthalten ſollte.

Wir lieben das Leben oft dann am meiſten, wenn es uns nicht zu lieben ſcheint. Dann erſt wird unſere Liebe rührend, naiv und erbaulich.

Der dummſte Vorwurf gegen den Witz der ſinnigen Deutſchen und Britten iſt, „er ſey weit hergeholt", wodurch man alſo das Naheliegende als vortrefflich anzuerkennen ſcheint. Aber man iſt nicht einmal folgerecht in dem Irrthum, indem man auch wieder tadelnd ſagt, es ſey „nicht weit her", ſo daß alſo der erſte Vorwurf keinesweges in ein reines, ſondern in ein unreines Nichts zerfällt.

Erhaben, groß, tief und bedeutend iſt mancher Römer geweſen, doch ſtets einſeitig und nie anmuthig, nie zur vollendeten Freiheit gelangt, nie liebenswürdig. Selbſt der heitere Leichtſinn mislang ihnen immer, da zu deſſen Behauptung eine Gattung von Genialität erfordert wird, die ihnen fremd blieb. Ein römiſcher Alcibiades würde als lebendiger „Widerſpruch im Beiwort" zu betrachten ſeyn.

Auf die Romantik hat ſich vielleicht nur Ein Römer gelegt, und zwar — Nero. Doch leider mit ſo ſchlechtem Glücke, daß er es nur bis zur Sünde Tollheit und Gräulichkeit brachte.

Zu den beziehungsreich wichtigſten hiſtoriſchen Charakteren, deren Beurtheilung mit ganz beſonderen Schwierigkeiten verbunden iſt, gehört vorzüglich Lucius Annäus Seneca; und wenige Männer der alten Welt haben ſo verſchiedenartige Urtheile über ſich ergehen laſſen müſſen, als er. Xiphilin erzählt, er habe in einem zuchtloſen, verbrecheriſchen Verhältniſſe zur Agrippina gelebt, und ſtets gerade das Gegentheil gethan, von dem was er in ſeinen Schriften als wahr und ſittlich geprieſen habe. Er habe geſchrieben gegen die Tyrannei, und ſey dennoch der Lehrer eines Tyrannen geweſen, er habe geſcholten auf diejenigen, welche ihren Ehrgeitz ſetzen in den vertrauten Umgang mit Fürſten, und er ſelbſt habe jenes Vergnügen nur zu ſehr genoſſen, und ſey faſt niemals von dem Pallaſte weggekommen. Er habe auf die Heuchler geſcholten, und dennoch Königinnen und Freigelaſſenen Lobreden verfertigt.

Hier wollen wir auf unſere eigene Rechnung noch hinzuſetzen: Er verfaßte die Leichenrede auf den Claudius, welche Nero halten mußte, in welcher er jenem ſtumpfſinnigen, in ſchlaffer Dummheit faſt ertrunkenen Manne einen ausgezeichneten Verſtand und koſtbare Talente beilegte, ſo daß bei ſolchen Redensarten ſelbſt die ernſthafteſten unter den Vätern ſich des Lachens nicht erwehren konnten; und eben er ſchrieb bald darauf jene bekannte luſtige Satire auf denſelben: „Die Verwandelung des Claudius in einen Kürbis“, ſo daß er alſo aus Einem Munde, und faſt zu derſelben Zeit kalt und warm blies. Xiphilin fährt fort, Seneca habe ſtets auf die Reichen geſchmäht und den Reichthum ſelbſt zu verachten affectirt und habe dennoch ter millies sestertiûm beſeſſen, welches, (nach Lipſius Rechnung) 7500000 Thaler beträgt, er habe nicht müde werden können, auf den Luxus und den überflüſſigen Reichthum zu ſchelten, und die Frugalität und Mäßigkeit zu rühmen, und dennoch ſelbſt unter andern 500 Tafeln von Cedernhol; mit Geſtellen von Elfenbein beſeſſen. — Das Empörendſte aber von Allem iſt ohne Zweifel, daß er den Seneca beſchuldigt, er habe den Nero ſelbſt zum Muttermorde aufgefordert und ermuntert, „damit er nur deſto ſchneller bei Göttern und Menſchen ſollte verloren ſeyn“ und geſtürzt werden.

Es iſt ein Glück daß Dio Caſſius und Xiphilin ihren wüthenden Haß gegen S. ſo deutlich ausſprechen, daß wir ſchon um deswillen gar nicht vermögen ihnen zu glauben. Nur Tacitus hat den Seneca mit vollendeter Klarheit aufgegriffen, und ihm allein bin ich in meiner Biographie des Nero *) gefolgt. —

---

*) Sie erſchien zu Leipzig 1810.

Das Ergebniß über Seneca wäre etwa Folgendes: In ſeiner Seele war völlige Klarheit, und gern hätte er auch ſein Leben zu einem Spiegel ſeines Denkens gemacht. Manche Jahre ſeines Lebens bilden auch wirklich faſt einen ſolchen Spiegel; in anderen faßte ihn eine trübe Verzagtheit, und er gab das Leben als Kunſtwerk auf. Der grelle Gegenſatz der Wirklichkeit und Wahrheit verletzte ihn endlich ſo ſehr, daß er ihn ſchon um deswillen, weil er zu tief verletzt war, nicht zu löſen vermochte. Er glaubt und erkennt die objektive Wahrheit; aber er ſelbſt vermag die Tugend, die er ſo rein erkennt, nicht durch ſich ſelbſt zu repräſentiren, ſo wie etwa Thraſea Pätus es vermochte. So ſind denn manche ſeiner Schriften faſt wie geiſtreiche Teſtamente oder wie Bußpredigten zu betrachten, in denen er ſich ſelbſt mitſtraft; der von ihm erkannten Wahrheit aber nichts vergiebt.

Nur ſein Tod iſt ein vollendetes Kunſtwerk, und er hat in demſelben alle ſeine Kraft zuſammen genommen, um doch endlich auch einmal die Idee und Erſcheinung (ſeiner ſelbſt) in Eintracht zubringen. Sein Tod iſt allein ſein wahrhaftiges Leben.

Die Franzoſen nehmen die Armuth, wie nicht ſelten im Leben, ſo noch häufiger in Schriften, mit luſtiger Leichtfertigkeit, und als die Mutter der Liſt.

Für das Luſtſpiel, das nun einmal das Herz nicht berühren *ſoll*, mag jene Weiſe recht gut ſeyn; wenigſtens iſt ſie beſſer, als die philiſterhafte Reinlichkeit, pathetiſch-ſeichte Schwerfälligkeit, und Würdevergeſſende Weichlichkeit, mit der die Armuth in ſo manchen Familiengemälden geſchildert wird.

Wenn wir aber jene altfranzöſiſche Weiſe beſſer nannten als das ganz Klägliche, ſo iſt ſie darum noch lange nicht ſchön. Das iſt nur jene poetiſch tiefe, großartig humoriſtiſche Weiſe, wie unſer Friedrich *Richter* die Armuth dargeſtellt hat in ſeinem „Siebenkäs" und den „Flegeljahren", Werken, an denen gewiſſermaſſen der ganze geniale Theil der Nation mitgearbeitet hat.

Ihr glaubt gewiß nicht, daß man einen vom Blitz entzündeten Tempel durch hineingeworfene Schneebälle retten könne; und doch ſcheint ihr es zu glauben, wenn ihr auf die gewöhnliche Weiſe — *tröſten* wollt.

Friedrich Richter ſagt mit Recht, das beſte Schönheitswaſſer für ein Mädchen ſey ein *Dichter*. Ein noch unendlich reicheres Schönheitswaſſer für den Mann, der denn doch auch desſelben mehr bedarf, iſt des Mädchens Liebe wie vielleicht die Hälfte *des* Geſchlechts, das wir ſo wahr, das ſchöne nennen liebt. Es iſt eine Liebe, die in der That einen Zauberſpiegel mitbringt, in welchem alle Unarten des Geliebten, ja ſelbſt einige mäßige Ruchloſigkeiten deſſelben als Aeuſſerungen einer intereſſanten Kraftfülle und Genialität erſcheinen. Selbſt um die Sünden deſſelben, wenn ſie nur nicht vollendet unpoetiſch ſind, webt ſie einen romantiſchen Duft, und deckt ſie zu mit dem Purpurmantel der Phantaſie. Iſt vollends dem Sünder ſelbſt eine mächtige Phantaſie gegeben, ſo trägt er das Mädchen leicht auf ihren Flügeln mit davon, und es wird ihm nicht ſchwer ſelbſt am hellen lichten Tage den Lügengeiſt vor ihr erſcheinen zu laſſen, der den Frevel heilig ſpricht und die gediegene Tugend und Ordnung für matte Proſa frech erklärt.

Alles dieſes iſt gar leicht zu begreifen, und der Romandichter hat ſehr recht, der ein ſolches Verhältniß darſtellt. Kann aber auch ein Mädchen Liebe fühlen für einen durchaus leeren Mann? Reicht auch hier die Zauberkraft der Liebe hin, aus einem farbloſen Garnichts, oder einem nebelgrauen Halbnichts ein Etwas zu machen? Man darf unbedenklich bei manchen Fällen mit ja antworten, obwohl es eben nicht erfreulich iſt, die Sache anzuerkennen, denn die reine Leere ſollte billig nie geliebt werden können, da ſelbſt ein Wunder die Nullität nicht ſteigern darf. Dennoch müſſen wir, da die Erfahrung es beſtätigt, ſelbſt an dieſe Superfoetation des Wunders und an die Ueberallmacht der Liebe glaubet.

Man vergeſſe bei dieſem Fragmente nicht, daß nur von der Einen Hälfte des verehrten Geſchlechts geſprochen worden iſt, und daß eben dies eine andere Hälfte vorausſetzt, die über jede Täuſchung in der Liebe erhaben, nur dem Reinen und Edeln ihre Liebe ſchenkt.

Und dann: Selbſt bei jener andern Hälfte — iſt nicht jede Kraft und jedes Talent der Liebe anerkennenswerth, und in ſich, und als ſolches achtbar? Und bedarf es wohl der Frage, wen wir am meiſten tadeln; den Täuſchenden oder die Getäuſchte?

Ihr, die ihr auf weibliche Gemüther lehrend einzuwirken vermögt, macht ſie nur recht ſtolz in der Liebe, und ſeyd nicht zu ſehr beſorgt, daß ihr eine Turandot erziehen werdet. Eine ſolche iſt ſeltener als ihr fürchtet, und verräth ſich bald genug, um einen andern Weg mit ihr einzuſchlagen.

Kann denn der gebildete und edle Menſch nicht ſeyn wie die Sonnenſtrahlen, die unverletzt und ohne den Glanz einzubüßen, über die feuchte Erde mit allen ihren Sümpfen hinübergehen? — Er kann es und thut es.

In dem Roman *Honorie* von *Wilhelmine Wilmar* regt ein ſehr anziehender, kraftreicher, und ſanfter Geiſt die Flügel; und man wird in dieſem Flug ein frommes Gebet um Poeſie vernehmen. — Möge die Muſik der Phantaſie ſich immer mehr mit ruhig-klarer und tief-beruhigender Anſchauung, von der ſich ſchon jetzt die deutlichſten Spuren zeigen, auch in der geſicherten *Darſtellung* vereinigen. Ein ſo edles Streben, wie das ihrige, darf die erfreulichſte Erfüllung hoffen.

Die Politik, und die Polemik gegen die Nichtpolitiker und die misverſtehenden Staatskünſtler und Sophiſten machte den Ariſtophanes zum Dichter. Sobald er aufhört zu polemiſiren ſchwindet auch ein großer Theil ſeines Witzes und ich geſtehe gern daß ich z. B. ſeinen *Plutus* nur für ein kalt verſtändiges Stück halte. Seine Politik erklärt und vielleicht entſchuldigt ſie auch die Ungezogenheit vieler ſeiner Scherze, denn dem Politiker mußten allerdings die herrlichen nicht ſehr feinen Sieger bei Marathon erfreulicher ſeyn, als die haarſcharf gebildeten ſchönſchwatzenden Athener zu Socrates Zeiten, und, indem er jene kräftig-witzloſe Periode, gegen die damalige beſchaulich-witzig-müſſige in Schutz nimmt, *entſteht* eben jene Fülle von Witz und Parodie, um deſſentwillen wir ihn noch jetzt ſo anziehend und wichtig finden.

Unſerm deutſchen Dichter Ludwig Tieck ſcheint etwas Aehnliches begegnet zu ſeyn, indem auch ihn die Polemik oft zur Poeſie geführt hat. Sobald die Aufklärung, die Mehrheit der Familiengemälde, manche ſonſt gerühmte ſeichte Romanſchreiber, die unnatürliche Unternatur-Poeſie, zum Theil durch ſich ſelbſt gefallen und zum Scherz geworden waren, hatte auch ſein Scherzen lange Zeit ein Ende. Zum Glücke war indeß die Polemik nicht der einzige Genius ſeiner Poeſie, und in mannigfacher Farbenpracht blühend ſteht er im Phantaſus da.

Das höchſte Opfer was die Liebe und die Freundſchaft bringen kann iſt nicht das Leben ſondern die Ueberzeugung.

Das ſchönſte Geſchenk, das man uns zu Theil werden laſſen kann, iſt ein unbedingtes Vertrauen, das nicht erſt hintennach, ſondern von vorn herein kommt, ehe man noch an das Erringen denken konnte.

Wer ſich ſelbſt überwinden kann zeigt Kraft des Charakters; wer der Selbſtüberwindung nicht bedarf, Schönheit des Gemüths. Indeſſen iſt vor dem Tode niemand glückſelig und niemand ſicher, darum waffne ſich die Schönheit ſtets mit Kraft.

Einſeitig ernſthaft und grämlich zu ſeyn iſt vielleicht unter allen üblen Dingen — das Leichteſte. Doch ſchon um deswillen ſollte es der ſtolze Mann nicht ſeyn, der ja ſtets das zu Leichte gern verſchmäht. Die meiſten feierlichen und in der Feierlichkeit nichtsſagenden Geſichter werden aus bloßer Bequemlichkeit gemacht; zu einem angenehmen ſcherzhaften gehört ſchon ein wenig edle Kunſt; nur arte dieſe nie in Künſtlichkeit aus.

Die meiſten Deutſchen fangen, wenn ſie erzählen, nicht etwa vom Ei an, ſondern von der Henne, die es gelegt. Am Schluſſe pflegen ſie ſich noch zu entſchuldigen, daß ſie ſich ſo kurz gefaßt haben, und verſprechen demnächſt beſſere Ausführlichkeit.

Wenn die Muſik in ſich ſelbſt die ätheriſchſte und frömmſte aller Künſte iſt, ſo kann ſie auch am leichteſten misbraucht werden. Sie wird misbraucht, wenn ſie zur bloßen Erhohlung, oder ſogenannten Aus- und Abſpannung, oder gar zum Amüſement dienen ſoll. — Was die poſſirlichen Sprünge eines Affen allenfalls vermöchten, dazu ſoll der Genius nicht in Anſpruch genommen werden. — Sie wird ferner gräßlich misbraucht, wenn ſie als Surrogat der mangelnden geiſtigen Unterhaltung, als Verhüllung des Nichtdenkenkönnens, oder überhaupt der tönenden Eitelkeit dienen muß. — Das ſind einfache Worte; die ich aber mit leuchtend hochrothen Buchſtaben möchte drucken laſſen, um denen eine Schamröthe abzugewinnen, die ſie alſo misbrauchen.

Allerdings kann ein ſolcher Misbrauch ſelbſt dem Sanfteſten zuweilen einige Bitterkeit abgewinnen; wehe aber dem, bei dem dieſe Bitterkeit die Klarheit der Anſicht von der Tonkunſt ſelbſt zerriſſe, wehe ihm, wenn er die Heilige ſelbſt antaſten wollte. Ein ſolcher würde einer gar langen Reue und Buße bedürfen, ehe er wieder zu Gnaden aufgenommen werden könnte, und auch dann würde ich ihm noch lange rathen, bei Tag und bei Nacht den fünften Akt des Kaufmanns von Venedig zu leſen, um die Stacheln gegen ſich ſelbſt zu ſchärfen durch die dort befindliche Darſtellung des grauenvollen Zuſtandes, in welchem ſich ein Mann befindet der „nicht Muſik hat in ſich ſelbſt, und nicht die Eintracht ſüßer Töne fühlt.“

Denke ich mir vollends, daß auch ein Dichter die Muſik haſſete, ſo würde ich ihn erſt unendlich bemitleiden, und ihm nur, wenn ich dieſen Zoll des Mitleidens redlich abgetragen hätte, den leichten Beweis geben, daß er durchaus kein ächter Dichter ſeyn könne.

Wem durch das Leben vom Leben etwas verloren gehen kann, der hat es nie gekannt.

Wenn auch der Schmerz ſelbſt nicht immer redet, ſo läßt ſich doch über ihn reden, und er iſt zu ſchildern, reich, farbig, tönend, und wie des Dichters Geiſt will. Aber die Freude iſt ſtill und demüthig, und wenn ſie ſo iſt, vermag der Dichter auch nur ſie alſo anzudeuten. So kennen wir alle den unendlichen Reichthum an Farbe, mit dem Siebenkäſens Leiden mehrere Theile hindurch gehen; aber als ſie vorüber ſind, wird dies nur angedeutet, und dann geſchwiegen.

Wir wiſſen alle, daß Dante's Himmelreich ſeiner Hölle weit nachſteht, und wir dürfen uns nicht darüber wundern. Die Hölle ſetzt einen Himmel voraus, aber eben weil ſie ihn vorausſetzt, ſo wird jede Schilderung ungenügend bleiben. Doch nur die durch Worte, keinesweges die durch Töne, und es iſt der Muſik möglich, ihn ahnden zu laſſen, ſo wie ja auch die Muſik als eine Beſchäftigung der Seligen gedacht wird.

Die Freude, als das reinſte Geiſtige kann oft nur durch Muſik bezeichnet werden, und der Dichter nimmt gern ſeine Zuflucht zu ihr, wenn die Geiſterwelt überhaupt ſich öffnen ſoll. Shakſpears Geiſtererſcheinungen gehen faſt immer Töne voraus, die uns bereiten und einweihen ſollen.

Welch eine tiefſinnig-einfältige Weisheit liegt in dem Spruche unſrer Ahnen, den ſie ſo gern an ihre

Häuſer ſchrieben, damit ſie ſich täglich beim Ein- und Ausgang daran erinnern möchten:

„An Gottes Segen iſt alles gelegen.“

Kennen wir nicht die Früchte, die wir erndteten, als wir des Spruches einſt vergaßen? und die, ſo uns erfreuten, als wir wieder demüthig zu ihm zurückkehrten? So nur ſind wir geneſen zur Kraft und zum Stolz, zum Glück und zur Wahrheit. Wir verſanken in Gott, und fanden ihn und fanden uns.

Könnten doch die Menſchen alle nur beten, wie viel beſſer würde es um ſie ſtehen. Ach, die ſtehen wohl gar nicht, die nicht beten können. — Du guter Philipp Jacob Spener, du ſchon hienieden Seliger im Gebet! bete, daß wir alle beten lernen.

Es giebt ſchauerliche Augenblicke im Leben, denen nur durch religiöſe Kraft und Gebet zu begegnen iſt. Z. B. wenn ein alter, längſt eingeſargter Schmerz den mooſigen Leichenſtein wieder durchbricht, und ſeine ungeheuren nur verjährten Rechte furchtbar wieder geltend macht, und an unſer Herz mit Fäuſten ſchlägt. Oder wenn ein alter, grau gewordner Todfeind, der auf ewig von uns hinweggekommen zu ſeyn ſchien, wieder munter zu uns tritt, während wir im hell erleuchteten Saale bei ſchöner Muſik und freundlichen Freundesgeſichtern ſo recht von

Herzen froh waren. Oder wenn ein unendlich geliebter Freund uns mit einemmale durchaus hart und kalt und grell vorkommt, ſo daß eine böſe Stimme klagend durch unſer Herz geht. „Ach ſo war doch alles nur ein Irrthum, und wo iſt nun Wahrheit? Iſt auch wohl eine?“

O du geliebter Leſer, der du mich vielleicht nur zu ſehr verſtehſt, laß uns, wenn ſolche Augenblicke zu uns treten, ja recht muthig gegenkämpfen, und da die Menſchenkraft nimmer ausreicht, ſo laß uns dann flüchten zur unendlichen Gnade Gottes, die uns ſehr nahe iſt in dem Augenblicke des entſetzlichſten Schmerzes, wenn wir nur recht innig und demüthig muthig vertrauend zu ihm flehen.

Dem rohen Auge erſcheint in der Welt nur Körper und wieder Körper, und er hält für Wiſſenſchaft, dieſe in Klaſſen theilen zu können. Nur der Dichter, d. h. der reine, fromme, dichteriſche Menſch vermag den Geiſt der Erſcheinungen zu beſchwören, daß er ihm ſtehe und rede.

In vielen alten europäiſchen und aſiatiſchen Geſchichten und Mährchen hat der Vater drei Söhne oder drei Töchter und immer iſt es das jüngſte Kind, welches die wichtigere Rolle ſpielt, und liebenswürdiger und geiſtreicher erſcheint als die andern.

Auch ſorgt der Dichter dafür, daß die ältern jederzeit den jüngeren Bruder oder die jüngere Schweſter unterdrücken, damit deſſen Kraft und Anmuth ſich deſto entſchiedener zeigen möge.

Man könnte ſagen, es liege in dieſer Anſicht eine Spur vom Angel-Sächſiſchen Feudalismus, der auch bis auf den heutigen Tag noch in England ſich erhalten hat, und der Dichter ſuche für das jüngſte Kind, dem die Geſetze das äußere Beſitzthum rauben, die innere Größe zu vindiciren, oder in der idealen Welt die Güter anzuweiſen, die ihm in der realen verwehrt werden, und allerdings mag eine ſolche Anſicht mitgewirkt haben.- Sollte aber nicht dennoch eine noch tiefere Idee zum Grunde liegen, eine Idee, die bei ihrer Tiefe auch faſt zu zart iſt, um ausgeſprochen zu werden? — Aber eben deshalb iſt gerade die Fabel ihre „Heimathwelt."

Die Tyrannei des Tiberius war eine gebildet-proſaiſche, klüglichkalte, mit ſich ſelbſt zufriedene; doch ſcheuend das Wort des Fremden, der ſie ausſpräche oder andeutete. Späterhin verließ er den Weg der Klugheit und gedieh zu jener unreinen Gräßlichkeit und abſtruſen Widerlichkeit, die das ſchlechthin unpoetiſche Laſter bezeichnet: in ſich ſelbſt verweſend, und in der Verweſung erſtarrend.

Im C. Caligula findet ſich das freche Gelüſt, das Laſter und die Tyrannei mit einer gewiſſen Hypergenialität und Unbefangenheit zu vereinigen. So erzählt Suetonius, daß er die Schriften des Titus Labienus, Cremutius Cordus und Caſſius Severus, welche durch frühere Senatsbeſchlüſſe unter Tiber unterdrückt worden waren, wiederherſtellen laſſen, und erlaubt habe, ſie zu beſitzen und zu leſen: gleichſam als wäre ihm ganz beſonders daran gelegen, daß jegliche Thaten der Nachwelt verkündet würden. Man weiß indeſſen, wohin endlich jene Unbefangenheit im Sündigen gedieh, und wie zuletzt eine ſehr befangene Wuth und Raſerei die verhöhnte Tugend an ihm rächte.

Neros Streben — gleichviel ob bewußt oder bewußtlos, ausgeſprochen oder nicht — ging offenbar dahin, die Tyrannei, und die frevelhafte Willkühr zur Poeſie zu erheben, und die Sünde mit dem Purpurgewebe der Romantik zu umhüllen. Er endete mit entſchiedenem Wahnſinn, denn was er erreichen wollte, iſt in ſich ſelbſt wahnſinnig.

Manche Männer, roh und ohne geſellige Bildung, ſpielen mitunter die Rolle eines umgekehrten Pygmalion, und verwandeln, wenigſtens für Augenblicke, ſehr liebenswürdige und lebendige Galatheen in Stein.

Honig trinken möge Pſyche, doch ihre Flügel nicht in ihm baden wollen; ſonſt werden ſie ſchwer, und — wir dürfen das häßliche Wort nicht vermeiden, weil auch die Sache häßlich iſt — klebrig.

Zu glücklich und doch nicht genügend glücklich. Zu etwas Höherem bringen es die meiſten, auch ſehr gebildete und vortreffliche alte Jungfrauen und Geſellen nicht. — Wie ſie es zu etwas Höherm bringen: darüber darf dies kleine Fragment ſchweigen.

Der betrübteſte aller Zuſtände im Leben iſt der, wenn man nicht weiß, welchen Göttern man dienen ſoll; und dennoch giebt es wohl nur wenige Menſchen, die nicht einmal (wenn auch nur auf Eine Stunde) den ſchmerzlichen Zuſtand jenes Nichtwiſſens haben erleben müſſen.

Bei dem gemeinen Menſchen iſt der Schmerz darüber am gelindeſten, und er endet gewöhnlich bald damit, daß er überhaupt aufhört an Lebens-Götter zu glauben und ſich ihm alles auflöſt zu widrig flacher Allgemeinheit.

Der ſchlechte Menſch, ohnehin ſtets geneigt, dem Unſittlichen die Farbe des Poſitiven zu geben, um ſich ſelbſt nicht verächtlich zu werden, entthront nicht ſo bald die Götter, als auch ſchon das freche Gelüſt in ihm aufſteigt, dem Teufel ſelbſt die verwaiſete Stätte in ſeinem Innern einzuräumen. Denn dienen einer Idee muß nun einmal der Menſch, der nicht Thier iſt. Wer den Tacitus mit der gebührenden, d. h. vollendeten Aufmerkſamkeit geleſen, wird nicht abläugnen können, daß im Tiberius ganz beſonders aber im Nero ein ſolches gewaltſames Vergötternwollen des Teufels gewaltet habe. Wer an innerm Unfrieden leidet, und ihn bannen zu können aufgegeben hat, ſucht wenigſtens Linderung für ſeinen Zuſtand durch die Sanktionirung deſſelben. Hat er die Macht dazu, ſo thut er dies öffentlich, und Wenige haben dieſen traurigen Triumph in ſo hohem Grade erlebt, als jene beiden Imperatoren.

Die reine Philoſophie hat zwei Fragen zu beantworten, Bewußtſeyn und Welt; die praktiſche: „Woher?“ und „wohin?“ Ueber die göttlichen Dinge erfahren wir nur das Entſcheidende, wenn wir Chriſtum erfahren und erleben.

Wahrhaft urtheilen über den Dichter kann nur der dichteriſch geſinnte Menſch, und die edlen und anmuthigen Frauen und Jungfrauen.

Habt ihr Fanny Tarnow geleſen? Wohl nur Wenige von euch, ſonſt würden alle Beſſern der edlen Schriftſtellern, die ſich klar und tief, ſtark und milde zeigt, mit Innigkeit entgegengehen. Sie iſt eine wahrhaft chriſtlich deutſche Schriftſtellerin, die wohl nicht ohne vorangegangene tiefe Leiden, nicht ohne Blut und Thränen den milden Regenbogen erſchaut hat, den ſie nun ſogar darſtellen kann.

Möge der zarte Geiſt ſich nie verwunden an den ſcharfen Spitzen des Lebens, und möge es ihr milde ſeyn, wie ihre Anſicht.

Man hat von jeher die Unpartheilichkeit gewiſſer Dichter, in der Darſtellung ihrer Perſonen im Drama und Roman anerkannt und bewundert. Uns dünkt indeſſen, man habe bei allem guten Willen, ihnen in dieſer Hinſicht noch nicht genug gethan, denn wir finden zuweilen jene Unpartheilichkeit bis zu einer Spitze hinaufgetrieben, vor der vielleicht manche nicht gerade zu zarte Naturen ein wenig ſchaudern könnten. Es iſt einem überaus gebildeten und vielſeitigen Künſtler, als ſolchem völlig einerlei, was und wen er gerade zu ſchildern hat, ob einen milden Sommerabend, an welchem den Menſchen das ganze Gemüth ſich ſelig aufſchließt, oder einen Novembernachmittag, an welchem die vielleicht nicht ſehr erfreuliche Geſellſchaft ſich zu früh einſtellte, ſo daß wenig Hoffnung bleibt, es werde die Converſation bis zum ſpäten Abend ſich in gutem Zuge erhalten. Es verſchlägt ihm nichts, für die officiöſe Sedulität eines Cajus die ganze Kraft ſeiner Farbengebung hinzuleihen, ſo daß ſich — hoffen läßt, er werde, wenn er einmal (Gott geb' es) an die Zeichnung eines wahrhaft großen und entſchieden göttlichen Charakters, z. B. der Apoſtel Johannes und Paulus gehen müßte, eine ähnliche Aufforderung an ſeine Kraft ergehen laſſen. Ob nicht eine ſolche unſäglich reinpoetiſche Unpartheilichkeit die *Partheilichkeit* mancher *Leſer* erregen dürfte: dieſe Frage gehört nur in ſofern hieher, als eben durch ſie die Vollſtändigkeit der erſten an den Tag kommt.

Stolz iſt gewöhnlich nur wer *einen* Flügel frei hat. Das Geräuſch, was er macht, macht eigentlich der andere Flügel, der noch in der Scheide ſteckt.

Laſſet uns beide Flügel harmoniſch bewegen: ihr Rauſchen iſt der eigentliche Rhythmus. Kein Zickzack, ſelten auch nur die Progreſſion einer Linie, ſondern kreisförmig; nur nicht eng. Dann aber laſſet uns auch noch das Letzte ja nicht vergeſſen: dieſe harmoniſch bewegten Flügel, ſo oft als möglich, gelaſſen und behaglich zu *ſonnen*.

Es iſt thöricht, Mädchen einen Vorwurf der Geiſtesbeſchränktheit zu machen, wenn ſie ſich vor gewiſſen richtigen aber männlich ſtrengen Urtheilen ſcheuen, weil ſie ſich überhaupt manches an ſich ganz

Rechte dennoch zu denken verbieten. Manch edles Mädchen vermag nicht, den Groß-Vezier, wär er auch ein Wüthrich, zu tadeln, wenn ſie in der Türkei lebt; noch viel weniger ihren Beichtvater, dem ſie ſtets einen Lilienſtengel in die Hand giebt, ſollte der Mann auch nur Hahnenfuß in der Hand halten.

Silvain ſchrieb ein Buch über das Erhabene, in welchem er ſich bemühte den Longin zu widerlegen, wobei mitunter wohl gar die Abſicht deutlich wird denſelben gänzlich herabzuſetzen und zu vernichten. Nachdem er es damit auf alle Weiſe verſucht hat, giebt er endlich, um den alten Griechen vollends in die Flucht zu ſchlagen, folgende ſelbſteigene Erklärung von dem Erhabenen: Le sublime est un discours d'un tour extraordinaire, qui par les plus nobles images et par les plus grands sentiments, dont il fait sentir toute la noblesse par ce tour même d'expression, éleve l'ame au dessus, de ses idées ordinaires de grandeur, et qui la portant tout à coup avec admiration à ce qu'il y a de plus elevé dans la nature, la ravit et lui donne une haute idée d'elle même. Es läßt ſich dabei nichts weiter ſagen, als daß dergleichen überſchwengliche, oder vielmehr unterkriechliche, erhitzte Abgeſchmacktheiten gar wohl verdienen, in den Annalen der europäiſchen Literatur aufbewahrt zu werden, indem kein menſchlicher Verſtand und keine noch ſo gewandte Ironie ſie zum Scherz beſſer erſinden kann als ſie hier in vollem Ernſt vorgetragen worden ſind.

In den Tiefſinn der deutſchen Sprache ſich zu vertiefen, iſt eine der erfreulichſten Beſchäftigungen. Von Millionen Beiſpielen eins: „das Sehnen“ und die „Sehnſucht“ „ſich ſehnen“ und „ſehnſüchtig ſeyn“ — ſich nach dem Sehnen ſehnen, daher ſehnſüchtig. In der holländiſchen Sprache heißt die Sehnſucht „Halsreckigkeit.“ Jene Sprache iſt im Ganzen doch auch eine würdige Sprache der Deutſchen, ruhig freundlich, naiv, doch mitunter ein wenig.... zu fett.

Es giebt ſehr liebenswürdige Alles zum Beſten-Kehrer, die man doch ja nicht mit jenen alltäglichen Ja-Sagern verwechſeln möge, die zum kernigen Nein zu ſchwach ſind. Bei den erſtbezeichneten Tieferen waltet die reine Liebe, die ſie zwingt, auch das Irrige und Verkehrte, mit dem Aufgebot alles Scharfſinns, umzuwandeln in bloßes Wort-Mißverſtändniß, das ſich wohl verzeihen läßt. Sich ſelbſt tadeln ſie ſtreng; aber gegen andere ſind ſie mild, und nur dann unglücklich, wenn die Entſchuldigung derſelben durch dieſe ſelbſt, ihnen ganz unmöglich gemacht wird.

Was das heiße: „Gemüth“, das fühlt man erſt dann mit vollendeter Klarheit, wenn es uns begegnet in der Liebe, oder — was faſt zu ſchmerzlich iſt, um davon zu reden — wenn wir es vermiſſen, da wo wir gern lieben möchten. Wir geben dann unſer Alles gegen das Viele, welches unendlich weniger iſt als das Eine, und doch mit ſeiner Zerſtreutheit ſich brüſtend, dies als das Einfältige zu verachten wagt.

Aber der gemüthliche Menſch giebt ſeine Liebe nicht auf, bis er endlich mit dem tiefſten aller tiefen Schmerzen einſieht, daß — die Griechen ſehr Unrecht hatten, wenn ſie die Arbeit der Danaiden als ſolche für die höchſte Qual der Verdammten hielten. — Jener Gemüthvolle liebte ja das poröſe, ſiebartige, zerlechzte.... Herz, und glaubte es zu füllen, ein Gefühl, das Rhadamanth ſelbſt jenen frevelnden Töchtern nicht zuerkannt hatte.

Es iſt ein gutes Zeichen, daß der Antikritiken in den ſogenannten gelehrten Blättern immer weniger werden. Der edeln Kritik, die nothwendig auch edelſtreng und edelmild iſt, ſoll man nie durch eine Antikritik begegnen wollen; und die ſchlechte, ſeichte, und unedle, verdient (einige ſeltne Fälle der Strafexempel ausgenommen) keine Antwort. — Nehmt nur die Sache mit Klarheit wie ſie liegt.

Welche Pſeudo-Kritiker begegnen uns zuweilen? Wir finden mitunter eine unendliche Mattigkeit, heilloſe Plattheit, lächelnde Ruchloſigkeit, kraftlos ſich hinhauchende nach Witz ſtrebende Witzloſigkeit, glauben- und liebeleeren Kosmopolitismus, ſich brüſtende Ausländerei, ſchamloſe Verhöhnung des Edeln und Heiligen, Liebäugelei mit der Halbwolluſt, dickbehäutete Dummheit, die da ſtehen bleibt, wo ſie etwa vor zwanzig Jahren in irgend einem widrigen Momente ſtehen geblieben iſt, offenbares oder verhülltes Streben wehe zu thun, u. ſ. w.

Und, ihr Beſſeren, ihr wolltet dieſen Elenden den Triumph laſſen, euch wehe thun zu können? Sie, die eigentlich nur Pack und Geſindel ſind, und die dem lieben Gott auf ihren Knien danken ſollten, daß er aus unendlicher Barmherzigkeit ſie noch immer auf zwei geſunden Beinen ſtehen läßt, ſie ſollten Einfluß haben können auf die Ruhe und Heiterkeit auch nur von Einer eurer Stunden? Gewöhnt euch nur recht ernſtlich daran, ſolch ſündhaftes Weſen chriſtlich-gründlich zu verachten, und die mit demſelben behafteten Perſonen redlich zu bedauern, und es wird dem löblichen Streben am Ende gewiß gelingen.

Nehmt auch dergleichen Kritiken ja nicht zu ernſthaft. Selbſt das Scheinleben, das ſie etwa haben, dauert ſelten länger als den Tag, wo ſie die Preſſe verlaſſen, und oft, ehe ihr euch an dem Zeuge eckelt, hat ſich ſchon der wohlgeſinnte Setzer geeckelt und — vergeſſen: Und euer Eckel ſollte länger dauern, als etwa ein Drittel einer Viertelſtunde?

Noch einmal: Nehmt die Sache leichter und ſcherzhafter. — Die braven Wiener haben, ſo viel ich weiß, nur Einen Kasperle und Lipperle; ihr könnt, wenn ihr wollt, etwa 500 haben, nämlich gerade ſo viel deutſche Schriftſteller, das heißt: ein Zwanzigſtel der im Meuſel verzeichneten. — Könnt Ihr nicht, wenn Euch etwas Schlechtes, Widriges und Verkehrtes in der Literatur aufſtößt, es ſchnell in Euren Gedanken gleichſam auf das Theater heben, und Euch daran erfreuen, wie an etwas mit glücklicher Ironie-Gezeichnetem in einer luſtigen Farce? Könnt ihr nicht die Narrheit, Dummheit, und Fadheit wie einen munteren Spaß betrachten, den die Natur freundlich aufführen läßt, um die beſſeren Menſchen, die mitunter etwas zu ſehr zum Ernſt ſich neigen, zum wohlthätigen Lachen zu reizen? —

Oder glaubt Ihr, die Gemeinheit, die, als ſolche, zur Ruhe gekommen iſt, und ſich irdiſch widerlich-wohl befindet, durch ein paar Federzüge oder auch durch ganze antikritiſche Bücher zu bekehren? Ihr braucht die Frage nur auszuſprechen um die Antwort zu haben.

Dennoch ſoll der edle und zarte Menſch ſich nicht ganz dem Schmerze entziehen, den gewiſſe heilloſe Erſcheinungen in unſerer Literatur erregen wollen. Nur möge er nicht zu lange bei jenem Kummer verweilen, ſondern ſich tröſtend erheben, zu ſo manchem Herrlichen was ihm die beſſeren Dichter, Philoſophen, Geſchichtſchreiber, Kritiker u. ſ. w., bieten. Er möge nie vergeſſen, daß tauſend vortreffliche Menſchen gar nicht drucken laſſen, und daß er eben deshalb ſie nicht hören; wohl aber ahnden kann und daß das Publikum, als ſolches, nicht durch einzelne Schreier ausgeſprochen wird; ſondern, gleich einer edlen Kirche, ſich durch ganz andere Worte und Thaten verkündet, als die in der Currentſchriftſtellerei und Currentkritik gegebenen ſind.

Endlich trauet den Deutſchen, als ſolchen, Anlage zu allem Guten und Schönen zu, und ihr werdet nie irren und ſehr ruhig ſeyn.

Ein Tag vergeht nach dem andern. Wann wird es kommen, daß die Zeit einmal nicht vergeht? Nur dann, wann überhaupt keine Zeit mehr iſt; denn die Zeit iſt allerdings nur zum Vergehen da. Aber wir ſollen ſie darum nicht tadeln, ſondern in dem alten bekannten Ausrufe: „Du liebe Zeit!" eine recht freundliche Beziehung finden.

Das ſeltſamſte Ereigniß in der deutſchen Literatur während des vierten, fünften, und ſechsten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts ſcheint mir die Hinneigung ſo mancher Pſeudo-Poeten zum Anakreon, der damals ſogar auch manchem beſſern Dichter aufgedrungen wurde, bis ſich endlich auch manche Beſſere, in ſchwachen Stunden, beſchwatzen ließen. Ich möchte aber wohl vermeynen, dieſer Anacreon ſey ein in Sinnlichkeits-Laxität ertrunkener und in ſchwächlicher Verliebtheit und ſchlaffer Halbwolluſt hintändelnder alter grauer, höchſt ſündhafter Mann und Dichter. Man könnte, möchte ich gleichfalls vermeynen, dem Höchſten und Herrlichſten was der Himmel der Erde geliehen hat, der Liebe, ordentlich gram werden, wenn ſolch ein Menſch, der, Gott weiß wie, zu einem poetiſchen Taufſchein gekommen iſt, von der Liebe zu reden wagt. — — Einige wenige rühmlich hervorragende Gedichte in den ſogenannten Anacreonticis ſind mir gar wohl bekannt, und haben gewiß einen andern Anacreon zum Verfaſſer, als jenen bezeichneten.

Haltet feſt an einem perſönlichen in ſich ſelbſt lebendigen und Leben ausſtrömenden Gott, denn ein ſolcher allein kann tröſten. Es hat der verfeinerte Atheismus, dann wenn er Pantheismus iſt, aber das Wort umgeht, noch den Fehler des Hochmuths, der vollkommen am Ziele zu ſeyn glaubt, und gelaſſen herabſieht auf die Thorheit der Gläubigen. Da aber jede Schuld ſich auf Erden rächt, ſo auch dieſe, inſonderheit dann wenn es an der Zeit iſt, die Erde zu verlaſſen. — Selbſt nicht der Glaube an die präſtabilirte Harmonie wird uns auf dem Sterbebette tröſten können, ſondern nur der Glaube an den lebendigen moraliſchen Weltordner, und an den von ihm geſandten Erlöſer.

Die betrübteſte Empfindung in einer langwierigen Krankheit, obwohl wir uns ſagen dürfen, daß wir ſie mit äuſſerem und innerem Anſtande ertragen, beſteht darin, daß wir die große Summe von Kraft und Zeit bedauern, welche wir, zum Aufrechtſtehen in der Krankheit gebrauchen. Kann aber die Kraft überhaupt wohl beſſer angewandt werden, als indem wir beſiegen was uns beſiegen wollte? und was die Zeit betrifft, iſt nicht der göttliche Troſt vorhanden, daß wir ja die ganze Ewigkeit vor uns haben, die jede Zeit wieder einbringen wird? Dann wird es ſich auch noch deutlicher zeigen, was auch hier ſchon deutlich war, daß jene Zeit, weit entfernt verloren zu ſeyn, recht eigentlich würdig macht der Ewigkeit.

Ob es wohl überhaupt eine andere wahrhaftige und vollſtändige Poeſie giebt und geben könne als eine rein chriſtliche?

Der eigentliche poetiſche Antichriſt war Voltaire, und der einzige Troſt bei dem Gedanken an ihn, iſt der, daß wir den Mann gehabt haben. Er ſteht freilich noch in Corduan gebunden in manchen Bibliotheken; aber wir wollen der unglücklichen Leiche das glänzende Paradebette gern gönnen.

Es iſt nicht ſeltſam, daß wir uns in dieſem Augenblick an den Landvoigt Wolfenſchießen, und an Baumgartens Wort im Wilhelm Tell erinnern: „der ſchadet nicht mehr, ich hab ihn erſchlagen." Dieſer Baumgartrn war „ein beſcheidner Mann." Deutſchland iſt noch beſcheidner; doch iſt Voltaire nur durch Deutſchland machtlos geworden, und er war mehr als jener Landvoigt.

Die größten Leiden des Eiteln ſind die, die er ſich ſelbſt bereitet. Wenn es ihm nämlich einmal begegnet iſt, daß die beſſere Natur in ihm im Verhältniſſe zu irgend einem Menſchen, geſiegt hat, und am andern nüchternen Morgen darauf, das einengende böſe Princip von neuem erwacht und ſpricht: Welch' ein Dementi gabſt du dir, und wie viel Zeit wirſt du brauchen, das wieder gut zu machen. Und ſo wird denn auch jenes Gute wieder „gut" gemacht (!) durch erneuete und erhöhete.... Schlechtheit.

Was ſonſt, in weiten Kreiſen auseinander gezogen, in Jahrhunderten Platz nahm, das drängt ſich jetzt in wenige Jahre; ja, faſt möchten wir ſagen, in wenige Monate zuſammen.*) Wie Großes aber auch begegnet, wie viel Herrliches auch vollführt ſeyn möge; nimmer kann, nimmer ſoll vergeſſen werden: der 23. Auguſt des überreichen Jahres 1813. Es war die erſte Schlacht nach dem trüb hingegangenen Waffenſtillſtande, eine Siegesſchlacht, die auch dem durch den Raum entfernteren Deutſchland neuen Muth gab, die laſtenden Ketten zu brechen, es war jene Schlacht, die nebſt der ihr verwandten bei Dennewitz unſer Berlin rettete. Faſſen wir jetzt auch nur den letzten Zweck mit Klarheit auf, ſo erſcheint uns jener Tag in einem Glanze, der noch zu den ſpäteſten Enkeln hinüberleuchten wird. Es wurde Berlin gerettet, die Hauptſtadt des Preußiſchen Staates! Verſenket euch ganz in dieſen Gedanken, damit ihr mit deſto innigerer Freude auf den Tag zurückblicken könnt.

Es iſt hier nicht die Rede allein von der ſchönſten Stadt in Deutſchland, vielleicht von der ſchönſten in Europa, es iſt die Rede von jenem Orte, den Friedrich Wilhelm der Große und ſeine edlen Nachfolger zum Strebepfeiler für das wiſſenſchaftliche Deutſchland erhob, es iſt die Rede von der Hauptſtadt des auf der reinſten Idee gegründeten Staates, von dem Mittelpunkt des reinen Lutherthums und der ſich aufſchwingenden Gemüthsfreiheit, von dem ſicheren Aſyl jedes kühneren geiſtigen Strebens, von dem freundlichen Wohnplatz der Ehre und der Bürgertugend. — O, wer das noch niemals gefühlt hatte, der fühlte es doch damals. Denn was war es denn, was wir fürchteten, ſo oft uns der Gedanke kam, daß doch ſelbſt das herrlichſte Heer von ſtahl gerüſteten Helden einige Meilen weit zurück gedrängt werden kann, wenn eine unendliche Uebermacht ihm entgegen ſteht? — Fürchteten wir etwa für unſere Schätze? Wir alle haben des Goldes und des Silbers nicht ſo viel um (auch bei weicherer Gemüthsart) für deſſen Erhaltung ſonderlich zu fürchten. Der ächte Preuße will gar nicht reich ſeyn, und was er braucht um das Nothwendige zu erwerben, das führt er überall mit ſich und in ſich. — Oder fürchten wir für unſere Häuſer? Wohl ſtehen ſie zierlich und freundlich da, und es iſt erlaubt, ſich in ihnen ſo behaglich zu ſetzen als möglich; aber unſere Herzen ſind nicht ſo gefeſſelt an dieſe äußere Zierlichkeit, daß wir es unerträglich finden ſollten, auch in minder zierlichen Wohnungen zu hauſen. — Oder fürchteten wir für unſer Leben? Wir alle haben ja keine Freude am Leben, ſobald nicht Recht und Freiheit in ihm wohnen, und wo würden die hingeflohen ſeyn, wenn fremde Willkühr damals auch nur Tagelang auf uns eingedrungen wäre? — Wir fürchteten — laſſet mich immerhin die Worte gebrauchen, die ihr gewiß gar wohl verſtehet — wir fürchteten für das geiſtige Berlin, für die Gräber unſerer Fürſten, die für die Freiheit des Geiſtes gelebt haben und geſtorben ſind, für die Gräber unſerer Helden und Kinder. — Das iſt es ja eben, was die Preußiſche Vaterlandsliebe ſo hoch hebt, daß ſie nicht von außen herkommt, ſondern in uns wohnt, daß ſie uns nicht bequem gemacht wird, ſondern Opfer fordert. Streng und ernſt ſieht die Natur uns ſchon bei unſerer Wiege an; doch oft ſchon geben ſich edle Kraft und edle Armuth über dieſer Wiege redlich die Hand. Unſre Fluren geben ſelbſt dem ſtrengſten Fleiße oft nur kärgliche Früchte; aber eben weil wir ſie mit unſerm Schweiße düngen, darum lieben wir ſie ſo ſehr: weil wir die Natur bezwungen haben und mehr ſind als ſie, darum ſtehen wir mit ihr in ſo freundlicher Gemeinſchaft, und wenn unſere Fichtenwälder uns ſtreng und feierlich zurauſchen, ſo iſt uns gerade das erfreulich, und wir denken oder ſagen auch wohl: „Wir ſind wie ihr ſeyd, und wir wollen es nicht anders.“ *)

---

*) Geſchrieben im Auguſt 1815.

— — — Wir haben es erlebt, was unſre deutſche Literatur für eine Geſtalt und Farbe gewann, als ſie faſt vaterlandslos nach allen vier Himmelsgegenden hinflatterte. — Es iſt eine thörichte Fabel,

---

*) Der Verf. bemerkt hiebei, daß er kein geborner Preuße ſey, was indeſſen durchaus nicht entſcheiden kann über ſein Urtheil.

daß der Paradiesvogel nur in den Lüften ſchwebe, und, ohne Füße, die Erde nie berühre. Auf der Erde ſicher ſtehend ſoll der Menſch die Augen gen Himmel richten; ſteht er aber nicht feſt, ſo vermag auch ſein Blick ſich nicht mit Klarheit aufzurichten. Darum ſoll der Dichter ein Vaterland haben, und dieſes Vaterland lieben, weil er ohne dieſe Liebe kein Dichter ſeyn kann. Darum aber ſoll auch dieſe Liebe auch in Beziehung auf die Poeſie ſtets geltend gemacht werden. Ja wir möchten darin noch weiter gehen, indem wir mit Klarheit einſehen, daß ohne Deutſchheit keine deutſche Poeſie möglich ſey, worüber die Literaturgeſchichte manche gräuliche und gräßliche Belege führt.

Hatte alſo Kato nicht unrecht, wenn er jede Rede, ſie mochte auch handeln wovon ſie wollte, mit den Worten ſchloß: „Uebrigens bin ich der Meynung, Karthago müſſe zerſtört werden,“ was doch bloß etwas Negatives enthielt, ſo haben wir nicht bloß nicht Unrecht, ſondern vollkommen Recht, wenn wir, ſo oft uns der Geiſt treibt, beginnen und enden mit dem innigen Wort: Ehre ſey Preußen!

Wenn ſich der bedeutende Menſch genau betrachtet, und ſeinem Gefühl und ſeinem Ahndungsvermögen Raum gewährt, ſo wird er finden, daß er gegründet iſt auf der Unbegriffenheit und Unbegreiflichkeit. Er findet in ſich, wie in einer ehrwürdigen gothiſchen Ritterburg, von der die Sage erzählt, ein tiefverborgenes geheimnißvoll verſchloſſenes Gemach, in welchem Geiſter hauſen, die kein arithmetiſcher Verſtand beſchwören und bannen kann oder zur Sprache zu bringen vermag. Doch reden ſie in bedeutenden Stunden von ſelbſt, und haben dann Antwort auf jede große Frage.

Laſſet uns das heilige Mondlicht nicht verachten, weil man nicht die Zeitungen bei demſelben leſen kann; laſſet es uns aber auch nicht loben, wie eine Straßenlaterne, die dem Wanderer nach Hauſe leuchtet. Laſſet uns die Poeſie nicht tadeln, weil ſie keinen handgreiflichen Nutzen gewährt; aber laſſet ſie uns auch nicht loben, weil ſie bei Trinkgelagen uns mit den nöthigen Weinliedern verſorgt.

Bekanntlich tröſtete ſich die ſcholaſtiſche Philoſophie, die, als ſolche, und in ihrer eigenthümlichen Sphäre ſehr achtbar iſt, mit dem Satz, daß Gott causa sui ſey, und bewies dann folgendergeſtalt das nicht zu Beweiſende: Jedes Weſen hat eine Urſach; nun iſt Gott ein Weſen, folglich hat Gott eine Urſach. Da nun dieſe Urſach bei Gott, dem Selbſtſtändigen nicht auſſer ihm geſucht werden kann, ſo muß Gott die Urſache ſeiner ſelbſt ſeyn, welches zum Glück das Seyn überhaupt ſchon involvirt. —. Dergleichen ſtarre unerſprießliche Worte genügten dem Verſtande, der überhaupt nichts Sprießendes und Blühendes haben mag, und leider ſelbſt im Jahr 1811 wiederholt man ſie noch, nur ein wenig vornehm geſchmückt, dem gotthingegebenen Manne, der Gott über jede Wiſſenſchaft und Demonſtration erhaben glaubt. Selbſtgefällig wirft man ſie ihm zu, fügt noch einige koloſſale Scheltwörter bei, und geht dann triumphirend ab.

Eine einzige vollendet irrige Idee kann den Menſchen entmenſchen. Wodurch iſt der Teufel zum Teufel geworden? Er ging von einem irrigen Ober-Satze aus, und, da er folgerecht iſt, ſo müſſen auch alle Unter-Sätze irrig ſeyn.

Mögen wir auch noch ſo unzufrieden ſeyn mit manchem neuern literariſchen Erzeugniſſe der Deutſchen; der Troſt bleibt doch, daß wenigſtens die naßkalte Novemberzeit unſrer Literatur, wie ſie uns in einer Periode des verfloſſenen Jahrhunderts anweht, auf immer untergegangen iſt.

Man ſoll nicht eine Brücke bauen wollen von der Philoſophie zur Religion.

Man ſoll nicht die erſtere, die ihrer Natur nach farblos iſt, wie das Element des Waſſers mit der Religion färben und glühen wollen.

Man ſoll nicht dem Teufel eine Kapelle bauen, neben dem Tempel Chriſti; wohl aber jener Philoſophie die ſich beſcheidet von göttlichen Dingen nicht reden, und (ſiehe Shakſpears Rom. und Julie) „keine Julia machen“ zu können.

* * *

Man ſoll aber dem Pater Lorenzo in dem angedeuteten Trauerſpiel nicht in allen Stücken Recht geben, und die Philoſophie für noch höher halten als er, der ſie nur „der Trübſal ſüße Milch“ benennt. Auch dem Romeo ſollen wir nicht nachſchlagen, der die Philoſophie (kurz und gut) gehängt haben will, *weil* ſie keine Julia machen kann, wozu ihr freilich die Kräfte fehlen. Wir kennen, dünkt mich, alle, einen ſehr geiſtreichen deytſchen Schriftſteller,*) mit dem es vielleicht bald dahin wird gekommen ſeyn, daß er rede wie jener Shakſpearſche Jüngling, und Wenige nur werden den Muth haben, ihm zu erwiedern wie geſchrieben ſteht: „Du kindiſch blöder Mann hör' doch ein Wort.“ Dieſe Wenigen aber, welche den Muth hätten würden *ihm* – höchſt Unrecht thun.

Es giebt einige Männer, beſonders ſteht mir Einer recht lebhaft vor Augen, die vor 11, 12 und 13 Jahren recht viel Spectakel in unſrer Literatur machten; ſeit geraumer Zeit aber damit umgingen, ſich ein Hüttchen zu bauen zwiſchen den Philoſophen,

---

*) Es iſt keinesweges *der*, dem 1796 dieſer Vorwurf gemacht wurde.

Romantikern und Philiſtern. Jetzt ſind ſie bereits, den beſten und ſicherſten Nachrichten zufolge, mit derlei Hüttchen zu Stande gekommen und ſie ſchauen aus demſelben nicht ohne Stolz heraus; doch will man ſie nicht ſelten an innerer Langenweile kränkelnd angetroffen haben.

Das Glück wohnt droben. Die Liebe könnte es ſeyn; aber hienieden iſt ſie doch nur ein ſeliger — Schmerz. Wer ſie nicht ſo kennt, kennt ſie überhaupt nicht.

Sehr klug ſind hundert und wieder hundert Dichter geworden. Aber ein Lied wie: „Selig alle, die im Herrn entſchliefen" oder: „das ganze Dorf verſammelt ſich", oder: "Wenn die Nacht in ſtiller Ruh" oder: „Darf ich noch ein Wörtchen lallen?" will uns doch nur ſelten begegnen.

Alles auf der Erde nützt ſich ab, durch häufigen Gebrauch; zum Glück aber auch die Erde ſelbſt mit; denn es wäre wohl unbillig, wenn ſie etwas voraus hätte vor manchem, das beſſer iſt als ſie. — Nur was über der Erde iſt, dauert.

Was iſt ſchlimmer: der einzig Nüchterne unter lauter Trunkenen, oder der einzig Trunkene unter lauter Nüchternen? Der Erſte wird vielleicht wehrlos zertreten werden, der zweite vielleicht zertreten wollend untergehen. Was lehren und empfehlen aber beide Bilder? Sinnige Innigkeit, und zwar ſoll man den Accent recht gelaſſen auf die erſte Sylbe des Hauptworts legen, um zu bezeichnen, daß ſie eben nicht ſonderlich nach auſſen hin gehen mag.

Wenn ich mir einen Menſchen denke, der in der ganzen Welt allein ſtände, (ſo recht was unſre herrliche Sprache, mutterſeelen allein nennt) in ſeinem Anſehen, Meynen, Urtheilen, Ueberzeugtſeyn und Handeln, wenn ich ihn mir ferner denke mit einem unendlichen Sehnen nach Liebe und Freundſchaft, dem auf der lebendigen Erde keine befriedigende Antwort werden kann, ſo — weiß ich dennoch Einen Troſt für ihn. Die Quelle ſtrömt in jedem reinen Herzen, aber wir ſollen es nicht bei dem Worte bewenden laſſen, ſondern in der That nachgraben und ſchöpfen und trinken.

Zu den betrübteſten Scherzen, die der Zufall in dem Leben eines Schriftſtellers treibt, gehören ohne Zweifel die Druckfehler, deren ganzen Jammer niemand beſſer ausgeſprochen hat als Jean Paul. Indem ich mich dabei ganz auf ihn beziehe, muß ich hier gleichfalls endlich einmal als Leidtragender erſcheinen und inſonderheit meiner Biographie des Tiberius (Leipzig 1811) nachweinen, die faſt ſo viele Druckfehler enthält als der Held ſelbſt im Gemüthe hatte.

Mein Friedrich III. (Berlin 1816) der im Allgemeinen recht rein und ſchuldlos daſteht, in dieſer Hinſickt, hat es dennoch nicht laſſen können mir einen Kummer zu bereiten. Ich hatte nämlich mit der innigſten Ueberzeugung niedergeſchrieben, daß Kaiſer Joſeph I. zu dem wichtigen Schritte, den er in jenem Werke, Seite 223 thut, vollkommen ein Recht gehabt habe; doch hat der Setzer leider aus dem ein Recht, — nie Recht gemacht, worin ich ihm, der ſonſt ſo treu und brav druckte, keinesweges Recht geben kann. Ich bitte deshalb die ſämmtlichen freundlichen Leſer, falls ſie jenes Buch beſitzen oder vielleicht in Zukunft noch beſitzen wollten, mit meinem Leiden einiges Mitleiden zu haben, und nie an das dort befindliche „nie" zu glauben.

Auch ein mittelmäßiges Schauſpiel hat doch immer den Reiz, daß eine wichtige Handlung nebſt ihrer Urſach und ihrem entſcheidenden Ende in einen kleinen Raum und in eine raſchfortfließende kurze Zeit zuſammengedrängt, vor unſerm ruhigen Auge erſcheine. Möge auch die Unſchuld, die in der That nicht unſchuldiger ſeyn kann, und die Tugend, die es mitunter wohl weiß, wie tugendhaft ſie iſt, in dem erſten, zweiten, dritten und vierten Akt, auch noch ſo ſehr gepeinigt und gequalt werden; wir halten feſt im Vertrauen auf den fünften Aufzug, der die gehörigen Lorbeerkränze und Dornenkrone, zur gerechten Vertheilung unter die Individuen wohl mitbringen wird, und wir ſind ſicher, daß das Ganze noch vor unſerm Nachteſſen ein wohlgerundetes Ende erreichen werde. — Wie anders iſt das alles in dem Leben, welches man oft genug, nicht ohne Bitterkeit, und gleichſam ſcheltend, das wirkliche nennt.

Das beſte Mittel, ſich aus dieſem nicht ganz erfreulichen Handel glücklich herauszuziehn, wäre wohl, den Gegenſatz zwiſchen Wirklichkeit und Wahrheit, der in der Reflexion allerdings vorhanden iſt, in dem rein anſchauenden Gemüthe gänzlich aufzuheben: was freilich nicht im Umſehen, wohl aber im gründlichen Durchſehen geſchehen kann. — So gerüſtet, vermögen wir auch wohl zuletzt aus unſerm Leben das herrlichſte Drama zu machen, was wir nur irgend im Sinne haben können, ein Drama, dem es nicht an Religion, Liebe, Freundſchaft, Muſik und Scherz fehlt.

So kann ich mir z. B. gar wohl einen edlen Mann denken, der ununterbrochen Calderons ſtandhaften Prinzen aufführt, und einen anderen, dem es gelingt das heiterſte und farbigſte aller Luſtſpiele Shakſpears „Wie es Euch gefällt“ durch ſein ganzes Leben darzuſtellen.

IV.

Zur
Kritik
der
deutſchen Dichtkunſt.

Inhalt:

a) Zur Kritik über die Kritik.
b) Kleine Erzählungen
c) Magie der Natur
d) Der Spanier und der Freiwillige
von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué.
e) Heinrich J. v. Collin's ſämtliche Werke.
f) Wanda, Trauerſpiel von Werner.
g) Das Käthchen von Heilbronn, Schauſpiel von Heinrich von Kleiſt.

Scherzend-ernſte Gedanken zur Kritik über die Kritik.

Fragmente.

Es haben ſich beſonders ſeit etwa 20 Jahren ausgezeichnete Talente unter uns hervorgethan, der deutſchen Kritik weiter zu helfen, und es iſt ſo löblichem Bemühen Bedeutendes gelungen; ja man darf ſagen, daß wir mehr vortreffliche Kritiken als Kunſtwerke ſelbſt haben: worüber wir uns jedoch nicht ſehr freuen können.

In keinem Falle darf indeß der Stolz auf die deutſche Kritik, ſo gerecht er auch iſt, uns zur Ruhe auf den errungenen Lorbeern anreizen, denn es iſt hoffentlich das alte Wort noch in gutem Gedächtniß, daß manche Lorbeern zu verfaulen pflegen, wenn man auf ihnen ruht.

Um dieſe Ruhe nun zu verſcheuchen, der ſich, wie die Sage geht, einige überlaſſen, mag es wohl gut ſeyn, auch einiger Mängel zu erwähnen, mit denen manche deutſche Kritik bisher behaftet war. Wir wollen das mit kurzen und anſpruchloſen Worten, zugleich aber auch mit Liebe und Heiterkeit thun.

Zuvörderſt iſt vonnöthen, daß Jeder, der einen Andern beurtheilen will, ſich ſelbſt verſtehe und ein eignes Urtheil habe, und ſodann zu erforſchen wiſſe, wie wohl der Andere ſich ſelbſt verſtanden habe und wie deſſen eignes Urtheil beſchaffen geweſen ſey. Dagegen iſt oft von Hunderten ſehr ſcharf geſündigt worden, ſo ſehr, daß es faſt — entſetzlich iſt, davon zu erzählen.

Es giebt der kritiſirenden Hinze und Kunze genug; doch das iſt nicht das tiefſte Leiden, ſondern daß dieſe oft nicht einmal eine wahrhaftige und feſte.... Hinzität und Kunzität beſitzen.

Verdrießlich iſt dieſe Hinzität ꝛc. allerdings, und eben deshalb, (wie wohl nicht erſt des Breitern zu erklären ſeyn dürfte) keinesweges anzuempfehlen; dennoch iſt ſie ein Etwas, und als ſolches wenigſtens vor dem Nichts anzuerkennen.

Wir würden alſo zuvörderſt Klage führen über die Kritiker, die gar kein entſchiedenes Etwas ſind, unter denen ſich noch diejenigen traurig auszeichnen, die, in dem entſetzlichen Gefühle, das nicht zu ſeyn, ihr Garnichts als das wahrhaftige Seyn geltend machen möchten.

Haben wir nun wirklich ſolche Garnichtſe, und haben wir ſolche, die „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" dieſe Empfindung zertreten möchten, indem ſie ihr Nichts als das wahre Seyn verkünden? — Gewiß, wir haben ihrer genug, aber wir wollen ihnen keine Realität zu geben auch nur ſcheinen, und deshalb auch ihre anonymen — Namen nicht nennen. Willſt du ſie aber kennen lernen, freundlicher Leſer, ſo ſieh nur hinein in die — Madagaſcariſche, Celebeſiſche ꝛc. gelehrte Zeitung: (oder heißen ſie etwa in der „Menſchen Sprache“ anders, und habe ich nur ihre wirklichen Namen vergeſſen?) — da wirſt du dergleichen wahrhaftige Nichtſe und Pſeudo-Etwaſe zur Genüge finden.

Nun aber die wirklichen, in ihrem Etwas anzuerkennenden Kritiker, kann das Urtheil über dieſe Urtheilenden gleich lauten? Wir finden hier abermals gar Manche, die wir eben nicht loben können.

Zuerſt finden wir hier die, deren Etwas kein freyes iſt, ſondern nur ein reproducirtes, oder gemachtes — ſo wie man auch wohl von Jemanden ſagt, er ſey ein gemachter Mann, um dadurch recht nachdrücklich anzuerkennen, er ſey nicht mit Freyheit entſtanden, ſondern eben — gemacht worden. — Unter den Kritikern iſt dieſe Klaſſe gewöhnlich die ſtolzeſte und unerträglichſte. Sie haben ehedem mit großer Mühe irgend ein Syſtem, oft nur das Gerüſt oder Geripp deſſelben, aufgefaßt, und ſind ſeitdem abgefertigt und fertig. Seitdem tragen ſie ſtets in der Taſche die Elle mit der ſie den Genius meſſen, und das Kreuz, an das ſie ihn ſchlagen wollen. Fragt die Literaturgeſchichte früherer Zeit, und neuerer Zeit, fragt die meiſten Leibnitzianer und

Wolfianer, die Cruſianer, Kantianer u. ſ. w. und ihr werdet — nicht von ihnen ſelbſt hören, aber doch gar wohl durch ſie erkennen, daß ſie feſtgerannt und feſtgerammt ſind und waren in ihres Meiſters Weſen, oft nur in deſſen Worte. Dieſe Worte ſind für ſie, was für den Schmetterling die Nadel des Knaben, mit der er ihn durchſpießt. Auf immer iſt dann Freiheit und Leben dahin, und das arme Geſchöpf prangt nur noch im Kaſten mit halberborgtem Glanze, faſt wie eine — geſchmückte Leiche auf dem Paradebette. — Das iſt ein trübes Wort, doch wir dürfen es nicht ſcheuen, da es Wahrheit ausſpricht.

Aber der Menſch verliert nicht immer mit der Freiheit auch das Leben; wohl aber freilich den beſten Theil davon. Das fühlt er mitunter ſelbſt recht ſchmerzlich, und, da er nicht Kraft mehr hat, das Verlorne wieder zu gewinnen, ſo zürnt er oft feindlich und bitter gegen die, welche noch in Freiheit wandeln.

Wenden wir das bisher Geſagte auf die äſthetiſche, und inſonderheit auf die dramatiſche und theatraliſche Kritik der Deutſchen an, ſo müſſen wir geſtehen, daß jene Charakterloſen und jene auf das Wort des Meiſters Schwörenden in großer Anzahl ſich mit derſelben befaſſen. Der Verfaſſer dieſes hat in ſeinem Leben ſchon manches ſchlechte Schauſpiel, manchen irre fahrenden Schauſpieler und manche irre fahrende Schauſpielerin geſehen und gehört, und ihm hat das jedesmal, wie billig, höchſt leid gethan; aber er fand doch jene Schauſpiele, Schauſpieler und Schauſpielerinnen niemals *ſo ganz* geiſtig unfruchtbar und jammervoll geiſtig dürre, daß er nicht ſollte noch *irgend eine* Seite an ihnen genießbar gefunden haben. Durchaus nicht ſo war es beſchaffen mit manchen Kritikern. Im Vergleich mit *ihnen* iſt vielleicht der ſteinigſte Theil des ſteinigen Arabiens noch blühend zu nennen, gegen *ſie* iſt die entſcheidenſte langweiligſte Langweiligkeit noch kurzweilig. — Das Wort klingt abermals *hart*; aber es iſt nur *gerecht*, und wer das letzte nicht zugeben ſollte, den würd' ich bloß bitten die Mehrheit der ſeit etwa dreißig bis vierzig Jahren bis jetzt erſchienenen äſthetiſchen Zeitungen, und der der äſthetiſchen Kritik gewidmeten Plätzchen in den *anderweitigen Blättern* nachzuſehen. Ich bin gewiß, er würde nach einer zwei oder dreiſtündigen Lectüre, aus bloßer Verzweiflung ſchon mir alles zugeben, um nur nicht weiter leſen zu dürfen. Und nun vergleicht einmal, mit jenem in den litterariſchen Polterkammern vermodernden unendlichen Wuſt z. B. der dramatiſchen Kritik — nicht etwa Leſſings Dramaturgie, ſondern auch nur die ganz gewöhnlichen, ruhig unſchuldigen Urtheile, die in den vierziger und funfziger Jahren in Beziehung auf die äſthetiſche Literatur der Deutſchen und ihre Bühne in einigen bedeutenden Städten Deutſchlands erſchienen. Vergeſſet nicht, daß auch ich dieſe letzteren nur „gewöhnlich" und „unſchuldig" nenne; daß aber die Mehrheit der neueren Kritiken, ungewöhnlich ſchlecht" und „ſchuldig dumm" zu nennen ſey; wobei ich aber das Wort Mehrheit unterſtreiche, und jede ehrenvolle Ausnahme gern zugebe.

Soll ich ferner noch ſo mancher anderen Gattung von verfehlten und verfehlenden Kritikern gedenken, ſo will ich nur kurz erwähnen: — der zäh-gelehrten, die nichts weiter genießen können, als was Ariſtoteles (wie ſie ihn verſtehen), und Quintilian zugeben würden, — der Pſeudo-Syſtematiker, die ſämmtliche poetiſche Werke für Apothekerwaaren halten, die in die engſten und ängſtlichſt-genauſten Fächer paſſen müſſen, — der bitteren und in ſich ſelbſt unbefriedigten, die eben deshalb auch ſelbſt durch die reinſten Hände keine Ergötzung und Befriedigung mehr empfangen können, — der witzig-groben und der grob-dummen, welche letzteren ſich leider meiſtens für die erſteren halten, — der langweilig-gähnenden und erſchöpften, die, Gott ſey es geklagt, ihre Langeweile, ihr Gähnen und ihre Erſchöpfung für — zarte Bildung halten, — der Gleichgültigen, und.... doch genug von den betrübten Perſonen!

Laſſet mich lieber einfach ſagen, wie ich meyne, daß die Kritik und inſonderheit die, welche auf die

Zeitgenoſſen wirken will, beſchaffen ſeyn ſolle, wobei ich aber durchaus nichts Neues ſagen will, ſondern nur wünſche das Rechte zu ſagen, welches bekanntlich weder neu noch alt iſt, ſondern eben das Rechte, und dieſes Rechte ſehr kurz und ohne gemachte Feierlichkeit.

Zuvörderſt ſey der äſthetiſche Kritiker ſelbſt ein Künſtler, oder Philoſoph oder Hiſtoriker, oder, wenn ihm Gott es gewährt, alles drei zuſammen. Zwar hat man ſeit vielen Jahren uns einreden wollen, es ſey nicht nöthig, daß der Kritiker eines Dichters auch ein Dichter ſey; und viele hunderte, die doch nun auch die Feder ergreifen konnten, haben ſich das nicht zweimal ſagen laſſen; aber die Dichter ſelbſt haben es Gottlob niemals geglaubt, ſondern bald ernſthaft bald luſtig ihre Proteſtation dagegen vorgebracht. — Ein Maler läßt ſich wohl nicht gern beurtheilen von einem, der gar nicht den Pinſel führen kann; aber er wird den Dichter nicht zurückweiſen, der allenfalls ſein Gemälde in Poeſie zu überſetzen und zu ſteigern vermag. Und der Dichter ſollte ſich von dem Nicht-Dichter d. h. von dem undichteriſchen Menſchen beurtheilen laſſen müſſen? Freilich wird er wohl müſſen, da nun einmal kein Papagenoſchloß für ſolche Sprecher erfunden iſt; doch bleibt ihm immer noch der gute, einfache Ausweg.... gar nicht danach hinzuhören. — Warum wir übrigens auch dem ächten Philoſophen und dem ächten Hiſtoriker ein vollgültiges Urtheil über ächte Dichterwerke einräumen, möchte in genauer Auseinanderſetzung zu vielen Raum erfordern; doch wird man uns hoffentlich auch ohne weitläufige Auseinanderſetzung den einfachen Gedanken zugeben.

Darf nun aber auch der Schauſpieler verlangen, lediglich von einem Schauſpieler beurtheilt zu werden? Gewiß nicht; auch haben wir ſolche einſeitige Forderung nie vernommen. Nur das darf er fordern, daß ſein Beurtheiler überhaupt künſtleriſches oder philoſophiſches Talent oder produktive Kraft beſitze.

Er darf ferner fordern das rein Menſchliche: daß der Kritiker die Schauſpielkunſt überhaupt in ihrem alle Künſte vereinigenden und doch in ſich ſelbſt einigen Weſen, kenne und liebe. — „Liebe" ſagen wir, und möchten das Wort recht ſehr accentuiren, denn jedes ohne die Liebe ausgeſprochene Wort iſt doch todt, und kann nicht wirken.

Aber auch die Liebe kann ungünſtige Momente haben, und ſobald wir uns in ſolchen Momenten befangen fühlen, ſollen wir nicht entſcheidend urtheilen wollen. — O, wenn es wahr iſt, was der Verfaſſer dieſer Zeilen ſo oft gefühlt und geſagt hat, daß die Heiterkeit nicht bloß etwas im Allgemeinen Lobenswerthes und Angenehmes, ſondern eine wahrhafte poſitive, durch und durch chriſtliche Tugend ſey, ſo iſt ſie ja dem Kritiker, der die angeſchaute Darſtellung eines vollſtändigen Lebens wiederholen will, ganz unentbehrlich, und ihre Sprache kann nie verkannt werden. So denkend hat der Verfaſſer dieſer Fragmente einige hundert Dichter und auch ſchon manchen Schauſpieler und manche Schauſpielerin beurtheilt, und er iſt ſich bewußt, zu dieſem Geſchäft immer nur recht freundliche Momente in ſeinem Leben ausgeſucht zu haben, denn nur das Freundlich-herzliche oder — das Entſchieden-feindlich-gerechte kann eindringen und wirken, — es ſey nun jetzt, oder in funfzig, oder in hundert Jahren. —

Vor allen aber ſcheint die jetzige Zeit das Höchſte zu verlangen, denn ſie iſt größtentheils der Kunſt ungünſtig; man lieſt weniger als je; ja ſelbſt das Vortreflichſte bedarf oft gar langer Zeit, um ſich anerkannt zu ſehen. — Möge das ſeyn, wir wollen darüber nicht in unfruchtbare Klagen ausbrechen, ſondern uns lieber freundlich die Hand darauf geben, alles zu thun, was wir vermögen, um in unſre große und herrliche Zeit auch die freundlichen Künſte freundlicher noch als jemals hinüber leuchten zu laſſen.

Ich verſprach nur Fragmente; und ſo darf ich hier abbrechen.

Kleine Erzählungen von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué. Berlin bei Hitzig. 1811. S. 234.

Magie der Natur, eine Revolutionsgeſchichte von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué. Berlin bei Hitzig. 1812. S. 235.*)

Unſer deutſches Publikum iſt gewiß ein ſehr redliches und ehrenwerthes, aber man darf dem größten Theile deſſelben auch mit gutem Gewiſſen nachſagen, daß er eben nicht ſonderlich genial ſey, und auf die Genialität ſich nicht allzuwohl verſtehe. Fragen wir die Literaturgeſchichte, *wie* unſere großen Dichter und Philoſophen von demſelben aufgenommen worden ſind, ſo begegnet uns die ganz einfache Antwort, man habe ſie zu Anfang recht ſcharf — ausgeſcholten, ja mitunter recht heftig zuſammengeſchüttelt, daß ſie ſich unterfangen haben, ſo vortrefflich zu ſeyn. Späterhin, wenn dieſe erſte Hitze vorbei war, fand man ſich darein, daß ſie nun einmal ſo wären, verzieh ihnen ihre Genialität, und lobte ſie wohl auch in beſſeren Stunden deshalb. Ganz zuletzt legte man ſich dann gar auf die Vergötterung, und brachte ſtatt der Lorbeerkränze, ganze dickbelaubte Lorbeerbäume herbei, welche man auf jene Poeten legte, ſo daß ſie ordentlich ſchwer daran zu tragen hatten. —

---

*) Dieſe Anzeige iſt vom Jahre 1812.

Ein wahrhaftes allgemeines Leben und rege Theilnahme unter unſerm Publikum herrſchte vielleicht nur in einer einzigen Periode des verfloſſenen Jahrhunderts, in jener nämlich, als die erhitzten Poeten aus der gewaltigen Feldſchlacht gegen den nicht ſehr gewaltigen Gottſched zurückkamen, und nun, weil ſie nicht mehr über alle Gebühr ſchlecht waren, ſich für ausgezeichnet und vortrefflich hielten. Das Publikum glaubte es gleichfalls, und war mit ſeinen Autoren Ein Herz und Eine Seele, und in dieſer Hinſicht könnte man die Zeit von 1740 bis etwa 70 allerdings die goldene nennen, die ſonſt in der That nur ein unerfreuliches Mattgold repräſentiren dürfte.

Ganz anders iſt es jetzt. Unſer größeres Publikum ſchilt nicht mehr ſonderlich, und ehrt auch nicht mehr ſonderlich. Es bringt nicht mehr Marter-Inſtrumente aber auch nicht mehr Lorbeerkränze herbei. Es iſt gelaſſen geworden; die Gelaſſenheit ſelber kann nicht gelaſſener ſeyn, ja man dürfte ſagen, es ſey über ſeinem Haſſen und ſeinem Lieben, über ſeinem Anfahren und Anbeten, ſüß und erquicklich eingeſchlummert.

Den Kritikern iſt faſt daſſelbe begegnet. Sie geben nicht mehr recht Achtung darauf, ob und wann irgend ein neuer bedeutender Dichter auftritt. Es iſt ihnen unbequem, ein ausgezeichnetes Talent zu beurtheilen, weil ſich dergleichen nicht wohl im Halbſchlimmer abthun läßt; da ihnen aber doch einmal das Recenſiren zu einer ſchönen freundlichen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens geworden iſt, ſo wählen ſie ſich gewöhnlich die Werke unſerer Current-Schriftſteller, bei denen man allenfalls mit einem bloßen Achſelzucken fertig werden kann, ſo daß es vielleicht zweckmäßig ſeyn würde, wenn man für jenes Achſelzucken in unſeren Druckereien ein apartes Zeichen erfände, welches man nur den Titeln von zwei Drittheilen unſerer neueren äſthetiſchen Literatur beizufügen brauchte, um ſogleich die Recenſion derſelben abgethan zu haben.

Was geſchieht aber nun mit dem übrig bleibendem letzten Drittel? Man fährt ſie nicht mehr an; ſetzt ſich aber auch mit dem Loben in keine Unkoſten, ſondern läßt ruhig ſchweigend die Sache ihren Gang gehen. In der That haben wir ſeit etwa funfzehn Jahren einige recht bedeutende Schriftſteller bekommen, von denen faſt noch nie die Rede geweſen iſt, ſo daß zu fürchten ſteht, man werde die Lobſchrift derſelben nicht eher verfaſſen, als bis ſie das Glück haben geſtorben zu ſeyn. Mit todten Männern haben nämlich die Deutſchen ein unendliches Mitleiden, ſie können nicht aufhören dieſelben zu rühmen, und ſelbſt diejenigen, die als der Todte noch in Fülle der Geſundheit prangte, kein gutes Wort von ihm ſagten, verſichern jetzt, ſie hätten es immer geſagt, der Mann ſey keinesweges zu verachten, ſondern ausgezeichnet und trefflich. Sie legen eine lobende Recenſion nach der andern auf den Sarg des Theuren, wie man etwa (wenn der Vergleich nicht zu überraſchend ſeyn ſollte) den abgeſchlachteten und wohl ſervierten Karpfen ein zierliches Lorbeerblatt in den Mund ſteckt, um ihn mit deſto größerem Vergnügen zu verzehren.

Wenn wir nach dieſer Vorrede, die man leider, auch wenn nichts weiter folgte, nicht für überflüſſig halten darf, zu dem vorliegenden Werke übergehen, ſo wollen wir allerdings erklären, daß der Hauptſatz derſelben, die übergroße Gelaſſenheit des deutſchen Publikums und der Kritiker auch hier zur Sprache gekommen ſey, oder vielmehr nicht zur Sprache, ſondern beim Schweigen verharrt habe. Es iſt unſre Abſicht, dieſe Stille durch einige wohlmeinende Worte zu unterbrechen.

In den Erzählungen, mit denen wir uns hier beſchenkt ſehen, begegnet uns zuerſt „Arnold und Marie“, eine Novelle, voll einfach tiefer Kraft, großer Wahrheit, und rein allegoriſcher Bedeutſamkeit. Die ſtille Ruhe frommer, kräftiger und einfacher Menſchen, wird hier durch eine unheimliche und unheilige Leidenſchaft, der die Pflicht ſtreng und ſtarr zu widerſtehen gebeut, bis in das Innerſte geſtört; zu ſpät erwacht die Reue in der Bruſt des Mannes, aber es iſt keine beruhigende, keine, die uns den rückkehrenden Frieden ahnden läßt; denn nur das

Mitleiden bei dem Anblick der leidenden Geſtalt der gekränkten Gattin veranlaßt ſie. Das irre ſchwankende halbgute Gefühl kommt zu ſpät, die dunkle Leidenſchaft, in momentanen Wahnſinn ausartend, kehrt zurück, und ſchlingt die Unſchuldigen mit in ihre wilden Wirbel, und die Zerſtörung kommt mächtig ſchreitend über eine ſonſt mild-glückliche Familie. Zwar iſt es nur eine Hütte die hier unterſinkt, aber es iſt eine gute, treue, reinlich deutſche, und wir ſehen ihre Trümmer mit innigerm Mitleid, als den Fall manches glänzenden Hauſes, deſſen Bewohner unſerem Herzen nicht nahe gebracht wurden.

Aber iſt die Wahrheit, die wir hier gerühmt haben, nicht zu ſtreng? Iſt es nicht vielleicht zu verletzend für das Gefühl, zu ſehen, wie ein einziger Fehltritt ſo unſäglich ſchauderhafte Folgen hat? und wäre es nicht wenigſtens zu wünſchen, daß wenigſtens aus den Gräbern noch einige ſüß duftende Blumen erwüchſen? — Wir antworten: Uns ſind milde Beiwörter ſehr erfreulich, da wo ſie irgend möglich ſind, nur bei der Wahrheit können wir keine zugeben, denn es giebt keine ſtrenge und keine milde, und wo möglich noch weniger: eine zu ſtrenge und zu milde Wahrheit. Die Wahrheit ſoll ſchlechthin nichts anders ſeyn wollen als wahr; wollte ſie noch etwas anders ſeyn, ſo wäre ſie nichts als eine verlarvte Buhlerin, und bei weitem mehr zu fürchten, als eine ehrlich waltende offenherzig plaudernde Heläre. Das Gefühl welches ſich durch ſie verletzt fühlt, ſoll durch ſie verletzt werden, damit es in der Verletzung geſunde.

Was endlich die Blumen betrifft, ſo finden wir ſtatt deſſen ein paar wackre — Eichbäume beſſer, und als ſolche erſcheinen uns die Worte am Schluſſe. „Als Arnolds Gebein ſchon längſt auf dem Rabenſtein verwittert war, ſaß Gretchen noch ſorglich Abends neben dem betrübten Alten auf Mariens Seſſel am Kamin, und erzählte ihm und den Kindern fromme und beruhigende Geſchichten aus vergeſſenen Sagen, und bis an ihren Tod weilte ſie ſtill in der Hütte. Als die Knaben heranwuchſen, nahm ſie der Köhler zu ſich, dann wurden ſie wackere Soldaten, und löſchten mit ihrem Blute des Vaters Sünde und Schmach.“

Die Idee der Erzählung iſt die ruhig große: Laſſet die Pflicht und die Liebe einen ſtillen Kreis um euch ziehen, der euch heilig ſey, daß ihr ihn nimmer überſchreitet. Haltet Frieden in euch und in eurer Hütte. Laſſet euch nicht ein auf die Fragen der böſen Sphinxe, die ſich da draußen gelagert haben, wenn ihr nicht ſchon ſo hoch ſtehet, daß ihr jede ihrer verfänglichen Räthſel mit geſicherter Kraft durch Glauben und Liebe löſen könnet. Treibet euch aber ein keckes Gelüſten, einmal einen Riß in euer Leben zu machen, um zu verſuchen, wie es jenſeits des Zirkels und jenſeit der Pflicht ausſehe, dann hat der

Dämon ein Recht an euch, und das Verderben erfaßt euch mit ſicherer Hand. Eine ſolche Idee auszuführen, iſt des größten Dichters gar wohl würdig.

Es kann mir keinesweges unbekannt geblieben ſeyn, daß ein poetiſches Werk keine moraliſche Tendenz haben dürfe, ein Satz, der gar leicht aufzutreiben iſt, der aber von manchen unſerer irre und ſchwächlich hinwankenden Halbpoeten, dermaſſen misverſtanden worden, daß ſie wohl gar ſtatt der moraliſchen Tendenz eine unmoraliſche untergeſchoben, die denn doch wahrlich der Poeſie noch weniger zuſagen dürfte. Warum bleibt man überhaupt dabei ſtehen, und verwirft ewig nur die moraliſche Tendenz, und verſtattet gleichſam ſtillſchweigend, die politiſche, hiſtoriſche, auf das Syſtem oder irgend einen Theil deſſelben hindeutende philoſophiſch reflectirende? — „Allerdings", ſagt Jean Paul in der Vorſchule der Aeſthetik, „lehrt und lehre die Poeſie, und alſo auch der Roman, aber nur wie die Blume, durch ihr blühendes Schließen und Oeffnen, und ſelbſt durch ihr Duften das Wetter und die Zeiten des Tages wahrſagt; hingegen nie werde ihr zartes Gewächs zum hölzernen Kanzel- und Lehrſtuhl gefället, gezimmert und verſchränkt; die Holzfaſſung und wer darin ſteht verſetzen nicht den lebendigen Frühlingsduft."

Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit ſind nur die dreifaltigen Offenbarungen des Einen Unendlichen, ein Satz der den meiſten unſerer neueren Aeſthetiker nicht eingeleuchtet haben muß, da ihnen gewöhnlich die Sittlichkeit in einer unfreundlich ernſten, ja wohl gar ſchreckhaften Geſtalt erſcheinet, wie die saeva Necessitas clavos trabales et cuneos manu gestans ahena. (Nec severus uncus abest liquidumque plumbum). Innig erfreuten ſie ſich dann, daß ſie wenigſtens in der Poeſie ſich ihrer entſchlagen dürften, und jauchzten, wenn ſie den Einen Flügel des Geiſtes wenigſtens erträglich frei fühlten. Aber dieſe ſogenannte erträgliche Freiheit iſt die ſchlimmſte Sklaverei, denn nun hört ſelbſt das Streben auf, den andern Fittig gleichmäßig zu bewegen, und nur mit beiden mild und kräftig entfalteten, fliegt der Adler der Sonne entgegen.

Der gründlich tiefe und heitere Cervantes nennt ſeine Novellen „unterhaltend und lehrreich", weit entfernt von der trübſeligen Furcht, als könne das letzte Beiwort den poetiſchen Werth ſeiner Erzeugniſſe beeinträchtigen; und freudig erkennen wir, daß auch die Erzählungen, die hier vor uns liegen, jener beiden Benennungen würdig ſind. — — Wir haben uns lange aufgehalten, bei der erſten die nur 36 Seiten füllt; zu lange gewiß nicht, denn es iſt hier die Rede von etwas in der That Vollendetem, und wir dürfen ſie nicht eher verlaſſen, als bis wir noch eine Probe von der Darſtellungsweiſe gegeben haben, obgleich wir wohl fühlen, daß eigentlich nur die ganze Erzählung dieſelbe beurkundet.

„Als er eines Abends milder als gewöhnlich mit den Kindern geſpielt hatte, und es einen Augenblick ſtiller in ihm war, nahm er die Schalmei zur Hand, und gab einige Töne darauf an. Der alte Jacob zog ſogleich ſein Mützchen, faltete die Hände und ſtimmte ſein Abendlied an. Zu Anfang begleitete ihn Arnold wie ehemals; doch plötzlich fiel er aus dem Tact und blies wunderliches Zeug Der Alte ſah ihn erſchrocken an. Ei Arnold rief er, wo biſt du geweſen? Du haſt alles verlernt, du kannſt deinen Herr Gott nicht wieder finden. Es lag etwas in den Worten und Mienen des Alten, wovor ſein Herz erbebte. Er ließ beſchämt die Schalmei ſinken, und fühlte heiße Gluth auf ſeinen Wangen brennen. Doch wie aus der Beſchämung ſowohl Demuth als Trotz erwächſt, ſo zog ſich ſein Gemüth augenblicklich wieder zuſammen und als Marie herzutrat, und ihn mit ihrem entſchloſſenem Tone bat: nur dreiſt abzuwerfen, was ihm auf der Seele liege, ſo fühlte er ſich ganz von ihr gewendet, und ſchwieg ſtarr und kalt. u. ſ. w. (S. 19.)

Die übrigen Erzählungen in dieſem Werke: das Seegeſtaade, der Roſengarten, der Hochzeitabend, das Fräulein vom Thurme, der Ring von Savoyen, und keuſche Minne dürfen wir des beſchränkten Raumes wegen, nur mit wenigen Worten berühren.

Ueberall erfreut uns ein tiefer Sinn, der in der Menſchenbruſt wohl Beſcheid weiß, und ſelbſt ruhig und klar auf das Ruheloſe und Unklare gar wohl zu ſchildern verſteht. Was wir aber ganz beſonders rühmend anerkennen müſſen, iſt der in aller Literatur faſt einzige Umſtand, daß die geiſtreiche Verfaſſerin auch Männer zu ſchildern verſteht, ein Wort, das recht einfach klingt, das aber ich bisher nur ſehr ſelten ausſprechen konnte, obwohl ich ſonſt, wie billig, die allerinnigſte Hochachtung für die Frauen und ihre Talente hege. Es giebt ſtarre Männer und Philoſophen, die überhaupt an der Möglichkeit gezweifelt haben, daß Frauen je ein poetiſches Gericht über Männer halten können, oder daß ſie im Stande wären eine männliche Natur mit objektiver Wahrheit darzuſtellen. Sie zu widerlegen war bisher ſchwierig, jetzt darf man ihnen nur gelaſſen ſagen: Ihr Männer, lieben Brüder, tretet herzu, leſt nicht ohne Andacht, erröthet ein wenig über euren Irrthum und erfreut euch ſodann recht herzlich.

Den Schluß der Erzählungen bildet ein ſinnig mildes Gedicht von dem Freiherrn Friedrich de la Motte Fouqué, welches die bedeutungsvollen Blumen, mit einer erfreulichen Einfaſſung umgiebt.

Gehen wir jetzt zu der „Magie der Natur“ über, ſo geſtehen wir zuvörderſt, daß wir hier einen wahrhaft pfeilartigen Verſtand, eine hohe Kraft in der Charakteriſirung und in der Darſtellung der Verhältniſſe, eine ſehr geſunde Anſicht von der Krankheit und einen mit großer Sorgſamkeit und Gewandtheit ausgebildeten Styl anerkennen. Dennoch müſſen wir hinzuſetzen, daß uns dieſer Roman nicht den Genuß gegeben, den uns die Erzählungen gewährt haben.

Uns dünkt, die Beziehungen in dieſem Werke ſeyen weniger entſchieden „menſchlich“, als „vornehm“; und wenn wir auch dieſes letztere Wort, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in ſeiner vortrefflichſten Bedeutung hier gebrauchen, ſo ſcheinen uns dennoch jene Verhältniſſe der poetiſchen Darſtellung nicht wohl zuzuſagen. Wir verhehlen es nicht, daß wir an den meiſten Menſchen, die uns dieſer Roman aufführt, nur mit dem Verſtande Theil nehmen; aber der Verſtand findet doch ſeine Heimath am liebſten in der Wiſſenſchaft d. h. in der Philoſophie; nicht ſo gern in einem Roman, von dem wir mit Recht verlangen, daß er das geſammte Gemüth, oder, wenn wir ſo ſagen dürfen, den geiſtigen Menſchen vom Scheitel bis zur Ferſe in Anſpruch nehmen ſoll. Wir vermiſſen in den Verhältniſſen dieſes Romans die ewige Freiheit der reinen Menſchennatur, und es dünkt uns zuweilen, als ſei die Zeit an ſich, als etwas wahrhaft Reales aufgeführt worden, was ſie doch weder für den Philoſophen noch für den Menſchen als ſolchen nicht wohl bewähren kann. So vermiſſen wir denn auch wenn wir den einfachen

Gedanken recht einfach ausſprechen ſollen, die ſtete Säule, an der man ſich mit voller Liebe halten mag. Daß die geiſtreiche Verfaſſerin alle dieſe Wünſche, die wir hier nicht erfüllt ſehen, gar wohl erfüllen könne, hat ſie auf die herrlichſte Weiſe in den Erzählungen genugſam gezeigt.

Auszüge aus dieſem Werke geben wir nicht, denn es hat der vortrefflichen Stellen ſo viele, daß wir ſie alle mittheilen möchten. Da wir aber dies nicht dürfen, ſo ſchließen wir mit der ehrlichen Bemerkung, daß es wohlgethan ſey, das ganze Werk mit Aufmerkſamkeit und Sorgſamkeit zu leſen.

Der Spanier und der Freiwillige in Paris. Eine Geſchichte aus dem heiligen Kriege von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué. Berlin 1814.*)

Es giebt vortreffliche deutſche Schriften, von denen man faſt nie redet, obwohl es ſehr nöthig wäre, daß von ihnen geſprochen würde, es giebt andere nicht minder vortreffliche, die des Beſprochenwerdens gar nicht bedürfen, und über welche zu reden man doch nicht laſſen kann. Wir ſind gewiß, daß das oben genannte Werk zu der letzteren Gattung gerecht net werden müſſe, und glauben dadurch unſer Urtheil ſchon ausgeſprochen zu haben. Da nämlich dieſes Werk die Meiſterin ſelbſt lobt, ein Sprichwort, auf welches man recht viel hält, wenn man es genau betrachtet und nicht obenhin ausſpricht, ſo würden wir etwas ſehr Ueberflüſſiges thun, wenn wir eine neue Melodie des Lobes anſtimmen wollten, beſonders da wir bereits in der Anzeige der Erzählungen unſre Anſicht mitgetheilt haben.

---

*) Dieſe Anzeige iſt von demſelben Jahr.

Was nun dieſes Werk ſelbſt betrifft, ſo wollen wir nur Folgendes andeuten. Wir haben Schriften, die wir mit Fürſtenſälen, Frauenſälen, Heldenſälen, Bürgerſälen, Familienſälen vergleichen möchten, und eine jede, wenn ſie dieſe Vergleichung verdiente, war würdig unter uns aufzutreten. Dieſes Werk möchten wir einen mit tiefer und freundlicher Sinnigkeit angelegten „Nationenſaal“ nennen, denn wir ſehen hier keineswegs einen Preußen, einen Spanier, einen Franzoſen u. ſ. w. ſondern die Kraft und den Geiſt ihrer Nation in den bedeutendſten Verhältniſſen des Lebens. Hier erſcheint der klare Verſtand der Dichterin, denn wir nicht anders als einen pfeilartig treffenden nennen können, in ſeiner ganzen ſiegenden Gewalt, und wir deuten hier beſonders hin auf die Darſtellung der Franzoſen und Franzöſinnen. Der franzöſiſche Geiſt wie er ſich während der letzten anderthalb Jahrhunderte meiſtens gemacht, iſt nämlich wie Jedermann weiß, gar häufig von den deutſchen Dichtern angedonnert, zuweilen auch ausgepfiffen worden, beides mit Recht und mit Glück; hier aber iſt er mit Ruhe und Klarheit beurtheilt und dargeſtellt, und zwar im Verhältniſſe zu andern Nationen, denen wir entweder ſelber angehören, oder die wir doch recht herzlich lieben.

Wo wäre der den ſolche Darſtellung nicht anzöge?

Heinrich J. v. Collins ſämmtliche Werke. Wien 1812 bei Anton Strauß. 1ter Band enthält: Regulus, Coriolan, Polyxena, S. 464. Zweiter: Balboa, Bianka della Porta, Mäon, Macbeth. S. 411. Dritter: Die Horatier und Curiatier, Bradamante, Julie von Billenau, Kindespflicht und Liebe, S. 453. Vierter: Epiſche und lyriſche Gedichte, S. 374. Fünfter: Kleinere proſaiſche Schriften vermiſchten Inhalts, S. 400. gr. 8.

Der edle Dichter, deſſen geſammelte Werke wir hier vor uns ſehen, hatte das eigene Geſchick, daß ſein erſtes Werk, noch vor dem Abdruck, dergeſtalt gerühmt wurde, daß man entweder unendlich fröhlich, oder ſehr beſorgt dabei werden mußte, entweder einen neuen großen Dichter zu empfangen oder einen neuen Zweifel in die Janitſcharenmuſik und das Jotriumphe der Enthuſiaſten. — Collin ſelbſt war ohne allen Zweifel völlig unſchuldig an dieſem Lärmen, ja man weiß, daß er ihm wahrhaft leid gethan, denn wir finden in ihm eine redlich ernſte Beſcheidenheit die jener aufgetriebene Beifall verletzen, und eine achtungswerthe Beſonnenheit, die wohl ahndete, was aus dergleichen entſtehen könne. — In dem Charakter der Deutſchen in der Mehrheit liegt nämlich eine ganz eigene Miſchung von überſchwenglichem Eifer und von einer bis zur Nüchternheit herabſteigenden Mäßigung, und gern geſtatten ſie beiden Trieben ihr Recht zu behaupten. Als ſie deshalb die Nachricht empfiengen, es ſey in Wien ein junger dramatiſcher Dichter aufgeſtanden, der ſelbſt Göthe und Schiller übertreffe, ſo ließen ſie ſich das nicht nur völlig gefallen, ſondern jauchzten ihm auch, gleichſam als ſey die Sache ſchon abgemacht, faſt trunken entgegen Dieſer glühende Eifer ſuchte ſich ſelbſt bei der Vorſtellung des Regulus auf der Bühne noch einigermaßen aufrecht zu erhalten; doch gelang es nicht ganz, und wenn auch jetzt noch einige hergebrachte Redensarten von „göttlich“ und „himmliſch“ zu Tage gefördert wurden, ſo klang doch der Nachſatz nicht ganz erfreulich; gleichſam als wolle man ſagen: ein überaus koſtbares Meiſterwerk, nur ſchade daß es mitunter ein klein wenig langweilig iſt, was ja aber auch wohl dem Beſten begegnen kann. Geſagt iſt das wirklich; nur vornehmer. Als nun endlich gar der Regulus 1802 gedruckt erſchien, da war es, als ſey die Hälfte der Deutſchen zu lebendigen Literaturbriefen geworden, und machte ſich für den früheren lodernden Enthuſiasmus durch grimmige Kälte bezahlt. Vollends betrübt wurde die Sache, als endlich Collin das durchaus unverdiente Unglück hatte, von einem unendlich ſchlechten Kritiker, den man damals hören mußte weil er alle Wochen ſiebenmal ſchrie, überaus gelobt zu werden. Jetzt wurde der Tadel in Norddeutſchland faſt ganz allgemein, und man bot Ironie und Humor auf, um den Dichter von dem hohen Stuhl auf den man ihn geſetzt, herab zu ſtürzen.

Aber auch dabei blieb es nicht, ſondern man hörte ſogar auf zu tadeln, und nahm nun faſt gar keine Notiz mehr von ihm. Gar viele Deutſche, die im wirklichen Leben meiſtens ſo ſanft und freundlich ſind, daß es eine Luſt iſt, mit ihnen umzugehen, zeigen ſich in literariſcher Beziehung nicht ſelten ganz ſtarr und unverſöhnlich. Ja, wenn ein ſchriftſtelleriſcher Mann erſt einmal in dem Rufe ſteht, er bringe einige langweilige Parthien mit, ſo wollen ſie mit ihm durchaus nichts weiter zu ſchaffen haben, und es iſt für den Mann wenig Hoffnung mehr zu ſchöpfen. Dieſes ſehr unverdiente Schickſal erfuhr Collin während mehrerer Jahre bei der Mehrheit wenigſtens in Norddeutſchland; denn ob im Süden eine ähnliche Stimmung herrſchte, wollen wir keineswegs behaupten, da wir nicht genugſam davon unterrichtet ſind. Wir vermuthen ſogar das Gegentheil.

Wohl aber erinnern wir uns ſehr wohl, mit welcher Kälte man nunmehr vom Regulus ſprach, wenn man ja einmal von dem Stücke zu reden ſich bemühte. Mit recht eiſigem Witz behandelte man eine Tragödie, der freilich mehr Feuer zu wünſchen wäre; die doch aber trotz aller ihrer Mängel einen gewiſſen, wenn auch untergeordneten doch ehrenwerthen Platz in unſerer Literatur feſt behauptet. Mit Kälte und Hohn, ſo meynen wir, ſollte man eigentlich nur die hochmüthige Impotenz, oder die reine Negation der Poeſie, die ſich doch für etwas Poſitives ausgeben möchte, behandeln. Unſer Dichter war aber weder hochmüthig noch unfähig, wenn auch nicht eben ein Genie der allererſten Größe.

Sein Coriolan würde freilich beſſer gefallen haben, wenn man ſich nur der Erinnerung an Shakſpear hätte entſchlagen können, der nun einmal dieſen Stoff gerade ſo behandelt hatte, wie es eben recht iſt, ſo daß es allerdings ſcheinen muß, als werde jede andere Behandlung, eben weil es nicht jene iſt, nothwendig die unrechte ſeyn müſſen. Indeſſen hätte man doch C's Muth anerkennen ſollen, ja ſogar in einigen Scenen eine nicht gewöhnliche Kraft: aber das that man eben nicht, ſondern machte gleichkam von vorn herein die ganze Sache auf eine betrübte Weiſe ab, ſchnellhin ſagend, das Stück ſey gar nicht ſonderlich. Hinterher war nur ſehr ſelten weiter davon die Rede.

Balboa endlich ſtieß vollends dem Faſſe den Boden ein, denn das Stück krankte allerdings an einem betrübenden Fehler. Es war faſt langweilig.

Der Held iſt durchaus leidend, und was er früher gethan, wird nur gelegentlich erzählt, ſo daß wir auch bei dem beſten Willen keine Theilnahme für ihn faſſen können. Er geht gleichſam fünf Acte lang zum Tode, wobei der Zuſchauer weniger ihn bedauert, der es bereits überſtanden, als ſich, der, wenn das Stück um ſechs Uhr angeht, noch bis halb zehn zu dulden hat.

Wie geſagt, dies Schauſpiel, das eigentlich eine Abhandlung über die Vertheilung der Wilden iſt, entſchied in Norddeutſchland dergeſtalt gegen den Verfaſſer, daß ſeit der Zeit (1805) keines ſeiner neueren Dramen auf die Bühne gebracht worden iſt. *So viel uns bekannt* iſt, ſetzen wir natürlich hinzu; *fürchten* aber gar ſehr, hierin *nicht* zu irren, denn wir haben uns nicht ohne Sorgfalt in den Theaterkalendern und Zeitungen danach umgeſehen.

Indeſſen ließ ſich C. wie ſehr billig und rühmlich iſt, nicht irre machen ſondern ſchrieb, was ihm ſein Geiſt eingab zu ſchreiben, eine Polyxena, Bianca della Porta, Mäon u. ſ. w. Es iſt aber faſt, als wären ſie für Norddeutſchland gar nicht gedruckt worden; denn ſelten wird uns Jemand begegnen, der auf die Frage, ob er ſie geleſen, ein freundliches Ja erwiedern könnte.

Erſt in ſpäteren Jahren begann von neuem Intereſſe für Collin, denn man vernahm von manchen braven Landwehrliedern, die er, der vortreffliche deutſche Mann, bei dem Ausbruche des öſtreichiſch-franzöſiſchen Krieges (1809) gedichtet habe und wie er ſich überhaupt bemühe, die Idee jenes edlen Kampfes recht anſchaulich darzuſtellen. Da hielt man auch den Dichter wieder werth, und erinnerte ſich wohl mitunter an manches Gute, was doch wohl in ſeinem Regulus und Coriolan ſeyn möchte, und die ſpätere Nachricht von des Dichters frühem Tode ward nun auch in weiter Entfernung von Wien mit wahrhaftiger großer Theilnahme aufgenommen.

Wir haben die Geſchichte der Aufnahme und des Fortgangs der Collinſchen Poeſie in Norddeutſchland hier in kurzen Andeutungen mitzutheilen verſucht, weil wir dieſes als die Hauptpflicht eines Kritikers, der es mit den Werken eines Verſtorbenen zu thun hat, betrachten. Wir wollen jetzt in Anſpruchloſigkeit unſer eigenes Urtheil geben, in ſo weit es von dem des Publikums abweicht, bei welchem Geſchäft wir uns ziemlich kurz faſſen dürfen.

Im Regulus iſt merkwürdig, daß gerade die Hauptperſonen dem Dichter am meiſten geglückt iſt, welches bekanntlich gar manchen Dichtern nicht zu gelingen pflegt. Der römiſche Geiſt überhaupt, und in ſeinem Verhältniſſe zum Karthagiſchen iſt hier beinahe wie von einem in jenem Geiſte und in jenem Verhältniſſe lebenden aufgefaßt worden, wobei freilich eine gewiſſe Befangenheit, Partheilichkeit und Einſeitigkeit nicht vermieden werden konnte; die man aber in einer römiſchen Tragödie ſich recht wohl gefallen läßt da ſie künſtleriſche Abſicht verräth. So ſteht dann auch von dieſem Standpunkt aus betrachtet, der Puniſche Abgeſandte Bodoſtor, vortrefflich da, und ſeine kosmopolitiſche Allerweltsphiloſophie, für deren Auseinanderlegung eine ganze Scene geöffnet iſt, darf uns nicht wundern, da eben gerade hier der rechte Ort dazu iſt, und jene Allerlei-Räſonnements-Menſchen nun einmal nichts weiter können, als Reden halten. — So weit das dem Stücke gebührende Lob; faſt alles übrige erſcheint nicht ganz genügend; am wenigſten die Frau, die nicht ſelten in Kotzebuiſche Farben getaucht worden iſt.

Den Coriolan hat das Publikum zu ſtreng behandelt, denn nicht bloß einzelne Stellen (was freilich wenig ſagen würde) ſondern einige Situationen ſind ſehr brav, und abermals in durchaus römiſchem Geiſte gezeichnet. Daß dem Helden in ſeiner Mutter Rom ſelbſt erſchien, und daß er, wie er nun einmal iſt, ſeinem Vaterlande nur verzeihen konnte, wenn es ihm in dieſer rührend ehrwürdigen Geſtalt erſchien, davon hatte C. eine ſehr erfreuliche Ahndung, wie ſie, unſers Ermeſſens, Plutarch nicht hatte, und wie Shakſpear ſo meiſterlich darſtellte.

An der Polyxena geſtehen wir aufrichtig, kalt vorbei gegangen zu ſeyn, ohne auf unſerer Seite eine andere Schuld finden zu können, als die, daß wir von jeher den Verſuchen zu peinlichen Rührungen uns gern entzogen. Wir finden hier manche kalte Flamme, manchen untröſtlichen Troſt, und manche mit Weisheit prunkende Wehmuth; vergeblich aber haben wir den rein griechiſchen Geiſt geſucht, der wenigſtens Vergeſſenheit geboten hätte für den endloſen Jammer, mit dem wir hier unterhalten werden. Man iſt gewohnt, die Trauerſpiele des Seneca, von denen allerdings mehrere großen Tadel verdienen, ſämmtlich mit abſprechendem Hochmuth zu behandeln; aber wir geſtehen gern, daß wir deſſen Troerinnen, an welche wir hier häufig erinnert worden ſind, dieſem Colliniſchen Werke vorziehen, indem dieſes der Conſequenz entbehrt, die jene wahrhaft beſitzen. Seneca hatte die Abſicht, das Schickſal in ſeiner ganzen Härte unumwunden darzuſtellen: eine Abſicht, die freilich der große Dichter niemals haben ſoll, da er ſich des Achilliſchen Speers erinnert, der die Wunden heilen kann, die er ſchlug; aber Seneca hat doch wenigſtens erreicht was er erreichen wollte. Collin hingegen verwundet hier halb und heilt halb, ſo daß der Leſer und Zuſchauer nach dem Ende des Stücks ſich in einem zweideutigen Zuſtande befindet, dem man gern entflieht.

Ueber Balboa iſt bereits oben geſprochen, denn wir können nicht verhehlen, daß auch wir dieſes Schauſpiel für einigermaßen breit halten.

In Bianca della Porta iſt ſichtbar gerungen worden, die Charaktere mit italiäniſchem Geiſte auszuſtatten, aber wir wiſſen alle, daß man das Ringen des Dichters nicht *ſehen* ſoll, und wir können unmöglich glauben, daß dieſes Sehen *unſere Schuld* war. — Weit gründlicher, tiefer und klarer iſt *Mäon*, in der ganzen Anlage, und in der Ausführung der erſten Akte, wobei nur recht zu bedanken iſt, daß das Stück gegen das Ende ein wenig ſinkt, ja faſt mit Erſchöpfung ſchließt. Dennoch hätte es in jedem Falle eine günſtigere Aufnahme und die Darſtellung auf der Bühne verdient, die ihm wenigſtens auf den uns bekannten nicht geworden iſt.

Wie man überhaupt jemals auf die Idee hat kommen können, Shakſpears Schauſpiele *si Diis placet* zu verbeſſern, haben wir nie begreifen wollen; wie aber Collin den unglücklichen Gedanken habe faſſen können, aus dem Macbeth, in dem man wahrlich auch nicht ein Wort ungeſtraft verſtört, ein ſogenanntes lyriſch muſikaliſches Drama zu machen, dies gehört nicht blos zu den einfachern Unbegreiflichkeiten, ſondern zu denen wobei man ſich fragt, ob man auch recht geleſen und ob nicht etwa das Auge getäuſcht hat. So ſoll denn auch dieſer Verſuch für uns gar nicht vorhanden ſeyn und wir wollen nur hinzuſetzen, daß er auch dem edeln Dichter bald leid geworden zu ſeyn ſcheint, indem er nur ein Fragment geliefert hat, das ſich denn um ſo bequemer vergeſſen läßt.

Die Horatier und Curiatier, welche uns zu Anfang des 3ten Theils begegnen, werden in mehreren Scenen und Charakteren glücklich genug durch den römiſchen Sinn gehalten, dem der Dichter, wie bereits oben erwähnt worden, ſich ſo gern hingiebt, und der ihm auch in der That zuſagt. Dazu kommt in dieſem Stücke noch eine gewiſſe äußere Lebendigkeit die dem Dichter ſonſt nicht immer eigen iſt, und die dem Werke auch eine günſtige Aufnahme bei der Bühnendarſtellung zu ſichern ſcheint. Schade nur, daß das Drama, wie früherhin Mäon, gegen das Ende ein wenig ſinkt, ein Geſchick, das bei dieſem Dichter ſehr charakteriſtiſch iſt, und ihn faſt vor allen jungen talentvollen Feuerköpfen unterſcheidet. Dieſen letzteren nämlich pflegt bekanntlich die Expoſition, und die Anordnung der einzelnen Scenen oft zu mislingen, da hier eine Beſonnenheit walten muß, die ihnen noch nicht eigen iſt, wohl aber erfreuen ſie ſich jener Scenen, wo der Sturm und Wirbelwind der Leidenſchaft die Gemüther fortreißt, und da ſie ihnen meiſtens gelingen, erfreut ſich ihrer der Leſer mit ihnen. Nicht ſo Collin; den wir den klugen vorſichtigen Dichter nennen möchten, und der mit der mäßigen Summe von Feuer und Leidenſchaft, auch bei der haushälteriſchſten Benutzung, doch gewöhnlich ſchon gegen Anfang des vierten Akts faſt ganz fertig geworden iſt, und deshalb in den letzten Scenen ſich oft ſehr ſparſam behelfen muß. Demungeachtet möchten wir jenes den Horatiern und Curiatiern gegebene Lob nicht nur nicht widerrufen, ſondern recht accentuiren, da ſie uns in jeder Hinſicht weit über denen des aufgetriebenen Rhetors Corneille zu ſtehen ſcheinen.

Wir übergehen Bradamante als ein bloßes Studium, das nur wenig bedeutend ſeyn dürfte; können aber leider nicht übergehen die beiden folgenden Stücke „Julie von Billenau“ und „Kindespflicht und Liebe“ denn ſie ſind ſo gänzlich gehaltlos, daß wir in der That und Wahrheit, aus Liebe für C. unſern eigenen Augen nicht trauten als wir ſie laſen. Es ſind ſeine früheſten Dramen, die er ohne ſeinen Namen drucken ließ, ſo daß es ſcheint, als habe er ſelbſt ihnen nicht getraut, leider fehlt aber auch alles was die Jugendverſuche eines Dichters intereſſant machen kann: blühende Ueppigkeit, Ueberkraft, muthiger Witz, Ironie gegen das Leben u. ſ. w. Alles iſt hier alltäglich und matt, und um ſo matter, je mehr auf Erhitzung hingearbeitet wird, wobei leider noch hinzugefügt werden muß, daß all dies traurige Weſen nicht einmal original iſt, ſondern faſt möchten wir ſagen, Nachahmung des Nachgeahmten.

Mit wahrer Freude berühren wir jetzt den vierten Band, der die Sammlung der epiſchen und lyriſchen Gedichte des Verewigten enthält; nicht etwa als fänden ſich hier viele unübertreffliche Meiſterſtücke, ſondern weil wir hier zwei Gedichte gefunden haben, die da in der That und Wahrheit reine, köſtliche, durch und durch feurige, aus Poeſie hervorgegangene, und in Poeſie lebende Gedichte ſind, zu deren Genuſſe der Leſer nichts weiter braucht, als.... ein reiner vollſtändiger Menſch zu ſeyn. Das eine dieſer Gedichte hat die Ueberſchrift „Kaiſer Albrechts Hund" das andere „Kaiſer Max auf der Martinswand." Schon um dieſer Gedichte willen verdient der edle Todte das Denkmal, das ihm ſeine würdigen Landesmänner ſetzen wollen, oder bereits geſetzt haben. Wir haben lange angeſtanden und überlegt, ob es nicht wohl gethan ſey, dieſe lieben, innigen Herzenslaute hier vollſtändig mitzutheilen; da ſie aber durch viele Blätter hindurch gehen würden, ſo haben wir dies unterlaſſen müſſen, wollen aber jeden freundlichen Leſer dieſer Zeilen recht dringend bitten, jene Gedichte ſelbſt zu leſen und ſich ihrer zu erfreuen, denn wahrlich ſie müſſen gehört werden.

Nicht gern kommen wir jetzt zum fünften Theile denn obwohl wir Gottlob manches in demſelben recht herzlich loben können, ſo müſſen wir doch auch manches wieder tadeln; doch werden wir das letztere nun wenigſtens mit dem guten Vertrauen thun dürfen, daß niemand uns der Partheilichkeit gegen Collin beſchuldigen könne, da es unmöglich iſt, den Dichter des Kaiſers Albrecht und Max nicht zu lieben.

Wir wollen mit dem Tadel beginnen, um mit dem Lobe endigen zu können, Zuvörderſt haben uns nicht genügt ſämmtliche rein theoretiſche Aufſätze, z. B. über das Luſtſpiel, über den Chor im Trauerſpiele, über die Verſification des ernſten Drama, über lyriſche Declamation u. ſ. w. denn das Gute in ihnen iſt nicht ſehr bedeutend und nicht neu, ja es iſt ſo alt, daß wir an die Worte des Horatio im Hamlet erinnert worden ſind, es brauche eben kein Geiſt aufzuſtehen, um uns zu ſagen, daß u. ſ. w.

Das Fragment über Ifflands und Brockmanns Darſtellung des Königs Lear enthält einige recht gute Gedanken über Einheit im Spiel; vergißt aber die Hauptſache, daß nämlich die Schröderſche Bearbeitung jenes Trauerſpiels ſich eigentlich gar nicht gut geben läßt, da das ganze Stück durch ſie in ſeiner Wurzel angegriffen iſt. Sch zeigt uns zu Anfange des Stücks den König als den wahrhaftigen Jupiter tonans, deſſen Uebertraft, nebſt der Forderung, völ lig angebetet zu werden, allerdings die Nemeſis reizen muß. Sie erſcheint denn auch wirklich, und zwar ſo ungeheuer, daß durch die bloßen ſpäteren Worte des Lear: „Ich bin ein alter Mann, gegen den doch mehr geſündigt worden iſt, als er geſündigt hat" gewiſſermaßen jegliche Schuld von dem grauen Haupte genommen worden iſt, und das allertiefſte Mitleid, das je ein Dichter hat erreichen können, wirklich erreicht wird. Schröder aber findet für gut, gleich im erſten Akte einen gebeugten alten Mann erſcheinen zu laſſen, von dem man gar nicht begreifen kann, wie er nach 100 Rittern verlangen mag, da er in der That nur noch einen halben Schritt zum Tode oder zum Wahnſinn hat. — Was ſoll nun der Schauſpieler machen? Mich dünkt, er ſoll ſich nach einer guten Ausgabe des edlen Dichters umſehen, oder, wenn ihm das Engliſche nicht geläufig iſt, ſich die brave Voſſiſche Ueberſetzung kommen laſſen, und nach derſelben den Lear geben. — Was übrigens ſich aus der Schröderſchen Bearbeitung machen läßt, hat Iffland redlich daraus gemacht, und auch von Collin iſt dies mit Liebe anerkannt worden.

In manchen Aufſätzen des erwähnten Theils haben wir zuweilen eine Oberflächlichkeit wahrgenommen von der wir nicht einſehen, wie Collin ſich dabe auch nur für den Augenblick beruhigen konnte, z. B wenn wir S. 40 leſen: Einheit des Orts im Drama Ein Buch macht auf mich einen ganz verſchiedene

Eindruck wenn ich es in Einem Zuge leſen kann, und wenn ich darunter öfter geſtört werde, es aber und abermal zur Hand nehme. Durch dieſe Störungen ſchwächt ſich der Eindruck. Die nämliche Empfindung habe ich bei einem Stücke, deſſen Haupttheile ſich ohne Unterbrechung fortſpielen, und einem, wo ich durch immerwährendes Verändern des Schauplatzes immer und immer geſtört werde. „Es iſt nicht vonnöthen dergleichen Bemerkungen zu widerlegen, und die von Böhmen nach Sicilien gar leicht hin überſchwebende Phantaſie gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, als habe ſie die Trägheitskraft mit dem Körper gemein, und als fühle ſie ſich ermüdet und geſtört, wenn man ihr nicht auf der Bühne immer denſelben Saal präſentirt.

Gleich darauf wird die ungedeihliche Frage aufgeworfen: „Ob die Methode der Griechen oder Shakſpears vorzuziehen ſey", und die Antwort wird mit großer Bequemlichkeit zum Beſten der Griechen ausgeſprochen, wobei man nur den Beweis vermißt.

Aehnliches Unbefriedigende können wir noch gar Vieles nennen; doch ſey es genug, nur auf die unfruchtbar breite Polemik in der „ſtillen Geſellſchaft" (293 bis 304) und auf die verfehlte Scherzhaftigkeit in „Wahrmund, Bruchſtück eines Romans" (352 bis zum Ende) aufmerkſam zu machen.

Deſto erfreulicher ſind die Darſtellungen: „Anna Maria Adamberger" (S. I.) „Roſalie Nouſeul"

(S. 23) „Raymund Zobel" (S. 307) „Joſeph, Graf O'donel" (S. 318) in denen ſich ein frommes und durchaus wackeres Gemüth, ſo wie meiſtens ein klarer Geiſt offenbart, und die Ideen zur Verbeſſerung der Wiener Bühne (S. 25) die, mit ſteter Hinſicht auf das Ideal, doch auch die nothwendigen Beſchränkungen in der Zeit und dem Raum berückſichtigen und zu mildern ſuchen; und eben deshalb in der edlen Kaiſerſtadt ſicher nicht werden verhallt ſeyn.

Ein ſechster Band, welcher noch eine Nachleſe von Fragmenten und die Biographie des Verſtorbenen enthalten ſoll, iſt, wie wir wahrhaft bedauern, bis jetzt (August 1814) noch nicht erſchienen. Wir freuen uns ganz beſonders auf die Biographie und es bedarf gewiß bei dem würdigen Bruder des Dichters, der ſie verſprochen, keiner Aufforderung, uns dieſelbe ſo bald als möglich zu geben. Er iſt ſelbſt Dichter, wie ſein Trauerſpiel „Bela's Krieg mit dem Vater" beurkundet. Darum begreift er ganz das, was in dem Bruder dichteriſch war. Er liebte ihn wie der Bruder den Bruder lieben muß, (wir ſagen dieſes mit völliger Gewißheit obwohl wir beide treffliche Männer niemals ſahen) und eben deshalb wird er auch die Biographie mit Liebe ſchreiben. Dagegen könnte nun freilich eine gewiſſe Gattung von Menſchen die unſer Göthe mit dem luſtig trefflichen Worte „Philiſter" bezeichnet, einwenden, es ſey eben gar nicht zweckmäßig, daß der Bruder des

Bruders Leben beſchreibe, er werde nothwendig partheilich ſeyn, und obwohl man die Liebe ſelbſt rechtverzeihlich finde, ſo könne ſie doch unmöglich etwas Solides und Pragmatiſches zu Stande bringen. — Wir ſelbſt aber meynen, es könne eben die Liebe am beſten eine Biographie ſchreiben, und nach ihr.... der Haß. Die Gleichgültigkeit niemals; ſo daß in der That zu wünſchen wäre, daß wir von jeglichem bedeutenden Manne und Dichter zwei Lebensbeſchreibungen hätten, deren eine von dem beſten Freunde; die andere von dem beſten Feinde (wenn ſich anders ein ſolcher immer auftreiben läßt) verfaßt worden wäre.

Wir könnten hier unſere Recenſion ſchließen, wenn wir nicht noch einem gewiſſen Einwurfe begegnen müßten, der uns vielleicht ſchon bei früheren Recenſionen gemacht worden iſt. Man könnte nämlich ſagen, (denn was kann man nicht alles ſagen?): Du findeſt Einiges im Collin vortrefflich, anderes faſt mittelmäßig, anderes verfehlt, wie iſt das möglich? kommt denn nicht alles aus Einem Geiſte? und kann dieſer Eine Geiſt bald Vortreffliches, bald Mittelmäßiges, bald Verfehltes geben? Wir antworten gelaſſen: Ja, und ſetzen dann mit derſelben Ruhe hinzu: Wir ſind Chriſten, und ſollten uns darüber nicht wundern. Ein Acker kann vortrefflich ſeyn, und wenn Gottes Segen über ihm waltet, ſo bringt er das eine Jahr köſtliche Früchte hervor; aber im andern fehlt vielleicht Regen und Sonnenſchein in gewünſchter Abwechslung, und nur ſpärlich geht die Saat auf. Läßt ſich das Gottesgeſchenk erzwingen? Giebt es nicht Tage, in denen wir uns ganz Gotterfüllt fühlen und andere, wo wir vielleicht in halber Dämmerung wandeln? Möge ſich immerhin unſer Hochmuth ſträuben, dieſe Wahrheit anzuerkennen, es iſt dennoch ſo; und die ganze Geſchichte, ſo wie die einzelne der Dichter, die immer eine wahre Menſchengeſchichte iſt, lehrt es uns alſo. Schrieb nicht Göthe den Götz und den Clavigo? Schiller den Ritter Toggenburg und die „gelehrte Frau?" Bürger „Als Molly ſich loßreißen wollte" und Frau Schnips? und kann denn nicht auch Collin einen „Max auf der Martinswand" ſchreiben und das Verfehlte, was wir genannt haben?

Wanda, Königin der Sarmaten. Eine romantiſche Tragödie mit Geſang in fünf Akten, von Werner. 1809.

Schwerlich iſt das Publikum über irgend einen deutſchen Dichter jemals ſo uneinig geweſen als über Werner. Während ein Theil ihn für eine Art von poetiſchem Meſſias erklärt und mit einer Art von Jüngerleidenſchaft an's Herz drückt, ruft der andere ſein Veto und Guilty ſo gewaltig dazwiſchen, daß man wohl ahnden möchte, es ſey hier ein ganz beſonders poetiſches Verbrechen verübt worden. Es iſt nämlich dieſem letzteren Theile ſchon ſeit mehreren Jahren zu Ohren gekommen, und er hat zuletzt ſelbſt nachgeſehen, und es leider wahr befunden, daß in den Werken dieſes Dichters ein unheimliches Geſpenſt umgehe, welches Myſtik genannt werde, und ſchon des Unheils viel in Deutſchland angerichtet habe. Ein dritter Theil endlich der ſelbſt ein wenig Langweiligkeit mit ſich herumträgt, begreift gar nicht, wie von Werner irgend eine Art von Aufheben gemacht werden könne, erklärt ihn für entſchieden langweilig und lobt ſich dafür die Poeten Silbuk und Atnach oder wie ſonſt die trefflichen Lieblinge heißen mögen.

Recenſent. der ſonſt keineswegs dem äſthetiſchen Eclecticismus zugethan iſt, wird hier vielleicht den Schein deſſelben nicht vermeiden können und den Verdacht erregen als ſtelle er ſich in die Mitte dieſer beiden Parteyen. Dem iſt indeſſen nicht alſo, ſondern er geht an denſelben vorüber, ohne eine andere als hiſtoriſche Notiz von ihnen zu nehmen. Seine eigne Anſicht von dem Dichter iſt ganz kürzlich dieſe: Werner iſt ein Mann von unbeſtreitbarem Talent, doch mehr für die muſikaliſche, als für die dramatiſche Poeſie, ſein Geiſt ſteht gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Extenſiven und Intenſiven ohne Beides vereinigen zu können. Sein erſtes Auftreten mit den „Söhnen des Thales“, deren erſter Theil beſonders Manches enthält was nur ein ächter Dichter hervorbringen kann, ſchien zu den erfreulichſten Hoffnungen zu berechtigen; doch leider zeigte ſich in den ſpäteren Werken durchaus kein Fortſchreiten, ſondern ein behagliches Ruhen auf dem einmal eingenommenen Platze. Hinzu geſellte ſich eine große Neigung zur Myſtik die wir indeſſen geradezu für einen bloßen Irrthum, ja wir möchten beinah ſagen für einen doppelten und dreifachen, für einen im Irren irrenden Irrthum erklären müſſen. Rec. iſt völlig überzeugt, daß wir Deutſchen in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert keinen einzigen rein myſtiſchen Schriftſteller gehabt haben; dagegen finden wir mehrere die ein beſonderes Streben danach beurkunden wobei es wohl kaum des Zuſatzes bedarf, daß die Myſtik nicht in die Kategorie des Erſtrebbaren gehöre. Das Auftreten in Pontificalibus oder im Saraſtro-Mantel macht es keineswegs aus, ſelbſt nicht die muſikaliſchen Anklänge die man nicht ſelten für Ideen giebt, und das häufige Verhüllen der Gedanken mit etwas Symboliſchem. Die Myſtik ſelbſt durchdringt ein Werk tief innerlich, die neuſte, nachgemachte, zahme geht nur blöde in den Vorhöfen auf und ab. Das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert ſind die eigentliche Blüthezeit der Myſtik. Hier nenne ich Schwenkfeld, deſſen Buch vom Abendmahl zu den allerſeltenſten aber köſtlichſten Schriften gehört, Jakob Böhme, den man, wie es ſcheint, jetzt, wo ſein Name ſo häufig genannt wird, im Ganzen viel weniger kennt als ſonſt, wo die frömmeren Menſchen ihn in heiliger Stille laſen, ſo wie er denn auch wahrlich nicht aus einem Paar aufgegriffenen Fragmenten gekannt werden mag, Scriver, Arndt, und den trefflichen Spener, mit welchem letzteren die Myſtik (von der auch Sp. nur Anklänge hatte) in Deutſchland eingeſargt worden zu ſeyn ſcheint. Was jetzt noch als Myſtik umgeht, iſt ein Geſpenſt, kaum werth das alte Grab zu bewachen. — Es verſteht ſich indeß von ſelbſt daß hier nur von der Myſtik in gedruckten Büchern die Rede iſt, nicht aber von der in lebendigen Menſchen.

Nach dieſer Vorrede kann die Recenſion der Wanda ſehr bald geſchloſſen werden, indem ich nur im allgemeinen zu ſagen brauche, daß dieſes Werk alle Zeichen des bedeutenden Talents und alle Zeichen des großen Irrthums des Verfaſſers trägt. Ganz beſonders aber müſſen wir die Krampfhaftigkeit tadeln mit der manche Scenen bis zur Widrigkeit und Lächerlichkeit hinauf geſchraubt worden ſind. So iſt dem Werk einmal das Ungemach begegnet, daß ſein Rüdiger und ſeine Wanda in einer Situation zuſammen kommen, die faſt gar keine Worte erlaubt. Hier nun hat er ſich durch koloſſale Parentheſen helfen müſſen, in denen den Schauſpielern vorgeſchrieben iſt, daß ſie kühne Verzweiflung, durchbohrende Blicke, verſchlingende Augen, gefaltete Hände, den

Ton der unendlichen Wehmuth, kalthöhnenden Ingrimm und genügendes Zähneknirſchen bereit halten ſollen. Die einzelnen Worte die dabei geſprochen werden; „Rügenherzog! — Polenfürſtin! — Auf zum Kampf! — ich bin dabei! — Löwenritter! — Heldenjungfrau! — Warſt du mein? — Ich laß dich frei!" — könnten denn doch in der That ſelbſt einem Cato ein Lächeln abgewinnen, beſonders weil ſie etwas Geſangartiges in ſich tragen, das der bezweckten Erhabenheit nicht günſtig ſeyn dürfte.

Erfreulich ſind indeſſen auch hier die Proben von des Dichters muſikaliſchem Talent, nach denen wir nicht lange zu ſuchen brauchen z. B. Seite 12 in der Beſchreibung, welche Balderon und Rüdiger entwerfen.

Vor allen aber ausgezeichnet iſt der Geſang-Chor der Geiſter von Libuſſas Jungfrauen, der von einem Wohllaut der Sprache beſeelt iſt, wie wir ihn nur bei ſehr wenigen deutſchen Dichtern antrafen. (S. 84.)

Uns Jungfrau'n nebelgrau,
Uns netzt kein Regen nicht,
Uns wärmt kein Sonnenlicht,
Uns kühlt kein Thau;
Uns ſchmerzet keine Qual,
Uns labt kein Freudenmahl,
Noch bunter Farben-Pracht:
Wir ruh'n in Nacht!
Was mit uns wird und war,

Was wir gehaßt, geliebt,
Was uns erfreut, betrübt
Nichts iſt uns klar;
Ob wir's erhaſchten auch
Zerrinnt's wie Morgenrauch,
Wiegt uns der ſüße Traum:
Im öden Raum! —

Doch uns im Innern bebt:
Ein Ton der uns durchdringt,
Ein Ton der wiederklingt,
Der liebt und lebt;
Wenn dieſer Ton ertönt
Dann iſt der Leu verſöhnt:
Die Harfe liſpelt Ruh
Uns Müden zu!

Sollte Jemand ſo unglücklich geweſen ſeyn, nicht zu wiſſen, daß die deutſche Sprache auch die muſikaliſchſte von allen neueren ſey, der ſpreche nur jenen Chor deutlich aus, (ſollte er ſonſt auch nur mittelmäßig ſprechen) und er wird aufhören zu zweifeln.

Ich wünſche ſehr, daß Wernern dieſes Lob durchaus nicht genügen möge, denn er vermag ein Höheres zu gewinnen. Ich wenigſtens gebe noch immer die Hoffnung nicht auf, er werde uns einſt ein gediegenes Ganze liefern, dem keine Zeit und kein Recenſent etwas anhaben kann.

So ſchrieb ich 1810, und äußerte die Hoffnung, daß „der 24. Februar", der damals noch ungedruckt war, ein ſolches gelungenes Ganze ſeyn werde. Es iſt auch allerdings ein Ganzes, aber ein unerfreulich Heidniſches Ganze, ein ſtreng hinauf gethürmter Eisberg, der von der Kraft und der Kunſt des aufthürmenden zeigt; uns aber keine freundliche heimathliche Stätte bietet.

Dieſem ſchauerlich kalten Februartage ſteht gegenüber die heilige Kunigunde. Sie iſt warm, und weich, und ſüß, und nicht-heidniſch. Aber die Wärme iſt ſichtbar geleitet und mit ſichtbaren aromatiſchen Düften durchräuchert, die Weichheit iſt, troß einigen Anwandlungen von Geſundheit, kränklich. Die Süßigkeit wird zur ſüßlichen Honigartigkeit, deren man ſich höchſtens im Genuſſe ein wenig erfreut, keinesweges nach demſelben; das Nicht-Heidniſche endlich, das Chriſtliche, wird hier nicht ſelten zur Pracht, zum Prunk, zur bloßen Rede.

Zur Rede! — mit dieſen Worten haben wir einen Theil des Jammers unſerer Zeit ausgeſprochen. Durchwehen, durchglühen, durchleben ſoll die Religion jedes Kunſtwerk, das ein Chriſt aufſtellt; aber der Chriſt ſoll das Heilige nicht zu viel beſprechen; und nicht glauben, daß, wenn es nur häufig genannt werde, es auch ſchon da ſey. Unter allen Koketterien iſt die Koketterie mit dem Chriſtenthum die gefährlichſte und gräßlichſte.

Ich bin weit entfernt, Wernern ſelbſt in dem ich ſehr viel Edles zu finden glaube, eine ſolche Koketterie Schuld zu geben; aber der Dichter ſoll auch den Schein vermeiden, und hier hat ihn der Dichter nicht vermieden.

Und dennoch gebe ich auch jetzt die Hoffnung nicht auf, daß Werners Talent ſich einſt noch eine neue Bahn öffnen, und ein Werk hervorbringen werde, das man mit fröhlicher Ueberzeugung ächt, tief und klar nennen darf.

Mögen immerhin Einige über dieſe Hoffnung, und Hoffens-Virtuoſität lächeln; ich laſſe ſie mir um des Lächelns willen nicht nehmen.

Das Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe, ein großes hiſtoriſches Ritterſchauſpiel von Heinrich von Kleiſt. (Aufgeführt auf dem Theater an der Wien den 17. 18. und 19. März 1810.)

In einer Zeit wie die unſrige, die wenigſtens in Hinſicht der poetiſchen productiven Kraft keineswegs reich zu nennen iſt, wo ſich das deutſche Gemüth oft in den Kopf allein oder vielmehr nur in einen Theil des Kopfes, oder gar zuweilen lediglich in die

Schreibfinger gezogen hat, wo man ſich nur größtentheils mit poetiſchen Worten, aber nicht mit poetiſchen Werken ſchlägt, in einer ſolchen Zeit iſt es gar ſehr erfreulich, einen neuen Dichter zu finden, der da in der That und Wahrheit ein dichteriſches Gemüth mitbringt und ein Werk liefert, das in ſich ſelbſt beruht und feſt ſtehet. Damit wollen wir dieſes Werk keinesweges für vollendet erklären; wohl aber angedeutet haben, daß das Vortreffliche in demſelben das Verfehlte bei weitem überwiege. Zuvörderſt hat der Dichter einen Stoff gewählt, den wir nicht anders als durchaus intereſſant und ächt dramatiſch nennen können. Man gelangt zu der Gelegenheit, dieſes Lob auszuſprechen, jetzt ſo ſelten, daß wir es ſchon um deshalb accentuiren möchten. Unſere vornehm thuende Formpoeten kümmern freilich ſich wenig um den Stoff; doch die dichteriſche Nemeſis rächt eine ſolche Vernachläſſigung wie wir wiſſen nur zu ſehr und die kalten „ausgeblaſenen poetiſchen Straußeneier", von denen wir bereits an einem andern Orte redeten, ſind die Folge davon. Ganz anders dachte hierüber der offne edle Schiller von dem uns einſt der verſtorbene Huber erzählte, er habe oft, in den Jahren 1784 ff., voll hohen Eifers ausgerufen, er würde zuweilen gern ſein letztes Hemd für einen guten tragiſchen Stoff hingeben.

Gehen wir jetzt zu den Charakteren über, ſo dürfen wir ohne Scheu behaupten, daß der des Heil=

bronner Käthchens durchaus neu und in ſeiner Neuheit vollendet ſey. Ferner, daß wir ihr Verhältniß zu dem Grafen vom Strahl für ein rein poetiſches, noch nie gezeichnetes halten. Hier iſt es, wo wir den wahrhaften Dichter erkennen. Daß ein Buch gute oder auch vortreffliche Stellen hat, iſt wenig, und gewöhnlich, denn eine jede Schrift, die dergleichen nicht hat, möchte man faſt ungewöhnlich ſchlecht nennen. Daß ein oder mehrere Charaktere kraftvoll begonnen und glücklich durchgeführt werden, und daß ſie ſich in gewählten Situationen abſpiegeln, iſt bei weitem mehr; dennoch haben wir Beiſpiele, daß auch der reinen trefflichen gediegenen Proſa und der bloß tiefen Verſtändigkeit dergleichen gelingen möge. — Aber ein durchgeführtes Verhältniß wie z. B. Mignons zum Wilhelm Meiſter, des Prinzen Heinrich zum Fallſtaff, des Sancho zum Don Quixote, des Siebenkäs zum Leibgeber, gelingt nur dem poetiſchen Genie. Etwas Aehnliches iſt unſerm Kleiſt in Käthchens Verhältniß zu dem Grafen vom Strahl geglückt. Hier war die Grenzſcheide, wo der Verſtand allein nicht ausreicht, und die Poeſie allein den Weg zeigt, und ſie hat ihn den rechten geleitet.

Wenn wir bei dieſer Gelegenheit noch bemerkt haben, daß faſt jedes entſchiedene Lob, das man einem Dichter zollt, faſt immer wie ein Machtſpruch klingen muß; vor welchem Vorwurf wir uns indeſſen, durch das einfache Hinzeigen auf das Buch ſelder, verwahren wollen, ſo können wir jetzt ſogleich zu dem Tadel übergehen, den manche, ja viele, Partien dieſes Buchs verdienen. Wenn wir zu jenen beiden bereits genannten vortrefflich gezeichneten Charakteren, noch Käthchens Vater hinzurechnen (ob er gleich Seite 21 und 22 aus dem Coſtüm zu gehen ſcheint) ſo finden wir auch nicht einen mehr, den wir als vollſtändig anerkennen könnten. So haben ſich Helena und Eleonore, Maximilian von Freiburg, der Rheingraf von Stein, vor allen aber Gottfried Friedeborn, Käthchens ehemaliger Bräutigam gar kümmerlich behelfen müſſen mit einem paar Strichen, die der Verfaſſer gleichſam im Fluge an ihre Charakteriſtik gewandt hat. Kunigundens Charakter, mit dem es dem Verfaſſer ein hoher Ernſt geweſen zu ſeyn ſcheint, iſt dagegen ſo ſtark und grell ausgezeichnet worden, daß man ihn dafür faſt lieber verwiſcht und verwaſchen wünſchen möchte, denn in der That, ſo wie er jetzt daſteht, iſt er widrig und hart, und es könnte dabei gar leicht jene Empfindung erregt werden, die leider nicht vermieden werden kann, wenn die Phantaſie mit der.... Magenhaut collidirt. Wir müſſen ferner bemerken, daß faſt jede Scene in welcher Käthchen nicht erſcheint, ohne den gehörigen Fleiß, ja ſogar ohne Fülle von Liebe behandelt worden iſt, was um ſo bemerkbarer wird, da jede andere, in der das herrliche Mädchen (das durch ihre verletzenden Umgebungen nur noch herrſicher wird) wieder auftritt, in vollem Licht und reiner Wärme prangt. Hie und da geht auch das Stück zu ſehr in die Breite, und es kann uns dabei zu Muthe werden, als hörten wir einem zwar ſehr intereſſanten, doch zu weitläufig behandeltem Prozeſſe zu, dem man eben, weil er uns ſo ſehr anzieht, um ſo mehr Concentration wünſchen möchte. Endlich müſſen wir noch bemerken daß der fünfte Akt ſich nicht eng genug an den Schluß des vierten zu ſchließen ſcheint, und daß der fünfte die hochgeſpannten Erwartungen nicht völlig befriedigt. Dürften wir uns eines recht gewöhnlichen Ausdrucks bedienen, ſo würden wir ſagen, der Dichter habe ſeines Sieges gewiß, in dem genannten Akte es „gar zu ſacht angehen laſſen.“

Faſſen wir unſer Urtheil über dieſes Werk mit wenigen Worten zuſammen, ſo möchte es etwa ſo lauten: Das Gute in demſelben gab der Genius der Poeſie ſelbſt ein, der, wie verlauten will, einigen hundert anderen neueren Poeten, ſelbſt auf die magiſchſten Beſchwörungen nicht erſcheinen will; das Verfehlte kann die Feder mit leichten raſchen Zügen tilgen; und wohl dem Dichter, der nur ſolche Fehler ſich zu Schulden kommen läßt, die man ausſtreichen kann, ohne dem Werke ſelbſt an das eigentliche Leben zu greifen.

*

So ſchrieb ich im Jahre 1810, raſch nur andeutend den entſchiedenen Werth des Werkes, zugleich aber auch mittheilend eine ziemlich weitläufige Stelle des Gedichtes, die den Styl deſſelben einigermaſſen bekunden ſollte. Dieſe iſt jetzt getilgt worden, da ja das Werk ſelbſt gewiß nicht ungeleſen geblieben iſt.

Eine finſtere Stunde iſt ſeitdem gekommen, die uns den kraft- und talentreichen Heinrich von Kleiſt genommen hat. Der gewöhnliche Menſch ſpricht dabei das Gewöhnliche, was er in mittelmäßigen Büchern über das freiwillige Aufgeben des Lebens geleſen, oder in flachen Geſellſchaften vernommen, der Schlechte tobt, oder redet auf Phariſäerweiſe; aber der Chriſt faltet mit inniger Inbrunſt die Hände, und heilt ſeinen Schmerz durch den Gedanken an des milden Erlöſers ewige Güte und Liebe.

Wir ſetzen über Käthchen von Heilbronn nur noch zwei einfache Bemerkungen hinzu. Erſtens. Auch ſehr wackere Menſchen haben geklagt, daß es ihnen kaum möglich ſey, die Mishandlungen mit anzuſehen, denen das liebe Käthchen ausgeſetzt werde. Ich erwiedere darauf, daß wohl niemand das herrliche Mädchen inniger lieben könne als ich; daß aber meine Anſchauung durch jene Mishandlungen, in Beziehung auf das Mädchen ſelbſt, gar nicht getrübt werde. Ihre Tugend wird nur immer reiner, je mehr ſich die andern an ihr verſündigen; und all der Sturm und Staub und Regen, der ſie umrauſcht, vermag gar nicht die ſchneeweißen Flügelchen zu verletzen, oder zu beflecken, denn es iſt als bewegten ſie ſich in einem ganz eigenen Elemente, das ſeine aparte Sonne hat. — Nur die Mishandler und Mishänderinnen haßt und verachtet man deſto gründlicher, indem ja bekanntlich jeder Mann ſich entadelt, der einem lieben tugendhaften Mädchen unwürdig zu begegnen vermag. Dieſer Haß iſt aber gleichfalls in dieſem Stücke nicht ſtörend, da wir uns zu dieſem Gefühle kaum rechte Zeit nehmen, indem wir ſtets wieder mit unſern Gedanken zu Käthchen zurückkehren.

Zweitens fühlte der mit ſich ſelbſt ſehr ſtrenge Dichter gar wohl das Ungenügende in dem letzten Drittheil des Stückes, und hatte den Plan gefaßt, es umzuarbeiten. Dann ſollte auch noch zur gänzlichen Beruhigung gewiſſermaſſen ein zweiter Theil folgen. Hier ſollte endlich der Graf durch irgend ein vielleicht nur leiſes Wort Käthchen dergeſtalt verletzen, daß ſie nun ihn fliehen müßte. Kaum aber flieht ſie ihn, ſo fühlt er mit unendlicher Gewalt, wie ſehr er an ihr geſündigt und was er in ihr verloren habe. Ihre Schmerzen, obwohl die tiefſten, waren doch immer harmoniſch und graziös; wir zweifeln, daß die ſeinigen ſich würden ſo geſtaltet haben können. Dennoch geneſet er in jenen Schmerzen zu höherer ſittlicher Reinheit und Würde, und ſie darf ihm am Schluſſe vergeben: und das tiefe Glück der geläuterſten, innigſten Liebe ſchließt das Ganze harmoniſch.

Das wollte der muthig ringende, edle Dichter; doch die dunkle Stunde endete unſere Hoffnung. — Es iſt viel, ſehr viel Schönes und Kräftiges mit ihm begraben worden.

Verſchiedene Bemerkungen nach der Lektüre ſehr verſchiedener Schriften, oder nach der Aufführung ſehr verſchiedener Schauſpiele.

Seitdem Schiller in einigen ergötzlichen Epigrammen ſeinen ſehr gerechten Unwillen gegen einige hundert bürgerliche Trauerſpiele an den Tag gelegt hat, geht die Meinung wie ein halb grau gewordenes Bonmot von Mund zu Mund, es ſey mit der bürgerlichen Tragödie überhaupt wenig oder gar nichts, und man könne in einer Hütte wohl einen erträglichen Schäferroman ſpielen; aber das Tragiſche offenbare ſich nicht ſonderlich darin. Unſre Anſicht weicht indeſſen ganz davon ab; denn wir glauben daß das Schickſal keinen ſonderlichen Unterſchied mache zwiſchen einem Königspallaſt und einem kleinen Landpredigerhauſe, denn in beiden kann der tragiſche Dolch gezuckt werden, und in beide kann der tragiſche Blitz ſchlagen.

Wir wiſſen alle, wie uns zu Muthe wird auf der nächtlichen Teraſſe in den erſten Scenen des Hamlet, und noch *vor* ſeiner Erſcheinung ahnden wir ſchon den Geiſt des alten Dänenkönigs, der die Menſchen aus dem Schlummer ſchreckt, um einen ungeheuren Frevel aufzudecken. Aber eben weil wir ihn *erwarteten*, ergreift uns ſeine Erſcheinung deſto *tiefer*, denn wir haben Raum gemacht für ihn in unſerer Seele. Keine Expoſition irgend eines uns bekannten Trauerſpiels erreicht an wirkungsvoller Tiefe die des Hamlet. Die zweite Erſcheinung des Geiſtes wird beſonders grauſenerregend durch den Umſtand, daß *oben* der elende Mörder ſchwelgt, und ſeine Schwelgereien durch Trompetenſtöße verkündigen läßt, während *unten* der Schatten des edlen Todten wandelt.

Jeder Dichter wird uns verletzen der das Nicht-Gnade-finden-können irgend eines Menſchen, ſey es auch ein trüber Verbrecher, zeichnet.

Faſt alle deutſche Dichter die ſich dem Drama ergeben, liefern wie bekannt, faſt nur Trauerſpiele, und, ſeltſam genug, liebt das größere Publikum, in ſo weit wir es kennen, faſt nur Komödien und Poſſen. So wenigſtens zeigt es die Oberfläche. Näher betrachtet möchten wir im Allgemeinen etwa Folgendes finden: Der Deutſche hat von Natur einen Hang zum Ernſthaften, Feierlichen, Großen und Tragiſchen; aber eben weil er es mit dieſem allen recht ehrlich meynt, ſo verlangt er auch den Scherz, und zwar den muthwilligſten und luſtigſten, den er allerdings wagen darf. Dieſer Hang zum Luſtigen, zur Parodie ſeiner tieferen Natur, der ſich durch die ganze Literaturgeſchichte der Deutſchen klar erweiſen läßt, wird nun von den neueren Dichtern faſt nie befriedigt, und daher das ſeltſame mitunter ſogar bittere Verhältniß zwiſchen manchen derſelben und dem Publikum. Wir hoffen von unſerer braven Zeit, die uns ſo viel Gutes gebracht hat, daß ſie auch die Löſung jenes Verhältniſſes bringen werde.

Zwar ſagt ein wohlbekannter Dichter: Narren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge; aber ſie helfen uns nur, ach! zur Komödie nichts. Und er hat leider nur zu oft Recht; allein bei näherem und fröhlicheren Hinblick finden wir doch auch gar manche ſehr ergötzliche deutſche Narren, und unter ihnen möchte der Menſchenkenner von Profeſſion, der etwa mit Knigge's Buch in der Taſche auf Beobachtungen ausgeht, wie auf die Fuchsjagd einen der erſten Plätze einnehmen. Ein ſolches Menſchenkennerei treibendes Weſen, mit Ironie und Feinheit geſchildert, könnte recht eigentlich ein deutſches Luſtſpiel bilden.

Jeder poetiſche Muthwille kann uns erfreuen und wäre er auch der ausgelaſſenſte und ein in's Unendliche gehender, ſobald er nur ſich für weiter nichts ausgiebt als für Muthwillen. Selbſt wenn es eine bloße reine Naivetät iſt, wie z. B. in der wohlbekannten altdeutſchen Komödie, wo der liebe Gott die Kinder Eva Kain und Abel aus dem lutherſchen Katechismus examinirt, ſo möchten wir darüber durchaus keinen Lärm ſchlagen, als ſey dergleichen unſittlich, denn jener fromme Dichter konnte mit Sancho (den Herder den weiſeſten aller Statthalter nennt) gar wohl mit Ruhe ſagen: „Gott verſteht mich." Das aber vermochte Voltaire nie, und dachte z. B. bei ſeiner „femme qui a raison" gewiß durchaus nicht daran. Der Scherz nämlich den er hier anbringt, iſt ſehr ernſthaft, und eben deshalb ſehr betrübend.

Otto von Wittelsbach, veranlaßt durch Götz von Berlichingen, gehört allerdings zu den bedeutendern Gemäldern der eben ſo oft verkannten als unbeholfen dargeſtellten deutſchen Ritterzeit. Was wir am meiſten an demſelben ſchätzen iſt die

Darſtellung des Helden ſelbſt, der, um ihn mit Einem Worte zu loben, ein wirklicher deutſcher Ritter iſt. Zugleich müſſen wir anerkennen, daß es ſehr ſchwer war ihn zu zeichnen, was ſich wohl beweiſen läßt, und ſo viel wir wiſſen noch nie bewieſen worden iſt. Der Held erſcheint gleich zu Anfang nach einem Ritt von ſieben Tagen, um die eheliche Verbindung ſeines Vetters rückgängig zu machen. Er kommt zu ſpät, die Trauung iſt vorüber, und er ſchilt umſonſt. Er beleidigt die neu vermählte Gattin, was ſchon an und für ſich etwas Widriges hat, wird aber eines beſſeren belehrt, und bittet ab. Da nun nichts mehr für ihn an dieſem Ort zu thun iſt, ſo kehrt er zum Kaiſer Philipp zurück, und hält um deſſen älteſte Tochter an. Er kommt abermals zu ſpät, er wirbt um die zweite Tochter, und erfährt zum drittenmal, er ſey zu ſpät gekommen. Der Kaiſer bietet ihm dann eine Verbindung mit der Tochter des Herzogs von Polen an, für die ſich kein Zuſchauer zu intereſſiren vermag, er geht in den Gedanken ein, empfängt aber einen Uriasbrief ſtatt eines Empfehlungsſchreibens u. ſ. w. Eine ſolche Geſchichte eignet ſich in der That faſt mehr für das Luſtſpiel als für die Tragödie. Jedes Zuſpätkommen, beſonders ein wiederholtes, hat immer ſelbſt für den Ernſthaften etwas Lächerliches, möge es ſich auch unter den traurigſten Umgebungen, ereignen. Man erinnere ſich des letzten Blattes von Hogarth's „Heirath nach der Mode." Auf dieſem fürchterlichen Bilde ſehen wir eine ſterbende Frau, die ſo eben Gift getrunken, wir ſehen den ganzen Greuel des Laſters und des laſterhaften Todes; aber dort im Hintergrunde geht ſo eben ein Arzt mit pathetiſchem Schritt und aufgehobenem Stock zur Thüre hinaus. Ueber dieſen Doktor hat bisher vielleicht noch kein Menſch, der das Bild geſehen, das Lachen laſſen können, und wenn auch ſo eben noch ſein Blick auf der Leiche geruht hätte. Warum? der pathetiſche Mann iſt zu ſpät gekommen, und das Zuſpätkommen iſt nun einmal ſchlechthin lächerlich. — Iſt es nun aber auch Otto? Nein. Und hier hat die Kunſt des Dichters allerdings etwas Auſſerordentliches bewirkt, das wir mit Freuden rühmend anerkennen.

Auſſer dem Helden ſelbſt wollen wir auch noch die Zeichnung des Friedrich von Reuß als lobenswerth erkennen; dann aber ſind wir mit unſerm Loben fertig. — So, als reines Garnichts, hat ſich noch nie ein deutſcher Kaiſer gebärdet, als hier Babo den Philipp ſich gebährden läßt, ſolche Ritter waren nie wie Kallheim und Menzel. — Ueberhaupt wie wäre es, wenn wir (um uns recht popular auszudrücken) den ganzen Spieß des Stücks einmal umkehrten? Otto und Philipp ſtehen in der Geſchichte ganz anders da; und, obwohl wir des Dichters Recht die Geſchichte mit Freiheit zu benutzen, durchaus nicht kränken wollen, ſo ſcheint uns doch hier gerade die Geſchichte ſelbſt unendlich poetiſcher, als das, was uns der ſonſt ſehr ehrenwerthe Babo gegeben hat.

Hamlet. — — — Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.

Alſo Schiller in dem allberühmten Gedicht: „Shakſpears Schatten.“ Ohne Zweifel haben auch gar manche der wackeren Bewohner Berlins mit ihm das Gleiche geſprochen; ja ſie haben nicht einmal das Gleiche ſprechen können, ſondern etwas noch Trüberes ſprechen müſſen. Denn wenn uns recht iſt, ſo verfloß ſchon mehr als ein Jahr, ſeitdem jener geharniſchte Geiſt nicht über unſere Bühne hinweggegangen iſt.*) Und als er das letztemal, oder die letztenmale über die Bretter ſchritt, da war es nicht in dem ächten Hamlet, ſondern in dem von Schröder mißverſtandenen und verwäſſerten.

Ueber den Hamlet ſelbſt wollen wir hier nicht ausführlich reden. Dies Werk iſt von jeher das Studium aller gebildeten Männer Europa's geweſen, und längſt haben es die größten Dichter und Philoſophen für das tiefſinnigſte aller Dramen erklärt; ja was nicht zu vergeſſen iſt, Shakſpear hat hier mit einer ſo wunderbaren Macht gewirkt, daß ſelbſt der Geringſte im Volke etwas Aehnliches wenigſtens dunkel ahndete, und auf dieſe Weiſe faſt gleich geſinnt wurde mit den beſten Wortführern ſeines Vaterlandes. — Und unſer edles Berlin, das ſchon im Jahre 1798 oder 99 dem ganzen Deutſchlande das erſte gute Beiſpiel der Aufführung des ächten Hamlet gab, es ſollte ſpäterhin ſich mit dem geringeren Pſeudo-Hamlet oder dem Titularprinzen von Dänemark begnügen?

---

*) Wurde 1815 geſchrieben.

Dennoch könnte die Frage aufgeworfen werden, ob nicht, die Verfehltheit des Schröderſchen Hamlet zugegeben, durch eine neue Einrichtung jenes Werks für unſere Bühne daſſelbe der Mehrheit des Publikums noch näher gebracht werden dürfte. — Man könnte ſich dabei auf drei gar ſehr vortreffliche deutſche Männer berufen, auf Bürger und Schiller, die den Macbeth, und auf Göthe der Romeo und Julie für die Bühne bearbeitet hat. Wir erwiedern darauf, daß wir zwar allerdings bei unſerer Anſicht bleiben müſſen, es könne dem Dichter durch keine mögliche Bearbeitung etwas gegeben werden; wohl aber glauben wir allerdings, daß, wenn einmal eine ſolche verlangt wird, die ſchonendſte und mit der höchſten Ehrfurcht übernommene die beſte ſey. In Beziehung auf den Hamlet möchten wir deshalb Folgendes bemerken, das ganz einfach iſt, und wovon zum Theil auch ſchon in Wilhelm Meiſters Lehrjahren geredet wird.

Zuvörderſt müßte das Werk, wie kaum zu erinnern nöthig iſt, im Versmaaße des Originals wiedergegeben werden. Zwar ſcheint Wilhelm Meiſter ſelbſt eine Ueberſetzung in Proſa im Sinne gehabt zu haben; doch abgerechnet, daß Göthe überhaupt mit dieſem Helden ſeines Romans eine entſchiedene obwohl ſehr angenehme Ironie treibt, ſcheint jene Ueberſetzung auch nur zu dem Nothbehelf für den Augenblick zu dienen, und in jedem Falle würde auch Wilhelm, den wir nun einmal in dieſen Augenblicke als einen wirklich exiſtirenden Mann betrachten wollen, die ſeinige weggeworfen haben, wenn er die Schlegelſche Arbeit erlebt hätte.

In den drei erſten Aufzügen iſt unſeres Erachtens nach nichts zu verändern, als höchſtens wenn es für gut gefunden würde, in Hinſicht der ſogenannten Anſtändigkeit, einige Reden und Ausdrücke. Wir ſind keinesweges gewillet, jemals einzuräumen, als ſey der wahrhaftige Anſtand in irgend einem Werke des Dichters auch nur durch ein Wort verletzt worden, worüber wir uns gelegentlich ausführlicher erklären wollen, wenn wir von den wirklichen Unanſtändigkeiten in gewiſſen neueren Schauſpielen reden werden; dennoch ſoll man allerdings Rückſicht nehmen auf die Zeit, in der Shakſpear ſchrieb und auf die, in der wir leben. So möge denn die Feder immerhin in jener Beziehung ein wenig tilgen oder mildern, nur wolle der Tilger und Milderer nim-

nimmermehr glauben, er habe zu ſolcher Arbeit ein objektives Recht. Solche Anmaſſung ſey fern.

Ferner könnte vielleicht hie und da, d. h. in ſehr ſeltenen Fällen eine andere ſceniſche Anordnung für bequemer gehalten werden. Man kennt Shakſpears großartige, ja beiſpielloſe Sorgloſigkeit in Hinſicht des Druckes ſeiner Schauſpiele. Ihm war es genug, daß ſie da waren, daß er die Freude des Schaffens und Bildens, und ſeine lieben Landsleute die des Anſchauens gehabt hatten. So iſt es denn gekommen, daß mehrere ſeiner Werke (bekanntlich) durch fremde Hände in den Druck gekommen ſind, und zum Theil durch ſolche Hände welche Perſonen gehörten, die den Dichter durchaus nicht verſtanden. Daher ſo manche Zuſätze, die indeſſen — gar nichts ſchaden, da ſie im Augenblick ſichtbar ſind: denn ſehr wahr iſt, was Leſſing bereits 1758 in den Literaturbriefen bemerkte, daß jede Zeile des Dichters mit einem ſo ganz eignen und unverkennbaren Stempel bezeichnet ſey, daß gar nichts Fremdes ſich daneben halten könne. Schlimmer aber iſt die ſceniſche Anordnung ſelbſt, in der die frühern Herausgeber nicht ſelten gefehlt haben. Hier darf der neuere Kritiker allerdings Aenderungen wagen: doch im Hamlet nur mit beſonderer Bedenklichkeit, da dieſer allerdings mit größerer Sorgfalt abgedruckt worden iſt, als manche andere Schauſpiele des Dichters.

Aber der vierte Akt iſt der Stein des Anſtoßes; — nicht für uns, denn wir wagen zu behaupten, daß wir jedes Wort darin rechtfertigen wollen. Doch kann allerdings entſchuldigt werden wenn hier Einiges geändert wird. Hamlets Seereiſen iſt uns Bewohnern des feſten Landes etwas Fremdartiges; darum möge ſie immerhin getilgt werden. Claudius muß ſie wollen, Hamlet zu folgen bereit ſeyn, doch ein Ehrenpunkt ihn hindern: Laertes Zurückkunft. Aehnliche Aenderungen in dieſem Akt bieten ſich leicht dar. Im fünften Aufzuge endlich giebt die ſeltſame Parentheſe bei Gelegenheit des Zweikampfes zwiſchen Laertes und Hamlet: „Sie wechſeln in der Hitze des Gefechtes die Rapiere" zu Zweifeln Anlaß, die leicht gehoben werden können, und wo abermals eine Aenderung erlaubt wäre.

Dies iſt aber auch faſt alles, war wir nach unſerer individuellen Ueberzeugung mit gutem Gewiſſen bei der Einrichtung des Stücks für unſre Bühne zu ändern uns erlauben würden. Sollte eine ſolche unternommen werden, ſo würden wir ganz beſonders für den jungen Osrik, einen der allerergötzlichſten Charaktere die je geſchildert worden ſind und für den herrlichen Prinzen Fortinbras, deſſen Erſcheinung am Schluſſe alles beruhigt, und der allein werth iſt nach Hamlet zu herrſchen, um Schonung und Achtung bitten.

Obigen Aufſatz ſchrieb ich bereits vor mehreren Wochen, keineswegs ahndend, daß die Aufführung des Stückes bevorſtehe. Es war leider die Schröderſche Bearbeitung, ſo daß nun vollends mit doppeltem Recht jene Bemerkungen ihre Stelle einnehmen mögen; aber wir finden für gut zur Belegung unſeres Urtheils noch einiges wahrhaft Schreiende über jene Bearbeitung hinzuzufügen. Hamlet bleibt hier am Ende des Stückes — am Leben, und dies einzige Wort wäre ſchon der vollendetſte Beweis, daß der uns ſonſt höchſt ehrenwerthe Schröder das ganze Werk nicht verſtanden habe. — Wie? Dieſer Jüngling, dem das feinſte und gefährlichſte aller Gifte, das halb-metaphyſiſche in allen Adern ſchleicht, er, der jede Blüthe der Jugend und der Liebe mit ſchneidendem Witze zerreißt, er, dem die ganze Welt wie ein wüſter Garten erſcheint, den nur verworfenes Unkraut erfüllt, der, ſeine eigene Schwäche kennend, ſich mitunter faſt an der (ungerechten) Selbſtverachtung ſchauerlich ergötzt, der — wir dürfen das gräßliche Wort nicht ſcheuen — dem Leben ſelbſt die Farbe, ja faſt möchten wir ſagen das Fleiſch abreißt, und nur das Gerippe deſſelben umarmt hält, mit dem er zuweilen faſt muſikaliſch ſpielt, — er ſoll leben und herrſchen? Ihm kann, ſo lange er — Er bleibt, kein Gott helfen, und gerade der Tod der ihn in's Leben zurückführt, iſt die mildeſte Beruhigung in dem ungeheuren Werke. — Leben und herrſchen nach ihm; ſo wollte es der weiſe Dichter, ſoll der kühne Fortinbras, der beides verſteht.

Aus dem Polonius, der hier ſeltſamer Weiſe ſeinen unſchuldigen Namen ablegen und in Oldenholm verwandeln muß, vermag hier kein Menſch klug zu werden, da der Bearbeiter ſelbſt nicht hat aus ihm klug werden können, und manches höchſt Nöthige aus ſeiner Rolle ausgelaſſen. Wilhelm Meiſter iſt deſto beſſer aus ihm klug geworden, indem er ihn einen ehrlichen Schurken nennt, wobei ſich dann gar leicht die Zuſätze ergeben: ein weiſer Dummkopf, ein allzeit fertiger, vortrefflich-abgeſchmackter Redner, ein treulos-treuer Unterthan, ein zärtlich liebender Vater, der aber dennoch ſeine Kinder wohl — verkaufen könnte, die perſonificirte officiosa sedulitas u. ſ. w. Alles das hat Shakſpear mit vollendeter Klarheit geſchildert; aber die Bearbeiter haben eine dichte Wolke von kritiſchem Tabacksdampf darüber geblaſen die man erſt hinwegnehmen muß, um klar zu ſehen. — Daß übrigens der arme Mann von Hamlet erſtochen wird, der einen ganz andern treffen wollte, iſt der ungeheuerſte tragiſche Scherz, der je gewagt worden iſt, und der faſt trüber wirkt als der ſchneidendſte Ernſt.

Eben ſo unklar ſteht hier Laertes, den der Bearbeiter für einen trefflich kraftvollen und wahrhaft feurigen Jüngling gehalten zu haben ſcheint. Das iſt er durchaus nicht, wie man aus dem Original ſehen wird. Er iſt faſt nur — ein junger Polonius, höchſt läſtig gegen ſeine Schweſter in breiten faſt beleidigenden Ermahnungen, dem eigenen Vater, der ihn gewiß am beſten kennt, verdächtig und ſtets voll aufgedunſener Redensarten Z B. ſelbſt bei dem Anblick der gränzenlos leidenden Schweſter:

— — — — O Hitze, trockne
Mein Hirn auf! Thränen ſiebenfach geſalzen
Brennt meiner Augen Kraft und Tugend aus! — —
Bei Gott dein Wahnſinn ſoll bezahlt uns werden
Nach dem Gewicht bis unſre Waaſchaal ſinkt.

Hier iſt offenbar kein ächter Schmerz, wohl aber in den nächſtfolgenden köſtlich einfachen Worten:

„O Maienroſe, ſüßes Kind! Ophelia
Geliebte Schweſter!“ — —

Doch ſo Einfaches genügt ihm nie und er verderbt ſogleich wieder alles durch eine eiskalte, witzig-antithetiſche Bemerkung. — Daß der Dichter hier abermals mit großer Beſonnenheit bildete, bedarf hoffentlich des Beweiſes nicht.

Nicht ein ähnliches Misverſtändniß, wohl aber eine große Unbeholfenheit hat der Bearbeiter begangen in der Scene wo Güldenſtern zum erſtenmale auftritt.*) Man iſt in der That geneigt ihn für einen recht ehrlichen Mann zu halten, worauf er denn doch wohl ſelbſt keinen Anſpruch macht.

---

*) Leider ſteht hier Güldenſtern allein, und es fehlt Roſenkranz. Warum leider? darüber ſehe man Wilhelm Meiſter, der ſehr gründlich auseinander

Daß Fortinbras ausgelaſſen, thut uns in der Seele weh, denn ſeine Erſcheinung iſt die beruhigendſte, die jemals ein Dichter hervorgerufen. Im Hamlet aber iſt jede Beruhigung der höchſten Freude und Sehnſucht werth; auch erſcheint dieſer junge Prinz, um es mit einem Worte zu ſagen, als der einzige vollendet geſunde in dem ganzen und endlich ſchweren Werke. Auch ſollte er der Einzige ſeyn.

Ophelia iſt hier gleichfalls unvollſtändig, und es vermag auf dieſe Weiſe Niemand zu begreifen wie ſie in ihrem Wahnſinn zu den Liebesliedern, die wir nicht näher bezeichnen wollen, gelangen kann. Möchte man doch endlich einſehen, daß Shakſpear bei jedem Charakter, den er anlegt, die tiefſte Abſicht hat, und daß man wirklich in das Leere fällt, wenn man ihn dabei in die Schule nehmen und verbeſſern will.

(Nach den Anſichten, die dieſer kleine Aufſatz ausſpricht, bearbeitete ich den Hamlet für die Geburts- und Todesfeier Shakſpears, und ich werde gelegentlich das Nähere darüber dem Theile des Publikums mittheilen, für den Arbeiten dieſer Art Intereſſe haben.)

ſetzt, weshalb dem einzelnen einfachen Horatio (bei Schröder, ſeltſam überflüſſig, in Guſtav verwandelt) ein Paar bunter Höflinge gegenüber ſteht. Ueberhaupt ſollte Wilhelm Meiſter keinem Künſtler unbekannt ſeyn, und wir hoffen, er werde es auch nicht.

V.

Gedichte.

Des Augenblickes Luſt hat ſie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Schiller.

Prolog

zu meiner neuen Bearbeitung des Hamlet, die am 23. April 1816, am Geburts- und Sterbetage Shakſpears, in Berlin gegeben ward.

Es iſt ein ernſt bedeutungsvoller Tag,
Der heut uns hier in dieſem Saal verſammelt;
Denn dieſer Tag nahm vor zwei hundert Jahren
Den theuren Dichter aus der Menſchen Mitte,
Und von der Erde, die ſein Geiſt geadelt,
Hinauf zum Himmel, den ſein Geiſt geahndet,
Ja ſchon in milden, ſelig-ſüßen Bildern
Wie es der Seher nur vermag, dem trunknen Herzen,
Dem trunknen Auge vorgezaubert hatte.
Er ſtarb — o möge dieſes Wort das trüb ertönt,
Euch ſchonend nur und ſanft das Herz berühren!
Er ſtarb — wir ſehen ihm mit Schmerzen nach,
Doch auch mit Wonne, denn was auch die dunkle Stunde
In der Erſcheinung wegzuführen wußte,
War wenig und gering; des Lebens Leben,
Das er errang, vermag ſie nicht zu rauben.
Er lebt, und ſtets erneut ſich dieſes Leben,

Es rückt uns näher, immer näher ſtets
Und unſerer Liebe, unſerm ernſten Fleiße
Enthüllt ſich immer mehr die reiche Welt,
Die ſeine Kraft hier auf die Bühne rief. —
Daß dieſe Bretter jetzt die Welt bedeuten,
Wohl danken wir es manchem edlen Meiſter;
Doch ihm vor allem, der die Meiſter lehrte.
Vor ihm verſtummet gern der Stolz, und alle
Vereinen ſich um ihn in gleicher Liebe,
Wie edle Söhne um den edlen Vater.
Ihm folgen alle gern in's Zauberreich,
Das er mit ruhiger Gewalt erſchuf,
Sie folgen gern ihm auf die heitern Fluren,
Wo Scherz und Liebe um die Schäfer ſpielen,
Muſik und Mondſchein ſich auf Blumen wiegen.
Sie horchen gern, wenn er die heilgen Räthſel
Des Lebens uns enthüllt, den tiefen Abgrund
Der Menſchenbruſt erſchließt, ja ſelbſt in's dunkle
Fernher geahndte Geiſterreich uns führt,
Und die Geheimniſſe der Ewigkeit
Der Sprache anvertraut, die ihm gehorcht. —
Und er iſt unſer! Zwar ein edler Britte;
Doch ſind die Edlen jenes Volkes Söhne
Von unſerm Stamm, von reinem deutſchem Stamm,
Und er iſt unſer! mit noch kühnerm Stolz
Sei dieſes Wort beruhigend geſprochen.
Bei uns, in unſerm lieben Deutſchland fand er
Das ganze, ungetheilete Gemüth,

Den feſt durchſchaunden Blick, die unbedingte
Hingebung an die Wahrheit und die Schönheit. —
So ſey der Tag uns theuer, der ihn gab,
Und ernſt bedeutend, der ihn uns genommen;
Und wohl geziemt es Deutſchlands edler Hauptſtadt;
Daß ſie der großen Dichter größeſten
Mit Liebe feire durch ſein eignes Werk,
Durch jenes Werk, das unter allen Sonnen
Die er erſchuf, als Mittelpunkt erſcheint,
Das allen leuchtet, ſinnig, hoch und herrlich.
Wir geben euch das Werk, wie wir's vermocht,
Der edeln Urgeſtalt genähert, wieder,
Und wenn die Kraft, der Fleiß und das Talent,
Sich gern vereinen, es mit Würdigkeit
Auf dieſer Bühne neu auch darzuſtellen:
So ſeyd dem Dichter hold, der euch erfreute,
So ſeyd uns freundlich, die wir unſre Kraft,
Euch zu erfreuen, muthig geben wollen.

An eine nie geſehene Freundin, als ich ihr Bildniß empfing. (3. Jul. 1816).

Sieh, in der ſinnig ernſten Zeit,
Wo das Lächeln mitunter ein wenig weit,
Kommt vom Himmel eine Maienblüthe,
Daß ich mich freu' im tiefſten Gemüthe.
Es iſt ein Bild, das freundlich auf mich ſchaut

Ein reines Blick, dem man ſich gern vertraut,
Ein Auge, das ſtill und ſinnig und milde
Schon hier auf Erden dringt in ſelige Gefilde.
Es iſt die edle Jungfrau; doch ein Kind,
Gottlob ein Kind auch, wie die ächten Kinder ſind:
Sie einigt die Kraft und den holden Frieden,
Klarheit und Sicherheit iſt ihr mild beſchieden. —
Du wärſt mir fremd? Dich hätt' ich nie gekannt?
Du wohnſt im fernen, nie geſehnen Land?
O liebes Kind, dir hätt' ich viel zu ſagen,
Mit dir mich freuen möcht' ich, mit dir klagen;
Denn gar nicht fremd erſcheinſt du mir und kalt,
Zum milden Kinde zieht das Herz uns bald. —
O ſprich zu mir doch nur ein einzig Wort,
Sonſt zürn' ich Arger noch auf Zeit und Ort.
„Ich bin die Freundin, die du dir erſtrebt
Als du geſchrieben, wie's im Tode lebt,
Und wie das Leben nur als Blüthe ſprießt,
Aus der die heilge Frucht ſich einſt erſchließt,
Weil du in Demuth haſt den HErrn erhoben,
Den wir in Ewigkeit erſt würdig loben,
Weil du der Frauen Tugend haſt geprieſen,
Und manchen Männern was ſich ziemt gewieſen,
Weil du es ehrlich meynſt im Ernſt und Scherz,
Und weil dir ward ein redlich feſtes Herz:
Drum will ich auch als Freundin mich bekennen,
Und freundlich dich den „frommen Dichter“ nennen

An R. (6. Jan. 1841.)

Wenn ſo ein dritter, fremder Mann erſchiene,
Beſchaut' uns lang, belauſchte unſre Stunden
Und wie die eine, eirund wie die andre,
So hinſliegt ſtill und anſpruchlos, er ſpräche
Zuletzt halb ſeufzend: „Welch' ein armes Volk!
„Nicht eben wie Kanarienvögel, die man
„Mit warmen Händen faßt, faßt ſie das Schickſal;
„Und wie von ihrem Fenſter dort die Ausſicht
„Nur eine Spanne weit hinaus ſich ſtreckt,
„So und noch mehr begränzt ſich ſchon ihr Leben:
„Das äußre, wie's der Dichter vornehm nennt.
„Dem armen Manne der ſeit manchen Jahren
„Schon in den Meßkatalogen erſcheint,
„Berührte, tückiſch faſt, ein Krankheitsdämon
„Die Hand, die ſich den Lorbeer wollt' erſchreiben,
„Daß wer es böſe mit dem Armen meynt
„Von Ironie des Schickſals reden möchte.
„Nun ſitzt die liebe Frau, und leiht die Hand,
„Die ſie ſo treu in ſeine hat gelegt,
„Auch noch zum Schreiben, das ſich nimmer endet.
„Denn eher würde Sprea's Strom verrinnen,
„Als ihm die Luſt zur Dichtkunſt, und Geſchichte,
„Philoſophie; und wie er's weiter heißt,
„Was ſtets in Strömen er der Frau diktirt.
„Das gute Volk! wie es ſich müht und anſtrengt!
„Denn von Golkonda's und Potoſi's Schätzen
„Iſt wenig nur in ihren Schooß gefallen;

„Wahrhaftig wenn ich's recht bedenke, mag ich
„Chriſtlichen Mitleids ſchwer mich nur erwehren,
„Denn ſonſt ſind ſie nicht übel, auch noch jung,
„Und leider ſchließt das Leben ſeine Bude,
„Als wäre aus das Feſt, ſchon knarrend ihnen zu.“ —

So ſpricht Herr Orgon — unſer alter Gellert
Würd' ihn ſo nennen — und er meynt es gut;
Doch eben was nicht Orgon ſpricht und Dämon,
Nicht Kunz und Peter, dünkt mich, iſt das Rechte.
Was ſcheint, iſt draußen und nur nicht'ger Tand,
Was ſcheint hört auch wohl einmal auf zu ſcheinen,
Doch was da iſt, hört nimmer auf zu ſeyn.
Bei uns, du Gute, giebt's geringes „Scheint“,
Doch deſto reiner ſteht dafür das „Iſt.“
Und wie ein reiches Füllhorn ſeine Gaben
Verſchwenderiſch herabſtreut, ſo das „iſt.“ —
Mir gab ein Gott, das Leben klar zu ſchauen,
Die Stralen alle ſtill in eins zu faſſen,
Mir ward der reine Blüthenſtaub des Himmels,
Der auch das kleinſte Erdenglück umwallt.
Mir gab ein Gott die höchſte ſeiner Gaben,
Die Poeſie, die, ewig jung und ſchön,
Das Herz erfriſcht und hebt, und labt und kühlt;
Wofür der demuthsvolle, heiße Dank
Nicht enden ſoll, auch wenn das Leben endet.
Mir gab ein Gott — was kann er Beßres geben?
Wo iſt ein Glück, auf das wir ſichrer bauen?

Mir gab ein Gott für dieſes arme Leben
Der Freuden reichſte, dich, du freundlichſte der Frauen.

An dieſelbe (6. Januar 1813.)

Wohl ſcheut der Menſch der trüben Worte Deutung,
Und, über glühnde Aſche ſchwer hinwandelnd,
Wagt er es nicht, ſein Schickſal ſich zu nennen,
Im Stillen fürchtend, daß er es erbittre,
Wenn er den Namen ſpricht, der es bezeichnet.
So wird das Trübe finſter, und das Finſtre,
Sich tief verdichtend, wirkt verworren fort,
Unausgeſprochne Schmerzen ſtets erneuend.
Nicht alſo wir. Was uns ein Gott genommen,
Die harten Stunden die er uns gegeben,
Die Schmerzen alle, die er uns beſtimmte,
Wir wagen ſie getroſt uns zu geſtehen:
Und ſanft und milde ſehen ſie uns an,
Wenn wir nur ſanft und milde ſie ertragen.
Der Kranz des Schmerzens wie der Kranz der Freude
Iſt Gottes Gabe, und das Leben will,
Daß wir ihn freundlich und mit mildem Anſtand,
Daß wir ihn tragen wie des Dichters Lorbeer.
Hin iſt das Jahr mit ſeinen ſchönen Stunden,
Hin iſt das Jahr mit ſeinen herben Schmerzen:
Noch einmal ſeh'n ſie uns wie Genien an,
Und Abſchied nehmend flattern ſie hinweg.

Die neue Bahn wird hell, die Hoffnung naht;
Der ew'ge Glaube und die ſüße Dichtkunſt
Der ich mehr als mein Leben opfern möchte
Die ewig neue Liebe, die du lehrteſt,
Die ew'ge Jugend — o du freundlich Theure,
Wenn wir uns haben, kann uns etwas fehlen?

Am Geburtstage einer Mutter, die zwei Söhne in den heiligen Krieg ſandte.

(Herbſt 1813.)

Heiter verſammelte ſonſt die heitere Stunde die Deinen,
Und aus aller Bruſt ſprach nur ein einzig Gefühl.
Nicht ſo heut: Die Geliebteſten gabſt du dem heiligen Kriege,
Der dem Leben zurückbringet die Freiheit, den Sieg.
Wohl erfaßteſt du kräftig die Pflicht, und wicheſt ihr willig;
Doch in der tieferen Bruſt redet ſehnſüchtiger Schmerz:
Süßer Friede, o du den kaum noch die Herzen mehr ahnden,
Du mit der Fülle des Heils, du mit der Freuden Erguß,

Süßer Friede, o nahe dich wieder den heimiſchen Fluren,
Bringe die Theuren zurück, ſtille du ſänftigend das Herz.

Beim Tod des zweiten Kindes.

(30. Junius 1814.)

Wie, mein geliebtes Kind, du willſt nicht weilen?
So ſoll ich nie der Hoffnung wieder trauen?
Dich ſoll ich nie mehr, du Erſehntes, ſchauen?
Und nimmer meines Herzens Ziel ereilen?

Nicht zählt der Pilger, glaubensvoll, die Meilen,
Die noch ihn trennen von den milden Auen
Auf denen ſtolz ſich Gnadentempel bauen,
Die kühn gewölbt der Erde Wolken theilen.

So hab' ich gern und kräftiglich gerungen,
Du ſollteſt Lohn ſeyn aller meiner Mühen,
Dich wollt' ich hegen in des Buſens Tiefen.

O eitles Sehnen! Herz, du biſt bezwungen:
Mir ſoll aus Grabesnacht nur Hoffnung blühen —
Ich wollt' die Starren wecken; doch ſie ſchliefen.

Muſik.

Edle Naturen veredelt Muſik; doch flache verflacht ſie:
Was Polyhymnia ſpricht, hört nur das tiefere Herz.

Monolog aus einem Roman (1804).

Ein trübes Leben hatte mich umfangen,
Der friſchen Jugend Kränze welkten hin,
Die alten Scherze waren all verſcherzt;
Ja ſelbſt die Schmerzen hatt ich ſchon verſchmerzt:
Denn dumpf und trübe war's in meiner Seele,
Die ſich der ſtillen Nacht, der einſamen,
In Einſamkeit dahin gab.
Da theilet plötzlich ſich der Wolken Hülle,
Ein wunderheller Glanz ging an mir hin,
Vor dem die alte Nacht erbebend floh.
Im lauen Aether ſchwimmt der Mond daher,
Und in des reinen Glanzes milder Klarheit
Schwebt ſie, die lichte Geſtalt, vor meinen Augen.
Nicht kannt' ich ſie; doch ahnet ſie mein Herz,
Und bei des Blickes zauberiſcher Kraft,
Der milden Stirne lieblich hellem Leuchten,
Des hohen Ganges leiſerer Bewegung,
Erfühl ich mich mit Jugend neu erfüllt,
Und von des Himmels ſternenhellen Höhen
Steigt göttlich kühn die Freude mir hernieder.
Es ſchlug das Herz in kühnerer Bewegung,
Die alten Träume kehrten friſch erneut
Dem ſtillen Buſen mir zurück, und ſpielten
Mit zarten Tönen um die tiefe Sehnſucht.
Zwei Stunden — o, nicht damals maaß ich ſie,
Die Zeit, die mich ſo hell der Zeit entrückte —
Zwei Stunden flohn dahin, wie goldne Pfeile

Mit Eil' hinrauſchen, niemals wiederkehrend. —
Ach warum floht' ihr, warum durft ich euch,
Ihr Stunden, nicht beſchwören, mir zu ſtehen?
Warum, ihr Holden, eilet ihr ſo ſchnell
So üppig ſchnellen Fluges mir vorüber?
O, anders ſind die ernſten Schweſtern. —
Und du, die ich nicht nennen darf, wo weilſt du?
Ringend ſuch' ich dich überall; und nirgend
Find ich dich; nach der das Herz im tiefſten
Innern ſich ſehnet. — —
Theilt ſich nimmer wieder der Wolken Hülle?
Iſt der Stral auf immer hingeſchwunden?
Soll ich nimmer wieder ſchaun des Auges
Mondliche Klarheit, nimmer des ſüßen Mundes
Sanftes Lächeln, nimmer hören der Sprache
Lieblichen Wohllaut?
Siehe, das finſtre Leben, das enge, hohle,
Faßt mich mit kaltem Arm, o rette du mich,
Daß ich an deiner Seite lebe das ſüße
Leben, und ſterb' an deiner Seite den ſüßen
Tod, von der Liebe Melodien umrauſchet.

Leben und Liebe.

(1804)

Leben und Liebe wie biſt du ſo ſchön!
Liebe und Leben wohl nimmer verwehn:

Lenze entfliehen und Menſchen verglühn,
Aber die Liebe wird ewig erblühn.

Dem Lehrer und Freund. (1814)

(Im Namen der Kinder.)

Jenes herrliche Wort: „Laßt zu mir kommen die Kinder"
Freundlicher noch als du hat es wohl keiner erfüllt:
Denn du liebſt ſie und lehrſt ſie und lächelſt und freuſt dich mit ihnen,
Darum begegnet dir auch raſcher das kindliche Herz.
Liebe nur können wir geben und tief empfundene Wünſche,
Daß das Leben dir ſtets freundlich erſcheine und mild,
Daß, da du ſelbſt dich vergißt, und nur für andere ſtrebeſt,
Inniger Dank dich belohnt, wie wir ſo freudig ihn weihn;
Aber vor allen wünſchen wir dir des Geliebten Zurückkunft,
Der ſo edel und kühn kämpfet den heiligen Kampf.

Seliger Tag, o nahe dich bald, wo alles belohnt wird,
Wo der ſüßeſte Laut: „Friede“ durch Deutſchland ertönt.

Der Gemüthloſe.

Ob du glaubeſt? ich glaubs nicht, und ob du zweifelſt, bezweiſl' ich,
Denn nur die Liebe glaubt, oder es zweifelt der Haß.
Aber du liebſt nicht und haß'ſt nicht; und — haſt auch nicht dich und nicht andre:
Und dein Leben es geht traumlos und klanglos dahin.

Die Gemüthvolle.

Wie lieb' ich dich du ſüßes Mondenlicht,
Wenn du ſo mild uns Flur und Wald verklärſt;
Jetzt zeigeſt du mir Emma's Augenlicht,
Damit du mir dein Weſen ganz erklärſt.

Dem Guten.

Reines Herz, nicht bange der Leidenſchaft mächtigem Ringen:
Perlen nur ſpület das Meer, kräftig ſich hebend ans Land.

Das Trennende.

Tauſend Klagen der Menſchen ſind leer und verflattern ins Leere,
Und das weiche Gefühl ſtärkt in den Klagen ſich nicht.
Aber klagſt du den *Raum*, der die innerlich Einigen trennet,
O dann klag' ich mit dir, klage die Weite der Welt,
Klage ſie, die doch ſo eng iſt, und ewig ſcheidet die Freunde,
Die ſich *über* dem Raum, *über* der Zeit ſich erkannt.

Der Dichter.

Gönn' ihm den Kranz, der reif und duftend die Schläf' ihm umwallet:
Ihn nur nennt er ja *ſein*, gönnt dir die übrige Welt.
Auch das gönne du gern, wenn ſtolz er den Kranz auf die Stirn drückt:
Lorbeer wehret dem Blitz, wendet den feindlichen Stral.

Derſelbe.

Dichter, wie biſt du ſo mild, wie ſpielt ein ſanfteres Lächeln
Dir um den Mund, und wie ſteht heiter und ſchön dir der Kranz!
Wohl iſt milde die Liebe; drum ſollſt du nur Lächeln erſchauen,
Nur die Blüth' in dem Kranz, nimmer den tieferen Dorn.

Liebe der Griechen und Chriſten.

Aus dem üppigen Schaum entſprang die griechiſche Venus;
Hoch aus dem Aether herab wandelt die chriſtliche mild.

An * * * (1812).

Was ich dir wünſche, nennt ein einzig Wort,
Das alles Große, Schöne, Freundliche,
Und unerſchöpflich milde Heilkraft ausſpricht,
Gar gern verſchmähend ſtolzer Rede Pracht.
Wenn du beſitzeſt was es uns an's Herz legt,
Dann iſt getilgt der Zweifel irres Treiben,
Dann iſt gelöſt des Lebens ernſtes Räthſel,
Und jeder tiefern Frage deines Herzens
Begegnet ſanft beruhigende Antwort;
Des Lebens ernſte kreiſende Geſchäfte

Umfaſſeſt du mit Luſt und heitrer Neigung,
Und in dem kleinen Kreis, der dich umgiebt,
Erſcheint dir fröhlich eine ſtille Welt,
Die einzig wahr iſt wenn ſonſt alles täuſchte.
Der Freude Kranz, den dir die Liebe reicht,
Blüht ewig friſch und neu in reicher Fülle:
Und jedes Leiden, das dem Herzen naht,
Berührt es nur, um ſanft und tief zu läutern.
Ja ſelbſt dem Schickſal legſt du ſtillen Zwang an,
Daß es ſich nimmer darf verheerend nahn:
Und, wie nach ernſt hinrollendem Gewitter
Der ſanfte Friedensbogen Ruhe ſtralet,
So ſteigt auch aus der Trauer dunkler Stunde
Ein ſtiller Engel auf, das heiße Herz
Das viel verlor und ſchmerzlich, ſanft zu kühlen.
Nenn' ich das Wort? Es iſt Religion,
Die, mit der ew'gen Mutterliebe, freundlich
Die frommen Hände uns entgegen breitet,
Und tauſend Freuden, tauſend milde Scherze
Und Hoffnungen mit nie erſchöpftem Füllhorn
Umflattern ſie die Hohe, Göttliche. —
O laß uns Schweſter ihr, nur ihr vertrauen,
Wie iſt uns dann die Welt ſo neu und freundlich!
Wo iſt der Schmerz, den wir dann nicht beſiegten?
Wie ſind die Thränen dann ſo mild beſänft'gend,
Wie iſt das Auge dann ſo mondlich ruhig,
Wie iſt das Lächeln dann in Gott ſo lauter.

An M. (1807).

Am finſtern Tag verlangſt du ein Gedicht?
So ſpricht die Muſe ſtreng und will nicht hören:
Und dennoch trübt mich ſelbſt ihr Weigern nicht,
Denn ſpricht ſie nur: ſo wird ſie bald gewähren.

An dieſelbe. (1807).

Du bitteſt ein Gedicht, wohl will ich's geben,
Wohl hauch' ich tauſend hin mit inn'ger Luſt:
Gieb nur der Zeit, gieb nur dem Leben Leben,
Sonſt halt' ich ſie zurück in meiner Bruſt.

Spruch:

Den Schmerz nicht haſſe, doch den kleinen, bangen,
Der mit Verworrenheit die Bruſt umhüllt; —
Dann riß' dich tiefer, daß es heißer blute,
Und aus dem Blute blüht die neue Freude.

Magie der Nacht. (1804).

Was des Tages greller Schein
Mir geraubt mit bittern Schmerzen,
Kannſt du liebe Nacht allein
Wiedergeben meinem Herzen.

Ach! der ſtolze Tag verhöhnt
Alle meine tiefen Schmerzen:
Nimmer wird das Herz verſöhnt,
Als in dir, o Nacht, allein.

Liebchen iſt verſchwunden mein,
Weit in fernes Land gezogen:
Weiß nicht wann ſie wiederkehrt,
Die mir über alles werth.

Iſt die Hoffnung gar erlogen,
Kann nun nimmermehr erlangen
Ihrem holden Blick zu lächeln,
Sie mit Liebe zu umfangen.

Nur wenn ſtille Nacht erſcheint,
Kehrt ſie in den Träumen wieder,
Läßt ſich freundlich zu mir nieder,
Will mich nimmermehr verlaſſen.

Und ihr liebes Auge weint
Stille Thränen ſüßer Freuden:
Und ich darf ſie kühn umfaſſen,
Freudig daß wir ſind vereint.

An N. (6. Januar 1817).

Wohl möcht ich dir ein heilend Wörtchen ſagen,
Das mit dem Jahr das hinſchwand dich verſöhnte.
Es war das Jahr der immer wachen Schmerzen,
Das Jahr ſo mancher ſchmerzlich trüben Täuſchung,
Wo nimmer mich Geneſung kühl umwehte,
Wo ſelbſt der alte ſchöne Heilungstraum,
Sich ſelbſt belächelnd, in ſich ſelbſt hinabſank.
Ich ſcheu dich nicht du Flammenſchrift der Stunden,
Die mit ſo finſterm Ernſte mich bedräuten,
Ich wußt' euch doch mit Chriſten-Ernſt zu mildern,
Ja wohl mit Chriſten-Scherze zu bezwingen.
Ihr Nächte, nächtlicher als Nächte, tretet immer
Von neuem zu mir her, ich ſcheu euch nicht:
Wohl möchtet ihr von äußrer Kraft mir rauben:
Die innre hat der Herr mir wohl behütet.
Das möge dich, du Treugeliebte, tröſten. —
Du ſchweigſt? — ſo denke dann der lieben Stunden,
Wo wackre Freunde ſich um uns verſammelt,
Wo unſre Thränen ſich in Freundesthränen,
Wo unſer Lächeln ſich in Freundeslächeln,
Wo unſer Scherz in Freundesſcherz ſich löſte. —
Noch immer ſchweigſt du? ſo gedenke dann,
Wie mich der heil'gen Dichtkunſt Wonne labte,
Wie gnädig Gott dem Worte Kraft verlieh,
Daß es auch fern die Herzen ſich entzünde,
Und mancher holde Gruß von edlen Frauen,

Und mancher edle Beifall edler Männer
Dem fernen Dichter freundlich ward geſandt. —
Nicht ſpurlos geht Beatrix mir vorüber
Und du Aurelie, meines Herzens Liebling,
Nimm meinen Dank für jenes theure Wort
Das, dein gedenkend, mir die unbekannte Freundin
Am letzten heilgen Abend hat geſendet.
Und ſollt' ich euer ſchweigen, ihr ſo lieben
So trauten Herzensfreunde Siegfried? Gerhard?
Die ihr ſo manches theuren Jünglings Herz
Ergrifft, daß es ſich freundlich zu mir neigt?

Noch immer ſchweigſt du? kann kein einz'ges Wort,
Kein tief empfundnes, dankerfülltes Wort
Dich heilen, Du Geliebte, keines? keines?

Wohl du haſt Recht, kein Menſchenwort vermag es.
So laß uns aufſchaun zu dem ew'gen Wort,
Das jede Frage löſt, und ſelige
Beruhigung für alle Schmerzen hat.
O laß uns eingehn, immer tiefer eingehn
In jene ew'ge, glanzerfüllte Wahrheit:
Dann iſt das Leben neu und kühn und mild,
Dann, du Geliebte, lächelſt du auch wieder.

An W. G.

Am Tage ſeiner ehelichen Verbindung.

Frühling 1816.

Früh ſchon, dem Kind und dem Knaben, verkündete dir ſich des Lebens
Stiller Ernſt in der Bruſt, und du entzogſt dich dem Spiel.
Auf dann reifte der Knabe zum Jüngling, und tiefer und tiefer
Strebte der Ernſt, der das Mark edeler Wiſſenſchaft ſog.
Und dir ward das Auge geklärt und der Buſen erweitert,
Denn die Liebe ſie ſtand neben dir lächelnd und mild.
Siehe, da ward dir der Ernſt zur Freude und Lohn für die Arbeit,
Die das ew'ge Geſchick nimmer dem Manne erſpart. —
Und du wanderteſt aus, und erſchauteſt Germaniens Gränzen
Schauteſt das ewige Rom, ſchauteſt Neapolis Glanz;
Aber das deutſche Herz, ungereizt von dem Schimmer des Auslands,
Wandte ſich ſehnend zurück hin zu der Heimath der Kraft,

Wo dich der Arm der Mutter, der Arm der Geliebten erwartet,
Wo ſich die Hoffnung dir zeigt, bald zu befried'gen das Herz. —.
Jetzt nun, fröhlich ringend, hinſchwanden freundliche Monde,
Und ſchon nahte, ſo ſchien's, freudig-erfüllend das Ziel.
Da erſcholl des Vaterlands Ruf, und die herrlichen Söhne
Eilten muthig heran; du nicht fehlteſt dem Zug:
Hingegeben hatteſt du alles, was theuer dem Herzen:
Mutter, Geſchwiſter und ach! auch die Geliebte ſogar. —
Hin in den eiſernen Kampf enteilteſt du; aber der Gott lenkt
Wie der Staaten Geſchick: alſo des Einzelnen Lauf.
Abermals kehrteſt du heim, bekränzt mit der Blüthe des Sieges,
Und die Wiſſenſchaft nahm liebend den Krieger zurück. —
Siehe, nun iſt erfüllt was das tiefe Gemüth ſich erſehnet,
Was der Jüngling gehofft, wird nun dem Manne zu Theil.

Denn was auch du erſchauteſt im Ausland, erkämpft in der Fremde:
Lieb' und Treue, ſie ſind ſtets doch das heiligſte Gut.
Ja du nennſt ſie nun dein die längſt bewährte Geliebte,
Und kein feindlich Geſchick trennt die Vereineten mehr.
Wo ihr auch ſeyd: mit euch iſt die Liebe, mit euch iſt die Treue,
Und wo die Liebe wohnt findet ſich Heimath und Ruh.

Einem Freunde. (2. Jul. 1815).

Es iſt ein kühnes Wort, das ſelten nur
Der Mann ſich ſelbſt zu ſagen wagen darf,
Das Wort, das unſer Dichter ſeinem Helden leiht,
Daß „über ſeinem braunen Scheitelhaar
Die ſchnellen Jahre machtlos hingeflogen."
Du biſt der Seltnen einer, der es ſagen darf:
Drum gab zum Seltnen dir noch Seltenes hinzu
Das ewige Geſchick, ſo mild geſinnt,
Daß, während Jugend dir im Innern wohnt,
Dich Jugend auch umſpielt in heitern Farben:
In Kraft der Söhne, in der Tochter Anmuth,
Und in des Kleinſten kaum enthüllter Blüthe.

So windet ſich das Leben, wie ein Kranz
Vollblühend, reich um dich in Lieb und Wahrheit. —
O welch ein Tag, wo alles dankerfüllt
Die Hände aufhebt zu dem gnädgen Gott
Der was wir flehten, liebend hat gegeben;
Den Sieg des Vaterlands, des heißgeliebten,
Den Sieg des Rechtes über Trug und Lüge.
Da kann nicht mehr das arme Wort genügen,
Denn über alles Wort iſt edle Freude; —
Doch kommt ein menſchlich froher Tag hinzu,
Dann drückt man inniger des Freundes Hand
Und nicht verſchmäht ſich mehr das arme Wort,
Das lindernd ſänftigt und erhöht die Freude.

Einem theuern Jünglinge, der bei Leipzig fiel.

In den heiligen Kampf, ſo heilig wie nimmer ein Kampf war,
Zog dich das glühende Herz, freudig zu weihen die Kraft;
Jugendlich kühn, doch mild und fromm, erhubſt du die Waffen,
Und um die blühende Stirn wand ſich der Lorbeer des Kriegs:
Neuen Kämpfen dann eilteſt du zu, und am größten der Tage,

Mitten in Wonne des Siegs, nahte ſich dämmernd dein Ziel.
Siehe da faßt unendlicher Schmerz die Herzen der Deinen,
Doch mit verklärtem Blick ſprichſt du den Theueren zu:
Höchſter Wonne ſchon früh mich zu freun, gewährte der Herr mir,
Und aus dem Erdenkampf ging ich zu himmliſchem Sieg.

Naturbeſchwörung.

Leiſe, wie Sorge des Kinds, umflattert Nebel den Himmel:
Sprich nur das löſende Wort, und er iſt heiter wie du.

An eine junge Freundin.

Muthig und klar und heiter und tief: ſo erſcheine dem Leben,
Und es erſcheinet dafür wieder dir heiter und tief.
Arm iſt das Wort, doch reich die Bedeutung, und nimmer ermüd' ich,

Was ich zahllos ſaſt, dir ſchon o Freundin geſagt,
Freundlich auch heut, an dem fröhlichen Feſt, und mit Ernſt zu erneuen:
Denn wenn auch alles wankt, wanket die Kraft nicht des Worts.

Einige andere Verlagsbücher der Johann Leonhard Schrag'ſchen Buchhandlung zu Nürnberg.

Volkmar's Bekenntniſſe und Lebensgeſchichte. Aus deſſen Papieren gezogen und herausgegeben von Simon Erhardt, Profeſſor zu Nürnberg. 8. 1817. 1 Thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieſes Buch enthält, was ſein Titel ausſagt, Erinnerungen und Reflexionen aus einem wirklich gelebten Leben; es iſt Biographie, nicht Roman. Der Herausgeber fand, laut der Vorrede, dieſe Papiere in dem literariſchen Nachlaß eines Freundes, und theilt in einer Reihe von Ueberſchriften höchſt anziehende Schilderungen aus dem Leben eines Mannes mit, deſſen Bekanntſchaft gemacht zu haben Niemanden gereuen wird. Zugleich iſt dieſes Buch, wie jede wahre Biographie, ein Sittenſpiegel des vorübergegangenen Zeitalters, in welchem die Leſer zur Anſchauung mancher Menſchengeſtalten und Volksthümlichkeiten gelangen, die ſeitdem von der Erde verſchwunden ſind. Sprache und Ausdruck ſind edel und korrekt. Kein Gebildeter wird es ohne Vergnügen und Belehrung aus der Hand legen.

Karls des Großen Geburt und Jugendjahre, ein Ritterlied von Fried. Baron de la Motte Fouqué, herausgegeben von Franz Horn. 8. 1816. Auf Schreibp. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 6 kr. Druckp. 1 Thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Wer aus des trefflichen Dichters Eginhard und Emma den alten Heldenkaiſer ſchon liebgewonnen, wird mit Freuden dieſen herrlichen Geſang von Karls des Großen Geburt und Jugend willkommen heißen, worin der Dichter ſeinen ganz eigenthümlichen Beruf als deutſcher Heldenſänger vielleicht glänzender als je beurkundete. Gewiß wird dieſes mit aller Kraft und Anmuth ächtdeutſcher Zunge reich ausgeſtattete Lied als eine der unverwelklichſten Blüthen in dem Kranze des edlen Sängers leuchten!

Die Pilgerfahrt, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Fried. Baron de la Motte Fouqué; herausgegeben von Franz Horn. 8. 1816. Auf Schreibp. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 6 kr. Druckp. 1 Thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieſes eben ſo kühn erſonnene als ſchön und befriedigend vollendete Trauerſpiel, worin nicht ſelten eine wahrhaft Shakſpeariſche Kraft und Innigkeit des Gefühls uns anſpricht, zeigt uns den vielgeſtaltigen Sänger Sigurds gleichſam von einer ganz neuen Seite. Wer, vom Titel verführt, hier vielleicht etwas Myſtiſch-Nebuliſtiſches im Styl manches unſrer Neupoetiker witterte, möchte ſich (im Vertrauen geſagt!) ſtark irren.

Glitt und ſeine Freunde, ein Roman von Fried. Laun. 8. 1816. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Glitt und ſeine Freunde ſind gar ein ſeltſames intereſſantes Völkchen, für deſſen Bekanntſchaft der gemüthliche Leſer dem unerſchöpflichen Humor des Verfaſſers gewiß Dank wiſſen wird. Das neckiſche Spiel, welches der kleine geflügelte Knabe mit Pfeil und Bogen unter und zwiſchen ihnen treibt, iſt höchſt ergötzlich und lebensvoll, und da man hier Künſtler aller Art, Dichter, Maler, Muſiker, Deklamatoren, antrifft, ſo giebt das dem vielgewandten Verfaſſer Anlaß, auch manches beherzigenswerthe Wörtchen über Kunſt und dergl. in den bunten Teppich ſeiner anmuthigen Geſchichte mit einzuweben.

Freundliche Schriften für freundliche Leſer,

von

Franz Horn.

Zweiter Theil.

Nürnberg,
bei Johann Leonhard Schrag
1820.

Seinen edlen

Freunden und Freundinnen

in

Heſſen

widmet dieſes Buch

Berlin,

28. Julius 1819.

der Verfaſſer.

Inhalt.

I. Ein deutſcher Abend.

II. Fauſt, ein Gemälde nach dem Altdeutſchen.

III. Einige Worte über Geſellſchaft und geſellſchaftlichen Ton.

IV. Shakſpear.

- a) Hamlet.
- b) Kaufmann von Venedig.
- c) Heinrich IV.
- d) Othello.
- e) König Lear.
- f) Romeo und Julie.
- g) Shakſpear als Vaterlandsfreund.

V. Andeutungen vermiſchten Inhalts.

VI. Kritiken.

- a) Götz von Berlichingen.
- b) Clavigo.
- c) Die Geſchwiſter.

d) Graf von Eſſex.

e) Mozarts Figaro.

f) Emilia Galotti.

g) Minna von Barnhelm.

h) Der Geizige.

i) Der Zinngießer.

k) Die Jäger.

l) Der Spieler.

m) Die Hageſtolzen.

n) Eliſa von Valberg.

o) Der gutherzige Polterer.

p) Das getheilte Herz.

q) Der Puls.

r) Die Schachmaſchine.

s) Der Jude.

VII. Vermiſchte Gedichte.

I.

Ein

Deutſcher Abend.

Ein Deutſcher Abend.

1.

Wenn uns jemand ſo ſähe, ſagte Wilhelm, indem er behaglich umher ſah, ſo würde er nicht laſſen können, das große Wort auszuſprechen: „Die Geſellſchaft war verſammelt, und ſehr heiter, denn das Auge der ſchönen Wirthin leuchtete freundlich auf alle herab.“

Er würde es ſagen dürfen, erwiederte Eduard, nur ſchwerlich drucken laſſen, denn dieſer Anfang iſt überaus verbraucht, und da muß man ſich denn ſchon geniren.

Wer wollte ſo ängſtlich ſein! ſtrafte ihn die Wirthin. Wenn man ſich vor allen guten Redensarten, die ſchon einmal gedruckt ſind, fürchten wollte, ſo dürfte man auch nicht mehr einen guten Morgen wünſchen, denn, wenn ich nicht irre, iſt derſelbe auch ſchon häufig vorgekommen. Und ſo laſſe ich mir denn auch unſers Freundes Lieblings-Anfang in Büchern recht wohl gefallen, denn zuweilen folgt doch eine hübſche Novelle.

2.

Folgt nicht auch heute eine? fragte Clementine, und ſah Wilhelmen an.

Beſte Freundin und gütigſte Leſerin, antwortete dieſer, ich ſchäme mich bis in's allerinnerſte Geblüt des Herzens; aber ich bringe diesmal keine mit. Gott weiß, wie es mir gegangen iſt in den letzten vierzehn Tagen, Freunde haben mich beſucht des Morgens, wo man im Reden oft viel zu vernünftig und höchſtens im Schreiben auch einigermaßen angenehm. Freundinnen haben mir vieles geklagt und ich habe getröſtet, Recenſionen habe ich gemacht über fatale Bücher, und bin dabei etwas grimmig geworden, was gar nicht der Mühe werth war. Dabei gedeihen aber die Novellen nicht, obwohl der Menſch; denn er ſoll ſich auch des Morgens gern unterbrechen laſſen durch Freunde, er ſoll nicht bloß gern tröſten, ſondern die höchſte Ehre darin finden, daß man ihm zutraue, es zu können, und er ſoll leidenſchaftlich werden und zürnen können, und doch im tiefſten Innern milde und gelaſſen bleiben.

Sehr gut, erwiederte die Wirthin, bis auf das „zu vernünftig", was wohl nie möglich iſt, aber was fangen wir nun an? ich frage nicht, weil mir bange wäre, denn wir alle kennen ja gottlob die Langeweile bloß aus dem Wörterbuch, wo dabei ſteht, wie ſie auf franzöſiſch heißt. Aber wir hatten uns nun einmal auf eine Novelle von Ihnen gefreut, und eine getäuſchte Hoffnung giebt doch immer ein Mißgefühl.

3.

Ich weiß ein Mittel dagegen, ſagte Clementine; aber ehe ich es ſage, muß ich ordentlich erſt eine kleine Einleitung machen. Die meiſten Geſellſchaften der Welt ſind deshalb unerfreulich, weil die Leute die da zuſammen kommen, nur zufällig ſich zuſammen ſetzen; ohne einander ſich ſonderlich gut zu ſein, und weil ſie meiſtens von Dingen ſprechen, die den Sprecher ſelbſt kaum intereſſiren. Das alles kann uns nimmermehr begegnen, denn wir ſind einander gut, und ſprechen, wie es uns um's Herz iſt. Dennoch könnten wir uns wohl zuweilen — wie ſoll ich mich ausdrücken? — ein wenig ſtraffer anziehen, und ſo, denke ich, möge heute einmal die Aufgabe ſein, es ſolle ein jeder irgend etwas ſagen, was ihm gerade heute beſonders am Herzen liegt, es möge auch noch ſo geringfügig ſcheinen als es wolle.

Vortrefflich! erwiederte Wilhelm, indem er ihr die Hand küßte, und ſo wollen wir, denke ich, auch ſogleich anfangen, denn das iſt eben das Beſte, daß niemand ſich vorbereiten konnte. Nach wem Sie Ihren Zeigefinger richten, der muß anfangen.

4.

Es war Eduard, ein junger lebhafter Mann zuerſt aufgefordert worden. Ich habe heute, ſagte er, einen ſeltſamen und verworrenen Tag gehabt, an welchem ich wohl öfter geflucht habe als billig. Heut früh beſuchte mich ein ehemaliger Univerſitätsbekannter, den ich ſeit mehreren Jahren nicht geſehen, weil er während deſſen einen Theil von Europa durchſtrichen. Ich hätte mich gern der alten Zeit fröhlich erinnert, an deren köſtlichen Stunden er jedoch keinen Theil hatte; allein es waren keine ruhige, keine ſtille und eben deshalb auch keine erfreuliche Erinnerungen in ſeiner Gegenwart möglich.

Er war ſtruppig, borſtig, ſcharfkantig, roh verwildert, und befand ſich leider gar wohl, faſt ſtierartig wohl dabei. Dieſes Wohlſein in genirender Ungenirtheit hielt er für die Krone des Lebens, und er hatte deshalb nicht übel Luſt, mir meine ganze Individualität nicht zuzugeben, und mich für ausnehmend weich und zart zu halten, was bei ihm den höchſten Tadel in ſich faſt. Da es mir nun nicht gut möglich iſt, bei dem erſten Wiederſehen eines alten Bekannten ſogleich mit dem ſchwerſten Geſchütz vorzurücken, ſo vertheidigte ich mich anfangs nur höflich, bis er endlich auch mein Studium der Philoſophie angriff, und da er einige italieniſche Bücher auf meinem Tiſche ſah, dieſe ganze Sprache eine ſüßliche Kokette und verweichlichende Sirene nannte. Jetzt hatte er nicht bloß mich, ſondern eine Idee angegriffen, und ſo durfte ich denn etwas ſtärker ausfallen; ja ich will nicht verhehlen, daß ich zuletzt einigermaßen gröblich erſchien. Dadurch aber gefiel ich ihm nicht wenig, und er verſprach leider bald wieder zu kommen.

5.

Der Vormittag war verderbt, denn mögt Ihr auch Herkules Stärke und Plato's Weisheit in eurer Bruſt vereinigen, ein widerliches Geſpräch dröhnt doch nach.

Ich gieng zu Tiſch, denn leider müſſen wir ſogenannte Garçons ja an eine öffentliche Wirthstafel gehen, um dort, ſo oft wir den Garçon rufen, am bloßen Klang des ungenehmen Wortes uns zu ärgern.

Hier ſetzte ſich zu mir ein junger kecker witziger Menſch, der aber leider vom Witze ſait macht, und gleichſam auf ihn reiſet, wie auf eine Profeſſion. Ihm iſt jedes Geſpräch gewiſſermaßen einerlei, und er ſcheint das ganze Leben wie eine unendliche Reihe von Wörtern zu betrachten, über welche alle ſich etwas Geiſtreiches und Witziges ſagen läßt. Ach es iſt etwas Köſtliches um den Witz und um den Geiſtreichthum; aber etwas Entſetzliches, wenn ein Menſch noch viel geiſtreicher ſein will als geiſtreich.

Einen ſolchen verdrießt es, wenn er ſagen hört, oder gar ſelbſt ſagen muß; „guten Tag“ oder „der Rinderbraten war heute erträglich zubereitet,“ oder „meines Stiefvaters Bruder iſt aus dem Budjadinger Lande glücklich zurückgekehrt,“ oder ähnliches einfach Unſchuldige, ja er kann es eigentlich gar nicht ſagen, ſondern ſpritzt auf den guten Tag, auf die Speiſe, und auf des Stiefvaters Bruder eine Menge von wohlriechendem Waſſer, oder in Ermanglung deſſen geſchwefelten Wein und Brandtewein des Geiſtes, ſo daß zuletzt der gute Tag und der gute Vaters-Bruder faſt ganz darin ertrinken.

6.

Dieſer Menſch begleitete mich nach Tiſch vor das Thor, und ſprach faſt zwei Stunden ununterbrochen von häuslicher Glückſeligkeit und Napoleon, von Ulfilas und von der Sonnenjungfrau, von den Alpen und vom Buchhandel, vom weſtphäliſchen Frie-und von Polizeianſtalten.

O Himmel! es war einigermaßen gräßlich, obwohl er einiges recht ſcharfſinnige ſagte. Ich lud ihn endlich ein, ſich zu ſetzen; er that es, und ſchlief bald vor Ermüdung ein. Ich ſchrie ihm in die Ohren, ich könne nicht auf ſein Erwachen warten, und da er erwiedert hatte, ich könne thun nach meinem Wohlgefallen, auch ohnehin in der ſchönen Aue von Tigern und Calabriſchen und andern Räudern nichts zu beſorgen war, ſo durfte ich mit gutem Gewiſſen fliehen. Doch, ob wohl ich hinterher noch ein wenig in unſerm lieben Goethe las, ſo wollte ſelbſt der heute nicht helfen, und ich eilte hieher, um Troſt in der Gegenwart theurer Menſchen zu finden.

7.

Solcher Leute wie der zuletzt geſchilderte, erwiederte Wilhelm, der mit Theilnahme zugehört hatte, gehen allerdings einige herum, und ſie kommen mir vor, wie Fläſchchen mit wohlriechendem und ſtarkem Waſſer gefüllt; da ſie aber immer offen ſteh'n, ſo verduften ſie, und geben eine höchſt unangenehme Empfindung.

Und zwar eine ſolche, erwiederte die Wirthin, nach der ſelbſt die Freude an der Poeſie nicht ſogleich zurückkehren will, ſo daß ich mich auch nicht wundere, daß Goethe, eben weil er zu köſtlich iſt, unſerm Freunde heute nicht hat zuſagen wollen. In ſolchen Fällen hilft am Beſten die Muſik, als die kindlichſte Kunſt, die auch wohl das meiſte Mitleid mit dem Menſchen zu haben ſcheint, und ſo wäre es doppelt wünſchenswerth, wenn unſere liebe Mathilde, unſern Freund und uns alle durch ihren reinen und ſeelenvollen Geſang erfreuen wollte.

Die gute Mathilde, längſt gewohnt, das Talent des Geſanges keinesweges als ein erworbenes, ſondern rein gegebenes zu betrachten (weshalb auch die Ziererei mit demſelben vielleicht die widrigſte iſt) ſang das Lied von dem Grafen und dem Zwergenfeſt, und hatte die Freude als ſie geendet, von Eduard zu hören: Sie geben mir eine Blume, deren Duft nicht leicht aufhören kann.

8.

Der Zeigefinger der Wirthin hob ſich jetzt gegen Anton, einen jungen Mann, den man im Ganzen wohl leiden mochte; nur nicht in jedem Augenblicke, denn er konnte mitunter auch recht unliebenswürdig ſeyn, ja es ſchien ihm zuweilen wohl gar einiges Vergnügen zu machen, die ganze Welt auf den Kopf zu ſtellen und ſich mit. Dennoch ſiegte immer bald das gute Prinzip, und es ließ ſich hoffen, daß die krauſen Bizarrerien, an denen er bis jetzt noch zu große Freude fand, mit der Zeit ihre Macht über ihn verlieren würden.

Er ſchien es gern zu ſehen, ſobald zur Rede aufgefordert zu werden und begann: Ach theure Freunde und Freundinnen, wohl habe ich viel auf dem Herzen; aber vor allen muß ich Klage führen gegen einen neckiſchen Poltergeiſt, und kleinen grauen Witzbold von Kobold, der mir nachſchleicht, und oft das beſte Lebensbrodt mir vom Munde weg nimmt. In ſeiner Gewalt komme ich mir ordentlich zuweilen recht fürchterlich vor, und ich glaube z. B. ich kann ſchlecht Wetter machen, weil ich in meinem Leben noch nie gutes auf einer Reiſe gehabt habe. Briefe und Freunde kann ich zurückhalten, denn ich brauche bloß mit Lebhaftigkeit ſie zu erwarten, ſo kommen ſie gewiß nicht.

9.

Will ich nach langer Abweſenheit eine Freundin wiederſehen und mit Luſt und Liebe umarmen, ſo iſt ſie gewiß zehn Minuten vor meiner Ankunft über Land gefahren, und, wenn ſie zurück kommt, matt und müde, und wir ſind beide ein wenig verſtimmt. Als ich einſt eine überaus vortreffliche und ſanfte Frau zum erſtenmal ſehen ſollte, hatte ſie ſo eben ihr liederliches Kammermädchen verabſchiedet, und es war nun von nichts die Rede als von ſchlechten Dienſtboten. Ich ſtimmte übertreibend bei, und misfiel, wie billig, nicht wenig.

Meiner zukünftigen Braut — wenn anders mir je eine zu Theil wird — kann ich allerlei Betrübtes im Voraus verſprechen. Am Hochzeitmorgen hat ſie ſicher einen ſtarken Kathar, und ich einen wenigſtens für den Arzt intereſſanten Huſten. Auf dem Wege zur Kirche hagelt es. In der Kirche iſt die ſchlimmſte Zugluft und der Prediger ſpricht gewiß meinen Namen falſch aus.

O Himmel! was könnte ich alles noch erzählen. Gehe ich in das Theater, um den König Lear zu ſehen, ſo bemerke ich gewiß nicht den neu angeklebten

Zettel, auf welchem man leſen kann, daß, wegen Krankheit des Herrn N. N, der Stratforter Adler die Flügel heute nicht bewegen kann, und daß ſtatt deſſen, irgend ein kleiner poetiſcher Sperling dem Publikum zupfeifen werde. N. N. iſt unſchuldig, aber ich habe das Leiden davon. Und hätte ich nur nicht in das Theater gehen wollen; er wäre geſund geblieben.

10.

Soll ich jemanden tröſten, wobei ich es gewiß jedesmal herzlich gut meine, ſo kommt gewiß ein Fremder dazwiſchen, und erzählt die neueſten Nachrichten aus London und Stockholm, oder es bellen Hunde, die bekanntlich jede Muſik, auch die der Rede haſſen, oder es fällt mir plötzlich etwas in's Lachen, und ſelbſt ein aufgehobenes Schwerdt kann zuweilen über die Lachmuskeln nicht gebieten. Hinterher bezweifelt man dann meine Tugend.

Will ich dichten, oder einen wichtigen Brief ſchreiben, ſo raucht der Ofen, oder das neu gemalte Zimmer riecht nach Oelfarbe. Habe ich einen wichtigen Gang zu thun, z. B. zu einem Miniſter oder zu einer Prinzeſſin, ſo erlebe ich gewiß nicht die mindeſte Freude an mir. Ich ſtolpere auf den Treppen, und der Kammerdiener lächelt mit Ueberlegenheit über den unbeholfenen Mann. Ich ſpreche in Perioden, die länger ſind als der Johannistag, aber nicht ſo angenehm, und wenn der Miniſter ein Todfein iſt vom blumigen Styl, ſo komme ich ihm gewiß mit Roſen und Narziſſen, Nelken und Lilien entgegen. Der Prinzeſſin aber, die, ſelbſt eine Flora, dergleichen vielleicht nicht verſchmähen würde, falle ich als philoſophiſches Eisfeld ohne Blüthen höchſt beſchwerlich. Komme ich endlich nach Hauſe zurück, und bringt mir etwa mein Tiſchler das neue Büreau, ſo unterhalte ich dagegen den Mann auf's Beſte, und es kann ſelbiger meine Lebensart, meinen Anſtand, und mein Converſationstalent nicht genug rühmen bei — ſeinen Geſellen, was mir aber wenig helfen kann, da der Miniſter noch immer nicht die Blumen verwinden kann.

11.

Anton ſchien nicht übel Luſt zu haben, die Geſchichte ſeiner Leiden noch länger auszuſpinnen; aber die Wirthin nahm das Wort und ſagte: Ich weiß nicht, bin ich Schuld oder Sie, daß ich bei dieſer Erzählung doch nur *halb* lächeln kann, und dann gleich recht ernſthaft werde. Ich fühle wohl warum; aber ich möchte es auch ausgeſprochen haben. Können Sie es mir ſagen, lieber Wilhelm?

Zuvörderſt, erwiederte dieſer, möchte es wohl in dem Umſtande liegen, daß Ihr edles und zartes Geſchlecht überhaupt nicht *die* Gattung des Witzes liebt, die nicht ſogleich die Beruhigung in ſich trägt und ausſpricht. Dabei können wohl manche von ihnen den Männern Unrecht thun, da dieſe meiſtens das löſende Wort zurück behalten. Sodann ſcheint die Aufzählung des Einzelnen im Leben, wenn es ſich als Einzelnes ſo vor uns hinſtellt, immer etwas Peinliches zu haben; und Sie ſind glücklich, daß Sie das im Leben wohl nie fühlen, während wir zur Beſeitigung jenes Misgefühls nicht ſelten einer wahren Anſtrengung bedürfen.

12.

Wir haben wohl alle vom Spleen gehört, fuhr Wilhelm fort, aber ich bin überzeugt, daß nur ſehr wenige Frauen eine Vorſtellung ſich davon machen. Es klingt überaus lächerlich, daß dieſer oder jener überaus reiche Engländer ſich im Novembernebel in die Themſe geſtürzt hat lediglich weil es ihm unerträglich wurde, ſich täglich an- und auszuziehen. Der Kreislauf des Lebens, der alles wieder bringt, die Röcke, die Bürſten, die Braten, den Wein, das Reitpferd und den Reitknecht u. ſ. w. das alles kann uns, auf einem gewiſſen Standpunkte, überaus läſtig werden.

Ihnen nicht, erwiederte die Wirthin mit Herzlichkeit, denn Sie ſind gut und heiter.

Loben Sie mich nicht, ſagte der junge Mann, denn ich bin es nur, weil Liebe, Freundſchaft und Poeſie mein Leben erhellen und erwärmen. Und erſt nach langen früheren Schmerzen habe ich mich endlich gewöhnt, jedes Einzelne mit möglichſter Freundlichkeit auf das Ganze zu beziehen. Da ging mir die unendliche Kraft unſrer heiligen Religion auf, die nicht bloß beſchwichtigt, ſondern beruhigt, indem ſie auch in den anſcheinend verworrenſten Aeußerlichkeiten und mühvoll monotoniſchen Geſchäften des Lebens uns die höhere Bedeutung ahnden läßt, ſo daß wir uns zuletzt gewiſſe Klagen über die Unſcheinbarkeit, Härte und Eintönigkeit des Lebens nicht bloß auszuſprechen, ſondern ſogar zu denken verbieten.

13.

Außer — ſetzte er nach einer kleinen Pauſe aus reiner Menſchenliebe hinzu, da er in Antons Geſicht eine Art von erlittener Kränkung ſich abſpiegeln ſah, — außer wenn ſie ſo launig-heiter angebracht werden, wie ſo eben von unſerm Freunde. Da wollen wir ſie nicht bloß hören, ſondern mit Freuden hören, denn um Gottes willen laſſen ſie uns ja nicht tugendhaft ſein wollen auf Koſten der Heiterkeit und des Humors, weil es uns ſonſt höchſtens halb gelingen würde.

Anton reichte Wilhelm die Hand, und ſagte: Die Hähne im Korbe krähen ſonſt nicht ſonderlich; was Sie aber ſprachen, räume ich ganz ein, und darum ſind Sie auch etwas viel Beſſeres.

Es war durch das letzte Wort, ſo wohl es auch gemeint ſein mochte, doch ein kleiner augenblicklicher Mißton in die Geſellſchaft gekommen; denn es iſt nie geziemend, in einem größeren Kreiſe auf ein etwaniges näheres Verhältniß zwiſchen zweien in dieſem Kreiſe, anzuſpielen. Doch war dieſer Mißklang nur augenblicklich, denn man kannte ja Antons Guthmüthigkeit, und die allein kann entſcheiden und gut machen, wenn etwa einmal ein unüberlegtes Wort gefallen iſt.

14.

Es war jetzt die Reihe zu reden an einem helläugigen vierzehnjährigen Mädchen, der man aber kaum zwölf Jahre würde zugetraut haben, da ſie zum Glück noch ganz als Kind lebte, und fühlte — Ach Gott! ſagte ſie, ich habe noch ſehr wenig auf dem Herzen, es müßte denn ſeyn, daß ich nicht mit Aufmerkſamkeit hinhören kann, wenn von ſchrecklichen Böſewichtern, und entſetzlich groſſen Unglücksfällen die Rede iſt. Es kommt mir dann immer vor, als wäre das alles nicht wahr.

Doch, ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu, da fällt mir wirklich etwas bei, was mir auf dem Herzen liegt. Sie kennen doch meinen lieben Vetter, der ſo tapfer geweſen iſt im letzten Kriege. Das iſt ein gar lieber Menſch; aber ich habe doch meinen ewigen Streit mit ihm. Er kann gar nicht

mehr

mehr ſitzen und ruhen, und will immer fort, weil man doch zu Pferde ſich am beſten befinden ſoll. Und er geht auch wirklich bald fort; das hat er leider richtig durchgeſetzt. Wenn man ihn nun fragt; wo werden Sie in einem halben Jahre ſeyn? und er antwortet: In Rom: oder „Wo werden Sie in einem Jahre ſeyn? und er antwortet: in Griechenland,“ ſo klingt mir das faſt übermüthig traurig.

Es müßte, ſetzte ſie mit lächelnd kindiſcher Weinerlichkeit hinzu, es müßte eigentlich gar nicht mehr erlaubt ſein zu reiſen; denn es iſt doch nirgend beſſer als hier in Berlin und im Thiergarten. Iſt nun einer vollends in Potsdam oder gar in Freienwalde geweſen, ſo meine ich, könnte er ſich wohl auf immer begnügen. Hübſcher und freundlicher kann es doch nirgends ſein, und ich ſehe gar nicht ein, warum man ſich erſt ſo auf die unbequeme Poſt ſetzen muß, um zu ſuchen, was man hier doch viel angenehmer hat.

15.

Die Geſellſchaft lächelte mit freundlichem Behagen, und die Wirthin ſagte: Du, mein liebes Kind, haſt ſehr recht; aber Dein guter Vetter auch ſehr recht. Wir reden darüber nach Jahr und Tag wohl mehr, und bis dahin freue Dich auf ſeine Briefe, die gewiß ſehr intereſſant ſein werden, und ſchreibe Du ihm auch recht fleißig. Ich weiß, daß Du das ſehr gut kannſt, denn Du zierſt Dich

Gottlob gar nicht, wovor Dich der Himmel ſtets bewahren möge.

Hier nahm Chriſtoph das Wort, ein ernſter Mann, dem man wohl gar den Vorwurf machte, er ſei zuweilen ein wenig ſchwermüthig. Auch ich will den Vettern nicht tadeln, daß er in die Welt hinein ſtrebt, denn es ſcheint allerdings, man müſſe es einmal gewollt haben, um es bald nie wieder zu wollen und recht ruhig zu werden. Nur eines ſeiner Worte greife ich mit Entſchiedenheit an, nämlich das: „Heute übers Jahr bin ich in Neapel oder in Griechenland,“ denn das darf der Menſch niemals ſagen. „Heute übers Jahr, wenn Gott Leben giebt, will ich noch immer ein ſehr ehrlicher Mann ſein.“ Darin allein kann ihn nichts ſtören, das darf er ſagen und ſoll er ſagen.

Möge, erwiederte Wilhelm, auch hier dem Jünglinge verſtattet bleiben ein Jüngling und dem Mann ein Mann zu ſein.

16.

Die Reihe war jetzt an Clementinen, und ſie ſagte: Sie haben ſo eben den Vetter in Schutz genommen, und er bedurfte deſſen kaum; aber das muß ich klagen, daß ich mich doch mit einem großen Theile der heutigen Jugend, der männlichen ſowohl als weiblichen, nicht ganz ſo wohl vertragen kann als ehedem; und es iſt mir zuweilen, als hätte ich wenigſtens nicht immer Unrecht. Gar manche unſerer heutigen Jünglinge ſcheinen mir unbehaglich, ungeſellig, unbeſcheiden und überhaupt jener harmoniſchen Bildung zu entbehren, ohne die kein wahrhaft menſchlicher Umgang möglich iſt. Sie glauben nicht, welch eine ganz eigene Freude es für uns iſt, „wenn kluge Männer reden," und wir, wenn auch nicht immer ganz verſtehen, doch ahnden können, wie ſie es meinen." Jetzt aber wird uns dieſe Freude nicht ſelten verkümmert, indem häufig vorlaute Knaben die beſſeren Jünglinge und Männer unterbrechen, um mit einem halbwahren und ſcharfkantigen Satz, den ſie vielleicht vorgeſtern aufgefangen, Lärm zu machen.

Und dann — fuhr ſie nach einigen Stillſchweigen fort, — auch in unſerm Geſchlecht begegnet mir häufiger als ſonſt bei den Heranwachſenden eine gewiſſe Zerſtreutheit und Zerfahrenheit, die mir unmöglich als Deutſch erſcheinen kann. Man ſpricht häufig nur von Dingen, die jeder ſelbſt weiß, daß der geſtrige Ball etwas langweilig ausfiel und doch ſehr ſpät endete, daß im vorgeſtrigen Concert doch einige Heiſerkeit zu bedauern war, und daß in dem vor vorgeſtrigen Schauſpiel leider gar manches von häuslicher Glückſeligkeit vorkam, was ſehr ermüdend geweſen ſei. Das letztere muß ich leider glauben, da man überhaupt nicht mehr viel auf die häusliche Glückſeligkeit zu halten ſcheint, ohne doch eine andere zu kennen, und an die Stelle der geſchmäheten geſetzt zu haben.

17.

Mit dem was wir ehedem weibliche Bildung nannten, ſagte ſie ferner, ſteht es zuweilen eben nicht ſonderlich. Das freundliche Zuhauſebleiben, und, was die Hauptſache iſt, gern zu Hauſe bleiben — wovon vielleicht, wie ich einmal hörte, das gute Wort Frauenzimmer herkommt, damit iſt es faſt vorbei, denn da draußen geht es luſtiger zu, und Vergnügungsſucht iſt immer doch eine Art von — Freiheit.

O Himmel, ſagte Wilhelm raſch dazwiſchen, laſſen Sie uns das auch im Scherze nie ſagen.

Ehedem, fuhr Clementine fort, warf man der Mehrheit unſers Geſchlechts vor, daß ſie zu viel leſe, jetzt kann davon nicht mehr die Rede ſein, denn die meiſten jüngeren Mädchen leſen faſt gar nichts, und fragen wenig darnach, ob es einen Herder oder Jean Paul in der Welt giebt oder nicht. Sie gehen ja in das Theater, wo ſie doch gelegentlich mit erfahren, daß Schiller die Jungfrau gedichtet habe, und überhaupt ſehr erhaben ſei; Kotzebue dagegen ſehr rührend. Ob ſie ſprechen können, ſich unterhalten, oder vorleſen — (ach, das herrliche Talent wird täglich ſeltener!) — darnach fragen ſie gar nicht, und es iſt kaum mehr die Rede davon. Können ſie doch einige Arien von Righini ſingen, und, wenn's hoch kommt, mit guter Fingerfertigkeit eine Sonate von Clementi ſpielen. Was hat es dann für Noth, und damit kommt man ja auch durch die ganze Welt! und ein Liebhaber, der das alles überaus hoch ſchätzt und entzückt davon iſt, fehlt gewiß auch nicht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, ſo ſchloß ſie endlich ihre bittere, ſehr übertreibende Rede, daß ich keineswegs alle unſere heutigen Knaben, Jünglinge und Mädchen meine, ſondern viele, recht ſehr viele herrliche Ausnahmen kenne, auf die auch nicht ein einziges meiner Worte paßt; dennoch bedarf ich — ich will es nicht länger verhehlen, einigen Troſt, und ich bitte Sie lieber Wilhelm, ihn mir zu geben.

18.

Finden Sie ihn, erwiederte Wilhelm feurig, indem Sie ſich überzeugen wollen, daß nimmermehr als Regel gelten könne, was nur traurige Ausnahme iſt. Vielleicht hat ein ungünſtiger Zufall gewollt, daß gerade dieſe trüben Ausnahmen Ihnen in den letzten Jahren zu häufig erſchienen ſind, und ſo konnte leicht Ihr Gemüth zu ſehr verletzt und Ihr Blick getäuſcht werden. Laſſen Sie uns bekämpfen mit Ruhe und Mäßigkeit, was uns mit Recht als dunkel und verwirrt erſcheint, aber laſſen Sie uns auch nicht vergeſſen, daß uns eben dieſe dunklen Stellen doppelt dunkel und ſtörend vorkommen mögen, weil es ſonſt um uns her im Ganzen recht hell und erfreulich iſt, ſo wie man einen trüben Tag dann am trübſten findet, wenn wir eines erfreulichen Sommers genießen. Im November iſt von ſo etwas gar nicht die Rede, denn man merkt nicht mehr darauf, und es iſt in der Ordnung, daß es regnet und ſchneit und ſtürmt und hagelt.

Nehmen wir überhaupt nicht die Sache zu ernſt, ſagte Erneſtine, denn wie im Schauſpiel ſo im Leben kann es nicht bloß edle Heldinnen und Prinzeſſinnen geben, ſondern es müſſen auch Kaspars und Kasperinnen, Hänſe und Hänſinnen an den Tanz, wobei dann ein jeder ſich ſo gut gebärdet als er kann.

Die etwas leichtſinnige Rede ſchien Clementinen einiges Misbehagen zu geben, und ſie erwiederte: Auch ich will wahrlich nicht die Lebens-Cothurnen auf Koſten des Lebensſoccus leben; ſondern mich gar ſehr an dieſem Soccus erfreuen, wenn er nur immer recht ſauber gehalten wird. Auch rächt es ſich doch wohl gar ſehr, wenn man mit ihm in Neſſeln und Dornbüſchen tanzen wollte.

Da nun alſo, fuhr ſie fort, mein Leiden Sie, liebe Erneſtine, nicht drückt; ſo ſagen Sie uns, was Ihnen auf dem Herzen liegt.

19.

Manches, erwiederte ſie, das aber nicht zuſammen hängt! Neulich war ich ſehr unzufrieden mit mir, und doch weiß ich nicht, wie ich dieſe Unzufriedenheit abſtellen ſoll. Sie wiſſen, daß unter allen Künſten mich die Zeichen- und Malerkunſt am meiſten anzieht, und daß ich böſer werden kann als uns Frauen erlaubt iſt zu werden, wenn jemand ein Gemälde ſchief anſieht, und lauliges oder erhitztes, oder im Allgemeinen ſich haltendes abgeſchmacktes Geſchwätz darüber vorbringt. Unter meinem eigenen Geſchlechte finde ich leider nicht ſelten Kälte gegen die ganze Kunſt, obwohl niemand es auf ſich kommen laſſen will; denn mit einigen erträglichen Redensarten über Raphael und Correggio hat ſich doch eine jede verſorgt, auch wohl einiges über die Dresdner Bildergallerie geleſen. Da hatte ich nun neulich einmal die Freude — eine ſehr geiſtreiche Jungfrau, mit der ich Bilder betrachtete, über Bilder reden zu hören, und ich freute mich, recht viel von von ihr lernen zu können.

Ach, ſagte ſie endlich, ich zeichne und male ſelbſt gar nicht, und kann bloß fühlen und anſchauen; aber meine Freundin, die Räthin P., malt mit einer Fertigkeit und Anmuth, daß ich nicht genug den Geiſt und Fleiß bewundern kann.

20.

Sie zeigte mir einige Bilder der Freundin, und ich ſtimme ganz bei, daß hier ein reines Talent walte, das man wohl ſchöpferiſch und zart nennen dürfe. Es ward ein Beſuch bei der Frau beſchloſſen, und ... ach! ich will es nur kurz machen, denn ich ärgere mich über mich ſelbſt. Es war eine hohe und freundliche Geſtalt, aber wir fanden ſie im Malen, wir ſahen ſie im Arbeitszimmer, wie ſie den Pinſel ausſpritzte, und ihre ſonſt hübſchen Finger nicht ganz frei von Flecken waren, wie denn das auch unmöglich ſein muß zu vermeiden. Dennoch war mir der Eindruck peinlich, und ich konnte nicht recht in den Zug kommen. Was fang ich nun mit mir an, um mir das abzugewöhnen?

Im Allgemeinen, erwiederte Eduard, iſt auch wohl die pittoreske Kunſt nicht ſehr geeignet für Frauen, die billig nur in der Welt des Gefühls ihre Heimath finden, und deshalb Poeſie und Muſik vorziehen.

O über die Männer, rief Erneſtine aus; die ſo ſchnell fertig ſind, die Gebiete des Lebens abzuſtecken, und für uns den Zaun nicht eng genug flechten können, während ſie ſelbſt das Ganze für ſich behalten. Wir werden dann mit einer kleinen Provinz belehnt, und ſollen noch obendrein dafür danken.

21.

Iſt es Ihnen nicht genug, erwiederte Eduard faſt ängſtlich, daß ja jedes Kunſtwerk, welches die Männer erſchaffen, in ſeinem tiefſten Grunde doch von Frauen herrührt, und daß ja noch nie ein Künſtler lebte, ohne durch Liebe es geworden zu ſein? —

Nein, nein, antwörtete Erneſtine, obwohl die Wendung recht gut iſt, ich gebe nicht nach, denn am Ende iſt es doch nur eine Melodie mit der man uns einlullen will. Ehe ich mich einzäunen laſſe, will ich lieber auf der Stelle mir meine Kinderei abgewöhnen, und der Frau abbitten, daß mich der ſpritzende Pinſel auch nur auf einen Augenblick peinlich machte. Unrecht abbitten iſt ja beſſer als Ihr Ausweg.

Allerdings, erwiederte die Wirthin, und ich bin überzeugt, daß beim zweiten Male Sie nichts ſtören würde. Auch ich kenne jene Dame, und achte ſie ſehr hoch, denn die Kunſt iſt ihr ein reines Element, in dem jedes Schöne und Gute fröhlich und kräftig gedeiht.

Da nach einem bekannten Geſetz der Geſelligkeit, eine Behauptung, die Widerſpruch gefunden hat, nicht zu lange fortgeſetzt werden darf, ſo hob die Wirthin den kleinen Finger ſchnell auf; doch leider gegen den Unglücklichſten in der Geſellſchaft, den wir bereits oben Chriſtoph genannt haben. Er bat, ihm das Allein-Reden zu erlaſſen, da er wenig Erfreuliches zu ſagen wiſſe, und es ſchon gütig genug von der Geſellſchaft ſei, daß ſie ihm erlaube zuzuhören.

12.

Unmöglich aber konnte eine ſolche Uebertretung des Geſetzes verſtattet werden, beſonders da der überbeſcheidene Zuſatz aus dem Munde eines ſonſt ehrenwerthen Mannes allerdings rühren mußte. Die Wirthin ſagte ihm das mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit, denn die Frauen wollen überhaupt nicht haben, daß ein achtungswürdiger Mann ſich unglücklich fühle; ja einige von ihnen können ſich recht gekränkt fühlen, wenn in ihrer Gegenwart von ſo etwas auch nur die Rede iſt.

Es iſt die Aufgabe, ſagte nun endlich Chriſtoph, auszuſprechen was uns fehlt, und welch ein Wort iſt dieſes: „Was fehlt Dir?“ Dieſe Frage rührt jeden halb entſchlummerten Schmerz wieder an, daß er erwachen, und ſagen muß: Ihr glaubt, ich wäre ganz todt; aber ihr irrt, ich lag nur einige Zeit im Froſt des gewöhnlichen Lebens, und konnte nicht ſprechen. — Dann erhebt er ſich von neuem, und legt ſich auf das Herz und reiß es blutig, und . . . — Nicht wahr? wir wollen ſagen, was uns auf dem Herzen liegt.

Ein Theil der Geſellſchaft ſchien jetzt wirklich zu wünſchen, daß man den trüben Mann verſchont haben möge; aber die Wirthin und mehrere andere Beſſergeſinnte freuten ſich, daß der ſchweigſame Mann endlich einmal reden müſſe, denn dem Stummen iſt ſchwer zu helfen; dem Redenden doch wohl am Ende immer.

23.

Mich jammert, fuhr Chriſtoph fort, daß die Menſchen ſo einſam ſind, während doch alles darauf hindeutet, daß ſie in heiterer Geſelligkeit ſich entwickeln, ſich an einander ſtärken, erheben und beſänftigen ſollen. Aber mich jammern auch die, die das erkannt haben, und wirklich lieben; denn — glauben Sie mir das – nur Gott begünſtigt die edle Liebe; nicht die Natur und das Leben. Die Natur, als ſolche, hat nie Recht, die ſchauderhafte Schranke des Raums gelten zu machen, und wahrlich ſie bedient ſich dieſes Rechtes gar häufig. Ich wenigſtens kann davon ein Lied ſingen, das ein ſehr altes iſt, und leider kaum eine Melodie verträgt. So oft ich liebte, — ich kenne keine Freundſchaft ohne Liebe — ſo oft wußte ich auch ſchon vorher, daß es hier auf der Welt damit nicht recht fort wolle.

Wurde mir ein Menſch ſehr theuer, ſo verſtand es ſich gewiſſermaßen ſchon von ſelbſt, daß er nicht an den Ort gehörte, wo ich ſeßhaft ſein mußte; oder, wenn es auch einmal den Anſchein hatte, als würde er bleiben, ſo kam doch bald irgend ein Brief, der ſeine Abreiſe unumgänglich nöthig machte. Späterhin fragte ich auch gewöhnlich jeden lieberen Menſchen ſehr ſeltſam, und gleichſam von vorn herein: „Nicht wahr, Sie reiſen Uebermorgen ab?“ und es zeigte ſich immer, daß ich nicht geirrt hatte, wenn es auch mit dem Uebermorgen ein wenig anders beſtellt war und etwa die nächſte Woche oder der nächſte Monat als Termin der Abreiſe galt. Dann kam der Abſchied, und Sie wiſſen wohl alle, was das ſagen will, obwohl man ſelbſt wenig dabei ſagt, weil das Herz zu ſehr leidet. Wir haben ein altes Volkslied, das die tiefſinnige Frage thut, wer wohl das Scheiden erdacht habe, gleichſam als ſei hier von etwas ganz Unheimlichen, und von einer böſen ſchwarzen Kunſt die Rede, worauf es denn auch wohl wirklich hinausläuft.

24.

Die Menſchen in der Regel wiſſen das auch recht wohl, und laſſen ſich deshalb ſo ſelten als möglich auf wahre Liebe und Freundſchaft ein, wobei auch nicht viel mehr zu holen iſt als Schmerzen. — Man hat ein altes überaus garſtiges Wort, welches lautet: „Gehe ſtets ſo mit Deinem Freunde um, als könne er nächſtens Dein ſchlimmſter Feind werden.„ So ſchlimm ſind die Menſchen nicht, daß ſie dieſe gräuliche Lehre befolgen ſollten; wohl aber ſchnüren ſie ſich tüchtig zuſammen, und denken: Mit der Liebe und Freundſchaft iſt es doch eine überſchwengliche, und deshalb gefährliche Sache; darum liebe Du mäßig, kühl und gelaſſen; denn nur dabei kannſt Du beſtehen. Dieſen Vorſatz halten ſie ſtreng; doch aus der mäßigen kühlen Gelaſſenheit wird bald etwas ſehr Geringes, und aus dem Geringen zuletzt ein Garnichts. — So entgehen ſie den Schmerzen der Liebe und Freundſchaft; aber auch der Liebe und Freundſchaft ſelbſt, und gähnen halb luſtig, halb ſchläfrig, durchs Leben fort, bis zum Tode, der für ſie auch etwas Gähnendes hat. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß ſie das alles, wenn man es ihnen ſagt, läugnen, und ſich dergleichen Fantaſterei und Ueberſchwenglichkeit ernſtlich verbitten.

25.

Es giebt ein ganz eigenes und ſchmerzliches Gefühl, wenn in einer Geſellſchaft, wo bisher nur ruhige und heitere Anſichten, oder in Humor gekleidete Empfindungen ausgeſprochen wurden, plötzlich jemand ſeinen Schmerz ruhig und entſchieden mit nackten Worten hinſtellt. Die Geſellſchaft war wirklich ein wenig blaß geworden; allein ich muß ihr rühmend nachſagen, daß ſie ſich nicht auf eine gewöhnliche Weiſe dadurch genirt fühlte, ſondern voll Mitleid und Theilnahme zu helfen wünſchte; wobei nur zu beklagen iſt, daß das Helfenwollen und das Helfen noch immer weit aus einander liegen.

Man hörte von verſchiedenen Seiten: „Ach Gott, das habe ich auch ſchon oft gefühlt!“ „Es iſt manches Wahre darin; doch übertrieben.“ „Der gute Chriſtoph ſieht die Sache zu ſchwer an.“ „Es reiſen ja nicht alle gute Menſchen weg.“ „Was mag er ſchon gelitten haben, es müßte recht intereſſant ſein, ſeine Lebensgeſchichte zu leſen.“

Endlich ſagte Wilhelm: Es ſei fern von mir, Ihren großen Schmerz, der allerdings auch ein rein menſchlicher iſt, mit kühl vollſtändigen Worten zur Ruhe ſprechen zu wollen, denn am Ende findet doch auch jedes kühle Wort, das nicht mehr als ein Wort iſt, ein noch kühleres, wodurch es ſelbſt getödtet wird. Was der Moment etwa Uebertreibendes in Ihre Mittheilung legte, durch die wir uns geehrt fühlen müſſen, das werden Sie ſelbſt leicht in einem andern Momente finden, und ſo braucht hier die Rede nicht davon zu ſein. Troſt biete Ihnen der Gedanke, daß ja ſelbſt die höchſten und dauerndſten Schmerzen der Liebe und Freundſchaft unendlich ſchöner und wohlthätiger ſind als ſelbſt die höchſten Freuden der Nicht-Liebe und Nicht-Freundſchaft, bei denen wir uns nicht einmal ein klares Bild machen können, da jener Zuſtand ein bloß verneinender iſt, der alles Poſitive und Wahrhaſtige ausſchließt.

26.

Und dann, ſetzte er mit erhöhter Wärme hinzu, laſſen Sie uns in keinem Augenblicke des Lebens vergeſſen, daß ja eine Zeit kommen wird, wo wir die Zeit und den Raum überwunden haben, und keine hemmende Schranke mehr fühlen werden. Dann iſt keine Trennung mehr, und die Liebe, die allein ewig iſt, ſteht dann in ungetrübter Klarheit da.

Er fühlte ſich einer tiefern Rührung nahe als die geſelligen Verhältniſſe, ſelbſt in höherer Bedeutung, zu verſtatten ſcheinen, und er wandte ſich deshalb raſch an die befreundete Wirthin mit der Bitte, daß jetzt ſie das Sprecheramt übernehmen möge.

In meinem ſtillen Leben, ſagte ſie, fällt wenig vor, was mir beſonders auf das Herz fallen könnte, und nicht einmal über Langeweile kann ich klagen, denn niemals geht die Zeit ſchneller hin, als wenn der Montag dem Sonnabend gleicht, wie ein Ei dem andern. Laſſen Sie immerhin den überalten Vergleich gelten, denn wir werden kaum eine ſchönere Form finden als die des Eies, und mit ihr am Liebſten jene ſtillen behaglichen Tage vergleichen, die zu gut ſind, um erhitzt und weitläufig gerühmt zu werden. — So muß ich denn meine Klagen aus der Litteratur hernehmen.

27.

Wir wiſſen alle, fuhr ſie fort, daß faſt jeder Roman und faſt jedes Schauſpiel ſich mit einer Hochzeit endet. Dann laſſen die Dichter die jungen Leute für ſich ſelbſt ſorgen, und gehen nach Hauſe.

Zuweilen machen ſie ſich auch ſogar noch luſtig über das junge Ehepaar, und meinen, das Leben, das nun weiter folge, falle nicht der Poeſie anheim, und ſei kein ſonderliches Objekt für den Maler. Andere haben ſich wirklich an Eheſtandsgemälde gewagt, aber o Himmel! hätten ſie es doch lieber gelaſſen! denn etwas Nüchterneres, Frivoleres und Frecheres giebt es kaum als die meiſten dieſer Zeichnungen. Wie iſt das nun möglich bei den Deutſchen, denen doch bekanntlich nichts beſſer ſteht als Ernſt und Liebe? —

Die aber leider, ſetzte Chriſtoph ſchnell hinzu, nur zu oft vergeſſen haben, was ihnen wohlſteht, und gelernt haben, was ſie ſo übel kleidet.

Sie vergeſſen, ſagte Eduard, indem er ſich an die Wirthin wandte, daß wir ein ſehr vortreffliches Werk beſitzen, welches ſogleich mit der Schilderung der Hochzeit und des Eheſtandes Firmians und Lenettens beginnt, und ein einziges Buch dieſer Art wiegt tauſende auf, die wir haben könnten, doch auch leicht entbehren, da wir ſie nicht haben.

Ich weiß, erwiederte die Hausfrau, daß die Männer jenes Buch überaus lieben und loben, und auch ich will ja willig und gern tauſend und wieder tauſend Herrliches in demſelben anerkennen. Doch kann ich nicht verhehlen, daß mich einzelne Scenen bis in das Innerſte verletzen, ja mich faſt blutig ritzen, und ich hoffe, mein Freund Wilhelm wird mir das einräumen.

28.

Dieſer aber antwortete: beſte Freundin, das vermag ich nicht, denn ich finde ſelbſt bei dem, was Sie das Verletzendſte in jenem Werke nennen, eine ſtille Beruhigung, die der Dichter theils angedeutet theils ausgeſprochen hat. Ueberhaupt hat das ganze Werk einen ſo tiefen Hintergrund, und durch denſelben eine ſo anziehende Kraft, daß man es wohl zu den beſten literariſchen Penaten der Deutſchen rechnen darf. Nur die letzte Hälfte des letzten Theils hat einiges was mich zu ſehr rührt, und ich vermag dann nicht mehr eine reine Freude zu empfinden.

Möge es denn alſo ſein, ſagte die Wirthin nach einer Pauſe; in keinem Falle kann doch dies Eine Buch jedes bedeutende Verhältniß im Eheſtande zur Sprache bringen, und wie wünſchenswerth wäre hier eine Reihe von Gemälden, die, mit Innigkeit entworfen und mit ruhiger Klarheit ausgeführt, gewiß von bedeutendem Nutzen ſein würden.

Nutzen? ſagte Anton (wir wiſſen nicht, ob mit oder ohne Ironie) das iſt eben das Schlimme, und ſelbſt mit dem bloßen Worte dürfen wir in der heutigen äſthetiſchen Literatur gar nicht mehr kommen. Ja wenn wir Ernſt daraus machen und wirklich durch unſre Schriften Nutzen ſtiften, ſo ſpricht man uns wohl gar das Dichtertalent ab.

Wilhelm erwiederte: Nur der heilloſe Misbrauch, der beſonders in den letzten Jahrzehnten des verfloſſenen Jahrhunderts mit jenem Worte getrieben wurde, nur das unſtatthafte Verlangen, daß die Poeſie auch materiellen Nutzen gewähren ſolle; iſt mit Recht bald ſtreng abgewieſen, bald mit Spott verſcheucht worden. Wer aber möchte ſo thörigt ſein, jenen großen, einzigen, geiſtigen Nutzen der Poeſie abzuſprechen, den ſie, als Lehrerin der Menſchheit, ewig gehabt hat und haben ſoll? — Wer die Sittlichkeit von der Schönheit zu trennen frech genug ſein wollte, der würde auch die Schönheit mit einbüßen. Jede ächte Poeſie wird immer lehrreich ſein, ja das lehrreichſte von allem. Das wußte der tiefe und helle Cervantes gar wohl; aber einige junge äſthetiſche Osrik's, die zu früh aus dem Ei gekrochen ſind und noch mit der halben Eierſchale auf dem Kopf herum laufen; die wiſſen es freilich nicht.

29.

In jedem Falle, ſagte Clementine, würde deshalb unſere liebe Freundin mit ihrem Wunſche recht behalten, und ich ſtimme ihr nicht nur bei, ſondern möchte gleich für ein ſolches neues Buch die offenherzige Aufſchrift „Liebe und Ehe" vorſchlagen.

Aber, fuhr ſie dann fort, Sie kommen, theure Freundin, mit der kleinen kurzen und guten Bemerkung nicht durch unſer heutiges Geſetz hindurch, und es ſcheint nöthig, daß Sie uns eine zweite noch mittheilen. — Nun dann, erwiederte jene, ſo will ich denn die Klage ausſprechen, die ich nicht bloß heute ſondern ſchon ſeit manchem Jahre auf dem Herzen habe, daß nämlich die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts in der Mehrheit und in der Regel ſich unter einander bei weitem nicht ſo zu lieben ſcheinen, als die des achtzehnten oder ſiebzehnten. Wenn ich bedenke (denn ich habe es mit Freuden in manchen Büchern geleſen) wie man ſich einſt um Opitz liebend verſammelte, dann nach einem Jahrhunderte um Klopſtock, wie ſpäterhin die trefflichen Jünglinge und Männer, Bürger, Stolberg, Hölty, u. ſ. w. das Bild einer reinen Gemüths-Neigung, durch gemeinſchaftliches Streben nach Einem Ziele, darſtellten, und wie endlich, in der Vereinigung zweier edler und doch ſo überaus verſchiedenartiger, und ungleich begabter Naturen, wie Goethe und Schiller, die rein deutſche Freundſchaft in der klarſten Geſtalt hervortrat, — wenn ich das bedenke, ſo kann ich recht traurig werden, da wir jetzt wohl nur wenig Aehnliches jenen ſchönen Erinnerungen an die Seite zu ſtellen haben.

30.

Wilhelm, der gern beſchwichtigte und beruhigte, nannte ſchnell einige bedeutende Befreundungen und Verbrüderungen aus der neueren Welt; aber Anton, heftiger geſinnt, unterbrach ihn und rief: Dennoch iſt die Klage unſerer edlen Freundin nur zu gegründet. Ich laſſe die von Ihnen angegebenen Dichterfreundſchaften in ihrem Werth; aber ſonſt — ſehen Sie noch gar manche Dichter und Schriftſteller gleichſam in kleinen abgeſonderten Haufen verſammelt; aber faſt immer ſind es nur literariſche Gevatterſchaften, Winkelbündniſſe zu ſelbſtſüchtigen Zwecken, höchſt ſelten edle geiſtige Waffenbrüderſchaft, und auf Wiſſenſchaft, Kunſt und Gemüth gegründete Freundſchaft. — O ich bitte Sie, laden Sie einmal dreißig bis vierzig deutſche Schriftſteller und Dichter in einen Geſellſchaftsſaal, oder vielmehr ich bitte Sie, laden Sie ſie ja nicht in Einen Geſellſchaftsſaal zuſammen, denn ſie würden hier größtentheils nur Mienen und Gebärden und Worte der Nicht-Liebe, des Hochmuths und der Eigenſucht antreffen. Sonette und Terzinen, Seſtinen und Aſſonanzen, damit können ſie ſo ziemlich alle aufwarten; aber auf die Liebe ſind die Meiſten nicht eingerichtet. Manche haſſen einander wie die Spinnen oder ſie begegnen einander wie die — Roſſe des Dunkan in jener Schreckensnacht, da ihr ſanfter König der gnadenreiche Dunkan durch Makbeth getödtet wurde. Es heißt nämlich bei dieſer Gelegenheit gar ſeltſam und nachdenklich und allegoriſch bei unſerm Altvater Shakſpear:

„Man ſagt, daß ſie einander aufgefreſſen.“

Ach ja! es iſt ſehr allegoriſch, daß ſie es thaten, da ihr König nicht mehr herrſchte.

Meinen Sie, daß die Mehrheit dieſer Leute in Stande iſt, Großes und Herrliches, oder Feines und Zierliches, was von andern Dichtern gegeben wird, wahrhaft und innig hoch zu achten? Meinen Sie, daß ſie ſich freuen über die Erſcheinung eines neuen Dichters? O nein! es giebt für ſie nichts Peinlicheres als hochachten zu müſſen, und deshalb thun ſie es höchſtens im Stillen, und auf die Freude an dem Schönen, das Andere leiſten, laſſen ſie ſich deshalb, wie natürlich, gar nicht ein.

31.

Es war unmöglich, den heftigen grell auftragenden Anton zu unterbrechen, und ſo fuhr er deshalb mit neuer Bitterkeit fort: Zu dieſen ungünſtigen Verhältniſſen kommt nun auch der Umſtand, daß der größte Theil des heutigen deutſchen Publikums nüchtern und kalt, und kaum mehr ergötzbar ſich zeigt, ja ſatt und überſatt. O ich kann mir zuweilen des Spaßes wegen ſeltſame Dinge denken: z. B. wenn es dem lieben Gotte, deſſen Gnade doch niemand Gränzen vorſchreiben kann, gefiele, uns jetzt einen zweiten Shakſpear zu ſchenken, oder, weil es bequemer zu denken iſt, den erſten Shakſpear heute leben zu laſſen. Wir wollen annehmen, er ſei jetzt in der ſchönen Zeit zwiſchen fünf und zwanzig und dreißig Jahren. Die Sonette hat er bereits geſchrieben, iſt aber von einigen viereckigen Critikern gewaltig ausgeſcholten, wie er ſo ſüßliches Zeug habe machen können, ſo wie Titus Andronicus, Perikles und ähnliche Jugendarbeiten als blutrothe Zeichen von greller Geſchmackloſigkeit mit Schwabacher Lettern oder mit Curſiv-Schrift bezeichnet worden ſind. Das hat den trefflichen William nicht wenig geſchmerzt, denn er iſt ja ein ächter Menſch, und hat die Menſchen überaus **lieb**, und es iſt ihm nichts trauriger, als wenn er irgend einen verachten muß.

Indeſſen hat er ſich getröſtet und iſt, wie ein ächter Dichter immer fort geſchritten. So iſt es ihm endlich gelungen, Romeo und Julie zu dichten, und der liebe Jüngling muß ſich, bei aller Beſcheidenheit, doch geſtehen, daß dieſes Schauſpiel nicht ganz übel ſei; und es durchzuckt ihn die herrliche Hoffnung, ſeinen theuren Landesleuten eine dauernde Freude dadurch zu bereiten. Er ſendet deshalb das Manuſcript an die Theaterdirecktion einer Mittelſtadt. Der Direcktor lieſt den Titel: „Romeo und Julie ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von William Shakſpear“ — Shakſpear? ſagt der Mann, ich kenne den Poeten nicht; doch greift ihn ein nebenſtehender Amanuenſis mit der Notiz unter die Arme, der Verfaſſer ſei bereits in der Flachſenfinger und Unterſcherauer deutſchen Bibliothek einigemale ſcharf mitgenommen worden. Der Direktor lieſt nun auch den Brief, der bekanntlich bei ſolchen Sendungen nicht fehlen darf; aber er enthält nur wenige Zeilen, welche nichts weiter ſagen, als was ſie ſagen ſollen, daß man ihm nämlich das beiliegende Schauſpiel zur Bühnendarſtellung überſende. Der Mann iſt ſonſt gar nicht übel geſinnt, hat ſich aber doch einmal daran gewöhnt, daß man ihn einen Kenner und Beſchützer der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften nenne, und da er endlich ſelber glaubt, es zu ſein, ſo verdrießt es ihn doch einigermaßen, daß diesmal davon gar nicht die Rede iſt. Er legt das Manuſcript weg, und da ohnehin jetzt der Caſſirer in's Zimmer tritt, mit welchem wichtigere Dinge zu überlegen ſind, ſo vergißt er es zuletzt ganz.

32.

Es vergehen, fuhr Anton fort, vier, fünf, vielleicht ſechs Monate, und der arme William bekommt keine Antwort, weshalb er ſich entſchließen muß, von neuem zu ſchreiben. Er erinnert auch wirklich, und es fließen einige Epigramme ein, die, wenn wir ſie im Martial fänden, wohl gefallen würden. Dem Direktor aber, der der leidende Theil iſt, gefallen ſie gar nicht. Er ſpricht unmuthig: Welche Noth hat man doch mit obſcuren Poeten! und in dieſem Gefühl lieſt er endlich das überſandte Schauſpiel. Er ſchüttelt leſend das Haupt, das Schütteln verſtärkt ſich je weiter er kommt, ja er traut zuletzt ſeinen eigenen Augen nicht, und kann ſich kaum als möglich denken, daß er wirklich leſe was er lieſt.

Dann aber, da er ſich überzeugt hat, es ſei alles — an dem, nimmt er die Feder, und ſchreibt: Mein Herr. Ich beklage Sie, denn einen ärgern Mißbrauch hat wohl noch Niemand von an ſich löblichen und nicht gemeinen Talenten gemacht, als Sie. Es fehlt Ihnen alle und jede Kritik, und den Ariſtoteles und Batteux haben Sie gewiß nie geleſen. Wollen Sie Beweiſe? Hier ſind ſie. Was ſoll Romeo's erſte Liebe für Roſalinden? — Wie war es Ihnen möglich einen ſo unweiblichen Charakter zu ſchildern wie Julien, die ſich ja mit einer Glut verliebt, daß das Papier ſelbſt zu brennen ſcheint; noch mehr aber die Wangen der Zuhörerinnen. Wie ungenirt beträgt ſich dieſe Amme! Jüngling! Jüngling! wo will das hinaus, wenn Sie fortfahren, ſo ganz und gar den Anſtand zu verletzen! Haben Sie denn gar keine kritiſche Freunde? und iſt bei Ihnen kein Racine zu haben, daß Sie durch ſorgfältige Lektüre des feingeſinnten Poeten Ihren Geſchmack bilden möchten? Was ſollen die Späße des Mercutio? Es iſt möglich, daß einige erträgliche darunter ſind, und daß wohl gar der ganze Mann hie und da gefallen kann; aber glauben Sie mir, damit kommt man nicht durch, und keine Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften wird gelten laſſen, was Sie ſich erlaubt haben. Ich übergehe die andern Charaktern, die faſt alle phantaſtiſch und ſeltſam und unwahrſcheinlich ſind; um nur noch mein großes Misfallen an Ihrem Styl und dem ganzen barocken krauſen und bizarren Dialog zu bezeugen. Spricht man, ich bitte Sie, im gewöhnlichen Leben in ſolchen Bildern? Kann man ſterbend noch ſcherzen wie Mercutio? und iſt wohl jemals ein Menſch eiferſüchtig geweſen auf den Tod, wie Romeo es iſt, welcher gar meint, der Tod habe ſich in Julien im Sarge noch verliebt! — Beſſern Sie ſich, junger Mann. Ich habe Ihnen aufrichtig geſchrieben, nehmen Sie es übel oder nicht übel, ich bin ein ehrlicher Deutſcher, und kann nicht anders als geradezu ſprechen.

Soll ich nun, fuhr Anton fort, ſchildern, wie andere Direktoren antworten würden, oder wie man Hamlet, Macbeth, Wie es euch gefällt u. ſ. w. beurtheilen dürfte? würde nicht das köſtliche Wintermärchen bloß um deswillen fallen, weil Böhmen hier als eine Inſel auftritt? und würde nicht jeder Plattkopf ſich unendlich ergötzen, daß er einmal wirklich durch einen Blick auf die Landkarte ſich vom Gegentheil überzeugt hat? und würde er ſich nicht durch dieſe großartige Kenntniß unendlich höher fühlen als der arme William? und ließe es ſich auf dieſe Weiſe nicht wahrhaftig beweiſen, daß Shakſpear, wenn er heute lebte, mit allen ſeinen Werken nicht durchdränge?

33.

Man hatte ſchon längſt, während Antons langer Rede, auf Wilhelms Geſicht den Unmuth leſen können, den ihm die übertreibende Heftigkeit des Sprechers gegeben; doch da nun endlich alles in jene Fragen ſich auflöſete, ſo erwiederte er: „Auf dieſe tumultuariſche Weiſe läßt ſich freilich alles, das Gute ſowohl als das Böſe, beweiſen; nur daß überhaupt ſo nichts bewieſen werden kann. Laſſen Sie mich eine kurze ſtille Antwort geben, und möge der trübe Zorn fern von uns ſein, der uns ſelbſt verwundet ohne Heilkraft zu haben. — Es war die Rede von dem häufigen Mangel an Liebe in der heutigen Welt überhaupt, und inſonderheit in der heutigen Dichter- und Schriftſteller-Welt. An dieſen Mangel vermag ich nicht zu glauben, weil ich überhaupt keine Poeſie für möglich halte, ohne Liebe und Freundſchaft. Allein auch außer dieſem allgemeinen Satze, den Sie mir einräumen müſſen, konnte ich Ihnen ſchon vorhin mehrere einzelne edle Dichter nennen, die ſich zu einem entſchiedenen, auf Sittlichkeit und Wiſſenſchaft gegründeten Kunſt- und Freundſchaftsbunde vereinigt haben, und wie manche ähnliche mögen noch im Stillen walten, die mit allen ihren ſchönen Früchten erſt noch durch die Zeit werden enthüllt werden.

In Beziehung auf den Tadel, den Sie gegen den größeren Theil des Publikums ausſprechen, möchte ich Sie bloß an den bekannten Ausſpruch eines ſcharfſinnigen Schriftſtellers erinnern, daß man überhaupt nicht von dem Publikum reden möge, wie etwa von einem Mann, mit dem man einmal im Hotel de Saxe geſpeiſt. Es kann ſein, und es iſt ſo, daß angehende Autoren jetzt einen weit ſchwereren Stand haben als etwa im Jahr 1770, wo man, bei dem Wiedererwachen der ſchönen Künſte in Deutſchland, mit dem Aufjauchzen bei der Erſcheinung jedes Halbtalents, zuweilen doch wohl gar zu vorſchnell war. Für ein Bändchen erträglicher Sonette oder Ottaven, ja ſelbſt für einen erträglichen Roman ſoll man jetzt keinen beſonderen Ruhm fordern: aber laſſen Sie nur einmal das Vortreffliche erſcheinen, und der vollſtändigſte Sieg wird ihm doch einmal zufallen. Wann? das weiß ich nicht, und hier muß ich leider zugeben, daß es mitunter wohl ein wenig zu lange dauern kann, ehe auch die Mehrheit der Deutſchen einen edlen Dichter ſo begrüßt wie er begrüßt werden ſollte. — Aber das Talent des Wartens und der Geduld iſt ja auch ein recht deutſches, und kein Dichter ſoll ſtolz genug ſein, es für ſich entbehrlich zu halten.

Was endlich, fuhr Wilhelm fort, den größeſten der Großen, unſern lieben Shakſpear, betrifft, ſo ſpricht er gerade für mich, denn laſſen Sie ihn auftreten, und der höchſte Dichterthron wird ſogleich geräumt werden, damit er ihn beſteige. — Dabei will ich aber nicht in Abrede ſein, daß unter den hundert Theaterdirecktoren in Deutſchland wohl fünf bis ſechs im Stande ſein möchten, einen Brief zu ſchreiben wie der, den Sie vorhin erfanden; doch würden ſie ſchwerlich der Strafe entgehen, und jene Muſter-Epiſtel der Verkehrtheit und Plattheit nach vier Wochen in ſämmtlichen deutſchen Zeitſchriften gedruckt finden, und ſich ſelbſt als den Gegenſtand eines von Saarbrück bis Petersburg ſchallenden Gelächters.

34.

Die Wirthin ſchien faſt zu fürchten, ſie habe vorhin eine Frage aufgeworfen, die die Gemüther faſt zu ſehr aufregte, denn es theilte ſich die Geſellſchaft auf einige Zeit in zwei Partheien, von der die eine Antons harter, und die andere Wilhelms milder Meinung beiſtimmte.

Da nun auf dieſe Weiſe das Geſpräch hin und her gewogt hatte, ſo kam eine ſehr geachtete bejahrte Dame, die bis jetzt geſchwiegen, der Wirthin zu Hülfe, da ſie deren Befürchtung theilte, indem ſie der Geſellſchaft freundlich bekannt machte, daß es bereits halb eilf Uhr ſey, und an das Geſetz erinnerte, daß um eilf Uhr ein jeder ſich nach Hauſe begeben müſſe. Es iſt ein vortreffliches Geſetz, ſagte ſie, obwohl unſere lieben Vorfahren doch noch kaum damit zufrieden ſein würden, die bekanntlich zehn Uhr als das wahre feine Bürgerglöckchen betrachteten. Die Stunde von eilf bis zwölf hat etwas geheimnißvolles, und man iſt dann am beſten zu Hauſe; die von zwölf bis eins oft etwas bachantiſches; und an die von eins bis zwei mag ich kaum denken, weil man faſt nur brandrothen oder kalkartig bleichen Geſichtern in der Geſellſchaft begegnet.

Aber, fuhr ſie fort, es giebt noch ein anderes Geſetz, das, meines Wiſſens, noch nie ausgeſprochen worden iſt, weil es faſt gar zu einfach klingt und eben deshalb ſich von ſelbſt zu verſtehen ſcheint. Man ſollte nämlich in der letzten halben Stunde, ehe man ſich nach Hauſe begiebt, nichts leidenſchaftlich Erregendes ſtreitend beſprechen, ſondern durch etwas Sanftes und Stilles ſich zu der Nacht vorbereiten, die ja ſelbſt ganz abgeſehen von dem Schlafe, etwas Sanftes und Stilles hat. So laſſen Sie denn, liebe Mathilde, die Muſik von neuem beſchwichtigend eintreten.

35.

Mathilde neigte ſich bejahend, ſetzte ſich an das Pianoforte, und in Bezug auf das frühere Geſpräch, ſang ſie jene lieben feierlichen Zeilen, die das Andenken an Novalis ſtets erhalten werden.

Was paßt, das muß ſich ründen,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt zuſammen ſein.

Was hindert, muß entweichen,
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen,
Was keimt, das muß gedeih'n.
Gieb treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir, und wende
Den Blick vor meinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen:
Ein Himmel mir und dir.

Die Geſellſchaft fühlte ſich rein geſtimmt und heiter, und ſcheidend freute man ſich ſchon im Voraus auf die nächſte Woche, in welcher wieder ein Abend beſtimmt war, ſich zu verſammeln. Es war kein Zwang in dieſen Verhältniſſen, aber auch keine Willkühr, ſondern reine Gemüthsfreiheit, und ſo konnten dieſe Zuſammenkünfte manches Erfreuliche mitbringen.

II.

Fauſt,

ein Gemälde nach dem Altdeutſchen

(geſchrieben im November 1817.)

Fauſt,
ein Gemälde nach dem Altdeutſchen.

Aus einem Briefe.

Berlin, im November 1817.

Sie haben, theure Freundin, den „verlornen Sohn“ mit Theilnahme geleſen, als ich Ihnen denſelben in der Handſchrift mittheilte, und es iſt Ihnen merkwürdig geweſen, wie unſere lieben Vorfahren ſich an der ewig tröſtlichen Parabel auch im Spiegel des Schauſpiels erbaut haben. Sie ſind keinesweges erſchreckt worden durch die derben Pinſelſtriche, die hie und da im Gemälde hervortraten, ja Sie erklären, daß Sie das wohl leiden mögen im Ernſt und im Scherz. Das hat mir herzliche Freude gemacht, und ganz beſonders, da das Urtheil von Ihnen, der edlen, feſten, zarten Jungfrau kommt, und nun ſetze ich mich mit verdoppelter Heiterkeit hin, da Sie mir freundlich zugewinkt haben, um Ihnen von der berühmteſten altdeutſchen Komödie zu erzählen, die den Doctor Fauſt zum Helden hat. — Laſſen Sie uns freundlich genau gehen.

Der Wege zu Gott giebt es im tiefſten Sinne des Wortes nur Einen. Es iſt der durch den, der ſich ſelbſt die Wahrheit und das Leben nannte. Der Wege zum Untergang, oder wie unſere lieben Vorfahren ſagten, und wie ich keinesweges mich ſcheue, mit ihnen zu ſprechen, der Wege zum Teufel giebt es unzählige. Dennoch dürfen wir zwei Hauptwege annehmen; der eine geht durch ein unbefriedigtes Streben nach innen hin, der andere durch ein unbefriedigtes Streben nach außen hin in den Abgrund. Der letzte Weg wird am häufigſten betreten, denn die Welt lockt durch tauſend Töne und Farben, und es bedarf allerdings eines bedeutenden Aufgebots der Kraft, um ſtets zu widerſtehen. Unter denen, welche nicht widerſtehen, giebt es nun aber auch einige, die gar nicht widerſtehen wollen, ſondern in unächter Ueberpoeſie wähnen, die Sünde, die doch, ihrer ganzen Natur nach, häßlich iſt, zu etwas Schönem ausbilden oder in Morgenröthe und Blumenduft tauchen zu können. Alſo Don Juan, in welchem wir eine Seite des modernen Trauerſpiels ausgeſprochen glauben.

Die andere Seite findet ſich in dem Zugrundegehen von innen heraus, und durch Innerliches. Der tiefere Menſch fühlt bald, daß das, was da draußen iſt, nur momentane Freuden, oft ſogar nur halbe Beſchwichtigung geben kann; und, ſtolzer geſinnt, gräbt er nur in ſich ſelbſt, und in der ſelbſteignen Weisheit, nach der ewigen Quelle der Wahrheit und Beruhigung. Wohl findet er hier viel Herrliches und Köſtliches, aber nichts was vollendetes Leben und vollendete Beruhigung geben könnte. Immer hochmüthiger geworden, häuft er jetzt eine irdiſche Weisheit auf die andere, und verachtend was das kindliche Gemüth in Einfalt gefunden hat, geht er zuletzt unter in der Nacht, die er für den hellen Tag anſah. Alſo Fauſt, der, als ein durchaus vaterländiſcher Mythus, die höchſte tragiſche Idee andeutet. Wir ſollen keineswegs einen *einzelnen* Dichter nennen, als Urheber dieſer tiefſinnig allegoriſchen Sage, ſondern wir dürfen gar wohl behaupten, daß das *ganze Volk* mit daran gearbeitet hat.

Man las den Fauſt in Volksbüchern, aber man wollte ihn auch ſchauen auf der Bühne. Da wurden denn gar manche Bearbeitungen verſucht, die, ohne Zweifel ſehr verſchieden an Werth, dennoch immer denſelben großen Gedanken auszuſprechen ſich bemühten.

Die Anfänge unſerer dramatiſchen Kunſt ſind leider in große Dunkelheit gehüllt, und ſelbſt das, was wir über das Bühnenweſen im ſiebenzehnten Jahrhunderte wiſſen, iſt ſo mangelhaft, daß es billig zu nichts weiter dienen ſollte, als unſern Eifer zu vermehren, weiter zu forſchen. Die meiſten Dramen blieben ungedruckt, denn man eilte damals überhaupt nicht ſo wie jetzt, jedes Geſchriebene ſogleich unter Glas und Rahmen faſſen zu laſſen, d. h. unter die Preſſe zu ſchicken. Leider aber war man oft auch wieder zu ſorglos, und ſo iſt gewiß manches recht bedeutende Werk untergegangen.

Noch jetzt ſind die beſſeren Puppenſpieler Deutſchlands, deren Anzahl von Jahr zu Jahr kleiner wird, in Beſitz von manchen deutſchen Schauſpielen, von denen faſt keine Litteraturgeſchichte redet, da ſie nicht gedruckt worden ſind. Berlin hatte ſeit 1804 und 5 kein rein altdeutſches Puppentheater geſehen, als wir in dieſem Herbſt von neuem durch die Ankunft deſſelben unter der Direktion des Herrn Schütz aus Potsdam überraſcht wurden.

Ich ſah bis jetzt drei Stücke, zuerſt den Don Juan, den Gegenſatz des Fauſt, in dem der Held noch außen hin zu Grunde geht, und ſein inneres Weſen hingiebt für die ungenügenden Freuden der äußern Welt. Auf dieſem Wege können natürlich die heilloſeſten Sünden nicht ausbleiben, und der alte Autor hat durchaus nicht verhüllen wollen den ganzen Gräuel in einer ſolchen verderbten Menſchenbruſt. Don Juan ermordet hier ſo ziemlich alles was ihm unter die Hände kommt, wobei er ſich nicht einmal die Mühe giebt, ſich zu entſchuldigen, ſondern die ganze Sache mit Scherz nimmt, in welchen denn auch Kaſparl gar bald einſtimmt. Ich weiß nur zwei intereſſante Gedanken aus dem Stücke anzuführen: daß Kaſperl allein dem Herrn imponirt, durch Scherzhaftigkeit und Gewandheit, und die Scene mit dem Eremiten, in deſſen Kleidung der Held den Octavio täuſcht. Dieſer ſucht nämlich den Mörder im Walde, und wird von Juan mit verſtellter Stimme ermahnt, die Rache dem Himmel zu überlaſſen, wodurch er ſpottend, die höhere Strafe ſelbſt auf ſich herabruft, da die Menſchen nicht mit ihm fertig werden können. Das Stück iſt nur ſkizzirt, und hat überhaupt etwas kaltes und trocknes in der ganzen Behandlung, wobei vielleicht die Abſicht des Verfaſſers war, der Sünde ja nicht einen romantiſchen Schein zu leihen. Das iſt löblich; hätte ſich aber wohl auf beſſerm Weg erreichen laſſen.

Das zweite Stück, welches ich ſah, heißt die „Stiefmutter oder der Burggeiſt,“ und iſt unter allen vielleicht das Unbedeutendſte. Die Langweiligkeit der ganzen Anlage erinnert an ſehr mittelmäßige Stücke der neuern Zeit, und ich würde es um deswillen auch für neu halten, wenn nicht einige andere Scenen voll ergötzlicher Albernheit, durch Kaſperl hervor gerufen, auf eine frühere Zeit hinzudeuten ſchienen. Am Schluſſe wird das Stück ſogar rein toll, indem der Ritter dem luſtigen Bedienten aufträgt, den böſen Pflegeſohn, der die ſchöne Stiefmutter, nach Art des Golo, verfolgt hat, mit einem ſo oben erfundenen und von benachbarten Mönchen ihm geſchenkten Feuerrohr zu erſchießen. Die gute Frau aber ladet das Gewehr ſelbſt, und behält die Kugel zurück, ſo daß der jetzt reuige Sohn mit dem bloßen Schrecke davon kommt. Die Scene mag wohl eine gute Viertelſtunde dauern, da Kaſperl erſt das Schießen lernen muß, und die Zwiſchenräume durch Späße der verſchiedenſten Art ausfüllt.

Ich glaube nicht, daß das Stück früher hinauf zu ſetzen ſei, als in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ja wer weiß, ob nicht manche Mittelmäßigkeiten und Plattheiten deſſelben einen noch viel ſpätern Urſprung haben.

Das wichtigſte von allen dieſen altdeutſchen Dramen iſt Fauſt, und obwohl wir längſt, wie wir alle wiſſen, durch Goethe eine faſt vollendete Bearbeitung der großen Sage beſitzen, ſo iſt es doch keineswegs überflüſſig, zu betrachten, wie frühere Jahrhunderte dieſen Stoff aufgefaßt haben.

Fauſt ſitzt in ſeinem Studierzimmer bei einem großen Buche, und erklärt, er habe nunmehr ſämmtliche Wiſſenſchaften durchſtudiert, aber es helfe ihm alles nichts. Er wolle ſich deshalb aus Desperation auf die ſchwarze Kunſt legen; die werde doch helfen. Da kommt von der linken Seite ein aufmunterndes Wort; aber von der rechten eine Ermahnung, ja bei dem Studium der Theologie zu bleiben. Fauſt erkennt gar bald, von wem die Stimmen kommen; aber er beharret bei ſeinem Vorſatze. Er tritt in den magiſchen Kreis und beginnt die Citation der Teufel. Sie kommen, und er thut an ſie die bekannte Frage nach ihrer Schnelligkeit. Ihm genügt nicht, daß einer ſo raſch iſt wie ein Vogel in der Luft, oder wie ein Pfeil, oder wie die Peſt, ſondern er wählt den, der ſo ſchnell iſt, wie die Gedanken des Menſchen.

Der Dichter hat genau gewuſt, was er damit wollte, denn der in tieferen Sinne unbefriedigte Menſch, ſollte er ſich auch in tauſend Fällen noch leidlich beſchwichtigen können, wird doch ſtets bittern Haß empfinden gegen die hemmenden Schranken des Raumes. Er fühlt klar die Unendlichkeit des Geiſtigen in ſich, aber auch die Enge und Armuth des irdiſchen Lebens; und, da er die Religion verſchmäht, die allein Beruhigung und Eintracht in dieſen Kampf zu bringen verſteht, ſo würde er ſelbſt das ſchlimmſte Mittel nicht verſchmähen, jene Schranken zu zerbrechen.

Man hat, wie bekannt, in neueren Zeiten jene Gedanken überbieten wollen, und Fauſten den Teufel wählen laſſen, der ſo ſchnell iſt wie der Uebergang vom Guten zum Böſen. Dadurch aber iſt der ganze Standpunkt verrückt, oder doch undeutlich geworden, von dem aus wir die Stimmung des Helden betrachten ſollen.

Fauſt wird unterbrochen durch den Famulus Chriſtoph Wagner, der ſich ganz ſo zeigt, wie der Mythus ihn zeichnen muß: geleckt, geſchniegelt, und die Eitelkeit des Herrn unbeholfen nachahmend.

Jetzt belebt ſich die Scene auf eine luſtige Weiſe, indem Kaſperl in den öden Saal hinein tritt, und auf eine ſeltſame Weiſe ſeinem Unmuth Luft macht, daß es hier mit der Wirthſchaft ſo ſchlecht beſtellt ſei. Er iſt ein vacirender Bedienter, und ſucht einen neuen Herrn, will ſich aber erſt durch Eſſen und Trinken ſtärken, und ſtaunt ſehr, als er durch Wagner erfährt, daß hier kein Wirthshaus ſei, wo man für Geld Speiſe und Trank bekommen könne; zeigt jedoch auch bald ſein mildes Gemüth, indem er erklärt, daß, wenn es nicht anders ſein könne, er auch wohl ohne Geld eine gute Mahlzeit anzunehmen ſich bequemen wolle. Wagner lächelt überaus zart über den einfältigen ungelehrten Menſchen, der doch ſo luſtig iſt, und da es bei ihm ſelbſt nicht ganz ohne innere und äußere Langeweile abgehen kann, ſo wünſcht er ihn als Diener beizubehalten. Aber der gründliche Kaſpar fragt zuvörderſt mit Recht, ob denn auch er ſelbſt ein Herr ſei, und da er erfährt, daß dem nicht alſo iſt, verſichert er, daß er höchſtens bei Fauſt dienen wolle, der, als ein Doktor, doch ohne Zweifel ein ganz anderer Mann ſein werde, wie das geſchniegelte Weſen. Der Famulus läßt ſich das gefallen.

Es kommt jetzt zum Contracte, der als Gegenſatz zu dem bald darauf folgenden furchtbaren Vertrage zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles, nicht unbedeutend iſt. Wagner bietet ihm jährlich zwanzig

Goldgülden Lohn, aber Kaſpar meint, das ſei zu wenig, und er könne ſich nur einlaſſen, wenn man ihm ſechs und dreißig Groſchen jährlich bewillige. Wagner erwiedert, er thue ſich ja ſelbſt den höchſten Schaden, und iſt gutmüthig genug, ihm nicht allein den Irrthum zu erklären, ſondern ihm auch anzubieten: Zwanzig Gulden Lohn, und ſechs und dreißig Groſchen Trinkgeld. Kaſparl aber verlangt mit der größten Entſchiedenheit ſechs und dreißig Groſchen Lohn und zwanzig Goldgülden Trinkgeld, und nun erſt ſind die Schwierigkeiten bei dem Antritt des neuen Amtes beſeitigt. Iſt hier nicht wirklich, bei aller anſcheinenden Kinderei, tragiſche Ironie im Hintergrunde.

Als Kaſparl allein iſt, blättert er neugierig in Fauſts magiſchem Buche, bemerkt aber leider mit Betrübniß, daß er es in der Kunſt zu leſen zu keiner beſondern Stärke gebracht habe. Er ſtößt einige rührende Klagen aus über das Unglück, nichts Sonderliches gelernt zu haben, entſchuldigt ſich aber mit dem Umſtande, daß ſeine Großmutter, die ihn in der ſchweren Wiſſenſchaft unterrichtet habe, bereits in ſeinem neunzehnten Jahre geſtorben ſei, ſo daß er viel zu früh und in noch zu zarter Jugend das Studium habe unterbrechen müſſen, und unmöglich mit allen Buchſtaben bekannt ſein könne.

Endlich iſt er doch ſo glücklich, ein paar recht wichtige und ſeltſame Wörter heraus zu buchſtabiren;

und er ſieht ſich belehrt, daß wenn man die Teufel citiren wolle, man nur „Berlik“ zu rufen habe; doch müſſe man „Berluk“ ſagen, wenn ſie wieder weg ſollten. Die Sache gefällt ihm ungemein, und da er nun auch den magiſchen Kreis gefunden, den er anfangs für ein Schneidermaaß gehalten, ſo ſtellt er ſich in denſelben, und übt das eben erlernte Herrſcherwort. Es geräth zum Bewundern, und eine Menge Teufel ſchweben zu ihm nieder. Die ſeltſame Wiſſenſchaft oder vielmehr nur der Duft derſelben hat auch auf ihn ſchon einigen Einfluß gehabt, und er erſtaunt nicht ſehr, ſich mit einemmale in ſo befremdlicher, unheimlich peinlicher Geſellſchaft zu ſehen. Er findet das alles ſehr natürlich, da er nun einmal die ſchweren Worte gefaßt hat. Er fragt die Teufel nach ihrem Namen, ihrem Alter, ihren Geſchäften, und hat beſonders ſeine Ergötzung mit einem freundlichen, kaum handhohen Teufelchen, das doch ſchon 889 Jahr alt iſt, und giebt den Troſt, es könne doch noch ein tüchtiger Kerl aus ihm werden, wenn es ſich nur hübſch angreiſe. Endlich aber wird er völlig muthwillig und neckt und ärgert die Teufel auf mancherlei Weiſe; ja, von dem magiſchen Kreiſe beſchützt, wagt er ſogar zur Gemüthserheiterung einige der kleineren Teufel ein wenig zu ſchlagen. Und indem er ſchnellzüngig mit den beiden Wörtern wechſelt, zwingt er ſie zu eben ſo raſchem Herauf- und Herunterfahren, ſo daß die armen ſchwarzen Geiſterchen faſt ein Gegenſtand des Bedauerns werden. – Es verſteht ſich indeß von ſelbſt, daß am Schluſſe des Akts doch auch er ein wenig geneckt wird; doch ſo daß wir für ſein eigentliches Heil nicht ſonderliche Urſache zu fürchten haben.

Jetzt kommt nun die Zeit, wo Fauſt ſich näher mit dem Teufel einläßt, und die Bedingungen angiebt, unter denen er das Bündniß mit ihm abzuſchließen bereit iſt. Die erſten beziehen ſich nur auf reine Eitelkeit, und auf die Beſiegung des Raumes und der Zeit. Höchſt wunderbar und tragiſchbedeutſam iſt die Bedingung, daß der Vater der Lüge ihm auf jede Frage die Wahrheit ſagen ſoll Es wird ihm alles gewährt, und nun iſt Fauſt bereit zu unterſchreiben; aber, unbeholfen bei aller Wiſſenſchaft, will er erſt Dinte bringen laſſen, worüber der Teufel lächelt und erklärt, dazu bedürfe es ſeines eigenen Blutes. So ritzt er ihm denn die Ader der Hand auf, und der Unglückliche bemerkt mit Erſtaunen, daß das hervordringende Blut die Buchſtaben H. F. bildet, welches er ſehr richtig als den Zuruf ſeines Schutzgeiſtes: Homo fuge (Menſch, fliehe!) erklärt. Jetzt bemächtigt ſich ſeiner ein unheimliches, ängſtliches Gefühl, das ſogar in körperliche Schwäche und halbe Ohnmacht übergeht. Die Nähe des Böſen bringt dieſe Empfindung nothwendig hervor, aber bei dem ſchon halb Verlorenen auch nur dieſe durchaus unfruchtbare, körperliche Angſt.

Mephiſtopheles ahndet die Nähe des Schutzgeiſtes, und muß auf einen Augenblick weichen. Jener ſchwebt herab, und warnt mild und freundlich den Schlafenden; aber es iſt zu ſpät, denn mit der Kraft, die durch den Schlaf wieder gekehrt, iſt auch der traurige Muth wieder da, ſich mit der Hölle einzulaſſen. Die Unterſchrift ſteht feſt, der Teufel erſcheint von neuem, und von der linken Seite her ſchwebt, wie in Schwefeldunſt gehüllt, ein Rabe herab, nimmt das unglückliche Papier in den Schnabel, und fliegt damit zurück, um es dem Fürſten der Hölle, (hier Pluto genannt) zu überbringen.

So iſt alles geſchehen, was der Böſe gewünſcht, und wohl berechnet auf Fauſts Gemüthsart, die um ſo ſchwächer iſt, da er ſie für überſtark hielt.

Ich finde in alten Schriften, daß andere Bearbeitungen des Fauſt dieſe Scene ſehr verſchieden hatten. Fauſt muß auf eine furchtbare Weiſe der Gnade Gottes und dem Verdienſte des Erlöſers abſagen, ein Verlangen, das, ausgeſprochen, gar wenig Klugheit bei dem Teufel vorausſetzt. Ferner darf in keinem Falle dergleichen auf eine Volksbühne gebracht werden, und wir ſtimmen deshalb vollkommen den berliniſchen Geiſtlichen bei, die ſich am Schluſſe des ſiebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Darſtellung dieſer nur zu heftig wirkenden Scene widerſetzten, und deßhalb eine eifrige Bitte an Friedrich III. ergehen ließen, die auch Philipp Jakob Spener unterſchrieb.

Kehren wir zurücke zu unſerm Fauſt, in welchem, wie wir erzählt haben, jene groſe Scene ſo einfach und beſonnen angelegt und geordnet worden iſt. Der Teufel hat nun die Hauptſache erreicht, die er erreichen wollte, und läßt ſein Opfer nicht mehr zu Athem kommen. Der Dichter giebt uns hier abermals einen klaren und tiefen Gedanken. Fauſt, mit der ganzen Kraft der Hölle belehnt, weiß doch nichts anders mit ihr anzufangen, als, wie ein reiſender Wunderdoktor, ſich ſchnell an den Hof eines italieniſchen Herzogs zu verſetzen, der ſo eben Hochzeit gehalten hat. Er will dort als ein Tauſendkünſtler angeſtaunt werden, und mit raffinirter Eitelkeit anfangs ſeinen Namen nicht ſagen, um, wenn er, der ſchon jetzt berühmt iſt, ihn endlich ausſpricht, ganz im ſüßeſten Lobesweihrauch wandeln zu können. Das iſt alles was er jetzt will, und dafür hat er ſeine Seele hingegeben.

Nach ſo groſem tragiſchen Ernſt iſt Kaſperl, der nun die Scene wieder einnimmt, eine angenehme Erſcheinung. Er klagt, es ſei in dieſem Hauſe doch nicht mehr auszuhalten, denn in jeder Ecke ließen ſich Teufelchen ſehen, aber er klagt nur ſcherzhaft, denn ihm macht doch die Sache Spaß, und mehr als Spaß will er nie. Er hat ſich ziemlich eingelaſſen mit den böſen Geiſtern, die ihm nur pikant-luſtig erſcheinen, und, da ſie noch immer keineswegs ſeine Herren ſind, ſo glaubt er ohne ſonderliche Gefahr wagen zu dürfen, ſie ein wenig zum Beſten zu haben. Gefährlich im Allgemeinen bleibt ein ſolches Spiel allerdings immer, und das hat der Dichter auch angedeutet; doch durfte er als Dichter, nicht minder hinſtellen, daß die Teufel denn doch auch . . . . dumm ſind, und ſelbſt von einer beſchränkten aber geſunden Natur ſich beherrſchen laſſen, wenn der beſchränkt-behagliche Menſch nur nicht zu entſchiedenen Böſen ſich mit ihnen einläßt, und überhaupt nichts Böſes will. Das Böſe iſt nämlich ſeiner ganzen Natur nach, traurig und düſter, und ſchon um deſwillen hat ein fröhlich ſcherzendes Gemüth weit weniger von ihm zu fürchten, als ein überernſthaftes und melancholiſches. — Es wird Kaſparn endlich eröffnet, daß ſein neuer Herr ihn mit nach Welſchland nehmen will, doch ſoll er nicht verrathen, wer ſie ſeien.

Die Scene verwandelt ſich in einen Vorſaal bei dem italieniſchen Herzoge. Ein Kammerdiener, mit dem vornehmen Namen Karlos, tritt auf, und hält einen in das Allgemeine hinachenden Monolog, wird aber plötzlich ſehr erſchreckt, durch die Erſcheinung Kaſparl's, der durch die Luft geflogen kommt. Karlos vermuthet mit Recht, daß eine Converſation mit einem Manne, der ſelbſt der Luft zu gebieten vermag, intereſſant ſein müſſe, und beginnt deshalb ſogleich ſeine Anfragen. Kaſparl, der, wie alle vordſen Naturen nicht ſchweigen kann, verſichert, daß er ſehr wohl zu ſchweigen verſtehe, und niemand von ihm heraus kriegen werde, daß er Kaſparl heiße, aus Deutſchland komme, u. ſ. w. und begreift die Seltſamkeit des Kammerdieners nicht, der ihn verſichert, daß er es nun ja doch erfahren habe. Der Spaß iſt rein natürlich und gut; aber ſehr veraltet, woran jedoch der Verfaſſer des Fauſt nicht ſchuld iſt, ſondern einige funfzig Luſt- und Schauſpiele der neueſten Zeit, die Aehnliches haben.

Den Namen ſeines Herrn aber will er nun durchaus nicht ſagen, läßt ſich jedoch bewegen, ihn mimiſch darzuſtellen, indem er dem Karlos die geballte Fauſt zeigt. Jetzt wird der Kammerdiener ungemein höflich, denn von jenem deutſchen Wundermann hat auch er ſchon gehört, und bittet den Kaſperl ihm für ein gutes Trinkgeld, doch einige Proben von ſeiner Kunſt zu geben, da er ohne Zweifel bei einem ſolchen Herrn Bedeutendes müſſe gelernt haben. Kaſparl, ohne alle Verlegenheit, fragt ihn, ob es ihm etwa gelegen ſei, wenn er augenblicklich hier ein überaus großes Gewäſſer hinſtrömen laſſe, das ſie beide verſchlinge, oder ein ungeheures Feuermeer heráuf rufe, das ſie beide verzehre. Der Kammerdiener geráth in die größte Angſt und verſichert, daß er keineswegs mit ſo großen Gedanken umgehe, ſondern mit einem guten, zierlichen Geſellſchaftsſtück ſchon zufrieden ſei. Er wünſchte nur etwas Neues zu ſehen. Kaſparl ſpringt hüpfend und neckend um ihn herum, und fragt ihn alle Augenblicke, ob er noch nichts geſehen habe, und da Karlos verneint, ſo verſichert er endlich ehrlich, daß er durchaus nichts gelernt habe, und nichts machen könne; und, wenn der Kammerdiener etwas ſehen wolle, ſo müſſe er es ſelber machen. Damit läuft er ab.

Es erſcheint jetzt der Herzog mit ſeiner Gemahlin, die von einer Hofdame begleitet wird. Sie unterhalten ſich ſehr zierlich und feierlich von den Luſtbarkeiten, welche zu Ehren ihrer Vermählung veranſtaltet worden ſind, und die Herzogin, da ſie noch neue Feten vorſchlagen ſoll, bittet ſich endlich, die Ergötzlichkeit von neuem anzufriſchen, ein Feuerwerk aus: worin wir abermals das ſiebzehnte Jahrhundert erkannt haben, in welchem prachtvolle Feuerwerke als die höchſte aller menſchlichen Luſtbarkeiten zu gelten ſchienen. Der zärtliche Gemahl bewilligt dies billiger Weiſe augenblicklich; hört jedoch von ſeinem Kammerdiener, daß noch ganz neue Divertiſſements ſich hoffen ließen, indem der weltberühmte Doktor Fauſt angekommen ſei. Man ſchickt den Kaſpar nach, doch dieſer hat ſich in der Angſt verſteckt, und iſt nicht zu bewegen zurück zu kommen, da er überall Menſchen fürchtet, welche Kunſtſtücke von ihm verlangen, die er doch nun einmal nicht

machen

machen kann. Da wird der Herzog, dem, witzigerweiſe, der Dichter keinen Namen gegeben hat, einigermaßen böſe, und, von ſehr menſchlicher Neugier getrieben, entäußert er ſich auf einige Augenblicke ſeiner irdiſchen Hoheit, und ſetzt dem Kaſperl ſelber nach.

Bald darauf tritt Fauſt ein, und wird von der allein zurückgebliebenen Herzogin mit Auszeichnung aufgenommen; leider aber durchaus nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern abermals um der Kunſtſtücke willen, die er machen kann und ſoll. Der Dichter hat dieſen Gedanken nie ausgeſprochen, wohl aber klar in Handlung gebracht.

Nur Fauſt iſt ſo ganz in Eitelkeit ertränkt, daß er gar keinen Unterſchied mehr zu machen ſcheint zwiſchen ſich und den Kunſtſtücken. Er zeigt ſich ſteif und galant und hoch entzückt über die große Ehre, daß die Herzogin von ihm gehört hat, und ihn einen berühmten Mann nennt. Die Dame aber hat nicht ſonderliche Luſt, ſich mit ihm ſelbſt zu unterhalten, ſondern geht ſogleich zu der Frage über, ob er Geiſter citiren könne. Darauf iſt ihr ganzer Sinn gerichtet, was bei einer Neuvermählten allerdings befremdlich und bedrohlich erſcheinen könnte; es tröſtet uns indeſſen, daß ſie vorhin doch noch freundliche Theilnahme für das zu hoffende Feuerwerk gezeigt hat.

Fauſt bittet, ſie möge nur befehlen, und ſie iſt auch nicht ſparſam im Befehlen, ſondern fordert nach einander die Erſcheinung des Simſon, des Goliath, des Salomon und der Judith, bei welcher letzteren der kunſtreiche Doktor, außer dem Kopfe des Holofernes noch das ganze Aſſyriſche Lager mit in den Kauf giebt, ſo wie er auch nicht vergißt, die Geſchichte jedes einzelnen Erſcheinenden nach beſten Kräften mitzutheilen. Es thut ihm wohl ſich reden zu hören, und vollends hier zu der zwar annonymen, doch überaus hohen Dame.

Sei's durch Reflexion, oder ſei es durch allgemein poetiſchen Takt; genug der Dichter hätte kaum zweckmäßigere Perſonen erſcheinen laſſen können, als dieſe oben genannten, die man in gewiſſer Hinſicht wohl etwas anbrüchig nennen kann, da ſie durch geiſtige oder körperliche Ueberkraft, die ſtille heilige Andacht des Gemüthes in ſich ſtörten. Bei Simſon und Goliath verſteht ſich das von ſelbſt, doch daß der kleine David mit erſcheint, halte ich für einen ſpätern Zuſatz. — Bei der Judith iſt die mangelnde Weiblichkeit und Liebenswürdigkeit zu Erklärung des Räthſels hinreichend, ſo wie beim Salomon die Erinnerung an manches gar ſeltſame Wort, was dem weiſen Manne entfallen iſt, und an einige auch in ſpäteren Zeiten noch ſehr geleſene und gefeierte Kirchenväter, die dem in Glück und Klugheit faſt aufgelöſten Könige die — Seligkeit abſprechen, ein Urtheil das auch die alt katholiſche Kirche ſanktionirt hat.

Die Dame iſt über alle Maaßen zufrieden mit ſo ausgezeichneten Beweiſen von wohlerlernter ſchwarzer Kunſt, und wünſcht, ihn ſogleich ihrem Gemahl als den viel berühmten Deutſchen Doktor vorzuſtellen. Fauſt aber bittet, es nicht zu thun, ſondern ihn noch unerkannt ſein zu laſſen. Er wolle dann auch bei Tiſche ganz abſonderliche Kunſtſtücke machen, und es ſollten zum Beiſpiel plötzlich die Gläſer an einander hüpfend klingen, und kein Menſch rathen können, wie das möglich ſei. Dann werde man doppelt erſtaunen, wenn es endlich heiße, der Doktor Fauſt ſei unter ihnen, und habe alles das Große verrichtet. Der eben noch den Geiſt Salomons vor ſich ſah, und die ganze Geſchichte deſſelben mittheilte, hat jetzt ſchon Raum für kindiſche Albernheiten, denn der Eitelkeit iſt alles recht, das Große wie das Kleine, wenn nur der Weihrauch nicht fehlt.

Aber die ganze Herrlichkeit nimmt ein baldiges und klägliches Ende. Als Fauſt der Einladung zum Mittagsmahl folgen will, verrennt ihm plötzlich der böſe Feind den Weg, und meldet ihm, faſt wie ein guter Freund, daß bei dieſem Gaſtmahl, auf das er ſich ſo gefreut, ein Giftbecher auf ihn warte, ſo daß dem Helden nichts weiter übrig bleibt, als nach einigen Hin- und Herreden mit Mephiſtopheles davon zu flieh'n und zu fliegen.

Es drängen ſich hier einige zweifelnde Gedanken auf, die jedoch alle etwas Intereſſantes und ironiſch Tragiſches haben. Zuvörderſt: Warum iſt der Herzog ſo ſehr böſe auf den armen Doktor? und wie kann er, auch beim höchſten Zorne, ſeine Zuflucht zu ſolch einem Mittel nehmen wollen?

Misgönnt er dem Fauſt die Audienz bei der Gemahlin? Fürchtet er wunderlicher Weiſe wohl gar, daß deſſen berühmter Name ſie bethören werde? oder hält er ihn jetzt mit einemmale für einen boshaften Zauberer, gegen den ihm jedes Mittel erlaubt dünkt, um die Welt nur ſo ſchnell als möglich von dem Ungethüm zu befreien? oder iſt er gar eiferſüchtig? oder iſt er bloß im Allgemeinen tyranniſch launenhaft, daß er ſo plötzlich den Mann morden will, deſſen Bedienten er noch ſo eben nachlief? Der Dichter hat ohne Zweifel alle dieſe Fragen vorher geſehen, aber nicht für gut gefunden, ſie mit deutlichen Worten zu löſen. Das Beſte ſcheint uns deshalb, anzunehmen, der italieniſche Herr ſei allerdings ein unſittlich hypochondriſcher Mann, und der Dichter habe ſich nicht geſcheuet, ihn in der Wahl der Mittel boshaft erſcheinen zu laſſen, da ja obendrein die Scene in Welſchland iſt, wo inſonderheit die früheren Deutſchen Gift und Dolch genugſam hatten kennen lernen.

Noch könnte man hier fragen: Iſt nicht das Ganze ein vom Teufel erſonnenes Märchen? Aber ich antworte ſchnell und ſicher darauf mit einem beſtimmten Nein; denn wir ſollen in keinem Falle den wahrhaft tragiſchen Gedanken verlieren, daß der des Mannes Leib retten will, und wirklich rettet, der die Seele auf ewig verderbt hat.

Jetzt iſt der arme Kaſpar in dem unheimlichen Welſchland ganz allein. Er jammert und klagt auf die rührendſte und luſtigſte Weiſe, und um nur ſchnell dem traurigen Gefühl der Einſamkeit zu entgehen, citirt er einen – Teufel. Es erſcheint ein überaus kleiner, zierlicher und weichherziger — böſer Geiſt, den Kaſpar faſt freudeweinend und zärtlich umarmt.

Selbſt der Teufel ſcheint gerührt, verſpricht, ihn ſchnell nach Deutſchland zu ſchaffen, und räth ihm ſich dort um die Stelle eines Nachtwächters zu bewerben. Kaſpar dankt ihm herzlich für das ehrende Zutrauen, verſichert aber viel zu beſcheiden, er könne nicht ſingen, und ſchöpft Troſt aus der Antwort, daß man in Deutſchland die Nachtwächter nicht zu zwingen pflege, beſſer zu ſingen als ſie vermöchten. Er wiederholt ſich die entſcheidende Antwort, um ſie ganz zu faſſen, und läßt ſich dann das Fuhrwerk vorführen, das der kleine böſe Feind für ihn beſtimmt hat. Es iſt eine Art von Sopha, und auf demſelben ruht ein ſchönes junges Frauenzimmer, von welcher der erſtaunte Kaſpar erfährt, es ſei ſeine Schweſter. Die Sache iſt ihm intereſſant, aber er will doch nicht mit der Dame fahren. Es erſcheint ein zweites Sopha, auf welchem abermals ein Frauenzimmer liegt, bei deren Anblick Kaſpar ausruft: „Pots Tauſend! die gefällt mir noch beſſer.“ Ich geſtehe, daß ich wirklich erſchrack, als ich des kleinen Mannes Antwort hörte, das ſei ſeine Großmutter, denn mich jammerte herzlich, daß die arme Frau, die ohne Zweifel bei Kaſpars Erziehung, und der ſchweren Anweiſung zum Leſen, ohne alle neuere Methode, viel Mühe gehabt haben muß, nun in der Hölle ſchmachten ſoll. Aber Kaſpar wundert ſich nicht ſonderlich, ja er ſcheint es ihr faſt zu gönnen, obwohl er es nicht ausſpricht, da er ſich vielleicht der qualvollen Stunden erinnert, in der ihn die Frau zu der gefährlichen Wiſſenſchaft leiten wollte. Genug, Kaſpar hat Geſellſchaft gewünſcht: aber dieſe iſt ihm doch nicht recht, und er beſteigt zuletzt einſam das ſeltſame Fuhrwerk, das ihm das ſchwarze Weſen vorführt.

Sie ſehen, theure Freundin, die ganze Scene iſt mit großem Muthwillen behandelt, und das wäre gar ſchön, denn außer dem ächten Ernſt, liebe ich nichts ſo ſehr als den friſchflatterndern Humor. Dennoch kann ich eines nicht billigen: — der Teufel, der denn doch in jedem Falle ſtreben muß, Kaſparn, den er ſchon zur Hälfte hat, ganz zu beſitzen, giebt ihm hier offenbar einen guten Rath, indem er ihn zur bürgerlichen Thätigkeit ermahnt, durch die er allein gerettet wird. Einen guten Rath aber kann der Teufel nie geben, und der Dichter darf auch im höchſten Muthwillen deſſen Natur nicht vergeſſen.

Mir iſt deshalb wahrſcheinlich, daß hier eine fremde Feder gewaltet hat, und daß in irgend einer früheren Handſchrift, Kaſpar dieſen guten Plan ſelbſt faßt, da ihm das unheimliche Getreibe ſeines Herrn bald genug gefährlich ſcheinen mußte. Ein beſchränkt luſtiger Menſch wie Kaſpar, ſieht von der Sünde wenigſtens das Finſtere, und da ihm das zuwider iſt, ſo ſchickt er ſich zu einer gewiſſen Gattung von halbſchieriger Solidität an, bei der ſich doch eher einiger Spaß hoffen läßt.

Raſch iſt die Zeit, und die Jahre verrinnen wie Wolkennebel. So ſind auch die dahin gegangen, die Fauſt ſich in dem traurigen Bündniſſe bedinaen durfte, und ſo ſehen wir ihn zu Anfange des Aktes matt und traurig und in ſich gekehrt. Wir finden ihn in Deutſchland, und in einer ſtattlich und freundlich ausſehenden Stadt; aber auch das liebe Vaterland kann den nicht erfriſchen, der mit ſich ſelbſt zerfallen iſt. Er bereut; aber auch ſeine Reue iſt dunkel und unzulänglich, doch hinreichend um den Teufel zu beunruhigen. Er tritt zu ihm, und fragt gleichſam mit ſanftem Vorwurf, warum er ſich denn jetzt gar keine Freuden und Herrlichkeiten mehr ausbitte; bei der Trübſeligkeit komme doch nichts heraus. Fauſt verweigert jede äußerliche Ergötzung, ſondern erinnert ihn an jenen Punkt des Kontraktes, ihm ſtets die Wahrheit zu ſagen, und thut dann die große Frage: „Kann ich noch zu Gott kommen?“ an den Teufel, der, ſcheu und zitternd ſich ſo gefragt zu ſehen, endlich ein leiſes: „Ich weiß nicht“ hervorſtammelt. Fauſt wiederholt die Frage, und der Befragte flieht zitternd vor der Strafe ſeines Ober-Herrn (Pluto) wenn ſich die Seele des ſchon verloren geachteten dennoch von ihm losreißen ſollte.

Fauſt kniet im Gebet nieder, und faſt könnte man wagen, wieder für ihn zu hoffen, als plötzlich der Teufel in Geſellſchaft einer ausnehmend ſchönen und reichgekleideten Dame zurückkehrt. Es ſei, ſo läßt er ſich vernehmen, die ſchöne Helena, die er ihm zuführe als Eigenthum; und Fauſt, der anfangs nicht hören will, unterbricht endlich ſein Gebet, mit den thörichten Worten: „Nun, anſehen kann ich ſie ja wohl.“ Aber im Anſehen entzündet ſich die verworrene Seele von neuem, und er führt die ſchöne Geſtalt ab, unter dem Hohngelächter des Feindes, deſſen Beute er auf immer iſt. Bald kehrt er zurück, verzweifelnd, daß die Schöne, als er ſie an ſeine Bruſt drücken wollte, ſich in eine gräuliche Furie verwandelt habe.

Man könnte fragen: Iſt Fauſt nicht zu ſchwach hier geſchildert worden? — Allerdings kann es beim erſten Blicke ſo ſcheinen; bei näherem Anſchauen nicht. Die ſchönſte aller lebenden Jungfrauen der Stadt hätte ihm der böſe Geiſt ohne Gefahr verſprechen können; er wäre ungerührt geblieben; aber Helena! die berühmteſte aller Frauen Griechenlands, um derentwillen ein zehnjähriger Krieg geführt wurde, und von der er, der gelehrte Mann, hundertmal im Homer geleſen und im großen Hörſaal declamirt hat, — die reizt die Neugier, die Wißbegierde ſogar, und — die Eitelkeit. Und er will ſie ja nur anſehen! — ach, es iſt alles in der Ordnung, und der Dichter hat recht wohl gewußt, was er damit wollte.

Jetzt iſt alle Hoffnung für ihn verloren, und um ihn und in ihm wird es immer dunkler. Es ſchlägt neun Uhr, und eine ſehr ernſthafte Stimme von oben her, ruft ihm in lateiniſcher Sprache zu: „Bereite dich.“ Er fühlt die Bedeutung des Wortes zitternd nach, und im irren Halbgebete verliert er ſich im Hintergrund.

Da erhebt ſich plötzlich, ungeſeh'n, aber wohl gehört, im Innern eines vorſtehenden Hauſes, eine Scene, die recht eigentlich aus der Welt heraus genommen iſt, die ſich, als Gegenſatz der wahren, die wirkliche nennt. Wir vernehmen die wohlbekannte Stimme Kaſpars, der, des Herumſchwelſens müde, ſich in dieſer Stadt niedergelaſſen, und in der That den Nachtwächterdienſt, leider aber auch eine böſe, überaus zänkiſche Frau bekommen hat. Obwohl es erſt neun Uhr iſt, ſo hat ſie ſich doch bereits zur Ruhe begeben, und es iſt ihr zuwider, dem lieben Mann die Laterne anzuzünden, die er doch bei ſeinem Berufe nöthig hat. Kaſpar erſcheint endlich, ruft die Stunde ab, und ſingt ein Lied, das uns wenigſtens hinlänglich zeigt, es habe aller Zank mit der verdrießlichen Ehefrau doch nicht ſonderlich gewirkt auf ſeine Heiterkeit, was allerdings viel ſagen will. Er iſt immer noch der Alte, und will nichts zu ſchaffen haben mit dem Ernſt des Lebens.

Als er abgegangen, kehrt ſein unglücklicher Herr auf die Bühne zurück, und unter ſeiner wachſenden Verzweiflung tönt die unbekannte Stimme von neuem in lateiniſcher Sprache: „Du biſt angeklagt.“ — Ach, meine Freundin, das Wort kann ja ſelbſt den guten Menſchen ſchrecken, denn wie ſo manches Fehlers, wie ſo manches Vergehens, iſt auch der ſich bewußt; und wenn wir uns nun denken, daß jede ſündige Stunde, gleichſam lebendig geworden, jetzt die Anklage erhebt vor Gottes Thron, ſo darf ja auch wohl der Gerechte fürchten. Doch, wohl uns, wir wiſſen dann, an Wen wir uns zu halten haben, und daß unſer Glaube dann, wie ein heiliges geflügeltes Kind, empor ſchweben wird zum Thron des ewigen Vaters, demüthig und ſtill flehend um Gnade, da, wo allein Gnade zu bitten iſt, und wir dann tröſtend das Wort der Verheißung ſich erfüllen wird. — Nicht ſo Fauſt — Er hat in allem entſagt, was Troſt bieten kann, und ſo ſteht er nun ſchauderhaft und einſam und verlaſſen da, hingegeben an das Verderben, das er ſelbſt auf ſich herauf gerufen.

Es ſchlägt zehn Uhr, und Kaſpar beginnt abermals den luſtigen Streit mit ſeiner unlieben Frau, aber er iſt diesmal gefährlicher, denn der Frau kommt jetzt noch ein Etwas zu Hülfe, das jetzt mit einer entſetzlichen Baßſtimme ausruft: „Mutter der Vater ſtört mich immer im Schlafe.“ Da erſchrickt ſelbſt Kaſperle und bittet demüthig die Mutter, doch ja dem Kinde einen guten Hirſebrei zu bereiten, damit es ihm, dem Vater, nur vergebe. So hat der arme Mann ſogar zwei Herren, die Frau und das Kind, und wir könnten ihn faſt bedauern, wenn er es uns nicht ſogleich unmöglich machte durch neu hervorſtrömende Luſtigkeit, die bei ihm unantaſtbar iſt. Ein wenig Strafe aber durfte ihm der Dichter nicht erlaſſen; denn wer ſich ſo lange mit den Teufeln geneckt hat, muß billig erfahren, daß man auch das nicht ohne Gefahr vermöge.

Er ſingt abermals die Stunde ab, die ſeinen Herrn der Hölle näher bringt; und, da er abgegangen, erſcheint von neuem der Unglückliche, der nun die dunkle Stimme rufen hören muß: „Du biſt gerichtet.“ — So iſt alſo kein Rückgang mehr möglich, denn das Urtheil iſt gefällt, und, wenn auch nicht ausgeſprochen, doch dem ahndenden Geiſte völlig klar. Jetzt erſcheint abermals Kaſperl, um die eilfte Stunde abzurufen, die ſchon angeſchlagen, und ſtößt in der Dunkelheit der Nacht auf den verzweifelnden Herrn.

Als ich vor dreizehn Jahren das Stück zum erſtenmale ſah, warf ich mir während des ganzen letzten Aktes die Frage auf: Wird der Dichter den Fauſt und Kaſparle im letzten Akt zuſammen kommen laſſen? Ich zweifelte, da allerdings ein geheimer Schauder in dem Gedanken liegt, daß der luſtige Bediente dem armen Herrn die Stunden der Nacht zuſingt, ohne ihn zu ſehen; oder ich erwartete wenigſtens, daß wenn ſie ſich erkennen würden, dieſes Zuſammentreten nur ein augenblickliches und wortloſes ſein werde, da allerdings jedes pathetiſche Wort hier unangenehm und ungenügend ſein dürfte.

Der altdeutſche Dichter hat ſich vor dem allen nicht geſcheuet, ſondern ganz gelaſſen die Sache auf ſeine Weiſe angegriffen. Kaſpar ſchreit laut auf, als er den Herrn wieder ſieht; nimmt ſich aber durchaus nicht Zeit zu tragiſchen Gefühlen, die ohnehin ſeine Sache nie geweſen ſind, ſondern, des bedingenden Lebensdranges ſogleich gedenkend, fordert er — den rückſtändigen Lohn für drei Monate.

Die Forderung hat ihre völlige Richtigkeit, und iſt deshalb wichtig, weil ſie uns nochmals deutlich macht, wie ſo über alle Maaßen wenig der arme Eitle von der entſetzlichen Verbindung mit dem Böſen gehabt hat. An Geld hat er gar nicht gedacht, und, wenn wir ihn auch tadeln müſſen, daß er ſogar des Dieners vergeſſen hat, ſo rührt uns doch der Gedanke, daß er, ausgerüſtet mit der ganzen Macht der Hölle, die ja des Goldes ſo viel hat, dennoch niemals durch Habſucht geleitet wurde.

Wie geſagt, Fauſt erkennt die Schuld an, aber, ganz verloren, ſucht er ſich jetzt noch durch eine überaus unbeholfene Liſt, gleichſam die letzte Convulſion der Verzweiflung, zu retten. Er bittet Kaſparn um deſſen Kleider, wofür er ihm die ſeinigen zu geben verſpricht, und will ihm weiß machen, das ſei nöthig, um den Weg nach dem Gelde thun zu können. Er ſpricht in der Angſt reinen Unſinn, und Kaſpar merkt auch ſogleich, daß er ihn betriegen, und dem Teufel Gelegenheit geben will, ſich zu irren, und den Diener ſtatt des Herrn abzuholen.

So iſt denn auch der letzte Plan geſcheitert, ſich von dem Böſen zu befreien. Eine Stimme ruft: „Du biſt auf ewig verdammt,“ und nach einem kurzen verzweifelnden Monologe in gereimten Verſen, fällt der Arme in die Gewalt der finſtern Welt, die er ſelbſt freventlich in das heitere Leben herauf gerufen hat.

Kaſpar erſcheint von neuem, um die Mitternachtſtunde abzurufen, und fühlt ſehr ſinnlich, daß eine Macht der Hölle hier geweſen iſt; läßt aber, wie die rein perſonificirte Poſſe, die ganze Sache durchaus nicht wirken auf ſein Herz. Er iſt ſicher, da er ja in ſeinem Berufe iſt, und auf den Berufswegen dem Menſchen eigentlich nie etwas Böſes begegnen kann; und, gefühllos-luſtig, wie er nun einmal iſt, bedauert er bloß, daß er dieſe gute Gelegenheit verſäumt habe, einen Gruß an ſeine Großmutter aufzutragen. Sonſt ficht ihn die Sache durchaus nicht an, ſondern er ſingt ſein fröhlich Lied wie ſonſt.

Hier endigt ſich das Stück, denn die Neckereien, die Kaſpar jetzt noch mit halb verirrten Teufeln ſich erlaubt, halte ich mit Entſchiedenheit für einen ſpätern Zuſatz, der ſehr unnütz und ſtörend iſt.

Soll ich nun, meine theure Freundin, noch etwas hinzuſetzen? Höchſtens das Wenige: Es ſind die Anfänge unſerer dramatiſchen Kunſt, aber ſchon in ihnen waltet viel Sinnlichkeit, Beſonnenheit, und eine Ahndung von Poeſie. Ach, wären wir doch ſo fortgeſchritten! — es wäre wohl beſſer als das ſeicht-kokette Weſen, das uns ſo häufig im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert begegnet.

Aber ich will nicht mit dem trüben Gefühle ſchließen, ſondern wir wollen uns freuen, daß der Sinn und die Achtung für die vaterländiſche Alterthümlichkeit, doch jetzt mehr als ſonſt bei dem Deutſchen vorhanden iſt. Rühren uns doch die Trümmer eines alten ſtattlichen gothiſchen Gebäudes, und uns ſollte nicht rühren, was einſt ſinnige Dichter erfanden, und was einſt unſre lieben Urgroßväter erfreute? Das ſei ferne, und wird ewig fern bleiben.

Gott ſei mit uns allen, und gebe unſerm Herzen ſtets Erhebung, Klarheit und Frieden.

III.

Einige Worte über Geſellſchaft und geſellſchaftlichen Ton.

Eine ſehr geiſtreiche Frau unterbrach neulich das Lob, welches ich mit großer Freudigkeit über die lieben Deutſchen ausſprach, durch die Bemerkung, daß zwar unſer Volk im Allgemeinen einen hohen Ruhm verdiene, doch auch noch manches zu lernen habe; ganz beſonders aber den Ton und Geiſt der Geſellſchaft. Da mir nun nicht leicht etwas betrübter iſt, als von den guten Landsleuten etwas Betrübtes zugeben zu müſſen, die Wahrheit aber ſich nicht unterſchlagen läßt, ſo fand ich, außer einigen leiſen Gegenbemerkungen, keinen andern Ausweg, als die Hoffnung hinzuſtellen, es werde auch darin bald beſſer werden.

Und wahrlich es muß beſſer werden, eben weil es nicht länger ſo dauern kann, wie es meiſtens bisher getrieben wurde. Wir haben eine große Menge dicke Bücher über Geſellſchaft und Umgang; aber dieſe haben eben die Sache noch mehr verdorben, indem ſie die Langweiligkeit in ein Syſtem brachten, und hochmüthig für Kurzweil ausgaben. Es finden ſich Spuren, daß es ehedem beſſer geweſen iſt. z. B. zu Hans Sachſens Zeiten, wo man den Muth hatte, auch in Geſellſchaft friſche Späße flattern, und mit tüchtigem Ernſt abwechſeln zu laſſen. Auch zu Opitzens Zeiten ſcheint es bei allem äußern Elend noch fröhlicher geweſen zu ſein. Wie iſt es nun meiſtens jetzt?

Ihr tretet in einen wohl erleuchteten Saal, und gleich zu Anfang faßt euch das Bedauern mit der Wirthin, deren etwas erhitztes, doch freundliches Geſicht euch verkündet, ſie habe 10 Stunden lang für etwa 5 Stunden der Geſellſchaft gebohnt, geſtriegelt, geblaſen: oder vielmehr, was ganz einerlei iſt, bohnen und ſtriegeln und blaſen laſſen; wobei die wackere Hausfrau mit unter einige bedenkliche Reden über das Geſinde, und deſſen träge Beſchaulichkeit mußte fliegen laſſen.

Auch jetzt iſt die Arbeit noch nicht ganz vollendet, und ſie geht faſt zu oft hinaus, denn leider darf man — wir wollen das Entſetzliche nicht verhüllen — unter ſechs Theemaſchinen auf beinahe fünfe rechnen, deren Spiritusflamme nicht recht brennen will. Endlich wird die Sache durchgeſetzt; aber es findet ſich doch ſchon einige Erſchöpfung bei der Frau ein, und ſie kann nicht ſo ſchnell zur Societäts-Poeſie gelangen. Der Wirth ſelbſt iſt gelaſſener, und denkt, es werde ſich ſchon geben; aber es giebt ſich manches nicht, und was die Frau zu viel thut, thut er zu wenig. Späterhin kommen bei ihm auch wohl ſchon die Sorgen für den morgenden Tag, wo doppelt gearbeitet werden muß, weil heute gefeiert wird. Sind Kinder da, ſo legen ſie ſich entweder auf ungeniale Ungenirtheit, oder machen einige Kunſtſtücke, oder ſie ſitzen verſchüchtert in unbequemem, geſteiftem Putz ängſtlich bedenklich flüſternd, und mit heiß geſchwellten Geſichtern da.

Betrachtet jetzt die übrige Geſellſchaft. Hier dürfen wir Deutſchen mit Stolz ſagen, daß oft in einem mäßigen Zimmer eine ſo herrliche Fülle von Geiſt verſammelt ſei, daß vielleicht ſchon ein Zwölftel deſſelben völlig hinreichend wäre, eine Geſellſchaft zu entzünden und zu erfriſchen. Wenn ihr die talentreichen Männer nur anſeht, ſo erwartet ihr, es werden nun ſogleich die Leuchtkugeln des Witzes aufſteigen, und der Strom des Humors ſich Bahn brechen; allein ihr wartet ſehr oft vergeblich, es ſteigt eben nichts auf und es bricht ſich eben nichts Bahn. Es erheben ſich einige exoteriſche Geſpräche, von denen manche nur durch die Pflichtmäßigkeit gehalten werden, da man bloß mit blanken Rechenpfennigen ſich gegenſeitig bezahlt: während doch das ächte Gold wirklich vorhanden iſt.

Freilich hat man geſehen, daß ein wahrhaft geiſtreicher, witziger und humoriſtiſcher Kopf oft gar großes Unheil in der Geſellſchaft anrichten kann, denn die Current-Menſchen ſehen ihn wie verblüfft, und widerwillig an, und können ſich nicht zur Freude an ihm entſchließen. Hat etwa das die Trefflichen verſchüchtert, daß ſie ihre Phantaſie und Laune jetzt oft nur noch aufbewahren für das Druckpapier und das Kopfkiſſen, oder — für eine einzige Freundin, oder einen einzigen Freund? Das ſollte doch nicht.

Ferner wißt ihr oft nicht zu fragen und nicht Geſpräche zu führen. Ihr fragt entweder querfeldein, oder zu viel, oder zu wenig, oder um ſelbſt zu antworten; denn gewöhnlich (und das iſts, warum manche nicht Geſpräche zu führen wiſſen) gebt ihr nicht ſonderlich Achtung auf das, was der andere ſagt, ſondern denkt, während ihr ihn finſter anſeht, ſchon an das, was ihr antworten wollt. Dabei bringt ihr dann gewöhnlich einige Sätze und Einfälle an, die ihr etwa vor drittehalb Jahren fandet, und wie Gelee aufbewahrtet, um ſie gelegentlich anzubringen; aber ihr vergeßt, daß eine geſuchte Gelegenheit keine iſt, und daß der Witz ſeinen Geburtsſchein mitbringt, der unverkennbar zu leſen iſt. Warum haſcht und ringt ihr auch ſo nach Witz? der reine Humor und reine Scherz iſt tiefer und köſtlicher, und ſteht dem Deutſchen beſſer.

Man hat oft darüber geſpottet, daß ihr eure Titel mit in die Geſellſchaft bringt; ich ſpotte darüber nicht, ſondern meine, daß das, wenn auch zuweilen drückend, mitunter doch gar wohl erlaubt ſei, wenn man nur dem Titel entſpricht. Ich liebe es, und finde es recht intereſſant, wenn der Geheimrath ſpricht gerade wie ein Geheimrath; der Prediger wie ein Prediger. Die Offiziere thun das faſt immer, wie es auch recht und billig iſt, und ſchon darum gehören ſie zu den beſten Geſellſchaftern. Aber ihr Schriftſteller, die Ihr, ſeit der franzöſiſchen Revolution, alle Stände verwirren, und alle Staatsformen verſanden wolltet, Ihr, die Ihr die geſellſchaftliche Leichtigkeit ganz weg zu haben glaubt, bringt Ihr nicht wirkliche Titel und Anſprüche mit in die Societät? iſt es nicht auf eurer Stirn zu leſen: Seht, lieben Kinder, ich bin der Verfaſſer des Romans: „Die Morgenröthe," des Trauerſpiels „das Schickſal" und des Familiengemäldes, „das Tiſchlaken," „und Ihr könnt in der Olmützer Litteratur-Zeitung nachleſen, daß ich beſondere Gaben habe." Aber, du Guter, warum wendeſt du dieſe Gaben nicht an, die Geſellſchaft zu erquicken? Es will verlauten, du thuſt das nicht, und ſpinneſt dich ein in deine Eitelkeit, wie ein Seidenwurm in ſein Geſpinnſt.

Einige, die ſich früh haben ſagen laſſen, welch eine vortreffliche Sache ein entſchiedener Charakter ſei, überbieten dieſe Tugend, und werden faſt ein wenig — gröblich bei dem Widerſpruch. Sie bringen einen gewiſſen Pechfackeldampf mit, der eben nicht angenehm duftet und weht, weshalb wir uns auch nicht lange bei ihnen aufhalten wollen.

Gewiſſer Geſprächsſtoff iſt verpönt, mancher mit Unrecht. Warum ſoll man gar nicht vom Wetter reden? Gutes iſt doch gewiß Soldaten, Aerzten, Kranken u ſ. w. lieb genug. — Daß man behauptet hat, über Politik ſollte man nicht ſprechen, könnte mich faſt böſe machen, wenn ich mir nicht feſt vorgenommen hätte, gelaſſen zu ſagen, ſie gebe ein gar treffliches Geſpräch, vorzüglich wenn die Sprechenden wiſſen, was Politik iſt. —

Das Theater lieb ich ungemein; aber manche Geſpräche über daſſelbe nicht beſonders, denn mich will bedünken, als hätte ich ſie ſchon zu wiederholten Malen wiederholen hören. Einige von Euch treiben beſonders dieſes Geſpräch mit ausgezeichneter Heftigkeit, und können ſich ordentlich grämen, wenn der ſonſt ſo brave Schauſpieler Celebes den Charakter des Abellino nicht genugſam entwickelt hat. Ich bin darin viel milder, und ſchlage nicht beſondern Lärm, wenn der treffliche Mann auch einmal ſchon bei der Hälfte des Weges es hat gut ſein laſſen.

Ueber die deutſche Litteratur höre ich beſonders Frauen gern, denn ſie haben doch gewöhnlich den Muth zu ſagen, wie ihnen ums Herz iſt; von manchen Männern geht die Sage, ſie ſprechen nur mit mechaniſcher Zungenfertigkeit und pflügten mit fremden Kälbern ein Land, was ſchon früher beſſer gepflügt iſt. Wäre es nicht zweckdienlicher, Ihr ließet das mechaniſche Reden, und fraget Euch gelegentlich einmal ſelbſt: „Wie meinſt denn Du es eigentlich?“ Ihr werdet Euch wundern, wie viel ſchöne Antworten Ihr ſelbſt habt.

Könnt Ihr Anekdoten gut erzählen, ſo erzählt ſie ja; doch, glaube ich, ſind zwölf an einem Abende vollkommen genug. Seid auch ſo gut, und gebt uns (es verſchlägt ja nichts) bloß deutſche Anekdoten, ſie ſind in jedem Falle anziehender. Von der Frau von Maintenon, und der Marquiſe Pompadour, ſo wie von Fontenelle und Voltaire haben wir bereits hinlängliche Kunde vernommen, und es iſt eben nicht weiter nöthig, die etwas unerquicklichen, und durch vieles Beſprochen werden, faſt zerſprochenen Leute noch weiter zu berühren. Laßt ſie ruhen: ſie ſind wahrhaftig todt, recht ſehr todt — Ueberhaupt vergeßt um Gotteswillen nie, daß alles Franzoſenthum in Deutſchland nichts iſt, als unerquicklich prunkende Fratzenhaftigkeit.

Einige unter Euch, ihr Lieben, können mich recht betrüben, weil es ihnen ſo leicht ſein würde zu erfreuen. Sie wollen aber durchaus noch beſſer ſein, als gut, und unendlich geiſtreicher, als geiſtreich. — Was indeß aus ſolchem Streben wird, iſt leicht zu erachten, da man recht wohl weiß, daß Marino und Loredano keineswegs beſſer geworden ſind als Taſſo, den ſie überflügeln wollten. Selbſt Taſſo, wenn ihm Taſſo nicht genug wäre, könnte unangenehm werden.

Manche — doch faſt genug für die „Einige Worte." Ich habe nur einmal, und zwar im Fluge, recht von Herzen reden wollen, was ich noch hie und da vermiſſe. Aber das will und muß ich noch recht eindringlich ſagen, daß ich bei gewiſſem Tadel auch an mich gedacht habe, wie das jeder, der ſich nicht verhätſcheln mag, beim Tadel ſoll. Ferner, und das iſt die ſchöne Hauptſache, trifft der Tadel keineswegs Alle; denn wahrlich: Neben jenem nicht ſeltenen Nichttalent der Geſellſchaftskunſt, trifft man doch gerade in Deutſchland einige wahrhafte Meiſter derſelben, ja ſolche, von denen alle übrigen Völker lernen können.

Schwer ſcheint überhaupt dieſe Kunſt nicht, und man ſoll ſie nur freundlich und gemüthlich lernen wollen. Man könnte etwa ſo ſagen: Habt die Güte, ihr Guten, euch untereinander einigermaßen, oder beſſer recht ordentlich zu lieben; denn, abgerechnet, daß überhaupt das ganze, ſchöne kurze Leben zu ſchön und kurz iſt, um ſich einander ohne Noth Langeweile machen zu wollen, iſt jene Liebe gerade das, was die Geſellſchaftskunſt zu etwas Rechtem macht; denn ohne ſie iſt ſie weit weniger als Garnichts.

Habt ihr euch nun untereinander lieb, und ſeht ihr euch in Geſellſchaft, ſo gebt Euch wahrhaft hin, und zwar aus Euch das Beſte, das Gute und das Klare. Dabei hetzt Euch aber ja nicht, ſondern laßt den Augenblick walten, und nebſtbei auch — den Andern zum Worte kommen.

Des letztern gedenkt jetzt der Verfaſſer; meint aber, es ſpreche ſich wohl noch einmal über den gar nicht unintereſſanten Gegenſtand.

So ſchrieb ich bereits im Frühling des Jahrs 1814, und jetzt, nachdem faſt vier Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, ſetze ich noch Folgendes hinzu:

Es trifft ſich wohl, lieber Leſer, daß Titus recht fröhlich in eine Geſellſchaft tritt, und die Art, wie er ſich mit dem Wirth und der Wirthin, mit den

Männern und Frauen unterhält, iſt leicht und angenehm und nicht ohne Geiſt. Kaum aber iſt etwa eine Stunde verfloſſen, ſo wird er matt, und faſt abgeſtanden; ſehnt ſich zurück nach dem eigenen Sopha, nach dem Schlafrock, in dem ihm ſo wohl iſt, und nach ſeiner Bücherſammlung, die allerdings viel Gutes enthält. Der Fond ſeiner Menſchenliebe und ſeines Geſelligkeitstalentes iſt zu bald erſchöpft, und er wird ſich bemühen müſſen, denſelben zu bereichern und zu befeſtigen, denn es iſt nicht genug, von ſieben bis acht Uhr angenehm zu ſein, ſondern man will von acht bis neun auch etwas haben.

Mit dem Marcus bin ich in mancher Hinſicht ſehr zufrieden, denn er hat einigen Geiſt, Gemüth und Frömmigkeit. Aber es iſt nur ein Unglück, daß ihm der Wirth nicht immer den genügenden — Mondſchein, Nachtigallengeſang und Maiblüthenduft zuſammen bitten kann. Unter lauter Engeln wäre er gewiß einer der beſten; doch würde ihn der Erzengel Michael höchſtens zum Lobſänger brauchen können, wenn der Drache ſchon erlegt worden iſt. Ich bin nicht grauſam genug, ihm zu rathen auf einige Zeit unter die Zigeuner zu gehen, da deren derbe Lebensromantik allerdings nicht nachahmungswürdig iſt, aber eine Reiſe von etwa dreihundert Meilen mit der gewöhnlichen Poſt durch Schnee und Eis könnte dem guten Menſchen wohl thun, damit er auch ein guter Mann werde.

Cornelius iſt gründlich und wacker, aber offenbar zu ernſthaft und vergißt, daß der Menſch nicht immer auf dem Lebenskothurn aushalten könne, und daß die Geſellſchaft auch dem freundlichen Lebensſoccus einen guten Spielraum vergönne. Er ängſtigt die Damen durch ein ſtetes Beginnen von Paragraph eins, und die Männer durch Beziehungen auf Pythagoras und Hindeutung auf Indiſche Philoſophie. Cornelius iſt ein ſehr achtungswerther Mann, aber mit der Liebenswürdigkeit will es nicht recht fort, ihm könnte ſehr wohl werden, wenn er groſe rein menſchliche Schmerzen zu leiden bekäme, ganz beſonders wäre es zu wünſchen, wenn er ſich über alle Maaſſen verliebte und zwar eine geraume Weile höchſt unglücklich, wenn auch nicht gerade in eine Turandot doch wenigſtens in eine gemüthlos kalte zierlich ſpröde Roſalinde. (S. Romeo und Julie.) Hätte er dann etwa ein Jahr lang geſeufzt, geweint, gedichtet und geblutet, ſo würde er ſich zur neuen ächten und liebenswürdigen Kraft aufraffen und das Geſchick gnädig genug finden, ihm eine liebe herrliche Julie Capulet zu ſenden, die dann ſeine Bildung vollendete.

Caſpar hat Witz und Laune genug; aber leider weiß er zu ſehr darum und es hat ſich bereits ſein Geſicht in launige und witzige Falten gelegt, ſo daß er mitunter faſt ausſieht wie einer der gern nieſen möchte; aber nicht recht dazu kommen kann. In ſteter Furcht trocken zu erſcheinen, wird er mitunter wohl gar ein wenig wäſſrig und ſelbſt der Champagner, in den er oftmals ſeine Scherze taucht, will nicht immer helfen. — Lieber! raffe Dich bald auf, denn es iſt hohe Zeit, und bringe mit Gottes Hülfe etwas epiſche Poeſie in Dein Leben. Die Sinngedichte nehmen ſich dann viel beſſer aus, beſonders wenn Du ſie zu reinen Epigrammen ſteigerſt. Fährſt Du aber fort, ſo, glaube mir, endigſt Du einmal mit zehnmal gedruckten Anekdoten, deren erſter Druck bereits überflüſſig war.

Euch, ihr Frauen, lobe ich hier am liebſten, und ich darf es mit gutem Gewiſſen, da ihr es im Ganzen in der Geſellſchaftspoeſie und Geſellſchafts-Freudigkeit weiter gebracht habt, als die meiſten Männer, dennoch fehlen aber auch gar manche von euch, worüber wir auf einandermal reden wollen.

Jetzt möge hier nur noch folgendes Blatt „über Luft und Ton in Büchern" eine Stelle finden, deſſen Beziehung auf den Hauptgegenſtand leicht zu erſchauen ſein dürfte:

Es iſt eben ſo bekannt als betrübt, daß in manchen Schriften der Deutſchen nur Stubenluft weht, und wenn wir die Sache näher betrachten, ſo werden wir auch noch in Beziehung auf die Stuben und die Luft gar viele Verſchiedenheiten bemerken. Hie und da kann man leider recht gut das häßliche und unordentliche Zimmer, und die von Tabaksqualm durchwogte Luft bemerken, denn das Buch ſelbſt repräſentirt beides, Zimmer und Luft. Zuweilen glaube ich ſogar halb zerſchlagene Fenſterſcheiben zu bemerken, die mit unbezahlten Rechnungen ſchwach verklebt ſind, und das dauert mich dann gewöhnlich ſo ſehr, daß ich, da ich doch nicht helfen kann, das Buch gewöhnlich ſchnell weg lege.

Andere Bücher führen uns in eine hüpfende und ſpringende, oder in eine greinende und weinende Kinderſtube, oder in eine ängſtliche Wochenſtube, oder in ein Klatſch- und Moquirzimmer, in welchem viel für Satire gearbeitet wird, nur daß Verſtand und Witz ausgeblieben ſind, andere in ein lachendes Kammermädchen boudoir; andere, ganz ungenirt, in eine Tabagie, wo es mitunter ſo luſtig hergeht, daß man vor lauter Luſtigkeit ein wenig traurig wird, u. ſ. w.

Am häufigſten jedoch werden wir in Gelehrten-Zimmer geführt, und wir würden uns darüber herzlich freuen, wenn es nur mitunter nicht an — Platz fehlte, ſich daſelbſt zu ſetzen. Nicht genug, daß die

Bücher die vier Wände des Zimmers einnehmen, ſie liegen auch auf dem Tiſch, dem Sopha und den Stühlen, ſo daß der Mann, der nicht ſelten wie ſeine Bücher eingekleidet und gebunden iſt, faſt ängſtlich geklemmt erſcheint, nicht unähnlich einer halb erſchlagenen Maus, die noch mit grellen Augen aus der Falle heraus ſieht.

Aber ich will über manches von dem was ich ſo eben erzählt habe, durchaus keinen Lärm ſchlagen. Ich liebe ungemein die hüpfenden und ſpringenden Kinderſtuben, ich achte ſehr hoch die Gelehrtenzimmer, und laſſe mich nicht leicht durch ein wenig Steifheit und Pedanterie irre machen; ja ſelbſt bei einer Wochenviſite, wenn die Pflicht verlangt, ſie abzuſtatten, kann ich mich leidlich befinden, da doch zuweilen recht Gutes und Ehrbares daſelbſt geſprochen wird.

Was mich aber recht jammert, ihr Deutſchen Schriftſteller, iſt, daß ihr uns ſo ſelten in freundliche und geiſtreiche Geſellſchaftszimmer führt, oder vielmehr, daß eure Bücher, die doch nun einmal ſo häufig Zimmerluft athmen, ſo ſelten jenen Sälen gleichen, die wohl erleuchtet, zierlich geſchmückt, und von manchem Wohlgeruch duftend, geiſt- und gemüthreichen, heitern Männern und Frauen zum Verſammlungsorte dienen. Ich muthe euch durch-

aus

aus nicht zu, eurer Individualität wehe zu thun; aber wenn ihr aus derſelben, wie doch eure Pflicht iſt, das Höchſte und Beſte zu bilden ſtrebt, was aus ihr zu bilden iſt, ſo werdet ihr ſelbſt auf die freundlich erregende und beruhigende Geſellſchaftskunſt kommen, und nach dem Maaße eures Talents ſie mit größerem oder geringerem Glücke ausüben. Wie ſehr das euren Schriften zu Gute kommen werde, bedarf wohl kaum der Rede.

Das Leben ſelbſt lehrt die Geſellſchaftskunſt am beſten, aber freilich nicht jede Gattung von Leben. Wünſcht ihr Schriften darüber zu leſen, ſo möcht' ich euch zuvörderſt vor hundert und wieder hunderten, die ſich gewöhnlich bereits auf dem Titel als Geſelligkeitsmuſter angeben, herzlich warnen; ſodann aber, außer wenigen andern geglückten, geiſtreich geſelligen Büchern, euch ganz beſonders auf Goethe verweiſen, in deſſen Schriften allen ſich ein gar köſtlicher geſelliger Geiſt, der noch lange nicht genugſam betrachtet worden iſt, auf die mildeſte Weiſe ausſpricht.

Aber es giebt auch andere Bücher, in denen durchaus keine Stubenluft weht, ſondern die den Leſer in die freie Natur zu führen ſtreben. Das iſt gar löblich, und wir können gottlob mit Wahrheit hinzuſetzen, daß einige das recht wohl vermögen und dem Leſer dadurch eine reine Freude bereiten. Doch leider giebt es auch viel Ungeſchickte, denen die Sache nicht gelingen will. Einige, die es ſich am bequemſten machen, glauben ſchon ein Uebriges gethan zu haben, wenn ſie nur häufig ausrufen: „O Natur, Natur! wie biſt Du doch ſo überaus ſchön und prächtig!“ oder wenn ſie die darzuſtellenden Perſonen häufig auf Bergen wandeln oder an Bächen ſitzen laſſen, oder wenn ſie zum Ueberfluſſe noch einen koloſſalen Fluch auf diejenigen werfen, die die Natur nach ihrer Meinung nicht lieben, weil ſie nicht alle Augenblicke ausrufen: „O wie himmliſch!“ oder „Nein, das iſt zu himmliſch!“

Andere gehen ſchon weiter und beſchreiben die Berge und Thäler, die Eichen und Fichten, die Nachtigallen und Lerchen, ja ſelbſt die Maikäfer und Hummeln, genau und gründlich; aber wir haben bei dieſen Beſchreibungen doch eine unerfreuliche Empfindung, wie etwa wenn uns jemand eine Mappe, angefüllt mit wohlgetrockneten Blätterſkeletten, zeigte, und uns zumuthete, wir ſollten die für **lebendig** halten.

Andere vermögen ihren Darſtellungen der Natur wirklich ein gewiſſes Leben zu geben, aber es iſt kein genügendes, ſondern nur eine gewiſſe Gattung von Leben, das wir faſt ein thieriſches nennen möchten; doch möge ſelbſt das Talent nicht verkannt werden, das auch nur zu einer ſolchen begränzten Darſtellung gehört.

Die Frage nun: „Wie ſoll die Natur z. B. in einem Roman, aufgeführt werden?“ kann, wie leicht zu erachten iſt, in einer kleinen Andeutung nicht befriedigend gelöſt werden; dennoch dürfte folgende kurze Antwort ſtatt finden: „Als ein die Menſchen lebendig Umgebendes, Mitfühlendes, Mitleidendes, Mithandelndes.“

So ſteht die Natur da im Shakſpear, ſo in Goethe, und einigen andern vorzüglichen Dichtern. Handelt (um Beiſpiele anzuführen) die Natur nicht mit, im Makbeth, Hamlet und Cäſar? begleitet ſie nicht den armen Werther, der ſie ſo innig liebt, durch alle Freuden- und Leidensſtationen ſeines Lebens, und iſt nicht größtentheils ſie es, die uns tröſtet, wenn wir den reichen Frühling in ſeiner Bruſt ſinken ſehen?

Ja wahrlich, wenn wir die genannten und ähnliche Werke recht betrachten und verſtehen, ſo werden wir uns mit immer größerer Abneigung von den gemalten Bäumen und papierenen Wolken abwenden, die uns ſo manche Roman- und Schauſpieldichter für ächt ausgeben, und mit deren Aufſtellung ſie ſich wohl gar brüſten.

Reine Menſchenliebe giebt reine Geſelligkeitskunſt, und wer die Menſchen kennend liebt, verſteht auch die Natur, und nur ein ſolcher vermag ſie darzuſtellen.

Laſſet uns, ihr Freunde, einander mit immer redlich und freundlich ermuntern, heben und beruhigen, und ſtets liebend und vollſtändig das Gute und Rechte wollen. Der Himmel iſt niemals verſchloſſen, und dem vollſtändigen Willen gewährt er gern, das Beſte zu erreichen.

IV.

Shakſpear.

a) Hamlet.
b) Kaufmann von Venedig.
c) Heinrich IV.
d) Othello.
e) König Lear.
f) Romeo und Julie.
g) Shakſpear als Vaterlandsfreund.

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that nature might stand up,
And say to all the world: This was a man.

Shakſpear: Julius Cäſar, am Schluß.

Dieſe Aufſätze, geſchrieben in den Jahren 1812, 15, 16, und 17 haben den Zweck, in einer allgemein verſtändlichen und freundlichen Sprache, die Liebe für den Meiſter der modernen Poeſie auch bei dem Theile der deutſchen Leſer zu verbreiten, die ihn faſt nur mit einer Art von hypochondriſchen Scheu zu betrachten pflegen, oder ihn gar nur vom Hörenſagen kennen, welches, wenn wir das gewöhnliche Hörenſagen bedenken, nicht viel beſſer iſt, als ihn gar nicht kennen.

Der Deutſche hat, als ſolcher, einen edlen Hang zur Gründlichkeit und Tiefe, und wir dürfen wohl ſagen, daß die Freude an dem Flachen und Seichten, die, wie verlautet, ſich hie und da dennoch zeigen ſoll, eigentlich nur aufgedrängt, oder wie ein fremder Tropfen in das reine Blut hinein geſpielt worden iſt, welche *Erklärung* freilich das Elend nicht mindert. Doch gewährt ſie den Troſt, daß das Fremdartige doch wieder auszuſcheiden ſei, und die Sehnſucht nach dem Gründlichen doch nicht ganz erſterben könne in der Bruſt des Deutſchen.

Daher kommt es auch wohl, daß ſelbſt diejenigen, denen Shakſpears vollſtändig dichteriſche Natur unverſtändlich bleibt, dennoch mit groſſer Achtung von ſeiner höchſt ausgezeichneten Menſchenkenntniß und genauen Charakterzeichnung der verſchiedenartigſten Naturen reden.

Das iſt nun recht löblich; ſchade nur, daß mit dem bloßen allgemeinem Lobe, bei dem es gewöhnlich bleibt, nicht viel auszurichten iſt. Erfreulicher und nützlicher wäre es wohl, wenn wir nun wirklich in das Einzelne gingen, und durch Beiſpiele zeigten, wie kräftig und genau der Dichter ſeine Menſchen bezeichnet habe.

Mit dieſem Theile des Shakſpearſchen Verdienſtes beſchäftigen ſich die folgenden kleinen Aufſätze hauptſächlich, von denen die meiſten bei Gelegenheit der Aufführung der genannten Shakſpearſchen Dramen auf der Berliner Bühne geſchrieben wurden. Haben wir aber erſt dieſe eine Seite klar erfaßt, ſo werden wir um ſo weniger jemals aufhören in dem Studium des Meiſters, bis endlich das Anſchauen der vollendeten Welt in ihm, uns den höchſten Lohn für unſere Bemühung (die ja ſelbſt ſchon Lohn in ſich hat) gewähren wird.

1. Ueber Hamlet. *)

Der geſundeſte aller Dichter, William Shakſpear, hat ein Werk geſchrieben, in dem faſt ſämmtliche Perſonen krank erſcheinen, und krank erſcheinen ſollen. Hamlet iſt das Trauerſpiel par excellance, die ewige Welttragödie, in welcher Chriſtus gekreuzigt und Barrabas losgeſprochen, doch durch die Auferſtehung des Heilandes milde Beruhigung hervorgebracht wird. Man ſoll dieſes Werk unabläßig ſtudiren, und es ſich hinſtellen vor das geiſtige Auge, wie ein Gemälde, in dem jeder Zug nothwendig und gleich bedeutend iſt. Laſſet uns raſch die ſämmtlichen Perſonen noch einmal betrachten.

Claudius, der Uſurpator. Ein in geſchwellten Phraſen athmender, geiſtig todter, und noch ſinnlich zuckender, ſonſt aber halb verfaulter, und verweſter Wüſtling, der oben ſchwelgeriſche Feſte feiert, während unten Rache-Geiſter wandeln.

Seine Gemahlin: ehedem geliebt und angebetet, ſelbſt von den trefflichſten Naturen, ſo lange ihre innere, an Gemeinheit ſtreifende Mittelmäßigkeit nicht an den Tag kommen konnte; jetzt als die Frau des „zuſammengeflickten Lumpenkönigs," faſt noch verächtlicher, als der Verführer, eben weil dieſer, trotz aller ſeiner Erbärmlichkeit, dennoch als ein Handelnder erſcheint.

---

*) Geſchrieben 1812.

Der alte König. Jedes Wort, daß über ihn geſprochen wird, ſchildert ihn uns als einen herrlichen, behaglich und tapfer hinlebenden Norderhelden. Jetzt, da ein unſägliches Verbrechen ihn weggerafft, wandelt er, ein tief ernſter, höchſt unſeliger Geiſt, noch mit der alten, rührenden Liebe gegen die unwürdige Gattin, durch die Hallen der entweihten Königsburg, und fordert auf zur Rache.

Wen? Seinen einzigen Sohn, Hamlet, einen früherhin liebenswürdigen, faſt zart weichlichen, nachdenklich intereſſanten, königlichen Jüngling, der in ſanfter Freude über das Leben, und von Liebe und Freundſchaft begünſtigt, ein wenig — fett geworden iſt, und zum Handeln und zum Fechten nicht ſonderlich ſich aufgelegt fühlt. Ihm nun wird von der unheimlichen Geiſterwelt her das gräßliche Geheimniß verkündet, daß die Schlange, die den edlen königlichen Vater ſtach, jetzt ſeine Krone trägt. Ihm wird aufgelegt, er ſoll das Racheſchwerdt des Himmels führen: Da ſinkt alles um ihn und in ihm zuſammen. Die Liebe ſelbſt für Ophelien wird ihm zu einem längſt verlornem Traum; ſeine Kraft erſchöpft ſich in ſchwermüthigen Gedanken und bitterwitzigen Scherzen. Planlos heuchelt er Wahnſinn, und planmäßig ſchreitet der Wahnſinn ſelbſt drohend zu ihm heran. Die Blätter fallen und die Wurzel innerlich erkrankt. In ſolchem Leben todt: kann nur der Tod ihn wieder in das wahre Leben einführen.

Ophelie. Sinnliche Gluth der ſchönſten Jugend, die eine mächtige Neigung hin gewandt hat zu Hamlet, den keine ſchön geſteigerte Sinnlichkeit mehr erfreuen kann. Da er ſie aufgegeben, iſt auch ſie ſchon verloren; und der harte Tod ihres Vaters, den eine ſchöne, alte Gewohnheit ſie lieben gelehrt, bricht das Herz in der Mitte, und vollendet Wahnſinn und Tod.

Polonius. Ein thörichter weiſer Greis, ein ehrlicher Schelm und ſchelmiſcher Ehrenmann; jetzt halb kindiſch geworden, doch auch nicht ohne eine erträglich verſtändige zweite Seelenhälfte. Zur eigentlichen Ruchloſigkeit iſt er zu behaglich und zu bequem; zur Tugend zu pfiffig und zu unbeholfen zugleich. Es iſt von der höchſten tragiſchen Wirkung, daß der größte Moment in Hamlets Leben, in welchem er ſeine ganze Kraft zuſammen faßt, verbraucht wird, um ihn, den Horcher hinter der Tapete, zu tödten; ihn, dem Hamlet ſelbſt das Leben ganz gern möchte gegönnt haben.

Laertes. Der wahrhafte *junge* Polonius, dem Vater wie aus den Augen geſchnitten. Er iſt ein durchaus *gemachter* Menſch, und denkt, daß ſich auch die Zierlichkeit, das Pathos und die Ritterlichkeit recht wohl machen laſſe. Er fängt mit altklugen und unzarten Sprüchen gegen ſeine Schweſter an; verſichert, da er ſie in ihren Leiden ſieht, daß Thränen ſiebenfach geſalzen, ihm die Sehkraft auslöſchen ſollen; und da er mit dem Pathos zu Ende iſt, williget er in einen ſündhaft tückiſchen Plan, um doch auch einmal zu etwas Thatenähnlichem zu gelangen. —

Horatio. Der Einzige, welchem Hamlet traut. Er iſt redlich und ſchlicht, gelaſſen, gelehrt, beſchränkt, und von wenigen Worten. Faſt ſämmtliche frühere Kritiker haben ihn viel höher genommen; doch ohne Zweifel nur deßhalb, weil ſie wünſchten, er möge von Shakſpeare höher geſtellt worden ſein. Es iſt nicht zu leugnen, daß wohl die meiſten europäiſchen Dichter, wenn ihnen die Idee gekommen wäre, den Hamlet zu bearbeiten, den Horatio als den einzigen Freund zu einer feurigen Erſcheinung würden geſteigert haben; doch der weiſeſte aller Dichter ließ auch hier eine große Abſicht, eine ſtill-tragiſche Ironie walten, die durch das ganze Stück geht. In dem Umſtande, daß Hamlet in ſeinem ganzen weiten Reiche keinen andern Freund hat finden können, als dieſen etwas eng geſchloſſenen, ruhig proſaiſchen Mann, in deſſen Nähe wohl erträglich gute, aber keine große und kühne Gedanken aufkommen mögen; in dieſem Umſtande liegt in der That ein großer Theil ſeines tragiſchen Geſchicks. — Hamlet ſelbſt ſchildert den Horatio folgendermaßen:

Denn du warſt,
Als litt'ſt du nichts, indem du alles litteſt,
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geſchick

„Mit gleichem Dank genommen: und geſegnet,
Weß Blut und Urtheil ſich ſo gut gemiſcht,
Daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu ſpielen, den ihr Finger greift. u. ſ. w.

So bildet ſich Hamlet ein negatives Ideal, dem er eine Krone aufſetzt, die doch nur das Poſitive verdienen möchte.

Ihm gegen über ſtehen Roſenkranz und Güldenſtern, wohlgewandte, zierlich-feine Halbſchurcken, verächtliche Helfershelfer eines Tyrannen, den ſie wahrſcheinlich ſelbſt erträglich verachten, einem kläglichen Ende entgegen eilend. Roſenkranz zeigt ſich von nicht beſonderer geiſtiger Bildung, und muß vom Hamlet das betrübte Wort hinnehmen, daß eine loſe Rede in dummen Ohren ſchläft. Er ſelbſt ſchläft aber nicht, ſondern will das Leben pikant haben; ſei's auch durch Schlechtheit.

Oſrik, ein junger Hofmann. Eine überaus köſtliche, nie genug zu preiſende Figur, die, um alles Gräßliche und Ungeheure, das ſchon geſchehen iſt, unbekümmert, mit freundlicher Zierlichkeit auftritt, und auch nicht ein einziges Wort erlernter galanter Anmuth verlieren will. Der ganze Mann, der, höchſt ergötzlich, immer nur „der junge Oſrik" heißt, iſt eine einzige, für die höchſte Artigkeit berechnete lebendige Redensart. Es iſt ihm zuzutrauen, er erfreue ſich ſogar des Umſtandes, daß der Prinz ihn verſpottet, denn er hat ſüße Milde wie Honig genug in ſich. Hamlet geht allerdings etwas hart mit ihm um, und nennt ihn eine Mücke, die, zu kennen, ſogar Laſter ſein ſoll, was er in freundlichern Stunden gewiß nicht würde gemeint haben. Er beſitze, ſagt er weiter von ihm, „viel und fruchtbares Land." Wenn ein Thier Fürſt der Thiere iſt: ſo wird ſeine Krippe neben des Königs Gedeck ſtehen. Er iſt eine Elſter, und zwar eine ſolche, die mit weitläuftigen Beſitzungen von Koth geſegnet iſt. Als Oſrik endlich zu Worte kommt, ſieht man es klar, wie er an all dergleichen längſt gewöhnt iſt; und es hat beinahe etwas Rührendes, daß er mit dem accentuirten Ausdruck: „Geliebteſter Prinz!" anfängt. Aber er trägt wieder nichts, als Spott und Hohn davon: denn er muß ſogleich ſeine Mütze, die ihn zu geniren ſcheint, aufſetzen, und die Luft bald ſehr kalt, bald ſehr ſchwül finden. Nachdem er endlich ſeine Lobpreiſung des Laertes mit der höchſten Ausführlichkeit vorgebracht, in der er aber von dem Prinzen, nicht ganz ohne Ironie gegen den gefeierten Gegenſtand, überboten wird: ſetzt man ihm von neuem durch ſeltſame Fragen ſo zu, daß er faſt außer Athem kommt, und ſelbſt den ernſten Horatio zu einem kleinen Bonmot veranlaßt. Doch er widerlegt deſſen Meinung, „ſein Beutel ſei ſchon leer, und alle ſeine goldenen Worte ausgegeben," gar bald durch eine neue köſtliche Beredſamkeit;

und erträgt es abermals gelaſſen, als er von neuem verſpottet wird, lediglich, weil er im Feuer der Rede, „Degengehenke“ und „Kanonengeſtelle“ faſt verwechſelt hat. Als er endlich ſeine Ergebenheit empfohlen: hält ihm Horatio eine kurze, und Hamlet eine lange Standrede. Der erſtere nennt ihn einen Kibitz, der mit der halben Eierſchale auf dem Kopfe aus dem Neſte gelaufen iſt. Der letztere läßt ſich folgendermaßen über ihn vernehmen:

„Er machte Umſtände mit ſeiner Mutter Bruſt, ehe er daran ſog. Auf dieſe Art hat er und viele andere von demſelben Schlage, in die das ſchale Zeitalter verliebt iſt, nur den Ton der Mode und äußerlichen Schein oder Unterhaltung erhaſcht — eine Art von aufbrauſender Miſchung, die ſie durch die blödeſten und geſichertſten Urtheile mitten hindurch führt. Aber man treibe ſie nur zu näherer Prüfung: und die Blaſen platzen.“

Oſriks allegoriſche Bedeutung iſt auch durch ſich ſelbſt klar, und man kann ſie im Leben, wie in der Litteratur, nicht ſelten gewahr werden.

Reinhold, der Diener des Polonius, ſcheint nur der köſtlichen Scene wegen da zu ſein, in der ihm ſein Herr den Auftrag giebt, nach dem Betragen des Sohnes in Paris zu forſchen — eine Scene, deren Auslaſſung auf der Bühne durchaus unverzeihlich iſt; weil ſie uns zuerſt den Polonius im Hauskleide zeigt, wie er ſich von den ſchweren Hof-Redensarten erholt. Der Diener ſelbſt iſt ein mittelmäßig gewandter Menſch, nicht ohne Anlage zum Spioniren, doch in Hinſicht der moraliſchen Gewiſſenhaftigkeit ſcrupulöſer, als ſein Herr, der nicht übel Willens iſt, ſeinem Sohne ſämmtliche Laſter zu verzeihen, wenn ſie nur nicht in der Mittagsſonne ausgeübt werden. Ferner wird uns auch durch jene Unterredung Laertes klarer, dem man einen ſolchen Boten nachzuſenden für gut findet.

Selbſt die Offiziere Marcellus und Bernardo, und der Soldat Franciſco, ſind genau auseinander gehalten, und ſprechen ihre Individualität in wenigen Worten aus. Franciſco, der den Poſten hatte auf der kalten, nordiſchen Terraſſe, wo die herbſtliche Geiſterluft weht, iſt faſt ein wenig krank davon geworden; er dankt für die Ablöſung, geſteht, daß ihm ſchlimm zu Muthe ſei, und labt ſich an der Ausſicht, den übrigen Theil der Nacht im Bette zuzubringen. Marcellus zeigt ſich freier und gründlicher: indem er es iſt, der den Horatio auf die Wache geladen, damit er ſeinen Unglauben an die Erſcheinung fahren laſſe, und durch eignes Schauen ſich überzeuge. Ihm iſt eine höchſt vortreffliche, gedrängte Sprache gegeben worden; und die ſtete Beziehung dieſes Stückes zu dem ganzen Lande, wird gleich mit der Frage angedeutet:

— — — — ſagt mir, wer es weiß,
Warum dies aufmerkſame, ſtrenge Wachen

Den Unterthan des Landes nächtlich plagt?
Warum wird Tag für Tag Geſchütz gegoſſen,
Und in der Fremde Kriegsgeräth gekauft?
Warum gepreßt für Werfte, wo das Volk
Den Sonntag nicht vom ſauren Werktag trennt?
Was giebts, daß dieſe Schweiß-betriefte Eil
Die Nacht dem Tage zur Gehülfin macht?

Er vergißt ſich nur einmal im Unmuth: als der Geiſt auf Horatio's Beſchwörung nicht antworten will, in der Frage, ob er nach ihm mit der Hellebarde ſchlagen ſolle, die Horatio unbedenklich bejaht. Doch ſchnell bereuend, und die würdigere Anſicht wieder findend, ſpricht Marcellus die entſcheidenden Worte:

Wir thun ihm Schmach; da es ſo majeſtätiſch,
Wenn wir den Anſchein der Gewalt ihm bieten:
Denn es iſt unverwundbar wie die Luft,
Und unſre Streiche nur boshafter Hohn.

So iſt denn auch ſeine Erinnerung an die gnadenvolle und heilige Zeit, wo man des Heilandes Ankunft feiert, daß dann kein Geiſt umher gehen, kein Elfe fahen, keine Hexe zaubern dürfe, von einer erfreulich beruhigenden Wirkung. — Sein näheres Verhältniß und die löbliche Neigung für Hamlet iſt in der Scene, da wir den Prinzen dem Geiſte folgen ſehen, mit feſten Zügen dargeſtellt worden.

Weniger ausgezeichnet iſt Bernardo; doch iſt es keinesweges unbedeutend, daß er beim Beginn der

Erzählung von der allerletzten Nacht, des Sterns gedenkt, „der vom Pol gen Weſten in ſeinem Lauf den Theil des Himmels hellte, wo jetzt er glüht;" ſo wie auch ſein ſtetes Streben, ohne höhere Anſicht, nur den Horatio zu überzeugen, etwas Charakteriſtiſches hat.

Der beiden Todtengräber braucht man nur zu erwähnen, um die höchſte Fülle von derbem Witz, der eben durch ſeine köſtliche Unbefangenheit zur rein-tragiſchen Ironie wird, in Erinnerung zu bringen. Was ſind alle griechiſchen Sophiſten der ſpäteren Zeit gegen den erſten Todtengräber, als er die Frage aufgiebt: wer feſter baue, als der Maurer, der Schiffsbaumeiſter und der Zimmermann? und auf die Antwort: „Der Galgenmacher" ſich folgendermaßen vernehmen läßt: "Dein Witz gefällt mir, meiner Treu! der Galgen thut gut: aber wie thut er gut? Er thut gut an denen, die übel thun. Nun thuſt du übel, zu ſagen, daß der Galgen ſtärker gebaut iſt, als die Kirche: alſo würde der Galgen an dir gut thun." Und alle dieſe Scherze blitzen uns noch einmal keck entgegen: während unſer Auge ſchon längſt getrübt worden iſt, durch den tiefen Schmerz Hamlets, durch den endloſen Jammer Opheliens, und durch den drohenden Fall eines Königreichs. Dieſes Dichters Kraft ging nicht unter in den Wellen der trüben Begebenheiten; und über den Trümmern einer kleinen Welt ſteht noch ſein ſiegender Scherz.

Endlich noch die heiter kräftige Erſcheinung des jugendlich geſunden, ritterlich königlichen Fortinbras. Er iſt der Bogen des Friedens nach der langen Sündfluth; der Tragödie würdigſter Schlußſtein, von dem aus man in einen tiefen und erfreulichen Hintergrund ſchaut.

Es kann nicht die Rede davon ſein, als ſollten dieſe anſpruchloſen Andeutungen, die ich einſt weiter auszuführen gedenke, erſchöpfen das Unerſchöpfliche: anregen wollen ſie, freundlich ermuntern zu dem immer neuen Studium des größeſten Werks des größeſten Dichters, der, ſo wie er das Herz am tiefſten treffen, es auch am ſicherſten heilen kann.

Nachwort.

Wenn die Leſer dieſen frühern und den ſpätern Aufſatz im erſten Theil der freundlichen Schriften (S. 284 bis 92) betrachtet haben, ſo wird ihnen klar geworden ſein, daß, bei der Lage unſrer Bühne, eine Bearbeitung des Hamlet, der den Mittelpunkt der ganzen Nordiſchen Tragödie bildet, wünſchenswerth ſei, daß aber dieſelbe nur mit der äußerſten Vorſicht und Mäßigung unternommen werden dürfe.

Vertrauend auf ein funfzehnjähriges ſorgfältiges Studium des Dichters, und jener Vorſicht mir bewußt, unternahm ich eine ſolche Bearbeitung, nach welcher das Stück am 23. April 1816 und 11. März 1817 auf der Berliner Bühne gegeben wurde. Die Theilnahme war erfreulich, und der Kenner fand, daß, wenn einmal eine Bearbeitung unternommen werden ſollte, nicht wohl eine andere möglich ſei. Dennoch ſollen ſich auch einige wenige andersgeſinnte haben vernehmen laſſen, und unter denen etwa zwei bis drei, die vielleicht ſeit vorgeſtern in den Hamlet geſehen oder vielmehr in die Ueberſetzung, und die nun die ſeit vorgeſtern geſchöpfte Kenntniß nicht wollten umkommen laſſen. Die ſollen (denn gewiß weiß ich es nicht) mit einigen Veränderungen einigermaßen uneinig geweſen ſein. Um nun auch dieſen die Anſicht der Akten zu erleichtern, hatte ich den Vorſatz, die ganze Bearbeitung durch den Druck bekannt zu machen; allein ich kann ihn jetzt nicht erfüllen, denn die Handſchrift iſt in dem unglücklichen Brande, der am 29 Jul. 1817 das Berliner Schauſpielhaus verzehrte, mit vernichtet worden.

Obwohl ich nun hoffe, die ganze Arbeit mit der Zeit wieder herſtellen zu können, wodurch am beſten jeder etwanige Irrthum, der ſich bei einigen wenigen finden ſoll, zerſtreut werden wird, ſo ſcheint es doch wohlgethan, auch hier noch mit kurzen Worten wiederholt anzudeuten, wie ich bei jener Bearbeitung verfuhr.— Was die drei erſten Akte betrifft, ſo habe ich ganz nach jenen Grundſätzen gehandelt, welche im erſten Theile dieſer Schrift (S. 280 ff.) angegeben worden ſind. Hier iſt bloß leiſe getilgt, was das neunzehnte Jahrhundert, dem Schluße des ſechszehnten und Anfange des ſiebzehnten nicht nachmachen will. Gewiß hat dieſes neunzehnte Jahrhundert, Shakſpearen gegenüber, ſehr oft unrecht; nicht aber immer, ja nur ſelten jener Brittiſchen Zeit gegenüber.

Ueber den vierten Akt wolle man auch Seite 288 nachleſen, wobei ich hier nur noch hinzuzuſetzen habe, daß dieſer Akt ſich dem Epos und Roman nähert, und ſich in ſo weiten Kreiſen großartig langſam bewegt, daß unſere heutige Bühne ihn nicht wohl unverändert aufnehmen kann. In Hamlets Charakter darf nicht der leiſeſte Zug verändert werden, und ſo iſt ihm auch die ungeheure Schwäche nicht zu erlaſſen, daß er wirklich dem Befehle des Uſurpators Folge leiſten will, der ihn nach England, und in den Tod ſenden möchte. Aber er darf nicht abreiſen, denn Laertes kehrt drohend zurück; und, wie nachtheilig wir auch über dieſen forcirten Jüngling zu denken gezwungen ſind; ſo hat er doch ein unbezweifeltes Recht, den Tod ſeines Vaters zu ahnden und von Hamlet Genugthuung zu fordern. Dieſer kann ſie ihm nicht verſagen, und darf nicht fliehen, wenn jener, Rache fodernd, wiederkehrt.

Auf dieſe Weiſe wird ſein Zurückbleiben durch einen Ehrenpunkt motivirt, der ganze Akt ſtraffer zuſammen gezogen, ohne daß in der herrlichen Farbengebung etwas Bedeutſames verloren ginge.

Ueber den fünften Akt iſt gleichfalls früher geſprochen worden. Die Parentheſe: „Sie verwechſeln in der Hitze des Gefechts die Rappiere“ iſt höchſt wahrſcheinlich unächt, und kann in keinem Falle gebraucht werden. Laertes wird ſchwerlich ſein vergiftetes Rappier fallen laſſen, und, wenn er dennoch dieſes Misgeſchick hätte, eine Verwechſelung wenigſtens unmöglich machen. Wenn ich aber auch dieſe Unmöglichkeit für einen Augenblick als möglich gelten laſſen wollte, ſo dürfte doch jene ſtille Verwechslung nicht Statt finden, da ſie gänzlich undramatiſch iſt, und dem Zuſchauer nicht ſichtbar wird. Hier muß deshalb mit wenigen Worten die Sache in das Klare gebracht, und jener höchſt wichtige Moment der Bühnendarſtellung angeeignet werden.

Für Fortinbras hat Shakſpear nur wenig gethan, und, wie es ſcheint, faſt von ſeiner bloßen Erſcheinung die beruhigend milde Wirkung gehoff Ich will dem herrlichen Meiſter gewiß nicht unrech geben, dennoch glaube ich, es ſei für die modern Bühnendarſtellung wünſchenswerth, wenn ihm no einige Zeilen geliehen würden, in welchen ſich ed Jünglingskraft, mit freundlicher Milde vereinig ausſprächen. Nach einer Tragödie wie dieſe, an deren Schluſſe die Trümmer einer Welt vor unſern Augen liegen, tröſtet uns ein etwas längerer Anblick des jungen, rein chriſtlichen Helden, der berufen iſt, auf den Trümmern eine neue ſchönere Welt zu bauen. Es verſteht ſich indeß von ſelbſt, daß unter dem „längern" Anblick kein „langer" Anblick zu verſtehen iſt; wenige Minuten, wenige Zeilen, und Muſik: das genügt; und ich habe die Freude gehabt, ſelbſt zu ſehen, daß dem alſo ſei. Dieſe Muſik fällt auch in das Ohr des ſterbenden Hamlet, und ich habe gewagt, ihm, in der Nähe des Todes, eine Ahndung von höherer Klarheit zu leihen. Es geht ihm eine ſchöne Hoffnung auf für ſein geliebtes Land, da Fortinbras Heldenanlitz leuchten ſoll in dieſe grauenvolle Nacht des Todes, und dieſer heiterkühne Jüngling, den er im Leben ſchon geliebt, nach ihm edel herrſchen und mild retten ſoll.

Genug für jetzt. Es iſt mir faſt ſchmerzlich, der verbrannten Handſchrift zu gedenken; doch ſoll ja der treue Arbeiter nie müde werden, und ſo will ich gern wieder herſtellen, was ich wieder herzuſtellen vermag.

2. Der Kaufmann von Venedig. *)

Leſſing war unter den Deutſchen der Erſte, der das Wort einer verſtändigen und tiefen Verehrung für Shakſpear ausſprach. Er legte das Studium deſſelben den Deutſchen mit einer ſolchen Innigkeit an das Herz, daß niemand ſich ſeiner ſiegenden Ueberzeugungskraft weigern konnte. Wieland fing an die Werke des Britten zu überſetzen, und Eſchenburg folgte; aber es fehlte noch der Dichter, der nicht bloß *leſen* konnte in dieſem aufgeſchlagenen Schickſalsbuche, ſondern der auch darzuſtellen vermochte, was er *mit* Shakſpear und *durch* ihn erſchaut hatte. Wir empfingen Goethe, der gleich bei ſeinem erſten Auftreten im Götz von Berlichingen einen köſtlichen Beleg gab, daß die Sonne Shakſpears auch ihm gelächelt. Seitdem lebt der große Britte unter uns nicht mehr als ein Britte, ſondern wie ein edler Landsmann. Göthen folgte Klinger, Lenz und Schiller mit ſehr verſchiedenen Kräften und ſehr verſchiedenem Glück. Schiller ſtand gleich bei ſeinem erſten Auftritte bedeutend hoch, doch hielt er ſich in Kabale und Liebe nicht ganz auf dieſer Höhe, bis er ſich endlich nach unermüdlichem, höchſt ehrwürdigem Streben immer mehr zur Klarheit und Freiheit ſteigerte. Lenz iſt leider vergeſſen, wie ſo manches Bedeutende unter uns vergeſſen wird und vergeſſen iſt. Wenn aber Goethe die Werke ſeines Jugendfreundes wieder ſammelt, was er im dritten Theil ſeiner Lebensbeſchreibung halb und halb verſprochen, ſo werden wir alle deutlich ſehen was wir an ihm beſaßen. Schade nur, daß Lenz nie zur Reife gelangte; denn ſein zarter Geiſt, und leider auch ſeine reitzbare Eitelkeit, verwundet durch die ſcharfen Spitzen ſeines faſt epigramatiſch bittern Schickſals ging zuletzt in Verworrenheit und Wahnſinn unter. Klinger iſt ohne Zweifel der Schwächſte in dieſer Geſellſchaft, dennoch ſpricht hie und da in ſeinen früheren Werken ein kühner und kraftvoller Buchſtabe, der lediglich ſeiner Hingebung an Shakſpear zuzuſchreiben iſt.

---

*) Geſchrieben 1815.

Eine ſpätere Zeit zeigte ſich in Hinſicht jenes Studiums noch günſtiger, denn der Dichter, den man bisher wie einen Proſaiſten überſetzt hatte, ward endlich überſetzt, wie vielleicht noch keiner überſetzt worden war. Kurz vorher hatte auch Goethe in Wilhelm Meiſter mit Heiterkeit und Tiefe das Verſtändniß des ſeltſamſten Charakters in allen Schauſpielen, des Hamlet, eröffnet; ähnliche Unterſuchungen folgten; nicht immer zwar mit demſelben Glücke, doch faſt immer mit Liebe und Eifer. Der Dichter; ward nun völlig der Unſrige, ein Wort, das wir keinesweges obenhin meinen, ſondern im recht eigentlichen und ſchönen Sinne, obwohl wir dadurch, wie ſich von ſelbſt verſteht, den wackern Engländern keinesweges abläugnen wollen, daß er unter ihnen — geboren ſei, und daß auch ſie ihn recht herzlich lieben und verehren.

Nur von unſerer Bühne blieb Shakſpear faſt noch immer ausgeſchloſſen, nicht etwa bloß von der Berliner, ſondern von der geſammten Deutſchen Bühne. Zwar kann es uns natürlich nicht unbekannt geblieben ſein, daß ſchon in den ſiebziger, achtziger und neunziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts, ein Hamlet, Makbeth, Lear über die Bretter gingen, aber es ſchien als hätten jene Fürſten ihren Purpur abgelegt, und könnten ſich in der engen Bürgertracht, worein die böſen Umarbeiter ſie gekleidet, nicht recht finden. Sie hatten es ſich gar bequem gemacht, gleichſam als ſei Shakſpear ihr — Vetter, er, den Goethe „unſer aller Meiſter“ nennt, und an den wir nur mit einer gewiſſen heiligen Scheu und liebenden Ehrfurcht denken ſollen.

Soll nun dieſer Dichter ganz einheimiſch unter uns werden, daß wir ihn alle mit einer Empfindung Lehrer, Vater und Bruder nennen mögen, ſo iſt allerdings nothwendig, daß er unverkümmert uns von der Bühne herab verkündiget werde, und zu dieſem Zwecke iſt in Berlin ſchon vor 16 oder 17 Jahren ein würdiger Anfang gemacht worden. Man gab Hamlet in der Schlegelſchen Ueberſetzung, und noch iſt in der Erinnerung mancher würdigen Freunde, mit welcher ſiegenden Genialität Madame Bethmann, Ophelien und Iffland den Polonius dargeſtellt. Daß wir ſpäterhin Julius Cäſar und vor etwa drei Jahren Romeo und Julie nach Schlegel und Goethe empfingen, iſt noch in jedermanns Erinnerung, und es iſt gewiß der Wunſch gar Vieler, daß jene Darſtellungen häufig wiederholt werden mögen. Jetzt ſahen wir den Kaufmann von Venedig, der ſeit fünf Jahren geruht hatte, und wir glauben unſere Dankbarkeit für jenen Genuß nicht beſſer ausdrücken zu können, als wenn wir einfach und anſpruchslos hier einiges mittheilen, was uns zu dem Verſtändniſſe dieſes Schauſpiels beitragen zu können ſcheint. Es ſollte uns recht freuen, wenn alle Leſer darauf erwiederten, daß ſie das längſt gewußt haben, doch freundlich ſich es wohl gefallen laſſen, den Genuß auch analyſirend zu wiederholen.

So lange man Shakſpear kennt, hat man ihn als den größten aller Charakteriſtiker anerkannt, ja es haben ihm ſogar ſeine Feinde das große Talent zugeſtanden, in die verborgenſten Tiefen des Menſchenherzes zu ſchauen, und was er dort gefunden, oft ſogar mit wenigen Worten, aber ſicher und klar an das Tageslicht zu bringen. Laſſet uns denn alſo einmal auch die Perſonen im Kaufmann von Venedig mit Unbefangenheit betrachten und zuſehen, wie es mit ihnen gemeint ſei. Wir bilden uns durchaus nicht ein, das Unerſchöpfliche erſchöpfen zu wollen, ſondern wir geben nur Fragmente, die etwa weiter leiten können.

Antonio. Wir finden ihn gleich anfangs in der Mitte einiger Bekannten, die nicht einmal ſeine Freunde ſind, und ihn doch herzlich lieben. Sie haben bemerkt, daß er nicht heiter iſt, und da ſie dem wackern Manne von Herzen eine beſſere Stimmung gönnen, ſo ſuchen ſie nach einem Grunde, ja ſogar, wie es dem guten Menſchen wohl anſteht, nach einem Entſchuldigungsgrunde für des Kaufmanns Schwermuth. Salarino und Solanio erklären beide, daß ſie wohl begreifen können, wie einem zu Muthe ſein müſſe, wenn man ſo großen Reichthum auf der See habe, die nun einmal nicht das ſicherſte Element ſei. Beſonders ausführlich und witzig zeigt ſich dabei Salarino, der geradezu verſichert:

Mein Hauch, der meine Suppe kühlte, würde
Mir Fieberſchauer anwehn, dächt' ich daran
Wie viel zur See ein ſtarker Wind kann ſchaden.
Ich könnte nicht die Sanduhr rinnen ſehn,
So dächt' ich gleich an Seichten und an Bänke u.ſ.w.
— — — — — — —
— — — Ging' ich in die Kirche,
Und ſäh' das heilige Gebäu von Stein,
Soll' ich nicht gleich an ſchlimme Felſen denken,
Die an das zarte Schiff nur rühren dürfen,
So ſtreut es auf den Strom all' ſein Gewürz,
Und hüllt die wilde Fluth in meine Seiden.

Antonio erklärt, das ſei nicht die Urſache ſeines Trübſinnes, aber er giebt auch keine andere an, ſondern räumt bloß die traurige Empfindung ſelbſt ein, wobei er ſich ſehr liebenswürdig gegen ſeine Freunde aber faſt hart gegen ſich ſelbſt zeigt. Solanio endlich ſucht den beſten Grund der Schwermuth auf: die Verliebtheit; muß aber ein „Pfui, Pfui,“ zur Antwort hören. Wir könnten wohl gar über eine ſo ſchlimme Ausrufung Antonio's böſe werden, wenn wir ſie nicht bei näherer Anſicht durchaus natürlich finden müßten, indem ja allerdings (ſeltene Fälle ausgenommen) nur ein heiteres Gemüth lieben kann, ſo wie denn auch Antonio, der ſich in dieſem Falle befindet und ſich deshalb das ſchöne Talent zu lieben abſpricht, unſere doppelte Zuneigung wieder erwirbt, da er, der nicht Liebende, ſpäterhin doch mit ſo herrlicher Aufopferung für die Liebe ſeines Freundes handelt.

Allein Solanio iſt nicht ſo nachſichtig wie wir, er wird bei jenem Pfui wirklich böſe, und, von Salarino's Witz angeſteckt, ruft er aus:

Auch nicht verliebt? Gut denn, ſo ſeid ihr traurig
Weil Ihr nicht luſtig ſeid; Ihr könntet eben
Auch lachen, ſpringen, ſagen: Ihr ſeid luſtig
Weil Ihr nicht traurig ſeid. Nun beim zweiköpf'gen Janus,
Natur bringt wunderliche Käuz' an's Licht.
Der drückt die Augen immer ein, und lacht
Wie'n Staarmatz über einen Dudelſack;

Ein Andrer von ſo ſauerem Angeſicht,
Daß er die Zähne nicht zum Lachen wieſe,
Schwür' Neſtor' auch, der Spaß ſei lachenswerth.

Jetzt erſcheinen Baſſanio, Lorenzo und Graziano und werden ſogleich von den Früheren als die genaueren Freunde angekündet. Graziano iſt ſehr raſch bei Antonio's Schwermuth, und, da dieſer ihm Recht giebt, ſo verfehlt jener nicht, ſich in witzigen Reden ein Genüge zu thun, wobei der arme Freund ſehr übel wegkommt, ſo daß man wohl erwarten ſollte, er werde ein wenig bitter auf das anzügliche geiſtreich ausgeführte Gerede antworten müſſen. Aber keinesweges; — es iſt mit ſeiner Zartheit gegen die Freunde und mit ſeiner Schwermuth ſchon dahin gekommen, daß er nicht mehr antwortet um ſich zu rechtfertigen, ſondern in dieſer Hinſicht alles über ſich ergehen läßt. Erſt als er mit Baſſanio allein iſt, wirft er das leiſe, doch entſcheidende Wort in Beziehung auf Graziano hin: „Iſt das nun irgend was?"

Schon jetzt ſtände Antonio faſt als ein wirklicher Charakter da, der uns durchaus nicht befremden kann, da wir wiſſen, daß, obwohl das Chriſtenthum Kraft und Milde vereinen ſoll, in manchen Naturen dennoch der eine Flügel des Gemüthes weit vor dem andern waltet; aber er gewinnt nun erſt das wahre Leben durch die Freundſchaft, in der wir ihn mit Baſſanio erblicken. Dieſer ein fröhlich gebildeter, leicht hinlebender, ſieggewohnter Edelmann, möchte ihm in jener Empfindung wohl nachſtehen, wenigſtens mehr auf Empfangen als auf Geben eingerichtet ſein. Antonio, nur mit dem Glück anderer beſchäftigt, und ſelbſt nicht liebend, fragt ſogleich nach Baſſanio's Liebe, doch dieſer kommt nicht ſobald darauf, ſondern eröffnet zuvörderſt auf die angenehmſte Weiſe eine neue und große — Anleihe bei dem Freunde. Es iſt wahrhaft köſtlich zu ſehen, wie dieſer ſich dabei benimmt. Es iſt ſo ganz und gar erfreulich, ſeinem Freunde zu dienen, daß es ihm wirklich wehe thut, als Baſſanio erſt Umſchweiſe macht.

„Unſtreitig thut Ihr jetzt mir mehr zu nah,
Da Ihr mein Aeußerſtes in Zweifel ſetzt,
Als hättet Ihr mir alles durchgebracht.„

Jetzt erzählt Baſſanio von Porzia, und wie er ſie liebe; doch iſt ſein Selbſtvertrauen zu bewundern, dem zufolge er ſich ſelbſt den glücklichſten Ausgang verkündet, wenn er nur die Mittel habe, den Rang „mit ihrer einem" zu behaupten. Antonio übernimmt ſogleich die Ausſtattung, obwohl er in dieſem Augenblicke borgen muß, was ganz gegen ſeine Grundſätze iſt. Vom Dank iſt eben nicht die Rede; ſei es, daß Antonio ihn unmöglich macht, oder daß Baſſanio, ohnehin verwöhnt durch des Freundes Güte, ihn für eine bequemere Zeit aufſpart. Unwichtig iſt dieſer Umſtand keinesweges; auch ganz abgeſehen von dieſem Schauſpiel.

Haben wir bisher den Antonio in ſeiner liebenswürdigen Gelindheit und Zartheit erblickt, ſo ſehen wir ihn jetzt in der chriſtlichen Kraft des Mittelalters dem Shylok gegenüber. Baſſanio iſt ſelbſt bereits thätig geweſen für die Anleihe in Antonio's Namen, was ihm freilich nicht ſchwer werden konnte; wohl aber dem Kaufmann, deſſen Verhältniß zu dem Juden das ſchneidend-feindlichſte iſt. Doch um des Freundes willen thut er das Aeuſſerſte, er erſucht den Feind um etwas, was er für ſich nie bitten würde; aber die ſtrenge, ganz im Styl jener Zeit gehaltene Art, wie er es thut, zeichnet ihn aus; denn er widerruft keinesweges ſeinen alten Haß, den er der Menſch gegen den Menſchen Shylok fühlen mußte; es will lediglich der edle Kaufmann mit dem wucheriſchen Kaufmann Geſchäfte machen, weil es nun einmal nicht zu ändern iſt, um des Freundes willen. Er hört mit der größten Gelaſſenheit die widrig furchtbare Bedingung von dem Pfunde Fleiſch, und da er einmal dem Juden zugegeben hat, daß ohne Zins Geld darzuleihen liederlich ſei, ſo nimmt er auch jetzt noch dieſes Wort nicht zurück, und läßt ſich die Buße gern gefallen. Baſſanio kämpft nicht ſehr dagegen, was er billig hätte thun *ſollen*; doch er, das ächte Kind des Glückes, faſt verwöhnt durch ein leicht hinrauſchendes vornehm bequemes Leben, fürchtet wenig für ſich und wenig für andere; und als feuriger Liebhaber jetzt vollends gar nichts. Dennoch würden

r ihm ſeinen jetzigen Leichtſinn ſchwerlich vergeben,
nn er uns nicht hinterher durch ſein rührend-
nes Benehmen in Noth und Tod wieder aus-
nte.

Es iſt ganz im Charakter des edeln Schwermü-
gen, daß er, dem Feſte gewiß nur neue Melan-
lie geben, doch ſeinen Freunden häufige Feſte be-
tet; ja daß er dieſe Angelegenheit mit einem Eifer
ibt, der den Zuſchauer mit einer gewiſſen lächeln-
n Rührung erfüllen muß. —

Kaum aber iſt Baſſanio, ſein Herzensfreund,
n ihm getrennt, ſo dringt auch mannigfaltiges Un-
ck von der roheſten Art auf ihn, den Zarten, ein.
ich hier liegt eine herrliche tiefe Allegorie verbor-
t, woran Shakſpear ſo reich iſt. Es giebt zarte
enſchen, die, wenn ſie allein ſtehen, kaum le-
n können, und dann dem Geſchick faſt zum Spott
dienen ſcheinen, obwohl ſie es nicht ſind.
beraus köſtlich iſt Salarino's Erzählung von dem
ſchied der Freunde, denn da Baſſanio ihm erklärt
be, er wolle eilen, um deſto früher zurückkehren
können:

— — — — „Nein, erwiedert er,
"Schlag dein Geſchäft nicht von der Hand, Baſſanio,
Um meinetwillen; laß die Zeit es reifen
Und die Verſchreibung, die der Jude hat,
Sie komme nicht in Deinen Bruderſinn.

„Sei fröhlich! wende die Gedanken ganz
„Auf Gunſtbewerbung und Bezeugungen
„Der Liebe, wie ſie dort dir ziemen mögen.“
Und hier, die Augen voller Thränen, wandt' er
Sich abwärts, reichte ſeine Hand zurück.
Und als ergriff ihn wunderbare Rührung,
Drückt er Baſſanio's Hand, ſo ſchieden ſie.

Salanio, der vielleicht unter allen den hier genannten dem Antonio am fernſten ſteht, ſchaut dennoch deſſen Gemüth klar an, und erwiedert darauf das Entſcheidende: „ich glaub', er liebt die Welt nur ſeinetwegen.“ Das iſt es, was das ganze Stück in Beziehung auf ihn ausſpricht.

Ueber die Art wie Antonio das immer furchtbarer werdende Unglück trägt, das nun auf ihn einſtürmt, wundern wir uns gar nicht, denn wir haben ſie ganz ſo von dem trefflichen Manne erwartet. Er, der in der Kunſt zu leben nicht fröhliche Vollendung hatte, zeigt ſich in der Kunſt zu ſterben, als unübertroffenen Meiſter. Ueber ſeinen Brief an Baſſanio, den dieſer im höchſten Mittagsſonnenſchein des Glücks empfängt, ſagen wir gar nichts, denn wir glauben nicht, daß irgend jemand vorhanden ſei, der hier den Gott in der Menſchenbruſt verkennen ſollte, der ſo ſtill bedeutſam ſpricht. Daß Shakſpear der reichſte aller Dichter iſt, das wiſſen wir alle; daß er aber auch der einfachſte, kindlichſte und frömmſte iſt, das wiſſen nicht alle, und dieſe wollen wir ganz beſonders auf jene Scenen aufmerkſam machen, damit ſie es fröhlich erkennen.

Hier iſt es denn auch, wo ſich Baſſanio's Charakter uns aufklärt. Hätte er nur eine Sylbe anders geſprochen, oder den leiſeſten Zweifel gehabt, ob er thun ſollte was er thun mußte, wir würden ihm nimmer verziehen haben. So aber ſteht er geſichert da, und wir ſehen hier, wovon ſo mancher Dichter nur hat ſprechen können: „Freundſchaft," ein Wort, das wir nie ohne eine gewiſſe frohe Andacht ausſprechen ſollten.

Antonio's Benehmen in der allbewunderten Gerichtsſcene iſt wahrhaft klaſſiſch. Er hat ſeinen Freund noch einmal wieder gefunden, alle ſeine Mitbürger achten und bedauern ihn, der Doge ſelbſt ſpricht ein ehrendes Fürſtenwort zu ſeinen Gunſten, und ſo umleuchtet ihn von allen Seiten ein edler Ruhm, der ja auch wohl dem minder Trefflichen den Tod erleichtern könnte. Aber der Zuſchauer fürchtet auch dieſen Tod nicht für ihn, er ahndet längſt, daß es Mittel gebe, ihn zu retten, und er ſieht faſt mit einer gewiſſen heitern Ironie auf die gar wackeren Männer hin, die in ihrer leidenſchaftlichen Bewegung jenes Mittel gar nicht erkennen. Allerdings iſt die Rettung des Antonio nichts weiter als (wenn wir ſo ſagen dürfen) — das Ei des Kolumbus. Sobald die verkleidete Porzia das erſte Rettungswort ausgeſprochen, ſo hätte vielleicht jeder Bettler in Venedig die Sache fortſetzen und gewinnen können. Daß aber der Dichter das Vermögen, jenes Kolumbus-Ei recht zu ſtellen, einem Mädchen geliehen hat, iſt erfreulich und ewig wahr, und wir dürfen wohl darauf rechnen, daß alle unſere Leſer jenes herrliche Talent den Leſerinnen nicht abſprechen werden.

Antonio wird gegen das Ende des Stücks faſt überraſchend plötzlich wieder reich, vielleicht reicher als er je war. Es iſt dies keinesweges eine gewöhnliche Dichtergroßmuth, die wohlfeil genug zu handhaben iſt, ſondern es iſt wahrhaft nothwendig, und in der Natur des ganzen Stückes begründet. Antonio muß durchaus reich ſein; denn wenn er nicht mehr ſchenken und Anderen auch auf dieſe Weiſe Freude machen könnte, ſo hätte er faſt gar keine mehr und wäre faſt verloren. Der Dichter meint es überhaupt ſo gut mit ihm, daß er, da man bekanntlich nicht gern an einem Orte verweilt, wo uns irgend etwas Ungeheueres begegnet iſt (möge dieſes Ungeheure auch noch ſo glücklich geendet haben) ihn ſogleich mit ſeinen Freunden von Venedig nach Belmont reiſen läßt, wo wir ihn in der allerbeſten Geſellſchaft wiſſen und wo Muſik und friſche Natur dem liebenswürdigen Traurigen gar wohl bekommen werden.

Will man ſich den Genuß eines ſolchen Charakters noch erhöhen, ſo denke man ſich irgend eine andere Weiſe der Charakteriſtik, und man wird finden daß jede andere nichts tauge. Denken wir z. B. ihn friſch und heiter; er wird dann auch für ſeinen Freund Vieles thun; aber mit einem Pfunde Fleiſch ſich für ihn unterſchreiben wird er nicht, und mit Recht nicht wollen. Hätte ihn aber der Dichter doch dazu genöthigt und durch poetiſche Künſte auch uns etwa überredet, daß er es gethan, ſo würde wenigſtens jener Brief anders ausgefallen und die Gerichtsſcene würde zur peinlichen Folter geworden ſein. Die Lebensluſt hätte ſich in ihm geregt. Baſſanio würde kläglich darneben geſtanden ſein, und aus dem Juden wäre vielleicht gar ein Franz Moor geworden; mit einem Wort: das ganze Stück wäre aus ſeinen Angeln gehoben. — So weiſe angeordnet, ſo tief bedeutend und nothwendig iſt jeglicher Charakter in des edlen Dichters Werke.

Wir haben uns bei dem Antonio ſehr lange verweilt, weil wir ihn einigermaſſen vollſtändig auffaſſen wollten; mögen deshalb für die anderen Charaktern hier nur kürzere Andeutungen ſtehen.

Der Doge ſtattlich und nicht ohne Würde; doch keinesweges ſo von Glanz umleuchtet als faſt ſämmtliche Fürſten in den Werken des Dichters. Die Republik hindert ihn, die Senatoren und das Geſetz; dennoch iſt eine gewiſſe feierliche Pracht in ſeiner Rede, auch thut ſein Anblick wohl, da wir durchaus nicht glauben können, daß in ſeiner Gegenwart, ſelbſt wenn Porzia nicht erſchienen wäre, der Jude ſein

Meſſer in des edeln Chriſten Bruſt hätte ſchlagen dürfen

Der Prinz von Marocco, glühend wie die Sonne, unter der er geboren ward, heftig; doch fürſtlich. Wir brauchen nur wenige Worte aus ſeinem Munde gehört zu haben, um zu wiſſen, daß er das goldene Käſtchen wählen muß. Sein Benehmen erregt unſre volle Theilnahme, und ſeine letzten Worte:

„Leb wohl denn Gluth! willkommen Froſt!
Lebt Porzia wohl! zu langen Abſchied fühlt
Mein Herz zu tief. — So ſcheidet wer verſpielt"—

klingen wahrhaft tragiſch nach Doch weiß uns der Dichter ſchnell auf den Standpunkt des Luſtſpiels zurück zu verſetzen, indem uns Porzia ſogleich wieder an ſeine ſchwarze Farbe erinnert, die ihr, wie auch wohl billig, misfällt.

Der Prinz von Arragon. Mit ihm hat der Dichter ein ſehr erfreuliches Spiel getrieben. Er iſt zierlich, umſichtig, redet in feinen Worten, und hält ſich für ſehr weiſe. Ihm iſt nichts mehr zuwider als luſtige Thorheit und tändelnder Leichtſinn, und ſo hat er ſich denn in die Selbſtzufriedenheit dergeſtalt vertieft, daß er allerdings das ſilberne Käſtchen wählen muß, weil die Aufſchrift ihn lockt: „Wer mich erwählt, bekommt ſo viel als er verdient." Er hält es mit dem Verdienſte, öffnet und findet was wir wiſſen. — Laßt uns dem Dichter darüber ja nicht zürnen, er iſt hier höchſt beſonnen und voll wahrhaft poetiſcher Wahrheit. ja wer den Charakter des Arragoniſchen Liebhabers noch nicht ganz verſtände, dem würde Porzia mit einemmale das Räthſel löſen:

„So ging dem Licht die Motte nach!
O dieſe weiſen Narren! wenn ſie wählen
Sind ſie ſo klug, durch Witz es zu verfehlen."

Ueber Baſſanio iſt ſchon oben geſprochen. Er ſteht nicht ſo hoch als Antonio; doch iſt er einer ſolchen Freundſchaft wenigſtens nicht unwürdig. Sein erſter Auftritt mit den Worten:

Ihr lieben Herrn, wann lachen wir einmal?
Ihr macht Euch gar zu ſelten; muß das ſein?

iſt uns beſonders wegen Antonio erfreulich, weil doch auch dieſer von dem Ueberfluſſe des Lachens ein weniges mitgenießen wird. Als Baſſanio Porzia verſicherte, ſein Vermögen ſei nichts, zeigte er ſich allerdings noch immer euphemiſtiſch, da er billig hätte ſagen ſollen „weniger als nichts." Allein da er ſich ſpäterhin ſelbſt anklagt, ſo verſöhnt er uns auf dieſe Weiſe wieder. Die Liebe, und das Unglück ſo wie die Tugend ſeines Freundes, geben ſeinem friſchen und kraftvollen Gemüthe einen höheren Adel, ja es ſcheint faſt, als ſei beides nöthig geweſen um ihn zu vollenden.

Graziano iſt der überkräftige, überfröhliche, mit Witz und Satire ſtets gewaffnete Jüngling. Er bedarf der Zucht des Baſſanio, und muß erſt die Bedingung eingehen „artig zu ſein,“ um nach Belmont mitgenommen zu werden. Es iſt ſehr weiſe vom Dichter (obwohl es bei dem erſten oberflächlichen Blicke nicht ſo ſcheinen könnte), daß er, der den Antonio wahrhaft verehrt, ihn doch anfangs ein wenig neckt. Eine reine pathetiſche Verehrung ohne allen Scherz würde für Graziano ein höchſt langweiliges Gefühl ſein. Doch eben weil er recht fröhlich ſein und necken kann, ſo ſteht ihm auch der tüchtige Zorn und die rüſtige Theilnahme für Antonio in der Gerichtsſcene gar wohl an; und der ganze Mann verbreitet etwas Behagliches um ſich herum, deſſen in der oben erwähnten Scene nie zu viel ſein konnte, da ſie durch ſich ſelbſt die tiefſte, ja zu tiefe Rührung erregen konnte. Uebrigens iſt es gewiß gut, daß er Neriſſen zur Frau bekommt, die ihn mit Gutmüthigkeit und Klugheit wohl noch vollends zurecht ſetzen wird.

Von Salanio und Salarino iſt ſchon oben beiläufig geſprochen worden. Auch ſollen ſie nur beiläufig betrachtet werden, nach des Dichters Willen; doch iſt es keinesweges beiläufig, ſondern recht wohl zu bemerken, daß ſie durchaus nicht überflüſſig ſind. Ein Mann wie Antonio ſoll eine ganze Schaar von wackeren, heiteren Freunden und Bekannten um ſich verſammeln: ſo iſt es billig. Das hat der

Dichter ſagen wollen und wirklich unter andern auch durch die beiden S. angedeutet.

Lorenzo ſcheint anfangs ein wenig außer jener Schaar zu ſtehen, doch es ſcheint nur. Auch er iſt ein Freund des Antonio und zeigt ſich als ſolchen, gleich anfangs durch zwei Zeilen, in denen er Graziano's Witz, der offenbar dem Antonio galt, mit angenehmer Feinheit wenigſtens zur Hälfte auf ſich leitet. Uebrigens ſcheint er häufiger und lieber unter Frauen zu leben, wo er ſich am beſten aufgehoben findet. Man könnte ihn wohl gar für ein wenig kühl halten in ſeiner Liebe für Jeſſika, deren ganze Gluth ihm begegnet; allein auch hier iſt offenbar nicht Willkühr, ſondern entſchiedene Abſicht des Dichters im Spiel: theils um des reizenden Gegenſatzes Willen, theils um zu zeigen, wie ſpäterhin, da ſchon das Chriſtenthum und die Ehe die Liebenden vereint hat, ein tieferer Sinn und höhere Gemüthlichkeit in den Mann gedrungen iſt.

Shylok. Es dürfte kaum nöthig ſein, über dieſen ſo ſehr berühmten Charakter auch hier noch zu reden, da bereits in hundert und wieder hundert Engliſchen und Deutſchen Werken von ihm die Rede iſt. Dennoch möchten einige Andeutungen nicht überflüſſig ſein. Man hat hie und da den ganzen Mann unnatürlich finden wollen, worauf wohl zuvörderſt die Antwort dienen möchte, daß er nicht bloß äſthetiſch wahr, ſondern auch hiſtoriſch wahr ſei, worüber eine ſehr alte Ballade, die Eſchenburg im Anhange zu ſeiner Ueberſetzung mittheilt, hinlängliche Auskunft giebt. Eine ſolche Ballade darf wohl nicht als Poeſie, ſondern als gereimte Hiſtorie angeſehen werden. Ueberhaupt würde wohl jenes ganze Wort: Shylok ſei unnatürlich, nur ſo zu verſtehen ſein, man halte das hier geſchilderte Verhältniß zwiſchen dem Judenthum und Chriſtenthum für allzu feindlich; allein dies iſt nicht der Fall. Ja, wenn das Wort wahr noch Grade hätte, ſo dürften wir hier ſagen, es ſei das „allerwahrſte“ Verhältniß, wie es ſich im Mittelalter nicht ſelten gezeigt. Nähere Auskunft darüber giebt die Geſchichte des zwölften bis ſiebzehnten Jahrhunderts und zwar die Geſchichte faſt aller chriſtlichen Staaten. *) — Und nun vollends in Italien?

Shyloks Haß gegen den Antonio iſt klar, und verſtändlich, er glaubt gegen ihn nicht ſündigen zu können, und ſo darf uns denn auch ſein ſpäteres Benehmen kaum mehr befremden. — So bald er, nach der Flucht ſeiner Tochter mit den Koſtbarkeiten, die entſetzlichen Worte ausgeſprochen hat:

---

*) Man erinnere ſich nur, um doch Einen Beleg zu geben, des Benehmens der Chriſten gegen die Juden und der Juden gegen die Chriſten unter den Kurfürſten Joachim I und II von Brandenburg.

„Ich wollte meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren, wollte ſie läge eingeſargt zu meinen Füßen, und die Dukaten im Sarge,“
ſobald wir das vernommen, iſt alles Spätere, was die Gerichtsſcene zeigt, ſelbſt das Wetzen des Meſſers an der Sohle — begreiflich. — Nur die Liebe iſt etwas Poſitives, der Haß eine bloße Negation, nothwendig hervorgehend aus der erſteren. Wer aber den Haß allein hat ohne Liebe, gleichſam ein ewiges Nein ohne ein ewiges Ja, der wird in der Unſeligkeit ſeines Zuſtandes, ſich nur dadurch zu retten ſuchen, daß er ſeine Negation zu etwas Poſitivem zu erheben ſucht. Das kann ihm freilich nie gelingen; aber um zu leben muß er es ſtets von neuem verſuchen. So hier Shylok, deſſen Charakter als ein ewiges Nein zu allem Guten und Schönen erſcheint.

Am Schluſſe ſeiner Rolle erregt er faſt ein tragiſches Mitleiden, wenigſtens nach unſerm Gefühle. Ohne Rache und ohne Reichthum wird er wohl nicht lange mehr leben können, und er geht faſt krank ab. Laſſet uns aber nicht zu weich ſein gegen dieſen Ueberharten. Der Dichter durfte ihm auch nicht eine Zeile der Sentenz erlaſſen: nicht etwa der ſogenannten poetiſchen Gerechtigkeit willen, ſondern wegen des nothwendigen Elements des Luſtſpiels, der Freiheit. Shylok hatte das Recht angerufen, damit es ſeiner Rache dienen ſollte, und jede Bitte, diesmal nicht auf dem ſtrengſten Rechte zu beſtehen, höhnend zurück geworfen. Da redete dann das Geſetz, und ſank mit ſeiner ganzen Schwere auf ihn zurück, der es zur Sättigung ſeiner Leidenſchaften hatte gebrauchen wollen. Was er mit Freiheit geſäet, ärndtete er, und ſo fällt jede Verwunderung weg.

Tubal Shyloks untergeordneter Freund, den in einer einzigen Scene in Umriſſen zu zeichnen, allerdings eine ſchwere Aufgabe war. Der Mann hat ſich zum Nachſetzen gebrauchen laſſen, konnte aber die leichtgeflügelten Liebenden nicht einholen. Auf ſeines Meiſters entſetzliche Klagen hat er nur den Einen gelaſſenen, aber erbärmlichen Troſt, daß andere Menſchen auch Unglück haben, in welcher Troſtquelle den auch Shylok ſich nicht wenig erfriſcht. Damit er aber auch in dieſer Hinſicht zu keinem wahren Genuß komme, ſo wird er ihm, wie billig, alle Augenblick durch den Tubal ſelbſt verkümmert, der, ſo oft er von dem vortrefflichen Unglück Antonio's als einem Labſal für den Feind geſprochen, ſogleich auch wieder von der unmäßigen Verſchwendung Jeſſika's auf der Reiſe Bericht giebt. Tubal thut dies ohne allen Zweifel mit Vorſatz, denn die Freundſchaft unter ſolchen Menſchen iſt nichts weiter als die wechſelſeitige Erlaubniß, ſo ungenirt und aufrichtig-widerwärtig-quälend zu ſein als möglich. So hat T. einen dreifachen Genuß: Antonio's Ruin, den Verluſt Shyloks, dem, als ſeinem geliebten Freunde er gleichfalls recht wohl einiges Böſe gönnt, und endlich das phantaſtiſch-tolle Schauſpiel, das ihm die verworrenen Ausrufungen ſeines edeln Freundes, die er ſelbſt veranlaßt hat, gewähren. Wir glauben ihm durch alle dieſe Vermuthungen nicht zu nahe zu treten, da, wie billig, der Helferhelfer unter dem Anführer ſteht, und auch Salanio erklärt, es gebe keinen dritten zu dieſem Paar.

Lanzelot Gobbo. Die luſtige Perſon des Stücks, d. h. die, welche gleich bei ihrem erſten Auftreten das Privilegium luſtig zu ſein ausgezeigt. Unſere lieben wackeren Vorfahren im 15, 16 und 17 Jahrhundert konnten nicht leicht ein Stück anſehen, in dem der Dichter eine ſolche ergötzende Perſon hätte fehlen laſſen. Späterhin, gegen den Anfang des 18 Jahrhunderts verlor man, wie durch Gewalthätigkeit, faſt allen Witz, und ward über dieſen Verluſt ſo gewaltſam hochmüthig, daß man mit ungeheucheltem und thörichtem Haſſe auf dergleichen unſchuldige Perſonen herab ſah. Gottſched that endlich den letzten Schritt, und in Verbindung mit der berühmten Schauſpieldirektorin Neuber in Leipzig, ließ er auf öffentlicher Bühne den redlichen Geſellen, der ſich Hanswurſt nannte, verbrennen (1737). Leſſing war unendlich billiger, und wünſchte nicht ſelten mit rührender Sehnſucht den armen luſtigen Teufel zurück, für den zu ſeiner Zeit auch nicht der kleinſte Erſatz geboten wurde.*)

Gobbo iſt kein eigentlicher Hanswurſt, ſondern die reine redliche luſtige Perſon, eine Art von Shakeſpearſchem — Papageno, ein Menſch, der weiter gar kein geiſtiges Bedürfniß hat, als ſich ſelbſt und die Welt moraliſch auf den Kopf zu ſtellen, aber ohne alle böſe Abſicht, ja überhaupt ohne alle Abſicht. Er will nur *ſpaßen* (was wir ſelbſt noch von *Scherzen* unterſcheiden möchten) und er muß ſpaßen wollen, eben weil er es nicht laſſen kann. Nur in dieſem Cirkel bewegt er ſich. Wir ſind ſehr geneigt zu glauben, und es ſcheint uns ſogar recht klar, daß er ſeinen guten alten halbblinden Vater von ganzem Herzen lieb hat. Dennoch vermag er nicht, das Necken zu laſſen; aber es iſt ein ſo ehrliches Necken, daß es gewiß dem ehrlichen Manne weit beſſer *bekommen* wird, als wenn ihm große Herzensrührung begegnet wäre. Wie wenige Dichter hätten es ſich hier wohl verſagt, ein klein wenig zu rühren! Aber Shakſpear denkt nicht daran, ſondern giebt uns hier zwei Scenen von ſo köſtlichem Humor, daß man in der That das traurigſte Gelübde, ſich nie zu freuen, gethan haben müßte, wenn man auch hier ſich nicht ergötzen wollte. —

---

*) Wir gedenken an einem andern Orte über jene leicht fröhliche Angelegenheit, die noch ſo oft mißverſtanden wird, zu reden.

Und ſollte nicht auch wirklich eine gewiſſe humoriſtiſche Rührung in jener Erkennungsſcene walten? Der Alte, der von dem neckiſchen Jüngling gehört hat, ſein Sohn ſei todt, klagt wirklich recht herzlich, daß er nun „den Stab ſeines Alters, ſeine beſte Stütze“ verloren habe, woraus denn doch hervor geht, daß der junge luſtige Menſch bisher ſeine Pflichten gegen den ehrlichen Alten recht wohl erfüllt hat. Auch macht jene kurze Klage auf den Spaßenden gar bald Eindruck. Er wendet ſich nur noch einmal (denn das kann er nicht laſſen) an das ſcherzende Wort: und fragt das Publikum: „Seh' ich wohl aus wie ein Knittel, oder wie ein Zaunpfahl, wie ein Stab oder wie eine Stütze?“ und dann kommt ſogleich ſein Herz in das Spiel, und er giebt ſich ſchnell zu erkennen, wobei der Alte eine doppelte Freude hat, eine Freude, die ſich, wie billig, auch auf den ſtattlichen — Bart ſeines Sohnes erſtreckt, deſſen Geſicht er mit Behaglichkeit betaſtet.

Man leſe dieſe Scene und die folgende ſelbſt, auch wenn man ſie ſchon hundertmal geleſen, noch einmal, und man wird inne werden, hier ſei jener gute, menſchlich freundliche Humor, der ewig iſt wie die Natur des Menſchen ſelbſt, während (um es recht deutlich heraus zu ſagen) faſt aller franzöſiſche Witz mit der beſchränkten Zeit ſinkt, die ihn erſchuf und erfaßte. —

Wir verhehlen es nicht, daß wir ſelbſt bei dem Boten aus Venedig und bei Porzias Bedienten wirkliche Charakterphyſiognomie anzutreffen glauben. Beſonders iſt der Letztere zu bemerken, der, bei der Ankunft des Baſſanio in Belmont, in ſolches Entzücken geräth, daß er in dem allerzierlichſten, pathetiſchen Worten deſſen Ankunft verkündet. Doch leider kommt der arme Mann, der ſolchen Feſttagswitz an den ſchönen Fremdling wendet, übel weg, indem ihm Porzia erwiedert:

Nicht wahr, ich bitt' dich, ich beſorge faſt, daß du gleich ſagen wirſt, es ſein dein Vetter.

Porzia, die Trägerin des ganzen Stücks, ſpricht ſich in ihrer edlen Individualität ſo entſchieden und bedeutend aus, daß ſie ſelbſt bei dem erſten Blicke erkannt werden mag. Es iſt mit dieſem Charakter wie mit dem Aether, der, wie bekannt, klar iſt und doch voll unergründlicher Tiefe. Sie hat einen ſeltſamen geheimnißvollen Vater gehabt, der ihr unendlichen Reichthum, aber auch einen gefeſſelten Willen bei der wichtigſten Wahl ihres Lebens hinterlaſſen hat. Vielleicht erzeugte ſich gerade ſo ihr nie ermüdender, vollſtrömender Witz, der uns vielleicht für ihr Herz bange machen könnte, wenn uns nicht die herrliche tiefe Liebe für Baſſanio, und das geiſtreich thätige Mitleiden mit Antonio eines beſſern belehrte. So ſteht ſie denn in der That faſt vollendet da, und doch wieder ganz ohne Allgemeinheit, recht feſt beſtimmt und begränzt, wie denn überhaupt das Schöne ſich nur in harmoniſcher Begränzung offenbaren kann. Wir geſtehen gern, wir möchten auch nicht Eine Zeile aus ihrer Rolle entbehren, und ſo wünſchten wir auch allerdings jede Zeile derſelben durch zu nehmen, wenn wir nicht fürchteten, zu ausführlich zu werden. Nur des Einen wollen wir gedenken, wie gar herrlich und rührend in dem Munde dieſes in voller Blüthe prangenden, tief verſtändigen und doch ſo muthwillig heitern Mädchens, die Worte über die Gnade ſich ausnehmen, Worte, die ſelbſt der edelſte Geiſtliche gern von der Kanzel vor einer ganzen — Europäiſchen Gemeine ableſen würde. Und dann wieder — ganz wie ein ächtes Mädchen, nach der tiefſten Rührung der angenehme Muthwille mit dem Ringe. Laſſet uns doch ja nicht fragen: Wozu dieſer Muthwille? Wir würden dadurch nur zeigen, daß wir das ſchöne Talent, durchaus heiter und muthig zu ſein, verloren hätten, und das ſoll uns doch niemand nachſagen.

Nerissa. Wir möchten ſie ein Echo ihrer Gebieterin nennen, wenn man ſich bei demſelben nicht etwas bloß Poſitives dächte. Aber ſie iſt aktiv, und dennoch ein Echo, aus Liebe für Porzia. Haben wir das aufgefaßt, ſo iſt ihr ganzes Benehmen und jedes Wort aus ihrem Munde klar und leicht zu entwickeln.

Jeſſica. Sie hat vielleicht bis dahin ihr ganzes Leben einſam geſtanden; denn wohin die Natur ihre erſte Liebe leiten wollte: zu ihrem Vater, da vermochte ſie nicht zu lieben. So erzeugte ſich in ihrem Gemüthe die Sehnſucht, die Gluth, die gänzliche Entfernung von Shylok, das Verſtreuen des Reichthums (denn warum ſollten wir Tubals Nachricht nicht glauben?) die gänzliche Hingebung an den Geliebten. Als ſie ihn fand, fühlte ſie nichts mehr als ihn, und kannte weiter keine Pflichten als ihm zu folgen, and ihm alles zu ſein. Glaubend, ſie ſei nur zur Liebe und Freude geboren, vermochte ſie es nicht länger in ihres Vaters Hauſe auszuhalten, und ſo iſt ſelbſt der Umſtand, daß Lanzelot nun auch noch fort geht, der ſie ſonſt wohl erheitern konnte, nicht ohne Bedeutung. Sie ſagt ihm beim Abſchiede di
Worte:

Es thut mir leid, daß du uns ſo verläßt:
Dies Haus iſt Hölle, und du, ein luſt'ger Teufe
Nahmſt ihm ein Theil von ſeiner Widrigkeit.

Zur Märtyrin hat ſie kein Talent, und ſo verm
ſie, die vielleicht das gräßlichſte aller Gefühle ha
ſich ihres Vaters zu ſchämen, keinen Widerſta
zu thun gegen die Werbung und den Entführung
plan des Lorenzo. In dieſer Liebe erſt reiſt ihr
müth, und es wird dem aufmerkſamen Leſer ni
verborgen bleiben können, daß ſie gegen das E
des Stücks weit höher und liebenswürdiger daſte

als im Anfang, und es bedarf des Zuſatzes nicht, welch' ein reiner Gedanke hier den Dichter geleitet hat.

Haben wir nun auf dieſe Weiſe jeden einzelnen Charakter des Stücks ruhig angeſchaut, ſo eröffnet ſich uns bald der heitere Blick in das große Ganze, in den ſchönen Rhythmustanz der rein menſchlichen Gebilde, den hier zu unſerer Freude der edle Meiſter aufführen läßt. Aber es ſey fern von uns in allgemeinen und vagen Lobſprüchen zu ſagen, was ſich von ſelbſt verſteht Ueberhaupt wollen wir nie vergeſſen, daß man auf die Poeſie d. h. auf etwas rein Menſchliches und Göttliches nicht mit Fingern zeigen kann, und, auch wenn man es könnte, nicht ſollte. Wir wollen den Duft der Blume genießen, aber nicht den Blüthenſtaub mit den Fingern abſtreifen. Man ſuche hier gar keine Myſtik; ich habe hoffentlich gezeigt, daß ich ſie in der Kritik nicht liebe; wohl aber glaube ich allerdings nicht, daß man – den Regenbogen in ſeine einzelnen Farben zerlegen ſoll. Sehr genau kann und ſoll der Kritiker ſagen können, *wo ein Fehler iſt*, und *warum* er das, oder jenes für einen Fehler halte, aber wo ein vollendetes Dichterwerk iſt, da ſoll er, unſers Erachtens, zwar jede einzelne Perſon anſchauen, und recht klar anſchauen, aber er erlaſſe dann Andern und ſich das weitere Preiſen. Es bedarf deſſen dann nicht mehr.

Wohl aber möchte doch noch eines Umſtandes erwähnt werden müſſen. Man hat auch in gedruckten Büchern hie und da gemeint, der fünfte Akt jenes Schauſpiels — es wird uns wirklich ſauer dergleichen nieder zu ſchreiben — ſei überflüſſig. Freilich, wenn wir zufrieden ſind, nachdem der rohe Stoff beſeitigt iſt, wenn wir wiſſen, daß dem Antonio das Stück Fleiſch nicht ausgeſchnitten wird, wenn wir es gern ſehen, daß Baſſanio und Porzia allenfalls gleich vom Gerichtsſaale zum Hochzeitmale gingen, ſo wäre die Sache abgemacht, wie etwa eine pikante Anekdote abgemacht wird. Allein Shakſpear wollte, wie billig, etwas Höheres, und er gab uns noch einen Akt, wo wir, fern von allem wüſten Getreibe und dem Kampfe irrer Leidenſchaften, nichts ſehen und hören, als: Mondſchein und Muſik, Liebe, Scherz und die Löſung jegliches Lebens-Räthſels. Wahrlich, wie einſt ein Verehrer von Glucks Iphigenia auf das traurige und unwahre Wort: „Iphigenia iſt gefallen" bloß erwiederte: „Ja, vom Himmel," ſo möchten wir das, und zwar mit dem größten Rechte, auch von dieſem Akte ſagen. — So „ſüß ſchlummerte" noch in keinem Dichter „das Mondlicht auf dem Hügel," ſo ward noch nie der heilige Zauber der Muſik erkannt, ſo mild und freundlich löſte ſich noch nie der verſchlungene Knäuel des Geſchickes, als er hier gelöſt wird. — Ganz klar; ganz befriedigt, ganz heiter ſollte der Zuſchauer von dem herrlichen Gemälde treten: das wollte der Dichter, und das hat er erreicht.

t

3. Heinrich IV,

Schauſpiel in fünf Aufzügen erſter Theil, (bei Gelegenheit der Aufführung auf der Berliner Bühne.)

Um das Hiſtoriſche in dem vierten Heinrich genau zu verſtehen, müſſen wir auf ſeinen Vorgänger Richard II. zurückblicken. Dieſer war in der Tiefe ſeines Herzens nicht ohne wahrhaft königliche Eigenſchaften; aber Leichtſinn, Lebenständelei und verworrener Umgang hatten ihn gewiſſermaßen ſich ſelbſt entfremdet, und ſo erſchien er zuletzt faſt nur als eine Karikatur ſeiner ſelber. Die Abneigung der Großen, die er ſich dadurch zugezogen, benutzte Heinrich Bolingbroke, den Richard verbannt hatte. Er kehrte wider den Willen des Königs zurück, und mit ſchlauer Klugheit, nur vorgebend ſein Recht zu behaupten und einige Misbräuche im Reiche abzuſtellen, gelang es ihm bald, an der Spitze einer höchſt bedeutenden Macht zu ſtehen, und Richarden die Krone zu rauben. Jetzt im höchſten Unglück erwacht die ganze edle Natur des unglücklichen Königs, und, da ihm die ſichtbare Krone vom Haupt geriſſen worden, umleuchtet ihn die königliche Würde in ihrer ganzen Herrlichkeit. Laßt mich darüber nicht weitläufig ſein, ihr lieben Leſer, wohl aber laßt euch bitten, in einer ſtillen Stunde einmal jenen Richard von neuem zu betrachten, wie ihn Shakſpear gezeichnet, und ihr werdet, außer manchen anderen Freuden, auch den Genuß haben, zu ſehen, wie ſo gar ſehr herrlich der Dichter die Idee der Königswürde aufgefaßt hat.

Indeſſen geht alles ſeinen irdiſch natürlichen Gang, Richard fällt und Heinrich Bolingbroke ſetzt die geraubte Krone mit Bewilligung der Großen des Reichs auf ſein eigenes Haupt Er, jetzt unter dem Namen Heinrich IV, zeigt ſich feſt, klug und bedeutſam, um ſich die ſchwankende Herrſchaft zu ſichern; das gelingt ihm, aber die Nemeſis waltet dennoch, denn glücklich iſt er nicht und Liebe begegnet ihm nimmer. Er ringt, die äußere Würde auch durch innerliche zu erſetzen, aber er vermag nichts weiter, als mit Künſtlichkeit hoch und vornehm zu erſcheinen. Dies iſt überall dem forſchende Blicke ſichtbar; doch am klärſten wird es in der Scene mit dem Prinzen von Wales, in welcher er das tiefſte Geheimniß ſeiner Herrſchkunſt entwickelt. Hätt' ich, ſo ſagt er nach manchem andern Schelten.

> Hätt' ich ſo meine Gegenwart vergeudet,
> So mich den Augen aller ausgeboten,
> So dem gemeinen Umgang gäng und feil:
> So wär' die Meinung, die zum Thron mir half,
> Stets dem Beſitze unterthan geblieben,
> Und hätt' in ſchwächlicher Verbannung mich
> Als einen, der nichts gilt noch iſt, gelaſſen.

Doch ſelten nur geſeh'n, ging ich nun aus,
So ward ich angeſtaunt wie ein Komet,
Daß ſie den Kindern ſagten: „Das iſt Er;“
Und andre: „Welcher? Wo iſt Bolingbroke?“
Dann ſtahl ich alle Freundlichkeit vom Himmel,
Und kleidete in ſolche Demuth mich,
Daß ich Ergebenheit aus aller Herzen,
Aus ihrem Munde Gruß und Jauchzen zog,
Selbſt in dem Beiſein des gekrönten Königs.
So hielt ich die Perſon mir friſch und neu, u. ſ. w.

Er iſt hart genug, noch jetzt den unglücklichen König, der durch ihn fiel, lächerlich zu machen, indem er mit wahrhaftem Witz ſchildert, wie der, von ſolchen Künſten nichts wiſſend, ſich überall und für jedermann habe ſehen laſſen, nicht ſelten ſogar lachend und ſcherzend.

Wenn dann der Anlaß kam, geſeh'n zu werden,
War er ſo wie der Kukuk nur im Juni,
Gehört, doch nicht bemerkt; geſeh'n mit Augen,
Die, matt und ſtumpf von der Gewöhnlichkeit,
Kein außerordentlich Betrachten kennen,
Wie's ſonnengleiche Maieſtät umgiebt,
Strahlt ſie nur ſelten den erſtaunten Augen.
Sie ſchläferten, die Augenlieder hängend,
Ihm ins Geſicht vielmehr, und gaben Blicke,
Wie ein umwölkter Mann dem Gegner pflegt,
Von ſeinem Beiſein überfüllt und ſatt.

Wie aber jene Künſte damals halfen, die Krone zu empfangen, ſo helfen ſie jetzt, ſich zu erhalten, und die äußere Würde zu behaupten, denn möge es immerhin keine ſonderliche Kunſt ſein, ſich klar zu machen; zu irdiſchem Zweck iſt ſie gut genug. So will es der Erdgeiſt, der die ſtets beſonnene Klugheit nothwendig ſiegen laſſen muß über die wilde Genialität (Heinrich Percy) und ſo ſchildert es der Dichter, der, durch und durch entglüht von rein poetiſchem Feuer, dennoch ewig beſonnen und mäßig erſcheint.

Wir wenden uns jetzt nach der Charakteriſtik des Vaters zu dem Sohne, der, wie ſchon frühere Kritiker bemerkt haben, von dem Dichter mit ganz beſonderer Liebe geſchildert worden iſt. Dieſer Jüngling hat alles, was liebenswürdig und anmuthig genannt werden kann, und, ganz im Gegenſatz ſeines Vaters, iſt er ſich auch ſeiner Würde ſo klar bewußt, daß er ſie faſt übermüthig – verſchleudert und zu ignoriren ſcheint. Der Hof ſeines Vaters iſt ihm zu ſteif, zu geiſtlos und eben deshalb auch zu langweilig, und da er leider nichts zu thun hat, (das ſchlimmſte Unglück für den genialen Jüngling) ſo macht er ſich zu thun, indem er eine überaus ſchlechte, aber auch überaus witzige Geſellſchaft wählt, die ihm allerdings Geſchäfte genug giebt. Er iſt ein Edelſtein unter Schutt begraben; aber dieſer Diamant hat Leben, und zwar ein ſolches, von dem er weiß, daß es in jedem Augenblicke zum Vorſchein kommen kann, ſobald eine bedeutende Aufforderung geſchieht. Wie ein ächter Alt-Britte liebt er nächſt dem tiefſten Ernſte nichts ſo ſehr, als den Witz und den Humor, und da er dieſe nicht ſelten in den — Schenken antrifft, ſo ſteht er auch nicht an, dieſelben zu beſuchen.

Wir müſſen einräumen, daß er im Fallſtaff die eigentliche Fundgrube des Witzes und Humors angetroffen, und da er das weiß, ſo iſt es ihm in manchen Stunden unmöglich die moraliſche Schlechtheit jenes Menſchen ſcharf zu ahnden. Er läßt mit ſich ſelbſt ſpielen, wie der Löwe es den Mäuſen verſtattet; oder (in einem anderen Vergleiche) er richtet nicht Kanonen gegen Fliegen; ſondern ergötzt ſich an ihrem Summen, oder wenn es ihm zuviel wird, ſo wehrt er ſie höchſtens mit dem Taſchentuche ab.

Shakſpear läßt uns auch nicht den geringſten Zweifel über den Charakter des Prinzen, denn ſobald in der zweiten Scene, das luſtig ruchloſe Spiel der witzigen Proſe vorüber iſt, ſo tritt ſogleich die Poeſie in wahrhaft königlicher Pracht ein:

J know you all, and will a while uphold
The unyok'd humour of your idleness:
Yet herein will J imitate the sun;
Who doth permit the base contagious clouds
To smother up his beauty from the world,
That, when he please again to be himself,

Being wanted, he may be more wonder'd at,
By breaking thrugh the foul and ugly mists
Of vapours, that did seem to strangle him.*)

Er darf ſo reden, denn er zeigt ſich in der That ſo, ſobald ſich die Gelegenheit zu handeln bietet. Selbſt in der Scene mit dem Vater, wo er gar ſehr geſcholten wird, ſteht er in ſeiner freundlich beſcheidenen Unbefangenheit offenbar beſſer da, als jener, deſſen ganze Tugend doch nur künſtlich gemacht iſt, und ſich ſelbſt nicht traut. Auch dem Feinde zwingt er ein Lob ab, und zwar eines in köſtlich tönenden Worten, daß es gewiß niemanden gereuen wird, daſſelbe, (wenn auch zum funfzigſten male) wieder nach zu leſen.

---

*) Wir haben dieſe trefflichen Zeilen in der Urſprache gegeben, da ſie uns doch noch bedeutſamer zu tönen ſcheinen, als in der ſonſt bekanntlich ſehr gelungenen Ueberſetzung:

Ich kenn' euch all', und unterſtütz' ein Weilchen
Das wilde Weſen eures Müſſiggangs.
Doch darin thu' ich es der Sonne nach,
Die niederm, ſchädlichen Gewölk erlaubt,
Zu dämpfen ihre Schönheit vor der Welt,
Damit, wenn ihr's beliebt ſie ſelbſt zu ſein,
Weil ſie vermißt ward, man ſie mehr bewundern,
Wenn ſie durch böſe garſt'ge Nebel bricht,
Von Dünſten, die ſie zu erſticken ſchienen.

Noch klarer erſcheint uns der Prinz im Gegenſatze zu Percy, dem Heißſporn. Dieſer Beiname drückt den Charakter des jungen Helden wohl aus, der ganze Menſch iſt eine einzige Flamme vom Haupt bis zur Ferſe, mitunter ſogar eine Schwefelflamme. Er hat alles, was den edelſten Ritter zieren würde; nur nicht das reine Element der Ritterlichkeit: Liebe und nächſtdem reflektirende Klugheit. Ihm erſcheint gewiſſermaßen das Leben wie ein Blitz; darum bildet er ſich ſelbſt zu einem donnernden Jupiter, um jenem zu begegnen. Aber der Menſch iſt nun einmal kein Jupiter, darum mislingt auch dem Percy das Unternehmen, das ſonſt gegen den mit großem Unrecht zur Regierung gekommenen und eben deshalb ungeliebten Bolingbroke gerichtet, leicht einen beſſern Ausgang hätte haben können. So aber zerſchlägt ſich ſeine Kühnheit an des alten Königs Klugheit, und an des jungen Prinzen reiner Ritterlichkeit. Im Percy iſt ein ungeheurer Ueberfluß am Leben, und darum lebt er nicht recht, denn bekanntlich giebt es ja auch Krankheiten aus Ueberkraft. In dem vollſtändigen Gemälde durfte nicht übergangen werden, daß er nicht lieben kann, weshalb denn auch die Scene mit ſeiner Gemahlin durchaus nicht anders ſein kann, als ſie eben iſt. — Sie iſt ihm nicht viel mehr als erſte Dienerin; ja wenn ſie mehr ſein will, — genirt ſie ihn. Schon um deswillen darf er nicht herrſchen. Nächſt ihm ſteht der ſeltſam phantaſtiſche Glendower und Douglas in ſeiner heiteren Kühnheit, mit wenigen aber bedeutſam charakteriſtiſchen Zügen gezeichnet, deutlich da; und es wird überall klar, daß dieſe Gemüther, wenn ſie auch für Ein politiſches Ziel erregt worden ſind, ſich dennoch nie wahrhaft vereinigen können.

Gehen wir jetzt zu der ſcherzhaften Parthie des Stückes, ſo finden wir hier zuerſt den allbewunderten in hundert und wieder hundert Büchern geprieſenen Falſtaff. Dennoch mögen auch hier ein paar ganz einfache Bemerkungen über ihn ſtehen. Er iſt gewiſſermaßen die perſonificirte witzige Sinnlichkeit, d. h. eine ſolche, die ſich ihrer ſelbſt klar bewußt iſt, und eben deshalb witzig ſein kann. Er fühlt ſelbſt ſehr wohl, daß ihn ſein unmäßig dicker und aufgeſchwemmter Körper an tauſend Dingen hindert, die ein anderer im Fluge zu thun vermag. Er fühlt ſich ſelbſt ſogar feige; und macht ſich mitunter halb ſcherzende halb ernſte Vorwürfe, daß es überhaupt mit ſeiner Tugendhaftigkeit nicht wohl beſtellt ſei. Aber nicht minder weiß er, daß er mit ſeinem Verſtand doch faſt überall durchdringe; und, da dieſer nie anders als in der Form des Witzes und des Humors erſcheint, auch faſt überall willkommen ſei. Er iſt wenigſtens ein ehrlicher Schelm, und ein nicht tückiſcher Taugenichts, und haßt eigentlich keinen Menſchen, als etwa — den Prinzen Johann, weil dieſem allerdings ſehr kühlen Jünglinge durchaus nicht mit Scherz beizukommen iſt. — Wir müſſen hier auf dieſen Umſtand aufmerkſam machen, obwohl derſelbe erſt im zweiten Theile Heinrichs IV. zur Sprache kommt, weil er uns klar darthut, daß Fallſtaff den Witz wirklich als Waffe gebraucht; und daß er ſich keinesweges verhehlt, daß dieſe Waffe ſeine einzige ſei. Deshalb iſt er auch (obwohl umgezogen gegen die ganze Welt) doch gegen niemanden bitter, als gegen jenen Johann. — „Ich wollte, ſagt er nach dem Abgange deſſelben im zweiten Theile Heinrichts IV., (Akt IV. Scene III.)" Ich wollte, ihr hättet nur den Witz dazu, das wäre beſſer als euer Herzogthum. — Meiner Treu, dieſer junge Knabe von nüchternem Geblüt liebt mich nicht, auch kann ihn kein Menſch zum lachen bringen; aber das iſt kein Wunder, er trinkt keinen Wein. Es wird niemals aus dieſen bedächtigen Burſchen etwas Rechtes, denn das dünne Getränk und die vielen Fiſch-Mahlzeiten kühlen ihr Blut ſo übermäßig, daß ſie in eine Art von männlicher Bleichſucht verfallen, — — ſind gemeiniglich Narren, und feige Memmen. —

In ſoweit Fallſtaff lieben kann, liebt er den *Prinzen Heinrich wirklich; ja es iſt zu vermuthen,* daß ihm ohne deſſen Geſellſchaft . . . . der Sekt nicht halb ſo gut ſchmecken und bekommen würde als jetzt. Einer größeren Liebe iſt Fallſtaff nicht fähig, und die Königin Eliſabeth muthete dem Dichter in der That etwas Unmögliches zu, als ſie von ihm verlangte, in einem eigenen Luſtſpiele den Fallſtaff verliebt zu zeichnen. Zwar wiſſen wir alle, wie vortrefflich S. in den „luſtigen Weibern von Windſor“ ſich aus der Affaire zog; dennoch können wir nicht verhehlen, daß uns der Fallſtaff in dem letztgenannten Luſtſpiel nur als ein halber Fallſtaff erſcheine, im Vergleich mit dem unübertrefflichen in den Heinrichen.

Unter den vielen köſtlichen Scenen, die durch Fallſtaff veranlaßt werden, zeichnen wir beſonders die vielberühmte aus, in welcher er im Namen des Königs dem jungen Prinzen Vorwürfe macht, und ſich ſelbſt mit köſtlichem Weihrauchduft beſchenkt. Wir zeichnen ſie aus, beſonders deswegen, weil wir den Muth des Dichters bewundern, jene große, herrliche, überaus ernſthafte Strafſcene, die durchaus nicht ausbleiben durfte, vorher zweimal ſcherzhaft zu parodiren, ohne zu fürchten, daß ſie dadurch an Würde verlieren könne, oder daß wir unwillkührlich lächeln würden, wenn wir uns der früheren Parodien erinnerten. Sh. durfte ſich vertrauen, denn wahrlich weit entfernt, daß jene Parodien dem nachfolgenden Ernſte ſchadeten, verleihen ſie ihm neue Würde.

Der Dichter hat uns deutlich gezeigt, wie Fallſtaff nicht bloß ſelbſt behaglich iſt, ſondern auch überall Behaglichkeit verbreitet, und wie er es den Menſchen faſt unmöglich macht, ihn genugſam zu verachten, weil ſie vor Lachen nicht dazu gelangen können. Deshalb giebt es auch eine ganz eigene Empfindung, die Worte zu hören, die der Prinz an ihn richtet, als er ihn auf dem Schlachtfelde todt zu finden glaubt. Es iſt in ihnen eine ſo ſeltſame Miſchung von Lächeln und Rührung, daß wir ſie gleichſam mit zu ſprechen glauben, ja wir möchten die Wagſchaale der Rührung bei dem Prinzen für gefüllter halten, als die andere, in der der lächelnde Scherz ruht.

Dennoch, ſo behaglich als es auch dem Dichter ohne Zweifel geweſen iſt, den Fallſtaff zu zeichnen, ſo hat er doch nie nach Art einiger neuern Poeten geſtrebt, ein falſches Intereſſe für denſelben zu gewinnen. Er leugnet nicht nur nie, daß Fallſtaff ein durchaus verächtlicher Menſch iſt, ſondern läßt dies recht häufig an den Tag kommen; ja er hat am Schluſſe des zweiten Theils Heinrichs IV, dem armen Schelm eine Strafe zuerkannt, die man wohl in manchen Momenten für zu hart erklären könnte; doch wird ſie uns bei genauer Betrachtung nur gerecht erſcheinen.

Daß ſich endlich um Fallſtaff noch einige andere ergötzliche Menſchen verſammeln, verſteht ſich von ſelbſt, und es können uns dieſelben mit Einſchluß des ſpäterkommenden Piſtol und Nym,— gewiſſermaßen als Falſtaffs köſtliche Familie erſcheinen, die ſich faſt durch ſich ſelber charakteriſirt.

Wir brechen hier ab, da wir nicht geſonnen waren, ein Buch über das Stück zu ſchreiben, ſondern lediglich die Abſicht hatten, durch die Darlegung einiger Züge in den Hauptcharakteren, unſer großes Intereſſe für das Werk zu beurkunden, das ſo tiefſinnig iſt und doch ſo freundlich, ſo lehrreich und ſo ergötzlich, daß man es wohl lieben muß.

4. Othello,

Trauerſpiel in fünf Aufzügen, überſetzt von J. H. Voß.

Wir wiſſen bekanntlich aus Shakſpear's Leben nur ſehr wenig; doch dies Wenige muß uns um ſo werther ſein, beſonders wenn es unmittelbar Beziehung auf ſeine Schriften hat. Zuerſt dichtete er aus ſeiner eignen milden Seele heraus die lieblich zarten Sonette, dann einige Trauerſpiele, bei denen ſein Name verſchwiegen blieb, z. B. den durch und durch entſetzlichen Titus Andronicus, Lokrin, den tiefen Perikles, deſſen letzter Akt ſogar an den fünften Aufzug im Kaufmann von Venedig erinnern kann, den überreichen König Johann (erſte Ausgabe) und das beiſpiellos zar und ſanft gehaltene Trauerſpiel König Lear. (Erſte Ausgabe, völlig

völlig verſchieden von der zweiten, furchtbar tragiſchen, die wir auf unſere Bühne geben.)

Die höchſte Blüthe der Jugend bezeichnet ſein Romeo; ſein vollendetes Mannes-Alter Heinrich IV. nebſt einigen Luſtſpielen; ſeine Hinneigung zum höheren Alter Othello. Dieſes Stück war ſein letztes; ja man erzählt, daß er den fünften Akt auf dem Krankenbette geſchrieben habe.

Unter allen Dramen des großen Dichters iſt vielleicht keines ſo häufig bewundert worden, wie dieſes, und es würde nicht ſchwer werden, einige funfzig berühmte Deutſche und Engländer zu nennen, welche eine ganz unbedingte Anerkennung des Werks öffentlich ausgeſprochen haben. Wirklich iſt auch kaum ein reicherer Verſtand in der Zeichnung der Charaktere, eine tiefere Ergründung einer unſeligen Leidenſchaft gedenkbar, als hier erſcheint. Wir ſehen hier die tiefſten Tiefen der Menſchenbruſt entſchleiert, und wenn der Dichter, indem er uns in dieſe Abgründe zu ſchauen nöthigt, zuweilen ſogar faſt ſchonungslos erſcheinen kann, ſo beſänftigt und erhebt er uns doch wieder durch den reinen Aether der Poeſie, mit dem er die ſchauderhaft tiefe Wahrheit umgiebt.

Will man indeſſen die Bewunderung für den Dichter noch erhöhen, ſo leſe man — jede andere für die Tragödie berechnete Schilderung der Eiferſucht, und man wird finden, daß keine an Vollſtändigkeit und Tiefe der im Othello gleicht. — Man kann geradezu ſagen, daß alles, was in Voltaires Zaire erträglich iſt, aus dem Mohren von Venedig entlehnt wurde. Der bekannte Engländer Cibber ſagt, Voltaire habe von Shakſpeares ungeheurem tragiſchen Scheiterhauſen nur einen einzigen kleinen Feuerbrand ergriffen, und ſo ſei ſeine Zaire entſtanden; allein Leſſing ſezt noch hinzu, jener Feuerbrand ſei in Voltaires Händen faſt ausgegangen und habe nur geräucht, nicht geleuchtet.

Bei ſo allgemeiner Anerkennung des groſſen Verſtandes, der im Othello aufgewandt worden iſt, halten wir alſo billig für überflüſſig, denſelben durch die Zerlegung des ganzen Werkes von neuem aufzuzeigen. — Was uns für jezt zu bemerken übrig bleibt: ſei folgendes: Man wolle bei dem Gemälde des Othello nie vergeſſen, daß wir hier einen wahrhaften Afrikaner ſehen. In ſeiner frühern Jugend wandelten ſeine Füße auf heiſſem Sande, und eine brennende Sonne ſenkte ſeinen Scheitel. So kam er nach Venedig, und zum Theil vielleicht in dem Schmerz des Heimweh's entzündete ſich ſeine Tapferkeit; die aber völlig verſchieden iſt von der milden Kraft der chriſtlich europäiſchen Helden. Seine Tapferkeit iſt ein im Zikzack fahrender Bliz, ja man könnte den ganzen Mann einen umher wandelnden feuerſpeienden Berg nennen. So erkennt ihn auch, (ſcheint es) der weiſe Venediger Senat, aber er weiß ihn als ſolchen zu nutzen, und wie es billig iſt, zu belohnen. Da gelingt endlich dem Othello das Höchſte, ſeine Tapferkeit erwirbt ihm die Liebe einer edlen und zarten Jungfrau, und in dieſer Liebe adelt ſich ſein Gemüth, in ſo weit es ſich adeln kann. Er vermag nicht ſeine Leidenſchaften zu mildern; aber er legt ſie jetzt an Ketten. Von dem neuen Gefühl belebt, erhaſcht er gleichſam im Fluge manche Tugenden, die, wenn ſie ſein vollendetes Eigenthum wären, ihn überaus liebenswürdig machen würden.

Aber er kennt ſich ſelbſt recht wohl, er fühlt ſich ſelbſt Desdemona's nicht ganz würdig, und in dieſem Gefühle allein liegt ſchon die Möglichkeit ſeiner ſpäteren Eiferſucht. Er traut ſich nicht, darum wird es ihm auch möglich, der Geliebten ſo zu mißtrauen. Nur die Liebe hat ihn zum Menſchen gemacht; wird dieſe geſtört, dann (ſo ſagt er ſelbſt) bricht das alte Chaos wieder ein. So geſtört und verletzt iſt ihm die Liebe ein entſetzlicher Schmerz, und er ſucht ſich von ihr loszuwinden, und ſie gewaltſam auszuhauchen (ſein eigenes Wort.) Nun brechen die pechfackelartig flammenden Leidenſchaften, die nur locker angekettet waren, gewaltſamer als je wieder hervor, und Shakſpear, der ewigen Natur getreu, durfte uns hier keine der bedeutenderen Aeußerungen jener Leidenſchaften erlaſſen: nicht jenes genaue Ausſprechen des Verbrechens, deſſen er die Geliebte zeihet, nicht das Ausmalen deſſelben, nicht jene körperliche Ohnmacht, die auf die brennende Wuth folgt, ſelbſt nicht, (wir wagen es auszuſprechen) den Schaum vor dem Munde des Afrikaners, (ein Umſtand, den Jago faſt mit Vergnügen bemerkt!) nicht die Mißhandlung Desdemona's, denn ſie wird dadurch wahrhaft tragiſch, daß Othello doch nur ſich verletzt, ja gewiſſermaßen auf immer entwürdigt — endlich nicht die gräßliche Weiſe des Mordes.

Desdemona iſt ein einfach gutes, durch und durch ſanftes, ſchneeweißes Lamm, und eben deshalb kann ihre Liebe ſich am beſten für einen tapfern Mann entzünden. Aber ſie irrt im Othello, denn ſeine Tapferkeit iſt nicht jene chriſtliche, die ſie allein beglücken würde. — Doch den Irrthum, wenn er in das Große geht, pflegt die Natur zu beſtrafen, wie ein Verbrechen; denn nicht ſie, die blinde, ſondern nur Gott macht einen Unterſchied zwiſchen Irrthum und Verbrechen. — So bindet ſich dann jenes ſchneeweiße Lamm an ein dunkelroth glühendes, herab rollendes Rad, welches zuletzt über das Herz deſſelben vernichtend hinſtürzt. Bald darauf zerſtöret die unlöſchbare Gluth das Rad ſelbſt.

Im Jago iſt die höchſte Virtuoſität des Laſters dargeſtellt, worüber wir wohl einige nothwendige Worte herſagen dürfen. — Die Tugend iſt in ſich ſelbſt allein Wahrheit, und als ſolche etwas

Poſitives; das Laſter in ſich ſelbſt ein ewiger Irrthum, mithin etwas rein negatives, und eben deshalb ſtets kämpfend *unbefriedigt*. Dieſem qualvollen Zuſtande zu entgehen, verſucht der bedeutende Frevler ſtets ſeine Negation zu etwas Poſitivem zu ſteigern; und, obwohl er dies nie erreichen kann, ſo gelingt es ihm doch nicht ſelten, ſich über ſeinen Zuſtand zu täuſchen, weil er ohne dieſe Täuſchung das Leben gar nicht würde ertragen können. Dann wendet er auch die Waffen gegen die Idee der Tugend ſelbſt, und da dieſe durch keine menſchliche Kraft zu erſchüttern iſt, ſo übt er wenigſtens ſeinen Witz an ihr, und erfährt zu ſeinem Troſte, daß jeder witzige Einfall wenigſtens eine momentane Befriedigung gewährt. Das Ungeheuerſte, was in dieſer Hinſicht jemals geſchehen, that Nero, der mit großer Beſonnenheit den Thraſea Pätus auswählte und zum Tode führen ließ, weil man ihn allgemein und mit Recht für den tugendhafteſten Römer der damaligen Zeit hielt. Er wünſchte die Idee der Tugend ſelbſt vernichten zu können, darum griff er ihren reinſten Repräſentanten an. Jago iſt ſonſt bei weitem geiſtreicher als Nero, doch darin kann er ihn nicht erreichen; wohl aber ſucht er die fehlende äußere Macht durch erhöhete, ſtets wachſame Klugheit zu erſetzen, was ihm auch beinahe gelingt.

Aeußere Gründe, ſo zu verfahren, wie er verfährt, hat Jago nur wenige. Zwar ſcheint der Argwohn, den er gegen den Othello ſelbſt hegt, bedeutend genug; aber er iſt ganz aus der Luft gegriffen; ja es iſt uns, als fühle Jago mitunter ſelbſt, daß er ſich dieſen Argwohn nur künſtlich gemacht habe. Ferner, was iſt ihm ſeine Frau? die Läſtigſte unter den Läſtigen, die er mit Vergnügen auf den Markt führen würde, um ſie zu verkaufen, und zwar um den civilſten Preis. Will er aber dennoch ſich am Othello rächen, warum opfert er Desdemonen? Doch auch ſie, die ihm nicht nur nichts zu Leide gethan, ſondern ihn mit ſteter Sanftmuth und Freundlichkeit behandelt, liefert er ohne die leiſeſte Zuckung von Mitleid, nicht etwa dem Meſſer, — ſondern der erdroſſelnden Hand. — Geringfügig iſt ferner der Grund ſeines Haſſes gegen Caſſio; auch ſpricht er denſelben nie ohne Witz aus. Was er erreichen will, hat er bereits durch die paar Gläſer Wein, zu denen er den treuherzigen Menſchen verführt, hinlänglich erreicht. Warum geht er weiter? Warum veranlaßt er alles dies Gräßliche? Hier entſcheidet nun, dünkt uns, als Antwort: Die Natur des Laſters ſelbſt, die wir vorhin mit wenigen Worten zu entwickeln ſuchten. Jago iſt ſehr unglücklich und ſehr unbefriedigt, und doch will er glücklich und befriedigt ſein. Er verſucht es nicht mit der Tugend, die iſt ihm zu ſchwer und ſcheint ihm, dem Unſeligen, Verworrenen langweilig; das Laſter aber erregend, witzig, piquant, amüſant. Er hat der Bosheit gleichſam einen kleinen Haus-Altar gebaut, an dem er täglich frevelhaft andächtig opfert. Die Menſchen ſind ihm nichts weiter als Marionetten, deren Sprünge ihn ergötzen ſollen; und einer Marionette allenfalls auch einmal den Kopf abzuſchlagen (wenns etwa ein Trauerſpiel werden ſoll) ſcheint ihm nicht ſehr bedenklich oder ſtrafbar zu ſein. — Wie aber der Dichter die beleidigte Tugend endlich an dem Frevler ſich rächen läßt, darauf deuten wir nur hin, da hier keine Worte nöthig ſind.

Wir müſſen uns den Genuß verſagen, jede einzelne Perſon dieſes Schauſpieles zu analyſiren, da der begränzte Raum dieſer Blätter dieſes nicht verſtatten würde; wohl aber wollen wir abermals bemerken, daß keine einzige Perſon, die der Dichter auftreten läßt, ganz unbedeutend ſei. Einen durchaus phyſiognomieloſen Menſchen erſcheinen zu laſſen, vermochte Shakſpear nicht und hat es auch wohl nie vermögen wollen.

Höchſt bedeutend iſt z. B. die Rolle des Senators, (Desdemonens Vater) und der Dichter hat wohl erreicht, daß der bittere Segen, den er über die Neuvermählten ausſpricht, und die Warnung für Othello, durch das ganze Stück tragiſch hindurch tönen. — Noch iſt hier ein ſehr bedeutender Moment, den wir näher bezeichnen wollen.

Als nämlich der Vater ſein Ein und Alles, die Tochter, verloren hat an den Mann, den er nun einmal nicht zu lieben vermag, ſo ſetzt ſich der Herzog von Venedig bequem zurecht, um den Verarmten zu tröſten. Er thut das mit den allerzierlichſten Worten, welche auch ſo vornehm-gute Gedanken umhüllen, daß ſich ein Seneca ihrer nicht zu ſchämen hätte; aber er empfängt zur Antwort:

So laßt den Türken immer Cypern nehmen.

Wir haben's noch, wenn wir uns nicht drum grämen.

Dieſe Worte ſind in die köſtlichſte Ironie getaucht, die wir gern ſehen, denn wir alle haben gewiß ſchon mit etwas Aehnlichem jeden Troſt, der nicht unmittelbar aus der Religion geſchöpft iſt, abgewieſen.

5. Zwei Worte über König Lear, bei Gelegenheit der Aufführung des Schauſpiels nach der Schröderſchen Bearbeitung.

Wir behalten uns vor, über das allbewunderte Werk ſelbſt, zu einer andern Zeit ausführlicher zu reden, und bemerken hier nur, daß daſſelbe wie ein für alle Jahrhunderte geltendes Weltgerichtsſchauſpiel daſteht, dem die Kritik ſich nur mit einem gewiſſen ehrfurchtvollen Schauder nahen darf.

Recht ſehr aber beklagen wir, daß dieſem großartigen Werke durch die Bearbeitung des ſonſt wohl verdienten Schröder die Grundlage, ja, wir dürfen ſagen: das Auge genommen iſt. Wir meinen die durchaus nothwendige, und Sylbe für Sylbe unentbehrliche Anfangsſcene. In derſelben erſcheint Lear nicht bloß umleuchtet von der ganzen Pracht und Gewalt eines Königs, ſondern faſt wie ein donnernder Jupiter, oder auch wie ein nicht donnernder, je nachdem man ihm ſchmeichelt oder Wahrheit ſagt. Hier entwickelt ſich ſein ganzer Charakter. Es iſt Herrliches und Groſes in ihm; aber auch des Fehlerhaften genug, um ihn in die Gewalt eines böſen Schickſals fallen zu laſſen. Er vertheilt bei ſeinen Lebzeiten das Reich, und, da er noch Kraft hat, die Würde zu ertragen, ſo erkennen wir ihn in dieſer Handlung als unweiſe; er verlangt nicht bloß Liebe, ſondern faſt Anbetung, und dadurch fällt er in die Hände der Schmeichlerinnen. Stolz und verwöhnt verkennt er den hohen Werth Cordeliens, und ſündigt gegen ſie, die in ihrer ſchweigſamen Zartheit ein noch von keinem Dichter ſo erreichtes Intereſſe des Zuſchauers oder Leſers in Anſpruch nimmt. Er verbannt den edlen herrlichen Kent, den treueſten ſeiner Diener, der ihn doch nimmer verläßt, weil, wie die köſtlichen Worte lauten, etwas in Lears Weſen und Miene iſt „das er gern ſeinen Herrn nennen mag.“

Durch das alles häuft Lear in der That Schuld auf ſein graues Haupt; aber er ſteht bald gereinigt da, ſelbſt ſchon bei dem erſten Schmerze, der ihm durch die entarteten Töchter wird. — Wie anders in der Schröderſchen Bearbeitung! Hier erzählt bloß Kent mit ziemlich dürren Worten, was ſich begeben, und wenn Lear zum erſtenmale auftritt, ſo iſt er ſchon der beraubte, verletzte Greis, deſſen Schuld wir nicht geſehen haben, und deſſen Leiden uns gleich anfangs faſt zu einer qualvollen Gemüthsempörung hinreißen.

Wie hat man das reine Element der Tragödie ſo misverſtehen und umnebeln können?

Noch wollen wir auf einen Punkt aufmerkſam machen, der von dem Dichter mit großer Klugheit bedacht, doch von mehreren Engliſchen und Deutſchen Kritikern, und leider auch in Schröders Bearbeitung, faſt gänzlich überſehen oder verkannt worden iſt. Schakeſpear, den bekanntlich ſchon Milton „Our sweetest“ (unſer Süßeſter, Mildeſter) nennt, obwohl dem oberflächlichem Blicke bloß ſeine außerordentliche Kraft auffallen möchte, hat dieſes Drama in eine durchaus heidniſche Welt verlegt, und nicht wenig dadurch zu unſerer Beruhigung beigetragen, indem er andeutet, daß ſo unendliche Verbrechen, ſo giftige Leiden, ſo zerreißende Verzweiflung in der chriſtlichen Welt nicht mehr begegnen können. Er ſcheint, möchte man ſagen, faſt beſorgt, daß wir das je vergeſſen könnten, und läßt deshalb den Lear häufig beim Apollo und beim Jupiter ſchwören; ja in der vierten Scene des zweiten Akts überbieten ſich Lear und Kent, in ſolchen Schwüren. (Lear. By Jupiter, J swear no. Kennt. By Juno, J swear, ay) Aber es iſt keinesweges dieſe namentliche Erwähnung der alten Götter allein, die uns in das grelle Heidenthum verſetzt; das ganze Stück ſcheint gewiſſermaßen in heidniſcher Luft zu ſchweben, und nur einzelne Perſonen herrſchen wie auf goldnen Wolken hoch über jener finſtern Atmoſphäre, und durch dieſe Perſonen, noch mehr aber durch den Standpunkt, worauf S. den Zuſchauer verſetzt, giebt er uns, bei dem allertiefſten Mitleiden, das er erregt, doch auch wieder die rein poetiſche, mildeſte Beruhigung.

Wir wollen nur einen einzigen Beleg geben, für das, was wir ſo eben mit den Worten „heidniſche Luſt“ bezeichneten. — Der edle Gloſter ſagt in ſeinem tiefen Leiden:

As flies to wanton boys, are we to the gods;
They kill us for their sport.

Iſt dieſer Gedanke nicht faſt noch bitterer, als der in Plautus: Dii nos quasi pilas homines habent; und würde S., ſo beredt er auch oft den Schmerz ſchildert, dieſe Worte jemals einem edlen Chriſten oder einer edlen Chriſtin in den Mund legen? Man leſe Romeo, Richard II. die Heinriche u. ſ. w.

Die proſaiſche Ueberſetzung des Lear iſt mitunter ſtarr wie Tannenzapfen, und zackig, ſpitzig wie ein eiſernes Geländer, das um den Garten der Poeſie gezogen worden iſt. — Wir wünſchen herzlich, ſie auf der Bühne der Hauptſtadt Deutſchlands zum letztenmale gehört zu haben.

Wir können unſerm Herzen nicht verſagen, der Scene zwiſchen Lear und Cordelia zu gedenken. Sollten einmal durch irgend ein unausſprechliches Schickſal alle edlen Thränen vertrocknet zu ſein ſcheinen, ſo könnte, dünkt uns, dieſe Scene die alte Quelle wieder hervorrufen. Sie enthält im Original nur zwei und vierzig Zeilen; aber ſie ſind genügend, um das ganze Schauſpiel „den goldenen Duft der Morgenröthe“ zu weben.

Um ſie aber ganz genießen zu können, iſt, wie geſagt, der erſte auf allen Bühnen ausgelaſſene Auftritt, in dem Lear als donnernder Jupiter die edle Tochter kränkt und beſchimpft, unumgänglich nöthig; eine Scene, die man hier und da leider gar nicht einmal zu kennen ſcheint, wovon ſich traurige gedruckte Belege zeigen ließen.

---

6. Romeo und Julie, für die Bühnendarſtellung eingerichtet von Göthe.

(Geſchrieben 1816 im Mai.)

Der Kaufmann von Venedig, König Lear, Othello, Hamlet und Romeo — fünf Werke des ewigen Meiſters in Einem Jahre auf unſrer Bühne! Man könnte ſagen das ſei wenig, da vermuthlich im Jahre 1816 in London nicht fünf, ſondern ſämmtliche Shakeſpeariſche Stücke aufgeführt worden ſind. Wenn wir indeſſen erwägen, wie manches Ungefüge ſeit des Dichters Zeit den Deutſchen begegnet iſt, wie, (um es mit einem Worte zu ſagen) in ſiebzehnten Jahrhunderte der unglückliche Weſtphäliſche Frieden den Stolz, die Heiterkeit und Poeſie der Menſchheit recht eigentlich über das — Knie brach, (man verſtatte das Wort) und wie das achtzehnte Jahrhundert ſchon um deswillen im Ganzen ſehr unpoetiſch genannt zu werden verdient, weil es ſich mit der Poeſie, Aufklärung und Humanität ſo ſehr brüſtete, was der nie thut, der ſie wirklich hat, wenn wir, meine ich, nur dieſe beiden Hauptſtücke (deren ganzen Jammer auseinander zu ſetzen, ein großes Buch zu ſchreiben erforderlich wäre) wohl überdenken, ſo werden wir uns ſchon freuen müſſen, daß wir auch nur wieder anfangen, uns den ächten Quellen der modernen Poeſie und vor allem dem Dichter des Romeo wieder zu näheren. — Mögen wir nur ſtets unermüdet fortfahren, daß Sh endlich einmal ganz einheimiſch werde auf unſrer Bühne, mit der Niemand es beſſer gemeint als er.

Wenden wir uns jetzt zu Romeo, ſo finden wir uns faſt in Verlegenheit, über dieſes Werk genugſam zu reden und doch wieder nichts Ueberflüſſiges und bereits in Jedermanns Händen Befindliches zu wiederholen.

Es ſcheint deshalb zweckmäßig, zuerſt zu erinnern, daß der kühlſte und am allerſchwerſten zu befriedigende Kritiker, Leſſing, er, dem bekanntlich keine andere Darſtellung der Liebe genügte, der ſelbſt Werthern nur mit cyniſcher Klugheit zu beurtheilen wußte, von dieſem Romeo erklärt hat, daß die Liebe ſelbſt es verfaßt habe, wobei noch zugleich der erfreuliche Einfall zu vernehmen iſt, daß Voltaire kaum den Kanzleiſtul derſelben in ſeiner Gewalt habe. Als ein bloßer Kanzliſt der Liebe konnte er denn freilich von den tieferen Geheimnißen ihrer Regierung nichts zu erzählen wiſſen.

Zweitens wollen wir auf einen Aufſatz von Wilhelm Schlegel über das von ihm zuerſt würdig überſetzte Werk aufmerkſam machen. Ohne Zweifel iſt jene genaue Charakteriſirung den meiſten unſerer Leſer ſchon bekannt; diejenigen aber, denen ſie noch fremd geblieben ſein ſollte, werden uns danken, wenn wir ſie ihnen näher bezeichnen.*) Sie ſpricht faſt alles aus, was wir über das Werk auf dem Herzen haben, und iſt ſowohl für den Schauſpieler als den Zuſchauer von bedeutendem Werthe; auch herrſcht in ihr ein ſo lebendiger Buchſtabe, und eine ſo geiſtreiche reproducirende Kraft, daß wir ſie allerdings zu dem Vortrefflichſten rechnen, was jener Kritiker je geſchrieben.

Indem wir deshalb uns gewiſſermaßen überreden, daß wir in dieſem Augenblicke jene ganze Kritik hier wieder abdrucken ließen (welches wir indeſſen, aus gerechtem Abſcheu gegen allen Nachdruck, in der Wirklichkeit nicht thun;) fügen wir zu jenem in Gedanken hier mitgetheilten Aufſatze folgendes hinzu:

Um Romeo und Julie zu erkennen, iſt vor allen Dingen nöthig, daß man überhaupt glaube an die Poeſie, an die Jugend und an die Liebe.

---

*) S. Charakteriſtiken und Kritiken. Königsberg 1801.

Dieſer Glaube iſt freilich, wie wohl bekannt, zum Genuſſe jedes andern Kunſtwerks, gleichfalls nothwendig; wenn aber die Nothwendigkeit Grade hätte, ſo dürfte man ſie hier am allernothwendigſten nennen; denn, um es noch einmal zu widerholen: die Liebe, die Poeſie und die Jugend haben dieſes Schauſpiel ſelbſt dictirt, und es muß deshalb allen denen, die ſich mit jenen Genien überhaupt nicht befreunden können, ein wahrer Greuel ſein. Nun haben faſt alle Menſchen eine gewiſſe Ehrfurcht für Shakeſpear, und ſelbſt jene Liebeloſen u. ſ. w. tragen Bedenken, ihr Urtheil öffentlich mitzutheilen; daß ſie aber innerlich ſo denken müſſen, und auch wohl gelegentlich, obwohl mit anderen milderen Worten es ausſprechen, das können und dürfen wir, ſo wie jene, nicht läugnen.

Außer dieſen können wir uns noch andere ſonſt recht gute und wackere Menſchen denken, die wir keinesweges liebelos nennen möchten, denen Juliens Liebe, wie ſie ſich beim erſten Zuſammenkommen mit Romeo ergiebt, faſt unheimlich erſcheint. Dieſe Gattung von Beurtheilern wollen wir nur freundlich erinnern, daß das ganze Stück gewiſſermaßen in die ſüdlichſt-glühendſte Luft getaucht worden iſt, und daß im Norden ſich allerdings auch die tiefſte Liebe anders zu geſtalten und auszuſprechen pflegt; obwohl ſie in ihrer Wurzel und in ihrem inneren Leben völlig dieſelbe iſt, ſobald wir ſie überhaupt ächt nennen

kůsdieſen. Laſſet uns nur an Thekla denken, welche für Max dieſelbe Hingebung hat, wenn ſie auch eine ganz andere Sprache führt. Sie iſt Juliens würdige nordiſche Schweſter, und muß ſich deshalb auch von der Gräfin Terzky den rohen Vorwurf machen laſſen, „ſie werfe ſich dem Jünglinge an den Kopf.“ Dieſe Terzky konnte bei weitem beſſer geſinnt ſein, als ſie iſt, und dennoch ſich eben ſo vernehmen laſſen, denn die Menſchen pflegen überhaupt nicht zart zu reden, wenn ihnen etwas überſchwenglich Unbegreifliches in den Weg tritt. Sie können dergleichen, wie ſie ſich ſelbſt auszudrücken pflegen, „nicht recht klein kriegen,“ und wollen es doch nicht recht groß laſſen, was, unſers Erachtens, das Beſte und Erfreulichſte wäre. — Laſſet uns deshalb, bitten wir, nicht Terzky'ſch geſinnt ſein, ſondern uns eher auf die Seite des frommen Paters Lorenzo ſtellen, der gewiß dem Romeo keinen verdienten Vorwurf erſpart; für die Liebe ſelbſt aber die innigſte Ehrfurcht hegt, und ſelbſt die größten Gefahren nicht ſcheut, um dieſe Liebenden zu vereinen. Endlich ſcheint es uns auch wohl gethan, mit dem Könige der Dichter nicht verdrießlich mäkeln (man verſtatte das gute, — fatale Wort), ſondern lieber von ihm lernen zu wollen.

Wir machen ferner aufmerkſam auf die faſt luſtige Gemeinheit des alten Capulet, ſo wie auf die ernſthaftere Gemeinheit der Frau deſſelben, denn hierin iſt offenbar eine ſehr klare Abſicht des Dichters zu ſpüren, denn es ſonſt gewiß nicht ſchwerer geworden ſein würde, beide Perſonen mit Erhabenheit auszuſtatten. So aber, wie ſie ſind, iſt Julia gar wohl zu entſchuldigen, wenn ſie handelt, wie ſie handelt.

Ferner auf den Gegenſatz der Liebe des Romeo zu der des Grafen Paris; denn dieſer Gegenſatz iſt durchaus kein greller, harter, ſondern ein wahrhaft poetiſch milder. Romeo's Liebe iſt die flammende, tiefe, den ganzen Menſchen in ſeinem innerſten Weſen ergreifende, ewige Liebe; Paris fühlt eine ſtille, feine Neigung, bei der er den gewöhnlichen Weg geht. Er erſcheint als ein wohlgeſinnter, vornehm gebildeter, freundlicher Mann, dem alles Heftige zuwider iſt; aber wahrhaft theuer wird er uns durch die Weiſe, wie Julia's vermeinter Tod auf ihn wirkt. Mit milder Wehmuth beſucht er ihr Grab, um der ſchönen Braut die letzten Blumen zu ſtreuen: Da ſtört ihn Romeo, der ihn für die Urſache ihres Todes hält, ein ungewohnter Zorn bemeiſtert ſich ſeiner, und da ihm dieſes Gefühl ſo neu iſt, ſo iſt es ſelbſt durch die rührendſte, ſanfteſte Bitte des unglücklichſten Jünglings nicht zu beruhigen. So fällt er durch Romeo's Schwerdt, und erlebt im Tode den höchſten Moment der Liebe. Er bittet ſeinen Feind:

— — — — „Haſt du Erbarmen, öffne
Die Gruft, und lege mich zu Julien.“

Und wie könnte ein ſo edler Feind wie Romeo ihm dieſe letzte Bitte abſchlagen? — Dieſe ganze Scene gehört zu denjenigen, die wir Modernen unbedenklich dem Sophokles entgegen halten und ſagen dürfen: Hier iſt etwas, was ſelbſt du nicht vermochteſt.

Ueber Merkutio iſt von Wilhelm Schlegel ſehr richtig geurtheilt worden; nur hat er folgendes, wie uns dünkt, vergeſſen. Der Humor ſcheint mehr dem Charakter der Nordiſchen Völker zuzuſagen, oder, wie wir es noch näher bezeichnen möchten, den mittelnordiſchen, d. h. den Deutſchen und den Engländern am meiſten. Hier nun hat Sh. einem Italiener einen wahrhaften und reichen Humor geliehen, und doch nie dabei vergeſſen, daß Merkutio ein Südländer iſt. Es würde uns zu weit führen, die Laune deſſelben mit dem Humor, der in des Dichters rein-nordiſchen Stücken waltet, hier zu vergleichen; doch wollen wir den freundlichen Leſer auf den ſehr bedeutenden Unterſchied aufmerkſam machen, der uns abermals lehren kann, daß S. nicht bloß ein großes und reiches Genie, ſondern auch ein tiefbeſonnener Künſtler war. Der Dichter machte den Tod des Merkutio gewiſſermaßen zum Hebel des Stücks, denn nur durch ihn wird Romeo aus ſeiner ſeligen, träumeriſch-blühenden Sanftmuth heraus geriſſen und zur Rache an Tybalt getrieben, und dieſe Rache entſcheidet ſein und Juliens Schickſal.

Wie weiſe war es deshalb von dem Dichter, daß er den Merkutio gleichſam vom Scheitel bis zur Ferſe in den Strom der Luſtigkeit und der Laune taucht, denn nun giebt er uns bei deſſen Tode eine ganz eigene, wenn wir ſo ſagen dürfen, ſchmerzlich-lächelnde Empfindung, die uns zu der noch tieferen über Romeo's und Juliens Ende leiſe vorbereitet.

Ueberaus anziehend iſt die Art, wie der Dichter den Merkutio über ſich ſelbſt ſprechen läßt, indem er ihm den faſt doppelten Humor leiht, ſeinen eigenen Charakter dem ruhigen, beſonnenen Benvolio anzudichten. „Wenn es euer zwei gebe“ ſagt er, und meint niemanden anders als ſich ſelber, „ſo hätten wir bald gar keinen“ ſie brächten ſich unter einander um. Du! wahrhaftig du zankſt mit einem, weil er ein Haar mehr oder weniger im Barte hat, wie du. Du zankſt mit einem, der Nüſſe knackt, aus keinem andern Grunde, als weil du nußbraune Augen haſt. Dein Kopf iſt ſo voll Zänkereien wie ein Ei voll Dotter, und doch iſt dir der Kopf für dein Zanken ſchon Dotterweich geſchlagen. Du haſt mit einem angebunden, der auf der Straße huſtete, weil er dadurch deinen Hund aufgeweckt, der in der Sonne ſchlief. Haſt du nicht mit einem Schneider Händel gehabt, weil er ſein neues Wams vor Oſtern trug? Mit einem andern, weil er neue Schuhe mit einem alten Bande zuſchnürte? Und doch willſt du mich über Zänkereien hofmeiſtern?“

Der Humoriſt darf über ſich ſelbſt ſo ſprechen, denn er macht durchaus keinen Anſpruch an bewußtloſe Naivetät, ſondern, ſelbſtſchöpferiſch und ſein ganzes Weſen klar anſchauend, ſpricht er ſogar gern über ſich ſelbſt und ſein ganzes Weſen. Groß aber und herrlich iſt, daß den Merkutio dieſer Humor ſelbſt im Tode nicht verläßt. Denn als der milde Romeo ihm, dem Verwundeten, freundlich zuruft: „Sei gutes Muths, Freund, die Wunde kann nicht beträchtlich ſein," da erwiedert er: „Nein, nicht ſo tief wie ein Brunnen, noch ſo weit wie eine Kirchthüre; aber es reicht eben hin. Fragt morgen nach mir, und ihr werdet einen ſtillen Mann an mir finden" — Das ſind freilich Worte, die länger als zwei hundert Jahre bewundert oder . . . . getadelt worden ſind; aber wir können uns nicht enthalten, auch noch darauf aufmerkſam zu machen, daß ſelbſt das höchſte feierlichſte Pathos kaum den Eindruck machen würde, wie dieſer „Brunnen," dieſe „Kirchthür," und beſonders dieſer „ſtille Mann."

Da alle übrigen Charaktere des Stücks uns faſt ganz genügend in jenem früher erwähnten Schlegelſchen Aufſatze geſchildert worden zu ſein ſcheinen, ſo gehen wir jetzt ſogleich über zu der Bearbeitung des Stückes für die Bühne durch Göthe.

Im Original beginnt das Stück mit den Streitigkeiten zwiſchen den Häuſern Capulet und Montague, worauf hier allerdings alles ankommt. Die Bedienten fangen zuerſt einige derbe, halb-ſpaßhafte Händel an, dann erſcheinen die jüngern Männer, die die Sache ernſter nehmen, dann die Alten, endlich der Prinz, welcher Friede ſtiftet und mit ihm Montague, durch den wir zuerſt den Romeo kennen lernen. Wir ſehen dann den Romeo ſelbſt noch in ſeiner phantaſtiſchen Neigung für die unzärtliche Roſalinde, und neben ihm ſeinen Freund, der ihm wohlmeinend zuſpricht, dann lernen wir auch Paris kennen, und es wird unſer Gemüth durch die faſt weitläufige, doch ergötzliche Vorbereitung zu dem Ball, welchen der alte Capulet geben will, geſtimmt, etwas Bedeutendes zu erwarten. Nun führt uns der Dichter endlich auch Julia ſelbſt in der ganzen Fülle ihrer Anmuth vor, und er zeigt uns neben ihr die mittelmäßige Mutter, und die gemeinwitzige Amme. Julie iſt ein Edelſtein, den Blei umfaßt, und zwar recht hart und eng.

Alle dieſe Scenen hat Göthe mit großer Gewandheit in eine einzige, die vor dem feſtlich erleuchteten Hauſe des Grafen Capulet vorgeht, verwandelt, welches wir bloß hiſtoriſch angeben wollen, mit der einzigen Bemerkung, daß uns nun die Feindſchaft der beiden Häuſer, auf der doch, wie geſagt, das ganze Stück gewiſſermaßen ruht, nicht völlig klar zu werden ſcheint; ſo wie wir gleichfalls au dieſe Weiſe nicht wohl einſehen, wie der ſchwermä thige Romeo dieſen Ball zu beſuchen ſich einlaſſen könne, da er im Original einen ſehr guten Grund hat; denn durch den Zettel des Bedienten, der nicht leſen kann, und dem er mit ſeiner beſſern Wiſſenſchaft unter die Arme greift, erfährt er, daß Roſalinde zugegen ſein werde. — Sehr danken aber wollen wir dem vortrefflichen deutſchen Dichter, daß er, gänzlich ungerührt von allen andern englischen und deutſchen Bearbeitungen, die zarte, träumeriſche Neigung für Roſalinden, die erſte üppige Blüthe eines reichen Jünglings-Gemüthes, nicht nur nicht ſtrich, ſondern, wie es ſcheint, mit beſonderer Neigung und in den köſtlichſten wohllautendſten Verſen wenigſtens hiſtoriſch vortrug. Aengſtigte uns nicht der beſchränkte Raum dieſes Buchs, ſo würden wir verſuchen, die Nothwendigkeit dieſer phantaſtiſchen Neigung in Romeo, welcher dann die wahrhaftige Liebe folgt, genau auseinander zu ſetzen; ſo aber müſſen wir uns bloß auf die Erfahrung einiger unſerer freundlichen Leſer und Leſerinnen berufen.

Durch jene Verkürzung der erſten Auftritte hat nun aber Göthe einen deſto größern Raum zu der Ballſcene gewonnen, wodurch indeß, unſeres Erachtens, jenes frühere Erſcheinen Juliens nicht erſetzt werden kann. — Auf dem Balle ſelbſt erſcheint hier auch der Prinz, den wir hier als einen verſtändigen und milden Mann kennen lernen, der ſich mit ſeinem Vetter Merkutio in ein ausführliches und geiſtreiches Geſpräch über die Verhältniſſe der beiden Häuſer, und was dabei zu thun ſei, einläßt. Wir verkennen die Vortrefflichkeit dieſer Scene an ſich ſelbſt durchaus nicht; können jedoch einige beſcheidene Fragen nicht zurück halten. Zuvörderſt: Erſcheint in dieſer Unterredung Merkutio nicht zu beſonnen? und iſt es nicht ſchwer zu begreifen, wie er in derſelben ſo ganz und gar ſeinen Humor zu zügeln vermag? Die Antwort, daß er mit einem Prinzen rede, genügt uns nicht; denn dieſer Prinz iſt ja ſein Vetter und ſteht mit ihm hier in der vertraulichſten Verbindung. — Ferner: Wenn Merkutio im Stande iſt, ſich ſo zu beſchränken und einzuſchnüren, wie kommt es denn, daß er bald im Freien ſich ſo vernehmen läßt, wie wir oben gezeigt, und daß ſein Haß gegen Tybalt ihn ſogleich alles vergeſſen läßt, was er mit dem Prinzen verhandelt hat? Im Original iſt hier alles klar.

Zweitens: Iſt der Prinz in jener Unterredung nicht zu milde für dieſe Tragödie, wie ſie nun einmal angelegt worden? Einem Manne, wie er ſich hier zeigt, der ſich, wie andere Masken, behaglich unter Capulets Gäſten einfindet, dem hätten ſich auch wohl Vorſtellungen machen laſſen gegen das raſch ausgeſprochene Verbannungs-Urtheil, und es ſcheint uns faſt, als würde er ſich zuletzt haben erbitten laſſen Im Original aber iſt gleich der ganze Charakter des Prinzen ſo angelegt, daß davon nicht die

Rede ſein kann. Er tritt durchaus ernſt, feierlich und ſtattlich auf. Ohne alle Heftigkeit; aber mit deſto größerer Würde und Feſtigkeit warnt er zuerſt, und, da die Warnungen nicht fruchten, ſo bricht er den Stab unwiderruflich.

Ferner iſt in der Bearbeitung die Amme faſt um ihre ſcherzhaften Reden gekommen, was wir allerdings herzlich bedauern. Zwar begreifen wir ſehr wohl, daß mehrere ihrer Späße von der Bühne des neunzehnten Jahrhunderts herab, nicht mehr geſprochen werden dürfen; doch hätte, dünkt uns, ein anderer Theil derſelben wohl Gnade finden können. In jedem Falle aber ſcheint ihr Charakter ſelbſt nothwendig, um die Kataſtrophe mit herbei zu führen. Sie hat eine gewiſſe natürliche Anhänglichkeit für Julien, die aber in Gefahren nicht ausreicht, ſie iſt nicht ohne eine gewiſſe ſeichte Guthmüthigkeit; aber innerlich gemein, ſo daß wir uns leider gar nicht wundern dürfen, wenn ſie zuletzt, da bei der ſteigenden Gefahr auch ihre Angſt ſteigt, Julien geradezu ein Verbrechen zu begehen zumuthet, weil dieſes Vergehen, nach ihrer Anſicht, alles wieder ins Geleiſe bringen kann. Sie iſt die letzte, welche Julien verläßt, und dadurch die Hülfloſigkeit derſelben vollſtändig macht, ſo daß wir nun vollkommen einſehen, daß das arme Mädchen in den ſchauderhaften Plan des Paters eingehen muß. — Ganz anders in der Bearbeitung. Hier erſcheint die

Amme anfangs als eine gewöhnliche Vertraute mit erträglich gutem Charakter; wird aber plötzlich im vierten Akte zu einer gemeinen Sünderin, indem ſie in die widerlichen Worte ausbricht:

„Ein Lump iſt Romeo nur gegen ihn“ (den Grafen Paris nämlich) und ſodann ihrer lieben Pflegetochter, von der ſie am beſten weiß, daß ſie ſeit geſtern mit Romeo vermählt worden iſt, den Rath giebt, morgen — den Grafen zu heirathen.

Eine ſehr große Veränderung hat auch der Schluß des Ganzen erlitten. Im Original wird noch ganz zuletzt das Welthiſtoriſche des Stückes von neuem klar gezeigt, ſo wie es im Anfange angedeutet war, denn der ganze Staat iſt in das Verhältniß der beiden Häuſer verflochten. Selbſt der Prinz erſcheint im letzten Auftritt auf eine für den Zuſchauer ſehr wohlthätige Weiſe, denn, da wir eine ſo ſchöne Welt haben untergehen ſehen, ſo iſt es uns doppelt erfreulich, den edlen, kraftvollen, ungebeugten Gebieter des Landes zu erblicken, dem wir zutrauen, er werde, was ſich bei ſo traurigen Angelegenheiten noch irgend wieder herſtellen laſſen kann, auch wirklich mit Weisheit wieder herſtellen. Er läßt ſich durch Lorenzo den ganzen Verlauf der Sache wiederholen, worüber der beſſere Leſer und Zuſchauer ſich gewiß nicht minder freut; denn jener Pater weiß recht wacker die Hauptmomente des Stücks uns noch einmal vorzuführen, welches eine

Empfindung hervorruft wie etwa einige Chöre im Sophokles, in denen die Idee der Tragödie zuſammen gefaßt worden iſt. Der Prinz handelt dann nach ſeiner gewohnten Billigkeit, und durch ſeine Ermahnung und eigne Rührung getrieben, geben ſich die verarmten Väter: die unglücklichen Häupter der Partheien, welche Verona's Frieden vernichteten, über dem Grabe der Liebenden, verſöhnt die Hand. So gewinnt der Tod derſelben einen noch rührendern Charakter, zugleich aber entſteht auch eine neue Beruhigung für den Zuſchauer, der gewiſſermaßen über dem Sarge der beiden Liebenden den Stern des Friedens für eine ganz edle Stadt aufgehen ſieht. Sie ſind nicht vergeblich gefallen als ein unſchuldig edles Opfer, denn was durch dieſes Opfer erreicht wurde, iſt bedeutend und erfreulich. Die Geopferten ſelbſt ſtehen leuchtend und herrlich vor unſerm Auge, und keine weichliche Rührung und kein bitterer Schmerz miſcht ſich in das rein erhabene Gefühl, das ſie uns gewähren. In der Bearbeitung iſt der Schluß anders gehalten. Nachdem beide Liebende geendet haben, und der Mönch ſeiner Schreckniß einigermaßen Herr geworden, verſchließt er das Grabgewölbe, und endet mit einer kurzen allgemeinen Betrachtung. — Ich geſtehe, daß ich hier unſern herrlichen Göthe nicht begreife.

Einige frühere Kritiker haben behauptet, Sh. habe ſich in der Grabſcene eine überaus rührende

Situation — entwiſchen laſſen, denn es liege ja nahe genug, daß wenn eben Romeo den Gifttrank eingenommen, Julie erwachen und noch einiges Furchtbare mit ihm ſprechen könne. — Ganz recht: es liegt nahe genug, und zwar ſo nahe, daß es ſchon um deswillen der ächte Dichter verſchmäht.

Eine ſolche Scene iſt nicht tragiſch, ſondern ſie iſt eine widerliche Quälerei, der wir uns mit aller Kraft entgegen ſetzen würden. Wenn es dem Dichter darauf angekommen wäre, diejenigen Leſer zu erquicken, die des Entſetzlichen und Schauderhaften nie genug kriegen können, ſo wäre das allerdings leicht aufzutreiben geweſen; ja er hätte allenfalls noch den alten Capulet und den alten Montague, den Prinzen und den Mönch am Grabe ſterben, und außer dem ein Erdbeben, die ganze Stadt verſchlingen laſſen können. So etwas koſtet nichts als — Dinte.

Man kann nie ſtreng genug gegen eine ſolche Anſicht reden, denn es gab allerdings eine Zeit, wo ſie ſehr vertheidigt worden iſt, und auch in der unſrigen findet ſie noch Freunde.

7. Shakſpear als Vaterlandsfreund.

Unſere Vorfahren im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert ließen keine wichtige Gelegenheit vorbei, den Ruhm des Vaterlandes auch von der Bühne herab zu verkünden, und wir loben ſie deshalb ſehr, denn es geſchah mit frommen deutſchem Sinn. Aber im achtzehnten Jahrhunderte hörte das faſt ganz auf; ja es ſchien, als ſei ihnen oft der Stoff ausgegangen, bis endlich Göthe durch den unübertrefflichen Götz von Berlichingen wieder mit Deutſchland vertraut machte. Leider war indeſſen das Uebel des literariſchen Franzoſenthums unter gar manchen Deutſchen ſchon zu ſehr eingeriſſen, als daß Göthe und einige wenige andere beſſere Dichter in jener Hinſicht hätten entſcheidend helfen können. Die Mehrheit vergaß Deutſchland, und rühmte nur das Ausland, auch von der Bühne herab. Während man das Beſſere beſaß, erröthete man nicht das Schlechtere zu borgen, ſo daß ſogar die fremden Ausleiher — lachten. Wir aber wollen nicht lachen, ſondern zürnen und trauern über eine ſolche Zeit; doch dann auch innig uns erfreuen des neunzehnten Jahrhunderts, welches das Beſſere zurückzubringen verſpricht. Seitdem ertönt auch zuweilen wieder der Ruhm Deutſchlands, der Ruhm Preußens von unſerer Bühne. Doch giebt es noch manche Kritiker, die ſich nicht darein finden können, und ſeltſam genug vor Stolz und

Hochmuth warnen. Richtet dieſe Warnung, wenn Ihr es wahrhaft gut damit meint, an jeden Einzelnen, wen Ihr wollt; denn es iſt dann eine chriſtliche Warnung die kein Chriſt verſchmähen wird, denn auch der Vortrefflichſte ſoll nie „ſicher" ſein. Aber richtet ſie nie an das deutſche Volk, das ſo lange es ein deutſches Volk bleibt, nie hochmüthig werden kann; deſſen edlen Stolz aber ihr nicht bekämpfen, ſondern pflegen und ehren ſollt.

Ihr tadelt einige wackere Dichter, daß ſie Deutſchland zu ſehr rühmen, daß ſie von der Bühne herab überſchwengliche Lobeserhebungen ertönen laſſen, und daß ſolches zuletzt ermüden müſſe. Dagegen ſind wir der unſchuldigen Ueberzeugung, daß das wahrhaft Aechte und Rechte nie ermüden könne, daß mit den Lobpreiſungen Deutſchlands erſt der Anfang gemacht worden iſt, und daß ſie noch weit höher geſteigert werden können, und doch noch gerecht bleiben werden *) Auch wird man ſich, ſo Gott will, durch jenes Gerede nie irre machen laſſen, ſondern mit ruhiger Kraft fortfahren, Deutſchland zu verherrlichen. Jenes zahme Geſchwätz ausführlich zu widerlegen iſt wohl unnöthig, wohl aber kann es zweckmäßig ſein, an das höchſte Muſter aller neueren Poeſie zu erinnern, an Shakſpear, der ſich ewig

---

*) Unbeholfene Preiſungen, die allerdings gleichfalls gehört worden, gehen uns hier nichts an.

und in allen ſeinen Stücken als einen edlen vollendeten Vaterlandsfreund zeigt. Er, der mit ruhiger Klarheit und Objektivität alle ſeine Perſonen nach ihrem individuellen Charakter darſtellt und reden läßt, er, der beſcheiden ſonſt nie ſelbſt hervortritt mit ſeiner eigenen Perſönlichkeit, tritt doch immer hervor mit ſeiner vollblühenden, geſicherten Vaterlandsliebe und ſeinem Vaterlandsſtolze. Ich brauche wohl nicht erſt an ſeine Heinriche zu erinnern und aufmerkſam zu machen, wie ſich dort der Patriotismus zeigt; wohl aber ſcheint es zweckmäßig, Richards des zweiten zu gedenken, eines Schauſpiels, von dem ich hier nur das Eine bemerken will, daß in demſelben die Königswürde auf eine ſo herrliche Weiſe geſchildert wird, wie dies wohl noch keinem Dichter jemals ſo gelungen iſt.

In dieſem Stücke legt Shakſpear dem ſterbenden, der Weiſſagung ſchon ſich nahenden alten Gaunt folgende Verherrlichung Englands in den Mund:

This royal throne of kings, this scepter'd isle,
This earth of majesty, this seat of Mars,
This other Eden, demy paradise,
This fortress, built by nature for herself
Against infection, and the hand of war,
This happy breed of men, this little world;
This precious stone set in the silver sea,
Which serves it in the office of a wall
Or as a moat defensive to a house

Against the envy of les happier lands;
This blessed plot, this earth, this realm, this England,
This nurse, this teeming womb royal Kings
Fear'd by their breed, and famous by their birth
Renowned for their deeds as far from home
(For Christian service and true chivalry,)
As is the sepulcher in stubborn Jewry
Of the world's ran on, blessed Mary's son
This land of such dear souls, this dear dear land
Dear for her reputation through the world
u. ſ. w.

Es ſchien nicht unnöthig, dieſe feierliche Rede auch in der Urſprache hier anzuführen, da ſie ſelbſt von Schlegel nicht völlig genügend übertragen worden zu ſein ſcheint; doch theilen wir, des allgemeineren Verſtändniſſes wegen, auch ſeine Ueberſetzung mit:

Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majeſtät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für ſich erbaut,
Der Anſteckung und Hand des Königs zu trotzen,
Dies Volk des Segens, dieſe kleine Welt,
Dies Kleinod in die Silberſee gefaßt,
Die ihr den Dienſt von einer Mauer leiſtet,
Von einem Graben, der das Haus vertheidigt

Vor weniger beglückter Länder Neid;
Der ſegensvolle Fleck, dies Reich, dies England,
Die Amm' und ſchwangre Schooß von Königen,
Furchtbar durch ihr Geſchlecht, hoch von Geburt,
So weit vom Haus berühmt durch ihre Thaten
Für Chriſten-Dienſt und ächte Ritterſchaft,
Als fern im ſtarren Judenthum das Grab
Des Weltheilandes liegt, der Jungfrau Sohn:
Dies theure, theure Land ſo theurer Seelen,
Durch ſeinen Ruf in aller Welt ſo theuer, u. ſ. w.
(S. das genannte Schauſpiel, Akt II, Scene I.).

Leider mußte dann Sh. noch böſe Dinge, die Richard II. veranlaßte, dem ſterbenden Gaunt in den Mund legen; doch ſchwerlich hört man in London jene ſpäteren trüben Worte mehr vor dem Jubel des Volkes, mit dem es die erſten aufzunehmen bereit ſein wird. — Iſt es nun wohl jemals einem Engliſchen Kritiker, die ich ſonſt nur in ſehr ſeltnen Fällen loben mag, eingefallen, dieſe Verherrlichung Englands zu tadeln? Wahrlich das Loos eines ſolchen würde — beklagenswerth geweſen ſein; aber es hat auch nie einen ſolchen gegeben.

Und wir Deutſchen ſollten uns hier von den Engländern übertreffen laſſen? Wir ſollten nicht laut von der Bühne herab unſer edles Deutſchland, unſer edles Preußen, dies Vaterland der Ehre und der Sittlichkeit, der Geiſtesfreiheit, der Wiſſenſchaft und der Kunſt anerkennen und rühmen dürfen? — Wir wollen und wir dürfen.

Göthe verbannte einſt all das Volk in den Froſchpfuhl, „das ſeinen Meiſter je verkannt" hat, und achtete wenig darauf, daß auch noch von jenem Pfuhle herauf manches fatale Stimmchen gegen jenen von ihm geprieſenen Meiſter erſcholl, denn

quamvis sint sub aqua; sub aqua maledicere
tentant; *)

aber wo iſt ein Froſchpfuhl tief genug, um jene Ueberfrechen und Ueberblöden hinzu bannen, die dem kraftvoll frommen Dichter wehren möchten, dem Vaterlande wohlverdiente Lorbeerkränze darzubringen?

---

*) „Obgleich ſie unter dem Waſſer ſind, verſuchen ſie doch unter dem Waſſer zu ſchmähen."

V.

Andeutungen,

vermiſchten Inhalts.

Andeutungen.

Jede Kritik, die nicht auf Liebe gegründet iſt, iſt irrig. Die Liebe aber erzeugt ſich durch die Idee, darum giebt es auch für den ächten Beurtheiler, als ſolchen, keine perſönliche Vorliebe und keine perſönliche Vor-Abneigung. Er iſt ſtreng, weil die Liebe und die Idee es iſt, er iſt milde, weil abermals die Liebe und die Idee es iſt. Aber man denke ſich die Strenge und die Milde nicht geſondert, wie Oel und Waſſer, ſondern als Einheit. Leſern, welche die ſogenannte philoſophiſche Sprache lieben, zu Gefallen, wollen wir das die Identität durch Syntheſis nennen.

Man überſetzt noch immer zu viel, und zu vieles, beſonders aus dem Franzöſiſchen, ohne zu bedenken, daß man oft Erfreulicheres geben könnte aus eigenem Geiſte. — Wahrlich, man möchte das wohlbekannte „Cæterum censeo" u. ſ. w. zuweilen alſo überſetzen: „Wollet nicht zu viel überſetzen, ſondern freundlich Eigenes geben."

Es giebt Dichter, Muſiker und Mahler, und zwar ſehr treffliche, denen die Bequemlichkeitsliebe, ſo wie die Hinneigung zum behaglichem Müſſiggang und ſcherzender Nichtsthuerei in nicht geringem Grade eigen iſt. Daran iſt auch die Welt ſchon ziemlich gewöhnt; doch hat leider die Hälfte dieſer ſogenannten Welt vergeſſen, daß jener Müſſiggang und jene Nichtsthuerei meiſtens nur ſcheinbar ſind, da das Schaffen jener Künſtler ſich oft nur als ein rein innerliches offenbart, unbemerkt von dem ſinnlichen Auge des fremden Betrachters.

Sehr merkwürdig iſt dennoch, daß ſich von jener Bequemlichkeitsliebe, die wir allerdings bei manchen trefflichen Dichtern finden, kaum eine Spur aufzeigen läßt bei trefflichen Schauſpielern. Wenigſtens hat der Verfaſſer dieſer Zeilen noch bei keinem ausgezeichneten Mimen, den er entweder ſelbſt, oder durch ſeine Freunde, oder durch gedruckte Schriften kennen lernte, eine ſolche Hinneigung wahrgenommen. Im Gegentheil iſt ihm oft der heißeſte Eifer, der keine Mühe ſcheute, und ſelbſt körperliche Beſchwerden überwand, ja zuweilen eine glühende Ungeduld bemerkbar worden, die vielleicht in einem Jahre ſämmtliche Kränze des Ruhmes zu erringen trachtete. Das Talent des Wartens fand er ſelten.

Uns iſt dieſe Bemerkung ſtets wichtig geweſen, da ſie zwar kein neues Licht über das Weſen der Künſte verbreitet; wohl aber, wenn wir ſo ſagen dürfen, zu dem ideellen Licht ein reales ſtellt, das recht deutlich leuchtet. Wir würden deshalb etwas ſehr überflüſſiges thun, wenn wir zu dieſem zweiten Licht noch ein drittes hinzuſetzen wollten; das man mit Recht ein unnöthiges „Redensarten Licht“ nennen dürfte.

Wir unterſcheiden alle zwiſchen einem Muſiker und einem Muſikanten; ſo ſollen wir auch noch mehr unterſcheiden zwiſchen einem Kenner und einem — connoiſſeur. Die Zahl der Erſteren war ſtets gering; die der Letzteren geht nicht bloß, wie man zu ſagen pflegt, in die Wildniß, ſondern, ſie gehen in — der Wildniß.

Schon oft habe ich im Stillen geſeufzt über manche nur zu häufig wiederkehrende Leiden, die mir gar viele Dramendichter verurſachen. Edle Väter und edle Hausmütter, zarte Liebhaber und zarte Liebhaberinnen, vergeſſen faſt in jedem Akt ihr Chriſtenthum und rufen nicht: „o Gott,“ ſondern „o ihr Götter!“ (in ſehr ſchlimmen Fällen ſogar „ihr Sterne.“) Sie ſind ferner viel zu vornehm, um von der „Vorſehung“ zu reden; wohl aber gedenken ſie häufig des „Schickſals,“ das indeſſen für dieſe Ehre ſich mit den allerunſchädlichſten Beiwörtern belegen laſſen muß. Dieſes Schickſal hat überhaupt bei vielen deutſchen Dichtern ein ganz eigenes

Schickſal gehabt, oder vielmehr es hat den Dichtern ein ganz eigenes Schickſal bereitet, indem es ſpröde genug, trotz aller Beſchwörungen und Citationen durchaus nicht in die Trauerſpiele hinein ſchreiten wollte, denn es kam nichts als der Name. Der iſt nun aber ſeit dem Wallenſtein ſo häufig beſprochen worden, daß wir ihn faſt abgeſtanden nennen möchten. Ja, es iſt dahin gekommen, daß, wenn jetzt ein Tragödienheld (unter zwanzigen nehmen wir einen aus) auch ſiebenmal ſiebenmal: „O Schickſal!“ ruft, es nicht vielmehr auf uns wirkt, als wenn er ſich zur Kühlung ein Glas Limonade ausbäte — Sollte übrigens jemand fragen, wo denn nun der chriſtliche Dichter das hernehmen ſolle, was für die Griechen das Schickſal war, ſo glauben wir am kürzeſten zu antworten, wenn wir auf Calderons ſtandhaften Prinzen und Göthes Egmont hindeuten.

Shakſpear liebte den Ben Jonſon; doch dieſer ließ ſich nur lieben, ohne ſonderlich wieder zu lieben. Selbſt die freundlichſte Größe und Allſeitigkeit iſt für die ſpröde Einſeitigkeit drückend.

In unſers Mozart herrlicher Zauberflöte iſt mir ſtets als etwas Bedenkliches aufgefallen, daß Pamina, auf Papageno's furchtſamen Ausruf: „Wenn uns Saraſtro hier entdeckte, was würde er uns wohl thun?“ erwiedern muß: „Dein martervol[illegible] Tod würde ohne Gränzen ſein,“ was als eine der kühnſten Redensarten anzuerkennen ſein dürfte, da ein gränzenloſer Tod allerdings zu denken, doch noch nie da geweſen iſt.

Sich ſelbſt mit allen ſeinen Wünſchen ſoll der Menſch der Kunſt opfern können, denn ſie giebt ihm ihn ſelbſt höher und beſſer zurück mit ſchöneren Wünſchen und ſchöneren Erfüllungen. Wer aber der Kunſt die Liebe opfert und die Geliebte, der hat auch die Kunſt mitgeopfert, und iſt ihrer hinfort unwürdig.

Eine Kunſt, die ſich nicht überall pflegen und ausüben läßt, in Schleswig ſowohl als in Neapel, iſt ſchon um deswillen keine ächte. Das Wunder der Kunſt iſt ein rein göttliches, und wir machen uns deſſelben nur durch allſeitige Ausbildung und fromme gedrängte Kraft würdig; keinesweges aber durch das ſtete Hinausflatternwollen nach Süden oder Weſten hin. Wer nicht Rom und Neapel in ſeinem Innern hat, wird es auch dann nicht wahrhaft ſehen, wenn er mitten auf dem Markte jener Städte ſteht.

Ich kann mir ſehr wohl denken, daß einmal die Zeit kommen werde, wo vortreffliche deutſche Künſtler weniger nach Frankreich und Italien, als nach Norwegen und Island verlangen mögen. Wenn ſie dann zurückkehren, werden ſie mit erhöheter Klarheit einſehen, daß das Herz doch das Beſte iſt und alles in ſich faßt, ich meine unſer liebes Deutſchland.

Das Leben darf uns nichts vom Leben rauben, d. h. von der Idee deſſelben.

Vielen Menſchen iſt leider das Leben zu einem eng eingezäunten Weideplatz geworden, oder gar zu einer Krippe, an der ſie mit gebücktem Haupte ſtehen. Wir, denen ein beſſeres geworden, wollen aber ja nicht hochmüthig auf jene herabſehen, ſondern ſanft mahnend, tröſtend und helfend, und Gott danken, von dem alle Gnade kommt.

Nur Dichter, d. h. dichteriſche Gemüther, Philoſophen, Hiſtoriker und edle Frauen vermögen einen Dichter zu beurtheilen. — Doch, wie die Sage geht, wagen ſich auch Andere daran.

Das Schickſal iſt kein von außen kommender Knecht Ruprecht, ſondern lediglich in unſerm Gemüth.

Aber freilich iſt jener Knecht leichter zu ſchildern als das Gemüth; und daher ſo mancher literariſche Jammer.

Der Zweck aller Erziehung iſt: aus dem Menſchen den beſtimmten Menſchen hervor zurufen, und die Entwickelung des Individuums zu begünſtigen. Es iſt deshalb noch nicht abgethan mit bloßer Schonung der Individualität. Wie ſehr ſündigen dagegen gewiſſe bequem-gute, und eigenſinnig regelmäßige Mütter, die ihre Töchter alle in geiſtige Uniformen ſtecken und wie Collektiv-Perſonen erziehen. Das iſt leider wirklich möglich zu machen durch Conſequenz, denn in der heiligen Liebe für die Mutter kann bei der guten Tochter ſelbſt die entſcheidenſte Anlage zum individuellen Sein untergehen; ja ſie kann es für Tugend halten, ſie untergehen zu laſſen. Wir können deshalb auch nur bitten: Ihr Mütter, wollet es nie möglich machen, und bedenkt, daß, wenn wir unſer Ich verloren, wir doch keinesweges das Du gefunden haben, worauf ihr, wenn ihr euch recht beſinnet, doch wirklich ausgehet.

Das Beſte aber iſt, daß wir denn doch auch viel tauſend deutſche Mütter haben, die, höher geſinnt und klarer denkend, von jenem gerügten Fehler weit entfernt ſind, und eben deshalb jener Anrede durchaus nicht bedürfen; und der Verfaſſer dieſer Zeilen erinnert ſich ſelbſt in dieſem Augenblicke mit wahrer Herzens-Freude an einige jener Mütter, die die ſchwerſte Kunſt verſtanden, aus dem Menſchen die Idealmenſchen zu entwickeln, und doch dabei die Individualität nicht bloß anzuerkennen, ſondern auch zu befördern.

Naive Schönheit vergleiche ich dem identiſchen Licht, Romantik der Farbe und Wärme, das rein Sentimentale dem Gewitter, welchem der Regenbogen nachfolgt.

Im erſten Theile dieſer Schrift S. 172 heißt es: „In einer Erzählung, welche ich im Jahr 1790 ſchrieb“ u. ſ. w. — Das iſt ein betrübter Druckfehler, der den Verfaſſer des gelehrten Deutſchlands befremden muß, und mich noch mehr, da er mir im neunten Jahre die Fähigkeit leiht, eine Erzählung zu verfaſſen, und für den Druck zu beſtimmen. Man wolle deshalb am angeführten Orte leſen: 1799 und, da noch einmal von Jahren und Jahrszahlen die Rede iſt, ſo darf ich wohl, einer freundlichen Aufforderung zu genügen, hinzuſetzen, daß ich am 30. Julius 1781. zu Braunſchweig geboren bin.

Manche unſerer berühmten Schriftſteller alter und neuer Zeit, doch noch mehr berühmte Schriftſteller des Auslandes gleichen, um es mit Einem Worte ehrlich heraus zu ſagen, geſchminkten Leichen. Schauet ſie nur recht feſt an — des Anrührens bedarf es nicht — und ihr werdet finden, daß dem wirklich alſo iſt. Gottlob, daß aber die traurige Sache einen heitern Gegenſatz hat, denn auch ſolcher deutſchen Schriftſteller giebt es manche, die, je länger man ſie anſchaut, je anmuthiger und würdiger und herrlicher erſcheinen. Ja, — der edlen Lebenden heute zu geſchweigen — einige Alte z. B. Flemming und Logau werden gewiſſermaßen täglich jünger, und ſpielen unter uns herum, wie fröhliche und geiſtreiche Kinder; und es iſt recht brav von den guten alten Leuten, daß ſie ſich in der Jugend die ewige Jugend, und im Leben das Leben nach dem Tode erworben haben.

Kaum habe ich obiges Fragment beendigt, ſo iſt mir als hörte ich einige wenige Leſer ſprechen: Ja, jene alten Dichter mögen wohl ganz gut geweſen ſein; aber ſo viel als Du aus ihnen machſt, das ſteht doch noch dahin; auch iſt es jetzt faſt Mode geworden, die Alten zu preiſen. — Ich erwiedre darauf mit der heiterſten Gelaſſenheit: Leſet, ihr Lieben, ſie nur ſelbſt, und wenn ihr nicht den ganz aparten, keineswegs beneidenswerthen Vorſatz habt, keinen Genuß finden zu wollen, ſo werdet ihr euch gewiß nicht wenig erfreuen. Ja ihr werdet gar nicht begreifen, wie ihr jemals in dieſer Hinſicht von Mode habt ſprechen können; und wenn ihr dann ein wenig auf euch zürnt, ſo ſeid verſichert, daß euch jene ſieben alten Herren leicht vergeben, denn eben weil ſie ſo ſehr kraftreich und tief ſind, ſo ſind ſie auch ſehr freundlich und ſanft.

Aber ſind denn jene Alten auch nicht *veraltet*? Hie und da allerdings, wie z. B. auch Werthers Frack und Unterkleider, deren bloße Farbe uns jetzt ſehr unanmuthig ſcheint; während jedoch, wie wir alle wiſſen, das Buch ſelbſt ſehr friſch und geſund und überaus bedeutend daſteht.

Es iſt überhaupt eine vortreffliche Sache, daß die Liebe und die Freundſchaft, die tiefſinnige Frömmigkeit und der rein gemüthliche Scherz, die reiche Natur und die edle Sehnſucht u. ſ. w. nicht veralten können, und es iſt wohl nicht mehr ganz unbekannt, daß ſich Opitz, Flemming, Gryph, Sybille Schwarz, Logau u. ſ. w. recht wohl darauf verſtanden haben, dergleichen gute Dinge auszuſprechen. — Daß ſie übrigens auch nicht ohne Fehler ſind, wozu das hier weitläufig auseinander ſetzen?

Ich habe da eben das Wort „Frömmigkeit“ ausgeſprochen, und nun kann ich es nicht wohl laſſen, auch unſers ehemaligen trefflichen Mitbürgers Paul *Gerhard* zu erwähnen, denn wenn auch viele Leſer ihn ſchon längſt kennen ſollten, ſo werden ſie doch auch gern ſich von neuem an ihn erinnern. Es ſoll auch nur ſehr wenig von ihm hier geſprochen werden und dies Wenige zum Theil nur um deswilſen da ich dadurch Gelegenheit bekomme, meinen unendlichen Haß gegen alle weichliche Gefühls-Zerfloſſenheit, und übermyſtiſche Fantaſie-Zerfahrenheit, die ſich gern Religioſität und Frömmigkeit nennen möchte, auszuſprechen. Mit der ächten ſteht es ganz anders: die iſt ſehr ſtark und feſt und tapfer; aber auch ſanft und heiter und ergeben.

So Gerhard. — Ihr wißt, wie es kam, daß der große Kurfürſt, der ihn ſonſt ſehr achtete, Ungunſt auf ihn warf; und leicht denken wir uns alle, wie ſehr den wackern Paul das ſchmerzen mußte, ihn der den vortrefflichen Fürſten ſo innig verehrte. Aber es war nun einmal nicht zu ändern, denn ſowohl der Fürſt als der Geiſtliche hatten eine ganz entſchiedene religiöſe Ueberzeugung, und in einer ſolchen, wenn ſie einmal feſt ſteht, kann der Menſch nichts ändern, wenn er ſich ſelbſt nicht verlieren will. Verliert er aber ſich ſelbſt, ach was findet er dann wohl?

Es iſt die Sage bekannt, daß Gerhard, als er nun wirklich abgeſetzt war, und in trüber Winterszeit mit Frau und Kindern Berlin verlaſſen mußte, das ewige Troſtlied dichtete: „Befiehl Du Deine Wege," wodurch ſelbſt die Thränen ſeiner ängſtlichen Gattin getrocknet wurden. Ich freue mich darüber, wie billig, gar ſehr; wundere mich aber nicht, denn der Menſch iſt gewöhnlich recht ſtark, wenn ein großes Unglück nun wirklich da iſt.

Schlimmer iſt es in der Zeit, wo das Unglück drohet; beſonders wenn eine ſolche Zeit lange dauert, wie allerdings bei Gerhard der Fall war. Da kann der Menſch gar leicht verdüſtert und verbittert werden, wenn er nicht ſtets auf ſich Achtung giebt. Aber Gerhard blieb klar und feſt, und dichtete in jener Zeit, was ſelten anerkannt iſt, das köſtliche Gedicht:

Iſt Gott für mich, ſo trete
Gleich alles wider mich.

Da heißt es denn im dreizehnten Verſe mit ächt deutſcher Kraft und Gelaſſenheit:

Die Welt die mag zerbrechen;
Du ſtehſt mir ewiglich!
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und Dich.
Kein Hunger und kein Dürſten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des große Fürſten
Soll mir ein Hind'rung ſein.
Kein Engel, keine Freuden,
Kein Thron, kein' Herrlichkeit,
Kein Lieben und kein Leiden,
Kein' Angſt, kein Herzeleid;
Was man nur kann erdenken,
Es ſei klein oder groß,
Der keines ſoll mich lenken,
Aus Deinem Arm und Schooß.

Mein

Mein Herze geht in Springen,
Und kann nicht traurig ſein,
Iſt voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenſchein.
Die Sonne, die mir lachet,
Iſt mein Herr Jeſus Chriſt,
Das was mich ſingen machet,
Iſt was im Himmel iſt.

Was iſt nun hier veraltet? ich zweifle, daß eine ſolche Frage auch nur möglich iſt; aber eine andere Frage iſt erlaubt, nämlich die: Wäre es nicht beſſer, wenn nie wieder von Mode die Rede wäre, wenn von Dichtern und ihren Werken die Rede iſt? —

Freilich iſt nicht zu leugnen, daß hie und da wirklich bloß mechaniſche Zungenfertigkeit der Alten rühmend erwähnt; doch iſt ja das Gottlob nur ſelten, ungefährlich und wird bald durchſchaut.

Genug. Ich habe heute nur bloß einige Vergeßliche erinnern und durch die Erinnerung erfreuen wollen.

Schönheit und Erhabenheit iſt bloß im Menſchen. Die Alpen, die Cordilleros, und den Amazonenfluß; ja Sonne, Mond und Sterne können wir einmal überdrüßig werden, zu betrachten, nie aber die Prinzeſſin in Göthe's Taſſo oder Shakſpear's Imogen; Jean Paul's Leane, u. ſ. w.

Ein Menſch, welcher auswendig zu lernen wäre, wie etwa das Einmaleins, wäre ſchon um deſſwillen kein rechter Menſch mehr.

Die Natur iſt endlich und begreiflich, und wir wollen ſie loben, daß ſie das iſt; aber der Menſch iſt gegründet auf dem Unendlichen und Unbegreiflichen, und wir wollen uns freuen, daß wir die ganze Ewigkeit vor uns haben, darüber nachzudenken.

Es macht manchem einſeitig klugen Menſchen ein eigenes Vergnügen — kein Vergnügen zu finden. Das iſt aber doch wohl das traurigſte Vergnügen, und ächte Bildung und Poeſie iſt ſehr heiter; die tragiſche nicht ausgenommen.

Es iſt für den guten und gebildeten Menſchen eine ganz eigene Freude, in Deutſchland, oder auch in den Ländern, wo nur Deutſch geſprochen wird, zu reiſen. Von Petersburg bis Saarbrück kann er ſo ziemlich darauf rechnen, in jeder Stadt, ja oft in manchem Dorfe eine liebe Schweſter oder einen lieben Bruder zu finden. Nur muß er das Finden verſtehen, und Menſchenliebe haben, Offenheit, Vertrauen und fröhlichen Muth.

Die Weltklugheit iſt ein witziger Mikrokosmus, bei dem nur das einzige Schlimme iſt, daß er nur zu häufig der Sehnſucht nach dem Makrokosmus wehrt. — Es iſt die höchſte Aufgabe, beide Welten zu vereinigen, und die Weltgeſchichte lehrt, daß ſie gar wohl zu löſen iſt.

Ein ſehr behagliches, auf geiſtreiche und poetiſche Menſchen gerichtetes Leben iſt dem Handeln und der mündlichen Rede ſehr günſtig; nicht ſo der ſchlaffenden Poeſie. Dieſe verlangt auch Schmerz. — Im Genuſſe dichtet man nicht zum Beſten; und die beſten Frühlingslieder möchten doch wohl im Winter verfaßt worden ſein; nicht in Siciliſchen Mai-Thalen.

Der Luſtſpieldichter darf das Herz nie berühren, denn er hat es nur mit der Phantaſie und der Klugheit in den Verhältniſſen der Freiheit zu thun. Eine einzige wahre Herzensrührung, und das Glück ſeines Werkes iſt dahin. Eben ſo wenig aber darf er das Herz ignoriren, und wenn es auch erlaubt ſein kann, ein Luſtſpiel zu verfertigen, in welchem lauter witzige Taugenichtſe vorkommen, ſo muß der Dichter doch klar zeigen, daß er ſelbſt tugendhaft ſei, und ſie gewiſſermaßen wie Spinnen einander aufreiben laſſen. Dagegen hat Molier nicht ſelten gefehlt. Wir freuen uns herzlich, wenn der Bourgeois gentilhomme Licht empfängt über die — beſondere Bewegung des Mundes bei der Ausſprache der Vocale und Conſonannten; es ergötzt uns, daß der Pſeudo-Philoſoph Schläge bekömmt, als er die Fecht-, Tanz- und Tonkunſt verachtet; wir gönnen jenem Jourdain den Spott der Frau, die Rappierſtöße der ehrlichen Dienſtmagd, und wir gelangen in der Fröhlichkeit nicht dazu, den Liebhaber zu ſchelten, der mit ſeinem künftigen Schwiegervater ein ſo ſeltſames Großtürkenſpiel treibt. Aber durchaus nicht lächerlich, ſondern häßlich, verächtlich und widerlich für jedes honette Gemüth iſt Darante, der den Bürger betrügt und auf ſeine Koſten der ſogenannten Marquiſe Feſte giebt, die jener auf ſeine eigene thörichte Verliebtheit bezieht. Ja der Dichter ſelbſt wird uns unheimlich, wenn er uns zumuthet, über ſo etwas zu lachen. Leider herrſcht in gar vielen Molieriſchen Stücken eine ähnliche laxe Moral, die dem großen Talente, das wir wahrhaft anerkennen, oftmals Eintrag thut.

Es iſt traurig, daß man auch in dieſer Hinſicht das Schauſpiel „der Miſanthrop,“ das allerdings als ein dramatiſches Lehrgedicht betrachtet werden ſoll, bewundert hat, da doch in demſelben eine Weltanſicht herrſcht, vor der jeder auch nur erträglich ſittliche Menſch erröthen müßte. Gleich Anfangs hat Alceſt vollkommen Recht, wenn er Orontes Verſe abgeſchmackt findet, und, da er um ſein Urtheil gefragt wird, daſſelbe auch ruhig ausſpricht. Philint hingegen zeigt ſich als ein niedriger Schmeichler, da er die gezierten Reime gegen ſeine Ueberzeugung lobt. Und dennoch verlangt der Dichter von uns, wir ſollen auf der Seite des letztern ſtehen, und den Miſanthropen auch in dieſer Hinſicht als einen übellaunigen Brummer betrachten, der die Regeln der Lebensart nicht kennt, da er nicht einmal zu — lügen verſteht.

Es giebt eine Phyſiognomik, die ſo weit über allen Spott erhaben iſt, als die gewöhnliche ihm nahe ſteht. Dennoch macht ſie durchaus keine vornehme Miene, ſondern es möchten die Lehren die ſie zu geben hat, etwa alſo lauten: Sei ein Dichter, d. h. chriſtlich, tiefſinnig, fromm und hell-heiter, und liebe die Menſchen, und dann ſchaue ſie ruhig an, und ich gebe Dir mein Wort, Du wirſt ſie durchſchauen.

Die meiſten Menſchen ſind in ſich ſelbſt eine Zweiheit, aus der ſehr leicht eine Entzweitheit, ja, wenn das Wort verſtattet iſt, eine Entzweiheit (Zerbrochenheit) entſtehen kann. Da nun ein ſolcher Zuſtand manches Unerfreuliche und Bedenkliche mit ſich führen dürfte, ſo ſcheint es ſchon um deswillen wohlgethan, ſich um Einigkeit in ſich und mit ſich zu bemühen, d. h. genau zu wiſſen, was man will und nichts zu wollen als was man kann; aber auch nicht weniger.

Zu einer ſchönen Gewohnheit ſoll die Uebung der Tugend allerdings werden, nur um Gotteswillen zu nichts mechaniſchem.

Je ernſter der Menſch wird, je mehr ſoll er den Scherz lieben. Da man aber niemanden gebieten kann, etwas zu lieben, ſo hat der Himmel auch dafür geſorgt, daß dem ächten Ernſte der Scherz jedesmal beigeſellt und das Gebieten alſo unnöthig iſt. Der ächte Ernſt hat faſt immer etwas ſtilllächelndes; denn die Geſichertheit darf lächeln, und der ächte Scherz, nicht minder entfernt von Einſeitigkeit, zeigt gleichſam mit den beiden kleinen Fingern nach Oſten und nach Weſten: denn er ignorirt weder das Eine noch das Andere, und will nichts Apartes haben. Trockner einſeitiger Ernſt iſt eigentlich wie ſchlechter Spaß über guten Ernſt zu betrachten.

Wiederholungen mögen paſſiren, aber Repetitionen des in Wiederholungen repetirten Wiederholten ſollen denn doch billig vermieden werden. Dennoch giebt es Schriftſteller in Deutſchland genug, die auch damit noch nicht zufrieden ſind; ſondern, nachdem ſie bereits ohne Grazie in infinitum geſprochen, plötzlich freundlich hinzuſetzen: "Um aber alles noch einmal kürzlich zu ſammen zu faſſen, ſo meine ich, u. ſ. w.

Die Tugend iſt unendlich mehr als eine Gewohnheit; aber wir ſollen auch nicht minder klar einſehen, daß zu ihr eine edle Gewöhnung gehöre.

Ein mittelmäßiger oder gar feiger Menſch kann recht wohl einmal, wenn er ſich zuſammen rafft, bedeutend und beſonnen kräftig handeln; aber — es gedeiht ihm leider nicht immer.

Aus der Menagerie Ludwigs des funfzehnten zu Verſaille, war einſt ein Tiger ſeinem Käfig entſprungen, und wandelte luſtig im Vorhofe des Gartens umher, während die Wärter ſchliefen oder müſſig gingen. Da kommt ein Abbé von der andern Seite ruhig in den Vorhof, und bemerkt den Tiger erſt, als dieſer ſchon im Begriff ſteht, den ihm eigenen Sprung zu machen und den Menſchen zu verzehren. Der aber beſinnt ſich ſchnell aus ſeiner Lektüre, daß das entſetzliche Thier doch Reſpekt habe vor der Kraft ruhig und muthig blickender Augen, er forçirt deshalb die ſeinigen zu ſtarren Blicken und wandelt dann ſtill neben ihm vorbei. Er findet die eiſerne Gitterthür, die zum Glück nur angelehnt iſt, wirft ſie, da er hindurch iſt, in das Schloß zurück; und ſcheint gerettet: während der Tiger, jetzt erſt, wenn wir ſo ſagen dürfen, merkend, daß er mit einem Schwachen zu thun hatte, dem Fliehenden nachſetzt, aber durch die Eiſenſtäbe gehalten wird.

Doch der Abbé ſchien nur gerettet, er war es nicht. Als er in ſeiner Wohnung angekommen war, legte er ſich zu Bette, bekam ein heftiges Fieber, und ſtarb den Morgen darauf.

Die Kraft und Beſonnenheit, mit Einem Worte: die Tugend — es iſt entſetzlich auszuſprechen, — war ihm nicht bekommen.

Wir wollen den armen Mann herzlich bedauern; aber ein Lächeln wird doch ſtets ſich hinein miſchen, ſo oft wir an ſeinen Tod gedenken, doch ſei es ja ein tragiſches Lächeln, oder, wenn man lieber will, ein ethiſches; wobei natürlich jedem, der die Idee nicht verſtanden hat, verſtattet bleibt, über die Worte „tragiſches und ethiſches Lächeln" mit der behaglichſten Behaglichkeit zu lachen. "Aus Herzensgrunde" würde ich hinzuſetzen, wenn hier nicht von einem Herzensungrunde, oder einer Herzensoberfläche die Rede wäre.

Faſt in allen *alten* franzöſiſchen und deutſchen Luſtſpielen wird das Verhältniß zwiſchen der Herrſchaft und der Dienerſchaft mit ſpaßhafter Satire getrieben, und man kann faſt immer darauf rechnen, daß die erſtere in beſonderer Bornirtheit gehalten wird, während Johann und Liſette für ſie denken müſſen, und im Gefühl ihrer Verſtandes Superiorität ſich muthwillig und humoriſtiſch bezeigen. Man könnte dies die hergebrachte Ironie oder die Ironie mit ſtehenden Lettern nennen. Iſt die

Herrſchaft vollends verliebt: ſo wird ihr von dem Luſtſpiel-Dichter faſt aller Verſtand genommen, und ſie muß ſich bei dieſer intellectuellen Dürftigkeit mit einer möglichſt zierlichen Wehmüthigkeit behelfen, in welcher der Geliebte und die Geliebte gegen einander hinreden, und ſich gegenſeitig parodiren, Meiſtens wir ihnen, um den Leſer nicht zu erzürnen, nur eine Unterredung eingeräumt. Hier beſchuldigt der Liebende den geliebten Gegenſtand der Grauſamkeit, wogegen aber der Gegenſtand gründlich proteſtirt. Nachdem man hierin ſich vereinigt, ſämmtliche äußere Hinterniſſe überſchlagen, aber kein Mittel gefunden hat, ihnen zu begegnen, zieht der Geliebte, jedoch mit Grazie, den Galanterie-Degen aus der Scheide, und verſichert, als ſei ſein Ernſt, ſich mit demſelben das zartgeſinnte Herz zu durchſtechen, falls er nicht die Geliebte davon tragen ſolle. Die Geliebte aber bewegt ihn leicht, das gefährliche Inſtrument wieder in das gewohnte Behältniß zurückzuſtellen, und beweiſt nicht ohne Kürze und Klarheit, daß bei dergleichen gefährlichen Unternehmungen wenig Erfreuliches herauskomme, weshalb denn zuletzt beide beſchließen, den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten.

Noch iſt zu bemerken, daß der Dichter faſt jedesmal dem größern Verſtande und Witze der männlichen und weiblichen Bedienten ein Beträchtliches von Unſittlichkeit beimiſcht, wodurch dann mit neuem Scherz die Einfalt der Herrſchaft entſchuldigt und in's Gleichgewicht gebracht werden ſoll.

Die neuere Bühne hat dies alles verändert: die Liebenden ſind Herrſcher geworden, oder verſuchen ſich ſelbſt im Witz, um ſich aus eignen Mitteln zu helfen. Die Bedienten haben meiſtens einen ſehr edlen und ernſthaften, oft recht weichmüthigen Charakter, der ſie zur Ausſpinnung einer Intrigue gänzlich unbrauchbar macht. Nur die Kammermädchen haben ſich in dem alten Charakter-Coſtüm halbweg erhalten; und es dürfte ſchwer ſein, ihnen die Haut abzuſtreifen, die ſie nun ſchon ſeit Jahrhunderten getragen. Nur iſt, dünkt mich, der Witz, der ſonſt an Eine Liſette gewandt wurde, jetzt unter etwa funfzehn vertheilt, ſo daß jede Einzelne nur mit Kümmerlichkeit ihre Exiſtenz friſten kann."

„Das alſo iſt es, was die Deutſchen entzündet?" rief G. F. aus, als er endlich Menſchenhaß und Reue geleſen, nachdem Jahrelang um ihn her davon gelärmt worden war. Ach, es liegt ein herber Schmerz in dieſem: "Das alſo iſt es!"—

Doch außer gar manchem andern ſchon früher beſprochenen Troſt, möge hier auch noch der ſtehen, daß jenes Stück faſt nur durch die Bühnendarſtellung in das Leben gebracht wurde, und, wäre es als Novelle erſchienen, ohne Zweifel ſpurlos hinweggegangen ſein würde.

Vom Werther, dem Geiſterſeher u. ſ. w. darf man jenes: "Das alſo iſt es!" mit Freude und mit Wahrheit ausſprechen.

Es giebt Charaktere in der Geſchichte, die noch immer da ſtehen wie ſteinerne Rieſenbilder, und nicht Rede noch Antwort geben können. Wagt es nur, ſie recht feurig und beſcheiden anzuſprechen und zu beſchwören, wie ihr etwa den umwandelnden Geiſt eines alten Königs beſchwören würdet, und ſeid verſichert, ſie werden ſich doch zuletzt milde zu euch hernieder neigen.

In der Noth beſchwört man die bedeutendſten Geiſter, weil die allein helfen können. Haben ſie aber geholfen, und geht das gewöhnliche Leben wieder an, dann graut dem gewöhnlichen Menſchen vor ihnen, und es heißt dann wie geſchrieben ſteht: „Die ich rief die Geiſter werd' ich nun nicht los.“

Wenn ein roher und unſittlicher Menſch in eine Geſellſchaft von edeln und gebildeten kommt, die etwa auch noch, zum Unglück für ihn, vornehm und mächtig ſind, ſo daß er ſich geniren, oder wohl gar zart mitſprechen muß, ſo giebt das einen überaus kläglichen und peinlichen Anblick. Er ſieht dabei faſt kränklich-leidend und lächelnd-weinerlich aus, und quält ſein Gedächtniß, ob er nicht vielleicht noch irgend ein Bruchſtück aus einem rührenden Tugendgedichte, das er einmal als Kind hat auswendig lernen müſſen, auftreiben könne. — O Himmel! es wird ihm immer ſchlimmer zu Muthe, und bloß der Gedanke kann ihn noch aufrecht halten: wie wohl ihm werden werde, wenn er wieder unter die Rohen und Schlechten zurück komme. Er könnte uns faſt dauern, und man ſollte billig die Thüre gleich jetzt öffnen, denn wenn es zu lange dauert, kann er doch bedenklich krank durch die Anſtrengung werden.

Ihr guten und innig warmen Menſchen, beſonders ihr guten und innig liebenden Jungfrauen, grämt euch nicht zu ſehr, daß ihr immer mehr gebt als empfangt, und vergeßt nicht, daß ihr doch unendlich glücklicher ſeid, als die, über welche ihr klagt. In edler Liebe kann man ſich, zum Glücke, auch nie arm geben.

Der Frieden und die Ruhe des chriſtlichen Dichters iſt nicht das Werk der Zeit, ſondern lediglich das Reſultat einer langen Anſtrengung. Ohne, vorangegangenes Blut und Thränen iſt der Frieden faſt immer unächt, ja ſelbſt dann wenn nicht große Leidenſchaften vorangegangen ſind. Der friedlichſte Menſch gleicht doch nur .... einem der ſchwarzen Männer in der Zauberflöte, mit den Flammen auf dem Helm, und wenn er nicht recht Achtung giebt, iſt er in Gefahr, ſich und andre mit Flammen zu beſprützen.

Es iſt mein altes Wort; aber es mag erlaubt ſein, es zu wiederholen: Nicht Friede, Ruhe, Heiterkeit iſt der Zweck des Lebens, denn es iſt oft unmöglich, ſie zu erringen, ſondern nur Klarheit, und wieder Klarheit, und nichts als Klarheit. — Wo das Glück wohnt, das wiſſen wir, und einſt wird es dem Klaren zu Theil werden. — So laſſet uns denn geduldig ſein und muthig.

Man hört nicht ſelten das halb lächerliche, halb traurige Wort: „Die Herrlichkeit hat ein Ende." Man darf allerdings ein wenig dabei lächeln, denn die Herrlichkeit, die ein Ende haben kann, hatte gewiß auch keinen Anfang und keine Mitte.

Zum Glücke giebt es aber auch eine gewiſſe Herrlichkeit, die aus dem Menſchen, wenn er harmoniſch gebildet und edel iſt, wie ein erwärmender Strahl heraus leuchtet, und wann ſie heraus leuchtet, auch von außen her genoſſen werden kann.

Der Menſch redet zuerſt mit der Natur, dann mit ſich ſelbſt, dann mit dem Geliebten, dann mit Gott.

Die ſchlimmſte Klippe, an der ſo manche neuere Dichter ſcheitern, iſt das Streben nach dem Intereſſanten. Das Intereſſante ſelbſt iſt wahrlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Klippe, ſondern ein blühendes und fruchttragendes Vorgebirge der ſchönſten Hoffnung und Erfüllung: aber es iſt keinesweges ſo leicht zu erreichen, als Manche meinen, die oft das Pikante für gleichartig halten mit jenem. Ich rede hier keinesweges bloß von leichtgeſinnten, nur nach momentanen Erfolg haſchenden Schriftſtellern, ſondern von gewiſſen talentvollen und wackeren, die ſich oft nicht minder quälen im Streben nach dem Intereſſanten. Möge der Genius ſelbſt ihnen diktiren; kaum ſind ein paar Seiten geſchrieben, ſo tritt ſchon der Dämon zu ihnen mit der Rede: „Es iſt noch nicht intereſſant genug. Man will nicht gelinde erregt, und im Mittelpunkte gerührt; man will bis zum Haarſträuben ergriffen und geſchüttelt, oder zum ungraziöſen Ueber-Lachen geriſſen werden." Da überſieht dann der arme Dichter das Geſchriebene von neuem, übermalt das Farbige mit neuer Farbe, putzt das Geputzte, ſtreut Salz auf das Salz, und Zucker auf den Zucker. Was dann daraus wird, weiß Gott, und ſpäterhin der Dichter ſelbſt; und er ſchlägt dann wohl betrübt die Hände über den Kopf zuſammen, daß er ſich ſo arg verführen ließ.

Darum leihet nie mehr ein Ohr, ihr Beſſern, der misleitenden Stimme, die oft auch um Euch, ja zuweilen ſogar in Euch tönt. Gebt fröhlich das, was unmittelbar eurem durch Leben und Studium geläuterten Gemüthe entſtrömt. Der Himmel — das wißt ihr — iſt nie verſchloſſen, und dem redlichen Eifer geht gern die Sonne auf, in der allein die Dichtkunſt gedeihen kann. Was ihr aber — leider nicht ſelten — gebt, erinnert mich an die Ueberhitze mancher Zimmer im Winter, in denen man eine etwanige kurze Behaglichkeit nur zu bald mit Kopfſchmerzen bezahlen muß.

Leſet den reichſten und tiefſten aller Dichter, Shakſpear, und ihr werdet finden, oder habt es vielmehr ſchon längſt gefunden, welches Licht und welche Wärme aus ihm und allen ſeinen Werken leuchtet und Befriedigung giebt. Man könnte darüber mit leichter Mühe ein nützliches Buch ſchreiben; aber vielleicht können auch dieſe wenigen Zeilen hie und da nützen.

Jetzt aber auch die andere Seite, und da kommt mir abermals Hamlet zu Hülfe mit der zweiten Hälfte ſeiner Rede an die mimiſchen Künſtler, die edoch auch für jede andere Gattung von Künſtlern ilt: „Seid aber auch nicht allzu zahm.“ Es iſt überaus traurig, wenn wir ſehen, wie einige in ſich ein kräftige Naturen aus Scheu — Gott weiß vor dem — ſich ſelbſtquäleriſch zuſammen ſchnüren, daß kaum mehr ein reiner Herzenslaut hervorbringen kann, ſondern durch verhallende Halbtöne und mattes Lallen vernommen werden. Ich kann Euch nichts Beſſeres zurufen, als was ich bereits in einer einzigen Zeile in dem erſten Theile dieſer Schrift ausſprach: „Wage nur zu ſein, und Du biſt.“

Es iſt gar ſchön, wenn man Flügel hat, und ihr habt ſie, darum wagt es nur, ſie zu regen.

Gottlob, daß es aber auch einige Deutſche Dichter giebt, denen man weder die Warnung vor dem einen, noch die vor dem andern Fehler zuzurufen nöthig hat, indem ſie gerade die ewigen Belege geben, was denn eigentlich das wahrhaftige intereſſant-Schöne ſei.

Frage.

Wie heißt das kürzeſte, heilbringendſte und tiefſinnigſte aller Werke? das inſonderheit für die Dichter als Morgen- und Abendgebet gelten dürfte?

Antwort.

Das Teſtament Johannis, daß bekanntlich nur die drei Worte enthielt: „Kinderchen liebt euch.“ — Was aber die Liebe ſei, darüber werde zuvörderſt das eigene, wohlgeläuterte Gemüth gefragt, und ſodann, da man ſich ja gern nach einem edlen Beiſpiel umſieht, der Apoſtel Paulus, der bekanntlich das Schwerdt ſo herrlich zu vereinigen wußte mit dem Lilienſtengel.

Der Witz iſt theilend, trennend, zerſetzend, zuweilen ſogar zerreißend. In dieſer Hinſicht iſt der Unglückliche oft am witzigſten, denn er findet in den witzigen Exploſionen häufig eine augenblickliche Beruhigung. Es iſt ein Tropfen Waſſer in einer Wüſte; man ringt aber nach mehreren, und ſo iſt man in die Nothwendigkeit verſetzt, den Witz faſt wie ein Geſchäft zu betreiben. Aber es lohnt nicht genügend, denn die Tropfen haben oft etwas ſchwefliches, und ſtillen den Durſt nicht völlig.

Noch bei weitem ſchlimmer ſteht es mit dem Irreligiöſen, dem doch zuweilen anderweitige Bildung nicht abzuſprechen iſt. Bei der Zerriſſenheit in ſeinem Innern würde er bald das Leben gar nicht ertragen können, wenn er es nicht durch Witz piquant zu machen ſuchte. Der Laſterhafte kann bekanntlich weder arbeiten noch ruhen mit wirklicher Zufriedenheit. Das Witzig-ſein iſt aber gewiſſermaßen ein Mittelding zwiſchen Ruhe und Arbeit, und darauf verſteht er ſich denn noch am beſten. Der Verzweiflende iſt am witzigſten, und er nimmt auch wohl zu der alleräußerſten und ſchauderhafteſten Gränze des Witzes, — dem Selbſtmorde ſeine Zuflucht. Das kann der Teufel, der eigentliche höchſte Meiſter des Witzes, nicht, da er bekanntlich — ein unſterblicher Geiſt iſt.

Wie? ſo ſchien es ja beinah, als ſei der Tugendhafte nicht witzig? Dieſer Schein wird bald ſchwinden, wenn wir uns nur erinnern wollen, daß der ächte Chemiker nicht bloß zu ſcheiden ſondern auch zu vereinigen verſteht. Wer nun als ein rein Tugendhafter die ewige Einheit und das ſelige Ja in ſich hat, der hat dadurch zugleich die höchſte Freiheit erreicht, und im Gebrauche derſelben wird er nothwendig auch witzig ſein können, ja müſſen. Aber er wird noch etwas viel herrlicheres bekommen, den reinen Humor nämlich, der ſich zu dem Witze verhält wie ein großer heiterer Feldherr zu einem luſtig-angenehmen Trommelſchläger.

Ich verhehle nicht, daß ich für einen wahren Prüfſtein ächter Bildung halte, wenn einer ſich an Shakſpear's und Friedrich Richter's Humor, in welchem, bei der höchſten Strenge, die ſanfteſte Menſchenliebe waltet, verſtändig und tief eingehend, wahrhaft erfreuen kann.

Dicenda tacendaque calles? Weißt du, was zu ſagen, und was zu verſchweigen? — So ſpricht der römiſche Dichter Perſius, der ſelbſt wohl wußte was zu verſchweigen iſt; der aber mitunter ein wenig dunkel wird, weil er vielleicht zu viel verſchweigt: — wobei wir uns indeſſen tröſten wollen, daß dieſe ſogenannte Dunkelheit bei weitem anziehender iſt, als die transparente ſeichte Ueberdeutlichkeit mancher geſchwätzigen Autoren. Der Leſer ſoll nicht bloß denken können, ſondern auch gern denken wollen, ſonſt ſchreibt man überhaupt nicht für ihn. Zum Glücke denkt aber auch der wahre Leſer nicht bloß gern, ſondern oft beſſer als der Autor, und — für ihn.

Iſt nun jenes Römer-Wort für alle Schriftſteller wichtig, ſo iſt es doch beſonders werth von den dramatiſchen berückſichtigt zu werden; denn oft hat eine einzige überflüſſige, unpaſſende, unäſthetiſche Rede einem ſonſt nicht unerfreulichen Stücke auf die entſchiedenſte Weiſe geſchadet. So ſchrieb z. B. Iffland ein Schauſpiel, das die Aufſchrift hat: „Frauenſtand“ (1790) ein Werk, in dem wir das Aufgebot aller Kräfte des Verfaſſers anerkennen, und deſſen Zweck wir wahrhaft ſchätzen. Es ſoll in dieſem Stücke eine würdige deutſche Hausfrau, noch in den Jahren der Jugend, geſchildert werden, die durch Gemüthlichkeit, klaren Verſtand, Freundlichkeit, Mäßigung und Geduld den von mannigfaltigen Leidenſchaften bewegten und irre geführten Ehemann, zum Frieden und zur Ruhe zurück führt, wobei zugleich das Verhältniß der Freundſchaft zur Liebe, als ein würdiger Gegenſtand des Nachdenkens und der Beſchauung, aufgeſtellt wird. Wie geſagt, wir verkennen nicht nur nicht den edlen Zweck jenes Werkes, ſondern wir ehren ihn wahrhaft, ja wir erkennen ſogar einzelnes Wohlgelungene in der Ausführung gern und dankend an; und es iſt nur gerecht, das anzuerkennen. Wir haben uns ſelbſt im Anfange des Stücks nicht ſtören laſſen durch eine gewiſſe Breite, denn wir waren bereits an dieſe Ungehörigkeit in manchen Ifflandſchen Stücken gewöhnt: — als es uns durch eine einzige Rede mit einem Male zu arg wurde, und unſre ganze Rührung (wir wollen uns des Kinderesworts nicht ſchämen) in den Brunnen fiel.

Die Frau in jenem Stücke hat nämlich unter andern Mißgeſchicken auch erleben müſſen, daß ihr ehrgeiziger Mann Schulden macht, und mit kräftigem Sinn iſt ſie weit entfernt, ſich in weitläufige Klagen deshalb zu ergießen, ſondern legt ſelbſt Hand an, nicht bloß ſparend, ſondern auch erwerbend. Uns fiel indeſſen bei einigen Scenen die rührend proſaiſche Klage jenes alten Profeſſors der Geſchichte ein, daß die Wiſſenſchaft täglich länger und das Brod täglich kürzer werde. Endlich wird der jungen ſchönen Frau ſogar nachgerühmt, daß ſie auf ihrem kleinen Gute — die Stallfütterung eingeführt habe, wobei uns leider der alte Gedanke kam, als habe der Dichter in dem Augenblicke auch mit dem — Pegaſus eine ähnliche Fütterung vorgehabt. Schreiber dieſes erinnert ſich ſehr genau, daß er in jenem Augenblick, wo er die Stelle las, eine Art von —

Stallgeruch zu empfinden meinte; wobei er ſeine Nerven, die gewiß recht gut und ſtark waren, keinesweges in Anſpruch nehmen darf. — Sollte man uns fragen, warum wir jene kleine Lächerlichkeit eines faſt vergeſſenen Stückes hier zur Schau ſtellen, ſo würden wir ſehr ruhig antworten: Erſtlich, daß wir wünſchen auf jenes Stück aufmerkſam zu machen, indem wir das Gute deſſelben recht loben, und jene gerügte Breite, nebſt der Stallfütterung (die wir auch nur für das Theater, nicht für die Landwirthſchaft unzweckmäßig finden) durch mehrere wohlangebrachte Federzüge leicht vertilgbar halten. Zweitens, und hauptſächlich möchten wir dabei noch folgendes ſagen: Ihr lieben Männer, glaubet doch ja nicht, als ſeien nur dii minorum gentium, (ich meine eure Dichter vom zweiten und dritten Range) jenen Lächerlichkeiten unterworfen; ihr findet dergleichen in den ſogenannten Klaſſikern der Franzoſen, jenes Volks, welches das Lächerliche mehr fliehet als die Peſt und die Schlangen, durchaus nicht minder. Ihr lacht mit Recht, wenn Kotzebue in der „Verſöhnung“ von den „Hüneraugen der Seele“ und von dem „Loche, das man in das Gewiſſen ſchneidet,“ ſpricht, aber ihr lacht faſt mit nicht minderem Rechte, wenn es im Oedip heißt:

Quelque ravage affreux qu'étale ici la peste,
L'absence aux vrais amans est encore plus
funeste.

Wir Deutſchen haben ein altes braves Troſtwort: "Wenn das Herz nur gut iſt;" aber würden wir uns nicht wundern müſſen, wenn etwa im Wallenſtein, bei Gelegenheit der Acht-Erklärung, der Generaliſſimus ſich mit dieſen Worten tröſten wollte? Und wäre dies weniger zu entſchuldigen, als der Uebergang von der Peſt zu der Trennung des Geliebten? —

Selbſt Racine, der bekanntlich ein ganzes Jahrhundert als der Feinſte der Feinen bewundert worden, iſt, (wie auch ſchon Andere bemerkt haben) durchaus nicht frei von Lächerlichkeiten; ſelbſt nicht in ſeinem berühmteſten (aber unendlich unſittlichen) Trauerſpiele Phädra. In dieſem Stücke erſcheint bekanntlich Hippolytus anfangs als ein Weiberfeind, (was ohnehin ein blinder Lärm iſt, da er doch Aricien liebt.) Theramenes erſchöpft ſich deshalb in Gründen ihn, zur Liebe zu ermahnen, und führt ihm endlich zu Gemüthe, daß er, der Prinz ja ſelbſt nicht — exiſtiren würde, wenn ſein Vater nicht für gut gefunden hätte zu heirathen. Daß er dieſen ſchreiend trivialen Gedanken in pathetiſche Worte hüllt, kann nicht entſcheiden, denn die Plattheit wird nur noch lächerlicher, wenn ſie ſich putzt.

Caeterum censeo Karthaginem eſſe delendam — So endete bekanntlich der alte Cato alle ſeine Reden. — Unſer Karthago iſt der franzöſiſche Geſchmack, der leider noch immer nicht ganz beſiegt worden iſt, der aber gewiß, es ſey nun früh oder ſpat, ganz beſiegt werden wird, da er überhaupt nur durch Irrthum jemals ſiegen konnte.

Es giebt poetiſchen Witz, d. h. ſolchen, der ſeine Wurzel unmittelbar in der Tiefe eines harmoniſchen Gemüthes hat, (S. Shakſpear und Jean Paul) Ideenwitz (höherer Vernunftwitz) worüber gleichfalls die obengenannten Schriftſteller und nächſt ihnen Fichte, Hamann, Hippel u. ſ. w. zu bemerken ſind, dann reiner Verſtandeswitz, (Leibniz, Kant, u. ſ. w.) Gefühlswitz, Empfindſamkeitswitz, ſolcher, der mitunter faſt durch Thränen lächelt, ja ſogar zuweilen nur um die Thränen zu verhalten, witzig iſt, (hier könnten faſt zwanzig deutſche Schriftſteller angeführt werden,) Charakterwitz (die höchſten Meiſter abermals Shakſpear, Göthe und Jean Paul,) polemiſcher und parodiſcher Witz (Gozzi, Tiecke u. ſ. w.) reiner Situationswitz (hier ſteht abermals Gozzi ſehr ausgezeichnet da, unter ihm, dem Range nach, Moliere, doch iſt auch Kotzebue zu erwähnen,) Wortwitz, (einige hundert ließen ſich hier leicht nennen; doch mögen bloß Iffland und Kotzebue genannt werden.)

Haben wir einmal dieſe Anſicht gewonnen, ſo ſcheint es nicht ſchwer, über dieſe wenigen Zeilen ein ganzes Buch zu ſchreiben; doch möge es auch an dieſen kurzen Andeutungen genug ſein. Nicht verſchweigen aber wollen wir, ſondern recht hoch vorheben, daß wir guten, gemüthvollen Deutſchen in den bezeichneten höchſten Gattungen des Witzes, die wir mit einem Worte Humor nennen, alle Nationen, ſelbſt die Engländer, weit übertreffen. Den einzigen Shakſpear, dem niemand gleich iſt, nehmen wir allerdings aus; keinesweges aber Swift und Sterne, die, obwohl ſehr bedeutend und des ernſteſten Studiums werth, doch theils durch Bitterkeit, theils durch Kränklichkeit, die ſich nie zur rechten Behaglichkeit aufſchwingen kann, keinen vollſtändigen Genuß gewähren.

Was iſt nun ächter Humor? Wir wollen keine weitläufige Definition geben, ſondern lediglich erinnern, daß er ohne vollendete Kraft, Klarheit, Liebe und Heiterkeit des Gemüthes nicht erzeugt werden kann. Iſt aber jemand im wirklichen Beſitze der genannten köſtlichen Dinge, ſo kann ihn, im Gefühl dieſes Beſitzes, mitunter das fröhliche Gelüſt anwandeln, die ganze Welt, aus reiner Liebe, auch einmal umzukehren, und dann, um es mit Einem Worte zu ſagen, iſt er humoriſtiſch. Schaden kann dieſes Umkehren weder ihm noch der Welt; eben von wegen jenes köſtlichen Friedens, und jener überaus vortrefflichen Klarheit, die beſagter Humoriſt im Gemüthe hat. Wehe aber, wehe! wenn der unvollendete, in der Halbzeit oder gar in der Gemeinheit lebende, die Welt witzig darzuſtellen wagt; denn wenn die Gemeinheit ſich in der Gemeinheit beſpiegelt, ſo wird die Gemeinheit immer größer. Das klingt ſehr gräßlich, aber wir vermögen es nicht anders auszudrücken, und wir könnten dabei einige funfzig neuere Schriftſteller nennen, hätten wir nicht einen Ekel an gewiſſen fatalen Namen.

Kehren wir alſo ſchnell wieder zu der höchſt erfreulichen Anerkennung zurück, daß die höchſten Gattungen des Witzes den Deutſchen ganz eigenthümlich ſind, wobei wir, um doch auch ja der wackern früheren Zeiten nicht zu vergeſſen, des großen Luther, des Hans Sachs, Sebaſtian Brand, Johann Fiſchart, Rollenhagen, Moſcheroſch, Abraham a Sancta Clara u. ſ. w. mit hohem Ruhm gedenken wollen.

Und dennoch haben wir ſo wenig gute Luſtſpiele? — Wir hatten ihrer, und haben ihrer beſonders aus früheren Jahren nicht ganz wenige; nur ſoll man ſie nicht mit jener widrig kleinen Elle der Pſeudo-Kritik meſſen, und dies iſt leider ſeit etwa hundert und dreißig Jahren nur zu oft geſchehen.

Wohl möchte man ſagen, daß die Franzoſen für ſo unendliche Aufopferungen von Menſchen und Ländern, die wir ſeit 1648 an ſie machten, uns unter andern traurigen Gegengeſchenken auch jene kleine Geſchmacks-Elle, gebracht haben, die man nur mit einem einzigen feſten Blicke zu betrachten brauchte, um ſie zerbrochen ihnen zurück zu werfen.

Seit jener Zeit haben wir denn allerdings nur wenig ächte und gerechte, tüchtige und ſittliche Luſtſpiele: denn wer ſich einen Maaßſtab aus der Fremde borgt, der ſteht ſelbſt unter dem Maaßſtabe, und der Aengſtliche vermag nicht mehr die reine Luſt und Freiheit des Lebens darzuſtellen. Dennoch ſetzte man die Arbeit fort, und es wiederholte ſich gar oft das alte Lied von Siſyphus, der mit vieler Mühe den Stein aufwälzt, bis dieſer denn „hurtig mit Donnergepolter" und tückiſch wieder herabrollt, und von den Danaiden, die mühſelig Waſſer gießen in das durchlöcherte Gefäß, und nie zu einem erfreulichen Ziele kommen können.

Darum noch einmal laßt uns nur jenen Maaßſtab ganz wegwerfen, — zerbrochen iſt er längſt durch Leſſing, Göthe und Schiller — und das Luſtſpiel wird ſicher ein ächtes deutſches Leben und tüchtige deutſche Farben gewinnen. Zu einem ſolchen deutſchen Luſtſpiele iſt in früheren Jahrhunderten ein guter Anfang gemacht, und wir ſtehen durchaus nicht an, einige altdeutſche Faſtnachtsſpiele, ſo wie einige der leider ungedruckten Puppenſpiele, namentlich aber Hans Sachs und Ayrers Grobheit troz ihrer Mängel vorzuziehen jenen acht bis zehn ſogenannten korrekten komiſchen Luſtſpieldichtern, die in den neuern Beiſpielſammlungen ſich breit machen. *)

Um aber nicht ungerecht zu werden, durch zu groſſe Gerechtigkeit gegen das Genie der Deutſchen, ſo wollen wir hier zur Sprache bringen, daß wir unter allen Gattungen des Witzes am ſpärlichſten ausgeſteuert worden ſind mit dem Intriguen- und Situationswitz, worüber jeder, der etwa daran zweifeln ſollte, nur die Europäiſche Litteraturgeſchichte ſelbſt befragen möge, wo er dann finden wird, daß die einzigen Calderon und Lopez de Vega einige hundert deutſche Schriftſteller recht bequem und reichlich mit jener Gattung von Witz ausſteuern könnten, ohne dadurch ſonderlich arm zu werden.

Wollen wir aber nun neue Luſtſpiele haben, ſo mögen zuvörderſt diejenigen, welche ſich bisher in einer gewiſſen vornehmen Unzufriedenheit gefielen,

---

*) Wenn die redlich tiefen Deutſchen nicht verdienen, ächte Luſt- und Freudenſpiele zu haben, wo iſt denn ein Volk, das es verdiente?—

aufhören wollen „vornehm und unzufrieden“ zu ſein; ſie mögen aufhören, ſich bloß nach ungemein geſchnürten Späſſen zu ſehnen, über die ſie ſich doch auch nur ſcheinbar freuen, (denn hinterher im vertrauten Kreiſe ihrer Familie kommt gewöhnlich das böſe Urtheil zum Vorſchein: „Es war doch einigermaſen grimmig langweilig.“) Sie mögen aufhören, über Uebertreibungen des Wizes und des Humors zu ſchreien, denn der Humor will ja nicht nur übertreiben, ſondern umkehren, und den Sokrates und Cato ſelbſt auf den Kopf ſtellen. Sie mögen aufhören, über Unſittlichkeit zu jammern, wo oft nichts iſt, als fröhlicher Muthwillen, und wohl bedenken, daß die ächte, kräftige Tugend ſich keineswegs vor Scherz und Poſſen ſcheut. — Oder war man etwa irreligiös im Mittelalter, wo allein die keckſten Faſtnachtsſpiele, nebſt dem „chriſtlichen Oſtergelächter,“ u. ſ. w. geduldet und erfreulich gefunden wurden? — Niemand nahm Anſtoß daran, denn der religiöſe Ernſt war viel zu tief und ſicher, als daß ihm muthwillige Scherze irgend etwas hätten anhaben können.

Was uns jezt recht häufig begegnet, iſt unter andern Folgendes: Ein abgeriebener Verſtand, der ſeiner ſelbſt müde geworden, oder um ſo mehr von Geſundheit ſpricht je kränker er ſich fühlt, eine toll gewordene Vernunft, die ſich ſelbſt verbrennen würde, wenn dieſe Flammen brennen könnten, eine Flachheit, welche liebäugelnd in den Spiegel ſieht, und immer flacher wird je länger ſie ſich beſchaut. — Das alles iſt ſchlimm genug, ſoll uns aber nicht zu ſehr betrüben, denn wahrhaft ſiegen kann es doch nie.

Das Ungeſchick, mit welchem unſere neumodige Melpomene ihren Dolch ſchwingt, iſt ſo groß, daß ſich hoffen läßt, ſie werde ſich bald erſtechen.

Das einzige Schickſal, von dem mit Verſtand geſprochen werden kann, ruht in des Menſchen eigner Bruſt. Daß er nicht ſich ſelbſt entfliehen kann, iſt die einzige Gränze, die ihm bezeichnet worden.

Eine ächt deutſche ehrliche derbe Rede unterſcheidet ſehr genau zwiſchen einem "Sparren zu viel" und einem „zu wenig." denn es giebt Krankheiten aus Ueberkraft und Krankheiten aus Schwäche. Die Geſundheit liegt in der Mitte, und kann nur ſein wo Adraſtea wohnt.

Es iſt bekannt, daß manche Menſchen ausſehen wie Fragezeichen; aber weniger bekannt, daß die Fragen, welche ſie zu thun ſcheinen, keine rechte Fragen ſind, weshalb auch keine rechte Antwort darauf gegeben werden kann. Zu ächten Fragen gehört ein gewiſſes Maaß von Talent und Gemüth, was nur von dem des ächten Antwortens übertroffen wird.

Das Einzige iſt an den Wortſpielen zu tadeln, daß ſie häufig mit dem Spieler ſpielen.

Es hat nie einen edleren Feind der Deutſchen gegeben als Tacitus. Im Vergleich mit ihm, weg mit allen Neun-und-neunzig-hundertel-Freunden!

So findet ſich auch ein Römiſcher Feldherr, der den Namen Germanicus verdiente. Es war eben Cäſar Germanicus.

Wollt Ihr über Herder leſen, und ſein Weſen kennen lernen, ſo leſet Göthe und Jean Paul, und knüpft die Enden, die ſie ſchildern, zuſammen.

Ihr freut euch der ſchönen und mannigfaltigen Gebilde, die der reiche Dichter euch bietet. Und doch: wie vieles ſeht ihr nicht, wie manches geht nur wie Elfentanz im Mondenlicht an ihm vorüber, und erquickt und labt ihn; aber nicht euch, denn er vermochte nicht es feſtzuhalten in der Rede oder im Reim. Was der nächtliche Traum ihm gab, verrinnt oft bei des Tages Schein; aber es iſt darum oft nicht minder wahr als der Tagesſchein, und es wird einſt — laſſet mich das gute, alttheologiſche Wort gebrauchen — wiedergebracht werden.

Die Vernunft iſt an ſich etwas rein göttliches; aber ſie wird zu einer wahrhaftigen Furie, ſobald ſie über göttliche Dinge, die bloß dem Glauben anheim fallen, reden oder gar entſcheiden will. Ach! und dieſe toll gewordene Vernunft iſt es faſt allein, der die Mehrheit huldigt; denn, wenn ſie auch zuweilen bei ihrem Pechfackellicht Chriſtum ſucht, wie könnte ſie ihn finden? und doch muß er gefunden werden, weil es ohne ihn kein Leben giebt, und wer ihn nicht findet, ein Recht hat zu verzweifeln. So laſſet uns denn die Pechfackel auslöſchen, und es wird wieder neu uns aufgeh'n der reine, beſcheidene Strahl der Vernunft, der höhere Weihe, und die Urſonne: der Chriſten Gott. Laſſet uns ihn ſuchen, wie Maria ihn ſuchte, und wir finden ihn.

Die ſich ſelbſt genügende Schönheit des Mannes, und ihr höchſtes Abbild der Belvederiſche Apoll kann, dünkt mich, von keiner Frau oder Jungfrau geliebt werden, weil die Sehnſucht ſich nur an der Sehnſucht entzünden mag. Wie aber ohne Sehnſucht keine chriſtliche Religioſität möglich iſt, ſo auch keine Liebe. Ueberall entſcheidet in der modernen Welt der Geiſt, der durch Chriſtum die Herrſchaft über die Natur empfangen.

VI.

Kritiken.

Inhalt:

a) Götz von Berlichingen.
b) Clavigo.
c) Die Geſchwiſter.
d) Graf von Eſſex.
e) Mozarts Figaro.
f) Emilia Galotti.
g) Minna von Barnhelm.
h) Der Geizige.
i) Der Zinngießer.
k) Die Jäger.
l) Der Spieler.
m) Die Hageſtolzen.
n) Eliſe von Valberg.
o) Der gutherzige Polterer.
p) Das getheilte Herz.
q) Der Puls.
r) Die Schachmaſchine.
s) Der Jude.

a) Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, Schauſpiel in 5 Aufzügen von Göthe, (nach deſſen neuer Bearbeitung)

Wenn ſchon das erſte Auftreten jedes bedeutenden Schriftſtellers überhaupt etwas Anziehendes hat, ſo gewährt doch beſonders das der bedeutenden Dichter ein noch höheres Intereſſe. Entweder treten ſie auf in einer Erhabenheit, die an das Ungeheure gränzt, und die deshalb ſpäterhin, durch ſich ſelbſt gelähmt, mit Ermüdung endet; — oder in unendlicher Vornehmheit, welche ſämmtliche Proſa der Erde auf den Scheiterhaufen liefern möchte, die aber gewöhnlich ſich ſelbſt mit verbrennt; — oder überhaupt mit Ueberfülle der Kraft, die die Anmuth verſchmäht und die Milde haßt, weil ſie beide nicht kennt; — oder, was in neueren Zeiten häufig der Fall geweſen iſt, ihre Poeſie entzündet ſich in der feindlichen Berührung mit den hartproſaiſchen feindlichen Theilen der Zeit, und es entſteht dann eine polemiſche Poeſie, die Reſpekt fordert und verdient, ſobald ſie nur beweiſen kann, daß ſie über dem Kampfe nicht den Sieg oder das Schaffen verlernt hat, ſobald ſie nicht bloß mit Worten, ſondern auch mit Werken zu kämpfen im Stande iſt.

Sehr ſelten beurkundet gleich das erſte Auftr
ten eine ſchon vollendete Kraft, d. h. eine ſolche, d
zur Klarheit geworden iſt. Aber wir dürfen m
Entſchiedenheit ſagen, daß dieſes Schauſpiel un
Göthe gewährt, wenn wir ihn als zwei und zwanz
jährigen Jüngling mit Götz von Berlichingen auftr
ten ſehen. Hier iſt kein Drang und Sturm in d
Wilde hinein, ſondern eine geſicherte innere Mac
die den Kreis genau kennt, den ſie beſchreiben wi
hier iſt keine äſthetiſche Gefallſucht, keine imponir
wollende Vornehmheit, keine Ueberfülle in der Fa
bengebung, ſondern ruhige Klarheit, geniale Beſo
nenheit, und eine Charakterzeichnung der feſteſt
Mannes- und Meiſterhand.

Laſſet uns deshalb dieſem Stücke eine ähnli
Aufmerkſamkeit ſchenken, wie wir ſie dem „Ka
mann von Venedig“ widmeten, doch ſoll hier n
dort eine bloß andeutende Kürze herrſchen.

So wie der Held des Schauſpiels ſelbſt, in ſ
halb ſinkendes, halb ſteigendes Jahrhundert, das d
Uebergang zur neuen Zeit bildet, nicht paßte,
könnte man ſagen, paſſe auch das Stück in kein
der gewöhnlichen Fächer, die unſere äſthetiſchen Le
bücher den Erzeugniſſen der Dichter einräumen. U
doch iſt das Ganze wieder ſehr einfach gemeint u
man braucht nicht lange nach einem Namen da
ſich umzuſehen. Es iſt ein deutſches Charakter-
mälde; nicht aber etwa bloß eines einzelnen o

mehrerer Ritter, Frauen, Bürger, Mönche, Bauern, u. ſ. w. (obwohl auch ein ſolches ſehr ſchätzbar wäre); ſondern es iſt eine in ſich ſelbſt zuſammenhängende Reihe von Gemälden eines ganzen, für Deutſchland unendlich wichtigen Jahrhunderts. Dazu kommt noch, daß in dieſen Gemälden ein ſo tiefer Hintergrund iſt, daß wir mitunter faſt bis zu — Hermann hindurch ſchauen können, und, anders gewandt, dann wieder auch in einen Vorgrund blicken, der bis in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu reichen ſcheint.

Was wir hier geſagt, kann übertrieben ſcheinen, aber wir dürfen dieſen Schein nicht ſcheuen, da wir von der Wahrheit dieſer anſpruchloſen Anſicht völlig überzeugt ſind. Auch wolle man erwägen, um jenen Schein der Uebertreibung zu verwiſchen; daß wir nicht von gänzlicher Vollkommenheit des Gemäldes geſprochen haben. Denn, um nur Eines anzuführen, ſo hätte, dünkt uns, der Stral der Reformation (es giebt eine auch vor Luthers Vollendung) einigen Theilen dieſes Stückes eine erhöhtere Farbe leihen können, was ſehr bedeutend hätte wirken müſſen. Zwar verkennen wir durchaus nicht, daß ſie damals erſt im Werden war, daß ſie auch wirklich in einige Stellen des Stückes gleichſam hineinblitzt; dennoch geſtehen wir, daß uns dies Blitzen nicht völlig genügt, und daß wir in dieſer Beziehung einiges vermiſſen. — Iſt aber ein ſolches vollſtändiges Zeit-Gemälde auch wohl je gegeben? Wir erwiedern: Allerdings von Shakſpear in ſeinen Heinrichen, die aber auch einen bei weitem größeren Raum einnehmen, als der einzige Götz.

Betrachten wir nun die einzelnen Perſonen in dem edlen Werke:

Kaiſer Maximilian. Er iſt hier nicht der liebenswürdige, waidlich kühne Jüngling, nicht der klug-poetiſche Fürſt, der nicht ſelten mit manchem Misgeſchick ſpielte; als ſolcher durfte er hier nicht auftreten. Sondern wir ſehen hier in ihm den reizbar gewordnen Mann, der ſich einer Menge bitterer Erfahrungen nicht länger zu widerſetzen vermag, und der vollends ſo eben aus einer verdrießlichen, kein frohes Reſultat bietenden Reichsverſammlung tritt, — zürnend über die Deutſchen, in denen allein er nur Fürſten ſah, die ſchwer zu beherrſchen ſind; doch ſelbſt im Zorn ſie liebend. Der Schauſpieler kann dieſe Rolle nicht wichtig genug nehmen, da es ihm ohne Zweifel bekannt ſein wird, daß er einen der vortrefflichſten Kaiſer, der zugleich auch ein guter Dichter war, darſtellt, ſo wie denn überhaupt faſt die Hälfte der kleinen Rolle aus eigenen, hiſtoriſch beurkundeten Worten des Fürſten beſteht.

Götz. Der Strebepfeiler einer ſchon im Sinken begriffenen Zeit, die aber in ihm, ſo wie in Sickingen, noch einmal ihre eiſerne Herrlichkeit offenbaren will. Tief gewurzelt in der alten Anſicht vom Ritterthum ſieht er in jeder andern nur Schwäche, in den Fürſten nur ſeines Gleichen und nur in dem Kaiſer ſeinen durch Geſetz und Reich ſehr beſchränkten Herrn. Den Max liebt er wirklich; aber er kommt vor Bedauern nicht zum rechten Genuſſe dieſer Liebe. Er iſt einſeitig, aber dieſe Eine Seite erſchöpfend, ſcheinbar roh, und doch ſehr einfach gebildet, tapfer, weil er ſich das Gegentheil gar nicht einmal denken kann, freiheitliebend weil er gar kein Leben glaubt im Zwange. Er iſt kühn, aber ſanft; er haßt nur, wenn ihm dies Gefühl aufgedrungen wird, und liebt mit ewiger Treue, ja ſogar bis zur Zärtlichkeit. Georg und Lerſe ſind ihm unter allen Männern die theuerſten; ja der erſtere gehört gewiſſermaßen mit zu ſeiner Exiſtenz. Die Liebe für Weislingen bezahlt er ſchmerzlich theuer, wie er denn überhaupt in ſeiner Gemüthsfülle viel leiden muß — Dennoch iſt er, ſeiner ganzen Natur nach freundlich und behaglich; obwohl das bei einer oberflächlichen Anſicht nicht ſcheinen dürfte. Weil er ſeiner eigenen Selbſtheit immer treu iſt, ſo läßt er auch einen jeden in der ſeinigen; ja ſogar ſeinen kleinen Karl, der genau weiß, wo Jaxthauſen liegt, aber den Herrn von Jaxthauſen nicht angeben kann, der lieber in die Küche geht, als in den Stall, und überhaupt „etwas Apartes haben" will; weshalb er denn auch zuletzt in ein Kloſter gehen muß.

Alles iſt klar und einfach im Götz, ſelbſt der Schmerz; nur einmal verläßt ihn leider die Klarheit, als er ſich bewegen läßt, auf vier Wochen Anführer der aufrühreriſchen Bauern zu ſein. Da weicht jedes Glück und jede Heiterkeit von ihm, ſein Georg fällt im verhaßten Kampfe, ſein Schmerz wird dunkel, er ſinkt, und nur der Tod hebt ihn wieder auf in neue lichte Sonnenhöhe.

Götzens Irrthum beſteht darin, daß er die Zeit, die er allein ſchätzt, für unwandelbar gehalten (was keine iſt); und als er ſie dennoch ſich wandeln ſah, mochte er nicht begreifen, wie man in einer ſo verwandelten noch leben könne und möge. Sterbend verweben ſich ihm „himmliſche Luft“ „und Freiheit“ zu einem ewigen Ganzen, und beruhigt und verſöhnt ſcheidet er, und mit erhebender Rührung wir von ihm.

Eliſabeth, Götzens Frau. — Wir glauben zwar nicht, daß Schiller immer recht hat, wenn er den beſten Staat und die beſte Frau daran erkennen will, daß man von beiden nicht ſpricht; wohl aber, daß er in dieſem Urtheile oft recht habe. Bei dieſer Eliſabetha findet es ſeine ganze Anwendung. Es läßt ſich von ihr nichts weiter ſagen, als das Wenige, was aber unendlich viel iſt, daß ſie eine durchaus einfache, tüchtige, reindeutſche Hausfrau iſt, die ihrem Manne nie vorweint, noch vorjammert bei Dingen, die nicht zu ändern ſind. Ihre

Ruhe verläſst ſie nur als Götzen die Klarheit verläſst, bei jener betrübten Hauptmannſchaft über die aufrühreriſchen Bauern. Auch das ſoll gerade ſo ſein, denn auch nur ein einziger Moment der verlorenen Geiſtesklarheit kann und muſs ſelbſt das ſtärkſte Herz verwunden.

Maria, Götzens Schweſter, ſteht ſchon mit einem Fuſse in der neuen Zeit, ja man kann ihr nachſagen, daſs ihr die alte, in welcher Götz lebt, unbequem, mitunter ſogar roh erſcheint. Daher auch der leiſe Anflug von Sentimentalität, und ihre Liebe zu Weislingen, in dem ſie den Repräſentanten jener neuen zierlichen Zeit zu erblicken wähnt. Schade nur, daſs dieſe Zierlichkeit der Treue ermangelt; doch in dem Schmerze über dieſe Treuloſigkeit geneſet ſie. Als Jungfrau ſcheint ſie ſich beſonders der Erziehung des kleinen Karl gewidmet zu haben, der aber auch ſo ſeltſam aus ihren Händen hervor gegangen iſt, daſs er — den Apfel nicht mehr ungebraten eſſen kann.

Georg, Götzens Knappe, gehört zu den Charakteren, die keiner Erklärung bedürfen, weil ſie jedermann erfreulich finden muſs. Jugend, Kraft, Stolz und Beſcheidenheit, friſchblühende Fröhlichkeit und ernſte Treue, die alte Zeit auf die erfreulichſte Weiſe darſtellend, indem ſie durch ihn ſich gleichſam zu verjüngen ſcheint.

Der Biſchof von Bamberg iſt zu beklagen, daß die neuere Bearbeitung ihm ſo wenigen Raum gegönnt hat; denn er bedarf eigentlich gar viel Platz, um ein Streben nach einer neueren Zeit, die das bisherige Ritterthum zu Grunde richten ſoll, zu bethätigen. Wir haben uns recht geſehnt, ihn in ſeiner Hofburg mit dem klugen Liebetraut und dem breitgeſinnten und breitſprechenden Olearius ſpeiſen zu ſehen; allein da Götzens Tafel, wie billig, uns wichtiger iſt, ſo mußte die ſeinige leider ausbleiben. Jene eben genannte Männer ſind ohnehin in der neuen Bearbeitung gänzlich ums Leben gekommen. Dem Schauſpieler, der die Biſchofsrolle empfängt, bleibt nichts übrig, als die wenigen Worte ſo bedeutend, als irgend möglich zu ſprechen, denn er ſucht durch dieſelbe ſeine ganze Anſicht zu bekunden, und richtet ſie an die höchſte Behörde, den Kaiſer.

Adelbert von Weislingen iſt vom Dichter offenbar mit Ironie behandelt worden: denn nicht genug, daß er nicht in ſein Jahrhundert gehört, ſo iſt er ſelbſt in dem Mit-Arbeiten an der neuern Zeit, über dieſe neue Zeit ſelbſt im Dunkeln, ſo daß man mitunter das Allerbetrübteſte, was man nur irgend ſagen kann, von ihm wirklich ſagen darf, er wolle nie ganz, und wiſſe auch oft nicht, was er wolle. Franzens Wort über ihn giebt Aufſchluß: „Schwacher Mann, glaubſt du ſtark zu ſein, weil du dich wüthend anſtrengſt? Nachgiebige Seele, du weißt nicht, daß du von jeher das Recht vermißteſt zu befehlen! (Akt V, Scene 5.) Wie im Leben, ſo auch im Tode bildet er den Gegenſatz zu Götz, und dieſe einfache Anſicht wird der Schauſpieler, dem dieſe ſchwere Rolle zugefallen, leiten können. Noch ſchwerer iſt ſie geworden durch die neue Bearbeitung, in der ſein Verhältniß zum Biſchof kaum ſichtbar wird, und die ausführliche Unterredung mit Adelheid, die ſeinen Abfall von Marien begründet, zu unſerm herzlichen Bedauern gänzlich getilgt worden iſt.

Adelheid von Walldorf, war in der früheren Ausgabe ſo ſehr genau und ausführlich gezeichnet worden, daß man in dem jungen Dichter in dieſer Beziehung auch einen moraliſchen Zergliederer finden mußte. In den ſchönen Kreis der Göthiſchen Frauen, deren uns der vortreffliche Dichter ſo manche gegeben, gehört ſie ganz allein nicht: Was ſich für ſie thun ließ, hat der Dichter bei der neuen Bearbeitung redlich gethan. Er hat als Meiſter des Styls nunmehr manches verſchwiegen, was ehedem ausgeſprochen wurde, er hat jene innere Langeweile und ganz zerfahrende Launenhaftigkeit, mit der ſie früherhin behaftet war, getilgt, und indem er ihr eine ſtete bedeutende Wirkſamkeit nach außen hin gab, hat er uns auf eine freundlichere und doch tiefere Weiſe ahnden laſſen, wie ſie von Stufe zu Stufe ſinken mußte. Ihr Verhältniß zu Weislingen und zu Franz iſt mit jener zarten und ſichern Hand geſchildert, die wir längſt an dem Dichter kennen; aber einfacher und köſtlicher iſt wohl nie ein Mittel geweſen, eine Frau in Beziehung auf ihren Gatten und auf ihren Liebhaber zu ſchildern, als das hier benutzte. Sie giebt nämlich einem nach dem andern Aufträge, und nur das Wie und Welche entſcheidet, und giebt dem Zuhörer Aufſchluß über ihr ganzes inneres Weſen.

Hans von Selbitz. Der vergröberte Götz, gleichſam eine alte Auflage von ihm auf ſchlechtem Papier, und durch viele Druckfehler verunſtaltet. Seine Erſcheinung iſt anfangs nicht beſonders erfreulich, doch nothwendig; denn in einem hiſtoriſchen Gemälde ſoll auch das Schlimme, z. B. die Unordnung im Hausſtande Einzelner, die Spielſucht, u. ſ. w. nicht ausgelaſſen werden. Sein Tod verſöhnt indeß alles; und es iſt wahrhaft rührend, ihn verwundet, auf der Erde liegend, noch fechten zu ſehen.

Franz von Sickingen, nach unſerer Anſicht nächſt dem Kaiſer Max, der bedeutendſte deutſche Mann ſeiner Zeit; obwohl das Schickſal, wie bekannt, ſeine großen Plane nicht zur Reife kommen ließ, die denn auch nicht frei von großartigen Irrthum waren. In ihm iſt vereinigt die Glorie der Ritterwelt der alten Zeit, und die geiſtige Bildung der neuen; ja man möchte faſt beklagen, daß Göthe nicht ihn zum Helden eines eigenen Stückes wählte. Jetzt, wo er faſt nur als eine Nebenperſon erſcheint, kann er ſich nicht ganz vollſtändig ausſprechen; doch bildet er, beſonders nach Götzens Befreiung, wo er von ſeinen großen Planen ſpricht, ein überaus rührendes Gegenbild zu ſeinem Schwager, der mit gelähmtem Flügel ſchon den Blick zur Erde ſenkt, die ihn bald aufnehmen wird. Sickingen iſt eine glänzende Erſcheinung und ſo muß denn auch alles, was kraftvoll glänzend aus ihm ſpricht, z. B. die Ueberzeugung, daß er ſehr bald das Andenken an den geliebten Weislingen aus Mariens Seele verdrängen werde, ſtolz hervor gehoben werden. Es muß überall klar werden, daß ein Mann daſtehe, der die Hoffnung hegt, in einem halben Jahre als Kurfürſt zu glänzen.

Bruder Martin, ein Mönch, faſt möchten wir ſagen: kein Mönch; denn er trägt nur das Gewand, fühlt aber von ſeinem Stande nichts als den Jammer. Er iſt eine perſonifizierte Elegie; nicht aber eine von der weibiſch kläglichen Weiſe, ſondern von der ernſt männlichen, die wohl weiß, wie viel ſie beklagt.

Lerſe. Ueber ihn kein Wort: denn alles was ſich in dieſem herrlichen Charakter, der ſich ſo ſchön zu ſubordiniren weiß, ſagen läßt, iſt vortreſſlich geſagt worden von Göthe ſelbſt im dritten Theile ſeiner Selbſtbiographie, die wir ja wohl als Gegenſtand der Liebe und des Studiums bei allen Freunden der Poeſie und der Bühne, und überhaupt als allgemein bekannt und anerkannt vorausſetzen dürfen.

Faud, Götzens Reiter. Mit wenigen Zügen, aber klar geſchildet im ſiebenten Auftritte des erſten Akts. Er iſt der reine *Knecht*; aber ein tüchtiger, und es mag nicht ganz unbedeutend ſein, daß er zuvörderſt ausruft: „Wir haben gejagt, wir haben gefangen!“ und dann erſt die edlen Frauen grüßt, was ein *Ritter* nimmermehr ſo ſpät thun würde. Die Art, wie er erzählt, iſt ſehr charakteriſtiſch und faſt ſelbſt ein Reiter-Gefecht, gehauen und geſtochen, zu nennen.

Franz, Weislingens Knappe. Der vollendetſte Gegenſatz zu Georg; denn ſo wie wir dieſen die Poeſie der Einfachheit und Tugend nennen dürfen, ſo finden wir in jenem Franz den poetiſchen Schein, und die farbige Gluth verbrecheriſcher Leidenſchaft. Dieſer Charakter iſt des tiefſten Studiums werth; doch wollen wir nur einige Züge leiſe andeuten. Zuerſt das ſchuldloſe aber feurige Wohlgefallen eines dichteriſchen Herzens an der Frauenſchönheit, — dann das Spielen mit der Flamme, — dann miſcht ſich Sinnlichkeit hinein unter der Geſtalt der Poeſie, — die Flamme wird verderblich, — das Aufſteigen verbrecheriſcher Wünſche, — Steigerung der Leidenſchaft durch die Künſte der Buhlerin, die ihn bald alles hoffen läßt, bald wieder wie einen Knecht behanſelt, — Halb-wahnſinn. — (Nur durch ihn läßt ſich das gräßliche Wort erklären: „Der ſchönſte Lohn! nur bis dahin laß mich leben! ich wollte meinen Vater morden, der mir den Platz an ihrem Herzen ſtreitig machte!" (Akt IV. Scene 19.) Ein großes Verbrechen wird als Preis der höchſten Gunſt gefordert, er ſchwankt, — ſie wirft ihm Feigheit vor, und da dies unter allen Vorwürfen für den Mann faſt der widerlichſte iſt, ſo begeht er das Verbrechen um zu zeigen, daß er Muth habe. — Dann Reue und Tod. — Es iſt ein vollſtändiges Gemälde; doch in der Bühnendarſtellung nicht ohne große Schwierigkeit.

Hauptmann vom Reichsheere. — Es iſt eigen, daß dieſer gar vornehme Herr auf dem Perſonen-Verzeichniſſe ſeinen Namen nicht aufzeigt, da doch ſogar die Bauern den ihrigen geltend machen; dennoch iſt er unſterblich geworden durch Adelheid, die ihn uns als ihren Oheim, den Edeln von Wangenau kennen lehrt. Weislingen nennt ihn einen alten Träumer und unfähigen „Schleppſack" ein Urtheil, das auch der von Weislingen ſo verſchiedene, wackere Lerſe unterſchreibt; nur daß er aus dem „Schleppſack" einen „Wollſack" macht, welches im Grunde ſo ziemlich auf eins hinaus läuft. Aber es iſt ein überaus ergötzlicher Mann, der weiter eigentlich nichts will, als behaglich und bequem hinträumen, und da das nun einmal in unſerer raſchen

Welt nicht geht, ſo muß er freilich mit Gewalt getrieben werden, wobei er ſich komiſch genug ausnimmt, da er überhaupt nicht recht an die Raſchheit der Welt glaubt. — Faſt könnte man wünſchen, ihn zu ſehen, bei der Antwort, die ihm ſein Herold von Götz bringt — (was Götz ihm aber antworten läßt, brauchen wir wohl nicht zu wiederholen) — doch iſt freilich nicht alles Erfreuliche in Einem Stücke zu vereinigen.

Von dem tapfern Werdenhagen erfahren wir nichts, als daß Franz ſich gern mit ihm hätte ſchlagen mögen; wohl aber erkennen wir in dem von Blinzkopf den „ſchmeichleriſchen Schelm,“ der tückiſch iſt, aber nicht klug; feig, aber nicht vorſichtig. Lerſe ſagt ſehr charakteriſtiſch von ihm, „er ſtand hinten und munkelte auch was mit.“

Max Stumpf, der Pfälziſche Diener, kann uns durch die richtigen Grundſätze über ſeine eigenen Pflichten nicht verſöhnen, da er über Götzens Pflichten gar falſche Anſichten vorbringt, und leider den wackern Ritter zu verführen im Stande iſt. Es erregt ſogar ein faſt peinliches Gefühl, daß Er, von dem wir in den erſten vier Akten auch nicht Eine Sylbe vernahmen, ſo plötzlich in das Stück hineinbricht, und nebſt jener Bauernſchaar den Mittelpunkt deſſelben gewaltſam angreift. Daß übrigens Göthe dieſen Umſtand nicht ändern konnte und nicht ändern durfte, bedarf wohl hoffentlich der Erinnerung nicht; denn wir ſollten Götzen ſinken ſehen durch eine ſcheinbare Zufälligkeit! So will es die Geſchichte, die hier eine entſcheidende Stimme hat.

Die Nürnberger Kaufleute ſind bei weitem nicht ſo ſtattlich, als man ſie aus der vortrefflichen Reichsſtadt, die gerade damals in einem herrlichen Flor ſtand, erwarten ſollte; — es ſind ſehr mittelmäßige Geſellen, die den edlen Namen eines Kaufherrn nicht verdienen. Aber ſie ſollten eben leicht behandelt werden, damit die Scene im Walde nicht zu grell erſcheine. Der Zuſchauer aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hat ohnehin große Mühe, jene Scene zu genieſſen, und es kann nicht ſtark genug hervorgehoben werden, daß dieſe Geſellen an Götz übel gehandelt, und ihm einen wackern Knecht an die Bamberger verrathen haben. Wird dieſer letztere Umſtand nicht mit beſonderer Deutlichkeit vorgetragen, ſo können Götz und Georg in jener Scene faſt hart erſcheinen, und das dürfen ſie nicht. — Uebrigens fehlt es jenen mittelmäßigen Leuten durchaus nicht an Phyſiognomie, und ſie zeigt ſich deutlich, zuerſt, als ſie es ſich im Walde bequem machen, dann als Georg ſie fängt, und endlich als der zürnende Kaiſer ſie anfährt. Dieſe Phyſiognomie bezeichnen wir durch das einzige Wort: moraliſche Engbrüſtigkeit.

Wir deuten nur noch hin auf den kaiſerlichen Rath, der über die Heilbronner Rathsherren ſoweit hervorragt an— Frechheit, auf die faſt ſchattenähnlich behandelten Richter der Vehme, auf die empörten Bauern, die ihre Grauſamkeiten mit roher Gelaſſenheit paaren, endlich auf die Zigeuner, welche faſt queckſilberartig durch das Stück hindurchlaufen, und bemerken dabei nur das Eine, daß keine einzige Perſon ganz unwichtig iſt. In Shakſpears Schauſpielen hat alles, was auftritt, Geſtalt und Charakter, vom Könige bis zum Knecht, vom Feldherrn bis zum Troßbuben; etwas Aehnliches wenigſtens dürfen wir von dieſem Göthiſchen Schauſpiele ſagen. Möchte nur der innigſt verehrte Dichter ſich entſchließen wollen, die neue Bearbeitung, oder wenigſtens die neu eingelegten und veränderten Scenen durch den Druck bekannt zu machen. Sehr ungern verſagen wir uns das Vergnügen, wenigſtens Franzens angenehmes Gedicht, durch welches er die Namen ſeiner Nebenbuhler im Gedächtniſſe behalten will, hier mitzutheilen, aber wir lieben ſelbſt den partiellen Vordruck nicht, ſo wenig als den Nachdruck.

---

b) Clavigo, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Göthe.

Eine ausführliche Kritik dieſes Werks wird man wohl ſchwerlich hier erwarten; wohl aber ſcheint es zweckmäßig, einige Bemerkungen über daſſelbe mitzutheilen, denn es iſt billig, daß ein Göthiſches Werk uns immer bedeutend anrege, und daß dieſe Anregung auch freundlich ausgeſprochen werde.

Wir beginnen mit der auch in andern Blättern früher ſchon gegebenen Notiz, daß die Geſchichte des Clavigo faſt buchſtäblich wahr iſt, wie die franzöſiſchen Memoiren, ja ſelbſt mehrere Zeitungen der damaligen Zeit bewieſen, ſo wie es denn überhaupt wohl nur für wenige Leſer eine Neuigkeit ſein kann, daß dieſer Beauchmarchais, der in dem Stücke eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, der bekannte franzöſiſche Schauſpieldichter iſt, der Verfaſſer des viel zu berühmten Figaro, der mit ſeiner frivolen Luſtigkeit den ſeltſamſten Contraſt bildet zu der weinerlichen Eugenie und der noch weinerlichern Mère coupable deſſelben Verfaſſers.

Noch merkwürdiger iſt, was Göthe ſelbſt (im dritten Theil ſeines Lebens) erzählt, daß er das ganze Stück in ſechs Tagen vollendet habe. Der Dichter war damals etwa zwei und zwanzig Jahre alt, hatte aber bereits durch die herrlichſten Proben des Genies ſeine Freunde ſo verwöhnt, daß einer derſelben erklärte, das Stück ſei zwar ſehr brav; doch müſſe er dergleichen nicht ſchreiben, denn „das könnten die andern auch," unter welchen „andern" er Lenz, Klinger u. ſ. w. meinte, deren Vermögen er doch wohl überſchätzte. Was Göthe ſelbſt darauf erwiedert, bitten wir die Leſer in jenem Werke ſelbſt nachzuleſen.

Es iſt uns nicht unbekannt, daß beſonders in neuern Zeiten das ganze ſogenannte bürgerliche Trauerſpiel vor ein ſtrenges Gericht gezogen worden iſt; ja daß manche die ganze Gattung verworfen haben. Ohne Zweifel mit Unrecht, denn der Blitz des Schickſals kann eben ſowohl in eine Bauernhütte und in ein Bürgerhaus als in einen Königspalaſt ſchlagen, und es iſt lediglich die Sache des Dichters, uns für die Perſonen, die in jenen Häuſern wohnen, gehörig zu intereſſiren. Das Weſen des Menſchen iſt — wir wiederholen es gern — auf dem Unbegreiflichen und Unergründlichen — gegründet: ein Wort, bei dem wir wohl nicht erſt Leibnitz, Fenelon, Jacobi u. ſ. w. zu citiren brauchen. Daher die Unerſchöpflichkeit der Geheimniſſe des Menſchenherzens, daher ferner die Anſchaubarkeit dieſer dem Verſtande allein nicht zugänglichen Geheimniſſe durch den Dichter, den die Alten mit Recht einen Seher nannten. Daher ferner die Möglichkeit, durch die Darſtellung der Abgründe in der Menſchenbruſt, aus denen ſich der Blitz des Schickſals entwickelt, ohne daß dieſes Schickſal, wie ein großer Chriſtoph, von außen komme, Trauerſpiele zu bilden, u. ſ. w. — Ein einziger großer Irrthum, eine einzige fixe Idee, die ſich in uns erzeugt hat, ein gegebenes Wort, ein Schwur u. ſ. w. kann für uns ein eben ſo gigantiſches Schickſal ſein, als das, was wir aus den griechiſchen Tragödien kennen. Genug davon für das heutige Stück.

Wenn wir deshalb den Clavigo nicht für ein rein poetiſches Stück halten, ſo muß der Grund dafür, für uns wenigſtens, wohl anders zu ſuchen ſein, als in dem Umſtande, daß es eine bürgerliche Tragödie iſt. Die innere Welt, in die wir hier geführt werden, hat mitunter etwas Enges, ja Peinliches, der Verſtand iſt dergeſtalt vorherrſchend, daß die Phantaſie kaum dagegen aufkommen kann, und daß uns das einzelne Poetiſche in dieſem Werke zuletzt faſt wie zugemauert erſcheinen kann. Wir ſtehen nicht an, dieſe anſpruchloſe Anſicht mitzutheilen, völlig überzeugt, daß dem großen Dichter nichts läſtiger ſei, als das gewöhnliche Concert des Lobes, gleichſam jenes ewige Orgelum Orgelei, das er ſelbſt in ſeinem Jahrmarktsfeſt in Plundersweilern (nur viel ergötzlicher als jenes Concert) ironiſch angebracht hat.

Betrachten wir deshalb das Stück als ein reines Charaktergemälde, ſo finden wir mit herzlicher Freude die Zeichnung aller Charaktere (einen einzigen ausgenommen) wahrhaft meiſterlich; und wir halten für unſre Pflicht, hierüber ins Detail zu gehen, da uns gerade dieſes für die ausübenden Künſtler am wichtigſten zu ſein ſcheint.

Clavigo. Ein talentvoller Emporkömmling, zuerſt in der literariſchen Welt, dann in der politiſchen. Der Nebel des raſch erworbenen Ruhmes hat ſich um ſein Herz gelegt, ſich dort faſt verhärtet, und wehrt nun jeder dauernd ſchönen Regung. Aecht war Clavigo's Liebe für Marien wohl nie; doch genügend um ſein Talent zu entwickeln. Jetzt aber, da ihm ſeine Werke Geld, Amt und Ruhm gebracht haben, verläßt er die, durch welche dies alles möglich wurde. Aber ſchon zeigt ſich die Strafe; denn wie wir gleich anfangs au Karlos Munde hören, der ihm ſonſt faſt ſchmeichelt iſt, ſeitdem er nicht mehr in Mariens Nähe leb auch ſein Talent im Welken, und er ſchreibt jet matter und kälter. Es iſt das nur ein kleines Wort doch es liegt ſchon eine Ahndung der Nemeſis dari

Es iſt eine gerechte Strafe, ja wir möchten ſ gen, es iſt ſehr billig, daß ein treuloſer Menſch, de nicht einmal die natürlichſte aller Tugenden, die de Dankbarkeit, kennt, auch ein feiger Menſch ſei. E ſoll zittern, und er kann nicht anders, denn nur einem reinen Herzen iſt der ächte Muth möglic Dennoch finden wir die Feigheit, die er im zweit Akte gegen Beaumarchais beweiſt, übertrieben, u dergeſtalt empörend, daß wir ihn ſpäterhin kau mehr ohne den heftigſten Unmuth betrachten könn Er hört gewiſſermaßen auf, ein würdiger Gegenſta der Beſchauung zu ſein, und es bemächtigt ſich un ter eine bittertrübe Stimmung, wenn wir bedenken, daß ein edles Mädchen nicht Kraft genug hat, dieſen Pſeudo- und Quaſi-Mann zu verachten. — Erſt in fünften Akte tritt er gewiſſermaßen in das Leben zurück, denn in demſelben bekommt er doch wieder den Muth zu ſterben, und nur dieſer Tod kann uns einigermaßen beruhigen, obwohl nicht verſöhnen.

Wir wollen bei dieſer Gelegenheit nur raſch andeuten, daß die Feigheit überhaupt nicht für die Tragödie paſſe, und daß ſie ſtets nur mit Humor und Witz genommen werden möge, nie rein ernſthaft, zu deſſen Beweiſe wir nur auf des Cervantes Don Quixote verweiſen wollen.

Carlos. Kein Böſewicht, wenn man unter dieſem Worte den verſteht, der aus reiner Abneigung gegen die Tugend, laſterhaft iſt, kein Virtuoſe in der Ruchloſigkeit wie Jago in Othello. Er findet die Menſchen in der Regel widerwärtig und läſtig, darum hält er ſie ſich drei Schritte vom Leibe, und wenn ſie dann noch nicht gehen wollen, ſo ſchleudert er ſie unmuthig zurück. Ob ſie davon bluten, darnach fragt er nicht! Da aber der Menſch irgend etwas lieben muß, weil er ſonſt das Leben auch nicht einen Tag lang aushalten könnte, ſo überträgt er dies Gefühl auf Clavigo, der durchaus ſein Geſchöpf iſt. Der ganze Menſch iſt ihm bequem, und durch ihn will er handeln, was nicht minder bequem iſt. Carlos hat den blühenden Baum des Lebens entlaubt, und hält den dürren Zweig in der Hand; doch aus dieſem dürren Zweige wußte er ſich einen Zauberſtab zu bereiten, der gefährlich werden kann für die, welche er bannt. Das Blüthen-Zerreiſſen, in jeder Beziehung, iſt ſeine eigentliche Luſt, daher die unendliche Kälte, die ſich in dem ganzen Charakter zeigt, beſonders aber in den Worten: „Du wärſt verſauert“ — „war er fein hitzig, der Burſch?„ — „Die kleine hohläugige trippliche Franzöſin“ — „aber ihr Liebhaber habe keine Augen und keine .... Naſe,“ (welche letztere, wie billig, in „Ohren“ verwandelt wird, —) „wir wollen ihn ja nicht freſſen“ u ſ w.

Es verſteht ſich deshalb von ſelbſt, daß dieſer Carlos gleichſam von vorn herein immer Recht zu haben glaubt, und daß es ihm nicht einmal im Traume einfällt, es könne doch möglich ſein, daß auch er einmal Unrecht habe, was er eigentlich immer hat. Daher aber ſeine ruhige Ueberlegenheit gegen jeden nicht völlig entſchiedenen Charakter. Daher ferner das Wort des ſterbenden Clavigo: „Das ſind die Folgen deiner Klugheit.“ Dieſe Klugheit iſt freilich der Höchſte aller Irrthümer; aber eben, weil er der Höchſte iſt, ſieht er aus wie Klugheit.

Beaumarchais. Unter allen Perſonen im Don Quixote iſt bekanntlich der Held ſelbſt, trotz ſeiner ſeltſamen firen Idee, der klügſte und edelſte, obwohl alle über ihn lachen. Auch Beaumarchais hat einige Anlage zum Don Quirote; aber ihm fehlt deſſen Gemüthlichkeit, und ſie ſollte ihm fehlen nach der Abſicht des Dichters. Beaumarchais konnte nur zwei Abſichten haben; entweder Rache oder Wiedervereinigung; beide zu vereinigen iſt unmöglich; doch er glaubt allerdings an die Möglichkeit. Zuerſt raubt er dem Clavigo auf immer die Ehre, ja er läßt die ſämmtliche Hausdienerſchaft des Archivars herein treten, gleichſam damit dieſelbe erfahre, wie ein auf immer Entehrter ausſehe. Wenige Stunden darauf, da Clavigo einige Reue zeigt, nimmt er ihn zu ſeinem Schwager an; wobei ein einziger klarer Blick in das Weſen der Menſchheit ihm hätte ſagen können, daß man von dem kein Herz fordern könne, dem man das Herz (die Ehre) geraubt hat.

Beaumarchais iſt ein Hekla, deſſen Inneres die wildeſten Flammen hegt, während das Aeußere Kälte und Glätte zeigt. Er hat den rein franzöſiſchen Anſtand, ja dieſer äußerliche Anſtand iſt bei ihm gewiſſermaßen zum Lebensprinzip geworden; darum verliert er ihn aber auch ſo ganz und gar, und auf eine für die Schweſter ſo mörderiſche Weiſe, als das Gefühl der Rache, durch Clavigo's erneute Treuloſigkeit verdoppelt, in ihm zurück kehrt. Man hat nicht ſelten jene Ausbrüche der entſetzlichen Wuth getadelt, wie ſie im vierten Akte zu vernehmen ſind: „Es iſt alles ſo dumpf, ſo todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerſchlag meine Sinne gelähmt." — „Sie ſollen mich ins Gefängniß ſchleppen. Aber von ſeinem Leichnam weg, von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde gelechzt haben." „Ach, der grimmige entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz! Dank ſei dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühendſten, unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung" u. ſ. w. „Mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſei! ganz mein eigen das Gefühl; ich hab' ihn vernichtet." —

„Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zähne gelüſtets nach ſeinem Fleiſch, meinen Gaumen nach ſeinem Blute. Bin ich ein raſendes Thier geworden? Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der ihn mir jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte!"

Da kommen nun gewiſſe überzahme Kritiker, und ſagen wehmüthig, es ſei doch betrübt, daß der ſonſt ſo beſonnene zarte Dichter den anſtändigen Beaumarchais ſo gräßlich habe reden laſſen, nicht bedenkend, daß von jenem bloß exoteriſch ſeinen Anſtande bis zu dieſem Zorn oft nur ein einziger Schritt ſei, beſonders bei der Mehrheit jenes Volkes, deſſen berühmteſter Schriftſteller, Voltaire, ſchon der Vereinigung von Tieger und Affen gedachte. Es iſt Wahrheit in dieſer Schilderung des Beaumarchais, und in einem Charakter-Gemälde wollte es Göthe mit nichts anderm zu thun haben, als mit der Wahrheit.

Maria Beaumarchais. Mit wenigen aber entſcheidenden Zügen hat uns der Dichter das dem Tode geweihte Mädchen geſchildert. Die paar Worte Sophiens: „Sie war ſo ausgelaſſen luſtig, und hat geſchwatzt bis eilfe, da war ſie erhitzt, konnte nicht ſchlafen, und nun hat ſie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen“ geben ſchon eine faſt hinlängliche Schilderung von ihrem körperlichen und geiſtigen Zuſtande; aber freilich nicht für den, der ſich den Unglücklichen nur mit zerrauftem Haar und mit Gift und Dolch denken kann. — Eben ſo vortrefflich iſt jedes andre Wort, was ſie ſelbſt ſpricht, oder was über ſie geſprochen wird, und es bedarf hier keiner Erläuterung. Eine äußere Gewalt um ſie zu tödten war gänzlich unnöthig; denn das Herz, das nur in der Treue lebt, muß nothwendig brechen, wenn die vollendete Treuloſigkeit des Geliebten es wie ein Blitzſtrahl berührt. Es ſtirbt dann von innen heraus.

Sophie Guilbert. Eine Frau, die es mit der Schweſter gar gut meint; nur daß ſie nicht weiß, wie ſie mit ihr daran iſt. Vielleicht weiß ſie das auch in Beziehung auf ſich ſelbſt und ihre eigene Anſicht des Lebens und der Menſchen nicht; wenigſtens widerſpricht ſie ſich in ihrem Urtheile über Clavigo auf eine gar ſeltſame Weiſe. Im erſten Akte iſt er für ſie ein „Verächtlicher, Nichtswürdiger, Haſſenswürdiger" im dritten Akte verſichert ſie, ihn ſtets mit der „vollſten, reinſten, ſchwärmeriſchſten Liebe geliebt zu haben," und ſetzt hinzu: „Er iſt noch ganz der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft," u. ſ. w. ja ſie iſt ſo [illegible], daß ſie ſich ſogar über ſeine kleine Treuloſigkeit und jetzige Rückkehr freut, indem dadurch das „Langweilige und Schleppende" einer langen Bekanntſchaft unterbrochen, und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit gegeben werde.— Dabei ſchlagen nun abermals gewiſſe deutſche Critici ſtaunend in die Hände, und erklären mit Wehmuth, daß ſelbſt der vortreffliche Göthe einen Charakter nicht immer zu halten wiſſe: — wobei ſie nur die Kleinigkeit vergeſſen, daß es ein gewiſſes gar nicht übles Etwas giebt, welches man die poetiſche Ironie zu nennen pflegt. Beſagte Ironie iſt aber häufig in Göthes Schriften anzutreffen, und uns will bedünken, er habe ſie nicht ſelten mit beſonderem Glücke walten laſſen.

Von Herrn **Guilbert** wollen wir nur im Fluge erwähnen, daß dem Manne bei der ganzen Sache nicht recht wohl zu Muthe iſt, ſo wie er denn überhaupt ſich ſeiner gewandten Frau einigermaßen unterzuordnen ſcheint. Fallſtaff ſagt: „Ich wollt, es wäre Schlafenszeit und alles aus;" Etwas Aehnliches hat Guilbert im Sinn, aber er ſpricht es aus Feinheit nicht aus.

Buenco iſt ein ächter Spanier, der ſchwerlich — Menſchenhaß und Reue in ſeine Sprache würde überſetzt haben, da er mit Recht gewiſſe Wiedervereinigungen für unmöglich hält.

Saint George ſteht nur da, um die Gruppe im zweiten Akte mit ausbilden zu helfen.

Schließlich wollen wir noch freundlich erinnern, wie doch manches in dem ſo raſch ausgearbeiteten, und keinesweges rein poetiſchen Schauſpiele noch immer nicht öffentlich anerkannt worden, obwohl es gar wichtig und ſchön iſt. Wir rechnen unter andern dahin: den Contraſt, mit welchem die ſcheinbare Wiedervereinigung auf Clavigo und Marien wirkt. Der erſtere tritt in der meiſterhaften Scene mit Karlos mit den trüben Worten hervor: „Ich ſage dir, ich geſtehe dir, ich erſchrak, als ich Marien wieder ſah! wie entſtellt iſt ſie! wie bleich abgezehrt! —“ und ſpäterhin: „Mitleiden, innige tiefe Erbarmung (!!) flößte ſie mir ein; aber Liebe — ſieh, es war als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über den Nacken führe, u. ſ. w. Dagegen Marie in der zunächſt folgenden Scene: „Muthige; jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er —

ich weiß nicht, wie ichs ausdrücken ſoll, — es haben ſich alle großen Eigenſchaften, die ehemals in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er iſt ein Mann geworden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreißen. — Und er [illegible] der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth. — Und jetzt bin ichs viel weniger!" —

Ferner rechnen wir dahin den ganzen (überaus kurzen) fünften Akt, obwohl er ſcheinbar mit zu großer Leichtigkeit behandelt worden iſt. Einer jener Zufälle, die, eben weil ſie ſo ganz und gar zufällig zu ſeyn ſcheinen, die Geſtalt des Schickſals annehmen, führt den auf der elendeſten Flucht begriffenen Clavigo vor dem Leichenhauſe vorbei. Wie ſtumme Herolde ſeiner Sünde und Schande ſtehen drei ſchwarze Männer mit Fackeln vor der Thüre, und Clavigo ſpricht zu dem Bedienten: „Geh', frag, wem ſie begraben." „Der Bediente geht zu den Männern und fragt:" „Wen begrabt ihr?" und die Männer erwiedern: „Marien Beaumarchais." Clavigo, der die Antwort wohl vernommen, verhüllt ſich im ſchmerzlichſten Gefühl; aber der Bediente kommt zurück und wiederholt ruhig: „Sie begraben Marien Beaumarchais."

Es iſt doch eine gar herrliche Sache, wenn ein Dichter durch ein einziges Wort, das ſehr anſpruchloſes erſcheint, ſo tief zu wirken vermag. Ein ſolcher mag ſich, ganz nach ſeinem Gefallen, ſechs Tage oder ſechs Jahre zur Ausarbeitung eines Trauerſpiels nehmen, es wird immer etwas ſehr Bedeutendes werden.

---

c) Die Geſchwiſter, ein Schauſpiel in einem Aufzuge von Göthe.

Dieſes kleine Drama, welches, wenn ich nicht ſehr irre, bereits im Jahre 1771 geſchrieben wurde, ſteht noch heute in eben ſo friſcher und angenehmer Lebendigkeit da, als in dem Augenblicke ſeiner Beendigung. Der Dichter, der im Werther die tiefſten Tiefen des menſchlichen Gemüths und die heiligſten und furchtbarſten Geheimniſſe der Natur enthüllt und in einer Sprache offenbart hatte, wie ſie ſeit Luther in Deutſchland nicht vernommen worden war, der Dichter, der bereits als Jüngling ein vielerfahrner Greis an Verſtand und Urtheil, im Götz von Berlichingen gewiſſermaßen ein ganzes Jahrhundert vor unſere Augen geſtellt, und die klarſten Prophetenblicke in die fernſte Zukunft geworfen, der dann im Clavigo gezeigt hatte, wie er ſich ſelbſt nach der ſtrengſten Regel zuſammenziehen und beſchränken könne, wenn er nur wolle, derſelbe Dichter fand diesmal für gut, uns ein überaus kleines Menſchengemälde zu geben, das in mildeſter Beſcheidenheit ſich für nichts weiter ausgab, als für ein anſpruchsloſes Familienſtück.

Wohl verdient es deshalb genau betrachtet zu werden; denn ſtets wird es doch merkwürdig bleiben, wie ein Werkchen von etwa anderthalb Bogen ſo viele Geſchmacksrevolutionen hat überdauern können, die ſeit ſeiner Entſtehung in Deutſchland ſich ereignet haben.

Der Inhalt iſt überaus einfach: ein wackerer Jüngling (Wilhelm) hat das Vertrauen einer edlen Frau erworben, die ihm ſterbend das Theuerſte übergab, ihre Tochter (Mariane.) Er iſt des Vertrauens werth, und lebt mit ihr, die nichts von dem Geheimniſſe weiß, als Bruder und Schweſter. Aber die Geſchwiſterliebe geht nach und nach in eine (wenn wir ſo ſagen dürfen) blühendere Innigkeit und Zartheit über. Da überraſcht Marianen der Heirathsantrag eines gemeinſchaftlichen Freundes (Fabrice) und, nach wenigen Minuten der Verlegenheit zur Klarheit zurückkehrend, erklärt ſie Wilhelmen, daß es ihr nie möglich ſein werde, ihn, ihren Bruder zu verlaſſen. Er genießt die hohe Freude, das kindliche Herz ſich ganz ausſprechen zu hören, entdeckt ihr dann das Geheimniß und alles endet mit reinem Glück.

So wäre denn alſo der Mittelpunkt des Stücks die feine Nüancirung der Geſchwiſterliebe und der bräutlichen Liebe. Wir können und wollen nicht beweiſen, wie ſehr dies dem Dichter gelungen ſei, theils, weil jedes fühlende Herz uns ohnehin beiſtimmen wird, theils, weil wir, um einen vollſtändigen Beleg zu geben, das ganze Stück abſchreiben müßten. Zweckmäßiger ſcheint uns deshalb, die Charaktere zu betrachten, denn das iſt ja gerade das Herrliche, daß ein Dichter, wie Göthe, ſelbſt dann, wenn er nur faſt zur Erholung zu Dichten ſcheint, dennoch immer uns vollſtändige Charaktere zur Beſchauung darbietet.

Wilhelm iſt eigentlich ein geborner Dichter. Wir erfahren von ſeinem frühern Leben nichts weiter, als daß es ein wenig überraſch, vielleicht ſogar ein wenig wild geweſen ſei; doch hat ſich ſeine edle Natur gar bald wieder zurecht gefunden, beſonders im Umgange mit jener edlen Frau. Gerade, weil er einſt nicht ganz ſicher ſtand, und nun entdeckt hat, warum dies nicht ſein konnte, ſteht er jetzt deſto ſicherer. Er iſt Kaufmann geworden, und bei beſchränktem Vermögen, bietet er jetzt ſein ganzes Talent auf, in dieſe Beſchränktheit freundliche Bedeutſamkeit zu legen. Er gefällt ſich im Kleinen, weil er das Kleine zu adeln verſteht, er arbeitet gern und mit Glück, denn es iſt eine wiſſenſchaftliche Idee bei ſeiner Arbeit, und er findet den Lohn für jede Anſtrengung im Umgange mit Marianen.

Wie zart und ſicher ſind ſo manche kleine Züge in dieſem Charakterbilde in einander verwebt. Gleich

Anfangs die reine Luſt an dem Gedeihen der Geſchäfte, die für gute Menſchen ſo große Freuden, Schulden bezahlen zu können, die ſtete Beziehung auf Marianen, deren Namen er auch, ganz in der Weiſe lebhafter Menſchen, in dem Monologe ſo häufig nennt, daß ſie ſich von ihm gerufen glaubt, das freundliche Strengthun gegen die Geliebte, das Verhüllen der geiſtigen Ueberlegenheit gegen den nicht ſehr feſtſtehenden Freund, das Ausgehen noch am ſpäten Abend, weil es ihm unmöglich iſt, den ganzen Tag im Zimmer zuzubringen, die Bemerkung über die Emſigkeit des kleines Gewerbes und über die alte Käſefrau, die freilich jeder überfeinen und übervornehmen Natur unerträglich ſein muß, der nicht ganz vom Egoismus freie Zorn, ſich durch Fabrice in dem Verhältniß zu Marianen geſtört zu ſehen, endlich die Art, wie er Marianens Eröffnung genießend aufnimmt — alles das iſt hier zu Einem ſchönen Bilde vereint.

Aber (ſo könnte man hier einwerfen und ich habe durchaus nichts dawider) — aber alles dies iſt ja ganz natürlich und verſteht ſich von ſelbſt, wie kann man davon ein großes Aufheben machen? Ich erwiedere darauf, es iſt allerdings nichts weiter als ganz natürlich und ſich von ſelbſt verſtehend; meine jedoch, daß eben dies Rein Natürliche und ſich von ſelbſt Verſtehende gerade das — Klaſſiſche ſei: — nur mit dem ſchlimmen Umſtande, daß es einige...

tauſend Dichter doch nicht zu geben verſtanden haben. — Es iſt gar keine Zauberei, in den Mittelpunkt einer Scheibe zu treffen; aber wir haben doch alle ſchon recht oft geſehen, daß die meiſten Kugeln ins Blaue fahren.

Mariane. — Es iſt ſeit Batteux und Gottſched ſo häufig von der Natur und Natürlichkeit die Rede geweſen, daß manche Dichter ordentlich ängſtlich wurden, und der Natur überall nachjagten und Netze ſtellten; allein, wie es in einem bekannten Sonette an einen Naturphiloſophen heißt:

„Wenn Vorwitz, nur die Ruh des weiſen Alten
Zu ſtören, drang in Proteus dunk'le Grotte,
Dann wandelt er, dem Frager, ſich zum Spotte,
In tauſend unvernehmliche Geſtalten.“

So zeigte ſich auch hier oft die Natur gar widerſpenſtig, und gab den Netzſtellern keine Antwort. Dieſe aber ließen ſich nicht irre machen, ſondern ſchufen ſich endlich eine ganz neue und bequemere Natur, die noch viel natürlicher war als — die Natur ſelber. Daran konnten nun aber Manche keine Freude haben; ja es geht Schiller in ſeinem Zorn ſo weit, von *jener* Natur zu ſagen, ſie ſei „ſplitternackt, daß man jegliche Rippe ihr zähle.“ — Einer der allergewandteſten Dichter der neueren Zeit ſtieß endlich vollends der ganzen Sache den Boden ein, und wählte den allerbequemſten Weg, ſich mit der Natur abzufinden. Hatte er nämlich einen recht ſehr naturwidrigen Charakter gezeichnet, ſo legte er gewiß ſogleich dem Nebenmanne den Ausruf in den Mund: „O Natur, Natur!“ oder „O heilige Natur!“ o höchſt wunderbare Natur: u. ſ. w., ſo daß der Leſer zuletzt betäubt wurde, und faſt aus Angſt einräumte, er ſitze mitten in einer doppelten und dreifachen Natur.

Zum Glücke aber bleibt die wahre Natur dennoch immer unangefochten dieſelbe, und wenn wir ſie wirklich erblicken, ſo iſt es uns gar hoch erfreulich, gleichſam als träte ein freundlich ehrwürdiger eben ſo ſtrenger, als milder Lehrer zu uns, um uns die tiefſten und erfreulichſten Geheimniſſe zu offenbaren.

So wollen wir denn von Marianen nichts weiter ſagen, als daß ſie nicht nach jener Pſeudo-Natur, ſondern nach der wahrhaftigen gebildet worden ſei; und, da wir alle wiſſen was das Wort Carnation in der Malerkunſt bedeutet, ſo ſei es erlaubt, dem Dichter nachzurühmen, daß ihm als Dichter, hier das Gleiche gelungen ſei.

Fabrice. Zwar kein verwickelter Charakter, doch nicht ganz ohne Schwierigkeit. Wir machen beſonders aufmerkſam auf die kurzen, nüchtern hiſtoriſchen Urtheile und Bemerkungen: „Wenn er mich nur jetzt verſchonte“ — „eine ſchöne Seele“ — „es iſt ein herrlicher Brief“ — „die liebe Natur“ — „Hausmütterchen“ — „es macht ſich viel.“ Ich kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tändelei mit dem Bruder erlauben, das wird ſich ſo nach und nach herüber begeben, (!) wenn wir einander näher kennen lernen, und er ſoll nichts dabei verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder ſo zu leben und gelegentlich (!) wieder ſo geliebt zu werden. Es iſt doch eine Sache, woran man nie den Geſchmack verliert.

Endlich ſcheint uns auch das Wort ſehr bedeutend: „Es geht mir närriſch; ſobald er gegenwärtig iſt, unterſtehe ich mich nicht recht zu bekennen, daß ich Marianen liebe.“ — Es verſteht ſich jedoch, daß der milde Dichter dieſe Züge mit anderen von milderer Farbe verſchmolzen hat.

---

d) **Graf von Eſſex** oder die Gunſt der Fürſten, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, nach Banks, mit einem Epilog v. Göthe.

Die Königin Eliſabeth von England hat das traurige Schickſal gehabt, daß, während noch kein epiſches Gedicht ihre groſen Thaten verewigte, die beiden grell ſchwarzen Punkte ihrer Regierung: Der Tod der Königin von Schottland und des Grafen Eſſex, Lieblingsgegenſtände der tragiſchen Dichter des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geworden ſind. Allerdings iſt es ſeltſam genug, daß Eliſabeth noch im acht und ſechzigſten Jahre der leidenſchaftlichen Liebe fähig war, und wahrhaft tragiſch, daß ſie, indem ſie Eſſex ſtrafte und tödtete, eigentlich nur ſich ſtrafte und tödtete. Zwar iſt der Gipfel dieſer tragiſchen Kataſtrophe: das Geſtändniß der ſterbenden Notingham wegen des unterſchlagenen Ringes, ihr verzweifelndes Sterben unter den Verwünſchungen der Königin, und der über jeden Ausdruck furchtbare Tod der letztern, (der allein die Folge jenes Geſtändniſſes war) durch ſeine verſtörende Entſetzlichkeit weit über alle Tragödie hinaus. Dennoch haben Dichter faſt aller Nationen den Tod des Günſtlings der Eliſabeth mit beſonderer Liebe bearbeitet; ſelbſt die Spanier, die ſonſt bekanntlich nicht gern an dieſe Königin von England denken mögen. Was Thomas Corneille aus jenem Stoffe gemacht, war vor etwa funfzig Jahren in Deutſchland, da man den Eſſex nach ihm aufführte, bekannter als jetzt, da man jenen Schriftſteller wenig oder gar nicht mehr lieſt, über welches Nichtleſen wir indeſſen kein Aufheben machen wollen, da man ſich allerdings ganz wohl ohne ihn behelfen kann.

Der Eſſex, den wir jetzt ſehen, iſt nach Johann Banks, einem Engliſchen Dichter aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, der unter den Nachfolgern Shakſpears kaum zu der dritten oder vierten Klaſſe gehört: ja durch den häufigen Wechſel von aufgeſpreiztem wohlfeilem Schwulſt, und noch wohlfeilerer ſchlammiger Plattheit, nicht ſelten un-

erträglich wird. Aehnliche Vorwürfe wurden bereits
1681, als man das Stück zum erstenmal in London
gab, vernommen, ſo daß auch ſelbſt die Engländer
ſchon längſt den Eſſex nicht anders geben, als nach
ſpätern Um- und Durcharbeitungen von Jones und
Brock, die indeſſen der Verfaſſer dieſer Zeilen nicht
geleſen.

Der deutſche Bearbeiter, traurig bekannt als
geiſtloſer Kritiker, hat das vorgefundene aufgetriebe-
ne Pathos und die niedere Plattheit zu tilgen ge-
ucht; dennoch befriedigt das Stück auch jetzt durch-
us nicht, denn der äußern Proſa ganz zu geſchwei-
en, iſt es auch durchgehends von peinlicher Mühſe-
gkeit im Innern erkältet, ſo daß eigentlich nur ein
ebel mit dem andern vertauſcht worden, das origi-
elle mit dem weit ſchlimmern des noch plattern
earbeiters. Die Charaktere ſind nur flach gehal-
n, und zuweilen ſo unbeſtimmt, wie etwa eine
ichnung, die man aus halbem Scherz in der Däm-
erung mit der Bleifeder auf das Papier hinwirft,
B. Burleigh., Raleigh. und die Nottingham.
er Dialog iſt nicht ſelten voll ſtarrer Pracht, un-
gſam, ſchaale, ja faſt möchten wir ſagen, geckig
ſ. w. Dennoch hat uns die Wiedererweckung des
tückes erfreut, theils um des Stoffes willen, der
g intereſſant bleiben muß, theils um einiger ge-
lungenen Charakteren und Scenen willen, zu wel-
einige Funken von tragiſcher Glut auf Banks

hinüber geflattert ſind. Endlich aber um des Epilogs willen, mit dem Göthe das Drama über alles Verdienſt geſchmückt hat. Wir wollen über dieſen Epilog (der in dem Tübinger Damenkalender für 1815 zu finden iſt) nichts weiter ſagen, als daß er den ewigen Namen und die Würde eines Königs leuchtend hervor treten läßt, und daß in demſelben die Schmerzen eines tief verletzten und verarmten Herzens mit dem Purpurmantel wenigſtens verhüllt werden. Mehr konnte hier nicht geſchehen, denn Eliſabeths Thränen (wenn ſie anders noch weinen kann) ſind bitter brennend, und — ganz anderer Art, als jene, deren „ſtürzende Quell“ der herrliche König Rudolf“ „in des Mantels purpurnen Falten“ verbarg, als der Sänger „mit der ſilberweißen Locke“ an die edle Demuth erinnerte, die jener als Graf von Habsburg geübt hatte.

---

o) Bemerkungen über Figaro's Hochzeit, Operette in 4 Aufzügen.

Nie hat Mozart, — ich ſtehe nicht an, es ruhig auszuſprechen — eine ungünſtigere Wahl getroffen, als da er den Figaro komponirte. Beaumarchais Luſtſpiel gehört allerdings zu dem Bedeutendſten, was die franzöſiſche Bühne hat, aber die Bedeutung deſſelben iſt durchaus nicht erfreulich.

Es iſt kalt-lächelnd, ruchlos-fein, halb-romantiſch, halb-phantaſtiſch, und doch wieder beſonnen und witzig-pfiffig — man verſtatte das Wort, daß die Sache wohl bezeichnet. Dennoch wiederholen wir, daß jenes Stück eine nicht geringe Bedeutung hat, da es den Maaßſtab angiebt, wie weit es die Franzoſen in der romantiſchen Poeſie bis iezt gebracht haben. Es gewährt einen eigenen Genuß, die Gräfin Almaviva mit — Schillers Gräfin von Savern, und den Cherubin mit — Göthes Mignon zu vergleichen. Ja, ſollte es noch Deutſche geben, die in ihrem ganzen Leben niemals ſtolz geweſen ſind, ſo müßten ſie es wenigſtens in dem Augenblicke werden, wenn der Gedanke einer ſolchen Vergleichung ſie durchblizt.

Was hat nun Mozart für dieſes Stück gethan, als er den Zauberſtab ſeiner Tonkunſt an daſſelbe legte? Er hat ſich mit einer ſo ſchuldloſen Genialität benommen, daß er ſchon um deswillen den Beinamen eines „Kind-Engels,“ den unſer Jean Paul ihm giebt, verdienen würde; wobei wir jedoch nicht vergeſſen wollen, daß dieſer Kind-Engel auch ein wahrhafter Rieſe ſein konnte, wenn es nicht geringeres galt, als Erde, Himmel und Hölle zuſammen zu faſſen, wie im Don Juan geſchehen. Aber im Figaro wandelte er alles vom Dichter gegebene um. — Die Ruchloſigkeit des Ganzen ward durch ihn zur genialen Lebensfreiheit, der ſchneidende zum gemüthlichen Humor, die Lüſternheit zur Sehnſucht, die

die Grundlagen des Stückes: Liſt, Sinnlichkeit und Sündigenwollen hat er ganz zerriſſen, und ſtatt deſſen, (wenn wir ſo ſagen dürfen) mit einem farbigen Blüthen-Regen faſt ſämmtliche Perſonen eingehüllt, und endlich gar entſühnt.

Wir könnten den Beweis durch das ganze Stück führen; aber es ſei genug an einigen wenigen Belegen für unſere Anſicht. Kann der Cherubin, wie ihn Beaumarchais ſchilderte, ſeine Gefühle in ſolchen Tönen ausſagen, als Mozart ihm in der erſten Arie: „Non so più cosa son, cosa faccio" u. ſ. w. geliehen hat? Gewiß nicht. Was ihn quält iſt eine verbrecheriſche Leidenſchaft, die ſich in ganz andern Klängen auszuſprechen pflegt. Was Mozart ihn ſingen ließ, wäre faſt geeignet, auch aus Mignons Munde zu tönen, doch bedarf es wohl des Zuſatzes nicht, daß dann die unbedeutenden Worte erſt in bedeutende verwandelt werden müßten.

Man ſehe ferner das Duett zwiſchen dem Grafen und Suſannen „Crudel, perche fin' ora far mi languir cosi" (Akt III. S. 16) und das Briefduett zwiſchen der Gräfin und Suſanna: „Che soave Zeffiretto" u. ſ. w. (Akt III. S. 20.

Iſt nun der Text auf frivolem (Herzens) Grund und Boden erzeugt, ſo entwuchs die Muſik einem mildheitern, in den mannigfaltigſten Farben leuchtenden, machtvoll unſchuldigen Gemüth. Dadurch entſteht nun allerdings ein Kampf zwiſchen Muſik und Text, aber ein erfreulicher, denn dieſer Kampf wird in jedem Augenblicke zum Siege des Vortrefflichen über das Frivole.

Sollen wir ein Gleichniß geben, ſo würden wir ſagen: das reine, göttliche Feuer ächter Kunſt löſcht auch das Salzwaſſer pfiffiger Proſa aus. Nur wenn das Salzwaſſer — frei ſtrömt, d. h. hie und da in dem Text, den keine Muſik begleitet, kann uns allerdings ein wenig unheimlich zu Muthe werden; doch giebt es Rettung in dem wohlbekannten, einfach-zweckmäßigen Mittel: — dann nicht zu hören.

Sollen wir ein Gleichniß aus den alten Mythen hernehmen, ſo wollen wir ſagen, Mozart ſei hier ein fröhlich-weiſer Herkules, der den erdgebornen Feind nicht auf der Erde beſiegt, die dieſem Kräfte leihen würde; ſondern in den Lüften, wo er herrſcht. Aber, indem er hier ſiegt, vernichtet er den Beſiegten nicht, ſondern haucht ihm nur ein neues Leben ein.

f) Emilia Galotti, Trauerſpiel von Leſſing.

Wir wollen über dieſes Stück nur ein ſehr kurzes und ganz einfaches, doch vermuthlich nicht überflüſſiges Wort ſagen. Es hat das Unglück, überberühmt zu ſein. Wenn man vor dreißig oder vierzig Jahren einen deutſchen Leſer, nach Mitternacht, wo der Schlaf am ſüßeſten iſt, angetippt und ihm zugeflüſtert hätte: „Nenne mir das höchſte deutſche Drama," ſo würde derſelbe nicht nöthig gehabt haben, aus dem Schlafe ſich aufzuraffen, ſondern ſelbſt im Schlafe hätte er erwiedern müſſen, denn die Sache war zu einem Muß geworden: „Emilia Galotti."

Wenn aber die Menſchen in der Mehrheit, eine Zeitlang irgend etwas gar zu ſehr bewundert und angebetet haben; ſo werden ſie zuletzt verdrießlich und verdroſſen, und bewundern dann faſt nur noch ehrenhalber und halb gähnend weiter. Dahin war es gekommen, als im Jahr 1796 Friedrich Schlegel ſeinen berühmten Aufſatz über Leſſing ſchrieb, und die viel zu wichtig genommenen Worte ausrief: „Nun ich will es ja auch bewundern, dieſes in Pein und Schweiß verfertigte Meiſterwerk, ich will es frierend bewundern und bewundernd frieren."

Dies Wort, welches uns nicht ſehr bedeutend ſcheint, traf gewaltig, und wenn man jetzt die

Mehrheit der deutſchen Leſer um ihre Meinung in Hinſicht Emiliens fragen wollte, ſo würde man mit Sicherheit auf das Abrollen der Worte „Pein und Schweiß und Froſt" rechnen dürfen.

Manche, — des ſind wir gewiß, — frieren vielleicht nur aus Freundſchaft für Friedrich Schlegel mit, während ſie ſich bei dem Stücke innerlich warm genug fühlen. Solche möchten wir freundlich erinnern, dergleichen Täuſchung nicht ferner zu üben, denn es iſt gar wenig Genuß dabei.

Und wie würde denn nun unſere ruhige Anſicht ſein? Ganz einfach, nämlich daß dieſe beiden Partheien Unrecht haben. — Das vortrefflichſte deutſche Drama iſt Emilie Galotti nie geweſen, und man würde es nie ſo haben nennen können, wenn man ſich die Mühe genommen hätte, manche frühere deutſche Dramen gehörig anzuſehen. Die alte Puppenkomödie von Doktor Fauſt, die Leſſing ſelbſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſehr ſchätzte, iſt bei weitem tiefer gedacht, und, trotz allen einzelnen Unbeholfenheiten in der Sprache, reicher an Poeſie, als die ſehr rein ſprechende Emilie. — Cardenio und Celinde, ein Trauerſpiel von Andreas Gryph, ſteht bei allen Fehlern in der Ausführung, ſo hoch und kühn da, daß, wenn wir es bewundern, wir uns zugleich gar ſehr verwundern müſſen über den Mangel an Bewunderung von Seiten einer Menge von Kritikern, die es — überſehen haben; — ja wie ſie ja auch den überreichen und herrlichen Epigramen Dichter Friedrich von Logau nicht weniger als hundert und zehn Jahre lang überſahen.

Wir könnten noch mehrere frühere deutſche Schauſpiele anführen, die wir der Emilie vorziehen; aber es ſcheint unnöthig, da man auch ohnehin wohl zugeben wird, daß dergleichen exiſtiren.

Eben ſo wenig räumen wir das in Pein und Schweiß verfertigte, oder ganz poeſieloſe Verſtandeswerk ein, denn es iſt weit mehr als das. — Am beſten ſcheint es, wenn wir etwa neun und neunzig hundertel von dem, was wir je über Emilien geleſen haben, vergeſſen, denn wir werden dann vielleicht zu einem weit friſcheren Genuſſe des trefflichen Werks gelangen. Wir werden dann ſehen, daß keineswegesder bloſe Verſtand jenes Werk hervorbrachte, ſondern eine großartige Vernunft. Wir werden die herrliche Ironie nicht verkennen, mit der Leſſing ſeinen Hettore zeichnete, nicht die Poeſie vermiſſen in dem Verhältniß der mild frommen und doch ſinnlich warmen Emilie zu dem dunkelſchweren, metaphyſiſch grübelnden und doch liebenswürdigen Träumer Appiani, wir werden die faſt ſchweigende und im Schweigen noch beredte Kraft des Odoardo, vor allen aber den reichen Geiſt anerkennen müſſen, der bei der Zeichnung der Orſina aufgewandt worden iſt, deren Farbenglanz faſt brennend erſcheint; wenn wir ſie uns im Verhältniß zu dem gemüthlos-hohlen Hettore denken. Das Verhältniß zu dieſem iſt uns ſtets als ein tragiſches Epigramm vorgekommen, wo Lächeln und Thränen zu gleicher Zeit hervorbrechen möchten. — Ein großes, bis in die kleinſten Theile mit muſterhaften Scharfſinn ausgearbeitetes tragiſches Epigramm: ſo — um es mit Einem Worte zu ſagen, — möchten wir überhaupt das ganze Stück nennen.

Betrachten wir es auf dieſe Weiſe, ſo werden wir uns nicht mehr über die einzelnen Epigramme in demſelben wundern: nicht mehr über die Gewährung der Bitte, weil die Bittende Emilie heißt; über das „Weniger redlich wäre redlicher,“ über das „Huſch, huſch“ und den „Schnickſchnack,“ nicht über die Allegorie im Munde der Sterbenden, u. ſ. w. Selbſt einen faſt unerklärlichen Umſtand, daß Emilie ſich vor dem leeren Hettore fürchtet (in den Worten: „Ich habe Blut, mein Vater“ u. ſ. w.) werden wir als einen bittern Scherz des Schickſals betrachten müſſen, der allerdings zu jenem tragiſchen Epigramme gehört, und in ſofern völlig zu rechtfertigen iſt.

8) Minna von Barnhelm, Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Leſſing.

Es gab eine Zeit, wo faſt alle deutſche Schriftſteller Leſſingen als eine Fahne betrachteten, um die ſie ſich verſammeln ſollten. Was Gutes dabei waltete, verkennen wir nicht; aber auch die unendliche Uebertreibung, die nothwendig lächerlich werden muß, hat uns klar werden müſſen. — Wollte damals jemand etwa die tiefſinnige Bemerkung äußern, daß die Tugend doch etwas nicht Uebles, und ein gutes Herz doch nicht ganz zu verachten ſei, wollte er darthun, daß die Viehzucht löblich, die Sparſamkeit zweckmäßig, und die Glückſeligkeit wünſchenswerth ſei, ſo ſetzte er, um die Leſer durch ſolche Paradoxien nicht zu ſehr zu erſchrecken, ſchnell hinzu, „auch Leſſing habe das gemeint," und dann mußten freilich alle etwanigen Zweifel ſchweigen. Ob nicht zuletzt auch der Schriftſteller A. wenn er dem Schriftſteller B. einen guten Morgen bot, ſich über ſolche kühne Worte entſchuldigte, ſprechend, auch Leſſing liebe ſolche Art zu reden, — das wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen; vermuthen es aber faſt.

Als einſt ein ſehr verehrter Mann mit dem Dichter der Minna von Barnhelm, durch eine de ſchönſten Gegenden Deutſchlands fuhr, und ſein herzliche Freude über die friſchblühende Natur i

ein

einigen einfachen Worten kund that, ſo erwiederte Leſſing, er beneide ihn um dieſer Freude willen, könne ſie aber nicht theilen. Ja, ſetzte er dann hinzu, wenn der Frühling einmal roth blühete, dann wäre es doch etwas Neues, und ich wollte mich wohl freuen! — Wir wollen den vortrefflichen Leſſing über ſolche Worte durchaus nicht tadeln; denn der Moment kann ja auch wohl einmal eine raſch hinflatternde Paradoxie erzeugen; aber wir ſind gewiß, hätte die Mehrheit der damaligen deutſchen Schriftſteller jene Aeußerung gewußt, ſie würde geradezu die Natur angeklagt haben, daß ſie grün blühe.

Bei dieſer unbedingten Hingebung an ihn, war es wohl natürlich, daß man ihn nicht bloß für den größten Philoſophen und Kritiker, ſondern auch für den größten Dichter Deutſchlands hielt.

Wie aber, nach dem göttlichen Worte, wenn die Noth am größten iſt, die Hülfe am nächſten erſcheint, ſo, nach unſerer ſehr menſchlichen Erfahrung; wenn die Berühmtheit deutſcher Schriftſteller am größten iſt, ſo iſt die Anfeindung am nächſten. Es erſchien nämlich im Jahre 1796 — ein ſeltſam geiſtreicher, wunderlich ſcharfſinniger Schriftſteller der gerade zu und mit einer faſt ſchneidenden Beredſamkeit behauptete, Leſſing ſei durchaus gar kein Dichter. Er hatte dabei ziemlich gutes Spiel, denn unſer gegen ſich ſelbſt überſtrenger, edler Gotthold Ephraim hatte in der Schlußrede zu ſeiner Dramaturgie ſelbſt erklärt, er ſei nichts weniger als ein Dichter, und was ſeine Luſt- und Schauſpiele betreffe, ſo danke er Gott, daß er „den ganzen Plunder“ längſt vergeſſen habe. Dieſe, faſt entſetzlichen Worte waren bisher nur von dem wohlbekannten *Klotz*, den faſt niemand liebte, urgirt und ſpäterhin vergeſſen worden; jetzt aber machte man ſie auf eine Art geltend, die wir höchlich — misbilligen. — Wie? es ſollte *entſcheiden*, wenn ein edel-herber Mann in einem bittern Momente den eigenen wohlverdienten Lorbeerkranz zerreißt? Wenn er, im herrlichen Streben nach dem Ideal, und im Vergleichen des Geleiſteten mit jenem, ſich ſelbſt und das Geleiſtete nur gering findet? Sollen wir, faſt hämiſch, ihn bei einem Worte faſſen, und ſeiner That vergeſſen, die höher iſt, als alles Wort? — Das ſei ferne! — Ja, wollten wir Leſſingen, in Beziehung auf jene trüben Worte, den Dichterkranz *abſprechen*, ſo verdienten wir, daß wir jeglichem unbedeutend hochmüthigen poetiſchen Schächer, der von ſich ſelbſt ausſpricht, daß er mit ſeinem Haupte die Geſtirne berühre, den Lorbeer *aufſetzen* müßten: Denn wenn das harte Nein des gegen ſich ſelbſt zu ſtrengen Mannes für uns ſo ſehr entſcheiden ſoll, ſo muß es auch das weiche ekle Ja des ſich verhätſchelnden Hochmüthigen.

Was nun Minna von Barnhelm betrifft, ſo wollen wir über dieſes ſeit etwa funfzig Jahren bewunderte Werk nichts weiter ſagen, als daß wir es für die Blüthe der dramatiſchen Poeſie des ſiebenjährigen Krieges, oder vielmehr des Hubertsburger Friedens halten, der wir, in dieſer Beziehung, unter den lyriſchen Gedichten, nur die Gleimſchen Grenadier-Lieder an die Seite ſetzen dürfen. Die hiſtoriſche Bedeutung des Stückes aber auch abgerechnet, finden wir in der Zeichnung der männlichen Hauptcharaktere nicht bloß den allgemein anerkannten Verſtand, den antithetiſchen Witz, und das epigrammatiſche Feuer Leſſings, ſondern auch eine wahrhafte Gemüthlichkeit, die man in ſeinen andern dramatiſchen Werken vielleicht hie und da vermiſſen möchte. Die Art, wie das Verhältniß Tellheims zu Juſt und Werner (obwohl wir das zu häufige Geldanbieten des Letztern beſchränkt wünſchten) angelegt und durchgeführt worden, zeigt von wahrhaft deutſcher Poeſie.

Nur auf die Liebe hat ſich Leſſing nicht verſtanden; wenigſtens wird uns niemand überreden wollen, daß in dieſem Stücke eine ſolche walte. — Der vortreffliche deutſche Mann würde dies Urtheil wohl am erſten ſelbſt einräumen, er, von dem bekannt iſt, daß ihm nicht einmal die Darſtellung der Liebe Werther's genügte, ſondern in allen Dichtern der Welt nur eine einzige: Die in Shakſpears Romeo und Julie. — So wollen wir denn auch nicht verhehlen, daß in der Rolle der Minna fünf bis ſechs Zeilen vorkommen, durch die wir einen vernichtenden Strich machen zu dürfen wünſchten. Welche Zeilen wir meinen, iſt wohl klar.

Bei Gelegenheit der folgenden Darſtellungen des genannten Schauſpiels auf der Berliner Bühne, bemerkte ich Folgendes:

Wenn es wahr iſt, was der Mehrheit der Deutſchen ſo oft vorgeworfen wird, daß ſie manche ihrer früheren, bedeutenderen Schriftſteller leicht vergeſſen, ſo iſt es doch auch nicht minder wahr, daß einige ſogenannte groſſe Autoren nur eine erſchlichene Berühmtheit beſaßen, und mit einem geraubten oder erbettelten Lorbeer prunkten. In ſolchen Fällen iſt es denn doch nichts weiter als gerecht, wenn die tieferen Deutſchen, die [illegible] Marionette endlich einmal ſtärker anrührend, und das Holz faſſend, dem Tanz der Andern und die vergoldete Puppe ein plötzliches Ende machen.

Wie geſagt: Ich vermag nicht, jenem erſten Vorwurf ganz zu heben, denn ich habe ihn ſelbſt durch manche Data in der Litteratur-Geſchichte beweiſen helfen; aber man ſoll auch die Sache nicht ärger vorſtellen als ſie iſt. Unſer Luther, unſer Opitz, unſer Flemming, unſer Leibnitz, unſer Klopſtock, manches Treffliche von Leſſing u. ſ. w. iſt denn doch gottlob nicht vergeſſen, und wird nie vergeſſen werden. Zu dieſem „Manchen“ gehört dieſe Minna, über welche oben geſprochen worden; doch wollten wir auch heute die Gelegenheit nicht vorbei gehen laſſen, unſere recht herzliche Freude an dem Stücke mitzutheilen und abermals aufmerkſam zu machen, wie dieſes Schauſpiel, gedichtet im Jahre 1763 in den meiſten Parthien auch noch im Jahr 1816 ſo jung, rüſtig und friſch daſteht, als wäre es eben geſchaffen worden.

Leſſings Urtheil konnte ſchwanken, und ſeine Ueberlegung irren; was aber ſein Gemüth in noch unangetaſteter Reinheit und Stärke dichtete, das wird wohl ewig jung bleiben müſſen, weil es überhaupt jemals jung und ächt war.

h) Der Geizige, Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach Moliere bearbeitet.

Der ehedem überſchätzte, jetzt aber faſt vergeſſene Engliſche Kritiker Hurd ſagt in ſeiner Abhandlung über die verſchiedenen Gebiete des Drama's: Comedy makes all its characters general; Tragedy particular. The Ovare of Moliere is not so properly the picture of a covetous man, as of covetous ness itself. Racine's Nero on the other hand is not a picturo of cruelty, but of a cruel man. *)

---

*) Das Luſtſpiel giebt allen ſeinen Charakteren den allgemeinen Charakter der Gattung, das Trauerſpiel giebt ihnen den beſonderen Charakter des Einzelnen: (oder es macht ſeine Charaktere individuel.) Der Geizige des Moliere iſt nicht ſo-

Der Gedanke ſelbſt iſt wenigſtens in Beziehung auf die meiſten Dramen der Alten, in ſoweit wir ſie kennen, richtig; aber die Beiſpiele aus der franzöſiſchen Litteratur ſind durchaus falſch Racine's Nero iſt durchaus kein wahrhaft grauſamer Mann (einen ſolchen würde Shakſpear in fünf Zeilen beſſer geſchildert haben, als der überzarte Racine in fünf Akten), er iſt nichts weiter, als, um es mit Einem Worte zu ſagen, — eine grauſame Phraſe, die uns oft an den guten Mann im „Sommernachtstraum" erinnert hat; der, da er den Löwen in Pyramus und Thiſbe ſpielen ſoll, um die Damen nicht zu erſchrecken, erſt erklärt; er ſtelle ſich nur ſchlimm an, ſei aber ſonſt ein friedlich zahmes Gemüth.

Moliers Geiziger iſt auch durchaus nicht das Gemälde des Geizes ſelbſt, ſondern eines ſehr ſeltſamen geizigen Mannes, an deſſen Exiſtenz auch nur entfernt uns glauben zu machen, das ganze Talent des Dichters nöthig war. Aber eben weil wir das wahrhaft große Talent Moliers recht herzlich anerkennen, ſo dürfen wir auch mit dem beſten und fröhlichſtem Gewiſſen hinzuſetzen, daß man ſich gewiß nicht mit ſo unendlicher Bewunderung für jenes Luſt-

---

wohl die Darſtellung eines geizigen Mannes, ſondern des Geizes ſelbſt. Der Nero des Racine dagegen iſt nicht eine Darſtellung der Grauſamkeit, ſondern eines grauſamen Menſchen.

ſpiel würde in Unkoſten geſetzt haben, wenn man ſich gefälligſt an des Plautus Aulularia hätte erinnern wollen. Dieſes alte Luſtſpiel (was leider nur nicht ganz vollſtändig auf uns gekommen), iſt ſo wenig veraltet, daß wir, wenn einiges Lokale und Heidniſche getilgt würde, recht gut glauben könnten, es ſei geſtern oder heute früh geſchrieben worden, denn es enthält das Gemälde eines wahrhaftigen Goldtopf-Hüters, und es iſt in demſelben eine ſo herrliche Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen in der Idee des Geizes gegeben worden, daß wir diejenigen, die es noch nicht kennen ſollten, freundlich darauf aufmerkſam machen wollen.

Nicht genug, daß uns Plautus *) mit kräftigen Zügen den Gedanken darſtellt, daß die unſelige

---

*) Da aber Plautus auch für manche gar wackere und gebildete Männer im Original große Schwierigkeit hat, und für faſt ſämmliche Frauen und Jungfrauen (deren äſthetiſches Urtheil wir ſehr hoch halten) ganz unlesbar iſt, ſo erinnern wir hier an eine wohlgelungene Ueberſetzung von vier Plautiniſchen Luſtſpielen, welche im Jahr 1809 in Berlin erſchienen iſt. Es ſcheint, daß jenes für Deutſchland trübe Jahr die Verbreitung jenes ſehr nützlichen Buches einigermaßen gehindert hat, weshalb wir in unſerer jetzigen fröhlich ſtolzen Zeit deſſelben von neuem mit gebührender Anerkennung gedenken wollen.

Sklaverei in der Abhängigkeit von zu ſehr geliebten Dingen beſtehe, und das die Liebe für das Todte nothwendig jedes ächte Leben in uns ſtören und zulezt vernichten müſſe, nicht genug ſagen wir, daß er uns dieſen Gedanken zur klarſten Anſchauung bringt, er giebt auch noch die rein-ironiſche Idee, daß das zu ſorgſame und ängſtliche Hüten jenes ſchwerlaſtenden Beſitzes nicht nur nichts helfe ihn zu ſichern, ſondern ſogar den Verluſt zuziehen könne, leichter noch als Sorgloſigkeit und Unbekümmertheit. Denn alles Unheil, was dem Plautiniſchen Geizigen begegnet, entſpringt nicht aus ſeinem Reichthum, ſondern aus dem ängſtlichen Hüten deſſelben, ſo daß es ſcheint, als verberge ſein Topf nicht bloß Gold, ſondern auch einen neckenden Kobold, der ſich oft Luft macht und Bahn bricht, den ſchlimmen Herrn zu züchtigen, der ihn eingeſperrt. — Durch welche einfache Mittel hat Plautus dies alles erreicht, und wie buntfarbig iſt das Gemälde, das uns Moliere gegeben. Sein Geiziger iſt verliebt, was allerdings komiſch genug erſcheinen mag, wenn wir nur an die Möglichkeit zu glauben vermöchten, daß er es werden könnte. Auch zu einer ganz gelinden Verliebtheit gehört denn doch ein klein wenig Gemüth, und davon iſt bei Harpagon keine Spur. Aber freilich die anderen Liebesverhältniſſe, die Moliere hier ſchildert, ſind faſt eben ſo nüchtern, und erkältend gehalten, als jenes. Wahrlich es kann einen dabei die Empfindung anwandeln, als tränke man ein Glas Waſſer, das über Nacht geſtanden, oder kalt gewordenen, ſchwachen Thee.

Möge aber auch Moliere in ſeinem Geizigen tief unter Plautus ſtehen; immer bleibt ſein Stück höchſt ergötzlich wegen mancher Einzelheiten, die der heiterſte und muthwilligſte Genius ſelbſt eingegeben zu haben ſcheint. Gerade weil wir das finden, und weil wir das mit Freuden anerkennen, durften wir das Schwächere in dem Stück laut tadeln. —

Die Ueberſetzung hat den Vater Harpagon in einen Oheim verwandelt; das billigen wir allerdings; können ſie aber ſonſt durchaus nicht loben. Sie iſt größtentheils ſteif und nüchtern, ja wir verhehlen nicht, daß uns unwillkührlich die ſteifleinwandne Kleidung, von der in Shakſpears Heinrich IV. gar ergötzlich die Rede iſt, in den Sinn kam: ſo wie es denn überhaupt eine ſeltſame Erſcheinung bleibt, daß der Verfaſſer des Abellino ſich mit Moliere eingelaſſen. Ferner misbilligen wir die Ueberzahmheit, die jenen verleitet hat, manche gute, tüchtige und flüchtige Scherze zu ſtreichen. Wir können ſolchen zahmen Ueberſetzern nichts beſſeres ſagen, als — da wir doch einmal auf unſern großen Meiſter Shakſpear zurück gekommen ſind, — die heiteren Worte aus dem köſtlichen Luſtſpiele. „Was ihr wollt:“ „Vermeint ihr denn, weil ihr tugendhaft ſeid, ſo ſo ſolle es in dieſer Welt keine Torten und keinen

Wein mehr geben.“ Doch dieſer Ueberſetzer iſt ſo guten Worten wohl nicht gewachſen.

Mögen wir alle die einfache Anſicht faſſen, daß nur der wahrhaft ſcherzen könne, bei dem der tiefe Ernſt ſich gleichſam — von ſelber verſteht. So wollen wir aber auch den Muth haben, den Scherz recht ſehr zu lieben.

---

i) Der Zinngießer, Luſtſpiel mit Geſang in zwei Abtheilungen, frei nach Holberg, von Treitſchke.

Es giebt vielleicht unter allen nordiſchen Luſtſpielen der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, keines, das ſo ſehr auf einen anſehnlichen Theil des Volkes gewirkt hätte als der „politiſche Kannegießer,“ ein Charakter, der allerdings aus der Mitte jenes Volkes heraus geriſſen, und mit ſo guter Laune auf die Bühne gehoben wurde, daß tauſende in ihm einen Gevatter, oder wohl gar ſich ſelbſt anerkennen mußten. Daß nun darüber niemand böſe geworden; daß im Gegentheil ſelbſt die, welche ſich getroffen fühlen mußten, doch die Sache ganz plauſibel fanden: das konnte möglich werden nur durch jene ſchuldlos gute Laune, die ganz ohne Bitterkeit waltet. Dieſe hat ſich hier ſeitdem Bahn gemacht, durch achtzig Jahre hindurch; denn in ihrer Begleitung war ein tüchtiger Hausverſtand, und eine rein bürgerliche Geſinnung, ſo wie denn überhaupt die ächte gute Laune nie ſein kann ohne Herzenskraft und Verſtandesklarheit.

Für die deutſche Bühne bearbeitet wurde das Stück bereits im Jahre 1741 durch Quiſtorp, der es ſeinem Freunde Gottſched für „deſſen deutſche Schaubühne“ überließ. Es iſt dort weitläufig und breit gerathen; doch behaglich und faſt überbequem, was denn auch der eigentliche Charakter des Stückes iſt. Die Ueberſetzung faſt ſämmtlicher holbergiſcher Schauſpiele von einem Ungenannten erſchien 1747 zu Kopenhagen, und ſie iſt, trotz ihrer notoriſchen Mangelhaftigkeit, dennoch als ein Schacht betrachtet worden, aus dem manche deutſche Dichter ſich bald Gutes, bald Mittelmäßiges, bald Rohes, bald Schlechtes holten. Schade nur, daß die beſſern Stücke Holbergs und das vielleicht allerbeſte: „Ulyſſes von Ithaka“ ſelten oder nie anerkannt worden ſind; und ſeltſam iſt es, daß Holberg das letztgenannte, überaus muthwillige Luſtſpiel nur als eine Satyre auf manche damals hochberühmte „deutſche“ Schauſpiele angeſehen wiſſen wollte. Wäre es aber nichts weiter, ſo würden wir deſſelben höchſtens in der Litteraturgeſchichte gedenken; es iſt aber bei weitem mehr geworden; — ſo wie es denn überhaupt ſich wohl zutragen kann, daß talentvolle Männer ſich mit einer ziemlich engen Idee an den Schreibtiſch ſetzen, wo ſich denn aber die ſcherzende Poeſie ihrer erbarmt, und etwas weit beſſeres hervorbringt als ſie ſelbſt gewollt haben. So glauben wir denn nicht bloß entſchuldigt zu ſein, ſondern ſogar auf freundlichen Dank Anſpruch machen zu können, wenn wir die Freude des friſchkräftigen Muthwillens und der lebensluſtigen Lebensironie auf jenes Stück hiedurch aufmerkſam machen.

Kehren wir zu dem politiſchen Kannegießer zurück, ſo wollen wir ihm zuvörderſt dieſe ſeine alte Profeſſion zurückgeben, die Hr. T., wir wiſſen nicht warum, mit der Zinngießer-Kunſt vertauſchte. Ueberhaupt hat er das Stück ſehr gefeilt, was wir loben, da H. uns zuweilen in wirklichen Schlamm zu ziehen ſucht; leider aber hat er ihm auch die ehrenveſte Ausführlichkeit, und altväterliche Gemächlichkeit faſt genommen. Was aber dem Stücke bleibt, die Fabel ſelbſt, die wirklich geiſtreich erfunden iſt, und die Charaktere des Meiſters und des Burſchen, (Heinrich) halten es auch ſtets aufrecht. In jenen beiden Charakteren und in ihrem Verhältniſſe zu einander liegt das eigentliche Leben des Stücks. Der Meiſter (Herrmann) ein ſtattlicher Mann, nicht ohne derben Verſtand, und allen ſeinen Umgebungen imponirend, aber in einem großartigen und lächerlichen Irrthume ſehr ernſthaft und eiſern befangen; der Burſch ein komiſcher Geſell, voll luſtiger Flachheit, nach allen Seiten hin zerfahrender Geckenhaftigkeit, und eben deshalb vollendet überzeugt, den Meiſter weit zu überſehen. Ein ſolches Verhältniß kann wohl gar an das unübertreffbar geiſtreiche des Don Quixote zum Sancho Panſa erinnern; doch verſieht ſich, nur erinnern, wie etwa ein talentvolles Kind auf einen genialen Mann hindeutet. Noch wollen wir als ganz dem Luſtſpiel angehörig erkennen: Die Ironie, welche Holberg mit der Meiſterin treibt, welche anfangs ihren Mann für ziemlich toll hält, und weit über ihm zu ſtehen glaubt; ſchnell aber knieend abbittet, ſo bald ſie ſeine Erhebung zur Bürgermeiſterwürde erfährt, und hinterher ſich viel ärger gebehrdet als er.

k) Die Jäger, ein ländliches Sittengemälde in fünf Aufzügen von A. W. Iffland. *)

Dieſes Schauſpiel, welches bereits im Jahre 1784 geſchrieben wurde, erwarb ſich die Gunſt der deutſchen Publikums in ſo hohem Grade, daß man ſeit der Zeit die Familiengemälde als eine beſtimmte dramatiſche Gattung angeſehen hat. Es iſt auch allerdings eine entſchieden deutſche Gattung, denn man laſſe es uns nur ehrlich und ſtolz, aber auch, eine

---

*) Vgl. den Abſchnitt über Iffland in meiner Literaturgeſchichte des 18 Jahrhunderts.

fach und beſcheiden heraus ſagen: Wir Deutſche verſtehen uns faſt unter allen Nationen am beſten auf den Gedanken und das Weſen der Familie und des Familienlebens, es ſei nun in religiöſer oder politiſcher Beziehung. Was war natürlicher, als daß endlich auch ein Schriftſteller aufſtand, der wenigſtens eine Ahnung dieſer Idee auf der deutſchen Bühne anſchaulich zu machen ſuchte, und was war billiger, als daß die Deutſchen ein ſolches Streben anerkannten?

Dazu kam noch, was unſers Wiſſens noch nie öffentlich ausgeſprochen worden iſt, und doch hätte ausgeſprochen werden ſollen, daß Iffland in der That als der Erſte, der Zeit nach, in dieſer Gattung ſteht. — Es iſt uns nicht unbekannt, daß ſich ſchon in gar frühen Zeiten und gar alten Dichtern Hindeutungen auf Familien-Gemälde finden, und wir dürfen hier z. B. Euripides Alceſte, Terenzens Brüder u. ſ. w. nennen. Ferner wiſſen wir recht wohl, daß manche Engliſche Dramatiker des achtzehnten Jahrhunderts ähnliche Andeutungen haben, daß endlich Goldoni in gar vielen Stücken, beſonders aber in ſeinem „Familienvater,“ Diderot in ſeinem „natürlichen Sohn,“ und dem „Hausvater,“ und Beaumarchais in der „Eugenie“ gänzlich auf ein Familien-Gemälde hinarbeiteten. Was nun jene Alten betrifft, ſo wollen wir nur erinnern, daß einzelne Andeutungen hier nicht entſcheiden können, und in Beziehung auf jene Neueren unſere individuelle Anſicht mittheilen, daß ihnen jene Arbeiten mislungen ſind. Dieſen Satz zu beweiſen wird man uns wohl erlaſſen, wenn man ſich der treffenden Bemerkungen von A. W. Schlegel über jene Schriftſteller, (deren ſonſtigen Werth wir nicht verkennen) erinnern will. Jene Familien, welche Goldoni, Beaumarchais und Diderot ſchilderten, ſchweben, unſers Bedünkens, größtentheils entweder in der leeren Luft, und zeigen ſich erhitzt und phantaſtiſch, was eine Familie nie ſein darf, oder ſie ſind ſo flach, und ſo locker in ſich ſelbſt, daß wir ſie gewiſſermaßen nur als Titularfamilien anſehen können.

Ganz anders Iffland in ſeinen Jägern. Hier iſt eine wirkliche Familie, d. h. ein kleiner Staat, den Religion, freie Liebe und nothwendiges Geſetz zuſammen knüpft. Der Vater iſt ein vortrefflicher Unterthan ſeines edlen Landesherrn, doch in ſeinem Hauſe iſt er ſelbſt ein ſtrenger und geliebter Herr. Die Mutter, der Sohn, die Pflegetochter, die Hausfreunde, die Diener, alles hat ſeine beſtimmte Stelle und bildet ein organiſches Ganze.

Das ganze Dorf iſt gewiſſermaßen eine einzige Familie, welche aus dem Förſterhauſe Bildung und freundliche Liebe empfängt. So erweitert ſich die Ausſicht auf eine erfreuliche Weiſe, und unſer Blick iſt keinesweges (was ſo leicht peinlich wird) an ein bloßes Zimmer geheftet.

Aber dieſe Familie iſt nicht bloß eine wirkliche Familie im Allgemeinen, ſondern ſie iſt auch eine entſchieden Deutſche. Sollte etwa ein Fremder den guten alten Ausdruck: „ein Mann von deutſchem Schrot und Korn,“ noch nicht gehört haben, und nicht verſtehen, ſo würden wir ihn, um ihn ſchnell abzufertigen, nur auf den Oberförſter in dem genannten Stücke verweiſen, und ſagen: „Hier iſt einer; obwohl es noch hundert Tauſende giebt, bei denen ſich jenes Schrot und Korn anders geſtalten kann.“ Man betrachte ſein Leben als Bürger, als Ehemann, als Vater und Freund, wie es ſich äußert in Liebe und Zorn, in Kraft und Freude und Schmerz, ſo wird man anerkennen müſſen, dies ſei Deutſch.

Ueber die Oberförſterin iſt von jeher wohl nur Eine Stimme der Liebe geweſen. Denn wer ſieht ſie nicht, wer fühlt ſie nicht in ihrem anſpruchloſen, doch auch der höchſten und vornehmſten Natur, innerlich befreundeten Leben. Von ihrem erſten Auftreten an mit der Morgenlampe, wie ſie dem heftigen Sohn den Kaffee einnöthigt, weil der „den ganzen Menſchen erwärmt,“ bis zu den letzten ſüßen Thränen über die Rettung des Verloren-geglaubten iſt alles aus Einem Stück, und doch wieder ſo reich und mannigfaltig. Denn was könnte ſonſt reich ſein als das Menſchenherz? Ein ſolcher Charakter kann nur dem Darſteller gelingen, der zur Anſchauung in tiefem Sinne fähig iſt, ſo wie

denn

denn auch dem rechten Zuſchauer manche ihrer Worte nie verklingen, eben weil ſie ſo unendlich einfach und doch die einzig rechten für dieſen Charakter ſind. — Dahin gehört die ſcherzend ernſte Ermahnung an die Pflegetochter: „Wenn du einmal heirathest, nur gleich auf die Autorität gehalten.! — zu ihrem Manne:“ “Du ſollſt mir nicht ausgehen, ehe du nicht wieder gut biſt,“ — nach der Klage über das Brummen des Mannes: „Ach, wenn ich ihn nur noch recht lange brummen höre.“ — „Es iſt doch mein Alter nicht.“ (Der Schulze nämlich). — Im letzten Akte haben uns von jeher die paar Worte gerührt; „da ſteht auch noch alles, wie wir es gelaſſen haben,“ denn es iſt durchaus wahr, daß eine wackere deutſche Hausfrau, von jeher an die höchſte Ordnung und Beſtimmtheit des äußerlichen Lebens gewöhnt, ſelbſt im Augenblick des größten Seelenſchmerzes noch getroffen und beleidigt werden kann durch den Anblick der Unordnung.

Mit Einem Worte: In der Rolle dieſer Frau iſt nichts veraltet; ein einziges Wort etwa ausgenommen. Als Kordelchen nämlich über Langeweile klagt, erwiedert die Oberförſterin mit Fug und Recht, ſie wiſſe davon nichts; doch wenn ihr Mann in den Winterabenden die Zeitungen leſe, ſo ſchlafe er jedesmal (!) darüber ein — Es iſt ſehr möglich, daß man 1784 bei dieſer Erzählung wirklich freundlich gelächelt habe; da aber ſeit dem Jahre 1789 vielleicht kein Menſch mehr bei den Zeitungen hat einſchlafen können, ſo vermögen wir auch nicht mehr dabei zu lächeln.

Sehr brav, und mit wenigen Zügen iſt Anton hingeſtellt. Es iſt ein ehrlicher, geſunder, deutſcher Jüngling, unter nervigen Menſchen auferzogen, und von dem Nordwind abgehärtet, der das trauliche, väterliche Haus umſtürmt. Die Liebe zu Friederiken nüancirt ſeinen Charakter mit einigen höheren Ahnungen, die um ſo rührender auffallen, je unverſtändlicher ſie ihm ſelbſt zu ſein ſcheinen. Es iſt merkwürdig, welch ein beſonderes Intereſſe der Verfaſſer durch ein einziges unſchuldiges und herzliches Geſpräch für dieſes Verhältniß einzuflößen weiß. Daß Anton ſeiner Mutter dieſe Liebe nie anvertraut hat, darüber wundern wir uns faſt eben ſo ſehr, als dieſe Mutter ſelber, denn es iſt bekannt, daß gerade die heftigſten und kräftigſten Jünglinge in ſolchen Angelegenheiten am liebſten zu der lieben, ſanften Mutter ihre Zuflucht nehmen. Eine ſolche Herzensergießung hätte uns völlig ſchadlos gehalten für die allerdings ergötzliche Scene, in welcher der Oberförſterin bewieſen wird, daß ſie ſich allerdings in ihrem Sohne geirrt habe.

Von Friederiken wollen wir nichts weiter ſagen, als daß der „hüpfende Punkt" (punctum saliens) ihres poetiſchen Lebens gleichfalls in ihrer Liebe und in jener Unterredung zu ſuchen iſt. Doch ſind allerdings auch einige andere Momente, z. B. der, als ſie die ſeit vier Jahren entbehrten wohlbekannten Wirthſchafts-Schlüſſel wieder empfängt, anziehend und erfreulich. Freilich nur für den, der ſich überhaupt für das häusliche Leben intereſſiren kann; doch ſind ja deren Gottlob in Deutſchland noch gar viele zu finden.

Des Paſtors Suada wünſchten wir allerdings etwas beſchränken zu dürfen. Der Mann, obwohl nicht ganz frei von Aufklärerei, meint es zwar durchgängig gut, doch giebt bekanntlich das Gut-Meinen kein Privilegium weitläufig und breit zu ſein. Er hat allerdings meiſtens Recht; aber es iſt eben keine beſondere Kunſt, in gewiſſen Dingen Recht zu haben. — Wenn uns jemand gar zu häufig wiederholen wollte, daß ſechsmal ſechs wirklich und wahrhaftig ſechs und dreißig mache, ſo würden wir ihn doch zuletzt erinnern dürfen, daß wir bereits davon hinlänglich überzeugt ſeien. Uebrigens iſt der Paſtor durchaus nothwendig in dieſem idylliſchen Gemälde, und es bedürfte nur einer beſonnen ſtreichenden Feder, um den Charakter, recht liebenswürdig zu machen. Das iſt er auch jetzt ſchon, ſo bald es in dem Stücke auf Tod und Leben geht; nur konverſiren kann der Mann nicht immer ſonderlich.

Mehr Phyſiognomie hat der Schulze, deſſen ſchlichte Treuherzigkeit durch einen gewiſſen ergötzlichen Bauernverſtand doppelt erfreulich und pikant gemacht wird. Der Mann iſt offenbar kurzweiliger als der Paſtor, weshalb ihn auch die Oberförſterin in beſonderen Schutz genommen zu haben ſcheint, und ihn, ehe er weg geht, erſt in ihrer Küche vorzuſprechen bittet, wo ſie ein gutes und bequemes Geſpräch mit ihm anzuſpinnen hofft. Sein luſtiges Mißverſtändniß der Frage: „Iſt das Glace?“ mögen wir nicht tadeln, da man allerdings ein guter Dorfſchulze ſein kann, ohne franzöſiſch zu verſtehen. Ja wir bedauern ihn nicht einmal ſehr wegen dieſes Mangels, da er eben keines beſondern Kleinodes dadurch beraubt wird.

Der Amtmann iſt ein komiſcher Böſewicht, wie wir deren auf der deutſchen Bühne leider nur zu viele haben. Indeſſen wird dieſer wohl noch am erſten mit durchlaufen können, da er mehr ein Schaaf mit künſtlich angeſetzten Krallen iſt, als ein Tieger oder Wolf. Seine Unterredung mit dem Oberförſter in vierten Akt nach der Mahlzeit iſt aber leider größtentheils nicht bloß langweilig, ſondern auch völlig unwahrſcheinlich, denn ſelbſt den beſchränkteſten Menſchen müßte es auch nach einer halbſtündigen Unterredung mit dem Oberförſter klar werden, daß dieſer in einen ſo heilloſen Vorſchlag, wie er ihm thut, nicht willigen könne. Und hier thut es der Mann, der zwanzig Jahre mit dem wackern Alten in Einem Dorfe gelebt hat! — Dies ganz zu ändern iſt faſt unmöglich, da die Folgen jener Unterredung, der Ausbruch der vollendeten Feindſchaft allerdings bedeutend ſind. Indeſſen hätte ſich dies bei der erſten Anlage des Stückes wohl auf andere Weiſe erreichen laſſen, und in jedem Fall dürfen wir jene beſonnen ſtreichende Feder um Hülfe gegen die Weitläufigkeit anrufen. Sonſt fehlt es auch ihm in den andern Scenen nicht an Ergötzlichem, und wir freuen uns z. B jedesmal im Anfang des vierten Akts, ihn die „angenehme Geſellſchaft“ ironiſch loben zu hören.

Recht glücklich und mit leichten Zügen iſt Korbelchen gehalten. Sie hat das Unglück gehabt, daß ihre Liebhaber ſie immer nur haben heirathen wollen, doch hinterher es immer wieder vergaßen. Dadurch iſt eine gewiſſe Eckigkeit und Bitterkeit in ſie hinein gekommen, die ſich aber einigermaßen wieder zu ründen und zu verſüßen hofft, wenn nur die Sache mit dem Anton ins Reine gebracht werden könnte. Da das aber nicht gelingt, ſo bricht ihr ganzer Haß gegen Friederiken los, und ſie iſt auf dem Wege, entſchieden bösartig zu werden, woran ſie nur zum Glücke durch Verſtandes-Beſchränktheit gehindert wird. Ihre Unterredung mit dem Vater im fünften Akte, wo ſie ſich ſelbſt durch die Worte: „Du wirſt dich doch nicht in der Priſon mit ihm verehlichen wollen?“ nicht irre machen läßt, beweiſt Ifflands Talent für das Luſtſpiel; und es iſt zu bedauern, daß einige unpaſſende und ſtörende Ausdrücke mit unterlaufen, die indeſſen leicht zu tilgen wären.

Werfen wir einen nähern Blick auch auf die übrigen Perſonen des Stückes, ſo finden wir mit Vergnügen, daß auch nicht Eine ganz ohne Phyſiognomie daſteht. Dieſer Rudolph z. B. iſt eine gar treue Dienerſeele, die ſich gewiſſermaßen ihren Charakter zuſammen geſetzt hat aus dem des Oberförſters, der Oberförſterin und Anton's, weshalb er auch allen wohlgefällt und bequem iſt. Der Gerichtsſchreiber iſt eine recht angenehm gezeichnete Perſon im niederländiſchen Styl; doch gehört allerdings die Anerkennung dieſer Schule überhaupt dazu, um ihn ergötzlich zu finden. Neben ihm und den ſtreitenden Bauern nimmt ſich die etwas gebildetere, um den verlorenen Sohn trauernde Wirthin zu Lenthal ſeltſam, aber intereſſant aus. Nur die Schilderung des Matthes können wir durchaus nicht loben, denn es iſt eine bloß widrige Figur im Gemälde, und man darf dies um ſo mehr rügen, da er ſo bedeutend in den Gang des Stückes eingreift, was wir ihm, ſo wie er jetzt daſteht, gar nicht gönnen.

Außer dieſen Charakteren, deren größter Theil zu loben iſt, ſind auch noch manche Situationen und Ideen als wohlgelungen anzuerkennen; vor allen die, welche dem traurigſten Momente im Stück vorangeht. Die wackere Familie hat ſich mit den treuen Hausfreunden nach einem brav durchgearbeiteten

Tage, freundlich zuſammen geſetzt, aus dem Wohlbehagen wird Freude, und die Freude geht in Geſang über. Man ſtimmt das Rheinweinlied von Claudius an, jenes herrliche Lied, das, ſo Gott will, ſo lange geſungen werden wird, als es noch Rheinwein in der Welt giebt, und das wir ja jetzt alle mit doppelter Freude ſingen, da die Reben wieder durchaus unſer ſind. Bei den milden Zeilen:

„Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.“

Da ſtürzt der Unglücksbote herein und zerreißt die Freude und die Melodie.

Weit weniger als Charaktere und Situationen können wir die Erfindung des Ganzen loben; denn hier ſteht inſonderheit jener Matthes entgegen, von dem wir ſo eben geſprochen. Es bedarf darüber keiner ausführlichen Erklärung: wohl aber haben wir für zweckmäßig gehalten, über jene Charaktere ausführlich zu ſprechen, weil es uns Freude macht, die wohlfeilen Scherze, mit denen nicht ſelten Ifflands dramatiſches Talent — abgelehnt wird, durch eine ruhige Hinweiſung auf das, was er in dieſem Stück geleiſtet, zu unterbrechen.

Es kann uns dabei durchaus nicht unbekannt ſein, daß Iffland ſpäterhin ſehr häufig mit geringerm Glück, ja mitunter ganz ohne Glück das Familien-Gemälde bearbeitet habe. Wir finden nicht ſelten in ſeinen Gemälden eine faſt drückende Anſicht des

Lebens, deſſen höheren Pulsſchlag doch jedes Schauſpiel zeigen ſoll. Unter den Tugenden wird die allerdings löbliche Oekonomie zu häufig geprieſen; unter den Fehlern der Ehrgeiz und die Geldverſchwendung zu oft als die ſchlimmſten betrachtet; die Poeſie als ungehörig und ſich aufdrängend abgewieſen. Die Liebe iſt hier meiſtens nur zum Hausbedarf, ja ſie erſcheint oft nur als eine gute Magd, die den Tiſch deckt. Dazu nehme man ferner die Armuth in der Erfindung, die beſonders in manchen ſpätern Stücken vorherrſcht,— die Streitigkeiten um einige Thaler,— eine gewiſſe Gattung von Böſewichtern, die lediglich der Polizei, aber nicht dem Drama anheim fallen, gewiſſe Hausväter, deren oft gerühmter Edelmuth doch nicht ſchadlos halten kann, für die Langeweile, die ſie mit ſich bringen, u. ſ. w. Man nehme ferner die unendlich ſchlechten Nachahmungen mancher mittelmäßiger Ifflandiſcher Originale, und man wird es ſehr begreiflich finden, daß das Publikum zuletzt der Sache überdrüſſig wurde, denn in der That war es auf manchen mittelſtädtiſchen Bühnen Deutſchlands dahin gekommen, daß man faſt nichts als Familien-Gemälde mehr ſah. Deshalb that auch der Verfaſſer dieſer Kritik im Jahre 1799 öffentlich den Vorſchlag, die alte Melpomene von gewiſſen Theatervorhängen wegzulöſchen, und ſtatt derſelben gewöhnliche Klagefrauen hin zu malen, und ihnen ſtatt des tragiſchen Dolchs ein Thränentuch und eine Menge unbezahlter Rechnungen in die Hand zu geben. — — Aber man triumphire nicht zu früh; ja man wolle nicht über das Familien-Gemälde an ſich triumphiren, denn es iſt eine achtbare Gattung, die wohl beſtehen darf. Die Familien-Gemälde, d. h. einige hundert ſchlechte, ſind wirklich gefallen, und wir können jetzt die oben angedeutete Melpomene in keiner deutſchen Stadt mehr malen laſſen. Gewonnen iſt allerdings dadurch etwas, aber nicht ſo viel, als manche zu glauben ſcheinen; denn es ſind ja auch manche andere Pſeudo-Melpomenen an deren Stelle getreten, oft mit nicht minder unintereſſantem Geſicht, oft mit verhaltenem Gähnen, und zuweilen, ſtatt des Dolches, mit einem — Lehrbuche der Metrik in der Hand, in welchem die Göttinn mühſelig ſtudirt.

Unter den Gegnern des Familien-Gemäldes wird Schiller gewöhnlich als der Erſte genannt; doch auch das iſt ein Irrthum, denn auch er hat nie die Gattung, ſondern immer nur die ſchlechten Abbilder angegriffen. Die Xenien, denen wohl niemand nachſagen wird, daß ſie zu häufig loben, erkennen die Jäger vollkommen an, das Urtheil über die Hageſtolzen iſt bekannt, und die vortreffliche Auseinanderſetzung der bedeutendſten Scenen im „Verbrechen aus Ehrſucht" ſollte billig noch bekannter ſein, da ſie in den „proſaiſchen Schriften" gedruckt zu leſen iſt. — Doch will uns bedünken, dieſe letzteren ſeien überhaupt noch lange nicht genug ſtudirt worden.

Zu den genannten guten Stücken darf man auch noch „die Reiſe nach der Stadt“ hinzufügen, die bei manchen verdickten Uebertreibungen, dennoch ein im Ganzen gelungenes Gemälde giebt von der beruhigenden Behaglichkeit in ſich, und der ruheloſen Zerſtreutheit nach tauſend Seiten hin, die keine Befriedigung gewähren, bis am Schluß des Schauſpiels ein heiterſtiller Geiſt entſcheidet.

h) Der Spieler, Schauſpiel von Iffland.

Indem wir das Beſte von dem, was ſeit etwa zwanzig Jahren über das Familiengemälde überhaupt geſagt worden iſt, als bekannt voraus zu ſetzen wagen, bemerken wir bei Gelegenheit dieſes Stückes nur Folgendes: Da das Spiel faſt ſo alt zu ſein ſcheint, als die Welt, und der Anblick der jammervollen Leidenſchaft des Spiels ſich nur zu oft, und von jeher dargeboten hat, ſo iſt es ſehr begreiflich, daß diejenigen Schriftſteller, die unmittelbar durch das Bekannte und Wirkliche (das „Wahre“ iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, etwas ganz anderes) ergreifen wollten, dieſen Stoff nicht verſchmähen durften. Dennoch finden wir in der alten und mittlern Welt keinen Dichter, der jene Leidenſchaft zum Stoffe eines Drama gewählt hätte, und ſelbſt Shakſpear, dem jede, auch die geheimſte Tiefe des Menſchenherzens bekannt war, hat dieſen Stoff niemals als Hauptſache bearbeitet, ſelbſt nicht da, wo ſich ihm die Gelegenheit ſo nahe zeigte, in ſeinem „Londener Verſchwender.“ *) Deſto mehr haben ſich neuere Dichter mit dieſem Gegenſtande zu ſchaffen gemacht. Indem wir die Engländer für diesmal übergehen, erwähnen wir nur zwei hieher gehöriger franzöſiſcher Schriftſteller — denn „Dichter“ wollen wir ſie keinesweges nennen, — des Regnard und des Riviere dû Freni. Der erſte brachte einen Spieler auf die Bühne, der die Sache mit niedriger Luſt und Laune treibt, und auch am Ende durchaus ungebeſſert abgeht. Darin liegt nun allerdings eine nur zu traurige Wirklichkeit (das Wort „Wahrheit“ umgehen wir abermals); der größte Theil des franzöſiſchen Publikums aber fand die Sache luſtig genug, und es iſt jenes Stück längſt ſchon von den galliſchen Kritikern A bis Z, als ein klaſſiſches anerkannt worden, ſo daß man ſchwerlich in jenem Lande noch etwas dagegen aufzubringen wagen darf.

Auch uns Deutſchen iſt jenes Luſtſpiel als ein gar vortreffliches aufgedrungen worden, und es

---

*) The London-prodigal: in Deutſchland faſt nur durch Leſſings Lob bekannt.

fehlt nicht an Ueberſetzungen, nach welchen es auch ehedem in mancher deutſchen Stadt aufgeführt worden. Es hat indeſſen nirgends ein beſonderes Glück machen wollen, da wir nun einmal über das rein Unſittliche nicht lachen wollen, und uns, wenn wir ſo ſagen dürfen, an einer lächelnden Katze oder einem lächelnden Tiger durchaus nicht zu ergötzen vermögen.

So arg nun aber auch Regnards Spieler iſt, ſo war er doch dem du Freni noch lange nicht arg genug, und er konnte dem Drange nicht widerſtehen, nun auch noch eine gräuliche Spielerin auf die Bühne zu bringen. Dieſe unſelige Perſon hatte aber das eigene Geſchick, ſelbſt in Paris, gleich von vorn herein ausgepocht zu werden; fand jedoch an Gottſched einen eifrigen Vertheidiger, der ſie durch ſeinen Freund Straube überſetzen ließ, und dem erſten Theile ſeiner Schaubühne einverleibte. (1740)— Der größte Theil der Pariſer pochte wahrſcheinlich nur, weil der Gräuel diesmal gar zu offen war, und Gottſched lobte, weil er von dem ganz offenen Gräuel glaubte, er werde warnend helfen.

Iffland verdient das Lob, daß er die ganze Sache mit weit größerem Ernſte angeſehen, und daß er ein wirklich ſchauderhaftes Gemälde von den äußeren Leiden eines Spielers gegeben. Aber als Dichter können wir ihn dabei nicht ſehr bewundern; denn was iſt leichter als einen Menſchen zu zeichnen, der in der einen Stunde verſpricht, was er in der zweiten übertritt, der, im elenden Müſſiggang, Frau und Kind hungern läßt, dann wieder Thränen und ſentimentale Redensarten aufzeigt, dann verzweifelt, noch tiefer ſinkt, und am Ende durch Hülfe von außen her gerettet wird? Schade nur, daß durch ſolche Hülfe wir keineswegs beruhigt werden über den Zuſtand dieſes Menſchen ſelbſt, dem der wackere Schwiegervater mit Recht geſagt hat: Züchtigung verdienen Sie; für meinen Zorn ſind Sie mir nicht gut genug.“ — Kann einen ſolchen Menſchen die brave Hausfrau wieder achten? und kann ſie glücklich ſein, wenn ſie ihn verachten muß? und kann das Kind, wenn es einſt erwächſt, mit Freude auf einen ſolchen Vater hinſehen? — Warum gab Iffland nicht lieber ein durchaus tragiſches Gemälde?

Wir können ferner nicht billigen, daß Iffland ſich faſt bloß mit der Schilderung des äußeren Elendes, welches durch das Spiel veranlaßt wird, befaßt hat; denn ſo weh auch der Hunger thun mag, ſo giebt es doch, um ſich nur dagegen zu ſchützen, auch für den kenntnißloſen Menſchen noch tauſend Mittel. — Die Zerriſſenheit der Seele eines ſolchen Unglücklichen zu ſchildern, würde uns bei weitem wichtiger erſcheinen. Auch Iffland hat das mit Klarheit eingeſehen, aber wir müſſen bekennen, daß uns die dahin zielenden Scenen nicht genügen. Denn ſo oft er auch auf jenen Zweck hinarbeitet, ſo kommen doch gleich wieder die Schulden, der Hunger, der Arreſt, und, mit einem Worte, der ganze nach außen hinſtrebende „naſſe Jammer“ dazwiſchen.

Dennoch ſind wir allerdings der Meinung, daß dieſer Ifflandiſche Spieler gar wohl verdiene, einmal über unſere Bühne zu gehen. Abgerechnet, daß er bei weitem beſſer iſt als alles, was die franzöſiſchen Schriftſteller in dieſer Beziehung geleiſtet haben, übertrifft er auch das Meiſte, was die neu-engliſche Bühne in dieſer Hinſicht aufzuzeigen hat, und ſelbſt in Hinſicht jener gerügten Einſeitigkeit, erkennen wir doch gern eine weit größere Feinheit an, als in dem vor vierzig und funfzig Jahren noch ſo ſehr bewunderten Schauſpiel: „Der Kaufmann von London;“ deſſen Verfaſſer (Lillo) ſelbſt den Anblick des — Galgens einen ganzen Akt hindurch, nicht ſcheut, um ſelbſt auf ſolche Nerven, die ſtark ſind wie — Linienſchiffs-Taue, zu wirken. — Unſer deutſcher Spieler hat wirklich Gutes gewirkt, wobei wir manche wahre Anekdoten aus früherer Zeit als bekannt vorausſetzen, und, während wir ihm den poetiſchen Werth faſt abſprechen müſſen, ſollen und wollen wir doch jenen glücklichen Erfolg durchaus nicht vergeſſen. Dies Schauſpiel iſt eine moraliſche Bußpredigt, in dialogiſcher Form; aber als ſolche ſehr löblich.

m) Die Hageſtolzen, Schauſpiel von Iffland.

Wir wiſſen nicht, ob Schiller wirklich geſagt hat, wie erzählt wird, daß ihm dieſes Schauſpiel zu einem wahrhaften Troſte gereiche, weil ohne daſſelbe eine traurige Lücke, die durchaus gefüllt werden müßte, in unſerer Litteratur ſein würde; wohl aber erkennen wir dies Urtheil, es komme nun von wem es wolle, für richtig an. In der Reihe deutſcher Charaktergemälde durfte es ſchlechthin nicht fehlen, und obgleich nicht fehlerlos, füllt es doch ſeine Rolle recht wohl aus.

Vor etwa vierzig oder dreißig Jahren waren faſt ſämmtliche äſthetiſche Kritiker Deutſchlands auf nichts ſo erpicht, als auf die moraliſche Tendenz eines Gedichtes; und wehe dem armen Drama, auf deſſen letzte Seite der Recenſent nicht ſchreiben konnte: „Dieſes Stück will darthun, daß man nicht geizig, oder nicht verſchwenderiſch, nicht ſchwärmeriſch, nicht allzu verliebt, nicht verläumderiſch, nicht zu hart, nicht zu weich u. ſ. w. ſein müſſe.“ Die Poeſie war deshalb größtentheils nur ein Anhang zum Conduitenbuche geworden, und wenn ſie ſich zuweilen (wie denn das ihre Art iſt) mit einem Blumen- oder Sternenkranze allein blicken ließ, ſo ward ſie deshalb wohl gar ein wenig angefahren, woran ſie ſich aber zum Glücke nicht kehrte.

Etwa zwanzig Jahre darauf ſtreiften ſämmtliche Dichter die moraliſche Tendenz ab, und in der Freude über dieſe geſprungene Feſſel, gingen einige Vorlaute ſo weit, daß ſie nunmehr, ſtatt des moraliſchen Zweckes, gar eine unmoraliſche Tendenz unterſchoben, mit der jedoch, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Poeſie noch viel weniger zu thun haben mag. Die Poeſie mit moraliſcher Tendenz iſt eine gute, ehrbare Magd, welche den Tiſch zu decken und einige Kapitel aus dem Noth- und Hülfsbüchlein gut vorzuleſen verſteht, die Poeſie mit unmoraliſcher Tendenz aber eine widerlich abgeſchmackte Fratzenhaftigkeit, eine freche Trunkenboldin, die man einſperren ſollte, weil ſie Schaden thun will und Schaden thun kann.

Lehren wird am Ende doch alle Poeſie, wie die Sonne, der Mond und die Sterne, im höchſten Sinne des Wortes, gar herrliche Lehrer ſind.

Haben nun, um auf die freundlichen Hageſtolzen zurück zu kommen, dieſelben einen moraliſchen Zweck? Wir möchten darauf erwiedern: ſie haben allerdings einen beſtimmten, aber freundlich gemüthlichen, leicht poetiſchen Zweck, indem nämlich das Wort des Räthſels, zu deſſen Löſung durchaus kein Oedipus erforderlich iſt, alſo lautet: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; darum, lieber Zuſchauer, wirſt du wohl thun, deine Augen zu lenken auf die Töchter des Landes und zu wählen, welche dein Herz lieb hat.“ — Solche Tendenzen, dünkt uns, kann man ſich recht wohl gefallen laſſen.

Wir haben vorhin die Hageſtolzen im Charaktergemälde genannt, und ſo wollen wir denn nur flüchtig aufmerkſam machen, daß in der That die meiſten Charaktere wohl angelegt und behandelt worden ſind. Reinhold ſteht klar da, durch den Gedanken, daß ihm nur wohl iſt, wenn er in Liebe beherrſcht wird, und, wenn auch das, im Verhältniß zu misbrauchenden Menſchen gar leicht zur Sclaverei führen kann, ſo bleibt er uns dennoch ehrenwerth, denn Nachgiebigkeit lediglich aus Liebe iſt doch immer ein Sieg, den wir über uns ſelbſt davon tragen.

Ihm gegenüber ſteht Wachtel, der in Liebe weder beherrſcht ſein, noch herrſchen, noch überhaupt etwas davon wiſſen will, indem er das ganze Räthſel des Lebens gelöſt zu haben glaubt, wenn er dasſelbe als eine gute — Speiſeanſtalt betrachtet Ihm hätte der Dichter wohl etwas mehr Witz leihen können, theils weil ſich die ſinnliche Leckerhaftigkeit gern mit einer gewiſſen Art von Witz vereinigt, theils weil ein bloßer Gourmand kein wahrhaft äſthetiſcher Gegenſtand iſt. Indeſſen hat Iffland einen Ausweg gewählt, mit dem wir halbweg zufrieden ſein können, indem er jenem Genießer am Schluſſe doch einige kleine Züge von reiner Menſchlichkeit leihet, wodurch die geiſtige Phyſiognomie einiges Leben gewinnt.

Mamſell Reinhold und Valentin können allerdings überladen und greil erſcheinen; haben aber dennoch faſt portraitmäßige Wahrheit; nur entſcheidet, dünkt uns, der Umſtand gegen die Ueberherbigkeit dieſer Charaktere, daß der Zweck des Charaktergemäldes auch durch leiſere Züge erreicht werden konnte. Auch bei dem traurigſten Talent, ſich umſpinnen und einlullen zu laſſen, mußte Reinhold dieſe Charaktere doch durchſchauen können, und der Dichter muthet uns faſt zu viel zu, wenn wir an dieſe Umſpinnung glauben ſollen. Ein anderes iſt es noch mit der Schweſter, der ein Mann und Bruder, eben weil er ein Mann iſt, nur mit Zartheit begegnen ſoll; wie aber dieſer Valentin zur Herrſchaft über einen ſo gebildeten und geiſtreichen Herrn gelangt, iſt nicht wohl zu begreifen, weshalb denn auch der Hofrath ſich mitunter ſelbſt darüber verwundert, wodurch jedoch die Sache nicht geändert wird.

Der Geheimerath Sternberg war in der erſten Ausgabe gleichfalls ein Hageſtolz, und zwar der älteſte und unglücklichſte von allen, gewiſſermaßen der Culminationspunkt des ganzen Hageſtolzen-Elends. Wir erinnern dabei an die Schilderung, die er von ſeiner Einſamkeit macht, und wie der Gedanke an die „verlorenen Jahre,“ und ein verfühltes Leben ihn vernichtet. Er war gewiſſermaßen nur eine Leiche, die man zu begraben vergeſſen.

Iffland ſcheint gefürchtet zu haben, daß durch dieſen Charakter entweder eine zu herbe Rührung oder einige Monotonie in das Gemälde gekommen ſei, und verwandelte ihn deshalb bei der neuen Auflage in einen Ehemann, der durch eine Frau, die alles Schöne und Anmuthige hat, nur nicht die Hauptſache: „Gemüth“ ſich höchſt unglücklich fühlt. Bei aller Achtung für den Gedanken, welcher hier den Dichter leitete, und gern erkennend, wie wahr die Schilderung ſei, die dieſer Ehemann giebt, möchten wir dennoch jene alten Hageſtolzen der erſten Auflage nicht tadeln, ſondern wieder haben, denn wir erinnern uns noch recht wohl der rein tragiſchen Rührung, die er uns ehedem bereitete; wodurch zugleich die Vollſtändigkeit des Gemäldes erreicht wurde. Dazu kommt, daß Iffland ſelten in ſo gedrängter Kürze den edlen reingeiſtigen Schmerz zu ſchildern gewußt hat, als hier geſchehen war.

Mamſell Sternberg iſt abermals ein gelungenes Portrait aus der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts, und wir können uns die Schilderung erlaſſen, da in dem Stücke ſelbſt, ihr Vetter, der Geheimerath, eine ſehr richtige Zeichnung von ihr giebt. — Laſſet uns, ihr lieben poetiſchen Leſer, das Verdienſt ſolcher nicht poetiſchen Portraite nicht zu geringe halten, ſelbſt dann nicht, wenn wir ſie ein wenig unergötzlich finden. Laſſet uns lieber Folgendes bedenken: Die wackeren Deutſchen haben inſonderheit drei Tugenden, ſie ſind tapfer, wiſſenſchaftlich und verſtehen ſich beſſer als irgend ein Volk auf das edle Familienleben. Von ihrer Tapferkeit und Wiſſenſchaftlichkeit giebt jegliches Jahrhundert ſehr genaues Zeugniß; aber über ihr Familienleben in früheren Zeiten möchten wir noch nähere Data haben. Würden wir nicht einen Iffland des ſechszehnten oder ſiebzehnten Jahrhunderts mit wahrer Luſt und Freude aus den beſtaubten Bücherſälen heraus ziehen, lediglich um uns aufs allergenaueſte zu unterrichten? und wenn wir ſo fühlen, wollen wir es unſern Nachkommen nicht gönnen, daß ſie es in dieſer Hinſicht beſſer und bequemer haben wie wir?— Ich habe hier nur andeuten können, was ich meine; verſichre zugleich, daß mir allerdings faſt alles bekannt iſt, was auf die innere Haushaltung der früheren Deutſchen hinweiſet,— und daß ich dennoch einen ſolchen Iffland früherer Zeiten vermiſſe.—

Ueber die idylliſchen Charaktere und Situationen, welche die beiden letzten Akte bilden, wollen wir faſt nichts ſagen, da über dieſelben faſt von jeher nur eine Stimme geweſen iſt. Margarethe, hundertmal nachgeahmt, aber wie billig von keinem Nachahmer erreicht, hat allerdings ein Leben, dem keine Zeit etwas anhaben wird. Nur müſſen wir bedauern, daß auch hier des Dichters wohl bekanntes ökonomiſches Prinzip die äußeren Verhältniſſe, in denen jenes Leben ſteht, unnöthigerweiſe zu ſehr getrübt hat. — Wozu, fragen wir mit Recht, dieſe drückende Armuth? wozu dieſe detaillirte Auseinanderſetzung vom Entbehren des „warmen Eſſens," vom Verkauf nöthiger Thiere? von den Scheunen, deren Dach den Regen und den Hagel einläßt u. ſ. w.? — Das alles rührt freilich ſelbſt das zäheſte Gemüth, eben weil das zähe Gemüth nur den materiellen Jammer kennt; aber das nicht zähe wird dadurch verletzt, und fragt ſich: Iſt dieſer Jammer denn nöthig, um das Charaktergemälde zu vollenden? —

Doch wir wollen nicht mit Tadel ſchließen, ſondern noch mit wahrem Vergnügen aufmerkſam machen. auf den mild harmoniſchen Schluß des Schauſpiels, das wir ſchon recht oft und ſtets mit neuem Vergnügen auf unſerer Bühne geſehen haben. Es iſt wahrlich ganz geeignet für die Geburtstagsfeier eines Mannes, deſſen Verdienſte als Schauſpieler und Schauſpieldichter ſtets freudig anerkannt werden mögen.

n) Eliſe von Valberg, Schauſpiel von Iffland.

Es giebt Schauſpiele, die gewiſſermaßen gleich nach der erſten Scene zu Ende ſein könnten, wenn es dem großmüthigen Mann, der im fünften Akte doch die Schulden bezahlen muß, belieben wollte, früher zu erſcheinen; denn es bedarf nur des Zerreißens eines Wechſels, und die Sache iſt abgemacht.

Es giebt ferner andere Schauſpiele, die wir nicht weniger tadeln müſſen, obwohl ſie vornehmer angelegt worden ſind. Sie gleichen finſteren Häuſern, von finſteren Menſchen und finſteren Redensarten bewohnt und durchrauſcht. Der Held überlegt fünf Akte hindurch, ob er ſich tödten ſoll oder nicht, bis er endlich bei komplet gewordener Verzweiflung gewahr wird, es ſei doch wohl das — Rathſamſte, den Dolch anzunehmen, den ihm nicht Melpomene, ſondern ein aſchgrauer Kobold darreicht.

Alles von außen her in den Menſchen hereingekommene iſt nicht das Rechte, und ſo ſind auch die Leiden, welche von außen her ſchreiten, nicht die tragiſchſten. — Wenn ſich Lukretia erſtochen hat, und Virginia erſtochen worden iſt, ſo fängt unſers Erachtens erſt die wahre Handlung an, damit aus dem äußerlich gegebenen oder gewordenen ein inneres Leben gewonnen werde. Wir wiederholen, daß uns diejenigen Schauſpiele am rührendſten erſcheinen, im welchen das Schickſal ſelbſt in den Menſchen gelegt worden iſt.

Man hat am Wallenſtein mit Recht getadelt, daß das Wort Schickſal zu häufig in demſelben ausgeſprochen werde; allein es hat mit dieſem Tadel nicht viel auf ſich, denn ſtreichet das Wort, ſo oft es vorkommt, immerhin aus, das Schickſal ſelbſt bleibt doch darin, denn es liegt tief in Wallenſteins Herzen. Dieſer Wallenſtein, wie ihn uns der Dichter geſchildert, kann nun einmal nicht anders handeln als — nicht handeln, d. h Zaudern, und der Zaudernde in einer Welt wie nun einmal die iſt, die der Dichter ſchilderte, muß in die Gewalt des Schickſals fallen.

Nicht alſo das äußere, ſondern das innere im Gemüth entſcheidet.

Wie kommt aber dieſer Eingang zu Eliſe von Walberg, dem faſt vergeſſenen, verſchollenen und ſcheinbar ganz proſaiſchen Stücke? deswegen, weil es eben nicht zu billigen iſt, daß es faſt vergeſſen worden, und wir uns nie an den Schein der Proſa ſtoßen mögen. Nach unſerer Anſicht iſt die Idee, welche Iffland bei dieſem Schauſpiele zum Grunde gelegt hat, eine wahrhaft bedeutende. — Nehmen wir einmal auf einen Augenblick an, die Sache wäre anders geſtellt: der Prinz ſei nichts weiter als ein feiner Verführer, Eliſe durchſchaue ihn, und wiſſe von nichts als von Liebe gegen ihren längſt anerkannten Bräutigam, ſo iſt auf der Stelle das ganze Stück aus ſeiner Wurzel gehoben, und es bieten ſich dem Dichter manche ſehr gebahnte Wege dar, an deren Geländer er ruhig fortgehen kann. Entweder bereut dann am Schluſſe der Prinz, und es endet ſich alles mit erträglicher Wehmuth; ja es kann ſogar der Prinz verſprechen — auf Eliſens Hochzeit zu erſcheinen. Oder er bereut nicht, und dann bleibt dem Amtshauptmann nach dem gewöhnlichen tragiſchen Herkommen nichts weiter übrig, als Eliſen zu tödten, wenn ſie es etwa zur Abwechslung nicht ſelbſt thut. Wie geſagt, dieſe beiden Auswege ſind ſo bequem, daß der Dichter faſt im Schlaf ſchreiben kann, oder daß ſich ſolches Stück gewiſſermaßen ſelbſt ſchreibt, und der Dichter dazu nichts weiter herzugeben braucht als — Dinte. Dennoch haben wir dergleichen bequeme Stücke viele, und einige darunter ſind ſehr gelobt worden, ſo daß auch Iffland ſich hätte Beifall verſprechen können, wenn er jenen viel befahrenen Weg hätte einſchlagen wollen; aber er wählte einen ganz andern und beſſern. Eliſe liebt den Fürſten wirklich, doch ohne es ſelbſt zu ahnden, ſie wird dem Hauptmann nicht untreu; aber ſein faſt grämelnder Ernſt macht ſie denn doch ein wenig unmuthig gegen ihn. Der Fürſt liebt mit Bewußtſein, und findet Entſchuldigung für die Leidenſchaft (durch den zum Glück nicht grellen) Contraſt der liebenswürdigen, heitern Jungfrau mit ſeiner eigenen, ſtolzen, mit der Tugend faſt prunkenden Gemahlin. Ein ſo verſchlungenes Verhältniß muß jedem Fühlenden intereſſant ſein, und uns erregen zu dem Gedanken, wie es ſich löſen möge. Wir ahnden, daß nur ein groſſer, von innen heraus erzeugter Entſchluß Rettung gewähren kann, und ein ſolcher wird hier wirklich gefaßt. Im Gefühl einer ſolchen Kraft erfolgt für uns, durch die Anerkenntniß der reinen Menſchenwürde, die durch Freiheit ſiegt, die freundlichſte Beruhigung.

Wir wiederholen noch einmal: Es iſt dies vielleicht die beſte Idee, die Iffland jemals in irgend einem ſeiner Dramen angedeutet hat, und wir hielten es deshalb für wohlgethan, auf dieſen Umſtand freundlich aufmerkſam zu machen. Haben wir aber dieſe vortreffliche Grundlage, und den vorwaltenden Gedanken des Stücks gebührend anerkannt, und zugleich erwähnt, daß derſelbe den unmittelbar durch ihn berührten Perſonen (Eliſe, Fürſt, Witting) gleichfalls zu einigem Leben hilft, und verhelfen mußte, ſo ſind wir auch leider mit unſerm Lobe faſt zu Ende. Ja, wir müſſen wahrhaft beklagen, daß eine ſo reine Idee, die gewiſſermaßen ſchon in ſich ſelbſt mit der Poeſie vertraut war, nicht beſſer und poetiſcher ausgeführt worden iſt, woraus allerdings die Vermuthung erwächſt, daß jene Idee nicht mit Klarheit aufgefaßt wurde.

Wir berühren hier nur kurz; die in manchen Scenen herrſchende Geſchraubtheit, oder, wenn man lieber will, Zerhacktheit der Sprache, (z. B. „Sie wollen die Walberge weg, und Ihr Haus dafür hin, das wird ſich machen“ — „daß ich die Fürſtin handeln mache“ u. ſ. w.) ferner die faſt ſchattenähnliche Verwiſchtheit in manchem Gemälde dieſes Stücks (z. B. Külen, der gar ſehr zu ſeinem Nachtheil, an Leſſings Marinelli erinnert, Feradini u. ſ. w.) Weit beſſer iſt dem Dichter die Zeichnung der Oberhofmeiſterin gelungen, die allerdings, im Anfange der neunziger Jahren, als Eliſe geſchrieben wurde, an manchem kleineren deutſchen Hofe auf „portraitmäßige Wahrheit“ Anſpruch machen konnte; aber wir müſſen rügen, daß dieſes an ſich lobenswürdige Gemälde zu viel Raum einnimmt. Endlich müſſen wir auch noch bemerken, daß die Art, wie man am Schluſſe den Fürſten über ſeinen, freilich ſehr ſeltſamen Schwur beruhigt, uns bloß als ein halbwitziger Einfall vorkommt, der durchaus keine wahrhaftige Beruhigung in ſich trägt, ſo wie er ſich denn überhaupt mit dem ganzen Ernſte des Stückes nicht verträgt. Zwar meint es der Dichter ſehr ernſthaft mit dem Einfalle; aber es gelingt ihm nicht, uns von deſſen Haltbarkeit zu überzeugen.

o) Der gutherzige Polterer, Luſtſpiel von Goldoni.

Goldoni gehört zu den Schriftſtellern, bei denen man ſich bald verſucht fühlen möchte, ſie gut, bald mittelmäßig, bald ſchlecht zu nennen; denn in der That hat er einige gute, viele mittelmäßige, und einige ſchlechte Stücke geliefert. Man leſe z. B. ſeinen „Familienvater," und man wird faſt erſchrecken müſſen vor der Armſeligkeit der Erfindung und der Details, (wobei ich nur auf die Scene aufmerkſam machen will, in der man ſich über die Suppe zankt.) Man betrachte ſeine ſämmtlichen Roſaura's und Beatricen, und man wird kaum begreifen, wie ein Mann, der doch ein vielbewegtes Leben führte, faſt nichts weiter aufzutreiben wußte, als ſolche ewig wiederkehrende Halb-Charaktere. Dann aber vergeſſe man auch nicht auf ſeine rein-italieniſchen Masken-Poſſen und Luſtſpiele zu ſehen, und man wird plötzlich einen ganz andern Mann finden, denn hier zeigt er ſich oft ſinnreich in der Intrigue und friſch und fröhlich in der Ausführung.

Wer Goldoni's Schwächen auf die freundlichſte Weiſe kennen lernen will, der leſe den Grafen Carlo Gozzi, und laſſe ſich nicht durch den Gedanken irre machen, daß dieſer Carlo ein Feind des Dichters geweſen ſei, denn er war ein durchaus *edler* Gegner, und ein ſolcher iſt bekanntlich unendlich lehrreich cher als ein flacher Lober. Noch genauer aber lernt man ihn kennen durch das vor kurzem erſchienene literatur-hiſtoriſche Werk von Sismondi, das ungeachtet mehrerer Fehler, die ein noch nicht völlig abgeſtreifter äſthetiſcher Gallicismus veranlaßte, in mehreren Partien bedeutend und lehrreich zu nennen iſt.

Den gutmüthigen Polterer ſchrieb Goldoni in Paris, wohin er geladen worden war, um ſich ein wenig anbeten zu laſſen, wozu die Pariſer von Voltaire gewiſſermaßen die Erlaubniß bekommen hatten, da dieſer poetiſche Anti-Chriſt in Goldoni den Mann ſah, der „die Gothen“ (d. h. den gothiſchen Geſchmack) „aus Italien vertrieben.“ Wie man dergleichen Thörichtes ausſprechen könne, iſt ſchwer zu begreifen, da wir doch wohl alle darüber einig ſind, daß, wenn ja von einer Vertreibung des gothiſchen Geſchmacks die Rede ſein ſoll, Arioſt, Guarini, Taſſo u. ſ. w. als ſolche Helden zu nennen ſind, neben denen Goldoni ſich wahrlich ärmlich ausnimmt. Meint aber Voltaire die ſpäteren überkünſtlichen Dichter, Marino, Loredano, u. ſ. w. als gothiſche Geſchmacks-Verderber bezeichnen zu können, ſo hat er abermals Unrecht, denn auch die Ueberkünſtlichkeit jener Schriftſteller iſt doch immer bei weitem geiſtreicher als die nüchterne Mittelmäßigkeit Goldoni's.

Um ſich vollends bei den Pariſern beliebt zu machen, ſchrieb G. ſeinen Polterer in franzöſiſcher

Sprache, und ſo gefiel er denn gar ſehr, vielleicht weil man den Willen für die That anſah.

Unſeres Erachtens iſt es ein ſehr mittelmäßiges Stück; an dem faſt nichts weiter zu loben iſt, als überhaupt der Gedanke, einen gutmüthigen Polterer auf die Bühne zu bringen. — Gutes thun mit rauhen Worten, innerlich zart fühlen bei äußerlicher Stürmiſchheit: Dieſe und ähnliche Gegenſtände finden ſich im Leben allerdings oft, (beſonders im Deutſchen) und ihre Erſcheinung hat auf der Bühne immer etwas Anziehendes, wobei wir uns auf die treffenden Bemerkungen beziehen, die Göthe im Wilhelm Meiſter mittheilt.

Goldoni hat einige Züge im Gemälde der Hauptperſon glücklich aufgefaßt; andere ſind nicht bloß verfehlt, ſondern ſogar unangenehm; z. B. daß nur der Anblick körperlicher Leiden, die ſeine Rauheit veranlaßte, das zu-Boden-fallen des Bedienten, und die Ohnmacht der Dame, ſein Poltern lindern, — denn, um es nur gerade heraus zu ſagen: Wer nur durch das ſinnliche Auge zum Mitleiden bewegt werden kann, der kennt das eigentliche Mitleiden und die eigentliche Mitfreude gar nicht.

Dazu kommt noch, daß, Windal etwa ausgenommen, alle übrigen Perſonen flach gezeichnet und gehalten ſind, ſo wie denn auch wohl nur durch ſehr wenige Europäiſche Dramen ein ſo dürrer Amor geht, als durch dieſes.

p) Das getheilte Herz, Luſtſpiel von Kotzebue.

Wir halten es heute für eine Art von Glück, bei manchem Leſer uns den Ruf einer beſondern Milde im Urtheil erworben zu haben, denn wir dürfen nun um ſo weniger Mißverſtändniß fürchten, wenn wir dieſes Stück nicht bloß für mislungen, ſondern für wahrhaft widrig erklären. Wir getrauen uns, manches von Vielen für unſittlich erklärte Luſtſpiel zu vertheidigen, weil wir nie von vorn herein Aergerniß nehmen; wir getrauen uns den „Pachter Feldkümmel,“ deſſen „Hochzeittag,“ ja ſogar den “Rehbock,“ als theils erträgliche, theils gute Poſſen zu entſchuldigen, aber oben genanntes ſcheinbar zart und liebenswürdig gehaltene Stück erklären wir gerade zu für ſehr unſittlich.

Hier entſteht nun die überaus wichtige Frage: „Was heiſst ein unſittliches Stück?“ Da wir kein Buch darüber zu ſchreiben geſonnen ſind, ſo mögen kurze Andeutungen hier genügen.

Ein Luſtſpieldichter kann für gut finden, uns eine Gallerie von faſt lauter Narren und komiſchen Taugenichtſen vorzuführen, und wir dürfen ihn darüber nicht ſchelten, ſobald er nur nicht geſonnen iſt, und darauf ausgeht, uns jene Perſonen für liebenswürdig oder doch moraliſch-erträglich auszugeben. Oder ſollte irgend jemand glauben können, daß Herr von K. die Perſonen in ſeinem Rehbock zur Nachahmung aufſtellte? Gewiß nicht. Wir ſehen mit Vergnügen die ſich ſelbſt zerſtörenden Intriguen unmoraliſcher Perſonen, und wir dürfen Vergnügen daran finden; denn, abgerechnet, daß das Laſter etwas höchſt Ernſthaftes iſt, iſt es doch auch in ſeiner Erſcheinung höchſt — lächerlich. Wenn der Luſtſpieldichter dieſe letzte Seite nur recht deutlich aufgegriffen hat, ſo wird jener Ernſt ſchon in den Hintergrund treten, obwohl er nicht immer, wie in einem moraliſchen A B C-Buche, mit dürren Worten ausgeſprochen wird.

Dann aber giebt der Dichter ein unſittliches Stück, wenn in demſelben über die Idee der Sittlichkeit Unklarheit herrſcht; wenn er z. B. launiſche Sinnlichkeit dadurch, daß er ein wenig Wohlthätelei daneben pinſelt, (in den beiden Klingsbergen,) für halbweg angenehm ausgiebt, wenn er Wolluſt und Gebete dicht neben einander ſtellt, (Sonnenjungfrau und Kind der Liebe) oder wenn er gar eine durchaus verächtliche Verbrecherin, die mit ſiebenfachem Schleier verhüllt aus jeder edlen Geſellſchaft entfernt werden ſollte, durch eine ihr angedichtete, ſehr bequeme, mitunter ſogar witzige Halbreue zu entſchuldigen meint (Menſchenhaß und Reue) u. ſ. w.

So arg ſteht es freilich mit Paulinen in dieſem Stücke nicht, aber ſie will denn doch auch unter zwei Geſtalten gefallen, als naives Bauernmädchen und als gebildete Dame. Um dies zu erreichen, nimmt ſie im eigentlichſten Sinne des Worts Lug und Trug, erheuchelten Jammer und Elend und ſogar erheuchelte *Gebete* zur Hülfe. Alles das möchte ſie der Dichter immerhin thun laſſen, ſobald in ihr nur eine verworfene Kokette geſchildert werden *ſollte*. Allein dies war keinesweges des Dichters Abſicht; denn er giebt ſie deutlich genug für ein ſehr liebenswürdiges Mädchen aus, und läßt ſie einen vollſtändigen Sieg davon tragen. *Darin, nur darin* liegt die Unſittlichkeit Wie, wenn der Hauptmann zuletzt bei der Entdeckung ſehr ernſt erwiederte: „Ich irrte in dir, ich glaubte du liebteſt, und du biſt nur kokett. Du wollteſt an zwei Tafeln zu gleicher Zeit ſpeiſen; oder, wenn dir das Wort zu proſaiſch klingt, du wollteſt die Lilie ſtiller heiligen Liebe und die Flatterroſe und Tulpe der Gefallſucht zu Einem Kranz vereinigen. Wer bürgt mir dafür, daß du, die du bereits in zwei Geſtalten zu gefallen ſuchteſt, nicht auch morgen in einer dritten und vierten, und endlich gar — *einem* Dritten und Vierten zu gefallen wünſchen wirſt?“ — Ach! ein ächter Hauptmann und ein ächter Liebhaber könnten hier noch vieles Gutes und Strenges ſagen; aber der Kotzebueſche in dieſem Stücke iſt nicht der Mann darnach, denn er leidet ſelbſt an der ſittlichen Halbheit, oder, wenn man lieber will, [illegible].

Es

Es bedarf wohl des Zuſatzes nicht, daß uns keinesweges ſehr daran gelegen iſt, dieſes kleine Stück zu vernichten; aber wir hielten es in ſeiner blendenden Falſchheit dennoch für wichtig genug, um eine uns ſehr wichtig ſcheinende Idee bei dieſer Gelegenheit anzudeuten.

Der Dichter ſoll keine luſtige goldene Brücke ſchlagen wollen von der Tugend zum Laſter, von der Liebe zur Koketterie, ſondern er ſoll uns beide, getrennt, klar zeichnen, und ſeine Helden und Heldinnen nicht in beiden zugleich wohnen laſſen.

---

q) Der Puls, Schauſpiel von Babo.

An der ſchönen Geſchichte, daß einſt ein edler Fürſt ſeinem liebekranken Sohne (Antiochus) die eigne Braut (Stratonice) abtrat, haben wir uns gewiß alle ſchon in früherer Jugend recht herzlich erfreut, und es kann deshalb nur neue Freude machen, dieſe Scene auf dem Theater wiederholen zu ſehen. Babo hat ſie mit Feinheit und Eleganz bearbeitet, und verdient deshalb einiges Lob; aber es würde ein ungleich höheres verdienen, wenn er den Stoff, der doch einmal modern behandelt werden ſollte, mit tiefer, romantiſch-farbiger Poeſie umgeben hätte. Laſſet uns dieſem, und mit ihm, hundert andern Schauſpielen ein wenig näher rücken durch folgende Betrachtung.

Unter den tauſend und wieder tauſend Verſchiedenheiten, in denen ſich die Liebe zeigen kann, wollen wir doch mit wenigen Worten die drei Hauptgattungen angeben, in denen ſehr bedeutende Dichter ſie gehalten haben. Erſtens: Viele lieben in der Liebe nur *ſich*, was in der alten Welt auch wohl mit ſtolzen Bewußtſein geſchah, z. B. in der ewigen Fabel vom Narciſſus; in der neueren Welt wird es nicht leicht eingeſtanden, doch bedarf es auch des Geſtändniſſes nicht ſehr. – *Namen* aus dieſer neuen Welt zu nennen iſt nicht nöthig, da wir geradezu faſt die Hälfte der neueren deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Roman- und Schauſpiel-Helden hier aufführen könnten, obwohl die meiſten Verfaſſer jene Narciſſushaftigkeit durchaus nicht gewollt, und nicht gewußt haben. — Oder, zweitens; man *liebt in der Liebe nur — die Liebe*, ein Wort das wir ſogar mit großen Buchſtaben drucken laſſen wollen, denn, um es nur zu geſtehen, wir haben ſelbſt den herrlichen, feurigen, unvergeßlichen, jungen — *Werther* in Verdacht, daß er die Liebe weit mehr liebte als Lotten. Darum aber iſt es gerade ſo unendlich tragiſch, daß er dennoch zur Piſtole greift. Endlich drittens (wir freuen uns recht auf dies herrliche Dritte gekommen zu ſein) liebt man auch wohl, gottlob, in der That und Wahrheit, den *Gegenſtand ſelbſt*; welches ganz einfache Wort wir bloß durch die Anführung des *Romeo* beſtätigen wollen; obwohl wir ſonſt auch mehrere gar herrliche deutſche Namen anführen könnten.

Wie liebt nun der junge Graf im Puls? Wir haben dafür einen ſehr guten Ausdruck in der deutſchen Sprache — „halbweg;“ doch könnte man auch die nicht ſehr zart klingende Redensart „quanzweiſe“ darfür gebrauchen. Dergleichen halbwege Liebe geht bei jungen Männern meiſtens aus Langeweile hervor, und ſie kann mitunter ſchlafloſe Nächte machen; nur ſcheint ein ſo gewaltiges Aufheben darüber, als hier der alte Graf macht, völlig unnöthig. — Anzeiger dieſes, der die allertiefſte Theilnahme bei jeder ächten Liebe hat, konnte in dem Babo'ſchen Stück doch zu keiner ſonderlichen gelangen; ja, als er hörte, daß der junge Graf, der ſein Geheimniß halb errathen ſieht, den Gedanken faßt zu reiſen, ſo ward er völlig beruhigt, denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe, wenn er nur erſt — bis Hanau, oder Frankfurt am Main gekommen, ganz andere und fröhlichere Gedanken wird gefaßt haben. Von Paris aus hätte er vielleicht gar ſchon einen ruhig intereſſanten Brief über die Merkwürdigkeiten des Orts an ſeine — neue Stiefmutter ergehen laſſen — Da wir aber uns an die gute deutſche Redensart erinnern, „beſſer iſt beſſer,“ ſo mag ſie auch hier ihre Anwendung haben, und wir wollen doch den Dokter loben, daß er dem Sohne die Braut verſchafft; denn nun kann ja allensfalls der — Vater reiſen, der zur Geneſung vielleicht nur zwei Poſtſtationen braucht.

Um aber auch zu zeigen, daß wir keinesweges bloß im Allgemeinen, ſondern recht genau das Stück angeſehen haben, ſo wollen wir eines uns wahrhaft rührenden und trefflich einfachen Wortes in der Schilderung des Vaters von dem Zuſtande des gemüthkranken Sohnes gedenken. „Er lächelt als ob es geweint wäre.“ Käme dergleichen auch ſonſt noch vor, ſo würden wir wahrlich über dieſe Liebe nicht geſcherzt haben.

---

r) Die Schachmaſchine, Luſtſpiel nach dem Engliſchen von Beck.

Die meiſten Luſtſpiele der Engländer aus dem ſiebenzehnten Jahrhunderte bis zu Karl dem Zweiten ſind anziehend durch reiche Intrigue, nationellen Humor, und jugendlich geſunden Muthwillen, der ſich gar wohl mit einer redlich tiefen Seele vereinigen kann. Sie entſpringen faſt alle aus Shakespears Quelle und, obwohl ſie oftmals nur einige Tropfen aus derſelben aufzuweiſen haben, ſo ſind doch auch dieſe wenigen Perlen ſchon hinreichend, um, wie friſcher Morgenthau, die anſpruchloſen Blumen zu ſchmücken.

Ganz anders ſteht es mit gar manchen Luſtſpielen der Engländer aus der ſpätern Hälfte des ſiebenzehnten, ſo wie aus dem achtzehnten Jahrhunderte. Hier iſt oft Witz ohne wahre Herzensfröhlichkeit, eine nüchterne, glaubenloſe Lebensanſicht, die, weil ſie ſich ſelbſt unglücklich fühlt, dieſes Gefühl mit einer gewiſſen Eiszapfen-Satyre umgiebt, hier iſt ſcheinbarer Reichthum bei trauriger Armuth im Hintergrunde, hier iſt oft nicht redlicher Muthwille, ſondern Frivolität und Frechheit, hier finden wir nicht, auch nur den „ungezogenen Liebling der Grazien“ der ſelbſt in ſeiner „Ungezogenheit“ doch immer noch ein Liebling bleibt, ſondern den kalten Lebe-Mann, der ſeine Unſittlichkeit durch gemachten Witz noch piquanter ausprägen will. Bei einigen derſelben iſt uns zuweilen das widrig lächelnde Geſicht des widrigen La Mettrie eingefallen, worüber wir eher weinen könnten, wenn es der Mühe werth wäre; ja wir müſſen ſogar einem bekannten geiſtreichen Kritiker beipflichten, der, bei Gelegenheit eines berühmten franzöſiſchen Luſtſpiels, an das lächelnde Grinſen eines — Todtenkopfs erinnert, denn ein ähnlicher Gedanke kann uns auch bei manchem Engliſchen Luſtſpiele der neuern Zeit beifallen.

Deſto erfreulicher iſt es, von einigen der wenigen neuern Engliſchen Luſtſpiele zu reden, die ſich auf beſſere Weiſe auszeichnen: und zu dieſen dürfen wir allerdings die Schachmaſchine rechnen. Es iſt ein genialer Gedanke, zum Helden eines Stückes einen Jüngling zu wählen, der im Haß gegen alles Gewöhnliche, Steife, Flach-Ernſthafte, Langweilige u. ſ. w. das ganze Leben umkehren möchte, damit er doch einigen Scherz davon habe. Daß er darin viel zu weit geht und das Kind mit dem Bade verſchüttet, verſteht ſich von ſelbſt; niemand aber wird ihm auch in dieſen Uebertreibungen nachahmen wollen, und ſelbſt der ſtrengſte Moraliſt dürfte ſchwerlich hier Gefahr befürchten können.

Allein der gelungene Entwurf eines Charakters iſt noch lange nicht die gelungene Ausfühtung: und ſo müſſen wir leider geſtehen, daß wir ein Drittel der Ausführung dieſes Charakters mißbilligen, worüber diejenigen die das Stück kennen, keine nähere Auskunft verlangen werden. Dennoch bringt ein ſolcher, auch ſo wie er hier gezeichnet worden iſt, nothwendig manche ſehr ergötzliche Scene hervor, denn das Zuſammenſtoßen eines ſolchen mit andern verſchiedenartigen Charakteren, hat ſchon in ſich ſelbſt etwas Witziges und Anziehendes. Schade nur, daß der Dichter dieſe anderen Charaktere (wir nehmen jedoch den gelungenen Grafen Balken aus) nicht beſſer auszeichnete, ſo wie er denn auch den ſehr guten Gedanken, in Sophien ein Seitenſtück zu Karl zu geben, einen Gedanken, der ihn wirklich im Anfange angewandelt zu haben ſcheint, leider nur zu bald wieder aufgegeben hat. Wir müſſen ferner tadeln, daß der Verfaſſer zuweilen wider ſeinen Willen ein Lächeln erregt, z. B. als Wendheim ſeinen reichen Stiefbruder, den er mit Rechte verachtet, dennoch um einen — Vorſchuß von zwei bis dreihundert Dukaten bittet. Möge dieſe Bitte in ſich ſelbſt noch ſo billig ſein, und mögen wir die Grauſamkeit des Bruders noch ſo ſehr tadeln; dennoch bleibt der Gedanke ſelbſt peinlich, denn der edle Mann ſoll den, welchen er verachtet, auch nicht um einen Strohhalm bitten. Flach und unerfreulich gehalten iſt auch das Rink'ſche Ehepaar, und der ältere Ruf ſagt einige Worte, die wir auch in der Poſſe nicht billigen, ſo wie denn auch einige unbedeutende ſentimentale Redensarten in Juliens Rolle ermattend wirken.

9) Der Jude, nach dem Engliſchen des Cumberland.

Wer manche Trauerſpiele der altengliſchen Bühne z. B. Titus Andronicus und Lokrin kennt, wird nicht in Abrede ſein, daß ſelbſt das größte Genie nicht Erſatz gewähren könne für einige gräßliche und empörende Scenen, die uns dort begegnen. Was aber iſt alle Gräßlichkeit jener und ähnlicher Werke aus der Shakeſpearſchen Schule, gegen die gelaſſene Grauſamkeit, engbrüſtige Peinlichkeit und drückende Schwüle, die in manchen Dramen der Deutſchen und Engländer des achtzehnten Jahrhunderts herrſcht? Dieſer Jude nun vollends wehet uns, (wir können es nicht verhehlen) mit einer Luft an, wie wir uns etwa die in jener Höhle von Bengalen denken, die in der Geſchichte der neueren Engländer eine ſo traurige Berühmtheit gewonnen hat. Man wird uns gewiß den Beweis gerne erlaſſen, da jenes Drückende ſchon längſt und faſt allgemein gefühlt worden iſt; doch wollen wir die Wenigen, denen unſer Urtheil etwa zu ſtreng vorkommen möchte, nur auf den dritten Akt aufmerkſam machen, und dürfen dann hoffen, daß auch ſie mit uns einig ſein werden.

Von der faſt bodenloſen Intrigue wollen wir ganz ſchweigen, und von dem Charakter des geheimen Rathes nur ſo viel ſagen, daß er uns zu unſerm höchſten Ergötzen, nicht ſelten an den ſogenannten König im geſtiefelten Kater erinnert hat; nur mit dem Unterſchiede, daß Tieck bekanntlich aus Ironie jenen Kaninchenliebhaber alle Augenblicke den Charakter ändern läßt; Cumberland aber im unbeholfenen Ernſt, vielleicht ohne irgend etwas zu ahnden.

Ueberhaupt darf man wohl unzufrieden ſein mit der Art, wie die meiſten Dichter bisher Juden auf das Theater gebracht haben. Entweder bloß witzig, welches hingehen möchte, ſobald nur die tiefere Abſicht zu erkennen wäre, oder theologiſch, welches ſich auf dem Theater doch durchaus nicht erſchöpfen läßt, oder metaphyſiſch, wodurch meiſtens ein bloßes ſeichtes Gedankending hervorgebracht wurde, oder bloß — wehmüthig im Allgemeinen, welche Wehmuth aber faſt immer in das Leere ging. Am beſten, und der deutſchen Gründlichkeit gemäß, wäre es wohl, das Verhältniß der Chriſten zu den Juden, auch auf dem Theater, rein hiſtoriſch aufzufaſſen, wobei freilich manche Dichter ſich erſt noch entſchließen müßten, Geſchichte zu ſtudieren, welches ſie jedoch auch zu andern Zwecken bei neswegeſ gereuen dürfte. Wir Deutſchen beſitzen ja ohnehin, Gottlob, einige vortreffliche Geſchicht-Werke, die auch das größere Publikum, faſt möchten wir ſagen „bittend,“ anſehen, ſich doch mit ihnen vertraut zu machen.

VII.

Vermiſchte Gedichte.

Epigramme und Sprüche.

In der Jugend iſt jung ſein leicht;
Schwerer und ſchöner wenn's Haar ſich bleicht.

An **

Nützliche Garben ſeh ich Dich binden
Aber die Blumen kannſt Du nicht finden.

Demſelben.

Ach, warum biſt Du ſo ernſthaft und ſchwer!
Wärſt Du *recht* ernſthaft, Du lächelteſt *mehr*.

Einem Schriftſteller.

Und hätt'ſt Du Talent wie Sand am Meer,
Ohne Geiſt und Fleiß geht's nimmermehr.

Recenſion.

ier giebt's der Schönheiten gar zu viele;
ie Schönheit nur bleibt aus dem Spiele.

Troſt.

Der Hoffnungen ſind gar viele verloren,
Die Hoffnung wird täglich neu geboren;
Die iſt gar über Geburt und Tod
Und tauchet in ewiges Morgenroth.

An *

Du haſt viel Talente, das iſt bekannt;
So bitte nun fleißig den Verſtand,
Daß er ſie gnädig möge vereinen,
Denn über Entzweitheit möchte man weinen.

Herzlich lieben ſollſt Du das Leben,
Doch auch es gern für das Höchſte geben.

Hab lieb die Natur, doch ſei nicht ihr Theil,
Für Dich giebt's wohl ein anderes Heil.

Halbe Liebe, faſt ſchlimmer als Haß!
Aus dem Haß erzeugt ſich doch was.
Halbe Liebe, ſchlimmer als Zorn!
Iſt ja der Zorn ein lebendiger Born.
Halbe Liebe, nicht kalt noch warm!
Machſt ja das Leben ſo matt und arm.

Wolle Dich nicht ſo ängſtlich zieren,
Nimmer kann Dich Geziertes zieren.

Warum lebſt Du ſo auf den Schein?
Iſt ja das Leben das einzige Sein!
Wollteſt Du Dir es wohl ſelber rauben?
Kümmerlich ſchweben in Anderer Glauben?

Der Blumenduft ſoll nicht reden können;
Der Liebe wir Geheimniß vergönnen.

Im Unglück bedarfſt Du mehr als Muth,
Vor allem thut edler Stolz Dir gut.
Mögeſt Du Dir als Märtyrer erſcheinen,
Mußt nur die Kraft mit der Demuth vereinen.

Sei der Tag auch noch ſo ſchwül;
Kämpfe, ringe.
Kommt der Abend ſtill und kühl;
Lächle, ſinge.

Die Welt ſteht ſchon gar viele Jahr'
Doch giebt's, ihr Freunde glaubt's fürwahr,
Kein ſchlimmer Ding als „unklar."

Krittler und Schreier ſind mir verhaßt,
Früchte trägt ſelten ein knarrender Aſt.

Mögeſt ſüß träumen, wer wollte das wehren?
Nur von den Träumen Dich nimmer . . . ernähren.

Im Frühling magſt Du den Frühling ſingen;
Doch zuvor den Frühling in's Leben bringen.

An *

Des liebeloſen Herzens arme Freuden,
Nicht tauſche ſie für Deines Herzens-Leiden.

Phantaſie allein darf Dich nicht leiten:
Auf gemaltem Pferde kannſt Du nicht reiten.

Eiferſucht komme Dir nicht in den Sinn,
Der ächte Eifer ſucht beſſern Gewinn.

Frag die Natur, ſie wird Dir Antwort geben,
Frag Dich, da wird ſich milder Troſt erheben,
Frag Gott, und ew'gs Leben wird Dein Leben.

An

An A.

Frommes Auge, wie ſpiegelt in dir ſo milde die Welt ſich,
Wahrlich, fährſt du ſo fort, wird ſie aus Angſt noch wie du.

An B.

Einig erſcheinſt du und klar und lieblich und friedlich und ſtille;
Dennoch ſieheſt du mich, Freundin, befriediget nicht.
Stören möcht' ich — verhehl' ich es dir? — den Frieden, die Stille,
Denn du empfingeſt ſie nur, und du errangeſt ſie nicht.
Wage denn muthig dich neu in das neue feurige Leben,
Wage die Lieb' und den Schmerz, wage die Wog' und den Sturm.
Ach, du darfſt es ja wagen, denn ſicher in innerſter Tiefe
Wohnt was die Stürme beſchwört, wohnt was die Schmerzen verklärt.
Haſt du nun muthig gerungen, und ſtets dich ſelber bewahret,
Neu erſchaffen empfängſt, Freundin, du dann dich zurück.

An ** (1816.)

Du, dem ein gnädiger Gott die ſtets ſich erneuende Kraft gab,
Du den erfreuet der Kampf, Du dem das Handeln gelingt,
Dem im ewigen Lenze der Jugend vollblühende Blumen
Sanft anſchmiegend und gern kränzen das männliche Haupt:
Wie? o Freund, ſelbſt Du, dem ſtets nur die Freiheit geleuchtet,
Soll Dich zum erſtenmal auch noch umgeben der Zwang?
Soll ſelbſt Dich noch berühren das ew'ge Geſetz, das dem Handeln
Auch noch das Dulden geſellt, ſollſt Du ihm weihen die Kraft?
Soll die Krankheit, ſonſt nur gewohnt dir Tapfern zu weichen,
Und der herrlichen Kunſt, der Du Dein Leben geweiht:
Soll ſie ſich rächen dürfen an ihrem edelen Feinde?
Soll die zerdrückte Schlang' Kräfte gewinnen an Dir?
Nimmer! der harte Gedanke ſei fern, und ſanftern Angeſicht
Spreche das zürnende Herz, ſpreche den Schmerz uns zur Ruh:

Nur vorüber wallte die Wolk' und ſegnend ergießt ſich
Auf die glühende Flur kühlender Regen herab.
Nicht wenn der Schwache duldet, erfreuet der beſſere Geiſt ſich;
Nur wenn der Löw' und das Lamm freundlich ſich eint in der Bruſt. —
Und ſo ſehen wir Dich, Du lieber Starker, geduldig
Warten und hoffen; und bald naht ſich der Troſt und die Luſt. —
„Wie? ſo ernſte Wort an dem Feſt?" nicht ſcheut es der Dichter,
Denn er kennet ja Den, dem er die Worte beſtimmt.
Nur wer den Schmerz erkennt, erkennet die blühende Freude,
Nur wer die Thräne verſteht, kennet das Lächeln, den Scherz.

An Y.

Ueber dem Wollen und Wählen entflieht Dir das das blühende Leben;
Leben iſt über die Wahl: faß es mit Kraft und mit Luſt.

Einfaches Lob.

„Sage, er war ein Mann" ſo ſpricht der finſtere Hamlet;
„Sage, er iſt ein Mann" ſprech ich, doch heiter, ihm nach.

An — h —

Zu viel Genuß im Leben entfremdet Dich häufig der Dichtkunſt:
Schmerzen und Thränen und Blut will, wie die Kirche, die Kunſt.

An —

Dich, der die Schmerzen und Thränen der Preſſe vertraut, ſoll ich loben?
Thörichter, leide Du erſt männlich und handle mit Kraft.
Hat Dich ſodann das Leben geläutert, und liebſt Du die Menſchen
Auch noch wenn Du ſie kennſt, auf dann und übe die Kunſt!

Des Strebens Ziel.

Wohl iſts Troſt, daß der Herr den Seinen das Glück auch im Schlaf giebt:
Sei denn im Wachen und Schlaf, ſei denn auf ewig nur Sein.

Das Todte.

Wer nicht mehr hofft und nicht mehr ſtrebt,
Der ſage nimmer, daß er lebt.

Siebenmal ſiebzigmal ſollſt Andern Du vergeben;
Dir ſelber ſelten nur; ſchwer büßend nur vergeben.

Das Leben ſei auch noch ſo eng und trübe;
Du zwingſt es doch, bewahrſt Du Dir die Liebe.

Das Wort will doch auch gar zu einfach klingen! —
Mag ſein; doch kann es ſelbſt die Welt bezwingen.

Hättſt' Du die Tugenden all, die nur das Wörterbuch nennet,
Fehlt Dir der männliche Muth, blühen ſie duften ſie nicht.

Haſt Du Dich klar erſchaut,
Weißt Du worauf ſich baut,
Tempel und Hütte.
Beides iſt recht und gut,
Wohnt nur der fromme Muth,
Stets in der Mitte.

Die Welt überwinden iſt ſchwer;
Sich ſelbſt überwinden noch mehr.

Dem läſtigen Autor.

Als Du zum erſten Mal kamſt, war's zu oft,
Jetzt gar zum hundertſten iſt's unverhofft.

An Z.

Vornehm biſt Du, und wieder vornehm und noch einmal vornehm
Doch da Du weiter nichts biſt, ſiehe ſo ſchlaf ich bei Dir.

An —

Das Süßeſte und Bitterſte muß ich Dir ſagen;
Ich liebe Dich *zu ſehr*; darüber darf ich *klagen*,

Klar wie der Aether ſei Dein Gemüth, und mild wie der Frühling,'
Dann bezwingſt Du ſo gar lächelnd das ernſte Geſchick.
Milden begegnet die Milde, und Klaren erſcheint die Klarheit,
Und in des Lebens Nacht leuchtet des Glaubens Geſtirn.

Iſt gar ſchlimm! die ſanfteſten Sprüche
Werden dem Böſen die ärgſten Flüche.

Wenn die Titanen den Himmel ſtürmen,
Berg' auf Berge gewaltig thürmen
Trifft ſie des Donnerers Zorn.
Will das Höchſte der chriſtliche Ringer,
Wird er ſein ſelbſt und der Welt Bezwinger,
Kräftigend ſtrömmt ihm der Gnade Born.

Einer vergeßlichen Schönen.

Venus entſtieg dem Meer; Du, Neue, der Tiefe des Lethe;
Wenn Du Vergißmeinnicht mahlſt, weißt Du den Namen nicht mehr.

An —

Ueber Sumpf und Moor
Flattert der Sonnenſtrahl
Freundlich und hell dahin.
Aber Du, ſchwerern Tritts,
Durch das Gewühl hin
Gehſt Du nicht unverletzt.

Schlägſt Du den Kieſel, werden Funken ſprühen;
Bei faulem Holz ſollſt Du Dich nicht bemühen.

Des Lebens Räthſel magſt Du nur erfahren,
Wenn Du die Heiterkeit wirſt tief bewahren.

Tief oder gar nicht ſollſt Du bereuen:
Gott und Dich ſelbſt am meiſten ſcheuen.

Vorſicht und Rückſicht, Ausſicht auch und Einſicht! —
Vortrefflich! nur . . . . die Poeſie die fehle nicht!

An —

Du biſt ſo ſtill und zart, man nennt Dich übergut,
Und dennoch friert mich ſehr, Dir fehlt der friſche Muth.

Das Bleibende.

Von vielen mußteſt Du Dich ſtreng entwöhnen,
Hingabſt Du ſüßen Irthum, freudig Wähnen,
Der Wünſche Unzahl, jeglich irdiſch Sehnen;
Gottlob nicht gabſt Du Liebe, Lächeln, Thränen.

Haſt Du viel geſtritten,
Magſt Du auch viel ruhn.
Haſt Du viel gelitten,
Ei ſo lächle nun.

Einer Freundin.

(Jul. 1717.)

Feiern möcht ich den feſtlichen Tag durch lange Gedichte;
Aber die Muſe giebt flüchtigen Gruß nur und Kuß.
Iſt nicht aber ein Gruß beredt? und ein treulicher Handſchlag
Redet er oftmals nicht mehr als das breiteſte Wort?

Edle Naturen veredelt der Schmerz, und ſchwache nur ſchwächt er:
Friedensbogen, Du folgſt heiter verſöhnend dem Sturm.

Haſt Du Dich ſelbſt, ſo wage Dich muthig ins tiefere Leben,
Wie ein ſchirmender Freund wandelt der Genius mit.

Haſt Du den Glauben, und hat er Dich ganz, dann wohnt Dir im Herzen
Was, wenn auch alles wankt, nimmer zu wanken vermag.

Gott und der Menſch! — Wie einigt ſich der Erhabne dem Schwachen?
Wenn die heilige Lieb' ahndend das Herz ihm erfüllt.

Heilige Liebe, nur Du verſchließeſt das ew'ge Geheimniß,
Und kein anderer Weg führet dem Himmel uns zu.

Wie die Freude empfange Du auch die Schmerzen mit Andacht:
Findeſt in beiden Du Gott, iſt Dir geſichert der Sieg.

Vieles möcht ich noch ſagen, doch Eines iſt beſſer als Vieles:
Habe das Eine Du ſtets, welches das Viele verſchmäht.

Milder Himmel, Du weißt allein was wahrhaft uns frommet
Ströme Du ſegnend herab, fülle mit Freuden ihr Herz.

An Y.

Du biſt gefaßt
Wenn Du Dich haſt.
Nur wenn Du Dir wirſt fehlen,
Darf Dich das Fremde quälen,

Und liebten Dich die Muſen alle neun,
Sie werden augenblicks Dich haſſen
Wenn ird'ſche Sorge Dir darf dräuen
Und Neid und Habſucht Dich darf faſſen.

Einem Arzt.

Die Du ſo oftmals ſiegreich bekämpft, die Krankheit, ſie wagte,
Einmal nur Dir ſich zu nahen, prüfend den edelſten Feind.
Halbes haſſeſt Du ſehr, drum erſchien ſie groß und gewaltig;
Doch vollſtändigem Kampf folgte vollendeter Sieg.

Magſt die Menſchen gar wohl erkennen;
Bleibt doch immer was nicht zu nennen.

Ob Du gelacht, ob Du geweint,
Am Morgen doch neu die Sonne ſcheint.

Ihr habt mich in der Geduld geübt;
Und muthig hab' ich euch — geliebt.

Keine große Worte! um's Himmels willen;
Nur muthig-ſtille die mögen Dich ſtillen.

Iſt eine trübe, armſelige Zeit?
Mag's ſein! in mir iſt Heiterkeit.

Ach Gott! viel Menſchen ſind zu verachten!
— Laß mich das ſelten oder nie betrachten.

„Das Schickſal hat Dich wohl ſtark getroffen?"
Die Rüſtung war ſtärker, faſt über Verhoffen.

Die Erd' iſt grün, der Himmel blau:
Doch kenn ich Beſſres worauf ich bau.

Sei getroſt; es geht vorüber,
Mitten in Thränen lächeſt Du, Lieber.

Will Dir der Hoffnung Stern entſchwinden,
Laß ihn die Liebe Dir neu entzünden?

„Sieh wie der Frühling ſchon wieder ſchwindet!"
Hab' ich mich je als dauernd verkündet?
Dauerndes hat nicht die ganze Natur;
Dauerndes wohnt im Gemüthe nur.

Es iſt ein kleines Wort:
Zu wiſſen was man will;
Doch bleibt's ein guter Hort,
Und macht gar hell und ſtill.

An —

Fährſt Du ſo fort zu klügeln, zu meinen,
Wird Dir das Wiſſen nie erſcheinen.

Im ew'gen Wählen,
Und Wünſche zählen,
Sich ſelber quälen,
Das Herz erkrankt.

Doch kenn ich Einen,
Der kann vereinen
Das Thun und Meinen:
Gott ſei gedankt.

Wohl iſt's der Fluch der böſen That,
Stets Böſes zu gebären;
Göttlob! der Segen guter That
Wird ewig, ewig währen.

Wie Du biſt, ſo ſollſt Du Dich weiſen,
An mehreren Tafeln zugleich nicht ſpeiſen.

Der Eſel paßt nicht zum Lauten ſchlagen;
Der Lautenſchläger nicht zum Säcke tragen.

Du lebſt ſo in den Tag hinein;
's iſt ſchlimm.
Du lebſt ſo in die Nacht hinein;
's iſt ſchlimmer.

Einem frechen Gegner.

a)

Dich ſollt' ich nennen? Namenloſe Namen
Zerflattern bald in's Nichts, woher ſie kamen.

b)

Du tadelſt mich? Dich könnt' ich bald zerdrücken;
Doch bleibts zu widrig, ſchmutzge Diſteln knicken.

c)

Vor meiner Rache kannſt Du ruhig ſchlafen:
Der Eckel hindert mich Dich zu beſtrafen.

Einem jungen Metaphyſiker.

Das Leben ſei Dir nicht bedenklich,
Des Herzens Räthſel nie verfänglich,
Dein Will', um's Himmelswillen, nicht kränklich:
Sonſt wird die Jugend ſelber länglich.

An —

Siebartiges Gemüth, vergeßlich Herz,
Dich haß ich mehr als ſelbſt den tiefſten Schmerz.

Nicht mache Dich zum Wolf nicht mache Dich zum Lamme,
Damit der Freund Dich nicht, der Feind Dich nicht verdamme.

Gar ſüß und freundlich iſt das Leben,
Und Liebe giebt dem Leben Leben.

Einer Freundin.

Eng iſt das Leben und arm, dem nur die Sonne geleuchtet,
Die dem ſinnlichen Aug blendend und brennend erſcheint.
Ach! dann ſtrebet der Menſch, die Enge verhöhnend, in's Weite;
Aber was Weite ſchien, wird nur zu wilderem Pfad.
Siehe, da ringet und ſtürmt er, und rafft ſich Genuß wie zur Beute,
Und in der Freiheit Traum findet die Willkühr ſich ein.
Dann verarmet das Herz und verödet im irrenden Streben,
Und der klagende Ruf findet nicht Antwort, nicht Troſt.

— O wie anders erſcheineſt Du uns, Du ſinnige Freundin,
Und wie wird es uns klar, wie ſich das Reine belohnt.
Auch Du kämpfteſt und rangſt, doch Einheit war in dem Streben,
Und dem edleren Kampf muß ja erblühen der Sieg.
So geläutert bezwangſt Du das Glück, daß es dienend gehorchte,
Selbſt in des Schmerzens Nacht leuchtete milde der Troſt.
Reines nur darf der Reinen ſich nahn, nicht tönende Worte
Sollen verkünden was wir für Dich, Geliebte, erflehn:
Daß ein gnädiger Gott Dir erhalte was Du beſitzeſt,
Denn kaum Neues hinzu wünſcht das befreundete Herz.
Du die des Lebens Ernſt mit ſanften Lächeln beſchwichtigt,
Du die edele Kraft längſt ſchon mit Milde vereint.
Du die des Lebens Ernſt erkannt durch den göttlichen Führer,
Deſſen heiliger Troſt ſtets ſich dem Herzen erneut.

Du, die die Freud' erkannt und den Schmerz und die ew'ge Befried'gung,
Bleibe Du immer uns treu, bleibe Dir ſelber getreu.

Süßer Schlaf, warum mich fliehen?
Kann denn nichts Dich zu mir ziehen?
„Iſt zu viel Wärme in Deinen Bitten;
Wer mich bittet, muß ſchläfrig bitten.“

Droben nur wohnt das Glück, und Gnade nur ſchenkt es den Menſchen;
Aber errungen wird Freiheit und Klarheit und Kraft.

Einer jungen Freundin.

Armes Kind, kaum halb gereift,
Soll die weite Welt Dich faſſen?
Ach, Du wirſt was nach Dir greift
Zu ſehr lieben, zu ſehr haſſen.

Die Menſchen fürchte Du nimmermehr,
Sonſt iſt's mit der Freiheit dahin:
Gott nur und Dich, die fürchte Du ſehr,
Empfangend die Lieb' als Gewinn.

Armer Freund, ſo früh ſchon müde?
Mache Doch ſchnell Dein Leid zum Liede.

Kannſt Du den Schmerz zum Geſang erheben,
Brauchſt Du vor keinem Geſchick zu erbeben.

Wollet nicht ewig mit Worten ſtreiten,
Gebet Werke, gebt ſie bei Zeiten,
Ehe noch über dem Streiten erſchlafft
Was euch verliehen an ſchaffender Kraft.

An —

Als Du das Irrige bekämpfteſt,
Verworrnen Hochmuth tüchtig dämpfteſt,
Da lobte man Dich gar ſehr.
Doch als Du ſelber ſchaffen ſollteſt,
Und nimmer konnteſt, immer wollteſt,
Da traf Dich Spott noch mehr.

Zum Geburtstage.

Was dieſes Jahr an Freuden wird gewähren,
Wie oft ſich Freud' in Leiden wird verkehren,
Wie oft es ſtreng uns auflegt zu entbehren,
Das weiß ich nicht gewiß.

Doch daß ein fromm Vertrauen nie erkaltet,
Daß Lieb und Muth und Jugend nie veraltet,
Und daß ein guter Gott mit ew'ger Milde waltet,
Das weiß ich ganz gewieß.

Willſt Du erfahren, was gut und ſchön,
Mußt nur den Chriſten im Leiden anſehn.

Traue der Zeit nicht allzu bald,
Auch die neue iſt heiß und kalt.

Thue das Ernſte mit fröhlichem Muth,
Dann auch das Fröhliche ernſt und gut.

Menſchen findſt Du in hellen Schaaren,
Mußt nur ein reiches Herz Dir bewahren.

Mit der Arbeit ſollſt Du nicht ſpielen;
Doch auch nicht Arbeit beim Spiele fühlen.

Reiſe Du nur ſo weit Dir's gefällt,
Hier und überall iſt doch nur — Welt,
Doch auch den Himmel kannſt überall finden.
Wie auf den Bergen, in Thalesgründen.

An —

Dein Wort iſt gut und ſanft wie Ton der Flötenuhr;
Nicht hör' ich Dich; nicht glaub ich Dir; dem Tone nur.

Daß die Luft ſo lau iſt,
Und der Himmel blau iſt,
Freuet Dich und mich.
Doch wenn's Herze rauh iſt,
Liebelos und grau iſt,
Flieht er Dich und mich.

Im Mai läßt man ſich wohl beregnen;
Doch im November thuts auch begegnen.

Wohl mag ich, daß Du eifrig zürnſt und ſtreiteſt,
Vergiß nur nicht, daß Du mit — Menſchen ſtreiteſt.

In der Morgen- und Abendkühle
Haſt Du vielleicht verſchied'ne Gefühle;
Auch das Wiſſen wird täglich neu,
Und die Jahre bringen wohl das Beſte herbei;
Doch der Glaube ſei einfältig, kindlich, und jung,
Und fern ſei jede Verbeſſerung.

Alles kann ſich noch erhöhn,
Ahnden, Meinen, Wiſſen, Thun;
Nur die Lieb' iſt voll und ſchön,
Kann in ſich wohl ſelber ruhn.

Liebe iſt das ew'ge Iſt,
War und wird ſein ſind im Iſt.

Von groſſen Worten wollen wir nichts wiſſen,
Sie werden doch im Sturm der Zeit zerriſſen,
Die muthig ſtillen aber bleiben ſtehn
Und kühlen uns wie leiſes Blüthenwehn.

An —

Drei Jahre ſchon habt ihr euch heiß geliebt,
Und keine Trennung hat euch je betrübt;
Daß Scheiden und Meiden wehe thut
Das kennt ihr nur aus alten Gedichten:
Das Aug iſt hell und friſch der Muth,
Und alles iſt voll von Blüthen und Früchten.

Schön iſt's zwei glückliche Menſchen zu ſchauen, –
Die glücklich ſind, weil ſie auf Demuth bauen.

Viel mag man Euch im Leben rauben;
Euch bleibt doch alles, bleibt Euch Liebe, Glauben.

Auf geht die Welt in einen Scheiterhaufen,
Wenn Haß das Herz bewegt;
Du ſüße Liebe löſcht den Scheiterhaufen,
Und ſtiller Friede an die Bruſt ſich legt:
Wer beide Flügel herrſchend konnte ſchwingen,
Der wird zur Klarheit ſtill und ſicher dringen.

Liebe iſt dem Himmel nah
Iſt von Gott ein ſeel'ges Ja
Iſt wie Er ein ſeel'ges Ja.

Alles kann entfliehen,
Alles kann verblühen,
Und in ew'gen Mühen
Selbſt das Herz verglühen;

Doch die Liebe ringt ſich
Muthig durch und ſchwingt ſich
Auf zu lichten Höhen,
Wo nicht Stürme wehen.
Da ſind keine Mühen,
Ew'ges kann nicht fliehen,
Ew'ges nicht verblühen,
Ew'ges nicht verglühen.

Shakſpeare,

erläutert

von

Franz Horn.

Erſter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Shakſpeare's
Schauſpiele,

erläutert

von

Franz Horn.

Erſter Theil.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.
Hamlet, Act I. Sc. 2.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Vorrede. VII

Einleitung. — Shakſpeare in Deutſchland. . 1

Shakſpeare's Dramen:

I. Macbeth. 49

II. Julius Cäſar. 102

III. Der Kaufmann von Venedig. . . 138

IV. König Lear. 183

Seite
V. Romeo und Julie. 223
VI. Viel Lärm um nichts. 256
VII. Titus Andronikus. 297
VIII. Othello, der Mohr von Venedig. . 317

Dem Leſer.

Da ich, wie ſchon bei einigen früheren Werken, auch dieſes Mal manche, was man ſonſt in einer Vorrede zu ſuchen pflegt, in die Einleitung und das Buch ſelbſt aufgenommen habe, ſo möchte es vielleicht keines weitern Vorworts bedürfen. Indeſſen könnte doch auch der gänzliche Mangel eines ſolchen, bei einem ſo langathmigen Werke, wie gegenwärtiges, manche Leſer befremden, indem wenigſtens ausgeſprochen werden muß, daß die eigentliche Vorrede in der Einleitung und in dem Buche ſelbſt geſucht werden möge.

Was mir ſodann noch etwa übrig bleibe, hier zu ſagen, oder, wenn man will, zum Theil aus dem Buche ſelbſt zu wiederholen, möge Folgendes ſeyn: So lange ich denken und empfinden kann, erkenne ich unter allen Dichtern Shakſpeare'n als den erſten, den reichſten und tiefſten, den lehrreichſten und ergöttlichſten, den gehämnißvollſten und klarſten, dem ich mich ſtets mit neuer Ehrfurcht und Liebe nahe; weshalb ich wünſche, daß in den Leſern und Beurtheilern meiner Schrift ein ähnliches Gefühl walte oder entſtehe. Nur die Liebe, und — der edle Haß vermag die Liebe zu begreifen; Kälte und Gleichgültigkeit kaum — ſich ſelbſt

Zweitens: Meine Anſicht von der Poeſie und äſthetiſchen Kritik habe ich bereits in andern Schriften, ſo wie in dieſer, näher angedeutet; weshalb hier nur wenige Worte genügen. Die Kritik iſt nichts außerhalb der Poeſie liegendes, nicht neben, nicht über, ſondern aus ihr, ſie kann die Poeſie nichts lehren, was ſie nicht von ihr gelernt; hat ſie aber von ihr das Mögliche gelernt, ſo wird ſie auch das ahnen und ergreifen, was nie ſich erlernt. Dann iſt ſie ſelbſt Poeſie, oder, wenn man lieber will, die Tochter der Poeſie, die reproducirende. Sie empfängt das Göttliche gewiſſermaßen aus der zweiten Hand, aber es iſt deshalb nichtminder das Göttliche, und ſie würde es nicht empfangen können, wenn ſie nicht bereits an daſſelbe geglaubt und es erkannt hätte. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß ſie auch ein Strafamt zu verwalten habe, weil ſie allein es verwalten kann, indem die Kunſt, die urſprünglich ſchaffende, in ſchöner Unbeſorgtheit um das, was ihr widerſtreben will, nur an der eignen Reinheit ſich erfreuen mag. — Das Schöne, ſo ſpricht etwa die Kritik, möge ſeyn; das Häßliche ſoll ſchlechthin nicht ſeyn, und die Polemik iſt deshalb nicht bloß erlaubt, ſondern nothwendig, obwohl allerdings eine Zeit gedacht werden kann, in der die bloße Erſcheinung des Schönen das entgegenſtehende Häßliche vernichtet. — Das Schöne, in ſeiner Vollſtändigkeit gedacht, iſt ſtets auch das Gute und Wahre, und es iſt keine ächte Poeſie möglich ohne die innige Vereinigung jener Lebenselemente. Wem nicht das Leben ſelbſt als die höchſte Poeſie erſcheint, das heißt, als ein im Endlichen dargeſtelltes Unendliche, der wird auch nie den Gedanken der Menſchheit und der Geſchichte klar erfaſſen. Bei Shakſpeare iſt Poeſie, Tugend, Wahrheit, Leben, und Geſchichte völlig Eins, darum iſt er nicht bloß ein großer Dichter — wie man dies Wort gewöhnlich nimmt — ſondern auch für jeden Denkenden überhaupt ein lehrreicher Schriftſteller, der beſte Erklärer des göttlichen Spruches: „Die Erde iſt überall des Herrn.“ Er iſt der wahrhafte Adler, der ſtets beide Flügel zu ſchwingen und harmoniſch zu bewegen vermag. In ihm waltet kein Misverhältniß zwiſchen dem Ernſt und dem Scherz, zwiſchen der Idee und der Erſcheinung, dem Wollen und dem Können; denn, ein eben ſo tiefer Denker als harmloſer Künſtler, weiß er ſich ſtets harmoniſch zu begränzen; und ſelbſt indem er uns aufregt, oder verwundet, hat er ſchon für die Beruhigung und Heilung liebevoll geſorgt.

Doch ich breche ab und zeige, als Beleg dieſer Anſicht, auf mein Buch, das ich hiemit beſcheiden den würdigen Jünglingen, Männern und Greiſen, ſo wie nicht minder den ſinnigen Jungfrauen und Frauen Deutſchlands zur Prüfung übergebe. Wie Shakſpeare mir ein lehrender Leiter war von der frühern Jugendzeit an bis heute, faſt ein Vierteljahrhundert hindurch, ſo wird er es immer bleiben; aber eben deshalb darf ich auch bitten, daß man meine treue Liebe für ihn — die freilich ſtets den Lohn ſchon in ſich ſelbſt trägt — durch neue Belehrung belohnen möge. Kommt dann noch einige wohlwollende Aufmunterung hinzu, ſo iſt die Freude gedoppelt, und der Muth fortzufahren deſto heiterer.

Berlin, am 25. Auguſt 1822.

Franz Horn.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Einleitung.

Shakſpeare in Deutſchland.

§. 1.

Um die Richtung dieſes Werks den günſtigen Leſern klar darzulegen, iſt erforderlich, zuvörderſt eine Geſchichte der Aufnahme, welche Shakſpeare in Deutſchland erlebt hat, hier in kurzen Umriſſen aufzuſtellen, wobei jedoch der Hinblick auf andre Völker nicht fehlen darf.

William Shakſpeare wurde bei uns zuerſt von Morhof in der Schrift über deutſche Poeterei 1700 namentlich angeführt, und zwar in Geſellſchaft von Beaumont, Fletcher, Otway u. ſ. w. Indeſſen ſcheint der ſonſt grundgelehrte Mann nur den Namen gekannt zu haben, denn er ſetzt auch nicht ein einziges Wort zur nähern Bezeichnung des Dichters hinzu. Dieſer blieb den Deutſchen der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts faſt gänzlich unbekannt. Man blätterte höchſtens in ihm, und verkannte ihn nicht ſelten auf die roheſte

Weiſe; doch finden ſich auch ſchon um dieſe Zeit einige wenige rühmliche Ausnahmen. Im Jahr 1741 erſchien zu Berlin eine freie Ueberſetzung des Julius Cäſar, die als erſter Verſuch, trotz ihrer ſchleppenden Alexandriner, einiges Lobes werth iſt; und bald darauf ſchrieb Elias Schlegel für Shakſpeare, gutmüthig genug, ſonſt aber freilich nur auf eine ſehr unzulängliche, faſt kümmerliche Weiſe. Er betrachtet den Dichter wie einen ſehr talentvollen, aber leider ziemlich ungebildeten Mann, der in der Begeiſterung manches Schöne ſagt, von Regel aber und Geſchmack nichts weiß. Er meint, man könne ja das Erſtere genießen, ohne ſich durch das Letztere irre machen zu laſſen, er will ihn deshalb bei den Deutſchen gelinde, ohne vieles Geräuſch einführen, und vergleicht ihn fürs erſte mit Andreas Gryphius. Dieſer alte deutſche Dichter iſt allerdings, wie bekannt, ehrenwerth durch Geſinnung und Talent. Einige ſeiner Sonette ſind vortrefflich, unter ſeinen geiſtlichen Gedichten iſt manches von reinem Feuer durchglüht, in ſeinen Luſtſpielen iſt Anlage, aber ſeine Trauerſpiele, wenn wir „Cardenio und Celinde" ausnehmen, ſind gar wenig erfreulich und können höchſtens durch einige gute Gedanken anziehen Mit Shakſpeare (an deſſen Todestage, 23. April 1616 er geboren wurde) hat er nicht die geringſte Aehnlichkeit man müßte ſonſt eine honette Armuth, die ſich verſtändig zu beſchränken weiß, mit dem höchſten Reichthum und allſeitiger poetiſcher Bildung vergleichen wollen.

§. 2.

Indeſſen war doch nunmehr wirklich in Deutſchland ein Schritt für Shakſpeare geſchehen; denn da Elias Schlegel, der mit Recht als einer der wackerſten Dichter ſeiner Zeit betrachtet wurde, ein Fürwort für den — Genius der brittiſchen Inſel, oder vielmehr für den Genius der ganzen gebildeten Welt eingelegt hatte, ſo durfte man das doch nicht gänzlich ignoriren, und man fing hie und da an zu ahnen, es ſey bei ihm doch wohl noch mehr anzutreffen, als bei Gryph, welches man indeſſen nur ſelten wagte laut werden zu laſſen.

Gottſched aber und ſeine Schule widerſetzten ſich mit großer Heftigkeit auch dem mäßigen Lobe, welches Schlegel dem Dichter gebracht hatte, und, als gelte es den Kampf für den eigenen armen Herd, ſuchte man das gegebene Aergerniß mit widerlichem Scherz und ſeichter Pedanterie zurückzuweiſen. Der redliche Lexikograph Chriſtian Gottlieb Jöcher glaubte endlich in ſeinem gelehrten Wörterbuch (1750) ein Uebriges thun zu müſſen, und theilt unbefangen die Geſammtheit von Einſicht und Anſicht mit, die er ſich über den Dichter erworben. Er ſpricht alſo: „Shakſpeare (Wilhelm), ein engliſcher Dramaticus, geb. zu Stratford 1564, ward ſchlecht auferzogen und verſtand kein Latein, brachte es aber in der Poeſie ſehr hoch. Er hatte ein ſcherzhaftes Gemüthe, konnte aber doch auch ſehr ernſthaft ſeyn, excellirte in Tragödien und hatte viel ſinnreiche und ſubtile Streitigkeiten mit Ben Jonſon, wiewohl keiner von beiden viel damit gewann. Er ſtarb zu Stratford 1616 den 23. April, im 53ſten Jahre. Seine Schau- und Trauerſpiele, deren er ſehr viele geſchrieben, ſind in 4 Theilen 1709 zu London zuſammen gedruckt.“ Dann wird noch auf Theobald verwieſen, und der Artikel iſt zu Ende.

§. 3.

Während man aber noch alſo ahnete, vermuthete und zuweilen einige laue Lobreden vernehmen ließ, trat unſer theurer Gotthold Ephraim Leſſing in den berliniſchen Literaturbriefen (1758) mit ganz neuen Anſichten und einer ganz andern Sprache über den brittiſchen Dichter auf. Er redete von ihm wie von einem vollendeten Meiſter, und obwohl ſchon damals dem ſpäterhin auch ausgeſprochenen Grundſatze getreu, die Meiſter nur zweifelnd zu bewundern und bewundernd zu zweifeln, ſchien er doch dies Eine Mal eine Ausnahme zu machen, indem er, in Beziehung auf Shakſpeare den Dichter, zu gar keinem Zweifel gelangen mochte, ſondern ſich der reinſten Ehrfurcht und Liebe für ihn hingab, ein Umſtand, der im Jahr 1758 als durchaus einzig zu betrachten iſt. Wenn nun dieſe Wärme, mit der er für den Dichter ſprach und deſſen ſtets erneuertes Studium forderte, bei den beſſer Geſinnten eine erfreuliche Wirkung hatte, ſo konnte es freilich auch nicht an Widerſpruch von andern Seiten her fehlen. Die Lauen und Halbherzigen meinten, ſo dürfe man überhaupt keinen Dichter loben, am wenigſten aber

Shakſpeare, der viel Gefährliches habe und wenig Geſchmack. Die Kritiker, welche ihren mittelmäßigen Geiſt in irgend ein Syſtem feſt hinein gerannt hatten, ſprachen, mit dem Ariſtoteles in der Hand, viel von verletzten poetiſchen Geſetzen, und die müßige ſeichte Menge erſchien mit einigen von Frankreich erborgten Sätzen, mit denen der gefeierte Britte geſchlagen werden ſollte.

§. 4.

Gottſched blieb ſich wie immer getreu, ließ ſich durchaus nicht irre machen und legte in ſeinem Handlexikon der ſchönen Wiſſenſchaften (Leipzig 1760) folgendes tiefſinnig kurze Urtheil über Shakſpeare an den Tag: — „Die Engländer machen viel Weſens aus ſeinen theatraliſchen Gedichten, die an der Zahl ſehr groß ſind. Doch hat ſich in neueren Zeiten eine gewiſſe Frau Lenor gefunden, die vielen ſeiner berühmteſten Stücke die Fehler gewieſen hat.“ — Er meinte, es ſey dieſe kurze Notiz prägnant genug, den Britten zu ſchlagen, da man ja in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt Regeln die Fülle finde, mit denen man ihn vollſtändig bezwingen könne. Der Mann war wenigſtens aufrichtig, während andere im Schirm der Namenloſigkeit über das Verderben, welches durch Shakſpeare dem Geſchmack drohe, klagten, jammerten und ſchalten, dabei aber auch den Schein haben wollten, als verehrten ſie ſeine Talente.

Als daher Wieland 1762 eine Ueberſetzung der

Shakſpeare'ſchen Dramen begann, fing ein unendlich roher Recenſent in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſein Urtheil mit den Worten an: „Von Rechts wegen ſollte man einen Mann wie Shakſpeare gar nicht überſetzt haben" u. ſ. w. und ging dann triumphirend von dannen.

Da aber dennoch alle dieſe einzelnen Anfeindungen nicht durchgreifend zu helfen ſchienen, ſo ergriff Gottſched von neuem die vielgeübte Feder und zürnte und klagte im zweiten Theil des „nöthigen Vorraths zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt," (S. 141.) daß er berühmte heutige Schriftſteller und eingebildete große Kunſtrichter (er konnte aber nur den einzigen Leſſing meinen) vor ſich habe, die den brittiſchen Abgott Shakſpeare und andere dramatiſche Helden dieſes Volkes aus viel neueren Zeiten (allerdings glichen einige derſelben dem Sh., wie etwa eine gute Oellampe dem Mond) verehren und anbeten, ob ſie gleich eben ſo wenig Regel und Ordnung auf ihrer Schaubühne beobachtet haben, als die deutſchen Faſtnachtſpieldichter Roſenplüt oder Scheerenberg, und eben ſo viel Geſpenſter, Teufel, Tod, Himmel und Hölle aufs Theater bringen, wie dieſe gethan. — Dieſes Urtheil wurde im Jahre 1765 ausgeſprochen!

§. 5.

Wirklich wurde Wielands Ueberſetzung mit einer ſolchen Kälte aufgenommen, daß Leſſing von neuem aufzutreten für gut fand, um das deutſche Publicum, welches zu ſchlafen ſchien, aufzuwecken. Hatte früherhin der Jüngling geſprochen und ſchon damals gezeigt, daß der Kampf mit ihm ein gefährlicher ſey, und die Kunſt, die Schwätzer zurück zu werfen, unter ſeinen Talenten als ein vorzüglich ausgebildetes hervorrage, ſo war es jetzt der Mann, welcher mit edlem Zorn und edler Liebe eine reine Kunde von dem brittiſchen Dichter den Deutſchen brachte. Man darf behaupten, daß ſeine Dramaturgie, welche bekanntlich im Jahr 1768 begann, faſt allein unternommen wurde, um die Herrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks zu brechen und die Deutſchen mit Shakſpeare bekannt zu machen. Iſt aber das geſchehen, und ſind wir in das Heiligthum dieſes Dichters getreten, ſo fallen die franzöſiſchen Tragiker von ſelbſt in das Gebiet, wohin ſie gehören, nämlich in das mit vielem Verſtande ausgebildete der Künſtlichkeit und der Rhetorik. Wohl ſind wir unſerm Leſſing für gar vieles Treffliche, das er gab, Dank ſchuldig; den größeſten aber wohl für das genannte Werk. Wie ſteht ihm der Zorn ſo wohl, den er über die unmündige Verzagtheit empfindet, durch welche ſeine Landsleute ſchon ſo lange aufgehalten wurden; mit welcher gewaltigen Kraft redet er ihnen zu, daß ſie endlich erwachen und ſich auf ſich ſelbſt beſinnen ſollten; und mit welcher tiefen Gründlichkeit und ſchlagendem Witze zeigt er den ungeheuren Irrthum, auf welchem die tragiſche Bühne der Franzoſen erbaut worden iſt! — Aber er will nicht bloß zürnen und nicht bloß vernichten, ſondern bauen, und zeigt deshalb das poſitiv Gute und eigenthümlich Schöne in der Bruſt des Deutſchen, das ſich auch ſchon in mancher Gattung der Poeſie rühmlich ausgeſprochen, nur noch nicht genügend in der dramatiſchen. Hier nun verweiſt er ſie auf Shakſpeare wie auf ein ewiges vollendetes Muſter, und in ſeinen ſcharfſinnigen Bemerkungen über Romeo, Richard III., Othello u. ſ. w. giebt er die erſten Grundlinien zu einer damals völlig neuen, kräftigen und reinen Kritik des Dichters.

§. 6.

Es wird ſich im Verlaufe dieſes Werkes wohl nicht ſelten Gelegenheit finden, über Einzelnes, was Leſſing über Shakſpeare geſagt, zu reden; hier nur zwei Bemerkungen. Die erſte: Man hat dem wackern Manne vorgeworfen, er habe nur einen halben Dank verdient, denn indem er uns aus der freilich etwas argen Schule der Franzoſen genommen, habe er uns in die der Engländer geſchickt, ſo daß am Ende doch nur eine trübe Abhängigkeit mit einer andern etwas minder trüben vertauſcht worden ſey. Dieſer ganze Einwurf iſt gehaltlos, denn: er hat uns eben vor nichts ſo ſehr gewarnt, als vor aller Nachahmerei, die Tragödien der neuen Engländer größtentheils verworfen und inſonderheit Addiſons, des damals viel gefeierten, dürftige Nüchternheit deutlich gezeigt, einigen der älteren

Dramendichter, z. B. Beaumont und Fletcher, ein verſtändig begränztes, mäßiges Lob ertheilt, und nur dem einzigen Shakſpeare den Thron angewieſen, der ihm zukommt. Will man nun ſagen, daß er uns in deſſen Schule gewieſen, ſo wird hoffentlich niemand dagegen etwas einzuwenden haben; denn je länger wir bei dieſem reinen Oberprieſter der Natur und der Kunſt und des Lebens lernen, je inniger werden wir überzeugt, daß er ſich durchaus nicht nachahmen laſſe; ein Urtheil, welches hoffentlich durch dieſes ganze Buch mit ſoll beſtätigt werden.

Zweitens, wenn gefragt wird: Was wirkte Leſſing in jener franzöſirten Zeit durch ſein Buch? ſo iſt die Antwort: Anfangs vielleicht bei den meiſten Deutſchen nur Schrecken, aber einen heilſamen, der nach und nach dem Erſtaunen, zuletzt der Liebe wich. Es war doch nun wenigſtens nicht mehr möglich, den ganzen Dichter zu ignoriren, und man mußte ihn wirklich leſen, wenn man über ihn ſprechen wollte; und ſo können wir jetzt — obwohl noch zuweilen von thörichten Widerſachern und leichtfertigen Hin- und Her-Schwätzern wird geredet werden müſſen — zu der erfreulichen Betrachtung übergehen, wie viel Gutes die Deutſchen von Shakſpeare gelernt, ſo wie was ſie für ihn gewirkt haben. Für einen Dichter wirken aber heißt: ihm Raum geben, daß er immer mehr und mehr wirken könne, und das geſchieht, indem man ihn ſelbſt verſtehen lernt und anderen, ſo viel als möglich, das Verſtändniß öffnet.

§. 7.

Zuvörderſt werde hier Wieland von neuem genannt; denn ſo mangelhaft auch ſeine Ueberſetzung iſt, und ſo oft er in derſelben durch gehaltloſe, wunderlich kecke Anmerkungen ſtört, ſo iſt ſie doch als erſter Verſuch, den Dichter im Großen und Ganzen deutſch redend auftreten zu laſſen, achtungswerth, und es wird ſtets merkwürdig bleiben, daß eine ſolche Arbeit gerade Wieland übernahm, der ſchon damals anfing ſich der franzöſiſchen Bildung zuzuneigen.

Indeſſen ſcheint es doch, als ſey er durch die früheren Unbilligkeiten, die er bei dieſem Unternehmen erfuhr, ſo verletzt worden, daß er etwa in der Mitte ſeiner Arbeit ermüdete und ſie für ſeine Perſon ganz aufgab. Nur eine vollendete Liebe für den Dichter hätte ihn können überwinden laſſen, allein eine ſolche beſaß er nicht.

Zum Glück fand er bald einen Stellvertreter in Eſchenburg, der genügenden Erſatz bot. Wenn deshalb Wieland den Ruhm, die erſte Ueberſetzung des Dichters gegeben zu haben, unverkümmert behält, ſo bleibt Eſchenburgen das nicht minder bedeutende Lob der unabſchreckbaren Ausdauer und des noch genauer in das Einzelne gehenden Fleißes. Nur auf dieſe Weiſe konnte es vorbereitet werden, daß Shakſpeare ſich nach und nach als der Unſrige zeigte, welches er jetzt in der That zu werden anfängt; denn mit gerechtem Staze dürfen wir Deutſchen ſagen, daß wir ihn heut zu Tage beſſer verſtehen, als die Engländer, die bis jetzt im Druck über ihn geſprochen, ihn je verſtanden haben.

§. 8.

Daß Eſchenburgs Ueberſetzung der erhöhten Anſicht der neueren Zeit nicht mehr genüge, daß er ſich mehr um das, was man den reinen Inhalt nennt, als um die Form bekümmert habe, ohne die vollendete Einigkeit beider im Shakſpeare anzuerkennen, daß er manche Stelle des Textes in den nichts bedeutenden Anmerkungen engliſcher Editoren faſt ertränkt habe, daß er proſaiſch überſetzte, was poetiſch gebildet iſt; alles dieſes fällt heut zu Tage, wo die äſthetiſche Kritik, wenn auch nicht immer von Geiſt zu Geiſt, doch von Mund zu Mund geht, wohl ſelbſt in ein ziemlich blödes Auge. Indeſſen wolle man bei dieſer Gelegenheit ganz beſonders der Zeit gedenken, in der jene Ueberſetzung erſchien, und damit man ſie deſto leichter erkennen könne, wurden vorhin jene Data angegeben, die auf dieſelbe ein ſo klares Licht fallen laſſen. Wie mußten nicht damals, als man im Shakſpeare nichts weiter fand, als ein unbändiges Genie, das zwar recht intereſſant, aber auch überaus wunderlich ſei, jede metriſche Anforderungen an einen Ueberſetzer wegfallen, und wie wenige ahneten wohl damals jene unendliche Kunſt und jenen unnachahmlich gemeſſenen rhythmiſchen Wohllaut *) in des Dichters Sprache, und wie alles in ihm einig ſey und feſt und klar und ewig! Eſchenburg ſuchte doch wenigſtens hin und wieder jenen Mangel ſeiner Ueberſetzung durch eine zuweilen glückliche Bemühung um den proſaiſchen Numerus und ein gewiſſes poetiſches Gepräge im Einzelnen möglichſt zu erſetzen. Ja er ahnete ſogar bei zwei Shakſpeare'ſchen Dramen, dem Sommernachtstraum und dem dritten Richard (obwohl bei Romeo und Julie dieſer Umſtand eben ſo leicht hätte in die Augen fallen können), daß gar keine proſaiſche Ueberſetzung derſelben möglich ſey, und er verſuchte eine poetiſche, die, trotz aller Mängel, die wir heut an ihr erkennen, doch von ehrenwerthem Streben zeugt.

§. 9.

Faſt um dieſelbe Zeit zeigte der unglückliche Jakob Michael Reinhold Lenz (geb. 1750 geſt. 1792) eine ganz beſondere, erſt in den neueren Zeiten anerkannte

---

*) Bekannt iſt, daß man die herrliche, eine Welt von Tönen umfaſſende Muſik der Shakſpeare'ſchen Sprache ſelbſt in England faſt nie öffentlich zur Sprache gebracht hat, weshalb Milton allerdings zu loben iſt, der den Dichter doch wenigſtens our sweetest (unſer Süßeſter) nennt. Wenn er ſich aber dann in der weitern Charakteriſtik deſſelben mit einem fancy's child, warbles his native woodnotes wild abzufinden gedenkt, ſo können wir ihn blos bedauern, daß er, in Irrthum über ſogenannte claſſiſche Correctheit befangen, nicht weiter in den Dichter drang.

Anlage, den Dichter theilweiſe wahrhaft poetiſch zu übertragen, und es ſchien, als fände ſeine mit großer Schwäche wechſelnde Ueberkraft (wie ſie ſich in ſeinen wenigen Originalwerken zeigt) Maaß und Halt, ſobald er ſich als paſſives Genie zu der Ueberſetzung Shakſpeares wandte. Das Feierliche, Pathetiſche und die ganze tragiſche Kraft des Dichters würde er uns wohl niemals haben rein zurückgeben können; deſto beſſer aber die Luſtſpiele, inſonderheit die muthwilligſten und ſcheinbar wild und üppig flatternden. Mit genialem Uebermuthe, den er leider nur zu theuer bezahlen mußte, wählte er ſich zum Ueberſetzen das Luſtſpiel „der Liebe Mühe iſt umſonſt,“ fand aber eine ſehr laue Aufnahme. Jene in den bunteſten Farben des Humors blühende und ſprühende Komödie war leider als ein überwitziges und ungenießbares Product von ungenießbaren deutſchen und engliſchen Kritikern verrufen worden; und ſo ward dem armen Lenz für ſeine gewiß nicht leichte Arbeit der Lohn zu Theil, für ſehr wunderlich und geſchmacklos ausgeſchrieen zu werden.

Indeſſen hatten ſich bereits früher zwei wahrhaft ſcharfſinnige, vom reinen Feuer der Poeſie tief durchglühete Männer gefunden, welche, wie Leſſing, den brittiſchen Dichter zum Gegenſtande eines unermüdlichen Studiums machten und, die köſtlichſten Schätze in ihm findend, ſich des eigenen Reichthums deſto inniger erfreuen mochten. Denn — laſſet mich dieſe wichtige Anſicht gleich jetzt ausſprechen — nur wer finden kann, beſitzt; und nur wer beſitzt, kann finden. Um ſelbſt etwas zu ſeyn, iſt das Vermögen, den anderen anzuerkennen, unerläßlich; wer aber rein anzuerkennen vermag, iſt ſelbſt etwas. Dieſe Männer ſind Gerſtenberg und Herder.

§. 10.

Gerſtenberg hatte bereits im Jahr 1758 durch ein Heft von drei gedruckten Bogen, das „Tändeleien" betitelt war, Leſſings ganzen Beifall erworben — (gute Zeit, in der noch drei Bogen, wenn ſie etwas Gutes Tüchtiges oder Gutes Flüchtiges erhielten, ſo beachtet wurden!) — und er hatte ſich dieſes Beifalls nur gefreut, weil er hoffen durfte, ihn einſt in höherm Grade zu verdienen. Er verdiente ihn durch ſein Trauerſpiel Ugolino, wenn auch dies Stück auf einem ungeheuren Irrthum ruhen ſollte; denn die Genialität, welche aufgewandt worden iſt, um dieſe vollſtändige Nacht zu erſchaffen, iſt der höchſten Auszeichnung werth, und wohl möchte ich behaupten, daß eine ſolche Nacht nicht geſchaffen werden könne ohne Tag im Innern. Einem ſolchen Manne mußte im Shakſpeare gar manches Licht erſcheinen, das anderen verhüllt blieb, und es war doppelt gut, das er ſowohl als Herder durch kühne ſchneidende Sprache die Polemik der Zahmen und Lauen weckte. Die wollten mitunter auch das Anſehen haben, als liebten ſie den Dichter; kam es aber nun dazu, und lobte und liebte man ihn gründlich und muthig, ſo ſchien ihnen das wieder ſehr gefährlich, und wir dürfen uns deßhalb gar nicht wundern, wenn wir z. B. in Garve's Briefen und in Weiße's anonymen Recenſionen bald wehmüthige bald bittere Ausfälle gegen Gerſtenberg, beſonders aber gegen Herder finden. Der Erſtere freilich mußte halb und halb geſchont werden; denn Leſſing, mit dem in ſolchen Fällen nicht gut zu ſcherzen war, hatte ihn ein für allemal für ein wahrhaftiges Genie erklärt, das man nicht ignoriren durfte. Herder aber ſtand damals noch ſehr allein, man glaubte noch freieres Spiel mit ihm zu haben und nahm beſonders ſeine „Blätter von deutſcher Art und Kunſt“ in Anſpruch, als werde in denſelben mancher hypergeniale Frevel geübt, Shakſpeare unmäßig gelobt, und dadurch der Geſchmackloſigkeit Thür und Thor geöffnet. Weiße, der denn doch ehrenhalber in den Vorreden zu ſeinen faſt gottſchediſirenden Trauerſpielen (vielleicht auch, um den gefährlichen Leſſing nicht zu erzürnen) Shakſpearen mit hergebrachten Worten rühmte, nahm ſogar noch ſpäterhin in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Gelegenheit, die eſchenburgiſche Ueberſetzung als ein gefährliches Werk zu tadeln und, trotz einiger Verbeugungen, vor Shakſpeare zu warnen.

§. 11.

Auch ein ganz offener Feind Shakſpeares erſchien faſt um dieſe Zeit, ein ſehr vornehmer Mann, mit Namen von Ayrenhoff in Wien, der ſich dergeſtalt in äſthetiſchen Gallicismus verſenkt hatte, daß er ſchlechterdings nicht begreifen mochte, wie man Shakſpearen rühmen könne, der doch über alle Maaßen roh ſei, und wahrhaft entſetzlich. Weiter aber wußte der genannte Herr nichts vorzubringen, und da man ihn einige Male das Thema von der Roheit und Entſetzlichkeit hatte wiederholen laſſen, und keine Hoffnung war, daß er ſich beſſern würde, ſo ward man der Sache bald überdrüſſig und hörte zuletzt nicht mehr ſonderlich nach ihm hin. Wenn deshalb nun aber auch nichts von ihm zu lernen iſt, ſo möge doch ſeine redliche Offenheit gelobt werden, da man doch wußte, wie man mit ihm daran war. Einen wahrhaft tiefen Haß gegen Shakſpeare kann ich mir recht wohl denken, — doch iſt dabei nicht mehr von Ayrenhoff die Rede, in deſſen Werken ſich überhaupt keine Spur von Tiefe zeigt. — Ein ſolcher Haß ſoll bekämpft und widerlegt werden; aber mit der Lauheit und Halbheit iſt wenig oder nichts anzufangen, und der Kampf mit ihr hat etwas Unerquickliches.

Wenn aber Leſſing, Herder, Gerſtenberg zuſammenwirkten, ſo war der Sieg über jene Anfeindungen keinem Zweifel unterworfen, und immer mehr verbreitete ſich bei uns die Ahnung, die ſpäterhin als klare Ueberzeugung ausgeſprochen ward, daß wir in Shakſpeares Werken die Bücher des Schickſals haben, in deren Blättern der Sturmwind des bewegteſten Lebens rauſcht. Noch aber fehlte der Dichter, der nicht blos leſen konnte in dieſem aufgeſchlagenen Schickſalsbuche, ſondern der auch darzuſtellen vermochte, was er mit Shakſpeare und durch ihn erſchaut hatte. Er ſollte jedoch nicht länger fehlen, und wir erhielten — Goethe, der ſchon als Jüngling bei ſeinem Auftreten mit Götz von Berlichingen deutlich zeigte, daß die Sonne Shakſpeare's auch ihm gelächelt habe. Dieſes Werk iſt nämlich keineswegs als ein bloßes Charaktergemälde zu betrachten, nicht etwa bloß als die gelungene Darſtellung eines einzelnen oder mehrerer Ritter, Frauen, Bürger, Mönche, Bauern u. ſ. w. (obwohl auch ein ſolches ſehr ſchätzbar wäre), ſondern es iſt eine in ſich ſelbſt zuſammenhängende Reihe von Gemälden eines ganzen, für Deutſchland unendlich wichtigen, Jahrhunderts. Dazu kommt noch, daß in dieſen Gemälden ein ſo tiefer Hintergrund iſt, daß wir mitunter faſt bis zu — Hermann hindurchſchauen können, und, anders gewandt, dann wieder auch in einen Vorgrund blicken, der bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu reichen ſcheint.

§. 12.

Was wir hier, in Beziehung auf Shakſpeare, über Götz geſagt, kann übertrieben ſcheinen, aber wir dürfen dieſen Schein nicht ſcheuen, da wir von der Wahrheit dieſer anſpruchsloſen Anſicht völlig überzeugt ſind. Auch wolle man erwägen, um jenen Schein der Uebertreibung zu verwiſchen, daß wir nicht von gänzlicher Vollkommenheit des Gemäldes geſprochen haben. Denn um nur Eines anzuführen, ſo hätte, dünkt uns, der Strahl der Reformation (es gibt eine auch vor Luthers Vollendung) einigen Theilen dieſes Stückes eine erhöhtere Farbe leihen können, was ſehr bedeutend einwirken müßte. Zwar verkennen wir durchaus nicht, daß ſie damals erſt im Werden war, daß ſie auch wirklich in einige Stellen des Stückes gleichſam hineinblitzt; dennoch geſtehen wir, daß uns dies Blitzen nicht völlig genügt, und daß wir in dieſer Beziehung einiges vermiſſen. — Iſt aber ein ſolches vollſtändiges Zeitgemälde auch wohl je gegeben worden? Wir erwiedern: allerdings von Shakſpeare in ſeinen Heinrichen, die aber auch einen bei weitem größern Raum einnehmen, als der einzige Götz. Ob Goethe ohne die Kenntniß Shakſpeare's und inſonderheit ſeiner hiſtoriſchen Schauſpiele einen Götz zu geben im Stande geweſen wäre, iſt eine unſtatthafte Frage; in jedem Falle hat der brittiſche Dichter ihm als reines Vorbild geleuchtet und ihm jene klare welthiſtoriſche Idee gegeben, die ſeine Heinriche nie veralten läßt. In dieſer Reihenfolge von Gemälden (beſonders im Heinrich IV, V und VIII) iſt die Poeſie in ihrer höchſten Würde und Mannichfaltigkeit und Bedeutſamkeit als verklärte Geſchichte aufgetreten. Die Könige, die Ritter, die Bürger und die Bauern, nicht ängſtlich getrennt, ſondern, wie im ächten Leben, ſich in und durch einander ſchlingend, werden hier der geiſtigen und ſinnlichen Anſchauung dargebracht. Ganze Jahrhunderte ſtehen hier vor Gericht, und wir dürfen von dem Dichter ſagen, daß der Länder und der Könige Geſchick ſonnenhell vor ſeinem Kindesblick liege; daß er aber nicht bloß einen Donnerkeil im Munde führe, ſondern auch eine höchſt anmuthige Rede, daß er oft ſeine große Macht beſcheiden ſchonend verhülle und wie ein ſpielendes Kind die tragiſchen Räthſel des Lebens lächelnd löſe. Unter allen Werken aber, die nach Shakſpeare gedichtet ſind, iſt keines, das an innerer Bedeutung jenen Heinrichen ſo nahe käme, als unſer Götz. Darum war er hier nicht bloß zu nennen, ſondern wenigſtens mit ein paar Strichen zu bezeichnen; denn wenn an uns Deutſche die Frage ergeht: „was habt ihr durch Shakſpeare und mit ihm erreicht?“ ſo zeigen wir mit fröhlichem Stolz zuerſt auf dieſen Götz und ſehen dann wohl mit einigem Muthe umher, hinzuſetzend: „was habt ihr lieben anderen Europäer zu bieten gegen dieſes?“

§. 13.

Auch Schiller hat ſeine „Räuber,“ das phantaſiereichſte aller ſeiner Werke, nicht ohne Shakſpeare vollendet. Zwar war ihm damals die ganze Bedeutung dieſes Dichters noch nicht in völliger Klarheit aufgegangen; aber eine gewiſſe, großartig träumende Ahnung half ihm auf eine überraſchende Weiſe. Wilhelm Schlegel thut, nach meiner Ueberzeugung, jener im Einzelnen zwar ſehr mangelhaften, im Großen und Ganzen aber ſehr bedeutenden Tragödie Unrecht, wenn er in ihr nur eine Nachahmung einiger Charaktere in Richard III. erkennt. Allerdings hat dieſe eingewirkt und manche Farbe geliehen für Franz Moors Gemälde; ſo wie auch die verſuchte Motivirung der Ruchloſigkeit jenes Nichtmenſchen durch ſeine leibliche Häßlichkeit ſich wahrſcheinlich von dort herſchreibt. Allein gerade hier finden wir die ſchwächeren Seiten des koloſſalen Products, indem eines Theils jene geliehenen reichlichen Farben nicht genugſam verarbeitet worden ſind, anderntheils jene Motivirung, die im Richard ſo gründlich durchgeführt worden iſt, hier nur faſt beiläufig erſcheint und höchſtens in einigen Scenen glücklich wirkt. Dagegen iſt der andere Bruder, der Uebermaaß für Kraft, und Verzweiflung für Seelengröße hält, der ſich vermißt „das Rachſchwert des Himmels zu führen, und Pygmäen niederwirft, während er Titanen zerſchmettern möchte," der die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Menſchen zerreißt und Freiheit verwechſelt mit blutiger Willkür, und der eben deshalb mit reuiger Demuth zurückkehrt zu der ganzen Strenge des Geſetzes, das allerdings eben *für ihn* geſchrieben iſt — dieſer Bruder, ſo wie die ganze Idee des Stückes, das eben in ſeiner ungeheuren Roheit ſich der wahren Kunſt weit mehr nähert, als je eine gezähmte Halbkraft ſich ihr nähern kann, ſind nicht als Nachahmungen im gewöhnlichen Sinne zu betrachten; wohl aber ſehen wir hier im Allgemeinen den trefflichen, mit Freiheit von Shakſpeare lernenden Jüngling. Wie er dieſer Liebe auch als Mann treu geblieben iſt, darüber vielleicht ſpäter. Hier ſey es genug, nur noch zu erwähnen, daß Schiller das bloße Auftretenlaſſen von „Shakſpeare's Schatten" für hinreichend hielt, um eine falſche Tendenz, in der die Zeit befangen war, mit Einem Schlage, wenn auch nicht zu vernichten, doch entſcheidend zu lähmen. Bedenklich bleiben indeſſen jene wohlbekannten Worte von dem „ſchauerlich daſtehenden Ungethüm;" denn, wenn ſie auch einzeln betrachtet und vom Momente hingeworfen, um nur ſchneller zum Ziel zu gelangen, nicht ſonderlich auffallen dürfen, ſo werden ſie doch, in Verbindung mit manchen anderen Aeußerungen Schillers, wichtig und verrathen, daß er zwar das großartige Genie Shakſpeare's im Allgemeinen innig anerkannte, daß ihm aber auch damals (1796) deſſen rein künſtleriſche Ausbildung wohl noch nicht ganz deutlich geworden war.

§. 14.

Dieſer Gedanke war aber auch damals allen Engländern, die ſich jemals über Shakſpeare im Druck ausgeſprochen, gänzlich fremd; und auch in den damaligen Schriften der vorzüglichſten deutſchen Kritiker findet er ſich nicht unumwunden aufgeſtellt. Das Urtheil, Shakſpeare ſey zwar ein großes Genie, und, wenn man darauf beſtehe, allenfalls auch das größeſte von allen, war faſt allgemein, und man konnte mit Wärme bogenlang darüber reden; dann aber folgte ein höchſt betrübter Nachſatz von gänzlichem Mangel an claſſiſcher Bildung, an claſſiſcher Gelehrſamkeit, Feinheit des Geſchmacks, Correctheit u. ſ. w. Daß man dadurch gewiſſermaßen das anfängliche Lob wieder aufhob, und daß es denn doch wohl unmöglich ſey, groß und herrlich und geiſtreich, und geſchmacklos und roh zu gleicher Zeit zu ſeyn, fiel weder dem Samuel Johnſon, noch Steevens, noch Warburton u. ſ. w. ein.

Näher ſtand man jetzt dem brittiſchen Dichter in Deutſchland, *) die Liebe war lebendiger, — vielleicht mit um deswillen, weil ſie neuer war, — und ſo ging ſelbſt oft eine bloße ſinnige Ahnung, eben weil ſie mit tiefer Neigung verknüpft war, in Saft und Blut über und erzeugte Werke, die, wenn auch nicht claſſiſch vollendet, doch lebendig und bedeutſam zu nennen ſind, z. B. der Otto von Wittelsbach, welcher faſt naive, ſinnige und äußerlich ein wenig unbeholfene Held ein glücklich beginnendes Studium der Shakſpeare'ſchen Art zu charakteriſiren beurkundet.

§. 15.

Es iſt bekannt, daß wir in der damaligen Zeit mit einer großen Anzahl von Ritterſchauſpielen behel-

---

*) Dem kraftreichen engliſchen Volke — das ſind wir gewiß, — bleibt S. immer neu; hier iſt lediglich von der Mehrheit derer die Rede, die über den Dichter ihre oft laue Meinung haben drucken laſſen.

ligt wurden, und man hat nicht ſelten aus dieſem Umſtande einen Vorwurf hergeleitet, daß Shakſpeare in Deutſchland doch auch zuweilen ungünſtig gewirkt habe. Wir läugnen die Haltbarkeit dieſes Einwurfs gänzlich. Die Verfertiger der meiſten jener wüſten Stücke, in denen uns faſt nur Ritterrüſtungen ſtatt der Ritter ſelbſt gezeigt werden, waren ſchwerlich mit Shakſpeare bekannt, hatten auch wohl bei ihrer Schnellfingrigkeit nicht viel Zeit, ſich auf das Studium deſſelben einzulaſſen. Was ihnen etwa von ihm zu Geſicht gekommen, waren die für die Zeit berechneten Bearbeitungen, die auf den deutſchen Bühnen gegeben wurden; konnten die einiges Unheil anrichten, ſo iſt wenigſtens der Dichter ſehr unſchuldig daran. — Und was iſt es denn nun auch mehr mit dieſem Unheil? Verdrängten jene rohen Stücke etwa unſere dramatiſchen Meiſterwerke? Was wahrhaft deutſch iſt unter jenen ſogenannten claſſiſchen Dramen, iſt nicht verdrängt worden, weil es nicht verdrängt werden konnte, und neben den mit Ungeſchick franzöſirten Tragödien und Luſtſpielen, welche damals die meiſten Bühnen einnahmen, können jene polternden Ritterſtücke immer noch mit einiger Ehre beſtehen. Bei aller großen Unbeholfenheit, mit der ſie ſich bewegen, verrathen ſie doch hie und da ein wenig deutſches Leben, aus dem mit der Zeit wohl noch etwas Beſſeres hätte werden können, oder an welches doch ſich etwas Beſſeres hätte anknüpfen laſſen, wenn nicht ſpäterhin das Familiengemälde — ein an ſich ſelbſt löblicher Gegenſtand und Gegenſatz der Ritterſtücke — zu ſehr die Oberhand gewonnen hätte.

§. 16.

Es iſt ſo eben erwähnt worden, daß nunmehr auch die deutſchen Bühnen ſich beeiferten, einige Shakſpeare'ſche Werke den Deutſchen vorzuführen. Vor allen war hier F. L. Schröder wirkſam. Dieſer Mann, den der allgemeine Ruf als einen wahrhaft großen Schauſpieler und vielſeitig thätigen Bürger nennt, hatte längſt ſchon gefühlt, welch ein geringer Raum ſeinem herrlichen Talente geöffnet ſey in den meiſten halb deutſchen und halb franzöſiſchen Stücken der frühern Zeit, in denen die Gedanken und Leidenſchaften faſt nie zur Anſchauung kommen, ſondern nur, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, hingeweint und hindeclamirt werden. Da führte ihn ein günſtiges Geſchick zu Shakſpeare's Werken, und er fand in ihnen die reichſte Welt voller Charaktere und lebendiger Gedanken und Leidenſchaften. Seine ganze Liebe wandte ſich jetzt zu dieſem Dichter, und alles, was wahrhaft groß in ſeiner eigenen mimiſchen Kunſt war, ſollte hinfort die beſte Nahrung durch ihn empfangen. Der Dichter Shakſpeare in ſeiner unendlichen Anmuth und Lieblichkeit blieb freilich auch ihm verborgen (— ſo wie Schröder überhaupt, beſonders in den letzten Lebensjahren, die ſeltſame Meinung hegte, ein Bühnenſtück ſolle gar nicht poetiſch ſeyn!! —) aber der Charakteriſtiker war ihm überaus theuer, und als ſolchen ſuchte er ihn jetzt für das deutſche Theater zu bearbeiten. Die herrliche, in ſtetem ſchönen Wechſel wogende Melodie der Sprache und der Verſe wurde dem Dichter mit Härte genommen, faſt alles, was moraliſche und äſthetiſche Kritiker für Auswuchs erklärt hatten, wie mit einem gewaltigen Gartenmeſſer weggeſchnitten, ja ſogar die Peripetie und der Ausgang der Stücke zuweilen geändert. Was nun blieb, war freilich nicht viel mehr, als Shakſpeare'ſcher Schatten; aber auch dieſe Schatten, lebendiger, als hundert und wieder hundert geſpreizte Helden der ſpätern Zeit, waren eine erfreuliche und lehrreiche Erſcheinung auf unſrer Bühne, beſonders da einige ausgezeichnete mimiſche Künſtler, und inſonderheit Schröder ſelbſt, ſich mit freudiger Liebe dem Dichter und den Darſtellungen deſſelben widmeten. Für die Bühnenkunſt der Deutſchen ging dadurch eine neue Periode an, jedes wahrhafte Talent hatte Gelegenheit, ſich zu zeigen; denn es gibt im Shakſpeare gewiſſermaßen gar keine Nebenperſonen, keine phyſiognomieloſe; alles iſt wahr und genau ausgeführt oder ſkizzirt; mit gewöhnlicher ſogenannter Routine und mechaniſcher Fertigkeit, ja auch mit wohltönender Stimme und erlernter plauſibler Declamation wird hier wenig geſchafft, denn dieſe Rollen wollen geſpielt ſeyn, geſpielt im wahren Sinne des Worts. Das fühlten Männer, wie Schröder, Fleck und andere Meiſter unſrer Bühne, gar wohl und erfreuten ſich des herrlichen Dichters, während andere ſich offen oder heimlich gegen ihn ſetzten, weil ſie wohl fühlten, daß ſie mit ihren gewöhnlichen Künſten und Künſteleien bei ihm nicht ausreichten.

§. 17.

Das größere Publicum zeigte ſich nicht unempfindlich gegen die Schönheiten des Dichters, und wir wollen nicht zu ſehr mit ihm rechten, daß es nur Schönheiten anerkannte, da es die vollſtändige Schönheit deſſelben gar nicht zu hören und zu ſehen bekam. Es ließ ſich hinreißen von ſo gewaltiger Phantaſie, erfreuete ſich einzelner Charaktere und einzelner humoriſtiſcher Gedanken, welche die ſonſt faſt böslich ſtreichende Feder hatte ſtehen laſſen. Es war gutmüthig genug, ſich gefallen zu laſſen, daß der Prinz Hamlet, obwohl er innerlich ſchon faſt geſtorben iſt, dennoch äußerlich am Leben bleibt, den Thron beſteigt und, nicht ohne vornehmen Anſtand, glücklich und weiſe zu regieren verſpricht; und es freute ſich wohl gar, wenn der Bearbeiter, viel weiſer ſeyn wollend, als der Dichter, das Schickſal Lears und Cordeliens am Schluſſe leidlich angenehm geſtaltete. Nicht minder Glück machte Macbeth und Othello; aber die Kunſt, eine Widerbellerin zu zähmen, Gleiches mit Gleichem (gleichfalls von Schröder bearbeitet), der Kaufmann von Venedig (von demſelben) und Julius Cäſar, welchen Dalberg mit großer Liebe und großer Pracht auf die Bühne brachte, wollten dem Geſchmacke nicht zuſagen.

So konnte es nicht bleiben. Ein neues Studium Shakſpeare's mußte beginnen, und hier finden wir wieder den vortrefflichen Mann, welcher als der erſte in Shakſpeare's Geiſte gedichtet hatte, unſern Goethe. Selbſt die bloße Art und Weiſe, wie er dieſes Studium einleitete, iſt ſehr merkwürdig und zeigt uns abermal den milden Dichter, der mit ſeiner höhern Anſicht nicht imponiren und noch viel weniger verſchüchtern, ſondern nur freundlich belehren und ernſt ergötzen will. Er zeigt uns im Wilhelm Meiſter einen offenen, um Bildung bemühten, ſtets lernenden jungen Mann, der, nach manchen Hin- und Her- und Irrfahrten im Gebiete des Geſchmacks, endlich in Shakſpeare's Reiche landet, und dem ſich dann in demſelben ein ſchönes Wunder nach dem andern öffnet. Der Leſer ſchließt ſich gleichſam mit Wilhelm in das einſame Cabinet, um gemeinſam den Shakſpeare zu ſtudiren, und findet entweder im Allgemeinen dieſelben Reſultate, oder doch ähnliche, wie ſich dann in den bald darauf eintretenden Geſprächen einige ſolche ergeben. Denn auf den einſamen Monolog im Studirzimmer ſoll der geſellige Verkehr und das wiſſenſchaftliche Geſpräch folgen, damit wir uns nach dem Streite deſto mehr des heiteren Sieges erfreuen. Der Dichter wählt das bekannteſte aller Shakſpeare'ſchen Werke, aber auch das am ſeltenſten mit Genauigkeit geprüfte, den Hamlet, und verſucht vor unſern Augen das kunſtreich verſchlungene Gewebe des Werkes entſtehen zu laſſen. Mit Einfachheit und Ruhe entwickelt er dann ſeine Anſicht über den vielbeſprochenen Charakter des Helden, löſet manche Verwirrung, welche früherhin von nicht wenigen platten oder einſeitig klügelnden Kritikern hineingetragen worden war; und wenn auch jener wunderbare Charakter ſelbſt hier nicht vollſtändig ergründet worden wäre, ja wenn auch, wie ſich vielleicht ſpäterhin zeigen wird, mancher Irrthum im Einzelnen hier walten ſollte, ſo haben wir jedoch manche ſeiner Wurzeln deutlich erkannt und begreifen manche ſeiner Blüthen und Blätter. Dabei dürfen wir ja auch nie vergeſſen, daß das Weſen des Menſchen und des Kunſtwerks auf dem Unendlichen ruhe, und daß wir uns nie einbilden ſollen, ein ächtes Kunſtwerk oder einen ächten menſchlichen Charakter rein auslernen zu können, obwohl wir täglich durch ihn und aus ihm lernen können und ſollen. Ein Menſch oder ein Kunſtwerk, welche wir ausgelernt hätten, würden in demſelben Augenblicke auch alles Intereſſe für uns verloren haben, wie eine Sache, mit der wir fertig geworden. Zum Glücke kann uns auch ein ſolches Mißgeſchick mit einem ächten Dichter und ächten Dichterwerke nie begegnen, da das Weſen der Kunſt und des Menſchen demſelben wehrt; wohl aber kann eine thörichte, ſich ſelbſt beſtrafende Eitelkeit ſich dergleichen einbilden, dem die Kritik, welche die Kunſt als etwas Heiliges betrachtet, ſich billig ſtets widerſetzen ſoll.

§. 18.

So hatte Goethe den Weg gezeigt, wie man in Shakſpeare eindringen ſolle; aber mehr konnte und ſollte er jetzt nicht für ihn thun. Bei der entſchiedenen Urſprünglichkeit ſeines Geiſtes und der freien Männlichkeit ſeines Genies, vermochte er gar wohl in Shakſpeare's Sinne zu dichten und als Kritiker manches von ihm zu reproduciren; aber — er konnte ihn nicht überſetzen und wollte es auch nicht. Man hat ſchon früher die Bemerkung gemacht, daß die einzelnen Stellen im Hamlet, welche Wilhelm Meiſter überſetzt, und zwar bekanntlich in Proſa, ſich nicht beſonders vor anderen auszeichnen, wobei denn doch wohl der höhere Wohllaut der Sprache überhört worden ſeyn dürfte. Allein dieſe Stellen, die ja nicht der Dichter Goethe liefert, und die er nur dem Wilhelm Meiſter für einen beſtimmten Zweck leihet, können eben ſo wenig gegen ihn entſcheiden, als die Irrthümer, mit denen er ſeinen Helden, ſelbſt in Beziehung auf Shakſpeare, ausſtattet.*) Was uns veranlaßt, an Goethe's Ueberſetzertalente in Beziehung auf Shakſpeare zu zweifeln, iſt lediglich jene obengenannte Urſprünglichkeit und Freiheit ſeines Genies, das nichts zu geben vermag, als ſich in ſeiner ganzen reichen Herrlichkeit.

---

*) So kann ich mich z. B. nicht überzeugen, daß Goethe ſelbſt in einer Bearbeitung des Hamlet am Schluſſe dem gutmüthig proſaiſchen Horatio ſollte die Krone verleihen. Wilhelm thut es.

Um als wahrhaft poetiſcher Ueberſetzer aufzutreten, bedarf es eines ganz eigenen leidend-handelnden und handelnd-leidenden Geiſtes, oder gewiſſermaßen (wie es Jean Paul nennt) weiblichen Genies. Solche ſind ſelten; doch gibt es vielleicht in Deutſchland ihrer mehrere, als in irgend einem andern Lande. Es ſind Geiſter von nur mäßiger Urſprünglichkeit, mit nicht reicher Erfindungskraft, aber mit dem Vermögen begabt, das Empfangene glücklich zurückzugeben. Sie befreunden ſich gern und ſchnell mit der Individualität anderer Dichter, und als heitere, vermittelnde Naturen knüpfen ſie gern die Vergangenheit an die Gegenwart und wiſſen das Fremde ſo in Saft und Blut zu verwandeln, daß es wie ihr eigenes wohl erobertes Eigenthum erſcheint. Sie ſind allgemein-poetiſch; deßhalb ſtimmen ſie zu jedem Ton des Schönen, erwarten aber, daß er von außen her in ihnen angeregt werde, worauf ſie ihn dann in reiner Harmonie zurücktönen laſſen.

§. 19.

Wilhelm Schlegel ſcheint der Erſte dieſer Gattung; und es iſt ihm ſehr anzurechnen, daß er mit einem Ueberſetzer-Talent, welches für alles Schöne der Erde geeignet war, nach wenigen, faſt nur zur Uebung angeſtellten, anderweitigen Verſuchen, ſich ſogleich zu dem größten und ſchwerſten Dichter wandte, weil dieſer ihm das Nothwendigſte ſchien. Wie manches Studium mußte vorhergehen, und wie ſehr bezeigten ſelbſt die frühſten

Aufſätze in den „Horen“ den hellen, jugendlich liebenden Geiſt, mit dem er in das Verſtändniß des Dichters gedrungen. Nur der Geiſt vermag Geiſter zu beſchwören; nicht aber, um ſie unfrei zu bannen, ſondern um ſie in ihrer Freiheit und Herrlichkeit zu lieben, anzuſchauen und zurückzuſtrahlen.

Schlegels Ueberſetzung des Shakſpeare iſt im Großen und Ganzen als gelungen zu betrachten, wobei wir zuvörderſt erwägen wollen, daß jede Ueberſetzung doch nur als eine Annäherung zu betrachten ſey, und daß von einer höchſt möglichen Annäherung nie geſprochen werden könne, ſo wie denn auch zweitens die einzelnen Mängel derſelben nicht in Abrede geſtellt werden dürfen, deren ſich wohl einige im Verlaufe dieſes Werkes werden berühren laſſen.

Das Publicum nahm dieſe Ueberſetzung mit großer Theilnahme und innigem Beifall auf. Es fühlte, es empfange nun den wahrhaftigen deutſch redenden Britten, es fing an zu ahnen, es habe bisher ſich nur an Shakſpeare's Schatten gelabt, und die eigentliche höhere Freude ſo wie das eigentliche höhere Studium gehe nun erſt recht an.

Deſto kälter zeigten ſich die Kritiker von Profeſſion, ja man darf wohl ſagen, daß ſie, mit Ausnahme einiger wenigen, theils Schläfrigkeit, theils Einfältigkeit, theils gänzliche Nichtsnützigkeit offenbarten, worüber Schlegel ſelbſt in einem der letztern Hefte des Athenäums ſchlimme Belege gibt. Unter andern hatte auch einer — die Anekdote iſt claſſiſch und darf nicht vergeſſen werden — geradezu und mit löblicher Offenheit erklärt, er beſitze keinen Shakſpeare, und in ſeinem ganzen Orte ſey derſelbige nicht aufzutreiben. Indeſſen erinnere er ſich aus früher Jugend her, daß der Dichter etwa ſo geklungen habe, wie ihn Schlegel habe klingen laſſen, und ſo möge denn deſſen Ueberſetzung wohl ganz gut ſeyn. Der Mann durfte ein ſolches Geſtändniß in Deutſchland wohl wagen, denn es gibt unter uns wohl nur wenige, die den Alcibiades nicht tadelten, der freilich mit einem Schulmeiſter, welcher keinen Homer hatte, ſchlimm verfuhr.

§. 20.

Wie viel Gutes jene Ueberſetzung gewirkt hat, liegt am Tage; denn in der That nähert ſie ſich wenigſtens hie und da dem Ideal einer poetiſchen Ueberſetzung, da hier ein Dichter einen Dichter überträgt. Bei manchen einzelnen Fehlern gibt ſie dennoch die Hauptſache: Geiſt, Weſen, Ton und Farbe der meiſten Stücke glücklich wieder, z. B. in Romeo die Gluth der Liebe und des Klima's, den Humor Merkutio's, und den Witz der Amme und der anderen Bedienten; im Sommernachtstraume das luftige Gewebe ſinniger Träume; im Hamlet den tiefſinnigen Ernſt, die Schauer des Nordens, den Witz einer an ſich ſelbſt verzweifelnden Reflexion, u. ſ. w. — In den ſpäteren Theilen ſcheint hie und da zu große Raſchheit gewaltet zu haben; doch iſt Falſtaff und ſeine Geſellen mit ſchöner Leichtigkeit zu deutſch redenden Leuten gemacht worden, und die liebe Mutterſprache, die den Ernſt ſo ſchön zurückzugeben wußte, hat nicht minder trefflich den ihr befreundeten Humor nachgetönt.

Wer aber ſo viel geleiſtet hat, der ſollte auch noch mehr leiſten wollen, und hier iſt denn nun ſehr zu beklagen, daß Schlegel ſeit dem Jahre 1801 bis heute nur den einzigen Richard III. geliefert hat und kaum mehr hoffen läßt, daß er die noch rückſtändigen Schauſpiele überſetzen wolle, da er ſogar hat über das Herz bringen können, bei einer ſchon ſeit mehreren Jahren nothwendig gewordenen, doch erſt 1816 erſchienenen neuen Auflage die erſten Theile ohne die mindeſte Veränderung wieder abdrucken zu laſſen. Was ihn auch ſeitdem abgehalten haben möge, und wie wichtig und nützlich das auch ſey, womit er ſich beſchäftigt; für eine fortgeſetzte und bis zum Ende durchgeführte Ueberſetzung des Shakſpeare iſt es kein Erſatz.

Indeſſen hat Schlegel, wie ſich von ſelbſt verſteht, keineswegs ſeine Liebe abgewendet, noch ſeine Hand abgezogen von dem Dichter, ſondern in ſeinem Werke über dramatiſche Kunſt und Literatur eine geiſtreiche Ueberſicht von deſſen ſämmtlichen Werken gegeben, beſonders ſchätzbar für den, der mit dem Dichter ſchon längſt vertraut iſt und bei dem Eingehen in das Detail keines Führers mehr bedarf.

§. 21.

Es haben ſeitdem einige wohlmeinende ſprachkundige und gewandte Schriftſteller die Ueberſetzung fortzuführen geſucht, und ihre Bemühungen zeigen größtentheils von ſchätzbarer Kenntniß des Dichters, ſo wie von nicht geringem Ueberſetzertalente.

In den letzten Jahren haben bekanntlich die trefflichen, mit bedeutenden Dichtergaben ausgerüſteten Philologen Voß (Vater und Söhne) ihre vereinten Kräfte der Ueberſetzung des Dichters gewidmet. Es ſind bis jetzt drei Bände derſelben erſchienen, in denen wir überall die ausgezeichnete Sprachkenntniß, ſo wie die Ausgerüſtetheit mit den beſten Hülfsmitteln anerkennen; während wir freilich — um nur namentlich des Romeo zu gedenken — genügende Lebendigkeit, Farbe und Ton nicht ſelten vermiſſen. Möge uns indeſſen dies, was uns mangelhaft erſcheint, nicht hindern, anderes Wohlgelungene, z. B. manches rein Luſtige in „Gleiches mit Gleichem," „viel Lärmen um nichts" und der „Zähmung einer Widerbellerin" dankend anzuerkennen, ſo wie nicht minder die einleitende Vorrede und manche Anmerkung als gehaltvoll und zu weiterem Nachdenken anregend zu bezeichnen.

So weit alſo wären wir, und ſo manches auch noch zurück iſt, — denn wie wäre es möglich, hier je an das Ende zu kommen? — ſo dürfen wir doch mit großem Rechte das, was wir geleiſtet haben, in Beziehung auf Shakſpeare, ungleich höher anſchlagen, als was andere Völker, ja ſelbſt was die im Druck erſchienenen Engländer für ihn gethan. Verweilen wir jetzt auf einige Augenblicke bei

Shakſpeare im Auslande.

§. 22.

Die italieniſche Literatur, ſo reich im Epos, ſo wie an lyriſchen und elegiſchen Gedichten und Sonetten, iſt bekanntlich arm, ja faſt dürftig im Drama. Wahrhaft großes romantiſches Talent finden wir in den letztern Jahrhunderten für das Drama gar nicht aufgewandt, ja es beſtand und beſteht vielleicht noch der Glaube, daß die Nachahmung antiker Formen hier allein zum Ziele führen könne; wodurch indeß, wie bekannt, nichts weiter erreicht worden iſt, als einige mit der Scheere geſchnittene und nach dem Lineal abgemeſſene kalte Sachen, an denen wir uns nunmehr wohl alle ſatt und müde geſehen und geleſen haben, vermuthlich auch die Italiener, obwohl ſie es noch nicht ſo, wie wir, gerade heraus zu ſagen pflegen. — Carlo Gozzi, mit ſeiner reichen Phantaſie und ſeinem leichten, weit über die ſubjective Satyre hinausgehenden Witz, ſo wie überhaupt mit ſeinem ſchönen, nur leider nie ganz zur Reiſe gekommenen dramatiſchen Talent, hätte für Italien ſehr wichtig werden können; allein dieſes iſt mit nichten der Fall geweſen. Man hat ihn nie ſonderlich geachtet, und nur die vortreffliche Truppe Sacchi hielt ſeine Stücke einige

Jahre aufrecht. Seitdem dieſe vom Schauplatze getreten iſt, ſind ſeine dramatiſirten Mährchen — den Berichten aller Reiſebeſchreiber zufolge — für Italien wie verſchwunden, haben aber dafür in Deutſchland eine neue bequeme Heimath gefunden, wo ihnen ſogar nicht ſelten einige Ueberſchätzung zu Theil geworden iſt. — Bei ſo bewandten Umſtänden iſt leicht zu erachten, daß Shakſpeare bei den Italienern bis jetzt faſt noch gar keine Aufnahme gefunden hat. Die Urtheile, welche von Italien her über Shakſpeare gefällt worden ſind, gelten nur der ſogenannten Oberfläche des Dichters, und auch über dieſe, wenn ja einmal von einer ſolchen die Rede ſeyn ſoll, walten manche Mißverſtändniſſe. Man ſcheint es ſelbſt zu fühlen, daß man hier mit einem Fremden zu thun habe, und urtheilt deshalb nur ſehr ſelten über ihn, was freilich nicht ſo löblich iſt, als wenn man es ganz unterlaſſen hätte.

Die **Spanier**, welche Calderon liebten, mußten Shakſpeare ohne Zweifel noch mehr lieben; doch iſt uns nicht bekannt, ob er ihnen jemals genugſam bekannt geworden iſt. Da aber ſchon in der erſten, beſonders aber in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts doch auch manche franzöſiſche Aeſthetik und unſer Kotzebue über die Pyrenäen drang, ſo können wir uns wohl vorſtellen, was für Urtheile auch in dieſem herrlichen Lande über ihn mögen an den Tag gekommen ſeyn.

§. 23.

Mit jener im Innern faſt verſteinerten Aeſthetik und mit den Dichtern bewaffnet, die ſich nach ihr gerichtet hatten, glaubten die franzöſiſchen Kritiker gegen Shakſpeare einen leichten Sieg erfechten zu können. Man machte nicht ſehr viele Umſtände mit ihm, ſtellte etwa ein paar Grundſätze aus Corneille's Vorreden auf, zeigte dann, wie oft er die Einheit des Orts und der Zeit verletze, wie manche rohe Worte in ſeinen Dramen vorkommen, und glaubte ihn geſchlagen zu haben; doch fügte man zum Ueberfluß noch einige Bonmots hinzu, die bald in Umlauf kamen und gemein genug, faſt zum Gemeingut wurden. Sie ſind ſämmtlich viel zu ſchlecht, um ſie zu wiederholen; doch darf das ſchlechteſte, „er ſey ein betrunkener Wilder," nicht verhüllt werden, da es als das vollendetſte Zeichen ſchreiender Frivolität und ſchauderhafter Antipoeſie merkwürdig genug iſt und deshalb nie vergeſſen werden ſoll. — So wie wir aber gar nicht zweifeln, daß ſelbſt in der Voltaire'ſchen Periode gar manche, nur nicht berühmt gewordene, Individuen lebten, welche den brittiſchen Dichter wenigſtens ahneten, ſo finden wir auch einen ſehr berühmten und ſehr geiſtreichen, welcher den Muth hatte, ſeine beſſere Ahnung auch auszuſprechen. Es iſt Diderot, der bekanntlich unſern William den großen Chriſtoph nannte, deſſen plötzliche lebendige Erſcheinung Voltairen ſehr erſchrecken würde. Ohne Zweifel, da bekanntlich ſchon das bloße Wort ihn in einige

Verlegenheit ſetzte. Freilich bedeutet in Diderots, des Encyclopädiſten, Munde, der große Chriſtoph nichts weiter, als einen ungeheueren Koloß; doch iſt auch das bei ihm ſchon Etwas, da er wenigſtens die berühmteren Shakſpeare'ſchen Stücke geleſen hatte und ſich vielleicht dabei an Caſſius Worte erinnerte:

Ja, er beſchreitet, Freund, die enge Welt
Wie ein Coloſſus, und wir kleinen Leute
Wir wandeln unter ſeinen Rieſenbeinen
Und ſchaun umher nach einem ſchnöden Grab.*)

Wer aber die herrliche Legende vom heiligen Chriſtoph wirklich kennt und zu Herzen genommen hat, wer ſich dabei an den ſchönen Doppelſinn des Namens Chriſtophorus erinnert, (beſonders wenn er das einfältig tiefſinnige Bild des chriſtlichen Helden von Lucas Cranach geſehen) der wird mit jener Benennung noch etwas weit Beſſeres und Schöneres verbinden und ganz wohl mit derſelben zufrieden ſeyn.

In neueren Zeiten ſcheint Shakſpeare in Frankreich mehr Eingang gefunden zu haben, und es iſt in dieſer Hinſicht für die Zukunft wohl manches zu hoffen, da in den Schriften der Frau von Stael, des St. Martin, Benjamin Conſtant, Lemercier u. ſ. w. hin und wieder ein Geiſt die Flügel regt, der wohl eine neue,

---

*) Why, man, he doth bestride the narrow world,
Like a colossus; and we petty men
Walk under his huge legs, and peep about
To find ourselves dishonourable graves.

freiere und ſchönere, Periode für die franzöſiſche Literatur, und mit ihr eine Annäherung an den ſogenannten großen Chriſtoph veranlaſſen könnte.

§. 24.

Ueber einiges, was die engliſchen Herausgeber und Commentatoren für den Dichter gethan haben, wird bei der Erläuterung der einzelnen Stücke die Rede ſeyn. Wichtiger und erfreulicher iſt es, den Blick zu werfen auf das engliſche Volk ſelbſt, das, ohne Anſpruch auf ein ſchulgelehrtes Urtheil, ſtets eine ehrfurchtsvolle Liebe für ihn bewahrt, ihm, dem edelſten Vater und Lehrer, mit ganzer Seele anhängend unwandelbar, was auch ſonſt die raſch bewegte Zeit bieten möge. Liebe aber iſt das Höchſte und Einzige, was der Dichter fordern kann; aber auch nur durch Liebe kann ein Volk die großen Poeten, welche unter ihm aufſtehen, wirklich und wahrhaftig zu den Seinigen machen.

Aber Shakſpeare iſt nicht der Dichter für ein Land, ſondern für die ganze — der Poeſie zugängliche — Erde; und er, der die tiefſten Geheimniſſe des Lebens mit kindlicher Liebenswürdigkeit zu offenbaren vermochte, ſoll endlich der Dichter aller gebildeten Menſchen werden. Wir Deutſchen haben, wie früherhin in kurzen Andeutungen gezeigt wurde, uns ein ſchönes Recht auf ihn erworben, und ſchon giebt es eine nicht kleine, wenn auch meiſtens ſtille Gemeine unter uns, die ihn den Ihrigen nennen darf. Aber wir dürfen nicht ſtehen bleiben bei dem, was gethan iſt, ſondern müſſen ſtets weiter ſchreiten, denn noch iſt gar viel zu thun übrig, ſo wie man auch wohl ſagen könnte, daß jeder, dem es möglich iſt, in dieſem Studium jemals nachzulaſſen, den Dichter nie recht gekannt habe.

Und ſo wären wir denn zu der Frage gelangt: was will gegenwärtiges Buch? Es hat zuerſt leiſe und freudig andeuten wollen, wie weit wir ſind; und wenn wir manches große Verdienſt hier nur mit kurzen Worten berührt haben, ſo geſchah dieſes, weil wir daſſelbe noch in friſchem Andenken glauben. Ich ſelbſt will auf dem guten Wege fortgehen und nach und nach beſcheiden mittheilen, — und zwar auf eine einfache, jedem Denkenden verſtändliche Weiſe — was ich über Shakſpeare den Dichter gedacht und von ihm gelernt habe. Ich accentuire dieſes Wort hier beſonders, um jede andere Forderung, die man etwa machen könnte, abzulehnen.

§. 25.

Ich erzähle nicht Shakſpeare's äußeres Leben, denn ich weiß nicht mehr davon, als was in gar manchen wohlbekannten engliſchen und deutſchen Werken darüber zu leſen iſt; aber das weiß ich, daß von den vielen Anekdoten und Vermuthungen, die dort erzählt und geäußert werden, faſt keine einzige wahr iſt. Manche mittelmäßige Menſchen, wenn ſie eine geraume Zeit ſich mit großen

Männern beſchäftigt haben, in ſo weit ihnen das möglich iſt, ſuchen mit wahrer Luſt nach Abenteuerlichkeiten, Rohheiten, oder auch wohl Sünden in deren Leben, und finden ſie nur die leiſeſten Spuren, ſo wird ihre ſonſt matte Phantaſie lebhaft genug, um ſie jenen Großen keck anzudichten. Es wird ihnen ordentlich wohl, ſobald ſie herausgebracht zu haben glauben, der Mann ſey doch auch faſt wie ihres Gleichen und habe faſt noch mehr Thörichtes und Sündhaftes begangen, als andern zahmen Mutterkindern auf dem Herzen liegt. — Aber auch ſehr gutmüthige Menſchen und ſchätzbare Autoren verfallen nicht ſelten in dieſe zu große Liebe für Anekdoten, und ſo haben wir einige hundert Male zu leſen bekommen, wie der gute William Jagdfrevel begangen, in einem ſchauerlichen Kerker geſeſſen, in London als Pferdejunge (!) aufgetreten, und ſpäterhin als Schauſpieler nicht ſonderlich geweſen ſey u. ſ. w. Faſt an allen dieſen Hiſtorien iſt wenig oder gar nichts, und was ſich bis jetzt mit einiger Sicherheit über Shakſpeare's Leben ſagen läßt, iſt von Schlegel und Voß mit Geiſt zuſammengeſtellt; weshalb ich mich allein auf dieſe zu beziehen brauche und jede Wiederholung für unnöthig erachte. Ohne Zweifel iſt indeſſen hier noch gar manches zu thun übrig, *) was unſer trefflicher Dichter, Ludwig Tieck,

---

*) Einige ausländiſche Journaliſten haben unterdeſſen, wie auch durch deutſche Zeitungen verkündet worden, die Ent-

wohl am beſten leiſten könnte, der bekanntlich ſchon vor mehr als zwanzig Jahren ein Werk über Shakſpeare verſprochen. Von ihm dürfen wir in dieſer Hinſicht hoffen, was bis jetzt noch keiner leiſtete: eine genaue Auseinanderſetzung des Verhältniſſes unſers Dichters zu der uralt-engliſchen Bühne und zu ſeiner Zeit, in Hinſicht auf die Frage, wie ſie ſein wurde.

---

deckung gemacht, S. ſey lahm geweſen, welchen ſchlimmen Umſtand ſie durch zwei Stellen aus ſeinen Sonetten beweiſen zu können glauben. Dieſe Stellen lauten:

1) So then I am not *lame*, poor, nor despis'd,
Whilst that this shadow doth such substance give, etc. (S. 37.)

2) Say that thou didst forsake me for some fault,
And I will comment upon that offence:
Speak of my *lameness* and I straight will halt;"
Against thy reasons making no defence. (S. 89.)
(S. Malone's Shakſpeare Th. X.)

Wenn alſo ein armer, poetiſch-reicher, in großartiger Wehmuth ſich ſelbſt anſchauender Jüngling in ſolchen Tönen von ſich redet, ſo ſoll man ihm auf's Wort glauben und die ſo leicht allegoriſch zu deutenden Ausdrücke wie eine trockene Zeitungsnachricht aufnehmen? Wer aber damit noch nicht zufrieden iſt, der frage ſich: Wäre ein ſolcher Uebelſtand bei S. wirklich vorhanden geweſen, würden wohl alle Zeitgenoſſen und alle ſpäteren Anekdotenliebhaber zwei Jahrhunderte lang davon geſchwiegen haben? — Ferner: S. war ja, wie jedermann weiß, ein Schauſpieler; konnte er das ſeyn, wenn er lahm war und ſich nicht, wie etwa Foote, bloß für die Poſſe beſtimmte? Könnt ihr euch denken, daß der Geiſt des alten Heldenkönigs im Hamlet (bekanntlich des Dichters Rolle) von einem Lahmen geſpielt wurde? —

§. 26.

Es iſt ferner ſehr intereſſant und wichtig, die alten Novellen, Balladen u. ſ. w. zu kennen, aus denen Shakſpeare den Stoff zu manchem ſeiner Dramen genommen, ſo wie überhaupt die Bücher alle, welche für ſein Genie irgend eine Veranlaſſung boten, ſeine dramatiſche Welt vor uns zu entfalten. Hier iſt die beſte Seite mancher engliſchen Commentatoren, und auch der fleißige, vielſeitig ſprachkundige Eſchenburg hat in dieſer Hinſicht ſich bekanntlich bedeutende Verdienſte erworben. Aber eben deshalb, weil dieſes Feld bereits ziemlich gut beſtellt iſt, thue ich gern Verzicht auf dieſe Provinz, wohl erkennend, daß mir hiezu gar manches fehlt.

Ich werde es lediglich zu thun haben mit dem inneren Weſen der Shakſpeare'ſchen Dramen: ich möchte das Leſen derſelben allen, welche denken und empfinden können und wollen, erleichtern, indem ich jene Werke einzeln durchgehe, die Idee, den Organismus und die einzelnen Charaktere zu entwickeln verſuche, mit Einem Worte: indem ich das durch den Dichter Producirte kritiſch reproducire. Ich möchte an ihm, dem größeſten Dichter, zeigen, was zu zeigen ich mich ſchon oft bemüht habe, daß die Poeſie nicht das ausſchließliche Eigenthum einiger Individuen und kein Zunftgeheimniß ſey, daß ſie der Menſchheit angehöre und in Hinſicht des reinen Genuſſes allen Menſchen angehören könne, wenn dieſe nur wahrhaftig und vollſtändig wollen, daß ſie die reine Luft ſey, in der wir athmen, der Kern des Lebens, ja das Leben ſelbſt, wie ich das bereits in der Vorrede meiner Schrift „die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart" auszuſprechen wagte.

§. 27.

Wir wollen ſtreben, daß Shakſpeare ganz der unſrige werde; doch weil dieſes Wort leicht gemisdeutet werden könnte, auch gern hinzuſetzen: daß wir ihn, wie ſich ohnehin von ſelbſt verſteht, niemandem rauben wollen, ja daß wir ſehr wünſchen, *alle* Nationen möchten ſtreben, ihn den Ihrigen nennen zu dürfen. Laſſet uns aber nicht glauben, das es bereits mit der Erkenntniß Shakſpeare's in unſerm lieben Deutſchland ſo weit gediehen ſey, als wir hoffen möchten, wenn wir die Bemühungen jener trefflichen Männer überdenken, von denen oben die Rede war.

Noch giebt es gar manche berühmte, mit mancherlei ſonſtigen gelehrten Kenntniſſen verſehene Männer unter uns, die, wenn ſie von Shakſpeare reden, faſt über glühende Kohlen zu gehen ſcheinen, obwohl die ſelbſtzufriedene Schnellfertigkeit, mit welcher Bouterwek über ihn urtheilt, *) glücklicherweiſe zu den Sel-

---

*) Da ich das einzelne Verdienſtliche in Bouterweks Literargeſchichte ſehr *gern* anerkenne, ſo ſpreche ich jenes Wort *ſehr ungern* aus. Wer es für zu hart hält, der beſtrafe

tenheiten gehört. Eine gewiſſe hypochondriſche Scheu vor dem Dichter findet ſich indeß ſelbſt bei vielen ſonſt gebildeten Menſchen noch immer häufig genug, und es iſt, als wage man ſich nicht recht an ihn, der doch, eben weil er die *höchſte* Kraft beſitzt, ſo mild und großartig heiter iſt. Das Volk im Allgemeinen ſtaunt ihn an, bewundert und belacht ihn theilweiſe, aber es kommt nur ſelten zu näherer Befreundung; denn, abgerechnet, daß überhaupt etwa nur ein Sechstel der Shakſpeare'ſchen Dramen auf deutſchen Bühnen erſcheint, ſo empfängt das Volk, wie wir bereits oben geſehen, auch dieſe faſt nie in ihrer Integrität, ſondern verkürzt, verſtümmelt oder gar voll ungehöriger Zuthaten, was ſelbſt die Kunſt der größten Schauſpieler unmöglich ganz verhüllen kann. (Hier macht vielleicht nur der einzige Kaufmann von Venedig eine Ausnahme, mit dem der Bearbeiter am ſchonendſten umgegangen iſt.)

Alle dieſe Uebelſtände, Misverhältniſſe und Misverſtändniſſe zu löſen, kann nicht das Werk eines Einzigen ſeyn; wohl aber ſoll jeder, der es eingeſehen hat, welch eine vollſtändige Welt im Shakſpeare zu finden ſey, aus reiner Liebe zur Poeſie und zu ſeinem Volke in das Mittel treten, und in ſo weit er es vermag,

---

ſich ſelbſt und leſe den Abſchnitt über Shakſpeare (Th. VII. S. 261 bis 93), und er wird kaum begreifen, wie es W. möglich war, noch 1809 dergleichen Unerſprießliches zu ſchreiben.

das Verhältniß zu Shakſpeare immer mehr öffnen und erleichtern. Er wird dabei keiner prunkenden und übervornehmen Worte vonnö'hen haben, ja er wird dergleichen ſorgfältig vermeiden; denn eben dieſe ſind es, welche ſich nicht ſelten zwiſchen den Dichter und das Volk geworfen und ein näheres Verhältniß und Verſtändniß aufgehalten haben.

Und ſo will ich denn hier dieſe kleine Einleitung ſchließen und zu den dramatiſchen Werken ſelbſt übergehen, um an jedem einzelnen zu zeigen, was wir in demſelben beſitzen.

Shakſpeare's Dramen.

Die Erde iſt überall des Herrn.
Bibliſcher Spruch.

1.

Macbeth.

§. 1.

Dieſes Drama iſt von jeher der Gegenſtand der allgemeinſten Bewunderung geweſen, und ſelbſt diejenigen Kritiker, welche in Shakſpeare faſt immer nur das ſtürmiſche Genie anerkannten, wurden von demſelben ſo hingeriſſen, daß ſie nur in einzelnen Noten ihr Misfallen an einzelnen Stellen ausſprachen. Dennoch ſcheint mir noch gar vieles zu erwägen übrig, womit hier der Anfang gemacht werde. Zuvörderſt beſitzen wir in dieſem Drama etwas, wovon ſehr häufig in das Blaue hinein geſprochen worden iſt: eine reine, einfache Schickſalstragödie, das heißt in Beziehung auf Macbeth, die Darſtellung eines Kampfes, in welchem die Freiheit, welche ſich noch nicht in ſich ſelbſt vollendet hat, untergeht und eine Beute der Nothwendigkeit wird. Daß ſie es aber wird, beweiſt keinesweges für die Uebermacht des Schickſals im Allgemeinen, ſondern lediglich die Gefahr einer in einem beſtimmten Individuum noch ungeſicherten und unvollſtändigen Freiheit, die, als ſolche, nothwendig dem Schickſale unterliegen muß. Der Dichter zeigt überall, daß Macbeth keineswegs mußte, weil das Schickſal wollte, ſondern daß er fiel, weil er ſeiner Freiheit nicht vertraute; er aber konnte ihr nicht vertrauen, weil er nicht verſtand ſie zu vollenden.

§. 2.

In dem Leben jedes bedeutenden Menſchen finden ſich überall Abgründe, aus denen ein reizender Blumenduft emporſteigt, als wären es anmuthige Thäler; wer aber dieſer Täuſchung glaubt, darf er die Schuld dem Geſchicke beimeſſen? Ueberall reizen blendende Farben und lockende Stimmen; wir können ihnen folgen, und können auch nicht, und ſo weiß auch der ächte Dichter nie von einem einſeitigen Müſſen, wohl aber von einer zur ſchönen Nothwendigkeit gewordenen Freiheit, oder von einer zur Freiheit geadelten Nothwendigkeit.

Die Nothwendigkeit, welcher Macbeth gehorcht, weil er nicht frei iſt, liegt in ſeinem eigenen Herzen, deſſen Schwäche die dunklen Mächte benutzen, um ihm den Sturz zu bereiten. Er iſt bedeutend genug, um die ganze Hölle gegen ſich aufzuregen, eine Beute, wie er, iſt gar ſehr der Mühe werth, und die Hölle als

Hölle hat vollkommen recht, wenn ſie ſich ſo eifrig um ihn bemüht.

Dieſe Macht der Hölle iſt es, die uns gleich in der erſten Scene begegnet; ein Umſtand, der eine beſondere Betrachtung verdient, indem der Dichter ſonſt immer ſeine Geiſter mit genialer Sorgſamkeit vorbereitet durch vorangehende Andeutungen, abgebrochene Erzählungen, Muſik u. ſ. w., z. B. im Hamlet, Sturm, Cäſar. Nicht alſo hier. Der Zuſchauer wird ſogleich Zeuge einiger Repräſentantinnen der hölliſchen Macht, er ſoll ſich gleich zu Anfang daran gewöhnen, daß ſie der Hebel des Drama's ſind, und wir ſollen diesmal erſt die grauſe Siegerin, die Hölle, ſehen, ehe uns der große nach und nach zu Beſiegende dargeſtellt wird.

§. 3.

Dieſer einſt zu Beſiegende tritt nun auch bald als irdiſcher Sieger in ſeiner ganzen Herrlichkeit und in dem ſchönſten Augenblicke ſeines Lebens auf, aber der ſchönſte Augenblick im Leben des Menſchen iſt oft der gefährlichſte. Macbeth erſcheint umleuchtet von dem Ruhme einer Doppelſchlacht, die er mit der Anſtrengung jeder Kraft als Sieger durchfochten hat, als Retter der Krone ſeines Königs, er erſcheint mit der Ahnung, nunmehr das zu ſeyn, was vielleicht das Schwerſte iſt zu ſeyn: der Zweite im Reich. Welch eine Miſchung von Gefühlen, welch eine erhabene, ſüßbittere, träumeriſche Trunkenheit muß jetzt in ſeiner

Seele herrſchen! Und wohl haben die hölliſchen Mächte Klugheit bewieſen, wenn ſie ſich gerade einen ſolchen Augenblick erwählen, den liſtigen Kampf mit ihm zu beginnen. Sie begrüßen ihn in feierlicher Anrede, als „Than von Glamis, Than von Cawdor und — König dereinſt.“ Wohl mußte er ſich in dieſem Augenblicke beſonders aufgelegt fühlen, Wunderbares zu vernehmen, da er eben wunderbare Thaten vollbracht hatte.

§. 4.

Wie leiſe und doch wie genau und deutlich wird hier der ſteigende Eindruck geſchildert, den das unglückliche prophetiſche Wort auf ihn macht! Zuerſt das allgemeine Intereſſe an der ſeltſamen Verkündigung in dem Anruf:

„Steht, unvollſtändige Sprecher, ſagt mir mehr!“

Dann Ueberlegung, in der er eine Möglichkeit findet, daß die erſten beiden Prophezeiungen wohl erfüllt werden können, wodurch er ſich gleichſam mit dem Teufel in eine Art von Unterhandlung einläßt; dann, als nun wirklich die Erfüllung der erſten Worte genau geprüft und unbezweifelbar vorhanden iſt, und unerſchreckt durch Banquo’s Frage: „Was? kann der Teufel wahr ſprechen?“ vernehmen wir ſchon das vor ſich hingehauchte Wort: „Glamis und Than von Cawdor; das Größeſte iſt noch zurück.“ Immer mehr ſucht er die finſteren und grell leuchtenden Gedanken bei ſich ſelbſt zu ordnen; aber dieſes hinſtarrende Klügeln macht natürlich Aufſehen bei den Umſtehenden, und da er erinnert wird, fühlt er wohl, daß es nicht erlaubt ſey, ſo zerſtreut zu ſeyn, und daß es vollends hier Verdacht erregen könne. Deshalb nimmt er, der überkühne Held, ſeine Zuflucht zu der feigſten Sünde, zur Lüge, indem er erklärt, daß er an die Vergangenheit gedacht habe. Es iſt das freilich nur eine unſcheinbare Lüge, und doch eine ſehr bedeutende; denn es war ja gerade die Zukunft, die ihn beſchäftigte. Nicht minder wichtig iſt der Troſt, mit dem er ſeine früheren Klügeleien abbricht:

„Komme, was kommen mag! Zeit und
Stund' durchläuft den rauhſten Tag.“

Dieſer Troſt klingt ſehr männlich, auch iſt er wirklich von dem feſten Herzen eingegeben worden, das ſich, alles überſtehen zu können, zutraut. Allein in dieſem „alles“ liegt eben das Gefährliche. Die Nothwendigkeit des Wirklichen ſollen wir anerkennen, aber unſre Sünde nicht als nothwendig betrachten, auch wenn ſie wirklich geworden iſt. Hier aber ſteht ſie noch bevor, und dennoch ahnet Macbeth ſchon, daß er auch ſie — beſtehen werde, da ja Zeit und Stunde wie durch die heiterſten, ſo durch den rauhſten Tag rennt. Daß hier von keiner Beſorgniß vor andern weltlichen Lebensrauhheiten die Rede iſt, verſteht ſich bei einem Helden, der eben eine Doppelſchlacht gewonnen, ganz von ſelbſt.

§. 5.

Wir lernen jetzt den König *Dunkan* kennen, wie er mit edlen und zarten Worten ſeine Dankbarkeit ausſtrömt und, wie dies wohl bei den trefflichſten Menſchen der Fall iſt, ſo recht mit Luſt und Liebe im Gefühl des Dankes *verweilt*. Es iſt bekannt, daß der Menſch von *Natur* egoiſtiſch und undankbar ſey, und es iſt der Anfang der *Bildung*, ſich zur Dankbarkeit zu *zwingen*; aber die *höhere* Gemüthsbildung allein veranlaßt die wahre Herzensluſt am Danken. Dieſes Gefühl geht bei dem Könige ſo weit, daß er an der Bruſt ſeines Retters Macbeth ſüße Thränen vergießt, an der Bruſt, die ſchon eine Ahnung von Mordgedanken in ſich hegt. Aber die Rührung wird nicht zur Weichlichkeit; denn fühlend, daß er ihr nahe ſey, unterbricht er ſie ſelbſt, indem er ein zartes Wort über ſeine eigenen Thränen hinzuſetzt, wodurch er, ohne die Anmuth zu verlieren, die Würde behauptet. Endlich lädt er ſich ſelbſt, im frohen Gefühle des glücklichen Tages, bei dem geliebten Freunde ein; denn nicht zufrieden, ihn mit Ehrenſtellen zu überhäufen, will er jetzt ihm auch das ſichtbarſte Zeichen geben, daß er ihn von Herzen liebe. Er will mit ihm aus *einem* Becher trinken und in ſeinem Hauſe das Nachtlager nehmen.

Was Macbeth erwidert, verräth bei allem äußern guten Schein eine gewiſſe Peinlichkeit; für Dunkans Zartheit hat er in dieſem Augenblicke keinen Sinn, er iſt zerſtreut und nimmt ſeine Antwort aus dem Vorrath von Redensarten, deren ſich der gebildete Mann ohne Gefahr, verkannt zu werden, in der großen Welt bedienen kann, da ſie für die meiſten Fälle obenhin paſſen. An eine wahre Rührung iſt nicht zu denken, denn die ganze Peinlichkeit der zweiten Stelle im Reich drängt ſich ihm ſichtbar auf. Was hilft ihm aller Dank des Königs in Wort und Thaten? was helfen ihm ſelbſt die Freudenthränen zärtlicher Freundſchaft, die dieſer an ſeinem Halſe weint, wenn er gleich darauf hören muß, daß eben dieſer zärtliche Mann, als König, ſeinen älteſten Sohn Malcolm zum künftigen Erben ſeines Reiches beſtimmt und ihn für's erſte zum Prinzen von Cumberland ernennt? — Das alles verſtand ſich freilich ganz von ſelbſt, und auch unausgeſprochen war alles ſo vorauszuſehen; aber dies Ausſprechen muß ihn dennoch tief verletzen und die ganze große Kluft, die noch immer zwiſchen ihm und dem Throne liegt, ihm grell vor das Auge bringen. Darum erreicht eben des Königs Liebe ſein Herz nicht, und finſtere Gedanken fahren fort ihn zu beunruhigen.

§. 6.

Dennoch würde -- es iſt nicht zu bezweifeln — Macbeth Herr der böſen Neigung geworden ſeyn, denn das Streben nach äußerer Ehre iſt bei ihm doch wohl einem höhern Gedanken unterworfen, wäre nicht ihm ſeine Gattin als übermächtiger böſer Engel erſchienen. — Hier aber waltet bei allen früheren Auslegern großer Irrthum und ein Verkennen des herrlichen Verdienſtes unſers Dichters. Wie man es gewöhnlich vorſtellt, iſt die Lady nichts weiter, als das Maximum des Ehrgeizes, die, um eine Krone zu erwerben, ſich jedes, auch des gräßlichſten Mittels bedient. So iſt es freilich, ja noch mehr, dürfen wir ſagen: ſie würde die eine Hälfte der Erde in Flammen aufgehen laſſen, um den Thron der andern zu erlangen. Aber — und hier liegt die Tiefe der Charakteriſtik — nicht für ſich allein, ſondern für ihn, den geliebten Gatten. Sie iſt ein weiblicher Tiger, der die Menſchen alle, die ihm hemmend begegnen, zerfleiſchen könnte, die aber ihren Gatten, der, im Vergleich mit ihr, ein ſanfter, faſt ein wenig zur Schwermuth geneigter Löwe iſt, mit wirklicher Liebe umfaßt. Bei ihm aber iſt vollends jene Neigung groß und gewaltig und verbunden mit allen Wurzeln und Adern ſeines Lebens, und geht deshalb bis zur Schwäche. Das Verhältniß beider furchtbaren Eheleute iſt nicht ohne eine gewiſſe rührende Leidenſchaftlichkeit; ja durch dieſe allein tritt die Lady erſt in das Leben hinein, da ſie ſonſt faſt phyſiognomielos und nur wie der Begriff des ungeheuerſten Laſters daſtehen würde. Ehrgeiz ohne Liebe iſt kalt, franzöſiſch-tragiſch und unfähig, bedeutendes Intereſſe zu erwecken. — Hier nun iſt jene Liebe noch rührender, da ſie im ehelichen Verhältniſſe waltet; und wohl bedurfte es eines ſolchen Gegengewichts für die ungeheuren Frevel, welche von dieſem Ehepaare begangen werden, um ſie doch immer als *Menſchen*, welche untergehen, nicht aber als vollendete Teufel erſcheinen zu laſſen.

§. 7.

Beweiſe für dieſe zärtliche Neigung giebt das ganze Stück, und ſie erſcheint ſowohl in Worten als in Thaten, und gleich die erſte Begrüßung von ſeiner Seite mit dem traulichſten Wort „My dearest love“ iſt gewiß nicht ohne Bedeutung; denn es zeigt ſich überall, daß die Gattin ihm *ſey, wie er ſie nennt*. Selbſt der furchtbare Ausruf „bring mir keine Töchter“ ſpricht keinesweges gegen meine Anſicht, denn ihm ſelbſt gefällt ihr unbezwungenes (undaunted) Herz. Sie und ſich ſieht er ſchon jetzt gewiſſermaßen für Ausnahmen an, fühlend, daß nur *er* ſie lieben könne und ſie ihn allein. Aber auch die ganze vielberühmte Ueberredungsſcene entſcheidet hier. Er, der das große Wort, um deſſen willen allein (wie der verdienſtvolle, aber nicht wenig kühle S. Johnſon behauptet) Shakſpeare die Unſterblichkeit würde gewonnen haben:

„Das wag' ich alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, der iſt keiner“

ausgeſprochen und gewiß in ſeinem ganzen Umfange ausgedacht hat, er wagt dennoch, was kein Mann wagen ſoll; aber er wagt es nicht um den „güldenen Reif“ allein, er wagt es meiſtens um der Gattin willen, der er nicht widerſtehen kann, weil er ſie zu ſehr liebt.

Selbſt ihr letzter Verſuch, ihn aufzuregen, der Vorwurf der Muthloſigkeit, was würde er gewirkt haben aus dem Munde einer Ungeliebten? Mismuth, Zorn oder ein höhnend kaltes Erwähnen der eben gewonnenen Schlacht; nichts weiter. — Und wie fruchtet er hier!

§. 8.

Betrachten wir ferner die Scene, in welcher die beiden Eheleute, nachdem ſie die Krone erreicht haben, zum erſten Mal wieder allein ſtehen. Wie iſt die Lady bemüht, ihn von ſeinen trüben Phantaſieen abzuwenden, und wie erkennt er dieſe liebende Sorgfalt, die ihn beſonders vor dem „allein ſeyn" warnt! Wahrhaft rührend erſcheint ſeine Liebe, als die Lady nach dem zweiten Verbrechen fragt, welches erſt geſchehen ſoll, in der Antwort: „Sey lieber ſchuldlos durch Unwiſſenheit, geliebtes Weib, bis du über die That jauchzen kannſt!" (Be innocent of the knowledge, dearest chuck, till thou applaud the deed!) Was kann der großartig liebende Sünder mehr thun, als neue Sünden begehn für ſie? Sie ſoll die Früchte derſelben genießen können, er will die Strafe leiden und die Gewiſſensqualen alle, die er ſtets ſchon vor der That empfindet; ſie ſoll nicht weiter ſündigen, er will es für ſie.

Betrachten wir ſodann die bald folgende große Scene: Banquo's Geiſt iſt an der Tafel erſchienen, die Unterwelt hat ihre Todten zurückgegeben, und Macbeth, der den Geiſt allein ſieht, vermag, von dem Schauder dieſes Sehens und Alleinſehens ergriffen, nun nicht mehr die Larve feſtzuhalten, die ihn bis dahin wenigſtens halb verhüllt hatte. Er ſtrömt über in heißeſter Verzweiflung, ſo daß zuletzt wohl nicht einer der Lords an der Tafel mehr zweifeln kann, daß hier ein ungeheures Verbrechen begangen worden ſey. Er muß ſich öffnen, denn gegen die Todten und den Todten gegenüber kann der Menſch nur wahr ſeyn.

§. 9.

So lange noch irgend eine Möglichkeit vorhanden ſcheint, den Ausbruch ſeines blutig zerriſſenen Herzens zu hemmen, verſucht die Lady alles, was weibliche Klugheit und Gewandtheit durch Mahnung und Tadel in einem ſolchen Falle vermag. Wie aber alles vergeblich iſt, und die Gäſte mit der alltäglichen Entſchuldigung abgefertigt worden ſind, daß den König ſein altes Uebel befallen habe, und nun das verbrecheriſch-unglückliche Paar allein iſt; jetzt, wo jede weniger liebend vornehme Frauennatur ſich in endloſen Vorwürfen würde Luſt gemacht haben, daß er ſie verrathen und unglücklich gemacht habe, jetzt hat ſie auch nicht den leiſeſten Vorwurf, ſondern ruhig anerkennend, daß doch nun einmal geſchehen ſey, was geſchehen iſt, erinnert ſie ihn nur ſanft, ihm mangle die Erquickung aller Weſen, „der Schlaf,“ und, obwohl wiſſend, daß er doch nicht werde ſchlafen können, da er ja den Schlaf gemordet hat, läßt er ſich doch wie ein halb erſchöpftes Kind von ihr abführen. — Vornehm iſt nur der, der es ſich ſelbſt oder dem geliebteſten Weſen allein gegenüber am meiſten iſt.

Möge das Wort hier nicht befremden! Es giebt ohne Zweifel nur eine einzige reinächte Vornehmheit: es iſt die, welche ein entſchieden ſittliches feſtgebildetes Gemüth auch in der äußern Erſcheinung abſpiegelt. Davon darf, wie ſich von ſelbſt verſteht, nirgends weniger die Rede ſeyn, als hier bei dieſem Ehepaar. Dennoch kann ſelbſt in dem unſeligſt verderbten Menſchen noch ein Strahl vom alten Gemüthsadel wohnen, eine einzige edle Neigung kann noch gerettet worden ſeyn, in der die letzte Spur ſeiner göttlichen Abkunft zu leſen iſt. Da wo dieſer einzelne Lichtglanz hervorbricht, — wenn auch über grauſenvolle Trümmer hinleuchtend — und dauernd ſichtbar waltet, dürfen wir es wohl auch als „vornehm“ bezeichnen, obwohl nur in untergeordnetem Sinne.

§. 10.

Bemerken wir ferner, daß die ſchauderhafte Krankheit der Lady — wie die Kammerfrau dem Arzte berichtet — erſt dann ausbricht, als Macbeth von ihr gezogen iſt ins Feld. So lange er noch um ſie iſt, ſo lange ihr noch ſein Heldenauge mit liebendem Mitleid leuchtet, vermögen ſelbſt die Qualen des empörten Gewiſſens ſie nicht völlig zu überwältigen. Aber allein mit ſich ſelbſt, vermag ſie nicht mehr zu widerſtehen, und es iſt in dieſer Beziehung ſehr bedeutend, daß ſie, nachtwandeind, auch an jenen Vorwurf der Feigheit ſich erinnert, durch den ihr Gatte mit fortgeriſſen ward. (Fie, Mylord, fie! a soldier and afear'd?)

Und nun ſehen wir ihn, umgeben von dem empörten Reich, verlaſſen von einem Vaſallen nach dem andern, wie er dennoch ſich mehr beſchäftigt mit dem Leiden ſeiner Gattin, als mit dem ihn als König bedrohenden Sturme. In einer Zeit, wo ſchon das ganze Leben und die ganze Erde gewiſſermaßen zerbrochen vor ihm liegt, — und er ſelbſt geſteht es ſich, daß er nur dieſes Leben, nur dieſe Erde noch habe — ſelbſt in dieſer Zeit hat er doch noch ein tiefes, wehmüthiges, liebendes Mitleiden mit ſeiner Gattin, und in dieſem Ton, rührend abſtechend von ſeiner in der zweiten Hälfte des Stücks faſt wie Donner rollenden Sprache, fragt er mit Aengſtlichkeit nach dem Befinden der Kranken und zeigt dann ſeine ganze Theilnahme in den Worten an den Arzt:

> Canst thou not minister to a mind diseas'd
> u. ſ. w.

Das iſt freilich nur eine trübe Betrachtung; aber es iſt das ganze Herz in derſelben; nicht befriedigend für die, welche für jede Liebeserklärung ganze Seiten voll tönender und doch wohlfeiler Jamben bedürfen; völlig genügend für den, dem das zerriſſene Herz des gefallenen Helden klar geworden. Sein Ausruf bei der Nachricht vom Tod der Königin:

> She should have dy'd hereafter u. ſ. w.,

könnte wohl nur dem kalt erſcheinen, der noch nie den Anblick der tiefen und vollendeten Verzweiflung geſehen; und das Wühlen in dem finſtern Gedanken:

to-morrow, and to-morrow, and to-morrow

zeigt deutlich den Mann, der *alles* verloren, da er die Liebe verloren, und deſſen Glaube nicht an das Jenſeits reicht, oder es zu ſehr fürchtet, um irgend eine Hoffnung an daſſelbe knüpfen zu können. Er, der ſich ſelbſt entadelte, muß den Tod fürchten.

§. 11.

Es ſchien mir nothwendig, bei dieſer höchſt ſeltſamen und rührenden Liebe des verbrecheriſchen Ehepaars ein wenig lange zu verweilen, theils weil ſie, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das eigentliche *Auge* des Stücks iſt, theils weil, wie bereits erwähnt worden, noch kein Ausleger derſelben gedacht hat. Man iſt nun einmal gewöhnt, daß, wenn ein Dichter die Liebe ſchildern will, er nur möglichſt tugendhafte Perſonen dazu wählt, worin er auch, ſobald von reiner Liebe die Rede iſt, vollkommen recht hat; daß er ihnen aber auch häufig in den Mund lege: „ich liebe Dich, Du liebſt mich, und wir lieben uns," und daß er auch andere gelegentlich ſagen laſſe, es ſey ordentlich enorm, wie ſich die Leute lieben. Ueber dergleichen ſtereotypiſche Charakterzeichnungen wird wohl noch oft genug Gelegenheit ſich finden zu reden, denn auch in der Darſtellung der Tugend und des Laſters ſind wir an jenen Mechanismus gewöhnt worden, und gerade Shakſpeare iſt's, der, von aller Manier frei, uns auch von dieſer retten kann.

Iſt uns nun dieſe Liebe klar geworden, ſo hat ſich auch über das ganze Weſen der beiden Hauptperſonen Licht verbreitet.

§. 12.

Macbeth ſteht im Anfange des Stücks ſehr herrlich und leuchtend da, eine großartige Natur, die nur von Seiten der Ehre und Liebe noch zu ſteigern, aber auch zu verletzen iſt. Nach dieſen Seiten hin richtet die Hölle ihre Waffen, denn hier nur iſt er verwundbar. Er iſt nicht ohne elegiſche Anklänge, die ſich um ſo rührender ausnehmen, da wir hier einen gewaltigen Helden vor uns haben; er ſcheut Niemanden, als ſich ſelbſt und ſein Gewiſſen, und er ſcheint jenen Luftdolch nur um deswillen auch außer ſich ſehen zu können, weil er ihn ſchon in ſich fühlt. Dennoch führt ihn der Luftdolch in Dunkans Schlafzimmer, und das Verbrechen geſchieht. Wie — darüber kein Wort, denn jene Scenen ſind von jeher die Bewunderung Aller geweſen, und die Genialität waltet hier mit einer ſo vollendet ſiegreichen Kraft, daß Niemand ihr zu widerſtehen im Stande iſt. Deſto ungleicher ſind die Urtheile ausgefallen über Macbeths pathetiſche Reden, gleich nachdem Dunkans Mord an's Tageslicht gekommen iſt. Einige Kritiker haben dieſelben als unnatürlich getadelt;

andre aber, und zwar die meiſten, haben ſie deshalb gelobt, indem Macbeth ja in dieſem Augenblicke keinen wahrhaften Schmerz empfinde und um deswillen nach prunkender Rede ſtreben müſſe. Nach meiner Ueberzeugung haben beide Theile unrecht; denn betrachten wir nur jene Reden genau, ſo finden wir in ihnen die höchſte individuelle Wahrheit und Natur. Es iſt die erſte Frevelthat, die Macbeth begangen, und ſie löſet, nach Art des tödtlichen Gifts, ſeine bis dahin ſtarke Seele aus allen ihren Fugen, und er iſt nun weich und ohnmächtig, wie ein Kind. In dieſem Zuſtand hat er noch keinen Gedanken an ſeine irdiſche Sicherheit, ſondern er verweilt (in der Nähe der Lady und allein mit ihr) am längſten bei der rührenden Idee des Schlafes, in welchem Dunkan gemordet worden iſt.

Es war, als hört' ich rufen: ſchlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unſchuldigen,
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeſchützten,
Den Schlaf, der den verworrnen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Luſt
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das friſche Bad der wundenvollen Bruſt,
Das linde Oel für jede Herzensqual,
Die beſte Speiſe an des Lebens Mahl.
(Nach Schillers Ueberſetzung.)

§. 13.

Wer ſo fühlen kann, und wer ſelbſt in dem furchtbaren Augenblicke des Ueberraſchung drohenden Klopfens an die Pforte nicht an ſeine Gefahr denkt, ſondern nur den Wunſch hat, daß dieſes Klopfen den Todten möge wieder erwecken können, der iſt zum Heuchler verdorben, und faſt möcht' ich ſagen: nur die Gewohnheit, zu leben und als Held aufrecht zu ſtehen, hält ihn in dieſem Augenblicke noch. Sie hält ihn, um ihn ſpäterhin noch tiefer ſinken zu laſſen. Jetzt aber iſt nur das entſetzliche Gefühl in ihm, ein Verbrechen begangen zu haben, durch das er ſich auf ewig mit ſich ſelbſt entzweit hat. Dieſes Gefühl ſteht dem ſehr nahe, welches er ausſpricht, als die Schreckensthat zur offenen Kunde gekommen, und es iſt ſein ſchmerzlichſter Ernſt, wenn er, mit Roſſe aus der Mordkammer zurückkommend, ausruft:

> O wär' ich eine Stunde nur
> Vor dieſem Unfall aus der Welt gegangen,
> Ich wär' geſtorben als ein Glücklicher!

Er beneidet den Todten, daß er todt ſeyn darf, und bejammert ſich, daß er in einem Leben verharren muß, welches, durch ihn ſelbſt entadelt, nunmehr wüſt und freudenleer geworden iſt. — Und doch iſt nun dieſes Leben das Einzige, was er hat: er iſt des Todes nicht würdig und fühlt das bis ans Ende.

Es iſt eine überaus widerliche Idee, daß Macbeth unmittelbar nach dem Morde ſchon wohlüberdachter Verſtellung fähig ſey und klüglich Pathos wähle, weil ihm Pathos hier am rechten Orte zu ſeyn ſcheint. So klug und — gemein iſt der Held einer ſolchen Tragödie nicht.

Auch in Beziehung auf die Lady hat der Dichter hier ſehr weiſe verfahren. Sie, die endlos kluge Sünderin, bringt es nur zu einem, doch entſcheidend klugen Wort:

> „Hilf Himmel! was? in unſerm Haus?“

und begnügt ſich hinterher mit einer Ohnmacht, die ich für ächt halte, da ihre liebliche Kraft hier zu Ende ſeyn muß.

§. 14.

Verweilen wir jetzt bei dem Opfer, welches hier gefallen iſt! Der König Dunkan iſt mit großer Freiheit und Zartheit geſchildert worden, denn ſein Gemüth ſelbſt iſt ein zartes und feines. Er iſt ein liebenswürdiger Menſch, ſanft und mild und mit regem Sinn für Liebe und Natur; aber er iſt kein Feldherr, ja überhaupt kein Kriegsmann. Darum nimmt er auch nicht Theil an der Schlacht, die um ſeine Krone geliefert wird. Es kann uns ſogar einmal begegnen, über ihn ein wenig zu lächeln, als, bei dem Bericht des blutenden Kriegers, wie nach der erſten Halbſchlacht der norwegiſche König den Rebellen zu Hülfe gekommen ſey, die Frage über ſeine Lippen geht:

> „Erſchreckte das nicht unſre tapfern Feldherren,
> Macbeth und Banquo?“

worauf dann eine ächt kriegeriſch witzige Antwort folgt. Dieſes leiſe Lächeln hat uns der Dichter nicht erlaſſen wollen, denn es iſt nicht ſtörend für die Liebe, die er uns dennoch einflößt.

Dunkan iſt kein vollendeter König, kein Heldenfürſt, *) aber er hat die ſchönſte Eigenſchaft eines ſolchen: die reine Freude am Wohlthun; und die Art, wie er wohl thut, iſt eine rein chriſtlich-königliche, zarte Weiſe. Seine Dankbarkeit iſt faſt leidenſchaftlich zu nennen, und er zeigt ſich in ihr, wenn auch weich, doch nie weichlich, und ſtets anmuthig. So heißt er denn auch in dem ganzen Stücke faſt nie anders, als der „gnadenreiche,“ ein Beiname, deſſen Wirkung nie verloren geht, ſondern hier ſtets von der höchſten Bedeutung iſt.

Selbſt Macbeth, obwohl er ohne Zweifel in kalten Stunden das unkriegeriſche Weſen des Königs nicht ganz ohne Ironie betrachtet haben mag, wagt dennoch niemals dieſem Gefühle Worte zu leihen, ſondern in ſeinem beſſern Selbſt wohnt eine ſehr richtige Anſicht und eine faſt zärtliche Liebe für den König. Er ſagt ſich ſelbſt kurz vor der That, wie ſicher Dunkan bei ihm ſeyn müſſe, er ſey ja deſſen Vaſall, Blutsfreund und Wirth. Doch alles rührt ihn noch nicht ſo, als die faſt kindlichen Tugenden dieſes Königs, der ſo ge-

---

*) Denken wir uns einmal, was daraus geworden wäre, wenn S. ihn als ſolchen geſchildert hätte! — Ein Held, von einem Helden in einer Mordkammer — geſchlachtet, — welch ein Bild!

lind regiert und ſein großes Amt ſo tadellos verwaltet habe.

§. 15.

Er verweilt bei dieſem Gedanken und ſagt ſich ſelbſt, daß gegen ſeine ſchauderhafte That ſich Dunkans Tugenden wie Cherubim mit Poſaunenzungen erheben werden, er ſieht das Mitleid, das, wie ein nacktes neugeborenes Kind [like a naked new-born babe] vom Himmel niederſteigen werde und, während es Thränen aus den Augen jedes Guten lockt, die Herzen aller zur Wuth gegen den Mörder des Unbeſchützten entflammen müſſe. Er ſagt ſich dies alles, nur eines verſchweigt er: Dunkans Alter, das ſich faſt der Greiſenzeit nähert. Dieſen einen Umſtand, völlig genügend, um auch den Löwen zu zähmen und das Lamm in Sicherheit zu ſtellen, *durfte* er jetzt ſich ſelbſt und uns nicht nennen, denn nur, wenn er dieſen einen Umſtand vergeſſen hat, kann die That als möglich gedacht werden, was ſie ſonſt kaum wäre. Wir ſollen aber über Dunkans Alter nicht in Ungewißheit bleiben, und ſo muß Macbeth ſelbſt es in einem ſchaudervoll rührenden Bilde vorſtellen. Er hat die Kämmerlinge getödtet, um ſie, des Mords verdächtig, zum ewigen Schweigen zu bringen. Mit Recht fragt Macduff, warum er ſo handle, und nun muß er, um ſich nur einigermaßen zu entſchuldigen, ein Bild von der Scene geben, die er ſo eben geſehen und veranlaßt hat. Da heißt es denn:

> Here lay Duncan,
> His silver-skin*) lac'd with his golden blood u. ſ. w.

Jetzt erſt ſteht die That vollſtändig vor unſern Augen; wir haben alles erfahren; aber alles zu rechter Zeit. Jetzt nehmen wir ſelbſt das leiſe Lächeln, das uns früherhin anwandeln konnte, zurück; denn der Greis darf allenfalls ſich entfernt halten von der Schlacht, die für ihn geliefert wird, und der Greis mag allenfalls fragen, wie er vorhin fragte: **Erſchreckte das** nicht unſre tapfern Feldherrn? u. ſ. w.

§. 16.

Eine ſehr merkwürdige Stelle findet ſich im zwölften Auftritt des erſten Acts. Dunkan hat ſich ſelbſt freundlich eingeladen zur Abendmahlzeit und zur Nachtruhe auf Macbeths Schloß, und jeder Leſer und Zuſchauer ahnet, daß er hier ſich ſelbſt ſeinen Mördern ausliefern werde. Jetzt erſcheint Dunkan, in Geſellſchaft des treuen Banquo wirklich vor dem Schloſſe, und nun drängt ſich uns die Frage auf: wie würden wohl hundert und wieder hundert europäiſche Dichter ihn jetzt reden laſſen?

---

*) Schiller hat dies höchſt wichtige Wort ganz überſehen, und ſtatt deſſen blos: „königlicher Leib.“

Die meiſten, ohne Zweifel an Frankreichs vierten Heinrich denkend: ſchwer, bedenklich, ahnungsvoll. Er hört „im ahnungsvollen Ohr der Tritte Klang, die durch die Straßen von Paris ihn ſuchen, das Geſpenſt des Meſſers fühlend, lang ehe noch der Mörder Ravaillac ſich damit bewaffnete.“ Oder, wenn man ihn auch unbedenklich ſeyn ließe, ſo würde doch wenigſtens ein Freund ihn warnen, und dieſer auf die Frage, wie er denn hier Unheil beſorgen könne, nichts weiter erwiedern dürfen, als daß eine geheime innere Stimme ſich alſo vernehmen laſſe. Es wird nicht in Abrede geſtellt, daß eine ſolche Behandlung in manchen Tragödien zweckmäßig ſeyn könne. Hier aber würde ſie den Eindruck geſtört haben; denn in dem ſtillen weichen Gemüth Dunkans und dem muthig kühnen Banquo kann keine myſtiſche Stimme walten.

Andere Dichter hätten vielleicht durch grellen Contraſt zu erfreuen gehofft und wohl gar dem Könige eine muthwillig ſcherzende Stimmung geliehen, was ſich hier ſeltſam genug würde ausgenommen haben.

Unſer Dichter hat, mäßig geſinnt und die Menſchen klar anſchauend, den rechten Punct getroffen, und überaus wohlthätig iſt, nach den erſten dunkelſchweren Scenen, das Stillleben, welches er jetzt eröffnet, um ſodann das tiefſte tragiſche Pathos darauf folgen zu laſſen.

§. 17.

Dunkan, völlig erheitert durch den Sieg ſeiner Feldherren und durch die Gnade, die er auf ſie gehäuft, fühlt ſich mit doppelter Freude und Innigkeit jetzt von den ſtillen Reizen der Natur angeſprochen, und, wie ein guter, freundlicher Menſch, äußert er ſein Wohlgefallen an der angenehmen Lage von Macbeths Schloſſe, und daß ſo erquicklich linde hier die Lüfte wehen, ſo wie er auch bald mit beredter Zierlichkeit und Galanterie der Lady begegnet, die ſchon den Dolch für ihn zurecht gelegt hat.

Auch das nächſte Todesopfer, Banquo, ſteht in heller Liebenswürdigkeit neben dem Könige. Es iſt dem tapfern Feldherrn nicht zu klein, die Neſter der häuslichen Mauerſchwalbe an den hervorragenden Frieſen und Verzahnungen des Schloſſes zu betrachten, und, wie ein ächter Freund und Kenner der Natur, macht er die ſehr richtige Bemerkung, daß, wo dieſe Vögel am liebſten ihre Wohnung aufſchlagen, die Lüfte rein und lau zu wehen pflegen.

Aber es iſt nicht blos das ſchöne Stillleben in dieſer Scene, welches, zwiſchen das Gewühl feindſeliger und verbrecheriſcher Leidenſchaften tretend, uns ſo angenehm überraſcht: es iſt die Freundlichkeit der Natur ſelbſt, die uns hier ſo bedeutend anſpricht. Sie weiß nicht um das Verbrechen, das, bis jetzt nur wühlend in der verſchwiegenen Bruſt, noch nicht zur That geworden und an das Licht gekommen iſt; noch darf ſie lächeln; doch ſpäterhin, wenn der Frevel begangen und erſchienen iſt, reißt auch ſie gleichſam aus ihren Fugen und wüthet gegen die Menſchen, die ihr reines Stillleben geſtört haben.

Aber auch noch ein Gedanke wird hier in uns angeregt: die häusliche „Mauerſchwalbe" hat mit Sicherheit ihr Neſt am Gebälke des Schloſſes gebaut; vielleicht unter den Fenſtern der Lady, vielleicht ſogar von ihr gelockt und begünſtigt. Ein alter frommer Aberglaube ſchützt das harmloſe Geſchöpf; und Dunkan, der gnadenreiche König, findet keinen Schutz, und das Schloß, über deſſen angenehme Lage er ſich gefreut, wird für ihn zur Höhle des Verraths und Mords.

§. 18.

Es iſt oben bemerkt worden, daß Macbeth noch vor der That ſich ſelbſt, mit Ausnahme eines einzigen Umſtandes, alles ſagt, was Pflicht und Gewiſſen gegen ſein Verbrechen ſagen können, und daß er ſich gewiſſermaßen das ganze qualvolle Leben ſelbſt prophezeit, das ihn erwartet. Er hat den Schlaf gemordet und ſoll nun ſelbſt nicht mehr ſchlafen. Wer kennt nicht die furchtbare Sage vom ewigen Juden, der nicht ſterben kann? Hier ſehen wir etwas Aehnliches: einen durch die tückiſchen Mächte der Finſterniß und durch ſich ſelbſt innerlich zerriſſenen Helden, der, von Furien gepeitſcht, immer wachen muß und doch die unendliche Wohlthat, des ſüßen, heiligen Schlafs ſo ganz erkennet und ſo rührend dieſe Wohlthat ſeiner eigenen lechzenden Seele vormalt. Aber der ewig Wachende geräth zuletzt in einen fieberhaften, trunkenen Zuſtand, und der Zerriſſene will zerreißen und glaubt zerreißen zu müſſen. Er glaubt zu müſſen, denn was blutig anfing mit Verrath und Mord, kann, ſo meint er, nur mit Verrath und Mord fortgeſetzt werden. Ehe ſoll der „Weltenbau zerbrechen," ehe er ferner noch „in Angſt ſein Brod eſſen" und in bangen Fieberträumen ſich „wälzen" will. Ehe aber iſt kein beſſerer Zuſtand möglich, als bis alle Feinde gefallen ſind.

Daß er in dieſer Hoffnung irre, verſteht ſich; denn ſo lange es Menſchen giebt, glaubt der Verräther ſich verrathen, und der Mörder von Mördern umgeben. Aber zuletzt will er auch zerſtören, denn ſolche Sünder, wie er einer geworden, fühlen zuletzt eine gewiſſe gräßliche Langeweile, *) die nur durch pikante Frevel zu beſchwichtigen iſt. Wie ihm dabei die Hölle ſtrafend zu Hülfe kommt, indem ſie ihn durch doppelſinnige Orakel und Erſcheinungen täuſcht, darüber bedarf es keiner Erklärung, da alle dieſe Scenen im Gedächtniſſe und in der Bewunderung eines Jeden ſind, der ſich überhaupt mit Shakſpeare beſchäftigt.

---

*) Vergl. Tacitus Schilderung der letzten Lebensjahre des Tiberius.

§. 19.

Bemerken wir ferner, daß Macbeths Sprache, die anfangs höchſt melodiſch iſt, nach der Erſcheinung von Banquo's Geiſt immer zerriſſener wird und nicht ſelten wie aus einem finſtern Kellergewölbe hervor zu kommen ſcheint. Wer ſich an den Himmel mit dem Vorwurfe wendet, daß doch ſonſt auch wohl Mord geſchehen, und daß, wenn einem „das Gehirn heraus war," der Mann geſtorben ſey, jetzt aber mit tauſend Todeswunden wieder aufſteige und die Lebenden verwirre, weshalb der „Bauch der Geier" vielleicht nur noch ein ſicheres Grabmahl ſey; der lebt nur noch mit Hülfe der hölliſchen Mächte, und er kann nicht anders, als ſich einer Sprache bedienen, die immer härter, rauher und ſcharfkantiger wird, je mehr er in ſich ſelbſt zerfällt, bis ſie zuletzt zur ärgſten Grellheit und Wüſtheit wird; z. B.:

> I'll fight, till from my bones my flesh be hack'd.
> Ich will fechten, bis mir das Fleiſch von den Knochen abgehackt iſt.

Dieſem Ausruf ſcheint der nach dem erſten Kampfe mit Macduff: I'll not fight with thee, zu widerſprechen; allein der Schein iſt leicht zu heben. Dieſer letzte Ausruf iſt nur das Reſultat des einzigen Augenblicks, in welchem Macbeth ſelbſt nicht mehr an die — Hölle glaubt; und indem auf dieſe Weiſe alle Wahrheit für ihn untergegangen, ſinkt auch für jenen Moment ſelbſt die äußerliche Ritterkraft. Aber es iſt auch nur ein

Moment, denn gleich im folgenden iſt auch die alte Gewohnheit, leiblich tapfer zu ſeyn, — das Einzige, was dem Verlorenen noch blieb — wieder bei ihm, und er fällt, wie billig, mit dem Schwert in der Hand und nach langer verzweiflungsvoller Gegenwehr.

§. 20.

Ganz anders ſteht es mit der Lady. Zu ihr haben keine trügliche Orakel geſprochen, ſie zu gewinnen, hat die Hölle keiner ſichtbaren Erſcheinung bedurft; denn in ihrer Bruſt lag ſchon der Keim zu jeglichem Verbrechen, und ſie begeht es, wenn es nur zum Ziele führt. Aber ihre Sprache iſt doch weit kühner, als ihre Thaten, obwohl ſie, als Macbeth ſich vor ſich ſelbſt, wie vor etwas Dämoniſchem, ſcheuet, genugſam Beſcheid zu wiſſen meint in ihrer eignen Bruſt, um nimmermehr ſich ſelbſt fürchten zu dürfen. Während er, der geſunkene Held, ſeine blutigen Hände betrachtend dumpf hinlallt: „Das iſt ein trauriger Anblick;" während er, wohl fühlend, daß er nie wieder beten könne, matt hinflüſtert: „Warum denn aber konnt' ich nicht Amen ſagen?" während deſſen hat ſie nur Sinn für den Drang des Moments, und ob auch alles glücklich vollführt worden ſey. Während er auf des Lebens ſchönſten Balſam, den Schlaf, für immer verzichtet und, Wehe über ſich ſelbſt rufend, alle Fluthen des Oceans nicht für hinreichend hält, das Blut von ſeiner Hand abzuwaſchen; ſagt ſie, aus der Mordkammer zurückkehrend, faſt leichtſinnig-kühl und keck: „Ein wenig Waſſer reinigt uns von dieſer That."

Und dennoch hat Shakſpeare bei der Schilderung dieſes entſetzlichen Charakters niemals vergeſſen, daß er doch einen Menſchen zeichnet. Da ihr Dunkan faſt verächtlich zu ſeyn ſcheint, ſo bietet ſich die Frage, die auch ſchon ſonſt aufgeworfen iſt, warum nicht ſie dem zaudernden Gemahl zuvorkomme und die That ſelbſt verübe; und man hat bewundernd geantwortet, daß ſie ſich ja ſelbſt darüber genau erkläre:

— — — — Hätt' es mich nicht,
Wie er ſo ſchlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt, ich hätt' es ſelbſt gethan.

Wie geſagt, das hat man ſchon früher und mit großem Recht als einen höchſt bedeutenden Zug im Gemälde bewundert, darüber aber einen nicht minder wichtigen ganz überſehen. Ihre ruchloſe, leichtſinnige Keckheit in dieſer Scene würde dennoch unnatürlich ſeyn, wenn nicht deutlich ausgedrückt wäre, ſie ſey jetzt in einem völlig krampfhaften Zuſtande. Dies zeigt ſich beſonders durch eine faſt an Gemeinheit ſtreifende, mit ihrem ſonſtigen Pathos ſehr contraſtirende, nackte und dürre Sprache, z. B. in der faſt rohen Antwort auf ſein Seufzen beim Betrachten der Hände:

A foolish thought, to say a sorry sight.

(Ein unkluger Gedanke, zu ſagen, ein trauriger Anblick) Aber noch wichtiger iſt, daß ſelbſt in dieſem Kampf und in dieſer für jetzt nur irdiſchen Angſt eine Ahnung ihrer endlos jammervollen Zukunft grell hingeworfen wird, in den Worten:

Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht ſo beſchaun. Das könnt' uns raſend machen.
(so, it will make us *mad.*)

§. 21.

Sie ſelbſt ahnet in dieſem Augenblicke wohl ſchwerlich, was ihr bevorſteht; aber der Dichter leiht ihr dieſe tragiſchen Worte, um uns einen tiefen Blick in ihre jetzige Stimmung thun zu laſſen und uns mit der tragiſchen Ahnung ihres folgenden Schickſals zu erfüllen. Darum iſt auch jene Ohnmacht, obwohl ſie ſich durch dieſelbe, weil ſie zu rechter Zeit kommt, rettet, rein natürlich. Ihr Geiſt hat ſich krampfhaft aufgeſchwungen und wagt es, jede Gewiſſensangſt abzuweiſen; aber ihr Körper gehört der Natur an und vermag ſich nicht mehr aufrecht zu halten. Auch das verkündet leiſe, was einſt ihr begegnen wird, und läßt uns einen tiefen Blick in die Anſicht des Dichters überhaupt thun.

In den nächſtfolgenden Acten hält die Lady ſich muthig aufrecht, denn die ſtete Sorge für die Erhaltung der Krone und ihres Gemahls theilt ihr Gemüth und lindert durch irdiſche Furcht gewiſſermaßen ihre höheren Qualen, bis endlich bei immer mehr hereinbrechendem Jammer keine Geiſteskraft mehr aufrecht hält, und die furchtbarſte Krankheit ſie überwältigt. Sie, die längſt in die Nacht hineinwandelte, ſoll nun auch in der Nacht umwandeln ſchlaflos und troſtlos. Jetzt ſoll auch ſie, die Mörderin, nicht mehr ſchlafen, und ihre Lippen ſelbſt, die ſich ſonſt nur zu klugen Worten öffneten, ſollen jetzt das furchtbare Geheimniß ihres Buſens entdecken. Jetzt iſt alles anders geworden, und die ganze Gräßlichkeit des begangenen Verbrechens ſieht der unſeligen Nachtwandlerin klar vor den nur geiſtig offenen Augen. Jetzt reinigt nicht mehr ein wenig Waſſer von dieſer Schuld, ſondern Arabiens Wohlgerüche alle verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr. — „Die kleine Hand!" da liegt es. Sie iſt ja beſtimmt, zu ebenen, zu heilen, zu verſöhnen; und ſie hat gemordet; ſie iſt tief im Blut geweſen, und nun hat der Ocean nicht Waſſer genug, um ſie wieder weiß zu waſchen, und Arabien nicht Wohlgerüche genug, um ſie wieder ſüß duftend zu machen. Jetzt erkennt auch ſie, daß die „Hölle ſehr dunkel" ſey, und jetzt wird (was abermals gänzlich überſehen worden iſt) auch ſie, wie einſt ihr Gemahl, gezwungen, des Gipfels ihres Verbrechens laut zu gedenken, des Greiſenalters des gemordeten Königs: „Wer hätte denken ſollen, daß der alte Mann noch ſo viel Blut in ſich gehabt?" (Yet who would have thought the *old* man to have had so much blood in him?) *)

---

*) Der berühmte und in mancher Hinſicht verdienſtvolle Steevens weiß bei dieſen bis in das Tiefſte eindringenden Wor-

§. 22.

Wir wenden uns nunmehr zu Banquo, der ſehr tüchtig und glänzend, aber, wie billig, ohne alle Idealität neben Macbeth ſteht. Auch er flieht nicht vor den Zauberſchweſtern, ſondern horcht und forſcht begierig nach ihren wunderbar lockenden Stimmen. Aber wie iſt alles ſo anders, als bei jenem! Bei den Worten: „Heil Dir, Macbeth, der einſt König ſeyn wird!" verliert dieſer die Sprache, was Banquo wohl bemerkt und ſtatt ſeiner das Wort nimmt. Er forſcht nach ſeinem eigenen Geſchick und hört faſt noch dunklere Sprüche, an die ſich der klare ſchließt, daß er ſelbſt nicht König, aber Vater von Königen ſeyn werde. In einer ſo ſeltſamen Anregung nimmt er, wie der tüchtige Menſch oft wohl und mit gutem Erfolg thut, ſeine Zuflucht zu einem — derben Witz-Wort:

> The earth hath bubbles, as the water has,
> And these are of them.
>
> Die Erd' hat Blaſen, wie das Waſſer, und
> Die ſind davon.

und ſpäterhin, als Macbeth in Gedanken verloren daſteht, vergleicht er mit altem Scherz — der iſt ihm gerade

---

ten nichts weiter zu machen, als: eine Anmerkung, in der er ſich über zwei Wunden vernehmen läßt, welche bei Ovid und Statius gleichfalls alten Leuten geſchlagen werden. Dergleichen wohlfeile Gelehrſamkeit ſollte nicht umkommen, und es iſt faſt dankenswerth, daß er nicht noch funfzig bis ſechszig ähnliche Stellen beigefugt hat, die leicht genug aufzutreiben geweſen wären.

recht — die neue Ehre, die den Freund überraſchte, mit neuen Kleidern, die anfangs ein wenig unbequem ſitzen, und an die man ſich erſt gewöhnen muß. Dennoch bleibt auch er nicht unbewegt; er hat doch gefragt, ob der Teufel denn jemals wahr ſprechen könne; eine Frage, die immer gefährlich iſt, da die Antwort ſich längſt von ſelbſt verſteben muß; auch hat er ſpäterhin noch weiter über die Prophezeiungen nachgedacht, und der Scherz mit den Waſſerblaſen iſt ihm ſelbſt nicht hinreichend geweſen, ſein Gemüth zu beruhigen. — Das alles iſt gar menſchlich; aber es rächt ſich doch auch durch einige böſe Träume. Die Anfechtungen dienen indeſſen ſeinem edlen Gemüthe nur zum Heil, und durch reine Frömmigkeit und insonderheit durch die beſte Waffe, das Gebet, weiß er die verlockenden Stimmen alle in ſich und außer ſich zur Ruhe zu beſchwören. Es bildet einen herrlichen Gegenſatz zum Macbeth, wie er ſich zum Schlaf bereitet. Er fürchtet ſich faſt davor, obwohl Müdigkeit wie Blei auf ihm ruht, und er bittet die wohlthätigen Mächte des Himmels, die böſen Gedanken zu entfernen, denen die ſchwache menſchliche Natur im Schlafe leicht nachgiebt. Dann erſt glaubt er ſich geſchützt, und wohl darf er nach dem arbeitsvollen und ſturmbewegten Tage ſich nun zur Ruhe begeben.

§. 23.

Ueber den ganzen Mann iſt eine gewiſſe heitere Argloſigkeit ausgebreitet. Daher ſein ſchnelles Eingehen in die idylliſchen Bemerkungen des Königs, der ihn auch zu ſeinem vertrauten Ehrenboten gebraucht, welcher der gütigen Wirthin einen Diamant zum Gegengeſchenk für die gaſtliche Aufnahme überbringen muß. Seine Heiterkeit wird durch den Tod des Königs bis auf den Grund geſtört, und trübe Zweifel an Macbeths Tugend ſteigen in ihm auf; ſo wie er abermals auch mit ſich ſelbſt zu kämpfen hat. Dennoch bleibt er feſt, und wie auch die Warnungsſtimme in ihm ſprechen möge, und obwohl er Macbeth am beſten kennen ſollte, will er ihn doch nicht kennen. Seine Gedanken klagen den Freund mit Recht an; aber er gelangt nicht zu dem feſten Glauben, daß ſein tapferer Waffenbruder einen ſolchen Frevel begangen haben könne. Dafür ſpricht der Umſtand, daß er ſich nicht von ihm trennt und nicht alsbald dem fliehenden Prinzen folgt. Er nimmt die Einladung zum Gaſtmahl an und reitet nach vollendetem Geſchäft gelaſſen dahin. —

Ich habe hier noch eine kleine, doch nicht ganz unwichtige Bemerkung mitzutheilen. Shakſpeare, der alles wagte, was der Dichter wagen darf, wagt dennoch nicht — ein Pferd auf die Bühne zu bringen. Mit großem Recht; denn da, wo edle Künſtler die Weltgeſchicke darſtellen, auf den „Brettern, die die Welt bedeuten," da — ſollen Beſtien fern bleiben. In dieſer Scene war es ſogar ſchwierig, das Pferd zu vermeiden, und der Dichter hat ſeine Zuflucht zu vier faſt nüchternen Zeilen *) nehmen müſſen, um das Draußenbleiben der Thiere zu erklären. Es iſt jedoch ohne Zweifel beſſer, ein paar ſolche an ſich unbedeutende Zeilen nicht zu ſcheuen, als das Pferd auftappen zu laſſen. Hätte doch Schiller, als er ſeinen herrlichen Tell ſchrieb, an dieſe Stelle gedacht, um uns ſeinen berittenen Landvoigt zu erſparen!

Kehren wir zu Banquo zurück und fragen: Welche Worte ſind ihm zu leihen, als er fällt? Sterben ſehen müſſen wir ihn, um das Auftreten des Rachegeiſtes an der Tafel erklären zu können. Sein Tod muß bedeutſam erſcheinen und wichtig, doch nur raſch vorüberfliehend; denn ſeit wir die Vorbereitungen zu Dunkans Morde ſahen, gebührt dem zweiten Opfer nur ein minderer Raum. Darum unter allem, was gewählt werden konnte, abermals das Beſte. Banquo ſagt gelaſſen:

It will be rain to night,

und der Mörder giebt ihm den Tod mit den roh witzigen Worten:

Let it come down.

---

*) Erſter Mörder.
Die Pferde gehen um.

Dritter Mörder.
Wohl eine halbe Stunde; doch er pflegt,
Wie jedermann, von hier zum Thor des Schloſſes
Zu Fuß zu gehn.

§. 24.

Macduff, der erſte der ſchottiſchen Edelleute, iſt nur nach genaueſter Ueberlegung, oder, wie man wohl bei S. beſſer ſagt, nach genaueſter Anſchauung gezeichnet worden, und es bedarf auch der genaueren Reflexion, um ihn als ein einziges Bild aufzufaſſen. Er iſt unter den Treuen der Erſte, der den König ermordet ſieht; und der Erſte, der dem Macbeth mit einer verfänglichen Frage begegnet, die ihm dieſer nie vergeben kann. Noch am Schluß des zweiten Acts, in der Unterredung mit Roſſe, ſcheint er indeß nur halb überzeugt von Macbeths Schuld; aber **eine** Schuld iſt ihm ſchon jetzt völlig klar, die, daß Macbeth nicht gekrönt werden **durfte**, da ja Dunkans beide Söhne leben. Er wohnt deshalb der Krönung nicht bei, ſondern geht nach Fife zu ſeinem Weib und Kindern; verläßt aber auch die, da er ſich mit Macbeth ganz überworfen, und geht nach England, um dort Malcolm zu finden, den er zur Kraft aufruft, den rechtmäßigen Thron zu erwerben.

Erſt in dieſer Scene erwirbt er eine Geſtalt und Phyſiognomie, und nun erſt vermag uns ſein Schmerz über die gemordete Gattin und Kinder tief zu rühren, und um ſo tiefer, da er einen großen Theil der **Schuld** an dem Untergange ſeines Hauſes trägt. Die Art, wie ſein Schmerz ſich ausdrückt, iſt, wie bei Shakſpeare immer, der in dieſer Hinſicht vor allen andern Dichtern hervorragt, **reine** Natur.

§. 25.

Die tragiſchen Helden der franzöſiſchen Bühne zeigen faſt gar keinen natürlichen Schmerz, ſondern drücken nur in leiſen feinen Tönen aus, andeutend, daß ſie tief leiden und dies Leiden auch wohl ordentlich ausdrücken würden, wenn es ſich nur in Gegenwart von Prinzen und Prinzeſſinnen oder auch des Hofmarſchalls ziemen möchte. Die neueren Engländer behandeln den Schmerz meiſtens mit metaphyſiſcher Rede. Addiſons Cato fühlt vollends gar keinen Schmerz, ſeine Bruſt iſt ein philoſophiſcher Amboß, und leider ſehen wir, wenn er geſchlagen wird, nicht einmal ſchöne Funken auffliegen. Manche Deutſche ſind zu breit und bringen bei ſolchen Gelegenheiten wohl gar einen Paragraphen aus ihren philoſophiſchen Heften in mittelmäßige Jamben. Andere — und unter ihnen recht wackere — geben den religiöſen Troſt, der allerdings auf jeden Schmerz folgen ſoll, *augenblicklich*, wodurch abermals die Natur um ihre Rechte, wie ſie dieſelben wenigſtens bei zwei Dritteln der Menſchen zeigt, die doch nicht *immer* im reinen Aether der Religion leben, und *wir* um das bezweckte Mitleiden gebracht werden. Wie ganz anders unſer Dichter! Wir gedenken nur im Fluge des großen Wortes: „er hat keine Kinder,“ „der ſüßen Kleinen,“ „der zarten Küchlein, die der hölliſche Geier mit einem wilden Griff erwürgt hat;“ denn jeder kennt dieſe großartigen Herzenslaute, und niemand darf, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſie nachlallen an andern Orten, wo ſie nicht hingehören. Aber als eine wahrhaftige Mahnung und poetiſches Geſetz, an alle Dichter gerichtet, möchte ich folgende Stelle betrachten:

Malcolm.
Bekämpft den Schmerz als Mann!
Macduff.
Das will ich thun;
Doch will ich ihn auch fühlen, wie ein Mann.
Ich muß daran gedenken, daß das lebte,
Was mir ſo theuer war. u. ſ. w.

Setzet dieſe Worte vor hundert franzöſiſche, engliſche und deutſche Tragödien, und ſie klingen wie vernichtende Satyre; ſetzet ſie vor Egmont oder Tell, und wir freuen uns ihrer herzlich. Laſſet ſie, ihr lieben Dichter, nie wieder klingen wie Ironie, ſondern gebt uns Menſchen mit Herzen, welche bluten und heilen können! Dann dürft ihr jenes Motto nicht ſcheuen.

§. 26.

Daß Macduff flieht und Gattin und Kinder ſchutzlos läßt, weshalb ihn auch die Gattin rührend anklagt, und er noch mehr ſich ſelbſt, kann freilich faſt befremden, und es iſt unmöglich, ihn hinfort mit beſonderer Liebe zu betrachten. Dennoch vergeben wir ihm, da wir in ihm die klare Ueberzeugung ſehen, daß nur er in Malcolm den rechtmäßigen König zurückzuführen vermöge, und daß er nicht um ſeiner Sicherheit willen floh, ſondern um das Vaterland zu retten. Es iſt ſehr bedeutend, daß er den Krieg, der jetzt vorbereitet iſt, durchaus nicht als Bürgerkrieg betrachtet, daß ſein Schwert an den wenigen Mitfechtern Macbeths ſchonend vorübergeht, und daß er den Zweikampf mit ihm allein, wie einen großen Gottesgerichtskampf, ausficht, in dem er endlich Sieger bleibt. Ein ſehr ausgezeichneter Held war Macduff nicht, und ſoll es auch nicht ſeyn. Macbeth, ſo lange er noch unvergiftet war durch den blutigen Frevel und den Umgang mit der Hölle, übertraf ihn weit als Feldherr und Krieger; jetzt aber, in ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt geſchwächt, ſinkt er vor ihm, glücklich genug, doch wenigſtens durch den zu fallen, der jetzt der Erſte iſt im Heer.

§. 27.

Aber, möchte man fragen, wäre der Mord der Lady Macduff und ihres Kindes nicht zu erlaſſen? — Ich zweifle; denn der Dichter darf ja nicht vergeſſen, was faſt überklar iſt, daß das Nothwendige auch in der That ſich zutragen müſſe. Daß aber eine ſolche Nothwendigkeit vorhanden ſey, wird für den, der Macbeths Charakter und den Moment, in welchem er die Ausrottung des ihm verhaßten Hauſes beſchließt, keines Beweiſes bedürfen. Wichtiger iſt eine zweite Frage: könnte nicht dieſer neue ungeheure Frevel wenigſtens unſerm Auge entzogen werden? Eine gewiſſe Zartheit ſpricht dafür, und Schiller muß wohl dieſer Meinung geweſen ſeyn, oder ihr doch nachgegeben haben, da er die ganze Scene unterdrückt hat. Käme dieſe Scene jetzt, wie nun einmal der herrſchende Geſchmack iſt, auf die Bühne, ſo würde ein nicht geringer Theil des Publicums im hohen Grade empört werden und in dieſem Gefühl vielleicht ſich weigern, noch weiter in die Grauen dieſer Tragödie hinein zu ſchreiten; und da man doch nicht verſchüchtern, ſondern nur leiſe und allmälig den Geſchmack erheben ſoll, ſo kann die Auslaſſung für jetzt gar wohl entſchuldigt werden. Die Scene ſelbſt ſchwebt an dem äußerſten Ende des Tragiſchen, ja ſie wird faſt zerreißend und gräßlich.

§. 28.

Wir ſehen eine ſeltſam intereſſante verlaſſene Frau, die nebſt ihrem nicht minder ſeltſamen intereſſanten Kinde über ihr Unglück ſchmerzlich witzelt. Der Gatte hat ſich fortgemacht; deſſen Freund, der Lord Roſſe, weiß nichts weiter zu ſagen, als „ſie möge Geduld haben," und er wird zuletzt ſo weich, daß er nur ſchnell fortgeht, um ſie und ſich nicht noch tiefer zu betrüben. Er gleicht faſt den zu zarten Leſern, welche die ganze ſchauerliche Scene nicht mögen, ſondern ſo ſchnell als möglich darüber hinweg zu kommen ſuchen. Dann kommt auch noch ein Bote, der geheimnißvoll ſeinen Namen verſchweigt, trübe Warnungen vorbringt, zur Flucht räth, aber auch ſogleich ſich ſelbſt auf die Flucht begiebt. So wird die arme Frau verlaſſen von Einem und wieder Einem und noch Einem, und es iſt, als werde vor unſern Augen die unbeſchützte Ritterburg immer größer und weiter und unheimlicher und öder.

Und das „arme Vöglein“ und „arme Aeffchen,“ wie die Mutter in trübem Scherz ihr Kind genannt hat, iſt ſo ganz hülflos, und hat doch noch den tüchtigen Muth, dem endlich hereintretenden Mörder, der den Vater einen Verräther ſchilt, mit einem derben, „du lügſt, verfluchter Struppkopf,“ [Thou ly'st, thou shag-ear'd villain] zu begegnen. Wir freuen uns darüber doppelt, da früherhin Mutter und Kind in ihrem ſcherzenden Jammer den Vater auch einen Verräther nannten. — Dann aber iſt es auch mit dem Kinde zu Ende, das kleine nackte Herz iſt bald zu durchbohren, und die kleine blaſſe Lippe kann nur noch der Mutter zur Flucht rathen. Die flieht denn auch; aber der Mörder ihr nach, und wir ſehen ſie — nicht mit leiblichen, aber mit geiſtigen Augen — durch die weiten Gänge der Burg laufen, bis ſie endlich athemlos umſinkt und mit allen ihren Kindern ermordet wird.

Eine Scene dieſer Art würde in hundert und wieder hundert Schauſpielen getadelt werden müſſen, ſobald nämlich dieſe Schauſpiele ſich nicht in dem Kreiſe bewegten, in welchem ſich Macbeth bewegt. Unſer Dichter ſtellt hier nämlich, wie wir geſehen haben, einen ſinkenden Halbgott dar, der, ſich ſelbſt zu entmenſchen ſtrebend, ſich nur auf den Trümmern einer durch ihn zerſtörten kleinen Welt gefällt. Iſt nun einmal ein ſolcher Plan gefaßt, ſo müſſen auch dieſe Trümmer gemalt werden, und zwar mit ihrem Blut und ihrer öden Erſtarrung.

§. 29.

Malcolm, Dunkans Sohn, gewährt einen höchſt anziehenden Anblick, inſonderheit wenn wir ihn mit dem Vater vergleichen. Wie dieſer, ſcheint er von Natur zartfühlend und offen vertraulich geweſen zu ſeyn; aber der Tod ſeines Vaters hat tief auf ihn gewirkt, und viel nachdenklicher Ernſt, ja Argwohn iſt in ſein Leben gekommen. Er verhehlt es ſelbſt nicht, daß ihm Vertrauen jetzt ſchwer werde, und nur der Umgang mit dem frommen König Eduard von England, der ihn ſo hülfreich aufgenommen, ſcheint ihn vor noch trüberer Bitterkeit geſchützt zu haben. So bereitet die Anfangsſcene des vierten Acts, in der er, um Macduffs Treue zu prüfen, ſich ſelbſt die ſchlimmſten Fehler andichtet, einen wahrhaft tragiſchen Eindruck, der in die ſüßeſte Rührung übergeht, als er endlich ſich zeigt in ſeiner Reinheit, wie er iſt. Nur ein ſolcher Fürſt, an lange Leiden und zur chriſtlichen Geduld und Beharrlichkeit gewöhnt, kann dem unglücklichen Lande wieder aufhelfen. Ein kriegeriſch geſinnter, nach äußerer Ehre ſtrebender wäre hier ganz am unrechten Orte. Auch ſind wir viel zu ſehr an Macbeths frühere Heldenkraft gewöhnt, als daß nicht ein neuer Held, wenn er jetzt aufträte, die Vergleichung zu ſcheuen hätte. So aber kann von einer ſolchen ſtörenden Vergleichung gar nicht die Rede ſeyn, denn Malcolm will nichts weiter ſeyn, als ein rettender, liebevoller Vater.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß jene Scene zu

Anfang des vierten Acts faſt wörtlich aus der Chronik geſchöpft worden iſt; allein des Dichters Verdienſt iſt darum nicht geringer, denn nur der ächte Dichter entſagt da eigener Erfindung, wo die Geſchichte bereits als Kern, oder, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, durch ſich ſelbſt erklärt und verklärt erſcheint.

§. 30.

Beide Seiwards, Vater und Sohn, dürfen in dem ohnehin ſchon ſo inhaltſchweren Drama keinen großen Raum einnehmen; aber ſie erfüllen den, der ihnen gegeben werden durfte, auf eine beziehungsreiche Weiſe. Sie ſtehen einfach und hell dem verwickelten, dunkelſchweren Macbeth gegenüber. Sie ſind Engländer, und der vaterländiſche Dichter hat nicht verſäumt, ſie als ſolche von dem verwandten Volke genau ſcheidend, aufzuführen, ohne indeſſen, wie dies bei ſeiner reichen, ächten Humanität ſich vorausſetzen ließ, den Schotten das mindeſte Unrecht zu thun. Den jungen Seiward führt der friſche Muth dem Macbeth ſelbſt entgegen, und es iſt faſt, als kämpfe hier das erſte Frühroth mit der noch laſtenden Grabesnacht. Zum letzten Male noch ſiegt die Nacht, um gleich darauf für immer zu weichen. Der fromme Heldenſinn des alten Vaters, der ſich früherhin ſchon in ſchöner Einfalt zeigte, beweiſt ſich bei der Nachricht von dem Tode des lieben Jünglings noch einmal auf die erfreulichſte Weiſe. Zuerſt ſpricht das tief getroffene Vaterherz nichts weiter, als: „So iſt er todt?“ dann der Krieger: „Hat er die Wunden vorn?“ dann der Chriſt: „Nun, Gottes Krieger ſey er!

Hätt' ich ſo viele Söhn', als Haar' ich habe,
Ich wünſchte keinem einen ſchönern Tod.
Dies ſey ſein Grablied.“

Wohl dürfen wir in dieſem einfachſten Ausſpruch eines gediegenen Gemüthes den ſchönen Gegenſatz zu dem früheren Stillleben finden, welches Dunkans Unterredung mit Banquo vor Macbeths Schloſſe hervorrief; und wie dieſes rührend ergriff und bewegte, ſo gewährt uns hier der Tod des Jünglings und der ſtille Muth des Vaters bei dem Verluſte eine reine, umfaſſende Beruhigung.

Und welch ein tragiſcher Gegenſatz: dieſer reine Sterbensmuth zu dem durch eigne Schuld faſt lebebang und doch ſo lebenselend und peinlich todfürchtend gewordenen Macbeth!

§. 31.

Von den ſchottiſchen Lords, deren im Original außer Macduff noch fünf ſind, iſt hier nichts weiter zu ſagen nöthig, als daß eine genauere Charakteriſtik, als die vom Dichter gegebene, läſtig ſeyn würde; doch iſt Roſſe's Weichheit nicht überflüſſig. Wer den blutenden König geſehen, von gerechtem Argwohn nicht frei geblieben iſt, und ſich dennoch dem Uſurpator hat ergeben können, der hat ſich ſchon mit ſich ſelbſt überworfen und an der eigenen Kraft gezweifelt. Er iſt mürbe geworden, und nur der mit einem Heer zurückkehrende Malcolm konnte ihm eine Ahnung der alten Kraft zurückgeben. — Shakſpeare's Trauerſpiele haben alle eine welthiſtoriſche Bedeutung, und ſo dient jener Zug im Gemälde nur zur vollſtändigen Wahrheit und giebt eine wichtige Lehre in Beziehung auf die ſchwankenden Gemüther, die weder recht ja noch recht nein ſagen, und in der Mitte zwiſchen beiden ſelbſt ſehr unglücklich ſind.

§. 32.

Der **Pförtner**, welcher in der Nacht, wo Dunkan gemordet wurde, das Schloß bewachte, hat gar manchem Kritiker ſehr mißfallen und iſt von allen Bearbeitern in Ungnade entlaſſen worden. Wir wollen zuvörderſt die Bemerkung machen, daß Shakſpeare ſehr häufig den Perſonen aus den ſogenannten niedern Ständen, welche er in ſeinen Dramen aufführt, eine gute Portion von derbem Witz und munterer Laune leiht, während nicht ſelten ſeine vornehmen Perſonen ſteif und trübe erſcheinen. Abgerechnet, daß hier die Erfahrung völlig auf ſeiner Seite iſt, da allerdings der Kreis, in welchem ſich der Witz bewegt, in jenen ſogenannten niedern Ständen größer ſeyn muß, ſcheint der Dichter auch mit beſonderer Liebe den armen Leuten, die ſo manches entbehren müſſen, jenen Erſatz zu gewähren. Nicht ſelten aber läßt er ihren Witz ſich ſelbſt überſpringen und mit Wohlbehagen ſich an anſtandwidrigen Gegenſtänden ergötzen, wobei abermals die Erfahrung gänzlich für ihn ſpricht. Dieſer Pförtner z. B. iſt ein derber, zum Trunk geneigter, wohlgenährter Spaßvogel, wie es ſcheint, ein wenig verwöhnt, und durch einen bequemen Halb-Müßiggang zu einer gewiſſen Gattung von Witz verführt, die freilich an ſich nicht zu billigen iſt, ihm aber doch — die Zeit vertreibt. Er gehört zu den Menſchen, die wohl wiſſen, daß theils ihre Unbedeutenheit, theils ihr komiſches Weſen ſie vor dem Zorn der Mächtigern ſchützt.

Darum läßt er auch die Lords, welche den gemordeten König — wecken wollen, erſt ein wenig klopfen; denn in dem gelinden Rauſche, in welchem er ſich befindet, gefällt es ihm, erſt noch für ſich ſelbſt einige Späße zu beendigen; und als er endlich öffnet, gelingt es ihm nicht nur, den Unwillen der Eintretenden leicht zu beſchwichtigen, ſondern er veranlaßt auch noch den einen der vornehmen Männer, in ſeine halbſchierigen Späße einzugehen. Die Wahrheit dieſer ganzen Scene wird noch durch den Umſtand erhöht, daß ja für den Pförtner eine wahre Freudenzeit vorhanden war. Sein Gebieter Macbeth iſt mit Ehrenſtellen und Gütern überhäuft worden und genießt jetzt die Ehre, ſeinen König zu bewirthen; ſo wie er, der Pförtner, den König zu bewachen. Er freut ſich über das alles, meint aber doch, — wie ja die Grafen Terzky und Illo im Wallenſtein auch zu glauben ſcheinen — wahrhaft freuen könne man ſich nur bei der Flaſche. So hat er zwei Drittheile der Nacht beim Weine zugebracht, um das letzte Drittel mit Witz nach ſeiner Weiſe auszufüllen.

§. 33.

Aber iſt dieſe Wahrheit auch eine poetiſche? Ich denke, ja; denn, um es nur mit einem Worte herauszuſagen: nur das *Wirkliche*, das heißt, das *Gemachte* iſt in ſich ſelbſt unhaltbar, und deshalb unpoetiſch; die *Wahrheit* als Ewiges iſt jeder Gattung von Poeſie nothwendig, indem etwas in ſich ſelbſt Unwahres nie poetiſch ſeyn kann. Erwägen wir ferner den Umſtand: Drinnen im Schloß wird von den Beſitzern deſſelben der gnadenreiche König gemordet, und der Hüter der Burg iſt ein luſtig betrunkener Taugenichts, der natürlich von allen den Gräueln, die im Innern des Hauſes vorgehen, nichts weiß, und eben deshalb vollkommene Urſach zu haben glaubt, luſtig zu ſeyn. Um deswillen können wir auch keinen eigentlichen Widerwillen gegen ihn empfinden, ſein Amt iſt nur, zu wachen; dieſes erfüllt er und vertreibt ſich den Schlaf durch ungraziöſen Witz; denn anmuthigen und feinen hat er nicht und kann ihn auch nicht auftreiben. Doch — möchte er auch ſchlafen, was würde es geſchadet haben? und im Gegentheil: möchte ſelbſt die ganze Leibwache des Königs *vor* dem Schloſſe gewacht haben, was hätte es geholfen? Die Mörder, die unbekannten, unenthüllbaren, ſind ja im Schloſſe, und kein Seufzer des Sterbenden dringt aus dem innern Gemache durch die feſten Mauern hindurch.

Unſer Schiller hat den ganzen ſhakſpeare'ſchen Pförtner, vom Scheitel bis zur Ferſe, getilgt und ſtatt deſſen einen völlig neuen geſchaffen. Dieſer neuangeſtellte iſt ein gar wackerer, frommer Mann, der ein Morgenlied ſingt, deſſen edle Sinnigkeit es werth machen dürfte, in die beſten Geſangbücher aufgenommen zu werden. Es iſt gar löblich von dem Mann, daß er ſich in dem Lied nicht ſtören läßt, denn

„Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis,
's iſt kein Geſchäft ſo eilig, als das Beten."

Auch der Scherz, den er ſpäterhin gegen die eintretenden Lords wendet, daß er dieſe Nacht ganz Schottland bewacht habe, iſt wohlanſtändig und loyal, ſo wie der ganze Mann. Aber wie kommt dieſer Prediger in der Wüſte hieher? Paßt er zu dem ganzen Organismus des Stückes? Scheint es nicht, als wolle bereits er die Beruhigung gewähren, welche erſt die ganze Idee des Stückes zu geben vermag? und könnte man nicht faſt ſagen, es ſey ein wenig vorlaut von ihm, daß er es wolle? Es iſt möglich, daß man dieſen Pförtner vortrefflich findet, wenn man Shakſpeare nicht kennt; haben wir aber dieſen erkannt, wie er das — Columbus-Ei zu ſtellen weiß, ſo, glaube ich, wird uns die Wahl nicht ſchwer werden. Ich ſpreche deshalb meine Ueberzeugung für den ſhakſpeare'ſchen Pförtner unumwunden aus und verſpreche im voraus die größte Aufmerkſamkeit für die Gegengründe, die etwa vorgebracht werden möchten.

§. 34.

Endlich die Hexen. — Man kann es ihnen wohl gönnen, daß ſie durch manche ſeltſame Urtheile hindurch gegangen ſind, denn ſie haben leider ein ſo zähes und beſtimmtes Leben, daß ſie in allen Prüfungen wie Salamander beſtanden. Die engliſchen Kritiker haben von ihnen Gelegenheit genommen, ihre Kenntniſſe von den magiſchen Wiſſenſchaften und ſämmtlichem Aberglauben der Vorzeit zu zeigen, wobei ſich das Glück der erleuchteten Gegenwart preiſen ließ. Sie ſind ferner gütig genug geweſen, den Dichter mit in dieſen Kreis des zu Preiſenden einzuſchließen, und haben ihn als einen klugen Mann ausgerufen, der allen Aberglauben ſeiner Zeit nicht bloß gekannt, ſondern auch für ſeine poetiſchen, philoſophiſchen und bürgerlichen Zwecke zu benutzen gewußt habe. (Auch bürgerliche, denn Shakſpeare iſt für manchen Kritiker nebenbei ein feiner Schmeichler, der des Königs Jakob Abſtammung von Banquo wohl benutzte und des dreifachen Scepters nicht vergaß, der in Jakobs faſt etwas welke Hände gefallen war.)

Einige deutſche Beurtheiler haben ſich zwar ſehr gefreut, daß Shakſpeare hier durch die Hexen das Schickſal gleichſam ſichtbar auf das Theater gebracht habe; aber mit der Zeichnung ſelbſt ſind ſie gar nicht zufrieden geweſen. Dieſer ganze Hexenchor war ihnen lange nicht — erhaben genug, denn erhaben ſollten ſie nun einmal ſeyn, erhaben und nichts als erhaben. So ſollte, meinten ſie, wenigſtens Hekate ſich vernehmen laſſen; aber auch dieſe ſpricht hier faſt ſo gemein, als ihre Schweſtern oder Töchter, denn ſie iſt hier nichts weiter als eine Hexen-Altfrau.

§. 35.

Bekanntlich war ſelbſt ein vortrefflicher deutſcher Denker und ausgezeichneter Dichter dieſer Meinung nicht ganz abhold, weßhalb er auch in ſeiner Bearbeitung des Stücks dieſe Hexen auf eine höhere Stufe zu heben verſucht hat. Sie bekleiden bei ihm, wie bekannt, faſt die Stelle der Parzen, oder, wenn man lieber will, wahrſagender Zauberinnen, welche betrügen *wollen*, und auch *nicht* betrügen *wollen*, ſie ſind mit ihrem Charakter gewiſſermaßen ſelbſt nicht im Reinen, denn ſie zeigen ſich bald ziemlich gemein, bald verſuchen ſie einige Erhabenheit und laſſen wohl gar moraliſche Sprüche ertönen. Bei der Vornehmheit, zu der ſie zuweilen den Anlauf nehmen, muß man ſich billig wundern, wie ſie doch auch wieder ſich ſo gut — obwohl bei weitem nicht ſo gut, wie bei Shakſpeare ſelbſt — auf die hölliſche Kochkunſt verſtehen und den Keſſel mit ſo fatalen Dingen, wie Froſchzehen, Otterzungen, Eidechspfoten, Ziegengall u. ſ. w. füllen mögen, um eine ächte Hexenbrühe daraus zu machen. Da ſie nun wirklich ſelbſt nicht recht wiſſen, was ſie ſind und wollen, ſo weiß es natürlich der Leſer und Zuſchauer auch nicht, ja er geräth in Verſuchung zu glauben, ſie ſeyen ſowohl dem Helden als ihm zum Poſſen aufgeſtellt; weshalb wir uns wohl an Shakſpeare ſelbſt wenden müſſen, um zu erfahren, was er eigentlich gemeint habe. Das, dünkt mich, iſt gar nicht ſchwer zu erkennen.

Wenn der Teufel, als das Princip des Böſen, nichts weiter iſt, als ein ſich ſtets wiederholendes unſeliges Nein zu allem, was poſitiv wahr, gut und ewig iſt, ſo iſt auch nothwendig alles Böſe innerlich hohl, häßlich, garſtig, ja ekelhaft. Ein erhabener Teufel (obwohl Klopſtock und Milton ihn ſo zu ſchildern verſucht haben) iſt ein Widerſpruch im Beiwort; aber einen unendlich witzigen, ungläubigen und alles Poſitive verneinenden Teufel giebt es allerdings, und zwar einen ſolchen, wie ihn uns Göthe geſchildert hat, und wie er überall in den ſündhaften Charakteren, wie ſie uns Shakſpeare aufgeſtellt, ſichtbar waltet. Eine erhabene Hexe iſt vollends ein Verſtoß gegen alle Wahrheit und wird, wider Willen des Dichters, der eine ſolche Miſchung wagte, nothwendig lächerlich werden müſſen. Die widrig häßlichen Hexen Shakſpeare's ſind aber durchaus nicht lächerlich, ſondern wahrhaft furchtbar, denn ſie zeigen gar argen Verſtand und wiſſen, wenn es darauf ankommt, auch recht wohl mit erhabneren Redensarten umzugehen, da ſie erkennen, daß nur durch ſolche auf Macbeths Gemüth mit Erfolg zu wirken iſt.

§. 36.

Zum Schluß die Frage: Wie ſollte wohl Macbeth am beſten für die Bühne bearbeitet werden? Am beſten ohne Zweifel gar nicht, ſondern treu überſetzt, wie wir denn bereits eine ſolche Ueberſetzung im Jahr 1810 von Heinrich Voß erhalten haben, die in den meiſten Partieen als gelungen betrachtet werden darf, obwohl in der Farbe der Sprache, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, noch manches zu beſſern ſeyn möchte. Da aber nun einmal ein großer Theil des Publicums noch nicht dahin gediehen iſt, den ganzen Shakſpeare in ſeiner Unverletztheit zu genießen, ſo wäre doch auf Mittel zu denken, wie man ihn, ſo wenig beraubt als möglich, dem Publicum übergeben möchte, da hier mit bloßem Seufzen über den Eigenſinn eines Theiles der Menge nichts geſchafft und geholfen wird.

Es gebe ſich nur eine Bearbeitung nie für mehr aus, als für einen Nothbehelf, der hoffentlich nach dreißig oder vierzig Jahren gänzlich überflüſſig iſt; ſey ſie nur ſo beſcheiden, als irgend möglich, und wir wollen ſie als guten Nothbehelf anerkennen. Nur rühre man ja (eine Warnung, die ſchon Wilhelm Schlegel gab) nichts Weſentliches an, denn ſonſt fällt augenblicklich das ganze Werk. Wir könnten hier mit der

Erzählung von ſolchen mißlungenen Verſuchen ganze Blätter füllen, aber es ſey genug an einer Notiz. Bürger, unſer trefflicher, wahrhafter Dichter Bürger hat, trotz der tiefen und freudigen Verehrung für Shakſpeare, in ſeiner Bearbeitung des Macbeth den ungeheuren Mißgriff begangen, den gnadenreichen König gar nicht erſcheinen zu laſſen. Der Bürgerſche Fürſt macht ſeine ganze Dankbarkeit in einem Briefe an Macbeth ab, und wir erfahren blos ſpäterhin, daß er ſich in Macbeths Schloſſe als Gaſt befindet, u. ſ. w.

§. 37.

Um Bürgern ſchnell zu vergeben, da ja ſeine Bearbeitung ohnehin faſt vergeſſen iſt, wollen wir uns erinnern, daß er die Hexenſcenen (trotz einzelner überbieten wollender Seltſamkeiten und trotz des allerdings niederſächſiſchen „Zaubergottes") doch im Ganzen vortrefflich überſetzt habe, wozu er eines Talentes bedurfte, das in der damaligen Zeit ihm ganz allein gehörte.

Der Bearbeiter des Macbeth hat es eigentlich ſehr leicht. Er tilge — ich ſage es mit Seufzen, daß er es wohl wird müſſen — die Lady Macduff ſammt ihrem Kinde; aber es iſt zu wünſchen, daß er öffentlich in den geleſenſten Blättern ſeinen Schmerz ausſpreche, daß er alſo habe verfahren müſſen, damit ja niemand glaube, er bilde ſich ein, Sh. verbeſſert zu haben. Er hemme den Pförtner ein wenig in der gänzlichen Ungenirtheit, zu welcher dieſer unmäßige, behaglich-müßiggängeriſche

Mann ſich hinneigt, komme ihm aber nicht zu ſehr an das Leben, und meine ja nicht, daß, wenn er ihn nun gehemmt, er, der Bearbeiter, zarter empfinde, als Shakſpeare, worüber er vielleicht gleichfalls in guten Intelligenz-Blättern ſich erklären könnte, um jedes Mißverſtändniß unmöglich zu machen. Hat er dann noch einige ſogenannte Grellheiten im Originalausdruck ein wenig gemildert, ſo iſt ſein ziemlich trauriges Geſchäft geendigt, und er tröſte dann ſich und Andere durch die Wiederholung des Gedankens, daß nach dreißig oder vierzig Jahren alle dergleichen Bearbeitungen nicht mehr werden nöthig ſeyn.

II.

Julius Cäſar.

§. 1.

Dieſes Werk iſt mit einer ſo großen Ruhe, Mäßigung und Sicherheit angelegt und durchgeführt worden, daß die gewöhnlichen Ausleger diesmal mit ihren gangbaren Redensarten von hinreißender Leidenſchaftlichkeit und überfeurigem Genie des Dichters nicht recht ankommen und noch viel weniger auskommen konnten. Sie merken ſelbſt, daß ein ganz eigener Geiſt in dieſem Werke walte, und daß von allen Fehlern, die ſie ſonſt dem Dichter Schuld gegeben, hier auch nicht einmal der entfernteſte Schein vorhanden ſey. Da ſie aber nie recht wiſſen, was ſie wollen, ſo halten ſie mit ihrem Lobe dennoch zurück und bedauren vielmehr, daß diesmal der Stoff des Dichters Genie gehindert habe, ſich gänzlich Luft und Bahn zu bereiten.

Welche Aufgabe hatte hier Shakſpeare? Er ſtellte dar den Untergang einer großen Natur, die aber ſchon über ihren Zenith hinaus iſt und, einem Irrthum folgend, der ſo leicht zu einem Verbrechen wird, ſich ſelbſt den Untergang bereitet. Aber aus dem Blute, welches Cäſars Wunden entſtrömt, ſproß die Freiheit nicht. Das Geſchick ſcheint ſeinen Irrthum in Schutz zu nehmen, wenn nur nicht er, ſondern — ſchlechtere Männer ihn ergreifen. Schlechtere und Schwächere, — hier ſpricht ſich die tragiſche Ironie furchtbar aus; aber die innere Welt des Menſchen iſt dennoch unantaſtbar, und niemals kann ſich ein Brutus gezwungen ſehen, unfrei zu athmen, und es iſt eben der größte Irrthum von ſeiner Seite, wenn er Cäſarmord und endlich Selbſtmord für nöthig hält, um ſich die Freiheit zu retten. Was von draußen kommt, iſt doch nur Schein und oftmals Lüge; was in uns liegt, iſt allein Wahrheit, und ſo können wir, wenn auch äußerlich beſiegt, doch als edle Sieger daſtehn. Dieſer Gedanke ſchwebt, wie mich dünkt, über dem ganzen Werke, führt uns durch alle Kämpfe in demſelben durch und entläßt uns am Schluſſe mit einem ſchönen und erhabenen Gefühl.

§. 2.

Gehen wir jetzt in das Einzelne. Der Haufe, nicht das Volk, war hier gleich anfangs zu ſchildern. Niemand kann die Idee des Volkes höher achten, als Shakſpeare; niemand aber auch den Haufen geringer; ich meine jenes müßige Geſindel, das ſich am Markte herumtreibt, jene herzloſen Gaffer, die nur Neues wollen, und was ſie geſtern vergötterten, heute in den Staub treten, wenn es nur ohne Gefahr und mit Bequemlichkeit geſchehen kann. Dieſe Menge hat ſich Sh. häufig zum Gegenſtande ſeiner Satyre gewählt, *) ja es ſcheint, als habe er das mit beſonderer Luſt gethan, theils aus gerechter Verachtung gegen dieſen Haufen, theils weil deſſen Aeußerungen (ſo betrübt auch ihre Folgen ſeyn mögen) in ſich ſelbſt häufig etwas höchſt Komiſches und Ergötzliches haben. Dem Dichter, welcher genau weiß, was er will, iſt es wohl zu gönnen, daß er diejenigen, welche das *nicht* wiſſen, mit Luſt belächle und darſtelle.

So finden wir hier gleich anfangs ein zahlreiches Geſindel, welches aus dem Werktage gern einen Feiertag macht und, wie es ſich ehemals über Pompejus gefreut hat, daß er zu einem Auflauf häufig Gelegenheit gab, wenn er prunkend durch die Straßen zog, ſo jetzt über Cäſar jubelt, der ein noch größeres Spectakel gewährt. Beſonders hervorgehoben wird ein Schuſter, der ſich im Geſpräch mit dem ungeduldig heftigen

---

*) Zum großen Verdruſſe mancher ſchwergelehrter Commentatoren trägt dieſes römiſche Volk bei Shakſpeare — *Mützen*. Man vergißt in jenem Unmuth, daß Sh. bei der Darſtellung jenes Haufens eine allgemein welthiſtoriſche Idee ausführte, und daß es ſich mit ſeiner mimiſchen Ironie am beſten verträgt, wenn die Menge Mützen ſchwingen und in die Luft werfen kann, je nachdem der Wind weht. — Ob er gewußt, wie die wahren Römer gekleidet waren, iſt mir hier ziemlich gleichgültig.

Marullus die beſte Zeit zu halbſchierigen Späßen nimmt, wodurch er ihn nur noch mehr in Eifer bringt; ſo wie überhaupt der Streit zwiſchen Einem, der durchaus keine Zeit hat, und dem Andern, der unendlich viel Zeit hat und Gott dankt, wenn er ein wenig davon los wird, ſtets etwas Ergötzliches haben muß.

Aber dieſe ganze Scene iſt bei allem Ergötzlichen auch voll tiefen tragiſchen Sinnes. Wir ſehen hier die Tribunen Flavius und Marullus in Fülle der Geſundheit und Kraft, bezeichnet mit ihrer ganzen Würde, wir hören ſie ſchelten und donnern auf das römiſche Volk, und ſchon in der zweiten Scene kann weder Flavius mehr ſchelten, noch Marullus mehr zürnende Reden halten, denn beide ſind nicht mehr! Casca erzählt uns dieſen Umſtand mit ſeinem gewöhnlichen trocknen Witz: I could tel you more news too: Marullus and Flavius, for pulling scarſs off Caesars images, are put to silence. — Das iſt die ganze Leichenrede, die den beredten Tribunen gehalten wird; denn in einer ſo furchtbaren Zeit, wo Cäſar fallen ſoll, und bald nach ihm auch Brutus und Caſſius, bleibt für das Andenken an einen Marullus und Flavius keine Zeit übrig! —

§. 3.

Es iſt hier auch wohl Raum zu der kleinen Bemerkung, daß müßiggängeriſcher Hang nicht ſelten mit der Neigung zur behaglichen Spaßmacherei verbunden iſt, ſo wie denn auch der Umſtand, daß dieſe Späße hier einem Schuſter geliehen ſind, Erwähnung verdient, da dieſes Handwerk dem Denken, Dichten, Klügeln, Scherzen, von jeher nicht ſelten zugethan war, wie die Geſchichte beweiſt.

Die Weiſe, wie ſich dieſe Menge, oder dieſes ſogenannte Volk benimmt, als Antonius dem Cäſar das königliche Stirnband anbietet, iſt ſehr richtig aufgefaßt. Es freut ſich allerdings, daß Cäſar es ausſchlägt; da er aber in Ohnmacht fällt und ſpäterhin ihnen die offene Bruſt voll Narben zeigt, ſo wird es ſinnlich zur Theilnahme erregt, und würde in dem Augenblicke gar nichts mehr dagegen haben, wenn er ſeine Stirn mit dem Diadem umflochten hätte. Seine Größe geiſtig auffaſſen kann die Menge nicht; wenn er aber die narbenvolle Bruſt entblößt und rührende Worte dazu ſpricht, dann wird es ihr klar, er ſey der große Mann und könne allenfalls auch wohl König ſeyn.

§. 4.

Dieſe Scene nun, von Casca erzählt, leitet dann die größere ſichtbare ein bei Cäſars Ermordung. Als er fällt, iſt das erſte Gefühl, welches die Menge ergreift, Furcht, und ſie flieht beſtürzt, nur an ſich ſelbſt denkend. Dann doch ein wenig ſich brüſtend und ſich vertrauend, weil ſie ja die Menge iſt, fordert ſie Rechenſchaft, und Brutus erklärt ſich dazu bereit, da dieſes Verlangen ohne Zweifel ein gerechtes iſt. Wir können annehmen, ſie ſey ſchon dadurch befriedigt. Ein ſo vornehmer Mann, wie Brutus, will Rechenſchaft ablegen, das iſt dem Haufen ſchon genug und das *Wie* faſt einerlei; nicht aber dem edlen Brutus. Er ſpricht in kurzen Blitzen, geiſtreichen Epigrammen, und zuweilen im (anticipirten) Senecaiſchen Glanzſtyl. Da iſt das Volk im Ueberſchwang befriedigt, und es bedarf einer ausdrücklichen Bitte von Seiten des Brutus, damit nur Mark Anton zum Worte komme. Sobald wir aber wiſſen, er werde wirklich zum Worte kommen, ahnen wir auch ſchon, er könne den Erfolg der früheren Rede vereiteln. Er braucht nur einen andern, etwa den aſiatiſchen Styl zu ſeiner Rede zu wählen, ſo iſt ihm ſchon geholfen und er darf auf einen guten Eindruck rechnen. Aber Antonius will nicht bloß auf eine Stunde wirken, ſondern auf Tage, und in dieſen Tagen ſollen die Römer nicht bloß ſchreien und wüthen, ſondern handeln. Haben ſie aber erſt einmal entſcheidend gegen Brutus gehandelt, dann ſind ſie *ſein* und des Octavius; und was ſie ſpäterhin noch handeln ſollen, das wird er ſelbſt und ſein mittelmäßiger Gönner anordnen.

§. 5.

Cäſars noch blutende Wunden ſind dem Volke weit rührender, als alle Reden und, was ſich faſt von ſelbſt verſteht, als alle Verdienſte ſeiner Gegner. Dennoch würden ſie wohl nur momentan rühren, wenn nicht Antonius den Commentar dazu lieferte, und zwar nicht ſelten in einem gewiſſen künſtlich pathetiſchen Styl, z. B.

„Hier ſtieß der vielgeliebte Brutus durch;
Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,
Schaut her, wie ihm das Blut des Cäſar folgte,
Als ſtürzt' es vor die Thür, um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus ſo unfreundlich klopfte."

Die Geſchichte lehrt an vielen Stellen, daß, wer den Haufen erregen will, ihm erſt etwas Grelles zeigen und dann dieſes Grelle noch greller in Worten ausſprechen muß, damit jener, der eigentlich nur verworren ſchreien kann, genau erfahre, *was* er nun zu ſchreien habe.

Deshalb darf uns auch bei dieſem Haufen der Uebergang von der Rührung zur Grauſamkeit und Tücke nicht befremden, der uns in der dritten Scene des dritten Acts gezeigt wird. Der arme Poet Cinna muß für ſeinen Namen büßen, der den Pöbel an einen der Hauptverſchworenen erinnert. Da aber dieſer Letztere nicht zu finden iſt, ſo muß der Unſchuldige leiden, und das Geſindel ergötzt ſich an dem Witz, daß er ja auch für ſeine ſchlechten Verſe zerriſſen werden könne. *)

---

*) Daß dieſer Zug hiſtoriſch wahr iſt, wiſſen wohl faſt alle Leſer, doch möchten vielleicht einige vergeſſen haben, daß dieſer Cinna keineswegs ein ſchlechter, ſondern ein höchſt talentvoller Dichter war, da zwei ſehr competente Richter, Catullus (im 93ſten Gedicht) und Ovidius (Trauergedichte II, 435) ſeiner theils mit ausgezeichnetem Lobe, theils

§. 6.

Betrachten wir jetzt die Charaktere der einzelnen Perſonen, wie ſie das Verzeichniß giebt.

Julius Cäſar. Schon oben wurde angedeutet, daß er ſich dem geiſtigen Nadir nähert. Er iſt kränklich, gereizt, geſpannt, fühlt ſich weder innerlich noch äußerlich ganz frei; immer aber bleibt ihm noch Größe genug, um ihn zum Mittelpunct des Werks zu machen. Solche Naturen, wie er, fühlen ſich nach einer Scene, wie die, wo er durch ſcheinbare Ablehnung der Krone das Volk hat rühren wollen, beſonders kalt, ja faſt erſtarrt, und ſo war es vollkommen richtig, daß er mit einer ſehr ſcharfſinnigen Bemerkung über wohlbeleibte und hagere Männer in Beziehung auf den Caſſius auftritt. Daher auch das Ausſprechen der eigenen Größe:

„— — zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne niemand, den ich eher miede,
Als dieſen hagern Caſſius.“

Vergleiche Wallenſteins Wort über Buttler:

„— — doch ein Gefühl, deß ich nicht Meiſter bin,
Furcht möcht' ich's nicht gern nennen, überſpricht
In ſeiner Nähe ſchaudernd mir die Sinne
Und hemmt der Liebe freudige Bewegung.“

ſogar als einer deckenden Autorität erwähnen. Dennoch wollen wir den Untergang ſeiner Werke nicht bedauern, da ſelbſt Ovid ihrer Ueppigkeit (!!) gedenkt.

Ganz in dieſem Tone iſt die meiſterhafte Scene mit Calpurnia und Decius. Die geliebte Gattin hat einen bedenklichen Traum gehabt, der, vereint mit den mannichfaltigen Wunderzeichen, die ſich haben blicken laſſen, ihr Gemüth in Aufruhr bringt, ſo daß ſie den Gemahl mit Bitten beſtürmt, heute nicht auf das Capitol zu gehen. Er bekämpft ihre Furcht, wie ein ächter römiſcher Held, mit ruhigen herrlichen Sentenzen:

„Mir haben ſtets Gefahren
Im Rücken nur gedroht; wenn ſie die Stirn
Des Cäſars werden ſehn, ſind ſie verſchwunden.“

Ferner:

„Der Feige ſtirbt ſchon vielmal, eh er ſtirbt,
Die Tapfern koſten einmal nur den Tod.“

Und:

„ — — — — gar wohl weiß die Gefahr,
Cäſar ſey noch gefährlicher, als ſie.“

§. 7.

Endlich aber, um nur des Gebetenwerdens überhoben zu ſeyn, giebt er auf einen Augenblick nach; aber kaum ſieht er ſich wieder einem Manne (dem Decius) gegenüber, ſo ekelt ihm vor dem Gedanken, ſich mit einer Unwahrheit, als ſey er unpäßlich, zu entſchuldigen, und nur daß er heute nicht kommen will, iſt das Einzige, was er ſagen laſſen mag. Doch giebt er auch dieſen Gedanken ſogleich auf, da Decius fröhlichere Auslegung des Traums ihm auch die beſſere ſcheint.

Mit zwei Worten wird dann das Verhältniß zu den vornehmen Römern angedeutet. Er behandelt ſie freundlich; doch ſind ſie ihm wenig. Daß er ſogar von dem Fieber des Cajus Ligarius etwas weiß, kann uns eben ſo wenig befremden, als daß Wallenſtein ſelbſt die Gemeinen vom Regiment Pappenheim bei Namen zu nennen im Stande iſt. An den Antonius, der ihm wohl der bequemſte Freund iſt, wendet er einen halben freundlichen Scherz. Sein Verhältniß zum Brutus kommt hier nicht zur Sprache. Daß wir dennoch es wiſſen, dafür hat der Dichter geſorgt; aber gerührt ſollen wir durch den Gedanken nicht werden. Daß hätte hier nur ungünſtig wirken müſſen.

Cäſar iſt wirklich groß, doch auch ſich ſtets bewußt, daß er es ſey; deshalb hört er auf liebenswürdig zu ſeyn: in dieſem Geiſte zeigt er ſich nunmehr auf dem Capitol. Er ſieht es vielleicht nicht ungern, daß Metellus vor ihm kniet, um für den verbannten Bruder zu bitten; aber er zieht es doch vor, öffentlich zu erklären, daß ihm dieſes knechtiſche Verbeugen zuwider ſey, und in der Unbeſiegbarkeit ſich gefallend, beſchleunigt er ſelbſt den Moment, der ihn aller irdiſchen Siege überhebt.

§. 8.

Octavius Cäſar. Dieſer Mann, der ſpäterhin ein erträglicher Fürſt ward, da man ihn zwang, ſeine gefährlicheren Leidenſchaften an Ketten zu legen, ſteht mit Recht hier als ein kalter, trockner, unritterlicher Jüngling. In der Unterredung mit den beiden andern Triumvirn iſt er ſtarr gegen Brutus, trotzig und käferartig keck; ja endlich, um die Unritterlichkeit zu vollenden, ungehorſam gegen den erfahrnen Oberfeldherrn Antonius, ſo daß, wie billig, auf ſeiner Seite das Treffen verloren geht. Nur Antonius kann zuletzt noch retten. Die Geſchichte ſelbſt iſt hier faſt tragiſch-bitter in dem Gedanken: der große Julius mußte fallen, damit der kleine Octavius herrſche. —

§. 9.

Antonius. Einer der ausgezeichnetſten Charaktere, die je der Dichter aufgeſtellt hat. Seine überreiche Natur gefällt ſich in dem gefährlichen Vermögen, die Extreme in Geſinnung und Handlung zu vereinigen. Er iſt raſch und bedächtig, tapfer und ſchwelgeriſch, er ſcheut den Tod nicht, häuft aber, ein Wüſtling, Genuß jeder Art auf das ſchnell vorüberfliehende Leben. So lange Cäſar lebt, iſt Antonius nur ſelten geneigt zu ſchaden, denn jenen achtet und liebt er unbedingt, ordnet ſich ihm gern unter, und iſt dadurch in eine Art von Abhängigkeit gekommen, die ihm aber Freude macht, da es der große Julius iſt, der ihn ja auch wieder liebt. Er wünſcht dem Cäſar die Krone, damit die Reibungen für immer ein Ende nehmen, und er den erſten Platz nach jenem antreten könne, der ja ohnehin mehr Lebensgenuß zu bieten und weniger

Arbeit zu verlangen ſcheint, als die erſte Stelle. Doch alle dieſe Anſichten treten zurück, ſobald Cäſar nicht mehr iſt. Er hat ſeine einzige Liebe verloren, und iſt nun im höchſten Grade gefährlich. Irgend einem andern ſichunterzuordnen, iſt ihm unmöglich; am wenigſten dieſen Verſchworenen, deren größten Theil er gering ſchätzt. Nur den Brutus achtet er in der That hoch; aber er liebt ihn nicht, denn die hohe Tugend des Mannes iſt ihm unbequem; und für den Caſſius hat er wohl kein anderes Gefühl, als das, das Cäſar gleich zu Anfange ausſpricht, obwohl er es damals noch in fröhlichen Tagen ruhig zu beſeitigen ſtrebte. Es war ihm unbehaglich, jemanden als unbehaglich zu fühlen; darum lehnte er gleichſam dieſe Empfindung von ſich ab; jetzt aber ſteht ſie unumwunden da und läßt ſich nicht beſeitigen.

§. 10.

Seine Rede an das Volk iſt zu allgemein als unübertreffbares Meiſterſtück anerkannt, als daß eine ausführliche Betrachtung hier vonnöthen wäre. Sie iſt das höchſte Muſter jener Beredſamkeit, die nichts weiter will, als die Menge bereden, dieſes aber auch bis zum äußerſten Grade erreicht. — Von wahrhaft poetiſcher Beredſamkeit iſt hier gar nicht die Rede; eine ſolche wäre hier ganz am unrechten Orte.

Als Feldherr zeigt ſich Antonius, wie bereits oben erwähnt worden, ſehr bedeutend, und wenn er, dem

Brutus und Caſſius gegenüber, auch mit Worten zürnt und wüthet (Act 5, Scene 1.), ſo iſt in dieſem Betragen eben ſein Unterſchied von einem wahrhaftigen Helden treffend gezeichnet. Immer aber bleibt er würdig genug, dem Brutus die Leichenrede zu halten; und es iſt köſtlich, wie der Dichter ihm hier die wahre nervige Beredſamkeit geliehen, da jene frühere, wie ſie ſich bei Cäſars Leiche zeigte, durch ihre äußern und unlautern Zwecke ihre Reinheit verlor. Brutus iſt todt; nun darf Antonius ihn lieben und loben, und er thut es mit Innigkeit.

§. 11.

M. Aemilius Lepidus. Die meiſten Dichter ſtellen ſich ſelbſt ein wenig beſchränkt an, wenn ſie beſchränkte Charaktere zu ſchildern haben. Sie legen gewöhnlich ſolchen Perſonen einige leicht aufzutreibende Plattituden in den Mund, laſſen auch wohl einige andere verſichern, X. ſey ein wenig dumm, oder gar den X. ſelbſt ein ſolches Geſtändniß ablegen, und meinen dann das Ihrige gethan zu haben. Nicht alſo Shakſpeare: Wir ſehen hier in Lepidus eine mittelmäßige trockene — Sache, oder, wenn dies zu hart ſcheint, ein begränztes Weſen, das ſelbſt nicht recht weiß, wie es zu ſo großen Verhältniſſen gekommen iſt, wie die ſind, in denen es ſich jetzt bewegt. Da es aber einmal ſich alſo begeben hat, ſo nimmt Lepidus ſich der Sache an, ſo gut es gehen will. Er gleicht — wie die betrübte Rede lautet — einem Eſel, der, ſo lange er Gold trägt, ein beachtungswerther Gegenſtand iſt, doch wenn es ihm abgenommen, das Intereſſe verliert. Selbſt daß er einigermaßen tapfer iſt, kann ihn nicht retten, denn dieſe Einigermaßen-Tapferkeit ſchreibt Antonius auch ſeinem — Pferde zu.

Zu einer ausführlicheren Charakteriſtik des Lepidus hatte Shakſpeare hier nicht Raum; wohl aber fand ſich ein ſolcher in dem Trauerſpiel Antonius und Cleopatra, wo er zu unſerer größten Ergötzung ausgefüllt wurde. Es iſt nämlich beſchränkten Naturen eigen, daß ſie für etwas, das nur im Zuſammenhange wichtig ſeyn kann, in ſeiner Abgeſondertheit ein ungebührliches und ſeltſames Intereſſe haben, welches außer jener Beſchränktheit auch noch die Philiſterhaftigkeit bezeichnet. So zeigt Lepidus in der genannten Tragödie ein ungemeines Streben nach genauerer Wiſſenſchaft über die — Krokodile; Antonius iſt ſo lange in Aegypten geweſen und hat die ſchönſte Gelegenheit gehabt, ſich mit jenen Thieren vertraut zu machen; deshalb ſoll er nun aber auch Rede ſtehn, mittheilen, was er weiß, und ſämmtliche Fragen beantworten, die man an ihn richtet. Antonius iſt aber leider verdrießlich und neckt den Wißbegierigen auf eine ſo arge Weiſe, daß der arme Mann es doch wohl zuletzt merken muß. Da jedoch bei dem Böſewerden nicht viel herauskommt, ſo hält er ſich lieber an den Wein, und zwar ſo eifrig, daß man endlich den Beherrſcher des dritten Theils der Welt forttragen muß.

§. 12.

Kehren wir zurück zu unſerm Schauſpiele! Cicero. Es giebt unter den auserwählteſten Genies zuweilen die Erſcheinung eines durchaus pfeilartigen Verſtandes, der immer den einzig richtigen Punct trifft, ſo daß, wenn wir denſelben getroffen ſehen, der einſtimmige Ruf erfolgen muß, das ſey nun eben wirklich der einzige Punct. Es iſt gewiß eine ſehr ſchwierige Aufgabe, ſo hoch berühmte Männer, wie z. B. Cicero, in einem dramatiſchen Werke zu ſchildern, wo ſie nur Nebenperſonen ſeyn ſollen, und ihnen nur der kleinſte Raum bewilligt werden darf. Wir verlangen mit Recht, daß der Dichter ſie dennoch in dieſer Begränzung genau charakteriſire, da er ſich einmal auf ihren Namen eingelaſſen. Wie hat nun Shakſpeare dieſe Aufgabe hier gelöſt? Caſca erzählt die Bewegung unter den Großen und im Volke, welche Antonius durch das Anbieten der Krone und Cäſars Ablehnen veranlaßt habe. Wenige Momente in der ganzen römiſchen Geſchichte erſcheinen ſo intereſſant, wie dieſer, und ſehr begreiflich iſt die Frage des Caſſius, wie ſich Cicero dabei benommen. Die Antwort, „er ſprach griechiſch," giebt uns den vollſtändigen Charakter des Cicero in drei Worten; doch verſteht es ſich, daß nur von dem Cicero in jener Zeit, der er nicht mehr gewachſen war, die Rede ſeyn kann. Er iſt nicht kraftreich genug, um entſcheidend mitzuhandeln, *ehe* der Umſchwung geſchehen; und er will kein entſcheidendes, allgemein verſtändliches Urtheil ausſprechen, um ſtets freie Hand zu behalten, wenn die Dinge ſich erſt klarer und bequemer geſtaltet haben. Es iſt weniger Furchtſamkeit, als äſthetiſche Vornehmheit in ihm; mit dem gemeinen Volke *mag* er jetzt nicht reden, und auch ſo bizarre Ritter, wie Casca, *ſollen* ihn jetzt nicht verſtehen. — Und wenn Shakſpeare ſämmtliche Werke des Cicero und alle Urtheile über ihn im Original hätte leſen und ſtudiren können, niemals, glaube ich, würde ſich ihm ein beſſeres Wort zu deſſen Charakteriſtik geboten haben, als: „er ſprach griechiſch.“

§. 13.

M. Brutus. Im Leben Shakſpeare's, zu deſſen Aufſtellung ſeine Zeitgenoſſen leider gar wenig gethan haben, findet ſich dennoch für jeden, welcher das beſte Denkmal eines Dichters, ſeine Werke, genau betrachtet, unter anderen ein ſehr entſcheidender Zug, nämlich eine unbedingte Liebe für ſeine Königin und für den darauf folgenden König, ſo wie für die gemäßigte Monarchie überhaupt. Dieſe Liebe ſcheint bei dem Dichter völlig in Saft und Blut übergegangen zu ſeyn, und wir dürfen annehmen, daß er ſich in einer Republik höchſt unbehaglich würde gefühlt haben. Aber dem Dichter darf keine bedeutende Form des Lebens unbekannt ſeyn, und er muß mit reiner Unparteilichkeit auch die Liebe und Abneigung, die ſein eigenes Gemüth keineswegs theilt, klar und kräftig zu ſchildern wiſſen. So hier im Brutus den reinen Republikanismus und die Hingebung des Lebens und jeder andern dem Herzen noch ſo theuern Neigung für dieſe Eine Staatsform, die er öffentlich und in ſich ſelbſt beſchworen hat.

Die Grundlage im Gemüth des Caſſius iſt faſt wie im Brutus; doch die Farbe, in der ſein Leben ſpielt, hat etwas Dunkleres, er weiß nichts von heiterer Tugend, und iſt um deswillen nicht ſelten in Gefahr, tief zu ſinken. Seine Seele iſt nicht frei von Bitterkeit, ja er verweilt nicht ſelten mit Luſt bei der Ausmalung der herben Gefühle, z. B. als er von Cäſars Unterſinken in der Tiber und von deſſen Krankheit in Spanien erzählt, wo der jetzige Herr der Welt wie ein krankes Mädchen gerufen habe: „Titinius, gieb mir zu trinken!“ — Ein ſolcher Charakter könnte, wie geſagt, gar leicht in eine Cascaiſche Stimmung gerathen und untergehen; doch rettet ihn ſeine unbedingte Liebe für Brutus, ohne den er nicht leben zu können, ſich ſelbſt geſtanden hat.

§. 14.

Es iſt ſchon oftmals durch frühere Ausleger zur Sprache gekommen, daß in jener berühmten Unterredung zwiſchen Brutus und Caſſius (Act IV, S. 2.)

mehr römiſcher Geiſt zu finden ſey, als in irgend einem mit römiſchen Helden erfüllten Drama; aber ich möchte doch noch mehr auf die reine Menſchlichkeit und auf die tiefe Bedeutung hindeuten, die, wie in gar manchem andern leuchtenden Punct dieſer Scene, auch in dem Umſtande zu liegen ſcheint, daß hier der ſanfte Brutus der Mächtigere und Zürnende iſt, während Caſſius, nach geringem Widerſtreben, ſein Unrecht erkennend und ſich ſelbſt nicht mehr trauend, ſo lange ein ſolcher Freund zürnt, auf die rührendſte Weiſe nachgiebt. Er, der Einzige, den Cäſar fürchtet, und der wirklich allein über Cäſars Tod entſcheidet, der den Antonius überſieht und den Octavius und Lepidus verachtet, eben der zittert hier, weil er den Freund gekränkt hat, und das ganze Leben hat ſeinen Reiz verloren, wenn dieſer Freund ihn nicht mehr lieben kann.

„— — — — — — O ich könnte
Aus meinen Augen meine Seele weinen!“

ruft er aus, und durch dieſe reine Herzensrührung gewinnt der ſonſt überſtarke Republikaner erſt die wahre Lebendigkeit, Individualität und Phyſiognomie.

Was aber bei Caſſius nur Aufwallung von Zartheit iſt, das iſt bei Brutus ſchon zu einer reinen geiſtigen Gewohnheit geworden, denn die Kraft und die Milde ſind bei ihm nicht mehr zwei neben einander hergehende Eigenſchaften, ſondern innig verbunden und Eins geworden. *) Nur die allerhöchſte Tugend ſcheint ihm genügend, wenn nicht Cäſars Tod ein ewiger Gewiſſensſchmerz für ihn werden ſoll, und nur die höchſte Anmuth und Würde, Tapferkeit und Zartheit können es möglich machen, daß wir ihn nach dem Tode jenes Helden doch mit ſtets wachſendem Intereſſe betrachten. — Ich brauche nur z. B. auf die liebende Väterlichkeit hinzudeuten, mit der er in jener Nacht, die der entſcheidenden Schlacht vorangeht, ſeinen Diener Lucius behandelt. Doch davon noch ein Wort weiter unten.

§. 15.

Es giebt für einen modernen Dichter wohl kaum eine ſchwerere Aufgabe, als -- die Helden der alten Welt, inſonderheit aber römiſche, zu ſchildern, obwohl es bei der erſten Scene leicht ſcheinen mag. Sie werden gewöhnlich mit ſo ſtarrer Kraft überladen, daß ſie faſt wie rieſige Thürme daſtehen, die ſich nicht bewegen können, oder mit dem Mantel der ſtoiſchen Philoſophie ſo tief verhüllt, daß man kaum ihr Geſicht erblicken kann. Ganz unähnlich dem ſophokleiſchen Philoktet, dürfen ſie ſich

---

*) Daß hier indeß immer nur von einer heidniſchen Tugend die Rede ſey, verſteht ſich von ſelbſt. Mit einer ſolchen vertrug ſich, außer manchen andern Irrthümern, die ſelbſt die ſhakſpeare'ſche Charakteriſtik des Brutus durchſchimmern läßt, bekanntlich auch der Selbſtmord, den wir Chriſten mit dem größten Recht für die finſterſte Sünde erklären.

auch nicht einen Schmerzenslaut erlauben, und, wie ein wandelnder Ambos, kennen ſie weder Hoffnung noch Beſorgniß, weder Lächeln noch Thränen. Das Talent zu ſterben iſt bei dieſen Pſeudo-Griechen und Römern faſt zu einer mechaniſchen Fertigkeit geworden, wobei wir die Freunde der frühern deutſchen Literatur, ſtatt vieler anderen Beiſpiele, nur auf den Codrus von Cornegk aufmerkſam machen wollen. In dieſer Tragödie hat der Dichter gänzlich vergeſſen, daß er einen griechiſchen Helden, bei dem man doch mit Recht einige Anmuth vermuthen ſollte, vor ſich habe; ja er hat die Sterbensluſt (faſt möchte ich ſagen: Sterbenswuth) des Helden den meiſten andern Perſonen des Stücks gleichfalls zugetheilt, ſo daß man ſeinen Tod unmöglich ſehr bewundern kann, weil ja alle die nämliche Neigung mit herkömmlicher Rhetorik ausſprechen. *) — Aber nicht blos Griechen und Römer haben ſich über Verzeichnung zu beklagen; auch die alten Deutſchen erſcheinen meiſtens ohne nationelle Phyſiognomie, z. B. Hermann, den der ſonſt ſehr ſchätzbare Elias Schlegel völlig wie einen in der ſenecaiſchen Schule gebildeten Römer reden läßt. — Oder er ſucht der mangelnden

---

*) Auch im Regulus des wackern Collin iſt viel mechaniſcher Heroismus und Wortprunk, der Zeit gefallend; doch dem edeln Dichter ſpäterhin gewiß ſelbſt nicht mehr, als er das herrliche Gedicht „Kaiſer Max auf der Felswand“ ſchrieb.

Lebendigkeit und Handlung durch die ungeheuerſten Lobeserhebungen abzuhelfen, welche dem Helden fünf Acte hindurch von den Freunden gebracht werden, wie z. B. in Addiſon's Cato, für welchen von der erſten Scene bis zur letzten unverdiente Lorbeerkränze gewunden werden, die früherhin auch viele deutſche Kritiker dem Stücke brachten, bis endlich Leſſing die Mittelmäßigkeit deſſelben zeigte.

§. 16.

Wir gehen weiter in unſers Shakſpeare's Schauſpiel und finden den Casca, einen mit wenigen Zügen bedeutſam aufgeſtellten Charakter. Es iſt eine kräftige, tüchtige Natur, die ſich inſonderheit in den Jahren der Jugend feurig und lebhaft verkündet hat. Aber dem weiten Gehirn wurde bald die Welt enge, es wollte ſich, was er in ſeinem Kopf und Herzen, ſo wie in manchem Dichter auf Schulen, gefunden hatte, in der wirklichen Welt nicht immer finden laſſen. Er hatte gehofft, ohne ſonderliche Mühe höchſt ausgezeichnet zu werden; es war aber nicht gelungen, und während Cäſar alles galt, und Brutus und Caſſius die allgemeine Verehrung und Liebe genoſſen, galt er für nicht mehr, als einen ziemlich guten Ritter, deren der Staat viele Tauſende hatte. Ob er ein wahrhafter Republikaner ſey, iſt ſehr zu bezweifeln; wenigſtens in Vergleich mit Brutus und Caſſius iſt er es gewiß nicht. Aber Cäſars willkürliche Gewalt haſſet er gar ſehr, ſo wie überhaupt den ganzen Mann, der ihm ſo weit über den Kopf gewachſen iſt; ein Gefühl, in das ſich auch Neid miſcht, der ihn ein wenig tückiſch macht. Selbſt ſeinen Haß in großartige Thaten übergehen zu laſſen, vermag er nicht; dazu gehört ein Höherer, an den er ſich anſchließen kann. Ehe aber dieſer gefunden iſt, geräth er ſelbſt in eine ſehr ſchlimme, thatenlähmende Stimmung, die wir als halbwitzige Verdrießlichkeit bezeichnen. Eine ſolche ſpricht ſich beſonders in der Erzählung aus, die er von der Marktſcene giebt, als Cäſar die angebotene Krone, welche er ſo gern hätte, doch ehrenhalber zurückſchiebt, bei welcher Gelegenheit er die Enkel und Enkelinnen des Romulus eine überaus ergötzliche Rolle ſpielen läßt. Daß auch er den griechiſch redenden Cicero nicht verſtanden, iſt gleichfalls ein ſehr richtiger Zug im Gemälde; denn was etwa der feurige Knabe oder Jüngling mochte Gutes gelernt haben, hat der verdrießliche Mann längſt vergeſſen. Der Verdrießliche lernt überhaupt ſchlecht, denn auch die Wiſſenſchaft und Kunſt iſt blos für den Heitern da.

§. 17.

Sehr bedeutend iſt der Umſtand, daß er dem edeln, klaren Brutus mißfällt, der in ſeiner Abneigung für alles Verworrene ihn geradezu einen „plumpen Burſchen" nennt. Caſſius dagegen, obwohl weit höher ſtehend, als Casca, hat wohl auch gar manche Anfechtung von jener bittern Verdrießlichkeit zu beſtehen gehabt, und wenn er ſie auch beſſer beſtanden, ſo kann er ſich doch gar gut in die Seele deſſen denken, der in jener Stimmung verharrt. Er entſchuldigt ihn dergeſtalt, daß ſelbſt Brutus es gelten läßt. Er ſey noch immer kühn bei jeder edeln Unternehmung, meint Caſſius, wenn er ſich auch jetzt unbeholfen anſtelle, und ſein rauhes Weſen ſey nur die ſtark gewürzte Brühe des geſunden Witzes, die den Leuten den Magen ſtärken ſolle, ſeine Reden zu verdauen. Dennoch ſcheint in dem „kühnen" und „edeln" eine Uebertreibung zu walten, welche der Dichter nicht theilt. — Wir ſehen den Caſca in der nächſtfolgenden Scene bis ins Innerſte erſchüttert durch das grauenvolle Ungewitter, welches der bangen Erde eine Umwälzung zu verkünden ſcheint, die Natur ſelbſt ſcheint zu Thaten aufzufordern; dennoch bedarf es erſt der feurigſten Rede des Caſſius, um ihn zu einer ganz beſtimmten Erklärung zu veranlaſſen. Er iſt kein Menſchenkenner, denn er wünſcht, daß auch Cicero mit in die Verſchwörung gezogen werde; läßt ſich aber durch drittehalb Zeilen des Brutus von ſeiner Meinung abbringen, eben weil ſie nur Meinung war. In der Mordſcene ſpielt er der Zeit nach die erſte, ſonſt aber die ſchlechteſte Rolle, und wir glauben dem Antonius, wenn er, dem Volke die einzelnen Wunden Cäſars zeigend, mit bitterm Unmuth ſpricht:

„Seht, welchen Riß der tück'ſche Casca machte!"

Am Schluß der großen Tragödie iſt für Perſonen, wie er, kein Raum, und es iſt genug, wenn wir, wie der Dichter gewollt hat, uns denken, daß er mit den andern untergehe.

§. 18.

Von den übrigen Verſchworenen wollen wir nichts weiter ſagen, als daß der Dichter ſie alle mit ächt römiſchem und mehr oder minder bedeutendem Geiſt ausgeſtattet hat. Verwechſelt werden kann nie einer mit dem andern; aber eine noch genauere Charakteriſirung würde läſtig ſeyn und das Intereſſe verwirren. Nur des **Ligarius** werde noch im Fluge gedacht, der durch die bloße Gewißheit, daß der edle Brutus ſich endlich zur That entſchloſſen hat, nicht blos ſein Fieber für den Moment beſiegt, ſondern auch zu einer gewiſſen rührenden Freudigkeit den Brutus wie den Leſer erregt.

§. 19.

Gegen das Ende des Stücks wirkt der junge **Cato** faſt durch den bloßen Klang ſeines Namens und durch die großen Titel, die er dieſem Namen beifügt, auf eine ausgezeichnet heitere Weiſe; denn dieſe Titel waren in keiner Canzelei ausgefertigt worden, ſondern das Volk ſelbſt hatte ſie gegeben. Jener Klang des Namens wird ihm zum Hall der Todtenglocke, aber dem ſchönſten und feierlichſten, und, weit entfernt, ihn zu beklagen, beneiden wir ihn faſt um die kurze Leichenrede, die ihm Lucilius hält:

> Ja tapfer, wie Titinius, ſtirbſt du nun,
> Man darf dich ehren als des Cato Sohn.

Wir fühlen, daß über ſolche Menſchen der mittelmäßige Octavius nur irdiſch ſiegen kann; der große Gedanke, der jene leitete, geht nicht mit ihnen unter.

§. 20.

In einem Schauſpiele von ſo ernſt feierlichem Charakter iſt jedes ächt Naive, Zart-rührende doppelt erfreulich, z. B. der junge Diener *Lucius*. Bei einem Gebieter, wie Brutus, hat er es gar gut, und kann ſich deshalb in ſeiner ganzen Natürlichkeit gehen laſſen. Der liebe Knabe hat durchaus keine Ahnung von dem, was den Brutus vom Lager auftreibt, er weiß nichts davon, daß eine Verſchwörung im Werke iſt, ſondern ſchläft ruhig ein, während ganz in ſeiner Nähe das Schickſal der Welt entſchieden wird. Daſſelbe Benehmen, nur noch rührender, zeigt ſich bei ihm am Schluſſe des vierten Acts, rührender durch die liebevolle Nachſicht, die der größeſte Römer mit dem ſchlaftrunkenen Knaben hat. Er wagt es kaum, den Sclaven (der bei den Römern leider nur für eine *Sache* galt) noch um ein wenig Lautenſpiel zu bitten, da er das liebe Kind nicht gern um den Schlaf bringen will. Lucius muß ihm erſt verſichern, er habe ſchon geſchlafen, und Brutus verſpricht erſt noch, er ſolle auch wieder ſchlafen, nicht lange aufgehalten werden, und, wenn er (Brutus) lebe, wolle er ihm Gutes thun; dann erſt will er ſeine Sehnſucht nach Muſik befriedigt haben. Aber die Weiſe, die nun tönt, iſt ſchläfrig, und der mörderiſche Schlummer legt die bleierne Keule auf den Knaben. Gern hätte Brutus mehr gehört, aber er will ihn nicht von neuem wecken, ja, faſt wie eine Mutter beſorgt, nimmt er ihm leiſe die Laute aus den Händen, damit er ſie nicht zerbreche und ſich ſelbſt aufwecke. Dann will er leſen und ſucht das Blatt, wo er geſtern ſtehn geblieben war; aber die Kerze brennt dunkel, und — der Geiſt Cäſars erſcheint. Einem ſolchen Manne *darf* er erſcheinen, denn was er auch verkünden möge, dieſes rein kräftige, helle und zarte Gemüth kann nichts erſchrecken. —

Aber auch nur ſo oder auf verwandte Weiſe, dem Dichter klar, doch ewig unnachahmlich, ſollte der Tragöde die *Geiſterwelt* einſchreiten laſſen. Wie manchem neuern muß hier das Gewiſſen ſchlagen, wenn er an die geiſtloſen Fratzen denkt, die er für Geiſter ausgab! Denn wahrlich nur zu oft dürfte das Publicum mit guter Ironie ſagen, was der prince du sang Assur in Voltaire's Semiramis bei dem Anblick des Titulargeiſtes in köſtlich unbeholfenem Ernſt ausruft:

L'ombre de Ninus même! O dieux! est-il possible? — *)

---

*) Zwar hat bekanntlich auch Leſſing den Geiſt des Ninus trefflich weggeſpottet; dennoch, dünkt mich, thun es dieſe Worte Aſſur's nochbeſſer. Was liegt in dieſem „même“?

§. 21.

Für die Frauen iſt in römiſchen Stücken ſelten ein bedeutender Raum, denn die ganze Anlage des römiſchen Charakters, ſo wie des Staates, der ihn nothwendig machte, verbietet ihnen eine vielſeitige Ausbildung. Wirklich ſind ſie auch von den dramatiſchen Dichtern, von Corneille bis Collin, faſt ſtereotypiſch behandelt. Sie ſind faſt alle Heldinnen und nichts als Heldinnen, was nicht ohne Ermüdung abläuft; und da ſie vollends ihren Heroismus höchſt ſelten nur in Thaten und faſt immer blos in Worten ausſprechen können, ſo ſtreifen ſie mitunter an das Lächerliche.

Auch Shakſpeare hat, wie billig, die Verhältniſſe der römiſchen Frauen als Römerinnen aufgefaßt, auch er hat ihnen romantiſche Charaktermannichfaltigkeit mit Recht verſagt; doch ſind ſie in ihrem begrenzten Kreiſe

---

Ohne Zweifel eine Verwunderung, daß ein ſo vornehmer Herr ſelbſt aus der Unterwelt komme und ſich nicht begnüge, etwa einen Kammerdiener zu ſenden. — In dem „o dieux!“ liegt eine treffliche Satyre gegen die fatalen leichtgeſinnten Leute, welche an den luſtigen Redoutentagen des Lebens nicht an Gott denken, in bedenklichen Momenten aber ihn furchtſam anrufen. Das „est-il possible?“ iſt eine gerechte Verwunderung des Geſchöpfes gegen den Schöpfer (das heißt hier: Aſſur's gegen Voltaire), daß er das aufgeklärte europäiſche Publicum mit dergleichen Geſpenſtern behellige. Mit einem Wort: auch die trefflichſte Abhandlung könnte den Ninusgeiſt nicht ſo total vernichten, als dieſe eine Zeile, die der Beſchwörer des Geſpenſtes ſelbſt gedichtet hat.

reicher von ihm ausgeſtattet worden, als von irgend einem andern Dichter. Ihre Tugend iſt eheliche Liebe, Treue, Stolz auf die innere und äußere Würde des Gatten, und Vaterlandsliebe. Wie kunſtreich er aber dieſe einfachen Charakterzüge auszubilden, und wie er ſie bei verſchiedenartigen Individuen zu nuanciren weiß, darüber geben alle ſeine römiſchen Stücke den beſten Aufſchluß.

§. 22.

Hier begegnen uns zwei Frauen: **Calpurnia** und **Portia**, beide ſich ähnlich in der ſie ganz erfüllenden Gattenliebe, auf der ihr Charakter ruht; und doch — welche Verſchiedenheit erblicken wir in ihnen! Calpurnia lebt nur in Cäſars **Leben**, und für dieſes iſt ſie Tag und Nacht beſorgt, ſein Ruhm iſt ihre Freude, aber auch ihre Sorge, er hat deſſen faſt zu viel; und ſie will jetzt nur ihn, den Gatten, haben, er ſoll nichts weiter thun, denn er hat ſchon zu viel gethan, er ſoll nichts, als ſich **ſchonen** und ſich für ſie erhalten. Sie liebt ihn nicht bloß wie ihren Gatten, ondern auch faſt wie eine Mutter ihr Kind liebt, oder wie eine zärtliche Hausfrau ihren für ſie faſt zu groen, jetzt aber kränklichen Mann hegt und pflegt. Sie t durch eine Menge Wunderzeichen zur Beſorgniß für äſars Leben erregt worden, wobei wir milder ſeyn ollen, als manche engliſche Critici, die der guten Frau ren Aberglauben faſt rauh vorwerfen, ohne zu bedenken, daß die Arme ja nicht bei ihnen in die Schule hat gehen können. Sie erklärt gradezu, Cäſar dürfe heute nicht ausgehen, und alle große und herrliche Sentenzen, womit er ſie bekämpft, wirken gar nicht auf ſie, ſie bittet knieend, daß er ſich heute bei dem Senate mit Unpäßlichkeit entſchuldigen möge, und es fällt ihr nicht ein, daß dieſe Lüge unerlaubt ſey. Sie vermag durch dieſe weichliche Angſt ihn wenigſtens auf einen Augenblick zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen; denn auch der größte Held mag für den Moment ermüden, verworrenen Jammer anzuhören; doch kann freilich ein ſolches Gefühl bei Cäſar nicht dauern. Ihn ereilt das Geſchick, und ſie muß untergehn, da ſie, die gute ſchwache Natur, neben der großen und ſtarken nicht ausdauern kann.

§. 23.

In höherm Styl iſt Portia gehalten. Sie liebt den Brutus nicht nur tiefer, ſondern auch ſtärker, und ſie begreift ganz ſeine Größe und ſeine Liebenswürdigkeit. Sie iſt Cato's Tochter und ausgeſtattet mit jeder Kraft, deren die römiſche Republicanerin fähig war; aber ſie iſt dennoch ein Weib, ein zartliebendes, zart beſorgtes. In der Scene mit Lucius (Act II. Sc. 4) erſcheint ihre Weiblichkeit in reiner Naivetät, und ihre Aengſtlichkeit, die ſich ſtets zu verrathen fürchtet, geht ſogar ſo weit, daß ſie beſorgt, der Knabe Lucius höre ſie, worauf aber ſogleich wieder die weibliche Klugheit die wohlgewählten Worte für ihn zur Erklärung ihres auffallenden Benehme[illegible]eifügt, „Brutus wirbt um etwas, das Cäſar weigert.“ Doch das alles findet ja wohl ein jeder von ſelbſt; nur ſey erlaubt, noch aufmerkſam zu machen auf das, was dieſem Charakter eigentlichen Werth und Geſtaltung giebt, auf die Verſchmelzung der Größe und Liebenswürdigkeit, des Muthes, der Naivetät und Sorglichkeit. Das alles neben einander hergehen zu laſſen vermag auch wohl ein mäßig talentvoller Dichter; aber es dynamiſch zu vereinigen nur der wahrhaftige große Dichter.

§. 24.

Gelehrte Kritiker und Antiquare ſind durch Shakſpeare oft genug gekränkt worden, beſonders aber in dieſem Schauſpiel, in welchem der Dichter ſich gar manche Verſtöße gegen die Verhältniſſe der Zeit, in der es ſpielt, und gegen das Coſtume hat zu Schulden kommen laſſen. Er läßt die Römer Hüte tragen, welche ſie herunterdrücken, um unerkannt zu bleiben, wobei auch noch zum Ueberfluß das Geſicht in dem Mantel halb begraben wird; es weiß aber jeder Knabe, daß die Römer keine Hüte trugen. Er läßt gleich darauf die Glocke drei ſchlagen, und doch weiß abermals jeder Knabe, der nur einmal auf vier Wochen in eine gelehrte Schule getreten iſt, daß die Römer nur Sonnenuhren, Waſſeruhren und Sanduhren hatten, denen das Vermögen zu ſchlagen gänzlich mangeln will. Er läßt ferner den Brutus ein Buch, nach welchem er ſucht, in ſeiner Rocktaſche finden; wobei ihn abermals jeder, der nur irgend Luſt hat, belehren könnte, daß in der Kleidung der Römer und Römerinnen keine Taſchen waren. —

Wenn nun dieſes und Aehnliches von jenen bleiſchweren Gelehrten bedacht wird, ſo erhebt ſich ein mitleidsvolles Wehklagen oder ein widerwärtiger Unwille, daß der ſonſt nicht übel begabte Dichter doch auch gar zu wenig gelehrte Kenntniſſe beſeſſen habe.

§. 25.

Ich bin nicht im Stande in dieſe Klagen mit einzuſtimmen; doch ſey es einmal auf einen Augenblick eingeräumt, daß S. ſo gar ſehr unwiſſend geweſen ſey. Hier tritt aber der Umſtand ein, daß ja dieſe Stücke alle häufig und vor der glänzendſten Verſammlung aufgeführt wurden; ſollte ſich denn unter allen dieſen Zuhörern nicht einer gefunden haben, der nach der Aufführung unſerm Dichter über die Uhren, Hüte, Taſchen und ähnliche wichtige Dinge eine kleine Vorleſung gehalten hätte? Einem ſo liebenswürdigen Dichter kommt man ja gern zu Hülfe, er wäre dann doch aus dieſer Unwiſſenheit geriſſen, hätte dankbar die Lehre benutzt und mit einigen Federſtrichen den Uebelſtand getilgt. Aber wir brauchen auch gar nicht an einen Unbekannten zu denken, der eine ſolche Vorleſung übernommen hätte, ſondern wir wiſſen ja alle ſehr genau, daß S. im Beſitze eines Freundes war, der ihm ganze Frachtwagen und Frachtſchiffe voll Gelehrſamkeit zuführen konnte und ſtets zuführte, und wir dürfen überzeugt ſeyn, daß er ihm jene fatalen Uhren u. ſ. w. genugſam werde in das Gewiſſen gerückt haben. War alſo auch der Dichter wirklich ſo unwiſſend, als die Unwiſſenheit ſelbſt, ſo konnte er es im Umgange mit dem grundgelehrten, überſtrengen und grämlichen, doch im tiefſten Herzen wohlmeinenden Ben Johnſon nicht bleiben, und wenn er deshalb jene ſogenannten Verſtöße nicht tilgte, was er in fünf Minuten recht wohl hätte thun können, ſo mußte er wohl jene Verſtöße für keine anſehen, und mit Abſicht beibehalten, was ſich doch ſo leicht hätte ändern laſſen. Dieſe Abſicht aber iſt meiner Meinung nach gar nicht ſchwer zu erkennen. Das Tönen der Uhr in der Verſchwörungsſcene ſo wie das Hinausſchauen nach dem anbrechenden Morgen hat etwas Mahnendes, Feierliches und iſt das Analogon von der Muſik, wie ſie im vierten Acte zu hören iſt. Die Uhr ruft zum Handeln; die Muſik verkündet die geheimnißvolle Geiſterwelt und deutet den nahen Tod an.

§. 26.

Die Taſchen ſtören niemanden, als den, deſſen Phantaſie bei ſeiner Gelehrſamkeit erſt um Erlaubniß fragen muß, ob ſie ſich auch regen dürfe. Brutus ſollte in jener oben berührten Scene leſen; denn alſo iſt es völlig ſeinem ſinnigen Charakter gemäß; auch liegt in dem Umſtande, daß Cäſars Geiſt ihn verſenkt in den Geiſt eines vielleicht längſt verſtorbenen Denkers oder Dichters antrifft, etwas Bedeutendes, welches zu zart iſt, um einer weitläufigen Erörterung zu bedürfen. Brutus hat deshalb ein Buch mit in das Feld genommen, und zwar eines, das, nicht eingebunden wie die unſrigen, ſich auch dann nicht gut würde haben in einer Taſche tragen laſſen, wenn er mit einer ſolchen verſehen geweſen wäre. Welch eine ungeheure unerſprießliche Weitläufigkeit wäre es nun geweſen, wenn er etwa dem Lucius geſagt hätte: Gieb mir, o Knabe, das Buch, welches du mir nebſt andern Dingen, z. B. nebſt deiner Laute, haſt nachfahren laſſen, damit ich es jetzt aufſchlage oder eigentlich aufrolle (volvere librum)! Dies alles vermied unſer Dichter, denn er will gar nicht zur Unzeit eine wohlfeile Gelehrſamkeit zeigen, und er giebt deshalb, damit niemand durch unnöthige Breite geſtört werde, dem römiſchen Helden ein Coſtume, wie etwa das der Edelleute unter der Königin Eliſabeth war. Ich gehe ſogar noch weiter und wage zu behaupten: Und wenn ihr dieſem Brutus einen Chorrock und Prieſterkragen umwürfſt, er bliebe doch vom Scheitel bis zur Ferſe ein Römer, denn in allen ſeinen Wurzeln und Adern, in jedem Nerv und jedem Pulsſchlag iſt römiſcher, ächt römiſcher Geiſt, wie ihn ſelbſt unter den römiſchen Schriftſtellern nur wenige, vielleicht nur Tacitus gänzlich befriedigend zu ſchildern vermögen.

§. 27.

Endlich die Hüte, welche die Verſchwornen ſich ſo tief in die Stirn hinunter drücken! Iſt es möglich, hier des religiöſen Dichters Abſicht zu verkennen? Jede Verſchwörung, und ſey ſie auch zu dem edelſten Zweck unternommen, iſt ein tragiſches Geheimniß und ein Werk der Nacht, und niemand kann die Stirne heiter und frei tragen, deſſen Werk nur in der Nacht und durch die Nacht beſtehen kann. Wer ſich in ein ſolches einläßt, er ſey Aegypter, Grieche, Römer, oder was er ſonſt wolle, wird gern noch zu der Nacht eine neue Verhüllung hinzufügen, und unſer Dichter wählt deshalb das Allereinfachſte: die heruntergeſchlagenen Hüte. Er legt deshalb dem Brutus ſelbſt, dem Einzigen, der hier gar keiner Verhüllung bedarf, die gewichtigen Worte in den Mund:

— — — — — „O Verſchwörung!
Du ſchämſt dich, die verdächt'ge Stirn bei Nacht
Zu zeigen, wann das Böſ' am freiſten iſt?
O denn, bei Tag, wo willſt du eine Höhle
Entdecken, dunkel genug, es zu verlarven,
Dein ſchnödes Antlitz? — Verſchwörung, ſuche keine!
In Lächeln hüll' es und in Freundlichkeit!
Denn trätſt du auf in angeborner Bildung,
So war der Erebus nicht finſter gnug,
Vor Argwohn dich zu ſchützen.

Wir finden hier, was wir nie vergeſſen ſollen, daß der ächte Dichter ein Seher iſt und ein Prophet, der beſte Volkslehrer, den Fürſt und Staat wünſchen können.

§. 28.

Haben wir nun dies alles erwogen, und ſteht endlich dies ganze Kunſtwerk als Ganzes ſiegend klar vor unſern Augen, ſo iſt es faſt unglaublich, daß Samuel Johnſon, obwohl er gern einzelnes Vortreffliche in dieſem Stück anerkennen will, dennoch das Ganze ein wenig kalt findet. — Ich ſchätze dieſen Mann, ſobald er nicht von Poeſie redet, gar ſehr; bei dieſer Klage über Shakſpeare's Kälte iſt es indeß faſt ſchwer, die gehörige Geduld zu behalten. Es iſt bekannt, daß man in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts an eine ſchwarze Kunſt glaubte, durch die man ſich hieb- und ſchußfeſt machen konnte, und daß man die Leute, welche jene Kunſt mit Erfolg benutzt hatten, gefroren nannte. Wir ſind alle gottlob viel zu aufgeklärt, um an ein ſolches häßliches Kunſtſtück zu glauben, und ergötzen uns an der Thorheit des Macdonald, welcher in Beziehung auf Wallenſtein ſagt:

> „Was hilft uns Wehr und Waffe wider den?
> Er iſt nicht zu verwunden, er iſt feſt.
> — — — gegen Schuß und Hieb; er iſt
> Gefroren, mit der Teufelskunſt behaftet,
> Sein Leib iſt undurchdringlich, ſag' ich dir."

Worauf Devereux, nicht minder erfahren in ſo ſchauerlichen Hiſtorien, hinzufügt:

> „Ja, ja! In Ingolſtadt war auch ſo einer,
> Dem war die Haut ſo feſt, wie Stahl, man mußt' ihn
> Zuletzt mit Flintenkolben niederſchlagen."

Ich geſtehe, daß mir dieſer Ingolſtädter ſtets als eine ſehr bedenkliche, ſich unwillkürlich in Allegorie verwandelnde Perſon erſchienen iſt. Wohl mag es ſchlimm ſeyn, einen gefrornen Leib mit ſich herum zu tragen; doch ſchlimmer, unendlich ſchlimmer iſt es, daß wir in Beziehung auf Poeſie zuweilen gar auf durch und durch gefrorne und verfrorne Seelen treffen, wobei ich jedoch nicht an den ſonſt ſo verdienſtvollen Johnſon denke.

Wir wollen aber nicht mit dem Gedanken ſchließen, ſondern lieber mit den letzten Worten der Standrede des Antonius auf den ſiegend gefallenen Brutus:

His life was gentle; and the elements
So mix'd in him, that nature might stand up
And say to all the world: *This was a man!*

Sanft war ſein Leben, und ſo miſchten ſich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufſtehen durfte und der Welt verkünden:
Dies war ein Mann!

Es iſt eine gute, ſehr beſcheidene Grabſchrift für den Dichter ſelbſt; doch findet ſich auch im Hamlet eine ähnliche, die wir zu ſeiner Zeit auch näher betrachten wollen.

III.

Der Kaufmann von Venedig.

§. 1.

Wenn Macbeth von den meiſten Kritikern für Shakſpeare's vortrefflichſte Tragödie erklärt worden iſt, ſo ſcheint es, man habe unter allen Luſtſpielen dem Kaufmann von Venedig den erſten Preis zuerkannt. Ich ſelbſt geſtehe gern, daß ich eine ſolche Beſtimmung nicht liebe, doch iſt es auch mir in früheren Zeiten wohl begegnet, daß ich unter den Werken, welche der Dichter in ſeinen reiferen Mannesjahren bildete, immer dasjenige für das allervortrefflichſte hielt, welches ich — zuletzt geleſen. Das Luſtſpiel, von dem hier die Rede ſeyn wird, iſt allerdings ſo reich ausgeſtattet, daß ich mir kaum einen Zuhörer denken kann, der, wenn es ihm auch nicht gelingt, das Ganze als Ganzes zu faſſen, ſich nicht doch durch Einzelnes angezogen fühlen ſollte.

Verlangt jemand eine höchſt intereſſante Fabel, ſo trifft er ſie hier, ja er findet hier gewiſſermaßen zwei, und die Kunſt, mit der ſie zu einem Ganzen verſchmolzen ſind, muß ſelbſt einem ziemlich blöden Auge auffallen. Das bloße Verhältniß Antonio's zu dem Juden wäre ſchon genug geweſen zu einem wichtigen Drama, wobei Jeſſika's Entführung durch Lorenzo die anmuthig pikante Seite würde gebildet haben. Die ſchöne und geiſtreiche Porzia, die der Wille eines todten Vaters ſo ſeltſam bindet, ihre geheimnißvollen Käſtchen, die irrig wählenden Prinzen und der treffende Baſſanio, das alles ſind Verhältniſſe, an denen das Kind ſich freut wie der Greis, und wohl genügend zu einem romantiſchen Luſtſpiel. Ein ſparſamer Dichter hätte auch gewiß zwei Stücke daraus gemacht, aber Shakſpeare giebt nun einmal mit vollen Händen und iſt gar nicht beſorgt, zu verarmen.

§. 2.

Oder es erfreut ſich jemand an wohlgezeichneten Charakteren: wie ſehr wird ſich der befriedigt fühlen müſſen, durch die reiche Gallerie, in die uns hier der Dichter führt! Oder er will die Darſtellung bedeutender Leidenſchaften, Gefühle, Gedanken, Neigungen und Abneigungen; welch eine lehrreiche Unterhaltung wird ihm hier zu Theil werden! Oder er will Witz und Laune; und wie gern theilt ihm der Dichter von ſeinen unermeßlichen Schätzen mit! Oder er fragt — nicht etwa nach der Moral, denn dieſe Frage wäre, wie wir wohl alle wiſſen, unſtatthaft und ungenügend, da er eine viel größere thun darf — nach der Idee, auf welcher das ganze Stück ruht; und welche Antwort würde ihm dann werden? Ich weiß nicht, ob es wohl gethan ſey, ſie gleich jetzt zu geben, oder ob ſie nicht beſſer erſt am Schluſſe hervortreten würde. Doch ſey es darum, um uns alle zu deſto beſſerer Andacht anzuregen, werde ſie gleich hier wenigſtens kurz angedeutet. Dieſes Werk ruht auf einer wahrhaft großen, tiefſinnigen, höchſt erfreulichen, ja ich möchte faſt ſagen ſeligen Idee, auf der rein chriſtlichen von der verſöhnenden Liebe und der vermittelnden Gnade, im Gegenſatze des Geſetzes und des ſogenannten Rechtes. Wohl dem, der ſich als Kind des Hauſes fühlen darf und, nicht wagend, ſich auf eigene Gerechtigkeit zu verlaſſen, in der Gnade lebt, die unerſchöpflich iſt, wie des Himmels Thau, der die dürſtenden Fluren erquickt!

§. 3.

Wie anmuthig leiſe, und doch wie deutlich führt uns der Dichter in die Welt ſeines Gedichtes ein! — Wir ſehen gleich anfangs den eigentlichen Helden des Stücks, den königlichen Kaufmann Antonio, in Geſellſchaft einiger guten Bekannten, die ihn auf ihre Weiſe recht lieb haben, obwohl wir ſie, wie ſich ſpäterhin ergeben wird, nicht für ſeine eigentlichen Freunde im höhern Sinne des Worts halten dürfen. Er ſelbſt wartet nicht erſt das anklagende Wort derſelben ab, ſondern erklärt gleich ſelbſt, er ſey unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er nicht heiter ſey; doch wiſſe er nicht, wie es ihn angeweht habe, und er ſchilt ſich ſelbſt, gleichſam um den Freunden die Mühe des Scheltens abzunehmen. Sie begreifen nicht, was wohl überhaupt nur wenige Menſchen begreifen, wie ſich ein Gemüth, das nicht von äußern Sorgen beſtürmt wird, einer gewiſſen gelinden poetiſchen Traurigkeit überlaſſen kann. Aber es iſt nun ſo: der Mond ſteht nicht immer am heitern Himmel, und vielleicht gefällt es ihm ſogar zuweilen, ſich mit Wolken zu bedecken. Sie aber ſuchen nach einem äußern Grunde, und da ſie dem Kaufmann wohlwollen, ſuchen ſie auch nach einer Entſchuldigung für ſeine Schwermuth. Salarino und Solanio erklären beide, daß ſie wohl begreifen können, wie einem zu Muthe ſeyn müſſe, wenn man ſo großen Reichthum auf der See habe, die nun einmal nicht das ſicherſte Element ſey. Beſonders ausführlich und witzig zeigt ſich dabei Salarino, der geradezu verſichert:

Mein Hauch, der meine Suppe kühlte, würde
Mir Fieberſchauer anwehn, dächt' ich dran,
Wie viel zur See ein ſtarker Wind kann ſchaden.
Ich könnte nicht die Sanduhr rinnen ſehn,
So dächt' ich gleich an Seichten und an Bänke u. ſ. w.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — Ging' ich in die Kirche
Und ſäh' das heilige Gebäu von Stein,
Sollt' ich nicht gleich an ſchlimme Felſen denken,
Die an das zarte Schiff nur rühren dürfen,
So ſtreut es auf den Strom all' ſein Gewürz
Und hüllt die wilde Fluth in meine Seiden.

§. 4.

Antonio erklärt, das ſey nicht die Urſache ſeines Trübſinnes, aber er giebt auch keine andere an, ſondern räumt blos die traurige Empfindung ſelbſt ein, wobei er ſich ſehr liebenswürdig gegen ſeine Freunde, aber faſt hart gegen ſich ſelbſt zeigt. Solanio endlich ſucht den beſten Grund der Schwermuth auf, die Verliebtheit, muß aber ein „Pfui, Pfui“ zur Antwort hören. Wir könnten wohl gar über eine ſo ſchlimme Ausrufung Antonio's ein wenig zürnen, wenn wir ſie nicht bei näherer Anſicht durchaus natürlich finden müßten, indem ja allerdings (ſeltene Fälle ausgenommen) nur ein heiteres Gemüth verliebt ſeyn kann, ſo wie denn auch Antonio, der ſich in dieſem Falle befindet und ſich deshalb das ſchöne Talent zu lieben abſpricht, unſere doppelte Zuneigung wieder erwirbt, da er, der Nicht-Verliebte und doch ſo innig Liebende, ſpäterhin mit ſo herrlicher Aufopferung für die Liebe ſeines Freundes handelt.

Allein Solanio iſt nicht ſo nachſichtig, wie wir, er wird bei jenem Pfui wirklich böſe, und von Salarino's Witz angeſteckt, ruft er aus:

Auch nicht verliebt? Gut denn, ſo ſeyd ihr traurig,
Weil ihr nicht luſtig ſeyd. Ihr könntet eben
Auch lachen, ſpringen, ſagen: ihr ſeyd luſtig,
Weil ihr nicht traurig ſeyd. Nun, beim zweiköpf'gen Janus,
Natur bringt wunderliche Käuz' an's Licht:
Der drückt die Augen immer ein und lacht
Wie 'n Staarmatz über einen Dudelſack;
Ein Andrer von ſo ſauerm Angeſicht,

Daß er die Zähne nicht zum Lachen wieſe,
Schwür' Neſtor auch, der Spaß ſey lachenswerth.

§. 5.

Jetzt erſcheinen Lorenzo, Graziano und Baſſanio und werden ſogleich von den früheren als die genaueren Freunde angekündigt. Sie bezeichnen ſehr glücklich einige Stufen derſelben; doch iſt Lorenzo noch dunkel gelaſſen, da erſt die Liebe aus ihm machen ſoll, was aus ihm zu machen iſt. Graziano gehört zu den Menſchen, die ſich in den Beſitz der wohlfeilſten Gattung von Seligkeit geſetzt haben, der Redſeligkeit nämlich, die ſie mit friſchem Muth und nicht ſelten Uebermuth als eine wahre Lebensluſt betreiben. Er iſt mit wahrer Luſt — denn er hofft Widerſpruch — ſehr raſch bei Antonio's Schwermuth, und da dieſer ihm Recht giebt, ſo verfehlt jener nicht, ſich in witzigen Reden eine Genüge zu thun, wobei der arme Freund ſehr übel wegkommt, ſo daß man wohl erwarten ſollte, dieſer werde ein wenig bitter auf das anzügliche, geiſtreich ausgeführte Gerede antworten müſſen. Aber keineswegs; — es iſt mit ſeiner Zartheit gegen die Freunde und mit ſeiner Schwermuth ſchon dahin gekommen, daß er nicht mehr antwortet, um ſich zu rechtfertigen, ſondern in dieſer Hinſicht alles über ſich ergehen läßt. Des Schwätzers ſehr geiſtreiche Erwähnung ſolcher Leute, deren Angeſicht ſich gleich einem ſtehenden Sumpfe überzieht, und die ein eigenſinniges Schweigen beobachten, um ſich das Anſehn von Weisheit, Würdigkeit und Tiefſinn zu geben, könnte für gar manche Hörer ein brennend Fegefeuer ſeyn; nicht für Antonio, auf den dieſe Rede am allerwenigſten paßt. Darum ignorirt er ſie und darf ſie ignoriren, und erſt als er mit Baſſanio allein iſt, wirft er das leiſe, doch entſcheidende Wort in Beziehung auf ſein Verhältniß zu Graziano hin: „Iſt das nun irgend was?" (Is that any thing now?).

§. 6.

Schon jetzt ſteht Antonio faſt als ein wirklicher Charakter da, der uns durchaus nicht befremden kann, da wir wiſſen, daß, obwohl das Chriſtenthum Kraft und Milde vereinen ſoll, in manchen Naturen dennoch der eine Flügel des Gemüthes weit vor dem andern waltet; er gleicht einer großen und herrlichen Blume, in deren Kelche ein zu ſchwerer Thautropfen ruht, durch den ſie meiſtens herabgezogen wird, aber ſie hebt ſich im Strahl der Sonne. Dieſe iſt für ihn die Freundſchaft, und in ihr, durch die er erſt das wahre Leben empfängt, erblicken wir ihn jetzt mit Baſſanio.

Dieſer, ein fröhlich gebildeter, leicht hinlebender, ſieggewohnter Edelmann, möchte ihm in jener Empfindung für jetzt wohl nachſtehen, wenigſtens mehr auf Empfangen, als auf Geben, eingerichtet ſeyn. Allein darin beſteht ja eben das Weſen der wahren Freundſchaft, daß man über das Maaß der Neigung des anderen nicht klügelt, nie zu viel zu geben, und nie zu verarmen fürchtet. Antonio, nur mit dem Glück anderer beſchäftigt und ſelbſt nicht liebend, fragt ſogleich nach Baſſanio's Liebe; doch dieſer kommt nicht ſobald darauf, ſondern eröffnet zuvörderſt auf die angenehmſte Weiſe eine neue und große — Anleihe bei dem Freunde. Es iſt wahrhaft köſtlich zu ſehen, wie dieſer ſich dabei benimmt. Es iſt ihm ſo ganz und gar erfreulich, ſeinem Freunde zu dienen, daß es ihm wirklich wehe thut, als Baſſanio erſt Umſchweife macht. Daher ſein naiv-gutmüthiges Zürnen in der Erwiederung:

„Unſtreitig thut Ihr jetzt mir mehr zu nah,
Da Ihr mein Aeußerſtes in Zweifel ſetzt,
Als hättet Ihr mir alles durchgebracht.

Jetzt erſt erzählt Baſſanio von Porzia, und wie er ſie liebe; doch iſt ſein Selbſtvertrauen zu bewundern, dem zufolge er ſich ſelbſt den glücklichſten Ausgang verkündet, wenn er nur die Mittel habe, den Rang „mit ihrer einem" zu behaupten. Antonio übernimmt ſogleich die Ausſtattung, obwohl er in dieſem Augenblicke borgen muß, was ganz gegen ſeine Grundſätze iſt. Von Dank iſt eben nicht die Rede; ſey es daß Antonio ihn unmöglich macht, oder daß Baſſanio, ohnehin verwöhnt durch des Freundes Güte, ihn für eine bequemere Zeit aufſpart. Mit einem aufgeſparten Dank aber ſteht es nicht ſonderlich, es müßte denn ſeyn, daß das Geſchick ſelbſt eine edle Natur dazu aufforderte. Unwichtig iſt dieſer Umſtand keinesweges; auch ganz abgeſehen von dieſem Schauſpiel.

§. 7.

Haben wir bisher den Antonio in ſeiner liebenswürdigen Gelindheit und Zartheit erblickt, ſo ſehen wir ihn jetzt in der chriſtlichen Kraft des Mittelalters dem Shylok gegenüber. Baſſanio iſt ſelbſt bereits thätig geweſen für die Anleihe in Antonio's Namen, was ihm freilich nicht ſchwer werden konnte, wohl aber dem Kaufmann, deſſen Verhältniß zu dem Juden das ſchneidend-feindlichſte iſt. Doch um des Freundes willen thut er das Aeußerſte, er erſucht den Feind um etwas, was er für ſich nie bitten würde; aber die ſtrenge, ganz im Styl jener Zeit gehaltene Art, wie er es thut, zeichnet ihn aus; denn er widerruft keinesweges ſeinen alten Haß, den er, der Menſch, gegen den Menſchen Shylok fühlen mußte; es will lediglich der edle Kaufmann mit dem wucheriſchen Kaufmann Geſchäfte machen, weil es nun einmal nicht zu ändern iſt, um des Freundes willen. Er hört mit der größten Gelaſſenheit die widrig furchtbare Bedingung von dem Pfunde Fleiſch, und da er einmal dem Juden zugegeben hat, daß ohne Zins Geld darzuleihen liebreich ſey, ſo nimmt er auch jetzt noch dieſes Wort nicht zurück und läßt ſich die Buße gern gefallen. Baſſanio kämpft nicht ſehr dagegen, was er billig hätte thun ſollen; doch er, das ächte Kind des Glücks, faſt verwöhnt durch ein leicht hin rauſchendes, vornehm bequemes Leben, fürchtet wenig für ſich und wenig für andere, und als feuriger Liebhaber jetzt vollends gar nichts. Dennoch würden wir ihm ſeinen jetzigen Leichtſinn ſchwerlich vergeben, wenn er uns nicht hinterher durch ſein rührend treues Benehmen in Noth und Tod wieder ausſöhnte.

Es iſt ganz im Charakter des edlen Schwermüthigen, daß er, den Feſte gewiß nur mit neuer Melancholie anwehen, doch ſeinen Freunden häufige Feſte bereitet, ja daß er dieſe Angelegenheit mit einem Eifer treibt, der den Zuſchauer mit einer gewiſſen lächelnden Rührung erfüllen muß. —

§. 8.

Kaum aber iſt Baſſanio, ſein Herzensfreund, von ihm getrennt, ſo dringt auch mannichfaltiges Unglück von der roheſten Art auf ihn, den Sanften, ein. Auch hier liegt eine herrliche, tiefe Allegorie verborgen, woran Shakſpeare ſo reich iſt. Es giebt zarte Menſchen, die, wenn ſie allein ſtehen, zwar mit innerm und äußerm Anſtand, aber nimmermehr glücklich, und im höchſten Sinn des Worts gar nicht recht leben können, und dann dem Geſchick faſt zum Spott zu dienen ſcheinen, obwohl ſie es nicht ſind. — Ueberaus köſtlich iſt Salarino's Erzählung von dem Abſchied der Freunde, denn da Baſſanio dem edlen Kaufmanne erklärt habe, er wolle eilen, um deſto früher zurückkehren zu können:

— — — — — — — Nein, erwiedert er,
„Schlag' dein Geſchäft nicht von der Hand, Baſſanio,

Um meinet willen; laß die Zeit es reifen,
Und die Verſchreibung, die der Jude hat,
Sie komme nicht in deinen Bruderſinn!
Sey fröhlich! wende die Gedanken ganz
Auf Gunſtbewerbung und Bezeugungen
Der Liebe, wie ſie dort dir ziemen mögen!“
Und hier, die Augen voller Thränen, wandt' er
Sich abwärts, reichte ſeine Hand zurück,
Und, als ergriff ihn wunderbare Rührung,
Drückt er Baſſanio's Hand, — ſo ſchieden ſie. *)

Salanio, der vielleicht unter allen den hier genannten dem Antonio am fernſten ſteht, ſchaut dennoch deſſen Gemüth klar an und erwiedert darauf das Entſcheidende: „Ich glaub', er liebt die Welt nur ſeinetwegen." (I think, he only loves the world for him.) Das iſt es, was das ganze Stück in Beziehung auf ihn ausſpricht.

---

*) Bei den Worten des Originals:

And even there, his eye being big with tears,
Turning his face, he put his hand behind him;

macht der fleißige und verdienſtvolle Malone folgende Anmerkung: So curious an observer of nature was our author, and so minutely had he traced the operation of the passions, that many passages of his works might furnish hints to painters. It is indeed surprizing, that they do not study his plays with this wiew. In the passage before us, we have the outline of a beautiful picture. Man ſieht leicht, daß Malone's Ausdruck nicht für S., den Dichter und Seher, paßt, der als ſolcher weit über alle genaue Beobachter der Natur hinausragt; doch zeigt ſie von ſorgfältigem und beſcheidenem Leſen und bewährt Malonen ſelbſt als einen guten Beobachten

§. 9.

Ueber die Art, wie Antonio das immer furchtbarer werdende Unglück trägt, das nun auf ihn einſtürmt, wundern wir uns gar nicht, denn wir haben ſie ganz ſo von dem trefflichen Manne erwartet. Er, der in der Kunſt zu leben nicht fröhliche Vollendung hatte, zeigt ſich in der Kunſt zu ſterben als unübertroffener Meiſter.

Ueber ſeinen Brief an Baſſanio, den dieſer im höchſten Mittagsſonnenſchein des Glücks empfängt, ſagen wir gar nichts, denn wir glauben nicht, daß irgend jemand vorhanden ſey, der hier den Gott in der Menſchenbruſt verkennen ſollte, der ſo ſtill bedeutſam ſpricht. Daß Shakſpeare der reichſte aller Dichter iſt, das wiſſen wir alle; daß er aber auch ſehr einfach, kindlich und fromm iſt, das wiſſen wir nicht alle, und dieſe wollen wir ganz beſonders auf jene Scenen aufmerkſam machen, damit ſie es fröhlich erkennen.

§. 10.

Hier iſt nun billig die Frage aufzuwerfen: wie war es möglich, daß es mit Antonio's Unglück ſo weit kam? Ganz Venedig kannte und ſchätzte ihn, ſeine guten Bekannten wußten genau um die furchtbare Verſchreibung, und daß der Jude auch nicht einen Punct derſelben würde auslöſchen laſſen. Dennoch laſſen ſie einen Tag nach dem andern verſtreichen, bis endlich die drei Monate vorüber ſind, und mit denſelben jede Hoffnung auf Rettung. Es würde jenen guten Freunden, deren der königliche Kaufmann ja ganze Schaaren um ſich zu haben ſcheint, doch wohl ziemlich leicht geworden ſeyn, die Summe von dreitauſend Ducaten zuſammen zu bringen, um ein Menſchenleben — und welch' eines — zu retten; aber dergleichen iſt denn doch immer ein wenig unbequem, und ſo thun die lieben guten Freunde, eben weil es nur ſogenannte Freunde oder, wenn man will, halbe oder dreiviertel Freunde ſind, — nichts und wieder nichts und gar nichts. Sie bedauern den vortrefflichen Kaufmann, der ihnen früher ſo ſchöne Feſte veranſtaltet hat, ungemein, aber mit gehöriger Bequemlichkeit, ſchelten, was nur das Herz und die Zunge vermag, auf Shylok, was gleichfalls ohne alle Gefahr geſchehen kann, und meinen dann vermuthlich alle, ihre Freundſchaftspflicht erfüllt zu haben. So ſehr wir Shylok haſſen müſſen, ſo würden wir doch ſelbſt ihm nicht verdenken können, wenn er dieſe Leute ein wenig verachtete, was er denn auch wohl thun mag. Ja er ſcheint zuletzt auch den Graziano, den Abweſenheit entſchuldiget, mit jenen zu verwechſeln und in Eine Claſſe zu werfen, wenn er die frühere Thatenloſigkeit und jetzige Wortfülle mit der ſchneidenden Antwort abfertigt:

> Bis du von meinem Schein das Siegel wegſchiltſt,
> Thuſt du mit Schrein nur deiner Lunge weh.
> Stell deinen Witz her, guter junger Menſch,
> Sonſt fällt er rettungslos in Trümmern dir.
> Ich ſtehe hier um Recht.

Was übrigens dieſe großartige Satyre des Dichters gegen bequeme, nichtsthuende und vielſprechende Halbfreunde noch beſonders merkwürdig macht, iſt der Umſtand, daß ſie blos im Stücke ſelbſt liegt und nicht mit Worten ausgeſprochen wird; denn man würde vergeblich nach einzelnen Stellen ſuchen, in denen das angedeutet würde, was ich ſo eben als Shakſpeare's Intention angeführt habe. Es iſt eine ſchweigende Satyre, doch auch völlig klar für jeden, der eine ſinnige Fabel zu verſtehen vermag, wenn auch nicht dabei ſteht: „Dieſe Fabel lehrt.“ Bis jetzt hat indeſſen kein einziger Ausleger darüber geſprochen.

§. 11.

Sind aber die Halbfreunde durch dieſe ſchweigende Satyre charakteriſirt worden, ſo erſcheint jetzt im Gegenſatz derſelben Baſſanio's beſſeres Innere, das wir ſo eben im Strahl der glücklichſten Liebe erblickt haben, auch in Beziehung auf die Freundſchaft in rührender Anmuth. Auch er iſt nicht frei zu ſprechen von der Schuld der Säumniß und Sorgloſigkeit; aber er iſt poetiſch entſchuldigt durch ſeine Liebesbewerbung. Jetzt aber wird ihm ſeine ganze Schuld klar, und der durch ihn leidende Freund überragt in dieſem Augenblicke ſelbſt die ſo eben gewonnene Geliebte. Hätte er nur Ein minder feuriges Wort geſprochen oder den mindeſten Zweifel gehabt, ob er thun ſollte, was er thun mußte, wir würden ihm nimmer verziehen haben. So aber ſteht er geſichert da, und wir ſehen hier, wovon ſo mancher Dichter nur hat ſprechen können, „Freundſchaft,“ ein Wort, daß wir nie ohne eine gewiſſe frohe Andacht ausſprechen ſollten.

Antonio's Benehmen in der allbewunderten Gerichtsſcene iſt wahrhaft claſſiſch. Von Shylok hat er nie etwas anderes erwartet. Dieſer, der nichts Höheres kennt, als das Geſetz, glaubt durch daſſelbe zu triumphiren, Antonio räumt ihm dieſen Sieg gern ein, da er als reiner Chriſt, keines ſolchen bedürfend, in der Gnade lebt und durch ſie ſchon hier ſelig iſt. Mit ſeinem Haſſe gegen den Juden iſt er fertig geworden, denn im Gefühl ſeines höhern Glückes bleibt ihm nur wohlanſtändiges Mitleiden. Er hat ſeinen Freund noch einmal wieder gefunden, alle ſeine Mitbürger achten und bedauern ihn, der Doge ſelbſt ſpricht ein ehrendes Fürſtenwort zu ſeinen Gunſten, und ſo umleuchtet ihn von allen Seiten ein edler Ruhm, der ja auch wohl dem minder Trefflichen den Tod erleichtern könnte.

§. 12.

Aber der Zuſchauer fürchtet auch dieſen Tod nicht für ihn, er ahnet längſt, daß es Mittel gebe, ihn zu retten, und er ſieht faſt mit einer gewiſſen heitern Ironie auf die gar wackern Männer hin, die in ihrer leidenſchaftlichen Bewegung jenes Mittel gar nicht erkennen. Allerdings iſt die Art der Rettung des Antonio nichts weiter, als (wenn wir ſo ſagen dürfen) — das Ei des Columbus. Sobald die verkleidete Porzia das erſte Rettungswort ausgeſprochen, hätte vielleicht jeder Bettler in Venedig die Sache fortſetzen und gewinnen können. Daß aber der Dichter das Vermögen, jenes Columbus-Ei recht zu ſtellen, einem Mädchen geliehen hat, iſt erfreulich und ewig wahr, und wir dürfen wohl darauf rechnen, daß unſere Leſer jenes herrliche Talent den Leſerinnen nicht abſprechen werden. Wie ſehr Shkſp. es anerkannt hat, davon finden ſich in ſeinen Werken gar manche Zeugniſſe.

Antonio wird gegen das Ende des Stücks faſt überraſchend-plötzlich wieder reich, vielleicht reicher, als er je war. Es iſt dies keinesweges eine gewöhnliche Dichtergroßmuth, die wohlfeil genug zu handhaben iſt; ſondern es iſt wahrhaft nothwendig und in der Natur des ganzen Stücks begründet. Antonio muß durchaus reich ſeyn; denn wenn er nicht mehr ſchenken und anderen auch auf dieſe Weiſe Freude machen könnte, ſo hätte er ſeine eigene liebſte Freude nicht mehr und würde ſich durch das wiedergewonnene Leben wenig ergötzt fühlen.

Der Dichter meint es überhaupt ſo gut mit ihm, daß er, da man bekanntlich nicht gern an einem Orte verweilt, wo uns irgend etwas Ungeheueres begegnet iſt, (möge dieſes Ungeheuere auch noch ſo glücklich geendet haben) ihn ſogleich mit ſeinen Freunden von Venedig nach Belmont reiſen läßt, wo wir ihn in der allerbeſten Geſellſchaft wiſſen, und wo Muſik und friſche Natur dem liebenswürdigen Traurigen gar wohl bekommen werden.

§. 13.

Will man ſich den Genuß eines ſolchen Charakters noch erhöhen, ſo denke man ſich irgend eine andere Weiſe der Charakteriſtik, und man wird finden, daß jede andere nichts tauge. Denken wir z. B. ihn friſch und heiter; er wird dann auch für ſeinen Freund vieles thun; aber mit einem Pfunde Fleiſch ſich für ihn unterſchreiben wird er nicht, und mit Recht nicht wollen. Hätte ihn aber der Dichter doch dazu genöthigt und durch poetiſche Künſte halb und halb auch uns etwa überredet, daß er es gethan, ſo würde wenigſtens jener Brief anders ausgefallen, und die Gerichtsſcene würde zur peinlichen Folter geworden ſeyn. Die Lebensluſt hätte ſich in ihm geregt, Baſſanio würde kläglich daneben geſtanden ſeyn, und aus dem Juden wäre vielleicht gar ein Franz Moor geworden; mit einem Wort: das ganze Stück wäre aus ſeinen Angeln gehoben. — So weiſe angeordnet, ſo tief bedeutend und nothwendig iſt jeglicher Charakter in des edlen Dichters Werke.

Wir haben uns bei dem Antonio ſehr lange verweilt, weil wir ihn einigermaßen vollſtändig auffaſſen wollten; mögen deshalb für die anderen Charaktere hier nur kürzere Andeutungen ſtehen.

§. 14.

Der Doge, ſtattlich und nicht ohne Würde, doch keineswegs ſo von Glanz umleuchtet, als faſt ſämmtliche Fürſten in den Werken des Dichters. Die Republik hindert ihn, die Senatoren und das Geſetz; dennoch iſt eine gewiſſe feierliche Pracht in ſeiner Rede, auch thut ſein Anblick wohl, da wir durchaus nicht glauben können, daß in ſeiner Gegenwart, ſelbſt wenn Porzia nicht erſchienen wäre, der Jude ſein Meſſer in des edlen Chriſten Bruſt hätte ſchlagen dürfen. So iſt ſeine Erſcheinung nicht blos nöthig, um die Gerichtsſcene feierlicher zu machen, ſondern auch, um das ganze Stück in ſeiner Sphäre zu erhalten, die von dem Dichter genau beſtimmt iſt und nie außer Acht gelaſſen wird. Wir ſollen tief mit empfinden mit den Leiden des Antonio, aber wir ſollen nie tragiſch gerührt werden, und darum ſollen wir auch, ſelbſt wenn wir noch den Rettungsweg für den edlen Freund nicht wiſſen, doch nie an ſeinen Tod glauben. Wir haben ein Luſtſpiel vor uns, ein tiefſinniges zwar und, bei aller fantaſtiſchen Farbenpracht und muthwilligen Witzesfülle, ein in ernſter, faſt feierlicher Heiterkeit ſich bewegendes; dennoch ein Luſtſpiel, und das vergißt S. nie.

§. 15.

Der Prinz von Marocco, glühend wie die Sonne, unter der er geboren ward, heftig, doch fürſtlich. Wir brauchen nur wenige Worte aus ſeinem

Munde gehört zu haben, um zu wiſſen, daß er das goldene Käſtchen wählen muß. Sein Benehmen erregt unſre volle Theilnahme, und ſeine letzten Worte:

„Leb wohl denn, Gluth! willkommen Froſt!
Lebt, Porzia, wohl! zu langem Abſchied fühlt
Mein Herz zu tief. — So ſcheidet, wer verſpielt.“

klingen wahrhaft tragiſch nach. Doch weiß uns der Dichter ſchnell auf den Standpunct des Luſtſpiels zurück zu verſetzen, indem uns Porzia ſogleich wieder an ſeine ſchwarze Farbe erinnert, die ihr, wie auch wohl billig, misfällt. — Ein ſchönes ſchwarzes Fräulein wäre ihm wohl zu gönnen; ein ſchönes weißes nicht. Doch iſt freilich nunmehr auch die erſtere verſcherzt.

Bei einigen engliſchen Editoren ſteht dieſer ſchwarze Prinz in großer Ungunſt, denn ſie beſchuldigen ihn der Prahlerei und wollen nicht glauben, daß er mit dem Säbel, bei dem er ſchwört, den Sophi und einen Perſerprinzen getödtet und den Sultan Soliman dreimal beſiegt habe. Johnſon wirft bei dieſer Gelegenheit einen mitleidigen Blick auf Shakſpeare's Unwiſſenheit, der den weit entlegenen Perſerprinzen mit dem Fürſten von Marocco zuſammenbringe; doch nimmt ſich Tyrwhitt des armen Dichters an, indem ja der Perſerprinz im Heer des Sultans könne gedient haben, welches allerdings dem Prinzen unverwehrt iſt. So kämpft dürftige Gutmüthigkeit mit dürftigem Gelehrtenſtolze. — — S. läßt den Prinzen von Marocco von ſeinen Thaten reden, nicht als Lügner, ſondern nur als Nichtchriſten, dem, als ſolchem, in dieſem Schauſpiel die Tugend der Demuth fremd ſeyn ſoll.

§. 16.

Der Prinz von Arragon. Mit ihm hat der Dichter ein ſehr erfreuliches Spiel getrieben. Er iſt zierlich, umſichtig, redet in ſeinen Worten und hält ſich für ſehr weiſe. Ihm iſt nichts mehr zuwider, als luſtige Thorheit und tändelnder Leichtſinn, und ſo hat er ſich denn in die Selbſtzufriedenheit dergeſtalt vertieft, daß er das ſilberne Käſtchen wählen muß, weil ihn die Aufſchrift lockt: „Wer mich erwählt, bekommt ſo viel, als er verdient." Er hält es mit dem Verdienſte, öffnet und findet, was wir wiſſen. — Laßt uns dem Dichter ja nicht zürnen! er iſt hier, wie immer, höchſt beſonnen und voll wahrhaft poetiſcher Wahrheit; ja wer den Charakter des arragoniſchen Liebhabers noch nicht ganz verſtände, dem würde Porzia mit Einem Male das Räthſel löſen:

„So ging dem Licht die Motte nach.
O dieſe weiſen Narren! wenn ſie wählen,
Sind ſie ſo klug, durch Witz es zu verfehlen!"

S. zeigt ſtets eine wahrhafte Menſchenliebe, er begünſtigt niemanden zu ſehr und läßt keinen tiefer ſinken, als er durch den ihm einmal zuerkannten Charakter ſinken muß. Daß deshalb bei ihm, dem Dichter, luſtig gutmüthige Thorheit in beſſeren Gnaden ſtehe, als eitle Selbſtgefälligkeit und philiſterhafte, ſeichte Halb-Klugheit, verſteht ſich von ſelbſt. Hier aber in dieſem Schauſpiele, das auf der reinen Idee des Chriſtenthums ruht, liegt der Grund noch tiefer. Dieſer Arragonier iſt ja ein Chriſt und wählt dennoch ein Käſtchen, deſſen Ueberſchrift ihm verheißt, er werde ſo viel bekommen, als er verdiene!! Faſt möchte man ſagen, ſo würde Shylok gewählt haben, der von der Gnade nichts wiſſen will. Wenn aber ein Chriſt, der doch davon wiſſen ſoll, alſo wählt, ſo iſt es noch ſehr milde von dem Dichter, wenn er ihn mit dem bloßen Narrentitel abkommen läßt.

§. 17.

Ueber Baſſanio iſt ſchon oben geſprochen. Er ſteht nicht ſo hoch, als Antonio, ja es ſcheint im Anfange, als laſſe er ſich mehr von demſelben lieben, als daß er dieſe Neigung mit ganzer Kraft erwiedre. Er gehört zu den friſch blühenden und ein wenig verwöhnten Naturen, die erſt einer Aufforderung bedürfen, um ſich in ihrer ganzen Kraft zu offenbaren; da dieſe aber erfolgt, ſo zeigt er ſich vortrefflich, oder doch wenigſtens einer Freundſchaft, wie die des Antonio für ihn, nicht unwürdig. Sein erſter Auftritt mit den Worten:

Ihr lieben Herrn, wann lachen wir einmal?
Ihr macht Euch gar zu ſelten; muß das ſeyn?

iſt uns beſonders wegen Antonio erfreulich, weil dieſer, unſer geliebter Schwermüthiger, doch auch von dem Ueberfluſſe des Lachens ein wenig mitgenießen wird.

Als Baſſanio Porzien verſicherte, ſein Vermögen ſey nichts, redete er wohl nur ein wenig flüchtig oder doch ſehr euphemiſtiſch, denn er hätte billigerweiſe ſagen ſollen „weniger als nichts.“ Allein da er ſich ſpäterhin ſelbſt anklagt, ſo verſöhnt er uns wieder. Von dem Hange zu einer gewiſſen prächtigen Verſchwendung iſt er nicht frei zu ſprechen, denn auffallend iſt es in der That, daß er, um vor Porzien mit würdigem Aufwande zu erſcheinen, die gewaltige Summe von 3000 Dukaten gebraucht; doch auch hier mildert er das Urtheil durch die freundliche Güte, mit der er ſein ganzes Gefolge an ſeiner Pracht und Luſt Theil nehmen läßt, während freilich der Geber aller dieſer Herrlichkeit einſam und verlaſſen in Venedig zurückbleiben muß. Die Liebe und das Unglück ſo wie die Tugend ſeines Freundes geben ſeinem friſchen und kraftvollen Gemüthe einen höhern Adel, ja es ſcheint faſt, als ſey beides nöthig geweſen, um ihn zu vollenden.

§. 18.

Graziano iſt der überkräftige, überfröhliche, mit Witz und Satyre ſtets gewaffnete Jüngling. Er bedarf der Zucht des Baſſanio und muß erſt die Bedingung eingehen, „artig zu ſeyn,“ um nach Belmont mitgenommen zu werden. Es iſt ſehr weiſe vom Dichter, (obwohl es bei dem erſten oberflächlichen Blicke nicht ſo ſcheinen könnte) daß er, der den Antonio wahrhaft verehrt, ihn doch anfangs nicht wenig neckt. Eine rein pathetiſche Verehrung ohne allen Scherz würde für Graziano ein höchſt langweiliges Gefühl ſeyn. Doch eben weil er recht fröhlich ſeyn und necken kann, ſo ſteht ihm auch der tüchtige Zorn und die rüſtige Theilnahme für Antonio in der Gerichtsſcene gar wohl an, und der ganze Mann verbreitet etwas Behagliches um ſich herum, deſſen in der oben erwähnten Scene nie zu viel ſeyn konnte, da ſie durch ſich ſelbſt die tiefſte, ja zu tiefe Rührung erregen könnte. Uebrigens iſt es gewiß gut, daß er Neriſſen zur Frau bekommt, die ihn mit Gemüthlichkeit und Klugheit wohl noch vollends zurechtſetzen wird.

Von Salanio und Salarino iſt ſchon oben beiläufig geſprochen worden. Auch ſollen ſie nur beiläufig betrachtet werden, nach des Dichters Willen; doch iſt es keinesweges beiläufig, ſondern recht wohl zu bemerken, daß ſie durchaus nicht überflüſſig ſind. Ein Mann, wie Antonio, ſoll eine ganze Schaar von erträglichen, mittelmäßigen, wackeren und heiteren Freunden und Bekannten um ſich verſammeln; ſo iſt es billig. Das hat der Dichter ſagen wollen und wirklich unter andern auch durch die beiden S. angedeutet.

§. 19.

Lorenzo ſcheint anfangs ein wenig außer dieſer Schaar zu ſtehen, doch nur, um ſpäterhin deſto näher zu treten und ein Freund zu werden, da er zu einem guten Bekannten ſich faſt zu gut fühlt. Er hat in ſeinem Weſen etwas vornehm gebildetes und zeigt eine angenehme Feinheit, indem er gleich anfangs Graziano's Witz, der offenbar auf Antonio ging, durch ein paar Worte auf ſich zu leiten ſucht. Uebrigens ſcheint er häufiger und lieber unter Frauen zu leben, wo er ſich am beſten aufgehoben fühlt. Allein eben dieſe Verwöhnung zeigt ihn anfangs ein wenig herriſch in der Liebe, denn er iſt ſeiner Sache ſo ganz gewiß und kennt Jeſſika's Glut ſo wohl, daß er nicht nöthig achtet, ſich ſelbſt in beſondere Unkoſten zu ſetzen. Sie trägt ihm ſelbſt an, ſie zu entführen, und er hat nichts weiter zu thun, als ſie mit allen ihren Schätzen in Empfang zu nehmen, da er ſie dann nicht ohne ſcherzenden Uebermuth für's erſte zu ſeinem Fackelträger macht. Schwierigkeiten würden ihm ohne Zweifel gut thun und auch willkommen ſeyn; da ſich aber keine zeigen, ſo läßt er ſich auch das gefallen.

Die Abſicht des Dichters bei dieſer Zeichnung iſt völlig klar, indem hier zuvörderſt ein durchaus nicht greller, ſondern lieblicher Gegenſatz zu Baſſanio's und Porzia's durchgängig in höherm Styl gehaltener Liebe gebildet, und ſodann gezeigt werden ſollte, wie ſpäterhin, da das Chriſtenthum die Liebenden vereint hat, in dem bis dahin nur redlichen und feinen Mann ein tieferer Sinn und höhere Gemüthlichkeit aufblüht.

§. 20.

Shylok. Ueber dieſen vielberühmten Mann, der, wenn er auch nie gelebt haben ſollte, doch ein ganz entſchiedenes Leben durch den Dichter empfangen hat, ſo daß er wie eine vom Scheitel bis zur Ferſe ausgebildete Perſon vor uns ſteht, haben gar manche engliſche und deutſche Kritiker ihre Stimme abgegeben, welche größtentheils dahin ausfiel, es ſey eine ganz vortreffliche Zeichnung, nur leider etwas unnatürlich und übertrieben, wobei man nur vergaß, daß eines das andere aufhebt. Er iſt ein ausgezeichneter, vornehmer Jude, und zwar ein mittelalterlicher, weshalb man billig vor ſeiner Beurtheilung ſich erſt mit dem Verhältniß der Chriſten und Juden, beſonders vom zehnten bis ſiebzehnten Jahrhundert, wie es ſich faſt in allen chriſtlichen Staaten gebildet hatte, vertraut machen ſollte.

Selbſt diejenigen, welche etwa nur das Benehmen der Chriſten gegen die Juden und das Benehmen der Juden gegen die Chriſten unter den Kurfürſten von Brandenburg Joachim I. und II. kennen, werden ſchon weniger ſtaunend in die Hände ſchlagen über dieſe Zeichnung, ſondern lieber den Dichter bewundern, der, ohne alle ſogenannte Schulkenntniß, doch das Leben in allen ſeinen bedeutenderen Beziehungen hiſtoriſch klar erſchaute und darzuſtellen wußte. —

§. 21.

Shylok iſt ein Jude im höchſten Styl, er iſt ſtolz, es zu ſeyn, und glaubt faſt wie ein Fürſt unter ſeinem Volke einher zu ſchreiten. Der höchſte Adelſtolz unter uns wird von dem ſeinigen vielleicht noch übertroffen. Mit dieſem Gefühle nun muß er ſehen, daß er bei allen Chriſten ein Gegenſtand des Haſſes, ja der Verachtung iſt, und dieſe Chriſten ſind es, die ja faſt in ganz Europa die Herrſchaft führen und, wie er glaubt, ſein Volk unterdrücken. Gegen dieſe hält er ſich alles erlaubt, und da es ihm gelungen iſt, ein großes Vermögen zu erwerben, ſo fehlt es ihm nicht an Gelegenheit, ſein nicht blos für ſich allein, ſondern für ſein ganzes Volk racheglühendes Herz zu kühlen. Er kennt und will nichts weiter, als ſein jüdiſches Geſetz, das er denn auch nach ſeinen Gunſten zu deuteln weiß; aber Glaube, Liebe, Hoffnung und die Lehre von der Gnade ſind ihm bloße Phantaſiereien, und als ſolche unerträglich und verhaßt. So iſt er geworden, wie wir ihn erblicken, eine Miſchung von Schlange und Tiger; aber um ſich auf dieſer Stufe zu erhalten, bedarf er eines ſteten Humors, der ſeltſam genug, ſo viel ich weiß, noch nie zur Sprache gebracht iſt.

Der Dichter fühlte ſehr wohl, daß ohne dieſen Humor dem Charakter Ton und Farbe fehlen würde, und er hat ihn deshalb ſehr reich damit ausgeſtattet. Die ganze Rolle zeugt dafür; doch mögen hier nur kurz berührt werden: die Landratten und Waſſerratten; die Behauſung, in die der nazareniſche Prophet den Teufel hinein beſchwor, die launig gedeutete Erzählung von Jakobs jüdiſcher Klugheit, der Witz des durch harte Erinnerungen aufs höchſte empörten Gemüths in den Worten: „Hat ein Hund Geld? iſt's möglich, daß ein Spitz drei tauſend Ducaten leihen kann?", der Beweis, daß ein Pfund Menſchenfleiſch bei weitem nicht ſo ſchätzbar und ſo nutzbar ſey, als Fleiſch von Ochſen, Ziegen, u. ſ. w., die gränzenloſe Inſolenz ſelbſt gegen den Dogen, ſeinen Blutdurſt durch die Anführung von manchen ſeltſamen Idioſynkraſien entſchuldigen zu wollen:

> Es giebt der Leute, die kein ſchmatzend Ferkel
> Ausſtehen können, manche werden toll,
> Wenn ſie 'ne Katze ſehn, noch andre können,
> Wenn die Sackpfeiſe durch die Naſe ſingt
> Vor Anreiz den Urin nicht bei ſich halten;

anderer grellſcherzender und ſchlimmhumoriſtiſcher Aeußerungen zu geſchweigen. *)

§. 22.

Warum aber iſt es gerade Antonio, den er am meiſten haßt? Nicht bloß weil er der angeſehenſte Kaufmann in Venedig iſt, nicht bloß weil er die meiſten übeln Behandlungen durch ihn gelitten, nicht bloß (obwohl er dieſen Grund ſich ſelber ſagt) weil Antonio keine Zinſen

---

*) Ueberhaupt liebt Shylok übelklingende Worte, z. B. the vile squeaking of the wry-neck'd fife und ähnliche.

nimmt und durch dieſe Ueberſchwenglichkeit der Güte ihn in den Ruf des heilloſeſten Wucherers gebracht hat; alles dies giebt freilich der Urſachen genug, aber die Haupturſache liegt dennoch tiefer. Antonio erſcheint ihm als der erſte Repräſentant chriſtlicher Tugend; dieſe aber iſt ihm unſäglich verhaßt und zuwider, denn ſie erſcheint ihm nur als phantaſtiſche Schwermuth, poetiſche Träumerei, verbunden mit Härte gegen ſein Volk, das er für das auserwählte hält.

Wir können uns dabei an Nero erinnern, der einſt nach dem pikanteſten aller Frevel ſtrebend, ſich genau erkundigte, wer wohl in Rom der tugendhafteſte Mann ſey, und da er erfahren hatte, daß Thraſea Pätus als ſolcher galt, dieſen trefflichen Mann um ſeiner Trefflichkeit willen zum Tode verurtheilte. Auf ähnliche Weiſe hat ſich Shylock den Antonio zum Gegenſtande ſeines Haſſes ausgeſucht, aber er iſt deshalb noch bei weitem kein Nero. Er ſteht gleichſam wie ein talentvoller, aber hartgeſinnter Feldherr da, der durchaus nicht Hehl hat, er ſey mit dem geſammten Chriſtenvolk im Kriege. Er hat zu viel gelitten, als daß er vergeben und vergeſſen könnte, und es iſt nicht ohne Bedeutung, wenn er ſeine gräuelvoll witzelnde, Rache kündende Rede (Act III. Scene 1.) mit den Worten ſchließt: „Die Bosheit, die ihr mich gelehrt, die will ich ausüben, und es muß ſchlimm hergehen, oder ich will es meinen Meiſtern zuvor thun.“ Wie geſagt, er iſt im offenen Kampfe gegen die Chriſten; aber es iſt kein guter Krieg, den er führt, denn ſeine Waffen ſind vergiftet.

§. 23.

Er glaubt gegen Antonio gar nicht ſündigen zu können, und ſo darf uns denn auch ſein ſpäteres Benehmen kaum mehr befremden. — Sobald er, nach der Flucht ſeiner Tochter mit den Koſtbarkeiten, die entſetzlichen Worte ausgeſprochen hat: „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren, wollte, ſie läge eingeſargt zu meinen Füßen, und die Ducaten im Sarge" — ſobald wir das vernommen, iſt alles Spätere, was die Gerichtsſcene zeigt, ſelbſt das Wetzen des Meſſers an der Sohle, — begreiflich. Nur die Liebe iſt etwas Poſitives, der Haß eine bloße Negation, nothwendig hervorgehend aus der erſtern. Wer aber den Haß allein hat, ohne Liebe gleichſam ein ewiges Nein ohne ein ewiges Ja, der wird in der Unſeligkeit ſeines Zuſtandes ſich nur dadurch zu retten ſuchen, daß er ſeine Negation zu etwas Poſitivem zu erheben ſucht. Das kann ihm freilich nie gelingen; aber um zu leben, muß er es ſtets von neuem verſuchen. So hier Shylok, deſſen Charakter als ein ewiges Nein zu allem Guten und Schönen erſcheint.

Am Schluſſe ſeiner Rolle erregt er faſt ein tragiſches Mitleiden, wenigſtens nach unſerm Gefühle. Ohne Rache und ohne Reichthum wird er wohl nicht lange mehr leben können, und er geht faſt krank ab. Laſſet uns aber auch nicht zu weich ſeyn gegen dieſen Ueberharten! Wer auf Porzia's Wort:

> So muß der Jude Gnad' ergehen laſſen,"

nur die kalt ironiſche Antwort hat:

> „Wodurch genöthigt muß ich? ſagt mir das!"

wer dann auf die eben ſo tiefſinnige als liebliche Rede über die Gnade völlig ungerührt, mit Verſchmähung jeder Gnade und völlig verhärtet erwiedert: „Meine Thaten auf meinen Kopf! ich fordre das Geſetz" — wer alſo denkt und ſpricht, der iſt *verloren*, denn er hat über ſich ſelbſt den Stab gebrochen und niemanden anzuklagen, als ſich. Der Dichter durfte ihm auch nicht eine Zeile der Sentenz erlaſſen, um jenes höchſten Elementes willen, in welchem das ganze Stück gehalten iſt. Shylok hatte das Recht angerufen, damit es ſeiner Rache dienen ſollte, und jede Bitte, diesmal nicht auf dem ſtrengſten Rechte zu beſtehen, höhnend zurückgeworfen. Da redete dann das Geſetz und ſank mit ſeiner ganzen Schwere auf ihn zurück, der es zur Sättigung ſeiner Leidenſchaften hatte gebrauchen wollen. Was er mit Feinheit geſäet, ärntete er, und ſo fällt jede Verwunderung weg.

§. 24.

Tubal, Shyloks untergeordneter Freund, den in einer einzigen Scene in Umriſſen zu zeichnen, allerdings eine ſchwere Aufgabe war. Der Mann hat ſich zum Nachſetzen brauchen laſſen, konnte aber die leichtgeflügelten Liebenden nicht einholen. Auf ſeines Meiſters entſetzliche Klagen hat er nur den einen gelaſſenen, aber erbärmlichen Troſt, daß andere Menſchen auch Unglück haben, in welcher Troſtquelle denn auch Shylok ſich nicht wenig erfriſcht. Damit dieſer aber auch in dieſer Hinſicht zu keinem wahren Genuß komme, ſo wird er ihm, wie billig, alle Augenblicke durch den Tubal ſelbſt verkümmert, der, ſo oft er von dem vortrefflichen Unglück Antonio's als einem Labſal für den Freund geſprochen, ſogleich auch wieder von der unmäßigen Verſchwendung Jeſſika's auf der Reiſe Bericht giebt. Tubal thut dies ohne allen Zweifel mit Vorſatz, denn die Freundſchaft unter ſolchen Menſchen iſt nichts weiter, als die wechſelſeitige Erlaubniß, ſo ungenirt und aufrichtig, widerwärtig, langweilig, oder auch quälend zu ſeyn, als möglich. So hat T. einen dreifachen Genuß: Antonio's Ruin, den Verluſt Shylok's, dem, als ſeinem geliebten Freunde, er gleichfalls recht wohl einiges Böſe gönnt, und endlich das phantaſtiſch tolle Schauſpiel, das ihm die verworrenen Ausrufungen ſeines edeln Freundes, die er ſelbſt veranlaßt hat, gewähren. Selbſt Sancho Panſa konnte kaum durch die feindſeligen Wirthsleute ärger in die Luft hinauf und herunter geſchnellt werden, als hier Shylok von ſeinem Buſenfreunde behandelt wird, der ihn auf ängſtlich luſtige Weiſe bald in ein moraliſches Schwitzbad, bald in ſpitzige Eiszacken wirft. Iſt dies Bild zu grell, ſo denke man ſtatt deſſen an die Art, wie Kinder mit den ſogenannten Hampelmännern umgehen. — — Wir glauben durch dieſe Anſicht dem Tubal nicht zu nahe zu treten, da, wie billig, der Helfershelfer unter dem Anführer ſteht, und auch Solanio erklärt, es gebe keinen dritten zu dieſem Paar. Ein Lügner iſt er in jedem Fall, denn, ſollten wir auch für möglich halten, daß Jeſſika an einem Abend in Genua 80 Dukaten könne verthan haben, ſo werden wir doch nimmermehr glauben, daß ein, wenn auch leichtſinniges, dennoch liebenswürdiges Mädchen einen Türkis gegeben habe für einen Affen. Wahrlich, Lorenzo würde ſie gar nicht haben lieben können, wenn ſie einem ſo widerlichen Thier eine beſondere Neigung geſchenkt hätte. Allein Tubal und die Scene, die er veranlaßt, ſollten ſo ſeyn, wie ſie ſind; denn in dieſem Schauſpiel, das edle Freundſchaft mit reiner Wärme ſchildert, und kühle, nachläſſige, vergeßliche Freundſchaft mit neckender Satyre belegt, ſollte auch die Darſtellung der ganz gemeinen Freundſchaft zwiſchen ganz gemeinen Menſchen nicht fehlen.

§. 25.

Launcelot Gobbo, die luſtige Perſon des Stückes, d. h. die, welche gleich bei ihrem erſten Auftreten das Privilegium, luſtig zu ſeyn, aufzeigt. Unſre lieben wackeren Vorfahren im 15, 16, und zum Theil auch 17ten Jahrhundert konnten nicht leicht ein Stück anſehen, in dem der Dichter eine ſolche ausſchließlich auf Ergötzung ausgehende Perſon hätte fehlen laſſen. Späterhin, gegen den Anfang des 18ten Jahrhunderts, verlor man, wie durch Gewaltthätigkeit, faſt allen Witz, und ward über dieſen Verluſt ſo gewaltſam hochmüthig, daß man mit ungeheucheltem und thörichtem Haſſe auf dergleichen unſchuldige Perſonen herab ſah. Gottſched that endlich den letzten Schritt, und, in Verbindung mit der berühmten Schauſpieldirectorin Neuber in Leipzig, ließ er auf öffentlicher Bühne den redlichen Geſellen, der ſich, von aller Titelſucht frei, ſchlechtweg und harmlos Hanswurſt nannte, verbrennen (1737). Leſſing war unendlich billiger und wünſchte nicht ſelten mit rührender Sehnſucht den armen luſtigen Teufel zurück, für den zu ſeiner Zeit auch nicht der kleinſte Erſatz geboten wurde.

Launcelot iſt kein eigentlicher Hanswurſt, ſondern die redliche luſtige Perſon, eine Art von ſhakſpeare'ſchem Papageno, der auch ſelbſt dann, wenn er ernſthaft ſeyn will, durchaus nicht dazu gelangen kann. So iſt er z. B. gleich anfangs in ächtem Nachdenken über die Frage, ob er bei dem Juden bleiben ſoll, oder nicht, er verſucht eine ernſthafte Ueberlegung, aber es wird faſt wider ſeinen Willen eine komiſche daraus.

Derſelbe Fall tritt ein, wie er ſich um den Dienſt bei Baſſanio bewirbt, und bei dem köſtlichen Abſchied von der Jeſſika, die er nach ſeiner Art ordentlich lieb hat. Hier fürchtet er ſogar, daß ſeine eignen „thörichten Tropfen ſeinen männlichen Muth zu ſehr erweichen,“

und ſieht komiſch-bedenklich ſeiner eignen Rührung zu. Aber der Stein des Anſtoßes für viele, für mich ein leichter Diamant, iſt die Scene mit ſeinem Vater. Er hat ohne allen Zweifel den guten, halb blinden, alten Mann von ganzem Herzen lieb. Dennoch vermag er nicht das Necken zu laſſen; aber es iſt ein ſo ehrliches Necken, daß es gewiß dem alten Manne weit beſſer bekommen wird, als wenn ihm große Herzensrührung begegnet wäre. Wie wenige Dichter hätten es ſich hier wohl verſagt, ein klein wenig zu rühren! Aber Shakſpeare denkt nicht daran, ſondern giebt uns hier zwei Scenen von ſo köſtlichem Humor, daß man in der That das traurigſte Gelübde, ſich nie zu freuen, gethan haben müßte, wenn man auch hier ſich nicht ergötzen wollte. —

§. 26.

Und ſollte nicht auch wirklich eine gewiſſe humoriſtiſche Rührung in jener Erkennungsſcene walten? Der Alte, der von dem neckiſchen Jüngling gehört hat, ſein Sohn ſey todt, klagt wirklich recht herzlich, daß er nun „den Stab ſeines Alters, ſeine beſte Stütze,“ verloren habe, woraus denn doch hervorgeht, daß der junge luſtige Menſch bisher ſeine Pflichten gegen den ehrlichen Vater recht wohl erfüllt hat. Auch macht jene kurze Klage auf den Spaßenden gar bald Eindruck. Er wendet ſich nur noch einmal (denn das kann er nicht laſſen) an das ſcherzende Wort und das Bild, welches Gobbo gegeben, und fragt das Publicum: „Seh' ich wohl aus wie ein Knittel, oder wie ein Zaunpfahl, wie ein Stab oder wie eine Stütze?“ Dann aber kommt ſogleich ſein Herz in das Spiel, und er giebt ſich ſchnell zu erkennen, wobei der Alte eine doppelte Freude hat, eine Freude, die ſich, wie billig, auch auf den ſtattlichen — Bart ſeines Sohnes erſtreckt, deſſen Geſicht er mit Behaglichkeit betaſtet.

Man leſe dieſe Scene und die folgenden der Dienſtbewerbung, auch wenn man ſie ſchon hundertmal geleſen, noch einmal, und man wird inne werden, hier ſey jener gute, menſchlich freundliche Humor, der ewig iſt, wie die Natur des Menſchen ſelbſt, während (um es recht deutlich heraus zu ſagen) gar mancher franzöſiſche Witz mit der beſchränkten Zeit ſinkt, die ihn erſchuf und erfaßte. — *)

---

*) Daß Launcelot ſpäterhin, verwöhnt durch das bequeme und faſt müßiggängeriſche Leben in Porzia's Hauſe, bei dem heitern und geſprächigen Lorenzo und bei der nicht minder freundlichen Jeſſika, ſich immer tiefer in die (*auch* unſittliche) Spaßhaftigkeit hinein arbeitet, iſt charakteriſtiſch und wahr. Möchte man doch aber auch, ehe man von neuem den Dichter anklagt, er liebe die Wortſpiele zu ſehr, erwägen, was er dem gebildeten Lorenzo über dieſe Gattung des Witzes in den Mund legt; denn man kann in der That nicht ſtrenger darüber reden, als hier geſchieht. (Act III, Scene 5.) Dergleichen Fürſprache für den Dichter iſt nicht neu; doch hat ſie immer noch ſo wenig geholfen, daß ein abermaliger Verſuch, ihn auch in dieſer Hinſicht zu rechtfertigen, gewiß nicht überflüſſig ſeyn mag. — Ueberhaupt wäre es wohl wünſchenswerth, wenn man von S. niemals wieder *obenhin* ſpräche, ſondern ſtets genau bedächte, *wen* man vor ſich hat.

§. 27.

Wir verhehlen nicht, daß wir ſelbſt bei dem Boten aus Venedig und bei Porzia's Bedienten wirkliche Charakterphyſiognomie anzutreffen glauben. Beſonders iſt der Letztere zu bemerken, der, bei der Ankunft des Baſſanio in Belmont, in ſolches Entzücken geräth, daß er in den allerzierlichſten, hyperpathetiſchen Worten deſſen Ankunft verkündet; doch leider kommt der arme Mann, der ſolchen Feſttagswitz an den ſchönen Fremdling wendet, übel weg, indem ihm Porzia erwiedert:

Nichts mehr, ich bitt' dich, ich beſorge faſt,
Daß du gleich ſagen wirſt, er ſey dein Vetter.

Sonſt haben die meiſten Boten in den ſhakſpeare'ſchen Stücken ein eigenes äſthetiſches Coſtume und ſind gewöhnlich mit ſehr feierlicher Rede ausgeſtattet. Sie ſollen keine genauer gezeichnete Phyſiognomie mitbringen, da eine ſolche meiſtens überflüſſig, ja läſtig ſeyn würde, wobei wir ſogleich bemerken wollen, daß S., obwohl, wie bekannt, der größte aller Charakteriſtiker, dennoch nie um Charakteriſtik beſorgt und weit entfernt iſt, ſich als Menſchenkenner zeigen zu wollen. Er iſt es ſo ſehr, daß er die Menſchenkenntniß als etwas ſich von ſelbſt verſtehendes zu betrachten ſcheint, nie aber das Muſikaliſche dem Charakteriſtiſchen opfert. Hier iſt indeſſen beides vereinigt, und ſelbſt mit dem Boten wird eine gelinde Ironie getrieben.

§. 28.

Ueber Launcelots guten alten Vater Gobbo iſt bereits oben einiges geſagt worden. Er ſoll durchaus nicht Mitleiden erregen, worauf er auch nicht den mindeſten Anſpruch macht. Es iſt ergötzlich, daß er bei aller Beſchränktheit und Ehrlichkeit dennoch eine Art von Beſtechungskunſt zu betreiben unternimmt und, ſeltſam genug, die liebenswürdigſten, ſanfteſten Thierchen, die Tauben, zu einem Gericht für den unliebenswürdigen und unſanften Shylok beſtimmt. Aber die Sterne fügen es anders, und die liebliche Speiſe fällt dem Baſſanio zu, dem wir ſie auch weit mehr gönnen. Ueber das Geſchick des Alten können wir völlig ohne Sorgen ſeyn, denn wenn auch ſein Leben ein wenig arm ſeyn ſollte (was indeſſen der wackere Baſſanio ſchwerlich zugeben wird), ſo iſt doch bereits ein heller Silberblick in ſein Herz gefallen, der den Reſt ſeiner Jahre angenehm beleuchten wird. Ich meine natürlich den bereits oben erwähnten köſtlichen, mit Recht ſehr berühmt gewordenen Bart ſeines Sohnes, den leiſe zu beſtreifen und in deſſen Wellen die Hand gleichſam unterzutauchen, ihm ohne Zweifel mehr Vergnügen macht, als das Betaſten der vollendetſten Marmorſtatue der Venus ihm gewähren würde.

§. 29.

Porzia, die Trägerin des ganzen Stücks, ſpricht ſich in ihrer edlen Individualität ſo entſchieden und bedeutend aus, daß ſie ſelbſt bei dem erſten Blicke erkannt werden mag. Es iſt mit dieſem Charakter wie mit dem Aether, der, wie bekannt, klar iſt und doch voll unergründlicher Tiefe. Sie hat einen ſeltſamen, geheimnißvollen Vater gehabt, der ihr unendlichen Reichthum, aber auch einen gefeſſelten Willen bei der wichtigſten Wahl ihres Lebens hinterlaſſen hat. Vielleicht erzeugte ſich gerade ſo ihr nie ermüdender, vollſtrömender Witz, der uns vielleicht für ihr Herz bange machen könnte, wenn uns nicht die herrliche, tiefe Liebe für Baſſanio und das geiſtreich thätige Mitleiden mit Antonio eines beſſern belehrte. So ſteht ſie denn in der That faſt vollendet da, und doch wieder ganz ohne Allgemeinheit, recht feſt beſtimmt und begränzt; wie denn überhaupt das Schöne ſich nur in harmoniſcher Begränzung offenbaren kann. Wir geſtehen gern, wir möchten auch nicht Eine Zeile aus ihrer Rolle entbehren, und ſo wünſchten wir auch allerdings jede Zeile derſelben kritiſch durchzugehen, wenn wir nicht fürchteten, zu ausführlich zu werden. Nur des Einen wollen wir gedenken, wie gar herrlich und rührend in dem Munde dieſes in voller Blüthe prangenden, tief verſtändigen und doch ſo muthwillig heitern Mädchens die Worte über die Gnade ſich ausnehmen, Worte, die ſelbſt der edelſte Geiſtliche gern von der Kanzel vor einer ganzen — europäiſchen Gemeine ableſen würde. Und dann wieder — ganz wie ein ächtes Mädchen — nach der tiefſten Rührung der angenehme Muthwille mit dem Ringe. Laſſet uns doch ja nicht fragen: Wozu dieſer Muthwille? Wir würden dadurch nur zeigen, daß wir das ſchöne Talent, durchaus heiter und muthig zu ſeyn, verloren hätten, und das ſoll uns doch niemand nachſagen.

§. 30.

Nur Eines Umſtandes möge hier noch gedacht werden: daß der Dichter, der ſich überall als der reinſte Freund der Muſik und als Kenner ihrer ganzen Bedeutung zeigt, auch hier einer großen Entſcheidung Muſik vorangehen läßt. Perzia ſelbſt beſtellt die Muſik vor und bei Baſſanio's Wahl; dieſe ausgeſprochene Beſtellung könnte leicht die Wirkung erkälten, doch nicht hier; denn dieſe Beſtellung iſt ſelbſt Muſik, wie jeder fühlen wird, der die Worte nachlieſt; und eher könnte man ſagen, es bedürfe nun weiter keiner andern Töne, denn wie wenige Muſikſtücke werden nach einer ſolchen Beſtellung noch würdig ſeyn, gehört zu werden!

Neriſſa. Wir möchten ſie ein Echo ihrer Gebieterin nennen, wenn man ſich bei demſelben nicht etwas blos Paſſives dächte. Aber ſie iſt activ und dennoch ein Echo, aus Liebe für Porzia. Haben wir das aufgefaßt, ſo iſt ihr ganzes Benehmen und jedes Wort aus ihrem Munde klar und leicht zu entwickeln.

§. 31.

Jeſſika. Sie hat vielleicht bis dahin ihr ganzes Leben einſam geſtanden; denn wohin die Natur ihre erſte Liebe leiten wollte, zu ihrem Vater, da vermochte ſie nicht zu lieben. So erzeugte ſich in ihrem Gemüthe die Sehnſucht, die Gluth, die gänzliche Entfernung von Shylok, das Verſtreuen des Reichthums, (denn ein wenig müſſen wir freilich von Tubals Nachrichten glauben) die gänzliche, faſt dürfte man ſagen, „eilige“ Hingebung an den Geliebten. Als ſie ihn fand, fühlte ſie nichts mehr, als ihn, und kannte weiter keine Pflichten, als ihm zu folgen und ihm alles zu ſeyn. Glaubend, ſie ſey nur zur Liebe und Freude geboren, vermochte ſie es nicht länger in ihres Vaters Hauſe auszuhalten; und ſo iſt ſelbſt der Umſtand, daß Launcelot nun auch noch fortgeht, der ſie ſonſt wohl erheitern konnte, nicht ohne Bedeutung. Sie ſagt ihm beim Abſchiede die Worte:

> Es thut mir leid, daß du uns ſo verläßt:
> Dies Haus iſt Hölle, und du, ein luſt'ger Teufel,
> Nahmſt ihm ein Theil von ſeiner Widrigkeit.

Zur Märtyrin hat ſie kein Talent, und ſo vermag ſie, die vielleicht das gräßlichſte aller Gefühle hat, ſich ihres Vaters zu ſchämen, keinen Widerſtand zu thun gegen die Werbung und den Entführungs-Plan des Lorenzo. In dieſer Liebe erſt reift ihr Gemüth, und es wird dem aufmerkſamen Leſer nicht verborgen bleiben können, daß ſie gegen das Ende des Stücks, wo ſie als Gattin und Chriſtin erſcheint, weit höher und liebenswürdiger daſteht, als im Anfang. Es bedarf des Zuſatzes nicht, welch ein reiner Gedanke hier den Dichter geleitet hat.

§. 32.

Haben wir nun auf dieſe Weiſe jeden einzelnen Charakter des Stücks ruhig angeſchaut, ſo eröffnet ſich uns bald der heitere Blick in das große Ganze, in den ſchönen Rhythmustanz der rein menſchlichen Gebilde, den hier zu unſerer Freude der edle Meiſter aufführen läßt. Aber es ſey fern von uns, in allgemeinen und vagen Lobſprüchen zu ſagen, was ſich von ſelbſt verſteht. Ueberhaupt wollen wir nie vergeſſen, daß man auf die Poeſie, d. h. auf die Harmonie des rein Menſchlichen und Göttlichen, nicht mit Fingern zeigen kann, und, auch wenn man es könnte, nicht ſollte. Wir wollen den Duft der Blume genießen, aber nicht den Blüthenſtaub mit den Fingern abſtreifen. Man ſuche hier gar keine Myſtik; ich habe hoffentlich gezeigt, daß ich ſie in der Kritik nicht liebe; wohl aber glaube ich allerdings nicht, daß man — den Regenbogen in ſeine einzelnen Farben zerlegen ſoll. Sehr genau kann und ſoll der Kritiker ſagen können, wo ein Fehler iſt, und warum er das oder jenes für einen Fehler halte; wo aber ein vollendetes Kunſtwerk iſt, da hat er es viel beſſer und — ſchwerer. Er ſoll jede einzelne Perſon und zwar in Beziehung auf das Ganze anſchauen und entwickeln, und gelegentlich auch zeigen, wie jede andere Farbengebung, als die vom Dichter gewählte, irrig und fehlerhaft ſeyn würde; doch den Glauben an die Poeſie überhaupt muß er vorausſetzen, dieſen kann er nicht erzwingen. Wohl aber kann er beitragen und zwar ſehr bedeutend beitragen, daß dieſer Glaube geweckt und erhalten werde. In der Tugendlehre kann man unterrichten, in der Tugend ſelbſt am beſten durch Umgang und Beiſpiel, weniger durch ein — Lexikon.

§. 33.

Zum Schluſſe zwei Bemerkungen. Erſtens die minder bedeutende: In der Schilderung, welche Porzia von ihren Liebhabern macht, ſpielt der Deutſche, und zwar der Neffe des Herzogs von Sachſen, eine luſtig-betrübte Rolle. Wir ſollen darüber Shakſpearen nicht zürnen, ſondern einräumen, daß allerdings das Mittelalter reich genug ſeyn mochte an dergleichen unangenehmen deutſchen Trunkenbolden; ſo wollen wir auch nicht vergeſſen, daß der Italiener, Franzoſe u. ſ. w. hier gleichfalls unter der Feuertaufe des Spottes leiden muß. Daß übrigens der Dichter auch die Deutſchen beſſer kannte, als tauſend ſeiner Landsleute ſie damals kennen mochten, und daß er inſonderheit Redlichkeit und Tiefſinn als charakteriſtiſches Merkmal der Beſſeren betrachtete, wird ſich im Verlauf dieſes Werks ergeben.

§. 34.

Zweitens: Man hat auch in gedruckten Büchern hie und da gemeint, der fünfte Act unſers Schauſpiels — es wird uns wirklich ſauer, dergleichen niederzuſchreiben — ſey überflüſſig. Freilich, wenn wir zufrieden ſind, nachdem der rohe Stoff beſeitigt iſt, wenn wir wiſſen, daß dem Antonio das Stück Fleiſch nicht ausgeſchnitten wird, wenn wir es gern ſehen, daß Baſſanio und Porzia allenfalls gleich vom Gerichtsſaale zum Hochzeitmahle gingen, ſo wäre die Sache abgemacht, wie etwa eine pikante Anekdote abgemacht wird. Allein Shakſpeare wollte, wie billig, etwas Höheres, und er gab uns noch einen Act, wo wir, fern von allem wüſten Getreibe und dem Kampfe irrer Leidenſchaften, nichts ſehen und hören, als: Mondſchein und Muſik, Liebe, Scherz und die Löſung jegliches Lebensräthſels. Wahrlich, wie einſt ein Verehrer von Glucks Iphigenia auf das traurige und unwahre Wort: „Iphigenia iſt gefallen" blos erwiederte: „Ja, vom Himmel," ſo möchten wir das, und zwar mit dem größten Rechte, von dieſem ganzen Drama und inſonderheit von dieſem Acte ſagen. — So „ſüß ſchlummerte" noch in keinem Dichter „das Mondlicht auf dem Hügel," ſo ward noch nie der heilige Zauber der Muſik erkannt, ſo mild und freundlich löſte ſich noch nie der verſchlungene Knäuel des Geſchickes, als er hier gelöſt wird. — Ganz klar, ganz befriedigt, ganz heiter ſollte der Zuſchauer von dem herrlichen Gemälde treten: das wollte der Dichter und das hat er erreicht.

Nachſchrift. — Könnte man nicht dennoch fragen: Ganz befriedigt? ganz heiter? Und könnte man nicht nach dieſer Frage etwa alſo fortfahren?: Es iſt wahr, noch nie hat ein Dichter ſo ſchön und tief über die Muſik geſprochen, als hier Shakſpeare ſeinen Lorenzo reden läßt; aber iſt nicht der Schluß ſeiner Rede faſt zu hart? In der That, ſolchen Vorwurf hat man zuweilen wirklich vernommen. Zwar iſt dieſe Endrede allberühmt, und vermuthlich wird die Hälfte meiner lieben Leſer ſie auswendig wiſſen; dennoch möge ſie, um der andern Hälfte willen, auch hier einen Platz finden, und zwar, wie billig, nach der trefflichen Schlegelſchen Ueberſetzung:

Der Mann, der nicht Muſik hat in ihm ſelbſt,
Den nicht die Eintracht ſüßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung ſeines Sinns iſt dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düſter wie der Erebus.
Trau keinem ſolchen! — Horch auf die Muſik!

Es bedarf nur des aufmerkſamen Leſens, um ſogleich den Verdacht einiger Härte von unſerm milden Dichter zu entfernen. Dieſe Worte haben ja nichts zu thun mit jenen unglücklichen, doch gar wohl der ſtrengſten Sittlichkeit fähigen Menſchen, von denen man ſo obenhin ſagt, daß ſie die Muſik nicht lieben; hier iſt lediglich die Rede von dem man that hath no musick in himself, und ein ſolcher kann doch unmöglich irgend eine Harmonie in das Leben hinein bringen, eben ſo wenig, als er etwa eine gute Metrik, oder eine löbliche Abhandlung über den Don Juan ſchreiben dürfte. Für einen ſolchen iſt keine andere Hülfe, als eine gänzliche Wiedergeburt; und wenn ihn der Dichter auf ſeinen jammervollen Zuſtand aufmerkſam macht, ſo verdient er Dank und nicht Tadel. Hat aber jener ſich ſelbſt umgeſchaffen, — bei vollſtändigem Wollen iſt alles Gute möglich — ſo wird er ſich mit großer Luſt zu Jeſſika und Lorenzo hinſetzen und ſich mit ihnen andächtig freuen, daß „die ewigen Geiſter ſo voller Harmonie ſind.“ Wer aber das ahnet und dauernd fühlt und geiſtig anſchauet, der iſt auch hienieden ſchon jener Harmonie nahe.

IV.

König Lear.

§. 1.

So wie wir einige große und entſcheidende Völkerſchlachten gehabt haben, z. B. die im Teutoburger Walde, ſo haben wir auch — der ſcheinbar gewaltſame Uebergang kann wohl niemanden befremden — einige große und entſcheidende Völker- Welt- und Weltgerichts-Tragödien. Unter dieſen nenne ich jetzt den Lear. Laſſet uns ihn einmal recht menſchlich und genau betrachten!

„Das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens iſt böſe von Jugend auf.“ Dieſer Spruch ſteht bekanntlich in der Bibel, wurde aber in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht ſelten belächelt, oder für eine orientaliſch übertreibende Redensart erklärt, oder ganz ignorirt, da es ohne Zweifel viel angenehmer lauten würde, wenn daſtände: Der Menſch iſt von Natur ein überaus anmuthiges, überſchwänglich tugendhaftes Weſen und eine Art von Engel. — Es kann aber nicht Rückſicht genommen werden auf das, was angenehm klingen würde, ſondern nur auf das, was wahr iſt, und ſo möchte es wohl bei jenem Spruche ſein Bewenden haben und nimmer zu läugnen ſeyn, daß der Menſch von Natur gar manche Anlage zum Böſen habe, von denen ich nur Faulheit, Egoismus und Undankbarkeit nenne. Die Natur hat dagegen keine Hülfe, ſondern nur vom Geiſte aus, durch ſtets fortſchreitende Bildung und durch Gnade von oben können wir ſie beſiegen. Dieſes Stück nun macht den ganzen Abgrund in des ungeläuterten Menſchen Bruſt, beſonders aber eines jener Laſter, den Undank, uns vollendet klar.

§. 2.

Hier begegnet uns nun ſogleich der Einwurf: Iſt nicht das Leiden, welches den alten König durch das genannte Laſter trifft, zu ſchwer? und was hat er geſündigt, daß ſolch ein Schickſal ihn treffen könne? — Nach der Bearbeitung dieſes Schauſpiels, die wir ſeit etwa 40 Jahren auf den deutſchen Bühnen ſehen, faſt gar nichts; ſehr viel bei Shakſpeare ſelbſt und in deſſen ächtem Werke. Jene Bearbeitung läßt nämlich — es iſt faſt gräulich zu erzählen — die ganze erſte Scene aus, in welcher Lear das Reich vertheilt und ſich als einen nicht blos launenhaften, ſondern höchſt ungerechten Herrſcher zeigt. Er möchte gern als donnernder Jupiter auftreten, wird aber faſt zu einer Caricatur deſſelben, beſonders wie er dem edlen Grafen Kent, der ihn hindern will, die größte der Unbilligkeiten zu begehen, die Worte zuruft: „Wage dich nicht zwiſchen den Drachen und ſeinen Grimm!“ — Wie anders in der ſchröderſchen Bearbeitung! Hier erzählt blos Kent mit ziemlich dürren Worten, was ſich begeben; und wenn Lear zum erſten Male auftritt, ſo iſt er ſchon der beraubte, verletzte Greis, deſſen Schuld wir nicht geſehen haben, und deſſen Leiden uns gleich anfangs faſt zu einer qualvollen Gemüthsempörung hinreißen.

Wie hat man das reine Element der Tragödie ſo misverſtehen und umnebeln können?

Alſo zuvörderſt weg, weit hinweg mit dieſer und allen etwa ſonſt noch vorhandenen ähnlichen Bearbeitungen! Wir haben es hier mit nichts zu thun, als mit dem reinen, unverletzten ſhakſpeare'ſchen Werke, zu deſſen näherer Betrachtung wir jetzt übergehen wollen.

§. 3.

Lear iſt ein gewaltiger König geweſen, dem jeder Widerſpruch als Verbrechen erſchienen iſt, und der nicht blos geliebt, ſondern angebetet ſeyn will. Hier finden wir ſchon die erſte und höchſt bedeutende Sünde. Was hat er gethan, um auch nur im bedeutenden Grade geliebt zu werden? Wir erfahren nichts davon. Wir trauen ihm zu, daß er ſtets den beſten Willen gehabt hat; wer aber keinen Widerſpruch, ſelbſt den beſcheidenſten nicht, ertragen kann, iſt ſchon um deswillen auf dem Wege zum Tyrannen, und nur ſeine gute Natur hat ihn geſchützt, es gänzlich zu werden. Tyranniſche Augenblicke und Handlungen der Willkür mögen ſich dennoch nicht wenige in ſeinem Leben finden. — Ferner: Es giebt nur Einen Lohn, nach welchem der Menſch ſtreben darf: es iſt die edle Liebe; aber eben weil ſie die höchſte und einzige iſt, ſo hat der Menſch ſein ganzes Leben lang zu arbeiten, daß er ſie verdiene. Anbetung aber ſoll der Menſch nie verlangen, denn ſie gehört nur Gott. —

Dieſem wunderlichen Heidenkönige fällt nun endlich ein, nicht mehr regieren zu wollen und doch gewiſſermaßen König zu bleiben. Er hat keine Luſt mehr, die ſchweren Geſchäfte zu beſorgen, und giebt dem Alter die Schuld, daß er ſich ſo fühle, will aber dennoch von der Würde ſelbſt umleuchtet bleiben.

§. 4.

Auch hierin waltet von ſeiner Seite ein großer verſchuldeter Irrthum und eben deshalb eine große Sünde; denn der Menſch ſoll, mit Ausnahme der ſeltenen Fälle, wo ein höherer Wille ſich deutlich ausſprechend über den ſeinigen entſcheidet, ſeinen Poſten im Staate nie verlaſſen, denn es iſt nicht Zufall, daß er ſich auf ihm befindet. Was aber vollends daraus werde, wenn ein König, von irgend einer Laune oder einem Irrthum getrieben, ſein großes Amt niederlegt, ehe ihn Gott abruft, das lehrt die Geſchichte, und es iſt kaum nöthig, an Karl den fünften und Chriſtine von Schweden zu erinnern.

Es iſt dem phantaſtiſchen Charakter Lear's völlig gemäß, daß er das Reich vertheilen will nach dem Maße der Liebe, welche er empfängt; und da er gern alles ſchnell abmacht, ſo ſollen — Worte über jenes Maß entſcheiden. Wer ſich in ſchneidender Strenge gefällt, mag allerdings, wie vor kurzem jemand gethan, ihn ſchon um deswillen einen alten Thoren nennen; wir wollen den unglücklichen Greis nicht ſchelten, wohl aber ohne alle Weichlichkeit ihn abermals eines großen Irrthums zeihen. Es giebt eine Liebe mit Worten, und eine Liebe ohne Worte; keine von beiden iſt genügend für die ächte Liebe. Davon will aber Lear nichts wiſſen, und weil er nichts davon wiſſen will, begeht er eine ungeheure Sünde gegen Cordelien, und eine faſt nicht minder große gegen Kent.

§. 5.

Regan, Goneril und inſonderheit die liebe, ſchweigſame Cordelia mögen früher von dem heftigen Vater wohl manches gelitten haben; und obwohl die beiden ältern Töchter durchaus nicht und nimmermehr auch nur auf das leiſeſte zu entſchuldigen ſind, ſo bleibt doch wahrſcheinlich, es trage der Vater einen Theil der Schuld mit, daß ſie ſich früherhin zitternd und bebend zu heucheln gewöhnt haben. Jetzt nun, bei der entſcheidenden Frage nach dem Maß ihrer Liebe, durch deren zierliche Beantwortung Provinzen und halbe Königreiche zu gewinnen ſind, geben ſie noch einmal und zwar die höchſte Probe von ihrer Virtuoſität im Heucheln und Lügen, ſind aber dann auch der läſtigen Rhetorik auf immer überdrüſſig. Was ſie an Geiſt hatten, haben ſie bis dahin ſorgſam aufgeboten, die Abſcheulichkeit ihrer Natur zu verhüllen; jetzt aber iſt es ihnen ein wahres Feſt, daß ſie die mühſam angefetteten Wölfe und Tiger in ihrer Bruſt entfeſſeln und luſtig heulen und bellen laſſen können.

§. 6.

Aber der alte Vater macht, nachdem er die Krone niedergelegt hat, noch immer eine Menge Prätenſionen, die zwar ſehr wohl begründet und contractmäßig ausgemacht worden, doch den difficilen Töchtern einigermaßen läſtig ſind. Der alte Mann will, ſo ſcheint es, doch immer noch herrſchen, ſein weiſer Narr kommt ihm dabei zu Hülfe, und von den hundert Rittern iſt billig zu vermuthen, daß ſie im Nothfall Blut und Leben für den alten König freudig opfern werden. — Hundert Ritter! das iſt ja faſt ein Heer und kann gefährlich ſcheinen. Wozu braucht er hundert? wozu fünf und zwanzig? wozu überhaupt auch nur einen, der eigends ihm diene? Es kann ja irgend ein Knecht der Fürſtinnen die Bedienung des alten Mannes mit übernehmen, und dieſer alte Mann muß ohnehin mäßiger werden in ſeinen Wünſchen, denn die Genügſamkeit iſt bekanntlich eine vortreffliche Tugend. Ueberhaupt wenn man bereits ſo alt iſt und ſein Amt niedergelegt hat, muß man ein wenig ſchüchtern klein beigeben. Kann nun auch ein ſolcher es nicht ſogleich möglich machen, zu ſterben, was freilich wohl das Klügſte wäre, ſo ſoll er doch wenigſtens zuweilen um Verzeihung bitten, daß er ſich noch immer die Freiheit nehme, zu exiſtiren, was immer von einiger Anmaßung zeigt.

Man ſieht, dieſe hier zuſammengefaßten Gedanken der Töchter hängen gar gut an einander, und aus der einzigen unſcheinbar und unſchuldig klingenden Frage: „wozu braucht Ihr hundert?“ fließen faſt alle übrigen Reflexionen. Man könnte das alles ſogar klug nennen; nur iſt es, offen zu reden, leider auch — gränzenlos gräulich und ſchaudervoll verrucht. Es giebt dafür keinen andern Ausdruck.

§. 7.

Aber eben dieſe Gränzenloſigkeit des Verbrechens der klugen Töchter macht Lear's Sache überaus ſchlimm, denn er iſt nun in dem traurigen Falle, gegen dieſe Töchter zu ſehr Recht zu haben, und ſchon deshalb iſt er — verloren.

„Zu ſehr Recht haben,“ der Gedanke, ſo ſeltſam er klingt, entſcheidet alles. Vor Gott kann der Menſch niemals in dieſen Fall kommen; ja er hat nicht einmal

Recht gegen ihn, und auch der Beſte wird (wie ein tiefſinniger Bibelſpruch ſagt) auf tauſend nicht eins antworten können. Aber der Menſch zum Menſchen kann nicht blos Recht, ſondern zuweilen auch zu ſehr Recht haben, z. B.: jede rein liebende Natur gegen die unliebende, jeder ächte Wohlthäter gegen den Undankbaren. Doch eine ſolche Sache zu verfechten, iſt unendlich ſchwer. Der Beleidiger hat ſich wohl vorbereitet auf den Kampf; der Beleidigte gar nicht, denn er hat eine Beleidigung dieſer Art niemals für möglich gehalten, und, während er noch kaum glaubt, daß er recht ſehe und höre, hat der Gegner ſchon das Netz zugezogen über ſeinem Haupte. Je beredter die Töchter werden, und je gründlicher ſich ihre Disputirklugheit äußert, je abgebrochener und zerriſſener werden Lear's Reden. Ein aus allen Adern blutendes, zerrinnendes Herz hat keine Redekunſt. Er hat zuletzt auch faſt nur noch Ein Wort, das wohlbekannte: „Ich gab euch alles,“ und das wiederholt er einige Male. Nun ſollte man freilich glauben, daß dieſes Eine Wort, wenn es der königliche Greis ausſpricht, allenfalls auch einen Tiger bezähmen könnte, und es möchte ſich das auch wohl zutragen, wenn man demſelben das Verſtändniß menſchlicher Sprache öffnen könnte. Aber ein anderes iſt ein ungebildeter, toll in die Welt hineinbrüllender Tiger, und ein anderes iſt ein zierlich gebildeter weiblicher Satan, der es bis zur Virtuoſität im Disputiren gebracht, und eben deshalb gar nicht zu denken im

Stande iſt, daß er jemals Unrecht habe; daher denn auch die Antwort:

„Und es war hohe Zeit, daß ihr es gabet,“ und die andre: „O Herr Vater, das ſind ſeltſame Launen, die ſich für euer ehrwürdiges Alter nicht geziemen.“

§. 8.

Die Töchter ſind, wiederhole ich, nicht im Stande zu denken, daß ſie jemals Unrecht haben können, ſie ſind unendlich klüger, als alle Menſchen; darum vermögen ſie auch gegen die bornirten Leute niemals zu ſündigen, und darum ſind ſie auch mit allem, was ſo ausſieht, wie Gewiſſen, ſo ziemlich fertig geworden. Haben ſie doch die Beruhigung, daß der eigenſinnige Mann ſelbſt an allem ſchuld iſt; haben ſie ſich doch bereit erklärt, ihn ſelbſt allein unter Dach und Fach aufnehmen zu wollen, da das Gewitter ſo ſchwer heranrückt. — So philoſophirt die witzige Verruchtheit.

Dieſes Gewitter giebt auch dem Lear die ganze Sprache des Schmerzes wieder; denn wenn nur erſt alles verloren iſt, dann hat der Menſch die vortrefflichſte Redekunſt und den herrlichſten Witz. Aber auch die höchſte Gerechtigkeit bleibt ihm in ſeinem Schmerze, denn nur was die Töchter an ihm gethan haben, thut ihm weh, nicht daß jetzt die Elemente gegen ſein graues Haupt antoben. „Euch tadl' ich nicht, euch gab ich keine Königreiche.“ Iſt es ja doch auch nur reine Theilnahme, die die Natur in ihrer Empörung zeigt.

Sie allein ſteht ihm bei, da faſt alle Menſchen ihn verlaſſen.

Ihn allein möchte ſie ſchützen; aber empört, wie ſie iſt, vermag ſie nur die Empörung zu zeigen, einzuſtimmen in ſeine Klagen und Rache zu rufen für ihn; mehr kann ſie nicht, denn ſie iſt der Nothwendigkeit unterworfen und hat keine freie Liebe. Auch der Wahnſinn, der über den Greis kommt, iſt gewiſſermaßen als eine Theilnahme der Natur zu betrachten, und er iſt nicht ohne alle Beruhigung, da er Lear's königliches Gefühl nicht nur nicht unterdrückt, ſondern bis zum höchſten Gipfel hinauf treibt. „Jedes Glied, jeder Zoll ein König!" Mit dieſem Gefühl trägt er auch jetzt noch die Krone, die unſichtbare.

§. 9.

Die Töchter befinden ſich während deſſen recht wohl und erzählen vermuthlich, wenn ſich eine gute Converſations-Gelegenheit bietet, wie wenig doch der Eigenſinn den Menſchen, inſonderheit aber den Alten, kleide. Sie könnten darüber allenfalls eine erträglich zierliche Abhandlung ſchreiben, wollen aber jetzt die Sache nicht erſchöpfen, da ſich die Perſönlichkeiten nicht wohl vermeiden laſſen, die ihre Zartheit ſcheuet. Späterhin freilich wird das Laſter immer giftiger, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, es zerſprengt die Beſitzerinnen, wie die wüthenden Pferde, die ſonſt das Geſchäft hatten, die ſchlimmſten Verbrecher zu vierteilen. Der Pferde bedarf es hier nicht, denn, wie geſagt, die Laſter ſelbſt übernehmen dieſes Geſchäft.

Es gäbe Stoff zu einer anregenden Preisaufgabe, welche von beiden Töchtern wohl ſchlimmer ſey, Regan oder Goneril. Ich geſtehe, daß ich dieſe Frage mir ſelber nicht völlig befriedigend beantworten kann, glaube aber, daß Shakſpeare dies eben gewollt habe. Man könnte ſagen: Goneril, da ſie den Anfang macht, den Vater zu mishandeln, ſey ärger; aber es ließe ſich darauf mit Recht erwiedern, Regan ſey noch ſchlimmer, indem der Anblick des ſchon gequälten Greiſes ſie nicht zu rühren vermag, ſondern ſie nur veranlaßt, ihn von neuem und zwar auf das entſcheidendſte zu quälen, ſo daß nun nichts mehr übrig bleibt, als der Wahnſinn, der, wie bereits oben angedeutet worden iſt, hier als eine wahre Wohlthat angeſehen werden darf. Im Ganzen wird der Narr wohl Recht behalten, wenn er behauptet, daß beide Töchter auf einer Stufe ſtehen, und die eine gerade ſo „ſchmecke", wie die andere, wie ein Holzapfel gleich dem andern. Abgerechnet, daß dieſer Vergleich zu — ehrenvoll ſeyn möchte, iſt er als der Vergleich dieſer Perſonen mit Sachen, ſo daß die Perſon gewiſſermaßen verſchwindet und nur die Sache bleibt, vortrefflich.

§. 10.

Laſſet uns den Blick abwenden von ihnen und auf Cordelia's in ſich ſelbſt verhüllte ſchweigſame Tugend richten! Aber viel Worte wollen wir nicht darüber machen, eben weil es die ſchweigſame Tugend iſt.

Es giebt eine gewiſſe edle Keuſchheit der Seele, der nichts peinlicher iſt, als große Worte, Prunk und Redepracht, da ſie wohl weiß, wie arm die That ſelbſt des Beſten iſt. Bei den Frauen beſonders äußert ſich dieſes Gefühl wie erhabenere Liebenswürdigkeit und würdevolle Demuth; ſo hier bei Cordelien. Von der Liebe zu reden, iſt ihr ſchlechterdings unmöglich, da ihre ganze ſittlich vornehme Natur ſich dagegen ſträubt; hier nun vollends, wo Liebesbetheuerungen Provinzen einbringen. Sie würde völlig ſchweigen, wenn der Vater ihr nicht geradezu beföhle, zu reden. So muß ſie dann wohl; aber es iſt ſehr begreiflich, daß das, was ſie gezwungen ſagt, kalt erſcheint, während ſie es innerlich ſo tief und feierlich und feurig meint. *)

§. 11.

Ihr Geſchick iſt ein ſehr tragiſches, aber ein großartiges und reines. Gern leidet ſie, gern kämpft ſie, gern ſtirbt ſie für den Vater. Selbſt auf Erden hat ſie ſchon einen Lohn, den großen Gedanken, daß ſie

---

*) Merkwürdig iſt eine Parallelſtelle zu der ſchweigenden Cordelia, die Anrede Coriolan's an ſeine Gattin: „Mein ſüßes Stillſchweigen“ (My gracious silence); doch iſt wohl kaum nöthig hinzuzuſetzen, wie tief jene Römerin ſonſt unter Cordelien ſteht.

allein Klarheit hineinleuchten konnte in des Vaters tief dunkle Wahnſinns-Nacht. Und nicht bloß Klarheit, ſondern reine Friedlichkeit haucht ſie in ſein ehedem zu ſtolzes und nun zu tief herab gedrücktes Gemüth. Sie iſt in dem edelſten Kampfe für den Vater, der gegen ſie ein heftiger Tyrann war, beſiegt worden. Aber in dieſem Beſiegtwerden gelingt ihr der herrlichſte Sieg, und zwar über das ganze Gemüth ihres Vaters. Ihm geht, nachdem auch dieſer letzte Erdenkampf verloren iſt, ein ganz neuer Sieg und neues Leben auf. Er gehört kaum noch der dunklen Erde an und erſcheint wie verklärt in dem göttlichen *) Worte: „O meine Cordelia, das ſind Opfer, auf die die Götter ſelbſt den Weihrauch ſtreun" (Upon such sacrifices, my Cordelia, The gods themselves throw incense). — — Sollten einmal durch irgend ein unausſprechliches Unglück alle edlen Thränen in der Welt vertrocknet zu ſeyn ſcheinen, ſo könnten, dünkt mich, dieſe Scene und dieſe Worte die alte Quelle hervorrufen. -- Dieſe Scene und die frühere, wo der aus dem Wahnſinns-Schlummer erwachende alte König ſich in den Armen der Tochter wiederfindet. Dieſer letztere Auftritt beſteht nur in zwei und vierzig Zeilen; aber in ihnen iſt eine Gewalt, der niemand zu widerſtehen vermag; und ſie ſind genü-

---

*) Ich gebrauche das Wort „göttlich" nicht leicht in Beziehung auf einen menſchlichen Gedanken; hier mag es wohl verſtattet ſeyn.

gend, um das ganze Stück den goldnen Duft der Morgen- und Abendröthe zu weben.

Wir ſind gewohnt, Töne mit Farben zu vergleichen, und wir haben auch wohl von der Farbe eine Bezeichnung und Gleichniß für einen Charakter hergenommen, aber wir haben uns bis jetzt begnügt, nur die ſchwarze Farbe für einen Fall anzuwenden. Für Cordeliens Charakter ſcheint mir nichts bezeichnender, als Himmelblau und Aetherlicht, wobei uns das göthiſche Epigramm zu Hülfe kommen möge:

Klar iſt der Aether und doch voll unergründlicher Tiefe;
Offen dem Aug'; dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

§. 12.

Aber warum mußte ſie beſiegt werden in dem Erdenkampfe? Iſt es nicht faſt zu ſchmerzlich, den edeln Plan zur Rettung ihres Vaters und zur Beſtrafung ihrer Schweſtern mislingen zu ſehen? und iſt es nicht ein ſehr natürliches Gefühl, das einige engliſche und deutſche Kritiker veranlaßt hat, dem Stücke einen andern Ausgang zu wünſchen oder wohl gar zu geben?

Ich antworte: Es iſt billig, daß wir der Tugend immer den Sieg wünſchen, aber es iſt unhiſtoriſch und unethiſch, wenn wir ihr jeden Sieg andichten wollen. Die Welt mit allen ihren Mächten iſt auf dem ihr angehörigen Gebiete, der Erde, kräftiger und ſtärker, als ihr weichherzig wähnt, denn ſie bekommt in jedem Augenblicke von ihrer Mutter, der Erde, neue Kraft, und eben deshalb iſt denn auch dieſe „Welt mit allen ihren Mächten“ nur in der Sphäre, wo ſie nicht herrſcht, (die Alten würden ſagen, „in den Lüften“) glücklich zu beſiegen. Soll nun der Dichter ſeinem ewigen Geſetze, wie es die Geſchichte ausſpricht, untreu werden, um einem an ſich löblichen, doch hier irrenden Gefühle beizuſtehn? Soll er England durch Frankreich beſiegt werden laſſen, damit etwa der Prinz von Frankreich nebſt ſeiner Gemahlin Cordelia den brittiſchen Thron beſteigen könne? Oder ſoll er uns gar die Freude machen, den alten Lear wieder geneſen und von neuem das Scepter kräftig führen zu ſehen?

§. 13.

Das Letzte hat man wirklich gleichfalls gewollt; und in der That wäre es dem Dichter ein Leichtes geweſen, zu willfahren. Etwa alſo: Die Böſewichter alle fallen im Treffen, der Arzt giebt die Verſicherung, Lear's gute Natur habe ſich völlig wieder erholt. Er ſelbſt läßt auch ſogleich, um den Medicus nicht Lügen zu ſtrafen, einige zweckdienliche Geſetze ausgehen, man bläſt zur Tafel, und der Vorhang fällt. Wie geſagt, dieſer Ausgang oder ein ähnlicher wäre dem Dichter unendlich leicht geworden, wäre er nur nicht ein — Dichter geweſen. Dieſer Umſtand allein hat ihn gehindert.

Wie? hätten wir ihm denn glauben können, wenn er ſo verfahren? — Es giebt Leiden, nach denen ſich das Herz nie ganz wieder erholt und geeignet fühlt für die Freuden des Lebens. Wer dieſes Zeichen des Unglücks an der Stirn und im Herzen trägt, der wird nur mit der äußerſten Mühe noch Kraft hervorſuchen für die Pflichten des Lebens; denn das ſoll er immer, und kein Unglück kann ihn davon löſen; aber je früher ihn Gott abruft, je ſüßer iſt es für ihn, und es wäre eine ſündige Weichlichkeit von unſerer Seite, wenn wir ihm das ſtille Hinſcheiden nicht gönnen wollten.

Alſo Lear. Wer ertragen hat, was er ertrug, der kann den Tod nicht leiden, nur gewinnen.

Aber ſollten nicht wenigſtens die Töchter durch Lear oder Cordelien beſtraft werden? ich glaube, nein, denn ſie ſind deſſen nicht — würdig; und am beſten möchte wohl ſeyn, wenn ſie ſich wie Spinnen einander aufrieben, oder wenn das Gift verbrecheriſcher Leidenſchaft ſie ſelbſt zerſprengte. — Alſo wollte es der tiefe, religiöſe Dichter.

§. 14.

In dem wüſten Getreibe wilder, haſſender und verworrener Kräfte, die der beſonnene Dichter uns zeigt, bildet der Graf von Kent eine höchſt erfreuliche Erſcheinung. Er iſt ein wahrhaftiger Menſch, Edelmann und Ritter und der treueſte Vaſall des Königs, denn er liebt ihn. Dieſe Liebe zeigt ſich zuerſt dadurch, daß er, der Einzige, den Muth hat, ſich der Ungerechtigkeit des Königs zu widerſetzen, obwohl er gleich bei dem erſten Wort mit dem ſchon oben angeführten Zornesruf: „Wage dich nicht zwiſchen den Drachen und ſeinen Grimm!“ zurückgeſchreckt werden ſoll. Doch wer ſich des Guten ſo deutlich bewußt iſt, wie er, der kann nicht geſchreckt, ſondern höchſtens verbannt werden. Das geſchieht ihm, aber kein Zorn wohnt in ſeiner Seele gegen Lear, den er allezeit als ſeinen König verehrt, als ſeinen Vater geliebt hat, und keine Schwäche, keine Ungerechtigkeit von Seiten des Herrſchers vermag ihm dies Gefühl zu rauben. Er erfährt, was er vorausſah, daß dieſer König unglücklich geworden ſey, und ſogleich iſt er da zu ſeinem Schutz und Schirm.

§. 15.

Da aber der Bann ihn drückt, ſo muß er, der mächtige Graf, ſeiner äußern Ritterwürde ſich entkleiden, und, unkenntlich in der Geſtalt eines geringen Dieners, iſt er völlig befriedigt, daß der Unglückliche ihn aufnimmt als gewöhnlichen Diener. Ja nicht einmal ein ſolcher will er ſeyn, wenigſtens nicht in einer Hinſicht. Auch der allerärmſte und geringſte Diener hat doch einen gangbaren vaterländiſchen Namen; aber Kent giebt ſich keinen ſolchen, ſondern nennt ſich Cajus. Dieſer Name iſt unter allen der abgeriebenſte; ja er iſt gewiſſermaßen gar kein Name mehr, eben weil man ihn auf allen Schulen in den Lehrbüchern der Logik, Grammatik u. ſ. w. ſtets als Nothbehelf gebraucht für alle Namen. Gerade deshalb aber iſt er hier vortrefflich gewählt; denn Kent, der als Graf und Ritter verbannt iſt, will hier nichts ſeyn und glaubt nichts anders ſeyn zu dürfen, als ein dem Könige helfender Menſch, und durch dieſe reine Beſcheidenheit wird er zu dem erſten Freunde des Unglücklichen.

Er iſt der Erſte, der dem Lear wieder eine ſüße Empfindung giebt; denn er zeigt ſogleich, daß er nicht nach Lohn gebe, ſondern nur dienen will, weil jener „ſo etwas in ſeinem Weſen habe, was er gern ſeinen Herrn nennen“ möge. Der Spruch macht den Verlaſſenen gewiſſermaßen zum König, denn der rechte König kann nie aufhören es zu ſeyn.

§. 16.

Seiner edlen Treue ſieht Kent gegenüber die feige Dienſtbefliſſenheit des Verwalters (Haushofmeiſters der Goneril), und es iſt ein bedeutend wahrer Zug in ſeinem Charakter, daß gerade er die — wenn wir ſo ſagen dürfen — verhunzte Tugend einer bis zur Niederträchtigkeit gehenden Treue am meiſten haßt. Daher ſeine nie endende Abneigung gegen dieſen Menſchen, die ſich bald in den feindlichſten Handlungen, bald in einer Unzahl der auserleſenſten und witzigſten Scheltwörter offenbart *). In einer Welt, wie dieſe, kann nun einmal der Humor der treuherzigen Tugend kein allgemeines Glück machen; doch da er in dieſem Tone auch dem Herzoge von Cornwall und deſſen Gemahlin (Regan) geſtanden hat, „er habe ſchon in ſeinem Leben beſſere Geſichter geſehen, als auf irgend einer Schulter ſitzen, die er in dieſem Augenblick vor ſich habe," ſo lieben wir den Mann doppelt, da er uns den Anblick einer rein ſittlichen Derbheit gewährt, die hier ganz an ihrer Stelle iſt. Der Herzog von Cornwall nimmt ſich dagegen ſehr armſelig aus mit ſeiner ſchwer errungenen Halb-Klugheit. Derzufolge erklärt er jenen Humor für unächt und den trefflichen Mann für einen „Kerl, den man einmal wegen ſeiner Derbheit gelobt hat," und der nun immer darauf los ſich plump und ungenirt und ganz anders beträgt, als er im Grunde geſinnt iſt. Es iſt dem Herzoge wohl zu gönnen, daß er ſich hinter dieſen kläglichen Gedanken verſteckt; nicht minder aber, daß Kent ihn nun von neuem perſifflirt, indem er plötzlich, um ihm beſſer zu gefallen, erhaben genug von dem „ſtrahlenden Feuer auf des funkelnden Phöbus Stirn" zu reden beginnt, leider aber in der ſchönen, viel verſprechenden Oration gehindert wird.

---

*) Vergl. den Ritter Lafeu im Verhältniß zu Parolles in „Ende gut, alles gut."

§. 17.

Wir wiſſen alle, daß der Ernſt wie der Scherz dem trefflichen Manne hier ſehr übel bekommt, und daß man, da es nicht das Anſehn hat, als würde Wort und Schwert etwas gegen ihn ausrichten, mit roher Grauſamkeit — Fußblöcke für ihn herbei ſchleppen läßt, um ihn wenigſtens auf dieſe Weiſe zu bändigen. Es iſt wohl die härteſte Probe ſeiner Treue; denn nimmer zwar ſcheut der edle Mann den Tod, wohl aber eine ehrenwidrige Behandlung. Und — was denn doch hiſtoriſch nicht unwichtig ſeyn mag — Kent iſt Ritter, Graf und Pair des Reichs, wie wir in neuern Zeiten ſagen würden. Welch ein Gefühl muß ihn ergreifen! und doch überwindet er es. Er ſteht hier nur als ein ganz untergeordneter Bote und Diener des Königs. Es ſchmerzt ihn am meiſten, daß der beleidigt wird in der Perſon ſeines Abgeordneten; mit ſich ſelbſt iſt er bald im Reinen; denn der humoriſtiſch-ſittliche Menſch hat in der That das beſte Theil erwählt und iſt oft im Unglück am humoriſtiſchſten. Er kann ja den einen Theil der Zeit „verpfeifen," den andern verſchlafen. Er freut ſich, daß der Mond heraufkommt, bei deſſen Schein er Cordelia's Brief leſen kann, der gewiß ſchöne Hoffnungen enthält; dann aber läßt er die müden, überwachten Augen gelaſſen ſinken, um den ſchmachvollen Aufenthalt nicht länger zu ſehen, wünſcht ſich ſelbſt eine gute Nacht und ſchläft ſehr ſanft ein.

§. 18.

Anders geht es mit dem Grafen Gloſter. Auch er iſt ein in ſeinem innerſten Kern gutmüthiger Menſch, aber ein einziger Fehltritt der ungeläuterten Liebesleidenſchaft hat eine Wunde in ſein Leben gebracht, die nicht ganz heilen will. Ihm fehlt die fröhliche, klare Tugend, und in dieſer Unfreiheit der Stimmung erſcheint er mitunter trüb-beſchränkten Sinns und von mancherlei abergläubigen Vorſtellungen eingenommen. Das unglückliche Vertrauen, welches er ſeinem Baſtardſohne Edmund ſchenkt, zeigt von einer Blindheit, die nur durch jene dauernde Wundheit des Gemüths zu erklären iſt.

Aber noch wichtiger ſcheint die Betrachtung, die ſich hiebei uns aufdringt, daß überhaupt in dieſer Welt die Sünden der Tugendhaften bei weitem ſchärfer geahndet werden, als die Sünden der Sünder; ein Wort, das ich hier nur ganz einfach hinſtellen will, da nur das eigene lebendige Leben des Leſers und die Weltgeſchichte überhaupt, nicht aber weitläufige Erklärungen es deutlich machen können. Ich glaube wahrzunehmen, daß es dem edlen Gemüthe des Dichters ſelbſt ſchwer geworden iſt, das ungeheure Geſchick darzuſtellen, welches den armen Vater ergreift, und ich wage nur leiſe anzudeuten, daß deſſen blutende Augenhöhlen, vielleicht zu tief verletzend, auf eine gewiſſe unſäglich wehmüthige Allegorie hindeuten. Dennoch iſt auch hier die Beruhigung zu ahnen in den herrlichen Scenen, als Edgar den blinden Vater leitet. Vollſtändig iſt dieſe Beruhigung nicht, ſollte es aber auch wohl nicht ſeyn, da hier, wie bereits erwähnt worden, von einem Weltgerichtsſchauſpiele die Rede iſt, bei dem nur der allertiefſte Hintergrund, den ich überall hier deutlich wahrzunehmen glaube, entſchiedene Verſöhnung gewähren kann.

Dieſer Hintergrund iſt — warum ſollte ich es nicht geradezu ausſprechen? — der Himmel und die Hölle, aus denen hier das milde Friedens-Mondlicht und die rauſchenden Schwefelflammen auf die zitternd ahnende Erde hinüber leuchten.

§. 19.

Edmund, der Baſtard, ruht mit all ſeiner Frevelhaftigkeit doch auf einer entſchiedenen Idee. Er handelt nicht blind hinein, wüthend, wie ein gewöhnlicher Theaterböſewicht, der mitunter, wider alle Geſchichte, böſe iſt aus reiner Freude am Böſen, ſondern er handelt aus einer großartigen und furchtbaren Feindſeligkeit und Rache gegen die Natur, die ſich bereits durch die Art ſeines Werdens gegen ihn verſchworen zu haben ſcheint. Dieſes Gefühl trägt er wie einen ätzenden Gifttropfen in ſeinem Herzen mit ſich herum, und es kann in jedem Augenblicke rege werden, da die Welt, wie ſie nun einmal iſt, ihm ſtets ſeine unächte Geburt vorzuwerfen ſcheint. Er wird darüber nicht mehr feurig heftig, ſondern es iſt nur ein kaltflammender Zorn und bittrer Haß gegen alles, was die Welt ächt nennt, am meiſten aber gegen den Bruder, der, nach ſeiner witzig ruchloſen Anſicht, in einem „abgeſchmackten, alten, langweiligen Ehebette, wo die Zunft der Dummköpfe entſteht, zwiſchen Schlaf und Wachen erzeugt worden iſt.“

Zu dieſem heilloſen Worte glaubt er ſelbſt in ſeinem Bruder den Beleg zu finden, da derſelbe in ſeiner unſchuldigen Argloſigkeit, die freilich auch ein wenig an Begränztheit ſtreift, ihm allerdings als dumm erſcheinen kann.

§. 20.

Den Vater haßt er wohl eigentlich nicht, er iſt ihm nur läſtig; und da er überhaupt das höhere Geſetz der Liebe nicht anerkennt, ſo berechnet er tückiſch des Vaters Alter und das ſeinige, und gelangt dann zu dem entſetzlichen Ergebniß, daß jener wohl nach gerade dem jungen Manne Platz machen könne. Seine Mutter, glaube ich, würde er einigermaßen ſchützen, denn die Schuldige ſcheint ihm vielleicht gerade die unſchuldigſte; doch iſt ſie längſt todt, und er hat das Lieben ganz verlernt. In dieſem Zuſtande von gänzlicher innerlicher Zerriſſenheit und der ſtets erneuerten Oppoſition gegen die Welt, die ihm nach ſeiner Meinung ſo ſchmähliches Unrecht thut, findet er nur eine einzige Beſchwichtigung: im Witz und in der Intrigue. Er ſpielt mit den Menſchen, wie mit den Figuren auf dem Schachbret, und ſo wird die Intrigue immer tragiſcher, blutiger und entſetzlicher. Er hat ja der Liebe abgeſagt, darum ſcheut er ſich vor keinem Verbrechen mehr, bis er zuletzt in einen gewiſſen Mechanismus der Sündhaftigkeit verfällt, aus welchem keine Rettung mehr möglich iſt. So werden aber wir unſers Theils inne, daß die Natur und die Welt ſehr gerecht war, als ſie ihn zum Baſtard machte, und auch alſo nannte, denn er iſt es in jeder Hinſicht.

§. 21.

Ihm gegenüber ſteht der bereits genannte **Edgar**, Gloſters ächter Sohn. — Er iſt von Natur gutmüthig und hat ſich die äußerliche Fertigkeit des Ritters wohl erworben; aber er iſt anfänglich ein wenig beſchränkt, wie ſein Vater, und läßt ſich von ſeinem Bruder durch eine faſt grobe Liſt täuſchen. Er iſt ſo arglos, daß er gar nicht an die Möglichkeit glaubt, ſein Bruder könne ihn betrügen **wollen**, und ſo wirkt gerade eine grobe Liſt, wenn ſie etwas für den Moment Betäubendes hat, am ſicherſten auf ihn. Er ſoll nur ſchnell fortgeſchafft werden, das gelingt dem Baſtard, und damit iſt er zufrieden, das Uebrige wird ſich ſchon finden. Jetzt aber, aus dem bequemen, reichen Leben verſtoßen, ſteten Gefahren ausgeſetzt, glaubt er ſich nur ſicher, wenn er als wahnſinnig ſcheinender Bettler ohne Raſt die Haiden und Wälder durchſtreift. Aber in dieſem ſchauderhaften Leben und nach dem Zuſammentreffen mit dem unendlich unglücklichern Könige reift ſein ganzes Weſen, und der Himmel findet ihn würdig, noch Schönes und Großes zu thun. Er wird der Führer und ſittliche Retter ſeines Vaters und das edle Werkzeug, durch das der Bruder beſtraft wird. Es iſt überaus köſtlich gedacht, daß die reine Herzensgüte, auch bei nicht glänzendem Verſtande, gereift durch tiefe Leiden, des religiöſen Troſtes ſelbſt fähig geworden, nun auch dieſen wiedergeben und tröſtend heilen kann. In dieſer Hinſicht ſteht Edgar unter den Männern im Stück faſt allein.

§. 22.

Ueber den Herzog von Kornwall iſt bereits oben einiges geſprochen worden. Es iſt ein durchaus gemüthloſer, erbärmlicher Sünder, der ſich mit ſeiner ganzen flachen Seele an Nichtswürdigkeit gewöhnt hat. Als er endlich in thieriſcher Wuth dem Gloſter ein Auge austritt, vermag ein vielleicht ganz gewöhnlicher Bedienter es nicht mehr mit anzuſehen; und da der Herzog keinen Rath von ihm annehmen will, ſo fällt er durch die Hand des namenloſen Lakaien, für ihn immer noch zu rühmlich, denn wir ſehen ihn faſt mit demſelben Gefühle ſterben, wie wir etwa ein widerliches Thier umkommen ſehn. Und doch wie nöthig iſt er in dieſem Schauſpiel! wie abſtechend iſt ſeine ruchloſe Flachheit von der gründlichen Ruchloſigkeit Ed~~gars~~ und der Töchter Lear's!

Aber etwas nicht minder Wichtiges iſt hier noch zu bemerken. Der ehrliche ſchwache Gloſter bittet den König, den die Mißhandlung ſeines treuen Boten empört hat, er möge ſich doch mäßigen, er kenne ja die „feurige Gemüthsart“ des Herzogs. Dieſer Erbärmliche ſoll alſo dem Könige Furcht erwecken, dieſer wie aus ekelhaftem Schlamm geſchaffene Menſch ſoll als edler, feuriger Herzog gelten, mit dem der König ja recht zart umgehen müſſe. Der Gedanke reißt wie mit ſtumpfem Meſſer an Lear's Seele, und es iſt faſt zu hart, wenn wir ſehen, wie Lear, nach den erſten Ausbrüchen des gerechteſten Zorns, ſich dennoch bald wieder zur Mäßigung ermahnt. Die Mißhandlungen, die der König von ſeinen Kindern erlebt, treffen ſein Herz und zerſchneiden es; aber ſie treffen nur ſein Herz. Doch der bloße Gedanke, er ſolle ſich vor dem feurigen Herzoge hüten, den er doch unendlich verachten muß, trifft wie ein gährender Gifttropfen auch ſeine Ehre.

§. 23.

Nur im Fluge gedenken wir des Herzogs von Burgund, der in der Anfangsſcene zurücktritt, ſobald er hört, daß Cordelia enterbt wird. Er iſt ein gemeiner Menſch, von dem nichts zu ſagen iſt, als daß er hier nothwendig war, da auch die bloße ſimple Weltgemeinheit in einem Weltgerichte nicht fehlen darf. Dagegen iſt höchſt erfreulich nothwendig der König von Frankreich, ein ſtattlicher Ritter, der Cordelia's Werth wenigſtens ahnet und, weit entfernt, nach ihrem Heirathsgut zu fragen, ſich ſtolz beglückt fühlt durch ihre Hand. Ein ſpäteres Erſcheinen von ſeiner Seite wäre läſtig geworden; denn zu einem noch höhern Intereſſe für ihn wäre hier nicht Raum und Zeit. Bei der Vertheilung und Meſſung des Lichts und Schattens zeigt S. ſtets die größte künſtleriſche Beſonnenheit.

§. 24.

Albany iſt nicht leicht zu zeichnen: er giebt gleichſam ein fortſchreitendes Portrait, und es iſt manchem Kritiker begegnet, dieſes Fortſchreiten nicht recht ſehen zu können. Johnſon iſt gutmüthig genug, in einer Anmerkung zum vierten Acte die Leſer zu bitten, ſich zu erinnern, daß Albany ſchon früherhin das Benehmen gegen Lear nicht gebilligt habe. Es mag allerdings dergleichen wunderlich poröſe, ſiebartig vergeßliche Leſer geben; aber auch durch eine ſolche Anmerkung würde man ſie eher verwöhnen, als heilen. Albany iſt von Natur ein nicht mehr als mittelmäßig gutmüthiger und ſchwacher Mann. Er hat das Unglück gehabt, ſich in Goneril zu verlieben; denn alſo müſſen wir ihm zur Ehre vermuthen, da ſonſt der Verdacht des widrigſten Eigennutzes ihn treffen würde. Jetzt trifft ihn blos der Vorwurf der Blindheit. Im Anfange ſcheint er noch darauf auszugehen, ein erträgliches Leben mit ihr führen zu wollen; aber es zeigt ſich bald, daß er dadurch von ſeiner Manneswürde verliert. Er iſt zwar nur halber Zeuge von dem gräuelvollen Unrecht, welches ſeine Gemahlin dem königlichen Greiſe zufügt, doch iſt auch dieſes halbe Sehen genügend, um ihn von dem ſcheußlichen Unrecht zu überzeugen. Und was thut er nun, um es zu hindern oder zu vergüten? Nichts. Er hat nur einzelne unbedeutende Ausrufungen und Worte: „Mylord, ich bin ſo unſchuldig. — Ihr Götter, die wir anbeten, woher kommt dieſes? — Was iſt denn, Mylord?“ — Ja er zeigt, als er ſich mit Goneril wieder allein befindet, eine ſolche Schwäche, daß er wie ein flügellahmer Rhetor beginnt: „Bei aller Liebe, Goneril, die ich für dich hege, kann ich doch nicht ſo parteiiſch ſein“ u. ſ. w. Die geliebte Gattin findet nicht einmal der Mühe werth, ihn ausreden zu laſſen, und achtet ſeine mittelmäßigen Worte nicht mehr, als das Summen einer Fliege, da ſie ſich ja bereits geſtählt hatte gegen Lear's Wogenſturz und Donnergetoſe.

§. 25.

Späterhin aber wird es Albany klar, daß er entweder ſich als einen durchaus elenden und verächtlichen Wurm, oder als einen männlichen Mann zeigen müſſe. Er wählt das letztere, aber leider zu ſpät. Den Weg dahin hat der Dichter mit gewohnter Meiſterhaftigkeit gezeichnet. Er wird zuerſt witzig verdrießlich, wegwerfend, (ſo ſchildert ihn der Haushofmeiſter) dann folgt der Zorn, und zwar jener markzerſchneidende, wie er ſich gerade bei den Menſchen einzuſtellen pflegt, die zu lange ertragen und erduldet haben, was ſie ſchon lange nicht mehr hätten ertragen und dulden ſollen. Jetzt ſpricht er die vortrefflichen Worte: „O Goneril, du biſt des Staubes nicht werth, den der rauhe Wind dir ins Geſicht bläſt,“ wobei nur zu bedauern iſt, daß er nicht einen Tag vor der Hochzeit dieſen klugen Gedanken äußerte, um die ganze Sache rückgängig zu machen. Der arme Lear hat von der Beſſerung des Herzogs nichts, die, wäre ſie früher gekommen, ohne Zweifel den Wahnſinn würde aufgehalten haben.

Jetzt nimmt das Geſchick den Herzog für ſein langes Zaudern in die ſchlimmſte Preſſe. Das franzöſiſche Heer iſt angerückt, um, unter Führung der geliebten Königin Cordelia, die Schmach des königlichen Greiſes zu rächen. Wohl fühlt Albany, welche edle Sache hier verfochten wird, und dennoch darf er ſich nicht dieſen reinen Fahnen anſchließen, er iſt Engländer und Herr der Hälfte Brittaniens, er muß die beſiegen, denen er gern ſiegen helfen möchte. So ſtrafet das Geſchick. Aber noch einmal ſehen wir ihn leider kleine Schritte gehen, indem er das Anſehn und die Tapferkeit des heilloſeſten Sünders Edmund in dieſer Schlacht benutzen zu müſſen glaubt. So fallen Lear und Cordelia in dieſe unreinen Hände, und als Albany ſeinen längſt gehegten Vorſatz, ſie zu retten, ausführen will, iſt es abermals zu ſpät. Nie vielleicht iſt die Mahnung, alles Gute auch zu rechter Zeit zu thun, ſo eindringlich dargeſtellt worden, als hier.

§. 26.

Es ſey verſtattet, bei dieſem Gedanken noch einige Zeit zu verweilen. Das Zuſpätkommen hat faſt immer etwas Lächerliches; eben deshalb kann es auch gar leicht in den Gegenſatz des tragiſch Furchtbaren, ja Furchtbarſten übergehen. Bei Gelegenheit einer Kritik des Schauſpiels Otto von Wittelsbach, welcher Held das große Unglück hat, nie zur rechten Zeit und faſt immer zu ſpät zu kommen, erinnerte ich an das letzte Blatt von Hogarth's „Heirath nach der Mode,“ und es möge auch hier daran erinnert werden. Auf dieſem fürchterlichen Bilde ſehen wir eine ſterbende Frau, die ſo eben Giſt getrunken hat, wir ſehen den ganzen Gräuel des Laſters und des laſterhaften Todes, und wir werden mit einem Schauder erfüllt, der leider — wie ſo oft bei Hogarth — kein ſüßer Schauder iſt. — Und dennoch, trotz dieſem Schauder, hat vielleicht noch keiner, der das Bild ganz betrachtet hat, ſich des — Lachens enthalten können. Wenden wir nämlich nur unſern Blick ein wenig links, ſo werden wir dort im Hintergrunde etwas Seltſames gewahr. Es geht nämlich ſo eben ein vielleicht ſehr ehrenwerther Arzt mit ſtolzem, pathetiſchem Schritt, den Stock unterm Arme, zur Thüre hinaus. Das iſt alles; aber völlig genug, um ſich dem Lachen hinzugeben. Der Mann iſt vielleicht im Beſitze von Hippokrates und Galen's Weisheit und von dem beſten Willen beſeelt; er hätte helfen können und gern geholfen; aber die Frau war ſchon todt, als er kam; er iſt leider zu ſpät gekommen, und faſt jedes Zuſpätkommen hat nun einmal etwas Lächerliches. Iſt nun aber auch Albany's Zuſpätkommen lächerlich? — Gewiß hat bis auf dieſe Stunde kein Menſch darüber gelacht; aber noch niemals iſt, ſo viel ich weiß, Shakſpeare bewundert, daß er im Stande war, jenes Zuſpätkommen ohne die leiſeſte Beimiſchung des Lächerlichen zu etwas einfach und großartig Tragiſchem zu erheben.

§. 27.

Gehen wir endlich zu etwas durchaus Erfreulichem, das heißt, zur rein tragiſchen Freude ſich Erhebendem über, zu dem ſogenannten Narren. — Im Beſitze einer unbeſchränkten Herrſchergewalt, ſah Lear deutlich ein, oder ahnete wenigſtens in beſſeren, von Leidenſchaft ungetrübten Stunden, daß ihm nichts nöthiger ſey, als Wahrheit. Wer aber ſollte die ihm ſo nöthige ausſprechen? Was ſeine beiden älteſten Töchter betrifft, ſo hat er ſelbſt wider ſeinen Willen beigetragen, ſie zu Heuchlerinnen zu machen, und vermuthlich war alles, was er früherhin von ihnen zu hören bekam, in einem ähnlichen Styl gehalten, wie das, was die erſte große Schenkſcene an den Tag bringt. Bei ihnen war alles wie rhetoriſche Uebung gemeint, während Cordelia ſich zum Schweigen verurtheilt ſah. — Kent? ohne Zweifel hatte er ſchon oft ſeine Pflicht erfüllt, wie wir ihn in jenem Auftritte ſie erfüllen ſehen, und manche ihm ähnlich Geſinnte mochten ihm wohl beiſtehen. Aber die Wahrheit aus dem Munde eines mächtigen Vaſallen konnte dem heftigen Lear leicht gefährlich ſcheinen, und wir wiſſen, wie dem trefflichen Manne ſein edler Muth belohnt wird, und wie er im entſcheidenden Moment doch allein ſteht.

Dennoch lag in der Seele des unglücklichen Herrſchers jener edle Trieb nach Wahrheit; ihn zu befriedigen, hat er ſich den Narren zugelegt, und er iſt glücklich genug, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der ihn wahrhaftig liebt, und den er ſelbſt wieder zu lieben ſich gezwungen ſieht; denn edle Liberalität und vollendete Treue legen ihm gewiſſermaßen einen geiſtigen Zwang an, dem kühnen Manne ſeine Herzensneigung zuzuwenden. — Zwar iſt zu hoffen, daß niemanden, der auch nur ein wenig im Shakſpeare und in der Geſchichte ſich umgeſehen hat, der Name „Narr“ in ſolcher Beziehung befremden werde; doch mögen auch noch folgende kurze Bemerkungen eine Stelle hier finden.

§. 28.

Das Amt eines Narren war ein vom Staate und Fürſten wahrhaft ſanctionirtes, und er hatte ſo gut ſeine Beſtallung, wie der Miniſter. Die erſte Pflicht, zu der er geſchworen hatte und wofür er reichlich beſoldet wurde, war, wie geſagt, die Wahrheit; aber nicht minder verpflichtet war er, derſelben die Einkleidung in Witz und Laune zu geben. So lange er jenen Inhalt und dieſe Form beobachtete, war er unverletzlich; denn Lear würde mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen ſeyn, wenn er jemals hätte übel nehmen wollen, was er ja ſelbſt befohlen. In der That zürnt er auch nie, ſelbſt bei der verletzendſten Wahrheit, die aus des Narren Munde kommt; wohl aber ſagt er: „wenn du lügſt, ſo wirſt du gepeitſcht.“ Gerade hier in dieſem Verhältniß zeigten ſich die freieſten und edelſten Gemüther am reinſten. Die Gräfin von Rouſſillon, eine der herrlichſten Matronen, die je von einem Dichter geſchildert worden, (in dem Drama „Ende gut, alles gut“) unterhält ſich faſt am liebſten mit ihrem überaus luſtigen Narren; doch wundert ſie ſich auf eine anmuthige Weiſe über ſich ſelber, daß ſie es thue. Die Gräfin Olivia in „Was ihr wollt“ verweiſt mit gerechtem Unmuthe dem pedantiſchen Malvolio die Thorheit, als er ſeinen Aerger über die Späße des Narren zu erkennen giebt u. ſ. w.

Für den Narren war es durchaus kein Schimpf, daß er ein Narr hieß, denn jeder wußte, daß nur reicher Witz und Humor zu einer ſolchen Stelle eignen konnte, und doch verhinderte wieder der Titel „Narr“ jede Verletzung der Ehre von Seiten des Getroffenen. Daß übrigens der Narr auch die Pflicht hatte, die leeren Stunden des Fürſten auszufüllen und den Ueberdruß zu verſcheuchen, den die Uebermacht zuweilen geben mochte, darf ich wohl als bekannt vorausſetzen.

§. 29.

In der reichen Gallerie von Narren, welche Shakſpeare aufgeſtellt hat, iſt der im Lear der großartigſte und tragiſchſte, er hat mehr Verſtand, als ſämmtliche Männer im Schauſpiel. Sein Gemüth iſt ein wahrhaft edles und liebevolles. Niemand kann die großen Schwächen des faſt kindiſch gewordenen Königs genauer einſehen, als er, aber niemand kann auch eine treuere Liebe zu ihm hegen. Wundert euch nicht über ſo manche ſchneidende Bitterkeiten, die er ihm ſagt; er ſagte ſie lieber jedem andern, aber er muß es, denn es iſt ſein Amt. Ihm, dem klugen Narren, dürfen wir ſogar zutraun, daß er wiſſe, bei ſo entſetzlichen, ja unendlichen Leiden, wie die des Greiſes ſind, ſey ein momentaner Aerger und Verdruß eine Art von Wohlthat und bei weitem zuträglicher, als die ſtete Verſenkung des Gemüths in namenloſen Herzensjammer. — Wundert euch ferner nicht über einzelne Plattheiten, zuchtloſe Scherze und Lieder, die er hervorbringt. Es wird ihm ſauer genug, ſie aufzutreiben, aber er muß, er muß ja ſelbſt in jener gräßlichen Sturmnacht noch ſein Amt verwalten. Iſt es möglich, unter ſolchen Verhältniſſen immer zarten Witz hinzuhauchen? Sein ganzes Herz iſt voll Blut und Thränen, aber er darf nicht weinen, (welch ein Anblick wäre ein weinender Narr!) er iſt zum Scherze verpflichtet, und ſo greift er blind hinein in den Ocean des Humors, unbekümmert, ob er auch Schlangen und Schlamm mit aufgreife.

§. 30.

Aber lange vermag er dieſen entſetzlichen Zuſtand nicht auszuhalten. — Sobald er ſieht, daß die Nacht des Wahnſinns ſich immer mehr in die Seele des Königs drängt, geht ihm faſt jeder Witz aus, und alles, was ihm dann noch Witz ſcheinen kann, iſt die fürchterlichſte Wehmuth. Endlich aber als Lear, die Beute des vollendeten Wahnwitzes, mit den Worten: „macht keine Getöſe, zieht die Vorhänge zu! — So, ſo! — nun wir wollen morgen früh zu Mittag eſſen,“ ohnmächtig in ſeine Arme ſinkt, da bricht ihm das Herz, und er hat nur noch das einzige kranke und krampfhafte Wort: „und ich will um Mittag zu Bette gehn.“ — Soll ich dieſe Worte erklären? — Ich glaube nicht, daß auch nur ein einziger meiner Leſer einer Erklärung bedürfen könne. Der Narr fühlt, was er ſagt, denn bald erfahren wir, daß er vor Kummer geſtorben iſt.

§. 31.

Johnſon ſagt in einer Anmerkung zur erſten Scene des erſten Acts, Shakſpeare mache ſeinen Lear zu ſehr zum Mythologiſten, da er ihn raſch hinter einander bei der Hekate, dem Apoll und Jupiter ſchwören laſſe. — Welch ein Kritiker! — Schon Wilhelm Schlegel hat im Vorbeigehen bemerkt, daß der Dichter mit großer Abſicht faſt alle Perſonen ſeines Stücks als durchaus heidniſch bezeichnet habe. — Es war, dünkt mich, keineswegs genug, daß der Leſer aus der Chronik wiſſe, Lear habe etwa um das Jahr der Welt 3105 regiert, ſondern es ſollte hier das düſterſte Heidenthum überall ſichtbar erſcheinen. Indem er aber dieſes Heidenthum zeichnet, zeigt er ſich ſelbſt als einen wahrhaften Chriſten, der auf dieſe heidniſche Welt mit tiefer Wehmuth und — Beruhigung herab ſieht und uns beide Empfindungen mitzutheilen vermag. Es iſt uns, als deute er ſtets theils redend theils ſchweigend an, daß ſo unendliche Verbrechen, ſo giftige Leiden, ſo zerreißende Verzweiflung in der chriſtlichen Welt nicht mehr begegnen können. Er ſcheint, möchte man ſagen, faſt beſorgt, daß wir das je vergeſſen könnten, und läßt deshalb den Lear häufig beim Apollo und beim Jupiter ſchwören; ja in der vierten Scene des zweiten Acts überbieten ſich Lear und Kent in ſolchen Schwüren (Lear. By Jupiter, I swear, no. Kent. By Juno, I swear, ay.). Aber es iſt keineswegs dieſe namentliche Erwähnung der alten Götter allein, die uns in das grelle Heidenthum verſetzt; das ganze Stück ſcheint gewiſſermaßen in heidniſcher Luft zu ſchweben. Noch mehr: Faſt alle Perſonen haben ſelbſt als Heiden nicht einmal den beſten heidniſchen Glauben, eben weil dieſer überhaupt nicht in ſich ſelbſt geſichert war. Kent ruht nur auf tugendhafter Kraft, iſt aber ohne höhere religiöſe Ahnung, Edgar nähert ſich am meiſten dem religiöſen Gefühl; doch iſt er im Allgemeinen zu begränzt, um es zur vollendeten Anſchauung zu bringen. Nur Cordelia ſchwebt wie auf goldener Wolke hoch über jener finſtern Atmoſphäre, und durch ſie, noch mehr aber durch den Standpunct, worauf Shakſpeare den Zuſchauer verſetzt, giebt er uns bei dem allertiefſten Mitleiden, das er erregt, doch auch wieder die rein poetiſche mildeſte Beruhigung.

§. 32.

Wir wollen nur einen einzigen Beleg geben für das, was wir ſo eben mit den Worten „heidniſche Luft" bezeichneten. — Der edle Gloſter ſagt in ſeinem tiefen Leiden:

As flies to wanton boys, are we to the gods;
They kill us for their sport.

Iſt dieſer Gedanke nicht faſt noch bitterer, als der im Plautus: Dii nos quasi pilas homines habent; und würde S., ſo beredt er auch oft den Schmerz ſchildert, dieſe Worte jemals einem auch nur unvollendeten Chriſten oder einer erträglich guten Chriſtin in den Mund legen? — Man leſe Romeo, Richard II., die Heinriche u. ſ. w. Und hier: was antwortet Edgar?

How should this be?

nebſt dem Unwillen, auch bei dieſem Leidenden den Wahnſinnigen ſpielen zu ſollen. Mehr durfte er, auf ſeiner Stufe, noch nicht.

Ueber einzelne Scenen und Stellen, die von jeher allgemein bewundert worden ſind, über die Schilderung des Uebergangs zum Wahnſinn und des Wahnſinns ſelbſt, über die des nicht vorhandenen Abgrunds, durch welche Edgar den unglücklichen Vater ſchrecken und zum Glauben bewegen will, über das Donnergeroll des Fluches, über Cordelia's Sprache, die wie Harmonika tönt u. ſ. w. brauche ich hier nichts zu ſagen, da hoffentlich niemand hierüber eine Erklärung fordern wird.

§. 33.

Zum Schluß die Frage: Wie kann Lear am beſten unſre Bühne betreten? — Zuvörderſt werde der Pſeudo- und Titular-Lear, wie ihn uns der ſonſt allerdings ſehr verdienſtvolle Schröder gegeben, vertilgt; denn abgerechnet jene ungeheuren Misgriffe, von denen der ungeheuerſte gleich zu Anfang dieſer Kritik angeführt wurde, iſt auch die Sprache dieſer proſaiſchen Ueberſetzung ſehr unangenehm, zuweilen ſtarr wie Tannenzapfen, oder zackig, ſpitzig wie ein eiſernes Geländer, das um den Garten der Poeſie gezogen worden iſt. Man ſchwingt ſich nicht ohne Verletzung hinüber.

Ich geſtehe ferner, daß ich mir überhaupt keine genügende Bearbeitung denken könne, indem ich auch nicht eine einzige Perſon oder Scene im Stück zu nennen wüßte, welche man ungeſtraft auslaſſen dürfte. Das einzige, was einem ſogenannten Bearbeiter verſtattet wäre, würde ſich auf die Milderung oder Auslaſſung einiger koloſſalen Verſtöße gegen den äußern Anſtand, wie ihn das 19te Jahrhundert fodert, einſchränken müſſen. Dieſe Verſtöße ſind im Munde Gloſters, Edmunds, des Narren ganz vortrefflich, denn ſie ſind völlig an der rechten Stelle; da aber die Mehrheit unſers Publicums wohl noch nicht dahin gekommen iſt, dergleichen ſcheinbare Grellheiten bei ſich ſelbſt und in Beziehung auf das Ganze zu löſen, ſo möge demſelben in dieſer Einen Hinſicht immerhin fürs erſte noch ein wenig nachgegeben werden.

§. 34.

Es fragt ſich indeſſen: Vermag unſer Publicum überhaupt dies Schauſpiel, das wir nun einmal durchaus nicht anders, denn als ein Weltgericht oder als einen poetiſchen jüngſten Tag bezeichnen können, zu ertragen und zu genießen? — Man ſollte es ſehr ernſthaft verſuchen und unabgeſchreckt es immer wieder von neuem verſuchen, denn ſo wie es jetzt ſteht, darf es doch nicht bleiben, und wir müſſen ja alle weiter. Iſt aber erſt ein wenig das höhere Verſtändniß aufgegangen, dann möchte ich ſelbſt wohl hinzuſetzen: Gebt es nur ſelten, an den feierlichſten Tagen; ſo wie man etwa — wie manche Reiſende verſichert haben — früherhin in Danzig nur an großen Feſttagen ſich die Krone der deutſchen Malerkunſt, das Bild vom jüngſten Gericht, zeigen ließ. In dem Wirrwarr des alltäglichen Lebens kann jenes Bild ſowohl als Lear faſt erſchrecken und verletzen.

Ich ſage „es kann,“ doch daran iſt weder der Dichter noch der Maler ſchuld, ſondern die bei der Mehrheit geſunkene Bildung. Aechte Bildung iſt im Beſitz einer gewiſſen großartigen Heiterkeit, die ſie auch bei dem Hinab- und Hinaufſchauen in die tiefſten Geheimniſſe des Lebens, des Todes und des Gerichts nimmermehr verläßt, und vielleicht gerade dann am wenigſten. Daß bald eine Zeit komme, in der dieſe Stimmung allgemein ſey, dürfen wir wohl nicht hoffen; aber handeln ſollen wir ſtets dafür, daß ſie komme. Es iſt unſittlich, ſich unthätig bloß an dem Schmerze zu weiden, oder gar mit bloß kaltem, ungründlichem Ernſt oder ungründlichem Spott zu verſichern, daß es im Ganzen ſehr ſchlimm ſtehe mit Bildung und Geſchmack, und dann es dabei gut ſeyn zu laſſen. Heben, tragen, weiter führen, ſelbſt ſchaffen, mit helfen, daß es beſſer werde, und zwar dies alles mit fröhlichem und beſcheidenem Muthe: das iſt es, was unſre Zeit fordert, ſo wie jede es gefordert hat; die unſrige aber ganz beſonders.

V.

Romeo und Julie.

(Nebſt einigen Bemerkungen über Goethe's Bearbeitung dieſes Schauſpiels für die deutſche Bühne.)

§. 1.

Dieſes Stück, wie es ſcheint, das erſte aus Shakſpeare's reifer Zeit, war mehr als anderthalb Jahrhunderte vorhanden, und man kannte faſt nichts davon, als die Namen der beiden Liebenden, welche den Titel hergeben. Das Stück ſelbſt wurde wenig geleſen, denn ſehr abgeſchmackte Kunſtrichter hatten überall herum erzählt, es ſey voll von falſchem Witze, wunderlicher Phantaſterei und, mit einem Worte, herzlich geſchmacklos; doch wolle man nicht in Abrede ſtellen, daß die Fabel einiges Intereſſante habe und zu intereſſanten Scenen Gelegenheit gebe. Man hatte das ſo häufig vernommen, daß man in der Regel meinte, es müſſe wohl ſo ſeyn. Aber auch von jener intereſſanten Fabel hatte man einiges intereſſante Nähere vernommen, und die Geſchichte mit dem Schlaftrunk, die dadurch geſtörte Hochzeit, den Jammer der Eltern, das Auf=

wachen in der Leichengruſt, das alles ließ man ſich nicht nur gefallen, ſondern mochte es ganz wohl leiden.

§. 2.

Nun aber trat Leſſing unter uns auf, der kühlſte und verſtändigſte Kritiker des ganzen achtzehnten Jahrhunderts. Dieſer treffliche Mann hatte bisher ſehr fleißig und mit dem redlichſten Gemüthe nach der Poeſie der Modernen geſucht, und erklärte jetzt, er finde ſie nirgends ſo rein und vollſtändig, als im Shakſpeare. Von der Liebe hatte er, der Grundgelehrte, die Anſichten, die bei den meiſten Griechen und Römern herrſchten, eine andere kannte er nicht und glaubte auch nicht recht daran; ja ſelbſt Werthers Leiden würden ihn nicht davon überzeugt haben; denn er erklärte in einem freundſchaftlichen Briefe, er wünſche eine Nachrede zu dem Werke, und zwar eine „cyniſche, je cyniſcher, je beſſer.“

Nur ein einziges Werk in den Literaturen aller Völker hatte ihn überwunden, die tiefe Bedeutung der modernen Liebe einzuräumen; wie es aber bei ſo edlen Gegnern wohl der Fall iſt, daß ſie ſich auf die erfreulichſte Weiſe beſiegt fühlen, ſo räumte er die Sache nicht bloß ein, ſondern ſprach nunmehr auch mit der glühendſten Begeiſterung davon; doch immer nur von der Sache, wie ſie in dem einzigen Werke geſchildert worden ſey, denn mit allen andern Liebesgeſchichten in allen andern Romanen und Schauſpielen wollte er durchaus nichts zu ſchaffen haben. Dieſes einzige Werk war Romeo und Julie, von dem er ſagte, daß die Liebe ſelbſt es eingegeben und dictirt habe, wodurch wir billig an den heiligen Zauber, ja an die Theopneuſtie der Poeten und Religioſen erinnert werden. Wir bekamen bei dieſer Gelegenheit noch den angenehmen und wahren Einfall mit in den Kauf: Voltaire habe nur auf den Canzleiſtyl der Liebe ſich verſtanden, woraus hervor zu gehen ſcheint, daß er von den tiefen Geheimniſſen des Cabinets nichts wußte, indem allerdings einem bloßen Canzelliſten dergleichen nicht anvertraut wird.

§. 3.

Nach einem ſo großen Lobe, das der allgemein gefeierte — und gefürchtete Leſſing brachte, mußten ſich nun die Deutſchen entſchließen, das gerühmte Trauerſpiel zu leſen. Wenn wir indeſſen erwägen, wie manches Ungünſtige ſeit Shakſpeare's Zeit den Deutſchen begegnet iſt, wie (um es mit einem Worte zu ſagen) im ſiebzehnten Jahrhunderte der unglückliche weſtphäliſche Friede den Stolz, die Heiterkeit und Poeſie der Menſchen recht eigentlich über das — Knie brach, (man verſtatte das Wort) und wie das achtzehnte Jahrhundert ſchon um deswillen im Ganzen ſehr unpoetiſch genannt zu werden verdient, weil es ſich mit der Poeſie, Aufklärung und Humanität ſo ſehr brüſtete, was der nie thut, der ſie wirklich hat, wenn wir, meine ich, nur dieſe beiden Hauptſtücke (deren ganzen Jammer auseinander zu ſetzen, ein großes Buch zu ſchreiben erforderlich wäre) wohl überdenken, ſo werden wir ſelbſt von Leſſings Anregung nicht zu viel erwarten dürfen. Man konnte ſich nicht recht in das Stück finden, weder in den tief tragiſchen Ernſt, noch in den unverſieglich reich ſtrömenden Humor.

Wielands Ueberſetzung war hier ganz beſonders ungenügend und mit ſo ſeltſam tadelnden Anmerkungen verſehen, daß man billig vom Leſen abgeſchreckt werden mußte und kaum begriff, wie der talentvolle Mann, der ſeine Zeit doch wohl anders hätte anwenden können, ein ihm ſo mißfälliges Stück dennoch überſetzt hatte. Man überſetzt aber nie gut, wenn man das zu überſetzende nicht liebt. Eſchenburgs Ueberſetzung war ein wenig beſſer; aber die fatalen Anmerkungen mehrerer engliſchen Kritiker waren doch auch mit gegeben; und wenn der gute Leſer ſich oben über den Text gefreut hatte, ſo wurde er unten mit kleinerer Schrift gewarnt, ſich ja nicht hinreißen zu laſſen, denn es ſey doch alles wild und phantaſtiſch genug und mit nichten claſſiſch.

§. 4.

Während nun das Publicum nicht recht wußte, woran es war, ſo fand ſich eine Mittelsperſon, und zwar der in mancher Hinſicht verdienſtvolle Weiße, Verfaſſer des Kinderfreundes, dem aber Shakſpeare's eigentliches Weſen gänzlich unbekannt war. Dieſer nahm nun jenes Stück, welches die Liebe ſelbſt dictirt hat, vor und corrigirte es vom Anfange bis zum Schluſſe, indem er zu meinen ſchien, etwas viel Beſſeres dictiren zu können, als die Liebe es vermocht hätte. Man kann ohne die mindeſte Uebertreibung ſagen, daß er den ganzen tragiſchen Ernſt und den ganzen blühenden Humor heraus corrigirte; ja er tilgte durchaus alles, ſelbſt das Coſtume, denn wie es das Anſehn hat, gefielen ihm die neuen franzöſiſchen Schwalbenſchweiffracks weit beſſer, als Federhut und Mantel. Nur den Schlaftrunk ließ er unangetaſtet; aber das Erwachen in der Leichengruft war dem ſonſt zarten Manne noch lange nicht tragiſch genug, worüber ſpäterhin noch die Rede ſeyn wird.

So übel aber nun auch das Stück geſtaltet war, ſo weinte doch das gutmüthige deutſche Publicum ſeine ehrlichen Thränen auch bei dem Jammer der zahmgemachten Liebenden, und es gab Kritiker, welche behaupteten, nun ſey erſt der wahre Glanz auf die berühmten Namen Romeo und Julie gefallen, wobei man den armen S. ſo ganz aus den Augen verlor, daß man nicht einmal den Namen Romeo ſo ausſprach, wie er ihn ausgeſprochen haben will.

§. 5.

Auch die Muſik miſchte ſich ein, welches ſie gar nicht nöthig gehabt hätte, da Shakſpeare ſelbſt ſchon ſein Stück von derſelben gänzlich hat durchglühen laſſen, und ſie zeigte ſich diesmal wirklich, obwohl ſonſt an ſich nicht übel, nach dem traurigen und zum Glück im Allgemeinen gänzlich irrenden Ausſpruch unſers tiefdenkenden, aber nicht ſehr muſikaliſchen Kant, als eine „ſich aufdringende Kunſt" *). Schreiber dieſes erinnert ſich noch aus ſeiner frühern Jugend gar mancher Muſikſtücke, in welchen Julie verſicherte, daß ſie, um ihren Romeo zu ſehen, nöthigenfalls kämpfen wolle mit reißenden Thieren, ſpringen in ſchäumende Fluthen, ja herabſteigen zum Sitze der Verdammten, welches letztere Vorhaben einem ſechzehnjährigen Mädchen, das doch gottlob eine fromme Chriſtin iſt, nicht wohl anſtehen dürfte.

§. 6.

Erſt ſeit Schlegel den wahren Romeo uns in deutſcher poetiſcher Sprache gab, iſt dies Schauſpiel auch den Deutſchen in der Mehrheit bekannt geworden. Anfangs freilich, ich erinnere mich recht wohl, wollte man kaum den eignen Augen trauen, daß dies nun in der That und Wahrheit Romeo und Julie ſey, denn man hatte ſich ſchon zu lange an die fatalen Perſonen gewöhnt, welche keck genug die ſchönen Namen ſich angemaßt hatten. Späterhin fand man doch das Beſſere im Allgemeinen heraus, und Wilhelm Schlegel, dem

---

*) Das traurige Wort findet ſich in Kants Anthropologie.

vielleicht keines der ſhakſpeare'ſchen Dramen ſo wohl zu übertragen gelungen iſt, erhöhte ſein Verdienſt noch durch einen geiſtreichen Aufſatz über den Organismus des ganzen Stücks, ſo wie über die Charaktere der ſämmtlichen Perſonen.

Ohne Zweifel iſt jene genaue Charakteriſirung den meiſten unſrer Leſer ſchon bekannt; diejenigen aber, denen ſie noch fremd geblieben ſeyn ſollte, werden uns danken, wenn wir ſie ihnen näher bezeichnen *). Sie ſpricht faſt alles aus, was wir über das Werk auf dem Herzen haben und iſt ſowohl für den Schauſpieler als den Zuſchauer von bedeutendem Werthe; auch herrſcht in ihr ein ſo lebendiger Buchſtabe und eine ſo geiſtreiche reproducirende Kraft, daß wir ſie allerdings zu dem Vortrefflichſten rechnen, was jener Kritiker je geſchrieben.

§. 7.

Indem wir deshalb uns gewiſſermaßen überreden, daß wir in dieſem Augenblicke jene ganze Kritik hier wieder abdrucken ließen (welches wir indeſſen, aus gerechtem Abſcheu gegen allen Nachdruck, in der Wirklichkeit nicht thun), fügen wir zu jenem in Gedanken hier mitgetheilten Aufſatze folgendes hinzu:

Um Romeo und Julie zu erkennen, iſt vor allen Dingen nöthig, daß man überhaupt **glaube** an die

---

*) S. Charakteriſtiken und Kritiken. Königsberg 1801.

Poeſie, an die Jugend und an die Liebe. Dieſer Glaube iſt freilich, wie wohl bekannt, zum Genuſſe jedes andern Kunſtwerks gleichfalls nothwendig; wenn aber die Nothwendigkeit Grade hätte, ſo dürfte man ſie hier am allernothwendigſten nennen; denn um es noch einmal zu wiederholen: die Liebe, die Poeſie und die Jugend haben dieſes Schauſpiel ſelbſt dictirt, und es muß deshalb allen denen, die ſich mit jenen Genien überhaupt nicht befreunden können, ein wahrer Gräuel ſeyn. Nun haben faſt alle Menſchen eine gewiſſe Ehrfurcht für Shakſpeare, und ſelbſt jene Liebeloſen u. ſ. w. tragen Bedenken, ihr Urtheil öffentlich mitzutheilen; daß ſie aber innerlich ſo denken müſſen und auch wohl gelegentlich (obwohl mit andern, mildern Worten) es ausſprechen, das können und dürfen wir, ſo wie jene, nicht läugnen.

§. 8.

Außer dieſen können wir uns noch andre, ſonſt recht gute und wackere Menſchen denken, die wir keinesweges durchaus liebelos nennen möchten, denen Juliens Liebe, wie ſie ſich beim erſten Zuſammenkommen mit Romeo ergiebt, faſt unheimlich erſcheint. Dieſe Gattung von Beurtheilern wollen wir nur, da es nöthig ſcheint, erinnern, daß das ganze Stück gewiſſermaßen in die ſüdlichſt-glühendſte Luft getaucht worden iſt, und daß im Norden ſich allerdings auch die tiefſte Liebe ganz anders zu geſtalten und auszuſprechen pflegt; obwohl ſie in ihrer Wurzel und in ihrem innern Leben völlig dieſelbe iſt, ſobald wir ſie überhaupt ächt nennen dürfen. Laſſet uns nur an Thekla denken, welche für Max dieſelbe Hingebung hat, wenn ſie auch eine ganz andre Sprache führt. Sie iſt Juliens würdige nordiſche Schweſter, und muß ſich deshalb auch von der Gräfin Terzky den rohen Vorwurf machen laſſen, „ſie werfe ſich dem Jünglinge an den Kopf," welchem böſen Worte ſogar noch das häßliche „fi!" vorangeht. Dieſe Terzky könnte bei weitem beſſer geſinnt ſeyn, als ſie iſt, und dennoch ſich eben ſo vernehmen laſſen, denn die Menſchen pflegen überhaupt nicht zart zu reden, wenn ihnen etwas überſchwenglich Unbegreifliches in den Weg tritt. Sie können dergleichen, wie ſie ſich ſelbſt auszudrücken pflegen, „nicht recht klein kriegen," und wollen es doch nicht recht groß laſſen, was, unſers Erachtens, das Beſte und Erfreulichſte wäre. —

Laſſet uns deshalb, bitten wir, nicht terzky'ſch geſinnt ſeyn, ſondern uns eher auf die Seite des frommen Paters Lorenzo ſtellen, der gewiß dem Romeo keinen verdienten Vorwurf erſpart, für die Liebe ſelbſt aber die innigſte Ehrfurcht hegt und ſelbſt die größten Gefahren nicht ſcheut, um dieſe Liebenden zu vereinen. Endlich ſcheint es uns auch wohl gethan, mit dem Könige der Dichter nicht verdrießlich mäkeln (man verſtatte das gute — fatale Wort), ſondern lieber von ihm lernen zu wollen.

§. 9.

Hier nun, nachdem wir dies alles beſeitigt oder abgelehnt haben, begegnet uns dennoch eine wichtige Frage: Wodurch verdienen dieſe Liebenden ihr unglückliches Schickſal? eine Frage, die wir ganz ſo unbeholfen ſtellen, als wir ſie häufig zu hören bekommen haben, denn ſonſt möchte ich allerdings nicht gern von dem „Verdienen eines Schickſals" reden, und die beiden lieben Menſchen ohnehin nicht beſonders unglücklich nennen.

Laſſen wir aber einmal die Frage gelten, ſo ſtoßen uns zuvörderſt wieder einige engliſche Kritiker auf, welche ſo grämlich gegen die arme Julie geſinnt ſind, daß ſie kaum durch ihren Tod verſöhnt werden können, wenigſtens würden ſie demſelben noch eine lange Strafpredigt voran geſchickt haben. Sie haben ſich nämlich in den Kopf geſetzt, Julie ſey eine arge Heuchlerin und treibe ſogar mit der Religion eine Art von Spott u. ſ. w. Dergleichen Männer können es recht gut meinen und haben es wohl auch recht gut gemeint, ſollten aber mit der Poeſie ſich nicht befaſſen, da ſie eigentlich für ſie ein wahres Herzeleid ſeyn muß.

§. 10.

Laſſet uns aber auch auf der andern Seite in der Neigung für die Liebenden nicht zu weit gehn und ſie ja nicht als aufgeſtellte Tugendideale betrachten, denn niemand hat eine ſolche Anſicht weniger gewünſcht, als der Dichter. Es ſind zwei edle Naturen, mit ganzer Kraſt überraſch lebend, grünend, blühend, und jetzt in allen Pulſen und Adern von Liebe flammend. „Feuer und Pulver ſich im Kuß verzehrend“ — der Gedanke geht durch das ganze Stück.

Hier aber iſt Shakſpeare wieder — der wahre Shakſpeare, gänzlich verſchieden von hundert und wieder hundert andern Dichtern. Er weiß nichts und will nichts wiſſen von jener heilloſen Eintheilung der Liebe in geiſtige und ſinnliche, oder vielmehr: er weiß nur dann davon, wenn er Notiz davon nehmen will, das heißt, wenn er geziert-irrende, nach misverſtandenem Platonismus ſtrebende Perſonen, oder auf der andern Seite eine bloß irdiſche, oder thieriſche, rohe Leidenſchaft ſchildern will. Da wo von ächter Liebe, d. h. überhaupt von Liebe, die Rede iſt, giebt es keine ſolche armſelige Zertheiltheit, ſondern der ganze Menſch liebt, denn nur der ganze Menſch kann lieben. Julia weiß nichts von Prüderie und Koketterie, ſie ſchämt ſich ihrer Liebe nicht, denn wenn ſie ſich ſchämte, wäre ſie weniger tugendhaft. Sie ſagt mit großer Unbefangenheit und völliger Klarheit: „Wenn deine Liebe, tugendſam geſinnt, Vermählung wünſcht,“ u. ſ. w. Und da ſie das Tugendſame von Romeo's Liebe wirklich erkannt hat, ſey es auch noch ſo ſchnell (die geiſtige Anſchauung iſt immer ſchnell), ſo iſt bei ihr alles entſchieden.

§. 11.

Dennoch könnte hier, in Beziehung auf die Lebensverhältniſſe überhaupt, bei ihr ein Irrthum walten; denn was kann ſie anders haben, als eine ſubjective Ueberzeugung? und nur nach dieſer kann Julia's moraliſcher Werth geſchätzt werden. Aber wir da draußen haben allerdings die Erlaubniß, eine ſolche Liebe mit Feuer und Pulver zu vergleichen, und wir dürfen ſie bedenklich, ja gefährlich nennen. Und nun vollends die Welt mit allen ihren Mächten, die feindliche Welt, in welcher das Stück ſpielt, dieſe fragt nicht erſt lange um die Erlaubniß, ſondern ſie will ſchlechterdings nicht zugeben, daß eine ſo unendlich glückliche Liebe lange beſtehe. Daß ſie beſtehe, hat ſie nicht wehren können, ja die Gefahr, mit welcher ſie dieſe Liebe umſtellt und bedroht hat, gab der höchſten Wonne nur noch größere Reize; aber, wie geſagt, Dauer will ſie ihr nicht gönnen, und das erreicht ſie allerdings.

Wir ſtehen hier an der großen Frage, ob überhaupt zwei Menſchen, ſelbſt in der reinſten Neigung, ſich nicht zu ſehr lieben können, und die Antwort darauf hat Shakſpeare gegeben. Freilich keine proſaiſche, keine kalte, wie etwa der Doctor Warburton ſie gewünſcht haben mag, ſondern eine ächte Dichterantwort.

§. 12.

Der Menſch iſt hier auf Erden ein gefangener Gott — ich weiß kein beſſeres Wort. Religion und

Liebe allein können dieſe Gefangenſchaft ertragen lehren, indem ſie die einſt vollſtändig zu erwartende, ewige Freiheit zeigen, ja ſchon in der Gefangenſchaft genießen laſſen. Aber die Liebe zeigt ſich bei verſchiedenen Naturen auch auf eine verſchiedenartige Weiſe. Oft iſt ſie Sonnenlicht, oft Mondlicht. Oft vermag es der Menſch durch ihre Hülfe, ſeinen Kerker ſelbſt für eine anmuthige Villa anzuſehn, ja ſogar — verſtattet das koloſſale Bild — mit den Eiſenſtäben ſeines Kerkers zu ſpielen und ſie als etwas unbeholfene Saiten eines unbeholfen übergroßen Inſtrumentes gut genug zu behandeln. Oft aber iſt die Liebe auch wie ein Blitz, der nicht bloß trifft, ſondern zündet und das Gefängniß raſch verbrennt, doch den Gefangenen nicht minder, wobei die Mythen vom ötäiſchen Hercules und von dem Wundervogel Phönix uns in der Erklärung zu Hülfe kommen. — Hier nun, im Romeo, ſtellt ſich uns ein ſolches Blitzesleben und Blitzestod der Liebe dar, und wir haben eben nicht Urſach, davor zu ſehr zu erſchrecken. — Genug von dem, was unter dem Unerſchöpflichen vielleicht das Unerſchöpflichſte ſeyn möchte, wenn anders das Unerſchöpfliche Grade haben könnte.

§. 13.

Gedenken wir nunmehr auch des Grundes und Bodens, auf welchem, und des Klima's, in welchem das Stück ſich bewegt, ein Umſtand, der faſt immer vergeſſen wird, den aber S. nie vergißt. Wer fühlt nicht den leiſen Hauch der Sommmernacht im Sommernachtstraum? das nordiſche Wehen auf der Teraſſe im Hamlet? und die gefährliche Mittagsgluth auf dem Markt zu Verona? — Wir brauchen nur Männer wie Tybalt und Mercutio auf dieſem Markt zuſammen kommen zu ſehn, um ſogleich zu wiſſen, daß die nur locker in der Scheide ruhenden Schwerter, die wie von ſelbſt zu klingen ſcheinen, gar bald gegen einander gezuckt werden. Es kann nicht ohne Zank und Streit abgehn, ja wir ahnen bald, auch nicht ohne Blut und Mord. Ueberall ſpielt bei unſerm Dichter die Natur mit, die leider bei ſo vielen andern zur bloßen Decoration herabgewürdigt wird.

§. 14.

Mögen hier bei dieſer Gelegenheit noch zwei Bemerkungen Platz finden:

Auch der hiſtoriſche Schriftſteller ſoll, wie billig, die Natur als mithandelnd bei den darzuſtellenden Charakteren, Situationen und Begebenheiten zeigen. Die Alten haben dies faſt nie vergeſſen; ja ſelbſt manche Untergeordnete unter ihnen, z. B. Curtius Rufus weiß wenigſtens das perſiſche Klima im Verhältniß zu dem perſiſchen Charakter auf eine angenehme Weiſe vor unſer innres Auge treten zu laſſen. Aber die Neuern vergeſſen dies faſt immer; ja ſelbſt bei dem in ſo mancher Hinſicht vortrefflichen Johannes Müller iſt die Natur nicht lebendig genug. Es ſollen ſchweizeriſche Lüfte wehen; wir aber bekommen eine ſehr genaue und deutliche Beſchreibung der Schweiz, alſo nicht viel mehr, als gute Geographie. Von dem Verhältniß der Natur und des Klimas zu den Menſchen findet ſich nicht viel.

Zweitens: Unter den Werken, die wir in dieſer Hinſicht Shakſpeare'n freudig entgegen halten können, ſteht Werther oben an. Hier iſt in der ganzen umgebenden Natur Leben. Sie iſt durchgängig handelnd und entſcheidend handelnd; ja ſelbſt die einzelnen Jahreszeiten ſind hier wie Chöre, oder wie Prieſter. Der Frühling regt den Helden bedeutſam an, die Gluth des Sommers zehrt gewaltig an ſeinem Mark, das fallende Herbſtlaub bezeichnet auch ſein innres Fallen, und der Winter deckt die Leiche mit einer hellglänzenden, kalten und doch wärmenden Schneeleichendecke zu. Auch Jean Paul's Siebenkäs iſt hier mit hohem Ruhm zu nennen, da hier ſogar einzelne Monate (z. B. der ächt deutſche November) höchſt charakteriſtiſch handelnd auftreten.

§. 15.

Zurück zu unſerm Trauerſpiele: Wir machen ferner aufmerkſam auf die faſt luſtige Gemeinheit des alten Capulet, ſo wie auf die ernſthaftere Gemeinheit der Frau deſſelben; denn hierin iſt offenbar eine ſehr klare Abſicht des Dichters zu ſpüren, dem es ſonſt gewiß nicht ſchwerer geworden ſeyn würde, beide Perſonen mit löblicher Erhabenheit auszuſtatten. So aber, wie ſie ſind, iſt Julia gar wohl zu entſchuldigen, wenn ſie handelt, wie ſie handelt.

Aber eine andre Frage könnte hier der moderne oder übermoderne Zuſchauer und Leſer thun. Darf der Dichter es wagen, die Heldin ſeines Stücks ſo ausſchelten zu laſſen, als es hier von dieſen höchſt vortrefflich geſchilderten und höchſt fatalen alten Capulets geſchieht? —

§. 16.

Gar manchem Dichter würde es ſehr abzurathen ſeyn, auch fühlen dieſe ſelbſt, daß ihre Heldinnen meiſtens auf ſchwachen Füßen ſtehn. Deshalb haben faſt ſämmtliche anderweitige Perſonen des Stücks das Amt, zu verſichern, beſagte Heldin ſtehe auf ungemein ſtarken und anmuthigen Füßen, ſey überhaupt höchſt vortrefflich, liebenswürdig und überſchwenglich edel, ſo daß ein ganzer Lorbeerwald kaum Zweige genug zu Kränzen für ſie haben mag. Freilich bleibt der Leſer dabei meiſtens ungläubig; aber wenn er ſchon jetzt, bei ſolchen Anſtalten, mit dem Glauben an die gerühmte Vortrefflichkeit nicht recht fortkommen kann, was würde es erſt ſeyn, wenn irgend eine Perſon des Stücks den Helden oder die Heldin *ſchelten* wollte? Das darf nimmermehr geſchehn, ſo meinen jene Dichter.

Ganz anders Shakſpeare. Sein alter Capulet genirt ſich nicht im mindeſten, ſondern nennt ſeine arme liebe Tochter geradezu: „ein bleichſüchtiges Ding,“

„loſe Dirne“ und „Talggeſicht;“ er droht, er werde nöthigenfalls ſie auf einer Schleife nach der St. Peterskirche hinſchleppen laſſen; und da einmal der Strom der Gemeinheit jeden Damm der Convenienz durchbrochen hat, ſo erklärt er auch, daß er nicht übel Luſt habe, ſie ein wenig zu ſchlagen, zu welcher unheroiſchen Handlung ihm bereits, wie er ſich leider ausdrückt, „die Finger jucken.“ Wie geſagt, es iſt eine gewaltige Kühnheit vom Dichter, daß er ſo etwas wagt, ohne im mindeſten zu fürchten, es werde Julia in der Phantaſie des Leſers etwas dadurch verlieren.

§. 17.

Aber er durfte grade ſo kühn ſeyn, denn dieſe Julia iſt von einer ſolchen Schönheit durchglüht und durchadert, daß von allen jenen rohen Worten auch nicht ein einziges auf ihr haftet; ja man könnte ſagen, ſie werde durch all dieſe Scheltworte immer nur noch ſchöner und anmuthiger. Ariel kann recht gut über Moor und Sümpfe ſchweben, und der Sonnenſtrahl über ſchlammige Pfützen flattern, ohne im mindeſten von ſeiner glänzenden Natur zu verlieren: eben ſo kann auch Julia mit den ſchlimmſten Scheltwörtern überhäuft werden, ohne daß ihre Schönheit dabei litte. *) — Uns

---

*) Es iſt erfreulich, hier auch eines deutſchen Schauſpiels gedenken zu können, das in dieſer Einen Hinſicht Aehnliches leiſtet; wenigſtens wage ich zu behaupten, daß auch Käthchen von Heilbronn durch alle Mißhandlungen ihres

erſcheint dabei der alte Capulet als ein Mann, der mit geringen Kräften einen Verſuch macht, als eine Art von Hanswurſt zu ergötzen, welches ihm auch erträglich gelingt. Wie nothwendig aber auch die ſpaßhafte Rohheit des Vaters, die kalte Gemeinheit der Mutter und die naive Sündhaftigkeit der Amme ſey, iſt ſchon oben angedeutet und wird noch weiter berührt werden.

§. 18.

Es werde hier ferner gedacht des Gegenſatzes in der Liebe des Romeo zu der des Grafen **Paris**; denn dieſer Gegenſatz iſt durchaus kein greller, harter, ſondern ein wahrhaft poetiſch milder. Romeo's Liebe iſt die flammend tiefe, den ganzen Menſchen in ſeinem innerſten Weſen ergreifende, ewige Liebe; Paris fühlt eine ſtille, ſeine Neigung, bei der er den gewöhnlichen Weg geht. *) Er erſcheint als ein wohlgeſinnter, vor-

---

Umgebungen und inſonderheit durch den widrigen Grafen vom Strahl nicht das mindeſte von ihrer Schönheit einbüßt. — Daß ſonſt dieſes Stück tief, ſehr tief unter Romeo ſtehe, bedarf wohl der Verſicherung nicht.

*) Deshalb meint er aber auch, daß Julia ihn vollkommen lieben müſſe, und ſagt es ihr ſelbſt, als ſie zur Beichte gehen will: „Gewiß bekennt ihr auch, ihr liebet mich." Man möchte ihm dies als Hochmuth anrechnen können, hätte er eine andre Anſicht von der Liebe; ſo aber meint er weiter nichts, als ein friedliches Nebeneinanderleben und gelaſſene wechſelſeitige Achtung. So wie er Julien liebt, würde ſie ihn ohne Zweifel wieder lieben können, hätte ſie Romeo nicht geſehn.

nehm gebildeter, freundlicher Mann, dem alles Heftige zuwider iſt; aber wahrhaft theuer wird er uns durch die Weiſe, wie Julia's vermeinter Tod auf ihn wirkt. Mit milder Wehmuth beſucht er ihr Grab, um der ſchönen Braut die letzten Blumen zu ſtreuen: da ſtört ihn Romeo, der ihn für die Urſache ihres Todes hält; ein ungewohnter Zorn bemeiſtert ſich deſſen, und da ihm dieſes Gefühl ſo neu iſt, ſo kann es ſelbſt durch die rührendſte, ſanfteſte Bitte des unglücklichſten Jünglings nicht ſogleich vertilgt werden. — So fällt er durch Romeo's Schwert und erlebt im Tode den höchſten Moment des — Lebens und der Liebe. Er bittet ſeinen Feind:

— — — — „Haſt du Erbarmen, öffne
Die Gruft und lege mich zu Julien.“

Und wie könnte ein ſo edler Feind, wie Romeo, ihm dieſe letzte Bitte abſchlagen? — Dieſe ganze Scene gehört zu denjenigen, die wir modernen unbedenklich dem Sophokles entgegen halten und ſagen dürfen: Hier iſt etwas, was ſelbſt du nicht vermochteſt.

§. 19.

Ueber Mercutio iſt von Wilhelm Schlegel ſehr richtig geurtheilt worden; nur hat er folgendes, wie uns dünkt, vergeſſen. Der Humor ſcheint mehr dem Charakter der nordiſchen Völker zuzuſagen, oder, wie wir es noch näher bezeichnen möchten, den mittelnordiſchen, d. h. den Deutſchen und Engländern am meiſten.

Hier nun hat Sh. einem Italiener einen wahrhaften und reichen Humor geliehen, und doch nie dabei vergeſſen, daß Mercutio ein Südländer iſt. Es würde uns zu weit führen, die Laune deſſelben mit dem Humor, der in des Dichters rein-nordiſchen Stücken waltet, hier zu vergleichen; doch wollen wir den Leſer auf den ſehr bedeutenden Unterſchied aufmerkſam machen, der uns abermals lehren kann, daß S. nicht bloß ein großes und reiches Genie, ſondern auch ein tiefbeſonnener Künſtler war. Der Dichter machte den Tod des Mercutio gewiſſermaßen zum Hebel des Stücks; denn nur durch ihn wird Romeo aus ſeiner ſeligen, träumeriſch blühenden Sanftmuth heraus geriſſen und zur Rache an Tybalt getrieben, und dieſe Rache entſcheidet ſein und Juliens Schickſal. Wie weiſe war es deshalb von dem Dichter, daß er den Mercutio gleichſam vom Scheitel bis zur Ferſe in den Strom der Luſtigkeit und der Laune taucht; denn nun giebt er uns bei deſſen Tode eine ganz eigene, wenn wir ſo ſagen dürfen, ſchmerzlich-lächelnde Empfindung, die uns zu der noch tiefern über Romeo's und Juliens Ende leiſe vorbereitet.

§. 20.

Ueberaus anziehend iſt die Art, wie der Dichter den Mercutio über ſich ſelbſt ſprechen läßt, indem er ihm den faſt doppelten Humor leiht, ſeinen eignen Charakter dem ruhigen, beſonnenen Benvolio anzudichten. „Wenn es euer zwei gäbe,“ ſagt er und meint niemanden anders, als ſich ſelber, „ſo hätten wir bald gar keiner, ſie brächten ſich unter einander um. Du, wahrhaftig du zankſt mit einem, weil er ein Haar mehr oder weniger im Barte hat, wie du. Du zankſt mit einem, der Nüſſe knackt, aus keinem andern Grunde, als weil du nußbraune Augen haſt. Dein Kopf iſt ſo voll Zänkereien, wie ein Ei voll Dotter, und doch iſt dir der Kopf für dein Zanken ſchon dotterweich geſchlagen. Du haſt mit einem angebunden, der auf der Straße huſtete, weil er dadurch deinen Hund aufgeweckt, der in der Sonne ſchlief. Haſt du nicht mit einem Schneider Händel gehabt, weil er ſein neues Wams vor Oſtern trug? mit einem andern, weil er neue Schuhe mit einem alten Bande zuſchnürte? Und doch willſt du mich über Zänkereien hofmeiſtern?“

Der Humoriſt darf über ſich ſelbſt ſo ſprechen, denn er „macht durchaus keinen Anſpruch auf bewußtloſe Naivetät, ſondern, ſelbſtſchöpferiſch und ſein ganzes Weſen klar anſchauend, ſpricht er ſogar gern über ſich ſelbſt und ſein ganzes Weſen. Groß und herrlich iſt, daß den Mercutio dieſer Humor ſelbſt im Tode nicht verläßt. Denn als der milde Romeo ihm, dem Verwundeten, freundlich zuruft: „Sey gutes Muths, Freund, die Wunde kann nicht beträchtlich ſeyn,“ da erwiedert er: „Nein, nicht ſo tief, wie ein Brunnen, noch ſo weit, wie eine Kirchthüre; aber es reicht eben hin. Fragt morgen nach mir, und ihr werdet einen ſtillen Mann (a grave man) an mir finden.“ — Das ſind freilich Worte, die länger als zwei hundert Jahre bewundert oder .... getadelt worden ſind; aber wir können uns nicht enthalten, auch noch darauf aufmerkſam zu machen, daß ſelbſt das höchſte, feierlichſte Pathos kaum den Eindruck machen würde, wie dieſer „Brunnen,“ dieſe „Kirchthür“ und beſonders dieſer „ſtille Mann.“ *)

§. 21.

Ueber die *Amme* iſt in dem angeführten Aufſatze vortrefflich geurtheilt worden; ich erwähne nur noch, daß ſie in ihrer naiven Seichtheit durchaus nicht begreift, wie irgend ein Menſch in dem confuſen Leben tieffühlen, oder gar einen feſten *Charakter* haben könne; dergleichen Prätenſion kommt ihr völlig toll und abgeſchmackt vor. Muſterhaft in ihrer Art iſt der Uebergang von ihrem bisherigen Schützlinge Romeo zu dem viel glänzendern Paris. Sie ſieht diesmal wirklich ein, daß es damit ein wenig zu ſchnell gegangen iſt, und wählt deshalb das beſte Mittel, deſſen ſich gemeine Menſchen bedienen, wenn ſie completes Unrecht haben, ſie nimmt nämlich ihre Zuflucht zu einer gewiſſen gelaſſenen und eben deshalb ihren Gegner für den Moment betäubenden Grobheit. „Euer Romeo iſt ein Lump," das ſind die köſtlichen Worte, durch die ſie ihr verändertes Herz entdeckt, und durch die ihr bisheriges Verhältniß zu Julien für immer aufgehoben wird.

---

*) Auch ſein Zorn, daß er von einem Mann überwunden werden, der nach dem book of arithmetick ficht, iſt ächt charakteriſtiſch.

Uebrigens iſt dieſe Amme die glänzende Ahnfrau einer Unzahl von größtentheils aus der Art geſchlagenen Kindern und Enkelinnen, die ſeitdem auf unſerer Bühne umher ſpuken. Sie haben alle den beſten Willen, wahre Ammen, Wärterinnen u. ſ. w. zu ſeyn; einigen gelingt es auch ſo halb und halb erträglich, doch mit der trefflichen Urgroßmutter hält keine den Vergleich aus.

§. 22.

Auch des Peter werde hier noch auf einen Augenblick gedacht, der trotz aller derben Lümmelhaftigkeit doch ein großes Mitleiden mit der todten Julie empfindet und, da ihm ſein eigner Schmerz zu viel wird, ſich nach einem zarten Verbande für ſeine Seelenwunden umſieht. Aus Muſik ſoll dieſer Verband gewoben werden, denn in der That ſehnt ſich der Geiſtreichſte wie der Dümmſte in gewiſſen geiſtigen Schmerzen am meiſten nach Muſik. Allein es kommt weder zur Muſik, noch zu ſonderlichen Schmerzen, denn der Schalksnarr tritt ſogleich wieder hervor, wie es hier gerade recht iſt.

Da alle übrigen Charaktere des Stücks uns faſt ganz genügend in jenem oft erwähnten ſchlegelſchen Aufſatze geſchildert worden zu ſeyn ſcheinen, ſo geben wir jetzt ſogleich über zu der Bearbeitung des Stückes für die Bühne durch Göthe.

§. 23.

Im Original beginnt das Stück mit den Streitigkeiten zwiſchen den Häuſern Capulet und Montague, worauf hier allerdings alles ankommt. Die Bedienten fangen zuerſt einige derbe, halb-ſpaßhafte Händel an, dann erſcheinen die jüngern Männer, die die Sache ernſter nehmen, dann die Alten, endlich der Prinz, welcher Friede ſtiftet, und mit ihm Montague, durch den wir zuerſt den Romeo kennen lernen. Wir ſehen dann Romeo ſelbſt, noch in ſeiner phantaſtiſchen Neigung für die unzärtliche Roſalinde, und neben ihm ſeinen Freund, der ihm wohlmeinend zuſpricht; dann lernen wir auch Paris kennen, und es wird unſer Gemüth durch die faſt weitläufige, doch ergötzliche Vorbereitung zu dem Ball, welchen der alte Capulet geben will, geſtimmt, etwas Bedeutendes zu erwarten. Nun führt uns der Dichter endlich auch Julie ſelbſt in der ganzen Fülle ihrer Anmuth vor, und er zeigt uns neben ihr die mittelmäßige Mutter und die gemeinwitzige Amme. Julie iſt ein Edelſtein, den Blei umfaßt, und zwar recht hart und eng.

Alle dieſe Scenen hat Göthe mit großer Gewandtheit in eine einzige, die vor dem erleuchteten Hauſe des Grafen Capulet vorgeht, verwandelt, welches wir blos hiſtoriſch angeben wollen, mit der einzigen Bemerkung, daß uns nun die Feindſchaft der beiden Häuſer, auf der doch, wie geſagt, das ganze Stück gewiſſermaßen ruht, nicht völlig klar zu werden ſcheint; ſo wie wir gleichfalls auf dieſe Weiſe nicht wohl einſehen, wie der ſchwermüthige Romeo, dieſen Ball ohne alle Urſach zu beſuchen, ſich einlaſſen könne, da er im Original einen ſehr guten Grund hat: denn durch den Zettel des Bedienten, der nicht leſen kann, und dem er mit ſeiner beſſern Wiſſenſchaft unter die Arme greift, erfährt er, daß Roſalinde zugegen ſeyn werde. —

§. 24.

Sehr danken aber wollen wir dem vortrefflichen deutſchen Dichter, daß er, gänzlich ungerührt von allen andern engliſchen und deutſchen Bearbeitungen, die zarte träumeriſche Neigung für Roſalinde, die erſte üppige Blüthe eines weichen und ſtarken, reichen Jünglings-Gemüthes, nicht nur nicht ſtrich, ſondern, wie es ſcheint, mit beſonderer Neigung und in den köſtlichſten, wohllautendſten Verſen wenigſtens hiſtoriſch vortrug. Aengſtigte uns nicht der beſchränkte Raum dieſes Buchs, ſo würden wir verſuchen, die Nothwendigkeit dieſer phantaſtiſchen Neigung in Romeo, welcher dann die wahrhaftige Liebe folgt, genau auseinander zu ſetzen; ſo aber müſſen wir uns bloß auf die Erfahrung einiger unſerer freundlichen Leſer und Leſerinnen berufen.

Durch jene Verkürzung der erſten Auftritte hat nun aber Göthe einen deſto größern Raum zu der Ballſcene gewonnen, wodurch indeß, unſers Erachtens, jenes frühere Erſcheinen Juliens nicht erſetzt werden kann. — Auf dem Balle ſelbſt erſcheint hier auch der Prinz, den wir ſogleich als einen verſtändigen und milden Mann kennen lernen, der ſich mit ſeinem Vetter(!) Mercutio in ein ausführliches und geiſtreiches Geſpräch über die Verhältniſſe der beiden Häuſer, und was dabei zu thun ſey, einläßt. Wir verkennen die Vortrefflichkeit dieſer Scene an ſich ſelbſt durchaus nicht; können jedoch einige beſcheidene Fragen nicht zurückhalten. Zuvörderſt: Erſcheint in dieſer Unterredung Mercutio nicht zu beſonnen? und iſt es nicht ſchwer zu begreifen, wie er in derſelben ſo ganz und gar ſeinen Humor zu zügeln vermag? Die Antwort, daß er mit einem Prinzen rede, genügt uns nicht; denn dieſer Prinz iſt ja in der Bearbeitung ſein Vetter und ſteht mit ihm hier in der vertraulichſten Verbindung. — Ferner: Wenn Mercutio im Stande iſt ſich ſo zu beſchränken und einzuſchnüren, wie kommt es denn, daß er bald darauf im Freien ſich ſo vernehmen läßt, wie wir oben gezeigt, und daß ſein Haß gegen Tybalt ihn ſogleich alles vergeſſen läßt, was er mit dem Prinzen verhandelt hat? Im Original iſt hier alles klar.

§. 25.

Zweitens: Iſt der Prinz in jener Unterredung nicht zu milde für dieſe Tragödie, wie ſie nun einmal angelegt worden? Einem Manne, wie er ſich hier zeigt, der ſich, wie andere Masken, behaglich unter Capulets Gäſten einfindet, dem hätten ſich auch wohl beſcheidene Vorſtellungen machen laſſen gegen das raſch ausgeſprochene Verbannungs-Urtheil, und es ſcheint uns faſt, als würde er ſich zuletzt haben erbitten laſſen. Im Original aber iſt gleich der ganze Charakter des Prinzen ſo angelegt, daß davon gar nicht die Rede ſeyn kann. Er tritt durchaus ernſt, feierlich und ſtattlich auf. Ohne alle Heftigkeit, aber mit deſto größerer Würde und Feſtigkeit warnt er zuerſt, und, da die Warnungen nicht fruchten, ſo bricht er den Stab unwiderruflich.

§. 26.

Ferner iſt in der Bearbeitung die Amme faſt um alle ihre ſcherzhaften Reden gekommen, was wir allerdings herzlich bedauern. Zwar begreifen wir ſehr wohl, daß mehrere ihrer Späße von der Bühne des neunzehnten Jahrhunderts herab nicht mehr geſprochen werden dürfen; doch hätte, dünkt uns, ein anderer Theil derſelben wohl Gnade finden können. In jedem Falle aber ſcheint ihr Charakter ſelbſt nothwendig, um die Kataſtrophe mit herbei zu führen. Sie hat eine gewiſſe natürliche Anhänglichkeit für Julien, die aber in

Gefahren nicht ausreicht, ſie iſt nicht ohne eine gewiſſe ſeichte Gutmüthigkeit, aber innerlich gemein, ſo daß wir uns leider gar nicht wundern dürfen, wenn ſie zuletzt, da bei der ſteigenden Gefahr auch ihre Angſt ſteigt, Julien geradezu ein **Verbrechen** zu begehen zumuthet, weil dieſes Verbrechen, nach ihrer Anſicht, alles wieder ins Geleiſe bringen kann. Sie iſt die Letzte, welche Julien verläßt, und dadurch die Hülfloſigkeit derſelben vollſtändig macht, ſo daß wir nun vollkommen einſehen, daß das arme Mädchen in den ſchauderhaften Plan des Paters eingehen muß. — Ganz anders in der Bearbeitung. Hier erſcheint die Amme anfangs als eine gewöhnliche Vertraute mit erträglich gutem Charakter, wird aber plötzlich im vierten Acte zu einer gemeinen Sünderin, indem ſie in die ſchon oben angeführten widerlichen Worte ausbricht:

„Ein Lump iſt Romeo nur gegen ihn" (den Grafen Paris nämlich), und ſodann ihrer lieben Pflegetochter, von der ſie am beſten weiß, daß ſie ſeit geſtern mit Romeo vermählt worden iſt, den Rath giebt, morgen — den Grafen zu heirathen.

§. 27.

Eine ſehr große Veränderung hat auch der Schluß des Ganzen erlitten. Im Original wird noch ganz zuletzt das Welthiſtoriſche des Stückes von neuem klar gezeigt, ſo wie es im Anfange angedeutet war, denn der ganze Staat iſt in das Verhältniß der beiden Häuſer verflochten. Selbſt der Prinz erſcheint im letzten Auftritt auf eine für den Zuſchauer ſehr wohlthätige Weiſe; denn da wir eine ſo ſchöne Welt haben untergehn ſehen, ſo iſt es uns doppelt erfreulich, den edlen, kraftvollen, ungebeugten Gebieter des Landes zu erblicken, dem wir zutrauen, er werde, was ſich bei ſo traurigen Angelegenheiten noch irgend wieder herſtellen laſſen kann, auch wirklich wieder herſtellen. Er läßt ſich durch Lorenzo den ganzen Verlauf der Sache wiederholen, worüber der beſſere Leſer und Zuſchauer ſich gewiß nicht minder freut; denn jener Pater weiß recht wacker die Hauptmomente des Stücks uns noch einmal vorzuführen, welches eine Empfindung hervorruft, wie etwa einige Chöre im Sophokles, in denen die Idee der Tragödie zuſammengefaßt worden iſt.

Der Prinz handelt dann nach ſeiner gewohnten Billigkeit, und durch ſeine Ermahnung und eigne Rührung getrieben, geben ſich die verarmten Väter, die unglücklichen Häupter der Parteien, welche Verona's Frieden vernichteten, über dem Grabe der Liebenden verſöhnt die Hand. So gewinnt der Tod derſelben einen noch rührendern Charakter, zugleich aber entſteht auch eine neue Beruhigung für den Zuſchauer, der gewiſſermaßen über dem Sarge der beiden Liebenden den Stern des Friedens für eine ganze edle Stadt aufgeben ſieht. Sie ſind nicht vergeblich gefallen als ein unſchuldiges Opfer, denn was durch dieſes Opfer erreicht wurde, iſt bedeutend und erfreulich. Die Geopferten ſelbſt ſtehen leuchtend und herrlich vor unſerm Auge, und keine weichliche Rührung und kein bitterer Schmerz miſcht ſich in das rein erhabene Gefühl, das ſie uns gewähren.

§. 28.

Keine „weichliche“ Rührung und kein „bitterer“ Schmerz, wir wiederholen es; aber an großartiger Lebens-Ironie fehlt es hier durchaus nicht, und ſollte es nicht fehlen. Haben wir uns nämlich den eben ausgeſprochenen Gedanken überlaſſen und der erhabenen Rührung hingegeben, welche die Verſöhnung am Grabe der Liebenden hervorbringen muß, ſo tritt auch noch die ſchärfere Rührung ein, und wir fragen die nun vereinten Parteihäupter: Warum endetet ihr eure thörichten Streitigkeiten nicht früher? Wart ihr unſittlich genug, zu verlangen, daß erſt Blut flöſſe, warum genügte euch dann nicht an Tybalt's und Mercutio's Blut? Es erhitzte euch nur noch mehr, und erſt jetzt, da euch die köſtlichen Perlen eurer Familie geraubt worden ſind, da das blühende Jugendleben Juliens, Romeo's und Paris zerſtört zu euern Füßen liegt, jetzt erſt ſeyd ihr mürbe und unglücklich genug, um — vernünftig zu ſeyn. Jetzt, da ihr kaum mehr etwas zu verlieren habt, ihr alten einſamen Menſchen, jetzt ſorgt ihr dafür, daß kein Verluſt mehr ſich zutragen könne. Es bedarf nur weniger Worte von Seiten des Prinzen, und ihr gebt euch über den Leichen die Hände, die ohnehin kein Schwert mehr führen können; — ja ihr wißt kaum mehr, weshalb ihr eigentlich im Streit lagt. Den beſten Nutzen von eurer Verſöhnung ziehen eure — Bediente; denn Simſon, Gregorio, Abraham und Balthaſar werden hinfort nicht mehr nöthig haben, ſich um euretwillen zu rauſen; und in Verona's Gaſſen wird hinfort weniger Lärm ſeyn, als bisher, da ihr ihn veranlaßtet.

§. 29.

Wie geſagt: dieſe Gedanken ſind nicht zu umgeben, und obwohl der Dichter ſie nicht in Worte kleidet, ſo giebt er ſie uns doch, denn ohne Zweifel hat er ſie ſelbſt gehegt. Er wollte ja nicht bloß eine rührende Liebesgeſchichte dramatiſiren, ſondern das tiefere Menſchenleben klar hinſtellen. Schauen wir aber dieſes achtſam an, und in den Spiegel, welchen Shakſpeare uns vorhält, ſo erfüllt uns Rührung, Erhebung und Ironie im harmoniſchen Einklange. Selbſt dieſe Ironie am Schluſſe, die ſo eben ſcharf genug ausgeſprochen worden iſt, wird uns nicht ganz überwältigen, denn immer ſiegt doch der Gedanke: „beſſer ſpät, als gar nicht,“ und der Friede einer Stadt bleibt doch wichtig genug, um durch den Tod von fünf Perſonen nicht zu theuer erkauft zu werden. So wird unſer Mitleid wieder ſanft und ſtill.

In der Bearbeitung iſt der Schluß anders gehalten. Nachdem beide Liebende geendet haben, und der

Mönch ſeiner Schreckniß einigermaßen Herr geworden iſt, verſchließt er das Grabgewölbe und endet mit einer kurzen allgemeinen Betrachtung, indem er glücklich preiſt, wer „ſein Leben rein genießt, da doch zuletzt das Grab ſo Lieb' als Haß verſchließt." — Ich geſtehe, daß ich hier unſern herrlichen Göthe nicht begreiſe.

§. 30.

Einige frühere Kritiker ſind mit der Behauptung hervorgetreten, Sh. habe ſich in der Grabſcene eine überaus rührende Situation — entwiſchen laſſen; denn es liege ja nahe genug, daß, wenn eben Romeo den Gifttrank eingenommen, Julie erwachen und noch einiges ſehr Furchtbare und ſehr Rührende mit ihm ſprechen könne. — Ganz recht: es liegt nahe genug, und zwar ſo nahe, daß es ſchon um deswillen der ächte Dichter **verſchmäht.**

Eine ſolche Scene iſt nicht tragiſch, ſondern eine widerliche Quälerei, der wir uns mit aller Kraft entgegen ſetzen würden. Wenn es dem Dichter darauf angekommen wäre, diejenigen Leſer zu erquicken, die des Entſetzlichen und Schauderhaften nie genug kriegen können, ſo wäre das allerdings leicht aufzutreiben geweſen; ja er hätte allenfalls noch den alten Capulet und den alten Montague, den Prinzen und den Mönch am Grabe ſterben und außerdem ein Erdbeben die ganze Stadt verſchlingen laſſen können. So etwas koſtet nichts als — Tinte.

Man kann nie ſtreng genug gegen eine ſolche Anſicht reden; denn es gab allerdings eine Zeit, wo ſie ſehr vertheidigt worden iſt, und auch in der unſrigen findet ſie noch Freunde.

Meine eigne unmaßgebliche Anſicht von einer Bearbeitung des Romeo für die Bühne iſt bereits angedeutet worden. Können wir uns nicht entſchließen, die ausführliche Darſtellung der frühern phantaſtiſchen Neigung Romeo's für Roſalinden beizubehalten, ſo möge die göthe'ſche Verkürzung beibehalten werden; doch wird jeder geſtehn müſſen, daß dadurch ein gewiſſer zauberiſcher Reiz verloren geht. Außerdem kann die Amme allenfalls ein wenig von ihren unmäßig behaglichen Reden miſſen, ohne doch zu verarmen. Ich ſage: „ſie kann"; meine aber lediglich, daß Manche in unſrer Zeit ſolche Striche begehren möchten; die Poeſie durchaus nicht. Weiter darf indeſſen beſagte Zeit nichts begehren; und vor allen Dingen ſchone doch ja der Bearbeiter jenes milden Hauches und ſüßen Duftes, der auf dem ganzen Stücke ruht, und in dem es ſich ſo anmuthig bewegt.

VI.

Viel Lärm um nichts.

§. 1.

Wenn der harmoniſche Verein von Begeiſterung und Ironie das Weſen der Dichtkunſt bildet, ſo ſcheint es, als ruhe im Trauerſpiel das Auge des Betrachters mehr auf der erſtern, und im Luſtſpiele mehr auf der letztern, obwohl beide bei dem Dichter gleichmäßig gewirkt haben. Dennoch iſt der Unterſchied zwiſchen Tragödie und Komödie allerdings ein realer, und wir haben nicht zu befürchten, daß die Gränzen ganz in das Unbeſtimmte verlaufen werden, obwohl ſie ſich nicht ſo abmarken laſſen, als diejenigen Aeſthetiker zu thun pflegen, welche eine zu große Freude an abgeſchloſſenem Fachwerk haben.

In der Tragödie faßt der Dichter den Menſchen als ein göttliches Weſen auf, dem die Gefangenſchaft den Kampf abnöthigt, er zeigt ihn höher ſtehend, als die Wirklichkeit, oder vielmehr als den Grund derſelben Freiheit und Nothwendigkeit (in ſich Eins) erſcheinen mit einander im Kampfe, ſo wie Leben und Tod. Ueberall ſteht die Idee der Erſcheinung gegenüber, und die Ueberlegenheit der erſtern wird durchgängig vorausgeſetzt und durchgeführt.

Im Luſtſpiele dagegen ſteht der Dichter ſcheinbar, das heißt, im freien Spiele, auf der Seite der gegebenen Natur und Wirklichkeit. Hiſtoriſch hat er es zu thun mit der unmittelbaren Freiheit, mit dem Scherz des Zufalls; er weiß nichts von der Nothwendigkeit und vom Tode, ſondern ſteht in der Fülle des Lebens allein und theilt nach allen Seiten von dieſem Leben die gehörigen Summen aus. Nicht das Göttliche im Menſchen wird hier vorwärts gekehrt, ſondern das bloß Menſchliche erſcheint im parodiſchen Verhältniß zu dem Göttlichen wie zu dem — Thieriſchen. Wehe aber dem Luſtſpieldichter, der jenes Göttliche überhaupt nicht anerkennen wollte; er würde nur eine bittere oder höchſtens witzige Gemeinheit hervorbringen, ja ich möchte ſagen: niemandem iſt der Glaube an das Göttliche im Menſchen ſo nothwendig, als dem Luſtſpieldichter, eben weil er dieſes nicht zu ſchildern hat, wohl aber vorausſetzt und überall im Hintergrunde ahnen läßt. Nur eine durchaus vornehme Natur und erhabene Seele vermag das Lächerliche, Rohe und Gemeine im Menſchen poetiſch darzuſtellen, und nur wer einen Fernando und Brutus, Cordelia und Imogen zu ſchildern vermag, kann einen Parolles und Falſtaff, die Wirthin Hurtig und die Falſtaffs-Freundin Dortchen ſchildern.

§. 2.

Mit Einem Worte: Es giebt nicht etwa zwei Poeſieen, wie es nach der gewöhnlichen Anſicht faſt ſcheinen möchte, eine tragiſche und eine komiſche, oder gar eine ernſthafte und eine ſcherzhafte, ſondern die Poeſie iſt immer nur Eine, dieſelbe, welche die Tragödie und Komödie hervorbringt. Der ächte Dichter iſt längſt einig über Räthſel des Lebens, über Freiheit und Nothwendigkeit; aber eben deshalb kann er bald ſein Auge nach der Seite der im Leben oft einzeln erſcheinenden Freiheit oder Nothwendigkeit richten, und uns auf dieſe Weiſe bald Luſtſpiele, bald Tragödien geben. Die Verſchiedenheit beſteht deshalb nur in der Erſcheinung; die Idee iſt immer dieſelbe, das Verhältniß des Endlichen zum Ewigen, doch in tauſendfachen Zügen und Situationen ausgeſprochen. Eine Art von Weltgericht wird über den Menſchen gehalten, im Luſtſpiel wie im Trauerſpiel; keines will das andere ſtören, und Falſtaff's herrliche Parodie des ſtrengen Ernſtes Heinrich IV thut dieſem Ernſte, als er nun wirklich erſcheint, durchaus keinen Schaden. — Ueberhaupt ſtehen wahres Lächeln und wahre Thränen ſich ja überall ſehr nahe, und ſo erhält hier die wohlbekannte Anekdote von Raphael, der nur eines einzigen Pinſelſtriches bedurfte, um aus einem lächelnden Kinde ein weinendes zu machen, und umgekehrt, eine wichtige allegoriſche Bedeutung.

§. 3.

Wenden wir uns nach dieſen kurzen und für den denkenden Leſer gewiß nicht räthſelhaften Andeutungen nunmehr zu dem oben genannten Luſtſpiel, ſo möcht' ich zuvörderſt aufmerkſam machen auf den einfach guten Titel. — Viel Lärmen um Nichts — das iſt eigentlich die Aufſchrift für faſt ſämmtliche mögliche Luſtſpiele und für — alle Fälle, bei denen ſich Lärmen zeigt. Wo nichts von wahrhaftiger Bedeutung vorgefallen iſt, da tritt eben der Lärm am liebſten ein, und da iſt er gerade an ſeiner rechten Stelle. Wo aber etwas wahrhaft Großes vorhanden war, oder überhaupt ein Etwas, das da wirklich iſt, und folglich auch war und ſeyn wird, da iſt der Lärm faſt unmöglich, und er hat nichts damit zu ſchaffen; und ſo wollen denn auch wir, lieber Leſer, uns häufig mit den hübſchen Worten much ado about nothing tröſten, wenn uns mancher Lärmen, den man doch mit anhören muß, ſtören möchte.

Der Inhalt des Stücks iſt überaus einfach, und ich möchte ihn etwa ſo auffaſſen: Einige vornehme und ſehr gebildete Männer, unter denen auch ein Prinz und ein Statthalter, und zwei ſehr verſchiedenartige, doch liebenswürdige Damen erfreuen und ergötzen ſich und uns in den anmuthigſten und witzigſten Verhältniſſen des Lebens. Die Männer kommen größtentheils aus einem rühmlichen Feldzuge, und es ſteht ihnen wohl an, daß ſie nunmehr auch ein wenig ruhen wollen; denn ſie wollen ruhen, ſo wie gebildete Menſchen zu ruhen pflegen, d. h. in heiterer, ergötzlicher Thätigkeit; aber indem ſie ſo fröhlich wandeln und tanzen, vergeſſen ſie, daß das irdiſche Leben doch mancher Vorſicht bedarf, und daß es in der Welt auch einige — nicht immer vierfüßige — Bären, Wölfe und Böcke giebt, die mitunter ſehr ſtören und höchſt unerſprießliche Dinge anrichten können. Jene ſind klug genug, um den Wolf als Wolf anzuerkennen, aber ſie begnügen ſich mit einigen witzigen Bemerkungen über ihn und laſſen ihn dann walten, ohne im mindeſten auf ihrer Hut zu ſeyn. Dann wird ein ziemlich grober Betrug gegen die ſehr gebildeten Männer und Damen geſpielt, welche eben deshalb gar nicht glauben mögen, daß man ſie auf ſolche faſt plumpe Weiſe habe fangen können; weshalb ſie denn auch das Nichts für unglückſeligen Ernſt und vollkommen gegründet halten, wo dann ein höchſt betrübter Lärm den Titel des Stücks rechtfertigt. — Es würde ſehr übel um alle dieſe uns ſo werth gewordenen Männer und Frauen ſtehen, wenn nicht ein paar ganz unſcheinbare, ſogar im Perſonenverzeichniſſe und (wenn wir in Beziehung auf die Shakſpeare-Zeit ſo reden dürften) auf dem Komödienzettel als albern verkündete Gerichtsdiener ſich ins Mittel legten und den ganzen Betrug entdeckten; welches denn wohl, wie billig, als eine höchſt zweckmäßige, ernſtſcherzende Warnung und Lehre zu betrachten ſeyn dürfte. Dann kann das blühende Leben wieder angehen, und es geht auch wirklich vor unſern Augen wieder an; denn wenn die

Pflanzen recht geſund ſind, thut ihnen ein einzelner Nachtfroſt keinen ſonderlichen Schaden. Im Gegentheil iſt er hier ſehr vortheilhaft geweſen; denn vermuthlich wird man hinfort nicht mehr ignoriren, daß es überhaupt Nachtfröſte giebt, und deshalb auf Schutz bedacht ſeyn.

§. 4.

Betrachten wir jetzt das Einzelne, die Charaktere und Situationen, und wie das alles ſo wohl verſchlungen und ſo wohl gelöſt worden! Sämmtliche Perſonen haben gerade ſo viel Charakter und gerade ſo wenig, als es ſich für das romantiſche Intriguen-Luſtſpiel geziemt; weshalb wir ſie nicht weiter eintheilen wollen, obwohl ſich ſonſt der Umſtand, daß ſie theils allgemein-, theils individuell-gebildet, theils ungebildet-gutmüthig, theils verkehrt-gebildet-unſittlich erſcheinen, leicht ergiebt.

Leonato iſt ein gutmüthiger, wohlgebildeter alter Mann, der ſich ſein Staatsamt ziemlich bequem gemacht zu haben ſcheint und doch überall Ehre und Liebe genießt, weil ſeine ganze Perſönlichkeit etwas Zutrauen Erregendes hat. Was ihm beſonders unſer Herz gewinnt, iſt der Umſtand, daß er ſo wenig an ſich denkt und ſeine beſte Freude findet in anderen, für die er ſich lebhaft intereſſirt, und denen Freude zu machen, ſeine liebſte Beſchäftigung iſt. Er liebt, wie gute alte Leute wohl zu lieben pflegen, nicht wenig geiſtigen Widerſtand, ſeine Tochter iſt ihm faſt zu ſanft, und er macht ſich deshalb gern mit ſeiner Nichte Beatrice zu ſchaffen, die ihm durch witzigen Widerſtand die Zeit vertreibt.

Von dem, was wir Kummer und Herzeleid oder im Allgemeinen Unglück nennen, ſcheint er bis dahin faſt gar nichts erlebt und kaum etwas gehört zu haben; darum wirkt auch bei ihm der Jammer, den er in der Kirche erlebt, auf eine ganz eigene Weiſe. Sein Ausruf: „Wird dies alles wirklich geſprochen? oder träum' ich nur?" hat ſtets etwas ganz beſonders Rührendes für mich gehabt; denn es zeigt uns ſo ganz den gelähmten, alten Mann, der, bis dahin ohne Unterbrechung glücklich, ſich jetzt bei der verwundbarſten Stelle ſeines Herzens, bei ſeiner Familienehre angegriffen ſieht, und wir glauben ganz, daß es ſein Ernſt iſt, wenn er ſpäterhin faſt verzweifelnd fragt: „Hat denn niemands Doich hier eine Spitze für mich?" Ganz vortrefflich iſt dann im folgenden Act geſchildert, wie dieſer müßige Gram übergeht in bittern Zorn gegen die Veranlaſſer ſeines Elends, wobei doch nie vergeſſen worden iſt, daß hier ein alter Mann zürnt, und zwar gegen zwei überkräftige Jünglinge.

§. 5.

In dieſer Scene ſteht ihm ſein braver Bruder Antonio auf eine ſehr würdige und doch ſehr ergötzliche Weiſe bei. Beide alte Herren ſind gleichmäßig zornig und heftig, und weder der eine noch der andre fürchtet die Kraft der Jünglinge. Aber ſie fürchten, wie wackre Brüder, für einander, und es iſt wahrhaft rührend-komiſch, wie beſonders Leonato, nachdem er eben den Prinzen und Grafen auf das heftigſte angefahren und den letztern herausgefordert hat, jetzt, da auch der Bruder in gleichmäßigen heftigen Worten ſich vernehmen läßt, für ihn faſt ängſtlich beſorgt wird und ihn ſtets mit den Worten: „Bruder“ — „Bruder Antonio“ — „aber, Bruder Antonio“ unterbricht, um ihn, wo möglich, zu der Ruhe zu bringen, die ihm ſelbſt fehlt.

Man könnte fragen: Iſt dieſer Bruder Antonio überhaupt nothwendig im Stück? Anfangs ſcheint es nicht ſo, denn die untergeordnete Rolle, die er in Leonato's Hauſe ſpielt, ſo wie die Nachricht, die er dem ältern Bruder bringt (Act I. Scene 2.) hätte auch wohl ein anderer übernehmen können; allein ſpäterhin wird ſeine Rolle wichtiger, da er nach Hero's vermeintlichem Tode und nach der Entdeckung von ihrer Unſchuld in ſeiner eigenen Tochter dem Claudio eine neue Braut übergeben ſoll, weshalb der falſche Brautvater allerdings ſelbſt vorhanden ſeyn muß, damit doch die phantaſtiſche Prüfung durch eine reelle Erſcheinung beſtätigt werde.

§. 6.

Allein es giebt, dünkt mich, noch einen andern gemüthlichern Grund für Antonio's Vorhandenſeyn. In ſo furchtbar ſchneidenden Leiden, als über Leonato gekommen ſind, durfte er (ſo wollte es die Poeſie und der menſchenliebende Dichter) nicht allein gelaſſen werden, ſondern es mußte jemand und zwar ein Nahbefreundeter und Verwandter um ihn ſeyn, mit dem er klagen konnte. Ganz unſern Augen entzogen werden durfte jenes Leiden nicht; aber der einſame Jammer eines alten Mannes würde zu hart ſeyn, ſelbſt in einem Trauerſpiele. Hat doch ſelbſt Lear ſeinen Kent und ſeinen Narren! — Wie anziehend ſtehen die beiden alten Herren, dieſe wahren Brüder, zuſammen, und wie trefflich weiß Antonio zuerſt den ſich ſelbſt allein quälenden Bruder auf den Standpunct der Wirklichkeit zurück zu führen durch die Worte:

„Wenigſtens kehrt doch nicht allen Euern Gram gegen Euch ſelbſt, und laßt auch diejenigen ihren Antheil leiden, die Euch ſo ſehr beleidigen!“ — Man könnte ſagen, Leonato war ſo eben in der größten Gefahr, durch zu gemüthvolle Klagen aus dem — Luſtſpiele zu fallen, aber ſein Bruder führt ihn noch zu rechter Zeit wieder hinein.

§. 7.

Noch eine Bemerkung. In der oben angedeuteten Scene, in welcher der zerknirſchte Claudio auch völlig willenlos gemacht werden ſoll, ſagt Leonato: „Mein Bruder hat eine Tochter, das wahre Ebenbild meines verſtorbenen Kindes, ſie iſt jetzt die einzige Erbin von uns beiden,“ u. ſ. w. (Act V. Scene 4.). Hierzu macht ein anonymer Commentator, dem indeſſen ſowohl in den meiſten engliſchen Ausgaben als auch in der eſchenburgiſchen Ueberſetzung das Wort zu nehmen erlaubt wird, folgende Bemerkung: „Shakſpeare ſcheint das vergeſſen zu haben, was er Leonato in dem ſechsten Auftritte des erſten Aufzugs zum Antonio ſagen ließ: Nun, Bruder, wo iſt mein Vetter, dein Sohn? hat er die Muſik beſorgt?“ — Nicht alſo; Shakſpeare hat nichts vergeſſen, jener Sohn, der die Muſik beſorgt, lebt vermuthlich noch in Fülle der Geſundheit; die Tochter aber, von der hier die Rede iſt, iſt ja nur eine Scheintochter, die nie exiſtirt hat und durch die Claudio bloß getäuſcht werden ſoll. Es würde überhaupt ſehr zweckmäßig ſeyn, wenn die Leute, denen es eine große Freude zu machen ſcheint, mit Bemerkungen gegen Shakſpeare vorzurücken, ſich erſt fragen wollten, ob ſie ihn auch nur nothdürftig, das heißt hier, nur den auf der äußerſten Oberfläche ſchwimmenden Stoff verſtanden hätten.

§. 8.

Der **Prinz** iſt vornehm, aber leicht gehalten. Er iſt fein und gewandt, hat einigen Hang zur Intrigue und bedarf einer ſteten Beſchäftigung, um ſich wohl zu befinden. Daher der ſcherzhafte Verſuch, Claudio eiferſüchtig zu machen, der ihm nur zu wohl gelingt, den er aber ſogleich aufgiebt, da die Sache ernſthaft zu werden ſcheint und das Häuslich-Ernſthafte ihn nicht intereſſirt. Daher ſeine Freude an dem Scherz, der mit Benedict getrieben wird, daher ſein beſonderes Intereſſe für Beatrice, die ihm indeſſen an Witz und Gemüth weit vorangeht. Wir wagen ſogar zu behaupten, er bedürfe des Scherzes, des Witzes und der Laune, um nicht Langeweile zu haben, weshalb aber auch jenes Kleinod des Witzes bei ihm nicht in rein poetiſcher Geſtalt ſich zeigen kann. Wie leicht auch er ſich von dem Baſtard-Bruder Don Juan, den er doch am beſten kennt, täuſchen läßt, würde auffallend ſeyn, hätte ihm der Dichter mehr Gemüth zuertheilt. Da dies aber mit Recht nicht geſchehen iſt, ſo haben wir es bloß mit ſeinem Weltverſtande zu thun. Dieſer Weltverſtand, der als ſolcher in ſeiner innern Weſenheit nicht ſehr — weiſe, ja nicht einmal ſehr klug ſeyn kann, ſagt ihm, daß allerdings ſchon manche Bräute untreu geworden ſind, und daß deshalb auch Hero (für die er ſich ohnehin nicht intereſſirt) wohl ähnlich geſinnt ſeyn könne; und da ſich ferner der unächte Bruder zum Beweiſe erbietet und auch den Scheinbeweis liefert, ſo ſteht er nicht an, das Schlimmſte zu glauben.

§. 9.

Mit Schmerz und Kummer ſcheint er ſich nicht wohl vertragen zu können; deshalb iſt er, der ſonſt ſo feine Weltmann, in der Kirche bei der Scene der traurigſten Entſcheidung faſt unbeholfen, und ſpäterhin bei den Leiden der Familie in einer ſehr peinlichen, faſt confuſen Stimmung. Er bedauert den alten Leonato nicht wenig; aber das Mitleiden iſt ihm keine behagliche Empfindung, und er läßt ſich nicht ſehr gern darauf ein. Er möchte faſt nur amuſiren und auch amuſirt werden, dazu aber iſt jetzt, da das Glück der Familie ſo gewaltſam geſtört worden iſt, keine Ausſicht. Das Einzige, was ihm übrig bleibt, iſt Nichtsthun und Witzeln, was ihm aber jetzt nicht recht gelingen will, da ſein Herz doch nicht unempfindlich iſt. Das alles iſt übrigens für den Leſer durchaus nicht ſtörend, denn bei dem mäßigen Intereſſe, das Shakſpeare für ihn hat erregen *wollen*, befremden uns jene Fehler nicht beſonders. Späterhin verſöhnt er uns auch einigermaßen, indem er doch wenigſtens eine Nacht für Hero's Leichenfeier opfert. Am Schluſſe des Stücks, wo alles wieder glücklich geht, iſt er vollends wieder in ſeinem Elemente; ja es iſt Hoffnung da, daß er nach dem kurzen Zwiſchenraum, wo ihn die Umgebung von Unglück die Tramontane verlieren ließ, werde liebenswürdiger werden, als er früher geweſen.

§. 10.

Claudio, ein *tapferer* Officier. Dies iſt die Grundlage ſeines Weſens, und auch der Dichter fängt mit dieſem Zuge an. Mit Recht; denn es iſt ihm viel daran gelegen, daß wir dies gleich anfangs erfahren, weil wir ihm ſpäterhin gar vieles zu vergeben haben, und zwar ſo viel, daß nur der Glaube, er ſey ein ſehr tapferer Mann, es möglich macht, ihm zu verzeihen. Dieſe Tapferkeit nebſt etwas officiöſer Sedulität (man verſtatte das abſichtlich fremd gebildete Wort) haben ihn zum Liebling des Prinzen gemacht; denn ſonſt findet ſich in der That nichts, was ihn zu einer ſolchen Stelle eignete. *) Sein Verſtand iſt nicht ausgezeichnet und tritt neben Benedict faſt ganz in Schatten, ſein Gemüth kann nicht für mehr, als mittelmäßig gelten. Seine Liebe für Hero ſcheint nicht ſehr bedeutend, vielleicht weil er nicht genug Widerſtand bei ihr findet. Er iſt dergeſtalt zur Eiferſucht geneigt, daß ihn ſelbſt ein ganz plumper Betrug, die Verwechslung des Kammermädchens mit dem Fräulein, irre führen kann, und nur indem wir eine Art von temporellem Wahnſinn in ihm vermuthen, können wir uns die Härte als möglich denken, daß er mit der beſchimpfenden Erklärung gegen Hero bis zu dem Augenblicke wartet, wo er in der Kirche auf die feierlichſte Weiſe mit ihr verbunden werden ſoll.

Auch ſpäterhin zeigt er ſich noch unliebenswürdig, ein Umſtand, der uns aber von neuem unſern Dichter als tiefen Menſchenkenner ſchätzen läßt. Menſchen, wie

---

*) Wie hoch S. die Tapferkeit geſchätzt, zeigt ſich überall, z. B. im „Ende gut, alles gut,“ wo Bertram, trotz aller Unarten, die ihm innewohnen, dennoch nicht ganz abſtößt, weil er doch jene Cardinaltugend beſitzt.

Claudio, können ſich mit dem Unglück gar nicht vertragen, und ſelbſt, wenn der Blitz ſchon getroffen hat, bleiben ſie noch einige Zeit in einer gewiſſen träumeriſchen Unbeholfenheit. Der Prinz hat, wie oben bemerkt worden, ſeitdem der Friede des Hauſes geſtört worden, einige — Langeweile; Claudio (wir hoffen es wenigſtens) fühlt ſich wahrhaft unglücklich, aber er iſt nun einmal der Liebling des Ennuirten, als ſolcher darf er nicht ſchwermüthig und trübſelig erſcheinen, und ſo geräth er in eine confus-peinliche, witzig-unglückliche Stimmung, und nur ſo kann ſein Benehmen gegen Benedict (Act V. Scene 3.) erklärt werden. Es iſt ein bedenkliches Amt, das Amt eines Lieblings; Claudio muß es ſogar durch Unliebenswürdigkeit bezahlen, und es iſt noch ein Glück, daß wir, wenigſtens einigermaßen mit ihm ausgeſöhnt, am Ende von ihm ſcheiden können. Sein Vergehen und ſein Unglück werden ihm klar, dann kann die Reue folgen und die Verſöhnung.

§. 11.

Don Juan, der Baſtard-Bruder des Prinzen. Dem Gemüthe des Dichters war, wie es ſcheint, Tugend und Heiterkeit faſt gänzlich Eins, ſo wie verdrießlicher Trübſinn und Bosheit. Was fehlt dieſem Don Juan? Alles; denn er liebt die Menſchen nicht nur nicht, ſondern er haßt ſie nicht einmal recht ordentlich. Sie ſind ihm bloß fatal. Ein ſolcher Zuſtand iſt nie ohne große innre Langeweile, und dieſe zu unterbrechen, bleibt für Don Juan kein anderes Mittel, als die Freude anderer zu ſtören. Er ſelbſt macht aus ſeinem eignen Zuſtande kaum ein Geheimniß, erklärt ſelbſt, daß er nicht Luſt habe, zu reden; ihm fehlt die Tugend der Heiterkeit, darum fehlt ihm auch jede andere. Er iſt boshaft, weil er verdrießlich iſt, und verdrießlich, weil er boshaft iſt, und der ganze Mann ſteht auch phyſiognomiſch deutlich vor uns, wenn wir nur das eine Wort Beatricens erwägen: ſie bekomme Sodbrennen, wenn ſie ihn lange anſehe.

Der Betrug, welchen ſein Helfershelfer Borachio angiebt, um die Vermählung des Claudio mit der Hero zu hintertreiben, iſt, wie bereits oben gedacht worden, plump genug; aber gerade ein ſolcher iſt hier an der rechten Stelle, denn Menſchen der Art, wie die oben geſchilderten, können am beſten durch einen ſolchen überraſcht und betäubt werden; aber ſehr gut iſt es, daß die Ausführung dieſes Betruges nicht auf der Bühne ſelbſt vorgeht, ſondern nur von Borachio dem zweiten Helfershelfer erzählt wird. Ginge der Betrug wirklich vor unſern Augen vor, ſo würden wir dem Pedro und ſeinem Lieblinge noch viel weniger verzeihen, daß ſie ſich ſo täuſchen laſſen; bei einer bloßen Erzählung aber iſt unſre ganze Phantaſie geſchäftig und läßt uns wenigſtens eine Möglichkeit ahnen, daß ſie allerdings getäuſcht werden konnten.

§. 12.

Aber, könnte man vielleicht dennoch fragen, warum giebt ſich dieſer Don Juan ſo viele Mühe, Unfrieden anzurichten? — Weil er ſelbſt keinen Frieden hat. — Könnte jedoch nicht noch ein verſtärkendes Motiv beigefügt werden? — Sehr leicht. Man brauchte ihn bloß um Hero, oder vielmehr um deren Vermögen werben und abgewieſen werden laſſen, wo dann der Racheplan nahe genug liegt. Wie geſagt, das wäre ſehr leicht und recht — alltäglich. Bei Don Juan wäre dies alles nicht bloß überflüſſig, ſondern ſtörend. Er gehört zu den Menſchen, in deren Nähe jedermann unheimlich zu Muthe wird, er iſt eine Art von Knecht Ruprecht, mit dem man ehedem unartige Kinder zu Bette jagte, und der diesmal verſucht, auch einige artige und muthwillige Erwachſene aus der Freude heraus zu jagen. — Von ängſtlicher, proſaiſch-erkältender Motivirung weiß Shakſpeare's freie Seele nichts.

Wie aber Don Juan glauben kann, daß dieſer Betrug auf lange Zeit wirken werde, daß es ihm nicht einfällt, eine einzige genaue Unterſuchung deſſen, was in der letzten Nacht vorgegangen, müſſe alles an den Tag bringen, das würde nicht zu begreifen ſeyn, wenn wir nicht bedächten, daß der böſe Teufel doch auch oft ein — dummer Teufel iſt. Das aber hat Shakſpeare nie vergeſſen, und ſo giebt es uns eine faſt behagliche Stimmung, wenn wir erwägen, daß der verdrießliche Herr es ſich tauſend Dukaten koſten läßt, die Freude guter, gebildeter Menſchen zu ſtören, welches ihm aber nur etwa auf vier und zwanzig Stunden gelingt. Dann, Schlimmes ahnend, macht er ſich auf die Flucht, wird eingeholt und ſieht einer faſt vernichtenden Strafe entgegen, mit deren Darſtellung uns aber der Dichter, wie billig, verſchont.

§. 13.

Nicht vergeſſen wollen wir den Mönch, obwohl der gute Mann im Perſonen-Verzeichniß nicht einmal eine aparte Zeile bekommen hat, ſondern mit mehreren ſogenannten Nebenperſonen nur im Gefolge erſcheint. — Unſer Dichter zeigt ſich überall als vortrefflicher Proteſtant; aber eben weil er das iſt, wendet er ſich keinesweges mit unerſprießlichem Haſſe gegen den Katholicismus, ſondern behandelt manche von dieſer Kirche herrührende Inſtitutionen mit Achtung oder mit gutmüthiger Ironie. Die wenigen Fälle ausgenommen, wo die Geſchichte ſelbſt ihm die Charakterzeichnung vorſchrieb, hat er nie einen unedlen Prieſter geſchildert, mochte derſelbe gehören, zu welcher Kirche er wollte. Aber die Mönche! — Dem großartig thätigen, feurig raſchen Dichter würden wir gern vergeben haben, wenn er ſie zuweilen ein wenig mit ſatyriſchem Aetzwaſſer getauft hätte; aber wir ſollen ihm eben nichts zu vergeben, ſondern alles in ihm zu lieben haben, und ſo hat er das bei weitem Beſſere gewählt. S. hat ſich, wie es ſcheint, die meiſten Mönche als ſehr unglücklich gedacht, und in der That möchte es ſich wohl oft ſo verhalten haben. Beten iſt — man verſtatte das ſeltſam klingende Wort, mit dem es mir indeſſen ein hoher Ernſt iſt — Beten iſt eine viel zu große Ehre und Freude, als daß der Menſch es immer vermöchte. Nur durch den Wechſel des Betens mit dem Arbeiten wird das Beten zu etwas Aechtem; der Wechſel des Betens mit dem Müßiggange macht es faſt zunichte. Was bleibt nun dem Mönche übrig? Er macht ſich Geſchäfte, und in den ſhakſpeare'ſchen Schauſpielen faſt nur gute, obwohl der ganze Mann, als ſolcher, zuweilen mit einiger Satyre angelächelt wird. So giebt es nicht leicht einen geſchäftigern Mann, als den Pater Lorenzo im Romeo. Er gräbt und hackt, ſtudirt mit dem beſten Erfolg Botanik und Medicin, kocht Schlaftränke, deren Wirkung bis auf die Stunde berechnet wird, iſt der Vertraute der ganzen Familie, philoſophirt über die Philoſophie, in der er, auch wenn ſie nicht eine Julia machen kann, doch „der Trübſal ſüße Milch" findet, predigt, ſchilt mit gutem Anſtand, ſchreibt Briefe und läuft hin und her in der beſten Abſicht.

§. 11.

Der Mönch in Viel Lärm um Nichts ſcheint ein guter Bruder des Lorenzo zu ſeyn, obwohl ihm bei weitem nicht der Raum und Wirkungskreis hat vergönnt werden können, wie dem eben genannten, weshalb er aber auch von dem Dichter mit Blitzen der

Ironie verſchont wird. Auch er iſt wohlmeinend, ſteht den ſo plötzlich unglücklich gewordenen redlich bei und giebt ihnen einen phantaſtiſch-klingenden, doch einigermaßen — nachdem die Wache das Beſte gethan — mit zum Ziele führenden Rath. *)

Sehr merkwürdig iſt die von Shakſpeare gewählte Decoration, in der das Unglück über die Familie hereinbrechen ſoll. Geſcherzt und getanzt wurde in hellen Zimmern und freundlichen Gärten; aber der tragiſche Ernſt des Lebens bricht herein in die Kirche, und dies heilige Gebäude iſt ganz dazu geeignet, denn hier findet ſich auch der nächſte ſichtbare Troſt für die Erdenleiden.

§. 15.

Schon längſt blitzen uns die hellgeſchliffenen Diamanten des Stücks entgegen, Benedict und Beatrice. Benedict iſt, wie Claudio, ein tapferer Kriegsmann, ſteht aber ſonſt weit höher, als jener. Er iſt durch und durch geſund, darum fühlt er ſich nie gehemmt und hat ſeine Gedanken und Gefühle ſo ganz in ſeiner Gewalt, daß er ſie beſtimmt begränzen und

---

*) Für eine Jungfrau, deren Ehre auf eine ſolche Art verlezt worden iſt, erſcheint nichts wünſchenswerther, als der Tod. Da aber niemand ſich ſelbſt tödten darf, ſo wird eine todähnliche Entfernung gewählt, bis die Ehre wieder hergeſtellt worden iſt. — Dieſer Gedanke leitet den Mönch.

lediglich zur Freude gebrauchen kann. Er iſt geiſtreich und witzig, und er würde auch tief ſeyn, wenn er wollte; aber er will nicht, weil er zu glauben ſcheint, das könne in der Freude ſtören. Er iſt ſo ganz heimiſch in der Welt des Vergnügens, daß er im Augenblicke merkt, wenn es in ſeiner Nähe mit der Freude vorbei iſt; denn, wie bei dem ſeltſamen Betragen Claudio's in der Kirche weder Leonato noch Hero u. ſ. w. etwas bemerken, weiß er ſogleich aus ein paar unbedeutenden Ausrufungen Claudio's, daß die Glocke der Trauer ſchlagen werde; ja er zieht ſie ſelbſt auf eine komiſche Weiſe an, indem er jene Ausrufungen mit einer Stelle aus der alten engliſchen Grammatik begleitet: How now! Interjections? Why, then some be of laughing, as, ha! ha! he! Claudio hatte „O" gerufen, welches man freilich nicht häufig zum Lachen gebraucht.

Ueber die vortreffliche Weiſe, Benedict und Beatricen in einander verliebt zu machen, iſt bis auf einen ſeltſam tadelnden Nachſatz (über den weiter unten die Rede ſeyn wird) von jeher allgemeine Bewunderung zu vernehmen geweſen; allein man hat, wie mich dünkt, den ſehr wichtigen Umſtand aus der Acht gelaſſen, daß beide von jeher ſchon halb und halb in einander verliebt waren. Jedermann kennt das uralte Sprüchwort: daß, was ſich liebt, ſich gern neckt; aber auch dieſer gute Ausſpruch wird wohl nur ſelten genau betrachtet, denn im Grunde iſt nichts dabei zu verwundern, ſondern es iſt faſt nothwendig, daß ſich Liebende necken.

§. 16.

Der Trieb zu ſcherzen liegt eben ſo tief in unſrer geiſtigen Natur, als der Trieb ernſthaft zu ſeyn, und nur das oft hemmende äußere Leben kann ihn abſtumpfen. Es kann, aber es ſollte nicht; und es iſt wahrlich eine ſehr — ernſte Pflicht, ſich dem Scherze offen zu erhalten.

Mit wem aber ſollen wir ſcherzen? Mit dem Flachen, Unbedeutenden, Mittelmäßigen oder gar Schlechten? Wie wäre es möglich, uns ſo wegzuwerfen? Ferner: Worüber ſollen wir ſcherzen? Ueber das Flache, Erbärmliche, oder gar Böſe? — Auch der Scherzhafteſte würde ernſthaft werden, wenn er nur lange daran denkt; und er will, eben um fröhlich zu bleiben, jetzt nichts davon wiſſen. Was alſo bleibt ihm übrig? Zu ſcherzen mit ſich und mit dem Freunde, und zwar über ſich, über die Welt und über den Freund. Mit dem Freunde: das iſt klar genug, denn der Scherz entzündet ſich am beſten in behaglicher Liebe, er iſt ſeiner ganzen Natur nach geſellig, und es gehört ſchon eine Art von geiſtiger Trunkenheit dazu, um in einem Monologe mit ſich ſelbſt zu ſcherzen; wenigſtens würde man es nicht lange aushalten, weil die Sehnſucht nach Mittheilung dazwiſchen träte. Eine Minuten währende geiſtige Trunkenheit ſteht zuweilen ſelbſt dem Gebildeten nicht übel, z. B. Benedict, der auch in ſeinen Monologen, ſich ſelbſt allein gegenüber, laut ſcherzt. Wie aber geiſtige Trunkenheit bei roheren Gemüthern wirkt, haben wir oben bei Macbeths Pförtner wahrgenommen. Mäßige Naturen ſind in der Einſamkeit gar keines Scherzes fähig, und Robinſon konnte auf ſeiner wüſten Inſel wohl beten und arbeiten, lächeln und weinen, aber nicht lachen.*) Wen wir uns aber ausſuchen, um mit ihm zu lachen aus reinem Herzen, den ehren wir gewiß recht ſehr.

§. 17.

Aber ich bin, wie geſagt, noch weiter gegangen und habe behauptet, daß wir nicht bloß gern mit dem Freunde uns necken, ſondern ihn ſelbſt auch wohl zuweilen zum Gegenſtand des heitern Scherzes machen;

---

*) Daß man auch über Thiere lachen könne, ſehe ich freilich häufig genug, allein es ſcheint mir faſt immer ein ſich ſelbſt mißverſtehendes Lachen zu ſeyn. Wir können, meine ich, nur über die lachen, die zu unſerer Gattung gehören; Thiere aber ſind bekanntlich nicht bloß dem Grade, ſondern der ganzen Gattung nach von dem Menſchen verſchieden. Ein Thier würde etwa nur dann lächerlich werden können, wenn es aus freiem Triebe Dinge verſuchte, die ganz außerhalb ſeiner Sphäre liegen. In dieſer Beziehung könnte man (doch wohl nur auf einen Augenblick) ſogar über gewiſſe Sachen lachen, welche zufällige Aehnlichkeit mit dem äußern Menſchen hätten, ſonſt aber möchte es wohl eben ſo wunderlich ſeyn, über Thiere lachen zu wollen, als über — Gras, Kräuter und Bäume. — — Nur der Menſch kann lachen, und nur der Menſch kann lächerlich ſeyn.

ein einfaches Wort, das aber nur ein gebildeter und menſchenliebender Menſch begreifen kann. Der ächte Freund ſteht bei uns ſo hoch und ſicher, daß es uns auch nicht im Traume einfallen mag, es könne ihm irgend ein Necken ſchaden, und wir wiſſen recht wohl, daß er ſelbſt gar wohl weiß, wie hoch und ſicher er bei uns ſtehe. Iſt der Menſch, wie oben bemerkt worden, hienieden ein gefangener Gott, ſo dürfte wohl nicht leicht etwas Rührenderes ſeyn, als wenn zwei gefangene Götter, die ſich herzlich lieben, ſich über ihre beiderſeitige Gefangenſchaft necken. Daß dabei keine Bitterkeit walten dürfe, verſteht ſich von ſelbſt; weshalb allerdings durchaus vonnöthen iſt, daß beſagte edle Gefangene ſich längſt mit genugſamer reiner Liebe und religiöſem Troſte verſehen haben. Wer aber ſo reich ausgeſtattet worden iſt, der darf necken und lachen, und es ſteht ihm wohl an.

Aber, höre ich fragen, ſind denn dieſe beiden höchſt luſtigen Menſchen, Benedict und Beatrice, mit dergleichen Troſt verſehen? und würden ſie nicht ſelbſt lachen, wenn man ſie ſo hoch nähme? Das Letzte iſt ſehr möglich, was eben von gehöriger Beſcheidenheit zeigen würde; und was das Erſte betrifft, ſo tritt ſtatt aller Antwort hier am beſten das gute alte Wort ein: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Wer ſo kräftig kühn im Felde, und ſo freundlich heiter in allen anderweitigen Lebensverhältniſſen iſt, wie Benedict, und wer täglich eine ganze Familie erheitert, wie Bea trice, mit deſſen Gemüth muß es gut beſtellt ſeyn; alles wahrhafte und dauernde Gute aber muß auf Religion gegründet ſeyn, denn weder Temperament, noch Reflexion, noch Philoſophie können uns gut machen. Verdienen deshalb jene beiden Menſchen das Beiwort gut, (inſoweit ſich das ſo oft gemisbrauchte Wort von nicht fehlerloſen Menſchen gebrauchen läßt), ſo müſſen ſie religiös ſeyn.

§. 18.

Hier aber findet ſich eins der ſchlimmſten Leiden und einer der ſchlimmſten Irrthümer der meiſten Modernen oder vielmehr der Modernſten, indem nämlich manche unter ihnen zu glauben ſcheinen, man müſſe, um religiös zu ſeyn, von der Religion auch viel reden, gleichſam als ſey es damit eine ganz neue und faſt unerhörte Sache. Die Hälfte faſt der deutſchen Romane und Schauſpiele des neunzehnten Jahrhunderts ſchwimmt in einer Wolke von religiöſen Worten und Betrachtungen; aber die Wolke iſt doch nur Wolke, und ſüßes Waſſer iſt nicht Aether. Beatrix und Benedict ſprechen kein Wort über Religion, aber ſie haben ſie, weil ſie gut und fröhlich ſind.*)

---

*) Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß das Sprechen und Haben auch gar wohl zuſammen ſeyn könne, und beſonders in unſrer Zeit nicht ſelten wirklich, und auf die erfreulichſte Weiſe, beiſammen iſt. Eben ſo bitte ich das vorhergehende Wort „Hälfte" nicht zu überſehen, denn zum

Wie es aber nun einmal mit dem menſchlichen Gutſeyn nichts Vollkommenes iſt, ſo auch hier; und weit entfernt, jene beiden zu hoch zu ſtellen, habe ich manches noch nie Gerügte an ihnen auszuſetzen. So geht z. B. die Neckerei Beatricens auf der Redoute: Why, he is the prince's jester u. ſ. w., ſo wie der Ausdruck villainy, und endlich and then thy laugh at him, and beat him — weit über alle Linie des Anſtandes hinaus, und ich geſtehe, daß ich ſie wegwünſche.

§. 19.

Da man bei Shakſpeare immer das Tiefſte vermuthen muß, ſo zweiſle ich nicht, daß er auch jene Worte mit großer Beſonnenheit geſchrieben habe, ſo wie denn auch das dort gegebene Bild eines paraſitiſchen unſittlichen Hofnarren völlig das Gepräge ſeines Geiſtes trägt. So wäre es wohl denkbar, daß hier ſich zeigen ſollte, daß auch eine treffliche und geiſtreiche Jungfrau, zu ſehr vertieft in den Humor, gar leicht in eine — Wildniß gerathen könne; allein dieſer ſonſt ſehr wichtige und richtige Gedanke genügt mir ſelbſt

---

Stücke haben wir auch Schauſpiele und Romane, in denen von der Religion, Kunſt, Liebe u. ſ. w. auf eine ſehr würdige, wohlthuende Weiſe geſprochen wird. Ein ſolches Sprechen geht hervor aus reiner Anſchauung, und dieſe iſt That, oder kann doch zur That führen.

hier nicht und macht jenes Bild, das für Benedict ſo unpaſſend iſt, nicht völlig wieder gut.

Sehr wohl zu erklären iſt nach der furchtbaren Kirchenſcene Beatricens Wort an Benedict: „Tödte den Claudio!“ denn gar mancher Humoriſt kann leicht auch in Flammen und Zorn daſtehen und in ihnen unſittlich übertreiben. Dennoch hat jenes Wort etwas höchſt Unerfreuliches, ſelbſt wenn ich erwäge, daß ſie ja nur für die Freundin zürnt. Es iſt, als könne auch der ſchönſte Mund, wenn er ſolche grauſame Worte geſprochen, nicht leicht wieder wahren Humor aushauchen.

§. 20.

Von den bisherigen Kritikern iſt weder das Eine noch das Andere gerügt worden; dafür aber hat Doctor Warburton die arme Beatrice ſehr angefahren, daß ſie „Affen zur Hölle führen“ will, bei welcher Gelegenheit der Teufel ſich ſehr ergötzlich und faſt, wie ein gutmüthiger alter Mann, vernehmen läßt. Der Doctor erklärt dies für gottloſen Unſinn und vermuthet, es ſey ein Einſchiebſel laſciver Schauſpieler. Johnſon giebt ihm in Beziehung auf den gottloſen Unſinn völlig Recht, will aber den Dichter von der Sünde, ihn geſchrieben zu haben, nicht frei ſprechen. — Welch' ein ſeltſam lächerlicher Lärm über eine harmloſe, mährchenhafte kleine Erzählung! — Wahrlich, wer ſich durch dergleichen leicht hingehauchten Spaß geſtört fühlt, der ſollte doch ja aufhören ſich um die Poeſie zu kümmern.

Er wird nicht einmal in den Vorhof des Tempels eingelaſſen, und draußen vielleicht von irgend einem herumſchwärmenden Satyr als gutes Bild eines ſteifen Pedanten für die Poſſe aufgegriffen werden.

§. 21.

Benedict ſteht höher, als Beatrice, denn der Humor iſt überhaupt mehr der männlichen Seele angemeſſen. Er iſt *unbeſorgt* um Autorität, eben weil er ſie *hat*; ein Urtheil, das jeder, der ſich im *lebendigen* Leben umgeſehen hat, wahr finden wird, ſo wie im Gegentheil nur der recht ſehr auf Autorität *hält*, deſſen Anſehen noch ungeſichert iſt. Es iſt ferner weit *leichter*, ein grämliches oder finſteres Geſicht zu machen, als ein heiteres zu haben; (denn von einem *gemacht*-heitern, welches freilich faſt noch unangenehmer iſt, als ein finſteres, kann hier nicht die Rede ſeyn). Alles in Benedict iſt aus *einem* Guß: der Humoriſt, der Krieger und der feine Weltmann. Das giebt auch *Steevens* zu; aber er bedauert, daß ſein Witz, der gerade am glänzendſten hervorſticht, unnöthiger Weiſe durch zu großen Muthwillen herabgewürdigt werde; denn die Güte ſeines Herzens ſey ſchwerlich ein hinreichender Erſatz für die freche Ausgelaſſenheit ſeiner Zunge. — Es iſt darauf nichts weiter zu erwiedern, als daß ſämmtliche Ausgelaſſenheit, welche hier zu finden iſt, ganz vortrefflich zu Benedicts Charakter paſſe, ſo wie wir denn überhaupt auf einen etwa aus Steevens Schule gekommenen Ideal-Benedict gar nicht neugierig ſeyn würden.

§. 22.

Aber ein noch köſtlicheres Kleinod aus dem Schatzkäſtlein jener alten engliſchen Kritik iſt zurück, und es wurde bereits oben von einem „ſeltſam tadelnden Nachſatze" geſprochen. — Es läßt ſich nämlich Steevens weiter alſo aus: „In dem Gange der Fabel findet ſich jedoch eine ähnliche Unvollkommenheit mit der, welche Dr. Johnſon an „den luſtigen Weibern zu Windſor" bemerkt hat: die zweite Intrigue iſt nicht ſo ſinnreich, als die erſte, oder vielmehr, der nämliche Kunſtgriff wird durch die Wiederholung ſchaal und unwirkſam. Es wäre zu wünſchen, daß der Dichter irgend ein anderes Mittel erſonnen hätte, um Beatrice in die Falle zu locken, als eben das, welches vorher gegen Benedict gelungen war."

Benedict geht bekanntlich in die Falle, indem man ihn abſichtlich ein Geſpräch hören läßt, in welchem man klagt, wie unendlich Beatrice ihn liebe, und wie ſie ſich nur mühſelig und faſt in Liebespein vergehend mit Witz und Spott waffne, um die unſelige Leidenſchaft nicht zu verrathen. Was nun gegen Benedict billig war, ſollte (möchte ich fragen) es nicht auch gegen Beatricen ſeyn? — Ferner: Iſt nicht das ganze Stück angelegt auf dieſen anmuthigen Zuſammenhang wechſelſeitigen ſcherzenden Täuſchens? und würde nicht durch eine Verſchiedenheit in den Täuſchungskünſten das Ganze ſeinen Mittelpunct und Haltung verlieren? Schlagen nicht gerade hier — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — die beiden Hälften des Stücks harmoniſch zuſammen, gleichſam in einem ſchönen wohllautenden geiſtigen Reime? und iſt es nicht ein herrlicher Gedanke des Dichters, daß die innerlich Einigen, durch Witz und Laune ſcheinbar Getrennten, durch eine wohlgemeinte Liſt der Freunde Vereinten endlich auch durch den reinen Ernſt des Lebens auf immer zuſammen geführt werden? *)

§. 23.

Selbſt mit einem Hunderttauſend-Theilchen von Shakſpeare's Erfindungstalent hätte ſich gar leicht für Beatricen eine andre Falle aufbauen laſſen, als für Benedict; dann aber wäre das ganze Stück auseinander geſprengt und hätte ſeinen Hauptgedanken verloren.

In dieſer Beziehung iſt auch die bekannte hiſtoriſche Notiz wichtig, daß dieſes Stück, welches bereits im Jahre 1600 gedruckt wurde, zuerſt den Titel führte Benedick and Beatrix, eine Aufſchrift, die ganz auf jene harmoniſche Wechſelwirkung hindeutet, obwohl aller-

---

*) Man vergleiche Love's labour's lost, wo plötzlich, nachdem eine Menge ſeltſamer witziger Menſchen fünftehalb Acte geſcherzt und gewitzelt haben, ein tiefernſtes Geſchick ſich in's Mittel legt und eine ganz andre Kataſtrophe hervorbringt, als in „Viel Lärm um Nichts“.

dings die ſpätere Aufſchrift: Much ado u. ſ. w. den Charakter des Luſtſpiels im Allgemeinen beſſer ausdrückt.

Was endlich den gerügten Fehler in „den luſtigen Weibern von Windſor" betrifft, ſo gedenke ich darauf zurück zu kommen, wenn wir das genannte Stück näher betrachten.

In ein näheres Detail des Humors, wie er bei Benedict und Beatricen waltet, zu gehen, verſage ich mir, da dieſe hellfunkelnden Blitze bisher wohl jedem poetiſch fühlenden und denkenden Leſer in die Augen geleuchtet haben und ſtets leuchten werden.

§. 24.

Ueber Hero iſt nicht viel, wenigſtens nicht vieles zu ſagen, denn ſie ſoll eben zu jenen ſtillen, weiblichen Charakteren gehören, bei denen die Stille den größten Reiz gewährt. Es iſt köſtlich gedacht, daß grade ſie, die Stille, faſt Hülfloſe, bei Beatricen, der Geiſt- und Hülfreichen, die höchſte Liebe findet, weshalb auch dieſe ſich ſtets als ihre Beſchützerin zeigt. Dennoch fehlt es auch ihr nicht an angenehmer Mädchenlaune, und als ſie ſich von der ganzen reſpectablen Geſellſchaft — dem Vater durfte ſie ja in keinem Falle etwas abſchlagen — zu der gutmüthigen Liſt gegen ihre Freundin hat bewegen laſſen, führt ſie dieſe Rolle mit ſcherzender Leichtigkeit durch.

Ganz vortrefflich iſt Hero's Benehmen in der

Kirche geſchildert. Auch hier gilt das traurige, aber gewiß wahre Wort, das ich in der Erläuterung des Lear auszuſprechen wagte, daß auch der Allerberedtſte ſich nicht beredt vertheidigen kann, wenn er das Unglück hat, zu ſehr Recht zu haben. Und nun vollends ein armes, einfaches Mädchen, auf welches ein Prinz und ein Graf mit den härteſten Beſchuldigungen einſtürmen, und die ſogar der in dieſem Augenblicke ſehr ſchwache Vater der abſcheulichſten Sünde für fähig hält!

Ich geſtehe, daß die meiſten von den Dichtern vorgeſchriebenen Theaterohnmachten mir als ein bloßer Nothbehelf erſcheinen, durch die der Poet ſeine Armuth an Rede und Farbe hat verhüllen wollen; aber die Ohnmacht, von welcher Hero in der Kirche befallen wird, iſt moraliſch und äſthetiſch zu rechtfertigen. Die Leiden des armen, unſchuldigen Mädchens ſollen unſerm Blick ſchonend entzogen werden, und wir ſollen ſie nicht eher wieder ſehen, als bis ſie völlig gerechtfertigt, ſanft ſiegend vor uns und dem zerknirſchten Bräutigam ſteht.

§. 25.

Wie aber möchten wir euch vergeſſen, ihr höchſt vortrefflichen und höchſt albernen Gerichtsdiener, Dogberry und Berges, nebſt euern wackeren Untergebenen, Hug Haberkuchen und dem Nachbar Seekohl! Zwar prangt ihr, wie geſagt, gleich in dem Perſonenverzeichniß als foolish, aber dieſe Albernheit iſt ſo köſtlich und hat ſo viel Methode, daß euch nicht bloß Polonius, ſondern vielleicht auch Hamlet ein wenig beneiden würde. Laſſet uns inſonderheit den Führer des Volks, Dogberry, betrachten! — Wo ein Prinz eingekehrt iſt und ein Graf mit der Tochter des Gutsherrn Hochzeit machen will, da läuft gewiß viel müßiges Volk zuſammen, und auch wohl manch Geſindel, das unangenehme Störungen veranlaſſen kann. Solches nun hat Dogberry wohl erwogen und ſeine Leute zuſammengerufen, daß ſie wachen ſollen in der Nacht, die der Hochzeit voran geht. Wir finden nicht, daß Leonato ihm die Angelegenheit befohlen; er thut alles auf ſeine eigene Hand, um ſeinem lieben Herrn Ehre zu machen. Wie aber die beſten Gedanken immer nur — Gedanken bleiben, (und zwar oft nur halbe) wenn ſie nicht deutlich ausgeſprochen werden, ſo hat Dogberry, wie billig, für nöthig gefunden, ſeinen Leuten das Verſtändniß zu löſen und ſelbſt gehörige Ordres zu ertheilen.

Bei dieſer Gelegenheit giebt uns der treffliche Mann folgende, theils wichtige, tiefſinnige, theils phantaſtiſche und überſchwengliche Ideen: Selbſt die ewige Salvation (er meint, da ihm die fatalen und ausländiſchen Worte nicht gehorchen wollen, die Strafe) an Leib und Seele ſey noch zu wenig Strafe für ſie, wenn ſie die kleinſte Fidelität (Untreue) begingen, da ſie zu des Prinzen Wache erkoren ſind. Der fromme Nachbar

Seekohl, der ſogar leſen und ſchreiben kann, wird auf die klarſte Weiſe belehrt, ein Mann von guten Gaben ſeyn ſey ein Geſchenk des Glückes, leſen und ſchreiben aber komme von der Natur. Was nun die guten Gaben betreffe, ſo ſolle er Gott die Ehre geben und nicht viel Rühmens davon machen, das Schreiben und Leſen aber auf ein andermal ſparen, wo man es nöthig habe.

§. 26.

Er zeigt ihnen dann, wie ein wohl unterrichteter Mann, was alles ſie, als Wache, thun dürfen, wie ſie allen Leuten zurufen dürfen, „Halt! in des Prinzen Namen," und die große Frage: Wie aber, wenn einer nicht halten will? ſetzt ihn keineswegs in Verlegenheit, denn mit ſeiner Klugheit bemerkt er, daß man Gott danken müſſe, wenn man einen Schurken los geworden ſey. Aehnliche, verfänglich ſophiſtiſche Fragen weiß er mit gleicher ſiegender Suade zu beſeitigen. — Dieſes ſanfte Gemüth und dieſe heitere Milde geht indeſſen nicht in Schwäche über, er verbietet ausdrücklich das Schwatzen und Plappern auf dem Poſten als höchſt „tolerable," zeigt aber auch zugleich eine wahre menſchenfreundliche Geſinnung, indem er den offenherzig ausgeſprochenen Vorſatz der zweiten Wache, lieber zu ſchlafen, mit ſeinem unbedingten Beifall beehrt, wobei wir noch die erfreulich - tiefſinnige Bemerkung zu hören bekommen, er wiſſe nicht, was am Schlafen „Anſtößiges" ſey. Noch öfters ſpricht ſich ſein gutes und höfliches Gemüth auf ähnliche Weiſe aus, ſo daß auch der ſanfte Verges ihm das Lob giebt, er habe ſtets für einen „barmherzigen“ Mann gegolten.

Für alle dieſe trefflichen Eigenſchaften hat ihm aber auch die Natur einen Lohn gegeben, den er nicht angenehmer wünſchen kann. Er lebt in dem köſtlichen Gefühle, an Geiſteskräften ſämmtliche Nachbarn und Bekannte, ja vielleicht alle Menſchen in Meſſina, oder auch wohl in der geſammten Welt, weit zu überragen. Er kennt die Statuten, weiß, wie man mit vornehmen Herren und ſogenannten Geringen umgehen muß, und verſteht die ausländiſchen Worte auf eine wahrhaft trunken-dithyrambiſche Weiſe zu behandeln. Darum lächelt er auch auf eine anmuthig feine Weiſe über den ehrlichen Verges, der mit geringerer Geiſtes-Bildung ausgeſtattet, dem Leonato viel zu raſch die Begebenheiten der Nacht vortragen will; aber er lächelt, wie ein tugendhafter Mann, der ſich zwar nicht verhehlen mag, wie unendlich hoch er über Verges ſteht, um ſo mehr aber deſſen Ehrlichkeit preiſt, die denn doch immer die Hauptſache bleibt; weshalb er auch dieſe Seelenunſchuld in den ausgeſuchteſten ſprüchwörtlichen Redensarten (z. B. er ſey ſo ehrlich, wie die Haut zwiſchen ſeinen Augenbraunen) rühmend hervorhebt.

§. 27.

Ein Mann mit ſo ſeligem Gefühl von Ueberlegenheit wie Dogberry ſchwebt in großer Gefahr, ein wenig übermüthig zu werden; aber dieſer Treffliche iſt weit davon entfernt, denn er bekämpft den böſen Feind mit der ausgeſuchteſten Philoſophie. Er erkennt ſelbſt, daß, wenn zwei auf einem Pferde reiten, Einer nothwendig hinten ſitzen müſſe, und als endlich Leonato Dogberry's geiſtige Superiorität über den Nachbar ſtaunend und laut anerkennt, erwiedert er mit ſtiller Beſcheidenheit: Gifts, that God gives (Gaben, die Gott giebt).

Wie ſchmerzlich aber iſt es, daß ſelbſt eine Tugend, wie dieſe ſo eben geſchilderte, nicht ſicher iſt vor herzkränkender Beleidigung, und daß der ſtille Gang des verehrungswürdigen Mannes durch einen unmäßig frevelhaften und abſcheulichen Menſchen, den Helfershelfer des Helfershelfers, unterbrochen und für den Moment um die gewohnte Grazie gebracht wird. Dieſer Conrad häuft nämlich auf ſeine ſchon begangenen Frevel den höchſten, indem er es wagt mit frecher Zunge, die doch noch ſo eben erklärt hat, „er hoffe, er diene Gott,“ *) ganz im Widerſpruch mit dieſer frommen

---

*) Die ganze Stelle, oft ein Stein des Anſtoßes für die, welche anſtoßen wollen, lautet alſo: Der ehrliche Dogberry fragt gleich nach der Hauptſache: Masters, do you serve God? Die Antwort iſt kalt genug: Yea, sir, we hope; aber Dogberry ergreift ſogleich dieſe Hoffnung mit Eifer und Vorſicht, indem er erwiedert: Write down — that they hope they serve God: — and write God first; for God defend but God should go before such

Hoffnung, den ehrwürdigen Mann einen — Eſel zu nennen, wobei wir nur noch die flüchtige Bemerkung machen wollen, daß der engliſche ass in ſeiner Einſylbigkeit ſich faſt noch ungenirter ausnimmt, als unſer deutſcher Trochäen-Eſel. Eine menſchliche Tugend ſcheint nicht genügend zu ſeyn, um ſolchen Gräuel zu ertragen, und wirklich verliert auch unſer Dogberry die gewohnte leiſe Grazie, doch nur um ein deſto erhabeneres Mitleiden zu erwecken. In welche Klagen ergießt ſich ſein zerriſſenes Herz: Dost thou not suspect my place? Dost thou not suspect my years? — O that he were here to write me down — an ass! — but, masters, remember, that I am an ass; though it be not written down, yet forget not that I am an ass. — No, thou villain, thou art full of piety, as shall be proved upon thee by good witness: I am a wise fellow, and, which is more, an officer, and, which is more, a housholder; and, which is more, as pretty a piece of flesh as any is in Messina u. ſ. w.

---

villains. — „Gott verſteht mich," ſagt bekanntlich Sancho Panſa; und, dürfte man hinzuſetzen, er verſteht nicht nur alle Sprachen, ſondern auch den unbeholfenſten Ausdruck Dogberry's, der in der frömmſten Abſicht eine ſehr ergötzliche, aber freilich unermeßliche Plattheit zu Tage fördert.

§. 28.

Wir ſind auch nicht eher wieder ruhig, als bis er ſeine Klage bei Leonato's höchſter Behörde angebracht hat, und durch deſſen Ausſpruch: „Ich danke dir für deine Sorgfalt und wohlgemeinte Mühe," ſeine Amtsehre wenigſtens einigermaßen — die irdiſche Welt hat für ſo zarte Gemüther, wie Dogberry, oft nur ein „einigermaßen" — wieder hergeſtellt worden iſt. Für ihn ſelbſt iſt ſie es nicht bloß einigermaßen, ſondern gänzlich, denn er nimmt ſogleich wieder Beſitz von ſeiner geſammten, gelind anmuthigen Eigenthümlichkeit, und erwiedert zierlich: „Ew. Gnaden ſprechen wie ein ehrwürdiger und dankbarer Jüngling," (youth) worauf er dann bald ſeinem ganzen Gemüthe, ſo wie jedem Leſer, dem der Sinn für das buntfunkelnde — Abſurde aufgegangen iſt, ein wahres Feſt giebt durch den unnachahmlichen Abſchied: I leave an errant knave with your worship; which, I beseech your worship, to correct yourself, for the example of others. God keep your worship; I wish your worship well; God restore you to health: I humbly give you leave to depart; and if a merry meeting may be wish'd, God prohibit it. — Come, neighbour!

§. 29.

Ich habe mir die Freude nicht verſagen können, des Dogberry und ſeiner Geſellen ausführlich zu gedenken, denn manche ältere engliſche Commentatoren haben gar wenig auf dieſe ergötzlichen Leute gehalten. Einige Kritiker haben ſehr bedauert, daß der Dichter, der doch im Nothfalle auch ſo feines und geiſtreiches Witzes mächtig ſey, mitunter gar einige Freude am Abſurden gefunden habe, über welche Gattung von Freude wir den Leſer bitten wollen, den dritten Theil von Goethe's Selbſtbiographie nachzuleſen, da wo von ſeinen und ſeiner Jugendfreunde Shakſpeare's-Studien die Rede iſt. Der brave Steevens hat ſich bei dieſer Gelegenheit aller äſthetiſchen Anmerkungen enthalten; als aber Dogberry, der ſo eben den Vorſatz der Wache, „zu ſchlafen," gebilligt hat, mit gewohnter Klugheit hinzuſetzt: have a care that your bills be not stolen (Nehmt euch in Acht, daß euch eure Hellebarden nicht geſtohlen werden) fühlt er ſich faſt wie ein — edler Genoß jener Kriegsmänner, und giebt uns unter dem Text fünf verſchiedene Gattungen von ſolchen bills im Bilde zu ſchauen, für welche höchſt überraſchende, ſeltſam geſtaltete Note ihm ohne Zweifel die Aufſeher von alten Rüſtkammern nicht wenig verbunden ſeyn werden. Auch mich haben dieſe Zeichnungen ſehr erfreut und zu der kühnen Vermuthung veranlaßt, daß ſich die treffliche Wache mit Nr. 4 und 5 jener Hellebarden werde verſehen haben, da dieſe Spieße, als die gefährlichſt gezackten, zwei ſo verhärtete Sünder, wie Borachio und Conrad, am beſten und ſchnellſten einfangen konnten.

§. 30.

Wie aber, wenn nun Jemand im vollen Ernſte fragte: Wozu dieſe witzig abſurden Scenen? ſo würde ich ihn zuvörderſt abermals an jene Blätter in Goethe's Leben verweiſen, und dann ſeiner Frage im Allgemeinen mit der andern Frage begegnen: Wozu ſoll der Humor überhaupt? der Ernſt überhaupt? oder das ganze Stück? oder die Poeſie? oder das Leben? Gehört die luſtige Albernheit, die ergötzliche Verkehrtheit nicht mit hinein? Oder hat etwa die unergötzlich nüchterne Philiſterhaftigkeit mehr Anſprüche auf eine Stelle im Univerſum?

Wenn aber dann Jener fortführe: Wozu aber ſollen dieſe humoriſtiſchen Scenen hier? ſo würde mich dieſe Frage abermals nicht im mindeſten in Verlegenheit ſetzen. Ich würde antworten: Dieſe einfältigen, närriſchen, gutmüthig ungebildeten Leute ſollen die höchſt geiſtreichen, witzigen und gelehrten Leute des Stückes — retten, da dieſe ſelbſt, trotz aller ihrer feinen Bildung, ſich durchaus nicht ſelbſt helfen können. Leonato verzweifelt und zürnt, Antonio hilft wüthen, der Mönch ſchlägt einen phantaſtiſchen Scheintod vor, durch den nichts gewonnen wird, wenn ihre Unſchuld unbewieſen bleibt, Hero's Herz iſt gebrochen und fügt ſich willenlos in die Vorſchriften des Geiſtlichen, der Prinz und Claudio gehen übeln Muthes und faſt ſcheu zuſammen ſpazieren und verſuchen ihren Kummer wegzuwitzeln, ſelbſt die kluge Beatrice weiß hier nichts weiter, als den traurigen Vorſchlag, „den Claudio zu tödten,“ und der Klügſte von Allen, Benedict, fordert den Grafen wirklich heraus. Aber die ſchwere Verwicklung zu löſen und den eigentlichen Urheber derſelben an den Tag zu bringen: das fällt von allen dieſen hochgebildeten Leuten keinem ein, das müſſen die einfältigen Dogberry, Verges und die Wache vollbringen.

Sollte Jemand bis dahin noch nicht gewußt haben, was ächte, heiter überſchauende Lebensironie ſey, der würde, denke ich, durch dieſe Anſicht wenigſtens eine Ahnung davon erhalten.

Die Bearbeitung, welche von dieſem ſinnig lieblichen Luſtſpiele unter der Aufſchrift „die Quälgeiſter“ ſchon vor mehreren Jahren erſchienen iſt, kann wohl nur für ein bloßes Geſpenſt gelten, das, als ſolches, ſehr wenig von dem ächten Leben eines Luſtſpiels zu geben oder auch nur zu ſagen weiß. — Beatrice und Benedict ſind faſt um allen ihren Humor gekommen, haben ſich aber dafür nach andern nicht ſehr ſonderlichen Späßen umgeſehen. Leonato, Pedro und Claudio büßten ihre Phyſiognomie ein, Antonio und der Mönch ſogar ihre ganze — doch wohl zu gönnende — Exiſtenz, wofür jedoch Don Juan ein neues, oder vielmehr ein altes Motiv zu ſeinem Frevel empfangen hat und mit ordinairer Böſewichts-Farbe überſtrichen worden iſt. Der Betrug wird nicht bloß erzählt, ſondern geht vor unſern Augen vor, da der neue Bearbeiter beſſer zu wiſſen glaubte, als S., was günſtigen Effect machen könne. Am beſten ſtehen ſich noch die komiſchen Perſonen, welche manches von ihren alten Humorkleinodien gerettet haben, ja ſogar noch einige neue, mitunter erträgliche Späße aufweiſen können, mit denen der Bearbeiter dem zu haushälteriſchen Dichter unter die Arme gegriffen. — Trotz aller dieſer Ausſtellungen, die ſich ſehr leicht vermehren ließen, gewährt ſelbſt dieſer Shakſpeare'ſche Schatten in manchen Partieen wahres Vergnügen, ſobald man nur auf ein Stündchen vergeſſen kann, daß das Original, welches ja zum Glück vorhanden iſt, die reinſte Freude gewährt oder gewähren könnte.

Eine gute Bearbeitung hätte, dünkt mich, gar keine Schwierigkeit. Man ließe das ganze Stück im Großen und Ganzen, wie es iſt, und linderte nur hie und da im Einzelnen, was, ohne das innere Weſen und den Zuſammenklang zu berühren, allenfalls gelindert werden kann.

VII.

Titus Andronikus.

§. 1.

Obwohl wir nur ſelten mit Gewißheit ſagen können, in welches Jahr oder auch nur Jahrfünf die Entſtehung eines Shakſpeare'ſchen Werkes falle, ſo iſt doch auch das Wenige, was wir darüber wiſſen, und manches, was wir darüber vermuthen dürfen, von bezeichnungsreicher Wichtigkeit. Bekanntlich dichtete er zuerſt ſeine Sonette, Venus und Adonis, Lucretia u. ſ. w.; aber ſo theuer uns inſonderheit die erſten ſeyn müſſen, und ſo viel hier auch noch Aufſchlüſſe über ihn und ſeine Jugendkämpfe zu finden ſind, immer werden wir doch auch gewahr werden, daß die Sphäre, in der er ſich hier bewegt, viel zu eng ſey für ſeinen Geiſt. So vortrefflich er auch jene kunſtreichen Formen zu behandeln wußte, ſo haben ſie doch für ihn nicht Raum genug, und manches ſeiner Sonette, obwohl lieblich und zart gehalten, erſcheint doch faſt wie eine Taube, die den Adlergeiſt, der in ihr wohnt, nicht recht ertragen kann.

Wer dazu berufen iſt, die Erde, den Himmel und die Hölle darzuſtellen, deſſen Reich iſt das Drama oder der Roman. Für Shakſpeare's ganze Natur eignete ſich das Drama; aber ſo wie er es behandelt, umfaßt es überhaupt das ganze Reich der Poeſie. Nehmen wir nun an, daß unmittelbar auf jene Jugendſonette das entſetzliche, im Blute ſchwimmende Trauerſpiel Titus Andronikus folgte, ſo wird uns der große Irrthum, auf welchem dieſes Drama ruht, ziemlich deutlich; denn ſelbſt der Adler, ausgerüſtet mit jeder Kraft, muß doch auch erſt fliegen lernen, d. h. mit Kühnheit und Anmuth, nicht etwa von anderen, ſondern von und durch ſich ſelbſt.

§. 2.

Aber iſt denn dieſes ungeheuere, zerreißende Stück wirklich von Shakſpeare? Die meiſten neuern engliſchen Kritiker verneinen es, aber, wie Wilhelm Schlegel ſehr deutlich gezeigt hat, lediglich aus einer vorgefaßten Meinung, der zu Liebe ſie die hiſtoriſchen Gründe, nach welchen ihm das Werk zugeſprochen werden muß, verdächtig zu machen ſuchen. Dieſe hiſtoriſchen Gründe ſind aber von der Art, daß ſie billig den Zweifel ſelbſt gläubig machen ſollten. Man erwäge nur noch einmal die beiden Umſtände: Die erſte Folioausgabe der Shakſpeare'ſchen Dramen, bekanntlich beſorgt von des Dichters Freunden Henning und Condel, den Mitvorſtehern ſeiner Bühne, enthält allerdings den

Titus Andronikus, und, ſo viel ich weiß, iſt während der erſten Hälfte des ganzen ſiebzehnten Jahrhunderts auch nicht ein einziger Zweifel gegen die Aechtheit derſelben vorgefallen, indem ſich ein Irrthum von Seiten ſolcher Männer, welche dieſen Titus häufig aufführen ließen, gar nicht denken läßt.

Zweitens: Im Jahr 1598 erſchien zu London ein Werk unter dem Titel: Palladis Tamia, Wits Treasury, or the second part of Wits Commonwealth*), in welchem der Verfaſſer Franz Meres, zu unſrer Freude, ein Verzeichniß aller der Werke unſers Dichters giebt, welche damals bereits vollendet waren und dem Publicum gehörten. Hier nennt er König Johann (vermuthlich die erſte Bearbeitung, die ich nur durch Tieck's altengliſches Theater kenne), Titus Andronikus, Richard II., Heinrich IV. (faſt möchte ich hier einen

---

*) Ich geſtehe, daß ich dieſes Buch nicht habe auftreiben können, ſondern es faſt nur aus dem zehnten Band der von Malone beſorgten großen Ausgabe der ſämmtlichen Werke Shakſpeare's (London 1790) kenne. Die dort und in dem Anhang zur Eſchenburgiſchen Ueberſetzung gegebenen kleinen Auszüge ſind indeſſen für meinen Zweck völlig hinreichend. Intereſſant ſcheint mir Meres Urtheil über Venus und Adonis: „As the soul of Euphorbus (ſagt er) was thought to live in Pythagoras, so the sweet, witty soul of Ovid lives in mellifluous and honey-tongued Shakspeare, wenigſtens iſt es doch bei weitem beſſer, als das Gerede vom ewig ſtürmenden Genie, ein Wort, das wie ein altes ſchlechtes Wirthshauslied, von einem ſeichten Geſellen auf den andern ſich vererbt.

Druckfehler vermuthen und Heinrich VI. annehmen), Richard III., Romeo und Julie, Sommernachtstraum, die beiden Edelleute von Verona, die Komödie der Irrungen, Kaufmann von Venedig, der Liebe Mühe iſt umſonſt, und der Liebe Mühe iſt gelungen (Love's labour won). *)

§. 3.

Erwägen wir nun, daß dieſer Franz **Meres** mit Shakſpeare einen ſo vertrauten Umgang gepflogen hatte, daß dieſer ihm ſogar ſeine Sonette vorgeleſen, ſo ſcheint es kaum möglich, noch länger zu zweifeln. Zwei Freunde übergeben den Titus als ein ächt Shakſpeare'ſches Werk dem Drucke, und ein dritter noch genauerer Jugendfreund giebt achtzehn Jahr vor Shakſpeare's Tode in einem damals viel geleſenen Werke ein mit Sorgfalt verfaßtes Verzeichniß der Shakſpeare'ſchen Dramen und nennt den Titus ausdrücklich mit. Dennoch haben Johnſon, Farmer, Steevens u. ſ. w. gezweifelt, und nur Tyrwhitt und wenige Andere geglaubt. — Ich übergehe das Raiſonnement, mit welchem die Zweifler die hiſtoriſche Wahrheit haben entkräften wollen, denn es iſt von einer Art, mit welcher man faſt jedes hiſtoriſche Factum angreifen könnte. Ihr Hauptgrund bleibt immer: das Stück iſt für Shakſpeare zu ſchlecht. Abgerechnet die ſeltſame Logik, nach welcher hier verfahren wird, müſſen wir beſonders den Umſtand bedenklich finden, daß eben die Männer, denen Shakſpeare faſt nie ganz recht iſt, und die auch an ſeinen reifſten Werken (Macbeth und Othello etwa ausgenommen) noch genug zu tadeln finden, ein nach ihrer Meinung ganz ſchlechtes Stück unter ſeiner Würde finden. Wir hingegen, die wir in den Werken aus ſeiner reifen Manneszeit die höchſt mögliche, dem Dichter erreichbare Vollkommenheit finden, meinen denn doch, daß eben dieſer Shakſpeare in ſeiner frühern Zeit recht wohl einen Titus habe ſchreiben können.

---

*) Wie ſehr iſt zu beklagen, daß dieſes Stück, deſſen Beziehung auf das uns erhaltene: „Der Liebe Müh' umſonſt" ſchon durch den Titel ausgeſprochen wird, verloren gegangen, oder wenigſtens bis jetzt noch nicht wieder gefunden worden iſt. Wie würden dann alle Mißverſtändniſſe ſchwinden, mit denen man bisher jenem köſtlich muthwilligen und doch ſehr ſinnigen Stücke begegnet iſt!

§. 4.

Jene engliſchen Kritiker und mit ihnen manche frühere nachwandelnde Deutſche haben ihren ganzen Jammer an dem Werke gefunden. Es war doch nun einmal vorhanden in der erſten Ausgabe, und mußte deßhalb in allen folgenden hundert- und wieder hundertmal abgedruckt werden. Warum ließ man es nicht zurück? Dem wehrte wohl eine gewiſſe Scheu, die wir gern loben wollten, wären nur die hoffährtig ſcheltenden Anmerkungen nicht mit ihr in zu grellem Widerſpruche.

Unſre Anſicht iſt eine ganz andre, und zwar folgende ſehr einfache:

Eine mäßig-arme, zahme Natur hat es leicht; ſie kommt, wenn ſie ernſtlich will, bald zu der Anſicht, was ſie etwa leiſten könne, und was nicht. Ihre poetiſchen Anklänge ſind einzelne leiſe Frühlings-Lüftchen, die man ſich ganz wohl gefallen läßt, die aber faſt ſpurlos vorüberhauchen. Ganz andere Kämpfe hat die höhere, reichere Natur mit ſich ſelbſt zu beſtehen, und je herrlicher der Frieden und je ſchöner die Klarheit iſt, die ſie durch den Kampf erreichen wird, je größer, ja je ungeheurer iſt dieſer Kampf geweſen, der unerläßlich durchgefochten werden muß.

§. 5.

Denken wir uns die reichſte und gewaltigſte Dichternatur, welche die Welt überhaupt je geſehen, denken wir uns Shakſpeare als Knaben und Jüngling in beſchränkter äußerer Lage, ohne einen durchſchauenden Freund, ohne Gönner, ohne Lehrer, ohne den Beſitz alter und neuer Sprachen, in der Einſamkeit zu Stratford, bei nicht zuſagender Erwerbsthätigkeit, und dann in dem fremdartigen Gewühl der ſogenannten großen Welt zu London, Jahre lang im Streit mit ungünſtigen Verhältniſſen, im Umgang mit dieſer großen Welt, die doch oft ſo klein iſt, aber auch mit der Natur, mit ſich und mit Gott — welch ein Stoff für die ſinnigſte Betrachtung!

Er will das Räthſel des menſchlichen Daſeyns und der umgebenden Welt löſen; aber es iſt noch nicht in ihm ſelbſt gelöſt. *) Soll er warten bis zu dieſer Zeit, ehe er zu dichten wagt? Laſſet uns nicht das Uebermenſchliche fordern, denn durch das Ausſprechen des Irrthums im Geſang wird das Finden des Wahren beſchleunigt, und wohl ihm, wenn er ſich keiner andern Sünden zu zeihen hätte, als poetiſcher, die er ſpäterhin durch die herrlichſten Schöpfungen wieder gut gemacht hat!

§. 6.

Die elegiſchen Anklänge in ſeinen Jugendgedichten laſſen uns gar tiefe Leiden in dem Jünglinge Shakſpeare vermuthen, aber bald genügten ihm jene einzelnen Anklänge nicht mehr, ſondern ihn verlangte von den Bretern herab, „die die Welt bedeuten," — ein

---

*) Iſt es nicht, als töne durch das ganze Stück hin eine troſtloſe Klage über das unbegreifliche, harte Erdenloos? Iſt es nicht, als hörten wir den Dichter mit Fauſt ſprechen: „Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an," oder mit ſeinem eignen Hamlet: „Wie ekel, ſchaal und flach und unerſprießlich ſcheint mir das ganze Treiben dieſer Welt! Pfui, pfui drüber! es iſt ein wüſter Garten, der auf in Saamen ſchießt; verworfnes Unkraut erfüllt ihn gänzlich." — Und nun denke man ſich, im Gegenſatze jenes gräßlichen Gefühls, die ſüße ſelige Friedlichkeit, die aus allen reifen Dramen des Dichters ſpricht, z. B. aus dem unerſchöpflich freudig muthigen „Wie es Euch gefällt." — Solchem Kampfe folgte ſolch ein Sieg.

Ausdruck, den Schiller recht eigentlich für Shakſpeare erfunden haben dürfte — laut auszuſprechen, was ihm die Welt bedeute, ihm dem Jünglinge, der dieſe Bedeutung noch nicht ganz klar zu durchſchauen vermochte. Kann es hier fehlen an koloſſalen Irrthümern? Nicht bloß nicht an einzelnen; nein, wir ſollten auch ein ganzes Drama erhalten, das in ſeiner Wurzel krankt, das auf einem einzigen ungeheuren Irrthum ruht; ich meine dieſen Titus. Der Dichter hat hier nichts weniger im Sinne, als ein großes Weltgerichtsſchauſpiel zu geben; aber was ihm, als Mann, im König Lear möglich war, konnte dem Jünglinge nicht gelingen. Er giebt eine zerriſſene Welt, auf welcher das Geſchick wie ein blutdürſtiger Löwe, ja nicht ſelten wie ein raffinirt grauſamer Tiger umher wandelt, die Menſchen zerfleiſchend, gute wie böſe, und jede Blume der Freude blind zertretend. Dennoch ſagt ihm wieder ein ſchöneres Gefühl, daß es doch irgendwo Beruhigung geben müſſe, doch iſt daſſelbe noch nicht geſichert genug, und was es ausſpricht, vermag wenig gegen jenen Löwen oder Tiger. Die Perſonen des Stücks ſelbſt ſind nicht bloß Heiden, ſondern in dieſem Heidenthum meiſtens noch erbittert und blind, und nur wenige einzelne Ahnungen des Beſſern können ſich zu den wenigen Beſſeren unter ihnen verſteigen, Ahnungen, die zu leiſe hingehaucht, kaum vernommen werden vor dem Schrei der Verzweiflung in den blutigen Wellen, die hier faſt betäubend rauſchen.

§. 7.

Es wäre dem Dichter ein Leichtes geweſen, dieſe fehlende Beruhigung zu heucheln; aber dieſe Sünde hat er gottlob nicht auf ſich geladen, damit ihm einſt jene Befriedigung in Wahrheit erſcheinen könne. Oder er hätte wenigſtens den Mangel verhüllen können; dann aber wäre er ebenfalls nicht Shakſpeare geweſen, denn Verhüllung zeigt von Weichlichkeit, und Beſchwichtigung iſt nicht ſicherer Friede.

Nach Göthe's treffendem Ausſpruche geht nur aus geſättigter Kraft die Anmuth hervor; aber Shakſpeare's Kraft war damals noch eine ſehr ungeſättigte, unvollendete, das fühlte er ſelbſt, und ſo wollte er damals noch gar nicht zierlich erſcheinen, was doch leider ſo manche wollen, die erſt ordentlich gehen lernen ſollten.

§. 8.

Betrachten wir nun das völlig phantaſtiſche, auf keiner hiſtoriſchen Grundlage ruhende Stück, von dem hier die Rede iſt, und welches uns zu allen dieſen Betrachtungen veranlaßt hat, näher, ſo finden wir, daß wir es gewiſſermaßen ſchon beurtheilt haben. Wir ſehen hier im Titus einen römiſchen Feldherrn, ſchon bejahrt, aber noch rüſtig und kraftreich, aus einem durch Sieg gekrönten Feldzuge zurückkehrend. Der Mann ſteht ſehr ſtattlich da, aber wir finden doch ein gewiſſes faſt gewaltſames Aufgebot von Seiten des Dichters, ihn ſchnell mit allem dem zu verſehen, was dem noch nicht reifen Jünglinge als römiſche Tugend erſchien, die hier zu einzelnen mitunter faſt ein wenig krankhaft ſich aufdringenden Tugenden (weder ſehr anmuthig noch gründlich) zerſetzt wird, ſo daß nur ein ſchwankendes Bild von ihm vor unſer Auge tritt. Gegen dieſen Mann und ſeine ganze zahlreiche Familie richtet ſich nun die ganze Feindſeligkeit widriger und höchſt unſittlicher Perſonen. Dieſe ſind: ein eitler Menſch, Saturninus, dem Titus leider ſelbſt zu dem kaiſerlichen Purpur verholfen hat, und der dann in Schwäche und Neid gar leicht zu allem Schlimmen verführt werden kann, eine gothiſche Prinzeſſin, Tamora, ſpäterhin römiſche Kaiſerin, eine Frau, an die nur zu denken Pein iſt, und deren gräuliche Laſterhaftigkeit durch kein ganz entſprechendes Wort bezeichnet werden kann, ihre beiden Söhne, Chiron und Demetrius, ganz ihr ähnlich und noch mit der widerlichſten frechſten Halb-Knabenhaftigkeit ausgeſtattet, endlich ein Mohr, Aaron, der ſich ſelbſt an ſeiner eigenen, weit über alle Möglichkeit und Denkbarkeit gehenden Ruchloſigkeit, ſich ſelbſt anlächelnd, höchlichſt ergötzt, doch zu guter letzt ſchmerzlich bedauert, daß er nicht wenigſtens noch zehntauſendmal mehr Sünden habe begehen können, als er wirklich begangen.

§. 9.

Das Anſchauen der vier letztgenannten Perſonen, die wir in der That nicht anders, als mit dem ſehr übeln Worte „ſcheuslich“ bezeichnen können, martert die Phantaſie, da die ungeheure Uebertriebenheit zu auffallend, und die ganze Anlage dieſer Charaktere, als unnothwendig, auch äſthetiſch nicht zu rechtfertigen iſt; ja es wird auch das Herz des Leſers um ſo mehr beleidigt, da der Widerſtand, den die tugendhaften Perſonen leiſten, welche leider größtentheils faſt krank erſcheinen, anfänglich immer unzulänglich oder gänzlich fruchtlos bleibt. Es giebt kaum einen Gräuel, den jene Schlimmgeſinnten (die ſich hier vier Acte lang körperlich ſehr wohl befinden) nicht begingen, und ich denke, man wird mir erlaſſen, ſie alle aufzuzählen. Nur das Eine werde erwähnt, daß das Verbrechen, welches der fabelhafte Tereus an Philomelen verübte, hier von den zwei ſcheuslichen Halb-Knaben, und zwar auf Anreizen ihrer eigenen Mutter, an Lavinien verübt wird; ein Umſtand, an den auch nur zu denken, faſt körperliche Uebelkeit veranlaſſen könnte, da endlich auch noch Lavinien nicht blos die Zunge abgeſchnitten wird, ſondern auch beide Hände abgehauen werden. Betrug und Mord jeder Art erſcheinen bei ſolchen Gräueln faſt als — Nebenſache.

Daß ſich bei ſolchen Leiden (deren Quelle anfangs nicht zu enthüllen iſt) des alten Titus endlich ein gewiſſer ſtarrer Wahnſinn bemächtigt, kann niemanden befremden; aber wir wünſchten jene Stimmung faſt noch betäubender und letheiſcher, da er nun einmal in einer Welt lebt, die keine wahre Welt, ſondern eine Hölle iſt.

§. 10.

Endlich zeigt ſich uns doch auch zum Glück ein ganz geſunder, tüchtiger Mann, Lucius, der Sohn des Titus, und durch ihn wird die Beſtrafung der Böſen veranlaßt. Jene oben angedeutete, noch weit über den Tereus hinausgehende Sünde wird, inſoweit es möglich iſt, durch ein Atreus-Thyeſtiſches Gaſtmahl vergolten, die Böſen werden ausgerottet, und für den noch übrig gebliebenen Mohren auch noch ein ausgeſucht martervoller Tod beſtimmt; denn man hat ihn von der Henkersleiter, auf der wir ihn ſchon ſahen, wieder herunter genommen, da eine ſolche Strafe für ihn allerdings viel zu gering iſt.

Man ſieht, es fehlt nicht an ſogenannter poetiſcher Gerechtigkeit, denn es bleibt nichts unvergolten; aber es giebt Disharmonien, die, in ſich ſelbſt unwahr, nicht aufgelöſt werden können, und ſolche gab uns der Dichter, ſo daß alle jene Strafen, die er über die Böſen verhängt, uns dennoch unbefriedigt laſſen. Wir ſehen keine Wiederherſtellung des Gleichgewichts, denn wie geſagt, dies fehlte dem Dichter ſelbſt noch, als er dieſes Werk ſchrieb. Es kann aber niemand etwas geben, was er nicht hat.

§. 11.

So hätte ich denn hoffentlich nichts verſchwiegen, was mit Grund gegen dies Drama geſagt werden kann, denn ich habe mich nicht begnügt, einzelne Fehler anzugeben, ſondern das Ganze, als durchaus fehlerhaft baſirt, zu zeigen verſucht. Jetzt aber erfordert es die Pflicht, — und es iſt eine ſehr erfreuliche — auch auf die einzelnen glänzenden Eigenſchaften aufmerkſam zu machen, die ein Stück bei falſcher Grundlage haben kann, und die dieſes im hohen Grade hat. Zuvörderſt iſt hier mit Ruhm anzuerkennen die faſt nie ermattende Kraft der Rede, in der ſich nimmer ein Nothbehelf zeigt. Wir wiſſen genugſam, wie oft die Prinzen und Prinzeſſinnen in manchen franzöſiſchen und deutſchen Tragödien ſich und ihr zerriſſenes Herz mit einem dürftigen Hélas! o ciel! O Schickſal! und ähnlichen wohlfeilen Ausrufungen abfinden, beſchwichtigen; daß aber Shakſpeare ein ganz anderer Mann iſt, der für jede Stufe des Schmerzes den rechten Ton und die rechte Farbe zu finden weiß. In dem Blutmeere dieſes Drama's, in welchem die Menſchen ſich kaum noch eben halten, war dies ohne Zweifel ganz beſonders ſchwierig; und dennoch hat der Dichter die Steigerung der Rede bis zum Schluſſe, wenigſtens bis zum vierten Acte, vermocht. Wir ſelbſt möchten freilich ſchon nach dem dritten Acte den Titus mit einem dichten Schleier verhüllen; ja wir vermögen ſelbſt ſchon früher kaum zu ertragen, wie der treffliche Mann auch noch um ſeine tapfere *Hand* betrogen wird (Act III. Sc. 3.). Aber der Dichter verleiht ihm immer noch eine mächtige *Stimme*, ſein unermeßliches Leiden zu klagen, und nur dadurch wird die Empfindung gelindert, inſoweit hier gelindert werden *konnte*.

§. 12.

Betrachten wir ferner die ſchauderhafte Schilderung des herannahenden Wahnſinns, die ſchon den künftigen Dichter des Lear ahnen läßt, das ganze trübe Gaſtmahl, bei dem die getödtete Fliege faſt rein tragiſch wirkt, vor allem aber die Pfeile, die, mit Briefen an die Götter befiedert, theils gen Himmel, theils in die Unterwelt zu Pluto geſchleudert werden ſollen. (Act IV, Sc. 3.) Auf Erden iſt kein Troſt mehr für den Titus, die Götter im Himmel wollen, ſo ſcheint es, ihn nicht hören, darum will er, der Unglückliche, dem Wahnſinn zum Raube gewordene, den Himmel mit Pfeilen durchbohren und die Erde durchgraben, damit die ſorglos fröhlichen Olympier ſo wie der Gott der Unterwelt ſeinen Jammer vernehmen müſſen.

Zwar iſt es dem Dichter nicht gelungen, aus dem abſcheulichen Mohren eine wirkliche Menſchengeſtalt zu bilden, aber es iſt doch manches geſchehn, das auch hier den künftigen großen Dichter ahnen läßt. Es iſt doch auch hier ſchon eine leiſe angedeutete Ahnung, daß die Tugend allein Wahrheit ſey, jede Sünde auf einem intellectuellen Irrthum ruhe, und daß das vollſtändige Laſter nichts ſey, als vollendeter Wahnſinn; und ſo erſcheint uns denn auch dieſer Mohr zuweilen als ein bloß verrückter Geck, nur freilich nicht auf die Weiſe, wie ſie dem Dichter vorgeſchwebt hat, und wie er ſie hat erreichen wollen. *) So iſt auch ſchon früher bemerkt worden, daß ſelbſt in dieſem fratzenhaften Ueberböſewicht doch auch einige wahrhaft menſchliche Züge erſcheinen, z. B. der Muth, mit dem er ſein neugebornes Kind vertheidigt, und, was noch mehr iſt, die Art, wie er es ohne weibliche Hülfe zu ernähren und zu erhalten hofft.

§. 13.

Aber auch an jener rein rührenden Herzenseinfalt, die uns bei Shakſpeare ſo oft erfreut, fehlt es nicht, z. B. nach dem heißeſten, mit der bunteſten Flammenpracht der Rede ausgeſtatteten Schmerze des Titus, ſpäterhin — bei immer ſteigendem Leiden, Hohn und Schmach — die Worte: „Wann wird dieſer ſchreckliche Schlaf ein Ende nehmen?“ Ferner in der ganzen, bereits genannten, Gaſtmahlsſcene, deren Schluß, in den einfachen Worten des Marcus, reine Wehmuth hervorruft: „Komrat, nehmt weg! Lavinia, geh mit mir, ich

---

*) Hierher gehört, außer manchen andern merkwürdigen Confeſſionen Aarons, auch die an Richard III erinnernde: „Narren mögen Gutes thun, und ſchöne Leute mögen nach Tugend fragen; Aaron will ſeine Seele ſo ſchwarz haben, wie ſein Geſicht iſt.“ Und doch findet er, mit reinnatürlichem Widerſpruch, die ſchwarze Farbe ſeines Kindes ſchön. — Jene abſcheuliche Geckenhaftigkeit zeigt ſich unter andern auch bei dem Mord der Amme, den er mit den lächerlich heilloſen Worten begleitet: Weke, woke! — so cries a pig, prepar'd to the spit.

geh' in dein Zimmer und will dort traurige Geſchichten leſen, die in alten Zeiten vorgingen. Komm, Knabe, geh mit mir! dein Geſicht iſt noch jung, und du ſollſt leſen, wenn mein Geſicht mich verläßt.“ Man vergleiche im Lear die dritte Scene des fünften Acts, wo alles verklärt worden, was im Titus noch dämmert.

Genug von dieſen Einzelheiten, die ſich gar wohl noch vermehren ließen. Mehr aber als Einzelheit iſt der Umſtand, daß ſelbſt der Jüngling, der in dieſem ſchwefelflammigen Trauerſpiel faſt die ganze Welt auf einen Scheiterhaufen wirft, an deſſen Flammenpracht er ſich dann, wie ein umgekehrter, d. h. genialer Nero, ergötzt; daß er, ſage ich, in dieſe ſchauderhafte Welt, voll verpeſteter Laſterhaften und voll kranker Tugendhaften, dennoch auch zwei durchaus Geſunde ſtellt, den Sohn und Enkel des Titus, beide Lucius heißend.

§. 14.

Der geſunde Mann iſt ernſt, kraftreich, eifrig, die Mittel wohl erwägend, und deshalb zum Ziele gelangend; der Knabe iſt trotz des Anblicks der Leiden, die ihm täglich in ſeiner ganzen Familie begegneten, munter geblieben und voll kecker Luſt, etwas Bedeutendes zu wagen. Wir wiederholen, daß dies alles nicht hinreichend iſt, um uns am Schluſſe zu beruhigen; doch wollen wir aufmerkſam machen, wie trefflich es ſey, daß doch auch dieſer Jüngling Shakſpeare ſchon nach einer ſolchen Beruhigung für ſich und den Leſer ſtrebte. — Wie herrlich er ſie in allen ſeinen reifen Werken erreichte, kann niemandem unbekannt ſeyn. Niemals läßt er uns am Abgrunde ſtehen; für jede verlorene Hoffnung giebt er eine neue und ſchönere, und in die durch die Schuld der Menſchen ſelbſt verödete Welt tritt am Schluß irgend eine gediegene Kraft ein, der die Wiederherſtellung gelingen muß, ſo wie z. B. im Hamlet der geſunde, kühne Ehrenjüngling Fortinbras. Solche Verſöhnung können die beiden Lucius nicht hervorbringen, ſolche Hoffnungen können wir nicht an ſie knüpfen; daß aber Shakſpeare ſelbſt in dieſem gräßlichen Blutdrama ſo etwas gewollt habe, und zwar auf eine ſolche, beinahe gelingende Weiſe, möge ihm zu hohem Ruhme angerechnet werden.

§. 15.

Ueber die Schreibart des Stücks macht Johnſon die ſehr richtige Bemerkung, daß ſie ein anderes Colorit habe, als in den übrigen Werken des Dichters zu finden ſey, (einige Scenen in Heinrich VI. ausgenommen) daß man in dem Versbau ein Beſtreben nach Regelmäßigkeit und Kunſt im Fall der Schlußverſe, oft Eleganz, aber ſelten Anmuth bemerke. Indeſſen ſcheint gerade dieſer Grund, den er gegen die Aechtheit des Werkes vorbringt, für dieſelbe zu ſprechen. Der Jüngling Shakſpeare, ja vielleicht ſchon der Knabe, fühlte ſelbſt die Ueberfülle ſeiner Flammen, und, dichteriſch geſinnt, ſah er ſich gewiß nach einer harmoniſchen Begränzung um, ohne die es bekanntlich gar keine Poeſie giebt. Sich innerlich zu begränzen vermochte er noch nicht; was blieb ihm alſo übrig, als die äußere, oder vielmehr die äußerſte, die Begränzung durch die Sprache? So entſtand jene Eleganz, die ſo ſeltſam contraſtirt mit dem gräßlichen Inhalt und mit dem mangelhaften techniſchen Bau des Stücks.

Es iſt dabei noch des Umſtandes zu gedenken, daß die meiſten engliſchen Kritiker Shakſpeare'n durchaus wehren wollen, vor ſeinem fünf und zwanzigſten Lebensjahre, in welchem er bereits in London ſeßhaft war, irgend ein Bühnenſtück geſchrieben zu haben. Er mußte doch, ſo ſcheinen dieſe Männer zu ſchließen, erſt eine Bühne geſehen haben, ehe er es wagt: für ſie zu dichten; worauf wir nur ganz gelaſſen erwiedern wollen, daß jedes ächte Genie, und lebe es in dem kleinſten Dorfe auf der Lüneburger Haide, ſtets eine ganz vortreffliche Bühne, verſehen mit den herrlichſten Schauſpielern und Schauſpielerinnen, ausgeſtattet mit Sonne, Mond und Sternen und ähnlichen nicht zu verachtenden Decorationen, mit dem vollſtimmigſten Orcheſter, das die unvergleichlichſte Muſik hervor zu zaubern weiß — in ſich ſelbſt trage. —

§. 16.

Es ſcheint allerdings, als habe S., als er den Titus ſchrieb, noch keine große Bühne geſehen, denn es finden ſich manche theatraliſche Unbeholfenheiten in ſeinem Werke; allein gerade dies ſpricht für unſre Anſicht, und der Machtſpruch, er habe vor ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre gar kein Drama geſchrieben, erſcheint um ſo unſtatthafter, da wir dann auch vermuthlich den Perikles, deſſen letzter herrlicher Act faſt an den im Kaufmann von Venedig erinnert, für unſhakſpeariſch erklären müßten. Ein ächtes dramatiſches Genie wartet nicht auf die Erlaubniß ſolcher Kritik, wann es Dramen zu dichten habe; denn nach dem Ausſpruche unſers verewigten Schiller, der gottlob ein Dichter und Kritiker war, ſteht beſagtes Genie „in des größeren Herren Pflicht und folgt der gebietenden Stunde.“

Sollten wir aber uns entſchließen können, auf einen Augenblick einmal einzuräumen, daß Shakſpeare nicht der Verfaſſer ſey, ſo entſteht doch nothwendig die zweite Frage, wer denn nun wohl als wirklicher Autor gelten könne. Auf dieſe Frage erfolgt bei den meiſten engliſchen Commentatoren gar keine Antwort, denn ſie ſind viel zu vornehm, um ſich mit dieſem „abominabeln“ (!) Stücke lange zu beſchäftigen. Andre meinen, es könne wohl derſelbe ſeltſame Schriftſteller ſeyn, der den Lokrin und mehrere Scenen in Heinrich VI. verfaßt habe. Aber auch hier fehlt ein Name, und die Verwirrung wird dadurch nur immer größer.

§. 17.

Sollte ich nun, für einen ſolchen Fall, ſelbſt Perſonen angeben, welche den Titus könnten geſchrieben haben, ſo würde ich etwa folgende nennen, die allerdings ein wahrhaftes Leben (obwohl nur ein ideelles) haben und mit Shakſpeare in der allergenaueſten Verbindung geſtanden. Zuerſt den — König Lear, und zwar in jener traurigen Zeit, die ſeinem Wahnſinn voran ging; ſodann den Prinzen Hamlet, kurz vor der Vermählung ſeines übelgeſinnten Oheims, wo er, der deſſen Thronbeſteigung und die zweite Sündenehe ſeiner Mutter nicht hindern konnte, zu dem traurigſten aller Gedanken gelangte, es ſey eine ſo böſe Welt, daß die Tugend das Laſter um Verzeihung bitten müſſe, daß ſie ſich unterſtehe tugendhaft zu ſeyn; ferner den Schauſpieler, der vom rauhen Pyrrhus declamirt, bei dem Unglück der Hekuba ſelbſt blaß wird und Thränen vergießt; endlich auch den wackern Horatio, der, obwohl nicht hinlängliche Hülfe leiſtend, doch wenigſtens nie verzweifelt, und vielleicht den oben erwähnten guten Gedanken gehabt hat, die beiden Lucius ſo zu halten, wie ſie gehalten worden ſind. Dieſe vier Perſonen, die ich hiermit, im Falle Shakſpeare nicht der Verfaſſer ſeyn ſollte, als die wahren Autoren angeben will, ſind bekanntlich ganz vortrefflich in einem Trauerſpiel; aber ein vortreffliches Trauerſpiel ſelbſt ſchreiben, das können ſie nicht; wohl aber ein ſehr fehlerhaftes und ſehr intereſſantes, wie dieſer Titus Andronikus iſt.

VIII.

Othello,

der Mohr von Venedig.

§. 1.

Wenn, wie wir früherhin geſehen haben, Macbeth auch von den grämlichſten Kunſtrichtern der Engländer ſehr gelobt worden, ſo iſt dieſes bei Othello in noch höherm Grade der Fall. Dort, ſo ſchien es ihnen, war doch noch zuweilen ein übertriebenes Pathos wahrzunehmen, die Handlung dehnte ſich durch eine gar zu weite Strecke der Zeit, der Ort wechſelte gar zu häufig, der Pförtner war gar zu ungezogen u. ſ. w. Das alles mußte doch erſt gerügt, und der Dichter nebſt ſeiner in der That und Wahrheit recht großen Zeit bedauert werden, ehe man ihm die gehörigen dicken, nicht ſehr zierlich geflochtenen Lorbeerkränze aufſetzen konnte. Aber im Othello entſagen jene Kunſtrichter allem Tadel, ja es ſcheint, als verziehen ſie S., um dieſes Trauerſpiels willen, alle ſeine anderweitigen entſetzlichen Unarten. Sonſt wurden nicht ſelten die alten, und zum Theil auch lobwürdigen Novellen-Dichter, aus deren Werken S. bekanntlich ein paar Steine genommen zum Bau von einigen ſeiner dramatiſchen Tempel, in Erfindungskraft und Anordnungstalent ziemlich weit über den Britten geſetzt (!!); diesmal aber hat Shakſpeare den Sieg über Giraldi Cinthio davongetragen, und der italieniſche Autor ſteht neben ihm faſt ärmlich da.

§. 2.

Eben die Leute, die nicht genug klagen können über Shakſpeare's Ungebildetheit, Unkünſtleriſchheit, Rohheit u. ſ. w., ſcheinen alle dieſe thörichten Schmähungen vergeſſen zu haben, wenn ſie auf den venetianiſchen Mohren ſtoßen, der ihnen mehr als eine andere Shakſpeare'ſche Schöpfung imponirt. Dann iſt der Dichter mit einem Male ein anderer Menſch geworden, und er hat ſich gleichſam in einer Nacht vom Scheitel bis zur Ferſe gebeſſert, ſeine Erfindung iſt trefflich, ſeine Anordnung künſtleriſch, ſeine Charakteriſirung übertrifft alles, was alte und neue Dichter aufzuweiſen haben, ſeine Behandlung der Leidenſchaften und inſonderheit der Eiferſucht, iſt lehrreicher, als alles, was frühere Philoſophen über dieſen Gegenſtand mitgetheilt haben, ſein Pathos iſt durchaus nicht übertrieben, ſondern würdig und rein. Selbſt die Einheiten der Zeit und des Ortes ſind hier nur ſcheinbar verletzt; denn ſelbſt dem Blöden muß es deutlich werden, daß ohne beſondere Mühe die Haupthandlung ſich in die Spanne von vier und zwanzig Stunden hätte zuſammen drängen laſſen, ſo wie es noch leichter geweſen wäre, das Stück in Cypern anfangen und endigen zu laſſen, wenn Shakſpeare nur — gewollt hätte. Deshalb verzeiht es ihm aber auch Johnſon gänzlich; ja er hat eine ſo große Freude, doch auch einmal ein ganz correctes Stück des Dichters bewundern zu können, daß man ihm wohl zutrauen darf, er habe die redliche Ueberzeugung gehabt, daß ſogar — er ſelbſt es nicht beſſer würde machen können, als es von dem ſonſt ſehr ungeſchickten, diesmal aber ſehr weiſen William verfaßt worden iſt. An Pope dürfte ſich eine ſolche Beſcheidenheit nicht rühmen laſſen.

§. 3.

Es fragt ſich nun: Verdient dieſes Schauſpiel die Lobeserhebungen, welche ihm gebracht worden ſind, und wie iſt es gekommen, daß gerade dieſes allein ſo glücklich geworden iſt, dieſelben zu erhalten? Ich antworte: Es verdient ſie nicht nur, ſondern ohne Zweifel noch größere; obwohl — vielleicht doch nicht ganz ſo große, als manchen andern Werken des Dichters gebühren. Indem ich deshalb nunmehr meine eigene beſcheidne Anſicht mitzutheilen habe, wird ſich ſowohl die erſte als die zweite Frage löſen.

Die Leidenſchaft, welche den Mittelpunct dieſes Trauerſpiels bildet, iſt bekanntlich Eiferſucht, und hier wollen wir ſogleich den Dichter bewundern, daß ihm das faſt Unmögliche, was ſo vielen andern Dichtern mislungen iſt und mislingen mußte, wahrhaft gelungen iſt. Ich glaube nämlich, was ich auch ſchon bei andern Gelegenheiten auszuſprechen wagte, daß jene Leidenſchaft, ſo furchtbar und herzzerſchneidend ſie auch für den ſeyn mag, der ſich von ihr überwältigen läßt, dennoch kein günſtiger Gegenſtand für die Tragödie ſey. Die Leiden des Eiferſüchtigen haben für den ruhigen Zuſchauer, dem ſie in einer beſchränkten Zeit, auf der Bühne concentrirt, erſcheinen, entweder etwas qualvoll peinigendes, oder bei näherer Reflexion, die doch nun einmal nicht abzuwehren iſt, etwas wahrhaft lächerliches, und es iſt überaus billig, wenn deshalb ſpaniſche, franzöſiſche und italieniſche Dichter, und ſpäterhin auch deutſche jene Paſſion häufig für das Luſtſpiel gebraucht haben.

Die ſüße Gewißheit, geliebt zu werden, gehört inſonderheit dem Idyll; der Nichtgeliebte mag in einer Elegie ſeine Klagen ausſtrömen; wer aber zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankt und eiferſüchtig zürnt, der möge ſich irgend ein lyriſch-dithyrambiſches Metrum wählen, aber er mache ſich nicht zum Helden einer Tragödie; denn wenn wir ihm auch im Ganzen unſer herzliches Mitleid ſchenken, ſo werden doch einzelne Momente zur Anſchauung kommen, die ſelbſt wider unſern Willen ein Lächeln oder gar ein Lachen erregen. Die Sache geht ſehr natürlich zu. „Ich fürchte, ich bin nicht geliebt, da wo ich liebe" — Dieſe

Klage hat etwas Rührendes. „Ich vermag dieſen Zuſtand nicht mehr zu ertragen, und gehe zu Grunde“ — Hier ſtreift die Rührung ſchon an die Gränze des Qualvollen. „Aber ich will durchaus geliebt ſeyn, und nehme Feuer und Schwert zu Hülfe, wenn kein anderes Mittel anſchlägt.“ Dieſer Zuſatz in der Bruſt des Eiferſüchtigen, möge er ſich auch noch ſo erhaben ausſprechen, iſt und bleibt lächerlich; denn geliebt zu werden, d. h., ein **Liebling** der Grazien und ein **ſchönes** Gemüth zu ſeyn, darf der Menſch nicht **verlangen**. Nur wer hier beſcheiden bittet, darf hoffen.

§. 4.

Der Eiferſüchtige, ſo wollen wir die einfache Betrachtung fortſetzen, hat mit ſeiner Eiferſucht entweder Recht oder Unrecht. Iſt das Letzte der Fall, ſo kann er als ein überbeſcheidener liebenswürdiger Mann in einem feinen Luſtſpiel wohl gebraucht werden; hat er wirklich Recht, ſo werden ſeine Prätenſionen gar leicht läſtig, ſo wie denn überhaupt die Leidenſchaft der Eiferſucht, in Verbindung mit der Idee der männlichen Würde, der objectiven Wahrheit faſt immer zu entbehren ſcheint. Wenigſtens zweiſle ich, ob man einem ruhig klaren Mann, z. B. ſelbſt einem **chriſtlichen** Sokrates, wenn ein ſolcher jetzt aufſtände, auch nur einen hiſtoriſchen Begriff davon beibringen könnte. — Von dem hiſtoriſchen Sokrates verſteht es ſich ohnehin von ſelbſt; doch würde der hier überhaupt keine Stimme haben.

Statt aller weiteren Belege, erinnere ich an Voltaire's Zaire. Dieſes Trauerſpiel verdient in mancher Hinſicht ein bedeutendes Lob; der Verfaſſer hat — durch den von ihm geſchmäheten Shakſpeare belehrt — ſich dem Gedanken der Liebe mehr genähert, als ſonſt, einzelne Situationen haben Wahrheit, und rühren deshalb, Sprache und Verſification ſind vortrefflich, u. ſ. w.; und dennoch kann ich nicht verhehlen, daß das Ganze auf mich einen faſt komiſchen Eindruck macht, wie etwa Othello machen würde, wenn er ſich mit einem ſcharfen Federmeſſer eine kleine Schnittwunde beibrächte, für die der Wundbalſam in jedem Kramladen zu finden iſt. Denkt euch nur, es bräche in dieſe Orosmaniſchen Leiden irgend ein Shakſpeare'ſcher geiſtreicher Narr herein, z. B. der aus „Wie es Euch gefällt," würde er nicht durch humoriſtiſche Parodie das ganze Stück zerbrechen? und würde er das können, wenn jenes Drama wahrhaft begründet wäre? Laßt zehn ſolche Narren im Macbeth, Lear u. ſ. w. auftreten; die Trauerſpiele werden ſie nicht umſtoßen.

Aber Don Gutierre? Dieſer Ritter gehört hier gar nicht her, denn Calderon fügt ſogleich hinzu: „der Arzt ſeiner eigenen Ehre," nicht aber: der Arzt ſeiner eigenen Liebe. Die verletzte Ehre glaubt Don Gutierre, nach der ſchauderhaften Anſicht des ſpaniſchen Mittelalters, auf dieſe Weiſe heilen zu können, die verlorene

Liebe beklagt er nur in einzelnen ſehr tief rührenden Momenten der Wehmuth.

§. 5.

Und nun Othello? Iſt auch ſeine Eiferſucht lächerlich?. Kaum wage ich dieſe Frage zu thun, denn ich zweifle, ob ſich irgend jemand finden würde, welcher auch hier ein Ja hätte. Laſſet uns verſuchen zu erforſchen, wie der Dichter das, was bereits oben ein faſt-unmögliches genannt wurde, möglich gemacht hat! Sammeln wir uns deshalb vor dem Bilde des Helden ſelbſt!

Man wolle zuvörderſt bei dem Gemälde des Othello nie vergeſſen, daß wir hier einen wahrhaften Afrikaner ſehen. In ſeiner frühern Jugend wandelten ſeine Füße auf heißem Sande, und eine brennende Sonne ſengte ſeinen Scheitel. So kam er nach Venedig, und vielleicht in dem Schmerz des Heimwehs entzündete ſich ſeine Tapferkeit, die aber völlig verſchieden iſt von der milden Kraft der chriſtlich-europäiſchen Helden. Seine Tapferkeit iſt ein im Zickzack fahrender Blitz, ja man könnte den ganzen Mann einen umherwandelnden feuerſpeienden Berg nennen. So erkennt ihn auch (ſcheint es) der Venediger Senat, aber er weiß ihn als ſolchen zu nutzen und, wie es billig iſt, zu belohnen. Da gelingt endlich dem Othello das Höchſte, ſeine Tapferkeit erwirbt ihm die Liebe einer edlen und zarten Jungfrau, und in dieſer Liebe adelt ſich ſein Gemüth, inſoweit es ſich adeln kann: er vermag nicht ſeine Leidenſchaften mit Sicherheit zu mildern; aber er legt ſie jetzt an Ketten. Von dem neuen Gefühl belebt, erhaſcht er gleichſam im Fluge manche Tugenden, die, wenn ſie ſein vollendetes Eigenthum wären, ihn überaus liebenswürdig machen würden.

§. 6.

Aber er kennt ſich ſelbſt recht wohl, er fühlt ſich ſelbſt Desdemona's nicht ganz unwürdig, und in dieſem Gefühl allein liegt ſchon die Möglichkeit jener ſpätern Eiferſucht. Er traut ſich nicht; darum wird ihm auch möglich, der Geliebten ſo zu mistrauen. Nur die Liebe hat ihn zum Menſchen gemacht; wird dieſe geſtört, dann (ſo ſagt er ſelbſt) bricht das alte Chaos wieder ein. So geſtört und verletzt iſt ihm die Liebe ein entſetzlicher Schmerz, und er ſucht ſich von ihr loszuringen und ſie gewaltſam auszuhauchen — (ſein eigenes Wort). Nun brechen die pechfackelartig flammenden Leidenſchaften, die nur locker angekettet waren, gewaltſamer, als je, wieder hervor, und Shakſpeare, der ewigen Natur getreu, durfte uns hier keine der bedeutenderen Aeußerungen jener Leidenſchaften erlaſſen: nicht jenes genaue Ausſprechen des Verbrechens, deſſen er die Geliebte zeihet, nicht das Ausmalen deſſelben, nicht jene körperliche Ohnmacht, die auf die brennende Wuth folgt, ſelbſt nicht (wir wagen es auszuſprechen) den Schaum vor dem Munde des Afrikaners, (ein Umſtand, den Jago faſt mit Vergnügen prophezeit), nicht die Mishandlung Desdemona's, — denn ſie wird dadurch wahrhaft tragiſch, daß Othello doch nur ſich verletzt, ja gewiſſermaßen auf immer entwürdigt — endlich nicht die gräßliche Weiſe des Mordes.

Doch wir wollen nicht bloß epigrammatiſch und mit faſt Othelliſcher Raſchheit über Othello reden, ſondern in eine noch genauere Entwickelung eingehn.

§. 7.

Leſſing legt ſeinem Tellheim in einem Augenblick der Bitterkeit die Frage in den Mund: „Wie kam der Mohr in venetianiſche Dienſte?“ Wir wiſſen dieſe Frage nicht zu beantworten, und ſollen es auch nicht wollen; genug, daß wir ihn dort finden, den afrikaniſchen Helden „aus königlichem Stamme.“ Wie eine Art von Wunder ſteht er da, ein Chriſt geworden und voll herrlichen Strebens, es zu ſeyn, aber bei weitem noch nicht zur Sicherheit durchgedrungen. Er zwingt ſich zur Achtung gegen ſeine Umgebungen, die ihm doch eigentlich fremdartig ſind; denn, wie er ſelbſt ſagt, hält ihn nur Desdemona, ſonſt würde er, der ſtolze Prinz, der Republik nicht dienen. Er weiß ſelbſt am beſten, welche ungeheure Leidenſchaften in ſeinem Buſen wüthen, aber ſo lange er noch nicht Jago's Gift getrunken, bewachet er ſich ſelbſt mit unermüdlicher Sorgſamkeit, und es iſt wahrhaft rührend, wie er im Anfang immer ſo ruhig und mild ſpricht. Es wird ihm ſchwer genug, aber es muß ſo ſeyn, er ſcheut ſich ſelbſt, und muß ſich ſcheuen. Er trägt Flammen auf dem Haupte, im Herzen und auf den Händen; das weiß er, darum hält er aber auch ſtets an ſich und drängt alles nach innen hinein, ſo lange es irgend in den Gränzen ſeiner Kraft liegt.

Mit welcher Mäßigung begegnet er dem zürnenden, faſt wüthenden Brabantio! Es iſt Desdemona's tiefgekränkter Vater, der hat ein Recht zu zürnen, und Othello hat keine Waffen gegen ihn. Mit welcher Ruhe erzählt er die Geſchichte ſeiner Liebe, und wie er das Herz der Geliebten gewonnen habe! Wie rein ſteht er da als Menſch und Feldherr, als ihn der nun ausbrechende Krieg gegen die Türken zu den Waffen ruft! Wie beſonnen iſt ſein Benehmen in Cypern, nachdem der Himmel ſelbſt, ſtatt ſeiner, für Venedig geſiegt hat! Wie würdig, ja wie geduldig und genau fragt er nach dem Urheber des wüſten Lärms auf der Wache, durch den der gute Ruf ſeiner Truppen ſo wie ſeiner Disciplin gefährdet ſcheint!

§. 8.

Hier aber ſehen wir zum erſten Mal auch die Gränzen ſeiner Geduld, denn da Caſſio und Montano vor Beſchämung nicht antworten können, und Jago nicht eher antworten will, als bis es ihm entſchieden befohlen worden iſt, ſo bricht die lange eingekerkerte Feuerflamme zum erſten Mal hervor:

— — — — — Nun, bei Gott!
Mein Blut fängt die Vernunft zu meiſtern an,
Und Leidenſchaft, die mein Gemüth verdunkelt,
Maßt ſich den Zügel an. Rühr' ich mich erſt,
Und hebe dieſen Arm, ſo ſoll der *Beſte* (!!)
Von Euch vor meinem Zorn zu Boden ſinken.
(Nach der Ueberſetzung von Voß, Jena 1806.)

Now, by heaven,
My blood begins my safer guides to rule;
And passion, having my best judgment collied,
Assays to lead the way. If I once stir,
Or do but lift this arm, the *best* of you
Shall sink in my rebuke.

Wie genau kennt er ſich! Noch ſieht er dem beginnenden Sturm in ſeiner Seele zu, darum kann er auch noch davon reden. Er ſcheuet ſich und warnt vor ſich, denn ſpäter trifft — auch das weiß er — ſein Zorn den *Beſten*.

§. 9.

Ueber die Art, wie Jago in ihm die Eiferſucht weckt, und die tiefe Gründlichkeit, mit der dieſe ganze ſchauderhafte Leidenſchaft entwickelt wird, ſind die Stimmen des Lobes bei allen Kritikern ſo einig, *) daß wir hier das nur ſeltene Schauſpiel eines vollſtändigen Sieges ſehen, den der Dichter über die verſchiedenartigſten Gemüther davon getragen. Wilhelm Schlegel war jedoch der Erſte, der aufmerkſam machte, wie Jago Othello's Phantaſie vergiftet, weil er nur dadurch zu ſeinem Zwecke gelangen kann. Dieſer Gedanke iſt wichtig und verdient näher verfolgt zu werden.

---

*) Wahres und großes Lob brachte bekanntlich ſchon Leſſing in ſeiner Dramaturgie, bei der Vergleichung Othello's mit Orosman in der Zaire.

Je gewaltiger Othello aus den ſüßen Träumen über die Heiligkeit der Geſchlechts-Verhältniſſe aufgerüttelt und entzaubert wird, je mehr ſeine Sinne empört werden, deſto ſicherer wird er Jago's Beute. Dieſen Zweck zu erreichen, ſpart Jago keine Zweideutigkeit, keine Grellheit, und da er ſelbſt längſt entzaubert, oder vielmehr nie bezaubert geweſen iſt, ſo ſtrömt ihm hier ſein widriger Witz am reichſten, und er befindet ſich nie wohler, als hier in dieſem Abſtreifen des Blüthenſtaubs der zarteſten Lebensverhältniſſe. Othello aber iſt, ſobald ſeine Phantaſie gelitten, ſchon halb verloren; denn da er nur auf den Gränzen des Lebens zu Hauſe iſt, ſo kann er allein anbeten oder haſſen.

§. 10.

Und dennoch iſt auch hierdurch, nach meiner Ueberzeugung, der Hauptpunct, durch den dieſes Drama vor allen andern, welche Eiſerſucht behandeln, ſich auszeichnet, noch nicht berührt; jener Punct, um deswillen oben geſagt worden iſt, Shakſpeare ſey der Einzige, der jene Leidenſchaft zu einem rein tragiſchen Gemälde verarbeitet habe. — Othello hat ſich mit unendlicher Anſtrengung, Mühſeligkeit und Schweiß zu bilden geſucht, er hat ſich tugendhaft gemacht; aber er fühlt ſelbſt, daß er es nur bedingungsweiſe iſt. Er will ertragen, daß er als königlicher Prinz unter dem Senat einer Republik ſteht, er will ſich den Zwang der europäiſchen Bildung gefallen laſſen, und es iſt wahrhaft rührend, zuweilen faſt ein wenig ängſtlich zu ſehn, wie er ſich bemüht den Menſchen allen mit ſteter Leutſeligkeit zu begegnen. Dafür aber will er auch vom Himmel eine ſelbſtgewählte Belohnung haben. Sie iſt ihm gewährt worden, er hat den hohen Triumph davon getragen, daß, ungeachtet ſeiner Farbe, ſein Muth und ſeine Tapferkeit das Herz und die Phantaſie einer edlen und ſchönen europäiſchen Jungfrau gewonnen haben, ſie hat ihm den höchſten — und zu großen Beweis von Liebe gegeben, indem ſie wider Wiſſen und Willen des Vaters ſich ganz ihm zu eigen als Gattin gegeben hat; — und nun iſt er unendlich glücklich, aber auch ſtets überaus beſorgt für ſeine Glückſeligkeit, denn ein einziger Hauch kann ſie verletzen. Er braucht nur den leiſeſten Zweifel an der Vollendetheit von Desdemonens Tugend, und es giebt für ihn überhaupt keine Tugend mehr, nur den leiſeſten Zweifel an ihrer Liebe, und es giebt für ihn überhaupt keine Liebe mehr. Seit dem erſten, unbedeutenden Worte Jago's, als Caſſio Desdemonen die Hand küßt, iſt für ihn keine Ruhe mehr zu finden, und gar bald kommt die Zeit, wo jener Feind mit ſchauerlichem Witze ſich ſelbſt lobend ſagen kann, daß weder Mohnſaame, noch Mandragora, noch irgend ein andrer einſchläfernder Saft auf der Welt dem verarmten Helden den ſüßen Schlaf zurück werde geben können, den er geſtern noch genoß.

§. 11.

So nun ſich fühlend wehrt ſich Othello mit mehr als Todesangſt vor der auf ihn eindringenden Eiferſucht, denn er ſcheut nicht den leiblichen, ſondern den geiſtigen Tod, und dieſer iſt ihm gewiß, ſobald er die Gattin als ſchuldig anerkennen muß. Darum iſt aber ſeine Eiferſucht gewiſſermaßen mehr als Eiferſucht, die Gattin iſt ihm die einzige Repräſentantin der Tugend und Liebe auf Erden; fällt ſie, ſo fällt alles, und liebt er ſie nicht mehr, ſo bricht das alte Chaos wieder ein *) — es giebt für ihn dann keinen Glauben, kein Heiliges mehr, er iſt dann verlorener, wie je ein Verlore-

---

*) — — Perdition catch my soul,
But I do love thee! and when I love thee not,
Chaos is come again. (Act III, S. 3.)

Malone und mit ihm viele meinen, das heiße nichts weiter, als: „ehe ich aufhöre dich zu lieben, ſoll die Welt in ihr Chaos zurückfallen,“ eine Betheuerung, wie ſie ſich bei gar manchen Poeten findet, weshalb Muretus nicht einzeln hätte bemüht werden dürfen, um eine Parallelſtelle zu liefern. Othello aber meint etwas durchaus Anderes und Tieferes, und zwar das Chaos, wie es früher in ſeiner eigenen Bruſt war. Er hat von Jago erſt einen Gifttropfen empfangen, dann ſiegt der Gattin mächtige Gegenwart, aber nicht vollſtändig, und in ängſtlicher Glückſeligkeit prophezeit er ſich ſelbſt ſein Geſchick.

ner war. Daher ſeine bald folgenden Ausrufungen an Jago, indem er ihn bei der Gurgel faßt:

> Nichtswürdiger! beweiſe mir es ja,
> Daß meine Gattin eine Buhlerin,
> Thu's ja, gieb mir die ſichere Gewähr,
> Sonſt bei dem Werthe meiner ew'gen Seele,
> Wär' beſſer dir ein Hund geboren ſein,
> Als meinem Grimm begegnen.

> Villain, be sure thou prove my love a whore;
> Be sure of it; give me the *ocular proof*: (!!)
> Or, by the worth of mine eternal soul,
> Thou hadst been better have been born a dog,
> Than answer my wak'd wrath.

Ein einziges beſonnenes Wort an die Gattin, ein einziges, beſcheiden fragendes, er wäre gerettet geweſen, und in einer ſchaamhaften Abbitte von ſeiner Seite wäre ſein Herz geneſen. Doch das iſt eben die ungeheure Verſtrickung, daß er mit ihr nicht reden kann, ſondern nur mit Jago, gegen den er jetzt blind wüthend ankämpft.

§. 12.

Aber vergeblich iſt ſein Widerſtreben; dem Schlauſten aller Schlauen vermag er nicht zu begegnen. Alles ſcheint wider Desdemona zu ſprechen. Er vermag nichts mehr feſt zu halten, ſein ganzes Leben erſcheint ihm als ein Irrthum, ſelbſt ſeine Heldenthaten kommen ihm armſelig vor, ſo wie das ganze Gewerbe des Krieges, deſſen tiefe Bedeutung er ehedem gar wohl erkannt hat:

Fahr wohl, du wiehernd Roß, du ſchmetternde Trompete,
Du muth'ge Trommel und du grelle Pfeife;
— — — — —
Fahrt wohl, Othello's Arbeit iſt gethan.

Farewell the neighing steed, and the shrill trump,
The spirit-stirring drum, the ear-piercing Fife,
— — — — —
Farewell! Othello's occupation's gone!

So ſtrömt er die rührendſten Klagen aus; aber auch die ſchmerzliche Freude der Wehmuth iſt ihm nicht gegönnt. Jago jagt den Helden aus einem Zufluchtsort nach dem andern heraus, bis er endlich, wie ein abgehetzter, bluttriefender Löwe, in Ohnmacht ſtürzt, *) und der Verräther über den Bewußtloſen triumphiren kann. Er hat ſeine Liebe „aushauchen" wollen, aber leider iſt das Leben noch geblieben. Nun aber geht es zu Ende mit allem, was bisher ihn innerlich hielt. Er entadelt ſich ſelbſt, indem er öffentlich die ſchuldloſe Gattin ſchlägt, ja es wird in ihm die ganze afrikani-

---

*) Es iſt bekanntlich häufig bemerkt worden, daß kaum etwas ſeltner ſey, als ein guter Monolog, und in Wahrheit ſind die meiſten bei den meiſten Dichtern faſt nur Nothbehelfe, um dem Publicum auf die bequemſte Weiſe etwas zu verſtehen zu geben. In Shakſp. reifen Werken giebt es, meines Wiſſens, auch nicht ein einziges Selbſtgeſpräch, dem die reinſte Natur und Wahrheit abzuſprechen wäre, und wohl mag es verſtattet ſeyn, auf Othello's Monolog (Act IV, Sc. 1.) Lie with her! u. ſ. w. aufmerkſam zu machen. Die ganze Welt ſchwankt vor ſeinem überwachten Auge, die Geſtalt der Menſchheit hat ſich vor ihm grinſend verzerrt, ſein Gemüth iſt tief innerlich, tödtlich verwundet, und ſo ſtürzt auch ſein Heldenleib ohnmächtig zu Boden.

ſche Natur wieder rege, und Jago braucht keine Mühe, ihm ſtatt des Giftes, welches Othello Desdemonen zugedacht, (vielleicht weil es ihn weniger ſchmerzlich dünkte) das Erdroſſeln als die beſſere Todesart zu empfehlen. Und doch ſelbſt in dieſem gräßlichen Zuſtande erweckt der Mohr noch ganz unſre Rührung, beſonders durch ſeine Erinnerung an der Geliebten ſüße Geſangsſtimme. „O ſie könnte die Wildheit aus einem Bären herausſingen;" wohl darf er das ſagen, denn er weiß es ſelbſt; aber nunmehr ſcheitert ihre Kunſt, denn dem vergifteten, zum Tiger gewordenen Löwen vermag keine menſchliche Kunſt zu helfen.

§. 13.

Ich erwähne nichts von den letzten Scenen; ſie zu fühlen, bedarf es nur eines menſchlichen Herzens. Das wahrhaft Tragiſche beſteht immer darin, daß der unſelig Leidende und Handelnde ſich ſelbſt am meiſten oder vielmehr allein verletzt; und wie ſo ganz aus der tiefſten Seelenanſchauung iſt es geſchöpft, daß Othello, zu ſpät aufgeklärt über die Unſchuld ſeines Weibes, nunmehr faſt wie ein ohnmächtiges Kind daſteht! Er ſagt es ſelbſt:

Ich bin nicht tapfer mehr —
Ein ſchwaches Knäblein nimmt das Schwert mir weg. —

(Alſo Voß; beſſer, dünkt mich, bei Eſchenburg: „jeder behende Knabe.")

I am not valiant neither,
But every puny whipster gets my sword. —

Jetzt darf man nur ein Schilfrohr auf des verlornen Helden Bruſt zücken, und er weicht zurück. — Aber kaum für ein menſchliches Gefühl zu ertragen iſt es, wenn er dann auf die gemordete Desdemona blickt und ausruft:

Nun, wie ſiehſt du nun aus, o Weib des Jammers!
Bleich wie dein Hemd! *) Wenn wir zum Richtſtuhl gehn,
Der Blick von dir wird mich vom Himmel ſchleudern,
Wo Teufel mich ergreifen.

Now, how dost thou look now? O ill-starr'd wench!
Pale as thy *smock!* when we shall meet at compt,
This look of thine will hurl my soul from heaven,
And fiends will snatch at it.

Ich ſage, „kaum zu ertragen," aber ein einziger höherer Gedanke führt uns wieder in ſanftere Rührung zurück, denn nicht wir theilen Othello's ſchauderhaften Irrthum, und es iſt uns faſt, als hörten wir das ſanfte geopferte Lamm für den Unglücklichen bitten.

§. 14.

Ich habe ſo eben Desdemonen ein Lamm genannt; und zwar ein einfach gutes, ſanftes und, bis auf einen einzigen Fleck, ſchneeweißes Lamm, das, als ſolches ſich fühlend, zu einer mächtigen Liebe entzündet wird für einen tapfern Mann, bei dem allein ſie Schutz finden mag. Jener einzige Fleck entſteht durch das Vergeben an ihrem Vater, ohne deſſen Wiſſen und Willen ſie ſich mit Othello vermählt hat. — — Und doch wie begreiflich iſt dieſes Vergehen! Sie kann nur den tapferſten der Männer lieben; liebt aber das Lamm, ſo liebt es feurig, tief, allumfaſſend, ewig. Ihr Vater iſt mächtig, heftig, ſtolz, eigenſinnig, faſt möchte ich ſagen, bis zur querköpfigen Härte; was war von dem zu erwarten? Nicht bloß ein entſchiedenes Nein, ſondern wahrſcheinlich auch Beraubung der Freiheit. Dennoch bleibt Vergehen Vergehen, und rächt ſich auf die fürchterlichſte Weiſe, denn eben die ſcheinbare Leichtigkeit, mit der Othello ſie zur Beute gewonnen hat, legt den erſten Keim zum Mistrauen in ſein glühendes Herz. Außerdem aber irrt ſie auch im Othello, denn ſeine Tapferkeit iſt nicht jene chriſtliche, die ſie allein beglücken würde. — Doch den Irrthum, wenn er in das Große geht, pflegt die Natur zu beſtrafen, wie ein Verbrechen; denn nicht ſie, die blinde, ſondern nur Gott macht einen Unterſchied zwiſchen Irrthum und Verbrechen. —

---

*) Voß hat: „Tuch," ohne Zweifel mit Abſicht, da smock, Weiberhemd, ihm ſehr wohl bekannt ſeyn mußte. Wie maleriſch, mondſcheinartig-leichenhaft iſt Shakſpeare's Wort; wie unbedeutend, ſchon um der Vieldeutigkeit willen, das „Tuch"!

So bindet ſich dann jenes ſchneeweiße Lamm an ein dunkelroth glühendes, bergab rollendes Rad, welches zuletzt über das Herz deſſelben vernichtend hinſtürzt. Bald darauf zerſtört die unlöſchbare Gluth das Rad ſelbſt.

§. 15.

Es iſt überaus köſtlich gedacht, daß Desdemona von der gräulichen Sünde, deren Othello ſie für fähig hält, gar keinen Begriff hat, und daß ſie deshalb nicht das Mindeſte thut, um den Schein zu vermeiden; denn nur wer das Verbrechen kennt, vermeidet *dieſen* Schein. — Desdemonens ganzer Charakter läßt ſich in zwei Worten ausdrücken: naive Argloſigkeit bei gänzlicher Nichtkenntniß der Menſchen und inſonderheit der Männer.

Rührenderes iſt vielleicht nie gedichtet worden, als die Scene, die ihrem Tode vorangeht, ja ich geſtehe, daß ich faſt immer mich wegwenden muß bei ihrem endlos rührenden Liede von dem armen Mädchen, welches am Weidenbaume ſaß, und ich möchte den Dichter ſelbſt fragen, ob nicht der tragiſche Pfeil, der bei ihm ſtets und in den herrlichſten Schwingungen das Ziel trifft, hier nicht faſt zu tief dringe. Ich möchte das letzte Wort, mit dem ſie ſtirbt, keine Lüge nennen, auch keine „edle Lüge,“ da dieſe Zuſammenſtellung auf eine heilloſe Weiſe gemisbraucht worden iſt. *Die* Lüge, mit der Desdemona ſtirbt, iſt eine himmliſche Wahrheit, zu gut, um in das Gebiet eines *gewöhnlichen* Moralſyſtems gezogen zu werden.

Wie geſagt, alle dieſe Scenen erreichen das Höchſte der Rührung, wie ſie kein Dichter je erreicht hat; und ſo möge hier verſtattet ſeyn, die faſt ſeltſam und parodiſch ſcheinende Frage aufzuwerfen: wer hätte wohl dem lieben armen Kinde (Desdemonen) helfen können? Meines Erachtens am beſten und ſicherſten: Porzia im Kaufmann von Venedig, die der Liebe für den ſchwarzen Prinzen von Marocco ſchon durch den bloßen Gedanken, daß er ſchwarz iſt, glücklich wehrt; dann aber freilich wäre Desdemona nicht Desdemona geblieben. *)

§. 16.

Im Jago iſt die höchſte Virtuoſität des Laſters dargeſtellt, worüber wir wohl einige nothwendige Worte beifügen oder wiederholen dürfen, was wir ſchon früher andeuteten. — Die Tugend iſt in ſich ſelbſt allein Wahrheit, und als ſolche etwas Poſitives; das Laſter in ſich ſelbſt ein ewiger Irrthum, mithin etwas rein Negatives, und eben deshalb ſtets kämpfend, unbefriedigt. Dieſem qualvollen Zuſtand zu entgehn, verſucht der bedeutende Frevler ſtets ſeine Negation zu etwas Poſitivem

---

*) Noch möge ausdrücklich erwähnt werden, daß Desdemona von Natur die herrlichſten Anlagen zur Heiterkeit, ja zu der munterſten Fröhlichkeit hat, und daß gerade ein großer Theil der Rührung bewirkt wird, wenn wir ſehen, wie ſelten die Arme zur Ausübung jenes herrlichen Talents gelangen kann. In ihr iſt auch nicht eine Spur von Sentimentalität, und ich möchte jede Schauſpielerin, der dieſe Rolle zu Theil wird, inſtändigſt bitten, doch ja keine Empfindſamkeit hinein zu legen. — Welch ein rein kindliches, tugendhaft-naives Gemüth Desdemona habe, zeigt ſich auch dann, als ſie endlich den Namen des ihr ſchuldgegebenen Verbrechens gehört hat, in der herrlichen Scene mit Emilien, am Schluß des vierten Acts.

zu ſteigern; und, obwohl er dies nie erreichen kann, ſo gelingt es ihm doch nicht ſelten, ſich über ſeinen Zuſtand zu täuſchen, weil er ohne dieſe Täuſchung das Leben gar nicht würde ertragen können. Dann wendet er auch die Waffen gegen die Idee der Tugend ſelbſt, und da dieſe durch keine menſchliche Kraft zu erſchüttern iſt, ſo übt er wenigſtens ſeinen Witz an ihr und erfährt zu ſeinem Troſte, daß jeder witzige Einfall wenigſtens eine momentane Befriedigung gewährt.

Er betrachtet das ganze Leben wie eine große Thierhetze, bei der man nur Eine Wahl hat: Hetzer, oder gehetzt zu ſeyn. Heiliges giebt es für ihn gar nichts, und jeder Glaube an etwas Heiliges erſcheint ihm nicht bloß als ſeltſamer Irrthum, ſondern als abgeſchmackte Dummheit; weshalb denn auch ſein größtes Vergnügen darin beſteht, die ſchönſten Blüthen des Lebens mit froſtiger Hand anzutaſten und zu zerknicken. Glückliche Menſchen zu ſehen, beſonders wenn ihr Glück auf etwas Heiligem, z. B. Liebe, Ehre, beruht, iſt ihm die höchſte Pein, und er ſtrebt mit Eifer ſolche Glückſeligkeit zu zerſtören. Seine große Klugheit läßt ihn dabei ſtets den richtigen Weg wählen, indem er vor allen Dingen zuerſt die Idee ſelbſt zu untergraben ſucht, z. B. beim Othello, wie bereits oben angedeutet wurde, indem er deſſen bis dahin reine und keuſche, aber höchſt lebendige und ſtets rege Phantaſie in den ſchmutzigſten Staub hinreißt und die zarteſten Geheimniſſe der Liebe zu den widrigſten Bildern herabzieht. Allerdings müſſen dieſe Bilder jedes reine Auge verletzen; allein der Dichter konnte auch nicht ein einziges erlaſſen, da hier der ganze Proceß der Umſtrikkung vor unſern Augen klar durchgeführt werden ſollte und mußte.

§. 17.

Jago's Klugheit iſt ſo groß, daß er die ſchwachen Seiten eines jeden Individuums nicht nur genau durchſchaut, ſondern auch ſtets die Gelegenheit, ſie zu nutzen, herbeizurufen verſteht. Er hat für jeden, der irgend in ſeinen Plan paßt, eine beſtimmte Weiſe, ihm zu begegnen und ihn zu behandeln, und doch iſt immer ein Grundzug in ſeinem äußern Betragen vorwaltend, der ſelbſt dann die Getäuſchten noch forttäuſchen würde, wenn ſie ſich ſogar mit einander über ihn beſprechen könnten. Gegen Brabantio, der ihn nicht kennt, oder doch wenigſtens nicht genug, um ſeine Stimme bei Nacht unterſcheiden zu können, bedient er ſich des wirkſamſten Mittels, um ihn für den Moment aufzuregen. Er empört deſſen Stolz und beleidigt deſſen Phantaſie durch die revoltirendſten Bilder von der heimlichen Vermählung Othello's, und darf nun gewiß ſeyn, ihn dergeſtalt zum bitterſten Zorn entflammt zu haben, daß an gar keine Sühne mehr zu denken iſt, indem der tief gekränkte Alte in der erſten Zeit ſchwerlich im Stande ſeyn dürfte, die Stimme vernünftiger Mäßigung auch nur anzuhören.

In Desdemona's Augen iſt Jago ein luſtiger, doch etwas ungezogener Spaßmacher, den ſie erträgt, da ſie ſeine anſtandwidrigen Scherze kaum halb verſteht. Selbſt bei minderer Argloſigkeit könnte ſie ihn ſchon um deswillen nicht für gefährlich halten, — ein Spaßmacher iſt das ſelten — und da vollends ihr Gemahl ihm Vertrauen ſchenkt, ſo iſt ihr das völlig genug, um ihn für einen leidlich redlichen Mann zu halten *). Für Caſſio iſt er ein braver Soldat, mit einem geſunden, etwas pikanten Menſchenverſtande; doch hat Jago ſtets dafür geſorgt, daß jener ſich ſelbſt für klüger hält, als ihn, den Feind, wodurch er natürlich gerade am gefährlichſten wird. Selbſt ein mäßig beſcheidener Mann, wie Caſſio, läßt es ſich doch wohlgefallen, wenn der im Range untergeordnete ſich ihm auch in Hinſicht des Verſtandes unterordnet; um ſo mehr und um ſo lieber rühmt aber auch der Lieutenant des Fähnrichs Gutmüthigkeit.

§. 18.

Gegen Othello iſt er ganz Dienſtfertigkeit und Pflichttreue, ja er weiß es dahin zu bringen, daß dieſer ihm eine faſt zu große und rührende Gutmüthig-

---

*) Manche Dichter, die tragiſchen Mittel zu tragiſchen Zwecken ſtets häufend, hätten vermuthlich Desdemonen eine unwillkürlich ahnende Abneigung gegen J. geliehen; aber eben ihr Garnichts-Ahnen iſt tief tragiſch und geiſtreich charakteriſtiſch gedacht.

keit zuſchreibt. Er hält ihn, wie alle, auch für tapfer, doch nur in geringerm Grade, als den Caſſio, den er auch, trotz allen Empfehlungen für den Fähnrich, höher geſtellt hat. — Dies veranlaßt die Frage: iſt Jago wirklich tapfer? Im höhern Sinne, da die Tapferkeit Tochter der Religion iſt, kann er es, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht ſeyn; aber es giebt auch eine untergeordnete Gattung: die Tapferkeit aus Klugheit, die man übt, weil man eingeſehn hat, daß in der Welt durchaus nicht anders durchzukommen iſt, und offenbare Feigheit von Guten und von Böſen verachtet wird. Deshalb iſt auch Jago nicht eigentlich feig, ja in gewiſſem Sinne tapfer; aber der Mohr, ſonſt nicht ſchwer zu täuſchen, hat dennoch in dieſer Hinſicht einigen Unterſchied zwiſchen ihm und Caſſio wahrgenommen.

Gegen Rodrigo, den Jago zugleich zu ſeinem Kaſſenführer und gewiſſermaßen zu ſeinem paſſiven Hofnarren macht, wendet er eine ſcheinbar ungenirte hypergeniale Grobheit an, vermuthlich weil er wohl weiß, daß ſo ſchwache Menſchen, wie dieſer unglückſelige Liebhaber, ſtets einer Stütze bedürfen und, wenn ſie ſich nur geſchützt glauben, gern verzeihen, daß dieſe Stütze ein wenig rauh anzufaſſen iſt; ja ſie verzeihen es nicht bloß, ſondern haben es gern, daß ſie gar nicht denken können, daß witzige Rohheit auch mit der höchſten Argliſt gepaart ſeyn könne.

§. 19.

In einer einzigen Hinſicht zeigt er ſich aber allen gleichmäßig. Er ſieht nämlich deutlich ein, daß er ſeinen großen überlegenen Verſtand nicht zeigen darf, wenn man ihm trauen ſoll; aber er fühlt auch, daß er es unmöglich aushalten könne, ſich immer einfältig zu ſtellen. Er wählt deshalb einen Mittelweg und erſcheint meiſtens in einer halb witzigen, verdrießlich unartigen, ehrlich ſcheinenden Beſchränktheit. Er ſagt ſelbſt, er ſey ein langſamer Denker, und ſeine Erfindung gehe eben ſo ungern von ſeinem Hirnſchädel ab, als Vogelleim von einem Friesrock, ſie reiße Gehirn und alles mit fort *) (Act II. Scene 2.); und ſo weiß er die armen Betrogenen faſt alle in dem Glauben zu erhalten, daß er ſich ſelbſt ihnen bei weitem unterordne.

Aeußere Gründe, ſo zu verfahren, wie er verfährt, hat Jago nur wenige. Zwar ſcheint der Argwohn, den er gegen den Othello ſelbſt hegt, bedeutend genug, aber er iſt ganz aus der Luft gegriffen; ja es iſt uns als fühle Jago mitunter ſelbſt, daß er ſich dieſen Argwohn künſtlich gemacht habe. Und was iſt ihm auch ſeine Frau? Die läſtigſte unter den Läſtigen, die er mit Vergnügen auf den Markt führen würde, um ſie zu verkaufen, und zwar um den

---

*) — — — — — — my invention
Comes from my pate, as bird-lime does from frize,
It plucks out brains and all —

civilſten Preis. Will er aber dennoch ſich am Othello rächen, warum opfert er Desdemonen? Doch auch ſie, die ihm nicht nur nichts zu Leide gethan, ſondern ihn ſtets mit Sanftmuth behandelt, liefert er ohne die leiſeſte Zuckung von Mitleid nicht etwa dem Meſſer, ſondern der erdroſſelnden Hand. — Geringfügig iſt ferner der Grund ſeines Haſſes gegen Caſſio; auch ſpricht er denſelben nie ohne Witz aus. Was er erreichen will, hat er bereits durch die paar Gläſer Wein, zu denen er den treuherzigen Menſchen verführt, hinlänglich erreicht.

§. 20.

Warum geht er weiter? warum veranlaßt er alles dies Gräßliche? Hier entſcheidet nun, dünkt uns, als Antwort, die Natur des Laſters ſelbſt, die wir vorhin mit wenigen Worten zu entwickeln ſuchten. Jago iſt ſehr unglücklich und ſehr unbefriedigt, und doch will er glücklich und befriedigt ſeyn. Er verſucht es nicht mit der Tugend, die iſt ihm zu ſchwer und ſcheint ihm, dem unſelig Verworrenen, langweilig; das Laſter aber erregend, witzig, pikant, amuſant. Er hat der Bosheit gleichſam einen kleinen Hausaltar gebaut, an dem er täglich frevelhaft andächtig, opfert. Die Menſchen ſind ihm nichts weiter, als Marionetten, deren Sprünge ihn ergötzen ſollen; und einer Marionette allenfalls auch einmal den Kopf abzuſchlagen (wenn's etwa ein Trauerſpiel werden ſoll), ſcheint ihm nicht ſehr bedenklich oder ſtrafbar zu ſeyn. — Wie aber der Dichter die beleidigte Tugend endlich an dem Frevler ſich rächen läßt, darauf deuten wir nur hin, da hier keine Worte nöthig ſind.

§. 21.

Der Senator Brabantio iſt bereits in die früheren Schilderungen mit verwebt worden; wir können und müſſen ihn ſehr bedauern, doch hat der Dichter weiſe geſorgt, daß dies Gefühl in uns dennoch nur ein vorübergehendes ſey, denn ſchwerlich dürfte irgend ein aufmerkſamer Zuſchauer vom zweiten bis zur Mitte des fünften Acts an ihn zurück denken; doch wenn die unglücklichen Opfer gefallen ſind, dann tritt auch wohl der nun ganz verwaiſte alte Vater vor unſre Phantaſie. Dieſes Gefühl des Mitleids würde bald zu ſcharf einſchneiden — aber der Dichter löſet es auf eine tragiſch beruhigende Weiſe, indem wir aus dem Munde Graziano's, des Bruders, hören, daß der Gram über die verlorene Tochter ihn bereits getödtet hat. Wohl dürfen wir ſagen „beruhigend," denn wir denken ihn uns jetzt lieber todt, als lebend.

Uebrigens war auch die Schuld des Alten nicht gering; er hat Othello häufig zu ſich gebeten, um ſich durch die Erzählung ſeiner Großthaten die Zeit zu vertreiben, und jetzt, da dieſe Geſchichten geendet ſind, iſt ihm der ganze Mann fremd und läſtig. Er iſt ſo wenig vertraut mit dem Einfluſſe und der Gewalt, die ein tapferer Held auf ein ſanftes weibliches Gemüth ausübt, daß er ſich eine Neigung von Seiten ſeiner Tochter für den ſchwarzen Ritter gar nicht als möglich denken kann; weshalb er auch feſt überzeugt iſt, ſie ſey von ihm durch Liebestränke und andere böſe Künſte bezaubert worden. Selbſt Othello's ruhige Erzählung, wie alles ſich begab, ſelbſt des Herzogs Bemerkung, daß ſolch' eine Erzählung auch ſeine Tochter gewinnen würde, ſelbſt Desdemona's beſcheidene, aber ſehr beſtimmte Erklärung überzeugen ihn nicht; wohl aber machen ſie ihn hart und ſteinern, dergeſtalt, daß er die unauflöslich Verbundenen, die er vielleicht nie wieder ſehen wird, mit dem kalt bittern Segen entläßt:

Gieb Acht auf ſie mit immer wachen Blicken!
So wie den Vater, kann ſie dich berücken.

Look to her, Moor; have a *quick eye* to see; *)
She has deceiv'd her father, and may thee.
(Act I. Scene 3.)

Kein Orakelſpruch in den alten Tragödien wirkt vielleicht ſo tief, als dieſes froſtig ſchauerliche Wort, das auch bei Othello keinesweges verloren geht.

§. 22.

Der Herzog von Venedig ähnelt dem Dogen im Kaufmann von Venedig. Er iſt nur ziem-

---

*) Das Wort iſt ſehr bedeutſam. Wie Macbeth nach dem *Morde, ſo kann Othello, nachdem er den bloßen Argwohn* in ſeine Seele aufgenommen, nicht mehr ſchlafen.

lich ſtattlich, obwohl ſehr verſtändig und gutmüthig, doch muß er unſerm Dichter Gelegenheit zu einer köſtlichen Ironie geben. Es ſcheint nämlich, als habe ſich der Herzog in ſeinen Nebenſtunden auf die Philoſophie, und zwar auf die bequemſte, die eklektiſche, pſeudo=praktiſche, gelegt; doch ſcheint ihm die ſtoiſche gleichfalls am Herzen zu liegen, ein Umſtand, der ſich ungemein gut macht, wenn wir erwägen, daß der Herzog vermuthlich ein ſehr behagliches und anmuthiges Leben führe. Als nun der alte Vater ſein Ein und Alles, die Tochter, verloren hat an den Mann, den er nun einmal nicht zu lieben vermag, ſo ſetzt ſich der Herzog von Venedig bequem zurecht, um eine Probe von ſeinen Studien zu geben und den Verarmten zu tröſten. Er thut das mit den allerzierlichſten Worten, welche auch ſo vornehm gute Gedanken umhüllen, daß ſich ein Seneca ihrer nicht zu ſchämen hätte; aber er empfängt zur Antwort:

So laßt den Türken immer Cypern nehmen;
Wir haben's noch, wenn wir uns nicht drum grämen.

So let the Turk of Cyprus us beguile;
We lose it not, so long as we can smile.*)

Dieſe Worte ſind von der köſtlichſten Ironie beſeelt, an der wir uns billig erfreuen; denn wir alle haben gewiß ſchon mit etwas Aehnlichem jeden Troſt, der nicht unmittelbar aus der Religion geſchöpft iſt, abgewichen.

---

*) Genauer überſetzt, iſt die zweite Zeile noch eindringlicher: „wir verlieren es nicht, ſo lange wir noch lächeln können.“

§. 23.

Caſſio hat gar manche gute Eigenſchaften, er iſt gutmüthig und tapfer, und als Soldat ſo ganz mit ſeiner Pflicht beſchäftigt, daß er, da er ſie ein einziges Mal verletzt hat, ſich ſelbſt den Fehler gewiß nie verzeihen würde, auch wenn ihm Othello vergeben ſollte; allein er gehört zu den Menſchen, bei denen die guten Eigenſchaften nur einzeln vorhanden ſind, ohne ſich dynamiſch vereinigt zu haben. Es fehlt ihm an Tiefe des Gemüths; ſein Umgang mit Bianca iſt anſtößig, ſo wie er überhaupt nicht bloß höchſt reizbar, ſondern auch leicht verführbar erſcheint. — Es bedarf wohl kaum des Zuſatzes, daß er nach der ganzen Anlage des Stückes durchaus ſo ſeyn mußte, wie er iſt. Bei hundert und wieder hundert Dichtern ſchlagen die beabſichtigten Charaktere gewöhnlich in der Mitte oder am Schluſſe um; Shakſpeare erreicht ſtets, was er will, und ſchwerlich iſt jemals eines ſeiner Charaktergemälde unter ſeiner Intention geblieben. Bei Caſſio iſt dieſe leicht zu begreifen. Denken wir ihn uns tiefer und intereſſanter, ſo wird die Theilnahme für Othello und Desdemona zerſtreut; weniger intereſſant, ſo iſt Othello in Gefahr, wenn auch nicht lächerlich (das kann ihm nie begegnen), doch faſt unbegreiflich verblendet zu erſcheinen.

Zu den Meiſterſcenen für alle Zeiten gehört die, in welcher Caſſio durch den Geiſt des Weins beſiegt wird. Wie manche Dichter haben Scenen der Trunkenheit! aber iſt wohl eine, die dieſer gliche? — Es iſt bekannt, daß Garrik, bei ſeinem Aufenthalte in Paris, wo er, der franzöſiſchen Sprache nicht genugſam kundig, von ſeinem großen Schauſpielertalente nur mimiſche Proben geben konnte, einſtmals auch die Stufen und leiſeſten Nuancen der Trunkenheit mit treffender Kunſt mimiſch darſtellte, bis endlich ein geiſtreicher franzöſiſcher Schauſpieler, dem Lobe beiſtimmend, dennoch die Bemerkung hinzuſetzte, daß zuweilen der linke Fuß nicht ganz ſo trunken geweſen ſey, als nach Maßgabe des rechten ſich habe erwarten laſſen. Shakſpearen kann dieſer Vorwurf nicht gemacht werden, denn bei Caſſio iſt in dieſer Scene alles ein Raub der Trunkenheit. Ich ſage mit Bedacht „ein Raub,“ denn wodurch wird dieſe Scene ſo bedeutend? Dadurch, daß hier der Wein als etwas Dämoniſches behandelt wird, als eine geheimnißvolle Macht, die alle unſere Sinne umſtrickt, als ein Teufel, dem der Menſch auch nicht um ein Haar breit Obergewalt geben ſoll. — Ueberhaupt ſcheint Shakſpeare, wie ſich durch gar manche Stellen (z. B. im Kaufmann von Venedig, Hamlet, u. a.) zeigen f. ließe, die Trunkenheit ganz beſonders gefaßt zu haben, ohne Zweifel weil er, wie jeder ſinnige Menſch und Dichter, den Wein ſelbſt wie ein heiliges, frommes und fröhliches Gottesgeſchenk betrachtete.

§. 24.

Emilie, Jago's Gattin, wird von Johnſon alſo geſchildert: „Ihre Tugend iſt von der Art, wie wir ſie oft finden, nachläſſig getragen, aber nicht ganz abgelegt, leicht zu kleinen Vergehungen verleitet, aber durch ſchreiende Bubenſtücke in Unruhe geſetzt und empört.“ Richtig, aber nicht genügend. Emilie iſt der vollendete und doch nicht grelle Gegenſatz Desdemona's. Bei dieſer iſt alles aus einem Guß und Ton, alles eine reine tugendhafte Naivetät; bei Emilien iſt alles einzeln, theils zufällig, theils angebildet oder gemacht, und eben deshalb ohne Anmuth. Bei einem Manne, wie Jago, der jede weibliche Tugend tückiſch bezweifelt, iſt ihr Glaube an männliche Tugend ſehr ſchwach geworden, wahre Freude kann ſie in ſolchem Verhältniß nicht haben; aber dem Kummer nachzuhängen, widerſteht ihr, und ſie hat ſich auf eine gewiſſe pikant-witzige Scherzhaftigkeit gelegt; denn obwohl ihr Herz dabei leer bleibt, ſo — geht doch die Zeit dabei am beſten hin.

Von ſolcher unächten, nur angewöhnten Scherzhaftigkeit bis zur größten Bitterkeit über das ganze Leben iſt nur Ein Schritt, und da bei dem gräßlichen Tode ihrer Gebieterin, der Einzigen, die ſie vielleicht jemals geliebt hat, der ganze lang' unterdrückte Schmerz über ihr verfehltes Leben aufflammt, ſo ſcheut ſie auch keine Gefahr mehr, weil ja doch weiter nichts auf dem

Spiele ſteht, als eben das Leben, welches ihr längſt verächtlich geworden iſt.

§. 25.

Bianka. Mit wenigen, aber ſichern Zügen gezeichnet: eine arme, unglückliche, luſtig-traurige, gutherzige Buhlerin. Sie hat noch ſo viel Gefühl gerettet, um den Caſſio, den ſie für den Beſten hält, auch am meiſten zu lieben, in ſo weit hier von Liebe die Rede ſeyn kann. Ein Zug mehr, und ſie wäre vielleicht läſtig, ja widrig geworden; ein Zug weniger, und ſie wäre vielleicht in einem geſtaltloſen Nebel verſchwommen.

Der Narr (nach Eſchenburgs Ueberſetzung: der Rüpel) iſt unter allen Shakſpeare'ſchen Narren der ärmſte in der Erſcheinung, denn ſonſt, dünkt uns, fehlt es ihm nicht an Witz. Der arme Junge findet nur leider faſt nie Zeit und Gelegenheit, ihn zu gebrauchen, denn unter ſolchen ſeltſamen Menſchen und unſeligen Verhältniſſen könnte ja wohl auch dem Beſten der Witz vergehen; allein dies hat eben der Dichter zeigen wollen und, indem er ihn von allen tragiſchen Scenen ausſchließt, die Herbe des Geſchicks, die hier unumwunden dargeſtellt werden ſollte, walten laſſen. Wir ſehnen uns faſt nach dem harmloſen ſcheckigen Menſchen, aber der Dichter durfte dieſe Sehnſucht nicht befriedigen; wohl aber iſt es ihm gewiß recht, daß wir ihn vermiſſen, denn wir werden uns dabei ſtets ſelbſt ſagen, daß der gute Menſch nicht kommen könne und dürfe, da hier ein ganz anderer Tragödienkreis gezogen iſt, als der Dichter ſelbſt in andern ſeiner Dramen gezogen hat.

§. 26.

Wir ſehen den Narren nur zweimal. Der arme Caſſio, in Ungnade gefallen, will den General durch eine Morgenmuſik zur Verſöhnung ſtimmen, hat aber, wie es ſcheint, eine üble Wahl der Muſikanten getroffen.*) Der Rüpel, voll guten muſikaliſchen Sinnes, bringt ihnen Geld und verſichert, dem Generale gefalle die Muſik ſo ſehr, daß er um alles in der Welt bitten laſſe, nicht mehr Lärm damit zu machen. Sollten ſie aber eine Muſik haben, die man gar nicht hören könne, ſo ſollten ſie nur immer fortſpielen. — Die Muſikanten ſind, ganz außer dem Coſtume gewöhnlicher Muſikanten, ſehr beſcheiden, führen aber leider die verlangte ſeltſame Muſik nicht. — Es mag wohl ſeyn, daß manche Leſer über dieſen Scherz, wie über etwas Unbedeutendes, hinweg geleſen haben, ich ſelbſt geſtehe, daß ich immer großes Vergnügen an dieſem Spaß gefunden. Die Muſik iſt eine rein ätheriſche, heilige Kunſt, die wie köſtlicher Weihrauch ſich entzünden und ſich aufſchwingen ſoll, die reine Form für klare Freude und klaren Schmerz in unſerer Bruſt; aber ſchlechte, lärmende, innerlich leere Muſik iſt faſt das Impertinenteſte und Inſolenteſte, was uns begegnen kann, und ſo möchte uns wohl allen ſchon der Wunſch entſchlüpft ſeyn, daß dergleichen Muſik ſtets unhörbar ſey.

---

*) Es giebt gewiß nur ſehr wenige Leſer, die auf den großen Unterſchied zwiſchen Muſiker und Muſikant aufmerkſam gemacht werden müßten.

Das zweite Mal ſehen wir den Narren mit Desdemonen zuſammen, deren einfache Frage nach Caſſio's Wohnung er mit Hülfe des oft gebrauchten Doppelſinnes in dem Worte to lie (liegen und lügen) durchkreuzt, und zwar auf eine Weiſe, die ſelbſt die Geduld ungeduldig machen könnte, nur nicht jene liebe Frau, die es in der Geduld zur höchſten Virtuoſität gebracht hat. Wer ſieht hier nicht den Grund des Shakſpeare'ſchen Verfahrens? Iſt es nicht wirklich leichter, bei großem Unglück geduldig zu bleiben, als, beſonders wenn ſchon innerlich tiefer Kummer waltet, bei unnützen Kreuz- und Querreden? Desdemona hat auch das ſchon gelernt, oder vielmehr es liegt in ihr, ſtets milde zu ſeyn.

§. 27.

Die Senatoren Lodovico, Graziano und Montano ſcheinen nur vorhanden, um nebſt dem Herzoge von Venedig uns ſtets die Erinnerung an die welthiſtoriſche Beziehung des ſcheinbaren Familiengemäldes wach zu erhalten. Lodovico, der eigentliche Abgeſandte Venedigs, der die überraſchend unangenehme Botſchaft ausrichtet, daß Othello die kaum erſt angetretene Befehlshaberſtelle in Cypern wieder abtreten ſoll, bringt ſeine kühle Vornehmheit in eine ſchon gährend flammende Weit: ein wichtiger Umſtand, der Othello's Wuth nur um ſo mehr ſteigert, die, da er ſie noch einmal zuſammen preſſen muß, endlich in Gegenwart der hohen feierlichen etwas mittelmäßigen Standesperſon gegen Desdemonen gräßlich aufflammt, und dann kalt bitter gegen den vornehmen Herrn.

Merkwürdig iſt hier noch des Dichters Ironie gegen die Wandelbarkeit mancher Senatsbeſchlüſſe in gewiſſen ſogenannten Ariſtokratenrepubliken des Mittelalters. Als die Türken Gefahr drohend heran nahen, wird der geduldige Montano, man weiß nicht warum, abgeſetzt, und Othello erhält ſeine Stelle. Kaum aber hat das Meer die türkiſche Flotte verſchlungen, ſo erfährt der ungeduldige Othello ein gleiches Schickſal, und Caſſio empfängt die hohe Würde, um ſie vielleicht nach vierzehn Tagen an irgend einen der Herren abzutreten, die dem Caſſio ſo trefflich zugetrunken haben. Vielleicht darf ſich ſelbſt der Rüpel mit einiger Hoffnung ſchmeicheln.

§. 28.

So hätten wir denn geſehen, daß an Gründlichkeit, Tiefe, Klarheit in der Schöpfung, Anordnung und Entwickelung dieſes Drama's, überall der höchſte Meiſter zu erkennen iſt, ſo wie ich denn auch um deſwillen zu zeigen verſuchte, daß die frühern Kritiker noch bei weitem nicht genugſames Lob dem Werke gebracht haben. Und dennoch — ſo muß ich vielleicht zum Erſtaunen mancher Leſer hinzuſetzen — ſcheint mir Othello faſt unter allen *reifen* Werken des Dichters das minder *erfreuliche*. Vielleicht iſt, ſo lange es Dramen giebt, keine größere Summe von Verſtand und Urtheil bei der Schöpfung einer Tragödie aufgeboten worden, als für dieſe; vielleicht giebt es kein Stück, das eine umfaſſendere Menſchenkenntniß und höhere Kraft der Charakterzeichnung aufweiſen könnte, vielleicht iſt keines ſo ganz und gar reif und fehlerlos. — „Reif und fehlerlos," dieſe Worte führen zu dem, was ich meine, denn ich möchte fortfahren: vielleicht iſt es *überreif*, und vielleicht iſt jene Fehlerloſigkeit doch ohne jene poſitive *höchſte* poetiſche Erfreulichkeit, wie wir ſie ſonſt bei Shakſpeare finden.

Ich möchte fragen: Iſt das tragiſche Gefühl, welches Lear, Macbeth, Hamlet u. ſ. w. in uns erregen, nicht von einer ganz andern und ſchönern Gattung, als das, welches Othello bietet? Bei jenen Dramen iſt ein unendlich tiefer Hintergrund wahrzunehmen, man kann ſie, wie vollendete Kunſtwerke, nie ganz auslernen, ſondern kehrt täglich mit neuer Liebe zu ihnen zurück; im Othello iſt der Hintergrund weit enger begränzt, und es erſcheint mir dieſe Tragödie wie etwa ein großes herrliches Schloß, voll der köſtlichſten Schätze, deſſen zu hohe Ringmauern aber der freien Ausſicht wehren. —

§. 29.

Ferner: Nie möge die große Kunſt verkannt werden, mit welcher der Dichter die weltgeſchichtliche Beziehung an Othello's Gemälde geknüpft hat; dennoch möchte ich fragen, ob nicht diesmal jene Kunſt faſt ſichtbar und eben deshalb weniger erfreulich ſey. Othello's Leiden wirken ſo gränzenlos tief, daß man Venedig und Cypern darüber vergißt, und nur am Schluſſe iſt Shakſpeare's ganze Größe auch in jener Anknüpfung zu erkennen.

Iſt nicht Shakſpeare in allen ſeinen anderen reifen Werken, bei aller ſeiner endloſen Tiefe, dennoch immer ein lächelndes Kind? oder wenn ihr lieber wollt, ein milder „Kind-Engel"? und möchtet ihr ihn auch im Othello ſo nennen? Ich würde das nicht wagen. Bei mir erregt der Dichter des Othello hohe Bewunderung, und zwar aus ganz andern Gründen noch, als die ſind, weshalb manche meiner Vorgänger ihm jenen Zoll brachten, ich nähere mich ihm mit ehrfurchtsvoller Scheu und lerne ſehr viel von ihm, aber er erfüllt mich nicht mit jener freudigen Liebe, die der Dichter des Romeo, des Kaufmanns von Venedig u. a. in mir erregt. Ich finde eine hohe Begeiſterung und eine tiefſinnige Ironie im Othello, aber beide ſind nicht innig vereint. In der Begeiſterung iſt, wenn ich ſo ſagen darf, gleich von vorn herein etwas Blutiges, und in der Ironie etwas Herbes, faſt dolchartig Zugeſpitztes, obwohl eine großartige Wehmuth ihr zur Seite geht.

Jener „goldene Duft der Morgenröthe“ — verſtattet die Wiederholung des bekannten Wortes aus dem Wallenſtein — er fehlt hier, zwar durchaus nicht in einzelnen Partien, doch das Ganze ſchwebt nicht in dieſem Elemente.

§. 30.

Wenn ich etwas gegen ein ſhakſpeare'ſches Stück zu ſagen habe, ſo ſetze ich ſtets gern hinzu, „es ſcheint mir,“ oder „möchte ich zu behaupten wagen,“ und obwohl dieſe Worte hier faſt immer wirklich hinzugeſetzt worden ſind, ſo iſt es doch des Styls wegen nicht gut möglich, jeden ſolchen Satz mit dem genannten Ausdruck zu beläſtigen; doch will ich die günſtigen Leſer gebeten haben, jene Worte bei ſolchen Gelegenheiten ſtets hinzu zu denken.

Sonſt iſt wohl nicht ſchwer menſchlich zu erklären, wie Othello das geworden, was er mir zu ſeyn ſcheint. Es iſt eines der ſpäteſten, vielleicht des Dichters ſpäteſtes Stück. Zwar können wir bei ihm nie und in keiner Hinſicht von dem Alter als einer Hemmung ſprechen, denn bekanntlich verlieh ihm der Himmel nur zwei und funfzig Lebensjahre; wer aber, wie er, Jahre hat, in denen er für Jahrhunderte, ja wir dürfen ſagen: für Jahrtauſende lebte (oder vielmehr für alle Zeit, in welcher es Menſchen giebt, die für Poeſie zugänglich ſind), bei dem könnte doch wohl zuletzt ein leiſes Erkalten und Ermüden ſtatt finden. Mir gefallen dieſe letzten Worte ſelbſt nicht, ich möchte ihnen daher jeden herben Nebenſinn nehmen und lediglich an den Gang der menſchlichen Natur überhaupt erinnern, deren Geſetzen doch auch der größeſte Dichter unterworfen ſeyn muß. Eine Vergleichung Shakſpeare's im Jahre 1590 oder 1600 mit S. im Jahre 1614 könnte nicht anders als lehrreich ſeyn; darum iſt hier darauf hingedeutet worden, denn, wie geſagt, er darf nur mit ſich ſelbſt verglichen werden.

§. 31.

Manche Kritiker haben geradezu behauptet, Othello ſey das allerletzte Werk des Dichters; ja ich entſinne mich, irgendwo geleſen zu haben, die letzten Scenen des Drama's ſeyen von ihm auf dem Sterbebette geſchrieben worden; eine traurige Notiz, denn der Gedanke, daß unſer theurer William ſich am Schluſſe ſeines reinen Lebens mit ſo manchen finſtern und unſeligen Charakteren und Situationen ſolle beſchäftigt haben, hat gewiß etwas Herbes; es iſt aber zum Glück durchaus nicht nöthig, uns durch dergleichen Gedanken zu beunruhigen, denn die ganze Nachricht ermangelt aller hiſtoriſchen Begründung.

Weit lieber iſt mir Malone's Meinung, daß das lieblich-fröhliche Luſtſpiel: „Was ihr wollt," 1614 geſchrieben worden und alſo des Dichters letzte Arbeit ſey. Mit Entſchiedenheit behaupten läßt ſich freilich auch das nicht; aber wir glauben es gern, daß der

Dichter auch in den letzten Jahren ſeines edeln Wirkens ſich jener reinen Heiterkeit erfreute, die, als das beſte Element des Lebens, ihm ganz eigenthümlich angehörte.

Eine neue Bearbeitung des Othello für die deutſche Bühne ſcheint nicht nöthig, indem wir bereits eine beſitzen, die den meiſten Forderungen entſpricht, welche ſich an Bemühungen dieſer Art machen laſſen. Die Grundſätze, die dabei geleitet haben, ſind in der von trefflichen Kenntniſſen zeugenden Vorrede zu der voſſiſchen Ueberſetzung mitgetheilt worden, und es iſt beſonders anziehend zu vernehmen, wie unſer edler Schiller noch in den letzten Monaten ſeines Lebens bemüht war, Shakſpeare's großes Werk in reinerer Geſtalt, als es ſich bisher bei uns gezeigt hatte, auf die deutſche Bühne zu bringen.

Druckfehler.

Seite 22. Zeile 4 von unten lies: des ſind wir gewiß
„ 25. „ 7 von oben lies: Peripetie
„ 82. „ 7 von oben lies: Landvogt
„ 100. „ 15 von oben lies: Zauberpottes (Das plattdeutſche Wort Pott kommt in Bürger's Ueberſetzung der Hexenſcenen vor.)
„ 109. „ 6 von unten lies: uberſchleicht
„ 133. „ 9 von oben lies: Ben Jonſon
„ 143. „ 12 von oben ſind die Worte: als eine wahre Lebensluſt zu tilgen
„ 167. „ 5 von unten lies: Freiheit
„ 187. „ 13 von oben ſtatt: keine von beiden iſt lies: keine ſind
„ 209. „ 10 von oben lies: Albanien, ſo wie überall wo ſtatt deſſen Albany ſteht
„ 219. „ 7 von unten lies: Dii
„ 256. „ 1 von unten fehlt nach dem Worte „derſelben" ein Semicolon
„ 258. „ 7 von oben nach dem Worte über ſetze: das
„ 297. „ 6 von oben lies: beziehungsreicher
„ 324. „ 8 von oben ſtatt unwürdig lies: würdig
„ 331. „ 10 von oben lies: proof
„ — „ 13 von oben lies: thou
„ 341. „ 3 von unten ſtatt: daß lies: da
„ 348. „ 4 von unten lies: gehabt
„ IX. in der Vorrede Zeile 6 von unten nach dem Worte ein ſetze höchſt hinzu

Sollte, ungeachtet einer genauen Anſicht, in den in engliſcher Sprache mitgetheilten Stellen vielleicht hie und da ein Buchſtabe verſetzt worden ſeyn, ſo wird der günſtige Leſer das leicht entſchuldigen.

Shakſpeare,

erläutert

von

Franz Horn.

Zweiter Theil.

Shakſpeare's

Schauſpiele,

erläutert

von

Franz Horn.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1825.

Inhalt.

Seite

IX. Hamlet 1

X. Der Sturm 96

XI. Ein Wintermärchen 116

XII. Was Ihr wollt 146

Seite
XIII. Wie es Euch gefällt 158

XIV. König Johann 180

XV. König Richard II. 213

XVI. König Heinrich IV., erſter Theil . . 245

Schreib- und Druckfehler.

Seite 57 Zeile 16 ſetze hinter „angehöre“ zwei Ausrufungszeichen der Mißbilligung.
„ 116 „ 11 von oben ſtatt „bezeichnenderes“ lies beſtimmteres.
„ 119 „ 10 von unten lies Jonſon.
„ 153 „ 14 von unten lies gleichfalls Jonſon.
„ 168 „ 10 von unten ſtatt macht lies ſchafft.
„ 183 „ 12 von oben lies aufhelfen.
„ 236 „ 7 von oben lies shew.
„ 239 „ 3 von unten lies deeds.
„ — „ 10 von unten lies precious.
„ 244 „ 8 von unten ſind die Wörter „faſt“ und „fragt“ zu tilgen.
„ 246 „ 9 von unten lies he.
„ 273 „ 7 von unten ſind die Worte „ja faſt rührend“ zu ſtreichen.
„ 285 „ 11 von unten lies erlebt.

Andere kleine Druckfehler, beſonders in den in engliſcher Sprache mitgetheilten Stellen, Buchſtabenverſetzungen u. ſ. w. wird der günſtige Leſer leicht entſchuldigen und verbeſſern.

IX.

Hamlet.

Thou com'st in such a *questionable* shape,
That I will speak to thee.
Act I, Sc. 4.

§. 1.

Indem wir uns dieſem Werke nähern, das nicht bloß, wie die alte Sphinx, Räthſel aufgiebt, ſondern ſelbſt das größte Räthſel iſt, ſollten wir billig zuvörderſt einen Anruf an die Muſe der Einfachheit und Beſcheidenheit vorangehen laſſen, die, freilich immer nöthig, hier als erſte und letzte Bedingung walten muß. Wir ſtehen jetzt vor einem wunderbaren Rieſenſchloſſe, in welchem ſeltſame und tiefſinnige Geiſter hauſen. Schon mancher wollte ſtürmiſch eindringen: aber es ging ihm faſt wie dem noch ungeläuterten Tamino, dem aus den verſchloſſenen Pforten das traurige Wort: Zurück! entgegentönte. Andere gelangten wirklich in den Vorhof, vernahmen einiges Wunderbare, wurden aber dann übermüthig und zürnten faſt dem Geiſte, der ſchweigend durch ihre Mitte ging und ihnen nicht Rede ſtehen wollte. Noch andere, höher begünſtigt, drangen tiefer ein, behielten aber entweder das Geheimniß für ſich, oder deuteten doch nur einzelnes leiſe an, das wohl geeignet war den Trieb nach umfaſſenderer Belehrung noch mehr zu entflammen. — Wer auch nur von der Tiefe dieſes Drama's einige Ahnung hat, wird nie ohne eine gewiſſe ehrfurchtsvolle Scheu, die mit der Liebe Hand in Hand geht, von demſelben reden. Es wird ſtets ſein eben ſo freies als nothwendiges Studium bleiben, es wird ihm zuletzt zur Allegorie eines großen Theils des modern tragiſchen Lebens werden; und wenn er erſt gelernt hat es im Ganzen aufzufaſſen, ſo werden ihm ſelbſt einzelne Stellen wie ein Blitzesglanz erſcheinen, der manche der bedeutendſten Partieen in der Geſchichte der Völker wie der einzelnen Menſchen plötzlich wunderbar erhellt, wobei das lang geſuchte löſende Wort feierlich doch unumwunden ausgeſprochen wird. — Aber wir bedürfen auch einer ganz beſondern Stärke und Eigenkraft, wenn wir dieſem Schauſpiele nahe treten, denn es ſchwebt um daſſelbe und weht in demſelben ein eben ſowohl lockender als betäubender Zauberduft, ſo daß gar manche ſchon, während ſie nur überſchauen wollten, ſich faſt als Gefangene ergeben mußten, oder doch wenigſtens ſelbſt in eine der Hamlet'ſchen ähnliche Stimmung verſetzt wurden, in welcher man nicht mehr ganz klar zu ſehen vermag.

§. 2.

Wir wollen jedoch zuvörderſt alle frühere ernſte und redliche Bemühungen, das Verſtändniß dieſes Schauſpiels zu eröffnen, mögen dieſelben nun geſtern, oder vor einem Jahrhundert, oder ſchon zu Shakſpeares Zeiten begonnen ſeyn, in ihrem ganzen Werthe freudig anerkennen; dann aber zugleich für unſern Zweck gar vieles zu vergeſſen ſuchen, was wir jemals über dieſes Stück gehört oder geleſen haben. Möge auch der günſtige Leſer daſſelbe thun wollen, um jetzt das ganze Stück, gleichſam als wäre es noch nie betrachtet worden, von der erſten bis zur letzten Scene bald ſtreng verweilend, bald raſch mit mir durchzugehen. Wir wollen, um es mit Einem Worte zu bezeichnen, verſuchen, ob wir leſen können, was in den Zeilen ſteht, und hinter und zwiſchen denſelben, und was wir geleſen haben, ruhig der Prüfung derer, welche prüfen können und wollen, übergeben. —

§. 3.

Das in Alt-Dänemark herrſchende Haus hat wie das ganze Land den größten Verluſt erlitten. Der König, ein edler Heldenfürſt, der, außer andern großen Thaten, einſt auch den Fortinbras, Herrſcher von Norwegen, überwand und einen bedeutenden Theil ſeines Gebiets als Lohn des ſiegreichen Zweikampfes erwarb, iſt plötzlich aus ſeiner glänzenden Laufbahn geriſſen und auf eine trübgeheimnißvolle Weiſe geſtorben. Ein allgemeines Schrecken hat ſich im Lande verbreitet: denn wenn ſchon der Tod eines allgemein bewunderten und geliebten Fürſten eine ſchmerzliche Theilnahme erregen muß, ſo iſt dieſelbe hier noch geſteigert worden durch die Art des Verluſtes. Wie in Griechenland niemand den Tod in der Schlacht für ein Uebel hielt, ſondern für den höchſten Triumph, wohl aber den Schmerzenstod des Hausvaters an einer Krankheit, in der Mitte der Seinigen: — ſo auch im alten Norden. Und nun hier noch das Geheimnißvolle der Krankheit des Dänenkönigs, der — etwa in der letzten Hälfte der noch rüſtigen Mannesjahre — ſo jammervoll aus dem blühenden Leben abgefordert war: dieſer Umſtand vermehrte den Schrecken in der Fürſtenburg wie im Lande. Dieſe Stimmung benutzt Claudius, der unkriegeriſche und vom Volke nicht geliebte aber liſtige Bruder des Verſtorbenen, und beſteigt den verlaſſenen Thron. Hamlet, der Sohn des gefallenen Königs, iſt in eine ſo tiefe Schwermuth verſunken, daß er das (hier nur locker gedachte und nicht entſcheidende) Recht der Erbfolge nicht geltend macht, ſondern wie betäubt geſchehen läßt, was er nicht hätte dulden dürfen. Claudius wohl ahnend, daß ſein Schritt nicht ohne Mißbilligung könne betrachtet werden, ſucht ſeine geglückte Anmaßung durch einen zweiten Schritt zu verſtärken, indem er ſich mit der königlichen Wittwe, Gertrud, vermählt, obwohl noch kaum zwei Monate ſeit dem Tode des Königs verfloſſen ſind.

§. 4.

Hier beginnt das Stück. Der Dichter führt uns auf die Terraſſe vor dem Schloſſe zu Helſingör. Ein Kriegsmann (Bernardo) löſt den andern (Francisco) von der Wache ab. Es iſt Mitternacht, es werden nur ſparſam Worte gewechſelt; aber ſie ſind bedeutſam. Francisco dankt für die Ablöſung, es ſey bitter kalt und ihm ſchlimm zu Muthe (I am sick at heart); ein Wort, das ſich unter andern Umſtänden für einen Soldaten nicht wohl eignet. Indeſſen iſt in ſolcher Stunde wohl niemand redſelig; auch wird Francisco bald darauf von dem höher ſtehenden Marcellus „o grüß Dich wackerer Krieger“ angeredet, weshalb wir ihn keineswegs ſchelten dürfen über das geiſtig-körperliche Mißgefühl, das ihn auf dieſer ſchauerlichen Terraſſe in nordiſcher Mitternacht beſchlichen. Es iſt erlaubt in der Geiſternähe anders zu empfinden, als im Sonnenſchein des Tages.

Die Bühne belebt ſich jetzt durch zwei höhere Officiere: Horatio kommt nur um dem Freunde Geſellſchaft zu leiſten, und durch die eine Frage: „nun, iſt das Ding heut wiederum erſchienen?“ giebt er dem Zuſchauer den erſten Blick in das Stück hinein und in ſeinen eigenen Charakter. Er iſt ein tüchtiger Mann, der nicht nach bloßem Hörenſagen urtheilt, ſondern ſelbſt forſchen will; aber ohne Phantaſie und faſt nur hiſtoriſch lebend. Er hat mit Hamlet zugleich in Wittenberg ſtudirt und nicht ganz ohne Frucht, doch — wie es ſcheint — ohne ſich ſonderlich anzuſtrengen, metaphyſiſche Vorleſungen gehört. Marcellus, den wir ſpäterhin um einer milden chriſtlichen

Idee willen lieb gewinnen, bereitet uns weiter vor, das große Wunderbare zu vernehmen, indem er von einem Schreckbild redet, das bereits zweimal erſchienen ſey; bis endlich Bernardo, nach kurzem Zwiſchenreden, die Erzählung feierlich beginnt und die Phantaſie erhebt durch die Hinweiſung auf den Lauf des Sterns, der jetzt wieder da glühe, wo er geſtern den Himmel erhellt habe. Doch bei den Worten: „indem die Glocke eins ſchlug“ wird er in ſeiner eben begonnenen Erzählung von der Erſcheinung des Geiſtes, durch die Erſcheinung des Geiſtes ſelbſt unterbrochen, der langſam über die Bühne ſchreitet. Den erſchreckten Männern bleibt faſt nur noch das Auge klar, um die Geſtalt des verſtorbenen Königs zu erkennen. Horatio rafft ſich am erſten zuſammen und redet die Erſcheinung an, mit dem Muth des reinen Gewiſſens, der jedoch durch den Umſtand, daß er noch immer einen Betrug wenigſtens für möglich zu halten ſcheint, am Werthe verliert; wenigſtens ſcheint Marcellus dies durch das Wort: „es iſt beleidigt“ anzudeuten. Bald aber hören wir aus ſeinem eigenen Munde, daß keine Täuſchung möglich ſey: denn ganz ſo habe der verſtorbene König ausgeſehn, als er einſt den ſtolzen Norweg und den beſchlitteten Polacken niederſchlug.

§. 5.

Dieſe Erinnerung iſt hier ganz an ihrer Stelle und bezeichnet den tragiſchen Contraſt des irdiſchen Heldenglanzes mit dem jetzigen wohl geahneten unſeligen Zuſtande des umherwandelnden Geiſtes. Das Stück ſteigt jetzt faſt von Zeile zu Zeile, denn nicht umſonſt kann der Heldenfürſt die Riegel ſeines Grabes geſprengt haben, und es muß dem Staate beſondere Gährung drohen, die ſich ſchon jetzt in mancherlei unruhigem Treiben und haſtigen Vorbereitungen zu einem bis dahin völlig unerwarteten Kriege kund thut. Der beſonnene Horatio giebt einen genauen Bericht. Der alte Fortinbras iſt durch des verſtorbenen Königs Sieg um einen bedeutenden Theil ſeiner Ländereien und in ein abhängiges Verhältniß zur däniſchen Krone gekommen. Kaum aber hat der Tod den tapfern Hamlet hinweggenommen, ſo erhebt ſich der junge Fortinbras und rüſtet ein kleines Heer muthiger Abenteurer, um die eingebüßten Länder wieder zu gewinnen; jetzt, dünkt ihn, ſey die rechte Zeit gekommen, denn nur der alte Fürſt war gefürchtet; den neuen König Claudius erkennt vielleicht der norwegiſche Jüngling als einen unkriegeriſchen Schlemmer. Durch dieſe Verhältniſſe — die der Dichter nach und nach entfaltet — gewinnt das Drama eine immer ſteigende welthiſtoriſche Bedeutung, und es ſind nicht mehr die einzelnen Schickſale eines Königshauſes, die uns hier dargeſtellt werden, ſondern wir ſehen ſchon jetzt zwei mächtige Völker durch den uns immer unheimlicher ſcheinenden Tod eines einzigen Fürſten in ihrem ganzen Verhältniſſe geſtört.

Horatio, der gelehrte, giebt uns jetzt noch eine tiefere Beziehung für das Erſcheinen des Geiſtes, indem er an die Wunderzeichen erinnert, die einſt zu Rom dem Fall des großen Julius vorausgingen. Hier wird er durch das neue Auftreten der königlichen Geſtalt unterbrochen; und in erhöhter Stimmung redet er ſie mit wohlgemeſſenen kraftvollen Worten an und bietet Hülfe, inſoweit von Menſchen Hülfe kommen kann. Aber er empfängt keine Antwort. In unſittlicher Exaltation fragt jetzt Marcellus: ob er nach der Geſtalt „mit der Hellebarde ſchlagen" ſolle? und ſelbſt Horatio, noch eben ein Beſonnener, iſt nun ſo ganz von allem ritterlichen Gefühle verlaſſen, daß er erwidert: „thu's, wenn's nicht ſtehen will!" Die Geiſtesnähe giebt eine Trunkenheit des Gefühls, in welcher der Menſch ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig iſt. Marcellus fühlt auch ſogleich nach dem Hinwegſchreiten des Geiſtes das Unrecht, welches er durch jene freche Frage that, und Horatio erinnert, daß der Ruf des den Morgen verkündenden Hahns den Geiſt verſcheucht habe. Die Freundlichkeit des Tages wird angedeutet, und das heftig ergriffene Herz gleichſam von erfriſchenden Morgenlüften angeweht. Die Geiſterſtunde iſt vorüber und die Finſterniß der Nacht muß dem jungen Lichte weichen.

§. 6.

Marcellus erhöht dieſe Stimmung noch gar ſehr, indem er an den erinnert, durch deſſen Erſcheinen wir alle im Lichte leben; und obwohl er anfangs nur eines alten bedeutſamen Kinderglaubens gedenkt, daß, wenn die geweihte Nacht herannaht, die böſen Zauber alle weichen müſſen, („ſo gnadevoll und heilig iſt die Zeit.") ſo iſt doch ſelbſt dieſe Erinnerung hinreichend, um das Herz mit einem wohlthuenden Gefühle zu erfüllen. Es iſt das Heiligſte wenigſtens angedeutet, und wohl wußte der Dichter, daß es einer ſolchen Andeutung bedurfte, da die Schauer dieſer Geiſternacht uns ſonſt würden zu mächtig getroffen haben. Horatio aber, mehr dem Aeußerlichen zugekehrt, ſetzt die Hinweiſung auf den anbrechenden Tag fort, indem er uns das köſtliche Bild eines jungen Siegers giebt:

„Doch ſeht, der Morgen angethan mit Purpur
Betritt den Thau des hohen Hügels dort!"

Die Natur iſt immer die treue, alte und ſtets ſich neu verjüngende Freundin des Menſchen; und wie auch das Leben wechſele, und wie tief auch die Geheimniſſe ſeyn mögen, die der Geiſt verarbeitet oder an ſich vorübergehen ſieht, ſie hält die alte Regel feſt, und ſelbſt nach der geſpenſtiſchen Grabesnacht beſchreitet der Morgen, ein junger lieblich blühender Götterknabe, in Purpur gehüllt, den Thau des hohen Hügels.

§. 7.

Hier endet die erſte Scene und wer fühlt nicht ihre Vortrefflichkeit als lebenvolle Expoſition? Es giebt vielleicht keine, die ihr ganz gleich käme an Genauigkeit, Deutlichkeit, tiefer Eindringlichkeit. Alles ſteht vor uns wie ein im kleinſten Punct vollendetes Gemälde: das nordiſche Klima, die Phyſiognomie aller aufgetretenen menſchlichen Geſtalten und die Schauer der Mitternacht, wir glauben die geöffnete Königsgruft zu ſehen, erſchauen den majeſtätiſch-unglückſelig Umwandelnden; und wenn er zweimal erſcheinend dennoch das Stillſchweigen nicht bricht, ſo iſt dieſes nur um ſo beredter, denn *zu* ſchwer und furchtbar, ſo ahnen wir, ſind die Geheimniſſe, die er zu verkünden hat, und dieſe Männer, obwohl wacker geſinnt, doch noch nicht würdig, in dieſe Tiefen geführt zu werden. — Wir ahnen, daß hier irgend etwas Gräßliches müſſe vorgegangen ſeyn, etwas Ungeheures, das den ganzen Staat aus ſeinen Fugen zu reißen droht. Wir glauben an dieſen Geiſt, ein Wort, das ſich in ſolchem Grade vielleicht von keiner andern Geiſtererſcheinung ſagen läßt; aber indem uns der Dichter gleich beim Beginn des Stücks im Mittelpunct des Gemüths erregt hat, beruhigt er auch wieder auf die köſtlichſte Weiſe durch die ſüße Erinnerung an den göttlichen Gebieter aller Geiſter, ſo wie durch die in dem angeführten Bilde uns völlig ſichtbar werdende Freundlichkeit des Tages.

§. 8.

Von der grau dunkelnden Terraſſe führt uns der Dichter jetzt in den Prunkſaal des Schloſſes, wo wir den neuen König mit ſeiner Gemahlin im höchſten Schmuck, (ja nicht bloß geſchmückt, ſondern in den hellſten Farben des hochzeitlichen Feſtes glänzend) umgeben von den Großen des Hofes, erblicken. Nur eine einzige nicht geſchmückte, unfeſtlich ſchwarz gekleidete, in trübes Nachdenken verſunkene Jünglingsgeſtalt ſehen wir daneben. Selbſt dieſer bloße Farbenwechſel iſt anziehend für uns und hat ſich, wie alles, zu des Dichters Zweck gefügt. Wie in der Natur Licht und Farben und Schatten zauberiſch wechſeln oder verſchmolzen ſind, ſo auch ſtets bei Shakſpeare.

Der König hat die Feierlichkeiten ſeiner Vermählung geendet, und hält jetzt an den Hof eine Rede, in welcher nach der Dankſagung an die Großen für ihre Beiſtimmung und Gegenwart, eine kurze Auseinanderſetzung der politiſchen Verhältniſſe zu dem alten und jungen Fortinbras folgt. Zwei Geſandte werden — mit etwas unbeſtimmten Aufträgen — nach Norwegen geſchickt, und zwar vor unſern Augen, damit wir jene oben erwähnte welthiſtoriſche Beziehung deutlich erfaſſen, und der Hintergrund ſich deſto mehr vertiefe und gleichſam Raum laſſe für eine noch zu erwartende einfach großartige Geſtalt. Die Rede des Uſurpators ſelbſt ſchwankt zwiſchen Geiſt und Ungeiſt, iſt voller Manier und ſtreift mitunter ſogar an baaren Ungeſchmack. Es iſt die Rhetorik der Gemüthloſigkeit, die durch allerhand Studien gegangen iſt, das Rechte zu treffen meint, und doch faſt nie trifft. Die Redensarten, daß eigentlich das ganze Reich „in Eine Stirn des Grams ſich falten“ ſollte, das im Bilde zugleich erſcheinende Eine heitere und Eine naſſe Auge ſind hart und faſt widrig, wogegen wieder andres zweckmäßig iſt und leidlich wohl tönt. Da wo Claudius erzählt, ſcheint er trocken und locker, wie es wohl einem unſichern, halb zerfahrenen Manne zu gehen pflegt, der, an Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten aller Art gewöhnt, auch einmal ein wichtiges Geſchäft abzumachen gezwungen iſt. Wir ahnen ſchon jetzt die Unächtheit ſeines Weſens in dieſer tappend umhergreifenden Rede.

§. 9.

Ein zweites, aber unwichtiges Geſchäft, die Entlaſſung des jungen Laertes, der nach Frankreich abzugehen gedenkt, giebt dem Könige Gelegenheit, den Vater des Abziehenden überſchwänglich zu loben, aber auf eine Weiſe die nicht königlich iſt. Auch früher ſchon fand ſich in der Rede ein unfürſtliches Wort ein, als es von dem jungen Fortinbras hieß, er habe die Rüſtung begonnen „aus Minderſchätzung unſers Werthes.“ So ſpricht, meines Bedünkens, ein ächter König niemals vor dem verſammelten Hofſtaat.

Daß Laertes nach Frankreich reiſet, und zwar zum zweiten Male, daß er dieſen Wunſch faſt ungeſtüm gehegt und nicht Bitten und Flehen geſpart hat ihn zu erfüllen, iſt wichtig. Shakſpeare, der ächte Britte, liebt Frankreich nicht, und ſpottet oft über die gezierte Afterbildung, welche manche ſeiner jungen Landsleute aus jenem Lande mit zurückgebracht hatten. Erwägen wir zugleich dieſen Umſtand, ſo wird es uns um ſo weniger befremden, wenn wir ſpäterhin den Laertes, als einen eiteln, altklugen, doch heftig ſprühenden Jüngling, ſehr unwürdig handeln ſehen.

§. 10.

Erſt jetzt, als den Dritten in der Reihe, redet der König ſeinen Neffen an, und empfängt auf die halbſtrafende Frage nach ſeinem Befinden eine witzig ſchwermüthige Antwort. Man hat geſagt, es zeige von Geringſchätzung, daß er ſich erſt jetzt zu ihm wende, und ohne Zweifel kannte Claudius die bisherige Thatenloſigkeit und durch Trübſinn gebrochene Kraft des Prinzen, um ihn für den Moment nicht mehr zu fürchten. Aber von einer ſichtbar werdenden Geringhaltung kann hier wohl ſchwerlich die Rede ſeyn, denn in jedem Falle wünſcht doch der König ein leidliches Verhältniß mit dem ſchwer Beleidigten; und als Zweiten im Reich will er ihn ganz gern behandeln, ſobald er ſelbſt nur auf ſeinem geraubten Königsthrone nicht geſtört wird. Jetzt aber iſt ihm Hamlet durch ſeine Stimmung und Kleidung unheimlich geworden, und er verſpart in der Verlegenheit die unbequeme Unterredung mit demſelben bis zuletzt. Der Troſt der Königin, der lediglich in dem nie ſonderlich bezweifelten Satze beſteht, daß was lebt ſterben müſſe, um Ewiges nach dem Zeitlichen zu erwerben, wird vom Hamlet faſt unartig, ihre ſpätere Frage mit Wehmuth und eindringlicher Beziehung auf Seyn und Scheinen beantwortet. Jetzt glaubt der König eingreifen zu müſſen, kann aber anfangs nichts weiter als nur den eben genannten Satz und noch dazu verſtümmelt mit Weglaſſung der Ewigkeit (!) auf die unfruchtbarſte Weiſe in die Breite treten. Was weiter folgt, iſt wie aus einer mittelmäßigen Predigt genommen; ſehr charakteriſtiſch aber, daß dieſer ſehr gern Redende ſich im Reden ſelbſt erhitzt. Die höchſte tragiſche Bedeutung gewinnen jedoch alle dieſe Tröſtungen und Ermahnungen durch den Gedanken, wer es denn ſey, der alſo redet. Es iſt der Mörder ſelbſt, der hier den Sohn des Gemordeten durch Gemeinplätze tröſten will, der Mörder ſelbſt, der hier ſich zürnend, ſtrafend und ſcheinheilig anſtellt, und die jammervoll ſchwache Zulaſſerin des Mordes ſelbſt, die durch ein paar ſauerſüße Worte den Unglücklichen an ſich ziehen möchte. Dennoch ſteht die letztere ein wenig über Claudius, da ſie noch einer gewiſſen demüthigen Liebe für den Sohn fähig iſt, wodurch gleichſam noch ein letzter herbſtlicher Sonnenblick auf die Trümmer ihres Charakters fällt. Ohne Zweifel iſt ſie es, die den König vermocht hat den Sohn zu erſuchen, nicht wieder nach der hohen Schule zu Wittenberg zurückzukehren. Hamlets Bleiben oder Gehen iſt für Claudius vielleicht faſt gleich gefährlich; in dieſer Zeit wünſcht er jedoch gewiß den Unbequemen fern und giebt nur Gertruden nach.

§. 11.

Es iſt bekannt, daß mehrere Kritiker über den ungeheuren Anachronismus, den der Dichter hier begangen, geklagt oder geſpöttelt haben, wobei nur der Umſtand merkwürdig iſt, daß ſie nicht lieber gleich über die Haltung des ganzen Stücks klagten, dem ja durchgängig nicht die altnordiſche, ſondern die Bildung des ſechszehnten Jahrhunderts ertheilt worden iſt. — Es kann gar wohl ſeyn, daß Sh. nie gehört hatte, wann jene treffliche deutſche Univerſität geſtiftet worden: aber iſt es denn ſo ungemein ſchwierig, dergleichen zu erfahren? Hatte Shakſpeare denn nicht einen gelehrten Freund oder ein gelehrtes Wörterbuch zur Hand? und hätte es ihm wohl mehr gekoſtet, als etwa eine Minute, um die Jahrszahl 1502 hervorſpringen zu ſehen? Er wollte aber von jener Zahl nichts wiſſen, denn er bedurfte einer Univerſität, wie man zu ſeiner Zeit Wittenberg ſich dachte, als ein Nebenmotiv für Hamlets Charakter. Dort, wo Luther geleuchtet hatte, war die Philoſophie zu Hauſe: das wußte jeder Zuſchauer, der nur überhaupt etwas wußte. Wie nahe aber liegt bei den verſchiedenartigen Charakteren derer, die jene Wiſſenſchaft treiben, auch das traurige metaphyſiſche Klügeln; denn nur das völlige Vertrautſeyn mit und auf dem Ocean der Philoſophie führt zur Klarheit; ein paar Tropfen aus demſelben geben oft trübe Gefühlstrunkenheit, und ſchärfen den Verſtand lediglich um den ſchönen Blüthenſtaub des Lebens grauſam abzuſtreifen. — Stets wird es jedoch eine angenehme Betrachtung bleiben, daß der Dichter, der, als Britte, von Deutſchland nicht viel wußte, doch die Hauptrichtung der Deutſchen zum tiefen Denken aufgefaßt hatte.

§. 12.

Hamlet gewährt die Bitte, da die Mutter ſie ohne Wortprunk und nicht ohne Rührung ausſpricht, ſo wie denn auch ohnehin — der Dichter deutet es genugſam an — das oft ſo nothwendige Talent, Nein zu ſagen, für jetzt dem Prinzen mangelt. Der König zeigt ſeinen Beifall mit pathetiſch gezierten Worten und verſpricht, daß dem nachgebenden Hamlet zu Ehren, jeden frohen Trunk, den heute Dänemark ausbringe, das Geſchütz bis an die Wolken tragen ſolle u. ſ. w. So hätten wir alſo in ihm den Mann gefunden, der Phraſengetön für Beredſamkeit hält, und ſelbſt faſt nur aus Phraſen beſtehend, das Rauſchen ſeines Redefluſſes gern behorcht, — den Mann, der einen abgeſandten Hofmann überſchwänglich lobt, und die Geſchäfte obenhin abthut, der gehaltlos tröſtet, im Tröſten ſich ſelber Zorn erſpricht, dann endlich um nur fertig zu werden, über ein geringfügiges Wort des eben erſt geſcholtenen Neffen unmäßig jubilirt und endlich zum — Schmauſen, ſeinem Lieblingsgeſchäfte, ſich anſchickt, wobei er ohnehin noch unnützes Gebrauſe zu veranſtalten verſpricht. — Der Kanonendonner hat freilich etwas gar ſehr majeſtätiſches; hier aber, wo er keinen andern Sieg zu verkünden haben wird, als den über Rheinweinflaſchen, kann er ſich nur widrig ausnehmen. Es iſt der Lärm um nichts; aber er betäubt doch, und das iſt dem Claudius für jetzt genug.

§. 13.

Jetzt erſt erblicken wir den Prinzen allein und ſind geſpannt auf jedes ſeiner Worte. Wir erwarten ihn tief betrübt, oder heftig, vielleicht gar der Verzweiflung nahe aufwallend; dennoch überraſcht uns noch das Uebermaaß und die Richtung ſeiner Schmerzen. Er zürnt über das feſte Fleiſch, das ihn zu hemmen ſcheint wie ein engender Kerker, und wünſcht, zu thatenloſem Jammer verdammt, daß es ſich in einen Thau auflöſen möge. Er klagt, daß der Ewige den Fluch gerichtet habe gegen Selbſtmord; denn daß er dennoch eine gewiſſe — faſt möchte man ſagen mechaniſche — Liebe zum Leben hege, weiß er wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht. — Dann höchſter ſchmerzlichſter Unwille über das ganze Treiben dieſer Welt. Erinnerung an den herrlichen Vater, vermiſcht mit Haß und Verachtung gegen den Oheim. Furchtbare und wehmüthige Bitterkeit bei dem Gedanken an die ſcheinbare Wechſelliebe ſeiner Eltern, durch Witz geſchärfte Stacheln des Schmerzes über den Abfall ſeiner Mutter. „Schwachheit, Dein Name iſt Weib!“ Dieſe Worte ſind faſt über den ganzen Erdball hingeweht und man hat ihnen die Unterſchrift gegeben: „Shakſpeare.“ Aber mit großem Unrecht: denn nicht der klare, mildgeſinnte Dichter, der eine Cordelia und Roſalinde, Imogen und Miranda ſchuf, ſpricht ſie aus, ſondern ein unſeliger Menſch, der in ſich ſelbſt den Halt verloren. Er — ſo eben noch wagend den irrigſt feindlichen Satz gegen ein ganzes

Geſchlecht auszuſprechen — fühlt ſogleich ſelbſt ſeine eigene Schwäche und verräth ſie in den Worten: „meinem Ohm vermählt, dem Bruder meines Vaters, doch ihm ähnlich, wie ich dem Herkules." Wie käme Hamlet gerade zu dieſem Vergleiche, wenn er nicht ſchon jetzt uns mit ſeiner Schwäche, ſo wie mit ſeiner Bitterkeit gegen dieſe Schwäche vertraut machen wollte? Aber ſie iſt auch ſchon jetzt in hohem Maaße vorhanden: denn wie gerecht auch ſein Zorn iſt, und welche Ahnungen in ihm aufſteigen mögen, er wagt nicht ſie weiter zu verfolgen. Er fürchtet faſt, es könnten ſeine heftigen Reden gegen ſich ſelbſt und den Oheim behorcht worden ſeyn, und als wolle er ſich ſelbſt und ſeine Kraft zu Grabe läuten, ſpricht er ſich zur Ruhe mit den Worten:

„Doch brich mein Herz, denn ſchweigen muß mein Mund."

§. 14.

Es iſt ein durch altes Herkommen, franzöſiſche Tragödien, engliſche Romane u. ſ. w. faſt verſteinerter Irrthum, daß ein ernſter, melancholiſcher Charakter, ein- für allemal ſo angelegt, nun auch nichts weiter reden und treiben dürfe, als — Melancholiſches. Natur und Wahrheit wiſſen davon nichts; wohl aber das reine Gegentheil. Wie ein Auge, das etwa nur vier und zwanzig Stunden lang auf Einen einzigen Punct, ohne alle auch nur ſecundenlange Unterbrechung gerichtet wäre, erblinden müßte, ſo würde auch der Geiſt des Unglücklichen ſich in ſich ſelbſt gar bald zerſtören, wenn nicht bei all ſeinem Schmerze wenigſtens Abwechſelung ſtatt fände, und wenn nicht gerade bei der tiefſten Schwermuth der Witz und die Laune ſo nahe ſtänden. Daß die Verzweiflung am witzigſten ſey, iſt ein uralter Erfahrungsſatz, den man gelegentlich auch einräumt, leider aber nicht ſelten wieder zurücknimmt, und zwar gerade da, wo er am beſten einzelne wichtige Momente in Dichterwerken und Biographien erklären helfen will.

So ſehen wir z. B. in der nächſt folgenden Scene den Hamlet bei dem Wiederſehen des redlichen Schulgenoſſen Horatio anfangs leidlich leicht, und er verſagt ſich nicht eine höflich gute Bemerkung über den müßiggängeriſchen Hang, den Horatio ſich ſelbſt mit Unrecht zuſchreibt. Alles wie in den Tagen guter Ordnung. Dann erſt geht er in Bitterkeit über gegen die ſchnelle Hochzeit, und das herrliche Wort: „mich dünkt, ich ſehe meinen Vater“ u. ſ. w. leitet die Erzählung ein von dem, was ſich auf der Terraſſe zugetragen. Die einzelnen Fragen und Reden des Prinzen, der mit einem Male von ſeiner Wort- und Bilderfülle verlaſſen daſteht, ſind überaus bezeichnend, ſo wie in Beziehung auf die erſchienene Geſtalt Horatio's Bemerkung: „eine Miene mehr des Leidens als des Zorns“, und ſpäterhin: „das ſchwärzliche Silbergrau“ des Bartes. Die Hervorhebung der letzten Bemerkung iſt wichtig, da ſie uns den alten Hamlet als einen noch in voller Kraft aus dem Leben geriſſenen Mann zeigt, keineswegs wie den Dunkan im Macbeth als Greis. In würdigen Worten erklärt Hamlet ſeinen Entſchluß, in der nächſten Nacht die Erſcheinung mit abzuwarten, und in den letzten fünf Zeilen (ſie beginnen mit einem muthigen Auftact: „My father's spirit in arms!“ meines Vaters Geiſt in Waffen! und endigen mit einer tiefſinnigen Betrachtung) iſt abermals deutlich die Miſchung von momentanem Aufſchwung und Geſenktheit wahrzunehmen.

§. 15.

Wir können die Scene nicht verlaſſen, ohne noch des Verhältniſſes des Prinzen zu Horatio zu gedenken. Man iſt gewohnt dieſe beiden als Freunde in höherem Sinne zu betrachten, woran aber der Dichter nicht gedacht hat. Horatio iſt ein pflichtgetreuer wackerer Unterthan, beſcheiden bis zur Uebertreibung, mit der kleinſten Sphäre begnügt, ohne großartige Erhebung, ja ohne beſondern Geiſt, doch haushaltend mit dem was er gelernt hat. Wie wenig es ihm ſelbſt einfällt ſich als Freund des Prinzen zu betrachten, zeigt er ſogar beim erſten Wiederſehen deſſelben, wo ſonſt doch wohl das Gefühl ſich höher aufzuſchwingen pflegt, indem er ſich nur einen „armen Diener“ Hamlets nennt. Ein ſolcher Mann kann als Stab und Stütze ſehr ſchätzbar ſeyn, aber zu einem Freunde iſt er nicht gut genug. Auch Hamlet iſt über das Verhältniß zu ihm ziemlich im Reinen, und die Anrede nach langer Trennung: „ich bin erfreut, euch wohl zu ſehen“ zeugt nicht von beſonderm Feuer. Daß er den „armen Diener“ nicht gelten läßt, ſondern in einen „Freund" verwandelt, iſt theils geſelliger Anſtand, theils wirkliche Schätzung von Horatio's Verdienſt, die ſich bei jedem nicht ganz verwahrloſten Menſchen um ſo mehr zeigt, je tiefer ſich eine achtbare Perſon ſelbſt herabſetzt. Daß ſich ſpäterhin ſeine Schätzung noch erhöht, iſt leicht begreiflich, da ſich Horatio's Unterthanentreue immer deutlicher zu erkennen giebt. Als er ihn aber endlich einmal vollſtändig lobt:

— — — — — — — — Du warſt
Als littſt du nichts, indem du alles litteſt;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geſchick
Mit gleichem Dank genommen u. ſ. w.
(Act III, Sc. 2)

wozu macht er ihn da? Zu einem negativen Ideal oder zu einem Stoiker; und ein ſolcher möchte ſich überhaupt wohl zur Freundſchaft am wenigſten ſchicken. — Warum aber hat Sh. den Horatio nicht geiſtig erhöht? Weil dadurch das ganze Stück würde aus ſeinen Angeln gehoben ſeyn. Wäre Horatio ein großartig kraftvoller Mann, ſo würde er den Freund mit ſich fortgeriſſen oder doch für ihn gehandelt haben, und alles wäre anders. So aber kommt er wie jener nur zur Einſicht, nicht aber zum Handeln; ja er ſteht in mancher Beziehung, z. B. in Scharfſinn, Witz, Phantaſie, Beredſamkeit, tief unter dem Prinzen, obwohl er ihn in der moraliſchen Mäßigkeit der Geſinnung weit übertrifft. Ferner iſt es wahrhaft tragiſch, daß der arme Prinz in aller ſeiner Umgebung keinen höhern findet als dieſen Horatio, und daß er ſich an dieſen ſchließen muß, weil kein anderer *da iſt.* *) — Der iſt doch wenigſtens ein ehrlicher Mann, was allerdings *ſehr viel* iſt, wofür aber Hamlet deſſen geiſtige Mittelmäßigkeit verſchmerzen und ſich überhaupt begnügen muß. Vollendete Liebe und Ehrfurcht hat dieſer nur ein einziges Mal gefühlt, und zwar für den Vater, deſſen Verluſt nie erſetzt werden kann.

§. 16.

Die dritte Scene führt uns in das Haus des Polonius und wir ſehen den Laertes von ſeiner Schweſter Ophelia Abſchied nehmen. Der Bruder fürchtet ſchlimme Folgen von der zärtlichen Neigung des Prinzen für Ophelien, und warnt ſie gutmeinend, aber vorlaut, unzart und altklug. Er ſcheint nicht zu begreifen, daß ein Theil ſeiner Mahnung von der reinen Unſchuld gar nicht würde *verſtanden* werden können, und für befangene Halb-Unſchuld nur phantaſievergiftend ſeyn möchte.

Er hört ſich ſelbſt gern predigen — der ächte Sohn des Polonius, dem Vater faſt wie aus den Augen geſchnitten, kann es mit der Zeit wohl auch noch zum *Horcher* bringen — und rührt mit unzarter Hand ein ſtilles ſüßes Geheimniß an, wofür er jedoch von der ſonſt ſo ſanften Schweſter eine bittere Antwort bekommt. Polonius tritt ein, und da er den jungen Mann, der vor lauter Redensarten nicht zum Abreiſen kommen kann, noch erblickt, ſo nimmt er ſich zuſammen und giebt ihm feierlich einige gute und mittelmäßige Lebens- und Reiſeregeln mit auf den Weg. Beim Abſchied iſt faſt jeder Menſch leidlich erhaben, rührend und gerührt. Ohnehin kommt Polonius ſo eben vom Hofe, iſt noch im Ornat, und kann deshalb noch einiges Feierliche ausſpenden, ſo wie denn überhaupt dieſe ganze Rede wohl ſchwerlich heut zum erſten Mal von ihm gehalten ſeyn möchte, da ſich dergleichen Gelegenheiten öfter ereignen. — Jetzt aber, da der unbequeme Jüngling nun weg iſt, macht Polonius es ſich bequem, und, neugierig geworden durch ein paar aufgehaſchte Worte des Sohnes, läßt er ſich von Ophelien beichten. Die Sache iſt ihm ſchon ziemlich klar und er hat längſt nachgedacht, was dabei zu thun ſey. An eine eheliche Verbindung ſeiner Tochter mit dem Prinzen (den er ohnehin nicht liebt) iſt ſchwerlich zu denken; darum hat er, wie es ſcheint, ſchon beſchloſſen dem Könige die Sache zu vertrauen. Dann ſteht er als ein überaus pflichttreuer Miniſter da, und das Band zwiſchen ihm und dem Fürſten wird immer enger. Für ſeine Tochter hat er nur unartige Verweiſe, ein Wortſpiel, das aber leider mit ihm ſpielt, und den Witz des Bequemen. („dummes Ding," „Ertrag," „Sprenkel für die Droſſeln" u. a.)

---

*) Wie oft wiederholt ſich ein ſolcher Fall in der Weltgeſchichte, wie im Leben einzelner bedeutender Männer! — Je erfahrner der Leſer ſelbſt im Leben iſt, je mehr ſprechen ihn des Dichters tragiſche Beziehungen an.

So charakteriſtiſch aber auch die Reden des Laertes und des Polonius in Beziehung auf ihre eigene Individualität ſind, ſo nicht minder in Beziehung auf Ophelien. Das Uebermaaß von Härte und Altklugheit abgerechnet, muß doch in der *Richtung* ihres Ermahnens, worin beide übereinkommen, *einiges* Haltbare ſeyn, und ſo ahnen wir ſchon jetzt in der liebenswürdigen ſanften Ophelia dennoch einen leiſen Anflug von ſinnlicher Neigung, die ihr ſelbſt freilich völlig unbewußt iſt.

§. 17.

Die vierte Scene führt uns zurück auf die Terraſſe, wo wir Hamlet, Horatio und Marcellus auftreten ſehen. Die Mahnung an Ort und Zeit läßt uns *ſogleich* den Geiſt erwarten, aber es erſchallen erſt grelle Trompetenſtöße und Geſchütz wird abgefeuert, denn der König hält Wort, ſchlemmt und zecht und läßt ſeine Siege verkünden. Es iſt ein ungeheurer Gedanke: der König hält oben im Schloſſe Schmaus und „taumelt den geräuſchigen Walzer" und unten — wandelt der Geiſt des gemordeten Bruders! Hamlets Reflexion über das „ſchwindelköpfige Zechen ſeiner Landsleute" iſt eben ſo geiſtreich als zweckmäßig gerade an dieſer Stelle, da wir verweilend, uns deſto mehr auf die Erſcheinung des Geiſtes vorbereiten. — Er kommt, und alle Schrecken, die nur das von Phantaſie gehobene Herz zu ahnen vermag, dringen auf Hamlet ein; vor der völligen Ueberwältigung durch den Moment ſchützt den Prinzen nur der Feuerſtrom ſeiner Rede und ein Muth, der halb Verzweiflung, halb Wahrheit iſt:

> Mein Leben acht' ich keine Nadel werth —
> Und meine Seele? kann es der was thun,
> Die ein unſterblich Ding iſt, wie es ſelbſt?

Wohl möchte man hier die Frage aufwerfen: „Was überhaupt darf der Menſch fürchten?“ Was der ganzen Gattung nach höher iſt als ſeine Natur; und, im Gegenſatz, was aus der reinen Menſchennatur herab gefallen iſt ins Bodenloſe: das ganz Gemeine. Die Furcht der erſten Art mildern und zur Liebe erhöhen kann nur die Religion, die uns denn auch zur Beſiegung der letztern ſtets mit der gehörigen — Ironie ausſtatten möge.

§. 18.

Die folgende Mahnung Horatio's, dem winkenden Geiſte nicht zu folgen, iſt, ſoviel ich weiß, nie ſonderlich beachtet worden, und doch iſt ſie für das ganze Stück höchſt wichtig. Er, der Beſonnene, Phantaſieloſe, fürchtet ſchon jetzt Hamlets Wahnſinn, und dieſe Furcht wird nur zu bald — wenigſtens zur Hälfte — beſtätigt; denn Hamlet darf dieſer treuen Mahnung nicht folgen. Er fühlt, daß ſein Schickſal rufe; doch weil er jetzt auf einem großen Momente ſteht und im Beſitze ſeiner ganzen Kraft iſt, hält er ſich für bei weitem gewaltiger als er in Wahrheit iſt, denn von den Sehnen des Nemeer Löwen iſt nichts bei ihm zu ſpüren.

Ein Geiſt, der bis dahin auf keine Anrede etwas erwiderte, würde, ſobald er ſich zum Sprechen bequemt, an Furchtbarkeit verlieren, wenn nicht die Erzählung ſelbſt mit allen Schaudern der unſichtbaren Welt erfüllt wäre. Zuvörderſt ſein Zuſtand im allgemeinen in den Qualen des Fegefeuers, die hier nur mit wenigen aber ſtarken Zügen angedeutet werden. Der Dichter hat dieſen altkirchlichen Glauben auf das trefflichſte benutzt, und durfte es um ſo ſicherer, je näher ſeine Zeit noch jener alten ſtand. — Hamlet war ein edler Heldenfürſt, ein nur zu zärtlicher Gatte und Vater, aber die Schwächen der Menſchennatur und ſeiner Zeit hafteten zum Theil auch auf ihm, und je größer die Kraft, je näher iſt oft der Irrthum und die Einzelſünde. So ward er ſchlafend von der Hand des Bruders weggerafft in der Sünden Blüthe (in the blossoms of my sin), ohne die Wohlthat der Beichte und des Nachtmahls vor das Gericht geführt; eine Erzählung; der die dumpfen Ausrufungen:

o horrible! o horrible! most horrible!

gleichſam zum furchtbaren unterirdiſchen Geiſterchore dienen.

Noch bietet ſich in der Rede des Geiſtes manches ſehr bedeutende dar. Wir ſehen in ihr den Claudius als Brudermörder, und ſelbſt in dieſem entſetzlichen Frevel iſt er noch feige und gemein. Den klaren Heldenaugen des Bruders konnte er nicht begegnen, er wartet bis der Schlaf ſie geſchloſſen hat, er nimmt den ſicherſten Moment wahr, wo der Bruder nach einer fröhlichen Mahlzeit ſich Nachmittags auf einen einſamen Raſen im Garten zum Schlummer hingeſtreckt hat; — und auch ſo wagt er noch nicht ihn zu berühren, weder mit der Hand noch mit dem Dolche, ſondern er träufelt ihm, nur leiſe und vorſichtig, den „Saft verfluchten Bilſenkrauts“ in die Ohren. Er hat wahrſcheinlich den Trank ſelbſt gebraut — das verlangte die Vorſichtigkeit —, und eine ſolche Kunſt gehörte ohne Zweifel mit zu dem Witz und den Gaben, die der Geiſt ihm zugeſteht (o wicked wit and gifts — —); und er kennt ſehr wohl die Wirkungen dieſes Giftes, die den Helden ſelbſt ſchnell zum „Lazarus“ umgeſtalten und ihn dem widrigſten Tode zuführen. Schon früher hat er ſich ja der mitwiſſenden Gertrude Herz erworben, und, obwohl ein Sünder, „von Natur durchaus armſelig“, ſo hat doch ſein bischen Witz ihm geholfen, die Königin zu ſo ſchnödem Abfall zu führen.

§. 19.

Was aber dieſem racheforderndem Geiſte vollends unſre ganze Theilnahme und ein hohes tragiſches Mitleiden erwirbt, iſt die ſelbſt in den Läuterungsqualen des Uebergangs zu einer beſſern Welt ihm noch gebliebene tiefe rührende **Liebe** für die ehemalige Gattin *).

---

*) In dem alten Hamlet iſt der Verein altritterlicher Kraft mit zarter Milde und Freundlichkeit angedeutet. „So meine Mutter liebend (heißt es im erſten Monolog des Sohns), daß er des Himmels Lüfte nicht zu rauh ihr Antlitz ließ berühren.“

Sie iſt eine Sünderin vom höchſten Range, ſie iſt der Götterverbindung müde geworden und hat nach „Wegwurf“ gehaſcht, und dennoch liebt er ſie noch, aber auf die einzige Weiſe, wie wir uns die Liebe eines ſolchen Geiſtes denken können. Er fordert keine Rache, er klagt nur über ihren tiefen Fall und will keine Strafe für ſie, als nur die heilbringende des Gewiſſens, ſie ſoll bereuen lernen, um dem ewigen Verderben zu entgehen. Hamlet ſoll kein Oreſt werden; — vielleicht ſchwebte dieſer Gedanke dem Dichter vor.

Als der Geiſt verſunken iſt, ſehen wir klar, daß Horatio's frühere Warnung nur zu gegründet war: denn wir finden in Hamlet jetzt eine ſchauerliche Miſchung von Verſtand und Witz, Schmerz und Halbwahnſinn. Der Ausruf: my tables! (Schreibtafel her! u. ſ. w.) zeugt nicht bloß von einem durchaus geſtörten, ſondern gleichſam aus ſeiner Wurzel geriſſenen Gemüth; und daß er wirklich Ernſt macht und die richtige aber ſehr nahe liegende Bemerkung über die ſtets lächeln könnenden Schurken niederſchreibt, und noch dazu in der Finſterniß der Mitternacht, läßt uns faſt keinen Zweifel an der Zerriſſenheit ſeines Weſens mehr übrig. Man möchte vielleicht erwidern, es komme ſchwerlich zum wirklichen Schreiben: allein es iſt klar, daß Shakſpeare es gewollt. Zwar giebt die Parentheſe (writing) nur einen halben Beweis, da dergleichen eingeſchoben ſeyn könnte; doch zeichnet ſich dieſe kurze Notiz für den Schauſpieler nicht wenig aus, da ſie mitten in einer

Rede iſt, wo ſich ſonſt bei unſerm Dichter faſt nie eine ſolche findet. Die folgenden Worte aber: so, uncle there you are, (da ſteht Ihr Oheim) ſetzen die Intention völlig ins Licht. Endlich zeigt auch noch der ſpätere verworren luſtige Jagdruf: Hillo, ho, ho, boy! come, bird, come! eine Seelenſtimmung, die wenigſtens an Wahnſinn gränzt, wobei wir jedoch den großen Unterſchied zwiſchen Stimmung und Zuſtand wohl zu unterſcheiden haben.

§. 20.

In der folgenden ſchauerlichen Scene der Beſchwörung um Verſchwiegenheit, bei der der alte Maulwurf fortwühlend ſich als der trefflichſte Minirer zeigt, während Hamlets witzige Verzweiflung nicht minder raſch in ſeinem Herzen fortarbeitet, kommt auch das allbekannte Wort vor:

There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy.
Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit ſich träumt.

Das hat bekanntlich einer Menge von ſogenannten Philoſophen, die bereits mit ſämmtlichen Himmels- und Erdenſachen fertig zu ſeyn glaubten, ein Aergerniß gegeben, nicht minder aber leider auch manchem trunknen Träumer als Schild dienen müſſen für die tauben Blüthen einer gewiſſen *gehaltloſen* Gattung von Myſtik. In Hamlets Munde ſind dieſe Worte, wie im allgemeinen ſo im beſondern durch den Augenblick veranlaßt, ſo deutlich, daß man ſie faſt überdeutlich nennen möchte. Der Leſer aber, der ſie als gültige Sentenz betrachten will, wird ſelbſt auf wiſſenſchaftlichem Standpuncte an ihnen Genüge finden, indem ja jede Wiſſenſchaft, auf das Unendliche hindeutend, in der Erſcheinung doch immer nur von endlichen Weſen ſtudirt werden kann, die, ſobald ſie nur die Idee des Unendlichen rein erfaßt haben, ihr Nichtwiſſen einiger Einzelnheiten wohl einräumen werden, ſollten ſie auch, wie billig, gegen die Möglichkeit proteſtiren, daß überhaupt je ein Geiſt dem ſinnlichen Auge erſchien. Für den Dichter iſt es völlig genug, wenn wir, auf poetiſchem Standpuncte, ihm gänzlich glauben.

§. 21.

Hamlet läßt ſeine Freunde ſchwören über die Begebenheiten dieſer Nacht zu ſchweigen, und wie ſeltſam er ſich auch hinfort nehmen möge, da es ihm vielleicht in Zukunft dienlich ſcheinen werde ein wunderliches Betragen (antick disposition) anzunehmen, nie zu verrathen, daß ſie darüber mehr wüßten als andere. — Welch ein Plan oder vielmehr welch ein Halbplan! Denn man überſehe auch nicht das Wort „vielleicht.“ Iſt es doch, als ahne Hamlet ſelbſt, daß auf dieſem Wege nichts ſonderliches zu erreichen ſey, und als ſchwebe ihm nur im allgemeinen der Traum vor Augen, in jenem Zuſtande den Oheim beſſer beobachten zu können. Warum aber dieſe Umſtände? — Traut er ſchon jetzt dem Geiſte ſeines Vaters, der ſich als ſolcher ſo ganz bewährt hat, nicht vollſtändig mehr? Es ſcheint wirklich ſo: denn ſpäterhin geſteht er ſich geradezu, daß die Nachricht des Geiſtes doch wohl falſch ſeyn und der „Teufel" ſelbſt, der beſonders über melancholiſche Menſchen viel Gewalt habe, die ehrwürdige Geſtalt des Königs angenommen haben könne, um ihn zu irgend einem groſſen Frevel zu verlocken. (S. den Schluß des zweiten Acts.) Doch auch die Luſt am Planmachen liegt eben in Hamlets Charakter, und da ſeine Kraft ſich faſt nur in den Kopf zurückgezogen hat, ſo iſt dieſer ununterbrochen geſchäftig, durch vorſichtiges Reflectiren das einfache raſche Handeln zu hemmen. Nicht unbedeutend iſt auch das gewählte Wort antick, welches, wie bekannt, nur entfernt auf den Gedanken des Wahnſinns hindeutet, und mehr auf das wunderlich Seltſame, mit der Beimiſchung des Lächerlichen, wobei wir uns ſogar an die Rolle der luſtigen Perſon in den alten Stücken erinnern ſollen. — — Indeſſen zeigt ſich bald, daß Hamlet wirklich ſtrebe hinfort von Zeit zu Zeit wahnſinnig zu erſcheinen und zwar in den wechſelndſten Farben: luſtig-bitter gegen Polonius, giftig-bitter gegen den König, ſchmerzlich-bitter gegen Ophelien u. ſ. w. Er treibt hier mit ſich ſelbſt das ſchlimmſte und gefährlichſte aller Spiele; doch reizt ihn vielleicht grade *dieſer* Umſtand und — daß er doch nunmehr nach allen Seiten hin — Verſtand und Witz zeigen könne! — Wenn aber je ein bekanntes derbes und grelles Wort, daß man den Teufel nicht an die Wand malen ſolle, da er auch wohl ungerufen komme, eine tragiſche Bedeutung gewinnt, ſo iſt dies hier der Fall. Sich wahnſinnig ſtellen wollen iſt eine Sünde, die gewiſſermaßen ſchon von Wahnſinn oder Halbwahnſinn zeugt; und wie es in dieſer Hinſicht mit Hamlet ſtehe, haben wir bereits geſehen. Er ahnet ſelbſt, wie wenig er auf ſich vertrauen dürfe, und in den Worten:

Die Zeit iſt aus den Fugen! Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt ſie einzurichten kam!

legt er das offenherzigſte Bekenntniß über ſich ſelbſt ab. Blumen und Früchte mancherlei Art hätte dieſes feingeſtaltete glänzende Gefäß wohl tragen können, aber die Laſt, die jetzt in daſſelbe gelegt iſt, wird, ſo ahnen wir, es zerſprengen müſſen.

§. 22.

Wie aber hat ſich Hamlets Charakter gebildet? Die Frage ſchon jetzt am Schluſſe des erſten Acts vollſtändig beantworten zu wollen, möchte kaum ziemen, da nur das ganze Drama ſie hinreichend löſt. Möge indeß gleich hier der Hauptpunct angegeben werden. Es iſt ein *bedenkliches* Glück, der Sohn eines großen Vaters zu ſeyn: denn in der Liebe für ihn, und bei dem Schwung der Phantaſie, den dieſe Liebe und der Gedanke an deſſen Größe dem Sohne giebt, kann es dieſem wohl gar ſcheinen, als ſey er der Mitthäter jener Thaten, während er ſich ſelbſt das Thun gern erläßt. Hamlet hat ſeinen Vater geliebt mit unbegränzter Ehrfurcht, tiefer Innigkeit und faſt leidenſchaftlicher

Hingebung, und die Exiſtenz und ſichtbare Erſcheinung des geliebten Gegenſtandes iſt zu einer Bedingung ſeiner höhern Tugend geworden. Iſt dieſe Bedingung entfernt, — der Menſch darf nie eine ſolche machen — ſo hat er auch den Halt verloren, und wenn früher, von jener an ſich ſo ſchönen Leidenſchaft überſtrahlt, alles Dunkle in ihm in den Hintergrund trat, ſo brechen jetzt, da er allein ſteht, auch alle ſeine Fehler, durch die er ſich ſelbſt am meiſten verletzt, hervor. Er hat die Säule verloren, an die er bisher ſich lehnen durfte, er wankt nun einſam umher und arbeitet ſich ab in irren Planen, während die Kraft, die er für das ſtete Umſchaffen dieſer Plane anwendet, vielleicht ausreichen möchte, um mit ihr durch eine einzige beſonnen kräftige Handlung zum Ziele zu gelangen.

§. 23.

Wir gehen zum zweiten Act. —

Da Polonius ſich ſelbſt nicht traut, ſo traut er auch ſeinem Ebenbilde, dem Sohne, nicht, und unterrichtet deshalb den nachzuſendenden Diener Reinhold, wie er ihn am beſten belauern möge. Er zeigt dabei ein Gemiſch von Liſt, Herzenshohlheit und Altersſchwäche auf die ergötzlichſte Weiſe. Er vergißt, daß, wenn Reinhold wirklich den Auftrag in ganzem Umfange ausführt und Laertes Freunde vorgeſchriebenermaaßen auszuforſchen ſtrebt, er wahrſcheinlich dem böſen Schickſale, — die Treppe hinabgeworfen zu werden, nicht entgehen werde. Das ſicht indeſſen den alten Hofherrn nicht an, er ſcheint nur ſolche Freunde zu kennen, denen ganz wohl um's Herz wird, wenn ſie erfahren, daß der geliebte Freund doch auch mitunter ein kleiner Taugenichts ſey. Nehmen ſie es aber ja ernſter, ſo muß ſich ein treuer Diener wie Reinhold manches gefallen laſſen. — Ueberaus köſtlich iſt die Schlußermahnung: „und daß er die Muſik mir fleißig treibt!“ die ihm mit in den Kauf gegeben wird, wie man etwa einem Abſchiednehmenden noch ein feines Taſchentuch in den Wagen nachwirft, um Schweiß und Thränen damit zu trocknen. Eben weil die Muſik eine ſo heilige Kunſt iſt, erſcheint jede bloß mechaniſche Modeübung derſelben widrig und abgeſchmackt; der Geiſt bleibt dabei leer, ja wird durch Eitelkeit nur immer leerer, und die bloße Dilettantenkunſtfertigkeit geht gleichſam wie ein hüpfender Affe neben dem Beſitzer her.

Opheliens Erzählung von dem Beſuch des verrückt ſcheinenden Prinzen iſt als maleriſche Darſtellung bewundernswürdig und zeigt das Talent der Frauen, zu ſehen, im beſondern Grade. Polonius verfährt gänzlich ſeinem Charakter gemäß, ohne Gefühl, ohne wahres Urtheil, aber nicht ohne gewiſſe verſteinerte Bemerkungen, die ſolchen Notizennaturen eigen ſind. — — Warum erſcheint aber Hamlet in ſeinem jammervollen Zuſtande gerade bei Ophelien? Weil der Wahnſinn, wie früherhin bemerkt worden, kein bloß angenommener, ſondern in mancher Hinſicht ein wahrer iſt, und, da dem Prinzen doch noch das tiefe Gefühl bleibt, weil die Menſchen in der Regel in ihrem Schmerze gerade diejenigen am erſten und am tiefſten verletzen, die ſie am meiſten lieben.

§. 24.

Zweite Scene. Am Hofe hat die Nachricht von Hamlets an Wahnſinn gränzender Schwermuth bedeutend gewirkt, weshalb man zwei Jugendgeſpielen des Prinzen, Roſenkranz und Güldenſtern, gerufen, um bei ihnen Hülfe zu gewinnen. Der auf das Praktiſche gerichtete König hebt beſonders hervor, man möge ihn zu allerhand Luſtbarkeiten zu verleiten ſuchen; denn er weiß ſehr wohl, daß einem Menſchen, der ſchmauſen darf, Hofnarren halten u. ſ. w., doch eigentlich nichts ſonderliches fehlen kann. Roſenkranz und Güldenſtern fühlen ſich überaus geehrt und bitten: nur nicht zu bitten, ſondern zu befehlen. Es ſind ein paar leidliche Geſellen, gleichſam von der Aalgattung, oder im Nothfall auch ein paar ziemlich ſchlimme giftige Schlangen. Für jetzt freuen ſie ſich nicht wenig, doch auch einmal eine Art von Wichtigkeit zu gewinnen, wobei ſie ohnehin noch die Freude haben, ſich putzen, ſchnigeln und biegeln zu können. Ihre Bedeutung wird auch ſogleich außer allen Zweifel geſetzt: denn da der König geſagt hat: „Dank, Roſenkranz und lieber Güldenſtern", wird die Königin augenblicklich beſorgt, daß der liebe Güldenſtern, ſpäter genannt, ſich ein wenig gekränkt fühlen dürfe, obwohl der gute König doch allerdings einen von beiden zuletzt nennen mußte. Dennoch, da dieſen Leuten einmal nicht zu trauen iſt und man es mit ihnen nicht verderben muß, ſo ſetzt ſie ſchnell mit weiblichem Tact hinzu: „Dank, lieber Güldenſtern und Roſenkranz“, wodurch die ganze Sache in die ſolideſte Ordnung gebracht wird. Es iſt eine gar ſchöne Sache um das gute Gewiſſen ſchon um deßwillen, weil es einen behaglichen Muth giebt; während das verletzte Bewußtſeyn nicht bloß feige macht, ſondern mitunter wohl auch zu gewiſſen hypochondriſchen Lächerlichkeiten verleitet.

§. 25.

Polonius bringt die Nachricht, daß die Geſandten von Norweg froh wieder heimgekehrt ſind, und vermehrt das Lob, welches er für dieſe gute Botſchaft empfängt, noch durch die Nachricht, daß es ihm nunmehr durch ſeine eminente Klugheit gelungen ſey, den Grund von Hamlets Schwermuth aufzuſpüren. Darüber will der König augenblicklich Licht heben; doch Polonius, höflich-grob, meint, erſt müßten die Geſandten vernommen werden, dann komme ſeine Nachricht als Nachtiſch. Der Umſtand iſt ſtets überſehen und doch nicht ganz unwichtig. Daß ein König vollkommene Macht habe, die Ordnung, in der er ſeine Geſchäfte beſorgen will, ſelbſt zu beſtimmen, und daß ein Widerſpruch, ſey er auch von welcher Art er wolle, in ſolchem Falle höchſt unſchicklich ſey: das einzuſehen hat auch Polonius Verſtand genug; dennoch läßt er ſich jetzt fröhlich-ungenirt gehen. Auch er darf fühlen, dieſer König ſey kein wahrer König; doch mag er ihn, wie es ſcheint, ziemlich wohl leiden, weil er mit ihm ohne Zweifel leichter fertig wird, als mit dem verſtorbenen Heldenfürſten. Oder — ahnet Polonius wohl gar etwas von dem begangenen Frevel? Wir wiſſen es nicht, doch ſcheint die bloße Frage anziehend. — Die Geſandten melden jetzt: dem jungen Fortinbras habe der Vater die Rüſtung gegen Dänemark verboten, und es gehe nun gegen Polen, weshalb man um freien Durchzug durch das däniſche Gebiet bitte. Der König zeigt ſich nicht eben als ſonderlicher Politiker, denn ihm dünkt die Sache gut und ungefährlich, gleichſam als ſey es mit allen Sorgen zu Ende, wenn der norwegiſche Prinz nur Beſchäftigung bekomme. Nicht minder übel ſteht es mit ihm als Geſchäftsmann, er will die mitgebrachten, ohne Zweifel ſehr wichtigen Briefe bei gelegener Zeit leſen, (faſt wie Falſtaff an Heinrich ſchreibt: „thue Buße in müßigen Stunden“) nimmt ſich aber ſelbſt noch Zeit, die Geſandten gleich auf heute zum Schmauſen zu ſich einzuladen.

§. 26.

Polonius, der jetzt wieder näher tritt, iſt ſo überaus erfreut als Ueberbringer einer wichtigen Nachricht ſelbſt ein wenig wichtig ſcheinen zu können, daß er mit wahrer Luſt die ganze Vorrathskammer ſeiner Redensarten aufthut, und ſorglos herausnimmt, was er gerade zu faſſen bekommt. Dabei iſt kein Gedeihen, wohl aber viel Ergötzung; freilich nicht für ihn und nicht für König und Königin, die wiſſen wollen, woran ſie ſind; deſto mehr aber für den Zuhörer, der es ſich wohl gefallen läßt, daß Polonius in dem eigenen ihm zu mächtig werdenden Wörterſtrom und Wörterſchlamm unterſinkt. Für Leute wie Polonius iſt eben der Zwang erfunden, ſie *ſollen* ſich zuſammenſchnüren: denn laſſen ſie ſich einmal ſorglos hingehen, ſo geräth alles gar übel. — — Wie ſteht hier aber Polonius ſo trefflich da, als Repräſentant einer ganzen Rednergattung, und wie viel Hunderte und Tauſende mögen über ſein

That he is mad, 'tis true: 'tis true, 'tis pity,
And pity 'tis, 'tis true —

inniglich gelacht und dennoch vielleicht am nächſten Morgen auf der Kanzel oder dem Katheder ähnliches hervorgebracht haben, ohne doch, wie jener, ehrlich und reuig hinzuzuſetzen: a foolish figure u. ſ. w.

Endlich kommt Polonius zum Zweck. Er hat ſich von ſeiner Tochter — denn das arme Kind darf nicht widerſprechen — ihren ganzen Schatz von prinzlichen Liebesbriefen mittheilen laſſen und endlich einen herausgewählt, der ihm für den öffentlichen Vortrag am zweckmäßigſten ſcheint. Das bloße Bild: ein abgeſtandener, halbkluger, halbwitziger, kindiſch-weiſer grauer Mann, der von der Liebe gerade ſo redet, wie man etwa erzählt, daß man im letzten Frühling an katarrhaliſchen Beſchwerden viel auszuſtehen gehabt, unter Liebesbriefen wühlend und endlich einen vortragend, iſt im höchſten Grade ergötzlich. Bei der Vorleſung zeigt ſich Polonius auch als Kritiker, indem er den Ausdruck beautified gemein nennt, nicht eben weil er eine Zweideutigkeit dabei findet, ſondern weil er überhaupt umhertappt nach Mitteln, ſcharfſinnig zu erſcheinen, was jedoch auf dieſem Wege unmöglich gelingen kann.

Der Brief ſelbſt hat ſowohl in ſeinen gereimten als reimloſen Zeilen etwas ſeltſam erhitztes und deshalb unbeholfenes, und die Unterſchrift „Thine evermore, most dear Lady, whilst this machine is to him" iſt nicht ohne Anhauch pedantiſcher Gelahrtheit. Dennoch hat er mich ſtets gerührt, denn es iſt erfreulich zu ſehen, daß Hamlet, der die Kunſt der Rede ſo trefflich zu handhaben weiß, über die Liebe nicht viel zu ſagen und noch weniger zu ſchreiben vermag, weil er ſie wirklich empfindet. — Ueberhaupt: wenn wir häufig ſehen, daß manche, die ſehr gut zu ſchreiben verſtehen, nur mittelmäßig reden, ſo finden ſich auch ſeltene, doch beſtimmte Fälle von trefflichen Redekünſtlern, denen die Feder nicht recht gehorchen will. Nicht bloß Hamlet, ſondern eine ganze Gattung, die ihm auch nur von weitem ähnelt, gehört dahin.

§. 27.

Da von kindiſcher Selbſtgefälligkeit bis zum gefährlichſten Hochmuth nur Ein Schritt iſt, ſo befremdet es kaum, daß Polonius ſogar ſeinen Kopf zum Pfande ſetzt, wenn er ſich über den Grund von Hamlets Schwermuth täuſche. Der Arme ahnet nicht, wie nahe ihm das

Schickſal ſteht. — Die folgende Scene zeigt uns den Prinzen nur in einzelnen Worten als den ſich wahnſinnig ſtellenden; alles andere iſt bloß bitter, und man darf vermuthen, daß Hamlet ſich dabei recht wohl befindet, da er ſich nunmehr in ſeiner trüben Laune völlig gehen laſſen und manche treffende Redensart (z. B. „vom überflüßigen Mangel an Witz") zu Tage fördern kann. Polonius ſelbſt findet nicht bloß „Methode" in Hamlets Tollheit, ſondern beneidet ſogar den Tollen um der pikanten Antworten willen, die ihm die Tollheit eingiebt, während er, der Vernünftige, leider an jenem „überflüßigen Mangel" leidet. Späterhin mit Güldenſtern und Roſenkranz zeigt ſich Hamlet als gewandter Hofmann, ſatyriſcher Scharfblicker, philoſophiſcher Denker und tiefſinnig ſchwermüthiger Träumer, doch nie als Wahnſinniger.

Dieſe mannigfaltigen Farben ſind trefflich verbunden und gerade ſo mußte der Dichter malen: denn abgerechnet, daß monotoniſche Melancholie für den Zuſchauer gar bald etwas langweiliges haben müßte, wäre ſie auch der Natur durchaus nicht gemäß, wie dies bereits oben angedeutet worden.

Nie iſt die Schwermuth ſo großartig, ja vollſtändig aufgefaßt, als in Hamlets Rede, ſo herrlich beginnend: What a piece of work is a man etc. und ſo trübe ſchließend: and yet, to me, what is this quintessence of dust? Hier haben wir das große Räthſel des irdiſchen Menſchenlebens, das nicht in ontologiſchen und pneumatologiſchen Capiteln der Weltweisheit, ſondern nur in einem demüthig-göttlichen und religiös mild-ironiſchen Gemüthe handelnd gelöſet werden kann. Jeder, der dieſen Zuſtand nicht in ſich ſelbſt erfahren hat, oder doch wenigſtens zu ahnen vermag, wird, wenn er folgerecht ſeyn will, nothwendig ſo denken müſſen wie Hamlet, ſollte ihm auch kein königlicher Vater und keine Krone geraubt ſeyn. Ohne die Verbindung ächter Ironie mit der Begeiſterung, und der Milde mit dem Stolze wird hier das Uebel nur immer ärger und der Abgrund immer tiefer. Jene Ironie aber fängt von uns ſelbſt an, verbreitet ſich dann glänzend hell und beruhigend über das ganze Leben, und lehrt uns gelaſſen lächeln ſelbſt im Ertragen und die Einheit des Handelns und Duldens kennen. Dann verlangt der Menſch nicht mehr, daß das Göttliche und Unendliche in den Bedingungen der Zeit und des Raumes erſcheine, wodurch es ja aufhören würde das Unendliche zu ſeyn; aber er findet es in der Menſchenbruſt wohnend und in der großartigen Einfalt des Geiſtes, die tiefer und mehr ſchaut als das in der Zeit und dem Raum Begegnende. Ein einziger vollendet klarer Augenblick bringt Millionen verworrener Momente um ihre Bedeutung; und wir faſſen dann mit ganzer Seele den Gedanken, daß was war auch ſeyn wird, da ja nicht das Seyn aufhören kann zu ſeyn, ſondern nur der Schein zu ſcheinen. Sind wir dahin gelangt, ſo werden wir fröhlich mit Hamlet ſprechen: „welch ein Meiſterſtück iſt der Menſch! u. ſ. w.“, und über „die Quinteſſenz vom Staube“ nur lächeln, doch auch — — unendlich beklagen ſo manche ſonſt reich begabte Menſchen, die ſich noch mit dieſen ſchlimmen Geſpenſtern herumquälen, während ſelbſt die Blüthe des Tages ungenoſſen bleibt, weil nur der wahrhaft genießen kann, der in ſich ſelbſt des ewigen Tages ſicher iſt.

§. 23.

Mit welcher Gewandtheit geht der Dichter von der furchtbar tragiſchen Betrachtung über zu der Nachricht, daß eine Geſellſchaft wandernder Schauſpieler nach Helſingör kommen werde. Der Prinz — denn nach jener ungelöſten „Quinteſſenz vom Staube“ kann er nicht weiter und muß mit Gewalt von der verſchloſſenen Pforte zurück — geht auch augenblicklich in den aufgeweckteſten Humor über, und ſcherzt und tändelt mit Polonius, der ſich hier abermals als einen grundgelehrten Aeſthetiker zeigt, und beſonders in den Theilungen und Unterabtheilungen der Bühnenſtücke ſcharf unterſcheidet, wofür er aber leider von Hamlet keinen Dank bekommt. Dieſer, in der bloßen Ahnung, hier eine Gelegenheit zum Handeln zu finden, wird nach und nach — faſt möchte ich ſagen — guter Dinge und läßt ſich die Verhältniſſe der Schauſpielergeſellſchaft zu den kleinen „Neſtlingen“, die ſie vertrieben, genau auseinanderſetzen. Daß Shakſpeare hier rein ſubjectiv wird, kann vielleicht als Fehler angeſehen werden: aber er zeigt ſich auch hier ſehr liebenswürdig, und der raſche Uebergang zu dem Hamletverhältniſſe ſelbſt ſcheint mir überaus würdig. Als nämlich der Dialog eine kleine Weile bei ſeinem eignen Geſchicke als Schauſpieldirector hingeſtreift war, konnte er gar leicht in gewiſſem Sinne ſich ſelbſt als — Hamlets Vater und die Verdränger als Claudiuſſe betrachten, und ſo führte ihn die Steigerung einer ſubjectiven Idee ſogleich in das Stück ſelbſt zurück. Jetzt beginnt die erſte Schauſpielerſcene, und er verbindet hier abermals — ſo ſcheint es mir — ſeine eignen würdigen Intereſſen auf die kunſtwürdigſte Weiſe mit denen des Drama ſelbſt.

§. 29.

Daß Shakſpeare das alte Stück, aus welchem hier das Fragment vom rauhen Pyrrhus vorgetragen wird, wirklich in Schutz nimmt, iſt völlig klar. Nicht bloß Hamlet rühmt es, ſondern er gedenkt auch des Beifalls der größten Kenner, und ſpricht mit bitterm Scherze gegen das ablehnende Urtheil des Haufens (es war Kaviar für die Menge, caviare to the general); ja zum Ueberfluß muß noch Polonius jene Menge hier repräſentiren und den altbackenen Tadel anbringen. Von wem aber iſt das Stück? Wir wiſſen es nicht. Wo iſt das vollſtändige Werk? Es iſt bis auf dieſe Stunde noch nicht aufgefunden worden und wird auch wohl nie entdeckt werden, da Shakſpeare wahrſcheinlich es ſelbſt zurückgenommen, weil er ſich nicht aufdrängen wollte und es nun doch einmal, als Kaviar für die Menge, nicht gefallen hatte. Shakſpeare ſelbſt? Warum gerade er? Vielleicht weil er es ſelbſt verfaßt hatte. Man vergleiche nur den Styl genau mit manchen ſeiner Jugendwerke, und man wird eine große Aehnlichkeit nicht verkennen. — Sollte aber hier im Hamlet der Dichter ſein eigenes früheres Stück rühmen? Warum nicht, wenn er Nutzen zu ſtiften hoffen durfte? Dem ächten Dichter iſt ſein beendigtes Werk völlig deutlich, und auf religiöſem Standpuncte kümmert es ihn überhaupt wenig wer es verfaßt. Iſt es gut, ſo kann und ſoll es gelobt werden; tritt aber gar ſtatt deſſen unverſtändiger Tadel ein, ſo iſt es gar recht, wenn einmal ein tüchtiger Mann (ob Verfaſſer oder nicht Verfaſſer) ein kräftiges Veto und Quos ego! unter das Pöbelgewühl hinruft. Er wird ſich freilich, wenn es ſein eigenes Werk iſt, nur ſelten die Zeit dazu nehmen; nimmt er ſie ſich aber einmal wirklich, ſo wollen wir ihn deshalb nicht tadeln. — Glich das ganze Stück dieſem Fragment, ſo war es in ſeiner Art vortrefflich, wobei jedoch einzelne Ueberladungen in Ton und Farbe, die freilich auch der Halbblinde ſehen kann, nicht abgeſtritten werden ſollen.

§. 30.

Wenn aber Shakſpeare hier abermals für ſeinen eigenen Heerd focht, der ja doch nur der Heerd der Poeſie ſelbſt war, ſo vergißt er dabei, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſeines Hamlet keineswegs. Der Schauſpieler wird durch den eigenen Vortrag und durch das bloße Phantaſiebild einer unglücklichen Königin bis zu Thränen gerührt. Er weint — um wen? um Hekuba! Was iſt ihm Hekuba? was iſt er ihr, daß er um ſie ſoll weinen? — Der Gedanke wirft eine neue Flamme in Hamlets zaudernde Seele. Wenn dieſer Schauſpieler einen ſolchen Beruf hätte, als Strafrichter aufzutreten, wie Hamlet ihn hat, was würde er thun? — Was der Prinz ihn in Gedanken thun läßt, iſt freilich auch nur faſt Rede, doch eine von der Bühne herab erſchütternde und inſofern eine Handlung oder doch Handlung veranlaſſende. Aber Hamlet hat bis jetzt auch nicht einmal offen zu reden gewagt. Jetzt erreicht ſeine Bitterkeit gegen ſich ſelbſt einen hohen, ja faſt den höchſten Grad; denn nicht befriedigt durch ſtreng gerechte Vorwürfe, malt er ſich ſeine ganze innerliche Schwäche übertreibend aus, ja er entehrt ſich ſelbſt vor ſich ſelbſt:

Am I a coward?
Who calls me villain? breaks my pate across?
Plucks off my beard, and blows it in my face?
Tweaks me by the nose? u. ſ. w.

Dieſe und ähnliche gräuliche Gedanken, die der Monolog ausſpricht, finden freilich in einzelnen Zügen von Muth, welche Hamlet ſpäterhin wirklich ſehen läßt, ihre Widerlegung; dennoch ſind ſie von größter Wichtigkeit. Wer aufhört mit ſich ſelbſt auf eine edle Weiſe umzugehen, wird nach und nach immer tiefer ſinken; ja es iſt nicht unmöglich, daß er endlich wirklich dahin komme, wo er ſich ſchon ſieht. — — Für jetzt aber rafft ſich Hamlet auf und bildet einen ſehr verſtändigen Plan. Die

Schauſpieler ſollen etwas wie die Ermordung ſeines Vaters vor ſeinem Oheim ſpielen; dann will er deſſen Blicke belauſchen und der Sache auf den Grund kommen. Das Gewiſſen des Königs ſoll erwachen: dieſer Gedanke beruhigt ihn für den Moment.

§. 31.

Dritter Act. König und Königin laſſen ſich von Roſenkranz und Güldenſtern Bericht erſtatten, wie der Prinz ſie aufgenommen, und es freut den König ganz beſonders, daß er für das Schauſpiel Neigung bezeigt habe und, wie Polonius hinzuſetzt, den ganzen Hof zum Schauen des „Dings“ (the matter) auf heute Abend einladet. Der König, in Intriguen lebend, hat Ophelien hieher beſtellt, damit Hamlet ihr begegnen möge; er ſelbſt will dann nebſt dem Vater — horchen. Dieſer iſt jetzt noch ein wenig zarter und heuchleriſcher, indem er ihr ein geiſtliches Buch in die Hand giebt, damit ihr Hierſeyn nicht auffalle. Aber der alte Mann hat doch, ſo handelnd, noch eine Art von Scham, tadelt ſich ſelbſt und macht die gar gute Bemerkung, daß Manche mit der Andacht Mienen und frommem Weſen den Teufel ſelbſt wohl zu überzuckern ſuchen. Das Wort aus dem Munde des grauen, halbkindiſchen Helfers erſchreckt den König, denn ſelbſt ein leicht hingeworfenes Wort kann die wunden Stellen ſeines zerriſſenen und nur mühſam überkleideten Gemüths gefährlich treffen. An die arme Ophelie und was ihrem feurig und ſanft und — ſinnlich liebenden Herzen in einer Unterredung jetzt mit Hamlet begegnen könne, denkt niemand. Für dieſe Männer iſt die Liebe nur ein Fieber der ungefährlichſten Art.

Es folgt nunmehr der berühmteſte aller Monologe über Seyn und Nichtſeyn, über den bekanntlich mehr Blätter geſchrieben worden ſind, als er Sylben enthält. Hamlet denkt jetzt nicht mehr und nicht weniger an den Selbſtmord, als im erſten Monolog, indem er das Gebot beklagt, welches der Ewige gegen dieſe Sünde gerichtet hat. Vor ſeiner Seele gehen die höchſten Fragen über Leben und Tod vorüber, und er iſt nur ſcharfſinnig im Fragen, aber unberuhigt durch die Antwort. Er fühlt, daß er den Tod eben ſo wohl liebe als fürchte, und unterſucht, warum er ſo fühle; er klopft heftig, wehmüthig und bitter an die Pforte der Ewigkeit, aber dem alſo Klopfenden kann kein tröſtendes löſendes Wort entgegenkommen, und er endet deshalb abermals mit dem traurigen Gedanken, daß das Gewiſſen Feige „aus uns allen" mache, der angebornen Farbe der Entſchließung des Gedankens Bläſſe angekränkelt werde u. ſ. w. Ihm hat dies Selbſtgeſpräch für den Moment wenigſtens zu einer traurigen Klarheit verholfen: er weiß, warum er ſo ſchwer ſich zum Handeln entſchließt; denn was er nicht ausſpricht, daß, wer den Tod ohne Furcht anſchaut, in jedem Augenblicke bereit ſeyn könne zu allen edlen obwohl für ihn ſelbſt vielleicht gefährlichſten Thaten, verſteht ſich als Folgeſatz auch unausgeſprochen von ſelbſt;

doch räumt er, für den Moment wenigſtens, nicht ein, daß es überhaupt einen ſolchen durchaus Furchtloſen gebe. Daher ſein „aus uns allen.“

§. 32.

Das Geſpräch mit Ophelien iſt eine Folge dieſer Stimmung und leiht von ihr Ton und Farbe. Die Liebe erſcheint ihm als etwas für dieſe arme Welt viel zu Schönes, und er, der noch eben den entlaubten dürren Zweig des Lebens betrachtete, wagt nicht mehr ſich ihrer Blüthen zu erfreuen. Wer an ſich ſelbſt verzweifelt, darf nicht mehr lieben, findet aber wohl noch ein gräßliches Vergnügen darin, gerade den Gegenſtand ſeiner höchſten Liebe zu verletzen. So geht er denn jetzt in die bitterſte Wehmuth gegen ſie und gegen ſich ſelbſt über, und der Rath in ein Kloſter zu fliehen ſcheint ihm noch der einzige gute. Dieſe große tragiſche Rührung erreicht durch Opheliens Schlußworte den höchſten Gipfel. Sie iſt nunmehr verloren wie er; ja gäbe es Stufen im Verlorenſeyn, ſo wäre ſie die Verlorenere: ſie hat nicht nur den Geliebten eingebüßt, er iſt nicht todt — das ließe ſich mit großem, ſtets dauerndem aber reinem Schmerz ertragen — ſondern ſtatt deſſen geht ein unglücklich zerriſſenes und zerreißendes Zerrbild von ihm ſtörend umher. Sie beklagt ſeinen Wahnſinn und ahnet nicht, daß — ſie ſelbſt bald eine hoffnungsloſe Beute deſſelben werden werde.

§. 33.

Der König, der nebſt Polonius gut genug gehorcht hat, giebt jetzt den Gedanken, Hamlets Wahnſinn rühre aus Liebe her, raſch auf und entwirft den Plan, den unbequemen Neffen nach England zu ſenden, um daſelbſt den Rückſtand des Tributes einzufordern. Der arme Polonius kommt in's Gedränge, billigt zwar unterthänig des Königs Plan, giebt aber die eignen Gedanken nicht auf und wünſcht, daß die Königin nach dem Schauſpiel den Prinzen um die Urſache ſeiner Verſtörtheit ernſtlich befragen möge.

Eine Stimmung wie die welche Hamlet in der letzten Scene zeigte, kann nicht lange dauern, weil ſie den Menſchen der ſich ihr gänzlich überließe, gar bald zerſtören würde. Die Natur des Menſchen haſſet aber das Sterben, und ſo reißt ſie bald gewaltſam den Geiſt zurück von den trübern Vorſtellungen. Wie glücklich iſt hier der Mann, der ſich wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Bildung erfreut! denn ſelten nur wird es einen Schmerz geben, mit welchem, ja in welchem er nicht doch noch einiges Intereſſe für irgend eine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Anforderung übrig behielte. So jetzt Hamlet. Hätte er nur den einzigen Gedanken, durch die Darſtellung ſeines Stückes das Gewiſſen des Königs anzugreifen, ſo könnte ihm das Wie der theatraliſchen Aufführung faſt gleichgültig ſeyn. Er hat mit geübten Leuten zu thun, die mit ſeinem kleinen Drama leicht fertig werden können, und dieſes iſt ohnehin in ſeiner Beziehung ſo gar ſehr deutlich, daß der König es nimmermehr mißverſtehen wird. Dennoch erläßt ſich Hamlet die Mühe nicht, die Schauſpieler zu unterrichten, wobei er ſein eigenes Stück faſt gänzlich vergißt und wie ein rein äſthetiſch gebildeter Menſch von der Schauſpielkunſt ſelbſt handelt. Seine Anſichten und Lehren ſind ſo ausgezeichnet treffend, ſo feurig und geiſtreich und kurz durchgeführt, daß wir gar viele weitläufige Lehrbücher dafür hingeben dürfen. Auch hier ficht Shakſpeare wieder mit für den ächten Altar der Kunſt und für den eignen Herd; hat aber, ſo ſehr man auch ſeine Lehren anerkannte, doch nicht verhindern können, daß etwa ein Jahrhundert nach ſeinem Tode die auf nichts gegründete Meinung verbreitet wurde, er ſelbſt ſey dennoch ein ſchlechter oder wenigſtens nur mittelmäßiger Schauſpieler geweſen. Ein großer Dichter und ein großer Schauſpieler in Einer Perſon: das war zu — unwahrſcheinlich.

§. 34.

Hamlet, der nie ganz allein ſtehen kann, nimmt den Horatio nach jener oben angeführten Lobeserhebung in Pflicht, des Königs Mienen zu beobachten; und da der Hof erſcheint, überläßt er ſelbſt ſich jetzt der ungemeſſenſten Laune. Unter der Maske des Wahnſinnigen hat er mehr Muth gegen den König wie ſonſt, er darf ſich viel erlauben, und, da doch jetzt ſein Geſchick auf irgend eine Weiſe etwas weiter rücken muß, — das zaudernde Schickſal iſt ihm nicht minder verhaßt als ſeine eigene zaudernde Seele — ſo kann er faſt ein wenig fröhlich ſeyn. Sie ſteht ihm aber übel dieſe Fröhlichkeit, ſobald ſie ſich an das ehedem ſo Schöne knüpfen will, an das Verhältniß zu Ophelien: hier wird die Laune bald verzerrt und liederlich witzig. Indem ich dieſes unumwunden ausſpreche, möchte ich jedoch in keinem Falle einigen engliſchen Kritikern beiſtimmen, die den Dichter heftig tadeln, daß er dem Hamlet ſo Arges in den Mund gelegt. Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen und von der Wolluſt zur Grauſamkeit nur Ein Schritt iſt, ſo auch vom tiefſten Schmerze in einer ungeläuterten Bruſt zur muthwilligſten Ausgelaſſenheit und — Zuchtloſigkeit. Und wie nahe liegt dann wieder die furchtbare Bitterkeit, mit der er die allgemeinſte und doch faſt widrigſte Sünde der Menſchen, die undankbare Vergeßlichkeit, anklagt! denn iſt nicht in dem ſogenannt luſtigen Fragment aus einem alten Lied: for, o, for, o, the hobby-horse is forgot! gar mancher Paragraph der .... Weltgeſchichte auf das einfachſte und mit der beißendſten Satyre ausgeſprochen? Oder wollt ihr Specialgeſchichten? Auf wie manchen Leichenſteinen könnt ihr es mit der Phantaſie leſen, obwohl ganz etwas andres daſteht! Jene Steine bewahren lang und treu; die Mehrheit der Menſchen zeigt ſich häufig genug porös und ſiebartig.

§. 35.

Möge auch uns das Schauſpiel, welches Hamlet aufführen läßt, in den trüben Betrachtungen unterbrechen.

Obwohl es nur für einen beſtimmten Zweck berechnet ward und dienen ſoll, ſo dürfen wir es doch in der einen ausgearbeiteten Scene, die wir zu ſehen bekommen, um der Gründlichkeit willen rühmen; und es iſt mir ſtets ein angenehmer Gedanke geweſen, mit welcher Anmuth und Ironie Philine die Königin wird geſpielt haben, eine Frau, die in pathetiſchen Betheuerungen etwas leiſten kann, ſonſt aber heute anbetet, morgen vergiften läßt und übermorgen den Vergifter heirathet. Vortrefflich iſt die Art, wie Claudius und Gertrud ſich dabei benehmen; Worte können beide aushalten, ſelbſt ſolche, wie:

„Beim zweiten Gatten würd' ich ſelbſt mir fluchen,
Die einen todtſchlug, mag den zweiten ſuchen“

ſind, als tolle Ueberſchwänglichkeiten, ihnen bloß — langweilig. Gertrud bringt es ſogar bis zu einer Art von pſychologiſcher Bemerkung, die Dame gelobe zu viel, aber der König, ſonſt wohl klüger, jetzt aber (und ſehr natürlich) ein wenig dümmer, fragt nur nach möglichem „Aergerniß“ und nach dem „Titel“ des Stücks, wodurch Hamlet neuen Spielraum zu derbem Witz gewinnt. — Bald aber kommt es zu mehr als Worten und als Claudius ſich und ſeine That im geſichterſchneidenden Lucianus ſelber ſieht, verläßt ihn alle Beſonnenheit dergeſtalt, daß er aufgeſchreckt forteilend nur „give me some light — away!“ rufen kann. Um ihn iſt es nun auch Nacht geworden, wie es bereits in ihm war, und wohl bedarf er des Lichts in jeder Hinſicht.

§. 36.

Jetzt alſo wäre das Verbrechen faſt an den Tag gekommen, jetzt wäre es Zeit geweſen das Geſtändniß zu erpreſſen, jetzt zu handeln; doch welch ein ſeltſamer Eindruck wird jetzt bei Hamlet ſichtbar! Er hat eine gewiſſe muthwillige äſthetiſche Freude über ſeine Geſchicklichkeit, die ſich ſogar in raſchgereimten Liederzeilen — die ihm, wie er Ophelien klagt, ſonſt ſo ſchwer werden — ausſpricht. Der arme Horatio muß ſogar die überraſchende Frage: ob ihm, dem Prinzen, nicht ein Platz in einer Schauſpielergeſellſchaft gebühre? bejahen und auf einen leichten komiſch zurückgehaltenen Reim hindeuten. Sind das die Wirkungen alle? Nein, aber wahrhaft bedeutend iſt keine. Er hat etwas mehr Muth gegen Roſenkranz und Güldenſtern, die von neuem als Spione geſchickt werden; er hat die Kraft, Roſenkranz's Hände mit zwei Diebszangen zu vergleichen, und dem unmuſikaliſchen Güldenſtern zu beweiſen, daß er, der Prinz, nicht leichter zu ſpielen ſey, als eine Flöte, ja wohl noch ſchwerer. Man hat von jeher dieſe Flötenſcene bewundert; möchte doch nur auch ihr Sinn ſtets lebendig bleiben! Es iſt hier auf das kürzeſte etwas Wichtiges und Tiefes über den Umgang mit Menſchen angedeutet worden, daß er ſich nämlich überhaupt nicht erlernen läßt wie etwas Techniſches. Es iſt eine Kunſt in höherm Sinne, die man nur durch gänzlichen Mangel an ſogenannter Kunſt, — durch regſame Liebe und edlen Zorn erwirbt.

In dieſer ſteten Witzübung, die beſonders durch Polonius drängendes Erſcheinen befördert wird, geht abermals ein Theil von Hamlets Kraft zu handeln verloren. Möge er immerhin behaupten, dieſe und ähnliche Beſuche ſeyen ihm läſtig; ſie ſind es leider in gewiſſer Hinſicht nicht, ſie geben ihm doch Gelegenheit zum Witz, und eine ſolche verſäumt er nicht leicht. Selbſt jetzt, wo er zu der ernſthafteſten und furchtbarſten Unterredung mit ſeiner Mutter wiederholentlich aufgefordert wird, kann er es nicht laſſen, gegen Polonius den überlegenen bequemen Humoriſten zu ſpielen, und den armen Mann zu zwingen in der Geſtalt einer Wolke bald ein Kameel, bald einen Wieſel, bald einen Wallfiſch zu finden. Nur als er wieder allein iſt, finden wir ihn in der würdigen Stimmung, gegen die Mutter nur Dolche zu reden, keine zu brauchen.

§. 37.

Dritte Scene. Wir ſehen den König beſchäftigt mit Anordnungen für Hamlets Abreiſe, wo er den Tod finden ſoll. Die Werkzeuge Güldenſtern und Roſenkranz geben dabei beſondern Eifer kund, und es iſt merkwürdig, daß Roſenkranz, den Hamlet ſogar (Act IV. Sc. 2) für einfältig erklärt („eine loſe Rede ſchläft in dummen Ohren“), jetzt eine faſt begeiſterte Rede für die Sicherheit des Königs halten kann. Sie enthält wahrhaft Vortreffliches, klingt aber in Beziehung auf Claudius wie die fürchterlichſte Ironie. Das aber iſt gerade einer der am meiſten charakteriſtiſchen Züge des ganzen Stücks, daß oft die beſten Ausſprüche von einzelnen dienſtwillig ſchmeichelnden Perſonen zu Gunſten der Frevler angewandt werden. Der Dichter überſchaut dies alles ganz, und bedient ſich jener tragiſchen Ironie nur zur Reinigung der Leidenſchaft in der Bruſt des Zuſchauers.

Der arme Polonius, der diesmal mit ſeiner Prophezeiung, die Melancholie des Prinzen ſey nur durch verſchmähte Liebe veranlaßt, zu Schanden geworden iſt und vielleicht des Königs Ungnade fürchtet, will ſich jetzt von neuem beliebt machen. Er drängt ſich vor, und um dem Könige eine Mühe abzunehmen, erbietet er ſich, der Vielgeſchäftige, die Unterredung Hamlets mit ſeiner Mutter zu behorchen: ein Verſprechen, wofür der Arme nur das einzige Wort Dank bekommt.

§. 38.

Endlich ſehen wir zum erſten Male den König allein und er zeigt ſich uns auf eine Weiſe, deren Darſtellung uns abermals die tiefſinnige Großheit des Dichters verräth. Zuerſt das Gefühl der ganzen ſchauerlichen Laſt ſeines Verbrechens. Er hat die That begangen, die den erſten Fluch trägt; ja er ſteht noch übler da, als ſelbſt Cain, der doch dem Bruder nicht Krone und Gattin ſtahl. Beten kann er nicht. — Gleichniß von einem Mann, der zwei Geſchäfte hat und, beide führen wollend, keinem genügt. — Aufblick zu der Gnade und der Kraft des Gebets. Wie aber beten um Vergebung, wenn die Frucht der Miſſethat bleibt? — Die Reue vermag zwar viel: wie aber, wenn man nicht bereuen kann? — „O Jammerſtand, o Buſen ſchwarz wie Tod!“ Ein ſolcher Zuſtand, der gräßlichſte von allen, kann nicht dauern, die Knie ſollen ſich beugen, und er muß wenigſtens verſuchen zu beten. — Wie aber kann er, der ſo eben noch über einem neuen Mordanſchlage brütete, mit einer von allen Seiten befleckten Seele ſich dem Heiligen nahen, während das Gewiſſen, dieſes nie ganz zu ſchließende geiſtige Auge, ihm das innere ungebüßte endloſe Verderben deutlich zeigt? Bei allen anderen Geſchäften des Lebens kann ſich der kluge Sünder noch leidlich helfen, wenigſtens durch eine gewiſſe (unächte) Gattung von Ironie: das Beten aber iſt gewiſſermaßen die einzige Handlung, wobei ſchlechthin, weder bei Guten noch bei Böſen, keine Ironie, auch nicht die herrlichſte Gattung derſelben, möglich iſt, — ein Wort, das dem denkenden Leſer zur Prüfung möge vorgelegt werden, da hier nicht der Ort iſt, daſſelbe weiter auszuführen. (Dem nicht denkenden, wird es ohne Zweifel überaus bizarr vorkommen: das iſt ſo in der Ordnung.)

Jetzt tritt Hamlet überraſchend auf und der Moment zur Rache ſcheint bequem; doch nur zur Rache, nicht zur gerechten Strafe, der eine genaue, vielleicht auch öffentliche Prüfung hätte vorangehen müſſen. — Aber ſoll er ihn betend tödten und ihn begnadigt durch das heilige Geſchäft gen Himmel ſenden? ihn, der ſeinen Bruder ſo unvorbereitet in der Sünden Maienblüthe aus dem Leben hinwegraffte? — Wir neueren Proteſtanten können hier anſtoßen und finden es ſeltſam, wie die letzten Minuten welche dem Tode vorangehen, ſo Großes wirken ſollen: allein Shakſpeare, welcher der Zeit des altkatholiſchen Glaubens noch nahe genug ſtand, benutzte hier eine Aeußerung deſſelben, die ohne Zweifel allen ſeinen Zuhörern bekannt war. Nach jenem Glauben entſchied oder konnte doch wenigſtens die letzte Stunde über ein ganzes Leben und die Gewährung oder Verſagung der Seligkeit entſcheiden. Es giebt der anerkannten Kirchenlehrer genug, die den ganzen Satz auf die höchſte Spitze ſtellend geradezu erklären, daß, wenn ein Menſch 99 Jahre, 364 Tage und 23¾ Stunden tugendhaft gelebt, in der letzten Viertelſtunde aber auch nur mit ſeinen Gedanken in eine ſogenannte Todſünde willige, ſein ganzes früheres Leben vernichtet ſey, und er unrettbar der Hölle angehöre.!! Das Gegentheil von einer völlig genugthuenden Beſſerung in den letzten Momenten auf dem Sterbebette iſt dann etwas ſich von ſelbſt ergebendes; doch wird dieſer fröhlichere Satz ſtets mit großer und billiger Vorſichtigkeit ausgeſprochen. —

§. 39.

Hamlets Rachedurſt geht jetzt im eigentlichſten Sinne in das Unendliche, indem er, ſelbſt zum Morde hinterrücks entſchloſſen, dieſen dennoch unterläßt, um dem Claudius den Weg zum Himmel abzuſchneiden; ein ſolcher Weg konnte indeſſen durch ein Gebet, wie es jetzt der König vermochte, nicht geöffnet werden, und die Worte, mit denen er aufſteht:

„Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen:
Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen“

zeigen den Dichter abermals als den ſtets klar ſchauenden rein proteſtantiſchen Denker.

Die Königin beginnt die Unterredung völlig ſo, wie es im Leben „alle“ Tage in ähnlichen Fällen geſchieht. Wer ſich ſelbſt geſtehen muß, ganz und gar unrecht zu haben, handelt am klügſten und — ſchlechteſten, wenn er gleich von vorn herein den Tiefgekränkten und Beleidigten ſpielt: denn ehe der Gegner auch nur die Möglichkeit faſſen kann, daß jener im Stande ſey alſo zu reden, hat er ſchon durch betäubende Frechheit halb geſiegt, was man in der ſogenannten Welt nun einmal „ſiegen“ zu nennen pflegt. Gertrud kennt den ſchwachen Sohn und daß er ſich leicht verſchüchtern laſſe; irrt aber diesmal, denn er iſt im Moment der höchſten Kraft, und da er ſich ſtärker als je in Worten ausſpricht, ruft ſie um Hülfe. Polonius hinter der Tapete ſteht ihr mit Schreien bei, und — wird vom Hamlet erſtochen. Dieſer Moment möchte vielleicht das tiefſinnigſte tragiſche Epigramm bilden, das je ein Dichter hervorgebracht hat. Dem armen, gar zu gern lebenden, halbehrlichen, halb-klugen, witzig-thörichten Manne hätte man wohl noch einige Jahre oder Jahrzehnte das luſtig ausgeputzte Leben gegönnt. Und er muß nun ſo plötzlich herausgeſchleudert werden, ſo ganz ohne alle Vorbereitung, wie trunken in ſeinen unbeholfenen Intriguen, ertappt in dem jämmerlichen Geſchäft des Horchens, zu dem er ſich noch obendrein gedrängt hatte, um dem phraſenreichen Könige eine neue Lobphraſe abzugewinnen. — Allein nicht bloß um des armen Polonius willen kann hier von einem tragiſchen Epigramm die Rede ſeyn; weit mehr um Hamlets willen, deſſen kraftreichſter Lebensmoment *verloren* geht, indem er nichts zu Stande bringt als jenen elenden Todſchlag, ein Verbrechen, das nichts als neues Elend erzeugt. Er will den gräuelvollen Uſurpator vom Throne ſtoßen, und jetzt könnte er es, denn er hat (vielleicht zum erſten Male) ſeine ganze Kraft beiſammen: aber das Geſchick treibt einen herben Scherz mit dem unglücklichen Zauderer *);

---

*) Ueber das eben angedeutete tragiſche Schickſalsepigramm verbreitet ſich ein immer helleres Licht, je mehr wir die Geſchichte der Welt und mancher einzelnen Menſchen betrachten. Jede *Nation* und jedes Einzelweſen hat Momente der höchſten und edelſten Kraft; und nicht bloß ihre *Richtung* entſcheidet über den Erfolg, ſondern oft ſogar nur der für die That günſtige oder ungünſtige *Zeitpunct*. Der einzige Umſtand, daß der Zeitpunct doch immer nur für das zeitliche Verhältniß wichtig ſeyn könne, giebt hier Beruhigung, denn nur der reine feſte *Wille* iſt unſer Eigenthum; ob die *That* ſelbſt (in der Erſcheinung) gedeihe, ſteht oft nicht in unſrer Macht. Bei Hamlet aber war ſelbſt hier der Wille nicht rein, und nur darum durfte der Augenblick auf eine ſo entſetzliche Weiſe mit ihm *ſpielen*. — Manches unſcheinbare Zeitungsblatt enthält ein ähnliches Schickſalsepigramm, wobei noch obendrein oft feſtlich getanzt und gejubelt wird.

und ſo wendet er die ganze Fülle ſeines Muthes an, um eine — Fliege zu tödten, die er recht gut mit dem Taſchentuche hätte abwedeln können.

§. 40.

Hamlet fühlt in dieſem Augenblicke nur halb, welch ein Verbrechen er begangen; ja es gelingt ihm durch eine kurze derb ſpöttiſche Leichenrede auf den hingeſunkenen armen Mann ſich ſelbſt zu täuſchen, um dann ſogleich das Herz ſeiner Mutter in die Preſſe zu nehmen. Es geſchieht mit einer Beredſamkeit, deren Feuer wie die Flammen des Hecla durch den beſchneiten Gipfel hindurchbrechen, und um ſo gefährlicher wüthen, je länger ſie verdeckt lagen. — Bei der Vergleichung beider Königsbrüder entſteht die bereits von Wilhelm Meiſter aufgeworfene Frage: ſollen die Bilder in Lebensgröße im Zimmer der Königin aufgeſtellt ſeyn, oder ſoll der Prinz zwei Miniaturgemälde in der Taſche tragen? Wilhelm entſcheidet für das erſte, und was für jene Anſicht ſpricht iſt in jenem vortrefflichen Roman ausführlich zu leſen. Dennoch bleibt der Zweifel, wie die Königin das koloſſale Bild ihres gemordeten Gatten in ihrem Schlafzimmer haben könne, wichtig und ungehoben, und für die Miniaturbilder ſpricht die bittere Bemerkung, welche Hamlet darüber gegen Roſenkranz ausſpricht. („Mein Oheim iſt König von Dänemark, und eben die, welche ihm Geſichter zogen, ſolange mein Vater lebte, geben jetzt zwanzig, vierzig, fünfzig bis hundert Dukaten für ſein Portrait in Miniatur.") Wie leicht konnte ein ſolches Bild auch an den Prinzen kommen, und es iſt ſeinem Charakter gar nicht fremd, etwas zu beſitzen, das ihm — unſäglich zuwider iſt. Er vermeidet nicht immer, ſich unnöthige Pönitenzen anzuthun, und würde, als Metaphyſiker, dieſe Unart ſelbſt recht gut erklären. — Die theatraliſche Wirkung iſt wohl bei den koloſſalen wie bei den Miniaturbildern gleich, wenn ich nach meiner eignen Erfahrung ſchließen darf.

Die Königin vermag dem Gluthſtrom ſeiner Rede nicht zu widerſtehen, der Sohn kann ihr nichts ſagen, das ſchneidender wäre, als was ſie ſich ſelbſt in den wenigen Momenten der Klarheit, die ihr vielleicht noch geblieben ſind, ſagen muß. Jetzt aber im Augenblick der höchſten Wuth des Neffen gegen den Oheim, tritt der Geiſt des alten Königs von neuem mahnend und beſchwichtigend herein, ein Moment, der an einfach rührender Größe kaum ſeines Gleichen hat. Liebe und Mitleid ſelbſt für die Verbrecherin ſind ihm, wie wir ſchon früher geſehen haben, bis jenſeit des Grabes gefolgt, und er ſpricht ſie abermals auf das eindringlichſte aus. Da aber Gertrud den Geiſt nicht ſieht, — der unreine Menſch ſieht überhaupt nichts Geiſtiges — ſo ſcheint ſie ſich abermals in den Gedanken zu verirren, daß Wahnſinn in ihres Sohnes Reden ſpreche, und obwohl er ihr klar das Gegentheil zeigt, ſo kommt doch weder von ſeiner Seite ein entſcheidender Rath, noch von der ihrigen ein beſtimmter Entſchluß zu

Stande. — Auch für die Dauer von Hamlets Kraft müſſen wir ſchon jetzt beſorgt ſeyn, da er eine herrliche feurige Rede mit den Worten endigt:

Vergebt mir dieſe meine Tugend: denn
In dieſer feiſten, engebrüſt'gen Zeit
Muß Tugend ſelbſt Verzweiflung flehn vom Laſter,
Ja kriechen, daß ſie nur ihm wohlthun dürfe.

Es iſt ſchon bedenklich, ſich ſelbſt als tugendhaft anzuerkennen, da die Gefahr dabei in weiche Eitelkeit zu verſinken nicht ausbleiben kann; völlig tadelnswerth aber iſt es, der Tugend ſelbſt eine erniedrigende Rolle anzudichten, die ſie nie ſpielen kann. So wird denn auch der bittere Scherz, mit dem er Polonius Leiche aufpackt, nicht ohne traurige Vorbedeutung ſeyn, denn er giebt Zeugniß von einer nur mühſelig zuſammengerafften Kraft, die bald wieder zerfährt und die traurige Aufgelöſtheit ſeiner Seele bekundet.

§. 41.

Daß mit dem vierten Acte das Stück anfange zu ſchleppen, iſt, glaub' ich, ſchon häufig geſagt worden; nicht aber daß es hinfort gar nicht anders könne als ſchleppen. Der Held hat nicht bloß den Moment der höchſten Kraft, deren er fähig war, verloren gehen laſſen, ſondern in demſelben eine wahrhaft erbärmliche und verbrecheriſche That begangen; und wenn er auch noch ein paar Mal verſucht ſich ſelbſt zu täuſchen und auf eine grelle Weiſe über dieſelbe zu witzeln, ſo kann doch eine ſolche Stimmung nicht ausreichen. Er lernt nach und nach einſehen was geſchehen iſt, denn er ſinkt nach dieſem Momente ſo tief in ſich ſelbſt zuſammen, daß er ſich faſt die Möglichkeit abſpricht, nun noch zu handeln. Daher iſt auch der vierte und fünfte Act der Tragödie faſt ganz in der Natur des Epos und des Romans gehalten: denn wir ſehen beinahe nur Begebenheiten, Situationen, Charakterblitze, tiefſinnige Bemerkungen und ohne Willen oder gar wider Willen vollbrachte Thaten; ja es erſcheint in dieſem entſetzlichen Werke, in welchem faſt alle Menſchen **krank** ſind, — der Todtengräber mit ſeinem halbſchierigen, höchſt behaglichen Witze faſt wie ein kerngeſunder, ſeltſamer Choragus, der über Königskronen und Gräber, Galgen und Tollheit, vornehme und nichtvornehme Selbſtmörder, todte Hofſpaßmacher und lebende unglückliche Prinzen ſeine Scherze ausſpricht. — Doch der Mann iſt zu wichtig, um nur im Vorbeigehen betrachtet zu werden, und ſoll weiter unten noch näher vor das Auge treten.

§. 42.

Das erſte, worüber wir uns zu Anfang des vierten Acts nicht wenig wundern könnten, iſt das faſt unveränderte Verhältniß Gertruds zu dem Könige: aber bei näherer Betrachtung verſchwindet alle Verwunderung. Nur in der ganzen vollſtändigen Reue kann die Kraft zur Umſchaffung oder neuen Geburt wohnen; halbe Reue macht die Menſchen nur noch ärger, gelähmter; und die ſchauerliche — Langweiligkeit, die ſie mit ſich führt, veranlaßt endlich wohl gar das Aufgeben aller Reue. Auch das hat Shakſpeare, der — faſt möchte man ſagen alles wußte — gar wohl gewußt. Gedenken wir der ſo eben erläuterten ungeheuren Scene, in welcher Hamlet mit dem Aufgebot aller Kraft das Herz der verbrecheriſchen Mutter in die Preſſe nimmt, und wie ſie betäubt, angſtvoll und zerknirſcht Beſſerung verſpricht. Welchen Eindruck hinterläßt Hamlets Beredſamkeit und der Mutter Halbreue? Wenn wir ſie wiederſehen, iſt ſie mit dem Könige eben ſo vertraut, ja vertrauter noch als jemals. Sie iſt nur noch feſter geworden in dem Wahn, daß ſie ſich gar nicht mehr beſſern könne: denn die großen Schwierigkeiten, die eine wahrhafte Beſſerung haben würde, ſchrecken ſie ab; ſie wandelt fort wie bisher, ja ſchlimmer als bisher, denn ſie hat doch einmal mit dem Gedanken der Beſſerung kokettirt, und ihn dann als — unſtatthaft verworfen. Von da iſt nur noch Ein Schritt, überhaupt alle Beſſerung (im Stillen wenigſtens) für eine ſeltſame Ueberſchwänglichkeit zu erklären; und wir thun nicht Unrecht, wenn wir glauben, auch dahin würde ſie gelangt ſeyn, wenn ihr nicht ein unvermutheter Tod raſch in den Weg getreten wäre.

Gegen dieſe Schilderung könnte man vielleicht einwenden: ſie iſt doch ſo mitleidig gegen Ophelien, erzählt ſo überaus rührend deren Ende, folgt der Leiche und ſtreut Blumen. Weit entfernt, daß dieſes gegen obige Anſicht entſcheide, entſcheidet es einzig für Shakſpeare's ewig wahre Charakteriſirung. An einer Frau wie Gertrude, welche die Liebe des edlen Heldenkönigs in ſolchem Grade erringen konnte,

> Daß er des Himmels Lüfte nicht zu rauh
> Ihr Antlitz ließ berühren,

eine Liebe, die ſelbſt jetzt noch „in der Pein des Fegefeuers" nicht verlöſchen konnte, an einer ſolchen Frau iſt viel, ſehr viel zu Grunde zu richten, ehe ſie als ganz verloren daſteht. Wie unter und neben Trümmern eines ehedem ſchönen Tempels ſich noch friſch grünendes Gebüſch und manche Blumen eine Zeit lang erhalten und verſtecken oder ſogar über dieſelben emporranken können, ſo auch unter den Trümmern eines Charakters. Und ſind denn dieſe Blumen, mit denen der Dichter das Gemälde der Königin umgiebt, von ſo ganz ausgezeichneter Art? Keineswegs: denn wie ſich mit üppiger Sinnlichkeit nicht ſelten Grauſamkeit verbindet, ſo kann ſie ſich auch recht wohl in gewiſſen Fällen und Zeiten mit dem weichſten Mitleiden vereinigen. Wie könnten wir uns alſo verwundern über Gertrudens Theilnahme an dem herzzerreißenden Jammer der liebenswürdigſten Jungfrau ihres ganzen Hofes? Wohl iſt jene Erzählung von dem Tode Opheliens (die der Dichter ſingend wie eine ſchöne Meerfei zu Grabe gehen läßt) ſehr rührend: aber was bedeutet das für die Königin? An Sprachkraft und Anmuth in den Worten fehlt es ihr nicht: aber daran fehlt es auch faſt keiner einzigen Perſon im ganzen Stücke. Wie bald jedoch der alte kluge Froſt des Lebens ſich Gertrudens wieder bemächtigt, ſehen wir deutlich bei dem letzten Aufzucken von Hamlets Kraft am und im Grabe Opheliens, wo ſelbſt ein Fremder dem Prinzen einen beſſern Erfolg gegen den endlos ſchwülſtig prahlenden Laertes innig würde gewünſcht haben. Welch einen Ausſpruch thut ſie da?

> Dies iſt bloß Wahnſinn:
> So tobt der Anfall eine Weil' in ihm,
> Doch gleich geduldig wie das Taubenweibchen
> Wenn ſie ihr goldnes Paar hat ausgebrütet,
> Senkt ſeine Ruh' die Flügel.
> (Act V, Scene 1.)

Das ſind ſehr kluge Worte, aber im Munde der Mutter und in Beziehung auf den durch ſie zu Grunde gerichteten Sohn bezeichnen ſie eine Gemüthserkältung, die uns zum Belege dient für das früher über ſie Geſagte. Ihr Urtheil iſt für die Charakteriſtik Hamlets ſehr wichtig; daß aber ſie daſſelbe ſo ausſprechen kann und zwar in einem ſolchen Momente, iſt nicht minder wichtig zur Erklärung ihres eigenen Charakters.

§. 43.

Der König, immer mehr beängſtigt durch das verworrene Treiben ſeines Neffen, und gequält durch deſſen andrängende Verweſungsanſichten, (die auf den armen Mann einen ſolchen Eindruck machen, daß er nur „ach Gott! ach Gott!“ — Act IV, Sc. 3 — ſeufzen kann) befiehlt Hamlet mit leidlich guten Worten nach England abzugehen, und dieſer — verſpricht zu gehorchen. — Dahin iſt es mit ihm gekommen, daß wir, obwohl genugſam vorbereitet, dennoch vor einer ſolchen Thatloſigkeit überraſcht zurückſchrecken. Alles iſt ihm klar geworden, die Ober- und Unterwelt hat des Königs Verbrechen beſtätigt, ſelbſt die Hofleute müſſen ſeit dem Schauſpielabend wenigſtens ahnen, daß irgend ein Frevel begangen worden, die Königin ward zum Geſtändniß gezwungen, alles fordert den Prinzen auf, nunmehr raſch zu handeln, — was ihm bei gerechter Sache und bei der Gelähmtheit aller Unterthanenverhältniſſe durch den ſchwelgeriſchen Uſurpator, ſo leicht würde geworden ſeyn —: und dennoch läßt er ſich am andern Morgen ohne Mühe bereden ſich nach England einzuſchiffen. Es iſt ihm keineswegs unbekannt, was der König mit dieſer Einſchiffung will, und er hat ſich darüber gegen die Königin deutlich erklärt: wo es aber auf das Miniren und Gegenminiren ankommt, da ſteht er ſeinen Mann, und der Gedanke reizt ihn faſt: „Der Spaß iſt, wenn mit ſeinem eignen Pulver der Feuerwerker auffliegt.“ — Words, words, words! (Act II, Scene 2.)

§. 44.

Jetzt iſt es Zeit, daß ein Anderer, Höherer erſcheine, denn ohne ihn wäre gewiſſermaaßen das Stück gänzlich aus, und zwar mit einer gräßlichen Diſſonanz. Es tritt aber nunmehr zu unſerer Beruhigung ein blühender, einfach ſchöner, wahrhaft geſunder Heldenjüngling auf: Fortinbras, Prinz von Norwegen. Wir ſehen ihn jetzt auf ſeinem Zuge gegen Polen, den verſtatteten Durchzug durch Dänemark benutzend, das Nöthige anordnend und dem Dänenkönig Grüße ſendend. Leichtſinnige Leſer des Dichters möchten fragen: kommt er hier nicht faſt wie ein deus ex machina? worauf nur erwidert werden kann, daß er jedem rechten Leſer längſt bekannt ſeyn müſſe. Der beſonnene Dichter läßt ihn ſchon, wie wir bereits oben bemerkt haben, in der erſten Scene des ganzen Werks vor unſrer Phantaſie erſcheinen, und zwar in der Erzählung des Horatio, die gleich auf die erſte Erſcheinung des Geiſtes folgt. Näher noch tritt er in den Audienzſcenen beim Könige durch das Hin- und Zurückreiſen des Voltiward und Cornelius, bis er endlich in der vierten Scene des vierten Acts wirklich, das heißt in Perſon, erſcheint und mit wenigen Worten ſich verkündet, denen dann ſein Hauptmann das Nöthige beifügt. Freilich wenn man alle dieſe welthiſtoriſchen Beziehungen ausläßt und etwa ganz am Schluß nur den Prinzen auftreten läßt, dann iſt er nichts weiter als eine Puppe, die weder Todte begraben noch Leben ſchaffen kann; daran hat aber der Dichter nicht Theil, und es wäre unbillig, ihn büßen zu laſſen, was ſpätere Verarbeiter verſchuldet haben.

Vielleicht ſollte aber der Prinz mehr reden, und zwar ſanft Erhebendes und Beruhigendes. — Für die Bühne des neunzehnten Jahrhunderts mag das wohl ſtatthaft ſeyn, beſonders da zu fürchten iſt, manche vergeßliche Leſer und Zuſchauer könnten ihn bei ſeinem Erſcheinen wohl gar halb und halb aus dem Gedächtniß verloren haben. — Shakſpeare beruhigt gewiß gar gern, und — das würden ſelbſt ſeine bitterſten Gegner zugeben — wenn es darauf ankommt, die ganze Orgel der Erhebung und die Harmonika der Beruhigung ertönen zu laſſen, ſo iſt er darin Meiſter. Warum hat er aber dieſen Heldenjüngling ſo wortkarg und faſt einſylbig hingeſtellt? Ich denke, er hat dafür einen höchſt vortrefflichen und tiefſinnigen Grund gehabt. Wir werden nämlich bei genauer Anſicht des unermeßlichen Werkes gewahr, daß faſt alle Perſonen deſſelben an zu großer Wortfülle leiden, und daß eben deshalb bei ihnen das Wort ſeine ſchöne heilende Kraft verliert. Soll der Staat gerettet werden und ein neues Leben beginnen, ſo muß es auch in dieſer Hinſicht anders werden, und das ſchlichte einfache Wort, von tüchtiger That begleitet, wieder ſeine Kraft gewinnen. Wir ſollen gewahr werden, daß eine ſolche Zeit bald erſcheinen wird: denn alles, was in der letzten Scene (um dieſe in der Kritik über die tragende Hauptſäule des Stücks gleich hier anzuknüpfen) von Fortinbras ſehen, deutet darauf hin.

§. 45.

Mit Einem Blicke erfaßt er die Hauptmomente der Begebenheit, und Horatio braucht nur durch wenige Worte zu ergänzen. Die Seele des kriegeriſchen Jünglings wird tief ergriffen von dem Anblick der königlichen Leichen: aber er faßt ſich ſchnell, denn es iſt nicht Raum in ihm für unmännliche Klagen, er hält dem Hamlet eine kurze, aber von wahrhaftem Gefühl und Phantaſie zeugende Leichenrede, er bricht gleichſam aus dem friſchen Lorbeerkranze, den er ſelbſt eben errungen hat, einige Blüthen ab und wirft ſie auf den Sarg des Todten, der keine Lorbeern erringen konnte. Er ſpricht mit ruhiger Kühnheit und Beſonnenheit ſein wohl gegründetes Recht auf das Reich aus, das jetzt ſeiner ganzen Königsfamilie beraubt iſt, und leitet auf der Stelle die Huldigung ein, die ihm, dem zukünftigen Könige, gebührt. Dann läßt er raſch die Leichen wegſchaffen, damit das Licht des neuen Tages, den er hervorrufen will, ſogleich auf ein lebendigeres fröhlicheres Geſchlecht ſcheinen möge; doch iſt er auch nicht überraſcht, ſondern ordnet ſelbſt die Leichenfeierlichkeit für Hamlet an. Spricht ſich hier nicht deutlich des Dichters und des Prinzen Abſicht aus? Die Zeit des Vielewortemachens iſt vorbei, und es ſoll hinfort muthig, einfach beſonnen, aber raſch gehandelt werden.

„Auf! laßt die Truppen feuern!" ſo heißt das letzte Wort des Stücks. Den lebensfrohen Jüngling verlangt nach dieſem kriegeriſchen Hall, in welchem — man darf es wohl behaupten — ſelbſt eine Beruhigung liegt. Die zurückgekehrten Sieger werden das ernſte Geſchäft mit großem Ernſt vollziehen, aber jeder edle Sieger trägt auch eine Fülle von Fröhlichkeit in ſich; einer ſolchen bedarf der kranke Staat, und die wackern Kriegsmänner werden das arme Volk nach und nach damit ausſtatten.

§. 46.

Zurückkehrend begegnen wir der bis in das Innerſte, bis in den geheimſten Nerv des Lebens verletzten wahnſinnigen Ophelia. Das „ſüße Kind“, „die Maienroſe“ konnte ſich in dieſem Sturm nicht halten. Der Bruder fort, der Geliebte wahnwitzig und jetzt verbannt, der Vater ermordet von der Hand des Geliebten, ſie nun ſo ganz einſam, was wir mit einem alten Kinderworte „mutterſeelenallein“ nennen: es mußte ganz ſo kommen wie es der Dichter kommen läßt, und ſo innig auch die Rührung ſeyn möge, die uns bei dem Anblick der Leidenden überſtrömt, wir finden dennoch in dem Zuſtande, worin wir ſie jetzt erblicken, eine Art von *Beruhigung* für ſie. Die ſchöne üppig blühende Natur in ihr athmet jetzt, wie es ſcheint, faſt freier, als in dem frühern Zwange, ſie ſpricht ſich aus in alten bedenklichen Liebesliederfragmenten und elegiſchen Anklängen, und auch im höchſten Schmerze fehlt es nicht an Melodie und Geſang. Für ein fühlendes Herz iſt hier kein Wort genügend, um die Rührung und Freude über ſolch' eine Scene auszuſprechen.

Wir vernehmen jetzt Geſchrei der Empörung, und ein raſch eintretender Edelmann erzählt (ſtatt jeden Augenblick zur Rettung des Königs zu benutzen) in den ausgeſuchteſten Worten, daß der heimgekehrte Laertes an der Spitze eines Meuterhaufens die Schloßwache übermannt, und eine Menge Volk den Empörer als König ausgerufen habe. Wohl ahneten wir, daß es mit dem

Gehorſam gegen Claudius nur übel ſtehen könne: daß es aber ſo weit gekommen und ein mittelmäßiger, ruhmloſer Jüngling an der Spitze von müßigem Geſindel ſo ſchnell die gefährlichſte Empörung bewirken und mordluſtig ſchreiend bis in das Zimmer des Königs dringen könne, muß allerdings befremden. Welch eine entſetzliche Lockerheit, ja Aufgelöſtheit des ganzen Staates! Wie leicht, wie kinderleicht würde Hamlet, dem ächten Prinzen und rechtmäßigen Kronerben, geworden ſeyn, was jetzt ſchon einem erhitzten Renomiſten mühelos von Statten geht! Dahin, glaube ich, konnte es nur kommen durch des Königs Benehmen bei der Aufführung des Schauſpiels, wo er ſich zu ſchwach benahm, um nicht ſelbſt bei den gewöhnlichſten Hofleuten Verdacht zu erregen. Claudius ſcheint indeſſen in dieſem Augenblicke, wo er ſich zuſammenrafft, ſo etwas von Laertes Unbedeutenheit zu fühlen, und obwohl er kein rechtmäßiger König iſt, hat er doch ohne Zweifel etwas vernommen von der Hochehrwürdigkeit des Königsamts, was er jetzt zur rechten Zeit, wenn auch mit einiger Uebertreibung, vorbringt. Wirklich ſcheinen ſie auch auf Laertes einigen Eindruck zu machen, und ſtatt zu handeln, wohin ihn jetzt die ächte Wuth des Aufruhrs allerdings leiten könnte, verbraucht er die Zeit zu phantaſtiſch-tollen Ausrufungen: „Zur Hölle Treu! zum ärgſten Teufel Eide!“ „Ich ſchlage beide Welten in die Schanze!“ u. ſ. w. Jetzt weiß der König noch beſſer, mit wem er zu thun hat, und läßt ſich alsbald mit ihm in — Tractate ein, die indeß noch einmal durch die Wiedererſcheinung der unglücklichen Ophelie unterbrochen werden. Die Art, wie ſich Laertes bei dem Anblick derſelben benimmt, iſt von dem Dichter mit großer Weisheit beſtimmt worden. Die Art heißt Halbwahrheit. Wir ſind weit entfernt, mit vielen Kritikern zu glauben, daß ſo mancher Schmerz nicht in den ungeheuerſten und farbigſten Bildern wühlen könne; er kann es nicht bloß, ſondern ſoll es oft, damit er nicht in ſich ſelbſt erſticke. Wird aber der reine, durchaus wahre Schmerz wohl rufen: O heat, dry up my brains? wird er reden von tears seven time salt? ich zweifle. — Und dann wieder gleich die unendlich rührenden einfachen Worte: O rose of May! Dear maid, kind sister, sweet Ophelia! Wie wahr, wie ſchön! — Aber das iſt eben der Fluch der Selbſtgefälligkeit und der Liebäugelei mit ſich ſelbſt, daß ihr ſelbſt in dem ungeheuerſten Schmerze der Augenblick, zur Läuterung gegeben, zur phantaſtiſchen Trunkenheit wird, in welcher Wahres und Falſches irre durch einander wogt, und daß ihr ſelbſt dann noch — verſtattet das rauhe Wort — der Komödiant in den Nacken ſchlägt. — Fragt nur das Leben und dieſen Dichter, der es am reinſten und tiefſten abſchildert.

§. 47.

Es giebt wohlgeſinnte, aber zu ſanfte und weichherzige Leſer, welche fragen dürften, warum der Dichter uns wohl den großen Schmerz bereitet, die ſchuldloſe

Ophelie ſo leiden zu ſehen. Wir antworten: weil er auf unſre etwanige Weichlichkeit nicht Rückſicht nehmen darf, und wir ein- für allemal erkennen und ertragen ſollen, daß die Welt die Welt iſt, und daß hienieden das Schickſal walte, welches nicht ſelten auch die Unſchuldigen in die Verhängniſſe des Schuldbeladenen verflicht. Das Wort Schickſal iſt vielleicht unter allen ſeit etwa einem Vierteljahrhundert gebrauchten das mißbrauchteſte: hier aber ſteht es gerade an ſeiner rechten Stelle. Wohl mögen wir mit innigem Mitleiden fragen: was hat Ophelie, was Romeo und Julie, was Max und Thekla, was Klärchen *verſchuldet*, daß ſie ſo unglücklich enden müſſen? Aber der Sinnigere wird ſich bald ſammeln und neu gekräftigt antworten: In den Verhältniſſen, in denen ſie leben, bei der feindlichen Zuſammenkunft der Dinge müßte erſt ſelbſt ein phyſiſches Wunder ſich ereignen, um ſie phyſiſch zu retten, und ein ſolches ſollen wir *nie* verlangen. Es iſt der Lauf der Welt, die Weltordnung die es nun einmal mit ſich bringt, daß auch die ſchuldloſeſten Söhne und Töchter mitleiden, wenn die ſchuldbeladenen Ihrigen fallen: denn wie es der Fluch der böſen That iſt, daß ſie „fortzeugend immer Böſes muß gebären," ſo iſt es nicht minder ihr Fluch, daß ſie die Unſchuldigen mit in ihre trüben Wirbel zieht. Doch mit dem unendlichen Unterſchiede, daß das Schickſal dem Schuldloſen nie in verzerrter Geſtalt erſcheinen kann, ſondern ihm nur zum Läuterungsfeuer — denn ganz rein iſt ja keiner und namentlich Ophelie gewiß nicht — und als Führer zum Sieg und zur Verklärung dient. Kein Dichter hat vielleicht das ſo eben bezeichnete Schickſal ſo mannigfaltig zu ſchildern gewußt als Shakſpeare, und er zeigt ſich dabei ſtets ſo edel klar, daß er auch nicht ein einziges Mal in weichliche Klagen deshalb ausbricht. Wohl möchte es deshalb rührend ſeyn, wenn Ophelie ſich ſelbſt beklagte, als ein ſchuldloſes Opfer in Hamlets Geſchick mit verflochten zu ſeyn: aber faſt über allen Vergleich beſſer und rührender iſt, daß ſie es nicht thut, ſondern dieſe Klagen — dem Leſer und Zuſchauer ſelbſt überläßt. So viel trauen Max und Thekla uns leider nicht zu, ſie ſehen ſich, dünkt mich, zu häufig ſelbſt als Opfer an und ſprechen ihre Gefühle darüber in ſchönen Worten aus. Es iſt ein großes Glück, daß wir ſie ſchon längſt ſo anziehend liebenswürdig gefunden haben, daß wir ihnen dieſes Uebermaaß der Klagen gern verzeihen.

§. 48.

Was thut nun wohl der mitleidige Bruder für die arme Schweſter? was König und Königin, die ſo oft von der Holdſeligkeit des lieben Mädchens reden? Nichts, ſchlechthin gar nichts. Man überläßt ſie ſich ſelbſt, und niemand iſt der ihren Tod verhindert. Für uns iſt das Ende, welches ſie nimmt, eine wahre Beruhigung: denn abgerechnet, daß hier von der Handlung des Selbſtmordes in keinem Fall die Rede ſeyn kann — wie möchte eine tödlich Kranke, Vernunftberaubte handeln? —

entſchwebt ſie, wie bereits oben angedeutet wurde, gleich einer anmuthig ſingenden Meergöttin, unſerm Auge, und die Phantaſie folgt ihr gern in die Tiefe des „feuchtverklärten Blaus," das ſanfte Kühlung haben wird für die heißen Wunden, die hier auf der harten Erde nicht geheilt werden konnten.

§. 49.

Ueber Hamlets Seereiſe und Zurückkunft, über welche die ſechste und ſiebente Scene des vierten Acts, ſo wie die zweite des fünften Auskunft geben, iſt nicht viel für den Prinzen erhebliches zu ſagen; doch ſcheint es bedeutend, daß der Dichter ſelbſt ſie mit faſt kalten nackten Worten erzählt. Es ſcheint, als könne er ſelbſt eine bittere Mißbilligung nicht unterdrücken, und es iſt ohne Zweifel **Abſicht**, daß die Erbrechung der Vollmacht, der Kampf mit den Korſaren, Hamlets Ausſetzung an der Küſte (ſiehe ſeinen Brief an den König), das zu vermuthende erbärmliche Ende des Roſenkranz und Güldenſtern, worüber Hamlet faſt ein wenig triumphirt, daß, ſage ich, alles dieſes mit unverkennbarer Nüchternheit behandelt wird und uns deshalb auch ſehr kühl läßt. Uebergehen konnte der Dichter als ſolcher die Reiſe nicht: daß er uns aber zumuthet, jene Korſarenkämpfe, Ausſetzung u. ſ. w. als möglich in dem Zeitraum Eines Actes zu denken, iſt allerdings kühn, ja weit kühner, als wenn er zwiſchen zwei Acten einen Zeitraum von zwanzig Jahren gelaſſen hätte. Vielleicht hat Shakſpeare die Acte ganz anders getheilt, als wir jetzt, wodurch dann auch der ſcheinbare Vorwurf ſchwinden würde. Iſt dieſes aber auch nicht der Fall geweſen, ſo wollen wir dennoch hierüber kein Klagelied anſtimmen, da der Phantaſie nichts leichter wird, als Zeit und Raum mit Freiheit zu behandeln; während ſie (zum Glück) auch nicht eine einzige Folgewidrigkeit in einer Charakterzeichnung würde verhüllen können oder wollen. Eine ſolche aber findet ſich bei unſerm Dichter nie.

Die oben unterbrochenen Tractate des Königs mit Laertes werden jetzt von neuem angeknüpft und zwar auf eine Weiſe, durch die uns manches, was vielleicht noch dämmerte, völlig deutlich wird. Wir werden abermals erinnert an das einzige Gute, das noch im Charakter der Königin iſt, — die letzte Blume in dem großen Schutthaufen — ihre Liebe für Hamlet („ſie lebt faſt von ſeinem Blick"), und wir glauben daran, weil der König dieſe Liebe ſcheut, und zwar aus Liebe für die Königin. Mit einer Blume können wir freilich dieſe Claudiusſche Liebe nicht vergleichen, aber ſie iſt denn doch eine menſchliche Regung und zwar eine geheimnißvolle, faſt wider ſeinen Willen wirkende, die er ſelbſt geſteht:

Sie iſt mir ſo vereint in Seel' und Leben:
Wie ſich der Stern in ſeinem Kreis nur regt,
Könnt' ich's nicht ohne ſie.

So zur Vorſichtigkeit gezwungen, nimmt er denn abermals zu ſeiner alten Kunſt, nur heimlich und durch

Gift zu morden, ſeine Zuflucht. Er fühlt ſich zu neuem Böſen wie belebt und wird, indem er ſeinen Plan vorträgt, immer munterer und beredter. Laertes, den ehedem manche Critici für einen leidlich tugendhaften feurigen Jüngling erklärt haben, zeigt ſich gar bald bereitwillig und geht dem Könige mit ſchlimmem Rath an die Hand; ja es iſt dieſer feurige Jüngling ſchon ziemlich routinirt, und hat ſich bereits für mögliche Fälle etwas weniges Gift gekauft, deſſen trefflich ſchnelle und doch geheime Wirkungen er nicht genug rühmen kann. — Der Plan iſt fertig, da kommt die Nachricht von Opheliens Tode und nun möchte der giftmiſchende Bruder doch auch gar gern wieder zart wehmüthig ſeyn. Das kann aber unmöglich gelingen, und er bringt nichts weiter an den Tag, als die bis zur Lächerlichkeit gezierten eiskalten Worte:

> Zuviel des Waſſers haſt Du, arme Schweſter!
> Drum halt' ich meine Thränen auf.

Wie liebenswürdig unbeholfen erſcheint dagegen der närriſche Gobbo in der Abſchiedsſcene von Jeſſica:

> „Thränen müſſen meine Zunge vertreten, allerſchönſte Heidin, allerliebſte Jüdin. — — — Aber adieu, dieſe thörichten Tropfen erweichen meinen männlichen Muth allzuſehr.“

Trefflich iſt es, daß Laertes gänzlich vergeſſen hat, er habe noch ſo eben als Rebell mit gezogenem Schwert vor dem Könige geſtanden, was dieſer nie vergeben kann und wird. Jetzt aber ſieht er ſich mit zärtlicher Freundſchaft von dieſem behandelt, und der junge Mann, den der Aufenthalt in Frankreich nicht klüger gemacht hat, glaubt wenigſtens für den Moment daran.

§. 50.

Die Todtengräberſcene zu Anfang des fünften Acts hat wohl von jeher Tauſende und wieder Tauſende in hohem Grade ergötzt. Wer könnte auch dieſem philoſophiſchen Denker, der ſogar das philoſophiſche Denken ſelbſt perſiflirt, dieſem witzigen Kopfe, der mit dem Witze faſt ſo umgeht wie mit der Erde die ſeine Schaufel zerwirft, Widerſtand leiſten und ſich nicht durch ihn beluſtigen wollen? Nur bleibe man nicht bei der bloßen Ergötzung ſtehen, denn es iſt, dünkt mich, hier noch eine tief tragiſche Idee im Hintergrunde.

Mir iſt, als ſey der ganze Boden jenes großen Weltdramas am Schluſſe des vierten Acts nahe daran zuſammenzubrechen, er wankt bei jedem Tritt, und wie aus einem Naphtaboden ſchlagen hie und da ſchon Flammen heraus, ſobald ein ſtarker Fußtritt ihn berührt. Es iſt dahin gekommen, daß Hamlets Wort „die Zeit iſt aus den Fugen“ vollkommen zur Anſchauung wird, und niemand iſt vorhanden, der ſie wieder in Ordnung zu bringen vermag, (Fortinbras ausgenommen, der aber jetzt noch auf dem Ritterzuge nach Polen begriffen iſt). Der elende Uſurpator hat mit dem nicht viel weniger elenden Laertes ein Bündniß gemacht zu neuer Giftmiſcherei, und beide haben uns höchſt merkwürdige Talente gezeigt, dieſe entſetzliche Kunſt in's Große zu treiben. Ein Land, wo ſo etwas geſchieht, iſt gewiſſermaaßen ohne König und ohne Regierung, und es ſtarrt gelähmt der Verweſung entgegen. Was kann nun folgen? Mich dünkt, man dürfe gar nichts anders erwarten als eine Kirchhofsſcene, und es iſt (wie bereits oben bemerkt wurde) erfreulich, einen wahrhaft geſunden Mann unter ſo vielen bis in's Innerſte krankhaften Perſonen auftreten zu ſehen, einen Mann, mit deſſen Hypergenialität wir es nicht genau nehmen, und deſſen phantaſtiſche Unarten wir gleich in Bauſch und Bogen vergeben, weil er ja dabei ſo geſund und ungefährlich iſt und den Muth hat, noch aus dem Grabe heraus ſelbſt über das Grab ſo wie über die ganze Welt zu ſcherzen. In dieſen Scenen, mit ſeinem Gehülfen und ſpäterhin mit Hamlet und Horatio, erſcheint dieſer kräftige Todtengräber faſt wie einer, der im Uebermuth es ſich beikommen läßt — auch einmal König ſeyn zu wollen. In der That verſucht er wenigſtens in dieſem Styl zu handeln. Er ordnet für alle Zeit an, nach welchen Grundſätzen der Selbſtmord zu beurtheilen ſey, erklärt ſich ſelbſt und ſein Amt für das adligſte in der Welt, behandelt den Gehülfen mit leichtem Scherz wie einen Leibeigenen, äußert ſich höchſt ungenirt über Hamlets Tollheit und noch ungenirter über die ſämmtlichen Bewohner Englands, das, nach ſeiner übermüthigen Anſicht, gleichfalls zu ſeinen Füßen liegt: — das alles darf der luſtig inſolente närriſche Geſell wagen, lediglich weil er der einzig ganz Geſunde unter ſo vielen

Kranken iſt. Freilich muß er ſich zurückziehen, als der geputzte König beim Leichenzuge erſcheint: aber für drei Scenen iſt er doch gewiſſermaaßen König geweſen, und wenn auch mit großem Unrecht, dennoch nicht mit ſo großem als Claudius, der die Krone vom Sims nahm und in den Schnappſack ſteckte.

§. 51.

Man könnte mit Recht fragen: was will Hamlet auf dem Kirchhofe? und wie kommt er dahin? denn daß der Leichenzug der Geliebten erfolgen werde, weiß er nicht, er, der ſich um nichts äußerliches mehr zu bekümmern ſcheint. Aber weder Dichter noch Kritiker werden durch jene Frage in Verlegenheit kommen. Hamlet will nur Eines: des Königs Strafe; aber gänzlich im Klaren über ſeine eigne Schwäche, ſcheint er die Rache völlig dem Geſchick oder vielmehr dem Zufall zu überlaſſen; er, der nie vollſtändig lebte, iſt jetzt mehr als halb geſtorben, und ſo iſt ihm am wohlſten auf Gräbern und in der Mitte von Todten. Mit einer wahren Luſt wühlt er in den Gedanken der Verweſung, doch iſt auch hier nie das rein Individuelle in der Betrachtung vergeſſen, z. B. in der Erinnerung an den Kinnbacken des Kain, der den erſten Brudermord beging. Abgerechnet aber, daß in dieſen Betrachtungen alle Monotonie ſchon durch den königlichen Todtengräber vermieden wird, ſorgt auch ſelbſt Horatio, freilich wider ſeinen Willen, für die unſchuldige Ergötzung der Leſer; wenigſtens muß ich ihn in dieſer Scene als einen ſolchen Gegenſtand betrachten.

Dem wackern, aber etwas beſchränkten Manne iſt die ganze Kirchhofspromenade unangenehm, und, praktiſch geſinnt, ſieht er wohl ein, daß bei Hamlets ſämmtlichen Betrachtungen über den Tod, ſo wie bei deſſen Betaſtungen einzelner Schädel, durch die der Prinz ſelbſt vom phyſiſchen Ekel ergriffen wird, — ſein „und ſo roch? puh!“ iſt deutlich genug — unmöglich viel Erſprießliches herauskommen könne. Statt ihn aber durch irgend eine große Idee auf einen höhern Standpunct zu erheben, zeigt er ſich nie ideenarmer als jetzt. Seine „es iſt möglich,“ „ja, mein Prinz“ u. ſ. w. ſind klägliche Krücken der ſterilſten Converſation; ja er wird ſogar einmal zu einem höchſt lächerlichen Pedanten, indem er auf Hamlets Frage: „wird nicht Pergament aus Schafsfellen gemacht?“ wie ein guter Technolog erwidert: „ja, mein Prinz, und aus Kalbsfellen auch“ *). Darüber weiß er Auskunft, aber ſelbſt Hamlets köſtliche Anrede an Yoriks [illegible] rührt ihn wenig.

---

*) Es iſt wohl möglich, daß einige Leſer hier ſagen werden: aber gerade dieſe ſteten Ironien ſtören uns, und wir wollen einmal die Kirchhofsſchauer rein genießen. — Darauf iſt zweierlei zu erwidern: 1) liegt bei dieſem Einwurf eine irrige Anſicht von der Ironie ſelbſt zu Grunde, die in ihrer Aechtheit nie ſtören kann, welches deutlich zu machen freilich keine bloße Anmerkung hinreichen dürfte; 2) in Beziehung auf den beſondern oben gegebenen Fall iſt die Widerlegung leicht. Leſet nur die auf ſogenannten reinen Schauder ausgehenden Kirchhofsgedichte, z. B. die von dem ſonſt gar wackern A. Gryphius, und ſehet zu, wie lange Ihr es in dieſem Verweſungsduft aushalten könnt.

§. 52.

Wunderbar erhebt ſich das Stück noch einmal — ehe es die einfache Herrlichkeit des Fortinbras zeigt — zu einer gewiſſen feierlichen Leichenpracht. Wir ſollen Opheliens Beſtattung mit beiwohnen, wir haben ſie geliebt im Leben, ſollen *ſehen*, daß ſie nunmehr höher ſteht als unſer Mitleid, und ſchönere Blumen auf ihr Grab ſtreuen, als die Königin es jetzt thut. Aber dieſe Leiche ſoll auch noch zum letzten Male eine edle Aufwallung in Hamlet erzeugen, wie ſie ſich ſtets erzeugen muß, wenn der wahre ächte Schmerz dem prahlenden, verworren erhitzten gegenüber ſteht. Möge es uns immerhin für den Moment ergreifen, daß Laertes zu ſeiner Schweſter in das Grab ſpringt: ſobald er vom Pelion und dem blauen Haupt des wolkigen Olympus redet, ſorgt er genugſam, daß wir abermals ſchnell erfahren, wie wir mit ihm daran ſind. Dieſes hohle Pathos iſt es, wodurch Hamlet gereizt wird, und wodurch er ſich noch einmal, wenn auch nicht groß, doch reiner fühlt. Auch er hat ſich oft genug mit Worten abgefunden, aber er hat doch wenigſtens dieſe Reden faſt immer nur im Stillen für ſich gehalten, und nie verlangt, daß man ihn wegen der großen Wörterfülle für einen *Helden* halten ſoll; darum ſeine jetzige, wenn auch nicht phyſiſche Ueberlegenheit beim Ringen im Grabe, doch die moraliſche in der rührenden Verſicherung:

> Ich liebt' Ophelien, vierzigtauſend Brüder
> Mit ihrem ganzen Maaß von Liebe hätten
> Nicht meine Summ' erreicht.

Wer weiß, wohin ihn dieſe momentane Kraftäußerung auch jetzt noch würde geführt haben, wenn nicht die Mutter mit ſchauerlich kühlem Weiberverſtande ihn jetzt öffentlich mit einem — geduldigen Taubenweibchen verglichen hätte. Wenn die Mutter über den Sohn alſo den Stab bricht, wie nahe liegt da bei ihm die vollendete Verzweiflung an aller Kraft! und wie nüchtern, matt und lahm und jämmerlich ſinkt jetzt ſeine Rede herab;

— — Hört doch, Herr!
Was iſt der Grund, daß ihr mir ſo begegnet?
Ich liebt' euch immer: doch es macht nichts aus,
Laßt Herkuln ſelber nach Vermögen thun,
Die Katze maut, der Hund will doch nicht ruhn.

§. 53.

Erſt in der zweiten Scene des fünften Acts wird uns die Geſchichte von Hamlets ſeltſamer Seereiſe erzählt: denn, um noch einmal darauf hinzudeuten, da wir einmal uns in den Gedanken finden mußten, daß Hamlet ſich überhaupt auf jenen Reiſebefehl einließ, ſo iſt uns nur ſeine Zurückkunft intereſſant, und der Dichter braucht ſich nicht zu übereilen, uns die Nebenumſtände auseinanderzuſetzen.

Der Prinz, der noch eben mit großen Worten jedes Mitleid mit Güldenſtern und Roſenkranz, die durch ſeine Liſt faſt komiſch „draufgehen“, abgelehnt hatte, iſt plötzlich gutmüthig oder ſchwach genug, zu bedauern, daß er ſich gegen Laertes „ſo vergaß“, wird aber durch Oſrick, den Boten des Königs, unterbrochen. Dieſer

Höfling, der nie anders genannt wird als der „junge!“ Oſrick, gleichſam als ſey dieſes ſchöne Beiwort ſein ſatyriſcher Titel, iſt von dem Dichter mit beſonderer Liebe und Wahrheit geſchildert worden. Man betrachte nur die Umſtände genau: — die Zerſtörung iſt immer ſiegreicher weiter geſchritten, der Boden unter unſern Füßen wankt nicht bloß, ſondern ſinkt faſt ſchon, man glaubt das unterirdiſche Brauſen zu hören, welches dem Erdbeben vorangeht, es iſt als vernähmen wir bereits den Flügelſchlag des dunkeln Schickſals. Der König und die Königin, Hamlet und Laertes tragen ſchon, wie Todesgeweihte, das Zeichen des nahen Unterganges an ihrer Stirn: aber — der junge Oſrick merkt, wie natürlich, von dem allen nichts, und kann deshalb des Leſers und Zuſchauers tragiſche Stimmung durchaus nicht theilen; er weiß von keiner Verwandlung des Geſchicks, lebt in den Tagen guter Ordnung, freut ſich über den ehrenvollen Auftrag des Königs und erſcheint geſchnigelt und gebiegelt, geziert und gerührt, lieblich und ſüßlich vor dem Prinzen. Dieſer junge Oſrick, der das eigne Mißgeſchick hat, niemals ein einfaches Wort reden und bei der ungeſchminkten Wahrheit bleiben zu können, gereicht dem Zuſchauer zu großem Troſte: denn er ſieht mit Freuden, wie dieſer wunderliche Jüngling dem nächtlich geſinnten Prinzen noch die letzte Zuckung des Witzes, Humors und Spottes ablockt. Ich liebe die lobenden Ausrufungen bei den Kritikern nicht, doch mag es diesmal erlaubt ſeyn zu ſagen: wie iſt hier alles ſo ganz und gar und durchaus wahr! In der dunkelſten Nacht leuchten die Blitze am klarſten, und im höchſten Schmerze hat der Menſch noch Empfänglichkeit für die elektriſche Kraft des Witzes, oder — ſollte ſie doch wenigſtens erhalten. Selbſt der finſterſte aller Prinzen hat ſich dieſes ſchöne Talent gerettet und lacht zu guter letzt noch einmal über den ſeltſamen kleinen „Kiebitz, der zu früh ausgekrochen iſt und noch mit der halben Eierſchale auf dem Kopfe“ herumläuft. Der Ueberreife neckt den Unreifen; aber der Leſer ſoll, wie der Dichter, höher ſtehen als beide, und ſo doppelten Genuß haben.

§. 54.

Und was will der König mit ſeiner Sendung? Er hat auf Hamlets Geſchicklichkeit im Spielkampf mit dem Rapier eine bedeutende Wette gewagt, und bittet den Prinzen die Spielfechterei mit Laertes anzunehmen. Hamlet gewährt die Bitte, theils aus Willenloſigkeit, theils vielleicht durch die letzte Zuckung von Eitelkeit veranlaßt, da doch der König für ſeine Geſchicklichkeit gewettet. Bald aber zeigt ſich bei ihm eine ſeltſam erhobene, doch trübe Stimmung, er fühlt ſich phyſiſch und moraliſch krank zugleich, denn ſelbſt die ſtärkſte körperliche Natur müßte bei ſo tiefen und ſtumpf fortwühlenden Leiden ermatten. Indeſſen iſt es doppelt rührend, wenn wir ihn jetzt mit Horatio allein, von allen rhetoriſchen Wendungen verlaſſen, reden hören: But thou would'st not think, how ill all's here about my heart: — but it is no matter. Horatio erbietet ſich den Kampf abzuſagen, doch Hamlet dunkel ahnend, daß die Entſcheidung ſeines Geſchicks doch wohl nicht mehr länger verſchoben werden könne, tröſtet ſich und ihn durch den höchſten Gedanken: „es waltet eine beſondere Vorſehung ſelbſt über den Fall eines Sperlings“. In einer ſolchen Stimmung iſt der Menſch geneigt alles zu thun, um ſich mit ſeinem Feinde zu verſöhnen, und ſo ſehen wir ihn hier dem Laertes Abbitte thun. Wohl ſoll er das in Beziehung auf Polonius und Ophelien; doch ſcheint der geſpreizte Bruder kaum mehr jener Opfer zu gedenken, ſondern lediglich der ſogenannten Ehrverletzung, die ihm bei dem Leichenbegängniß der Schweſter widerfahren.

Man bereitet ſich zum Spielgefecht; der König hat noch einmal die Freude, ſeine abgeſtandenen Phraſen von „Trompeten und Pauken“, vom „Geſchütz das zum Himmel, und vom Himmel der zur Erde ſprechen ſoll“, anzubringen, und der junge Oſrick erlebt ſeinen Ehrentag, da er ſogar als eine Art von Kampfrichter die prinzlichen Rapierſtöße laut aufzählen ſoll, eine Pflicht, die er mit leidlichem Anſtande erfüllt.

§. 55.

Aber nun das Gefecht ſelbſt! — Daß dem Prinzen das Fechten ſauer wird, weil er fett iſt und von kurzem Athem, kann niemanden verwundern, der es nicht unter ſeiner Würde findet zu bemerken, daß allerdings eine gewiſſe Gattung des Grames — ſetten kann. Daß die Mutter ihm den Schweiß abtrocknet, iſt doppelt erfreulich, denn es iſt ihre *letzte* Handlung und zwar eine leidlich gute, mütterliche; daß ſie — diesmal wenigſtens unſchuldig und unwiſſend — auf Hamlets Wohl aus dem vergifteten Kelche trinkt, iſt völlig dem Geiſte des Stücks gemäß, da längſt angedeutet worden iſt, daß, wenn die Menſchen nicht handeln können, das Schickſal ſelbſt handeln *müſſe*. Daß ferner der König, in Verbrechen und Gräueln nachgerade faſt verſteinert und vermooſet, mit ziemlicher Gelaſſenheit ſein „es iſt zu ſpät“ vor ſich hinmurmelt, und gleich nachher auf ein unbedeutendes Wort des Laertes eine erträgliche Antwort zu geben im Stande iſt, ſcheint ganz in der Ordnung: — aber der eigentliche Stein des Anſtoßes findet ſich bei dem *erneuerten* Gefecht. Hier treffen wir ganz wider Shakſpeare's ſonſtige Gewohnheit eine inhaltsſchwere Parentheſe, welche alſo lautet: „Laertes verwundet den Hamlet; drauf wechſeln ſie in der Hitze des Gefechts die Rapiere und Hamlet verwundet den Laertes.“ Hier ſind gehäufte Schwierigkeiten. Vielleicht iſt die ganze Parentheſe nicht von des Dichters Hand; wenigſtens entſinne ich mich keiner einzigen in allen ſeinen Werken, die ihr gleicht. Halten wir ſie aber für ächt, — und der Umſtand, daß Hamlet ſchon bei Shakſpeare's Lebzeit gedruckt wurde, ſpricht doch einigermaaßen für ſie — was dann? Laertes wird ſchwerlich ſein Rapier, das, wie er am beſten weiß, vergiftet iſt, *fallen laſſen*;

begegnet ihm aber dennoch dieſes Mißgeſchick, ſo wird er ſich wenigſtens ſorgfältig hüten, ſein Mordinſtrument zu verwechſeln, was er auch um ſo leichter verhüten kann, da er ja ſündhafterweiſe den Knopf des Rapiers abgebrochen hat, um es unabgeſtumpft in das Gift tauchen zu können. Dadurch muß es ihm wohl kenntlich werden. — Laſſen wir aber auch dieſe Faſtunmöglichkeit als möglich oder gar wahrſcheinlich gelten, ſo darf doch bei einer Bühnendarſtellung jene ſtille Verwechſelung nicht ſtatt finden, da ſie undramatiſch iſt und dem Zuſchauer nicht ſichtbar und deutlich werden kann.

§. 56.

Bleibt nun in dem Umſtande, daß Laertes das Rapier fallen läßt, auch etwas Schwieriges, ſo iſt es doch nur von geringer Art und kann ſchlechthin nicht vertilgt werden; ja wir werden uns bei näherer Anſicht wohl überzeugen, daß es wenigſtens geſchehen könne, und zwar gerade dann, als Laertes zum erſten Male den Hamlet verwundet hat. Hier kann der Gedanke, nun auf immer vor ſich ſelbſt als ein verrätheriſcher Giftmörder dazuſtehn, gar wohl ſelbſt ſeinem Arme eine momentane Schwäche geben, und das Element des Epos, dem, wie geſagt, die letzten Acte ſich nähern, rechtfertigt den Dichter auch in dieſer Beziehung. Dann aber muß der andere Umſtand, daß Hamlet ſtatt ſeines Rapiers die Waffe ſeines Gegners aufrafft, in das Klare gebracht, und dieſer höchſt wichtige Moment dem Drama und der Bühnendarſtellung angeeignet werden. Iſt das geſchehen, ſo bedarf es nur weniger Worte, und die entſcheidenden Augenblicke des Todes und des Mordes für König, Königin und Laertes folgen wie einzelne Blitzesſchläge durch die Nacht mit raſcher Gewalt. — Nicht ſo raſch darf der Tod dem Hamlet nahen, ſondern wir ſollen ihn auf eine würdigere Weiſe ſterben ſehen. Die Wiſſenſchaft des Lebens beſaß er nicht, es ward ihm nicht ſelten zu einem ſchweren Traum, und er wandte die ſchönſten Anlagen faſt nur an, um Duft und Farbe der Jugend abzuſtreifen. Jetzt aber ſehen wir, was wir längſt ſchon ahneten, daß er zu ſterben verſteht: denn alles, was er im Gefühl der Todeswunde noch ſpricht, iſt des edelſten und beſonnenſten Helden würdig. Er trägt dem Horatio auf, ihn und ſeine Sache den Unbefriedigten zu erklären: ein Wunſch, deſſen Würdigkeit nicht bezweifelt werden kann, da hier nicht von einer Einzelangelegenheit, ſondern von Verhältniſſen die Rede iſt, die das geſammte Vaterland in den tiefſten Lebenspuncten berühren.

Horatio verweigert anfangs einen ſolchen Auftrag zu erfüllen, denn wie ein „Römer“ will er dem Gebieter auch im Tode folgen, und dieſe große Aufwallung iſt ſeiner ruhigen Natur keineswegs unangemeſſen. Wenn die Erde zu wanken ſcheint und der Tod ſo völlig ſiegreich ſein Panier aufpflanzt, dann wird auch der Friedlichſte aus den Fugen weichen, und in dem dunkel und wüſt gewordenen Leben erſcheint der letzte Augenblick als der einzig wünſchenswerthe. Die treue Unterthanen-Anhänglichkeit wird heiße Liebe für den unglücklichen Freund, und der nun wahrhaft frei gewordene Mann will ſich nicht übertreffen laſſen von römiſchen Sclaven, die ſo oft ihren Gebietern freiwillig im Tode folgten. (Vgl. z. B. Tacitus Schilderung vom Ende des Imperators Otho.). — Daß aber Horatio jetzt ſich der Römer erinnert, iſt völlig ſeinem Charakter gemäß: der ſinnige Mann liebt die Geſchichte und ſchon in der erſten Scene des Drama's nach der Erſcheinung des Geiſtes erzählte er auf eine wirkſame Weiſe von den wunderlichen Begebenheiten kurz vor dem Fall des großen Julius Cäſar. Hamlet erinnert ihn mit den rührendſten Worten an ſeine Pflicht zu leben, und zwar aus Liebe für den Sterbenden, da der bloße kühle Pflichtgedanke hier nicht ausreichen würde. Nach dieſer edlen Anordnung nähert ſich ihm der Tod immer mehr; doch es ſoll dem Sterbenden noch eine Freude werden. Kriegeriſcher Hall verkündet die Ankunft des Fortinbras, ihm giebt er ſterbend ſein Wort der Erwählung zum Thron und dieſes begrüßt den Heldenjüngling, obwohl ſein Auge ihn noch nicht ſchaut, als König. Unter den Trümmern einer alten Welt beruhigt ihn die Ankunft des Jünglings, der Muth, Kraft und Beſonnenheit genug haben wird, auf dieſen Trümmern eine neue und ſchönere Welt zu erbauen. — „Der Reſt iſt Schweigen.“ Dieſes letzte Wort iſt in Hamlets Munde ſchon ein Zeichen höherer Klarheit; es iſt das wahrhafte „letzte

Wort“, dem keins weiter folgen kann, da für die ſelige Anſchauung, der wir entgegenhoffen, das Wort überhaupt nicht genügend ſeyn kann, und Schweigen hier die beſte Feier iſt.

§. 57.

Hamlet iſt ſeit etwa funfzig Jahren auf der deutſchen Bühne einheimiſch, und wie auch Zeit, Anſicht und Mode gewechſelt haben, er iſt nie verdrängt worden. Das würde ſich freilich bei dem Original ganz von ſelbſt verſtehen, denn wo iſt überhaupt ein dramatiſches Werk, das mit dieſem den Kampf beſtehen möchte: aber es war nicht der ächte Hamlet, den wir während des achtzehnten Jahrhunderts ſahen, er hatte das Schickſal des Goetheſchen Adlerjünglings gehabt, dem des Jägers Pfeil die rechte Schwingekraft hinweggeſchnitten hatte; ja wir dürfen wohl ſagen, es hätten die Komödienzettel damals lauten müſſen: Pſeudo-Hamlet, oder Titularprinz von Dänemark. — Und dennoch dieſe Wirkung, dieſe gänzliche Umwandlung der äſthetiſchen Richtung: wie viel trug ſelbſt jener falſche Hamlet dazu bei! Mochte die unbeholfene Scheere auch noch ſo ſehr in dieſen reichen Flügeln gewüthet haben, um das Leben zu bringen war einmal dieſer Adler nicht; — oder (in einem andern Gleichniß) auch ein beraubter, ja halb zerſtörter Tempel iſt doch immer noch ein Tempel, und Zorn erregend gegen die Verſtörer, kündet er doch überall an, daß er nicht zerſtört werden konnte.

Berlin hat die Ehre gewonnen, die erſte deutſche Stadt zu ſeyn, in welcher Hamlet, um das Jahr 1798 oder 99, in ſeiner Urgeſtalt gegeben wurde; doch ging Iffland ſpäterhin wieder zu der unglücklichen Schröderſchen Bearbeitung über. — Soll aber einmal von einer Bearbeitung die Rede ſeyn, ſo möchte ich darüber nur folgendes mit den kürzeſten Worten erinnern *). Was die drei erſten Acte betrifft, ſo rühre der Bearbeiter — um der Poeſie ſelbſt willen ſey er möglichſt feierlich beſchworen! — ja nicht an die groſſen Beziehungen des Staats zu andern Staaten, die der Dichter ſo einfach und deutlich gezeichnet hat. Thut er es dennoch, ſo bekommt er nicht mehr als ein intereſſantes tragiſches Familiengemälde, das aber, ſo verarbeitet, keinen reinen Genuß gewähren kann, da ſich doch nicht alle Beziehungen auf das höhere und höchſte Drama tilgen laſſen. Für ein ſo tiefſinniges, intenſiv gedrängtes Werk kann der Hintergrund nie zu weit und geräumig ſeyn, und es ſoll deshalb keine Staats- und Meer- und Landausſicht verſchloſſen werden, die Shakſpeare öffnete. — — Nur in der Unterredung Hamlets mit Ophelien vor dem Beginn des Schauſpiels werde manches mit Beſcheidenheit getilgt. Zwar hatte der Dichter, als ſolcher, ganz

---

*) Möge der günſtige Leſer ſich dabei meiner frühern Aufſätze über Hamlet (Freundliche Schriften, Th. I. S. 224 ff. und Th. II. S. 105—119) erinnern, oder gelegentlich dort nachſehen wollen. Ich habe Grund genug alſo zu wünſchen, ja zu bitten.

Recht: aber wir können es heute noch nicht von der Bühne herab *vertragen*. Der vierte Act allein iſt der Stein des Anſtoßes. Sollen wir wagen, ihn, den der Dichter (wie oben erwähnt worden) faſt epiſch behandelt hat, in das ſtraffere Dramatiſche zu ziehen? So muß die uns Bewohner der Binnenländer faſt ſtörende Seereiſe hinweg. In Hamlets Charakter darf aber nicht der leiſeſte Zug verändert werden, und wir können ihm auch die ungeheure Schwäche nicht erlaſſen, daß er wirklich dem Befehle des Uſurpators Folge leiſten *will*, der ihn nach England und in den Tod ſenden *möchte*. Aber er darf nicht abreiſen, denn Laertes kehrt drohend zurück; und, wie nachtheilig wir auch über dieſen forcirten Jüngling zu denken gezwungen ſind, ſo hat er doch ein unbezweifeltes Recht, den Tod ſeines Vaters zu ahnden und von **Hamlet** Genugthuung zu fordern. Dieſer kann ſie ihm nicht verſagen und *darf* nun nicht fliehen, wenn jener Rache fordernd wiederkehrt. Auf dieſe Weiſe wird ſein Zurückbleiben durch einen Ehrenpunct motivirt, der ganze Act ſtraffer zuſammengezogen, ohne daß in der herrlichen Farbengebung etwas Bedeutſames verloren ginge. — — Alſo — ich geſtehe es — verfuhr ich bei der Bearbeitung, die zur Feier des 23. Aprils 1816 in Berlin gegeben wurde, und was ſich auch dagegen ſagen läßt, (ich erbiete mich ſelbſt zu ſehr erheblichen Einwürfen) immer mag dieſer Ausweg unter den möglichen doch wohl einer der beſten ſeyn.

Ueber die ſchwierige Parentheſe im fünften Acte: „ſie verwechſeln in der Hitze des Gefechts die Rapiere“ u. ſ. w. iſt bereits oben geſprochen und die mögliche Auskunft gegeben worden. — Fortinbras endlich verweile nicht zu kurze Zeit auf der Bühne, denn wenn auch ſein bloßer Anblick ſchon beruhigend iſt, ſo wollen wir doch auch genau wiſſen um ſeinen Willen und ſeine Handlungsweiſe. Hier trete dann auch die Muſik ein, und zwar eine ſolche, die eben ſo wohl Kraft haucht als Linderung.

Vor allen Dingen möge nur ſtets der Bearbeiter des Hamlets bedenken, daß man dieſes Werk nie verbeſſern könne, und daß lediglich die Noth entſchuldigen mag. Das größte Lob, welches eine Bearbeitung dieſes Trauerſpiels der Trauerſpiele davontragen kann, iſt vielleicht nur das der möglichſten Beſcheidenheit.

„Du kommſt in ſo fragwürdiger Geſtalt“, ſo redet Hamlet den Geiſt ſeines Vaters an, und wir alle das ganze Drama. Wer aber möchte wohl mit keckem Hochmuth fragen? Bekommen Marcellus und Bernardo eine Antwort? Wird ſelbſt Horatio's Wißbegierde, des redlichen gelehrten Mannes, befriedigt? — So laſſet uns dann ja nur mit poetiſchem Gemüth und kindlicher Beſcheidenheit fragen: dann wird der Lohn nicht ausbleiben.

X.

Der Sturm.

§. 1.

Unter den Phantaſien, die dem regſamen Menſchen in jedem Alter am treueſten bleiben, iſt die von einer einſamen Inſel im fernſten Ocean eine der hervorſtechendſten. Zuerſt faßt ſie der Knabe auf und behandelt ſie auf ſeine Weiſe. Bald ſieht er ſich hier der Natur allein gegenüber, auf ſeine eigenen Kräfte zurückgewieſen, und gern läßt er ſich mit ihr in einen Kampf ein, der, ſelbſt wenn er im Einzelnen mißlingen ſollte, Genuß gewährt und für die Zukunft beſſern Erfolg verſpricht. Wohl hatte Rouſſeau Recht, wenn er die Geſchichte Alexanders Selkirk für geeignet hielt, die reinſte praktiſche Lebensklugheit daraus zu entwickeln und Lehren anzuknüpfen, die dem Knaben, wie dem Jüngling und Manne heilſam ſeyn müſſen; doch iſt um ſo mehr zu bedauern, daß der berühmte deutſche Schriftſteller, welcher Rouſſeau's Idee aufnahm, dieſelbe mitunter in das Platte herabezogen und mit manchen unerſprießlichen Zuthaten auf- eſtutzt hat. Dennoch iſt auch dieſer allbekannten Bear- eitung manches Anziehende geblieben, denn der Zauber, en der bloße Gedanke: — ein armer Schiffbrüchiger, en ein ſtilles Eiland in der Südſee in Empfang nimmt — cheint in ſeinem Reiz faſt unverwüſtlich zu ſeyn, ſelbſt ann, wenn der Bearbeiter den Leſer gleichſam um alles n der Welt bittet, ja nichts Phantaſtiſches hinzuzuthun.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Robinſon in er erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts: denn aum war einmal die Saite angeſchlagen und von einer üſten Inſel geſagt und geſungen worden, ſo erſchienen aſt unzählige Nachſager und Nachſinger, von denen aber aſt jeder gar zu gern etwas Eigenthümliches haben wollte, hne doch den nöthigen Fonds dazu auftreiben zu können. Die Geſchichte unſrer Literatur giebt darüber genügende Auskunft, denn ſie darf auch der Fratzenbilder nicht vergeſſen, ſobald dieſe ſich — für Jahrzehnte ſogar — Bahn achen. — Und dennoch iſt in einigen dieſer überladen ufgeputzten und geſchminkten phantaſtiſchen Welten eine leine Ahnung von wirklicher Phantaſie, und wie uns uch die Geſchmackloſigkeit verdrießen möge, nicht ſelten indet ſich doch auch ein Lächeln zu dem Verdruſſe ein.

§. 2.

Wie aber wird unſer ganzes Gemüth erfaßt, wenn wir, aller jener Zerrbilder vergeſſend und bloß unſre beſſern Kinderphantaſien von jener wüſten Inſel behaltend, nun zu unſers Dichters Sturm übergehen. Hier ſind alle unſere Ahnungen und Träume, alle Sehnſucht und Scherzhaftigkeit, aller Ernſt und alle Liebe, mit denen wir je eine ſolche Inſel ausſtatteten, zu einem großen lieblichen Kunſtwerk vereinigt.

Gleich der Anfang nimmt unſre ganze Phantaſie gefangen. Wir ſehen ein Schiff im Sturm und Ungewitter in der Nähe der Inſel, ſchwebend in der größten Gefahr, der das Aufgebot der letzten Kraft entgegengeſetzt wird. Hier ſind Fürſten und Thronerben dicht neben rohe Bootsmänner, Matroſen und Luſtigmacher geſtellt, das ehrwürdige Alter neben die blühende Jugend, der Schrecken neben den Witz, die Verzweiflung neben das Gebet. Dennoch wirkt dieſe Scene nicht vollendet tragiſch, wir ſind zu ſehr beſchäftigt mit der fortſchreitenden Begebenheit, wir ſehen wie ſich in ihr die unangekündigten Charaktere äußern, und der Blitz des Witzes leuchtet zwiſchen den Blitz des Himmels ſo ſtark, daß wir nicht Zeit gewinnen, uns einer auf beſtimmte Individuen gerichteten tragiſchen Wehmuth zu überlaſſen; ſelbſt dann nicht, wenn wir das Schiff vor unſern Augen verſinken ſehen. Denn ſobald wir dieſen Anblick gehabt haben, ſprechen uns ſogleich zwei edle Geſtalten würdig an und beruhigen uns über das Geſchick der uns intereſſant gewordenen Schiffbrüchigen.

§. 3.

Es iſt der Herr der Inſel und ſeine Tochter. Im

Proſpero finden wir eine Zeichnung von beſonderer Gründlichkeit. Er war einſt kein ganz rechter Fürſt, kein durchaus rechter Mann, aber es war Anlage in ihm zu beiden. Sein Geiſt ſehnte ſich nach Wiſſen: ſein Gemüth, in ſich ſelbſt aufrichtig, nach Liebe, und ſeine Phantaſie nach den Geheimniſſen der Natur; aber er vergaß was der Fürſt am wenigſten vergeſſen darf, daß die Kunſt, auf der Erde, er beweglichen, feſt zu ſtehen, ſorgſam geübt werden müſſe, aß die Welt voller Feinde iſt, die nur durch wache Kraft und Klugheit beſiegt werden können, und daß in gewiſſen Verhältniſſen die Rüſtung nie abgelegt werden darf. So ſt es dem nächſten Verwandten, dem Bruder, mit Hülfe ines benachbarten mächtigen Königs, der den dargebo- nen unrechtmäßigen Vortheil nicht verſchmähen wollte, iemlich leicht geworden, ihn um ſein Herzogthum zu ringen. Da aber die reine Sittlichkeit des Fürſten — bwohl ſie ſich in Beziehung auf das Volk oft vielleicht ur müßig verhalten — dennoch Liebe erworben hat, ſo agt der Uſurpator nicht, das Leben ſelbſt des Geſtürzten nzugreifen, und Proſpero rettet ſich, die Tochter und nen Theil ſeiner magiſchen Bücher auf die wüſte Inſel, e ihm zum Aufenthalt angewieſen worden. Hier wird , was er früherhin im höchſten Sinne noch nicht war: ater und Fürſt. Sein Wiſſen gedeiht, die Natur ge- orcht ihm, vielleicht weil er ſie inniger kennen und lie- m lernt. Zephyrliche Geiſter voll zarter neckiſcher Na- r und erdgeborne rohe Gnomen müſſen ihm dienen. ie ganze Inſel iſt voll von Wundern, aber nur von ſolchen, an die ſich die Phantaſie gern ſchmiegt, von ſeltſamen Tönen und Geſängen, von ſcherzenden Helfern und neckenden Strafern, und Prospero zeigt ſeine große menſchliche Weisheit beſonders in der Art, wie er, als geiſtiger Mittelpunct, mit Freunden und Feinden umzugehen weiß. Zuvörderſt mit der Tochter. Miranda iſt ſein Höchſtes, ja ſein Ein und Alles; dennoch wird eine gewiſſe Hoheit und Feierlichkeit in ſeinem Benehmen gegen ſie ſichtbar: — Eigenſchaften, welche auch die reinſte Liebe des vielgeprüften bejahrten Mannes leicht anzunehmen pflegt. Ja, ſo ſehr ihm auch der reine Sinn ſeiner Tochter längſt einleuchten mußte, ſo findet er doch für gut, ihr erſt jetzt die Geſchichte ſeiner frühern Leiden zu erzählen, jetzt wo er die Macht hat ſeine Gegner alle zu ſtrafen und zu beherrſchen. Daß ſeine Erzählung auf Miranda faſt ſchlummerbringend einwirkt, (wenigſtens zeigen ſeine ſtets wiederholten Fragen: ob ſie auch zuhöre, daß er es fürchtet) darüber iſt manche Erklärung verſucht worden, deren Werth und Unwerth hier nicht unterſucht werden ſoll. Vielleicht gäbe folgender Gedanke Licht: Das Wunderbare wirkt nicht ſelten wie die Muſik auf Jeſſica, im fünften Act des Kaufmanns von Venedig; äußerliche Wunder in der Natur giebt es für Miranden kaum mehr auf einer Inſel, wo die Natur ſelbſt zum Wunder und das Wunder zur Natur geworden iſt. Für ſie giebt es aber um deswillen nur deſto größere Wunder im Herzen und Leben der Menſchen.

§. 4.

Zwar hat ſie im Caliban die ungezähmte Wildheit und Widrigkeit geſehen, aber er erſcheint ihr nicht als Menſch, ſondern nur wie ein thöricht fluchendes Ungeheuer, das ſie nicht ſcheuet, da er der gebändigte Sclav ihres mächtigen Vaters iſt, deſſen ruhiger Weisheit ſie ſtets vertraut. Aber das bunte Getreibe der Welt, wilde Leidenſchaften u. ſ. w. ſind ihr gänzlich fremd, und wohl mochte jetzt die Erzählung ſolcher Wunder auf ſie wirken, wie ihr Vater fürchtete.

Gegen Ariel, den Freiheit durſtenden Luftgeiſt, iſt Prospero ſtreng und freundlich, lobend und ſcheltend zur rechten Zeit, nur für Momente zürnend, und zwar dann, wenn er Undank wahrzunehmen glaubt; — gegen Caliban der vollkommenſte, gleichſam orientaliſche Herr, und da er einmal weiß, daß er mit einem Mißgeſchöpf zu thun hat, das nur Schläge fühlt, nicht Güte, ſo behandelt er es auch darnach.

Mitunter kann es ſcheinen, als widerſtehe Prospero ein wenig ſeiner eigenen ſchönern Natur und lege ſeine mühſam erworbene Lebensklugheit ſtets feierlich zu ſeiner Liebenswürdigkeit, obwohl beide ſich nicht immer zuſammen vertragen. Daher ſeine Prüfungsluſtigkeit, die Menge ſeiner Anſtalten, daher ſein übertriebener Zorn, als er die höchſt ungefährliche Verſchwörung einiger trunkenen Taugenichtſe erfährt u. ſ. w. So haben wir hier einen vollſtändigen Charakter vor uns, wo vielleicht tauſend andere Dichter uns nichts würden gegeben haben als das Prunkbild eines weiſen gekränkten und verzeihenden homme de qualité qui s'est retiré du monde.

§. 5.

Man hat ſchon häufig dem ganzen Stücke nachgeſagt, es habe weit weniger Handlung als die meiſten andren; nur wolle man doch auch hinzuſetzen, daß die Vergangenheit, welche hier eine ſo große Rolle ſpielt, gleichſam vor unſern Augen zur Gegenwart wird: ein Wunder der Poeſie, das uns weit größer dünkt als ſämmtliche Zaubereien des Proſpero, ſo ſtattlich ſie auch ſeyn mögen. Welch ein Unterſchied hier zwiſchen Sh. und ſo manchem neuern Dichter, der im Drama etwa vier Acte lang todte Vergangenheit abhandelt, bis es ihm endlich ſo gut wird, im fünften ein Stückchen fortſchreitenden Gegenwartsjammer austheilen zu können! Dazu kommt im Sturm noch der ſehr wichtige Umſtand, daß der Held des Stücks ein alter Mann iſt, ein trefflicher, wahrhaft würdiger Weiſer, dennoch ein alter Mann, und zwar ein ſolcher, deſſen Alter ſehr häufig zur Sprache gebracht wird; unter ſolchen Umſtänden kann und darf von großen Gegenwartshandlungen durch ihn nicht die Rede ſeyn, ſein Handeln iſt: die Vergangenheit zur Ruhe zu bringen und zu vergeben; doch ſollen mannigfache Begebenheiten und Charaktere ihn umkreiſen. — Und hier welche Charaktere!

Ueber Miranda's ätheriſch reine und doch ſo durchaus menſchliche und individuelle Weſenheit iſt wohl bisher nur Eine Stimme der Bewunderung geweſen, und wie möchte man je aufhören ſich über dieſe lebenvolle holdſelige Geſtalt zu freuen. Ihre Liebe für Fernando iſt die köſtlichſte Blüthe ihres reinen Lebens, oder vielmehr dies reine Leben ſelbſt und zugleich der Lohn für daſſelbe. Bei der zarteſten Jungfräulichkeit und eben um derſelben willen iſt ſie unbefangen naiv, offen und aufrichtig in ihrer Liebe, und eben weil ſie den Muth hat zu ſagen:

Ich bin eu'r Weib, wenn ihr mich haben wollt;
Sonſt ſterb' ich eure Magd; ihr könnt mir's weigern
Gefährtin euch zu ſeyn, doch Dienerin
Will ich euch ſeyn, ihr wollet oder nicht

iſt ſie die ächte Königin als demüthige Magd.

§. 6.

Eine freudigere Rührung hat ſelbſt Shakſpeare nie erreichen können als durch die Scenen der Liebe in dieſem Drama, und es iſt wohl jedem Leſer dabei als genieße er Blüthenduft und Nachtigallengeſang und erquickende Kühle. Die Welt wird zur Fabel und die Liebe erſcheint als allein Wahrheit. Für Miranda weiß ich ſelbſt in aller mir bis jetzt bekannt gewordenen geſpielten Muſik kein gleiches Bild zu finden, und hier muß jedem Leſer die eigne innere Muſik aushelfen; bei Fernando, der, obwohl höchſt liebenswürdig, dennoch unter Miranda ſteht, ſind mir ſchon oft einige köſtliche Geſänge Belmonts aus der Oper unſers Mozart eingefallen, als würdig begleitende Weiſen.

Die düſtern und unſittlichen Uſurpatoren im Stück ſind zwar unſittlich, doch bei weitem nicht düſter genug um wahrhaft zu erſchrecken; auch mildert der Umſtand, daß wir ſie in einer hülfloſen Lage ſehen, unſer Mißgefühl; vor allem aber der Gedanke, daß es den thörichten Frevlern ja doch nicht möglich geweſen iſt, Proſpero unglücklich zu machen, an deſſen reichem ſchönem Leben wir uns noch ſo eben innig erfreuten. Das führt denn abermals zu der Betrachtung, die der Dichter zwar nie *ausſpricht* (was man ſo „ausſprechen" nennt), doch gern zu veranlaſſen ſcheint, daß alles Unſittliche, ſo gefährlich es ſich auch anſtellen mag, und ſo ſehr es uns auch betrüben ſoll und muß, doch nie etwas anderes ſeyn könne als negativ jämmerlich, und, als gänzlich verkehrt, auch lächerlich.

§. 7.

Die ſündhaften Perſonen minderer Gattung in dieſem Stück ſind in der That *nichts* weiter als lächerlich; ja wenn wir ſelbſt nur obenhin ihre geringen Kräfte bedenken, die zu ihren großen Zwecken durchaus nicht hinreichen, ſo dünken ſie uns faſt wahnwitzig, und wir könnten uns eher verſucht fühlen, Mitleid mit ihnen zu haben. Zum Glücke gelangen wir indeſſen zu dieſem hier unbehaglichen Gefühle nicht: denn theils gebärden ſie ſich überhaupt dafür zu *luſtigroh*, theils ſehen wir die phyſiſche Urſach ihrer geiſtigen Betrunkenheit faſt immer in ihren Händen, ſo daß uns über ihren ganzen

Zuſtand kein Zweifel übrig bleibt. Dazu kommt noch der Umgang mit Caliban, der, trotz ſeiner zerriſſen thieriſchen und nur halb menſchlichen Natur, doch als Sohn einer Hexe etwas wunderbar Aufregendes und als Kronprätendent der Inſel etwas lächerlich Erhabenes hat.

Dieſer Caliban iſt von jeher als ein unnachahmliches Gebilde der mächtigſten Dichterphantaſie betrachtet worden, und je mehr wir ihn betrachten, je mehr befriedigt er unſre Aufmerkſamkeit. Er iſt der Sohn einer Hexe Sycorax, die, längſt todt, noch immer aus dem Grabe fortwirkt. Dieſe ſeltſam widrige nicht unmächtige Perſon hat nach vielen ſchweren Unthaten auch den zarten Ariel mit ſündhafter Liebe verfolgt und unbeglückt den liebenswürdigen Luftgeiſt in den Spalt einer Fichte geklemmt, wo der Arme ein Dutzend Jahre geſchmachtet und gewinſelt hat, bis ihn endlich Proſpero's Macht befreite. Caliban iſt wirklich auf der Inſel von ihr „geworfen" worden, doch kommt es nicht an den Tag, wer eigentlich ſein Vater geweſen *). Will ſich die Phantaſie auf die Frage einlaſſen, ſo hat ſie einen weiten Spielraum; doch ſcheint es, als habe ſie ſchon genug zu

---

*) Proſpero's Wort:

Thou poisonous slave, got by the devil himself
Upon thy wicked dam, come forth!

ſcheint freilich jeden Zweifel zu heben; doch iſt die zornige Ungeduld, mit der er in dieſem Augenblicke ſpricht, nicht geeignet, den Calibaniſchen Stammbaum mit Gründlichkeit zu zeichnen.

thun, wenn ſie ſich nur auf die Mutter gehörig einläßt. Im Caliban iſt eine ſeltſame Miſchung von Teufel, Menſch und Thier, zum Fiſchgeſchlecht ſich neigend. Er will das Böſe, nicht eben um des Böſen willen, oder aus reiner Bosheit, ſondern weil es ihm pikant iſt und weil er ſich unterdrückt fühlt. Er iſt überzeugt, ihm geſchehe großes Unrecht, und ſo fühlt er nicht recht, daß, was er will, böſe ſey. Er weiß ſehr wohl, wie mächtig Prospero iſt, deſſen Kunſt vielleicht ſelbſt ſeiner Mutter Gott den Setebos bezwänge, und daß er ſelbſt jetzt leider nichts ſey als ein Sclav. Dennoch kann er nicht laſſen zu fluchen, und zwar als höchſter Virtuoſe in dieſer mehr als freien Kunſt. Was er nur irgend Widriges und Abſcheuliches finden kann, umhüllt er faſt künſtleriſch mit dem möglichſt unharmoniſchen Geräuſch und Geziſch der Sprache, und wünſcht es dann auf Prospero und deſſen ſchöne Tochter herab *). Er weiß recht wohl, daß ihm das alles nicht nur nichts helfe, ſondern daß er dafür in der nächſten Nacht in Krämpfen und Seitenſtichen liegend von Igeln werde gezwickt werden;

---

*) So lautet z. B. gleich ſein traulicher Morgengruß:

As wicked dew as e'er my mother brush'd
With raven's feather from unwholesome fen,
Drop on you both! a south-west blow on ye,
And blister you all o'er!

So böſer Thau, als meine Mutter je
Von faulem Moor mit Rabenfedern ſtrich,
Fall' auf euch zwei! Ein Südweſt blaſ' euch an
Und deck' euch ganz mit Schwären!

dennoch fährt er fort ſich in neuen Flüchen zu üben. Es iſt einmal fixe Idee bei ihm geworden, daß die Inſel ſeiner Mutter gehört habe, und folglich jetzt ihm, dem Erbprinzen. Die größten Abſcheulichkeiten ſind ihm gerade recht, denn er fühlt ſie nur wie Späße, welche die Eintönigkeit ſeines Sclavendienſtes vertreiben können. Er bedauert, daß eine abſcheuliche Sünde zu vollführen ihm unmöglich geweſen:

O ho, o ho! 'would it had been done!
Thou didst prevent me; I had peopled else
This isle with Calibans

und der Gedanke an einen Todtſchlag gereicht ihm zu wahrem Ergötzen, vielleicht ſchon um des bloßen — Klanges und Getöſes willen, das dabei gehört werden wird.

§. 8.

Dies alles anerkennend können wir dennoch unſre Empfindung gegen ihn nicht zu eigentlichem ſtarkem Haſſe ſteigern. Wir finden ihn nur lächerlich-abſcheulich, und als ein wunderſames, im Grunde doch auch ſchwaches Ungeheuer höchſt ergötzlich, da wir längſt ahnen, daß keine ſeiner Drohungen in Erfüllung gehen kann. Caliban möchte ſchwerlich jemals genügend gemalt werden können; wohl aber vermögen wir bei der mit Recht in bloßen Umriſſen gehaltenen äußern Geſtalt ſeine innere Phyſiognomie gar wohl aufzufaſſen. Er iſt bei aller ſeiner thörichten Wuth und Bosheit nicht eigentlich gemein, und ob er ſich gleich von den elendeſten Geſellen imponiren läßt, (vielleicht nur, weil ſie Menſchen ſind, und, wenn auch häßlich, doch ſchöner als er) ſo zeigt er doch überall mehr Klugheit, — die nur dadurch gehemmt wird, daß er ſich ſtets für mächtiger hält als er iſt; ja er ſteht bei weitem höher als Trinculo und Stephano, als dieſe ſich durch den bunten Plunder aus Prospero's Garderobe aufhalten laſſen. Sehr wichtig iſt, daß der Dichter den ganzen jetzigen Caliban, der ſchon ſtruppig ſtachlicht igelartig genug iſt, uns auch dadurch näher zu bringen ſucht, daß er uns deſſen frühern noch weit ungebildetern oder vielmehr koloſſal rohen Zuſtand ſchildert. Das ſeltſame Weſen hat früherhin gar nicht ſprechen können, nicht gewußt was es wollte, — vielleicht auch überhaupt nichts gewollt? — ſondern nur höchſt viehiſch „gekollert". Da erbarmt ſich der gute Prospero, der gewiß auch ſchon früherhin, während er die Regierungsgeſchäfte ein wenig verſäumte, ſich zu einem guten Erziehungskünſtler gebildet hatte. Er ertheilt ihm uneigennützig ſehr ſchwierige Privatſtunden, leitet mit preiswürdiger Geduld Verſtandesübungen ein und lehrt ihn ſprechen. Anfangs ging die Sache leidlich, und Caliban ſelbſt erinnert ſich mit Vergnügen, wie der Alte ihn geſtreichelt und etwas auf ihn gehalten habe, wie er ihm — der Genügſame verdient Lob — Beeren mit Waſſer gegeben u. ſ. w. Als aber ſpäterhin Caliban einen überaus böſen Streich im Sinne hatte, gab ihn Prospero auf, denn wenn auch der Schüler wirklich etwas gelernt — die Summe der Calibaniſchen Wiſſenſchaft wird nicht näher beſtimmt — ſo hing ihm doch ſtets etwas von ſeiner niedern Art an, das edlere Naturen ſchlechterdings „nicht um ſich leiden können“.

Seitdem wird er als unheilbare Hexenbrut nur zu den niedrigſten Sclavendienſten, beſonders zum Holztragen, einem Geſchäfte das ihm völlig unausſtehlich iſt, gebraucht, wodurch allein ſchon ſich erklären läßt, daß er, um nur aus dieſem üblen Zuſtande herauszukommen, ſich ſelbſt mit den ohnmächtigſten Sündern gemein macht, weil doch Hülfe denkbar iſt, und er ſelbſt im ſchlimmſten Falle nicht viel zu verlieren hat. Endlich iſt auch noch der „hüpfende Punct in ſeiner linken Bruſt.“ beſtimmt menſchlich: es iſt die Liebe für ſeine Mutter.

§. 9.

Möge dieſe ſchlimmgeſinnte Frau in Algier noch ſo viel heilloſe Zaubereien getrieben haben, möge ſie noch ſo viel zarte Geiſter in Eichbäume und Fichten eingekeilt haben und möge ſie endlich vor Neid und Alter in einen Reif gekrümmt worden ſeyn: ſie iſt und bleibt doch immer ſeine Mutter, und der Sohn darf ſie einigermaaßen lieben, wenn er irgend dergleichen Empfindung zuwegebringen kann. Dies Gefühl zeigt ſich bei Caliban durchgängig; freilich nicht auf die liebenswürdigſte Weiſe, doch entſchuldigt ihn, daß er wohl ſelbſt keinen Anſpruch auf dergleichen überſchwängliches Etwas, wie Liebenswürdigkeit, Anmuth u. ſ. w. macht. Vortrefflich iſt die epigrammatiſche Weiſe, mit der der Dichter die großen böſen und tollen Plane des Caliban wie aufgetriebene

Waſſerblaſen in nichts zerſpringen läßt. Es mißlingt dem armen Ungeheuer nicht nur alles, ſondern es kommt für ihn zu nichts als zu einem elenden Kleiderdiebſtahl, den andere begehen, und ſodann für ſie und ihn zu einer gemeinſchaftlichen Strafe, oder vielmehr Thierhetze, nur daß ſie nicht hetzen, ſondern gehetzt werden. Dann muß er abbitten und die Zelle ſauber auspuzen, in welcher der geſtrenge Gebieter die ganze Geſellſchaft von vornehmen Guten und Böſen bewirthen will, wobei er abermals wird aufwarten müſſen. — Wie aber weiter? Der Dichter ſagt es uns nicht und wir können nur vermuthen. Wird ihn Proſpero mit nach Neapel nehmen? Sollten wirklich ſo [illegible] Geſellen wie Trinculo und Stephano ihren Plan [illegible] und ihn dort als ſeltſames Fiſchungeheuer für Geld zeigen dürfen? Gewiß nicht, denn gemeine [illegible] kann Proſpero nicht begünſtigen. Wahrſcheinlicher iſt, es werde ihn der weiſe Mann auf der Inſel zurückhalten, wo er dann in grandioſer Lächerlichkeit und luſtig phantaſtiſcher Rohheit ſich in der Einſamkeit an ſich ſelbſt erfreuen mag, wenn nicht etwa das Geſchick noch obendrein Sorge trägt, daß eine junge vielleicht weitläufige Anverwandtin von Sycorax ihm von Algier aus zur zärtlichen Gehülfin zugeſandt wird. Sind nur erſt die fatalen gebildeten Menſchen hinweg, ſo kann ihm noch ein luſtiger Stern aufgehen.

§. 10.

Ihm gegenüber ſteht Ariel, aber keineswegs als ätherreiner, phyſiognomieloſer Engel, ſondern als eigentlicher Luft- und Luſtgeiſt, anmuthig und freiſinnig, aber auch leicht, ſchalkhaft und mitunter wohl gar ein wenig unartig. Er verdankt dem Prospero die Rettung aus der geklemmteſten aller geklemmten Lagen; aber die Dankbarkeit iſt keine bloß natürliche Tugend, (faſt möchte man noch hinzuſetzen: keine Lufttugend.) Darum muß er — faſt wie die Menſchen — nicht ſelten daran erinnert und in Zaum gehalten werden. Nur das Verſprechen, ihn in zwei Tagen frei zu laſſen, ſtellt ſeine Liebenswürdigkeit wieder her, und nun ſucht er eine Freude darin, die Plane ſeines Meiſters mit angenehmer Gewandtheit zu erfüllen, bald als Waſſerjungfer, bald als Ordner eines Schauſpiels und Mitſpieler, bald als Harpye u. ſ. w.

Wir gedachten ſo eben im Fluge der phyſiognomieloſen Engel, und es bedarf deshalb keiner nähern Hindeutung, wo ſie ſich finden: denn niemand wird leugnen, daß dieſe unſterblichen Flügelkinder (ſo reizend auf manchem altdeutſchen Gemälde), mit ihren etwas ſchwerfälligen unſterblichen Harfen und wo möglich noch unſterblicherm Gloriaſang, eine faſt nicht minder unſterbliche Langeweile in den Werken mancher Dichter verurſachen *). Shakſpeare verfiel nie in dieſen Fehler, und

---

*) Daß übrigens ein rein chriſtlicher, bibliſcher Engel gar wohl auch von einem Dichter dargeſtellt werden könne, verſteht ſich von ſelbſt; und es kommt hier nur auf die Beantwortung der Frage an, ob es bereits auf eine genügende Weiſe geſchehen ſey, und zwar vergleichbar jenen gemalten Engeln auf einigen altdeutſchen Bildern.

es iſt höchſt anziehend zu betrachten, auf wie mannigfaltige und ſichere Weiſe er ſtets das Wunderbare behandelt hat. Im Sturm iſt er durch das einfachſte Mittel zum Ziele gelangt, indem er, wie bereits oben angedeutet wurde, die Natur ſelbſt, und zwar mit Recht, als das größte Wunder darſtellt. Hat er uns nun einmal auf eine gelinde Weiſe zu dem Glauben geleitet, daß Prospero durch ſeinen höhern Geiſt die Natur zu beherrſchen vermag, — und wie gern glauben wir an dieſe höhere Macht des Menſchen! — ſo ſind alle andere Wunder völlig natürlich und gewiſſermaaßen nur angenehme Kleinigkeiten, die wir mit Freuden um uns ſpielen ſehen. Jene höhere Macht iſt auch keinesweges auf Prospero allein gelegt, Fernando und Miranda ſind ohne ſichtbaren Zauberſtab und ohne weitläufige Anſtalten den Naturwundern völlig überlegen und ſie laſſen ſich dieſelben bloß als ein ergötzliches Schauſpiel gefallen, denn das höchſte Wunder iſt in ihrer eigenen Bruſt: die Liebe, die rein menſchliche und eben deshalb göttliche.

§. 11.

Aber ſelbſt die bloße reine und feſte Herzensgüte, wie ſie ſich bei dem alten Gonzalo zeigt, iſt mit einer faſt gleichen Kraft ausgerüſtet. Bei unſerm Dichter iſt ein ächtſittlicher Menſch immer auch liebenswürdig, kräftig, behaglich, und die Nachſtellungen ruhig abwehrend. Dieſer alte Gonzalo iſt ſo ganz mit ſeiner Pflicht, in der er allein ſeine Freude findet, beſchäftigt, daß er die

Mückenſtiche des Witzes, mit denen ihn ſeine Gegner verfolgen, kaum mehr bemerkt, oder falls er ſie ja einmal wahrnimmt, leicht und derb zurückweiſt. Welchen Witz hätte auch der zu ſcheuen, der noch auf einem ſinkenden Schiffe die Kraft übrig hat, ſich ſelbſt und andere mit ächtem Humor aufrecht zu erhalten. — Schwächliche Tugend ſcheint Shakſpeare kaum zu kennen; und er zeichnet ſie nur im Nothfall. So ſchließt denn alles beruhigend. Die reine Poeſie der Natur und des Geiſtes erfüllt uns, und ſelbſt wenn wir noch heute den Proſpero, nach abgelegtem Zauberſtabe, den viel zu beſcheidenen Epilog halten hörten, würden wir nicht zur Nüchternheit uns wenden, denn der Zauber, den wir erfuhren, war zu lieblich und mächtig, um nicht dauernd zu ſeyn.

§. 12.

Es iſt ſchon häufig und zuerſt von Leſſing bemerkt worden, wie ſehr ſich die gewöhnlichen Umarbeitungen Shakſpeariſcher Werke ſelbſt beſtrafen. Beim Sturm aber iſt dies in einem ganz beſondern, auffallenden Grade von jeher der Fall geweſen, denn ſelbſt ausgezeichnete und berühmte Dichter ſind hier geſcheitert. Ausgezeichnet darf man Beaumont und Fletcher allerdings nennen: wenn ſie aber immer tief unter Shakſpeare ſtehen, ſelbſt wenn ſie ihrem eigenen Genius folgen; wie viel tiefer noch, wenn ſie wagen mit ihm zu ringen und ſeine Arbeiten zu verbeſſern! In ihrem Schauſpiel „die Seereiſe" (the seavoyage) iſt faſt alles aufgetrieben und überladen, nicht ſelten ſogar bis zur Erregung phyſiſchen Ekels. Die Intrigue iſt zerriſſen und verworren, die Sprache meiſt verkünſtelt, und das Ganze wirkt um ſo weniger, je mehr die mannigfaltigſten Farben verbraucht worden ſind. Noch weit tiefer ſteht indeß Drydens — des überberühmten, meiſtens nur krampfhaft ſchwächlichen Poeten — Nachahmung: the tempest, or the enchanted island, ſchon um deswillen, weil ſich der Verfaſſer faſt leichtſinnig und frech in der Nachahmung gebärdet, und mit den allerbequemſten Mitteln ſein vortreffliches Urbild übertreffen zu können meint. Wäre das ganze Stück nicht ſo überaus albern, daß faſt ſämmtliche Perſonen auf den Preis der Fadheit Anſpruch machen dürften, ſo möchte man denſelben wohl dem alten Drydenſchen Prospero zuerkennen. Dieſer weiſe Mann, unter andern Geckenhaftigkeiten, nimmt keinen Anſtoß, ſeine Töchter vor dem Umgange mit Männern zu warnen, weil ſie, wenn ſie ihnen zu nahe kämen, neun Monate Schmerzen empfinden würden. — Und ſo etwas hat man ertragen können, und einen ſolchen Dichter hat man rühmen mögen!

§. 13.

Bei weitem feiner iſt Gotters Oper „die Geiſterinſel“; nur daß hier eigentlich von einer Vergleichung mit Shakſpeare gar nicht die Rede ſeyn kann. Außer der einſamen Inſel, einigen Namen und ſpärlich herausgeriſſenen Gedanken iſt nichts von Shakſpeare geblieben, und Gotter hat ja bekanntlich auch nie verhehlt, daß er dem franzöſiſchen Geſchmack mit Leib und Seele zugethan ſey. Dennoch iſt auch die ganz kleine Hülfe, die er von Sh. erhalten, ihm ſehr zu Statten gekommen; und wie unzauberiſch und nüchtern uns auch die ganze Geiſterinſel, wenn wir ſie mit der Shakſpeariſchen vergleichen, vorkommen muß, immer wird ſie Gotters beſtes Werk bleiben. Selbſt der ſchwächſte Hauch vom Originale her hat dem Prospero einigen Anſtand, den Liebenden einige anziehende Kraft verliehen; und wenn auch der deutſche Caliban als Schatten nur vom Schatten des Urbildes betrachtet werden kann, ſo iſt er doch noch immer eine erträgliche Opernfigur. Die Muſik, durch welche Reichard den Text zu heben geſucht hat, iſt, wie es ſcheint, faſt vergeſſen, ein Geſchick, das ſie, meines Erachtens, mit nichten verdient. Das Ganze der Töne iſt wenigſtens wohl gedacht, und manches Einzelne zeugt von angenehmer Phantaſie und reinem tiefem Gefühl.

Tiecks Bearbeitung des Sturms fällt in eine frühe Zeit, in welcher ſeine Anſicht von dem Dichter noch nicht feſt gegründet ſeyn konnte. Dennoch iſt ſehr zu bedauern, daß ſie für das größere Publicum faſt verloren gegangen iſt, da dieſes (leider noch immer) Shakſpearen höchſtens von den Brettern herab ſehen und hören, nicht aber ihn leſen und ſtudiren mag.

XI.

Wintermärchen.

§. 1.

A sad tale's best for winter, ſagt der kleine Mamillius zu ſeiner Mutter, und er hat ohne Zweifel recht, daß ſich das Tragiſche am beſten mit den Winterabenden verträgt. Das Märchen aber, welches uns hier der Dichter giebt, iſt für alle Jahrszeiten, denn es blüht in den reichſten Farben der romantiſchen Poeſie und umſpinnt auf die zauberiſchſte Weiſe den Zuhörer, der ſein ganzes Gemüth hier erquickt und befriedigt fühlen muß. Wir haben mit Recht das Wort „zauberiſch" gebraucht, ja wir möchten hier noch ein bezeichnenderes erdenken, um die Wunder des Dichters näher zu bezeichnen, der hier noch ganz anders und herrlicher daſteht, als ſelbſt der treffliche Prospero im Sturm. Sollten wir den Inhalt in zwei Worten andeuten, ſo würden es etwa folgende ſeyn: Eiferſucht und Mißtrauen ſtören ein reines königliches Freundſchaftsverhältniß und löſen ein Band ehelicher und in der Ehe faſt leidenſchaftlicher Liebe auf. Das Orakel ſelbſt entſcheidet für die Unſchuld der Königin: aber was ſo ſchnell zuſammenſtürzte, kann nicht ſo ſchnell wieder aufgebaut werden. Zu tief haben ſich die armen Menſchen verletzt, um ſich ſelbſt helfen zu können, und auch der überzarte Mamillius kann nicht tröſten, denn der Schmerz über das Unglück der Eltern hat ihn getödtet. Es bedarf der Zeit und ſo führt uns der Dichter raſch und mit ſchalkhafter Leichtigkeit über 16 Jahre hinüber. In den entweihten Königshallen kann die Liebe nicht mehr recht gedeihen, der Dichter bringt uns in das Freie, unter den blauen Himmel, in grüne Wälder und ſtille Thäler, und was die Eltern verſchuldet, löſet ſich durch die reine Liebe der blühenden Kinder, in Würde und Anmuth, verſöhnt auf, während Scherz und Liſt, Humor und Muſik die Scene wie mit heiterm Immergrün umfaſſen.

§. 2.

Wie einfach und klar iſt dies alles, und dennoch — wie oft hat man es rauh verkannt; wie mächtig und erquickend iſt der klare Strom dieſer Poeſie, und dennoch wie oft hat man ſich kalt und trocken davon abgewandt! Einige (z. B. Pope!!) haben geradezu erklärt, das Stück ſey des Dichters gar nicht würdig und werde deshalb auch wohl nicht von ihm herrühren. Frau Lenor läßt ſich diesmal völlig ſcham- und ſcheulos im roheſten Schelten laufen, und ſelbſt der berühmteſte engliſche Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts, Johnſon, weiß über unſer Werk nichts weiter vorzubringen als: This play, as Dr. Warburton justly observes, is, with all its absurdities (!!), very entertaining. The character of Autolycus is naturelly conceived and strongly represented, nach welchem, vielleicht mit dem Aufgebot aller Verſtandeskräfte hervorgebrachten, Urtheil er triumphirend von dannen geht. Der angeführte Warburton hat ſich freilich durch ſein Seufzen über Abſurditäten ſelbſt den Stab gebrochen; doch erinnert der ehrliche Mann zum Ueberfluß an Miltons bekanntes Wort von den wilden Waldgeſängen des ſüßeſten Shakſpeare, des Kindes der Phantaſie. — Woher aber dieſer gänzliche Mangel an Scheu im Urtheil, da ſonſt doch meiſtens die alte Ehrfurcht vor dem Dichter um etwas zierlichere Worte ſich bemüht? Vermuthlich deswegen, weil faſt kein Drama der philiſtröſen Wirklichkeit ſo zu nahe tritt als dieſes, das nur mit der reinen ewigen Wahrheit der Natur und Liebe zu thun hat. —

§. 3.

Wir ſehen hier einen König von Böhmen, der ſeinem Freunde, dem Könige von Sicilien, einen neunmonatlichen Beſuch geſchenkt hat, und unſer gutes Böhmen iſt, kraft Shakſpeare's Willen, ein Reich geworden, in deſſen Häfen man vortrefflich landen kann, obgleich die ſteinigen Ufer ſehr gefährlich werden können. Darüber haben nun gewiſſe Leute, die zuweilen mit der

Poeſie ſich beſchäftigen, jammernd in die Hände geſchlagen, oder mitleidig gelächelt, oder, gutmüthiger, Böhmen in Bithynien verwandelt, um den Dichter nicht gar zu ſehr ſinken zu laſſen. Dabei konnte indeß niemandem das erquickende Gefühl genommen werden, wenigſtens in dieſem Stücke klüger zu ſeyn, als der größte Dichter, indem denn doch nun einmal gewiß und wahrhaftig Böhmen keine Landungsplätze hat. Einige der beſſern Leſer und Ausleger haben dagegen in muthigen Augenblicken erklärt, es komme hierauf gar wenig an, man wiſſe ja ohnehin, daß Shakſpeare kein Gelehrter geweſen ſey, daß er nur England gekannt habe, und deshalb ein Irrthum dieſer Art gar wohl ſich verzeihen laſſe.

Was mich betrifft, ſo glaube ich, man könne eine Unwiſſenheit dieſer Art, ohne ein halbes Wunder anzunehmen, durchaus nicht vorausſetzen. Wie? dieſer Shakſpeare, deſſen Lectüre ſo reich erſcheint, der mit dem Grafen Eſſex, Southampton, Pembroke, mit Beaumont und Fletcher und dem grundgelehrten Ben Johnſon vertrauten Umgang hatte, und an der Königin Eliſabeth und dem König Jakob große Begünſtiger ſeines Talents fand, er ſollte das wirklich nicht gewußt haben? oder ihm ſollte nach der öftern Aufführung jenes Stückes auch nicht ein einziger Zuſchauer dieſen Uebelſtand, falls es einer wäre, angedeutet haben? Jeder Schüler der unterſten Claſſen, faſt jeder Matroſe, ja nur ein einziger Blick auf die Landkarte von Europa, die ja wohl in den meiſten Poſthäuſern „hängt, hangen wird und hing", hätte ihm ja dieſe ſtattliche Kenntniß über die Lage des lieben Böhmerlandes zuführen können.

§. 4.

Wenn alſo eine Unwiſſenheit hier beinah unmöglich war, ſo müſſen wir wohl auf etwas anderes denken, das uns die Sache erläutere. Der Dichter giebt uns hier ein Märchen, und, um durchaus nicht mißverſtanden werden zu können, ſagt er es gleich auf dem Titelblatt, was wir diesmal zu erwarten haben.

Das *Märchen* aber kennt nur den Himmel und die Hölle und die Erde als ſolche; aber es weiß nichts und *will* nichts wiſſen von Geographie und Topographie. Läßt es ſich aber ſcheinbar auf dieſe Wiſſenſchaften ein, ſo iſt dies oftmals nur mit anmuthiger Ironie zu verſtehen, und ſo kann und *ſoll* es in der That *ergötzlich* werden, daß wir hier Böhmen und Sicilien in ſo nahem Einverſtändniſſe und ſo gänzlich neu organiſirt denken müſſen.

Die Welt der *Märchen* hat Aehnlichkeit mit der, die uns in *Träumen* erſcheint: denn im Traum fehlen uns gleichſam die Schranken des Raumes und der Zeit, für die wir im Wachen oft faſt zu großen Reſpect haben. Wenn unſer Traum in Bagdad beginnt, in Hamburg fortgeſetzt wird und in Lima ſchließt, oder wenn wir träumend von einem Freunde Abſchied nehmen, der uns erklärt, er komme erſt nach zehn Jahren wieder, und er doch faſt auf der Stelle zurückkehrt, fröhlich ausrufend, daß doch endlich die zehn Jahre vorüber ſind, ſo wundern wir uns träumend darüber gar nicht, wohl aber beim Erwachen.

Eben ſo wenig aber als wir wachend des heitern Traumes ſpotten, ſollen wir hochmüthig des Märchens ſpotten, das wie jener ein ergötzliches Spiel mit der Zeit und dem Raume treibt.

§. 5.

Daß Shakſpeare über die Natur des Märchens ähnliche Anſichten muß gehabt haben, zeigt ſich deutlich: denn nicht befriedigt durch die Umwandlung eines Binnenlandes, geht er in ſeinem leichtfertigen Spiel noch weiter, ſtellt das (auf eine Inſel verlegte) delphiſche Orakel in den Hintergrund und bringt ſeinen genialen Zeitgenoſſen Giulio Romano, den er auch freigebiger Weiſe zu einem trefflichen Bildhauer macht, mit der delphiſchen Prieſterin in zeitliche Gemeinſchaft. Nicht minder behaglich hat er ſich über die ſechszehn Jahre hinweggeſetzt, welche zwiſchen dem dritten und vierten Acte liegen, indem er die Zeit ſelbſt auftreten läßt, welche in einer humoriſtiſchen Anrede die Zuſchauer bittet, ſich ſechszehn Jahre von ihr gütigſt hinwegzudenken. Weit entfernt eine ſolche Bitte beſchwerlich zu finden, ſollen wir hier eher eine beſondere Güte des Dichters finden, denn im Grunde hätte er auch das nicht nöthig gehabt. In einem ſo gehaltenen Stücke wie dieſes wäre es vielleicht genug geweſen, wenn wir bloß in der Unterredung zwiſchen Polyxenes und Camillo von dem Verlauf ſo vieler Jahre das Nöthige deutlich vernommen hätten. Möglich, daß wir uns eines gewiſſen leiſe ironiſchen Lächelns nicht würden erwehrt haben, doch möchte ein ſolches hier gar nicht an der unrechten Stelle geweſen ſeyn. Wer mit einer ſo gelähmten Phantaſie behaftet iſt, daß er den Gedanken der idealen Zeit nicht faſſen kann, wird ſich auch durch die ariſtoteliſchen zehn bis vierundzwanzig Stunden wie durch ein Uebermaaß bedrängt fühlen, da er ſich ja gründlich bewußt iſt, daß er höchſtens drei Stunden auf ſeiner Bank im Theater ſitze, weshalb er natürlich eben ſo wenig zehn Stunden als zehn Jahre einräumen kann. Indeſſen verſteht es ſich von ſelbſt, daß wir den Monolog der Zeit bei Sh. mit Dank annehmen, ſchon um der friſchen Scherzhaftigkeit willen, die in ihm waltet. Der Dichter will es ſich diesmal nicht nehmen laſſen, den ironiſchen Chor ſelbſt zu geben.

§. 6.

Aber auch noch gar manche andre Einzelnheiten waren den Kunſtrichtern zuwider: vor allen der erſte Act, in dem ſich die Eiferſucht des ſiciliſchen Königs Leontes gegen ſeinen trefflichen Böhmerfreund Polyxenes ſo ſchnell entwickelt. Dieſer Umſtand iſt allerdings ſehr wichtig und kann uns den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie auf eine wahrhaft ſchlagende Weiſe vor Augen bringen. Wenn uns etwa jemand trocken und träge erzählte: Vor einer halben Stunde waren X und Y noch die beſten Freunde; jetzt aber iſt X in eine ungeheure Eiferſucht gegen ſeine unſchuldige Gemahlin verfallen und giebt Aufträge, den Y, als den Urheber ſeines Uebels, heimlich aus dem Wege zu ſchaffen: — ſo würde er gewiß uns alle ungläubig finden, denn in dieſer dürren Relation iſt alles todt. Erzählt er uns aber die Sache, wie ſie Shakſpeare erzählt hat, und ſind wir im Stande des Dichters Scharfblicke zu folgen, der vor unſern Augen die geheimſten Wurzeln und Nerven dieſer Charaktere entwickelt, ſo wird uns alles deutlich, und wir begreifen ganz, wie die wahnwitzige Krankheit den Sicilier überfallen könne, da er nun einmal iſt wie er iſt. Wie aber wird ſich erſt unſer Genuß erhöhen, wenn wir zwiſchen und hinter den Zeilen zu leſen vermögen, und wie ſehr verdient der Dichter, daß wir dieſe Kunſt erlernen!

Dieſer Leontes muß ſich während der neunmonatlichen Anweſenheit des Polyxenes überzeugt haben, daß ſein Freund ihn an gediegener Manneswürde, die ihn zum Gegenſtand der Liebe und Verehrung der Frauen macht, bei weitem übertreffe. Er ſelbſt hat nicht minder Anlage zu manchem Trefflichen, aber alles ſteht einzeln, ihm fehlt die verbindende Kraft, die jene Gediegenheit des Charakters erzeugt, er darf ſich ſelbſt nicht ganz trauen: darum traut er auch andern nicht völlig; ganz rein iſt ſein Feuer nie und der Wirbelwind der Leidenſchaft macht es oft zu einer kniſternden Pechfackelflamme.

§. 7.

Er hat das unverdiente Glück, eine ſchöne, geiſt- und phantaſiereiche, liebenswürdige Gattin zu beſitzen, deren reine Seele den Gedanken einer Untreue gar nicht einmal zu faſſen im Stande iſt, und die eben deshalb ſich in kräftiger, an genialen Muthwillen ſtreifender Heiterkeit gehen läßt. Hier aber iſt es gerade, wo ſie in Beziehung auf die gegebenen Verhältniſſe — nicht etwa ſündigt, ſondern nur auf die ſchönſte und anmuthigſte aber traurigſte Weiſe irrt. Polyxenes iſt der innigſte und bewährteſte Freund ihres Gatten: ſo iſt er ihr vorgeſtellt, und ſo hat ſie ihn kennen gelernt. Warum ſollte ſie ihm nicht eine reine und lebhafte Freundſchaft ſchenken? Jetzt will er fort, ihr Gatte bittet ihn inſtändig zu bleiben; aber er verweigert; jetzt wird ſie um Hülfe gerufen, ſie, die bisher beſcheiden ſchwieg, wird faſt geſcholten, daß ſie ſo ſtill ſey, und ſie ſoll ihre feurigſten Bitten mit denen ihres Gatten vereinigen. So bittet ſie denn wirklich, und wenn ſchon ſelbſt ein mäßig hübſches Geſicht ſchön wird bei einer edlen rührenden Bitte, wie anmuthig mag dann dieſe Schönheit jetzt geleuchtet haben! — Sie ahnet bald, der König werde nachgeben, ſie freut ſich im voraus, ihrem Gatten durch jede Stunde, in der er den Freund behält, neue Freude bereitet zu haben, und ſo entwickeln ſich vor unſern Augen einzelne Züge ihrer genialen Liebenswürdigkeit. Ja, als der Böhmenfürſt endlich die Bitte wirklich gewährt, ſehen wir ſie in einer gewiſſen — faſt möcht' ich ſagen:

tugendhaft leichtſinnigen Freudigkeit, der ſich gerade die wahrſte, ächteſte und poetiſche Tugend ſo gern überläßt, weil ſie allein es darf, da gar keine Gefahr für ſie hier möglich iſt. Was aber an ſich ohne Tadel iſt, kann doch Tadel auf ſich ziehen und zwar von ſolchen, die ſelbſt den größten Tadel wegen ihrer Unſicherheit verdienen. Sind wir aber an ſolche Schwache durch heilige Bande geknüpft, ſo erfordert allerdings Klugheit und Mitleiden, daß wir dieſer Schwäche ſchonen. Das allein vergißt Hermione und fällt deshalb den finſtern Mächten anheim. In ſich iſt ſie ſchuldlos, nicht aber in der Welt wie ſie iſt.

§. 8.

Wie arm ſteht dagegen Leontes! Er iſt offenbar beſchränkter an Geiſt als ſein Freund, ſeine anfänglichen Bitten zeugen von einiger Armuth der Sprache im gewöhnlichen Leben, (erſt im Schmerze lernt er beſſer reden) ſeine Worte finden keinen Eingang, die witzigen und rührenden der Gattin faſt augenblicklich. Er fühlt wie ſie und der Freund ihm überlegen ſind, und noch vor der Eiferſucht ſtellt ſich bei ihm ein gewiſſer trüber Neid ein, (die lähmendſte aller Sünden, die uns jede geiſtige Klarheit raubt); ſo daß er auch bei dem muntern Geſpräch über das luſtige Jugendleben der Freunde ſtumm und unbeholfen daſteht, und endlich nur mit Mühe auf Hermionens-heiter liebendes Wort, „wann ſie wohl ihr beſtes Wort geſagt habe?“ das Nöthige erwidert.

Dieſe geiſtige Dunkelheit verbreitet ſich auch bald über ſein Herz, und, was nicht minder ſchlimm iſt, über ſeine Phantaſie. Die körperliche Nähe, in der er die Gattin und den Freund ſieht, iſt hinreichend, ſeine ohnehin vielleicht nie ganz reine Einbildungskraft zu beflecken; und der erſte ſogenannte witzige Einfall — („immer noch auf ſeiner Hand Clavier geſpielt“ iſt ſchon der zweite oder dritte) — mit dem er ſich ſtachelt — führt ihn immer tiefer in unreinen ſich ſelbſt verletzenden rohen Halbhumor hinein. Das aber iſt eben der Fluch der Eiferſucht, daß ſie ſtets mit verletzter Phantaſie Hand in Hand geht, und daß die immer offenen Wunden ſich nicht rein erhalten können, ſondern ſelbſt durch gemeinen Staub leiden. — Daher der kranke Durſt nach Rache bei immer mehr verdunkelnden Augen, daher die fieberhafte Eile, mit der der König die Rollen des Klägers und Richters vereinigt: — denn die zuſammengerufene Gerichtsverſammlung iſt zu machtlos, um mehr zu ſeyn als ein Schaugericht. Daher ſogar die empörende Härte, mit der er die noch kranke Königin vor die Schranken ruft.

Der einzige Reſt von althergebrachter Vernünftigkeit iſt die Sendung an das delphiſche Orakel, durch die allein Hermionens Schuldloſigkeit an den Tag kommt. Wer aber ſo tief gefallen iſt wie Leontes, der kann zwar durch tiefe, flammende Reue unſer Mitleiden gewinnen; doch Achtung und Liebe kann er nur zurückerwerben, wenn dieſes Gefühl dauernd ſich zeigt und er nie aufhört den unendlichen Schmerz über die verlorne Seelenwürde zu empfinden. Dadurch allein kann er neuen Adel empfangen, ſo endlich wieder königlich erſcheinen und des alten nun ſtets neuen Glückes genießen. — Wie zart und ſanft und rührend mild erſcheint er deshalb im letzten Acte! und faſt zürnen wir auf Paulinen, daß ſie dem Geneſenden ſo lange die geliebte Gattin vorenthielt. — So iſt denn in dieſem Gemälde alles folgerichtig und zuſammenhängend, und nur die hochmüthige Lenor konnte in ihrer Geiſtesdürre hier gegen den Dichter auftreten.

§. 9.

Da wir ſo eben Paulinen genannt haben, ſo wollen wir einen nähern Blick auf ſie werfen. Sie iſt die tugendhafte, aber nicht harmoniſch gebildete Leidenſchaft, ſie iſt ſchon um deswillen höchſt anziehend, daß ſie — ein ſeltener Fall — ihr eignes Geſchlecht auch im Ganzen mehr liebt und begünſtigt als das männliche, dem ſie ſeltſamer Weiſe mehr Wankelmuth und Menſchenfurcht zuzutrauen ſcheint. Sie fühlt ſich ihrem Manne und dem Könige weit überlegen, ſie liebt es das Schickſal zu machen, und ſie konnte deshalb ſehr gefährlich werden, wenn nicht die ſchönſte und reinſte Liebe, die Liebe für ihre Königin, in der ſie das köſtlichſte Abbild weiblicher Tugend und Anmuth findet, ihr eigenes Gemüth erhöbe und veredelte. Sobald der Königin Leides geſchieht, hat ſie keinen andern Gedanken, als ihr zu helfen; aber die Leidenſchaft läßt ſie jedes ſanfte Mittel verſchmähen, und ihre faſt wüthenden Anklagen reizen den Leontes nur noch mehr. Er wird als Mann und König durch ſie verletzt, und deshalb fällt wenigſtens ein kleiner Theil ſeiner ſpätern Schuld auf die gutmüthige, doch im Schmerze nicht immer richtig wählende Frau zurück.

§. 10.

Verweilen wir hier einen Augenblick bei einem mir wichtig ſcheinenden Worte. Pauline beſchuldigt den König der Tyrannei, worauf dieſer erwidert: „Wär' ich ein Tyrann, wie ſtänd' es um ihr Leben? Würde ſie mich ſo zu nennen wagen, wenn ſie wüßte, daß ich einer ſey?" Hier hat des Dichters Pfeil abermals gerade den Mittelpunct getroffen; aber im Fluge auch eine — Menge berühmter Schauſpiele, deren Verfaſſer das eigentliche Weſen der Tyrannei verkannten, mitgetroffen und faſt vernichtet. Am Hofe eines Tyrannen iſt das Wort Tyrann gewiß das unerhörteſte von allen, weil jeder der es ausſpräche oder auch nur andeutete, augenblicklich verloren ſeyn würde. Im Gegentheil erſchallen unter ſolchen Verhältniſſen die meiſten Hymnen auf die unſchätzbare Sanftmuth und Milde des Herrſchers; und hat nicht z. B. Seneca, in trüber unſittlicher Geiſtesgeſenktheit, Nero's Muttermord öffentlich vertheidigt? giebt nicht deshalb der Racineſche Nero ein durchaus falſches Bild, das durch wenige Zeilen aus dem Tanicus zu vernichten wäre? — Ein Tyrann, gegen den man ſo anwüthen darf wie im Brittanicus geſchieht, iſt ein albernes Zwittergeſchöpf von Wolf und Lamm, und es iſt ſchlechthin unmöglich ſich vor einem ſo geſcholtenen Herrn ſonderlich zu fürchten: denn in ſolchen Augenblicken ſieht der fatale Gedanke, daß der gelangweilte und verdrießlich gemachte Lammwolf doch wohl ſpäterhin — Giſt miſchen könne, noch zu fern. Für jetzt ſehen wir nur, daß er Langeweile und Verdrießlichkeit empfindet, und wenn ihm endlich des Geredes zu viel wird, mit den Worten: „Suivez moi mes gardes!“ davongeht, um ſich im Freien zu erholen. Was kann der Zuſchauer dabei anders thun als lächeln? und, wenn er ſpäterhin von der Giftmiſcherei benachrichtigt wird, Grimm und Ekel zugleich ſpüren? — Hätte doch Racine jene wenigen Worte des Leontes gekannt, würde er dann nicht vielleicht den Nero und die ſämmtlichen Verhältniſſe um ihn anders geſchildert haben? und würde es ihm nicht bald klar geworden ſeyn, daß ein Burrhus, der den verwöhnten Herrſcher der Welt alſo andeclamirt, in der nächſten Stunde nicht mehr — *gelebt* hätte? Wenn aber der geiſtreiche und feine Racine ſo fehlen konnte, wie iſt es erſt beſchaffen mit ſo vielen neuern Dichtern, die nichts haben als Declamation, und ſich hinterher wohl gar noch brüſten, das ſey eben das Rechte! — Shakſpeare iſt hier unter allen Lehrern der deutlichſte.

§. 11.

So lange Paulinens Leidenſchaft noch des Königs Stolz begegnet, vertieft ſie ſich immer mehr in dieſelbe; ſobald er aber Reue zeigt, ſehen wir ſie gerührt und milde; doch hat ſich der Schreck über die Ungerechtigkeit und Härte des Leontes ſchon ſo tief bei ihr feſtgeſetzt, daß ſie nur *Jahren der Reue glaubt*. — Ihr Ehemann Antigonus hat es vielleicht am ſchlimmſten mit ihr, und er wird zuletzt durch ſie, den König und ſein Gewiſſen dergeſtalt eingeklemmt, daß er kaum mehr das Rechte zu wählen im Stande iſt. Aber der Geiſt dieſes Märchens iſt bei aller Freundlichkeit und Anmuth doch auch ein ſtrenger, rächender; und weil Antigonus einem ſolchen königlichen Gebote Folge leiſtet, das diesmal ſchnurgerade *gegen* das *göttliche* Gebot gerichtet iſt, wird er ein Opfer ſeiner Schwäche. Das Mitleiden, welches wir ihm ſchenken, wird indeſſen durch den raſchen Flug der Begebenheiten gemildert. Wir haben nicht recht Zeit dazu, und ſelbſt der *Bär*, der ſich ſeltſamer Weiſe an die gefährlichen Ufer von Böhmen verirrt hat, bringt (ohne Zweifel wider ſeinen Willen) ein kleines Lächeln für uns mit, da wir ihn während des ungeheuren Sturmes *) für keinen ſonderlichen Diener des Geſchicks anerkennen. Ein mittelmäßiger Mann wie Antigonus ſoll aber auch keinen ſtattlichern verlangen.

---

*) Die Beſchreibung, welche der clown giebt, iſt in ihrer Kürze unnachahmlich: „Ihr könnt zwiſchen das Firmament und die See keine Nadel ſtecken“ — — „wie das Schiff bald mit ſeinem großen Maſt den Mond durchbohrte, bald wieder von Schaum und Hefen verſchlungen wurde, als ob man ein Stück-

§. 12.

Ueber Hermionens Charakter iſt ſchon oben durch das eine Wort „geniale Liebenswürdigkeit“ genug geredet worden. Die Art, wie ſie ſich bei den entſetzlichen Beſchuldigungen benimmt, iſt von dem Dichter auf die einzig richtige Weiſe geſchildert worden, wovon wir uns am beſten überzeugen, wenn wir die Mißgriffe betrachten, die bei hundert ſolchen Gelegenheiten von andern Dichtern begangen ſind. Sie hält ſich aufrecht bis zu dem Moment, wo ihr der Tod ihres Sohnes berichtet wird, und die Ohnmacht in die ſie dann ſinkt, iſt von ganz anderer Art, als die der meiſten franzöſiſchen Tragödien-Prinzeſſinnen. Nur eine wunderähnliche Charakterſtärke konnte ſie retten, und wohl begreifen wir, daß nach ſolchen Schmerzen wie ſie ertrug, ſelbſt eine funfzehnjährige Ruhe und Einſamkeit in Paulinens Wohnung ihr erträglich ſeyn konnte.

Mamillius iſt ein ſeltſames, zartes, von den Frauen ein wenig verhätſcheltes, geiſtreiches, kränkliches, ſchönes Kind, das aber eben um deswillen, weil es ſo

---

chen Kork in ein Bierfaß geworfen hätte“ u. ſ. w. — Was ſind alle pathetiſche Beſchreibungen gegen dieſen roh ſcheinenden Bilderwitz, der ſelbſt die trägſte Phantaſie zwingt zu ſchauen, was der Dichter dem ſinnlichen Auge nicht zeigen durfte. — (Vergl. ferner Ariels Erzählung im Sturm Act 1, Sc. 3.)

viel zu ſchaffen macht, der Gegenſtand der ſorgſamſten Liebe iſt. Sein Gefühl iſt ſo fein, daß es die Zerſtörung des Hausfriedens, den Zorn des Vaters und die Leiden der gekränkten Mutter nicht mit anzuſehen, viel weniger lange zu ertragen vermag. Es zittert vor dem Leben zuſammen, das ſich ihm plötzlich zu einem Meduſenhaupt verzerrt; es zittert und ſtirbt.

§. 13.

Gern folgen wir dem Dichter aus den dunkel gewordenen Königsſälen, wo jetzt nur noch die Reue und der Schmerz wohnt, in die freie Natur. Wir erſchrecken nicht ſehr vor dem Sturm an Böhmens Küſten, denn wir ſehen doch die kleine Perdita gerettet, und die harmloſen Späße der gutmüthig beſchränkten Landleute, des Vaters wie des Sohnes, ſind im Sinne des Dichters leichte Lichtſtreifen in der großartig bewegten Welt.

Wohl hätte hier nun der epiſche Dichter eine ſchöne Gelegenheit gehabt uns zu erzählen, wie Perdita aufwuchs in Würde und Lieblichkeit, und wie ſie ſo ganz anders wird, als ſich in der Regel von der gutmüthig albernen Erziehung die ſie in ſolchen Umgebungen genießen kann, hätte erwarten laſſen. Ein ſolcher erzählender Dichter würde hier vielleicht oder hoffentlich uns manches Gute mitzutheilen gewußt haben, z. B. über das Geheimniß einer auf ſich ſelbſt beruhenden edlen Natur und urſprünglich reichen Individualität. Perdita iſt eine ſolche ſchöne Natur, keinesweges nach feudaliſtiſchen Principien, oder weil ſie aus fürſtlichem Geblüte ſtammt, ſondern lediglich weil ſie es iſt, wie z. B. — Shakſpeare ſelbſt, der ohne Zweifel manche Jahre in armen und rohen Umgebungen aus der ſtratforder Hütte herausleuchtete wie Perdita aus der ihrigen, oder (um ihn, den ächten Mann, doch auch mit einem ächten Manne zu vergleichen) wie der Prinz Heinrich aus dem Wirthshauſe zum wilden Schweinskopf oder aus der Fuhrmannsherberge. — — Wir ſehen Perditen, nachdem wir ſechszehn Jahre überſprungen haben, wieder als ſchäferliche Königin, ja wenn man will als Blumengöttin, und zu ihren Füßen Florizel, den Sohn des Böhmerkönigs, der als Schäfer verkleidet an dem ländlichen Feſte Theil nimmt, zu deſſen Feier man jetzt zuſammenkommt. Die Liebe, welche beide Gemüther vereint, iſt mit allem Zauber des Jünglingsmuthes und der Jungfrauenlieblichkeit, altritterlichen Edelmuths und ſchäferlicher Zierlichkeit ausgeſtattet; und wir ſehen zugleich zu unſrer Freude mit Sicherheit vorher, daß gerade eine ſolche Neigung die getrennten Königshäuſer wieder vereinigen werde. Um deswillen macht auch der Zorn des Polyxenes, als er ſich den ſtillen Liebenden zu erkennen giebt, keinen tief tragiſchen Eindruck, der hier völlig am unrechten Orte geweſen wäre, ſondern wir müſſen faſt lächeln über den erhitzten alten Mann, der indeſſen, weil er ſich doch auch einmal ſehr übel vergeſſen konnte, nun um deſto leichter ſeinem königlichen Freunde vergeben wird. Dieſer hat es freilich weit ärger getrieben, iſt aber dafür auch bei weitem mehr geſtraft worden. Für jetzt giebt der Zorn des Böhmerfürſten zu nichts anderm Gelegenheit, als Perditens ſchöne Natur uns immermehr zu offenbaren und die Vereinigung der Liebenden immer mehr zu beſchleunigen.

§. 14.

Die Kunſtrichterin Lenor, ein Muſter der verſtelnerten, bitterlich-armen Herzensbeengtheit, iſt unglücklich genug ein Aergerniß an den beiden Liebenden zu nehmen, und wendet ſich dann mit großen Vorwürfen an den Camillo, der, ſonſt als treuer Mann geſchildert, jetzt plötzlich übel umſchlage und zu einem Verräther werde, indem er die Flucht der Liebenden nach Sicilien begünſtige. Es iſt darauf nichts weiter zu ſagen, als daß ſie im Eifer ſelbſt die Fähigkeit zu leſen muß eingebüßt haben, denn die ganze Angelegenheit iſt von dem Dichter mit einer Strenge motivirt, die ſelbſt für den proſaiſchſten Verſtand nichts zu wünſchen übrig laſſen kann. Selbſt der leicht erklärliche Umſtand, daß Camillo in dem rauhern Böhmen an dem ſchmerzlichſten Heimweh leidet, iſt von dem Dichter zur Sprache gebracht worden, ſo wie denn auch überhaupt der ganze Mann keinesweges als eine bloß hülfreich treue Maſchine, ſondern als ein wohlgeſinnter, denkender, Mittel und Wege genau beachtender treuer Rath gezeichnet worden iſt. An ein ſogenanntes Tugendideal iſt bei ihm nicht zu denken.

§. 15.

Wie künſtleriſch und wunderbar und wie doch ſo ganz natürlich iſt das Tragiſche der drei erſten Acte, das jedoch ohnehin durch den Dämmerſchein des Märchenhaften gemildert wird, mit dem idylliſch Lieblichen des vierten und der ſüßen ächteſten Sentimentalität des fünften verſchmolzen worden! Niemand ſteht ſich wohl ſo ſehr im Lichte oder vielmehr niemand weigert ſich ſo ſehr dem Lichte, als wer noch immer der verkehrteſten Verkehrtheit in den falſchen Theorien der Vergangenheit folgen und eine hohe Mauer aufgerichtet haben will zwiſchen dem Tragiſchen und ſogenannten Reinkomiſchen. Ein Ernſt der nichts iſt als Ernſt, und ein Scherz der nichts iſt als Scherz, würde aller Haltung ermangeln; die Natur und das Gemüth des Menſchen widerſprechen auf die entſcheidendſte Weiſe jener engen Anſicht, und die höchſte Armuth des Gedankens und der Empfindung iſt die unausbleibliche Folge, wenn der Autor bei derſelben conſequent verweilt. — Daß ein geſchickter Maler mit wenigen Pinſelſtrichen aus einem lächelnden Geſicht ein weinendes, und umgekehrt aus einem weinenden ein lächelndes machen könne, iſt bekannt genug und gar nicht wunderbar. Ein ſolches Nichtwunder gelingt dem gebildeten und menſchenfreundlichen Menſchen im Leben gar nicht ſelten, und es iſt wohl noch niemand ſo armſelig geweſen, Andromaches lächelnden Thränenblick unnatürlich zu finden. Der Dichter vermag aber nur zu rühren durch das, was innerlich wahr iſt und eben deshalb auch äußerlich wahr erſcheint. Haben wir uns nun von der Wahrheit jenes Thränenlächelns überzeugt wie von dem — Regenbogen, den die Natur ja ſtets auf einem dunkeln Grunde aufführt, ſo ſind wir ſchon zur Ahnung der ſentimentalen und romantiſchen Poeſie gelangt; aber wir ſehen auch nicht minder, wie entfernt hier jede Willkür ſeyn müſſe, und wie ſelbſt ein einziger Augenblick des vagen Umhertappens bei dem Dichter, den Eindruck eines ganzen Werkes ſtören könne. — Fragen wir nur immer das Leben ſelbſt, denn das allein iſt Poeſie, oder ſoll es werden. Ein einziges Wort zur rechten Zeit oder zur Unzeit kann einen weithin leuchtenden Strahl oder weithin dunkelnden Schatten in unſer Gemüth werfen, ja über die Richtung eines bewegten Gemüths entſcheiden, und wehe dem Dichter der uns durch ein einziges Wort dieſer Art aus der Stimmung verſetzt die er beabſichtigt.

§. 16.

Hier iſt der Punct, wo wir Shakſpeare faſt immer nur zu rühmen, ja im höchſten Grade zu rühmen haben. Denken wir uns Ton und Farbe, z. B. nur in den letzten Acten des Wintermärchens, anders, ja rücken wir nur eine Perſon aus ihrer Stelle, nehmen wir z. B. das Verhältniß zwiſchen Florizel und Perdita pathetiſcher, malen wir ihr Leiden bei dem Zorn des Königs tiefer aus, oder geben wir ihnen nur einen einzigen

Ausdruck des Hochmuths, ſtatt des edlen Stolzes von ſeiner Seite, und der beſcheidenen anmuthigen Würde von der ihrigen, ſo iſt alles verderbt. —

Ferner: faſt bei allen andern Dichtern erſcheint die Schönheit und Würde meiſtens nur in den ausgeſuchteſten und vornehmſten Umgebungen. Mit der Vornehmheit wäre es hier nun freilich nicht gegangen, wenn anders das Märchen, das nun einmal Perditen einem ſchlichten böhmiſchen Bauersmann anvertraut, unangetaſtet bleiben ſollte; dafür aber würde man ohne Zweifel deſto mehr innerliche Koſtbarkeiten auf dieſen Landmann und deſſen Sippſchaft und Haushaltung gehäuft haben. Dieſer treue Helfer wäre vielleicht ein höchſt edelmüthiger, philoſophiſch denkender oder doch wenigſtens überaus zart fühlender Herr in Bauertracht geworden; ſein Sohn hätte ſich aus Tugend in Perditen verlieben, aber auch aus Tugend ihr entſagen können, und ſelbſt auf den Knecht wären vermuthlich einige leichte Lichtſtreifen dieſer patriarchaliſchen Familienwürde und grandioſen Tugendhaftigkeit gefallen. — Woher das? Streng genommen, aus der Weichlichkeit der Dichter, die mit der Tugend gewöhnlich umgehen wie mit einem zerbrechlichen Ei, oder wie mit dem zarteſten Küchlein, das eben noch ein wenig frierend herausgetreten iſt. Dadurch aber bringen ſie die Tugend um ihre köſtlichſten Triumphe, die ſie gewöhnlich dann feiert, wenn ſie, in Geſellſchaft des Rohen und Gemeinen — ſelbſt die ſtillſte Zelle iſt nicht ſtill genug um immer vor ſolcher Geſellſchaft zu ſchützen — mit ruhigem Stolz und fröhlicher Ironie doch immer nur ſie ſelbſt bleibt.

Der Dichter hat Perditen weder zu hart noch zu weich behandelt. Der alte Schäfer iſt ein gutmüthiger, alter, furchtſamer Mann, gern ſchwatzend und befehlend, wohl zufrieden wenn man ihm nur nicht ſonderlich widerſpricht. Eine beträchtliche Anlage zur Narrheit hat ſich bei ihm nicht ſonderlich entwickeln können, da das äußere Leben ihn begünſtigt und er in ſeiner Sphäre ruhig und bequem hat hinleben können; deſto mehr aber ſtrahlt dieſes Talent hervor, als er ſpäterhin in große Angſt geräth, dafür aber endlich — das Märchen will es nun einmal ſo haben — in den Adelſtand erhoben wird. Sein Sohn, der gleich in dem Perſonenverzeichniß als Rüpel prangt, hat eine nicht minder ſolide aber glänzendere Albernheit, weil er als junger Menſch ſich ſtolzer fühlt, beweglicher iſt und ſich mehr im Leben verſucht. Das bequeme Leben, das er als reicher Bauerburſch führt, macht ihn glauben, er habe Verſtand, und dieſer Wahn mit Gutmüthigkeit vereint macht ihn zu einem ſehr behaglichen Gegenſtande für die Poſſe. Selbſt der Knecht hat eine beſtimmte Phyſiognomie, und zwar eine ſolche, die gänzlich in dieſe Bauernfamilie paßt. Auch er will etwas Apartes haben, und rühmt z. B. an den Liedern des Autolycus, daß ſie gar „nicht liederlich“ ſeyen, obwohl er gleich darauf mit wahrer Luſt Stellen citirt, die eben nicht von beſonderer Ehrbarkeit zeigen. Er vergißt aber nicht anzudeuten, wie dergleichen ſonſt immer ſo ſchlüpfrig ausgedrückt worden, was hier ſehr fein gegeben ſey. Dies „Nichtliederliche“ iſt ihm eigentlich ſehr langweilig, doch lobt er es, weil er auch einmal vornehm ſeyn will.

§. 17.

Der eben genannte Autolycus iſt faſt die einzige Perſon, die bei den frühern Kritikern Gnade gefunden, und allerdings muß es ſchwer ſeyn, der Fülle von Laune, mit welcher dieſer überaus ſtattliche und ſtets reflectirende Gaudieb begabt worden, zu widerſtehen; doch gewiß nicht ſchwerer als irgend einem andern Narren unſers Dichters. Warum aber mag er wohl den Kritikern beſſer zugeſagt haben? Vielleicht nur, weil er ſeinen Stammbaum aus dem Griechiſchen herleitet, weshalb er jenen ernſthaften Herren Gelegenheit bot, ihre Bekanntſchaft mit Lucian zu entdecken, die jedoch in dem fleißig ſtudirenden Deutſchland eben nichts wunderbares iſt. Dabei bekommt indeſſen auch Shakſpeare ein kleines Lob mit ab, daß er wenigſtens beſagten Lucian in der Ueberſetzung geleſen, der, wie Warburton (aus unbekannten Quellen) meint, einer von des Dichters Lieblingsſchriftſtellern geweſen. Wir zweifeln nicht bloß an dieſer Behauptung, ſondern ſind innig überzeugt, daß Sh. faſt ſämmtliche griechiſche Schriftſteller, die er durch Ueberſetzungen gekannt, höher geſtellt habe, als dieſen tief innerlich zerriſſenen und dieſe Zerfahrenheit mit Witz umkleidenden Lucian. — Wie wenig hat auch der

Dichter hier von dem Griechen benutzt, und wie gut iſt es, daß ihn ſein Genie hütete, mehr aus jener Quelle zu ſchöpfen! Jetzt iſt die Geſtalt im ganzen höchſt komiſch und ergötzlich, aber (ich wage es auf die Gefahr, einer faſt beiſpielloſen äſthetiſchen Ketzerei beſchuldigt zu werden) einiges an ihr — ich möchte es das Außenwerk nennen — dünkt mich ein wenig fremdartig, und dem trefflich derben doch rein idylliſchen Leben, in welchem Autolycus faſt als Hauptfigur erſcheint, nicht ganz angemeſſen: z. B. einige ſich ſelbſt beſchauende, pſeudophiloſophiſche Witzeleien, die er uns in Monologen mittheilt, wobei wir etwas Froſthauch von Lucian her fühlen. Zum Glück iſt unſer Dichter viel zu ſtark, als daß er länger als etwa ein paar Minuten einen ſolchen Anhauch dulden könnte, und ſobald er wieder aus ſich ſelbſt ſchöpft, wird Autolycus zu einer köſtlich humoriſtiſchen Figur, deren Witzreichthum das ländliche Feſt durchaus nicht entbehren kann.

§. 18.

Der fünfte Act ſtellt ſich mit ſeiner machtvollen Milde und rührenden Anmuth in wunderbarer Reinheit dar. Die als unſelige Krankheit behandelte Sünde iſt durch Reue und Buße längſt gewichen, das Geſchick iſt verſöhnt, und die Geneſenen brauchen ſich nur wiederzuſehen, um ſich von neuem und unendlich inniger zu lieben als ſonſt. Selbſt das Bitten um Vergebung hat jetzt etwas Süßes, nicht für den welcher gebeten wird, ſondern für den der bittet, und niemand will und mag es ſich erlaſſen. Wäre es aber nicht beſſer geweſen, wenn uns der Dichter die beiden Könige in ihrer erſten Wiedervereinigung gezeigt hätte? Sollten ſie nicht in unſrer Gegenwart den Schäfer examiniren und dann die junge Prinzeſſin anerkennen? Johnſon iſt keck genug zu vermuthen, Sh. habe dies alles in eine Erzählung gebracht, bloß um ſich „größere Mühe" zu erſparen, wobei wir uns noch erinnern wollen, daß er bei anderer Gelegenheit meint, Shakſpeare „eile" zum Ende. Abgerechnet, daß es überhaupt eine gewagte Sache iſt, wenn der Nichtdichter (d. h. der nichtdichteriſche Menſch, gleichviel ob er in Proſa, oder Verſen geſchrieben hat, oder gar nicht) etwas über den Dichter meint, weil doch faſt nur dabei an den Tag kommt, daß er ſich in die Seele deſſelben nicht hineindenken könne, verdient er doppelten Tadel, wenn er dabei mit einer gewiſſen unſittlichen Keckheit verfährt.

Was heißt: der Dichter hat mehr als billig geeilt um zum Schluſſe zu kommen? er hat ſich nicht mehr Mühe geben wollen? u. ſ. w. Der Poet hat die große Aufgabe, ſtets als ein ganzer Menſch zu handeln und zu dichten; will man das „Mühe" nennen, ſo iſt es ohne Zweifel die höchſte; aber für den Dichter iſt jene Mühe längſt vorüber, und er befindet ſich in ſeiner Ganzheit unendlich wohl. Es giebt deshalb für ihn auf dieſem Standpuncte weder größere noch kleinere Mühe, das Schwere iſt für ihn leicht, und das Leichte nicht minder ſchwer; und wir möchten wohl wiſſen, was Sh. auf die etwanige Frage, was ihm leichter geworden: „der Liebe Mühe iſt umſonſt“ oder Macbeth? würde erwidert haben. Johnſon aber betrachtet hier offenbar unſern lieben Meiſter wie einen guten Arbeitsmann, der Talent und Geſchick genug hat, mitunter aber auch Anwandlungen von — Faulheit, weshalb er gern ſo ſchnell als möglich davon kommen möchte.

§. 19.

Sollte übrigens der bloße Verſtand gefragt werden dürfen, ob es ſchwerer ſey, eine ſo köſtliche Erzählung zu liefern als die, welche durch die drei Edelleute (Act V, Sc. 5) von der Wiedervereinigung gegeben wird, — oder, im Beſitz ſo herrlicher Bemerkungen und Gleichniſſe als dieſe Erzählung enthält, dieſelbe zu dialogiſiren, ſo dürfte vermuthlich die Antwort ganz anders ausfallen, als Johnſon gedacht zu haben ſcheint.

Endlich aber: darf man überhaupt wünſchen, daß Shakſpeare gehandelt hätte wie jener Kritiker für gut hielt? Gewiß nicht. Der ganze jetzt ſo herrliche fünfte Act wäre in Gefahr geweſen überfüllt zu werden. Verſöhnung der Freunde, Wiedererkennung der Tochter, Herſtellung des Verhältniſſes zwiſchen Vater und Sohn, Rührung und Freude über die Wege des Geſchicks, welches das Mißverhältniß der Väter ſo ſanft löſt durch die Liebe der Kinder u. ſ. w. Bei ſolchem Ueberſchwang bedurfte es der weiſeſten Mäßigung im erzählenden und dialogiſchen Zuſammenfaſſen, um für das Gefühl ſtets wohlthätig zu wirken. Und welch' eine Erzählung hat der Dichter dort gegeben! es iſt als ſenke ſich der Himmel ſanft zur Erde herab und küſſe ſie wie der Mai, daß ſie, durch lange kalte Stürme geſtört, wieder neu ſich freue in ſüßer Wärme und lebenvollem Blüthenduft.

Was aber mußte theatraliſch gezeigt werden? Die Hauptſache, und das iſt ohne Zweifel Hermionens Rückkehr in das Leben, aus dem ſie ſcheinbar geſchieden war. Dieſe herrliche Frau iſt und bleibt der Mittelpunct des ganzen Stückes, ein Umſtand, den der Dichter nie vergeſſen hat. Von ihr geht alles aus und zu ihr kehrt alles zurück. Our king, erzählt der dritte Edelmann, being ready to leap out of himself for joy of his found daughter; as if that joy were now become a loss, cries „O, thy mother, thy mother!“ So iſt es völlig der Natur gemäß, denn für edle Gemüther, wenn ſie in wahrer Reue leben, iſt die höchſte Wonne die ihnen das gütige Geſchick verleiht, doch nur ein zarter — Schmerz; und auch die Tochter fühlt ihn, da ſie bei der Erzählung ihres Vaters durch die Aufmerkſamkeit ſelbſt im tiefſten Herzen verwundet wird, und gleichſam aus dieſer Wunde Thränen blutet (bleed tears)!

§. 20.

Eine ſolche Erzählung bereitet uns gewiſſermaaßen vor, noch eine neue wunderähnliche Erſcheinung zu ahnen, ja ſogar zu erwarten, da wir uns ſonſt auch manche einzelne Rede Paulinens nicht würden erklären können; und ſo läßt denn der Dichter die todtgeglaubte Gattin in einer rührend zarten und mächtig ergreifenden Scene unter Muſik und ſeligen Thränen herabſteigen in die Arme des Gatten, deſſen Reue nunmehr ſelbſt den Himmel vollkommen verſöhnt hat.

Daß man hie und da dieſe Wiedervereinigungsſcene abenteuerlich, romanhaft, unnatürlich geſcholten, iſt in der Ordnung. Da einmal dieſe Worte in Umlauf gekommen ſind, wenn von Shakſpeare und ſeiner wahrhaft poetiſch gebildeten Zeit die Rede iſt, warum ſollten auch nicht einige umlaufende Aeſthetiker aufs Gerathewohl in jenen Wörtertopf hineinfaſſen und das Scherbengericht mit verwalten helfen? Zum Glück gleicht jene Scene einem edlen Gemälde, das wie mit Cedernöl zart überſtrichen, den Fliegen nicht erlaubt lange darauf zu verweilen.

§. 21.

Daß unſre Bühnen — ſoviel mir bekannt — bisher keine praktiſche Notiz von dem Wintermärchen genommen haben, darf man wohl beklagen; doch iſt es immer beſſer, als wenn man es (wie in England wenigſtens während des achtzehnten Jahrhunderts geſchah) verſtümmelt oder halbirt gäbe *). Die drei erſten Acte

---

*) Ein halbirter Menander (Terenz) kann, da hier gewiſſermaßen von einer mathematiſch-äſthetiſchen Größe die Rede iſt, noch gefallen; Shakſp., der Größere, ruht auf dem Ganzen und Untheilbaren.

bilden ohne die zwei letzten ein ſchauerliches unberuhigendes Gemälde; die zwei letzten ohne die drei erſten verlieren den tiefern idylliſchen Zauber. Es iſt nichts zu trennen, alles gehört zuſammen, und ſoll ja etwas zum Nothbehelf ausgelaſſen werden, ſo ſey es der Bär, nebſt einigen der heutigen Welt zu grell ſcheinenden Reden des Leontes, des alten Schäfers, des Autolycus u. ſ. w. Sie ſind zwar völlig an ihrer rechten Stelle und deshalb vortrefflich; möchten aber dennoch wohl im neunzehnten Jahrhundert manches Aergerniß geben, da ja gewiſſe Leute welche ihre Unſicherheit für vornehm halten, ſo leicht ein Aergerniß nehmen, ohne daß es ihnen gegeben worden iſt.

Sonſt bin ich feſt überzeugt, daß wohl nur wenige ſelbſt unter den Shakſpeareſchen Dramen dieſes Wintermärchen bei der Bühnendarſtellung an Erfolg übertreffen dürften, und ich kann mir kaum irgend einen Zuſchauer denken, der nicht einen reichen Genuß dabei empfangen würde. Alles in dieſem Werk iſt ſo tief und wunderbar, ſo farbig und tonvoll, ſo ſpannend und intereſſant, ſo menſchlich und offen, ſo natürlich und wahr, ſo populär und leicht, daß man in der That nur des Gemüthes bedarf, um ſchon einer großen Freude daran theilhaftig zu werden. Das freilich iſt nicht zu erlaſſen; wer aber möchte wohl jemals eine ſolche Erlaſſung wünſchen?

XII.

Was Ihr wollt.

§. 1.

Auch dieſes Stück ſteht bei manchen engliſchen Kritikern in üblem Rufe; doch iſt alles was ſie darüber vorbringen, ſo platt proſaiſch, daß man, folgten die Dichter ihren Grundſätzen, nie wieder ein geniales Luſtſpiel bekommen und die vorhandenen vertilgen würde. Was iſt nun das ſie ſo zornig macht? Daß Viola, als Edelknabe verkleidet, in des Herzogs Dienſte geht, gleichſam in der Abſicht, ſich in ihn zu verlieben, welches denn auch überaus wohl gelingt; daß Olivia ſo hartnäckig um ihren Bruder trauert, und ſich doch, trotz aller Melancholie, gleichfalls ſehr ſchnell in die verkleidete Viola verliebt und nicht ohne Neigung des Narren Späße anhört: — dies und noch manches andere finden ſie ſeltſam, abenteuerlich und, da ſie einmal im Zuge ſind, auch wohl abgeſchmackt, jenachdem ſie ihre gröbere oder feinere Stunde haben. Sollen ſie an Liebe glauben, ſo muß dieſelbe in ihrem Grundweſen ſo beſchaffen ſeyn, als es etwa in den metaphyſiſchen Compendien aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu leſen iſt, deren Verfaſſer ſich dahin erklärt haben, die Liebe ſey das Vergnügen an Andrer Vollkommenheiten, nebſt beigefügtem Triebe, ſolche nach Möglichkeit zu erhöhen. Mit dieſer oder einer ähnlichen Definition bewaffnet, nehmen ſie Shakſp. in die Schule, und tadeln und ſtrafen ihn auf eine ſo feierliche Weiſe, daß der alte Einſiedler von Prag, der nie Feder und Tinte ſah, (weshalb er ohne Zweifel viel ungelehrter und ungebildeter war, als jene Kritiker) gewiß kein ſolideres Geſicht aufzubringen vermochte, als er zu einer Nichte des Königs Gorboduk ſagte: „Das was iſt, iſt“, ein Ausſpruch, den der vortreffliche Narr mit Recht lobt und durch den Zuſatz erläutert: „denn was iſt das anders als das, und iſt als iſt?“

§. 2.

Iſt aber die Liebe eine Leidenſchaft, oder auch nur eine Phantaſie, ſo verlangen ſie die ſtrengſte Motivirung, worin ſie ohne Zweifel recht hätten, wenn ſie nur nicht die Motive immer in beſondern äußern Begebenheiten ſuchten. Deshalb loben ſie den Novelliſten **Bandello**, der unſerm Dichter einige Steine zu ſeinem Tempelbau geliefert, weil ſeine Nicuola ihnen weit beſſer Rede und Antwort geben kann über das Wagniß, ſich der männlichen Tracht zu bedienen und in dieſer Verkleidung Dienſte bei ihrem Liebhaber zu nehmen; denn da ſelbiger erkaltet iſt, ſo kann die unglückſelige Dame den ſtrengſten Kritikern zu Gemüthe führen, ſie thue jenen Schritt um des Treuloſen neue Liebe zu hemmen und die alte wieder anzufachen. Damit kommt ſie vor jenem Richterſtuhl gut durch: denn, ſagen die Inhaber deſſelben faſt vergnügt, Liebe, Eiferſucht, Verzweiflung und mehr dergleichen unſolide Thorheiten in Bauſch und Bogen ſind doch allerdings ſehr wahrſcheinliche Triebfedern. — Wie aber, wenn man nun weiter fragte: warum liebt ſie überhaupt? oder, wenn ſie ja lieben will, warum gerade dieſen? warum läßt ſie den Treuloſen nicht laufen? warum erinnert ſie ſich nicht in guten Büchern geleſen zu haben, daß Eiferſucht unſchicklich und Verzweiflung unſittlich ſey? ja könnte man nicht, wenn ſolche Fragen gelten, auch fragen: warum iſt ſie überhaupt auf der Welt? u. ſ. w. Hat die letztere Frage etwas zu grauſames, ſo müſſen doch wenigſtens jene ſtets nach den platteſten Motivirungen haſchenden Poeten genau beweiſen, daß ſie ſchlechthin keinen andern Charakter haben konnte als den ſie eben hatte. Der ächte Dichter wird dies zeigen wie Shakſpeare und Goethe es zu zeigen pflegen, der unächte wird es in äußern Umſtänden (beſonders in deren Vielheit) ſuchen, und wenn es hoch kommt, in der Erziehung, welche die von ſeiner Feder verarbeitete Perſon genoſſen. Hat z. B. jemand einen melancholiſchen Hofmeiſter, ſo kann es nicht fehlen, es werden wohl ein paar wehmüthige Tropfen auch in ſein Gemüth fallen; iſt aber der erziehende Mann mit aufgewecktem und luſtigem Gemüth verſehen, ſo wird das Ziehkind vermuthlich auch einige Strahlen aus dieſem Humorhimmel mitempfangen. Ueber dieſe Art der Erziehung geben uns nun die gewöhnlichen Autoren kurze und genaue Auskunft, und meinen dann das poetiſche Netz gut genug gezogen zu haben, um den Leſer zu fangen. Abgerechnet aber, daß durch den Satz: Cajus wurde ſo erzogen, folglich iſt er ſo, der glänzendſte Freiheitsthron des Menſchen umgeſtoßen und das ganze Leben in eine Zwangsanſtalt verwandelt werden würde, iſt dadurch auch nicht einmal das irrige Princip zu einer ſcheinbaren Gründlichkeit geſteigert worden: — denn hat nicht der Gegner das Recht, zu fragen, wie nun wieder jener Hofmeiſter zu ſeinem reſpective trübſeligen oder muntern u. ſ. w. Charakter gekommen ſey, und ſo in's Unendliche fort?

§. 3.

Dieſe flüchtigen Bemerkungen ſind hier, wie mich dünkt, nicht nur nicht überflüßig, ſondern ſie führen uns mitten in das Luſtſpiel hinein, das auf die anmuthigſte Weiſe das Spiel der Freiheit ſchildert, die, weil ſie nicht zur reinen Nothwendigkeit übergegangen und mit ihr eins geworden iſt, häufig in Willkür ausſchweifen muß. Der Dichter aber hat das Geſchäft, uns das innere Getriebe jener Freiheit zu ſchildern und das Ganze in den Kreis dramatiſcher Einheit zurückzuführen. Haben wir uns mit dieſer ächten Luſtſpielwelt ein- für allemal vertraut gemacht, ſo werden wir nicht mehr fragen, warum Viola u. ſ. w. warum Olivia u. ſ. w., ſondern mit fröhlichem Muthe zugeben, daß dieſe Damen gerade ſo handeln weil es ihnen ſo gefällt; und daß es ihnen gefalle weil ſie ſo ſind; endlich, daß der Dichter uns auf eine nicht genug zu preiſende Art über dieſes Seyn hinreichende Auskunft gebe.

Endlich aber ſind wir durch dieſe Bemerkungen über jene ganze Gattung von Kritikern auch zur Kenntniß eines der hier in dem Luſtſpiel aufgeſtellten Charaktere gelangt, ich meine zu Malvolio: denn wie etwa der ſteife Johnſon, die (noch tief unter ihm ärgerliche) Lenox u. ſ. w. zu den als Genien betrachteten Werken Shakſpeare's ſtehen, ſo dieſer Malvolio zu den Perſonen dieſes Luſtſpiels. Die mit dem Zauber der Phantaſie und romantiſcher Bildung ausgeſtatteten Charaktere ſind ihm theils zu zart, theils zu abenteuerlich und deshalb unheimlich, und die in fröhlicher Narrheit derber Rohheit und unverſieglicher Schalkheit hinlebenden Perſonen erſcheinen ihm nur gemein und widerwärtig, weshalb dieſe, munter zürnend, ihn als guten Stoff zu neuer faſt arger Luſtigkeit für ſich benutzen. Die geiſtig vornehmeren aber phantaſtiſchen Perſonen machen ſich mit ihm faſt gar nichts zu thun, denn er iſt ihnen rein langweilig, und ſie ſind zu fromm geſinnt, um ihn zum bloßen Gegenſtand der Neckerei zu gebrauchen. Er wird von ihnen ein paarmal wegen ſeiner Unbeholfenheit und Beſchränktheit flüchtig getadelt und dann — ertragen, weil wir doch nun einmal alle die Pflicht haben, jeglichen exiſtiren zu laſſen, wie er exiſtiren zu dürfen meint, ſo lange er nicht gegen ein höheres Geſetz anſtößt.

§. 4.

Da Malvolio aber auch nicht eine einzige Perſon im Stücke begreift und ſie doch alle zu überſehen meint, ſo iſt ſein Schickſal ein wahrhaft trauriges, und vielleicht auch ohne die arge Verſchwörung der muthwilligen Perſonen könnte es mit ihm wohl übel ausſchlagen, denn immer ſteht der einzig Nüchterne und zwar aus Dürftigkeit Nüchterne ſehr jämmerlich unter den Gebildet-fröhlichen, wie unter den Trunkenen und Narren. Auf dieſe Weiſe wird die Myſtification, der er unterliegt, faſt zu etwas Tragiſchem; doch iſt die pedantiſche Freudenſtörerei in der er ſich gefällt, und die ungeheure Eitelkeit zu der er ſeine armſelige Natur auffpreizt, wohl geeignet nur ein nicht ſtörendes, ſchwaches Mitleid für ihn aufkommen zu laſſen. Die herrliche, wahrhaft tiefſinnige Frage des Junkers Tobias: „vermeint ihr denn, weil ihr tugendhaft ſeyd, ſoll es in der Welt keine Torte und keinen Wein mehr geben?“ (mit dem trefflichen bekräftigenden Zuſatze des Narren: „das ſoll's bei St. Katharinen, und der Ingwer ſoll euch noch im Munde brennen“): dieſe Frage iſt faſt zu gut um an ihn gerichtet zu werden, denn ſelbſt jene enge Tugendhaftigkeit ſteht nicht feſt in ihm. Eine ſolche Anrede gehört etwa für den gelehrten und frommen, aber unpoetiſchen, und mitunter wohl gar etwas frömmelnden Johnſon; — der günſtige Leſer möge es ſich nun einmal gefallen laſſen, daß ich von dieſem Malvolio ſtets rede wie von einer durchaus wahren nie ſterbenden Perſon voll ſteter Beziehungen, (was man indeß bei Shakſpeariſchen Charakteren faſt immer darf und ſoll). — Dagegen dürfte die dornige Verſtand-unterſuchende Frage des Narren: „was iſt des Pythagoras Lehre, wildes Geflügel anlangend?“ — ſehr zweckmäßig ſeyn, um an die Lenor und einige zwanzig Kritiker ihres Gleichen gerichtet zu werden.

§. 5.

Ueber das Grundweſen des Stücks im Ganzen hat W. Schlegel, vielleicht zum erſten Male nachdem es etwa 200 Jahre alt geworden war, das erſte treffende und entſcheidende Wort ausgeſprochen. „Was ihr wollt“, ſagt er, „vereinigt die Unterhaltung einer ſinnreich geſponnenen Intrigue mit dem Reichthum komiſcher Charaktere und Situationen und mit dem Farbenzauber einer ätheriſchen Poeſie. Shakſpeare behandelt meiſtentheils in ſeinen Luſtſpielen die Liebe mehr wie eine Sache der Einbildungskraft als des Herzens; aber hier erinnert er uns ganz beſonders daran, daß in ſeiner Sprache daſſelbe Wort (fancy) zugleich Phantaſie und Liebe bedeute“ u. ſ. w.

So liebt der Herzog Olivien nicht mehr, ſondern vielleicht beträchtlich weniger als die Muſik, in die er ſich völlig einſpinnt; aber er bedarf zu den Tönen, nach denen ſein Herz wie ſeine Einbildungskraft verlangt, auch eines Gebildes, auch einer Geſtalt. Daß er unerhört liebt, ſcheint ihm allerdings traurig, aber die Traurigkeit ſelbſt gefällt ihm wohl *), ſie giebt ihm ſtets neue Bilder und harmoniſche Rede, und die Muſik gewinnt in dieſer Seelenſtimmung nur noch neuen ſonſt kaum geahneten Zauber. Muſik iſt es denn auch die das ganze Stück eröffnet, und zu Ehren derſelben ein paar Worte des Herzogs, die faſt ſelbſt wie Weſtes Säuſeln tönen und duften, während die Muſik mit dieſem dem Veilchenbette Düfte gebenden und ſtehlenden Weſte verglichen wird. —

So fühlt ſich auch Olivia leiblich glücklich in der ſchönen Trauer über den todten Bruder, und ſie disputirt ziemlich ſchwach, doch anſtandsvoll über dieſen Gegenſtand mit ihrem Narren: denn ſie weiß ſehr wohl,

---

*) Sh. behandelt die Melancholieſucht mancher Jünglinge ſeiner Zeit oft mit Scherz und Satyre, aber auch ſtets feiner als Johnſon und Fletcher, der bekanntlich einmal, luſtig genug, in einem ſeiner Trauerſpiele jemanden ſagen läßt: „auf! laßt uns melancholiſch ſeyn!“ — Für Sh. giebt es mit Recht auch noch eine gewiſſe ächte trunkene Melancholie und träumeriſche Hingebung an manche Gattungen von ſüßer Traurigkeit. Dieſe erſcheint ihm, wie billig, auch als Krankheit, aber gewiß nicht als Modekrankheit, ſondern als eine zur Geneſung führende, ja ſogar für manche Naturen als ein nothwendiger Durchgang zur höhern und klarern Bildung. So z. B. Romeo in dem ſüßen Rauſch für die gemüthloſe Roſalinde. An Ironie kann es dabei von Seiten des Dichters nie fehlen; bei Sh. iſt es aber wie immer die ächte, große, leiſe und milde lächelnde Ironie, die meiſtens am erſten bei — uns ſelbſt anfängt.

daß es freiſinnigen Gemüthern geziemt die Scherze deſſelben zu genießen, oder zu verzeihen. Die häufigen Liebesbewerbungen des Herzogs, auch die frühern, machen ihr kein kleines Vergnügen, denn ihr Charakter wird dadurch beſtimmter, und ſie übt das Talent, Nein zu ſagen, mit Anmuth. Sie kennt die ſelbſtgewählte Rolle und gefällt ſich in ihr. Sehr billig ereilt ſie jedoch dafür die Strafe der Nemeſis, indem ſie dem Zauber der verkleideten Viola nicht widerſtehen kann. Daß dieſe nicht minder phantaſtiſch waltet, iſt ſchon oben erwähnt worden, und es macht ihr alle Ehre, daß ſie ſelbſt nach den Mühſeligkeiten einer unglücklichen Seefahrt ſogleich einen Plan ſpinnen mag, der uns deutlich zeigt, daß Sturm und Ungewitter ſie nicht geſchwächt haben. Alle dieſe ſeltſam anmuthigen Perſonen aber gelangen nach und nach in den ächten Ernſt der Liebe, und der milde Himmel ſorgt ſelbſt dafür, daß ſie mit einer kleinen Beſchämung davonkommen und auf die für ſie allein paſſende Weiſe beglückt werden: der weiche Orſino durch die kräftig kecke witzige *) Viola; die ernſte, zuweilen wohl gar ein wenig trüb phantaſirende Olivia durch den ſchlichten tapſern Sebaſtian.

---

*) Dieſem Beiwort widerſpricht keinesweges ihre Furcht vor den rohen händelſuchenden Männern, und ſie würde kein Weib ſeyn, wenn ſie ſich dabei anders nähme. Jede Verkleidung der Geſchlechter, ſelbſt in der unſchuldigſten Abſicht, iſt gefährlich; und auch Violen durfte dieſe Angſt nicht erlaſſen werden. Die Art jedoch, wie ſie ſich in dieſer Angſt benimmt, giebt ihr neue Liebenswürdigkeit.

§. 6.

Auch Tobias und Maria ſind auf ihre Weiſe phantaſtiſch. Sie lieben den Spaß lediglich um des Spaßes willen, und wenn derſelbe zufällig etwa an das Grauſame ſtreift, ſo iſt dies keineswegs ihre Abſicht. Man könnte faſt wünſchen, daß dieſe kluge zierlich kleine Magd (Viola nennt ſie ſcherzend des Fräuleins Rieſen) den Junker mit ihrer Hand beglückte, wenigſtens würde ſie ihm hoffentlich die „Heringe“ und die Betrunkenheit am frühen Morgen abgewöhnen; allein dieſer Gedanke iſt ſchon zu ernſthaft, und beide werden wohl ledig bleiben müſſen. Daſſelbe Geſchick wird, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auch den Junker Chriſtoph treffen, dieſen Edeln, deſſen Bein ſich in einem „geflammten Strumpfe“ ſo wohl ausnimmt, der aber leider aus Feinſinnigkeit und Demuth vor ſeine mannigfaltigen Gaben einen Vorhang zieht, weshalb dies „nicht die Welt darnach iſt“ ſeine Verdienſte und Talente genugſam einzuſehen. Streng genommen, lebt Junker Chriſtoph eigentlich — gar nicht als Individuum, er iſt ein perſonificirter Nachhall, und zwar nur der letzten ſo eben gehörten Worte; doch iſt die Klage bei dem Nichtverſtehen der ſchweren Anrede: „Pourquoi, Herzensjunker?“ „ich wollt', ich hätte die Zeit auf die Sprache gewandt“ u. ſ. w., vielleicht auf eine ganze Minute ſein Eigenthum, ſo wie auf immer der ſtolze Seufzer: „ich bin auch einmal angebetet worden.“ — Möge er auf dieſem Gedanken ruhen bleiben; dann werden ſeine Wunden wohl heilen.

§. 7.

Der Narr ſchwebt gewiſſermaaßen über dem ganzen Stücke wie ein lyriſch=epigrammatiſches Lied: er iſt der reine Narr, der ſelbſt mit und im Scherze ſcherzt, und den ſämmtlichen Perſonen, wie dem Leſer, noch etwas viel Beſſeres vorſetzt, als was er früher mit Recht in Schutz nahm: — Torten, Wein und Ingwer. Nur für den Malvolio hat er noch etwas brennenderes als Ingwer, und der Leſer wird deshalb ſehr wohl thun, ja nichts Malvolioſches an ſich und bei ſich zu führen, um nicht bei der bloßen Lectüre ein ähnliches Schickſal zu erfahren, wie der myſtificirte Haushofmeiſter. — — Auf den Umſtand, daß der Narr es iſt, der dem in ſüßen Tönen ſchwimmenden Herzoge das köſtlich rührende Gedicht:

Komm herbei, komm herbei, Tod u. ſ. w. *)

vorſingt, will ich bloß im Fluge aufmerkſam machen. Dem Currentleſer könnte das wohl gar als Satyre vor-

---

*) Wer würde nicht gern einräumen, daß Schlegel das herrliche Lied:

Come away, come away, death,
And in sad cypress let me be laid;
Fly away, fly away, breath;
I am slain by a fair cruel maid u. ſ. w.

mit gewohnter Kraft und Leichtigkeit überſetzt habe? — Dennoch können wir uns wohl alle eine noch trefflichere denken. Da es aber vom Denken bis zum Beſſermachen noch weit iſt, ſo entſteht die Frage: wer erwirbt dieſen, wenn auch nur kleinen, doch duftvollen Kranz?

kommen; der beſſere wird darin des **Dichters** ſchönes Gemüth finden, dem die Erde „überall des Herrn" iſt.

Daß dieſes Luſtſpiel eine der letzten, vielleicht die allerletzte Arbeit des Dichters iſt, wird durch zwei Stellen erwieſen. In der fünften Scene des zweiten Aufzugs wird eines Gnadengehalts von Tauſenden „aus dem Schatze des Sofi in Perſien" gedacht. Eines ſolchen genoß, wie die Ausleger erinnern, Sir Robert Shirley, welcher 1611 als Geſandter in London lebte und anderthalb Jahr dort blieb. Dieſes Zeugniß iſt hinreichend und wir bedürfen kaum des zweiten (Act III, Scene 1), wo eines Schauſpiels von Decker und Webſter gedacht iſt, das erſt im Jahre 1607 erſchien. — Wer möchte ſich nicht freuen, daß dem geliebten Dichter die Genien des Witzes und Humors ſo lange treu blieben? — Wer? jene Kritiker, die man (möge die Wiederholung erlaubt ſeyn) nicht beſſer nennen kann, als die Malvolio's. Die wiſſen zu erzählen, das ganze Stück ſey nicht ſonderlich, und mitunter durch unfeine Spaßmacherei aufgeſtutzt; dieſe ſind überzeugt, daß die Göttin der Poeſie ſelbſt das „M, O, A, I iſt meine Wahl" weihend über ſie geſprochen, während es doch nur die ſchalkhafte Kammerjungfer war die ihren Scherz mit ihnen trieb. Sie lächeln auch noch heute wie Malvolio im Stück; doch iſt zu bedauern, daß ſie die „gelben Strümpfe" und die „Kniegürtel im Kreuz" abgeſchafft haben.

XIII.

Wie es Euch gefällt.

§. 1.

„Gut, dies iſt nun der Ardennerwald“, ſagt die treffliche Roſalinde (Act II, Scene 5 des genannten Werks), und der kluge treue Narr beſtätigt die naive Anſchauung. — Gut! dies iſt nun ein Luſtſpiel! ſagen wir hoffentlich alle, wenn wir es geleſen und wieder geleſen, und endlich ſo oft geleſen haben, daß wir es nicht mehr zu leſen brauchen, ſondern lebendig vor unſern Augen und in unſrer Phantaſie behalten. Dieſe Fülle von Leben und Kraft, von Liebe und Traum, von Sinnigkeit im Ernſt und Scherz, von Muthwillen und willigem Muth, von tiefer Waldesnacht, kraftreichem Windesflug und ſüßem reinen Frühlingsathem, von zauberiſchem Quellenrauſchen, melancholiſch luſtigen und luſtig melancholiſchen Betrachtungen, von Hörnergetön und Jagdgeſang u. ſ. w. — dieſe Fülle die doch ſo einfach, und dieſe Einfachheit die doch ſo farbig reich iſt!

Wir haben geſehen, daß Shakſpeare durch zwei Tragödien, Macbeth und Othello, einen faſt unbedingten Beifall ſelbſt bei denen erworben hat, die ſonſt jedes ihm gewidmete Lob durch ein Aber mildern, oder wohl gar in der zweiten Hälfte des Satzes zurücknehmen was ſie in der erſten eingeräumt haben. Bei dem vorliegenden Luſtſpiel iſt dem Dichter ein ſehr verſchiedenes, doch nicht minder großes Wunder gelungen. Statt daß die Kritiker ſonſt mit Lobe anfangen und mit Tadel endigen, ſchlagen ſie diesmal, wie von einem Zauber getrieben, den entgegengeſetzten Weg ein. Sie beklagen zuvörderſt nicht zu wiſſen, wohin man eigentlich dieſes Stück rechnen und in welchem Fach man es unterbringen ſolle; denn ſelbſt die Gattung der ſogenannten Paſtoralen (deren ſchon der grundgelehrte Polonius gedenkt) langt hier nicht recht aus, da man allerdings bald gewahr wird, es ſey hier viel mehr gegeben als ein Schäfergedicht; man meint ferner, es habe wenig Handlung, ſchreite nicht ſehr raſch fort, ſey überhaupt ſehr romantiſch *) u. ſ. w. Dann aber ſetzt man mit aufgeheitertem Geſicht hinzu, es habe doch auch gar viel Angenehmes, Intereſſantes und Reizendes.

---

*) Ein als Ueberſetzer verdienſtvoller Deutſcher ſagt mit unnachahmlichem aber unbewußtem Humor: „Bei allem Romantiſchen hat dies Stück doch (!!) ungemein viel Intereſſe“, ein gutmüthiges, die engliſchen Tadelkritiker bekämpfendes Wort, das bereits 1775 im Drucke erſchien und wenigſtens unumwunden herausſagt, was der Schreibende, der ſonſt nicht gern Anſtoß giebt, meint.

§. 2.

Ueber die Erzählung, aus welcher Shakſpeare den Stoff zu ſeinem Luſtſpiel genommen, iſt man uneinig, und es ſind faſt immer nur entfernte Aehnlichkeiten im Einzelnen, welche man aufzutreiben gewußt hat. Daß man früher ſchon Novellen gehabt, in denen von jüngern Brüdern berichtet wird, die durch verächtliche ältere Brüder unterdrückt wurden und doch den innern Adel retteten, von edlen alten Dienern, von geraubten Fürſtenſtühlen, von der Flucht in einen geſicherten grünen Wald, wo man, entfernt vom Rauch und Staub der Städte, ſich recht wohl befindet u. ſ. w., wem könnte das unbekannt ſeyn? oder wer, der darnach ſuchte, würde nicht finden? — Aber mit allen dieſen Einzelnheiten iſt wenig geholfen, und es wird wohl alles darauf ankommen, wie der Dichter mit dieſen Einzelnheiten verfährt, daß ſie aufhören dergleichen zu ſeyn und ſich verſchmelzen zu einem Ganzen.

Wie ſich auch die Anſichten vom innern Weſen des Luſtſpiels geſtalten mögen, immer wird man doch auf den einfachſten Gedanken zurückkehren müſſen, daß die Freiheit und das Leben als ſolches, im (ſcheinbaren) Gegenſatz der Nothwendigkeit und des Todes, darin vorherrſche. Halten wir aber dieſen Gedanken an das Stück, ſo werden wir inne werden, daß es vielleicht keinem Dichter der Erde gelungen iſt, Freiheit und Leben in ſo mannigfaltigen Geſtaltungen ſo reizend und intereſſant darzuſtellen, als Shakſpeare in dieſem „Wie es

Euch gefällt“; ja wir dürfen es wohl gar als das erſte Luſtſpiel betrachten, das bis jetzt vorhanden. — Das erſte Luſtſpiel, das bis jetzt vorhanden?! ich erſchrecke ſelbſt freudig vor dem Gedanken; durchaus aber nicht vor dem, daß das Wort auffallend klingen könne, halte auch gar wohl für *möglich*, daß es in Deutſchland, Indien, Spanien, Portugal, oder, Gott weiß wo, ein noch ſchöneres (mir nur nicht bekanntes) geben könne, und für *ganz gewiß*, daß es mehrere dergleichen in Gedanken gebe und gegeben habe, die nur nicht aufgeſchrieben ſind, z. B. in Shakſpeare's Seele, Luſtſpiele, von denen es faſt Schade wäre, wenn man ſagte, ſie ſeyen mit ihm begraben worden, beſſer, er habe ſie mit in den Himmel genommen. — Dennoch iſt es ſchon eine gar herrliche Sache um das beſte Luſtſpiel welches man kennt; ſchwer aber und unſtatthaft, darüber *viel* zu reden. Beſſer ſcheint: wenig und einfach, wie etwa Hamlets: He was a man u. ſ. w.

§. 3.

Die Grundidee dieſes Drama's ſcheint mir die allgemeine und überaus tröſtliche zu ſeyn: nur das Gute iſt wahrhaft real, ſtark, liebenswürdig, fröhlich und in gewiſſer Hinſicht völlig unantaſtbar; das Böſe iſt nicht bloß böſe, ſondern nur eine Art von Halbnichts, ſchwach, unmuthig, in jedem Augenblicke antaſtbar und — hohl langweilig. Nur der gute Menſch darf ſcherzen; ja er darf nicht bloß, ſondern er allein kann, und weil er kann, ſoll er auch und wird er ſcherzen, und in deſto mannigfaltigern Farben, je mehr er ſich ausbildet. Der Unſittliche wird freilich auch wollen; aber es gelingt ihm nicht ſonderlich, und er giebt höchſtens etwas Witz- und Blitzähnliches, oder — „Gewächs, ſieht aus wie Wein; iſt's aber nicht“ u. ſ. w.

Darüber giebt unſer Stück die ſchönſten Belege. Dieſer Herzog (ob der Dichter den Namen deſſelben mit Abſicht verſchweigt, weil er nur den Gedanken des reinen Herzogs in ſich hätte?) iſt freilich durch ſeinen ſchlimmgeſinnten und deshalb langweiligen Bruder um ſeinen Fürſtenſtuhl gekommen: aber er iſt darum doch Fürſt geblieben und hat ſich einen neuen ſchönen Herzogsthron im Ardenner Walde errichtet. Er kann gar nicht abgeſetzt werden, und es fällt keinem der Edelleute und Jäger die ihm gefolgt ſind, und keinem der Schäfer und Bauern die er in dem großen ſchattigen Walde gefunden hat, auch nur im Traum ein, ihm die gebührende liebende Verehrung zu verſagen. Orlando nimmt ſich freilich das erbärmliche Betragen ſeines Bruders ſehr zu Herzen; doch immer nur ſo, daß er Herr des herben Gefühls bleibt, und er wirft den Gram zu Boden wie den übelwollenden Ringer Charles. Damit aber der Jüngling gänzlich frei werde, und zwar durch die ſchönſte und nothwendigſte Hingebung an die Liebe, muß auch er den fatalen Hof des Uſurpators verlaſſen; und was etwa noch von Trübheit ihn angeweht hat, verſchwindet ſchnell im friſchen Hauch der Berg- und

Waldluft. Mit wahrer Luſt ſehen wir den ſtarken Jüngling den alten edlen Adam tragen; aber wir ſind weit entfernt ihn deshalb beſonders zu loben, denn es iſt nichts natürlicher und billiger, als daß der Jüngling ſich recht freue und ſich geehrt fühle, wenn er für den der ihn ſo oft getragen, nun auch einmal etwas Tüchtiges thun kann.

§. 4.

Dieſer Adam (den, wie bekannt, einſt Shakſpeare ſelbſt darſtellte) iſt der Liebling aller Gemüther die überhaupt noch fühlen können; nur ſcheint er mir im Anfange ein wenig zu demüthig, — ohne Zweifel, wie ſich bei Sh. immer von ſelbſt verſteht, mit des Dichters Abſicht — um ſo nöthiger iſt ihm die ſogenannte Ehre, von ſeinem Herrn getragen zu werden, und die ſtets ſichtbarer werdende liebende Sorgfalt deſſelben, die ſich beſonders in einer Scene zeigt, von der weiter unten die Rede ſeyn wird. Daß er ſich in den ſtädtiſchen Verhältniſſen, wie ſie nun einmal der Dichter in dieſen Stücken haben will, ein ſo reines Alter erhalten hat, gereicht ihm allerdings zum größten Ruhm; dennoch bedarf auch er, damit er etwas ſtolzer werde, der ſtärkenden und erfriſchenden Waldluft; denn „hinaus ins Freie da wo wir hingehören!“ dieſer Ausruf Egmonts iſt gleichſam das muthig fröhliche Motto des ganzen Stücks.

Haben wir nun aber für Orlando ein billiges Intereſſe gewonnen durch die rüſtige Kraft, mit der er ſeinem Bruder entgegenſteht, durch die Ringerſcene und das Verhältniß zu Adam: ſo werden wir ihn im Walde erſt vollſtändig lieben lernen, denn nun erſt erſcheint nach und nach alles Köſtliche in ihm in reiner Blüthe, Glanz und Duft; und wie er ſich ſelbſt erſt jetzt recht kennen lernt, ſo auch wir. Zugleich aber werden wir ihn nicht minder ein wenig belächeln, daß er in den erſten Scenen ſo trübe Klage führte über Mangel an Erziehung und Unterricht. Wer ſich ſelbſt ſo liebenswürdig und anmuthig auszubilden verſteht, bedarf gar mancher Weitläufigkeiten von außen nicht, — wodurch indeſſen die Vernachläßiger A bis Z mit nichten entſchuldigt werden ſollen, und niemand verführt werden möge es darauf zu wagen, auch ohne Erziehung gelegentlich ein Orlando werden zu wollen.

§. 5.

In Hinſicht Roſalindens und Celia's, die durch unauflösliche Bande der Freundſchaft verknüpft ſind und deshalb auch immer zuſammen erſcheinen, möchten wir wohl an Schillers Worte:

> Schlank und leicht wie aus dem Nichts geſprungen,
> Steht das Bild vor dem entzückten Blick

erinnern. Nur das möge ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Shakſp. doch alſo an ächte weibliche Freundſchaft glaubt, was ihm unter hundert Dichtern vielleicht kaum zehn nachthun: denn wie oft iſt nicht der bloße Gedanke „weibliche Freundſchaft“ zum Gegenſtande des

Scherzes und der Satyre gewählt worden; wozu ſich auch in der That Gelegenheit genug findet. Ohne Zweifel iſt das Talent und die Tugend der Freundſchaft faſt immer ein männliches, und wir dürfen in dieſer Hinſicht die Freundſchaft als eine Tochter der Wiſſenſchaft betrachten; wenigſtens wird ſie von den meiſten Männern alſo genommen und betrieben. Indeſſen bedarf es auch bei ihnen der Verſchmelzung ihres ganzen Strebens mit der Poeſie, und — wir wollen es nur gerade heraus ſagen — jede, auch die ehrbarſte und an ſich löbliche, ja ſelbſt wiſſenſchaftliche Männerfreundſchaft wird über kurz oder lang ſich löſen oder ſchläfrig werden, oder gar zu einer höchſt fatalen ſogenannten Ungenirtheit herabſinken, wenn nicht Poeſie ſie aufrecht erhält *). — Bei den Frauen kann die Freundſchaft nichts anderes ſeyn, als die köſtliche Gabe, ſich ſtets an fremder Liebenswürdigkeit eben ſo gründlich als leicht zu erfreuen, wobei es jedoch natürlich unverboten bleibt, ſich ſelbſt mit anzuſchauen;

---

*) Ich hatte dieſen Gedanken längſt auszuſprechen gewagt, als mir die Freude wurde, ihn, der, ſo einfach er auch ſeyn möge, mir ſehr am Herzen liegt, in J. G. Scheffner's Selbſtbiographie wieder zu finden: die Freude, ſag' ich, denn es iſt allerdings bedeutend, wenn ein vielerfahrner, wegen ſeines Witzes berühmter, achtzigjähriger Greis, im Geſchäftsleben ergraut, von der Nothwendigkeit der Poeſie zur Freundſchaft unumwunden und gelaſſen, wie von etwas ganz Entſchiedenem redet. Daß man das Alter ehren ſolle, iſt oft und ſtets mit Recht geſagt worden; daß man es aber zuvörderſt hören ſolle, könnte wohl noch öfter eingeſchärft werden.

nur geſchehe dies letztere — wir möchten wohl um des Himmels der Liebenswürdigkeit willen bitten — bewußtlos. Bei ſolchen Bedingungen, von denen wir nicht ein Haar ablaſſen können, wird freilich die weibliche Freundſchaft ſtets zu den Seltenheiten gehören; doch iſt ſchon alles gewonnen, wenn wir nur die Idee ſelbſt retten und nach Möglichkeit vor aller rohen Antaſtung ſchützen. Ueber Roſalindens Liebe zu Orlando wollen wir lieber nichts ſagen, da jeder die Ausrufungen: einzig! herrlich! u. ſ. w. ſelbſt bei ſich hat. Sie ſagen freilich noch immer nicht das Rechte; doch ganz unterlaſſen kann ſie wohl niemand, ſelbſt wenn ſie uns in unſrer Freude unterbrechen.

§. 6.

Eine nicht mindere Fülle von Leben iſt dem Narren zugetheilt worden, der diesmal auch ſeinen ganzen ehrlichen Namen Probſtein (Touchstone) gleich nach dem Titelblatte mitbringt. Die verſtändigen Leute des Stücks, und deren ſind nicht wenige, ſehen ſelbſt wohl ein, daß ſie mit ſich ſelbſt einige Satyre treiben würden, falls ſie einen ſo ganz beſonders geiſtreichen und charakteriſtiſchen, wenn auch ſeltſamen und wunderlichen Mann einen bloßen Narren nennen wollten, ſollten ſie auch noch ſo viel lobende Beiwörter vor dieſen letzten Titel ſetzen. Der Herzog ſagt zwar mit Recht von ihm: „er braucht ſeine Thorheit wie ein Stellpferd, um ſeinen Witz dahinter abzuſchießen“ (He uses his folly like a stalkinghorse, and under the presentation of that, he shoots his wit. Act V, Sc. 4.): aber obwohl er ihn dadurch vor allen Narren minderer Gattung auszeichnet, ſo thut er ihm doch durch dieſe Eine Bemerkung noch lange nicht genug Ehre an. Probſtein iſt ein in mancher Hinſicht ſogar wahrhaft liebenswürdiger Menſch, und es zeigt ſich deutlich durch die Wirkungen, welche er in den Gemüthern der andern hervorbringt, daß er ſelbſt Gemüth im ächten Sinn des Worts habe. — Roſalinde denkt in der Begeiſterung ihres Fluchtplans augenblicklich an dieſen Narren, daß er ihnen ein Troſt ſey auf der Reiſe, und Celia erwidert mit kühner Naivetät:

> O der geht mit mir in die weite Welt,
> Um den laß mich nur werben.

Jaques, der Witzig-melancholiſche und Melancholiſch-witzige, geräth bei dem bloßen Anblick dieſes Narren in freudige Bewegung, die endlich faſt in dithyrambiſch trunkenes Entzücken übergeht. Shakſpeare durfte wagen alle dieſe Gunſtbezeugungen auf Probſtein zu häufen, da dieſer hinreichend ausgeſtattet iſt um uns zu überzeugen, daß er all den Ruhm verdiene. In ihm wohnt ein ewiges Lächeln, Gelächter und Lachen, jenes Lachen, das ſich in durchaus geſunden kecken und freien Naturen erzeugt und erhält, die, mit ſich ſelbſt einig, die Uneinigkeit der Welt deutlich erkannt haben. Je uneiniger aber und hohler dieſe ſogenannte Welt iſt, deſto geſpreizter und übermüthiger gebärdet ſie ſich, und es iſt verlorne Mühe, ſie mit bloßem Ernſt, ſey er auch noch ſo ſtark und gründlich, beſiegen zu wollen. So lange wir aber den Scherz behaupten, ſind wir mächtiger als unſer ernſter Gegner, und vermögen wir uns in dieſer Verſchanzung zu erhalten, ſo vermag ſelbſt eine ganze Schaar von trockenen feindlichen Leuten uns nichts anzuhaben.

§. 7.

Eine ſolche entſchieden vor- und überragende Scherzkraft kann den Beſitzer gar leicht um allen ſittlichen Werth bringen: aber Probſtein hat in der That das einzige Mittel gefunden, um die Liebenswürdigkeit ſich zu erhalten. Dies iſt kein anderes als eben jene Liebe und Treue in ſeinem Herzen. Bei ſolchem Beſitzthum läßt ſich allein jenes ewige Lächeln wagen, und Probſteins Sünde beſteht allein darin, daß er Profeſſion davon macht und ſich für ſeinen Charakter nicht etwa ſelbſt ein regenbogenfarbiges Kleid macht, ſondern von andern und auf andere Rechnung machen und anziehen läßt. Er ſteht doch im Anhange zum Hofcalender als Narr, und das darf ein ſolcher Mann eigentlich nie dulden. Im Walde fühlt er ſich aber auch deſto freier, und es wird ihm jetzt durchaus alles zu Scherz was ihm unter die Hände kommt, und zwar zu dem ächten, der eben ſo ſinnig iſt und tief als leicht und flüchtig; dennoch läßt ihn auch hier der alte, faſt möcht' ich ſagen luſtige Fluch ſeiner Bedienung nicht ganz los, und er muß noch gegen Ende des Stücks vor dem Herzoge und dem Hofſtaate einige Proben von ſeiner Kunſt und ſeinem Witze ablegen. Zwar hat er den Muth, dieſem Herzoge, in deſſen Dienſten er nicht ſteht, auf deſſen Verſicherung, er gefalle ihm ſehr, zu erwidern: „Gott behüte Euch, Herr, ich wünſche das Nämliche von Euch“, (God'ild you, Sir, I desire you of the like), aber er muß doch wenigſtens ſich ſtellen und ſein Amt verwalten.

Es ſind gar köſtliche Kunſtſtücke, die er jetzt ablegt, und ſeine Rede über die ſieben Puncte auf denen ein ſogenannter Ehrenhandel ſtehen könne, hat eine Bedeutung über die wir heute noch eben ſo behaglich aber auch eben ſo — wehmüthig lachen müſſen, als die erſten Zuhörer im Parterre der Shakſpeariſchen Bühne. Noch bis auf den heutigen Tag wird der „höfliche Beſcheid“ leider nur ſelten ertheilt; ſo wie auch der mitunter nützliche „feine Stich“ nicht häufig verſtanden wird; die „grobe Erwiderung“ hört man dagegen auf allen Gaſſen, die „beherzte Abfertigung“, der „trotzige Widerſpruch“ findet ſich wohl noch in einigen Antikritiken, und die „bedingte Lüge“ ſo wie die „offenbare Lüge“ ſind zu unſerm Unglück auch nicht aus der Welt gegangen; werden aber meiſt mit geringerm Aufwand von Witz geübt. — — Wie wenige aber haben den Muth, bei dieſen ernſten und tragiſchen Thorheiten — in der von Shakſp. gegebenen Beziehung — ſo geiſtreich zu lachen, als Probſtein und deſſen Zuhörer im Stücke. Dieſe

Scene iſt ſo durchaus claſſiſch beziehungsreich, daß faſt jeder Tag, in der ſogenannten großen Welt verlebt, eine neue Note zum Text giebt. Probſtein ſcheint auch ſeine ganze witzige Rede ſchon früher fertig und gleichſam hingelegt zu haben für Fälle, wo ſie helfen kann.

§. 8.

Nicht minder köſtlich ja faſt noch friſcher iſt der Humor, den er, ſich frei fühlend, in dieſem Walde auf ſeine eigene Hand treibt, mit dem alten Schäfer, gegen den er den Hofton rühmt, mit Jaques, den er weit überſieht, mit Wilhelm, den er faſt wie ein Wallfiſch mit den Fluthen des überraſchendſten Spaßes überſchüttet und abwehrt u. ſ. w. — Wer aber ſo mit der ganzen Welt ſein Spiel treibt, darf ſich ſelbſt nicht übergehen, und in der That treibt er den Humor auf eigene Rechnung und gegen ſich ſelbſt in das bedenklichſt und gefährlichſt Große, indem er ſich das häßlichſte und beſchränkteſte Bauermädchen zur Frau ausſucht, („eine arme Jungfer, ein übel ausſehend Ding, aber mein eigen: eine demüthige Laune von mir, zu nehmen was ſonſt niemand will. Reiche Ehrbarkeit wohnt wie ein Geizhals in einem armen Hauſe, wie eine Perle in einer garſtigen Auſter.“) Ihn ergreift das Gelüſt, einmal die ganze Ordnung der Natur und des Geſchmacks umzuſtoßen. Es iſt lange genug dem Schönen gehuldigt worden; ſein Hausaltar brenne in Flammen für die Häßlichkeit. — — Führen wir aber auch ſeinen beginnenden Eheſtand in Gedanken weiter fort, ſo erſchrecken wir doch nicht und mögen eher gern dabei ſcherzend verweilen, denn Probſtein hat nun ein neues Recht bekommen zu ſcherzen, da er mit ſich ſelbſt ungleich härter umgegangen iſt, als mit irgend einem andern.

§. 9.

Wir übergehen die nichtliebende geliebte, dann wieder ungeliebt irrende, endlich bereuende Schäferin nebſt ihrem wehmüthig beſchränkten und dennoch leidlich anziehenden Liebhaber, ſo wie die Ausgleichung dieſes Verhältniſſes, und erwähnen nur, daß hier keinesweges ein Ueberfluß an Begebenheit und Situation ſey, indem die ganze Fülle von idealen und realen Schmerzen und Thorheiten nöthig war, den ſchönen Kreis zu füllen. Verirren können wir uns in demſelben nie, denn der Wald begränzt überall; über uns iſt der blaue Himmel, wechſelnd mit mannigfaltigem leichtem Gewölk, und überall athmen wir die reine Luft des waldigen Gebirges.

Jaques iſt ein Charakter, den wir zuvörderſt nur im allgemeinen als „anbrüchig“ bezeichnen müſſen; aber als ſolcher erſcheint er muſterhaft neu geſchildert, denn indem er ſeine Zerriſſenheit ſelbſt überall zur Schau trägt, und ſeine Melancholie ſtets ausgeſprochen, faſt wie ein Liebhaber die Braut, im Herzen trägt, ſteht er auf dieſem witzig-traurigen Standpuncte nicht ohne Kraft da; und wenn es ſcheinen könnte, als müſſe doch zuletzt das entfärbte Leben ihn erdrücken, ſo tröſtet wieder der Gedanke, daß Beſtimmtheit im Wollen nebſt etwas Witz und Anflug von Poeſie überall eine treffliche Hülfe leiſten könne. Shakſpeare's reine Seele hat jene Stimmung, die er dem Jaques leihet, wie immer, großartig durchſchauet, denn dieſe Gattung von bitterer witziger Melancholie iſt immer nur Strafe verſündigter und verſchwelgter Jugend. Als Jaques den ganzen Strom ſeiner Beredſamkeit gegen die Menſchen im allgemeinen ausſchütten will, unterbricht ihn der Herzog wie ein ruhiger höherer Richter:

— — — —

„Höchſt arge Sünd' indem du Sünde ſchölteſt.
Denn du biſt ſelbſt ein wüſter Menſch geweſen,
So ſinnlich wie nur je des Thieres Trieb;
Und alle Uebel, alle böſen Beulen
Die du auf freien Füßen dir erzeugt,
Die würdſt du ſchütten in die weite Welt;"

und nicht bloß er, ſondern tauſend und wieder tauſend Jünglinge ſeiner Art empfangen ihr Urtheil.

Da aber Jaques nie leugnet, und wir ihn wirklich leiden und geſtraft ſehen, da er ferner ſogar leiden und geſtraft ſeyn will (obwohl durch Witz und Reflexion gelindert), ſo bleibt er ſtets ein Gegenſtand der regſten Theilnahme. Am Schluſſe des Stücks erſcheint er faſt groß in ſeinem Trotze, nie wieder zur Stadt zurückkehren und an keiner Luſtbarkeit Theil nehmen zu wollen. Vortrefflich aber iſt, daß der Dichter ſelbſt in dieſen Moment von Größe, ganz dem Charakter gemäß, etwas intereſſante — Unart miſcht, und in dem Entſchluſſe, zum reuigen Herzog Friedrich zu gehen („dieſe Neubekehrten, ſie geben viel zu hören und zu lernen"), ſteht der ganze Jaques vollſtändig vor unſern Augen. Er will auch in der Reue und Buße noch etwas Apartes haben, Neugierde und Wißbegierde befriedigen und ſeine Menſchenkenntniß vermehren.

§. 10.

Der eben genannte Herzog Friedrich führt uns wieder zu einer der Hauptideen, welche, wie mir ſcheint, das ganze reizende Werk begründen, daß nämlich die Tugend allein wahres **Leben** ſey und gebe, und ihr allein Liebe, Heiterkeit, Witz, Muthwillen u. ſ. w. angehöre; das Laſter aber — ſeine Schwärze abgerechnet, mit welcher der **Luſtſpieldichter** nichts zu ſchaffen hat — als tiefer Irrthum ohne wahren Geiſt ſey, trocken, rauh und (möge es ſich auch noch ſo artig gebärden **wollen**) langweilig. Als daher die herrlichen Freundinnen, die „wie der Juno Schwäne gepaart und unzertrennlich gingen", mit dem Narren den Hof verlaſſen haben, und der treffliche Orlando, und der alte treue Adam gefolgt ſind, da erſchien an Herzog Friedrichs Hofe die Langeweile wie eine ſehr gefährliche, breite, gleichſam verſteinerte Uebelgeſtalt, und es war nichts Fröhliches mehr anzufangen. Das merken die Ritter und Hofleute gar bald und ziehen ſchaarenweiſe in den herrlichen Wald, in deſſen Schatten ein ſo reines Leben weht. Der Herzog Friedrich nimmt dies ſehr übel und bringt ein großes Heer zuſammen, um den Wald nebſt der dort wohnenden Kurzweiligkeit zu erobern; — wobei nur abermals zu fürchten wäre, daß die Soldaten ſchon aus Langerweile ſich von dem langweiligen Manne würden losgemacht und zu dem intereſſanten und luſtig tugendhaften übergetreten ſeyn. Allein es kommt nicht zu dieſem Aeußerſten, ſondern als der Fürſt in die Nähe der Wildniß gelangt, begegnet ihm ein alter heiliger Mann, der ihn, nach einigem Geſpräch, — bekehrt, und zwar ſo gründlich, daß er ſogleich, vielleicht nur um der oben erwähnten gräulichen Ungeſtalt los zu werden, den vertriebenen Bruder in ſeine Rechte wieder einſetzt und allen, die dem Verbannten gefolgt waren, ihre Güter zurückgiebt.

Wir kennen jenen alten heiligen Mann nicht näher; ſollen es auch nicht, und wer ihn etwa für einen Prieſter heitrer poetiſcher Tugend und fröhlich tugendhafter Poeſie, oder gar für Shakſpeare ſelbſt zu halten Luſt hätte, dem ſey es unverwehrt. Wir loben, wie billig, den alten Mann, daß er Blutvergießen verhinderte, glauben jedoch, daß er eben nicht ſonderliche Mühe hatte, was auch ſchon aus dem Zuſatze „nach einigem Geſpräch“ erhellet. — Die Langeweile macht, wie die Sage geht, zuletzt ungemein mürbe, und dieſe hatte, wie oben gezeigt worden, ſchon eine geraume Weile auf dem durch Sünden gleichſam zerſetzten Herzen des armen Friedrich geruhet, und was ihm auch für Buße aufgelegt werde, er kann es bei jeder Veränderung nur beſſer bekommen.

§. 11.

Aehnliches iſt von Oliver zu ſagen. Er iſt nicht bloß im höchſten Grade hart, roh und grob gegen den jüngern Bruder, ſondern tückiſch grauſam, ſo daß es eine wahre Luſt iſt, zu ſehen, wie wacker Orlando ihm gegenüberſteht. Es gehört die ganze Kunſt des Dichters dazu, daß der Haß des Zuhörers gegen dieſen widerwärtigen Tyrannen nicht ernſter und bitterer werde, und dieſes ſcheint dadurch verhütet zu werden, daß wir auch für ihn ein gewiſſes wenigſtens halbes Mitleiden bekommen. Der arme reiche Menſch iſt trocken und beſchränkt, und fühlt in dieſem Zuſtande großes Mißbehagen; da liegt denn Haß, Neid und Grauſamkeit in der Nähe und er haſcht nach dieſen widerwärtigen Dingen, — um die träge Zeit auszufüllen. Da er aber auch leider von aller, ſelbſt äußerlichen, Vornehmheit entfernt iſt, ſo bedarf es einer ausgezeichneten Handlung Orlando's und eines gewiſſen Tugendglanzes deſſelben, (wozu die Löwin, eine blutende Wunde und ein blutiges Tuch beitragen müſſen), um den kalten Tyrannen aus dem Schlamm ſeiner Unarten hervorzuheben und eine Art von Frühling für ihn möglich zu machen. Dennoch, meine ich, bleibt er der anmuthigen Celia ſo gänzlich unwerth, daß wir ihm ihren Beſitz nicht ſonderlich gönnen, ſo wie wir überhaupt an den ganzen Mann nur ungern denken. — Der Dichter ſcheint die Anſicht zu wollen: Oliver war eine lange Zeit an dem gefährlichſten kalten Fieber krank; er iſt plötzlich geneſen, und ſo laßt uns vergeſſen, was er früherhin in einem dumpfen Zuſtande ſündigte. Die Unterredung mit dem ſchwerbeleidigten doppelten Sieger Orlando, welche auf Olivers Geneſung folgt, erwähnt der Vergangenheit gar nicht, wie man auch im Leben von überſtandenen fürchterlichen und anſtandwidrigen Krankheiten aus Schonung ſchweigt. Noch wichtiger iſt dabei die Erinnerung an Orlando's Charakter, der das Gute thut wie aus fröhlicher Gewohnheit, und dann nicht weiter davon reden mag.

§. 12.

Weit höher als ſittlicher Menſch, obgleich immer tief genug und ſehr arm an Leben, ſteht der Hofmann Lebeau, ja er iſt es beſonders, der als luſtiges Gegenbild zu den vielen Lebenvollen des Stückes dient. Streng und eigentlich — wir müſſen das Hartſcheinende ſagen — lebt dieſer Mann gar nicht ſelbſt und auf eigene Hand und Rechnung, ſondern er begnügt ſich dem Leben andrer zuzuſehen und Nachrichten zu geben von dem was jene gedacht und gethan haben. Er meint es gut, inſoweit er, der kein rechter Er iſt, es gut meinen kann. Das Wichtigſte aber iſt die Ahnung, die er uns von ſeiner Philoſophie giebt: denn nachdem er den Orlando gewarnt und belehrt hat, nimmt er Abſchied von ihm mit den Worten:

> — — — Lebt wohl, mein Herr,
> Dereinſt in einer beſſern Welt wie dieſe
> Wünſch' ich mir mehr von eurer Lieb' und Umgang.

Ihm erſcheint — wie vielen Millionen Menſchen — dieſes jetzige Leben nur wie eine ängſtliche Vorhölle, oder wie etwa ein finſteres Spinnhaus, deſſen peinliches Schnarrwerk höchſtens durch ein paar furchtſame Späßchen zu unterbrechen iſt, oder, wenn's hoch kömmt, wie eine ſtaubige Chauſſee, die ſich nicht vermeiden läßt, da man auf den links und rechts liegenden ſchönen Wieſen nicht fahren darf (?) und die Wälder in der Ferne als höchſt unſicher verſchrieen ſind. Jene Welt mit ihren Wonnen iſt gewiſſermaaßen nur als hiſtoriſche Notiz in der Ahnung dieſer Armen; aber das Jenſeits iſt bei ihnen ganz unverknüpft mit dem Dieſſeits, und die herrlichſte aller herrlichen Hoffnungen, die höher iſt als alle andre Gewißheit, bleibt für ſie todt, weil ſie durch das bloße Sterben ſelig zu werden meinen, ohne daß ſie ſelbſt dabei etwas zu thun haben, als zu empfangen. — Wie nahe ſteht dieſer überaus ernſthafte Ernſt der herrlichen Laune, mit der der Dichter ſeinen Lebeau Abſchied nehmen läßt.

§. 13.

Hier endige unſre fröhliche Kritik des Stücks im Ganzen; doch werde noch eine Einzelnheit berührt, und zwar eine Art, wie unſer Dichter nachbildet. Wir wiſſen alle, mit welcher treuherzigen Naivetät Homer die Boten und Botinnen in der Ilias und Odyſſee ausſtattet, und wie ehrlich genau und mit denſelben Worten des Auftragenden jene gar wichtigen Perſonen ihre

Aufträge ausrichten. Dieſe Wiederholungen derſelben bedeutſamen Worte haben einen ganz eignen Reiz; aber wo iſt der Reiz, der ſich mit dem vergleichen ließe, den unſer Shakſpeare hier durch eine ähnliche Wiederholung hervorgebracht hat? — Als Orlando für den theuren Greis, der, in halbe Ohnmacht geſunken, auf des Jünglings Schultern getragen, eine Beute des Hungers zu werden droht, mit dem Degen in der Hand um Hülfe fleht, — da heißt es:

— — — Wer ihr auch ſeyd,
Die ihr in dieſer unzugangbarn Wildniß
Unter dem Schatten melanchol'ſcher Wipfel
Säumt und vergeßt die Stunde träger Zeit:
Wenn je ihr beßre Tage habt geſehn,
Wenn je zur Kirche Glocken euch geläutet,
Wenn je ihr ſaßt bei guter Menſchen Mahl,
Wenn je vom Auge Thränen ihr getrocknet,
Und wißt, was Mitleid iſt, und Mitleid finden:
So laßt die Sanftmuth mir ſtatt Zwanges dienen,
Ich hoff's, erröth' und berge hier mein Schwert.

worauf der Herzog in ſeiner das ganze Stück hindurch ſo wohlthuenden freundlichen Würde erwidert:

Wahr iſt es, daß wir beßre Tage ſahn,
Daß heil'ge Glocken uns zur Kirch' geläutet,
Daß wir bei guter Menſchen Mahl geſeſſen
Und Tropfen unſern Augen abgetrocknet,
Die ein geheiligt Mitleid hat erzeugt:
Und darum ſetzt in Freundlichkeit euch hin
Und nehmt nach Wunſch was wir an Hülfe haben,
Das eurem Mangel irgend dienen kann.

Iſt, was wir „koloſſalen Reim" nennen, jemals rührender durchgeführt worden? — — Daß Shakſpeare die griechiſche Sprache nicht verſtand, wiſſen ſelbſt diejenigen welche ſonſt von dem Dichter nicht viel wiſſen, und daß er, um mit Homer bekannt zu werden, ſich lediglich an Chapmanns Ueberſetzung halten mußte, erfragt ſich auch wohl gelegentlich; iſt auch in früherer Zeit mit einigem Triumphe gegen den armen unclaſſiſchen Poeten weiter geſagt worden. Ich ſelbſt geſtehe, daß ich jene alte Ueberſetzung nie geſehen habe; ſey ſie aber ſo gut oder ſo mangelhaft ſie wolle, für Shakſp. war ſie hinreichend um den alten herrlichen Dichterfürſten liebend zu erfaſſen. Soll deshalb ja etwas triumphirend geſagt werden, ſo ſey es dieſes, daß der ächte Dichter ſo wie der dichteriſche Menſch oft nur eines leiſen Winkes bedarf, um einer ihm bis dahin noch hiſtoriſch unbekannten Blumenſchönheit und Schönheitsblume in den tiefſten Kelch hinabſchauen zu können.

XIV.

König Johann.

§. 1.

Wie mannigfach auch die Beſtrebungen waren, zu denen ſchon in früher Jugend das Genie den Dichter reizte, ſo leuchtet doch überall der Geiſt hervor, dem nur das Größeſte zuſagt und der nur das Sicher-dauernde ſchaffen will. — Iſt das alte Schauſpiel von der „unruhvollen Regierung des Königs Johann von England“, welches bekanntlich ſchon 1591 gedruckt erſchien, wirklich von unſerm Dichter, — und der inneren und äußeren Gründe dafür ſind viele und entſcheidende — ſo zeigte er dadurch, daß er das Verhältniß der Poeſie und Geſchichte deutlich erkannte, und, indem er beide in der Reflexion geſchiedene geiſtige Reiche mit überkühner Kraft zu Einem bildete, ſich ſchon damals im Beſitze eines Zauberſtabes fühlen mußte, der ſonſt gewöhnlich erſt den Dichtern in reifern Jahren zu Theil wird. In dieſem alten Stück ſcheint freilich noch manches Uebermaaß, Wildheit und — eigene Freude an der ſprengenden, auch wohl zerſprengenden Gewalt des ungeheuern Witzes mit der rauſchenden Fülle des Wortſtroms zu walten: allein näher betrachtet ſehen wir doch ſchon den Dichter, der, den Kern der Geſchichte klar erkennend und auffaſſend, ſich durch kein wildes Getreibe einzelner Charaktere in derſelben irre machen läßt, ſondern, feurig und unparteilich zugleich, brauſen und ſchäumen läßt was nach ſeiner Anſicht gebrauſt und geſchäumt hat, ſelbſt aber in dem Gedanken des Einen und Ganzen auch die ſtille Kraft zeigt, durch welche allein das Bleibende und Dauernde bleiben und dauern konnte.

Stand aber der Dichter ſchon als Jüngling ſo hoch, was blieb ihm dann noch zu erwerben übrig für die Mannesjahre? Etwas ſehr Großes, ja das Größeſte: ſich ſelbſt und den Leſer zu verſöhnen mit dem Leben und der Geſchichte; und, ausgerüſtet mit Liebe und Klarheit, gelang ihm dies um ſo mehr, da er nicht bloß als Hiſtoriker, (der als ſolcher iſolirt betrachtet, allerdings nur ein rückwärts gekehrter Prophet iſt) ſondern als Dichter waltete, der als Sonnenadler nicht bloß in die Tiefe ſchaut, ſondern auch in die Höhe, und in der verworrenen Gegenwart nicht ſelten ſchon die Keime ſchönerer Zukunft erkennt.

§. 2.

Iſt aber einmal die ganze Anſicht eines Dichters geſteigert, und iſt er nicht bloß dem Grade, ſondern der ganzen Gattung nach erhöht worden, ſo können ihm die

Werke, die er einſt auf einem niedern Standpunct ſchrieb, nicht mehr genügen, er überläßt ſie ihrem Schickſal und dichtet neue, ſchönere, ja ich möchte ſagen: ſeligere. Einzelne Veränderungen und Verbeſſerungen in ſolchen alten Werken können wenig helfen, werden ſogar oft ſchaden, weil ſie der Arbeit, die wenigſtens in ſich ſelbſt gut und wacker und conſequent war, Zuthaten beifügen, die ihnen nicht zukommen und je höhere Bildung ſie verrathen, deſto fremdartiger hier erſcheinen müßten.

Rowe erzählt bekanntlich in ſeiner Vorrede, daß Shakſp. einſt in einer traulichen Geſellſchaft von Freunden geſagt, er habe nie eine Zeile in ſeinen Werken ausgeſtrichen, — ein Ausſpruch für den ich kein entſprechendes Beiwort weiß — worauf jedoch Ben Jonſon, der dadurch in ſeiner ganzen und, wie mich dünkt, faſt nur negirenden Weſenheit angegriffen, erwidert habe, er hätte ſollen tauſend Zeilen ausſtreichen. Wir erfahren nicht, ob Shakſp. eine Antwort gegeben habe, zweifeln jedoch: denn abgerechnet, daß er überhaupt wohl längſt gewohnt war bei ſeinen poetiſchen Werken ſich ſelbſt allein zu vertrauen, und in ſeiner Klarheit unmöglich Geſetze annehmen konnte von der ſtarren Verworrenheit, wäre dieſer Streit auch überhaupt nicht zu löſen geweſen ohne gänzliches Aufgeben des ganzen Standpunctes auf dem er ſich entſpann.

§. 3.

Es würde abgeſchmackte Pedanterie ſeyn, mit Sh. wegen ſeines kurzen Ausſpruchs in ein wortwägendes

Gericht treten zu wollen und ihm etwa vorzurücken, er werde ſich ja doch auch wohl einmal verſchrieben, oder ein Beiwort mit dem andern vertauſcht, oder einer Verszeile eine beſſere Cäſur gegeben haben u. ſ. w. Davon iſt nicht die Rede, ſondern von etwas Beſſerm, das wir etwa in folgenden Satz zuſammenfaſſen möchten: Einem fehlerhaft organiſirten Leibe kann kein Putz zu Hülfe kommen, und einer im Ganzen mißlungenen Statue würde es nichts helfen, wenn wir ihr etwa ſpäterhin die Arme abſchlügen und ſchönere anſetzten. Solcher in ihrer Ganzheit mißlungenen Werke kenne ich von Sh. nur Eines, dem alle Kraft im Einzelnen nicht abhelfen kann: es iſt Titus Andronicus. Und wie ſorgſam finden wir es in ſeiner äußern Form ausgearbeitet, wie reich an einzelnen herrlichen Bildern, welche Reinheit der Sprache, welche Eleganz in manchen Verſen! Aber alles das iſt nicht das wahre ſchöne Leben, und ein ſolches konnte dieſem Stücke nicht eingehaucht werden. Was ſoll hier nun das Streichen? Wollt ihr hart ſeyn, ſo ſtreicht es aus von Seite eins bis zum Schluß; wollt ihr billig ſeyn, ſo taſtet es gar nicht an, ſondern laſſet es leben wie etwa ein intereſſantes Ungeheuer.

§. 4.

Zweitens aber giebt es Werke wie ſie oben geſchildert worden ſind, das heißt ſolche die, auf ihrem Standpuncte gedacht, gut und vortrefflich genannt zu werden verdienen, nur daß wir uns gar wohl einen noch höhern

Standpunct denken können, von wo aus ſie nicht völlig genügen. Ein ſolches Werk iſt z. B. Werthers Leiden, das in ſeiner Art *vollendet*, die etwanige Frage: ob es auch die vollendete *Beruhigung* mitbringe? gar nicht anerkennt, und eben deshalb nicht beantworten will. Solche Werke bezeichnen jedesmal die Stufe auf der ein Dichter ſteht, und ſind ſchon um deswillen hiſtoriſch höchſt wichtig. So enthält z. B. Shakſpeare's „Trauerſpiel in Yorkſhire" treffliche Umriſſe zu einer dramatiſirten Criminalgeſchichte: wer würde aber wohl gern und häufig zu dieſem blutigen Graus zurückkehren? — Was konnte nun der Dichter für dieſe Skizze ſpäterhin thun? Schärfer zeichnen, ausführlicher ſchildern? ſchöne Bilder und Sentenzen einflechten? u. ſ. w. Das aber hätte dem Werk, das jetzt als Umriß wahren Werth hat, ohne Zweifel geſchadet; das Gräßliche würde immer baſiliskenartiger hervorgetreten ſeyn, und was jetzt in ſeiner Art *gilt* und gelten darf, würde durch höhere Anmaaßung zu einem ſeltſamen zwitterhaften Geſchöpf geworden ſeyn. — — Weit mehr Lob verdient der „Londoner Verſchwender", ein trefflich ausgeführtes Charaktergemälde, gegen welches ſämmtliche, ähnliches behandelnde hogarthſche Zeichnungen faſt verblaſſen und unſcheinbar werden; aber auch bei dieſem Werk mußte ſich Shakſpeare ſpäterhin verbieten weitere Hand anzulegen. Es iſt ein geiſtreiches warnendes Familiengemälde, aber etwas Höheres läßt ſich nicht daraus machen.

§. 3.

Noch wichtiger iſt König Lear in der erſten älteſten Form; eine der einfachſten und kindlichſten Compoſitionen, die der Dichter — ſehr wahrſcheinlich iſt Shakſpeare der Verfaſſer — je geliefert hat; aber eben in dieſer ſonſt löblichen Einfalt und Kindlichkeit liegt hier der äſthetiſche Irrthum, denn dieſe Form ſtreitet offenbar mit dem ungeheuren Stoffe, der tiefer ergründet, und mannigfacher, farbiger und feuriger ausgeführt werden ſollte. Jene kindliche Einfalt macht hier, meines Bedünkens, den herben Stoff faſt noch herber; und vielleicht ſelbſt den Streit fühlend, in den ſie ſich eingelaſſen, wird ſie hie und da wohl gar ein wenig ſchwach. Was that nun Sh. für dieſen alten Lear? änderte er? ſtrich er, um Jonſon zu gefallen? Mit nichten; aber er that unendlich mehr: er ſchuf einen vom Anfang bis zum Schluſſe vollendet neuen, unendlich höhern Lear, der wohl mit Recht im erſten Theile dieſes Buchs ein wahres „Weltgerichtsſchauſpiel“ genannt worden iſt. Dabei erlebte er freilich das Mißgeſchick, daß das Publicum den alten König faſt ganz vergaß, und die Kritiker in Beziehung auf denſelben vornehm oder wohl gar verachtend ſich anſtellten; doch hat ja zum Glück dergleichen Ungebühr auf des Dichters goldenen Frieden keinen Einfluß.

Der alte König Johann ſteht offenbar höher, als Lear in ſeiner erſten Geſtalt: es iſt ein unvergleichliches Jünglingswerk voll Kraft und Feuer, Flammenwitz und Derbheit; aber auch voll Uebertreibungen und einem

Uebereifer, der die Idee des Stücks nicht ganz rein hervortreten läßt. Auch hier machte es ſich Shakſpeare in ſpäteren Jahren nicht ſo bequem, nur zu ſtreichen, wie Jonſon verlangt zu haben ſcheint, ſondern er ſchuf ein neues Drama, wie es jetzt vor uns liegt, das erſte rein hiſtoriſche, welches wir zu betrachten haben.

§. 6.

Die Geſchichte, ſo ſcheint es, ſchreibt ſich ſelbſt mit ſo koloſſalen Buchſtaben, daß man glauben möchte, ſie könne wenigſtens in ihren größern Partien nicht mißverſtanden werden. Das Leben des Einzelnen iſt vielleicht hie und da ſchwerer zu verſtehen, da es gleichſam mit kleinern Lettern, oft als eine bloße Anmerkung, in der Univerſalgeſchichte auftritt. Aber eben jene ungeheure Größe der Buchſtaben macht nur zu leicht irre; oft ſind es bloß hieroglyphiſche Zeichen, zu deren Enträthſelung heiterer Scharfſinn, tiefes Studium und fromme Beſcheidenheit vonnöthen ſind. Griechenland und Rom zeigen uns manche unſterbliche Männer, die mit dieſer Geſinnung, dieſem Geiſte und dieſem Blick an das Geſchäft gingen, und was ſie geleiſtet, gilt uns heute noch als Muſter. Wie viel aber kam ihnen zu Hülfe? Die Geſchichte bot nur einzelne große Maſſen von Bildung und Barbarei, die Beſtrebungen der Staaten einfach, das Leben öffentlich, geſellige Mittheilung nicht ſelten zur reinen Kunſt erhöht, und ſelbſt der Intrigue war noch eine gewiſſe Naivetät eigen u. ſ. w. —

Wie anders in der neuern Geſchichte! Die Völkerſtämme verzweigen ſich immer mehr, und oft iſt das umrankende Laub ſo dicht, daß der Blick kaum hindurchdringen kann: — die Religion, die Liebe und die Frauen wirken auf eine bis dahin nie geahnete, doch meiſt geheimnißvoll verſchleierte Weiſe; mit ihnen aber wirken die Caricaturen derſelben, der Fanatismus, die geiſtliche Herrſchſucht, die Wolluſt und die weibliche Cabale. Das Leben zeigt ſich mehr im ſtillen Hauſe und der bloß von der Natur geliehenen Umgebung (Familie), oft wird es ſogar ein bloß innerliches, metaphyſiſch zurückgedrängtes; und wenn es einmal hinaustritt in das Freie z. B. auf das Schlachtfeld, ſo ſehen wir oft nur die Maſſen und die Fahnen, ſchwerer den Geiſt der ſie beherrſcht. Geſetzgebung und Verfaſſung erſcheinen zuweilen faſt als geheim, und des Richters Stimme wird nur bei verſchloſſenen Thüren von den Einzelnen die das Zimmer faßt, vernommen. Die Bildung knüpft ſich größtentheils an den Buchſtaben, anfangs an den geſchriebenen, ſpäterhin an den gedruckten, der leider mitunter eine tödtende Kraft für alle die nicht vollſtändig leſen können — und deren ſind viele — verbreitet hat.

§. 7.

Aber der beſcheidene Geiſt mancher vorzeitigen Hiſtoriker wußte ſich hier zu helfen ſo gut es gehen wollte, und zwar eben indem er ſich beſchied oder die Arbeit vertheilte. Einige beſchäftigten ſich lediglich mit der Geſchichtsforſchung, mit dem Nachgraben der Quellen, genauer Zuſammenſtellung des durch Tradition Ueberkommenen, Abwägung der Gründe für oder gegen das von der Vorzeit Empfangene, oder mit der Sammlung der Urkunden, in welchen das als Recht Erkannte und Geltende aufgezeichnet worden war. Andere ſchrieben auf, was ihnen überliefert worden und was der Tag ſelber mit ſich brachte, oft ohne beſondere Auswahl, aber ehrlich und treu; an eine hiſtoriſche Compoſition, ja nur an eigentliche Geſchichtsſchreibung wagte man ſich nur ſehr ſelten, und die großen Alten ſtanden den meiſten Chronikenſchreibern ſo fern, daß es kaum jemandem einfiel mit ihnen wetteifern zu wollen in Darſtellung und Styl. Man ſchrieb ſchlicht und treuherzig, bieder und natürlich, und meinte dann, wie ein wohlbekanntes Lied ſagt, es ſey „genug gethan.“ Auch ſpäterhin, als das Studium der griechiſchen und römiſchen claſſiſchen Welt wieder aufblühte, wirkten die Hiſtoriker derſelben nicht ſonderlich ein auf die Neueren, und es ſcheint als habe man nur ſelten ihre Form und deren Nothwendigkeit betrachtet, ſondern ſich meiſtens nur an den überlieferten Begebenheiten und Handlungen — geärgert, erbaut und ergötzt, was wenigſtens unendlich beſſer iſt als — bloße Phraſen aus jenen Werken zu holen. —

Als man endlich jene Chroniken, die bei allen Mängeln doch in ihrer Unſchuld ſo manches Anziehende haben und deren Sprache ſich nicht ſelten ächter edler Einfalt nähert, hochmüthig und wegwerfend zu betrachten anfing, ward das Uebel nur ärger: denn bei größern Anmaaßungen vermochte man doch nicht Beſſeres an jener Stelle zu ſetzen. Gewöhnlich war es ein einzelner, aus dem Zuſammenhange der Begriffe herausgeriſſener Grundſatz, nach dem man arbeitete und nach dem ſich alles fügen mußte, ein Kreuz, an das man den lebendigen Leib der Geſchichte ſchlug, wobei es nicht an ſtolzen Verſicherungen fehlte, gerade ſo ſehe die Hiſtorie aus und das ſey die wahrhaft pragmatiſche Behandlung. Dergleichen Kreuze in den mannigfaltigſten Farben zeigt die Literaturgeſchichte gar viele auf, ſo wie — wenn wir das Gleichniß fortſetzen ſollen — der Lieder, die von den Verfertigern jener Kreuze (wie von ungeübten Rhapſoden) dabei zur Erklärung abgeſungen wurden. Von den großen Alten nahm man einzelne Redeformen und Wendungen an, und brüſtete ſich wohl gar, nunmehr ihren Geiſt erhaſcht zu haben. — In neuern Zeiten kam man endlich noch ſogar auf das Geheimniß, die Geſchichte faſt ohne alles Quellenſtudium zu bearbeiten, und gewiſſermaaßen im Schreiben zu machen, wobei es natürlich an luſtigen und trüben und — thörichten Phantaſtereien nicht fehlen konnte.

§. 8.

Von der Geſchichte und aus ihr ſo viel zu lernen als irgend möglich, ſollte ſich niemand erlaſſen, der nicht als ein bloß an die Scholle gebundener, dem engſten Raum und der engſten Zeit angehöriger Unfreier leben will. Höhere, nicht jedem anzumuthende Anſtrengung iſt jedoch erforderlich, um den Sinn der Geſchichte im Großen und Ganzen zu verſtehen oder doch zu ahnen, wenn auch manche ihrer Partien dunkel bleiben; aber der reine Seherblick, der mit Beſeitigung jedes Zufälligen immer nur den Kern erſchaut, iſt nur den Auserwählteſten gegeben, und wenn er ſich vereint mit der Macht der Darſtellung die ſelbſt den widerſtrebendſten Stoff zu beherrſchen weiß, ſo ſehen wir nicht bloß den großen Hiſtoriker, ſondern den vollendeten Dichter.

Gerechter und tiefer, unſchuldiger und einfacher hat vielleicht niemals ein Menſch die Geſchichte angeſchaut, als Shakſpeare. Das fühlte ſelbſt die Königin Eliſabeth, und ſpäterhin mußten ſich die Hiſtoriker von Profeſſion bequemen es anzuerkennen. Nennet nur einen einzigen Hauptcharakter in der ganzen Reihenfolge von Shakſpeare's hiſtoriſchen Gemälden, der hier nicht in ſeiner Wurzel erſchaut und gerecht und treu dargeſtellt würde *). Niemand hat dies bisher in ſolchem Umfang vermocht, ja man hat es zuweilen als eine Art von Wunder anerkannt; und immerhin möge man dieſen Ausdruck gebrauchen, wenn man den Verein von Liebe, Klarheit und Tiefſinn damit bezeichnen will. Iſt aber jene großartige Beſonnenheit in Shakſpeare's hiſtoriſchen Dramen eingeräumt worden, wie iſt es dann möglich, noch immer von ſtürmiſchem Genie, geſchmackwidriger

---

*) Die Pucelle iſt für Sh. nur ein Nebencharakter, und wohl verdient er Entſchuldigung, wenn er ſie verkannte.

Derbheit, und ähnlichen, in Beziehung auf unſern Dichter gänzlich unpaſſenden, ja nach jenem Eingeſtändniß völlig unmöglichen Dingen zu reden. Einige tadeln uns wohl, als lobten wir Sh. zu ſehr: aber müſſen wir, je näher wir ihm treten, nicht einen ſolchen Vorwurf für ſich ſelbſt widerſprechend erklären? und kann er wohl irgend einen bleibenden Eindruck auf uns machen? — Horaz ermahnt die Piſonen, ſie ſollen die Griechen bei Tag und Nacht ſtudiren: — wer würde nicht ſeine Ermahnung gern unterſchreiben? Aber ſo nahe uns auch die ewigen Griechen ſtehen, Shakſpeare iſt uns noch näher, noch nöthiger, und (wie ſchon früher das kühne aber wahre Wort lautete) der herrliche Sophokles iſt im Shakſpeare auch zu finden, nicht aber der ganze Shakſpeare im Sophokles. — Wer aber mit Leichtſinn und ſeichtem Gemüth an Shakſpeare geht, gereizt durch eine Art von äſthetiſchem Gaumenkitzel, oder von hoffärtigen Theorien beengt, wird wahrlich weniger von ihm und von der ächten Liebe ſeiner Freunde für ihn verſtehen, als mancher .... engliſche Matroſe, der denn doch wenigſtens etwas vom Sturm, vom Wintermärchen u. ſ. w. ahnet.

§. 9.

Was fand nun Sh. in der Geſchichte des Königs Johann? Gar wenig Erfreuliches, wohl aber wüſtes Getreibe, und ein Gewühl von Begebenheiten das jeden nicht ganz feſtſtehenden Hiſtoriker betäuben könnte. Im Hintergrunde ſteht ein romantiſcher Heldenkönig, Richard

Löwenherz, der aber leider **zwei** Teſtamente gemacht hat und daher unheilbringend noch aus ſeinem Grabe hervorwirkt; **vor uns**: ein trotziger und verzagter Fürſt, König Johann ſelbſt, der, um den wankenden Thron zu ſchützen, ſich bald zu großen, bald zu ſchmeichelnden Worten, bald zu blutigen Unthaten aufſtachelt, bald der Macht des römiſchen Stuhls muthig entgegentritt, bald ohnmächtig ſich und das freie England dem Papſte unterwirft. — Wir ſehen ferner — obwohl er nicht auf der Bühne erſcheint — einen Papſt (Innocenz den Dritten), der mit eiſerner Conſequenz ſeinem Ziele nachſchreitet, einen Cardinal-Legaten Pandolfo, der faſt damaliger Papſt zu werden verdient hätte, da er mit den Menſchen als Zahlen längſt fertig geworden iſt und das Gefühl, welches dieſe lebendigen Zahlen doch noch zuweilen hie und da äußern, als unſtatthaft verwirft und lediglich der päpſtlichen Idee lebt; — einen franzöſiſchen König Philipp, der überall ſtaatsklug und zierlic erſcheint, die Hülfe mehrerer rebelliſchen engliſchen Edelleute (die dem ſchwachen Johann die magna chart abgerungen haben, ſpäterhin aber von dem kühner gewordenen Fürſten bekriegt werden) mit dem größte Vergnügen annimmt, bald darauf aber nicht laſſen kan im geheim zu drohen, er werde ſie zum Lohn — enthaupten laſſen, wenn er nur erſt an das Ziel gekomme ſey, ein Vorhaben, das, laut geworden, die Rebelle wieder reuig zu Johann zurückführt. — Wir ſehen ferner zwei leidenſchaftlich ſtreitende und eben deshalb nic immer graziöſe Frauen, eine Großmutter und eine Mutter, Eleonora und Conſtantia, einen jungen Prinzen Arthur, von deſſen Ende die Chronik nicht viel mehr ſagt, als das geheimnißvolle Wort: evanuit, einen Baſtard vom löwenherzigen König Richard u. ſ. w.

§. 10.

Was konnte des Dichters Herz dabei anziehen? Höchſtens die vermuthlichen mütterlichen Leiden Conſtantia's, das muthmaßliche Schickſal des Prinzen. Was ſeinen Geiſt anziehen, aber auch betrüben? Die ganze Staatscomödie der beiden erſten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts, (inſoweit ſie England betreffen), die großen Worte im Verhältniß zu den kleinen Thaten, die Verſchwendung ſchöner Kräfte an theils geringhaltige, theils unwürdige Zwecke. — Die Perſonen waren faſt alle höchſt feierlich, aber inwendig hohl, und mit Witz und Humor ausſtatten ließ ſich nur Einer, Faulconbridge, dem man als Baſtard eines Heldenfürſten, in der ſeltſamſten Stellung zu der ſogenannten Welt, wohl dergleichen Ausſtattung zutrauen mag. Er beſitzt nichts als ſein Schwert, die wandelbare Gunſt Johanns und den Gedanken der Abkunft von Richard: aber eben deshalb hat ſich in ihm der Muth entwickelt, der einzige Freie zu ſeyn unter ſo vielen durch tönende Worte und falſche Staatskunſt gelähmten Leuten. Was kann ihm begegnen und was hat er zu wagen, wenn er ſich gehen läßt in ſeiner Derbheit? Die Fauſt mit dem Schwert kann ihm niemand rauben als der Tod, an den ſich keine irdiſchen Wünſche mehr knüpfen. Die eben ſowohl tief ernſte, als ſatyriſch muthwillige Freude an ſeiner Abkunft bleibt immerdar ſein, und die Gunſt des Königs kann er in jedem Augenblicke entbehren, denn was er gewollt, den Ritterſchlag, hat er bereits empfangen; aber er feſſelt auch die Neigung des Fürſten, weil er ſie entbehren kann und doch — auf ſeine Weiſe — erwiedert.

§. 11.

Er hat die Rolle des Chors im Stück, aber eines ſolchen, wie er wohl noch niemals aufgetreten iſt. Er überſetzt den Perſonen, die ſo hoch und breit in halb erborgten Phraſen reden, die Stelzenſprache in das offenherzig Menſchliche, und er befindet ſich nie wohler, als wenn er von dem „Pack von Angers" reden kann, und von dem „großen Maul das Tod ausſpeit und Berge, Felſen, Seen" u. ſ. w.; es kommt dem ſchlimmen Manne nicht darauf an, eine überaus vornehme Perſon mit der unzarteſten Aufrichtigkeit einen — „Lümmel" zu nennen, und dann in einem Monolog voll furchtbarer Satyre uns allen den Lauf der Welt und der falſchen mörderiſchen Politik auseinanderzuſetzen. Er iſt ein completer humoriſtiſch ſinniger, zuweilen unmäßig harter Engländer früherer Jahrhunderte: und als ſolcher, am meiſten aber als Richards Sohn — doch ohne Richards Rang und Kraft — glaubt er den Erzherzog Leopold von Oeſterreich nie genug haſſen zu können *), und es iſt ihm die höchſte Wonne, dieſen zu ſchmähen, und — es verſteht ſich, im offnen Kampf — zu tödten. — Laſſet uns ihm und dem Dichter nicht zu ſehr zürnen über jenen Haß, denn ein allgemeines Gerücht, aus früherer Zeit herſtammend, und noch zu Shakſp. Zeiten feſt und dauernd, nannte dieſen Leopold Richards Mörder. Spätere Forſchungen, die Shakſp. nicht anſtellen konnte, weil ihm manche neuere Quellen nicht floſſen, haben den Herzog von dem Morde freigeſprochen, und ſelbſt ein gewöhnlicher hiſtoriſcher Noviz weiß jetzt recht wohl zu erzählen, daß er einige Jahre vor Richard ſtarb. Allein der Umſtand, daß er ihn doch einſt in Wien gefangen nehmen, in Ketten legen ließ, und ihn dann für eine bedeutende Summe dem Kaiſer Heinrich VI überließ, aus deſſen Hand er abermals durch große Geldſummen gelöſt werden mußte, war hinreichend, um Shakſpeare's Abneigung und Faulconbridge's bittere Wuth zu erregen.

---

*) Faulconbridge's Lieblingsgeſang lautet bekanntlich:

And hang a calf's-skin on his recreant limbs,

deſſen Ueberſetzung: „und häng' ein Kalbfell um die abtrünnigen (verrätheriſchen) Glieder" niemandem ſchwer werden kann. („ſchnöden" bei Schlegel ſcheint zu allgemein.) Dennoch hat uns Voß ohne alle Noth mit einem höchſt widerlichen Wort an dieſer Stelle heimgeſucht, das, einmal gehört, ſchon ſtört, oft wiederholt, wie ein ſchrillender Ton auf einer Rechnen- oder Glastafel wirkt.

§. 12.

Wer aber, — laſſet uns endlich die große Frage thun — wer hat denn nun in dieſem ganzen Drama Recht? Johann? Philipp? Pandolfo? u. ſ. w. Keiner von ihnen, ja im Großen und Ganzen keine einzige Perſon des ganzen Stücks, inſoweit ſie nämlich in welthiſtoriſcher Beziehung Recht haben möchte. Selbſt Faulconbridge nicht völlig, denn nur der Starke und Milde kann ja Recht haben; der Starke allein wird das Rechte übertreiben und die Billigkeit verlieren; doch iſt ihm nachzuſagen, daß er gegen das Ende des Stücks, wo das frühere Mitgefühl über Arthurs Tod und das ſpätere entſetzliche Ende des Königs ihn erſchüttert haben, der Wahrheit ſehr nahe kommt. — Was aber hat denn nun Recht? Die Idee des Ganzen, und dieſe lautet: edle Selbſtſtändigkeit eines tüchtigen Volks und rein geſetzliche Freiheit deſſelben kann nur angetaſtet, auch wohl für eine Zeit lang erſchüttert, nicht aber zertrümmert werden. Kein Pandolfo kann über Geſinnungen entſcheiden, denn Worte können vertauſchen und Thaten durch andere Thaten gutgemacht werden, aber Geſinnung allein iſt das Bleibende. Der Held dieſes Stücks ſteht nicht im Verzeichniſſe der Perſonen und konnte auch daſelbſt nicht ſtehen, denn die Idee ſoll klar werden ohne Perſonificirung. Dieſer Held heißt: England.

Was der Dichter von ſeiner Anſicht über die Würde ſeines Vaterlandes dem Baſtard anvertrauen konnte, hat er ihm redlich anvertraut, denn dieſer

Faulconbridge iſt es, der das ganze Werk mit den Worten ſchließt:

This England never did, (nor never shall,)
Lie at the proud foot of a conqueror,
But when it first did help to wound itself.
Now these her princes are come again,
Come the three corners of the world in arms,
And we shall shock them. Nought shall make us rue,
If England to itself do rest but true.

Dies England lag noch nie und wird auch nie
Am ſtolzen Fuße des Eroberers liegen,
Als wann's zuvor ſich ſelbſt verwunden half.
Nun dieſe ſeine Prinzen heimgekehrt,
Laß kommen die drei Welttheil' all' in Waffen:
Wir ſchütteln ab. Nichts bringt uns Noth und Reu,
Bleibt England nur ſich ſelber ſtets getreu.

Aber Shakſpeare iſt unendlich *mehr* als Faulconbridge, und die Leſer und Zuſchauer ſollen es auch ſeyn; — ſie ſollen nicht *ſtehen* bleiben bei *England* zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts oder bei England überhaupt, ſondern ſich erheben zur reinen Anſicht eines Staats, eines Volks. — Wohl aber den Engländern, daß ſie einen Dichter beſitzen wie Shakſpeare, der als höchſter und herrlichſter Lehrer ſchon ſeit ſo vielen Jahren zu ihnen geſprochen. Der Erfolg davon iſt bei weitem noch nicht hinreichend zur Sprache gebracht worden; vielleicht niemals. Zwar wiſſen wir, daß in England ein rühmlicher Eifer für vaterländiſche Geſchichte herrſcht: aber wer gab dieſer Geſchichte erſt das wahre *Leben*? wer bewirkte, daß dieſe Geſtalten und Ideen *Heimath* *fanden* in der Phantaſie und dem Gemüth? Wer?

§. 13.

Ueber Einzelnes im Stück iſt ſchon bei der Beurtheilung des Ganzen eine kurze Anſicht mitgetheilt; wir verweilen deshalb nur bei Folgendem:

Dem Könige Johann fehlt, da ſein Recht auf die Krone, auf das gelindeſte geſprochen, höchſt zweifelhaft iſt, auch die reine Kenntniß von der innern Würde der Krone *). Es iſt faſt nur der goldene Reif und die mit ihm verbundene Macht, wodurch er gereizt wird; beides ſich zu erhalten, ſcheuet er weder Doppelzüngigkeit noch momentane Erniedrigung, in der Hoffnung, das laſſe ſich theils entſchuldigen, theils in beſſern Zeiten wieder ausgleichen. Er vergißt aber, daß eine mit Beſonnenheit und Freiheit erwählte Erniedrigung ſtets eine zweite und dritte nach ſich ziehe, und daß ein gründlich getäuſchtes Vertrauen ſich ſelten oder nie wieder herſtellen läßt; während im Gegentheil einem offnen und

---

*) Es iſt bekannt, daß Johann ſich nicht weniger als dreimal krönen ließ, zuerſt gegen Ende des Jahrs 1199, oder zu Anfang des folgenden, gleich nach Löwenherzens Tode, dann 1201 und zum dritten Male 1202. — Scheint es doch faſt, als habe er, ſo oft ein großes Hinderniß aus ſeinem Wege geräumt wurde, ſeinen, meiſt unſittlichen, Triumph auf eine ſolche Weiſe recht glänzend bezeichnen wollen, ſo daß man ſich wundern mag, warum er nicht noch dreimal oder dreimal dreimal den Act wiederholen ließ. Wie deutlich zeigt aber auch dieſer Umſtand, daß er ſelbſt nicht glaubte ein feſtes Recht an die Krone zu haben; und wie ſehr irrte er in der Hoffnung, daß dieſe Wiederholung wahren Nutzen bringen könne.

edlen Fürſten alles Unglück nur zu neuem Heile, ja zu neuem Glanze wird und werden muß. —

Wer aber ſo ſteht oder vielmehr ſchwankt wie Johann, wird endlich ſelbſt ein Verbrechen nicht ſcheuen, wenn er hoffen zu dürfen glaubt, es werde ſeinen Thron befeſtigen. Ihn rührt nicht die Schuldloſigkeit und Anmuth Arthurs, er befiehlt deſſen Tod mit verdeckten Worten, die vor ſich ſelbſt gleichſam zurückzittern. Er fühlt es wohl, daß der helle Tag zu prunkvoll ſey ihn zu hören, daß nur wann der Mitternacht Thurmglocke mit ihrer Eiſenzunge aus ehrnem Munde dem ſchlaftrunknen Zuge der Nacht Eins töne u. ſ. w., eine paſſende Zeit ſey ſo zu reden, als er jetzt reden möchte und kaum zu reden wagt. Dennoch geben die düſteren Laute „Tod“, „Grab“ über ſeine Lippen, dann aber, da Hubert ihn verſtanden und ſich willfährig zeigt, ein Wort, das noch bei weitem ſchauerlicher klingt:

Enough! —
I could be merry now: Hubert, I love thee.
Genug! —
Nun könnt' ich fröhlich ſeyn. Hubert, Dich lieb' ich.

§. 14.

Späterhin, da eine unfruchtbare Reue ihn ergreift, tröſtet er ſich mit dem Gedanken, daß er ja nicht ausdrücklich und deutlich den Tod befohlen habe, und der halbſchuldloſe Hubert tragen müſſe was von ihm ausgegangen. Wer aber ſo tief geſunken, wer ſelbſt die Leiden und den Tod des anmuthigſten Kindes nicht geſcheuet hat, — möge auch das Schickſal anders gewaltet haben als er befohlen — das Leben und das Ende kann nun nicht mehr anders kommen als es hier gezeigt wird. Ihm wird nicht vergönnt der erhabene Tod auf dem Schlachtfelde im Kampfe für das Gute, nicht der wehmüthig rührende im Kreiſe der Seinigen; ein fanatiſcher Frevler, ein Mönch, ſo ſagt man, (und nur als Sage führt es auch der beſonnene Dichter an) hat dem Könige, der ſo oft mit Rom zerfiel, Gift beigebracht; und nun wüthet der Tod in ſeinen Eingeweiden; doch eine gewaltige Körperkraft widerſetzt ſich lange genug den innerlichen Flammen. Hier zeigt uns nun der Dichter die ganzen Schauder der Krankheit, die er ſonſt häufig milde verhüllt. Wir ſollen ahnen, wie Haß dem Haß begegne und ein Verbrechen das andere bekämpfe, doch ohne jemals aufzuhören Verbrechen zu ſeyn. Johann hatte die ſchuldlos reinen Kinderaugen mit glühendem Eiſen ausbrennen laſſen wollen, darum ſollen wir ihn jetzt in den Flammen der Krankheit ſehen; nur zwei Minuten etwa, aber ſie ſind völlig hinreichend, um uns in ſeinen Qualen das ganze Bild irdiſcher Verdammniß erblicken zu laſſen. Da iſt keiner der ſich des Verlaſſenen, Ausgeſtoßenen erbarmen kann, keiner der den Winter kommen heißen will, die eiſige Hand ihm „in den Leib zu ſtecken;“ keiner der die Ströme ſeines Reiches leiten kann in den verbrannten Buſen; keiner der den Nord bewegt, daß er ſeine ſcharfen Winde ihm die geſprungenen Lippen küſſen laſſe und ihn mit

Kälte labe. Wenig ja nur bittet er, nur „kalten Troſt,“ doch niemand hat ihn wie er ihn verlangt: denn in ihm iſt eine Hölle und das Gift iſt da eingeſperrt wie ein böſer Feind, um rettungslos verdammtes Blut zu quälen *).

§. 15.

Hier iſt kein Herkules, der auf dem Oeta in reinläuternden Schmerzen zur Verklärung aufflammt, ſondern es ſcheint faſt der — Berg ſelbſt, deſſen Inneres, ſich verzehrend, raſet, aber es iſt doch nicht ſo; es fehlt doch auch hier nicht ganz an menſchlicher Beruhigung. Der Kranke ſtirbt doch in der freien Natur, in dem ſtillen Kloſtergarten; auf ſeinen heißen Lippen wohnt doch noch auf wunderbare Weiſe eine Art von Geſang; in ſein ſterbendes Gehör tönen mehrere gute Nachrichten, und wenn er auch, als verbrecheriſcher Menſch, in den

---

*) Ich kann mir nicht verſagen, bei dieſer Gelegenheit an einen würdigen Gegenſatz im Robert Guiscard unſers Heinrich von Kleiſt zu erinnern. Der Gedanke, eine durch großartige Menſchenliebe empfangene und durch großartige Kraftanſtrengung verhehlte Krankheit zum Mittelpuncte einer Tragödie zu machen, iſt ſo bedeutend und im ſchönſten Sinne des Wortes tragiſch rührend, daß wir die Nichtvollendung des Stücks innig bedauern müſſen; aber auch das übrig gebliebene Fragment iſt ſchon ſo reich und trefflich, daß wir dadurch Veranlaſſung finden zu neuen gerechten Klagen über die dunkle Stunde, die den reichbegabten Dichter in der Blüthe ſeiner Kraft aus unſrer Mitte riß. — Hätte er doch die Liebe die ihm als Dichter jetzt faſt überall begegnet, früher gefunden! Laſſet uns doch nicht immer erſt auf den Sarg warten, ehe wir die Dichter lieben! —

Schrecken des Todes ſich nicht mehr darüber freuen kann, ſo iſt doch der Gedanke des Vaterlandes noch nicht ganz in ihm verwiſcht und um deswillen darf auch er eine leiſe Freude genießen. Möge er denn alſo immerhin in den Qualen dieſer Krankheit verbrennen; was verbrennen konnte, iſt ja doch nicht er; — und warum ſollten wir nicht auch bei ihm an jene Flammen denken, welche läutern und erheben? und wer möchte den Frevel begehen, der Gnade — Gränzen zu beſtimmen?

§. 16.

Wie milde und ſanft iſt dagegen die Schilderung von der Krankheit des Königs von Frankreich in dem Schauſpiel „Ende gut, alles gut." — Hier haben wir den vornehm ſittlichen, liebenswürdigen Kranken, der vor allen Dingen ſorgt, oder auch kaum mehr zu ſorgen braucht, daß der Anſtand auch im Aeußern nie verletzt werde. Der treffliche Mann liebt, wie billig, das Leben ſehr, denn er, der Bejahrte und Erfahrene, weiß am beſten, wie ſchön man es ausbilden könne und ſolle; aber er ſcheut auch, wie gleichfalls billig und — ſchwer, den Tod nicht. Er thut alles um ſich zu erhalten, aber er wagt kaum mehr zu hoffen. Er nimmt Abſchied von dem Leben wie man etwa von einem liebenswürdigen Freunde ſcheidet, wenn ein großartig erhabener, geheimnißvoller König uns ruft. Da aber dieſer König noch nicht ruft, ſondern die Krankheit einem zwar myſtiſch gehaltenen, doch natürlichen Mittel weicht, ſo läßt es ſich der liebe Mann noch gar gern und mit großem Recht in dem freundlichen Leben gefallen *).

Gehen wir jetzt zu folgender Betrachtung: Selbſt einige ſehr ausgezeichnete Dichter Deutſchlands und Englands können es nicht laſſen, wenn ſie einen anziehenden bedeutenden Charakter erfunden und dargeſtellt haben, ihn in der nächſten Oſtermeſſe in andrer Geſtalt und anderm Kleide wiederzubringen. Der Belege für dieſe Bemerkung giebt es ſo viele, daß wir uns die Ausführung eines einzelnen erlaſſen können; doch werde hier im Fluge auf Walter Scott und Lord Byron hingewieſen. Nur Shakſpeare hat ſich in ſeinen Charakteren nie wiederholt: er giebt Einen Hamlet, Einen Lear, Einen Brutus, Einen Coriolan, Einen Othello u. ſ. w. und kommt dann nie wieder mit ihnen zurück. Dieſe höchſt einfache aber überaus erfreuliche Bemerkung iſt, wie ich höre, vor kurzem auch in einem engliſchen Journale zu leſen geweſen; aber es iſt dennoch auch damit noch lange nicht abgethan, ſondern es giebt noch etwas Größeres von Shakſpeare zu erzählen: er hat ſich auch niemals in der Darſtellung der heiligſten Gemüths- und Lebensverhältniſſe wiederholt. — Die muſikaliſchſte Empfindung iſt Mutterliebe, und das Rührendſte

---

*) Eine gänzliche, poetiſche Beherrſchung der Krankheit würde man wohl nur dem zuſchreiben können, der mit ihr umzugehen vermöchte wie etwa Proſpero mit dem Caliban. An eine ſolche iſt in „Ende gut, alles gut“ nicht zu denken.

der tiefe ächte Mutterſchmerz. Wir haben davon in deutſchen Dramen und Romanen wenigſtens tauſend Gemälde: aber genügt eines derſelben ganz? Ich weiß es nicht. — Shakſpeare gab ein einziges: — Conſtanze, und ich denke, es genüge für alle Zeit.

§. 17.

Das Heiligſte wird zur Caricatur, ſobald es ſich brüſtet daß es heilig ſey, und ſo würde z. B. ein Freund der dem andern Freund alle Tage verſichern wollte, wie ſehr er ihn liebe, ſelbſt wenn er es völlig redlich meinte, lächerlich werden; und ſelbſt Glucks Zaubertöne haben wenigſtens nicht alles ungehörige Weichliche aus dem Verhältniſſe von Oreſt und Pylades in der bekannten Oper verwiſchen können *). Und dennoch gilt in dieſem Verhältniſſe noch manche Entſchuldigung: denn die Freundſchaft kann allenfalls *von* der Freundſchaft reden, ſogar viel reden, wenn ſie nur gut und tüchtig redet, (was freilich dort nicht immer der Fall iſt), denn ſie iſt doch immer mit Reflexion — nur ſey es die reinſte — verbunden. Selbſt der Liebe des Vaters für ſein Kind, beſonders für den Sohn, kann die Reflexion nicht fehlen; nur die Mutterliebe iſt bloße geiſtige Anſchauung, Ge-

---

*) Goethe, in der Iphigenie auf Tauris, leiht dem hellen Pylades gewiſſermaaßen nur eine einzige Zeile, um dem Oreſt ſeine Freundſchaft von neuem zu verſichern und zu erklären:
„Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.“
Wie wäre da noch ein Zuſatz möglich?

müthshingebung, reine Muſik, höchſte Keuſchheit der Empfindung. Eine ſolche aber wird ſich nicht in großer Geſellſchaft mit großen Worten äußern, eben ſo wenig, als man in gemiſchter Geſellſchaft laut — beten würde.

Was aber die meiſten Mütter in unſern Romanen und Dramen vollends unerträglich macht, iſt ihr ſtetes Reden über ihre Liebe, ihr Geſchrei von Mutterwürde, wodurch mit einem Male jene eben genannte Keuſchheit der Empfindung verloren geht, von der eine hochmüthige Declamantin, ſich läſtig aufdrängend, natürlich nicht viel wiſſen kann. Selbſt der bloße reine Stolz der Mutter als ſolcher reizt ſchon die Ate; und Niobe's Geſchichte wird nicht ſelten auch heute wiederholt, wenigſtens in ihrer Hauptbeziehung, wenn auch alle zwölf Kinder am Leben bleiben. Nur Stolz in Demuth und Demuth in Stolz verſtattet das Geſchick.

§. 18.

Niemand aber wolle bei der Bewunderung, die ich der Zeichnung Conſtanze's bringe, meinen, als wolle ich ſie als das Ideal einer Frau aufſtellen; ſie hat der Fehler genug, und die Heftigkeit, mit der ſie ihren Liebling in ſeinen Rechten ſchützt, erpreßt dieſem ſelbſt die erſten Worte, mit denen er ſich in ſo unglücklich glänzenden Verhältniſſen hervorwagt:

Still! gute Mutter!
Ich wollt' ich läge tief in meinem Grab;
Ich bin's nicht werth, daß ſolch ein Lärm entſteht.

Ein Knabe der ſich ſelbſt wichtig fände, würde ſchon um deswillen höchſt unliebenswürdig ſeyn; der reine Arthur würde ſchon erröthen, wenn nur lange von ihm die Rede wäre.

Conſtanze verliert ihn und nun ſehen wir ihren Schmerz in einer einzigen Scene (III. 4). Wir ſehen ihn, wie noch kein Dichter ihn gezeigt hat, und vielleicht nie wieder zeigen wird, aber wir haben auch jenes Kind lieben gelernt. — Und wie ſollen wir es erſt noch lieben lernen in der Scene mit Hubert! Der Dichter verlangt nicht, daß wir den Knaben lieben, lediglich weil er ein Knabe und Conſtanzens Kind iſt, ſondern er zeigt ihn uns in ſeiner ganzen Lieblichkeit, wie etwa eine zarte Pflanze, die einer reinen warmen Luft bedarf; hier aber, von ſanfter und ſtarker Mutterhand nicht mehr beſchützt, im rauhen Winterſturme hinwelkt. Wir begreifen dieſen Mutterſchmerz, wir ahnen bei jedem Worte: ſo kann nur eine Mutter fühlen, und kein andrer Schmerz ſpricht ſich ſo aus; aber Philipp im Gedränge der Welthändel begreift ſie kaum halb, und Pandolfo, als Repräſentant eines ſündhaft-irrigen Begriffes, gar nicht. So thut es ſogar dem Zuſchauer, mitten in ſeinem Mitſchmerze, wohl, daß er ſich erhalten habe was jene beiden halb oder ganz verloren. Warum aber Shakſpeare dieſen unendlichen Mutterſchmerz nur einmal geſchildert habe, iſt nun wohl kaum mehr eine Frage.

§. 19.

Ferner: Durch viele deutſche Romane und Schauſpiele laufen und ſeufzen hindurch ſeltſame, wunderliche, altklug-naive, auf Intereſſantheit ausgehende, überzarte Halbjünglinge oder Halbjungfrauen, ſchreckliche Miſchungen vom phantaſtiſch ſchmutzigen Cherubim und der ſchwanenweißen, tiefen Mignon; auch Kinder in Menge ächzen durch mehrere Acte hindurch und wollen von uns Mitleidsthränen haben. — Shakſp. hat in allen ſeinen Werken nur ein einziges Mal unſre ganze Theilnahme und Rührung auf einen Knaben hingeleitet, und ſein Arthur wartet noch auf einen — Bruder.

Vielleicht meinen Einige, das ſey zwar ſchön, doch wohl nur Zufall, und in andern Dramen des Dichters habe es ſich nicht gepaßt. Freilich paßte es ſich nicht; aber anpaſſen können hätte er mit leichter Mühe noch ein Paar ſolche Arthurs, um ſein Genie noch öfter in dieſer Sphäre zu zeigen; doch weil er ein Dichter war und zwar ein tiefſinniger, keuſcher Dichter, dem Kinder heilig ſind, paßte er ſie nicht an. In jener Polemik gegen die Kinderkomödien im Geſpräche Hamlets mit den Schauſpielern liegt ein tieferer Sinn, als bisher zur Sprache gekommen iſt. Wollt ihr jene Polemik ein hors d'oeuvre nennen? Selbſt wenn man das einräumte, möchte ich doch jenen Theil des Geſprächs nicht miſſen, da die Geſinnung des Dichters ſich in demſelben ſo erfreulich ausſpricht.

§. 20.

Warum aber dieſer Arthur ſo liebenswürdig ſey? Weil er ein reiner Knabe iſt, dem es gar nicht einfällt irgend etwas anders ſeyn zu wollen, weil ſeine Natur nicht gemacht iſt, ſondern aus ächter ewiger Quelle ſtrömte, weil er nicht ſtereotypiſche Naivetät hat, ſondern bewußtloſe, weil er nicht weiß, daß er auf dem Theater ſtehe, ſondern in der Welt u. ſ. w. Wie erſcheint er ſo ſchuldlos, gleich zu Anfange, unter zürnenden Königen und Königinnen, die um ſeinetwillen kämpfen wollen. Wie wohl würde ihm ſeyn bei ſeinen harmloſen Knabenſpielen mit den traulichen Gefährten ſeines Alters; wie wohl bei ſeinen Knabenarbeiten und Vorbereitungen zu edler Bildung und Ritterlichkeit: aber von ſo ſchönen ſchuldloſen Dingen iſt jetzt nicht die Rede; er muß es ſehen, wie die theuerſten Perſonen, Mutter und Großmutter, um ſeinetwillen in leidenſchaftlich wildem Haß entbrennen, wie mächtige Könige für ihn das Schwert ziehen, und wie ein Krieg vorbereitet wird um ſeinetwillen, der ſeinem geliebten Vaterlande Gefahr und Bürgerkrieg droht. Manches ahnt er wohl nur halb von dieſen verwickelten Verhältniſſen, anderes begreift er; was ihn aber bis in das Innerſte verwundet, iſt der Anblick der Mutter, die er ſonſt wohl nur in liebender Sanſtmuth geſehen, wie jetzt der Schmerz und die Leidenſchaft die edlen Züge faſt verzerrt. Da ſtrömen ihm die oben angeführten Worte von den zarten Lippen, und es iſt uns als töne das:

I would, that I were low laid in my grave;

noch lange nach, bis es ſich endlich vereinigt mit den Sterbensworten:

O me! my uncle's spirit is in these stones, —
Heaven take my soul, and England keep my bones!
Weh! meines Oheims Geiſt iſt in dem Stein, —
Nimm, Gott, die Seel', und England mein Gebein.

§. 21.

Es iſt überhaupt eine eigene und wichtige Sache um das erſte Wort das ein bedeutender Menſch im Leben wie im Gedicht redet, und es hat z. B. Virgil den Mißgriff den er in dieſer Hinſicht in ſeiner Aeneide begangen, theuer bezahlen müſſen. Wir ſehen ſeinen Helden zu Anfang im Sturm und Ungewitter: — recht wohl, und es ziemt dem Fürſten der ein neues Reich begründen ſoll, auf ſo etwas und ähnliche hemmende Naturnothwendigkeiten ſtets gefaßt zu ſeyn. Er aber iſt nicht ſonderlich gefaßt, ihm reißt die Geduld, er beneidet die Landsleute die bei Troja's Vertheidigung unter den Augen der Eltern den Heldentod gefunden; ihn widert das naſſe Grab an. Alles recht natürlich, menſchlich und verzeihlich: aber für dieſe Klagen war jetzt nicht Zeit, wo von dem Führer des letzten Reſtes eines Volks Rath, Hülfe, Rettung erwartet wurde. Für den Dichter war hier nicht der Ort, jene Trauerreden ertönen zu laſſen, denn wider unſern Willen, aber nicht ohne Schuld des Dichters, glauben wir ſie nun faſt durch zwölf Bücher hindurch in unſrer Phantaſie zu hören, und der ganze Aeneas gewinnt das Anſehen eines faſt mürb gewordenen Greiſes. — Wie anders benimmt ſich der große Karol, der Sage nach, auf ſeiner Meerfahrt! Da alles ſchon, Hoffnung und Leben aufgebend, die Ruder weggelegt hat, arbeitet er ſchweigend, mit gewaltiger Kraft, das Schiff in den Hafen.

Wie anders endlich unſer Shakſpeare! — ein mehr als Karol unter den Dichtern. — Wie bedeutſam ſind alle ſeine Anfänge; wie bezeichnend im Hamlet das: „Ja, gnäd'ge Frau, es iſt gemein" und: „O ſchmölze doch dies allzu feſte Fleiſch!" Wie bedeutſam, charakteriſtiſch und individuell Arthurs: „Still, liebe Mutter!" — Dem Lärm wird er bald enthoben in der Stille des Gefängniſſes: aber dem Lärm der Welt, als ſolcher, kann ihn nur der Tod entziehen. So gelte dann das Wort evanuit; aber nur für das ſinnliche Auge.

§. 22.

Wie aber, wenn irgend eine „gute Seele" fragte: konnte der Dichter dieſes liebe Kind nicht retten? So würde wohl ein doppeltes Nein erfolgen müſſen. Abgerechnet daß der Dichter nie feindſelig der Geſchichte gegenüber ſtehen darf (was leider oft genug geſchieht), behaupten wir, daß dieſer Arthur eben ſo wenig als König Lear anders gerettet werden konnte als durch den Tod *). —

---

*) S. den erſten Theil dieſes Werks S. 197 ff. Wie Sh. alle Schauder des Todes zu ahnen ſcheint, ſo kennt er auch

Wer eine Scene erlebt hat wie Arthur als Kind, (!) wo nur die Wunderkraft ſeiner lieblichen Bitten das köſtlichſte Kleinod des Menſchen, die herrliche Brücke ſeiner irdiſchen Natur zu der göttlichen, die Freude trinkenden und ausſtrömenden Augen retten konnte: der lächelt ſchwerlich jemals wieder in Geſichertheit und friedlicher Ruhe. Ihm iſt am wohlſten in der ſtillſten Stille, und aller irdiſche Schmerz iſt vorüber in den Worten:

„Weh! meines Oheims Geiſt iſt in dem Stein;“

doch mit unendlicher Getröſtetheit ſpricht er dann:

„Nimm, Gott, die Seel'.“

Das Wort iſt kurz; doch ſagt es alles.

Jene allgemein bewunderte Scene zwiſchen dem Prinzen und Hubert, warum iſt ſie viele hunderttauſend Mal bewundert worden? Warum hat man nicht geſagt, — was man vielleicht bei faſt allen Dichtern die einen ſolchen Auftritt zu ſchildern wagen würden, ſagen dürfte, — ſie ſey bis zur Peinlichkeit gräßlich? Bei Shakſpeare iſt ſie es nicht, denn Arthurs Lieblichkeit und Anmuth iſt von einer ſo zauberiſchen Wirkung, daß wir gleich von vorn herein überzeugt ſind, der Frevel werde an ihm nicht vollführt werden können. So lange wir den Knaben hören, ſehen wir kaum die entſetzlichen Anſtalten, und wenn unſer Blick wieder einmal darauf fällt, ſo ſchafft unſre Phantaſie dem herrlichen Kinde

---

deſſen beruhigende Kraft in ihrer ganzen Fülle, und weiß ſie ſtets mit reinätheriſchem Ernſt und mit dem mannigfaltigſten Zauber darzuſtellen.

wie einem Engel ſchöne glänzende Flügel, mit denen es ſich leicht über allen Dampf und Staub der Erde hinaufſchwingen kann. So genießen wir ſelbſt den Schreck und das Entſetzen: denn dieſe Anregungen ſtehen nie allein, ſondern werden in jedem Augenblicke nicht bloß durch das zarteſte Mitleid, ſondern durch die Freude an jener mächtigen Anmuth des Kindes gemildert und ins Gleiche gebracht. — — Eben deshalb aber ſollte, wie mich dünkt, dieſe Scene nicht gemalt werden, da der einzelne Moment der Auffaſſung jene Beruhigung verweigert, die nur die ganze gründlich durchgebildete Scene gewähren kann.

Ich ſchließe mit der willkommenen Bemerkung, daß eine neue Bearbeitung dieſes Werkes für die deutſche Bühne kaum nöthig ſeyn dürfte, da wir bereits eine beſitzen, welche ſich im Februar 1823 auf der berliner Bühne zeigte. Da Shakſpeare's Werke faſt nie das Jahr und den Kalender ihrer Entſtehung mitbringen, ſondern ewig alt und ewig jung bleiben, ſo ſollte ſich freilich der glückliche Erfolg derſelben auch in unſeren Tagen immer von ſelbſt verſtehen; doch kann ich mir die Freude nicht verſagen, deſſelben hier zu gedenken, damit vielleicht auch andere deutſche Bühnen gereizt werden, ſich mit dieſem Werke zu ſchmücken.

XV.

König Richard der Zweite.

§. 1.

„In Richard II.“, ſagt W. Schlegel in ſeinen Vorleſungen, „zeigt uns Shakſpeare eine edle königliche Natur, zuerſt durch Leichtſinn und die Verirrungen einer ungezähmten Jugend verdunkelt, dann durch das Unglück geläutert und in höherm Glanze verklärt.“ — Dieſer Gedanke iſt ſo anziehend, daß er ſchon um deswillen Eingang gefunden hat, und wenn wir die Werke unſeres Dichters alle im Geiſt an uns vorüberführen, ſo werden wir finden, daß er ihn nicht ſelten behandelt oder angedeutet hat; aber in Beziehung auf Richard II. möchte jener glänzende Gedanke wohl nicht paſſend ſeyn, obwohl er, meines Bedünkens, der Wahrheit etwas näher kommt, als die ungezähmte, faſt gränzenloſe Abneigung, welche ein berühmter Gegner, ohne jedoch Schlegel zu nennen, wider dieſe Anſicht ausgeſprochen hat. — Vergeſſen wir deshalb für jetzt alles, was die ſtreitenden Parteien angeht, und nehmen wir die Sache mit harmloſer Einfachheit, wie ſie liegt, d. h. wie ſie uns zu liegen ſcheint.

Wir haben geſehen, wie unvergleichlich unſer Dichter einen faſt verworrenen, in ſich ſelbſt kalt ſcheinenden, durch etwa funfzehn Jahre hindurch oft ſtürmenden, oft kriechenden Stoff zuſammenzufaſſen und mit rein proteſtantiſchem, aber auch tief religiöſem, des Poſitiven ſicherm Geiſte in deſſen innern Kern zu blicken weiß; wie trefflich er es verſteht, die — wenn wir ſo ſagen dürfen — durch ſpaniſche Mäntel, Federhüte und Cardinalhüte, wie durch Schleier verhüllte Geſchichte zu durchſchauen, und wie er ſelbſt aus einzelnen ſchwachen Lauten der Chroniken ſich die eigentliche innere Meinung und Wahrheit zuſammenzuſetzen vermag.

§. 2.

Ein andres iſt es im Richard. Ueber dieſen Fürſten hat Freund und Feind ſo oft geſprochen, daß ein unparteiiſcher Nachkomme im Beſitze aller Actenſtücke nicht leicht irren kann, die Geſchichte geht ihren einfachen gemeſſenen Gang, theilt ſich gleichſam ſelbſt in fünf Acte ein, und die Begebenheiten ſind in ſich ſelbſt ſo groß und furchtbar und rührend, daß man faſt glauben möchte, es habe dieſes Drama nicht ſo reicher Kunſt bedurft, als manche andre, z. B. Johann. Dieſer Schein entſteht aber nur durch die edle Einfachheit des Werkes ſelbſt, das wie ein großartiges Fürſtenſchloß oder wie ein edler Tempel natürlich auch nicht die kleinſte Spur von dem früherhin nöthigen Gerüſte aufweiſet. Freilich mag wohl für den ächten Prophetenblick alles ziemlich ähnlich leicht ſeyn: wir aber, die das Reſultat jenes Blickes beſitzen und es nun ſo bequem vor uns haben, möchten wohl oft genug irren in der Beurtheilung des Maaßes der Leichtigkeit und der Schwierigkeit.

Die große Kunſt, die der Dichter eines hiſtoriſchen Drama's zu beweiſen hat, beſteht eben in dem Verein edler Selbſtſtändigkeit beim Schaffen und Ordnen, mit dem ruhigen Empfangen des wirklich Gegebenen, der Wahl des Geſichtspunctes, der Genauigkeit in der Schilderung der Charaktere, der Unparteilichkeit in der Anſicht, der Wiſſenſchaft und des Gefühls in der perſpectiviſchen Zuſammenſtellung der Handlungen und Begebenheiten u. ſ. w. Endlich aber erhebt er ſich zu der größten Frage: was wohl eigentlich die Geſchichte mit dieſem oder jenem beſtimmten Abſchnitte, mit dieſem Drama das ſie ſelbſt zuerſt aufgeführt, habe ſagen wollen und welch eine Idee daraus hervorleuchte. Daß nichts umſonſt geſchieht, ſpricht ſelbſt das Kind wohl hin: aber was es nun bedeute, iſt die Aufgabe, die zu erforſchen nur dem tiefſten und ſtolzeſten, aber auch nur dem beſcheidnen und religiöſen Geiſte gelingen kann. — Doch auch der größte Menſch iſt in der Gegenwart der Begebenheit von ihr wenn auch nicht gefangen, doch ein wenig befangen, und ſelbſt Shakſpeare, der ſo herrlich zu leſen wußte im Buche der Vergangenheit und aus demſelben darzuſtellen, würde ſchwerlich ſeine Königin Eliſabeth und ſeinen

König Jakob mit völliger Unparteilichkeit haben ſchildern können.

§. 3.

Mit welcher feſten Hand aber hält er die Wagſchaale bei allem was rein vergangen iſt! Mit welchem tiefen Gefühle, aber auch mit welcher Sicherheit im Geiſt und Herzen wägt er hier Richard und Bolingbroke! Betrachten wir ſie genau, wie er ſie betrachtet hat.

Richard iſt ein übermüthiger Jüngling, der nicht etwa bloß im Ueberfluß des Herzens und im Feuer der Leidenſchaft ſündigt, ſondern weil er ſich überhaupt faſt alles für erlaubt hält was ihm durch die hoffärtige Seele geht. Der Verkauf von Cherbourg und Breſt war wohl in jeder Hinſicht unköniglich, und der Tod des unbequemen Oheims von Gloceſter konnte nur um deswillen Verdacht erregen, weil Richard ſchon ſehr tief in der Meinung geſunken war. Bei dem überaus wichtigen Ehrenhandel zwiſchen Bolingbroke, dem Sohne Gaunts, Herzogs von Lancaſter, und Mowbray, Herzog von Norfolk, zeigt er ſich, inſoweit es die Sache ſelbſt angeht, faſt kalt, ja ſelbſt bei den Flammenworten Norfolks über die Ehre (ohne die der Menſch nichts wäre als „bemalter Leim") wird nicht einmal ſeine Phantaſie entzündet, ſondern nüchtern bleibend ſucht er den ganzen Streit zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Er erlaubt den Zweikampf und erlaubt ihn auch bald darauf wieder nicht, und trennt die Kämpfer, weil es ihm bequemer und einträglicher ſcheint, ſie beide, ohne weiteres Bekümmern um die Enthüllung der Wahrheit, — zu verbannen; Mowbray auf immer, Bolingbroke zuerſt auf zehn, dann auf ſechs Jahre. Dieſe Abkürzung geht nur hervor aus einem augenblicklichen Mitgefühl mit den Leiden des alten Gaunt; doch als dieſer herrliche Greis, ihm näher tretend, ſinnige Worte ſpricht, wendet er ſich faſt unmuthig ab, denn es iſt ihm zuwider, bedeutende Geſinnungen ausſprechen zu hören, und man darf ihm den Vorwurf machen, ihm ſey faſt nur wohl bei leichtem gehaltloſem Geſpräch.

§. 4.

Am Sterbebette des alten Gaunt hat er faſt das Anſehen eines Mannes, der nur mit Mühe zu einem langweiligen Ehrenbeſuche überredet werden konnte und nun, einmal verdrießlich, zu keiner Theilnahme gelangen kann. Ja es iſt kaum zu ertragen, daß er ſelbſt vor dem ſterbenden Greiſe nicht bloß keine Ehrfurcht bezeigt, ſondern ſich nur zu bald in den unwürdigſten Ausdrücken vergißt. Er nennt ihn einen „blöden und mondſüchtigen Narren,“ der ſich auf das „Vorrecht eines Fiebers“ verlaſſe, und ſchwört, wäre er nicht Bruder von des großen Eduard Sohn, (alſo nur um deswillen?) ſo würde er ihn, um ſeiner wilden Zunge willen, den Kopf von den verwegenen Schultern trennen laſſen.

Mit ſeinen Unterthanen geht er ſchlimmer um als Prospero mit dem Caliban, wenigſtens weiß er von deſſen wohlwollender Abſicht bei aller Strenge nichts;

und ſetzte man den Vergleich fort, würde natürlich er auf allen Seiten verlieren, denn welch ein wackeres Volk iſt es, das hier durch ſeine Launen und ſeine Willkür leidet! Das Betrübendſte dabei iſt die leichtſinnige Kälte, mit der er faſt immer verfährt. Um einigen Rebellen in Irland zu begegnen, erklärt er ſeinen Vertrauten, ſey er genöthigt, da „durch zu großen Hofſtaat und freies Spenden" die Beutel etwas leer geworden, ſein königliches Reich zu verpachten, ſo wie er denn auch den Verwaltern leer gelaſſene Briefe (Blanquets) geben wolle, damit ſie alle als reich ausgeſpürte Unterthanen mit großen Summen Goldes hineinſchreiben können. In Beziehung auf Gaunts Verlaſſenſchaft zeigt er ſich geradezu räuberiſch, und er ſcheut ſich nicht bei der erſten Nachricht von deſſen Krankheit auszurufen:

> Gieb, Himmel, ſeinem Arzt nun in den Sinn,
> Ihm augenblicklich in ſein Grab zu helfen.

§. 5.

Kaum hat der treffliche Greis die Augen geſchloſſen, ſo macht Richard die ſchleunigſten Anſtalten zur Beſitznahme der Verlaſſenſchaft, zu der er nicht das mindeſte Recht hat. Selbſt die beſonnenſten, rührendſten und mit Ehrerbietung vorgetragenen Ermahnungen Yorks können ihn nicht zurückhalten, und jeder Verzug iſt ihm läſtig. Daß Bolingbroke ſein Wort habe, nach wenigen Jahren zurückkommen zu dürfen und dann perſönlich die Erbſchaft anzutreten, ignorirt der Fürſt jetzt völlig: denn wie leicht iſt es ihm, die frühere Beſtimmung auf ſechs Jahre zu widerrufen und die Verbannung auf des gehaßten Erben ganze Lebenszeit auszudehnen. Das Einzige was hier etwa zu ſeiner Entſchuldigung geſagt werden könnte, iſt, daß er doch wenigſtens jene Schatzungen und dieſes mit Unrecht an ſich geriſſene Beſitzthum nicht zu ſeinem Privatvermögen ſchlagen, ſondern nur für den Krieg in Irland anwenden wolle. Allein die Entſchuldigung hebt ſich ſelbſt auf. Kein Zweck — und hier iſt obendrein nur von einem nicht ſehr bedeutenden die Rede — kann Mittel dieſer Art entſchuldigen, ſo wie es überhaupt wohl für — willkürliches Erbenwollen und für einen Wortbruch ſchlechthin keine Entſchuldigung giebt. Auch ſind wir bereits hinlänglich von Richards üppiger Wirthſchaft unterrichtet, als daß wir ihm bei jenem allein angegebenen Grunde ſeines harten Verfahrens unbedingt glauben könnten. — Wer von einem ſterbenden Greiſe, und zwar von dem edeln Gaunt, ſo angeklagt wird als Richard, zu dem erhebt ſich das Vertrauen ſo leicht nicht wieder.

Endlich müſſen wir noch auf den oben angegebenen Vorwurf, daß eine gewiſſe Gattung von ſeichtem Leichtſinn in ihm wohne, zurückkommen, um ihn auch durch die Hinweiſung auf ſeinen gewöhnlichen Umgang zu beſtätigen. Wer ſind dieſe Bagot, Green, Buſhy? Nicht mehr als gewöhnliche, faſt geiſtloſe Diener ſeiner Launen; Männer, die nur im Sterben einigermaaßen als Männer erſcheinen. Warum ſucht Richard ſich keine klügeren und witzigeren aus, deren er doch in ſeinen Staaten ſo leicht gar manche finden würde? Wir müſſen leider die Antwort geben: weil jene gehaltloſen Geſellen ihm gerade recht ſind zu dem wozu er ſie gebraucht, und der Trieb nach ſinnreicher Unterhaltung noch gar nicht in ihm wohnt oder doch noch nicht geweckt iſt. — Aumerle endlich, der ſeinen Vater, ſeinen König, den Uſurpator und — ſich ſelbſt täuſcht, zeigt ſich vollends (Act I, Sc. 4) in gemeiner Sünde, indem er mit breitem Scherz des Verbannten ſpottet, den er ſo eben ein wenig begleitet hat; und es giebt ein trübes Bild von dem Zuſtande eines Königs, in deſſen Gegenwart eine ſolche Witzübung unternommen werden kann. Sollte ſie auch Richarden nicht gefallen, ſo iſt doch ſchon bedenklich, daß Aumerle hoffen mochte, ſie werde Beifall gewinnen.

§. 6.

Es war nöthig alle dieſe einzelnen Züge zuſammenzuſtellen, um den Beweis zu führen, daß hier nicht von einer „edlen königlichen" Natur *) die Rede ſeyn könne, und nicht von bloßem Leichtſinn; ſondern von einer unſittlichen Verwilderung, ja von einer gänzlichen Aufgelöſtheit der Seele, die ſich nur in taumelnder Trunken-

---

*) Ich will nicht verhehlen, daß ſich dieſes unſtatthafte Wort (in Beziehung auf Richard II.) auch in meine „freundlichen Schriften" (Th. II. S. 149) verirrt hat; indeſſen deutet das auch dort gebrauchte, „Caricatur", ſchon auf eine genauere Prüfung hin.

heit gefällt. So allein, glaube ich, ſoll das von dem Dichter aufgeſtellte Bild aufgefaßt werden.

Wer aber ſo tief geſunken und gleichſam zu einer Caricatur ſeiner ſelbſt geworden iſt, für den giebt es kein größeres *Glück*, als wenn die Vorſehung ihm großes *Unglück* ſendet. Richard erlebt das größte; denn während er in Irland hauſet, landet ſein Feind Bolingbroke, die Zeit ſeiner Verbannung eigenmächtig abkürzend, an Englands Ufern. Der Herzog verſichert, nicht die mindeſte üble Geſinnung gegen den König zu hegen; er will nur die Erbſchaft ſeines Vaters, die ihm ja von Rechts wegen zugehört; er tritt ſo klug, ſo mäßig, ſo leiſe und doch ſo ſicher auf, daß immer mehr und mehr unzufriedene Große des Reichs ſich um ihn verſammeln und in ihm den Helfer und Retter des gedrückten Landes zu finden glauben. Bald ſehen wir ihn an der Spitze eines auserleſenen Heeres, und dem machtvollen Führer fehlt nur noch der *Name* König; doch er ſpricht dieſes Wort nicht aus, ſondern nur von ſeinem Erbſchaftsrecht, wobei denn freilich noch andere bisherige Mißbräuche zur Sprache kommen müſſen. Der alte York, Verweſer des Reichs während Richards Abweſenheit, ſieht augenblicklich die ganze drohende Gefahr ein, aber er fühlt ſie ſo tief, daß er darüber leider die Beſonnenheit verliert. Vergl. Act II, Sc. 2, wo ſich der ganze ehrliche alte ſchwache Mann, der dem plötzlich herandringenden Schrecken nicht zu widerſtehen vermag, deutlich zeigt. („Kommt, Schweſter! — Nichte wollt' ich ſagen" und ähnliche Züge der

Verwirrung ſind bekanntlich oft genug nachgeahmt.) Er glaubt zu thun was er kann; nur ſollte er billig *mehr zu können* glauben. Indeſſen hat er doch den Muth, den mächtigen Gegnern gegenüber, des Unternehmens wahren Namen „Rebellion" auszuſprechen; und kann er auch den Gang der Begebenheiten nicht aufhalten, ſo ſoll doch die *Geſchichte kein falſches Wort* aufzeichnen, und er ſpricht ihr es vor wie ſie es nachzuſchreiben habe. Raſcher handelt Graf Salisbury, indem er wirklich ein Heer für den König zuſammenbringt; da dieſer aber durch ungünſtige Winde auf der Rückfahrt gehemmt wird, und man zuletzt kaum mehr weiß wo man ihn ſuchen ſoll, ſo gehen die Söldner auseinander.

§. 7.

Wie hat nun der Dichter Richarden im Unglück gezeichnet? Weiſe, geduldig, fromm, behauptet Johnſon. Hätte er Recht, ſo würde Shakſpeare Unrecht haben, denn es müßte erſt ein Wunder geſchehen, um dieſen verwilderten König ſo ſchnell mit den Tugenden eines Märtyrers auszuſtatten, die dann doch, eben des Wunders wegen, nicht wahrhaftig *ſein* wären. Oder hat Voß Recht, der, andere übertriebene Anklagen abgerechnet, ſogar die Worte „weibiſch und feige, armſelig und pinſelhaft" auf den Unglücklichen wirft? Auch hier gilt die obige Antwort, daß, wenn er Recht hätte, der Dichter ſehr gefehlt haben würde. Die Wahrheit liegt in der Mitte, und die große herrliche Scene der Rückkehr (Act III. Sc. 2) zeigt uns ganz, wie genau der Dichter ſich Richards Seele gedacht, und wie es ihm gelungen, uns zu Vertrauten ihrer Wogen und Stürme und Erhebungen zu machen. Der Krieg in Irland und die böſen Nachrichten aus England haben einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht: den heimathlichen Boden wieder betretend, empfindet er eine milde bis zur Weichheit gehende freudige Rührung; und mit einer durch Unglück erhöheten Gemüthlichkeit und Phantaſie ſpricht er die treue Erde bittend an, daß ſie nicht den Feind ihres Herrſchers ernähren wolle. Der Biſchof Carlisle und Aumerle ſuchen ſeine phantaſtiſche Krafterhebung zur wirklichen Thätigkeit ſo wie zur Beſeitigung des drängenden Augenblicks zu ſteigern: aber Richard erhebt ſich von neuem zu dem glänzendſten Stolz, und in der Freude an den erhabenſten Bildern, vergleicht er ſich ſelbſt mit dem Tage, der durch ſeinen bloßen Blick den Verräther Bolingbroke erzittern machen werde, und der große Spruch von der Heiligkeit der Königswürde geht über ſeine Lippen, die nur leider nicht rein genug ſind, um ihn in Beziehung auf den vorliegenden Fall auszuſprechen.

Salisbury erſcheint und bringt die Unglücksbotſchaft, daß das durch ihn geſammelte königliche Heer ſeit geſtern auseinandergegangen ſey. Dieſe Nachricht ſchlägt Richarden dergeſtalt nieder, daß alles Blut aus ſeinen Wangen weicht, und er ſelbſt geſteht, daß „die Zeit ſeinen Stolz mit Hohn bedeckt habe. (For time hath set a blot upon my pride.)

§. 8.

Neues anregendes Wort Aumerle's, neuer Aufſchwung von Seiten Richards, Erinnerung an die Macht des bloßen Königsnamens. (Is not the King'sname forty thousand names?) Scroop tritt mit kummervollem Geſicht auf, und Richard, — ein Meiſterzug des Dichters — läßt ihn nicht gleich zur ausführlichen Erzählung kommen, ſondern fährt erſt fort ſich ſelbſt zum Muthe anzufeuern, ja er wagt zum erſten Mal den Gedanken „Verluſt des Reiches und der Krone“ anzuſchauen, und auch mit dieſem Gedanken nach Troſt zu ringen. Er hat Phantaſie gewonnen und Sprache, und macht jetzt — es klingt wunderbar genug — den erſten Verſuch, ſich in Gottes Willen unbedingt zu ergeben; ein Verſuch, der aber nicht glücken kann, da er gewiſſermaaßen durch den Stolz (die Erinnerung, daß das Volk Gott ſowohl die Treue breche als ihm, hat in ſeinem Munde einen Beiſchmack davon) zur Demuth gelangen will. — Scroops Nachricht von der allgemeinen, ja faſt leidenſchaftlichen Empörung gegen ihn, von dem Abfall der Großen und ihrem Uebergang zu Bolingbroke — Richards ausbrechender Zorn: O vilains, vipers, damn'd without redemption! Scroop bittet ihn, wenigſtens den Fluch gegen die Freunde zurückzunehmen, denn ſie, denen er fluche, Buſhy, Green und Wiltſhire, ſeyen bereits nicht mehr. — Neuer Ausbruch heftiger Verzweiflung bei Richard, er wühlt in Rieſenbildern von Tod und Grab, ſeine Sprache ſtrömt über, ſein Feuer wird Flamme, die Flamme verzehrend. Da ermahnt ihn der Biſchof Carlisle mit ruhiger Kraft zur ruhigen Kraft, und abermals erhebt ſich Richard zu der letzten Hoffnungsfrage, wo ſein Oheim York mit dem königlichen Heere ſtehe, und der arme Scroop, der das jämmerlichſte Geſchäft des Jammerbotſchaftbringers übernehmen muß und ſich ſelbſt wie ein quälender Folterer erſcheint, erwidert:

Eu'r Ohm hat ſich vereint mit Bolingbroke;
Ergeben ſind die Schlöſſer all' im Nord,
Bewaffnet alle Ritterſchaft (!!) im Süd
Zu ſeinem Schutz.

Jetzt entweicht bei Richard die letzte irdiſche Hoffnung und er flucht dem tröſtenden Vetter Aumerle, daß er ihn abgelenkt habe „vom ſüßen Wege der Verzweiflung." Er will nach der Flintburg, dort ſoll ſein Herz vergehen, und er entläßt die kleine ihm noch treugebliebene Schaar. Sie ſoll das Land bauen, dort ſey noch Hoffnung zum Aufwuchs, bei ihm keine.

§. 9.

Wer ſieht nicht, daß hier alles vollkommen der Natur und zwar der individuellen Natur Richards gemäß geſchildert ſey? Er, bis dahin gewohnt daß alles ſeinem Willen ſich beuge, ſieht ſich jetzt mit einem Male wie in einer fremden Welt. Er ſcheint gewahr zu werden, daß ſein voriges Leben ein gänzlicher Irrthum war, und er ringt nach einer haltenden Wahrheit, die er jedoch nicht ſogleich zu finden vermag. Er rafft ſich zu wiederholten Malen auf zu Muth und Kraft, aber die immer mehr heranſchwellende Fluth ſchlägt über ſeinem Haupte dergeſtalt zuſammen, daß er noch oft genug wieder niederſinkt. Es iſt keine durchaus edle königliche Natur die wir hier vor uns haben, aber eine menſchliche, ſchon jetzt innige Theilnahme erregende, — ein Mitgefühl und eine Rührung, die durch alle ſpätere Scenen hindurch noch bis zum höchſten Grade geſteigert wird. — Wir folgen hier dem Unglücklichen nicht durch alle dieſe ſpäteren Scenen, da jedes reine Gefühl ſie auch ohne Anmerkung zu verſtehen vermag; ſondern erwähnen nur noch folgendes: Richard irrt in der Hoffnung, daß ſein Herz in der Flintburg vergehen werde, denn das kraftreiche Leben eines Jünglings iſt nicht ſo leicht zu zerſtören. Die größten Leiden ſtehen ihm noch bevor. Er muß ſehen, wie Bolingbroke noch einmal vor ihm heuchelt und, während er nur von ſeinem Rechte ſpricht, gewiſſermaaßen ſchon im Beſitz der Krone iſt. Er muß ihm, der noch eben halbſpottend halb als Schauſpieler das Knie gebeugt, nach London folgen, wo dem Emporkömmling allein Liebe begegnet, ihm aber nur bittere Abneigung, wilder Haß und Gefängniß. Man ſtellt ihn nicht ſelten den verhaßten Geſichtern ſeiner bitterkalten und mächtigen Gegner gegenüber. Er muß ihre täglich wachſende Gewalt mit anſehen. Sein Herzblut darf nicht in einem einzigen Strom und das Leben mit ihm hinwegfließen, ſondern es muß in einzelnen kalten Tropfen fallen, bis er endlich in der ſchauerlichen Einſamkeit des Burggefängniſſes den Tod von der Hand irgend eines Frevlers erwarten muß, der etwa Dank dafür vom Uſurpator hofft.

Laſſet uns dieſe ganze Lage deutlich anſchauen, um ihm zu verzeihen, daß das Unglück keine noch höhere und völlig geſicherte religiöſe Bildung in ihm erzeugte; ja nicht bloß verzeihen wollen wir ihm, ſondern ihn bewundern, daß er ſelbſt in dieſer erbärmlichſten Art des Unglücks, in dieſem eintönigen, ſich ſtets wiederkäuenden Jammer, in dieſem ſtumpfen und doch nie abgeſtumpften Gram des Kerkerelends, dennoch dieſen Schwung des Gedankens errang, und dieſe, wenn auch nicht ganz geſicherte, doch häufig wiederkehrende Ahnung von religiöſer Ergebung erwarb. Seine Geduld iſt keine vollendete, aber er ringt doch darnach, und im Mitgefühl vergeſſen wir wohl alle das Maaß zu beſtimmen oder nachzuforſchen, wie viel ihm noch fehle. Die irdiſche Krone iſt von ſeinem Haupte gefallen; aber wir ſehen, wie aus weiter Ferne, ihm eine höhere entgegenleuchten, von der er früherhin wohl kaum etwas ahnete.

§. 10.

Auch einzelne gute Eigenſchaften und rein erhaltene Verhältniſſe treten jetzt glänzend und rührend hervor. Selbſt in den Tagen ſeines Uebermuths muß er doch (trotz Buſhy's und Green's Einflüſterung — Act III, Sc. 1 —) ein ſehr geliebter Ehemann geweſen ſeyn, denn in ſeiner Abweſenheit iſt die Königin *) voll tiefer banger Sehnſucht nach ihm, und ſpäterhin zeigt ſich ihre ganze zärtliche und leidenſchaftliche Liebe. Es würde in jedem Fall ungerecht ſeyn, hier nur ein Glück ohne alles Verdienſt von ſeiner Seite annehmen zu wollen, denn eine Neigung wie dieſe, glühend, tief und dauernd, gewinnt ſich nicht ſo leicht. — —

Ferner: ſelbſt aus ſeinen weichſten Klagen blickt ein bedeutender Verſtand und große Phantaſie hervor, und wenn das Unglück die Macht hatte ſo ſchnell in ihm das tiefere Denkvermögen zu erwecken, ſo betrauern wir um ſo mehr, daß ihm nicht früher eine edle ernſte Erziehung zu Theil geworden. Er gehört zu den ſchnell ergreifenden Naturen, und ein ſchlecht geſpieltes Tonſtück das er im Kerker hört, iſt hinreichend, ihm ſeine Verirrungen in den Tagen des Glanzes deutlich zu machen. Sein geübtes Ohr bemerkt ſogleich das verletzte Zeitmaaß und die Nichtachtung des Verhältniſſes der Töne:

---

*) In der trefflichen Gärtnerſcene (Act III, Scene 4) kann es wohl für einen Augenblick ſtören, daß die unglückliche Königin den wackern Mann mit „thou little better thing than earth“ (du wenig beßres Ding als Erde) anredet; allein abgerechnet daß wir ein ſolches Wort gleichſam als einen Anhauch aus Richards früherer Schule zu betrachten haben, entſchuldigt [illegible] der Augenblick, in dem ihr des Gatten ganzes unglückſeliges Geſchick ſo plötzlich enthüllt wird. Der gute Gärtner fühlt das auch gar wohl, denn eben noch ſtreng und ſcharf abſprechend, iſt er doch ſogleich auch wieder zur elegiſchſten Sanftheit geſtimmt, ſeitdem er die Fürſtin geſehen und gehört hat.

So iſt's mit der Muſik des Menſchenlebens.
Hier tadl' ich nun mit zärtlichem Gehör
Verletzte Zeit an einer irren Saite;
Doch für die Eintracht meiner Würd' und Zeit
Hatt' ich kein Ohr, verletztes Maaß zu hören *).
Die Zeit verderbt' ich: nun verderbt ſie mich.

§. 11.

Wer ſo über ſich ſelbſt das ſtrenge Urtheil fällt, der kommt gewiſſermaaßen dem Urtheil zuvor, ja hebt es faſt verſöhnend auf. Jetzt ſteht ihm auch noch eine wehmüthige Freude bevor. Ein edler Menſch, der ſich mit Unrecht einen „armen Knecht“ nennt, obwohl er allerdings das Geſchäft eines Stallknechts bei Richard verwaltet hat, tritt jetzt plötzlich ins Gefängniß und ruft aus voller ehrlicher Bruſt: „Heil Dir, mein königlicher Fürſt!“ worauf Richard mit lächelnder Rührung ihm „Dank, edler Pair!“ erwidert; ein Wort und ein Titel, der allerdings zu haften ſcheint, da dieſer Knecht, unter ſo vielen abgefallenen ſogenannten Freien, die freieſte

---

*) Sh., der hier die Muſik zur zarteſten Lehrerin für Richard macht, zeigt ſich überall als einen innigen Freund und wahren Kenner der Tonkunſt und ihrer Wirkungen, und er führt ſie ſtets ſo bedeutſam ein, daß eine durch alle ſeine Werke fortgehende Unterſuchung dieſes Puncts ſehr wünſchenswerth ſeyn würde, da ſie wichtige Aufſchlüſſe geben dürfte. Seine Richtung und Bildung iſt in dieſer Hinſicht im beſten Sinne des Worts deutſch zu nennen, und wohl hätten wir dem geliebten Dichter gönnen mögen, unſre herrlichen muſikaliſchen Heroen: Händel, Gluck, Haydn, vor allen aber ſeinen muſikaliſchen Zwillingsbruder Mozart als Zeitgenoſſen begrüßen und ſich an ihnen erfreuen zu können.

Liebe und reinſte Treue für ſeinen unglücklichen König ſich bewahrt hat. Retten kann der arme machtloſe Mann den Fürſten nicht, aber die Freude, ihn ſo zu grüßen wie er ihn ſo eben gegrüßt hat, will er ſich nicht nehmen laſſen. Mit vieler Mühe und Noth hat er ſich den Weg in das Gefängniß gebahnt, um ihm zu erzählen, wie ſich ſein Herz empört habe, als er ſehen müſſen, wie Bolingbroke den Barberſchimmel, des Königs Lieblingspferd, geritten; ein Zug der auch um deswillen ſehr wichtig iſt, weil wir hier den Uſurpator auch als Räuber im Kleinen erblicken: denn weſſen Eigenthum war dieſes Pferd? und wer gab Heinrichen das Recht, es ſich anzueignen? — — Endlich bemerken wir noch die Art von Richards Tode. Er fällt nicht wie ein Lamm, ſondern wie ein tüchtiger Kriegsmann im offenen Kampfe. Nachdem der ſcheußliche Plan, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen, mißlungen iſt, ſteht er den offenbar gewordenen Mördern in reiner Vertheidigung gegenüber *).

---

*) Solche Kritiker, denen das Wort, als ſolches, in ſeiner Nacktheit, über alles geht, möchten vielleicht ſagen, Richards Ausruf:

> The devil take Henry of Lancaster and thee!
> Patience is stale, and I am weary of it.
>
> Act V, Scene 5.

ſtimme doch wohl nicht zu der geprieſenen Geduld, wobei ſie nichts weiter vergeſſen als, wann, wo und wie dieſer Schmerzensſchrei eines gerechten Zornes vernommen wird. Richard hat — es werde immerhin wiederholt — nicht die Geduld eines Lammes, das ſich doch auch nur in der Fabel

Mit der muthig gewonnenen Waffe erlegt er zwei von dem Geſindel, bis endlich die Menge ihn überwältigt, und Exton ihn niederſtößt, der dann auf immer gebrandmarkt durch den Frevel des Königsmordes, in untilgbarer Schuld, verzweifelnd vor uns ſteht.

§. 12.

Ueber den Charakter des Bolingbroke ſind im allgemeinen die Stimmen einig geweſen; doch ſcheint mir nur Schlegel das Verdienſt des Dichters in Behandlung der Uſurpation ſelbſt treffend angedeutet zu haben. — „Der politiſche Hergang der Abſetzung (ſagt jener Kritiker) iſt mit außerordentlicher Weltkenntniß dargeſtellt: wie die Ebbe des Glücks auf der einen Seite, und deſſen ſchwellende Fluth auf der andern alles mit ſich fortreißt; wie Bolingbroke ſchon als König handelt, und ſeine Anhänger ſich auch gegen ihn ſo benehmen, als wäre er es wirklich, während er immer noch vorgiebt, er komme bloß um ſein Erbrecht und die Abſtellung der Mißbräuche mit gewaffneter Hand zu fordern. Die Uſurpation iſt längſt vollbracht, ehe das Wort ausgeſprochen und die Sache öffentlich anerkannt wird.“

---

dem Opfermeſſer bietet. Er hat die ihm nach ſeiner Anlage bis jetzt mögliche Ergebung, und ſo möchten auch wohl jene dumpftönenden Worte, wenn ein höherer Richter ſie wägen ſollte, in höherer Sprache ganz anders überſetzt werden, als die — Menſchenſprache ſie ausdrücken und überſetzen muß. Nur von einem Märtyrer (woran Johnſon in Beziehung auf Richard denkt) kann überhaupt hier nie die Rede ſeyn.

Bolingbroke iſt die perſonificirte Klugheit, und das wenige Pathos welches er anfangs im Verhältniß zu Mowbray vernehmen läßt, trägt hie und da den Stempel der Schule. Er iſt nicht ohne Tapferkeit, weil er wohl fühlt tapfer ſeyn zu müſſen, wenn er als Gaunts Sohn gelten will: aber es fehlt dieſer Tugend das Gemüthliche ſowohl als der romantiſche Glanz. — Der Troſt beim Hinziehen in die Verbannung, den der alte Vater mit ſo ſchmerzlicher Anſtrengung für ihn aufzutreiben ſucht, macht auf ihn gar keinen Eindruck, ſchon weil er ein ideeller iſt. Er kennt nur den ſogenannten realen. So lange er nicht im *Beſitz* iſt, wie mag er Troſt empfinden? — Zwar könnte es *ſcheinen*, als komme ihm bei dieſer Ablehnung jener faſt witzigen Tröſtung Brabantio (im Othello) zu Hülfe, der dem Dogen die trockne Antwort giebt: „ſo laßt den Türken immer Cypern nehmen“ u. ſ. w. *). Allein kaum möchte ich ſagen, daß es auch nur ſo ſcheinen könne, denn hier iſt *alles* anders. Der philoſophiſch redende Doge hat keine Tochter verloren, empfindet nichts von Brabantio's Schmerz, und iſt in dieſem Augenblick nichts weiter als ein mittelmäßig predigendes *Buch*: wer aber iſt im vorliegenden Falle der Unglücklichere? Der blühende Jüngling, der ſechs Jahre im Auslande leben ſoll? oder der alte Vater, der den geliebten Sohn nie wieder zu ſehen beſorgen muß, da die hinwelkende Kraft ihm ein baldiges

---

*) Vergl. den erſten Theil dieſes Werks S. 346.

Ende verkündigt? Und dennoch iſt es der unglückliche, tiefgekränkte Greis, welcher hier den ſcheidenden Sohn mühſam und ohne ſelbſt Troſt zu haben, zu tröſten ſucht, und ſchon um deswillen hätte müſſen jedes Wort von ſolchen Lippen des Jünglings Herz treffen und mit Liebe, Wehmuth und Kraft ausrüſten.

§. 13.

Wie leiſe und ſchlau tritt er bei ſeiner Rückkunft überall auf, beſonders aber in Beziehung auf die Rebellen: er nimmt ihre Dienſte gern an und dankt mit höflichen und feinen, aber nur mit wenigen Worten. Er verſpricht nichts und ſcheint doch alles zu verſprechen, und überall läßt er ſich, wie wir mit einem ſehr gewöhnlichen aber wohl bezeichnenden Ausdrucke zu ſagen pflegen, die ſichere Hinterthür offen. Den alten eifrigen und harten Northumberland ſcheint er ſogar ein wenig zu verachten, und der junge Percy dünkt ihn gewiß nicht ſehr bedeutend. Auf Kniebeugungen und Schmeicheleien da wo ſie hingehören möchten, kommt es ihm nicht an, dann aber läßt er auch ſogleich wieder die Ironie walten, — er die geringere und menſchenfeindliche, während Shakſp. ſelbſt, rein überſchauend, den ganzen Mann, ſo wie die Ironie in allen dieſen Staatsverhältniſſen, eben ſo mächtig als leiſe auffaßt und darſtellt. — So iſt es z. B. wahrhaft köſtlich, rein welthiſtoriſch und allegoriſch, daß York, nachdem er ſo eben Heinrich und alle ſeine Anhänger für Rebellen erklärt und ſpäterhin unumwunden geäußert hat, beſäße er nur die Macht, ſo würde er ſie alle feſtnehmen laſſen, in der nächſten Zeile die Herren dennoch halb und halb einladt, — das Nachtquartier bei ihm zu nehmen. Bolingbroke nimmt das Anerbieten (indem er daſſelbe ſogleich als Anerbieten bedeutend geltend macht) wie ein gütiger Prinz an, innerlich lächelnd, wie leicht es ſey mit ſolchen Leuten fertig zu werden; aber von einem Ausſprechen dieſes Lächelns iſt weder von ſeiner noch von des Dichters Seite die Rede. So etwas ſoll der Leſer finden, oder er verſteht den Dichter nicht; leider aber wird die ſchweigende Thatironie (möge das neue Wort erlaubt ſeyn) noch ſeltener verſtanden als die geſprochene, und leider iſt bis auf den heutigen Tag das größere Publicum (manche gar herrliche Ausnahmen verſtehen ſich von ſelbſt) noch nicht viel weiter gekommen, als bis zum Verſtändniſſe einer Rabener'ſchen Satyre, — die jedoch auch, wie wir zum Ueberfluß hinzuſetzen wollen, in ihrem relativen Werthe bleiben ſoll.

§. 14.

Mit welcher Klugheit wählt Bolingbroke die erſte öffentliche Handlung, die ihn gewiſſermaaßen als Landesherrn zeigt: er hält Gericht über Buſhy und Green. Wer giebt ihm die Macht? Niemand; er nimmt ſie ſich und glaubt dieſen Act wagen zu dürfen, da jene beiden Menſchen allgemein verhaßt ſind, und ſchwerlich ſich einer finden wird der ſich ihrer annehmen möchte.

Dieſe öffentliche Handlung der vollziehenden Gewalt bringt ihn den größeſten Schritt weiter: er hat einmal feſten Fuß gefaßt, und wenn bei jenem erſten landesherrlichen Act noch einige Gefahr vorhanden ſeyn könnte, ſo wird ſie ſtets geringer bei dem zweiten, dritten, hundertſten u. ſ. w. — Gegen Richard ſelbſt iſt er ſtreng, froſtig, hart. Ihm iſt der Jüngling, ſo lange er noch mit königlicher Gewalt umgeben war, verhaßt geweſen; jetzt iſt ihm deſſen höhere Bildung, verwebt mit ſeltſamen Phantaſien, überaus unbequem und peinlich. Wie aber auch alles ihn jetzt begünſtigen möge, ſo ahnet er doch, daß er nie ſicher ſeyn könne, ſo lange Richard lebe, und ſo entwiſcht ihm in einer unſeligen Stunde das Wort: „habe ich denn keinen Freund, der mich von dieſer lebendigen Furcht erlöſt? *) Es fällt in Exton's Ohr, der Elende beſchließt ein ſolcher Freund zu werden und wird es. Die Art ſeines Lohns iſt leicht vorauszuſehen, doch der ſtets gerechte Dichter läßt ihn noch

---

*) Ueber Richards Todesart herrſcht noch Dunkel; wir wiſſen nur mit Gewißheit, daß er im Jahr 1400 ſtarb. Ob durch Mangel an Speiſe, die er im Gefängniſſe ſich ſelbſt entzog, oder durch Schuld Bolingbroke's, — der bereits 1399 zum Könige gekrönt worden war — iſt noch unausgemacht. Indeſſen muß die Wagſchaale ſich ſehr auf die letztere Seite neigen, da Shakſpeare, der, als bewährter menſchenfreundlicher Menſch, ſo gern alles zum Beſten kehrt was ſich irgend zum Beſten kehren läßt, Bolingbroke's Verbrechen unumwunden auf die Bühne bringt. Vielleicht war er als Hiſtoriker im Beſitz von Quellen die für uns nicht mehr offen ſind.

erwidern: „aus eurem Mund, Herr, that ich dieſe That.“ Bolingbroke weiß nichts darauf zu antworten als das allbekannte Wort: „der liebt das Gift nicht, der es nöthig hat“ u. ſ. w. Er endigt mit dem gräßlichſten der Flüche:

With Cain go wander through the shade of night
And never show thy head by day nor light. —

— (Schlegel überſetzt:

Mit Kain wandle ewig nun im Dunkeln,
Nie müſſ' ein Sonnenſtral ums Haupt dir funkeln.

Voß:

Wie Kain, wandre durch der Nächte Graun;
Nie laß bei Tag' und Licht dein Antlitz ſchaun.

Die erſte Ueberſetzung zieht an durch Feuer und Glanz; die zweite durch dumpfe Schwere ſo wie durch den hier nicht unwichtigen einſylbigen Reim. Im Original iſt jedoch dieſer Reim noch charakteriſtiſcher für Bolingbroke, da night und light weder farbig ſcheint noch dumpf tönt. Bolingbroke hat ſelbſt in dieſem Augenblicke der tiefſten Getroffenheit nur eine furchtbare Idee, aber keinen Sprachprunk *). —)

---

*) Einige Leſer werden dieſe Bemerkung vielleicht mikrologiſch finden; ſie iſt es nicht, denn ſie betrifft — Shakſpeare und deſſen bis in das ſcheinbar Kleinſte hinein gediegene Sprache. Zugleich kann ſie uns erinnern, den Dank nicht zu vergeſſen, den wir den trefflichen Männern ſchuldig ſind, durch welche deutſche Ueberſetzungskunſt ſo hoch geſteigert und zu einer wahrhaften — Kunſt geworden iſt.

§. 15.

Bolingbroke hat den Fluch auch über ſich ſelbſt geſprochen, den reinen Tag hat auch er von ſich geſcheucht und ſelbſt das reichſte Laternenlicht der Klugheit kann den auch in mindeſter Hinſicht nicht erſetzen. — Auch jetzt, wo er wirklich vom Schmerz erfüllt iſt, handelt er ſo — klug als er nur irgend in der nüchternſten Stimmung vermöchte. Halb klagt er ſich ſelbſt an, und doch weiß er wieder den Zorn der ihn treffen müßte, in Wehmuth zu verwandeln, und während gewiſſermaaßen alle ſeine Schuld theilen ſollen, zwingt er ſie zur Rührung durch das Verſprechen, eine Fahrt in's heilige Land thun zu wollen. Da er jedoch über die Zeit eines ſolchen Zuges nichts beſtimmt, ſo kann er ihn nach Gefallen aufſchieben, und er hat ihn denn auch bekanntlich ſo lange aufgeſchoben, bis — nichts daraus geworden iſt.

Sollte nun abermals die wohl erlaubte, gute Frage entſtehen: wer hat nun Recht? Richard oder Bolingbroke? ſo iſt die Antwort: Keiner. Aber Richard ſcheidet von uns und mit uns verſöhnt, er hat gebüßt, und Bolingbroke, jetzt König Heinrich der Vierte, ſoll noch büßen. Ernſter und eindringlicher iſt das alte wichtige Wort:

Discite justitiam moniti et non temnere Divos

wohl nur ſelten zur Erſcheinung gekommen, als in dieſem großen Drama.

§. 16.

Wir können daſſelbe nicht verlaſſen, ohne noch einen Blick zu werfen auf zwei bedeutende Geſtalten die uns hier begegnen. Der Biſchof Carlisle iſt uns bekannt geworden als ein Mann der den Muth hat, die mächtigen und in allen ihren Planen glücklichen Rebellen — Rebellen zu nennen; aber er geht noch weiter und erklärt den ganzen Proceß gegen Richard, deſſen Vertheidigung man nicht einmal gehört habe, für nichtig und ſündhaft. Er ſteht in dieſem großen Augenblicke ganz allein; aber er bedarf auch keiner Hülfe, denn der ruhige Muth hat nicht bloß in ſich ſelbſt den Lohn, ſondern ringt auch wenigſtens dem ſinnigern Gegner Achtung ab. Daher kommt es, daß ſelbſt nachdem jener Muth in bedenkliche feindſelige Thaten übergegangen iſt, Bolingbroke ſich dennoch ſcheut dieſen Mann zu ſtrafen:

Denn ob Du ſchon mein Feind warſt immerdar,
Ich nahm in Dir glanzreiche Tugend wahr.

§. 17.

Nicht minder glänzend, ja noch erfreulicher tritt das Bild des alten Gaunt vor uns. Wir ſehen ihn nur als Greis, im Kummer über die Verbannung des ihm ſo ungleichen Sohnes, dann krank, voll Schmerz über das gegenwärtige Elend des Landes und als Seher des herabdrohenden noch größern Unglücks ſterbend; und dennoch iſt er faſt zauberähnlich umleuchtet von ächt alterthümlicher Würde und Hoheit. Er iſt offenbar ein

Liebling des Dichters, der ſich zwar überall als innigen Vaterlandsfreund zeigt, diesmal aber ſich ganz beſonders den alten Ritter zum Organ des heiligen Gefühls wählt. Er, der mit ruhiger Klarheit und Objectivität alle ſeine Perſonen nach ihrem individuellen Charakter darſtellt und reden läßt, der beſcheiden ſonſt nie ſelbſt hervortritt mit ſeiner eignen Perſönlichkeit, tritt doch immer, ſo oft es die Verhältniſſe des Stücks erlauben, hervor mit ſeiner vollblühenden geſicherten Vaterlandsliebe und ſeinem Vaterlandsſtolze. Wir ſollen ihm das nicht etwa bloß als Menſchen verzeihen, ſondern ihn auch als Künſtler dabei anerkennen, denn in allen ſeinen aus der engliſchen Geſchichte genommenen Dramen iſt doch England ſelbſt die Hauptperſon, und zu deſſen Verherrlichung legt er hier dem ſterbenden, der Verklärung ſchon ſich nahenden Greiſe die Worte auf die Lippen:

This royal throne of kings, this scepter'd isle,
This earth of majesty, this seat of Mars,
This other Eden, demi-paradise;
This fortress, built by nature for herself,
Against infection, and the hand of war;
This happy breed of men, this little world;
This precious stone set in the silver-sea,
Which serves it in the office of a wall
Or as a moat defensive to a house
Against the envy of less happier lands;
This blessed plot, this earth, this realm, this England
This nurse, this teeming womb of royal kings
Fear'd by their breed, and famous by their birth
Renowned for their deed as far from home,
For Christian service, and true chivalry,
As is the sepulchre in stubborn Jewry,

Of the world's ransom blessed Mary's son:
This land of such dear souls, this dear dear land,
Dear for her reputation through the world u. ſ. w.

Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majeſtät, Wohnſitz dem Mars,
Dies Bild von Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk das Natur ſich ſelbſt gebaut,
Der Anſteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies heilumblühte Volk, die kleine Welt,
Dies Kleinod in die Silberſee gefaßt,
Die ihm getreulich als Ringmauer dient,
Als Graben der die Burg vertheidiget
Vor weniger beglückter Länder Neid;
Dies Segenstheil der Erd, dies Reich, dies England,
Säugamm' und ſchwangrer Schooß von Königen,
Furchtbar durch ihr Geſchlecht, hoch von Geburt,
Berühmt ſo fern vom Haus durch ihre Thaten
Für Chriſtenheit und ächte Ritterſchaft,
Als im verſtockten Judenthum das Grab
Des Welterlöſers den die Jungfrau trug:
Dies theure theure Land ſo theurer Seelen,
Durch ſeinen Ruf in aller Welt ſo theuer u. ſ. w.

(Nach Schlegel und Voß.)

§. 18.

Glückliches Land, dem ein ſolcher Ausſprecher der erhabenſten Gefühle, die jedes ächten Britten Herz bewegen müſſen, verliehen worden! Wohl uns, daß auch wir einen Klopſtock, Schiller u. a. beſitzen, in deren Gedichten auch dieſe heilige Saite nicht ſelten anklingt! Dennoch ertönt leider von unſern Bühnen herab das Lob Deutſchlands nur ſelten, und leider — durch Schuld der Dichter — nicht ſelten ein wenig kümmerlich und unbeholfen. Mögen das die Kritiker rügen, doch nur um der etwanigen Kümmerlichkeit und Unbeholfenheit, ja nicht um der guten Meinung und Stolzes willen, denn ohne dieſen Stolz: wo wäre unſre Literatur? wo wären unſere Nibelungendichter? unſere Minneſänger? unſer Fiſchart? unſer Luther? — Sie wären eben nirgends, denn ſie hätten nicht exiſtiren können ohne dieſen Stolz. — Kennt ihr die Literatur, die in Deutſchland ſich zeigte, als es faſt überall mit dem Auslande kokettirte? und als den Dichtern nicht mehr „das Herz glühte“ bei des Vaterlandes Namen? Es war die Zeit an die jeder Beſſere nur mit Erröthen denkt. — Und Klopſtock und Leſſing, die erſten Begründer der neuern deutſchen Literaturzeit, waren ſie nicht die ſtolzeſten unter den Deutſchen? und mußten ſie es nicht ſeyn um werden zu können was ſie waren? — Was haben die Kritiker, welche engbrüſtig ſtets vor Stolz warnten und demüthig nur nach Frankreich und England hinſchaueten, außer dieſen Warnungen, die doch nur negirend waren, denn poſitiv Tüchtiges und Großes gegeben? Nichts. Und wie hätten ſie auch können, mit einer Seele, die conſequenter Weiſe ſelbſt den großen Gedanken, etwas Großes geben zu wollen, faſt für gefährlich halten mußte? — Richtet jene Warnung vor Stolz und Hochmuth an manche Einzelne; denn es iſt dann eine chriſtliche Warnung, die niemand verſchmähen ſoll, denn auch der Vortrefflichſte ſoll nie „ſicher“ ſeyn: aber richtet ſie nicht an das deutſche Volk, das, ſo lange es ein deutſches Volk iſt, ſich nie hochmüthig gezeigt hat; deſſen edlen Stolz aber ihr nicht bekämpfen, ſondern wecken, pflegen und ehren ſollt.

§. 19.

Zum Schluſſe werde hier noch des ſchmerzlichen Spiels gedacht, das Gaunt, dem Tode ſchon ſo nahe, noch mit ſeinem Namen treibt, ein Spiel, das freilich in deutſcher Sprache nicht völlig wiedergegeben werden kann, da die an ſich richtigen Worte „gant“, „verganten“, „Gantrecht“ u. ſ. w. zu ſelten gehört werden, oder gar faſt ganz verhallt ſind. Im Engliſchen iſt das bekanntlich anders, und der Dichter inſoweit gerechtfertigt. — Iſt aber jenes Spiel auch natürlich? Nach der äſthetiſchen Naturlehre nicht, wie ſie uns ſeit anderthalb Jahrhunderten von jenſeit der Ardennen gepredigt worden iſt, ſo wie auch nicht nach der Natur, wie ſie Addiſon in ſeinem Cato, und Richardſon meiſtens in ſeinen Romanen vorführt, endlich auch nicht nach der Natur, wie ſie bei uns Kotzebue gehandhabt hat: — wohl aber nach der Natur, welche wahr iſt, und bleiben wird. Dieſe bringt es mit ſich, daß der Menſch oft gerade im Schmerz am witzigſten iſt; und wie leicht begreift ſich auch, daß wir im Gefühl des Leidens unſern Kummer zergliedern oder wohl gar chemiſch unterſuchen, daß wir Fackeln anzünden, um unſre Nacht zu beſchauen, oder ſie dadurch wenigſtens für einen Moment zu verſcheuchen, daß wir gleichſam unſer eignes Unglück bewundern, und indem wir die faſt witzig ſcheinenden Combinationen des uns ungünſtigen Zufalls betrachten, ſelbſt witzig werden. — Nicht immer freilich wird dieſer Witz claſſiſchen Werth haben; der arme Menſch muß in ſolchen Lagen auch wohl mit einer mindern Sorte vorlieb nehmen, und gewöhnlich iſt es gerade das Wortſpiel, das am nächſten liegt und ſich deshalb am leichteſten bietet. Hier vollends gar ein Namenſpiel, das, von gewöhnlichen plumpen Geſellen gehandhabt, überaus widerlich wird. Hier aber iſt es der treffliche alte Gaunt, der ſich darauf einläßt, und ſo wird es denn ſo tragiſch, als es irgend werden kann.

§. 20.

Gewöhnliche Kritiker nehmen indeſſen auf dies alles keine Rückſicht, ſondern philoſophiren etwa alſo: Da wir unſers Orts, wenn uns etwas Schlimmes paſſirt, höchſtens „Peste!“ oder „Diable!“ rufen, worüber Yoriks empfindſame Reiſe gelegentlich nachgeleſen werden mag; da wir ferner, wenn die ſchlimme Situation fortdauert, wohl einigermaaßen mürbe werden und ein weniges lamentiren können; niemals aber — wir berufen uns auf unſre ganze Hausgenoſſenſchaft — dabei witzig geworden ſind; da ferner ſämmtliche Wort- und Namenſpiele als Zeichen der muthwilligſten Geſchmackloſigkeit verrufen ſind: ſo bleibt es dabei, daß Shakſpeare hier ein arges Verſehen gemacht hat, welches ihm jedoch, — wir laſſen gern alle mögliche Milde walten — weil ihm ein gründlicher, gelehrter und äſthetiſcher Unterricht mangelte, nicht allzu hoch angerechnet werden ſoll. — O Gott, ſetzen dann wohl noch einige der tugendhafteren und wehmüthigern unter dieſen Sprechern hinzu, was hätte, bei ſeinen unleugbaren Gaben, der Mann leiſten können, wäre es ihm vergönnt geweſen unſre metaphyſiſchen Collegia zu frequentiren! —

In gegenwärtigem Falle haben die Tadler ohnehin noch einen überaus vornehmen Mann auf ihrer Seite, und zwar Richard II. ſelbſt; — aber freilich aus einer Zeit, wo er ſo wenig die wahrhafte Freude kannte als den Schmerz. Da fragt er denn ganz verwundert, und faſt wie ein Mitarbeiter an der ehemaligen deutſchen Bibliothek faſt ſatyriſch fragt, ob Kranke wohl mit ihrem Namen alſo ſpielen. Gaunt erwidert, Elend möge gern über ſich ſpotten, und weil der Fürſt mit ihm den Namen tödten wolle, ſo ſchmeichle er ja dem Herrn, indem er dieſes Namens ſpotte.

Hat man dieſe kernige, kurze Antwort recht eingenommen, ſo wird man wohl mit Shakſpeare's Rechtfertigung keine ſonderliche Mühe haben.

XVI.

König Heinrich der Vierte,

erſter Theil.

§. 1.

„Das eben iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend immer Böſes muß gebähren.“ Dieſes Wort aus Schillers Wallenſtein möchte gar wohl als Motto für manche im Leben Heinrichs hervortretende Begebenheit und Handlung dienen können; und wie uns auch die großartige Heiterkeit und der breite und tiefe Strom des köſtlichen Humors, den der Dichter durch dieſes Drama hingeleitet hat, erfreuen, ja entzücken möge; immer wird jener tief ernſte Spruch in uns anklingen.

Das glänzende Ziel, das Bolingbroken vor Augen ſchwebte, ſcheint bereits gegen die Mitte des vorigen Schauſpiels erreicht zu ſeyn, die dem noch lebenden Richard entriſſene Krone prangte mit Bewilligung der Großen des Reiches auf ſeinem Haupte; jetzt endlich iſt der verdrängte Unglückliche heimgegangen, und neugeſichert ſtrahlt Heinrichs Thron. Aber er ſelbſt täuſcht ſich nicht über ſeine Lage, und Ruhe kann ihm nie zu Theil werden. Hat er ſelbſt die heilige Würde des rechtmäßigen Königs nicht geachtet, wie kann er ſeine geraubte Würde für unverletzlich halten? Selbſt in dem Zeitraum, als Northumberland, Percy u. ſ. w. ihm gegen Richard halſen, erkannte er ſie als Rebellen, die er, als ſolche, nicht lieben konnte, und wir ſehen ihm an, wie ſauer es ihm wird, auch nur gewöhnliche Worte der Zuneigung an ſie zu richten. Dieſer zähe Eiferer und mitleidloſe Northumberland, der ſich wohl zu gefallen ſcheint als Ueberbringer der grauſamſten Befehle an Richard, wie könnte Heinrich für ihn Zuneigung hegen? Nur mit Mühe preßt er ſich einmal ein paar Worte, die wie halb und halb verſprechend ausſehen, gegen dieſe und ähnliche Helfer ab, z. B.

We thank thee, gentle Percy, for thy pains;
And to thy worth will add right worthy gains.

und:

Thy pains, Fitzwater, shall not ne forgot;
Right noble is thy merit, well I wot. *)

---

*) Schlegel, wie faſt immer den richtigen Ton vollkommen treffend, überſetzt:

Wir danken, lieber Percy, deinen Mühn,
Und würdiglich ſoll deine Würde blühn.

und

Fitzwater, deine Müh' wird nie vergeſſen;
Wie hoch dein Werth ſey, hab' ich längſt ermeſſen.

Welche verlegene Waare von abgeſtandenen Redensarten, welcher alltägliche Reimklingklang! — Iſt es doch faſt, als leſe er ſie aus irgend einem alten Spruchbuche ab; wie charakteriſtiſch aber in ſeinem Munde!

§. 2.

Ein ſolches Verhältniß, wie zwiſchen Heinrich und jenen Helfern beſtand, kann nicht dauern: er ſoll hinfort ihr Geſchöpf ſeyn; das will er nicht, weil er ja ſonſt jetzt machtloſer ſeyn würde, als er jemals als Herzog von Lancaſter geweſen wäre; aber indem er in dieſer Hinſicht Recht hat, begeht er auf der andern Seite unbedenklich großes Unrecht gegen ſie. Einem rechtmäßigen Könige ſteht nichts ſo wohl als Milde; er ſelbſt als Uſurpator glaubt ſich dieſe Tugend — ſelbſt wenn er dazu geneigt wäre, was doch nicht iſt — verſagen zu müſſen. Er weiß genau, daß ſeine Autorität noch nichts weniger als geſichert iſt, darum muß er mit beſonderer Sorgfalt darauf halten; er darf gleichſam Krone, Zepter und Purpurmantel nie ablegen, weil dieſe äußeren Zeichen bei ihm faſt allein erklären und in die Welt hinein rufen, daß er König ſey. In dieſer ſteifen und ängſtlichen Lage lange zu verharren, muß ohne Zweifel faſt unerträglich ſeyn. Ein Ausbruch der Gefühle, ſelbſt der feindlichſten, iſt für ihn wünſchenswerther, und ſo beſchleunigt er auch denſelben auf alle mögliche Weiſe.

Die Percy's haben bei Holmedon über Douglas, der mit ſeinen Schotten in England eingefallen war, geſiegt. (Sept. 1402.) Heinrichen kann der vermehrte Ruhm dieſer gefährlichen, übermächtigen Männer nur Unluſt verurſachen, und gerade jetzt, wo er ſie vielleicht hätte ſchonen ſollen, reizt er ſie durch harte Forderungen in Beziehung auf die ſchottiſchen Gefangenen, die er für ſein Eigenthum anſieht. Er ſelbſt muß wohl fühlen, welch einen Eindruck ſolche Befehle auf ſolche Gemüther machen müſſen: aber weit entfernt dieſen Eindruck zu ſcheuen, vermehrt er ihn noch gefliſſentlich durch beleidigende Reden. Den Grafen Worceſter, der, als Aufhetzer, ihm beſonders verhaßt iſt, läßt er nicht einmal zum Worte kommen, er verweiſt ihn augenblicklich fort aus ſeiner Nähe, denn er leſe Gefahr und Ungehorſam in ſeinen Augen und „niemals dulde Majeſtät das finſtre Trotzen einer Dienerſtirn.“

§. 3.

Percy ſucht den früher gezeigten Mißmuth und den jetzigen Zorn durch eine keck humoriſtiſche Erzählung von dem mit dem Biſambüchschen bewaffneten Manne, der ſo blank ausſah und ſo ſüß roch, und „wie ein Kammerfräulein von Kanonen, Wunden und Trommeln ſchwatzte“, zu erklären und zu entſchuldigen; vergißt aber, oder will vergeſſen, daß gerade eine ſolche Erzählung Heinrichs Mißmuth von neuem reizen müſſe. Dieſer fährt deshalb mit der bitterſten Härte weiter fort, und wohl wiſſend in welchen neuen Verbindungen jetzt die gehaßten Gegner ſtehen, nennt er den Mortimer einen albernen, abtrünnigen Mann, den Glendower einen verruchten Zauberer, und das Wort „Verrath“ kommt ſo häufig in ſeiner Rede vor, daß niemand der Anweſenden in Zweifel bleiben kann, wen er eigentlich hauptſächlich meine. — Eine lebhafte Phantaſie möchte vielleicht während dieſer ganzen Scene, im tiefſten Hintergrund des Saals — den Schatten Richards mit einem Ausdruck von Wehmuth und Bitterkeit zu ſehen glauben. — Heinrich will beleidigen, es ſoll zum raſchen Bruch kommen, und ſo nimmt er jetzt aus Klugheit ſeine Zuflucht zu rohen Worten, die für dieſe Gegner ihm am beſten geeignet ſcheinen, während er die feinern Redensarten und witzigen Beziehungen, in denen er ſich am liebſten bewegt, für andre paſſende Gelegenheiten aufhebt. Ernſt und bedenklich wird dadurch das Verhältniß, welches er ſich ſelbſt zuzieht; doch wie es auch endigen möge, immer wird es beſſer ſeyn, als in der widrigen Geſpanntheit die zwiſchen den mächtigen Baronen und ihm ſeit ſeiner Thronbeſteigung waltete, noch länger zu verharren. Große Gefahr iſt hier ohnehin wohl nicht vorhanden, er kennt dieſe Verſchworenen ſehr genau, und weiß, daß ihnen die durchgreifende Idee fehlt, die allein ihre zerſtreuten Kräfte zuſammenbinden und ihm ſelbſt verderblich machen könnte.

Auch wir, die Leſer und Zuſchauer, lernen ſie bald kennen, wie ſie bei der Landkarte ſitzen und theilen was noch nicht erobert worden und nie rechtmäßig von ihnen beherrſcht werden kann, wie ſie viel wunderliche, wilde, ſeltſame und einige halbkluge Worte wechſeln, doch faſt nichts vorbringen was zu ihrem Zwecke dienen würde. Abgerechnet daß uns wohl allen unwillkürlich die alte Fabel von der Theilung der Bärenhaut einfällt, iſt auch die Ironie mit der der Dichter jene Scene ausſtattet, ſichtbar genug; ſo wie nicht minder beachtenswerth iſt, daß Falſtaff, gerade Hans Falſtaff es ſeyn muß, der in der wohlbekannten vortrefflichen Schenke zum wilden Schweinskopf, die erſte Nachricht von dem wirklichen Ausbruch des Rebellenkrieges, mit köſtlicher Beredſamkeit verziert, überbringt.

§. 4.

Aber Heinrich kennt auch ſich ſelbſt, und wie ſeine Künſte ehedem halfen die Krone zu gewinnen, ſo helfen ſie jetzt ſie zu erhalten und die äußere Würde zu behaupten: denn, mögen es immerhin keine ſonderlichen Künſte ſeyn in deren Beſitze wir ihn ſehen; — zu bloß irdiſchem Zweck ſind ſie gut genug. So will es der Erdgeiſt, der die ſtets beſonnene Klugheit nothwendig ſiegen laſſen muß über die wilde Genialität (Heinrich Percy); — und ſo ſchildert es der Dichter, der, durch und durch entglüht von rein poetiſchem Feuer, dennoch ſtets beſonnen und mäßig erſcheint.

Welche Kunſt aber iſt es wohl beſonders, deren ſich

Bolingbroke erfreut? Wir werden ſie am beſten kennen lernen in der Scene, als er ſein Herz endlich aufſchließt vor ſeinem Sohne. Dieſer Heinrich hat ihm bisher den meiſten Kummer gemacht, und er iſt im Herzeleid über ihn ſogar einmal ſo weit gekommen, die äußere Vornehmheit, die zu behaupten er ſonſt unabläßig beſorgt iſt, aus den Augen zu ſetzen. — — — Betrachten wir die Sache genau. — Schon oft hat man bewundert, wie ſchön der Dichter ſeinen zweiten Richard an den vierten Heinrich geſchloſſen, und wie trefflich er den Charakter des Kronprinzen eingeleitet. Schon iſt Bolingbroke gekrönt worden, und vorſichtig hat er alles gethan, um in ſtetem äußerlichen Glanze, mit immer wohlgemeſſenen klugen Reden verſehen, feierlich zu erſcheinen; da muß er endlich auch einmal ſprechen wie ein fühlender Menſch, wie ein Vater und zwar wie ein kummervoller. Er hat ſeinen Sohn — ihm unähnlich wie wohl nur ſelten ein Sohn dem Vater ſeyn kann — ſeit drei Monaten nicht geſehen, er hält ihn für ein ungerathenes halbtolles Genie, d. h. für einen Charakter der ihm von allen am unheimlichſten und deshalb unbequemſten und unerträglichſten iſt. Wie würde er ihn verachten, wäre er nicht ſein Sohn! Das aber kann er jetzt nicht, das Gefühl des Vaters iſt doch einmal da, und dieſer Sohn ſoll ja doch einſt die durch ſo viele Mühe und mit Verbrechen errungene Krone tragen. Drei lange Monate hat er die Abweſenheit ertragen, jetzt ſehnt er ſich nach ihm, aber er weiß ihn nicht zu finden, und muß nun an ſämmtliche Hofritter die bittertrockne Frage thun: „Weiß einer was von meinem lockern Sohn?“

„Can no man tell of my unthrifty son?“

§. 5.

Er klagt in faſt rührenden Worten, und ſteht nicht an, die edlen Lords mit der unvornehmen Bitte zu beläſtigen, ſie ſollen ſich in den Schenken Londons und um die Schenken herum — nähere Beſtimmungen weiß er nicht anzugeben — nach dem Ungerathenen erkundigen. Percy, damals noch Anhänger Bolingbroke's, weiß von dem Prinzen ein übellautendes, doch Herzhaftigkeit verrathendes Stückchen zu erzählen; doch Bolingbroke, ohnehin bald wieder die alte Grandezza behauptend, ſieht mit Recht durch die eben erzählte Anekdote von ſeinem Sohn doch noch „Funken einer beſſern Hoffnung.“ Sie muß indeß nicht ſonderlich ſeyn dieſe Hoffnung, denn ſchon in der erſten Scene Heinrichs IV. hören wir ihn nur Percy's Kraft und Tugend loben, während er „Wüſtheit und Schande gedrückt ſieht auf die Stirn ſeines jungen Heinrich.“ — Und was iſt es denn nun ſo Großes, was er an ihm auszuſetzen hat? Hauptſächlich wohl, daß ihm fehlt was dem Vater ſogar zum Throne verholfen hat: die Klugheit; nicht die Klugheit im allgemeinen, ſondern die ſchlechthin nützliche, Bolingbrokiſche. — Es iſt dies eine auserleſene, ganz abſonderliche Art, und es werden mächtige Anſtalten gemacht, um dieſelbe an den Tag zu bringen. Ein angeſehener Hofherr muß ſich bequemen, noch um Mitternacht den Prinzen in der Schenke aufzuſuchen, um zu berichten, daß derſelbe ſich morgen vor dem Vater zu ſtellen habe, um dort die Weisheitslehren zu empfangen. Die große Scene wird im voraus parodirt, — (wann hat ein Dichter jemals eine ſolche Voraus = Parodie gewagt?) und als ſie endlich zur beſtellten Zeit wirklich beginnen ſoll, werden zuvörderſt ſämmtliche Lords entfernt, damit das — Herz ſich deſto beſſer öffnen könne. Hier muß es ſich dann wohl endlich offenbaren, was es mit der Bolingbrokiſchen Klugheit auf ſich habe. Sie beſteht ihrem Grundweſen nach — laſſet uns nicht zu ſehr erſchrecken, ſondern uns innig freuen über die vollendete Wahrheit des Dichters — in der Kunſt vornehm zu thun und ſich rar zu machen. — Leſen wir nur genau, ſo werden wir dieſes Reſultat finden.

§. 6.

Es iſt wahr: Bolingbroke fängt damit nicht gleich an, ſondern ſpricht auch von ſeichten Freuden denen ſich der Prinz überlaſſe, und von dem rohen Kreiſe in dem er ſich bewege, auch läuft das gerechte Wort mitunter: „Dein Platz im Rath ward gröblich eingebüßt“; allein im Ganzen ſagen doch faſt alle dieſe Ermahnungen nichts weiter als: „Du thuſt nicht vornehm genug“ *). Die

---

*) Man kann faſt immer mit Sicherheit annehmen, daß jeder welcher vornehm thut, nicht wahrhaft geiſtig vornehm ſey.

nahe liegende Antwort, daß er denn doch wenigſtens mit dem vermuthlich witzigſten aller Ritter in England und manchem höchſt kurzweiligen Geſellen umgehe, wofür ihm die Converſation mit Weſtmoreland und Blunt ſchwerlich vollen Erſatz geben könne, darf, als zu muthwillig und keck, von dem Sohne freilich nicht geſagt werden; dennoch wäre dieſer unlöbliche Muthwille faſt noch löblich zu nennen im Vergleich mit der Klugheit, die jetzt der Vater wie eine heimliche Waare prunkend auslegt. Er ſtellt ſich zuvörderſt geradezu als Exempel auf, er habe ſich nur ſelten gezeigt; dann aber ſey er auch angeſtaunt wie ein Comet, daß ſelbſt die Kinder ſagten: das iſt er. Dann habe er „alle Freundlichkeit vom Himmel (?) geſtohlen und ſich in ſolche Demuth gekleidet, daß ihm Ergebenheit aus aller Herzen und Gruß und Jauchzen entgegengekommen ſey. — König Richard, in dem Trauerſpiel das ſeinen Namen führt — Act I, Scene 4 — erzählt die Sache anders und ohne Zwei-

---

Vielleicht will der Dichter ſogar, daß wir uns nicht einmal Bolingbroke's äußere Geſtalt wahrhaft würdevoll denken ſollen. Die Wirthin erzählt im zweiten Theil Heinrichs IV. (II, 1), daß Falſtaff ihn einſt mit einem Cantor von Windſor verglichen habe, was freilich der Prinz ſehr hart geahndet. Allerdings mußte der Sohn ſich des Vaters annehmen gegen den über alle Maaßen ungenirten Ritter Hans: ob er aber wohl ganz Unrecht hatte? — Einen ſcharfen Blick hat ihm wohl noch niemand abgeſprochen, und ſo ſchwebt doch zuweilen das pathetiſche windſor'ſche Cantorgeſicht vor unſern Augen.

fel gleichfalls übertreibend: Bolingbroke habe ſelbſt vor einem „Auſterweibe die Mütze gezogen", und als ein paar Karrenſchieber grüßten „Gott geleit euch", ſey ihnen dafür des „ſchmeidigen Knie's Tribut" geworden.

§. 7.

Nicht zufrieden ſich ſelbſt alſo zu rühmen, verſchmäht Heinrich jetzt auch nicht des unglücklichen durch ihn geſtürzten Königs zu ſpotten, ja er wird in der ſelbſtgefälligen Vergleichung ſeiner Künſte mit Richards Leichtſinn wahrhaft witzig auf deſſen Koſten. Der habe ſich ſehr häufig gezeigt, und — leider nicht immer ſeiner Würde gemäß:

Wenn dann der Anlaß kam geſehn zu werden,
War er ſo wie der Kukuk nur im Juni
Gehört, doch nicht bemerkt; geſehn mit Augen,
Die, matt und ſtumpf von der Gewöhnlichkeit,
Kein außerordentlich Betrachten kennen,
Wie's ſonnengleiche Majeſtät umgiebt,
Strahlt ſie nur ſelten den erſtaunten Augen.
Sie ſchläferten, die Augenlieder hängend
Ihm in's Geſicht vielmehr, und gaben Blicke,
Wie ein umwölkter Mann dem Gegner pflegt,
Von ſeinem Beiſeyn überfüllt und ſatt u. ſ. w.

Das alſo iſt die Kunſt der Künſte, dadurch iſt er der erſte Mann im Staat geworden, und durch Fortſetzung derſelben im größern Styl kann er allein hoffen es zu bleiben. Er iſt (wie leider gar ſehr viele Menſchen) für ſich ſelbſt faſt gar nichts, deſto mehr für andre; aber nur inſoweit ſie ihn für das halten wofür er gehalten ſeyn will, wobei er nothwendig eine ununterbrochene Mühe hat und niemals zu einem behaglichen Umgange mit ſich ſelbſt gelangen kann. Während er von Millionen Herr genannt wird und auch in gewiſſer Hinſicht als ſolcher waltet, erſcheint er uns und oft vielleicht auch ſich ſelbſt mit gebundenen Flügeln, ängſtlich beſorgt und doch nie entdecken dürfend, daß er ängſtlich beſorgt ſey. Haben wir nun dies alles erwogen, ſo werden wir die Kunſt des Dichters von neuem bewundern müſſen, der dennoch dieſen Heinrich nie zu ſehr ſinken läßt, ſondern ihn mit allem ziert was neben jenen Schwächen und Sünden Bedeutendes und Ausgezeichnetes in ihm wohnen kann. — Seine Haltung, da es nun einmal zu entſcheidenden Kämpfen kommen muß, iſt nicht ohne Würde, ſeine Anordnungen zur Schlacht zeigen wenigſtens von Geübtheit und Erfahrung, ſeine letzten Verhandlungen mit den Rebellen ſind, inſoweit ſie ſein eignes früheres Benehmen vertheidigen ſollen, freilich faſt nur Sophiſtereien; dennoch werden wohl, (da das Geſchehene nicht mehr ungeſchehen gemacht werden kann) alle parteiloſe Zuſchauer wünſchen, daß der Sieg ſich nicht für die Percy's und ihre Anhänger erklären möge: denn ſo geringhaltig auch vor dem höhern Richterſtuhle Heinrichs Klugheit ſeyn mag, immer iſt ſie doch der Wildheit und Gewaltſamkeit der ihm gegenüber ſtehenden Feinde bei weitem vorzuziehen. — —

In der Schlacht ſelbſt bezeigt Heinrich Muth und Beſonnenheit, wenn auch nicht gerade ausgezeichnet, doch feſt und dauernd, und ob er gleich an perſönlicher Kraft dem **Douglas** nicht gleich kommt, ſo erſetzt er doch ſpäterhin dieſen Mangel, indem er dem Sohne die Bitte um Freilaſſung dieſes edlern Gegners ſogleich bewilligt. Das kleine Wort „von Herzen gern“ iſt ſo unumwunden einfach und in ſeinem Munde ſo ſelten, daß es wohl zeigen mag, er ſtehe jetzt auf der höchſten ihm möglichen Stufe. — Er muß am beſten wiſſen, daß Douglas ſich rühmen kann, dem Könige im Einzelkampfe überlegen geweſen zu ſeyn; und er läßt ihn **dennoch frei.**

§. 8.

Betrachten wir jetzt des Königs **Sohn**, der, wie ſchon frühere Kritiker bemerkt haben, von dem Dichter mit ganz beſonderer Liebe geſchildert worden iſt. Mir ſelbſt, ich geſtehe es, iſt es ſogar wahrſcheinlich, daß der Dichter, indem er den jungen Heinrich ſchilderte, ſich ſelbſt in mancher Hinſicht mitſchilderte, und es iſt billig, daß er, der ſo oft das ganze Menſchenleben im hellſten Spiegel der Begeiſterung und Ironie zurückſtrahlt, diesmal zum herrlichſten Lohn ſelbſt mit zurückgeſtrahlt wurde.

Dieſer Prinz hat faſt alles was liebenswürdig und anmuthig genannt werden kann, und ganz im Gegenſatze ſeines Vaters iſt er ſich auch ſeiner Würde ſo klar bewußt, daß er ſie faſt übermüthig — verſchleudert und zu ignoriren ſcheint. Der Hof ſeines Vaters iſt ihm zu ſteif, vielleicht zu geiſtlos und eben deshalb wohl gar — langweilig, und da er leider nichts zu thun hat (das ſchlimmſte Unglück für den genialen Jüngling), ſo macht er ſich zu thun, indem er eine überaus ſchlechte, aber auch überaus witzige Geſellſchaft wählt, die ihm allerdings Geſchäfte genug giebt. Er iſt ein Edelſtein unter Schutt begraben; aber dieſer Diamant hat Leben und zwar ein ſolches, von dem er weiß, daß es in jedem Augenblicke zum Vorſchein kommen kann, ſobald eine bedeutende Aufforderung geſchieht. Wie ein ächter Alt-Britte, liebt er nächſt dem tiefſten Ernſte nichts ſo ſehr als den Witz und den Humor, und da er dieſe nicht ſelten in den — Schenken antrifft, ſo ſteht er auch nicht an, dieſelben zu beſuchen. Hier iſt das Leben nicht mehr eingetheilt in ſeine Stände und Rangordnungen, hier gilt ein Jeder gerade ſo viel als er zur Ergötzung beiträgt, und wenn auch dies Talent nimmermehr den Maaßſtab für den eigentlichen Werth des Menſchen abgeben darf, ſo ſind doch wenigſtens die Bemühungen, ſich und andere zu ergötzen, gewöhnlich mit Offenheit verbunden, und gerade dieſe Tugend iſt es welche der Prinz im gewöhnlichen Leben vermiſſen mochte.

§. 9.

Wer würde nicht einräumen, daß er in Falſtaff die eigentliche Fundgrube des Witzes und Humors angetroffen hat; und da er das einmal weiß und über den moraliſchen Unwerth des Ritters längſt im Reinen iſt, ſo vergißt er oft die ſchlimmen Streiche deſſelben ſcharf zu ahnden. Aber auch die niederern Geſellen, z. B. Bardolph, der eine ſtete Flamme des Witzes für andere, ſelbſt im Geſichte trägt, iſt ihm mitunter zur Ergötzung gut genug; ja er ſchlägt einmal einen ſo tiefen Ton der Leutſeligkeit an, daß er mit drei bis vier Küfern ſogenannte Brüderſchaft macht, vielleicht nur um die Freude zu haben, die luſtige Geſchichte dem Poins ſogleich zu erzählen; denn der wahre Humoriſt liebt in der Regel weit mehr humoriſtiſche Erzählungen als Handlungen, ja er verübt die letzteren oft nur um ſich und den Freunden erzählend das wahre Feſt zu bereiten.

Dieſer Poins aber ſteht wohl nicht viel höher, vermuthlich ſogar tiefer, als jene drei oder vier neuerworbenen Brüder; doch wenn ihn auch der Prinz verſichert, er ſolle ihm „nur ein bischen im Lachen beiſtehen“, ſo zweifelt jener doch nicht an deſſen Freundſchaft und triumphirt großartig über die getäuſchten Küfer, bis er endlich gar mit Heinrich in Verbindung, das ſchnellfüßige kleine Weſen, das halb Papagai halb Menſch, nicht viel mehr als: „Gleich, Herr, gleich!“ rufen kann, faſt zerreißend zu necken gewürdigt wird. — Der junge Löwe, der Kraft ſich bewußt, ſoll dieſelbe nicht gegen Mäuſe richten, und wir verzeihen ihm leicht, wenn er ſelbſt ein Geſchäft daraus macht, mit der gewandteſten und ſprungreichſten derſelben ein wenig zu ſpielen. Zum Glücke aber ſpielt er doch meiſtens witziger als jetzt, wo zwei gegen einen viel zu leicht ſiegen können.

§. 10.

Shakſp. läßt uns auch nicht den geringſten Zweifel über das innere Weſen des Prinzen: denn ſobald in der zweiten Scene das nicht immer ſehr ſittliche Spiel, der witzigen Proſe vorüber iſt, ſo tritt ſogleich die Poeſie in wahrhaft königlicher Pracht ein:

I know you all, and will a while uphold
The unyok'd humour of your idleness:
Yet herein will I imitate the sun;
Who doth permit the base contagious clouds
To smother up his beauty from to world
Than, when he please again to be himself,
Being wanted, he may be more wonder'd d'at
By breaking through the foul and ugly mists
Of vapours, that did seem to strangle him.

Ich kenn' euch all, und unterſtütz' ein Weilchen
Das wilde Treiben eures Müßiggangs.
Doch darin thu' ich es der Sonne nach,
Die niederm, ſchädlichem Gewölk erlaubt
Zu dämpfen ihre Schönheit vor der Welt,
Damit, wenn's ihr beliebt ſie ſelbſt zu ſeyn,
Weil ſie vermißt ward, man ſie mehr bewundre,
Wenn ſie durch böſe garſt'ge Nebel bricht
Von Dünſten, die ſie zu erſticken ſchienen.

Dieſe Stelle hat man gar oft, und ohne Zweifel ſtets mit Recht, bewundert; noch mehr aber würde man ſich ihrer erfreut haben, wenn man ſie in ihrem vollſtändigen Sinne betrachtet hätte. Allerdings iſt Prinz Heinrich ein wahrer Herzensliebling des Dichters: aber meint ihr, daß er deshalb außerhalb der genialen Ironie ſtehe?

und iſt es nicht klar genug, daß auch hier eine ſolche walte? *)

§. 11.

„Ich kenn' euch alle“ u. ſ. w., das durfte Heinrich ſagen; aber ſchon in der zweiten Zeile fehlt das Geſtändniß, daß er ſelbſt mit wahrer Herzensfreude an dieſem luſtigen Müßiggange Theil nimmt. Dann betrachtet er mit Recht ſeine reinere und genialere Natur, die ihn allerdings ſchützt, den Spielgenoſſen moraliſch ähnlich zu werden; aber der Vergleich mit der Sonne, der, an ſich alltäglich, hier durch eine neue Wendung faſt funkelnden Glanz gewinnt, iſt denn doch wohl zu hoch, zu pomphaft und ein leiſes Lächeln kann für den Leſer dabei nicht ausbleiben. Wir fragen mit Recht: was hat dieſer witzige und angenehme Prinz gethan,

---

*) Wie wohl ſchon oft, ſo werden vielleicht auch hier einige Leſer — es können Kritiker darunter ſeyn — ausrufen: Alſo Ironie! und immer Ironie! und am Ende gar noch Ironie der Ironie! warum haben wir denn ehedem davon ſo wenig gehört? — — Die Antwort iſt durch Shakſpeare ſelbſt klar, der jedem denkenden Leſer zeigen wird, daß das Weſen der Poeſie — laſſet mich die uralte Idee wiederholen — in der Einheit der Begeiſterung und Ironie wohne, oder vielmehr dieſe Einheit ſelbſt ſey. — Was endlich jenes „ehedem nicht gehört“ betrifft, ſo ſind wenigſtens die Männer von heute, ehedem und immer: Platon, Ariſtophanes, Sokrates, Tacitus, Cervantes, Goethe, Leſſing, F. Jacobi u. ſ. w. nicht Schuld daran. — Auf das Wort „Ironie“ kommt es nicht an; ſie ſelbſt aber iſt gerade ſo alt als die Poeſie.

daß er ſich ſchon jetzt als ein Seitenſtück der Sonne rühmt? Streift es nicht faſt an Bolingbrokiſche Koketterie, wenn er ſich um ſo mehr Erfolg verſpricht, jemehr er (der Sonnengott) jetzt vermißt werde? Erläßt ihm aber der Dichter auch nur eine Beſchämung, inſoweit er ſie wegen ſeines Umgangs verdient? Muß er nicht ſogar einmal, als er Falſtaff gegen den Sheriff verleugnet, zu einer — Lüge ſeine Zuflucht nehmen? Wo bleibt da der Sonnenwagen? Waltet hier nicht offenbar von Seiten des Dichters eine tüchtige, edelgerechte Ironie ſelbſt gegen ſeinen Liebling? und iſt nicht gerade ſie in ihrer Mannigfaltigkeit die liebliche Lebensluft des ganzen Drama's? — Iſt es nicht ferner höchſt erfreulich, daß wir Heinrichs Bildung gewiſſermaaßen vor unſern Augen wachſen ſehn? ſo daß er faſt von Scene zu Scene immer kraftvoller und geiſtreicher, aber auch harmloſer und geſicherter, liebenswürdiger und milder wird.

§. 12.

Wie wenig aber das wüſte Leben in den Spelunken in den eigentlichen Kern ſeines Weſens gedrungen ſey, zeigt ſich am deutlichſten in der Scene mit ſeinem Vater. Sie war bereits parodirt, ja perſiflirt durch Falſtaff, und wie menſchlich wäre es, wenn ſich noch ein Lächeln von der letzten Nacht her auch in dieſe Morgenaudienz bei ihm einmiſchte! Sollte er nicht ſo gut wie wir die Gehaltloſigkeit von wenigſtens zwei

Dritteln der Vorwürfe ſeines Vaters eingeſehen haben? Als fremder Zuhörer gewiß; als Sohn nicht. Er, der Geſcholtene, hat offenbar im Ganzen mehr Recht als der Scheltende: aber es iſt der Vater welcher zürnt, und gegen den hat der gute Sohn keine andere Waffe als Liebe und Geduld. Er hält ſich an den Vorwurf des Müßiggangs: der iſt gerecht; und nur nach den leiſeſten Andeutungen von Entſchuldigung will er nichts als Vergebung. — Wie entflammt aber vom edelſten Muthe ſteht er jetzt da, da ihm Gelegenheit zu großen Thaten für das Vaterland und den König geboten wird! wie edel erſcheint er in der freiwillig dargebrachten Huldigung der Ritterlichkeit und Tapferkeit des Percy, ſeines erſten Feindes, nicht etwa weil ſein guter Freund der Dichter bei ſich gedacht: „Feindeslob klingt gut, das willſt Du ihm leihen"; ſondern weil es überhaupt in der Natur des guten Menſchen liegt, mit wahrer Freude zu rühmen was gut iſt, wobei man ſich kaum die Mühe giebt ſonderlich nachzudenken, ob der Beſitzer des Guten unſer Freund oder Feind iſt. So entflammt zum Kampf ausziehend hat der Dichter ſich den Prinzen im Glanz der Waffen und der Jugendſchöne mit beſonderer Lebhaftigkeit gedacht, und ſo ſchildert ihn ſein Feind Vernon. (Act IV, Scene 1.)

§. 13.

Iſt aber durch dieſe Unterredung mit dem Vater etwa eine Aenderung mit Heinrichs Charakter vorgegangen? hat er etwa den Vorſatz gefaßt, ſich hinfort nur auf ernſthafte und feierliche Tugend zu legen? will er die getadelte Geſellſchaft meiden? Mit nichten. Das beſſere Vernehmen mit ſeinem Vater hat ihn nur noch fröhlicher gemacht, und ſein nächſter Gang iſt von neuem in die Schenke. (Act III, Sc. 3.) Er, der den Commandoſtab ſpäterhin ſo vortrefflich führt, kann es doch nicht laſſen, jetzt auf demſelben zu ſpielen wie auf einer Querpfeife. Er nimmt ſich vollkommen Zeit die köſtlichen Streitigkeiten der Wirthin anzuhören, und mit dem höchſten Behagen entſcheidet er nach Billigkeit, doch bei mangelnder Strenge ohne realen Erfolg. Wenn er aber auch jetzt, obwohl ſelbſt mit dem reichſten Witze ausgeſtattet, dennoch von der Ueberfülle des Falſtaff'ſchen Humors halb beſiegt wird, ſo hat er ſich doch wie ein ächter Humoriſt ſchon jetzt Stoff zum Lachen für die nächſten Monate ausgedacht, indem er dem armen fetten Hans eine Stelle zu Fuß beſtimmt und im ganzen Ernſt ertheilt. Hier geht ſogar der Humor faſt ein wenig in Grauſamkeit über, doch entſchuldigt ihn einigermaaßen das Vertrauen zu Falſtaffs nie verſiegendem Witz, der ihn auch diesmal nicht verlaſſen wird.

Man hat häufig noch zu ſeinem Lobe angeführt, daß er ſeinem Gegner Percy ſo volle, ja mehr als volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und daß er deſſen Tugenden ſo laut rühmt. Wohl verdient er deshalb ein Lob, nur möge man doch ja nicht allzu viel Ruhm auf dieſes Rühmen werfen. Es iſt eine zierende Blüthe an dem herrlichen Baum, nichts weiter; und Heinrich könnte weniger liebenswürdig ſeyn als er iſt, und doch jene Tugend der Gerechtigkeit gegen den Feind beſitzen, die billig das Eigenthum jedes wohlorganiſirten Gemüths ſeyn ſollte. Ohnehin kommt ihm hier das phantaſiereiche Gemüth, die wahre Poeſie des Herzens zu Hülfe, und es macht ihm Freude, ſeinen Hauptfeind mit dem funkelndſten Geſchmeide von Tapferkeit und Tugend auszuſtatten. — Jenes Gemüth aber iſt freilich ſelbſt das höchſte Verdienſt und — Glück.

So ſoll man ihn auch, dünkt mich, nicht unmäßig rühmen um den kühnen Heldenmuth und die zarte Sorgfalt für den Vater, die er in der Schlacht beweiſt. Wohl werden wir das loben und lieben müſſen und gar gern loben und lieben: aber wir haben es auch nicht anders erwartet. Der Sohn eines Uſurpators kann und darf ſchlechthin nicht minder tapfer und edelmüthig handeln, ſobald er die Hoffnung zu hegen wagt, einſt ſelbſt — und ſchuldloſer — zu herrſchen.

§. 14.

Zur gänzlichen Erhellung ſeines Charakters thun wir wohl, wenn wir hier noch die Verhältniſſe betrachten, in denen er zu ſeinem Bruder, zu ſeinem Feinde und zu ſeinem Lieblinge ſteht:

Prinz Johann von Lancaſter, zweiter Sohn des Königs, beſitzt ohne Zweifel manche Eigenſchaften die man löblich nennen darf: er iſt ein fleißiger Jüngling, der die Stelle im Rath, welche dem genialen Heinrich leider viel zu wenig ergötzlich geweſen ſeyn mag, mit ſolider Ernſthaftigkeit ausgefüllt hat, und der endlich auch in der Schlacht bei Shrewsbury gleichfalls wie ein ſolider Soldat handelt. Wenn aber ein Jüngling gar zu ernſthaft iſt, ſo geräth er leicht in das Unglück, trocken, ja dürre zu werden, was am Ende wohl gar mit entſchiedener — Unausſtehlichkeit endet. Er hat von ſeinem Vater vielleicht manches gelernt, und dieſer iſt mit ſeiner Folgſamkeit ſehr zufrieden; doch für den verloren ſcheinenden Heinrich bietet er keinen Erſatz, denn der wohlgezogene junge Menſch kann, wie es ſcheint, nicht lieben, wenigſtens nicht innig, nicht feurig, (welches im Grunde wohl ſo viel iſt als gar nicht) und ſo kommt es denn, daß der Vater ſich über ihn weder ſonderlich erzürnen noch erfreuen kann, da überhaupt die bloß negativen Tugenden einem liebebedürfenden Vaterherzen unmöglich genügen mögen. — — Er lebt ſo öde und trocken für ſich hin, daß er ſelbſt nicht einmal der Mühe werth findet, ſich um ſeines Bruders ſogenannten Buſenfreund ſonderlich zu bekümmern oder ihn doch wenigſtens einmal in genauern Augenſchein zu nehmen, da doch, nach Heinrichs ſehr glaubwürdiger Verſicherung, der „ölichte Schlingel ſo bekannt iſt wie die Paulskirche." (ſiehe Act II am Schluß.) Ihm iſt das wilde Weſen ſo fatal, daß er ſchwerlich jemals Luſt gehabt hat, mit dem umgänglichen, leutſeligen Manne eine Converſation anzuknüpfen, und da er ihn endlich in einem ruhigern

Augenblicke der Schlacht, mit dem todten Percy auf dem Rücken, gewahr wird, giebt ſein Staunen über den feiſten Mann, der jetzt freilich doppelt ſeltſam wie etwa ein dem plaſtiſchen Künſtler mißglückter Centaur vor ihm ſteht, ohne Zweifel ein treffliches Tableau.

§. 15.

Was aber dem armen Prinzen am meiſten Schaden thut, iſt ſein Zuſammentreffen mit dieſem fetten Ritter im zweiten Theile Heinrichs des Vierten (Act IV, Scene 3). In Falſtaffs Leben waren gewiß nur wenige Stunden in denen er keinen Tadel verdient hätte; aber der Moment, in welchem der Prinz ihn jetzt findet, gehört zu den allerglänzendſten die er je erreichte. Er hat nämlich ſo eben an dem koſtbaren zarten Ritter Coleville vom Thale, der, durch den bloßen Ruf, vielleicht auch durch die Geſtalt Falſtaffs erſchreckt, ſich ihm zum Gefangenen ergab, eine nicht unwichtige Eroberung gemacht, und wie gering auch ſein Verdienſt dabei ſeyn möge, in dieſem Augenblicke verdient er Dank. Da erſcheint der Prinz, und weit entfernt, ſich erſt zu erkundigen, beſchuldigt er — (der geiſtig ſterile Menſch wird am leichteſten verdrießlich) — den lorbeerreichen Hans der Saumſeligkeit, und zwar auf eine ſo rohe, widerwärtige Weiſe, daß er ſogar des „Galgens“ gedenkt, den der unſchuldige Heros einſt noch zum Lohne empfangen werde. Dagegen aber äußert ſich der Falſtaff'ſche Witz auf eine ſo neue, gewaltige und ſiegreiche

Weiſe, daß der arme Johann wie unter einen ſchweizeriſchen Waſſerfall geräth, der ihn betäuben könnte, ſchützte ihn nicht ſeine wohlerworbene Nüchternheit. Ihm iſt — wir ſehen es deutlich — aller Witz fatal, und da er zuletzt gleichfalls ehrenhalber ein paar Scherze wider Falſtaff verſucht, gerathen ſie ſo übel und fallen ſo todt zur Erde, daß wir froh ſind, wenn er mit dem Verſprechen, „von Falſtaff beſſer zu reden als er's werth ſey“, ſich entfernt.

Da hält ihm denn der witzige Gegner eine Nachrede, die mit folgenden Worten beginnt:

„Ich wollte, ihr hättet nur den Witz dazu, das wäre euch beſſer als euer Herzogthum. — Meiner Treu, dieſer junge Knabe von nüchternem Geblüt liebt mich nicht, auch kann ihn kein Menſch zum Lachen bringen; aber das iſt kein Wunder: er trinkt keinen Wein. Es wird niemals aus dieſen bedächtigen Burſchen etwas rechtes, denn das dünne Getränk und die vielen Fiſchmahlzeiten kühlen ihr Blut ſo übermäßig, daß ſie in eine Art von männlicher Bleichſucht verfallen, und wenn ſie dann heirathen, zeugen ſie nichts wie Dirnen; ſie ſind gemeiniglich Narren und feige Memmen“ u. ſ. w.

§. 16.

Selbſt die bunteſte Redekunſt Falſtaffs wird freilich einem ſo argen Princip nicht zum allgemeinen Siege verhelfen; dennoch nimmt, wie ich glaube, diesmal wohl Jeder des Mannes Partie gegen Johann. Sein Witz iſt in dieſem Fall von einer ſo ſtechenden Art, daß er haftet, und wir vermögen kaum mehr hinterher noch den armen ſo bewitzelten Jüngling anzuſehen oder auch nur an ihn zu denken ohne uns zugleich an Falſtaffs Witzworte zu erinnern.

So iſt es auch von übler Wirkung für Johann, daß er am Schluſſe des zweiten Theils — wir müſſen ihn bis dahin verfolgen — ſo mattherzig bedenklich erſcheint. Dem Oberrichter iſt die Sorge wohl zu verzeihen; doch ihm, der doch endlich einmal den wackern Bruder hätte kennen ſollen, würde es zugekommen ſeyn das Amt des Tröſters zu verwalten.

So ſteht er alſo vor uns als ein nüchterner, aller tiefern befruchtenden Lebensideen, der Liebe und des Zutrauens ermangelnder, philiſterhafter Jüngling, der von Heinrichs Glanze faſt vernichtet zu werden in Gefahr iſt. Doch auch nur in Gefahr, denn daß er desungeachtet ſtehen bleibe als eine in der Welt wie ſie einmal iſt mitgeltende und mitzählende Perſon, dafür hat der Dichter gleichfalls geſorgt. Um des bloßen Contraſtes willen, oder als Mittel, den einen Charakter durch den andern zu heben, hat Shakſpeare auch nicht die kleinſte Figur gezeichnet. Jede iſt in ſich ſelbſt etwas und als ſolche nothwendig für das Ganze.

§. 17.

Eine Vergleichung des Prinzen Heinrich mit Percy haben bereits mehrere engliſche Kritiker unternommen, auch zwei Kritikerinnen, Frau Griffith und Lady Montagu; erſtgenannte denkt bei Percy an Achill, bei Heinrich an Hektor. So etwas kann wohl begegnen, denn wem fallen nicht jene edlen Namen faſt täglich ein, oder doch wenigſtens ſo oft von Helden die Rede iſt; es bedarf aber nur eines nähern Blicks um die Unſtatthaftigkeit der Vergleichung einzuſehen, wobei wir uns nur der Kürze wegen auf Herders Anſicht vom Achill beziehen wollen *). Frau Griffith ſteht auch ſelbſt ſo unſicher bei dieſem Vergleiche, daß ſie eine Seite darauf den Hektor faſt vergeſſen hat, und aus der großen Urne alter gefeierter Namen plötzlich den Alcibiades herauszieht, um mit ihm dem Prinzen ein neues Geſchenk zu machen, der nunmehr, als reicher Mann, ſelbſt wählen mag. — Percy iſt nicht ſchwer zu verſtehen und der Beiname „Heißſporn“ drückt den Charakter des jungen Helden wohl aus. Der ganze Mann iſt eine einzige Flamme von dem Haupte bis zur Ferſe, mitunter ſogar eine Schwefelflamme. Er hat alles was den edelſten

---

*) Herders Bild des Achill iſt, wie mich dünkt, freilich zu ſehr in das Schöne gemalt; doch dürfte auch das nach der Abrechnung des etwa Uebertriebenen geſichert Bleibende vollkommen hinreichend ſeyn, die Anſicht von Homers „Humanität“ zu rechtfertigen, und nebenbei auch — Frau Griffith zu widerlegen.

Auch Shakſpeare's Humanität iſt bekanntlich nicht ſelten in Zweifel gezogen; doch, meine ich, nur von Blätternden, nicht von Leſenden und im und nach dem Leſen Denkenden.

Ritter zieren würde, nur nicht das reine Element der Ritterlichkeit: Liebe, und nächſt dem reflectirende Klugheit. Ihm erſcheint das Leben gewiſſermaaßen wie ein Blitz; darum bildet er ſich ſelbſt zu einem donnernden Jupiter, um jenem zu begegnen. Da indeß der Menſch nun einmal kein Jupiter iſt, ſo mißlingt auch dem Percy das Unternehmen, das ſonſt, gegen den im Ganzen ungeliebten Bolingbroke gerichtet, leicht einen beſſern Ausgang hätte haben können. So aber zerſchlägt ſich ſeine Kühnheit an des alten Königs Klugheit und an des jungen Prinzen reiner unbefangener Ritterlichkeit.

§. 18.

In Percy iſt ein ungeheurer Ueberfluß an Leben: darum lebt er nicht recht, denn bekanntlich giebt es ja auch Krankheiten aus Ueberkraft. In dem vollſtändigen Gemälde mußte angedeutet werden, daß er nicht lieben kann, weshalb denn auch die Scene mit ſeiner Gemahlin durchaus nicht anders ſeyn kann als ſie eben iſt. — Sie iſt ihm nicht viel mehr als erſte Dienerin, und wenn ſie mehr ſeyn will, fühlt er ſich genirt. Noch näher bezeichnend dürfte man ſagen, er habe wohl Anlage zur Liebe und Freundſchaft, ſie ſey aber mehr zum Zorn und zur bloßen Vertheidigungsflamme für die geworden, die er näher zu ſich heranzuziehen würdigt. Man muß von Andern angeklagt und geſcholten werden, um Lob und Preis von ihm zu empfangen. — Inſoweit er nun lieben kann, liebt er den Douglas, denn hier kommt ein Nebengefühl hinzu, das ihm die Freundſchaft pikant macht. Er hat dieſen trefflichen, einfach heitern Ritter, Schottlands Stolz und Zierde, einſt in offener Schlacht beſiegt und eine ihm leicht werdende Großmuth gegen den Beſiegten bewieſen. Douglas lohnt ihm das durch reine Anerkennung und Neigung; Percy durch überſchwängliches Rühmen, was ihm wenig Ueberwindung koſten kann, da er ſelbſt, wenn er ihn auch vergötterte, nur noch mehr, als ehemaliger Sieger (bei Holmedon), ſtrahlen würde.

Ein ſolcher Charakter würde in den Händen einſeitiger Dichter vermuthlich zu etwas Felſig-ſtarrem geworden ſeyn, aber Shakſpeare hat ihm das vollendete Leben eingehaucht, indem er den tief durchdachten und ſtets ſicher erfaßten Mann mit dem ihm möglichen und eigenthümlichen, ja nothwendigen Humor ausſtattete. Dieſer Humor iſt indeß unendlich mehr als glänzende Ausſtattung; er iſt das verbindende Etwas, das geiſtige Leben, wodurch jene Einzelheiten zu einem Ganzen werden.

§. 19.

Ohne dieſen Humor würde Percy gar nicht leben können, ſondern von der Flamme verzehrt werden, die in ihm wohnt. So ſehen wir ihn gleich anfangs bei dem Könige, ſo im Verhältniß zu dem Muſter aller dunkeln Phantaſien, dem Owen Glendower, ſo zu ſeiner Gattin. Am köſtlichſten aber wirkt dieſer Humor durch die humoriſtiſche Parodie deſſelben, welche Prinz Heinrich unternimmt: „Ich bin noch nicht ſo geſinnt wie Percy, der Heißſporn des Nordens, der euch ſechs bis ſieben Dutzend Schotten zum Frühſtück umbringt, ſich die Hände wäſcht und zu ſeiner Frau ſagt: „Pfui über dies ſtille Leben! Ich muß zu thun haben." — „O mein Herzens-Heinrich," ſagt ſie, „wie viele haſt du heute umgebracht?" — „Gebt meinem Schecken zu ſaufen," ſagt er, und eine Stunde darauf antwortet er: „ein Stücker vierzehn; Bagatell, Bagatell!" —

Vor der Schlacht iſt Percy offenbar zu wortreich, ein Umſtand, der allein ſchon zeigt, daß er nicht für einen großen Feldherrn gelten kann *). Auch an einzelnen tönenden Hochmuthsreden fehlt es nicht, z. B.

— — Laßt ſie kommen!
Wie Opfer kommen ſie in ihrem Putz,
Wir wollen ſie der glutgeaugten Jungfrau
Des dampf'gen Krieges heiß und blutend bringen;
Der ehrne Mars ſoll auf dem Altar ſitzen
Bis an den Hals in Blut. Ich bin entbrannt
Zu hören, daß ſo nah die reiche Beute
Und noch nicht unſer. —

§. 20.

Intereſſanter, ja faſt rührend wird dieſe Prahlerei,

---

*) Tacitus ſagt (Histor. I. 84) ſehr treffend: Et fortissimus in ipso discrimine exercitus est, qui ante discrimen quietissimus. — Gilt dies aber vom Heer, wie viel mehr noch von dem Führer deſſelben! — Wie ruhig klar und erhaben heiter iſt Heinrich V. in der Nacht vor dem Entſcheidungskampf bei Agincourt! —

da ſie ſich ſelbſt eine Minute vor der Entſcheidung noch hält, und zwar in den Worten an den Prinzen Heinrich:

— — — — wollte Gott,
Dein Nam' in Waffen wär' ſo groß als meiner!

Sein Tod hat etwas wahrhaft Rührendes, rein Tragiſches. Er, von dem gleich anfangs Worceſter den ſinnigen Ausſpruch that:

Er ſtellt ſich eine Welt von Bildern vor,
Doch nicht die Form des was er merken ſollte,

begriff auch um deswillen das Leben nicht, und wie ſollte er jetzt den Tod begreifen? Dennoch iſt es durchaus kein Talbotstod, der ihm zu Theil wird, und wenn er auch von einer „kalten erdigen Hand", von „Staub und Speiſe für" — ſterbend ſtammelt, ſo iſt doch ſchon in andern Tönen (z. B. „O ich könnte prophezeien") ein tieferer Sinn, ein höherer Kampf und die Ahnung eines höhern Sieges. Des Prinzen Leichenrede iſt die köſtlichſte, die vielleicht je einem gefallenen Helden gehalten worden; jede Zeile iſt verſöhnend, beruhigend, erhebend; — was Schuld war geht in's Grab, was Verdienſt und edle Kraft, bleibt ewig und ſtrahlt in neu verjüngtem Glanze.

Die Chronik verſchweigt den Namen des Percy-Siegers; der Dichter findet keinen würdigern als den fröhlichen Helden Heinrich, und da er allein der würdige iſt, ſo ſoll er der Sieger ſeyn. Alſo der Dichter, kraft ſeiner Vollgewalt.

§. 21.

Endlich Falſtaff. — But Falstaff unimitated, unimitable Falstaff, how shall I describe thee? Wahrlich man möchte faſt alſo rufend anfangen wie Johnſon, der doch endlich einmal auch in Feuer geräth: denn welch' eine Menge von Gedanken müſſen ſich an uns drängen bei dem bloßen Namen Falſtaff! Es ſcheint indeſſen bei weitem nicht hinreichend mit dieſem Kritiker fortzufahren und nunmehr ein Langes und Breites von einem Gemiſch von Vernunft und Laſtern, von Vernunft die man bewundern aber nicht hochachten, von Laſtern die man verachten aber nicht verabſcheuen könne; von Dieben, Schwelgern, Memmen, Großprahlern, beſtändiger einnehmender Luſtigkeit u. ſ. w. zu reden.

Ein andrer engliſcher Kritiker hat in einer noch viel längern Rede einzelne recht gute Gedanken über Falſtaff, ſchreibt ſich aber zuletzt in einen ſolchen überſtrömenden Enthuſiaſmus für ihn hinein, daß dieſer ſchwer tragende Mann zuletzt faſt wie ein harmlos anmuthiges Kind erſcheint, deſſen Gutherzigkeit und Großmuth nicht genug zu preiſen ſind. (S. Essay upon the true standard of wit, humour etc., das ich jedoch, wie ich gern geſtehe, nur aus dem kleinen hieher gehörigen Auszuge kenne, den Eſchenburg davon gegeben.)

§. 22.

Falſtaff iſt über ſich ſelbſt und was er eigentlich will und iſt, von jeher ziemlich im Reinen geweſen, er hat es verſchmäht mechaniſch fortzuleben, oder in dunkler Halbheit, oder nach Einem todten Begriff, er hat über das Woher und Wohin der menſchlichen Laufbahn nachgedacht, er hat Verſtand und Vernunft wohl geübt, und deshalb ſtets für einen gebildeten Mann gegolten. Was er will iſt kein Geheimniß; vielleicht hat er es anfangs mit einem höhern Worte „Glückſeligkeit“ genannt; jetzt, nachlaſſend, bezeichnet er es wohl nur mit dem Ausdrucke „Genuß.“ — Wie aber dieſe Glückſeligkeit, dieſen Genuß erreichen? Durch die Tugenden der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit? in der Form der Würde und Anmuth? Das alles ſind ohne Zweifel höchſt vortreffliche und überaus köſtliche Dinge: aber ſie kommen nicht im Schlaf, ſie erfordern gewaltige Anſtrengung, und es können Jahre und Jahrzehnte vergehen, ehe man in ihrer Uebung etwas leiſtet das, nach Falſtaffs Meinung, Genuß gewährt. — — Es giebt ja bequemere Wege: die bloße Sinnlichkeit gewährt dem genußfähigen, geſunden und ſtarken Jünglinge und Manne der Ergötzungen und Freuden gar viele, und wenn der Verſtand nur einigermaaßen die Oberaufſicht führt und dem Uebermaaße wehrt, ſo kann man es ziemlich lange dabei aushalten. — Aber dieſer Zuſtand iſt, näher betrachtet, doch ein wahrhaftig gemeiner, der in ſich ſelbſt die Langweiligkeit, ja, um es rund heraus zu ſagen, die Fäulniß und den jämmerlichſten Tod bereits in’s Leben bringt. — Einen ſolchen Weg einzuſchlagen fühlt ſich Falſtaff zu gut.

§. 23.

Wie aber, wenn man die Sinnlichkeit in's Große triebe? wenn man, ſich ſelbſt für einen König der Erde haltend, ein Eigenthumsrecht zu haben glaubte und geltend zu machen ſuchte auf alles Angenehme, Reizende und Pikante was die Welt hat? Das Recht andrer käme dabei freilich oft genug mit unſrer Meinung in Colliſion; und es iſt bekannt, daß z. B. der Comthur nicht zugeben will, daß Don Juan ſich der Donna Anna erfreue; doch mit dem alten ſchwachen Manne wird der junge Ritter bald fertig. Don Ottavio ſchwört rührend und wortreich genug Rache; doch mit dem iſt nicht einmal ein Zweikampf nöthig, der beſchränkte Jüngling wird bald getäuſcht, und eine verſteckte Eremitenhöhle ſein Grab. — Auch Zerlina's Naivetät kann zum Siege anreizen; will Maſetto widerſtreben, ihn abzuhalten iſt ja faſt kinderleicht. Die empörten Bauern in ihrem tölpiſchen Andrängen erſchreckt ſelbſt der bloße Knall und Pulverdampf, und hinterher nimmt ſich doch die Geſchichte aller dieſer Siege, wenn Leporello ſie in Verſe gebracht hat, nicht übel aus. — —

Ueber eine ſo in's Große getriebene, aller Sittlichkeit ſpottende Sinnlichkeit hat vielleicht auch Falſtaff nicht ſelten nachgedacht: aber gewählt hat er ſie nicht. Dieſe Ruchloſigkeit mag ſo intereſſant ſeyn als ſie irgend will; eine einzige nüchterne Stunde iſt hinreichend, uns — das Hochgericht im Hintergrunde wahrnehmen zu laſſen. Sollte aber auch das ausbleiben, geöffnete oder zugeworfene Gräber giebt es doch überall; es iſt unmöglich den Gedanken ganz zu vermeiden, und es giebt Träume in denen ſelbſt das höchſte aller Gerichte, das — jüngſte Gericht vorkommt. Dann wollen die ſophiſtiſchen Redensarten nicht mehr helfen, die prunkenden Theaterkleider fallen ab, die Sünde ſteht wie ein nacktes Gerippe da, und mit der fantaſtiſchen Behaglichkeit hat es ein Ende.

§. 24.

Was alſo nun? Falſtaff hat einen dritten Weg gefunden, er hat die Sinnlichkeit nicht bloß mit Witz verbunden, ſondern den Witz zu der Grundlage derſelben gemacht, und iſt die Zeit ſeines ganzen Lebens hindurch bemüht die Sinnlichkeit durch den Witz zu adeln. Er ſelbſt iſt als neuer Erfinder dieſer Wiſſenſchaft auch ihr erſter Lehrer, und theilt ſie nicht bloß gern mit, ſondern gönnt auch andern ein Plätzchen in ſeinem Paradieſe. Im Beſitze der mannigfaltigſten und herrlichſten Anlagen iſt er für dieſe andern der gewandteſte Freudenmeiſter geworden, der die Gutmüthigkeit ſelbſt iſt, ſolange man ihn nur nicht ſtört.

Schade nur, daß es dergleichen Störungen ſo viele giebt! — Ein Leben das wie das ſeinige ſich nicht bloß mit geiſtigen, ſondern auch mit allen andern Reizen umgiebt, iſt, wie leicht zu erachten, ein ſehr koſtſpieliges. Wie wenn nun die Börſe leer geworden? was dann? Soll der Genießliche die langwierigſten aller Zugenden, Geduld und Sparſamkeit üben? Das wäre gegen das aufgeſtellte Princip. Schulden machen iſt leichter, und Witz anwenden ſie nicht zu bezahlen intereſſanter. Zeigen ſich endlich ſchlimme Fälle wo auch das nicht geht, ſo bleibt das Leben vom Sattel und Stegereif noch immer übrig, und eine gewiſſe für geiſtreich und anmuthig ausgegebene Frechheit hilft mitunter ſelbſt gegen Richter und Sheriff. Zum Glück ſteht hier auch immer der Prinz im Hintergrunde und hilft bald mit der Autorität, bald mit der Börſe, bald auch wohl mit einer kleinen — Nothlüge leidlich aus.

Was iſt Falſtaffs irdiſches Himmelreich? Zuvörderſt Anſehn als Ritter. Er will ſich wärmen an dem Feuer ſeiner Ahnen, aber (wie Buffons Aff) nicht ſelber Holz zur weitern Feuerung zulegen; ferner: gemiſchte, ſeltſame, bildungsfähige Geſellſchaft, die er durch Witz erfreuen und zum Staunen bringen, ja ſogar ſelbſt witzig machen will, — Sekt der feuerreichſten Art und in beliebiger Menge, — ein wenig Philoſophie und Menſchenliebe in Witz und Sekt getaucht, ein Königthum in den Schenken, denn auch die ſtattlichſten ehrbarſten Häuſer in Reih und Glied und wohl verzeichnet im Kataſter können eben durch ihre Ehrbarkeit und Stattlichkeit ſeinem Witze Nachtheil bringen; — endlich ein paar Weiber. Die Wirthin Hurtig ergötzt als Henne, und Dortchen mag vielleicht ehedem als eine Art Wiedehopf haben gelten können; es iſt freilich mit dieſem Serail nicht ſonderlich beſtellt, aber der Ritter iſt auch nie ſo mild als gegen das ganze weibliche Geſchlecht, das er — der Arme! — faſt nur als Lückenbüßer zu betrachten ſcheint. Vor allem aber muß eine hohe Zierde hinzukommen, um deren willen Falſtaff am liebſten handelt, d. h. witzig iſt und genießt: — ein geiſtreicher, heldenmüthiger und doch behaglicher Prinz, der Scherz hat und liebt, verſteht und vergilt.

§. 25.

Alles das hat Falſtaff errungen, und er könnte nun auf ſeine Weiſe recht glücklich ſeyn, wenn nicht — die Natur die Natur, und die Welt die Welt wäre. Die Natur hat nämlich bekanntermaaßen die Eigenheit, daß ſie ein ſolches ſchwelgeriſches Nachtleben nicht leiden mag, ſondern bald auf dieſe bald auf jene Weiſe unerbittlich ſtraft. Dem armen Falſtaff, der ohnehin von früher Jugend an einige Anlage zur Fettheit hatte, iſt nach und nach ein überaus feiſter, aufgeſchwemmter Körper zu Theil geworden, und es iſt ſchon lange her, daß er ſeine Knie nicht mehr hat ſehen können. Es zeigt von geiſtreichem Muthwillen, daß er den Scherz, den die Natur zuweilen mit einer gewiſſen Gattung von melancholiſchen Menſchen treibt, indem ſie dieſelben körperlich ein wenig auftreibt, ſich ſelbſt zu Nutze macht, und wehe ruft über Kummer und Seufzen, das den Menſchen aufblaſe wie einen Schlauch; aber er täuſcht damit weder ſich noch andere, da es niemandem ein Geheimniß ſeyn kann, woher ſeine Feiſtheit ſtamme.

Zwar weiß er recht wohl, daß Pharao's magere Kühe keinesweges Lob verdienen: aber hemmend und läſtig bleibt doch immer ſeine Aufgeſchwemmtheit, denn was andere faſt im Fluge zu thun vermögen, wird ihm überaus beſchwerlich, ſo daß ſein beſter Freund — es verſteht ſich: nach dem jungen Heinrich — ſtets ein bequemer Armſtuhl bleibt. — Wie aber des Körpers Schwerfälligkeit erſetzen? Durch doppelte Anſtrengung und Gewandtheit des Geiſtes, der nimmer ruhen darf, damit nur der Leib ein wenig mehr ruhen dürfe, als ſonſt wohl billig und bei behenden Menſchen auch wohl nöthig iſt.

§. 26.

Doch Körper iſt ja immer nur Körper; und auch in dem unbeholfenſten kann eine tapfere Seele wohnen. Sie kann allerdings; aber nur wenn eine große Idee das ganze Leben beflügelt; eine ſolche aber fehlt nicht nur dem Falſtaff gänzlich, ſondern ſie iſt ihm eine Thorheit und er kann ſie nicht erkennen; weil er ſie aber nicht erkennen kann, ſo glaubt er auch nicht an ſie, und macht ſie wie ein Geſpenſt gern zum Gegenſtande ſeines eifrigſten Witzes. (Man vergleiche ſeine Theorie der Ehre, — Act V, Scene 1 — die, folgerecht, auch vollkommen richtig ſeyn würde, ſobald man ihm nur den erſten, freilich nicht unumwunden hingeſtellten, Satz, daß der Menſch nichts weiter ſey als ein witziges, Sekt trinkendes Thier, — zugeben könnte.) Eine ſolche Anſicht aber und eine ſolche Lebensweiſe führt unausweichlich auch zur

Feigheit, und wie ſich auch Falſtaff ſtellen möge, in den Stunden der Entſcheidung muß er es ſich immer ſelbſt geſtehen, daß er feige ſey.

Dieſer Zuſtand würde allerdings entſetzlich genannt werden müſſen, wenn der geſchäftige Mann nicht auch hier einige Linderungsmittel für ſich ausgedacht hätte. Es wäre möglich, daß er durch Friedfertigkeit, ſtetes Gutreden von andern und Alles-zum-Beſten-kehren, viele ſonſt mögliche Streitigkeiten von ſich abhielte: allein das wäre bei ihm doch nur eine Art von Heuchelei; denn er denkt nun einmal nicht gut von andern, und ſämmtliche Schwächen der Menſchen ſtellen ſich, als treffliche Objecte für die Satyre, ihm in der bunteſten Geſtalt vor die Augen, und ſo kann er es, trotz aller Scheu vor ernſtlichem Kampf, nicht laſſen, anzugreifen was irgend mit Witz anzugreifen iſt, ſey es hinterrücks, ſey es offenbar.

§. 27.

Es würde faſt ein Wunder zu nennen ſeyn, daß er dieſe Art zu leben auch nur eine kurze Zeit durchführen könnte, wenn er nicht abermals ein Mittel erfunden hätte, ſich wenigſtens nothdürftig zu halten. Er geht bei ſeinen Schmähungen, Läſterungen und Witzeleien ſo rückſichtslos zu Werke, daß ſie faſt alle an den Tag kommen; oft ſcheint er faſt überwunden dazuſtehen, und Hand und Schwert ſind bereits gegen ihn aufgehoben; aber ſie thun ihm keinen Schaden, denn dann in der höchſten Noth iſt er am wenigſten verlegen, und eine ganz neue Art von Witz, der überraſchendſte, beſtürzende, betäubende, und — wenn er will — zu gleicher Zeit angenehme und unwiderſtehlich zum Lachen reizende, hebt ihn ſchnell über den ſchlimmen Moment hinweg. (Z. B. der „Inſtinct", der ihn gehindert gegen den Prinzen tapfer zu ſeyn, die „Liebe" deſſelben, die mehr werth iſt, als eine Million", und die er ihm „ſchuldig" ſey u. ſ. w.) Zuweilen geht ſein Witz geradezu auf das Confusmachen aus, z. B. bei der Wirthin, gegen die er ſein endloſes Unrecht durch das gnädige Wort: „Wirthin, ich vergebe Dir" wieder gut zu machen gedenkt; und bei dem Oberrichter, den er durch muſterhaft humoriſtiſche Unverſchämtheit, Zähheit und Wortfülle wenigſtens halb und halb aus der Faſſung bringt, was doppelt komiſch wirkt, da jener häufig verſichert, er kenne ſchon des Ritters Art, eine Sache zu verdrehen u. ſ. w.

Falſtaff fühlt, wie geſagt, recht wohl, daß er feige ſey, und er macht ſich mitunter halb ernſthafte halb ſcherzhafte Vorwürfe, daß es überhaupt mit ſeiner Tugendhaftigkeit nicht wohl beſtellt iſt. Er weiß ferner, daß die Welt ein- für allemal ein Kampf iſt, bei dem man Rüſtung und Waffen nicht wohl ablegen darf. Welche Waffen hat nun er? Keine andern als Verſtand und Geiſtesgegenwart, Witz und Humor. Dieſe, wohl geführt, helfen überall aus. — Ueberall? Hier liegt Falſtaffs Unglück. Wie, wenn er einmal auf einen mächtigen Felſenmann oder auf einen mächtigen trocknen, vom Scheitel bis zur Ferſe proſaiſch geſtalteten Mann träfe, der, faſt auſterartig zuſammengeſchloſſen, den Scherz durchaus nicht an ſich kommen ließe? Davon erlebt er ein trauriges Exempel an dem Prinzen Johann, und dafür iſt dieſer Jüngling vielleicht auch der einzige Menſch den er bis jetzt haßt.

§. 28.

Der Witz iſt Falſtaffs einzige Waffe: in dieſem Gedanken liegt etwas Tragiſches, denn — auch jene felſigen und nüchtern zuſammengeſchnürten Leute, bei denen ſie nicht anzuwenden iſt, ganz aus dem Spiele gelaſſen — wie, wenn einmal irgend ein ungeheures Geſchick, ein das innerſte Mark zerſchneidender Schmerz den Witz für Tage, für Wochen, vielleicht für Monate raubte? Dieſe Vorſtellung hat etwas wahrhaft Entſetzliches und wir wollen ſie für jetzt noch zurückweiſen. Noch blüht er im ſchönſten Reichthum des Humors; aber auch ſelbſt dieſer Reichthum iſt nicht des Dichters höchſtes Verdienſt, ſondern die Art wie dieſer Reichthum an den Tag kommt.

Auch der geiſtreichſte und angenehmſte Taugenichts hört nach und nach auf angenehm zu ſeyn, ſobald es ihm allzubequem gemacht wird. Wie ganz anders bei Falſtaff! Iſt es nicht, als hätte ſich alles verſchworen, den Edeln zu necken, und legen nicht die Menſchen ordentlich zuſammen, um einen Witz hervorzubringen der ihm überlegen ſey? — In welche Lagen bringt ihn der Dichter, wie muß er ſich, dem widerſtrebenden Körper zum Trotz, mühen und anſtrengen, wie ſelten kommt er zur Ruhe, zum behaglichen Sitzen! — und wie gönnen wir es ihm dafür auch, wenn ihm einmal ein ſolches Schäferſtündchen der Laune wird, und wie belohnt er dieſe Wohlthat ſo reichlich! — z. B. in der Parodie der zu erwartenden Königsrede, die an geiſtreicher Schalkheit alles übertrifft was je ein Dichter in dieſer Art geliefert.

Es giebt Dichter, die ihre witzigen Perſonen mit nichts weiter ausſtatten als mit Witz, d. h. ſie laſſen ſie gehend, ſtehend, ſitzend Witz hinhauchen, und damit gut. Was jene Perſonen ſonſt noch etwa ſind, erfährt kein Menſch, und niemand kann es erfahren, denn ſie ſind faſt nichts, als humoriſtiſche — Sachen, oder, wenn man lieber will, bloße Witzſtimmen, nichts weiter. Falſtaff aber iſt nicht bloß reicher an Witz als alle ſeine Vor- und Nachgänger, ſondern er iſt auch ein völliger Charakter und er lebt als ſolcher ſeine reine eigenthümliche Geſchichte. Faſſen wir dieſe fürs erſte mit kurzen Worten zuſammen.

§. 29.

Zu Anfang hat er es ſchon gebracht bis zum Liebling des Prinzen, doch leider nur zu einem bedingungsweiſe erwählten und nicht ohne Mühe ſich haltenden Liebling. Er ſoll ſtets auf die reizendſte — gewürzreichſte Art unterhalten, und nur wenn er dieſen ſtillſchweigenden Contract erfüllt, wird er von dem Prinzen gern geſehn. Heinrich geht in ſeiner Uebermacht und ſcherzenden Tyrannei ſo weit, daß er ihn ſchlechterdings nicht anders haben will als in den bunteſten Farben witzig; weshalb er ihm ſogar gewiſſe menſchlich unbedeutende und unſchuldige Alltagsfragen, die ſich doch nicht immer umgehen laſſen, völlig verbietet. So giebt es wohl keine unbedeutendere, aber auch erlaubtere, als die womit Falſtaff auftritt: „was iſt die Glocke?“ Aber wie wird der geplagte Mann dafür angefahren! Eine ſolche Frage bedeutet bei ihm ſogleich momentane Schwerfälligkeit und Trockenheit, und die iſt ihm ſchlechthin wie die höchſte aller Sünden verboten; ja es ſcheint als würde er jenem genialen Prinzen keinen ſonderlichen Gefallen erzeigt haben, wenn er ſich plötzlich kühn entſchloſſen hätte unendlich — tugendhaft zu werden. Er ſoll nichts weiter ſeyn als witzig, und wenn er das iſt, ſo will man ihm auch ſämmtliche Untugenden verzeihen und mit in den Kauf nehmen. — — Man könnte fragen, wo hier die größere Unſittlichkeit ſey, auf Seiten des Gönners oder des Clienten; doch werde bei der Antwort nicht vergeſſen, daß bei dem jungen Heinrich jener Contract natürlich nicht zum Bewußtſeyn gekommen iſt, und Falſtaff durch Stolz gehindert wird ſich das Verhältniß ſo zu denken.

Dieſe Form des Verhältniſſes dauert fort bis in die Nähe des Ausbruchs des Krieges. Die Ausſöhnung des Prinzen mit dem Könige giebt auch dem Falſtaff neuen Glanz. Wir freuen uns, daß der geniale Gönner ihn nicht vergeſſen, ja ihn ſogar in die Nähe des Königs gebracht hat, ſo daß er ſelbſt einem Kriegsrath und der letzten Verhandlung mit Worceſter beiwohnen darf *). Er glaubt ſich als Ritter geehrt und muß deshalb ein weniges von langer Weile verſchmerzen lernen.

§. 30.

Bei der Aushebung der Mannſchaft zeigt er ſich faſt ärger als gewöhnlich; dennoch können wir nur mit Mühe zu gerechtem Unwillen gegen ihn gelangen, da er bei der ſchlimmen Geſchichte, die er ſo überaus luſtig erzählt, ſich nichts ſonderlich Schlimmes gedacht zu haben ſcheint. Er hat wahrhaft bös gehandelt, aber er glaubt nicht, daß es böſe ſey, er treibt nur eine arge Ironie mit dem ganzen Kriege, der ihm zuwider iſt, und

---

*) Die Art wie er ſich hier benimmt, iſt ſehr charakteriſtiſch, und ſein Urtheil über Worceſter: „Rebellion lag in ſeinem Wege und er nahm ſie auf“ geiſtreicher, als manche lange Reden der ernſthafteſten Lords. Der Mangel an Judicium liegt bloß in der Nichtachtung des Orts, der Zeit und der Form des Vortrags, ſo daß der Prinz freilich Recht hat, ihm ein „Peace, chewet, peace!“ zuzurufen. Schlegel überſetzt: „Still, Fricaſſee“; ohne Zweifel gut, nur zu vornehm, da to chew bekanntlich „käuen“ heißt. Eſchenburgs „Butterkuchen“ paßt gar nicht; beſſer ſcheint das in der Folgezeit gewählte „Mengelmus“ (pie Paſtete von gehacktem Fleiſch). — — Wie nahe das rein Komiſche dem Tragiſchen ſteht, zeigt Falſtaffs ſpäteres allbekanntes Wort: „ich wollte, Heinz, es wäre Schlafenszeit, und alles wäre vorbei.“ — Faſt ſchauerlich ſogar wirkt Falſtaffs Wortſpiel mit der „Maske“, nachdem Heinrich über ihn, den Scheintodten, die kurze rührende Leichenrede gehalten hat.

ſein großes Wort: „Gut genug zum Aufſpießen! Futter für Pulver, ſie füllen eine Grube ſo gut wie Beſſere. Hm, Freund, ſterbliche Menſchen, ſterbliche Menſchen!“ iſt wahrlich viel zu gut, viel zu tiefſinnig, um auf die herkömmliche Weiſe bloß als witziger Einfall belacht zu werden.

In der Schlacht, nach manchen nicht ſehr ehrenvollen Geſchicken, erreicht endlich ſein Witz die höchſte Staffel, und er erlebt hier in der Maske des Todes die große Freude, nunmehr mit Sicherheit zu erfahren, daß der Prinz ihn liebe, inſoweit er nämlich einen Falſtaff lieben kann. Heinrichs Worte beim Anblick des Scheintodten:

Wie, alter Freund? Konnt' all dies Fleiſch denn nicht
Ein bischen Leben halten? Armer Hans, leb' wohl!
Ich könnte beſſer einen Beſſern miſſen;
O bitter würde dein Verluſt mich ſchmerzen,
Wenn Eitelkeit mir läge ſehr am Herzen.
Der Tod hat heut kein ſtärkres Wild erlegt,
Obſchon er ſelbſt die Stärkſten niederſchlägt.
So lange bis ich eingeſargt dich ſehe,
Lieg hier im Blut, in edlen Percy's Nähe.

ſagen bei weitem mehr, als ſie beim erſten Anblicke zu ſagen ſcheinen *), und erregen eine Rührung die Falſtaff jetzt am wenigſten theilt. Des todten Percy's Nähe, an die der Prinz ihn ſelbſt faſt zum Ueberfluß erinnert

---

*) Daß der Prinz erklärt, Eitelkeit liege ihm nicht ſehr am Herzen, iſt wohl in der Ordnung; nur möchte wohl — Shakſpeare ſelbſt andrer Meinung ſeyn.

hat, in Verbindung mit der eben gehörten liebevollen Rede, giebt ihm den Muth zu der faſt alles Maaß und Unmaaß überſteigenden Unverſchämtheit, ſich ſelbſt die Ehre des Sieges über Percy anzumaßen.

Vor einer ſolchen Lüge ſcheint ſelbſt der Prinz faſt zu erſchrecken, aber in dem Schrecken iſt dennoch wieder eine Art von Ergötzung. Er iſt doch wenigſtens nicht — todt der alte Liebling, und wenn er auch in dieſem Augenblicke einen neuen ungeheuren Rieſenſchritt macht in der ohnehin ſchon trefflich cultivirten Kunſt zu lügen, ſo iſt der Prinz ſchon um jenes falſchen Auferſtehungsaugenblicks willen geneigt ihm zu vergeben, ja er trägt kein Bedenken dieſe Lüge gelegentlich zu unterſtützen. Die dabei von ſeiner Seite aufgewandte Großmuth iſt nicht ſonderlich. Der König weiß, wer ihm das Leben rettete und den Percy beſiegte; die Menge mag immerhin dem Falſtaff Ruhmeskränze winden; Heinrich gönnt ſie ihm ſchon um deswillen, weil ſich ſo herrlich darüber lachen läßt.

§. 31.

Inwieweit man den Falſtaff'ſchen Prahlereien geglaubt, iſt ſchwer zu beſtimmen; genug daß man etwas geglaubt, und dieſes Etwas iſt hinreichend um ihn im zweiten Theil des Drama's äußerlich glänzender erſcheinen zu laſſen, worüber an ſeinem Ort ausführlicher die Rede ſeyn wird. Wir gedenken hier nur im Fluge einiger Einzelnheiten: — daß ſelbſt der Oberrichter, trotz alles gerechten Unmuths, doch das rühmliche (!) Betragen des Ritters in der Schlacht bei Shrewsbury laut anerkennt; ſodann, der Gefangennehmung des vorſichtig lammartigen Coleville vom Thale, der nicht einmal das Schwert gegen den Gefürchteten zu ziehen wagt, des ungemeinen Anſehens bei dem Friedensrichter Shaal u. ſ. w., um den ganzen Falſtaff, der ja ſo ganz aus Einem Guſſe iſt, mit deſto genauerer Aufmerkſamkeit gleich jetzt bis an ſein Ende zu begleiten. — Es iſt dies wohl um ſo mehr zu rechtfertigen, da frühere Kritiker über des Ritters Strafe und Tod faſt gänzlich geſchwiegen haben, weshalb wir das große, reine Gemälde in nähern Augenſchein nehmen und gern dabei verweilen wollen.

Bei einer überaus ſtattlichen Mahlzeit des Richters Shaal, wo Falſtaff unter den Ehrenbezeigungen des nach Autorität und Witz ringenden, bis zum ergötzlichſten Entſetzen kurzweilig-langweiligen Wirths faſt zu erliegen droht, bringt ihm Piſtol die Nachricht vom Tode des alten Königs und von der nahen Krönung des Erbprinzen. Jetzt ſind Falſtaffs Wünſche faſt erreicht. Er eilt wie auf Sturmesflügeln nach Hofe, und völlig überzeugt, daß der alte mächtige Zauber auch jetzt noch fortwirken müſſe, begrüßt er freudetrunken den König als König „Heinz" als ſeinen „Herzensjungen", ja als ſein „Herz ſelbſt." Die Antwort iſt ein guter aber froſtiger Strafſermon, Verbannung auf zehn Meilen von der

Perſon des Königs und das Verſprechen für den Unterhalt des Abgewieſenen zu ſorgen.

§. 32.

Es haben manche über dieſen Ausgang geklagt, andere ihn höchlich gelobt. Ich ſelbſt geſtehe, daß er mich nicht ſelten faſt hart getroffen, ſtets aber zum innigen Mitleid mit Falſtaff gerührt hat: denn da der Leſer und Zuſchauer nicht, wie der nunmehrige fünfte Heinrich, eine Krone bekommen hat und auf dem Haupte trägt, ſo kann er nicht ſogleich wiſſen, wie jenem — zu Muthe ſey. Bei ihm — dem Leſer und Zuſchauer — iſt der Falſtaffſche Zauber noch in voller Wirkung, und es macht ihm einige Mühe, ſich auf der Stelle in die Kälte des neuen Königs zu finden. Wir erachten es zwar gewiß alle höchſt unbeholfen, abenteuerlich und lächerlich, daß Falſtaff auch jetzt noch den Heinz und den Herzensjungen in alle Welt hineinſchreit: aber welche Schalkhaftigkeit und Schelmerei auch dabei zum Grunde liegt, in dieſem Augenblicke erſcheint er doch ſo naiv = ehrlich und treuherzig, daß wir ihm wohl eine etwas beſſere Aufnahme gegönnt hätten. Dazu kommt eine gewiſſe nicht ſehr erfreuliche Steifheit und Gezwängtheit in Heinrichs Erwiederung, ſo daß ſich in dieſem Augenblicke die Wagſchaale faſt zu Gunſten Falſtaffs neigen dürfte.

Ich habe mir früher darauf ſelbſt geantwortet: wir ſind alle darüber einig, daß es wohl ſelten oder nie einen geiſtreichern, witzigern und ergötzlichern Zeitverkürzer gegeben habe, als den Hans Falſtaff, und wir wollen dem jungen Heinrich nicht zürnen, daß er deſſen Unterhaltung bei weitem vorgezogen habe der Converſation mit zwei Drittheilen der ſtattlichen Lords, die mit abgemeſſenen Schritten am Hofe ſeines kühl-klugen Vaters umhergingen. Dabei aber habe es ſein Bewenden, und niemand verlange, daß der Mann Heinrich den Umgang fortſetze, den der Jüngling — für den wir ohnehin nach dem erſten Monolog nicht mehr ſonderlich beſorgt ſeyn dürfen — im Ueberfluß der Kraft und geſchäftlos-fröhlich pflegte; wohl aber rühme man den Dichter, der im Beſitze des größten Reichthums an Witz und Humor dennoch nicht wollte, daß man den Witz zu hoch ſchätze. Wohl kann der Regenbogenmantel des geiſtreichen Scherzes gar viele Untugenden verhüllen, aber nicht hinwegnehmen, und wir ſollen nie vergeſſen, daß Falſtaff doch immer nur ein überaus intereſſanter — Schelm ſey, mit dem der hohe Mann nichts zu ſchaffen haben will und darf. Heinrichs Pflicht iſt, ihn jetzt aus ſeiner Nähe zu verbannen und ihn vor Nahrungsſorgen zu ſchützen, und dieſe Pflicht erfüllt er mit fürſtlichem Anſtande.

§. 33.

Dennoch geſtehe ich gern, daß ich mir eine andre und vielleicht erfreulichere Form des Ausgangs denken kann, und es iſt mir wichtig geweſen, daß auch Solger die Vermuthung hegte, Shakſpeare habe wirklich einen andern Ausgang gedichtet. Wie er dieſe Anſicht hiſtoriſch begründen wollte, iſt mir nicht bekannt, da er dieſelbe nur ein einziges Mal und faſt nur im Fluge geäußert hat. Vielleicht findet ſich darüber etwas in den nachgelaſſenen Papieren des eben ſo geiſtreichen als gelehrten Mannes. Ich ſelbſt will nur aufmerkſam machen auf einen Umſtand, der ſeltſamer Weiſe noch nie zur Sprache gebracht worden iſt. — Möge alles ächt ſeyn, nicht bloß bis zu dem Abgange des Königs und ſeines Zuges (nach dem geſalbten Sermon), ſondern bis zu den trefflichen Worten Falſtaffs: „Macht euch nichts aus ſo einer Maske; kommt mit mir zum Eſſen. Komm, Lieutenant Piſtol! komm, Bardolph! Ich werde heute Abend bald gerufen werden.“ Immer bleibt was dann folgt völlig unerklärlich und in ſich ſelbſt widerſprechend. Der Oberrichter kehrt nämlich zurück und ſpricht die ſeltſamen Worte aus:

Geht, bringt den Sir John Falſtaff in's Gefängniß,
Nehmt ſeine ganze Brüderſchaft mit fort.

In's Gefängniß? Wer giebt dieſen ſeltſamen Befehl? Was hat Falſtaff in dieſem Augenblicke verbrochen, oder geſetzt auch, ſeine unſtatthafte Cordialität wäre des Gefängniſſes werth, ſo hat doch eben des Königs eigner Mund nur Verbannung über ihn ausgeſprochen. — Widerruft er ſo ſchnell das Urtheil? Keineswegs, denn kaum iſt Falſtaff nebſt ſeinen Geſellen abgeführt, ſo rühmen Prinz Johann und der Oberrichter des Königs erſten feſten Spruch: Verbannung und Unterhalt. Dabei hat es alſo ſein Bewenden, und wir ſehen auch im erſten Theil Heinrichs des Fünften, daß es auf dieſe Weiſe ausgeführt worden iſt *). — Wozu alſo das ſtörende und in Nichts ſich auflöſende Wort des Oberrichters? Iſt es eine Uebereilung von Seiten Shakſpeare's, oder iſt es ein Einſchiebſel ſpäterer Hände, die wohl gar noch reichern Unſegen für Falſtaff wünſchten und deshalb faſt blind zutappten? — Oder ſoll Falſtaff und ſeine Begleitung bloß für heute feſtgeſetzt werden? will man ihn bloß ſchrecken? — An Deutlichkeit fehlt es dieſer Stelle in jedem Fall.

§. 34.

Des Königs Rede an Falſtaff iſt oben geſalbt, froſtig u. ſ. w. genannt worden. — Liegt darin ein Tadel für den Dichter? Gewiß nicht: denn ſollte er nicht ſelbſt ſo, gerade ſo gewollt haben? und iſt nicht in jenem Froſt eine beſondere Bedeutung? — Jede raſche, plötzliche Auflöſung eines nähern menſchlichen Verhältniſſes, ſey ſie auch noch ſo wohl motivirt, hat etwas hartes, und faſt nie ſteht der ſo Auflöſende in einem ſolchen Augenblicke ganz rein und liebenswürdig da, denn ſtets wird die Frage (auch wenn ſie nicht immer

---

*) Nur in Hinſicht des einen Puncts, „Verbannung auf zehn Meilen von der Perſon des Königs“, ſcheint es nicht genau genommen worden zu ſeyn, denn wir erfahren, daß Falſtaff in London krank liegt. (S. Heinrich V. Act II, Scene 1.)

ausgeſprochen werden darf) gelten: „warum ließeſt du dich ſo tief ein, daß jetzt nur ein ſcharfes Meſſer, die Bande gewaltſam zerſchneidend, aushelfen kann?“ Durfte Shakſpeare dieſes ewige Geſetz der Vernunft und Natur ändern wollen? und war ihm verſtattet, Heinrichen in einem Augenblicke, wo es faſt unmöglich iſt, völlig liebenswürdig zu ſeyn, liebenswürdig zu zeigen? — Er thut was recht iſt; wer mehr thun will als recht, thut unrecht.

Ferner: Wenn Heinrichs Sermon wirklich nicht ohne feierliche Ueberſtrenge iſt, dürfen wir deshalb vergeſſen, unter welchen Umſtänden er ihn hält? Schon oben wurde ſcherzend erwähnt, daß Leſer und Zuſchauer nicht bekommen haben was er ſo eben auf ſeine Stirne drückt, weshalb ſie ſich billig ein wenig beſcheiden müſſen, mit ſeinem Zuſtande nicht ganz vertraut zu ſeyn; ſollte aber dieſer Scherz nicht auch einigen Ernſt bei ſich haben? — Sodann: ſollten Heinrichs Umgebungen auf die Farbe des Sermons nicht mitgewirkt haben? Wann, wo hält er dieſe Rede? Trägt ſie nicht überall die Spuren des Exoteriſchen? und wird er nicht manches verſchwiegen haben was er doch lebhaft fühlt? Kann ſeine Erinnerung ſo ſchnell vergehen? Wie mag ſie ihm im einſamen Zimmer zurückkehren! und dann möchte ihn wohl jenes frühe, ſtolze Wort: „ich thue es der Sonne nach u. ſ. w. nicht ganz vor Schmerzen ſchützen.

Shakſpeare hat gewiß den Perſius nie geleſen; mithin auch nicht deſſen einfach wichtiges Wort: Dicenda tacendaque calles? aber er bedurfte auch deſſelben von einem Dritten nicht, denn ſein geſichert ſchöner Geiſt gab ihm ſtets die reine Antwort, und ſo — ſprach er aus was auszuſprechen, und verſchwieg was zu verſchweigen und dem Nachdenken des Leſers ſelbſt zu überlaſſen iſt.

§. 35.

Nur bis zum Schluſſe dieſes zweiten Theils haben die früheren Kritiker den Falſtaff begleitet, und es iſt faſt als hätten ſie ihn nunmehr keiner weitern Erwähnung für werth gehalten, beſonders da das Perſonenverzeichniß zu Heinrich V. den Namen des alten Lieblings nicht mehr aufzeigt. — Hat auch Shakſpeare ihn vergeſſen? Hätte er es, ſo wäre er nicht der Dichter wofür wir ihn halten. Er hat ihn nicht nur nicht vergeſſen, ſondern mit wenigen aber höchſt bedeutenden Zügen ihn bis zum Lebensziele geführt.

Der Dichter gewinnt durch Falſtaffs Verbannung die Gelegenheit ihn in ſeiner menſchlichſten Menſchlichkeit zu zeigen, und wir erfahren bald, daß er, der ſonſt faſt jeden Lebensernſt durch die Art des geiſtigen Betaſtens in — Spaß verwandelte, — ſich über dieſe Verweiſung wahrhaft und herzlich gegrämt habe. Möge immerhin dieſer Gram kein ganz reiner ſeyn, möge er auch eine große Zuthat von gekränkter Eitelkeit bei ſich haben; wir können ihn doch keinen gemeinen Schmerz nennen. Der

Ritter iſt ja wohlhabend geworden, an Sekt wird es niemals fehlen, und ſeine Schatten (doch mehr als die horaziſchen umbrae) Piſtol, Bardolph Nym, der Page u. ſ. w. werden ſich gewiß wieder einfinden: aber es iſt doch alles ſein lieber „Heinz“ nicht, für den er doch immer die funkelndſten Diamanten ſeines Humors aufgeſpart hat. Er hoffte ſo keck, er werde noch am Abend des Tages wo er den ſchlimmſten Verweis erhalten, von dem Könige „gerufen“ werden; aber er hat vergeblich gehofft, ein Tag vergeht nach dem andern, immer wartet er vergeblich, bis endlich dieſes Warten — das anſpannendſte und doch ſo eintönige Leiden — und dieſer Gram ihn krank macht. Das Gefühl, daß des Lebens bunte Blüthen alle dahin ſind, will ſich durch keinen Witz beſchwichtigen laſſen; dieſer Witz ſelbſt wird nach und nach ſchwächer, dunkler, ſparſamer; die farbigen Bilder der Phantaſie, mit denen er ſonſt das Leben ſtets friſch bekleidete, ziehen ſich immer mehr und faſt ſcheu zurück, und man darf behaupten, daß, wenn hier die Krankheit eine Strafe iſt, ſie doch auch eine Wohlthat für ihn mitbringt.

§. 36.

Es ſpricht ſehr für ihn und ſeine oft anerkannte Gutmüthigkeit (bei allen großen Einzelſünden), daß ſelbſt die ſeltſamen, verkehrten, tief unter ihm ſtehenden Geſellen ihn dennoch jetzt nicht verlaſſen, ſondern ihm treu bleiben bis ans Ende. Der Page (ein verwünſchtes

Alräunchen hat ihn einſt der Ritter genannt) ſonſt faſt zu einem bloßen Echo des Falſtaff'ſchen Witzes geworden, zeigt dennoch jetzt wahrhafte Liebe für den kranken Herrn. Zwar kann er auch jetzt in dieſer Bedrängniß einen gewiſſen halb mechaniſch fortgeſetzten, doch immer noch pikanten Witz nicht unterdrücken, denn Bardolph ſoll die vielberühmte Naſe (man darf ſie eine unſterbliche nennen) zwiſchen die Bettlaken ſtecken und den Dienſt eines Bettwärmers verrichten; — dennoch iſt ſeine Sorge wahrhaft ächt, und, als der jüngſte und lebenvollſte von allen, geht er nach des Herrn Tode in der Leidenſchaft ſo weit, daß er wünſcht bei ihm zu ſeyn, wo er auch ſeyn möge, im Himmel oder in der Hölle; worauf jedoch Frau Hurtig beruhigend erwidert: „in Arthurs Schooß, wenn jemals einer in Arthurs Schooß gekommen iſt." Die Verwechſelung des alten tapfern Brittenkönigs mit dem großen Patriarchen Abraham iſt um ſo natürlicher, da ſie vielleicht an Falſtaffs Ritterſchaft denkt, die ihn wohl gar der — Tafelrunde würdig mache, wogegen der faſt titelloſe Abraham nach ihrer Meinung vielleicht keinen ſonderlichen Erſatz zu bieten vermag.

Der Corporal Nym, der die leichteſte aller leichten Arten des Humors gewählt hat, indem er lediglich durch das bloße Zauberwort „Humor" und deſſen ſtete Zuſammenſetzung mit andern gewöhnlichen Worten, hinreichend zu wirken hofft, trifft dennoch diesmal in den Mittelpunct der Sache, da er halb mit Gefühl halb als hiſtoriſche Notiz refferirt: „der König hat üble Humore mit ihm geſpielt, das iſt das Wahre von der Sache“, und: „der König iſt ein guter König, aber man muß es nehmen wie es kommt. Er nimmt allerlei Humore und Sprünge vor.“ — Selbſt Piſtol, ſonſt faſt immer nur mit Phraſen klappernd, läßt freilich auch jetzt noch dergleichen genug ertönen; aber wir hören bei dieſem Verluſt doch auch einmal — vielleicht zum erſten Mal — einige einfache Worte von ihm: „gebrochen iſt ſein Herz“ (der köſtlich alberne Zuſatz „und reſtaurirt“ iſt noch Nachhall der toll exaltirten Vergangenheit); „klagt um den Ritter Weh“, „wir leben nun als Lämmer“, „uns muß weh drum ſeyn.“

§. 37.

Laſſet uns dabei die edle Mäßigung des Dichters anerkennen, daß er uns Falſtaff im Zuſtande der Betrübniß nicht gezeigt, ſondern von derſelben nur hat erzählen laſſen; denn es iſt zu verletzend einen bis dahin immer in unendlicher Luſt gleichſam ſchwimmenden und plätſchernden Menſchen in ſo ſchwerem Gram zu erblicken. Shakſpeare will nie rühren bloß um der Rührung willen, und er erläßt uns jede Verletzung die nicht entſchieden nothwendig iſt zum Verſtändniß des Ganzen. — Der bloße Anblick aber des kummervollen, von allen Genien des Scherzes verlaſſenen, durch Krankheit gebeugten Falſtaff würde uns vielleicht ſogar in eine feindliche Stimmung gegen Heinrich verſetzen, der doch ſonſt ſo gerechte Anſprüche auf unſere Hochachtung und Liebe hat.

Endlich der Tod des Ritters! dieſer Tod, oder vielmehr die Erzählung der Frau Hurtig von demſelben, — wie war es möglich, daß ſo manche Ausleger darüber kühl hinweglesen konnten, ohne von der reinſten Bewunderung ergriffen zu werden?

Sterbend ſchon durchzuckt den Ritter noch ein Strahl von dem alten Humor und zwar über — Bardolphs rothe Naſe, die er nun einmal ſchlechterdings nicht anſehen kann, ohne einen witzigen Einfall für dieſelbe auszuſprechen. (Wie dunkelfarbig aber malt ſich jetzt dieſer Witz!) — Nym ſetzt hinzu, er habe auch noch einen Ausruf gethan über den „Sekt“ und über „die Weiber“, welches die Quickly halb und halb zugiebt. Dann aber iſt es für den Ritter vorbei mit allen weltlichen Dingen, er ſpielt mit den Blumen ſeines Deckbettes, lächelt die Spitzen ſeiner Finger an, ruft dreimal: Gott, Gott, Gott! und läßt ſich durch die gutmüthig entſetzliche Bemerkung der Wirthin, es ſey ja hoffentlich noch nicht Zeit, und es thue ihm noch nicht noth, ſich mit dergleichen Gedanken zu plagen (!!), keineswegs ſtören, ſinkt in Träume, die ihn ſogar auf grüne Felder führen, (and a babbled of green fields) und — ſtirbt.

§. 38.

Welch ein unendlich ironiſches Wort iſt dieſes „es thue ja noch nicht noth“ ſich mit dergleichen Gedanken zu „plagen“, im Sinne des Dichters; aber im Munde der Hurtig iſt es gerade ſo alt als — die Sünde und der Leichtſinn und die Seichtigkeit. Es wird täglich, ja ſtündlich in der Welt wiederholt; wie oft wohl gar mit Prätenſionen, als ſey darin eine Art von Klugheit, wogegen wahrlich noch die platte Gutmüthigkeit der Wirthin faſt erträglich zu nennen iſt.

Warum ſollte ich ferner nicht geſtehen, daß mir dieſes Spiel mit den gewirkten Blumen des Bettes, dieſes Anlächeln der Fingerſpitzen, und beſonders dieſes **Träumen von grünen Fluren** höchſt bedeutend erſcheine? Falſtaff war nämlich während ſeines ganzen Lebens in dem höchſt bedenklichen Zuſtande, ungeachtet alles Geiſtreichthums, doch nicht das allermindeſte Gefühl, und nicht den allermindeſten Sinn für die **Natur** zu haben. Sie, als Symbol der Nothwendigkeit, iſt — **nicht** witzig, und **kann** es nie ſeyn: wie möchte Falſtaff ſie lieben? — Schrecken kann ſie ihn oder — langweilen, und er ſehnt ſich bei ihr nach dem Geräuſch und dem Witz der Weinhäuſer. Die Natur könnte ihm die Enge ſeiner Sphäre zeigen, und ſchon um deswillen läßt er ſich nicht gern mit ihr ein.

Wie aber den Prinzen der Krieg und die Königswürde **ſteigern**, ſo **heben** den Falſtaff die Kränkung und der Tod. Da die **höchſten** Ahnungen ſich nähern, ſo bleibt auch die Natur ihm nicht mehr fremd. Nur verlange man nicht, daß er ſogleich vom offenen Meer oder waldigen Gebirgen, oder von Nachtigallengeſängen in ſiciliſchen Maithalen träumen ſoll. Es iſt ſchon genug, daß ſeine Phantaſie doch wenigſtens grüne Wieſen erſchwingt, die er in geſunden Tagen wohl ſchwerlich je mit Liebe und Aufmerkſamkeit betrachtet hat.

„Grüne Wieſen“, laßt uns darüber nicht zu leicht hinweglesen. Iſt nicht grün die Farbe der Hoffnung? und iſt es nicht erlaubt, auch bei dieſem Grün ſelbſt an die höchſte Hoffnung zu denken?

§. 39.

Kehren wir endlich von dem Einzelbilde Falſtaffs — das jedoch der genaueſten Betrachtung wohl werth war, da von demſelben aus, die wunderbarſten Strahlen ſich weithin verbreiten — zu der ganzen Anſicht des Werkes zurück, ſo finden wir uns noch zu einer Bemerkung veranlaßt, die uns mit beſonderer Theilnahme erfüllt. Wir ſehen hier unſern Dichter in ſeiner ganzen heitern, durchaus geſunden Manneskraft. Zwar hat ihn als Dichter das was wir im reinen Sinne des Worts „Geſundheit“ nennen, wohl nie verlaſſen: aber es giebt doch auch hier Grade. — Seine frühere Jugend war nicht ohne finſtere Stürme, und der äußere Drang des Lebens mußte nothwendig auch auf die Farbe ſeines Innern und — ſeiner Dramen wirken. (S. Titus Andronicus u. a.) Die Kraft läuterte ſich immer mehr, aber ſie gefiel ſich zuweilen noch zu ſehr als Kraft. (S. z. B. den ältern König Johann.) Dann erfolgte die völlige Durchdringung zur köſtlichſten Jugend und Poeſie, — oder, wenn man lieber will, zur Poeſie der Jugend, und Jugend der Poeſie. (Z. B. Romeo und Julie.) Johann und Richard, ganz beſonders aber Heinrich IV. und V. bezeichnen dagegen die herrlichen Mannesjahre, jene Zeit, wo die Jugend, weit entfernt Abſchied zu nehmen, ſich nur immer mehr ſichert, und mit beſcheidenem Selbſtvertrauen die Blüthen und Früchte ſtets zugleich bietet. Hebe und Zeus ſtehen dann ungetrennt vor unſern Augen.

Späterhin bringt das Leben der Erfahrungen faſt zu viele, der Tiefſinn herrſcht vor, von fern her tönt die Abendglocke und ein gewiſſes feierliches Abendgefühl umſchwebt die Seele. Je beſſer und geiſt- und gemüthreicher der Menſch iſt, je weniger darf er hoffen ohne Wunden aus dem Kampfe des Lebens zu gehen; doch wird die Poeſie ſich dann mit verdoppelter Milde ihrem Lieblinge zeigen und ſeine edeln Wunden kühlen, heilen und verklären. Wer fühlt nicht beim Hamlet, Lear, Timon und ähnlichen Werken, daß zuweilen das verletzte Herz des Dichters nicht bloß mitredet, ſondern mitklagt, inſoweit es im Drama mitreden und mitklagen darf? — Wohl ihm, daß dennoch ſeine Hand nie zittert, wenn er die Wagſchaale ſolcher Geſchicke hält; und daß ſeine Stimme ſtets rein und mächtig tönt, ſelbſt wenn er uns die geheimſten und furchtbarſten Blätter aus dem Buche des Schickſals vorträgt. — —

— Aber Heinrich iſt und bleibt ſein höchſter Liebling, und wie dieſer König in der Fülle der Jugend und Manneskraft ſonnenhell vor uns erſcheint, ſo der Dichter. Sie wohnen zuſammen und keine Trennung iſt möglich.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Shakſpeare,

erläutert

von

Franz Horn.

Dritter Theil.

Shakſpeare's

Schauſpiele,

erläutert

von

Franz Horn.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

XVII. König Heinrich der Vierte, zweiter Theil 1

XVIII. König Heinrich der Fünfte . . 52

XIX. XX. XXI. König Heinrich der Sechſte. Erſter, zweiter u. dritter Theil 75

XXII. König Richard der Dritte . . . 121

XXIII. König Heinrich der Achte . . . 164

Seite
XXIV. Zähmung einer Widerſpenſtigen 204
XXV. Zwei Edelleute von Verona . . 244
XXVI. Timon von Athen 267
XXVII. Ende gut alles gut 296

XVII.

König Heinrich der Vierte.

Zweiter Theil.

§. 1.

Die Schlacht bei Shrewsbury hatte den wankenden Thron Heinrichs von neuem befeſtigt: denn nicht bloß der eigentliche Held der Empörer, Percy, war todt und Douglas unſchädlich gemacht, ſondern es ſchien auch dem Volke, als ſey nunmehr gewiſſermaßen ein Gottesurtheil erfolgt, das Bolingbroke's Königswürde beſtätigt habe. Indeſſen fehlte noch gar viel, um die Rebellen als bezwungen betrachten zu können, und ihre Macht war, wenigſtens wenn es auf Reichthum und Zahl der zu ihnen gehörenden Partei ankommt, der königlichen noch immer überlegen. Noch lebte Northumberland, Glendower, der Erzbiſchof von York, Mowbray u. ſ. w., und Frankreich zeigte ſich bereit, wenn auch nicht für die Empörer, doch wider Heinrich zu ſtreiten. Die ganze

Lage der Dinge nach jener Schlacht hat uns der Dichter deutlich entwickelt, und es iſt als rolle er mit ſinniger Gelaſſenheit nach und nach, langſam und erfreulich ein großes, mit den lebendigſten Figuren reich ausgeſtattetes Gemälde vor unſern Augen auf.

„Wenn Haupt und Glieder ſich trennen, da wird ſich's zeigen, wo die Seele wohnt" — dieſe Worte Wallenſteins finden auch hier ihre Anwendung. Percy war dieſe Seele; jetzt iſt ſie, in eignem Feuer den Untergang findend, hinweggeſchwunden, und wir werden ſehen, was übrig bleibt.

§. 2.

Ein ſeltſames Gerücht hatte ſich nach der Schlacht Bahn gebrochen und verkündet, den Empörern ſey der Sieg geblieben, der König tödlich verwundet, Prinz Heinrich gefallen u. ſ. w. Dieſe Nachricht bringt Lord Bardolf dem alten Northumberland, der krank, oder was ſchlimmer iſt, kränklich daheim geblieben und jetzt mit Sorgen Nachrichten aus dem Felde erwartet. Der alte Mann, der mit einer Krücke auftritt, die in der That nicht ohne eine traurige allegoriſche Bedeutung iſt, hat kaum Zeit und Muth genug ſich über die glänzenden Siegesnachrichten zu freuen: denn nur zu bald kommt Travers mit ſchlimmerer Nachricht, die dann durch Morton in ihrem ganzen Umfange beſtätigt wird. Bardolfs frohes Geſicht hatte Northumberland nicht enträthſeln wollen oder können, die Schuld des Säumens ruht ſchwer auf ihm, und es wird ihm faſt unmöglich an einen Sieg zu glauben. Aber Morton darf ſich nur zeigen, ſo ſtellt ſich ihm ſogleich das ganze Unglück dar. Dieſes Mannes Stirn erſcheint ihm wie ein Titelblatt, das eines tragiſchen Buches Art verkündet; oder wie der Strand, wo die ſtolze Fluth ein Zeugniß angemaßter Herrſchaft ließ. — Freudige Ahndungen auszuſprechen wagen wir nur, wenn Gewiſſensfreiheit und innere Einigkeit uns begünſtigt; Beredſamkeit iſt ohnehin in der Freude ſelten, aber ſie erzeugt ſich in den meiſten Menſchen beim Anblick des Unglücksboten ehe er geſprochen und nachdem er geſprochen.

Nicht minder naturgemäß iſt, daß Northumberland in dem Gift der böſen Zeitung ein Heilmittel für ſeine körperliche Schwäche findet und die Krücke wegwirft, da der einzige wahre Stab, an den er ſich, wenn auch nicht mit Sicherheit, doch mit Stolz lehnen konnte, gebrochen iſt.

§. 3.

Daß er ſich indeſſen irre in dem Glauben, nun ſey er ſtark, da er ja nur eine Krankheit mit der andern (der geiſtig-körperlichen Krampfhaftigkeit) vertauſcht, — iſt leicht einzuſehen, und ſeine pathetiſchen Heldenworte: „Bind't meine Stirn mit Eiſen" u. ſ. w. ſind unächt; wir glauben nicht mit einem Male an einen „wüthenden" Northumberland, und wenn wir auch glaubten, was gewönne er? denn wann iſt der wahre Held „wüthend"?

und **wann** nennt er ſich gar ſelber ſo? Wer wie er herzlos frevelte gegen einen unglücklichen König (Richard), wird **nicht** ſo raſch ein Held; ja er iſt nicht einmal einer ſtarken todverachtenden Verzweiflung fähig.

Was für Thaten ſind von ihm zu berichten? Wir finden ihn in der dritten Scene des zweiten Acts noch immer in Warkworth, ſeiner Burg, den Damen Northumberland und Percy vorſtellend, er müſſe nun wirklich gehen; aber die rührenden Strafworte der durch ſein Zaudern zur Wittwe gewordenen Schwiegertochter, Lady Percy, ſind hinreichend das ſchwache Gewebe ſeines erkünſtelten Muthes zu zerreißen, und da er einmal, wo die Entſcheidung galt, ohnmächtig gezögert hat, ſo läßt er ſich bald zu neuer Zögerung, ja ſogar zur Flucht nach Schottland bewegen. Er ſcheint gleichſam verdammt zu ſeyn, oder ſich ſelbſt zu verdammen nichts weiter zu Stande zu bringen als — unangenehme kalte Briefe, die ſein Ausbleiben entſchuldigen ſollen. Einen ſolchen empfing einſt Percy (Heinrich IV, Theil I, Act IV, Scene I), jetzt abermals (Theil II, Act IV, Scene I) der Erzbiſchof von York.

§. 4.

Bei ſolcher Läſſigkeit, was hilft es jetzt den Empörern, daß Heinrich genöthigt war, ſein Heer dreifach zu theilen? eins wider die Franzoſen, eins wider Glendower, eins wider die engliſchen Großen. Der myſtiſche Träumer Glendower iſt bald hinweggerafft, und von den noch übrigbleibenden Gegnern zeigt Mowbray allein noch wahren Muth und Ernſt zu der Sache. Der Erzbiſchof mag in gewöhnlichen Staats- und Kirchenverhältniſſen ſich leicht genug bewegen können, aber an der Spitze einer Empörung nimmt er ſich um ſo ärmlicher aus, je klüger er zu handeln wähnt. Er hat es ſich wohl gemerkt, daß bei der ungeſtümen Hitze eines Percy nicht viel zu hoffen ſey, und ermahnt deshalb ſtets ſich ſelbſt und andere einen Fehler wie dieſen ja zu vermeiden; dafür aber verſinkt er in den entgegengeſetzten der Nichtsthuerei, den halbkluge Reden nicht gut machen können. Er will ſich empören und will auch nicht; vergißt aber, daß er es bereits gethan. Er will Krieg und will auch keinen, er will trotzen und auch fein und mäßig ſeyn. Wenn wir die ganze Summe ſeiner Thaten ziehen, ſo reducirt ſie ſich faſt nur auf das frühere Aufhetzen der Unzufriedenen und auf die Abfaſſung einer Schrift, in welcher er ſämmtliche Beſchwerden gegen den König vorbringt und die Bedingungen ſpecificirt, unter denen er, ſeine Freunde und ſein Heer ſich wieder zur Ordnung und Ruhe begeben wollen. — Einem ſolchen Manne kann in Ermanglung des Handelns nichts willkommener ſeyn als das — Unterhandeln, wobei er nur vergißt, daß ihm in ſeiner jetzigen Lage kein anderes Handeln ziemt als entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Ein Empörer kann nie friedlich unterhandeln, da dem Fürſten nicht zuſteht mit ihm als ſolchem ſich einzulaſſen, weil er dadurch die Empörung ſelbſt gewiſſermaßen ſanctioniren würde. Ohne Zweifel weiß der Erzbiſchof dieſes leicht zu begreifende Verhältniß gar wohl; er gehört aber zu der Gattung von klugen Leuten, die, wenn es beſonders noth thäte klug zu ſeyn, vor lauter Scheinklugheit und Mäßigung beſchränkt und verworren werden.

§. 5.

So iſt es ihm höchſt angenehm, daß der ſtets rege Heinrichs-Diener, Weſtmoreland, ſich mit ziemlicher Salbung und einiger Höflichkeit in das Lager der Rebellen verfügt, wo ſich dann, da man doch wenigſtens zuerſt begrüßt worden iſt, eine feine Unterhandlung anknüpfen läßt. Der Erzbiſchof hat auch den „Zettel" (shedule), auf welchem ſeine Bedingungen ſtehen, gleich bei der Hand und braucht ihn nur zu überreichen. Die Sache ſcheint leicht und vortrefflich zu gehen: denn bald zeigt ſich der aus dem erſten Theil des Schauſpiels ſchon hinlänglich bekannte nüchterne und zähe Johann, hält eine ſtattliche Rede, die der Erzbiſchof gleichfalls ſtattlich erwiedert, und man kann nunmehr ſogleich zu den Tractaten ſelbſt ſchreiten. Sie werden wie im Fluge abgemacht, Johann billigt und genehmigt alle Artikel, die auf dem obigen beredten Zettel geſtanden; alle Klagen ſollen abgeſtellt werden „auf ſein Wort;" das Heer aber müſſen ſie ſchnell entlaſſen. Der Erzbiſchof findet nur noch für gut zu wiederholen, er nehme Johanns prinzliches Wort der Abſtellung, worauf dieſer bekräftigend wiederholt, er gebe es ihm und wolle ſein Wort behaupten.

Auch für Wein hat er, der ſonſt die ſpirituoſen Getränke als gefährlich betrachtet, ſogleich geſorgt, und gleichſam noch als letztes Siegel zu der Urkunde des Vertrages trinkt er dem Erzbiſchofe zu, einen Trunk, den der um des Weins willen ſo vielfach geſcholtene Falſtaff jetzt ſchwerlich nehmen würde. Was kann aber ein Höflicher in ſolchen Fällen Beſſeres thun als mittrinken und das Heer entlaſſen? Es geſchieht augenblicklich; aber nur von Yorks Seite; das Heer des Prinzen hat ganz andere Befehle und ſo werden denn die heerloſen Rebellen faſt ohne Schwertſtreich gefangen genommen. Zwar ſteht Johanns „Wort" entgegen; allein in der Schule ſeines Vaters und vielleicht auch in der des Erzbiſchofs ſelbſt gebildet, achtet er das gegen ſolche Feinde nicht ſonderlich, ſondern erwiedert auf Yorks Frage: „ſo brecht ihr euer Wort?" mit gewohnter Kälte: „ich gab euch keins!" u. ſ. w. Einige Beſchwerden will er abſtellen, aber die Rebellen ſollen ihren Lohn empfangen; das verſiegelt er nicht mit einem Trunk, ſondern mit dem kräftigen, wohl zu unterſchreibenden Spottreim:

Einfältig wart ihr, als ihr Krieg begannt!
Dumm hergelockt und thöricht fortgeſandt.

§. 6.

Alle dieſe das Verhältniß der Rebellen zu Heinrich angehenden Scenen ſind mit jener tragiſchen Ironie gedichtet, die wir in ſo manchen Capiteln des Tacitus finden, recht zum Belege, daß der höhere poetiſche Geiſt nie ohne hiſtoriſchen ſeyn könne. Es mag vielleicht manchen Leſern vorkommen, als ſtreiften einige jener Scenen an das witzig-giftige Intriguenſpiel, wenn wir eine gewiſſe Gattung des Luſtſpiels ſo nennen dürfen; allein dem iſt nicht alſo, da der hohe Ernſt des ganzen Verhältniſſes doch ſtets vor Augen liegt, und der Kern der Geſchichte ſich überall in ſeiner tragiſchen Wichtigkeit bewährt.

Noch iſt zu bemerken, daß in der Scene, wo die Empörer, ihr Heer entlaſſend, hülflos und theils mit halber, theils mit ganzer Ahndung der prinzlichen Partei gegenüberſtehen, der tragiſche Schauder auf eine Art erregt wird, die man faſt nachläſſig nennen möchte; aber eben in dieſer leicht hingeworfenen Ahnung und Angſt, welche die Rebellen nach dem thatenloſen Wegwerfen des Schwerts befällt, liegt ein Sinn, den die Geſchichte uns häufig einſchärft. Der Dramendichter iſt kein bloßer Rhetor und erreicht das Eindringliche oft auf einem ganz andern Wege als dieſer.

§. 7.

Wenden wir uns jetzt zu König Heinrich ſelbſt. Das Geſchick und die Waffen haben für ihn entſchieden, und es ſcheint, als könne er nunmehr ſich an dem Erworbenen erfreuen. Männer wie Northumberland, Glendower, der Erzbiſchof u. ſ. w. hat der nicht ſonderlich zu fürchten, der mit einem Percy und Douglas fertig geworden iſt. Was jener Ueberreſt von Empörern etwa an Klugheit beſitzt, darf ihm ungefährlich, ja faſt lächerlich dünken: denn es iſt eine der ſeinigen nachgemachte, und zwar ſehr unbeholfen ausgefallene, den verſchiedenen Standpunct und die Verhältniſſe der Perſonen nicht berückſichtigende Klugheit. König Heinrich ſieht dies alles ſehr wohl ein, er findet es nicht einmal der Mühe werth, gegen die Aufrührer perſönlich ins Feld zu rücken, denn was hierbei zu thun iſt, können auch untergeordnete Männer wie Prinz Johann, Weſtmoreland u. ſ. w. verrichten; und er irrt nicht, da ſie völlig hinreichen alles zu ſeiner Zufriedenheit zu vollbringen. — — Und dennoch bei allen dieſen Erfolgen iſt er nicht glücklich, er kann es nicht ſeyn, denn man iſt es nie ohne Fülle und Liebe des Herzens. Er hat ſich ſo ſehr an das Sorgen für irdiſche Zwecke gewöhnt, daß es ganz in den Kreis ſeines Lebens gehört, und aus dieſem Kreiſe ſich zu erheben fehlt ihm die Schwinge. Dieſe aber muß ihm fehlen, weil er durchaus alles vernachläſſigt hat, was reine Idee, Gefühl und Phantaſie iſt. So ſehen wir ihn bei ſeinem erſten Auftreten, das ſich bis zum dritten Acte gleichſam verſpätet, im Nachtkleide, ohne Schlaf, um die Wohlthat des Schlafes bittend; aber er bittet viel zu ſcharfſinnig und bitter, als daß ihm Erfüllung kommen könnte. Dieſer Monolog iſt ſo bekannt und in ſo mancher Beiſpielſammlung gefeiert, daß ich auf die einzelnen Sätze nicht aufmerkſam zu machen brauche. Wichtiger ſcheint mir zu erwähnen, daß er, wie alles im Shakſpeare, viel zu individuell iſt und genau in dem Zuſammenhang des Ganzen verwebt, als daß er einzeln richtig aufgefaßt und genoſſen werden konnte. Die Bitten um den Schlaf, die wohl von Tauſenden und wieder Tauſenden zu gleicher Zeit zum Himmel dringen, ſind ohne Zweifel eben ſo verſchieden in ihrem Weſen und in ihrer Form, als jene Tauſende ſelbſt unter einander nach Maaßgabe ihres Charakters und der Urſachen ſind, die ihnen den Schlaf entfernt haben.

§. 8.

Heinrichs Geſpräch mit Warwik und Surrey hat etwas *beſonders* Rührendes, es iſt ſo ganz geeignet für die *Nacht*; und ſelbſt in dem Fall der Verſe, im Ton und in der Sprache iſt etwas ſtill Ergreifendes, faſt möcht' ich ſagen: Nächtliches. Die Erinnerung an Richard erwacht, an Northumberlands und Anderer Sünden, die doch einſt nur *für ihn* ſündigten, und jetzt gegen ihn; es fehlt nur das Ausſprechen des *Worts*, daß ja auch er einſt nicht minder gefrevelt. Es würde ihn ſogar erleichtern, *dürfte* er es einmal ausſagen; aber wie möchte er, der kluge Kronenträger, ein ſolches demüthiges Geſtändniß thun! So bleibt denn nur der bloß zeitliche Troſt, den Weſtmoreland ſpendet, daß das Gerücht die Zahl der Rebellen ohne Zweifel vergrößert habe und der alte böſe Zauberer Glendower todt ſey. Das iſt dem Könige freilich angenehm zu hören, aber ſeinem Herzen kann es nicht genügen und es bringt den verlorenen Schlaf nicht zurück.

Der König iſt krank und bleibt es. Er kann Weſtminſter nicht verlaſſen, doch ſcheint es, da wir ihn wiederſehen (Act IV, Scene 4), als werde der von neuem aufgefaßte Gedanke, wenn nur erſt Friede in England ſey, nach Paläſtina zu ziehen, ihm wieder zu einiger Kraft verhelfen. Da jeder wichtige Gutes bezweckende Vorſatz, mit Lebhaftigkeit ergriffen, vermehrtes Leben zu verleihen pflegt, ſo dürften wir jetzt viel für ihn hoffen; leider aber fehlt eben dieſe Lebhaftigkeit; er hat einmal das Gelübde gethan, um ſein Gewiſſen zu befreien, und wiederholt es nur, um nicht in den Verdacht zu gerathen, er habe es vergeſſen. Man halte ihn indeſſen nicht für einen Heuchler im gewöhnlichen Sinne, er glaubt ſelbſt an ſeinen Vorſatz und wünſcht, daß Andere gleichfalls glauben, ihm iſt die Zögerung unangenehm, obwohl der religiös-romantiſche Zug nach dem heiligen Lande ihm wohl noch weniger zuſagen würde.

§. 9.

Er tadelt die jüngern Söhne, beſonders Clarence, daß ſie ſich dem Kronprinzen nicht liebend genug nähern; eine Ermahnung, die ohne Zweifel auch den Zuſchauer rühren würde, wenn nicht der König Liebe und officiöſes Benehmen hier mit einander verwechſelte. Nur das Letztere, mit Bewußtſeyn durchgeführt, kennt er, und einen höhern Begriff von der Liebe hat er nicht erlangen können. Die bloße Klugheit, die ſonſt im Leben ſo viel vermag, weiß von der wahren Liebe nichts und zeigt ſich platt und unbeholfen, wenn ſie ſich in ein Gebiet wagt, wo Phantaſie und Gemüth das Meiſte entſcheiden. Iſt deshalb keine einfache Rührung zu erreichen und läßt ſich ſelbſt ein Lächeln bei dem Befehl zu lieben nicht unterdrücken, ſo wird doch unſere Theilnahme für den armen Kranken von neuem erweckt, da wir bald ſehen, daß der ſcheltende Vater nicht weniger fehlt als die geſcholtenen Söhne, indem er ſeinem Heinrich eben ſowohl mißtraut als die beſorglichen Brüder. — Die bloße Nachricht, daß der Prinz heut wieder in London ſpeiſe mit Poins und andern — (der vornehme Clarence kann ſich nicht einmal überwinden, das Rudel „andre“ mit Namen zu benennen) — iſt hinreichend, den Vater, der eben noch ſo verſtändig ſprach, in den heftigſten und bitterſten Zorn zu verſetzen.

§. 10.

Warwik antwortet — wie nur der trefflichſte Kritiker antworten könnte:

> Mein gnäd'ger König, Ihr verkennt ihn ganz.
> Der Prinz ſtudirt nur ſeine Spießgeſellen
> Wie eine fremde Sprache, der zu lieb
> Nothwendig man das unehrbarſte Wort
> Anſehn und lernen muß; einmal erlangt,
> Weiß Eure Hoheit, braucht man es nicht weiter
> Als daß man's kennt und haßt — —

denn in Wahrheit ſie paſſen nicht nur auf den Prinzen, ſondern auf jeden vielſeitigen genialen Dichter, inſonderheit aber auf den allſeitigen Shakſpeare. Die ſcheue, zimperliche und eben deshalb unächte Tugend, die das Fehlerhafte und Sündige nicht einmal zu betrachten und kennen zu lernen wagt, iſt von der wahren Tugend und Poeſie gewiß gar ſehr entfernt; wer aber von ewigen Ideen geleitet wird, kennt auch das Nichtige und darf gar wohl mit ihm Ironie treiben. Iſt er vollends Dichter, ſo wird er ſich durch kein frömmelndes Geſeufz abhalten laſſen es im großen Zuſammenhange mitzuſchildern, da wo eine ſolche Schilderung nothwendig iſt.

Der König begreift Warwiks Rede nicht, er antwortet hart, und die guten Nachrichten, mit denen Weſtmoreland und Harcourt dicht hinter einander ihn erfreuen wollen, wirken auf ihn wie ein Sturmwind auf einen kranken Baum, es iſt als wage er nicht mehr glücklich zu ſeyn, die Freude wirkt auf ihn wie ein Schmerz; und der Bändiger Richards, der Sieger bei Shrewsbury, der irdiſch geſicherte König fällt bei ſeinen neuen Triumphen in Ohnmacht und muß in das Krankenzimmer gebracht werden. Dieſe Sphäre des Tragiſchen iſt gar vielen andern Dichtern völlig unbekannt geblieben, obwohl ſie ſo nahe liegt, daß wir täglich in ſie hineinſchauen können.

§. 11.

Der kluge Clarence ahndet bald den bevorſtehenden Fall, und ſeine Bemerkung, — (wie oft wiederholt ſich die ſchreckliche!) — die er ſchon jetzt ausſpricht:

— — — „er hält nicht lang die Qualen aus;
Die ew'ge Sorg' und Arbeit des Gemüths
Hat ſo die Mau'r, die es umſchließt, vernutzt;
Das Leben blickt ſchon durch und will heraus“

iſt wie ein tragiſcher Chor, oder als ein Haupttheil von Heinrichs Grabſchrift zu betrachten. — — Es war nöthig, daß, da wir ſo eben Heinrichen ſchwach haben hinſinken ſehen, wie den ärmſten hülfloſeſten Kranken, doch auch wieder dieſer **König** in ſeinem Range und ſeiner Stellung zur Welt, wenn auch nur ſchattenähnlich, uns vorgeführt werde. Die wunderbaren Naturereigniſſe, die ſich beim nahenden Ende des Fürſten gezeigt haben und jetzt von Humphrey und Clarence erwähnt werden, ſtehen freilich an Bedeutſamkeit denen weit nach, die ſich bei Julius Cäſars Fall begaben; aber die Natur, oder vielmehr die Chronikenſchreiber zeigen ſich hier als beſonnene Dichter in der Angabe des Maaßes von Antheil, den das Geſchick nimmt und nehmen mag.

Die Ohnmacht verläßt den König, um einem durch Muſik unterſtützten traumähnlichen Zuſtande Platz zu machen, dem ſodann der herbſte Moment, und der ſüßeſte einer vollkommenen Ausſöhnung mit dem ſo lang verkannten Sohne folgt. Zum erſten Male gewinnt es der Vater über ſich, ſich ſelbſt vor dieſem Einen Zeugen anzuklagen; aber auch zu entſchuldigen. Selbſt jetzt noch, da er den Tod auf ſich zuſchreiten ſieht, verläßt ihn ſeine weltliche Klugheit nicht ganz, und er räth dem Prinzen die ſchwindlichten Gemüther mit fremdem Zwiſt zu beſchäftigen, damit das Wirken in der Ferne die Erinnerung an die Vergangenheit verbannen möge. Wie man auch urtheilen darf über dieſe Anreizung zu auswärtigem Kriege, unſer Herz wird dennoch getroffen, denn es iſt die Liebe und Angſt, welche jenen Rathſchlag veranlaßt; und der Liebe kann man wenigſtens verzeihen, während jede iſolirte Klugheit nur auf den Maaßſtab der ſtrengen Gerechtigkeit Anſpruch macht. — Daß aber der König dieſen Sohn, den Erben ſeiner Reiche, ſtets am meiſten geliebt hat, iſt ſchon um deswillen deutlich, weil er ſtets in ihm das Schmerzenskind fand, das bekanntlich den elterlichen Herzen faſt immer am theuerſten zu ſeyn pflegt.

§. 12.

Jene frühere Ausſöhnung vor der Schlacht bei Shrewsbury war nur eine halbe, und konnte nur für Tage und Wochen wirken. Hätte der König ſich damals ſo rein und vollſtändig ausgeſprochen wie jetzt, ſo würde ſein alterndes Leben noch neue Blüthen haben treiben können; aber er behielt die Hälfte zurück und veranlaßte dadurch den Sohn Aehnliches zu thun. Man ſchloß einen Bund für die Tage der Gefahr und endigte ſie glücklich; als ſie aber vorüber waren, ging ein jeder wieder die eigne Straße einſam weiter; — wie es denn wohl zu geſchehen pflegt, daß die armen Menſchen jene ausgezeichnet drangvollen Tage, die für jedes Herz auch etwas Erhebendes haben, anfangs für finſterer halten als die Tage der Verſtimmung, die doch, weil ihnen jede Erhebung fehlt, bei weitem lähmender und verzehrender wirken als jene. So verſchieben ſie auch wohl was ihnen allein gründlich helfen könnte von einem Tage zu dem andern, zuweilen ſogar bis zum letzten aller irdiſchen Tage. — Sucht dieſe Gedanken nicht in Shakſpeares Text; wohl aber in der Reihenfolge der durch ihn zu einem Ganzen aufgefaßten Geſinnungen, Begebenheiten und Thaten.

Noch eine andere Beruhigung wird dem Sterbenden zu Theil. Er hat das Gelübde, nach dem heiligen Lande zu ziehen, nicht erfüllen können, und gewiß drückt dieſer Gedanke ſchwer auf ihn. Da erfährt er zufällig, daß ſein Krankenzimmer Jeruſalem heiße *): dieſe Nachricht iſt ihm tröſtlich, gleichſam als wolle der Himmel ihn durch dieſe Auskunft ſeines Verſprechens entlaſſen. Einem Sterbenden gönnen wir jeden Troſt; ſo auch dieſen, für uns freilich höchſt armſeligen.

§. 13.

Man hat nicht ſelten bewundert, wie Shakſpeare aus einem ſo magern Stoffe, wie der in dieſem zweiten Theile

---

*) Es iſt bekannt, daß die ausgezeichneteren Zimmer in Schlöſſern, Paläſten und öffentlichen Gebäuden Namen hatten, nach denen man ſie, zuweilen wegen der Bedeutung die man an dieſelben knüpfte, zuweilen auch wohl nur der Kürze wegen, bezeichnete. Aber auch in großen Gaſthäuſern war dieſe Sitte eingeführt, z. B. in der vielberühmten Schenke zum wilden Schweinskopf, wo ein Zimmer der „Granatapfel" hieß. (S. Heinrich IV. Th. I, Act II, Sc. 4.)

ſey, ein ſo reich ausgeſtattetes Werk habe bilden können; doch ſey es ihm nur dadurch möglich geworden, daß er den komiſchen Perſonen auf eine geſchickte Weiſe größern Raum geöffnet habe. Mich dünkt, dieſes Lob ſey nicht ſonderlich, wenigſtens nicht deutlich genug ausgedrückt. Magerer Stoff? inwiefern verdient er dieſen Namen? weil die Rebellen nicht in einer großen Schlacht, ſondern durch eigene Läſſigkeit und kluges Intriguenſpiel von der andern Seite gedämpft werden? Ein erhitzter Knabe, der den Hannibal nur dann intereſſant findet, wenn er über die Alpen geht, und den Scipio nur wenn er auf Karthago's Trümmern ſitzt, mag alſo urtheilen; für ihn hat die Geſchichte nur einzelne leuchtende Momente und alles Uebrige iſt ihm ſtarr und todt. Der Dichter aber, deſſen eigentlicher Beruf es iſt, das verhüllte Leben überall zu entwickeln, glaubt gar nicht an ein ſolches Starres und Todtes, und jeder Abſchnitt der Geſchichte muß ihm Rede ſtehen, wie der Geiſt des alten Hamlet dem fragenden Sohn.

Aber unſer Herz geht doch bei jenem Intriguenſpiel leer aus? Das wahre Herz, welches nicht immer allein befriedigt ſeyn will, wird ſchon die rechte Partei außerhalb der beiden vor unſern Augen erſcheinenden Parteien zu nehmen wiſſen, und von dem Dichter nimmermehr verlangen, daß er ihm Exempelbücher von Einzeltugenden und Einzellaſtern blank und baar hinſtelle. — Aber der Mangel an großen und wunderlichen Charakteren iſt doch offenbar, ſeitdem Percy, Douglas, Glendower die Scene nicht mehr füllen. — Es bleiben indeſſen Heinrich, Vater und Sohn und andere, und ſo kann wohl weder Dichter noch Zuſchauer ſich über des Stoffes Magerkeit beklagen.

§. 14.

Wenn alſo Shakſpeare den komiſchen Partien einen noch größern Raum eröffnete als ihnen im erſten Theile bewilligt worden, ſo hat er dabei nicht bloß auf eine geſchickte Weiſe dieſelben „eingeſchoben,“ — der bloße Ausdruck iſt hier widerſtrebend — ſondern er that mit geſicherter Genialität nicht mehr und nicht weniger als das Nothwendige. Selbſt das Wort „komiſche Partien“ möchte in Beziehung auf Shakſpeares Werke nur ſelten Anwendung finden, wenigſtens nicht im gewöhnlichen Sinne, wo es dem Ernſten und Tragiſchen ſcharf gegenüber ſteht. In den rein hiſtoriſchen Stücken, beſonders aber in dieſem zweiten Theile, iſt dies nie der Fall. — Wie? iſt dieſer Northumberland, der ſo glücklich iſt, daß der geiſtige Schmerz ihn von leiblicher Krankheit befreit, dann große Worte macht, zu Thaten aufruft, gleich darauf aber durch ein paar wehmüthig bittere Bemerkungen der beiden Lady's ſich umſtimmen und nach Schottland in die Sicherheit ſenden läßt, iſt er nicht, von dieſem Standpuncte angeſehen, auch wahrhaft komiſch? Sind die andern Gegner des Königs, die ſich ſo klug dünken, weil ſie ſo gern von Klugheit reden, und die, weil ſie durch Percy's Fall gelernt, daß man nichts übereilen und überſtürmen müſſe, nunmehr gar nichts thun, und zuletzt blind in das grobgewebte Netz hineinfallen, — ſind ſie nicht auch Gegenſtände der Satyre? und iſt es Prinz Johann minder, der, weil ihm ein, auf das gelindeſte geſagt, „zweideutiger Streich“ gelungen, ſich nunmehr für eine Art von Helden oder für einen großen Staatsmann halten möchte? Ja dürfte es nicht für höhere Weſen, die etwa vom Himmel herab auf das Treiben der Menſchen ſehen, gleichfalls faſt komiſch ſeyn, wenn ſie beobachten, daß der arme, vor der Zeit alternde, kranke, bei ſtetem äußern Glück immer ſorgenvoller und unglücklicher werdende König und Vater den Weg verſchmäht, auf welchem ihm eine ſüße Beruhigung werden könnte: vollendete Verſöhnung mit ſeinem Sohne? und iſt die Klugheit, die ihn immer noch abhält das ſchwere Herz auszuſtrömen in das geliebte Herz eines Sohnes und Erben, nicht auch lächerlich? — Wohl dürfte man antworten, es ſey eher zum Weinen; allein ſehr nahe liegt hier, wie ſo oft, das Weinen bei dem Lachen; — und deutet nicht ſelbſt die Natur auf dieſe Nähe und Verwandtſchaft hin, indem ſie für den höchſten klaren Schmerz und die höchſte klare Freude nur Ein Zeichen (die Thränen) gegeben hat?

§. 15.

Woraus entſteht nun in dieſem zweiten Theile der Ueberſchwang der komiſchen Partien, wenn wir doch einmal dieſes Wort gebrauchen wollen? Es hieß vorhin, ſie ſeyen nothwendig und keineswegs bloß geſchickt eingewebt; woher dieſe Nothwendigkeit? Zuvörderſt aus den Verhältniſſen der ganzen Zeit, wie ſie hier aufgefaßt und vom Dichter geſchildert worden. Der große Moment iſt vorüber, die Empörer wollen zwar nicht einräumen, daß er entſcheidend geweſen ſey, und ſie würden in dieſer Anſicht nicht geirrt haben, wenn ſie nur ſelbſt höher und kräftiger geweſen wären. Da wir aber einmal erkannt haben, wie wenig Gehalt in ihnen iſt, ſo ſehen wir mit Sicherheit voraus, daß nichts weiter werde zu Stande kommen als große kluge Worte von der einen, und ein kalter unlöblicher Streich von der andern Seite. In ſolchen Zeiten aber hat der Witz, die Laune, der müßiggängeriſche Spaß u. ſ. w. einen weiten Spielraum und ganz eigene Farben, die er von jener Gattung des Ernſtes parodirend geliehen hat. Es iſt dieſes nicht bloß in gegenwärtigem Schauſpiel der Fall, ſondern in der — Welt ſelbſt; denn ſonſt würde freilich das Schauſpiel Unrecht haben. Jede Art des herrſchenden Ernſtes giebt dem Witz, der ſich nur aus ihm entwickelt, eine neue Farbe. Hier aber, wo der Ernſt gar nicht mehr handelt, ſondern nur, ſich ſelbſt quälend, unterhandelt, iſt der Humor, wie ein übermüthig geniales Kind, gleichſam aus der Schule gelaufen und bedient ſich nach Gefallen des größten Raumes *).

---

*) Hätte man dies ſtets bedacht, ſo würde man vielleicht mit einigen trefflichen Humoriſten und Satyrikern glimpflich verfahren und z. B. manchen genialen Ungezogenheiten des Ari-

§. 16.

Ferner wird jene Nothwendigkeit des überſchwänglichen Humors in dieſem Theile motivirt durch den individuellen Charakter der zweiten Hauptperſon des ganzen Werks, des Prinzen von Wales ſelbſt. Er hat die Schlacht entſchieden durch Percy's Tod und dem bedrängten Vater das Leben gerettet: — das ſollte genug ſeyn, um ihn auf immer mit vollem Vertrauen zu umfaſſen; aber für dieſen Vater iſt es, wie wir geſehen haben, doch nicht genug. Das alte Mißtrauen ſchleicht ſich wieder ein, und das Verhältniß iſt nicht beſſer geworden, vielleicht ſogar noch peinlicher, da auf eine halbe Erweichung oft Erſtarrung folgt, weshalb auch eine halbe Verſöhnung meiſt ſchlimmer iſt als gar keine.

Von den eigentlichen Staatsgeſchäften ſieht ſich der Prinz abermals ausgeſchloſſen, und die neuen Kriegsrüſtungen gegen Northumberland und deſſen Genoſſen intereſſiren ihn, wie es ſcheint, nur in geringem Grade, da er vorausſieht, es werde zu nichts Bedeutendem kommen. *Was* endlich geſchieht, würde nie durch *ihn* ge-

---

ſtophanes keine zu bittere Nachrede gehalten haben. Faſſen wir ihn auf nicht bloß als den ſteten Gegner des Euripides, ſondern als den dieſer ganzen mit weicher Rührung, ſophiſtiſcher Spitzfindigkeit und ſchön redenden Thatenverworrenheit Widerſtrebenden, ſo werden uns manche Wortſünden des trefflichen Dichters, der etwas wahrhaft Großes und ſehr Ernſtes beabſichtigte, wenigſtens gelinder erſcheinen, da wir wenigſtens einräumen müſſen, daß er zu ſeinem Zwecke oft keine andere Farbe wählen konnte.

ſchehen können, weil er dafür zu gut iſt. Das überläßt er gern ſeinem Bruder Johann, oder vielmehr, er weiß gar nichts davon und will davon nichts wiſſen, ſondern „ſchuldlos bleiben durch Unwiſſenheit.“ So iſt denn wieder das alte Lied von Unbeſchäftigtheit, Müßiggang und humoriſtiſcher Zeitausfüllung an der Tagesordnung; aber es wird in einem höhern Tone geſungen, unterbrochen von manchen Blitzen des tiefſten Gefühls und der edelſten Wehmuth.

§. 17.

Wie aber Shakſpeare auch ſeinem höchſten Lieblinge niemals die gerechte Strafe erläßt, welche er dem Geſchick und der Natur (die ihm dictirte) gleichſam nachſchreibt, ſo verfährt er auch jetzt. Der arme Prinz iſt trotz ſeines Humors und trotz ſeines bequemen Müßiggangs höchſt unglücklich: denn er, den des Vaters Krankheit ſo innig betrübt, wagt nicht dieſes Gefühl laut und offen zu zeigen, weil er fürchtet, man möge ihn für einen Heuchler halten. Er, der noch eben mit momentaner Luſtigkeit geklagt hat, daß Müdigkeit ſich an ſein hohes Blut gemacht habe und daß ſein Appetit ſo unprinzlich erzeugt worden ſey, daß ſelbſt die arme Creatur „Dünnbier“ (the poor creature small-beer) in ſeinen Sinn komme, er, der ſodann, um ſich zu zerſtreuen, eine Menge plätſchernder Springbrunnen des Witzes aufſchließt, ſo daß er ſich gewiſſermaßen mit Poins im Naſſen befindet, er iſt dennoch ſo wund, daß eine einzige Frage dieſes unbedeutenden Dieners ihn in Verlegenheit ſetzt:

„Wie ſchlecht paßt ſich's, daß ihr ſo müßige Reden führt, nachdem ihr ſo ſchwer gearbeitet habt! Sagt mir, wie viel junge Prinzen würden das wohl thun, deren Väter ſo krank wären, als eurer gegenwärtig iſt?" — Er hat kaum noch Zeit, mit altem, hier faſt mechaniſchem Witz den Fragenden zum Gefühl der eigenen Unwürdigkeit zurückzuwerfen, um dann ſogleich in die tief rührenden Worte auszubrechen: „ich ſage dir aber, mein Herz blutet innerlich, daß mein Vater ſo krank iſt; und daß ich ſo ſchlechten Umgang halte wie du biſt, hat mich mit gutem Grunde aller äußern Bezeugung des Kummers verluſtig gemacht." — — Man ſieht, es ſteht mit einer ſolchen ſogenannten „komiſchen Partie" doch anders als man es ſich bei dem Worte zu denken pflegt, und wie vorhin in den Ernſt das Komiſche blitzte, ſo hier der Ernſt in das Komiſche.

Jene Furcht, für einen Heuchler gehalten zu werden, iſt ein Gefühl, das wahrlich viel unvornehmer genannt werden darf, als das der Müdigkeit vom Luſtwandeln auf Londons Straßen und die Sehnſucht nach dem unſchuldigen argloſen small-beer. Zu erlaſſen aber war ihm jene Furcht nicht, von der nur der höher ſtehende und reinere ſich ganz frei fühlen kann. Heinrich bringt es auch nicht weiter als zu guten Reden über das ſchlimme Gefühl; nicht aber zur Beſeitigung deſſelben, und ſo iſt es ihm willkommen, daß Bardolf, der Page und ein

Brief Falſtaffs ihn von neuem zerſtreuen, worauf dann eine abermalige Myſtificirung Falſtaffs, bei der dieſer aber am Ende dennoch der Myſtificirer bleibt, vorgenommen wird. — „So treiben wir Poſſen mit der Zeit, und die Geiſter der Weiſen ſitzen in den Wolken und ſpotten unſer.“

§. 18.

Ganz geläutert kann Heinrich erſt am Sterbebette ſeines Vaters werden. Er, der ſo manchen gerechten Vorwurf zu erdulden hat, muß hier die ſchwere Kunſt lernen, auch ungerechten Anklagen, und zwar den trübſten, die wol je einer Erhebung zum Thron vorangegangen ſind, geduldig zu begegnen. Unſer Dichter, der bis in die kleinſten Züge der wahren Natur folgt, läßt den kranken Vater die ganze blutigſchneidende Vorwurfsrede zu Ende führen, und die Frage: „warum unterbricht der Sohn ihn nicht früher?“ würde völlig unſtatthaft ſeyn. Er wird beſchuldigt, mit Ungeduld des Vaters Ende nicht erwarten zu können und mit freventlicher Hand die Krone geraubt zu haben, die, ſo lange noch ein Athem in dem Kranken wohnt, keinem andern gehören kann. Auf Vorwürfe dieſer Art hat der edle Menſch nicht gleich Worte — genügende ohnehin nie — und während der Pulsſchlag ſtockt und das Blut zum Herzen drängt, iſt es unmöglich dem Rechte Sprache zu geben. Es ſcheint als verſtehe ſich das in dieſer Scene ganz von ſelbſt, und auf Einzelnes in derſelben aufmerkſam zu machen, wäre um ſo unnöthiger, da ſie zu den allgemein bekannten und vorzugsweiſe geliebten gehört.

§. 19.

Ueber den Haupthelden der luſtigen Scenen Falſtaff iſt bereits in der Erläuterung des erſten Theils von Heinrich IV. ausführlich geſprochen worden; deshalb hier nur folgendes: der Ritter iſt ſeit der Schlacht bei Shrewsbury durch eine unerhörte luſtige Frechheit zu höherer Macht und Anſehen oder doch wenigſtens zu einem gewiſſen äußerlichen Glanz geſtiegen. Eine halbe Lüge hilft dem Menſchen nicht ſonderlich weiter; wohl aber zuweilen eine ganze, ſtets ruhig fortgeſetzte, witzig unverſchämte, und eine ſolche hat er erſonnen, indem er ſich als Percy's Sieger verkündet. Zwar trauen ihm begreiflicherweiſe die näher unterrichteten, z. B. der Hof, nicht; aber ſelbſt in den höhern Ständen finden ſich doch ausgezeichnete Perſonen welche glauben, z. B. der Oberrichter, der die Sache wenigſtens für halb wahr hält, und deshalb nur mit ſtrafenden Worten gegen Falſtaffs unſittliches Benehmen verfährt; nie aber etwas gegen ihn zu thun wagt. Außerhalb London ſcheint man kaum an ſeinen Heldenthaten zu zweifeln, und der Friedensrichter Schaal nebſt „Stille" und „David" ſehen ihn für einen der erſten Männer im Königreiche an. Das hat er denn doch alſo erreicht und es muß ihm Erſatz werden, daß er nicht, wie er keck verlangte, augenblicklich Graf oder Herzog geworden iſt. Das Ausbleiben ſolcher Würden ließe ſich bei ſo bewandten Umſtänden auch wohl noch verſchmerzen, wenn man ihn nur mit genügendem — Gelde verſehen hätte und verſehen könnte. Könnte, wiederhole ich, denn die Sache iſt rein unmöglich, und ſelbſt ein tagelang anhaltender Goldregen würde ihn nicht reich machen. Falſtaff kann nie Geld haben, da es zu ſeiner individuellen Genialität gehört, ſich mit nichts zu beläſtigen als mit Sect und Witz.

Zu ſeiner Ehre müſſen wir ſagen, daß er überhaupt nicht nach Gelde ſtrebt, wenigſtens nicht aus Habſucht; denn wenn er auch Raubplane nicht ſcheuet, ſo iſt es doch größtentheils nur eine Art von Spaß den er davon haben will, und das Geld iſt ihm höchſtens ein Mittel gemächlicher und zugleich imponirender durch das Leben zu gehn. Es ſoll nur immer daſeyn wenn er es braucht, aber es für ſolche Zwecke an ſich zu halten fällt ihm nicht ein, und es macht ihm gewiß ein wahres Vergnügen es ſchnell los zu werden. Leider aber iſt morgen und übermorgen auch ein Tag wo man Geld braucht, dann fehlt es ihm und er erlebt die unerhörte Schmach, daß man „Sicherheit“ begehrt ehe man ihm den nöthigen Atlas zu ſeiner neuen ritterlichen Zierde ſenden will. Wir nehmen wahren Theil an der Sache, wir freuen uns daß er ſeiner wankenden Körperſchönheit (!!) durch köſtlichen Putz zu Hülfe kommen will, und wünſchen faſt, daß der geſammte Staat die Koſten jenes weiten und breiten Prachtgewandes übernehme. Doch wollen wir ihn auch nicht zu ſehr bedauern, da er, der in der tollſten Laune . Bardolf als Bürgen vorſchieben will, nothwendig des Kaufmanns Antwort vorausſehen mußte, und jetzt obendrein für die kleine Erhitzung einen reichlichen Erſatz findet in den kühlenden Witzſtrömen, mit denen er das Sicherheitsbegehren des Kaufmanns übergießt. Ihm, deſſen ganzer Witz eben dahin gerichtet iſt, die Unſicherheit der ganzen Welt zu vergeſſen, ihm, der ſich ſelbſt nicht ſicher iſt und der nichts Reelles kennt als jenen Witz, ihm muß nothwendig eine ſolche Forderung unendlich frech und lächerlich dünken.

§. 20.

Wir fahren nicht fort in das Einzelne aller ſeiner humoriſtiſchen Partien zu gehen, ſie ſind leicht zu verſtehen für jeden, der überhaupt wahren Humor und Witz ahndet; dieſe Ahndung aber muß der Leſer erſt ſelbſt in ſich erzeugen, ſonſt bleibt das auslegende Wort für ihn vergeblich. Laſſet uns dabei gegen die Menge billig ſeyn und wohl bedenken, wie ſo manche widerſtrebende Einflüſſe der ſpätern Zeit dem Verſtändniß des ächten, tüchtigen, kernhaften Humors, z. B. des altbrittiſchen (oder wie ich lieber ſagen möchte des angelſächſiſch-normanniſchen) geſchadet haben, und daß der größere Theil des Volkes nothwendig Zeit braucht, um ſich von dem zu entwöhnen was es ſich freilich nie hätte angewöhnen ſollen. Da indeſſen eine ſolche Zeit doch ſchon einmal im Großen und Ganzen wirklich war, — denn, obwohl weit entfernt den Zeitgenoſſen des Dichters eine vollſtändige Erkenntniß von der Größe deſſelben zuzutrauen, dürfen wir doch annehmen, daß ſie ſeinen Humor, beſonders den Falſtaff'ſchen ziemlich glücklich auffaßten und ſich dabei ohne alles verhaltene Seufzen innig ergötzten — ſo können wir hoffen, nicht daß jene Zeit wiederkehre, ſondern noch bei weitem ſchöner ſich einſt geſtalten werde, ſo wie denn auch jetzt noch immer die Fähigkeit den Falſtaff'ſchen Witz zu genießen keinesweges aus der Welt gekommen iſt. — Wenn es endlich wahr iſt, daß dem Deutſchen in der Regel eine metaphyſiſche Tendenz inne wohne, ſo iſt gerade dieſe für die Production und das Verſtändniß des Humors nicht nur kein Hinderniß, ſondern die wahre conditio sine qua non; denn was iſt Humor ohne Tiefe? *)

§. 21.

Wir machen deshalb, mit Beziehung auf Falſtaffs Charakteriſtik, wie ſie bereits im zweiten Bande dieſes Werks gegeben wurde, hier nur noch auf folgendes auf-

---

*) Möge hier noch folgender kurzen Bemerkung ein Platz vergönnt ſeyn:

Die Schwäche des Ernſtes und der Geſinnung einer Zeit findet ihre Zeichnung und ihr Gericht am beſten in den als „claſſiſch" anerkannten (zuweilen auch nur ſo genannten) Humoriſten und Satyrikern derſelben Zeit. Je ſchwächer aber und unpoetiſcher der Ernſt, je ſchwächer auch und unpoetiſcher die Satyre. — Wie aber, wenn der Ernſt einmal ganz aus der Welt verſchwände? Natürlich ginge dann auch das Lachen mit aus — und vermuthlich die Welt ſelbſt.

merkſam: 1) Wir ſehen den Ritter in höherm Glanze; aber nicht bloß mitunter in Geldverlegenheit, (wofür ſich denn doch wieder beſſerer Credit in den Provinzen findet) ſondern auch zu ſeinem Mißbehagen in größerer Thätigkeit. In den Worten: — „Ihr ſeht, meine guten Weibsbilder, wie Männer von Verdienſt geſucht werden, der Unverdiente kann ſchlafen, während der tüchtige Mann aufgerufen wird“ liegt keinesweges ein bloßer ſatyriſcher Scherz gegen Falſtaff ſelbſt, ſondern dieſe Klage geht weiter: denn obwohl ſie, wenn ich ſo ſagen darf, nur vom Erdgeiſt eingegeben werden kann, ſo dürfte es doch auch wahrhaft verdienſtvolle Menſchen geben, die ſich ihrer nicht immer enthalten können. Der Menſch iſt von Natur faul, ſagt Immanuel Kant mit großem Rechte, und nur der zum Herrſcher über die Natur gewordene ſtets wache Geiſt vermag die Freiheit zu erſchwingen. Bei Falſtaff aber kommt noch hinzu, daß er in dieſem zweiten Heinrichstheile ſehr natürlich beträchtlich älter geworden iſt. Es iſt nicht nöthig zu fragen, wie viel Wochen und Monate etwa dazwiſchen liegen; in Falſtaffs Jahren und bei Falſtaffs Lebensart bedarf es keiner langen Zeit, um dem Alter einen völligen Sieg zu verſchaffen. Wer mehr vertraut iſt mit der Nacht, beſonders mit deren zweiter Hälfte, als mit dem Tage, wer überhaupt nur witzig genießen will, und, ohne Herrſchaft über die Zeit, die Zeit nur ignorirt, wird bald genug an die Macht der Zeit erinnert werden, und wer ſein Leben zu nichts weiter bildet als zu einem humoriſtiſchen Epigramm, wird bald ſehen, daß das Leben auch in der Kürze dem Epigramme gleich kommt. Ein wenig epiſche Ruhe möchte nicht zu verachten ſeyn.

§. 22.

Erwägen wir dieſes Alter des Ritters, ſo könnten wir ihn bei ſeiner erhöhten Thätigkeit faſt bedauern; zum Glück aber läßt er es dazu nicht kommen, denn ſeine Klugheit giebt ihm auch hier Mittel an die Hand es ſich ſo bequem und genußreich zu machen als in ſolchen Verhältniſſen möglich. Hat er doch die Freude, daß der ſchwächliche Ritter Coleville vom Thale durch den bloßen Klang ſeines Namens zuſammengeſchmettert wird! Iſt es doch ſo angenehm, ſelbſt des Oberrichters ungeſtraft ſpotten zu können, der ja einen ſolchen Helden nicht gleich aus ſeiner lorbeerreichen Bahn hinaus ins Gefängniß führen wird! Läßt es ſich doch ſo bequem ſcherzen über die ſeiner Willkür anvertrauten ergötzlich mannigfaltig gearteten und geſtalteten Recruten, wobei ohnehin beträchtliche Summen zu gewinnen ſind, und das Mahl in dem Baumgarten des beglückten Friedensrichters Schaal iſt ohne Zweifel reicher als der gewöhnliche Tiſch im Gaſthofe der Frau Hurtig.

Reicher allerdings; aber auch ergötzlicher? Für uns, die Leſer und Zuſchauer, iſt freilich der Baumgarten des Friedensrichters ein wahrer Zaubergarten des Charakter- und Situationswitzes, der uns auf die mannigfaltigſte Weiſe anzieht; aber Falſtaff befindet ſich daſelbſt zum erſten Male ein wenig flügellahm und von geiſtig kurzem Athem. Mich dünkt, es gebe überhaupt nur zwei Menſchen in der Welt, die Falſtaffs Witz ſtören ſo lange ſie gegenwärtig ſind: Prinz Johann durch Nüchternheit und Zähheit, und Schaal durch eine dergeſtalt gründliche Lächerlichkeit, daß ihm gegenüber kaum noch irgend ein neues Bonmot gedacht werden kann, welches den Erfolg übertreffen dürfte, den er ſelbſt ſogleich mitbringt. Wie aber, ſobald Johann den Rücken kehrte, Falſtaffs Witz ſich augenblicklich wieder in neuen und zwar für diesmal ſehr ſalzigen Strömen ergoß, ſo hier in genialer bunter Fülle, ſobald der Friedensrichter die Scene verläßt. Einmal ſcheint es ſogar als ſchicke Falſtaff ihn bloß weg, um zu eigener Beruhigung ihm einen witzigen Monolog nachzuhalten, in welchem er den edlen Wirth mit einem Männchen vergleicht, das man etwa nach der Mahlzeit zum Zeitvertreib aus Käſerinde ſchnitzt, oder mit einem geſpaltenen Rettig u. ſ. w., wobei der Ritter, gutmüthig genug, ſich ſchon im voraus auf die Freude freut, den Prinzen dadurch in ein Lachen zu verſetzen, daß ſein Geſicht ausſehen ſoll wie ein naſſer, ſchlecht zuſammengefalteter Mantel *). Kaum aber tritt der Friedensrichter wieder hervor, ſo iſt Falſtaff, trotz aller faſt unſäglicher

---

*) Auch hier zeigt ſich, was für Falſtaffs Charakteriſtik ſo wichtig und erfreulich iſt, daß der Prinz nicht nur ſeine erſte begeiſternde Muſe, ſondern auch ſein wahrhafter Herzensliebling iſt, ohne den er nur halb zu genießen vermag. (Vergl. Th. II. dieſes Werks, S. 297.)

Ueberlegenheit, doch ein wenig zahm, nüchtern und matt. Redensarten, wie: „Weiß Gott, ihr habt hier einen trefflichen reichen Wohnſitz“ — „Der David leiſtet euch gute Dienſte, er iſt euer Aufwärter und euer Wirthſchafter“ — „Das iſt mir ein fröhliches Herz“ u. ſ. w. ſind ſo überaus unſchuldig und harmlos, daß wir hier einen beinah ohnmächtig gewordenen Falſtaff zu erblicken glauben.

§. 23.

Ja, er iſt wirklich faſt ohnmächtig geworden in Geſellſchaft dieſer einzig flachen Leute; und in der That: ſo kann, ſo muß dergleichen auf ihn, den Geiſtvollen, wirken. Dieſer Schaal iſt das Muſterbild ſelbſtzufriedener Charakterloſigkeit und Seichtigkeit, ein gutmüthig furchtſamer, nicht ſelten ein wenig geprügelter Mann, der es aber endlich durch Schmiegen und Biegen zu einem bequemen Amte nebſt Hühnern und Gänſen gebracht hat, und jetzt das Anſehen haben möchte, als ſey er in ſeiner Jugend ein kecker Geſell und ſchalkhafter Wildfang geweſen; er, der ſtets nur mit der — poor creature small-beer verglichen werden konnte. Seine Albernheit und Abgeſchmacktheit hat ſich mit einer gewiſſen ehrbaren Philiſterhaftigkeit anmuthig übergoldet; und er iſt theils ſo gutmüthig, theils ſo hochmüthig dumm, daß er die Andern faſt noch — dümmer glaubt, weshalb er auch, um niemals mißverſtanden zu werden, das Allerunbedeutendſte mit kleinen Variationen vier bis fünfmal zu wiederholen pflegt; z. B. „Ich will euch nicht entſchuldigen;

ihr ſollt nicht entſchuldigt ſeyn, Entſchuldigungen ſollen nicht gelten,“ u. ſ. w. — Iſt es vollends an dem, daß gewiſſe dunkle und höchſt ſchwierige Ergebniſſe an den Tag zu bringen ſind, z. B. daß alle Menſchen ſterben müſſen, oder daß Hannchen Nachtwerk jetzt gar nicht anders könne als alt ſeyn, ſo nähert er ſich faſt der Gründlichkeit einiger ehemaliger in Gottſchediſcher Philoſophie ergrauter Profeſſoren. Aber der praktiſche Geſchäftsmann flieht die zu große Rührung über den Tod und das Altwerden, und ſo weiß auch er den herben Becher trefflich zu verſüßen durch die ſchnellfolgende Erkundigung, was wol jetzt ein Paar treffliche Schafe und Ochſen gelten. Darüber iſt ohne Zweifel viel tauſendmal gelacht worden, und an einigen hundert Nachahmungen in allen Sprachen hat es auch nicht gefehlt. Warum hat man aber nicht auch den Grund dieſes Wohlgefallens ausgeſprochen? Es iſt die reine aber tragiſche Freude an der großartigſten Satyre, und wir werden geſtehen müſſen, daß ſelbſt der Tod der größten Männer in hunderttauſend Geſellſchaften nicht tiefer betrauert wird, als Schaal den Tod des alten Doppel beklagt, ſo wie denn auch jene Hunderttauſende eben ſo ſchnell über den Tod hinweghüpfen als er. Es giebt überhaupt ſehr viele Shakſpeariſche Scenen, die in Städten, Flecken und Dörfern noch jetzt alle Tage aufgeführt werden. Die Städte, Flecken u. ſ. w. ſehen zu und das Urtheil des Publicums iſt getheilt *).

---

*) Bekannt iſt die Vermuthung, daß Shakſpeare bei dieſem Friedensrichter auch noch eine ſatyriſche Abſicht gegen Sir Thomas

§. 24.

Falſtaff hat, wie der edle Präſident einer Witzakademie, eine ziemliche Anzahl von Akademikern, ordentlichen, außerordentlichen und Ehrenmitgliedern um ſich verſammelt, die gar wohl eine nähere Betrachtung verdienen. Vor allen glänzt hier die Wirthin ſelbſt als Wirthin par excellence, oder, wenn man lieber will, als moderne Hebe, uneigennützig wie wenige, faſt gar nicht ſelbſt als Einzelweſen lebend, ſondern nur in ihren Gäſten, in denen ſie gewiſſermaßen aufgegangen oder untergegangen iſt. Falſtaff wird von ihr als unerreichbares Muſter liebenswürdiger Ritterlichkeit angebetet: denn obwohl ſie recht gut weiß, daß er eigentlich ein Ausbund aller Liederlichkeit iſt, was an ſich nicht zu loben wäre, ſo iſt ſie doch innig überzeugt, das gehöre nun einmal unerläßlich zu ihm und verwandele ſich bei ihm wun-

---

Lucy, den unmäßig ſtrengen Beſtrafer eines Jugendvergehens des Dichters, gehabt habe, und in der That iſt die Anſpielung auf das Wappen der Lucyſchen Familie (drei weiße Hechte), deſſen Slender in den „luſtigen Frauen von Windſor" gedenkt, wohl geeignet der Muthmaßung Gewicht zu geben. Hat aber Shakſpeare in früher Jugend einmal wirklich einen Waldfrevel begangen (was jedoch nicht erwieſen worden) und iſt er dafür durch Lucy's Härte zur Flucht gezwungen, ſo ſcheint es als müſſe in ſeinen Mannesjahren die ganze Geſchichte ihm nur komiſch vorgekommen ſeyn: denn welche Maſſe von ergötzlicher Albernheit auch in Shallow wohnen möge, von empörender Härte, deren die Sage (vielleicht mit Unrecht) den Sir Thomas beſchuldigt, iſt doch bei dieſem Friedensrichter keine Spur.

derbar genug in Tugend. Nur ein einziges Mal ſinkt ſie von ihrer Höhe herab, als ſie den höchſt gefährlichen Gedanken faßt und mit Hülfe Klaue's und Schlinge's auszuführen gedenkt, den geliebten Ritter um Zahlung zu mahnen, oder gar in das Gefängniß zu ſetzen (Act II, Sc. I.). So etwas durfte ſie ſich „freventlich erkühnen," nur weil ſie lange „ſein Angeſicht nicht ſah," — er kämpfte ja in der Schlacht die über Englands Geſchick entſchied — und weil ſie lange ſeine Stimme nicht hörte. Er zeigt ſich und redet, und ſchnell „kehrt ihr empörter Sinn ins alte Bette des Gehorſams wieder;" ja es zeigt ſich eine ſo fruchtbare Reue, daß ſie ihre Vergebung durch neue Hingebung und glänzende Darlehen gut zu machen ſucht. Auf dieſer Höhe hält ſie ſich in Beziehung auf Falſtaff bis an das Ende des Stücks, und ihre Abſchiedsworte: „Nun ſo lebe wohl! Neunundzwanzig Jahre ſind's nun, daß ich Dich gekannt habe, wenn die grünen Erbſen wiederkommen; aber einen ehrlichern Mann und ein treueres Gemüth — Nun ſo lebe wohl!" haben eine ſo naive, ehrlich rührende Phantaſie der Liebe in ſich, daß wir einigen modernen ſogenannten Sappho's und ähnlichen hyperpathetiſchen Frauenzimmern wohl etwas davon wünſchen möchten. Ihr ſpäteres herbes Geſchick konnte nicht gemildert werden, denn wenn der Vollmond Falſtaff untergeht, werden die ſchwächer glänzenden Sterne ſich gern von Wolken verhüllen laſſen.

Da ſie, wie bereits oben erwähnt worden, gewiſſermaßen gar kein eigenes Leben hat, alſo auch keinen rechten Anfang, Mittel und Endpunct, ſo weiß ſie nie mit Sicherheit auch nur zu meinen, viel weniger zu urtheilen, und wenn ſie es ja einmal verſucht, ſo mislingt es und ſie widerlegt gewöhnlich am Schluſſe einer Periode den Anfang derſelben. Es geht ihr wie ungeübten Sängern, die zu hoch oder zu tief anfangen, dann plötzlich ſich beſinnen, ändern wollen, aber nur Uebel ärger machen; — oder man könnte ſie auch mit angehenden Lateinern vergleichen, die, wie jeder gute Schulcollege weiß, gar oft das verbum claudens auslaſſen. Dennoch fehlt es ihr nicht ganz an Lebens- und Umgangstact, und wenn es auch als eine thöricht verworrene Myſtik zu betrachten iſt, daß ſie ſich ſo ſehr vor Renomiſten (nach Eſchenburg „Krakelern"!!) ſcheut, ſo können wir ihr doch nicht verdenken, daß ſie anfangs dem Piſtol unter allen ihren Gäſten am wenigſten geneigt iſt; weshalb wir denn auch ihre ablehnende Antwort auf deſſen raſſelndes und raſendes Pathos: „Ach, das ſind harte Reden, Herr Fähndrich!" vollkommen billigen, und manchem Schriftſteller, der ſonſt zu lange Antikritiken macht, zur Benutzung in ähnlichen Fällen empfehlen, indem zu mancher ſchwülſtigen Ode, manchem wie mit dem Beil verfertigten Sonett, mancher tollen hochfahrenden Kritik u. ſ. w. ſich in der That nichts Kürzeres und Einfacheres ſagen läßt. — — Daß aber die gute Frau am Ende dennoch Piſtol's nach Kräften zärtliche Gattin wird, gehört zu Shakſpeares ſtumm redenden

Meiſterzügen, und das obige dennoch wird zu einem eben deswegen.

§. 25.

Es folge denn jetzt dieſer Piſtol. Er hat in ſich ſelbſt nichts gefunden das ihn wichtig machen könnte; aber das eitle Streben, intereſſant zu ſeyn, iſt darum nicht gewichen. Was alſo thun? Renomiren und bramarbaſiren in den Schenken und auf den Straßen, wo man ihn hören will. Die Art wie er dabei zu Werke geht, kann wenigſtens in einigen Kreiſen als neu gelten; aber ſchwierig iſt ſie nicht, denn das Bunte, Fratzenhafte findet ſich meiſtens ohne Mühe. Er hat aus ſich ſelbſt eine einzige ungeheure Polterkammer gemacht, voll ſchwülſtiger Redensarten, die er ohne allen Zuſammenhang aus alten phantaſtiſchen und abgeſtandenen Tragödien zuſammenrafft. Dieſe ſchrillenden, raſſelnden und praſſelnden Reden ſind das grobe Geſchütz, wodurch er (Brot und Anſehen) erobern will; auch ſorgt er zuweilen für den Verein der Inſtrumental- und Vocalmuſik, indem er den gewaltigen Degen klirrend auf den Tiſch wirft. Da er es endlich durch lange Uebung ſo weit gebracht hat, nie und unter keiner Bedingung ein ruhig vernünftiges Wort zu ſprechen, was er ſchlechthin für philiſterhaft anſieht, ſo kann es nicht fehlen, daß manche zu höfliche Leute ihn für einen ſehr intereſſanten, wunderbaren, nur leider etwas dunkeln, genialen Helden halten, mit dem man es ja nicht verderben müſſe. Dortchen zeigt zwar wahren Widerwillen, doch auch eine Art von Scheu vor ihm, indem ſie ihn einen swaggering rascal nennt; und die Wirthin redet ſich ſelbſt auf die angenehmſte Weiſe in lauter Zorn und Abſcheu, vermiſcht mit Furcht und Zittern, hinein, bei dem bloßen Gedanken, daß ein ſolches Weſen in ihre heiligen Hallen treten ſolle. Aber Falſtaff hat ihn längſt als einen tame cheater (zahmen Betrüger) erkannt, der ſelbſt nicht gegen eine Truthenne zu renomiren wagt, ſobald ſich nur ihre Federn zum Widerſtande ſträuben. — Einem Fluellen gegenüber (ſ. Heinrich V.) iſt er natürlich verloren. Hat alſo dieſer Charakter, einzeln genommen, keinen Anſpruch uns zu gefallen, denn mit deſſen Sittlichkeit ſieht es noch bei weitem übler aus, als mit den Dramen aus denen er citirt, ſo iſt die Kunſt des Dichters deſto mehr anzuerkennen, die ihn im Zuſammenhange zu einer der luſtigſten Figuren gebildet hat, und zwar zu einer ſolchen, deren geiſtig Charakteriſtiſches zu allen Zeiten geblieben iſt. — Wie reichgeſegnet iſt z. B. die Gegenwart mit äſthetiſirenden Piſtols! —

§. 26.

Bardolf iſt ein paſſiveres Gemüth, vielleicht ſchon um deswillen, da er den Zündſtoff für Andere ſtets in ſeinem Geſichte leuchtend trägt. Man könnte ihn wohl gar, wenn der Scherz nicht zu kühn iſt, mit der Laterne vergleichen, an der eine muntere Gartengeſellſchaft die Pfeifen anzündet, wenn ſie ein Paar witzige Einfälle —

abrauchen will. Er läßt ſich das alles ganz wohl gefallen, ſobald er nur mit dem freigehalten wird, was dem **Feuer** ſeiner Naſe ſtets neue Nahrung verſchafft. Wagt er ſelbſt einmal einen Spaß, ſo wird er von Falſtaff und dem Prinzen augenblicklich beſiegt; ja ſelbſt der Page, den er ſeltſamerweiſe einen „tugendhaften Eſel und verſchämten Narren“ nennt, wird augenblicklich ſein Meiſter, wozu freilich nichts weiter gehört als ſogleich mit vollen Händen in den eben angedeuteten ungeheuern Witztopf zu greifen und das Flammengeſicht des Gegners mit einem Paar daraus geſchöpften Tropfen zu beſpritzen. Uebrigens befindet ſich Bardolf bei ſeiner Paſſivität ſehr wohl. Es fällt ihm nie ein zu zürnen, und da er Andern bequem iſt, ſo gönnt man ihm gern ſelbſt bequem zu leben. Einmal fällt es ihm gar ein, ehrbar zu thun; aber es geräth übel, und er wagt es nicht wieder.

Poins iſt nicht bloß ungleich activer als Bardolf, ſondern der behendeſte der ganzen erwachſenen Geſellſchaft; nicht nur ſtets bereit die Witzplane Anderer zu unterſtützen und auszuführen, ſondern auch ſelbſt welche zu erfinden, und jeder Zuſchauer wird dankbar geſtehen, daß er die erſte Myſtification Falſtaff's, und mithin deſſen bis zur Schauerlichkeit lächerliches und bis zur Lächerlichkeit ſchauerliches Wort: „iſt keine Tugend mehr auf Erden?“ ihm, dem flinken Geſellen verdankt: denn er allein hat den „Zuckerprinzen“ (my good sweet honey lord) zu dem veranlaſſenden Abenteuer überreden können.

Er rühmt ſich ſogar einer Art von moraliſcher Ausgezeichnetheit und ſchwört beim Sonnenlicht, „von ihm ſpreche man gut," und das Schlimmſte was man von ihm ſagen könne ſey, daß er ein „jüngerer Bruder ſey" (die bekanntlich, und nicht bloß in England, oft genug übel daran ſind!) und ein tüchtiger Geſell auf ſeine eigene Hand. Aber gerade in dieſer letztern Beziehung irrt er, er iſt leider nichts auf eigene Hand, ſondern alles auf fremde Hand. Er hat ſich ſelbſt um ſeine geiſtige Phyſiognomie gebracht und gleicht einer wenigſtens zur Hälfte abgegriffenen leichten Silbermünze, wobei wir jedoch die Geltung des Metalls als ſolches nicht vergeſſen dürfen. Seine Gewandtheit hat ihn dem Prinzen unentbehrlich gemacht; er fühlt das und iſt ſo ſtolz darauf, daß er geſchworen haben ſoll, der Prinz müſſe ſeine Schweſter Lene heirathen. Der Gewährsmann dieſer Nachricht iſt freilich nur Falſtaff, aber er giebt ſie doch ſchriftlich, und Poins kurze Erklärung: „geſagt habe ich es nie" wird durch den luſtigen Vorderſatz: „wäre dem Mädchen nur nichts Geringeres beſcheert" faſt um allen Gehalt gebracht, und der Ritter hat diesmal nur geklatſcht aber nicht gelogen. Wenigſtens bleibt die Sache unentſchieden, wenn nicht etwa irgend eine neue Akademie der ſcherzenden Wiſſenſchaften und Künſte nähere Data in Hinſicht der Poins'ſchen Schuld oder Unſchuld an den Tag zu bringen im Stande iſt. Zuweilen hat es den Anſchein, als ſey Falſtaff ganz beſonders übel auf Poins zu ſprechen, faſt wie auf einen Feind. Sein

Witz, den Dortchen fein nennt, ſey mit nichten fein, ſondern dick wie Senf von Tewksbury, und er habe nicht mehr Verſtand als ein Hammer. Er läßt ſich dann in eine bis zur geiſtigen Vernichtung ſcharfe detaillirte Schilderung des Geſellen ein, und geſteht ihm am Ende nur gewiſſe Springergaben (gambol faculties) zu, die einen ſchwachen Geiſt und einen geſchickten Körper beweiſen. Wie man aber wohl zu ſagen pflegt: „daher die Thränen“ (hinc illae lacrymae), ſo könnte man hier ſagen: daher der erhöhte bittere Witz des Ritters, der gewiß recht gern die Hälfte ſeines Geiſtes — arm würde er dadurch ja doch nicht — hingeben möchte, wenn er dafür ein weniges von Poins körperlicher Gewandtheit eintauſchen könnte. So etwas darf er ſich aber nicht merken laſſen, und daher die fingirte Verachtung.

§. 27.

Der **Page** iſt anfangs als ein vorbereiteter perſonificirter Contraſtwitz zu betrachten, und Falſtaff hat ohne Zweifel recht, wenn er vermuthet, daß der Prinz ihn nur des Gegenſatzes wegen in ſeine Dienſte gebracht habe. Solche vorbereitete Witze ſind für den Dichter gefährlich, weil der vorbereitete Zuſchauer und Leſer faſt nie lacht; hier aber wird ſchon durch die offene Erklärung, es ſey wirklich vorbereitet, alles wieder gut gemacht. Der bloße Anblick des kleinen zarten Knaben neben dem ungeheuern breiten Ritter hat ſchon etwas zur Fröhlichkeit ſtimmendes, und der geübte Leſer macht manche Bonmots voraus, die Falſtaff ſogleich ſelbſt hinſtrömen wird. — Es ließ ſich vorherſehen was erfolgen würde: der Knabe hatte nur die Wahl, entweder ſchnell fortzulaufen oder ſich bei dem Herrn in die Lehre zu geben. Er hat das Letztere gewählt, und iſt zu deſſen Affen geworden; aber zu einem höchſt drolligen angenehmen Affen. Die Freiheit und Selbſtſtändigkeit fehlt ihm nunmehr freilich ganz; doch kümmert ihn das wenig, da es ihm ſchon genug dünkt, nach Falſtaff der erſte zu ſeyn. Noch iſt er es nicht, aber er kann es werden. Jetzt iſt noch ein gewiſſer halber Schimmer von Unſchuld und Knabenhaftigkeit um ihn gebreitet; doch giebt ſchon das ſichtbare Streben nach Witz und einige grelle Bilder, die er zu ſeinen Gleichniſſen braucht, Zeugniß, wie glücklich er leider die Falſtaff'ſche Schule beſucht hat. Kommt nun noch vollends dazu, daß ſein Witz gelobt, ja ſogar bezahlt wird, wie hier von dem Prinzen ſelbſt, ſo läßt ſich der Erfolg vorausſehen.

Iſt es aber verſtattet bei ſo luſtigen Sachen eine ſehr ernſte Frage zu thun (und bei Shakſpeare iſt ſie das immer), — ſo möchten wir hier wohl fragen: wer iſt in dieſer einen Beziehung der Schuldigere? Falſtaff, der ſich ſtets offen und ehrlich als Taugenichts gezeigt hat, und der deshalb als eine geſellig wirkende Natur einen ihm anvertrauten Zögling nothwendig verführen wird, oder der Prinz, der, dies alles ſo genau kennend, ihm dennoch den lieben Knaben anvertraut? Was kann er anders dabei haben wollen als — Spaß? und iſt ein ſolcher in das Ungeheure getriebener Scherz, der unmittelbar mit Menſchen und vollends mit Kindern, wie mit Marionnetten, ſpielt, nicht ein unſittlicher zu nennen? Uns, den Zuſchauern, hat Heinrich dadurch ein köſtliches Schauſpiel bereitet; ſich ſelbſt aber mit einer Sünde beladen. Der Dichter jedoch hatte vollkommen recht ihn ſo zu ſchildern, denn der Prinz konnte und ſollte damals noch nicht höher ſtehen.

Merkwürdig iſt Falſtaff's Wort über den Pagen: (Act II, Scene 4) „Was den Knaben betrifft, ſo iſt ein guter Engel um ihn, aber der Teufel überbietet ihn;" doch ſind wir geneigt ihm hier zu widerſprechen und dem guten Engel den Sieg zuzutrauen. Das Anſchauungsvermögen und die Phantaſie des Knaben iſt freilich auf immer verletzt; aber das Genie der Liebe bleibt ihm treu, und ein ſolches zeigt ſich bei ihm (wie wir bereits früher angemerkt haben) im Schmerze über den Tod des Ritters und zwar auf eine Weiſe, die man beinahe ruchlos und fromm zu gleicher Zeit nennen möchte. Ihm iſt jedoch dieſe leidenſchaftliche Liebe doppelt anzurechnen, da er bei dem Ritter gewiß nur ein unruhvolles, äußerlich armes Leben führen konnte.

§. 28.

Corporal Nym iſt gleichfalls bereits früher bezeichnet worden als ein Mann, der in angeflogener und angewöhnter Liebe zum Humor, von dem er aber nichts weiter kennt als den Namen, durch das ſtete Nennen dieſes Worts den Kranz des Humors ſelbſt zu erreichen hofft. Er ſpricht faſt immer nur auf das Gerathewohl, fröhlich und guter Dinge hoffend, es werde doch zuweilen etwas Gutes herauskommen, da ja jenes Zauberwort die Wirkung nicht verfehlen kann. — Leute wie Piſtol und Nym ſind wahrhaft unſterbliche Perſonen, kommen nicht ſelten in den Literaturgeſchichten vor, und ſind, wenn das Glück gut iſt, zuweilen gefeierte Mitarbeiter an geleſenen Zeitſchriften. Die heutigen Nym's haben noch dazu das Talent, das vielleicht vorgeſtern gelernte Wort Ironie alle Tage hundertmal auszuſprechen, und überſtrahlen deshalb ihren einſeitigen Ahnherrn weit.

Peto und Gadshill füllen nicht bloß die Scene, ſondern ſind, trotz ihres geringen Gehalts nothwendig, weil ſie die Helfer der Helfer ſeyn ſollen, und Falſtaffs Schule auch nothwendig einige Unfreie und Schwache aufweiſen muß, welche bloß als Inſtrumente gebraucht werden. Unvergleichbar freier bewegen ſich die beiden unſterblich rohen und gemeinen Kärrner (Th. I, Act II, Scene 1) deren anti-idylliſche Converſation — ſie können ſich nun einmal ſo früh nüchtern nicht höher ſchwingen, und geben ſich auch nicht für zarte Schäfer aus — gleichſam als ſcherzender Prolog zu den gleich darauf folgenden mehr als bloß luſtigen Streichen zu betrachten iſt.

Auch der Rekruten, welche der Ritter bei dem Friedensrichter Schaal aushebt, ſoll nicht vergeſſen werden. Sie ſind alle ſo erfreulich lebendig vor unſer Auge gebracht, daß wir keinem einzelnen einen beſondern Vorzug vor dem andern geben möchten, wenn ſie ſich nach der Reihe vor uns hinſtellen, umweht von Falſtaff's luſtigen Wort- und Namenſpielen, und von des Friedensrichters drei-, vier- bis fünfmaligen jauchzenden Lobeserhebungen des Falſtaff'ſchen Witzes. Sollten wir aber dennoch einen komiſchen Liebling herausnehmen, ſo wäre es der ſchätzbare Frauenſchneider Schwächlich. — Dieſe Perſon iſt in ihrer Art vollſtändig, und ſagt die einfachſten und köſtlichſten Dinge nur ſo hin, als müſte es ſo ſeyn, z. B. „ich will nach beſten Kräften thun, Herr, ihr könnt nicht mehr verlangen" — „meiner Treu, ich frage nichts darnach, ein Menſch kann nur einmal ſterben, wir ſind Gott einen Tod ſchuldig, ich will mich nicht ſchlecht halten, wer dies Jahr ſtirbt iſt für das nächſte quitt." Was fehlt dieſer Philoſophie? was dieſem tugendhaften ſinnreich edlen ſchwächlichen Frauenſchneider? Er iſt, wie Falſtaff ſehr richtig ſagt, ein ehrwürdiger Schwächlich, eine ergrimmte Taube, oder allergroßmüthigſte Maus, und es kommt bloß auf die Beſtimmung an, wie viel das ſey.

§. 29.

Endlich die Frauen, in beiden Theilen des Schauſpiels. Sie ſpielen alle nur untergeordnete Rollen, weil in dieſem Werke ſie ſchlechterdings keine andern als ſolche ſpielen konnten. Wie tief und klar der Dichter das Weſen der Weiblichkeit eingeſehen und wie ſo ganz unvergleichlich und unnachahmlich er die Liebenswürdigkeit und die Bedeutſamkeit des Geſchlechtes zu ſchildern verſtand, darüber ſind wohl alle einig die überhaupt wiſſen wovon die Rede iſt; daß er aber ſolche Schilderungen nicht ſolchen Werken aufnöthigte wohin ſie nicht gehören, und daß er insonderheit in ſeinen rein hiſtoriſchen Werken aus reiferer Mannszeit ſich ſtets künſtleriſch zu begränzen wußte, iſt leider nur ſelten anerkannt worden, oder man hat ihn wohl gar mit vorlauter Keckheit getadelt, daß er zuweilen die Frauen ſo unbedeutende Rollen ſpielen laſſe. Wir ſind freilich in unſern Schauſpielen an das Gegentheil gewöhnt, die Damen leiten überall und alles ein. Man kennt die ſchlimmen Kunſtſtücke der Rodogüne, und hat ſich ſogar gefälligſt bequemt zu dem Glauben, daß Hippolytus, obwohl wegen des grellſten Weiberhaſſes verrufen, dennoch die etwas trocknen, oder wenn man lieber will, in hergebrachter grandioſer Zähheit einherſchreitende kronenverlangende Aricia mit melodiſch ſeufzender Zärtlichkeit lieben könne. Giebt man aber auch allenfalls dieſe franzöſiſchen Dichterprinzeſſinnen als antiquirt auf, ſo wird man ſich doch nicht leicht entſchließen können idealiſche Geſtalten aus der deutſchen Schule abzulehnen, auch wenn ſie in manchen hiſtoriſchen Schauſpielen unnöthig, ja ſtörend für den innern Organismus des Kunſtwerks ſeyn ſollten. Ein bekannter (verſtorbener) deutſcher Schriftſteller geht in ſeiner Rigidität ſo weit, Thekla aus dem Wallenſtein ganz hinweg zu wünſchen, ja ſogar, was noch mehr ſagen will, auch Egmonts Klärchen. Ich bin entfernt ihm beizuſtimmen, denn Thekla's Exiſtenz möchte doch wohl gerechtfertigt und Klärchens Verhältniß zu Egmont als durchaus *unentbehrlich* gezeigt werden können; in jedem Falle aber darf man im allgemeinen ſagen: auch das ſchönſte Einzelbild der Männlichkeit oder Weiblichkeit wird nur dann Lob verdienen, wenn es in dem Kunſtwerke, d. h. im Verhältniß zum Ganzen, als nothwendig erſcheint; iſt dies nicht der Fall, ſo wird der Dichter, und hätte er auch ein herrliches Talent zu ſeinem Gemälde aufgeboten, für ſelbſtgefällig und liebäugelnd gehalten werden müſſen. Man denke ſich nur, wenn Shakſpeare in ſeine Heinriche eine Imogen, Cordelia oder Miranda gebracht hätte, ob nicht das Ganze aus ſeinen Fugen geriſſen worden wäre.

§. 30.

Lady Percy iſt gerade eine ſolche Frau, wie ſie, *als* Lady Percy, ſeyn kann. Der Heißſporn hat ſie gewählt, weil ſie nach ihrem Vermögen auf ſeiner Fährte wandelt. Sie iſt kräftig, munter, über ihre Rechte wachend, manches verſuchend um auch ein wenig Einfluß zu bekommen, geduldig, aber nur eine Zeit lang, dann wohl auch ziemlich derb; doch ſieht ihr die Drohung: „Heinrich, ich breche Dir den kleinen Finger" nicht übel, denn es ſcheint ſolcher Phraſen zu bedürfen, um den zerſtreuten Gatten wenigſtens aufmerkſam zu machen. Auf tauſend andere Männer könnte ſie vielleicht großen Einfluß gewinnen, nur nicht auf ihren Heißſporn, der keiner gänzlichen Hingebung in Liebe fähig iſt. Eben ſo wenig aber darf man ſagen, daß er ſie nicht liebe oder daß ſie ihm gleichgültig ſey. Er, der ohnehin nie Zeit hat (vielleicht weil die Zeit ihn hat), denkt weder an das eine noch an das andere, ſondern iſt nur mit ſolchen Dingen beſchäftigt, bei denen, nach ſeiner Meinung, die Frauen gar keine Stimme haben. Ihre Liebe für ihn iſt entſchieden, und zeigt ſich beſonders nach ſeinem Tode, wo ſie in ihm alles findet, was ſie vielleicht im Leben nicht ſelten vermißt hat, aber ihr Schmerz iſt nicht ganz rein und ſie braucht ihn ſogar einmal als Schreckbild für den alten Northumberland.

Lady Northumberland ſcheint ſich ihrer geringen Bedeutung ſelbſt bewußt zu ſeyn, ſie ordnet ſich der ſtärkern jungen Witwe gern unter, und überläßt es ihr, den Alten zur ſichern Flucht zu zwingen.

Anziehender iſt dagegen Glendowers Tochter, die Gemahlin Mortimer's Grafen von March. Wir vernehmen von ihr kein verſtändlich geſprochenes Wort, denn ſie hat die engliſche Sprache noch nicht gelernt, ſo wie ihr in weichem Müßiggange hinſchlendernder Gemahl ihr Waliſiſch gleichfalls nicht verſteht. Die Liebe für ihren Gatten iſt nicht eben platoniſcher Art, doch gewinnt eine gewiſſe Poeſie der ſinnlichen Harmloſigkeit ihr einiges Intereſſe. Schade, daß uns der Dichter das wälſche

Lied, welches ſie ſingt, nicht mitgetheilt hat, da hier ein Erſatz ſo ſchwierig ſeyn dürfte.

§. 31.

Kaum wage ich dieſen vornehmen Damen ſo übelberufene Perſonen, wie die Wirthin und Dortchen Tear-Sheet, nachfolgen zu laſſen; doch zwingt uns das Drama dazu. Die Wirthin iſt bereits oben charakteriſirt worden, in ihrer Hauptbeziehung zu Falſtaff, von dem allein ihr Leben den wahren Silberblick empfängt, welcher durch alle Zeiten ſiegend hindurchleuchten wird. Sie hat ſich bei allen Leſern und Zuſchauern Gönner und Freunde genug erworben, und ſchon der einzige Umſtand, daß ſie, uneigennützig, die Decoration für die Witzkämpfe herleihet, verpflichtet zu lebhaftem Danke. — Wofür ſollen wir aber der Tear-Sheet danken? Ihr ſelbſt allein für gar nichts, denn ſie ſteht in der That noch tief unter allen andern „Epheſiern von der alten Kirche," mit denen Falſtaff ſpeiſet. An Witz fehlt es zwar auch ihr nicht, und der Vergleich des Falſtaff'ſchen Ganges mit einer ſchwer hinwandelnden, durch irgend einen Zauber bewegten alten breiten Kirche giebt den beſten nichts nach; — wie aber wenn wir uns verſucht fühlten gar nichts von ihr hören zu wollen, weil ihre Lippen zu ſehr entweiht ſind? Es giebt bewährte Freunde des Dichters, die ſonſt gern alles in den Heinrichen gelten laſſen wollen, nur nicht dieſes Dortchen. Ich kann dieſe Ueberſtrenge nicht theilen, denn wenn einmal Falſtaff vollſtändig vor uns erſcheinen ſollte, ſo durfte ein Verhältniß wie dieſes nicht fehlen. Kann er aber je ein anderes und beſſeres gewinnen? So lange er Er bleibt, nicht, und als er einmal wirklich nach einer etwas höher geſtalteten, doch faſt noch unſittlichern Liebe trachtet, — (die jungfräuliche Königin Eliſabeth hatte es ja ſo befohlen) — geräth es ihm gar übel, und die fröhlichen Windſorfrauen ſiegen durchgängig über ihn, der ſonſt ſo ſchwer zu überwinden war. — Sollte indeſſen — ſo könnte man weiter fragen — nicht eine bloße Andeutung genug geweſen ſeyn, und hätte ſich der Dichter nicht das Ausmalen des Verhältniſſes zu der Tear-Sheet verſagen ſollen?" Mir ſcheint: er konnte und durfte nicht anders verfahren als er wirklich verfuhr, denn die offene Darſtellung, bei der die reine Ironie ſeiner eignen keuſchen und edlen Geſinnung ſtets vorwaltet, wird niemandes Sittlichkeit ſchaden können, ja ſie wird für den, der nun einmal einzelne Lehren ſucht, manche große und wichtige Einzellehre mitbringen, z. B. daß auch eine Welt voll köſtlichem Witz und Humor ohne Sittlichkeit zwar ſelbſt einen Heinrich unwiderſtehlich anziehen und feſſeln, nie aber eine edle Frau zur Liebe bewegen kann, weshalb ſich ſelbſt der Imperator des Witzes mit einem Dortchen begnügen muß! — Nur die Unwahrheit, Selbſttäuſchung und Uebertünchungsluſt der Dichter ſchadet; wahrer Welthumor aber mog nie ohne naive Offenheit in der Schilderung beſtehen. Dennoch kann es allerdings ſich zutragen, daß wahrhaft edle Männer — der Frauen hier ganz zu geſchweigen — auch wenn ſie dies alles im allgemeinen zugeben, unwandelbar erklären, ſie wollen und mögen nun einmal Scenen wie die zwiſchen dem Ritter und Dortchen ſchlechthin nicht ſehen. In dieſem Falle würde allerdings der Streit endigen, und ein jeder bei ſeiner Anſicht bleiben.

Eine ſolche Diſſonanz wäre indeſſen noch wohl zu ertragen, denn wie leicht und ſchnell tritt bei jenen edlern Gegnern der volle Accord der Liebe für den Dichter wieder ein, an dem wir uns gemeinſchaftlich erfreuen.

XVIII.

König Heinrich der Fünfte.

§. 1.

Der ſterbende Heinrich IV. hat dem Sohne geſtanden, was dieſer freilich längſt wußte, daß er durch Nebenſchliche und krumme Wege die Krone erlangt, die deshalb auch nur läſtig auf ſeinem Haupte geſeſſen habe. „Dir", heißt es dann weiter,

> Dir fällt ſie heim nunmehr mit beß'rer Ruh,
> Mit beß'rer Meinung, beſſerer Beſtät'gung:
> Denn jeder Flecken der Erlangung geht
> Mit mir ins Grab. (!?) An mir erſchien ſie nur
> Wie eine Ehr' erhaſcht mit heft'ger Hand;
> Und viele lebten noch mir vorzurücken,
> Daß ich durch ihren Beiſtand ſie gewonnen;
> Was täglich Zwiſt und Blutvergießen ſchuf u. ſ. w.

Was er erjagt habe, falle nun dem Sohne mit ſchönerm Anſpruch heim, da er durch Erblichkeit die Krone trage. Dennoch dürfe auch er ſich nicht zu ſicher glauben, ſondern müſſe ſtets die „ſchwindlichten Gemüther mit fremdem Zwiſt beſchwichtigen," damit durch das

Wirken in der Ferne das Angedenken voriger Tage ausgelöſcht werde.

Was der Prinz erwiedert, zeigt deutlich, daß er von ſeinem eignen Recht vollkommen überzeugt iſt; und wie ſich hier auch die Meinungen Einzelner trennen mögen, immer wird es uns erfreuen müſſen, ihn wenigſtens in ſich ſelbſt geſichert zu ſehen. Mit des Vaters Tode fällt jeder Zweifel in ihm hinweg, und die Zeit des innern Zwieſpalts iſt vorüber. Wir ſollen nicht mehr den Schlangenwindungen verſchlagener Politik allein zuſehen, ſondern vor unſer Auge tritt ein wahrer, jugendlich offener König, der, mit ganzer Seele an ſein Recht glaubend, daſſelbe männlich ſchützen will gegen jedermann, ſo lange noch Athem und Leben in ihm iſt.

§. 2.

Dennoch weiß er bei aller Poeſie des Gemüths — oder vielmehr eben **weil** er ein wahrhaft poetiſches Gemüth hat — gar wohl, wie er in der wirklichen Welt ſteht. Krieg nach außen hin iſt was er wünſcht, nicht allein um den brittiſchen Vaſallen Beſchäftigung und ſeinem Throne Sicherheit zu geben, ſondern weil ſein Geiſt ihn treibt, neue Siegeskränze um ſeine Krone zu winden und die Verirrungen ſeiner Jugend vergeſſen zu machen. So fallen die Plane ſeiner Klugheit mit der Sehnſucht des Herzens zuſammen. Aber auch mit denen des Ehrgeizes? Ohne Zweifel iſt er nicht frei von dieſem Fehler, aber es iſt doch nur ein gemäßigter und keineswegs der des bloßen Eroberers. Eher könnte man ſagen, Heinrich ſey ſelbſt als König mehr Ritter als König, und verlange mehr nach Ehrenzweikämpfen als Völkerſchlachten; allein auch dem iſt nicht alſo, denn er iſt König und Ritter, und Ritter und König.

Ehe er Krieg beginnt, gehen große hiſtoriſch-politiſche Forſchungen voraus, ob er den Kampf mit Frankreich auch mit Recht, und ohne ein ſtrafendes Gewiſſen befürchten zu müſſen, wagen dürfe. Hier kommen ihm die vornehmſten Sprecher ſeiner Geiſtlichkeit, vor allen der Erzbiſchof von Canterbury zu Hülfe. Auch ſie wünſchen Krieg, denn eine dräuende Bill, die jetzt verhandelt wird, wodurch die Geiſtlichkeit die Hälfte ihrer Güter einbüßen würde, ſoll hintertrieben werden, was leicht gelingen mag, da der König bei dem Ausbruche eines ſo ſchweren Krieges mit Frankreich ohne Zweifel nur einen befreundeten Clerus wird zurücklaſſen wollen. In dieſem Falle (wenn der König jene Bitte fallen läßt) will man ihn über ſeine Zweifel beruhigen und unterſtützen. Wie leicht aber kommt die Beruhigung aus ſolchem gelehrten und gefeierten Munde! — So wird Heinrich belehrt, das Saliſche Geſetz, welches bekanntlich den Frauen die Thronerbſchaft verſagt, ſey nur für das Land zwiſchen der Saale und Elbe jemals gültig geweſen und gehe deshalb das jetzige Frankreich nichts an; — ſo wie es denn überhaupt durch das moſaiſche Geſetz „das Erbe ſey der Tochter zugewandt, wenn der Sohn ſtirbt“ gewiſſermaßen aufgehoben werde.

§. 3.

Was an dieſen Forſchungen etwa Ungründliches ſey, kann Heinrich, der hier ja ausdrücklich lernen will und ſich deshalb an den berühmteſten Lehrer ſeiner Zeit wendet, nicht genau beurtheilen, und wie manches ſich etwa gegen jenen Vortrag einwenden ließe, der Fürſt ſelbſt iſt entſchuldigt. Dennoch würden wir, da unſer Herz bei dieſen Verhandlungen kalt bleibt, ihm nur mit geringem Intereſſe in den Kampf folgen, wenn nicht ein entſcheidender Umſtand unſer Gemüth ganz auf ſeine Seite brächte. Der Dauphin von Frankreich, ein ſeichter und eitler Jüngling, hat von Heinrichs wildem Jugendleben manches gehört, das ihm höchlich misfällt, da er, den überſchäumenden Witz der Willkür nicht entdeckend, nur Rohheit darin finden mag. Als deshalb Heinrich zuerſt nur einige franzöſiſche Herzogthümer, die ihm von Seiten ſeines großen Vorfahren Eduard's III. zu gehören ſcheinen, in Anſpruch nimmt, erwiedert er faſt das Schlimmſte, was der Menſch dem Menſchen, vor allen aber der Fürſt dem Fürſten erwiedern kann: — Spott und Hohn. Vielen Geiſt vermochte er wohl nie zu verwenden; den wenigſten aber hat ihm vermuthlich dieſer Scherz gekoſtet, der in nichts weiter beſteht als in einer Kiſte mit Federbällen, die dem gern ſpielenden Heinrich als Erſatz für jene verweigerten Herzogthümer dienen ſollen. Dieſer Spaß aber darf nicht als bloße Privatſache zwiſchen dem Dauphin und dem Könige abgemacht werden, der ganze Hof ſoll erfahren wie witzig der Prinz ſeyn könne, und deshalb muß der franzöſiſche Geſandte jene geiſterfüllte Kiſte ſich gleich bei der erſten feierlichen Audienz nachtragen und öffnen laſſen.

Was Heinrich antwortet, war leicht vorher zu ſehen; doch möge aufmerkſam gemacht werden auf die Macht der in Reden und durch Reden immer ſteigenden Beredſamkeit, die an Ulyß erinnert, der auch gewöhnlich ſanft und leiſe begann, ſich nach und nach hob und wie ein Gewitterſturm ſchloß. Das bloße Wort „Spott“ erſcheint in dieſer Rede in ſo mannigfaltiger Geſtalt, daß es zuletzt beinahe furienhaft wirkt, und wir den Vorhang weggezogen ſehen, der die Zukunft verbirgt mit ihren zerſtörten Städten und blutvollen Schlachtfeldern, die dieſer Spott erſpottet hat.

§. 4.

Nehmen wir ſpätern Leſer jene Federbälle indeß nicht gar zu tragiſch, ſondern nur im allgemeinen ernſthaft, ſo möchten wir zuvörderſt jede Gattung des Witzes für nichtig erklären, die bloß in den Raum, oder wenn man lieber will, bloß in das ſinnliche Auge fällt. Wortloſe Zuſendungen von Sachen ſind nie witzig, auch Verkleidungen ſind es nicht, mögen ſie noch ſo ausgeſucht bunt und fratzenhaft ſeyn, außer wenn ihnen ein beſtimmter Charakter zugedichtet und ausgeſprochen worden iſt, weshalb auch ſtumme Caricaturen nie lächerlich ſeyn, wohl aber gar bald peinlich werden können. Selbſt die beſonnenſte Ausſtattung der verſchiedenartigſten Charaktermasken auf einer Redoute hilſt gar wenig, wenn jene Charaktere nicht auch durch Sprache und Melodie gehalten werden. Wir möchten wohl das Urtheil eines ſehr competenten Richters, des Ritters Hans Falſtaff's, über dieſe Angelegenheit vernehmen, und man kommt in die Verſuchung zu wünſchen, er möge bei der Audienz zugegen geweſen ſeyn, um des Königs genialen tragiſchen Ernſt durch genialen Humor zu verſüßen *).

§. 5.

Der nun folgende Krieg in Frankreich iſt auf eine Weiſe gezeichnet worden, die wir für allein zweckmäßig und zum Ziel führend halten. Wohl iſt es wahr, daß die Schilderung deſſelben, ſo wie einzelner Schlachten, ſich mehr für das epiſche Gedicht eignet als für das dramatiſche; aber man würde ſehr irren, wenn man Shakſpeare beſchuldigen wollte das nicht gewußt zu haben, denn er hat das einfachſte, und wenn ich ſo ſagen darf,

---

*) Deutſche Leſer erinnern ſich aus der Geſchichte oder auch nur aus Schiller's trefflichem Tell, bei den Federbällen des Dauphin, vielleicht an den Blumenkranz, den einſt Kaiſer Albrecht bei einem Feſtmahle ſeinem Neffen dem Herzoge Johann von Schwaben aufſetzte, um das Verlangen des Jünglings nach ſeinem Fürſtenthum wegzuſpotten. Andern Leſern fallen vielleicht die verachtenden Scherzworte des Kurfürſten von Sachſen zu Kunz von Kaufungen ein: „Verbrenne mir nur die Fiſche im Teich nicht;“ noch Andern — vieles Andere, denn die Geſchichte hat ſolcher Hohnworte manche aufbewahrt. Die böſen Früchte die ſie trugen ſind bekannt, und wo die Lehre ſo deutlich iſt, bedarf es keines Wortes mehr darüber.

ehrlichſte Mittel gewählt, das Epos und das Drama zu vereinigen. Es iſt der Chorus, der das Geſchäft übernimmt, die für die Bühne nicht geeigneten Handlungen und Begebenheiten in den Zwiſchenacten zu erzählen. Wir bedauern, daß man in ſpätern Zeiten dieſe gar wohl zu rechtfertigende Methode vernachläſſigt oder wohl gar als unkünſtleriſch verworfen hat, denn durch dieſe ſeltſame Scheu ſind inſonderheit zwei große Uebelſtände veranlaßt worden. Erſtlich hat man ſich genöthigt geſehen manche der edelſten Stoffe für das Drama gleichſam als der Behandlung unfähig zu verwerfen, wobei man freilich, wäre die enge Theorie ſelbſt richtig, recht gehabt haben würde. Fragen wir uns nur ſelbſt, wenn einmal die deutſche Nationalbühne zu einer wirklichen allgenügenden Nationalbühne erhoben werden ſollte, und inſonderheit vaterländiſche Stoffe die ihrer würdigen Dichter fänden, ob z. B. Karl der Große, Otto der Große, die Hohenſtaufen, Max, der dreißigjährige Krieg u. ſ. w. auf die hergebrachte Weiſe würden dramatiſch darzuſtellen ſeyn. — Möge ſich doch ja kein Dichter einbilden, als dürfe er bei der Mehrheit der Zuſchauer auf ſonderliche Kenntniß in der vaterländiſchen Geſchichte rechnen. Dieſe Mehrheit weiß höchſtens die Anekdote von Eginhard und Emma und Aehnliches; aber von Otto, den Hohenſtaufen, Max u. ſ. w. nicht viel mehr als nichts. Dagegen iſt ſie mit der Maintenon, Lavalliere, Pompadour faſt bis zum Erſchrecken vertraut, weiß von Voltaire viele Witzworte zu erzählen, und von Rouſſeau wenigſtens daß er träumeriſche Spaziergänge gemacht; hat aber leider dabei vergeſſen, daß es auch eine — deutſche Geſchichte giebt, in der recht viel Intereſſantes zu finden ſeyn ſoll. Weil aber dieſem Uebelſtande weder Klagen noch Spott abhelfen können, ſo wird ſich der Dichter bei der dramatiſchen Darſtellung der vaterländiſchen Geſchichte der höchſten Deutlichkeit befleißigen müſſen und den Chorus gewiß nicht entbehren können.

§. 6.

Der zweite Uebelſtand, welcher aus dem Mangel jenes Chors entſprungen iſt, beſteht in den ſtatt deſſelben erfundenen Surrogaten, an die wir uns leider faſt ſchon gewöhnt haben, als ſeyen ſie etwas Rechtes. Wir machen nämlich aus jenem Chor einen Vertrauten, der gewöhnlich gleich anfangs einen unglücklichen Prinzen oder eine unglückliche Prinzeſſin fragen muß, was ihnen wohl eigentlich fehle. Jene wollen anfangs nicht mit der Sprache heraus, da ſie ſich meiſtens in einer Art von tugendhafter Deſperation ſchon an das Stummſeyn gewöhnt haben; allein der Vertraute ruht nicht, bis er ihnen die Lippen geöffnet, worauf dann eine Erzählung folgt, die ſo ziemlich den erſten Act ausfüllt, indem auf dieſe Weiſe ſchlechterdings nichts anders agirt werden kann. Jetzt ſollte nun wenigſtens der Vertraute ganz wegbleiben, denn er hat ſeine Pflichten erfüllt; das aber erlaubt abermals die Regel nicht, und ſo muß ſich der arme Menſch durch alle fünf Acte ärmlich durchquälen und von Zeit zu Zeit anfragen, ob dem Prinzen nichts Neues zugeſtoßen ſey.

§. 7.

Ueber die eben ſo ſcherzhafte als ernſthafte Entſchuldigung des Dichters wegen der Darſtellung der Schlachten in dem engen Raum der Bühne und mit ſo unzulänglichen Mitteln, hat W. Schlegel treffend geurtheilt, und wir ſetzen deshalb bloß eine Bemerkung hinzu: ſelbſt eine mittelmäßige Phantaſie wird rege, wenn man ihr nur friſchweg zumuthet ſich den Raum größer zu denken und auszuſchmücken; im Gegentheil aber kann ſelbſt eine lebendige Einbildungskraft verdroſſen werden, wenn man ihr mit poeſieloſer Dienſtbefliſſenheit jede Arbeit abnimmt und ſogleich die ganze proſaiſch-wirkliche Decoration vor das ſinnliche Auge ſchiebt. Da jedoch eine ſolche Phantaſie nicht gern verdroſſen bleibt, ſo wird ſie, um nur aus dieſem Zuſtande herauszukommen, gewöhnlich eine ſatyriſche Richtung gegen einen ſolchen Decorateur einſchlagen. Hat etwa der Anordner für hundert wohlgewappnete Kämpfer geſorgt, die eine Schlacht darſtellen ſollen, ſo wird ſie noch einmal ſo viel oder allenfalls auch noch hundertmal ſo viel verlangen, und giebt man ihr einen Krönungszug mit einem Paar trefflicher Erzbiſchöfe, zwanzig Trabanten, den köſtlichſten fürſtlichen Bienenmänteln u. ſ. w., ſo wird ſie immer rebelliſcher und verlangt noch zwanzig Prälaten, Pikenirer und Hartſchirer mehr, ja ſie will nicht nur ein Paar ächte Diamanten, ſondern tauſend, ſo daß zuletzt gar kein Auskommen mehr mit ihr iſt. Warum ließet ihr euch aber auch jemals auf eine Forderung der bloßen dürren Wirklichkeit ein? — — Doch, zurück zu unſerm Drama!

§. 8.

Wie ſteht nunmehr König Heinrich vor uns! Er iſt der wahre König, der Gegenſatz ſeines Vaters, voll Klugheit und Vertrauen, Ernſt und Heiterkeit, Strenge und Milde, unbeſorgt um ſeine Autorität, aber auch im geſicherten Beſitze derſelben, fürſtlich und ritterlich; aber rein menſchlich, ohne alle enge Sorge des Ranges, friſchen Jünglingsmuth vereinend mit der Beſonnenheit des Mannes, Scherzhaftigkeit mit Frömmigkeit. Das letzte Wort kann hier vielleicht auffallen, doch gewiß nur denen die ſo unglücklich ſind das Weſen der Frömmigkeit zu verkennen und es etwa nur in häufig wiederkehrenden und weitläufig ausgeſprochenen religiöſen Betrachtungen oder wohl gar nur in ſteter Nennung des göttlichen Namens, lauten Gebeten u. ſ. w. finden. Heinrich ſteht unendlich höher als jene müßigen Betrachter, denn nur ein vom reinſten Glauben durchglühtes Gemüth kann ſo ſich zeigen als er vor der Schlacht, die nicht etwa über ſein eigenes Geſchick allein, ſondern über die lebendige Blüthe Englands, über das Loos des ganzen Staats entſcheiden ſoll. Eben weil er das Heilige ſo ſelten ausſpricht, wirkt es um deſto mehr, wenn er den trübern Gloſter durch das einfachſte und wahrſte aller Worte: „Wir ſind in Gottes Händen, nicht in ihren" aufrichtet. Wie ruhig, mäßig, ſtill und Gott vertrauend zeigt er ſich Montjoye gegenüber, dem Ueberbringer der übermüthigſten und frechſten Botſchaft des Dauphins, und jedes Herz wird ihm zugethan, wenn er ſelbſt in deſſen Gegenwart kindlich unſchuldig und gerührt ſpricht:

> — — — heiß ſie mich erſt bezwingen,
> Dann mein Gebein verhandeln. Guter Gott!
> Warum ſie arme Leute doch ſo höhnen?

§. 9.

Aber dieſer fromme Sinn ſteht nicht iſolirt — was er ohnehin nicht kann, ohne ſich ſelbſt herunter zu bringen und zu müßiger Träumerei zu werden — ſondern er iſt eng verbunden mit kriegeriſchem Stolz, Kraft, Freundlichkeit und Herzhaftigkeit. Niemand weiß ſo gut als er, daß aller Vortheil auf der Seite des Feindes iſt, daß volle *fünf* Franzoſen, wohl genährt vom eignen Boden und auf ihm fechtend für den eignen Herd, gegen *einen*, fern von der Heimath, mit Unbequemlichkeiten aller Art, ſelbſt mit dem Hunger kämpfenden Engländer gerechnet werden müſſen. Er weiß, was der morgende Tag aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit nach bringen muß; aber er weiß noch beſſer, daß der Gott der Schlachten, der *über* aller *Wahrſcheinlichkeit*, die *Wahrheit* ſelbſt iſt, dennoch Sieg bringen kann, wenn es ſein heiliger Wille iſt, den Uebermuth diesmal auch irdiſch zu ſtrafen. — Schlafen kann er nicht; aber er wacht gern und der durch Fröhlichkeit und — Noth geſtärkte jugendliche Körper bedarf auch des Schlummers nicht. Geiſtreicher und eingreifender als Harun al Raſchid wandelt er verkleidet durch die Läger ſeiner Krieger und prüft die Soldaten. Er findet tüchtige Leute, aber auch ſolche, mit denen man ihn einſt verwechſelte („Schwadronirer" nannte ihn ſelbſt ja einſt Percy), wahrhafte Kernmenſchen und ächte Alt-Engländer, aber voll einzelner ſeltſamer Gedanken und wunderlich verhärteter Vorurtheile. „Auf den König" legen ſie alles, auf ihn nicht bloß die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Kriegs, nicht bloß den irdiſchen Fall der Einzelnen, ſondern auf ihn auch die Sünden der Einzelnen, die er vertreten ſoll noch vor Gottes Gericht. Er kann für alles, und ſoll auch alles gut machen, aber ſterben wollen ſie gern für ihn, das iſt ihre Pflicht und Ehre. — „Auf den König!" auf ihn allein! — dieſe Worte aus Heinrichs Munde beim Anbruch der Morgenröthe, die dem Rieſenkampf bei Agincourt leuchten ſoll, hat von jeher auf die Gemüther ſelbſt der kälteren Leſer gewirkt, und ihre Bedeutung wird ſtets neu und alt bleiben. Weil aber Heinrichs Frömmigkeit die rechte iſt, ſo iſt ſie auch die heitere und bei ihm dem vollblühenden Jünglinge, oder wenn man lieber will, Jünglingsmanne, geſellen ſich auch jetzt noch die Genien des Muthwillens und des Scherzes hinzu. Er weiß recht wohl, daß man „durch Sorg und Grämen und ſelbſtgemachte Pein"

Gott keine Wohlthat abringen könne, und daß, ſo lang das Leben reicht, der Muth und Wille, mithin auch der Muthwille reichen dürfe. Daß dieſer ſelbſt noch in dieſer Nacht ſich zeigt und zwar auf eine ſehr derbe Weiſe, kann uns deshalb nicht befremden, ſondern nur erfreuen.

§. 10.

Wie aber nun der Morgen wirklich anbricht, welch ein fröhlicher Anblick zeigt ſich hier! Da iſt auch nicht ein Einziger, der ihm mit verdrießlicher oder trüber Miene begegnete. Greiſe, Männer, Jünglinge — Knaben vielleicht — gehen in den Kampf für die Ehre Englands und für den ſchönen ritterlichen König wie zum feſtlichen Tanze und doch wieder ſo ganz ohne Hochmuth, ſo gelaſſen muthig, ſo ruhig froh. Das ganze Heer iſt von einem friſchen kühnen und beſcheidnen Geiſte durchdrungen, es ſind wahre Ritter, die nicht große Worte machen, ſondern friſch und beſonnen handeln, nicht bloß hohle Ritterrüſtungen, die, gleichſam am Draht gezogen, gegen einander raſſeln — wie oft iſt uns das ſtatt der Ritter ſelbſt geboten worden! — ſondern es ſind Menſchen, menſchlich fühlende und denkende, denen das geſellige Hauskleid eben ſo wohl ſteht als die Rüſtung. Jetzt aber haben ſie ſich mit Gott, mit ihrem Könige und mit ſich ſelbſt berathen, und nun kann der Kampf beginnen.

Ueber den Ausgang der Schlacht würde ſelbſt der mit der Geſchichte unbekannte Leſer nicht in Ungewißheit ſeyn können. Für Shakſpeare giebt es nur Eine Tugend: Liebe, und nur Ein Laſter: Unliebe, die ſich durch Hoch- und Uebermuth bekundet; und einen Sieg des Uebermuthes würde der Dichter nie geſchildert haben. Welch eine Fülle von Pomp und Leichtſinn eitler Prahlerei und frivolem Spott ſehen wir hier im franzöſiſchen Lager! Da iſt auch nicht die kleinſte Spur eines höhern Gedankens, alles iſt ſprudelnd wie Waſſerblaſen und gehaltlos wie ſie, und ſelbſt der Witz, mit dem der Dichter ſeine Gegner großmüthig ausſtattet, leihet oftmals die Farbe von den — Sünden, mit denen das Herz beſchäftigt iſt. Aber auch ſelbſt die minder Sündhaften wiederholen doch das uralte, ſchwer beſtrafte Lied: ſie verlaſſen ſich auf die „Zahl der Männer, Roſſe und Wagen."

§. 11.

Iſt aber jene Schilderung des Uebermuths im franzöſiſchen Lager nicht übertrieben? Iſt er nicht vom bloßen Nationalhaß eingegeben? Ich möchte wenigſtens das Letztere geradezu verneinen, und was das Erſte betrifft, ſo wollen wir erwägen, daß, ſobald einmal jene Zahl der Männer, Roſſe und Wagen als ein Entſcheidungspunct angeſehen wird — und wie oft wiederholt ſich das in der Geſchichte! — ſo kann der Uebermuth gar nicht ausbleiben, und es iſt unſtatthaft über das Maaß deſſelben mit dem Dichter rechten zu wollen, der gar wohl ahndete, wie leicht es ſeyn mag, im Vertrauen zu weit zu gehen, wenn man mit fünffach überlegener Macht einen halb verhungerten Feind angreifen will. Aber Nationalhaß, was wir gewöhnlich ſo nennen, davon weiß des Dichters reine Seele nichts; obwohl ihm ohne Zweifel jener unächte Kosmopolitismus ganz fremd blieb, mit dem ſich manche Neuere wohl gar zu brüſten pflegen. — Der Menſch ſoll die Menſchheit lieben und in den Einzelnen, die ihm im traulichen Leben begegnen und deutlich als würdige Häupter erſcheinen, die Repräſentanten des höhern Gedankens; er ſoll ſein Vaterland lieben als den heiligen Altar und Herd, damit ſein Geiſt nicht im Unermeßlichen verflattere und dem Gefühl ſichere Heimath bleibe; endlich ſoll er, gerecht und billig, das Gute, Wahre und Schöne freudig anerkennen, es komme von wannen es mag. Dabei aber laſſe er es bewenden und hüte ſich wohl mit ſeinen armen Kräften — Gott ſeyn zu wollen, der das All erſchaffen hat und Alle gleich liebend regiert. Es möchte ihm ſonſt „aus der Fülle der Liebe“ Menſchenhaß zuſtrömen, daß er ſich endlich einſam „aufzehrt in ungenügender Selbſtſucht.“ Iſt er vollends eine ſehr reiche und kraftvolle Natur, ſo möchte es ihm gehen wie dem Timon, den unſer Dichter bekanntlich am beſten durchſchauet und dargeſtellt hat.

§. 12.

Haben wir nun geſehen, wie ſelbſt in dem Mittelpunkte des Ernſtes in dieſem Drama der Humor nicht fehlte, ſo wird es uns doppelt willkommen und nicht überraſchend ſeyn, daß er auch in den Umgebungen auf die mannigfaltigſte Weiſe waltet. Für den Falſtaff'ſchen Geſellſchaftskreis war hier bei ſo erhöhten Verhältniſſen kein paſſender Raum. Nym und Bardolf nehmen ein ziemlich ſchnelles und ſchlimmes Ende, das ſich leider nicht wohl ändern ließ, doch eben durch jene Raſchheit dem unangenehmen Eindrucke wehrt. Nur Piſtol zeigt ſich ausführlich genug und wir würden das gräuliche Geſchick, welches ihm ſeine eigene Nichtswürdigkeit bereitet, nur mit ſtörendem Widerwillen betrachten, wenn nicht der Dichter dafür geſorgt hätte, daß er es aus der Hand des köſtlich ehrlichen und köſtlich lächerlichen Fluellen empfinge. Dadurch allein mildert ſich die grelle Entehrungsſcene; denn ſelbſt der Umſtand, daß Piſtol wohl eigentlich ſchon ſeit vielen Jahren keine Ehre zu verlieren hatte, würde die Sache nicht beſſer machen. So aber richten ſich unſere Gedanken hauptſächlich auf Fluellen, dem wir, beſonders ſeit ihm des Königs übermüthige Scherzhaftigkeit einen ſo ſchlimmen Handel mit Williams zugezogen hat, wohl einen kleinen öffentlichen Triumph gönnen.

§. 13.

Ueber den fünften Act haben engliſche Commentatoren ſehr gezürnt, und auch einige frühere deutſche Kritiker, wenn ſie ſich auch nicht völlig ſo ungebehrdig anſtellten, haben doch ungemein bedauert, daß ſich das

Werk nicht erhabener ſchließe. W. Schlegel iſt, ſo viel ich weiß, der erſte der den Dichter in Schutz genommen, indem er ſagt: „Nach ruhmvollen Kämpfen wollte Heinrich ſeine Eroberungen durch die Vermählung mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin ſichern; alles was hierauf Bezug hat, iſt in dem Schauſpiele ironiſch gemeint. Die Frucht dieſer Verbindung, von welcher ſich zwei Nationen eine ſo ſchöne Zukunft verſprachen, war eben jener ſchwache Heinrich VI, unter welchem alles ſo kläglich verloren ging. Man glaube daher ja nicht, es ſey ohne Wiſſen und Willen des Dichters geſchehen, daß ihm ein Heldenſchauſpiel unter den Händen zum Luſtſpiel wird, und nach Art der Luſtſpiele mit einer Convenienz-Heirath endigt.“

Dieſe Anſicht, ſo ſcharfſinnig ſie auch iſt, ſcheint dennoch nicht ganz genügend, ſondern es iſt zu des Dichters Ehre noch bei weitem mehr zu ſagen.

§. 14.

Wer mit dieſem fünften Acte zürnt, zürne zuvor mit der Geſchichte ſelbſt, oder mit dem Himmel, der ein Wunder hätte thun müſſen, um die übeln Folgen von Heinrichs Thorheit — die ihm ſo natürlich und leicht zu begreifen iſt — gewaltſam abzuwenden. Heinrich hatte noch nie geliebt, das, wenn auch noch ſo genialiſch-humoriſtiſche, doch wilde und wüſte Leben eignete ſich nicht, das ſchönſte Gefühl in ihm zu erwecken. Späterhin ſchien ihn die Noth des Landes, des Vaters wankende

Krone, ſein peinliches Verhältniß zu demſelben, und endlich die Sicherung des eignen Thrones faſt zu ſehr zu beſchäftigen, um andern Empfindungen Raum zu vergönnen. Allerdings waltet hier auch von außenher kommendes Unglück; allein wir ſollen ihn ſelbſt deshalb nicht von eigner Schuld frei ſprechen. Eine wahre Liebe, ſelbſt zu der ärmſten Unterthanin, wenn ſie ſonſt nur ſeiner würdig geweſen wäre, würde ihn und das Land beglückt haben.

Eine ſolche Liebe aber hatte er nicht, er fühlt ſich frei, und gerade dieſe Freiheit iſt die Mutter des Irrthums. Dieſer ſchöne ritterlich geſinnte König will nach ſo manchem herrlichen, aber mühevollen Siege auch einmal mit gänzlicher Leichtigkeit gewinnen, er will auch einmal bloß irdiſch klug und politiſch ſeyn. Das gelingt ihm nicht, weil es nicht gelingen kann, da es den Einklang ſeines Lebens aufhebt; eine Sünde, welche, wie die Geſchichte der Völker und das Leben des Einzelnen lehrt, nie ungeſtraft bleibt. Das hat der Dichter gewiß gefühlt, und es iſt nichts Unſtatthafteres als von ihm verlangen zu wollen, daß er die innere Wahrheit der Geſchichte verletzen oder gar aus ihren Angeln heben ſolle, um etwa den exaltirten Zuſchauern ein wenig pathetiſche Empfindung mehr zufließen zu laſſen. Die läßt ſich leichtern Kaufs haben; hier aber ſoll darauf verzichtet werden.

§. 15.

Da Heinrich Katharinen nicht liebt, wohl aber eine Art von humoriſtiſcher Verliebtheit für dieſelbe empfindet, ſo kann er nicht wohl anders mit ihr reden, als ihn Shakſpeare hat reden laſſen. Die ganze Sache iſt ihm nicht eben unangenehm, eher pikant und faſt komiſch, er ergötzt ſich an der Neuheit des Verhältniſſes; und da er noch niemals mit vornehmen und zierlichen Damen in einen nähern Umgang gekommen, ſo weiß er nicht recht, in welchen Formen derſelbe zu halten ſey. Das aber ergötzt ihn wieder, und mit liebenswürdiger ächt kriegeriſcher Munterkeit bildet er ſich ſelbſt einen neuen Styl. Was man in ſeinen Reden etwa unbeholfen genannt hat, iſt nichts anders als Humor, den er mit ſich ſelbſt und ſeiner ſogenannten Liebe treibt *). Er fühlt ſelbſt ſehr gut, daß dieſe Situation, als bittender Liebhaber, ihm mit der Zeit läſtig werden müſſe, und

---

*) Von dieſem allen hat Johnſon nichts gewußt, ſondern meint dagegen, daß die Miene der Unerfahrenheit in der Galanterie u. ſ. w. ſich nicht wohl paſſe mit ſeiner fröhlichen Jugend, der erworbenen Menſchenkenntniß, der Geſchicklichkeit fürs Ballhaus und den Gaillarden, in denen er (wie wenigſtens der Dauphin behauptet) excellirt habe. — Seltſam! iſt denn das Ballhaus ein Liebeshof und die Schenke eine Schule feiner Galanterie? Die Lenox iſt eben ſo platt, aber noch weit gröber und verſichert, Heinrich komme ihr in dieſen Scenen wie etwa ein gemeiner Soldat vor, der um ein dummes Bauernmädchen wirbt. — — Dergleichen Pöbelwitz hat man doch alſo auch einmal „Kritik" genannt, und es ſoll noch heut zu Tage, wie die Sage geht, zuweilen Aehnliches vorfallen.

dringt daher halb ſtürmiſch, halb nachläſſig, wie einer der ſeiner Sache gewiß iſt, auf Eile. Die Schwierigkeiten ſind leider ſchnell genug gehoben und es kommt bald die Zeit, wo es ſich zeigt, wie gefährlich es ſey mit der Liebe zu ſpielen.

§. 16.

Dieſe Prinzeſſin Katharine iſt ſelbſt gefährlich genug und zwar ſchon um deswillen, weil ſie wegen der Leichtigkeit ihres Temperaments und Seichtigkeit der Geſinnung gar leicht für ſehr unbedeutend gehalten werden könnte; ſie weiß aber ſehr wohl was ſie thut, und hält gut haus mit ein wenig weiblicher Schlauheit: denn lange vorher, ehe noch Hoffnung iſt Königin von England zu werden, nimmt ſie ſchon — Unterricht in der engliſchen Sprache. Dieſe Scene des Privatunterrichts iſt bekanntlich nicht ſelten für albern und abgeſchmackt oder für überflüſſig erklärt worden — wie es etwa gewiſſen überflüſſigen pſeudokritiſchen Leuten in den Mund kam — allein es bedarf kaum der genauern Anſicht, um jenen Auftritt für eine nothwendige Einleitung zu der letzten Liebeserklärung Heinrichs zu erkennen. Katharine ſelbſt liebt eben ſo wenig als Heinrich; da ſie jedoch bei ihrer ziemlich beſchränkten Natur überhaupt keiner rechten Liebe fähig iſt und alſo auch keiner bedarf, ſo wird ſie wenigſtens nicht unglücklich; ein Geſchick, das ihren höhern Gemahl in jedem Falle treffen muß, denn das Verhaßteſte von allem Verhaßten: „Herzensſeichtigkeit oder gar Gemüthloſigkeit bei Frauen“ kann keinen andern Erfolg haben.

Mir fällt dabei zuweilen die Frage ein, was wohl Falſtaff zu der ganzen Sache würde geſagt haben, und ob er nicht vielleicht im Stande geweſen wäre durch ein paar heitere Scherze den alten Liebling von dem ſchlimmſten und durchaus nicht heitern Scherze einer Heirath ohne Liebe abzuhalten. — Der Ritter war freilich ein arger Sünder; doch in hellen Minuten traf ſein Blick ſcharf genug; jetzt aber deckte den kecken Mund ſchon längſt die Erde zu.

Nachwort.

Es wird vielleicht einige Leſer befremden, daß die Erläuterungen ſich über ein ſo vortreffliches Stück ſo kurz faſſen; allein es gehört eben zu jener Gattung von großen Werken, die wie von der Sonne beleuchtete Berggipfel faſt jedem Auge von ſelbſt in ſchöner Deutlichkeit und Abgerundetheit erſcheinen. Es iſt gewiſſermaßen ein Gegenbild zu dem nicht minder großen, ja größern Hamlet, in deſſen tiefſtem Innern ein verſchleiertes Bild, wie das zu Sais, eine ununterbrochene Reihe von Betrachtungen veranlaßt. Bei Heinrich V. verſammelt ſich unſer ganzes Gefühl wie zu einer einzigen großen Freude, und wir können es kaum laſſen, ſollte es auch ein wenig kindiſch klingen, unſern Genuß durch Ausrufungen der munterſten Art an den Tag zu legen. Dieſes

Stück wirkt faſt wie der Frühling auf manche Naturen, ſüß berauſchend, aber auch die ganze Fülle von friſcher Heiterkeit und weckendem Muthwillen anregend. Erinnert euch nur, wie unſer lieber unvergeßlicher Mathias Claudius den „Jüngling mit den Nachtigallen auf der Schulter“ empfangen will, und wahrlich unſer Heinrich hat mit einem ſolchen Jünglinge viele Aehnlichkeit.

Er iſt ein Jüngling und ein Mann, ein ganzer, vollſtändiger Menſch, und dieſes Wort iſt es was wir hier ganz beſonders einſchärfen möchten. Viele dramatiſche und romantiſche Figuren, die man uns vorführt, ſind auch nur Figuren und Bilder, leider mit ſehr verwaſchenen oder zu grellen, unverſchmolzenen Farben. Andere Dichter, welche löblicher Weiſe wirklich darauf ausgehen, lebendige Menſchen aufzuſtellen, erreichen kaum ein paar Züge der Seele, und man muß ſchon ziemlich zufrieden ſeyn, wenn jene Züge nur in Handlung gebracht worden ſind, denn oft begnügen ſich jene, (beſonders die Romandichter) mit einigen Bemerkungen über den Charakter ihrer Perſonen, und meinen dann ſehr voreilig, die Perſonen ſelbſt ſtehen dadurch geſichert. — Mit nichten; ſie ſtehen meiſtens gar nicht, ſondern wanken geſpenſtiſch um, und auch eine fleißige Rhetorik kann ihnen nicht zur rechten Erſcheinung verhelfen. Ein Menſch wie er leibt und lebt (wie kräftig bezeichnet hier unſre Sprache!), iſt bei unſern Dichtern noch immer ſelten und es läßt ſich fragen, ob in ſämmtlichen franzöſiſchen Tragödien ein ſolches Weſen vorkomme, da die Dichter ſie faſt immer nur zu volltönenden Ausſprechern von zwei oder drei Leidenſchaften machen. Aber auch einige einſeitig tiefe Romanſchriftſteller der Deutſchen haben hier oft gefehlt und inſonderheit das Leiden nicht zu Stande bringen können, und manche ihrer Perſonen gleichen dem fabelhaften Könige mit den Marmorbeinen (in 1001 Nacht), der wohl ſitzen aber nicht gehen kann, weshalb er auch wie Wieland, der die rührende Geſchichte in luſtige Verſe gebracht hat, erzählt, ſehr häufig „erſchrecklich an zu weinen“ fängt. — Unſer Göthe iſt auch hier ein unübertroffenes Muſter, und er hat auch einmal in zwei eben ſo ſchalkhaften als ſinnigen Zeilen aufmerkſam darauf gemacht, was ein Edler bedürfe, wenn er — ſitzen will. — Mögen wir im Lächeln über jene jovialen Zeilen ja nicht ihren guten und wichtigen Sinn vergeſſen! —

XIX, XX, XXI.

König Heinrich der Sechste.

Erſter, zweiter und dritter Theil.

§. 1.

Henry the sixth, in infant bands crown'd king
Of France and England, did this king succeed;
Whose state so many had the managing,
That they lost France, and made his England bleed:
Which oft our stage hath shewn; and, for their sake
In your fair minds let this acceptance take.

Dieſe bekannten Schlußzeilen des Epilogs zu Heinrich V ſind die beſte Einleitung zu der Trilogie von Heinrich VI: denn wie es dem Dichter vergönnt war, in dem eben beendigten Drama das ſtete Fortſchreiten und Gewinnen zu ſchildern, ſo iſt er jetzt genöthigt uns das traurige Zurückgehen und Verlieren zu zeigen. Aber den genialiſch-tiefſinnigen Jüngling lockt das Gemälde des vielfarbigen und vielgeſtalteten des Schmerzes gewöhnlich mehr als das heiter-tragiſche, und ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß Shakſpeare den ſechsten

Heinrich und (was man gewöhnlich hinzuzuſetzen vergißt) auch Richard III weit früher geſchrieben hat als den vierten und fünften Heinrich. Wer der Kraft und Gewandtheit ſeiner Geiſtesflügel ſo gewiß iſt als unſer Dichter, wird in gewiſſen Jahren und Stimmungen ſich nicht bloß nicht ſcheuen, ſondern ſogar lieben jene Flügel in Blut zu tauchen, überzeugt, daß er dennoch ſtets über dieſen empörten Wellen ſchweben werde und könne. Das engliſche Volk ſcheint hier mit dem Dichter gleiches Sinnes geweſen zu ſeyn, und es hatte gern und häufig die großen Gemälde von ſeinen frühern unſeligen Bürgerkriegen auf der Bühne geſehen. So weit hatte es der Dichter geführt und gleichſam heranerzogen, es war vertraut geworden mit großartig dunkeln tragiſchen Schaudern, und hatte gelernt ſie in einem Kunſtwerke anzuſchauen. Ob aber die Mehrheit der Zuſchauer ſchon jetzt fähig war das Höhere und Höchſte, die zur ſchönſten Anmuth zurückgekehrte Kraft zu lieben, das war eine noch unbeantwortete Frage.

§. 2.

Bei dem vierten Heinrich konnte das Schlachtfeld bei Shrewsbury und die Fülle des Humors die Wagſchale zu des Dichters Gunſten ſenken; ob aber auch das herrliche Agincourt, deſſen Blutfelder der Dichter ſchonend faſt verhüllt, und der gediegen heitere König ohne Falſtaff's Gefolge: das ließ ſich faſt bezweifeln. Wir würden Shakſpeare's Zeitgenoſſen großes Unrecht thun, wenn wir Hamlets Wort „Caviar to the general“ in dieſer Beziehung anwenden wollten: denn wahrlich ein Publicum, das die Trilogie des ſechsten Heinrich wahrhaft zu lieben verſteht, iſt bereits ein ſehr gebildetes, alſo auch der höchſten Bildung fähig, und es läßt ſich allerdings hoffen, daß es auch ſo ganz gediegene Werke wie der vierte und fünfte Heinrich zu genießen verſtehen werde. Aber der große Dichter iſt auch freundlich und milde und ſo hat Shakſpeare in den angeführten Schlußworten ein Fürwort eingelegt für den fünften Heinrich, um des Beifalls willen, den der ſechste empfangen habe, auch dem neuern Werke günſtig zu ſeyn.

Auch wir ſpätern Leſer haben Urſache ihm für dieſe Gutmüthigkeit zu danken, da wir dadurch auch einen äußern Grund mehr bekommen, daß Heinrich VI ihn in der That und Wahrheit zum Verfaſſer habe; denn obwohl dies durch innere Gründe außer Zweifel geſetzt werden kann, ſo nehmen wir doch auch gern dieſen äußern, ſo wie manche andere ihm ähnliche, mit zu Hülfe. Hier aber begegnet uns, ſo ſehr wir uns bereits an die Wunderlichkeit mancher engliſchen Commentatoren gewöhnt haben, doch noch etwas Befremdendes, wenn wir leſen, daß Farmer gerade aus jenen Zeilen das Gegentheil folgern zu müſſen glaubt. Er meint nämlich, der Dichter dürfe ſich nicht auf den Beifall berufen, den ſeine eigenen frühern Werke erhalten hätten. Das ſey ungebührlich und unbeſcheiden; und da Shakſpeare hoffentlich ein beſcheidener Mann geweſen, ſo könnten die

Stücke, deren günſtige Aufnahme er rühmt, unmöglich von ihm ſelber herrühren. Dieſes über alle Gebühr abgeſchmackte Urtheil zu widerlegen hätte man ſich wohl erlaſſen dürfen; da es indeſſen ſchon früher theilweiſe geſchehen iſt, ſo will ich nur zu bedenken geben, daß man den wichtigſten Umſtand noch ausgelaſſen habe: die angenehme Ironie, welche in jenen Zeilen liegt: „Die ihr ein Jugendwerk von mir mit Beifall aufgenommen, ſeyd jetzt auch einem vollendeten Manneswerke hold.“

§. 3.

Es iſt nicht im Plane dieſes Werks nähere Unterſuchungen anzuſtellen über die Zeit, in welcher Shakſpeare den ſechsten Heinrich ſchrieb; wir wiſſen, wem über Fragen dieſer Art die erſte Stimme gebührt. Hier werde nur hingedeutet auf die reiche, in den mannigfaltigſten Farben ſpielende Jugend des Dichters. Schwarz in ſchwarz (Titus Andronicus, Lokrin, zum Theil auch Perikles), ſüße oft faſt betäubende Wehmuth (König Lear in der erſten Auflage), herrliche Kraft doch nicht ohne Uebermuth (König Johann in der erſten Auflage) u. ſ. w. alle dieſe und noch hundert andere Farben der Jugend ſind in dieſer Trilogie zu finden, es iſt der ganze vollſtändige Jüngling Shakſpeare mit allen Nerven und Adern des Jünglingsgenies, der uns hier das große Schauſpiel eines Reiches giebt, das, bei auseinanderfahrenden Beſtrebungen der Großen und der Aufgeregtheit und Verwilderung der Menge, den früher erworbenen

Glanz nach außen hin, und was lange Jahre mühevoll im Innern bauten, gegen ſich ſelbſt grauſam, mit eigenen Händen wieder zerſtört. — Der reifſte Künſtler würde den großen und furchtbaren Stoff nicht beſſer haben andeuten können, als Shakſpeare es bereits in der erſten Scene thut: der geliebte heitere Heldenkönig iſt todt, in dieſem nackten Worte liegt ein unendlicher Schmerz und es iſt gleichſam das blutrothe Himmelszeichen, das Jammer aller Arten verkündet. Was aber den Zeitgenoſſen des Königs ſo ſchmerzlich fühlbar wurde, ward es ſchon nicht mehr ſo den Zeitgenoſſen des Dichters, und es würde vollends auf uns, die Nicht-Engländer, die bloße Nachricht, daß der König todt ſey, keinen bleibenden Eindruck machen. Der Menſch kann überhaupt wie es ſcheint, den Tod nie ganz ausdenken, und ſelbſt mancher Beſſere geht ſchneller als billig an dieſer Vorſtellung vorüber. Ob der Dichter daran gedacht habe, weiß ich freilich nicht; genug daß ihn ſein Genius richtig leitete, wenn er uns ſelbſt eine ſinnliche Anſchauung giebt von dem Verluſt den das Reich erlitten. Das Erſte, was er unſerm Auge bietet, iſt Heinrichs Sarg; — von dem blühenden Leben, das wir ſo gern im Jünglinge und Manne geſehen haben, iſt nichts übriggeblieben, und das enge ſchwarze Haus birgt nur Staub und Aſche.

§. 4.

Es iſt faſt immer zu tadeln, wenn der tragiſche Dichter einen Sarg auf die Bühne bringt, denn in den meiſten Fällen kann er damit nichts weiter wollen als weichlich oder peinlich rühren oder ängſtigen: — nicht etwa einen der Mithandelnden *), ſondern nur den Zuſchauer, den er ſonſt nicht ſtark genug anregen zu können meint. Bei Shakſpeare aber iſt dieſer Sarg nothwendig, wir verlieren ihn nun nie wieder aus dem Gedächtniſſe, ja es iſt als wandle er von Scene zu Scene geſpenſtiſch mit fort, oder als ſtehe er, wenn man lieber will, im Hintergrunde jeder Scene der Leidenſchaft, und als töne die Stimme immer von neuem: „Nur Er konnte helfen, aber er iſt todt, und mit ihm Englands Glück!“

Aber ſelbſt die Weſtminſterabtei und das Paradebett der Leiche kann die entzweiten Großen nicht abhalten ihre Zwiſtigkeiten ſchon jetzt zu verkünden, und beſonders bringt die rohe hämiſche Stimme Wincheſters widerlich durch, und die Unſittlichkeit ſeiner Denkweiſe wird für uns um ſo empörender, da wir ihn in der ehrwürdigen Tracht der Biſchöfe erblicken. Wohl hat uns Shakſpeare auch früherhin ſchon oft ſehen laſſen, daß dieſer Stand durch irdiſche Beziehung und herrſchſüchtige Zwecke entadelt werde, aber es war immer noch eine gewiſſe Mäßigung dabei vorhanden, und in jedem Falle begegnete

---

*) So verhält es ſich im fünften Act des Clavigo, wo Mariens Sarg ſogar geöffnet wird. Dies konnte uns der ſonſt ſo milde Dichter nicht erlaſſen, weil der ſophiſtiſch-träumeriſch-feige Clavigo nur durch ſinnliche Anſchauung ſeines Verbrechens erfaßt werden und nun wenigſtens ſterben kann.

doch immer die biſchöfliche Gewalt, ſo groß ſie leider **auch war, der höhern** königlichen.

§. 5.

Dazu kommen nun noch die traurigſten Nachrichten **aus Frankreich. Hier, wo bis** jetzt der Erfolg faſt immer **auf Seiten** der Britten war, wankt, wie durch **plötzlichen Zauberſtreich** verändert, das Glück auf die **Seite der Franzoſen** hin, und ein Bote nach dem andern **verkündet** die Verluſte, denen ſelbſt der Tapferſte der **Tapfern nicht** hat wehren können, da ein elender Feigling **im eigenen** Heer, John Faſtolfe, ſeine Schwingen **gelähmt hat.** Nehmen wir dies alles zuſammen, ſo **ſehen wir in** dieſer Scene gleichſam einen großen Scheiterhaufen anglimmen, den jede folgende mehr in Brand ſetzt, **ſo daß** zuletzt der Himmel ſich immer blutrother färbt **als Wiederſchein** der Erde, die nur vom Blute trieft. — **Verweilen** wir bei den auswärtigen Kriegen, ſo finden **wir** zwar die Franzoſen noch eben ſo ſeicht und flach, **als ſie uns** im fünften Heinrich vorgeführt wurden; **aber die** Verhältniſſe ſind für ſie bei weitem günſtiger **geworden,** denn ein von Bürgerkriegen zerriſſenes Reich, **unter der** Regierung eines Kindes, dem ſtreitende Vormünder **gegeben** worden ſind, kann unmöglich dem engliſchen **Heere in** Frankreich würdigen Beiſtand leiſten, und **für die** Franzoſen hat ſich noch obendrein ein wunderähnliches **Ereigniß** begeben, die Erſcheinung der Jungfrau **von Orleans.**

§. 6.

Die Art, wie Shakſpeare Johannen aufgefaßt hat, iſt, ſo viel ich weiß, von keinem engliſchen Kritiker in Anſpruch genommen; deſto mehr aber von deutſchen, beſonders — wenn auch nur ſelten im Druck — von deutſchen Frauen, die den Eindruck, welchen Schiller's Tragödie hinterlaſſen, um keinen Preis und in keinem Falle (ſelbſt nicht ſo lange die Lecture des Shakſpeare'ſchen Werkes dauert) aufgeben wollten. Nur das letztere Nichtwollen nehmen wir in Anſpruch und gönnen ſonſt Jedermann gar ſehr die Freude an der Jungfrau des trefflichen Schiller. Was Shakſpeare als Gemälde gegeben, ſcheint dagegen dem erſten oberflächlichen Blicke wohl gar etwas proſaiſch; allein wir dürfen nur (wie wir ja ſtets freudig ſollen und wollen) die zerſtreuten charakteriſtiſchen Züge zuſammenſtellen, wie ſie der Dichter gefaßt hat, um eines wahrhaft anziehenden, rührenden, ächt-poetiſchen Bildes uns zu erfreuen.

Die Pucelle iſt bei ihrer erſten Erſcheinung ein gutes unſchuldiges Bauermädchen, fromm und kraftreich, daher der höchſten Begeiſterung fähig. So zeigt ſie ſich zuerſt Act I, Scene 2; aber ſchon hier kann uns für ſie bange werden, in der Geſellſchaft ſo mancher unreinen Großen, die ihre Begeiſterung nur nutzen wollen ohne ſie zu begreifen. Ihre Sprache iſt einfältig und gut, ja in der Einfachheit erhaben; dennoch ſehen wir überall das Bauermädchen, das nicht am rechten

Platze zu ſtehen ſcheint, da ſie in jeder Hinſicht beſſer iſt als die Menſchen, die ihr doch gebieten können.

§. 7.

Dieſer Dauphin und nachherige König Karl, den ihr Schwert im Probekampf ſo ſchnell beſiegt, zeigt ſich überaus unköniglich und ſchwach; denn er, ſo eben noch an ihr zweifelnd, kann nunmehr kaum pathetiſche Worte genug finden („Du haſt mir Herz und Hand zugleich beſiegt," — „laß deinen Knecht, nicht deinen Herrn mich ſeyn") um das argloſe Kind zur Eitelkeit und zum Hochmuth zu verführen. Noch widerſteht ſie, da glücklicherweiſe die nächſte Kriegsarbeit ihr Herz beſchäftigt; doch werden wir auch ſchon jetzt mit Furcht erfüllt, ſie werde ſo nicht lange widerſtehen können. Dieſer Karl, nie gewöhnt an einen Sieg durch Eigenkraft, iſt durch den erſten Erfolg, den er der Jungfrau verdankt, ſo berauſcht, daß er fortfährt mit eiteln und eitelmachenden Worten um ſich zu werfen, wie „göttlichſtes Geſchöpf," „Aſträa's Tochter" u. ſ. w., daß er verſpricht — (iſt es doch faſt als wolle er ſeine hiſtoriſche Polterkammer zeigen) — ihr eine ſtolzere Pyramide zu bauen als die zu Memphis oder Rhodope; und wenn ſie todt ſey, ſolle ihre Aſche in einer Urne ruhen, köſtlicher als das Kleinodenkäſtchen des Darius. Wer möchte ſich wundern, daß dieſer erhitzte Mann, bald darauf überfallen, eine Niederlage erlebt, wobei er jedoch durchaus keine Schuld haben will, ſondern im Gegentheil das „göttlichſte Geſchöpf" mit den härteſten Worten anfährt als ſey ſie allein die Urſache. Daß Alençon, der Baſtard und Reignier gleichfalls völlig unſchuldig ſeyn wollen, verſteht ſich von ſelbſt, ſo daß wir in der That das arme Mädchen in ſolcher ſelbſtſüchtig verkehrten Geſellſchaft herzlich bedauern und ihren Fall ſchon jetzt als wahrſcheinlich betrachten müſſen. Sie ſelbſt war nur Etwas durch den reinen Glauben, ſie ſey das ſchwache Werkzeug der höchſten heiligen Macht; dieſen feſt zu halten in ſolchen eitlen hochmüthigen und zerfahrenden Umgebungen vermag ſie nicht. Sie wird nach und nach ſelbſt eitel und hochmüthig; doch kraftreicher als alle jene Männer, treibt ſie den Hochmuth und die Sünde auch kühner und weiter, und von dem himmliſchen Vertrauen verlaſſen, wendet ſie ihr Gemüth zu den unterirdiſchen Mächten, die doch nur ſcheinbare Erfolge und ſchnell verſchwindenden Glanz verleihen, nicht aber helfen können in der Stunde der Noth und Gefahr.

§. 8.

Sie wird gefangen und durch einen Machtſpruch als eine böſe Zauberin zur Hinrichtung verurtheilt. Die Art, wie ſie ſich in dieſem tumultuariſchen Proceß benimmt, indem ſie ſogar ihren eigenen Vater verleugnet und ſich durch die mannigfaltigſten und ſeltſamſten Lügen zu retten hofft, iſt von dem Dichter ohne Schonung, aber mit nicht geringer künſtleriſcher Klugheit gezeichnet worden. Ein rein tragiſcher Schauder wäre hier an der unrechten Stelle, er mußte wenigſtens ein Gegengewicht vom Seltſamen, Pikanten und Lächerlichen bekommen, oder damit verſchmolzen werden. Dergleichen dichteriſche Künſte laſſen ſich nicht lernen und nicht nachmachen; auch nicht beweiſen, doch weiſen.

Wohl kennen wir alle eine unendlich beſſere Johanna von Arc als die hier geſchilderte, wir meinen jene, wie ſie uns ſpätere hiſtoriſche Forſchungen gezeigt haben. Von dieſen konnte der Dichter nicht unterrichtet ſeyn, ja wäre er es geweſen, er hätte ſie dennoch in ſeinem Werke nicht gebrauchen können. Höchſt unrecht aber würden wir ihm thun, wenn wir ihn deshalb für einen bloß parteiiſchen harten Engländer erklären wollten: denn wahrlich dieſer York, als Mißbraucher der vollziehenden Gewalt, entgeht in dieſem Werke der Strafe nicht. Hat Shakſpeare etwa ſeine Art zu verfahren gebilligt? Gewiß nicht, denn er ſtellt ihn in Beziehung auf die Pucelle als einen Mann dar, der überraſch und blind zufährt, und weil er gleich von vorn herein überzeugt iſt mit einer böſen Hexe zu thun zu haben, alle weiteren Nachforſchungen für unnöthig hält, und ſchon um dieſer Nachläſſigkeit willen des hohen Richteramts völlig unwerth iſt. Warum aber hat Shakſpeare dennoch dieſem Vorwurfe nicht entgehen können? Ich glaube am meiſten um deswillen, weil wir uns leider einmal gewöhnt haben, daß die Mehrheit der neuern Dichter, ſo oft ſie in ihren Dramen eine unſittliche Handlung begehen laſſen, auch ſogleich für eine dritte Perſon ſorgen, welche laut oder leiſe für ſich ſagen muß: „O wie grauſam! wie frevelhaft! wie ruchlos! wehe!“ u. ſ. w.; dann weiß doch das Publikum, woran es iſt und hört auf zu glauben, der Dichter ſpiele wohl gar mit ſeinen Perſonen aus Einer Taſche. Sind wir denn ſelbſt nicht Manns genug, jenes „O wie grauſam!“ auszurufen? und iſt es nicht offenbar, daß Shakſpeare es gleichfalls ruft?

§. 9.

Dieſen Franzoſen nun, wie ſie oben geſchildert worden, ſtehen die Engländer gegenüber, noch immer in alter Kraft und Rüſtigkeit; aber ohne das alte fröhliche Vertrauen, das nur ausgehen kann von der Zuſammenſtimmung und der Eintracht. An eine ſolche iſt aber jetzt nicht zu denken, denn wie ſchon im Mutterlande Blut gefloſſen iſt in Bürgerkämpfen, ſo hat die unſelige Parteiung auch den Weg über das Meer und bei dem Heere ſelbſt Eingang gefunden, und die rothe und weiße Roſe wirken mit ihrem betäubend giftigen Hauch geſpenſtig immer weiter. — Unglücklich iſt das Reich, wo außer dem allgemeinen, vaterländiſchen Panier noch ein anderes eigenmächtig geſchaffenes gilt, das bald mächtiger anzuziehen pflegt als jenes.

Nur einen einzigen Mann ſehen wir in dieſem Gewirr, der frei von aller Parteiung, tugendhaft einfach, in reiner Gediegenheit vor unſern Augen ſteht, ein Bild der guten alten Zeit, aber auch eben ſo ſchlicht und derb gezeichnet, wie ſie ſelbſt war. Dieſer alte Talbot iſt der wahrhaftige Feldhauptmann jener guten alten Zeit, der nichts vor Augen hat als Gott und die Ehre des Vaterlandes und eben deshalb ſich gar nicht bekümmert um etwas anderes, das nicht in ſeinen reinen Kreis paßt. Seine gelaſſene Tapferkeit würde in ihrer rieſigen Weiſe ſchon durch die bloße Einfalt des Sinnes, in der ſie erſcheint, höchſt anziehend genannt werden können, aber der Dichter hat mit ihr noch gar manches Anmuthige verbunden. Er iſt ein eben ſo ſtrenger Bekämpfer jeder Feigheit (Faſtolfe erfährt es) als innig liebender Freund der Freunde, und ſein Schmerz über den plötzlichen Verluſt des tapfern Salisbury iſt um ſo rührender, da wir ahnden, daß Talbot ſelbſt doch wohl höher ſtehe als jener. In allem was er als Menſch im Allgemeinen betrachtet redet und thut, iſt eine gewiſſe bewußtloſe Naivetät: denn was an Geiſt und Vernunft in ihm wohnt, hat ſich in den ächten Feldherrnkopf hineingezogen, weshalb er in der Kriegspraxis unübertroffen wirkt. Was man im gewöhnlichen Sinne Galanterie nennt, iſt ſeiner Seele fremd, deſto trefflicher übt er die wahre Galanterie, und zwar ſelbſt in einem Augenblicke, wo wir ihm den Ausbruch des gerechteſten Zorns wohl verzeihen würden.

§. 10.

Dieſe tugendſame Gräfin von Auvergne, die ſo beſcheidentlich ſeinen Ruhm bewundert und nur das Glück haben will ihn einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu betrachten und auf ihrer armen Burg zu bewirthen, würde, da ſie die heiligſten Rechte misbraucht und den edlen Feldherrn wie ein Raubthier betrachtet; das man auf jede Weiſe verlocken darf, der ſtrengſten Strafe würdig ſeyn; doch in welche gütige Hand iſt ſie gefallen! Als Kriegsmann iſt er durch keine Liſt zu täuſchen, noch weniger zu fangen, er nimmt die Gelegenheit recht gern wahr, auch einmal wieder zu zeigen, daß das nicht möglich ſey; und ſo macht ihm das argliſtige Stückchen wohl gar ein wenig Spaß. Iſt er doch in Frankreich in Feindesland, und ſo fällt es ihm nicht einmal ſehr auf, daß man auch mit ſolchen Waffen gegen ihn ankämpft. Die Gräfin kommt mit wenigen Minuten der Angſt über alle Strafe hinweg, und der ehrliche gutgelaunte Mann benutzt ſeine Ueberlegenheit zu nichts weiter als zu dem Befehl, daß man die reichen Vorrathskammern öffne, damit ſeine lieben Soldaten doch auch einmal einen guten und reichen Tag der Erholung genießen mögen.

Aber das Höchſte und Herrlichſte in ihm iſt noch zurück, es iſt die Liebe zu ſeinem Sohn, der, als das ſchönſte Bild der eigenen Jugend, recht in der Mitte ſeines Herzens wohnt, ja gewiſſermaßen dieſes Herz ſelber iſt. Dieſe Scenen zwiſchen Vater und Sohn ſind von einer ſo unbeſchreiblichen Lieblichkeit, tragiſcher Kraft und erhebender Rührung, daß ſie allein hinreichend wären um den Beweis zu führen, Shakſpeare ſey wirklich der Verfaſſer des Werks; denn um es kurz zu ſagen, es giebt ſchlechthin keinen engliſchen Dichter außer Shakſpeare, der ſolche Scenen dichten könnte.

§. 11.

Dieſe hellen Geſtalten, Talbot Vater und Sohn, erſcheinen hier auf dunklem Grunde nur um ſo leuchtender. Eine Zeit wie die, in der ſie leben, verſteht ſie nicht, hat auch trotz aller Ruhmpoſaunen, in die ſie bei dem bloßen Namen Talbot ſtößt, kein rechtes Herz für ſie. York und Sommerſet verſäumen beide, in Privatzwiſtigkeiten befangen und des wahren Vaterlands vergeſſend, den Feldherrn zu unterſtützen, und ſo vermögen jene reine Menſchen Vater und Sohn bald nichts weiter als tugendhaft und liebenswürdig zu ſterben.

Möge Talbot's Gemälde, wie es uns Shakſpeare giebt, uns noch zu einer vielleicht nicht unwichtigen Bemerkung veranlaſſen. Es iſt für den Dichter neuerer Zeit, der meiſtens mehr Rhetor iſt als Poet, eine ſchwierige Sache einen Helden zu ſchildern, weil dieſe leider noch immer an den Nachwehen von unſrer frühern Liebe für die nach dem Hoftone unter Ludwig XIV ſchmeckenden und duftenden Tragödienhelden leidet, oder auf der andern Seite durch einen lakoniſch-gigantiſchen Styl (wie oft z. B. bei Alfieri) das Beſte zu erreichen hofft. Das Gefühl der Erhabenheit, das den Dichter bei ſeinem Helden ergreift, ſtrömt oft in ſolche Worte aus, durch die wohl der Poet auf ſeiner Studirſtube ſich Luſt machen darf, über ſeinen Helden; nicht aber der Held ſelbſt, dem das alles fremd iſt.

§. 12.

Der wahre Held iſt faſt immer ſchlicht, einfach, naiv, kindlich; ja es kann oft ſcheinen als verhülle er in reinſter Schamhaftigkeit ſeine eigene Größe mit leichter Scherzhaftigkeit und treuherzigem Humor. Deshalb haßt er auch faſt nichts ſo ſehr als große Worte, die, wenn ſie noch dazu mit ſteifem Prunk angethan ſind, ihn ganz beſonders anwidern. Vorzüglich gilt dies von nordiſchen, germaniſchen und altſächſiſch-brittiſchen Helden. Siegfried in den Niebelungen iſt und bleibt bis an ſein Ende ein Kind, dagegen Ezel, eben weil er nie ein rechter Held war, in manchen höchſt unkindlichen Reflexionen befangen iſt. Florens in dem alten Volksbuche vom Kaiſer Octavian iſt, ehe noch das vollſtändige Heldenthum in ihm durchdringt, bei aller Gutmüthigkeit mit Eigenſchaften ausgerüſtet, die wir in unſrer ehrlichen Sprache „Tölpelei“ und „Flegelhaftigkeit“ nennen, obwohl ihnen zuweilen verſchönernde Beiworte zukommen. Das kann nicht befremden, da, wie bereits oft erwähnt worden, nur die geſicherte Kraft zur Anmuth zurückkehrt. Iſt ſie aber erſt geſichert, dann iſt wohl unter allem Fremdartigen liebäugelnde eitle Prunkrednerei ihr das Allerfremdartigſte.

§. 13.

Im tiefen Hintergrunde des Stücks ſteht Heinrich VI ſelbſt, ein Gemälde, deſſen wunderbare Compoſition durch keine kritiſche Analyſe um ſeine Wunderbarkeit gebracht werden kann; — und doch iſt es höchſt intereſſant, auch reflectirend bei ihm zu verweilen. Heinrich hat von ſeinem Vater faſt gar nichts geerbt, nichts von deſſen kühnem Muthe, nichts von deſſen genialer Ueberſicht ſelbſt im bewegteſten Leben, nichts von deſſen Kraft mit dem Leben zu ſcherzen, und es doch auch wieder ſelbſt im Scherze noch ernſthaft zu behandeln und zu beſiegen; — er iſt kein Feldherr, kein Soldat. Er vermag überhaupt nicht zu befehlen, ſondern nur zu bitten und wieder zu bitten, und folgt man ſeinem Flehen nicht, ſo kann er nichts weiter thun als ſich herzlich betrüben und die Sache dem Himmel anheim ſtellen. Und dennoch! wie unähnlich er auch dem Heldenvater ſeyn möge, doch iſt er deſſen ächter Sohn, und zwingt uns es zu glauben, denn allen jenen Mängeln ſtehen Eigenſchaften zur Seite, die uns rühren und zum Mitleiden bewegen. Im Anfange erſcheint er in einer gewiſſen jugendlich prinzlichen Zierlichkeit und ſeine leibliche Wohlgeſtalt kann wenigſtens an den großen Vater erinnern. Sein Höchſtes iſt Religion und Wiſſenſchaft, nur ſchade daß er von beiden lediglich einzelne Strahlen aufgefaßt hat, und auch nur aufzufaſſen fähig war, denn ſein Geiſt iſt begrenzt, obwohl in dieſer Beſchränkung ſicher wohnend und vor aller Zerſtreutheit bewahrt. Von der Religion ſcheint er eigentlich nur Einen großen Gedanken in ſich aufgenommen zu haben: nie zu verzweifeln, ſondern ſtets geduldig zu ſeyn und ſich in den Willen Gottes zu ergeben. Dieſer Gedanke iſt aber, eigentlich und ſtreng genommen, nur die eine Hälfte eines Gedankens, und die andere Hälfte fehlt ihm ganz. Es iſt bekanntlich unzulänglich, bloß „nicht zu verzweifeln;" es ſoll auch gehandelt werden; die Geduld, der nicht der männliche Muth zur Seite ſteht, iſt dem eintönigen Hinträumen nahe, ſo wie überhaupt jedwede Einzeltugend ohne Farbe und Duft iſt, wenn nicht jener Muth in der Mitte ſteht.

§. 14.

Was endlich die Ergebung in Gottes Willen betrifft, ſo iſt ſie nur dann von wahrem Werth, wenn wir mit klarem Geiſte jenen Willen zu erforſchen ſuchen und nicht etwa glauben, daß das Unheil, welches durch unſre Trägheit und Schwäche entſteht, *auch von Gott gewollt* ſey. Tauſend Uebel, welche England und deſſen König treffen, würden haben abgewandt werden können, aber jenes ſchwache Gehenlaſſen wie es geht, jenes bloße Bitten da wo befohlen und geſtraft werden ſollte, jenes Seufzen und Beten da wo Hand anzulegen und zu arbeiten wäre, kann die Furien der Zwietracht nicht feſſeln und in den Abgrund zurück beſchwören. — Iſt aber einmal jenes Uebel wirklich vorhanden, *dann* leuchtet Heinrich ſelbſt in dieſem halben Strahl und ſchwachen Schimmer, beſonders im Gegenſatze zu ſo vielen unreinen Menſchen, die ihn umgeben, wenn auch nicht königlich doch menſchlich, und wohl hätte er ſagen dürfen, was Schiller ſeinen Gegner Karl von Anjou ſagen läßt:

> Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können;
> Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen.

§. 15.

Von Heinrich's Wiſſenſchaftlichkeit erfahren wir nur wenig, doch genug, um auch hieraus einigen Troſt für ihn in ſeinen Leiden zu ſchöpfen. Er hat doch wenigſtens das Vermögen, ſich an guten Büchern zu erfreuen, da ihm nun einmal das reine Thatenleben nicht zuſagt, und es gelingt ihm, ſeine Gedanken in gehöriger Ordnung gereihet deutlich auszuſprechen, weshalb auch Warwick — nicht um zu ſchmeicheln, denn der König hat ſich bereits entfernt — ihm nachrühmt, er habe ſeine Rednerkunſt „artig" gezeigt. Heinrich hat gewiſſermaßen die erſte parlamentariſche Rede (maiden-speak) gehalten, und es iſt ihm artig gelungen; das iſt aber auch alles, und nicht viel, denn wenn ein König nicht beſſer ſprechen kann als artig, wird er nur wenig ausrichten. Was hilft alles fromme Ermahnen zum Frieden, während der innere Krieg bereits brennt, und, ſo lange die gehäſſigſten Leidenſchaften noch walten, auch brennen muß! Gegen dieſe Leidenſchaften ſollte Heinrich kämpfen, dann wäre der Friede möglich; ſo aber ſind ſeine Worte nur Worte und können nicht zu Thaten werden, da ſie, wie etwa eine mittelmäßige Melodie, am Ohr vorüber rauſchen. Er will den Streit der Roſen gewiſſermaßen durch ein ſtachelloſes Epigramm löſen, und indem er ſich eine rothe aufſteckt, fragt er naiv genug, weswegen irgend wer argwöhnen ſollte, er ſey geneigter Sommerſet als York, da er ja beide als Verwandte gleichmäßig liebe. Eben ſo gut — ſetzt er nicht ohne Witz hinzu — könne man an ihm ſelber rügen, daß er eine Krone trage, da man doch auch an dem feindlichen Könige Schottlands eine ſolche Zierde erblicke.

§. 16.

Und dieſer arme kindlich gute, aber ſchwache Jüngling ſoll nun vollends heirathen. Das will zuvörderſt Gloſter, der für ihn die Tochter des Grafen Armagnac, eines Verwandten des in Frankreich regierenden Hauſes, zur Gemahlin ausgewählt hat. Heinrich fühlt ſehr wohl, daß ein ſolches Bündniß für ihn ſich noch nicht eignet; allein, willenlos wie er iſt, giebt er bereits vier Zeilen nachher dem Lord Protector nach, und die Tractaten werden abgeſchloſſen. Da aber in der Willenloſigkeit ſelbſt keine Grenze iſt, ſo benutzt ein anderer und keckerer junger Mann, Suffolk, ſie gleichfalls zu ſeinen Zwecken. Dieſer Lord fängt in Frankreich, gleichſam wie einen merkwürdigen ausländiſchen Vogel, Margarethen, die Tochter Reignard's, wird aber bald, nicht durch Liebe, ſondern durch ſündhafte Begierde ihr Gefangener. Da es auch ſein Wunſch iſt, daß Heinrich heirathen möge, und ihm, ſeltſam genug, der Abſtand von einem Titularkönige von Neapel und Jeruſalem zu einem engliſchen Lord zu groß ſcheint, um ihr ſeine eigene Hand anzubieten, ſo bildet er den freventlichen Plan aus, ſie, die er ſelbſt jetzt ſchon liebt und verſteht, zur Königin zu machen, um in dieſem Verhältniſſe zu herrſchen. Heinrich iſt ſo gänzlich ſchwach, daß ihn Suffolk's Schilderung bedeutend erregt, wobei er, die frühere durch Gloſter begonnene Verbindlichkeit vergeſſend oder gar nicht achtend, höchſt mitleidswürdig erſcheint, wie etwa ein ſonſt ſchönes, aber überzartes kleines Kind, dem ein frecher Menſch hitzigen berauſchenden Wein eingenöthigt hat, ſo daß es nun in kranker Trunkenheit taumelt.

§. 17.

Ueber das Schickſal, welches Heinrichen bevorſteht, kann ſchon jetzt kein Zweifel mehr walten. Er muß werden und wird ein auf die jämmerlichſte Weiſe gegängelter, nie ſehenwollender — Hahnrei. — — Es war nicht zu erlaſſen dieſes niedrige Wort in ſeiner ganzen ſcheußlichen Bedeutung nackt und unumwunden hinzuſtellen, um daran die wichtige Frage zu knüpfen: hatte Shakſpeare Recht ihn ſo zu zeichnen, als er ihn gezeichnet hat? — — Die Geſchichte ſelbſt weiß nichts von jenem heilloſen Verhältniſſe, oder wenn ſie es weiß, hat ſie doch ſiebenfache Schleier darüber geworfen; aber für den Dichter ſind auch tauſendfache nicht ſchwer genug und er hebt ſie oft mit leichter Mühe. Der Fälle wo er das ſoll giebt es unzählige, und faſt immer dürſen wir Shakſpeare deshalb loben. Aber immer und in jedem Falle? Nein; und — ich wage es auszuſprechen — ein ſolcher Fall wo der Dichter Tadel verdient iſt hier, denn — um für jetzt nur einen einzigen Grund anzugeben: — es iſt unmöglich, einen ſo gräulich betrogenen, bis in das innerſte Mark des Lebens verletzten und entehrten Menſchen ohne Ekel anzuſehen, beſonders da uns der Dichter ſo genau mit den Verhältniſſen des Betruges bekannt gemacht hat. Selbſt der Luſtſpiel-, ja der Poſſendichter würde Mühe haben, jenes Gefühl des Widerwillens mit der Lachluſt zu vereinigen; aber in einem hiſtoriſchen Stücke werden wir vergeblich nach einer Ausgleichung jenes Mißverhältniſſes ſuchen. Die ſinnliche Anſchauung im Drama verdient ihre ganz beſonderen Rückſichten und Shakſpeare hat ſie diesmal vernachläſſigt.

§. 18.

Ich kann deshalb Wilhelm Schlegel'n nicht beiſtimmen, wenn er, jenes Verhältniß gar nicht in ſeinem ganzen Umfange berührend, lediglich von einem frommen Könige ſpricht, dem in ſeiner Einfalt die Gabe der Weiſſagung verliehen ſey, die ſich in einzelnen großen Momenten zeigt und im Augenblick des Todes die Rührung vermehrt. Da der Tod jedes Menſchen ſich auf eine rührende Weiſe darſtellen läßt, ſo iſt allerdings dem Dichter vorzüglich gelungen das Ende des Königs uns alſo vorzuführen. Indeſſen vermag, wie bereits erwähnt worden, das bloße Sterben niemanden ſelig zu machen, und ſo kann es auch, ſelbſt wie hier im Drama dargeſtellt, den Unmuth nicht vergüten, den wir ſo häufig bei ſeinem Anblicke empfunden haben. Dieſes Gefühl — ich will meine individuelle Anſicht nicht verhehlen — kann ſogar zuweilen in körperliche Unbehaglichkeit übergehen.

Allzu zarte Gemüther haben bekanntlich unſerm Dichter vorgeworfen, daß er überhaupt zu oft von einem bekannten ſchlimmen Symbol unglücklicher Ehemänner rede. Es mag ſeyn, daß wir ein paar witzige Einfälle über das Hörnertragen wohl nicht ſehr vermiſſen würden, wenn ſie eine ſpätere Feder tilgte, ja es ließe ſich behaupten, daß einige derſelben Zuſätze von fremder Hand ſind; allein einen eigentlich ſtörenden Einfall dieſer Art, d. h. einen ſolchen, der dem organiſchen Ganzen des Luſt- oder Trauerſpiels ſchadete, habe ich bei Shakſpeare faſt nie gefunden. Hier aber wird uns alles auf die trübſte und — deutlichſte Weiſe eingeflößt, und wir können uns deshalb kaum die Möglichkeit denken, daß ein ſo jammervoller Ehemann, in deſſen Gegenwart die Gemahlin über den abgeſchlagenen Kopf des geliebten Ehebrechers wehklagen darf, jemals mit Erfolg als Wunderthäter auftreten könne.

§. 19.

Wer iſt ferner dieſer beglückte Suffolk? Hier finden wir bei den Commentatoren faſt gänzliches Stillſchweigen, und ſie ſcheinen ihn für einen leidlichen Helden zu halten, dem man es gönnen mag, daß Margareihe ihn vorzieht, obwohl es Johnſon, bei ſeinem guten moraliſchen Sinn, gewiß getadelt hat, daß der Lord ſo weit geht und zum argen Sünder wird. Nie aber iſt meines Wiſſens öffentlich bemerkt worden, daß die ganze Schilderung, die uns der Dichter von Suffolk giebt, von A bis Z ironiſch zu nehmen ſey. Shakſpeare wußte gar wohl, daß in Amors Reiche die Gunſt herrſche, und daß z. B. oft nur äußerliche Wohlgeſtalt, Stärke, beſonders wenn ſie mit einer gewiſſen (vielleicht nur mechaniſchen) Tapferkeit verbunden iſt, bei der Mehrheit der Frauen oft mehr gelte als ſtilles Verdienſt und gediegene geiſtige Bildung. Aber ſein ſchönes Gemüth läßt ihn doch faſt immer auch hier den Weg aus dem Labyrinthe finden, z. B. in „Ende gut alles gut," wo wenigſtens ein Theil dieſes Gedankens ausgeführt und wo am Ende alles auf die ſchönſte Weiſe ausgeglichen wird, indem der Seichte, Unliebende durch die edle Treue der Nichtgeliebten zu Beſſerung und Liebe gezwungen wird. Doch im ſechsten Heinrich glaubte Shakſpeare bei Suffolks Gemälde ſich mit der reinen tragiſchen Satyre begnügen zu müſſen, die aber dafür auch deſto furchtbarer hervortritt.

§. 20.

Wer iſt dieſer Lord, gegen den Margarethe ihren Gatten ſo tief verachtet? Alles was man zu ſeinem Lobe ſagen kann, iſt: daß er eine gefällige Geſtalt mit äußerm Anſtande und Keckheit vereinigt. Wahrhaften

Geiſt hat er durchaus nicht, und wie ſehr er ſich auch in ſchimmernder Wortfülle gefällt, und wie es ihm auch glücken mag durch die Schilderung von Margarethens Reizen bei Heinrich zu ſiegen; doch kann auch hier in dieſem einzigen Falle nur von Liſt, nicht von Klugheit die Rede ſeyn. Er iſt ſo ganz verworren und verderbt, daß ihn das Vaterland gar nicht kümmert, und er bewilligt gern die Verſchenkung der ſchönſten Provinzen, um nur ſchnell zum friedlichen Genuſſe ſeiner — Sündhaftigkeit zu gelangen. Seine anderweitigen Gegner unter einander und durch einander aufzureiben macht ihm Vergnügen, aber er zeigt dabei keineswegs beſondern Muth und Verſtand und beides hat er auch nicht nöthig, da er Margarethens gewiß iſt, und mithin auch des durch ſie beherrſchten Königs. Er geht endlich bei ſeinen unſittlichen Thaten ſo geiſtlos übermüthig zu Werke, daß das Volk ſelbſt in Maſſe ihn durchſchauen und ſeine Verbannung fordern muß, was er durch die gewöhnlichſte Vorſichtigkeit hätte vermeiden können.

In der Abſchiedsſcene zwiſchen Margarethen und ihm hat der Dichter das Höchſte gegeben was er hier zu geben vermochte; aber jemehr ſich beide Perſonen erhitzen und beſänftigen, je übler wird dem Zuſchauer zu Muthe, der ſolchen Unterredungen nicht horchen mag, eben weil das Ausmalen jener verbrecheriſchen Leidenſchaft hier überhaupt nicht nöthig iſt *) im Zuſammenhange

---

*) Daß dieſe Scene, einzeln betrachtet, vollkräftiges Pathos zeige, braucht kaum erwähnt, und gewiß Niemand ermahnt zu wer-

des ganzen Stücks, während, zum Beiſpiel des Gegenſatzes, von der Frevelhaftigkeit der Lady Macbeth, der Regan, Goneril u. ſ. w. aus eben dem Grunde auch nicht ein Jota wegbleiben durfte.

§. 21.

Endlich ſein Tod! Es iſt faſt Satyre auf das Schickſal, daß ein weiſer Mann, der dem Lord das Horoſkop geſtellt, an den Tag gebracht hat, es werde derſelbe durch „Seefahrt“ umkommen, wofür ſich jedoch das Schickſal durch einen wohlfeilen Witz rächt, indem es ſich begnügt, einen nicht ſonderlichen „Seyfart“ Wittmer abzuſenden, wodurch ſich gewiſſermaßen die ganze Sache in ein Wort- und Namenſpiel auflöſt. Wir ſind weit entfernt das zu tadeln, ſondern finden ſehr begreiflich, daß das Schickſal, das ſich gewiß nur ſehr ungern mit Fragen über Suffolks Ende hat behelligen laſſen, jetzt auch keine beſondern Umſtände mit ihm macht. Er dagegen macht freilich deſto mehr; wenn man aber in dem Geräuſch der hochmüthigen Worte, mit denen er die billige Strafrede des Schiffshauptmanns zu überſchreien ſtrebt, nach dem wahren Sinne ſucht, ſo zeigt es ſich bald, daß dieſer Sterbende nichts weiter will als noch einmal ſeine thörichte Prahlerei an den Mann bringen, während ohnehin das früher ausgeſtöhnte

---

den das anzuerkennen. Hier aber wird gefragt: ob ſie nothwendig ſey und rein tragiſch wirke.

gelidus timor occupat artus einen ſeltſamen Contraſt zu ſeinen jetzigen hochmüthigen Scheltworten bildet.

Auch Reignard iſt von dem Dichter mit offenbarer Satyre gezeichnet worden. Der ganze Mann hat (wenn ich ſo ſagen darf) etwas Mageres, Dürres, in ſich ſelbſt Zuſammenknickendes, und ich zweifle, ob jemals unſer Dichter irgend einen Kriegsmann alſo geſchildert hat. Reignard iſt aber auch keiner, obwohl er mit in den Krieg gegangen. Er iſt völlig zufrieden, daß er ſeine Tochter ſo gut angebracht hat, und nährt die gegründete Hoffnung, dadurch doch auch ein wenig zu beſſerm Anſehn und wo möglich zu einigen Geldkräften zu gelangen. Nie hat Shakſpeare über Armuth geſpottet; aber bei Reignard macht er eine ſcheinbare Ausnahme, denn es iſt nicht eigentlich die Armuth welche verhöhnt wird, ſondern der affectirte Bettelſtolz des Armen, der, ſich vordrängend, reich ſcheinen möchte.

§. 22.

Endlich Margarethe ſelbſt. — Welch ein entſetzliches Bild von Herzenshärtigkeit und Verderbtheit, von Gemeinheit und raffinirter Sünde, von unbegränzter Grauſamkeit und behaglicher Munterkeit in und an der Sünde! — Sammeln wir einige hervorſtechende Züge zu dem Gemälde zuſammen. In roher Wuth über den Reichthum der Herzogin von Gloſter, nennt ſie dieſelbe ein ſchlecht geborenes „Nickel“ (contemptuous base-born callat as he is), worüber man ſich immer noch wundert, wenn man auch ſchon geſehen, daß ſie die Bittſchriften der Supplicanten zerreißt, die ſich unter die „Gnadenflügel“ des Protectors geflüchtet haben, wofür ſie mit base cullions (gemeine Schufte) von der Königin angefahren werden. Gleich darauf empfängt die gehaßte Herzogin von ihr eine Ohrfeige, nach welcher heillos ekelhaften, das Leben wie die Bühne verletzenden That die wollüſtig Grauſame ſich ein wenig wohler zu befinden ſcheint. — Die ſeltſamen Zaubereien der geſchlagenen Herzogin helfen ihr auf die leichteſte Weiſe die Feindin zu verderben, und ſie eilt dann weiter um Gloſter ſelbſt zu vernichten. Es iſt als ſinke um dieſen Mann, der ſich vergeblich einer morſchen, zerfallenden Welt widerſetzt, eine Schutzmauer nach der andern, oder vielmehr als ſtürze in ihm ſelbſt die alte Kraft ein: denn die Schande, welche ſeine Gattin über ihn gebracht, wirkt ſo gefährlich auf ihn, daß er, immer ſchwächer werdend, ſogar ſeinem bitterſten und verächtlichſten Feinde, dem Cardinal Beaufort, faſt wie ein hoffnungsloſer Kranker zuruft:

> — — laß ab mein Herz zu kränken:
> All' meine Kraft hat Gram und Leid bewältigt,
> Und wie ich bin bewältigt, weich' ich dir
> Und dem geringſten Knecht.

§. 23.

Margarethe wird ſeine Mörderin, — denn ein veranlaßter Tod fällt natürlich dem Veranlaſſer anheim;

gleichviel wer die Hand dazu geliehen. Bei dieſer Gelegenheit ſteht ſie noch unter der Lady Macbeth, die denn doch bei allen ihren Verbrechen ſich wenigſtens nicht einbildet, es ſey etwas erträglich Natürliches was ſie gethan. Sie hofft die ganze Sache nebſt ihrer Unſchuld mit ein paar Worten abzumachen, und bloß der Umſtand, daß der kränkliche Heinrich vor Entſetzen in Ohnmacht fällt (des Königs Tod wäre ihr wenigſtens unbequem), und ſpäterhin die Beſorgniß für Suffolks Schaden bringt ſie zuletzt zu einer gewiſſen pathetiſchen Art zu lügen, wozu ſie ſich ſonſt nur ſelten herabläßt, da ſie meiſtens an kalter Frechheit genug hat:

> Was ſchelltet ihr Mylord von Suffolk ſo?
> Wiewohl der Herzog ihm ein Feind geweſen,
> Beklagt er doch höchſt chriſtlich ſeinen Tod.
> Was mich betrifft, ſo ſehr er Feind mir war,
> Wenn helle Thränen, herzbeklemmend Stöhnen
> Und blutverzehrend Seufzen ihn erweckte,
> Ich wollte blind mich weinen, krank mich ſtöhnen,
> Bleich ſehn von Seufzern, die das Blut wegtrinken
> Und alles um des edlen Herzogs Leben u. ſ. w.

Wie anders ſteht es ſelbſt mit dem Cardinal! — Nachdem er den Frevel begangen, um ſich deſto mehr von allem Verdacht rein zu waſchen, der „Gerichte Gottes“ ſelbſt laut zu gedenken, die den Herzog getroffen, treffen ſie ihn, den Herabrufer jener Gerichte. Er erkrankt tödlich, und die Furien des Gewiſſens ſchlagen ihre Flügel ſo dicht um ſein Haupt und Herz, daß er vollſtändig verzweifelt. „Er ſtirbt und giebt kein Zeichen.“

— (Ueber dieſe Zeile ſo wie über die ganze Sterbeſcene kein Wort, da es überhaupt niemand geben kann, der nicht ihre ganze Vortrefflichkeit fühlte.)

§. 24.

Margarethe weiß von dem allen gar nichts, und gedenkt ſpäterhin kaum einmal mehr des Mordes. Es iſt ihr nicht der Mühe werth, es müſſen noch ganz Andere fallen, und das nimmt ihre Zeit in Anſpruch. — Ihr Gemahl iſt ihr, trotz ſeiner ſtillen Tugenden, verächtlich und jämmerlich, und ſie verletzt ihn zuweilen mit ſo ehrenrührigen Worten, daß man ſie kaum mit anzuhören vermag und die Augen abwenden muß von einem Manne der das duldet. Sobald ſie aber Vortheile davon hofft, es ſey nun für das Leben, oder ſelbſt nur für eine Art von rhetoriſcher Uebung, ſo thut ſie doch als liebe ſie ihn. Sie iſt eine vollendete Ehebrecherin, und bei dieſem ſcheußlichſten aller ſcheußlichen Laſter ſo geiſtreich und ſo bequem, daß ſie ſich kaum die Mühe nimmt ihr Verbrechen zu verhehlen. (Vergl. Th. II, Act III, Sc. 4, wo in der Trauer über Suffolks Kopf, in Gegenwart Heinrichs, ſogar noch eine Aufwallung von ſündhafter Sinnlichkeit (!) wie ein gräuliches Geſpenſt erſcheint.) An Reue iſt bei ihr nie zu denken, ja wir fürchten, es werde ihr ſelbſt in jener Welt ſchwer werden ſich jenes Verbrechen als Verbrechen vorzuſtellen. Für ihre Grauſamkeit giebt es kaum ein genugſam bezeichnendes Beiwort. Sie reicht z. B. dem unglücklichen

Herzoge von York ein Tuch, getaucht in das Blut ſeines Sohnes, damit er ſich mit demſelben die weinenden Augen trocknen könne, wobei ſie unter andern folgende Reden zu Tage fördert:

So gräm' dich doch, mich zu beluſt'gen, York!
Wie? dorrte ſo das feur'ge Herz dein Innres,
Daß keine Thräne fällt um Rutlands Tod?
Warum geduldig, Mann? Du ſollteſt raſen;
Ich höhne dich, um raſend dich zu machen.
Stampf, tob' und knirſch', damit ich ſing' und tanze! u. ſ. w.

§. 25.

Es entſteht hier billig die Frage, ob überhaupt ein Weſen wie dieſes möglich ſey. Lady Macbeth hätte gewiß nicht geſprochen wie ſie, und Regan und Goneril würden wenigſtens nichts von ihr haben lernen können. Geben wir aber auch einmal die Möglichkeit zu; für den Dichter iſt dadurch nichts gewonnen, denn leider — und hier iſt es wo ich Shakſpeare ganz vermiſſe — wird uns zugleich zugemuthet, doch noch einige gute Eigenſchaften, z. B. heiße Mutterliebe, in dieſer Perſon anzuerkennen und ſie ſelbſt überhaupt für eine erhabene Geſtalt gelten zu laſſen. Selbſt die ausgezeichnetſten Perſonen im Stücke begegnen ihr, obwohl ſie natürlich die blutige Megäre haſſen, doch nicht mit der ganzen Fülle des gebührenden Abſcheus, und ſelbſt das im hohen Grade verachtende Wort Eduards:

A wisp of straw were worth a thousand crowns,
To make this shameless callet *) know herself.

(Th. III, Act II, Scene 2.)

iſt hier bei weitem nicht genügend. So wirkt es auch unangenehm, daß die meiſten ihrer Gegner im Stücke ihr faſt immer nur ihre und ihres Vaters Armuth vorwerfen, gegen welchen geringhaltigen und rohen Vorwurf (während tauſend andere vollwichtige kaum zur Sprache kommen) ſie ſehr leicht eine wegwerfende Antwort auftreiben kann.

§. 26.

Wie geſagt: als eine erhabene Geſtalt will ſie der Dichter gelten laſſen, und als eine ſolche, mit einer furchtbaren Prophetenſtimme begabt, wandelt ſie durch das große Drama von Richard III hin, und ſie würde ſicher den tiefſten Eindruck auch auf mich machen, wenn ich nur ihre Thaten und Geſinnungen, die im Heinrich VI aufgezeichnet ſind, vergeſſen könnte. So aber, da ich das nicht vermag, — und wer könnte auch wohl eine Shakſpeareſche Charakteriſtik vergeſſen? — ſo raubt mir der Gedanke, daß ſie durchaus *unwerth* ſey einer ſolchen erhabenen Rolle, einen großen Theil des tragiſchen

---

*) Es iſt komiſch merkwürdig, daß ſelbſt noch in der neuen, ſonſt ſehr empfehlenswerthen Handausgabe der Shakſpeare'ſchen Werke in Einem Bande (London 1825), zur Erklärung des ſehr bekannten Worts callet in einer Anmerkung noch drab als identiſch beigefügt wird.

Genuſſes. Wie? wenn dieſer Richard ihr mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit einmal etwa alſo erwiederte: „Es mag ſeyn, daß ich der witzigſte und teufliſchſte aller Teufel bin; auch verhehle ich nicht, daß ich mich wirklich mit der ausgezeichnetſten Genialität auf die Ruchloſigkeit gelegt habe: aber von Dir kann ich nichts Sonderliches lernen in der Tugendhaftigkeit; ja weil eine böſe Frau immer böſer iſt als der böſeſte Mann, ſo ſtehſt Du noch tief unter mir.“ — Welch eine Antwort könnte ihr dann geliehen werden? Tauſend pomphafte, denn an denen fehlt es ihr nie; aber keine genügende.

§. 27.

Es iſt das erſte Mal daß ich in den Fall komme, den Dichter aller Dichter über die Anlage und Bildung eines wichtigen Charakters und deſſen in den Mittelpunct des Stückes eingreifendes Verhältniß tadeln zu müſſen, und zwar dergeſtalt, daß ich nicht anſtehe zu behaupten, daß die beiden letzten Theile Heinrichs des Sechsten, durch jenen Fehler geſtört, keinen reinen Genuß bieten können, was um ſo mehr zu beklagen iſt, da ſie ſelbſt für das blödeſte Auge anderweitigen herrlichen, ja unſchätzbaren Reichthum enthalten. — Ich weiß ſehr wohl, daß ich mit meiner Anſicht über Margarethen u. ſ. w., inſoweit ſich Kritiker im Druck darüber ausgeſprochen haben, ganz allein ſtehe, denn die früheren haben Shakſpeare ſogar gerühmt, daß er Margarethen zur Ehebrecherin macht, was doch die Chronik entweder verſchweigt, oder noch häufiger gänzlich leugnet. Aber der Grund jenes Lobes, es ſeyen durch dieſe Abweichung von der Geſchichte einige höchſt pathetiſche Scenen gewonnen worden, kann heut zu Tage wohl kaum mehr in ernſte Betrachtung gezogen werden, da ſelbſt die rührendſte Scene ungerechtfertigt bleibt, wenn ſie nicht durch innere Wahrheit erklärt werden kann. — Wie aber Shakſpeare die Geſchichte ſonſt immer verklärt und ihren Kern ans Licht bringt, ſo hat er es diesmal nicht gethan, er hat jene und ſich ſelbſt überboten und deshalb gefehlt. Und ſo darf ich auch noch hinzuſetzen, daß jene Scenen auch einzeln betrachtet durchaus nicht wahrhaft rührend, ſondern ängſtlich drückend ſind *).

Aber ſelbſt in neuern Zeiten hat man den Dichter auch in dieſer Beziehung gerühmt, und W. Schlegel erklärt, Shakſpeare habe die ehebrecheriſche Leidenſchaft der Königin Margarethe und Suffolk's mit tragiſcher Würde bekleidet, und alle unedlen Nebenbegriffe entfernt, und ohne die Verbrechen zu beſchönigen deren beide ſchuldig

---

*) In einem Fragment mit der Aufſchrift: „Margarethe in Shakſpeare's Heinrich VI“, welches vor einigen Jahren im „Geſellſchafter“ gedruckt wurde, gab ich bereits einige Andeutungen über die Art, wie der Dichter hier gefehlt habe, irrte aber, da ich die Chronik auf ſeiner Seite glaubte. Indeſſen war der auch dort angegebene Satz, daß ſich die Geſchichte in dieſer einen Beziehung nicht in jener Verklärung zeige, wie ſie der Dichter zeigen ſolle und ſonſt immer gezeigt habe, für die Sache ſelbſt das Wichtigſte.

ſind, ohne die Mißbilligung dieſer frevelhaften Liebe aufzuheben, errege er dennoch durch die zauberiſche Gewalt des Ausdrucks Theilnahme an dem Schmerz. — Ich geſtehe, daß mir bei dieſer Behauptung faſt ſo zu Muthe wird, als rede der treffliche Schlegel, deſſen große Verdienſte um den Dichter nicht genug zu preiſen ſind, von einer ganz andern Margarethe als von jener bluttriefend witzigen, blutige Tücher zum Thränentrocknen hinreichenden, reuelos ehebrecheriſchen, wollüſtig grauſamen Megäre, wie ſie mir aus dem Drama entgegenſpringt. — Möge deshalb von neuem prüfen wollen wer ruhiger Prüfung fähig iſt.

§. 28.

Unmöglich aber kann ich die Kritik eines Shakſpeareſchen Werks mit Tadel ſchließen, und ſo mögen denn noch zwei der vollendetſt gezeichneten Charaktere betrachtet werden. (Der meiſterhafteſte, allbewunderte Richard III, der bereits im dritten Theile ſo lebendig auftritt, daß wir auch nicht eine Zeile zum Verſtändniſſe des ihm ausdrücklich gewidmeten Trauerſpiels miſſen können, werde hier nur genannt, und erſt zu ſeiner Zeit geprüft.) — Erſtens Cade (ſchon im zweiten Theil), der Volksaufrührer, anfangs nur Yorks Werkzeug, der ihn dazu mit Recht tauglich findet, da große und wunderbare Körperkräfte, verbunden mit einer gewiſſen mechaniſchen Tapferkeit und in ſeiner Sphäre geltenden Liſt, ihn auszeichnen. Die Beſchreibung, welche York von ihm macht, giebt in kurzen Worten das ſprechendſte Bild, dem eine wahrhaft homeriſche anziehende Deutlichkeit innewohnt:

In Irland ſah ich den unbänd'gen Cade
Sich einer Schaar von Kerns entgegenſetzen,
Und focht ſo lang, bis ſeine Schenkel faſt
Von Pfeilen ſtarrten wie ein Stachelſchwein;
— Und auf die lezt gerettet, ſah ich ihn
Grad' aufrecht ſpringen wie ein Mohrentänzer,
Die blut'gen Pfeile ſchüttelnd wie die Glocken.
— Gar oftmals, als ein zott'ger ſchlauer Kern,
Hat er Geſpräch gepflogen mit dem Feind,
Und iſt mir unentdeckt zurückgekommen
Und hat mir ihre Büberein gemeldet.

Es giebt einen höchſt lächerlichen Contraſt, daß gerade dieſer rohe, aber in ſeiner Rohheit höchſt ausgezeichnete Menſch den verſtorbenen John Mortimer vorſtellen ſoll, mit dem er zufällig einige materielle Aehnlichkeit hat; allein das Werkzeug wächſt bald dem Meiſter über den Kopf, und durch anfängliche Erfolge begünſtigt, bildet ſich Cade nach und nach ein Syſtem aus, das wenigſtens als die einfachſte aller Tollheiten Senſation genug gemacht hat.

§. 29.

Die Grundlinien jenes Syſtems ſind: Gütergemeinſchaft und Verbannung ſämmtlicher Wiſſenſchaften und Künſte als durchaus unnütz und gottlos. Daß er ſelbſt dabei folgewidrig wird, und ſich bald König, bald Lord nennen läßt, jedem Strafe drohend, der ſich in dieſe Benennungen nicht fügen will, iſt natürlich und — aldern genug. Deſto gründlicher aber geht es mit dem Austheilen der geplünderten Güter und dem Haſſe gegen Wiſſenſchaften und Sprachen. Cade fühlt wohl, daß es ihm an Mutterwitz, freilich nur von der allerderbſten Gattung, nicht fehle und daß er es mit dieſem wohl gegen die vornehmſten Perſonen aufnehmen könne, die daran Mangel leiden. Es ärgert ihn ſehr, daß dieſer Mutterwitz nicht alles gelten ſoll, und daß es außerdem noch eine Bildung durch Sprache und Wiſſenſchaft giebt. Das ſoll hinfort nicht mehr ſeyn, er will es ſchlechthin nicht, und es ſoll die Wiſſenſchaft und Sprachkunſt rein aus der Welt geſchafft werden. Sein erſter Schluß, Lord Say könne franzöſiſch ſprechen und ſey folglich ein Verräther, tönt bei der damaligen Stimmung des Volkes gegen Frankreich leidlich genug. Es iſt aber nicht genug daß die franzöſiſche Sprache vernichtet werde, ſondern es müſſen auch alle andern — ein wenig Engliſch ausgenommen — in das gemeinſchaftliche Grab gelegt werden, und hier drücken nun den armen Lord noch gar manche Sünden. Er hat höchſt verrätheriſcher Weiſe die Jugend des Reichs unterrichten laſſen, d. h. verderbet, das Drucken aufgebracht und eine Papiermühle gebaut, ja es kann ihm in's Geſicht bewieſen werden, daß er Leute um ſich hat, die zu reden pflegen von Nomen und Verbum, und dergleichen verruchte Wörter mehr (and such abominable words) im Munde führen, die kein Chriſtenohr geduldig anzuhören vermag.

§. 30.

Wie vortrefflich iſt dabei die ganze innere und äußere Geſtalt des armen Lords in ſeiner Antwort auf ſo ſchwere Beſchuldigungen vor uns gebracht: ziemlich viel Pedanterie, etwas Eitelkeit, guter Wille und gute Anſicht von der Wiſſenſchaft, obwohl ſchon ein wenig an Machiavellismus ſtreifend, Ungeſchick mit dem Volke zu reden und mitleidswürdige Kränklichkeit durch zu vieles Studiren und Schreiben veranlaßt. Wohl möchte man ihm ein geſtählteres Herz gönnen, aber das kann er nun einmal nicht beſitzen, und ſo hören wir ihn mit wahrer Rührung um ſein Leben bitten. Selbſt Cade fühlt ſich geneigt ihm zu willfahren, doch kann und darf er nicht dem beſſern Gefühl folgen, ſchon um deswillen nicht, weil der Lord ſo gut und ſchön für ſein Leben ſpricht. — (Wie viele Brüder hat Cade in dieſer Hinſicht, obwohl dieſelben es durchaus nicht gehabt haben wollen, daß ſie das ſind. Leider aber drängt ſich nur zu ſehr die jammervolle Bemerkung auf, daß den Philiſtern jeder Art nichts verhaßter iſt als die Blüthe der Lippen, die Beredſamkeit.) — Cade ſteht ohne Zweifel geiſtreicher da als die Claſſe, welche ſo eben im Vorbeigehn bezeichnet wurde: er fürchtet ſich doch noch vor ſeinem eignen Herzen, während jene in ausgehöhlter Bruſt nichts empfinden als Neid; aber zurück kann auch er nicht mehr, und er muß hier folgerecht handeln.

§. 31.

Uebrigens kommt es in Hinſicht der Rebellion ganz wie zu erwarten war. Da ſie ſich ſelbſt in ihrem Ziel überſprungen hat und zur Raſerei ausgeartet iſt, ſo fühlt ſie bald die innerliche Erſchöpfung, und ein bloßes allgemeines Verſprechen, daß jeder Empörer Verzeihung erhalten ſolle der den Führer verlaſſe, iſt hinreichend den Abfall der Menge von ihrem bisherigen Götzen zu entſcheiden. Jetzt empfängt Cade ſelbſt etwas von dem was er ſo eben noch für todeswürdige Sünde erklärte, d. h. von der Beredſamkeit, und zwar von jener raſch eindringlichen, welche die Begeiſterung eines drangvollen Momentes zu gewähren pflegt. Seine Rede hilft auch vortrefflich, faſt auf eine Minute, und der Ruf: „Es lebe Cade!“ wechſelt mit dem: „Es lebe Heinrich!“ auf eine tragiſch-kurzweilige Art ab. Nur die Erinnerung an Heinrich den Fünften ſiegt bei der Menge, aber auch die Frage: „Iſt eine Feder wohl ſo leicht hin und her geblaſen als dieſer Hauſe?“ nimmt ſich ſelbſt in Cade's Munde, als weltgeſchichtlich bedeutſam, gut genug aus.

Aber ſo leicht iſt ein Mann wie ihn York oben beſchrieb nicht zu überwältigen, und ſein gutes Schwert macht ihm Bahn durch die empörten — Empörer. Was aber der ganze Hauſe und Clifford mit ſeinen Truppen nicht vermögen, vermag die böſe Naturnothwendigkeit, die den Starken faſt noch mehr bedroht als den Schwachen.

§. 32.

Cade iſt glücklich in's Freie gelangt, aber zu wem ſoll er fliehen, da ein Preis von tauſend Kronen auf ſeinen Kopf geſetzt worden iſt? So hat er fünf Tage gehungert und bricht, weil er den wüthenden Schmerz nicht länger zu ertragen vermag, in einen Garten ein, um doch wenigſtens an etwas beſſerm Gras und Salat ſich zu erquicken und zu kühlen. Da ſtört ihn leider der Beſitzer des Gartens, Iden, mit dem Vornamen Alexander, in welchem wir einen überraſchenden Scherz des Dichters oder des Geſchicks erkennen, indem der Squire durchaus nichts Alexandriſches an ſich hat. Es iſt ein feiner, zierlicher und nachdenklicher Mann, doch nicht ohne einen leiſen Anſtrich von Lächerlichem. Er fängt mit einer Art von Umſchreibung des horaziſchen „Beatus ille" an, und wir zweifeln nicht, daß bei einem ſo wohlerzogenen Herrn ein einziges höfliches Wort dem bedürftigen Cade eine treffliche Mahlzeit würde verſchafft haben; aber Shakſpeare weiß gar wohl (beſſer als der wortreiche Ovid), was es mit dem ächten und vollendeten Hunger auf ſich habe, und wenn ſelbſt der treffliche, rein gebildete Orlando (ſ. „Wie es euch gefällt") mit dem Schwerte fordernd auftritt, was ſollen wir von dem armen ungeſchlachten Cade erwarten? Der Kampf ſeiner durch Mangel an Nahrung geſchwächten Natur mit der ihm innewohnenden alten, alles niederſchmetternden rohen Tapferkeit bringt in ihm einen gewiſſen trunken taumelnden Zuſtand hervor. Möglich auch, daß ihm der ganze Alexander Iden, der ſich ſo plötzlich, wohl genährt und ohne Zweifel mit dem ſauberſten ſeidenen Kleide angethan entgegenſtellt, augenblicklich höchlich zuwider wird. So iſt es ihm denn noch ein wahres Labſal, tüchtig drauf los zu ſchelten, und wie mißbilligend wir auch über ſo rohe Geſinnung urtheilen müſſen, immer werden wir ihm Recht geben, daß nicht des ſchwachen Idens Schwert, ſondern nur der Hunger ihn umgebracht, ja wir gönnen ihm den Gedanken — denn der tapfere Mann hat große Vorrechte — „Laßt zehntauſend Teufel über mich herfallen, gebt mir nur die zehn verlorenen Mahlzeiten wieder und ich böte allen die Spitze;“ ſo wie auch daß er ſich noch ſterbend „den beſten Mann unter allen Kentern“ nennt.

§. 33.

Idens Sieg über einen ſolchen Mann erſcheint übrigens nicht einmal als eine Handlung, ſondern nur als eine zufällige Begebenheit, und es iſt überaus ſeltſam (aber auch völlig wahr bei Naturen ſeines Gleichen), daß er anfangs pathetiſch ſchwört, „ſo lang England lebe, ſolle man nicht ſagen können, daß Alexander Iden, Esquire von Kent, mit einem Hungerleider ungleich gekämpft habe,“ da er doch neun Zeilen darauf das Schwert wirklich gegen den hülfloſen Gegner ſchwingt. Es iſt zu vermuthen, er habe in ſeinem Leben noch nie eine eigentliche bedeutende Handlung zu Stande gebracht, darum ſetzt ihn auch die jetzt begangene Scheinthat faſt ganz außer Faſſung, und den ſanften, witzigen Ton des Beatus-Ille ganz verlierend, wünſcht er, vorlauter und unbilliger Weiſe, ſelbſt „Cade's Seele zur Hölle ſtoßen“ zu können. Da er dies aber zum Glück nicht vermag, ſo begnügt er ſich den Leichnam auf einen Miſthaufen zu ſchleifen und des Gegners frevelhaften Kopf abzuhauen. Mit dieſem bewaffnet geht er dann an den Hof um den Dank zu empfangen, der in den tauſend Kronen und (als Zugabe!) in dem Ritterſchlage beſteht. Der ritterſchlagende frommſchwache Heinrich und der rittergeſchlagene zierlichſchwache Iden giebt ein erheiterndes Bild, mit leichter, offen ſatyriſcher Bedeutung: — doch freilich nur für diejenigen Leſer, die von dem ſchalkhaften Dichter nicht verlangen, daß er ſelbſt ausrufe: „Hier liegen Fußangeln.“ — Gehen wir zur Betrachtung eines andern ausgezeichneten Charakters.

§. 34.

Eduard, als König der Vierte ſeines Namens, der älteſte Sohn des Herzogs von York, ſcheint einer jener Charaktere zu ſeyn, die ſich gleichſam von ſelbſt ausmalen, während ſie doch die größte Kunſt und Beſonnenheit von Seiten des Dichters erfordern. Es iſt keineswegs damit abgethan daß wir ihn als einen leichtſinnigen und üppigen Mann bezeichnen; und noch weniger würde es genügend ſeyn, wenn der Dichter (womit ſich leider gar viele behelfen würden) ihn nur alſo nennen und höchſtens einmal in einer dazu paſſenden

Situation aufſtellen wollte. Eduard iſt ein vollſtändiger Menſch mit mannigfaltigen Anlagen, bei dem aber leider keine mehr zur Reife gelangt, als die gefährlichſte: Genußliebe, Sinnenluſt und das Vermögen den einzelnen Moment zu benutzen, ohne ſich durch die Furcht vor dem nächſtfolgenden ſtören zu laſſen. Aufgewachſen in Bürgerkriegen und alle Bande des geſellſchaftlichen Vereins zerriſſen ſehend, hat er ſich mit einer Art von Kunſtfertigkeit auf den — Leichtſinn gelegt, weil er ihn für das einzige Mittel hält, um durch eine ſo wild empörte und blutige Welt mit Erfolg hindurch zu kommen. Er beſitzt mehr Blut als Kraft; aber er weiß doch auch was er von letzterer beſitzt zu gewiſſen Zeiten wohl zuſammenzuraffen und zu nutzen. Dann aber hat er ſich auch für eine Zeit lang gleichſam ausgegeben, er wird müde und verlangt augenblicklich den Genuß, den er allein durch jene Anſtrengung erwerben wollte. Er iſt wahrhaft tapfer, ſo lange noch der Schmerz über den Verluſt ſeines Vaters (und wie verlor er ihn!) in ihm flammt, denn ihn ſcheint er wirklich geliebt zu haben, wie ſeine tief rührende Wehmuth, die ſich in ſo melodiſchen Worten ausſpricht, deutlich zeigt. Kaum aber iſt der erſte Sieg erfochten, der ihm die ſchwankendſte Krone bringt, ſo ſcheint er auch die Sache für abgemacht zu halten, er folgt unbedenklich Warwicks Plane, der ihm Bona, Prinzeſſin von Frankreich, zur Gemahlin beſorgen will, verleiht ſeinen Brüdern, wie im Fluge, die gehörigen Herzogthümer, und eilt zu den Genüſſen, die ihm die Königswürde verſchafft. Dieſe Genüſſe aber ſind ſo ſinnlicher Art, daß ſie ſelbſt ſeinen Körper ſchwächen (worauf Gloſter mit frevelhaft witziger Freude nicht ſelten anſpielt), und ſo wird er denn auch die Beute einer für den ganzen Staat unglücklichen Leidenſchaft für Lady Grey. Dieſes Gefühl wirkt auf ihn ſo übermächtig, daß ihm die Erinnerung an Warwick und deſſen feierliche Werbung um Bona gänzlich verſchwindet, und alle ſeine Gedanken ſich auf dieſen Einen Gegenſtand zuſammenziehen.

§. 35.

Wie tadelnswerth hier aber auch ſein Benehmen hervortritt; dennoch findet ſich manches was ihn zwar nimmermehr rechtfertigen, doch unſre Theilnahme und unſer Mitleid wecken kann. Wer iſt dieſe Lady? Eine Wittwe mit drei Kindern, für deren Erbe ſie den König bittet. Von dieſen Kindern iſt eins ſchon der Mündigkeit ziemlich nahe. Wie möchte deshalb die Mutter noch die Blüthe und den Reiz der Jugend beſitzen? So kann alſo bei dieſem Verhältniſſe an eine bloß ſinnliche Leidenſchaft des Königs nicht gedacht werden; denn eine ſolche würde den begegnenden großen Hinderniſſen nicht gewachſen ſeyn. Aber dieſe Lady beſitzt eine höhere Schönheit, die anziehende Kraft einer eben ſo ſtolzen als ſanften Tugend bei einer gewiſſen Einfachheit des Herzens und Geiſtes. Dadurch gewinnt der ſonſt ſo üppige Eduard Theilnahme für ſeine Leidenſchaft, die, ſo thöricht und gefährlich ſie auch iſt, doch durch ihre Wunderbarkeit rührt.

Zugleich aber nimmt die arme Lady (die ſich wohl auf ihrem ſtillen Landgütchen am beſten mag befunden haben) unſer ganzes Mitleid in Anſpruch, denn welch ein jammervolles Geſchenk macht ihr Eduard mit der Hälfte ſeiner blutigen Krone! in welche Wirbel ſieht ſie ſich verſchlungen! — Angefeſſelt an einen Mann der nur von Augenblicken abhängt und ſein Leben ſchon längſt zu einer flackernden Flamme gemacht hat, die ihn in kurzem ſelbſt verzehren muß, wird ſie ein Gegenſtand des Haſſes des ſtolzen Bruders ihres Gemahls, von Warwicks und Frankreichs Zorn u. ſ. w. Faſt möchte man ihr einen kleinen Theil von Eduard's anfänglichem Leichtſinn wünſchen, wenigſtens im Verhältniß zu dem bittern Gloſter.

§. 36.

Eduard iſt anfangs ſo tief in ſeine Liebe verloren, daß er, der doch alles fürchten mußte von dem beleidigten Frankreich, von Margarethen und Warwick, dennoch kaum einige Anſtalten trifft zu dem bevorſtehenden Kriege. So kann uns freilich nicht befremden, daß er ſich von den Feinden überraſchen läßt, und zwar im Schlafrocke, was einem tüchtigen und beſonnenen Kriegsmann wohl nicht leicht begegnen könnte. Wie er aber ſchwache und thörichte Augenblicke hat, ſo hat er auch andere, in denen er ſich klug und tapfer zeigt. Solche ſind es, die ihn aus der Gefangenſchaft befreien und ihm ſpäterhin zum entſcheidenden Siege und der Wiedererlangung der Krone verhelfen. Wenigſtens würde die Hülfe der Freunde allein nicht hinreichen ſo Großes auszurichten. — — Leicht werden jetzt der Verbrechen viele geübt, leicht wird Heinrichs Sohn gefällt, leichter noch der alte König ſelbſt im Thurm gemordet; doch Margarethe nur verbannt. — Mit den Brüdern kommt eine ſcheinbare Verſöhnung zu Stande, die er für ächt hält, weil er ſie dafür halten *will*. Er hat nun ſchlechterdings keine *Luſt* mehr, trüben oder auch nur ſonderlich ernſthaften Gedanken nachzugeben, und in halb trunkener halb erzwungener Fröhlichkeit ruft er aus:

> Was iſt nun übrig als die Zeit verbringen
> Mit ſtattlichem Gepräng und luſt'gen Spielen,
> Geſchickt für die Ergötzung eines Hofs? —
> Tönt Pauken und Trompeten! Leid fahr hin!
> Wir hoffen dauerhaften Glücks Beginn.

Er ahndet nicht, wie nahe ihm das Unglück ſteht in der Geſtalt des *finſtern Bruders*.

XXII.

König Richard der Dritte.

§. 1.

Um dieſem vielberühmten und vielbeſprochenen Charakter näher zu treten, iſt, wie bereits oben erwähnt worden, eine Rückkehr zu einigen Scenen im Heinrich VI nöthig, um den Gang zu beſchauen, in welchem ihn der Dichter ſich entwickeln läßt. Wir ſehen ihn zuvörderſt nebſt ſeinem Bruder Eduard den Vater zum Ehrgeiz ſtacheln und ihn mit neuem Muth beſeelen nach der gewünſchten Krone mit den Waffen in der Hand zu ſtreben. Eduard iſt in ſeinem Plane und in ſeiner Anſicht, ſo ſündhaft auch die letztere iſt, wenigſtens offen, und behauptet kühn, faſt mit den wohlbekannten Worten im Euripides (den Shakſpeare nicht kannte), daß man um ein Königreich jeden Eid breche, ja um auch nur ein Jahr zu herrſchen wolle er wohl tauſend Eide brechen. Hier iſt das Wort offenbar ſchlimmer als die Geſinnung; anders bei Richard. Er leugnet gründlicher und kälter überhaupt die Rechtmäßigkeit des Eides, und ſeine Beredſamkeit iſt ſpitziger und treibender noch als die des Bruders.

Als er aber bald darauf das entſetzliche Ende des Vaters erfährt, zeigt ſich bei ihm ein nicht minderer Schmerz als bei ſeinen Brüdern, ein Schmerz, an dem er um ſo mehr zu tragen hat, je weniger er ihn in ſanften oder auch nur erträglichen Worten auszuſprechen vermag. Aber ſeine Rede iſt auch jetzt, wie immer, hart, ſtachlicht, unberuhigt wie er ſelbſt; obwohl — was ſtets vergeſſen worden — eine wahre Liebe für den Vater bei ihm anerkannt werden muß, die um ſo wichtiger für uns iſt, da wir hier ſein einziges rein gutes Gefühl bemerken.

§. 2.

Jetzt ſehnt er ſich nicht bloß nach Kampf und Streit, ſondern überhaupt nach Beſchäftigung; aber ehe es noch dazu kommt, wird er an ſeiner tödlichen Stelle verwundet: Margarethe erinnert ihn mit den giftigſten Worten an ſeine Misgeſtalt, was nicht nöthig wäre, da er ſelbſt, ſchwacher Weiſe, ſchon genug daran denkt. Daß aber davon *geredet* werde, ſelbſt in den leiſeſten Anſpielungen nur, iſt ihm vielleicht unter allem Widrigen das Widerwärtigſte. Da er aber ſeine äußere Klugheit nie einbüßt, ſo läßt er ſich, um wahre Rache zu nehmen, zu Margarethens giftiger Gemeinheit herab, und weit entfernt ihr ihre *Verbrechen* vorzuwerfen (darauf giebt ſie nicht viel), erinnert er ſie nur an die Dürftigkeit ihres Vaters, der ein König heißen wolle, wie etwa eine Pfütze ein See genannt werde.

Haben wir ihn hier auf einer geiſtigen Schwäche ertappt, ſo ſehen wir ihn bald auf einer andern: denn da der glücklich gewordene Bruder ihn zum Herzoge von Gloſter ernennt, ſo will er lieber Herzog von Clarence ſeyn, denn Gloſters Fürſtenthum ſey von „unglücklicher Vorbedeutung.“ Warum? ſagt er nicht, und weiß es auch wohl nicht. Er iſt bloß ſchlechthin abergläubig, wie etwa ein Heide der alten Welt, aber nicht ſo ſchuldlos wie ein ſolcher, denn der Glaubenloſe, beſonders wenn er noch dazu heuchelt, wird am erſten dem Aberglauben anheimfallen. Der Bruder ſcheint dies auch längſt zu wiſſen, fertigt ihn mit einem ſchnellen: Tut that's a foolish observation ab, und läßt es bei der frühern Entſcheidung bewenden.

§. 3.

Eduards Vermählung mit Lady Grey iſt Richarden faſt nur lächerlich und widerlich, aber nicht von beſonderer Wichtigkeit; vielleicht ſcheint ſie ihm ſogar, da er ſchon jetzt über Planen für die Zukunft brütet, nicht unpaſſend, da aus des gekrönten Bruders erſtem Misgriff noch andere erfolgen müſſen, die der Ungekrönte wünſcht. — Endlich aber bricht ſein Inneres deutlich hervor in einem ausführlichen Monologe, ſo wie überhaupt die Selbſtgeſpräche es ſind, in denen er ſich uns am genaueſten zeigt. — Hier könnte man nun fragen, ob ein ſolches Verfahren von Seiten des Dichters kunſtgemäß ſey, oder ob er wohl gar es ſich diesmal ein wenig bequem gemacht habe. Die letztere Frage iſt bei Shakſpeare wie bei jedem ächten Dichter ein für allemal als durchaus ungebührlich zu verwerfen, und die erſte läßt ſich zur höchſten Ehre des Poeten beantworten. Es giebt hundert und wieder hundert Charaktere, die, ſey es aus Leichtſinn oder deſſen Gegentheile, aus reiner Gediegenheit ſelten oder nie mit ſich ſelber reden, weil ſie ſich ſelbſt ein für allemal erkannt haben, oder (ein trauriger Fall!) ſich ſelbſt gar nichts zu ſagen haben. Solche Charaktere ſind nur dialogiſch zu entwickeln und es würde einen ſeltſamen Eindruck machen, wenn z. B. der einfache Talbot, der flache Le Beau, der bloß luſtige Narr u. ſ. w. in weitläufigen Monologen ihre Gemüthsart entwickeln wollten.

Ganz anders verhält es ſich mit den ſtrebenden, ſich ſelbſt beobachtenden, reflectirenden Charakteren, z. B. Hamlet, Macbeth u. ſ. w. Bei dieſen iſt das Mit-ſich-ſelbſt-reden — ſey es nun ohne Worte oder mit leiſen oder lauten, halb oder ganz ausgeſprochenen — völlig zur andern Natur geworden, und es ſind deshalb die häufigen Monologe des däniſchen Prinzen und des ſchottiſchen Feldherrn und Königs als durchaus nothwendig zu betrachten.

§. 4.

Dieſe Nothwendigkeit iſt bei Richard beſtimmt vorhanden. Er hat keinen Vertrauten und kann keinen haben, er lebt mit den Menſchen in ſtetem Kriege, und wenn er ſchon die Waffen in der offenen Feldſchlacht trefflich zu führen weiß, ſo helfen doch die der Liſt oft noch ſchneller zum Ziele, und es iſt ihm kurzweiliger ſie zu gebrauchen. Ehrlich geht er mit keinem andern Menſchen in der Welt um als mit ſich ſelbſt, inſoweit er es vermag. Er theilt ſich in ſeinen Monologen gewiſſermaßen in zwei Perſonen, deren eine wichtige Einwürfe macht und Zweifel erregt, welche von der andern mit ſiegreichem Witz bekämpft und beſeitigt werden, ſo daß am Ende beide Theile ſich wieder gütlich vereinigen und mit friſchen Kräften weiter gehen.

Wie iſt nun Richards Charakter begründet worden?

§. 5.

Wenn wir zuvörderſt wiederholt haben, daß jeder ſittliche Charakter in dem Verein göttlich menſchlicher Freiheit und Nothwendigkeit ruht, ſo werden wir bei allem was unſittlich iſt ein Misverhaltniß und Misverſtändniß beider Sphären finden, wodurch ſie eben jenes Göttliche einbüßen, das nur in der Eintracht (Verſchmelzung oder Steigerung menſchlicher Freiheit zu göttlicher Nothwendigkeit) gewonnen werden kann. — Richard ſchien gewiſſermaßen gleich nach ſeiner Geburt ſchon unglücklich, denn es laſtete auf ihm eine ſolche Fülle der widerlichſten Häßlichkeit, daß ſelbſt die eigene Mutter davor erſchrack und ſich mit Grauen von dem Misgeſtalteten abwandte. Namentlich zeigten ſich ſeine Zähne ſo früh, daß er die Bruſt verwundete welche ihn tränkte, ja es dünkte Manchen er thue es abſichtlich und wolle ſich für den Abſcheu rächen, den er (nun ſchon nicht mehr ſchuldlos) einflößte. — So wuchs er heran ohne Liebe zu empfangen, aber auch ohne ſie je zu geben, ſtetes Mistrauen erregend, aber noch mehr ſelbſt hegend.

Die ganze Geſtalt ſeines Vaterlandes hatte ihre Geſetzlichkeit verloren und der Kampf ſeines Hauſes mit dem Hauſe Lancaſter erregte einen Bürgerkrieg, der, Jahrzehnte wüthend; kaum die Möglichkeit eines Endes ohne gänzliche Erſchöpfung beider Parteien abſehen ließ. Für Richard eine glückliche Zeit, insoweit er überhaupt irgend eine glücklich finden kann: es iſt ihm gerade recht, daß Unordnung regiert, daß Brüder gegen Brüder wüthen; hat er ja doch dadurch, wie er ſich einbildet, ein neues Recht bekommen die Menſchen zu haſſen und zu verachten, und giebt es doch dabei Gelegenheiten genug etwas zu thun: — denn zu thun will er immer haben, aber Bedeutſames.

§. 6.

Dabei ſcheut er keine Anſtrengung, denn ſo häßlich auch ſein Körper iſt, ſo kraftreich iſt er auch, trotz ſeiner Kleinheit. Richard hat keine ritterliche Uebung verſäumt, denn er ſah ein, daß ſie nothwendig iſt, und er hat es ſehr weit gebracht in einer gewiſſen Art von Tapferkeit, die aus der bloßen Entſchiedenheit des ſelbſtſüchtigen Willens und dem bittern Menſchenhaß hervorgeht. Er iſt unter allen Brüdern York der beſonnenſte, und da ſchon jetzt bei ihm im tiefen Hintergrunde der große Plan liegt, ſich ſelbſt zum Könige zu machen, ſo erkennt er wenigſtens zuvörderſt das alte Herkommen an, daß zuerſt der ältere Bruder die Krone tragen müſſe, wenn ſie jemals auch auf ihn kommen ſoll. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß er jetzt noch faſt glänzend daſteht, indem er es iſt, der Eduarden eine höhere Kraft des Willens giebt, der ihn aus der Gefangenſchaft befreit und die Schlacht bei Tewkſbury (1471) gewinnen hilft.

§. 7.

In dieſem großen Gange hält ſich Richard einige Mal durch Selbſtgeſpräche auf, die aber bei ihm faſt als Handlung zu betrachten ſind. Der entſcheidendſte findet ſich in Heinrich VI, Act 3, Scene 2. Der leichtgeſinnte Eduard iſt ſo eben ein Raub ſeiner Leidenſchaft für Lady Grey geworden, und Richard hofft, daß der Ueppige ſich ſelbſt werde bald zerſtört haben; aber auch die Erfüllung dieſes Wunſches kann noch nicht zum Ziel führen, denn dem Könige leben zwei blühende Söhne. Dann iſt auch der Bruder Georg von Clarence *), und

---

*) Wurde Clarence, wie die meiſten Geſchichtſchreiber behaupten, wirklich vor Gericht gezogen und von demſelben verurtheilt, ſo war das doch nur ein Schaugepränge, und der Dichter that wohl uns damit zu verſchönen. Wie geiſtreich und rührend iſt dagegen die Scene, in welcher wir den Prinzen nach langen,

wer nicht alles noch ſonſt, der zwiſchen ihm und der Krone ſteht! Dennoch iſt ſie zu erreichen: man ſoll nur nichts ſcheuen, ſelbſt das höchſte Verbrechen nicht, zeige es ſich auch in welcher Geſtalt es wolle. Erreicht aber muß das Ziel werden, denn warum ſonſt — leben?

Hier iſt Richard an den Mittelpunct ſeiner Betrachtungen gekommen, und erkennt, daß es nur zweierlei giebt, um deswillen es der Mühe werth iſt zu leben: Liebe und Krone. Er verweilt zuvörderſt bei der Liebe, die er indeſſen ſchon jetzt unmöglich mehr deutlich erkennen kann, da er längſt die Unſchuld des Herzens aufgegeben hat, die uns allein den rechten Blick für ſie gewähren mag. Auf ſeinem Standpuncte hat er deshalb vollkommen Recht, wenn er es für unmöglich hält, daß irgend ein ſchönes Weib ihn lieben könne, und er irrt nur in dem iſolirt hingeſtellten Grunde, den er lediglich in ſeiner körperlichen Häßlichkeit findet. Richard ſieht — um mit dürren Worten das Allereinfachſte herauszuſagen: wie jeder Menſch — gerade ſo aus, als

---

bis in das Innerſte dringenden, und doch fruchtloſen Bitten unter der Hand der Mörder fallen ſehen. Für John Bull hat Shakſpeare auch das Malvaſierfaß, das auch in hundert deutſchen Curioſitätsbüchern prangt, und in welchem, ſelbſt nach Hume, Georg ertränkt zu werden ſelbſt gewählt hatte, nicht vergeſſen; doch, wie ſich bei ihm von ſelbſt verſteht, nennt es nur der Mörder, und nur die Leiche wird hineingeworfen. — — Merkwürdig iſt, daß Polyderus Vergilius, wie Malone mittheilt, ſeine Unwiſſenheit bekennt, weshalb eigentlich Eduard ſeinen Bruder habe hinrichten laſſen.

er ausſehen kann. Allein eine ſolche Anſicht iſt fern von ihm; er denkt ſich die Sache, gewaltſam irrend und immer mehr und mehr ſich an den Irrthum gewöhnend, auf eine ganz andre Weiſe. Die Natur iſt ſeine Feindin, und nicht bloß eine mächtige, ſondern auch tückiſche. Sie hat ſeinen Arm wie einen dürren Strauch verſchrumpft (um ſo merkwürdiger iſt Richards Tapferkeit in den Feldſchlachten, die ſich nur durch einen vollendet feſten Willen erklären läßt), ſeinem Rücken einen neidiſchen Berg aufgethürmt, wo Häßlichkeit, den Körper höhnend, ſitzt, ſie hat ihm die Beine von ungleichem Maaß geformt, daß Hunde bellen wenn er wo vorbeihinkt, ja um ihn deſto mehr zu ſchwächen (was jedoch nicht gelungen), hat ſie ihn „vor der Zeit geſandt in dieſe Welt des Athmens“ und „kaum halb fertig gemacht.“ Er erſchöpft ſich faſt in witzig bittern Beſchreibungen ſeiner körperlichen Misverhältniſſe, er empfindet dabei einen ſchmerzlichluſtigen Genuß, der ihn beſſer aufſtachelt als irgend eine Betrachtung andrer Art: denn wenn die Natur ſo ganz und gar ſich gegen ihn als Feindin bewieſen, daß ſie ſelbſt ſchon bei ſeiner Geburt ihn verächtlich weggeworfen, wer — ſo klügelt er weiter — kann es ihm dann verargen, daß er ſich ihr gegenüber gleichfalls als tüchtiger, mit der ganzen Kraft des Geiſtes und Willens ausgerüſteter Gegner zeigt? *)

---

*) Uebrigens iſt Richards Verhältniß zur Natur, das nur Elend für ihn haben kann, wenigſtens nicht thörichter und ſündhafter als Edmunds an Raſerei grenzende Anbetung

§. 8.

Dazu kommt nun noch, daß er ſich häufig mit andern Menſchen vergleicht. Dieſe, die er größtentheils für gehaltlos und ſeicht erklärt, gelangen doch durch ihre körperliche Wohlgeſtalt nebſt etwas Schönrednerei zu manchem Angenehmen, und erwerben die Gunſt der Frauen auf eine leichte Weiſe ohne ſich ſonderlich bemühen zu dürfen. — Welcher Frauen? Dieſe Frage legt ſich Richard nicht vor, denn er hat überhaupt keine Achtung für das Geſchlecht, ſondern theilt ſie etwa nur ein in ſchöne und unſchöne, befreundete und feindliche, bequeme und unbequeme. Bei allen dieſen Frauen ſchadet ihm, ſo meint er, ſeine üble Geſtalt gänzlich, und jenen ſeichten und hübſchen Männern wird das Glück faſt im Traume beſchert. Das erregt in ihm das Gefühl des Neides, welches bei ihm nicht müſſige Selbſtqual bleibt, ſondern zur Rache auffordert. So nun ſeine Lage anſchauend, jetzt da die Krone ſeines Bruders ziemlich befeſtigt und kein neuer Krieg ſeine Thätigkeit in Anſpruch nehmen zu wollen ſcheint, entſchließt er ſich höchſt ernſthaft, aber mit witziger Naivetät, — ein Böſewicht zu werden:

> I am determined to prove a villain.

---

derſelben. Thou, Nature, art my goddess! (Lear I, 2.) Wie wenig kennt dieſer Unreine die Natur, deren Namen er entweiht, und welche Antwort möchte wohl die Natur für beide in ſchauerlicher Verworrenheit fortwühlende Frevler haben!

§. 9.

Denken wir uns jede andere Gattung von Sündern, ſo würde eine ſolche Erklärung aus dem eignen Munde des Sünders ſelbſt für unwahr und lächerlich gehalten werden müſſen, während ſie bei Richard, der nie leichtſinnig ſondern immer dann nur erſt handelt, wenn er völlig mit ſich im Reinen iſt, als unerläßlich vorhergeſehen werden mußte. Ihm erſcheint nach und nach alles, was die Menſchen bisher für Tugend erklärten, beſchränkt, albern und dumm, und was man gewöhnlich Laſter und Bosheit nennt, als folgerechte Klugheit und männliche Weisheit. Was aber bei dieſem Selbſtgeſpräch in höherer Beziehung Lächerliches bleibt für uns, die wir das Schauſpiel von Richards Leben betrachten, iſt hier gerade am rechten Orte und von dem Dichter mit großartiger Ueberſicht des Gegenſtandes bezweckt worden. Jeder Irrthum trägt in ſich ſelbſt etwas Lächerliches, und die Sünde ſelbſt, als der Irrthum aller Irrthümer, iſt deshalb, ſey ſie auch in ihren Wirkungen noch ſo furchtbar und entſetzlich, als ſolche nie ohne eine gewiſſe Gattung von Lächerlichkeit. Nur gehört freilich ein tiefer ſchauendes Auge dazu, um es zu erblicken. Treibt es aber der Sünder noch zu einer gewiſſen Außerordentlichkeit, ſo werden freilich der Klagen über ihn natürlich immer mehr werden; doch auch ſeine Lächerlichkeit ſteigert ſich mit der geſtiegenen Sünde. — Nero z. B. that gewiß alles mögliche, um als Sünder ſich anmuthig darzuſtellen, ja er verſuchte es, wie jeder erkennen muß, der ſein Bild aus dem Tacitus ſelbſt erforſcht hat, die Sünde in Poeſie zu tauchen; erreichte aber (den Abſcheu für ſeine Ruchloſigkeit ganz abgerechnet) nichts weiter als eine bunte, abgeſchmackte Fratzenhaftigkeit, die ſogar gegen Ende ſeines Lebens in einen ekelhaft ſüßen Wahnwitz überging.

§. 10.

„Ganz anders ſteht Richard. Er hat nicht übel Luſt zu einer gewiſſen einfachen Erhabenheit, und da er gegen das geſammte Menſchengeſchlecht Verſtellungskünſte übt, ſo hofft er um ſo mehr von der Ehrlichkeit, die er gegen ſich ſelber beobachtet.“ In dem Augenblicke als er ausſprach:

I am determined to prove a villain

bildete er ſich wohl ſchwerlich ein, daß irgend jemand dabei etwas Lächerliches finden würde, doch iſt es wahrſcheinlich daß er ſelbſt werde Mühe gehabt haben das Lachen zu unterdrücken. Das konnte ihn auch nicht irre machen, denn ſein Lachen, dünkt ihm, geht nur auf Koſten Andrer; doch finden wir, er trage diesmal die Koſten ganz allein.

§. 11.

Für einen wohlorganiſirten Leſer, der die Kunſt zu denken billiger Weiſe geübt hat, kann es nicht ſchwer ſeyn, Richards ſämmtliche Raiſonnements zu widerlegen.

Sie ſind ſo gehaltlos bei aller ſcheinbaren Klugheit, daß ſie ſelbſt vor der bloßen Klugheit und den durch ſie gemachten Erfahrungen nicht beſtehen. Zuvörderſt giebt es wohl keine thörichtern und gefährlichern Gedanken, als ſich die Natur als unſre perſönliche Feindin vorzuſtellen, denn aus demſelben geht bei einer kräftigen Natur wie Richard eine iſt der Vorſatz hervor, nun auch Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ein Kampf, in dem wir nimmermehr Sieger werden können. Dann erſt empfinden wir mit innerer Empörung die Mängel unſrer natürlichen Beſchaffenheit, und aller Witz den wir gegen die Natur richten, fällt doch am Ende mit deſto giftigerm Stachel auf uns ſelbſt zurück. Wir fühlen uns dann als Mishandelte; und doch iſt es ſo leicht, wenn wir nur recht wollen, uns auf einen Standpunct zu erheben, wo von Mishandlung gar nicht, ſondern immer nur von Befreundung die Rede ſeyn kann.

Aber die Rache der Natur begnügt ſich gegen ſolche Verbrecher wie Richard nicht mit jenen alltäglichen Stacheln, ſondern ſie verfolgt ihn noch auf eine weit ſchmerzlichere und geheimnißvollere Weiſe. Bei Tage und in den Geſchäften des Lebens ſteht er der Natur noch mit erträglicher Kraft gegenüber, und ſein behender Witz dient ihm wenigſtens als erregender Phosphorus; aber in der Nacht, wo wir der Natur faſt wie hülfloſe Kinder anheim fallen, und in Träumen, deren unermeßliches Gebiet wir nicht beherrſchen können, da trifft uns die ganze Uebermacht der Natur, wenn wir ſie ſelbſt zu unſrer

Feindin gemacht haben. So klagt Anna, daß ſie in der ganzen Zeit ihrer Ehe keine Stunde nur des goldnen Schlafes ruhig genoſſen, denn ſtets habe ihr Gemahl ſie durch ſeine furchtbaren Träume geweckt.

(— For never yet one hour in his bed
Did I enjoy the golden dew of sleep
But with his timorous dreams was still awaked
Act IV, Sc 1.)

Es giebt dieſer bekanntlich auch hiſtoriſch begründete Umſtand eine Vorahnung des fünften Acts, in welchem wir den König faſt als Beute ſeiner Träume erblicken.

§. 12.

Was ferner Richards Menſchenverachtung betrifft, ſo möge auch dieſe, da wir der höhern Gründe dagegen hier kaum bedürfen, lediglich von dem Standpuncte der Klugheit betrachtet werden, denn auch ſo finden wir, daß ſie für ihn ſelbſt höchſt läſtig ſeyn müſſe. Läſtig, aber auch folgewidrig: denn wie erbärmlich ſteht ein Menſchenverächter da, der die Verachteten auch wieder gelegentlich beneidet, ſobald er ſie etwa in ziemlicher Wohlgeſtalt auftreten ſieht. Hier bedürfte es abermals nur eines einzigen Schritts, — denn von einem höhern Standpunkte ſoll, wie geſagt, hier in dieſem Augenblicke nicht die Rede ſeyn — um das Gefühl des Neides (vielleicht das hemmendſte von allen) für immer unmöglich zu machen; allein er thut dieſen Schritt nicht, ſondern bleibt lieber, während er frei zu ſeyn glaubt, in der engſten Sklaverei der Menſchen, die nothwendig jeder Neider ſich zuzieht. Es begegne Richarden ein ausgezeichnet Glücklicher, ſo fühlt er ſich unglücklich; ja was noch mehr iſt, er ſteht in jedem Augenblicke mit ſeiner Stimmung in ihrer Macht. Die Menſchen ſind meiſtens, trotz aller ſonſtigen Beſchränktheit, ſchlau genug, um die ſchwachen und wunden Stellen des andern zu bemerken, und wenn ſie feindlich gereizt ſind, leider auch gemein genug, um ſie zu benutzen, ſey es auch nur zu einer Kränkung gegen den Feind. Es bedarf nur eines einzigen lautausgeſprochenen Spottes über Richards äußere Geſtalt, und er iſt aus ſeiner Stimmung geriſſen. — Wie leicht es ſonſt andern ſeyn könnte ſich darüber hinwegzuſetzen, oder es als gemein zu verachten, davon ſcheint Richard gar keinen Begriff zu haben, viel weniger noch von jener Gattung geiſtiger und ſittlicher Bildung, die der ganzen Umgebung des alſo Gebildeten, ja ſogar den beſſern Feinden dergeſtalt imponirt, daß in ſeiner Gegenwart kaum noch eine Rohheit ſich Luft zu machen wagt.

§. 13.

Auch Richards Aberglauben meine ich, als ein Product ſeiner Einbildung, daß die Natur ſeine Feindin ſey, wenigſtens zum Theil erklärt zu haben. Er ſcheint bei dieſem Irrthum anzunehmen, daß ſie doch nur nach gewiſſen Geſetzen haſſen könne, und möchte gern erklügeln, wie man ſich innerhalb des Kreiſes dieſer Geſetze vor ihr ſichern könne. Wie lauten aber dieſe Geſetze?

Darauf kann wohl ſchwerlich ein Sterblicher genügend antworten, und es bleibt Richarden dabei nichts weiter übrig als — immer von neuem zu klügeln, und die durch Tradition erhaltenen Klügeleien der Vergangenheit nach Möglichkeit zu benutzen. So ſeine ſchon oben erwähnte Furcht vor dem Titel eines Herzogs von Gloſter, ſo die thörichte Angſt vor Margarethens Flüchen als Flüchen, und die Bemühung, ſie durch das bloße Schlußwort „Margarethe“ auf das Haupt der Flucherin zurückzuwenden u. ſ. w. Der Unglaube iſt dem Aberglauben am nächſten, und der Verbrecher, der keck genug ſelbſt das Schwert am Pferdehaar nicht fürchtet, zittert oft vor dem Schatten des Schwerts und vor dem Schatten überhaupt.

Wie wenig aber die Natur in Wahrheit Richards Feindin ſey, iſt klar genug, da ſie ihm ja das köſtlichſte Geſchenk, Geſundheit, nicht nur nicht verſagt, ſondern in vollem Maaße zugetheilt hat und zugetheilt haben muß, da ihm ſonſt das bloße Gefangenſeyn in ſo ſchauderhaft finſteren Vorſtellungen gar bald aufgerieben haben würde. Iſt es ihm doch ſogar gelungen einen hohen Grad von wenigſtens äußerlicher Tapferkeit zu erreichen!

§. 14.

Wie irrig iſt ferner ſeine Anſicht, als ſey ihm durch ſeine Mißgeſtalt unmöglich gemacht die Gunſt der Frauen zu erwerben. Hier ſprechen Zeichen und Wunder ſogar für das Gegentheil. Unter allen Menſchen welche Richarden zu haſſen Urſache hatten, iſt Anna wohl im Beſitz des größten Rechtes dazu. Ihr Gatte, Eduard Prinz von Wales und deſſen Vater Heinrich VI., ſie beide fielen unter Richards Händen; und auf welche furchtbare Weiſe fanden ſie den Tod! Jetzt wandelt ſie, eine allgemein bejammerte Leidträgerin, in feierlichem Aufzuge dem Sarge nach, der die Gebeine des armen ſchwachfrommen Königs einſchließt. Ihr Herz hat nur noch zwei Empfindungen, den bitterſten Schmerz über ihren doppelten Verluſt und den bitterſten Haß gegen Richard. Dennoch wählt ſich der kecke ſchamloſe Mörder gerade dieſen Augenblick, um der Tiefgekränkten ſeine Liebe zu erklären und ſeine Hand anzubieten. Freilich muß er anfangs die ſchlimmſten Worte anhören, und eine Behandlung erfahren (Why dost thou spit at me?), die für den künftigen Eheſtand nicht viel Gutes ahnden laſſen; allein was kümmert ihn das? Worte ſind für ihn nur Schall, und bei dieſer Leidtragenden hört er vielleicht kaum danach hin. Er verachtet ja die Menſchen und hält ſie größtentheils für thöricht oder gar dumm; was alſo könne ſie ſagen, das eine beſondere Berückſichtigung verdiente? — Wie aber jene Behandlung verſchmerzen? Es iſt ja nur eine Frau die alſo verfährt, und nach ſeiner Anſicht, da er das ganze weibliche Geſchlecht noch tiefer verachtet als das männliche, kann eine Frau gar nichts Ehrverletzendes gegen einen Mann thun; auch läßt ſich ja, ſobald Anne nur erſt mit ihm verbunden iſt, die bequemſte Rache nehmen. Er weiß, daß er ſiegen werde; doch daß er ſo ſchnell zum Ziel gelangen könne, hat er ſich ſchwerlich eingebildet. Und wodurch gelangt er zu dieſem Ziele? Durch dialektiſche Künſte und durch eine Beredſamkeit, die er vermuthlich nie erreicht haben würde, wenn er ſich gewöhnt hätte, durch ſein bloßes Erſcheinen zu gewinnen.

§. 15.

Hier aber liegt eben Richards Irrthum: denn nur das Weib kann durch äußere Anmuth auch ſchweigend gewinnen; der Mann nur durch Rede und Handlung, und Sokrates hatte vollkommen Recht, wenn er einmal, wie erzählt wird, das Reden verlangte, um einen Mann kennen zu lernen. In jedem Falle ſoll der Mann reden können, wenn er auch hundertmal nicht der Mühe werth findet es zu thun: denn unberedt ſeyn oder gar die Beredſamkeit ſcheuen, iſt jedesmal ein Zeichen von Gedankenarmuth und Barbarei. Nie hat — darf man ferner behaupten — ein Mann ein wahrhaftes weibliches Herz durch bloße Wohlgeſtalt erobert — (von gänzlich ſeichten und leeren oder kokett herumfahrenden und verſchwimmenden Weiberherzen iſt hier nicht die Rede) — und ſchwerlich möchte es auch wohl etwas Widrigeres geben als ein ſogenanntes Apollogeſicht, über deſſen Lippen nur Plattheiten und fades Wortgetöne fließen. Ein ſolcher Mann würde einen weit bittereren Unwillen erregen, als ein häßlicher der Flaches ſpricht. Aber auch bei Frauen läßt ſelbſt das Antlitz einer Venus nicht, wenn es nicht wenigſtens den Geiſt ahnden läßt welcher innen wohnt; und die ſtille Anmuth wirkt allein um deswillen, weil überhaupt keine Anmuth möglich iſt ohne Geiſt, und gerade jener ſtill gewordene Sieg das Herrlichſte verkündet. Daſſelbe gilt von der ächten Schönheit; nicht aber von der bloßen architektoniſchen in Beziehung auf den Menſchen (der ſich ja ſelbſt ſein Ausſehen giebt), und nur in dieſer Hinſicht, wo der bloße Bau des Geſichts correct erſcheint, möge verſtattet ſeyn zuweilen, wenn auch nicht von einer „langweiligen Schönheit," doch von einer beauté ennuyante *) zu reden.

§. 16.

Wenn aber Richard jetzt als naiver Böſewicht durch ſophiſtiſche Beredſamkeit einen Sieg über Anna gewinnt, wie viel größere Siege würde er bei all ſeiner Uebelgeſtalt als ſittlicher Menſch durch die bloße ächte reine Redekunſt über die Herzen der Frauen davontragen.

---

*) In einer Anmerkung darf ja wohl bei dieſer Gelegenheit angedeutet werden, daß die deutſche Sprache als Urſprache nicht bloß dem Grade, ſondern der Gattung nach von allen romaniſchen, ſo wie überhaupt von allen Miſchſprachen verſchieden iſt, welches ſich bei einzelnen bedeutſamen Wörtern auch in Hinſicht des Umfanges ihrer Bedeutung zeigt. Wer fühlt nicht, daß unſer „Liebe," „Muth," „Glück," „Unglück," u. ſ. w. weit mehr und gewichtigeres bezeichnet als: „amour," „courage," „bonheur," „malheur." — Selbſt die feierliche Einſylbigkeit unſers Wortes „Muth" iſt überaus charakteriſtiſch und erfreulich.

Man hat gewöhnlich dieſe Scene der Ueberredung als ein gar feines Kunſtſtück des Dichters anerkannt, weil ſich dadurch die Bemerkung beſtätige, daß kein Frauenzimmer durch das Lob ihrer Schönheit beleidigt werden könne. Wenn Shakſpeare nichts weiter gewollt hätte als das, ſo hätte er in der That nicht viel gewollt, und man dürfte ihn noch dazu einer harten und ungerechten Satyre gegen das geſammte weibliche Geſchlecht anklagen. Die Sache verhält ſich aber auch ganz anders. Die arme Anna iſt ein beſchränktes Geſchöpf, das, ihrem eignen Schmerze nicht recht trauend, Richarden dem doppelten Mörder flucht, während ſie doch vor ihm zittert. Nun erſcheint er, der Fürchterliche, und zeigt ſich ſo überaus demüthig, und es iſt für das arme Kind ſchon wichtig, daß dieſer nie zitternde doch jetzt auch einmal (ſcheinbar) zittert, und zwar vor ihr, der zitternden! — Die Frauen fragen überhaupt bekanntlich weniger danach, wie ſich ein intereſſanter Mann bei ihnen entſchuldigt als daß er ſich überhaupt entſchuldigt. Iſt deshalb auch der Inhalt von Richards Reden nicht ſonderlich bedeutend, ſo iſt es doch der Umſtand, daß dieſer Mächtige überhaupt ſich ſo viel Mühe giebt; und wie abgenutzt auch heut zu Tage der Theatercoup ſeyn mag, wenn der reuige Ritter der Dame ſein Schwert hinreicht, damit ſie ihn, den Zerknirſchten, bequemlich tödten könne, ſo war er doch zu Anna's Zeiten gewiß noch ziemlich neu und konnte immerhin Erſprießliches wirken. — Daß dabei des Schönheitruhmes nicht vergeſſen werden durfte, verſteht ſich von ſelbſt; indeſſen iſt die häufige Hindeutung auf dieſe Schönheit immer doch nur ein Geſchütz, das, wohl gerichtet, freilich trefflich wirkt, einzeln aber wenig helfen würde.

§. 17.

Daß eine ſo ſchwache Perſon wie Anna einem Manne wie Richard bald werde läſtig werden, war zu erwarten; dennoch weiß der edle Dichter für ſie eine tiefe Theilnahme zu erregen und alle ihre Schwäche verſchwindet gleichſam vor unſerm Mitleiden, wenn wir ſpäterhin des unſeligen Lebens gedenken, das ſie an der Seite eines ſolchen Gatten führen mußte, der ſich ſelbſt eben ſo feierlich als witzig dem Laſter gewidmet hat, gleichſam um zu probiren, wie weit man es darin bringen kann.

Weit mehr Mühe koſtet es, nachdem Anna aus dem Wege geräumt iſt, die Königin Eliſabeth zur Einwilligung in die neue Verbindung mit der Prinzeſſin Eliſabeth zu bewegen. Jetzt ſtehen aber auch die Sachen ſchon ſchlimmer, denn Richard hat ſeit der Zeit die Summe ſeiner Unthaten ſchon ſo hoch ſteigen laſſen, daß er ſich vor unſre Phantaſie hinſtellt faſt wie jener rauhe Pyrrhus, von dem der Schauſpieler im Hamlet erzählt: „Er, deß düſtre Waffen ſchwarz wie ſein Vorſatz, hat jetzt die furchtbare Geſtalt beſchmiert mit grauſamer Heraldik; rothe Farbe iſt er von Haupt zu Fuß, ſcheuslich geſchmückt mit Blut der Väter, Töchter, Mütter, Söhne" u. ſ. w. So etwa tritt er vor die Königin; jetzt aber giebt ihm auch die Angſt (möge er auch dies Wort umgehen) eine neue Begeiſterung, die ihm eine Art zu reden verleiht; wogegen die mit Anna faſt ſchwach zu nennen iſt. Will er nicht verloren ſeyn, ſo muß er die Königin und die Prinzeſſin gewinnen. Richmond, dem die Hand der königlichen Jungfrau zugeſagt worden iſt, dieſer junge, reine und ſchöne Menſch kreuzt ſchon mit ſeinen Schiffen fröhlichen Muthes an Englands Küſten und des Volkes Wünſche fliegen, wenn auch noch ſchweigend, ihm entgegen. Wie ſtrömt in ſolcher Lage (Act IV, Sc. 4) die Rede von Richards Lippen, wie Sturmesſauſen und Wetterleuchten, und dann wieder wie ſanfter Thau und befruchtender Regen.

§. 18.

Am meiſten aber wirkt er durch zweierlei Hülfsmittel, die bei den Frauen wohl nur ſehr ſelten ihre Wirkung verfehlen. Zuvörderſt geſteht er alle ſeine Frevelthaten ein; ſo daß gleichſam eine über die andere herſtürzt und man kaum weiß, welche zuerſt und welche zuletzt möge bedauert werden; aber er weiß ſie doch auch alle ein wenig zu mildern, indem er ſie faſt nur als Begebenheiten betrachtet, die ſich nun einmal ſo ereignet haben, nicht als Handlungen die er mit Beſonnenheit verübte. Daraus entwickelt ſich nun das alte platte Wort, daß geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind, in einer neuen und imponirenden Geſtalt; denn die Frauen laſſen gern die Vergangenheit, falls ſie nur einmal gänzſich beſprochen und abgebeten iſt, in Ruhe, und halten die Möglichkeit der Beſſerung eines Mannes viel länger feſt, als die Männer überhaupt und ſelbſt als der Mann, für den gehofft wird. Selten — und wohl ihnen daß es ſo iſt. — haben ſie den Muth der Verzweiflung, die ganze Zukunft in die Schanze zu ſchlagen; eher erwarten ſie ſelbſt im December noch Blüthen. Wie oft ſich dieſes im Leben gar herrlich und erfreulich macht, lehrt die Geſchichte mancher Königspaläſte, Bürgerhäuſer und Bauerhütten; hier aber erſcheint Eliſabeth nur bejammernswürdig und ſchwach, da ſie, das Rechte wohl erkennend:

„Nicht mehr der Söhn' aus königlichem Blut
Für Dich zum Morden, Richard, hab' ich ja.
Und meine Töchter, nun die ſollen beten
Als Nonnen, nicht als Königinnen weinen:
Und alſo ſteh' nach ihrem Leben nicht"

dennoch wieder dieſen ſicherern Standpunct verläßt und Hoffnungen an einen Mann knüpft, der die Kunſt zu morden jetzt ſchon faſt mechaniſch treibt. Aber trotz dieſer Verblendung erregt ſie keine Verachtung, denn der Dichter hat hier den Helden in ſeiner ganzen gräßlichen Zauberkraft geſchildert, ſo daß wir kaum mehr einen Menſchen ſondern einen Geiſt der Hölle vor uns zu haben glauben, der baſiliskenartig durch unwiderſtehliche Blicke und Worte die hülfloſe Taube in ſeine Kreiſe zieht und feſtbannt.

§. 19.

Wie Richard aber früherhin der durch ähnliche Künſte ermüdeten Anna nachweiſt, ſo hier der Eliſabeth. Wohl könnte man verſucht werden zu glauben, durch eine Scene wie dieſe eben vergangene, mit ihrem Donnergroll und Blitzesſchlägen, ihren Grabesſchaudern und Gerichtspoſaunen, müſſe ſelbſt er ein wenig erſchüttert worden ſeyn; doch möchte man dann das I am determined etc. vergeſſen, das Richard ſtets feſthält. Der iſt mit all dem was man „rührend" nennt rein fertig. Im Gegentheil macht es ihm Freude, ſich von neuem in den köſtlichſten Schlag- auf Schlag-reden geübt und, unerſchütterlich feſtſtehend, geſiegt zu haben. Zum Ueberfluß hat auch noch ſein Witz das angenehme Geſchäft einer Nachrede für Eliſabeth, die nicht ſehr erbaulich ausfällt:

Relenting fool, and shallow, changing woman! *)

§. 20.

Man möchte endlich auch noch fragen: da ein durchaus liebeloſes Leben nicht ohne unendliche Langeweile abgehen kann, wie hält es Richard aus? Auch das

---

*) In Schlegels Ueberſetzung:

„Nachgieb'ge Thörin, wankelmüthig Weib!"

iſt das in Richards Munde wichtige Wort „ſeicht" vergeſſen. Sie hat ſich überreden laſſen: das allein iſt genug ſie ſeicht zu nennen; ja es muß ihm billig lächerlich vorkommen, daß ſie an die Möglichkeit, ihre Tochter könne doch wohl noch ein Glück mit und bei ihm finden, zu glauben vermag.

ſoll uns der Dichter zeigen und wir haben ein Recht zu verlangen, daß er uns darüber Auskunft gebe. Ich finde ſie in dem Umſtande, das Richard allerdings Jemanden liebt, und zwar mit aller Kraft deren er fähig iſt und mit einer höchſt ſeltſamen künſtleriſchen Willkür, wozu denn doch auch ein ganz eignes Talent gehört. Dieſer Jemand iſt nämlich kein andrer als er ſelbſt, und doch auch wieder in gewiſſem Sinne nicht ganz er ſelbſt, denn wie wir bereits oben bei ſeinen Selbſtgeſprächen geſehen haben, hat er ſich ſelbſt in zwei Hälften getheilt, von denen die eine fragt, die andere antwortet, die eine warnt, die andere beſchwichtigt u. ſ. w. Dieſe Hälften ſehnen ſich ſtets nach einander und leben in einem wahrhaft zärtlichen, obwohl ſtets durch große Anſtrengung und Kunſt zuſammengehaltenen Verhältniß.

Jenes furchtbare Wort „I am myself alone“ iſt bisher nur als intereſſanter Beleg für Richards Menſchenhaß angeſehen worden (und auch nur das zuerſt von einem Deutſchen, denn den engliſchen Kritikern iſt es gar nicht aufgefallen); allein es giebt auch einen nicht minder wichtigen Beleg für unſre Anſicht von des Königs gründlicher Selbſtliebe, die, als ſein einzig Poſitives, für ihn ſo unentbehrlich iſt wie Licht und Luft.

Aber ein ſolches Verhältniß zu ſich ſelbſt iſt in ſo großer Steigerung ſchon um der Künſtlichkeit willen, mit der es geſchaffen worden und erhalten wird, nicht durchzuführen ohne eine beſondere Fülle von Witz, und dieſer Witz iſt es, der Richarden allein die für ihn einzig noch mögliche Lebenskraft und Luſt zurückgiebt.

§. 21.

Auch der grauſamſte Menſch iſt noch in vielen Momenten des Mitleidens nicht bloß fähig, ſondern ſogar in ſteter Gefahr, von dieſem Gefühl überraſcht zu werden, denn das bloße Mitleid (das noch nicht durch den Geiſt geadelte) bringen wir ſchon mit auf die Welt, und ſelbſt unſre thieriſche Natur erlaubt nicht, daß wir es ganz abſtreifen. Richard hat es vermocht, aber auch nur auf dem einzig möglichen Wege, durch jenen iſolirt ſtehenden, alles Gute und Schöne, Herz und Gefühl verhöhnenden Witz. Dieſer geht von dem ungeheuren ſündhaften Irrthume aus, daß alle Menſchen tief unter Richarden ſtehen, weshalb er ſie auch nicht für ſeine Nächſten betrachten mag; und da dieſer Oberſatz ein für allemal feſt bleibt, ſo müſſen auch alle Folgeſätze gleichfalls falſch und ſündig ſeyn. Dürften wir annehmen, daß — wie ja wohl in Einer Nacht, durch eine ſtarke Erkältung, auf immer die Stimme verloren gehen kann — ſo auch der Witz eingebüßt werden könnte, ſo würde, falls Richarden dies Misgeſchick begegnete, er aufhören müſſen zu leben, denn nur durch jenen Impuls erhält er ſich, indem die bloße Sünde nie belebend ſeyn kann, ſondern in ſich ſelbſt den Tod trägt. Jener Witz aber giebt das Scheinleben und ſo würde (könnte man mit ziemlich ernſthaftem Scherz weiter fortfahren), wenn der Witz fortflöge, von dieſem Verlaſſenen nichts weiter übrig bleiben als etwa ein Haufen Aſche. — Ein von vorn herein witzloſer Böſewicht iſt ohnehin nur eine langweilige Fratze, mit welchen unwahren Zerrbildern uns leider manche Dichter verſorgt haben.

§. 22.

Daß nun ein ſolcher Mann wie der von dem Dichter geſchilderte Richard vier Acte hindurch (der letzteren in Heinrich VI nicht weiter zu gedenken) alle ſeine irdiſchen Plane durchſetzt, kann nicht befremden, ja wir ſehen es faſt immer mit Gewißheit vorher, wodurch der Schauder, den wir vor ihm fühlen, zwar in ſeiner Weſentlichkeit erhöht, aber auch künſtleriſch begrenzt und gebildet wird. Hat er die Frauen betrogen; wie werden ſeiner Liſt die Männer widerſtehen? — Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß der Dichter nur den Tod des Clarence auf die Bühne bringt, und zwar auf eine Weiſe, deren Eindringlichkeit ſo groß iſt, daß wir nachher gleichſam das blutigflammende Kainszeichen auf Richards Stirn zu erblicken glauben. Iſt aber bei dieſem Morde die höchſte Furchtbarkeit erreicht worden, ſo gewinnt der Tod der beiden jungen Prinzen, der nur erzählt wird, uns eine unendliche Rührung ab. Vor dem bloßen Gedanken, dieſe zarten reinen Weſen zu morden, war ſelbſt der bis zur höchſten Schmach dienſtbefliſſene Buckingham zurückgebebt, und nur rohe Mörderfäuſte hatten ſich dingen laſſen; aber auch ſelbſt dieſe Richtmenſchen ſind nach der entſetzlichen That wie aus ihren Wurzeln gehoben, und der Dichter wagt nicht ſie in ihrer hoffnungsloſen Reue uns wieder zu zeigen, denn nur der Führer jener Mörder, der die That nicht ſelbſt gethan, erzählt uns von dem Schauſpiel dieſes Todes. Er nennt ſelbſt jene Thäter „eingefleiſchte Schurken, blutige Hunde,“ und dennoch hätten ſie „vor Zärtlichkeit und mildem Mitleid ſchmelzend“ bei dieſer Geſchichte „wie Kinder geweint:“

> O ſo, ſprach Dighton, lag das zarte Paar:
> So ſo, ſprach Forreſt, ſich einander gürtend
> Mit den unſchuld'gen Alabaſterarmen:
> Vier Roſen Eines Stengels ihre Lippen,
> Die ſich in ihrer Sonnenſchönheit küßten.
> Und ein Gebetbuch lag auf ihrem Kiſſen,
> Das wandte faſt, ſprach Forreſt, meinen Sinn;
> Doch o! der Teufel — dabei ſtockt der Bube,
> Und Dighton fuhr ſo fort: wir würgten hin
> Das völligſt ſüße Werk, ſo die Natur
> Seit Anbeginn der Schöpfung je gebildet.

§. 23.

Wir theilen dieſe Stelle, die wohl ohnehin den meiſten Leſern im treuen Gedächtniſſe liegt, hier mit, nicht bloß um ſie als höchſtes Muſter der rührenden Schilderung aufzuſtellen, ſondern um zugleich aufmerkſam zu machen, wie unendlich zart, weich und leiſe Shakſpeare die Verhältniſſe der reinen Kinderwelt zu zeichnen vermag. Dieſe Seite ſeines Weſens iſt in der That erſt ſeit etwa dreißig Jahren in Deutſchland zur Sprache gekommen, und von engliſchen Kritikern habe ich (außer Milton's leicht hingeworfenem „Our sweetest Sh.“) auch nicht ein einziges Wörtchen über dieſe herrliche Süßigkeit des Dichters jemals vernommen. Sollte aber jemand in unſrer Anſicht, daß Shakſpeare in der That die vollendetſte Kraft mit der vollendetſten Zartheit vereinige, Uebertreibung finden, und wohl gar nach der Möglichkeit fragen (was freilich keine wohlausgedrückte Frage wäre), ſo würden wir zu antworten wagen, daß in dem ächten Dichter überhaupt, je mehr er ſich dem reinen Ideal nähert, deſto mehr auch die beiden Seiten der menſchlichen Natur, die männliche und weibliche, ſich in ihm nähern und zu vereinigen ſuchen. Im Shakſpeare ſind — ſey die Behauptung auch kühn und werde ſie immerhin von einigen misverſtanden — die Naturen des Kindes, des Jünglings, der Jungfrau, des Mannes, der Ehefrau, des Vaters, der Mutter, des Greiſes und der Greiſin wie zu Einer Weſenheit verſammelt. Fragen wir nur die beſten Mütter ſelbſt, ob nicht z. B. in jenen unſchuldigen Alabaſterarmen, jenen vier Roſen Eines Stengels u. ſ. w. die mütterlichſte Phantaſie und Geſinnung zu vernehmen ſey, und ob, falls die genialſte aller Mütter dieſe Scene beſchrieben hätte, ſie anders und beſſer, d. h. „mütterlicher“ hätte ſchildern können *).

---

*) Wer den obigen Satz von der Vereinigung beider Naturen im Dichter bloß als ein ſeltſames Paradoxen leichthin und

§. 24.

Aber auch hier, wo in dem Zauber, den ſchuldloſe Kindlichkeit übt, der Dichter ſo leicht über die Wahrheit der Natur ein wenig hinausſchreiten kann, iſt Shakſpeare der rein beſonnene Künſtler geblieben. Dieſe Prinzen ſind keine leeren Ideale, ſondern ſehr lebendige beſtimmt begränzte Individuen, ein wenig verzärtelt und exaltirt durch die Mutter, ein wenig altklug, und halb bewußt halb unbewußt nach Witze ſtrebend, der für ſie nur zu gefährlich wird; aber dieſe kleinen Schwächen

---

leichthin ablehnt, mit dem läßt ſich natürlich nicht reden; wer ihn aber prüfen will, der frage nur das Leben (denn ſtets wollen wir auf den in dieſem Werke ſchon oft vorkommenden Gedanken, daß die Poeſie nichts anders ſey als der Kern des Lebens, zurückkommen), ob es ihm ſelbſt nicht Ahndungen jener Doppelheit in der Einheit zugeführt habe. Auf der andern Seite zeigt ſich nicht ſelten die Erſcheinung mächtig hervortretender und überragender Einzelheiten in einem beſtimmten Individuum. Mancher Mann iſt nie etwas anders als ein Knabe, mancher Jüngling iſt ein Greis, ein anderer iſt, wie auch die Form verſchieden ſey, ſtets jungfräulich, in mancher Ehe ſind die Rollen getauſcht worden und der Mann iſt die Mutter und die Frau der Vater. In der Literaturgeſchichte zeigen ſich ähnliche Fälle. Gellert iſt ein durchaus weiblicher Dichter, ſein Witz wie ſeine Religioſität iſt rein mütterlich, Leſſing iſt der entſchiedne Mann und nichts als das; im Jean Paul nähert ſich die männliche Natur der weiblichen huldigend auf eine rührende Weiſe; Göthe iſt vollſtändiger Mann, doch ſtets begleitet von Grazien, die unzertrennlich ihm huldigen und die zarteſte Geſinnung und Rede leihen; in F. H. Jacobi's Werken iſt vornehme Männlichkeit und innige Mütterlichkeit nicht ſelten vereinigt — u. ſ. w.

ſind mit ſolcher Liebenswürdigkeit und Anmuth (die ſich beſonders im Gehorſam zeigt) verſchmelzen, daß das Mitleiden, welches wir für ſie empfinden, dadurch nur menſchlicher und erfreulicher wird. Denken wir uns ſelbſt auf einen Augenblick Richarden als den Hauptfeind hinweg, ſo würden wir dennoch für dieſe Kinder Beſorgniß ſchöpfen; ſie ſind faſt zu angenehm, klug und neckiſch-lieblich, als daß ſie in der rauhen Novembernacht, die ſich gleichſam über das ganze Stück verbreitet, gedeihen könnten. Man möchte ihnen doppelt ſtarke Rüſtungen und Schwerter wünſchen; aber ſie können ſie noch nicht tragen, und ſo fürchten wir unter allen Umſtänden für die feinere Verletzlichkeit ihrer Naturen. Sehen wir aber vollends auf Richard, wie ihn der Witz der Kinder verwundet, ſo bereiten wir uns vor, die armen zarten Weſen bald als Opfer fallen zu ſehn, und danken um ſo mehr dem Dichter, daß er in ihren irdiſchen Abſchied ſo reine Süßigkeit gemiſcht hat. Dieſen Kindern kann und ſoll der Tod in ſanfter Geſtalt erſcheinen, oder doch, wie hier, ihre Schönheit unberührt laſſen.

§. 25.

Wo aber ſolche Opfer gefallen ſind wie Clarence und die Prinzen, da kann uns ein Lord Rivers, Haſtings und ähnliche nicht zu beſonderer Theilnahme reizen, obwohl ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, ihren nothwendigen Platz im Schauſpiel vollkommen erfüllen. Bei weitem wichtiger iſt Buckingham, der als gewandter Diener des — „verneinenden Geiſtes“ zuletzt den Lohn erntet, den ein ſolcher Herr gewähren kann. Ihm kann es nicht helfen, daß er im Zorn über Richards Undank dem Grafen Richmond die Hand bietet, die nicht mehr würdig ſcheint eine Krone hinzureichen. Er fällt noch ehe Richmond in England aufzutreten vermag.

Ueber die Königin Margarethe iſt bereits oben ausführlich geſprochen. Hier bleibt nur ein Blick auf ihr jetziges Leben und ihr Verhältniß zu Richard übrig. Sie hat alles verloren was ſie einſt in Glanz und Herrlichkeit beſaß, den König und den Thron, den geliebten Sünder Suffolk und den geliebten Sohn, der vielleicht nur zu ſehr an — Jenen erinnert. Ihre koloſſalen Sünden bereuen kann ſie nicht: denn wie ſie in ihrer Jugend aus Leichtſinn und Gemüthloſigkeit kein Gewiſſen hatte, ſo jetzt nicht im Alter durch Verhärtung und Erſtarrung. Da ſie nun in gewiſſem Sinne weder leben noch ſterben kann, ſo hat ſie ſich, um doch wenigſtens jener Erſtarrung zu wehren und eine Art von Thätigkeit zu gewinnen, ein trauriges Amt ausgeſucht, das einer böſen Prophetin und tragiſchen Flucherin *). Weil ich ſie jedoch eines ſolchen großen tragiſchen Amtes für unwürdig erkennen muß, ſo kann auch bei mir die Wirkung nicht der gleich ſeyn, welche Wilhelm Schlegel da-

---

*) Margarethe hat indeſſen die Wirkung ihrer Flüche — an die ſie wirklich zu glauben ſcheint — nicht erlebt. Sie ſtarb 1482 in der Verbannung in Frankreich, und Richard fiel bekanntlich in der Schlacht bei Bosworth im Auguſt 1485.

von rühmt; desungeachtet weiß ich dieſe Scene auf eine andre Weiſe zu genießen, indem ich ſie größtentheils ironiſch nehme. Ihr unendlicher Haß gegen den unbequemen Richard, ſo natürlich er auch iſt, wenn ſie an den leicht zu behandelnden Heinrich VI und an ihren Sohn denkt, gründet ſich dennoch wohl zum Theil auf den Gedanken, daß dieſer geiſtreiche Sünder allein es mit ihr, der auch nicht geiſtlos Sündigenden, aufnehmen könne. Hätten ſich nur die äußerlichen Verhältniſſe nicht ſo ungünſtig verſchlungen, ſo gäbe es für ſie keinen paſſendern — Gemahl als eben dieſen Richard, der in einiger Hinſicht ſogar noch von ihr lernen könnte, z. B. wie man ſelbſt das bloße Wort „Gewiſſen" gar nicht kennen müſſe, wie unnöthig es ſey ſich in tiefſinnigen Monologen mit ſich ſelbſt herumzuquälen und wie man ſich von dieſem trüben Reflexionsſtandpuncte zur reinen Genialität der Sünde erheben müſſe, wo man dann thun könne, was nur irgend das verderbte Herz begehrt. Richard ſelbſt ſcheint davon eine Ahndung zu haben, denn gerade ſie, die Schuldigſte von allen, wird von ihm mit einer beſondern, faſt möcht' ich ſagen, ironiſch hochachtungsvollen Milde behandelt. Die ganze Perſon iſt ihm höchſt intereſſant, und er hörte ſie gewiß gern fluchen, wäre er nur nicht leider abergläubig. So aber muß er freilich, ſo oft ſie ihr Verwünſchungslied anſtimmt, ſorgſam auf den Schluß deſſelben lauern, um dann durch ſchnelle Aenderung des Refrains den Zaubergeſang zu nichte zu machen. Da ſie übrigens in ihrer jetzigen Lage ungefährlich iſt, ſo kann er ihr die Uebung des Fluchttalents wohl gönnen, und er läßt ſie ungeſtört in den Hallen des Schloſſes umherwandeln, in dem ſie doch nichts mehr ihr eigen nennen darf.

§. 26.

Wie aber ſoll nun ein ſolcher Menſch wie Richard endigen? In Klugheit und Liſt, Tapferkeit und Beharrlichkeit iſt er allen Böſen und vielleicht auch den meiſten Guten in dem Drama überlegen. Er iſt ſo vorſichtig, daß er ſelbſt zuweilen mehr Federn in Bewegung ſetzt als vielleicht nöthig wären. So brauchte er z. B. eben nicht in der Mitte zweier Geiſtlichen zu erſcheinen und die Rolle des Tartüffe im grandioſeſten Styl zu ſpielen, um den Antrag der Krone deſto rührender zu machen. Aus Liebe wird ſie ihm doch niemand bringen, und hindern ſie an ſich zu reißen kann ihn ja doch niemand mehr, da jene großen Opfer ſchon gefallen ſind. Dennoch erläßt er ſich keine Mühe, ſelbſt nicht die halb und halb überflüſſige, er betrachtet ſolche Arbeitſcenen als Uebungen in der Kunſt, weil ja ſelbſt das trefflichſte Genie nicht feiern darf.

Wer nun ſoll, wer kann ihn ſtürzen? Wir ſehen uns vergeblich nach irgend einer der ſogenannten Hauptperſonen um, wir finden keinen ihm gewachſen, ſondern eher alle geeignet ſeinen Ruhm zu vermehren.

§. 27.

Nur eines Jünglings gedenken wir in dieſen Nöthen gern, der ſchon in den letzten Acten Heinrichs VI beſcheiden und faſt ſchweigſam wie ein reiner Menſch durch ſo viele Unreine hindurchging, und auf den einſt der alte König in einem großen Augenblicke, der den innern Sinn ihm aufſchloß, die Hand ſegnend und Großes verkündend legte. Es iſt Heinrich Graf von Richmond *), auf den wir jetzt unſre Hoffnung richten. Nicht ſein etwaniges gutes Recht an den Thron erzeugt dieſes Vertrauen, denn wir haben ganz andere und höhere Rechte durch Richard vernichtet geſehen; und noch weniger glauben wir, daß des Grafen Macht, Tapferkeit, Kriegserfahrenheit, Gewandtheit ſich mit Richard meſſen könne. Mit dieſen menſchlichen Mitteln iſt hier nicht viel zu helfen, denn ſie ſtehen alle Richarden am meiſten bei. Unſere Hoffnung fließt aus tiefern und reinern Quellen, denn wir ahnen, daß dieſer faſt unſcheinbare ſtille Jüngling, der einſt den Segen eines alten unglücklichen Königs erhielt, jetzt einen unendlich höhern, ja den höchſten Segen des Himmels empfangen werde. Dieſe Ahnung wächſt bereits im vierten Act auf eine wunder-

---

*) Er war bekanntlich bereits unter Eduard VI nach Frankreich geflohen, dem ſiegreichen Hauſe York weichend, doch nicht ohne Hoffnung, einſt als letzte Stütze des Hauſes Lancaſter zurückzukehren. Sein Sieg bei Bosworth machte ihn zum Könige (Heinrich VII) und es gelang ihm endlich, dem ſchwerleidenden Reiche den langerſehnten Frieden zurückzugeben.

bare Weiſe, und es iſt uns als genöſſen wir bereits den Anblick des jugendlichen Frühroths, das den neuen Tag verkündet. Dieſer Jüngling allein kann Richarden beſiegen, denn der Himmel iſt es, der durch ihn wieder die Hölle beſiegen will. Ehe es aber ſo weit kommt, ſoll es noch einmal tiefe Nacht werden, doch nur daß wir lernen in der Nacht zu ſchauen. So hat Shakſpeare wie ein ächter Seher, Prieſter und Prophet im fünften Act den Himmel und die Hölle dicht neben einander geſtellt, ja wir möchten ſagen, es ſey hier der Vorabend des jüngſten Tages auf menſchliche Weiſe enthüllt worden. — In dem kleinen Umfang der Bühne trennt nur ein kleiner Raum die Zelte der beiden kriegführenden Fürſten, und wohl durfte es der Dichter ſo anordnen, denn hier bedürfen wir nicht einmal jener Rechtfertigung, daß die Phantaſie des Zuſchauers ſich ja ſo leicht darüber hinwegſchwingen kann, denn hier iſt von etwas viel Höherm die Rede als von aller Phantaſie. Wir ſollen hier, dem Weltgericht und der Ewigkeit gegenüber, die Nichtigkeit alles deſſen, was wir irdiſch Raum nennen, begreifen und anſchauen lernen, und bei der höchſten Entſcheidung über das Innere des Menſchen jeder niedrigen Beziehung rein vergeſſen.

§. 28.

Und wie menſchlich milde werden wir von dem Dichter auf die große Erſcheinung des Gerichts vorbereitet! Wir ſehen Richard in ſeinem gewohnten raſchen

Treiben, manches Zweckmäßige anordnend; aber durch Vielgeſchäftigkeit ein wenig ermüdet, ſo daß er auch der Nachhülfe des Weins nicht vergißt. Man möchte ihn vielleicht bei dem erſten Blick nicht eben anders finden als ſonſt, aber er ſelbſt findet ſich gar wohl anders; und äußert ſogar laut gegen Ratcliff, ihm fehle heut die Rüſtigkeit und Friſchheit des Geiſtes, die er ſonſt zu haben pflege *). Wohl hat er Recht zu ſorgen, und Aufſchluß über ſeinen Zuſtand giebt er uns ſelbſt durch ein einziges Wort, das ihm entwiſcht:

— — — hier will ich ruhn zu Nacht, —
Doch morgen? wo? gut, es iſt alles Eins.

Wie anders erſchüttert den tiefern Macbeth das für ihn ſo dumpfe to-morrow! Beide Fürſten haben es zu fürchten; wenn aber Richard auch nur zu fragen anfängt: But where, to-morrow? ſo iſt er ſchon halb verloren, denn nie kann ihm mehr angehören als die in einzelne Stücke geriſſene und nur ſo zu genießende Gegenwart. Sie allein muß ihm genügen. Was er aber als Beſchwichtigung ſich ſelber bietet, jenes: „Well, all's one for that" iſt vollends gefährlich läh-

---

*) Es ſcheint ſogar als fürchte er, daß ſeine finſtere Stimmung und eine gewiſſe ihm bis dahin völlig unbekannte Wehmuth ihn auch körperlich ermatten werde, und er fragt deshalb, ob ſein Sturmhut jetzt leichter ſey als er war, Is my beaver easier than it was?) und bald darauf befiehlt er, daß ſeine Lanzen tüchtig ſeyen, aber nicht zu ſchwer. (Look that my staves be sound, and not too heavy.)

mend, ja ihm tödlich. Er bedarf, um zu leben, in jedem Augenblicke ſeiner geſammten Kraft und ein einziger Moment der Erſchlaffung, in dem er nicht mehr genau weiß was er will, iſt für ihn faſt geſpenſtiſch wirkend und kann nur zur Ohnmacht führen.

§. 29.

Dagegen zeigt uns Richmond das Bild eines einfach-frommen und fröhlichen Chriſtenkriegers. Ein Freund der Natur hat er die müde Sonne mit Freude und Rührung betrachtet, wie ſie ſo golden untergegangen iſt und auf morgen einen ſchönen Tag verſpricht. Dann zeigt er ſich als beſonnenen Feldherrn, der mit raſchem Ueberblicke die kriegeriſchen Hauptrollen für den Tag vertheilt. Iſt dies Geſchäft beendet, ſo darf er ſeinem Herzen Genüge thun und er läßt Lord Stanley rufen, den er als ſeinen edlen Pflegevater liebend begrüßt. Durch ihn empfängt er den höchſten Segen, der uns hienieden aus Menſchenhand zu Theil werden kann, den Segen ſeiner Mutter, und die erfreuliche Nachricht, daß er auf Stanley zählen dürfe.

Jetzt iſt alle irdiſche Arbeit für heute abgethan und er mag ſich wohl heiter zur Ruhe legen, doch nicht ohne ein vorhergegangenes inbrünſtig ſanftes Gebet, das wie der reinſte Weihrauchduft emporſteigt und wie die köſtlichſte Muſik den Wohllaut des Herzens begleitend löſet. Mächtiger und ſanfter kann wol kaum die Sprache tönen als in dem:

O thou! whose captain I account myself u. ſ. w.

und doch, wie mich dünkt, im Deutſchen noch melodiſcher:

O du, für deſſen Feldherrn ich mich achte u. ſ. w.

So vorbereitet darf die Geiſterwelt auftreten *), Segen bringend und Fluch, und indem wir die Opfer Richards alle, Eduard, Heinrich, Clarence, Rivers, Grey, die beiden Prinzen, Anna, Buckingham, auftreten ſehen, wiederholt ſich vor unſern Augen noch einmal das ganze fürchterliche Trauerſpiel, doch nur um jene Furcht zur höchſten Idee der Gerechtigkeit und Liebe zu ſteigern.

§. 30.

Der nun folgende Monolog Richards:

Ein andres Pferd! verbindet meine Wunden!
Erbarmen Jeſus! — u. ſ. w.

iſt voll ſo ungeheurer tragiſcher Kraft, daß von jeher auch der Blödeſte und Trägſte davon ergriffen und zuſammengeſchüttelt wurde; aber er iſt auch in der That ſo ganz vollendet, daß man den Genuß nur erhöht, wenn man jedes Wort genau betrachtet. Das geſchehe indeſſen hier nicht und es werde nur auf die Hauptſache aufmerkſam gemacht: zum letzten Male kommt hier jener bei Richard völlig ins praktiſche Leben übergegangene furcht-

---

*) Daß auch alte engliſche Hiſtorienbücher und Hall in ſeiner Chronik dieſer Traumgeſichte gedenken, iſt bekannt. Wie aber hat Shakſpeare das nüchtern hingeworfene Wort das er fand belebt!

bare Dualismus, den er in und mit ſich ſelbſt bildet, zur Sprache; aber es iſt vorbei mit dem witzigen Troſte, den er bis dahin für Momente brachte. Jetzt hilft Richarden nicht mehr, daß Richard Richarden liebt, und der geheime Sinn in dem „ich bin allein ich ſelbſt“ kann nicht mehr tröſten, da eben dies einſame liebloſe Ich ſich ſelbſt nicht mehr traut.

Iſt aber auch das Innere auf immer zerſtört, ſo bleibt doch noch die äußere Kraft, und dieſe zuſammenraffend, mächtiger vielleicht als je, ſtürzt er ſich in die Schlacht. Die vollendete Verzweiflung giebt bekanntlich für den Moment die höchſte Kraft und Muth, und ſo kann der Fürſt erſt nach der tapferſten Gegenwehr den Tod finden *). — Man hat ihm dieſen Heldentod nicht gönnen wollen, und ſelbſt ein ſcharfſinniger deutſcher Kritiker ſpricht deshalb ſeine Unbefriedigtheit aus. Abgerechnet aber, daß hier eigentlich von gar keinem Heldentod die Rede ſeyn kann, ſondern nur von dem glänzenden

---

*) Sein allbekannter Ausruf während eines bedeutenden Moments in der Schlacht, wo ſchon alles verloren ſcheint:

A horse, a horse! My kingdom for a horse!

iſt keineswegs als ein bloſer Schrei der Verzweiflung anzuſehen. Er iſt ſo ſehr gewöhnt als Reiter zu fechten, daß er nur zu Roß ſterben will, wenn es denn geſtorben ſeyn ſoll. An Fliehen denkt er nicht. — Schon früher befahl er ausdrücklich, ihm für den Schlachttag den Schimmel zu ſatteln, und ſelbſt nach jenem fürchterlichen Traum iſt, wie wir oben gehört haben, ſein erſtes Wort:

Give me another horse! — dann: bind up my wounds! und dann erſt: Have mercy, Jesu! — —

Ende der Verzweiflung, (woran doch billig der Hiſtoriker gewöhnt ſeyn ſollte) iſt der Dichter auch durch die vorangehenden Scenen und deren tiefe Bedeutung vollkommen gerechtfertigt. Wir, vor deren Augen ſich noch ſo eben die Pforten der Ewigkeit öffneten, die wir den Abgrund ſahen, der Richarden zu verſchlingen droht, wir ſollten jetzt noch wünſchen können, daß auch irdiſche Strafen den Verbrecher träfen? Sind doch ohnehin alle äußerliche Strafen, die der Menſch dem Menſchen anthun mag, höchſt armſelig im Verhältniß zu den Freveln die er begehen kann; wie widerlich aber würden ſie uns vollends erſt hier erſcheinen!

§. 31.

Da Richard bis jetzt noch nicht auf der deutſchen Bühne zu ſchauen iſt, ſo können wir, um den letzten Satz zu beſtätigen, nur auf eine ſchwache doch immer noch bedeutende Copie deſſelben hindeuten: Franz Moor in den Räubern. Sein Traum im fünften Act möge allenfalls ſtatt der Geiſtererſcheinung gelten, und ſein ſich-ſelbſt-erdroſſeln und in-die-Flammen-ſtürzen für Richards Schlachtentod. Wie häßlich aber die gewöhnliche Bearbeitung, in der uns der geſtoßene, gequälte, halbzerquetſchte Sünder noch einmal vorgeführt wird, um in den Thurm geworfen zu werden, worauf dann vollends noch ein ungeziemendes Hohngelächter erfolgt! — Ich habe nicht ſelten bemerkt, daß ſelbſt ganz gewöhnliche Zuſchauer, die noch während des vierten Acts den ſchlimmgeſinnten Grafen ſelbſt unter den Händen des Henkers hätten leiden ſehen mögen, doch ſchnell von ihrem Irrthum zurückkamen, wenn ihnen jene Zerquetſchungsſcene dargeboten wurde. In der That iſt auch die zuerſt angedeutete Todesart für Franz Moor ganz wohl geeignet. Die goldene Hutſchnur zur Erdroßlung paßt ſich nicht übel für den feigen Sünder, der nicht einmal Waffen hat, nur morden laſſen kann und nicht ſelbſt morden, und der poetiſchere Sturz in die Flammen ſey ihm als Letztes gegönnt, weil er doch bei dem größten Meiſter der Sünder, d. h. bei Richard, in die Schule gegangen iſt und, ſo gut es gehen will, deſſen feindſeliges Verhältniß zur Natur nachzuahmen ſich unterſtanden hat.

Ueberhaupt iſt es mit der ſogenannten poetiſchen Gerechtigkeit eine ganz eigene Sache, und es iſt nicht damit abgethan, daß wir die ehemaligen beliebten Methoden ſie in Luſt- oder Trauerſpiel zu verwalten, („das Laſter erbricht ſich, und die Tugend ſetzt ſich zu Tiſch") verlachen, denn manche der neuern Methoden ſind um nichts beſſer, obwohl dabei viel mehr pathetiſche Reden geführt werden als ſonſt. Ob der Böſewicht am Ende auch äußerlich geſtraft werde, ſoll dem Zuſchauer im Theater, wie im Leben, ziemlich einerlei ſeyn; genug wenn nur der Dichter deutlich zeigt, daß er ſelbſt die innere Erbärmlichkeit, Hülfloſigkeit und Zerfahrenheit des Laſters deutlich erkannt habe, ſo wie die unverſiegbaren Quellen der Freude und des Troſtes, die allein der

Sittlichkeit gehören. Die Welt, als ſolche, ſoll er nicht gerechter vorſtellen als ſie eben iſt; daß er ſelbſt aber die ewige Idee der Gerechtigkeit gefaßt habe und ſichtbar mache, das iſt's was wir von ihm verlangen und was Shakſpeare hier ſo unvergleichlich vollbracht hat.

XXIII.

König Heinrich der Achte.

§. 1.

Das Bild, welches uns die Geſchichte von dieſem Fürſten aufbewahrt hat, gehört zu den finſterſten und widerſtrebendſten die wir überhaupt kennen, und ganz beſonders muß er uns Deutſchen ſo erſcheinen, da wir ihn durch unſern großen Luther kennen, deſſen Schrift gegen ihn (wie auch Einzelnheiten in derſelben überflammen mögen) deutlich genug ſpricht. Der Mittelpunct von Heinrichs ganzem Weſen war Hochmuth und Eitelkeit, die ſich wohl nur ſelten ſo mächtig zeigte als bei ihm. Er war ein nur mittelmäßiger Kopf, der oft bloßes Hin- und Herklügeln — das ſich gewöhnlich mit einer Art von geiſtiger Erſtarrung endigt — für reines Denken hielt, auswendig gelernte Phraſen ſcholaſtiſcher Metaphyſik für lebendige Philoſophie, und eine Menge von zerſtreuten, mühſam zuſammengerafften Notizen für ächte Gelehrſamkeit, der, ohne tiefes religiöſes Gefühl, das nur in kraftreicher und milder Bruſt wohnen kann, ſich gewaltſam einmiſchte in den großen Gang, den die deutſche Reformation über Europa verbreiten wollte; doch, von den gründlichen Gegnern ohne beſondere Mühe zurückgewieſen, ſelbſt nicht einmal von denen, für die er anfänglich geſchrieben, Lob erhalten konnte, weil allerdings eine ſteife und mangelhafte Schutzſchrift nur ſchaden kann. — Sein Buch gegen Luther fiel in der That auf als unfruchtbar und gehaltlos, und dennoch ließen ſich Stimmen vernehmen, als habe er ſelbſt nicht einmal ein ſolches Werk ohne Hülfe ſeiner dienſtbefliſſenen Hoftheologen zu Stande bringen können. Da er aber hochmüthig genug war, alles was er vollbrachte für vortrefflich zu erklären, ſo hielt er ſelbſt beim Papſte um eine Belohnung für ſein Buch an, welche in dem Titel „Beſchützer des Glaubens“, der auf eine feierliche Weiſe ihm beizulegen ſey, beſtehen ſollte. Das ward indeſſen für's erſte abgelehnt, da man ein misbilligendes öffentliches Urtheil jetzt noch ſcheuete, und ſo mußte man es, am Ende wenigſtens, darauf ankommen laſſen, daß er überaus — verdrießlich werden und in dem unangenehmen Gefühl der gekränkten Eitelkeit vielleicht wohl gar einſt einen ganz andern Glauben beſchützen werde, als man wünſchte und wünſchen durfte. Heinrich zog nur ſich ſelbſt zu Rathe und war zufrieden, wenn man ſeiner oft durch Momente beſtimmten Anſicht huldigte.

§. 2.

Nicht minder eng befangen zeigte ſich Heinrichs Geiſt in Beziehung auf die rein politiſchen Verhältniſſe Europa's: denn wie unzulänglich war, was er dem ſcharfen Verſtande Karls V, und der mächtigen, durch manches Talent hinreißenden Perſönlichkeit des Königs Franz von Frankreich entgegenzuſetzen hatte! Mit ſeiner öden, einſeitig aufgegriffenen ſcholaſtiſchen Philoſophie war bei ſo lebendig anſchauenden Fürſten wie dieſe nichts auszurichten, und wollte er gar mit Franz wetteifern in dem Reiz äußerer Erſcheinung, ſo erreichte er nicht viel mehr als ſtarre Pracht die niemandem gefällt, und es galt dies Bemühen nur als eine Uebung der Pedanterie, auch einmal anmuthig friſch und fröhlich zu ſcheinen, wobei der ſtolze Irrthum ſelbſt in offenbarer Geſtalt nicht ausblieb und die ganze Uebung doppelt unliebenswürdig machte.

Späterhin gerieth er vollends in entſchiedene Gemüthshärte, der die ſteife Pedanterie zur Seite ſtand; doch war er ſelbſt der Meinung, ſtets vollkommen recht zu haben, und es ſcheint ihm nie klar geworden zu ſeyn, warum man ihn nicht allgemein für einen höchſt vortrefflichen Fürſten, muſterhaften Gelehrten und witzigen Kopf wollte gelten laſſen. Ihn ſelbſt wandelte vielleicht nie ein Zweifel an, daß er das alles ſey.

§. 3.

Ich erlaſſe mir die Aufzählung von einzelnen Grauſamkeiten welche Heinrich verübte, da ich die Kenntniß derſelben wohl bei faſt allen Leſern vorausſetzen darf *), und gehe lieber ſogleich zu der Betrachtung über: wie hat nun Shakſpeare dieſes Bild gezeichnet und uns vor Augen geſtellt? — Hat er Luthers Schrift gekannt? — Dieſe Frage iſt nie aufgeworfen, doch möge es hier im Vorbeigehen geſchehen, da ſie die Phantaſie auf eine eigene Weiſe anregt. Wir hätten dem geliebten Dichter gönnen mögen aus dieſer Quelle zu ſchöpfen, da er die unausbleibliche Verletzung ſeines vaterländiſchen Gefühls durch neue höchſt bedeutende Aufſchlüſſe würde vergolten geſehen haben. Indeſſen iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß er ſie nicht geleſen habe, da man wohl weiß, wie Heinrich ſelbſt mit den Schriften ſeiner Gegner umzugehen pflegte, und daß Eliſabeth, trotz ihres unvergleichbar freiern Geiſtes, wenigſtens die Hauptbücherverbote ihres Vaters in Kraft und Wirkung ließ. Alles was Shakſpeare von Heinrich VIII wußte, reducirt ſich auf die mündliche Tradition, die gewiß zu ſeiner Zeit noch ſehr lebendig war, und auf die Chroniken

---

*) Sollte indeſſen irgend ein Leſer ſich nicht gleich erinnern, ſo möge er ſich nur die Namen Thomas More, Johann Fiſcher u. ſ. w. zurückrufen, er möge der Hinrichtung der durchaus ſchuldloſen Anna Bolen, des Elends, das Heinrich ſeinen ſechs Frauen nacheinander bereitete, des ſteten Wechſels ſeiner Lieblinge, von denen ſelbſt Cromwell auf dem Blutgerüſte ſtarb, und beſonders der entſetzlichen Geiſtestyrannei gedenken, die er über ſein edles Reich verbreitete. Selbſt Gregor VII hat den Glaubenszwang vielleicht nicht enger und drückender hervorgeführt als dieſer ſogenannte proteſtantiſche Heinrich.

von Hall und Holinſched. — Und doch, bei dieſen unzulänglichen Nachrichten, bei ſo mancher Verhüllung, die in ſeiner Zeit noch nicht gefallen ſeyn konnte, bei aller Schonung, die ihm Geiſt und Herz (und vorzüglich ſeine liebende Verehrung für die Königin Eliſabeth) befahlen, — welch ein reines, tiefſinnig gedachtes und ausgeführtes Gemälde hat er von dieſem Könige gegeben! Laſſet uns das Werk in ſeinen Hauptmomenten betrachten.

§. 4.

In der erſten Scene erzählt der Herzog von Norfolk dem Herzoge von Buckingham von der Zuſammenkunft, welche Heinrich mit Franz I im Thal von Guines und Arde oder Ardres (4. Junius 1520) gehalten habe. Der Glanz, in welchem beide Könige und ihre Umgebungen erſchienen, ſey ſo außerordentlich und ungemein geweſen, daß man ſagen könnte, die Pracht ſey bis dahin ledig geweſen, habe aber jetzt einen Gatten erhalten, deſſen Rang den ihrigen übertreffe, über welchen allzukühnen und gezierten Ausdruck Norfolk bei dem — Doctor Warburton in Ungunſt verfällt, der ohne Zweifel gewollt hat daß alle Leute ſo einfach, ſchlichtweg und trocken reden ſollen wie er. — Wir hören indeſſen dem Herzoge gern zu, der über einen an ſich ſo wenig anziehenden Gegenſtand als die bloße reiche Pracht iſt, ſo viele kühne, erhabene, witzige und zierliche Worte machen kann *).

---

*) Das Beſte bei dieſer Zuſammenkunft waren die Ritterſpiele, die an frühere glänzende Zeiten erinnerten. Hier zeigte ſich

Sind wir aber nun wirklich ein wenig in das Staunen gerathen, ſo fragen wir billig: „wozu alle dieſe Anſtalten?“ und hören bald, es ſey nur wegen eines Schein- und Halbfriedens geſchehen, der nicht nur nicht genützt ſondern geſchadet, indem ſchon jetzt Frankreich ſeine halben Verſprechungen gebrochen habe. Leider haben ſich auch noch obendrein gar manche engliſche Edelleute bei dieſer Gelegerheit dergeſtalt in Unkoſten geſetzt, daß ſie und ihre Landgüter faſt unter der Schuldenlaſt erliegen; während ſie als traurigen Erſatz nichts weiter mitgebracht als ausländiſche Moden und Fantaſtereien, zu deren Abſtellung neue Geſetze gegeben werden müſſen (Act I, Sc. 3). — — Doch was ſchadet das alles? Hat doch die Pracht einen Gatten gefunden, und iſt doch Heinrich, den man ſich ohnehin wegen ſeiner ſpätern Richtung leichter im Doctormantel denkt, als ſelbſt in Purpur und Diamanten, diesmal in romantiſcher Tracht einhergewandelt. — Ob nicht aber ſelbſt damals ſchon der gewandte König Franz nebſt ſeinen witzigen Hofleuten über den ſteifen Heinrich ein wenig gelächelt und geſcherzt habe, möchten wir nicht verbürgen.

§. 5.

Das ſchlimmſte aber iſt, daß alle jene in Nichts aufgelöſten Prachtfeſte durch einen Mann veranlaßt wor-

---

auch Heinrich kühn und tapfer, welches wir zu ſeiner Ehre anführen wollen, ſo wie es ſich ohnehin von ſelbſt verſteht, daß jede ſeiner Einzeltugenden vollkommen anerkannt werden ſoll.

den ſind, der noch immer am Ruder des Staates ſteht, durch einen gehaßten Günſtling, der, wie es ſcheint, dadurch nur von neuem hat ſeine Macht zeigen wollen, indem er ſogar nach eigner Willkür die Liſte der Edelleute anfertigte, die den König begleiten ſollten, welcher dann in den Thälern zwiſchen Arde und Guines Beſchäftigung genug fand um nicht zu merken, daß der Cardinal Wolſey während des allein regiere. Dieſer Mann geht jetzt in der ſtarren Pracht ſeiner Amtswürde, einer dunklen Wolke gleich, an uns vorüber; und die wenigen Worte, die er wie leiſen Donner hinmurmelt, ſind völlig hinreichend, um für ſeine Gegner Beſorgniſſe in uns zu erregen. Als einen ſolchen hat ſich ganz beſonders der Herzog von Buckingham gezeigt, ein Mann von nicht zu bezweifelndem guten Willen, und feurigem, doch einſeitigem Eifer. Wenn er aber den Cardinal einen „Fleiſcherhund“ nennt, weil er der Sohn eines Metzgers war, und ins Gelag hinein auf die gelehrten Bücher und Federn ſchilt, die jetzt „mehr gelten ſollen als edles Blut;“ ſo können wir ihn deshalb nur bedauern, weil ihn dieſer Zorn und dieſe Ungebildetheit nur zur leichtern Beute ſeines klugen Feindes machen müſſen. Dieſer ſäumt auch nicht lange mit dem leichten Spiel, denn es iſt nichts weiter nöthig als dem Könige zu zeigen, Buckingham ſey wirklich ein „furchtbarer“ Mann, um das Todesurtheil zu veranlaſſen.

§. 6.

Einige verworrene Gerüchte, die gegen den Herzog ſprechen, und die Ausſagen eines verrätheriſchen Haushofmeiſters — das iſt genug um den Fall eines ſolchen Mannes zu bewirken? Freilich! denn Wolſey will es nun einmal ſo; und in der Erzählung des Haushofmeiſters erſcheint der Herzog in einer drohenden Stellung mit einem Meſſer, ſich ausſprechend in ſchlimmen Worten. Ein ſolches Bild ſchlägt in Heinrichs Phantaſie mächtig ein. „Ein wahrer Rieſe von Verräther!“ ruft er aus, ohne den Angeklagten gehört zu haben, und ſetzt bald darauf im behaglichen Sicherheitsgefühl hinzu: „Nun hat es mit ſeinem Meſſerziehen gegen uns ein Ende! er iſt feſtgeſetzt!“ — Zwar ſoll er wirklich noch vor Gericht geführt werden, doch gewiſſermaßen nur zum Ueberfluß, denn in Heinrichs Herzen iſt die Sache ſchon entſchieden. „Bei allem was heilig iſt“ ruft er aus, drei Zeilen weiter, nachdem er das Verhör verſtattet hat, „er iſt ein Verräther im höchſten Grade!“ ein Schwur, der, ſo lange Buckingham's Vergehen nicht ſonnenklar bewieſen iſt, als höchſt unſittlich betrachtet werden muß, und beſonders bei einem Manne, der ein „Beſchützer des Glaubens“ genannt ſeyn will, ſich ſo übel ausnimmt, daß man ſchon um deswillen dem weigernden Papſte Recht geben muß.

Der tumultuariſche Proceß, der dem armen Herzoge nun gemacht wird, nimmt ganz das Ende, welches wir erwarten mußten. Nicht bloß das Maaß ſeiner Schuld, ſondern die Schuld ſelbſt bleibt unerwieſen; und die edle Art, mit der der Herzog den Weg zum Tode geht, macht es faſt unglaublich, daß er jemals mit wahrhaft verrätheriſchen Gedanken umgegangen ſey.

§. 7.

Der König hat indeſſen ſeines Lebens genoſſen, inſoweit er überhaupt zu genießen verſtehen mag, und der ſcholaſtiſche Philoſoph verſchmäht auch die maſkirten Bälle nicht, welche Wolſey veranſtaltet. Es ſcheint bei dieſen Gaſtmahlen und Tanzübungen nie etwas anderes gefehlt zu haben als — das Vergnügen, und Wolſey, der ſonſt nicht leicht beſorgt wird, iſt faſt ängſtlich, daß die eingeladenen Damen Langeweile haben mögen, weshalb Lord Sands, der bei ſeinem Geſchäft, als Unterhalter, leider nicht viel Geiſt zuzuſetzen hat, oftmals inſtändigſt gebeten wird nach Kräften fröhlich zu ſeyn und fröhlich zu machen. Es gelingt aber nicht ſonderlich und wir dürfen ihm deshalb nicht zürnen, denn in der That möchte ſelbſt der herrliche überreiche — Mercutio in der Geſellſchaft des trockenen Cardinals einen Theil ſeines Humors eingebüßt haben. — — Wie aber auch die Eitelkeit bei Heinrich walten möge: das Gefühl der Monotonie kann doch nicht ausbleiben, ja es giebt Tage, an denen er mit der Königsrolle ſelbſt, die er ſo ſchwerfällig ſpielt, nicht recht zufrieden iſt, und ſo faßt er einſt den großen Entſchluß, ſich und ſeinen ganzen Hofſtaat als Schäfer zu verkleiden. Er iſt ohne Zweifel in der beſten Hoffnung, es werde ihm dieſe idylliſche Maſke nicht übel ſtehn, und da er ohnehin Jupiters und Apolls

Beiſpiel für ſich hat, ſo kann es auch ſeiner Würde nicht Nachtheil bringen. Für mich, ich geſtehe es, hat der ſcholaſtiſche Mann, wenn ich ihn mir im ſeladongrünen Schäferhabit mit dem buntbebänderten Stäbchen in der Hand denke, etwas Ergötzliches; doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Cardinal, als dieſer vornehme Beſuch über ihn hereinbricht, ein ganz andres Gefühl wird gehabt haben müſſen. Von allem dem was man ſo etwa auch nur halb und halb „Poeſie“ nennt, hat Heinrich eben nichts abbekommen, weshalb er ſchon allein aus dem phantaſiebedingenden Schäferkleide hätte bleiben ſollen; dennoch thut er ſein möglichſtes, und ſetzt nicht wie ein Erdbeben, ſondern wie ein wohlduftender Frühlingshauch die Geſellſchaftszimmer des Cardinals in Bewegung. Der kluge Wirth erkennt den Herrn (vielleicht an deſſen größerer Unbeholfenheit) auch in der Thyrſusmaske leicht, und jener freut ſich ohne Zweifel gleichfalls, daß ſeine Hoheit doch überall hindurchleuchte.

§. 8.

Doch was iſt dieſe kleine Befriedigung gegen die ängſtlichfreudige Herzenserhebung, die ihm hier ſonſt noch bevorſteht! Er ſieht hier die junge, ſchöne, zierlichnaive Anna Bullen, und da er eben nicht viel zu thun hat (er kann doch nicht immer de septem sacramentis gegen den deutſchen Reformator ſchreiben), ſo tanzt er mit der Dame und verliebt ſich in dieſelbe. — Der ganze Auftritt kann einem wohlgeſtimmten Leſer faſt wie eine fatyriſche Parodie der allbekannten herrlichen Liebesſcene im „Romeo“ vorkommen, und es läßt ſich wenigſtens die Frage aufwerfen, ob Shakſpeare eine ſolche Erinnerung gänzlich ablehnen würde. Auch dort im Romeo giebt es Maſken genug, Schäfer und Pilger, den Liebhabertanz mit der Geliebten, fragt eine dritte Perſon nach dem Namen der Angebeteten und wirft das Netz der zartgeſponnenen Redensarten aus. Nur die Herzen ſind leider durchaus anders, denn außer Annens jugendlich-einfachem Herzen iſt wenig ſonderliches hier zu finden. Aber wie bequem hat es Heinrich im Vergleich mit dem armen Romeo, dem man jedoch auch nachſagen muß, daß er in ſeiner anmuthig-träumeriſchen Liebestrunkenheit gar nichts von Bequemlichkeit wiſſen will und mag, während Heinrich des Tanzens und der Liebe ungewohnt, nur zu bald körperlich angegriffen, wie aus einem ruſſiſchen Bade hervorzutreten ſcheint. Deshalb bittet ihn auch der Wirth, in eins der anſtoßenden kühleren Zimmer zu treten, wo ein köſtliches Mahl auf die ſämmtlichen Schäfer und Schäferinnen wartet, die doch endlich einmal nach etwas Solidem verlangen werden. Wie viel hat er hier abermals vor dem armen Romeo voraus, dem im Gewühl ſo mancher feindſeligen Menſchen wohl ſchwerlich eine andere Erfriſchung gereicht ſeyn möchte als Julia's Kuß. — Will jemand noch gründlicher verfahren, ſo mag er gar den Cardinal als Wirth einer an Hochverrath ſtreifenden Unvorſichtigkeit anklagen, indem derſelbe, gegen eine der erſten Regeln der Diätetik, den noch ganz erhitzt-ermatteten Prunk- und Prachtſchäfer ſo ſchnell in ein kaltes Zimmer zu gehn veranlaßt; und wie überfüllt auch die Liſte von Wolſey's Sünden ohnehin ſeyn möge, immer muß ſich noch ein Plätzchen finden, um auch dieſen diätetiſchen Frevel darauf zu ſchreiben.

§. 9.

Es erfolgt indeß bei dem Könige keine Erkältung; wohl aber eine gewiſſe Gattung von Erhitzung, die wir, ſo übel es auch klingen mag, eine „ſündig zähe" nennen möchten. — Es kann vielleicht kein größeres Unglück den Menſchen betreffen, als wenn er ſeinem eigenen Seyn nicht recht traut und ſeinen eigenen Gefühlen nicht feſt in das Auge zu blicken wagt. In einer ſolchen Lage ſehen wir Heinrichen. Er hat nicht den Muth ſich ſelbſt und noch viel weniger Andern zu geſtehn, daß er Annen liebe, ſondern er bildet ſich ein, plötzlich Gewiſſensbiſſe bekommen zu haben, ob auch ſeine bisherige Ehe mit Katharinen von Arragonien rechtmäßig und fromm ſey. Zwar könnte der Umſtand, daß ſie die Witwe ſeines Bruders iſt, ihm wohl Scrupel geben; aber zwanzig Jahre war er mit ihr vermählt, er hat doch während dieſer langen Zeit auch nachgedacht, doch ſein Gewiſſen iſt völlig ungeſtört geblieben. — Und dieſe Gattin, ſie hat ſich ſtets ſo liebend treu, ſo freundlich milde gegen ihn bewieſen, daß er ſelbſt nicht den leiſeſten Vorwurf gegen ſie aufzubringen weiß. — Doch das Gewiſſen iſt nun einmal eine überaus zarte ja ängſtliche Sache und man kann nicht dafür, wenn es auf eine bequeme oder unbequeme Weiſe erwacht und anpocht; es ſey nun nach einem Maskenballe oder nach einer Rathsverſammlung. Der arme Heinrich weiß ſelbſt nicht recht, wie er mit ſich daran iſt; aber ſeine Gewiſſensbiſſe machen ihm doch wohl in jedem Falle einige — Freude, denn hier hat er doch wenigſtens etwas, worauf ſich fußen läßt, und wovon, beſonders wenn man ſich präparirt und auch wohl einige rhetoriſche Bücher nachgeſchlagen hat, mit erhabener Rührung geredet werden kann. Iſt das geſchehen, ſo läßt ſich gut genug auf Scheidung antragen, und wenn man vollends mit ſcheinbarer Demuth dem Papſte die Entſcheidung überläßt, ſo wird ſich dieſer ja wohl bereit finden laſſen, für den Anti-Luther irgend etwas zu thun, da ja ohnehin nichts in der Welt bequemer iſt als das bloße Ja ſagen.

§. 10.

So ſteht Heinrich verſchanzt und ſicher da; aber freilich auch höchſt ärmlich, denn wir ſehen in ihm den Mann, der weder zur Tugend noch zum Laſter Muth hat, und während er in ſeinem Herzen dem Teufel eine Kapelle nach der andern baut, von nichts anderm redet als von heiligen Kirchenſachen und zarten Gewiſſensangelegenheiten. Wäre er ein ehrlicher Sünder, ſo würde er etwa alſo zu ſich geſprochen haben: Katharine iſt — leider — eine ſehr tugendhafte liebende Gattin; allein in einer zwanzigjährigen Ehe mit einem nie zu befriedigenden grämlichen Glaubensbeſchützer und im Kummer über den ſchnellen Tod aller männlichen Erben (den man ihr nur leider wieder nicht zum Vorwurfe machen kann), mußte ſie freilich den Reiz der Jugend und Schönheit verlieren. Daß ſie dieſe Einbuße durch erhöhete Geiſteswürde und freundliche Herzenstreue auszugleichen ſtrebt, macht ihr zwar Ehre und ich kann es gelegentlich ſelber öffentlich rühmen, um meine etwanige Beredtſamkeit leuchten zu laſſen; mir ſelbſt aber iſt mit Katharinens Tugendhaftigkeiten wenig gedient, und die ganze Dame iſt mir, um es nur gerade herauszuſagen, ſchon um deswillen ein wenig peinlich und faſt langweilig geworden, weil ich ſie einigermaßen beobachten muß, ein fatales Gefühl, bei dem keine pikante Ergötzlichkeit möglich iſt. —

§. 11.

Heinrich iſt aber weit entfernt ſo redlich mit ſich ſelbſt zu ſprechen, ſondern, wie wenig Phantaſie er auch haben mag, immer hat er doch genug, um ſich ſelbſt etwas vorzuheucheln. Halb glaubt er wirklich an ſeine Gewiſſensbiſſe; aber auch nur halb, denn noch während der Proceß geführt wird, befördert er ſchon Annen zur Markgräfin von Pembroke, um den Weg zum Königsthrone leichter zu machen. Zwar will er nicht ſelbſt richten und dem Papſt allein die Entſcheidung überlaſſen; doch nur weil er an deſſen Einwilligung durchaus nicht zweifelt. Da dieſer aber die leeren Schmeicheltöne nicht achtet, das ganze Gewicht des Entſcheidungsrechts geltend macht und mit kalter Sprödigkeit wenigſtens zögert, ſo fängt ſich Heinrich in der eignen Schlinge und es bleibt ihm nichts weiter übrig, als einem gedemüthigten verdrießlichen Schüler gleich, dem ſelbſt gewählten und gar zu hoch geſtellten Lehrer (dem Papſte) wortbrüchig zu werden und zu trotzen. Er überträgt die Angelegenheit nunmehr ſeinen eigenen Biſchöfen, mit denen er leichter fertig zu werden hoffen darf, da ohnehin in dem ganzen Drama nicht eine einzige Perſon ſich zeigt, die mit Muth und Beſonnenheit ihm zu widerſprechen wagen möchte. Die Königin ſelbſt ſteht als eine hohe und würdige Märtyrin vor unſern Augen, und wie wir auch einzelne Aeußerungen des Stolzes bei ihr mißbilligen mögen, ihre Natur iſt im Ganzen ſo edel und rein, daß unſer Urtheil kaum noch eine Waffe gegen ſie hat, da unſer ganzes Herz nur in Theilnahme für ſie überſtrömt. Sie fühlt ſich an dieſem Hofe ſehr einſam und wenn es ohnehin ſchwer halten mochte, daß eine Aragonierin in dem damaligen England eine behagende Heimath finde, wie viel weniger ſie mit ihrem tiefen und warmen Gemüth an Heinrichs längſt erkälteter Bruſt. Dennoch liebt ſie ihn mit wahrhaftiger Zärtlichkeit, und wie auch ihr heller Verſtand ſeine großen Mängel erkennen mußte, ſo iſt es gerade die höchſte Tugend der Ehefrau, ſich jeden Gedanken dieſer Art zu verbieten. Katharine muß dabei mit einer ganz vorzüglichen Kraft an das Werk gegangen ſeyn, ſo daß vielleicht ſchon ſeit vielen Jahren gar kein Gedanke jener Art ihr mehr hat nahen dürfen.

§. 12.

Der Dichter zeigt uns ihr ganzes Herz bis in deſſen Mittelpunct, und wir ſehen in ihr nur Schmerz und Liebe für Heinrich; nie aber auch nur den leiſeſten Unwillen gegen ihn. Selbſt ihre Klagen gehen nie auf ihn, ſondern nur gegen ſeine Räthe. Aber auch dieſe Klagen bekommen ihr übel, denn ſie wagt es mit edler Freimüthigkeit ſelbſt den eigentlichen Beherrſcher Englands, Wolſey, anzugreifen. Sie erkennt keinen Richter über ſich als den König, ihren Gemahl ſelbſt, und als letzte Inſtanz den Papſt, und wir müſſen abermals den Dichter rühmen, der mit guter Beſcheidenheit der reinen Geſchichte folgend, Katharinens Reden gänzlich aus der Chronik entlehnt hat. Wer das *Gute* noch *verbeſſern* will, verderbt es; und das Schöne, ſtreng genommen, erkennt überhaupt kein Schöneres und Schönſtes. Das ahnen freilich viele Dichter und Nichtdichter; aber in der Praxis vergeſſen ſie oft, was ſie geſtern eingeräumt haben. In der That iſt die Rede der Königin vor dem Gericht, welches ſie nicht anerkennt, ſo rührend und eindringlich, daß man kaum glauben mag, ſie habe dennoch nicht genug gewirkt; allein ein einziger feſter Blick auf Heinrichs ganzes Weſen giebt uns die Ueberzeugung, daß ſelbſt ein reiner Engel, der in menſchlicher Geſtalt mit Menſchenzungen redete, bei ihm gleichfalls nicht viel würde ausgerichtet haben.

§. 13.

Die Frage: „bleibt er völlig ungerührt?“ dürfen wir unbedingt mit Nein beantworten; eben ſo unbedingt aber auch verneinen wir, daß irgend ein wahres Gefühl ſich bei der Vertheidigungsrede der Gattin in ihm rege. Hiſtoriſch intereſſant iſt ihm die ganze Sache, und er ſieht gleichſam im voraus ſchon die Geſchichtſchreiber, wie ſie dieſe Haupt- und Staatsaction ſchildern und allenfalls durch Kupferſtiche erläutern. Er bewundert aufrichtig die Beredtſamkeit ſeiner Gemahlin, die doch weder Demoſthenes noch Cicero geleſen; und da es einem Kläger immer wohl ſteht (das weiß er aus der Geſchichte), wenn derſelbe unparteiiſch die Tugenden des Beklagten rühmt, ſo verfehlt auch er nicht dies laut zu thun, ja ſogar mit den überſchwenglichen Worten, daß dieſe Königin aller irdiſchen Königinnen Königin ſey. Vergeblich aber hofft er jetzt auf Nachgiebigkeit von ihr, die ihn ſonſt wohl durch Nachgiebigkeit verwöhnt hat; und in der That verlangt er auch eine Unmöglichkeit, denn eine Frau kann alles opfern für die Liebe, aber nichts gegen dieſelbe. Heinrich ſcheint indeß wohl gar zu wünſchen, ſie ſolle fortfahren ihn ungemein anzubeten und zu lieben und zu gleicher Zeit die Eheſcheidungsacte zu unterſchreiben; da ſie das aber nicht will, ſo bleibt nichts weiter übrig, als den Erzbiſchof von Canterbury nebſt dem andern verehrten und ehrwürdigen Mitgliedern ſeines Ordens zu bemühen die Sache in's Reine zu bringen. Man ladet die Königin vor, aber ſie erſcheint nicht, weil ſie mit Recht einen ſolchen unfreien Gerichtshof nicht anerkennt; die Verſammelten nehmen das übel und ſprechen die Eheſcheidung aus, und leider auch mit dürren Worten die gänzliche Ungültigkeit ihrer Ehe*). Ahneten denn dieſe Richter nicht, welch eine entſetzliche und zermalmende Bedeutung in dieſem Ausſpruche für die Königin lag? und fühlten ſie nicht, daß ſie dadurch das Todesurtheil der Unſchuldigen ausſprachen?

§. 14.

Jetzt wird auch nicht länger geſäumt mit der Vermählungsfeier der jungen Königin, und der Dichter führt die ganze irdiſche Pracht, die eine ſolche Feier mit ſich zu führen pflegt, künſtleriſch beſonnen auch an unſerm ſinnlichen Auge vorüber, um gleich darauf uns die verwittwete Katharine in ihrem ſtillen Zimmer tödtlich krank zu zeigen. Dieſer Auftritt (es iſt der zweite im vierten Act) hat den für das einfach Rührende wohl empfänglichen Samuel Johnſon dergeſtalt ergriffen, daß er ihn für den rührendſten im ganzen Shakſpeare, ja ſogar für den rührendſten in allen Tragödien der Welt erklärt. Es iſt anziehend, wenn ein redlicher aber ſonſt kühlgeſinnter unpoetiſcher Mann ſich auch einmal im Mittelpuncte ſeines Weſens entflammt fühlt, und wir vergeben ihm gern ſeine ſtürmiſchen Superlative, weil ſich dadurch die ganze heilige Zaubermacht der wahren Poeſie offenbart; doch iſt zu beklagen, daß ein ſolcher ſich dergleichen ſeltene Momente durch mancherlei unſtatthafte Neben- und Seitenblicke zu ſtören pflegt. Was ſollen z. B. hier Johnſon's ſpöttiſche Hindeutungen auf die Götter, Furien, Abgründe u. ſ. w., die ſonſt wohl in andern Tragödien auch unſers Dichters vorkommen. Da wo ſie erſcheinen werden ſie wohl am rechten Orte ſtehen, ſo wie es hier eben ſo recht iſt, daß an „Gift,“ „Abgründe“ u. ſ. w. nicht gedacht wird. Warum überhaupt ſollten wir uns den Genuß, den dieſe tiefſinnig-heitere Sterbeſcene gewährt, durch irgend etwas nicht hierher Gehöriges verkümmern? In dieſem Auftritt ſpielen bereits die Lichter des Himmels über die dunkle Erde hin, denn indem ſich die Königin über das tugendhafte Ende ihres Todfeindes im Leben (Wolſey) mit angenehmer Ausführlichkeit und ſüßer Milde unterhält, ſehen wir gleichſam das Erdenkleid von ihr weichen, da der Haß nur möglich iſt im irdiſchen Leben. Aber auch hier iſt jede phantaſtiſche Ueberſchwenglichkeit vermieden, alles geht ſanft und ſtill und leiſe zu, wie es billig iſt in einem Krankenzimmer, das bald ein Sterbezimmer werden ſoll.

---

*) Daß das moſaiſche Geſetz die Ehe mit des verſtorbenen Bruders Frau verbietet, iſt bekannt; es droht mit einer Strafe Gottes und deutet die Kinderloſigkeit als eine ſolche an. Dieſe Strafe war aber ausgeblieben, und wenn wir an die ſpaniſche Maria denken, möchten wir faſt eine ſolche Strafe — gewünſcht haben. Indeſſen waren alle jene altteſtamentariſchen Scrupel bereits vor achtzehn oder neunzehn Jahren durch den Papſt aufgehoben, und es iſt begreiflich, wie ſein jetziger Nachfolger es ungern ſah, daß nun mit einem Male jene Begünſtigung, um die Heinrich einſt ſo ſehr gebeten hatte, öffentlich ſollte als ärgerlich anerkannt werden.

§. 15.

Jetzt, ſo ſcheint es, iſt Katharine erſt recht wahrhaft aufgelegt zum Sterben, und wie ſie einſt in trübem Gram ſich oft eine traurige Melodie hatte vorſpielen laſſen, die ſie ihr „Grabgeläute" zu nennen pflegte, ſo auch jetzt, aber nur um ſich zu der himmliſchen Harmonie vorzubereiten, der ſie entgegengeht *). Von dieſer Harmonie giebt ihr jetzt ein geheimnißvolles Traumgeſicht ein ſüßes Vorgefühl, und wohl durfte es der Dichter vorführen, denn wer ſo viel gelitten hat wie dieſe arme heimathloſe Königin, mag ſich wohl ſchon jetzt einer höhern geſtaltgewinnenden Ahnung erfreuen. Nie aber vergißt Shakſpeare, daß auch der ſittlichſte, der höchſten Läuterung entgegengehende Menſch, ſo lange er noch hienieden athmet, und wäre es in der letzten Stunde vor ſeinem Ende, mit Mängeln behaftet iſt; und ſo ſinkt Katharine, die noch ſo eben ihrem Todfeinde ganz verzieh und eines vom Himmel ſtammenden Traumgeſichts ge-

---

*) Die Worte lauten in ihrer Kunſtloſigkeit:
— — — — Good Griffith,
Cause the musicians play me that sad note,
I named my knell, whilst I sit meditating
On that celestial harmony I go to —

würdigt wurde, noch einmal in die alte Schwäche des irdiſchen Stolzes zurück. Der Bote, der den kaiſerlichen Geſandten Capucius anmeldet, vergreift ſich in der Eile in dem Titel, giebt einen zu geringen (your grace) und wird dafür noch von der Sterbenden auf eine nicht königliche Weiſe angefahren (you are a saucy fellow); ja ſelbſt ſeine knieende Abbitte hilft nicht und Katharine will ihn nie wieder ſehen.

Nicht daß dieſer Zug, der Chronik entlehnt, wahr iſt, rechtfertigt den Dichter allein; wohl aber daß er überhaupt welt- und menſchengeſchichtlich wahr iſt. Die meiſten Sterbebetten, welche uns die Dichter vorſchieben, mögen ſie nun Schauder, Rührung, Triumphe u. ſ. w. geben, ermangeln eben ſo wohl der religiöſen als individuellen Richtigkeit.

§. 16.

Sollte die großartige, eben ſo gerechte als ſcharfe Ironie, mit welcher Shakſpeare Heinrichen behandelt, noch irgend einem Leſer nicht deutlich genug geworden ſeyn, ſo wird doch hoffentlich auch dieſer Eine jene Anſicht zugeben, wenn er nur noch einen Schritt weiter geht. Wir haben eben eine edle herrliche Frau ſterben ſehen, nachdem ſie ihren unwürdigen Gatten noch im Tode geſegnet hat; und wir fragen nun billigerweiſe: „Welch einen Eindruck wird dieſer durch ſeine Kränkung veranlaßte Tod auf ihn machen?“ — hat er doch ſelbſt ihre Tugenden laut anerkannt, und eine zwanzigjährige

Gewohnheit des heiligen Eheſtandes ſollte doch wohl einiges Mitgefühl erregen. Selbſt wenn er unfähig iſt, in ſeiner Eitelkeit, ſich als einzige Urſache dieſes Todes anzuklagen, ſollte nicht wenigſtens jetzt das Mitleid wie ein „neugebornes Kind, hülflos und nackt, vom Himmel niederſteigen?“ — Mit nichten. Das nächſte Wort, das wir, nach der Sterbeſcene, über Heinrich hören, iſt: daß er mit dem Herzoge von Suffolk beim Primero (einem Kartenſpiel) ſitzt. Faſt möchte man hoffen, daß Gardiner, der dieſe Nachricht bringt, ſich irre; allein er hat leider ganz recht geſehen, denn wir hören bald von dem Fürſten ſelbſt als erſtes Wort, durch das er uns ſein wohl erhaltenes Leben verkündet, — er wolle dieſe Nacht nicht mehr ſpielen, er habe ſeine Gedanken nicht dabei. Wirklich hat auch die Partie lange genug gedauert, denn es iſt ein Uhr nach Mitternacht. Er fragt ſodann nach dem Befinden der Königin und ich geſtehe, daß ich einſt vor langen Jahren bei der erſten Lectüre des Werks ſeltſamerweiſe hoffte, er meine — Katharinen; allein die iſt längſt vergeſſen, und er meint natürlich nur die junge Königin, die noch den Reiz der Neuheit für ihn hat.

§. 17.

Man möchte fragen: zeigt ſich hier der Dichter in dem entworfenen Gemälde nicht faſt kalt grauſam gegen Heinrich? Keineswegs. Nur gerecht; und haben wir das eingeräumt, ſo mögen wir immerhin das Beiwort „kalt“ hinzuſetzen, es war gerade hier der Ort für dieſe kalte

Gerechtigkeit, und eine von weicher Rührung zitternde Hand kann die Wagſchale der Geſchichte nicht halten. Heinrich gehört ohnehin zu den unglücklich ſeichten und hochmüthig engherzigen Menſchen, für welche alle Vergangenheit rein vorbei iſt, und die deshalb höchſt ungern ſich daran erinnern laſſen. Wer aber möchte ihn erinnern, ihn den Mächtigen an das Unangenehme? und er ſelbſt wird es natürlich nicht wollen, um ſich eine unwillkürliche Schamröthe zu erſparen. Solche Menſchen wie er haben in ihrem Leben faſt nichts als hiſtoriſche Notizen, bei denen ihr Gemüth unberührt bleibt, und ſie ſind auch ſelbſt nicht viel mehr als — hiſtoriſche Notiz. Sie gleichen einer gewiſſen Gattung von Reiſenden, welche ſehen und hören, was als ſehens- und hörenswerth von Andern genannt wird, dabei aber entweder gar keinen Genuß oder doch nur einen ſolchen haben, der, ſobald das Gemälde entfernt wird und der Ton ſchweigt, völlig zu Ende iſt. Haben ſie vollends am Abend die hiſtoriſche Notiz in ihr Tagebuch geſchrieben, ſo iſt es mit allem Erlebten (das Wort paßt nicht einmal recht, denn nur der wahrhaftig Lebende kann erleben) rein aus und am morgenden Tage hebt das alte Spiel von neuem an, neue Notizen werden aufgegriffen und ziehen durch die lieblos trockne Seele hin, ein Capitel des Lebensromans nach dem andern, ſtets nur Notizen enthaltend, wird mit demſelben Tone abgeleſen, bis endlich der Leſer ſelbſt vor Langerweile kaum mehr kann und mag.

§. 18.

Wie ein ſolches Leben, das kein Leben iſt, in's Große getrieben, die ganze Seele durchfröſtle und veröde, davon giebt uns die Geſchichte der Beweiſe genug, doch kann vielleicht die Schilderung, welche Tacitus von der Stimmung des Tiberius in deſſen letzten Lebensjahren giebt, die ganze Sache am deutlichſten zeigen *); wobei wir jedoch erinnern müſſen, daß auf Seiten des Römers in Vergleich mit dieſem Brittenfürſten noch ein beträchtliches Uebergewicht von Verſtand und Talent zu finden iſt. Von einer verzweiflungsvollen Langenweile, wozu doch noch Zuckungen von Phantaſie gehören, wie wir ſie bei Tiber finden, iſt bei Heinrich keine Spur. Er ſündigt noch viel gelaſſener, ohne etwas Sonderliches dabei zu denken und zu fühlen. An verdrießlichen Stun-

---

*) Einen beſondern Aufſchluß über dieſe Stimmung giebt uns der Anfang jenes Briefs, den Tiber an den Senat richtete: Quid scribam vobis, Patres conscripti, aut quomodo scribam, aut quid omnino non scribam hoc tempore, Dii me Deaeque pejus perdant quam perire me quotidie sentio, si scio. (Annal. VI, 6.) Dieſes Nichtmehrwiſſen was man will — weil man Alles wollen kann — und dieſes Nichtmehrwiſſen was man nicht will, dürfte wohl der allerſchlimmſte Zuſtand ſeyn, in den ein Menſch gerathen kann

Heinrich dagegen will noch Manches, um ſeine innere Leere zu entfernen, und hofft wohl gar mitunter, daß was er will das Rechte ſey. Auch weiß er deutlich, daß er manches nicht will, und das erhält ihn nicht bloß wach, ſondern giebt ihm ſogar zuweilen gute Laune.

den fehlt es ihm freilich nicht, aber an Ausfüllungsmitteln eben ſo wenig. Der Weihrauch der Schmeichelei macht doch noch manche Tage leidlich, und im Nothfall hilft Primero und Primaviſta über manche leere Minuten hinweg.

§. 19.

Thut denn aber dieſer Heinrich in dem ganzen nach ihm genannten Stücke gar nichts Gutes? Der Holzhauer in Tieck's kleinem „Däumchen" würde vielleicht antworten: „Nun, er könnte immer noch ſchlimmer ſeyn," und wir wollen das auch hier gelten laſſen. Abgerechnet daß wenigſtens der Mann, mit welchem er Primero ſpielt, ſobald ſich derſelbe dabei mit billiger Diſcretion benimmt, nicht über ihn zu klagen haben mag, findet auch Cranmer, Erzbiſchof von Canterbury, an ihm einen gnädigen Beſchützer. Die weiche thränenreiche Gelindigkeit dieſes Geiſtlichen mußte es aber auch ſchwer machen, demſelben zu zürnen; und da der ganze Mann in ehrfurchtsvoller Liebe und anbetender Hingebung für Heinrichen faſt aufgelöſet iſt, ſo darf man es dieſem nicht zu hoch anrechnen, daß er auch einmal einen Gang für ihn thut und eine kleine Rede zu ſeinem Beſten hält. Es mag ſogar ein wenig rühren, daß der König nunmehr ſelbſt beſtätigt findet, was man überall ſage, Cranmer ſey ſo mild und weich geſinnt, daß man ihm nur einen recht hämiſchen und böſen Streich zu ſpielen brauche, um beſonders freundſchaftlich von ihm behandelt zu werden. Sollte man aber nicht dabei auch fragen dürfen, ob ein ſolcher Mann auf einem ſo hohen Poſten glücklich und würdig ſtehen könne? In jedem Falle aber iſt er werth, von dem Könige ſelbſt zum Gevatter und Redner bei der Taufe der Prinzeſſin Eliſabeth gebeten zu werden. — Die Art wie dieſer ſeinen Liebling mit den feindlichen Lords verſöhnt,

> Make me no more ado, but all embrace him;
> Be friends, for shame, my lords —

iſt ſeltſam und tumultuariſch, und mag an jene feierliche Acte erinnern, durch die ſich einſt ein franzöſiſcher Prinz anheiſchig machen mußte, den unlieblichen Cardinal Richelieu hinfort zu lieben; doch ſind freilich hier die Umſtände gar ſehr zu Cranmers Gunſten. Heinrich wird auch ganz vergnügt bei der Sache und verwiſcht wenigſtens für den Moment den üblen Eindruck, den ſeine verworrene Abmachung einer wichtigen Angelegenheit bewirken muß, durch die gute Laune, mit der er den beſcheidenen Erzbiſchof zu Gevatter bittet.

§. 20.

Im Ganzen bleibt jedoch, wie ſich von ſelbſt verſteht, das Urtheil, daß nach des Dichters Abſchilderung dieſer Heinrich ein ſelbſtſüchtiger, ſtets nach Willkür und Launen handelnder Mann ſey, weshalb wir ihn mit vollem Rechte zu den — oft auch in Bürgerhäuſern und Bauerhütten wohnenden — Tyrannen rechnen, die ja eben jenen Namen nur verdienen, weil Selbſtſucht, Willkür und Laune ihre Handlungen beſtimmen. Das Bild, welches uns der Dichter von ihm giebt, würde ſelbſt dem gründlichſten und tiefſinnigſten Geſchichtſchreiber die größte Ehre machen, und dennoch iſt es bis jetzt (in ſo weit mir die Kritiken bekannt geworden ſind) gänzlich verkannt. Manche Leſer werden ſich erinnern, daß man früherhin völlig das Gegentheil von dem behauptet hat, was ich hier vorgetragen habe, und daß man gerade an Shakſpeare gerühmt, daß er die vortheilhaften Seiten in dem Charakter des Königs hervorgehoben habe u. ſ. w. Woher dieſe Misverſtändniſſe?

Es drängen ſich manche Veranlaſſungen auf, vor allen aber möchte ich erinnern, daß man unſern Dichter faſt nie mit der vollſtändigen Aufmerkſamkeit geleſen hat, die er verdient, und daß ein in falſchen Theorien und Gewöhnungen befangener Kritiker unmöglich tief genug in dieſe reiche Welt hineinſchauen könne. Es ſcheint ferner (was ich bereits früher andeutete), daß wir faſt alle bei manchen Charaktergemälden den Irrthum gewiſſermaßen mit der Muttermilch eingeſogen haben, z. B. bei der poetiſchen Schilderung der Tyrannen. Wir ſind einmal gewöhnt, daß ein ſolcher auf dem Komödienzettel als Tyrann angegebener Herr nichts als Donnerworte erſchallen läßt, dem aber einige kühne Edle mit noch beſſern Donnerworten begegnen. Das geht gewöhnlich das ganze Stück hindurch, und es iſt der Wahl des Dichters überlaſſen, ob er dieſen Proceß in wohlklingender Ausführlichkeit oder ſtachlicher Kürze durcharbeiten will.

(Racine, Alfieri u. a.) — Davon aber weiß das Leben, die Geſchichte, und — um doch auch Namen zu nennen — Tacitus und Shakſpeare kein Wort. Die einzige Perſon, welche in unſerm Schauſpiel Heinrichen widerſprochen haben ſoll (denn wie bereits oben gezeigt wurde, bleibt die ganze Schuld Buckingham's im Dunkeln), wird faſt augenblicklich hingerichtet, und die andern verlieren die Luſt auch nur die leiſeſte Einwendung zu machen, nicht eben als hätten ſie alle den Muth verloren, ſondern weil es doch überhaupt nichts helfen kann. Einige ſehen mit wahrhaft patriotiſcher Phantaſie den Fürſten von einer ganz andern Seite an (treffliche Herzen, zur Liebe gleichſam geboren); Andere ſind, wenn auch nicht entkräftet, doch — um mich eines ſehr bezeichnenden Wortes zu bedienen — „heruntergekommen," und wiſſen ſelbſt nicht recht wie. Andere ſind dergeſtalt innerlich gelähmt, daß ſie mit Beſeitigung aller höhern Anforderungen nur von Tage zu Tage ſo fortleben, genießen was noch etwa zu genießen iſt, und ſich dabei wohl gar einbilden, ſie ſeyen recht fröhlich. War es (mit Ausnahme von Farbe und Ton, den die Zeit leihet) in Rom unter Tiberius anders? *)

---

*) Unter ihm waren ſelbſt die gewöhnlichſten Zeichen des Kummers gefährlich, und es ward z. B. Vitia, die Mutter des Fuſius Geminus hingerichtet, weil ſie den Tod ihres Sohnes beweint hatte. (S. Tac. Annal. VI, 10.)

§. 21.

So hat alſo der Dichter das Urtheil über ſeinen Helden, das ſich in keines Mitſpielers Mund legen ließ, dem Leſer und Zuſchauer ganz allein überlaſſen, doch ſolche Data angegeben und ein ſolches Gemälde entworfen, daß man nicht leicht irren kann. Hier aber ſtört den neuern verweichlichten Leſer, jene andern Irrthümer abgerechnet, auch noch eine gewiſſe auf Realität Anſpruch machende ſchlaffe Gutmüthigkeit. — So leſen wir, um ein wichtiges Beiſpiel zu geben (Act I, Sc. 2), daß die Königin dem Könige eröffnet, die Bedrückung der Unterthanen ſey ſo groß, daß davon das Schlimmſte zu befürchten ſey, und Norfolk beſtätigt ihre Anklage, die aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, lediglich gegen Wolſey gerichtet wird, denn Heinrich iſt immer unſchuldig! Wir erfahren das Unerhörte, daß man von jedem Unterthan den *ſechsten* Theil ſeines Vermögens fordert, und nun weiß auch Heinrich nicht Worte genug zu finden, um ſeinen Abſcheu vor ſo gräßlicher Bedrückung zu bekunden. Wolſey aber verſichert gleichfalls ſeine Unſchuld, ſo daß am Ende lauter unſchuldige Staatsmänner zuſammenkommen, unter denen das Volk ſeufzt. Der König, der von der ganzen Auflage *nichts weiß* (!), läßt auch alsbald Briefe ſchreiben, in denen er ſämmtliche Unterthanen ſeiner Gnade verſichert und denen zu verzeihen verſpricht, die etwa noch nicht ſollten bezahlt haben. Wie es mit denen gehalten werden ſoll, die bereits ihr Sechstel geſpendet, kommt nicht zur Sprache.

Dieſe Briefe aber gehen nicht bloß durch Wolſey's Hände, ſondern aus ſeinem eigenen Geiſte hervor, und er, der Angeklagte, kann ſie nach Gefallen abfaſſen. Daß er dieſe Macht habe, wiſſen wir längſt; doch äußert er ſich auch noch zum Ueberfluſſe gegen ſeinen Secretair ganz ſo wie ich eben angedeutet habe. — Wenn nun ein gewöhnlicher Leſer dies alles mit großem Ernſte dramatiſch vorgetragen ſieht und hört, ſo ruft er erweicht aus: dieſer Wolſey iſt ein höchſt entſetzlicher Böſewicht, Heinrich aber durchaus unſchuldig, wie ein frommes Kind, das von der ganzen Sache nicht das Mindeſte weiß. — Nun liegen freilich die Fragen nahe, ob es wohl ſehr königlich ſey, daß er davon nichts weiß, und ob er wohl ſich ſonderliche Mühe giebt, das große Unrecht wieder gut zu machen, endlich woher es komme, daß Wolſey dennoch ſein Liebling bleibt, gleichſam als ſey gar nichts vorgefallen. Da aber alle dieſe Fragen nicht im Shakſpeare ſtehen, ſo will jener Leſer mit dergleichen nicht zu ſchaffen haben und läßt ſich deshalb nicht auf ſolche abſtruſe Recherchen ein.

§. 22.

Ueber Wolſey's Charakter iſt von den Commentatoren ziemlich viel geſprochen und ſtets mit gerechtem Lobe für eine ſo treffliche Schilderung; auch hat Steevens mit patriotiſcher Freude bemerkt, daß der unclaſſiſche Dichter einmal wieder in einer Stelle mit einem Claſſiker zuſammentrifft, und zwar mit einem ſolchen, den er nicht geleſen haben kann. Wie nämlich Salluſtius von dem beunruhigten Catilina ſagt: citus modo, modo tardus incessit, ſo ſagt Shakſpeare daſſelbe von Wolſey; daß dieſer aber auch zuweilen ſeinen Finger an die Schläfe legt, bald ſtark an ſeine Bruſt klopft und gegen den Mond blickt, (Act III, Sc. 2) — ſolches thut er kühn aus eigner Macht und auf eigne Hand. Sein Charakter ſteht deutlich vor uns, ſein Muth, ſeine Kenntniß, ſeine Talente haben ihn gehoben, er hat erreicht was er gewollt; aber auf dieſer Höhe verliert er nicht bloß jede Mäßigung, ſondern auch die gewöhnlichſte Beſonnenheit. Nicht der Haß der Königin erzeugt ſeinen Fall, ſondern eine faſt an das Luſtſpiel ſtreifende, kaum einem Knaben zu verzeihende Nachläſſigkeit, eine Verwechſlung ſeiner wichtigen Papiere. Jetzt wird es Heinrichen klar, daß Wolſey der königlichen Leidenſchaft nicht ſo gedient hat als er geſollt, jetzt erfährt Heinrich, was er früherhin in jeder Stunde hätte auch erfahren können, wie reich der Kardinal iſt; indeſſen Schwarz auf Weiß imponirt ihm; die Einziehung der Güter des bisherigen Lieblings iſt lockend genug, und ſo wird deſſen Fall ſchnell beſchloſſen.

§. 23.

Der Heldenmuth, mit welchem Wolſey ſein Geſchick erträgt und ſeinem Tode entgegengeht, iſt ganz im Styl einer viel beſſern Kraft als die bloße Stoa geben kann, und faſt möchte ich ſagen, daß ihn jener heilige Zauber des Chriſtenthums ergreife, der bei dem Zuſammenſturz aller irdiſchen Verhältniſſe und in der Nähe des Todes ſeine Segnungen zu verbreiten pflegt. Wolſey gehört zu den Charakteren, die eine tiefbewegte Zeit nicht ſelten hervorbringt, und die wir mit wenigen Worten alſo bezeichnen wollen: ſie können vortrefflich ſteigen, und vortrefflich — fallen und ſterben; aber ſie können nicht ſtehen und noch viel weniger etwas Dauerndes begründen. Daß Shakſpeare auch dieſen Ton ſo richtig getroffen, ohne mit den Alten vertraut zu ſeyn, daß er gewußt, wie unter Fürſten, wie Tiber und Heinrich, manche außerordentliche Kraft ſich faſt nur in den Kopf zurückzieht ohne zu rechtem Handeln zu kommen, daß ſie ſich im Uebermuth vergeudet oder in Schwermuth abſtumpft und zuletzt in freiwilligem oder gezwungenem Tode noch einmal aufzuckt, das wollen wir, denke ich, doch noch mehr bewundern als ſein früheres Uebereinkommen mit Salluſt's „citus modo, modo tardus."

§. 24.

Laſſen wir endlich über das herrliche, ſo wenig gekannte Werk noch einige zerſtreute Bemerkungen folgen.

Man hat den Dichter getadelt, daß er den prachtvollen Krönungszug auf die Bühne gebracht, und wenn ihm nicht eine ganz beſondere Entſchuldigung zu ſtatten käme, ſo würde ich gewiß nicht nur in den Tadel einſtimmen, ſondern ihn noch zu ſchärfen ſuchen, da ich jede bloß ſinnliche Bühnenpracht, die weiter keinen Zweck hat als Augenweide, nicht bloß als tadelnswerth, ſondern als eine wahre Sünde gegen den Geiſt der Poeſie anerkenne. Des Dichters Entſchuldigung aber iſt: die ſinnliche Pracht hat hier einen geiſtigen Zweck. Dieſe Pracht im Verhältniß und Vergleich zu dem ſtillen dunklen Krankenzimmer der Königin iſt weit entfernt uns zu reizen und ſinnlich anzuziehn *), ſie giebt uns vielmehr ein wahrhaft tragiſches Gefühl, das ſich nur durch Ironie beſchwichtigen läßt. Selbſt der bloß ſatyriſche Gedanke, wie langweilig es doch wohl am Ende bei dieſer Feierlichkeit mag zugegangen ſeyn, oder wie traurig doch alle beſſere Herzen ſich mögen gefühlt haben, iſt hier nicht nur an der rechten Stelle, ſondern ſogar wohlthätig.

§. 25.

So wichtig aber dieſer Grund auch iſt, ſo giebt es doch noch einen wichtigern, ja in einer gewiſſen Hinſicht inhaltsſchwerern. — Shakſpeare hat für alle ſeine aus der engliſchen Geſchichte genommenen Dramen den erhabenſten und beruhigendſten Endpunct gefunden, und zwar in der Geburt und Taufe der Prinzeſſin Eliſabeth, bei deren bloßem Namen das Herz jedes Britten

---

*) Am wenigſten konnte dies zu Shakſpeare's Zeit in England der Fall ſeyn, wo ohne Zweifel jeder erwachſene Zuſchauer recht wohl wußte, wie kurz die ſogenannte Herrlichkeit der armen Anna dauerte, die wohl von ihrem Hochzeittage (14. November 1532) bis zu ihrer Todesſtunde auf dem Schaffot (14. Mai 1536) auch nicht Eine reine Freude an der Seite eines ſolchen Gemahls genießen konnte.

höher ſchlägt, da ſie gewiſſermaßen den Gedanken des Königthums vollendete und dem Reiche das kühnſte Leben und den heiterſten Glanz verlieh, während Wiſſenſchaft und Kunſt in der ernſt und fröhlich bewegten Zeit ſich ihres mächtigen Schutzes erfreute. Wie aber wenn man näher fragen ſollte: wer iſt dieſe Prinzeſſin und aus welcher Ehe iſt ſie geboren? Der Dichter hat in ſeinem ganzen Werke eine ſchwere und trübe Antwort geben müſſen: wir haben Katharinen als Opfer fallen ſehen, auf Heinrich laſtet große Schuld, und auch Anna Bullen geht nicht ohne Tadel an uns vorüber. Aber auf dem Kinde kann kein Tadel, keine Schuld ruhen; wir ſehen mit Rührung in ihm ein Pfand des neuverſöhnten Himmels, und wie auch Religion und Sitte urtheilen möge über Heinrichs neue Ehe, das Geſetz und das urkundliche Recht ſpricht hinfort für dieſelbe, und da wir Anna Bullen ſelbſt zur Krönung begleiten, ſo hat uns der Dichter zu Zeugen gemacht, daß ſie wirklich Königin geworden ſey, weshalb auch nicht der leiſeſte Zweifel an Eliſabeths fürſtlicher Geburt erhoben werden kann.

§. 26.

Wie wichtig aber war dieſer Umſtand für die vaterländiſche Geſinnung des Dichters, der ohne Zweifel gar wohl wußte, was von Schottland und Frankreich aus dagegen vorgebracht wurde *). Jene Krönung iſt des-

---

*) Hatte doch ſelbſt, wie bekannt, Maria, die Tochter Heinrich und Katharinens, während ihrer furchtbar despotiſchen Regi

halb als ein großer Staatsact zu betrachten, den der Dichter nicht verſäumen durfte, wenn er nicht eine fühlbare, höchſt unangenehme Lücke laſſen wollte. Er benimmt ſich dabei eben ſo poetiſch als — diplomatiſch, denn der ächte Dichter ſoll auch das bloß irdiſch Nothwendige nicht verſchmähen, ſondern auf das Höhere zu beziehen wiſſen. — Die gerechte Klage zweier Edelleute über die Krankheit der verehrten Katharine wird, ironiſch genug, durch die nahenden Trompetenſtöße verſchlungen, der Krönungszug folgt, und Shakſpeare, als Diplomat und Patriot, nimmt ſeine Zuflucht zu Hall's Chronik und beſchreibt den Zug mit trockner Genauigkeit, worauf dann ſpäterhin ein dritter Edelmann als Zeuge der kirchlichen Feier einen lebhaftern Abriß von derſelben giebt. So iſt nichts vergeſſen worden, um der Staats- und Rechtswiſſenſchaft ein Genüge zu leiſten, was in Beziehung auf Eliſabeths Recht an den Thron wichtig genug war.

§. 27.

Dafür hat denn aber auch der Dichter ſpäterhin die Freude, ſeinem Herzen und ſeiner poetiſchen Anſchauung

---

rung (1553 bis 1558) oft und laut und bitter genug erklärt, daß ſie Eliſabeth nicht für ihre wahre Schweſter, auch nicht für eine ächte Prinzeſſin erkenne, denn Anna Boleyn ſey nie Königin geweſen u. ſ. w. Was auch die Kirche und das Staatsarchiv dagegen vorbringen mochte; Maria wollte es ſo, und ſo lange ſie herrſchte ward faſt nie ein Widerſpruch laut.

rein und kühn folgen zu können, und es iſt erfreulich jene trockne Krönungsfeierlichkeit mit der herrlichen, alle Wünſche vereinigenden Taufhandlung zu vergleichen. Man verlange nicht, daß das Volk, welches ſich zudrängt, um doch endlich einmal wieder etwas Gutes und Schönes zu ſehen, ſich im Drängen noch ſittſam und zierlich betragen ſoll. Die lang gebundenen Kräfte haben ſich endlich gelöſet, die guten Leute wollen ſich geiſtig und körperlich zugleich freuen, und wenn es Menſchen giebt, die „ſich nicht anders freuen können als bei Tiſch“, ſo giebt es auch andere, denen keine Luſt vollſtändig vorkommt, wenn ſie nicht dabei einige — Stöße und Püffe geben und empfangen können. Dieſer Thorwärter, der ſich ſein mühſeliges Amt durch ſcheltenden Humor allein erträglich machen kann; dieſer Bediente, der Dortchens Vergleich des Falſtaffſchen Gang's halb fortſetzt, halb widerlegt, indem er verſichert, die Paulskirche ſey nicht ſchwerer aus der Stelle zu bringen als jene Dränger; dieſer Knecht, der um ſeines Witzes und der lebhaften Beſchreibungen willen verdiente, daß Falſtaff ſelbſt ihn zum Ritter ſchlüge; ſelbſt jener eine Ungenannte, der viel gediegne Lebensweisheit zeigt, weil er durch die Verſicherung, er gehöre zur Speiſekammer, am ſchnellſten vorzukommen hofft: alles das iſt ſo rein altengliſch und ſhakſpeariſch, daß wir nur darauf hinzudeuten brauchen. — Daß der zartere Lord Kämmerer über den entſetzlichen Lärmen unwillig wird, mag ihm wegen ſeiner vermuthlich ſchwachen Nerven verziehen werden; weniger daß er die beiden, hoffentlich tugendhaften Thorwärter „achtloſe Schurken“ nennt, die lieber beim Bierkruge liegen als Dienſte thun. In jedem Falle möchte wohl der eine der Geſcholtenen Recht haben, wenn er behauptet, daß eine ganze Armee das Volk nicht bändigen könne, denn eine ſolche wird dieſe wackern Leute, die ſich über das Glück ihres Königs ſo herzlich freuen, gar nicht bändigen wollen, wenigſtens nicht im Sinne des galanten Kämmerers; denn wenn ſchon (nach Gloſter's Ausſpruch im Lear) der Zorn ſeine beſondern Vorrechte hat, ſo die Freude desgleichen, vorzüglich aber die Freude des Volks. — Mir, ich geſtehe es gern, iſt dieſe Scene von jeher höchſt erfreulich geweſen, und ich glaube faſt den Dichter zu ſehen, der nach ſo langer überaus geiſtreicher Mäßigung nun doch auch wieder die Freude erlebt, ſich in köſtlicher Freiheit und genialer Ungenirtheit gehn zu laſſen *).

§. 28.

Ueber die dann deſto eindringlichere Feierrede des Erzbiſchofs kein Wort. Sie iſt ſo würdig und gehaltvoll, daß wir ſelbſt durch Johnſons tadelnde Anmerkungen

---

*) Man überſehe das Beiwort „genial“ nicht, denn eine ungeniale und geiſtloſe Ungenirtheit könnte allenfalls — neben dem Türken in der Litanei ſtehen. Leider aber zeigt ſich das Schauſpiel einer ſich kitzelnd wohlbefindenden Rohheit und dickſtirnigen Gemeinheit in einigen deutſchen Zeitſchriften ſo häufig, daß das bloße Anſtimmen der Litanei dagegen nicht helfen würde.

auch nicht für einen Augenblick geſtört werden können. Gut iſt es jedoch, daß dieſer gelehrte Recenſent ſeine Rede nicht unmittelbar nach jenem Taufactus gehalten, denn ſie würde weder dem Könige noch dem Kämmerer und dem Thorwärter, ja ſelbſt nicht dem Manne in dem kamlottnen Wamſe zugeſagt haben; ja es läßt ſich vermuthen, daß der Doctor mit jener oben angedeuteten Würze des Volksvergnügens mehr als billig würde verſehen worden ſeyn.

Schließlich möchte ich wohl ſehr ernſthaft fragen, — denn da noch immer (heute und geſtern) von Shakſpeare's genialem Umgeſtüm und talentvoller Maaßloſigkeit die Rede iſt, ſo ſteht die Frage ganz an ihrer Stelle — ob es in irgend einer Literatur ein ſinnigeres, beſonnener angelegtes und durchgeführtes Drama gebe, als dieſen Heinrich. — Ich möchte wohl auf mein beſcheidnes Geſuch eine Antwort haben, und zwar von denen, welche überhaupt antworten können. Solcher Trefflichen giebt es zum Glücke noch gar manche unter uns; doch — reden ſie jetzt leider nur ſelten öffentlich.

Nachwort.

Da jetzt die ganze Reihe der ſhakſpeare'ſchen Schauſpiele, welche ihren Inhalt aus der Geſchichte Englands geſchöpft haben, an uns vorübergegangen iſt, möge mir, dem Erläuterer, noch ein kurzes Wort verſtattet ſeyn, um einem möglichen Misverſtändniſſe im voraus zu begegnen. Einige Leſer möchten vielleicht eine genaue Auseinanderſetzung dieſer Hiſtorien nebſt geographiſchen Nachweiſungen, Stammbäumen u. ſ. w. vermiſſen. Die Quellen fließen hier aber ſo reichlich, daß jeder, ſelbſt der bequemſte, mit leichter Mühe ſchöpfen kann, weshalb eine beſondere Ausführlichkeit hier ſehr überflüſſig geweſen wäre. Doch wird man auch hier einige hiſtoriſche Notizen, welche vielleicht weniger leicht zu finden ſind, nicht entbehren. Wichtiger ſchien mir jedoch zu zeigen, wie der ächte Dichter die wahre innere Weſenheit der Geſchichte und den reinen Inhalt des Lebens zu erforſchen und an den Tag zu bringen weiß — das Wort des Räthſels, das über dem Räthſel ſelbſt ſo oft vergeſſen wird — und wie er oft in einer einzigen Scene, zuweilen ſogar in ein paar Zeilen die treffendſte Ueberſchrift giebt zu einem Capitel, das nicht bloß Englands Geſchichte, ſondern die Weltgeſchichte überhaupt aufzeigt. Darum ſollten aber auch dieſe Werke mit nicht minderem Eifer ſtudirt werden als wir Homer und Herodot, Thucydides und Tacitus zu ſtudiren pflegen. Wer ſie aber auch nur mit jener Aufmerkſamkeit lieſt, die wir überhaupt einem jeden tüchtigen und gediegenen Werke ſchuldig ſind, wird, auch bei mangelhafter hiſtoriſcher Kenntniß, nicht über Undeutlichkeit in Darlegung des Stoffs zu klagen haben, und wenigſtens in allen Hauptmomenten ſichern Schritts folgen können. — Was meine Erläuterungen betrifft, ſo habe ich mich über die Sphäre, in der ſie ſich bewegen, ſchon früher ausgeſprochen; doch möchte ich auf die ganze „Einleitung“ des ganzen Werks und beſonders auf deren Schluß (Th. I, S. 40 ff.) von neuem hinweiſen.

Endlich iſt mir auch noch der Gedanke gekommen, ob nicht ein Theil meiner Leſer ſich durch den *Ton* werde befremdet fühlen, in welchem einige Partien *Heinrichs des Achten* erläutert worden ſind. Vielleicht trägt es zur verſöhnenden Ausgleichung bei, wenn ich verſichere, daß dieſer Ton keinesweges künſtlich gewählt wurde, ſondern daß derſelbe gleichzeitig und gleichmäßig mit dem Inhalte kam, und ſich, wie mir ſchien, einträchtig mit ihm zeigte. — So möchte denn wohl die Frage über die Zweckmäßigkeit des Tons mit der nach dem Inhalte ſelbſt zuſammenfallen, und ihre Beantwortung davon abhangen, ob man meine von allen Vorgängern abweichende Anſicht jenes Stücks ſelbſt billigen werde. Der genauere Leſer wird mir wenigſtens keinen Vorwurf über Böswilligkeit in Auffaſſung des Charakters machen können, da ich ja gern *jede Einzeltugend* im Heinrich anerkenne, deren Beſitz ihm, bei innerer Selbſtſucht und Handelswillkür nur irgend *möglich* geweſen ſeyn *kann*. Darum nur die Bitte an alle, die auch nur gebeten zu werden verdienen können: prüfet gelaſſen und urtheilet dann. *Nehmt* euch *zuſammen*, und dann redet, falls ihr überhaupt reden wollet.

XXIV.

Zähmung einer Widerſpenſtigen.

§. 1.

Die Aufſchrift dieſes Luſtſpiels lautet im Original bekanntlich Taming of the shrew; in den deutſchen Ueberſetzungen findet ſich jedoch der Wechſel mit „Widerbellerin," „böſer Sieben" u. ſ. w. Unſre Vorfahren vor einem halben und ganzen Jahrhundert, die den anziehenden Stoff, der längſt Allgemeingut geworden war, gleichfalls zu einer Poſſe benutzt hatten, geben ihr den langen, unfreundlich deutlichen Titel: „Kunſt über alle Künſte, ein bös Weib gut und zahm zu machen," und ich ſelbſt erinnere mich aus meiner frühern Jugend (noch etwa um das Jahr 1790), daß der Komödienzettel ziemlich ähnlich lautete. Ich kann mich weder zur Widerbellerin noch zur böſen Sieben bequemen, denn das erſte Wort, an widerlich hündiſche Töne erinnernd, giebt ein falſches Bild, von dem das Original nichts weiß, während das zweite auf einem andern Wege der

Phantaſie läſtig wird; weil wir mit dem Worte „böſe Sieben" noch den Nebenbegriff des Alters und der Häßlichkeit verbinden, woran bei der ſhakſpeare'ſchen shrew gar nicht zu denken iſt, die eher dem gleicht, was wir im gewöhnlichen Leben eine wilde Hummel oder ein ſchönes wildes Füllen nennen. Da aber dieſe Bedeutung erſt nach und nach durch das Stück ſelbſt an den Tag kommt, ſo kann ſie natürlich nicht in den Titel aufgenommen werden, und es bleibt, wie mich dünkt, nichts anders übrig als das ziemlich matte Wort „widerſpenſtig." Indeſſen ſoll ja auch ein Titel nicht imponiren wollen, und ſo möchten vielleicht die mitgetheilten kleinen Bemerkungen über dieſe Aufſchrift nicht ganz überflüſſig ſeyn.

§. 2.

Alte und neue Commentatoren ſind zwar darüber einig, daß dieſes Stück einen großen Reichthum an Luſtigkeit und Witz enthalte; im Ganzen aber legen ſie keinen ſonderlichen Werth darauf, denn auch die ſolideſten Leute wollen zwar gern ſich luſtig machen laſſen, wohl unterrichtet, daß das Lachen der Geſundheit des Leibes und inſonderheit den Verdauungswerkzeugen zuträglich ſey; leider aber ſind ſie gegen einen ſolchen Beförderer des Lachens, in welchem ſie, auch auf ihre arme Weiſe, einen wahren Wohlthäter anerkennen ſollten, meiſtens ſpröde und undankbar. Sie wollen es nicht gehabt haben, daß ſie ſeiner bedürfen, und geſtehen höchſtens ein, daß ein ſolches Stück, wie dieſe shrew, zur Erholung von wichtigern Geſchäften nicht ganz zu verachten ſey. Um aus dieſer engen Anſicht zu kommen, müßten ſie zuvörderſt einſehen, daß der Scherz in dieſer Welt faſt eben ſo nöthig iſt als der Ernſt, und daß ein Menſch, der nicht recht lachen kann, weit entfernt des Weinens allein würdig zu ſeyn, eher beweint zu werden verdiente. Das rechte Lachen — denn warum ſollte hier nicht der Ort ſeyn es auszuſprechen? — iſt, eine einzige große Beziehung ausgenommen, eben ſo edel und rein als das Weinen *); und wer wirklich zum Lachen ſagen ſollte: „du biſt toll," würde auch nicht vermögen die Wonne reiner Thränen zu genießen.

Doch zurück zu unſerer Widerſpenſtigen.

§. 3.

Neuere billigere Kritiker geben ihr zwar etwas mehr Lob, äußern jedoch verblümt, es ſey nur eine ziemlich

---

*) Dieſe einzige Beziehung (da wir doch einmal die Sache ſo wichtig und ernſt genommen haben) läßt ſich etwa folgendermaßen bezeichnen: die Welt des Lachens iſt zwar in ſehr hohem Grade reich, aber nicht unendlich; den höchſten Grad der Freude können deshalb nur Thränen bezeichnen, und nicht einmal das zarteſte Lächeln iſt dafür gut genug. Deshalb kann auch der vollendet Göttliche (Chriſtus) nicht lachen; wohl aber leſen und begreifen wir, daß er geweint habe. Mephiſtopheles meint, der Herr habe ſich nur das Lachen abgewöhnt (!) und er muß ſo denken, theils weil er nicht weinen kann, theils weil er ſich auch ſein Lachen, ſo witzig es iſt, doch auch nur angewöhnt hat.

leichte und bequeme Arbeit. Ueber das was einem großen Dichter leicht oder ſchwer wird, läßt ſich nicht wohl ſtreiten, und wir würden ihn ſelbſt befragen müſſen, um darüber in das Reine zu kommen; doch meine ich gelangten wir wohl ſchwerlich zu einer ſolchen wenig bedeutenden Frage, da wir ſo ſehr viel Wichtigeres an ihn zu richten auf dem Herzen haben. Leicht im Allgemeinen aber iſt die Aufgabe in keinem Falle; eher gerade das Gegentheil. Ein junges Mädchen, das in bitterböſen Launen den Vater quält, die Schweſter ſchlägt u. ſ. w., hat etwas ſo Abſtoßendes, daß ein ganzer Künſtler dazu gehört, um uns ahnden zu laſſen, es ſchlummre doch ein trefflicher Funke in der unartigen Dame; ja wir fürchten ſchon, es würden die meiſten heutigen Dichter ſich begnügt haben den Nebenperſonen jene Kritik in den Mund zu legen, es ſchlummre wirklich in beſagtem wilden Füllen etwas Koſtbares, das — man ſoll nur Geduld haben bis zum fünften Act — ſchon an den Tag kommen werde. Einige Poeten hätten ihr wohl gar dicht hinter dem Schlagen etwas Mildthätelei, Weichherzelei oder dem ähnliches geliehen, ſie hätte die Börſe gezogen (was nicht ſchwer ſeyn konnte, da der Vater allein ſie füllt) und es würde nicht an Zuſchauern fehlen, welche freudig ausgerufen hätten: „ein ſchönes Gemälde; meines Nachbars Tochter iſt auch ſo eine. Ein gutes Herz; aber wer kann für ſeine Erziehung?" — Wir werden ſpäterhin ſehen, wie Shakſpeare die Sache behandelt hat.

§. 4.

Geht endlich vollends der Act der Bändigung ſelber an, ſo vermehren ſich für den Dichter die Schwierigkeiten auf eine noch erhöhtere Weiſe. Mögen wir einem ſchönen, wilden, launenhaften Mädchen auch noch ſo ſehr zürnen; immer werden wir Männer aus angeſtammter Galanterie ſie doch mit Schonung behandeln und höchſtens die Waffe väterlichen Ernſtes oder Witzes gegen ſie anwenden. Sie gehört doch ein für allemal zu dem zartern und ſchwächern Geſchlecht, und wir nehmen augenblicklich ihre Partie, ſobald der Mann, als der von Natur ſtärkere, ſich ſolcher Waffen gegen ſie bedient, die ſie nicht erwiedern kann. Hier reichen ſelbſt gute äſthetiſche Kunſtſtücke nicht zu, um dergleichen Proceduren auch nur erträglich angenehm zu machen; es bedarf vielmehr der ganzen freien Kunſt. — Shakſpeare ſcheint dies gar wohl gefühlt zu haben und verfährt mit einer ſo genialen Beſonnenheit, daß wir auf ſeinen anmuthigen Wegen recht genau folgen wollen.

Zuvörderſt hat er um dieſes Stück gleichſam ein Bett gezogen, das, in den bunteſten Farben prangend, uns für den bei allem phantaſtiſchen Uebermuth doch höchſt wichtigen und ſinnvollen Mittelpunkt vorbereitet und anzieht. Ein betrunkener Keſſelflicker, Sley, wie aus dem Spiegel des wahren Lebens geſtohlen, findet es, da er auf dem höchſten Momente des Lebens ſteht (d. h. bei ihm: da er trunken iſt), höchſt unbillig, daß er von dieſem Gipfel auch nur einen Augenblick herunterſteigen und die Zeche bezahlen ſoll, wird aber dafür von der Wirthin, die in ihrer Nüchternheit alle Lebensgipfel und Lebensthäler gleich machen möchte, mit übelwollenden Gerichtsdienern bedroht. Wirklich mußte die erhabene Verachtung, mit der ihr Sley begegnet, wehe genug thun, denn was ſind alle in's Blaue hinflatternde Donner- und Praſſelreden Piſtol's gegen ſein großartig lakoniſches: Go to thy cold bed and warm thee! (Geh in dein kalt Bett und wärme dich). Während aber die feindſelige, durch ſolche Reden tief gekränkte Frau nach den trüben Handlangern der Gerechtigkeit ausgeht, bereitet ſich ein vornehmerer Spaß vor, als der dem armen Sley durch die Gerichtsdiener bevorſtand.

§. 5.

Ein Lord ohne Namen, den er auch als reiner Begriff eines vornehmen und reichen müſſiggängeriſchen Herrn (wie man dergleichen wohl findet) füglich entbehren kann, kommt von der Jagd und unterhält ſich mit einem vom Gefolge über ſeine vortrefflichen Hunde, in welcher ſinnigen Unterredung er vermuthlich noch eine lange Zeit fortfahren würde, unterbräche ihn nicht der Anblick des hingeſtreckten Keſſelflickers, auf den nach ſo vielen Anſtrengungen und Phantaſien *) endlich der mörderiſche

---

*) Auch poetiſche hat er; und ſein „Go by, says Jeronimy," zeigt, daß er in der Komödie geweſen, weshalb er auch bei der Aufführung der shrew kein gänzlicher Fremdling iſt.

Schlummer ſeine bleierne Keule gelegt hat. Bei ſolchen Gelegenheiten, das weiß der Lord, iſt es wohl gethan, eine gewiſſe, wie Tugend ausſehende Hoheit zu zeigen, aber es gelingt ihm nicht recht. „O das abſcheuliche Vieh! wie gleich einem Schweine er daliegt!“ der Ausruf kann freilich auf keine attiſche Feinheit Anſpruch machen, doch iſt er immer vornehm genug, wohl berechnet für die Jäger und das Gefolge, und läßt uns das glückliche Leben des Lords ſehen, der, abgerechnet daß man von den feinſten Weinen, die er ja haben kann, nicht leicht trunken wird, auch längſt aus dem Conduitenbuche gelernt hat, daß es höchſt gemein iſt ſich zu betrinken, was man ohnehin mit Kopfſchmerzen bezahlt. Die folgende Exclamationszeile: „Du grauſer Tod, wie ſcheußlich iſt dein Bild!“ iſt ſchon ein wenig erhabener, aber furchtſamer: denn ſtellen wir uns auch wie wir wollen, wir werden doch uns ein für allemal gewöhnen müſſen an die Bilder des Todes, mögen ſie auch unſerm Auge noch ſo empfindlich ſeyn. Wie aber, wenn nun ein ſo ſtattlicher und reicher Herr dergleichen Bilder, die er zufällig empfangen hat, ſchnell los ſeyn will? Wie nahe liegt da die ſeltſame Fortſetzung ſeiner Rede: „Hört, Leute, ich will mir mit dieſem betrunkenen Menſchen einen Spaß machen.“ Und worin beſteht dieſer? Er will ihn auf wenige Stunden in ein volles irdiſches Elyſium verſetzen und ſich dabei höchlichſt amuſiren im Zuſchauen, wie wohl es dem armen gemeinen Manne thut, was ſchwerlich bei ihm, dem Lord, mehr der Fall iſt, da er ſich längſt ſattgenoſſen hat.

§. 6.

Wenn Philipp der Gute, Herzog von Burgund, einſt etwas Aehnliches that, ſo hatte er doch dabei einen Gedanken und zwar den, die Eitelkeit der irdiſchen Pracht einem armen Handwerker vorzuſtellen. Dieſer Gedanke iſt freilich nicht ſonderlich; doch wenigſtens beſſer — als gar keiner. Unſern Lord dürfen wir eines ſolchen Mangels zeihen, denn er will durchaus nichts weiter als ſich ſelber Spaß machen, und geht ein großes, furchtbares Bündniß ein mit ſeinen ſämmtlichen Pagen, Jägern und Dienern, um einen einzigen betrunkenen Keſſelflicker zu myſtificiren, und eine herumziehende Schauſpielergeſellſchaft, die ja gewöhnlich etwas Kurzweiliges bei ſich hat, muß den Geiſt dazu leihen, den er ſelbſt nicht gleich zur Hand hat. Wer iſt hier klüger: der Myſtificirer oder der Myſtificirte? Der erſte hat mit dem Aufgebot aller ihm zu Dienſte ſtehenden Mittel, nebſt ungemeinem Geldaufwand, gleichſam als gelte es eine Kriegsliſt um eine große Schlacht zu gewinnen, ein paar ſcherzluſtige Stunden, Sley dagegen ſchwelgt in wahrhaft elyſiſchen Träumen und hat, als ihm endlich die Traumbilder unter den Händen verſchwinden, doch noch aus der trefflichen Komödie, die er geſehen, die am nächſten liegende gute Lehre gezogen, wie man eine Widerſpenſtige zähmen müſſe, und wir zweifeln nicht, daß es ihm beſſer gelingen werde als dem Hortenſio, der bei Petruchio in die Schule gegangen iſt. — Wahrlich, es zeugt bei einem ſo ganz armen, ungebildeten Manne wie Sley von einer Art Geiſtesſtärke, daß er durch die ſeltſame Geſchichte nicht ein wenig — *toll* geworden, und wir ſtehen nicht an, den ganzen Spaß des Herzogs Philipp und des Lords für unſittlich und gefährlich zu erklären, weshalb auch Shakſpeare mit gewohnter Durchſchauung ihn nur mit Ironie gegen den Myſtificirer durchgeführt hat. Es iſt deshalb ein eben ſo nothwendiger als angenehmer Zug, daß wir am Schluſſe des Ganzen noch einmal unſern Sley wiederſehen, der durch ſein Benehmen alle unſere etwanigen gründlichen Sorgen für ſeine Geſundheit und Heiterkeit, wie überhaupt für ſeinen Verſtand ſchnell beſeitigt. Der ſeichte Lord an Sley's Stelle, und auf eine ähnliche Weiſe dupirt, würde ſchwerlich ſo leichten Kaufs davongekommen ſeyn.

§. 7.

„Es fehlt," ſagt Schlegel, „ich weiß nicht durch welchen Zufall, die letzte Hälfte dieſes Vorſpiels, nämlich wie der Keſſelflicker in ſeiner neuen Herrlichkeit ſich wiederum von Sinnen trinkt und im Schlafe in ſeinen bettelhaften Zuſtand zurückverſetzt wird. Dies ſollte am Schluſſe des größern Stückes folgen. Die Zwiſchenreden, womit der Keſſelflicker das vor ihm aufgeführte Luſtſpiel unterbricht, mochten improviſirt werden; aber es iſt nicht glaublich, daß Shakſpeare den augenblicklichen Eingebungen der Schauſpieler, auf die er nicht viel hielt, die Vollendung eines ſo ſorgfältig angefangenen, wiewohl kleinen Werkes überlaſſen haben ſollte.“ — Mir will, ich geſtehe es, dies Urtheil nicht einleuchten, und ich glaube, es fehle überhaupt gar nichts an dem Vor- und Zwiſchenſpiel. Hat Sley ein paarmal als Belege ſeiner äſthetiſchen Kritik ausgerufen: „Ein gut Stück Arbeit!“ — „kommt noch mehr dergleichen Zeug?“ u. ſ. w., ſo iſt es damit gut, und wir können uns dabei mit der Fraze ergötzen, ob wohl der Lord etwas Scharfſinnigeres zu ſagen wiſſe. Die Scene der Zurückverſetzung in den bettelhaften Zuſtand habe ich nicht im mindeſten vermißt. Wie wenn Shakſpeare ſelbſt gefunden hätte, daß ein ſolcher Auftritt unmöglich wahrhaft ergötzlich ausfallen könne und immer wenigſtens einen herben Beigeſchmack haben müſſe? Durfte er nicht deshalb ſie gänzlich verhüllen, oder der eigenen, ſchnell daran vorüberflatternden und auf dieſe Weiſe mildernden Phantaſie des Leſers überlaſſen? Und iſt es nicht beſſer, wenn er, zum Schluſſe eilend, uns nur den armen Tropf enttäuſcht, aber doch noch ziemlich friſch und mit einer gewonnenen unſchätzbaren Lehre für eigne Haushaltung vor das Auge ſtellt?

§. 8.

Daß Holberg denſelben Stoff behandelt hat, iſt bekannt; aber es iſt bereits von dem genannten trefflichen Kritiker gerügt worden, daß er ihn in fünf Aufzüge ausgeſponnen, wozu der Gehalt ſchwerlich hinreicht. Shakſpeare zeige ſich dabei wie immer als einen „vornehmen" Dichter u. ſ. w. — Es iſt dies nicht bloß unbedingt zuzugeben, ſondern wir dürfen von dem wohlbekannten Holbergiſchen Stücke „Jeppe vom Berge" noch obendrein behaupten, daß ihm im Großen und Ganzen die ächte Ironie fehle. Fern ſey es von mir, die Gründlichkeit und Wahrheit dieſes Luſtſpiels zu verkennen; doch eben weil jene Ironie fehlt (wie denn überhaupt Holberg ſelbſt mit dem glänzenden Herrn gegen den armen Keſſelflicker verſchworen zu ſeyn ſcheint), ſo möchte man faſt mit einer Leſſingiſchen Wendung erwiedern, daß „weniger gründlich" hier „gründlicher" oder vielmehr poetiſcher geweſen wäre. Unübertrefflich iſt Jeppe ſelbſt und der Wirth, aber ſchon die Ehefrau verletzt, nicht weil ſie rauh und hart iſt, ſondern weil dieſe Rauhheit, von aller Gutmüthigkeit und Scherzhaftigkeit entblößt, an das — Kanibaliſche ſtreift, ſo daß auch der letzte Act in einer Welt zu ſpielen ſcheint, in welcher gegen einen Keſſelflicker alles erlaubt iſt, während der vornehme Herr ſich nach Gefallen die Zeit vertreibt. Dieſer leere Mann ſollte entweder Jeppen aufrichtig danken, daß er ihm, dem Langweiligen und Gelangweilten, doch endlich einmal zu etwas Scherzhaftem verholfen hat, oder der Dichter ſollte doch wenigſtens dieſen Gedanken in dem Leſer und Zuſchauer hervorrufen *). Das aber wollte Holberg nicht, oder glaubte es nicht wollen zu dürfen.

---

*) Vgl. im Literariſchen Converſationsblatt vom 9. Junius 1823 den Aufſatz: „Ein Wort über Holberg."

§. 9.

Mit welcher Lebhaftigkeit führt uns jetzt Shakſpeare in das Hauptwerk ſelbſt. Wir ſehen einen jungen Menſchen (Lucentio), der ſich auf der Straße mit ſeinem Bedienten Tranio überaus vernünftig und mäßig über die Wiſſenſchaften unterhält, welche er ſtudiren will, und wir erfahren zu unſerm Vergnügen und zu einiger Rührung, daß er ſeinen Fleiß beſonders auf die Tugend und auf denjenigen Theil der Philoſophie richten will, der die Glückſeligkeit lehrt, welche bekanntlich durch Tugend abſonderlich erreicht werde. Ein vornehmer, reicher und wohlgeputzter Jüngling, dem dergleichen ſinnreiche Sachen ſelbſt auf der Straße vom Munde ſtrömen, ergreift unſer Herz dergeſtalt, daß wir ihm wohl gönnen, noch vor dem Anfange ſeiner häuslichen weitausſehenden Studien, den kürzeſten Weg zur tugendhafteſten Glückſeligkeit einzuſchlagen und ſich augenblicklich, im Freien und ohne Buch, ordentlich zu verlieben.

Ein alter wohlhabender Mann (Baptiſta) iſt nämlich mit zwei Töchtern geſegnet, Katharina, der ſchönen shrew, und Bianca, als liebes mildes Lamm geltend. In das Lamm mit ſeiner reichen Ausſtattung verlieben ſich natürlich Manche die es bequem haben wollen, aber mit der ältern Widerſpenſtigen will niemand der ſeine Ruhe liebt, etwas zu ſchaffen haben. Der alte Mann hat deshalb feſtgeſetzt, es ſoll niemand Biancen erhalten, ehe nicht die ältere an den Mann gebracht worden iſt, eine Unfeinheit, die er wohl gar für klug hält.

§. 10.

Schon dieſer einzige Umſtand erklärt manche v
Käthchens Unarten, denn der bloße Gedanke, nur gefür
tet und nicht geliebt zu ſeyn, ja als Ungeliebte au
ſchrien zu werden, kann leicht reizen, noch mehr Fur
zu erwecken, um doch etwas Beſtimmtes zu haben, wor
man ſich hält. Sie iſt durch jenen laut ausgeſprochen
Entſchluß ihres Vaters gewiſſermaßen zu einem öffe
lichen Charakter gekommen, den ſie halb mit Luſt u
halb mit witziger Unluſt ausfüllt, wobei aber ein Mä
chen unmöglich gedeihen kann. Dieſer Vater iſt ein a
ter Mann und genau genommen nichts weiter als eb
„ein alter Mann" im gewöhnlichen Sinne, ſchwach u
matt, vornehm und wohlhabend, furchtſam und ha
verſtändig. Mit dieſem Charakter, falls es einer i
kann er ſich für das Luſtſpiel wohl behelfen. Wie ab
wenn Käthchen mehr verlangte? wenn eben dieſer gu
müthige Herr Vater in ſeiner farbloſen Mittelmäßigkei
in ſeinem traurigen Unvermögen ein entſchiedenes J
und ein entſchiedenes Nein zu ſagen, die meiſte Schul
hätte an Käthchens widerhaarigem, ſcharfkantigem Bene
men? Wer nicht auf die ihm gebührenden Rechte häl
(es ſey denn aus Großmuth, die auf viel Höheres geh
als auf die Rechte), wird bald den Verdacht erregen, al
komme ihm jenes Recht nicht mehr zu. Dazu kommt noch
daß dieſer furchtſame Mann, wenn er einmal auf einen
Augenblick in Hitze geräth, ohne alle Wahl die fatalſten
Scheltwörter ausſucht, z. B. „du nichtswürdiges, teufliſch

geſinntes Geſchöpf“ (Thou hilding of a devilish spirit). — Dergleichen ſchadet aber bei einer guten Sache gerade am meiſten, denn nur eine shrew darf Käthchen genannt werden (und ſo will ſie ſich auch allenfalls nennen laſſen); aber von eigentlich Teufliſchem fühlt ſie nichts in ſich, und ein ſolcher Vorwurf kann ſie deßhalb nur erbittern, ſie, die ohnehin ſchon bitter genug iſt, weil ſie das Süße nicht kennt.

§. 11.

Ferner: wie ſteht es mit ihren andern Umgebungen? mit ihrer Schweſter und deren Liebhabern? Dieſe Bianca gilt, wie bereits oben geſagt worden, in der ganzen Stadt für das Muſter eines ſanften, zarten, liebenswürdigen Frauenzimmers, und ſie hat ſich dieſen Ruhm erworben, wie viele Hunderte und Tauſende zu Ruhm gelangen, ohne ſelbſt recht zu wiſſen wodurch. Sie iſt hübſch, ſpricht wenig und das Wenige mit angenehmer, ſchüchterner Stimme, liebt die Künſte, wie man etwa eine feine Speiſe als Nachtiſch gern hat, ſpielt ziemlich auf der Laute, lieſt den (im ſechszehnten Jahrhunderte angebeteten) Virgil und Ovid zum Theil wohl gar in der Urſprache, und muß bei dieſen Trefflichkeiten und herrlichen Tugenden noch obendrein von ihrer bittern Schweſter viel Hartes leiden. Das alles weiß die ganze Stadt, und da dieſe nothwendig etwas zu reden haben muß, ſo lobt und bedauert ſie das arme Kind über die Maßen. Es findet ſich eine Unzahl von Freiern, die gar zu gern die bequem Liebenswürdige auf der Stelle lieben und die ſchöne reiche Sanftmuth mit nach Hauſe nehmen möchten. — Wie aber ſteht es mit Biancen in Wahrheit? Alles in ihr erſcheint bis jetzt nur als Negation des Laſters; ſie iſt eigentlich noch gar nichts, wie ſchon ihre Widerſtandloſigkeit gegen Käthchen deutlich zeigt. Wäre ſie ein wirklicher Lammescharakter, — laßt uns das Wort genau bedenken — wer würde ſie nicht ſchätzen müſſen? aber ſie iſt es nicht, ſondern eher einem ſtillen, ſüßen, etwas ſeichten und doch trüglichen Waſſer zu vergleichen. Wenn nun ſchon wir, die wir doch mit Gottes Hülfe milde ſind, alſo urtheilen müſſen, was wird erſt die nun einmal hart abſprechende, obwohl nicht ganz ohne moraliſchen Tact urtheilende Katharine thun? und vollends wenn ſich Neid und Misgunſt, die ihr leider nicht fehlen, mit hineinmiſchen? — Sollen wir ihr zumuthen, die ſchwerſte aller Künſte zu üben, mit Ruhe und Gelaſſenheit zuzuſehen, daß einem Weſen, das nichts iſt als nicht-böſe, nicht-heftig u. ſ. w., als ſey ſie etwas ganz Beſonderes, die ſchönſten Lorbeerkränze gewidmet werden? Wie, wenn ſie vollends ahndete, was noch auf dem Grunde dieſes ſüßen Waſſers liegt? — Als eine Gebeſſerte wird Käthchen ohne Zweifel eine wahre Freude haben, wenn ſie einſt von Biancens trefflicher, über alle Freiheit hinaus freier Ueberſetzung des „Hac ibat Simois" u. ſ. w. hören ſollte; wenn ſie ihr aber dergleichen ſchon jetzt zutraut (und den Witz dazu hat ſie), wie muß ſie dann das ewige Loblied auf die zarte Märtyrin verdrießen?

§. 12.

Ferner hat das arme Käthchen das Unglück, faſt nur Männern zu begegnen, die ſie unmöglich fürchten, achten oder lieben kann. Zwar zeigt uns der Dichter nur zwei ſolche in den Liebhabern ihrer Schweſter (Hortenſio und Gremio); allein es iſt auch an dieſen genug, und wir dürfen, nach ſeiner Anſicht, annehmen, daß auch die früheren Männer, die in Käthchens Geſichtskreis kamen, nicht eben ſtattlichere Geiſter geweſen ſind. Solche Männer fürchten ſich vor ihr, und ſind eben dadurch Schuld, daß der Gedanke der Manneswürde für ſie faſt zu einem Mährchen wird, ein Geſchick, das ihr Leben ſelbſt zu dem traurigſten Mährchen machen könnte.

Ich habe, dünkt mich, nichts geſpart, um unſre Heldin in allen Stücken, wo Entſchuldigung möglich war, wirklich zu entſchuldigen; nur in der Hauptſache und in Beziehung auf den Mittelpunct ihres ganzen Gemüthes iſt dadurch nicht viel gewonnen, denn hier kann ſie nicht entſchuldigt werden. Es fehlt ihr nämlich das was den Menſchen zum Menſchen macht, die Pietät; und mithin auch Gehorſam und Liebe. Ohne dieſe Pietät wird ſie vielleicht Anſpruch machen können auf manche einzeln lobende Beiwörter; aber ihr Herz ermangelt des reinmenſchlichen Adels, und ſo können wir ihr nur zugeſtehn, daß ſie ein ſchönes, munteres, ſinnreiches, raſch witziges Weſen oder vielmehr (wir mögen mit dem hartklingenden Worte nicht länger zurückhalten) — „Thier“ ſey.

Nur wer, um die höchſte Freiheit in der Nothwendigkeit zu gewinnen, der ſogenannten Freiheit entſagt, nur wer ſich hinzugeben vermag, um ſich doppelt wieder zu finden, nur wer die Göttlichkeit des freien aber unbedingten Gehorſams, oder — mit den allereinfachſten Worten — nur wer liebt, iſt ein wahrer Menſch. Das iſt Käthchen noch nicht, aber ſie hat Anlage es zu werden, und es fehlt nur an dem rechten Lehrer: denn ſelbſt Lucentio, wenn auch etwas ſtattlicher als Gremio und Hortenſio, würde ſelbſt als Katharinens Liebhaber nicht vermögen eine ſolche geiſtige Revolution in ihr hervorzubringen.

§. 13.

Dazu gehört ein ganz andrer Mann. Der wandelt auch ſchon in der Nähe und kommt, wie das Glück pflegt, unvermuthet an. Es iſt Petruchio, ein junger Edelmann aus Verona (wie es ſcheint, einem Lieblingsorte des Dichters), voll gewaltiger Kraft, kerngeſund, des Sieges gewohnt, muthig, friſch, unternehmend, ſchnell überſchauend und zum Ziele eilend. Sein Vater iſt geſtorben und hat ihm ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen, jetzt zieht er durch die Welt weil es ihm Vergnügen macht, denn vergnügt will er nun einmal ſeyn und alle Traurigkeit macht ihm Langeweile. Daß er reich iſt macht ihm Freude, und um dieſelbe zu erhöhen, will er, wenn es auf gute Art ſeyn kann, noch reicher werden. Hat er doch (ſo meint er wenigſtens und irrt ſich ſchwerlich) ein ſehr langes Leben noch vor ſich, das wohl zu berückſichtigen der Mühe werth iſt, und Reichthum in der Hand eines muntern, wohlwollenden und geiſtreichen Mannes kann allerdings manche Luſt befördern. Das Beſte dabei iſt, daß er ſeine Anſicht von dem Werthe des Geldes unverhohlen und nicht ohne Phantaſie ausſpricht, ſo wie er denn auch mit ungenirter Offenheit ſich raſch nach der — Ausſteuer der vielbeſprochenen shrew erkundigt. Wir wollen das nicht eben rühmen, doch auch nicht allzuſehr tadeln, denn da er ſelbſt reich und aufrichtig iſt, ſo kann ihm ſchon dergleichen Frage — die doch ohnehin einmal zur Sprache kommen muß — verziehen werden. Er gehört zu den Menſchen, welche zu glauben ſcheinen, ihnen ſey nur eine beſtimmte Reihe von Tugenden angewieſen, und die deshalb mit den anderweitigen Vortrefflichkeiten ſich nicht befaſſen. So hat es Shakſpeare offenbar *gewollt*, dem ja hoffentlich nicht ſehr ſauer würde geworden ſeyn, ihn mehr zu idealiſiren, was ja bekanntlich ſelbſt ein gewöhnlicher ſentimentaler Gelbſchnabel vermag. *Denken* wir uns dieſen Petruchio nur einmal ausgeſtattet mit romantiſcher Liebeszartheit, vollendeter Uneigennützigkeit, ſanfter Geduld u. ſ. w. und wir werden ſchnell lachend zurücktreten vor einem Bilde, das hier völlig unſtatthaft und unbrauchbar ſeyn würde. Was ihn ferner bei jener Erkundigung nach der Ausſteuer entſchuldigt, iſt ſeine Reigung, überhaupt raſch zu handeln. Er will nur ſogleich unterrichtet ſeyn wie alles ſtehe, irdiſch und geiſtig; und da Käthchens überreicher Vater nur eine mäßige Summe angiebt, ſo mäkelt er doch nicht weiter, ſondern will augenblicklich an das große Zähmungsgeſchäft gehen.

§. 14.

Man bittet, man warnt, aber vergeblich; denn er iſt feſt, und dieſe Tugend muß er haben, weil nur der Feſte Gehorſam verlangen kann. „Meint ihr denn,“ ruft er aus, „ein kleines Getöſe könne meine Ohren betäuben? habe ich nicht Löwen brüllen gehört? habe ich nicht geſehen, wie die See, vom Sturm aufgewühlt, wüthete gleich einem wilden Eber und ſchäumte vor Wuth? habe ich nicht grobes Geſchütz im Felde und die Artillerie des Himmels in den Wolken donnern gehört? habe ich nicht in einer geordneten Schlacht lautes Feldgeſchrei, wiehernde Roſſe und Trompetenklang vernommen?“ — Dieſe Worte ſind eben ſo bedeutſam als erfreulich, denn wir ſehen nunmehr einen Mann vor uns, der den rauhen Nord des Lebens gar wohl erfahren hat, einen tapfern Kriegsmann, dem wir ein fröhliches Selbſtvertrauen von Herzen gönnen. Daß er aber nicht zu erhaben werde, dafür ſorgt der Dichter wieder auf der Stelle, denn wenn Petruchio, weiter fortfahrend, das lärmende Getöſe einer übelgeſinnten Frau für geringfügig erklärt und mit dem Ziſchen einer Kaſtanie im Feuer vergleicht, ſo ſehen wir leicht, daß er irrt, und ſchon für dies eine etwas übermüthige Wort wird er Lehrgeld bezahlen und büßen müſſen.

§. 15.

Der Weg, den der junge Mann bei ſeinem wichtigen Geſchäft einſchlägt, iſt übrigens völlig einfach, und, wie wir ausdrücklich bemerken wollen, nur für ſein individuelles Verhältniß berechnet. Er hat mit einem ſchwer zu behandelnden Geſchöpfe — denken wir uns etwa einen ſchönen ungebändigten Falken — zu thun, und um ihn nur in ſeine Nähe zu bringen, muß er ihn zuvörderſt durch Ueberraſchung betäuben. Wenn ſie ſchilt, ſo will er ihr ſagen, ſie ſinge ſo lieblich wie eine Nachtigall; wenn der Zorn ihr Geſicht entſtellt, will er ſie mit heitern jungen Morgenroſen vergleichen, die ſo eben noch von Thau getränkt ſind; wenn ſie muckiſch-ſtumm grollt, will er ihre ſüße und eindringliche Suade rühmen u. ſ. w. Die Hauptſache iſt, daß er ſich mit ihr nicht in wahren Ernſt und noch viel weniger in ein herzliches Geſpräch einlaſſe, in welchem ſelbſt dem ſonſt Ueberlegenen die Waffen entfallen. Ein ſolches kann ferner in jedem Augenblicke geſtört werden, Käthchen würde es augenblicklich zerreißen und ſchon dadurch die Oberhand gewinnen; ſo lange aber Petruchio in ſeiner phantaſtiſchen Scherzhaftigkeit und imponirenden Witzelei verharrt, iſt er verſchanzt und unangreifbar.

Katharine hat den Hortenſio bei der erſten Unterrichtsſtunde in einem Augenblicke der höchſten ungraziöfeſten Ungeduld mit der Laute dergeſtalt auf den Kopf geſchlagen, daß das Inſtrument entzwei und der Kopf hindurch ging, worauf der arme Geſell noch eine Weile ganz verblüfft wie am Halseiſen geſtanden und durch die Laute hindurch geſehen hat. Dieſes Bild entzückt den fröhlichen Petruchio dergeſtalt, daß er verſichert, nun habe er ſein Käthchen noch zehnmal lieber, und in der That bedarf er auch ganz dieſer muntern Stimmung, als endlich Käthchen ſelbſt ihm wirklich entgegentritt. Er hat doch in dieſer erſten Unterredung mehr Mühe mit ihr, als er ſich vorgeſtellt zu haben ſcheint, und wenn er auch zuweilen ſeinen deutlich gefaßten Plan mit Glück ausführt, ſo giebt es doch auch Momente in der Unterredung, wo er zu unterliegen Gefahr läuft. Während er mit Erfolg den Betäubungsproceß vornimmt, iſt er ſelbſt zuweilen nahe daran, durch ſehr ernſthaft-fatale Handlungen (nicht weniger ſchlimm als die, worüber er noch ſo eben herzlich lachte), ſo wie durch einzelne verwirrende Reden und Fragen ſelbſt betäubt zu werden. Zum Glücke rafft er ſich am Schluſſe noch deſto gewaltiger auf, und mit jener unwiderſtehlichen Miſchung von Mannskraft und Muthwillen, Schmeichelei und Humor, erklärt er ſie für ſeine Braut und zwar für die Schönſte aller Schönen, die er aber ſchon um deswillen auch zu der liebenswürdigſten und ſanfteſten machen wollte.

§. 16.

Man könnte fragen: „wie mag ſich Käthchen wohl ſo raſch unterwerfen?“ aber die Antwort iſt leicht, daß ſie ſich eigentlich gar nicht unterwirft. Denn ſobald ſie ihren Vater nebſt den andern ungefürchteten Genoſſen wieder erblickt, klagt ſie ihn bitterlich an, daß er ſie mit einem tollen Menſchen verheirathen wolle, der durch lauter Fluchen und Schwören und abenteuerliche Redensarten die Sache abzumachen gedenke. Es iſt indeß vorauszuſehen, daß Petruchio ihre ſehr deutlich ausgeſprochenen und ausgeſchrienen Reden augenblicklich wieder verdreht, und über die ſchöne Eintracht ihrer beiden wie für einander geſchaffenen zärtlichen Gemüther lauten Jubel ertönen läßt. Käthchen erlebt das ihr gewiß ganz neue Schickſal, nicht mehr zum Worte gelangen zu können, ſie wird von neuem betäubt, Petruchio erklärt ſie noch einmal feierlich für ſeine Braut und nimmt dann ſchnell Abſchied zu einer Reiſe nach Venedig, von wo er am nächſten Sonntag zurückzukommen verſpricht, um ſich mit der geliebten ſanften Braut ehelich zu verbinden. Der junge Mann, den wir bei dieſer Art der Werbung nicht minder (und ohne Zweifel bei weitem heiterer) bewundern müſſen als Richard III bei der Bewerbung um Eliſabeth, gewinnt durch dieſe Procedur auf allen Seiten. Daß er Käthchen auch nur auf Momente imponiren konnte, iſt ſchon viel, und wie gemiſcht auch der Eindruck ſeyn möge, den er gemacht hat, gering iſt er nicht. Wie aber ſollten die Tage bis zur Hochzeit in ihrer Nähe hingebracht werden? Auch das beſte Talent des ſcherzhaften Wortverdrehers, ſo wie ſämmtliche Abenteuerlichkeiten, in denen er bis jetzt als Meiſter aufgetreten iſt, erſchöpfen ſich doch am Ende.

§. 17.

Dieſer Gefahr entgeht er am beſten durch ſchnellen Abſchied, und die Entfernung kann ihm nur Vortheil bringen. Er hat doch das letzte Wort behalten, ein Umſtand, der in dieſer etwas ſeltſamlichen und theilweiſe ſogar ein wenig einfältigen Welt viel bedeutet, wenn auch jenes letzte Wort in ſich ſelbſt nichts bedeutete. Es iſt doch nun einmal laut geworden, daß Käthchen ſeine Braut iſt; die Stadt erfährt es noch in der nächſten Stunde und ſpricht in den nächſten Tagen von nichts anderm. So muß Käthchen wenigſtens wünſchen, daß er wirklich zurückkomme, um nur nicht gänzlich als eine Verlaſſene zu erſcheinen. Ehe ſie ſich dem Schickſale ausſetzte, theils bemitleidet und bejammert, theils belacht und verſpottet zu werden, würde ſie wohl lieber ſelbſt einen Seitenverwandten des Mephiſtopheles heirathen, wenn er nur ſtattlich auftritt. — Als nun endlich der verſprochene Tag herankommt, läßt Petruchio noch auf ſich warten, ein unter allen andern Umſtänden gefährliches Benehmen; hier ein zweckmäßiges. Je fröhlicher aufgeregt ſich der Menſch fühlt in der Hoffnung einer glücklichen Stunde, auf die er mit Sicherheit rechnen darf, je mehr lähmt und ermattet ihn das Warten, und ſelbſt die reinſte und zarteſte Freude verliert von ihrem Blüthenſtaub und Blüthenduft, wenn ſie ſpäter kommt als man hoffen durfte. Hier aber iſt der Fall ganz anders, und von einer zu ſtörenden reinen und zarten Freude kann natürlich nicht die Rede ſeyn. Ein wenig Lähmung und Ermattung nach dem Verdruß, harren und warten zu müſſen, dieſe Wirkungen können nicht ausbleiben; allein gerade dieſe will Petruchio, und da Käthchens äußerliche Ehre auf dem Spiel geſtanden, ſo muß ſie ſchon zufrieden ſeyn, daß er doch nur noch kommt. Der Aufzug, in welchem er erſcheint, würde ſelbſt uns unerträglich ſeyn, wenn wir ihn augenblicklich ſo ſehen müßten, unſer Widerwille verwandelt ſich aber in Luſt durch die treffliche Beſchreibung, welche wir davon hören, und ein einziger Augenblick des Nachdenkens zeigt uns klar, warum Petruchio ſo abenteuerlich angethan iſt. Es iſt ein neues Mittel zu imponiren und zu betäuben: denn wenn jemand, wie hier Käthchen, vor Erſtaunen kaum zu Worte kommen kann, ſo iſt dadurch ſchon beträchtlich gewonnen. Dies gilt auch, und zwar in noch weit höherm Grade von Petruchio's Betragen in der Kirche bei der Trauung, wo wir ihm ſogar zürnen könnten, wäre nur nicht die Luſt zu groß, die uns Gremio durch die Erzählung bereitet. Wir gelangen nicht dazu den Prediger zu bedauern, und ſollten wir ja ein Uebriges thun und uns für einen Augenblick zum Mitleiden bequemen, ſo würde uns doch wieder der Küſter aus der beſten Sentimentalität ſtören, er, dem Petruchio das in Wein getunkte Brot in's Geſicht ſchleudert, lediglich weil des Mannes Bart ſo dünn und verlangend ausſieht und um das Eingetunkte zu flehen ſcheint. Dieſer Küſter, der nun einmal für alle Zeit mit ſeinem magern, hagern, gierigen und doch wohl ängſtlich verlegenen Dienergeſichte wie in Stein gehauen vor uns ſteht, läßt keinen ernſten Unwillen aufkommen; und es iſt merkwürdig, daß ſelbſt die frömmſten Commentatoren über dieſe Kirchenentweihung nicht eben geſeufzt haben.

§. 18.

Jetzt muß das verſchüchterte Käthchen auch noch ſchnell ihrem Vater und ihren Verwandten entriſſen werden, damit ſie ſich völlig als Petruchio's Eigenthum fühle und ſchaue. Die Sache hat ihre Schwierigkeiten; nur nicht für Petruchio, der abermals zu den luſtigſten Wortverdrehungen ſeine Zuflucht nimmt, und, während die arme junge Frau gegen ſeinen harten Willen laut proteſtirt, mit gewohntem Humor ſich anſtellt als ſey ſie völlig ſeiner Meinung und werde nur durch ihre vorlauten Verwandten gehemmt, weshalb er auch nebſt ſeinem wohlabgerichteten Diener (gleichſam pſeudoritterlich) das Schwert zieht und Käthchen als ſchöne Beute davonträgt.

Man möchte Käthchen bedauern; aber man gelangt nicht zu dieſem Gefühl, und zwar aus einem ganz eigenen Grunde. Wir werden nämlich ſogleich an die gemütharme Mittelmäßigkeit und geiſtige Trockenheit der Geſellſchaft erinnert, die ſie ſo eben hat verlaſſen müſſen. Baptiſta übt ſich in der Currentſatyre, Gremio verſichert, er hätte vor Lachen ſterben müſſen wenn ſie länger geblieden wären, Tranio giebt ſeine hiſtoriſche Anſicht, es habe nie eine tollere Heirath gegeben, und der ſüßliebende Lucentio, der für jetzt gar keine eigene Meinung haben mag, fragt bloß: Mistress, what's your opinion of your sister? worauf er die Antwort empfängt: That, being mad herself, she's madly mated (ſelbſt toll iſt ſie nun auch noch an einen tollen Mann verheirathet). — Man ſieht, die als ſanft und zart ausgerufene Seele ſetzt ſich diesmal nicht in Unkoſten mit liebenden oder auch nur mitleidigen Gefühlen, und ſelbſt Grumio, Petruchio's Bedienter, der ſich ſpäterhin für ein „Stück Eis" erklärt, hätte ſchwerlich mit verfrorener Stimme verfrornere Sachen ſagen können, als Bianca ſo eben erwiedert hat *). Der reine alte Mann erinnert nun auch an die wartenden köſtlichen Hochzeitſchüſſeln, und man ſetzt ſich an den Tiſch, dem wahrſcheinlich nichts fehlen wird als das — Salz. — Es iſt freilich hart, daß das arme Käthchen von dieſer Speiſenfülle nichts abbekommt, doch iſt es beſſer, dünkt uns, mit einem genialen Manne allenfalls einmal etwas weniges zu hungern, als mit ſo gemüthloſen und philiſtröſen Leuten zu tafeln.

---

*) Die Stelle, auf die hier angeſpielt wird, lautet:
Curtis. Who is that calls so coldly?
Grumio. A piece of ice u. ſ. w.
(Act IV, Sc. 1.)

§. 19.

Iſt es aber nicht auch ſonſt zu hart und empört ſich nicht unſer Herz gegen Petruchio, daß er ſo ſchneidend verfährt? Wenn es ein weichliches Herz iſt — allerdings; ſonſt aber werden wir bedenken, daß ein Weſen wie Käthchen nicht durch blöde Seufzer geändert werden könne, ſondern daß dabei gehandelt werden müſſe. Zur Anerkennung, daß ihr Gatte ihr einziges A und O ſey, iſt es ſehr heilſam, daß ſie wenigſtens für einige Zeit aus ihrer Vaterſtadt, von ihrem Vater, ihrer Schweſter und allen ihren bequemen Verwandten und Bekannten, auf die ſie ſich leicht zurückziehen könnte, hinweggenommen werde, denn ſie ſoll eben lernen, daß ſie die ſichere „Hütte ihres Glückes“ an niemanden „lehnen“ dürfe als an ihren Mann. Aus den angenehm warmen, Wohlgeruch duftenden Zimmern des väterlichen Hauſes geht es hinaus zu Roß in die regneriſch kalte, moraſtige Welt, — harte Worte und unliebliche Bezeichnungen; doch warum ſollte ſie Complimente machen mit einer Welt, die keine mit ihr macht? Sie iſt aber nun einmal da, dieſe unzarte Welt, und ſoll nach Kräften beherrſcht und mit Humor ertragen werden: davon weiß Käthchen noch gar nichts, aber ſie hat Talent genug es zu lernen. Das Gefühl der irdiſchen Hülfsloſigkeit, der Einſamkeit im Freien bei der ſcheinbaren Losgeriſſenheit von allen frühern Verhältniſſen u. ſ. w., — das alles dringt mächtig auf ſie ein, und es wird an verworrenen Thränen nicht gefehlt haben.

Sollten nicht aber ſchon jetzt auch einige beſſere Augenblicke gekommen ſeyn? ſollte ſie nicht wenigſtens geahndet haben, daß der Mann, der ja, neben ihr reitend, jede Ungunſt des Hungers und des Wetters mitduldet, auch zu Schutz und Trutz, zu Rath und Troſt und Hülfe für ſie ſtets bereit iſt? Solche Momente der beſſern Einſicht mögen wohl ſchon jetzt kommen, aber die bloße Einſicht iſt nicht hinreichend, und das Herz, welches ſich noch nicht gegeben hat, kann deshalb auch keinen Troſt finden. Ihr jetziger Gehorſam iſt ein bloß erlernter und gezwungener; aber auch ſchon dieſer iſt etwas werth, weil er dem wahren Gehorſam den Weg bahnt, von dem es ewig gelten wird, daß, wenn er „im Gemüthe iſt," auch die Liebe „nicht fern" ſeyn wird.

§. 20.

Aber auch das Gefühl der höchſten Abhängigkeit von der Natur, das Gefühl des Hungers, wendet Petruchio als Beſſerungsmittel an? und iſt es nicht offenbar, daß er, um daſſelbe zu erhöhen, noch ein faſt barbariſches Mittel anwendet, indem Grumio dem lieben, ſchönen, Appetit habenden Kinde von einigen leckern und reizenden Speiſen erzählen muß, wodurch die Sehnſucht nach angenehmer Nahrung nur noch dringender wird? — So ganz offenbar möchte dies doch wohl nicht ſeyn, denn Grumio's witzelnde Lakaiennatur iſt wohl geeignet, mäßige Aufträge ſeines Herrn durch Uebertreibung pikanter zu machen, und er verdient vollkommen die Schläge, die ihm von den ſchönen Händen ſeiner bis auf's äußerſte gereizten Herrin zu Theil werden. Dennoch ruht auch auf Petruchio ſelbſt der Vorwurf einer raffinirten Strenge bei Tiſche, nur daß man abermals wegen der unendlichen Lächerlichkeit, mit der er jene Strenge paart, nicht recht zum Zürnen gelangen kann. Bei dem zweiten Speiſungsact giebt uns ſeine Verſicherung, er habe dies Gericht für ſein Käthchen ſelbſt bereitet, — möge er nun wahr oder unwahr reden — eine komiſche Rührung, da wir uns den leichtfertigen Mann kochend kaum denken können, und ſein grauſames Wort „Iß alles auf, Hortenſio, wenn Du mich lieb haſt" wird durch ſein lautes und faſt zu gleicher Zeit geſprochenes „Wohl bekomme es Dir, liebes Kind! — Käthchen, iß geſchwind" einigermaßen wieder gut gemacht; wenigſtens läßt ſich hoffen, daß die raſche und gewandte Frau bei dieſer Schüſſel über den matten Hortenſio vollkommen geſiegt haben werde.

§. 21.

Bleibt es aber nicht dennoch zu hart, den Hunger und, was vielleicht noch mehr iſt, ſelbſt gezwungenes Wachen als Heilmittel anzuwenden? So ſoll man bekanntlich Falken auferziehen; aber auch ſchöne junge Frauen? Gewiß nicht, ſobald von einem allgemeinen Satze die Rede wäre; hier aber richten wir unſer Augenmerk nur auf die einzige, genau und ſehr ſcharf gezeichnete Widerbellerin, bei der wir uns mit allzugroſem Mitleid nicht beunruhigen wollen, das wir ſonſt wohl beſſer brauchen können. Wir wiſſen alle, (man laſſe mich immerhin die Sache recht ſolide nehmen) wir wiſſen alle, daß unſer liebes, für jetzt ein wenig müde gewordenes Deutſchland wenigſtens die Hälfte ſeiner Dichter nicht anders auferzieht als die Falken auferzogen werden, d. h. durch Hunger und durch Wachen, bei welcher Kur die erwähnte Germania noch dazu häufig unglücklich geweſen iſt, indem die meiſten jener Poeten an den Heilungsmitteln ſelbſt bald verſtarben, und oft gerade dann, wenn ſie glaubte, nun werde es recht helfen. Wenn nun jene Mutter, der man doch keinen beſtimmten üblen Willen vorwerfen darf, gegen ihre zarten poetiſchen Kinder, von denen ſie ſo ſchönen Glanz bekommen hat, alſo handelt, ohne daß es ſich die Menge ſonderlich zu Herzen gehen läßt, wie dürfen wir von Petruchio verlangen, daß er gegen das wilde Käthchen milder ſeyn ſoll? Und iſt er nicht dennoch bei weitem milder? Was hat ſie erduldet? und wie lange? Anderthalb Tage etwa ſtand ſie der böſen Naturnothwendigkeit rüſtig entgegen, und es wird einſt ſogar ihren ganzen Dank erfordern, daß ſie, die weich und reich erzogene, den bedingenden Drang des natürlichen Lebens doch auch einmal hat kennen gelernt. Dafür iſt jenes frühere Wartenmüſſen und die jetzt folgende Scene mit dem Schneider ihr ohne Zweifel viel peinlicher.

§. 22.

Man hat den letztern genannten Auftritt inſonderheit um deswillen bewundert, weil er der — Natur ſo ganz gemäß iſt, weshalb man jedoch billig viele hundert Scenen, und was noch mehr iſt, an die vierzig Stücke unſers Dichters im Großen und Ganzen bewundern darf. Sehr gern wollen wir aber auch jenen trefflichen Einzelmoment anerkennen, auf den Warburton zuerſt aufmerkſam gemacht. Als nämlich Petruchio ſich auch in das Gebiet der Mode und des Putzes wagt und den armen tugendhaften Galanteriehändler und Schneider anfährt, daß er ſtatt der beſtellten Kappe einen wahren Suppenteller, eine Schüſſel von Sammet bringe, eine Schnecke, eine Nußſchaale, ein Puppenmützchen, ein Spielzeug, einen Quark; — da empört ſich Käthchen zum letzten Male, denn dieſe reinen Frauenzimmerangelegenheiten liegen ihr gar ſehr am Herzen, und ihr Mann ſoll darüber nicht ſo leichtfertig aburtheilen. Wenn deshalb Warburton hinzufügt, ſie gerathe wieder, wiewohl zum letzten Mal, in die „volle Wuth" ihres unbändigen Naturels, ſo leugne ich dies faſt ganz. Sie ſpricht ein wenig hitzig, hat aber in der Sache ganz recht, und da ſie, wenn auch nicht gerade für den Altar, doch für den Herd, oder wenigſtens die Geſellſchaftszimmer ſpricht, in denen ſie die Kappe tragen will, ſo nehmen wir gänzlich ihre Partie, zürnen aber auch nicht allzuſehr über Petruchio, daß er ihr auch dieſe Probe, wahres Unrecht zu erdulden, nicht erläßt; da ſein Humor alles wieder gut macht.

„Jetzt komm, mein Käthchen,“ heißt es endlich, „wir wollen zu Deinem Vater reiſen, und zwar in dieſer ehrbaren, obwohl unſcheinbaren Kleidung; unſre Börſen ſollen reich ſeyn und unſre Gewänder arm, denn nur die Seele macht den Leib reich, und eben ſo wie die Sonne durch die dunkelſten Wolken bricht, ſo ſcheint auch die Tugend durch das geringe Gewand hervor.“ — Mit der angenehmſten Satyre gegen ſämmtliche ſeichte Kanzel- und Kathederredner des ſechszehnten wie des neunzehnten Jahrhunderts kann auch er kein Ende finden, den trivialſten Satz bis auf das letzte Fädchen zu verarbeiten, und ſo erinnert er dann ſchließlich in der luſtig das Unluſtige parodirenden Rede, daß die Dohle doch nicht ſchätzbarer ſey als die Lerche, weil ihre Federn ſchöner ſind, und die Otter nicht beſſer als der Aal, weil ihre vielfarbige Haut das Auge mehr ergötzt. — Am Ende der Unterredung macht er ſich noch zu nichts geringerm als zum Herrn der Sonne, indem er um zwei Uhr Nachmittag haben will, es ſoll ſieben Uhr Morgens ſeyn. So weit iſt ſelbſt Philipp II in der bekannten Nachtſcene nicht gegangen. —

§. 23.

Was ſoll nun aber dieſe Petruchiſche Ueberſchwenglichkeit bedeuten? So haben gewiß ſchon manche Leſer gefragt und werden noch ſo fragen. Zum Glück gehört Käthchen nicht zu dieſen Fragenden, oder wenn ſie wirklich ſo gefragt hat, ſo iſt ſie doch bald mit der Antwort fertig geworden. Des jungen Mannes guter Muth und fröhliche Laune ſteigen immer höher, je mehr er ſieht, daß ſein Plan gelingt, und im Uebermuth der Luſt ſchweift ſeine Laune endlich ſo weit aus, daß man nur die Wahl hat ihn für verrückt oder für einen Meiſter in dem rieſenhafteſten Humor zu halten. Daß Petruchio nicht wahnwitzig iſt, weiß Käthchen recht wohl, denn ein ſolcher würde ſchwerlich ſeine Hausgenoſſen, ſeine Bedienten, ſeine *) und ihre vornehmen Verwandten, und, was die Hauptſache iſt, ſie ſelbſt ſo in Ordnung halten können. Wenn er deshalb der Sonne befiehlt, die nicht gewohnt iſt menſchlichem Rufe zu gehorchen, was kann er anders ſeyn als ein — fröhlicher Schalk, mit dem ſich wohl umgehen läßt, wenn man nur erſt gewohnt iſt ſich in ihn zu finden, ſeine Scherze mitzumachen oder zu übertreffen. Dahin gelangt Käthchen ſchon auf der Rückreiſe zu ihrem Vater. Noch einmal überraſcht ſie da

---

*) Auch ſeine Verwandten, denn unmittelbar nachdem er ſich nach ſeinem Windſpiel Troilus erkundigt hat, gedenkt er auch des Vetters Ferdinand, der augenblicklich herbeikommen ſoll.

Where's my spaniel Troilus? — Sirrah, get you hence,
And bid my cousin Ferdinand come hither.
(Act IV, Sc. 1.)

Schon Steevens vermuthet Petruchio's Abſicht; doch möchte ich noch hinzuſetzen, daß jener Vetter Ferdinand nicht bloß im Stücke nicht vorkommt, ſondern wahrſcheinlich gar nicht exiſtirt. Es iſt bloß eine Mäßigung des Dichters, daß er ſeinen Helden nicht noch nach zehn andern Couſins und Couſinen fragen läßt, deren Exiſtenz das arme verſchüchterte Käthchen eben ſo wenig bezweifeln würde, als die des Vetters Ferdinand.

Petruchio durch den Ausruf: „Wie hell und anmuthig ſcheint der Mond!“ worein ſelbſt der vortreffliche Siegwart nicht augenblicklich würde ſtimmen können, da es für diesmal die Sonne iſt, welche ſo lieblich leuchtet. Noch einmal widerſpricht Käthchen trocken dem fröhlichen Ehemann; aber es iſt auch das letzte Mal. Vielleicht hat ſich Petruchio in dieſem Augenblick mit der Sonne überworfen, weil ſie ſich ihm vorhin widerſpenſtig zeigte, und er thut deshalb dem Monde eine Ehre an, die eigentlich jener Tageserleuchterin gebührte; allein was geht das Käthchen an? Sie giebt es mit Vergnügen zu, ſo wie auch gleich darauf, daß es doch die Sonne iſt, „oder auch“ der Mond, und abermals „oder auch“ die Sonne, ganz wie er Luſt hat.

§. 24.

Jetzt iſt Katharine die Siegerin und nicht Petruchio, denn ſobald ſie es erſt über ſich gewonnen hat auch humoriſtiſch zu ſprechen, iſt ihr weiblicher Witz am Ende doch dem männlichen überlegen. — So ſteht denn auch die Scene, in welcher ſich beide übermüthig fröhliche Eheleute das unſchuldige Vergnügen machen, den alten grauen faltenreichen Vincentio als ein junges lieblich aufblühendes roſenwangiges Mägdlein zu begrüßen, als ein wahres Triumphzeichen ehelicher Einigkeit (ſelbſt in luſtigen Unarten) vor unſern Augen, — und ſo zierlich angenehm auch Petruchio’s Begrüßung iſt, nebſt dem Ausruf:

Such war of white and red within her cheeks! u. ſ. w.

ſo glaube ich doch Katharinens halb homeriſcher, halb troubadourartiger Anrede den Vorzug geben zu dürfen *). Nach ſolchen Zügen wundern wir uns über keine Stufe auch der ernſten Beſſerung mehr, die wir Käthchen hinaufſteigen ſehen.

§. 25.

Bei einer oberflächlichen Leſung des fünften Acts mag es vielleicht manchem vorkommen, als gehe Petruchio in ſeinen Forderungen und Käthchen in ihrer Nachgiebigkeit zu weit. Was ihn betrifft, ſo darf man ihm nachſagen, daß er ſogar ſeiner Frau zumuthet, einige Tugend- und Gehorſams-Kunſtſtücke zu machen; allein der Zweck entſchuldigt ihn, denn es iſt billig, daß die Geringhaltigkeit Bianca's, und die zähe Vornehmheit (d. h. Gemeinheit) der reichen Wittwe an den Tag komme. Käthchen wollen wir dabei durchaus nicht bedauern, denn ſie zeigt ſich jetzt als eine ſo herrliche Virtuoſin in der Liebe und dem Gehorſam, daß aus den verlangten Kunſtſtücken wahre freie Kunſtwerke werden.

---

*) Welch eine Anmuth und welch ein Wohllaut lebt und tönt in den Verſen:

Young budding virgin, fair, and fresh, and sweet,
Whither away; or where is thy abode?
Happy the parents of so fair a child:
Happier the man, whom favourable stars
Allot thee for his lovely bed-fellow!

Selbſt der Alte, ſo verwirrt er auch gemacht worden iſt, thaut dabei auf.

Sie iſt nunmehr ſo weit gekommen, daß ſie hinfort gar keiner Prüfungen von Seiten ihres Mannes mehr bedürfen wird, denn wer aus ſolchen Feuer- und Waſſerproben nicht bloß rein, ſondern auch mit liebenswürdiger Heiterkeit hervorgegangen iſt, der hat die Lehrjahre hinter ſich, und ſie kann nun nächſtens anfangen auch ihren in der Behaglichkeit etwas übermüthigen und bequemen Mann in eine gute Frauenſchule zu nehmen.

Wer ſie dennoch bedauern wollte, würde dadurch zeigen, daß er die Reden und Handlungen der Liebe und des Gehorſams für eine große Anſtrengung und gewaltige Strapaze halte, weshalb er Käthchen gönnen möchte, ſich durch mittelmäßige Geſpräche und einige modige Unarten zu erholen. Käthchen bedarf einer ſolchen traurigen Erholung nicht, denn es macht ihr Freude, ſich auf ihrer freundlich ſonnigen Höhe zu halten, und — ſey's darum — auch zu zeigen. Wir fühlen und ſehen, daß ſie wahrhaft glücklich iſt, und es kann uns nicht überraſchen, daß ſie in dieſem Zuſtande noch ganz neue bisher ſchlummernde Talente, z. B. Beredſamkeit, entwickelt. Liebe, und Gehorſam in der Liebe, iſt ja die Tugend *par excellence*, aus der alle Einzeltugenden entſpringen, und deshalb völlig einig mit Glückſeligkeit und Weisheit, der dann die Bildung zur Fröhlichkeit und Scherzhaftigkeit eben ſo wenig fehlen kann als zu dem angenehmſten Ernſt. So iſt denn auch zu unſrer Freude ihre Rede über das wahre Weſen der Frauenliebe und des Frauengehorſams ein ächtes Meiſterſtück zu nennen, eben ſo feurig und glänzend, als beſtimmt und genau. Sollte jemand in einzelnen Ausdrücken jener Rede einige Uebertreibung finden, ſo möge er zuvörderſt bedenken, daß Käthchen doch immer als Käthchen reden müſſe, und daß es ſich gewiß nicht ſchön ausnehmen würde, wenn ſie, die eben Geneſene, ſchon vor Uebertreibung ſich fürchten wollte.

§. 26.

Wir finden bei Shakſpeare nicht ſelten eine Gattung von Satyre, die in ihrer harmloſen Freundlichkeit und epigrammatiſchen Kürze für den oberflächlichen Leſer faſt ganz verhallt, während ſie doch eine tief philoſophiſche Wahrheit in ſich hat, oder doch auf eine ſolche hindeutet. — Es iſt ohne Zweifel recht luſtig zu leſen, wenn Lucentio den Ausruf ſeiner mittelmäßigen Bianca: „Pfui! welch ein närriſcher Gehorſam iſt das!“ durch ein entgegengeſetztes Witzwort niederſchlägt: „Wäre Dein Gehorſam nur auch ſo närriſch! Die Weisheit Deines Gehorſams, ſchöne Bianca, hat mich ſeit dem Abendeſſen ſchon hundert Kronen gekoſtet;“ — aber ſollte es nicht auch unendlich mehr ſeyn als bloß luſtig? ſollte es nicht gerade den Mittelpunct treffen, den der philoſophiſche Ethiker im Sinne hat und zu demonſtriren ſtrebt? — An den hundert Kronen iſt wenig gelegen, aber die Sache bleibt, und deshalb würden auch mit dieſer Satyre Plato und der Apoſtel Paulus, Kant und Fichte recht wohl zufrieden ſeyn. Da es jedoch unter den deutſchen

Kritikern einige geben ſoll, die ſich mit dem Denken nicht bemühen und von den genannten Schriftſtellern nicht viel mehr wiſſen, als daß ſie recht berühmt, aber — ſchwer ſind, ſo werden mir dieſe vermuthlich ungenirt erwiedern, das ſey ja eine ganz entſetzliche, nach der Mönchsmoral ſchmeckende Anſicht, der wahre Gehorſam wolle ewig Gründe haben, und ehe ihm die nicht auseinandergeſetzt werden, rühre er ſich nicht von der Stelle, ſelbſt ein enfant raisonneur ſey erſprießlicher als ein kindlich gehorſames Kind u. ſ. w. Mich dünkt jedoch, es ſey dergleichen Gerede ſchon in ſich ſelbſt todt und brauche deshalb nicht weiter widerlegt und — begraben zu werden.

Wir für unſer Theil wollen uns dagegen freuen, daß der ächte Dichter doch immer auch der ächte Philoſoph iſt, und noch einen heitern Blick auf Petruchio's Zukunft werfen, die, wie übermüthig er ſich zuweilen gebehrden mag, doch nur dann glücklich ausfallen kann, wenn auch Käthchen glücklich iſt. Und ſo möge er immerhin auf Hortenſio's: „Mich ſoll doch wundern was das bedeutet" antworten:

> *Marry, peace it bodes, and love and quiet life*
> *An awful rule u. ſ. w.*

§. 27.

Ueber die Art, wie Shakſpeare zwei ſcheinbar ſehr ſtreng getheilte Intriguen (Bianca, ihr Anhang, und der Anhang dieſes Anhangs, und auf der andern Seite: Käthchen, Petruchio und deſſen Gefolge) in einander verwebt hat, bedarf es hier keiner Auseinanderſetzung, da die hierin bewieſene Meiſterſchaft, ſo viel ich weiß, noch niemand bezweifelt hat. Alles verflicht und entwirrt ſich mit einer ſolchen lieblichen Klarheit, daß jedermann die Fäden des geiſtreich angelegten Gewebes mit Sicherheit überſehen kann.

Nur Hortenſio's werde noch einmal gedacht. Dieſer junge Mann, der in der Welt mehrere hunderttauſend Brüder hat, meint anfangs, er liebe Biancen mit herkömmlicher Zärtlichkeit; da aber die Sache etwas weitausſehend wird, ſo fühlt er ſich nach und nach ein wenig gelangweilt, und da er endlich auch ſeinen Hochmuth beleidigt ſieht, ſo ändert er, der immer nur gemeint, nie aber geglaubt und angeſchaut hat, ſeine Anſicht, und will hinfort eine reiche Wittwe lieben, die ihm bereits ſo lange als er ſich um die kühle Bianca bemühte, mit beſonderer Neigung zugethan iſt. Es ſcheint jedoch als traue er ſich ſelbſt und ſeinen Meinungen nicht recht, und um ſich den Rückweg abzuſchneiden, ſchwört er öffentlich, daß beſagte Wittwe in drei Tagen ſeine Frau ſeyn ſolle. Dieſe drei Tage lang geht er bei Petruchio in die Schule, um deſſen Zähmungsgeſchäft genau mit anzuſehen und nach Möglichkeit zu copiren, wobei er nur vergißt, daß er etwas lernen will, was ſich ſchlechthin nicht lernen, ſondern nur durch ſelbſtſtändiges Genie erzeugen läßt, weil jedes verirrte oder verkehrte Individuum eine eigene ihm allein zukommende, in Farbe und Ton verſchiedene Zähmungsmethode verlangt. — So hat denn Hortenſio bei ſeiner Beſchränktheit etwas ganz Falſches gelernt, und es wäre ihm beſſer gar nichts gelernt zu haben. Seine Wittwe iſt ein ſelbſtſüchtiges, engherziges, in Unarten faſt verſteintes Frauenzimmer, und wie weiſe der Ehemann ſich dünken mag, er wird ihr gelaſſen trotziges „Ich will nicht" wohl niemals beſeitigen können.

Ueberhaupt kommen, wie bereits im erſten Bande dieſes Werks erwähnt worden, die Narren, die ſich weiſe dünken, bei Shakſpeare übel weg, denn es iſt nun einmal in der Welt nicht anders und kann auch nicht anders ſeyn. Wir erinnern deshalb nur an Portia's Wort im Kaufmann von Venedig, als ſie den aragoniſchen Liebhaber losgeworden iſt:

Thus hath the candle singed the moth.
O these deliberate fools! When do they choose,
They have the wisdom by their wit to lose.

Hortenſio iſt noch übler daran als jener Verabſchiedete und wird vermuthlich bald mit dem traurigen Ergebniß in's Reine kommen, daß es ihm ſowohl für die Liebe als für die Ehe an Talent fehle; während ſelbſt Lucentio doch wenigſtens einigen Tact verräth, der für die Zukunft etwas Gedeihliches hoffen läßt. — Doch wir wollen nicht ſo weit hinausdenken, ſondern als gute Leſer uns an der ſchönen Gegenwart erfreuen, mit der der Dichter ſein Stück ſchließt.

XXV.

Zwei Edelleute von Verona.

§. 1.

Für gewiſſe einſeitig ernſthafte Kritiker und Leſer, deren es bekanntlich von jeher unter allen Völkern viele gegeben, hat dieſes Stück vielleicht gerade um ſeiner Leichtigkeit willen die größten Schwierigkeiten gehabt. Sie wollen, daß ſich die Poeſie gerade ſo oder doch nicht viel anders gebehrde und rede als etwa ſie ſelber; und weit entfernt ſich beſcheiden zu der Frage zu ſammeln: „was will wohl der Dichter mit dieſem Werk?“ laſſen ſie ſich ſelten darauf ein, ſondern ſchütteln lieber gleich bei den erſten Scenen den Kopf, werden verdrießlich und meinen am Ende, es ſey nicht ſonderlich gerathen.

Mich dünkt, die Verſchiedenheit dieſes Stückes von vielen andern Shakſpeare'ſchen iſt noch bei weitem größer als die ältern, in den Vorhöfen deſſelben kämpfenden Kritiker angegeben haben; doch wird dadurch hoffentlich die Schwierigkeit des Verſtändniſſes nicht nur nicht erſchwert, ſondern leichter werden. Faſt immer iſt es nur der äußerliche Styl, die Sprache, oder höchſtens die Beziehung auf die realen Verhältniſſe der nicht ſehr glanzreichen Perſonen, welche die Commentatoren beſchäftigt. — Theobald giebt dem Stücke einen der untergeordnetſten Plätze ſelbſt noch unter den ſogenannten „mißlungenen" (!!) Werken des Dichters, und geht dann munter ab. Das iſt freilich bequem und unartig genug; kann aber wohl niemandem imponiren, weshalb wir es auch nur als eine merkwürdig übellaunige Frechheit anführen. Hanmer will es mit den ſchätzbaren Leſern und mit dem Dichter ſelbſt nicht ganz verderben und erklärt, das Stück ſelbſt im Großen und Ganzen möge wohl von irgend einem andern herrühren, doch ſeyen einige Scenen ſo Shakſpeariſch-ſchön, daß ſie deshalb auch wohl für Shakſpeare's Eigenthum gelten könnten. Upton iſt kühner und ſpricht das ganze Stück unſerm Dichter ab, weil, wie er mit muthiger Bruſt ausruft, Manier und Schreibart durchaus nicht Shakſpeariſch ſey; — ein ſogenanntes Urtheil, welches zugleich die feine Schmeichelei für den Urtheilenden enthält, als ſey er mit jener „Manier" (!!) und jener Schreibart vollkommen vertraut, und da er nun einmal die Gränze gezogen habe, ſo müſſe alles was dieſſeits und jenſeits liege als ungehörig abgelehnt werden.

§. 2.

Noch übler verfährt die Lenox, indem ſie — ſich ſelbſt ein recht ſchwelgeriſches Feſt der Unpoeſie und

Rohheit gebend — durchaus alles im Stücke für ſchlecht erklärt, wobei ſie ſich in eine ſo ungraziöſe Wuth hineinſchreibt, daß ſelbſt — Käthchen, in ihrer ſchlimmſten Periode als shrew, dergleichen Unziemlichkeit würde höchlich misbilligt haben. Fragt man nun nach den Gründen des Tadels, ſo erfährt man nichts weiter als am mailändiſchen Hofe, den die Veroneſer beſuchen, herrſche nicht Würde genug, Silvia zeige ſich zu buhleriſch und nicht vornehm genug, das Betragen Valentins ſey nicht tadelfrei, Speed überaus unverſchämt u. ſ. w., woraus man vermuthen ſollte, Shakſpeare habe eigentlich jenem Hofe ungemein viel Würde geben, Silvien nicht buhleriſch zeichnen wollen u. ſ. w. und es ſey dem armen ungeübten Manne nur nicht gelungen ſeine Abſicht durchzuſetzen. Daß vollends Silvia, von ihrem Thurme herab, mit dem Ritter Eglamer eine anziehende Unterredung halten und ſo leicht mit ihm entfliehen kann, iſt ihr vollends unerträglich unanſtändig und ungereimt; denn da allerdings eine ſolche nicht ganz leiſe Thurmunterhaltung leicht hätte behorcht werden können, ſo war es dem Dichter verboten anzunehmen, daß diesmal das Glück gut und kein Lauſcher vorhanden war. — Dergleichen Kritik, die man mit gutem Gewiſſen vollſtändig abſurd nennen darf, hat, dieſer Vollſtändigkeit wegen, Anſpruch, auch heute noch angeführt zu werden.

§. 3.

Wo aber ſo viele Tadler ſind, laſſen ſich auch einige Günſtige vermuthen. Pope, der freilich Shakſpearen im Allgemeinen zu loben ſich nicht entbrechen konnte, weil eine ganze Nation ſolches verlangte, der aber im Herzen eine wahre Bitterkeit gegen deſſen ſogenannte Geſchmackloſigkeit, Schwülſtigkeit u. ſ. w. empfand, die er oft genug andeutete und noch ganz anders würde ausgeſprochen haben, hätte er nur — gedurft, hat diesmal für gut gefunden, den Veroneſern eine Art von ſauerſüßem Beifall zu ſchenken. Ihm gefällt die Sprache dieſes Stücks, er findet ſie weit weniger gekünſtelt als die der andern, ja er will ſie für wahrhaft natürlich gelten laſſen. Dieſe ſeltſame Art der Großmuth (wodurch nebenbei die Diction faſt ſämmtlicher Shakſpeare'ſcher Werke für naturwidrig erklärt wird) iſt jedoch auch noch mit etwas kalter Verächtlichkeit verbunden: denn der Kritiker will ſich nicht einmal darauf einlaſſen zu erklären, woher das rühre, und, um nur ſchnell von einer ſo unclaſſiſchen Sache loszukommen, ſetzt er mit einer Beſcheidenheit, für die er Lob erwartet, hinzu, er wiſſe die Urſach jener Verſchiedenheit nicht anzugeben. — Johnſon zeigt einen beſſern Ernſt, widerlegt die ſeichten Abſprechungsgründe Upton's mit leichter Mühe, nimmt dann ſiegend das Stück für Shakſpeare wieder in Anſpruch, giebt zu, daß es keine von deſſen größeren Arbeiten ſey, findet aber in demſelben viele wichtige Gedanken, Lehrſprüche, ſchöne Stellen und eine reinere Sprache als in den meiſten andern Dramen. Dieſer letztere Zuſatz iſt bei ihm nicht ſatyriſch gemeint, und die „anderen" Stücke ſollen dadurch nicht geſcholten werden; ſie haben nur durch ihr beſſeres Glück bei den Zeitgenoſſen des Dichters und die häufigere Aufführung das Mißgeſchick erlebt, öfter abgeſchrieben zu werden und gerade dadurch bei der Unwiſſenheit mancher Schreiber zu leiden. Die Veroneſer dagegen ſcheinen weniger Beifall gefunden, ſeltener aufgeführt und abgeſchrieben worden zu ſeyn; doch hat ihnen dies zum Heil gereicht, denn ſie ſind correcter zu uns gekommen als kaum irgend ein anderes Stück. — Das iſt ſo ziemlich alle Kritik und aller Zwiſt, der ſich in Beziehung auf dieſes Schauſpiel bei den älteren gedruckten Auslegern findet, ſo daß wir wohl ſagen dürfen, die wenigen Zeilen W. Schlegel's über daſſelbe enthalten bei weitem mehr.

§. 4.

Gehen wir jetzt ſelbſt harmlos an das vielleicht nicht ganz harmloſe Stück, um ſo kurz als möglich darüber unſre Anſicht mitzutheilen. Jeder ſinnige und tiefe Menſch ſteht in ſeiner Jugend (die, weil ſie einen Ueberfluß an Kraft enthält, einen Theil derſelben an die Schwermuth zu verwenden pflegt) an der Auflöſung des großen Räthſels des Lebens; je kraftreicher aber und ſinniger der Jüngling iſt, je ſchwerer wird es ihm, und es kann dabei — es ſey die Wiederholung erlaubt — nicht ohne Blut, Thränen, Feuerflammen u. ſ. w. abgehen. Dies alles finden wir in manchen Jugendwerken unſers Dichters; am ſchauderhafteſten im Titus Andronicus, weil der Verfaſſer ſich ſogar eine gewiſſe Kälte abgerungen hat, mit der er die gräulichen Thaten und ein unbegriffenes Schickſal ſchildert; am rührendſten im Perikles, durch deſſen erſte Acte ein unendliches Wehe und furchtbarer Schrei der Verzweiflung durchgeht, bis endlich Beſänftigung und ſüße Ruhe zurückkehrt. Indeſſen kann es nicht fehlen, daß, wo die Beruhigung nur noch momentan hervortritt, auch die heftigen Schmerzen des ungelöſten Räthſels oft wiederkommen. Erſt nach und nach werden ſie milder, um zuletzt auf immer zu weichen.

Ehe aber dieſes größte Glück nahet, giebt es für den genialen Dichter noch manche Palliativmittel, z. B. die ſtarke Satyre, die offene Ironie, den poetiſchen Leichtſinn u. ſ. w. und hier wären wir denn an die Veroneſer gekommen.

§. 5.

Wie wenn der Dichter einmal wieder mit ganzer Lebhaftigkeit auf das gewöhnliche Thun und Treiben der Menſchen hingeblickt und immer ernſter und finſterer wohl gar mit ſeinem Hamlet geſagt hätte: „es iſt ein wüſter Garten, der in Samen aufſchießt; verworfenes Unkraut erfüllt ihn gänzlich,“ dann lag für ihn, der ſich ausſprechen mußte und konnte, ſchon wieder ein Titus, Lokrin u. ſ. w. in der Nähe. Eine ſolche Arbeit aber mochte jetzt keinen Reiz mehr für ihn haben, da die ſcheinbare Beſchwichtigung, die ſie ihm vielleicht während der Arbeit gaben, ſich nur mit neuer Selbſtverwundung bezahlen konnte. Wie wenn er dann einmal verſuchte jenen wüſten Garten zum luſtigen Tanzplatze umzuſchaffen? oder wenn es ihm gefiele denſelben bloß in einen Irrgarten der Liebe, wo ja mitunter einige Cavaliere herumtaumeln ſollen, zu verwandeln, zu einem Park, in dem zwar viel Unkraut, aber auch einzelne Roſen und Nelken blühen? Wie wenn er ſich luſtig machte über die Seichtigkeit der Welt, und ihr einen Spiegel vorhielte, wie ſeicht ihr Geiſt und Herz ſey, ſelbſt aber gründlich, geiſtreich und gefühlvoll dabei erſchiene? — Dabei ließ ſich der Anſchein eignen Leichtſinnes nicht vermeiden; doch zum Glück nur bei denen, welche nicht begreifen wollen, daß es einer beſondern Gründlichkeit bedürfe, um den Leichtſinn zu ſchildern.

Zu einem ſolchen Zwecke boten ſich dem Dichter gar manche Stoffe dar, und was er wählte war in der That geeignet. Wir ſehen hier einen Freund und Liebhaber etwa ſiebenmal ſiebenzigmal untreu werden; dennoch erklären ihn einige im Stücke für ziemlich liebenswürdig, und es wird ihm am Ende freundſchaftlich verziehen, da man zu glauben ſcheint, es ſey doch nichts weiter zu thun als entweder ihn zu lieben oder gelegentlich — todtzuſchlagen, weshalb man, wie billig, das erſte wählt.

§. 6.

Dieſer reizende Sünder iſt ſo glücklich, die Liebe einer Jungfrau (Julia) davonzutragen, deren ſchlechteſter Gedanke immer noch viel beſſer iſt als ſein beſter, wenn wir nicht etwa geneigt ſind ihrem Gedanken, einen ſolchen Mann zu lieben, den unterſten Platz einzuräumen. Das aber ſollen wir nicht, ſondern an die Macht des Geſchicks glauben, das gar wohl Desdemonen einem Othello, Helenen einem Bertram, und, was freilich das Allerſchlimmſte iſt, eine tief glühende anmuthig kühne Julia dem nicht bloß „treuloſen,“ ſondern völlig „verſiden“ *) Proteus an das zerbröckelte Herz legen mag. Könnte man erreichen, daß ſie den ſtattlichen Valentin liebte und er ſie, ſo wäre es das gröſte Glück für beide; doch iſt eben hier die Gränze des Möglichen. Dieſer Valentin kann aber nie die völlige Gediegenheit des Charakters erhalten, zu welchem er die herrlichſten Anlagen hat, weil ſeine Leidenſchaft für Silvien ihn herabzieht, die ſeiner beſſern Natur nicht würdig iſt. „Bäueriſch“ und „buhleriſch“ im genauen Sinne des Worts möchte ich dieſe mailändiſche Herzogstochter eben nicht nennen; wohl aber gefährlich-eitel, und weil ſie gewiſſermaßen die Freuden der Jugend und die momentane Süßigkeit des Laſters zu gleicher Zeit ſchmecken möchte, wahrhaft verderblich, und ſelbſt dem Verderben nahe. Sie mag es gar wohl leiden, wenn recht viele reiche Hofcavaliere ſich in ſie verlieben, und ſelbſt der ſchwerfällig alberne Thurio findet wenigſtens zu Anfang eine Art von Gnade

---

*) Ueber den Unterſchied beider Wörter ſiehe die bekannte Stelle in Wilhelm Meiſter; doch ziehe man die Leidenſchaftlichkeit der dort redenden Aurelie ab.

bei ihr, da es doch angenehm iſt, den ungleichen Witzkampf zwiſchen ihm und Valentin mit anzuſehen. Es fehlt ihr nicht an Verſtand, den gänzlichen Unwerth des Proteus zu faſſen, und ſie zürnt ihm gewiß, daß er Valentinen, ſeinem treueſten Freunde und ihrem Geliebten, die Ungnade des Herzogs und die Verbannung zugezogen; dennoch läßt ſie ſich in weitläufige Unterhandlungen mit ihm ein und bewilligt dem in wohlklingenden Phraſen ſchwatzenden Verbrecher ihr Bildniß, damit er ſich doch an ihrem „Schatten“ erlaben könne. Wie nahe iſt es von da, ſich ſelbſt ihm zu ſchenken, und ohne den früher gefaßten Entſchluß, ſich durch den Ritter Eglamour aus der Thurmſklaverei zu befreien, würde ſich ihr vielverlangendes und wenig ſchenkendes Herz bald auch gänzlich zu Proteus verirrt haben.

§. 7.

Was iſt nun mit ſolchen über das Kreuz liebenden Leuten anzufangen? Sie müſſen zurück in die alte Bahn, und wenn wir Julien ausnehmen, für die wir das billigſte Mitleiden empfinden, kümmern wir uns nicht ſehr über das Loos das die andern erwartet. Valentin ſelbſt kann in dieſer Hinſicht nur auf einen geringen Grad der Theilnahme Anſpruch machen, da er als Mann einem Irrthum in der Liebe nicht ſo leicht unterworfen werden konnte, als ein Mädchen. Aber auch in anderer Beziehung ſteht er nicht mehr rein da; ſein Irrthum in der Freundſchaft iſt ihm noch weniger zu verzeihen als der in der Liebe, indem dadurch ſelbſt auf die Beſchränktheit ſeines Verſtandes ein ungünſtiges Licht geworfen wird, ſo wie auch ſein gezwungener Räuberhauptmannsſtand immer noch die Frage erlaubt, ob man ſich jemals zu dergleichen ſolle zwingen laſſen, und ob es jemals erlaubt ſey zu wähnen, durch üble Mittel und in Geſellſchaft unſittlicher Menſchen Gutes wirken zu wollen. Oder ſind etwa dieſe Räuber weniger Räuber, weil ſie, meiſtens von gutem Stande, etwas beſſer reden können als herkömmlich iſt, oder weil ſie über Ungebühr und Unglück, das ſie früherhin betroffen, klagen dürfen? Sie ſelbſt ſind freilich nicht abgeneigt ſich für ziemlich ſittliche und — nur auf eine neue romantiſch-abenteuerliche Manier — tugendhafte Leute zu halten; dieſe Selbſttäuſchung gehört aber recht eigentlich in dieſes Stück, wo Liebesphraſen die Liebe, Heldenphraſen den Helden u. ſ. w. bedeuten ſollen. Dieſe Ironie iſt ſo deutlich, daß man ſie faſt mit Händen greifen kann; aber zur Sprache gekommen iſt ſie bis jetzt nie.

§. 8.

Dem Herzoge möchte man gern etwas Beſſeres zutrauen, aber es will auch ihm nicht recht gelingen ſich innerlichen Gehalt anzuſchaffen. Er mag gern als ein ſtattlicher kluger Herr glänzen, und für den Moment zeigt er auch Geiſtesgegenwart und Liſt; da es ihm jedoch an wahrem Verſtande fehlt, ſo trifft er faſt immer nur das Falſche, und auf dem irrigen Wege fortgehend gewinnt er natürlich nichts als neuen Kummer und Herzeleid. Er iſt gewiſſermaßen nur ein wenig „mit Geiſt beſpritzt," ohne von ihm durchdrungen zu ſeyn, und es fehlt ihm deshalb an innerm Zuſammenhange. So iſt es z. B. ein ſcheinbarer Widerſpruch zu ſeinem Charakter, daß er, bei ſonſtiger ſanft moderner Bildung, ſeine Tochter alle Nacht in einen Thurm ſperrt *); da er aber immer nur ſtundenweiſe und ruckweiſe einen Charakter hat, ſo iſt dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar, und es wird ja auch wohl den Leſern nicht unbekannt ſeyn, daß es Menſchen genug giebt, die zu Zeiten ziemlich ſolide und vernünftig auftreten, ein paar Stunden darauf aber ſich zu den auffallend thörichtſten Gedanken und

---

*) Je wichtiger und geheimnißvoller er zu dem ſchlauen Proteus die Worte ſprechen mag:

— that thou may'st perceive my fear of this,
Knowing that tender youth is soon suggested,
I nigtly lodge her in an upper tower,
The key where of myself have ever kept;
And thence she cannot be conveyed away —

(Act III, Sc. 1.)

um deſto lächerlicher muß der Redner werden. Faſt ſollte man glauben, er habe eine Menge Ritterromane geleſen und greife nun auf's Gerathewohl aus dieſer phantaſtiſchen Welt eine Einzelnheit heraus, die zu der ganzen Gegenwart nicht paßt. Ferner muß er auch jene Romane nicht recht verſtanden haben; ſonſt würde er wiſſen, daß ein ächter Ritter eine verſchloſſene Thurmthür nicht ſcheuet, und ſchon Mittel finden wird ſie zu öffnen: während er, der ſorgfältige Vater, ſich ſchon ſicher dünkt, wenn er nur den ſchweren Thurmſchlüſſel in ſeiner Taſche aufbewahrt.

Streichen aufgelegt fühlen. Es verſteht ſich indeß, daß ein ſo abenteuerliches Verfahren eine ſolche Tochter wie Silvia iſt, gerade zu dem reizt was er verhindern will, und ſo iſt ihre Flucht nichts weniger als überraſchend. Er aber, blind fortarbeitend und ſtets meinend er handle ungemein klug, läuft faſt wehrlos den Räubern in die Hände, und es möchte ihm übel ergangen ſeyn, wenn er nicht durch ſeine Herzogswürde, ſo wie durch das Glück, hier auf ganz apartes, phantaſtiſches Räubervolk zu ſtoßen geſchützt worden wäre. Um ſich mit Ehren aus dem verwickelten Handel zu ziehen, bleibt ihm nichts übrig, als ſämmtlichen liebenden und nicht liebenden, tugendhaften und tugendloſen Räubern durch die Bank zu vergeben. Er iſt einmal — ſo aufgezogen, und ſchlägt, wie eine Uhr, die Vergebungen ab, weniger ein großmüthiger Menſch als eine großmüthige Sache *). — Nur Thurio kann von dieſen Verzeihungen nichts abbekommen, denn er hat die Sünde, welche das Luſtſpiel vor allen ſtrafen muß: er iſt witzlos ſchwerfällig, und geht ſo ungebührlich aus dem ritterlichen Coſtume heraus, daß er erklärt, es ſtehe ihm nicht an, für eine unliebende Dame den Degen zu ziehen, weshalb der

---

*) Noch viel ſchlimmer ſteht es, um der Deutlichkeit wegen ein Exempel zu geben, mit Metaſtaſio's Titus, dem die mechaniſche Großmuth ſo zur Krankheitsnatur geworden iſt, daß er ſich, wie es ſcheint, nicht eher zu Tiſche ſetzen mag, als bis er ein Dutzend ihm geſpielte üble Streiche in Bauſch und Bogen öffentlich vergeben hat.

Herzog und die erhabenen Räuber ihn mit Schimpf und Schande fortſchicken.

§. 9.

Bei ſo bewandten Umſtänden, da dieſe ernſthaften und romantiſchen Perſonen des Stücks faſt ſämmtlich oberflächlich gehalten ſind, ſo kann der Ritter Eglamor, obwohl wir ſogleich erkennen, daß er nur eine Nebenperſon ſeyn darf, anfänglich ein wenig imponiren. Er iſt ein tüchtiger ſchlichter Mann, der den Ritterkatechismus ziemlich gut auswendig gelernt und ſich beſonders gemerkt hat, daß man ſchönen Damen, wenn ſie artig bitten, Hülfe leiſten müſſe. So entführt er Silvien für einen Andern, ohne nachzudenken ob es auch gut ſey was er thue; der Erfolg kümmert ihn nicht, und er handelt nur ſo hin mit trockener Gelaſſenheit. Wäre er bei ſeiner Kraft gebildeter, ſo könnte er leicht das ganze Stück aus ſeinen Angeln reißen; darum ſoll, kann und darf er nicht anders ſeyn als wie wir ihn eben angedeutet haben.

Die rein komiſchen Perſonen haben dafür ein deſto bequemeres Spiel, und da ihnen nichts wahrhaft Großes gegenüberſteht, (Juliens ſchönes Gemüth iſt zu weit über ihre Sphäre und deshalb fremd) ſo können ſie ſich nach Herzensluſt ihrem eignen genießenden, ſelbſtſtändigen und parodirenden Genius überlaſſen. Speed hat ſich mit dem beſten Erfolg auf die luſtige Unverſchämtheit gelegt, und da ſein Herr (Valentin) als ein ſanfter Löwe ihm längſt das Privilegium der ſpielenden

Maus ertheilt hat, ſo ſcheut er weiter keinen, und es iſt nichts natürlicher als daß er, dem es an Talent für die moraliſche vergleichende Anatomie nicht fehlt, den Proteus durchſchauend verachtet. Er ſelbſt iſt zwar gleichfalls nicht viel werth, ſtolzirt aber auch nicht ſo prunkend umher, wird nicht für ſeine Sünden gelobt, und, was die Hauptſache iſt, macht auch weiter keine Anſprüche als die ihm in ſeiner — unſichtbaren — Beſtallung als Hanswurſt zuerkannt ſind. Wenn nun Proteus, der ihm ohnehin nichts zu befehlen hat, ihn dennoch mit Beſtellungen von Liebesbriefen behelligt, ſo kann ihm dies unmöglich gefallen, und es iſt nichts natürlicher als daß er ſich gerade mit jener witzelnden Nachläſſigkeit (nonchalance) beträgt, wie wir es in der zweiten Scene des erſten Acts gewahr werden. Wir müſſen dieſes ſo genau angeben, da bisher noch niemand ſo geneigt geweſen iſt, jene charakteriſtiſche Scene *als* charakteriſtiſch anzuerkennen. Weit leichter war es, ſie mit Pope für untergeſchoben zu halten, oder ſie mit einem berühmten deutſchen Ueberſetzer — der aber diesmal mit gekränkter Zartheit faſt grob werdend nicht überſetzt hat — für eine bloße geſchmacklos unwitzige Hanswurſtiade zu erklären. Als clown, und zwar von der derbſten Sorte, darf Speed freilich nicht lieben, aber es macht ihm deshalb um ſo größeres Vergnügen, die ſeltſamen Zeichen und Aeußerungen dieſer Leidenſchaft zu bemerken, wodurch er gleichſam eine kleine Welt voll guter und nicht guter barocker Einfälle, wie von ſelbſt, in die Hand bekommt; denn keine Leidenſchaft bietet für den Leidenſchaftloſen ſo reichen Stoff zu unwitzigen und witzigen Bemerkungen dar als die Liebe. Wir würden deshalb dem Dichter gern verziehen haben, wenn er ſeinem Speed allenfalls einen noch größern Raum zum Witz und zur Unverſchämtheit überlaſſen hätte; doch finden wir hier eher eine lobenswerthe Mäßigung, und der Narr wird von dem Dichter kürzer gehalten als von ſeinem Herrn im Drama.

§. 10.

Wer aber möchte dem trefflichen Lanz das gebührende Lob verſagen? Denn ein ſo guter, lieber, in Farbe und Ton natürlicher Narr wird uns nur ſelten auf den Brettern begegnen; doch ſoll dadurch Lanzelot Gobbo, den man wenigſtens für ſeinen Milchbruder halten könnte, keineswegs herabgeſetzt werden. Lanz iſt im Vergleich zu ſeinem Herrn ein wahres Geſtirn der Gutmüthigkeit, und wenn er auch ſtets den Schalk im Nacken hätte, ſo iſt es doch ein ſolcher Schelm, der niemandem wehe thut. Ein Hauptzug in ſeinem Charakter iſt, wie ſo oft bei gern und alles genießenden, doch beſchränkten Naturen, das Bemühen ſich ſtets ſein ganzes Leben, und alles was begegnet, breit und bis zur deutlichſten Deutlichkeit zurecht und auseinanderzulegen. Es giebt bekanntlich Menſchen genug, die kein kurzes Sinngedicht, keine witzige Anekdote, keine rührende Sentenz genießen können, ohne ſie vorher zu eignem Gebrauch in das Ausführliche und Weitſchweifige zu überſetzen. So verhalten ſie ſich auch im Leben, weßhalb ſie alles auch nur ein wenig Hervorſtechende mit einer Vorrede, Mittelrede und Nachrede begleiten. Lanz bei ſeinem erſten Auftreten kann als ein ſolcher ſich ſelbſt Wiederholender gelten. Er ſoll mit ſeinem Herrn eine Reiſe machen. Welch ein wichtiger Gedanke! Er würde an dieſer gigantiſchen Vorſtellung erſticken, wenn er ſie nicht zehnmal ausſprechen und des Breitern vortragen dürfte; er hat Abſchied genommen von Vater und Mutter, Schweſter und Magd, und dabei eine ganz neue Empfindung erlebt, wie ſie ſonſt nur vornehme Leute zu haben pflegen: ſchmerzlich-ſüße, thränenreiche Rührung, die ihm jedoch faſt unter den Händen verſchwindet, weil ſein luſtiges Gemüth ſich nicht recht damit vertragen kann. Er will ſie aber durchaus feſthalten und erhebt ſich mächtig über ſeinen treuen, ſonſt ſo viel geliebten Hund, der, ganz wie ein Hund, ungerührt und thränenlos bei der Familienſcene geblieben iſt. Dies alles muß er erzählen und beſchreiben, damit er erſt recht eigentlich erfahre, er habe etwas Rührendes mitgemacht. Auch lebt er nur um zu reden, und ſo muß ſich ſelbſt das Publicum ihm zum Vertrauten hingeben, da ſonſt kein andrer zugegen iſt, und wer möchte ihm nicht das Vertrauen gönnen, daß das Publicum ſeines Vertrauens vollkommen werth ſey.

§. 11.

Angenehm iſt beſonders in jenem berühmten Monolog (Act II, Sc. 3), wie ſeine neckiſche Natur ihm immer in ſeine ſchönſte Rührung hineintölpelt; doch die Katze, welche vor Rührung die Hände gerungen hat *), zur Beſchämung des trocken gebliebenen Hundes, ſcheint ihn nicht zu ſtören. Und dennoch wer möchte dem ehrlichen Geſellen die wahre Empfindung abſprechen? er hat nur keine andre Form für ſie. Die ganze Welt erſcheint ihm wie eine ungeheure Polterkammer, in der das fromme Geſangbuch neben einem tollen Liebesbriefe, das Schwert neben einem Fächer, das Bild eines Johannes des Täufers neben einem Jean qui rit u. ſ. w. recht wohl liegen kann. Um in dieſes Chaos Einheit zu bringen, müßte er der tiefſten philoſophiſchen und religiöſeſten Idee fähig ſeyn, und ſo bleibt ihm nichts übrig als entweder ein Philiſter zu werden, der den ganzen Wirrwarr als herkömmlich betrachtet oder platthin ignorirt, oder ein Unglücklicher, der in jener Polterkammer mitpolternd vielleicht gar den Verſtand einbüßt, oder ein witziger Narr, dem das alles — Spaß macht. Er hat das Letztere gewählt und befindet ſich geſund und wohl dabei. Er iſt faſt der einzige im Stück, der Proteus gleich durchſchaut, indem er ihn — in einem Monologe wenigſtens — eine Art von Spitzbuben (my master is a kind of knave) zu nennen wagt. Leider aber ſcheint er ſelbſt auf einen ähnlichen Weg zu gerathen: denn wir hören bald aus ſeinem eigenen Munde, daß auch er in

---

*) Our cat wringing her hands. — Dies Bild hat etwas ſo mimiſch Eindringliches, daß es nicht leicht ſeine Wirkung verfehlt.

die Verliebtheit gefallen, und wer möchte wohl für ſeine Treue bürgen? Er ſelbſt ſcheint ſich nicht zu trauen, und hat ſich deshalb — vielleicht eben ſowohl zum Ernſte als zum Spaße — ein Verzeichniß von ſämmtlichen preiswürdigen und tadelhaften Eigenſchaften ſeiner Geliebten entworfen; denn wie könnte er je etwas erleben, das nicht augenblicklich in einen Ocean von Worten getaucht würde?

§. 12.

Zum Unglück geht er aber mit jenem Verzeichniſſe durchaus nicht um wie mit etwas zartem und geheimem, ſondern läßt es ſich wie eine Rechnung von Speed vorleſen, lediglich um in jenen Ocean noch neues Scherz- und Witzwaſſer hineinzugießen. Dagegen kann eine Liebe wie die ſeinige nicht aushalten, und es iſt begreiflich, daß ſpäterhin gar nicht weiter davon die Rede iſt. Aber die alte Liebe, die einzige, mit der es ihm ein völliger Ernſt iſt, die Liebe für ſeinen — Hund, zeigt ſich in neuer Blüthe, und ſo wenig auch das unartige, übel erzogene Thier das große Opfer verdient, welches er (wie er abermals ſeinem koloſſalen Vertrauten, dem Publicum, erzählt) mit übertriebener Demuth gebracht hat; immer bleibt das Verhältniß ein ſo lächerlich-rührendes, daß wir hier faſt das einzige Beiſpiel haben, wie man einen Hund auf der Bühne ertragen kann. Je unempfindlicher und unartiger der verwöhnte Liebling ſich zeigt, deſto zärtlicher und aufopfernder wird Lanz. Es macht ihm eine wahre Freude, dieſem Geſchöpf alles zu verzeihen; die Wahrheit des alten Sprichworts, daß was ſich liebt, ſich auch gern neckt, findet hier einen glänzenden Beleg, und wir ſehen, daß Lanz mit keinem Sterblichen auf der weiten Welt ſich ſo gern und ſo traut unterhält als mit ſeinem Thier. Hier iſt der Liebe Mühe nicht umſonſt.

Es kann nicht ſchwer ſeyn, eine Perſon hinzuwerfen und in ein Drama zu flechten, die eine Menge witzig-närriſche und närriſch-witzige Gedanken ſo hinſpricht; aber einen Narren zu ſchaffen, ein behaglich-lebendiges vollſtändiges Weſen, das mit Haut und Haar ein menſchlicher Narr und närriſcher Menſch iſt, dazu gehört dichteriſche Kraft, und ich möchte das Talent, welches dieſen Lanz hervorgebracht, für poetiſcher halten als das Vermögen, einen Addiſonſchen Cato aufzuſtellen, wobei man nicht viel mehr zu thun hat, als ein wenig Plato — doch nur von der exoteriſchen Sorte — in Jamben zu bringen.

§. 13.

Haben wir uns nun an ſo vielem Erfreulichen in dieſem Schauſpiel ergötzt, ſo bleibt uns noch der köſtlichſte Genuß übrig, indem wir auf Julien und alle Scenen, die ſie veranlaßt, genauer zurückblicken, als früherhin geſchah, da wir ſie als letztes Ziel der Betrachtung geben wollen. Sie darf ſelbſt unter den Shakſpeareſchen Jungfrauen kaum eine einzige Vergleichung ſcheuen, denn alles in ihr, Herz und Seele, Athem und Blut, Nerv und Leben, Liebe und Mädchenhaftigkeit, Zartheit und Muth iſt einig und eins in ihr. Ihre Schweſter Julia im Romeo könnte ſich nicht anders benehmen und uns durch keine lieblichern Phantaſien ergreifen als ſie in der Scene mit ihrem Kammermädchen, beim Empfange des Briefes von Proteus, bei dem vergeblichen Bemühen die Abweſenheit des Geliebten zu ertragen, bei dem Ahnden der Untreue, bei dem Anhören der Muſik, die der Treuloſe Silvien bringt, bei dem Anſchließen an ihn, der ja doch noch vielleicht gerettet werden kann, — denn wo endete Liebe ihre Hoffnungen? — bei ihrer Unterredung mit Silvien, wo Ariadnens Bild ihr ſo ſchön zu Hülfe kommt u. ſ. w. Iſt es nicht, als führe ſie uns jene „Geduld auf dem Grabmal", die ihren Schmerz anlächelt, lebendig vor? — — Dürfte man bei einem Luſtſpiel eine tragiſche Bemerkung machen, ſo wäre es die, daß Julia im Romeo doch die glücklichere iſt, weil ſie mit dem treuen Geliebten ſterben kann, während dieſe Julia verurtheilt iſt, ein ſeichtes Gemüth zu lieben, das ſich wohl gar für romantiſch hält, weil es ſich in Sünden ſtürzt. Wie aber die verirrte Silvia den redlich treuen Valentin zum Gatten bekommt, ſo Julia den nicht bloß verirrten, ſondern im Irrthume noch einmal irrenden und zerfloſſenen Proteus. Für Valentins Schickſal ſind wir nicht ſehr beſorgt, ſobald er aus einem Jünglinge zum Manne geworden ſeyn wird; für das ihrige könnten wir es eher ſeyn, da ſie nur in der Liebe zu leben vermag, und der alte Unterſchied vom Haben und Beſitzen auf eine neue Weiſe in die Gedanken kommt *). Dennoch ſoll uns auch dieſer tragiſche Gedanke in dieſem Luſtſpiel nicht ſchrecken; ſondern wir wollen, wie billig, an die Allmacht der Liebe glauben, die ja wohl auch den verlorenſten der verlorenen Söhne in die wahre Heimath zurückführen kann.

§. 14.

Schließlich noch folgende Bemerkung: es giebt Dichter, die ſich beſtändig nach höchſt wunderbaren, ſeltſamen und ganz aparten Situationen und Verhältniſſen umſehen, um durch deren Schilderung mit doppelter Sicherheit anzuziehen und zu gefallen. Auch Shakſpeare verſchmäht ſolche Stoffe nicht, aber die eigentliche Seele ſeiner Werke iſt ewig Wahrheit und Natur; und weil er ſtets das Reinmenſchliche behandelt, das allen Völkern und allen Zeiten angehört, ſo kann er nie veralten. Wie in den Liedern der Minneſänger und in manchen unſrer unverwelklich blühenden alten Volkslieder gewiſſe Geſinnungen, Gefühle, Freuden und Schmerzen, die ewig ſind wie das Menſchenherz, immer wiederkehren, ohne

---

*) Vergl. den bekannten Ausſpruch des Künſtlers, in Göthe's Künſtlers Erdenwallen, als er ſein geliebtes Bild der Venus Urania einem reichen eiteln Nichtkenner verkaufen muß. — Julia giebt ſich, das Ganze, der Halbheit, die nicht einmal recht nehmen kann.

daß wir (ſelbſt bei hie und da vorwaltender Monotonie) derſelben überdrüſſig würden, ſo bei Shakſpeare in erhöhtem Glanze und bei ſtets neuer Form. Was Trennung, Scheiden und Verbannung ſey, das ahndet wohl jedes, auch das beſchränkteſte Herz, und nimmt Theil an dieſen Schmerzen, die nun einmal einer Welt angehören, welche nichts Feſtſtehendes im Raum und in der Zeit aufzuzeigen hat. Wir haben ein altes Volkslied, in welchem die Strophe tönt:

Ach ſcheiden, ſcheiden, ſcheiden!
Wer hat doch das Scheiden erdacht!
Das hat mein jung friſch Herze
Schon frühzeitig traurig gemacht —

wohl würdig als Motto zu gelten für manche Scenen im Shakſpeare. Iſt es doch als leihe ihm die ganze Natur ihre geheimſten, furchtbarſten und ſüßeſten Stimmen, ſobald von Scheidung und Trennung die Rede iſt, ſo daß wir wohl ahnden, er ſelbſt erfuhr jene Schmerzen, die er ſo rein und wahr und immer mannigfaltig zu ſchildern wußte. Man denke nur an Juliens Abſchied von Romeo, Imogen's von Poſthumus u. ſ. w.; aber auch die Veroneſer behandeln ein ähnliches Thema, und Valentin, nachdem das harte Urtheil über ihn geſprochen worden iſt, zeigt ſich in ſeinem Selbſtgeſpräch:

And why not death, rather than living torment.
To die, is to be banish'd from myself.
And Silvia is myself: banish'd from her,

Is self from self; a deadly banishment!
What light is light, if Silvia be not seen?
What joy is joy, if Silvia be not by?

als einen **wahren**, wohl eingeweiheten Bruder des Romeo, was, **wie mich** dünkt, zu ſeinem Lobe genug iſt.

XXVI.

Timon von Athen.

§. 1.

Das Wenige was wir von Timon wiſſen, verdanken wir größtentheils dem Plutarch, der bekanntlich in ſeiner Lebensbeſchreibung des Antonius, gleichſam im Vorbeigehen auch jenes griechiſchen Cynikers gedenkt. Antonius ſoll nämlich nach dem Verluſt der Schlacht bei Actium in tiefer, bitterer Schwermuth geäußert haben, er wolle hinfort in Geſinnung und Lebensweiſe ein Timon werden; und da Plutarch beſorgen mußte, daß ſeine Leſer von dieſem Manne nichts wüßten, ſo erzählt er uns ein paar Anekdoten von ihm, die ganz das Gepräge der Aechtheit haben. Timons Menſchenhaß macht auf nichts weniger Anſpruch als Rührung zu erwecken; er iſt bis zur Naivetät grauſam, und es miſcht ſich ein ſo derber und herber Witz hinein, daß wir lachend kaum zum Zürnen über ihn gelangen können. Haben wir aber einmal über ſeine Späße gelacht, ſo wird er ſelbſt nicht minder in das Gebiet des Lächerlichen fallen müſſen, da er ſein feindliches Gefühl zur Schau trägt und mit ihm renommirt; weshalb auch der ganze Mann nicht ſehr gefährlich erſcheint. Damit aber die Unſittlichkeit des Menſchenhaſſes gleichfalls an den Tag komme, ſo ſorgt die Sage dafür, daß Timons Grab am Meeresufer durch die Wellen vom feſten Lande hinweggeſpült werde, und als einſame ſtarre Klippe die Strafe bilde für den im Leben ſo ungeſelligen Mann.

Was Lucian aus dem Timon gemacht, iſt noch bekannter, da die ihm eigenthümliche Gattung des Witzes von jeher nur zu viele Liebhaber gefunden hat. Götter und Menſchen ſind hier nur vorhanden, um faſt gleichmäßig flach, unwürdig und albern, und mithin als bequemſter Gegenſtand des Witzes zu erſcheinen. Jupiter und Mercur, Plutus, Timon und die falſchen Freunde haben alle unrecht, und ſelbſt die als Gottheit geſtaltete Armuth, Entſchloſſenheit u. ſ. w. verrathen bald durch ihre Geringhaltigkeit, daß es dem Erfinder mit ihnen kein rechter Ernſt iſt, und daß es ihm ſelbſt an der ewigen Idee fehlt, welche billig hätte den Mittelpunct erfüllen ſollen. Er hat (ſo ſcheint es) das traurige Ergebniß gefunden, daß es mit den Göttern und mit den Menſchen, mit der Menſchenliebe und mit der Menſchenfeindſchaft, mit dem Leben und mit dem Tode überhaupt nichts Sonderliches iſt, und da er das trübe Gefühl, welches eine ſolche Anſicht geben muß, vermeiden will, ſo verſucht er ſich über alles in Bauſch und Bogen luſtig zu machen, wobei man nur wünſchen möchte, daß er mit ſich ſelbſt den Anfang machte, damit wir doch etwas Vollſtändiges bekämen.

§. 2.

Shakſpeare hat wahrſcheinlich nur die paar derben Züge gekannt, welche uns Plutarch aus Timons Leben mittheilt. Ehe wir aber die Frage beantworten, wie er ihn behandelt habe, bemerken wir Folgendes. Da es unter den bedeutendern, gemüth- und phantaſiereichen Menſchen wohl nur ſehr wenige geben dürfte, durch deren Leben nicht einmal wenigſtens dunkle *Ahndungen* und Schatten des Menſchenhaſſes gezogen wären; da wir ferner alle wiſſen, daß desungeachtet die *ächte* Menſchenliebe die einzige Bedingung unſrer Tugend iſt (indem ohne dieſe Liebe gar keine Tugend *möglich* ſeyn möchte), ſo hat der bloße Gedanke eines entſchiedenen Menſchenfeindes etwas höchſt intereſſant Tragiſches. Gar manche Dichter haben das gefühlt und den unliebenden Gegenſtand mit Liebe behandelt. Moliere bereitete ſich ſelbſt ein Feſt, als er ſeinen Miſanthropen ſchrieb, indem er doch nun endlich einmal Gelegenheit fand, manche Kränkungen und Schmerzen an den Tag zu bringen, die er in ſeinem von den Launen der Großen abhängigen, von intriguanten und verbuhlten Frauen, albernen Gecken, geiſtloſen Beſchützern, hochmüthigen Verächtern u. ſ. w. umlagerten Leben empfangen hatte; und wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß wir am beſten ſchreiben, wenn wir von einer Leidenſchaft bewegt ſind, ſo ging es hier dem Dichter, dem, wie mir ſcheint, die Verſe nie ſo kraftvoll und melodiſch ſtrömten als hier.

Uebrigens iſt dieſer Moliereſche Miſanthrop keineswegs ein ächter Menſchenhaſſer zu nennen (das Fremdwort ſteht ohnehin in ſeiner Bedeutung tief unter dem unſrigen): er hat gegen ſeine Umgebungen und Verhältniſſe einen gerechten Haß, und wir bedauern ihn herzlich, daß er ſo lange Zeit in einer ſo dumpfigen drückenden Luft gelebt hat, welche durch den künſtlichen Parfüm, mit dem die abgenutzten, ſeichten Menſchen ihr hatten aufhelfen wollen, nur noch widerlicher geworden iſt. Schade nur, daß dabei die Frage: „warum bliebſt Du ſo lange in ſolcher Atmoſphäre?“ oder „warum zerſchmetterteſt Du nicht in tugendhafter Kraft jene unſittlichen Verhältniſſe?“ ſo nahe liegt. — Es iſt leider zu bezweifeln, daß Moliere dieſe Fragen gewünſcht habe; denn wäre dies der Fall, ſo würde er gewiß das ganze Stück im Geiſt einer ſchönern, poetiſch größern Ironie angelegt haben. So aber iſt es nur eine Aeußerung der Zeit, aber eine ſehr wichtige, und wir hören gern einen wackern Mann den Kerker der verkünſtelten Welt für einen Kerker erklären und mit den Ketten klirren, die er haßt, während die übrigen Perſonen im Stück jenes Gefängniß für einen höchſt nöthigen Aufenthalt, und jene Ketten für wahrhaft erſprießlich und wohltönend halten. Dennoch geräth der Miſanthrop in den unleugbaren Verdacht der Halbheit. Er hat das Erkennen und das Wollen, aber nicht das Vollbringen; ihm bleibt nur die Wahl, entweder ſeine Verhältniſſe zu beherrſchen und zu verwandeln oder zu fliehen; aber er begnügt ſich — laut zu ſchelten, und talentvoll — grob zu ſeyn. Dieſe ſtete Oppoſition ohne entſcheidende Handlungen wird ihn nothwendig vor der Zeit zu Grunde richten, während er durch ſchnelle Flucht zu andern unverkünſtelten Umgebungen ſich gar leicht retten könnte.

Dennoch bleibt dieſe Charakterſchilderung, einzeln betrachtet, ſehr anziehend, und ſteht wenigſtens weit höher als manche gleichzeitige und ſpätere Schilderung des Menſchenhaſſes.

§. 3.

Thomas Shadvell, dem doch das Verſtändniß ſo nahe lag, da er Shakſpeares Werk vor ſich hatte, beging die Sünde, indem er das Vortreffliche verbeſſern wollte, das ganze Bild zu verderben. Er ſcheint ſelbſt nicht zu wiſſen, ſoll er Shakſpearen lieben oder nicht: denn bald erhebt er ſich eitel über ihn und ſpricht, durch ſeine Zuſätze und Auslaſſungen habe er erſt den Timon zu einem Schauſpiele gemacht; bald bittet er demüthig deshalb um Nachſicht und Gnade, da er ja doch noch manches Shakſpeare'ſche beibehalten habe, woran man ſich ja halten könne. Uebrigens iſt der Unwerth ſeiner Zuſätze bekannt genug und ſein verliebter (!) Timon iſt noch bei weitem wirkungsloſer als ein verliebter Hippolytus, da es ihm an aller innern Wahrheit gebricht. — Beſſer iſt der Gedanke Cumberland's, dem Timon eine Tochter zu geben; doch iſt die Ausführung mit ganz gewöhnlichen Pinſelſtrichen und verwaſchenen Farben vollführt. Dieſer Menſchenfeind iſt ein Mann von ſehr geringer Kraft, der einige Zeit ſehr thörichter Weiſe auf die Menſchen geflucht hat, und bald darauf ſeine unſittliche Exaltation mit ſchwacher Wehmuth und Zerknicktheit bezahlen muß. Cumberland lebte bekanntlich in einer Zeit, in welcher man häufig den naiven Ausdruck hörte: „ich kann dieſe Sache nicht recht klein kriegen", während man den naheliegenden guten Rath, ſie groß zu laſſen, nicht befolgen wollte. So umging er denn die Shakſpeare'ſche Alpe und legte ſich, zu eigenem und der Gleichgeſinnten Behuf, ein gutes — Schlammbad an, dem er, wunderlich genug, den Namen „Timon" gab.

§. 4.

Ohne allen Vergleich wichtiger iſt die (oft mitgetheilte) bloße Nachricht, daß unſer trefflicher Schiller ſich Jahrzehnte lang mit dem Gedanken einer Bearbeitung des Timon für unſre Bühne beſchäftigt habe, und es iſt zu vermuthen, daß ihm eine mit edler Beſcheidenheit unternommene Einrichtung dieſes Werkes weit beſſer würde geglückt ſeyn als die des größern Macbeth. Wir haben dafür einen vielleicht ſeltſam ſcheinenden, doch trifftigen Grund. Er hat nämlich, wie wir alle wiſſen, einmal verſucht in der Darſtellung der Menſchenfeindlichkeit als Shakſpeare's Gegenkämpfer aufzutreten, indem er dieſes Gefühl gleichſam nach Kantiſchen Principien aufzufaſſen und zu deduciren bemüht war. Was dabei herauskommen konnte, iſt zwar geiſtreich genug (ſo wie denn überhaupt unſer Schiller das große Verdienſt hat, manchen Kantiſchen Ideen erſt Ton und Farbe gegeben zu haben); aber das Undramatiſche und Ermüdende fiel dabei doch ſo ſehr auf, daß er bald der ganzen Sache überdrüſſig geworden zu ſeyn ſcheint, weshalb wir auch nur ein Fragment unter der Aufſchrift „der Menſchenfeind“ beſitzen, das als Studium Werth hat, ſonſt aber wenig Genuß bietet. Um ſo mehr aber würde ſich Schiller erfreut haben, wenn er, nach dem nicht gelungenen dornig-metaphyſiſchen Verſuch, zu Shakſpeare's lebendiger Fülle zurückgekehrt wäre; — doch hat das nun einmal nicht ſeyn ſollen.

§. 5.

Es würde eine unziemliche Sprödigkeit verrathen, wenn ich hier den modernen Timon ganz übergehen wollte, der uns in dem allbekannten Schauſpiele „Menſchenhaß und Reue“ gegeben worden iſt: denn wie wir auch über die mannigfaltigen und ſchreienden Mängel dieſes Stücks denken mögen, nie werden wir doch ignoriren können, daß es ſich von Liſſabon bis zum Peter- und Paulshafen, von Island bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung bekannt gemacht hat. Indeſſen täuſcht die Hoffnung, die der Titel des Stücks aufkommen läßt, daß wir hier eine Darſtellung des Menſchenhaſſes und der Reue bekommen würden, faſt ganz. Dieſer Meinau iſt ein durch Aufklärerei, Gemüthskränklichkeit und Verſtandesbeſchränktheit geſchwächter und eben deshalb überall reizbarer Mann, der ſich in der Geſellſchaft ſchwerlich jemals mag recht wohl befunden haben, weil ihm das Vermögen fehlte, ſich ſelbſt im Ernſt wie im Scherz zu behaupten. Da er ſich nicht kräftigen konnte oder wollte, ſo war freilich der beſte Rath ſich zurückzuziehen; als aber vollends der herbſte Schmerz um die Treuloſigkeit und Ehrloſigkeit ſeiner Frau hinzukommt, ſo bleibt ihm nichts übrig als ſich in die abgeſchloſſenſte Einſamkeit zu begeben, wo er ſeine Zeit mit Spazierengehen, Leſung des Zimmermann'ſchen Buchs über die Einſamkeit, kurzen Schlagreden gegen die unbequemen und übelgeſinnten Menſchen und hin- und herfahrender Wohlthätigkeit gut genug ausfüllt. Er iſt ein Unglücklicher, der auf Mitleiden Anſpruch machen darf; zum Menſchenhaſſer aber fehlt ihm Kraft und Kopf, und wir dürfen ihn nur menſchenſcheu nennen, vielleicht auch kopfſcheu.

— Wie ſo ganz anders iſt in einigen trefflichen deutſchen Romanen, z. B. im Titan, der Menſchenhaß geſchildert!

§. 6.

Wie nun bei Shakſpeare? Timon, ein durch Rang und Reichthum ſo wie durch manche glänzende Gemüthseigenſchaft ausgezeichneter Athener, hat den beſten Willen tugendhaft und glücklich zu ſeyn, und um beides ſeyn zu können, ſcheint ihm mit Recht die Menſchenliebe das Nothwendigſte; leider aber will er nicht durch das Leben hindurchringen, auch nicht hindurchgehen, ſondern im tanzenden Fluge, wie ein leichter Stern, hinglänzen. Er will geliebt und wo möglich ein wenig angebetet werden, und damit es deſto ſchneller gehe, wählt er das luſtigſte Mittel, um die Menſchen augenblicklich zu feurigen Lobrednern zu machen: er kauft, wenn er kaum auf die Waare hingeblickt hat, übertheuer ein, ſtreut mit immer neu ſich füllenden Händen links und rechts die goldene Saat aus, giebt ſchwelgeriſche Gaſtmahle und befördert eifrig das Trinken und das Tanzen. Er hat ſich ſo ganz an das Schenken gewöhnt, daß wir zuweilen faſt an eine bewußtloſe Fertigkeit in dieſem Geſchäft glauben möchten, und er würde, wie Flavius (Act II, Sc. 2) ſehr richtig bemerkt, die Welt, wäre ſie auch ganz ſein, mit Einem Athemzuge weggeben. Er möchte gar zu gern ein Gott ſeyn *), muß ſich aber einſtweilen mit

---

*) Es iſt merkwürdig, daß dieſer freilich unausgeſprochene, doch tief in Timon's Seele liegende Wunſch, Hand in Hand geht mit einem Müſſiggange, deſſen ſich jeder bloß rechtliche Menſch ſchämen würde; denn wenn die unumwundene Frage geſchähe: was thut denn eigentlich dieſer edle Athener? und zwar mit einer reinen Idee? mit Aufopferung? u. ſ. w., wie beſchämend für ihn würde die Antwort ausfallen! — Hier aber ahnden wir bei ihm einen neuen Irrthum, dem zufolge er ſich wahrſcheinlich nicht ſchämen, ſondern jenen Müſſiggang für ſehr poetiſch ausgeben würde.

Möchte er ſich doch des edlen Mythus vom Herkules erinnert haben, der bekanntlich eine ganz andre Lehre enthält.

den Titeln „der Große", „Edle", „Würdige", „Königliche" begnügen. Es darf nicht befremden, daß ein ſo ungemäßigtes, wildflatterndes Leben ſeinen ſonſt ausgezeichnet freien Blick und Geiſt trübt und den Verſtand ſchwächt. Er liebt den Juwelier lediglich, weil ihm deſſen Edelſtein gar köſtlich in die Augen leuchtet; er liebt den Poeten, weil es doch angenehm iſt ſich beſingen zu laſſen, und den Maler, weil doch die Farben zu ſeiner Ehre aufgetragen werden. Leider aber hat er — was traurig wichtig genug iſt — nicht einmal einen mittelmäßigen Sinn für die Kunſt, und er wirft kaum einen Blick auf das Gedicht und das Gemälde. Haben ſich doch die Leute um ſeinetwillen Mühe gegeben; das iſt für den Gutmüthigen, der immer nur giebt und nie empfängt, ſchon hinreichend, um ſie königlich zu belohnen und zur Tafel einzuladen.

§. 7.

Dieſes ſchwelgeriſche Tafelgeben iſt bei ihm ſchon zu einer alles Maaß überſchreitenden Sitte geworden, und wenn wir auch hiebei einige Nachſicht üben wollten, ſo müßten wir doch ihn tadelnd beklagen, daß er auch nicht einen einzigen geiſtreichen und redlichen Mann an ſeinen Tiſch gezogen hat; denn Apemantus, der wenigſtens kalten Verſtand genug hat, iſt nicht als eigentlicher Gaſt anzuſehen; er bringt ſich ſogar ſein Waſſer und ſeine Wurzeln ſelbſt mit, und kommt nur, um witzig zu ſchelten. — Wer aber iſt dieſer Ventidius? Sempronius?

Lucullus? Sind ſie verſtändig? heiter? ſinnig? unterhaltend? wer dieſe edlen Herren, mit deren Namen uns der Dichter nicht behelligt hat? Haben ſie etwas Kluges oder Anmuthiges zu bieten? Wer vollends dieſe Damen, die ſo unweiblich dreiſt in das Männerfeſt hineinflattern? Wahrlich, um nur die Zeit hinzubringen mit ſo innerlich leerem, aber geputztem männlichen Schwarm, wird Timon, wie er nun einmal iſt, wieder ſchenken und zutrinken müſſen, und mit den Damen tanzen, da wohl ſchwerlich eine erſprießliche geſellige Unterhaltung mit ihnen zu führen ſeyn möchte. Es würde faſt unbegreiflich ſeyn, wie ein Mann wie Timon in einer ſolchen Geſellſchaft aushalten kann, wenn nicht ſeine wunderbare Herzensweichheit und — möge das Wort verſtattet ſeyn — Menſchenliebeswuth ihm zu Hülfe käme. Er hat ſich nun einmal um der flachen Geſellen willen ſelbſt geiſtig herabgeſetzt, und wenn man ihm nur häufig zuruft, wie hier geſchieht beim Empfang der Damen: „O Herr, ihr ſeyd doch unendlich geliebt!“ ſo nimmt er gern ſämmtliche Geiſtloſigkeit mit in den Kauf. Gute Herzen, ſo meint er, ſind es doch alle, ihm auf ewig verpflichtet, und wie gern würden ſie ihm mit ihrem letzten Heller und Blutstropfen dienen! Dies erwägend fängt der zu weicher Rührung ſich gern Hinneigende ſogar ein wenig an zu weinen; doch ſind dieſe Thränen nicht eben vom reinſten Waſſer und werden deshalb als Schwachheit betrachtet und ſchnell in Wein ertränkt.

Das einzige Salz an der Tafel bringt Apemantus mit; aber es iſt ſo großkörnig und zuweilen dergeſtalt in Gift getaucht, daß es unmöglich helfen kann, und für Timon iſt jeder gute Rath von einem ſolchen ohne alle Liebe ſcheltenden Manne vergeblich.

§. 8.

Erwägen wir dieſe Umſtände alle einzeln, ſo möchte es ſcheinen, als könne das Intereſſe, welches Timon ſelbſt erregt, nicht beſonders groß ſeyn; und doch hat wohl noch kein Leſer dieſe Klage vorgebracht. Eine edle Natur wie Timons, möge ſie auch noch ſo ſehr mit Einzelfehlern behaftet ſeyn, zieht ewig jedes Herz an, und um ſo mehr, je gemeiner ihre Umgebungen ſind. Jene Fehler ſind nämlich von einer Art, die etwas Beſtechendes mit ſich führt; und wie wir auch lächeln und ſchelten mögen über die thörichte Redensart, daß jemand „zu gut“ ſey, unſer Herz wird für dieſen ſogenannten zu Guten tauſend rührende Entſchuldigungen vorbringen. Kommt aber vollends Unglück und inſonderheit Undank über einen ſolchen, ſo nehmen wir ſeine Partie ſo entſchieden eifrig, daß wir ſeine ſämmtlichen Fehler, die früherhin gar deutlich vor unſern Augen ſtanden, faſt ganz vergeſſen; denn gegen jenes ſeichte undankbare Pack und Geſindel hat er immer Recht, außer in dem einen Puncte, daß er ſich jemals mit demſelben gemein macht, und es mithin ſelbſt verwöhnte.

Das Bewegliche, Strömende und Ueberſtrömende in Timons Natur ſollte feſt werden; aber es gelangt nicht dazu, ſondern es wird nach dem furchtbarſten Wintergewitter hart, zackig, felſig, klippig. Laſſet uns ſehen, wie der Dichter uns dieſe ſchauderhafte Umwandlung vor die Augen ſtellt.

Schon lange hat Flavius, ein herzlich wohlmeinender treuer Haushofmeiſter und wahrhaft liebenswürdiger Menſch, im ſtillen geſeufzt über die Maaßloſigkeit und Verſchwendung ſeines Gebieters; aber er hat es nicht beim Seufzen bewenden laſſen, ſondern auch ein paarmal laut gewarnt, leider aber kein Ohr gefunden. Timon iſt in dem flüſſigen Lebenshonig, worin zu ſchwimmen er Gefallen findet, dergeſtalt verweichlicht worden, daß ihm jedes Geſpräch über ernſtere und vollends über ſogenannte proſaiſche Verhältniſſe anwidert, und er leiht dafür ſo wenig ſeine Aufmerkſamkeit, daß er ſich nicht einmal mehr beſinnen kann, Flavius habe jemals gewarnt.

§. 9.

Timon hat mit Alcibiades gejagt; fröhlich, aber erhitzt kommt er zurück, ſchon mit dem Gedanken beſchäftigt, gleich nach dem Mittagsmahl die Luſt weiter fortzuſetzen. Da begegnet ihm plötzlich in ſeiner eigenen Halle der grelle Ernſt des Lebens, in der Geſtalt mehrerer Diener, welche im Namen ihrer Herren um Zahlung der Schulden mahnen. Er iſt ſo ganz unkundig in ſeinen eigenen Angelegenheiten, daß er ſelbſt das Wort „Schuld" nicht recht verſteht und, befremdet über den neuem Anſuchen, es wiederholen muß. Er faßt ſich indeſſen bald und mit höflicher Rede bittet er den Diener, morgen früh wiederzukommen, hört aber die trockene Antwort: „Nein, gnädiger Herr." Ein Bedienter widerſpricht kurz und roh ihm dem höflich Bittenden, ihm, dem ſelbſt der geſammte Senat, und was noch mehr iſt, der Feldherr Alcibiades noch nie widerſprochen. Die Mahnung „Sey ruhig, guter Freund" verhallt, denn zwei andere Schuldforderer rufen gleichzeitig ihn von neuem an, und ſein „gönnt mir doch Athem" hat ſchon etwas Rührendes und Bedenkliches, denn ſelbſt für einen ſanften, beſonnenen Mann giebt es kaum etwas Widrigeres als irres Durcheinanderſchreien. Nachdem es gelungen die unangenehmen Geſichter wenigſtens für den Augenblick zu entfernen — indem Apemantus und der Narr dazwiſchenkommen — erfahren wir in jener eben angedeuteten Scene mit Flavius den gänzlich zerrütteten Vermögenszuſtand des Helden. Er hat alles verſchenkt, doch um deswillen rafft er ſich bald zuſammen und tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß ſeine Freunde ja eine wahre Wonne empfinden werden ihm zu helfen. Flaminius und Servilius werden deshalb ſogleich abgeſchickt, um fürs erſte fünfzig Talente zu fordern. Timon iſt ſo ganz unbekannt mit den armen Verhältniſſen der Welt, daß er nicht bloß dieſe ſchon ziemlich groſe Summe, ſondern auch die faſt zum Erſchrecken ungeheuere von tauſend Talenten, welche die Herren des Raths ihm zahlen ſollen, wer mit leichter Zunge ausſpricht, als ſey nur von etwas Geringfügigem die Rede.

§. 10.

Der treue Flavius iſt indeß bereits bei dieſen Senatoren geweſen, die außer ihren weißen Bärten nichts Ehrwürdiges aufzuzeigen haben, und hat ſtatt Geld zu empfangen, nur abgekniffene Reden, die gleichſam im Werden erſtickten, zur Antwort erhalten, und wir glauben ihm gern, wenn er hinzuſetzt, man habe ihn „zum Schweigen ſtarr gefroren." — Timons Ausruf „Götter, ſtraft ſie!" läßt ſchon ahnden, wohin es mit ihm kommen werde, und der ſpätere Troſt, daß dieſe alten Leute, um ihres Alters willen, durch kalt geronnenes Blut unmilde ſeyen, iſt wahrlich die untröſtlichſte von allen Tröſtungen. Aber iſt doch dieſe abſchlägige Antwort des Senats nur ein kleines Unglück! Timon braucht ſich ja nur zu beſinnen auf die Vielen, die er gerettet und reich gemacht hat; wie könnten ſie ihm Beiſtand verſagen! Hat er doch noch neulich den Ventidius, der dürftig und verhaftet war, mit fünf Talenten befreit; der Mann iſt jetzt ſehr begütert worden, und wie wird er ſich freuen zurückzahlen zu können! —

Was bei dieſen Sendungen und Bitten des Timon durch ſeine Diener herauskommen kann, ahnden wir längſt, und eben weil wir es wiſſen, konnte uns der Dichter hier ein Feſt des Witzes geben, indem jede kalternſte Darſtellung empörender Böswilligkeit des undankbaren Geſchwätzes, weit entfernt den Schauder zu erhöhen, ihn nur würde geſchwächt haben. Alle dieſe Leute ſind elende Geſellen, doch eben deshalb für den Dichter brauchbar, um uns ein gewiſſes tragiſches Lachen zu bereiten. Lucullus, ein ſchwelgeriſcher und habſüchtiger Dummkopf, zeigt ſich in ſeiner ganzen ergötzlichen Gemeinheit, indem er ſich noch obendrein für klug hält und dem treuen Diener auf ſeine Weiſe einen guten Rath giebt, der aber nebſt dem Trinkgelde ihm wieder vor die Füße geworfen wird.

Lucius iſt ein luſtigerer Sünder, und da er ſchon von dem mißlichen Zuſtand des Bittenden unterrichtet worden iſt, weiß er ſich ſchon eher zu faſſen. Er iſt ſo unglücklich geweſen ſich ganz auszugeben, und zwar erſt geſtern. Er iſt aber auch deshalb ſo böſe auf ſich ſelbſt, daß er auf die unzarteſte Weiſe mit ſich umgeht, und da der gerechte Zorn die Ausdrücke nicht immer wägt, ſich ſelbſt ein „dummes Vieh," ein „erzdummes Vieh" (What a wicked beast was I! u. ſ. w. Act III, Sc. 2) nennt, wobei man ihn wohl laſſen darf.

§. 11.

Ventidius wird uns nicht weiter vorgeführt, weil er uns zu ſehr empören würde, da wir wiſſen, daß er ſo eben noch durch Timon aus der Kerkerſchmach befreit worden iſt. Dafür aber tritt Sempronius in neugefärbter Schlechtigkeit deſto wirkſamer auf. Er muß den Schmerz erleben, daß Timon eher zu drei andern Freunden geſandt hat als zu ihm, und ſeine feinorganiſirte Seele wird durch dieſe Vernachläſſigung ſo ſehr verletzt, daß er nunmehr gar nicht helfen mag. Es iſt eine Ehrenſache, und er kann höchſtens im ſtillen weinen, daß Timon in der Reihe ſeiner Freunde ihn hat Nummer Vier ſeyn laſſen. Timons Diener, der ſich auf ſo feingewebte Gefühle nicht verſteht, nennt ihn freilich einen „liſtigen Spitzbuben,“ doch kümmert das den Sempronius nicht, ſelbſt wenn er es hören ſollte. Hat er doch ſein Geld gerettet.

Noch ſind drei Fremde bemerkenswerth. Sie ſcheinen zu der Gattung von Leuten zu gehören, die einen wahren Genuß haben, wenn ſie von traurigen und ſchlimmen Dingen hören. Zuvörderſt ſind ſie in viel beſſerer Lage als der arme Mann von dem die Rede iſt: dieſer Gedanke weht ſie an wie ein laues Sommerlüftchen, ſodann können ſie bei dieſer Gelegenheit rührende Reden halten, wie ſehr der Unglückliche zu beklagen, und bitter pathetiſche, wie ſehr die falſchen Freunde zu tadeln ſeyen. Sie ſelbſt ſind ſicher, daß man von ihnen etwas fordern werde; doch iſt der eine dieſer Fremden ohnehin noch ſo klug zu verſichern, er werde, durch dieſen Vorfall gewitzigt, hinfort nicht mehr ſo mitleidig ſeyn als ſonſt. — Des Dichters vielſeitige Satyre ſtrömt viel öfter und reicher, als man meiſtens geglaubt hat.

§. 12.

Jetzt wird Timons Haus von den Gläubigern belagert, und der treffliche Flavius hält nur mit Mühe die ungeſtümen Mahner in der Vorhalle auf. Da die Zeiten der Schonung und Güte vorüber zu ſeyn ſcheinen, ſo ſagt er ihnen geradezu, ſie dienen Schurken, worüber ſich Varro's Sklav auf eine Art tröſtet, die ſeit der Zeit wenigſtens in hundert Luſtſpielen nachgemacht worden iſt. Flavius möge, meint der knechtiſchgeſinnte witzelnde Knecht, reden was er irgend wolle, er ſey ja arm und das Strafe genug. Wer dürfe grob ſeyn, wenn nicht der Arme, der kein Haus habe? u. ſ. w. Grob ſeyn iſt alſo, nach Varro, ein Vergnügen, und das will er dem Flavius, der ſonſt keins hat, wohl gönnen.

Endlich, vergeblich gehalten von dem ſorglichen Flaminius, ſtürzt Timon aus dem Innern des Palaſtes, wo er allein Schutz finden konnte. Aber er, an Leiden keiner Art gewöhnt, ſollte das Schwerſte erdulden, Beraubung der Freiheit? Was er bisher für ſicher und feſt gehalten, der Boden worauf er trat iſt unter ihm eingeſunken, die Säulen von morſchem Holz — er hielt ſie in ſchwelgeriſch trunkner Gefühlsblindheit für marmorn — ſind bei der erſten ernſten Berührung zuſammengeknickt, und nun, bei ſolcher Gefühlsverletztheit, ſoll er noch gefangen ſeyn im eigenen Hauſe? Ein entſetzlicher Kerkerekel, alle Beſonnenheit raubend, ergreift ihn. — Doch was kann ihm in der Vorhalle anders begegnen als mit Rechnungen bewaffnete, mahnende Knechte, die, da ſein Unglück ſchon öffentlich geworden iſt, der ſtets vergeblichen Gänge überdrüſſig, endlich auch ein wenig ungeduldig und unhöflich werden. Haben wir nun ſchon vorher aus einzeln hingeworfenen Reden des Timon geahndet, wie ſein Herz ohne Troſt und zur Feindſeligkeit ſich neigend zuſammenſinkt, ſo vernehmen wir jetzt die erſten Flügelſchläge der Verzweiflung. „Schlagt mich todt mit euren Rechnungen! — ſpaltet mich bis zum Gürtel!“ — „münzt mein Herz zu Gelde!“ — „rechnet ſie (die Schulden) an meinem Blute ab!“ — „fünftauſend Blutstropfen mögen die bezahlen!“ — „zerrt, packt mich zerreiſſend an, und zürnende Götter zerſchmettern euch!“ — Dieſe einzelnen Wortblitze erhellen uns Timons Inneres mehr als irgend eine Beſchreibung vermögen würde. Daß er die mahnenden Diener durch ſolche Reden verſcheucht, iſt ſehr begreiflich, denn ſie halten ihn nunmehr im Allgemeinen für wahnwitzig, und der Verrückte gilt in der gewöhnlichen Welt viel mehr als der unbequeme Unglückliche, ſollte er auch mit glänzendem Verſtande begabt ſeyn.

Daß er ſich gleich darauf noch einen ſogenannten Spaß macht mit ſeinen falſchen Freunden, iſt abermals der Natur vollkommen gemäß. Wer nichts mehr hofft und nichts mehr fürchtet, dem bieten ſich viel tauſend Scherze, nur daß ſie freilich weder ihn noch andere erheitern. Dennoch fühlt ſich der Verzweifelnde durch ſolche Gedanken wenigſtens angeregt, und das warme Waſſer, mit dem er die eben ſo ſchlimmen als dummen Geſellen beſpritzt, giebt ihm vermuthlich eine augenblickliche Kühlung, die wir ihm gern gönnen wollen. Auch iſt es billig, daß der Zuſchauer, der doch nur mit Mißgeſelbſt dieſe Leute ſchmauſen und zechen ſah, ſie auch einmal in luſtig-übler Lage erblickt, hungrig und naß und nach den Kappen ſuchend, um dem wüthenden Gaſtgeber zu entkommen.

§. 13.

Was nun folgt, die Schilderung eines wie von dem Meduſenhaupte des Schickſals angeſtarrten, äußerlich gleichſam in einen Granitfelſen verwandelten Menſchen, in deſſen Tiefe jedoch die wüthendſten Flammen lodern, dieſes Gemälde zeigt uns ganz wieder den tiefſinnigen Dichter des Lear und Othello; und wenn ſeine Größe als Charakteriſtiker in dem gegenwärtigen Drama nicht ſo häufig unter uns anerkannt worden iſt als in jenen Werken, ſo möchte wohl die ganz nahe liegende Urſache, daß Timon noch auf keiner deutſchen Bühne aufgeführt worden iſt, die hauptſächlichſte ſeyn *).

Betrachten wir Timons Zuſtand von moraliſcher Seite, ſo ergiebt ſich, daß er in denſelben nur gerathen konnte, weil ihm die Idee der Menſchheit ſelbſt nie klar geworden. Hätte er dieſe gehabt, ſo würde das höchſte Unglück, welches ihm begegnen konnte, nur das geweſen ſeyn, ein paar Dutzend widrige und erbärmliche

---

*) Nur von dieſer Charakterzeichnung des Timon ſelbſt und der tiefen Auffaſſung des Gedankens iſt hier die Rede; ſonſt verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß Timon, als Drama, nicht mit dem bei weitem höherſtehenden Lear, Hamlet, Macbeth und einigen andern verglichen werden ſoll.

Leute kennen gelernt zu haben: ein Misgeſchick, das freilich auf Wochen und Monate betrüben mag; doch für das Leben im Großen nichts entſcheiden kann. Da ihm aber jene Idee ganz fehlte und er ſich nicht einmal um dieſelbe bemühte, ſo mußte ſeine Seele nothwendig immer beſchränkter und ſchwächer werden, weshalb auch ſogar ſeine Tugenden den Charakter der Weichlichkeit annehmen. Ihm fehlt ſelbſt jener — keineswegs ſeltne — Lebenstact, der uns die hohlen Egoiſten, gezierten Schmeichler u. ſ. w. ſo leicht kennen lehrt, er wirft ſich weg an den geputzten Pöbel, und rettet ſich unſre Theilnahme nur dadurch, daß er, der Maaßloſe, zwar im Uebergüte fehlte, doch nie ſelbſt ein Mitglied dieſes Pöbels ward. So entwickelt er ſich als ein rein tragiſcher Charakter, und wenn auch was ihn *läutern* ſollte ihn nur bewegt, ſich und die Welt zu einem Scheiterhaufen zu machen, den er ſelbſt anzündet, ſo iſt gerade dieſer Umſtand, daß er bei dieſem Menſchenhaß ſich ſelbſt am unglücklichſten fühlt, ganz geeignet ihn unſerm Herzen näher zu bringen und wahrhaft Furcht und Mitleid (reinigend) hervorzurufen. — Der Menſchenhaß iſt ohne Zweifel unter allen Anſichten und Empfindungen für den, der ihn hegt, die ſchauderhafteſte und am ſicherſten tödtende, und wer ſich dabei *wohl* befinden könnte, würde uns ſchon um deswillen zum Gegenſtand des Abſcheus und der Verachtung werden.

§. 14.

Der Dichter giebt uns ſelbſt dieſen Geſichtspunct, indem er Timon und Apemantus zuſammenſtellt. Dieſer Cyniker würde ohne Zweifel unſre ganze ernſte Abneigung erregen, wenn nicht der Dichter, ſtets durch reine Erkenntniß und Tact geleitet, ihn mit genugſamer Lächerlichkeit (als Gegengewicht) ausgeſtattet hätte. — Apemantus iſt eine nur mittelmäßige Natur; aber reich an Witz, ohne alles wahre Verdienſt; doch um deſto eitler und deshalb ſtets bemüht Aufſehn zu erregen. Wie Timon ſeine Menſchenliebe entweihete, indem er die Flamme derſelben nicht rein erhielt, ſondern auf öffentlichem wildem Markte flammen ließ (wodurch ſie ſelbſt befleckt werden mußte), ſo trägt Apemantus ſeine Menſchenfeindlichkeit zur Schau, und wird ſchon um deswillen auch unter ſeinen Umgebungen lächerlich, weil ſich nunmehr jeder vor ihm hüten kann, wenn er es anders der Mühe werth findet. Zum Menſchenhaſſe fehlt ihm die genügende Energie, und in der Menſchenverachtung, die er ſo häufig ausſpricht, geht es bei ihm ſo luſtig zu, daß wir ihn ſogar glücklich nennen möchten, könnte das Unſittliche jemals wirklich glücklich machen. Bösartig iſt er indeſſen keinesweges, denn er ſchließt ſich ſelbſt von der Verachtung nicht aus, wodurch aber eigentlich ſeine ganze Anſicht in nichts zerfällt; denn wie könnte wer ſich ſelbſt verachtet ein feſtes Urtheil haben? ein Vermögen, das an ſich ſchon von der Würde des Menſchen zeigt. Um ſich nun in dieſer Selbſttäuſchung zu erhalten, bedarf er des ſteten Witzes als einer Lebensluſt, außerhalb welcher er gar nicht exiſtiren kann. Auf dieſen Witz aber thut er ſich auch gar viel zu Gute und ſieht ihn als Acker und Pflug an, er muß ſich täglich üben, weshalb er auch die Einſamkeit flieht und ſich ſtets in Geſellſchaften drängt, da der Witz bekanntlich ein geſelliges Talent iſt. So geräth er durch ſein tägliches Leben immer tiefer in den lächerlichſten Widerſpruch mit ſeinen laut ausgeſprochenen Anſichten; und nur wenn ſich die Menſchen einmal verſchwören ſollten ihm nie ein Ohr zu leihen, dann erſt könnte er ſie wirklich haſſen, jetzt thut er ſchwerlich jemandem etwas zu Leide. — — Von der früheſten Kindheit an Dürftigkeit und Bedürfnißloſigkeit gewöhnt, freut er ſich ſeines kerngeſunden Leibes und ſeines in der Schiefheit ſtets muntern Geiſtes; mögen die Menſchen ſich Glanz und Reichthum erwerben, die gönnt er ihnen gern, nur im Witz will er der Erſte ſeyn, und es gefällt ihm wohl, wenn einmal jemand in dieſer Hinſicht bei ihm in die Schule geht. Ein ſolcher iſt der Narr, der einmal auf das Wort von Varro's Diener: „Du biſt nicht ganz und gar ein Narr" ſchnell erwidert: „und Du nicht ganz und gar ein Weiſer; ſo viel Narrheit ich habe, ſo viel Witz fehlt Dir." Dieſe Antwort, deren ſich der Cyniker nicht zu ſchämen brauchte, entzückt ihn auch dergeſtalt, daß er ausruft: „Das war geantwortet wie Apemantus."

§. 15.

Da er die Menſchenfeindlichkeit wie eine Wiſſenſchaft und Kunſt treibt, ſo erſcheint ihm Timon, von deſſen tieferm Herzen er keinen rechten Begriff hat, nur als ein unberufener Nachahmer und Pfuſcher im Handwerk, und mit ſeiner ganzen cyniſchen Redekunſt bewaffnet dringt er in jener allbekannten Unterredung auf ihn ein, um ihn von einem Wege abzulenken, auf dem er allein glänzen will. Hier aber hat ſich Apemantus verrechnet, und wie ſehr auch Timon gefehlt haben und jetzt irren möge, ihn zu belehren iſt ein Apemantus nicht gut genug, und die Beredſamkeit des flammenden und blutenden Herzens trägt bei weitem den Sieg davon über den Witz des Handwerks. — Ob übrigens dieſer Cyniker „nicht einmal Tugend genug habe, um ſich irgend ein Laſter zu erwerben, auf das er ſchilt," möchten wir doch bezweifeln.

Was aber mehr als alles andre zu Timons Gunſten ſpricht, iſt die reine Liebe und Treue, die ihm ſein Hausmeiſter und die geſammte Dienerſchaft auch im äußerſten Unglück erhält. Dieſe guten Leute tragen das Andenken an die Güte ihres Herrn tief in ihrem Herzen, wobei wir noch zu ihrer Ehre erinnern wollen, daß Timon ſich doch wohl nur allgemein-menſchlich gegen ſie bezeigte, da ſeine zerſtreute Seele ſchwerlich Zeit gewann an etwas andres ernſtlich zu denken als an Vergnügungen und glänzende Wohlthätigkeit. Aber auch ſelbſt jene gewöhnliche Menſchlichkeit und Milde im Allgemeinen genügt dieſen treuen Seelen, und gern würden ſie jetzt die böſen Tage des Gebieters mittragen helfen, wie ſie ehedem die guten, wenn auch nur in der untergeordnetſten Beziehung, mitgenoſſen. Indeſſen wird ihnen auch dieſe ſchmerzliche Freude misgönnt: denn Timon iſt ja weit hinweg in die tiefſte Einſamkeit geflohen, er vermag kein Menſchengeſicht mehr zu ertragen; und wie könnte man auch einem Menſchenhaſſer helfen, ſo lange er ſich ſelbſt nicht helfen will? — So muß der wackere Flavius die edlen Knechte wie verwaiſete Kinder verabſchieden, und es geſchieht dies in einer Scene, die durch ihre rein menſchliche, tiefe Innigkeit von jeher alle Leſer erfreut und getroffen hat. Dieſe Menſchen bilden gleichſam das unſchätzbarſte Denkmal für den Unglücklichen, den der gräßliche Schmerz nur zu bald aufreiben wird. Flavius theilt den letzten Reſt ſeines Vermögens unter ſie aus und macht dann mit ihnen einen ewigen Bund zum Andenken des ehemaligen Herrn. Wo ſie ſich auch wiedertreffen werden, da wollen ſie um Timons willen immer gute Freunde ſeyn. Sie werden dann trauernd den Kopf ſchütteln und ſagen, wie zum Grabgeläute auf das Geſchick ihres Herrn: „wir haben beſſere Tage geſehen.“

§. 16.

So ſcheiden die Betrübten; aber Flavius iſt damit nicht begnügt. Möge ſein Herr geflohen ſeyn, kann er doch nicht wehren ihm nachzufliehen, will er auch ſeine

Dienſte und die Dienſte keines Menſchen mehr; dieſer treue Menſch fühlt ſich dennoch nicht ſeines Dienſtes entbunden, er kann von dem geiſtig zerriſſenen und in der Zerriſſenheit feindlich erſtarrten Herrn nur die bitterſten Vorwürfe erwarten; doch wie leicht verzeiht der Edle, Freigeſinnte dem im dunkelſten Leiden hinſtarrenden Unglücklichen! — Wohl ahnden wir alle den Erfolg, daß Timon ihn zurückweiſen werde; aber die ſchmerzlich erhebende Empfindung, die Timon aus dieſer unbeſieglichen Treue ſchöpfen muß, iſt unendlich mehr werth als alle äußern Dienſte, die ihm noch geleiſtet werden können. Leider aber bleibt es bei dieſer Empfindung, und nur bei der unrein aufgefaßten: denn der einzige Lohn, den Flavius erhält, iſt, daß Timon ihn würdig ſchätzt — auch ein Menſchenhaſſer zu werden, wozu er ihn freundlich auffordert.

So ſehen wir denn auch hier, daß es dem Dichter nicht allein darum zu thun iſt, uns tief zu rühren, ſondern daß er auch hier eine große Anſicht geben will. Iſt es nicht als hörten wir eine Stimme: „Du wagſt, Du unterſtehſt dich die Menſchen zu haſſen? welch ein Verdienſt haſt du dir um ſie erworben? Eine Schaar elender Geſellen, die du ſelbſt zum Müſſiggang auffütterteſt, hat dich verlaſſen. Zürne über ſie; doch mehr noch über dich und deine Thorheit. — Und dann: Du, dem ſolche Diener geblieben ſind, für die du nichts thateſt als die gewöhnlichſte Schuldigkeit, und die dich dennoch mit wahrer Herzenstreue lieben, du, der im Flavius ein wahres Kleinod beſitzt, ein Muſter edler Anhänglichkeit und ausdauernd liebender Hingebung, du, ſtatt dich aufzuraffen zu neuer Kraft, zerſtörſt dich ſelbſt in unſittlich verworrenem Schmerz?" —

— — Doch auch dieſe Stimme ſoll nicht einſeitig vor-, ſondern nur mittönen, ſie ſoll nicht ſchulmeiſterlich eine Einzellehre auftragen, ſondern zu dem großen Accord mitwirken.

§. 17.

Ueber die andern Unterredungen Timons, in der Einſamkeit des Waldes, mit dem ſchmeichleriſchen Dichter, Maler, den Abgeſandten des Senats u. ſ. w. bedarf es keiner ausführlichen Kritik. Wer ſich den Genuß noch von außen her erhöhen will, leſe Lucian, da ſich hier eine Vergleichung bietet, die für Shakſpeare nur vortheilhaft ſeyn kann. Abgerechnet daß wohl überhaupt der ganze Lucianiſche Timon mit ſeinen ununterbrochnen, theils kalt witzigen, theils völlig rohen Schmähungen gegen Götter und Menſchen auf keine wahre Theilnahme Anſpruch machen kann, wird die Monotonie in den Unterredungen mit ſeinen falſchen Freunden, den Rhetoren und Sophiſten, bald genug läſtig, da er ſelbſt nicht viel höher ſteht als dieſe elenden, kläglichen Leute. Den Schluß dieſer Unterredungen machen allemal Steinwürfe und Prügel; gleichſam als letzte Inſtanz oder ultima ratio rerum. — So über alle Gebühr bequem macht es ſich der vielbewunderte Autor.

§. 18.

Mit dem Alcibiades, der doch in dem Shakſpeare'ſchen Werke eine ſo wichtige Rolle ſpielt, an der Tafel des Timon wie im Verſammlungszimmer des Senats, an der Spitze des Heers und in der Geſellſchaft der Buhlerinnen; vor allem aber als Sieger über den entarteten, nur auf Wucher denkenden atheniſchen Senat, — mit dieſem glänzenden Manne haben die Commentatoren nicht viel anzufangen gewußt. Entweder ignorirten ſie ihn ganz, oder bedauerten ſeine Gegenwart als halb überflüſſig, oder gaben ihn für eine romantiſche Zuthat aus, die man, da ſie zum Glück nicht langweilig ſey, wohl verzeihen könne. Das beſſere Urtheil iſt leicht zu finden und auch in neuern Zeiten nicht unangedeutet geblieben. Nach meiner Anſicht iſt Alcibiades eine unentbehrliche, tragende Säule des Werks, und wir würden ohne ihn in der Idee des Ganzen überall auf Dunkelheit und Lücke ſtoßen, wir würden ohne ihn und ſein Verhältniß zum Senat ein bloßes Familiengemälde erhalten haben, das in ſeinen engen Formen wohl hätte lehrreich werden können, in keinem Falle aber „Timon von Athen“ hätte heißen dürfen. — Wir ſehen in dem Verhältniſſe des Alcibiades (bemerkt Schlegel) „ein Beiſpiel von dem Undank eines Staates gegen ſeinen Vertheidiger, wie dort (bei Timon) der Privatfreunde gegen ihren Wohlthäter. Und wie die Verdienſte des Feldherrn um ſeine Mitbürger mehr Charakterſtärke vorausſetzen als die des großmüthigen Verſchwenders, ſo ſticht auch ihr Betragen gegen einander ab: Timon härmt ſich ſelber zu Tode, Alcibiades ſchafft ſich mit Gewalt das verlorene Anſehen wieder.“

— Wir gönnen ihm das gar wohl, und ſehen es gern, daß ein Senat wie der hier aufgeſtellte gedemüthigt werde. Der Dichter ſchildert alles gerade ſo wie es kommen mußte, denn es kann nicht fehlen, daß ein tapferer und gewandter Feldherr über ein ſo lockeres und loſes Regiment den Sieg gewinne. Bloß dieſe Wahrheit will der Dichter hier verkünden; doch ſoll auch ſie nur mittönen, nicht ſich vordrängen, denn die eigentliche Grundidee des Stücks iſt unendlich höher als der ganze Alcibiades und alles was er andeuten kann; — ſo wie denn überhaupt kein Einzelner als Träger der Idee des Ganzen ſich kecklich hinzuſtellen wagen darf. Auf eine ſolche Ehre könnte vollends Alcibiades keinen Anſpruch machen, er, dem bei manchen glänzenden Eigenſchaften doch die Tiefe des Geiſtes und die Liebe fehlt, und der, weil er faſt immer nur an ſich denkt und für ſich ſorgt, auch deſto leichteres Spiel hat, ſich ſelbſt zu helfen. Da er aber, wie geſagt, nur den Augenblick und ſich ſelbſt als ſtete Hauptſache bedenkt, ſo können wir unmöglich eine ſolche Selbſthülfe als würdig und entſcheidend gelten laſſen.

XXVII.

Ende gut alles gut.

§. 1.

Obwohl dieſes Schauſpiel offenbar aus Shakſpeares reifer Jünglingszeit iſt, und ſelbſt der reiche Stoff überall die mannigfaltigſte Unterhaltung gewähren zu müſſen ſcheint, ſo hat es dennoch nicht viele Gunſt gefunden, wenn man anders von den gedruckten Kritikern auf das harmloſere Publicum ſelbſt ſchließen darf. Es iſt gewiß: wer ein für allemal die Liebe in ihrer ſtets auch äußerlich triumphirenden Geſtalt zu ſehen verlangt, wer durchaus nicht haben will, daß eine Jungfrau liebt wo ſie nicht wiedergeliebt wird, wer ein ſolche, und hätte ſie die Reize eines Engels, nicht ſehen mag als liebeſuchende und endlich durch einen unſchuldigen Betrug erlangende Pilgerin, wer endlich vor lauter Aerger über den egoiſtiſch frechen und hoffährtigen geliebten Unliebenden allen klaren Blick verliert u. ſ. w., ein ſolcher kann freilich unmöglich Genuß finden, hier, wo gleich beim erſten

Anblick eine neue Bahn, die er nicht anerkennt, ihn ſtutzig macht.

Wie man aber mit einem ſo engen Blicke nicht gut (d. h. verſtändig und heiter) leben kann, ſo kann man auch mit einem ſolchen nicht gut leſen, und man iſt in Gefahr im Leſen ſelbſt das Leſen zu verlernen. Betrachten wir deshalb die Sache wie ſie liegt.

§. 2.

Die Geſchichte, welche das Drama uns vorführt, iſt vielleicht ſo alt als die Zeit überhaupt, in welcher die äußeren Verhältniſſe des Ranges und Standes ihre hemmende und trennende Kraft bewieſen, und bei ſchwächern Gemüthern wohl gar als Schickſal erſcheinen konnten, wo dann die Liebe, die von allen dieſen gemachten Beziehungen nichts weiß und nichts wiſſen kann, weil ſie in ihrer göttlichen Gewalt alles ablehnt, was bloß gemacht worden iſt, machtvoll dazwiſchentritt, bald tragiſch, bald komiſch; und zwar — bei dem ächten Dichter gewiß immer — mit einiger Ironie, die gerade hier am beſten verſtändigen und erläutern kann. Geſellet ſich nun vollends noch zu dem Hinderniß des Standes von einer Seite noch die Unliebe von der andern hinzu, ſo wächſt die Schwierigkeit faſt bis in's Unendliche, und jene Ironie wird einen Grad erreichen müſſen, der hart und verletzend werden dürfte, wenn der Dichter nicht auch den ganzen Umfang der reinen Liebe kennte, und wüßte, wie ſie ſelbſt die bitterſten Schmerzen zu adeln vermag. Dazu aber bedarf es der genaueſten und zarteſten Schilderung, und wir können ſogar eine gewiſſe Ausführlichkeit und genetiſche Auseinanderſetzung fordern, die mehr in das Gebiet des Romans und der Novelle einſchlägt; ſo daß wahrlich das ganze Shakſpeare'ſche Genie erfordert ward, um hier ein rein dramatiſches Leben vorzuführen und die Fülle des Stoffs hell und farbig vor uns auszubreiten.

Wir ſehen im Anfang ſogleich faſt alle Hauptperſonen, und zwar in einer Stunde, wo ſelbſt eine ſonſt ſtumme Lippe Rede gewinnt, und wo ſich deshalb ein Gemüth am offenſten zu zeigen pflegt, — in der des Abſchieds. Die Gräfin von Rouſſillon, eine ſchon bejahrte verwittwete Frau, entläßt ihren Sohn an das Hoflager des Königs von Frankreich, und einige tiefgefühlte ſinnige Worte deuten ihren Schmerz über die Trennung an. Bertram, ihr Sohn, zeigt in gemeſſenen wohlanſtändigen Reden ſeine Theilnahme, und ein alter, wackerer Ritter, Lafeu, empfindet väterlich geſinnt, redlich mit, was die Mutter fühlen muß. Wie aber eine Abſchiedsſtunde doppelte Kraft verlangt, ſo haben auch gutmüthige und gebildete Menſchen in ihr eine beſondere Scheu, ſich nicht unter einander noch mehr zu betrüben, ſondern ihr Herz leitet ſie dann wohl zu einem Geſpräch verwandten Inhalts, etwa über ein allgemein wichtiges, Alle angehendes Leiden, und ſo wendet ſich das Wort auf die Krankheit des ehrwürdigen, innig geliebten Königs. Wir vernehmen, es ſey mit derſelben ſo weit gekommen, daß der edle Leidende ſchon ſelbſt alle irdiſchen Hoffnungen aufgegeben und die Aerzte ſämmtlich entlaſſen hat, die ihn nur beunruhigend aufregen, aber nicht heilen können. Dabei gedenkt die Gräfin, die den wahrhaften geiſtigen Adel beſitzt, d. h. gern liebt und lobt was Lob verdient, der großen Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit ihres bereits geſtorbenen Freundes und Arztes Gerard von Narbonne, deſſen Andenken bei ihr ungetrübt iſt, da ſie ſtets ein geliebtes Weſen, die Tochter deſſelben, Helena, um ſich hat. „Als Kammermädchen,“ ſagt ſie freilich ſelbſt, da doch nun einmal jede Stellung im Leben, wenn in äußerlicher Beziehung davon geſprochen wird, einen Namen oder wohl gar einen Titel haben ſoll.

§. 3.

Auf dieſe Helena — das ſtille, ſchöne, jetzt wohl recht blaſſe Mädchen, hat bisher beſcheiden und in wortloſem Schmerz da geſtanden — auf ſie wendet ſich jetzt die ganze Aufmerkſamkeit, da die Gräfin ihr eine Lobrede hält, die ſich durch geiſtreiche Genauigkeit der Anſicht beſonders auszeichnet. — Dieſe Helena gehört nicht zu jener Gattung von tugendhaften Menſchen, die ſich nur mit Mühe und Noth der Sünden erwehren, zu denen ſie große Neigung haben; ſondern ſie iſt eine rein ſchöne Natur, ſie hat das Genie der Sittlichkeit und iſt deshalb lieblich und liebenswürdig. Das arme Mädchen hört von dieſem Lobe ſchwerlich mehr als einzelne Laute und hat nur Thränen der Rührung als Antwort. Die Gräfin iſt ſo feinfühlend und ſo vertraut mit dem ſchönen Herzen ihrer Pflegetochter, daß ſie jene Thränen nicht als Folge ihres Lobes — deſſen es ja nicht bedarf — ſondern der Erinnerung an den abgeſchiedenen Vater erklärt. Daß ſie ſich dennoch in dieſem einzigen Falle irrt, entſcheidet gegen ihre Anſicht gar nicht, denn die Liebe iſt das ewig offene Geheimniß, und nur der Name des Geliebten iſt verhüllt.

Bertram hat an dem Geſpräche wenig Theil genommen und eilt zur Abreiſe. Er bittet mit Anſtand die Mutter um ihren Segen, und dieſe giebt ihn ihm, begleitet von einigen wenigen eindringlichen Lehren, die ſie gelaſſen vorträgt; denn es iſt eine der beſten Belohnungen eines wohlgeführten Lebens, daß wir im Alter, ſelbſt mit kummervollem Herzen, die Helle und Beſonnenheit des Geiſtes behalten. Der wackere Lafeu verſpricht der Mutter, ſich des Jünglings ſtets anzunehmen, und dieſer wendet ſich ſodann zu Helena, um auch ihr ein Abſchiedswort zu ſagen. Dieſes Wort — es iſt eine kurze, aber herzliche Empfehlung ſeiner Mutter an ihre ſorgfältige Liebe, iſt ſo kindlich gut, daß wir es bei ihm nicht überſehen dürfen. Man möchte vielleicht ſagen, es ſey für Bertram, den gebornen Egoiſten, faſt zu gut; allein es iſt ja die Stunde des Abſchiedes, in der der Menſch immer am beſten iſt und am einfachſten empfindet. Es iſt ferner die **Mutter**, für die ja ſelbſt ein verwahrloſtes und eitles Gemüth wenigſtens in der tiefſten Seele noch etwas Gutes aufbewahrt, das jetzt an den Tag kommt — und Helenen mit neuem Zauber berührt.

§. 4.

Sie hat nicht vermocht ihm zu antworten, alle haben jetzt den Saal verlaſſen, und nur ſie bleibt, und der gepreßte Buſen erleichtert ſich in reinen Worten und ungehemmten Thränen. Dieſe floſſen nicht dem Andenken ihres Vaters, — es iſt als müſſe ſie ſchnell und laut das ausſprechen, weil ſie ſich vielleicht ſelber zürnt, daß ſie nur auf einen Augenblick dieſen Irrthum durch ihr Schweigen begünſtigte — ſie floſſen ihm, dem Jünglinge, der ſo eben fortzog, ihm, den ſie mit der ganzen Fülle ihres reichen, feurigen, feſten Herzens liebt.

Und nun iſt er hinweg, und ſie iſt verloren! es iſt gar kein Leben mehr, wenn Bertram weg iſt. (I am undone; there is no living, none, if Bertram be away u. ſ. w.) Freilich iſt das als liebe ſie einen beſonders leuchtenden Stern am Himmel und ſehne ſich den zu heirathen. Sie muß ſich mit dem Anblick ſeines Glanzes begnügen, aber er war doch in ihrer Nähe; in ſeine Sphäre hinauf kann ſie nicht kommen. Es war doch ſüß, obgleich eine Qual ('twas pretty, though a plague) ihn ſtündlich zu ſehen und ſich zu weiden an ſeinen bogigen Augenbraunen, ſeinem glänzenden Auge, ſeinen Locken, und ſie tief einzuzeichnen in ihr Herz. Und nun iſt er fort, und alles iſt öde und leer, und die Liebe, ſolche Oede mit Einem Blicke überſchauend, giebt ihr als erſtes Wort: I am undone!

§. 5.

In jener Einen Scene und in dieſem Einen kurzen Monolog hat der Dichter ſein ganzes Stück begründet, und wie auch Einzelnes in den bevorſtehenden Begebenheiten uns überraſchen möge, in Beziehung auf die Haupthandlung ahnden wir gewiß alle richtig vorher, was kommen müſſe. Dieſe Liebe iſt die rein jugendliche, vollendet ſtarke, und Helena kann um des Geliebten willen wohl handeln oder ſterben, aber nicht müſſig ſchmerzlich dulden, denn dieſe Duldung ſelbſt iſt kein Leben. „Er iſt fort und ich bin verloren und es iſt überhaupt kein Leben ohne ihn!" dies iſt die wahre Farbe und der ächte Pulsſchlag der Leidenſchaft; denn wie ſicher auch Sittſamkeit und Zartgefühl in ihr wohnen möge, jene ſchmerzliche Wonne ihn zu ſehen, wenn auch keiner ſeiner Blicke dem ihrigen wiederbegegnet, die vermag ſie nicht zu entbehren. Wenn aber die „Hindin, die ſich in den Löwen verliebt hat," vor Liebe ſterben muß, ſo hat der Menſch Kraft und Klugheit, um noch alles zu verſuchen, ehe er die Beute des Todes wird; und was Helena verſucht, ſo gewagt es iſt und ſo unweiblich es bei dem erſten Schritte auch ſcheinen kann, iſt dennoch von einem geheimen Zauber der ſüßeſten Lieblichkeit umhüllt. — „Des Königs Krankheit," weiter verräth ſie uns jetzt noch nichts und weiter darf ſie ſich auch noch ſelbſt nichts verrathen, denn wie könnte ſie ihre geliebte Wohlthäterin, die alte Gräfin, jetzt heimlich verlaſſen wollen! — Aber ehe ſie noch dieſe Erlaubniß erhält, erfährt die mütterliche Freundin ihre Leidenſchaft, und wir werden nun Zeugen eines Verhältniſſes, das uns immer mehr mit Liebe und Rührung für beide Frauen erfüllt. Welch eine reine ſittliche Vornehmheit, vereint mit der zarteſten Mutterliebe auf der einen Seite, welch tiefes Gefühl und Hingebung und welche rein kindliche Naivetät auf der andern! Hat ſie doch Gott ihr Gefühl zu vertrauen gewagt, warum nicht auch ihr, der tröſtenden Mutter? So bleibt ſie weit entfernt von jeder hemmenden Angſt, denn ſie iſt ſich ja nichts Böſes bewußt. Bertram „leidet“ ja nicht darunter, daß ſie ihn ſo heiß liebt, und auch nicht das leiſeſte Zeichen wird er geſehen haben, das eine Bewerbung verriethe. Sie betet ihn an, wie der Indier die Sonne, die auf ihn herableuchtet ohne von ihm zu wiſſen. Helenens Flamme iſt unendlich, aber rein, und ihre Wünſche ſo keuſch, daß ſie wohl eben ſo ſehr Dianen als Cytheren gleicht. Sie will nur der Gräfin Mitleid, ſie weiß daß alles verloren iſt, und doch iſt es ſüß, ſo lebend — zu ſterben.

§. 6.

Keine Betheurung, kein Wort des Troſtes, auch das beredteſte nicht, könnte uns jetzt mit einem Male den ganzen Charakter der herrlichen Matrone ſo enthüllen als jetzt ihre Frage: „Warſt Du nicht neulich Willens nach

Paris zu gehn?" Dies eine Wort enthält ſchon die Billigung und Einwilligung, inſoweit ſie, die Mutter, ohne den Sohn, hier billigen und einwilligen kann. Alles was ſie ſpäterhin noch hinzuſetzt, um der Abreiſenden Troſt zu geben, iſt nur eine ſanfte Melodie um jenen einen Accord. Dieſe treffliche Frau zeigt ſich hier als eine wahre Heldin: denn ſie, die noch eben ſo reich war, die einen Sohn um ſich ſah und eine Pflegetochter, ſie muß jetzt ſo ſchnell verarmen, ſie will jetzt ganz allein ſeyn, die an Liebe ſo gewöhnt iſt, ſie muß ertragen das Bedürfniß ihres Herzens zu entbehren und das ſchöne gewohnte Gut des Tages zu vermiſſen: ein Opfer, das, wenn auch nicht ſchimmernd, zu den allergrößten gehört, welche die Liebe bringen kann, doch vielleicht nur die Liebe des Bejahrten ſo ſchön. Der bloße Gedanke an ihre Einſamkeit hat wohl für jeden, der nicht erſt Blut fließen ſehen muß, um zum Mitleiden bewegt zu werden, etwas höchſt Rührendes, und es iſt ſchon um deswillen ſehr zu billigen, daß unſer lieber Dichter, zur Vervollſtändigung ihres Hausweſens, ſie mit einem ehrlichen Schelm von witzigem Narren verſehen hat, an deſſen oft recht muntern, angenehm ſatyriſchen Einfällen ſie, wie billig, ein nicht geringes Wohlgefallen hat: — zum abermaligen Belege, daß nur der tieffühlende und denkende Menſch die bunten Blumen des Scherzes und der Satyre rein zu genießen verſteht.

§. 7.

Indem wir den weitern Verlauf der Geſchichte ſelbſt als längſt bekannt vorausſetzen dürfen, bemerken wir bloß, daß Helena den König nicht nur körperlich heilt *), ſondern ihn auch durch ihr zartes, eben ſo kindliches als weiſes Benehmen in eine gewiſſe erquicklich väterliche Empfindung verſetzt, wodurch allein das hohe Intereſſe, welches er an der Gewährung ihrer Bitte nimmt, erklärt werden kann. Sie iſt jetzt nicht mehr das bloße unſcheinbare Mädchen, ſondern das Werkzeug, deſſen ſich die Vorſehung bedient hat, um einen König zu retten, für deſſen Erhaltung ein ganzes Volk zum Himmel flehete. Ob ſie dabei große, geringe oder gar keine Mühe hatte, dieſe Frage kommt hier nicht in Rückſicht, und ſo ſehen wir zwar mit Bedenklichkeit, doch ohne allen Widerwillen, wie ſie den König um Bertrams Hand bittet, da ihrer Liebe Wahnſinn ein heiliger Wahnſinn iſt.

---

*) Da die Krankheit des Königs in gewiſſem Sinne die Grundlage des Stücks iſt, ſo drängt ſich dem Leſer die Frage auf, woran wohl der Fürſt leide, und die Antwort war nicht ganz ohne Schwierigkeit, da ein Mädchen die Heilung übernimmt. Der Dichter hilft ſich, indem er den Lafeu auf Bertrams Frage: What is it, my good lord, the King languishes of? antworten läßt: A fistula, worauf jener erwiedert: I heard not of it before. Des Königs Krankheit ſoll eine ſeltne und gefährliche ſeyn, aber unſre Phantaſie ſoll in Beziehung auf dieſelbe durchaus kein widriges Bild aufnehmen. — Die ganze Bemerkung ſcheint geringfügig; allein man denke ſich nur ein Verſehen des Dichters in dieſem Punct, und die ſcheinbare Kleinigkeit wird wichtig.

Wir begreifen den Unmuth des Königs über des Jünglings Weigerung, und wie wenig wir auch den Zwang im Allgemeinen billigen, ſo ahnden wir doch die Güte, mit der er einem anſtandwidrigen, trotzigen und im Trotz völlig verkehrten Manne ein unverdientes Glück aufdrängt. Die Art wie ſich Helena dabei benimmt iſt ſo zart, daß wir ihr abermals nicht zürnen können. Der Gehorſam und die Demuth, mit der ſie als unbeglückte Gattin handelt, die ſittliche Anmuth, mit der ſie ſelbſt dem kälteſten härteſten Befehle gehorchend, beim Abſchiede nur um einen einzigen Kuß bittet, der ihr verſagt wird, das alles erhält ſie bei uns in ſteter Gunſt. In der That, wer hier nur von Sich-Aufdrängen reden wollte, würde vielleicht auch von einem lieblichen Schutzengel faſt gleichmäßig ſagen, er dringe ſich auf. Bertrams bis zur ſchneidendſten, giftigſten Grauſamkeit gehender Brief erhöht unſre Theilnahme für ſie immer mehr, und haben wir dann noch ihr herrliches Selbſtgeſpräch, in dem ſich die höchſte Tugend der Liebe offenbart, vernommen, ſehen wir ſie dann endlich als St. Jakobs Pilgerin, ſo iſt ſie für uns eine faſt verklärte Geſtalt. Aber dieſe Verklärung iſt nicht jene wie auf Flor hingetuſchte, oder gar weichlich thränenvolle, wie ſie uns ſo häufig in den Werken neuerer Poeten geboten wird, ſondern es iſt die [illegible], nebſt [illegible] [illegible] Feinheit und Gewandtheit leuchtet uns noch immer an aus Helenens ſanften Augen.

§. 8.

Was ſie jetzt auch unternehmen möge, wir ſind von vorn herein überzeugt, es könne nur gut ſeyn, denn der Dichter hat uns hier in einen Zauberkreis geführt, in welchem nur die reinſten Flammen brennen können. Das Geſchick ſcheint endlich verſöhnt, was ſie unternimmt gelingt, und ihr höchſter Wunſch, Bertrams wirkliche Gattin zu ſeyn, wird erreicht. Es glückt alles inſoweit es glücken kann, denn hier zeigt ſich jene Ironie des Geſchickes, die der Dichter ſtets ſo rein und kräftig, aber auch ohne alle Peinlichkeit hervorruft. — Was erreicht Helena? Den Grafen Bertram von Rouſſillon, und ſo laſſet uns denn ſehen, wer dieſer iſt. Man könnte mit Einem Worte ſagen: ein Jüngling, wie ſie nicht bloß bei Dutzenden, ſondern leider Gottes bei Tauſenden in der Welt herumlaufen. Bei ſeiner Erziehung ſcheint die nöthige Strenge nicht gewaltet zu haben, man begnügte ſich vielleicht nur ſeinen Körper ſtark und geſchmeidig zu machen, und ritterliche Uebungen waren der einzige fruchttragende Unterricht. Jetzt iſt der Vater todt, und die Mutter ſteht allein über ihm, eine treffliche liebende Frau; aber keine Erzieherin für einen Jüngling. Sie hat, wie gar manche Mutter, bei aller ſonſtigen Klugheit, vielleicht kaum einen Begriff von ſo vielen männlichen Unarten, [illegible] Gegenwart entweder gar [illegible] dernden Formen bei Bertram an den Tag kommen. Dieſes einzigen Sohnes geiſtige Fähigkeiten ſind nur mittelmäßig, von edler Anſtrengung weiß er nichts, und ſo hat er ſelbſt im ſteten Umgange mit einer ſolchen Frau nichts weiter gelernt als äußern Anſtand und die kleine Kunſt ſich in der großen Welt mit ziemlicher Leichtigkeit zu bewegen. Von Helenens zarter und tiefglühender Liebe hat er nichts bemerkt: denn theils liebt er überhaupt nicht, theils dünkt ihn die ſtill anmuthige Bürgerstochter viel zu gering, als daß er glauben möchte, ſie könne jemals wagen ihn anders anzuſehen als unterthänig. — Arm an allen begeiſternden und läuternden Ideen, locker und loſe im Innern, will er hinaus ins Freie, wo es vermuthlich noch lockerer und loſer zugeht. Er hat ſich deshalb auch bereits einen unſittlich prahleriſchen Geſellen, Parolles, deſſen ſpäterhin noch gedacht werden ſoll, als Genoſſen zugelegt, und er iſt ſo beſchränkt, von der gänzlichen Unwürdigkeit dieſes Paraſiten nichts zu ahnden, obgleich alle ſeine Umgebungen ihn auf dieſelbe aufmerkſam machen.

§. 9.

Hat er ſich bisher im Schloſſe und unter den Augen der Mutter noch erträglich benommen, ſo ändert ſich das, wie vorherzuſehen war, auf Reiſen, wo er mit den ſtaubigen Flügeln der unreifen Seele beſſer um ſich ſchlagen kann. — Daß er Helenen nicht liebt und nicht über ſeine Hand verfügen laſſen will, mag ihm allerdings hingehen; aber der Grund, weshalb er ſie nicht liebt, — ihre ſogenannte geringe Herkunft — verräth die Kleinheit ſeines Geiſtes, und in der Art wie er dem Könige antwortet, zeigt ſich ein Mangel an ritterlichem Ton, ſo wie in dem Benehmen gegen Helenen, ſeitdem ſie durch prieſterliche Trauung mit ihm verbunden iſt, eine giftig kalte Härte, die durch *nichts* entſchuldigt werden kann. Eine wichtige und dornige Angelegenheit redlich und gründlich durchzuſetzen und mit der gegneriſchen Partei Aug' in Auge gelaſſen zu verhandeln, iſt ſeine Sache nicht. Das ſchnellſte Mittel einer Verlegenheit zu entrinnen iſt ihm das willkommenſte: ſo wählt er die Flucht und ſpricht in Briefen (die ja nicht *erröthen!*) ſeine giftige Herzensmeinung aus. Ob er dadurch einen edlen König verletzt, eine herrliche Mutter und ein liebendes Mädchen unglücklich macht, davon fühlt und daran denkt er wenig, weil er überhaupt wenig denkt und empfindet, und vollends auf Reiſen, wo Leute ſeines Gleichen ſelten oder nie zur Beſinnung kommen. Der Florentiniſch-Sieniſche Krieg hat an ſich wohl wenig Bedeutendes; dennoch wollen wir Bertram loben, daß er an demſelben Theil nimmt, damit er doch wenigſtens etwas *thue*; auch ſoll nicht unerkannt bleiben, daß er eine nicht geringe Tapferkeit zeigt. Nur überraſchen kann ſie uns nicht, denn ohne dieſe einzige Tugend wäre er in der That *gar nichts*, und Helenens Liebe vielleicht eine Unmöglichkeit, da ihm, wie geſagt, jeder tiefere Reiz fehlt. Aber auch dieſe Tapferkeit iſt genauer betrachtet doch nur von der gewöhnlichen Weiſe, denn es fehlt ihr das belebende Princip eines großen Gedankens.

In ſeinem Verhältniſſe zu Dianen zeigt er ſich ſo unwürdig und in einer ſo kalt-heftigen, unreinen Flamme, daß wir nicht dabei verweilen mögen; wohl aber müſſen wir der empörenden Gefühlloſigkeit gedenken, mit der er über den Tod ſeiner Gattin, an den er allerdings glaubt und glauben muß, ſich äußert. Unter die „Geſchäfte der letzten Nacht" (und welcher Nacht!) rechnet er auch das, eine Frau begraben und betrauert zu haben, eine Heilloſigkeit, die freilich bei einem jungen Manne, der, auf der unterſten Stufe unſittlichſter Philiſterhaftigkeit ſtehend, ſelbſt eine ſündhafte Handlung als ein Geſchäft (!!) mit aufzählt und zu Buche bringt, kaum noch befremden kann. Daß er ſpäterhin in Gegenwart des Königs und der Mutter auch noch ein wenig lügt und heuchelt, iſt gleichfalls vorauszuſehen, ſo wie nicht minder, daß er endlich auch einwilligt Helenen zur Gattin zu nehmen, da ſie es ohnehin ſchon iſt.

§. 10.

Johnſon, obwohl er nur einige einzelne Fehler bei Bertram tadelt, ohne den eigentlichen Hauptfehler, gänzlichen Mangel an Gemüth und Liebe, zu rügen, geräth dabei in einen Zorn, der nicht bloß die dargeſtellte Perſon, ſondern den darſtellenden Dichter treffen ſoll. Es ſcheint als glaube der Kritiker, Shakſpeare habe den jungen Mann gar nicht ſo arg ſchildern wollen; im genialen Taumel aber dem Dinge zu viel gethan und die Farben zu grell gemiſcht. Indeſſen iſt die beſonnene

Ueberlegung, mit welcher Bertrams Charakter überall durchgeführt worden, ſo ſtark in die Augen fallend, daß darüber kein Wort zu verlieren iſt; — ſo wie denn überhaupt der Vorwurf, eine Charakteriſtik ſey anders ausgefallen als der Dichter ſie gewollt, nur ungeübten Anfängern gemacht werden darf. Shakſpeare hat ohne allen Zweifel auch nicht einen Zug der Härte in Bertram erſparen wollen, indem das ganze Verhältniß in der Richtung einer an ſich edlen und reinen Liebe der Frau, gegen den unliebenden unwerthen Mann geſchildert werden ſollte: nicht wie eine gewiſſe verwöhnte Gattung von Kunſtrichtern will, ſondern wie Natur, Leben und Ironie es wollen. Wohl iſt dieſe letztere, wie bereits oben angedeutet wurde, hier ein wenig ſtreng und, wenn wir auch der Bitterkeit Herr werden, doch Wehmuth erregend. Der bloße Gedanke „es iſt nun einmal ſo, und es geht wirklich und wahrhaftig in der Welt ſo zu" iſt freilich an ſich nicht poetiſch, doch ausweichen ſoll ihm der ſtarke Dichter nie. Was aber bleibt ihm übrig? Die Auffindung eines Gegengewichts, und hier iſt es gefunden in Helenens unerſchütterlicher, alles duldender, alles wagender reinen Liebe.

Fragen wir deshalb, — und wir dürfen ſo fragen: — was kann aus einer ſolchen Ehe werden? ſo ſind wir nicht verlegen um die Antwort und erklären gern unſre beſte Hoffnung. Ein Mädchen, das wie Helena nichts hat und nichts iſt als Liebe und zwar liebenswürdige Liebe, in der ſämmtliche Frauentugend und

Frauenweisheit wohnt, ein ſolches darf unternehmen, den geliebten Mann, und ſtände er auch noch ſo tief unter ihr, ſittlich zu verjüngen und ihn lieben zu lehren, was ja ohnehin der edelſte Beruf der Frauen iſt. — Einem Mann in ſolchen Verhältniſſen möchte ſchwerlich gelingen, was Helena durchſetzen zu können hoffen darf.

§. 11.

Bei Parolles fällt wohl jedem ſogleich eine Vergleichung mit Falſtaff bei, und dieſe iſt es, die dem armen Prahl- und Trommelhans (John Drum) bei den Leſern nicht minder ſchadet, als ihm ſelbſt bei ſeinen Umgebungen die Aufdeckung ſeines Unwerths durch Lafeu. Verbieten wir uns aber jene Vergleichung, ſo findet ſich in dieſem Gemälde gar manches das des Dichters vollkommen würdig iſt, der ohnehin gerechtfertigt iſt, ſobald wir den von ihm durchgeführten Charakter — jene Vergleichung ablehnend — als in ſich ſelbſt einig und wohlbegründet anerkennen müſſen. Parolles iſt ein junger Mann von ſogenannter geringer Herkunft und verdrießlich über die hemmenden Schranken, welche ihm durch jene ſcheinbare Ungunſt des Geſchicks erwachſen. Er drängt ſich deshalb zu den ſogenannten vornehmen Leuten hin und findet, daß ſie eben nicht höher ſtehen als er. Sie ſelbſt nehmen ihn auch in ihre Kreiſe nicht ungern auf, denn der Mann iſt höflich und bequem, weiß eine Menge von abenteuerlichen und luſtigen Geſchichten zu erzählen, und hilft überall gern, beſonders in Liebesangelegenheiten; leider aber auch in ſolchen, wo ein Ehrenmann nicht helfen, ſondern warnend ſtrafen ſoll. Er iſt nicht nur nicht kriegeriſch und tapfer, ſondern, wie er ſich ſogar ſelbſt geſteht, muthlos und feige. Er hat nicht die Kraft ſich aus dieſem entſetzlichen Zuſtande herauszureißen, ſondern denkt nur darauf, dieſen Uebelſtand zu verhüllen, wählt aber dazu das allerthörichtſte und gefährlichſte Mittel: eine Prahlerei, die in ſich ſelbſt hohl ſich ſtets mit neuen bunten Fetzen umgeben muß, um nur für den Moment zu beſtehen. Hiebei thut ihm nun auch ſeine Phantaſie gar großen Schaden: denn ob er gleich ſelbſt weiß, daß an ihm nicht Eine heroiſche Ader iſt, ſo ſpricht ſich doch ſeine Zunge in den phantaſtiſchſten Heroismus hinein. Er verſpricht Dinge, von denen er in dem Augenblicke des Verſprechens ſelbſt ſchon überzeugt iſt ſie nicht erfüllen zu können; dennoch reißt ihn die unwiderſtehliche Gewalt ſeiner toll gewordenen Phantaſie ſtets zu neuen Abenteuerlichkeiten hin; und ſelbſt ſeine grillenhaft und unmäßig geſchmückte Kleidung vermehrt das Aufſehen. So iſt denn nichts natürlicher, als daß man endlich, ſeiner glorioſen Reden überdrüſſig, auch Thaten von ihm ſehen will, die den Worten entſprechen.

§. 12.

Wie elend die Probe abläuſt, auf die ſein Muth und ſeine Entſchloſſenheit geſtellt werden, iſt leicht vorherzuſehen, und um deswillen ſcheinen die Anſtalten, die deshalb gemacht werden und faſt einer Verſchwörung gleichen, für den unbedeutenden Zweck zu groß. Man hat die „Schnepfe“ (the woodcook) gefangen: dieſe Nachricht läßt der eine Edelmann ſeinem Bruder und dem Grafen Rouſſillon faſt wie eine Siegesbotſchaft überbringen; aber mit einer Schnepfe ſollte man doch nicht ſo viel Umſtände machen. So ſcheint mir denn auch die Scene, in welcher Parolles mit verbundenen Augen verhört wird, viel zu lang, ein Misverhältniß, das vielleicht im ganzen Shakſpeare nur dieſes Eine Mal vorkommt. Witzig genug ſind Parolles lügenhafte Berichte von den Brüdern Dumain; aber wir haben uns für dieſe Brüder ſelbſt noch nicht ſonderlich intereſſirt, und ſo verhallt ſein Witz faſt ungenoſſen: denn die durch gemeine Todesangſt immer ſteigende Nichtswürdigkeit erregt zu ſehr unſern Unwillen, als daß wir mit Luſt über irgend etwas von ihm in dieſem Auftritt lachen könnten. Das Beſte iſt noch, daß die Scene nach dem Verhör auch faſt zu Ende, und nach einigen leichten Scherzen von einer beſondern Strafe nicht weiter die Rede iſt, denn daß Parolles fortgeſchickt wird, bedarf keines Worts.

Deſto bedeutſamer iſt das folgende Selbſtgeſpräch des armen Sünders, der, nunmehr völlig über ſich ſelbſt im Reinen, ſich ſelbſt als geiſtig entadelt anerkennt und auch in dieſem Zuſtande fortzuleben beſchließt. Hätte er ein großes Herz, ſo, meint er, würde es hierüber brechen *);

---

*) — —, — — if my heart were great,
'T would burst at his —

Hauptmann zwar wird er hinfort nicht mehr ſeyn können, aber eſſen und trinken und ſo ſanft ſchlafen als vielleicht kein Hauptmann ſchlafen kann u. ſ. w. Mit der Schamröthe iſt es nunmehr auf immer vorbei, weshalb er auch in ſeiner Schande glücklich leben kann, und da man ihn doch einmal öffentlich für einen Narren erklärt hat, ſo kann er ja noch ſein Glück als Narr machen. — Hier iſt der Dichter wieder mit ſeiner ganzen Sehergabe, und wenn wir ſchon Schillers Wort ehren, daß das Leben nicht der Güter Höchſtes, der Uebel größtes aber die Schuld, und daß das Leben das einz'ge Gut des Schlechten iſt, ſo werden wir Shakſpearen danken müſſen, daß er jene furchtbare Wahrheit ſo einfach und eindringlich in Parolles dargeſtellt hat.

§. 13.

Diana iſt als bloße Mittelsperſon gezeichnet, und man kann in dieſer Hinſicht weiter keinen Farbenaufwand verlangen. Wohl aber hat uns Shakſpeare ſelbſt gewöhnt (und in gewiſſem Sinne verwöhnt) niemals eine Perſon als bloße Mittelsperſon anzuerkennen, und ſo möchte er vielleicht hier keine Vergleichung mit ſich ſelbſt aushalten. Wir können uns Dianen als ſelbſtſtändiges, frei handelndes, beſtimmt individualiſirtes Weſen recht

---

Der ganze Monolog klingt faſt wie eine geborſtne Glocke von unedlem Metall, beſonders jener gräßliche Ausruf:

Rust, sword! cool blushes! and, Parolles, live
Safest in shame!

wohl denken, und damit ihr Amt der Dienſtleiſtung und Vermittelung leicht vereinigen; doch hat es nun einmal dem Dichter gefallen diesmal ein wenig ſparſamer zu ſeyn, wobei wir indeſſen noch hinzuſetzen wollen, daß Diana in der Unterredung mit dem Könige am Schluſſe des Stücks etwas mehr Phyſiognomie gewinnt.

Man ſieht leicht, daß es mit dem Charakter und dem Betragen faſt aller jüngern Perſonen in dieſem Drama übel beſtellt ſey, wofür wir jedoch durch die Alten: den König, die Gräfin und den Ritter Lafeu reichlichen Erſatz empfangen. Dieſe Bemerkung, welche auch bereits von W. Schlegel angedeutet worden, möge uns noch zu folgenden Betrachtungen Anlaß geben.

§. 14.

Faſt ſämmtliche Dichter der letzten Jahrhunderte ſcheinen ſich verſchworen zu haben für die Jugend und wider das Alter. Das wäre noch etwa zu ertragen, wenn ſie nur nicht meiſtens die bloße Jugend nach dem Kalender im Auge hätten und für dieſelbe unſer Intereſſe abforderten, gleichſam als verſtehe es ſich von ſelbſt, daß ein Fünfundzwanzigjähriger in den wichtigſten Verhältniſſen des Lebens über einen Fünfundvierzigjährigen ſiegen müſſe. Oft möchte man faſt vermuthen, ſie hätten eine ſatyriſche Abſicht: denn wie wir die Jünglinge in hundert und wieder hundert Romanen und Komödien dargeſtellt finden, kokettirend mit ihren fünfundzwanzig Jahren, mitunter ſogar hochmüthig auf ihre Unarten u. ſ. w., ſollte man wirklich glauben, die Verfaſſer wollten eine etwas derbe Satyre üben; allein man reicht mit dieſer guten Meinung nicht aus, denn das gegenüberſtehende Alter iſt meiſtens völlig widerlich, z. B. geizig, habſüchtig, tyranniſch, ungraziös, fade verliebt oder — wie es ſonſt noch Herkommens iſt, nicht in der Welt, nicht im wirklichen Leben, ſondern in Büchern. Hier haben — man kann es nicht ohne Herzeleid erzählen — faſt alle Eltern in Eigenſinn verſteinert immer totales Unrecht, viele tauſend Oheime ſind ſchlechthin nicht auszuſtehen; höchſtens gut genug, geneckt zu werden, und von den Tanten gilt faſt daſſelbe, doch werden ſie, wo möglich, noch widriger gehalten. — Das ſchrecklichſte Ungethüm bleibt aber ein Vormund. Daß ein ſolcher unmäßig häßlicher und auch moraliſch grauer Mann ſich in ſein (der Dichter heißt es) höchſt naives und anmuthiges Mündel verliebt, und weil er mit ihren Geldern übel gewirthſchaftet hat, ſämmtlichen edeln Liebhabern von einundzwanzig Jahren den Zugang verſperrt, iſt ganz in der Ordnung, ja faſt eine *tragiſche Luſtſpielnothwendigkeit*. Der unglückliche Mann kann gar nicht anders als fatal ſeyn: die Dichter leiden es nicht, und wenn ja einmal einer umſchlägt und als weißer Rabe auf eigne Hand tugendhaft ſeyn will (z. B. der Iffland'ſche Vormund), ſo raubt ihm der Poet wenigſtens alle Anmuth und am Schluſſe ſiegt doch immer der Zwanzigjährige, eben wegen der 20 Jahre, denen Niemand widerſtehen kann. Manchem dieſer Jünglinge gönnen wir von Herzen die Braut; wie viele aber giebt es, denen man nichts weiter gönnen darf als — totale Umwandlung! Denken wir uns nur bei vielen hundert Romanen und Komödien noch ein Schlußcapitel oder eine Schlußſcene, mit Geiſt und Wahrheit durchgeführt, und wir haben durch dieſes bloße Denken jene hundert Bücher um das Leben gebracht, weil ſie auf einem Irrthum ruhen, der durch jenen Schluß an den Tag käme, worauf der Sturz des Ganzen unumgänglich folgen müßte.

Soll aber dieſer Uebelſtand immer ſo bleiben? Ganz allgemein iſt er auch jetzt nicht, und der trefflichen Ausnahmen giebt es doch einige.

Manche edle alte Dichter haben Jugend und Alter völlig ignorirt und zwar mit Glück. So wird z. B. in den Nibelungen des Alters einer Perſon faſt nie als eines Motivs gedacht, und Chriemhilde bleibt jung in ihrer furchtbaren Schönheit das ganze Werk hindurch, es müßte denn jemand die Abſicht haben, ſich ſelbſt den Genuß zu verkümmern und mit der Schreibtafel in der Hand ihre Jahre zuſammenzählen zu wollen. Für die Nibelungendichter, ſo wie für manchen andern alten Epiker und Dramatiker giebt es nur etwa Greiſenhaftigkeit, Kinderjahre und Jugend, welche letztere, wenn wir doch ja einmal Zahlen angeben ſollen, etwa vom achtzehnten bis faſt zum — ſechszigſten dauert. — Welchem Leſer der Ilias fällt es ein die blühendſte Schönheit Helenens zu bezweifeln, obwohl ſie bereits vor zehn Jahren entführt worden iſt? wer rechnet Iphigenien ihre Jahre nach?

Indeſſen iſt dieſe gänzliche Beſiegung oder Nichtanerkennung der Zeit zuweilen unerreichbar, ja es giebt der Fälle gar viele, in denen ſie gar nicht erreicht werden ſoll. Niemand möge ſich mit irgend einem Alter des Lebens verfeinden, ſondern gegen jedes ſey man gerecht und billig und ſuche deſſen Bedeutung zu erforſchen. Der Dichter aber ſoll ſchon geforſcht haben, und gebe uns das Ernſteſte und Fröhlichſte, wie es ihm im wahren Leben erſchienen iſt. Er ſtatte die Jugend aus mit aller Friſchheit und allem Reiz, der ihr verliehen ſeyn kann, aber er vergeſſe auch die Würde und Anmuth des Alters, beſonders des mittlern nicht; vor allem aber nicht jener milden Ironie, durch die allein ſchon der gebildete Mann dem gebildeten Jüngling meiſtens überlegen iſt, der in der Regel ſich von jener Ironie kaum eine ganz genügende Vorſtellung wird machen können, durch die z. B. Sokrates ſelbſt die widerſtrebendſten Jünglinge, ſobald ſie nur ächten Trieb nach wahrer Lebenswiſſenſchaft und Kunſt hatten, an ſich zog und liebend beherrſchte. — Endlich fragt auch nur, ihr lieben Dichter, die reingebildeten Frauen, beſonders ſolche, die die Worte „gebildet,“ „poetiſch“ u. ſ. w. ſehr ſelten oder nie ausſprechen, weil ſie die Sache haben, und ihr werdet euch wundern, wie ſie über dergleichen urtheilen. Habt ihr euch dann genug gewundert, ſo wird euch zuletzt manches Schöne aufgehen.

§. 15.

Hier in unſerm „Ende gut alles gut" feiert das Alter in ſchöner ruhiger Ueberlegenheit ſeinen beſcheidenen Triumph. — Von der Gräfin ſahen wir oben ſchon manche Züge, die auf die ſchönſte Eintracht ihres Lebens und der Liebe hindeuteten. Sie hat den feinſten Tact im Umgang, weßhalb auch von dieſem feinen Tact im Stücke ſelbſt nie die Rede iſt, womit ſich, beiläufig geſagt, neuere Dichter gewöhnlich behelfen, wenn ſie etwas recht Vornehmes ſchildern wollen. Ihr Gefühl iſt in ſeiner Weiſe nicht minder tief als ſelbſt Helenens, aber ſie vermag es freier anzuſchauen und zu überſchauen; ſie iſt gelinde und weiß wohl, wie groß die Macht des Gelinden ſey. — Die Art, mit der ſie die heilloſen Briefe ihres Sohnes aufnimmt, zeigt, ſelbſt im feurigſten Zorn über ſolche Unwürdigkeit, die Helle und Kraft ihrer Seele. Weit entfernt, der bloßen leidenden Mutterliebe ſich zu überlaſſen, die ſelbſt für den entarteten Sohn noch eine weichliche Rechtfertigung haben würde, erklärt ſie ihn für einen überraſchten und ungebändigten Jüngling, der die günſtigen Abſichten eines wohlwollenden Königs vereitelt und mit unwürdiger Härte ein Mädchen zurückſtößt, das durch innere Tugend erhoben, ſelbſt eines Königes nicht unwerth ſey. Jedes andrängende verworrene Gefühl ſchnell beſeitigend ermahnt ſie zur Geduld, und beweiſt durch ihr Beiſpiel, daß ſie ſelbſt habe was ſie empfiehlt.

Es iſt bekannt, daß wir uns des Fleißes ſogar rühmen dürfen; doch möchte ich hinzuſetzen, daß es mit der Geduld derſelbe Fall iſt, denn was iſt ſie anders als ein ſteter religiöſer Fleiß, ſich die geiſtige Oberherrſchaft über alles was irgend begegnen kann, zu erhalten? Auch die Gräfin rühmt ſich dieſer Tugend, aber auf eine Weiſe, welche niemand überſchreiten möge der ſich rühmen will. Sie muß, umgeben von Beſtürzung und Unglück, jetzt auftreten in der ganzen Fülle ihrer beruhigenden Macht, und ſo erwähnt ſie mit Gelaſſenheit, ſie habe in ihrem Leben ſchon ſo manchen raſchen Wechſel des Fröhlichen und Betrübten erfahren, daß keine Gunſt und keine Ungunſt des Geſchicks ſie mehr aus der Faſſung bringen könne. Wie tief ſie aber fühlt, — die Wiederholung dieſes Hauptpunctes ſey erlaubt — zeigt ſich beſonders nach Helenens zweiter heimlicher Abreiſe, wo ſie ſich ſogar auf Augenblicke von ihrem Schmerze beſiegt fühlt, und doch die ſittliche Anmuth auf die rührendſte Weiſe hervortritt *).

§. 16.

Ihres ſchönen Sinns für den Humor ward ſchon oben gedacht; aber es iſt hier nicht von dem bloßen In-

---

*) — — — — — which of them both
Is dearest to me, I have no skill in sense
To make distinction. — Provide this messenger. —
My heart is heavy, and mine age is weak;
Grief would have tears, and sorrow bids me speak.
(Act III, Sc. 4.)

tereſſe für witzige Einfälle die Rede, — was wäre dabei Vorzügliches? — ſondern von einem beſtimmten eben ſo geiſtreichen als menſchlich wohlthuenden Verhältniſſe zu ihrem um die Satyre wohlverdienten Narren. Dieſer Hausgenoß iſt noch ein Erbſtück von Seiten ihres verſtorbenen Gemahls, und ſo wirkt ſchon eine Art von Pietät manches Gute hinzu. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie man eigentlich dieſen Menſchen nennen ſoll: einen Narren? einen Rüpel? einen Hanswurſt? einen privilegirten Hofſpaßmacher? u. ſ. w. er hat von allem dieſen etwas, iſt aber außerdem noch mit einem beſondern Amte verſehen, deſſen auch die ernſte bürgerliche Geſellſchaft nicht entbehren kann. Ich meine das Amt eines Boten und Anmelders. Das Bewußtſeyn, dergleichen Geſchäfte ziemlich gut beſorgen zu können, giebt ihm einen eignen Halt. Er ſieht ſich als unentbehrlich an und iſt es in der That. Möge die Gräfin noch ſo oft über ſeine thörichten und ſeltſamen Einfälle ſchelten; er weiß dennoch, wie gern ſie ſich mit ihm unterhält und mit welcher Luſt ſie ſich ſogar in Witzkämpfe mit ihm einläßt. Zwar wird er in einem dieſer Kämpfe ſogar einmal beſiegt, doch wie möchte dieſer Meiſter zürnen von einer ſolchen Schülerin überwunden zu werden! (Vergl. die unnachahmliche Scene, in welcher die leere Redensart „O Lord, sir!“ als eine Antwort geprieſen wird, die — wie ein Stuhl in der Barbierſtube für alle Geſäße — zu allen Fragen paßt.) Es fehlt dieſem Narren keinesweges an richtigem Tact im Verhältniſſe zu den verſchiedenen Perſonen. Für die Gräfin hat er wahren Reſpect, und, da ſie ſo gern in ſeine Scherze eingeht, auch wahre Liebe; der Umgang mit ihr iſt ihm bequem und er zeigt ſich als ein durch ſie ſelbſt zwar verwöhntes, zuweilen ſogar unartiges, doch im Ganzen noch leidliches Kind. Den Bertram ſieht er tief unter ſich, und er bewitzelt ihn nur leicht hin, da mit einem ſolchen Menſchen, der weder recht ernſthaft noch recht ſcherzhaft ſeyn kann, allerdings nichts anzufangen iſt. Deſto beſſer iſt Helena bei ihm angeſchrieben, und er geräth über ihren Tod einmal in eine ſo tiefe Rührung, daß er ſich nur durch den koloſſalſten Gedanken, der aber wieder eine ſehr ernſte Rückſeite hat, retten kann, weil doch nun einmal ein Narr nicht zu ſehr gerührt werden darf. Daß er, als Lafeu, um die eigene Rührung zu beſeitigen, das elegiſch-humoriſtiſche Wort ſagt, man könne tauſendmal Salat pflücken, ehe wieder ein ſolches Kraut angetroffen werde, auch des Majorans und der Raute gedenkt, zeugt freilich von geringer Naturkunde und Erfahrung in der Speiſebereitung, wenn er nämlich dieſe Kräuter mit zum Salat miſchen will. Doch ſcheint dieſer Vorwurf von Seiten des Ritters ungerecht, da der Narr bei dem Majoran und der Raute nur an deren bildliche Bedeutung (Frömmigkeit) denken mochte. Auch nimmt er den Vorwurf ſo übel, daß er ihn nicht einmal abzulehnen der Mühe werth findet, ſondern bloß leichthin erwiedert, er ſey eben kein Nebukadnezar und im Graſe nicht ſehr bewandert.

Noch müſſen wir der Naivetät erwähnen, mit welcher die Gräfin ſich zuweilen Vorwürfe macht, daß ſie der Converſation mit dieſem wunderlichen Menſchen zu viel Zeit opfere. Aber ihre poetiſche Natur ſtraft dieſe proſaiſche Anſicht, welche deshalb auch zum Glücke ohne alle Wirkung bleibt.

§. 17.

Der Ritter Lafeu erinnert in einem Hauptzuge ſeines Charakters an den trefflichen Kent (im König Lear), der auch ſchlechterdings keinen verkehrten und übelgeſinnten Menſchen ertragen kann, ohne ſein Gefühl in den mannigfaltigſten und eindringlichſten Worten, dem widrigen Feinde ſelbſt gegenüber, laut und witzig auszuſprechen. Alle äußeren Beziehungen ſind jedoch durchaus verſchieden, indem Kent den übermächtigen Gegnern nur durch die Kraft ſeiner Seele überlegen iſt, während Lafeu den ganzen Parolles ſchon dadurch beſiegt, daß er ihn durchſchaut, was in der That keine Künſte koſtet, da deſſen ſeichte Fratzenhaftigkeit ſich gar leicht offenbart. Zum Glück iſt auch Lafeu weit entfernt ſich des leichten Sieges zu rühmen. Er will nichts als ſeinem Herzen Genüge leiſten, das nun einmal ſchlechthin keinen ſolchen Sünder ausſtehen kann, ſo lange derſelbe ſich noch hoffärtig ſpreizt und glücklich iſt; — aber auch nur ſo lange, denn gegen einen armen Sünder hat der feurige Lafeu keine Waffe, und der überwundene Feind empfängt nur Mitleid und Wohlwollen. Das findet Parolles ſehr wohl und baut auf dieſe Anſicht ſeine ganze Zukunft. Lafeu iſt ihm zuerſt auf die Spur gekommen, ſeine witzigen Ausfälle haben ihn zum erſten Male aus der mit Lügen umſchanzten Faſſung herausgebracht, ſeitdem ſchien ſich alles gegen ihn verſchworen zu haben, bis endlich der ganze Boden, auf welchem er bis dahin noch ſchwankte, unter ihm zuſammenbrach. Es iſt eine ausnehmend lächerliche, aber auch gar ſehr menſchliche Prätenſion von Seiten des armen Schelms, daß gerade der, welcher ihm zum erſten Mal als der entſchiedenſte Feind begegnete, nunmehr ihm dafür auch helfen ſoll, nicht bloß für den Augenblick, ſondern für ſein ganzes Leben. Der Plan iſt ſehr richtig berechnet, denn wenn der Ritter niemand zwingen kann, ſo zwingt ihn doch ſein Herz, und es iſt wahrhaft erbaulich, rührend und komiſch mit anzuhören, wie er das Verlangen des armen, in unſcheinbarer Tracht und unkenntlich gewordener kümmerlicher Geſtalt zurückkehrenden Paraſiten als völlig begründet und rechtskräftig anerkennt. Parolles wird es hinfort gut bei ihm haben, als Hausgenoß und gewiſſermaßen mit zur Familie gehörend; nicht eben als Narr, ſondern wie ein Menſch, bei deſſen Anblick einem manche ergötzliche Geſchichten einfallen, über den man aber nicht bitter lachen kann, weil er zu einem armen Teufel geworden iſt. Wenn wir uns deshalb die Wirthſchaft bis ans Ende fortgeſetzt denken, ſo dürfen wir für beide Theile manches Gute und Luſtige hoffen, indem ein ſo wackerer Mann wie Lafeu in ſeiner heitern Gutmüthigkeit ſelbſt den Vereinigungspunkt des Mitleids und des Lachens finden wird. Daß er dem Parolles gänzlich vergeben habe und ihn ſchon jetzt als Hausgenoſſen betrachtet, zeigt ſich auch bald, indem er in der letzten Scene von innigſter Rührung überraſcht, den armen Geſellen um ſein Taſchentuch bittet, ſich ſelbſt damit die Thränen zu trocknen. Ueberhaupt iſt dieſer Ritter, eben weil er ſo rein feurig und witzig heftig iſt, wie billig, auch ſehr mitleidig, ja in gewiſſen Augenblicken ſogar weich. Bei unſerm Dichter iſt dies ſo rein verſchmolzen, wie es in der Natur ſelbſt iſt, während die bloße Reflexion ſo leicht zu einer grellen Sonderung verleiten kann.

§. 18.

Endlich wendet ſich unſer Blick auf den König ſelbſt, der von dem Dichter mit beſonderer Liebe und Sorgfalt behandelt worden iſt, da dieſer edle Fürſt nicht bloß Frankreich, ſondern auch — dieſes ganze Drama beherrſcht. Welch ein ſanftes und doch ſo kräftiges Licht iſt über ihn ausgebreitet und geht von ihm aus! Er iſt der ächte König, ſeiner hohen Stellung und der damit verbundenen Würde ſo ganz gewiß und feſt verſichert, daß er mit liebenswürdiger Innigkeit ganz dem Triebe ſeines Herzens folgen und die Erhabenheit mit Güte und Milde vereinigen oder jene in dieſe verwandeln darf und kann. Mit welcher Ergebenheit erträgt er ſeine Krankheit! Und wenn wir auch vielleicht rügen könnten, daß er, obwohl ſpät, doch immer noch zu früh die irdiſche Hoffnung aufgiebt, ſo iſt es doch ſo rein menſchlich wahr, daß ſelbſt der Stärkſte und Geduldigſte zuletzt des irdiſchen Hoffens müde wird, daß wir kaum zur Rüge gelangen können.

Väterlich ernſt und klug iſt ſeine Unterredung mit Helenen: er greift nicht mit gieriger Haſt nach der neuen Lebenshoffnung, ſondern prüft ſorgfältig, mit wem er zu thun habe, und erſt da er in Helenen das tugendhafte und kluge Mädchen erkannt hat, gelangt er zu der Ueberzeugung, daß er ſich der Vorſehung ſelbſt widerſetzen würde, wenn er ihre Hülfleiſtungen ausſchlagen wollte. Seine liebevolle Dankbarkeit nach der Geneſung iſt ganz die eines Vaters gegen ſein Kind. Man kann im Allgemeinen misbilligen, daß hier über Bertrams Hand verfügt wird, aber des Königs Geſinnung iſt dabei völlig lauter und rein. Er ſelbſt, von aller Leidenſchaftlichkeit frei, bemerkt auch bei dem jungen Manne keine anderweitige Neigung, Helena erſcheint ihm und dem ganzen Lande als eine von Gott geſandte Retterin, und ſo darf er hoffen, daß der Graf ſich durch die Hand derſelben geehrt und glücklich fühlen werde. Die Ungebändigtheit deſſelben erregt nicht ſeinen Zorn, — den kann ein Bertram bei ihm nicht wecken — ſondern nur ſein Mitleiden, und mit ſteter Beſonnenheit iſt er bemüht den Knoten zu entwirren, die Menſchen über ſich ſelbſt aufzuklären, zu beſänftigen, zu mildern, und es möchte ihn vielleicht kein Sachwalter an Emſigkeit und Geduld übertreffen, womit er am Schluß des Stücks die Parteien abhört und richtet, wofür er denn auch durch den glücklichſten Ausgang belohnt wird. Er ſteht zuletzt wie ein hoher freundlicher Altvater neben der ihm ſo ähnlichen Gräfin unter einer Schaar von liebenden Kindern und entläßt uns mit dem Gefühle, wie ſo gar köſtlich es ſey, wenn die Macht nichts will als das Gute und die Hoheit zur Milde geworden iſt. Es iſt das reine Bild eines tugendhaften alten Königs, und wohl mag man, der großen Reihe der Könige und Fürſten gedenkend, welche in Shakſpeare's Werken geſchildert ſind, dieſen Dichter vorzugsweiſe auch „den königlichen" nennen.

Shakſpeare,

erläutert

von

Franz Horn.

Vierter Theil.

Shakſpeare's

Schauſpiele,

erläutert

von

Franz Horn.

Vierter Theil.

> He was a man, take him for all in all,
> I shall not look upon his like again.
>
> *Hamlet, Act I. Sc. 2*

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

Seite

um dieſelben. Green's Pater Baco. Shakſpeares Arden von Feversham. Die Hexen von Lancaſhire von Heywood. K. Lear und K. Johann in der früheſten Bearbeitung von Shakſpeare. Rückerinnerung an Perikles. Das Trauerſpiel in Yorkſhire. Der londoner verlorene Sohn. Sir John Old-Caſtle. Leben und Tod des Lords Thomas Cromwell. Die Puritanerin 299

2. Die Muſik in Shakſpeares Schauſpielen . . 330

Inhalt.

Seite

XXVIII. Coriolanus 1

XXIX. Antonius und Cleopatra 38

XXX. Verlorene Liebesmühe 80

XXXI. Troilus und Creſſida 103

XXXII. Cymbelin 136

XXXIII. Die luſtigen Frauen von Windſor . . 171

XXXIV. Ein Sommernachtstraum 200

XXXV. Maß für Maß 220

XXXVI. Das Luſtſpiel der Irrungen 249

XXXVII. Perikles 275

Anhang.

1. Andeutungen über einige beſtrittene Dramen Altenglands und Shakſpeares. — Ludwig Tiecks Verdienſt

XXVIII.

Coriolanus.

§. 1.

In der Freude über die lebendige Anmuth der griechiſchen Dichter, ſo wie über die künſtleriſche Bildung dieſes Volkes überhaupt, möchte man zuweilen faſt überſchwenglich ſagen, daß ſie Alles, was ſie zu einem äſthetiſchen Zwecke mit ſchaffendem Geiſte berühren, in Gold verwandeln. Bei den Römern iſt häufig das Gegentheil der Fall und unter ihren Händen wird das Gold zu Eiſen. — Daß die Römer einzelne treffliche Dichter gehabt, wer möchte es leugnen? daß ſie aber Poeſie im reinſten Sinne des Worts gehabt und gelebt hätten, wer möchte es unbedingt bejahen? Es giebt jedoch auch eine gewiſſe Eiſen-Poeſie, die lebten ſie Jahrhunderte lang und zwar auf die entſchiedenſte Weiſe, kühn und gelaſſen, erhaben und einſeitig. Sie hat, wie es ſcheint, ihren Gipfel im zweiten puniſchen Kriege, denn jene einſeitige Erhabenheit kann ſich am beſten im Unglücke zeigen. Der höchſte Lohn, der dafür möglich iſt, ward ihnen auch durch ihre Geſchichtſchreiber, die ſie verdienten, weil ſie ihre Geſchichte durch nie ermüdende Kraft und Conſequenz errungen hatten. Es lebt ein Geiſt in Livius und Cäſar, Salluſtius und theilweiſe ſelbſt in Vellejus Paterculus, der in ſeiner Bedeutſamkeit und Gediegenheit die meiſten römiſchen Dichter überragt, und vor dem Seher Tacitus weichen ſie wohl alle.

Man hat ſich gar häufig gewundert, daß die römiſchen Dichter nicht wenigſtens verſuchten, einige große Scenen ihrer Geſchichte für die Tragödie zu benutzen, und gewiß iſt es ein trauriger Anblick, daß ſie faſt gar keine Original-Tragödie im höhern Sinne des Worts haben. Die Antworten, warum ſie nicht aus ihrer eigenen reichen Geſchichtsquelle für das Drama ſchöpften, ſind nicht ſchwer zu finden und auch zum Theil ſo oft ſchon gegeben worden, daß ich mir wohl die Wiederholung erlaſſen kann. Ich begnüge mich deshalb, auf den minder erwogenen Umſtand aufmerkſam zu machen, daß die einſeitige Erhabenheit ohne Naivetät und Heiterkeit dem Reintragiſchen fern ſtehe; ſo wie denn auch noch, im Fluge wenigſtens, einer gewiſſen Gattung von Pietät gedacht werden möge, die ihnen verbot, ſelbſt die frühere mythiſche Geſchichte ihrer Könige auf das Theater zu bringen. Dieſes war, wie wir durch Horazens bittere und gerechte Klagen wiſſen, bereits unter Auguſt ſo tief geſunken, und bequemte ſich ſo ſehr der eben ſo unpoetiſchen als grauſamen Schauluſt der Menge, daß wahrlich ein Romulus, Numa u. a. viel zu bedeutſam waren, um auf ſo entweihten Bretern zu erſcheinen.

§. 2.

Wenn aber die Römer ſelbſt nicht gewagt haben, ihre eigenen Helden auf die Bühne zu bringen — und wir müſſen ſie loben, daß ſie es nicht thaten, weil nur zu oft von dieſen Dichtern Kälte ausgeht, die ſie für Erhabenheit halten; — welche Verhältniſſe bieten ſich dann hier für die Modernen? — Selbſt ein oberflächlicher Blick in die Geſchichte der dramatiſchen Poeſie aller gebildeten europäiſchen Völker zeigt uns, daß gar viele Dichter mit wahrer Luſt nach römiſcher Geſchichte greifen, um ihre Trauerſpiele damit zu erfüllen; leider aber irrten ſie meiſtens, wenn ſie gerade den beſten Fund gethan zu haben glaubten, denn auch von dieſen römiſchen Helden ſelbſt, ſo würdig und ſtattlich ſie in den Annalen der Hiſtoriker prangen, geht eine gewiſſe Kälte aus, die ſelbſt der große Dichter ſelten ganz überwältigen kann. Was ſehen wir an dieſen römiſchen Helden? Tapferkeit und Klugheit, oder Tapferkeit und Ehrgeiz, Vaterlandsliebe bis zur höchſten Spitze des Begriffs fortgeführt, oder, gleichſam umſchlagend, Zorn und Feindſchaft gegen das Vaterland bei verletztem Stolz und unbefriedigter Selbſtſucht, u. ſ. w. — Tapferkeit iſt immer dabei und Erhabenheit ſchlechthin unerläßlich, ſollte es auch meiſtens nur die unächte, leicht aufzutreibende, ſchwülſtige, kaltflammende, wortreiche ſeyn. Da nun aber faſt immer Einfalt und Naivetät, Scherz und Liebe fehlen, ſo ſtellt ſich gar leicht die Kälte ein, welche ſelbſt der Flammenſtrom einer meiſt ſelbſtſüchtigen Beredtſamkeit nicht abwehren kann.

§. 3.

Wie aber die Macht des Genies überhaupt nicht auszumeſſen iſt, ſo überraſcht uns Shakſpeare auf die herrlichſte Weiſe durch ſeinen Cäſar, wo, wie durch ein Wunderwerk, die Poeſie auch unter römiſchen Charakteren und römiſchen Verhältniſſen ihren reinſten Triumph feiert, und wo deßhalb von jener Kälte auch nicht die leiſeſte Spur waltet. — Zwar haben wir (in der Erläuterung jenes Drama's) einen wohl bekannten, gelehrten Kritiker, Samuel Johnſon, auch hier über Froſt klagen hören; doch iſt dieſes Gefühl an ſolcher Stelle wohl mehr als ein bloßes Privatunglück zu betrachten, bei welchem der berühmte Mann keine Theilnahme finden und ſtets allein bleiben wird.

Fragen wir nun, ob auch bei Coriolan die Wunderkraft des Genies jenen winterlichen Hauch entfernt habe, der um die meiſten römiſchen Tragödien weht und ob wir überhaupt in dieſem Coriolan ein Werk beſitzen, das ſich mit vollen Ehren neben den andern hiſtoriſchen Werken unſeres Dichters ſehen laſſen könne: ſo vernehmen wir faſt von allen Seiten die größten Lobeserhebungen für den Dichter. — Zuvörderſt iſt auch hier rühmend anzuerkennen, wie wenig Andeutungen von außen her Shakſpeare bedurfte, um ſeine dramatiſche Schöpfung entſtehen zu laſſen. Da er nun einmal Griechiſch gar nicht, und Lateiniſch nur ſehr wenig verſtand, (welches unter andern Farmer bei dieſer Gelegenheit halb mitleidig halb triumphirend von neuem an den Tag gebracht hat), ſo blieb ihm nichts weiter übrig als die alte engliſche Ueberſetzung Plutarchs vom Jahre 1579, die aber leider nicht einmal eine wahre Ueberſetzung, ſondern nur die Ueberſetzung einer franzöſiſchen Ueberſetzung iſt. Es bedurfte wahrlich dabei im höchſten Grade jener „mit himmliſchem Thau" benetzten Augen und jenes pfeilartig treffenden Blicks, den wir an dem geliebten Dichter ſo oft bewundern, um da, wo ſo wenig, und dies Wenige oft ſo entſtellt geſchrieben ſtand, ſo viel und ſo richtig herauszuleſen. Was Livius und Dionyſius von Halikarnaß Genaues und Erhellendes über Coriolan mittheilen, blieb für ihn gänzlich verſchloſſen, da noch keine Ueberſetzung dieſer Geſchichtſchreiber vorhanden war.

§. 4.

Dieſes große Verdienſt des Dichters iſt bei weitem noch nicht genug anerkannt; um ſo mehr aber hat man dieſesmal von den einzelnen Charakteren und inſonderheit von dem Hauptcharakter geredet, um daraus für den Dichter das größte und gerechteſte Lob zu bereiten. Nur das Wie kommt hier in Frage. — Die meiſten Kritiker ſind gänzlich auf der Seite des Helden und zweifeln nicht, daß auch Shakſpeare völlig deſſen Partei genommen; damit man aber ſehe, daß ſie ihre Liebe keinem unwürdigen Helden geſchenkt haben, ſo entwerfen ſie ein eben ſo anziehendes als liebenswürdiges Bild von ihm, welches ſie aus dem Drama herausgeleſen haben wollen. Sie bewundern und freuen ſich über den edlen kriegeriſchen Stolz Coriolans, und erklären deſſen Größe für ſo ungemein und den ganzen Mann für ſo außerordentlich edel, daß ſie ihm gern einzelne Momente von Härte und Eigenſinn nicht bloß verzeihen, ſondern abermals als höchſt intereſſant anrechnen, da er nun einmal ſo ganz außerordentlich und ungemein ſey, und eben deßhalb nicht anders könne. Sollte man ihn aber dennoch mitunter zu hart finden, ſo möge man bedenken, wie edel er in den Momenten erſcheine, wenn die Gewalt natürlicher Empfindungen ihn überwältige; dann zeige er nicht bloß ein menſchenfreundliches, ſondern ſogar weiches Gefühl, welches jedoch weit hinaus ſey über die Rührung ſchwächerer Seelen u. ſ. w.

§. 5.

Ich geſtehe, daß ich dieſe Schilderung der Kritiker bei dem Dichter nicht finde, ſondern daß bei ihm ein ganz andres Bild hervortritt, weshalb es nöthig ſcheint, wenigſtens die Haupt-Actenſtücke in hiſtoriſcher und kritiſcher Beziehung von neuem durchzuſehen.

Zuvörderſt das rein Hiſtoriſche, was ſich dem Dichter bot; wobei wir jedoch nur die Umriſſe zu geben brauchen, da die Geſchichte Coriolans zu den eindringlichſten und bekannteſten gehört.

Cajus Marcius, dem mythiſchen Zeitalter Roms noch ſehr nahe, und deshalb in dem rieſigen Geiſte jener Zeit gedacht und geſchildert, war aus einem der erſten und älteſten adeligen Geſchlechter Roms, und zeigte ſich durch Stolz und Übermuth wenig geeignet, in einem ſtreng geordneten Staate zu leben. Dennoch hatte er als Jüngling ſeine Pflicht gethan, und dem vertriebenen Tarquinius, der mit Hülfe der Latiner die Herrſchaft wieder zu gewinnen hoffte, muthig widerſtanden, und in dem Treffen gegen den Tyrannen einem römiſchen Bürger das Leben gerettet, welche wackere Handlung ihm durch einen Eichenkranz belohnt wurde. Es war ſeine erſte und reinſte That, denn von nun an zeigte er ſich nur als Stimmführer der Reichen und Vornehmen, endlich ſogar als entſchiedenen Bürgerfeind. Das Volk, der ewigen Bedrückungen müde, verließ die Stadt und zog auf den heiligen Berg, kehrte jedoch bald wieder zurück, umgeſtimmt durch eine eben ſo geiſtreiche als — ſophiſtiſche Fabel, die ihm Menenius Agrippa mit guter Laune vorgetragen hatte. Eine noch halb fabelhafte Zeit ſchlägt die Wirkungen der Fabel billigerweiſe ſehr hoch an, doch iſt allerdings dieſe einfältigſte Form der Poeſie am günſtigſten, um aufgeregte Gemüther umzulenken *).

§. 6.

Das Hauptmotiv der Verſöhnung des Volkes war indeſſen — da das Leben doch ſtets ſein Uebergewicht vor der Fabel geltend macht — daß ihm hinfort zu ſeinem Schutze fünf Tribunen bewilligt wurden, unter denen die erſten die Führer des Aufruhrs ſelbſt waren: Junius Brutus und Sicinius Velutus. Ein großer Theil der Patricier zeigte ſich anfangs freilich unzufrieden, daß man dem Volke ſo viel gewährt hatte, doch war einmal die geſetzliche Einwilligung erfolgt, und nur Coriolan äußerte ſeine heftige Mißbilligung laut und bitter. Ein Krieg gegen die Volsker gab ihm Gelegenheit zu neuen Großthaten, und, wenig unterſtützt von dem Volke, bewies er inſonderheit bei Corioli eine wundergleiche Tapferkeit, wofür ihm der Ehrenname Coriolanus wurde. Derb und heftig, doch diesmal nicht ungerecht, ſchalt er von

---

*) So veranlaßt z. B. Fiesco durch die Erzählung einer die Aufmerkſamkeit ſpannenden Fabel das erhitzte Volk zum Eingehen in ſeinen ſelbſtſüchtigen Entwurf.

neuem die niederen Krieger, die in dieſem Treffen mehr Plünderungs- als Kampfesluſt bezeigt hatten. Da er aber ferner ſich der unentgeltlichen Kornvertheilung unter das Volk widerſetzte, und ſich nicht ſcheuete, bei der Bewerbung um das Conſulat jeden altherkömmlichen Gebrauch zu verletzen; endlich ſogar auch auf die Abſchaffung der geſetzlich bewilligten Tribunen drang, ſo erregte er nothwendig jenen Haß, den er faſt zu wünſchen ſchien.

Als er zur Verantwortung gerufen wurde, häufte er neue Schmähungen auf die früheren, und ward endlich vom Sicinius verurtheilt, als Vaterlandsfeind vom tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt zu werden; doch Gewalt vertrieb die Gewalt. Am andern Tage, da es zur Abſtimmung über ihn nach den Zünften kam, ward zwar das Todesurtheil verworfen, aber ewige Verbannung über ihn ausgeſprochen, und die Patricier, die ihm bisher beigeſtanden, mußten ihn dieſem Schickſal überlaſſen. — Was weiter folgt: ſein Uebergang zu den Volskern, ſeine Erwählung zum Mit-Feldherrn deſſelben, ſeine Siege gegen die Römer, ſeine endliche Beſiegung durch die Bitten ſeiner Mutter, und ſein gewaltſamer Tod durch den Volsker Tullus Aufidius und deſſen Anhänger, iſt zu bekannt, um ausführlich erzählt zu werden.

§. 7.

Das alſo empfing der Dichter aus der Hand der Geſchichte, und wir werden geſtehen müſſen, daß unter allem dieſem, die einzige Scene mit der Mutter ausgenommen, nichts ſey, was auch nur entfernt auf wahre Größe, Menſchenfreundlichkeit oder Regſamkeit des ſanftern Gefühls hindeute. Finden ſich alſo dieſe Eigenſchaften bei Shakſpeares Coriolan, ſo hat er den Charakter umgewandelt. Allein dem iſt, wie mich dünkt, keineswegs alſo, ſondern es hat der Dichter im Großen und Ganzen der Geſchichte treulich Folge geleiſtet, wie eine genaue Anſicht der Scenenreihe, in der er erſcheint, bewähren kann. Ich begnüge mich, nur auf Folgendes hinzudeuten: Sein erſter Gruß an das Volk, in welchem er von den „aufrühreriſchen Buben,“ „gekratztem armſeligen Jucken des Dünkels, wodurch man nur ſchäbigt werde,“ in ſchlimmer Miſchung die Rede iſt, gleicht in der That vollkommen dem Morgengruße Kalibans; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer leichter zu bändigen iſt. Coriolan aber fährt fort zu ſchelten, und die verworfenen Buben werden bald mit Haſen, bald mit Gänſen verglichen. Doch auch dieſe Benennungen reichen als zu ſanft für ſeinen Haß nicht aus, es wird dem Haufen durchaus alles Gute abgeſprochen, der ſtolze Mann ſpricht ſich immer mehr in den Zorn hinein, und erklärt zuletzt, ſie würden, falls der Senat ſie nicht in Furcht hielte, ſich ſelbſt unter einander auffreſſen. — Wo iſt hier auch nur ein Schatten von der gemeinſten Vernünftigkeit und Beſonnenheit? möge immerhin dieſe Menge voll Verkehrtheit und Aberwitz ſtecken (und der Dichter hat ſie mit

Recht reichlich damit begabt); durch ſolches wüthendes Anfahren kann ſie nur noch verkehrter und aberwitziger werden, und der Schelter ſtellt ſich ſelbſt durch ſeine Wuth den Geſcholtenen faſt gleich.

§. 8.

Hören wir endlich vollends, daß er mit Härte ſich der Kornvertheilung widerſetzt, hören wir ihn ſchwören, wäre der Adel nur nicht ſo mitleidig, ſo wolle er dieſe Niederträchtigen viertheilen, und bald ſolle ein Tauſend zerhackter Schurken aufgethürmt ſeyn, ſo hoch als ſeine Lanze reichen könne — ſo glauben wir einen blutdürſtigen Tiger zu vernehmen, und jedes Gefühl des Mitleids, das er, der Mitleidloſe, uns ſpäterhin abfordern möchte, wird uns faſt unmöglich gemacht. Sage niemand, daß hier der Zorn aus ihm rede. Damit wird nichts entſchuldigt, denn es gilt von dem Zorne, was vom Rauſche gilt, daß er nichts erfindet, ſondern nur ausſchwatzt. Auch iſt das bloße Wort Zorn für dieſe Stimmung Coriolans viel zu edel. Es bleibt aber auch bei dieſer Wuth nicht, ſondern er geht gleich darauf in froſtig giftigen Hohn über und ſpottet der jammervollen Sprichwörter, mit denen die hungernde Menge ſich ausſpricht: „Noth bricht Eiſen," „die Götter laſſen das Korn nicht bloß für reiche Leute wachſen," u. ſ. w. Hier ſcheint der Tiger ſchon überflügelt durch jene Gattung von menſchlicher Härte, die in der Härte vollkommen **Recht** zu haben glaubt. Dieſer Hohn entadelt ihn gänzlich, denn der Edle hat gegen den Dürftigen und hungernden Feind — ſey dieſer auch ſonſt ſo widrig als er wolle — keine Waffe; am wenigſten die des Spottes, und Coriolan fordert dadurch ſelbſt das gewöhnlichſte Gefühl gegen ſich auf.

§. 9.

Wir folgen ihm nicht durch die geſammte Reihe der Scenen, wo er mit dem Volke hadert, ſondern begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Art, wie er zu demſelben redet, jede Ausgleichung unmöglich macht. Er [illegible] auch keine, ſondern iſt ſo ganz von berauſchendem Hochmuth verblendet, und gleichſam in demſelben erblindet, daß er ſich ſelbſt und ſeine Genoſſen für höhere Weſen anſieht, denen das Volk demüthigen, unbedingten Gehorſam ſchuldig iſt. Sein Gefühl iſt unreiner Sultanismus, ja es iſt ihm nicht genug, das Volk zu haſſen und zu verachten, ſondern er hat ſogar einen krankhaft wahnwitzigen **Ekel** vor demſelben, und vor deſſen ganzer Erſcheinung. Er erkennt das Amt der Tribunen, das doch der Staat ſelbſt eingeräumt hat, ſchlechthin nicht an; er mißhandelt die Aedilen u. ſ. w., und es zeigt ſich überall, daß er in jedem Staate und bei jeder Staatsverfaſſung durch ungemeſſene Selbſtſucht ein gefährliches Glied ſeyn würde, das billig zu entfernen iſt. — Sollten wir indeß die gelindeſte Benennung für ihn wählen, ſo würden wir ihn ein verzogenes Kind nennen, wobei dann allerdings die Hälfte der Schuld auf die Verzieher fallen muß. Die Patricier behandeln ihn überall als ihren Vorfechter mit unendlichem Reſpect, doch laſſen ſie ihn fallen, als die Gefahr wächſt; Cominius und Titus Lartius verkehren mit ihm, wie mit einem Halbgott, aber auch wie mit einem ſehr ſeltſamen und wunderlichen Halbgott, der ſich allenfalls augenblicklich in ein wildſchnaubendes Thier verwandeln kann, wenn nicht Alles nach ſeinem Willen geht. Sie ſchwingen deshalb ohne Aufhören das dampfendſte Weihrauchfaß um ihn herum, und es ergötzt ſie nicht wenig, gerade dann, wenn er jedes Lob mit ſtolzer Beſcheidenheit ablehnen will, immer neue Ruhmspſalmen in höherem Tone anzuſtimmen.

§. 10.

Wie man mit dem Volke und inſonderheit mit Soldaten umgehen muß, könnte er vom Cominius, der ſich in dieſer Hinſicht beſonnen und mäßig zeigt (Act. I., Sc. 6.), wohl lernen, allein er gehört zu denen, die eben, was ihnen am nöthigſten wäre, nicht lernen wollen. Cominius hat dagegen keine Luſt zu dem vergeblichen Verſuche, ihn etwas zu lehren, ſo wie denn überhaupt eine ruhig erörternde Unterredung mit ihm, dem ſtets krampfhaft Erregten, faſt unmöglich iſt. Deshalb wählt er und Lartius lieber das bequemere Rühmen, wobei man freilich niemals etwas wagt. Noch wirkſamer und eindringlicher treibt das Verziehungsgeſchäft Menenius Agrippa, der treffliche Humoriſt, der eben, weil er das iſt, auch wahrhaft lieben kann. Wir bedauern ihn freilich, daß er mit ſeinem Humor in einer ſo krauſen, wunderlich auf allen Seiten verwickelten Welt, wie die ihn umgebende iſt, leben muß, wir bedauern ihn noch mehr, daß er mit ſeiner Liebe keinen beſſern Gegenſtand gefunden, als den Coriolan; aber wir lieben ihn doch, weil er faſt der Einzige im ganzen Drama iſt, der lieben kann; aber als Verzieher iſt er deshalb der gefährlichſte. Sein Liebling hat immer Recht, denn er ſieht mit liebender Sophiſterei in ihm einen Gott, dem niemand verdenken kann, wenn er, ſich ſelbſt mit den Andern vergleichend, ſtets auf alle dieſe Andern ſtolz herabſieht. Daß Coriolan dieſe Neigung nur ſehr oberflächlich erwidert, daß er ſich überhaupt nur lieben läßt, und der Liebe zuſieht, wie einem Schauſpiel: davon weiß dieſer fröhlich jugendliche Alte nichts und will davon nichts wiſſen.

§. 11.

In noch höherm Grade gilt dieſes Alles von des Helden Mutter und Gattin. Die Letztere, Virgilia, iſt ein gutmüthiges, ſanftes, aber beſchränkt demüthiges Weſen, die Coriolan ſelbſt am beſten bezeichnet, indem er ſie in dem zärtlichſten Augenblicke des Wiederſehens „mein liebes Stillſchweigen" begrüßt. Von ihr kann ihm deshalb nie eine eindringliche Ermahnung kommen. Am allerſchlimmſten aber wirkt, da der Vater leider früh geſtorben, ſeine Mutter Volumnia auf ihn, deren völliges Ebenbild er wäre, wenn ihm nicht ihre weibliche Klugheit fehlte. Dieſe Frau hat denſelben Stolz und Hochmuth, dieſelbe Unbeugſamkeit und Härte wie er; aber als Frau iſt ſie um deswillen deſto unliebenswürdiger, und ihre mütterliche Liebe für den maßloſen Sohn iſt viel zu reflectirend, um bei dem Leſer verſöhnend wirken zu können. Dem römiſchen Manne ziemt es, ſich mit allen Kräften in die Wirbel des Staates und der Staatskunſt zu begeben, und nimmt er hier eine falſche Richtung, ſo muß er wenigſtens in jedem Augenblicke bereit ſeyn, ſein Leben zu wagen für ſeine Meinung; ſie dagegen wird durch den Frauenſtand geſchützt und hat für ſich ſelbſt nichts zu beſorgen. Dazu kommt bei Coriolan eine Aufrichtigkeit und Offenheit, um derentwillen wir ihm zwar nicht Alles, aber doch manches Uebertriebene, Harte verzeihen können. Aber gerade um dieſer Offenheit willen ſchilt ſie ihn; alle ſeine übrigen Eigenſchaften mag ſie gern, denn ſie ſind ein Abglanz der ihrigen. Sie hat denſelben Sultanismus, denſelben Haß und dieſelbe Verachtung für das Volk — politiſirende Frauen ſchweifen am liebſten auf den äußerſten Grenzen — und der Sohn kann ihr in dieſer Hinſicht nie genug thun; aber daß er ſich nicht verſtellen und nicht einen günſtigen Augenblick abwarten kann, das iſt ihr Kummer, und ſchuld an allem ihrem Unglück. Er hätte ſollen nur erſt Conſul werden, dann wäre es ein Leichtes geweſen, mit ſeinem Hauptplane durchzudringen. So aber hat er, noch nicht im Beſitz der Macht, dieſelbe ſchon abgenutzt. Jetzt noch galt Verſtellung, aber er hat zu früh kund gegeben, was er bezweckte, und ſo haben die jetzigen Machthaber ihn gehemmt. Sie hat ein Herz, unbeugſam wie das ſeine, doch auch einen Verſtand, der ihr ſagt, daß man zuweilen den Zorn gleichſam aufheben müſſe für beſſere Zeiten.

Wie nahe dieſe Gattung von Klugheit, um es unumwunden herauszuſagen, bei der — Gemeinheit ſtehe, zeigt ſich deutlich in der Scene des Abſchieds von dem verbannten Sohne. Hier, wo bei einer edlern Seele der große Schmerz rein gewaltet haben würde, verderbt ſie ſich ſelbſt das, wenn auch furchtbare, doch erhebende Gefühl durch rohes Fluchen auf die Gegner ihres Sohnes, und ſie wünſcht den ſämmtlichen Handwerken und Gewerben Roms nichts Geringeres als die ſchlimmſte Peſtilenz *); ganz in der Art jener zahlreichen Claſſe von Menſchen, die bei günſtigem äußerlichen Geſchicke eine nothdürftige Bildung zeigen, die aber, ſobald ein großer

---

*) Now the red pestilence strike all trades in Rome,
And occupations perish! (Act. IV. Sc. 1.)

Was ſie unter der rothen Peſt verſteht, weiß ich nicht genau, und ſie ſelbſt vermuthlich auch nicht.

Schmerz ſie durchzuckt, das innere Chaos widrig genug offenbaren. Zwar kann Coriolans kurz vorher gegangener Abſchiedsgruß *) an das Volk uns gleichfalls nicht erfreuen; allein von ihm dürfen wir auch jetzt nichts Erfreuliches hoffen, und ſein Zorn iſt nunmehr ein rein tragiſcher.

§. 12.

Ich habe, wie mich dünkt, Gründe genug angegeben, warum ich nicht der Schilderung beiſtimmen kann, welche meine Vorgänger von dem Charakter des Coriolan gemacht haben. Wir haben ferner geſehen, daß die Geſchichte gleichfalls von jenen Liebenswürdigkeiten des Cajus Marcius, die uns die Kritiker vorſpiegeln, nichts wiſſe, und daß der Dichter mit gewohntem Scharfſinn in den Kern der Geſchichte eingedrungen ſey, und dieſen gezeigt habe. Wir ſehen hier in dem Helden einen tragiſchen Wahnſinn — ich weiß kein gelinderes Wort — durch eine großartig irrende und gefährliche Idee zu Verbre-

---

*) Der Anfang:

You common cry of curs u. ſ. w. iſt noch in Coriolans altem Styl; doch das gleich folgende:

Let every feeble rumour shake your hearts u. ſ. w. (Act. III., am Schluß) iſt deſto bedeutſamer, und eine treffliche Einleitung zu dem tief ergreifenden Wort: I shall be loved when I am lack'd. Man wird mich lieben, wenn man mein bedarf (Act. IV. Sc. 1).

chen und Strafe geführt, aber ausgeſchmückt mit Allem, was einem ſolchen irrenden Gedanken Glänzendes beiwohnen kann. Dieſes Glänzende aber kann ſich, ſo vergeſellſchaftet, nicht rein und erfreulich zeigen, ſelbſt nicht das Glänzendſte, die Tapferkeit. Coriolans Heldenmuth erregt mehr Staunen als Bewunderung, er hat etwas Märchenhaftes, wie es ſich für die mythiſche Vorgeſchichte eignet, und wenn wir den Helden, in Corioli's Mauern eingeſchloſſen, gegen ein halbes feindliches Heer ſiegen ſehen, ſo erſcheint er uns faſt nicht mehr wie ein Menſch von Fleiſch und Bein, ſondern wie etwa ein ſchwer wandelnder, blutbeſpritzter, zauberiſcher Thurm, der nur getroffen, nicht verwundet werden kann. Kaum iſt es nöthig die Frage aufzuwerfen, ob der Dichter Recht gehabt habe, ſo zu ſchildern, denn die bloße Antwort iſt hinreichend, daß er, anders darſtellend, uns wenigſtens ſeinen Coriolan, den doch die Aufſchrift des Stückes verſprach, würde gezeigt haben. Sollte er der Geſchichte treulos werden? Sollte er den tiefen Sinn derſelben unterſchlagen? u. ſ. w.

§. 13.

Shakſpeare iſt wie immer mit ſeiner Abſicht vollkommen im Reinen geweſen, und wenn ja in den erſten drei Acten durch die Geringhaltigkeit und Erbärmlichkeit der meiſten Gegner des Helden weniger genaue Leſer zu einer falſchen Anſicht von ihm verführt werden konnten, ſo müßte dieſe doch durch die beiden letzten Acte gänzlich verſchwinden. Was Coriolan bis dahin ſündigte, beſtand in Worten, und ſo ſehr dieſe auch Härte und Grauſamkeit athmeten, ſo können wir dennoch, zum Mitleiden bewegt, auf den Gedanken gerathen, als ſey ihm durch dieſe Strafe der Verbannung zu viel geſchehen. Abgerechnet aber, daß ſolche Worte gewiſſermaßen ſchon als Thaten anzuſehen ſind, gehen ſie auch nur zu bald in ſolche unbeſtreitbar wirkliche Thaten über, für die es kaum eine Verſöhnung giebt. Der Einzelne, der ſich von Einzelnen im Staate beleidigt fühlt, will dieſe Verletzung an dem geſammten Staate rächen, er begnügt ſich nicht mit jenem Ausruf eines bei weitem größern Helden: „Undankbares Vaterland, ſelbſt meine Gebeine ſollſt du nicht beſitzen,“ ſondern dem gefährlichſten Feinde Roms, den Volskern, ſich anſchmiegend, bewegt er ſie, den Waffenſtillſtand zu brechen, und zieht an ihrer Spitze bewaffnet gegen das Vaterland. Wie muß es in der Bruſt eines Mannes ausſehen, der jemals ſolche That vermag: denn wo irgend eine Lage erdenkbar iſt, in welcher die ewig nothwendige Tugend, Vaterlandsliebe, ſich ſo ganz in ihr Gegentheil verwandeln kann, da iſt jene Tugend eigentlich *nie geweſen*. Hier iſt nicht mehr die Rede von einem Ueberſchwang der Kraft, nicht von einem überſchrittenen Maß, ſondern wir haben es mit einem Verbrechen zu thun, das Stunden und Tage lang überlegt wurde und Monate bedurfte, um ausgeführt zu werden.

§. 14.

Ueber das Verhältniß des Einzelnen zum Vaterlande, und wie weit er ihm verpflichtet iſt, haben ſchon die Alten, und inſonderheit die Griechen, ſehr hell und tief gedacht, und es in den mannigfaltigſten und ſchönſten Formen dargeſtellt. Giebt Homer dem Achill Recht? gegen den Agamemnon ohne Zweifel, aber gewiß nicht gegen Griechenland, das er durch ſeine jetzige Thatenloſigkeit in Noth bringt. Aber indem er ſich rächen will und wohl gar mit verfinſterter Stimmung ſich an deſſen Noth weidet, beſtrafen die Götter ſeine Rachſucht an ihm ſelbſt, indem durch ſeine Schuld der Tod des geliebteſten Freundes erfolgen muß.

Noch weiter geht Sophokles, der in ſeinem Philoktet die Idee des Vaterlandes und des griechiſchen Ruhms (an dem Alle Theil haben, und für den deßhalb auch Alle mitwirken müſſen) höher ſtellt, als vielleicht irgend ein Dichter dieſen Gedanken geſtellt hat. Iſt je ein Held beleidigt worden von ſeinem Vaterlande, iſt jemals ein Held durch die eignen Landsleute in das tiefſte Unglück geſtürzt worden, ſo iſt es Philoktet. Ihn hat nicht Kraft beſiegt, ſondern empörende Liſt, ſeine Strafe iſt nicht gewöhnliche Verbannung allein oder Tod; ſeine Verbannung war ohne Wahl der Zuflucht für ihn: es iſt eine unwirthliche Felſeninſel, auf der man ihn zurückgelaſſen. Sein Tod iſt gewiſſermaßen immerwährend, und doch kann er nicht ſterben, weil eine unſäglich ſchmerzliche, hülfloſe Krankheit ihm nur die Kraft und Luſt zum Leben raubt; nicht aber das Leben ſelbſt. —

§. 15.

Wie empört ſich unſer Herz wider das Benehmen des Ulyſſes gegen den Unglücklichen! ſollte nicht auch Sophokles dieſen Unwillen getheilt haben? Ohne Zweifel hat er dieſen Ulyß als Menſchen, wie er ihn hier ſchildern *mußte*, ſelbſt nicht lieben können, und dennoch wird der letzte Zweck deſſelben, ſo hart wie er auch in Beziehung auf Philoktet erſcheint, von den Göttern ſelbſt und durch ihren Repräſentanten, den Dichter, gebilligt und erreicht. Es iſt hier die äußerſte Höhe des Gedankens erfaßt worden, daß wir dem Vaterlande unter jeder Bedingung treu bleiben ſollen, es möge uns lieben oder nicht lieben, oder beleidigen, oder gar, wie hier bei Philoktet, ſich unſerer *entäußern*. Nimmt es dieſe Entäußerung zurück und unſere Thätigkeit von neuem in Anſpruch, ſo iſt jede Abweichung von unſerer Seite unrechtmäßig, und es kann ſodann im Nothfalle ſelbſt Zwang gegen uns erlaubt ſeyn, — daß dieſes im Sinn jener griechiſchen Tragödie mit liege, mag nicht beſtritten werden; was dabei in einzelnen Stellen Uebertriebenes iſt, muß, als einer verſunkenen Welt angehörig, hiſtoriſch erklärt und ſomit entſchuldigt werden, aber der Hauptgedanke: „unverletzliche Heiligkeit des Vaterlandes“ iſt ewig wie das Recht und die Natur ſelbſt.

§. 16.

Wie ſo ganz und gar haben neuere Erklärer des Shakſpear'ſchen Werks dieſe aufgeſtellten Begriffe vergeſſen! Der vielleicht neueſte Bearbeiter deſſelben, Johannes Falk, ſteht nicht an, Coriolans Partie ſo unbedingt zu nehmen, daß er geradezu erklärt: „Nach ſeiner Entfernung aus der Stadt glaubte Coriolan dem römiſchen Volke zu ſeiner eigenen heilſamen Belehrung einen kleinen Beweis für die Zukunft ſchuldig geworden zu ſeyn, nämlich den, daß es an und für ſich betrachtet gar nichts vermöchte, und ohne Männer ſeines Gleichen weiter nichts, als ein vielköpfiges Ungeheuer ſey." Ja, er ſetzt ſpäter hinzu, daß den „heilſamen Lehren für Volk und Senat nichts fehle zu ihrer Beſtätigung, als die gänzliche Vernichtung Roms." (S. Coriolan, frei nach Shakſpeare von Johannes Falk. Amſterdam und Leipzig, 1812. S. 23 und 33) — Die Unhaltbarkeit dieſes Gedankens leuchtet zu ſehr in die Augen, um einer ausführlichen Widerlegung zu bedürfen, und ich begnüge mich deshalb mit der Bemerkung, daß ein ſolches Volk, welches ohne ein beſtimmtes Individuum gar nichts vermöchte, überhaupt nichts vermöchte und auch nicht einmal ein vielköpfiges Ungeheuer ſeyn könne, ſondern lediglich nichts und wieder nichts ſeyn müſſe.

Wir wiſſen Alle, daß der dramatiſche Dichter, auch bei der ſchwierigſten Aufgabe, wo ihm die klare Erkenntniß des Gedankens von Seiten des Zuhörers beſonders am Herzen liegen muß, dennoch nie aus den Couliſſen hervortreten und den nackten Gedanken ſelbſt ausrufen dürfe. Er muß es dem Leſer und Zuſchauer anheimſtellen, das Reſultat aus dem Ganzen hervorgehen zu laſſen; wie oft aber wird hier der Dichter in ſeiner Hoffnung von jenem ſich getäuſcht ſehen, und wie oft wird man ihm eine Anſicht unterſchieben, die ganz und gar, ja feindlich von der ſeinigen entfernt iſt.

§. 17.

Iſt es deßhalb, wie geſagt, möglich geweſen, daß Coriolans mit allem Glanze aufgeputzte Scheingröße in den erſten Acten einige Kritiker getäuſcht hat, ſo hätte doch dieſe Täuſchung ſpäterhin ſchwinden müſſen, da nach der Verbannung ſein innerlicher Verfall bis zur Sonnenklarheit deutlich wird. Er hat nur noch Einen Gedanken, den der Rache, und zwar nicht bloß an den Tribunen, an den Aedilen, an den Bürgern A. B. C., ſondern an dem Vaterlande ſelbſt, und ſo erzeugt in ihm die innere Maßloſigkeit und hochfahrende Selbſtſucht verbrecheriſchen Wahnſinn und wahnſinniges Verbrechen. — Aber betrachtet ihn nun auch einmal recht, wie ihn der Dichter nach den frühern Andeutungen in den beiden letzten Acten geſchildert hat. Ich will nicht einmal fragen: Iſt dieſer Held jetzt glücklich, während ihm von außen her jetzt Alles zu glücken ſcheint? iſt er glücklich im Hauſe des Aufidius, wo dieſer geachtete Feind in einem Augenblicke der Begeiſterung ihm als dem Höhern huldigt? Iſt er glücklich in ſeiner neuen Würde als Mit-Feldherr der Volsker? machen ihm ſeine Siege über die Römer Freude? ſchmeichelt es ihm, wenn die Prieſter und die Conſuln ihn um Gnade anflehen, oder wenn er gar den alten liebevollen Menenius abweiſen muß? Ein ſolches Gefühl kann nach dem Abfall bei ihm nicht mehr wohnen; denn wie wäre er ſonſt noch würdig als tragiſcher Held aufgeführt zu werden? — Aber das wollen wir fragen: Iſt auch nur eine Spur von innerer und äußerer Freiheit in ihm, ſeitdem er den Verrath an dem Vaterlande durch Thaten gezeigt hat? Ruht nicht das Schickſal wie eine eiſig ſtarrende Nacht auf ihm? Sehen wir nicht, daß er nie beſiegter war, als in ſeinen jetzigen Siegen? und iſt es nicht (um nur eines einzelnen Umſtandes zu gedenken), ſchon eine unerträgliche Sklaverei, daß er den Aufidius anrufen und um ein wenig Lob bitten muß für die Härte, mit der er die römiſchen Geſandten und ſelbſt ſeinen Menenius abfertigt? Dieſes Schickſal aber hat er ſelbſt über ſich herauf gerufen, und es liegt in ſeiner eigenen Bruſt. Er kann nicht anders, ſo lange er unverwandelt Coriolan bleibt; daß er aber bleibt und von verbrecheriſchen Worten zu verbrecheriſchen Thaten übergeht, iſt natürlich ſein Werk, und es darf kein Schickſal angeklagt werden. Dafür ſehen wir ihn jetzt gleichſam gezeichnet von der Hand der Nemeſis, und der als der Gefürchtetſte und Geachtetſte in Rom, weil er nach unbegränzter Macht ſtrebte, dennoch unbefriedigt war, iſt jetzt dergeſtalt herunter gekommen, daß er uns mit dem innigſten Mitleid erfüllt. Es iſt, als hätten wir über ihn das kleine aber entſetzlichſte aller Worte ausſprechen hören: Du ſollſt hinfort nie wieder frei athmen.

§. 18.

In den beiden letzten Acten herrſcht eine trübe Gewitterſchwüle, und ſelbſt die große herrliche Scene zwiſchen Mutter und Sohn giebt keineswegs eine heitere Befriedigung, ſondern gerade was ſie ſoll: den entſcheidenden Donnerſchlag, der den Himmel reinigt und die Beſiegung des Einzelnen, der von ſeiner Ohnmacht überzeugt wird, zu erkennen. Ich will jene mit Recht bewunderte und gerühmte Scene nicht mit den gewöhnlichen Lobſprüchen belegen; wohl aber ſie um deswillen rühmen, daß ſie durchaus nicht auf eine ſogenannte gemüthvoll ſanfte Rührung hinarbeitet, die hier nicht ſtatt finden durfte. — Als dieſe Mutter ihm durch ihre eigene Perſon die Mutter Roma gezeigt hat, und er ſich beſiegt fühlt, welche Worte hat ihm da unſer Dichter geliehen? Iſt der Friedensbogen wieder am Himmel aufgegangen? und darf ſich der Held als Roms Retter erkennen? Ach nein! ihm iſt nur ſein ungeheuerer Irrthum näher gebracht, er fühlt ihn und möchte gern wieder gut machen, doch völlige Sühne iſt unmöglich, denn ein Abfall vom Vaterlande ſühnt ſich nicht auf ſo leichte Weiſe, und auf immer ſteht er entzweit mit ihm und mit ſich ſelbſt.

O mother, mother! (ſo ruft er aus)
What have you done? Behold, the heavens do ope,
The gods look down, and this unnatural scene
They laugh at.
O Mutter, Mutter!
Was thut ihr? ſeht, die Himmel öffnen ſich,
Die Götter ſchaun die unnatürliche Scene
Und lachen drüber.

§. 19.

Wer alſo ſprechen mag, in dem iſt kein beruhigendes Gefühl reiner Güte, und leider kann auch dieſe Empfindung in ihm nicht ſeyn. Er fühlt ſehr wohl, daß er ſelbſt am meiſten der Gnade bedürfe und daß, was er auch jetzt noch thun möge, ſein früheres Verbrechen (feindſeliges Handeln gegen das Vaterland) nicht rein abgebüßt werden könne. Jetzt erſt hat er Anſpruch auf die Theilnahme unſers Herzens, wir fühlen ſeinen ganzen jammervollen Fall und haben Mitleid mit der Schwäche, in der er, Entſchuldigung bittend, ſogar den Aufidius fragt *), ob nicht auch er in gleichem Falle würde gerührt worden ſeyn. — Und mußte er in ſeiner jetzigen Lage nicht alſo fragen? — Die Antwort des Mannes, der, von Natur kühl geſinnt, durch einzelne Exaltationen

---

*) Man erinnert ſich dabei unwillkürlich an die Worte des Narren im Lear: Gevatter Lear, du warſt ein ganz hübſcher Mann, als du noch nicht nöthig hatteſt, dich um die Mienen deiner Töchter zu bekümmern.

immer nur kühler zu werden ſcheint: „ich war tief gerührt“, iſt ganz in der (traurigen) Ordnung und um ſo eindringlicher, da wir wiſſen, daß längſt ſchon alle ſeine Gedanken auf den Fall des unglücklichen Helden gerichtet ſind. Shakſpeare folgt auch in der Schilderung von Coriolans Tode gänzlich der Geſchichte, und ohne Zweifel that er ſehr wohl daran, hier nicht klüger ſeyn zu wollen, als ſie. Cajus Marcius hat kein Vaterland mehr, und was er (es verſteht ſich immer: ſo lange er — er bleibt) auch thun möge, es iſt Alles unrecht und Alles unglücklich. Es giebt Leiden, wie wir bereits im König Lear angedeutet haben, nach welchen ſich das irdiſche Leben nie wieder fröhlich geſtalten kann, und nichts Wünſchenswürdiges übrig bleibt, als der Tod, nur daß er mit Ruhe ſoll abgewartet werden. Das gilt noch mehr von Verbrechen gewiſſer Art, z. B. von dem des Coriolan. Wir brauchen ihn uns nur zu denken auf dem Rückwege von Rom nach Antium, ihn, der mit zwei Völkern und mit ſich ſelbſt in Feindſchaft iſt, wir brauchen ihn nur zu hören, wie er zum erſtenmal mit ſchwacher Stimme und im Bewußtſeyn doppelten Vergehens zu den unbedeutenden Rathsherren von Antium faſt demüthig ſpricht, um Rechenſchaft abzulegen, und wir werden ihn nicht beklagen, daß gleich darauf ſein Ende erſcheint. Die Sage erzählt, er ſey von dem aufgebrachten Volskiſchen Pöbel geſteinigt worden, hier ſtirbt er doch wenigſtens im Tumult von Soldatenhänden, freilich von ſehr unreinen; doch durfte ihm der Dichter kein andres Ende geſtatten.

§. 20.

Fahren wir nun zu fragen fort, wie es wohl möge gekommen ſeyn, daß die Kritiker bisher viel zu ſehr Coriolans Partie genommen, ſo ſcheint mir, wie bereits oben angedeutet wurde, der Grund in dem Unwerth der Gegner ſelbſt zu liegen, welche der Dichter neben ihn ſtellt. Kläglichere, verkehrtere und widerlicher bellende Geſellen hat es wohl niemals gegeben, als die hier den Haufen bilden. Es iſt zuſammengelaufenes Geſindel, zu unſittlich für regelmäßiges häusliches Arbeiten, ſo wie für die Pflichterfüllung im Felde, es hat nichts zu verlieren und kann nur gewinnen bei Aufruhr und Zwieſpalt. Im Julius Cäſar gelangen wir ſchon im Anfange des Stücks zu einem behaglichen Lachen über die müſſiggängeriſchen, dummpfiffigen und pfiffigdummen Herumſtreifer, die, von jedem Winde bewegt, den Zweck ihres Lebens eben in jenem Herumſtreifen zu finden glauben; aber in Coriolan kommt das Lächeln erſt ſpäter, und es iſt nicht wohl von ſchärferem Unwillen zu trennen. Dieſer Haufen iſt noch geringhaltiger, und wie einfältig und ſchwankend er auch ſonſt ſeyn mag, doch ſteif und feſt auf Empörer-Gedanken gerichtet, weshalb er unter kluger Anleitung gefährlich genug werden kann. Zum Ueberfluß iſt ihm auch noch Feigheit beigegeben, wodurch vollends über ihn der Stab gebrochen wird. Denken wir uns dieſe Menge, einen Coriolan gegenüber, ſo begreifen wir gar wohl, wie ihm in dieſem Verhältniſſe nicht ſelten Menſchliches (d. h. hier: Uebertreibung des Zornes) begegnen könne. Sie als unbedeutend anſehen und ignoriren darf er nicht, denn unter der Führung ſolcher Tribunen können ſie Unheil genug ſtiften. Dennoch müſſen wir bei aller Entſchuldigung doch wiederholen, daß ſein Betragen nur geeignet iſt, den Haufen zu verſchlimmern. Er giebt ihn auf als hoffnungslos verderbt, und trägt dadurch ſehr viel bei, ihn wirklich hoffnungslos zu verderben.

§. 21.

Sicinius und Brutus gehören zu der bedenklichſten Claſſe der Volksanführer. Sie benutzen das Recht, welches Coriolan beſonders in unbewachten Augenblicken ihnen giebt, auf die ſchlaueſte Weiſe, indem ſie jedes ſeiner Worte, als ſey es bereits eine That, feſthalten. Was wir „Ehre“ im gewöhnlichen Sinne nennen, dafür haben ſie, wie es ſcheint, gar keinen Sinn, und ihr Gegner mag ihnen jeden ſchimpflichen Beinamen geben, wie er irgend will; ſie kümmert das nicht, denn ſie ſind für jeden wahren Herzenszorn viel zu kalt. Es iſt ihnen genug, den Feind zu verderben und ſich ſelbſt mit höherer Macht zu umgeben; alles Uebrige iſt ihnen gleichgültig.

In dieſem Geiſt benehmen ſie ſich auch in den letzten Acten, wo Roms Unglück immer höher ſteigt. Ihr böſes Gewiſſen verräth ſich überall, doch fehlt es ihnen auch jetzt nicht an einer gewiſſen Beſonnenheit, mit der ſie Alles, was noch etwa für Roms Rettung verſucht werden kann, anordnen, und durch Ueberredung und Bitten ſelbſt von ihren erbittertſten Feinden erreichen. Sie ahnen, daß, ſo lange nur Rom noch ſtehet, der bloße Name ſie ſchützt, und ſie wiſſen ſelbſt Volumnien dahin zu bringen (wenn auch nur durch die dritte Hand), daß ſie ihrem Sohne gleichſam als das perſonificirte Vaterland, oder, wenn man lieber will, als Meduſenhaupt erſcheine, vor dem ſeine Kraft erſtarrt zu Boden ſinkt.

§. 22.

Iſt aber dieſe Menge das Volk? Mit nichten. — Sie iſt, wie wir ſie nannten, Geſindel und Pöbel, der, aufgeregt, ſich faſt immer widrig und verzerrt zu zeigen pflegt. Coriolan aber verwechſelt immer Pöbel und Volk, und leider thun es die meiſten Kritiker ihm diesmal nach. Sie halten ſich nur an das, was ſie zu ſehen bekommen, nicht aber an das, was ihnen hier zu erkennen gegeben wird. Das Volk iſt nicht müſſiggängeriſch und aufrühreriſch, es ſchreit und tobt und witzelt nicht, läßt ſich aber auch nicht zum beſten haben, ſondern beobachtet ſcharf und ſchweigend, und handelt, wenn es Zeit iſt. — Kommt nun aber dieſes Volk in dieſem Drama gar nicht zur Erſcheinung? Selten freilich; doch fehlt es nicht ganz, z. B. unter der Anführung des Cominius, der beſonnen und gerecht demſelben ein gutes Zeugniß giebt. Weiter ſollen wir nichts verlangen, wohl aber mit geiſtigen Augen die Idee des Vaterlandes und die heilige Roma ſelbſt erblicken, die ja unmöglich auf dem Komödienzettel und in dem Perſonenverzeichniſſe mit vorkommen kann. — Der Pöbel hat durchaus Unrecht, und ſeine Herrſchaft iſt gräßlich; aber auch eine mit coriolaniſchem Geiſte verwaltete Regierung würde nur Jammer bringen. Die Gerechtigkeit und Mäßigung iſt beiden fremd.

Jene dem Pöbel unerläßliche Verkehrtheit und Verzerrtheit hat Shakſpeare nicht ernſt und trocken hingeſtellt, ſondern wie immer und zu unſerer Aller Freude in Scherz und Satyre getaucht. Dieſes vielköpfige Ungeheuer iſt auch ein buntgeſprenkeltes, luſtigalbernes Ungeheuer, das, ſo oft es auch erſcheint, Niemand beſſer geſchildert hat, als unſer Dichter, und es konnte ſich hier die ganze Fülle des Charakter- und Situationswitzes zeigen.

§. 23.

Ein beſonders glänzendes Juwel in dieſem Drama iſt die Scene der Stimmenbewerbung, und es möchte wohl kaum einen Leſer geben, der ſich an ihrer ſinnigen Luſtigkeit nicht ergötzt hätte. Nur müſſen wir bedauern, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Kritiker faſt ausſchließlich in Anſpruch genommen, ſo daß ſelbſt Wilhelm

Schlegel die wenigen Zeilen, welche er in ſeiner kurzen Ueberſicht der Shakſpear'ſchen Dramen dem Coriolan widmet, lediglich jenem Plebs und der drolligen Scene geſchenkt hat. Allerdings giebt es kaum etwas „Drolligeres", als jene Auftritte, wie Coriolan „bei den geringern Bürgern, die er wegen ihrer Feigheit im Kriege verachtet, um das Conſulat werben ſoll, ſich aber, innerlich ergrimmt, nicht zu der herkömmlichen Demuth entſchließen kann, und ihnen dennoch ihre Stimmen abtrotzt." — Ich glaube indeſſen, die Scene ſey noch viel mehr als drollig, ſo bald man nur bedenken und betrachten will, daß ſich in derſelben Coriolan ſelbſt, nicht wieder verkehrt, und, ohne es zu wiſſen und zu wollen, komiſch zeige, als jene mit Recht Verachteten: denn, wie ſeltſam und wunderlich ſtolz er auch bittet, ſo — bittet er doch, und indem er zugleich dem alten, ihm ſo läſtigen Herkommen und ſeiner hochmüthigen Laune nachgiebt, bereitet er ſich ſelbſt im eiteln Wahn zu triumphiren, Verbannung und Untergang. Wie immer, ſo auch hier, haben in dieſem Drama beide Theile Unrecht; aber der Dichter hat vollkommen Recht, ſie ſo zu ſchildern und die Idee in den Hintergrund zu ſtellen.

§. 24.

Wie manches Hemmende nun aber auch die römiſchen Stoffe für den modernen Dichter haben mögen; Shakſpeare hat, wie wir geſehen, eine Welt für ſeine reiche Charakterzeichnung gefunden, und es gilt hier ganz beſonders die alte Bemerkung, daß man bei ſeinen Dramen die Perſonen nur Einmal zu nennen brauche, da man ſie dadurch auf immer kenne und keine Verwechſelung mehr zu fürchten habe. Wie klar und herrlich iſt nicht z. B. der alte Menenius gezeichnet, und doch iſt er faſt immer nur als eine angenehme Zugabe betrachtet worden. Er iſt bei weitem mehr, und für Coriolan nicht minder nöthig, als Antonius für Cäſar. Der Dichter und die Zuſchauer bedurften, um Coriolan genau zu erkennen und zu ſchildern, eines — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — grandioſen Liebhabers und Verziehers des Helden, einen Hingegebenen, den wir aber, trotz ſeiner Schwäche, lieben können, eben weil er ſelbſt lieben kann. Damit er aber das könne, bedarf er des Humors, der in den höheren männlichen Jahren ſich der Freundſchaft und Liebe ſo gern zugeſellt. Wohl können wir bei einer edeln und feurigen Geſinnung leicht ertragen, in den Verhältniſſen der Freundſchaft ſtets mehr zu geben, als zu empfangen, und es iſt dieſer Umſtand ſogar geeignet, uns den größten und reinſten Genuß zu geben; indeſſen wird ein ſo tugendhafter Vielgeber doch wohl thun, wenn er ſich bei Zeiten nach Humor umſieht. Iſt aber vollends von einem Verhältniſſe die Rede, wo nur der Eine giebt und der Andre nur empfängt, ſo möchte wohl der phantaſiereichſte Humor unerläßlich ſeyn, weil ſonſt das ganze auf einem Irrthum beruhende Verhältniß auch in der Erſcheinung bald in Staub und Aſche zerfallen würde. Coriolans enger und herber Charakter mit ſo manchen ungeläuterten Flammen macht ihn nicht bloß für die Freundſchaft faſt unzugänglich, ſondern auch ungeſchickt für alle heitere Geſelligkeit. Er hat gewiſſermaßen nur Einen, und zwar einen ſehr gefährlichen Gedanken: wird dieſer angegriffen, ſo bemächtigt ſich ſeiner ein ungeheurer Zorn, der ihn eben ſo beredt, als — unbeſonnen macht. Sonſt iſt er faſt immer ſchweigſam und zugeſchloſſen, und muß es ſeyn, denn er hat nichts zu ſagen. Selbſt über jenen einzelnen Gedanken kann er mit denen, welche ſo ziemlich einig mit ihm ſind, nicht viel und nicht gut reden, denn dazu würde er des — Unwillens und der Leidenſchaft bedürfen. Wir ſehen deshalb auch bei den meiſten Patriciern keine ſonderliche Herzenstheilnahme für ihn. Sie mißbilligen ſeine Uebertreibung und nehmen ſich ſeiner nur an, weil ſie fürchten, das Volk werde ſpäterhin noch weiter um ſich greifen, wenn es ſeinen Hauptgegner verloren.

§. 25.

Nur Menenius iſt der Verzauberte, denn er hat ſich ſelbſt verzaubert. Nur er mag mit Coriolan, dieſer zackigen Felſenſpitze, umgehen, weil er, ſo oft es ihm gefällt, ihn mit ſeiner humoriſtiſchen Zauberlaterne anblitzen kann, ſo daß ſich das herbe Geſicht, das reife Trauben ſauer zu machen verſteht, ihm ganz anders abſpiegelt, als es iſt. Er hört, wie ſo manche Humoriſten, ſich ſelbſt gar gern ſprechen, und mag wohl leiden, daß Coriolan ihn nicht unterbricht; es iſt ſogar möglich, daß er (wie z. B. der ihm ſonſt ſehr unähnliche — Victor im Hesperus) ſich mit ſeinen ſchönſten Einfällen am liebſten gerade an *die* wendet, die am wenigſten davon verſtehen. Menenius hat ein für allemal ſeinen Liebling als großen und tapfern Mann erkannt; das iſt ihm als Grundlage ſeines Verhältniſſes genug; alles übrige Unbequeme und Widrige an ihm ſieht er nicht, oder will es nicht ſehen. Bedenken wir ferner, daß der fröhlich genießende Mann, wie er ſelbſt ſagt, vertrauter iſt mit dem „Hintertheil der Nacht, als mit dem Vorderkopf des Tages," ſo finden wir leicht, wie ſehr die trunkene Exaltation der Nacht dem Liebling zu Hülfe kommen müſſe. Endlich wollen wir noch erwägen, daß in einigen Einzelreden des Menenius (gewiß wider *ſeinen* Willen, aber nicht wider Willen des *Dichters*) ein Gegengift für manche Uebertreibungen des Cajus Marcius liegt, und der viel belachte „lächelnde" *Magen* (in der allbekannten Fabel von den gegen ihn verſchwornen Gliedern) möchte auch wohl nicht ohne ſehr ernſte Satire zu nehmen ſeyn.

§. 26.

Das einfache End-Ergebniß iſt deshalb: Shakſpeare hat den hiſtoriſchen Stoff ſo ſcharfſinnig aufgefaßt und ſo kräftig durchgeführt, daß wir in dieſer Hinſicht kaum noch einen Wunſch übrig behalten. Auch kann niemandem entgehen, daß in den meiſten Scenen des Werks die Sprache wie eine Tuba groß und gewaltig töne, bis ſie endlich gegen das Ende ſchwermüthig leiſe verhallt. Dennoch bleibt im Gemüth des Leſers ein Verlangen ungeſtillt; es iſt das Gefühl, welches in ſeiner zarteſten Tiefe nicht genugſam angeſprochen wird. Man verwechsle dieſes Verlangen ja nicht mit der thörichten Forderung eines beſtimmten Liebesverhältniſſes zwiſchen A und B; ein ſolches würde hier jenes Verlangen nicht nur nicht befriedigen, ſondern in ſich ſelbſt wahrhaft läſtig und widrig ſeyn. Was uns der Dichter vermiſſen läßt, iſt nicht ſeine Schuld, ſondern die des Stoffes, für den ſelbſt die zauberiſchſte Gewalt uns kein ſolches Intereſſe würde einflößen können, als wir z. B. für Romeo, Brutus, Lear u. ſ. w. empfinden. — Im Coriolan haben faſt alle auftretende Perſonen unrecht; der Held ſelbſt und ſein Gegner Aufidius, Menenius und die Tribunen, der volskiſche, wie der römiſche Senat u. ſ. w., aber ſiegend tritt die Idee des Staates und des Vaterlandes hervor.

Dieſes große Ziel iſt erreicht; wer ſonſt noch etwas verlangt, verlangt etwas hier Unpaſſendes und Unſtatthaftes. Wir können — und ich verhehle nicht, daß dies auch bei mir der Fall iſt — andere Werke unſres Dichters mehr und inniger lieben als dieſes; aber wir wollen nie vergeſſen, was es an und für ſich und in ſich iſt.

§. 27.

Nach allen dieſen Betrachtungen muß es doppelt befremden, daß ſo viele Dichter den höchſt ſchwierigen und in keinem Falle günſtigen Stoff dramatiſch zu behandeln verſucht haben, und es würde anziehend ſeyn, wenn uns einmal jemand ſämmtliche engliſche, franzöſiſche, italieniſche u. ſ. w. Coriolane aufzeichnen und charakteriſiren wollte. Wir würden ohne Zweifel einen ſteten Widerſtreit bemerken, in welchen die Dichter mit ſich ſelbſt und ihrem Stoffe geriethen. Was ſie reizte, war vermuthlich nur die eine Scene mit der Mutter; ſie ſollte rühren und erweichen. That ſie das, ſo zertrümmerte ſie gewiſſermaßen das ganze Stück; that ſie das nicht, wie ſie es denn bei Shakſpeare nicht thut, ſo erlebten die Poeten, die doch nun einmal das Gefühl hauptſächlich erregen wollten, das Mißgeſchick, ihren Irrthum zu ſpät einzuſehen, von Einer Scene Alles zu erwarten. Nur Shakſpeares großer, ſicher treffender Verſtand hat hier das Rechte zu erfaſſen gewußt; doch iſt auch ihm nicht möglich geweſen, hier einen ganz vollſtändigen poetiſchen Genuß zu gewähren, wie er ihn in andern Dramen gewährt hat.

XXIX.

Antonius und Cleopatra.

§. 1.

In dem Trauerſpiel Julius Cäſar wandte ſich unſere Aufmerkſamkeit zuvörderſt an einen alternden Helden, der durch eine Menge von groſſen Thaten und Erfolgen das Volk und ſich ſelbſt dergeſtalt verwöhnt hatte, daß Alles auf ihn hinſah, wie auf den Einzigen, dem nichts mißlingen könne. Aber Cäſar fühlt eine Leere in ſich, es giebt für den Augenblick nicht mehr viel zu handeln und zu beſiegen, das Alter beſchleicht ihn und bringt einige Kränklichkeit mit ſich, er kann zu den frühern Lorbeerkränzen keine neuen hinzuthun; und um jene dem Gedächtniß der Menge immer friſch zu erhalten, iſt er genöthigt, ſelbſt häufig daran zu erinnern und ſich jetzt mit einer Fülle von großen, ſcharfſinnigen und ſtolzen Reden, wie mit einer majeſtätiſchen Wolke zu umgeben. Aber wenn auch noch täglich ein neuer Lorbeer ſich um ſein Haupt gewunden hätte; ſein Ehrgeiz würde dadurch nicht geſtillt worden ſeyn. Es ſind nicht mehr dieſe grünen Zweige voll edler Bedeutung, nach denen er verlangt, ſondern das königliche Diadem ſoll ſein endlicher Lohn und das Ziel ſeiner Laufbahn ſeyn. An dieſem Irrthum geht er zu Grunde, und zwar durch die Hand des Geliebteſten. Dieſer, bis dahin faſt der einzig Reine in einer unreinen Welt, irrt jedoch nicht minder, wenn er hofft, daß aus dieſem und ſo geopferten Blute die Freiheit erwachſen werde. Er verkennt ſeine Zeit, die viel zu tief geſunken iſt, um auch nur ahnen zu können, was er uneigennützig will. Der kalten Klugheit iſt er nicht gewachſen. Auch Caſſius, der ſtarke, und wenn auch minder rein geſinnte Menſch, doch erfahrnere Feldherr kann nicht retten, was unrettbar verloren iſt, denn immer wird die in ihrer Sphäre mit ſich ſelbſt wohl vertraute irdiſche Klugheit und Folgerechtheit ſiegen müſſen, wenn ihr nicht vollendete Weisheit entgegen ſteht.

§. 2.

Jetzt ſind die drei großen Männer Julius Cäſar, Brutus und Caſſius vom Schauplatz abgetreten, und drei Mindere, unter denen nur Einer hervorragt, treten an ihre Stelle, um die Beute der Gefallenen zu theilen. Wie aber auch jene bloß irdiſche Klugheit für den Moment hat gewinnen können; wahrhaft zu ſiegen vermag ſie nicht, und noch weniger das ſeiner Natur nach Auseinanderfahrende und nur durch äußern Zweck für den

Moment Verbundene vereint zu erhalten. Ihre Hohlheit entdeckt ſich bald. — Dieſer kalte zähe Jüngling Octavian iſt der armen Zeit völlig würdig, doch hat ſeine mittelmäßige Natur ihn, da er am liebſten durch Andre handeln läßt, wenigſtens das Repräſentiren gelehrt. Antonius dagegen, ſeiner höhern (doch nur halb poetiſchen) Natur zu ſehr vertrauend, hat die Erdenklugheit zu oft vernachläſſigt, und am liebſten in Extremen waltend, verwechſelt er faſt immer die poetiſche Freiheit des Lebens mit phantaſtiſcher Willkürlichkeit. — Lepidus endlich iſt wegen ſeiner ſtarken Schultern, die viel tragen können, wohl zu gebrauchen. Man kann ihm den kurzen Traum der Hoheit leicht gönnen, da er, wegen Beſchränktheit des Verſtandes, ſo bald er unbequem wird, ohne Mühe zu entfernen iſt. Bis dahin mag er als eine Art von gutmüthig-heroiſchem Hanswurſt dienen, der manche Augenblicke der Verlegenheit und Peinlichkeit zwiſchen den gereizten Anführern entfernen kann, indem er wider Wiſſen das Gelächter auf ſich zieht.

§. 3.

So hatte uns bereits Julius Cäſar die neuen Triumvirn ahnen laſſen, und ſo lehrt ſie uns das gegenwärtige Werk genau kennen. Welch einen Stoff hat hier der Dichter gewählt! einen reichern hat es vielleicht nie gegeben! Wir ſehen hier den Untergang der geſammten alten Welt, die alten Götter haben ſie verlaſſen, und wenn Herkules als Halbgott bis dahin noch einen einzigen Liebling unter den Römern hatte, den Antonius, ſo weicht er jetzt auch von dieſem, der ſich nach und nach ſeiner unwerth macht. Die Beute, um die es ſich hier handelt, iſt keine geringere, als (mit Ausnahme des nie beſiegten Deutſchlands) die geſammte damals bekannte Erde. Wem ſie auch zufallen möge, er wird keine wahrhaft neue, reine Frucht tragende Zeit hervorzurufen vermögen, ſondern nur eine theils blendende theils trübe Zwiſchenzeit, die — um es mit Einem Worte zu ſagen — bis zur großen Völkerwanderung dauert, in der ſich die Keime der wahrhaft neuern Zeit vorfinden, um ſich nach und nach aus kraftvoller Rohheit zu entwickeln. Das darzuſtellen erforderte einen Dichter, wie Shakſpeare, und wenn wir ihn oft bewundern, wie er aus einem äußerlich dürftigen Stoffe ein überaus reiches Drama zu bilden wußte, ſo wollen wir ihn hier bewundern, daß er den allerreichſten, gar manches andre Auge und gar manches andre Gemüth verwirrenden Stoff ſo ſiegreich bezwang.

§. 4.

Mit welchen geringen Mitteln und doch einzig ſicher unſer Dichter die Expoſition zu geben weiß, erkennen wir, wie bei faſt allen ſeinen Dramen, ſo auch hier. — Kann Einer noch retten, ſo iſt es Antonius — wir denken uns hier einen Leſer, der die Geſchichte bloß bis zum Schlußact des Julius Cäſar kennt *), und der das Weitere erſt durch den Dichter erfahren will — denn wie oft dieſer Antonius auch in einzelnen Scenen jenes frühern Werks unſern Unwillen gereizt hat, er iſt doch ein menſchlicher Menſch, ein talentvoller, phantaſiereicher Held, welcher lieben kann. Auf dieſen alſo richtet ſich unſer Auge zuerſt.

Einer ſeiner ſogenannten Freunde beginnt das Stück gleich mit Klagen über ihn. Es ſey vorbei mit ſeinem Heldenmuthe, ſeine Augen, ſonſt denen des Mars ähnlich, richten ſich jetzt nur noch voll ehrfurchtsvoller Aufmerkſamkeit auf eine braungelbe Stirn (upon a tawny front), und ſein Herz iſt zu einem Blaſebalg und Fächer geworden, die eine Zigeunerin erhitzen und kühlen ſollen. Welche Worte, und aus welchem Munde! Dieſer Philo ſpielt in der Reihe der Freunde des Anton die unbedeutendſte Rolle, und dennoch wagt er auszuſprechen, was er geſehen und erfahren hat. Wie gegründet, wie über allen Zweifel erhaben müſſen ſeine Vorwürfe ſeyn, daß er ſie auszuſprechen den Muth hat, und wie ſpricht er ſie aus! — Iſt es die Klage eines Mannes,

---

*) Daß Julius Cäſar bereits im erſten Theil dieſes Werks erklärt worden, iſt deshalb als ein Verſehen zu betrachten, das niemandem entgehen kann. Der günſtige Leſer wolle ihn in Gedanken zwiſchen Coriolan und Antonius ſtellen, und das Verſehen iſt beſeitigt.

der in ehrfurchtsvoller Liebe für ſeinen höchſten Feldherrn wehmüthig bedauert, daß der Held jetzt in den Feſſeln einer verwirrenden Leidenſchaft wandle? Nein; hier redet ein einflußlos mittelmäßiger, aber von der gänzlichen Geſunkenheit des Helden überzeugter Menſch, eine Art von vorlautem — Kammerdiener, der am beſten zu wiſſen glaubt, wie es mit dem Pulsſchlag ſeines kranken Herrn ſtehe, und deshalb ſogar den übeln Muth hat, den Helden hinter deſſen Rücken zu verhöhnen und mit ſchlechtem Witz zu belächeln, da er hoffen darf, keinen Widerſpruch zu finden.

§. 5.

Und es iſt allerdings beinahe ſo wie er geſagt. — Wir ſehen gleich darauf den Antonius, einen der drei Grundpfeiler der Welt, wenn auch nicht in den Hofnarren einer Buhlerin verwandelt, doch in einer nicht viel edlern Rolle. Wie konnte das geſchehen? Dieſe nahe liegende Frage iſt, wie mich dünkt, nie hinreichend beantwortet worden, und doch iſt Alles daran gelegen, dieſes Verhältniß und deſſen Wahrheit zu erkennen. Geliebt hat Antonius nur einmal, und zwar ſein Ideal männlicher Kraft und Hoheit, den Julius Cäſar. Im Bewußtſeyn dieſes geiſtigen Beſitzes hat er ſich nicht weiter um Selbſtändigkeit und Feſtigkeit bemüht, ſondern den Moment genoſſen, wie er ſich eben bot. Die Gefahr eines ſolchen üppigen und gleichſam überfruchteten

Lebens ſchien bei ihm nur gering, da er doch einen Hauptpunkt in Cäſar hatte, von wo aus er ſich ſtets zu einem neuen und reineren Leben anſchicken konnte. Iſt alſo Cäſar die Hauptbedingung ſeiner Tugend, welch ein Riß muß dann bei ihm entſtehen durch deſſen Tod, und noch dazu durch einen Fall dieſer Art. Es gelingt ihm durch Raſchheit und Liſt die beiden „letzten“ Römer Brutus und Caſſius um die Liebe des Volks zu bringen, und aus der Stadt zu entfernen, und endlich krönt der Sieg bei Philippi ſeine Anſtrengungen alle mit dem glänzendſten Erfolg. Aber gerade in dieſer Anſtrengung allein war ihm wohl; und gefährlich iſt für ihn die Ruhe, welche er ſpäterhin in Griechenland, und noch gefährlicher die Ueberfülle von Ruhm und Ehre, die ihm ſodann in dem reichen Aſien zu Theil wurde. Jetzt erſt nach aller dieſer geiſtigen Schwelgerei empfing ihn Cleopatra, und erſt jetzt ſchien er geeignet für ihre Plane und Leidenſchaften. Wie ihn einfache Tugend nie angezogen hatte, ſo auch nie einfache Liebe. Er kannte das weibliche Geſchlecht nicht nur nicht, ſondern er verkannte es gänzlich. Seine Gemahlin Fulvia war ihm wegen ihrer ehrgeizigen und unpolitiſchen Plane längſt zuwider geweſen, und ihr baldiger Tod erregt bei ihm kein Mitleid und keinen Zorn, obwohl Octavian, der ſchon jetzt ihm Läſtiggewordene, es iſt, der ihren Fall veranlaßt hat.

§. 6.

Keine einfache Liebe, — hieß es ſo eben — aber auch überhaupt nichts Einfaches mehr kann ihn anziehen. Ein reines Leben und eine reine Tugend, die wir als kryſtallhell betrachten, hat für ihn keinen Reiz mehr. Er bedarf des Bunten, des Künſtlichen und Pikanten, um noch erregt zu werden. Die Welt hat ihm bereits zu viel geſpendet, als daß er nicht ahnen ſollte, ſie werde ſich zuletzt, wie alles nur irdiſch Große, erſchöpfen. Die Menſchen haben ihm gehuldigt, nicht wie Menſchen einem Menſchen, ſondern wie Sklaven einem Sultan, und ſelbſt ein tapferer Unterfeldherr (Ventidius) hat nach dem rühmlichſten Siege über die Parther nicht den Muth, ſich ſelbſt die gerechte Ehre des glücklichen Kampfes zuzuſchreiben, und iſt nur bemüht, daß Antonius, der Alles ſeyn und Alles haben will, ihm den herrlichen Sieg — verzeihe. (Act. III. Sc. 1.) Die reichſten Provinzen und Königreiche liegen zu ſeinen Füßen, daß er mit ihnen ſchalten mag, wie mit geringfügigen Sachen, die er nach Gefallen verſchenken und wieder zurückfordern kann. Zu fürchten hat er Keinen — ſo bildet er ſich ein — er kennt den Octavian als unkriegeriſch, er liebt ihn nicht und haßt ihn nicht, er findet ihn nur unbequem und mag nicht gern in ſeiner Nähe ſeyn. Er weiß recht wohl, daß Cäſar ſelbſt für den Caſſius ein Gefühl hegte, welches der Furcht ſehr nahe kam; er aber will in dieſer Hinſicht ſein Ideal übertreffen, und ſo gelangt

er wirklich dahin, eine Zeitlang niemanden zu fürchte
Ein glücklicher Zuſtand, wenn reine Liebe den Mitte
punkt des Lebens bildet; ein gefährlicher, wenn dadur
eine der letzten Anreizungen zum großartigen Hande
wegfällt.

§. 7.

Wie ſoll er nun das Leben ertragen, das, je reich
es ſcheint, deſto ärmer wird? wie ſoll er das „ermüden
Gleichmaß der Tage“ entfernen, er, der vermuthlich v
jeher nichts mehr fürchtete, als Langeweile? Hier kann –
das liegt unausgeſprochen in ſeiner verworrenen Seele –
nur Eines noch beſchwichtigen: ein immer wachſender b
zum Unerhörten ſteigender Luxus und Weichlichkeit. Oh
Zweifel würde ihn ein ſolches Leben verächtlich mache
wenn ihm nicht große Erinnerungen zu Hülfe käme
Wir wiſſen, welche ungeheure Kraft er einſt aufbiete
mußte, um zu werden, was er iſt, daß er niemals A
ſtrengungen der mannigfaltigſten und höchſten Gattun
ſcheuete, und daß er (wie der feindſelige Octavian ſelb
rühmt), trotz ſeiner zärtlichen Erziehung auf den ehem
ligen Feldzügen Entbehrungen ertrug, wie ſie kaum e
Wilder ertragen würde. Er ſtillte ſeinen Durſt a
ſchlammig grünen Pfützen, ſättigte ſich von den Rind
der Bäume, die herbſten Beeren an den rauhſten Zä
nen waren eine ſeinem Gaumen nicht widerſtrebende Na
rung, und alle dieſe Ungemächlichkeiten beſtand er m

heiterer Gelaſſenheit. Sein wohlgeübter ſtarker Körper zeigte ſich dabei dem Geiſte ſo willig, daß die blühende Farbe mächtiger Jugend nicht von ſeinen Wangen wich. (Act. 1. Sc. 4.) Wer das ertragen und beſtanden hat, darf allerdings ſeiner Kraft einigermaßen vertrauen, und ſo ergiebt ſich Antonius jetzt der ausgeſuchteſten Schwelgerei, ohne zu fürchten, daß ſie ihm ſchaden könne. Sein rieſiger Körper bleibt ſtark; wenigſtens ſcheint es ihm ſo, da er die ſpätern unausbleiblichen Folgen nicht erlebt; aber er vergißt, daß, wenn auch der Körper eine Zeitlang verſchont bleibt, ein ungemäßigtes Leben nothwendig den Geiſt angreifen werde. Antonius gefällt ſich in dem Gedanken, alles ihm Beliebige zu können, Dürftigkeit und Hunger, Ueberfülle und Schwelgerei mit gleichem Sinne zu beſtehen; aber in dieſem Gedanken iſt eben jener angedeutete Irrthum.

§. 8.

Der Verſtand und die Vernunft haben bei ihm durch Mangel an Uebung ſchon ein wenig gelitten. Er iſt arbeitsſcheu geworden; wichtige Geſchäfte, wie ſie ſeine großen Verhältniſſe mit ſich bringen müſſen, ſind ihm zuwider, und es macht ihm Vergnügen, ſie wenigſtens aufzuſchieben. So läßt er z. B. gleich Anfangs Cäſars Abgeſandte ungehört abtreten, theils weil er Unangenehmes zu hören befürchtet, theils weil es ihn ergötzt, ungeſtraft ſelbſt die Mächtigſten beleidigen zu können. Und doch — wie lächerlich und tragiſch! — am andern Morgen muß er ſie wieder kommen laſſen, und das Geſchäft iſt nun noch weit läſtiger geworden, da er mit perſönlich beleidigten Männern zu thun hat.

Nicht minder ſehen wir ſeine Phantaſie leiden, die durch das zerfahrende haltloſe Leben in ſteter Geſpanntheit, mit den Bildern des Uebermuths, der Weichlichkeit, der Ueppigkeit u. ſ. w. wechſelt. Ein ſolcher Zuſtand kann jedoch nicht durch ein bloß ſinnlich verworrenes Leben erzeugt werden, es bedarf dazu eines von Grund aus verkehrten, in jeder Hinſicht tadelnswerthen Verhältniſſes in der Liebe.

Antonius iſt bereits dahin gekommen, daß ihn eine ſchuldloſe Neigung, ja ſelbſt die höchſte Flamme der Leidenſchaft, ſobald ſie nur rein iſt, nicht mehr anzieht, vielleicht, weil er ſie nie gekannt hat und jetzt ſtets Unſchuld und Kälte mit einander verwechſelt. Dieſe unendliche Leere in ſich auszufüllen, iſt ihm ſcheinbar gelungen, ſeit ihn Cleopatra in unreiner Leidenſchaft gefangen hält, ſie — die ich für jetzt nur als einen weiblichen Antonius bezeichnen will, um doch zur Verſtändigung ſeines Charakters auf das löſende Wort des Räthſels hinzudeuten. Dieſe Gefangenſchaft giebt ihm einen Traum der Freiheit (!) und erſetzt auf eine unſelige Weiſe jenen Halt, den er ſonſt in ſeiner beſſern Geſinnung gefunden hatte.

§. 9.

Jetzt werden wir mit Leichtigkeit die einzelnen Momente, die uns der Dichter vorführt, in ihrem Zuſammenhange überſehen können. Antonius hat endlich eingeſehen, daß eine Zuſammenkunft mit Cäſar nothwendig ſey, wenn nicht Alles in Unbeſtimmtheit verloren gehen ſoll, und der Gedanke, an dem jüngern Pompejus einen würdigen Gegner zu finden, ruft die alte Heldenkraft wieder auf. Wie ſchwer ihm auch die Trennung von Cleopatren wird, er überſteht dieſen Schmerz; aber — was ihm wohl thun würde: — Gelegenheit zu großem Handeln findet ſich nicht, denn Cäſar hat das Sichere gewählt und nebſt Lepidus mit Pompejus gütlich unterhandelt. Dieſer, nicht ohne Spuren alten Heldenglanzes, aber in Geſellſchaft des genialen Sünders Menas faſt zu einem Seeräuber herabgeſunken, vertraut nicht mehr dem bisherigen Glücke und den bisherigen Seeſiegen, denn die bloße Nachricht, daß Antonius jetzt nicht mehr ſchwelgt, ſondern auf dem Wege iſt, ſich mit Cäſar zu vereinigen, wirkt lähmend auf ihn, und macht ihn geneigt zu einer friedlichen Uebereinkunft.

Wie ſteht es jetzt mit Antonius? Jede Selbſtüberwindung, ſelbſt nur eine auf kurze Zeit, giebt dem geſunknen Manne einige Haltung zurück, und ſo finden wir auch ihn für einige Zeit kräftiger, da die zauberiſche Aegypterin nicht mehr um ihn iſt. Indeſſen macht ihn eine mit ſo großer Mühe unternommene Selbſtüberwindung nicht heiter, ja er iſt ſtörriger als je; ihn widert dieſer trockene Cäſar, und er freut ſich ſeiner eignen momentanen Tugend nicht, weil ſie ihn zu jenem geführt; er hat Langeweile und iſt verdrießlich.

§. 10.

Der Dichter hat durch einen einzigen Zug voll der einfachſten Satyre den innern Zuſtand dieſer Menſchen geſchildert. Dieſe beiden Herren der Welt ſind ſo klein geſinnt, daß ſie bei der erſten Zuſammenkunft, die eben das Schickſal der Welt entſcheiden ſoll, über die zu gebende Erlaubniß ſich zu ſetzen, in Unmuth gerathen. Cäſar giebt dieſe Erlaubniß; doch Antonius will ſie nicht annehmen, ſondern ſie ſich ſelber geben, und ohne den gutmüthig beſchränkten Lepidus, der wenigſtens in dieſem Augenblicke vernünftiger iſt als alle Beide, würde die Unterhandlung vermuthlich gleich abgebrochen ſeyn. Mit Recht aber kann man dem Lepidus vorwerfen, daß er mit einer ſeltſamen Miſchung von Gutmüthigkeit, Raſchheit und Unkenntniß der Charaktere, augenblicklich eine Verſöhnung zu Stande bringen will, wo noch nicht die kleinſte Annährung erfolgt iſt. Was indeſſen gelingen konnte, gelingt wirklich, man vermeidet jede nähere Erklärung, bei der die Wunden nur ſchmerzen und die feindliche Geſinnung in ungemeſſenen Worten ausbrechen könnte. Lepidus hält dies für ein Meiſterſtück der Klugheit und ſcheint zu glauben, daß, wenn man nur die alten Geſchwüre nicht berührt, ſie auch wohl von ſelbſt heilen werden; er ſcheut nichts ſo ſehr als das gegenſeitige Sichausſprechen, ohne zu bedenken, daß jedes Verhältniß unheilbar verloren iſt, das ſich vor irgend einer unumwundnen Eröffnung fürchten muß. — Man ſoll, meint er, der Vergangenheit gar nicht mehr gedenken, Alles gut ſeyn laſſen, was doch nicht gut iſt, und nur ſo ſchnell als möglich ein neues Verhältniß aufbauen. Wie aber bauen ohne Grund und Boden, der das Gebäude tragen ſoll? — Hier kann nur in die Luſt hinein gebaut werden.

§. 11.

Indeſſen — geht doch die Zeit hin. Man verhandelt mit Pompejus, der ſein wankendes Glück nicht durch einen Frevel, um den er weiß, befeſtigen will (Act. II., Sc. 6), doch gern geſehn haben würde, wenn er, durch Unwiſſenheit ſchuldlos, die Frucht des Frevels genießen könnte, wobei er nur vergißt, daß er ja auch in dieſem Falle durch den Genuß jener Frucht ſchuldig geworden ſein würde. Man giebt ihm Sicilien und Sardinien, und freut ſich, wie leicht er zu täuſchen iſt, und wie wenig er ahndet, daß man nur gewährt, um ihn für den Augenblick unthätig zu machen. Man ſchwelgt und trinkt, und es wird ſogar eine lärmende Muſik veranſtaltet, um nur nicht recht zur Beſinnung zu kommen; vor allen aber muß der arme Lepidus durch gutherzige Schwäche, Plattheit und die philiſterhaft neugierigen Fragen nach der Natur des ägyptiſchen Krokodils, ſo wie durch nothgedrungenes Trinken, die Koſten des reichen Mahles mit erregtem Gelächter dergeſtalt bezahlen, daß er ſpäterhin nie wieder zu Kräften kommt.

Das Seltſamſte iſt, daß Antonius den Vorſchlag des Rathgebers Agrippa, Octavians Schweſter von mütterlicher Seite, die tugendhafte Octavia, zu heirathen, ſo leicht annimmt, aber dieſe Seltſamkeit iſt eine völlig natürliche, ſeinem Charakter angemeſſene. Das bloße Wort des Cäſar „Cleopatra dürfe ſolche Vorſchläge nicht hören," iſt hinlänglich, um ihn zu reizen, denn nur der wahrhaft Freie kann gelaſſen ertragen, daß etwa hie und da Jemand meint, er ſey nicht frei. Der Unfreie hält den Vorwurf nicht aus, und ſtürzt ſich wohl gar lieber in ein neues Verbrechen, um nur — ſeine Freiheit zu beweiſen. Als ein ſolches dürfen wir allerdings Antonius ſchnelle Einwilligung anſehen, denn bei aller Verworrenheit mußte er doch in ſo weit über ſich ſelbſt im Reinen ſeyn, daß er Octavien nicht liebe, und ihr keine Treue halten würde. Könnte ihm in dieſer Hinſicht etwas zu Gute kommen, ſo wäre es die Anſicht der ſpäteren Römer der höheren Stände von der Ehe überhaupt; nur daß freilich etwas an ſich nicht Gutes den Menſchen überhaupt nicht entſchuldigen kann, am wenigſten den Ausgezeichneten, der ja doch nur durch die beſſere Anſicht zu einem Ausgezeichneten werden kann.

§. 12.

Denken wir uns den Antonius mit Octavien verheirathet, ſo wechſelt das Lächeln und die Rührung auf eine ſeltene Weiſe. Octavia iſt gleichſam die Proſa der Tugend und Antonius jene Sünde, die von der Anmuth und Poeſie nur zu glücklich erborgt, was ſich irgend erborgen läßt. In ihrer Seele iſt Alles fertig, und ſie konnte auch wohl bald mit ſich fertig werden, da ihr begränztes Gemüth ſich leicht überſchauen ließ. Von Leidenſchaften wird ſie gehört und geleſen haben, wie gefährlich ſie ſeyen; um ſo mehr aber mag ſie ſich freuen, daß ſie gar keine hat. Im Beſitze des höchſten Ranges unter allen römiſchen Frauen hat ſie ſich die Beſcheidenheit erhalten, und es iſt ein rührender Zug in ihrem Charakter, daß ſie, die ſonſt wohl nicht lieben kann, doch eine reine Neigung für ihren Bruder empfindet. Die geiſtige Mittelmäßigkeit deſſelben kann ſie nicht erkennen, und ſeine äußerlichen Tugenden hält ſie für wahrhafte. Sie iſt gewöhnt, ihn als den erſten Mann in Rom zu betrachten, und ſo bringt ſie ihm gern das Opfer, den Einzigen, der ihm noch gefährlich werden kann, durch ihre Hand zu verſöhnen. Der unbrüderliche Bruder, der doch den Antonius beſſer kennt, nimmt es nicht bloß an, ſondern fordert es. Daß es aber ein großes

Opfer iſt, muß ſie ſelbſt fühlen, denn wenn ſie überhaupt einer entſchiedenen Abneigung fähig iſt, ſo müßte dieſe am meiſten auf den zerſtreuten Antonius fallen, der ihrer ſoliden Natur ſo ganz und gar entgegen geſetzt iſt.

§. 13.

Es gibt im Shakſpeare bekanntlich eine ſolche beiſpielloſe Fülle von herrlichen Scenen, daß es wohl möglich wird, einige der kleineren beinahe zu überſehen. Eine ſolche iſt die des Abſchiedes Octaviens von ihrem Bruder. Hier vielleicht zum erſten Male ahnet er, was er in ihr beſeſſen, und das Herz beginnt bei ihm zu reden, bis die nahenden Thränen, deren Ausbruch er bekämpfen muß, ihn am Weiterreden hindern. Auch ihre kühle aber edlere Natur iſt überwältigt und mit echter mädchenhafter Schüchternheit flüſtert ſie dem Bruder noch irgend einen kleinen kindlichen Wunſch ins Ohr, den er nach der Trennung erfüllen ſoll. In Gegenwart des Antonius und ſo vieler anderer hochgewaltiger Ritter wagt ſie nicht laut zu reden. Selbſt Antonius iſt in dem Augenblicke nicht ganz ungerührt, doch hat er Ruhe genug, um in einem ſchönen Bilde *) ſeine Rüh-

---

*) Her tongue will not obey her heart, nor can
Her heart inform her tongue, the swan's-down feather
That stands upon the swell at full of tide,
And neither way inclines. (Act. III., Sc. 2.)

rung anzudeuten, daß dieſe aber auch bei dem Zuſchauer nicht zu groß werde, was ſie bei dieſer Einzelnheit nicht *durfte*, dafür ſorgt Enobarbus durch die bloſe trockene Frage: „will Cäſar weinen?“ wobei der alte Kriegsmann mit gutem Soldatenwitz noch an die — Pferde erinnert, bei denen trübe Augen Krankheit bedeuten. Agrippa, der den Krieger überbieten und die Thränenſache gleichſam hiſtoriſch erläutern will, erinnert vergleichungsweiſe an Antonius ſchmerzliches Geſchrei bei der Leiche des Julius Cäſar, und an deſſen Weinen beim Anblick des bei Philippi gefallenen Brutus. Er meint es ohne Zweifel ſehr ernſt und devot mit dieſer Parallele, könnte aber, wenn er ſpotten wollte, nicht beſſer ſpotten, als er jetzt wider Willen thut. Ein trockener Mann, der ſich ängſtlich nach erhabenen Reden umſieht, kann gar leicht dabei ein Unglück haben.

§. 14

Antonius hat uns ſelbſt ſchon nach dem geheimnißvollen Geſpräche mit einem Wahrſager *) erzählt, daß er Octavien nur um ſeines Friedens willen heirathe, ſein ganzer Sinn aber nach Oſten gerichtet ſey. Es iſt ein

---

*) Dieſer anonyme Soothsayer ſagt dem Triumvir freilich nichts Neues, zeigt aber, wie genau er ihn kennt und giebt auch ihm dadurch *Sprache*. So wird die kleine Scene *nothwendig*, und der myſtiſche Anſtrich doppelt intereſſant.

ſonderbares Wort dies „um Ruhe zu haben;“ ihm aber und ſeines Gleichen ganz natürlich. Iſt nur die drängende Gegenwart beſeitigt, ſo kümmert ihn die Zukunft wenig, möge ſie auch durch eine ſolche Beſchwichtigung des gegenwärtigen Augenblicks nur drangvoller werden. — So flieht er denn zurück zu Cleopatren, und ſein Geſchick iſt ſchon durch dieſe Flucht entſchieden, denn nichts iſt lähmender für Geiſt und Herz als nach einer kraftvollen Aufwallung und halbem Siege über ſich ſelbſt, dennoch in die alten Wirbel zurückzukehren. Er legt gleichſam die Waffen weg und ergiebt ſich. — (Wir erinnern uns dabei an Goethe's Werther, der, obwohl ungleich ſittlicher als Antonius, dennoch verloren iſt, weil er einmal von dem bereits eingeſchlagenen Wege der Ueberwindung zurückkehrt, wo ſich denn bald eine größere und tragiſchere Schwäche zeigt.)

§. 15.

Daß jetzt ein neuer und heftiger Krieg mit Octavian unvermeidlich iſt, ſieht ohne Zweifel auch der Geringſte in Antonius Heere voraus. Der Feldherr weiß es freilich am beſten; doch weil er nur an das denkt, woran er gern denkt, ſo vergißt er es faſt im hyperpoetiſchen Taumel, und Octavianus, der ſich weder mit poetiſchen noch hyperpoetiſchen Gefühlen befaßt, hat bloß durch ſchnelles Zuvorkommen ſchon halb geſiegt. — Jetzt von Anton's Seite neues gewaltſames Aufgebot der Kraft, aber unglücklicher Starrſinn in der Wahl eines Seetreffens, für ihn, der bisher immer nur zu Lande geſiegt hat. Dennoch würde vielleicht ſein höheres Genie auch diesmal den Kampf gewonnen haben, wenn nicht Cleopatra, die ein thörichter Vorwitz mit in die Schlacht geführt, ihn im Augenblicke der Entſcheidung mit allen ihren Schiffen verlaſſen hätte. Jetzt Wuth und Verachtung von ſeiner Seite; von der ihrigen die alten Künſte. — Wie ſollte nicht ſeine unreine Leidenſchaft, die ſchon in ſich ſelbſt weich und weichlich iſt, ſich wieder zum Mitleiden erweichen laſſen? Dann abermaliges Sichſelbſtzuſammenraffen, und der große Feldherr zeigt ſich am erſten Tage einer neuen Landſchlacht faſt in alter Trefflichkeit, nur daß ſeine erhitzte, krankhaft taumelnde Freude über den noch unvollſtändigen Sieg Uebles zu weiſſagen ſcheint. Er hat alles Maß verloren, er weiß den Sieg und das Glück nicht mehr zu feſſeln, und die Entſcheidungsſchlacht geht unrettbar verloren. Von neuem hat ihn Cleopatra getäuſcht. Die Flotte ergiebt ſich dem Feinde und die höchſte Wuth der Verzweiflung ſtrömt in Flammenworten aus dem Mund des unglücklichen Helden. Des Neſſus giftiges Gewand brennt an ihm, und es iſt kein Lychas vorhanden, um ihn an die Hörner des Mondes zu ſchleudern. — Wir gönnen ihm von Herzen den Ausbruch dieſes Zorns gegen Cleopatra, denn es iſt die einzige arme Freude, die ihm, dem Verarmten, noch werden kann. Gleich darauf folgt, wie es in der Natur begründet iſt: die geſenkteſte Ermattung, eine Gewitterſchwüle verbreitet ſich dunkel um ihn her; aber heller als ſonſt ſieht er ſich ſelbſt in der Frage an Eros: „Du ſiehſt mich doch noch?“ — Er, der einſt ein „Thurm“ war in der Schlacht, ein „Fels“, ein „Löwe“ u. ſ. w., er iſt es nicht mehr in der That und Wahrheit; wohl aber eine Wolkengeſtalt, die am Abendhimmel hinſchwimmend, in ungewiſſen Formen bald einen Löwen, bald einen Bären, bald einen Drachen oder ähnliche rieſige Gebilde darſtellt.

§. 16.

Wir möchten ihm in dieſem Momente klarer deutlicher Selbſtanſchauung wohl den Tod wünſchen, aber er ſoll noch jetzt getäuſcht werden. Die Aegypterin hat in feiger Furcht vor ſeinem Zorn, und für ihr Leben zitternd, einen Selbſtmord vorgeſpiegelt, während ſie in den unterirdiſchen Hallen ihres Begräbniſſes ſich geſichert glaubt. Antonius, durch die Lüge betrogen und in ſich ſelbſt zerſtört, verlangt von Eros den letzten Liebesdienſt, doch der großherzige Sklav verweigert den Gehorſam und tödtet ſich ſelbſt in reiner Liebe für den geſunkenen Helden. — Man hat auf dieſe That einen viel zu hohen Werth gelegt, und neuere Dichter haben es ſich nicht nehmen laſſen, ſie in einer langen Scene als ein ganz beſonderes Rührungsmittel zu verarbeiten. Man vergißt, daß die ſpätere Geſchichte der Römer, welche, wenn ich ſo ſagen darf, die Kunſt zu ſterben weit beſſer verſtanden als die zu leben, ſehr reich iſt an ähnlichen Beiſpielen von Lebensverachtung und Treue für den geliebten Gebieter, wobei ich nur an jene ſogenannten Sklaven erinnern will, die ſich bei der Leiche des — vielleicht ausgezeichnetſten aller Selbſtmörder — Imperators Otho mit ruhiger Kraft ſelbſt tödteten, wie es ihr geliebter Herr gethan.

Auch unſer Dichter hat wie billig den wichtigen Moment, den Eros gewährt, nicht übergangen, aber er läßt ihn mit Recht, wie einen leiſern Donnerſchlag, der den größern verkündet, vorüberrauſchen. Indeſſen giebt es wohl kaum etwas Erſchütternderes und Rührenderes als des Eros Bitte an den theuern Gebieter, den erſten Heerführer und glänzendſten Mann der Zeit, ehe er den letzten blutigen Streich vollzieht, ihm noch einmal „Fahre wohl" ſagen zu dürfen. „Du haſt es nun geſagt," erwiedert Antonius, „fahr auch Du wohl." Noch einmal erquickt ſich Eros an dem ſchönen Worte, das jede Schranke des Ranges aufhebt und den Freund dem Freunde gleichſtellt. Er hat völlig gewußt, was er wollte; darum trifft er ſich ſelbſt ſo ſicher.

§. 17.

Nicht alſo Antonius, der, eine Beute der gemiſchteſten ſchmerzlichen Empfindungen, nur in ſein Schwerdt hineintaumelt und mit tödtlicher Wunde doch noch den

Tod nicht finden kann. Noch einmal ſoll er getäuſcht werden: Cleopatra lebt und ſoll doch unſchuldig ſeyn. Er läßt ſich hinauf ziehen in ihr Grabmahl, küßt noch einmal ihre lebenswarmen Lippen und ſaugt die letzte Labung aus dem Wein, der ſo oft ſeine Lebensmomente beflügelte. Dieſe letzte Täuſchung in den Armen Cleopatra's, die er noch vor Kurzem mit den verletzendſten Namen belegte, — ſo nahe dem Tode, hat freilich etwas tief Betrübendes und Entſetzliches, dennoch, ſcheint es, durfte ſie ihm der Dichter nicht erlaſſen, wie ſie ja auch das Geſchick ihm nicht erlaſſen hat. Wenn alſo hier einem irrenden Leben ſelbſt noch ein Irrthum im Tode folgt, ſo ſollen wir dabei nur den Wink einer ewigen Vorſicht erblicken, den der Dichter mit Beſcheidenheit zu zeigen verſucht hat. Bedürfen wir aber noch einer andern Beruhigung, ſo iſt es die, daß doch Antonius allerletzter Gedanke nicht Cleopatra iſt, ſondern ein reiner Heldengedanke. Iſt er doch als Römer nur von Römern beſiegt: dieſer Troſt liegt ſo nahe, daß er ihn wohl hätte früher faſſen können; allein auch hier zeigt ſich die menſchliche Schwäche, die gerade dann am ſchwächſten iſt, wenn ſie überſtark ſeyn will. Es gehört wahrer Heldenmuth dazu, ſich ſelbſt auch einmal als beſiegt anzuerkennen, und wenn, wie ſich ohnehin von ſelbſt verſteht, zu jedem Siege doch auch ein Beſiegter gehört, wer möchte das Maß der Größe nach dem Erfolge meſſen? Was aber ſo nahe liegt und ſo kinderleicht zu begreifen iſt, das faſſet der troſtbedürftige Menſch oft erſt am ſpäteſten.

§. 18.

Cleopatra ſelbſt iſt ein Charakter, den die Geſchichte in großen Maſſen ausgeſprochen hat, und wenn auch der ehrbare, einfache Plutarch manche Geheimniſſe eines verlorenen weiblichen Herzens aus ſittlicher Scheu nicht recht zu faſſen vermochte, ſo wollen wir doch ihm dieſen Mangel gern verzeihen, da er uns dafür auch, wie immer ſo auch hier, mit verworrenen Bemerkungen und myſtiſcher Ueberſchwänglichkeit verſchont hat. Wohl giebt es Charaktere in der Geſchichte, über welche erſt im Laufe der Jahrhunderte das wahre Licht verbreitet worden iſt, und es liegt im Charakter des gerechten Mannes, gerade die Actenſtücke eines Verurtheilten am genauſten zu prüfen, um ihn wo möglich auch nach dem Tode in der Meinung der ſpätern Welt zu retten. Nur vergeſſe man nicht, daß die Idee höher ſteht als der einzelne Menſch, und daß in der billigen Luſt den letztern zu entſchuldigen, der erſtern auch nicht ein Jota abgehandelt werden darf *). (Das alte Wort: Amicus

---

*) Wenn z. B. Leſſing, als Jüngling, ſelbſt den Simon Lemnius zu rechtfertigen wagt, und Wieland den Salluſtius und die Auguſtiſche Julia als leidlich tugendhaft zu verfechten ſucht, ſo kommt dabei das Sittengeſetz ſo ſehr in das Gedränge, daß man auf dieſe Weiſe faſt alle makelvolle Cha-

Plato u. ſ. w. zeigt zwar nur Eine Seite dieſes Gedankens, aber auf eine gute, treuherzige Weiſe.)

Unſere ſtrengen Vorfahren haben Cleopatra ſchlechthin als eine Verworfene bezeichnet, und da im Charakter des echten Deutſchen eine beſondere Abneigung vor allem Müſſigang und üppiger Verſchwendung lag, ſo mußte die ägyptiſche Königin bei ihnen, den Sparſamen und Armen, ſehr übel angeſchrieben ſeyn, und die redlichen deutſchen Schulmänner, die vielleicht am allerbeſten wiſſen, daß das Geld nicht ohne Mühſeligkeit zu verdienen iſt, wurden von Schauder und Entſetzen ergriffen, wenn ſie von Feſten laſen, welche Tonnen Goldes koſteten, von unſchätzbaren Perlen, die künſtlich aufgelöſt in Einem Zuge ausgetrunken werden; und ſie überſchlugen wohl gar ſeufzend ſolche Stellen, damit der fromme Schüler nicht geärgert werde.

§. 19.

In neuern Zeiten hat ſich nicht ſelten das Gegentheil ereignet, man hat jene auserleſenen Mahlzeiten, Perlentränke u. ſ. w., recht erſprießlich und erquicklich gefunden, und manche Frauen haben ſich an die Stelle der ägyptiſchen Königin, und manche Männer an die des

---

rakters in Schutz nehmen könnte. Man braucht nur den kategoriſchen Imperativ der Pflicht in einen ſchüchternen Optativ zu verwandeln.

Antonius gewünſcht. Kamen ſie vollends an die Nachricht von dem durch Cleopatren geſtifteten Bunde der unnachahmlich Lebenden und unzertrennlich Liebenden, ſo ging ihnen ihre ganze Seele auf, ſie erinnerten, dem eigenen Scharfblick wohl vertrauend, an die ägyptiſchen Geheimniſſe und den Iſis-Prieſterdienſt, und meinten, in jedem Falle ſtecke hinter jenem Bunde noch etwas höchſt Wunderbares, was dem trocknen Plutarch nur entgangen ſey. Dergleichen Geklingel mit tönenden Worten mag wohl hie und da imponiren, kann aber auf die Länge nicht täuſchen.

Das einfachſte Wort iſt, dünkt mich, auch hier das Beſte, und ſo iſt Cleopatra bereits oben als ein weiblicher Antonius bezeichnet; weil ſie aber als Weib es nur nachahmend und übertreibend iſt, ſo ſteht ſie tief unter ihm. Der Mann kann ſelbſt mit einem von der Sünde ſchon halb vergifteten Herzen eine Zeitlang noch durch einen Reſt von Tapferkeit gehalten werden, während das Weib in ſolchem Zuſtande innerlich zerbrochen zuſammen ſinkt. Dem äußerlichen Zuſammenſinken vorzubeugen iſt freilich leicht, und Cleopatra verſteht das recht wohl; doch wird durch ein ſolches Bemühen das Innere immer nur dunkler und verwilderter.

§. 20.

Vielleicht dürfte man ſogar ſagen, daß ein Weib ohne Tugend und Liebe im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht leben könne, denn wenn ihr das eigenthümliche Element, die Bedingung ihrer Exiſtenz fehlt, wie will ſie ſich halten? Das wahrhaft weibliche Leben iſt verloren, und ſie dauert nur ſo fort als ein geſchlechtloſes und namenloſes Geſchöpf, das freilich oft genug für höchſt — intereſſant gehalten wird. Mit Allem, was der edel Freie gerade am liebſten als Geſetz erkennt, hat ſich Cleopatra längſt abgefunden, aber die Liebe ſoll erſetzen, was ihr fehlt. Da indeß die wahre Liebe ohne Treue unmöglich, und die Treue nur durch Tugend erreicht werden kann, oder vielmehr die Tugend ſelbſt iſt, ſo bleibt ihr nichts übrig, als abermals nach einem Erſatz zu ſuchen; und ſie findet dieſen in dem Wechſel der Liebe; in der feinſinnigen, ſich ſelbſt heuchelnden Wolluſt. Sie iſt mit ſich ſelbſt nie in's Gericht gegangen und hält ſich deshalb Alles für erlaubt; die Sünde wird zuletzt die einzige Würze ihres Lebens, aber ſie muß auch wechſeln in der Sünde, damit dieſe nicht zu ſchnell ihren Reiz verliere, ſie muß allen Witz und alle Phantaſie aufbieten, um ihr ſtets neue anziehende Kraft und glänzende Farben zu verleihen. Trotz der beſonnenen Verweichlichung auf ſybaritiſchen Roſenlagern will ſie jedoch auch wieder ſtark ſeyn, und während ſie nicht Eine Pflicht des hohen Königsamts erfüllt, iſt ſie unendlich ſtolz auf den Namen und den Rang, den ſie geerbt hat, und der doch durch ihre eigene Schuld mit ihr untergeht. Selbſt ihr äußerer Anſtand iſt ohne Sicherheit, denn in jedem Augenblick kann eine unreine Heftigkeit das Gebäude ihrer Vornehmheit umwerfen. Sie vergißt ſich ſogar ſo weit, daß ſie mit ihren königlichen Händen den Boten ſchlägt, der die Nachricht von Antonius Vermählung mit Octavien bringt, und beruhigt ſich nicht eher, als bis ſie heraus gebracht hat, daß die unſcheinbare Geſtalt der neuen Gemahlin den Gatten nicht lange werde feſſeln können. Was das Innere derſelben betrifft, ſo ſcheint ſie darüber außer Sorgen, denn wie könnte ſie intereſſant ſeyn, da ſie — tugendhaft iſt? — So weit kann der Irrthum des gefallenen Weibes gehen.

§. 21.

Ihr Verhältniß zu Antonius iſt ein Gemiſch von Leidenſchaft, Witz, Stärke und Krankheit. Es bedarf des ſteten Kampfes nicht nur, ſondern ſogar des Zanks mit ihm, um ſich zu erhalten; Ruhe würde es vernichten. Wenn aber jenes Streiten es auch unterſtützt, ſo raubt ihm doch die Art deſſelben auch noch die letzte Spur von jenem geiſtigen Blüthenſtaub, der auf allen Verhältniſſen der Liebe ruhen muß, wenn ſie dieſen Namen verdienen ſollen. — Worte wie „o Pfui, Pfui! Pfui!" „ein unedles Davonlaufen!" bald darauf (als Antonius den Thyreus ihre Hand hat küſſen ſehen) „ich fand dich als einen Biſſen, der kalt auf des todten Cäſars Teller lag" u. ſ. w., „ſollteſt du auch vielleicht einigermaßen ahnen können, was

Keuſchheit etwa ſeyn möge, ſo kennſt du ſie doch nicht aus Erfahrung" u. ſ. w. — ſolche Worte löſen alle Bande des Verhältniſſes auf. Es iſt keine Liebe jemals wieder möglich, wo ſolche Reden gefallen ſind. Keine Abbitte kann hier helfen, und keine Neigung kann ſich wieder entzünden, wenn die Fackel in einem Sumpf ausgelöſcht worden iſt, der gifthauchend die Fackel ſelbſt verderbt hat. Wäre es nicht lächerlich zu ſagen: „Wohne von neuem mit mir in jenem Tempel oder in jener Villa," wenn der Redende ſelbſt beide Wohnungen eingeäſchert hat? — und wenn es Worte giebt, die eine entſchieden heilende Kraft haben, giebt es nicht auch andre, welche auf immer zerſtören? Hat Antonius einmal ausgerufen: O dreimal unbeſtändige — —! (Triple - turn'd whore! Act. IV, Sc. 10) ſo iſt ſein Liebes-Verhältniß mit ihr auf ewig vorbei *) und wir haben dabei bloß zu be-

---

*) Manche Dichter zeigen in dieſer Hinſicht eine traurige Rohheit des Gefühls. Sie laſſen z. B. in den erſten Acten zwei ergrimmte Freunde oder Liebende wechſelſeitig mit „heilloſen Verräthern," „abſcheulichen Böſewichtern" u. ſ. w. um ſich werfen, ſpäterhin kommt es an den Tag, daß man ſich unrecht gethan, und die Lippen, die noch vor wenigen Stunden ſchimpften, küſſen ſich wieder, und verſichern, nun ſey die Liebe noch ungemein gewachſen, denn der gemeine Zank iſt gleichſam der Dünger derſelben. — „Was iſt es denn nun mehr um ein paar Worte! bei einem Glas Champagner vergißt ſich Alles!" ſo denken jene Poeten! ſo jene Liebenden! — —

wundern, daß er nicht gleich in der erſten Scene des erſten Actes Aehnliches dachte. Was er ſpäterhin noch für ſie empfindet, iſt ein Gemiſch von todthauchender Krankheit, wahnſinniger Leidenſchaft und dem Gelüſt verloren gehen zu wollen.

§. 22.

Aber auch in Beziehung auf die Treue ſieht Cleopatra tief unter dem Antonius, oder vielmehr: ſie ſteht in dieſer Hinſicht gar nicht. Auch er hat von dieſer Tugend nur den Schatten. Er handelt treulos an ſich, an Octavien, gewiſſermaßen an der ganzen Welt; nur nicht an der Aegypterin. Was noch an wahrem Leben in ihm iſt, gehört nur der Liebe für ſie und dem Ruhm, doch iſt der letztere ihm faſt nur werth um ihretwillen, und da er Phantaſie genug hat, die alten Lorbeern ſtets zu verjüngen, ſo koſtet ihm die Anſtrengung nach neuen Ehren wenig Zeit, und faſt alle gehört ihr, der Gebieterin. Was ſie in ihm liebt, iſt ſeine körperliche Schönheit und Kraft, ſein phantaſtiſcher Geiſt und ſeine hypergeniale Sündhaftigkeit. Er iſt ihr der intereſſanteſte aller Männer, und ſeine Gegenwart wirkt ſehr mächtig auf ſie; aber ſelbſt in der Trunkenheit und halben Bezaubertheit des Gefühls iſt ſie doch noch immer nüchtern genug, um Plane für die Zukunft zu machen, in welcher er einſt fehlen könnte. Die Trennung von ihm auf kurze doch unbeſtimmte Zeit erhöht jenen Zauber durch einen ihr neuen Schmerz. Aber wie ſehr wir auch dieſem Schmerze den Ausbruch der Heftigkeit verzeihen; ihre Heftigkeit iſt unliebenswürdig, und es iſt bekanntlich kaum ein Fall denkbar, in dem man einer Frau verzeihen möchte, unliebenswürdig zu ſeyn.

Als aber nun das Geſchick in den furchtbarſten Schlägen auf ſie eindringt, da iſt es vollends mit dem letzten Reſt von äußerer Grazie bei ihr vorbei, und ſie ſchwankt, auf den Trümmern ihres Weſens, unbeſtimmt nach allen Seiten hin. Sie vermag es, den Verzweifelnden, der nur um ihretwillen gekämpft hat, zu verlaſſen und zu belügen, und es iſt nur der Schrei eines aus allen Fugen gelösten Herzens, mit dem ſie ſich beim Anſchauen ſeines Todes — (ſie bedarf des Sehens, um die tiefern Schmerzen zu empfinden) — Luft macht:

Was weil' ich noch in dieſer eklen Welt,
Die ohne ihn nicht beſſer als ein Viehſtall!

Ein ſchönes Bild vermag ſie nicht aufzutreiben; wie wahr iſt es aber in ihrem Munde! Hat ſie indeß auch dieſen Schmerz erſt unter die Füße gebracht, dann ſinkt ſie in jenen Abgrund von Schlechtheit, aus dem kaum noch Rettung möglich iſt.

§. 23.

Nur Eine Hoffnung wohnt in ihr, es iſt die: den ſiegenden Octavian wenigſtens auf eine ähnliche Weiſe an ſich zu ziehen, als es ihr mit Julius Cäſar und Antonius gelungen iſt. — Vergebliches Bemühen. Sie iſt nicht mehr was ſie war, und an dieſer kalten männlichen Statue gehen ihre Künſte verloren, die ſie jetzt auch nicht mehr mit dem frühern Talente übt, das mit dem einzigen Stern, der ihrem Leben leuchtete, unterging.

Jetzt aber da ihre letzte Lebenshoffnung erliſcht, wird ſie für uns von neuem lebendig, und in dem einzigen feſten Willen: *nicht* beizutragen zu Octavians Triumphe, *nicht* in Rom aufgeführt zu werden zur Schau und Vermehrung des Siegerprunks — gewinnt ſie zum erſtenmale uns — zwar nicht Achtung: auf die muß ſie für immer verzichten; wohl aber eine *reine* tiefe Rührung ab. Sie will ſterben, weil ſie ſterben zu müſſen glaubt, das iſt wenigſtens ein klarer Gedanke, und wir verzeihen ihr gern, daß ſie in weiblicher Weichlichkeit den leichteſten Tod in dem Biß einer Nilſchlange ſucht. Wer aber iſt es, der ihr dieſe Schlange bringt? Ein närriſcher Geſell, ein bäuriſcher Witzbold, der mit der gefangenen Königin ziemlich wie mit ſeines Gleichen umgeht, und, befragt über die Wirkung jenes Biſſes, die trefflichſte Auskunft geben kann. „Noch geſtern iſt eine Frau daran geſtorben, ein wackeres kreuzbraves Weib, nur ſchade, daß ſie gar zu gern lügen mochte; und das ſollte eine Frau nicht anders thun, als wenn es mit Ehren geſchehen kann" u. ſ. w. Der treffliche Tölpel wird immer redſeliger, und wünſcht zu wiederholtenmalen der Königin „viel Freude an dem Wurm."

§. 24.

Er meint es gewiß nicht übel damit, und noch weniger fällt es ihm ein, daß er als ein wahrer Diener der tragiſchen Muſe daſteht. Warum giebt ihm Shakſpeare dieſes Amt? warum nicht einer ernſten Perſon? Der Selbſtmord der Cleopatra iſt nicht rein erhaben, ſondern phantaſtiſch*), und der rural fellow, der auch ſpäterhin bloß als clown bezeichnet wird, iſt mit ſeinem bewußtlos närriſchen und — ſchauerlichen Humor hier ganz an der rechten Stelle. Die Kataſtrophe ſelbſt wird dadurch nicht ſchwächer, ſondern gewinnt nur die rechte Farbe. Unſere Theilnahme bleibt groß genug, aber es wird uns nicht jene Gattung von tieferm Herzensmitleiden abgefordert, welches für den Moment durch falſche Mittel ſo leicht hätte erreicht werden können. Nahe liegt auch die Vergleichung dieſer Scene mit jener, in welcher Antonius ſich die tödtliche Wunde verſetzt. Da verſtummt jeder Scherz, kein gemüthlos witziger Narr läßt ſich blicken, und wir ſehen den Helden in der edelſten Geſellſchaft, mit ſeinem Sklaven Eros, der, herrlicher als der Herr, ihn doch ſo innig liebt, daß er, um nicht ihn tödten zu müſſen, mit freier Liebe und Kraft ſich ſelbſt das Leben nimmt.

---

*) Daß der Selbſtmord nur äſthetiſch, und nie moraliſch erhaben ſeyn könne, bedarf wohl kaum des Zuſatzes. Streng und hell Gedachtes über den Selbſtmord findet ſich in Fichte's Sittenlehre S. 352 fg. Es ſcheint vergeſſen, daher die Erinnerung, von neuem redlich zu prüfen.

§. 25.

Haben wir nun ausführlich das innere Weſen der beiden Hauptperſonen und ihres gegenſeitigen Verhältniſſes zu entwickeln verſucht, ſo dürfen wir jetzt um ſo mehr den Dichter bewundern, der dennoch eine ſo große rein tragiſche Theilnahme für dieſelbe zu erregen gewußt hat. Es iſt überaus thöricht, Shakſpearen den Vorwurf machen zu wollen, daß er jene Perſonen nicht objectiv liebenswürdiger gezeichnet habe; wären ſie das, ſo wären ſie nicht Antonius und Cleopatra. Er hat der ſtrengſten Wahrheit (dieſem ewigen Geſetze gerade des freiſten Dichters) nichts vergeben wollen, er hat nichts verhüllt und nichts angeſchminkt; aber er hat auch jene Perſonen mit allem Einzelgroßen ausgeſtattet, was ſie beſitzen können, und wenn Cleopatra nicht nach der Pariſiſchen Weiſe des achtzehnten Jahrhunderts kokettirt — was einige Kritiker ſchmähend vermißt haben — ſo wollen wir dem Dichter eher dafür danken, daß er Aegyptens Königin in eine höhere und phantaſiereichere Schule geſchickt hat. Perſonen und Verhältniſſe ſind nicht ſchön und konnten es nicht ſeyn, aber ſie ſind im höchſten Grade tragiſch intereſſant — ein Wort, das faſt immer mißbraucht wird und doch den bedeutendſten Theil der modernen Poeſie bezeichnet. Die Flecken der Aegypterin ſind groß, aber nicht gemein, ſondern eher Tigerflecken zu vergleichen, die maleriſch genug, nun einmal mit zum Tiger gehören. Ihr Tod hat etwas Verſöhnendes, und die Phantaſie folgt ihnen gern auf dem letzten Wege.

§. 26.

Sollen wir noch auf eine Einzelnheit aufmerkſam machen, ſo ſey es folgende. Iſt Cleopatra ſchön? Es wäre dem Dichter ohne Zweifel ſehr leicht geweſen, ſie von allen Grazien und Liebesgöttern umflattern zu laſſen, allein er hat zum Glück das Beſſere gewählt. Cleopatra darf als Aegypterin, als eine — wenn ich ſo ſagen darf — gebildete Barbarin, nicht die zarte europäiſche Schönheit beſitzen, und die dreimal Treuloſe kann auch nicht wahrhaft ſchön ſeyn, lediglich, weil ſie untreu iſt und in der Untreue lebt*). Wir haden ferner bereits geſehen, daß ſie gleich in der erſten Scene ſogar als häßlich geſchildert wird; allein dieſes Urtheil iſt bloß als Zeichnung des Volks-Unwillens anzuſehen, und macht deshalb auf unſer Urtheil keinen bedeutenden Eindruck, eher vielleicht einen günſtigen, in Beziehung auf die Königin. Reizend und intereſſant muß ſie doch ſeyn, trotz aller ihrer Launen und Sünden, weil ſie einen Mann, wie Antonius, ſo wunderbar zu feſſeln verſteht. Dieſes mit jeder Scene ſichtbarer werdende Factum gilt natürlich mehr als Philo's Bemerkung über ihre braungelbe Stirn.

---

*) Uebrigens iſt im ganzen Stücke nicht von Cleopatras Alter die Rede; auch wird wohl ſchwerlich je ein Leſer, von der Macht des Dichters feſtgehalten, frivol genug geweſen ſeyn, ihr die Jahre nachrechnen zu wollen. Ja wollte er es auch, ſo würde er nicht können, weil der Dichter es nicht will. Wer mag, ſo lange er die Ilias genießt und die Helden kämpfen ſieht, fragen, wie alt Helena ſey? Aehnliches findet ſich in den Nibelungen, wo z. B. Chriemhilde auch nicht altert und Niemand zu der Frage gelangt, wie das zugehe. — Es ſchwinden, ſo lang des „Liedes Zauber walten", nicht bloß „des Kummers Falten", ſondern auch manche (zu Zeiten läſtige) chronologiſche Notizen ziehen ſich beſcheiden zurück.

§. 27.

Ueber einige andre Perſonen im Stück iſt ſchon bei der Erläuterung des Hauptverhältniſſes geſprochen worden, und es mag deshalb nur noch Folgendes hinzugeſetzt werden. Die durchgängige Ironie gegen Octavianus iſt ſo zart und leiſe gehalten, daß ſie nur dem genauern Betrachter ſichtbar wird. Ein jugendlicher Dichter würde ſich wahrſcheinlich in der Zeichnung deſſelben muthwilligen Witz erlaubt haben, der hier aber nur einen fremdartigen und bittern Eindruck hinterlaſſen könnte. Das Geſchick will es nun einmal, daß nach dem Untergang ſo vieler Großen die Mittelmäßigkeit in Verbindung mit etwas kalter Klugheit ſiege, und wir ſollen uns nicht zu ſehr betrüben über die Zukunft einer Welt, die in ſolche Hände fällt. Octavianus iſt kein blutdurſtiger Tyrann, er wird ſchwerlich jemals an zweckloſem Jammer Freude finden, und ausgezeichnete Dichter, wie Horaz und Virgil, welche treffliche Mittel für ſeine Langeweile beſitzen, werden es unter ihm recht gut haben. Er ſelbſt hat freilich keine ſonderliche Klugheit aufzuwenden; aber er weiß ſie von den Klugen zu leihen. Mäcenas und Agrippa ſind entweder im Hintergrunde oder ſichtbar um ihn, er bedarf ihrer zum Einſtudiren ſeiner Rolle und wird ſich dankbar bezeigen, da ſie ſich nicht überheben, ſondern mit dem Rathgeberamte befriedigt ſind. Dieſe beiden Männer treten ſo fein und leiſe auf, daß man Mühe hat, ſie für alte Römer zu halten. Sehr ausgezeichnet iſt auch ihre Klugheit nicht, aber ſie reicht eben hin, um einer erſchöpften Welt Ruhe und Schlaf zurückzugeben und nächſtdem zu lehren, daß es fürs Erſte mit allem beſonders Ausgezeichneten ein Ende haben ſoll. Ich bin nicht im Stande ſie mir in der Rüſtung oder auch nur in antiker Haustracht zu denken, ich ſehe ſie unwillkürlich in ſeidenen Kleidern, die in einer Form zugeſchnitten ſind, wie ſie etwa den Diplomaten des ſechszehnten Jahrhunderts eigen war.

§. 28.

Dafür iſt Enobarbus durchaus ein Römer in jedem Zug, in jedem Pulsſchlag; doch freilich nur ein Römer aus der letzten Zeit der Triumvirn. Er iſt ein vortrefflicher Soldat, gleich fröhlich in der Schlacht wie beim Becher, voll

Verſtand und Witz; ein humoriſtiſcher Betrachter aller Verhältniſſe und voll Liebe für ſeinen Feldherrn, der ihn ungehindert in ſeiner Eigenthümlichkeit gewähren läßt. Leider aber fehlt ihm, bei allen dieſen löblichen Eigenſchaften, der tiefe Ernſt in den höheren Beziehungen des Lebens und die feſte Treue. Bis zu einem gewiſſen Punkte dauert er gern aus, und er hat in manchen ſchlimmen Fällen nicht bloß Gelaſſenheit, ſondern tüchtigen, witzigen Soldatentroſt. Wie es aber immer ſchlimmer wird, und der Feldherr in immer näher gerückten Gegenſätzen des aufbrauſenden Zorns und der geſenkteſten Wehmuth, des überſchwenglichſten Vertrauens und der trübſten Verzweiflung umhertaumelt, da verläßt den Enobarbus der gute alte Sinn. Er hat den Antonius nur geliebt, aber nicht verehrt, und da dieſen ſein Schutzgott Herkules verlaſſen, ſo — (mag er vielleicht denken) — kann ja er es wohl auch. Er wird die Beute eines einzigen finſtern Augenblicks, und indem er durch ein an ſich wahres Witzwort: „Wenn Tapferkeit den Verſtand raubt, ſo frißt ſie das Schwerdt, mit dem ſie ficht,“ das bevorſtehende Schickſal des Antonius ſich deutlich zu machen ſucht, bricht er die alte Treue und flieht heimlich von ihm hinweg.

§. 29.

Wie aber ſehen wir ihn bald darauf im Lager des Cäſar? Tief gebeugt, eine Beute der beunruhigendſten Gedanken, verlaſſen von allem Muth und von allem erheiterndem Witz, der ja nur im Muthe ſeine Quelle hat. Er kann ſich gar nicht darein finden, ſo mit einemmale unehrlich geworden zu ſeyn, — und doch iſt der nackte fürchterliche Gedanke nicht abzuweiſen. Auch ſagt ihm ſein Verſtand noch obendrein, welchen Lohn der Verrath ſelbſt bei dem empfängt, dem er nützt. Er hat in jenem unſeligen Augenblicke des Abfalls nur ſich ſelbſt in das Lager des Octavian hinüber gerettet, und alle ſeine Schätze bei Antonius zurückgelaſſen; doch dieſer, in gewohnter Großmuth und Liebe, ſendet ſie ihm alle ſogleich nach, und noch die freundlichſten Grüße und Wünſche dazu für den alten Freund, den er nur bedauern aber nicht haſſen kann. Das bricht ihm vollends das Herz. Er fühlt ſich durchaus entehrt, er kann kein Schwerdt mehr führen, weder für Antonius, noch für Octavianus. Ihm bleibt nichts übrig, als zu ſterben. Er bedarf dazu keines Dolchs und keines Gifts, denn das bloße Gefühl der Treuloſigkeit iſt hinreichend, das Mark ſeines Lebens zu verzehren. — So hören wir ihn bald darauf (Act. IV, Sc. 9), am Abend der Schlacht, in der er, der ſonſt ſo fröhlich Fechtende, kein Schwerdt hat berühren können, in dunkler Stille dumpf klagen und ächzen, faſt wie ein kranker Löwe ächzt, der ſich ſelbſt tödtlich verwundet hat. Und je kräftiger das Leben iſt, das hier beſiegt werden ſoll, je kräftiger zeigt ſich auch der Schmerz, der es zerdrückt. — Ueberhaupt geht durch das ganze Drama ein Genius (nur dem geiſtigen Auge ſichtbar), der, auf das Geſchick und den Werth der Menſchen hindeutend, das große Wort Treue mahnend ausſpricht, und immer wiederholt: Treue.

Die Jahrbücher der deutſchen Bühnen, in ſo weit ſie mir bekannt ſind, nennen Shakſpeares Antonius und Cleopatra nicht. Möge die Vergangenheit dieſe Unterlaſſung verantworten, wenn ſie es vermag; wir wollen hoffen, daß uns in Zukunft die Freude gewährt werde, dieſes große, herrliche, allgemein menſchliche, anziehende, unendlich lehrreiche Drama auf unſern Bühnen zu ſehen. Nur möge, um aller Muſen willen, keine ſolche bearbeitende Hand ſich an demſelben verſündigen, wie ſich eine in neuerer Zeit an Macbeth auf eine wahrhaft entſetzliche Weiſe vergriffen hat.

Je näher wir Antonius und Cleopatra betrachten, je mehr leuchtet uns der große Verſtand ein, mit dem das ganze Werk in der Reihenfolge ſeiner Scenen angelegt und durchgeführt worden iſt, und ich wüßte auch nicht eine einzige zu nennen, welche ohne beſondern Schaden ausgelaſſen werden könnte. Will man hie und da, an einzelnen Ausdrücken im Mund des Helden und der Heldin ein wenig mildern, um der Schwachen in den Logen und im Parterre zu ſchonen, ſo mag es darum ſeyn; nur glaube man ja nicht verbeſſert zu haben, ſondern rechne höchſtens für die nächſten Jahrzehnte auf Entſchuldigung.

Vor Allem aber wünſchte ich, daß man dieſes Werk erſt recht läſe, denn es ſcheint, als gehöre es zu den am wenigſten gekannten. Wie dieſer Umſtand zu erklären ſey, iſt ſchwer zu ſagen, und bei dem unendlichen Reichthum des Dichters hat vielleicht auch der Zufall ſein Spiel getrieben und manchem ſeiner Schauſpiele Theilnahme zugewendet und andern verſagt. Möge ein ſolcher Vorwurf in Zukunft nicht länger gehört werden, denn man würde nur immer mehr Mühe haben, ſich ſelbſt zu verzeihen, daß man einen ſolchen Genuß ſich ſelbſt ſo lange verſagte.

Sonſt dürfte man wohl behaupten, daß der zu große Reichthum eines Dichters ihm bei einer gewiſſen Gattung von Kritikern und Commentatoren wahrhaft ſchade. Sie haben nicht Luſt, ſo häufig mit Geiſt zu rühmen, und mögen aus dieſer Nothwendigkeit keine Tugend machen. So ſcheint z. B. Johnſon bei dieſem Drama ſich völlig verarmt gefühlt zu haben, er hat die alltäglichen Ehrenpfennige für den Dichter längſt ausgegeben, und weiß nichts weiter zu ſagen als: This play keeps curiosity always busy, and the passions always interested u. ſ. w. Was weiter folgt, iſt noch viel ſeichter und nebſtbei verdrießlich, ſo daß auch der arme Upton, dem die Sprache des Antonius vorzüglich wohl gefallen hatte, nicht wenig angefahren wird. Er könne ſich darauf verlaſſen, es ſey nichts Beſonderes daran. — Ueberhaupt gehört dieſe Johnſonſche Kritik zu denjenigen, die man mehreremale leſen muß, um ſich nur zu überzeugen, daß es möglich ſey, alſo zu ſchreiben.

Um nicht mit dieſer traurigen Bemerkung zu ſchließen, wollen wir noch erwähnen, daß vielleicht unter allen Dramen, welche von Antonius und Cleopatra handeln, keines ergötzlicher ſey, als das von unſerem vielberühmten Daniel Caspar von Lohenſtein. Da ich indeſſen in meinem Werk „die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart“ (Band II., S. 43 fg.) ſowohl über den genannten eben ſo talentvollen als geſchmackloſen Dichter überhaupt, als auch über deſſen Antonius insbeſondere ausführlich geſprochen habe, ſo möge mir nur erlaubt ſeyn, darauf hinzudeuten. — — Man wird ſchwerlich ein Drama finden, das mehr hypergeniale Albernheit, und, bei einzelnen erfreulichen Stellen, mehr pedantiſche Raſerei (d. h. eine Raſerei, die bei der Pedanterie in die Schule gegangen iſt) enthielte, als dieſes Lohenſteinſche Schauſpiel.

XXX.

Verlorene Liebesmühe.

§. 1.

Iſt einmal ein Dichter zu einer ſolchen Berühmtheit gelangt, wie Shakſpeare, und gleichſam vom Volk und Parlament als Genie ſanctionirt, ſo ſollte man ſich freilich billig darüber freuen; aber den ältern engliſchen Commentatoren iſt dadurch auch manches Kreuz und Leiden zugewachſen. Waren ſie vollends auch Herausgeber der Shakſpeareſchen Werke, ſo erhöhte ſich der Uebelſtand, und ſie mußten z. B. ein ſo unglückſeliges heilloſes Werk, wie Titus Andronicus ihnen erſchien, immer von neuem wieder abdrucken laſſen, weil ſonſt das Volk böſe geworden wäre, welches nun einmal das entſetzliche Stück ſich nicht nehmen laſſen wollte. Zwar rächten ſie ſich in langen Anmerkungen, welche die bemerkten Geſchmackswidrigkeiten dem allgemeinen Abſcheu preisgeben ſollten; dennoch mußte es ihnen ſelbſt wohl zuweilen lächerlich vorkommen, daß ſie ſich überhaupt mit dergleichen üblen Sachen abgäben, wozu ja niemand gezwungen werden kann. Indeſſen iſt doch Titus Andronicus ein Trauerſpiel, und ein ſolches enthält in jedem Fall Sentenzen, die man entweder annimmt oder verbeſſert, rührende Situationen, über die man ernſthafte Bemerkungen machen kann, und die ſeltſam phantaſtiſche gleichſam antihiſtoriſche Baſis jenes Stücks mit einigen hiſtoriſchen Namen und Charakterandeutungen gab eine gute Gelegenheit zu ſcharfem Tadel des ungelehrten Dichters. Das Tadeln aber hat für die meiſten Menſchen ſchon um deswillen einen eigenen Reiz, weil ſie ſich dabei einigermaßen groß vorkommen und vermuthlich größer als das Getadelte.

Was aber nun anfangen mit einem Luſtſpiele, wie dieſe verlorene Mühe der Liebe? Können ſie dergleichen wohl leſen ohne Betrübniß und Widerwillen? Man erwäge nur die Sache genau, und man wird ſich des herzlichſten Mitleids mit jenen geſetzten Männern nicht erwehren können, die ſich Wochen- und Monatelang mit ſolchen Poſſen beſchäftigen, und wohl gar die Druckbogen ſelbſt mühſam corrigiren mußten.

§. 2.

Wir ſehen hier einen jungen König, Ferdinand von Navarra, der den Vorſatz gefaßt hat, drei Jahre lang, von allem Umgang mit Frauen entfernt, lediglich den Wiſſenſchaften und den Büchern zu leben, und dieſen

Entſchluß mit einem theuren Eide bekräftigt. Seine Hofleute Longeville und Dumain ſchwören gleichfalls mit der keckſten und munterſten Bereitwilligkeit; der beſonnenere und witzigere Biron macht die bedenklichſten und luſtigſten Einwürfe, kommt aber zu ſpät, da der Eid ſchon abgelegt worden iſt, und muß ſich zuletzt nicht minder zu demſelben verſtehen. Wie es aber eigentlich mit dieſen genialen und leichtfertigen Herren beſchaffen ſey, wird bald genug offenbar, denn die noch ſo eben eine ſalbungsvolle Lobrede auf die zu erzielende Weisheit gehalten haben, ſind doch auch ſehr bemüht um unwiſſenſchaftliche Ergötzlichkeiten, und freuen ſich ſchon im Voraus auf die Luſt, die ſie mit und an einem höchſt ſeltſamen in den zierlichſten und tollſten Phantaſien lebenden Spanier, Don Adriano de Armado, haben wollen. Ueberhaupt ſcheint das Jahr, in welchem dieſes Stück ſpielt, für Navarra überaus wohlthätig und fruchtbar geweſen zu ſeyn, und inſonderheit ſteht die Narrheit in der ſchönſten Blüthe, z. B. bei dem jungen Bauer Coſtard und dem Edelknaben Moth, ſo wie ſie bereits bei Nathaniel dem Dorfpfarrer, Holofernes dem Schulmeiſter und Dull dem Conſtable die reifſten Früchte hervorgebracht hat, die ſelbſt bei dem leiſeſten Schütteln uns in den Schoß fallen.

§. 3.

Der Prinz Ferdinand, nicht zufrieden ſich ſelbſt und den drei Freunden ein ſo ſchweres Joch aufgelegt zu haden, will nicht bloß ſelber mit aller Gewalt weiſe werden, ſondern auch ſeine ſämmtlichen Unterthanen ſollen ſich daſſelbe Glück erwerben, weshalb auch ihnen für's erſte alles Glück — genommen, und befohlen wird, den Frauen gänzlich zu entſagen. Es iſt öffentlich kund gemacht worden, daß, wer irgend bei einem Frauenzimmer angetroffen werde, dieſen Frevel mit einjähriger Gefängnißſtrafe bezahlen ſolle. Der luſtige Coſtard iſt der erſte, den Armado's forſchender Geiſt als Sünder gegen das Geſetz ertappt hat, doch iſt es ſchon ein gutes Zeichen, daß der Prinz, ohne im mindeſten über den derben Witz des Frevlers zu zürnen — denn witzig ſollen und müſſen in dieſem Luſtſpiel alle Menſchen ſeyn, der Bauer bäueriſch, der Hofmann hofmänniſch — ihm ſogleich ein und funfzig Theile der geſetzlichen Strafe erläßt, und ihm bloß ein ſiebentägiges Faſten bei Waſſer und Brot unter Armado's Surveillance als Strafe dictirt.

Wie übereilt aber auch des Fürſten Schwur war, kommt augenblicklich an den Tag, indem ihn ſeine Würde zwingt, einer hohen Dame die gewünſchte Audienz zu geben, da er doch unmöglich den ſchlimmſten Ruf eines unhöflichen Ritters auf ſich laden darf. Es hat nämlich der König von Frankreich, ein vermuthlich nicht minder genialer Fürſt als der Navarrer, den etwas ſeltſamen Gedanken gefaßt, in einer ſehr wichtigen Staatsangelegenheit diesmal keinen grauen Diplomaten an Ferdinand zu ſenden, ſondern ſeine eigne in geiſtiger und leiblicher Schönheit blühende Tochter, der, wie billig das gehörige Männergefolge und drei überaus witzig Hofdamen zugeſellt worden ſind. Hier iſt nun gute Rath theuer, und der Prinz, der ſo gern nach den feierlichen Lobreden auf die noch im Hintergrund ſchwebend Weisheit augenblicklich zu den gelehrteſten Büchern i Folio und Quart eilen möchte, kann nicht dazu gelangen, ſondern muß den vornehm zarten Geſandtinnen Gehör verleihen. Als eine Ausnahme mag es hingehen, ſ tröſtet er ſein Gewiſſen; und — Aquitanien, hunderttauſend Kronen und dergleichen, worüber die Prinzeſſin mi ihm verhandeln will, muß doch auch in Anſchlag gebracht werden.

§. 4.

Eine Hinterthür für ſein Gewiſſen findet er auc in dem Umſtande, daß er die Prinzeſſin nur auf freie Felde empfängt, wo außer dem ſchönen Laubgezelt de nahen Waldes, auf ſeinen Befehl ſich köſtliche Zelte fü die Damen erheben ſollen; aber in ſeine Reſidenz ſelb läßt er ſie nicht ein. Das iſt nun freilich ein weni lächerlich, aber das Lächeln wird erſt dann recht behaglich, wenn wir zugleich bedenken wollen, ob nicht etw auch in unſerm und faſt aller Menſchen Leben ſich ähnlich Fälle antreffen laſſen, weshalb wir denn auch in den Navarrer einen guten Bruder finden, über den wir un doch nicht zu ſehr erheben wollen.

Während er aber die Pforten ſeiner Reſidenz vor der Prinzeſſin verſchließt, zieht ſie ſiegreich in ſein Herz hinein, ein unvermeidliches Schickſal, dem er ſchon nach dem erſten Geſpräch mit der zauberiſchen Franzöſin unterliegen muß. Das iſt aber auch ein Geſpräch, wie es nur ſeyn kann! zart und fein und angenehm und geiſtreich und muthwillig, eine wahre Göttertafel, an der die Genien des Witzes und der Laune ſitzen und lächelnd genießen, was nur irgend die feinſte geiſtige Zunge erlaben mag. Der liebenswürdige königliche Jüngling iſt wirklich, mit dem Gedanken, die reellſten Staatsangelegenheiten abzumachen, zu der Prinzeſſin hinausgegangen, doch ſcheint es, als habe er bereits nach wenigen Minuten Aquitanien nebſt den hunderttauſend Kronen (oder ſind es funfzigtauſend? er weiß es ſelbſt kaum mehr) vergeſſen, er ſpricht darüber nur mechaniſch ſo hin, und es kommt nicht viel darauf an. Er iſt plötzlich verliebt geworden, das Beſte, was er thun konnte. Thun? welch ein unpaſſendes Wort! es iſt eine Begebenheit, welche ſich nothwendig zutragen muß, ein reines Luſtſpielſchickſal, das in ſeiner Muthwilligkeit nicht minder tyranniſirt als das tragiſche. — Das Meduſenhaupt in ſeiner verſteinernden Kraft iſt nicht gefährlicher als der Gürtel der Venus, und mit einem ſolchen iſt die Prinzeſſin offenbar angethan.

§. 5.

Mit dem früher geleiſteten Schwur iſt es freilich eine üble Sache, aber einen Irrthum oder eine Sünde ſoll man nicht beſchwören, und hat man das eingeſehen, ſo kann doch auch kein Eid die Fortſetzung der Sünde heiligen. Freilich iſt der arme Coſtard zu einer Woche Gefängniß bei Waſſer und Brot verurtheilt, wir können aber unmöglich verlangen, daß Prinz Ferdinand eben ſo rauh mit ſich ſelbſt umgehe, er ſucht ſeinen Troſt in der Poeſie und iſt glücklich genug, daß ihm die ſüßeſten melodiſchſten Verſe zuſtrömen, von denen ſich der beſte Erfolg erwarten läßt. Ein ächter Liebhaber würde indeſſen wider alles gute altpoetiſche Herkommen handeln, wenn er bloß in ſeiner Kammer oder in ſeinem Geſellſchaftsſaale ſeufzen wollte. Er bedarf dazu einer freiern Gegend und beſonders des Waldes, der ohnehin faſt als eine Elegie der Natur gelten kann. In der That hat auch ein Wald mit ſeinem lebendigen Laubdach, mit ſeiner grünen Nacht, von den mannigfaltigſten Melodien belebt, etwas ſo Zauberiſches, daß ſelbſt einem über alle Maßen geſetzten und gemachten Manne zuweilen ganz eigen darin zu Muthe wird, und es ließen ſich Exempel beibringen, daß ein ſolcher in der Waldesbefangenheit plötzlich etwas Kühnes und Ueberſchwengliches geſprochen hat, etwa: die Natur habe auch einige Reize, die Liebe ſey kein Märchen u. ſ. w., was er jedoch ſpäterhin im eleganten Zimmer ſorglich beſchränkt und, des

möglichen Mißbrauchs wegen, halb und halb widerruft. — Ich habe dieſe Bemerkung einflechten dürfen, **denn wenn wir zugeben,** daß dergleichen Wunder **an dürrem Philiſterholze** geſchehen **kann,** wie muß erſt **dem aus Phantaſie gebornen** und jetzt friſch grünenden **Ferdinand in der Waldesnacht zu Muthe** werden! Was **aber dem Könige begegnet, geſchieht auch den** Rittern, **es kommt einer nach dem andern, um** den grünenden Bäumen **die in ſchöner Melodie gemeſſenen** Liebesſeufzer **vorzutragen, und wohl kann es** ſcheinen, als verſtänden **ſich auch die Bäume ein wenig auf** Poeſie und den **Genuß derſelben, weil** ſie ja **ſelbſt** ſo **melo**diſch rauſchen.

Biron, der ſchlimmſte und beſte von allen — **je nachdem man in** ſo luftigen Verhältniſſen **den Standpunkt nimmt** — leugnet ſeine Liebeswunden **am längſten ab, bis** endlich **auch** ihn Coſtards Unbeholfenheit **verräth. Es** entſteht **ein** überaus muthwilliger Streit **über die Tugenden** und Lieblichkeiten der reſpectiven Geliebten, **bis** endlich Biron in einer ſinnreichen **und wohltönenden Rede** gegen die Schulweisheit **und** für **die Liebe, die köſtliche** Waldſcene endet.

§. 6.

Indeſſen hat der **Dichter noch** anderweitig **für die auserleſenſte** Unterhaltung **geſorgt.** Auch Armado **hat** ſeine **Erhabenheit und Würde** durch **die** anmuthige **Schwäche der Liebe zu derſelben** Bäuerin **(Jaquenette), die bereits**

Coſtarden gefährlich geworden iſt, eben ſowohl zu beleuchten als zu lindern geſucht. Er iſt glücklich genug ſich einzubilden, daß er liebe; ja er bringt es ſogar zu Seufzern von Belang, weshalb er auch mit Recht das Firmament um Vergebung bittet, daß er es mit dieſen Herzenshauchen beläſtigt. Dieſer Armado iſt ein mageres, welkes und dürres Weſen, das ſich mit einer Wolke von Redensarten aus den Ritterzeiten wie mit Schleiern und Mänteln umhüllt. So iſt er nach und nach ſelbſt zu einer Redensart geworden, und weit entfernt zu fühlen, reflectirt er nur darüber, wie wohl ein zierlich liebender Ritter in ähnlichem Falle reflectiren würde. Er bringt es aber nicht weit darin, denn ſein ganz und gar ausgetrockneter Verſtand hat nichts mehr aufzuweiſen als Phraſen, und auch zu dieſen muß er ſchon einen Anlauf nehmen. Wir trauen ihm leider wirklich zu, daß er die Frage des Pagen: „Wie viel iſt dreimal eins?“ nicht ſobald zu beantworten wiſſe, denn er hat dergleichen dornig-wiſſenſchaftliche Unterſuchungen ſtets verachtet, und die „Bierwirthe,“ die dergleichen wohl beantworten können, gewiß nicht beneidet.

§. 7.

Auch in der Geſchichte beſteht er nicht ſonderlich, denn ſelbſt Herkules und Simſon, die ihm zum Troſte als gleichfalls unglückliche und unter ihrer Würde liebende Helden genannt werden, ſcheinen ihm bis dahin noch fremd geweſen zu ſeyn. Nur der König Cophetua und ſein geliebtes Bettlermädchen wohnen noch als Uebelgeſtalten in Armado's Seele; aber ſelbſt hier fehlt ihm alle genauere Kenntniß, und er fragt nur, ob es nicht eine Ballade gebe, in der dies Verhältniß beſungen wird. Mit Einem Worte: wir haben in dieſem Spanier nur einen umherwandelnden, nicht aus der ächten Ritterzeit entquollenen, ſelbſt nicht aus den beſſeren Ritterbüchern, ſondern aus den ſpäteren manierirten entflohenen Hauch und Schatten. Das wollte Shakſpeare und das erreichte er auf die angenehmſte Weiſe. Dennoch hat man dieſen Armado mit Don Quixote vergleichen wollen, was eben ſo viel heißt, als etwa einen Todten mit einem Lebendigen, oder eine Menge aus Ritterbüchern ausgeſchnittener Phraſen mit einem edeln Rittergedicht ſelbſt zuſammen ſtellen zu wollen. Indeſſen kann uns wohl der Gedanke kommen, wie wohl der wirkliche Don Quixote, mit ſeinem ächten Gefühl, ſeinem tüchtigen Lebenskern und ſeiner einzigen großartig-verrückten Idee neben dieſem Navarrer, dieſen Hofleuten u. ſ. w. würde geſtanden ſeyn, und gewaltet haben; eine Phantaſie, die in der That viel Ergötzliches mit ſich führt. In den Kreis dieſes Stückes würde er, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht paſſen, ſondern eher das Ganze aus ſeinen Angeln heben, und nicht bloß wie der oben genannte Simſon die Stadtthore, ſondern die ganze phantaſtiſche Liebesſtadt davon tragen.

§. 8.

Nicht minder erfreulich und paſſend finden ſich Holofernes und Nathaniel in den Cirkel dieſes Schauſpiels ein. Wenn Armado aus Redensarten beſteht, ſo beſteht Holofernes nur aus Wörtern und zwar aus fremden und gelehrten. Die ganze Welt mit allem ihren Großen, Herrlichen und — Heilloſen, mit allen ihren Wolfsgruben und Angſtkammern, mit ihren Paläſten und Bettlerherbergen u. ſ. w., iſt für ihn gewiſſermaßen gar nicht da, er will bloß wiſſen, wie man das Alles — in lateiniſche Worte überſetzt. Das hat er nun endlich mit großer Mühe erreicht, er iſt durchaus fertig geworden, und in dieſem Fertigſeyn glücklicher als man kaum ſich denken mag. Was auch der Welt, und was auch ihm ſelbſt begegne: ihn kann es wenig kümmern. Er überſetzt es; und es iſt durch die Ueberſetzung für ihn beſeitigt und überwunden. Ja ſollte dieſer Edle ſelbſt einmal ein wenig — geprügelt werden, ſo wird er ſein Ungemach in ſogenanntes ciceroniſches Latein verſiren und Ruhe finden. Da ferner dieſer lateiniſche Mann auch viel lateiniſche Dichter geleſen hat, ſo müßte es wunderlich zugehen, wenn er nicht ſelbſt ſollte Gedichte machen. Man ſetzt auserleſene Wörter zuſammen, und wenn es ſo klingt wie die Regel haben will, ſo iſt es ein Gedicht. Doch damit iſt Holofernes noch lange nicht zufrieden, er weiß auch mit ruhmwürdiger Kunſtfertigkeit die Buchſtaben ſo zu ſetzen, daß ſie zuweilen auch eine Zahl bedeuten *).

§. 9.

Die Frage, ob Shakſpeare mit ſeinem Holofernes eine beſtimmte perſönlich-ſatyriſche Abſicht gehabt habe, möchte ich nicht unbedingt bejahen. Der Sprachmeiſter Johann Florio war freilich ein intereſſanter Narr und hätte wohl als Maske gebraucht werden können, allein er ſtreift denn doch, wie man ſchon aus ein paar Stellen der Vorrede zu ſeiner „Wörterwelt" (a world of words) ſehen kann, mitunter auch dergeſtalt an das Raſende, daß er ſchon um deswillen in ſeiner Natürlichkeit in einem ſo feinen Luſtſpiele keinen Platz einnehmen konnte. Daß er ſich ſelbſt getroffen fand, darf nicht entſcheiden. Eben ſo wenig aber kann ich Johnſon

---

*) Das vortrefflich-tolle, überſchwenglich-künſtlich-alberne Gedicht:

> The praiseful princess pierced and prick'd a pretty
> pleasing pricket; u. ſ. w.

hat von jeher durch ſeine Schwierigkeit die Ueberſetzer gereizt, doch ſcheint bis jetzt noch immer Lenz, den Preis davon zu tragen. (S. deſſen ſehr ſelten gewordenes Buch: „Anmerkungen übers Theater, nebſt angehängtem überſetzten Stück Shakſpeares." Leipzig in der Weygandſchen Buchhandlung, 1774, S. 99 fg.) Auch ſind wir dieſem Liede das weniger künſtliche aber anmuthige „Ein Ritter wohnt in dieſem Hauſe" von Goethe ſchuldig.

Recht geben, der hier bloß im Allgemeinen einen pedantiſchen Schulmeiſter ſehen will, eine Maske, die ja in komiſchen Stücken nichts Seltenes ſey, wobei ein Deutſcher noch an die ältere deutſche Komödie und namentlich an den Schulmeiſter in A. Gryphius Horribilicribrifax erinnert. Mich dünkt: dieſe Schulmeiſter, deren die ältere vaterländiſche Komödie allerdings einen ganzen Phalanx aufzuweiſen hat, der ſich bald mehr bald minder komiſch gebärdet, gehören nicht hieher, denn bei Holofernes iſt das Schulmeiſteramt eine bloße Nebenſache. Er iſt in der That eine lebendige Wörterwelt, und wenn Florio und ſein Buch — wie wir gern glauben — den erſten Funken zur Darſtellung des Holofernes gegeben haben, ſo müſſen wir ihm noch heute danken, möge er ſelbſt auch ſich noch ſo ungebärdigtoll gegen den Dichter geſtellt haben. Wie verſchieden aber iſt dieſe Charakteriſtik von einer ſelbſt geiſtreichen nur perſönlichen Satyre! Florio iſt längſt todt und begraben, und im eigentlichſten Sinne Staub und Aſche; aber dieſer Holofernes geht mit ewig friſchem Leben noch immer munter herum und begrüßt ſeine Collegen, deren er beſonders in Deutſchland nicht wenige hat.

§. 10.

In der ganzen Welt hätte er vielleicht keinen beſſeren Freund finden können als den Nathaniel, den wir trotz aller intereſſanten Leute, die ihn umgeben, doch auch nicht ganz vergeſſen wollen. Er macht, wie es ſcheint, nur wenig Anſprüche auf ein ſelbſtſtändiges Leben, und erlaubt ſich faſt nie, eine eigene Meinung zu haben. Sein Leben beſteht nur im Hören und Bewundern, und in dem Ausſprechen, daß er höre und bewundre. Er gehört mit zur Wörterwelt, deren König Holofernes in ihm den treuſten Unterthan hat.

Begleiten wir jetzt die höheren Liebhaber auf ihrem Fluge weiter, ſo müſſen wir ſie bedauren, daß ſie mit Damen zu thun haben, die viel zu witzig ſind, um lieben zu können, denen wir aber doch auch wieder zugeben müſſen, daß ihr Witz hier an der rechten Stelle ſey, weil ſie Liebhabern gegenüber ſtehen, die gleichfalls in der Ueberfülle des Witzes, nicht ſonderlich tief zu lieben im Stande ſind. Die Scene, wo ſie als verkleidete Moskowiter erſcheinen, iſt ein wenig lang, doch bedarf nun einmal dieſe Gattung des myſtificirenden Scherzes eines weiten Raumes, und in jedem Fall vergütet der darauf folgende Auftritt (wo die Damen in ihrer Verkleidung von den Liebhabern verwechſelt werden, und wodurch ſich der mangelnde Herzenszug verräth) durch unnachahmliche Friſche die frühere etwanige Weitläufigkeit. — Ohne Zweifel triumphiren hier die Damen, denn wie mag ſich ein Liebhaber, den eine Verkleidung der Geliebten täuſchen konnte, entſchuldigen! — Nur vergeſſe man nicht, daß wohl ſchwerlich irgend eine Dame einen ſolchen Triumph gern feiert, weshalb denn auch hier der Witz mit doppelter Stärke wirkt.

§. 11.

Und ſo hat es denn nun eine Scene nach der andern gegrünt und geblüht, geglüht und gefunkelt in Witz und Laune, und wir haben uns von den leichten und raſchen Wellen auf die angenehmſte Weiſe ſchaukeln laſſen. Doch endlich fragen wir mit Recht: „Wohin nun? und an welchem Ufer werden wir landen?“ Auch der Dichter fragt ſo, und iſt gewiß ſchon bei der Abfahrt ſeines reich befrachteten Luſtſchiffs mit der Antwort völlig im Klaren geweſen. — Der Menſch kann und darf nun einmal nicht immer ſcherzen, und nicht ohne Unterbrechung können ihn des Witzes heitere Genien umſchwärmen. Das Geſchick bedarf nur eines einzigen ernſten Wortes, mit dem es den Menſchen anredet, und jene geflügelten Kinder nehmen wehmüthig Abſchied, verſprechen aber zum Glück ſobald als möglich wieder zu kommen. — Eine ſolche Scene hat uns hier der Dichter bereitet. Mitten in der neckendſten Luſt und der muthwilligſten Fröhlichkeit erſcheint plötzlich Macard, ein franzöſiſcher Geſandter, und ſeine Stirn iſt wie ein Titelblatt, das auf ein Buch von tragiſchem Inhalt deutet. Kaum hat er ausgeſprochen: „Der König, ihr Vater“ — — ſo unterbricht ihn die Prinzeſſin, mit dem Ausruf: „Todt! ſo wahr ich lebe!“ Hier haben wir wieder den Dichter, der durch ein paar Zeilen ſeinen ächten Seherblick bekundet. — Ich möchte nicht ſagen, daß ſtete Furcht „das Haupt des rein Glücklichen umſchweben" ſolle: das Gefühl, welches ihn in ſeinem Glücke begleitet, iſt ein höheres und beſſeres; und eben ſo wenig darf Furcht im Gemüth des Scherzenden und Muthwilligen wohnen. Hier tritt eine ganz neue kaum zu beſchreibende Empfindung ein und der gute, gebildete, ſinnige Menſch wird, ſo oft er auch wagen darf, ſich jenen ſcherzenden Genien zu überlaſſen, mit geſchärfterm Blicke die Nemeſis ſelber ahnend herannahen ſehen. Dieſe Nemeſis iſt aber keineswegs die alte Rachegöttin, ſondern lediglich der ſtrenge Ernſt des Schickſals, der nun einmal in dem zeitlichen und räumlichen Leben nicht ausbleiben kann. Deshalb ſetzten ſchon unſre kräftig heitern Vorfahren, wenn ſie von etwas Glücklichem hörten, ſchnell hinzu: „Gott behüte es," ein Wort, das freilich oft genug auch vom Knechtsſinn und Aberglauben gemißbraucht werden kann, eben ſo oft aber und hoffentlich noch öfter vom reinen Chriſtenſinn eingegeben wird. — — Witz und Laune in ihrer ſchönen Aechtheit ſind Strahlen einer höhern Welt, um die unſrige zu erhellen, und es iſt faſt unmöglich, gebildet und tugendhaft zu ſeyn, ohne dieſe Strahlen zu genießen und immer neue Strahlen an ihnen zu entzünden. Nie aber werden wir es dahin bringen, ganz in dieſer herrlich leuchtenden Witzeswelt zu leben. Es giebt Momente, in denen wir ſelbſt fühlen und ſagen: „jetzt biſt du faſt zu glücklich“ und dann, ſo ſcheint es, iſt das Unglück nahe. Der bloße Tritt eines Boten aus der Ferne oder aus der Heimath, das Anpochen des Briefträgers u. ſ. w. kann uns dann ſchon mächtig ergreifen, und gewöhnlich wird auch unſere Ahnung beſtätigt werden.

§. 12.

So hier. — Dem guten alten König hätte man wohl gegönnt zu erfahren, daß ſeine geiſtreiche Tochter mehr als eine Provinz erobert hat, und daß der Navarrer ſelbſt zu ihren Füßen liegt. Fragt man, warum nicht auch der Dichter es ihm gegönnt, ſo ließe ſich antworten, daß er zu dieſem Zweck ein von A bis Z völlig andres Stück hätte ſchreiben müſſen. — In dieſem Drama — könnte man vielleicht weiter ſagen — ſtirbt er, damit ſeine Tochter und ihre Damen, der König von Navarra und ſeine Hofleute u. ſ. w., ein neues Leben beginnen. Der Dichter konnte vielleicht alle dieſe Perſonen auf keine andre Weiſe retten, die ſonſt, in Witz erſchöpft, gleichſam in leere Luft hätten zerflattern müſſen. Jetzt, da ihnen ein reines großes Unglück begegnet, vor dem der Witz ſcheu zurücktritt, bedarf es eines heilenden Umſchwungs der Seele, jetzt rafft ſich die Prinzeſſin zu neuer ſchönerer Kraft zuſammen. Zum erſtenmale vernehmen wir aus ihrem und des königlichen Jünglings Munde ungekünſtelte ernſte Worte, ganz wie wir es erwarteten, eben, weil beide ſo trefflich ſcherzen konnten. Für jezt hat ſie, in Hinſicht ſeiner Liebe, weder ein Ja noch ein Nein, aber ſie legt Beides für ihre Zukunft in ſeine Hand. Er ſoll, verlangt ſie, ein ganzes Jahr hindurch in einer abgelegenen wüſten Gegend ein Einſiedlerleben führen, und fühlt er dann am Schluſſe dieſer Zeit noch eben ſo wie heute, ſo will ſie ihm gern ihre Hand reichen. Laſſen wir die Frage, wer indeſſen Navarra regieren ſoll — mir iſt ſie, ich geſtehe es, im Ernſt und Scherz gekommen — als ungehörig fallen, ſo müſſen wir das Urtheil der Prinzeſſin für wahrhaft geiſtreich und zweckmäßig erkennen. Der Prinz hat die geſelligen Talente ſo ſehr und ſo ganz ausſchließlich ausgebildet, daß es wohl der Unterſuchung bedarf, ob er auch für ſich allein, und ſich ſelbſt allein gegenüber, etwas oder gar viel ſey. Wir hoffen von ihm das Beſte; doch Kampf wird und ſoll es koſten, und — wie werden auch jene geſelligen Talente nach überſtandener Prüfung in reinerer Schönheit und Gediegenheit erblühen!

§. 13.

Aehnliche Urtheile fallen über die andern Liebhaber. Der noch etwas unreife Dumain ſoll erſt einen Bart, gute Geſundheit (!) und Redlichkeit erwerben; und wenn das nächſte Jahr dieſe trefflichen Sachen für ihn mitbringt, ſo möge er nur mit dem Könige die Bewerbung erneuern, wo dann Katharine, wenn ſie gerade beſondern Vorrath an Liebe hat, ihm ein Weniges wird zukommen laſſen. Longueville kommt am leichteſten weg, denn Maria verſpricht geradezu, daß ſie nach einem Jahre ihr Trauerkleid gegen einen treuen Freund vertauſchen will. — Deſto ſtrenger und bedeutſamer iſt Roſalinens Endurtheil über Biron. Er iſt vielleicht der ehrlichſte und — unartigſte, der witzigſte, aber auch zerflatterndſte unter allen. Er lebte bisher nicht bloß im Witz, ſondern vom Witz. Er iſt ihm die einzige Lebensluſt geworden, in der er fliegen und ſchwimmen mochte. So ſoll er denn jetzt erproben, was er mit dieſem Witze Tüchtiges und wahrhaft Nützliches erreichen könne. Er ſoll ein ganzes Jahr lang ohne Aufhören bettlägrige Kranke beſuchen, Unglückliche, deren einzige Sprache in Seufzen und Aechzen beſteht, durch ſeine humoriſtiſche Sprachſeligkeit zu erheitern ſtreben. Gelingt ihm das, ſo will ihm Roſaline trotz ſeines bisherigen Fehlers (des Nurwitzigſeyns) gern zum Manne nehmen. Gelingt es ihm aber nicht, ſo ſoll er ſich die Sünde abgewöhnen, das heißt hier: den Ernſt eben ſo anerkennen und üben, wie er bisher den Scherz anerkannt und geübt hat.

Dieſer Ernſt des Lebens darf indeß hier nicht ernſter genommen werden, als das Luſtſpiel ihn verträgt; denn, wenn dieſes auch nicht verhindern kann, daß jener Ernſt eintrete, ſo hat es doch auch die Macht, ihn zu mildern. Wie die Geduld (in dem bekannten ſchönen Bilde in „Was ihr wollt") den Scherz anlächelt, ſo hier der Scherz den Ernſt. Kaum iſt die ſinnreiche Gerichtsſcene vorüber, ſo erſcheint Armado von neuem, der diesmal conſequenter als ſeine Spötter, ſich ſelbſt eine Prüfung ſeiner Liebe für Jacquenetten auferlegt hat, die härter iſt, als alle andre. Er will nämlich für ſie drei Jahre lang den Pflug treiben, und auf dieſe Weiſe das Ritterliche und Bäuerliche in Einen Kranz zuſammen binden. — Ein trefflich poſſenhaftes Lied vom Kukuk und der Eule beſchließt dann das ganze Stück.

§. 14.

Es iſt ſehr begreiflich, daß faſt das ganze achtzehnte Jahrhundert, in misverſtandenen Theorien befangen, nicht ſelten auch von Hochmuth geblendet, und correcte Armuth am höchſten ſchätzend, von einem ſo ſeltſamen Schauſpiele, wie dieſe Liebesmüh, nicht viel halten konnte, und ſo ſind jene Urtheile, von denen ich zu Anfange dieſer Erläuterungen ſprach, als nothwendige Reſultate trübſeliger Stimmung oder einer einſeitigen und deshalb falſchen Bildung überhaupt zu betrachten. Mit beſonderer Schärfe aber iſt zu rügen, daß man im Unmuth über dies allzuwitzige Stück (welches 1598 Franz Meres bekanntlich als Shakſpeares Werk verzeichnet hat!) — ohne allen hiſtoriſchen Grund behauptete, es ſey nicht von dem großen Dichter, weil es nicht von ihm ſeyn könne. Dazu ſey es zu ſchlecht, zu albern, zu abſurd, oder wie ſich ſonſt eine roh hinkratzende Feder zu ergießen pflegt. Es iſt auch nimmermehr einzuräumen, daß ein Werk allzuwitzig ſeyn könne, eben ſo wenig als ein Menſch allzugut und allzufromm ſeyn kann. — Ein Andres iſt es mit der ſubjectiven Satyre, die als etwas Negirendes ſich in engern Schranken halten muß. („Ich darf nicht überſehen", ſagt Vult in den „Flegeljahren", Thl. I., S. 170, „daß es mit Büchern iſt, wie mit Pökelfleiſch, von welchem Huxham darthat, daß es zwar durch mäßiges Salz ſich lange halte, aber auch durch zu vieles ſogleich faule u. ſ. w.")

Soll aber der Ausdruck „allzuwitzig" als Vorwurf einen Sinn haben, ſo kann dieſer nur in gewiſſen Gattungen des Witzes zu finden ſeyn, z. B. bei dem zu flüchtigen und luſtigen, und ich kann mir denken, daß ſelbſt ein ſonſt gebildeter Freund des Witzes unſerer verlorenen Liebesmüh einen ſolchen Vorwurf mache, doch nur, wenn er es noch nicht ganz und als Ganzes in ſich aufgenommen hat, oder wenn er noch bei einzelnen Scenen hauptſächlich verweilt. Dieſes Schauſpiel gleicht einem Zauberwalde, wo die Bäume in den mannigfaltigſten Gruppen, wie im Tanz begriffen, eingewurzelt zu ſeyn ſcheinen, wo Blüthen und Blätter in den ungewöhnlichſten Farben leuchten, wo ſeltſam geſtaltete durch einander flatternde und zwitſchernde Vögel Blick und Ohr zugleich auf ſich lenken, und wo ganz neue Wohlgerüche, zuweilen gar ein wenig trunken machend, uns umwehen. Tritt nun ein guter Mann mit einer Miene, wie ſie das ernſte Tagesgeſchäft zu geben pflegt, unvorbereitet in einen ſolchen Zauberhain, ſo wird er ſtutzig; was wohl zu verzeihen iſt, ſobald er nur nicht auch trutzig wird, und den Dichter ſchilt, daß er bei dieſem Feſtmahl ſogar keine Nebenſchüſſel mit Hausmannskoſt hat auftragen laſſen. — Findet ſich hie und da wirklich auch Schaum; wer tadelt ihn am Champagner? und waren ſelbſt die Fluthen, aus denen Venus ſtieg, ohne eine ſolche Zugabe?

§. 15.

Der Dichter weiß übrigens ſehr wohl, daß mehrere ſeiner Perſonen zuweilen auch in bloßen Witzübungen begriffen ſind, weshalb manche der von ihnen geworfenen Leuchtkugeln mit falſchem Schimmer glänzen. Er geht in ſeiner edlen Aufrichtigkeit ſo weit, daß er dem Biron ſelbſt in Beziehung auf Boyet, ſagen läßt: der Mann picke Witz auf, wie Tauben die Erbſen, und gebe ihn wieder von ſich, wenn's der Himmel will, er ſei nur ein Hauſirer des Witzes und habe keinen größern Markt für ſeine Waaren als Kirmſen und Jahrmärkte *). Bi-

---

*) This fellow pecks up wit, as pigeons peas;
And utters it again when God doth please:
He is wit's pedlar, and retails his wares
At wakes, and wassels, meetings, markets, fairs;
And we that sell by gross, the Lord doth know
Have not the grace to grace it with such show etc.
(Act. V., Sc. 2.)

Die ganze ſtolze Bußpredigt möchte wohl als Motto gelten für eine beträchtliche Menge von Menſchen, die nicht Witz haben, weil der Witz ſie hat.

von ſelbſt aber mit ſeiner höhern Geſellſchaft handelt ſchon mehr en gros mit Witz, doch kann auch hier jener falſche Schimmer nicht ausbleiben, weil ſie doch nun einmal immer auf der Lauer ſtehen müſſen, jene Waare zu erhandeln und zu verhandeln. Der Dichter ſelbſt weiß das ſehr wohl und erläßt ihnen keine Strafe, und wir werden ſein Stück nie verſtehen, wenn wir es nicht bis in die Tiefe verfolgen, und ſo dürfen wir denn auch zum Schluß die Behauptung wagen, daß in dieſer „Liebesmühe umſonſt“ ſelbſt eine Mühe zu lieben ſichtbar iſt, die wenigſtens für's erſte kein andres Ergebniß haben kann als das vom Dichter geſchilderte. Um ſo mehr aber iſt zu bedauern, daß das Gegenſtück: „Der Liebe Mühe hat gewonnen“, welches bereits in dieſem Werk genannt wurde (Th. I., S. 300), verloren gegangen iſt.

Endlich glaube ich dieſen ganzen Aufſatz nicht beſſer begränzen zu können, als durch die Erinnerung, daß abermals Deutſche es waren, welche zuerſt den Werth von Love's labour lost einſahen, und zwar Goethe, ſchon als Jüngling, nebſt der trefflichen Schaar, die ſich im Anfange der ſiebziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts um ihn verſammelte. Er hat darüber ſelbſt eine höchſt willkommne ausführliche Nachricht gegeben. (S. Goethe's Werke, Band XIX., S. 75 ff.)

XXXI.

Troilus und Creſſida.

§. 1.

Wenn die gedruckten Urtheile vieler gefeierter Kritiker einen Maßſtab gäben auch für die Urtheile des Volkes, das bekanntlich ſeine Anſichten nicht drucken läßt, ſo dürfte man unumwunden ſagen, daß dieſes Schauſpiel faſt zweihundert Jahre hindurch ununterbrochen völlig misverſtanden worden ſey; doch habe ich eine viel zu gute Meinung von dem natürlichen Verſtande des Volks, als daß ich glauben ſollte, es hätte durchgängig jene Misverſtändniſſe getheilt. Jene Kritiker fanden hier ein Stück, das gleich von vorn herein durch ein ihm eigenthümliches Geſchick anzog. Es iſt nämlich das Einzige, welches niemals aufgeführt worden iſt, auch ſelbſt auf Shakſpeares eigener Bühne nicht; wohl aber hat er es im Jahr 1609 ſelbſt drucken laſſen, und ſehr deutlich gezeigt, daß er einen nicht geringen Werth auf daſſelbe lege. Man ſchloß daraus, es möge wenigſtens für die bühnebeſuchenden Zeitgenoſſen nicht geeignet geweſen ſeyn, und da man dieſe für ſehr roh anſah, ſo fühlte man ſich geneigt, es ſchon um deswillen mit günſtigen Augen zu betrachten. Was aber fanden nun dieſe günſtigen Augen? Im Perſonenverzeichniſſe lauter erhabene Heldennamen, an die man, ſo lange Griechiſch und Lateiniſch gelehrt und gelernt wird, in der frühen Knabenzeit ſich ſchon gewöhnt. Hier waren die gelehrten Männer auf ihrem Gebiet, und konnten dem Dichter mit leichter Mühe auf die Finger ſehen. Zwar bedauerten ſie manche Auswüchſe, doch fanden ſie auch, er habe es im Ganzen recht gut gemacht, und ein Trauerſpiel geliefert, das ein löbliches Zeugniß von ſeiner fortſchreitenden Bildung in den reiferen Mannesjahren ablege.

§. 2.

Ein Trauerſpiel aber mußte es ſeyn, denn wie mochte man glauben, daß ſich irgend Jemand unterfangen könnte, mit den vor unendlicher Berühmtheit faſt ſtarr gewordenen Helden aus dem trojaniſchen Kriege Neckerei und Muthwillen zu treiben? Es kommen ferner Zweikämpfe und Schlachten vor, wobei es nicht an Todten fehlen kann, von denen uns ohnehin Agamemnon ſelbſt eine zweckdienliche kleine Liſte giebt (Act. V., Sc. 5), und zum Ueberfluſſe wird noch gar der Kronprinz von Troja ſelbſt auf der Bühne niedergeſtoßen

Außerdem aber kommen in dieſem Stücke ſo viel herrliche und weiſe Reden vor, ſo gewaltige Leidenſchaften, ſo wunderbare Charaktere, daß man mitten im Tragiſchen zu ſeyn glaubte, und diesmal auch, freigebiger als ſonſt, dem Dichter Lob ſpendete für ſo manche lehrreiche Reden, die er den Helden in den Mund legt. Die Charaktere des Therſites und Pandarus konnten die Kritiker nicht irre machen, da man längſt daran gewöhnt war, daß der geniale Dichter die Erhabenheit faſt nie iſolirt giebt, ſondern mit Witz und Schalkheit verſetzt. Auch iſt ja die Schilderung der beiden zuletzt genannten Perſonen ſo überaus kurzweilig gerathen, daß man ſie ſich wohl gefallen laſſen konnte. So blieb denn — mit Beſeitigung einiger allzufreien Stellen — faſt kein anderer Tadel übrig, als der Mangel an politiſcher Gerechtigkeit, denn leider komme die ſchlimmgeſinnte Creſſida ohne reelle Strafe ab. Dieſen Uebelſtand ſchaffte indeſſen der vielgeſchäftige Dryden hinweg, der bereits im Jahr 1679 einen verbeſſerten Troilus herausgab, in welchem, außer unzählbaren neuen Schönheiten, durch die der arme Shakſpeare bereichert werden ſoll, auch der Dolch der tragiſchen Muſe ungleich beherzter und munterer gehandhabt wird, denn Creſſida erſticht ſich ſelbſt, Troilus erſticht den Diomedes und Achill erſticht den Troilus. Warum aber bleibt es nur bei dieſen drei Leichen *),

---

*) Da man nicht beleſener ſcheinen ſoll, als man iſt, ſo geſtehe

die Dryden dem bereits von Shakſpeare getödteten Hektor zugeſellte? warum wird nicht vor allen Dingen Achill erſtochen? Ihm möchte man für den begonnenen Meuchelmord wohl etwas Uebles gönnen. Warum bleibt Pandarus am Leben, der doch die eigentliche Wurzel des Unglücks iſt? Warum läßt man den Giftgeſchwollenen Therſites frei herumlaufen, da die paar Schläge, die ihm Ajax ertheilt, nicht genug fruchten? Auch könnte man weiter fragen: Warum kündigen die griechiſchen Könige dem Agamemnon als einem untüchtigen Menſchen nicht den Gehorſam auf? Warum erklären ſie nicht unumwunden, ſie ſeyen es müde, die Sache des abgeſchmackten Menelaus weiter zu verfechten? u. ſ. w. u. ſ. w. Es ſcheint, Alles dieſes dürfe nicht fehlen, wenn die poetiſche Gerechtigkeit im weiteſten Sinne vollführt werden ſollte.

§. 3.

Laſſen wir aber auch das Tragiſche fallen, und nehmen wir das Stück im gewöhnlichen Sinne bloß als ein ernſtes und feierliches Drama, ſo ſind wir dadurch

---

ich, daß ich das Drydenſche Werk nicht genau kenne, doch iſt die bloße Notiz, welche Eſchenburg davon giebt, für meinen Zweck hinreichend. Unmöglich kann ſie nach einer nähern Bekanntſchaft mit dem ganzen Drama lüſtern machen, und man möchte gern glauben, das demſelben ertheilte Lob ſey nur ſatyriſch gemeint.

um nichts gebeſſert, denn auf dieſem Standpuncte erheben ſich nicht minder Klagen gegen den Dichter. Da heißt es denn, wie ſchade ſey es doch, daß Shakſpeare die Ilias nicht kannte, oder doch wenigſtens nicht in der Urſprache ſtudirt hatte, daß er ſich nur an die Ritterromane vom trojaniſchen Kriege halten mußte, die ihre Quelle im Dares Phrygius haben, daß er Chaucer benutzte, der doch wieder nur aus den trübſten Quellen ſchöpfte, u. ſ. w. Hier aber waltet ein hiſtoriſcher und äſthetiſcher Irrthum dicht neben einander. Shakſpeare ſchrieb ſeinen Troilus ohne Zweifel in ſeinen ſpätern Lebensjahren, wo vermuthlich ſchon die ganze Ilias von Chapman überſetzt vorhanden war; gewiß aber der größte Theil derſelben, die bekanntlich auch in einzelnen Geſängen mitgetheilt wurde (in den Jahren 1581, 1596, 1598, 1600). — Das war für einen Dichter wie Shakſpeare völlig genug, um Homer kennen zu lernen. Der zweite Irrthum aber beſteht eben in der Vorausſetzung, als habe er aus dem Gemiſch von Homer und Chaucer u. ſ. w. ein ernſtes Drama verfaſſen wollen. Hätte er dieſe Abſicht gehabt, ſo wären ihm nicht bloß einzelne Charaktere, Scenen und Stellen misglückt, ſondern das ganze Werk wäre von der erſten bis zur letzten Zeile ein ſchreiender Misgriff zu nennen. Wer aber heißt die Kritiker, als ſey es unumgänglich, hier an baaren und trockenen Ernſt zu denken? Auch der ſchülerhafteſte Poet würde bei der Abſicht den Agamemnon, Achilles u. ſ. w. in hergebrachter Würde zu ſchildern, ganz andre Farben aufgetragen haben, die ja wohl auch Shakſpearen zu Gebote ſtanden; aber er hat ſie nun einmal durchweg verſchmäht, und die Sache auf eigne Weiſe verarbeitet. — Dieſes Allereinfachſte anzuerkennen, wurden jedoch die früheren Kritiker verhindert, hauptſächlich durch zwei verſchiedene Irrthümer, oder, wenn das Wort erlaubt iſt, geiſtige Befangenheiten.

§. 4.

Zuvörderſt ſchien es ihnen kaum denkbar, daß irgend jemand den Frevel begehen könne, gegen die geheiligten Perſonen der Ilias Scherz und Muthwillen loszulaſſen; und wie viel Verwegenheit ſie auch Shakſpearen zutrauen mochten; ein ſolches Uebermaß trauten ſie ihm doch nicht zu. Hatte er alſo jene Helden nicht recht homeriſch geſchildert, ſo war nur ſeine Unwiſſenheit im Spiele, die man diesmal mit beſonderer Herzlichkeit bedauerte. — — Die zweite faſt noch traurigere Befangenheit beſtand in einer ſehr armen und engen Anſicht von dem Weſen des Witzes und der Satyre überhaupt. Wenn man auch ſpäterhin bei einigen geiſtreichen Humoriſten, z. B. bei Sterne, wohl leiden mochte, daß er einige hemmende Schranken durchbrach, ſo galt doch im Allgemeinen nur die directe Satyre, deren Hauptweſen bekanntlich darin beſtehen ſollte, daß man mit ernſthafter Miene rühmt, was man eigentlich tadeln will, und umgekehrt. Bei den deutſchen Kritikern war dieſe Anſicht am lähmendſten, und ſie erkannten faſt gar keine andre Form der Satyre, als die bei Liskow und Rabener zu findende, z. B. „über die Vortrefflichkeit der ſchlechten Scribenten." Bei einem ſolchen Titel ging ihnen ſchon das Herz auf, und ſie durften hoffen, den ſchalkhaften Mann zu verſtehen, wenn ſie nur immer, was leicht genug iſt, das Gegentheil nahmen von dem, was der Autor mit ſcheinbarem Ernſt als wahr vorträgt. Da nun von einer ſolchen Satyre bei Shakſpeare nie die Rede iſt, und vollends im Troilus gar nicht, ſo fiel es ihnen nicht ein, daß der Dichter wohl als Dichter ganz andre Anſichten haben möchte, und ſie blieben über das Weſen des Stückes völlig im Dunkeln.

§. 5.

Sind wir nun aber dahin gelangt, hier Satyre und Ironie zu vermuthen, ſo fragen wir gewöhnlich, „auf was ſie gerichtet ſey?" — und W. Schlegel antwortet: „auf die Krone aller Heldenſagen, den trojaniſchen Krieg. Die Verächtlichkeit ſeiner Urſache, die Schläfrigkeit und Uneinigkeit, womit er geführt worden, ſo daß die Belagerung Troja's zehn Jahre dauern konnte, werden durch die herrlichen Beſchreibungen, die weiſen und ſinnreichen Sprüche, wovon Alles überfließt, und durch die hohe Einbildung der Helden von ſich ſelbſt und von einander(?)

nur in ein deſto helleres Licht geſetzt." u. ſ. w. Weiter unten ſagt er, es möge ſich niemand ängſtigen, als ſey hiedurch ein großer Frevel an dem ehrwürdigen Homer begangen, denn nicht die Ilias habe Shakſpeare vor Augen gehabt, ſondern die Ritterromane vom trojaniſchen Kriege, u. ſ. w. — — Das klingt nun Alles recht gut und iſt auch gut, und wir wollen es ſtets als Verdienſt anrechnen, daß wir doch endlich einmal gedruckt zu leſen bekamen, was ohne Zweifel ſchon früher viele Tauſende geſagt und gedacht hatten. Dennoch geſtehe ich, daß es mir nicht genügend ſcheint. Auch Homer, ſo groß er iſt, iſt doch immer nur ein Einzelner, und der trojaniſche Krieg, ſo zauberiſch er auch vor unſern Augen ſteht, iſt doch mit allen ſeinen großen Geſtalten gleichfalls nur eine einzelne Begebenheit, und ich kann nicht glauben, daß ein Dichter, wie Shakſpeare, ſich mit einer Parodie oder Traveſtie dieſer Gegenſtände befriedigt gefühlt habe.

§. 6.

Da indeſſen das Weſen des Dichters, ſo lange er ſchafft, in der Vereinigung der bewußten und bewußtloſen Thätigkeit beruht, ſo iſt es wohl möglich, daß Shakſpeare ſelbſt beim Schreiben, beſonders im Anfange, auf eine ſolche Parodie hingezielt habe *). Gar bald aber

---

*) Cervantes, in deſſen kraftreicher Seele, wie es wohl menſchlich iſt, ſich auch einige Tropfen von Bitterkeit befanden, hat, wie es ſcheint, ſeinen unübertrefflichen Don Quixote wirklich

erweiterte ſich ſeine Anſicht, und der Genius bildete ein Werk, das die beſagte Parodie nur als einen Faden benutzt, um daran das Größere zu knüpfen, als einen Boden, auf welchem er ein ganz neues Gebäude aufführt, aus welchem gar wunderbare Stimmen ertönen, die weder auf Homer noch auf den trojaniſchen Krieg allein hindeuten. Und ſo wage ich denn zu behaupten, daß dieſes Werk nichts Geringeres ſey, als eine große Ironie auf die geſammte Menſchenſchwäche, auf die ganze Welt und auf deren gewöhnlichen Lauf. Dieſer Agamemnon, dieſer Achill u. ſ. w., ſind nicht todt, ſondern leben und zwar in allen Ländern, bis auf den heutigen Tag, und — mit Beſeitigung ihrer äußerlichen Verhältniſſe — werden ſie auch wohl wandeln, bis an den jüngſten Tag. — Sollte ich ein Motto wählen für dieſes Stück, um auf daſſelbe mit einenmale das rechte Licht fallen zu laſſen, ſo wäre es Falſtaffs unſterbliche Entſchuldigung für ſeine Rekruten: „Pah! pah! gut genug zum Aufſpießen; Futter für Pulver; ſie füllen eine Grube ſo gut wie beſſere; hem Freund! ſterbliche Menſchen! ſterbliche Menſchen!" (S. Heinrich IV., Th. I. Act. IV, Sc. 2.) Jene Rekruten zogen freilich

---

mit dem Vorſatze angefangen, eine heitere erſchöpfende Satyre gegen die Ritterromane zu verfaſſen. Wie viel mehr aber hat er erreicht! ein unſchätzbares, nie veraltendes Kunſtwerk, deſſen tiefere Beziehungen über alle Satyre hinaus gehen.

in armſeligen Kleidern, blaß und mager einher; und was Shakſpeare hier angeworben hat, tritt in der glänzendſten Tracht auf, wohl beleibt und ſtolzierend, aber es läuft am Ende doch ſo ziemlich auf eins hinaus.

§. 7.

Betrachten wir jetzt die einzelnen Charaktere. — Troilus iſt einer der ſeltſamſten Romanhelden, der ſich von ſeiner geſchäftigen Phantaſie überreden läßt, ſeine Liebe, die nicht viel mehr iſt, als eine heftige ſinnliche Neigung, für etwas höchſt Stattliches und Beſonderes zu halten. Eine farbig blühende, aber weiche und aſiatiſche Beredtſamkeit kommt ihm zu Hülfe, das Feuer ſtets friſch zu erhalten, aber ſchwerlich würde es dauernd ſeyn, wenn nicht die unerwartete Trennung den Prinzen von neuem aufregte. Als er endlich den gänzlichen Unwerth ſeiner Creſſida erfährt, verbraucht er ſeine Kraft zu den wortreichſten Drohungen, die er auch am Tage darauf in der Schlacht fortſetzt; doch bleiben die verheißenen Thaten aus. So täuſcht er ſich über ſeine Liebe und ſeinen Heldenmuth, ja er täuſcht ſich über ſein ganzes Weſen. Es iſt ein ſehr geiſtreicher Zug des Dichters, daß dieſer Jüngling, der eben an verworrener bunter Ueberfülle im Gemüth leidet, und Alles, was er zu fühlen meint, erſt in tauſend Fetzen zerreißt, dennoch feſt überzeugt iſt, er ſey ein ungemein einfacher, ſchlichter, naiver Knabe, und eben deshalb werde er ſo oft getäuſcht. Er, der nie Thaten hat, ſondern nur Worte, ſagt dennoch: „Keine verſprochene That ſoll vor der Ausführung gerühmt werden, wir wollen das Verdienſt nicht vor der Geburt taufen, und wenn es geboren iſt, ſo ſoll es keinen prahleriſchen Namen bekommen. Aechte Treue braucht wenig Worte u. ſ. w." (Act. III., Sc. 2.) Bald darauf: „Ich bin ſo wahr, wie die Wahrheit ſelbſt, und einfacher, als die Wahrheit bei einem Kinde iſt." Ferner: „ich treu? das iſt ja eben meine Schwäche. Andre gewinnen ihren Ruhm mit Liſt, ich fange mit reiner Wahrheit nur gewöhnlichen Beifall u. ſ. w." „Einfach und wahr zu ſeyn, iſt mein höchſtes Ziel" (Act. III., Sc. 4.) — Nicht minder ergötzlich iſt der ungeheuere Wortſchaum, den er, als er geſehen hat, wie Creſſida ihn betrügt, ausſtrömen läßt. Ulyß, der ihn belehren will, er könne unmöglich das Alles fühlen, was er ſage, wird von dem beſchränkten Jüngling nicht verſtanden. Endlich wird die maßloſe Ungebärdigkeit des Jünglings dem kalten Manne zu viel, aber er wirft nur die Bemerkung hin, daß ſein Schreien ihm Horcher werde auf den Hals ziehen und der feurige Prinz hemmt mit einem Male ſeine laute Beredtſamkeit, und läßt ſich in aller Stille nach Troja zurückbegleiten, wo er geſicherter ſchelten kann.

§. 8.

Auch Creſſida ſcheint ſich anfangs über ihre Neigung für Troilus zu täuſchen, und es mag ihr wohl zuweilen vorkommen, als erfülle dieſer ſchöne und wohlredende Prinz ihr ganzes viel und Vieles begehrende Herz. Da es ihr indeſſen an aller Tiefe fehlt, ſo wird die Trennung von ihm leicht überſtanden. Sich irgend einem ächten Schmerz im Gemüth zu überlaſſen, iſt ihr unmöglich, weil ſie keins hat. Auch iſt ſie eine ſo talentvolle Sünderin, daß ſie in jeder Situation mit ſchnellem Blick die Gelegenheit zu ſüßen und romantiſchen Vergehungen erſpäht. Mit welcher lockenden Zierlichkeit benimmt ſie ſich bei der erſten Begrüßung der griechiſchen Helden; und wie ſehr ſie auch in der Kußſcene den Kuß entweiht; doch bleibt ihr immer noch äußere Grazie. Aber der edle Dichter hat nie vergeſſen, daß ſelbſt der witzigſten Sündhaftigkeit doch immer aller Gehalt und Poeſie fehlt. Daher die ſchneidende aber gerechte Bitterkeit, mit der der kluge Ulyß Creſſiden ſchildert und ihren Kuß verſchmäht, daher endlich die Uebermacht des faſt rohen Diomedes über ſie, eine Gewalt, der ſie bei allen Künſten der Koketterie und der Laune nicht widerſtehen kann. Es mag ihr nicht entgehen, welch ein Abſtand ſey zwiſchen dem derben Griechen und dem zarten Troerprinzen, und dennoch muß ſie folgen, weil in ihrem ſeichten Herzen die Kraft des Widerſtandes viel zu gering iſt.

Dennoch ziehen in den erſten Scenen zwiſchen ihr und Troilus einige wahrhaft rührende Anklänge hindurch, die ſogar an die duftende Frühlingsnacht im Romeo erinnern können. Auch eine unſittliche Leidenſchaft, ſobald ſie nur das Herz ganz erfüllt, oder auch ſo lange ſie ſich nur für vollſtändig hält, kann des Rührenden nicht ganz entbehren, doch nimmt die ſpätere Nüchternheit die gehörige Rache dafür.

§. 9.

Steht es nun alſo mit den ſogenannten Helden des Stücks, wie mag es mit den andern bewandt ſeyn! — Der alte Priamus gleicht etwa gewiſſen Bildern vom Könige Salomon auf Tapeten aus dem ſiebzehnten Jahrhundert. Er iſt nichts als alt, und wieder alt, ihm machen die ſämmtlichen Verhandlungen über Krieg und Frieden Langeweile, er ſehnt ſich nach dem Ruhebett und erregt halb Lachen halb Mitleiden, wenn ihn die Damen am frühen Morgen herbei ſchleppen, um den feurigen Hektor durch Bitten von der Schlacht zurückzuhalten. Daß er nichts ausrichtet, verſteht ſich von ſelbſt, denn das iſt eben der Inhalt ſeines ganzen Lebens, nie etwas auszurichten.

Mit der Hekuba hat uns Shakſpeare verſchont, und wir müſſen ihn deshalb loben. Wie trefflich ſie ſich auch ausnimmt in der Rede des Schauſpielers im Hamlet als „ſchlotterichte" Königin (mabled queen): wandeln ſehen dürfen wir ſie nicht in dieſer Schlottrichkeit, weil dadurch ein Misgefühl ganz gegen die Abſicht des Dichters entſtehen würde. Das bezeichnende Wort iſt ohne

Tadel; aber eine daher fließende Handlung würde nicht zu ertragen ſeyn. Selbſt in einem durch und durch ironiſchen Stücke darf der Dichter die Gränzen der Künſte und die ewigen Geſetze des Anſtändigen nicht vergeſſen.

§. 10.

Paris gehört zu der ſchlimmſten Claſſe von Verbrechern, die, weit entfernt zu ahnen, daß ſie einen Frevel begangen haben, die ganze Sache, wie eine That guter Ordnung betrachten. Was er gewann: Helena ſelbſt hat für ihn längſt den Reiz der Neuheit verloren und es kommt ihm deshalb unbegreiflich vor, daß er dafür büßen ſoll. Dennoch iſt ſie ihm noch immer erträglich angenehm, und da ſich täglich viel tauſend Hände für und gegen ſie bewaffnen, ſo wird er auch täglich an ſie erinnert. So hat er denn auch noch eine Art von gelaſſener ehemänniſcher Zärtlichkeit für ſie gerettet. Helena ſelbſt ſcheint am Hofe des Priamus eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen; auch ſie thut, als ſey eben nichts Beſonderes vorgefallen, und es kann unmöglich in ihrem flachen Herzen Reue entſtehen, weil ſich dieſelbe nun einmal nicht mit der Flachheit verträgt. Sie ermuntert den, wie es ſcheint, nicht eben geiſtreichen Hof durch ein bischen Witz und gute Laune, und wenn die Quellen der Unterhaltung für den Augenblick verſiegen wollen, ſo muß ſelbſt die Zahl der unreif weichen Härchen an Troilus Kinn ihr Stoff verleihen, worüber die ergötzbaren Leute in ein unendliches Gelächter gerathen. Die ganze Perſon hat etwas Bequemes und anſtändig Ordinaires: die beſte Partie, die ſie ergreifen konnte, indem man nunmehr kaum dazu gelangen kann, einer ſolchen luſtigkühlen Dame die Vergehung der Leidenſchaft vorzurücken.

Auch Aeneas, auf deſſen Heldenthümlichkeit nun einmal ein Fluch zu laſten ſcheint, ſo daß ſelbſt Virgil uns nicht zwingen kann, daran zu glauben, hat ſich mit Erfolg auf die Mittelmäßigkeit gelegt. Der ganze Krieg iſt ihm läſtig, er ſieht, wie mich dünkt, vornehm und unzufrieden aus, und will auch weiter nichts vorſtellen. Nur ſoll man, dünkt mich gleichfalls, ihn zuweilen fragen, warum er misvergnügt ſey, worauf er dann eine Antwort giebt, nach welcher er wieder munter ausſehen kann. Am andern Tage wiederholt er das Spiel, und es iſt eben das Kurzweilige dabei, daß es ihm nie langweilig wird.

Deiphobus, Helenus, Antenor ſind bloße Schatten, werden jedoch durch Pandarus mit wenigen Worten charakteriſirt. Nur bei dem übrigen Volk und den mindern Kriegern macht er es ſich bequem und erklärt ſie unbedenklich für Eſel, Narren, Lümmel, Kleie und Suppe nach der Mahlzeit *)

---

*) Asses, fools, dolts! Chaff and bran, chaff and bran! Porridge after meat! (Act. I., Sc. 2.) Im Geiſte dieſes Stücks muß das troiſche wie das griechiſche Volk mit

§. 10.

Deſto hervorſtechender iſt Hektor, deſſen Liebenswürdigkeit — von Homer für alle Zeiten hingezaubert — auch auf Shakſpeares Gemüth einen ſo tiefen Eindruck gemacht zu haben ſcheint, daß er für ihn eine höhere und auserleſenere Ironie bereitet hat. Er iſt unter allen Troern der verſtändigſte, und ſieht ſehr wohl ein, daß man am beſten thun würde, eine ſo geringhaltige Dame wie Helena den bittenden Griechen wieder auszuliefern, da es doch nicht wider die Ehre läuft, ein begangenes Unrecht, in ſo weit es möglich iſt, wieder gut zu machen. Leider aber iſt auch er in der Geſellſchaft ſeiner Brüder ſchon ein wenig indolent geworden, und ſo giebt er auch ſeine beſſere Anſicht wieder auf. Es iſt recht ritterlich, daß er, um die Schläfrigkeit der Kriegführung einmal zu unterbrechen, irgend einen griechiſchen König zum Einzelkampfe fordert, auch iſt die Zierlichkeit und Höflichkeit, mit der er ſeinen Feinden begegnet, ganz in der Form altſpaniſcher Ritterſchaft. Leider aber kommt er bald darauf gar zu ſehr in das Reden hinein, und ſeine Wohlgezogenheit und Artigkeit empfängt einen ſüßlich faden Beiſchmack. Die Rolle, die er bei dem Zweikampf ſpielt, iſt nicht ohne Zweideutigkeit. Er, der an-

---

ſolchen Bezeichnungen vorlieb nehmen, weil ja der ganze Krieg um ein Paar verbuhlter Leute willen geführt wird, für die Niemand ſich intereſſiren kann.

muthig ſchlanke, und, bei aller Tapferkeit, wohlduftende Prinz, ſcheint auch auf einen edlen, fein-tapfern Gegner gerechnet zu haben, und nun ſtellt man ihm einen Koloß mit Rieſenbeinen, den ungeſchlachten, faſt möcht' ich ſagen: nur thieriſch-tapfern Ajax hin. Fechten muß er freilich, weil er herausgefordert hat, aber er thut es ungern, ſo daß auch Troilus ihm mit Recht zuruft: „Hektor, Du ſchläfſt!“ *)

§. 11.

Es iſt ein großes Glück, daß ihm nach dem erſten Gange einfällt, Ajax ſey ſeines Vaters Schweſterſohn, weshalb ein fernerer ernſterer Kampf mit ihm dem Herkommen zuwiderlaufe. Auch die Redekunſt kommt ihm noch zur rechten Zeit zu Hülfe, um das natürliche Lächeln der Griechen über den ſo plötzlich abgebrochenen Zwei-

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier wenigſtens in einer Anmerkung zu erwähnen, daß Dryden, der, wie geſagt, das ganze Stück und auch das Verhältniß der beiden Brüder höchſt ernſthaft nahm, eine nach ſeiner Manier überaus beredte und rührende Verſöhnungsſcene zwiſchen Troilus und Hektor hinzugedichtet hat, wofür er nicht wenig geprieſen worden iſt. Zwar giebt man zu, daß ſie der Scene zwiſchen Caſſius und Brutus gänzlich nachgeahmt ſey, doch habe das nichts auf ſich, und ſie ſey wahrhaftig wunderſchön. — Schade nur, daß ſie durchaus überflüſſig und ungehörig folglich höchſt läſtig ſeyn muß. Oder iſt etwa das Rührende, ſelbſt das Geſtohlene, immer ſchön?

kampf zu vermeiden, und er verſichert, wenn ſich nur nicht die verwünſchte Blutsverwandtſchaft über den ganzen Körper des ungeſchlachten Vetters verbreite, und könne man nur angeben, welche Wange, welcher Schenkel und welche Hand bei ihm griechiſch, und welche troiſch ſey, ſo würde man ganz andere Thaten von ihm geſehen haben. Der kamelartige Ajax verſteht freilich von allen dieſen aſiatiſch-ritterlichen, höflich-grauſamen Reden ſehr wenig, indeſſen iſt doch für ihn die Ausſicht auf den Schmaus reizender als auf den Kampf, und ſo giebt er ſich zufrieden.

Iſt es aber diesmal zu nichts gekommen, ſo kommt es dafür am andern Tage wirklich zu etwas. Diesmal hat Hektor allerdings Luſt zu fechten, und wie auch Priamus und Andromache bitten und Kaſſandra weiſſagen möge, er beginnt die Schlacht, erkämpft einen herrlichen Sieg, tödtet auserleſene Helden, und unter ihnen den Patroklus. Jetzt aber kommt ihm der tragiſch-neckende Genius des Stückes, der auch ſein eigner geworden iſt, von neuem in die Quere. Dem Prinzen fällt mit einem Male ein, er habe nun genug gethan, und, obwohl die Schlacht noch fortbrauſt, will er nicht mehr fechten. Er legt den Helm und die Waffen ab, um ſich deſto gemüthlicher in das grüne Gras zu ſtrecken, und wird ſo als ein armer Wehrloſer vom Achill erſchlagen.

§. 12.

Die troiſchen Frauen ſind als Einzeln-Perſonen mit einfachem Ernſt geſchildert, und die Ironie wird nur durch das Verhältniß hervorgebracht, in welches der Dichter ſie geſtellt hat. Eine gutmüthige, mäßig vernünftige, aber nicht ſehr intereſſante Frau, wie dieſe Andromache, kann dem übergenialen Hektor wenig helfen. Sie bittet, er widerſteht, und wenn ſie fortfährt, ſo erſucht er ſie zu ſchweigen, mit dem Zuſatze, ſie möge ihn nicht in die Verlegenheit bringen, ihr etwas Unhöfliches zu ſagen; eine Bemerkung, die freilich ſchon die Unhöflichkeit ſelbſt iſt *).

Unvergleichbar tiefer gedacht, und in ihrer Einfachheit von größter Wirkſamkeit iſt Kaſſandra, und gleich ihr erſtes Auftreten in der vor lauter Rathſchlägen rathloſen Verſammlung, mit den Worten: „Weint, Troer, weint, gebt mir zehntauſend Augen, und ich will ſie alle mit prophetiſchen Thränen füllen!“ verkündet ganz die

---

*) Um ſo trefflicher iſt es und der ganzen Richtung des Stücks gemäß, daß Hektor früherhin durch einen Zweikampf hat darthun wollen, er habe ein Weib, das klüger, reizender und treuer ſey als irgend eins, das je ein Grieche in ſeine Arme geſchloſſen habe. So etwas bei Trompetenſchall durch die friedlichen Lager hindurch rufen zu laſſen, nimmt ſich gewiß gut aus, die häuslichen Unarten, die er ſich gegen das geprieſene Ideal erlaubt, können in dieſem Drama ſehr wohl damit beſtehen, müſſen aber freilich nicht mit ausgerufen werden.

aus ächter Heroenzeit ſtammende unglückliche Seherin, für die es keine Gegenwart mehr giebt um der Zukunft willen, die deutlich vor ihr liegt. — Wie aber muß uns zu Muthe werden, wenn wir uns dieſe Tiefſinnige unter ſo vielen ſeichten, ſich ſelbſt täuſchenden und phantaſtiſchen Perſonen denken! Daß ſie nichts ausrichtet, verſteht ſich ſogleich von vorn herein, denn der Flache iſt mit ſeiner witzelnden Flachheit ein Zufriedener und zeigt ſich nie ſo übermüthig, als wenn ihm der Tiefſinn in der Geſtalt der Schwermuth entgegentritt. Hektor verſteht ſie recht wohl; allein es gehört zu ſeinem Charakter, nie der beſſern Ueberzeugung zu folgen, ſondern ſich der Stimmenmehrheit hinzugeben, was ihm hiebei leicht wird, da ihm der Krieg als Krieg ſchon Vergnügen macht.

§. 13.

Um aber die ganze confuſe troiſche Haushaltung noch viel confuſer zu machen und ihr die Krone aufzuſetzen, hat der Dichter ſie außerdem mit einem höchſt originellen Weſen beſchenkt, das in ſteter unverdroſſener Thätigkeit durch die unheiligen Hallen hüpft. Dieſer Pandarus iſt in ſeiner Jugend ein lockerer, verbuhlter, ſchlimmer Geſell geweſen, und jetzt, da er alt geworden, aber noch rührig und witzig geblieben iſt, labt er ſich nicht nur zu Zeiten in der Erinnerung an die früher genoſſenen ſündhaften Freuden, ſondern lebt und webt auch noch ganz in ihnen. Weil er die geſammte Jugend beiderlei Geſchlechts für eben ſo geartet hält als er ſich geartet fühlt, ſo iſt er gutmüthig genug, ihnen überall bequeme Wege zu bahnen, damit die lieben Kinder keine Zeit verlieren. Selbſt der erſte troiſche Miniſter hat ſchwerlich ſo viel zu thun, als er ſich mit wahrer Uneigennützigkeit und Herzensluſt zu thun macht. Vielleicht ſieht er ſogar ſelbſt ein, daß es bei den meiſten jungen Leuten gar keiner Gelegenheitsmacherei bedarf, und daß beſonders ein Paar wie Troilus und Creſſida ſeine Hülfe nicht braucht; allein er kann es nun einmal nicht laſſen. Er liebt die freie Kunſt des Kuppelns um ihrer ſelbſt willen; er achtet nicht die Gichtſchmerzen, mit denen ihn die Natur und der Dichter beſchenkten, wenn es darauf ankommt, den Liebesleuten etwas zuzutragen, und für ſie als Bote zu laufen, er erwartet auch keinen beſondern Dank, ſondern iſt ſchon zufrieden, wenn er ſie gelegentlich einmal necken kann, daß ſie eben ſo lüſtern und ſchlimm ſeyen, wie er ſelber. Es kann nicht fehlen, daß er auf dieſe Weiſe durchaus verächtlich werde; allein, ſobald man ihn ſieht und ſprechen hört, erläßt man ſich — für's erſte wenigſtens — dies Gefühl, und begnügt ſich, über das poſſierliche Weſen — gleichſam eine Miſchung von Affen und Bock — zu lachen.

§. 14.

Ueberhaupt iſt es eine wunderliche Sache um einen laſterhaften Greis und ſündhaften alten Mann, und man kann, dünkt mich, ſelbſt dieſe ſchrecklichen Worte kaum ohne *tragiſches Lachen* ausſprechen. Das Alter *ſoll* nun einmal — eine innere Stimme, die wohl alle Menſchen theilen, will es ſo haben — nichts Andres ſeyn als gut und fromm, heiter und freundlich, oder ernſt erhaben, mit Einem Worte „ehrwürdig,“ und finden ſich in dieſer Rechnung bedeutende ſittliche Brüche, ſo wird in uns ein Widerwille wach, den in dieſer Art kein *junger* Menſch erregen kann, weil wir für ihn noch mehr Hoffnung retten können. Ein ſolcher alter Sünder iſt wie ein ununterbrochen wiederholter ſchlechter Witz, wie ein mislungener, doch ſtets nach dem Gelingen ſtrebender Sarkasmus gegen die Natur und Menſchenwürde, er gewährt einen gräulichen Anblick für unſre Seele, und es iſt deshalb ein wahres Glück, daß doch auch im *Leben* jenes Lachen bei uns nicht ganz ausbleibt, das der *Dichter* hier ſo reichlich bietet.

Wie unſtatthaft ſind hier die Klagen über mangelnde poetiſche Gerechtigkeit! Diesmal erndtet Pandarus nicht bloß keinen Dank, ſondern nichts als Herzeleid. Troilus, der in der Schlacht gegen Diomedes nichts hat ausrichten können (ja ſogar ſich von demſelben ſein Pferd hat rauben laſſen), begnügt ſich jetzt, dem Kuppler die einzige Bezahlung zu ertheilen, die er verdient; einige — Schläge, die nicht ausbleiben können, weil das Schickſal ſchlechthin *will*, daß dergleichen Strafe als tragiſcher Hintergrund im Leben jedes Kupplers ſtehen ſoll. Entehrt war Pandarus freilich immer durch ſich ſelbſt; jetzt aber iſt er es auch bei Hofe, und was will nun aus ihm werden, wenn jeder vornehmere Markt ſeinem witzig ſündigen Treiben geſchloſſen wird? Oder verlangen etwa jene Kritiker durchaus Blut, und zwar ſelbſt das des Pandarus, ſo könnte ein ſtrenger Zweifler ſie vielleicht durch die Frage ſtören, ob dieſer Kuppler dergleichen auch habe. Viel möchte überhaupt nicht an ihm zu tödten ſeyn.

§. 15.

Solchen Troern nun ſtehen Griechen gegenüber, bei deren Schilderung wir uns kürzer faſſen können, da ſie zum Theil ſchon mit angedeutet wurde. Agamemnon, der König der Könige, iſt ein Mann, der nichts weiter vermag, als: ſehen, was ſich eben begiebt, ohne ſagen zu können, wie und warum ſich wohl begeben möge, was ſich begiebt. Ein gutes derbes Sprichwort erinnert an das lächerliche Staunen der Kuh vor einem neuen Thor; allein um ſie zum Staunen zu bringen, muß doch immer ein neues Thor vorhanden ſeyn; dem Agamemnon aber ſcheint ſelbſt das Alltäglichſte neu. Er ſelbſt, als Oberfeldherr, führt den Krieg ſehr ſchläfrig, fragt aber ſeine königlichen Räthe mit Wehmuth, warum der Krieg wohl ſo ſchläfrig geführt werde, er ſelbſt hat den Achill erzürnt, ſieht auch, daß er zürne, dennoch ſcheint es ihm neu zu ſeyn, als er zürnt. Er ſieht, daß man weder ſeinen Befehl, noch die Befehle anderer Feldherrn ſonderlich achtet, und daß überall Zwieſpalt im Lager herrſcht. Wenn man ihm aber ſagt, daß es ſich ſo verhalte, ſo ſtaunt er über die Sache ſelbſt und über den Scharfſinn, der ſo etwas auszuſprechen vermag.

Dieſen Scharfſinn hat Ulyſſes allerdings, doch um ſich Bahn zu brechen, muß er erſt mit einer Wolke von Redensarten den Anfang machen. Dem Agamemnon mit guter Manier zu beweiſen, daß er ein untauglicher Kriegführer ſey, muß er ihn zuvörderſt einen „großen Feldherrn, den Nerven Griechenlands, das Herz aller Schaaren," u. ſ. w. nennen, und um das Factum der Inſubordination, das Jedem in die Augen leuchtet, feſt zu ſtellen, muß er weitläufige Gleichniſſe vom Bienenſtock und von den Planeten hernehmen. Ausgerichtet wird freilich auch nichts dadurch; aber es iſt doch wenigſtens ein Wort, das ſich hören läßt, obwohl gegen einige Punkte in ſeiner Rede mit Grund Manches vorzubringen wäre. Ueberhaupt iſt die ganze Klugheit des Ulyſſes nichts weiter als die Kunſt ſich ſelbſt zu decken, und Andere vorzuſchieben, was unter Leuten, die er alle überſieht und verachtet, ihm ziemlich leicht werden muß. Es gehört gewiß nur wenig Verſtand dazu, die Perſiflage zu ahnen, die z. B. in jenen ſchwülſtigen Ehrentiteln liegt, mit denen er den Agamemnon überſchüttet;

allein es iſt ohne Gefahr zu wagen, denn dieſer harmloſe Mann nimmt Alles wie guten Ernſt und baare Münze, befindet ſich wohl dabei und läßt es zum Dank nicht an erwiedernden Lobeserhebungen fehlen. Es ſind Rechenpfennige für das gewöhnliche Spiel des Lebens.

Ueberhaupt möchte ich auch von den übrigen Pſeudoheroen dieſes Stücks keineswegs behaupten, daß ſie gegenſeitig viel von einander halten, denn abgerechnet, daß ſie wirklich nichts Hochachtungswürdiges bei den Andern wahrnehmen, haben ſie auch nicht Kraft genug, ſich das Talent der liebenden Anerkennung fremden Verdienſtes zu erwerben.

§. 16.

Menelaus ſcheint nur vorhanden zu ſeyn, um über ſein Unglück geneckt zu werden, denn er hat nun einmal leider jene ſchlimmſte Gattung von Misgeſchick, bei deſſen Betrachtung ſich das Mitleid mit Ekel und Lachen vermiſcht. In dieſem Drama iſt vollends kein Einziger, der eine ſo bequeme Gelegenheit witzig zu ſeyn, ungenutzt vorübergehen ließe. Uebrigens hat doch auch ein mit ſo vielem Griechen- und Troerblute geröthetes Horn allerdings etwas Tragiſches, das, trotz aller Umhüllung mit Lächerlichem, ſeine Wirkung nicht verfehlen kann.

Von dem alten Neſtor können wir nicht viel mehr ſagen, als daß er — alt iſt, und mittelmäßige Redensarten noch immer ziemlich gut an einander zu reihen weiß. Dennoch könnten ſanfte Herzen leicht zu einigem Reſpect für ihn gelangen, da das bloße ſchöne Wort: „ein Greis," von dem wir wiſſen, daß er drei Menſchenalter ſah, etwas Zauberiſches hat. Damit aber ein ſolches, für dieſes Drama unpaſſende Gefühl nicht aufkomme, ſo zeigt uns der Dichter auch bald, daß dieſer alte Herr auch ein alter Geck iſt: denn nur ein ſolcher kann ſich, ſo wie er, um den Kuß einer Creſſida bemühen.

Ajax der Telamonier, den ſchon die Ilias als breitſchultrig, tapfer und ein wenig beſchränkt ſchildert, iſt hier vollends als des Kriegsgotts dummer Teufel und geſpreizter Koloß gezeichnet worden, und ſeine Freunde bedienen ſich ſeiner, wie etwa einer eiſernen Thür, die man bequem vorſchieben kann, wenn man ſelbſt in Sicherheit bleiben will. Was er noch irgend an Seelenkraft hat, gebraucht er um zu prahlen; doch ſind alle ſeine Gedanken gewiſſermaßen nur Fragmente von Gedanken, die er, wie etwa ein häßliches und bornirtes Kind, dem das Sprechen ſauer wird, in dicken Brocken um ſich wirft.

§. 17.

Von Diomedes wurde bereits oben geſagt, daß er in Vergleich mit Troilus roh zu nennen iſt; allein wenn ſchon im Leben eine gewiſſe Derbheit, welche weiß, was ſie will und überhaupt wenig Umſtände macht, leicht zum

Ziele kommt, wie viel mehr muß dieſes in Verhältniſſen der Fall ſeyn, wie ſie uns dieſes Drama bietet. Während Troilus wirklich glaubt, eine Juno umarmt zu haben, iſt er klug genug, in Creſſiden nichts weiter als eine artige Wolkengeſtalt zu erkennen, und ſo bald ſie ſich als ſolche ertappt ſieht, iſt es auch mit ihren Künſten am Ende.

Am übelſten iſt Achilles weggekommen, deſſen bloßer Name von ſolchem Glanz umgeben iſt, daß er vom Scheitel bis zur Ferſe, wie einſt in den Styx, jetzt in das ſchwarze Meer der Satyre getaucht werden mußte, damit von dem alten Schimmer nichts Störendes übrig bleibe. Dieſer Achill hat das ſeltſame Glück, daß alle Welt glaubt, er ſey überaus wichtig und tapfer, während kaum ein wahres Wort an dem Gerüchte iſt. Er iſt nichts weiter, als ein reicher, verzogener, übermüthiger Jüngling, der bloß in Launen lebt; müßiggängeriſch umherſchweift, ſtets um Kurzweil bemüht iſt, und das Alles für ſehr genialiſch hält. Zum Fechten hat er keine Luſt, aber man ſoll glauben, daß ſeine Trägheit auf einem großen Gedanken ruhe, während er ſich nur an Patroklus Schmeichelreden und an Therſites witziger Grobheit ergötzt. Da ihn endlich des ſogenannten Freundes Tod in's Feld ruft, fällt er mit allen ſeinen Myrmidonen über den waffenloſen Hektor her, ſchlägt ihn todt, oder läßt ihn todtſchlagen, und bindet dann die Leiche an ſeinen Wagen, um ſie zu mishandeln.

Patroklus wurde ſo eben als ein ſogenannter Freund bezeichnet, denn zu einem wirklichen fehlt ihm nicht mehr als Alles. Wie beſchränkt ſein Verſtand auch ſeyn möge; ſo viel hat er doch gewiß, um Achilles Unwerth einzuſehen, wenn er nur ein einziges Mal recht nachdenken wollte; allein er gefällt ſich nicht minder in jenem träumeriſch-witzelnden Müßiggange, und iſt recht wohl zufrieden, ſo gute Tage haben zu können. Er iſt dabei niedrig genug, ſtets mit der zweiten Rolle in einem ſolchen Verhältniß vorlieb zu nehmen, ſo daß in dieſer Hinſicht Achills Wagſchaale vortheilhaft ſinkt, doch erhebt jenen wieder ſein rühmlicher Tod durch Hektors Hand weit über den Myrmidonenfürſten, der gewiſſermaßen weder zu leben noch zu ſterben werth iſt, und ſich ſchwerlich ein Gewiſſen daraus machen wird, ein Meuchelmörder zu ſeyn. Uebrigens iſt auch jener Tod des Patroklus von dem Dichter, der wohl wußte, daß hier für die Rührung kein Raum ſeyn dürfe, nur ganz obenhin, zeitungsmäßig referirt worden, ſo daß wir kaum Muße haben für ein kühles „Schade um den Mann!“ Wirklich iſt auch nur ſehr wenig an ihm verloren, und wenn wir vollends dem Therſites glauben wollen, der über das ganze Freundſchaftsverhältniß ſehr bedenkliche Reden führt, ſo möchte er ſchwerlich verdienen, von Hektors Hand zu fallen.

§. 18.

Dieſer Therſites iſt für das griechiſche Lager, was Pandarus für den trojiſchen Hof, obwohl ſich ſonſt zwiſchen beiden Perſonen ein großer Unterſchied findet. Pandarus iſt ein alberner, witzelnder, geſchniegelter, höflicher und zuthulicher Sünder, den es in der tiefſten Seele kitzelt, daß andre Leute auch nichts taugen, Therſites ein ſpitziger, ſcharfkantiger, giftiger und unſittlicher Brummer, dem die ganze Welt fatal iſt, weil er in ihr nichts entdeckt als lauter Widerwärtigkeit und Schändlichkeit*). Leider aber kann er auch ſich ſelbſt nicht ſchätzen, denn er iſt der ärgſten einer und es fehlt ihm nur an Macht ſeinen üblen Willen durchzuſetzen. Ueber dieſe Ohnmacht zürnt er am meiſten, und in der That iſt auch ſeine Lage ſchlimm genug, denn welch eine Fülle von ſchneidenden Sarkasmen ihm auch zu Gebote ſtehen möge, man achtet ihrer nicht, und ſo oft er es zu arg macht, findet ſich ein leichtes Mittel, ihn zur Ruhe zu bringen: — Schläge. Er iſt ſo erbärmlich, daß er, die Jämmerlichkeit ſeines Lebens einſehend, dennoch ſein Leben ängſtlich liebt, und um es aus Hektors großmüthigen Händen zu retten, ſich ſelbſt mit wahrer Aufrichtigkeit und Beredtſamkeit einen armen ſchmähſüchtigen Lump nennt („I am a rascal, a scurvy railing Knave; a very filthy rogue“). (Act. V., Sc. 4.) Das Mittel hilft, denn wie möchte ſich Hektor mit einem Solchen gemein machen? Dadurch ermuntert, wählt er bei dem gleichfalls gefährlichen Baſtard des Priamus (Margarelon) eine andre, bequem cordiale Manier, und auch dieſe rettet ihn.

---

*) W. v. Schlegel ſagt mit Recht, Achill habe ſich als eine ſeiner würdige Geſellſchaft den Therſites zum Luſtigmacher gewählt; man könnte jedoch, ſcheint mir, nicht mit minderm Recht behaupten, daß Therſites ſich den Achill zum Narren ausgeſucht habe, da er doch wenigſtens beſſer mit ſich reden läßt, als der kameelartige Ajax. Zwar nennt Achill, der vom Helden nichts weiter hat als den Titel, den Therſites einmal ſehr ergötzlich ſeinen „Käſe," ſein „Verdauungspulver" (my cheese, my digestion, Act. II., Sc. 3), aber wir ſehen doch auch überall, daß er im Witzkampfe mit dieſem ſtachlichen Menſchen den Kürzern zieht. Außerdem iſt Therſites keineswegs ein privilegirter Narr, ſondern ein Narr auf eigne Hand, und wir ſollen die Satyre nicht allein bei ihm ſuchen, ſondern im ganzen Stück. Ueberhaupt hat Shakſpeare niemals eine einzelne Perſon allein zum Geſchäftsträger des Witzes gemacht, obgleich freilich — jede Akademie, auch eine humoriſtiſche, ihren Präſidenten haben muß.

§. 19.

Das Merkwürdigſte an Therſites iſt ſeine ungemeine Kenntniß jeder Unſittlichkeit und Unwürdigkeit, und das Talent, ſie an Andern, mögen ſie ſich auch ſtellen wie ſie wollen, ſchnell zu erkennen. Da er in ſich ſelbſt nichts gewahr wird als Feigheit, Verdrießlichkeit und ohnmächtigen Zorn, ſo gereicht ihm jenes Talent nur zur Qual, und doch kann er nicht laſſen, es ſtets zu üben. Er weiß genau, wie untüchtig Agamemnon, wie unbedeutend Menelaus, wie albern grob Ajax, wie übermüthig und gehaltlos Achilles, wie unſelbſtſtändig ſchmeichleriſch Patroklus u. ſ. w. ſey, ärgert ſich täglich darüber ſatt und überſatt, findet aber in ſich ſelbſt noch Schlimmeres. Ganz vorzüglich durchſchaut er die lüſterne Sinnlichkeit und geheime Laſterhaftigkeit der Creſſida und des Diomedes, ſo wie die wortreiche, von ächtem Muth entblößte Phantaſterei der Leidenſchaft bei Troilus; aber in völligem Gegenſatze zu Pandarus, der ein wahres Behagen hat an dieſen glänzenden Sündern, verzehrt er ſich darüber in unnützer Wuth. — Dabei fühlt er recht wohl, daß ihm, dem Häßlichen, nur die Gelegenheit und die äußere Bildung fehle, um mit noch größerer Virtuoſität zu ſündigen wie jene. Jetzt, ſtets belauernd und erſpähend, bereitet er ſich ſelbſt nur Herzeleid, das ihn bald aufreiben würde, wenn ihm nicht die assa foetida ſeines Alles verhöhnenden Witzes mit ſtets erneuter momentaner Kraft erfüllte.

§. 20.

Erwägen wir dies Alles, ſo kann hier unmöglich von einem Trauerſpiel im reinen Sinne des Worts die Rede ſeyn, wohl aber von einer ungeheuern komiſch-tragiſchen Satyre, für die Hamlet das Motto wählen würde:

> Pfui pfui drüber! 's iſt ein wüſter Garten,
> Der auf in Samen ſchießt, verworfnes Unkraut
> Erfüllt ihn gänzlich u. ſ. w.

Nur darf der Kritiker, obwohl er den Hamlet ganz verſtehen ſoll, kein Hamlet ſeyn, ſondern er möge von einer ſichern lichten Höhe herab in jenen Garten hinein ſchauen, und die Scenen, die in demſelben aufgeführt werden, mit ſinnigem Ernſt und heiterer Ueberlegenheit betrachten. Das koſtet freilich, aber lohnt auch Mühe, ſo daß bald — von keiner Mühe mehr die Rede iſt.

Endlich möchte ich noch den Leſer bitten, den Troilus etwa auf eine ähnliche Weiſe zu genießen, wie wir Goethe's unſchätzbares „Jahrmarktsfeſt von Plundersweilern" genießen, denn trotz aller auch dem blödeſten Auge auffallenden Verſchiedenheit beider Werke, iſt doch ihre Richtung einander nicht unähnlich. Mit denen, die ſich nur an dem einzelnen Zigeunerhauptmann und Zigeunerburſchen, dem Doctor, dem Zitherſpielbuben, dem Marionettenſpieler u. ſ. w. ergötzen, läßt ſich darüber freilich nicht erſprießlich reden, ſondern allein mit denen, die das Ganze auffaſſen. Erinnern wir uns nur an den Schluß jenes bunten Feſtes: „Sie kommen doch wieder morgen?" — „Weiß nicht, man hat an einmal ſatt." — „Jeder Tag ſeine eigene Plage hat." — „Orgelum Orgelei, Dudeldum Dei." — —

Das ſind ſcheinbar ſehr harmloſe Reden, und in der Seele unſers geliebteſten deutſchen Dichters war auch die Harmloſigkeit, aber der tragiſche Ernſt und der tragiſche Schauder, den ſie doch auch hervorrufen, konnte ohne Zweifel ihm nicht fremd ſeyn, wie er es uns nicht iſt.

Und nun vollends unſer William Shakſpeare! Wie oft liegt bei ihm jene muthwillige, überſchwenglich witzige Scherzhaftigkeit dicht neben jenem tragiſchen Schauder!

XXXII.

Cymbelin,

König von Britannien.

§. 1.

Da die Erzählungen des Boccaccio von jeher als claſſiſch betrachtet, und, wenn auch nicht immer ſtudirt, doch um des melodiſchen Styls willen viel geleſen worden ſind, ſo war es leicht aufzufinden, daß Shakſpeare einen Theil des Stoffs zu dieſem Schauſpiel aus dem Decamerone des berühmten Italieners entlehnt habe. Die Geſchichte iſt bekannt und werde deshalb hier nur kurz angedeutet. Eine Geſellſchaft von italieniſchen Kaufleuten, die durch ihre Geſchäfte nach Paris geführt worden ſind, unterhält ſich bei Tiſch über ihre daheim gelaſſenen Frauen. Dieſe ſtehen bei ihren Männern in einem ſolchen Miscredit, daß ſie jeden beliebigen Treubruch im voraus ahnen und — verzeihen; leider aber auch das Wiedervergeltungsrecht zu üben beſchließen. Nur ein Einziger, Bernabo aus Genua, „welche Stadt wegen ihrer treuen Frauen berühmt iſt," ſtimmt nicht in das widerliche Concert, und ſchildert ſeine Frau als ſchön, redlich und jeder Verführung gewachſen. Durch dieſes Lob reizt er einen gewiſſen Ambrogiuolo, den frechſten der Geſellſchaft, eine große Wette anzubieten, daß ihm, wenn er nur Zutritt gewinnen könne, die gerühmte Frau nicht widerſtehen werde. Man wird einig, Ambrogiuolo reiſt nach Genua, ſieht die Schöne, bekommt aber ſogleich einen ſolchen Reſpect für ihre Tugend, daß er keine Verführung, ſondern nur Liſt anzuwenden wagt. Es wird ihm durch eine beſtochene Hülfsperſon möglich, in einem Kaſten verborgen in das Schlafzimmer der reizenden Donna Zinevra zu gelangen; Nachts ſchleicht er aus dem Verſteck an das Bette, betrachtet die Umgebungen genau, raubt einige der Dame zugehörende Koſtbarkeiten und entdeckt auch noch zum Ueberfluß ein Maal an ihrer linken Bruſt: — ein unangenehm wirkender Gedanke, welchen der Dichter durch goldgelbes Haar, mit dem das Maal umwachſen iſt, hat verhüllen wollen.

§. 2.

Durch ſolche Zeichen wird Bernabo betrogen, der nun in Verzweiflung einen Diener abſendet, welcher die Unſchuldige unterwegs ermorden ſoll. (Man vergleiche die Geſchichte der heiligen Genoveva.) Dieſer wird jedoch weichherzig gemacht, und noch einmal ſehen wir den Vernabo durch eine falſche Nachricht — von dem Morde ſeiner Gattin — getäuſcht. Sie hat ſich durch Bitten gerettet, muß aber fliehen und nach einigen romantiſchen Abenteuern treffen die Schuldigen und Unſchuldigen in Alexandrien zuſammen, wo endlich eine Wiederfindung und Aufdeckung ſämmtlicher Irrthümer und Frevel zu Stande kommt, worüber wir uns bereitwillig freuen würden, wenn nicht dabei der Sultan von Aegypten das große Richteramt verwaltete, was wir ihm, dem mit herkömmlichem Orientalismus ausgeſtatteten Manne, nicht gönnen. Hat ihm aber das Judiciren Mühe gemacht, ſo weiß er ſich dafür auch zu belohnen, indem er den Ambrogiuolo entkleidet und mit Honig beſtrichen an einen Pfahl binden läßt, damit er langſam an den Strahlen der Sonne verdorrend ſterbe: ein Schauſpiel, das vermuthlich nur ihm, aber keinem europäiſchen Leſer Vergnügen macht. — Ob Bernabo und ſeine tugendhafte Gemahlin in der Nähe des Pfahls der Execution bequem zuſehen, wiſſen wir nicht; daß ſie aber reichlich beſchenkt nach Hauſe fahren, iſt gewiß *).

§. 3.

Denken wir uns dieſe Geſchichte mit manchen hier übergangenen Abenteuern verziert und in dem blühend-

---

*) Daß die belle et vertueuse Euryant de Savoye gleichfalls als Quelle des Cymbelin betrachtet worden, iſt bekannt genug.

ſten Styl vorgetragen, ſo kann uns das Glück nicht wundern, das ſie gemacht hat; aber für das Drama iſt ſie nicht geeignet. Die frechen Anſichten der italieniſchen Kaufleute von weiblicher Tugend würden, da ſie leider auch ziemlich trocken und ohne muthwilligen Witz vorgetragen werden, auf der Bühne ein doppeltes Misgefühl erregen, und Bernabo's Gegenrede könnte die unangenehme Empfindung nicht ganz aufheben, denn ſie iſt in ſich ſelbſt unzureichend. Wir wollen es ihm eben nicht übel nehmen, daß er in Geſellſchaft dieſer widrigen Geſellen ſpeiſet, da es allerdings Tage giebt, an denen das Leben einer Poſtreiſe gleicht, auf der wir die Geſellſchaft nicht nach unſerm Gutbefinden wählen können, ſondern vorlieb nehmen müſſen. Fallen aber dann Geſpräche vor, wie die angedeuteten, ſo iſt es am bequemſten, verachtend zu ſchweigen; am beſten aber wohl, mit kurzen eindringlichen Worten die entſchiedenſte Misbilligung zu zeigen. Laſſen wir uns weiter ein, ſo erreichen wir nichts als wachſendes Misgefühl, oder werden wohl gar für einige Zeit aus unſrer Klarheit in ein trübes Element geriſſen, das tiefer verſchlingende Wirbel hegt, als wir wohl in ſtolzer Ruhe oder in edelm Zorn anfangs ahnen. Bernabo läßt ſich ſo weit ein, daß der Verſucher gereizt

---

da in neueren Zeiten Friedrich Schlegel und Helmina von Chezy jene anziehende altfranzöſiſche Novelle, die wir früherhin nur durch Treſſan's bibliothèque des Romans verunſtaltet kannten, zugänglich gemacht haben.

wird. Er wettet über etwas, das über alle Wetten erhaben iſt, und zeigt ſich hinterher als einen leichtgläubigen Thoren. So dürfen wir ihn nennen, denn was iſt ihm begegnet, das ihm die Ruhe des Geiſtes, ſo wie die Gerechtigkeit und Billigkeit auch nur für einen Augenblick hätte rauben können? Er kennt ſeit Jahren ſeine Frau als ſittlich-treu, und der Eheſtand in ſeiner Aechtheit iſt etwas ſo Heilig-Heiteres, Vollendet-Vertrauliches, daß man — nach Jahren der Erfahrung — ohne wahnſinnig zu ſeyn, ſchlechthin an keinen Irrthum glauben kann, der, jedesmal Sünde, ſelbſt in der bloßen Freundſchaft kaum entſchuldigt werden mag. Bernabo gleicht einem hitzigen Fechter, der im Vertrauen auf ſeine gute Sache (die er ſelbſt aber bald nur zu einer halbguten macht) übermüthig den Kampf beginnt, doch nach dem erſten Gange ſchon Athem und Glauben verlierend die Waffen wegwirft.

Was er ferner Blutiges beſchließt, iſt vollends unſtatthaft, denn wenn auch überhaupt Keinem erlaubt iſt, das Todesurtheil in eigner Sache zu ſprechen, ſo mag doch ein ſolcher Frevel in höheren glänzenden Verhältniſſen mitunter reinfurchtbar und tragiſch wirken. In engbürgerlichen Verhältniſſen aber, z. B. bei dieſem italieniſchen Kaufmann, fällt uns unwillkürlich die Polizei und Gensd'armerie ein, die einen ſolchen machtloſen Sünder ſchon wird zu faſſen wiſſen, wo dann im Hintergrunde nichts weiter ſtehen kann, als das Hochgericht.

§. 4.

Bei Shakſpeare iſt Alles umgeſtaltet: Grund und Boden, äußerliche Beziehung und innerer Charakter. Wir haben hier keine Privatperſonen vor uns, ſondern werden augenblicklich eingeführt in fürſtliche Verhältniſſe. Cymbelin, Sohn des Tenantius, ein altbritiſcher König zur Zeit des Auguſt, hat aus der erſten Ehe eine einzige Tochter, Imogen; ſpäterhin aber, zum Wittwer geworden, vermählt er ſich mit einer Wittwe, die ihm aus ihrer erſten Ehe einen bereits erwachſenen Sohn zubrachte. Dieſe Königin, deren Name fehlt, fühlt ſich trotz aller ihrer böſen Künſte unſicher auf dem neuen Thron, und um ſich feſter zu ſetzen, betreibt ſie eifrig eine Verbindung ihres Kloten mit Imogen. Dieſe verwirft ihn mit Abſcheu, und es wird bei dieſer Gelegenheit entdeckt, daß ſie bereits heimlich verheirathet ſey mit Poſthumus, einem Edelmann von den glänzendſten Eigenſchaften, doch ohne Vermögen, über den jetzt der König das Verbannungsurtheil ausgeſprochen. Hier beginnt das Stück. Mit ruhiger Ausführlichkeit erzählen ſich zwei wohlgeſinnte Lords, was ſich früher in Beziehung auf die Hauptperſonen zugetragen, und mit ernſter Beredtſamkeit werden die Tugenden gerühmt, die Poſthumus als Menſch, als Krieger und im Staate überhaupt gezeigt hat, während Imogen durch das kurze aber gewichtige Wort: „ihre Wahl allein zeige ſchon hinlänglich, welch ein Mann er ſeyn müſſe,“ den Preis erhält. Der Dichter darf vertrauen, daß eine ſolche Beſchreibung eindringlich genug ſey, um unſre Gedanken ſodann auch noch auf zwei Söhne des Königs zu lenken, die in ihrer früheſten Kindheit, bereits vor einigen zwanzig Jahren, geraubt worden ſind. Daß ein ſolcher Vorfall ſich zugetragen habe, muß ohne Zweifel befremden; doch hat der Dichter auch auf dieſe Befremdung gerechnet, indem er den zweiten Edelmann *ſelbſt verwundert* ausrufen läßt, „es ſey doch etwas Unerhörtes, daß man eines Königs Kinder ſo entführen konnte, und daß man ſie ſo nachläſſig hütete," worauf der erſte Redner mit Gelaſſenheit erwiedert, es ſey freilich ſonderbar, und, wenn man wolle, auch lächerlich, dennoch habe es mit der Sache ſeine vollkommene Richtigkeit. Warum ſollte es auch in der Welt nicht zuweilen etwas ſehr Sonderbares und Lächerliches geben? und auch das Gewöhnlichſte iſt doch *einmal* unerhört geweſen, als es ſich zum erſten Mal ereignete. Durch dieſe naive Anſicht wird ſchon die Befremdung gemildert, und wir erwarten mit Ruhe, daß ſich dieſe Verhältniſſe im weitern Verlauf deutlicher entwickeln werden. — So einfach führt uns der Dichter in ſein Werk.

§. 5.

Jetzt erſcheinen die Helden des Stücks, Poſthumus und Imogen, um Abſchied von einander zu nehmen, leider aber auch in der Geſellſchaft ihres böſen Dämons, jener anonymen Königin. Sie iſt eine ſolche Stiefmutter, wie ſie uns in vielen alten rührenden Kindermärchen aller Nationen geſchildert wird. Hart und grauſam gegen das ächte ſchöne Kind aus der frühern Ehe des Gemahls, thöricht und faſt zauberhaft verliebt in ihren eigenen Wechſelbalg, ſtets in Intriguen lebend und auch das abſcheulichſte Mittel für ihren Zweck nicht ſcheuend, wie ſie denn z. B. das Studium der Pflanzenkunde mit großem Eifer treibt, um auf eigne Hand Gifttränke bereiten zu können, im Gegenſatze des guten Paters Lorenzo im Romeo, der nur Schlaf und Heilung hervorbringen will. Den König, ihren jetzigen Gemahl, beherrſcht ſie gänzlich, denn ihre Worte weiß ſie zu wählen, und ihre Tücke und natürlichen Mienen verbirgt ſie ſo gut es gehen will; aber Imogens reines und kluges Frauenauge hat ihre Bösartigkeit längſt durchſchaut. Jetzt verläßt ſie die Liebenden auf einige Minuten, theils wohl aus Verſtellung, um Imogen zu täuſchen und zur Dankbarkeit zu reizen; theils aber auch aus wirklichem, wenn auch nur momentanem Mitleid, weil doch nun einmal auch der frevelhafteſte Charakter ſich nicht wohl ohne einzelne menſchlichere Momente behelfen kann. — Was dem Dichter ſelbſt: Trennung der Liebenden, Verbannung u. ſ. w. ſey, wie er dabei ſo ganz mitfühle und wie er dieſen Schmerzen die herrlichſten eindringlichſten Worte leihe, darüber iſt in dieſer Schrift ſchon geredet worden, und ich möchte faſt ſagen, daß Shakſpeare es nicht vermocht haben würde, die Liebenden zu trennen, ohne ihnen die ſchmerzlichſte Wonne des Abſchieds zu gönnen. Und welch ein Abſchied iſt dieſer! Hier ſind nicht bloß Liebende, hier iſt ein Ehepaar, deſſen Gefühl, Anſchauung und ganzes Leben durch das heiligſte und ſüßeſte Verhältniß zu neuem Adel erhoben und bewährt worden iſt. — Wer nicht das einfachgroße, göttlich-belehrende Wort erfaßt hat, daß durch die wahre Ehe zwei Perſonen in der That und Wahrheit **Eins** werden, und daß was Gott zuſammengefügt hat, der Menſch nicht ſcheiden ſoll, wird auch dieſe Scene und die ganze Natur der Verbindung nicht faſſen, wie ſie der Dichter uns dargeſtellt hat.

§. 6.

Und unter welchen Verhältniſſen wird dieſer Abſchied genommen! Zwar ſagt man wohl, der Abreiſende ſey wenigſtens fürs erſte glücklicher als der Zurückbleibende, weil er durch größere Thätigkeit zerſtreut werde; hier aber möchte man den Poſthumus unglücklicher ſchätzen, weil er für ſeine Gattin nichts mehr thun kann — (den ewigen Schmerz zu leiden ausgenommen) — indem ſie jetzt Alles allein beſtehen, abwehren oder dulden muß.

In welcher Lage läßt er ſie zurück? Bei einem Könige, der, mit beſchränktem Geiſt, ſo ganz das innere Gleichgewicht verloren hat, daß er in ungemäßigter Wuth ſelbſt noch die kurzen Minuten des Abſchiedes durch Schimpfwörter und Drohungen verbittert, worauf der edle Unterthan nur Segnungen erwiedert. Bei einem Fürſten, der in die Netze der Gattin dergeſtalt verſtrickt iſt, daß er ſelbſt noch gegen die Tochter, welcher er Alles geraubt hat, in demſelben Tone fortfährt; denn da er ganz Unrecht hat, was kann er jetzt anders thun als verworren toben und gelegentlich verhöhnen? Er läßt ſie zurück, umlagert von den Tücken einer Königin, die, wenn wir mit unſrer Phantaſie bei ihr ein wenig verweilen, uns wohl gar wie mit Geierskrallen und Baſiliskenblicken verſehen, erſcheinen kann, unter den Bewerbungen eines halbverrückten rohen Mißgeſchöpfs, über den wir Leſer freilich herzlich lachen können; nicht aber Imogen, die ſehr ernſt bedenken muß, daß doch nun einmal der kronprinzliche Purpurmantel den Kaliban umgiebt, und Vater und Mutter die Verbindung fordern. Dennoch trübt bis jetzt kein Argwohn Poſthumus Seele. Er hat nur das eine Leiden in dem Gefühl, daß ſie doppelt leiden müſſe.

In dieſer Verletztheit kommt er zu ſeinem Gaſtfreund nach Rom, wo er nicht bloß dieſen, ſondern auch einen guten Bekannten deſſelben, Jachimo, antrifft, der ihn durch froſtig giftige Bemerkungen über die Treuloſigkeit des weiblichen Geſchlechts reizt, und zu einer ähnlichen Wette veranlaßt, wie wir ſie bei dem Boccaccio gefunden haben.

§. 7.

Schon einmal hatte Poſthumus in Paris einen ähnlichen Streit gehabt, und ihn im ritterlichen Styl mit dem Degen ausfechten wollen; doch war durch das Zureden mäßig geſinnter Freunde die Sache noch gütlich beigelegt worden, da freilich das Schwerdt nicht entſcheiden kann über die Richtigkeit eines Gedankens. Wie ihm nun damals ein Franzoſe mit einigen widrigen Zweifeln gegenüber trat, ſo hier ein Italiener mit dem vollſtändigſten Unglauben. Und in welchem Momente begegnet ihm ſo Verhaßtes? Noch vor Kurzem der glücklichſte Mann auf Erden, dünkt er ſich jetzt der unglücklichſte. Er hat Alles verloren; nur Eines nicht, das allein ihn aufrecht hält: den Glauben an Liebe und Treue, ohne den das Leben ohnehin nicht des Athemholens werth iſt. Hier durfte er nicht ſchweigen, und ſein Unrecht geht erſt an, als er ſich zu jener Wette überreden läßt, die einzugehen, ihn nichts in der Welt hätte vermögen ſollen. Folgen wir ihm nun in Gedanken durch die Zeit des Wartens auf die Nachricht, (das Lähmendſte für den Mann), ſo begreifen wir zwar, daß er durch den zurückkehrenden Jachimo wirklich getäuſcht werden konnte, doch iſt die Sünde ſeines Mistrauens lediglich durch ſeine verfinſternde Lage zu erklären, und durch nichts zu rechtfertigen. Ich zweifle nicht, daß manche Leſer dies Urtheil zu hart finden und meinen werden, was Jachimo mitbringe und zu erzählen wiſſe, könne wohl ſelbſt den beſten Vertrauenden zum Ungläubigen machen. Ohne Zweifel jeden, der ſich für einen Vertrauenden hält, weil er in den Tagen guter Ordnung keine Gelegenheit zum Argwohn bekommt. So übel ſteht es freilich mit Poſthumus nicht, allein auch ſein Glaube an die Liebe und Treue, ſo ſtark er auch ſonſt ſeyn möge, iſt doch nicht vollſtändig, und nur dieſe Vollſtändigkeit könnte ihn retten. Die Menſchen laſſen ſich mit Recht nicht die kleinſte mathematiſche Wahrheit rauben, und niemand würde ſich entſchließen, jemals anzunehmen, daß zweimal zwei fünf ſey, ſelbſt wenn es ihm eine ganze Univerſität einreden wollte. Ja ſelbſt bei bloßen ſinnlichen Wahrnehmungen beharren ſie in erhabener Ruhe, daß z. B. die Feder wirklich eine Feder, und das Dintenfaß, worein man ſie tunkt, in der That und Wahrheit ein Dintenfaß ſey. Hier kämpfen ſie ſiegreich, wenn es ſeyn müßte, gegen eine halbe Welt, und laſſen ſich nicht irre machen. Wenn aber ein Jachimo, den man bereits als tückiſch anerkannt hat, von London zurückkommt, mit einer Menge von Scheinbeweiſen, ſo iſt es vorbei mit dem Vertrauen, und Imogen, in welcher der Gatte das höchſte Muſter von anmuthiger Tugend, reiner Liebe und Treue längſt erſchaut hat, kann doch recht gut mit einem Male das verächtlichſte Geſchöpf geworden ſeyn, wie man etwa plötzlich krank werden und ſterben kann! — In ſolchem Jammer leben die Menſchen, welche nur ein Halbes- oder Zweidrittel-Vertrauen erſchwingen, und dabei meinen, es ſey ein ächtes. Selbſt das verworrene Glück, deſſen ſie zuweilen genießen, kann ihnen in jedem Augenblicke geraubt werden.

§. 8.

Unſer Dichter ſcheint dieſelbe Anſicht gehabt zu haben, denn er läßt dem Mistrauen augenblicklich die entſetzlichſte Strafe auf dem Fuße folgen. Nicht willkürlich, ſondern weil es die Natur ſo haben will, daß der Argwohn in der Liebe, bis zu einem gewiſſen Grade geſteigert, bald eine gänzliche Vergiftung der Phantaſie und ſinnlichen Ahnung erzeugt. Es iſt furchtbar zu ſchaun, wie dieſer ſonſt ſo reine, blühende Poſthumus immer tiefer in Verworrenheit ſinkt, und eine Beute von Vorſtellungen wird, die eine Zeit lang als heitere Bildung, und das ganze Schönheitsgefühl in ihm antaſten müſſen *), weshalb wir uns kaum mehr wun-

---

*) Wer fühlt ſich nicht von Schauder ergriffen, wenn er aus einem bis dahin noch unentweihten Munde Worte vernehmen muß, wie folgende, die ich aus Schonung für die Leſerinnen nicht überſetzen mag:

— — — — — O all the devils! —
This yellow Jachimo, in an hour, — was't not? —
Or less, — at first: perchance he spook not; but
Like a full-acorn'd boar, a German one,
Cried Oh! and mounted u. ſ. w.

Zu ſolchen gräulichen Phantaſien kann herabſinken, wer Glauben und Vertrauen verlor, denn wenn dieſe zuſammenſtürzen, fällt alles Schöne mit. Den Anblick dieſes Zerfalls durfte uns der Dichter nicht erlaſſen.

dern, daß er gleich darauf Richter in ſeiner eigenen Sache ſeyn will, und ohne Imogen auch nur eine Vertheidigung zu verſtatten, ſogleich zu Mordplanen ſchreitet.

Dieſer fieberhafte Zuſtand dauert bis zu der Zeit, wo ihm die ſcheinbaren Beweiſe überbracht werden, daß die Geliebte auf ſeinen Befehl den Tod gefunden habe: dann erſt folgt die Reue über das eigenmächtig angemaßte Richteramt. Daß ſie unſchuldig ſeyn könne, ahnet er auch jetzt noch nicht, ſondern er dankt nur den Göttern, daß die geliebte Frau durch einen ſchnellen Tod von der Bahn des Laſters geriſſen ſey. Ihre früheren Tugenden überwiegen ja ſo weit ihre ſpätere Sünde, daß die Vergebung für die Götter *leicht* iſt, die ſie nun unter ſich aufgenommen haben. Seine eigene Sünde erkennt er jetzt wenigſtens zur Hälfte, und gern will er auf immer unglücklich ſeyn, da Imogen durch den Tod gerettet iſt. Sein Leben hat für immer Blüthe und Farbe verloren; aber er will es nicht aufgeben wie ein gewöhnlicher Selbſtmörder, der es wegwirft wie eine Laſt, ſondern als wackerer Kriegsmann, der es theuer verkauft, er will die höchſte Tapferkeit zeigen, und doch keinen Ruhm dafür ernten, ſondern in der ärmſten Tracht nur wie ein Unbekannter für Britannien fechtend ſterben. Hat er doch dem edlen Lande ſeine Königin genommen, was kann er büßend jetzt weniger für daſſelbe thun?

§. 9.

Wie es aber wohl nicht ſelten ſich zuträgt, daß der Tapferſte, der den Tod ſucht, ihn nicht findet, ſo auch hier. Er, nebſt noch zwei andern Jünglingen, in denen niemand die geraubten Königskinder ahnt, rettet dem Könige Krone und Reich, auch begegnet ihm Jachimo, den er beſiegt und entwaffnet, aber am Leben läßt. Er will keine Rache mehr, ſondern nur ſterben, und da das mislungen iſt, ſo wendet er ſich nun zu den geſchlagenen Römern, nicht um in ihren Reihen zu fechten, ſondern nur um ſich den Briten gefangen zu geben, damit dieſe, die er durch Imogens Tod beleidigt hat, an ihm das Gleiche thun mögen. Es geht nach ſeinem Wunſche, und wir ſehen ihn bald im Gefängniſſe mit einer Freudigkeit den Tod erwarten, die ihn uns wieder von neuem näher bringt. Es dünkt ihn die höchſte Glückſeligkeit, wenn die Götter ſein Leben für Imogens Opfer annehmen. Iſt ſein Leben auch nicht ſo theuer als das geopferte, ſo iſt es doch auch von den Göttern gekommen. Die Liebe für die Gattin iſt wie die zu einer Heiligen geworden, und mit rührender Demuth wagt er nicht einmal zu ihr zu reden, ſelbſt in den Kerkermauern nicht. „O, Imogen, ich will ſchweigend mit Dir reden," ſpricht er leiſe, indem er ſich zum Schlummer neigt. Ein lebenvoller Traum kommt über ihn. Die Schatten ſeiner Eltern und Brüder erſcheinen klagend, daß ſie ſo früh hingerafft worden ſind; aber Jupiter ſelbſt, umgeben von den Zeichen ſeiner höchſten Macht, läßt ſich herab, zürnend zu ſchelten, dann zu erklären, und endlich tröſtende Entwicklung zu verſprechen. — Wir ahnen, daß von dieſem ſo tiefgebeugten Jüngling noch einſt Großes zu hoffen ſey.

§. 10.

Der Traum erhebt und erquickt ihn; aber das Räthſel ſeines Lebens bleibt ungelöſt, ſo wie der Wunſch zu ſterben unerſchütterlich. — Wir ſind längſt gewöhnt, erhabene Helden, in Kerker eingeſchloſſen, dem Publicum vorſagen oder vorſingen zu hören, daß ihnen der Gang zum Tode ziemlich angenehm vorkomme. Was ſey es denn auch ſo Sonderliches um das Sterben? man ſchlafe eben ſanft ein, komme ſchnell aus der wilden, argen Welt weg, u. ſ. w. — Mir ſind, ich geſtehe es, dergleichen Dramen- und Operncharaktere immer ein wenig verdächtig vorgekommen, als verließen ſie ſich auf ihren guten Freund, den Dichter, der es doch nicht wird zum Schlimmſten kommen laſſen, weshalb ſie auch leichtes Spiel haben, und mit Ruhe das Publicum durch majeſtätiſche Reden erbauen können. Ganz anders ſteht es mit Poſthumus. Ihm glauben wir völlig, daß kein ſehnlicherer Wunſch in ihm iſt, als durch den Tod die Löſung eines verfinſterten Lebens zu finden. Ihm begegnet jetzt die ſchwerſte Prüfung in der Perſon des Kerkermeiſters, der ihm mit witziger Gemeinheit beizubringen ſucht, daß es doch ein ſchlimmes Ding um den Tod, und noch dazu unter Henkershänden ſey. Der „Galgen" wird dabei nicht ſelten und friſchweg genannt, denn es galt ja eben die Unterſuchung, ob der feſte Wille ſelbſt auch das widrigſte Phantaſiebild, das ein Fremder ihr aufdrängt, raſch beſiegen könne.

§. 11.

Der Kerkermeiſter geht noch weiter, und äußert ſeine Bedenklichkeit über die Zukunft, welche jenſeit des Galgens blüht, unumwunden; doch danken wir dem Dichter, daß er ihn nicht ausführlicher darüber zu Worte kommen läßt. — Es iſt bekanntlich nichts leichter, als mit einſeitigem Verſtande und eiſigem Witz die ſchönſte aller Hoffnungen der Menſchheit, d. h. die Hoffnung ſelbſt anzugreifen, denn ſo bald der mit Witz und Verſtand begabte Erdkloß ſich bloß als ſolcher fühlt und als ſolcher geltend macht, muß er allerdings nicht bloß zweifeln, ſondern verzweifelnd überzeugt ſeyn, er ſey nicht unſterblich. Poſthumus, der durch Liebe und Reue geadelte, hält indeſſen auch dieſen Sturm leicht aus, und mit jener ſtolzen Kürze, welche durch kräftige Gewißheit im Gemüth erzeugt wird, beſeitigt er, was für ihn gar keine Geltung mehr hat. Es giebt einen Standpunkt, auf welchem ein Zweifel, wie die gewöhnliche Welt ihrer tauſende hat, kaum noch das Gehör berührt, und ſelbſt dem bloßen Verſtande nur ſeicht und ſlach erſcheint, weil wir (auf jenem Standpunkte) bereits gar viele unendlich höhere Zweifel, wie ſie die Welt gar nicht kennt, mit Gottes Hülfe beſiegt haben. — Der Kerkermeiſter ſelbſt bekommt einen ihm ganz neuen Reſpect, und verſichert, er habe noch keinen ſo unverzagt geſehen, es ſey, als wolle dieſer kühne Gefangene einen „Galgen heirathen, um eine Schaar von jungen Galgenchen in die Welt zu ſetzen."

So gereinigt und zum Tode bereit kann Poſthumus auch wieder — leben. Wir ſahen ſeine Begnadigung vorher; und ſelbſt ſeine Zukunft, nachdem er Imogen wieder gewonnen, liegt uns klar vor Augen. Er iſt der völlig gereinigte Sünder, und die Wunden, die er ſich ſelbſt ſchlug, ſind durch die Buße verklärt worden. Er kann hinfort wieder ruhig, glücklich und heiter ſeyn in Leben und Liebe. Der Himmel ſelbſt hat dafür geſorgt, daß ſein früheres ausgeſonnenes Verbrechen nicht zur Ausführung gekommen iſt, und ſo wird ſein ganzes Leben hinfort ein ununterbrochener Dank ſeyn gegen Gott, Imogen, und den treuen Diener Piſanio.

§. 12.

Mit welchem erfreuten Herzen wenden wir uns jetzt zu Imogen, deren Name bereits in dieſer Schrift einige Male mit Liebe genannt worden iſt, und wohl kann man, bei jahrelangem Umgang mit dieſem Drama ſich dergeſtalt in ihren Charakter und das ganze Bild vertiefen, daß es ſchwer iſt, ſich in ihrer Schilderung auch nur entfernt genugzuthun. Wählen wir deshalb die einfachſten Worte. Sie iſt ein ächtes Mädchen, d. h. ein ſolches, die ausgeſtattet von der Natur mit äußerer Schönheit und Reiz, in anmuthiger Tugend lebt, wie in ihrem eigentlichen Elemente, bei der die Tugend zur Schönheit geworden iſt, und die Schönheit zur Tugend. Sie iſt fein und zart gebildet, aber ſie hat dieſe Bildung nicht auf Koſten ihrer Geſundheit und ihrer Nerven errungen, und wie ihr inneres Auge geſchärft wurde, ſo auch das äußere. So fand ſie die Liebe und ward durch ſie von neuem erhöht, bis endlich das eheliche Verhältniß ſie auf den Gipfel heiterer Klarheit führte. In ſich ſelbſt geſichert, kennt ſie genau die Menſchen, mit denen ſie das Geſchick zuſammengeführt hat. Selbſt im höchſten Schmerze über die Ungerechtigkeit ihres jetzt ſo ſchmählich verſtrickten Vaters, fühlt ſie dennoch nicht das gegen ihn, was man „Unwillen“ oder Zorn nennen darf; wohl aber ein unendliches Bedauern, daß er ſo ſinken konnte. Sie kennt die Stiefmutter, und muß ihre Sünden haſſen; aber ſie verweilt nie bei dieſer Empfindung. Sie will nur ſich gegen ſie ſchützen. Mehr verlangt ſie nicht und will und mag dann auch nicht weiter über ein ſolches Weſen nachdenken.

Der bloße Gedanke, von einem ſo widrigen Liebhaber umgeben zu ſeyn wie Cloten, könnte gar manche zartnervige Dame krank machen; doch das Gefühl des Ekels iſt dieſer ſchönen Natur ſo fremd, daß ſie den argen Freier nur abwehrt und abermals nichts weiter will als ſich ſelbſt ſchützen. Sie hat ihm längſt unumwunden erklärt, daß ſie, und wäre ſie auch nicht verheirathet, ihn doch nicht lieben könne, und wie empörend auch ſeine immer fortwährenden Bewerbungen ſeyn mögen, ſo bleibt ſie doch, ſo lange es irgend ſeyn kann, auch gegen ihn eben ſo fein und höflich als feſt.

§. 13.

Da aber in der Welt Alles ſeine Grenze haben muß, ſo auch natürlich die untergeordnete Pflicht, die Formen der großen Welt auch in Beziehung auf die Rohen und Gemeinen zu achten. Die Sanftmuth wird Schwäche, ſobald ſie Unwürdiges, vielleicht aus Bequemlichkeit, duldet. Als deshalb Cloten mit unanſtändigen und ehrverletzenden Worten ihren Gatten ſchmäht, ſo tritt ſie ihm entgegen, faſt wie ein ſchöner zürnender Apoll, mit Pfeilen, die das Ziel niemals verfehlen. — „Wärſt Du der Sohn Jupiters (verſichert ſie ihm mit der ganzen Ueberlegenheit ihrer höhern Würde) und nicht mehr als was Du außerdem biſt, ſo wärſt Du doch nicht würdig, meines Gatten Stallknecht zu ſeyn u. ſ. w." „Ihn kann kein größeres Unglück treffen, als wenn er von Dir nur genannt wird u. ſ. w." Dergleichen Reden ſind freilich in den Conduitenbüchern gänzlich verboten;

keineswegeſ aber in der Poeſie, ſobald ſie an den rechten Ort geſtellt werden, wofür dieſe ſchon die gehörige Sorge tragen wird. — Es war durchaus nothwendig, den witzlos ſchimpfenden *) Kaliban endlich einmal ganz in's Klare zu ſetzen, wie es eigentlich mit ihm ſtehe, da er nun einmal die feineren Formen, mit denen das Rein umgeben werden kann, nicht begreift. Reicht auch dieſe Bemerkung nicht hin, um Imogens flammende Zornesberedtſamkeit zu rechtfertigen, ſo faſſen wir eine höhere Idee und zwar folgende: Die Frau hat, ſeitdem ſie liebte und ſich der Ehe hingab (die wir nicht obenhin als „heilig" bezeichnen) aufgehört als Einzelweſen zu exiſtiren, ſie opferte ſich und empfing ſich ſchöner zurück, denn das tiefſte Leben ihres Gatten — der ſich durch ſie nicht minder erhöht hat — iſt nun das ihrige geworden. Deshalb iſt es ihr auch ſchlechthin unmöglich, dieſes geheiligte Verhältniß in ihrem Gatten geſchmähet zu ſehen, denn ſie lebt nur durch daſſelbe. — Nicht an ihr iſt es, ſich vor Cloten zu fürchten, ſondern an ihm, und da er zu beſchränkt iſt, um ihn auf gewöhn-

---

*) Er nennt den Poſthumus einen armſeligen Verworfenen, der durch Almoſen groß geworden, und aufgefüttert ſey von den Ueberbleibſeln der Hoftafel, und — einmal im Zuge des pöbelhaften Witzes — einen Knecht, einen Livreebedienten, den Lakei eines Dorfjunkers, einen Tafeldecker, und ſetzt zum Ueberfluſſe hinzu: „ja nicht einmal ſo viel" (not so eminent. Act. II., Sc. 3).

lichem Wege Furcht zu lehren, ſo ſcheint es gar löblich, ihn in dieſelbe hineinzuſchrecken, wobei freilich der majeſtätiſche Donner nicht ausbleiben kann.

§. 14.

Aber eben ſie, die ſo herrlich zürnen kann, iſt auch voll der tiefſten Sanftmuth und zarteſten Liebe. Sie ruft nicht, wie Helena in Ende gut, alles gut: „er iſt fort, und nun iſt Alles aus!“ ſie iſt viel glücklicher und viel unglücklicher als jene. Sie hat das Höchſte in der Wirklichkeit beſeſſen und beſitzt es jetzt nur in Gedanken. Das mag vielleicht der Freundſchaft genügen; die Liebe aber verlangt Gegenwart. — Sie darf nicht wie jene ungebundene Jungfrau Alles aufs Spiel ſetzen, ſie muß warten und dulden. Aber ſie iſt nicht feige in ihrem Schmerz, ſondern hat den Muth, ihn ganz auszukoſten.

Sie ſendet ſeinen treuen Diener Piſanio, der nun der ihrige geworden iſt, nach dem Hafen, um die Abreiſe des Gatten mit anzuſehen, und wie genau er auch beſchreibt: ihr iſt er nie genau genug. Nicht eher hätte er wiederkehren ſollen, als bis Poſthumus auf dem abſegelnden Schiffe vor ſeinem Blick ſo klein geworden wäre, wie eine Krähe oder noch kleiner. Sie hätte die Nerven ihrer Augen zerriſſen, vor lauter Schauen nach ihm, bis er durch die Entfernung ſo klein, wie die Spitze einer Nadel geworden wäre, ihr Blick hätte ihn verfolgt, bis er von der Kleinheit einer Mücke, geſtaltlos in Luft zerronnen wäre, — und dann erſt hätte ſie ihr Auge weggewandt, um zu weinen und es auszuweinen. — Und wie Vieles hat ſie beim Abſchiede vergeſſen! Sie wollte ihm ſagen, wie ſie zu beſtimmten Stunden mit gewiſſen Gedanken an ihn ſich beſchäftigen wollte. Sie wollte ihn bitten, um ſechs Uhr morgens, um Mittag und um Mitternacht ihr mit ſeinen Gebeten zu begegnen: denn „um dieſe Zeit iſt ſie für ihn im Himmel.“ — Nicht einmal den Abſchiedskuß konnte ſie ihm geben *), den ſie zwiſchen zwei ſüße Worte ſtellen wollte, denn der Vater kam, und wie ein rauher Nordwind hemmte er ſtürmend alle Knospen in ihrem Wachsthum.

§. 15.

So köſtliche Worte, die die Natur, die Liebe und der Schmerz ſelbſt eingegeben zu haben ſcheinen, ſind, wie leicht zu erachten, von jeher als trefflich anerkannt worden. Selbſt Richardſon, der ſich vielleicht anderthalb Jahrzehnte als literariſcher König von England anſah, und als ſolcher nur ſelten Lob ſpendete, kann nicht umhin, diesmal eine Ausnahme zu machen, und zeigt ſich, in ſo weit es mit der Grandezza beſtehen kann, gerührt genug über ſo liebenswürdigen Schmerz. Nur

---

*) Wie rührend wahr iſt daher, als Piſanio erzählt, daß ihr Gatte noch auf dem Schiff ihr Tuch geſchwenkt und geküßt habe, ihr: „Senseless linen! Happier therein than I! Fühlloſe Leinwand! Glücklicher als ich!

der Doctor Warburton ſcheint anfangs nicht recht zur Mitempfindung gelangen zu können, denn ihn beunruhigen die räthſelhaften zwei bezaubernden Worte (two charming words), zwiſchen welchen die Prinzeſſin den Kuß geben will. Allein dem redlichen Forſchen gelingt viel, und ſo iſt der fleißige Mann denn auch bald ſo glücklich, heraus zu bekommen, daß dieſe Worte nicht anders hätten lauten können als: „Adieu Poſthumus!“ — In der That, wäre der wackere, ſchwergelehrte Doctor nicht ohnehin längſt unſterblich geweſen, ſo hätte er es doch in dem Augenblick werden müſſen, als er dieſe kühne Bemerkung niederſchrieb. Leider aber iſt er damit nicht durchgedrungen. Steevens, der, wie es ſcheint, nicht gern ſelbſt hat vor den Riß treten wollen, ſagt, daß Herr Edwards darüber mit Recht geſpottet und gemeint habe, Imogen müſſe ſich auf die Sprache der Liebe ſehr wenig verſtanden haben, wenn ſie keinen zärtlichern Ausdruck für ihren Gatten habe auftreiben können, denn allerdings — (könnte man hinzuſetzen) — ſtand der Name Poſthumus ſelbſt auf jedem Briefcouvert, das an den intereſſanten Edelmann gerichtet war. Vergeblich aber ſehen ſich die gründlichen Leſer nach einer nähern Auskunft durch Edwards um, der, nachdem er des Doctors geſpottet, ohne weitere Belehrung triumphirend von dannen geht. Es ſcheint deshalb, wir werden uns wohl mit der ganzen Sache gedulden müſſen, bis wir einmal Shakſpearen und deſſen liebſte Tochter Imogen ſelbſt fragen können, was ſie eigentlich gemeint habe; — wenn wir uns nicht mit der Antwort begnügen wollen, die jedes rein fühlende Herz ſelbſt giebt.

§. 16.

Folgen wir der Prinzeſſin weiter auf ihrer Laufbahn, ſo finden wir überall die ſchönſte Verſchmelzung von Anmuth und Würde. Wie reinweiblich iſt ihr Benehmen gegen den anfänglich ſo kunſtreich täuſchenden Jachimo! — Richardſon freut ſich über die Natürlichkeit, mit der die ſie anwandelnde Eiferſucht geſchildert ſey; meines Erachtens aber iſt kaum eine leiſe Spur von jener Leidenſchaft bei ihr zu bemerken. Ein Mann, den Poſthumus ihr als ſeinen Freund empfohlen, und der deshalb glaubwürdig ſcheint, bringt ihr die ſeltſamſten Nachrichten: — ihr Gatte, der ſelbſt in Britannien bei noch ungeſtörtem Glück nicht ſelten ſehr nachdenklich und „traurig" geweſen war, „ohne recht zu wiſſen, weshalb" (ein Zug, der über ihn ein volles Licht verbreitet), ſoll jetzt mit einem Mal ſich auf die wunderlichſte Weiſe verändert haben. Imogen fragt ſo herzlich nach ſeiner Geſundheit, und wünſcht ſo innig, daß er auch heiter ſeyn möge, — der reinſte Beweis von der ächten Liebe, die nicht ſich liebt, ſondern den geliebten Gegenſtand — und erfährt nun, daß Poſthumus wie umgewandelt ſey, luſtig bis zur Ausgelaſſenheit, ein wüſter Lacher. Es wäre unbillig zu verlangen, daß ſie ſolche Nachrichten als völlige

Unmöglichkeiten ſogleich zurückſtoßen ſollte. Auch für die klügſten Frauen bleibt im Charakter der Männer immer noch viel Unbegreifliches. Zu lang anhaltendem Schmerz ſind ſie meiſtens ungeſchickt, auch Poſthumus kann ja in eine luſtige Verzweiflung gefallen ſeyn, die zuletzt zur ächten Ausgelaſſenheit und Wildheit geworden. Bei ihr iſt keine verletzte Eitelkeit im Spiel, es iſt vielmehr eine reine Traurigkeit über den Irrweg, auf den der Geliebte gerathen zu ſeyn ſcheint, und in dem tiefſten Seufzer, den wir von ihr vernehmen: „ich fürchte, mein Gemahl hat Britannien vergeſſen," liegt keineswegs Eiferſucht, ſondern ein großer aber ſanfter Schmerz, ſo wie in den bald darauf folgenden Worten: „Mich rächen?" u. ſ. w. die Ahnung von Jachimo's Falſchheit, die nur zu bald zur Gewißheit wird.

§. 17.

Als ſpäterhin Jachimo ſeine thörichten Misgriffe erkennt, und gewandt und beredt genug, die ganze Sache für eine bloße Prüfung erklärt, iſt ihre argloſe Seele leicht wieder zu gewinnen. Laſſet ſie uns deshalb ja nicht „beſchränkt" nennen, ſonſt wäre faſt jeder edle Menſch beſchränkt, weil er nur ungern das Böſe glaubt und mit Freuden das Gute. Nur der hegt leicht Mistrauen, der es ſelbſt verdient. — Hier iſt vollends der entſcheidende Umſtand nicht aus dem Auge zu verlieren, daß Poſthumus ihr den Jachimo als ſeinen wahren Freund empfohlen hat, und daß es den Frauen überhaupt nicht ziemt, die Freunde ihres Gatten mit Argwohn anzuſehen. Endlich wollen wir auch bedenken, daß Imogen unmöglich ſo glücklich ſeyn kann, wie — wir, die ſelbſt aus einer mäßigen Leihbibliothek nach jeder beendigten Oſter- und Michaelismeſſe eine ſolche Fülle von Menſchenkenntniß ernten können, daß wir ordentlich ſchwer daran zu tragen haben. Wir nähmen gewiß Jachimos Kaſten nicht in unſer Schlafzimmer, ſchon um deswillen, weil wir Boccaccio und Shakſpeare — geleſen haben, was der armen Imogen freilich nicht ganz wohl möglich war.

Doch lieſt auch ſie, und zwar vor Schlafengehn drei Stunden. Das iſt faſt zu viel; wir wollen indeß bedenken, daß die Arme während des ganzen Tages von den unangenehmſten geräuſchvollen Umgebungen geſtört wird, und daß dann am Abend ein Buch noch das Einzige iſt, was den verworrenen Tag wieder gut machen kann. Was ſie aber lieſt, hat uns der Dichter nicht vertraut, vermuthlich iſt es eine tröſtliche, ſtill beruhigende Schrift, ohne beſondere Lebenspfiffigkeit. Sie kann gleich abbrechen, ſobald ſie hört, es ſey beinah Mitternacht, und der Kammerfrau auftragen, daß man ſie ſchon um vier Uhr morgens wecken ſoll, ein Befehl, der uns betrüben mag, da ſie ſich die einzige Freude ihres jetzigen Lebens: „Schlaf" nicht ſo grauſam verkürzen ſollte. Dann nur noch ein kurzes Gebet (beſſer ſelbſt als Banquo's im Macbeth), und ſie darf entſchlummern, während das Verbrechen in ihrer Nähe wacht und mit Baſiliskenblicken nach ihren Reizen forſcht, um ſie und ihren Gatten zu verderben.

§. 18.

Was ſollen wir ſagen von der Wirkung jenes Briefes, der ſie nach Milfordhafen ruft! — Wie der Schmerz in allen ſeinen Beziehungen, ſo hat auch das Verlangen der hoffenden Liebe keinen beredtern Dichter gefunden, als Shakſpeare. Was von den Gefühlen, die ſich ihrer bemächtigen, als ſie endlich durch den treuen Piſanio erfährt, welch einen Lohn der unſelig getäuſchte Gatte ihr für ihre Treue beſtimmt hat; wie möchten wir erläutern wollen, was ſich ſelbſt ſo reich und vollſtändig ausſpricht! — Eine ſolche Sprache des Herzens und des ganzen Menſchen ſcheint leider ſeit dem Zeitalter Ludwigs XIV. und inſonderheit durch daſſelbe beinahe verloren, bis ſie ſich endlich in Werthers Leiden wiederfand; — aber es iſt hier keineswegs von gedruckten Dichterwerken allein die Rede, ſondern von dem Leben überhaupt, das etwa ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts an Lebendigkeit verloren hat, das im achtzehnten ſich wohl gar zuweilen der geſchnürten Engbrüſtigkeit rühmte, und indem es den Ton der Natur verlor, das volle Rauſchen des Stroms, wie das leiſe Plätſchern des Bachs immer künſtlicher und ſchwächer nachahmte, bis es endlich faſt gar nicht mehr erzählen, beſchreiben und den tiefen Gefühlen, Geſinnungen und Gedanken die rechten Worte zu leihen vermochte. So iſt es gekommen, daß heut zu Tage die meiſten Menſchen mit ſich ſelbſt und mit Andern faſt nur ſtumm und verſchloſſen umgehen, ſchweigend von dem, was der Rede bedarf, um ganz klar zu werden, und nur ſchwatzend von dem, was keine Worte braucht, und ſelbſt durch die gewählteſten ſich nicht halten kann.

§. 19.

Ueber die folgende einſame Scene, der als Knabe verkleideten Imogen, wie ſie, die zart und weich gewöhnte königliche Frau, jetzt ſo ganz allein in der Welt ſteht, wie ſie die Beſchwerden der Flucht ertragend, doch immer lieblich und geiſtreich bleibt, ſich ſelbſt allein gegenüber, und wie ſelbſt der höchſte Schmerz der ſinnlichen Natur, der Hunger und der Durſt, für den ſo lange keine Befriedigung ſich finden ließ, ſie nicht um ihre Anmuth bringt, wie ſie dann in der Höhle Nahrung findet und gleich darauf durch den bloßen Zauber ihrer Gegenwart eine wunderbare Neigung für ſich bei Menſchen erweckt, die ihr ſo nahe verwandt ſind, ohne daß ſie es wiſſen. — Ueber alle dieſe Scenen wollen wir nicht hinweggehen, wie über Dinge, die „recht artig" und „beredt" ſind, und die man auch wohl gelegentlich lobt, ſondern wir dürfen und müſſen es ohne Scheu ſagen, daß ſolche vollendet naturwahre und künſtleriſche Scenen faſt nur bei unſerm Dichter vorkommen, und daß wir in neuern Zeiten uns ſchon innig freuen, wenn uns nur ähnliche Anklänge begegnen. Indeſſen ziemt es nicht, ſich darüber der Betrübniß zu ſehr hinzugeben, ſondern es iſt beſſer zu hoffen, daß die Sonne der Poeſie, der wir Deutſchen ſeit Klopſtock, beſonders aber ſeit Goethe, ſo bedeutend näher getreten ſind, durch das immer tiefere und liebende thätige Anſchauen Shakſpeares auch immer edlere Früchte bei uns hervorrufen werde. Wer dabei etwa fürchtete, es möchten wieder manche ſolche Früchte entſtehen, als in der verhallten Sturm- und Drangperiode, den möchten wir zuvörderſt erſuchen zu bedenken, daß jene Periode doch wohl im Ganzen mehr productive Kraft zeigte als in unſrer heutigen Zeitungs- und Theater-Correſpondenz-Zeit ſichtbar wird; ſodann aber, daß man damals faſt gar nicht Shakſpeare nachahmte, ſondern größtentheils nur ein aufgeputztes Götzenbild, zu dem der zerſchnittene Hamlet, Lear u. ſ. w., nebſt Dodd's Beauties of Shakspeare, den Stoff hergegeben hatten.

§. 20.

Ich breche ab, denn ich würde mir doch nie genug thun, ſollte ich die Empfindung nennen, die Shakſpeares Zeichnung der Prinzeſſin einflößt. Dieſe Imogen, ſo wenig gekannt in Deutſchland, — wo faſt nur das Theater bekannt machen kann, auf dem ſie bisher noch nie geſehen worden, — dieſe Imogen iſt ein Charakter, der an Natürlichkeit und Tiefe, Geiſtigkeit und Lebendigkeit keinem weicht, der je von einem Dichter geſchaffen worden, und es bedarf nur eines genauen Eingehens in denſelben, um ihn überaus zu lieben. — Wie betrübend iſt es deßhalb, daß wir noch ſo häufig von ſonſt gebildeten Frauen hören müſſen, Shakſpeare ſey doch wohl nur ein Dichter für Männer. Nach meiner Ueberzeugung wäre die einzige Imogen hinreichend, ihn zum erſten Lieblinge des weiblichen Geſchlechts zu machen. Damit er auch das werde, iſt nichts weiter nöthig, als daß man ihn mit vorurtheilsfreiem Herzen leſe, ohne erſt auf den Komödienzettel zu warten, der ihn bringt.

§. 21.

Arviragus und Guiderius, die beiden ausgeſetzten und in einer Höhle erzogenen Kinder des Königs, haben durch ihre ſittliche Züchtigkeit und frei athmenden Stolz der reinen Jünglingskraft von jeher viel Liebe bei den Leſern und Auslegern gefunden, und in der That bedurfte es nur der einen Scene mit der nie geſehenen verkleideten Schweſter, um ihnen unſer Herz zuzuwenden. Nur möchte ich keinesweges ſagen, was ſo oft geſagt worden iſt, daß Shakſpeare hier eine ſelbſt durch ihre bloße Geburt ſchon vornehme Natur habe ſchildern wollen. An dem hohen Sinne dieſer Knaben iſt wahrlich Cymbelin völlig unſchuldig, und ſo verbrecheriſch man auch den an ihnen verübten Raub finden muß, ſie ſelbſt haben ſich Glück zu wünſchen, nicht an dieſem Hofe erzogen worden zu ſeyn. Dieſer Cymbelin, der die Farbe wechſelt faſt in jeder Stunde, der eine von Sünden ſtarrende Frau nicht zu durchſchauen vermag, nicht im Stande iſt, einen frechtollen Stiefſohn im Zaum zu halten, was hätte der für ihre Erziehung thun können? und wie hätten ſie gedeihen mögen in der Luſt eines ſolchen Hofes? Ihre Höhle, ſo eng ſie ſey, umfaßt doch eine geſundere Luſt, der Wald, der ſie umgiebt, iſt ſelbſt in ſeinem Schweigen beredter als jene Hofleute, und ihr ſeltſamer Räuber ſcheint durch eine zur Einfalt, Heiterkeit und Tapferkeit abzweckende Erziehung ſein früheres Verbrechen wieder ausgleichen zu wollen. Wie ſollten wir uns alſo wundern, daß ſie wurden, was ſie werden mußten, wenn ſie ſich nicht ſelbſt ſittlich entadelten? — Der Knabe ſoll nicht in geputzten Zimmern und bunten Geſellſchaften leben, ſondern vertraut werden mit der Natur und den wenigen Menſchen, die ſie, oder eine tiefere Herzensneigung ihm zugeführt hat, damit er als Jüngling die wahre Geſelligkeitskunſt lerne, und im Alter als Meiſter in derſelben handeln könne. Soll es uns recht einleuchten, wie wohl es den trefflichen Fürſtenknaben geht, ſo vergleiche man nur ihr Loos mit dem ihrer Schweſter, und niemand wird im Zweifel ſeyn, wohin ſich die Wagſchale neige

§. 22.

Ueber Cloten iſt bereits geſprochen worden, ſeine arge Unſittlichkeit würde läſtig werden, wenn ſie nicht durch eine gewiſſe lächerlich prahlende Tölpelhaftigkeit zu einem guten Gegenſtand des Spottes würde. Sein Tod iſt nothwendig; aber die Art deſſelben giebt zu einer Scene Anlaß, die mit ihren tragiſchen Schaudern wie mit Rabenflügeln flatternd erſcheint, und ich geſtehe, daß ich mich nicht mit derſelben befreunden kann. Die erwachende Imogen glaubt in dem enthaupteten Cloten ihren erſchlagenen Gatten zu finden. Sie hält anfangs ſelbſt einen ſolchen Gedanken für einen Traum und fleht die gefürchteten Götter an, wenn nur ein Tropfen Erbarmung im Himmel ſey, ſo klein wie das Auge eines Zaunkönigs, ihr einen Theil davon zu geben *). Der Traum währt fort, und nun vollenden die Kleider des Poſthumus, welche der Todte trägt, die unſelige Täuſchung!! — Wie aber konnte ſie ſagen: „ich kenne die Geſtalt ſeines Beines, dies iſt ſeine Hand, ſein Merkursfuß, ſein Mars-

---

*) I tremble still with fear: but if there be
Yet left in heaven as small a drop of pity
As a wren's eye, fear'd gods, a part of it! u. ſ. w.

Selten hat ſich wohl das tragiſche Gefühl ſo furchtbar und rührend ausgeſprochen: dennoch können wir die Frage nicht unterdrücken: Wie war es möglich, daß die herrliche Imogen ſich ſo täuſchte? — Wohl konnte der ſchauderhafte Moment betäuben, doch, dünkt mich, nicht einen ſolchen monſtröſen dauernden Irrthum veranlaſſen.

ſchenkel, ſeine Herkulesarme" u. ſ. w. — ich weiß es nicht. Freilich war im Laufe des Stückes eine ſolche Täuſchung nöthig, allein es ſcheint mir, als hätte der Dichter dieſe Nothwendigkeit auf irgend eine andere Art zeigen müſſen. — Iſt hier aber wirklich ein Verſehen, wie bewunderungswürdig dann die Kraft des Dichters, der uns dennoch mit ſich fortreißt.

§. 23.

Das ganze Werk iſt von einem ſo ungeheuren Umfange, voll ſo großer ſtets wechſelnder Situationen und Handlungen, daß der Leſer faſt ermatten kann, während der Dichter ſich ſtets in gemeſſener Kraft erhält. Selbſt der herrlichſte Triumphwagen fährt wohl in der Nähe des Endes der Laufbahn ein wenig langſam, und ſelbſt die Sonnenroſſe des Phöbus ſcheinen am Abend matter zu ziehn; aber unſer Dichter, unangefochten und unermüdet durch das Gewühl von Begebenheiten und die Maſſe des Stoffs, führt ſelbſt alle die einzelnen Entdeckungen und Eröffnungen, an denen der fünfte Act ſo unvermeidlich überreich iſt, mit ſieggewohnter Ueberlegenheit durch.

Iſt es doch als würden in jenem Act nicht bloß die einzelnen Perſonen, ſondern der ganze Staat geläutert und verklärt, und Cymbelin bildet als König, der jetzt nach langer Prüfung auch königlich erſcheint, eine würdige Säule, um die ſich Alle mit Vertrauen verſammeln. Die Geſchichte weiß von ihm nur, daß er den Tribut an Rom zu bezahlen verweigerte, ſpäterhin aber, durch die Drohungen der Abgeſandten des Auguſt bewogen, ſich dennoch dazu entſchloß. (S. Suetonius im Caligula, Cap. 44.) Hier ſehen wir ihn als Sieger, der nach gewonnener Schlacht ſich dazu verſteht, ſey es nun, daß er den Ruf der Großmuth gewinnen will, oder weil er die Ungleichheit der römiſchen und britiſchen Macht, auch als augenblicklicher Ueberwinder eines einzelnen Heers, erkannt hat. So wird der Staat nicht bloß für den Augenblick gerettet, ſondern es ſteht ihm auch eine friedliche Zukunft bevor, und die Menſchen, denen nach ſo mannichfaltigem Schickſalswechſel jetzt das höchſte und reinſte Glück zu Theil geworden iſt, eilen in den Tempel, um im Gebete zur Gottheit neue Kraft und Klarheit zu gewinnen, deren wir in der Freude nicht minder bedürfen, als im Unglück.

XXXIII.

Die luſtigen Frauen von Windſor.

§. 1.

Der wackere Dichter und beſcheidene Lebensbeſchreiber Shakſpeares, Nicolaus Rowe, war, wenn ich nicht irre, der erſte, der das Gerücht ausbrachte, daß die Königin Eliſabeth, in großer Freude über den herrlichen Falſtaff, wie er in den Heinrichen erſcheint, verlangt habe, den Ritter noch einmal in einem neuen Stücke zu ſehen; und zwar als Verliebten. Die engliſchen Commentatoren haben dieſe Geſchichte gern geglaubt, und ich glaube ſie gleichfalls mit ihnen, nur befremdet mich, daß ſie den Auftrag im Allgemeinen nicht eben für ſchwierig anzuſehen ſcheinen, ſondern bloß obenhin bewundern, welch ein treffliches Stück unſer Dichter, durch jenes königliche Verlangen veranlaßt, zu Stande gebracht habe. Was mich betrifft, ſo glaube ich faſt, daß ein Blitz aus heitern Höhen den Dichter ſchwerlich ſo in Erſtaunen ſetzen konnte, als ein ſolcher Auftrag; während freilich wir in neuern Zeiten längſt gewohnt ſind, daß Hippolytus liebt, Harpagon liebt, Timon liebt, und alle Welt. Daß Falſtaff nicht lieben könne, verſteht ſich freilich von ſelbſt; ob aber auch nicht einmal verliebt ſeyn für Tage oder Stunden, dieſe vortreffliche Fähigkeit möchte ich ihm denn doch nicht abſprechen, wie Schlegel gethan. Dazu bedarf es nur einer leichten Anregung ſeiner Geiſteskräfte, und Aufregung der ſinnlichen Phantaſie.

§. 2.

Was hat nun Shakſpeare gethan? und wie ſehen wir hier den Falſtaff? Es iſt Friede im Lande, eine gute fröhliche Zeit, aber es giebt nicht viel zu verdienen für den Ritter, der ſich in die neuen Verhältniſſe, ſo bequem ſie auch ſeyn mögen, doch nicht ſogleich finden kann. Er lebt hier theils unter ſchlichten, theils ſehr krauſen und wunderlichen Bürgersleuten, die ihm zwar die gebührende Höflichkeit bezeigen, ſonſt aber nicht große Neigung haben mit ihm zu verkehren. Wie anders einſt, als er noch mit Königen und Prinzen, Rittern vom Thal und vom Berge, Lords Oberrichtern u. ſ. w. im Gegenſatze ſeiner Schenkenbekanntſchaften zu thun hatte! Da fand er es noch der Mühe werth, den Witz wie einen köſtlichen Edelſtein in allen Farben ſpielen zu laſſen; es war freilich nöthig, ohne Aufhören geiſtreich zu ſeyn; aber in dieſer Nothwendigkeit war der Ritter überaus glücklich, und der Humor gedieh ſichtbar bei den intereſſanteſten Untugenden des Leibes und der Seele. Das iſt anders geworden. Was kann ihm daran gelegen ſeyn, ob ein Doctor Cajus aus Frankreich oder ein walliſcher Prieſter, ein Herr Ford oder Page, ein Schaal oder Slender ſeinen Witz bewundere? oder auch ganz Windſor? Den eigentlichen haut goût der Laune können dieſe Leute gar nicht haben, denn tauſend ruchloſe Beziehungen, in denen der falſtaffiſche Humor ſo gern verkehrt, ſind dieſen armen ungebildeten Menſchen gänzlich unbekannt. Fragt man deshalb, wie oft geſchehen iſt, warum der falſtaffiſche Witz in den luſtigen Weibern nicht ſo glänzend ſey als im Heinrich, ſo iſt, dünkt mich, die obige Auskunft zu geben.

Wer an Göttertafeln geſchwelgt hat, und durch dieſe zu ſtets neuem Geiſtesaufwand erregt wurde, hat nicht Luſt bei gewöhnlicher Hausmannskoſt ſonderlich witzig zu ſeyn, und Falſtaff gehört wohl am wenigſten zu den Menſchen, die auch beim Waſſerkruge ſingen können, als wäre ihnen Wein gereicht.

§. 3.

Der Witz iſt nun einmal da, um ſich zu zeigen, und wenn es dazu keine rechte Gelegenheit giebt, ſo kann er nach und nach ein wenig matt werden. — — Der höchſte Reichthum an Witz findet ſich am meiſten in großen Städten in der glänzenden Geſellſchaft, die es mit der Moral weniger genau nimmt als mit dem Lächerlichen, doch ſind auch die kleineren nicht ausgeſchloſſen, da das gedrängtere Aneinanderleben in denſelben die Intriguen und die geiſtig elektriſchen Schläge begünſtigt. Dorfpfarrer ſind ſelten witzig*), außer etwa im — Druck, wo ſie, wenn das Glück gut iſt, ſelbſt Prinzen und Oberconſiſtorialräthen zu begegnen hoffen dürfen, die ſich natürlich auf Witz verſtehen. — Ob Robinſon auf ſeiner wüſten Inſel auch nur einen witzigen Einfall laut ausgeſprochen habe, iſt zu bezweifeln. So iſt Falſtaff nothwendig ein wenig gelähmt; leider aber findet ſich noch eine ſchlimmere Lähmung durch die Leere ſeiner Börſe. Er kann ſeine Leute, die ſich nun einmal mit ſchlimmer Zuthulichkeit an ſeine Ferſen hängen, nicht mehr ernähren, und muß deshalb Nachſicht haben, wenn ſie das ſiebente Gebot gänzlich ignoriren. Das kann aber auch für ihn nicht ohne Verlegenheiten abgehen, denn leider iſt er ſelbſt bereits dahin gekommen, ſich von dem Raube einen Theil zuzueignen. Und welche Diebereien! wie gemein, wie geringfügig! wie glänzend dagegen einſt auf der Straße nach London! und wie geſichert, da der prächtige „Zuckerprinz" im Nothfalle vor den Riß treten mußte. — Was nun thun, um die Langeweile zu verſcheuchen, um wieder witzig zu werden und die Börſe zu füllen?

---

*) Vortreffliche Ausnahmen ſind hoffentlich jedem Leſer bekannt.

§. 4.

Ein Liebeshandel ſcheint am ſicherſten und bequemſten zum Ziel zu führen. Dergleichen hat er noch nie verſucht, und es iſt ihm deshalb ſchon um der Neuheit willen intereſſant. Zwar fühlt er wohl, daß es mit ſeinen körperlichen Reizen nicht mehr viel ſagen will (wenn es anders jemals damit etwas hat ſagen wollen); indeſſen iſt er ohne Zweifel der Meinung, daß er als Ritter immer noch mit manchem bürgerlichen Jüngling es aufnehmen könne. Er braucht dieſe Leute nur mit den Sonnenſtrahlen ſeiner Augen anzublitzen, und ſie müſſen ſich geben. Freilich geben ſie ſich eigenſinnigerweiſe doch nicht: davon hat er ſchon eine Probe erlebt, da man frech genug geweſen iſt, ihn, der Wahrheit gemäß, zu beſchuldigen, daß er die Diebereien ſeiner Leute begünſtige; indeſſen iſt die Sache noch ſo ziemlich abgelaufen und vertuſcht worden. Sind aber auch die Männer kleinbürgerliche Philiſter, mit den Frauen läßt ſich eher ein anmuthiges Verhältniß anknüpfen. Da iſt eine Frau Page und eine Frau Ford, beide nicht mehr in der erſten Jugendblüthe, ſondern etwa im Mittag des Lebens, aber immer noch hübſch genug, wie ein warmer Johannistag. Sie ſind beide längſt verheirathet, und die eine hat ſogar eine allerliebſte Tochter, um die ſich ein Ritter aus Prinz Heinrichs Geſellſchaftskreiſe bewirbt; allein die reifen Schönheiten ſind gerade nach Falſtaffs Geſchmack. Die Hauptſache aber iſt: ſie ſind begütert, und deshalb gerade will er mit ihnen umgehen, wie etwa mit einer Brotwiſſenſchaft, die man im Nothfall und in der Angſt ſogar *zu lieben* vorgiebt. Freilich ſind ſie — das muß auch ihm zu Ohren gekommen ſeyn — *glücklich* verheirathet, und ſie haben ihre Männer lieb, das aber iſt eben ihre bejammernswürdige Seite, und es ſcheint nothwendig, daß er ihnen zeige, was eigentlich liebenswürdig ſey. Ferner ſind ſie, der Sage nach, auch tugendhaft; das aber iſt ihm vollends lächerlich, ja es erregt das völlige Mitleiden des Edeln, der längſt weiß, was es mit der menſchlichen Tugendhaftigkeit für eine Bewandtniß hat. Sie ſind endlich heitern Gemüths und lieben den Scherz; ja er hat geſehen, daß ſie ſich ein paarmal vergnügt mit ihm unterhalten haben. Wie könnte es ihm alſo fehlen?

§. 5.

Hat Falſtaff *alſo* reflectirt (und es ſcheint allerdings), ſo hat er vom Anfange bis zum Ende geirrt. Ein merkwürdiger Umſtand. Wo iſt der *Mann*, dem Falſtaff nicht ſiegreich imponirt hätte? König Heinrich IV. durchſchaute den ſchlimmen Geſellen gar wohl, warnte ſehr ernſtlich vor ihm, und — wagte dennoch nicht, ihn zu ſtören, der geniale Kronprinz erkannte ihn noch beſſer als einen vollkommenen Taugenichts, und war doch mit diamantenen Ketten an ihn geſchmiedet, der Lord-Oberrichter muß ſich hänſeln laſſen und wird von ihm an ſeiner wundeſten Stelle angegriffen, trägt aber dennoch Bedenken, einen ſolchen Helden in's Gefängniß bringen zu laſſen. Es iſt moraliſch und phyſiſch unmöglich, daß er, der unbehülfliche Fleiſchberg, einen Percy könne überwunden haben, und des ungeachtet findet der witzigſte aller Lügner bei den meiſten Männern Glauben, weil ſie nicht begreifen wollen, wie man ſo ganz ungeheuer lügen könne. — Das Alles hat er erreicht, und hier, im Umgange mit völlig ungelehrten, nur natürlich gebildeten, muntern Frauen, mislingt ihm Alles *), und er fängt mit Irrthum an, fährt mit Irrthum fort und endet im Irrthum. Welch eine Lehre giebt hier der Dichter! wie rein und ungezwungen, ſogar nicht lehren wollend, aber um deſto erfreulicher für uns. Mit welcher Sicherheit wählt der wackere, ſchlichte Fenton die zum Ziel führenden Mittel, und wie unbehülflich, nicht bloß

---

*) Manche deutſche Roman- und Schauſpieldichter zeigen ſich oftmals bemüht, die Tugend der Frauen zu rühmen. Sehr löblich; doch ſollte ſich eigentlich das immer von ſelbſt verſtehen, indem ein Haſſer des weiblichen Geſchlechts unmöglich ein Dichter ſeyn kann. Störend iſt es aber, daß wir ſo häufig Abſicht bemerken, ein ausdrückliches Sich-hinſtellen, um eine Rede zu halten über weibliche Tugend. In unſers Dichters „luſtigen Weibern“ fehlt es gänzlich an ſolchen ſtattlichen Sentenzen, ſondern es zeigt ſich ungezwungen durch die einfache That, daß zwei Weiber, denen er bloß das Beiwort „fröhlich“ giebt, den vollſtändigſten Sieg über Falſtaffs unſittliche Liebeswerbung davon tragen; und es wird darüber nicht das mindeſte Aufheben gemacht.

körperlich, ſondern auch geiſtig, zeigt ſich Falſtaff, ſo bald er mit Frauen zu thun bekommt! — Schon der einzige in die Augen leuchtende Umſtand, daß er hier mit fröhlichen, muthwilligen Weibern unſittliche Abenteuer unternehmen will, macht ſeinem Verſtande wenig Ehre, da er weit eher einer geiſtreichen Melancholiſchen, wenn auch nicht Liebe — darauf darf er nie hoffen — doch vielleicht einiges Intereſſe einflößen könnte. Aber von Allem dem ahnet er nichts, und ſo wird der in Beziehung auf hundert und wieder hundert Männer klügſte und glücklichſte Sünder bei Frauen unbeglückt, einfältig, ja faſt dumm; — wobei wir jedoch (um den Gedanken zu beendigen) noch hinzuſetzen wollen, daß die Welt zuweilen auch Beiſpiele vom Gegenſatze zeigt, indem manche als Damenlieblinge bekannte Männer im Umgange mit Männern ſich noch ungleich unbehülflicher und alberner benehmen.

§. 6.

Falſtaff, durch frühere Erfolge in andern Gebieten aufgeblaſen und verwöhnt, denkt leichtfertig, es könne ihm nie fehlen; er ſchreibt deßhalb an beide Frauen zu gleicher Zeit, und zwar mit denſelben Worten. Dieſe Nachläſſigkeit und Unvorſichtigkeit iſt freilich ungeheuer, und ein einziger Augenblick ruhigen Nachdenkens müßte ihm die Wahrſcheinlichkeit zeigen, daß die Frauen; die ohnehin im freundſchaftlichſten Umgange an einem kleinen

Orte zuſammen leben, ſich ein ſolches Schreiben mittheilen werden. Wir wollen ihn nicht bemühen, dabei an Tugendhaftigkeit der Frauen zu denken, ſondern er ſoll bloß in der ihm eignen folgerechten Reihe von Betrachtungen erwägen, daß dieſe Frauen im Entzücken über die Eroberungen eines ſo ſtattlichen Ritters aus Eitelkeit nicht werden ſchweigen können. Kommt aber dies Geheimniß an den Tag, ſo iſt er ſchon um deswillen verloren, da die Frauen bei den Männern niemals Vielgötterei dulden *). — Hat aber der Dichter unrecht, den Ritter ſolche Unvorſichtigkeit begehen zu laſſen? Gewiß nicht, ſobald wir uns ihn ſo verwöhnt denken, als er nach ſeinem Charakter ſeyn muß. Er iſt längſt gewöhnt, ſich durch alle aus Nachläſſigkeit, Vorlautheit, Witzelei u. ſ. w. entſtehende Fatalitäten ſiegreich durchzuſchlagen. Möge alſo auch die zweite Auflage ſeines Briefes, während die erſte noch nicht vergriffen iſt, an den Tag kommen, was iſt es mehr? Eine einzige ſcherzhafte Wendung von ihm, und Alles wird verblüfft. — Endlich möchte ich dabei noch eines Umſtandes gedenken, der, geringfügig ſcheinend, doch nicht ſelten wichtig geworden iſt. Der Ritter iſt in jeder Hinſicht ein unglücklicher Briefſteller, er denkt viel zu raſch, um auch nur auf

---

*) Faſt jeder Frauenkatechismus wird als erſtes Gebot an die Männer enthalten: „Du ſollſt nicht andre Götter haben neben mir.“

ähnliche Weiſe reden zu können (obwohl ihm das Sprechen noch am meiſten Genüge thut, ſobald nicht der kurze Athem es hindert). Aber mit dem Schreiben will es nicht fort, und es wird ihm nicht bloß geiſtig, ſondern auch körperlich ſauer, ſo wie überhaupt die leibliche Beſchaffenheit des Schriftſtellers oft einen größern Einfluß auf den Styl haben möchte, als bisher anerkannt worden iſt. Falſtaff wählt vielleicht auch aus dieſem Grunde die Kürze, und thut ſich in dem bekannten Schreiben an Prinz Heinrich etwas darauf zu Gute, den Briefſtyl des Julius Cäſar ſcherzhaft nachzuahmen. Die Epiſtel an die ſogenannte Geliebte iſt ſchon etwas länger gerathen. Es fällt ihm ſchwer genug, daß er ihn noch einmal abſchreiben muß, und er ſollte ihn vollends in eine andre Form umgießen? Solche Weitläufigkeit findet der Ritter tief unter ſeiner Würde.

§. 7.

Da ihm alle Liebeshändel, wenn ſie auch nur ein wenig an das Romantiſche ſtreifen, völlig fremdartig ſind, ſo wird er in dieſen Irrgärten nothwendig die Rolle des taumelnden Cavaliers ſpielen, und man darf ſich deshalb nicht wundern, daß er, trotz der ſonſtigen Ueberlegenheit ſeines Verſtandes, in die erſte Falle geht. Dabei iſt nicht genug zu rühmen, mit welcher charakteriſtiſchen Wahrheit und ſittlichen Schonung der Dichter die erſte kurze Liebesſcene behandelt hat. — Iſt es nicht, wenn wir den Ritter ausrufen hören: „Hab' ich dich endlich erwiſcht, mein himmliſches Kleinod? O nun will ich gerne ſterben, denn nun habe ich genug gelebt!“ als ſähen und hörten wir irgend einen fantaſtiſchen Friſeur aus dem achtzehnten Jahrhundert, der einmal auf einem Liebhabertheater den Rolla oder Alonſo mit Beifall geſpielt hat? Falſtaff weiß ſehr wohl, daß er abgeſchmackt und fade redet; aber es klingt doch vornehm, und für Frau Ford gewiß auch neu, weshalb ſich hoffen läßt, er werde damit Glück machen. Und gleich darauf, ſteht nicht in den wenigen Worten: „Nun werde ich nach Herzensluſt ſündigen können!“ „Ich wollte, dein Mann wäre todt!“ und in dem Verſprechen, die hübſche Frau ſogleich als ſeine Lady bei Hofe vorzuſtellen, der ganze Falſtaff, wie er leibt und lebt vor uns? Iſt es nicht ferner, als habe er ſich ſorgſam vorbereitet, um ſelbſt über den verſchiedenen „Schnitt der Frauenhauben“ gründlich ſtutzerhaft reden zu können? — — Wie er dann getäuſcht wird, iſt bekannt und luſtig genug, aber wie geringhaltig würde der Spaß ſeyn, wenn nicht Herr Ford zu gleicher Zeit mit getäuſcht würde. Dadurch allein wird die Scene genialiſch, und Falſtaff ſelbſt ſcheint faſt die Rolle eines unſchuldigen kleinen Kindes zu ſpielen, das man vor den Nachſtellungen eines Räubers in einen Waſchkorb packt, und durch mancherlei Verhüllungen rettet. Fromme Seelen können ſogar für ſein Leben zittern, beſonders da ſich ahnen läßt, daß der von tauſend Aengſten durchhitzte fette Mann werde in die Themſe geworfen werden, von welchem Mißgeſchick er auch hinterher gegen den Pſeudo-Brook ein rembrandiſch-höllenbreughelſches Gemälde liefert.

§. 8.

Schwieriger ſcheint die Frage, wie Falſtaff nach einer ſolchen Abkühlung dennoch auch zum zweiten Male in die Falle geht, aber die leichteſte Antwort iſt wohl die beſte: weil er zum erſten Male hineingegangen. — Er hat das Schlimmſte erfahren, und ſollte nun abbrechen, ohne den ſüßen Lohn empfangen zu haben, der ihm zu winken ſcheint? Daß hier Betrug und Verrath gegen ihn geſponnen ſey und noch werde, fällt ihm ſelbſt im Traume nicht ein. Er allein hat das Privilegium zu täuſchen, zu betrügen und zu hänſeln, und er hofft, es werde niemand ſo untugendhaft ſeyn, in ſein Gebiet hineinzureiten. Auch iſt der Betrug zu grob, als daß Falſtaff ihn merken könnte, der jedem feinern gewachſen ſeyn würde. In ſeiner Seele iſt Alles klar: die hübſchen Frauen haben ſich in ihn verliebt, was könnten ſie Beſſeres thun? aber der eine Ehemann iſt ein unangenehmer, eiferſüchtiger Geſell, der, wenn er auf den Vogelſang ausgehen ſollte, plötzlich zu Hauſe kommt; doch was kann die arme verliebte Frau dafür? Diesmal iſt Falſtaff anfänglich auch nicht bloß zierlich anſtändig, ſondern beginnt ſogar mit dem frommen Worte, daß der

Kummer der Frau Ford ſeine Leiden „übertragen“ habe. Was weiter folgt, iſt freilich nicht ſo empfindſam, er wird aber auch ſogleich durch das hereinbrechende Ungewitter geſtört, ohne auch nur den Genuß zu haben, ſich mehr in den Converſationston hinein zu üben.

§. 9.

Die Strafe, die er jetzt in der Verkleidung einer alten übelberüchtigten Frau zu leiden hat, iſt freilich die ſchlimmſte der ſchlimmen, denn wenn er auch die ganze Witzſchatzkammer (und zwar eine viel reichere, als die von Franz Meres) *) aufſchließt, er wird keine Verhüllung finden für das jämmerlich nackte Factum, daß ihn die ungraziöſeſten Hände und Stöcke erreicht haben. Iſt es aber einmal ſo weit gekommen, und hat er, wie ein umgekehrter Kent, der bekanntlich um ſeiner Tugend willen Fußblöcke leiden muß, um ſeiner Sünde willen das Schlimmſte erfahren müſſen, ſo ſcheint das dritte Eingehen in die Schlinge kaum mehr von Belang. Es kann ihn vielleicht ergötzen, doch auch einmal als eine fantaſtiſche Waldperſon zu figuriren, und die Hörner, mit deren Bedeutung er und der Dichter ſo oft ſpielen, nehmen ſich auch in der Wirklichkeit ſtattlich genug aus. Das bischen Kneipen und Sengen und Brennen, das

---

*) Die Wits-treasury dieſes Zeitgenoſſen und Freundes unſers Dichters iſt bereits in dieſem Werk angeführt worden.

er erfährt, geht uns nicht mehr ſehr zu Herzen, und wir ſagen dabei das bekannte „tu l'as voulu“ ohne Mitleid und mit wahrer Luſt. — Was kann ihm aber für Erſatz werden für ſolche Leiden? Da es einmal mit ihm ſo weit gekommen iſt, ein ziemlich reicher: — der Beſitz einer wohlgefüllten Börſe, die Herr Ford nun und nimmermehr wiederbekommt, die Ausſicht auf ein vortreffliches Nachteſſen, und noch viel vortrefflicheres Nachttrinken, die Freude, daß doch auch allen Andern, mit Ausnahme Fentons, ihre anderweitigen Plane mißlungen ſind, und die Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, die ganze Sache in das Meer ſeines Witzes und nächſtdem in das der Vergeſſenheit zu tauchen. — Zuweilen — ich geſtehe es — möchte ich ſogar, faſt überkühn, vermuthen, daß aus dem Mitleid, welches die guten muthwilligen Frauen jetzt nothwendig für ihn fühlen müſſen, nach und nach einige Gunſt für ihn entſtehen werde. — Hätte man die Königin Eliſabeth auf dieſen Gedanken gebracht, wer weiß, würde ſie nicht noch ein neues Geſuch um einen fortgeſetzten und in der Liebe glücklichen Falſtaff an ihren Dichter haben ergehen laſſen, denn dafür iſt ja eben die Willkür — Willkür, daß ſie keine Grenzen hat.

§. 10.

Ueber die andern Perſonen im Stück wollen wir uns kürzer faſſen. Die Satyre, welche der Dichter in

Doctor Cajus aufſtellt, iſt eine ſolche, deren ſich der Gegenſtand ſelbſt nicht beſonders zu ſchämen hat. Es iſt ein ſtattlicher, tapferer, geſelliger Mann, der aber ſeine Kraft unnöthig verſchwendet, heftig bis zur Krampfhaftigkeit und auflodernd wie eine Pulvertonne. Ein Engländer zu des Dichters Zeit mußte ſich doppelt an dieſem Repräſentanten Gallia's ergötzen, da der Brite bekanntlich in der Haushaltung mit der Kraft, Mäßigung und Concentration den höchſten Ruhm ſucht und gefunden zu haben glaubt.

Der walliſiſche Prieſter Hugh Evans iſt das wahre Bild eines gutmüthigen, rührig eifrigen und behaglichen Pfarrers in einer kleinen Stadt, dem jedoch in ſolcher Zeit, wie die des Dichters, auch die höheren Verhältniſſe und Irrthümer derſelben, z. B. der Zweikampf, nicht fremd ſind. Die Einſamkeit iſt ihm langweilig; mit dem Studiren iſt er längſt fertig geworden, und wir fürchten, daß ſelbſt der nicht ſehr talentvolle unphilologiſche kleine Wilhelm, den er im Lateiniſchen unterrichtet, ihm bald über den Kopf wachſen wird. Er geht eigentlich mit faſt allen Menſchen gern um, lobt gern, warnt gern, ißt und trinkt gern, und ſpricht gern zum Frieden; iſt er aber beleidigt, ſo weiß er auch, wie man dergleichen auszufechten habe. In ſolchem Fall wird er nicht bloß komiſch, ſondern wahrhaft rührend. In ſeiner Natur iſt auch nicht ein Tropfen Heldenblutes, und dennoch handelt er, wie er glaubt, daß ein Held handeln müſſe. Seine Vorbereitungen zum Duell, als er ſich die Furcht durch Singen und Singenlaſſen vertreiben will, gehören zu den herrlichſten Meiſterzügen des Dichters. Der ganze Mann hat für alle Zeiten etwas Behagliches; für einen Engländer aber, dem nichts über ſein reines Engliſch geht, iſt er vollends unſchätzbar lächerlich durch ſeinen walliſiſchen Dialekt, ſo daß auch Falſtaff nichts ſo ſehr bejammert, als daß ſogar ein Mann, der das Engliſche radebreche, ihn habe necken dürfen.

Mit dem Doctor Cajus ſteht es in dieſer Hinſicht noch ſchlimmer, denn er verſteht eigentlich faſt gar kein Engliſch, ſondern greift nur halb blind in ſeinen Sprachtopf, der bei weitem nicht genug gefüllt iſt, ſo daß die zornigen Reden beider Kauderwelſchen gegen einander dem londoner Parterre ohne Zweifel ein wahres Feſt bieten müſſen. Indeſſen kommt dem Doctor der Umſtand zu Hülfe, daß er doch nun einmal ein geborner Franzoſe iſt, dem die Inſelſprache beſonders ſchwer wird. — Was mich wundert, iſt: Kein Commentator bezeigt ſein Befremden, daß hier ein *Pfarrer* ſich ſehr ernſthaft *duelliren* will; mir ſelbſt iſt die Sache von nicht geringer Wichtigkeit: ſie zeigt faſt zum Ueberfluß Shakſpeares rein *proteſtantiſche* Liberalität, ſo wie die ſeiner ganzen *Zeit* und der *Herrſcherin*, die ſich ſelbſt an ſolchen Kämpfen herzlich mit erfreuen konnte *).

---

*) Der Pfarrer *John von Wrotham* gehört nur als Ge-

Ob irgend ein ſpaniſcher oder italiſcher Dichter jemals Aehnliches gewagt habe, bezweiſle ich ſehr; wenigſtens dürfte es ihm ſelbſt in der muthwilligſten Poſſe nicht frei durchgegangen ſeyn.

§. 11.

Die Frauen Ford und Page haben wir ſchon durch die Erläuterung der Falſtaffſchen Umtriebe ſelbſt kennen gelernt. Iſt es wahr, daß man die guten und beſten Frauen daran erkenne, daß man von ihnen nicht ſpreche, ſo iſt es wohl am ſicherſten, nur auf dieſes Urtheil auch in Beziehung auf ſie hinzudeuten. Und in der That, es ſind heitere Geſchöpfe, Scherz liebend und verſtehend, ſittlich, weil es ſich ſo von ſelbſt verſteht, und weil eine unſittliche Frau das Widerlichſte auf der ganzen Erde iſt. Mit trübſeliger Tugend haben ſie nicht gern zu ſchaffen, aber noch viel weniger mit luſtigem

---

genſatz hieher. Er iſt freilich handelſüchtig genug, und wird von dem verkleideten König Heinrich V. aufgefordert, bei Fackelſchein den Degen zu ziehn, denn er ſey der Dieb, der ihm ſein Geld weggenommen habe. (Siehe das Schauſpiel Sir John Old-Caſtle, Act. IV., Sc. I.). Es geht aber dieſer ganze Mann dergeſtalt aus dem Pfarrercoſtum, und zeigt ſich in jeder Hinſicht ſeines Amtes ſo ganz unwürdig, daß man billig Bedenken tragen ſoll, ihn in Geſellſchaft des redlichen walliſiſchen Geiſtlichen auch nur zu nennen. John iſt eine bloße Ausnahme, ein Räuber in Prieſterkleidern, das heilloſe Product einer gährenden Zeit.

Laſter, dem ſie denn auch mit fröhlicher Sittlichkeit leicht begegnen, gebührend ſtrafend, was zu ſtrafen iſt. Daß ihnen aber das Strafen auch Vergnügen macht, gehört zum Luſtſpiel und zur Luſtſpiel — Tugend.

Alle Welt hat bisher, und zwar mit dem größten Rechte, die meiſterhafte Schilderung der Eiferſucht des Othello bewundert; ſollten wir aber nicht ein gleiches Recht haben in Beziehung auf die Eiferſucht des Herrn Ford? Wie leiſe, wie gelinde fängt das an! — Ganz ſorglos ſoll man doch auch nicht ſeyn, und eine Warnung nicht immer in den Wind ſchlagen. Zwar ſind Nym und Piſtol ſchlechte und affectirte Geſellen, die im Allgemeinen keinen Glauben verdienen; wenn ſie aber von ihrem Herrn, den ſie ſo genau kennen, Uebles erzählen, könnte doch wohl etwas Wahres daran ſeyn. Wer bloß unterſuchen will, iſt ja darum noch nicht eiferſüchtig, u. ſ. w. So wird aus einem Tropfen ein Meer, und der arme Mann wühlt ſich mit tollem Scharfſinn in alle Qualen jenes Gefühls hinein. Er wendet ſich an Falſtaff ſelbſt und gewinnt durch Gold und Artigkeit deſſen Vertrauen ſo ſehr, daß hier ein Verhältniß entſteht, welches an tragikomiſcher Kraft Alles übertrifft, was ſpätere Luſtſpieldichter (z. B. Moliere in ſeiner école des femmes) Aehnliches geſchaffen haben. Wer kann Fords Monolog im zehnten Auftritt des zweiten Acts ohne die innigſte Theilnahme leſen? wer begreift nicht, wie hier die aufgeregte Fantaſie ſelbſt dem ſchlichten Bürgersmann

Worte leihen müſſe, die wie Schwefelflammen leuchten? *) — und dennoch: wer würde nicht wieder durch Lächeln über dieſe unnützen Quälereien, in dem zu großen Mitleid auf die angenehmſte Weiſe unterbrochen? Mir ſelbſt, ich geſtehe es, hat gerade dieſes Luſtſpiel von jeher als der beſte Beleg gedient, daß die Eiferſucht eine Leidenſchaft iſt, die ſich für die Tragödie nicht recht eignet, wenn nicht der Dichter den faſt einzigen Ausweg ergreift, den Shakſpeare im Othello ergriffen hat.

§. 12.

Herr Page iſt ohne allen Zweifel der vernünftigſte Mann im Stücke; allein (er mag es nun übelnehmen oder nicht) der einzige in ſich ſelbſt unintereſſante, weil er gar keinen Witz hat, was in einem Luſtſpiel die unverzeihlichſte Sünde iſt. Der Dichter aber zeigt ſich dadurch als vernünftig und witzig zu gleicher Zeit, denn wir ſollten hier kein fantaſtiſch ſchwebendes Luſtſpiel bekommen, wie „Der Liebe Müh iſt umſonſt," ſondern ein rein bürgerliches, auf wahrem Bürgerleben begrün-

---

*) Wir erinnern uns dabei mit tiefer Gemüthsbewegung, wie gräßlich entſcheidend einſt die öffentliche Vorleſung dieſes Monologs in das Leben eines unerſetzlichen, höchſt unglücklichen deutſchen Dichters eingriff. Und doch — da dieſe Entſcheidung einmal, ob früher oder ſpäter, unabwendbar war, wollen wir, denke ich, über die raſchere Herbeiführung nicht zürnen.

detes. Ein ruhig vernünftiger Mann, war der weiter gar nichts iſt und ſeyn will, als das, war hier unumgänglich nöthig, um die auseinanderfahrenden Partien und Parteien zuſammen zu faſſen. Dieſer ſchätzbare Mann iſt ruhig und wohlgemuth, liebt ſeine Frau und läßt ſich lieben, genießt ſeinen Reichthum bei guten Schüſſeln, lebt und läßt leben, und iſt gelaſſen überzeugt — das Luſtſpiel giebt ihm ein Recht dazu — das werde immer ſo dauern. Laſter hat er gar nicht, vielleicht ſchon um deswillen nicht, weil — viele Laſter von der Polizei verfolgt werden und folglich unbequem ſind; Tugenden aber auch nicht, weil ſie oft noch mehr äußerliche Ungelegenheit machen, und von der Polizei wenigſtens nicht belohnt werden. Fänden wir einen ſolchen Mann außerhalb des Luſtſpiels, ſo würden wir ſeiner Frau rathen, ihn ein wenig — doch mit gehöriger ſittlicher Zartheit — zur Unruhe aufzureizen, damit er zuerſt regſamer, und dann, nach wohlbeſtandner Aufregung, glücklicher würde. In dieſem Luſtſpiel aber iſt ihm nichts anzuhaben, denn er iſt ganz ſo, wie er ſeyn muß und ſoll.

§. 13.

Falſtaffs „Schatten“: Bardolph, Nym und Piſtol, ſind noch bei weitem mehr heruntergekommen als ihr Herr, und wenn wir uns auch nicht wundern, daß die beiden letzten an ihm einen Verrath begehn, ſo iſt doch der Eindruck in jedem Falle unerfreulich. Geſchmückte

Krähen (ſo ſahen wir ſie in den Heinrichen) ſind ergötzlich; abgerupfte, die ſich rächen wollen, könnten leicht widerlich werden, wenn nicht der Dichter durch den Zuſammenhang des Ganzen für Milderung geſorgt hätte. Nym und Piſtol haben doch beide den Muth, ihren ſogenannten Charakter auch jetzt noch fortzuſetzen, der erſte würfelt und ſchlenkert noch immer wie ſonſt mit dem Worte „Humor," und kümmert ſich wenig darum, daß die ehrlichen windſorer Bürger ihn und ſeine Redensarten völlig unausſtehlich finden, Piſtol renomirt und prahlt noch immer mit gewohnter Anſtrengung; leider aber ohne allen reellen Erfolg. Die Bürger ſehn zu deutlich, daß nichts hinter ihm iſt, haben auch jetzt in den ruhigen Friedenszeiten wenig Luſt, ſich etwas vorbramarbaſiren zu laſſen. Um ſo ſtattlicher iſt es, daß auch er ſich nicht im mindeſten irre machen läßt, ja er übertrifft ſich ſelbſt, wenn er ausruft: „Die Welt iſt meine Auſter, und ich will ſie mir mit dem Schwerdte öffnen."

Schlimmer und beſſer ſteht es mit Bardolph. Er iſt des wilden, wüſten Lebens, bei dem er ohnehin eine klägliche Rolle geſpielt hat, überdrüſſig, er hat eingeſehen, daß doch bei einer gewiſſen Legalität mehr — herauskomme, und ſehnt ſich deshalb nach einem guten bürgerlichen Aemtchen, das ſeinen Mann nährt und tränkt. Der verlorene Sohn kehrt zurück und wird zum Lohn bei dem Wirth zum blauen Hoſenbande Bierzapfer, ſo daß er nunmehr, nach Falſtaffs, dem Prinzen Heinrich gegebenen Rath, in müſſigen Stunden ſich beſſern kann.

§. 14.

Dieſer Wirth zum blauen Hoſenbande iſt ein Mann, für den es nicht ganz leicht iſt, den rechten Namen zu finden. Für den Humor hat er keine Tiefe, für den Witz nicht Verſtand genug, und um ſcherzhaft zu ſeyn, fehlt ihm der — Ernſt; wir können ihn deshalb nicht anders nennen, als einen vom Scheitel bis zur Ferſe luſtigen und von der Luſtigkeit Fait machenden, wohlgenährten, mit glänzend vollen Wangen und weichem Bäuchlein verſehenen Mann, oder für einen, — wie wir wohl im gewöhnlichen Leben zu ſagen pflegen — durchtriebenen Spaßvogel *). — Daß Deutſche es ſind, die ihn prellen, thut uns aus Patriotismus wahrhaft leid, und um ſo mehr, da der fette Mann die Deutſchen alle für „ehrliche" Leute erklärt. Indeſſen kann er unmöglich verlangen, etwas vor allen andern Perſonen des Stücks voraus zu haben.

Wenn es befremdet, daß dieſer Wirth hat wagen

---

*) Der Spaß iſt gleichſam das Kindesalter des Scherzes, ohne allen Anſpruch auf Witz, doch zuweilen unwillkürlich witzig. Wie aber das Kind am leichteſten trunken werden kann, ſo auch der Spaß trunken und dithyrambiſch.

dürfen, ein ſolches Schild auszuhängen, ſo vergißt man, daß gerade eben dieſes Luſtſpiel auch die poetiſchſte Verherrlichung des Hoſenband-Ordens enthält, die der Dichter im fünften Act der als Fee verkleideten Frau Hurtig in den Mund legt. Man kann die Sprache, in der dieſe Lobpreiſung ertönt, nicht beſſer ſchildern, als mit den kurzen Worten, die ſelbſt darin vorkommen: „Feen ſchreiben nur mit Blumen.“ (Fairies use flowers for their charactery.) Dieſe Feierlichkeit der Rede würde indeſſen faſt die Gränzen des Luſtſpiels überſchreiten, wenn nicht eben jenes Wirthshausſchild, ſo wie der Umſtand, daß es doch nur Frau Hurtig iſt, die ſo pathetiſch ſpricht, als Gegengewicht diente, deſſen das Luſtſpiel ſtets bedarf.

§. 15.

Dieſe Quickly hat ſich, ſeitdem ſie London verlaſſen, nur in ſo weit verändert, als das Umziehen in einen kleinern Ort nöthig macht, ſie iſt weniger fantaſtiſch, weniger thöricht, weniger grell geworden; da ſie aber aufgehört hat, in romantiſch bizarren Verhältniſſen zu leben, ſo iſt ihre jetzige Solidität mit mehr Eigennutz verſetzt. Inder Rührigkeit iſt ſie jedoch noch ganz die Alte, unbedenklich in ihren Dienſtleiſtungen nach allen Seiten hin, und wir gönnen ihr, die einſt ſo viel Freude an Falſtaffs parodirendem Königsſpiel hatte, daß ſie jetzt die Ehre genießt, ſich auch einmal als Fee vernehmen zu laſſen.

Ueber den Friedensrichter Shaal iſt bereits in den Heinrichen ausführlich geſprochen. Er ſcheint ſich in Windſor recht wohl zu befinden, und wenn auch der franzöſiſche Doctor, ja ſelbſt der walliſiſche Prieſter ihm in jeder Hinſicht überlegen ſind, ſo ſchweigt man wenigſtens oder begnügt ſich mit mäßiger Ironie, ſo bald er von ſeiner frühern Heldenthümlichkeit redet, und lächelt gelaſſen über den Mann, der ſich ſelbſt vorlügt, er ſey ehedem ein muthwilliger Wildfang geweſen. Er iſt nicht unbrauchbar, und vielleicht kommt ihm mitunter ſogar ſeine gutmüthige Langweiligkeit und Redſeligkeit zu Hülfe, indem es kaum möglich iſt, in ſeiner Nähe heftig und feindſelig zu handeln. Man wird ſchläfrig und zum Frieden geneigt und ſo läßt man ihn gewähren. Gegen ſeinen Neffen **Slender** iſt er immer noch, wenn auch nicht ein Sonnenlicht, doch eine kleine Kerze. Dieſer Slender hat die merkwürdige Eigenſchaft, überaus wenig zu wollen und auch dies Wenige ſelten recht ausdrücken zu können. Wir haben nur eine ſtarke *Vermuthung*, daß er Anna Page wirklich liebt; *gewiß* aber iſt, daß er außer dem ehrlichen Seufzer: „Ach ſüße Anna Page!" nichts von Belang in der Zärtlichkeit hervorzubringen weiß. Wir wollen darüber von Herzen lachen, doch nicht ganz ohne Rührung, denn wir erinnern uns mancher liebenswürdig unbeholfener Jünglinge, denen im Beiſeyn der Geliebten, und beſonders im entſcheidenden Moment, die Worte wie eingefroren waren, oder benen ganz andre kamen, als das überſchwengliche Herz wollte *).

Endlich iſt auch noch dem beſchränkten Slender ein beſchränkterer Diener mit dem gefährlichen Namen Simpel zugegeben, bei dem die treuherzige Dummheit des Herrn ſich gleichſam zu einer harmloſen Thierheit geſteigert hat. Man möchte faſt vermuthen, es ſey ihm unbequem, auf zwei Füßen zu gehen, und, wann er es ſich einmal bequem machen will, verdoppelt er vielleicht die Anzahl derſelben, und nimmt die Hände zu Hülfe.

§. 16.

Anna Page iſt das Miniaturbild eines jungen Mädchens, das nichts weiter iſt, als liebenswürdig, was indeß nach jedes Mannes Anſicht recht viel iſt, oder vielmehr Alles, was man wünſchen kann. Ein bischen Intrigue hat ſie von ihrer Mutter gelernt, und da nun einmal mit einem ſo hausbacken vernünftigen Manne, wie Herr Page, ſo wie mit deſſen allzu demüthigen Anſichten von den Verhältniſſen des Bürgerlebens, nicht viel

---

*) Wer hat nicht einmal über die bekannte ſehr alte Geſchichte von einem Jünglinge gelacht, der, völlig begeiſtert zu einer edlen Liebeserklärung, dennoch nichts Anderes hervorzubringen wußte, als: „Eſſen Sie, o theure Demoiſelle, eſſen Sie gern Käſe? — Wir wollen hoffen, die Treffliche hat ihn dennoch verſtanden.

anzufangen iſt, ſo glaubt ſie zur Liſt greifen zu dürfen, um die Gattin des ſtattlichen Fenton zu werden. Ob ſie daran wohl thue, geht das Luſtſpiel nichts an, auch ſteht nirgends geſchrieben, daß die Damen in den Logen und im Parterre Annen nachahmen ſollen. Eine genauere Individualiſirung dieſes Mädchens würde ohne Zweifel fehlerhaft ſeyn. Der große Charakteriſtiker wird nicht immer bis in das tiefſte Mark hinein charakteriſiren wollen, ſondern wenn es an der Zeit iſt, ſich mit leichten Umriſſen begnügen.

Endlich wollen wir noch der Heiterkeit gedenken, die über das ganze Stück vom Anfang bis zum Ende ausgebreitet iſt. Es iſt nur ein kleines alltägliches Wort, dies „Heiterkeit," und doch ſagt es gar viel, ſo daß auch manche Dichter, wohl wiſſend, was für eine ſchöne Sache es ſey, und dennoch vergeblich ſtrebend, ein wahrhaft heiteres Stück zu Stande zu bringen, ihren Perſonen häufig die Worte in den Mund legen: „wir ſind ſehr fröhlich und ausgelaſſen," ſo daß man aus Höflichkeit ſchon etwas nachgiebig ſeyn muß.

Die Heiterkeit in den Frauen von Windſor hat inſonderheit viel Behaglichkeit und Ausführlichkeit (doch mit Raſchheit wechſelnd) bei ſich. Es iſt, als ſähe man einen geiſtreichen und wackern Trinker, der den Becher voll köſtlichen Weins langſam und tropfenweiſe genießt, und ſpielend zuweilen auch das Auge an der farbigen Gluth und Fluth deſſelben weidet. Man ſieht vielen

Perſonen die Wohlhabenheit und Wohlgenährtheit an, den andern wenigſtens die Geſundheit, ſelbſt dem Falſtaff, ſo reducirt er ſonſt auch iſt. Ein einziger kranker Weheruf aus ſeinem Munde, und der fröhliche Eindruck wäre geſtört. So aber merken wir wohl, daß ihm die Feuer- und Waſſertaufe und ähnliche Fatalitäten körperlich wenig anhaben können, und dürfen ſeine anderweitigen, wohlverdienten Leiden (in ſo weit das Luſtſpiel „Leiden" ſchildern mag) ohne beängſtigendes Mitleid genießen.

Nachſchrift.

Ich könnte hier ſchließen, doch mögen noch zwei Hindeutungen erlaubt ſeyn. — Es kann Leſer geben, welche nicht abgeneigt ſind, mir in einigen Punkten der Erläuterung dieſes Luſtſpiels Recht zu geben, und die dennoch aufrichtig erklären werden, ſie könnten einen ſo großen Genuß, wie ich ihn gehabt zu haben verſichere, hier nicht finden. Ich ſelbſt geſtehe, daß ich etwa noch vor zehn Jahren dieſes Stück für das einzige Shakſpeareſche Luſtſpiel hielt, welches man, bei allem Reſpect für die geiſtreiche Erfindung, Anordnung u. ſ. w., doch ein wenig nüchtern und ſpröde, ja wohl gar „gemacht" nennen dürfe. Die große und vollkommen zu rechtfertigende Liebe für das rein romantiſche „Wie es euch gefällt," that den Windſor-Frauen bei mir hoffentlich keinen Eintrag, da eine ächte Liebe für das herrliche Eine doch nicht ungerecht machen kann, gegen das gute Andre. Vielleicht wirkte indeſſen die Anekdote von dem ausdrücklichen Auftrage der Königin Eliſabeth ein wenig geſpenſtiſch auf das Urtheil ein; es bedurfte jedoch nur einer wiederholten genauen Lecture des Werks, an einem völlig heitern Tage — es möge etwa acht Jahre ſeyn, daß mir ein ſolcher kam — und das Ganze ward mir auf die erfreulichſte Weiſe klar.

Ganz vor kurzem haben wir auch eine Erläuterung der luſtigen Weiber in Nro. 9 des „Bemerkers" von 1826 (Beilage zum 42 Blatte des „Geſellſchafters") erhalten, welche ſo manches Geiſtreiche enthält, daß ich mir das Vergnügen nicht verſagen kann, darauf von neuem aufmerkſam zu machen. Unter vielen treffenden Gedanken möchte ich beſonders den auszeichnen, daß das ganze Luſtſpiel eigentlich betitelt werden könne: „Alles wird geprellt," indem hier keinesweges der witzige Falſtaff allein betrogen werden ſolle, ſondern eine ganze Welt luſtiger und wahrhafter Geſtalten hervorgezaubert worden ſey, welche mit betriegen und mit betrogen werden, um den alten John zu entſchädigen. Möge der Verfaſſer, Willibald Alexis, uns noch recht oft mit ähnlichen Erläuterungen Shakſpeareſcher Werke beſchenken, da wir ſeiner feurigen Liebe für den Dichter, ſo wie ſeines unermüdeten Studiums, ſicher ſeyn dürfen. — Mich ſelbſt, ich geſtehe es gern, haben ſelbſt die Stellen in ſeiner Erläuterung der luſtigen Frauen, denen ich nicht beiſtimmen kann, doch auf eine bedeutende Weiſe angeregt, und es würde vielleicht für die Shakſpeareſchen Studien zuträglich ſeyn, wenn ein dritter wohlgeſinnter Kritiker den genannten Aufſatz mit dem meinigen vergleichen möchte.

XXXIV.

Ein Sommernachtstraum.

§. 1.

Es kann vielleicht ſelbſt dem ſolideſten Erläuterer begegnen, daß er, in Liebe und Freude über dieſes Stück, kaum recht weiß, wo er vor lauter Wahl und Fülle der möglichen Anfänge anfangen ſoll. Welch ein ſeltſames, wunderbares, ja in lauter Wundern, und doch in der höchſten Wahrheit lebendes und ſchwebendes Stück! und welche bizarrſcheinende Compoſition! Wir ſehen hier Theſeus, den Herzog von Athen, welcher Hochzeit machen will mit Hippolyta, der Königin der Amazonen. Es ſind noch vier Tage abzuwarten, ehe die Verbindung gefeiert werden wird, und was ſoll der feurige Held und die nicht ſehr feurige Prinzeſſin bis dahin anfangen? an Staatsgeſchäfte iſt bei ſolchen Umſtänden nicht zu denken, doch kommen jetzt zum größten Glücke die allerſchönſten und romantiſch verwickeltſten Liebesverhältniſſe an den Tag, die dem Theſeus noch viel beſſer die Zeit vertreiben werden, als es Philoſtrat, und die ganze übrige atheniſche Jugend, nebſt den gehörigen Jagdpartien vermögen werden. Dieſe beiden Liebespaare, Hermia, Helena, Lyſander, Demetrius, lieben in der That auf eine wunderliche, faſt beängſtigende Weiſe, bald in's Kreuz, bald wie ein verſchobenes Viereck, bald was ſie nicht lieben ſollen, bald was ſie nicht lieben wollen. Die Männer ſind ſtattlich, aber hart, inſonderheit Demetrius, der das ſchlimmſte, wie mit Recht erworbene Privilegium der Männer, in der Liebe grauſam zu ſeyn, zuweilen auf eine arge Weiſe mißbraucht. Eine der Jungfrauen, Helena, iſt dagegen ſo ganz in Anmuth und Liebenswürdigkeit, wie in die zarteſten duftendſten Schleier gehüllt, daß wir doch ſtets in der Hoffnung bleiben, es müſſen die Angelegenheiten, ſo verwickelt ſie auch ſind, dennoch zu gemeinſamer Zufriedenheit ſich löſen. Hermia dagegen iſt freilich eine allzuglückliche und eben deshalb ein wenig verwöhnte Dame, und wir glauben Helenen gern, wenn ſie klagt, daß ſie ſchon in der Schule ein wildes Ding und ein wenig zänkiſch geweſen ſey, weshalb wir ihr auch die ſeltſame Empfindlichkeit über ihre eigene Leibeskleinheit gönnen, da ſie ſich nun einmal einbildet, nur die Großen können wahrhaft hübſch ſeyn [*]. Vielleicht kann ſie jedoch auch mit löſen helfen und ſo ſey ſie uns gleichfalls hochwillkommen.

---

[*] Die Erinnerung an das „In die Schule gehen“ der beiden Mädchen, wo ſie die Nadel übten, Liebchenwirkelten u. ſ. w.,

§. 2.

Dieſe Liebenden haben jedoch nicht bloß mit dem etwas verdrießlichen Vater Egeus, dem ſtarken Herzog Theſeus und dem Zauber der Liebe ſelbſt zu kämpfen, ſondern es miſcht ſich auch die Geiſterwelt in das Spiel; — keine geſpenſtiſch-geiſtige, ſondern eine mit dem angenehmſten und zarteſten Fleiſch und Bein verſehene fröhlich hingaukelnde Geiſterwelt, die im leichten Mitleid über die Liebesleiden der jungen Leute gern helfen möchte, aber bei allem guten Willen doch wie halb blind zufährt, und wenigſtens für den Moment Uebel ärger macht. Daran iſt offenbar Oberon, der König der Elfen, ſelbſt Schuld, der ſo zarte Liebesangelegenheiten dem derb luſtigen Puck (Robin Gutgeſell) nicht anvertrauen ſollte. Dieſer Puck iſt vortrefflich zu gebrauchen, ſo bald es gilt

---

hat etwas ſehr Liebliches. Es iſt aus der Mitte des wirklichen Lebens gegriffen und wirkt beſonders angenehm in einem Stücke, durch welches die flüchtigſte Wunder- und Geiſterwelt zieht und rauſcht. Die ächte wirkliche Welt hat nämlich von der ächten Wunderwelt nichts zu fürchten, denn ſie ſind beide in tieferer Hinſicht eins. Will ſich eine der andern verdrängen, ſo kann höchſtens ein für den Moment intereſſantes Räthſel entſtehen, keineswegs aber Poeſie erſcheinen. Eine alle Wirklichkeit, überragende und gleichſam tödtenwollende Wunderwelt wie wir ſie in ſo manchen neuern Märchen erblicken, findet uns mit Recht ungläubig, oder wird uns doch, wenn die erſte Ueberraſchung vorbei iſt, bald läſtig. Tritt der umgekehrte Fall ein, ſo wird das Wunderbare nur zur Taſchenſpielerei, und die einſeitige Proſa feiert einen Triumph, der ihr nicht gebührt.

einem Zettel im Fluge Eſelsohren anzuheften; um aber einen liebenden von einem nichtliebenden atheniſchen Jünglinge zu unterſcheiden, dazu fehlt ihm das Talent. Aber Oberon ſelbſt iſt diesmal mit eigenen Angelegenheiten dermaßen beſchäftigt, daß er nur Hülfe ſenden, aber nicht ſelbſt helfen kann, und wir wiſſen ſchon, wie es geht, wenn der Herr den Diener ſchickt. — Sie ſind indeſſen nicht ſehr wichtig dieſe eignen Angelegenheiten, der Elfenkönig zürnt ein wenig auf ſeine Gemahlin, die ſchöne Titania, weil ſie den jungen Sohn einer verſtorbenen indiſchen Fürſtin, ihrer Freundin, ihm nicht zum Pagen überlaſſen will.

Sehr viel kann ihm an dem Jungen nicht gelegen ſeyn, denn er nennt ihn ſelbſt ein kleines Wechſelkind (a little changeling boy), woraus frühere Ueberſetzer ſogar einen kleinen „Laffen“ gemacht haben, ein Ausdruck, der ſich ſelbſt für den unartigſten Elfenkönig nicht paſſen würde. Er hat indeſſen einmal befohlen, und wie wenig oder wie viel ihm auch an der Erfüllung ſeines Verlangens liegen möge; der bloße Gedanke, daß Titania doch auch einmal nicht gehorchen will, iſt hinreichend, ihn unwillig zu erhalten. Durch ſolche Mißhelligkeit zwiſchen dem königlichen Ehepaar kommt viel Unheil für Wald und Flur, für Pflüger und Stier. Titania könnte leicht helfen, wenn ſie das indiſche Kind herausgäbe; doch das geht ſo ſchnell nicht; und in der That, wenn daſſelbe ſeiner Mutter nachſchlägt, von deren genialen

Unarten die Königin ſelbſt ein überaus zierliches Probebild mittheilt*), ſo muß es ſchon jetzt ein ſehr intereſſantes Knäbchen ſeyn. In jedem Fall iſt der Gegenſtand des Streites der Mühe zu ſtreiten nicht unwerth, auch wird ſo poetiſch geſtritten, daß wir mit Vergnügen Zeugen ſind.

§. 3.

Iſt aber die Strafe, welche die Elfenkönigin für ihre Weigerung dulden muß, nicht allzuhart? ſich verlieben zu müſſen in einen „Zettel," einen ungeſchlachten Dummkopf, der ſich zum Ueberfluſſe noch für witzig hält? — Es kann ſo ſcheinen, aber es iſt es nicht. Die Hinneigung für ihn iſt nur ein böſer, für uns aber höchſt ergötzlicher Traum, der wunderlichſte, der in dieſem ganzen Traumdrama geträumt wird, und auch die liebenswürdigſte Frau, ſo bald ſie einmal ihr Beſtes: „liebenden Gehorſam" vergißt, läuft Gefahr, ſolche Träume als Strafe zu erhalten. Zum Glücke haften ſie nicht, und nach dem Verdruß, ſo träumen zu können, folgt doch auch bald der Scherz und das Lachen über ſich ſelbſt

---

*) S. die zauberiſch malende Stelle:

His mother was a vot'ress of my order
bis
As from a voyage, rich with merchandize.
(Act. II., Sc. 2.)

Um aber das ganze Weſen dieſes Oberon und dieſer Titania, dieſes Puck, dieſes Senfſamens, Bohnenblüthe, Spinnweb u. ſ. w., zu genießen, iſt wohl vorher Manches aufzuräumen und zu ordnen. Zuvörderſt ſcheint es, als habe die allzugroße Sehnſucht nach den „griechiſchen Göttern,“ die man in gewiſſen Jahren faſt für eine unerläßliche poetiſche Schuldigkeit anſah, der Kenntniß und Liebe für die modernen und einheimiſchen Mythen geſchadet. Wir laſſen, wie ſich von ſelbſt verſteht, jene griechiſchen Götter und Halbgötter in ihrer Schönheit und ihrem Reiz, in ihrer Ruhe und Bewegung, in allen Ehren; fragen aber, ob ſich nicht bei uns einiger Erſatz finde, und bejahen die Frage. Lernt ſie nur kennen dieſe Elfen und Erlen, dieſe Undinen und Gnomen, dieſe Feuer- und Luftgeiſter, dieſe ſchwarzbraunen Mädchen, die, im Buſch verſteckt, Jäger necken, dieſen Alp und dieſe Kobolde, dieſe Nixen und Waldfrauen u. ſ. w., wie ſie in manchen uralten Heldenliedern und ſpäterm Volksgeſange angedeutet worden ſind; und ihr werdet eure Klagen über das untergegangene Eldorado griechiſcher Mythen ein wenig mäßigen. Gehört haben wir freilich Alle davon, aber Viele von uns nur mit halbem Ohr, denn die ſchwer erlernte Mythologie der Griechen war bereits zuvorgekommen, und hatte zuviel Raum in uns gebraucht. Indeſſen bedurfte es nur ſolcher Gedichte, wie „Erlkönig“ und „Fiſcher,“ um uns mit einem Mal in dieſe reiche Welt wieder ſchauen zu laſſen.

§. 4.

Dennoch trifft es ſich nicht ſelten, daß wir uns von dem wahren Charakter mancher jener flüchtigen, und doch in ihrer Eigenthümlichkeit ſehr deutlichen Weſen einen falſchen Begriff machen. Uns Deutſchen inſonderheit ſchadet dabei die an ſich recht löbliche Hinneigung zur Erhabenheit, die wir überall ſuchen und nur mit Verdruß vermiſſen. Erließen wir aber auch dieſe Forderung, ſo zogen wir doch die Linien ihres Charakters zu eng und zu kurz, oder wir ließen ſie in Unbeſtimmtheit auslaufen. So haben wir z. B. von den Elfen lange genug geglaubt, ſie ſeyen bloß luſtige Weſen, die im Mondſchein Tänze aufführen, wobei höchſtens die zarteſten Neckereien erlaubt ſind, und die ſüßeſten Reden als Zugabe verlangt werden. Man vergißt dabei, daß ein ſo enger Kreis, in dem man die Elfen einſchließt, ihnen ſelbſt und uns bald läſtig und langweilig werden müßte. Dieſer Kreis iſt aber in der That bei weitem größer, ſie tanzen und necken allerdings auch, aber ſie können noch viel mehr, ihr Gebiet iſt die Traumwelt ſelbſt, und inſonderheit jene weite leidenſchaftlich-ſinnliche, die keine Geſetze kennt als die poetiſchen der Fantaſie ſelbſt, denen Oberon ſo gut gehorchen muß, als der untergeordnete Senfſamen, Spinnweb u. A.

§. 5.

Dieſer Oberon hat inſonderheit viel gelitten unter uns, und iſt faſt um ſeinen ganzen Charakter gekommen, durch ein allbekanntes deutſches Gedicht, das wegen ſeiner zierlich-gebildeten Sprache und einzelner vortrefflicher Details großen Beifall gefunden hat, und faſt als claſſiſch betrachtet worden iſt. Hier geht der Elfenkönig nicht ſelten auf das Pathetiſche aus, und wiewohl er in dem wahren Grandioſen ſelbſt manche Fehltritte macht, ſo verlangt er doch von den beiden Liebenden Hüon und Amanda, daß ſie nur auf die allerfeierlichſte und ſtrengſte Weiſe lieben ſollen. Es iſt recht löblich von ihm, daß er die kirchliche und prieſterliche Weihe der Ehe ſo ſehr hoch hält *); nur begreifen wir nicht wohl, wie dies ſinnlich-ſelige Weſen in ſeinem von Mondlicht durchſtrahlten Waldreiche, unter Tänzen, luſtigen Geſängen und dem Umgang mit Droll, zu einem ſo ſtreng moraliſchen Katechismus gekommen iſt. Noch einmal, wir loben ihn deshalb mit Herzlichkeit und Wahrheit, ſehen in ihm aber in ſolchen Momenten mehr einen Theologen aus der wittenbergiſchen Schule des ſiebzehnten Jahr-

---

*) Beſonders ergötzlich nimmt ſich Oberons gewiſſenhafte Strenge und ſein ganzer prieſterlicher Charakter in einer Bravourarie aus, die er in der alten Oper gleiches Namens den beiden Liebenden warnend zuzuſingen hat, worin beſonders würdevoll es heißt: „Doch eh der Prieſter Amen ſpricht“ u. ſ. w. Der Mann redet ſo unumwunden, daß ich nicht wage weiter zu ſchreiben, was ſich aber im Geſang gut genug macht. Bei Wieland iſt freilich Alles bei weitem, ja unvergleichlich zierlicher und feiner ausgedrückt.

hunderts als den artigen Elfenkönig. Dieſe Artigkeit verläßt ihn vollends ganz, wenn er die Liebenden — (die bittere Frucht auf der wüſten Inſel mag ihm verziehen werden, da ſie zu herrlichen rührenden Scenen Gelegenheit giebt) — ſpäterhin ſogar noch am Marterpfahle leiden läßt, wodurch für die Leſer ein Eindruck entſteht, der ſelbſt durch die ſpätere Glückſeligkeit, die auf die Liebenden einbricht, nicht ganz gemildert werden kann. Endlich möchten wir auch die Folgewidrigkeit rügen, mit der eben dieſer rigoriſtiſche Moraliſt und harte Plager Oberon auf andern Blättern der Geſchichte die gütigſten Sentiments und aufgeklärteſten Prinzipien an den Tag legt.

§. 6.

Von all dergleichen iſt bei Shakſpeare nicht die Rede, und es ſcheint mir ein noch ungerühmter Meiſterzug, daß Oberon bei aller ſeiner gutmüthigen Luſt, den Liebenden zu helfen, doch gänzlich fehlgreift, denn lieben im tiefſten Sinne des Worts kann nur der Menſch, und ſelbſt der Elfenkönig kann es nicht. Möge er die Blume Liebe im Müſſiggang (love-in-idleness) noch ſo zart beſchreiben *) als „ſonſt milchweiß, purpurn

---

*) Daß die „göttliche Weſtalin, die in Weſten thront,“ des Dichters geliebte Königin ſelbſt ſey, konnte keinem aufmerkſamen Leſer verborgen bleiben; wenn aber Warburton aus

jetzt durch Amors Wunde,“ möge er ihren Saft immerhin preiſen, und verſichern, daß, wenn man ihn auf entſchlafene Wimpern träuſle, Mann und Weib in jede Creatur, die ſie zunächſt erblicken, ſich toll vergaffen müſſen; — von einem wirklichen Liebeszauber, der für Menſchenherzen gelte, kann hier nicht die Rede ſeyn. Nur bei Titanien gelingt die Liſt; in Beziehung auf die menſchlich Liebenden wird nicht bloß von Droll, ſondern auch von Oberon ſelbſt ein arger Misgriff gethan. Ein rein geiſtiges Erwachen allein kann dem Demetrius Auge und Herz geben für Helena's Liebe. Love-in-idleness richtet nur neue Verwirrung an.

Unſer Dichter durfte des mächtigen Zaubers ſeiner Geiſterwelt ſo ganz ſicher ſeyn, daß er nicht bloß wagen konnte, ſie mit dem ſtattlichen Herzoge und den

---

der früher erwähnten „Sirene“ — Marie Stuart herausdeuten will, ſo geht er über alle Grenzen der ächten Allegorie und dichtet Shakſpearen eine Härte an, deren ein ſo reiner Geiſt nie fähig ſeyn konnte. Dennoch haben ihm einige berühmte Männer Beifall gegeben, vielleicht bethört von fünf (!) ſogenannten Gründen, die W. bei dieſer Gelegenheit in Schlachtordnung ſtellt. Möge der unbefangene Leſer ſelbſt prüfen. — Dagegen iſt W's Note zu dem Namen der Blume ohne Zweifel erbaulich genug, denn der Leſer wird aufmerkſam gemacht, daß, wenn die Menſchen müßig gehen, oder doch mit nichts Solidem ſich beſchäftigen, ſie leicht in die Gewalt der „unordentlichen“ Liebe fallen können. — Der ſchöne flüchtige Elfenkönig wird ſich vermuthlich ſelbſt wundern, daß er ohne ſein Wiſſen eine ſo tüchtige Moral gepredigt hat.

beiden liebenden Paaren, ſondern mit der platteſten Wirklichkeit zuſammen zu bringen. Wohl iſt ſie gemein dieſe Wirklichkeit, aber in ihrer Offenheit und Ehrlichkeit überaus witzig und geiſtreich durchgeführt. In eben dem Walde, der von zauberiſcher Muſik, ſüßen und wehmüthigen Liebesträumen durchzogen wird, verſammelt ſich auch dieſe vierſchrötige Wirklichkeit in der Perſon einiger atheniſcher Handwerker, die, weil nun einmal Alles auf Poeſie erpicht iſt, ſich ihres Orts auch entſchloſſen haben, mit dergleichen Genialitäten aufzuwarten. Dieſer Zimmermann, Schreiner, Schneider, Weber, Keſſelflicker und Bälgenflicker — warum ſollten ſie nicht eben ſo wohl ein Recht haben, dieſen Wald zu betreten als die zarteſten Liebenden? Alles Exiſtirende wird von unſerm Dichter als rein exiſtent anerkannt, und er macht es als ſolches liebend gelten. Dieſe ehrlichen, unermüdlichen, hausbackenen Leute ſind gewiß in ihren kleinen Häuſern und bei ihrem Geſchäft recht wacker und achtungswerth; ſie werden nur lächerlich, weil ſie ſich mit dem befaſſen wollen, was ihrer ganzen Natur das Widerſtrebendſte iſt, d. h. mit der Poeſie *). Allein ſie

---

*) Es iſt wahrlich keine auf Polemik abzweckende Wendung, wozu hier ohnehin keine Gelegenheit wäre, wenn ich hiebei an ſo Manche erinnere, die, ohne alle Poeſie im Innern, dennoch ihr halbes Leben mit gedruckten poetiſchen Sachen ſich beſchäftigen müſſen. Vielen armen Schulrectoren kommt es gewiß nie in den Sinn, muthwillig ausgelaſſen zu rufen:

müſſen jetzt nun einmal daran, weil ſie etwas verdienen wollen; denn wenn ein atheniſcher Herzog mit einer Amazonenkönigin Hochzeit hält, was kann man ihm anders bieten als Romantiſches?

§. 7.

Freilich muß man ihm die Wahl unter mancherlei Tragödien laſſen, aber im Nothfalle hält doch immer der reine Liebesjammer vor, wenn er auch nur halbweg gut geſpielt wird; iſt er vollends blutig, ſo kann es ihm an Beifalle nie fehlen, denn nicht bloß der Goethiſche Mephiſtopheles, ſondern auch der Menſch giebt gern zu: „Blut iſt ein gar beſondrer Saft.“ Mögen

---

Nunc est bibendum u. ſ. w., ja ſie würden dergleichen für gottlos halten bei ſo theuren Zeiten, und die ſüßlächelnde und ſüßredende Lalage iſt ihnen vollends überläſtig, wenn ſie dabei an eine etwanige trunkne Liebe denken ſollen. — Was hilft ihnen der das Alles? Horatius hat doch nun einmal ſolche Feueroden gedichtet, und ſie müſſen tractirt werden. — Der Lebenden zu geſchweigen, wollen wir nur, um eines der größten Beiſpiele zu geben, an Gottſched erinnern. Solche Oden mochte er allenfalls noch leiden, dennoch fragen wir mit Recht: Wer war wohl jemals verlaſſener von aller Fantaſie? und hat er nicht dennoch ſein ganzes Leben, vom früheſten Morgen bis in die ſinkende Nacht, ſich mit Poeſie beſchäftigt herumgeſchlagen und herumgequält? — Hunderte ſind mit ihm in demſelben Falle, aber ſie haben ſeine Berühmtheit nicht. — Jene atheniſchen Handwerker gewähren ein reines Lachen, dieſe ein tragiſches.

unſre Haare ſich weiß färben und Kinn und Wange ſinken; für ächte Liebesnoth hat auch der Greis noch Sinn, ſo wie der atheniſche Herzog und der atheniſche Bauer. Hier hilft nun der witzige Ovid aus der Noth, denn auch ein Feind müßte ihm nachſagen, daß ſein Pyramus und Thisbe nicht ohne Glück auf Rührung ausgehen. Wer nimmt nicht Theil an zwei armen Liebenden, die ſich nur durch eine Breterwand ſprechen, und ſtatt der Küſſe ſich nur durch eine Spalte anhauchen können, die dann ſich bei Ninus Grab ein Stell-Dich-ein geben wollen, aber leider durch die ungünſtigſten Misverſtändniſſe geängſtigt werden. Was kann die arme, nur an feine und ſanfte Töne gewohnte Thisbe anders thun, als, wenn der Löwe brüllt, davon laufen? ſie verliert den Mantel dabei, und der grimmige Löwe, der die ſchönere Beute hat müſſen fahren laſſen, zerzauſt den Mantel, und befleckt ihn mit Blut; Pyramus, der es bisher an Feuer hat fehlen laſſen, weil er leider zu ſpät gekommen iſt, geräth jetzt dafür in eine Ueberflamme hinein, indem er, nur zu bald meinend, wo ein blutiger Mantel ſey, werde auch wohl eine blutige Prinzeſſin liegen, das Schwerdt zieht, und ſich erſticht. Thisbe kehrt zurück, und da ſie den todten Liebhaber ſieht, glaubt ſie auch nicht viel Beſſeres thun zu können als zu ſterben. Der Löwe kehrt ruhig in den Wald zurück, er, der einzig Schuldige, der wohl ſein Brüllen hätte verſchieben können; der Mond ſcheint munter weiter fort wie früher, und die Wand wird auch wohl noch lange ſtehen bleiben; aber die Liebenden ſind und bleiben todt. — Einem ſolchen Stücke kann der Beifall nicht fehlen, wenn nur das „Oh! oh, oh,“ und „todt, todt, todt!“ genugſam vortönt. Oder iſt etwa das „Schlafen, ſchlafen, ſchlafen gehn“ beſſer?

§. 8.

Allein eh es zur Aufführung des Stücks kommt, haben die guten Handwerksleute gar viele Geſchäfte, und da es ihnen an allen Theaterrequiſiten fehlt, müſſen einige unter ihnen, die doch auch als Meiſter in der Zunft in ihren Stadtvierteln geehrt werden, ſogar als Thier und Sachen aufzutreten ſich bequemen. Wie unbeholfen ſie ſich aber auch dabei anſtellen mögen, ſo iſt doch auch manches Löbliche und Empfehlenswerthe in ihrer Geſchäftsführung anzuerkennen. Welcher feurige Eifer in Erlernung der Rollen, da die Sache ſchnell gehen muß, und nun einmal die „ſchweißbetriefte Eil die Nacht dem Tage zur Gehülfin macht!“ *) welche ſchöne Neidloſigkeit bei Vertheilung der Rollen, welche edle Anerkennung der höhern Wiſſenſchaft Zettels, der durchaus den glänzenden Pyramus übernehmen ſoll, u. ſ. w. In der That hat dieſes ſogenannte Zwiſchenſpiel

---

*) S. die Rede des Marcellus im Hamlet Act. 1. Sc. 2.

von ſeiner erſten Erſcheinung an bis auf den heutigen Tag aller Welt gefallen. Es iſt Alles ſo wahr, ſo ächt menſchlich luſtig, daß ſelbſt die ernſteſten Stirnen älterer engliſcher und deutſcher Commentatoren dabei erheitert worden ſind. Man hat Shakſpeare gerühmt, daß er hier abermals eine reiche ſatyriſche Ader gezeigt und das falſche Pathos mancher Tragödien, und die traurige Unwiſſenheit mancher Schauſpieler ſeiner Zeit trefflich beſpöttelt habe. Mir ſelbſt ſcheint indeß, er habe viel mehr und viel Beſſeres gethan.

§. 9.

Zuvörderſt kann ich nicht einräumen, daß das hier aufgeführte Stück ein bloßes Zwiſchenſpiel ſey, denn es hat äſthetiſch gerade ſo viel Recht zu ſpielen, und nicht bloß „zwiſchen“ zu ſpielen, als Theſeus Hochzeit und Jagdluſt, als Demetrius Trotz, Helenas Milde u. ſ. w. Ferner iſt es wohl Shakſpeares nicht ganz würdig, daß er ſich ſollte ausdrücklich vorgenommen haben, ſchlechte Tragödien und verirrte Komödianten ſeiner Zeit zu perſifliren: die fallen wohl von ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt zuſammen, und es ſcheint eben nicht nöthig zu ſeyn, daß die Pfeile von Apollons Silberbogen dahin fliegen; auch iſt es — um zu einem andern Gleichniß überzugehen — kein angenehmer Gedanke, daß die Nachtigall mitunter Würmer in den Sand hineinſpießt, obwohl es in gewiſſen Fällen nöthig iſt, ſchlechte Tragödien als ſolche zu bezeichnen. — — Wie wäre es, wenn wir die Sache, wie bei Shakſpeare ſo oft, zwar rein individuell, aber auch eben wegen der Reinheit des Individuellen auch rein allegoriſch nähmen?

Man hat ſchon oft das ganze Leben mit einem Schauſpiele verglichen, aber vergeſſen, daß in dieſem Weltſchauſpiel (wie im Hamlet) wieder ein zweites Stück mit Zuſchauern, die, während ſie zuſchauen, wieder ein drittes darſtellen u. ſ. w., aufgeführt werde. Laſſet uns mit dieſem Gedanken das ſogenannte Zwiſchenſpiel betrachten, und es erſcheint als Lebensparodie. Was dabei für Nebenblitze auf die obengenannten einzelnen Gegenſtände der Satyre mitfallen, das Alles wollen wir natürlich nicht nur nicht läugnen, ſondern, wie billig, ſehr erfreulich finden; nur nicht die Nebenſache zur Hauptſache machen.

§. 10

Aber einen andern Theil von wahrhaft poetiſcher Satyre, der hier doch ſo deutlich waltet, hat man ganz und gar überſehen, und dieſer iſt gegen den größten Theil des zuſchauenden Publicums gerichtet. Die einfältigen gutmüthigen Spieler geben ſich doch wenigſtens alle erſinnliche Mühe um zu ergötzen; aber dieſes Publicum zeigt ſich faſt unergötzbar. Philoſtrat, der doch als maitre de plaisir klüger ſeyn ſollte, iſt ſo vornehm-philiſterhaft, daß er den Herzog vor ſo unvollkommnen Komödien warnt, Demetrius, gleichſam in ſeinem geſperrten Sitz bequem ruhend, giebt rohen Witz zu vernehmen, den er aber ohne Zweifel für gut hält, da er ihn macht, und Hippolyta ſagt mit unzugänglicher Trockenheit: „Dies iſt das einfältigſte Zeug, das ich jemals hörte;“ bekommt aber von Theſeus die vortreffliche Antwort: „Das Beſte in dieſer Art iſt nur Schattenſpiel und das Schlechteſte iſt nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft.“

In der That iſt Theſeus auch der Einzige, der das luſtige Trauerſpiel nebſt den Spielern wahrhaft zu genießen verſteht. Er zeigt ſich liebenswürdig und fürſtlich, wenn er ſagt: „Nie kann etwas mir zuwider ſeyn, was Einfalt darbringt und Ergebenheit,“ — und geiſtreich witzig, als er, um Hippolytens froſtige Gedanken abzulehnen, erwiedert: „Wenn wir uns nichts Schlechteres von ihnen“ (den Spielern) „einbilden, als ſie ſelbſt, ſo mögen ſie für vortreffliche Leute gelten.“

§. 11.

Allein auch ſo wie man dieſes ſogenannte Zwiſchenſpiel bisher genoſſen hat, ſtrömt darin eine reiche Quelle von Luſt, und es iſt vielleicht als das erſte Schauſpiel zu betrachten, in welchem die Vorbereitungen zu der Aufführung eines ſolchen, und das luſtige Getriebe hinter den Couliſſen zur Beſchauung geboten werden. Es hat einen ganz eigenen Reiz zu ſehen, wie hier die Poeſie und die Schauſpielkunſt darauf auszugehen ſcheinen, ſich ſelbſt und ihre Wirkung zu ſtören, wie ſie aber ihres Sieges gewiß ſeyn dürfen, indem ſchon die Offenheit des Scherzes mit manchen ihnen aufgedrungenen Zufälligkeiten ihre ſchöne Obermacht bekundet. — Man weiß, wie Moliere und der Herzog v. Buckingham dieſe Theaterparodie gehandhabt haben; ihnen war es offenbar um Satyre, ja ſogar um perſönliche, zu thun; und müſſen wir deshalb auf Shakſpeares harmloſe Ironie Verzicht thun, ſo wollen wir uns doch auch an vielen ihrer treffenden Bon-mots gar ſehr erfreuen. Noch merkwürdiger aber iſt es, daß auch die Deutſchen ſchon um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, als der unſelige dreißigjährige Krieg die früheren Anfänge ihrer Schauſpielkunſt faſt bis auf die Erinnerung zerſtört hatte, mit einer ſolchen *Parodie des Schauſpiels* das neue Schauſpiel (das ſogenannte correcte, oder doch correctere) wieder begannen. Andreas Gryphius hat in ſeinem Peter Squenz eine überaus derbe, breite, oft ſogar in das Gemeine fallende, doch lebensvolle und nicht ganz witzloſe Poſſe gegeben, in welcher bekanntlich gleichfalls die Aufführung von Pyramus und Thisbe zum Vergnügen hoher Perſonen die Hauptſache ausmacht. Er verdankt dieſe Idee nicht Shakſpearen unmittelbar, ſondern dem als Gelehrten nicht unbekannten David Schwenter*), in welchem redlichen Manne wir deshalb wahrſcheinlich den Erſten zu begrüßen haben, der zu ſeiner Zeit von unſerm William doch noch etwas mehr wußte, als den Namen. Intereſſant bleibt es in jedem Falle, daß aus Shakſpeares unendlich reichem Dichterkranze dieſe kleine, obwohl ſtets friſche Blüthe (jenes ſogenannte Zwiſchenſpiel) die erſte war, die über das Meer zu uns hinüber flatterte, und bei uns Früchte trug.

§. 12.

Dieſe Erläuterungen alle, die ſich leicht vermehren ließen, können indeſſen nur in die Vorhalle des Stückes führen; in das Innerſte ſelbſt gelangen wir nur dann, wenn wir eine eben ſo leichte als ſchwere Kunſt verſtehen: die Kunſt zu träumen. Dieſe aber im umfaſſendſten Sinne läßt ſich nicht erwerben, ohne tiefe Empfänglichkeit für die Zauber der Natur, und (in Beziehung auf dieſes Stück) inſonderheit für die ſüße duftvolle Dämmerung eines Sommerabends, an welchem wir mit tiefer Innigkeit unſerm Paul Flemming nachfühlen, wenn er ſagt:

Alles neigt ſich ſeiner Ruh,
Sehet, wie die Saat ſich bücket,
Die verwachte Roſe nicket
Und thut nie ihr Auge zu.

---

*) Er war Doctor der Philoſophie und Profeſſor der Mathematik zu Altorf.

Und die taumelnden Cypreſſen
Haben ihrer ſelbſt vergeſſen.

Wenn dann das Mondlicht „auf dem Hügel ſchlummert,“ und ſich auf thauigen Blumen wiegt, wenn die Erinnerung an unſere Kindheit neu erwacht, und alle unſre Fantaſien der Jugend ſich heranwagen, weil ſie in der ſanften Dämmerung ihre Heimath ſinden, wenn ſüße, alte Tonweiſen, die bei dem Lärm des Tages nicht recht aufkommen konnten, durch unſer Inneres ziehen, wenn „im Nebelkleid die Eiche ein aufgethürmter Rieſe“ daſteht, wenn der Wald mit ſeinen zauberiſchen Stimmen zu uns redet, wenn eine leiſe Müdigkeit uns beſchleicht, und wir doch wach ſind unter dem leiſe herabwehenden Schlummer — dann erſt faſſen wir dies Stück ganz auf, wir bereiten uns mit Theſeus zur Jagdluſt und andern Ergötzlichkeiten, wir ſtreiten mit Oberon und Titanien, wir flattern und ſingen mit den Elfen, wir folgen den Liebenden auf der nächtlichen Irrfahrt durch das ſchöne Dickicht des Waldes, wir lächeln über die ehrlichen atheniſchen Handwerker, die mit ihren derben ſchwieligen Händen die zarte Kunſt anfaſſen, wir nehmen Theil an dem Geſchick des armen wohl deklamirenden Pyramus und der nicht minder erhaben wehmüthigen Thisbe, ja wir ließen uns wohl allenfalls bewegen, ſelbſt eine Rolle im Stücke zu übernehmen, und wäre es auch nur die des Mannes im Monde

XXXV.

Maß für Maß.

§. 1.

Haben wir uns ſo eben an dem wunderbaren Zauber des Sommernachtstraums erfreut, ſo führt uns jetzt unſer Dichter in die Mitte der wirklichen Welt und in die Tiefen der mannichfaltigſten menſchlichen Charaktere hinein. Der Stoff, den er bei Giraldi Cinthio, oder vielmehr in einer engliſchen Bearbeitung dieſes Novellendichters — alſo erſt durch die dritte Hand — empfing, kann bloß auf den erſten Blick einigermaßen intereſſiren, und wir nehmen vielleicht dies Gefühl der Theilnahme zurück, wenn wir ihn näher betrachten. Daß ein Statthalter heuchleriſch ſeine eigenen Untugenden unter dem Mantel einer weiſen unerbittlichen Strenge gegen die Sünde der ihm Untergebenen verbirgt, daß er einem Mädchen, welches für ihren Bruder bittet, der in ſeiner Gewalt ſteht, entehrende Anträge thut, mag unſre Aufmerkſamkeit erwecken; daß aber dieſes Mädchen, von den Thränen des weichlichen Bruders, der weder leben noch ſterben kann, gerührt, ſich dem Machthaber zum Opfer anbietet, doch unter der Bedingung, daß er nicht bloß den Bruder rette, ſondern auch die Gefälligkeit habe, ſie zu heirathen, dünkt mich ſchon weit hinaus über die Grenze des Schicklichen zu ſeyn. Der Statthalter verſpricht, was verlangt wird, hält aber nicht Wort, denn ſtatt des lebendigen Bruders ſendet er ihr am andern Morgen das abgeſchlagene Haupt deſſelben. Wie kommt dieſer Mann, den wir für fein und liſtig halten ſollen, zu dieſer rohen unnützen Grauſamkeit? hat er nicht die gewöhnlichſte Klugheit, um zu ahnen, daß eine ſolche tödtliche Kränkung ihre Strafe finden müſſe? Das Mädchen weiß ſich auch recht wohl zu helfen, und wendet ſich mit Recht an das höchſte Oberhaupt des Staats, den Kaiſer Max, der den Statthalter zwingt, nach eingeſtandenem Verbrechen das Mädchen zu heirathen. Dann aber ſoll er ſogleich enthauptet werden. Damit iſt jedoch ihr nicht gedient, ſie bittet für ihn, und der Kaiſer vergiebt; wir aber nicht dem italieniſchen Erzähler, daß er uns zumuthet, einen ſo höchſt mittelmäßigen Menſchen, wie dieſen ſogenannten Kaiſer, für unſern trefflichen ſinnreichen und dichteriſch-liebenswürdigen Max zu halten. Die Mehrheit der Deutſchen weiß zwar leider von keiner Geſchichte ſo wenig als von der deutſchen; ſo viel aber iſt doch wohl Allen von dem wackern Gemſenjäger zu Ohren gekommen, daß ſie es nicht werden für möglich halten, er könne ſich jemals in der Wahl eines Statthalters ſo arg betrogen haben, wie hier ſein unächter Namensvetter.

§. 2.

Wie anders, wie ſo ganz und gar anders iſt Alles bei Shakſpeare! wie geiſtvoll erfunden, wie ſinnreich und beſonnen kräftig durchgeführt! — Hier iſt kein in der Weltgeſchichte glänzender Kaiſer aufgeführt, der ohnehin in Verhältniſſe, wie ſie uns dieſes Stück vorführt, nicht paßt, ſondern wir ſehen zuvörderſt einen wohlredenden, doch nicht ſehr glänzenden Herzog, mit dem gewöhnlichen Namen Vincentio. Dieſer Fürſt, geziert mit manchen natürlichen und manchen ſchwer errungenen Tugenden fühlt nach einer vierzehnjährigen Regierung endlich ſelbſt, daß ihm eine der erſten Tugenden fehle: Strenge und Conſequenz. Wildheit und Zügelloſigkeit haben in ſeinem Staate, beſonders bei der heranwachſenden Jugend, um ſich gegriffen; es ſind zwar treffliche Geſetze vorhanden, aber man hat ſie nicht genugſam angewandt, und wenn es an das Strafen gehen ſollte, hat es der Herzog nie über ſein ſanftes Herz gewinnen können*). Jetzt, da es zu auffallend wird, was ſoll er thun? Nach vierzehnjähriger Milde plötzlich ſtreng werden, könnte tyranniſch ſcheinen; oder ſoll er gar die Fürſtenwürde niederlegen? Das verbietet ihm die Pflicht, und vielleicht hat er auch — denn beleſen iſt der Mann — vernommen, wie ſchlimm es dem armen Könige Lear ergangen. Er wählt deshalb einen Mittelweg, fingirt eine Reiſe nach fernen Landen, und übergiebt während deſſen die Statthalterſchaft einem allgemein geachteten und wegen ſeiner Strenge gefürchteten Manne, Angelo, dem er jedoch zur Vorſicht den gutmüthigen Escalus als Zweiten im Range beigeſellt.

---

*) I find an apt remission in myself, ſagt er ſelbſt am Schluß des Stücks, obwohl er gerade jetzt ſehr ernſtlich ſtrafen wollte.

§. 3.

Er ſelbſt bleibt aber ganz in der Nähe, um überall lauſchen und im Nothfall als hülfreicher Engel auftreten zu können. Er legt den Fürſtenhut ab, nimmt die Mönchskappe, und man ſieht ihm an, daß er dieſen Tauſch für einige Zeit mit wahrem Vergnügen unternimmt, denn ſie paßt für ihn ganz vortrefflich. Philoſophiſches Nachdenken und die Reſultate deſſelben mittheilen, ſich ſelbſt und Andre zur Frömmigkeit ermahnen, ſtete Rührigkeit und gutmüthige Vielgeſchäftigkeit: das iſt ſein Leben. Mühe ſcheut er nie; hat er doch dafür den Lohn, Angelo kennen zu lernen, Beichtvater zu werden bei Iſabellen und Marianen, dem Claudio eine Rede über Leben und Tod zu halten, die, in gutes Latein überſetzt, zur Hälfte in Cicero's, zur Hälfte ein Seneca's Werke eingeſchwärzt werden könnte u. ſ. w. Zwar muß er von dem wilden Lucio viel Ungebührliches ertragen und anhören; doch abgerechnet, daß es ihm vielleicht ſogar Vergnügen macht, auch einmal auf ein halbes Stündchen ein Märtyrer zu werden, kann er ja in jedem Augenblick, wenn es ihm gefällt, die Mönchskleidung abwerfen, und als rächender oder verzeihender Herzog daſtehen. Dieſen Charakter hat uns Shakſpeare in allen Zügen deutlich ausgemalt, und da wir ihn gleich anfangs ſo erkennen, ſo ſind wir auch nie zu ſehr beſorgt für das Geſchick der liebenswürdigen Perſonen des Drama's, ſo wie wir nicht minder die beſte Hoffnung hegen dürfen, daß es ſelbſt den Schlimmgeſinnten, wenn ſie nur zu der gehörigen Reue und Buße ſich bequemen, am Ende auch nicht allzuübel ergehen werde. Stelle er ſich auch noch ſo dräuend; zu ſtrafen verſteht er nun einmal nicht und wird es auch nicht lernen.

§. 4.

Angelo's Charakterzeichnung iſt nicht ſelten bewundert worden, doch hat man es meiſtentheils bei einigen Bemerkungen über ſeinen Uebergang zur Sünde bewenden laſſen, die, wie mich dünkt, nicht genügen können, wenn man ihn nicht bis zu ſeiner geiſtigen Wurzel zu verfolgen ſucht. Angelo iſt ein denkender, zum Ernſt und zur Strenge geneigter Mann, bei dem aber die Grazien gänzlich ausgeblieben ſind; doch vermag er durch Würde und Kraft zu imponiren. Dadurch iſt es ihm gelungen, die Liebe eines liebenswürdigen leicht zu entzündenden, aber feſt behaltenden Mädchens, Mariane, zu gewinnen. Er ſelbſt hat ſich nur lieben laſſen, doch mag es ihm wohlgethan haben. Indeſſen war dies ſchwache Gefühl nicht hinreichend, ihn vor einem Verbrechen zu ſchützen, denn als das Schiff, welches das Heirathsgut ſeiner Verlobten trug, im Meer verſank, hat er der Unglücklichen ſeine Hand verweigert. Dadurch iſt ſein Herz (ich finde kein andres Wort) „anbrüchig" geworden, er ſucht ſich ſelbſt zu erkälten, es gelingt ziemlich, und gänzlich unbekannt mit der Leidenſchaft, iſt er überzeugt, daß auch Mariane ihn bald vergeſſen werde. Seit dieſer Zeit iſt er nur um ſo mehr auf ſeiner Hut, die Vernunft ſoll allein ſeine Göttin ſeyn und der Staat ſeine Geliebte; aber ſeine Vernunft iſt eine froſtig egoiſtiſche, und die Geliebte wird als Magd behandelt, die er ſogar gern beſtraft, damit ſie ſtets fühle, was es heiße, einen Herrn zu haben. („Feri ut sentiat" war bekanntlich Caligula's heilloſes Wort.) — So ſind fünf Jahre verfloſſen, ſeitdem er das Verhältniß zu Marianen zerriſſen, und er hat während dieſer Zeit ſein Herz dergeſtalt zur Ruhe gebracht, daß es nur noch für die äußere Ehre und Macht zu ſchlagen ſcheint.

§. 5.

Sein ſtrenges, finſteres Leben iſt bei dem Volk faſt zum Sprichwort geworden, und er mag wohl leiden, daß man wie gewöhnlich die Meinung davon übertreibt. Er will wo möglich ein Fels ſeyn, wo nicht, es doch wenigſtens ſcheinen. Da er ſelbſt nie die ächte Liebe gefühlt, und doch durch das Verhältniß zu einer Liebenden in ſeiner gewohnten Ruhe und Kälte geſtört worden iſt, ſo ſind ihm alle Sünden, die aus Leidenſchaft und Sinnlichkeit fließen, doppelt verhaßt, und er nimmt gern die Gelegenheit wahr, den armen Claudio die ganze Schwere des Geſetzes fühlen zu laſſen. Er ſelbſt war wegen Leidenſchaftloſigkeit nicht fähig, ſich ſo zu vergehen, wie Claudio; da dieſer aber Reue fühlt oder doch wenigſtens Alles zu thun bereit iſt, um die Schuld wieder auszulöſchen, ſo iſt die Frage, wer weniger geſündigt hat, leicht zu löſen. Eine ſolche Vergleichung ſtellt aber Angelo nicht an. Er hat ſchlechthin keinen Begriff davon, daß er an der verlaſſenen Mariane faſt noch mehr gefrevelt habe, als Claudio an Julia, denn die Liebe kann ja Alles gut machen; der Egoismus nichts. Ihm iſt es genug, daß Marianens Ehre im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht von ihm gekränkt ſey, und ſo bleibt er völlig ruhig, indem er, nach dem Geſetz, das Todesurtheil über Claudio ausſpricht. Vergeblich bemüht ſich Eskalus, für den armen Jüngling Gnade zu erflehen, vergeblich ſind ſeine wohlgemeinten Erinnerungen an die Schwäche der Menſchen, und an die Macht der Gelegenheit; mit dem einzigen Worte: „ein Andres iſt verſucht ſeyn; ein Andres ſtraucheln," weiſt er ihn entſcheidend zurück.

Man ſieht, dieſer zweite Statthalter iſt bereits durch Angelos Klugheit zu einem bloßen Titular-Statthalter geworden, und in Wahrheit nicht viel mehr als ein guter alter Kammerdiener, mit dem man leicht fertig werden kann, ſo daß der gute Mann bald nicht viel mehr als ſeufzen darf. Damit er aber nicht unthätig werde, läßt man ihn anderweitige Händel ſchlichten, die jedoch wegen ihrer Verwickeltheit und innerlichen Widerlichkeit dem braven Manne gar ſehr zur Laſt fallen müſſen.

§. 6.

Jetzt bleibt nichts übrig, als zu verſuchen, was die rührenden Bitten einer ſchönen und tugendhaften Schweſter Claudios über Angelos eiſiges oder eiſernes Herz vermögen, und nun erſt, nachdem wir den Statthalter ſo haben kennen lernen, ſind die Scenen zwiſchen ihm und Iſabellen in ihrer ganzen Meiſterhaftigkeit zu erkennen. Wie ſchwach er ſey, zeigt ſich ihm, wie mit Blitzeshelle, da ſelbſt die reinſte Frömmigkeit und anmuthigſte Unſchuld in der Geſtalt einer gottgeweihten Jungfrau ſündige Gedanken in ihm hervorzurufen im Stande iſt, und ſo fällt ſein früheres Wort: „ein Andres iſt verſucht werden, ein Andres ſtraucheln" mit verdoppeltem Gewicht auf ihn ſelbſt zurück.

Bei Iſabellen müſſen wir wieder zuvörderſt an die ſchönen Worte erinnern:

Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und frei, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

Aber wir können auch in ſchlichter Proſa ſagen: ſie iſt eine reine Seele, ein ſtilles Gemüth, das aber handeln und reden kann, wenn Zeit und Pflicht wollen, daß geredet und gehandelt werde, gegen ſich ſelbſt ſtreng, und darum gegen Andre milde, klug, weil ſie einfach, muthig, weil ſie fromm und beſcheiden iſt, die Verhältniſſe klar überſchauend und ſtets bemüht, ſie zu ebenen. So nun, ihrer ſelbſt gewiß und der unerſchöpflichen Quelle von Glückſeligkeit in der eignen Bruſt, wünſcht ſie von außen her nur Begränzung, ja es iſt ihr die engſte die willkommenſte, weil ſie für ein rein frommes, ſtill thätiges Leben am geeignetſten ſcheint. Wie aber das Leben, weil es ſtets auf ein Ganzes hinaus will, oft ſelbſt mit unſern liebſten Einzel-Wünſchen Ironie treibt, ſo thut es der ächte Dichter ihm nach. Sie ſoll nicht des ſanft beſchaulichen Lebens im Kloſter genießen, und die ſchöne Einſamkeit, die ſie jetzt in ihrem Probejahre dort findet, ſoll ſchnell unterbrochen werden; — und durch welchen wüſten Lärm, durch welche widrige Nachrichten von einem ſündhaften Bruder, dem das Schwerdt des Geſetzes droht! — Sie, die Reine, ſoll für die Strafloſigkeit einer Sünde bitten, deren bloßer Name ſchon ihrer ganzen Seele zuwider iſt.

§. 7.

Und aus welchem Munde erfährt ſie all dies Traurige? Der lockere Bruder hat unter ſeinen Kameraden nur den lockerſten und wildeſten gefunden, um ihn als Boten zur Schweſter zu ſenden. Schonendes Anbringen einer traurigen Nachricht und zartes Verhüllen iſt ſeine Sache nicht; kann er doch ſelbſt von dem Ernſteſten nicht mehr ernſt reden, und in ſeiner unſittlich zerfloſſenen Seele iſt ſchon das ganze Leben zu einem bloßen liederlichen Spaß geworden. Wir bedauern Iſabellen, aber es iſt nun einmal ſo im Leben, daß auch das keuſcheſte Ohr der Jungfrau nie ganz verſchont bleibt, und wenigſtens hiſtoriſch vernehmen muß, wenn die Sünde bei der Tugend um Hülfe bettelt.

Dabei wollen wir aber auch auf der andern Seite die wohlthuende und wahrhaft fromme Ironie, welche der Dichter nun wieder im Gegenſatze mit Lucio treibt, nicht überſehen. Dieſer Jüngling iſt ſchon ſo tief geſunken, daß es ihm das höchſte, vielleicht einzige Vergnügen macht, unſittlich zu ſcherzen; dieſe Scherze aber müſſen nothwendig bald „abgeſtanden" werden, wenn ihnen nicht ſtets neue Würze aufhilft. Die pikanteſte Würze dieſer Witzbolderei iſt jedoch die Gegenwart höherer und tugendhafter Menſchen, beſonders Frauen, denen ſie, die Verächtliche, gar zu gern eine Röthe abjagt. Iſabelle muß den Lucio anhören, denn er iſt der Abgeſandte ihres Bruders und es handelt ſich von Tod und Leben deſſelben. Welche bequeme Gelegenheit, ungeſtraft cyniſch zu ſcherzen! Kaum aber hat er ſie geſehen, ſo will es doch mit der gewohnten Frivolität nicht recht fort, die alten Witzeleien können vor ſo frommen und ſchönen Augen nicht recht fließen, und wenn er auch faſt mechaniſch noch manches Leichtſinnige hinwirft, ſo zeigt er ſich doch im Ganzen ziemlich moderat. Späterhin, wo er ſie näher kennen lernt, bekommt er ſogar ein ihm ganz neues Gefühl, das der Achtung. Er macht ihren Führer recht gut und anſtändig; in der erſten Audienz bei dem Statthalter iſt er ihr ſogar ein unentbehrlicher Anhalt, und er räth, ermuntert und lobt nach ſeiner Art vernünftig genug. Es wird ihm ordentlich wohl dabei, auch einmal honett zu ſeyn, doch dauert das freilich nicht lange, und kaum kommt er zurück auf die Straße und den Markt unter die Menge, ſo ſchlägt ihn wieder der alte unſittliche Spaß- und Witzkobold mit Fäuſten, was ihm freilich jetzt noch wie ſüßes Kitzeln vorkommt.

§. 8.

Iſabelle hat mit ihrer reinen Seele bloß das Allgemeine und Nothwendige aufgefaßt: ihr Bruder beging eine Sünde, die das Geſetz mit dem Tode zu beſtrafen droht, er will aber wieder gut machen, darum darf und muß ſie um Gnade flehen, denn Gnade iſt höher als das Geſetz. — In Beziehung auf den Statthalter theilt ſie die allgemeine Achtung; nicht aber die allgemeine Furcht, er ſteht im Geſetz und unter dem Geſetz, und nach dieſer Anſicht allerdings hoch, ſie aber ſteht höher, weil in ihr auch das Evangelium der Gnade und der Vergebung lebt. Wer aber ſpricht das Gefühl aus, was die Jungfrau ergreifen muß, als nun endlich Angelo in unumwundener greller Schuld als Heuchler entlarvt vor ihr ſteht, und es iſt die reinſte Zornesflamme, wenn ſie wie einen Hülferuf die Worte: O Schein! Schein!" (seeming, seeming) zum Himmel hinauf haucht. Er, der nichts hatte als das Geſetz, und nur dadurch lebte, daß er es hatte, bricht das Geſetz, und fällt ſo — gewiſſermaßen vor ihren Augen — in einen bodenloſen Abgrund des Verderbens. Und in welcher Welt ſieht ſie ſich gefangen, von welchen Netzen umſponnen! Denn gegen dieſen Geſetzesbrecher giebt es kein Geſetz, er iſt ja der Verwahrer deſſelben und hat ſich durch ſein ſtarres tugendhaft ſcheinendes Leben einen Ruf erworben, den keine Anklage der Verletzten, kein Schmerzensſchrei der Unterdrückten durchbrechen wird.

§. 9.

Dennoch droht ihr eine noch tiefere Herzenswunde. Sie hat für den Bruder Alles gethan, was ſie vermochte, um ſein Leben zu retten, und ſie bringt ihm jetzt in ſeinen Kerker die Nachricht, daß er nicht zu retten ſey, als durch vollendete Schande, die man als Preis für ihn gefordert habe. Der Bruder hat ſich ſo eben mit Bruchſtücken alter Philoſophie von Vincentio tröſten laſſen und ſcheint auf den Tod gefaßt, weil er dennoch innerlich auf das Leben hofft; jetzt aber, da die letzte Hoffnung ſchwindet, ſinkt er immer tiefer, und mit einer faſt ſchauderhaften Lebensgier beſchwört er die Schweſter, ihn um jeden Preis zu retten. Wir wollen, was ſich etwa zu ſeiner Entſchuldigung ſagen läßt, verſparen, und nur erklären, daß wohl nichts begreiflicher iſt, als die unendliche Zornesflamme in der Antwort der auf die mannigfaltigſte Weiſe verwundeten Schweſter. Damit aber iſt ſie übel angekommen, und noch dazu bei einer Dame, die denn doch billig (und gerade wenn ſie recht zart fühlt) am meiſten Iſabellens Zorn theilen ſollte. Dieſe Dame (Lenor) findet Iſabellens Betragen gegen ihren Bruder roh und unanſtändig, woraus man ohne alle künſtliche Conſequenzmacherei vermuthen darf, daß ſie auch die Anträge des Statthalters nicht eben für beſonders arg gehalten haben muß. — Was mich betrifft, ſo glaube ich, Iſabellens Zorn laſſe ſich nicht nur äſthetiſch vollkommen rechtfertigen und ſey einer der herrlichſten Lichtpunkte des ganzen Stücks, ſondern es ſey auch die Benennung „Thier,“ mit der ſie den Bruder belegt *), philoſophiſch richtig. Die Gefühle von Ehre und

---

*) Die Feuerworte lauten:
O you beast! O faithless coward! o dishonest wretch!
u. ſ. w.

Schande ſind ſtets als „Beglaubigungen der Menſchheit," und Belege des Adels derſelben betrachtet worden; und nie würde ein griechiſcher oder römiſcher Philoſoph Anſtand genommen haben, ſelbſt in der ſchlichteſten Proſa und mit der größten Gelaſſenheit, den ein Thier zu nennen, der ein jämmerliches Leben der ächten reinen Ehre vorzieht. Claudio ſteht jetzt noch tiefer, denn er wählt nicht bloß die eigene Schande, ſondern verlangt auch von der Schweſter, daß ſie, um ihm eine elende Fortdauer zu ſichern, ſelbſt ſündigen und ſich Schande bereiten ſoll. — Von Allem dem weiß die Lenor nichts, ſie findet Iſabellens Benehmen barbariſch. Vielleicht meint ſie, die Heldin eines ernſthaften Drama's dürfe nie ſchelten, und es würde ihr vielleicht beſſer gefallen haben, wenn der Dichter ſeiner Iſabelle etwa in den Mund gelegt hätte: „O mein theuerſter, ſonſt ſchätzbarer Bruder, ich ſehe mich in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, dir deine Bitte abzuſchlagen, und nächſtdem deine ganze Anſicht gründlich zu verachten." Je naturwidriger und ſteifer, deſto beſſer.

§. 10.

Nach den mannigfaltigen Leiden, welche die ſchöne Jungfrau mit ſo vieler Würde und Anmuth beſtanden hat, iſt nichts billiger, als daß das Geſchick und alſo auch der Dichter ihr am Schluſſe die reinſten Freuden bereitet. Alles Gute, was ſie gewollt hat, gelingt, und ſobald die Schlimmgeſinnten zur Erkenntniß kommen und ächte Reue zeigen, iſt auch ſie zur Verzeihung geneigt. Daß ſie aber auch für Angelo bittet, das, hat man gemeint, ſey doch zu viel, ein Vorwurf, der eigentlich wohl mit andern Worten heißen würde, man ſolle in gewiſſen Fällen die Vergebung vorenthalten, und das Gebot „liebet eure Feinde“ ſey wohl ſo ernſtlich nicht gemeint. In gegenwärtigem Falle iſt aber ihre Fürbitte nicht einmal als Tugend, ſondern lediglich als die Frucht eines guten Mädchengefühls zu betrachten. Sey auch dieſer Angelo ſehr tief geſunken; ein Mann iſt er doch, und zwar ein kraftreicher Mann, der von ſo manchen lockern, weichlichen und verſchlemmten Männern, die ſie in kurzer Zeit hat kennen lernen, nicht wenig abſticht. Als ihm die Gefahr droht, ſucht er ſich zu retten, und leider ſelbſt durch Lügen; da aber Alles an den Tag kommt, und keine Winkelzüge mehr helfen wollen, da erfaßt ihn auch das Gefühl des eigenen Unwerths mit ganzer Macht, und, weit entfernt, um ſein Leben zu flehen, bittet er um den Tod. Es ſind nicht leere Worte, die jetzt ſeinem Munde entſtrömen, er fordert ohne Leidenſchaft, aber mit den ſtrengſten, nachdrücklichſten Worten ſeine Strafe. Er hat in der That und Wahrheit keine Neigung mehr, ein Leben fortzuſetzen, das er ſelbſt entehrt hat, und ſo kann er, wenn dieſe Kraft zur ſittlichen Reue wird, noch einmal des neugeſchenkten Lebens würdig werden. — Noch mehr aber muß Iſabellen der Gedanke rühren, daß doch am Ende ſie die — wenn auch ſchuldloſe — Urſache ſeines Falles ſey. Darf ſie nicht denken, „daß wahrhafte Redlichkeit all ſein Thun ſo lange gelenkt habe, bis er ſein Auge auf ſie warf?“ der Leſer weiß das freilich beſſer, aber er wird ſich gern der liebenswürdigen Beredtſamkeit Iſabellens hingeben und mit Vergnügen Angelos Begnadigung vernehmen. Johnſon indeſſen hat ſie mit großem Misvergnügen vernommen, und dringt auf die Todesſtrafe, wobei wir uns freuen wollen, daß der überſtrenge Mann nicht als Criminalrichter angeſtellt worden iſt. Unter andern aber vergißt er auch in ſeiner Heftigkeit, daß ein ſo ſanfter Fürſt, wie der hier gezeichnete, nicht ſo leicht ein Todesurtheil unterſchreibt, am wenigſten aber jetzt, wo er durch die glückliche Lenkung der Geſchicke ſo vieler Menſchen, ſo wie durch das neue und ſchöne Gefühl der Liebe für Iſabellen geſtärkt und erheitert worden iſt.

§. 11.

Ein leiſes Lächeln können wir freilich bei den zierlichen Bewerbungen des Herzogs um Iſabellens Liebe nicht unterdrücken, denn obwohl er erſt in den vierziger Jahren ſeines Lebens ſeyn mag, ſo kommt er uns, da wir ihn fünf Acte lang nur in der Mönchskappe und wie einen Mönch haben handeln geſehen, nach und nach und unwillkürlich, wie etwa ein Sechziger vor. Dieſes Lächeln iſt jedoch dem Geſammt-Eindrucke nicht im mindeſſen nachtheilig, wir nehmen den regſten Antheil an ſeinem Glücke, denn durch daſſelbe wird auch das Glück des Staates bereitet werden, der durch ſeine frühere weiche Nachgiebigkeit aus den Fugen zu kommen drohte, im Beſitz einer ſolchen Gattin wird er, der ſonſt ſo wohlgeſinnte und verſtändige Mann, bald lernen, die Milde nicht mehr einſeitig walten zu laſſen.

Ueber Claudio iſt ſchon das meiſte zu ſeiner Charakteriſtik Dienende angedeutet worden. Er iſt eine an ſich nicht arme, doch im Müſſiggang verweichlichte und durch ſtete Nachgiebigkeit gegen ſich ſelbſt zerfahrende Natur. Wie ſollte er nicht lebensgierig ſeyn, da er nichts weiter hat, als was man ſo obenhin, ordinärer Weiſe „Leben" nennt! Täglich acht Stunden zu ſchlafen, und die übrigen ſechszehn hinzubringen bei Spiel und Wein, Lachen und Scherzen, iſt denn doch in jedem Fall behaglicher als ausgeſtreckt im Sarge zu liegen! und der ihm drohende Moment des Kopfabſchlagens hat vermuthlich auch nicht viel Aeſthetiſches. Der mönchartige Herzog thut zwar ſein Möglichſtes, ihn zu tröſten, aber dieſes „ſein Möglichſtes" enthält wahrlich wenig Troſt. Das Leben in ſeinen Einzelnheiten betrachtet, — redet er ihm zu — ſey denn doch etwas höchſt Aermliches; — ein Hauch, abhängig von jeder Luftveränderung, der Narr des Todes, dem entfliehen wollend, es doch immer zuläuft, nicht edel, nicht tapfer, nicht ſtetig, nicht glücklich u. ſ. w. Was ſoll Claudio aus ſo einer falſchen und verdrießlichen Philoſophie lernen? das Leben verachten, um den Tod zu lieben? eine Folgewidrigkeit, die ſogleich an den Tag kommen würde, wenn Claudio im Verlauf der Unterhaltung den Spieß umkehren und mit ähnlichen Gründen beweiſen wollte, daß, wie häßlich auch das Leben ſey, der Tod doch als noch häßlicher angeſehen werden müſſe. Mit all dergleichen zerſetzten metaphyſiſchen Sätzen, mit allem Schelten auf das Leben, das, wohlverſtanden, dergleichen Polemik leicht ignorirt, — kommt man zu gar nichts Gedeihlichem, und wenn zwei Perſonen ſich alſo bekämpfen, ſo iſt es (wie Demonax ſagen würde), als wenn Einer einen Bock melken, und der Andre ein Sieb unterhalten wollte. Shakſpeare zeigt mit furchtbarer Deutlichkeit, wohin das Alles führe; und wie könnte auch ein zerriſſener Menſch wie Claudio ſich mit Sentenzenſchnitzeln zuſammen halten? Dazu gehört eine gänzliche Wiedergeburt und neue Schöpfung, die der Menſch mit Gottes Hülfe durchſetzen kann und ſoll.

§. 12.

Auch über Lucio iſt bereits oben geſprochen worden, er iſt moraliſch noch ungleich tiefer geſunken, als Claudio, allein da wo er angelangt iſt, da wo Alles als Spaß erſcheint, und die Lüge als der beſte Witz, da ſteht er ſo ſicher und ſo unſicher, als man dort ſtehen kann; Claudio aber iſt noch im Sinken und deshalb die Beute jedes übermächtig andrängenden Moments. Lucio's Bonmots über die ſtarre, froſtige Natur des Statthalters gehören zu denen, die man, ſelbſt aus dem Zuſammenhange geriſſen, wie mit dem unverkennbaren Shakſpeariſchen Siegel bezeichnet *), erkennen müßte, da er aber doch weniger den Witz hat, als der Witz ihn, ſo rennt derſelbe überall mit ihm davon. Es müßte ja ermüden, bloß über den Statthalter herzufallen, darum wendet er ſich jetzt mit ſeinen Lügen gegen den Herzog ſelbſt, den er geradezu und im Redegalopp einen ſeichten, unwiſſenden und albernen Geſellen nennt. Er denkt ſich bei dieſen Läſterungen nicht viel, es iſt nur, weil er einmal im Lügen iſt und vor beendigtem Penſum nicht gut aufhören kann.

Der arme verkleidete Herzog aber, der ſolche ſchlimme

---

*) Und doch ſind ſie wieder nur im Zuſammenhange des Ganzen wahrhaft vortrefflich zu nennen. Verwöhnung und Prüderie allein würde ſich ſcheuen, Worte wie folgende: Some report, a sea-maid spawn'd him: — some, that he was begot between two stock-fishes: — but it is certain: that, when he makes water, his urine is congeal'd ice; that J know to be true: and he is a motion ungenerative, that's infallible (Act. III., Sc. 4) ſchlagend witzig zu nennen; und wer dabei den ganzen Charakter des Lucio, ſo wie das ganze Stück vor Augen hat, ergötzt ſich an ihnen ſtets von neuem. Einzeln aber könnten ſie wenigſtens Frauen zu ſehr erſchrecken; darum mögen ſie hier unüberſetzt bleiben.

Vorwürfe anhören muß, bleibt keineswegeſ gelaſſen, ſondern behauptet mit einiger Salbung, er ſey weiſe, gelehrt, ſtaatskundig und kriegeriſch, wodurch der leichtfertige Lucio nun noch immer mehr zur Oppoſition gereizt wird, ſo daß er auch dem Fürſten Dinge andichtet, die deſſen ganzer Natur zuwider ſind. Nur vergeſſe man nicht, daß Vincentio, in dieſem Augenblicke aus ſeiner philoſophiſchen Ruhe herausgeſtört, faſt eben ſo verworren handelt, als Lucio ſelbſt. Er, der ſo viele Sentenzen kennt, ſollte doch auch die kennen, daß es ſehr leicht ſey, beſcheiden zu bleiben, wenn man gelobt wird, daß aber die wahre Beſcheidenheit ſich erſt dann zeige, wenn uns ungerechter Tadel trifft. Hätte er ſich dieſe Tugend erworben, ſo würde es ihm nicht ſchwer geworden ſeyn, die Läſterungen eines ſeichten Witzboldes zu verachten, ſtatt daß er jetzt erhitzt zum unmäßigen Selbſtlobe ſeine Zuflucht nimmt, denn nimmer kann es doch weiſe ſeyn, ſich ſelbſt weiſe zu finden. — —

§. 13.

Indeſſen hat Lucio in jedem Falle durch die unſittliche Aufführung ſchwer geſündigt, und die harten Drohungen des Herzogs am Schluß des Stücks ſind als Schreckmittel um ſo mehr zu rechtfertigen, da wir wohl ahnen, es werde damit nicht zum Ernſte kommen. Johnſon, der, wie es ſcheint, das ganze Stück nicht in der beſten Stimmung geleſen hat, nimmt Alles für baare Münze, und meint, da der Fürſt doch einmal Allen verzeihe, warum nicht auch dem Lucio? Er iſt wegen dieſes Irrthums ſchon früher zur Rede geſtellt worden; doch läßt ſich hier, dünkt mich, auch Einiges zu ſeiner Entſchuldigung ſagen. Der Herzog verlangt, Lucio ſolle eine jener Mädchen heirathen, die etwa gegen ihn Klage führen werden, Lucio bittet in wahrer Todesangſt, ihn damit zu verſchonen; aber der Fürſt erwiedert: „Auf meine Ehre, Du ſollſt ſie heirathen (Upon mine honour, thou shalt marry her), dann: „führt ihn ins Gefängniß“ (take him to prison), und als Entſcheidungsgrund: „Läſterung gegen den Fürſten verdient es“ (sland’ring a prince deserves it). — Das Alles klingt ſehr ernſthaft, und man kann wenigſtens wünſchen, daß Vincentio, der doch ſeine eigene verzeiherliche Natur kennen muß, die ihm ſtets verbietet ſeine Drohungen zur That zu machen, ſich des großen, nie zu misbrauchenden Ausdrucks „auf meine Ehre“ enthalten hätte.

§. 14.

Neben Iſabellens hoher und herrlicher, zarter und frommer Geſtalt ſehen wir Julia (Claudios Braut), anfangs nur einem unglücklichen lautloſen Schatten ähnlich, über die Bühne gehen. Wohl mag der Epheu ſich gern um ſtarke Bäume ſchlingen, doch wie übel iſt er daran, wenn er ſich um ein Gewächs windet, das nicht minder der ſteten Krafterneuerung von außen her bedarf! — Claudio hat ſie unglücklich gemacht, und ſelbſt des Troſtes bedürftig, vermag er keinen zu geben. Sie hätte ein Recht ihn gering zu achten, allein die Liebe kennt kein ſolches Recht, und weil ſie viel lauterer denkt und fühlt, wie er, wird ihre Liebe für ihn durch Mitleid nur noch feuriger. Der Dichter hatte nur eine einzige Scene (Act III., Sc. 1) für ſie aufzuwenden, aber für ihn genug, um ſie uns ganz deutlich zu zeigen. Sie hat nur aus Liebe und in der Liebe gefehlt, ſie will nicht ſich; Claudios Leben und Liebe allein iſt, was ſie begehrt. Wie ſchnell begreift ſie den herzoglichen Mönch, wie wohl ſteht ihr die Geduld, mit der ſie die eigne Schmach erträgt, wie fern iſt ſie, irgend etwas von ihrer Schuld abdingen zu wollen, da ſie ſogar ſo weit geht, noch größere auf ſich zu nehmen als er. Wie faßt ſie ſogleich das treffende Wort über die falſche Reue auf, die nur auf ſich ſelbſt ſchaut, nicht auf den Himmel, und nur von Furcht, nicht von der Liebe bewegt wird, u. ſ. w. Iſt es doch faſt, als habe Claudio die Tugend der Klarheit und Kraft lediglich ihr überlaſſen, in der Hoffnung, er könne ſich gelegentlich das Gehörige von ihr borgen. Wahrſcheinlicher aber iſt, daß er ſelbſt nie geahnet hat, was er in ihr beſitzt, denn in den Tagen guten Glücks mochte ſie vielleicht nur unſcheinbar durch das Leben gehn, und es bedurfte des Leidens, um ihre Vorzüge an den Tag zu bringen. Neben Iſabellen iſt ſie, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wie ein unglückliches, aber in der Reue wohlthuendes Geſpenſt bei einer blühenden Nymphe, die ſelbſt dem Geſpenſt zu neuem Leben verhilft.

§. 15.

In der Mitte ſteht Mariana mit dem ganzen Reiz des reinen Leidens. Keine Kälte und Härte Angelos hat ihr tief liebendes Gemüth von ihm abwenden können, ſie kann nur einmal lieben, und wie auch die Jahre vorüberſchleichen in ihrer ſchmerzlichen Einſamkeit; ihr Gefühl bleibt immer daſſelbe, immer neu, und wir nehmen um ſo innigern Antheil an ihr, da ſie einſt mit dem Statthalter ſchon wirklich verlobt war und ſich um deswillen als ſein betrachten durfte. Dieſen Umſtand hat auch der Herzog ſtets im Auge, und um deswillen glaubt er, daß ſie in Beziehung auf Angelo handeln dürfe, wie er ſie handeln lehrt. Es hat etwas beſonders Rührendes, wie ſie dem Mönch vertraut, der ihr als tröſtlicher Beichtvater gutmüthig und klug zuſpricht. Wir ſehen ſie zuerſt (Act IV., Sc. 1) ſchmerzlich und ſchweigend ſitzen, und vor ihr einen Knaben, der ihr ein Lied vorſingt. Still und wehmuthsvoll iſt das Lied, aber um ſo ſüßer für ſie; doch als ſie den Herzog erblickt, bittet ſie ihn um Verzeihung, daß er ſie bei Muſik treffe, nicht möge er ihr Herz verkennen, als wolle es ſich erfreuen, denn ihr werde nur der Schmerz gewährt. Vincentio ſcheint die rührende Sanftmuth dieſer Worte nicht recht zu verſtehen, denn er begnügt ſich aus ſeinem groſen Vorrathe von Sentenzen eine nicht ſonderliche hervorzuziehen, die von der Zauberkraft der Muſik redet, welche Böſes gut und Gutes böſe mache. Nur indem er dann ſogleich zum rein Praktiſchen und Hülfreichen übergeht, wird er wieder liebenswürdig.

Aber dieſes Lied, das ihr Shakſpeare geliehen — kaum mag ich ſagen, welch einen Zauber es für mich hat. Wohl iſt es gar köſtlich, wenn der Dichter einzelne Strophen ehrwürdiger und lieblicher alter Volkslieder ſeinen Perſonen leiht, oder wenn er eigens für ſie neue Geſänge dichtet; diesmal aber hat er Marianen eine Strophe aus einem ſeiner früheren poetiſchen Werke: „The passionate pilgrim“ gegeben, woraus man beinahe vermuthen ſollte, daß dieſes Gedicht ſeinem eignen Herzen theuer geweſen ſeyn muß:

Take, oh take those lips away
That so sweetly were forsworn;
And those eyes, the break of day,
Lights that do mislead the morn;
But by my kisses bring again,
Seals of love, but seal'd in vain.

Nur bis dahin ſingt der Knabe, und dieſe ſechs Zeilen ſind vielleicht die einzigen, die Shakſpeare, der ſich ſonſt nie wiederholt, zweimal geſchrieben oder gar hat drucken laſſen. Die zweite Strophe lautet:

Hide, oh, hide those hills of snow
Which thy frozen bosom bears,
On whose tops the pinks that grow,
Are of those that April wears.

But first set my poor heart free,
Bound in those icy chains by thee.

(S. die londoner Ausgabe der ſämmtlichen Shakſpeariſchen Werke v. J. 1823, S. 791).

Der Dichter durfte ſicher ſeyn, daß ſein Publicum auch dieſe Schlußſtrophe im Gedächtniſſe des Herzens haben werde, wir dürfen das nicht vermuthen, und deshalb ſetzten wir ſie auch hier hinzu, da ohnehin bekanntlich die nicht-dramatiſchen Werke des Dichters ſo ſelten geleſen werden *).

§. 16.

Daß ein Stück wie dieſes nicht ohne Kerker und Kerkermeiſter, Gerichtsdiener, Gefangne, ja ſogar nicht ohne einen Scharfrichter beſtehen kann, fällt in die Augen, und wir ſollen deshalb keinesweges Shakſpeares

---

*) An Ueberſetzungen des anmuthig rührenden Gedichts fehlt es uns nicht; ob ſie aber befriedigen, möchte ich bezweifeln. „Wend', o wende dieſen Blick“ u. ſ. w. iſt offenbar zu frei, und wenn auch nicht ohne Lieblichkeit, doch ohne die eigenthümliche Shakſpeariſche. — „Weg, o weg die Lippen dein“ u. ſ. w. hat eine verfehlte Naivetät, nicht ohne künſtliche Alterthümlichkeit, wird auch im weitern Verlauf ſpröde.

Bei einem ſo zarten Gedichte an den Ulyſſesbogen zu denken iſt wohl eben nicht Sitte, doch ſcheint es mir nicht unſtatthaft, da jener Bogen ohne Zweifel auch den feinſten Mittelpunkt des Ziels zu treffen vermochte. — Zum Glück beſitzen wir einige Dichter, denen es gelingen kann, ſobald ſie recht wollen.

Herablaſſung bewundern, ſondern nur anerkennen, daß auch er dieſe Nothwendigkeit anerkannte. Wohl mag er, und wir mit ihm, am liebſten in Hainen wandeln, wie die in „Wie es Euch gefällt“ und dem „Sommernachtstraum“, oder in Zimmern, wie die bei Viola und dem Junker Tobias, und in Schenken, wie die in den Heinrichen u. ſ. w.; hat er ſich aber einmal auf Verhältniſſe eingelaſſen, wie die in dem gegenwärtigen Stück, ſo ſind alle dieſe Kerkerſcenen gewiſſermaßen ſchon mitgegeben und in keinem Fall zu vermeiden. Angelo weiß in Allem, was ihn ſelbſt nicht unmittelbar betrifft, vollkommen was er will, wir ſollen an ſeine kalte Tyrannei und ſtarre Conſequenz vollkommen glauben, und wenn uns auch die Nähe des gutmüthigen Herzogs immer zu Hoffnungen für die beſſeren Gefangenen berechtigt, ſo ſoll ihr doch ſtets eine gewiſſe gerechte Beſorgniß vor Angelos raſch durchfahrender unſittlicher Kraft die Wage halten, bis Alles ſich am Schluſſe friedlich löſt.

Und warum ſollte auch die Poeſie Scheu tragen, ſich mit Kerkern und Kerkermeiſtern, ja mit Scharfrichtern einzulaſſen? Iſt hier etwa ihre Macht zu Ende, und vermag ſie nicht hier den Kern des Lebens zu entwickeln? Fürchtet ſie die Kellerluft u. ſ. w.? Welch ein feiger Gedanke! und doch wie häufig iſt er heut zu Tage (nur mit andern Worten) ausgeſprochen! wie manche neuere Dichter würden erſchrecken, wenn man ihnen zumuthen wollte, einen gutmüthigen und in der Gutmüthigkeit reflectirenden Kerkermeiſter, oder einen grellen Abhorſon, einen zum Thier herabgeſunknen unverbeſſerlichen Gefangnen Bernardin aufzuſtellen, ſie würden fürchten, der ſelige Kotzebue ſtrecke ſeine Hände aus dem Grabe hervor, und verlange ſein Eigenthum zurück. Mit nichten: wir ſehen, daß auch Shakſpeare dergleichen hat, und ſollten doch endlich den allereinfachſten Gedanken nicht mehr verſchmähen, daß jedes Wort und jede Scene gut iſt, ſobald ſie an ihrem rechten Orte ſteht, und für das Ganze nothwendig iſt *).

§. 17.

Dieſelbe Nothwendigkeit ſollen wir anerkennen in Beziehung auf die Scenen, welche von den niedrigen unſittlichen Perſonen, der Kupplerin und ihrem Diener,

---

*) Am allermeiſten aber ſcheinen ſich die neuern Dichter vor dem ſogenannten Gewöhnlichen zu ſcheuen, und vielleicht würde ſie keine Macht der Erde bewegen, etwa Folgendes zu ſchreiben: „Guten Morgen, Herr Hofrath, haben Sie wohl geruht?“ — „Faſt gar nicht,“ u. ſ. w. Es iſt freilich ſehr möglich, daß dieſe Frage in hundert Fällen unnöthig iſt; aber im hundert und erſten Falle iſt ſie vielleicht durchaus unvermeidlich, und folglich gut. Oder iſt es etwa ſchlechthin unmöglich, daß die traurige Schlafloſigkeit des trefflichen Raths wichtige Folgen habe?

Ob dieſe Bemerkung gerade hierher gehöre? ich glaube wenigſtens in ſo fern, als es gut iſt, von Shakſpeare ſo viel als irgend möglich, zu lernen.

ſo wie von dem einfältigen Conſtable und dem närriſchen Junker Schaum (Froth) gebildet werden. Der Dichter beginnt ſein Stück mit dem Geſtändniſſe des Herzogs, daß ſeine Nachgiebigkeit viel Unheil angeſtiftet habe, und daß die beſten Geſetze wie gutes Gewehr, das ungenutzt in den Rüſtkammern verroſte, keine Kraft mehr bewieſen. Dadurch iſt das Volk verſchlemmt, und lebt in unſittlichen Vergnügungen von einem Tage zum andern. So ſahen wir einen Theil des Adels, und ſo ſollen wir auch einen Theil der Bürger, die ſich zu niedrigen Hehlern verbotener Lüſte machen, ſehen, denn der dramatiſche Dichter ſoll nicht bloß reden laſſen, ſondern zeigen. Es kann vielleicht einigen Leſern vorkommen, als ſeyen die Auftritte mit Elbogen, Schaum u. ſ. w. etwas zu lang, allein ſie ſind ſo reichlich mit Naivetät und Humor ausgeſtattet, daß wir die Länge nicht bloß verzeihen, ſondern uns ihrer wahrhaft erfreuen. Auch die kürzeſte Scene ohne dieſen Witz und bloß ernſthaft und trocken würde unerträglich ſeyn, während hier der bloße Gerichtsdiener Elbogen (vielleicht ein Abkömmling des trefflichen gutmüthigen Dummkopfs Dogberry in „Viel Lärm um Nichts") und der bis zum Ueberſchwang beredte Rüpel ſchon hinlänglichen Stoff zur Ergötzung gewähren. Die Schilderung der Sünde in ihrer Nacktheit würde hier den widerlichſten Eindruck machen; mit überſchauendem Humor gezeichnet wirkt ſie Abſcheu, aber ohne Ekel, und der Leſer wird nicht mit zu großem unnützen

Mitleid über das thörichte Geſindel geplagt. Deshalb fehlt es aber nicht an dem tiefern Ernſt, und ich geſtehe, daß mir z. B. dieſer Junker Schaum, der ſo aufgeſchwemmt, verblaſen und verblaßt, ſo ſündhaft verdummt und verdutzt daſteht, wie ein eben ſo lächerliches als furchtbares Bild erſchlaffter Unſittlichkeit erſcheint.

Wir wiſſen Alle, wie häufig uns in neuern Zeiten „Nebel“ ſtatt „Leben“ von den Dichtern geboten worden iſt, gleichſam als hätten ſie das Leben zurückgeleſen, um es ſich in dieſer Verkehrtheit deſto bequemer zu machen. Man ſolle aber nicht bequem ſeyn, ſondern den Nebel wieder zurückleſen; und nicht bloß das, ſondern in das Leben ſich wieder zurückleben. Hier geht nun Shakſpeare abermals mit dem ſchönſten Beiſpiel voran, und wir verweilten deshalb mit beſonderer Liebe bei einem Stücke, das überall Leben und Charakter bietet.

XXXVI.

Das Luſtſpiel der Irrungen.

§. 1.

Ehe wir zu dem Genuſſe gelangen, den dieſes mit beſonderer (oft gelobter, oft aber auch als „Künſtlichkeit“ getadelter) Kunſt verfaßte Luſtſpiel gewähren kann, müſſen wir erſt, wie mich dünkt, die Grundlage des ganzen Werks unterſuchen. Es iſt bekanntlich die große Aehnlichkeit in der Geſichtsbildung und der ganzen körperlichen Haltung von zwei Zwillingsbrüdern, die in früher Jugend getrennt, plötzlich an einem Orte, ohne daß ſie es ahnen, zuſammenkommen, wo dann jene Aehnlichkeit eine Menge von luſtigen und ernſten Verwirrungen veranlaßt. Es iſt freilich nicht zu läugnen, daß die körperliche Bildung eines Menſchen mit der eines andern eine auffallende Aehnlichkeit haben könne, die im gewöhnlichen Leben, und weil die Menſchen in der Regel ſich nicht wohl auf das beſtimmte Anſchauen verſtehen, leicht täuſchen kann. Iſt nun vollends wie hier von Zwillingsbrüdern die Rede, die ſich wohl gar in liebender Sehnſucht aufſuchen, ſo gewinnt die Sache etwas Rührendes, vorzüglich durch den naheliegenden einfachen Gedanken an die Myſtik der Natur, die der Dichter ſelbſt anzudeuten ſcheint *).

Das iſt aber auch Alles, was ich für die Grundlage des Stücks zu ſagen vermag, denn ſie ſcheint mir unter allen die ſchwankendſte, die Shakſpeare je erwählt hat. Wir wiſſen Alle, daß kein Baum, keine Blume, kein Blättchen dem andern gleich iſt; und ein Menſch, der ja eben geſchaffen wurde, um die ganze Natur zu beherrſchen, ein Menſch, deſſen ſchwächſte Seelenkraft ein höheres Zeichen der Allmacht und der Güte Gottes iſt, als die Schöpfung von Sonne, Mond und Sternen — ſollte dergeſtalt der Natur untergeordnet ſeyn, daß ſie ihn einem andern Menſchen völlig gleich ſchaffen könnte?

§. 2.

Wir wollen immerhin einräumen, daß die Architektonik eines Körpers und ſelbſt des Geſichts der andern

---

*) So ſagt Antipholis von Syrakus, ſobald wir ihn ſich ſelbſt allein gegenüber ſehen:

I to the world am like a drop of water,
That in the ocean seeks another drop;
Who, falling there to find his fellow forth
Unseen, inquisitive, confounds himself u. ſ. w.

Ich bin in der Welt wie ein Tropfen Waſſer, der in dem Ocean einen andern Tropfen ſucht, und hineinfallend ſich ſelbſt verliert, ohne den andern zu finden. (Act I., Sc. 2.)

ſehr ähnlich ſeyn könne; aber auch nur dieß und nichts weiter. Dieſer Bau des Geſichts und allenfalls des ganzen Leibes kann hier nicht entſcheiden, denn jedes Individuum giebt durch ſeine Geiſtesrichtung ihm eine ganz andre Bedeutung, und mithin ein ganz andres Ausſehen. Dieſes letzte Wort iſt hier von wahrem Gewicht, und die gewöhnliche Redensart: „Wie ſieht der Menſch aus?“ macht der deutſchen Sprache große Ehre, weil ſie den Fragenden belehrt, wonach er eigentlich zu fragen habe. Was aus uns heraus ſieht, giebt allein das Bild und zwar das rechte Bild, was leider ſelbſt die meiſten Portraitmaler unrichtig auffaſſen, da ſie theils nur jene Form des Baues, oder wenn es hoch kommt, nur die Richtung eines vorübergehenden Moments darzuſtellen pflegen. Wenn aber der Geiſt und der ſcharfbegrenzte Charakter allein über jenes Ausſehen entſcheidet, ſo kann niemals Gleichheit und ſelten nur täuſchende Aehnlichkeit ſtatt finden. In dieſer tiefern Hinſicht ſieht deshalb jeder Menſch gerade ſo aus, als er ſeiner ganzen innern Natur nach ausſehen kann, weshalb auch z. B. ein rein tugendhafter helldenkender und heiterer Menſch niemals häßlich „ausſehen“ wird, möge auch ſeine Geſichtsbildung noch ſo viel zu wünſchen übrig laſſen, denn wir werden ſie entweder vergeſſen über jenem Ausſehen, oder auch ſie wird durch daſſelbe geadelt werden. Es kommt deshalb auf das Maß der Fähigkeiten des Betrachters an, auf die Kunſt des äſthetiſchen Schauens und Durchſchauens an, um ein reines Bild zu empfangen.

§. 3.

Marcus Accius Plautus, der Allen wohlbekannte altrömiſche Luſtſpieldichter, iſt ohne Zweifel einer der erſten geweſen, der dieſe ſo eben kurz angedeutete Anſicht nicht ſtreng gehabt zu haben ſcheint. Er iſt jedoch durch einen glücklichen Zug des Talents auf den Weg gerathen, jene innere Unwahrſcheinlichkeit des Stücks, wenn auch nicht ganz aufzuheben, doch zu verhüllen. Seine beiden Zwillingsbrüder (die Menächmen) können allerdings einander ziemlich ähnlich ſehen, denn ſie kommen wenigſtens in den gröbern Richtungen ihres Charakters ſchlimm genug überein. Der eine iſt ſo geruhig unſittlich, daß er kein Bedenken trägt, ſeiner eignen Frau einen Mantel zu ſtehlen, um ihn einer Geliebten von der üblern Gattung zu ſchenken. Der andre Bruder übertrifft ihn noch wo möglich, indem er ſich nicht bloß die zärtliche Aufnahme, die ihm bei der im Schauen ungeübten Buhlerin zu Theil wird, ohne Scrupel gefallen läßt, ſondern auch jenen fatalen Mantel nebſt einigen goldenen Spangen ohne Sorge ſich zueignet. Leute ſolcher Art ſind allerdings einander ſo ähnlich, wie etwa ein Unkraut dem andern. Dennoch ſcheint mir, daß auch hier die Hauptſache in der Unwahrſcheinlichkeit mehr verhüllt, als wirklich beſeitigt werde, denn immer wird ſich uns doch die Frage aufdrängen: „wie iſt es mit dem Blick des Auges? wie mit einzelnen Gebehrden? wie mit der Sprache? u. ſ. w. Indeſſen ſtimme ich, wie billig, gern dem größten Theil des Lobes bei, das ſo manches Jahrhundert dem alten redlichen Römer für ſein Stück brachte. Er hat es ſich ein wenig bequem gemacht, es kommt ihm auf einige Breiten nicht an, und ſeine Spaßhaftigkeit iſt nicht immer Witz; dafür aber bewegt er ſich auch recht frank und frei alterthümlich derb, und verbreitet wenigſtens in manchen Scenen ein Wohlbehagen um ſich her, wie es in ihm ſelbſt zu wohnen ſcheint.

§. 4.

Was aber hat Shakſpeare aus dieſem Stoffe gemacht? Wollte er ihn einmal faſſen, ſo konnte auch er jene innere Unwahrſcheinlichkeit nicht ganz tilgen, ja er hat ſie in einem gewiſſen Sinne erhöht, indem er den freien Zwillingsbrüdern auch zwei Zwillingsſklaven zugeſellt. Schlegel ſagt: „wenn man erſt einmal etwas an das Unglaubliche Grenzende zugegeben habe, ſo werde man um das Zweite nicht handeln.“ Ich glaube ſogar, man werde dadurch abgehalten, an die einzelne Unwahrſcheinlichkeit zu denken, wenn uns der Dichter ſogleich in eine Welt zu treten einlädt, in der einmal ein großes Wunder ſich ereignet hat. Gelingt es dem Dichter, uns bereitwillig zu machen, ein ſolches Wunder zu glauben, ſo hat er für Alles, was aus jenem Wunder fließt, gleichfalls unſre Beiſtimmung gewonnen. Um aber mit einem ſolchen Wunder Eingang zu finden, bedarf es, wie mich dünkt, einer beſondern Feierlichkeit. Plautus hat ſich darüber hinweggeſetzt, und da er nur ein kleineres Wunder zu glauben dem Zuſchauer anſinnt, ſo hat er die ganze Sache in einem bequem weitläufigen, aber gutgelaunten Prolog abgemacht. — Auch Shakſpeare liebt — und gewiß mit Recht — die Prologe; er verſchmäht ſie aber da, wo ſie bloß den ſich bequem gehen laſſenden Dichter bezeichnen würden.

§. 5.

Wir ſehen bei ihm zuerſt einen Greis, Aegeon aus Syrakus, der nach Ephesus verſchlagen iſt, daſelbſt zum Tode führen, weil zwiſchen beiden Städten ein barbariſch-feindſeliges Verhältniß waltet, das ſelbſt des Einzelnen nicht ſchont, und der arme alte Mann das Löſegeld von tauſend Mark, mit dem er ſein Leben retten könnte, nicht aufzubringen vermag. Der Herzog von Ephesus, der mit erſcheint, und wie etwa ein arabiſcher oder indiſcher Fürſt, nichts lieber hört als abenteuerliche Geſchichten, befragt den ſyrakuſiſchen Kaufmann um die ſeinige, und der Leſer und der Zuſchauer theilt in Mitleiden für den Greis die Neugier des Prinzen. So vernehmen wir mit Theilnahme jenes Wunder von der Geburt zweier ſich völlig ähnlich ſehender Zwillingspaare, und ehe wir noch recht Zeit gewinnen, die Sache zu bezweifeln, reißt uns die Geſchichte von dem wunderbaren Schiffbruch, der, das Fahrzeug in der Mitte zerreißend, Eltern, Kinder und Diener trennt, zu einem Mitleiden hin, das ſtärker iſt als jener Zweifel. Unſer Mitgefühl wird erhöht, wenn wir vernehmen, daß nunmehr die Sehnſucht die ſich Suchenden von Land zu Land treibt, bis endlich ſelbſt der alte Vater, die Verlaſſenheit und Einſamkeit nicht länger tragend, ſich gleichfalls auf den Weg macht, und nach fünfjährigem Suchen in dem fernſten Griechenland und Aſien nach Epheſus getrieben wird, wo ihn ein ungeahnetes Geſchick ergreifen ſoll. Der Fürſt, abermals nicht unähnlich jenem in „Tauſend und einer Nacht," ſchenkt ihm zum Dank für ſeine Geſchichte noch einen Tag das Leben, und befreit uns dadurch von der Sorge für den Alten, denn wir ahnen bald, daß ſich der verworrene Knäul ſeines Geſchicks (den uns aber der Dichter mit der größten Deutlichkeit gezeigt hat) ſich hier befriedigend löſen werde. —

§. 6.

Jetzt hat der Zuſchauer den Ariadne's-Faden in der Hand; wie ſich auch das Labyrinth verſchlingen möge, er wird ſich nie verirren können, und wenn ſich auf einem dunkeln Grunde nunmehr das luſtige Gewebe des Zufalls und der neckiſchſte Wirrwarr entfaltet, ſo kann dadurch die Ergötzung nur erhöht werden. Die beiden Sklaven Dromio ſind in ihrer witzigen Naivetät und derber, viel vertragender Luſtigkeit ganz geeignet, die zu große Theilnahme zu lindern, die wir ſonſt vielleicht für die beiden Antipholus empfinden könnten. Dazu läßt es indeſſen auch die ungemeine Raſchheit, mit der die Verwirrungen in den erſten Acten ſich häufen, nicht kommen, bis endlich der Wirrwarr dergeſtalt ſteigt, daß die Perſonen, faſt wie von einem tragikomiſchen Dämon beſeſſen, durch einander geworfen werden. Gezogene Schwerdter, Hülferuf, Verdacht des Wahnſinns, Flucht in die Freiſtatt eines Kloſters u. ſ. w., das Alles läßt uns endlich den Gipfel der Irrungen ahnen, wo dann für die Erſchöpften nothwendig ein Ruhepunkt eintreten muß. Man ſammelt ſich wieder, erzählt ſich unter den Auſpicien des Herzogs ſelbſt, der als eine ſtattlich fürſtliche Perſon durchaus keinen Wirrwarr leiden mag, die näheren Umſtände, erkennt ſich und freut ſich. Vortrefflich iſt es, daß die beiden Zwillingspaare wirklich am Schluſſe zuſammen kommen, und ſich einander anſchauend gleichſam im Spiegel beſehen *). Hier belä-

---

*) Bekanntlich kommen auch die Plautiſchen Menächmen am Schluſſe des Stücks zu gleicher Zeit auf die Bühne, wobei der alte Dichter leichtes Spiel hatte, da die Masken der Brüder die Täuſchung beförderten. In neueren Zeiten hat man das Zuſammenführen der Beiden nicht mehr gewagt, da die materielle Aehnlichkeit nicht mehr ſo zu erreichen iſt, wie ehedem. Vielleicht thäte man doch beſſer, der Fantaſie des Zuſchauers etwas mehr zuzumuthen, als ihn in dem ängſt-

chelt ſich das Stück gleichſam ſelbſt, und wenn etwa dabei wieder jene oben bezeichnete Unwahrſcheinlichkeit in der Grundlage deſſelben an den Tag kommen ſollte, ſo iſt wenigſtens die Aufrichtigkeit des Dichters zu loben, der ſeiner höhern Macht bewußt, nichts hat vertuſchen wollen, um ſich leichteres Spiel zu machen. Der gute Aegeon findet in der weiſen Aebtiſſin ſeine verlorene Gattin und freut ſich mäßig wie ein alter Mann des wieder gewonnenen Lebens. Die beiden Antipholus ſind vielleicht durch die letzten Scenen zu angegriffen, um ihre freudige Rührung ſogleich zu zeigen. Die wahre Freude fühlen und ſprechen aus nur die beiden Dromio's, die ſich dabei mit einer Liebenswürdigkeit gebehrden, welche bei dem Leſer die angenehmſte lächelnde Rührung hervorbringt. Das Vergnügen des einen an der Geſtalt des andern, die Freude, daß man doch ein „hübſcher Kerl" ſeyn müſſe, weil ja das brüderliche Spiegelbild

---

lichen Gefühl zu laſſen, daß ein Schauſpieler, ſey er auch noch ſo vortrefflich, durch die Uebernahme von zwei oder mehrern Rollen dem Dichter aus der Noth helfen mußte, denn je mehr wir dabei die Mimen bewundern, je mehr fühlen wir auch die Gebrechlichkeit der Grundlage des Stücks. — Am Schluſſe wirkt jene Zuſammenkunft, ſelbſt wenn das Auge des Zuſchauers nur eine Obenhin-Aehnlichkeit bemerken ſollte, gewiß erfreulich, und der Dichter iſt ſie ihm gewiſſermaßen ſchuldig. Hat er aber auch dieſe Schuld abgetragen, ſo kommt ihm unſre Fantaſie ſchnell zu Hülfe und wehrt die Entwürfe des einſeitig reflectirenden Verſtandes ab.

ſo hübſch iſt, die Bereitwilligkeit, mit der einer dem andern das Recht der Erſtgeburt zuerkennen will, und da dies nun einmal auf hiſtoriſchem Wege nicht auszumachen iſt, der Vorſchlag das Loos entſcheiden zu laſſen und „Halme zu ziehen,“ endlich der Entſchluß, Arm in Arm und Hand in Hand geſchlungen, keiner vor dem andern zu gehen; — das Alles giebt dem Leſer einen ſo reinen Genuß, daß das Stück nicht ſchöner ſchließen konnte.

§. 7.

Würde wohl das Spiel des nur von außen her kommenden und bloß äußerlich wirkenden Zufalls, und eine Reihe von ſolchen Verwirrungen (möchten ſie auch noch ſo kunſtreich an einander gereiht ſeyn) einen Eindruck gewähren, wie das ächte Luſtſpiel ihn bereiten ſoll? Gewiß nicht. Wir würden vielleicht anfangs lächeln oder auch wohl lachen, ſpäter aber entweder Ermüdung fühlen oder wohl gar entrüſtet werden, denn der Menſch will nun einmal nicht, daß der bloße Zufall herriſch mit dem Menſchen ſpiele, und es verdrießt ihn, wenn die bloße Natur ſich ein Recht anmaßt, das ihr nicht zukommt, wir wollen es nun einmal ſchlechthin nicht haben, daß der Menſch mit ſeiner göttlichen Abkunft in einem Wirrwarr umhergetrieben werde, dem er nicht entfliehen kann, und es iſt deshalb, will uns der Dichter auf ſeiner Seite behalten, nothwendig, daß die äußerliche Verwirrung durch eine *innere* motivirt werde. Iſt der Menſch von dieſer letztern nicht frei, ſo giebt er dadurch *ſelbſt* den äußern Dingen eine höhere Macht als ſie ſonſt haben, und wenn er in einem ſolchen Zuſtande von dem Wirbelwinde des Zufalls erfaßt wird, ſo finden wir dies ſehr natürlich und dürfen ungeſtört lächeln über die ſeltſamen Scherze, die jener Zufall mit ihm treibt.

An einer ſolchen innern Motivirung der äußerlichen Verwirrungen fehlt es wenigſtens bei den Hauptperſonen im Stücke nicht. Betrachten wir deshalb dieſen Umſtand, der das ſhakſpeariſche Luſtſpiel weit über ſein Vorbild ſetzt, ein wenig näher.

§. 8.

Adriana, die Frau des epheſiſchen Antipholus, hat manche anziehende Eigenſchaften, die das Glück eines Gatten machen könnten, ſie liebt ihn mit dem ganzen Feuer der Jugend, iſt innerlich und äußerlich wohlgebildet, ſorgſam und häuslich; aber alle dieſe löblichen Einzelnheiten haben keinen rechten Zuſammenhang, und können ihn nicht haben, da ihr das Beſte fehlt, das unbedingte Vertrauen zu dem Ehemanne. Dieſer hat als Kaufmann gar viele Geſchäfte: das weiß ſie ohne Zweifel recht wohl, kommt er aber ein wenig ſpät zu Tiſche, ſo fällt ihr der Gedanke ein, es könne doch auch wohl irgend eine zerſtreuende Herzensangelegenheit ihn aufgehalten haben. Dadurch wird ſie verdüſtert, und er begreiflicherweiſe noch mehr. Er hat mit manchen Frauen Umgang, wie das Leben und der geſellige Geiſt es fordern, unter dieſen iſt gewiß die Mehrheit ſittlich und anſtändig, obwohl es auch nicht an einigen andern fehlt, die von der Strenge des Geſetzes etwas abbrechen möchten. Bis jetzt iſt er noch kaum auf den Gedanken gekommen, irgend Eine beſonders auszuzeichnen, er weiß bloß, daß dieſe und jene Intereſſe für ihn hat, und falls er nur bitten wolle, die Erhörung nicht ausbleiben werde. Er iſt — inſoweit ſein ſanguiniſches Temperament es zuläßt — treu, er mag nur nicht genirt ſeyn, iſt gern mit guten Freunden heiter, beſonders bei der Mahlzeit, die er, wie jeder gebildete Menſch, der muntern Unterhaltung willen, liebt und verlängert; aber er kommt gewiß nur ſelten zu dieſen ſchuldloſen Freuden, denn die Frau will ihn ganz allein haben, und ihre Schweſter Luciana iſt bis jetzt die Einzige, die ſie als Nebenbuhlerin nicht ſcheut. Aber auch mit *dieſem* verdienſtloſen Vertrauen ſteht es nicht ſonderlich, denn ſpäterhin verfolgt ſie auch dieſe mit ihrer eben ſo rührenden als lächerlichen Eiferſucht. So hat Antipholus ſie erkannt, und ſo lernen auch wir ſie durch wenige Worte ihres Gatten kennen. „Meine Frau — ſo ſpricht er zu dem Goldſchmidt-Angelo — iſt verdrießlich (shrewish), wenn ich nicht zur gewohnten Stunde komme. Sagen Sie, ich habe mich bei Ihnen in Ihrer Werkſtatt aufgehalten, um zuzuſehen, wie an ihrer Halskette gearbeitet wird, die Sie ihr morgen bringen wollen.“ (Act III., Sc. 1.)

§. 9.

So weit alſo wäre es ſchon gekommen! — Die Frau hat nicht bloß Unrecht, ſondern ſie iſt auch in ihrem Unrecht noch verdrießlich, und mit dieſem Einen Worte iſt ein wahrer Abgrund von Elend bezeichnet, denn wir ſehen wohl mit Recht in der Verdrießlichkeit einen der unwürdigſten Zuſtände, in dem wir uns befinden können, da er ein Nichtwiſſen unſers Wollens verräth, woraus zuletzt auch ein Nichtwiſſen deſſen, was wir nicht wollen, entſtehen kann. — Und der arme Mann hat ſich darein ergeben! höchſt merkwürdig bei einem Antipholus, deſſen Temperament wir kennen. Aber der Dichter wußte wohl (was etwa zwei Jahrhunderte ſpäter auch Jean Paul im Siebenkäs behauptet hat), daß gegen eine verſtimmte und verdrießliche Frau kein Mann auf die Länge aushält, da es (wie ich hinzufügen möchte) ſchwerlich eine hinreichende Waffe giebt gegen die Conſequenz in der Inconſequenz der Verdrießlichkeit. Antipholus ſieht ſich nach einer ſolchen Waffe um, und findet — ſchwach genug — keine andere als die Lüge; er hat nicht den Muth, ſeiner Frau zu ſagen, daß vielfache Geſchäfte ihn verhindert haben, früher zu kommen. Das würde ſie vermuthlich nicht glauben, darum will er, um nur ſchnell des fatalen Eiferſuchtgeſprächs, das ihm droht, überhoben zu ſeyn, — lügen, und der Goldſchmidt ſoll es ihm gleichermaßen zu Gefallen thun. Heute liegt ihm auch beſonders viel daran, daß Andriana guter Laune iſt, denn er bringt Geſellſchaft mit, deren Humor meiſt von dem der Wirthin abhängt.

Während deſſen hat Adriana den ſyrakuſiſchen Zwillingsbruder ihres Gatten bei ſich aufgenommen, denn ſie hat trotz ſeines ſeltſamen Betragens und ſeiner Proteſtationen in ihm ihren Gatten zu finden geglaubt, mit dem ſie jetzt zu Tiſche ſitzt. Wir fragen mit Recht, ob das möglich ſey, beſeitigen aber allen Zweifel, wenn wir eben erwogen haben, welche Frau dieſe Adriana ſey, und welche leidenſchaftlich getrübte Augen ihm am Tiſch gegenüber blicken. Der arme Epheſier Antipholus ſteht indeß mit Balthaſar und Angelo vor der Thür und complimentirt auf die würdevollſte und zierlichſte Weiſe über die Leckerbiſſen und Nicht-Leckerbiſſen, ſo wie über die ganze Aufnahme, welche die Geſellſchaft in ſeinem Hauſe zu erwarten habe, worauf natürlich nicht minder zierliche und — langweilige Antworten folgen. Nun ſollten freilich die Menſchen von dergleichen gar nicht reden, außer etwa, wenn die Mahlzeit und die Unterhaltung vorüber iſt, wo dann immerhin ein billig kritiſches Gericht, doch wo möglich nur in einem zweizeiligen Epigramm, gehalten werden mag. Indeſſen lieben nun einmal die meiſten Menſchen jene von nichts ausgehenden und zu nichts führenden complimentirenden Redensarten, und ertragen gern jede Langeweile, wenn ſie ihnen nur ehrenhalber gemacht wird, weshalb denn auch unſer Dichter mit liebenswürdig gelaſſener Ironie die Sache ſchildert wie ſie eben liegt, damit wir uns im Spiegel beſchauend uns ſelbſt ein wenig belächeln mögen.

§. 10.

Als nun endlich die drei Männer der leeren Worte überdrüſſig geworden ſind, und die nöthigen Schritte thun, um zu der vielbeſprochnen inhaltſchweren Mahlzeit zu gelangen, ſiehe, da iſt, wie der Zuſchauer längſt wußte, und die komiſche Scene vorherſah, die Thür verſchloſſen; an eine Verſtändigung iſt nicht zu denken, und es tönt nur eine ungeheure Scheltwörter-Fülle von dem Fenſter herab auf die händelſüchtigen Tagediebe, die ſogar die ſchöne Pflicht der Bürgerruhe bei der Mittagsmahlzeit zu ſtören wagen. Es giebt kaum eine tragiſchere, oder auch, je nachdem es fällt, komiſchere Situation, als auf einer ungaſtlichen Schwelle vor einer hart verſchloſſenen Thür, beſonders wenn der Hunger mit im Spiele iſt, der nur jenſeit derſelben geſtillt werden mag. Iſt es aber vollends der Hausherr ſelbſt, der vor ſeiner zauberiſch verwandelten Thür alſo ſtehen muß, ſo verſchlimmert ſich die Situation auf eine bedenkliche Weiſe, und je herzlicher wir lachen, je mehr miſcht ſich auch eine gewiſſe Beſorgniß ein, daß der ſo ſchnöde behandelte Hausherr nun auch ſeinerſeits die Tramontane verlieren werde. Sein Rath, obwohl im höchſten Zorn gefaßt, die Thür mit Gewalt zu erbrechen, iſt in der That noch der beſte; aber der feine Balthaſar ſcheut das Aufſehn am hellen Tage, und Antipholus läßt ſich leider von ihm bereden. Die geöffnete Thür würde ihm den Bruder gezeigt haben, und der ganze Wirrwarr hätte ein baldiges Ende gefunden.

Jetzt aber; wohin nun? zu Mittage muß doch geſpeiſt werden, und zwar nicht auf gewöhnliche Weiſe in einem unſchuldigen Wirthshauſe, Antipholus will jetzt der Gattin einen Poſſen ſpielen. Er kennt ein Frauenzimmer, das hübſch und witzig, munter und doch artig iſt. Oft ſchon hat ſeine Frau ihm den Umgang mit ihr vorgeworfen, bis jetzt *ohne allen Grund*; nun aber will er wirklich zu dem Mädchen gehen, bei ihr eſſen, und ihr noch obendrein eine goldene Kette ſchenken, die ſich mehr für die Frau geeignet hätte. Man ſieht: wahrhaft böſe meint er es auch jetzt noch nicht, wie *er* die Dame ſchildert, iſt es eben keine Sünde, ſie freundſchaftlich zu beſuchen, und bei ihr zu ſpeiſen; aber diesmal weiß die Ehefrau doch beſſer Beſcheid, denn *ſie* und der *Dichter* — bereits im Perſonenverzeichniſſe — nennen ſie eine Buhlerin (a courtezan), und es klingt nicht fein, daß dieſe Perſon ihre Wohnung in einem Wirthshauſe aufgeſchlagen hat, welches den gefährlichen Namen „das Stachelſchwein" (the Porcupine) im Schilde führt. — Jetzt da wir ſo unterrichtet worden ſind, iſt ein Beſuch bei ihr ſchon ein Vergehen, und auf dieſe Weiſe wird auch Antipholus der Macht des äußerlichen Zufalls unterthan.

§. 11.

Nehmen wir aber dieſe Verhältniſſe in einem ſo muthwilligen Luſtſpiele nicht gar zu genau, oder wohl gar zu ernſt? Ich habe mich ſchon früher erklärt, was ich von dem Ernſt, der keinen Scherz, und von dem Scherz, der keinen Ernſt kennt, halte; diesmal aber kommt mir Shakſpeare dergeſtalt zu Hülfe, daß, wer nur irgend ſehen will, auch ſehen muß, es ſey des Dichters wahre Abſicht: wir ſollen dieſe Verhältniſſe ſo genau nehmen. Er hat in der Perſon der Aebtiſſin nicht bloß eine ſehr kluge und wohlgeſinnte Dame geſchildert, ſondern ihr auch beträchtlichen Raum gegönnt, eine mit praktiſchem Verſtand überfüllte Predigt zu halten. Wie ein guter und ſanfter Criminalrichter, weiß ſie Adrianen zum Selbſtgeſtändniſſe der eigenen Schwächen, gleichſam als ſeyen es Tugenden, zu veranlaſſen, um dann mit dem wohlgeordneten Feuer ihrer Beredtſamkeit die Frau anzudonnern, die allerdings in Gefahr iſt, ihren Mann vor lauter Liebe umzubringen. — „Das giftige Geſchrei einer eiferſüchtigen Frau — verſichert die ruhig docirende Matrone — verwundet tödtlicher als der Zahn eines tollen Hundes. Du geſteheſt, daß Deine Vorwürfe ihn um den Schlaf gebracht haben, daher kam es, daß ſein Kopf ſchwindelte (thereof comes it that is head is light). Du ſagſt, Du habeſt ihm ſeine Speiſen mit Vorwürfen gewürzt; unfriedliche Mahlzeiten aber verurſachen ſchlechte Verdauung, daher das wilde Feuer des Fiebers, und was iſt Fieber anders als ein Anfall von Raſerei?" u. ſ. w. Sie iſt bei weitem noch nicht fertig, und Shakſpeare iſt gerecht und gütig genug, ihr für dieſe moraliſch-mediciniſche Vorleſung die wohlklingendſten Verſe zu leihen. Sie ſteht auf dem Katheder der Erfahrung und predigt; nicht weil etwa der Dichter ſubjectiv Luſt hatte, ſeine Anſichten von weiblicher Eiferſucht an den Tag zu bringen, ſondern weil es hier gerade am rechten Orte war, und ſie durchaus nicht anders konnte, als jenen Vortrag halten. Gut und rührend iſt es, daß die Schweſter Luciana, die ihr ſonſt oft genug unter vier Augen ähnliche Dinge — obgleich nicht ſo gründlich — geſagt hat, ſich dennoch jetzt ihrer annimmt; denn was ſich unter einander liebt, will ſich auch nur unter einander ſchelten, und kein Dritter ſoll ſich darein miſchen. Adriana indeſſen, von der Wahrheit ergriffen, neigt ſich zur Selbſterkenntniß, wohl ahnend, daß nur wer recht und gut ſchelten kann, auch zu helfen und zur gehörigen Zeit zu loben bereit ſeyn werde.

§. 12.

Antipholus von Syrakus hat bei allem ſchlimmen Wirrwarr, der ihm in dem zauberiſchen Ephesus begegnet, doch das Glück, Lucianen zu finden, und ſich in ſie zu verlieben, das Beſte, was ihm widerfahren kann, damit ſein poetiſch-ſchönes aber trauriges Gleichniß vom Waſſertropfen (ſ. §. 1.) nicht wirklich an ihm erfüllt werde. Um jener zarten Wehmuth willen, mit der er den verlornen Bruder ſucht, wünſchen wir ihm den Halt, den hinfort die ſtattliche Luciana bilden wird.

— Zarte Wehmuth? Dieſer Syrakuſer, der oft ſo trefflich, ja ſo ausgelaſſen, und leider ſogar zuweilen über die Linie hinaus zu ſcherzen verſteht? wenn er z. B. an den Diener eine gewiſſe Gattung von „geographiſchen" Fragen richtet, bei denen nicht bloß zarte Zuhörerinnen, ſondern auch ſtarke Zuhörer ſelbſt ſich erröthend abwenden möchten? Aehnliche Zweifel ſind in dieſem Buche ſchon beantwortet worden, und zwar im Allgemeinen durch die Erinnerung an den Reichthum der Menſchennatur, die nur leider ſo oft von den Dichtern eng und arm gemacht worden iſt. Hat Cajus einmal bei ſeinem Auftreten ein tiefſinniges oder wehmüthiges Wort ausgeſprochen, ſo legt ihm auch der Poet das Geſetz auf, fünf Acte lang ſo fortzufahren, und das Thema zu gloſſiren. Darauf bildet er ſich nicht wenig ein, nennt es Conſequenz in der Charakterdarſtellung, und der Zuſchauer, der ſich doch bei einem bloß wehmüthigen Komödiencharakter ohne Zweifel ſchon im zweiten Acte herzlich langweilt, läßt ſich ſeine Leiden nicht merken, da er doch den Troſt hat, ſich nach Regeln zu ennuiren. In der Natur ſteht und geht freilich Alles anders, und es iſt z. B. ein weinendes Kind dem Lachen nicht bloß überhaupt nahe, ſondern auch viel näher als ein bloß trocken ernſtes. Das giebt der Poet auch allenfalls zu, aber auf ſeine eignen poetiſch-kritiſchen und kritiſch-poetiſchen Anſichten darf das keinen Einfluß haben, und es ſchickt ſich durchaus nicht, daß ein Jüngling, der, ſeinen Zwillingsbruder ſuchend, ſanft traurige Betrachtungen macht, ſpäterhin muthwillige Scherze herumflattern laſſe.

§. 13.

Auch den Syrakuſer Sklaven Dromio ereilt in Epheſus ein eben ſo furchtbarer als komiſcher Dämon, indem die ſchauerlich liebende Köchin, eine vom Küchenfeuer ſtatt des hölliſchen beleuchtete Furie, ihn für den Geliebten ihres Herzens (den epheſiſchen Dromio) anſieht, und ihre Anſprüche — wir zweifeln, daß ſie legal gegründet ſind — auch bei ihm geltend machen will. Dennoch ahnen wir, daß dieſe Leiden den armen Dromio nicht ganz unverſchuldet treffen, ſchon um der ungemeinen Lascivität willen, mit der er von ihnen redet *). Eine ſtren-

---

*) Auch im Trauerſpiel ſollen wir, dünkt mich, das Maß des Leidens nicht nach dem Maß der Schuld berechnen. Auch möchte ſich leicht erweiſen laſſen, daß wir das Mehr oder Weniger Sünde ſelten oder nie real beſtimmen können. Eine einzige durch Altersſchwäche vielleicht zu entſchuldigende Thor-

gere Motivirung zu verlangen, würde nicht bloß unpoetiſch, ſondern antipoetiſch ſeyn, und das Luſtſpiel überhaupt um ſeinen Zauber bringen.

So gründlich geſtützt, würde das Stück ſchon durch ſich ſelbſt, ſeine Handlungen und Begebenheiten wohl beſtehen und ein dauerndes Glück machen, allein der Dichter hat in ſeiner fröhlichen Freigebigkeit auch noch ein gar überreiches Füllhorn von Charakter- und Wortwitz über das ganze Drama ausgeſchüttet. Welch ein köſtlicher Mann iſt dieſer Pingh! („Klemm," „Kneip," „Zwick," oder wie man ihn ſonſt mit einem einſylbig ſchrillenden Worte bezeichnen mag) Schulmeiſter, Doctor und Geiſtesbeſchwörer. Er ſteht ſo ſicher in ſeiner Größe, daß er ſich keinesweges vordrängt, ſondern ruhig abwartet, bis man ihn ruft. Der arme Antipholus von Ephesus wird von Adrianen für verrückt erklärt, und Kneip ſoll entſcheiden, ob dem alſo ſey. Zuerſt fühlt er den Puls, ob etwa ſanfte Mittel taugen mögen, ſieht aber ſeine Tugend ſchlecht belohnt, indem der ungeduldige Patient dem Edlen eine Ohrfeige giebt. Der Schmerz ſcheint den Schlimmverletzten zur Myſtik zu führen, oder

---

heit, ein ungerechter Augenblick und Mangel an Menſchenkenntniß bringt über Lear eine unermeßliche See von Plagen, während ein heilloſer Leichtſinn den „liebenswürdigen" Baſſanio nichts koſtet als ein paar für den verlaſſenen Freund ſorgenſchwere Tage. — Iſt der Dichter deshalb ungerecht zu ſchelten? Dann wäre es auch die Natur und die Geſchichte.

er hat es auch wohl gar bereits zu dem ſtolzen Gedanken gebracht, daß kein Menſch, als ſolcher, ſondern nur der Satan aus ihm heraus, einen Mann, wie er, ſchlagen könne. Da dieſer Satan aber, eigenſinnig wie er nun einmal iſt, dem Beſchwörer nicht gehorcht, ſo bleibt nur noch das dritte Mittel übrig, das gewiß ſchon tauſendmal geholfen hat, und wegen ſeiner Einfachheit unſchätzbar iſt. „Bindet ihn!“ lautet es, „bindet ihn!“ — ſoll aber der Diener frei ausgehn? Mit nichten! „Bindet auch ihn!“ ja er ſcheint nicht übel Luſt zu haben, die halbe Welt zu binden, den Dichter ſelbſt, aus angeſtammter Feindſchaft, gewiß am liebſten. Es iſt ſehr unartig von dieſen Leuten, daß ſie ſich nicht binden laſſen wollen, da doch Kotzebue einmal einen ſchätzbaren Eremiten in einer ähnlichen Lage ſich ſelber tröſtend ſagen läßt: „den Tugendhaften kann man feſſeln; die Tugend nicht.“ Doch darf ſich der Doctor darüber nicht wundern, weil ja auch er vorhin Schlegels treffliche Parodie jenes Ausſpruchs: „den Tugendhaften kann man prügeln; die Tugend nicht,“ ins praktiſche Leben einzuführen vergaß. Ein geprügelter Tugendhafter iſt er nun einmal; aber er will kein ungerächter ſeyn. — —

§. 14.

Und dieſen Zwick hat man bisher ſo ganz überſehen können? auch nicht ein einziges Händeklatſchen der Kritiker hat ihn zu Grabe gebracht, und es iſt deshalb ein wahres Glück, daß der Mann die Beifallsbezeugungen allenfalls entbehren kann, und auf ſeine eigne Hand unſterblich geworden iſt. Kinder hat er übrigens eine große Menge hinterlaſſen, manche darunter ſind recht angenehm munter und witzig, doch leider alle undankbar, indem ſie des Vaters nie gedenken. Die beſten unter dieſen Nachkömmlingen ſind einige Aerzte in Molieres Poſſen, und gerade dieſen möge der Umſtand zu Hülfe kommen, daß ſie den Vater vermuthlich ſelbſt nicht kannten oder doch nur von verworrenſtem Hörenſagen, weshalb es an der gebührenden Dankſagung ermangelte.

§. 15.

Was die Fülle des Wortwitzes betrifft, ſo bedarf es keiner Belege, da das ganze Stück ein ſolcher iſt, doch ſcheint hie und da auch wirkliche Ueberfülle zu walten, z. B. in der vierten Scene des zweiten Acts, wo nach einigen ſehr natürlichen und ſehr ergötzlichen Scherzkämpfen zwiſchen dem Herrn und Diener die witzigen Einfälle über die kahle Scheitel der Mutter Zeit ſelbſt zu weit ausgeſponnen ſind, ſo wie auch die bereits oben gerügten geographiſchen Fragen in Betreff der Küchengrazie (Act. III., Sc. 3) die Grazien ſelbſt verſcheuchen könnten — wären ſie nicht ein für allemal unſerm Dichter ſo getreu, daß ſie ein langes Zürnen mit ihm gar nicht ertragen. — Wie trefflich iſt dagegen die Beſchreibung, welche der Syrakuſer Dromio von dem Gerichtsdiener giebt, der ſeinen Herrn gefangen hält. Wahrlich dieſer „Kerl, deſſen Herz mit Stahl zugeknöpft iſt," „über und über in Büffelsleder" (der den armen gutmüthigen und ſonſt ſo muntern Sklaven dergeſtalt geſchreckt hat, daß er fürs erſte nichts mehr weiß und nichts mehr ſieht, als dieſen zugeknöpften Büffelsledermann) — ſollte ſich der nicht ſelbſt mit Falſtaffs ſteifleinewandenen Gegnern meſſen dürfen? und iſt es nicht doppelt luſtig, wenn wir dabei bedenken, daß dieſer Gerichtsdiener bei ſeinem ſehr gewöhnlichen Anzuge nicht im mindeſten fürchterlich, ſondern ein herzlich mittelmäßiger Mann iſt, der kein Waſſer trübt, wenigſtens nicht gern. Betrachten wir aber dieſe Beſchreibung (von der in dieſer Erläuterung ſo eben nur ein ſchwacher Hall zurückgegeben worden iſt) genau, und dann im Gegenſatze dieſer Gattung des Witzes die hochherrliche, auch des beſten Trauerſpiels würdige, hier aber humoriſtiſch-wirkende Liebeserklärung, die der ſyrakuſiſche Antipholus an Lucianen richtet *), ſo wird ſelbſt dieſes mit

---

*) Möge der Leſer, falls ihm, wie ich wünſche, das Luſtſpiel ſelbſt zur Hand liegt, ſich den Genuß nicht verſagen, die ganze zweite Scene des dritten Acts noch einmal zu wiederholen. Die Sprache iſt hier ſo muſterhaft ausgebildet, ſo geſchmückt, und doch ſo einfach, ſo kräftig, und doch ſo zierlich, daß wir immer gern von neuem zu leſen anfangen, und könnte nicht der Schluß:

O, train me not, sweet mermaid u. ſ. w.

dem unverkennbaren Gepräge des Shakſpeariſchen Genies bezeichnete Paar Einzelnheiten hinreichend ſeyn, den Doctor Warburton zu widerlegen, der ohne allen Grund in irgend einer ungünſtigen Stunde das ganze Luſtſpiel unſerm Dichter abſpricht.

§. 16.

Eine Bearbeitung dieſer „Irrungen“ für unſre Bühne würde keine beſondere Schwierigkeiten haben, indem hier nur einige — bereits bemerkte — hypergeniale Unmäßigkeiten getilgt werden dürften. Sonſt giebt es wohl nur wenige Luſtſpiele, denen man einen ſo feſt und eng verflochtenen Zuſammenhang, ſo kunſtgemäße Anordnung im Fortſchreiten, ſo ſichere Erhebung vom Mittelpunkte und Rückführung zu demſelben nachrühmen könnte, wie dieſem. Die ſogenannten drei Einheiten ſind hier auf eine Weiſe erreicht, die auch den größten Rigoriſten aus der pſeudo-ariſtoteliſchen Schule befriedigen könnte; es müßte denn ſeyn, daß ihn ſelbſt der Wechſel von Straße und Zimmer beleidigte. In dieſem Falle könnte indeſſen ſelbſt eine gewöhnliche Schülerfeder leichte Hülfe verſchaffen.

ſelbſt als ein Theil der ſüßeſten Reden Romeo's beſtehen? — — Und dennoch wirkt das Alles hier nur luſtig, und wir glauben den Genius des Luſtſpiels zu ſehen, der ſchalkhaft lächelt, daß ihm auch die romantiſch-tragiſche Sprache der Liebe zu Gebote ſteht, ſo bald er es zu ſeinem Zwecke will.

Ob indeſſen eine Bearbeitung für die Bühne überhaupt zu wünſchen wäre, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Mir ſcheint es, als träume ſich der bunte wunderliche Traum dieſes Stücks in heiterer Einſamkeit, bei der bloßen Vorſtellung in der Fantaſie, gelinder und angenehmer aus, als es in der ſichtbaren Darſtellung auf der Bühne geſchehen möchte. Der Menſch iſt ſo ſehr zum Mitleid geneigt, daß er bei mancher luſtigen Verlegenheit der Zwillingsbrüder ſich deſſelben vielleicht nicht ganz erwehren könnte, während die Fantaſie allein es bei der bloßen Ergötzung bewenden läßt. Ueberhaupt, dünkt mich, ſollten wir nicht zu ſehr bemüht ſeyn, daß Shakſpeares ſämmtliche Dramen aufgeführt werden. Laſſet ſie uns lieber erſt recht eifrig und fröhlich ſtudiren und genießen, und nach Kräften beitragen, daß auch Andre den Genuß theilen.

XXXVII.

Perikles,

Fürſt von Tyrus.

§. 1.

Die meiſten Dichter ſprechen bereits in ihrem erſten, zweiten oder dritten Werke deutlich genug aus, weß Geiſtes Kinder ſie ſind und was man in der Folge von ihnen zu erwarten habe. Ihr zwanzigſtes Werk iſt oft nur eine neue verbeſſerte Auflage des erſten, und der Kritiker, der ſich mit dieſem einmal vertraut gemacht hat, kann bei jenem oft nur fortfahren, wo er ſtehen geblieben iſt. Nicht alſo bei Shakſpeare, jedes ſeiner Werke erfordert ein friſches Auge, eine neue Anregung der Fantaſie, die Einſicht in den neuen Weg, den er einſchlägt, und das Vermögen, das dort Geſchaute in andern Formen zurückzugeben.

Man hat bisher den Jugendwerken Shakſpeares, ſelbſt den dramatiſchen, wenig Aufmerkſamkeit gewidmet, und Ludwig Tieck iſt der Erſte, dem wir darüber ein geiſtreiches Wort verdanken. Nach ſeiner Anſicht iſt Lokrin Shakſpeares erſtes Werk, welches auf unſre Zeiten gekommen iſt, und in der That ſpricht Alles für dieſe Anſicht. Wir ſehen hier einen Dichterjüngling, der mit dem eigenen Reichthum noch nicht vertraut, und viel Beſſeres beſitzend, als Alles was er in der Schule gelernt hat, dennoch gleichſam aus Pietät jene mangelhaften Schulkenntniſſe nicht umkommen laſſen will, ſondern wo es ſich irgend thun läßt, anbringt. Wie leicht würde es ihm geworden ſeyn, ſeiner Ate einen andern rein engliſchen Anfang in den Mund zu legen; aber ſo ein Spruch wie: „In poenam sectatur et umbra“ iſt doch auch ein nicht zu verachtender Schmuck. Es macht ſich artig, wenn dieſelbe ſchauerliche Göttin in zwei elegiſchen Verſen auf lateiniſch die Macht der Liebe verkündet, und rührend, wenn der unglückliche Albanakt, ehe er ſich in ſein eigenes Schwerdt ſtürzt, noch Zeugniß ablegt, daß er ſechs wohlklingende römiſche Hexameter auswendig weiß und declamiren kann. So gut wird es nur dem, der in gelehrten Schulen fleißig geweſen iſt.

§. 2.

Wie wir nun aber auch über dergleichen lächeln mögen; in jedem Falle ſind wir weit entfernt, den gewöhnlichen Commentatoren beizupflichten, die genug gethan zu haben glaubten, wenn ſie nunmehr auch noch einige zwanzig ſchwülſtige Redensarten in dieſem Drama rügend hervorhoben, dann mit einem ſich ſelbſt anlächelnden Scharfblick die Menge der Leichen zählten, die dieſes Stück uns vorführt, und mit Hohn über das unſäglich tolle Zeug ſchloſſen. Mir ſcheint, das Stück gleiche einer Reihe von guten alten Holzſchnitten mythiſch hiſtoriſchen Inhalts, zu denen der Dichter in dramatiſcher, oft nur dialogiſcher Form einen tragiſch blutigen Commentar liefert. Der Ausdruck iſt bei ſämmtlichen ernſten Perſonen unmäßig pathetiſch und überfeierlich, ohne allen Wechſel, was freilich durchaus nicht zu billigen iſt, dennoch müſſen wir bewundernd anerkennen, daß der ungeübte, vielleicht kaum zwanzigjährige Jüngling von dieſem nun einmal gewählten falſchen Tone nie herabſinkt, ſondern Bruſt und Stimme vom Anfang bis zu Ende ſich immer gleich bleiben.

Könnte jedoch bei der Anſicht dieſes Pathos noch ein Zweifel bleiben, daß Lokrin ein ächtes Werk unſers Dichters ſey, ſo würde doch die komiſche Partie des Stücks, der Schuſter Strumbo, hinreichen, unſre Meinung zu beſtätigen. Dieſer luſtige Mann greift freilich nicht beſonders in das Stück ein, und inſofern darf er mit den künſtleriſch gebildeten komiſchen Figuren in den reifern Werken des Dichters nicht wetteifern; ſonſt aber iſt er einer der vortrefflichſten Hanswürſte, welche je gezeichnet ſind, und wenn ihm bei ſo vielen ächt ſpaßhaften Reden auch einmal eine Ueberderbheit entwiſcht, ſo wollen wir ihm verzeihen, wie das frühere engliſche Publicum ihm verziehen hat *).

§. 3.

Das zweite Shakſpeariſche Drama ſcheint mir König Lear in der erſten Bearbeitung, — der völlige Gegenſatz des Lokrin. Alles iſt hier ſanft, milde, zart, rührend, dergeſtalt, daß es Leſer geben kann, deren gelinder Natur es mehr zuſagt, als der große tragiſche Scheiterhaufen, den wir in dem ſpätern reifen König Lear erblicken. Ueber dieſen entſchiednen Gegenſatz des erſten Lear zum Lokrin ſoll man ſich indeß nicht zu ſehr wundern, denn darin ſcheint eben der Hauptcharakter des jungen Dichters zu liegen, daß er in einer noch nicht zur Nothwendigkeit geſteigerten und mit ihr verbundenen Freiheit ſtets wählt, weshalb auch wohl nur wenige junge

---

*) Wie weit die Ungenirtheit geht, mit der dieſer Spaßmacher das Publicum behandelt, wird man nicht ohne Erſtaunen hören. Als Strumbo einmal eine geraume Weile von der Handlung entfernt geblieben iſt, — er nennt es ein Jahr — fragt er die Zuhörer: „Wie ſeyd ihr in dieſer langen Zeit dem Galgen entgangen?“ Aehnliche Späße kommen auch wohl in altdeutſchen Puppenkomödien vor, und das Publicum zürnte eben ſo wenig als die Fürſten über die Späße ihrer Hofnarren. — Ob übrigens Lokrin jemals aufgeführt worden ſey, dieſe Frage läßt ſich nicht mit Gewißheit beantworten. Tieck verneint ſie.

Dichter von dieſem bloßen Gedanken etwas wird wiſſen wollen. Sie vergeſſen dabei, daß dieſe Wahlfreiheit ihnen ja nie geraubt werden, ſondern nur in der Nothwendigkeit des Schönen ihr Ziel finden ſoll.

Das dritte Shakſpeariſche Drama ſcheint mir endlich unſer Perikles. Es ſchließt ſich in der Form einigermaßen an den Lokrin, überragt ihn aber in jeder Hinſicht ſo weit, daß wir faſt glauben möchten, der Dichter ſey während deſſen nicht Jahre, ſondern Jahrzehnte älter geworden, obwohl bei aller Tiefe des Werks uns ſtets der blühendſte Jüngling und die reinſte jugendliche Naivetät entgegen ſtrahlt. Dieſe Naivetät zeigt ſich bei der ganzen Behandlung der alterthümlichen romantiſchen Geſchichte, die in ihrem ſchönen Reichthum Shakſpeares Fantaſie anzog, während doch gerade dieſe außerordentliche Fülle von Begebenheit und Handlung jeden minder kühnen Dichter hätte abhalten müſſen. Shakſpeare weiß ſich zu helfen; was von jenem Reichthum nicht für das Drama paßt, wirft er weg oder läßt es erzählen, oder ſtellt es pantomimiſch oder in lebenden Bildern dar, und damit das Ganze deſto feierlicher werde, giebt er dem alten treuherzigen Dichter Gower — gleichſam dem Ennius der Briten ſeiner Zeit — das Amt eines einleitenden und durchführenden Choragen. Dadurch gewinnt das Stück gleich von vorn herein einen edel einfachen, kraftreich gemäßigten, altfränkiſch deutlichen Ton, der ſich für das ganze Werk ſehr wohl eignet, während jede andre künſtlichere Darſtellungsweiſe dem ehrlich einfältigen und doch ſo wunderbar reichen und tiefſinnigen Inhalte ſchwerlich zugeſagt haben würde.

§. 4.

Wie wild verſchlungen auch die Schickſale des Perikles ſind; die Leiden, um derentwillen er hier an der Spitze der Tragödie ſteht, ſind die einfachſten von der Welt, an denen jedes fühlende Herz theilnehmen kann: die Leiden um die Gattin und Tochter. Er iſt der dramatiſche Odyſſeus, und wie der epiſche einſt durch Klugheit und Verſchlagenheit ſich auszeichnete, ſo er durch tiefes Gefühl und ritterliche Offenheit. Wir ſehen ihn im Anfange am Hofe des Antiochus um deſſen Tochter werbend, ſie überſtrahlt an Schönheit alle Frauen, aber ihr Herz iſt in ſeiner Tiefe verderbt, in ihrem Verhältniſſe zu dem eigenen Vater liegt ein Verbrechen, welches das Wort auszuſprechen, ſich ſcheuen muß, und der Dichter verſchweigt uns ſogar ihren Namen. Sie kann nie einem redlichen Bewerber ihre Hand reichen, darum wählt ſie ein Mittel, das ſie auf immer zu ſichern verſpricht, ſie giebt den Freiern ein Räthſel auf, das unauflösbar ſcheint, und wer es nicht löſen kann, muß nicht bloß auf ihre Hand, ſondern auch auf ſein Leben verzichten. Um aber jene Unlösbarkeit hervorzubringen, hat ſie und ihr Vater jenes ſchauderhafte Verhältniß ſelbſt, das eben wegen ſeiner Furchtbarkeit kaum irgend Einer zu ahnen vermag, als Wort des Räthſels geſtellt, wodurch ſie auf immer geſichert zu ſeyn glaubt. Perikles, ſcharfſinnig — vielleicht um ſo ſcharfſinniger, je einfacher ſein Gemüth iſt — ahnet das Verbrechen, deutet leiſe das Wort des Räthſels an, fühlt aber auch augenblicklich, daß er nun fliehen müſſe, denn wie möchte Antiochus und ſeine Tochter dem vergeben können, der ſie durchſchaut hat?

§. 5.

Seit dieſem Tage iſt es mit der ſchönen Unbefangenheit und Naivetät der Fröhlichkeit, die Perikles vielleicht früher beſeſſen haben mochte, vorbei. — Der Fluch der Erfahrung hat ihn getroffen, der Jüngling iſt plötzlich zum Manne geworden, der hinfort einer gewiſſen Anlage zur Schwermuth nicht mehr entgehen kann. Jetzt wird ſein Leben eine Flucht, aber die Flucht des Edlen, der ſelbſt im Fliehen noch Wohlthaten ſpendet, und ohne nach der Würdigkeit zu fragen, hilft wo er helfen kann. Iſt es doch faſt, als wolle er keine Erfahrungen mehr machen, er will keine böſen Menſchen mehr kennen lernen, darum eilt er raſch weiter, ſobald er geholfen hat. Ein Sturm wirft ihn an die Küſte in der Nähe von Pentapolis. Gutmüthige und derb ſcherzende Fiſcher nehmen ihn auf, er ſieht ſich — wie es ſcheint zum erſten Male — als bloßer Menſch ohne Purpurmantel den Menſchen gegenüber, und die Art, wie er ſich benimmt, gewinnt ihm unſer Herz noch mehr, da wir ſehen, daß er ritterliche Tapferkeit genug hat, um allenfalls, auch ohne Fürſtenhut geboren, ſich einen ſolchen erringen zu können. Daß die Fiſcher, welche eigentlich zu weiter nichts da ſind, als die alte Rüſtung aufzufiſchen, in welcher Perikles kämpfen ſoll, doch auch einen Charakter haben, verſteht ſich glücklicherweiſe bei Shakſpeare von ſelbſt. So nahe den Gefahren der See und gewiſſermaßen nur in und von dieſen Gefahren lebend, können ſie nicht wohl anders als gutmüthig derbe, zur dreiſten Luſtigkeit und raſchem Witz aufgelegte Leute ſeyn. Sie haben auch ein beſonderes Recht dazu, denn wer mit den Gefahren zu ſcherzen weiß, wird in der Sicherheit nicht minder tüchtig ſpaßen können. Es iſt ihnen etwas von dem rauhen Athem des Seewinds zu Theil geworden, ſo wie denn überhaupt bei Shakſpeare die See ſtets als mächtig einwirkend, und in ihrer ganzen Kraft und Wahrheit geſchildert wird, ſo daß er ſich deshalb allenfalls mit ſehr mittelmäßigen Decorationen behelfen konnte, wenn ſo etwas wie „See" erſcheinen ſollte. Bei den Schilderungen derſelben in den Werken der Continental- oder gar der bloßen Binnenlandsdichter iſt dergleichen nicht wohl zu wagen *). Uebrigens bemerken wir auch in dieſer

---

*) Doch giebt es, wie leicht zu erachten, einige treffliche Ausnahmen, z. B. in Schillers Tell, wo uns der Dichter nicht

kleinen komiſchen Partie ſchon einen nicht unwichtigen Fortſchritt des Dichters. Sie iſt eben klein, weil ſie in ihrer Kleinheit allein zweckmäßig wirken kann, ein Gedanke, den Shakſpeare bei dem Schuſter Strumbo nicht hatte. Von dieſem Spaßmacher konnte ſogar ein ſtrenger Richter behaupten, er ſey gar nicht nöthig; den Fiſchern aber wird wohl niemand die Nothwendigkeit in dieſem Drama zu exiſtiren ſtreitig machen.

§. 6.

Daß ſich ſo viele Ritter finden, um beim Turnier des Simonides der ſchönen Königstochter Thaiſa zu gefallen, iſt in einem Ritterroman, er ſey dialogiſirt oder nicht, ganz in der Ordnung, und wir haben während der Vorbereitungen zu dem Feſte Zeit, uns im voraus zu freuen, daß Perikles, der uns nun einmal ein gutes Zutraun eingeflößt hat, die Prinzeſſin erkämpfen werde. Manche neuere Dichter würden vermuthlich die Ritter auf der Bühne ſelbſt haben kämpfen laſſen; Shakſpeare begnügt ſich, die ſtreitluſtigen Männer bloß auf dem Gange zum Turnier zu zeigen, wobei Thaiſa Gelegenheit findet, ihre löbliche Sprach- und Sinnbilderkenntniß an den Tag zu legen, da ihr Vater die Malerei der Schilde

---

bloß Berg und Thal, ſondern auch den See ſo mächtig nahe bringt, daß wir keiner farbigen Leinewand bedürfen, um ihn zu ſehen. — Indeſſen iſt doch auch der Unterſchied zwiſchen dem See und der See wohl zu erwägen.

nicht mehr recht erkennen kann. Er hält jedoch wie ein guter alter Mann auch noch ſein Licht zu ihrem Licht, und erläutert die Erläuterungen der Tochter. Drei Lords ſind leider vorlaut genug, dem jetzt ſchmuckloſen geringen Ritter Perikles (the mean knight) nicht viel zuzutrauen; allein der König iſt, wie billig, der vernünftigſte, er freut ſich über deſſen ſchönes, rührendes Sinnbild — (ein welker Zweig, der nur noch an der Spitze grünt, mit dem Spruch: In hac spe vivo) — und giebt den vornehmen und doch ſo gemein redenden Leuten die nnicht ſehr neue, doch wohlgemeinte Lehre, daß man ſich oft irre, wenn man einen Mann nach ſeiner äußerlichen Erſcheinung beurtheilen wolle, welches ſich auch augenblicklich beſtätigt, indem das Volk draußen den „geringen Ritter" mit Freudengeſchrei begrüßt, weil er ohne Zweifel auf der Stelle trefflich gefochten hat.

§. 7.

Jetzt wird das Stück beinahe zu einem Familiengemälde, und wir freuen uns über die Art wie der Dichter hier die Flügel ſenkt, gleichſam, um ſie ein wenig bequem zu ſonnen, da wir uns nach dem Anblick eines ſo verbrecheriſchen Verhältniſſes, wie das zu Anfang geſchilderte, und der furchtbaren Hungersnoth in Tharſus, die der gütige Perikles endete, gern einmal zur beſchaulichen Ruhe ſetzen. Hier ergötzt uns der gute alte König, der zwar dem Perikles einen dornenloſen Weg bereitet, um die

Tochter zu freien, indem er ſämmtliche andre Bewerber mit kaum hinreichender Höflichkeit fortſchickt, der dafür aber auch das ganze Spiel auf eigne Hand leiten will. Er hat nicht ganz unrecht beſorgt zu ſeyn, daß ſeine Tochter ihre Liebe zu ſehr verrathen werde, denn es ſcheint wirklich, Amor habe diesmal den ſtärkſten und — faſt möchte ich ſagen — breiteſten Pfeil genommen, um das gute glühende Herz zu verwunden. Perikles dagegen iſt ein wenig ſcheu und ſchüchtern, was ja dem tapfern Manne in ſolchem zarten Verhältniſſe ſo wohl ſteht, hier aber beſonders charakteriſtiſch iſt, da dieſer Fürſt nie leicht glücklich, ſondern nur — glückſelig werden kann. Was kann dabei anders heraus kommen, als daß der alte Vater — der nicht umſonſt „der Gute" heißt — die Hände der Liebenden zuſammen giebt, nachdem er vorher den Ton des Stücks auf ſeine Weiſe angegeben hat. Ich geſtehe, daß, ſo oft ich dieſe Scenen geleſen habe, mich ſtets ein eignes Gefühl von Behaglichkeit ergriffen hat, indem eine gewiſſe Gattung von Unbehülflichkeit bei dem jungen Dichter, der ſich noch nicht in die königlichen Verhältniſſe finden kann, offenbar genug waltet, doch mit einer ſo angenehmen Naivetät verbunden und innig vereint, daß ich jene nicht entbehren möchte, um dieſer willen. Es iſt, als blaſe ein edler König zur Abwechſelung einmal ein hübſches Hirtenſtückchen auf dem Haferrohr.

§. 8.

Wie aber hebt ſich jezt das Stück! und wie ſehr bedurften wir des eben bezeichneten ſanft erheiternden Acts, um die Schauder des folgenden zu ertragen. Was bietet ſich hier unſrer Fantaſie in der raſchſten Folge! Ein Sturm, wie ihn nur unſer Dichter ſchildern kann, und wie er ſelbſt in dem Schauſpiele „Der Sturm" nicht lebendiger waltet — — Die Königin, die während dieſes Sturms von einer Tochter entbunden wird, in den Schmerzen zu ſterben ſcheint, und dann, einer Leiche gleich, von dem unglücklichen Gatten in einem verſchloſſenen Kaſten der See anvertraut wird, da ein alter Aberglaube keine Leiche auf dem Schiffe duldet, u. ſ. w. — Wohl ließe ſich hier, wo Alles ſo würdig dargeſtellt worden iſt, auf manches Einzelne aufmerkſam machen, doch will ich nur auf ein Wort des Perikles hindeuten. Als ein Matroſe fragt, wie es um ſeinen Muth ſtehe, erwiedert er:

> Ha Muth genug, ich fürchte nicht den Sturm.
> Er that das Aergſte mir: um willen doch
> Des armen Kinds, des allzukleinen Seemanns,
> Möcht' ich, es würde ruhig *). (S. Tieck's altengliſches Theater, Bd. 1, S. 296.)

---

*) Im Original lautet es:

Courage enough: I do not fear the flaw
It hath done to me the worst. Yet, for the love
Of this poor infant, this fresh-new sea-farer
I would, it would be quiet. (Act III., Sc. 2.)

Es kann freilich niemand gezwungen werden, dieſe Rede ſonderlich bedeutend zu finden. Mir aber ſcheint das bloße Wort „der allzukleine Seemann“ aus dem Munde des endlos leidenden Vaters genügend, um Shakſpeares eigenthümliches Genie des Herzens darin zu erkennen. Iſt es doch, als ſähe man ein wunderſchönes Kind weinen, und mitten im Weinen ein Lächeln verſuchen.

§. 9.

Dieſer Marina — ſo heißt ſie von dem Meere, auf dem ſie geboren wurde — ſtehen noch weit gefährlichere und gräßlichere Stürme bevor, als das Element jemals erzeugen kann, denn was iſt die ſtürmende See gegen den Haß und Neid und die Verworfenheit der Menſchen, die nicht bloß in der Schande, ſondern von der Schande leben? Das arme ſchöne Kind, dem das Beſte fehlt, was das Kind beſitzen kann: die Mutter, und dem der Vater, von der Sorge für ſein Reich bedrängt, nicht Vater zu ſeyn vermag, wird zu Tharſus von dem Statthalter Cleon und deſſen Gattin Dionyſa erzogen. Wohl durfte Perikles dieſem Ehepaar Dankbarkeit zutrauen, denn er rettete einſt das ganze Land deſſelben von dem ſchauderhaften Untergange durch Hungersnoth; auch mögen vielleicht Jahre hingehen, in denen ſelbſt Dionyſa ihres Verſprechens, für das arme verwaiſete Kind mütterlich zu ſorgen, eingedenk iſt.

Aber das Geſchick hat Marinen mit wunderbarer

Schönheit begabt, und mit Talenten und Geſchicklichkeiten geziert, die in ſich ſelbſt zu glänzend ſind, um ſich verbergen zu laſſen. Wir hören aus des alten Gowers Munde, daß ſie „Seide ſtickt mit Fleiß, mit Fingern länglich ſchmal milchweiß,“ daß ſie „das Tuch mit Stichen verwundete, welches aber durch dieſe Stiche geſund ward, daß, wenn ſie in den Saiten rauſchte und ſang, ſelbſt die Nachtigall lauſchte, daß ihr reicher Griffel dichtete Dianen ihrer Herrin;“ — daß aber leider alle dieſe lieben Beſchäftigungen Philoten, die Tochter Dionyſens, zum ängſtlichen Wetteifer veranlaßte, ſie, die doch im Vergleich mit Marinas hoher Schönheit nur wie Krähengefieder war gegen den Glanz der Tauben von Paphos. Das weckt „das Ungeheuer Neid,“ und zwar im Herzen der Mutter, denn wie die mütterliche Liebe das zarteſte iſt, ſo kann ſie auch zu dem furchtbarſten Gefühl werden, wenn jenes Ungeheuer ihr ſein Gift zu trinken gegeben hat.

§. 10.

Das arme Kind, das gewiß nicht um ſeine Talente weiß, ſondern in ſtiller Wehmuth, die Erde ihres Schmucks beraubt, und Purpur-Veilchen und Ringelblumen auf das geliebte Grab der nun auch von ihr geſchiedenen Amme Lychorida ſtreuen möchte, wird jetzt plötzlich mit dem Tode bedroht; aber indem der Mörder den Auftrag erfüllen will, wird ſie von Seeräubern geraubt, die ſie auf dem Markt von Mitylene verkaufen.

In welches Haus wird ſie daſelbſt gebracht! Wir ſehen hier einen Kuppler, eine Kupplerin und einen Unterhändler der Beiden, die in gräßlich gräulicher, alle Sinne umnachtender Sündhaftigkeit, weit entfernt von jeder Leidenſchaft und Trunkenheit, ſchon völlig nüchtern und abgeſtumpft worden ſind, verpeſtete Halbleichen, an denen nur noch die Kralle des Eigennutzes zuckt, und deren welke Lippen den ſcheuslichen Witz des ſich ſelbſt angrinſenden Laſters hinhauchen. Laſſen wir uns mit unſrer Fantaſie in dieſe Spelunke hinab, ſo erſcheint uns jede Mörderhöhle als ein wünſchenswertherer Aufenthalt *). Marina ſteht in dieſer Umgebung nicht bloß wie etwa ein Lamm oder Schwan oder Taube: dieſe lieben Geſchöpfe würden bald blutend fallen, ſie ſteht höher und gleicht vielmehr einem lichten Engel, oder einem geflügelten Götterkinde, dem ſelbſt der betäubendſte Gifthauch das reine Gefieder nicht wird antaſten können.

---

*) Es gab und giebt auch wohl noch Lehrer, die, um ihren zu einer beſtimmten Sünde geneigten Zöglingen einen bleibenden Schauder einzujagen, ihnen die Folgen derſelben zeigten. Hier in dieſen Scenen iſt bei weitem mehr als Alles, was das Auge erfaſſen kann, hier iſt die ganze redende und witzelnde Hölle, wechſelnd mit Ekel und Schauder, doch ſo, daß der letzte ſiegt. Laſſet uns deshalb nicht mit Gemeinplätzen über Shakſpeare herfahren, denn wer ſo wie er das anatomiſche Meſſer zu führen verſteht, dem ſey auch einmal verſtattet, dem Menſchen die ſelbſt verſchuldete moraliſch phyſiſche Verweſung zu zeigen.

Ihrer ſchuldloſen Seele ſind kaum die gewöhnlichen Fehler der Menſchen bekannt, und jetzt ſoll ihr reines Auge dem Baſiliskenblick der Sünde, und ihr keuſches Ohr den Reden der Schande begegnen. Und es iſt doch wenigſtens eine weibliche Geſtalt, die alſo zu ihr ſpricht! Was kann ſie antworten? —

Man hat oft in engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Dramen einzelne wackere Repliken bewundert — der Tragiker Seneca, nicht arm an dergleichen Erwiederungen, hat manche hergeliehen, wenige aber möchten ſich mit der vergleichen, die unſre kleine ſchöne Marina der Kupplerin giebt: „Seyd ihr eine Frau?" (Are you a woman?) Die Kupplerin entgegnet gelaſſen: „Nun was ſollt' ich denn ſonſt ſeyn, wenn ich keine Frau wäre?" worauf Marina antwortet: „Eine tugendhafte Frau, oder keine Frau." Dieſes letzte Wort iſt eben ſo kindlich einfach, als poetiſch-philoſophiſch-tiefſinnig, denn in der That iſt den Frauen keuſche Herzensreinheit und Liebe ſo durchaus nothwendig, daß ſie, derſelben beraubt, dem Laſter ergeben, und es liebend, weder Mann, noch Frau, noch Menſch, ſondern bloße Caricaturen ſind.

§. 11.

In ſolchen Verhältniſſen als eine bloß leidende Unſchuld dazuſtehen, wäre Marinas nicht würdig und unter des Dichters Abſicht, der das Höchſte zeigen wollte:

die in reinſter Einfachheit ſiegende Kraft der Unſchuld. — Da die erbärmlichen Männer, welche jenes unſelige Haus beſuchen, doch wenigſtens nicht ſo grundverderbt ſind als die Beſitzer deſſelben, ſo gelingt es Marinen, ſie durch Blick und Rede zu ſchrecken, und wir ſehen unter andern zwei jener erſchreckten Leute, die, ſeitdem ſie Marinen kennen gelernt, eine Ahnung von Sittlichkeit bekommen haben. Die armen Schelme treten noch ganz verdutzt einher, und können ſich gar nicht darein finden, daß ſie ſo mit einem Male in die Tugendhaftigkeit hineingerathen ſind, und es iſt ein hübſcher Gedanke, daß ſie fürs erſte, gleichſam zur Stärkung, einmal die Veſtalinnen ſingen hören wollen (Act IV., Sc. 7).

Endlich erſcheint Lyſimachus, der Statthalter von Mitylene, gelockt von dem Ruf der bereits ſo viel von Marinens Schönheit geſprochen. Er gehört zu den Männern, die ſelbſt noch nicht recht wiſſen, was ſie aus ihrem Leben machen ſollen: einen Tempel, einen Tanzſaal, eine Zechſtube oder was ſonſt. Er verſichert zwar mehrere Male, er komme nicht in ſchlimmer Abſicht in dies Haus, allein wir fragen mit Recht, ob nicht die bloße Neugierde, falls es wirklich nur die iſt, eines ſo hochgeſtellten Mannes ſchon unwürdig ſey. Es giebt nur eine gute Abſicht, mit der er kommen könnte: dieſe Spelunke zu zerſtören; allein davon iſt er ſo weit entfernt, daß er faſt wie ein alter vornehmer Gönner mit den widrigen Hausleuten ſcherzt. Es bedarf des Zaubers der Schönheit und der Beredtſamkeit Marinens, um ihn von dem Abgrunde zu reißen, dem er nahe genug ſtand; dafür wirkt aber auch dieſer Zauber ſo entſcheidend auf ihn, daß wir ihn für immer geneſen halten dürfen. Dieſer herrliche Sieg giebt Marinen neuen Muth, und wie ſie ſo eben den halbguten Statthalter bekämpfend rettete, ſo gelingt ihr jetzt auch der Sieg über den nichtswürdigſten Sünder, den Helfershelfer der Helfershelfer zur Schande. Auch für dieſen Knecht hat ſie noch eine Gattung von Beredtſamkeit, welche auf ihn Eindruck macht. Es iſt die, mit der ſie ihm den grenzenlos jämmerlichen Zuſtand ſchildert, in dem er ſich befindet:

Du haſt ein Amt, das der gequältſte Teufel
Der Hölle nicht mit Dir aus Ehrgeiz tauſchte.
— — — — —
Dein Ohr giebt jedes Schuftes zorn'ger Fauſt
Sich preis. — — — —
Ein Pavian, wenn er nur ſprechen könnte,
Würd' ſich zu theuer achten, Du zu ſeyn —

Können auch dieſe Worte nicht helfen, ſo kann es doch Gold, das Lyſimachus ihr zu edlem Zwecke gegeben, und ſo muß ſelbſt dieſer Menſch, der geringhaltiger iſt, als ein Pavian, ihr helfen, aus dem verpeſteten Hauſe zu kommen. Aber auch hier iſt ſie noch die liebenswürdigſte Ehrlichkeit ſelbſt. Es ſoll ausgerufen werden, daß ſie ſinge, webe, nähe, tanze und Manches könne, was ſie jetzt nicht rühmen will. In Allem dieſem will ſie Unterricht geben, und den Gewinnſt ſoll jener Herr empfangen, der ſie doch nun einmal gekauft hat. So muß es ihr gelingen, ſich zu retten, und wie könnte es einer ſo anmuthigen Lehrerin jemals an dankbaren Schülerinnen fehlen?

§. 12.

Indeſſen hat der edle Perikles, nachdem er ſein Reich beruhigt, und manche Irrfahrten beſtanden, die Abweſenheit der Tochter nicht länger zu ertragen vermocht, er ſchifft nach Tharſus, nicht zweifelnd, die Tochter wieder zu ſehen, und mit ihr fröhliche Verjüngung ſeines alternden Lebens. Er hat ja, wie er glaubt, das höchſte Glück — ſeine Gattin — hingeben müſſen; wie könnten ihm die Götter auch noch das Letzte rauben: — ſeine Marina? Aber ſie kommt dem Vater nicht fröhlich entgegen, wie er wohl oft ſie im Geiſte ſah, man zeigt ihm nur ihr Grabmal, das Dionyſa köſtlich genug und geſchmückt mit zierlicher Inſchrift hat errichten laſſen, um den armen Fürſten zu täuſchen. Wie möchte er die Tücke ahnen? und noch dazu von einem Ehepaar, das ihm einſt Rettung aus höchſter Noth verdankte!

Er wird betrogen, und ein ungeheurer Schmerz ſenkt ſich wie eine ſtarre Winternacht auf ſein Gemüth. Er glaubt das Letzte verloren zu haben, und der Dichter iſt ſchonend genug, uns nur in ſtummem Spiel ſein jetziges Leiden zu zeigen, das der alte Gower erläutert

Der Fürſt ſelbſt hat keine Sprache mehr, und er will ſie nicht mehr haben. Reden kann und reden mag auch wohl nur, wer noch zu hoffen im Stande iſt. Perikles glaubt nicht mehr hoffen zu dürfen, und ſchweigt deshalb wie das Grab, dem er faſt ſchon anzugehören ſcheint. Nie aber täuſcht ſich der Menſch ſo ſehr, als wenn er ſich im Uebermaß des Schmerzensgefühls, und an dem Schmerz ſich weidend, für ganz verloren hält, denn oft iſt gerade dann die Stunde des ungeahnetſten Glückes am nächſten.

§. 13.

So dumpf ſchweigend und in den Abgrund ſeines Jammers hineinſtarrend, hat er drei Monate auf zweckloſer Fahrt dumpf hingelebt. Da öffnet ſich ihm der Himmel, und was früherhin nur Erdenglück geweſen wäre, wird jetzt gewiſſermaßen zur Seligkeit: Er findet die Tochter wieder, die ihm wie ein heilender Engel erſcheint, und Diana ſelbſt führt ihn auch zu der todtgeglaubten Gattin, die ſo lange als Prieſterin in ihrem Tempel gedient hat.

Ueber alle dieſe Auftritte iſt der Dichter ſelbſt wie ein geflügeltes Götterkind, das Roſen und Lilien mit freigebiger Hand ausſtreut, hinübergeſchwebt, und es bedarf nur eines Menſchenherzens, um das Entzücken zu theilen, das Perikles und gewiß auch der Dichter ſelbſt bei dieſen Scenen empfunden hat. Iſt es doch, wenn er hier ſpricht, als wähle er die Töne der Harmonica und der Aeolsharfe, und dennoch ſcheint ihm auch dieſe Rede nicht hinreichend, er bedarf der **Muſik**, um die Heilung zu vollenden, damit das halbgebrochene Herz, das ſich nur an Leiden gewöhnt hat, nicht unterſinke in den überſtrömenden Fluthen der Freude, und in ungeahneter Entzückung vergehe. Daher denn auch jene Muſik, die Perikles nur in ſeinem Innern fühlt und doch nicht minder zu **hören** glaubt, während ſelbſt der brave Helicanus nichts davon vernimmt *). Die Menſchen ſind geläutert und verklärt worden, und da ſie nichts als Liebe brauchen und wollen zu ihrem Himmel, ſo bleibt ihnen **dieſer** gewiß.

§. 14.

Jetzt begreifen wir ganz, warum uns der Dichter eine ſo genaue Schilderung von den frühern Leiden dieſer Menſchen gab. **Hier** würde eine Linderung Weichlichkeit geweſen ſeyn; da aber, wo er mildern **durfte**, hat er es redlich gethan. Antiochus und ſeine Tochter haben zu ſehr gefrevelt, um ſtraflos zu bleiben, aber es iſt nicht nöthig, daß der Zuſchauer dieſe Strafe ſehe. Wie

---

*) Es iſt bekannt, daß einige tiefſinnige und religiöſe Menſchen in den letzten Stunden ihres Lebens Melodien zu hören glaubten, von denen kein Umſtehender **etwas** vernahm. Perikles geſundet durch die Muſik zu neuem **Leben**.

Vater und Tochter in dem Stolz all ihres Pompes auf einem unſchätzbar köſtlichen Wagen ſitzen, da ſenden die Götter ſelbſt Feuer vom Himmel, das Beide verzehrt. Zu mächtig, um von menſchlicher Waffe, von menſchlicher Vergeltung erreicht zu werden, müſſen ſie den höhern Mächten ſelbſt anheim fallen. — Anders angethan und anders geartet ſchreitet die Nemeſis gegen Cleon und Dionyſa. Er iſt nur ſchwach, und läßt ſich von der leidenſchaftlichen Gattin beherrſchen, aber die Schwäche eines Mannes, die ſo weit geht, daß ſie das gänzlich misbilligte Verbrechen der Frau nicht zu hemmen wagt, iſt ſelbſt Verbrechen, und ſeine unfruchtbare Rue gewinnt ihm kaum unſer Mitleid.

In Dionyſa's Zeichnung ſind ſchon Spuren des ſpäter vollendeten Meiſters in der Charakteriſtik ſolcher Perſonen, die durch das Uebermaß und die Schrankenloſigkeit einer einzigen leidenſchaftlichen Empfindung zu einem Frevel verleitet werden, den ſie, ein Raub jener Empfindung, nicht einmal nach der That für einen Frevel erkennen. Während Cleon troſtlos jammert über das Verbrechen, was ſich nicht mehr ungeſchehen machen läßt, ſpottet ſie ſeiner, als ſey nur Feigheit die Quell ſeiner Klagen, als würden Zaunkönige von Tharſus fliegen, und dem Perikles erzählen, was ſich mit ſeiner Tochter begeben; wie charakteriſtiſch wahr iſt es, daß ſie dem Gatten und ſich ſtets lebhaft vorhält, weshalb ſie Marinen gehaßt und geopfert habe.

Verachtet ward mein Kind durch ſie, ſie ſtand
Im Wege ihrem Glück; wer ſah ſie an?
Marinen nur ging jedes Auge nach,
Der unſern war man grob, ſie ſchien ein Menſch,
Nicht guten Morgen werth. Das ſtach mein Herz.

Hier iſt nicht bloß Uebertreibung, ſondern auch ein gefliſſentliches Suchen nach harten und widrigen Worten, welche die alte Haſſesgluth am beſten wach erhalten, ſo daß ſie auch im Stande iſt, mit den entſetzlichen Worten zu ſchließen:

Und nennſt Du gleich was ich that unnatürlich,
Der Du Dein Kind nicht liebſt, ſo fühl ich doch,
Es lacht mich an als eine That der Liebe
Für Deine einz'ge Tochter.

§. 15.

Bei Verbrechen dieſer Art ſcheint es der *unmittelbaren* Strafe der Götter nicht zu bedürfen, da aber Dionyſa den Himmel ſelbſt herausgefordert hat, ſo ſieht ſie ſich bald in ihrer Ohnmacht. Sie war ſo ſicher, daß kein Menſch Zeuge ihrer unſeligen That geweſen ſey, daß ſie des Gatten Furcht nur mit Hohn abweiſt. — Wie fällt jetzt der Spott auf ſie ſelbſt zurück, denn nunmehr nennt das Gerücht die ſchwarze That, und daß Perikles als Rächer zurückkommen werde, er, der die allgemeine Liebe hat. Da flüchtet ſich das verbrecheriſche Ehepaar mit den Seinigen in den Palaſt; aber das empörte Volk ſteckt ihn in Flammen, daß alle umkommen, die dort Schutz geſucht haben. Auch dieſe grauſe Scene wird uns vom Dichter nicht gezeigt, ſondern nur von Gower erzählt, der ganz im Sinne der alten und neueren Tragiker mit ruhiger Einfachheit hinzuſetzt:

Die Götter ſchienen ſo den Mord zu haſſen,
Daß ſie, auch unvollbracht, ihn ſtrafen laſſen.

Merkwürdig iſt, daß dieſes Jugendwerk des Dichters noch in ſeinen letzten Lebensjahren häufig auf die Bühne gebracht, und ein Gegenſtand der Liebe des engliſchen Volks wurde. Es hatte ſehr Recht und verdient um ſo mehr Lob, weil es ſeiner Wahl treu blieb, und ſich durch den thörichten Hohn einer falſchen Kritik, die ſich oft genug gegen Perikles erhoben hat, nicht irre machen ließ.

Anhang.

1. Andeutungen über einige beſtrittene Dramen Altenglands und Shakſpeares — L. Tiecks Verdienſt um dieſelben.

§. 1.

Mit dem Perikles endigt die Reihe der in den meiſten engliſchen Ausgaben der Werke des Dichters befindlichen und ſowohl durch die Mehrheit als durch das Gewicht der Stimmen als ächt anerkannten Shakſpeariſchen Schauſpiele. Ueber einzelne andere dramatiſche Werke, welche in früheren Zeiten durch eine vorſchnelle und ſeichte Kritik dem Dichter abgeſprochen wurden, hat in neuern Zeiten Wilhelm Schlegel, beſonders aber Ludwig Tieck ein neues Licht verbreitet, und für jeden wahren Freund Shakſpeares ein neues belohnendes Studium eröffnet. Schon im poetiſchen Journal 1800 gab Tieck einige Briefe über Shakſpeare, die als eine ſehr anziehende Vorrede, oder auch nur als der muntere und geiſtreiche Anfang einer Vorrede zu betrachten ſind. Seitdem beſitzen wir auf einen weitern Erfolg, und hatten Gelegenheit, uns in der ſchweren Tugend des Wartens zu üben, bis endlich 1811 uns das „Altengliſche Theater" zu neuer Belehrung übergeben wurde. Zwölf Jahre darauf gelangten wir in die „Vorſchule" zum Shakſpeare, in der es ſo lehrreich und anmuthig hergeht, daß wir gern manche gar ſehr ſich brüſtende Schulen, die über alle Vorſchulen hinaus zu ſein glauben, dafür weggeben. Wir wollen alſo zuerſt dem Herausgeber innig danken für ſein reichhaltiges Werk, und ſodann durch einige kurze Notizen und Bemerkungen den Leſern zu zeigen ſuchen, mit wie großem Rechte wir dieſes Werk ein reichhaltiges genannt haben.

§. 2.

Der Herausgeber giebt zuerſt Auskunft über die hauptſächlichſte Abſicht, in welcher er vor einigen Jahren England beſuchte. Wir ahneten dieſes ſchon längſt. Dieſe Reiſe iſt des trefflichen deutſchen Dichters und Kritikers vollkommen würdig, denn wir finden, er wollte nicht dies und das und mancherlei und vieles, ſondern er reiſte um Shakſpeares willen, den in allen Beziehungen zu erſchauen, auch die Vorzeit, die Zeitgenoſſen und die Nachkommen an Ort und Stelle ſtudirt werden ſollten.

Wir wollen nicht abſchreiben, welche Ausbeute er dort machte und zurückbringt, ſondern die Leſer bloß auf den Anfang der Vorrede ſelbſt verweiſen. S. VII. leſen wir mit gänzlicher Zuſtimmung, daß Tieck den Oldcaſtle und Cromwell als ächte Shakſpeariſche Werke anerkennt; — von dem alten König Johann wußten wir ſeine Meinung ſchon, ſo wie, daß er das eigentliche goldene Zeitalter der engliſchen Bühne, d. h. ihr wahrhaftiges aus reiner Nationalität und Kunſt hervorgegangenes Leben in dem Zeitraume von 1580 bis 1620 findet. Dieſe vierzig Jahre ſind ſo überaus reich, daß wir vielleicht noch vierzig Jahre brauchen werden, ehe wir ſie einigermaßen vollſtändig zu überſchauen vermögen. Aber auch das Fallen ging ziemlich ſchnell, obgleich noch lange darauf manche literariſche Erſcheinung einige Strahlen von altem Glanze ſich aneignete. Selbſt in Beaumont und Fletcher findet ſich ſchon der Keim des Verderbens: große Talente bei ermangelnder Tiefe, Fülle von Fantaſie ohne Gediegenheit des Denkvermögens, Witz und Laune ohne den Hintergrund der Solidität, und viel tragiſches Feuer ohne die wie im Leben ſo in der Kunſt entſcheidende reine Geſinnung.

§. 3.

S. X. finden wir nach gerechter Würdigung der herrlichen Eliſabethszeit die böſe — faſt möchte ich ſagen „großartig kühne, moraliſche und doch philiſterhafte" — puritaniſche Revolution mit Recht als eigentliche Kunſt- und Freudenſtörerin und Unglückbringerin bezeichnet. „Der alte Sinn", heißt es dann, „fand ſich auch nach Herſtellung der königlichen Würde nicht wieder, und ſo wie die Inſel an Macht und Reichthum zugenommen hat, ſo hat ſich auch mit dieſer eine gewiſſe Pedanterie des Lebens dort entwickelt, die nach und nach in trockne Gleichförmigkeit alles Individuelle aufzulöſen droht." — So weit, hoffen wir, iſt es noch nicht; wenigſtens zeigte ſich bis jetzt im Volke, trotz aller einſeitigen Theorien und bei aller eindringenden Unphiloſophie und Unpoeſie, eine faſt unverwüſtlich kernhafte Natur, welche in tüchtiger Wurzel begründet, auch noch in mannichfaltigen Farben aufzublühen vermag. Dafür ſprechen ſelbſt die meiſten engliſchen Romane aus dem achtzehnten Jahrhundert, die, faſt alle ohne höhern Kunſtwerth, und nur das ſichtbar Vorhandene ſchildernd, doch gar manche anziehende, wahrhaft charakteriſtiſche, rein britiſche Männergeſtalten auftreten laſſen. Dabei iſt jedoch wahrhaft traurig, daß es mit den ſeit etwa 100 Jahren von engliſchen Autoren gezeichneten Charakteren der Frauen häufig ſo ganz anders ſteht, dergeſtalt, daß das Tieck'ſche Wort hier völlig ſeine Anwendung zu finden ſcheint. Wir wiederholen, daß wir bloß von den Frauen reden, wie ſie uns in Schriften vorgeſtellt werden; doch bleibt auch dieſer Umſtand ſchon bedenklich genug. Leſet Richardſon, Goldſmith, Fielding, Smollet; was findet ihr für Frauen? Selten mehr als: — Gequälte Tugendmuſter, welche die ſchöne Tugend wie ein Handwerk peinlich treiben, und durch hochmüthige Prätenſionen läſtig werden, ſtets befangen und ängſtlich beſorgt für dieſe bis zum Uebermaß beſprochene Tugend; von aller Freiheit und Sicherheit, die nur dem unbefangenen Herzen eigen iſt, weit entfernt; — oder bloß negativ gute, rechnende Hausfrauen, ſchätzbar ohne Zweifel im wirklichen Leben, aber, durch die Bemühungen der Dichter, ſie als intereſſant hervor zu heben, ſchon aus ihrer Individualität geriſſen — oder ſogenannte naive, luſtige Perſönchen, die alle acht Tage, etwa beim Abendthee, einen zierlichen Scherz hervorbringen? Andrer weiblichen Figuren ganz zu geſchweigen.

§. 4.

Ich frage: Iſt nicht ſelbſt der treffliche Walter Scott, trefflich in manchen Einzelnheiten, in dieſer Hinſicht meiſtens arm? und hat er nicht vielleicht aus bloßer Verzweiflung, um dieſe Armuth zu verdecken, ſeine myſtiſchen Frauen — die aber bei weitem nicht myſtiſch genug ſind, um in uns einen ſoliden Schauder zu erregen — erfunden? Mit einigen ziemlichen Ausnahmen und guten Bemerkungen über dieſen und jenen halben Frauencharakter, wie wir ſie freilich bei Scott zuweilen finden, iſt es hier nicht abgethan, ſondern es iſt die Rede von wirklich zur Anſchauung des Leſers gekommenen Frauengeſtalten. Dieſe ſind faſt alle arm und ohne individuelles Leben, doch wollen wir gern hoffen, es ſey meiſtens nur die Schuld der Autoren. — — Wie alt aber dieſe Schuld ſey, iſt klar genug, wenn wir nur die meiſten Charaktere in Fletcher und Maſſinger mit denen in den frühern Dramendichtern vergleichen, Shakſpeares ganz zu geſchweigen. Otway vollends, obwohl es doch wahrlich auch ihm nicht an Talent fehlte, hat vielleicht auch nicht einen einzigen Charakter ganz zu Stande gebracht, und ich geſtehe, daß ich noch vor einiger Zeit, ſeine viel zu ſehr geprieſene „Waiſe“ wieder leſend, wahrhaft erſchrak über die trunkene Taumelei, in der ſich die verwaſchenen Geſtalten bewegen.

Was S. XII. über die ältere Geſtalt der Bühne und ihre Bedeutung nur in kurzen Umriſſen angedeutet worden, würde vor dreißig Jahren noch befremdet haben; heut zu Tage zum Glücke nicht mehr, da wir wohl faſt alle, von freierer Kritik geleitet, eingeſehen haben, daß „die Form, welche Mannichfaltigkeit, Epiſoden, und das Komiſche neben dem Tragiſchen zuläßt,“ (d. h. möchte ich hinzuſetzen: Beides durch einander neutraliſirt, und wie billig in einander verwebt) „uns Neueren eben ſo naturgemäß, eben ſo hiſtoriſch wie im Gemüth begründet ſey, als es nur immer die Bühne der Griechen den Athenern ſeyn konnte.“

§. 5.

S. XV. geht der Herausgeber zur Charakteriſirung des Dichters Robert Green, über den früherhin faſt nur Irriges und Abſprechendes an den Tag gekommen iſt. Man hat ſich, wie es ſcheint, nie mit ſonderlicher Achtung zu ihm gewandt, wozu das Gerücht von ſeinem regellos wilden Leben ein Großes beigetragen haben mag. Nun ſind wir zwar völlig überzeugt, daß nur ein edler Menſch (deſſen Edelſinn jedoch nicht mit gewöhnlicher moral-ſyſtematiſcher Elle zu meſſen iſt) von wahrhafter Poeſie durchglüht ſeyn *könne*, und daß deshalb nur ein ſolcher etwas bleibend Gutes und Schönes hervorbringen möge; allein nie darf uns dieſer Gedanke ungerecht machen gegen die einzelnen ſchönen Geiſtesgaben, in deren Beſitze bekanntlich ſelbſt der verlorenſte Sohn ſeyn kann. Auch er kann ja Stunden haben, in denen er gewiſſermaßen *über* ſich ſelbſt ſtehend, ſeine beſſeren Ahnungen bedeutſam und erfreulich zu ſchildern vermag. Green vollends hätte ſchon durch ſeine öftere Reue anziehen können, obgleich ſie, weil ſie keine ganze war, auch nicht vollſtändig helfen konnte. Sein Schauſpiel: „Die wunderbare Sage vom Pater Baco," welches wir hier überſetzt empfangen, giebt den vollgültigſten Beweis von ſeinem dramatiſchen Talent; Alles iſt leicht und angenehm behandelt, doch könnte man hie und da mehr Eindringlichkeit, Beleuchtung und perſpectiviſches Hervorheben wünſchen. Baco's Famulus, Miles, iſt als Träger des Humors nicht hinlänglich ausgeſtattet; deſto ergötzlicher in der Ernſthaftigkeit iſt dagegen der gelehrte und nichtgelehrte Zauberkampf zwiſchen Baco und Vanvermoſt (!), wobei wir freilich mit patriotiſchem Sinn das Schickſal des ſeltſam benannten Deutſchen, der Anfangs ſo glorreich kämpft, haben beſeufzen müſſen. Der Liebe der ſchönen Förſtertochter fehlt es nicht ganz an anmuthigen Zügen, doch hätte ſie vielleicht etwas mehr Raum haben dürfen, da ſie, als einfache Natur, der zuweilen faſt beengenden wunderlichen Zauberwelt, und der grandios-ſteifen Pracht der hier verſammelten Fürſten gegen über ſteht.

§. 6.

Deſto inniger und tiefer hat uns das zweite Stück dieſer Sammlung, „*Arden von Feversham*", angeregt, und wir unterſchreiben nicht bloß das Lob, welches der Herausgeber demſelben in reichem Maße zukommen läßt, ſondern wir möchten es, wo möglich noch verſtärken. Wer etwa in gerechtem Unmuth über hundert und wieder hundert ſogenannte bürgerliche Trauerſpiele mit der ganzen **Gattung** ſich ſollte überworfen haben, dem wird es die Ueberzeugung geben, daß die Gattung unſchuldig iſt an den Verſündigungen der Einzelnen. — Die genannte Tragödie ſpielt gleichſam in einer wunderbaren Nebelluft, und doch treten alle Geſtalten ſehr deutlich hervor. Faſt ſämmtliche Perſonen dieſes Stücks erſcheinen ſeltſam krank, und ſie müſſen es ſeyn, denn faſt alle ſtehen unter der Herrſchaft der Sünde. Alice, die in der Leidenſchaft für einen armſeligen Wicht eine Verſchwörung nach der andern gegen ihres Mannes Leben angezettelt, iſt in ihrer ruchloſen Naivetät, Inconſequenz und Albernheit — wahrhaft entſetzlich, aber auch nur ſo geſchildert, konnte ſie eine Geſtalt in der Tragödie werden. Wir ſehen hier einen Dichter, der die wahre Natur des Laſters, als einer ewigen Unſeligkeit, die ſich deshalb ſtets zu neuer Sünde aufreizt, um nur die langen qualvollen Stunden auszufüllen, vollkommen durchſchaut hat. Derſelbe Tiefſinn herrſcht in der Anſicht, die hier — für den, der ſehen will und kann — ganz einfältig anſpruchlos an den Tag kommt, daß das Laſter ein Irrthum in ſich ſelbſt ſey, eine gänzliche Unweisheit, ja Unklugheit, und an Wahnſinn ſtreifender Aberwitz in einer Welt, wo das ſchauerlichſte Düſter, von manchen irrenden Blitzen durchzuckt, die tragiſchſten Gefühle in uns weckt.

Jener Wahnſinn zeigt ſich gleich anfangs in Alice's Leidenſchaft für den roh erbärmlichen Mosbie und in der Abneigung gegen ihren Gatten, der (bei einem einzelnen Fehler) doch unendlich höher ſteht als jener Nebenbuhler. Hat uns der Dichter nun erſt einmal gezwungen an dieſes Wunder zu glauben — das Leben ſelbſt zwingt uns oft genug, dergleichen moraliſche Monſtroſitäten als wirklich vorhanden anzuerkennen — ſo ergeben ſich die Folgen, ſo wunderbar gräßlich ſie auch ſeyn mögen, faſt von ſelbſt. Der Dichter hat uns einmal gefangen, und läßt uns nicht los. Wir wollen dem unglücklichen Arden — doppelt unglücklich, da er ſich ſtets ſcheuet, ſeinem Elend bis auf die Quelle nachzuſpüren, und lieber nur ſchnell Alles vergiebt, um wenigſtens auf einige Stunden Ruhe zu haben — bis zu ſeinem Ende folgen; aber auch die ganze Schaar der Verbrecher erregt unſre Wißbegierde und Forſchluſt im hohem Grade. Wir ahnen, wie ſie untergehen *müſſen*, ſelbſt wenn es keine Schaffote und Scheiterhaufen gäbe.

§. 7.

Das wahrhaft tragiſche Schickſal (das man ſich doch ja nicht als bloß ariſtokratiſch geſinnt denken möge) äußert ſich auch in dieſen rein bürgerlichen und bäuerlichen Verhältniſſen mit ganzer Macht; aber freilich ein Dichter in vollem Sinne gehörte dazu, ſo etwas zu Stande zu bringen. Auch Tieck erwähnt, daß „wie Schattengeſtalten ſchon manche große Gedanken des Macbeth hier im Dunkeln liegen, Anklänge aus dem dritten Richard" u. ſ. w. Ich möchte hierbei noch einmal auf die ganze düſtere Atmoſphäre, in welcher das Stück ſich bewegt, hindeuten — ſie kann faſt an die Herbſtnebel auf Macbeths Haide erinnern — und unter den Scenen (außer den von Tieck genannten) auf Arden's Tod, auf das Klopfen der Gäſte an die Thür nach dem Morde, auf das Blut, das Alice mit ihren Nägeln abkratzen will und doch nicht vermag (wer denkt hier nicht an Blaubart?), auf die verdeckenden Binſen, auf Mosbie's Trunk auf die Geſundheit des Gatten, der todt im Nebenzimmer liegt, u. ſ. w. — — Endlich möchte ich noch bemerken, daß es dem Dichter gelungen ſey, uns Alicen bei aller ihrer innerlichen Abſcheulichkeit, dennoch als körperlich ſchön darzuſtellen, obwohl ſie — was hundert andere Dichter vielleicht in jedem Act wiederholt würden angebracht haben, weil es ſo leicht iſt — nur ſelten ſchön genannt wird. Mir iſt ſie, ich geſtehe es, mitunter ſogar wie eine halbwahnſinnige ſchöne Sphinx vorgekommen, welche unerwartet die Tatze hebt, bald um ihre Opfer zu ſtreicheln, bald um zu kratzen und zu tödten. — Wer der Dichter dieſes Dramas ſey, hat auch Tieck nicht mit Sicherheit beſtimmen können. Sehr merkwürdig iſt der Umſtand, daß die engliſchen Kritiker gar keinen Verfaſſer auch nur mit einem Vielleicht anzugeben wiſſen, wodurch, unſeres Erachtens, die Vermuthung, daß es eine Jugendarbeit Shakſpeares ſey — wofür ohnehin ſo manche innere Gründe ſprechen — an Gewicht gewinnen dürfte.

§. 8.

Geringer an Gehalt iſt das Luſtſpiel: „Die Hexen in Lancaſhire“, von Th. Heywood, oder es kann vielmehr von gar keinem Vergleiche mit dem tiefſinnigen Arden die Rede ſeyn. Zwar haben wir uns, wie billig, herzlich ergötzt an der ſeltſam behexten Bauernfamilie, und an der köſtlich-tollen Hochzeit; aber die Anfangsſcenen ſind ſchwach, und einige andere haben eine ungebührliche Breite, die zum Theil Herr „Adlich" verſchuldet, ein Mann, der ohne es zu wiſſen, und ohne des Dichters Abſicht (die hier ſchwerlich ironiſch war) unaufhörlich mit ſich ſelbſt liebäugelt, und indem er ſich widerholentlich und nochmal wiederholentlich alle Complimente verbittet, dieſelben veranlaßt, was den Umgang unmäßig weitläufig macht. Das ganze Stück hat ſich, wenn der neue Ausdruck erlaubt iſt, nicht recht durchgearbeitet, doch ſind die Elemente eines guten Luſtſpiels vorhanden. —

Uebrigens ſcheint auch mir dieſes Stück ſchon wegen ſeines bloßen Inhalts ſehr wichtig, denn noch immer liegt auf vielen hundert Hexenproceſſen der trübſte, kaum durchdringliche Nebel. Spee's Verdienſte ſind erſt ſeit kurzem, und Spener's beſcheidene Anſicht kaum Einmal ganz anerkannt worden; Thomaſius hat die ganze Sache viel zu tumultuariſch behandelt, und zwar in einzelnen Fällen viel Gutes gewirkt, doch über die ganze Angelegenheit kein ſonderliches Licht verbreitet. (Sehr intereſſante Bemerkungen, die aber alle auf den Satz zurückkehren, daß die Sache noch keineswegs recht an den Tag gekommen iſt, und die eigentliche Unterſuchung erſt noch beginnen ſollte, finden ſich in Jean Pauls „Flegeljahren," als köſtliches Tiſchgeſpräch in den Roman verflochten.)

§. 9.

Ich habe für nöthig gehalten, dieſe Bemerkungen über das vortreffliche Tieck'ſche Werk, welche ich kurz nach deſſen Erſcheinung mittheilte (ſ. Literariſches Converſationsblatt vom 20. December 1823), auch hier mit wenigen Veränderungen zu wiederholen, um genau zu zeigen, wie viel ich demſelben verdanke, indem ich ſogar geſtehe, daß ich einige dieſer Dramen nie im Original geſehen.

Wenden wir uns jetzt zu andern ſelten gekannten, aber nicht ſelten beſprochnen Schauſpielen, die den Dichter und ſeine Zeit angehen.

Daß Lear in der alten Geſtalt gleichfalls eine Jugendarbeit Shakſpeares ſey, iſt ſehr wahrſcheinlich; wenigſtens läßt ſich auch nicht ein einziger altengliſcher Dichter nennen, dem wir einen ſo ganz einfachen, gleichſam idylliſch-tragiſchen Styl zutrauen könnten. Der große, ja vollendete Gegenſatz zwiſchen dieſem Lear und dem ſpätern darf nicht befremden, da hier ohnehin kein dritter Weg war, der zum Ziele führen konnte. Entweder die ſanfte verſöhnende Rührung in der erſten Bearbeitung, oder das große furchtbare Weltgericht in der zweiten. Milderung wäre hier Halbheit, und die hat ſich Shakſpeare nie zu Schulden kommen laſſen.

Aehnliches gilt vom alten und neuen König Johann. Erſter kraftreich jugendlich, derb polemiſch, faſt überlebendig; zweiter: höchſt gebildet, weiſe, feierlich, mitunter faſt pomphaft, mit Kron und Zepter prangend, deshalb aber auch in den rührenden Partieen ganz unvergleichlich.

Ungern nur gedenke ich des Streites zwiſchen Steevens und Malone über den Perikles, eines Kampfs, der wortreich und gedankenarm gewiſſermaßen in die leere Luft hineingeführt ward, indem beide Ausleger den Werth des Stücks verkennen, und nur über den größern oder mindern Antheil an demſelben hin und her reden. Shakſpeares Autorſchaft iſt hier auch nicht dem geringſten Zweifel unterworfen, da Ben Jonſon, im Grimm über ſein eignes Theaterunglück, den Perikles ganz ausdrücklich, aber freilich unbeholfen genug, verſpottet hat. Dryden dagegen, der gern den Großmüthigen ſpielt, entſchuldigt Shakſpearen durch die faſt kindiſch klingende Bemerkung, der Fürſt von Tyrus ſey älter als der Mohr (the prince of Tyre was elder than the Moor), wodurch er, wie man leicht ſieht, mit der Würde eines gütigen Richters zuvörderſt den jugendlichen Shakſpeare entſchuldigen will, daß er ein ſo unreifes Werk habe machen können, was man indeſſen um des Othello willen verzeihen möge. Dennoch beruhigten ſich die ſpäteren Ausleger bei ſo gänzlich deutlichen Zeugniſſen nicht, ſondern behaupteten friſchweg, Shakſpeare könne das Stück nicht verfertigt, ſondern höchſtens einen kleinen Antheil an demſelben gehabt haben.

§. 10.

Schwieriger iſt die Unterſuchung über das Trauerſpiel in Yorkſhire. Iſt die gräßliche Mordgeſchichte, welche den Inhalt bildet, wirklich erſt im Jahre 1604 vorgefallen, wie Steevens durch die Chronik jenes Jahrs zu beweiſen ſucht, ſo möchte man freilich das Stück dem Dichter abſprechen, der damals ſchon in den ſchönſten reifen Mannesjahren ſtand, und gewiß die Scenenreihe nicht mehr ſo locker und loſe hingeſtellt haben würde, als hier wirklich geſchehen. Bei dem erſten Anblicke erſcheint überhaupt dieſes ganze Stück wie die Arbeit eines mit der dramatiſchen Form völlig unbekannten, aber ſehr genialiſchen — Knaben; betrachten wir es indeß genauer, ſo leuchtet uns manches Vortreffliche entgegen. Mit furchtbarer Gewalt und ohne alle Schonung, die hier durchaus nicht paſſen würde, ſtellt uns der Dichter einen Mann dar, der von Scene zu Scene immer mehr und mehr ſich der ſündhafteſten Willkür hingiebt, dadurch aber immer mehr ſeine wahre Freiheit einbüßt, bis er endlich gänzlich umnachtet ein Sklav des — Teufels wird. Dieſe Bezeichnung, ſo auffallend ſie auch manchem Leſer klingen mag, ſcheint mir hier die einzig paſſende, denn die ewigen großen Gegenſätze: gut und böſe, Sanftmuth und Wuth, Egoismus und Liebe u. ſ. w., ſind hier auf eine eben ſo eindringliche als altväterliche Weiſe ausgeſprochen. Wer bei der Hölle Hülfe ſucht, ſoll ſich nicht wundern, wenn ſie ihn zuletzt beherrſchend erfaßt; es erfolgt dann ein Zuſtand, in welchem jedes Licht im Herzen erlöſcht, und der Menſch wie blind von einem ſcheußlichen Verbrechen zum andern taumelt. Die Grellheit und faſt kalte Härte, mit der dies geſchildert worden, iſt ohne Zweifel Abſicht des Dichters, doch deuten auch hier ſchon einzelne Züge auf die Linderung hin, die am Schluſſe des Werks ſichtbar wird. Dahin gehört der liebe muntere Knabe, der ſo gern mit dem verzweifelnden Vater ſpielen will, und deſſen gräßliche Geberden für ſcherzhafte Verſtellung hält, mit denen man im Spiele Kinder zu ſchrecken verſucht. Im ſchönen kindlichen Irrthum, und in dem liebenden Bemühen, den Vater aufzuheitern, empfängt der Knabe die Todeswunde, faſt wie einen Kuß, nach welchem der Schlaf doppelt ſüß zu ſeyn pflegt.

§. 11.

Es iſt überaus leicht, mit dem Dichter zu hadern, daß Scene für Scene immer von neuem unſchuldiges Blut fließt, und daß uns ſelbſt der Anblick eines blutigen Kindes geboten wird. Es tritt hier aber der alte Volksglaube tröſtend ein, daß ein unſchuldig gemordetes Kind dem höchſten Lohne am nächſten ſey, und daß jeder Tropfe ſeines vergoſſenen Blutes ſich für daſſelbe in den reinſten Schmuck und ewige Perlen verwandle. Dieſer Gedanke iſt es denn auch, der den, aus der Betäubung ſeiner Frevelhaftigkeit endlich erwachten Vater mit tröſten hilft; indem er die Gemordeten ſchon „im Schooße der Engel ſpielen“ zu ſehen glaubt. — Dieſes Erwachen iſt der Anfang ſeiner Reue, die deshalb, wenn wir dem Dichter jenes oben angegebene Princip vom Teufel zugeben, nichts Unnatürliches und Allzuraſches hat. Der Unglückliche hat das höchſte Maß der Sünden erfüllt; die Schaale des vergoſſenen Blutes ſchäumt gleichſam über, er erwacht und ſinkt zerknirſcht in die Arme des ewigen Vaters, deſſen Barmherzigkeit zu reich iſt, als daß der Sünden Menge ſie aufhalten könne.

Da, wie Steevens berichtet, der erſte Druck dieſes Stücks vom Jahre 1608 nicht bloß die vieldeutigen Buchſtaben W. S., ſondern den ganzen Namen „William Shakſpeare“ aufzeigt, ſo iſt es kaum möglich, die Autorſchaft deſſelben zu beſtreiten. Spuren von Genie finden ſich genug, aber auch nicht minder Spuren der höchſten Raſchheit und Eilfertigkeit, die ſich begnügt, Alles nur in dämmernden Umriſſen anzudeuten. Das Räthſel, wie Shakſpeare in einer Zeit, wo er ſo vollendete Werke wie König Lear und Macbeth ſchrieb, auch eine Yorkſhirer Tragödie hinwerfen konnte, wird freilich immer etwas Räthſelhaftes behalten, doch nicht mehr als ſo manches andere Räthſel in der Seele des Dichters, die kein Lineal und Cirkel auszumeſſen vermag.

§. 12.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß das Stück: „Der Londener verlorene Sohn“ — ſo ſollten wir: „The

London-Prodigal" überſetzen, denn „Verſchwender" iſt zu geringfügig — ein ſehr ausgezeichnetes Lob von einigen ſehr berühmten deutſchen Kritikern erhalten hat. Es iſt mir indeſſen unmöglich, in daſſelbe ganz einzuſtimmen.

Die tiefſinnig einfache, eben ſo gewaltig als ſüß rührende und ewig tröſtliche Erzählung vom verlornen Sohn, wie wir ſie im Lukas finden, iſt freilich über alles Menſchenlob erhaben, doch iſt uns allerdings verſtattet, ſie auf die mannichfaltigſte Weiſe zu geſtalten, und unſrer Fantaſie nahe zu bringen, ſobald wir nur ihren wahren Gehalt und eigentlichen Kern nicht anzutaſten wagen. Ich habe bereits an einem andern Orte bemerkt, wie das altdeutſche Theater dieſe Geſchichte behandelte: *) nicht ohne Unbeholfenheit in der Form, und mit großer Herzenseinfalt, aber auch nicht ohne Genauigkeit und ironiſche Wendung. — Meines Erachtens ſind die Momente jener herrlichen Parabel leicht zu faſſen: der Menſch, der ſich nur als Einzelweſen betrachtet, von dem Ganzen löſen will, dem Götzen falſcher Freiheit nachläuft, fällt nicht bloß dadurch in Sünde, ſondern iſt ſchon in derſelben. — Dann folgt Reue, hervorgegangen durch die Einſicht, daß auf jenem Wege

---

*) S. „Leben und Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion," Berlin 1807, S. 187 ff., und „Die Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart," Bd. II, S. 261 ff.

zur ſogenannten Freiheit nur die höchſte Sklaverei zu finden iſt. — Dann Buße, in dem Gedanken, die reine Kindſchaft verloren zu haben, woraus die Demuth hervorgeht: dennoch zurückkehren zu wollen, nicht als Kind — (dieſe Würde ſcheint verloren) — ſondern als Knecht des Vaters, und auch dieſes Knecht-ſeyn-dürfen hinfort als unverdiente Wohlthat zu betrachten. Steht es aber mit der Geſinnung alſo, und fühlt der Verlorene ſich verloren, ſo iſt er ſchon nicht mehr verloren, glaubt er im tiefſten Schmerz der Reue nur Knecht ſeyn zu können, ſo iſt er ſchon wieder Kind. Dann ereignet ſich jene Scene, an die wohl noch Keiner jemals ohne unendlich freudige Rührung gedacht hat, daß der Vater entgegenkommt, und nicht einmal mehr die Gebärde und das äußere Zeichen des Kummers ſehen will, ſondern ſchnell das neue Kleid, den neuen Verbindungsring hingiebt, und das Feſt der liebenden Sühne feiert.

§. 17.

Sollen wir etwa Shakſpearen zürnen, daß von Allem dieſen kein Wort in ſeinem Prodigal vorkommt? Gewiß nicht über das fehlende Wort, das nur dem Kritiker gehört; wohl aber dürfen wir bedauern, daß er daſſelbe nicht zur Erſcheinung gebracht hat. Geben wir alſo den ganzen Gedanken an den „verlorenen Sohn" auf, und begnügen uns mit der bloßen Darſtellung eines durch Ausſchweifungen aller Art in das Verderben ſinkenden

Jünglings. Aber auch in dieſem Falle müſſen wir den etwanigen Genuß theuer erkaufen. Dieſer Flowerdale ſinkt nicht, denn er iſt ſchon geſunken, an ihm iſt gleich in der erſten Scene kaum noch irgend etwas zu verderben, er hat ſo ziemlich alle Fehler und Laſter, die ſich auftreiben laſſen; die Feigheit ſteht in der Mitte, und hält gleichſam die ganze Heerde von moraliſchen Flecken in Ordnung. So mag es denn freilich natürlich ſeyn, daß er gegen ſeine ſchöne treffliche Frau die heilloſeſten Scheltworte ausſtößt, und ſich von dem Tuchfabrikanten Oliver ſchlagen läßt, ohne etwas Anderes darauf zu erwiedern, als „er könne ſich jetzt nicht mit ihm einlaſſen, weil er nothwendige Geſchäfte habe;“ es mag nothwendig ſeyn, daß wir ihn ſodann im fünften Acte betteln ſehen; — daß aber ſpäterhin die weichherzige Frau vor dem elenden Buben kniet, iſt kaum zu ertragen. Wie mögen wir ferner an die Beſſerung eines ſolchen durchaus gehaltloſen, innerlich zerſetzten und nur mit den gemeinſten Laſtern ausgeſtatteten Menſchen glauben? und wie ſoll hier für Leſer oder Zuſchauer irgend eine Art von äſthetiſchem Vergnügen hervorgehen?

Können wir uns aber entſchließen, von den höhern Forderungen, die wir ſonſt immer an Shakſpeare machen, abzulaſſen, ſo dürfen wir allerdings die Intrigue, die treffliche Anordnung, den Witz und die Raſchheit im Gange des Stücks bewundern, Eigenſchaften, die freilich in manchen correcten Luſtſpielen der ſpätern Bühne oft vermißt werden, bei Shakſpeare aber ſich immer von ſelbſt verſtehen. Mit einem Worte: was bei einem völlig unerfreulich aufgefaßten Stoffe und morſcher Grundlage noch Aeſthetiſches gebildet werden konnte, das iſt hier mit großem Talent durchgeſetzt worden, doch iſt für ſolche Mängel wie die oben angegebenen, kein Erſatz möglich.

Gern möchte ich das ganze Stück unſerm Dichter abſprechen, doch würde ich mich dadurch einer Folgewidrigkeit ſchuldig machen, denn da es bereits 1605 mit Shakſpeares ganzem Namen auf dem Titelblatt gedruckt worden iſt, ſo darf wohl ſchwerlich einem Zweifel Raum gegeben werden.

§. 14.

Der Grund, weshalb man das Schauſpiel: „Sir John Old-Caſtle" für eine Nicht-Shakſpear'ſche Production erklärt hat, iſt von geringem Belang. Wenn in dem Prolog zu dieſem Stücke geſagt wird, hier trete „kein alter Sündenrath für die Jugend, kein vielfräßiger Schlemmer auf," ſo iſt dabei doch ſchwerlich an unſern Falſtaff zu denken, ſondern an einen frühern, der vermuthlich nichts weiter war, als wie ihn jener Prolog bezeichnet, was auch Malone am Ende zugiebt. Wie aber, wenn Shakſpeare ſelbſt einmal in einer muthwilligen Laune gegen manche misverſtehende Pedanten, in dem Prolog zum Old-Caſtle mit parodirender Trockenheit auf Falſtaff geſcholten hätte, wobei ſich denn die offenbar neckenden Worte zum Epilog des zweiten Theils Heinrichs IV.: „Falſtaff ſey nicht Eine Perſon mit Old-Caſtle, der als Märtyrer geſtorben," doppelt komiſch machen müßten. Ich will dies nicht einmal als Vermuthung angeben, ſondern nur als eine Möglichkeit *), wohl aber ſcheint mir überhaupt ein Prolog und Epilog altengliſcher Stücke — oft genug von einzelnen Schauſpielern herrührend oder doch amplificirt — bei weitem nicht hinreichend, um irgend eine Autorſchaft oder Nicht-

---

*) Die Ausleger ſcheinen vor dem Gedanken zu erſchrecken, daß Shakſpeare ſelbſt in einem Prolog auf Falſtaff ſchilt. Seltſam! hat ihn denn der Dichter jemals für einen tugendhaften Mann ausgegeben? oder auch nur im mindeſten entſchuldigen wollen? Seine Satyre in dem Prolog zum Old-Caſtle würde deshalb bloß gegen ſolche beſchränkte oder frömmelnde Beurtheiler gehen, welche überhaupt nicht wollen, daß ſolche unſittliche Charaktere geſchildert werden. Nur der Schluß jenes Prologs, wo ſogar von einer „lügenhaften Erfindung" die Rede iſt, „welche den vorigen Zeiten zur Unehre gereicht," geht über alle Satyre hinaus; und hat Shakſpeare dieſe Zeilen wirklich geſchrieben, dann fällt auch jene Möglichkeit weg, und es bleibt bei Malone's Meinung, daß hier auf ein altes und ſchlechtes Stück, „Heinrich V." (welches ich jedoch nicht kenne), angeſpielt werde. — — Warum Schlegel den Epilog zum zweiten Theil Heinrichs IV. unüberſetzt gelaſſen, weiß ich nicht. Er iſt fröhlich und drollig, und der Tänzer, der ihn ſprach, hat ſich gewiß für die luſtig ehrlichen Worte: „Old-Castle died a martyr, and this (Falſtaff) is not the man" durch das herzlichſte Beifallslachen belohnt geſehen.

Autorſchaft darauf zu begründen. — Old-Caſtle iſt ein ſehr anziehendes Drama, das ſich neben der Trilogie vom ſechsten Heinrich recht wohl zeigen darf, ein Werk, das bei der faſt läſtigen Ueberfülle des Stoffs, dennoch die Herrſchaft des überſehenden künſtleriſchen Verſtandes darthut. Zwar iſt König Heinrich V. hier noch bei weitem nicht der, wie er uns in Shakſpeares Werke, das den Namen jenes Fürſten an der Spitze trägt, vorgeführt wird; man vergeſſe indeß nicht, daß der höhere Glanz, der ihn dort umſtrahlt, größtentheils von ſeinem edlen Betragen und ſeinen Siegen in Frankreich herrührt. Dieſe Zeit iſt aber in Old-Caſtle für ihn noch nicht gekommen, wir ſehen bei ihm noch einige Nachwehen von ſeinem frühern genialiſchen Schenkenleben; doch wird er von Scene zu Scene reifer, und wenn wir auch mit einigen ſeiner Aeußerungen nicht recht zufrieden ſind, ſo nehmen wir doch regen Antheil an der Kraft und dem Witz, mit dem er ſeine noch ſchwankende Krone behauptet. Die Lebhaftigkeit der Darſtellung, ſo wie überhaupt der ganzen Phyſiognomie dieſes Fürſten, läßt kaum noch etwas zu wünſchen übrig.

§. 15.

Der Dichter zeigt ſich überall als einen freiſinnigen, aber gemäßigten Proteſtanten, der ſich durch das Geſchrei der Geiſtlichkeit gegen Old-Caſtle (ſpäter als Lord Cobham glänzend) nicht hat irre machen laſſen, ſondern ſelbſt geprüft hat, und dem den Lehren Wiclef's huldigenden ausgezeichneten Mann ein würdiges Denkmal ſetzt. Wie ſehr der Dichter Cobham's Partei nimmt, zeigt ſich überall, und nicht ſelten mit eben ſo bitterer als treffender Satyre, z. B. in der dritten Scene des vierten Acts, wo ein Gerichtsdiener im Hauſe des — bereits im Tower gefangen ſitzenden Lords — nach ketzeriſchen Büchern ſuchen muß, aber nichts weiter findet, als die Bibel, und inſonderheit das neue Teſtament, nebſt einigen frommen Erbauungsſchriften. Die luſtige clown des Lords, Harpoole, bittet dagegen ſehr offenherzig einige ihm zugehörige Liebesgeſchichten zu reſerviren, die ihm nicht für das ganze Bisthum von Rocheſter feil ſind. Als treffliche Gemälde der gährenden Zeit nenne ich noch beſonders den demagogiſchen Brauer Murley, ſo wie den bis zum Ueberſchwang gauneriſchen, mehr als zigeuneriſch waltenden Pfarrer John von Wrotham. Dagegen finden ſich einige Spuren von Eilfertigkeit in der Anordnung der Scenen, beſonders vom dritten Acte an. Der Ernſt des Stückes hat oft etwas ſehr einfach Rührendes, zuweilen aber auch etwas Trockenes *), und ſo viel Lob die Schilderung der aufrühri-

---

*) Ganz modernen, an die ſtete Erhitztheit der meiſten neueren Poeten gewöhnten Leſern könnte jedoch auch Manches trocken vorkommen, was nur einfach und in der Einfachheit ſinnig rührend iſt. Dahin rechne ich die Scene im Walde im fünften Act. Lord und Lady ſind glücklich in ihrer Verkleidung

ſchen Gemüther verdient, ſo ſteht ſie doch der in der Reihe der Heinriche offenbar nach. Das ganze Stück iſt wie von einem Genie zweiter Größe, das durch edle Geſinnung, Reinheit der Erkenntniß und tüchtigen Fleiß große Hoffnung giebt, es werde ſich bald des erſten Grades erfreuen. — Findet ſich hie und da noch einige Dunkelheit, ſo rechne man ſie nicht dem Dichter zu, ſondern dem Misgeſchicke, das den zweiten Theil des Schauſpiels nicht auf unſre Zeiten hat kommen laſſen. Wer wäre nicht begierig zu wiſſen, wie der Dichter das tragiſche Ende des Lords (er ward 1418 enthauptet) genommen, und ob die Bezeichnung „a valiant martyr“ hier eben ſo vollſtändig zu nehmen ſey, wie bei Calderons ſtandhaftem Prinzen.

§. 16.

Nicht ſo reich an Umfang und das Volksleben nur in einzelnen Beziehungen berührend iſt das Schauſpiel:

---

entflohen, wobei er ſich kühn und gewandt gezeigt hat. Jetzt in ſcheinbarer Sicherheit, wendet er auch eine edle fromme Weisheit an, die Gattin zu tröſten. Es gelingt, aber der Hunger ſtellt ſich ein, und er, der ſonſt an Alles gedacht, hat Brodt mitzunehmen vergeſſen. Da kommt wieder die verſtändige Hausfrau zu Hülfe, die ſich nicht bloß mit Brodt, ſondern ſogar mit idylliſchem Käſe verſehen hat, was jetzt den lieben Leuten trefflich zu Statten kommt. Dann Schlaf, dann neue Gefangennehmung, und endlich abermalige Rettung; doch ſo, daß wir nicht an des Lords völlige Sicherheit glauben können. Hier tritt der für uns leider nicht exiſtirende zweite Theil ein.

„Leben und Tod des Lords Thomas Cromwell.“ Hier war der Dichter ſeiner eigenen Zeit ſo nahe, daß er Manches nur ironiſch andeuten konnte, und wenn wir hier Heinrich VIII. nicht zu ſehen bekommen, ſo werden wir ihn doch, und zwar ganz ſo wie ihn die Geſchichte ſchildert, in ſeinen Wirkungen gewahr. Das Volk hat von der alten Lebendigkeit verloren, die Vornehmen ſind geſpannt und beſorgt; bemühen ſich aber um den Schein, als fürchteten ſie nichts. In der Schilderung des Helden ſelbſt iſt die Miſchung von Geiſt und Eitelkeit, liebenswürdiger Pietät und Eigenmächtigkeit, ſinnreicher Beſonnenheit und ſorgloſem Leichtſinn dem Dichter trefflich gelungen. Im Anfange iſt bei ihm leichter, aber hoher Sinn am ſichtbarſten, und die erſten Scenen, in welchen wir ihn von dem Geräuſch der Grobſchmidt-Werkſtatt, den arbeitenden und ſchwatzenden Schmiedegeſellen und Lehrburſchen ſeines Vaters umgeben ſehen, die kleine Unterredung mit dem Vater ſelbſt, die vornehme Bitte, um Stille bei ſeinem Studiren, das Geldbieten für dieſe Stille, die doch in einer Werkſtätte nicht zu erreichen iſt: das Alles iſt ſo leicht und doch ſo beziehungsvoll hingeworfen, daß wir auch ſpäterhin, wenn das Stück in immer weiteren Kreiſen ſich bewegt, gern daran zurückdenken. Iſt es doch, als ſolle der liebe geiſtreiche Jüngling, dem jedes zu laute Geräuſch ſo unangenehm iſt, ſein ganzes Leben lang nichts weiter erfahren, als bei höchſtem Glanz ein taktloſes (gegen das ſeine Schmiede Muſik war) und mit dem härteſten Mißton endendes Geräuſch. — Wohl iſt es nur das uralte Lied vom ſchnellen Steigen und ſchnellen Fallen eines zu mächtig gewordenen Mannes, das wir hier vernehmen; aber ſo geſungen und variirt hören wir es nicht ohne wahre Belehrung und Erbauung.

Ein Liebling Heinrichs des Achten kann ſich überhaupt nicht halten, weil dieſer Fürſt, wie nun einmal die Weltgeſchichte ausgeſprochen hat, niemanden ſo liebte als ſich ſelber: Es iſt deshalb nur eine einzige Stunde des Misvergnügens von ſeiner Seite nöthig, um ihn auf immer fallen zu laſſen. Leider ſoll auch Cromwell ſelbſt in einer unſeligen Stunde eine Verordnung durchgeſetzt haben, daß ein königlicher Rath, der des Hochverraths überführt worden, ohne öffentlichen Proceß hingerichtet werden kann. Was heißt hier „überführt?“ und wie kann eine wahre Ueberführung ſtattgefunden haben, wenn das alte Geſetz, das auch dem größten Verbrecher öffentliche Vertheidigung erlaubt, umgangen wird? Hat aber Cromwell wirklich eine ſolche Verordnung gegeben? ich weiß es nicht mit Gewißheit; doch iſt es wahrſcheinlich, da ſein Feind Gardiner darauf den ganzen Plan zu ſeiner Vernichtung baut. Er gelingt ihm auch nur zu wohl, und mit Schaudern hören wir, daß Heinrich den Unglücklichen durchaus nicht vorlaſſen und von ſeiner Vertheidigung nichts hören will, da er ja bereits — überführt ſey. Dieſe Scenen würden bei manchen Dichtern zu wahren Marterkammern für uns geworden ſeyn; hier iſt Alles raſch und einfach fortgeführt, und es fehlt nicht an den Gegengewichten der Kraft in edler innerer Freiheit, der lebendigſten Heiterkeit und des wohl geahneten Ruhms im Tode. Auch hier zeigt ſich der Dichter als ein reiner Proteſtant, deſſen Urtheil, durch eigene Prüfung beſtimmt, von dem Haß der Papiſten gegen Cromwell unberührt geblieben iſt.

Ich kann dies Stück nicht verlaſſen, ohne noch des luſtigen und treuen Schmiedeknechts Hodge zu gedenken, der Cromwells etwas phantaſtiſchen Plan zur Rettung des Grafen Bedford aus dem feindſeligen Bologna ſo wacker ausführen hilft. Nur ein Humoriſt konnte ſich zu dieſem Plane hergeben, und nur einem ſolchen mochte er gelingen. Daher die Nothwendigkeit ſeines Charakters, in dem ſich ſchon Spuren zu der unſterblichen, luſtig-witzigen Narrheit des Lanzelot Gobbo finden laſſen. Dafür iſt dieſer aber nur ein redender Narr; Hodge ein thätiger.

Endlich das Luſtſpiel „die Puritanerin.“ Der Titel läßt witzige Polemik vermuthen, denn wie ſehr auch der Dichter die ſtrenge Moral des ächten Puritanismus ehren mochte; die unerſprießliche Kopfhängerei der meiſten Puritaner, ſo wie deren nie genug zu tadelnder Kunſthaß, mußte ihm ohne Zweifel ein Greuel ſeyn, und ſelbſt ein flüchtiger Leſer der Shakſpeariſchen Werke erinnert ſich leicht einiger perſiflirender Scherze, die der Dichter gegen die Puritaner hat fliegen laſſen. Indeſſen liegt es nicht in ſeinem Charakter, dergleichen zum Gegenſtande eines langathmigen Luſtſpiels zu machen, da der Witz in ſolcher Lage leicht ſelbſt den Athem verliert, und nicht ohne bittern Nachgeſchmack zu endigen pflegt. Der Menſch und deſſen menſchliche Verhältniſſe, ſein Charakter und die Verſchlingungen deſſelben in den Begebenheiten und in ſich ſelber u. ſ. w., iſt für den Dichter die Hauptſache; nicht aber das von außen her gekommene Kleid, möge es ſelbſt, wie etwa bei vielen Puritanern, mit ihm verwachſen ſeyn, auch nicht kirchliche und bürgerliche Verhältniſſe, die immer nur als Farbe gelten dürfen, und ſobald ſie als entſcheidende Hauptſache betrachtet werden, die Freiheit des Dichters ſelbſt ſtören. — — Betrachten wir dann ferner das Verzeichniß der Perſonen, und finden wir daſelbſt einen Landjunker und einen Hofmann, einen Gelehrten und einen Straßenräuber, einen Häſcher und einen Großprahler, und die ſeltſamen Namen Pennybub, Tipſtaff u. a., ſo machen wir uns abermals auf Witz gefaßt, allein es ſcheint nicht der Shakſpeariſche zu ſeyn, der uns hier geboten wird, denn es iſt ſonſt nicht ſeine Art in dieſer ordinären Weiſe zu verfahren.

Und was finden wir endlich? Ein ungeheures Gewühl von Scenen, die am Ende auf nichts weiter hinauslaufen, als auf einen Gaunerſtreich, bei dem wir weder für die Betrüger, noch für die Betrogenen ein ſonderliches äſthetiſches Intereſſe erfaſſen können. Das Ganze hat etwas ſo Grelles, daß wir nur ſelten zum Lächeln über manche treffliche Einzelwitze gelangen können, und wenn wir z. B. gleich in der erſten Scene des Stücks einen jungen Menſchen (Edmund) zu ſehen bekommen, der eben von dem Leichenbegängniß ſeines Vaters zurückkehrend, laut ſeine Freude über deſſen Tod ausſpricht, ſo werden wir dadurch wahrlich nicht in die rechte Luſtſpielſtimmung verſetzt, und wir fragen mit Recht, ob es wohl nothwendig geweſen, uns den Anblick dieſes widerlichen Taugenichts zu bieten. — Die Polemik gegen die Puritaner iſt ſchwach, und der Dichter befindet ſich, wie es ſcheint, am beſten bei der Schilderung des Straßenräubers und des verdorbenen Gelehrten. Hier erkennen wir ihn in ſeiner Kraft und ſeinem Talent, doch müſſen wir ihn auch hier der Breite beſchuldigen, mit der es zuweilen ſo arg wird, daß er kaum ein Ende finden kann. — Die Schlußſcene, in der ein edler anonymer Lord der betrogenen Wittwe das gehörige Licht anſteckt, iſt ein ſchülerhafter Behelf, der ſelbſt in dieſem wenig Genuß bietenden Werke noch auffällt; doch bleibe deſſen hiſtoriſche Wichtigkeit unbeſtritten.

Wer der Verfaſſer dieſes Schauſpiels ſey, möchte ſchwer zu beſtimmen ſeyn. Von Shakſpeares Geiſte iſt faſt gar keine Spur, obwohl in einigen witzigen Bemerkungen, Charakterzügen u. ſ. w., ein mit des Dichters Werken vertrauter und gewandt nachahmender Mann hervorleuchtet. Deſto mehr findet ſich von Ben Jonſon's Art und Kunſt, doch iſt er ſelbſt gewiß nicht der eigentliche Urheber, da wir über ſeine Werke Aufſchluß genug haben, er auch, keinesweges unbekümmert um ſeinen Autorruhm, Mit- und Nachwelt in dieſer Hinſicht wohl zu unterrichten gewohnt war. Vielleicht iſt einer von Ben Jonſon's Freunden oder Schülern der Vater dieſer Puritanerin, und der Gönner legte ein wenig zu ihrer Ausſtattung bei.

Möge Ludwig Tieck, der beſte Kenner der Shakſpeariſchen Zeit, die gehörige Aufklärung über dieſes ſeltſame Stück verbreiten.

Anhang.

2. Die Muſik in Shakſpeares Schauſpielen

§. 1.

Da die Deutſchen bekanntlich nichts leichter vergeſſen, als was ſie ſelbſt in ihrer Mitte Vortreffliches haben und gehabt haben, ſo iſt es nie überflüſſig, ſie daran zu erinnern. In ſolchen Fällen ſind ſie auch meiſtens gutmüthig, und mögen es wohl leiden, wenn man ihnen z. B. in das Gedächtniß zurückruft, daß der größte religiöſe Held in That und Wort: Martin Luther ein Deutſcher war, die größten Denker: Leibnitz, Kant, Fichte u. A. abermals Deutſche; ja wir leben bereits in den glücklichen Zeiten, wo wir mit Erfolg wagen dürfen zu behaupten, daß ſeit Shakſpeares Tode kein Dichter unſerm Goethe gleich komme. Seit etwa dreißig Jahren hat man ferner den Deutſchen vorerzählt, daß ſie ehedem auch die allerruhmwürdigſten Maler gehabt haben, und es giebt jetzt ſchon manche, die nicht bloß wie in frühern Jahrzehnten, um einen Dürer und Cranach wiſſen, ſondern auch von einer köllniſchen Schule, einem Johann von Eyck, Hemling, Schwarz u. ſ. w., viel Gutes gehört oder wohl gar, wenn auch nur im Steindruck, geſehen haben. Dreißig Jahre ſind indeſſen, wenn man Jahrhunderte verſäumt hat, zu wenig, um ſich in ſo manches vergeſſene Vortreffliche zu finden, es iſt jedoch Hoffnung vorhanden, daß man ſich bald entſchließen werde, an das Herrliche zu glauben, einige vielleicht ſchon um deswillen, weil die höchſt ehrenwerthen Männer, welche eine unſchätzbare Sammlung altdeutſcher Bilder zuſammen gebracht haben, bei ihrer würdigen deutſchen Bildung doch auch einen ins Gewicht fallenden — franzöſiſchen Namen haben, der bei Manchen ſeine Wirkung auch heut zu Tage noch nicht verfehlt.

Iſt endlich von Muſik die Rede, ſo darf ein Deutſcher in einer Geſellſchaft von Deutſchen beinahe auf Beiſtimmung rechnen, wenn er die ächte deutſche Muſik, wie ſie bei Händel, Graun, den Bachen, Gluck, Haydn, Mozart u. A. waltet, gebührend preiſt. Es iſt zu häufig in ganz Europa rühmlich davon geſprochen worden, als daß man ſich nicht endlich hätte entſchließen müſſen zu glauben, es ſey wirklich herrlich damit beſtellt. Betrachten wir deshalb unſer liebes Deutſchland als das eigentliche Vaterland der Muſik, ſo wollen wir dabei mit gewohnter Mäßigung das Treffliche, was vom Auslande kommt, keineswegs verkennen, doch im Beſitze von nicht drei, ſondern dreimal drei muſikaliſchen Horatiern die Curiatier nicht ſcheuen, die man uns etwa zur Beſtechung des künſtleriſchen Ehrenkampfes entgegen ſchicken könnte.

§. 2.

Anders ſteht es in England. Hier fehlt es nicht bloß an ſolchen producirenden Meiſtern, die ſich mit den ältern italieniſchen und deutſchen meſſen könnten, ſondern es ſcheint auch an der Fülle von Liebe für dieſe Kunſt zu fehlen, die allein uns ihre Bedeutung erkennen lehrt. Was aber das Schlimmſte iſt; wir treffen bei ihnen eine Anzahl von Urtheilen über die Muſik und deren Idee, die von einem ſo entſchiedenen antimuſikaliſchen Gemüthe der Urheber zeigen, daß wir uns wohl ein wenig davor entſetzen möchten. Freilich wenn Samuel Johnſon Shakſpeares Liebe für die Muſik ärgerlich misbilligt, und Steevens Lorenzos Ausſpruch (im „Kaufmann von Venedig“) über dieſelbe ein capricious sentiment zu nennen wagt, ſo ſoll darauf kein ſonderliches Gewicht gelegt werden, denn wir kennen dieſe Männer bereits in ihrer kühlen Abgeſchloſſenheit. Auch Addiſon ſoll uns mit ſeiner Abneigung gegen die Tonkunſt wenig kümmern, und er mag dafür als Lohn hinnehmen, daß ſchon Leſſing ſeinen „Cato“ im eigentlichſten Sinne um das Leben gebracht hat; welches ihm freilich leicht genug werden mußte, da es nur ein Scheinleben war. Noch weniger kann hier die Ungunſt des Lords Cheſterfield gelten, der, gar nicht begreifend, und deshalb zürnend, wie man Sinn haben könne für „Pfeifen und Fiddeln,“ gerechten Anſpruch auf unſer Mitleid hat, ſchon um deswillen, weil er, wenn von dem Weſen der Muſik die Rede iſt, an Fiddeln und Pfeifen denken kann. Wichtiger iſt ſchon, daß Pope — wie bekannt genug iſt — geradezu geſtand, er habe niemals Vergnügen an der Tonkunſt gefunden, und es könnte dieſe Nachricht ſogar befremden, wenn wir bei dem Wohllaut ſeiner Verſe mit einigem Genuß verweilen. Allein jener Wohllaut iſt oft nur ein ſcheinbarer, ſie ſind höchſtens leicht melodiſch, es fehlt aber die tiefere Harmonie, deren Mangel ein ächter Muſikfreund bald erkennen und ſtets ſchmerzlich vermiſſen wird.

§. 3.

Am bedeutſamſten aber und ſchmerzlichſten iſt jedoch des tiefern Swift gänzliche Unkenntniß und Abneigung für die Muſik, denn er hat ſie am theuerſten gebüßt. Sie fehlt allen ſeinen Werken, und wie uns auch die Fülle ſeiner Talente geeignet ſcheinen mag, um ihn zu einem wahrhaft großen Schriftſteller zu erheben; ſtets wird die Zerriſſenheit ſeines Gemüths, die ſich nie ganz verbergen läßt, und die der redliche Mann auch nie verbergen wollte, uns nach jedem Lächeln, das ſein Witz hervorruft, in eine trübe Stimmung verſetzen. — — Konnte er wirklich an dem jammervollen Spaß:

— — Strange! all this difference should be
Twixt Tweedle – Dum and Tweedle – Dee!

Vergnügen finden, und den großen Händel ſo hoffärtig kalt behandeln, als er ihn — nach Burney's Bericht — wirklich behandelte, ſo wird ſelbſt das Mitleid mit ſeiner Stimmung durch gerechten Unwillen ſehr geſchwächt. — Wie anders unſer geliebter Jean Paul, den Swiften überſchätzend, und in dieſer Ueberſchätzung ſelbſt liebenswürdig, ihn ſo weit überragt! Wie liebte er die Muſik, und wie viel Treffliches hat er über dieſe Kunſt ausgeſprochen!

Iſt es deshalb wirklich als ein öffentliches Unglück anzuſehen, daß in dem werthen und kraftreichen England ſo manches widrige Wort gegen die Muſik laut und berühmt geworden, ſo ſoll doch die Hoffnung feſt gehalten werden, daß das Volk ſelbſt nie Theil an jenem Unfug genommen, ſondern nach Maßgabe ſeines geiſtigen und gemüthlichen Vermögens, ſich die Liebe für eine Kunſt erhalten habe, ohne die ſo manche ſchöne Lebensblüthe gar nicht gedeihen kann. Dafür hat es auch einen Sprecher, deſſen Worte nie verhallen können, einen Sprecher, der überall vor den Riß tritt, und wie mit einem unermeßlichen Purpurmantel die Schwächen ſeiner Mit- und Nachwelt liebend verhüllt. Es iſt William Shakſpeare.

§. 4.

Zwar iſt im Verlaufe dieſes Werks ſchon mehreremale von der Muſik in den Schauſpielen unſers Dichters die Rede geweſen; doch ſcheint die Zuſammenſtellung einiger Momente zur Antwort auf die Frage: „wie hat Shakſpeare die Bedeutung der Muſik aufgefaßt?“ nicht überflüſſig zu ſeyn. Wiederholungen ſind bei einer ſolchen Zuſammenſtellung wohl nicht ganz zu vermeiden, und auf Vollſtändigkeit ſollen dieſe kleinen Fragmente keinen Anſpruch machen.

Die meiſten ächten lyriſchen Gedichte, Romanzen u. ſ. w., z. B. die Goethiſchen, bringen ihre Muſik, wenn ich ſo ſagen darf, gleich mit auf die Welt, und der ächte Tonkünſtler wird in ſolchen Fällen, weit entfernt, etwas „Apartes“ haben zu wollen, ſich begnügen, jene unſichtbare Muſik auf Noten zu ſetzen, und ſo zur Erſcheinung zu bringen. Oft iſt die Muſik eine bloße Ueberſetzung, und es können ſehr geiſtreiche Männer in der Art zu überſetzen abweichen, oder gar vollſtändige Gegenſätze bilden, z. B. Voß und Wieland, und in der Tonkunſt Beethoven und Reichard. — Oft aber tritt die Muſik erſt da ein, wo die Sprache aufhört. Es giebt Schmerzen, vor denen der Menſch ſtumm bleibt, weil überhaupt die Rede ſich nicht mehr heran wagt, wenn das Medusenhaupt des Geſchickes ſich zu plötzlich und gewaltſam nahet. So hat Perikles, Fürſt von Tyrus, da er Gattin und Tochter todt glauben muß, die Sprache verloren, denn es giebt überhaupt nichts Wichtiges mehr für ihn zu beſprechen, und nur durch Muſik kann er wieder zum neuen Leben und zur Rede geweckt werden. Als er endlich vom höchſten Elend zum höchſten Entzücken geführt wird, erfolgt körperliche Ermattung, die abermals durch Muſik gehoben wird, ja es hört dieſer treffliche Dulder ſpäterhin die Muſik auch innerlich *), während der brave, aber geiſtig nüchterne Helicanus nichts davon vernimmt. — So wendet auch in demſelben Drama zur Erweckung und Heilung der ſcheintödten Thaiſa Lord Cerimon nebſt den gewöhnlichen ärztlichen Mitteln auch die Muſik an, und zwar mit dem günſtigſten Erfolge (Act III., Sc. 3). Selbſt der Wohlklang einer demoſtheniſchen Rede würde hier natürlich nichts helfen; aber die Tonkunſt iſt von ſo reicher Bedeutung, daß ſelbſt die reichſte Sprache früher erſchöpft wird, als ſie.

§. 5.

Romeo und Julie iſt ſo ganz und gar in ſich ſelbſt Muſik, daß eine von außen hinzukommende nicht bloß überflüſſig, ſondern läſtig ſeyn könnte. Wer hört nicht in jener zauberiſchen Liebesnacht die Nachtigall auf dem Granatbaum, und die Verkünderin des Tages, die wir-

---

*) Daß bei einigen ſehr religiöſen, ſanft Sterbenden Aehnliches vorgekommen, iſt nicht unbekannt.

belnde, Morgenluft athmende Lerche? Ja, wenn Jemand die härteſte Satyre gegen das traurige Allzubequemmachen für die Fantaſie durch unmäßige Decorationspracht *) und Maſchinenkünſte verfertigen wollte, ſo müßte er in jener Scene eine wirkliche Nachtigall erſcheinen, und nach Möglichkeit ſingen laſſen. — Uebrigens findet ſich im Romeo allerdings auch etwas weniges äußere Muſik, aber gewiſſermaßen nur als Gegengewicht gegen die zarte innere, ich meine die rauſchende Tanzmuſik bei dem Maskenfeſt. Bloß der trefflich närriſche, ehrlich beſchränkte Witzbold Peter verlangt in ſeiner wunderlichen Naivetät noch mehr; und da ſie nicht zu erreichen iſt, ſo will er, der Gründliche, wenigſtens auf das Reine kommen, weshalb man die bedenkliche und ſchwierige Rede führe, „Muſik mit ihrem Silberklang.“

Im Hamlet tritt die Muſik nicht ſelten wirkſam ein, ſpottend bei: „O weh, o weh das Steckenpferd!“ bei: „Doch dir mein Damon iſt bekannt“ u. ſ. w. — tief rührend und wehmüthig, aber auch verrätheriſch und tragiſch, ironiſch in Beziehung auf die Leidenſchaft der Sängerin ſelbſt, in den Liebesfragmenten der wahnſinnigen Ophelia — ſchauerlich luſtig, und die ganze Welt verlachend beim Todtengräber. — Auch der grelle Trompetenſtoß bei des Königs ſchwelgeriſchem Mahl in-

---

*) Daß hier von der ächten reinen Decorationspracht, da, wo ſie hingehört, nicht die Rede iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

den obern Zimmern des Schloſſes, dies wilde Tongewirbel, welches der Erſcheinung des Geiſtes, als er Hamlet das Verſtändniß öffnen will, vorangeht, gehört hierher. — (Auch in Schillers Räubern, dem oft verkannten, trotz aller Fehler höchſt wichtigen Jugendwerk, gehen der furchtbaren Scene am Thurm Hörnertöne voran.)

§. 6.

Ueberhaupt gehört die Muſik völlig der Geiſterwelt an. Die Hexen im Macbeth haben unter Shakſpeares Leitung gewiß geſungen, und die Königsreihe aus Banquo's Stamm iſt nicht ohne Muſik vorübergegangen. Wenn bei einem Dichter in die Welt des Wirklichen die Geiſterwelt einſchreitet, würde ſie oft kaum als denkbar erſcheinen, wenn nicht Muſik ſie einleitete, z. B. in Julius Cäſar, wo, nachdem der liebe Knabe Lucius bei ſeiner Flöte und mit der Flöte eingeſchlummert iſt, der Geiſt des getödteten Julius dem größern Brutus erſcheint.

Timon misbraucht die Muſik als Zugabe zur Tafelkunſt, und wir können hier leider das überaus widerliche Wort brauchen, was man zum Unglück ſo oft hören muß: Er giebt ſeinen Gäſten einen „Ohrenſchmaus." Aber die Muſik rächet ſich, und weicht gerade dann von ihm, wann er ihrer am meiſten bedürfte. Als er vom ungeheuerſten Menſchenhaß zerriſſen wird, bleibt ihm auch kein einziger reiner Accord getreu, und nur die

Sprache verläßt ihn nicht, um in ihr in ganzer Kraft und Ueberkraft auf das verabſcheute Menſchengeſchlecht fluchen zu können. – Hier hätten wir alſo den Gegenſatz des obigen Gedankens, daß die Muſik eintritt, wo die Sprache aufhört.

Die großartige, eben ſo ernſthafte und erhabene als leichte und flüchtige Satyre auf das geſammte Thun und Treiben der gewöhnlichen Welt in dem faſt immer mißverſtandenen Schauſpiele „Troilus und Creſſida“ verträgt keine Muſik, und die Lüſternheit und Treuloſigkeit in dem Verhältniſſe der Liebenden, ſo wie die witzige Ruchloſigkeit des Pandarus ſind gewiſſermaßen als Spott aller höhern Harmonie zu betrachten.

§. 7.

In König Lear iſt der Geſang des Narren von ungemeiner Wirkung, und ohne ihn würden wir vielleicht die entſetzlichſten Auftritte mit den entarteten Töchtern kaum ertragen. Dieſer freilich nur fragmentariſche Geſang, ſo wie überhaupt jede äußere Muſik, muß jedoch ſcheu zurückweichen, als endlich der Fluch, der ewig laſten ſoll, ausgeſprochen wird. Hier erſcheint die Natur ſelbſt wie eine lebendige Perſon, denn da kein Menſch mächtig genug iſt, und den Muth hat, ſich des verlaſſenen Greiſenkönigs anzunehmen, ſo ſchlägt ſie ſelbſt die Sturmglocke des Ungewitters an, und giebt durch das Rollen des Donners und das Ziſchen des Blitzes die einzige Muſik, die hierher gehört. Späterhin bei dem Erwachen aus dem Wahnſinns-Schlummer waltet in der köſtlichen Scene mit Cordelien wieder die Muſik, kühlend und lind, vor.

In der herbſten und furchtbarſten aller Tragödien, „Othello,“ erhöht die Muſik den witzigen Schauder (ich habe nicht gleich ein andres Wort dafür), der uns in der Scene auf der Wache erfaßt, als der ſonſt ſtattliche Caſſio durch ein kleines Vergehen in ein fremdes feindliches Element geriſſen wird, dem „Teufel des Weins“ gehorchend, und die luſtigen Töne des Liedes vom alten „König Steffen“ wirken in ſolchen Verhältniſſen und in dieſem geiſtigen Wirrwarr nur tragiſch. Seltſam iſt, daß eben dieſer Caſſio, dem beim Wein die Muſik ſo übel bekommen, doch wieder nüchtern zu ihr ſeine Zuflucht nimmt, um den beleidigten General zu verſöhnen. Leider aber hat er zu der Morgenmuſik, die er dem Othello bringt, nicht Muſiker, ſondern Muſikanten gewählt, ſo daß auch der ſonſt nicht geſprächige, und ſchon um deswillen ſehr ſeltſame Narr alsbald aus dem Schloſſe herbeiläuft, und um Gotteswillen bittet aufzuhören: wenn ſie aber eine Muſik haben, „die man nicht hören kann,“ die ſollen ſie ſpielen; — doch führen leider dieſe einſeitigen Leute dergleichen ſtumme Muſik nicht. — Dieſer drollige Einfall hat auch ſeine ernſte Seite. Ein ſchlechtes Gedicht iſt vielleicht nie ſo ſchlecht, als eine ſchlechte muſikaliſche Compoſition; es erregt auch wohl Lachen und reizt zur

Satyre, wobei der Gereizte ſich nicht übel befindet; bei einer ſchlechten Muſik aber iſt auf keine Weiſe und ſelbſt nicht der kleinſte Genuß möglich, auch kein ſatyriſcher. Es entſteht ein entſchiedener Unwille und Widerwille, indem die ätheriſchſte Kunſt zur buhleriſchen Caricatur geworden, ſich frech aufdrängt, und die Sehnſucht nach einer Muſik, die man nicht hören kann, kommt dann allerdings zur Sprache.

§. 8.

In dem Luſtſpiel „Was ihr wollt" erſcheint die Muſik in den mannichfaltigſten Beziehungen. Für den poetiſch-trunkenen Herzog iſt ſie ein tiefer, kühler, honigſüßer Strom, in dem er mit allen ſeinen fantaſtiſchen Freuden und Leiden, Gefühlen und Träumen fortſchwimmt, — für die beiden Junker eine derbe Ergötzlichkeit, bei welcher der Wein und der Spaß noch beſſer ſchmeckt — für den Narren ein muthwilliges Spiel, das für eine weniger robuſte Natur leicht etwas Gefährliches haben könnte. Es iſt derſelbe Narr, der mit den betrunkenen Tobias und Chriſtoph den Kanon ſingend, die ganze Nachbarſchaft zur Verzweiflung bringt, während er bald darauf den in ſüßer Schwermuth melodiſch ſeufzenden Herzog durch den Geſang des herrlichen Liedes:

„Komm herbei, komm herbei, komm herbei Tod," u. ſ. w. bis in das tiefſte Innere tragiſch zu treffen vermag. Es iſt außer Zweifel, daß er, der weder von

Liebesgeſundheit noch Liebeskrankheit etwas weiß, mit dem ſüßen Herzoge Scherz treibt: aber wahrlich nicht mit jenem Liede und deſſen innerlich bedingter muſikaliſcher Compoſition.

In dem unvergleichlichen Luſtſpiel: „Wie es Euch gefällt" iſt die Muſik völlig heimiſch und hört nicht auf zu tönen, außer am Hofe des armen nüchternen Uſurpators. Dafür iſt ſie aber in der grünen Nacht des Waldes und auf den luftigen Höhen des heitern Gebirges, wo der edle rechtmäßige Herzog ſich überall die anmuthigſten Throne errichtet hat, ganz zu Hauſe, und man kann in dieſer zauberiſchen Komödie keinen Schritt gehen, ohne durch die mannichfaltigſte innere und äußere Muſik angeregt zu werden. Bald ſind es zarte Liebesklänge, bald witzige romantiſche Parodien der Romantik ſelber, bald fröhlicher Hörnerton und muntere Jägerlieder, die hier erſchallen, ſo daß wir ſagen möchten, es zeige ſich das Ganze wie der heiterſte Tempel der Poeſie und Liebe, des Witzes und der Muſik. Alles iſt in dieſen Schattengängen erquicklich kühl, und die Sonne beleuchtet die Wipfel ſo fröhlich, der Ernſt iſt ſo tiefſinnig und doch ſo kindlich, der Scherz ſo muthwillig und doch ſo unbefangen, daß wir wohl fühlen müſſen, hier ſey der innigſte Verein der Muſik und Poeſie glücklich vollendet.

Aehnliches gilt vom „Sturm" und vom „Sommernachtstraum." Hier iſt Alles ſo zauberiſch duftig, ſo harmoniſch bewegt, daß wir jene „unausſprechliche"

Freude empfinden, die wir aber um deswillen ſo nennen dürfen, wie wir ſie eben bezeichnet haben, weil ſie am liebſten nur in ſüßen Tönen ſich kund geben mag, wenigſtens nicht ſo gern in einer Rede, — die man ſeltſamerweiſe die „ungebundene“ nennt, da ſie doch nicht minder durch das ewige Geſetz der Schönheit und Zweckmäßigkeit gebunden iſt, wie Ton- und Dichtkunſt.

§. 9.

Im Richard II. wird die Muſik nicht bloß als Beſänftigungsmittel für die Leiden des gefangenen Königs angewandt, ſondern auch als deſſen wirkſamſte Lehrerin. Was er ſo lange verkannt hat, „das Maß“, wird ihm gerade jetzt, wo eine gute muſikaliſche Compoſition, ſchlecht geſpielt, ſein Ohr berührt, vielleicht zum erſten Male ganz deutlich. Dem weiſen Rath der beſſeren Freunde wie dem furchtbaren Ernſt des ſterbenden Gaunt hat er widerſtanden, aber der einfachſten Betrachtung, die ſich ihm aufdrängt bei der mißhandelten Muſik, widerſteht er nicht, und in dem verletzten Verhältniß des Maßes der Töne findet er ſein eignes Leben angedeutet.

Heinrich IV. iſt für die Muſik zu trocken klug und zu finſter geſtimmt, Heinrich V. als Prinz zu muthwillig und faſt ausſchließlich nach dem Witz ſich ſehnend, als daß die Muſik bei ihm recht aufkommen könnte; ſpäterhin, als König, zu beſchäftigt. Als er in der Nacht vor dem entſcheidenden Treffen die höchſte Staffel der Bildung erreicht hat, die ihm zu erreichen möglich iſt, iſt ſein Monolog: „Auf den König!“ und ſein Gebet bei Sonnenaufgang wie die herrlichſte Muſik zu betrachten.

Falſtaff vermag eben ſo wenig zu lieben, als Freude an der Muſik zu finden. Sein Witz iſt pikanter als aller Sect, mit dem er ihm zu Hülfe kommt: aber die Muſik an ſich iſt nicht witzig und nicht Sect-artig. Eher gleicht ſie dem Nektar, der zu ſehr nach dem Himmel ſchmeckt, als daß der Ritter darnach verlangen ſollte. — Den „Kalk“ im Sect ſchmeckt er ſcheltend leicht heraus, aber der Kalk der Erde und des Erdenlebens giebt ihm Witz, der nichts zu ſchaffen haben mag mit muſikaliſcher Sehnſucht.

§. 10.

Enobarbus verſucht die verſtimmten Herren der Erde durch ein Lied zu erheitern; doch kann es ihm nicht gelingen, da jene Verſtimmung zu ſehr mit ſündiger Verworrenheit vereint iſt, und ſelbſt das Verlangen nach reiner Erheiterung fehlt. Auch iſt er ſelbſt in dieſer Stunde zu ſehr zum witzigen Spott geneigt, als daß die Muſik ſich ihm günſtig zeigen konnte. Der ſchöne vollwangig blühende fröhliche Bacchus wird hier zwar beſungen; erſcheint aber nicht, ſondern ſchickt an ſeine Stelle nur einen taumelnden Narren. Zweckmäßiger handelt der walliſche Prieſter in den luſtigen Frauen, de die Muſik als Furchtvertreiberin benutzt, ein Amt, das ſie bekanntlich oft mit Glück verwaltet.

Ob Cäſars Verſicherung, daß Caſſius die Muſik haſſe, völlig gegründet ſey, bezweifle ich, doch muß er ſie freilich in ſeiner jetzigen Lage und Stimmung fliehen; ſie könnte ihn wohl gar rühren, und er bedarf jetzt zur Ausführung ſeines Plans nicht bloß der höchſten Kraft, ſondern ſogar der Härte. Da er aber bei dieſer ungeheuern Stärke doch auch wieder die Gefühlsſanftheit beſitzt, daß er in der bloßen Furcht vor dem Verluſt von Brutus Freundſchaft „ſeine Seele aus ſeinen Augen weinen möchte," ſo kann Cäſars Bemerkung über ihn nicht vollſtändig gelten.

§. 11.

Ich übergehe hier mehrere andere Dramen des Dichters in ihrer Beziehung auf die Muſik, um noch ein wenig bei dem allberühmten Kaufmann von Venedig zu verweilen. In Shakſpeares Schauſpielen iſt die Bildung und der Ton der Sprache bei jedem einzelnen Individuum ſtets charakteriſtiſch, und nie wird, z. B. ein edler erhabener Charakter bei ihm in nachläſſiger, zerriſſener oder unmuſikaliſcher Sprache ſich vernehmen laſſen, es müßte denn in ſolchen Momenten ſeyn, wo der Dichter zeigen will, daß auch die innere Muſik jene Perſon verlaſſen habe. Dies zeigt ſich ganz beſonders in dem zuletzt genannten Werke, wo die verſchiedenartigen Sprachen gegen einander anringen oder zuſammenwirken, und am Schluß ſich in die ſchönſte Harmonie auflöſen. Antonio's Sprache iſt melodiſch ſanft und einfach wie ſein Leben. Graziano's Muthwille zeigt ſich ſelbſt in der buntfarbigen Form, und wild flatternden Tönen, während Baſſanio's kühner Lebensſtolz ſich in reiner muthiger Sprachmuſik darlegt. Shylok liebt die Diſſonanzen in jeder Bedeutung, er haſcht nach rauhen, widrig klingenden, ſcharf ziſchenden Worten, und das „Gequäk der quergehalsten Pfeifen", das er ſeiner Tochter als Zeichen angiebt, wann es Zeit ſey, die Thüren und Fenſter zuzuſchließen, ſcheint ſeine eigene Lieblingsmuſik geweſen zu ſeyn. — (Wahrlich der unliebenswürdige Mann würde in einigen berühmten großen Opern ein ungemeines Vergnügen genießen, denn wir können noch mit ganz andern muſikaliſchen Zapfenſtreichen aufwarten, als er in Venedig mag zu hören bekommen haben!) — Bei Baſſanio's bedenklicher, Alles entſcheidender Wahl unter den Käſtchen, tritt abermals die Muſik ein, denn der edle Dichter wie ſein herrliches Geſchöpf, Portia, will, daß Muſik dieſe Entſcheitung, ſey es zu unerſchöpflichem Schmerze oder zu ſteter liebender Freude, magiſch herbeiführe oder gleichſam umgebe. Der ganze letzte Act des Stückes iſt wie aus Muſik und Blumenduft, Mondlicht und heiterm Scherze gewoben, und wer ihn überflüſſig nennt, müßte wohl die Blüthe des Lebens ſelbſt überflüſſig nennen.

§. 12.

Was Lorenzo über die Muſik ſpricht, während „das Mondlicht auf dem Hügel ſchlummert,“ iſt gewiſſermaßen zur Prüfung an die ganze gebildete Welt gerichtet, und ſein „The man that hath no music in himself (der Mann, der nicht Muſik hat in ihm ſelbſt u. ſ. w.) iſt im Zuſammenhang der ganzen Scene ſo deutlich, aber auch ſo gewichtvoll, daß es nur die beunruhigen kann, die einer ſolchen Beunruhigung bedürfen. Sind ſie einmal auf dieſe oder ähnliche Weiſe angeregt, zur Einſicht in ihre bisherige Verworrenheit gekommen, ſo werden ſie auch auf Abhülfe denken, wobei dann die frühere Beunruhigung heilſam mitwirken mag. Wer den Dichter einer Härte gegen jene unglücklichen innerlich Muſikloſen anklagen wollte, würde nur zeigen, er habe ihn nicht verſtanden und vergeſſen, daß bekanntlich auch Platon ähnlich urtheilt. Dabei wollen wir auch bedenken, daß unſer edler Luther gar manches Tiefgedachte und Empfundene über das innere Weſen und die Wirkungen der Muſik ausgeſprochen hat, das ganz hierher gehört. — Vergeſſen wir endlich nicht, daß vielleicht unter allen Künſtlern keiner dem größten Dramendichter ſo nahe ſteht, als unſer geliebter Tondichter Mozart, ein Gedanke, mit dem dies ganze Werk beſchloſſen werden möge.

Shakſpeare,

erläutert

von

Franz Horn.

Fünfter Theil.

Shakſpeare's

Schauſpiele,

erläutert

von

Franz Horn.

Fünfter Theil.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.
Hamlet, Act. 1. Sc. 2.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

BI IOTHECA
EGIA
MO CENSIS.

Vorrede.

Unſer guter unvergeßlicher Gellert hat in einem ſeiner früheſten Jugendgedichte, das die Trennung von einer geliebten Perſon — es war vermuthlich ſeine Mutter — ſchildern ſollte, folgende Worte:

„Als ich von Dir Abſchied nahm
Und immer ging und wiederkam.“ —

Dieſe kindlich naiven Zeilen ſind mir in das Gedächtniß zurückgekommen, als ich mich zu dieſem fünften Theile des erläuterten Shakſpeare anſchickte, und ihn endlich nach langer Zeit beſchloß. Am Ende des vierten Theils findet ſich nämlich die Andeutung, es werde wohl der letzte ſeyn; es iſt mir indeß nicht möglich geweſen, ſo ſchnell von meinem Buche Abſchied zu nehmen, und obwohl ich bereits „gegangen“ war, bin ich doch jetzt nach vier Jahren, wie man ſieht, „wiedergekommen.“ Mögen mich die obigen ehrlichen Zeilen ſelbſt bei dem ſtrengſten Leſer entſchuldigen, denn ob es gleich ſehr möglich iſt, von meinem Buche Abſchied zu nehmen, ſo iſt es doch völlig unmöglich, ſich von Shakſpeare zu trennen. Das wolle man erwägen, und wenn dann etwa Jemand dieſen fünften Theil einen „Supplementband“ nennen will, ſo hab' ich nichts dagegen.

Und nun noch einige gutgemeinte harmloſe Worte: Wenn man ſo recht bedenkt, was Alles ein Mann nöthig hat, um mit Ehren als ein wahrer Kritiker Shakſpeare's aufzutreten, ſo kann und ſoll man dabei ſehr ernſthaft werden.

Der Dichter, der bekanntlich ſo viel Deutſches an und in ſich hat, daß er mitunter ſogar wie ein völliger Deutſcher erſcheint, iſt doch nun einmal, den ſicherſten Nachrichten zufolge, in England geboren und hat in Engliſcher Sprache geſchrieben. Will ſich deshalb ein Deutſcher mit ihm recht vertraut machen, ſo wird er wohl etwas Engliſch lernen müſſen, denn bloße Überſetzungen thun es nicht; ja wenn er als Kritiker beinah ſo groß wäre wie Shakſpeare als Dichter, ſo würde er doch wenigſtens ſo viel von dem Geiſte jener Sprache verſtehen müſſen, als Shakſpeare etwa Lateiniſch verſtand. Einige deutſche Kritiker ſcheinen jedoch zu glauben, noch höher zu ſtehen, denn ſie ſind im Stande, ſogar mit bloßen Bearbeitungen Shakſpeare'ſcher Stücke ſich zu behelfen, und mir iſt einmal einer vorgekommen, der nur mit einem alten deutſchen Bühnen-Macbeth bewaffnet, meine Erläuterung einiger Charakterverhältniſſe im Original nicht wollte paſſiren laſſen.

Ferner wird man wohlthun, ſich umzuſehen nach den Vorgängern, Zeitgenoſſen und Nachfolgern des Dichters, denn wie groß er auch ſey, lernen hat er doch auch einmal müſſen, und um recht viel von ihm zu lernen, iſt es gut, wenn wir zu erforſchen ſuchen, was andere — beſonders die praktiſchen Dichter — von ihm gelernt haben. Bei Vielen war es leider nur wenig; doch wenn wir deutlich einſehen, wie wenig und warum nur ſo wenig, ſo werden wir, die hemmenden Misverſtändniſſe Jener vermeidend, uns ſelbſt einer reichen Ausbeute zu erfreuen haben. Da wir aber keinen einzigen Menſchen, und am wenigſten die glänzenden Häupter: die Fürſten, Helden, Philoſophen und Dichter, hinlänglich zu erkennen vermögen, wenn wir ſie nicht auch in Beziehung auf die Geſchichte ihres Landes und ihrer ganzen Zeit betrachten, ſo werden wir, um Shakſpeare ganz kennen zu lernen, auch die

Geſchichte Englands zu Hülfe nehmen müſſen; — und weil wir die Geſchichte Englands ohne die Geſchichte Europa's und der andern Welttheile nicht wohl verſtehen können, ſo bleibt nichts übrig, als uns auch mit der ſogenannten Welthiſtorie ſo vertraut als möglich zu machen. — Man ſieht: die Sache wird ſehr bedenklich und noch bedenklicher, wenn wir zu erwägen fortfahren, daß, ſo nützlich und in aller Hinſicht erſprießlich die angedeuteten Kenntniſſe ſind, ſie doch bei weitem noch nicht auslangen, um uns zu Shakſpeare-Kritikern zu machen, wenn wir nicht ſelbſt auch — Dichter ſind.

Um aber Dichter zu ſeyn, iſt es nicht genug, hübſche oder wohl gar ſchöne Verſe, oder einen Roman, der ſich leſen läßt, oder eine Tragödie, die allenfalls aufgeführt werden kann, verfaßt zu haben, ſondern es muß unſer ganzes Weſen und unſer ganzes Leben ein Zeugniß geben, daß wir, in uns ſelbſt geſichert, den Kern des Lebens kennen und beſitzen, und wenn auch nicht vollkommen darſtellen, doch das vollkommen Dargeſtellte reproduciren können.

Da ferner der ganze Gehalt des Lebens auf einer richtigen Erfaſſung der Idee der Menſchheit ruht, und die dargeſtellten Individuen ſich in Wahrheit und Irrthum, Sittlichkeit und Unſittlichkeit bewegen, wir aber nur das mannigfaltig Irrige und Unſittliche zu erkennen vermögen, wenn wir ſelbſt wahr und ſittlich ſind, ſo iſt es für den Kritiker unumgänglich nöthig — eine ſtrenge Foderung, es hilft aber kein Geſchrei dagegen — ſelbſt tugendhaft zu ſeyn, um dem tugendhafteſten Dichter auch nur folgen zu können. Ich weiß recht gut, wie ſeltſam dies klingt, und daß es manche Leſer in ein ſatyriſch-lächelndes Erſtaunen ſetzen wird; ich weiß aber auch, daß es nichts iſt als eine ganz einfache Wahrheit, denn wie vermöchte ein in ſich ſelbſt uneiniges, unklares Gemüth in Shakſpeare's reinen Äther zu ſchauen? —

Wenn wir nun dies alles recht bedenken, ſo ergreift uns ein nicht bloß ernſtes, ſondern herbes und wohl gar banges Gefühl, und wir mögen zuvörderſt nichts zu thun haben mit dem Leichtſinn, der nur ſo hin und her ſchwatzen will über die wichtigſten Intereſſen der Menſchheit, einem Leichtſinn, der uns jetzt ſo häufig begegnet. Wer ſich aber auch davon ganz frei fühlt, wird doch bei ſolchen Betrachtungen jeden Hochmuth fahren laſſen, und nur der Umſtand, daß die Kraft, die zur Einſicht in das Ideal gehört, doch auch Etwas ſey, kann uns wieder neuen Muth geben.

Einen beſondern Troſt finde ich ferner — denn in einer Vorrede darf man ja von ſich ſelbſt reden — in dem Gedanken, daß einer redlichen und vollſtändigen Liebe doch manches Gute zu erreichen möglich iſt, nächſtdem aber auch in einem — Ausſpruch unſeres Klopſtock. Dieſer vortreffliche Mann, der viel irrte, aber auch viel erſchaute, rief einſt in einem wackern Zorngedichte den Leichtſinnigen zu:

Nächt' ohne Schlaf hattet ihr nie!

Dieſe Worte kann ich nicht bloß mit Ruhe, ſondern mit Freude anhören, denn warum ſollte ich es verhehlen: ich habe der Nächte viele, recht ſehr viele — zu viele vielleicht — im Nachdenken über Leben, Poeſie und Shakſpeare durchwacht; — nicht immer, weil ich ſie durchwachen *wollte*, ſondern weil die großen Gegenſtände mich zu ſehr feſſelten, um ſchlafen zu können. — Aber die Liebe zählt nicht, auch jene Nächte nicht, und mag überhaupt nicht zählen.

Berlin, am 15. Januar 1831.

Franz Horn.

Inhalt.

Seite

Vorrede v

Einleitendes.

I. Shakſpeare und das herrſchende äſthetiſche Princip des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts . . 1

II. Beiträge zu einer genauern Vergleichung Shakſpeare's mit Beaumont und Fletcher 34

III. Nachtrag zu Macbeth 73

IV. Zu dem Kaufmann von Venedig 97

V. Zu König Lear 108

VI. Zu Romeo und Julie 125

VII. Zu Viel Lärm um nichts 132

VIII. Zu Othello 140

IX. Zu Hamlet 148

X. Über eine altdeutſche Bearbeitung des Hamlet . . 192

Seite
XI. Zu dem Sturm 213
XII. Zu dem Wintermärchen. 223
XIII. Zu den beiden Edelleuten von Verona . . . 232
XIV. Zu Timon 240
XV. Zu Ende gut, alles gut 245
XVI. Zu Maaß für Maaß 256
XVII. Altengliſches Theater 271
  A. Die Geburt des Merlin . . . . . . —
  B. Die ſchöne Emma 284
  C. Der luſtige Teufel von Edmonton . . . 288
  D. Georg Green, Flurſchütz von Wakefield . 292
XVIII. Sittlichkeit und Schönheit vereinigt in Shakſpeare's Schauſpielen 301
XIX. Kleine Bemerkungen 314
  A. Poeſie und Leben . . . . —
  B. Haltung 315
  C. Das Unterſtreichen 316
  D. Shakſpeare und das größere Publicum . 318
  E. Coriolanus 320
  F. Der lehrreiche Dichter 322
Nachtrag. Beilage zu Nr. I. 325

Einleitendes.

I.

Shakſpeare und das herrſchende äſthetiſche Prinzip des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

§. 1.

Daß man Shakſpearen auch haſſen könne, iſt von mir gelegentlich behauptet, ja ſogar wiederholt worden, doch hat ein wohlmeinender Recenſent dieſe Behauptung in Zweifel gezogen. Ich danke ihm dafür, denn er giebt mir Gelegenheit, den nur hingeworfenen, doch nicht unwichtigen Gedanken auch hiſtoriſch zu erörtern.

Wir wiſſen hoffentlich ſo ziemlich Alle, was wir uns unter der großen romantiſchen Poeſie des Mittelalters zu denken haben, und bei dieſer Anſicht wird es uns klar, daß ſie ihren höchſten Triumph dann feiern mußte, als die *höhere Erkenntniß*, welche durch die *Reformation* hervorgegangen war, ſich mit der Gemüthskraft und Phantaſie jenes Mittelalters *vereinigt*. In dieſem Zenith ſteht Shakſpeare, der von dort aus die reichſte und in dem Reichthum künſtleriſchſte Welt zu erſchaffen und zu formen vermochte, und ihm zunächſt Cervantes, doch in einem kleineren Kreiſe, weil jene höhere Erkenntniß nicht in dem Maaße zu ihm gedrungen war. Einige früher eingeſogene ſcholaſtiſch-kritiſche Vorurtheile hemmten ihn zwar nicht bei dem Roman, wohl aber bei der Anſicht und Dichtung der Schauſpiele, wo er deshalb minder glücklich erſcheint *).

Auf dieſer höchſten Sonnenhöhe konnte ſich jedoch die Poeſie und das Leben nicht halten. Was früher als ſicherer Religionsfriede ſich hatte geltend machen wollen, war nur ein langer Waffenſtillſtand geweſen, in welchem ſich beide Parteien — gleichſam wie die Brüder Hermann und Flavius — feindlich angeredet hatten, während mehr als der Strom ſie ſchied; jetzt aber brach ein neuer Krieg aus, und zwar ein ſolcher, wie ihn die Welt nie geſehen hat und auch ſchwerlich jemals wieder ſehen wird, jener dreißigjährige, über deſſen furchtbare Bedeutung und grauenvolle zweite Hälfte ich ſchon in früheren Schriften geredet habe. Ein ſolcher Krieg hob gewiſſer-

---

*) Unter allen genialen Spaniern des 16. und 17. Jahrhunderts (inſoweit wir ſie durch den Druck kennen) iſt Cervantes vielleicht der Einzige, der von dem ihn umgebenden Papismus wenig oder gar nicht berührt worden iſt. Wir finden ihn oft ſo frei und heiter, daß man verſucht wird, ihn für einen evangeliſchen Proteſtanten zu halten. Deshalb habe ich ihn auch hier in Beziehung auf den durchaus klar religiöſen Shakſpeare nennen dürfen.

maßen die geſammte Zeit aus ihren Fugen, veränderte die Richtung des geiſtigen Strebens nach allen Seiten hin und (was ich beſonders accentuiren möchte) war keinesweges zu Ende, als man den Frieden einläutete. Einen ſolchen Fürſten-, Prieſter-, Völker- und Bruderkampf konnten keine beſchriebene und beſiegelte Pergamente, wie ſie uns Münſter und Osnabrück reichlich gaben, zum Schluſſe bringen, und es möchte bedenklich ſeyn, beſtimmen zu wollen, wann er eigentlich wahrhaftig geendet habe, falls er überhaupt beendigt worden.

§. 2.

Eine ſeiner nie genug hervorzuhebenden Folgen, auf die in Hinſicht der Poeſie und Kunſt hier alles ankommt, war: die Rohheit der Sitten, die ſich in das geſellſchaftliche Leben eingedrängt hatte. Der Krieg mit allen ſeinen Schrecken hatte ſich nicht wie ein furchtbares Gewitter vorüberrauſchend entladen, ſondern er ward zuletzt gleichſam als ein naturgemäßer feſter Zuſtand betrachtet. Jetzt freilich hatte man aus Erſchöpfung eine Art von Frieden ſchließen müſſen, allein es war ſelbſt die Bedeutung dieſes Wortes faſt verloren gegangen, und die entzügelten Leidenſchaften konnten ſich nicht zur Ruhe geben. Von jener ſchönen Ritterlichkeit, welche die ungeheure Kraft und Wildheit oft genug gemäßigt und durch Liebe verſöhnt hatte, war jetzt kaum die Rede mehr. Das Thier im Menſchen hatte zu ſehr und zu lange Zeit die Oberhand gewonnen, um ſo ſchnell wieder gehorchen zu lernen, die Rohheit hielt ſich für rechtmäßig herrſchend und zeigte ſich in widerlichem Selbſtbehagen. Auch regte ſich zuweilen ſogar die Luſt am Gemeinen und Häßlichen, die dem ſündhaften Zuſtande eine Würze leihen ſollten.

Wo war hier nun Hülfe zu finden? Nur in dem Umſchwunge der geſammten Kraft der Menſchheit wäre ſie zu finden geweſen. Wer aber hätte einen ſolchen zu geben vermocht? Man ſuchte deshalb Hülfe in einer gewiſſen einſeitigen Erkenntniß und Verſtandesbildung, die noch am erſten zu erreichen war, und wenigſtens den Ausbrüchen der geſteigerten Rohheit in den Verhältniſſen zur Geſellſchaft und zur Kunſt wehren ſollte. Man durfte nicht mehr wagen, ſich ſelbſt in Freiheit zu ſetzen, wie man ehedem hatte wagen können, und in der ſteten Scheu vor der durchbrechenden thieriſchen Leidenſchaftlichkeit mußte man ſelbſt der Natürlichkeit den Eintritt verbieten. Spuren von dieſer Anſicht — bewußt oder bewußtlos, verworren oder deutlich ergriffen, iſt hier die Frage nicht — finden ſich überall und in allen Lebensverhältniſſen. Die Erziehung wurde bis zur Härte ſtreng, und die Ausdehnung der Vater- und Lehrergewalt erinnert ſogar an altrömiſche Sitte. Die Religioſität erwachte zwar hie und da von neuem, zeigte ſich aber meiſtens nur als Ahnung, in Knechtsgeſtalt, ohne Anmuth, herb und ſtarr, wie bei Menſchen, die ſich ſelbſt nicht trauen.

§. 3.

Das Schönſte, was die Natur geſchaffen hat: der menſchliche Körper, wurde gleichſam wie ein Verbrecher betrachtet, und nicht bloß unmäßig verhüllt, ſondern wie mit Abſicht durch die häßlichſten Moden entſtellt. Wer irgend äſthetiſchen oder auch nur angebornen natürlichen Sinn hat, muß bei den gräulichen Perücken, den bauſchigen, jede Grazie der Bewegung hemmenden Röcken, den bis zum Knie herab geſteiften Weſten der Männer, ſo wie bei den im grellen Übermaaß der Geſchmackloſigkeit erfundenen Reifröcken und den ſcheußlichſten Kopfverzierungen der Frauen (am Ende des ſiebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts) zurückſchaudern, denn es iſt hier keinesweges bloß von einer häßlichen Mode die Rede, ſondern von der geſammten Richtung des Geiſtes, die dergleichen nicht nur ertragen konnte, ſondern überhaupt das Häßliche als Schönes zu betrachten befahl. Aus dem geſellſchaftlichen Tone war während des langen Krieges jede Grazie entflohen, und man konnte ſie jetzt nicht zurückzaubern; um aber die Rohheit zu entfernen, erfand man das Geſchlepp von Complimenten, mit dem jede Unterhaltung ſich wie mit einer Wache umgeben mußte. Man hatte nicht mehr den Muth, mit freier Bildung ſich heiter und würdig auszuſprechen, denn jene Bildung war faſt überall verloren gegangen, und man mußte nur darauf denken, die von feindlichen Leidenſchaften erfüllte Bruſt, den an Rohheit gewöhnten Geiſt, die erhitzte Verzweiflung oder die trübe Verworrenheit zuſammen zu ſchnüren. — Haben wir dies alles genau aufgefaßt, ſo wird uns das Sinken im Gebiete der Wiſſenſchaften, beſonders in deren Vortrage, ſo wie in aller Kunſt, vollkommen deutlich.

§. 4.

Frankreich hatte während jenes Krieges am wenigſten gelitten und am meiſten an äußerlicher Stärke gewonnen, indem es erſt dann den germaniſchen Löwen angegriffen, als dieſer ſchon halb verblutet war. Um ſo ruhiger konnte es den Gang der Verhältniſſe überſchauen, und um deswillen ging auch von ihm die geiſtige Geſtaltung der nächſten Zukunft aus. In Hinſicht auf Kunſt kam hier noch der üble Umſtand hinzu, daß Frankreich damals noch keine feſt gegründete Literatur gehabt hatte, obwohl wir dort allerdings einige Dichter und Schriftſteller finden, die mit dem wahrhaft Schönen und Lebendigen vertraut waren, und wenigſtens das Leichte und Angenehme auch darzuſtellen vermochten: Einzelheiten, die jedoch keine Literatur bilden können. Stets aber hatte in Frankreich die Verſtandeserkenntniß als Prinzip aller Lebensverhältniſſe vorgeherrſcht, und jetzt ſollte ſie auch als herrſchendes Literaturprinzip, und ganz beſonders in der Poeſie vorherrſchen, weil man in ihr am meiſten die Ausbrüche des früheren Freiheitsgefühls fürchtete. Hier nun treten zwei Männer auf, die in dieſer Beziehung ſchwerlich jemals vereint genannt worden ſind, und die doch wohl am meiſten zu dieſem Wendepunkte der poetiſchen Beſtrebungen beitrugen. Es iſt der Cardinal Richelieu und der Dichter Corneille.

§. 5.

Der Cid des genannten Dichters iſt von der äußerſten Wichtigkeit, denn er bildet den Endpunkt der alten und den Anfangspunkt der neuern Zeit. In dieſem Drama ſind noch manche Elemente von der Herrlichkeit und dem Glanze der ſcheidenden Periode vor unſer Auge geſtellt, die tiefe Liebe einer edeln Jungfrau zu dem Jünglinge, in welchem ſie den Helden erſt noch ahnet, aber mit Sicherheit, weil die ächte Liebe nicht irren kann.

Aber das Geſchick prüft dieſe Liebe auf eine furchtbare Weiſe. Roderichs Vater wird von Chimene's Vater auf eine Weiſe beleidigt, welche nach den Geſetzen der Welt, der alle angehören, den Sohn zur Rache anfeuert, und der Beleidiger fällt im Zweikampfe mit ihm. Da muß die Geliebte, wie ſehr ſich auch ihr Herz ſträuben mag, bei dem Könige ſelbſt um Beſtrafung des Geliebten bitten, doch ehe noch die königliche Entſcheidung ſich vollſtändig ausgeſprochen hat, erſcheinen die Mauren vor Sevilla, und da jetzt jede Privatangelegenheit zurücktreten muß, wird Rodrigo durch einen herrlichen Sieg der Retter ſeines Vaterlandes. Immer höher wächſt Chimene's Liebe für ihn, aber immer deutlicher ſieht ſie auch die Pflicht ein, um die Beſtrafung des Mörders ihres Vaters zu bitten.

In ſolchen Elementen bewegt ſich das ganze Stück;

und es wird in uns der Gedanke rege, wie wol etwa Shakſpeare in ſchöner Unbefangenheit der Freiheit einen Stoff wie dieſen aufgefaßt und dargeſtellt haben würde. Auch an Corneille iſt hier vieles zu rühmen, er iſt mit dem Verſtande völlig Herr des Stoffes geworden, und er weiß ihn ſo mächtig zuſammen zu faſſen, daß wir — beſonders, da einzelne ſchöne Herzenslaute unmittelbar zu unſerm Gefühl ſprechen — leicht getäuſcht werden, und für poetiſch dramatiſches Leben halten können, was doch nur Verſtandes-Organiſation zu nennen iſt.

§. 6.

Es iſt ſehr löblich von dem Dichter, daß er uns die ganze trübe Verwirrung und den Kampf der Leidenſchaften ſtets deutlich überſchauen läßt, aber er thut es mehr nach der Weiſe eines Richters, der beide Parteien mit klugem Sinn anhört, und während die Zuhörer alle ſich in das Ohr flüſtern: „Wie wird das enden?“ zu ſagen ſcheint: „Ich allein, der ich ſo künſtlich *verwickeltes* vor mir ſehe, kann auch *entwickeln*.“ — Es iſt ein ſehr bedeutendes Wort, jenes wohlbekannte: „daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt ſei“ und es gilt gleichfalls von poetiſchen Werken. — Auch in dieſem Cid tritt dieſer Fall zuweilen ein. Corneille hat gewiß recht ſtreng über die Art nachgedacht, wie Chimene bei dem Könige um die Beſtrafung ihres Geliebten bitten müſſe, aber der Verſtand giebt auf eine ſolche Frage keine erfreuliche Antwort, weil er überhaupt die ganze Bitte für unverſtändig erklärt. Er würde, falls er ſich gefragt ſähe, ruhig antworten, nach den einmal eingeführten Geſetzen der Ritterſchaft habe Roderich nicht anders handeln können, und ihr Vater habe ſich durch ſein höchſt ungebührliches Benehmen den Tod ſelbſt zugezogen. Das ſey nun zwar für die Tochter ſehr traurig, doch werde ſich dergleichen Gefühl wie alle menſchliche Schmerzen ſchon mit der Zeit legen, und dann könne ſie, nach abgelegter Trauer, doch noch eine vergnügte Hochzeit mit ihrem Geliebten halten. Den König endlich mit Rachebitten zu behelligen ſey vollends unſtatthaft, theils weil man klugerweiſe überhaupt nicht gegen den Geliebten ſprechen dürfe, theils weil auch ſolche Ehrenzweikämpfe nicht wie andre Mordthaten beſtraft zu werden pflegten.

Die Poeſie hat eine andere Antwort; weil aber Corneille beide hört, aber beide nur einzeln und halb, ſo können jene Scenen Chimene's und des Königs nicht ganz ohne Lächerlichkeit ſeyn. Daſſelbe gilt von Roderichs Zuſammenkunft mit ihr, wo der höchſte Aufwand rhetoriſcher Kraft, zwiſchen conventioneller Erhabenheit und Süßigkeit ſchwankend, doch kein rechtes Mitgefühl erweckt. So macht auch Roderich, wenn er zu häufig den bloßen Degen der Geliebten reicht, damit ſie ihn durchſtechen möge, wenig Eindruck, da wir nicht wohl glauben können, das Fräulein werde ſich eines ſo gefährlichen Inſtrumentes gegen ihn bedienen, was ohnehin der Dame übel anſtehen möchte.

§. 7.

Weit entfernt aber, daß jene Zeit, die den Cid entſtehen ſah, dieſe Anſicht getheilt hätte, erklärten die kritiſchen Stimmführer dieſelbe für viel zu poetiſch und phantaſtiſch. Es iſt bekannt, daß Richelieu ſelbſt, der auch die Poeſie als eine Dienerin ſeiner Staatskunſt zu betrachten ſchien, als ein mächtiger Widerſacher des Stücks auftrat, und daß die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften und freien Künſte die Anſichten des gefürchteten Mannes zu den ihrigen machte. Corneille ſelbſt erſchien auch ſpäterhin als ein Anderer, gleichſam als habe er ſich darein ergeben, es könne die Zeit keine ächte Poeſie mehr ertragen, und es war ihm hinfort genug, erhabene Gedanken und heroiſche Gefühle in wohltönenden Verſen auszuſprechen. Dieſe wurden dann irgend einem griechiſchen oder römiſchen Könige oder Feldherrn geliehen, Königinnen und Prinzeſſinnen in ähnlichem Styl waren gleichfalls zur Hand und gehabten ſich in nicht minder furchtbaren Tiraden, und das Trauerſpiel war vollendet. Zuweilen überſchlich ihn wohl noch ſeine umfaſſendere Natur, und die ruhige Kraft z. B. in den allbekannten Worten des alten Horatius: „Qu'il mourût!“ erinnert an den ächten Dichter, der durch ein einziges einfaches Wort eine ganze Situation erleuchten kann. Aber er will kein ächter Dichter mehr ſeyn, und indem er es nicht will, iſt er es auch ſchon nicht mehr. So ſetzt er denn, gleichſam um ſich ſelbſt für die beiden ſchönen Worte zu beſtrafen, die gezierten hinzu: Ou qu'un beau désespoir alors le secourût, wodurch ſogleich der ganze Eindruck verderbt wird *).

§. 8.

Wir wiſſen ferner, daß Racine, weil die Corneille'ſche Erhabenheit bei einem gemiſchten Publikum doch nicht immer allein ausreichen wollte, noch die zärtlichen Paſſionen in ſeinen Tragödien zu zeigen verſuchte, wobei ihm der ſanfte Wellenſchlag ſeiner Verſe ſehr zu Hülfe kam, bis endlich Voltaire, auch damit noch nicht zufrieden geſtellt, etwas Philoſophie in die Tragödie hineinbrachte, was man zu ſeiner Zeit ſo etwa in den Salons Philoſophie nannte. Die mathematiſch-kluge und genaue Anordnung dieſer Stücke machte ſie beliebt und bewundert. Den Ausbrüchen der Rohheit war überall Thür und Thor verſperrt, aber auch den Lauten der Natur und des Herzens, mithin der Poeſie ſelbſt. Es hat Zeiten gegeben, wo die Poeſie aus allen gedruckten Europäiſchen Schriften, wie aus dem Leben ſelbſt faſt ganz verbannt war, und wollte ja einmal die alte Zeit an ſich und ihre Poeſie erinnern, ſo erklärte man mit gelaſſener Keckheit: man verachte beide. Man hatte ſich ſo weit von ihr entfernt, daß man ſie gar nicht mehr ahnete.

---

*) Überhaupt iſt es ſehr bedenklich, daß aus den ſogenannten Klaſſikern jener Zeit ſo häufig einzelne Stellen als ganz „was Beſonderes" angeführt werden, denn daß ſie wirklich etwas Beſonderes ſind, iſt eben das Unglück. Bei Äſchylus und Sophokles iſt alles aus Einem Stück, aus Einem Guß.

Es iſt ſehr zu beklagen, daß Shakſpeare, aller Wahrſcheinlichkeit nach, weder Corneille'n noch Racine'n jemals zur Hand gekommen iſt. Beide hätten ihn durchaus verabſcheuen müſſen, und es würde intereſſant ſeyn, ſie über ihn zu vernehmen. Voltaire hat bekanntlich ein paar Werke von Shakſpeare wirklich in der Hand gehabt, einige Blätter von ihm zu überſetzen verſucht, und dann gar ſehr auf ihn geſcholten. Für ihn und ſeine ganze Natur aber hat er bei weitem nicht genug geſcholten. Hätte er ſeine witzelnde Abneigung und kecke Anfeindung, die zum Theil auch wohl aus Unkenntniß der Sprache entſtanden iſt, zu wirklichem Haſſe und Abſcheu geſteigert (was bei ihm völlig conſequent geweſen wäre), ſo würden wir ohne Zweifel einen merkwürdigen und hiſtoriſch-wichtigen Aufſatz bekommen haben, wobei die Überzeugung: „Shakſpeare oder ich; nur Einer von uns kann gelten," ihm gewiß neues Redefeuer geliehen hätte. Was er aber jetzt über ihn vorgebracht hat, iſt bekanntlich ein völlig gehaltloſes, unnützes Geplauder.

§. 9.

Das Prinzip der franzöſiſchen Tragödie, ſo wie überhaupt ſämmtlicher für die Geſellſchaft vom erſten und zweiten Range berechneter franzöſiſcher Gedichte wird ſtets der genaueſten Betrachtung würdig bleiben, und es iſt, ſo viel ich weiß, noch niemals als eine welthiſtoriſche Begebenheit und That anerkannt worden. Und doch hat es dieſe Geltung und um ſo mehr, da es in der ganzen Europäiſchen Literatur ſiegend wurde.

Wenden wir uns nun auch an den beſten und gefühlvollſten Menſchen, der ſich aber von Kindheit an gänzlich in dieſe Lehre begeben hat, und fragen, wie ihm bei einem Shakſpeariſchen Stücke zu Muthe werde. Er iſt nicht abgeneigt, an den Leiden ſo anziehender Weſen, wie Romeo und Julie, Theil zu nehmen, aber um das zu können, muß ihm das ganze Geſchick dieſer Liebenden anders, durchaus anders vorgetragen und gleichſam zugerichtet werden. Er wird freilich auch jetzt hie und da wirklich ein wenig gerührt; aber da kommt ihm plötzlich die Amme und Peter, nebſt der ganzen Schaar wunderlicher Bedienten in die Quere, er traut kaum ſeinen eignen Augen und vermag nicht zu begreifen, wie Shakſpeare eine ſo gänzliche Geſchmackloſigkeit begehen konnte. Er rafft ſich noch einmal auf und will ſich an die bloßen Hauptperſonen halten, aber auch bei dieſen kommt er nicht aus dem Verdruſſe heraus. Julie ſagt z. B. unbefangen genug zu dem Geliebten:

„Wenn deine Liebe, tugendſam geſinnt,
Vermählung wünſcht“ u. ſ. w.

er entſetzt ſich vor dieſer Offenherzigkeit und weiß für dieſelbe keinen Platz unter den noblen Paſſionen. Er iſt längſt gewöhnt, daß Giftmiſcherei, Ehebruch, Blutſchande und dergleichen eine Hauptrolle in den Tragödien ſpielen, aber eine ſolche unbefangene, rohe, alles entſcheidende Erklärung im Munde einer jungen Dame iſt ihm noch nie vorgekommen.

Ich möchte ihm zu bedenken geben, daß der Duft einer Blume, die ſich zu der andern hinneigt, doch wohl nicht viel anderes bedeuten könne als was Julie eben ausgeſprochen hat, nur daß die Blume glücklicher iſt und keines Prieſterſegens bedarf, den freilich ſelbſt der weiſe Prospero im „Sturm" mit Recht für nöthig hält. Überhaupt aber iſt jenem Kritiker bedenklich, daß ſich zwei Menſchen ſo wunderbar und völlig lieb haben, als wollten ſie aus der bekannten Platoniſchen Idee wirklich Ernſt machen, wie es denn auch dem Platon gewiß Ernſt damit geweſen iſt. Wir trauen jenem Leſer wirklich zu, daß er ſodann bei der Nachtſcene der beiden vereinten Liebenden mit freudiger Rührung verweilen werde, denn „der Troſt der Nacht," die Nachtigall, und die Lerche, „des Tags Verkünderin," werden ihn ſchwerlich kaltſinnig bleiben laſſen; aber er fragt ſich doch mit ängſtlichem Herzklopfen, ob dergleichen auch auf die Bühne gehöre, ja ob überhaupt die Poeſie das Recht habe, die zarteſten Geheimniſſe des Lebens anzudeuten. Seine kritiſchen Freundinnen, die Marquiſe A. und die Vicomteſſe B. würden die Frage gewiß verneinen, und er ſieht das Mißfallen dieſer geſchätzten hohen Perſonen vorher. Auch dieſe Damen können vielleicht nicht dafür: ſie ſind einmal daran gewöhnt, daß die Prinzeſſinnen in den Trauerſpielen, ehe ſie ſich bereit erklären zu lieben, erſt Bedingungen machen und ſehr beträchtliche Geſchenke haben wollen, z. B. ein Königreich oder furchtbare Rache für irgend ein Verbrechen, das vielleicht vor zwanzig oder dreißig Jahren begangen worden u. ſ. w. Auch iſt die Liebe, welche ſie verheißen, eine ſtreng calculirt metaphyſiſche, ein möglichſt zärtlicher Blick iſt das höchſte, was geleiſtet werden kann, und ein Prinz, der etwa gar um einen Kuß bitten wollte, würde als barbariſch und Grauſen erregend abgewieſen werden.

§. 10.

Bei den Luſtſpielen tritt derſelbe Fall ein. Wer z. B. die Fräuleins in Deſtouches' Komödien als Norm gelten läßt, wie kann ſich der in eine Roſalinde und Cälia finden? und wer Regnard's Liebhaber als erfreuliche Leute erachtet; wie muß Dem Orlando vorkommen? Wer ſeit Jahren oder Jahrzehnten gelernt hat, die eigene Bruſt zuſammenzuſchnüren, weil es der geſellſchaftliche Anſtand ſo haben will, wie kann Der Freude finden an Shakſpeare's in den mannichfaltigſten Farben des Witzes glänzender, reichhaltiger Narrengalerie? — Und doch berühre ich hier nur das Einzelne, und habe noch nicht einmal gefragt, wie ihn das Ganze dieſer Stücke ergreifen und überwältigen würde! Er müßte ſich wie berauſcht fühlen; aber es könnte kein ſüßer Rauſch ſeyn, denn jede Überwältigung iſt läſtig, und iſt es nicht natürlich, den Überwältiger zu haſſen? Don Carlos freilich erwählt dagegen ein ſchönes Mittel, denn als er ſieht, daß er Poſa's Größe nicht erreichen werde, entſchließt er ſich, ihn gränzenlos zu — lieben, um ſo des Freundes Tugend auch zu der ſeinigen zu machen.

Wer aber möchte einem Batteux oder Laharpe zumuthen, ſich die Verfahrungsweiſe des jugendlichen Helden des jugendlichen Schiller zu eigen zu machen! Sie und Alle, die auf ihren Wegen wandeln, müſſen Shakſpeare haſſen, und je unumwundener ſie dieſes Misbehagen ausſprechen, je intereſſanter iſt es.

§. 11.

Der Gang der äſthetiſchen Bildung in England ſeit Shakſpeare's Tode iſt in dieſer Beziehung noch bei weitem nicht genügend betrachtet worden, und ich werde auf dieſe höchſt wichtige Betrachtung noch zurückkommen. Hier ſei es genug, nur die äußerſten Spitzen der Dinge zu berühren, um zu dem bezeichneten Zwecke zu gelangen. Bei der vorherrſchenden Staatsbürgerlichkeit des Engliſchen Volkes gingen die Dichter, vom Element der Erde gefeſſelt, mit den Zeitbegebenheiten faſt den gleichen Schritt. Anfangs glaubte man noch, man könne ſich auf Shakſpeare's Pfaden halten, und da man noch nicht zu der Einſicht gekommen war, daß Shakſpeare eigentlich gar keine Manier, ſondern nur Styl hat, ſo ſchrieb man Beaumont und Fletcher, Maſſinger u. ſ. w., als einen Shakſpeare Nr. 2, 3, 4 in den kritiſchen Regimentsliſten freudig auf. Wie aber der Irrthum, um ſich greifend, immer neue Irrthümer erzeugt, ſo fing man nun auch bald an, die Nachahmer höher zu ſtellen als den Nachgeahmten, bis man endlich auch den neufranzöſiſchen Weg einſchlug.

Es war wirklich die höchſte Zeit, denn die Willkür für Freiheit haltend war man von einer äſthetiſch-moraliſchen Sünde in die andere verfallen, und die bunteſte war die liebſte geworden. Selbſt in Ben Jonſon iſt das Luſtige nie ohne Härte und ſäuerlichen Nachgeſchmack; Fletcher verſinkt oft in das Gemeine, wenn er zu ergötzen hofft, Otway lacht in der Verzweiflung und weiß, wie Dryden, kaum mehr, Frechheit von Luſtigkeit zu unterſcheiden. Daß bei ſolchen Umſtänden Shakſpeare zurücktreten mußte, verſteht ſich von ſelbſt, und wenn man ihn noch hie und da mit Bewunderung und Lobeserhebung begrüßte, ſo war dies ſehr oft nur dem alten Herkommen gemäß, nicht lauteres Urtheil, denn mit wenigen Ausnahmen (z. B. des unglücklichen Otway, der ſich tief unterordnete) glaubten die Dichter im Allgemeinen in Bildung und Geſchmack weit *über* Shakſpeare zu ſtehen. Es konnte aber zu damaliger Zeit in England auch nicht wohl anders kommen, weil, wie bereits oben gedacht worden, die Poeſie gern gemeinſchaftliche Sache mit der Politik machte. Die Lähmung in den bedeutendſten Lebensrichtungen fing bereits in den letzten Regierungsjahren Jakobs I. an, und die unſittliche Gährung unter Karl I. zeigt ſich auch in der Poeſie, der Milton's ſtarre Erhabenheit und ſcholaſtiſche Myſtik nicht aufhelfen konnte. Rührend iſt es, daß der unglückliche König mit einer großen Liebe für Shakſpeare in ſeiner traurig verwandelten Welt faſt allein ſtand, ſo wie denn auch eine Zeit, die, einem Cromwell huldigend, den rechtmäßigen Fürſten das Blutgerüſt beſteigen läßt, von Puritanern verdummt, gar nicht verdiente Shakſpeare'n zu lieben. Was hätte ſie z. B. nicht alles aus des Dichters der engliſchen Geſchichte ſelbſt entnommenen Schauſpielen, z. B. aus Heinrich IV., V., VI. lernen können! Hier iſt Shakſpeare nicht bloß das Ideal eines rückwärts gekehrten Propheten, ſondern auch eines mit ſcharfem Blick vorausſchauenden, und ſo darf man behaupten, daß ein Volk, falls es die genannten Werke völlig verſtanden hätte, niemals zu jenen fürchterlichen Bürgerkriegen, ſo wie zu der dumpfen Geiſt und Geſchmack lähmenden Puritaner-Herrſchaft gekommen ſeyn würde.

§. 12.

Die Wiedereinführung des Hauſes Stuart auf den Thron von England konnte höchſtens eine äußerliche Ruhe auf kurze Zeit hervorbringen, aber die Sittenloſigkeit war ſo groß geworden, daß man ſelbſt eine äußerliche Heuchelei — eine Art von Angſt vor der Idee der Sittlichkeit — hätte wünſchen mögen. In jedem Falle ſtand man tief unter Frankreich, wo ſelbſt der Zwang mit Anſtand verbunden einigen Glanz und vielen Schimmer verbreitete. Ganz beſonders finden wir die dramatiſchen Dichter Englands um dieſe Zeit ohne alle Schaam und Scheu. Sie ſtellen die nackte Sünde in ihrer Frechheit ſiegend-luſtig dar; gleichſam als ſey dies ſo eben recht, der Weltmann könne nicht anders als ſo ſchildern, und dürfe auf das Seufzen der Creatur nicht hören.

Es giebt engliſche Dramen, welche Stoffe behandeln, die ſich jeder rechtliche Menſch auch nur zu träumen verbieten, oder im ſchlimmern Falle ſchämen würde geträumt zu haben, ſo wie es für Frauen ſogar unmöglich ſeyn müßte, das bloße Perſonenverzeichniß ſolcher Dramen ohne Erröthen zu durchleſen; — nicht zu gedenken des Wunders, daß die Schauſpielerinnen ſich herablieſſen dergleichen Sachen zu ſpielen, wie ſie auch ſpäter noch unter Wilhelm III. ſo wie unter der Königin Anna geſpielt wurden, bis endlich eine gründlichere Ehrbarkeit unter Georg I. von neuem den gebührenden Platz behauptet.

§. 13.

In jedem Falle dürfen wir deshalb den weitern Sieg oder Halbſieg des franzöſiſchen Literarſyſtems in England um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (nach dem Frieden zu Utrecht) als ein relativ-glückliches Ereigniß betrachten. Die edle Freiheit, die als ſolche nothwendig Eins iſt mit den ewigen Geſetzen der Schönheit, bedarf keines Zügels; wohl aber bedarf deſſen die Willkür, und zwar eines ſehr ſtrengen. — Den lieh jetzt Frankreich her, und man war mit Erfolg bedacht, dieſen Zügel ſo glänzend auszurüſten als möglich. — Als Kinder, aber auch als Führer dieſer Zeit ſind Addiſon, Pope und Steele zu betrachten, in deren Gedichten und Kritiken ſich alles Gute und Schlimme vereint, was aus jenem Syſtem zu entſpringen pflegt. Den eigentlichen König der modernen Poeſie, William Shakſpeare, behandeln ſie mit nüchternem Anſtand, und loben manches Einzelne an ihm; ſein Ganzes aber iſt ihnen verborgen, und was ſie für ſein Ganzes halten, iſt ein Geſpenſt, auf das ſie ſehr ſchelten. Da ſie übrigens gute Patrioten ſind, und des großen Dichters Berühmtheit doch auch mit zu dem Engliſchen Nationalreichthum gehört, ſo laſſen ſie ihn ſich nicht nehmen. Auch muß das kraftvolle Volk, das Shakſpeare'n auf ſeine Weiſe liebt, geſchont werden; und ſo klagt man lieber des Dichters Zeit als roh und ungeſchlacht an und bedeckt damit ſeine ſogenannten Fehler.

Die Sache wäre ziemlich leicht in's Reine zu bringen, wenn man die Summe von Geiſt und Poeſie, die unter Eliſabeth und Jakob I. an den Tag kam, mit der unter Georg I. vergliche; dann ließe ſich auch wohl vermuthen, daß nicht bloß in der „Schenke zum wilden Schweinskopf," ſondern auch in der Shakſpeare-Jonſon-Fletcherſchen „Seejungfer" weit mehr Witz und Humor verbraucht wurde als in Pope's und Addiſon's Lieblings-Kaffeehauſe. Wollten dieſe Männer ganz conſequent ſeyn und rein von der Bruſt herausſprechen, ſo müßten ſie Shakſpeare'n gleichfalls abgeneigt ſeyn, wobei es ziemlich gleichgültig iſt, ob dieſe Empfindung ihnen ſelbſt ganz klar war oder nicht, da ſie meiſt nur als Bedauern ſich zeigt.

§. 14.

Über den Gang der Poeſie in Deutſchland und wie ſie ſich namentlich ſeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geſtaltete, habe ich in früheren Werken meine Anſichten bereits ausführlich mitgetheilt, und es möge deshalb zum gegenwärtigen Zwecke Folgendes hinreichen.

Das eigentliche Blüthenalter der deutſchen Romantik war ſchon zu der Reformationszeit nicht bloß vorüber, ſondern längſt vergeſſen, und im edlen Streben nach Wahrheit gerieth man ſpäterhin — wie nun einmal die mangelhafte Natur des Menſchen den Irrthum erzeugt — auf die Vernachläſſigung der Phantaſie und des Schönen *). Selbſt die begabteſten Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts knüpften leider ihre Poeſie an keine Vergangenheit an; höchſtens (und ſelten genug) an einzelne Momente der Urzeit, die ſie durch Tacitus ahneten. Ohne genugſame Kenntniß und alſo auch ohne genügende Liebe für die Nibelungen, Minneſinger u. ſ. w. fingen ſie die ganze Sache von vorn wieder an, gleichſam als habe es früherhin noch gar keine deutſche Poeſie gegeben, und ſobald wir ihnen dieſen traurigen Irrthum vergeben, ſo fühlen wir uns für manches, was ſie geleiſtet, nur noch zu größerer Neigung und Bewunderung hingeriſſen. Indeſſen konnten dieſe einzelnen Stimmen der immer weiter um ſich greifenden Roheit nicht Einhalt thun. Ein dreißigjähriger, oder, wie ich lieber ſagen möchte, fünf und dreißigjähriger, beiſpiellos wüthender und gräßlich zerſtörender Krieg hatte ganz Deutſch-

---

*) Man denke nur an den Teuerdank und vergleiche ihn mit den Nibelungen!!

land aus ſeinen äußern und innern Fugen geriſſen, und der von Fremden dictirte weſtphäliſche Friede konnte fürs erſte nichts weiter bewirken als ein gezwungenes Weglegen der Schwerter, mit denen man ſo lange gegen die eigenen Brüder gekämpft hatte, bis endlich beinah die Hälfte der Einwohner durch Schlachten, Hunger und Peſt ausgerottet war.

§. 15

In ſolcher Lage mußten wohl die Genien der Anmuth und der Poeſie weit hinwegfliehen, und ſtatt ihrer zeigte ſich verhaltener Grimm oder offne Rache, Rohheit, Störrigkeit u. ſ. w. Die alte Religioſität und Gemüthstiefe, die Treuherzigkeit, Naivetät, Unbefangenheit u. ſ. w. lebten allerdings noch in den eigentlichen Repräſentanten der Deutſchheit fort, und ſie mußten fortleben, weil ohne ſie gar kein Deutſchland möglich iſt; aber die Menge war verwildert, und dieſe Verwilderung hatte ſich durch alle Stände hindurch verbreitet. Selbſt um der äußern Ruhe willen mußte man nach möglicher Verfeinerung der Sitten ſtreben, denn ſelbſt die ſonſt fröhlichen Geſellſchaften waren nicht ſelten zu Schlachtfeldern geworden, auf denen die entzügelten Leidenſchaften zu den Schwertern griffen *). Da aber die wahre

---

*) Wer Gelegenheit gehabt hat, Tagebücher deutſcher Edelleute und Bürger aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu leſen, wird wiſſen, wie oft bei größeren Feſtmahlzeiten, Hochzeiten und Kindtaufen die Degen und die Dolche gezückt wurden, und

Verfeinerung nur aus einer freien Bruſt hervorgehen kann, ſo war, was durch äußerlichen Zwang erreicht werden mag, keinesweges ſchön zu nennen, ſondern nur ein Nothbehelf, der jedoch durch die Noth ſelbſt begriffen und entſchuldigt werden muß.

So entſtanden die theils prächtigen, theils ſteifen, theils langweiligen Formen in dem geſelligen Leben der Deutſchen, jene Wolke von weitſchweifigen Höflichkeitsredensarten, jene Unzahl von Complimenten, von denen auch nicht ein Buchſtabe erlaſſen wurde. Die zwängenden Formen unter den Europäiſchen Fürſten, beſonders unter den Deutſchen, ſind allgemein bekannt, da ſie tief in unſere Geſchichte eingreifen, aber ſie gehen auch durch ſämmtliche ſtrenggetrennte Stände hindurch *).

---

wie oft bei der faſt allgemeinen Berauſchtheit in der tumultuariſchen Mitternacht Wunden und Tod erfolgten. — Selbſt der edle Kampf um die Reformation hatte, einſeitig geführt, die Grazien ſchon früher verſcheucht.

*) Wer darüber einige Auskunft haben will, leſe Gottfried Stieve's Hof-Ceremoniel, Leipzig 1715, und er wird ſogleich Seite 11 des Vorberichts belehrt werden, daß das Ceremoniel einer der „ſublimeſten" Theile der „Hiſtorie" ſey. Er wird erfahren, daß noch im Jahre 1697 die Geſandten zu Ryswik Monate brauchten, um ſich über äußerliche Formen, Titel u. ſ. w. zu einigen oder doch zu verwahren, ehe man auch nur dazu gelangte, über den für alle Theile höchſt nothwendigen Frieden zu verhandeln. Dieſes Buch kann aber auch Jeden, der es noch nicht weiß, belehren, daß durchaus nicht die Deutſchen allein, ſondern ſämmtliche Völker Europa's der ſtarrſten Ceremonialwiſſenſchaft huldigten. Daß aber Rohheit und Grobheit mit ihr Hand in Hand oder doch neben ihr wandeln können, kann Niemanden befremden, der jene

Ueberall machte ſich das Reglement in den Verhältniſſen der Geſellſchaft kund, überall galt das Fachwerk, das Geländer, die Schranke. Jeder unterrichtete ſich genau, wie viel Ehre er zu geben aber auch zu fordern habe, und es ſtarrte gleichſam das gedruckte Conduitenbuch in das lebendige Leben befehlend hinein.

§. 16.

Wie ſich nun in einer ſolchen Zeit das *darſtellende Talent* bei den Deutſchen geäußert hat, darüber habe ich an einem andern Orte ausführlich geſprochen. Die Poeſie wurde zu einer armen Gefangenen, der man mit ſtarrem Geiſte eine Menge von irrigen und beſchwerlichen Geſetzen gab, ſodaß wir in der eigentlich vornehmen Poeſie, dem Roman, der Tragödie u. ſ. w. kaum noch einen reinen Natur- und Gemüthslaut zu hören bekamen. Nur in dem Lied, ſobald es ſangbar werden wollte, findet ſich noch die ſchöne Spur alter Geiſtesfreiheit, ſo wie in den Volksſchauſpielen nnd Puppenkomödien ſich noch zuweilen Reſte von dem alten höhern und fröhlichern Leben zeigen. Späterhin fiel auch das hinweg, und wie die Erziehung ſo mancher Fürſten, Edelleute und vornehmer Bürger durch franzöſiſche Lehrer

---

Wiſſenſchaft als ein Produkt der Angſt vor der Rohheit betrachtet. Sie galt überall, und wenn ſie hie und da noch durch einige Grandioſität gemildert ward, ſo wehrte ſie doch im Allgemeinen faſt jedem höhern Aufſchwunge, ſo daß in geſelligem Verkehr Formen und Titel die Handhaben wurden, bei denen man ſich allein faſſen konnte.

und Lehrerinnen beſorgt wurde, ſo entſchloſſen ſich auch endlich die meiſten Dichter, bei den Franzoſen in die Schule zu gehen, und zwar auf die allerunterthänigſte Weiſe.

Zwar fing gegen 1740 eine beſſere Zeit an; aber das Geklirr der alten Feſſeln war doch noch oft zu hören, bis endlich mit Götz von Berlichingen und Werther die Urquelle aller Poeſie wieder *aufgedeckt* erſchien. Dieſe Werke und Leſſing's Kritik, die auch als eine *poetiſche That* zu betrachten iſt, gaben den Deutſchen zurück, was man ihnen längſt genommen hatte: — den Muth, in ſich ſelbſt und in der mit freiem Blicke angeſchauten lebendigen Welt die Poeſie zu finden.

§. 17.

Hier iſt der leuchtende Punkt, von wo aus ſich über dieſen ganzen Aufſatz, der, wie ich nicht verhehlen will, etwas Wichtiges wenigſtens andeuten möchte, Licht verbreitet. Die Aufnahme jener Werke iſt von großer Bedeutung. Daß ſämmtliche ordinaire Leute davor mit Abſcheu zurücktraten, während doch ein großer Theil des kräftigen Volkes das Dargebotene mit ungeſtümer Liebe ergriff, iſt nicht die Hauptſache, wohl aber daß ſelbſt ausgezeichnete rechtliche und gelehrte Männer und ſolche, die ihr ganzes Leben der Poeſie gewidmet hatten, durch dieſe Erſcheinungen wahrhaftig beſtürzt und erſchreckt wurden, weshalb ſie auch ihre Abneigung und ihren Abſcheu theils leiſe und mit Scheu, theils unumwunden darüber ausſprachen. Erinnern wir uns nur, um aus den vielen Belegen, die ſich uns bieten würden, nur des einzigen Umſtandes zu erwähnen, daß ſelbſt der durch Horaz gebildete Ramler einen heftigen Widerwillen gegen Götz von Berlichingen zeigte, und wir wollen ihn loben, daß er es laut und muthig that. Nicht dieſes gebrechlichen Urtheils wegen, ſondern weil uns der in ſo mancher Hinſicht ſchätzbare Dichter einen Beleg für jene wichtige Anſicht giebt, daß man nicht an zwei Tafeln zugleich ſpeiſen — d. h. einſeitig künſtlich und allſeitig künſtleriſch zu gleicher Zeit ſeyn könne. Selbſt wenn Horaz als vortrefflicher Odendichter Ramler's *einziger* Lehrer geweſen wäre, ſo würde er ihn nicht zum Verſtändniſſe des Götz haben leiten können; als unnachahmlicher Satyren- und Epiſtelndichter hätte er ihn ſchon weiter führen können; aber als ſolcher war er von Ramler bei weitem nicht genugſam gekannt. Auf der andern Seite ſtanden nun die franzöſiſchen Geſchmacksrichter, unter denen der deutſche Dichter dem armen Batteux zwar nicht den ganzen, doch die Hälfte des Lehrſtuhls eingeräumt hatte. Unter ſolchen Umſtänden müſſen wir die Kraft bewundern, die ſich Ramler dennoch erhielt, ſich zwiſchen Horaz und Batteux ein ziemlich ſtattliches poetiſches Haus zu bauen. Daß er aber für ein welthiſtoriſches Drama wie Götz, welches ſchon durch ſeine Form aller frühern dramatiſchen Form widerſpricht (weil es dieſelbe gewiſſermaßen von der lockergewordenen deutſchen Reichsverfaſſung entlehnt, um ſie parodiſch zurück zu ſpiegeln), und daß er

ür Werther's Liebe und Leiden, Naturanſicht und Styl
en gehörigen Sinn haben ſolle, iſt ſchlechterdings nicht
on ihm zu verlangen.

§. 18.

Leſſing, der es wirklich verlangte, erreichte bei dem
onſt ſo folgſamen Freunde diesmal nicht das Hinrei-
hende, und äußert ſich darüber in einem Briefe nicht
ohne Bitterkeit. Er, dem die Engheit und Gebunden-
heit der neuern Poeſie niemals zugeſagt, der unter allen
Deutſchen zuerſt in den vollen Frühling der alten roman-
iſchen Poeſie und beſonders in die Shakſpeare'ſche ge-
ſchaut hatte, begriff nicht oder wollte vielmehr nicht begreifen,
daß ſich irgend ein kluger Mann gegen dieſelbe
verſchließen könne *). Bei der äſthetiſchen Dictatur, die
er verwaltete, und dem Anſehen, deſſen er in ganz Deutſchland
genoß, wagten freilich ſeine Freunde am wenigſten
irgend etwas gegen ſeine Liebe und Verehrung für Shakſpeare
vorzubringen, denn der galt nun einmal für ge-
nial. Allein wie wenig ſeine Anſicht bei manchem derſelben
Wurzel geſchlagen hatte, ſah man deutlich, als nun
wirklich Werke, nicht etwa im Shakſpeariſchen, ſondern
überhaupt in romantiſch freiem Geiſte hervorgebracht wurden,
an der Aufnahme, die dieſelben erfuhren. Daß

---

*) Und doch zahlte auch er, der Treffliche, durch das Misverſtehen Werther's, wobei ſogar ein unglückliches Misverſtehen des Chriſtenthums von neuem zur Sprache kommt, einen traurigen Tribut an manche ſeiner Zeitgenoſſen ab.

der enge und in der Engheit faſt erſtarrte Sulzer den Götz verhöhnt, daran war wenig gelegen, doch daß auch der weit höher ſtehende Ramler ihn, wie geſagt, ablehnte, das ſchmerzte den Freund; und es ſoll ſelbſt uns noch ſchmerzen, wenn wir es gleich durchaus nicht wunderbar, ſondern ſehr begreiflich finden.

Andere, größtentheils franzöſiſch gebildete berühmte Schriftſteller ließen ſich auf die Leſſing'ſche Verehrung Shakſpeare's niemals recht ein, z. B. Wieland. Zwar hat er das große Verdienſt, den Dichter zum erſtenmale deutſch reden gelaſſen zu haben, doch war es eben kein ſonderliches Deutſch, was er ihn reden ließ. Man ſieht bei näherer Betrachtung leicht, daß der ganze Entſchluß ihm zum Theil von außen her gekommen iſt, und daß ihn bei der mühſamen Arbeit nur der Gedanke wach erhält: es iſt doch wenigſtens ein höchſt merkwürdiges Ungeheuer, das ich den Deutſchen zeige, und von den Proben, die er zuweilen auch hat, laſſen ſich manche für eigene Garnituren wohl brauchen. — Übrigens äußert er auch bei ſeinem leichten Sinne, nicht ſelten unverholen, wie ſehr er die Shakſpeariſche Geſchmackloſigkeit verabſcheue, er läßt nicht nur mehrere einzelne Stellen, ſondern ganze Scenen aus, und zeigt ſich in den Anmerkungen bald wild, bald ſtarr. Auch ward er nach und nach immer verdrießlicher, und ergriff die Gelegenheit gern, die Beendigung oder, wenn man lieber will, das Wieder-von-vorn-anfangen des ganzen Unternehmens einem jungen Freunde zu überlaſſen.

§. 19.

Noch weniger konnte ſich der ſanfte, nur zierlich-franzöſiſch gebildete, dennoch in mancher Hinſicht verdienſtvolle Weiße mit Shakſpeare vertragen. Er ſchrieb noch in den ſechsziger Jahren einen Richard III., nahm aber dabei — es iſt ſehr der Mühe werth und ergötzlich zu erzählen — von Shakſpeare gar keine Notiz. Dafür wurde er freilich in der „Dramaturgie“ ſtreng und gründlich getadelt; allein er fühlte ſich dadurch nur verletzt, aber nicht geneigt, ſeinen Geſchmack zu verbeſſern. Vielmehr nahm er in der Vorrede zu ſeinem armen, von Froſt erſtarrten, lebloſen Romeo die Gelegenheit wahr, ſeine Abneigung gegen Shakſpeare und inſonderheit gegen deſſen Liebes-Schauſpiel auszuſprechen, und Leſſing, der bekanntlich jenes Stück als ein „von der Liebe ſelbſt dictirtes“ geprieſen hatte, war nun freilich auf einmal und für immer über die Unmöglichkeit, ſeinen Jugendfreund mit Erfolg zu belehren, in das Reine gekommen.

Ich könnte das Verzeichniß der dem Dichter entſchieden abgeneigten berühmten deutſchen Schriftſteller noch ſehr vermehren, doch ſei es an dieſem genug, um darzuthun, daß gewiſſe Nationen ihn nicht bloß haſſen können, ſondern müſſen.

Daß ferner ſämmtliche Leſer und Zuſchauer, die nur leichtſinnig und oberflächlich weniger angeregt als — angetippt ſeyn wollen, Shakſpeare'n widerwärtig finden, iſt Jedermann begreiflich; doch gehört dies kaum hieher, da ſolche Menſchen, ſobald ſie nur den Muth hätten, gerade heraus zu ſprechen, ihren Haß gegen alles, was Tiefe hat, geſtehen würden. Wichtiger iſt es, auf eine gewiſſe bei weitem höher ſtehende Klaſſe hinzudeuten, die trotz ihrer weitern Bildung und ihres tieferen Gefühls dem Dichter dennoch unerfreulich waren. Hier kann ich keine ſehr berühmte Namen nennen, denn die wenigſten haben ſich drucken laſſen; doch wird, wie ich hoffe, meine Erfahrung der Erfahrung manches ſinnigen Leſers begegnen. Zu jener Klaſſe rechne ich die zu zarten und geiſtig kränklichen, die den Blick in dieſes Dichters Sonnenauge nur mit Mühe ertragen. In guten Stunden ſprechen ſie wohl mit Andacht und Rührung von dem großen Genius, aber in den gewöhnlichen erklären ſie ihn für einen Grauſamen, der ſeine Gewalt über das menſchliche Herz misbrauche, und mit dem Meſſer des Zergliederers im Innern des Menſchen ſchonungslos wühle. Setzt ſich vollends eine Redensart bei ihnen feſt, wie z. B. die eben genannte: „das Meſſer des Anatomen," ſo werden ſie endlich verhärtet und wenden ſich ganz von ihm ab.

§. 20.

Daß man in den Faſten oder an Bußtagen „Tuba mirum spargens sonum" vortrefflich ſingen könne, begreifen ſie ſehr wohl; nicht minder auch nach Oſtern: „Roſen auf den Weg geſtreut," daß aber beides (die Tuba und die Roſen) in einem Stücke erſcheint, iſt ihnen ärgerlich. Billig ſollte es ſie doch erfreuen, weil es in der That immer ſo ſeyn muß, wenn die Vollſtändigkeit der Lebensanſchauung erreicht werden ſoll.

Sie ſind bei weitem nicht ſo flach wie Lebeau in „Wie es euch gefällt," aber mit Shakſpeare geben ſie nicht viel beſſer um, wie dieſer mit dem poetiſch-kühnen Orlando, bis ſie endlich auch ſagen: „Lebt wohl, edler Sir, in einer beſſern Welt wie dieſe, wünſch' ich mir mehr von eurer Lieb' und werthem Umgang." — Es ward ihnen bang bei dem Gewaltigen, und ſo nahmen ſie Abſchied.

Es giebt noch andere, die den ganzen Werth des Dichters ziemlich anerkennen, in der Praxis ſich aber nur an das Einzelne halten, woraus dann folgt, daß anderes Einzelne ihnen zuwider iſt. Sie geben allenfalls zu, daß ein Werk wie Lear manche Richtungen der Weltgeſchichte ſelbſt zurückſtrahle, und deshalb, um dieſe Aufgabe zu löſen, eine gewöhnliche Gutherzigkeit und Weichheit des Leſers im Einzelnen nicht ſchonen könne; in andern Stunden aber nennen ſie doch wieder den Dichter grauſam, weil er Gloſter'n ſo leiden und Cordelie'n ſo umkommen läßt u. ſ. w. Shakſpeare ſelbſt iſt vielleicht in früher Jugend dieſer Meinung geweſen, da er in ſeinem erſten Lear alles ſanft und milde aufgefaßt und gelöſt hat. Und wahrlich dieſer frühere Lear, durch deſſen Überſetzung ſich Tiek ein großes Verdienſt erworben, iſt ein Drama, das man nicht genug ſchätzen und lieben kann, nur nicht auf Koſten des ſpätern Lear.

§. 21.

Sollten nicht aber auch — ſo fragen hier vielleicht einige Leſer — alle bloß und rein klaſſiſch gebildete Gelehrte Shakſpeare'n im Ganzen abgeneigt ſeyn und ihm wenigſtens den höhern Geſchmack abſprechen müſſen? — Hierauf erwiedere ich das entſchiedenſte Nein, und dieſer ganze Aufſatz hat eben zu dieſem Nein hinleiten wollen. Shakſpeare iſt in ſeinem tiefſten Innern völlig einig mit allen wahrhaften Klaſſikern, und was ihn von ihnen unterſcheidet, iſt nur unweſentlich oder gehört der Zeit an, doch iſt ſeine Zeit keinesweges unglücklicher zu nennen als irgend eine, die über Griechenland waltete. Wer Homer, Aeſchylus und Sophokles wahrhaft liebt, d. h. ihr Inneres erfaſſend liebt, der muß auch Shakſpeare'n lieben, ja wir dürfen, wie ſchon früher, behaupten, daß z. B. der herrliche Sophokles im Shakſpeare vorhanden ſey, während man dieſem nicht Genüge leiſten würde, wenn man nur ſagen wollte, er ſey in Sophokles. Shakſpeare's Welt iſt eine noch reichere und mußte es ſeyn, da er, bei gleichem tragiſchen Genie, nicht bloß das Glück einer bei weitem größern Geſchichtserfahrung beſaß, ſondern auch vor allem das Chriſtenthum, welches allein dieſe Erfahrungen zu adeln und zu verklären vermag, ihn innig durchdrungen hat. — Wir wollen nie vergeſſen, daß Sophokles, z. B. im Oedipus, mit der bewundrungswürdigſten Gemüthserhebung ſich der reinen göttlichen Anſchauung nähert, ſo ſehr nähert, daß er ſie ganz zu erfaſſen ſcheint; dennoch dürfen wir Shakſpearen als den glücklichern preiſen, weil er auch das heilige Wort beſaß, das jene Anſchauung ausſpricht und den Weg zeigt, der zu ihr führt. — Daſſelbe gilt von den klaſſiſchen Hiſtorikern. Wer ſie kennt, müßte, um Shakſpeare's völlige Einigkeit mit ihrem Geiſte zu läugnen, ſich ſelbſt erſt die Augen gewaltſam verſchließen, denn eine wunderbarere Eintracht, als zwiſchen ihm und Tacitus in der Weltanſchauung herrſcht, kann ſchwerlich gefunden werden.

Darum noch einmal: Laſſet uns das Endergebniß aufſtellen: Mit Allem, was in griechiſcher und römiſcher Welt wahrhaft klaſſiſch iſt, ſteht Shakſpeare in ſelbſtſtändiger, aber liebender Gemeinſchaft; Alles aber, was man im ſiebzehnten Jahrhunderte als klaſſiſch ſanktioniren wollte, ſtellt ſich ihm feindlich gegenüber, und es kann keine Verſöhnung zwiſchen dem in der tiefſten Tiefe Unverträglichen zu Stande gebracht werden. Darum: Nur immer offen heraus mit der Sprache, daß man jeden redlichen Freund, aber auch jeden redlichen Feind erkennen möge.

II.

Beiträge zu einer genauern Vergleichung Shakſpeare's mit Beaumont und Fletcher.

§. 1.

In früheren Zeiten war das Intereſſe für die altengliſche Bühne nur bei wenigen einzelnen deutſchen Dichtern und Kritikern zu finden. Die meiſten kannten ſie nur vom Hörenſagen und meinten platthin, da ſie bekanntlich wild und regellos ſey, ſo wolle man ſich nicht dabei aufhalten. Leſſing war der erſte unter uns, der einige geiſtreiche und günſtigere Bemerkungen über dieſelbe mittheilte, und da man ihm im Ganzen nicht zu widerſprechen wagte, ſo hörte nunmehr wenigſtens das leichtſinnige Schmähen auf; aber an ein wirkliches Studium des altengliſchen Theaters dachten nur ſehr Wenige. Beſſer iſt es in dieſer Hinſicht während der letzten dreißig oder fünf und dreißig Jahre geworden, da durch Wilhelm Meiſter und bald darauf durch Schlegels Überſetzung des Shakſpeare eine würdigere Liebe für den größten Dichter ſich verbreitet hat, wobei es denn nicht fehlen konnte, daß, wer ſich genauer unterrichten wollte, auch auf Shakſpeare's berühmte dramatiſche Zeitgenoſſen und Nachfolger: Ben Jonſon, Maſſinger, Beaumont und Fletcher, Dryden und Otway, treffen mußte.

Unter allen dieſen waren Beaumont und Fletcher im Beſitze der meiſten Gunſt ihres Zeitalters, ja wir finden, daß ſie von der Mehrheit Shakſpeare'n vorgezogen wurden, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſt zuletzt glaubten, ſie ſeyen dieſes Vorzugs würdig. Dieſe Anſicht blieb während des ganzen ſiebzehnten Jahrhunderts ziemlich unverändert, und wenn auch im Anfange des achtzehnten einige engliſche Kritiker auftraten, die für Shakſpeare'n von neuem den erſten Platz forderten, ſo war doch immer noch die Mehrheit auf Seiten der beiden genannten Dichter. Selbſt Kritiker von beſonderer Vornehmheit machten ſich ein eigentliches Geſchäft daraus, darzuthun, weshalb ſie bei aller Hochachtung für Shakſpeare doch in mancher Hinſicht den poetiſchen Zwillingen den Vorzug geben mußten. Die Sache iſt als Äußerung der Zeit zur Charakteriſirung derſelben in Beziehung auf das Maß ihrer Bildung ſehr wichtig, und gar wohl der Mühe werth, genauer zuzuſehen, wie man dabei zu Werke ging. Schlagen wir deshalb die berühmte Ausgabe auf, die unter dem Titel: The Works of Mr. Francis Beaumont and Mr. John Fletcher. In ten Volumes collated with all the former Editions and corrected with Notes critical and explanatory by the late Mr. Theobald, Mr. Seward of Eyam in Derbyshire and Mr. Sympson of Gainsborough. London 1750, erſchienen iſt.

§. 2.

Die Vorrede von Seward iſt ein wahres Prachtſtück der Kritik jener Zeit, indem ſie alles gethan zu haben glaubt, wenn ſie einzelne Stellen, Beſchreibungen, pathetiſche Reden aus Shakſpeare mit Stellen von ähnlichem Inhalt in Beaumont und Fletcher und andern Dichtern vergleicht. In Beziehung auf Shakſpeare bedient Seward ſich zwar ſtets mancher ſchmückender Beiwörter, macht aber doch auch Gebrauch von einem ſehr wunderlichen und, wie es ſcheint, alten Gedanken, daß nämlich dieſer Shakſpeare nicht immer Shakſpeare ſey, — das heißt: zuweilen tief unter ſich ſelbſt ſinke. Mit dieſem Shakſpeariſchen Halb-Shakſpeare oder gar Nicht-Shakſpeare wird er leicht fertig; „aber" (ſagt er endlich S. 28, um der Sache näher zu rücken) „aber es giebt doch auch Fälle, wo unſere Dichter Shakſpeare'n ſelbſt da, wo er ganz er ſelbſt iſt, übertroffen haben. Betrachten wir ruhig, was er als Belege giebt. Zuvörderſt: die treulos verlaſſene Julie in den „beiden Veroneſern," die man in ihrer Verkleidung für einen Knaben hält, wird von Silvia gefragt, wie groß Julie ſey, worauf ſie erwiedert:

About my stature: For at Pentecost
When all our pageants of delight were play'd,
Our youth got me to play the woman's part,
And I was trimm'd in Madam Julia's gown,
Which served me as fit by all men's judgment,
As if the garment had been made for me;
Therefore I know she is about my height.
And at that time I made her weep a-good,

For I did play a lamentable part;
Madam, 'twas Ariadne passioning
For Theseus' perjury and unjust flight;
Which I so lively acted with my tears,
That my poor Mistress, moved therewithal,
Wept bitterly, and would I might be dead
If I in thought felt not her very sorrow!

Von meiner Länge denn: Zur Pfingſtenzeit
Wo man auf tauſend luſt'ge Streiche ſinnt,
Beſchwatzten mich die Burſch' ein Weib zu ſpielen
Und ſteckten mich in Fräulein Juliens Kleid,
Das mir ſo gut nach aller Urtheil ſtand,
Als wäre das Gewand für mich gemacht;
Drum weiß ich, daß ſie meine Länge hat.
Und damals preßt' ich manche Thrän' ihr aus.
Denn meine Rolle war höchſt jammervoll:
Wie Ariadne ihren Schmerz ergoß
Um Theſeus Meineid und grauſamer Flucht
So lebhaft ſtellt' ich es mit Thränen dar,
Daß tief gerührt mein armes Fräulein laut
Aufſchluchzte, und des Todes will ich ſeyn,
Wenn nicht mein Herz mitfühlte ihren Gram.
(überſ. v. Voß.)

§. 3.

„Es liegt," fährt unſer engliſcher Kritiker fort, „etwas außerordentlich Unſchuldiges, Liebliches und Zartes in dieſen Shakſpeariſchen Zeilen, indeſſen verdienen unſere Dichter (Beaumont und Fletcher) bei der Anſpielung auf dieſelbe Fabel noch höheres Lob. In dem „Mägdleins Trauerſpiel" (The Maids-Tragedy) findet die von ihrem Geliebten gleichfalls verlaſſene Aſpatia ihr Kammerfräulein Antiphila beſchäftigt, das Bild der Ariadne in eine Stickerei zu wirken. Nach manchen artigen Betrachtungen über Theſeus ſagt ſie:

But where's the Lady?
Ant. **There, Madam.**
Asp. **Fie you have miss'd it here, Antiphila,**
These colours are not dull and pale enough,
To shew a soul so full of misery
As this sad Lady's was; do it by me;
Do it again by me the lost Aspatia,
And you shall find all true — Put me on th'wild island,
I stand upon the sea-beach now, and think
Mine arms thus, and mine hair blown by the wind
Wild as that desart, and let all about me
Be teachers of my story; do my face
(If thou hadst ever feeling of a sorrow.)
Thus, thus, Antiphila; strive to make me look
Like sorrow's monument; and the trees about me
Let them be dry and leafless; let the rocks
Groan with continual surges; and behind me
Make all a desolation; see, see, wenches,
A miserable life of this poor picture.

Deutſch etwa:

Aspatia.
Wo aber iſt die Dame? (Ariadne)
Antiphila.
Hier, Fräulein.
Aspatia.
O pfui, wie ſchlecht getroffen und verfehlt!
Die Farben ſind nicht grell, nicht bleich genug,
Um abzuſchatten ſolch betrübtes Daſeyn
Als dieſer Armen. Mach das Bild noch 'mal
Und nimm als Muſter Dir Aſpatien.
Ich bin es ganz, mich auf die öde Inſel
Mich ſtell' auf jenen ſchroffen Klippenriff.
Die Arme ſo, die wild verworrnen Haare
Der Wüſte gleich, den Winden Preis gegeben.
Was mich umgiebt, es ſage alles an:

Ich ſey verlaſſen. So mach mein Geſicht,
Wenn je wahrhafte Schmerzen Du gefühlt,
So, ſo, Antiphila, ſo mache mich
Des Schmerzes Abbild, um mich her die Bäume,
Die wirke ohne Laubdach und verdorrt.
Erſeufzen muß vom Wiederhall der Brandung
Der Fels, und um und um ſey Alles öde.
Sieh, Mädchen, ſich hier jammervoll lebendig
Dies arme Traumbild.

§. 4.

„Wer je,“ fährt der engliſche Kritiker fort, „Guido's Bacchus und Ariadne im Original oder Kupferſtich ſah, wird in dieſen Zeilen den beſten Commentar finden; bei beiden ſind die Arme ausgebreitet, die Haare flattern im Winde, — (warum ſollten ſie auch nicht?) — bei beiden die ſtarre Nacktheit des Felſens, die gebrochenen Zweige der blätterloſen Bäume, und beide ſtellen ſie hin ein Denkmal des Schmerzes.“

Weil alſo die Dichter die Decoration einer ſtarren Felſeninſel und ein jammervolles Frauenzimmer auf derſelben mit erträglich richtigen Zügen abzeichnen konnten, ſo verdienen ſie den Preis über Shakſpeare? Hatte denn dieſer Kritiker nicht den mindeſten Begriff von dem dramatiſchen Leben, der in Juliens Erzählung liegt, während in Aſpatiens Rede nur Declamation waltet? und wenn ihm dieſer Begriff mangelte, fehlte es ihm auch an Gefühl, um das tief innerliche Herz in Juliens gleichſam lächelnd ſchluchzender Erzählung zu faſſen? und iſt es nicht ſeine eigene Schuld, wenn er ſich dafür lieber zu der perorirenden Aspatia hält, während er dergleichen rhetoriſche Kunſtſtücke in franzöſiſchen Dramen bei Dutzenden finden könnte?

„Doch ich muß," fährt er weiter unten fort, „mich noch zu andern Zügen und Schilderungen unſerer Dichter wenden, wo dieſelben unſtreitig auf das, was bei Shakſpeare vortrefflich iſt, weiter gebaut haben."

§. 5.

Man erläßt mir wol gern die Nachricht von der Art und Weiſe, wie er z. B. Amintor's und Melantio's Streit in „The maids-tragedy" mit dem des Brutus und Caſſius, die Cleopatren beider Dichter u. ſ. w. mit einander vergleicht, da er ſich dabei nur trocken und unbeholfen benimmt. Deſto mehr iſt es der Mühe werth mit anzuhören, wie er eine große pathetiſche Stelle im „König Johann" mit kritiſcher Hand betaſtend vergleicht. — Am Ende jenes Stücks, wo der Monarch von brennendem Gift verzehrt wird, antwortet er auf die Frage:

How fares your Majesty?
Poison 'd, ill fare! dead, forsook, cast off;
And none of you will bid the winter come,
To thrust his icy fingers in my maw;
Nor let my kingdoms rivers take their course
Thro' my burnt bosom; nor intreat the north
To make his bleak winds kiss my parched lips,
And comfort me with cold — I ask not much,
I beg cold comfort.

Prinz Heinrich: Was macht eure Majeſtät?

König Johann.

Gift, — übel — todt, verlaſſen, ausgeſtoßen:
Und keiner will den Winter kommen heißen,
Die eiſ'ge Hand mir in den Leib zu ſtecken,
Noch mir die Ströme meines Reiches leiten
In den verbrannten Buſen, noch den Nord
Bewegen, daß er ſeine ſcharfen Winde
Mir küſſen laſſe die geſprungnen Lippen,
Und mich mit Kälte labe; — wenig bitt' ich,
Nur kalten Troſt; und doch ſeyd ihr ſo ſtreng
Und undankbar, daß ihr mir das verſagt.

(überſ. v. Schlegel.)

Ich muß hier zuvörderſt den Kritiker anklagen, daß er nur ſehr obenhin und ärmlich citirt. Die Sache verhält ſich ganz anders, und zwar alſo: König Johann liegt krank in der Abtei Swinſtead, in deren Garten uns der Dichter führt. Prinz Heinrich läßt uns das nahe Ende des Fürſten erwarten, und der gleich darauf eintretende Pembroke berichtet den Wunſch des Königs, in die freie Luft gebracht zu werden, die, wie er hofft, die brennende Gewalt des Giftes lindern werde. Der Prinz fragt, ob der Kranke noch raſe, und empfängt die tröſtliche Nachricht, er ſey jetzt ruhiger und habe ſo eben geſungen. Heinrich überläßt ſich geiſtreichen und gefühlvollen Betrachtungen über dieſen bleichen Schwan, der „Klagehymnen tönt dem eignen Tod," und wird dann von Salisbury erinnert, guten Muth zu faſſen, denn er ſey geboren, um dem verworrenen Stoffe nun Bildung zu geben, den Johann ſo roh und geſtaltlos ließ.

§. 6.

Wie menſchlich und wie künſtleriſch zeigt ſich Shakſpeare hier! — Da er den Schmerzenstod des Königs ſchildern muß, ſo giebt er dem Zuſchauer, den ein trauriger Anblick erwartet, vorher jeden möglichen Troſt. Er läßt ihn etwas Heilbringendes von der reinen Luft des ſtillen Kloſtergartens hoffen, und deckt die früheren gräßlichen und bis zur Raſerei geſteigerten Schmerzen des Königs milde zu. Auch die alte rührende Sage, daß der Sterbende noch kurz vor ſeinem Tode ſinge, wird hier auf die ſchönſte Weiſe zu unſerer Beruhigung benutzt; damit aber unſere Rührung nicht zum weichen Mitleid werde, erinnert uns der Dichter, daß Johann ein ſchwerer Sünder geweſen und ſein Tod ein Glück für den Staat ſey, was wir in jener Stimmung zu leicht vergeſſen würden. — Von allem dieſen, was die Scene ſo herrlich einleitet, ſagt uns der Kritiker kein Wort; und da er doch ſpäterhin die Stellen aus B. und F. ſo reichlich ſpendet, warum theilt er uns nicht auch die unnachahmliche mit, da König Johann nach dem erſten Luftſchöpfen ſpricht:

> So heißer Sommer iſt in meinem Buſen,
> Daß er mein Eingeweid' in Staub zermalmt.
> Ich bin ein hingekritzelt Bild, gezeichnet
> Auf einem Pergament, vor dieſem Feuer
> Verſchrumpf' ich.

Statt deſſen läßt ſich Seward zuvörderſt verdrießlich vernehmen, die erſten und letzten Zeilen in der von ihm angeführten Shakſpeareſchen Stelle ſeyen unter diejenigen Fehler zu ſetzen, die den Dichter ſo vielfach entſtellen, die er dem verdrehten Geſchmack ſeines Zeitalters zu Liebe beging und vor denen Beaumont und Fletcher durch ihr beſſeres Glück und ihre Gelehrſamkeit bewahrt wurden.

§. 7.

Johann alſo ſoll nicht klagen, daß keiner den Winter kommen heißen will, die eiſige Hand ihm in den Leib zu ſtecken? Iſt es dem Kritiker ſo neu, ſich den Winter als einen eiſigen Mann mit eiſigem Hauch und eiſiger Hand zu denken? und fühlt er nicht gerade in dieſer Hand das Geſpenſtiſche des Bildes? Gegen ſolche Phantaſieloſigkeit treten wir Deutſche wol alle auf, die wir ſchon als Kinder uns über Claudius' Winterlied freuten, und mit unſerer Phantaſie recht gut folgen konnten, wenn uns der Dichter mit drolliger Laune von dieſem Wintermann weiter erzählte, „er zieht ſein Hemd im Freien an" u. ſ. w. — was Seward ihm nimmermehr erlaubt hätte. — Und der arme König Johann, deſſen Phantaſie die Krankheit furchtbar geſteigert hat, ſoll ſich den Winter nicht als eiſigen Mann denken? und ſich nach deſſen Berührung ſehnen? Freilich Seward will es nicht haben, aber die Natur und Shakſpeare wollen es.

Noch einfältiger, ja recht ärgerlich einfältig iſt ſein Misfallen an den letzten Zeilen, in denen der König mit bitter witziger Wehmuth ſagt, er bitte ja nur um ſo wenig, nur um kalten Troſt u. ſ. w. Er ahnet nicht, wie ſo ganz naturgemäß dieſer furchtbare Humor ſey. Alles, was er thut, iſt: er läßt dem Dichter von achtehalb Zeilen vier hingehen, da er nicht anders kann, weil ſie „in ihrer hohen Schönheit allgemein anerkannt ſind.“

Aber, aber um wie viel beſſer ſteht es damit bei Beaumont und Fletcher! Sie haben Shakſpeare'n nicht nur einmal in ſolchen Gift=Sterbeſcenen übertroffen, ſondern ein paarmal im „Kaiſer Valentinian“ und in dem ſonderbar betitelten Schauſpiel: „Ein Weib für einen Monat.“ Betrachten wir die Sache näher; ſie iſt unbeſtreitbar wichtig genug.

§. 8.

Der Kaiſer Valentinian, ein arger Tyrann, hat Gift bekommen. Von der Kaiſerin Eudoxia Ärzten und anderm Gefolge begleitet, wird er in einem Stuhl auf die Bühne getragen, und nachdem der Kranke niedergelaſſen, werden in einem Geſange die Segnungen des Schlafes auf ihn herabgefleht. Es beginnt *)

Emp. Oh! Gods, Gods, Gods: Drink, Drink, Drink, colder, colder
Than snow on scythian mountains: O my heart-strings!

---

*) Da vermuthlich von hundert Leſern meines Buchs kaum einer gleich den B. und F. zur Stelle hat, ſo iſt die Mittheilung der Scene im Originale für nöthig erachtet worden. Nicht minder nöthig war es, die Überſetzung beizufügen, die ſchwieriger iſt, als es beim erſten Anblick ſcheinen mag, und deshalb vielleicht einige Nachſicht erwarten darf.

Eud. How does your Grace?
Phys. The Empress speaks, Sir.
Emp. Dying,
Dying, Eudoxia, dying.
Phys. Good Sir, patience.
Eud. What have ye given him?
Phys. Precious things, dear Lady,
We hope shall comfort him.
Emp. O flattered fool,
See what thy God-head's come to: Oh Eudoxia!

Enter *Proculus*, *Licinius* with *Aretus*.

Eud. O patience, patience, Sir.
Emp. Danubius
I'll have brought through my body.
Eud. Gods give comfort.
Emp. And Volga, on whose face the North-wind freezes.
I am an hundred hells, an hundred piles
Already to my funerals are flaming,
Shall I not drink?
Phys. You must not, Sir.
Emp. By Heav'n
I'll let my breath out that shall burn ye all
If ye deny me longer; Tempest blow me
And inundations that have drunk up kingdoms
Flow over me, and quench me: Where's the villain?
Am I immortal now, ye slaves? by Numa
If he do' scape: Oh! oh!
Eud. Dear Sir.
Emp. Like Nero,
Bur far more terrible, and full of slaughter
I' th' midst of all my flames I'll fire che empire.
A thousand fans, a thousand fans to cool me.
Invite the gentle winds, Eudoxia.
Eud. Sir!
Emp. Oh do not flatter me, I am but flesh,
A man, a mortal man: Drink, drink, ye Dunces,
What can your doses now do, and your scrapings,
Your oils and mithridates? If I do die

You only words of health, and names of sickness,
Finding no true disease in man but mony,
That talk yourselves into revenues, oh!
And ere you kill your patients beggar 'em
I'll have ye flea 'd and dry'd.
(Enter Proculus with Aretus.)
Proc. The villain, Sir;
The most accursed wretch.
Emp. Be gone, my Queen,
This is no sight for thee: Go to the vestals
Cast holy incense in the fire, and offer
One powerfull sacrifice to free thy Caesar.
(Exit Eudoxia.)
Proc. Go, go, and be happy.
Aret. Go but give no ease,
The Gods have set thy last hour Valentinian;
Thou art but man, a bad man too, a beast
And like a sensual bloody thing thou diest.
Proc. Oh — traitor!
Aret. Curse yourselves, ye flatterers!
And howl your miseries to come, ye wretches!
You taught him to be poison'd
Emp. Yet no comfor?
Aret. Be not abus'd with priests nor pothecaries,
They can not help thee: Thou hast now to live
A short half hour, no more, and I ten minutes
I gave thee poison for Aëcius sake,
Such a destroying poison would kill nature,
And for thou shalt not die alone, I took it.
If mankind had been in thee at this murder,
No more to people earth again, the wings
Of old time clipt for ever, reason lost
In what I had attempted; yet o Caesar
To purchase fair revenge, I'd poison'd them too.
Emp. Oh villain! I grow hotter, hotter.
Aret. Yes;
But not near my heat yet; what thou feel'st now,
Mark me with horror, Caesar, are but embers

Of lust and lechery thou hast committed:
But there be flames of murder.
Emp. Fetch out tortures.
Aret. Do, and I'll flatter thee, nay more, I'll love thee:
Thy tortures to what now I do suffer Caesar,
At which thou must arrive too, ere thou dy'st,
Are lighter, and more full of mirth than laughter.
Emp. Let 'em alone: I must drink.
Aret. Now be mad;
But not near me yet.
Emp. Hold me, hold me, hold me,
Hold me, or I shall burst else.
Aret. See me, Caesar,
And see to what thou must come for thy murder;
Millions of womens labours, all diseases.
Emp. Oh my afflicted soul too!
Aret. Womens fears Horrors,
Despair, and all the plagues the hot sun breeds —
Emp. Aëcius, O Aëcius! O Lucina!
Aret. Are but my torments shadows!
Emp. Hide me mountains;
The Gods have found my sins:
Now break.
Aret. Not yet Sir;
Thou hast a pull beyond all these.
Emp. Oh hell!
O villain, cursed villain!
Aret. O brave villain!
My poison dances in me at this deed:
Now, Caesar, now behold me, this is torment,
And this is thine before thou diest, I am wildfire:
The brazen bull of Phalaris, was feign'd
The miseries of souls despising Heav'n
But emblems of my torments.
Emp. Oh! Quench me, quench me, quench me!
Aret. Fire a flattery;
And all the poet's tales of sad Avernus
To my pains less than fictions: Yet to shew thee

What constant love I bore my murder'd master
Like a South-wind, I've sung through all these tempests
Fear the just Gods, I have my peace — (He dies.)
Emp. More drink:
A thousand April-showers fall in my bosom:
How dare ye let me be tormented thus?
Away with that prodigious body. Gods,
Gods, let me ask ye what I am, ye lay
All your inflictions on me; hear me, hear me,
I do confess I am a ravisher,
A murderer, a hated Caesar; oh!
Are there not vows enough, and flaming altars
The fat of all the world for sacrifice,
And where that fails, the blood of thousand captives
To purge those sins, but I must make the incense?
I do despise ye all, ye have no mercy,
And wanting that, ye are no Gods, your parole
Is only preach'd abroad to make fools fearful,
And woman made of awe, believe your Heav'n:
Oh Torments, Torments, Torments, Pains above Pains,
If ye be any thing but dreams, and ghosts,
And truly hold the guidance of things mortal:
Have in yourselves times past, to come, and present,
Fashion the souls of men, and make flesh for'em
Weighing our fates, and fortunes beyond reason
Be more than all, ye Gods, great in forgiveness;
Break not the goodly frame ye build in anger;
For you are things, men teach us, without passions;
Give me an hour to know ye in: oh save me:
But so much perfect time ye make a soul in,
Take this destruction from me. — No ye cannot,
The more I would believe ye, more I suffer;
My brains are ashes, now my heart, my eyes. Friends,
I go, I go, more air, more air; I am mortal.

(He dies.)

§. 9.

Zu deutſch etwa:

Valentinian. O Götter, Götter! Trank, Trank, kältern
Trank
Als Schnee der ſcyth'ſchen Berg', mir birſt das Herz!
Kaiſ. Wie geht es, Hoheit?
Arzt. Die Kaiſerin, mein Herrſcher, ſpricht zu Dir.
Val. Sterbend, Eudoxia, ſterbend.
Arzt. Nur Geduld, mein edler Herr.
Kaiſ. Was habt ihr ihm gereicht?
Arzt. Heilkräft'gen Balſam, der, wie wir vertraun,
Ihm Eindrung ſchafft.
Val. Du ſchmeichelvoller Thor,
Sieh, dahin kam's mit Deiner Gottheit, o Eudoxia!
Kaiſ. Geduldig, Herr, geduldig!
Val. Laßt die Donau
Durch meinen Leib hinſtrömen!
Kaiſ. Götter, tröſtet!
Val. Wolga, an deren Wang gefriert der Nordwind,
Ich bin die Hölle, hundert Scheiterhaufen
In mir ſchon flammend zu dem Leichenfeſt!
Nicht trinken?
Arzt. Nein, Du darfſt nicht, Herr!
Val. Beim Himmel,
Ich ſeng' euch alle, meinen Hauch auslaſſend,
Verweigert Ihrs. Blaſt Sturmwind' auf mich ein,
Und Fluthen, die ihr Reiche überſchwemmt,
Fließt löſchend über mich! — Wo iſt der Schurke?
Bin ich unſterblich jetzt noch? Bei dem Numa!
Entgeht er mir —
Arzt. O theurer Herr!
Val. Gleich Nero,
Doch ſchrecklicher und in mir ſelbſt voll Mordes,
Ich ſteh in Feu'r, das Reich in Brand zu ſetzen.
O tauſend, tauſend Fächer, mich zu kühlen!
Eudoxia', fleh die ſanften Winde an.
Kaiſ. Monarch!

Val. O ſchmeichle nicht, ich bin nur Fleiſch,
Ein Menſch, ein Sterblicher. — Zu trinken, Narren!
Was kann jetzt eure Kunſt? was eure Tränke,
Und Aderlaß und Schröpfen? wenn ich ſterbe,
Ihr, Worte nur von Krankheit und Geſundheit,
Kein ander Weh im Menſchen findend als ſein Geld,
Wovon ihr, euch zu gut, ihn frei macht, und
Bevor ihr ihm den Reſt gebt, noch ihn plündert —
Geſchunden und erſäuft will ich euch haben.

Proculus tritt mit Aretus (dem Mörder des Kaiſers) auf.

Proc. Herr, der Verruchte —
Val. Meine Königin,
Das iſt für dich kein Anblick, hin zum Altar
Der Veſta wende dich mit heil'gem Weihrauch
Zum Opfer, deinen Cäſar zu erlöſen.
(Die Kaiſerin entfernt ſich.)
Proc. Heil deinem Gang!
Aret. Geh nur, doch ungeſegnet.
Valentinian, die Götter fordern dich!
Ein Menſch nur biſt, ein ſchlechter du, ein Thier,
Und wie ein thieriſch blut'ges Ding vergehſt Du.
Proc. Verräther! ha!
Aret. Verflucht euch ſelbſt, ihr Schmeichler,
Heult eurem künft'gen Weh, ihr Volk des Jammers!
Ihr nur habt ihn vergiftet!
Val. Keine Linderung?
Aret. Kein Prieſter täuſche Dich, kein Kräuterkrämer,
Sie können Dir nicht helfen, ſieh Du lebſt
Halb eine kurze Stund', ich zehn Minuten.
Ich miſcht' Dir um Aetius willen Gift,
Zerſtörend Gift, das obſiegt jedem Körper,
Und daß Du nicht allein ſtirbſt, nahm ich's ſelbſt.
Ja wär' die Menſchheit ſelbſt in Dich geſchloſſen,
Nicht Samen mehr die Erde zu bevölkern,
Die Zeit [illegible] nicht und Wahl
Blieb mir, [illegible] Rache zu gewinnen,
Hätt' ich ſie ruhig mit vergiftet, Cäſar.

Val. Bluthund, ich glühe heiß und heißer.
Aret. Ja,
Doch nicht gleich mir. Was Du jetzt fühlſt mit Grauſen,
Vernimm mich, Cäſar, iſt verglommne Aſche
Der Luſt und Üppigkeit, die Du verübt,
Noch giebts Mordbrenners Flammen —
Val. Holt die Folter!
Aret. O laß, und ſchmeicheln will ich, ja Dich lieben.
Die Marter, die ich leide, welche Dir,
Bevor Du hinſtirbſt, auch behalten ſind,
Schafft Scherz und Luſt aus deinen Folterqualen.
Val. Schweig! ich will trinken.
Aret. Raſe nur! — Noch nicht
Erreichſt Du meine Höhe.
Val. Packet mich,
Ich berſte aus einander.
Aret. Sieh mich an
Und ſchau, wozu dein Mord Dir noch gedeiht,
Aufwiegend der Gebärerinnen Weh
Und jedes ſonſt.
Val. Weh, mein geängſtet Herz!
Aret. Verzweifelndes Entſetzen, Sonnenſtich —
Val. O Aetius, Aetius, o Lucina! weh! *)
Aret. Nur Schatten meiner Qual!
Val. Bedeckt mich, Berge!
Die Götter finden mich in meinen Sünden.
Jetzt brichts.
Aret. Nicht doch, giebt ſchwerern Stoß noch zu beſtehn.
Val. O Hölle! Bluthund!
Aret. Wackrer Bluthund, ja!
Mein Gift tanzt in mir auf ob dieſer That.
Auf mich geſehen, Cäſar, hier iſt Qual,
Die Du mußt ſchmecken, eh Dich Tod erlöſt.
Ich bin ein angeſchoßner Stier, ein Waldbrand!
Die Angſt der Seelen, ſo verſcherzt den Himmel,
Sind nur als Sinnbild meiner Qual zu deuten

---

*) Frühere Opfer der Grauſamkeit des Valentinian.

Val. O löſcht mich, löſcht mich!

Aret. Flamm' im Schmeichelhauch!
Und was man ſingt vom finſtern Tartarus,
Sind Fabeln gegen meine Pein, doch daß Du ſiehſt,
Wie Liebe dem vergebnen Herrn noch anhängt,
Sang ich, dem Südwind gleich, durch dieſe Stürme.
Weh, mein verſchrumpfend Herz! weh, fürchte, Abſchaum.
Gerechte Götter! mir ward Ruh —

(er ſtirbt.)

Val. Mehr trinken!
Kühlt mir den Buſen, Schauer des April!
Wie könnt' ihr da mich ſo gemartert ſehen?
Hinweg mit dieſes Ungeheuers Leichnam!
Laßt mich euch fragen, Götter, wer ich bin,
Daß ihr mir aufgelegt habt all euer Weh.
O hört mich, hört mich, ich verklage mich:
Verführer, Mörder, haſſenswerther Kaiſer!
Doch gnügt Gelübde nicht und Scheiterhaufen?
Das Fett der ganzen Welt zum Sühnungsopfer?
Das Blut auch nicht von tauſend der Gefangnen?
Muß ich der Weihrauch ſeyn auf dem Altar?
Ich ſpotte eurer, ihr habt keine Gnade,
Und, der ermangelnd, ſeyd ihr keine Götter.
Die Narren zu ſchrecken lehrt man euern Dienſt,
Und euern Himmel glauben ſchwache Weiber.
O Marter! Marter! Qualen über Qual!
Seyd ihr nicht Traum und weſenloſe Schatten
Und habt ein Aufſehn auf die Sterblichkeit,
Ein war und iſt und Zukunft in euch ſelbſt,
Und machtet unſern Leib, verleiht die Seele,
Und euer Rathſchluß wägt uns Glück und Schickſal,
Seyd mehr, ihr Götter, groß ſeyd im Vergeben!
Brecht nicht die edle Form im Zorn geſchaffen,
Denn ihr, man lehrt's, ſeyd ohne Leidenſchaft.
Nur eine Stunde gebt mir, euch zu kennen:
Erlöſt, ſo lang' als eine Seele braucht
Zu werden, mich von dieſer Pein. — ihr könnt nicht?
Je mehr ich an euch glaube, muß ich leiden.

Mein Hirn iſt Aſche, nun das Herz, die Augen.
Ich bin hinweggeriſſen — Luft! mehr Luft! —
Ach, Freunde, ich bin ſterblich.
(er ſtirbt.)

§. 10.

Dieſe gräßliche Scene bedarf keiner ausführlichen Erläuterung, und es mögen deshalb folgende kurze Bemerkungen genügen. Wir fragen zuvörderſt, wozu ſoll ſie? Daß ein Tyrann zuweilen in Gefahr ſteht, eines unnatürlichen Todes zu ſterben, wiſſen wir längſt, und es iſt dem Dichter allerdings erlaubt, darauf hinzudeuten; ſo wie nicht minder auf die körperlichen Qualen, die er dabei zu leiden hat. Macht er aber dieſe leiblichen Schmerzen zur Hauptſache, wie hier offenbar geſchieht, ſo handelt er gegen ſich ſelbſt und erregt Widerwillen und Ekel ſtatt Schauder. Die Dichter ſcheinen dies ſelbſt geahnet zu haben; weit entfernt aber ſich zu mäßigen, verſuchten ſie das Alleräußerſte des Gräulichen, indem ſie die ſcheußliche Fratze des Giftmiſchers ſelbſt, der gleichfalls Gift im Leibe hat, neben den vergifteten Kaiſer ſtellten, ſo daß nun beide ſich gegen einander in fürchterlichen Redensarten, die „den Oſſa zur Warze machen," überbieten. Der gemarterte Zuhörer geräth dabei zuletzt in eine Art von Deſperation, die ſich mit Lachen endet, weil ihm das Organ der Mitempfindung für ſolche heilloſe Wirthſchaft fehlt. Nehmen wir aber auch an, es folge jemand wirklich mit immer geſteigerter Empfindung bis zum Schluſſe, ſo wird er, falls er nur einigermaßen weiter denkt, nach wiedergewonnenem Athem, fragen, was es denn nun mehr ſey? Dieſer Verfolger, Verführer, Mörder u. ſ. w. hat eine ſehr gräßliche Stunde gehabt, ehe ſich das Leben löſet. Iſt das alles? haben wir nicht Beiſpiele genug, daß auch tugendhafte Menſchen Gift bekommen, und ſind ihre körperlichen Leiden geringer? Am Ende läuft doch Alles darauf hinaus, daß der Kaiſer ſtirbt, was, als irdiſche Strafe gedacht, uns nicht ſonderlich ergreifen kann, da der Tod, wie allbekannt, dem herkuliſchſten Jüngling eben ſo ſicher iſt als dem ſchwächſten greiſeſten Greiſe, und der größere oder kleinere Tropfen Zeit, der beiden noch übrig iſt, kaum in Betrachtung kommen kann. Die eigentliche Strafe kann nur in uns liegen; ein altes Wort, das aber Dichter und Redner häufig vergeſſen.

Es iſt wahr: Fletcher macht auch auf dieſe innere Strafe aufmerkſam, aber nur nebenbei als Zugabe, und der Zuſchauer, deſſen Phantaſie nichts weiter geboten wird als Gifttöpfe, und der nichts hört als wildes Geſchrei und Flüche, gelangt kaum zu dem Gedanken an die Schmerzen der Seele. — Von dem Mörder ſelbſt iſt vollends gar nichts zu ſagen, als daß er, mit ſeiner Sünde Prunk treibend und widerlich renomirend, vor allen Dingen verdiene, menſchlichen Augen entzogen zu werden.

Und ſo hätte denn alſo ein nicht geringes Talent, das in wohltönenden Verſen mit feuerfarbenen Bildern zu ſpielen weiß, doch am Ende nichts weiter hervorgebracht als jene Miſchung von Schauder und Ekel, die jeder künſtleriſchen Bildung widerſtrebt.

§. 11.

Iſt es nun diesmal dem Seward nicht gelungen, ſeinen Dichtern den Triumph über Shakſpeare zu verſchaffen, ſo hat er noch eine zweite Scene im Hinterhalt, die wir um ſo lieber betrachten wollen, da ſie in jedem Fall das Talent der Dichter, die wir doch, wie geſagt, endlich genauer kennen lernen ſollten, von einer andern Seite zeigt.

In dem Drama: „Ein Weib für einen Monat,“ iſt der vergiftete Prinz Alfonſo uns als edel und liebenswürdig — verkündiget. Schreck und Trauer über den Tod eines geliebten Vaters haben ihn in ein dumpfes ſprachloſes Hinſtarren verſetzt *), wodurch ein jüngerer bösgeſinnter Bruder Friedrich gereizt wird, ſich der Herrſchaft des Landes zu bemächtigen und daſſelbe tyranniſch zu drücken. Da aber der Uſurpator, ſo lange der ſchwermüthige König noch am Leben iſt, ſeinen Beſitz nicht geſichert glaubt, ſo giebt er einem noch heilloſern Günſtlinge den Auftrag, den Gefürchteten aus dem Wege zu räumen. Die Kloſterleute, welche den kranken König ſchützend umgeben, laſſen ſich auf ziemlich plumpe Weiſe

---

*) Hier ſcheint Shakſpeare's oft verkannter, herrlicher „Perikles“ eingewirkt zu haben.

von dem beargwohnten Verräther täuſchen und reichen Alfonſen den Gifttrank als die Arznei, welche ihn aus den Banden der Schwermuth und des ſprachloſen Jammers befreien ſoll. Aber mit Entſetzen werden ſie den Irrthum gewahr, indem ſie zugleich den König beklagen und die eigene Verantwortung fürchten. Während dies im Geſpräch verhandelt wird, hört man die zerreiſſenden Töne des Vergifteten, der ſodann von zwei Mönchen in Kiſſen auf die Bühne getragen wird.

§. 12.

Hier beginnt die Scene, die ich, zur Schonung des Raums, *nur überſetzt* mittheilen will, da ſie meinen Leſern vermuthlich gänzlich unbekannt ſeyn wird.

Alfonſo.

Gebt mir mehr Luft, Luft, blaſt, blaſt, blaſt!
Auf thu' dich, öſtlich Thor, und blaſ' mich an!
Träuf froſt'ger Mond herab den kalten Thau,
Ihr Fluthen ſtrömt durch den gequälten Geiſt!
Ich bin ganz Feu'r, Feu'r, Feu'r, der irre Hundſtern
Beherrſcht mein Blut, o wohin wend' ich mich?
Des Aetna Flammen glühen mir im Schädel. —
Werft mich in's Meer, ſoll ich nicht elend enden,
Grabt, grabt fort, grabt, bis auf die Quelle ſprudelt,
Der kalte kalte Spring *), daß in die Plätſcherwonne
Zum Bade ſtürze mein gedörrt Gebein!
Ach! oder ſchleudert mich zu höherm Dunſtkreis,

---

*) Möge das provinzielle Wort erlaubt ſeyn, das den Gipfel des Waſſerſtrahls eines Springbrunnens bezeichnet.

Der Schätze aufnährt köſtlich reinen Schnees,
Ein Feſtſchmaus ſüßen Heils.

Rugio (ein Getreuer des Königs).
Halt feſt ihn, Mönch,
O wie er glüht!

Alfonſo.
Gedenkt Ihr mich zu opfern?
Legt auf den Altar meinen will'gen Leichnam,
Den Holzſtoß ſchichtet, ſtreut den heil'gen Weihrauch,
Und ſeht, wohin ich wende mich, ein Feuer,
Verzehrend flammend, ſteht fern ab, Ihr ſeyd ſonſt Aſche.

Die Mönche.
Verlorner Mann!

Alfonſo.
Bringt der Werkthätigkeit, *)
Sie herzen laßt mich, denn man nennt ſie kalt,
Unendlich kalt, durch Andacht nicht zu wärmen;
Einen Strom von falſchen Buhlerthränen leitet
Durch meine Bruſt, wegſpülend ſind ſie kalt,
Sie lindern wohl, laßt Mägdlein Seufzer wehn,
Verlaßne Herzen, ihre Seufzer thun's,
Laßt all ſie ſeufzen: o Höll! o Höll! o Schrecken!

---

*) **Charity**, eigentlich Barmherzigkeit, Mitleiden, Almoſen, Milde; doch können die Dichter, als folgerechte Proteſtanten, hier nur die Übung jener Tugenden als geſetzlicher Werke, welche mithin kalt und todt ſind, verſtehen. Unſer engländiſcher Kritiker hat für gut befunden, dieſe wie die folgenden Zeilen bis zu Marcus „Zu Bette, guter Herr!" nebſt dem Schluß von Alfonſens Monolog auszulaſſen. Vielleicht wurde es ihm ſelbſt bedenklich, ob hier Beaumonts und Fletchers überlegene Gelehrſamkeit, oder ihr beſſeres Glück ſie bewahrt habe (?), dem verkehrten äſthetiſchen Geſchmacke der Zeitgenoſſen Tribut zu bringen. — Eine ſo vollendete Verirrung iſt allerdings intereſſant.

Marcus. Zu Bette, guter Herr!
Alfonſo. In Brand gerathen wird mein Bett,
Vom Blitz, dem allverzehrenden, umzuckt, getroffen.
Bin ich gleich Phaëton, laßt auf mich ſpringen, fliegen.
Platz mir! beim Eisbär, fern vom heißen Leu'n
Liegt meine Bahn, o wär' aus Eis ein Kuchen
Als Labſal mir vergönnt auf's Herz zu legen.
Verlebter Winter, hier iſt meine Schulter,
Laß mich dich tragen, deine Eiſeszapfen
Gleich Diamanten um mein glühend Haupt,
Einſinken meine ausgebrannten Augen
Und mein vergiftet Hirn ziſcht auf gleich Schwefel.
Der Hölle bin ich, ihre Geiſter alle
Sind mich zu quälen auf, o fort zu Räumen,
Die nie bis jetzt der ſegensreiche Blick
Der Sonne traf, wo wie Kryſtall unſchmelzbar
Die Erd' erſcheint, unfruchtbar, nur bewohnt
Von Nacht und Eis und ſchneidend ſpitzen Winden,
Die losgelaſſen auf die ſtarren Felſen,
Sie ſplittern machen, Freunde, o dahin —
Aug. Halt feſt ihn, Mönch, er muß zu Bett! Welch ein
Verbrühter Schweiß!
Marc. Wer ihn verſchuldet, den
Brüht einſt die Hölle!
Alf. Trank! 'ne Welt voll Trankes!
Füllt alle Becher, jeglich alt Gefäß,
Borgt Töpfe, ſchafft mir nur genug zu trinken;
Ruft alle ehrenwerthe Trunkenbolde,
Die meiſt erprobten Zecher mir beruft!
Siegend trink' ich ſie allzumal zu Boden!
Behaglich liegend ſchlürf' ich Schläuche leer,
Ja mich durchfluthen kalten Weines Ströme.
Nicht gilt es dieſem Mann, dem großen Fürſten;
Das Weltmeer ſetz' ich an, mein Toaſt gilt allen!
Weh, Weh!
Marc. Er kühlt ſich etwas ab, hinweg!
Zum warmen Bette ſchleunig!

Alf. Nicht zu trinken?
Kein Wind? kein linder Hauch?
Aug. Es ſoll euch werden.
Sein Anfall legt ſich, Himmel hab' ein Anſehn,
Erhalt ihn: Herr, in Deiner Kammer iſt
Getränk und kühlend Labſal.
Alf. O hinweg.
Hinweg, hinweg! und laßt mich dahin fliegen.

§. 13.

In der That bewirkt das Gift, wie wir den König dadurch von ſeiner Sprachloſigkeit geheilt ſehen, eine wohlthätige Kriſe *) und nächſtdem ſeine völlige Herſtellung, und der Geneſene nimmt Gericht und Gerechtigkeit übend Thron und Land wieder ein.

„Jeder Leſer von Geſchmack,“ verſichert hier unſer Kritikus, „wird fühlen, wie ſich die angezogene Stelle über jene des Shakſpeare erhebt. Die Bilder ſind hier unendlich zahlreicher, ſcharfſinniger und nerviger (**the images are vastly more numerous, more judicious, more nervous**) und die Leidenſchaften ſind bis auf ihren höchſten Gipfel hinaufgetrieben und entwickelt; ſo daß man die mitgetheilte Stelle wohl Allem, was ſich von dieſer Gattung bei Shakſpeare findet, vorziehen mag, eine Scene von Lear's Wahnſinn ausgenommen, welche wir jedoch gleichfalls erreicht ſehen würden, wenn die mitgetheilte einen ſo würdigen Repräſentanten auf der Bühne gefunden hätte.“

---

*) Man erinnere ſich, wie in „Perikles“ die dumpfe Stummheit des hoffnungsloſen Grams geheilt wird. Wer möchte hier zu vergleichen wagen!

Alfonſo's Leidensſcene iſt allerdings der des Valentinian bei weitem vorzuziehen. Bei dem ausgezerrten Tode des Tyrannen hielt uns der Dichter eine moderne Furienlarve nach der andern vor, erreichte aber nicht die mindeſte Mannigfaltigkeit, denn eine affreuſe Fratze glich der andern auf die widerlichſte Weiſe, ſo daß uns zuletzt nichts übrig blieb, als Aug' und Ohr vor den Gräueln zu verſchließen. Anders iſt es mit Alfons. Dieſer junge Mann erregt wirklich unſer Mitleiden, und wenn wir auch dem Dichter zürnen, daß er ihn ſo übermäßig quält, ſo beruhigt uns doch die Hoffnung, eine ſo ſtarke Arznei werde am Ende wohl gut und durchgreifend wirken. Dabei kommt uns auch die Mannigfaltigkeit der Bilder, in denen der Prinz ſeinen Schmerz ausdrückt, zu Hülfe, und der verlebte Winter, dem die Schulter geboten wird, die ehrenwerthen Trunkenbolde, das angeſetzte Weltmeer, das beim Toaſt ausgetrunken werden ſoll u. ſ. w. zeigen Spuren von ächtem tragiſchen Humor, der hier ganz an ſeiner Stelle iſt. Nur ſollte Seward dergleichen nicht loben, da er vorhin König Johann's Bitte um kalten Troſt ſo hoffärtig getadelt hat. Jene Shakſpeare'ſche Scene enthält Alles, was in den Klagen des Fletcherſchen Alfonſo das Beſte zu nennen iſt, und wenn der Nachahmer durch Buntheit das Vorbild übertreffen wollte, ſo irrte er; doch iſt dem Dichter, den der Gegenſtand hinriß, leichter zu verzeihen als dem Kritiker. Dieſer verräth zuletzt ſeine Unfähigkeit auch noch durch die Anführung der Scene von Lears Wahnſinn, die hier durchaus nicht hergehört. Er hat nur das Flammenpathos derſelben im Gedächtniß und weiß nichts davon, daß jene Scene den Mittelpunkt einer Tragödie bildet, die das Wehe der ganzen Menſchheit auszuſprechen hat, in ſo weit es durch Ungerechtigkeit und Undankbarkeit hervorgerufen wird. Wäre Seward völlig conſequent, ſo dürfte er auch den Rieſen Goliath einem Jupiter und Apoll vorziehen, und die Taſchenſpieler und Seiltänzerkunſt müßte ihm als der Gipfel des äſthetiſchen Vermögens vorkommen. Wie endlich der Umſtand: „keinen würdigen Bühnen-Repräſentanten gefunden zu haben,“ bei einer bloßen Dichtervergleichung als entſcheidend angeführt werden könne, iſt ſchwer zu begreifen.

§. 14.

Da nun Shakſpeare, nach Seward's gefährlichem Urtheil, ſo häufig überwunden worden iſt, ſo kann es uns kaum mehr befremden, daß er durch die Beaumont-Fletcherſche Juliana in der „zweifachen Heirath“ (The double mariage) gleichfalls als Charakteriſtiker beſiegt worden iſt. „In ehelicher Treue, unerſchütterlicher Standhaftigkeit und anmuthiger Zärtlichkeit,“ heißt es von ihr, „wetteifert ſie nicht nur auf glänzende Weiſe mit Shakſpeare's Portia (im „Julius Cäſar“), ſondern ihr Tod überbietet jene noch weit *), ſo wie überhaupt die tragiſchſte Sterbeſcene, welche Shakſpeare je beſchrieben oder dargeſtellt hat." — Hier müßte ich, um den Kritiker gänzlich zu widerlegen, jenes ſeltſam wüſte Stück vom Anfang bis zum Ende ausſchreiben. Doch kann ich nach den vorigen Proben mich hoffentlich begnügen, daſſelbe in leichten Umriſſen mitzutheilen, in ſoweit der angegebene Charakter darin verflochten iſt. Es bedarf einer nicht geringen Aufmerkſamkeit, um den überall zerſchnittenen und undramatiſch künſtlich wieder angeknüpften Faden des Stücks zu verfolgen.

---

*) Portia, die Gemahlin des Brutus, vermochte die Trennung von ihrem Gatten nicht zu erdulden, und da ſie denſelben, bei der ſtets wachſenden Macht des Antonius und Octavius, für verloren hielt, ſo verſchlang ſie glühende Kohlen. Wie ſehr Brutus ſie geliebt, zeigt der Dichter ſehr deutlich, indem er auf Caſſius' Vorwurf, Brutus wende die Philoſophie nicht an, die er bekenne, nur die Antwort ertheilen läßt: „Kein Menſch trägt Leiden beſſer. Portia ſtarb." Zum erſtenmale muß Brutus ſich hier ſelbſt rühmen, und zwar weil er den Muth hat, nach Portia's Tode noch zu leben. Nicht minder bedeutend iſt Caſſius' Ausruf nach dieſer Nachricht in Beziehung auf die vorhergegangene Streitſcene: „Lag das im Sinn auch, wie entkam ich lebend?" Dann deſſen nochmalige Frage: „und ſtarb ſo?" und Brutus dumpfer Wiederhall: „ſtarb ſo." Endlich Caſſius' nochmaliger Ausruf, mit dem er ſogar die beginnende Feldherrnberathung unterbricht: „O Portia, biſt Du hin?" — — Das Alles hat aber auf Seward wenig gewirkt, und es ſcheint, man müſſe über Fieberdurſt klagen, um ſeine volle Theilnahme zu gewinnen.

§. 15.

Juliana fordert ihren Gatten, einen edlen Neapolitaner, auf, ſein Vaterland von dem Joche eines finſtern Tyrannen zu befreien. Durch ihren Heroismus bewogen, theilt er ihr die ſchon früher gehegten Plane mit, doch wird die Verſchwörung bald verrathen, die Verbundenen werden gefangen genommen, Virolet jedoch von ſeiner Gattin an einem ſichern Orte geborgen. Juliana ſoll nunmehr den Verſteckten herausgeben, und als ſie ſich deſſen weigert, wird ſie vor unſern Augen auf die Folter gelegt *). Drei verſchiedene geſteigerte Grade werden angewandt, aber vergeblich. Sie ſpottet der Ohnmacht ihres Tyrannen, der ſich zuletzt auch für überwunden erklärt, die Heroin losbinden und höchſt ehrenvoll auf ſeinen eigenen Stuhl ſetzen läßt. Indeſſen

---

*) Auch die deutſche Bühne des ſiebzehnten Jahrhunderts hat Scenen dieſer Art mit Ausführlichkeit und nicht ohne Kraft behandelt, ohne daß wir uns derſelben je gerühmt hätten, was Seward unbedenklich thut. In Andreas Gryphius' „Katharina von Georgien" wird die Heldin von dem Schach Abas, deſſen Liebe ſie verſchmäht, auf das grauſamſte gemartert, und der Dichter wagt die halb zerriſſene und halb geſtorbene Dame auf die Bühne zu bringen. Noch ärger geht es in Lohenſtein's „Epicharis" her. Hier wird die heroiſche Sklavin auf dem Theater ſelbſt gefoltert, und ſpeit die zerbiſſene Zunge aus, um die Henker zu überzeugen, daß ſie nichts verrathen wolle und könne. (S. meine „Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen," Band I. S. 221, und Band II. S. 50 ff.) Der Blutſcheu der franzöſiſchen Melpomene ſtand die Blutgier der engliſchen und deutſchen Muſe lange genug gegenüber.

ſinnt er, Virolet auf andern Wegen zu verderben, und kündigt feierlich ihm und ſämmtlichen Verſchworenen völlige Verzeihung und große Belohnung an, wenn es ihnen gelinge, ſeinen Liebling Ascanio zu befreien. Dieſer iſt nämlich von dem Herzog Seſſe gefangen worden, einem Manne, der einſt um eines kleinen Vergehens willen verbannt und in der Verzweiflung zum Seeräuber wurde. Als ſolcher raubte er den Jüngling, hielt ihn ſehr übel, und der Tyrann hat bisher kein Mittel gewußt, ihn zu befreien. Wie der Argliſtige vorausgeſehen, erbietet ſich Virolet und die Seinen zu dieſem Unternehmen, doch werden ſie nach verzweifelter Gegenwehr von den Piraten überwunden, und Virolet ſoll eines ſchmachvollen Todes ſterben, denn das ganze Stück erzählt nun einmal von nichts lieber als von Foltern, Verſchwörungen und Todesarten. Zum Glück oder zum Unglück hat ſich indeſſen die Tochter des herzoglichen Seeräubers in den Verurtheilten mit großer Leidenſchaft verliebt, und unter der Bedingung, ſie zu ſeiner Gattin zu machen, rettet ſie den beſtürmten Mann. Ascanio, den man auf die Flucht mitgenommen, verſchafft dem Virolet gute Aufnahme bei dem Könige, dem nunmehr die Bitte um die Scheidung von Juliana vorgetragen wird. Er iſt, wie billig, nicht wenig befremdet über ein ſolches unerwartetes Geſuch, willigt jedoch recht gern ein. Er kann auch nicht wohl anders, denn Juliana's Gemahl hat ſich überdies mit einem Rechtskundigen verſorgt, welcher — horresco referens — den durch die Folter verſtümmelten Körper der Gattin als geſetzlichen Eheſcheidungsgrund geltend macht!!

Juliana bleibt während aller dieſer Verhandlungen liebend, demüthig und ergeben; aber auch ihr Gatte, welcher ſie auf dieſe Weiſe verſtößt, liebt ſie, wie er die Zuſchauer ausdrücklich verſichert, aufs zärtlichſte, und hat nur um Wort zu halten der Herzogstochter Martia ſeinen Namen und Hand gegeben. Daran will ſich jedoch die entbrannte Dame nicht genügen laſſen, ſondern ſchwört Virolet ins Angeſicht Haß und Rache. Dieſer hat ſchon zuvor Julianen ſeine wahren Empfindungen bekannt, doch hindert jetzt das ausgeſprochene Scheidungserkenntniß die Wiedervereinigung der Liebenden.

§. 16.

Martia, welche, um ihre Rache zu kühlen, ſich dem Könige hingegeben hat, wirbt überdies noch den „Gardehauptmann und Böſewicht“ — ſo ſteht er ausdrücklich im Perſonenverzeichniß — Ronvere für ihren Plan. Dieſer erſcheint Julianen mit Grund verdächtig, und als in einem Tumult der flüchtige Virolet, dem nun einmal in dieſer Welt nichts gelingen ſoll, ſich in den Kleidern des übelgeſinnten Hauptmanns zu retten denkt, wird er von ſeiner Gattin wirklich für dieſen gehalten und erſtochen, wobei ſie ſpricht:

Nimm hin dies Zeichen
Mit zu dem buhleriſchen Kuß der Martia,
Sag' ihr, dies ſey für meinen Virolet.

Dieſer erkennt die Gattin ſogleich an der Stimme, und eines ſo fatalen Lebens, wie der Dichter ihm zuerkannt hat, längſt überdrüſſig, dankt er ihr für die Befreiung von einem ſo verworrenen Zuſtande. Juliana, in Verzweiflung, will ſich ſelbſt ermorden. Virolet aber erinnert ſie (diesmal wahrhaft rührend), daß dann ſelbſt keine Wiedervereinigung im Himmel zu hoffen ſey, und ermahnt ſie ſterbend, deſſen Ruf abzuwarten. „Gedenke mein, fahr wohl“ ſind ſeine letzten Worte. Dem Verſchiedenen ruft Juliana nach:

Schlaft, ihr ſüßen Spiegel,*)
Umkränzt vom ew'gen Schlummer, ihr Kryſtalle;
Fahrt wohl, all' meine Wonnen,
Fahr' wohl, Geliebter,
Du Theuerſter, nicht Thränen hab' ich mehr,
Ein allverzehrend Feuer iſt mein Leichnam.
Vergeſſen ſey die Welt und Alles. Hier
Erwart' ich, was der Himmel mir beſchließt,
Denn mich bedünkt, ich dürfe nicht mehr leben.

Unter dieſen Reden hat ſich Juliana auf die Erde geſetzt und den Körper des todten Gatten in die Arme genommen. Jetzt erſcheint Pandulfo, Virolet's Vater, ein gründlicher und wie es ſcheint literariſch geſinnter Mann, welcher, von der Liebe und Tugend Julianen's gerührt, früherhin gelobt hat, die Erinnerung daran zu verewigen.

In Vers und Proſe, von den beſten Männern,
In Gold geſchrieben werde die Geſchichte

---

*) Sleep you sweet glasses für „Augen,“ welches letzte Wort dem Dichter zu natürlich und deshalb vermuthlich nicht poetiſch genug vorkam.

(nämlich ihres Thuns und unverdienten Leidens). Der alte Mann, der gewiß viel Mühe gehabt, kommt jetzt, ihr das vollendete Werk zu zeigen; ſie aber entgegnet ihm:

Streich durch, verbrenn' es! ich bin ohne Tugend,
Bin wie die Hölle haſſenswerth.

„Wie? iſt das nicht Virolet?“ ruft jetzt der Alte zuſammenfahrend. Juliana erwiedert:

Nicht mehr gefragt! — Verkennend ihn,
Ward ich zu ſeiner Mörderin.

In dem Greiſe erwacht nun die ganze Liebe zu dem verſtoßenen Sohne, er macht Julianen ſehr unzeitig heftige Vorwürfe, ſie ſchweigt; auch Virolet's Leibdiener kommt und wehklagt, ſie bleibt ſprachlos, und als man ihr endlich den Leichnam, um ihn würdig zu beſtatten, entreißen will, findet man ſie gleichfalls ſtarr und ohne Leben, obgleich die Augen nicht geſchloſſen ſind.

How sweet she looks, her eyes are open smiling
Wie blickt ſie lieblich, offnen Auges lächelnd.

§. 17.

Was dieſe letzten Scenen Rührendes haben, ſoll gern anerkannt werden, und um ſo lieber, da wir bei dem mitunter überſchätzten *Ben Jonſon* nie etwas Herzergreifendes antreffen *). Damit aber iſt für das

---

*) Es iſt in meinen „Dichtercharakteren“ (Berlin 1830, eigentlich 1829) ſo ziemlich Alles, was ſich irgend zu Ben Jonſon's Gunſten ſagen läßt, hervorgehoben werden; um ſo trüber aber iſt das letzte Endergebniß, daß ihm, der gewiß ſelbſt *Gemüth hatte*, doch das nothwendigſte Talent fehlte,

Ganze des Beaumont und Fletcher'ſchen Stücks wenig gewonnen. Es gleicht, dünkt mich, Hamlets „wüſtem Garten, der auf in Samen ſchießt! Er ſteht ſo voll von verworfenem Unkraut, daß die wenigen tugendhaften Perſonen ſich ſehr ſonderbar darin ausnehmen, und nur vorhanden zu ſeyn ſcheinen, um ſich martern zu laſſen. Daß dieſes Drama häufig abreißt und ziemlich ungeſchickt wieder anknüpft, iſt bereits oben bemerkt worden. So iſt z. B. nach überſtandener Folter das Stück eigentlich aus, doch der Tyrann ſpinnt augenblicklich wieder an, indem er uns von Askanio erzählt, den er zurückhaben will. Der Seeräuber-Herzog und ſeine Tochter kommen dann wie aus einem anderen Schauſpiel in dieſes hinein gelaufen. Die ſündhafte Liebe der Martia und die Eheſcheidung bilden wieder ein neues Stück, und der Gardehauptmann iſt vollends ein ganz unwirkſamer Ruprecht. Dieſen Überſchwang des Stoffes lieben die Dichter leider nur zu ſehr, verrathen aber dadurch keinesweges Reichthum, obwohl der Zuſammendrang des Materiellen von weitem

---

das Gemüth zu treffen. Mag es ſeyn, daß ſelbſt ein talentvoller Pfuſcher zärtliche Herzen zu rühren vermag; ſchlimm bleibt es doch in jedem Falle, wenn man es gar nicht erreichen kann. Maſſinger kann es, thut es aber nur ſelten; und Dryden würde es noch beſſer können, wenn er nicht zuweilen rührender ſeyn wollte als rührend. Otway verſchwimmt zuweilen in Empfindungen; aber er ſelbſt fühlt nicht rein genug, um jemals innere Sicherheit in der Darſtellung zu gewinnen; doch iſt gewöhnlich die Gipfel-Scene in ſeinen beſſern Stücken nicht ohne herzergreifende Kraft.

leicht ſo ſcheinen kann und oft genug dafür ausgegeben worden iſt. Selbſt im Roman, wo doch die Entwickelung der Begebenheiten freiern Spielraum hat, wäre eine ſolche Überfülle nicht zu billigen, weshalb auch einleuchtet, daß die meiſten frühern deutſchen Romane, etwa von 1650 bis 1750, in der Irre gehen. Auch ſie haben denſelben Überſchwang und noch in höherm Grade als das Fletcherſche Stück: viel Foltern, Mord und Todſchlag, böſe Uſurpatoren und noch böſere Prieſter, Schlachten, Peſt, Hunger, Ungewitter, Schiffbruch, wüſte Inſeln u. ſ. w.

§. 18.

Iſt nun die ganze Fabel undramatiſch angelegt und unkünſtleriſch durchgeführt, ſo kann freilich nur von einzelnen Charakteren als hervorſtechend die Rede ſeyn, und hier zeichnet ſich Juliana allerdings aus. Es macht ihrer Liebe und Standhaftigkeit große Ehre, daß ſie lieber mehrere Foltergrade überſteht als ihren Gatten dem Henkersbeil überliefern will; aber die Dichter verdienen großen Tadel, daß ſie eine Frau in eine ſolche Lage bringen. Nicht bloß das Dulden ſolcher Pein ſollte dem Auge des Zuſchauers entzogen werden, ſondern auch die Dulderin nach überſtandener Pein, denn die Phantaſie wiederholt bei ihrem Anblick alle jene Foltergrade. Wir wollen eine ſolche Unglückliche ehren, aber nicht mehr ſehen, denn ſie ſelbſt wird ſich nicht mehr ſehen laſſen wollen. Drängt uns aber vollends der Dichter jene Erinnerung ſelbſt wieder auf, und zwar auf eine ſo ſchneidende Weiſe wie bei der Unterhandlung über die Eheſcheidung, ſo wird er geradezu ein Gegenſtand des Abſcheus, wir widerſetzen uns ihm und wollen von dergleichen Widrigkeit nichts hören, und ſelbſt ein weit größeres Talent als Fletcher's, würde hier ohne glücklichen Erfolg arbeiten. Juliana's ſanftes Dulden könnte anziehen, wenn überhaupt Virolet bedeutender erſchiene, und wenn nicht in jener Duldſamkeit etwas Mechaniſches vorherrſchte. Wie aber wenn nun vollends dieſe Dulderin ihren Gatten erſticht, weil ſie ihn für den feindlichen Gardehauptmann hält? Der Dichter mag von ſolcher Scene einen tragiſchen Effect vermuthet haben, aber er hat ihn ſelbſt bei der Menge ſchwerlich erreicht. Die Unvorſichtigkeit, ſelbſt bei einem Tumult, nur ſo geradezu zu ſtechen, ohne vorher ſonderlich nachzuſehen, wen es trifft, iſt zu groß, als daß wir ſie ſogleich ſelbſt einem heftigen jungen Manne vergeben könnten; deshalb wirkt ſelbſt Fiesko's unglückſelige Tödtung ſeiner Gattin nicht rein tragiſch. Schiller hatte hier offenbar Höheres im Sinn als Fletcher, und der hiſtoriſche Grund, auf welchen das Stück gebaut iſt, ſchien jenen Moment zu begünſtigen; allein er iſt zu grell-phantaſtiſch, zu wüſt-abenteuerlich und gräßlich, als daß er ſich mit der Hiſtorie vertrüge. Vielleicht hat der Dichter andeuten wollen, daß unter allen Gründen, nach dem Herzogshute zu ſtreben, hauptſächlich doch die Liebe für die Gattin gewaltet habe, die der Graf von Lovagna zur Herzogin von Genua erheben wollte, und die nun als Opfer ſeines Ehrgeizes durch ſeine eigene Hand fallen muß, ſo daß jetzt kein Fürſtenhut und ſelbſt keine Königskrone den verarmten Gemahl mehr glücklich machen könnte. Allein auch dieſer Gedanke hilft dem Drama nicht, denn jener Mord iſt und bleibt eine unmotivirte Willkür und Gewaltſamkeit des Dichters, die uns verletzt, ohne uns tragiſch zu erheben. Was aber Schiller'n mislang, iſt bei Fletcher'n vollends verkehrt und empörend geworden, und da in dem ganzen Stücke alles wankt und nirgends ein Halt iſt, ſo macht auch Juliana's wahnſinnige That keinen Eindruck. Wo alles ſo wild, wüſt und grauſam hergeht, befremdet uns zuletzt gar nichts mehr.

§. 19.

Und mit einem ſolchen Stücke hat man Shakſpeare'n ſchlagen, und dieſe Juliana in äſthetiſcher und ſittlicher Beziehung ſeinen herrlichen Frauengeſtalten vorziehen wollen? Es iſt nicht genug, darüber ſtaunend in die Hände zu ſchlagen, ſondern wir ſollen den ganzen Jammer, der in einer ſo ungeheuern Verkehrtheit liegt, *genau kennen*, wir ſollen *wiſſen*, daß die Zeitgenoſſen, obwohl ſie Shakſpeare'n nach Kräften liebten, dennoch Beaumont und Fletcher vorzogen, ferner, daß noch im Jahr 1750 namhafte Kritiker, die Ausſprecher des Volksurtheils, durch eine ſolche Abwägung der poetiſchen Verdienſte faſt allgemeinen Beifall fanden, und daß endlich, wenn es auch heut zu Tage damit beſſer ſteht, das rechte

Urtheil doch bei weitem noch nicht Feſtigkeit genug gewonnen hat.

Für uns iſt es von beſonderer Wichtigkeit und höchſt erfreulich, noch hinzuſetzen zu können, was freilich allgemein bekannt iſt, in dieſer Beziehung aber wie neu erſcheint: Shakſpeare wußte ohne Zweifel ſehr genau, daß ſeine Zeitgenoſſen ihn jenen poetiſchen Nebenbuhlern nachſetzten, und wenn wir ihn uns auch als den beſcheidenſten aller Dichter denken, ſo mußte er doch jene Ungerechtigkeit deutlich erkennen und tief empfinden. Und dennoch waren Beaumont, Fletcher und Ben Jonſon ſeine Freunde und blieben es, er hatte gegen ſie keine Waffen, denn er liebte ſie; daß er ſie aber lieben konnte, giebt uns ein Bild von ſeiner eigenen Liebenswürdigkeit, bei dem wir mit ſtets neuer inniger Freude verweilen.

III.

Nachtrag zu Macbeth.

(S. Theil I. dieſes Werks, S. 49 ff.)

§. 1.

Da die Erläuterung dieſer Tragödie mein Werk über Shakſpeare eröffnet, ſo iſt ſie auch, wie es ſcheint, am meiſten geleſen worden und hat den meiſten Beifall und die meiſten Vorwürfe erlebt. Seltſam war es dabei, daß gerade Ein Punkt meines Aufſatzes, das Verhältniß des Helden zu ſeiner Gattin betreffend, der hauptſächlichſte Gegenſtand jenes Lobes und jenes Tadels war. Man hatte ſich ſeit etwa einem Jahrhunderte gewöhnt, den Macbeth als einen Mann zu betrachten, der durchaus nichts weiter will als eine Krone, und um dieſe zu erlangen, Alles todtſchlägt, was ihm bei dieſem Streben hemmend in den Weg tritt. Man vergaß dabei, daß ein ſolcher Mann eigentlich gar kein Mann und kein Menſch ſeyn würde, ſondern ein bloßer Begriff der Ehrſucht und Grauſamkeit, der in ſeiner von allen andern Begriffen entfernten Stellung nothwendig in ſich ſelbſt hohl ſeyn würde. Bemächtigt ſich nun ein Dichter eines ſolchen **Begriffs** und ſtellt ihn in einer Perſon dar — eigentlich nur unter dem Namen einer Perſon — ſo iſt er eben dieſes Irrthums willen kein Dichter, ſondern höchſtens ein Rhetor, der den Mangel des innern Lebens durch Prunk und Pracht zu verhüllen ſucht. — Eine glänzende Ritterrüſtung, einen mit ſtattlichen Federn gezierten Helm und vollends gar einen ſchönen Purpurmantel ſchaut man freilich überall gern an; doch nur um der Perſon willen, die damit bekleidet iſt, und wehe dem Dichter, wenn er uns ſtatt derſelben nur ein Gerippe zu geben im Stande iſt! — Möge immerhin das größere Publikum ſich gewöhnt haben, daß auch Gerippe handeln können; der ächte Dichter und Kritiker kann es nicht, wenn er auch zugiebt, daß man jenem geputzten Skelet zierliche Rede verleihen könne.

§. 2.

Wenn wir indeß auch auf einen Augenblick einräumen wollten, es ſey möglich, daß irgend ein Menſch, und noch dazu ein ſehr tapferer Mann, nur von einem einzigen Gedanken und einer einzigen Leidenſchaft — in dem gegenwärtigen Falle nur von der Ehrſucht, die lediglich durch die Krone befriedigt werden mag — bewegt werden könne, ſo fragen wir billig: Wer mag ſich für ein ſolches Ungethüm ſonderlich intereſſiren? und wie kann eine auf ihn baſirte Tragödie durch die Erweckung von Furcht und Mitleiden die Leidenſchaften reinigen? Zwar weiß ich recht wohl, daß berühmte Kritiker, die ſonſt an Shakſpeare ſehr viel auszuſetzen haben, doch mit dem alſo mißverſtandenen Macbeth ungemein zufrieden geweſen ſind und ihres Lobes kein Ende gefunden haben; allein das beweiſt nur, daß man ſich durch lange Übung auch an die Unnatur gewöhnen könne, wie man z. B. ein ganzes Jahrhundert lang kein Wort gegen die Corneille'ſchen Helden hervorbrachte, bis endlich Leſſing die innere Unwahrheit derſelben ſo ſiegreich darthat, daß ſeitdem wieder ungefähr ſechs Jahrzehnte verfloſſen ſind, in welchen man kaum noch ein Wort zur Rettung jener mit ſo glänzenden Reden ausgeſtatteten Helden vernommen hat.

Dagegen haben aber auch andere und gewiß recht ehrbare Kritiker aufrichtig geſtanden, ſie hätten ehedem an dem vielgeprieſenen Macbeth kein ungetrübtes Behagen finden können; jetzt aber, da ich ihnen den Charakter deſſelben anders gezeigt habe, erſcheine ihnen der Held und das ganze Stück reiner und tragiſcher: ein Umſtand, auf den ich hier allerdings aufmerkſam machen darf, da jene Männer anderweitig nicht immer mit mir einſtimmten.

Sonſt war aber auch manches Tölpiſche, Platte und Gemeine über meine Anſicht zu vernehmen, das theils von üblem Willen, theils von Mangel an Verſtändniß zeigte, wobei wir uns jedoch nicht aufhalten wollen, da es in ſich ſelbſt nichtig, nicht erſt zu nichte gemacht zu werden braucht.

§. 3.

Indeſſen war doch nun einmal die Frage angeregt worden, ob der Held und mit ihm das ganze Stück bisher misverſtanden ſey oder nicht, und da ſich überhaupt über die Liebe leicht plaudern läßt, ſo wurde denn auch viel hin und her geredet, ob der berühmte Schottiſche Feldherr und nachmalige Kronenräuber habe lieben können oder nicht. Die Sache ſchien luſtig genug, um etwa beim Nachtiſch oder Thee in Speiſe- und Kaffeehäuſern beſprochen zu werden, und ſelbſt ſolche Leute, die ſich bisher mit Erfolg vor allem Scherz und Witz verwahrt hatten, gaben diesmal irgend ein Späßchen für oder gegen die Sache zum Beſten. Es iſt für den Literarhiſtoriker zu beklagen, daß keine Stimmenſammlung in dieſer Angelegenheit veranſtaltet werden kann, doch iſt wahrſcheinlich, daß noch immer die meiſten für die Nicht-Liebe des Helden ſtimmen. Die Sache iſt noch gar zu neu, und man kann ſich nicht ſo leicht gewöhnen, dem vom Scheitel bis zur Ferſe tiefdunkelſchwarz angeſtrichenen Macbeth die Liebesfähigkeit zuzuſprechen. — Und noch dazu ſeine eigene Frau ſoll es ſeyn, die er liebt! das wäre ja eben keine Sünde, und wir ſind gewohnt, daß in einem ſo argen Sünder alles, durchaus alles und „jeder Zoll“ Sünde ſey.

Völlig aufgeklärte Leute müſſen ſogar eine ſolche auf die Bühne gebrachte eheliche Liebe für etwas langweilig erklären: ein Umſtand, den man in Frankreich ſchon vor einem Jahrhunderte entdeckte. Als nämlich die berühmte dramatiſche Dichterin, Demoiſelle Barbier, „Pätus und Arria" zu einem Trauerſpiel verarbeitet hatte, fiel ihr plötzlich der troſtloſe Gedanke aufs Herz, daß ſie in aller Unſchuld mit einem Ehepaare zu thun gehabt habe, und daß die Liebe ſolcher Leute dem Parterre entweder unwahrſcheinlich und fabelhaft, oder trocken und unintereſſant vorkommen müſſe. Da war nun guter Rath theuer, bis ſie endlich den theuerſten erfaßte und, mit kühner Gewalt die Geſchichte verbeſſernd *), die genannten Perſonen in den erſten drei Acten zu Liebenden machte, die ſich dann aber vermählen und in den beiden letzten Aufzügen als blutjunge Eheleute auftreten. Zwei Stunden nach der Hochzeit können ſie — ſo ahnete Demoiſelle Barbier — allerdings noch feurig genug ſeyn, um etwas ſonderliches für einander zu thun, was ſpäterhin gar zu unwahrſcheinlich wäre.

§. 4.

In Deutſchland ſind wir ohne Zweifel ſolider, und wenn wir auch die eheliche Liebe nicht leicht in einem Drama als Hebel gebrauchen, ſo halten wir ſie doch für etwas ſehr Bedeutſames, das wohl wichtige Folgen veranlaſſen kann. In jedem Falle iſt ſie etwas Gutes; aber eben deshalb will man ſie dem Than von Glamis

---

*) Ainsi — ſo lautet ihr eignes Geſtändniß — je pris le parti de les faire amans aux trois premiers actes et époux aux deux derniers. So iſt für alle Parteien geſorgt, für die Fantaſtiſchen und die Soliden.

und Cawdor nicht gönnen. Man beruhige ſich doch! Die gute, reine und fromme Liebe, welche bekanntlich ſehr glücklich macht, kann der unglückliche Mann, weil er ſelbſt nicht rein und fromm iſt, auch nicht haben und nicht geben, und wenn die Leſer ihn durch und durch elend haben wollen, ſo wird ſeine Liebe ihnen dabei zu Hülfe kommen. Der Liebende iſt nur glücklich, wenn er glücklich macht, und wie ſollte Macbeth das können, der nach ſeinem Verbrechen jede Stunde Leben dem doppelſinnigen Schickſal gleichſam nur abſtiehlt?

In welchen Scenen nun, und wie der Dichter dieſe furchtbar dunkle Hinneigung zu der ſchönen unſeligen Frau geſchildert hat, darüber enthält mein ganzer früherer Aufſatz ſo deutliche und unwiderſprechliche Belege, daß man, um mir beizuſtimmen, ihn bloß zu leſen braucht; aber freilich mit einiger Ruhe und Aufmerkſamkeit und ohne vorher mit ſich ſelbſt übereinzukommen: „ich bleibe doch bei meiner alten Meinung.“ —

Was ich hier noch hinzuſetzen könnte, wäre etwa Folgendes: Zuvörderſt möchte ich bitten, der Millionen und Milliarden Stufen, Klaſſen, Arten, Farben der Liebe und Leidenſchaft zu gedenken, weil wir ſonſt in Gefahr ſind, gegen Shakſpeare alle Augenblicke ungerecht zu werden. Höchſt reſpectable Menſchen können ſich kaum andere Gattungen von Liebe denken als die etwa in Weiße's oder Iffland's Schauſpielen, oder in Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen vorkommen. Darüber ſollen wir kein Aufheben machen, noch weniger ſchelten, ſo bald ſie ſich ſtill dabei verhalten; wären ſie aber Kritiker und behaupteten z. B., Helenens und Juliens Liebe ſey doch höchſt unnatürlich, dann dürfen wir ſie an das allbekannte lehrreiche, täglich neu werdende Wort „No sutor“ u. ſ. w. erinnern.

§. 5.

Macbeth's Liebe für die Gattin iſt eine Tochter der Leidenſchaft und des Bedürfniſſes; er hat ſtets erfahren, daß ſie, die Miſchung von Löwin und Tigerin, gegen ihn (und nur gegen ihn) in gewiſſer Hinſicht doch ſtets mit höchſter Auszeichnung, ja mit einer Art von Sanftmuth verfahre, was ihm ein Gefühl gab, das in des Mannes Bruſt nie ohne Folgen iſt. Da er ferner von jeher der großen, tiefen und furchtbaren Gedanken ohne Zweifel nur zu viele in ſeiner Bruſt bewegte, ſo war es ihm ſtets auch ein Bedürfniß, ſich zu öffnen, und nirgends fand er ſo viel Übereinſtimmung der Geſinnung, ſo viel wetterleuchtenden, alle Dunkelheit für Momente erhellenden Witz, ſo viel ſcharfſchneidenden Verſtand als bei dieſer Lady. Wen in ganz Schottland hätte er jemals zum Vertrauten ſeiner tieferen Geheimniſſe machen können? den mittelmäßigen Roſſe? den loyalen Macduff u. ſ. w., da wäre er übel angekommen und entweder gar nicht verſtanden worden, oder hätte bald das Schickſal des Rebellen Cawdor erfahren, deſſen Titel und Beſitzthum er jetzt geerbt. War alſo die Lady von jeher nur ſeine einzige und vollſtändige Vertraute, ſo iſt leicht zu begreifen, wie eng — aber auch wie ſchauerlich eng — dieſes Verhältniß in der Ehe werden mußte, und ſo iſt es denn auch überall hier geſchildert worden. Nach dem Gewinn einer Doppelſchlacht hat er kaum die prophetiſchen Worte der Hexen vernommen, als eine Menge Anregungen, die unmittelbar die Gegenwart betreffen, und Geſchäfte der wichtigſten Art ihn in Anſpruch nehmen. Dennoch findet er Zeit — wie, iſt kaum begreiflich — einen Brief an ſeine Gemahlin zu ſchreiben, den nur die Leidenſchaft und der Haß nicht für überflüſſig halten konnte, da er ſelbſt eine Viertelſtunde hinterher in Perſon anlangt. Und nun leſe man weiter im Stück von A bis Z, ſo wird man ſicher finden, daß er Alles, was er thut, mit Beziehung auf die Lady thut. Er, der nach dem Verbrechen ſo ganz in tiefſter Seele verletzt und verwundet worden iſt, daß er nach nichts als neuen Pfändern der Hölle für die Friſtung des entadelten Lebens ſucht, iſt recht geeignet, ſich der hinzugeben, die er für ſtärker hält als ſich ſelbſt, bis er endlich ſchaudernd zuſammenſinkt, da es ihm deutlich vor Augen tritt, ſie ſey doch noch ſchwächer als er.

Wie der entſetzliche Tod ſeiner Gemahlin auf ihn wirkt, darüber habe ich mich früher erklärt. Selbſt die gewohnte vornehme Bildung, inſoweit ſie ſich äußerlich zeigen mag, und die ſonſt ſelbſt den Verbrecher und den Unglücklichen auf einer gewiſſen Stufe nie verläßt, wird ihm von jetzt an untreu, und alle ſeine Worte werden zu den ſchreiendſten Disharmonien. Auch vor ſich ſelbſt hat er nun keine Scheu und Achtung mehr: es iſt Alles verloren, und daß es ſo ſey, ſagt er ſich in den rauheſten ſchrillendſten Tönen.

§. 6.

Und was hat man nun gegen dieſe Anſicht vorgebracht? Was ich in öffentlichen Blättern dagegen vernommen — alle aber kann ich freilich nicht leſen — war, aufrichtig geſagt, nicht ſonderlich. Manchem ſchien es genug zu ſeyn, mich zu verſichern, ich ſey hinfort ſo unglücklich ihre Beiſtimmung nicht zu haben; Manche wurden witzig, d. h. ſie vereinten ſogar die Theſis, Antitheſis und Syntheſis des Witzes in dem einen erſchütternden Ausſpruche, der liebhabende Macbeth ſey doch ein lächerlicher Gedanke; ernſthaft aber könnten ſie mich verſichern, wirklich verſichern und nochmals verſichern, hier walte nur reiner Ehrgeiz, und das ſey eben das tragiſche Element. Andere erzählen mir ehrbar, daß ſämmtliche Ausleger vom erſten bis zum letzten unter allen Nationen im Macbeth nur Ehr- und Kronenſucht gefunden hätten. Vermuthlich nahmen ſie an, ich wüßte das nicht, und hätte wunderbarer Weiſe in der ganzen, ſehr langen Reihe von Jahren, die ich Shakſpeare'n gewidmet, nie einen oder mehrere Commentatoren in die Hand bekommen, obwohl ich ſie zuweilen ſorgſam citire. — Wären vollends einige meiner ſtolzeren Macbeth'ſchen Widerſacher einmal ſelbſt in England geweſen und hätten dort das Hexenſtück aufführen ſehen, ſo würden ſie

vermuthlich in neu=engliſch=poetiſche Andacht verſunke
und ſtolz auf ihr Dortgeweſenſeyn, mich grandios ve
ſichert haben, daß man ſelbſt in London keine ande
Anſicht von Macbeth's Charakter habe und dulde als d
alte, und ſo ſolle es bleiben, und ſo ſey es gut, und . . .
was ich denn nun weiter wolle? — Die Anglomanie –
ſo ſcheint es — wirkt nämlich noch viel ungünſtiger al
die Gallomanie, denn ſie vereint zuweilen die unerfreu
lichſte Gattung von Demuth mit der ſeltſamſten Art de
Hochmuths. Von eigentlichen Gründen gegen meine An
ſicht habe ich nichts zu ſehen bekommen.

§. 7.

Es iſt mir wirklich auffallend geweſen, daß mei
Gegner die einzige Stelle, die ſie für ſich hätten anfüh
ren können, ſo viel ich weiß, nicht angeführt habe
Vielleicht hatten ſie keinen Shakſpeare zur Hand, od
es war ihnen zu mühſam nachzuſchlagen. Sie lautet:

— — — — — I have no spur
To prick the sides of my intent, but only
Vaulting ambition, which o'er-leaps itself
And falls on the other. —

(um meinen Entwurf zu ſtacheln, habe ich keinen Spor
als nur den Ehrgeiz, der ſich ſelber überſpringt und jen
ſeit niederfällt. Act. I, Sc. 7.)

Da hätten wir ja alſo Macbeth's eigenes Zeugniſ
daß es nur die Ehrſucht und wieder die Ehrſucht iſ
die ihn ſpornt! Ich erwiedere darauf, daß jene Stell

aus dem Zuſammenhange geriſſen gar wenig bedeutet; verbunden aber mit dem vorhergehenden und dem darauf folgenden unendlich wichtiger Geſpräch mit der Lady, nichts weiter heiße, als: Wir haben keinen andern Sporn u. ſ. w., denn wenn ein Mann, der, wie Macbeth, weder das Größte noch Kleinſte unternehmen kann, ohne vorher ſich mit ſeiner Frau zu beſprechen, „ich“ ſagt, ſo verſteht er darunter „meine Frau und ich.“

Überhaupt hüte man ſich wohl, auf die Äußerungen einer tragiſch bewegten Perſon über ſich ſelbſt ein zu großes Gewicht zu legen, da ſie faſt nie im Stande iſt, ſich ſelbſt völlig deutlich anzuſchauen; am wenigſten aber ihre Motive. Wäre ſie aber auch in dieſem Falle, wird ſie ſich dieſelben auch immer redlich nennen? — Iſt es nicht ferner ganz natürlich, daß Macbeth den Ehrgeiz, der ihm blitzähnlich entgegen ſtrahlt, und der allerdings in hohem Grade mitwirkt, zuerſt nennt? Sein Wort ſoll recht viel gelten, nur entſcheiden kann es nicht bei der genauern Zeichnung ſeines Charakters. — Hamlet, der doch ſein ganzes Leben lang bemüht geweſen ſich ſelbſt kennen zu lernen, nennt ſich ſelbſt (im Monolog am Schluß des zweiten Acts) einen blöden, ſchwachgemutheten Schurken und verſichert, wenn ihn jemand eine Memme und einen Schelm heiße, den Bart ausraufe und ihm denſelben ins Antlitz werfe, oder ihn an der Naſe zwicke, ſo würde er es eben „hinnehmen.“ Sollen wir ihm das etwa auch glauben? Es

iſt nichts weiter als ein Moment gräßlicher Selbſ
achtung, dem bald wieder Hochmuth folgt.

§. 8.

Während nun ſo Jahrelang in Zeitungen und J
nalen dem ſchottiſchen Feldherrn das Talent der
bald zu- bald abgeſprochen wurde, trat plötzlich ein n
Kämpfer auf die Bahn. Es hatte nämlich eine
begabte Schauſpielerin, welche die Lady ſpielen ſ
an Ludwig Tieck die Frage ergehen laſſen, was er
dem vielbeſprochenen Verhältniß des Ehepaars
Seine Antwort — bald darauf in der Abendzei
erſcheinend, und leider ſeitdem nicht wieder abgedr
ſo daß ſie wohl nicht allen Leſern zur Hand iſt —
hielt nicht bloß ein ähnliches Urtheil, als das be
vor Jahren von mir gegebene über Macbeth ſelbſt,
dern ſtellte auch zum Schrecken faſt aller Leſer die
ſelbſt in ein günſtigeres Licht, als ſie ſeit zwei Jahr
derten geſtanden. Es wurde, in ſo weit ich mich
ſinne, beſonders auf ihre Leidenſchaftlichkeit und Sch
che aufmerkſam gemacht, die freilich ſich deutlich g
ergiebt. Wägen wir indeſſen ihren moraliſchen Unn
gegen den ihres Gemahls ab, ſo müſſen wir wohl d
beginnen, daß, um ihn zu verſtricken, die unterird
Welt ſichtbar hatte auftreten müſſen, und aller Hö
künſte und trüglicher Orakelſprüche bedurfte, um ſein
zur Sünde aufzuregen. Wie anders bei ihr!
Zauberſchweſter hat für nöthig gehalten ſie zu verlock

ſie war längſt durch ſich ſelbſt verlockt, und ſie gefällt ſich in der kühnſten, frechſten Sicherheit der Sünde. Dennoch iſt ſie, wie ich deutlich zu zeigen geſucht habe, ein ſehr ſchwaches Weſen, und wo ſie ſtark ſcheint, iſt es Selbſttäuſchung, da in der Mordſcene ſelbſt ein gewiſſer ſtörrig-kranker momentaner Wahnwitz ihr zu Hülfe kommt, der ſich in abgeriſſenen Worten, die mitunter ſogar roh ſind, ausſpricht.

§. 9.

Überhaupt bedenke man, daß ſie, um ſich tapfer zu zeigen, theils für ſich ſelbſt, theils gegen ihren Gatten zu einem gewiſſen Prunk mit der Sünde ihre Zuflucht nimmt. Ihre Beſchwörung: „Kommt herauf, all' ihr Geiſter, die ihr Mordgedanken ausſäet, und entweibt mich hier" u. ſ. w.; ihre Verſicherung, ſie wiſſe, wie ſüß die Liebe zu dem Säugling ſey, doch würde ſie ſelbſt, indem er ſie anlächle, ihm das Hirn ausſchlagen können, hätte ſie ſo geſchworen wie Macbeth; ihre nur leiſe hingeworfene Bemerkung: hätte Dunkan nicht, als er ſo ſchlafend dalag, ihrem eignen Vater geglichen, ſie hätte es ſelbſt gethan — dieſes alles iſt von ſo ungeheurem tragiſchen Gewicht, daß ſchwerlich alle Jahrhunderte auch nur einmal etwas Ähnliches vernommen worden, und dennoch wage ich zu behaupten, daß bei allen dieſen Reden doch auch viel Oſtentation von ihrer Seite mit unterläuft, ſo wie nicht minder ein Anflug von Wahnſinn bemerklich wird. Ich ahne, man werde mir antworten, ob ich denn nicht dadurch einen Theil jenes tragiſchen Grauens verwiſche, allein die verneinende Antwort liegt ſehr nahe, indem hier die noch größere und grauenvollere Tiefe der Menſchenbruſt, die ſich ſogar in dem dithyrambiſchen Prunk der Sünde gefallen kann, den allerhöchſten Schauder zu geben im Stande ſey.

§. 10.

Überhaupt ſcheint der Lady ganzes Leben ein ſtetes Rollenſpielen geweſen zu ſeyn, und ſie ſetzt es auch als Königin fort. So findet ſie z. B. für gut, bei dem höchſt fatalen Feſte, das ſie den Lords giebt, die kluge, bürgerlich gebildete, gutmüthige Hausfrau zu ſpielen, indem ſie unter anderm ihren Gatten belehrt, ſatt eſſen könne ſich jedermann zu Hauſe, Wirth und Wirthin müßten hübſch unterhaltend ſeyn, um das Mahl zu würzen u. ſ. w. — Durch ſolche und ähnliche Künſte iſt ihr gelungen, daß von allen Perſonen im ganzen Stück in den erſten Acten auch nicht ein Einziger etwas Tieferes von ihrem Charakter ahnet, und daß auch nicht ein Einziger den harmloſen König an die Löwen und Drachen erinnert, bei denen beſſer wohnen ſey als bei einem böſen Weibe.

Macbeth's Natur iſt eine bei weitem höhere und edlere, denn er zeigt ſich vor der That weit weniger ſchlau, ja unvorſichtig in hohem Grade, und da er von jeher zur Liſt zu ſtolz geweſen iſt, ſo fallen auch bald Banquo's Bemerkungen über ihn ſehr bedenklich aus.

Die ungeheure widernatürliche Kraft aber, die zu einem ſolchen gräßlichen Maskenſpiel der Lady erforderlich iſt, muß bald nachlaſſen, denn, um es noch einmal zu bemerken, ſie iſt bei weitem ſchwächer, als ſie ſich und ihr Gatte ſie hält. Von allen Strafen, die die Erde geben kann, iſt keine für ſie geeigneter, als die ſie wirklich trifft: Beraubung des Schlafes (gleichſam des ehrlichſten Zuſtandes, in dem ſich der Menſch befinden kann), die höchſte Ruheloſigkeit bei der Nacht — die ſelbſt dem armſeligſten Bettler einige Erquickung bringt — und die gewaltſamſte Aufraffung ihrer Natur, die, wie verderbt ſie auch iſt, doch nicht ewig in jener grauenvollen Heuchelei verweilen, ſondern wenigſtens in der Stunde der Mitternacht auch einmal wahr ſeyn will. Kaum aber erwacht ſie wieder, ſo iſt die bloße Ahnung, daß ſie in ihrem kranken Zuſtande wahr geweſen und Wahres angedeutet habe, gewiß hinreichend, ſie nach und nach in den Wurzeln ihres Lebens verwundend anzugreifen und zu verderben. Innerlich zerriſſen und mit gebrochener Körperkraft ſtürzt ſie endlich, unter dem Jammergeſchrei ihrer Kammerfrauen, in ſich zuſammen und ſtirbt, worüber die fünfte Scene des fünften Acts eine genugſame Auskunft giebt.

§. 11.

Die Frage, woran ſie geſtorben, iſt hier, wie ſo oft in ganz verſchiedenen Fällen, nicht bloß als überflüſſig, ſondern als roh abzulehnen. Sie ſtirbt, weil Leidenſchaft, Verbrechen und Gewiſſensqual ihr Leben völlig verbrannt haben*). Malcolm's Nachricht, daß Macbeth's „Teufelsweib die mörderiſche Hand ſelbſt an ſich gelegt habe“ iſt, obwohl er ſie durch den Zuſatz: „glaubt man,“ zu einem bloßen Gerüchte macht, dennoch für den Leſer und Zuſchauer läſtig. Er iſt ja durch den Dichter eines Beſſeren belehrt; wozu alſo noch ganz am Ende ein leeres Gerücht? — Wie aber wenn es eben deshalb doch nicht ganz leer wäre? und wenn der Dichter doch noch am Ende des Stücks uns Aufſchluß über den Tod der Lady geben wollte? und wenn ſie auch noch die Sünde des Selbſtmords mit ins Grab nehmen ſollte? Dieſer Einwurf, zu dem mich mein eignes äſthetiſches Gewiſſen zwingt, iſt mir ſelbſt nicht angenehm, doch hab' ich ihn nicht verſchweigen wollen; ich bleibe indeſſen bei der erſten Anſicht.

Tieck's Urtheil über die Lady iſt bei weitem milder und günſtiger, als was ich in der frühern Charakteriſtik wie in der gegenwärtigen gegeben. Nach meiner Anſicht iſt für ihre Verderbtheit der bereits früher erwähnte Umſtand genügend, daß auch nicht Eine Stimme, weder aus der Unter- noch der Oberwelt ſich vernehmen laſſen darf, um ſie zu dem Verbrechen anzureizen; im Gegentheil iſt ſie ſelbſt die Furie, die ſich und dann den Gemahl durch die klügſten Künſte der Hölle anſpornt. Tieck nimmt dies alles leichter und behauptet nur: wie den Gatten die Hexen auf der Haide, ſo habe ſie der — Brief deſſelben bezaubert, ein Einfall, den ſchwerlich auch der größte Verehrer dieſes Kritikers billigen wird.

---

*) Wer die ganze Sache mit einem Scherzworte endigen wollte, könnte ſagen, obwohl die Lady noch einige tauſend Milliarden Stufen von der „liebevollen Hausfrau“ entfernt ſey, ſo dürfe man ihr demungeachtet wenigſtens nicht alles Gemüth abſprechen, weil ſie doch im fünften Act eine — Gemüthskrankheit bekommen. — Und hätte man damit wohl bloß geſcherzt und ein bloßes Wortſpiel gemacht?

§. 12.

Dieſe Entſchuldigung, ſo wie überhaupt noch manche andere Huld, welche Tieck der Lady bezeigt, iſt denn vielleicht auch Schuld, daß unſer geliebter alter Göthe — der bereits ſeit 1815 mit einigen Reſultaten der neuern deutſchen Kritik in Beziehung auf Shakſpeare nicht ganz einverſtanden iſt — in einem Augenblicke der Verſtimmung geäußert hat, die Lady ſey nunmehr als liebende Gattin und Hausfrau conſtituirt worden. Daß jene Übertreibungen Göthe'n auf einen Augenblick verſtimmen mochten, und daß ein ſolcher Augenblick jenen witzigen Einfall hervorbringen konnte, iſt ſehr begreiflich und ganz in der Ordnung; zu bedauern aber iſt, daß er ihn drucken ließ, weil eine Schaar von trockenen und ununterrichteten Leſern im In- und Auslande ihn für baare Münze annehmen wird. — Überhaupt iſt ja leider dem zerſtreuten, an Mangel der Liebe, des Anſtandes, des Scherzes und des Ernſtes krankenden Publicum nichts angenehmer, als wenn die Beſſeren ſich misverſtehen, dann im Misverſtehen bitter werden und endlich gar hart von einander treten. Daß dann jener müſſig hinplaudernde Plebs wieder ſämmtliche Misverſtändniſſe doppelt und dreifach misverſteht und mit den misverſtandenen Misverſtändniſſen renommirt, begreift ſich leicht; der eigentliche Charakter des Philiſters beſteht eben in der Anſicht, daß mehr oder weniger *Alles* in der Welt Irrthum ſey, ſeine Vorträge im Kränzchen etwa ausgenommen.

§. 13

Ein anderes Ärgerniß hat Tieck durch die überraſchend neue Erklärung einer allgemein bekannten Stelle im vierten Act gegeben, die der nähern Betrachtung werth iſt. Nach jener berühmten langen Unterredung zwiſchen Malcolm und Macduff, die ſo finſter anfängt und ſo vertraulich ſchließt, erſcheint Lord Roſſe mit neuen böſen Nachrichten aus Schottland, ja er muß zuletzt nach langem Zaudern dem Macduff verkünden, daß der Tyrann ſein Schloß überfallen und Weib und Kinder grauſam habe niedermetzeln laſſen. Die Art, wie dies alles vorgetragen und wie Macduff's Schmerz geſchildert wird, iſt in Jedermanns Erinnerung, ſo wie nicht minder di Art, wie Malcolm tröſtet:

Be comforted:
Let's make us med'cines of our great revenge,
To cure this deadly grief.

Es ſcheint die einzige Weiſe zu ſeyn, um auf den Unglücklichen in dieſem Augenblicke einzuwirken, dem es wird ihm Rache im vollſten Maaße verſprochen. Und wer iſt dieſer Verſprecher? Der rechtmäßige König von Schottland, der, wie keinem Zweifel unterliegt, den geraubten Thron gar bald wieder einnehmen wird. Dieſer Gedanke der Rache wirkt auch in Macduff's tiefſter Seele auf eine gewaltige Weiſe; allein indem er ihn denkt, erſieht er auch, daß ſich für das, was er verloren, an Macbeth keine genügende Rache nehmen läßt, und dieſer unendliche Schmerz ſpricht ſich deutlich genug in dem einzigen Ausruf aus:

He has no children!

Welche Rache kann er nehmen an dem Kinderloſen, der ihm die geliebten Kleinen alle, die Mutter ſammt den Küchlein, alle, alle mit einem einzigen Geiersgriff hingewürgt hat, was kann er dem thun? er kann ihm die geraubte Krone nehmen und ihn dann umbringen, das iſt Alles. Ja, wenn er Kinder hätte, dann wär' es noch etwas; aber da liegt es eben: He has no children.

§. 11.

So hatte bisher ein Jeder, ſo weit mir bekannt, die Stelle auf Macbeth bezogen und die tragiſchſte Wirkung darin gefunden. Jetzt aber will Tieck, ſie ſoll gegen Malcolm gerichtet ſeyn, und zwar als Spott über den lauen Troſt des Jünglings, der ſich auf Vatergefühle nicht verſteht. Unbegreiflich! lauer Troſt? das feurige Verſprechen, ſeine ganze heiße Rache zu theilen? und zwar, wie bereits oben accentuirt worden, aus dem

Munde des Prinzen, um deſſentwillen Macduff, wie er ſich leider geſtehen muß, Frau und Kinder ſehr unvorſichtig geopfert hat. Bei ſeinem Charakter iſt es der einzige Troſt, und eben deshalb iſt hier ein Spott ſehr unwahrſcheinlich.

Indeſſen es ſoll einmal ſo ſeyn, und die Möglichkeit iſt nicht zu beſtreiten. Es giebt Augenblicke im Leben, die der furchtbare Schmerz ſo verdunkeln kann, daß auch ein völlig ungehöriges Wort wohl mit unterlaufen mag. Dieſes ungehörige Wort wäre aber dann auch ein halb komiſches, ein halb unintereſſantes. Daß Malcolm keine Kinder hat, iſt wirklich über allen Zweifel erhaben, denn der arme landflüchtige Prinz, der bisher von der Güte des engliſchen Königs Eduard des Frommen lebte und ſelbſt im Schatten der königlichen Gärten nicht ſicher war vor Macbeth's Nachſtellungen, hatte freilich noch keine günſtige Zeit gefunden, ſich zu vermählen, und es iſt deshalb eine völlig unnütze Kraftäußerung Macduff's, oder, wenn man lieber will, eine kränkende Erinnerung, daß der arme Jüngling noch keine Kinder habe und folglich noch nicht über den Verluſt der Kinder mitreden könne. Wir werden dabei ganz kühl, wie über einen leeren Zank.

§. 15.

Ganz anders ſteht es mit der darauf folgenden Entgegnung, denn ſie betrifft einen das ganze Menſchengeſchlecht angehenden Gedanken. Malcolm iſt — mit Ausnahme ſeines Rachegefühls gegen Macbeth — allerdings ein kühler, kluger, zugeſchloſſener Jüngling. Nehmen wir alle Umſtände zuſammen, ſo vergeben wir ihm freilich ſeine frühere Unterredung mit Macduff; ſonſt hat kein erfreuliches Bild hervortreten können. Shakſpeare handelte ſehr weiſe, ihn ſo zu ſchildern, denn der kühl beſonnene Mann iſt wohl am geeignetſten, ſo furchtbare Wunden eines Landes zu heilen, wie ſie der Tyrann geſchlagen. Wenn er aber in jenem Augenblicke den Macduff auffordert, ſeinen Schmerz „zu ertragen wie ein Mann,“ ſo verdient er die höher belehrende Antwort: „das will ich, wenn ich ihn erſt als Menſch gefühlt“ eine Antwort, die durch alle Geſchichte hinläuft, denn von jeher hat es kalt frömmelnde und kalt raiſonnirende Menſchen gegeben, die den Andern gar zu gern zu einem Stein *), der nichts fühlt, oder zu einem Lamm, dem man wohl gar zutraut, es gratulire ſich der Püffe wegen, die es kriegt, hätten machen mögen. Alles aber, was auf „weiſe Narrheit“ und Übertriebenheit, wenn auch nur für einen Augenblick, hindeutet, kommt bei dem tieferſchauenden ironiſchen Dichter übel weg.

Da man bei Shakſpeare's berühmteren Stücken, unter denen bekanntlich Macbeth wieder zu den berühmteſten gehört, wenigſtens alles Äußerliche ſehr genau betrachtet hat, ſo wundert mich, daß noch Niemand gerügt

---

*) Schon bei unſerm alten Balde heißt es: Denique verus homo, nec lapis esse volo.

hat, wie Donalbain ſo gänzlich aus unſern Blicke
ſchwindet. Er geht nach Irland: das iſt Alles, w
von ihm erfahren.

§. 16.

Auch Banquo's *) Sohn, Fleance, der vor
Augen gerettet wurde, erſcheint nicht wieder, obwo
ihn, der, wie jeder Gerettete, etwas Anziehende
nicht ungern wiederſähen. Hiſtoriſch wichtig iſt
hohem Grade. Er heirathete die Tochter des F
von Wales, und von ſeinem Sohne Walter ſtammt
nig Jakob der Erſte ab. Alſo berichtet Malone

---

*) Da hier Banquo *genannt* wird, ſo möge mir am
des Aufſatzes erlaubt ſeyn, eine — noch ſehr leidliche —
von *mißverſtehender* Kritik, wie ich ſie erfahr
geben. Ich hatte bei Banquo's Ermordung gänzlich
Shakſpeare, der alles wagte, was die Poeſie billig
noch niemals gewagt habe, ſeine Bühne durch ein Pf
andere imponirende Thiere zu verunzieren, bei welche
genheit ich den „*berittenen Landvoigt*" im T
ligte. Darüber fuhr mich nun ein etwas erhitzt
muthlich wohlmeinender Recenſent an, ob ich denn n
dachte, was Schiller dabei für einen „Zweck gehabt"
nen maleriſch-mimiſchen, ſcheint es, denn es ſieht
aus, wenn ein Reiter vom Pferde geſchoſſen, als w
bloßer Fußgänger umgeworfen wird; aber daß eben
vortrefflicher Dichter wie unſer Schiller einen ſolchen
vor Augen haben *konnte* (*wenn* er ihn anders
hatte), war, was mich ſchmerzte und den gerechten
veranlaßte. Der Dichter *ſoll* durchaus keine andere
haben, als die die Poeſie ihm erreichen hilft; alle ande
andern Seiten hergenommene Effecte ſind vom Übel.

ſetzt dann noch die Bemerkung hinzu, daß der Dichter, um dieſer Abſtammung willen, Banquo, der in der Geſchichte gleiche Schuld an Duncan's Ermordung habe, unſchuldig ſeyn laſſe. — Der Grund liegt aber ohne Zweifel tiefer, und kein noch ſo geiſtreiches Compliment an den König Jakob (das freilich, bei Banquo's *Schuld*, ganz hätte wegbleiben müſſen) würde Shakſpeare'n haben rechtfertigen können, wenn Banquo's Gemälde nicht gerade ſo poetiſch nothwendig und durch den ganzen Organismus des Stücks bedingt worden wäre, als es hier der Fall iſt.

Indeſſen hat man jene Fragen: wo bleibt Donalbain? wo bleibt Fleance? nun einmal nicht gethan, und ich bin ſehr wohl damit zufrieden. Es giebt auch erkünſtelte Bedürfniſſe, die der Dichter nicht zu befriedigen braucht.

Es iſt freilich ſehr merkwürdig, daß gerade über Macbeth, das Werk, über welches man Jahrhunderte lang völlig einig war, in Deutſchland ſo großer Kampf erhoben worden iſt; doch hat dies Merkwürdige etwas ſehr Charakteriſtiſches. Laſſen wir das gut ſeyn, denn *es iſt* gut. — Die Rohheiten und Plattheiten, die einige unbedeutende kritiſche Nachzügler bei dieſer Gelegenheit vorgebracht haben, werden Niemanden irre machen und ſind vielleicht ſchon jetzt vergeſſen; der Kampf ſelbſt war ein edler und für Shakſpeare's Ehre unerläßlich, denn es iſt nichts daran gelegen, ob Jemand ſagt, Macbet ſey ein vollkommenes Meiſterwerk, ſondern ob er den rechten Geſichtspunkt zeigen kann, aus welchem dieſes Wer zu betrachten iſt. Im Jahre 1840 oder höchſtens 185 wird man ohne Zweifel über die hier berührten Hauptpunkte vollkommen einig ſeyn.

IV.

Zu dem Kaufmann von Venedig.

(S. Theil 1, S. 138. ff.)

§. 1.

Es hat von jeher unter allen modernen Nationen der Dichter viele gegeben, die es ſich zum eigentlichen Geſchäfte gemacht haben, der Tugend und Anmuth des weiblichen Geſchlechts zu huldigen, und es iſt nicht nöthig hier Namen zu nennen, da gewiß jedem Leſer eine große Menge von Liedern, Romanen, Dramen u. ſ. w. bekannt ſind, die den angeführten Zweck ausſprechen. Schade nur, daß die Abſichtlichkeit nicht ſelten ſtörend eintritt. Wenn wir z. B. den bloßen Titel eines alten Stücks von Elias Schlegel: „Der Triumph der guten Frauen," anſehen, ſo wiſſen wir gleich, was wir zu erwarten haben: man will uns gleichſam von vorn herein überwältigen und regt eben dadurch die Oppoſition und Satyre an; doch iſt im Ganzen gänzliche Offenheit noch immer beſſer als halbe Verhülltheit der Abſicht, die, als ſolche, wenigſtens proſaiſch ehrenwerth bleibt.

In neuern Zeiten iſt das Ausrufen der weiblichen Vortrefflichkeiten von Seiten der Dramendichter nicht ſelten zum mechaniſchen Geſchäft und zur Angewöhnung geworden, ſo daß ſie auch keinen ſonderlichen Eindruck mehr damit machen. Löblich iſt es in jedem Fall, daß alle derbe Satyre gegen die Frauen von unſerer Bühne verwieſen iſt; aber um die harmloſe iſt es Schade. Auch dieſe hat man verbannen zu müſſen geglaubt, da ſie freilich jetzt misverſtanden werden würde.

§. 2.

In Shakſpeare's Werken finden wir die vollſtändigſte Galerie der Frauen, die, wenn wir ſie Jahre lang und mit Genauigkeit und Liebe betrachtet haben, uns endlich überzeugen muß, daß nie ein Dichter gelebt, der dem weiblichen Geſchlechte ſo reine Huldigung dargebracht hat wie er. Es giebt in ſeinen Werken keinen männlichen Charakter, in welchem der Verein des Guten und Schönen, des Freien und Nothwendigen, der Tiefe und Klarheit, der Anmuth und Würde zu einer ganz vollendeten Einheit gebracht worden wäre, obwohl freilich bei manchem das edelſte, den beſten Erfolg verſprechende Streben nach jenem Ziel zu bemerken iſt. Ein Aber, wenn auch nur ein ganz kleines, bleibt jedoch immer.

Man könnte hier vielleicht den Brutus als Gegenzeugen anführen, allein wenn ich auch einem bekannten Urtheile beiſtimme, das in ihm eine des Sophokles würdige Zeichnung erkennt, ſo glaube ich doch nicht, daß man ihn in der von mir angegebenen Beziehung nennen dürfe. Seine Sittlichkeit iſt keine allgemein menſchliche, rein ſchöne, ſondern eine altrömiſche, und ſie durfte auch nur in dieſer Geſtalt und Farbe auftreten, ſie iſt eine ſchwer erworbene; wir achten ihn deshalb hoch, ja wir lieben ihn, weil er ſie ſich bei ſeinem wahrhaft zarten Herzen hat erwerben können; aber jene ganz vollendete Harmonie des Schönen und Guten hat der Dichter dennoch nicht gezeichnet, weil er ſie hier, wie geſagt, nicht zeichnen durfte. In der vollſtändigen Kalokagathie liegt auch die entſchiedenſte Heiterkeit, ja ſogar die Glückſeligkeit iſt durch dieſe Idee mitgegeben; aber Brutus iſt nur individuell klar (nicht objektiv) und nicht heiter, was er auch nicht ſeyn kann, nicht ſeyn darf, und von der Glückſeligkeit mag bei ihm vollends nicht die Rede ſeyn.

§. 3.

Wie anders bei einigen Shakſpeare'ſchen Frauen! Was könnt ihr vermiſſen bei Miranda? was bei Marina, Perdita u. a., was endlich bei Portia? hier iſt kein Aber, hier iſt der herrliche Anblick einer durchgeführten Harmonie der Seele. Alles iſt rein und kryſtallhell und doch nichts weniger, als was man in frühern Tagen „idealiſch“ nannte, alles iſt natürlich im kindlichſten Sinne des Wortes, genau und individuell. Überhaupt, ſcheint es, hat ſich der Dichter im Kaufmann von Venedig in der Schilderung der Frauen ein wahres Feſt gegeben, oder, wie ich lieber ſagen möchte, um von ihm den Gedanken der bloßen Verſtandes-Abſichtlichkeit zu entfernen: die Poeſie ſelbſt hat ihm dies Feſt bereitet.

Wer unter den Männern, die uns dieſes Stück vorführt, dürfte ſich Portien gleichſtellen? Antonio? Er iſt ein edler, ſittlich vornehmer, liebenswürdiger Menſch, aber eine dunkle Wolke von Schwermuth, wie ſie der Dichter genau kannte und vermuthlich nicht ſelten ſelbſt fühlte, ruht auf ihm. Es iſt rührend, wenn er ſelbſt ſich deshalb ſchilt, und ganz in der Ordnung, wenn auch die Freunde ſchelten, daß er die einzelnen Punkte nicht angeben kann, welche dieſe Melancholie erzeugen. Könnte er das, ſo wäre ſeine Melancholie in ihrer Fortdauer eine Unart und ſie ließe ſich heben, aber es ſind keine einzelnen Punkte, die dieſe Schwermuth veranlaßten, es iſt der Gedanke an die Ungenüge des ganzen Lebens, der ſie hervorbringt, und um deshalb iſt ſie, ſo lange er Er bleibt, nie ganz zu vertilgen.

§. 4.

Portia dagegen lebt in reinſter Anſchauung eines durch Harmloſigkeit, Liebe und Witz verklärten Lebens. Ihre Tugend iſt völlig eins mit ihrer Heiterkeit, und ſie darf ſich unbedenklich ihrer ſcherzhaften Laune überlaſſen, denn wie ſehr wir auch die Schärfe ihres reinen Mädchenauges, das jeden Irrthum und jede Lächerlichkeit raſch bemerkt, bewundern und — bedenklich finden müſſen, ſo wird doch ihr Urtheil ſtets durch die innigſte und wärmſte Herzensgüte gemildert. Sie wechſelt nicht mit phantaſtiſcher Aufſchwingung und melancholiſcher Senkung, ſie iſt durchaus frei von aller Schwärmerei, wohl aber der höchſten Liebe nicht bloß fähig, ſondern ihr ganzes Weſen iſt Liebe, Ächtheit, Wahrheit. Sie iſt und hat, was ſie iſt und hat, durch ſich ſelbſt, durch reine urſprüngliche Anſchauung, während die meiſten Männer ihre Bildung nur durch Vernunfterkenntniß und mithin durch die zweite Hand empfangen haben.

Wie tief Baſſanio unter ihr ſteht, iſt bereits in den Erläuterungen gezeigt worden. Wie anziehend er auch in allen Scenen erſcheinen möge: überall waltet doch ein Aber, und ſelbſt nach Empfang des herrlichen Briefs von Antonio, wo er ſich in ſeiner ganzen Trefflichkeit zeigt, fragen wir doch immer mit Recht: „Warum ließeſt du es ſo weit kommen?“ und wir müſſen ihn und ſämmtliche andere Männer in der Gerichtsſcene mit einigem Lächeln bedauern, daß er das leicht zu ſtellende Kolumbus-Ei doch nicht zu ſtellen vermag, was Portia ſo raſch überſieht.

§. 5.

Iſt aber Portia gleich von vorn herein ein vollſtändig ſchöner und bei allem Reichthum und Farbenpracht doch einfacher Charakter, ſo iſt Jeſſika ein complicirter, und wir ſehen ſie gleichſam vor unſern Augen die ganze Schule weiblicher Bildung durchmachen.

Die Liebe, welche allein ihr Gemüth adelnd zu erhöhen vermag, dient jedoch, weil ſie Sprache giebt, im Anfange auch dazu, uns ihren bisherigen tief geſenkten Seelenzuſtand zu zeigen. Sie iſt viel zu einſeitig kräftig, um dulden zu können, und bei aller Gluth der Liebe für Lorenzo hat ſie faſt alle Töchterlichkeit und ſogar die weibliche Scheu, ihr Familienelend auszuſprechen, verloren. Shylock iſt ihr nichts mehr als ein Tyrann, und ſie täuſcht und beraubt ihn auf eine wahrhaft naiv-kalte Weiſe. Das deutet der Dichter bereits an durch die Worte zu Launcelot Gobbo: „Es thut mir leid, daß auch Du uns verläſſeſt. Dies Haus iſt Hölle, und Du, ein luſtiger Teufel, nahmſt ihm einen Theil ſeiner Widrigkeit.“ Ein Mädchen, das zu dem Diener und Hanswurſt ihres Vaters ſo reden kann, verletzt ihr eignes Herz, das den Vater nicht mehr zu lieben vermag. Daß ſie, wie ſie jetzt iſt, ſo fühlen muß, iſt klar, nicht minder aber, daß ſie auf einem höhern Standpunkte es niemals ausſprechen würde, denn auch hier gilt jenes bekannte Wort: „iſt's ausgeſprochen, iſt's nicht zu vergeben.“

§. 6.

Erwägen wir ferner: Shakſpeare hat, wie bereits angedeutet ward, im Shylock einen ächt mittelalterlichen Juden dargeſtellt. Aber auch in ſeiner reizenden Tochter — wiewohl dieſelbe, der Ökonomie des Stückes gemäß, einen bei weitem kleineren Raum zur Entwickelung ihres Charakters vorfindet — möchten wir die altteſtamentariſchen Elemente nachweiſen. Walter Scott hat uns in der Rebecca ſeines „Ivanhoe" gleichfalls eine Tochter Zions in dem Coſtüm und den geſchichtlichen Umgebungen des Mittelalters dargeſtellt. Wenn wir aber auch jenes mit Vorliebe und Glück in der dem Romanenſchriftſteller wohl anſtehenden epiſchen Breit- durch- und ausgeführte Charaktergemälde mit Intereſſe und Theilnahme betrachten, ſo werden wir doch der von der Hand des großen Meiſters faſt nur umriſſenen Geſtalt Jeſſika's die größere Lebenswahrheit zugeſtehen müſſen. Schon die Luſt am Witz und epigrammatiſch zugeſpitzten Worten, welche Jeſſika'n ſelbſt in der Liebes- und Entführungsſcene zu Gebote ſtehen, ſind eben ſo charakteriſtiſch als nationell. Noch mehr aber vollendet ſich uns das Bild des hebräiſchen Mägdleins, durch die eilige Hingebung an den Geliebten, und die Jungfrau ſtets auch als ſolches betrachtend, mildert ſich ſogar das widrige Gefühl, mit welchem wir dieſelbe des Vaters Reichthümer und Kleinodien entwenden ſehen. Wahrſcheinlich hat die feurige geiſtreiche Jeſſika nicht verſäumt, ſich in ihrer Einſamkeit mit den poetiſch-religiöſen Sagen und Geſchichten ihres Volkes genau bekannt zu machen. Gleich Shylok, der ſich den zinſengewinnenden Erzvater Jakob nach ſeiner Art zum Muſter nimmt, ahmt ſie naiv-unſchuldig die heiligen Frauen der jüdiſchen Vorzeit, und beſonders die gefeierte Stammmutter Rahel nach, von der die Schrift unbefangen erzählt: „Und

Rahel ſtahl ihres Vaters Götzen." (1 Moſes Cap. 31, V. 19.) Wie in der Liebe und Ehe und durch das Chriſtenthum Jeſſika's Gemüth ſich geläutert und vertieft hat, ſehen wir gleich bei ihrem erſten Wiederauftreten, und zwar zuerſt an — ihrem Schweigen. Als ſie zuerſt in Portia's Gegenwart zu ſprechen wagt, ſind es nur eben — Thatſachen, und die ſonſt gar gewandte Rednerin berichtet ſchmucklos und demüthig, was von der Hartherzigkeit des ergrimmten Vaters für „den armen Antonio" zu beſorgen ſey.

Dieſelbe geſchämige Schweigſamkeit behält ſie, Portia'n gegenüber, auch im Laufe des Stücks. Wie heiter und freiſinnig ſehen wir dagegen die muntre Gebieterin mit den hausbackenen Witzen des überluſtigen Launcelot vorliebnehmen! mit wie blühender Lippe, geiſtreich anmuthig mit ihrem Gatten ſcherzen! Am reinſten und lieblichſten offenbart ſich uns aber Jeſſika's Weſen in den innig gefühlten Worten, die zu Portia's Lobe ihr entſtrömen. Daß ſie den Werth derſelben ſo zu fühlen und anzuerkennen weiß, und dieſe Anerkennung ſo freudig harmlos ausſpricht, iſt einer von den der Natur abgelauſchten Zügen des Meiſters, welcher eben ſo ſehr dazu dient, Portia'n von neuem in unſern Augen zu heben, als dem ſinnigen Betrachter die ſich in ſittlicher Freiheit mehr und mehr ſchön vollendende Jeſſika anzudeuten.

§. 7.

Würdig mit Portia verglichen zu werden iſt nur Antonio; doch wird ſich am Ende die Wagſchale zu Gunſten der Dame neigen. Er vereinigt auf die einfachſte Weiſe die ſchönſte perſönliche Würde mit der zarteſten Menſchenliebe, ja es wird jene nur durch dieſe hervorgebracht und geſtaltet, es walten jedoch dabei in der Begränzung der wirklichen Welt einige beziehungsreiche Mängel. Er ſchließt von ſeiner Liebe einzelne jüdiſche Individuen nicht bloß aus, ſondern ſteht — während er gegen die ganze Welt ſanft und oft mehr als ſanft iſt — im offenbaren, ſtets erneuerten und poſitiven Kriege mit jenen. Bei einem oberflächlichen Blicke könnte man ſogar vermuthen, daß er die ganze jüdiſche Nation haſſe; doch iſt dem nicht alſo. Auch täuſcht er ſein edles Gemüth im Haſſe gegen jene Einzelnen, ohne Zweifel durch den Gedanken, daß er doch nur ihre böſen Eigenſchaften: Eigennutz, Wucherei, Unbarmherzigkeit u. ſ. w. verabſcheue.

Zweitens geht er in der Freundſchaft für Baſſanio offenbar zu weit, indem er einen Schein unterzeichnet, den er nicht unterzeichnen ſollte, weil er dadurch der verſchloſſenen Wuth ſeines ruchloſen Todfeindes neue Nahrung, und ihm gewiſſermaßen Gelegenheit zur Sünde giebt, die ſchon in der Propoſition einer ſolchen frevelhaften Verſchreibung ſich deutlich genug offenbart. So verwöhnt er auch mittelmäßige Leute, wie Salanio, Salarino u. ſ. w., die er billig erſt geiſtig ſteigern ſollte, ehe er ſie ans Herz drückt. Endlich könnte man ihm auch noch ſeine Melancholie, ſo zart ſie auch iſt, zum Vorwurf machen, denn aus ihr gehen jene einzelnen Mängel hervor, indem nur der kraftvoll Heitere *) die Verhältniſſe des Lebens deutlich zu überſchauen und zu behandeln verſteht.

§. 8.

Dennoch müſſen wir uns erſt einen großen Zwang anthun, ehe wir von Antonio's Fehlern auch nur zu reden vermögen, denn ſie ſind alle nichts weiter als das Übermaaß der edelſten Triebe; aber die Natur rächet ſie dennoch, und Adraſtea's Warnung iſt nie zu überhören. — Am Schluſſe dürfen wir jedoch die höchſte Hoffnung für ihn faſſen, denn Portia wird ſeine Freundin werden, was in dieſer Beziehung nicht weniger iſt, als ſeine Geliebte. Sie hat Alles, was ihm fehlt, und er iſt vollkommen werth es von ihr zu empfangen.

Dennoch iſt der Umſtand, daß Shakſpeare ihn nur als Freund, nicht aber als Liebhaber und Geliebten darſtellt, von beſonderer Wichtigkeit; nicht als wäre ein Freund weniger und geringhaltiger als ein Liebhaber, — wie käme ein ſolcher Gedanke in Shakſpeare's Seele! — ſondern weil er ſich bereits in der Freundſchaft völlig ausgegeben hat und allein in ihr befriedigt findet. Es

---

*) Daß der treffliche Antonio kraftreich ſey, iſt jedem Leſer offenbar, aber nur die heitere Kraft hätte ihn von jener Unterſchrift des Scheins abgehalten.

iſt ſogar unmöglich, ſich den Antonio als Liebhaber zu denken, ohne ihn mit einemmale zu einem Nicht-Antonio zu machen. Dieſer königliche Kaufmann, der aber auch ein wahrhaft königlicher Menſch iſt — er kann es ſehr wohl mit Calderon's ſtandhaftem Prinzen aufnehmen — ahnet ohne Zweifel vollkommen die ganze Herrlichkeit und Glückſeligkeit der Liebe, aber er wagt ſich nicht in ihr Gebiet, und dieſes Nichtwagen iſt es, das ihn der Individualität Portia's unterordnet. Was ihn noch glücklich machen kann, iſt Portia's Freundſchaft, nicht aber ihre Liebe, um die zu werben er niemals wagen würde, auch wenn kein Baſſanio in der Welt wäre.

V.

Zu König Lear.

(S. Theil I, S. 183 ff.)

§. 1.

Je näher wir mit dieſem Werke vertraut werden, j mehr verſchwinden dabei alle gewöhnliche Anſichten de äſthetiſchen Lehrbücher, und der Ausdruck, es ſey ei „großes Weltgerichtsſchauſpiel,“ gewinnt immer mehr a Geltung. Das Gericht über die Welt aber kann nu veranlaßt werden durch die Sünde, die jene verderbt hat, uud ſo iſt es denn die Sünde, die hier in ihrem Entſtehen, Vorhandenſeyn, Herrſchen und Wirken auf di mannigfaltigſte Weiſe dargeſtellt wird. Aber auch de Irrthum zeigt ſich hier als Verwandter der Sünde, und wie unſcheinbar und leicht-verzeihlich er auch in ſeinen Anfängen auftreten möge, ſein finſteres Gefolge bleibt nicht aus. Oft knüpft ſich die Strafe und die Rache augenblicklich an die begangene thöricht-unſittliche That, wie bei Lear ſelbſt, oft zeigt ſie ſich erſt nach einer Reihe von Jahren, während die Sünde längſt vergeben zu ſeyn ſchien, wie z. B. bei Gloſter. Er ſelbſt hat ſich die Jugendſünde, welche den grauenvollen Baſtart ins Leben rief, nie verziehen, und er vermag den Jüngling nicht ohne Erröthen anzuſehen, aber es iſt damit dennoch nicht *abgethan*, und Strafen ohne Maaß, weit hinausgehend über das Maaß ſeines Vergehens ſtrömen auf den unglücklichen Alten ein. Doch auch die Reinen und Edlen werden von dem Dämon der Welt hart angegriffen. Cordelia wird verbannt und ſpäterhin im edelſten Kampfe beſiegt, der herrliche Kent muß der rohen Übergewalt weichen, die ihn ſogar zu einer die äußerliche Weltehre auf immer verletzenden Strafe verdammt, und der tugendhafte kluge Narr ſinkt, da das Mitgefühl ſeinen Humor überwältigt und ſein Herz zerbricht, in ein frühes Grab.

§. 2.

Auf der andern Seite ſcheint es den gewandten und ſchlauen Sündern und Verbrechern ſehr wohl zu ergehen. Sie leben in Herrlichkeit und Freuden, und die Sophiſterei, mit der ſie ſich ſelbſt beweiſen, daß ſie Recht haben, ſtumpft den Stachel des Gewiſſens ab. Es iſt, als hörten wir in dieſem Drama die Wellen eines ungeheuren Gluthſtroms rauſchen, das Kniſtern der Flammen, die aus dem ausgehöhlten Boden ſchlagen, und dazwiſchen das Hohngelächter der Hölle, die ihres Triumphes zu genießen ſcheint, ſo daß auch endlich Gloſter das entſetzliche Wort ausſpricht: was Fliegen für frevelhafte muthwillige Knaben ſeyen, die ſie ſpielend zerzupfen, das ſeyen die armen Menſchen für die Götter! — Selbſt die Natur, die ſo gräßlichen Thaten und Begebenheiten die Decoration leihen ſoll, wird in ihrem ruhigen Gange geſtört; und, aufgeregt, läßt ſie ihre Donner rollen und ihre Blitze zucken, daß ſie ſich miſchen mit dem Jammergeſchrei der gequälten Menſchen.

Und doch iſt auch hier unſer Dichter kein bloßer himmelſtürmender Rieſe, ſondern immer jener herrliche Götterſohn Achill, der die Wunden zu heilen vermag, die er geſchlagen hat und ſchlagen mußte.

§. 3.

Während wir als Zuſchauer vor dieſem Gericht ſitzen und unſer ganzes Herz mit Schreck und Mitleid erfüllt wird, erhebt ſich dennoch bald ein höheres Gefühl, wie durch einen unbegreiflichen Zauber hervorgerufen. Wie bald entſühnt ſich der alte König wegen ſeiner unbeſonnenen That und leidenſchaftlichen Zorns; ſein Wahnſinn wird zu einer Wohlthat für ihn, und er ſtrahlt für uns in einer neuen, höheren königlichen Würde. Die ſchweigſame Cordelia, die, wenn wir ſie mit Strenge beurtheilen wollen, doch auch einen Fehler beging, indem ſie vergaß, daß man auch ſcheinen ſoll, was man iſt, — daß ferner die Duldkraft auch zu weit gehen kann, daß die Schwäche des Vaters, der nun einmal von der Liebe, die ſie für ihn hegt, geredet und gleichſam Brief und Siegel haben will, einige Berückſichtigung erfordere, und daß man in ſolchem Falle auch das Heiligſte zur Sprache bringen dürfe, was unſere Bruſt bewegt, — dieſe Cordelia wird in ihrer anſpruchloſen herrlichen Einfalt nach und nach vor dem innern Auge zu einem lichten Engel, der mit ſchönen glänzenden Flügeln die Wuth der irdiſchen Flammen auslöſcht, ſo wie ſelbſt die Übertreibung des Mitleids, zu der uns dieſes Stück leicht führen kann, lindert. Zwar verſucht die Welt uns ſelbſt durch die Art ihres Todes noch ein Grauen abzugewinnen, aber es iſt nur um einen Augenblick zu thun, und jeder Schauder weicht, denn wir fühlen ſogleich wieder in der tiefſten Seele, daß dieſem lichten Weſen, das ſich ſchon auf Erden verklärt hat, die Erde auch nichts wahrhaft Schreckliches mehr anthun konnte.

§. 4.

Ähnliches gilt von Kent, dem herrlichen, tugendhaften Humoriſten, der das bekannte faſt immer falſche Wort „göttliche Grobheit" wieder zu Ehren bringen könnte. Möge ihm begegnen was da will; er kann zwar die tiefſten Schmerzen empfinden, aber ſeine Kraft mag ihm niemand rauben, und er iſt ſich ihrer ſo bewußt, daß er der Gefahr ſelbſt mit ironiſchem Lächeln zu begegnen im Stande iſt. Möge die rohe Übergewalt ſeiner unwürdigen Gegner ſelbſt ehrverletzende Strafen über ihn verhängen, möge man ihn in den Stock werfen und (wie der Narr ſagt) mit „verzweifelten Kniebändern" feſthalten: er iſt doch immer Er, und mit der herrlichſten innern Ehre erfüllt, kann er mit ruhiger Verachtung ertragen, daß man ihm jene äußerliche Weltehre zu rauben ſtrebt. Hat er doch ſelbſt längſt auf allen irdiſchen Glanz verzichtet, und den mächtigen Grafen Kent mit dem farbloſeſten Namen Cajus — gleichſam dem mathematiſchen X — zugedeckt. Überhaupt verſchwindet in dieſem Schauſpiel nach und nach jeder gewöhnliche weltliche Maaßſtab, und nachdem wir in jener Sturmnacht auf der Haide den wahnſinnigen König, den ſich wahnſinnig ſtellenden Ritter, den im höchſten Schmerz noch ſcherzenden Narren und die empörte Natur zuſammen gehört und geſehn haben, wiſſen wir kaum mehr etwas und wollen wir kaum mehr etwas wiſſen von den Satzungen der Leute da draußen, und was dieſelben auf dem bequemen Polſter ihrer Geſellſchafts-Säle Ehre nennen.

In die höheren Geheimniſſe des Lebens eingeweiht, kümmert uns das müſſige Geplauder und Geklatſch der Welt nicht mehr.

§. 5.

Auf der andern Seite dünkt uns das Glück und die Herrlichkeit der Übelgeſinnten nur wie ein Fiebertraum und Wahn. Ihre glänzenden Kronen drücken ſie ſchmerzlich, der Purpur, der ſie umhüllt, iſt wie in Blut getaucht, und ſie können ſich nur erhalten durch ſtets fortgeſetztes Sündigen: ein Leben und Streben, das in ſich ſelbſt den Wahnſinn enthält, und zwar einen höchſt ſchauderhaften und gräßlichen, gegen den der Wahnſinn des Königs als eine erhebende Beruhigung erſcheint. In ſeiner Nacht leuchten ihm jetzt gar manche herrliche Sterne, an die Stelle des frühern Übermuths tritt eine ſchmerzlich ſüße Beſcheidenheit, aber in ihr fühlt er ſich mehr wie je als König. Aber er fühlt ſich auch als Vater, und in Cordeliens treuen Armen ahnet er, wie ſehr auch noch ſein Herz in Rache für die entarteten Töchter glüht, in ſchönern Augenblicken Verſöhnung und Ruhe.

So leuchten überall in dieſes Drama die Strahlen und die Blitze einer andern Welt hinein, der Schleier des geheimnißvollen Bildes zu Sais wird immer durchſichtiger, und was wir ſchauen und ahnen, wird immer erhabener und erfreulicher. Nie hat ein Dichter einen größern und ungeheurern Stoff gewählt, aber ſeine beherrſchende Kraft wird nie irre und nie müde, er umfaßt ihn ganz und führt ihn glücklich zum Ziele. Er zeigt uns Furchtbareres, als je ein Dichter gezeigt hat; aber er durfte es wagen, da er die ſelige Beruhigung in ſich hat und geben kann.

§. 6.

Es iſt bisher von allen andern Literarhiſtorikern unbeachtet oder wenigſtens unerwähnt geblieben, daß unſer Hans Sachs auch einen Schatten vom König Lear, oder, wie man hier beſſer ſagen möchte, einen Schatten vom Schatten deſſelben entworfen hat. Er hat nur den Gedanken an verwöhnende, und durch die Verwöhnung in der Liebe eitel und ſchwach gewordene Eltern, ſo wie an undankbare Kinder aufgefaßt, und über dieſes Thema ein moraliſches Schauſpiel geſchrieben, das nichts will als beſtimmte traurige Erfahrungen, dergleichen die Geſchichte genugſam bietet, in einem einfachen Familiengemälde zurückgeben. Es iſt ſeiner unſchuldigen, ſtillen Seele unmöglich, die Sache mit Pathos durchzuführen, und er hat gewiß nur mit großer Mühe an die Möglichkeit geglaubt, daß es in der Welt zuweilen ſo hergehe. Seine Komödie: „Der alte reiche Bürger, der ſeinen Söhnen ſein Gut übergab,“ kann uns — da wir ſonſt bei dem Dichter an Harmloſigkeit und Munterkeit gewöhnt ſind — beim erſten Leſen kalt und dürftig vorkommen; ſpäterhin werden wir jedoch begreifen, wie es hat ſo ſcheinbar kalt werden können. Wer die Extreme auffaſſen wollte, dürfte vielleicht ſagen: Entweder Shakſpeare's Weltgericht in König Lear, oder ſo etwas (nur kräftiger gezeichnet) wie unſeres Sachs alter Bürger! —

§. 7.

Das höhere Alter iſt hier als ein reines Unglück betrachtet worden, es ſchwächt den Verſtand und iſt deshalb leicht zu täuſchen, das ſtete Streben nach Ruhe und guter Nahrung kann läſtig werden, und die Gebrechlichkeit und Kränklichkeit veranlaßt manche Erſcheinung, die ſo gar Ekel erregen mag. Man ſieht, der Dichter ſelbſt will uns den Standpunkt der bloß ſinnlichen Natur zeigen, die freilich ohne Liebe ſo urtheilen muß, während, ſo bald jene Liebe und Geiſteserhebung dem Alter *begegnet*, alle jene läſtigen Unbequemlichkeiten völlig verſchwinden. Da nun aber den drei Söhnen die Liebe gänzlich fehlt, ſo müſſen ihnen auch jene Widrigkeiten ſelbſt bei dem Vater in greller Deutlichkeit erſcheinen, und ſie zeigen dabei ſämmtliche Unarten und Sünden, die mit der Liebloſigkeit unzertrennlich verbunden ſind. Dann aber folgt der Dichter der bekannten deutſchen Sage, daß, als der Alte bereits der Verzweiflung nahe iſt, ein guter Freund ihn noch rettet, indem er die Söhne durch das Vorgeben täuſcht, jener beſitze noch einen ſchönen Schatz, den er ihm, dem Freunde, einſt in einem wohlverſchloſſenen Käſtchen zur Verwahrung übergeben habe. Dieſes empfängt jetzt der Alte, der dann, um die Söhne zu myſtificiren, eine Goldwage verlangt, im Nebenzimmer mit einigen noch geretteten Goldgülden klingelt, zählt u. ſ. w. Die ziemlich grobe Liſt gelingt, und es iſt auch nichts billiger und begreiflicher, als daß das heilloſe Laſter der Habſucht zuweilen auch *dumm* macht, ſo ſehr die Goldgierigen ſich bemühen mögen, fein und ſchlau zu handeln.

Der nun noch übrig gebliebene Scheinſchatz ſoll einſt *dem* zufallen, der den Vater am beſten *pflegen* wird, was dem Alten ſo wichtig iſt, daß er zu glauben ſcheint, er werde nun wohl noch einige Jahre leidlich leben. Aber der Dichter iſt klüger als er, und läßt ihn möglichſt bald ſterben; denn wie wäre auch nur ein leidliches Leben zu denken im ſteten Zuſammenſeyn mit Söhnen, die er innig verachten muß?

§. 8.

Kaum hat er die Augen geſchloſſen, ſo brechen die Söhne den Kaſten auf, finden aber nur Sand und Stein und einen eiſernen Kolben, daran mit griechiſchen (!) güldenen Buchſtaben ſteht:

Welcher Vater hat ſo tummen Muth
Und übergiebt ſein Hab' und Gut
Sein'n Kindern bei ſeinen Lebtagen,
Soll man mit dem Kolben todt ſchlagen.

Nach der Sage, über die manche alte Chronik Auskunft giebt, lauten die gräßlichen Worte alſo:

Wer ſeinen Kindern giebt das Brodt
Und leidet ſelbſt im Alter Noth,
Den ſoll man ſchlagen mit der Keule todt.

Auf die Söhne wirkt dieſe Begebenheit durchaus nicht beſſernd, und der lehrhafte Dichter will uns nachdrücklich zeigen, daß bei der gänzlichen Liebloſigkeit nothwendig auch Gottloſigkeit im ganzen Umfange walten müſſe. Der eine Sohn ſchimpft gemein auf den todten Vater, der zweite wünſcht ſogar, daß „Gott dem Todten das hölliſche Feuer geben" möge, und der dritte ſchlägt vor, morgen, wenn man den Vater zu Grabe tragen wird, eine Weile ſpazieren zu reiten. Der Dichter beharrt in ſeinem furchtbaren Ernſt und läßt die Zuſchauer durch ſeinen Ehrenhold — nach einigen traurigen Bemerkungen über Liebe und Treue der eignen Kinder — noch an das alte Sprüchwort (im Jahr 1552 war es alſo ſchon alt!) erinnern:

Ein Vater eh zehn Kinder ernährt
Denn zehen Kinder einen Vater.
Derhalb ſo bleib' du Gubernator
Und b'halt das Schwerdt in deinen Händ'
Dieweil du lebſt bis an dein End,
Daß dir kein Nachreu daraus wachs
Das wünſchet uns allen Hans Sachs.

§. 9.

Manchem Leſer wird der ſonſt ſo ſanfte und behagliche Dichter hier ſehr hart vorkommen; mich dünkt jedoch, ſeine Sanftmuth und Behaglichkeit könne unmöglich ſonderlich ſeyn, wenn er nicht auch ſtreng und klar geweſen wäre, und ſo ſah er ſehr wohl ein, daß dem Gedanken, den er diesmal behandelte, ſich nichts von ſeiner Furchtbarkeit abdingen laſſe. (S. „Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen u. ſ. w." Band IV, S. 16 ff.)

Aber auch hiſtoriſch hatte S. völlig Recht und es wäre überhaupt von dieſer Seite noch Manches aus ihm zu lernen. Er kannte die alte Geſchichte ſeines Vaterlandes, beſonders wenn es auf das innere Leben deſſelben ankam, gar wohl, und wußte ohne Zweifel, wie übel es die Schwachen, Kranken und Alten bei den Preußen, Wenden, Herulern u. ſ. w. gehabt hatten, ehe das Chriſtenthum, dem ſie ſich ſo lange geweigert, ihre Sitten milderte. Aber auch dieſe Milderung konnte nicht ſchnell erreicht werden, und ſo lange die Lehre der neuen Religion bloß geſetzlich aufgefaßt wurde, konnte ſie bloß den in das Auge fallenden roh unſittlichen Handlungen wehren. Der Gedanke ſtand feſt, nur der ſey ein wahrhafter Menſch und Bürger zu nennen, der zu allen von dem Leben ſelbſt geforderten Arbeiten, ſo wie zu dem nie ruhenden größern oder kleinern Kriege tauglich ſey. So galten die Kranken und Schwachen als Gegenſtände der Verachtung, und die Greiſe als unnütz und läſtig, die nichts beſſeres thun könnten als — ſterben, da ihre Zeit vorüber ſey, und wir finden Beiſpiele genug, daß ſie ſich ſelbſt freiwillig durch den Tod einem elenden Leben entzogen, in welchem ſie bloß an das Mitleid ihrer Kinder und Verwandten verwieſen waren. Die Chroniken erzählen davon manche traurige Beiſpiele, aber meiſtens nur kurz, kalt und trocken, als ſey überhaupt wenig daran gelegen (vile damnum). Aber auch einzelne ſprüchwörtliche Redensarten, die ſich noch heute erhalten haben, z. B. „Duck unter, Alter, die Welt iſt Dir gram,“ die Reime: „Mußt Dich ſchmiegen, immer unter der Treppe liegen,“ und ähnliche gräßliche Sprüche geben Auskunft über den Zuſtand mancher unglücklichen Greiſe. Nur das dunkle Gefühl der Ehrfurcht, in ſo weit es, bei mangelnder Geiſtesbildung, die Natur ſelbſt bei den beſſern Jünglingen und Männern hervorzurufen im Stande iſt, konnte den Alten hie und da einige Erleichterung gewähren, und es iſt wichtig, daß griechiſche und römiſche Dichter und Moraliſten ſelbſt bei der höhern Bildung ihres Volks ſo häufig und unermüdlich jene Pietät für das Alter einzuſchärfen nöthig finden, da freilich der bloß ſinnliche und ſogar der bloß ſinnlich-verſtändige Menſch Kranke und Greiſe für unnütz zu erklären geneigt iſt.

§. 10.

Es iſt bereits oben im Vorbeigehen berührt worden, daß Goethe eine ganz beſondere Liebe für die ältere Bearbeitung des Lear an den Tag gelegt hat. Dieſe frühere Ausgabe iſt bekanntlich von den engliſchen Kritikern, ſo viel ich weiß ohne Ausnahme, durchaus geſchmäht und als unbedeutend und ſchwach verworfen worden; aber auch in Deutſchland hat man ſie unbeachtet gelaſſen, bis ſie endlich Tieck im „Altengliſchen Theater" überſetzt mittheilte. Das Stück iſt in jeder Hinſicht ſehr anziehend und gewiſſermaßen der völlige Gegenſatz des neuen Lear. Shakſpeare, der ſich in ſeinem Lokrin einem ungemeſſenen und ermüdenden Pathos hingab, iſt in dieſem nicht minder jugendlichen Werke im höchſten Grade ſanft und gelind, beinahe möchte man ſagen „ſchüchtern," doch ſtets überaus liebenswürdig, und bringt, wie leicht zu erachten, auch auf dieſem Wege eine reine Wirkung hervor. So kann es uns nur erfreuen, daß Goethe dem gleichſam wieder entdeckten Stücke einen großen Beifall ſchenkt, weil dadurch hoffentlich eine neue Aufmerkſamkeit für daſſelbe hervorgebracht werden wird. Überraſchen aber muß es, daß Goethe annimmt, der Dichter habe jenes alte Stück nur „redigirt," da doch deſſen wirkliche Autorſchaft ſchwerlich zu bezweifeln iſt, und betrüben mag es, daß er ſeine Liebe für die erſte

Bearbeitung auf Koſten der ſpätern (in jeder Hinſicht doch reifern) vorbringt. — Zwar findet er nicht minder, daß durch die Weglaſſung der erſten Scene (die Verſchenkung des Reichs u. a. enthaltend) der Charakter des Stücks aufgehoben werde; dennoch ſoll Schröder Recht behalten, daß er die Scene ausließ, denn in derſelben erſcheine Lear ſo „abſurd,“ daß man ſeinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben könne!! u. ſ. w. Ich kann dieſes Urtheil nicht theilen, denn wenn, wie eingeräumt worden, der Charakter des Stücks nunmehr „aufgehoben“ iſt, ſo können wir, ſelbſt in dem — nicht zuzugebenden — Falle, es wäre uns nur durch jene Veränderung eine ſchöne, dem Mitleid, lediglich dem Mitleid, bequemern Eingang bahnende Tragödie gegeben, doch unmöglich billigen, daß dieſe ſich gleichfalls nach dem König Lear nenne, den man doch nun einmal um ſeinen Charakter gebracht hat. Was ſich übrigens zur beruhigendſten Erklärung jener ſogenannten Abſurdität ſagen läßt, iſt bereits von mir früher auseinandergeſetzt worden. Indeſſen erkennt ohne allen Zweifel Goethe mit längſt gewohnter Tiefe und Klarheit, wie ſehr recht Shakſpeare mit jener erſten Scene hatte, und es würde Eulen nach Athen tragen heißen, ihm darüber eine Vorleſung halten zu wollen. Er will jene Scene nur nicht auf der Bühne, wie ſie ihm erſcheint, und in dieſer Hinſicht können allerdings getrennte Meinungen ſtattfinden, obwohl es freilich, wie geſagt, betrüben muß, daß Goethe die Auslaſſung in Schutz nimmt.

§. 11.

Er ſcheint ferner das ganze Stück für zu herbe und üſter anzuſehen, ein Vorwurf, den ich ſchon viel früher, ls Goethe ihn machte, abzulehnen geſucht habe. Hier ur noch folgende Bemerkung, der ich die beſondere Aufmerkſamkeit meiner Leſer wünſche. Betrachten wir den Inhalt des Stücks bloß von ſeiner Hauptſeite, dem älterlichen und kindlichen Verhältniß, und den tragiſchen Folgen der Abweichung von den durch daſſelbe bezeichneten Pflichten, ſo finden wir, daß Niemand dieſen Gegenſtand erber und ſchneidender ausgeführt hat als der witzigſte ller griechiſchen Luſtſpieldichter — Ariſtophanes, in den „Wolken," einem Stück, das gewiß noch niemals in Beziehung auf den Lear genannt worden iſt. Da ich eineswegs bloß für Gelehrte ſchreibe, ſondern herzlich ünſche, auch von nicht gelehrten, ſondern nur rein menſchlich gebildeten Männern und Frauen geleſen zu werden, o verweile ich bei dem Inhalt jener Komödie.

Ein ehemals begüterter Landmann, Strepſiades, iſt heils durch eigene Nachläſſigkeit, theils durch die ausſchweifende Lebensart ſeines verzogenen und verhätſchelten Sohnes Phidippides verarmt und in Schulden gerathen. Die drücken ihn nun ſchwer, der Tag der Zahlung rückt heran, und er weiß ſich nicht zu helfen. Da ällt ihm ein, daß Sokrates ein trefflicher Sophiſt ſey, er aus Schwarz Weiß machen und die Kunſt lehren önne, die Schulden ungeſtraft abzulehnen und nicht zu ezahlen. Phidippides, der nur Pferde und die Kunſt, ſie zu behandeln, achtet, will nichts vom Studiren bei Sokrates wiſſen, und der Alte ſieht ſich genöthigt, noch ſelbſt bei dem argen Lehrer in die Schule zu gehen. Allein ſein grauer Kopf iſt ſchon zu hart und kann die ſchwere Wiſſenſchaft nicht mehr faſſen. Phidippides muß ſich deshalb, da die Gefahr wächſt, am Ende doch entſchließen; und, nur zu gelehrig, macht er bald in der Kunſt der keckſten Gott- und Tugendloſigkeit ungemeine Fortſchritte. Mit der neuen furchtbaren Redekunſt bewaffnet, ſchreckt er bald die Gläubiger zurück; doch der Vater, der ſich nunmehr gern bei vollem Mahle über dieſen glücklichen Ausgang freuen möchte, wird plötzlich zu ſeinem Schrecken gewahr, daß der Sohn, der ſo ſcharfſinnig Unrecht in Recht, und Recht in Unrecht zu verwandeln verſteht, nunmehr auch noch den letzten Reſt kindlicher Liebe und Ehrerbietung für ihn verloren habe.

Er verhöhnt den Vater auf die ausgeſuchteſte Weiſe, macht ſich luſtig über deſſen altmodige Ehrerbietung für Aeſchylus, ſingt ruchloſe Stellen aus dem Euripides, und um das Maaß ſeines Frevels zu füllen, mishandelt er ſogar den Vater, der ihm widrig und läſtig geworden iſt. Er beſitzt ja die Kunſt, Alles zu vertheidigen, was ihn zu thun gelüſtet, und ſtets recht zu behalten. Über dieſe Heilloſigkeit geräth endlich der Alte in Verzweiflung, ſein ganzer Zorn bricht gegen den Urheber dieſer Abſcheulichkeit, den Sokrates, los, und er wirft Feuer in deſſen Wohnung.

§. 12.

Fühlen wir nicht Alle, daß in dieſem Schluſſe eine wirkliche Bitterkeit und Feindſeligkeit walte, die, wie ſie auch ſonſt genannt werden möge, nicht auf den Namen einer „dichteriſchen“ Anſpruch machen darf? Ariſtophanes war ein vortrefflicher Bürger, ein wahrer Repräſentant der einfachen, heiterkühnen, wenig ſchwatzenden und tüchtig handelnden Zeit, und wir vergeben ihm deshalb gern manche Unarten, ſo wie das ſich Vergreifen im **Namen** des angefeindeten Sophiſten *). Wir erkennen in ihm das ſeltenſte Originalgenie für das Luſtſpiel, und finden namentlich in den „Wolken“ die verſtändigſte Anlage und Anordnung, großen Reichthum an Witz und eine unnachahmliche Sprachkraft und Verstonkunſt. Dennoch überraſcht es mich nicht, daß ſein Stück zweimal durchfiel. Daran waren gewiß nicht die erſten Acte ſchuld, denn nie hat ein Volk dem genialen Muthwillen ein ſo weites Reich gelaſſen als die Athener; die letzten Scenen aber gehen weit über allen Muthwillen hinaus. Wer uns von einem Sohn erzählt, der den Vater ſchlägt, und von dem Vater, der in der Verzweiflung das Haus des Lehrers in Brand ſteckt, rechne auf kein Lachen, nicht von dem Gebildeten und nicht von dem Ungebildeten. Von einem Darſteller ſolcher Dinge wendet ſich nicht bloß die Muſe des Dramas, ſondern auch jede andere ab, und er wird Mühe haben, ſie jemals zu verſöhnen.

---

*) Daß Sokrates ſieben und zwanzig Jahre vor ſeinem Tode noch bei weitem nicht der Mann war, als welcher er uns, mit dem Giftbecher in der Hand, erſcheint, iſt längſt ausgemacht, und wir dürfen annehmen, daß er in jener frühern Zeit, als Ariſtophanes ihn auf die Bühne brachte, ſich allerdings zur Schwärmerei, und, um derſelben aufzuhelfen, auch zur Sophiſterei hinneigte. Indeſſen war doch ſeine Geſinnung ohne Zweifel rein, und er hätte, dünkt mich, eine ganz andere Satyre verdient, als die ihm A. zu Theil werden ließ. Um dieſen Dichter deshalb rein zu genießen, thut man wohl, den Namen Sokrates in irgend einen andern zu verwandeln, der die atheiſtiſch rechthaberiſche Sophiſterei repräſentiren mag.

Haben wir nun vorher kaum den Wunſch gewagt, den größten Genius Shakſpeare mit unſerm zwar ſehr löblichen, doch ſehr einſeitigen und begränzten Hans Sachs zu vergleichen, ſo dürfen wir eine Parallele zwiſchen ihm und dem größten Luſtſpieldichter der Griechen als beſonders lehrreich anrathen. In jedem Falle werden wir zu dem Ergebniß gelangen, daß er ſelbſt im Lear milder war als Ariſtophanes in den Wolken, und dies Reſultat möchte ſich auch wohl überall finden.

VI.

Zu Romeo und Julie.

(S. Theil 1, S. 223 ff.)

§. 1.

Mit gutem Verſtand und mäßigem Gefühl läßt ſich über Manches in der Welt, ſo wie auch über viele Dramen ein ziemliches Urtheil fällen; hier aber langt man damit nicht aus: man muß die Liebe kennen, und lieben können, um es rein aufzunehmen. Ähnliches äußerte ich bereits früher; ich glaube jedoch die Bemerkung von neuem einſchärfen zu müſſen, weil ſich ſeitdem manche Mißverſtändniſſe, die größtentheils durch jenen Satz aufgehoben werden können, gezeigt haben. Mit einem Schattenbild der Liebe und mit einem halben Vermögen, einigermaßen zu lieben, iſt es hier nicht abgethan, und wenn man ſo ſpärlich ausgerüſtet ſich Julien nahet, ſo kann man leicht in ein ſchulmeiſterliches Verhältniß zu ihr gerathen, das den Genuß nothwendig ſtört. Im Ganzen darf man den Deutſchen nachrühmen, daß ſie ſich auf die Liebe ziemlich verſtehen, und daß ſelbſt in ihren Dichtern vom zweiten und dritten Range die Schilderungen und Scenen der Liebe die beſten oder doch leidlichſten ſind, um die uns mancher glänzende Engländer und Franzoſe beneiden könnte. Aber für Romeo genügen dieſe Anlagen nicht. Da wir ferner größtentheils nur eine nationelle Liebe kennen, die intenſive, ſchmachtende, mehr duldende als handelnde, ſo paſſen wir nicht recht auf den Markt von Verona, auch nicht auf die Redoute des alten Capulet, ſollten wir auch, wie ſehr zu hoffen iſt, die Nachtigall und Lerche der lauen Sommernacht ganz mitempfinden können.

§. 2.

Wir ſind ferner ſo glücklich gewöhnt an ein durchaus redliches und offenes Betragen der Kinder gegen ihre Ältern, daß wir bei manchem Worte Juliens den Kopf ſchütteln; und da wir nächſtdem, wie geſagt, unſere Kraft im Dulden ſehr geübt haben, ſo will uns der ungeduldige Romeo nicht ganz zuſagen. Wir haben viel Ähnlichkeit mit dem Pater Lorenzo, wir meinen es gut und möchten gern Alles zum Beſten kehren, verſparen die Strafpredigt für die ſchöne Julia auf eine gelegene Zeit und ſind einſtweilen gegen ſie überaus artig und hülfreich; aber Romeo, der Mann, muß von uns das Wort hören:

„Nun ſeh' ich wohl: Wahnſinnige ſind taub!“

und ſeine herrliche Antwort:

„Wär's anders möglich, ſind doch Weiſe blind!“

ſo wie die unſchätzbare allgemeine Erwiderung:

„Du kannſt von dem, was Du nicht fühlſt, nicht reden.“

will uns nicht recht zu Sinne, ja wir werden darüber empfindlich. Wir haben ja ſo ein gutes redliches Gefühl, und nicht bloß in Worten; wir haben es gezeigt, daß wir ihn gern glücklich machen möchten, und doch ſollen wir nicht mitreden können über ſeine Empfindung und ſeine Schmerzen! Und nun vollends unſere Weisheit! die iſt uns viel zu lieb und auch viel zu ſchwer geworden, als daß wir jemals zugeben könnten, ſie ſey auch nur in einem einzigen Punkte blind! Hörte Romeo uns nur mit der gehörigen Aufmerkſamkeit an, ſo würde uns gewiß gelingen, ihm der Trübſal ſüße Milch einzuflößen. Sind wir doch ſchon um ſeinetwillen von der Höhe reiner Speculation, die von gar keiner Trübſalsmilch etwas weiß, herabgeſtiegen, und wollen aus Erbarmen nur etwa Generaliſch treffend verfahren; aber auch dagegen widerſetzt ſich der Starrſinnige und erklärt ſogar, die Philoſophie ſey hängenswerth, wenn ſie nicht eine Julie ſchaffen könne. Hier zeigt er ſich als einen vollendeten Antiphiloſophen, mit dem wir gar nichts anzufangen wiſſen, weil er ſelbſt mit den erſten Paragraphen der Kantiſchen Kritik nicht vertraut iſt.

§. 3

Ferner ſind wir auch außerordentlich loyale Bürger, und wenn uns der Prinz verbannte, ſo würden wir das freilich ſchmerzlich empfinden, uns aber doch in Acht nehmen, mit irgend einem lauten Worte uns gegen ſeine Hoheit zu verſündigen, da dieſelbe ohnehin nur ein mildes Urtheil gefällt hat. Wir erkennen mit Lorenzo, daß die Welt „groß und weit“ iſt, und begreifen gar nicht, wie Romeo behaupten kann, ſie ſey nirgends außer dieſen Mauern. Dann werden auch wir empfindlich und rufen: „O ſchwere Sünd’, o undankbarer Trotz!“ Daran kehrt ſich aber Romeo abermals nicht, ſondern in ſchmerzlicher Begeiſterung meint er, nur da ſey der Himmel, wo Julie lebt, und jeder „Hund und Katze und kleine Maus“ lebe hier im Himmel, denn ſie dürfe Juliens Antlitz ſehen, was der glühende Jüngling nicht darf. Selbſt die „Fliegen“ beneidet er, denn ſie dürfen das Wunderwerk der weißen Hand berühren und Himmelswonne ihren Lippen rauben u. ſ. w.

Könnten wir und der Pater Lorenzo uns nur entſchließen, uns in Romeo’s oder auch nur in unſer eigenes tieferes, doch oft zum Schweigen gebrachtes Gefühl zu tauchen, ſo würden wir bald erfahren, daß der unglückliche Jüngling vollkommen Recht habe, wenn er Verbannung Tod nennt oder einer Hinrichtung mit goldenem Beil vergleicht, denn für die Liebe giebt es nur dann eine Zukunft und eine Hoffnung, wenn die Gegenwart ihr Eigenthum iſt und die Nähe der Geliebten dem Herzen Sicherheit gewährt. Iſt aber die Gegenwart ohne die Geliebte, dann geht in dem Schmerz der Entbehrung ſelbſt die Vergangenheit und Zukunft unter, und an die Öde und Leere des Augenblicks iſt keine Freude anzuknüpfen, weshalb auch alle Dichter aller Zeiten und aller Völker, wenn ſie die Liebe kannten, das

Scheiden als den höchſten Schmerz der Erde betrachteten, und die, zu denen ſie ſangen, betrachteten es eben ſo. — Der Pater Lorenzo verdient Entſchuldigung, wenn er ſich auf dieſe Gefühle nicht einläßt, da ſie ihm in ſeinem Stande gefährlich werden könnten; wenn wir aber mit ihm ausrufen: „Du kindiſch-blöder Mann“ u. ſ. w., ſo folgen wir nur einer gewiſſen mechaniſchen Lebensklugheit, die freilich ſchnell genug mit dem Satze fertig iſt, daß der Tod doch viel tauſendmal ſchlimmer ſey als Verbannung. Verona zu verlaſſen und einige Zeit in Mantua zu leben, iſt ja ſo ſehr ſchwer nicht. Anfangs wohl; aber die Zeit lindert ja Alles, und wir können allenfalls unſern Schmerz in Gedichten aushauchen, von denen in beſſern Zeiten eine Auswahl gedruckt werden mag. Zwar iſt der Prinz ſtreng, und die unaufhörlichen Zwiſtigkeiten der Häuſer Capulet und Montague haben ihn jetzt wirklich erbittert, allein auch dies Gefühl mildert die Zeit, und dann werden die Fürbitten ſo vieler vornehmen Freunde, die den trefflichen Jüngling zurückverlangen, höhern Orts ſchon Eingang finden.

§. 4.

Man vergißt bei dieſem vernünftigen Raiſonnement nur den einzigen Umſtand, daß Romeo, weil er Romeo iſt und liebt, nicht alſo reflectiren kann, und daß jede Hoffnung auf die lindernde Kraft der Zeit in der Bruſt des Leidenden ſelbſt deutlich zeigt, daß ſeine Leiden bereits gelindert ſind, daß die Liebe ſchon kühler geworden u. ſ. w., wovon aber bei Romeo gar nicht die Rede ſeyn kann.

So wäre denn alſo deutlich gezeigt worden, daß ſelbſt Lorenzo, der doch ſo viel mit Aufopferung und Gefahr für die Liebenden gethan hat und beide herzlich liebt, dennoch ihre Liebe nicht verſteht, weßhalb er auch, wenn wir ihn uns als Zuſchauer im Parterre denken, noch weniger das ganze Stück begreifen würde. Dieſer Mann aber hat, wie geſagt, recht viel von einem wohlgeſinnten vernünftigen Deutſchen, der auch die Liebe im Allgemeinen gelten läßt; nur freilich von ihren Thränen, Flammen, Witz, Verzweiflung u. ſ. w. nichts wiſſen will.

§. 5.

Man ſieht, ich komme immer auf die Hauptſache zurück, und dieſe lautet: Weißt Du, was Liebe iſt, durch dein eigenes Herz; nicht bloß aus Büchern, und vermagſt Du ſelbſt völlig zu lieben, verſtehſt Du die Süßigkeit der lauen Sommernacht, ahneſt Du die Sprache der Nachtigall und Lerche, was in den Zweigen des Granatbaums flüſtert, was das Schlafen der Blumen und das Wehen des Hains bedeutet, ſo wirſt Du Dich auch ohne allen Zweifel mit dieſem tragiſchen Triumph- und Leidgeſange der Liebe innig befreunden, und er wird Dir, mit jedem neuen Blicke in dieſe unerſchöpflich reiche Welt, immer theurer werden. Er wird ſich — man verſtatte die Wiederholung eines meiner Lieblingsausdrücke — von dem Papier und den Lettern völlig ablöſen, und zu einem ſchönen Genius mit träumeriſch-ſelig-ſchmerzlichem Blick umgewandelt, Dein treuer tröſtlicher Gefährte werden. Steht es aber nicht alſo mit Dir, ſo kannſt Du zwar, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein höchſt achtungswerther verſtändiger Mann ſeyn, aber von dieſem Romeogedicht halte Dich fern. Es hat Dir nichts zu ſagen, und Du ihm nichts. Was iſt Dir Julie, und was biſt Du Julien?

Lieſeſt Du es dennoch, und willſt es gar recenſiren, ſo ſpinnſt Du nur Herzeleid Dir. Du wirſt nicht aus dem Hofmeiſtern herauskommen, und vielleicht gar ſo grämlich werden wie Samuel Johnſon, der ſich über Juliens Ungehorſam und Heuchelei ordentlich abärgert, und ſeinen Abſcheu vor der Ziererei und dem falſchen Witz in manchen Dialogen und Monologen ſattſam verdrießlich an den Tag legt. Laſſen wir ihn und ſeine deutſchen Nachfolger gewähren: ſie wiſſen nicht, was die Zunge ſpricht, und wir wollen ihnen deshalb die Sünde nicht behalten.

Erfreulich iſt dagegen zu bemerken, daß das unſchätzbare Werk bei der theatraliſchen Darſtellung in einer dem Urtext genäherten Geſtalt ſchon ſeit mehreren Jahren der ausgezeichnetſten Liebe des Berliner Publikums genießt: eine bekannte Nachricht, die ich aber beſonders gern wiederhole, da das gute Beiſpiel der Hauptſtadt nicht ohne wohlthätige Folgen bleiben kann und auch ſchon jetzt nicht geblieben iſt.

VII.

Zu Viel Lärm um nichts.

(S. Theil 1. S. 256 ff.)

§. 1.

Die mächtig anziehende Kraft dieſes Stücks, wie ſie einſt Yorik-Sterne empfand, verſpürt wohl Jeder, der es wahrhaft zu leſen im Stande iſt, und es erſcheint uns immer nicht bloß neu, ſondern ſtets neuer. Es hat zwar nicht die Unſchuld, den Farbenglanz und den aus dem Innerſten der Situation ſelbſt hervorgehenden Witz von „Was ihr wollt,“ nicht den heitern Tiefſinn, die rührende Liebesfülle und den reinen Frühlingszauber von „Wie es Euch gefällt,“ aber es überſtrahlt „die Irrungen“ und ſelbſt die „Zähmung einer Widerſpenſtigen,“ denn es iſt durchgebildeter und reicher an Ironie. Dieſe letzte iſt von einer ſo neuen, durchgreifenden Weiſe, daß ich kein früheres Stück zu nennen wüßte, das dieſe Bahn auch nur verſucht hätte. Es iſt, als habe der Dichter ſämmtliche Perſonen des Stücks, die Zuſchauer und ſich ſelbſt ununterbrochen zum Beſten; aber es geſchieht dies mit ſo viel Grazie und Harmloſigkeit, daß niemand deshalb zum Zürnen gelangen kann.

Es iſt bereits erwähnt worden, daß die hochgebildeten und zarten Leute im Stück ſich durch einen ziemlich plumpen Betrug unverantwortlich täuſchen laſſen, denn da ſie ſich nur auf das Feine und Witzige verſtehen, ſo wiſſen ſie nicht die gröbern Schlingen zu vermeiden. Der Wolf, der hier ſo feindſelig in ihre Friedens- und Freudenwohnung einbricht, hat ſich ſelbſt offen genug als einen Wolf verkündet. Sie haben aber nicht die mindeſten Maaßregeln gegen ihn genommen, ſondern ſich begnügt, ihr Mißfallen an dergleichen Wolfsnaturen auf eine ſinnreiche Weiſe zu erkennen zu geben, wodurch der Widerſacher nur noch mehr erbittert worden iſt. Als nun die Mine wirklich ſpringt, fällt es den klugen Leuten kaum ein, ſich nach dem wahrſcheinlichen Urheber umzuſehen, und um nur nicht das Naheliegende zu erfaſſen, verſuchen ſie lieber das Unglaublichſte zu glauben.

§. 2.

Der Vater, die Muhme, der Freund, der Geliebte, haben ſeit einer Reihe von Jahren in Hero's Gemüth nichts als Liebes und Gutes, ja ausgezeichnet Vortreffliches deutlich geſehen und erkannt, dennoch fangen ſie faſt alle augenblicklich an, ihre Tugend zu bezweifeln, während ſchon die Größe des Verbrechens, das nur eine vollendet ſchamloſe Heuchlerin verüben könnte, ſie augenblicklich belehren ſollte, es könne unmöglich von einer Hero begangen ſeyn. Es iſt wahr, Beatrice ſelbſt glaubt nicht an die Schuld ihrer Muhme, aber ſie begnügt ſich mit dieſem Nichtglauben, und ihr Witz reicht nicht hin, die Intrigue zu durchſchauen. Auch dieſes geiſtreiche Mädchen iſt nur geiſtreich, wenn Alles umher ſich in den gewohnten friedlichen, angenehmen und gebildeten Formen bewegt; ſind dieſe aber geſtört, ſo hat auch ſie das Gleichgewicht verloren. Da ſie überzeugt iſt, daß Hero nicht alſo geſündigt haben könne, wie man ſie beſchuldigt, und daß mithin der ganze Lärmen durch einen Betrug veranlaßt worden ſeyn müſſe, ſo ſollte ſie doch billig zuerſt den Urheber deſſelben herauszubringen ſuchen, ſtatt deſſen aber beſchäftigt ſie ſich mit Racheplanen und trägt ſogar mit dürren Worten dem Benedict auf, Claudio zu tödten. Überhaupt verzehren ſich jetzt alle dieſe gebildeten Leute in unnützem Gram, und ganz beſonders der alte Vater, den ſelbſt der liebevollſte Bruder nicht tröſten kann. Wir würden mit ihm das größeſte Mitleiden haben, und haben es auch, ſo bald wir ihm verzeihen mögen, daß er ſo unendlich verblendet iſt. Da aber bei lebhaften Menſchen der Kummer nicht lange unthätig zu ſeyn vermag, ſo fängt man auch bald an gegen einander feindlich aufzutreten. Indeſſen geſchieht es begreiflicherweiſe nur mit Unſicherheit und Verworrenheit, und es kommt zu nichts als zu wehmüthig trüben oder witzig bittern Worten. Der Vater iſt oft ganz in der Nähe der Tragödie, und ſelbſt die Kirche deutet auf eine ſolche hin; aber der Zuſchauer bleibt ſtets im Mittelpunkt des Luſtſpiels und wiederholt ſich unwillkürlich den Titel des ganzen Stücks, der alle höhere tragiſche Empfindung ablehnt.

§. 3.

Der Mönch iſt bei weitem klüger als die andern Herren, denn obwohl ihm Hero vielleicht am wenigſten bekannt iſt, ſo glaubt er dennoch als guter Menſchenbeobachter an ihre Unſchuld. Die Sorgfalt, mit der er die gekränkte Jungfrau den Blicken der Menſchen entzieht, iſt ohne Zweifel löblich, denn eine ſo beleidigte Unſchuld ſoll billig mit ſiebenfachem Schleier verhüllt werden, um erſt dann wieder aufzutreten, wenn alles im Klaren iſt. Er ähnelt in dieſer liebevollen, aber viel zu weit gehenden Geſchäftigkeit andern Shakſpeariſchen Mönchen, die ſich gleichfalls mit gutem Willen und guter Abſicht in Familienangelegenheiten miſchen, aber auch er möchte gar zu gern in die Tragödie hinüberſpielen, und wird deshalb, wie billig, nicht minder als die andern Perſonen von dem Luſtſpieldichter in den Brennpunkt der Ironie geſtellt. Davor ſchützt — möge der unſchuldige Gedanke nicht misverſtanden werden — im Gebiet der Komödie ſelbſt eine ſehr löbliche Geſinnung nicht, denn ſie, die Komödie, hat es nur mit dem ſcharfen Verſtande zu thun. An dieſem fehlt es auch dem Mönch nicht, er arbeitet aber, wie etwa die edle Hofdame im „Wintermärchen," auf die Rührung hin, indem er Hero für todt ausgiebt, und den Claudio, der wegen ſeiner Leichtgläubigkeit ſtrengere Strafe verdient hätte, in der nächtlichen Stille der Kirche ein tragiſches Gedicht ſingen läßt. Alles das iſt für den Leſer höchſt ergötzlich; der Mönch aber will ohne Zweifel, es ſoll auch rühren, was der Dichter jedoch verbietet, indem er uns, wie geſagt, das „Much ado“ u. ſ. w. niemals vergeſſen läßt.

Überhaupt ſcheint alles, was dieſe ſinnreichen Leute in guten Tagen ſprechen, vortrefflich; was ſie in bedrängten Umſtänden reden, iſt ſchon mit Schlimmem gemiſcht; was ſie aber vollends thun, iſt theils zweckwidrig und unnütz, theils unſittlich. Deshalb müſſen denn auch — wie bereits in dem erſten Aufſatze über das Stück genau auseinandergeſetzt worden iſt — die unſcheinbarſten trefflichſten Schwachköpfe, die eben in ihrer Plattheit die platte Liſt entdecken können, das Beſte thun und die verwickelten Fäden auseinanderlöſen.

§. 4.

Man könnte ſogar noch weiter gehen und behaupten, daß ſelbſt die harmlos witzige Geſchäftigkeit des Prinzen, des Leonato u. ſ. w., mit der ſie die noch weit witzigern Benedict und Beatrice in einander verliebt zu machen ſtreben, völlig überflüſſig ſey, denn dieſe glänzenden Hauptperſonen des Stücks leben bereits in der entſchiedenſten gegenſeitigen Neigung, die ſich hier nur in andern Formen als gewöhnlich darſtellt. Beatrice hat ſich ſtets mit Benedict, und Benedict ſtets mit Beatricen beſchäftigt, freilich nur neckend und ſpöttiſch, allein die Liebe hat ein ganz anderes Wörterbuch als die gewöhnlichen Menſchen, und es bedarf wieder der Liebe, um ihre Sprache commentiren zu können. So dürfte man nur die beiden jungen Leute gewähren laſſen; ſie würden, da ſie ſich längſt gefunden haben, auch bald zu der Einſicht gelangen, daß dem ſo ſey, und das Glück der Liebe würde ihnen dann wie eine reife, ſchöne Frucht in die Hand fallen. Die ſinnreichen Herren und Damen aber, welche die Liebenden umgeben, haben nun einmal viel Muße, und da iſt es begreiflich, daß ſie ſich zu ihrem eigenen und unſerem Ergötzen mit den Liebesgeheimniſſen Anderer beſchäftigen und die artigſten Intriguen ſpielen, die alle völlig unnöthig ſind.

So intereſſanten Leuten kommt indeſſen nicht bloß Dogberry, Verges und die Wache zu Hülfe, ſondern der Zufall ſelbſt, denn der Urheber alles Unheils, des Prinzen Baſtard-Bruder Don Juan, wird am Schluſſe des Stücks eingeholt, und man kann ihn nunmehr mit leichter Mühe ſtrafen und unſchädlich machen.

§. 5.

Wird man aber das wirklich thun? Die Frage ſcheint wunderlich, iſt es aber nicht. Der Bote, der die Nachricht bringt, wendet ſich wie billig an den Prinzen, deſſen Bruder gefangen genommen worden iſt, und es wäre billig, daß dieſer darauf etwas erwiederte. Dazu läßt es aber der übermüthige Benedict nicht kommen, ſondern antwortet ſtatt des eigentlichen Oberherrn, vor Morgen ſolle Niemand an Don Juan denken. Jetzt will man vergnügt ſeyn und tanzen, und hat keineswegs Luſt ſich mit armen Sündern zu beſchäftigen. Wird man aber morgen Luſt haben? oder übermorgen? Ich zweifle. Dem harmoniſch gebildeten Menſchen erſcheint die Bosheit und Tücke gewöhnlich als ein bloßer widerwärtiger Wahnwitz, und iſt dem Sünder vollends alles mißlungen, ſo beſchäftigt man ſich nicht gern mehr mit der Frage, wie er wohl zu beſtrafen ſey. Ich fürchte ſehr, man werde ſich begnügen, dem eben ſo unſittlichen als unangenehmen Manne einige bittere und witzige Bemerkungen über ſeine Verächtlichkeit mitzutheilen und ihn dann laufen zu laſſen. In dieſem Punkte ſcheinen die ſcharfſinnigen Leute mit dem ſtumpfſinnigen Dogberry einig zu ſeyn, der bekanntlich der Wache erklärt, daß ſie ein Recht habe, jeden Vagabonden in des Prinzen Namen ſtehen zu heißen; will er aber nicht ſtehen, ſo ſoll man ihn ja laufen laſſen und Gott danken, daß man einen heilloſen Geſellen losgeworden iſt. Was dann der Baſtard von neuem beginnen werde, ſteht dahin und könnte allenfalls ein neues Drama veranlaſſen, das jedoch hoffentlich wieder als Luſtſpiel enden wird.

§. 6.

Kehren wir noch einmal zu Benedict und Beatrice zurück, denen ſelbſt die grämlichſten Kritiker das Zeugniß ausgeſtellt haben, ſie ſeyen wirklich witzig, ſo geben ſie uns noch zu einer Bemerkung Anlaß. Es iſt ein ſehr bedenkliches Glück, wenn der witzige und geſellige Menſch als ſolcher beſonders berühmt geworden iſt; man könnte es wohl gar ein Unglück nennen. Man lauert auf ſeine ſinnvollen Exploſionen, und unterdrückt ſie eben dadurch; ja, man kann ihm zuletzt den ganzen Witz verleiden. Iſt er vollends eitel und freut ſich jener

Berühmtheit, ſo iſt es wenigſtens mit dem beſten Theile ſeines Witzes vorüber. Ein ſelbſtgefälliges, für epigrammatiſch gehaltenes Lächeln wird ſtehend auf ſeinem Geſicht, und er legt ſich wohl gar am Ende auf das Witzmachen, bei welchem bloßen Gedanken uns ſchon ein nicht kleiner Schauder ergreift. Bleiben aber auch die eben genannten Übelſtände alle aus; einer kann ſchwerlich ausbleiben: der witzige Kopf, der lediglich als ſolcher berühmt iſt, wird bald den mit jeder Woche und jedem Tage unbilliger werdenden Anforderungen nicht mehr genügen können; man wird ſeiner Ankunft in jeder Geſellſchaft mit Eifer und Neugier entgegenſehen, und brenne er dann auch noch ſo viele Witzesfeuerwerke ab, und ſpiele ſein Humor in allen Farben des Regenbogens; die Menſchen in der Regel, die bekanntlich ohnehin nicht gern lieben und loben, werden beim Nachhauſegehen ſagen: „ſo was Beſonderes iſt es doch auch nicht."

Ich bin überzeugt, daß Shakſpeare dies alles gar wohl gewußt; und dennoch hat er gewagt ſeine beiden Liebenden von vorn herein als ſehr witzig zu verkünden. Er iſt ſich hier ſeines unermeßlichen Reichthums ſo bewußt geweſen, daß er dies höchſte Wageſtück unternommen und glücklich durchgeführt hat. Das ganze Verhältniß der beiden in Witz kämpfenden Perſonen iſt ſo erfreulich geiſtreich gehalten, daß wir es ſogar gern ſehen, wenn wir, wie hier geſchieht, gleich anfangs ausdrücklich darauf aufmerkſam gemacht werden.

VIII.

Zu Othello.

§. 1.

Da das herkömmliche, ſeit beinah zweihundert Jahren ſanctionirte Urtheil dieſem Schauſpiele, wenn nicht den erſten, doch den zweiten Platz unter allen Shakſpeareſchen Stücken anweiſt, ſo mußte ich bei einer Anſicht, welche in mehrfacher Beziehung davon abweicht, auf Widerſpruch gefaßt ſeyn. Dieſer iſt jedoch entweder ausgeblieben oder doch nicht zu meiner Kenntniß gekommen, was mir wegen der Wichtigkeit der Sache leid thut, da durch einen redlichen Streit nur gegenſeitiger Gewinn erfolgen könnte.

Dagegen iſt mir hie und da Billigung im Allgemeinen zugeſichert worden, was mich ohne Zweifel erfreut, und noch mehr erfreuen würde, wenn man dabei ins Detail gegangen wäre. Ich wünſchte deshalb die Sache von neuem anzuregen, und inſonderheit die Bemerkungen über Eiferſucht und deren dramatiſche Behandlung der Prüfung zu empfehlen. Dieſe Leidenſchaft iſt für eine Unzahl von Dichtern aller Nationen beinah zur fixen Idee geworden, wobei wir Deutſchen, bei allem Reichthum an Stücken, die dieſen Gegenſtand behandeln, uns doch ein wenig arm ausnehmen. Nehmen wir die Sache rein menſchlich und ernſthaft ſittlich, ſo können wir uns leicht darüber tröſten. Uns kleidet nichts beſſer als ruhige Prüfung, ehe wir in der Liebe vertrauen, ſo wie nach der Prüfung Unerſchütterlichkeit im Vertrauen. Wird nun dieſer ſchöne Glaube dennoch verletzt oder auch nur auf Momente in der Phantaſie angegriffen, ſo entſtehen daraus ſo tiefe und zugleich ſo feine Schmerzen, daß wir, wenn uns das Vermögen geworden iſt, ſie poetiſch auszuſprechen, wohl thun werden, ſie dem lyriſchen und elegiſchen Gedicht oder dem Roman anzuvertrauen; und hier iſt uns auch Vortreffliches gelungen. Erinnern wir uns z. B. an Alexis und Dora, eine Elegie voll unvergleichlicher Feinſinnigkeit und Tiefe, der aber auch ein dramatiſches Leben beiwohnt. Dieſes ſpricht ſich jedoch in einer einzigen Scene oder einzigem Monologe, bei dem der Dichter hülfreich mitredet, zur Genüge aus. Mehr oder weniger würde ſchaden, weich und ſchwach verhallen oder durch Unmaaß verletzend überwältigen, denn nicht umſonſt hat der Dichter ſo raſch, aber auch ſo ſinnig geſchloſſen:

Nun, ihr Muſen, genug! vergeblich ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Luſt wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnt ihr die Wunden zwar nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

§. 2.

Nicht minder ergreiſend iſt die erſte Anwandlung von Eiferſucht im „Siebenkäs," bei der Zeichnung von Lenettens Schattenriß. Sie fliegt wie ein dunkler Wolkenſchatten, der plötzlich ein Furienantlitz annimmt, vorüber, und wirkt gerade durch ihre Raſchheit. An ähnlichen Scenen ſind wir nicht arm, aber im Drama legen wir meiſtens dieſe ſchöne Originalität ab und behandeln die Sache mehr nach herkömmlicher, von außen her entlehnter Sitte. Da wir ſelbſt größtentheils nicht eiferſüchtig ſind und unſer liebevolles Vertrauen uns ſtets aufrecht hält, ſo können wir es im *Genuß* der Luſtſpieleiferſucht weit bringen; für die Tragödieneiferſucht ſind wir aber faſt zu ſtrenge Prüfer.

Nur Othello hat vollkommene Urſache zur Eiferſucht, nicht als hätte er jemals in ſeinem Mistrauen gegen Desdemonen Recht, ſondern weil er überhaupt Unrecht hatte ſie zur Gattin zu wählen, da er ihrer unwürdig iſt. Unwürdig aber iſt Jeder der Liebe, der ihrer nicht rein und gleichmäßig *regſam* und *ruhig* zu genießen verſteht. Dagegen könnte man von Desdemonen ſagen, ſie habe ein vollkommenes Recht unglücklich zu ſeyn, weil ſie einen Irrthum in der Liebe begangen hat, den die Natur nie verzeiht. Der Dichter ſelbſt hat das alles nicht bloß gefühlt und gewußt, ſondern auch mit zauberiſcher Gewalt zur Anſchauung gebracht; das heißt: nicht mit dürren Worten, ſondern durch die wunderbare Verleihung der Prophetengabe für den Zuſchauer. — Kaum hat der alte Vater die Tochter, in der er bis jetzt ſein einziges Glück fand, mit gebrochenem Herzen aufgegeben, da ſie ihm nunmehr in ihrer unſeligen Liebe unbegreiflich und wie ein fremdes unheimliches Weſen erſcheint, kaum hat er jene kalten furchtbaren Worte ausgeſprochen: „Habe ein wachſames Auge auf ſie, Mohr,“ u. ſ. w., ſo ahnen wir, das könne nicht ohne tiefe Bedeutung ſeyn. Kaum ſehen wir dann die beiden Liebenden allein, ſo überfällt uns ein leiſer tragiſcher Schauder, der mit jeder Scene wächſt. Wie glücklich, wie entzückt ſich Othello auch zeigen möge, wir ahnen ſogleich, er werde nie rein heiter ſeyn können; ſeine Hände ſind Feuerflammen, ſeine Blicke Blitzſtrahlen, ſein Athem verſengt; die Geliebte aber iſt eine Taube, die ein grauſamer und wüthender Eros — es giebt ja auch einen ſolchen — als blutiges Opfer für ſeinen Altar ſich erleſen hat. Sie kann ſich nicht wehren, und will es auch nicht; ſie kann nur leiden und ſterben.

§. 3.

Wenn Schlegel ſagt: „Othello leide wie ein doppelter Menſch,“ ſo hat er nicht bloß Recht, ſondern noch zu wenig geſagt. Er leidet in unendlich mannigfaltiger Hinſicht, denn ſein Weſen beſteht eben aus einzelnen Strahlen und einzelnen Dunkelheiten. Er leidet, könnte man ſagen, als afrikaniſcher Prinz, als Feldherr, als Bürger, als mühſam gebildeter und natürlich roher und wilder Menſch; vor allen aber im Mittelpunkt ſeines Herzens, das eben ſo heiß haſſen als heiß lieben kann.

Er leidet als ein ungeläutert aufflammender Hercules, der den Lychas zerſtörend fortſchleudert; doch iſt er (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) Hercules und Lychas in Einer Perſon, und keine Götterverklärung erwartet ihn.

Desdemona's Leiden ſind noch tiefer als Cordeliens, die doch zu handeln verſuchen konnte und auch wirklich herrlich verſuchte. Sie vermag doch den Vater zu verſöhnen und unter dem Auge des Verklärten zu ſterben. Was aber irgend die Duldkraft Schönes und Rührendes haben kann, iſt von dem Dichter auch Desdemonen zuertheilt. Ihre Worte ſind wie die Töne der Harmonika, und löſen ſich in Geſang auf, wie auch Ophelia ſingend in den Fluthen untergeht.

Auch hier hat ſich Shakſpeare in ſeiner ganzen Kenntniß und Liebe für die Muſik gezeigt. Frauen wie Cordelia und Desdemona ſind immer rein muſikaliſch, ihre Stimme kann nie anders ſeyn als ſanft und lieblich, und vielleicht nie ſanfter und lieblicher als in der Stunde der Begeiſterung. In der letzten Scene des Lear, wo bereits eine ganze Welt vor unſern Augen untergegangen iſt und unſere Mitempfindung kaum mehr folgen kann, bereitet uns der Dichter noch eine ſüße ſanfte Rührung, indem er den König, der bereits der Erde zu entſchweben ſcheint, von ſeinem todten Lieblinge ſagen läßt: „Ach, ihre Stimme war immer ſanft und ſchön und lieblich; ein herrliches Ding für Frauen!“

Her voice was ever soft,
Gentle and low; an excellent thing in woman.

§. 4.

Daſſelbe erkennt auch Othello; nachdem er ſchon längſt alles innere Gleichgewicht verloren hat und ſeine ganze Liebe und Phantaſie vergiftet iſt, nennt er ſie doch noch ein zartes, ſchönes, liebliches Weſen, „die ganze Welt hatte kein ſüßeres Geſchöpf als ſie. Wie führte ſie die Nadel ſo kunſtreich zart! welch eine bewundrungswürdige Tonkünſtlerin! o ſie hätte die Wildheit aus einem Bären herausſingen können!“ **So delicate with her needle! — An admirable musician! O, she will sing the savageness out of a bear!** — Der Leſer folgt ihm mit tiefer Rührung in dieſem Schmerze und fühlt ganz, welch’ ein Weſen hier geopfert wird. Auch zeigt der Dichter beſondere Einſicht in den Zauber der Muſik, indem er gerade dem Mohren ſelbſt auch das kleinſte Vermögen, ſie auszuüben, verſagt hat. Othello kann die Muſik nur lieben, ſehr heftig oder ſehr wehmüthig, aber das Inſtrument, das ſie ertönen läßt, wird in ſeiner rauhen Hand zerbrechen. Auch hier leidet er doppelt und dreifach, denn auf den höheren Stufen ſeines Schmerzens hat er nur einzelne gräßliche Worte und keine wohltönende Rede mehr. Der Schaum tritt ihm auf die Lippen, er fällt in Ohnmacht, und als endlich Jago’s ganzer Betrug und ſein eigenes Verbrechen ſich vor ihm enthüllen, hat er nur einzelnen Schmerzensſchrei und Ausrufungen der Wuth gegen den Verführer und gegen ſich ſelbſt. — Die Sprache und ihre Form iſt niemals etwas Willkürliches, und wir dürſen kühn behaupten, es ſpreche in der Regel jeder Menſch grade ſo gut und ſo ſchlecht, als ſeine ſittlich äſthetiſche Bildung werth iſt. Othello konnte einſt wirkſam und gut erzählen, als er noch rein war; — jetzt aber in der Leidenſchaft hat er nur ſtille Schmerzen, oder Donnertöne, oder Seufzer.

§. 5.

Über Jago iſt kaum noch etwas hinzuzuſetzen, außer eine im Allgemeinen wichtige Bemerkung. Er iſt ohne Zweifel klüger als ſeine Umgebung, und es muß dieſe Klugheit doppelt wirken, da er ſie hinter bequemem Witz und ungenirter Rohheit zu verbergen weiß, weshalb die unbefangenen Leute, die dergleichen Verſtellung am wenigſten kennen, ihn für nichts weniger als gefährlich halten. Indeſſen wie klug er auch ſey: gebildet iſt er nicht. Er iſt von den widrigſten Leidenſchaften verzerrt, und es wohnt keine einzige große Idee in ihm; er leidet an einer gewiſſen gräßlichen Langeweile, die er durch Sündigen zu verſcheuchen hofft. Wirklich entſteht dadurch in ihm eine Art von geiſtiger Trunkenheit, die faſt ausſieht wie Behagen, und es ergötzt ihn, eine Menge Menſchen am Faden zu halten *). Wahre

---

*) Es iſt merkwürdig, daß Jago ſich nur ſelten die Mühe giebt, ſich ſonderlich zu verſtellen. Die Menſchen erſcheinen ihm faſt alle ſo abgeſchmackt und dumm, daß es ihm Vergnügen macht, ſie ſelbſt in dem Augenblick, wo er ſie betrügt, noch obendrein rückſichtlos zu verhöhnen. Unvorſichtiger iſt wohl

Geiſtesbildung aber iſt nicht in ihm, und dieſe hat der Dichter allen ſeinen aufgeſtellten Böſewichtern verſagt. Wo Geiſteshelle waltet — ſo ſcheint der Dichter zu urtheilen — kann Bosheit oder Ruchloſigkeit nicht dauern, denn jene müßte zur Erkenntniß der Liebenswürdigkeit der Tugend führen, und es würde einer ſolchen deutlich erkennenden Perſon unmöglich werden, ſich länger noch dem Sittlichguten und Schönen zu widerſetzen. — Verſtandeskraft, Feſtigkeit im Eigenwillen, Stolz, Hochmuth, Witz, beſonders von der ſarkaſtiſchen Art, mannigfaltige Kenntniſſe u. ſ. w. mag der Ruchloſe haben, und muß ſie haben, wenn er in ſeiner Gattung ſich auszeichnen will. Geiſteshelle aber und Gemüthsbildung kann er nie beſitzen, denn in dem Augenblicke, wo er ſie bekäme, würde er aufhören das Schöne und Gute zu bekämpfen.

---

kein Wort als ſein: „ſteck nur brav Geld in den Beutel," aber es macht ihm nun einmal Vergnügen, und ſo wiederholt er es zu ſeiner eigenen Luſt. Dem bornirten Rodrigo gegenüber läßt ſich alles wagen.

IX.

Zu Hamlet.

(S. Theil II, S. 1 ff.)

§. 1.

Es iſt mir der Vorwurf gemacht worden, daß ich in meiner ſehr ausführlichen Kritik über den Hamlet nicht ſelten im Kampfe gegen einige Tieck'ſche Anſichten dennoch den Urheber derſelben nicht genannt habe. Das gute Gewiſſen abgerechnet, kommt mir dabei der Umſtand ſehr zu Hülfe, daß ich ſchon oft gezeigt habe, wie gern ich Tieck's große Talente und Verdienſte auch laut anerkenne, und zwar nicht etwa, wie ſo manche der heutigen Sprecher, ſeit vorgeſtern, ſondern ſeit dreißig Jahren und darüber, in einer Zeit, wo man ihn entweder gar nicht, oder — mit ſehr ſeltenen Ausnahmen — nur tadelnd oder ſchmähend nannte. — Die Grundlinien zu meiner Kritik des Hamlet ſo wie manches einzelne zur Ausführung Gehörige ſind weit früher geſchrieben worden, als Tieck irgend etwas von ſeinen neuern Paradoxien über das Werk mitgetheilt hatte. Bei der letzten Reviſion meines oben angeführten Aufſatzes war allerdings bereits in einigen Journalen manches Fragmentariſche von Tieck, jenes Drama betreffend, erſchienen; allein ich wartete mit Recht auf eine Zuſammenſtellung dieſer Fragmente in einem Werke, das denn auch bekanntlich ſpäter ans Licht trat, ſo daß jetzt jeder ohne Mühe wird ſehen können, wo ich in meinem Aufſatze gegen eine Tieck'ſche Meinung angehe. Ihn damals bei dieſer Gelegenheit nicht zu nennen, ſchien mir Pflicht, denn theils konnte ich mich ja über Äußerungen in Journalen, die man doch nicht immer zuſammen zur Hand haben kann, wenigſtens in einzelnen Ausdrücken irren, theils konnten auch jene früheren Bemerkungen, in dem Zuſammenhange und in der zweiten Auflage revidirt, ganz anders erſcheinen als in der Zeitung, und ſo war es beſſer, bloß im Allgemeinen gegen dieſe neueren Anſichten, in ſo weit ſie mir unhaltbar dünkten, zu kämpfen.

§. 2.

Der Weg, den ich dabei einſchlug, war der einfachſte. Ich ſuchte mich ſelbſt und den Leſer in eine Stimmung zu verſetzen, als exiſtire nichts als das Werk ſelbſt, und von den Commentaren nur die, welche ſich ſo tief in das Gemüth und das Gedächtniß der Leſer und Schauer eingeprägt, daß ſie gewiſſermaßen mit dem Werke zu gleicher Zeit fortleben. Ich that, was ich für das Beſte hielt und noch halte, ich entfernte mich gänzlich von allen den unzähligen Kritikern, denen es ſchon hinlängliche Freude gemacht hat, auf der Hamlet'ſchen

Rennbahn etwas olympiſchen Staub aufzujagen und aufzuſammeln. Vor vierzig, funfzig, ſechzig Jahren mochte das verziehen werden, ja es konnte nützlich ſeyn; jetzt aber galt es ruhige Klarheit, und dieſe konnte nur erreicht werden, wenn man das Stück von neuem, gleichſam als ſey es in der letzten Meſſe erſchienen, Scene für Scene aufrollte, Perſon für Perſon näher ins Auge faßte und jedes Einzelne auf das zu erfaſſende Ganze bezog. Was ich auf dieſem Wege leiſtete, liegt günſtigen und genauen Leſern vor Augen. Es gehört, dünkt mich, zu dem Wichtigſten, was ich in der kritiſchen Reproduction eines Shakſpeare'ſchen Werks erreicht habe.

Allein ich darf dabei nicht ſtehen bleiben, denn jetzt ſind die Anſichten Tieck's über einige der Hauptcharaktere im Hamlet nicht mehr in Zeitungen zerſtreut, ſondern, wie geſagt, von ihm ſelbſt im zweiten Bande ſeiner „dramaturgiſchen Blätter" geſammelt erſchienen, ſo daß nunmehr jede äußere Schwierigkeit wegfällt, ſie im Zuſammenhange aufzufaſſen. Gegen dieſe Tieck'ſche Kritik gilt es alſo den Kampf, einen offenen und redlichen, beſcheidenen und heitern.

§. 3.

Wohl iſt es eine tiefe Nacht, die dieſes Drama umgiebt, oder, wenn man lieber will, die es bildet, ſie kann ſogar troſtlos ſcheinen, und es hat der Leſer Tauſende gegeben, die von einem Maximum der Verzweiflung ſprachen, das hier ſichtbar werde. Betrachten wir jene Nacht aber näher, ſo werden wir die beruhigende Sternenhelle nicht vermiſſen, die der Nacht bedarf, um deſto glänzender zu ſtrahlen. Der Dichter vergißt nicht, überall, wo er es durch irgend eine Perſon im Drama darf, uns milden Troſt zuzuſprechen, oder uns auf das Ganze zu verweiſen, das jene Beruhigung als Kern in ſich tragen muß. Aber auch hier, unter den größtentheils unglücklichen finſteren Geſtalten, die, von Leidenſchaft, Sünde und Schmerz getroffen, vor uns umherwandeln, erheben ſich inſonderheit zwei; — die eine zwar geſpenſtiſch wunderbar, doch für uns nicht ohne Beruhigung leuchtend in die Nacht hinein, die andere taghell, kryſtallklar, einfach, dem lebendigſten Leben angehörend. Es iſt der Geiſt des alten Hamlet und der norwegiſche Prinz Fortinbras. Über den letzten hier kein Wort, denn ich habe früher ausführlich über ihn geſprochen, und Tieck hat, in dem angeführten Aufſatz ſeiner nicht gedacht; doch iſt zu erwarten, daß er die obige Schilderung wird gelten laſſen. Um ſo trüber iſt ſeine Anſicht von jenem alten Dänenkönig, und könnte ſie je ſiegen, ſo iſt das ganze Stück aus ſeinen Angeln gehoben, und aus dem großen, weltgeſchichtlich-allegoriſch-poetiſchen Drama wird ein witzelndes, kalt verzweifelndes Jammerſtück, in dem Niemand Hoffnung hat als eben jener unglückliche Bewohner des Fegfeuers, das doch einen endlichen Ausgang bietet, da es wenigſtens nicht Hölle iſt.

§. 4.

Dieſer alte Hamlet gehört zwar, wie jedem Leſer und Zuſchauer zur Genüge bekannt iſt, der menſchlichen Geſellſchaft, in ſo weit ſie Fleiſch und Blut hat, nicht mehr an, aber er hat die Riegel ſeines Grabes ſprengen dürfen, um von neuem in die Oberwelt einzutreten, er iſt vollkommen menſchlich perſönlich, und ſein Geſchick iſt es, welches die Tragödie bildet.

So iſt er gewiſſermaßen die Hauptperſon des Stücks und verdient es zu ſeyn durch die Großheit ſeiner Individualität, ſo wie durch das Tragiſche ſeines Geſchicks. Nicht alſo aber ſieht ihn Tieck an, denn bei ihm müſſen wir zu unſerer großen Verwunderung leſen: „Der Uſurpator iſt weder ganz ſo verwerflich, noch der hingerichtete (?) König ganz ſo vortrefflich, als ihn der leidenſchaftliche Sohn in jener ungeheuren Scene mit ſeiner Mutter darſtellt.“ (Dramaturgiſche Blätter, Thl. II. S. 65.)

Ich will fürs erſte nur flüchtig erwähnen, daß der Uſurpator ſelbſt wohl ſchwerlich irgend etwas in ſich ſelbſt für nicht verwerflich halten ſollte; wenigſtens hat er ſehr helle Momente, wie z. B. bei dem fruchtlos verſuchten Gebet, in denen er ſeinen durch ihn ſelbſt hervorgebrachten vollſtändigen Jammerzuſtand einſieht. — Er trete indeſſen jetzt noch zurück, um uns Raum zu geben, die Geſtalt ſeines Bruders näher zu betrachten.

Alles, was wir von dieſem Könige erfahren, und zwar aus dem Munde der verſchiedenartigſten Perſonen, läßt ihn uns als den herrlichſten, glanzvollſten und liebenswürdigſten Helden ſehen, als einen recht eigentlich „durch Gottes Gnade“ gegebenen kriegeriſch ſiegreichen König, der, ein Schrecken ſeiner Feinde, der Gegenſtand der feurigſten Liebe ſeines Volkes iſt, ein König, der in vollendeter Rechtmäßigkeit des Thronbeſitzes nach göttlichen und menſchlichen Rechten, doch auch König ſeyn würde, und „wäre auch nichts um ihn als ſein Verdienſt allein.“ Er iſt ein ritterlicher König und ein königlicher Ritter. Daß er in dieſer leuchtenden ſiegreichen Herrlichkeit das ganze dunkle Schauſpiel durchſtrahle: dafür hat der Dichter überall gehandelt, und hätte er es nicht erreicht, ſo würde dem ganzen Stücke das A fehlen, ohne welches kein O iſt. Gleich anfangs in Horatio's erſter Anrede an den Geiſt wird der edlen kriegeriſchen Geſtalt gedacht, worin „die Hoheit des begrabenen Dänemark“ weiland einherging, und damit ſich ein unvertilgbar anziehendes kühnes Bild von ihm unſerer Phantaſie einpräge, fügt Horatio, nach wiedergewonnener Faſſung, beſchreibend hinzu:

Genau ſo war die Rüſtung, die er trug,
Als er ſich mit dem ſtolzen Norweg maß;
So dräut' er einſt, als er in hartem Zweiſprach
Aufs Eis warf den beſchnittenen Polacken.

Alles im Geiſt und Geſchmack des altnordiſchen Helden, der, in der Würde des Königs, doch auch gern als Ritter in Zweikämpfen erſcheint, aber in ſolchen, die die Macht ſeines Reiches vermehren, ein Eroberer im edelſten Styl.

§. 5.

So lange er lebte, hat keiner der Überwundenen gewagt, die durch ſeine Siege abgenöthigten Verträge zu brechen; kaum aber ſchließt er die Augen, ſo ſchöpft der junge Prinz von Norwegen Muth, die läſtigen Verhältniſſe des Friedens durch einen kühnen Krieg wieder aufzuheben, denn der neue Dänenkönig hat nichts, das ihm imponiren könnte. Dieſe Verhandlungen mit Norwegen gehen durch mehrere Acte hindurch, und wenn es nothdürftig zu gelingen ſcheint, die Gefahr noch einmal abzuleiten, ſo iſt dies doch nur — wie geſagt — eine Scheinhülfe, und zwar auf kurze Zeit, durch die Krankheit und Schwäche des alten Fortinbras veranlaßt. Dem jungen Neffen Fortinbras, auf den doch am Ende alles ankommt, wird ein freier Durchzug durch Dänemark nach Polen verſtattet, von wo er, wann es ihm beliebt, zurückkehren kann, um ein kühnes Abenteuer mit einem noch kühnern zu vertauſchen.

So verlieren wir denn nie aus den Augen, daß dieſer Geiſt, den wir jetzt tief leidend und Rache fodernd umherwandeln ſehen, einſt als der höchſte nordiſche Held hellglänzend auf dem nun entweihten Throne ſaß; ſeine Augen Sonnen, ſein Schwert eine Wetterflamme. Aber dieſer Held iſt auch ein liebenswürdiger Menſch, ein Mann im weiteſten Sinne des Worts, voll Liebe gegen ſein Volk, voll Liebe gegen ſeinen Sohn, und — wer hat es jemals ohne die tiefſte Rührung betrachten können? — ſelbſt jetzt noch in der Erkenntniß der gräßlichſten Untreue Gertrudens, ſelbſt jetzt noch in den alle menſchliche Beſchreibung überragenden Qualen des Fegfeuers, dennoch voll zarter Schonung gegen die unwürdige Gattin.

§. 6.

In ſeinen Ruhm ſtimmt alles ein, es iſt, als fühle ſich jetzt das ganze Land verwaiſt, der beſſere Theil iſt rein unglücklich und voll fruchtloſer Sehnſucht nach der ſchönen Vergangenheit, während der große Haufe ſchon in der kurzen Zeit ſeit dem Tode des Fürſten ſich dergeſtalt verſchlimmert hat, daß ſelbſt der Uſurpator Claudius, der ſich auf die Verſchlämmung ſehr wohl verſteht, das Volk als verſchlämmt (muddied) bezeichnet.

Schädlich und trüb', im Wähnen und Vermuthen
Vom Tod des redlichen Polonius.

Die letzte Zeile wird nur durch den Drang der Gegenwart herbeigeführt, denn ſonſt weiß Claudius ſehr wohl, daß man ſich mit viel Schlimmerm beſchäftigt als mit dem Tod eines unbedeutenden alten Hofmannes.

Selbſt der Umſtand iſt höchſt wichtig, daß Hamlet, der ſich ſonſt in Wortreichthum gefällt, da, wo es darauf ankommt, den ganzen Werth ſeines Vaters auszuſprechen, von aller Gleichniß- und Bilderfülle verlaſſen, nur die einzigen Worte hervorzubringen im Stande iſt:

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer ſeines Gleichen ſehn.

Überhaupt darf man ſagen, daß die Liebe für ſeinen Vater das einzige ganz vollendete, durch keine Nebenreflexion und nicht durch den leiſeſten Schatten von Ironie getrübte Gefühl in ihm iſt, was niemand bezweifeln wird, der Zeilen wie die:

„Mein Vater — mich dünkt, ich ſehe meinen Vater“

und ähnliche nachempfunden. Er hat ihn angeſchaut als durchaus edel und würdig, und tritt durch dieſes Vermögen rein anzuſchauen, und, wenn auch nur in dieſer einzigen Richtung, vollſtändig zu lieben, unſerm Herzen näher. Daher auch als Horatio eine gutgemeinte Leichenrede zu beginnen Luſt zeigt, jene raſche Unterbrechung durch das unſchätzbare Wort: He was a man u. ſ. w.

§. 7.

Und ſelbſt dieſe königlich kriegeriſche, ritterliche Geſtalt, welche ſo deutlich hervorgezaubert worden iſt, dieſe Einſicht, die uns die geſammte Tragödie in den hohen geiſtigen und ſittlichen Werth des Fürſten gewährt, genügt dem Dichter noch nicht ganz. Dieſer König ſoll nicht bloß kraftreich und erhaben, ſondern auch ſchön und anmuthig vor uns treten. Zwar bemüht ſich Hamlet, als er durch die Vergleichung ſeines Vaters mit ſeinem Oheim wieder zu der alten Redefülle gelangt (in der Scene mit ſeiner Mutter), den ganzen Werth des Abgeſchiedenen darzuſtellen; doch iſt es deſſen äußere Herrlichkeit und Schönheit ganz beſonders, bei der er hier verweilt, indem er die Bilder neben einander hält, „die Anmuth auf den Brauen, Apollo's Locken, Jovis' hohe Stirn, ein Aug' wie Mars, zum Drohn und zum Gebieten, des Götterherolds Stellung, wann er eben ſich niederſchwingt auf himmelnahe Höh'n; in Wahrheit ein Verein und eine Bildung, auf die ſein Siegel jeder Gott gedrückt!" Und nun der Gegenſatz: „der brandigen Ähre," des „ſich Mäſtens im Sumpf," „der Knecht nicht werth des Zehntheils eines Zwanzigtheils von jenem," „ein Hanswurſt," „ein Beutelſchneider" und endlich der gleichſam in alle Welt hinaus gekreiſchte „zuſammen geflickte Lumpenkönig," worauf dann augenblicklich des Vaters herrliche Erſcheinung:

> Schirmt mich und ſchwingt die Flügel über mir,
> Ihr Himmelsſchaaren! — Was will dein würdig Bild?

(Beſſer wäre wohl: What would your *gracious* figure durch „anmuthige Geſtalt" zu überſetzen, beſonders da der Geiſt hier, wie wir durch die Ausgabe des Stücks von 1603 wiſſen, im „Nachtgewand" erſcheint, in welchem die körperlichen Umriſſe deutlicher hervortreten.) — Wahrlich, wenn Shakſpeare nicht gewollt hat, daß wir uns den alten Hamlet als den edelſten, ſchönſten Mann und König, und den jetzigen Uſurpator als einen phyſiſchen und moraliſchen Schwächling denken ſollen, ſo hat er hier unbegreiflich gegen ſich ſelbſt gehandelt. Selbſt in dem Falle, daß wir uns den jungen Hamlet auch in dieſer Scene, wo er ſich im Beſitze aller ſeiner ausgezeichneten Geiſtesfähigkeiten zeigt, dennoch auch als wahnſinnig denken ſollen, ſo könnte das dem Dichter nichts helfen, denn dieſen Wahnſinn würden die Alten einen

„göttlichen“ nennen, der von der feurigen, alles überflügelnden Redekraft begleitet iſt, und wenn der Zorn des Prinzen den Flammenworten neue Farbe leiht, ſo kann doch nur ein wahres Gefühl einen ſolchen Zorn hervorbringen. Darum iſt es aber auch ſo ſonnenhell, was Shakſpeare hier gewollt hat.

§. 8.

Wenn es aber ſo ſteht, wie konnte dann ein ſolcher Abfall jemals ſtatt finden? Ich antworte: Auf eine Weiſe, wie ſie die Welt nur zu oft geſehen hat und ſehen wird, wenn völlig Ungleiches gepaart worden iſt. Gertrud, eines Gemahls wie dieſer durchaus unwürdig, iſt eine flache und niedrige Natur; dabei aber lebhaft, veränderlich und zur Üppigkeit geneigt. So gewähren alle die herrlichen Eigenſchaften des erhabenen Gatten ihr nicht bloß keine Freude, ſondern ſie ſind ihr unheimlich, und darum läßt ſie ſich gern herab zu einem Sünder, von Natur durchaus armſelig gegen jenen, denn „Luſt gepaart mit einem lichten Engel wird endlich eines Götterbettes ſatt und haſcht nach Wegwurf.“ Hier iſt die Enträthſelung ihres Charakters, der in der Seichtigkeit und Gehaltloſigkeit ſo weit gediehen iſt, daß ſelbſt die ungeheure Flammenſcene mit ihrem Sohn gar keinen ſittlichen Eindruck auf ſie macht. Sie iſt vergnügt, daß die höchſt gefährliche und unangenehme Unterredung nunmehr vorüber iſt; dergleichen ſoll nicht wieder kommen, und ſo geht das alte bequem üppige Leben wieder an

§. 9.

Von dieſer Schilderung des alten Hamlet iſt bei Tieck nichts zu finden, ſondern, ganz jenen Worten gemäß: „der Uſurpator ſey weder ganz ſo verwerflich, noch der hingerichtete König ganz ſo vortrefflich, als ihn der leidenſchaftliche Sohn darſtelle,“ wird der alte Hamlet auch als Schwelger und Wüſtling mit dem Uſurpator ſo ziemlich in Eine Klaſſe geſetzt, denn auch er klage ja, „daß er in der Sündenblüthe unmittelbar nach dem Mahle hingerafft ſey.“ Ich erſchrecke faſt vor dieſer Beſchuldigung, denn ich finde ſie nirgends beſtätigt. Der Geiſt erzählt ſehr genau:

Da ich im Garten ſchlief,
Wie immer meine Sitte Nachmittags,
Beſchlich Dein Oheim meine ſichre Stunde u. ſ. w.

Daraus folgt nichts weiter, als daß der Fürſt die Gewohnheit gehabt habe, nach Tiſche zu ruhen, die ſüßeſte Erquickung für den viel beſchäftigten Mann, eine Gewohnheit, die im Süden wie im Norden eingeführt, ganz beſonders dem Helden in gewiſſen Jahren nothwendig ſeyn dürfte. Und wem ſollten wir dieſe Erholung wohl eher gönnen als dem ſtets großartig wirkenden Könige, dem Sieger Norwegens, Polens? u. ſ. w. Er ſelbſt macht auch ſo wenig ein Geheimniß daraus, daß er nicht einmal ein ſtilles Schlafgemach ausſucht, ſondern ſich unbedenklich auf den grünen Raſen ſeines Gartens hinſtreckt: für den Unterthan, der ihn etwa ſo ſieht, gewiß ein erfreulich rührender Anblick, aber leider nur zu bequem für die Schlange, die jetzt ſeine Krone trägt. Wohl mag ferner die Mahlzeit, nach der er die Ruhe ſuchte, eine ſtattlich homeriſche Heldenmahlzeit geweſen ſeyn; wo aber iſt hier und im ganzen Stück von des Fürſten Unmäßigkeit, Schwelgerei oder gar Wüſtlinghaftigkeit die Rede?

Doch die „Sündenblüthe?“ Das Wort lautet bedenklich; indeſſen nicht bedenklicher, als es bei faſt allen Menſchen lautet, denn nicht dieſe Sündenblüthe iſt es, welche den armen Geiſt noch einige Zeit zu dem Fegefeuer verdammt, ſondern daß er unvorbereitet hingerafft worden iſt,

> Ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Ölung,
> Die Rechnung nicht geſchloſſen, ins Gericht
> Mit aller Schuld auf meinem Haupt geſandt.

§. 10.

Der Dichter, der uns einen Geiſt aus dem Fegefeuer kommend zeigt (und ihn eine eindringliche Beſchreibung jener Qualen ſchon dadurch machen läßt, daß er ſie für über alle Beſchreibung groß erklärt), führt uns dadurch auf den altkatholiſchen Standpunkt, und auch der proteſtantiſchſte Leſer muß ihm dahin folgen. Nach dem alten Kirchenglauben entſcheidet die Art und Weiſe des Todes, die letzte Stunde, ja ſogar der letzte Augenblick am meiſten über die Seligkeit eines Menſchen, und es werden kirchlich ſanktionirte Beiſpiele angeführt, daß ſelbſt ein ſiebzig- oder achtzigjähriges tugendhaftes Leben den Menſchen nicht retten könne, wenn er etwa in jener bangen Stunde mit ſeinen verwirrten Gedanken in eine Todſünde (z. B. Zweifel an einem großen Glaubensſatz) willige, während auf der andern Seite ein von tauſend Todſünden gedrückter Menſch ſich noch in der letzten Stunde durch wahre Reue und Buße, ſo wie durch gläubige Hingebung retten könne. Darum bedarf jeder, auch der vortrefflichſte Menſch in der letzten Stunde des Beiſtandes der Kirche und des Prieſters, der ſie darſtellen ſoll. Er bedarf der vollſtändigen Beichte und Abſolution, ja ſogar der Ölung, damit die Rechnung mit dem Himmel völlig abgeſchloſſen (!!) werde. Aber auch unter ſolchen günſtigen Umſtänden wird dennoch ein augenblickliches Einſchreiten in die Freuden des Himmels nur bei den Auserwählteſten vermuthet, während alle übrige ſich eine kürzere oder längere Läuterung in dem Fegefeuer müſſen gefallen laſſen. Ein wichtiger Punkt, der uns zugleich belehrt, daß der traurige Zuſtand, in welchem jetzt der alte Hamlet noch verweilt, keinesweges gegen die Echtheit ſeiner Tugend ſpricht.

Wie genau der Dichter ſich mit dieſem allgemeinen Glauben vertraut gemacht hatte, ſehen wir auch durch die Darſtellung des oben angegebenen zweiten Satzes, daß nämlich eine chriſtlich-löbliche Handlung, ja ſogar nur eine religiös geſteigerte Empfindung im Moment des Sterbens ſelbſt den größten Sünder retten könne. Kein Augenblick der Rache wäre für den ſchwachen Hamlet zur Rache günſtiger, als da er den König beten ſieht.

Jetzt könnt' ich's thun, bequem, er iſt im Beten:
Jetzt will ich's thun — und ſo geht er gen Himmel,
Und ſo bin ich gerächt? Das hieß: ein Bube
Ermordet meinen Vater, und dafür
Send' ich, ſein einz'ger Sohn, denſelben Buben
Gen Himmel.
Ei, das wär Sold' und Löhnung, Rache nicht.

Man ſieht, dieſer Glaube ſteht bei Hamlet ſo felſenfeſt, daß er ſich deſſelben, wie einer ewig ausgemachten Wahrheit, ſelbſt in dieſem Augenblicke des höchſten Sturms der Leidenſchaft noch erinnert.

§. 11.

Auffallend iſt es, daß frühere Kritiker, ſonſt ſo gern mäkelnd, dennoch bei dieſer Stelle ſich die Gelegenheit zu einem ſcheinbar gegründeten Tadel haben entgehen laſſen, denn iſt nicht wirklich dieſe Raffinerie der Rache außerhalb dem Charakter des Prinzen? Ganz gewiß, und man darf überzeugt ſeyn, daß, wenn im Augenblick dieſes Gebets etwa ein Dritter, z. B. Horatio, den König tödtete, er mit jenen Scrupeln bald fertig werden würde. Dennoch hat der Dichter vollkommen Recht ihn alſo reden zu laſſen, weil es im Charakter des Prinzen liegt, ſich bald zu viel Ehre, bald zu viel Schande anzudichten. In dieſem Augenblicke, wo Alles ihn aufzufordern ſcheint, eine raſche That zu thun, bedarf er auch einer augenblicklichen Entſchuldigung bei ſich ſelbſt, und ſo wählt er die obige entſetzliche, und in dieſem Momente der höchſten Erregung gelingt es ihm auch ſich ſelbſt dadurch zu täuſchen. Warum er aber in dieſem Augenblick nicht handelt, wo er es ſo leicht könnte? Der Grund liegt abermals in ſeinem ganzen Charakter, beſonders aber in dem Umſtande, daß er immer nur als der Zweite (in der Zeit) handeln kann, und vollends nie als der Erſte Blut zu vergießen wagen mag. Über der Sorge für die Zukunft — denn wer bürgt ihm für alle Folgen einer raſchen That? — geht ihm die Gegenwart verloren, und ſo ſpricht er in ſeinem Innern — obwohl ſonſt unendlich verſchieden von Macbeth — doch wie dieſer:

„Wär' es auch abgethan, wenn es gethan iſt,
Dann wär' es gut, es wäre bald gethan."

Da es aber nie abgethan iſt, wenigſtens ſich niemals mit Gewißheit angeben läßt, daß etwas rein abgethan ſey, ſo wählt er den traurigſten Mittelweg, niemals entſcheidend zu handeln, woraus dann das ſtete Behandeltwerden folgt.

§. 12.

Endlich findet Tieck unter den beiden Brüdern und dem jungen Prinzen eine auffallende Familienähnlichkeit „Alle hören ſich gern ſprechen, und ſie haben die Gabe der Rede. Sentenzen, Beobachtungen und Maximen laſſen ſie, aber auch alle übrige Perſonen des Stücks gern hören, und dieſe Halbheit, die im Hamlet keinen Charakter trotz alles Talentes aufkommen läßt, lähmt auch mehr oder minder jede Erſcheinung in dieſer Tragödie."

Daß der junge Hamlet, in Ermangelung der Thaten, viele und ſchöne pathetiſche und witzige Worte habe, iſt wohl ſtets anerkannt worden, und ich habe inſonderheit deshalb auf den herrlichen Gegenſatz zu dem wortarmen und thatenreichen Fortinbras aufmerkſam gemacht. Daß der Uſurpator ſich gern reden hört, während er ein ſehr unſicher umtappender Redner iſt, wurde gleichfalls gezeigt, und es ward dafür der höhere Grund angegeben, daß unſittliche Menſchen wie er, innerlich morſch und zerbröckelnd, ſich nach irgend etwas Eitlem und Prunkendem umzuſehen pflegen, um ſich doch an irgend eine glänzende Stütze zu halten. Auch von manchen andern Perſonen im Stücke kann man die Redeluſt zugeben (und ſie wird z. B. bei Polonius nicht ſelten als ein treffliches Lachmittel angewandt, da ihr die Redekunſt nicht zur Seite ſteht), wobei ich mich zugleich auf meine ausführliche Charakteriſtik des jungen Oſrick beziehe.

Aber auch der alte Hamlet? Er mag ein guter Redner geweſen ſeyn, wir glauben das gern, und er hat gewiß weder rhetoriſchen Lakonismus affectirt noch Aſiatismus geübt, der pflegt ohnehin den nordiſchen Helden nicht eigen zu ſeyn — und wer ſo ſchön den beſchlitteten Polacken aufs Eis geworfen, mag wohl auch als Redner das Ziel getroffen haben. Daß er ſich aber beſonders gern gehört habe, und daß man ſogar in dieſer Beziehung auch auf ihn das ſchlimme Wort „Halbheit“ richten dürfe: dafür finde ich nirgends einen haltbaren Grund. Alles, was er als Geiſt ſpricht, ſcheint mir durchaus zweckmäßig. Soll er etwa nicht genau erzählen, wie ſchmählich ihm der Tod von Bruderhand geworden ſey? ſoll er dieſen Bruder nicht ſchildern, und wie es dieſem gelungen, das Herz der Königin zu beſtricken? Soll er den Sohn nicht einen Blick thun laſſen in die ungeheuren Leiden, die er jetzt im Fegefeuer zu erdulden hat? Soll er ihn nicht mit ſtarken und rührenden Worten zur Strafe aufmuntern? Was iſt überhaupt in ſeiner Rede, das ihn als frühern ſelbſtgefälligen Rhetor verräth?

§. 13

Iſt nun der alte König in der Tieck'ſchen Darſtellung ſo geſunken, ſo wird dafür der neue Uſurpator mit beſonderer Nachſicht, ja mit wahrer Huld behandelt. „Der König — ſo heißt es hier — aus einer Heldenfamilie entſproſſen — hat viele große und treffliche Eigenſchaften, die aber durch eben ſo viel ſchlimme und niedrige reichlich aufgewogen werden.“

Aus einer Heldenfamilie entſproſſen! — freilich wohl, aber er ſelbſt hat leider nichts Heldenmüthiges und Königliches, und überall im ganzen Stücke wird ausdrücklich ſein kriegeriſcher und ſiegreicher Bruder ihm entgegengeſtellt, während er, ein Weichling, körperlich und geiſtig geputzt und überputzt, nicht viel mehr gethan zu haben ſcheint, als verbuhlten Frauen den Hof zu machen.

„Er hat viele große und treffliche Eigenſchaften.“ Ich geſtehe, daß ich dieſe Zeilen ſehr häufig habe leſen müſſen, um mich nur zu überzeugen, daß ich recht geleſen, denn um es nur gerade heraus zu ſagen, ſie haben mich wahrhaft erſchreckt, nicht als wäre es ſchwer ſie auszulöſchen, ſondern weil ſie in einem Werke von Tieck ſtehen und deshalb ſehr bedenklich und bedeutend erſcheinen können. Zuvörderſt leugne ich die Möglichkeit, daß in einem geiſtigen Organismus viele große und treffliche Eigenſchaften neben eben ſo viel ſchlimmen und niedrigen ſtehen können. Dieſe Eigenſchaften dürfen doch nicht als leblos gedacht werden, nicht ſo wie etwa in Einem Zimmer Staub und Aſche, Schmutz und Unrath neben Gold und Diamanten ſich finden kann. Sind ſie aber lebendig, ſo müſſen ſie handeln und kämpfen, und das Große und Treffliche, wenn es wirklich groß und trefflich iſt, würde ſiegen müſſen.

Und nun vollends dieſer König? „Verrath iſt ſeine Natur, Zweideutigkeit und Treuloſigkeit ſein eigentliches Weſen, aber alle dieſe Abſcheulichkeiten umkleidet er mit Adel und Liebenswürdigkeit.“ Man könnte fragen: wann? und wo? und wie? und es würde keine hinreichende Antwort erfolgen können, denn wären dem Claudius auch alle Dämonen behülflich, ſo würde er doch nicht möglich machen können, was Tieck ihm hier zuſchreibt. Man kann den Schlamm mit Blumen bewerfen, aber er bleibt doch immer Schlamm. Dieſer Claudius iſt ein großer Sünder, aber kein erhabener, ein „ödes Eisfeld,“ aber kein Gletſcher.

§. 14.

Da man keinen Brudermörder nennen kann, ohne an den erſten, d. h. an Cain, zu denken, ſo werde hier wenigſtens eine Vergleichung angedeutet.

„Es begab ſich aber nach etlichen Tagen — heißt es im vierten Kapitel des erſten Buchs Moſes — daß Cain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Und Abel brachte auch von den Erſtlingen ſeiner Heerde und von ihrem Fette. Und der Herr ſahe gnädiglich an Abel und ſein Opfer. Aber Cain und ſein Opfer ſahe er nicht gnädiglich an. Da ergrimmte Cain ſehr, und ſeine Geberde verſtellete ſich. Da ſprach der Herr zu Cain: Warum ergrimmeſt du? Und warum verſtellet ſich deine Geberde? Iſts nicht alſo? Wenn du fromm biſt, ſo biſt du angenehm, biſt du aber nicht fromm, ſo ruhet die Sünde vor der Thür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen, ſondern herrſche über ſie. Da redete Cain mit ſeinem Bruder Abel. Und es begab ſich, da ſie auf dem Felde waren, erhub ſich Cain wider ſeinen Bruder Abel und ſchlug ihn todt. Da ſprach der Herr zu Cain: Wo iſt dein Bruder Abel? Er aber ſprach: ich weiß nicht; ſoll ich meines Bruders Hüter ſeyn? u. ſ. w."

Wir ſehen hier die ganze Furchtbarkeit der ungebändigten Kraft, den Trotz gegen die herrlichſte Ermahnung und Warnung, den Aufruhr des Neides, der jedes religiöſe Gefühl unterdrückt, den Moment, wo der Zorn zur Wuth und die Wuth zur laſterhafteſten That wird, worauf ſogar noch die höchſte Frechheit in der Antwort gegen den Schöpfer ſelbſt an den Tag kommt. Was weiter folgt, zeigt uns indeſſen, daß nach der That ſchon eine Art von taumelndem Wahnſinn den Mörder ergriffen, der dann, von der Hand des Allmächtigen ſelbſt gezeichnet, als ein Gegenſtand des Grauens im Dunkeln fortwandelt. Es iſt das höchſte, aber reinſte tragiſche Gefühl, das uns dabei ergreift.

§. 15.

Und nun vergleiche man damit das Benehmen des Claudius, wie es uns der Geiſt erzählt. Er beſchlich, da der Bruder ſorglos im Garten ſchlief, deſſen ſichere Stunde, mit Saft verfluchten Bilſenkrauts im Fläſchchen,

Und träufelt' in den Eingang meines Ohrs
Das ſchwärende Getränk; wovon die Wirkung
So mit des Menſchen Blut in Feindſchaft ſteht,
Daß es durch die natürlichen Kanäle
Des Körpers hurtig, wie Queckſilber, läuft;
Und wie ein ſaures Laab, in Milch getropft,
Mit plötzlicher Gewalt gerinnen macht
Das leichte, reine Blut: ſo that es meinem;
Und Ausſatz ſchuppte ſich mir augenblicklich
Wie einem Lazarus, mit ekler Rinde
Ganz um den glatten Leib.

Hier ſehen wir eine längſt vorbereitete That, die nur durch eine vorherrſchende heilloſe und ſcheußliche Geſinnung möglich geworden. Dieſer Mörder ſteht nicht dem offenen Auge des Schlachtopfers gegenüber, er hat keine Keule zu ſchwingen, ſondern nur ein leichtes Fläſchchen zu handhaben, das mit ſo ausgeſuchtem Gift zu füllen, die Anwendung „vielen Witzes und vieler Verräthergaben“ forderte. Und da wir ihn ohne eigentliche Helfershelfer ſehen, dürfen wir nicht annehmen, daß er das Gift ſorgfältig ausſuchen und zubereiten und vielleicht Wochen und Monate lang alle ſeine Geiſteskräfte auf dieſes Eine gräuliche Geſchäft richten mußte?

Und konnte denn der feigſte aller feigen Mörder kein weniger gräßliches Gift erfinden? war kein raſcheres Hinraffen möglich? und mußte erſt ſogar die ſchöne, herrliche Heldengeſtalt des Bruders verhäßlicht und geſchändet werden? Hat er etwa — wir dürfen es glauben — auch dieſe dem Trefflichen beneidet? und ſich an ihr geärgert?

§. 16.

Tieck rühmt dem Claudius auch nach, „er ſey in einem Stücke ganz und durchaus königlich, ſeine Repräſentation ſey immer eine würdige, er könne ſchlecht und heillos, aber niemals geringe erſcheinen.“

Ferner: „als der König zuerſt erſcheint, ſehen wir ihn in der ganzen Würde des Monarchen; ſeine Rede iſt zweckmäßig, ſein Betragen edel, auch das Geſchäft behandelt er, nachdem dem Ceremoniel Genüge geſchehen, einſichtsvoll.“

Es kann beinah betäubend wirken, wenn wir die Worte „viele große und treffliche Eigenſchaften,“ „ganz und durchaus königlich,“ „Repräſentation immer würdig,“ „niemals geringe,“ „ganze Monarchenwürde,“ „Rede zweckmäßig“ u. ſ. w. zuſammenſtellen und ſie auf den ſo eben geſchilderten Claudius anwenden, denn was dieſen großen Lobeserhebungen als tadelnder Nachtrag beigeſellt worden, hat für mich nur eine geringe Bedeutung, weil ich, wie geſagt, die Möglichkeit nicht zugeben kann, daß ſich neben ſo herrlichen Eigenſchaften die anderweitigen Widrigkeiten halten können.

Was die Repräſentation des Claudius betrifft, ſo hat ſie der Dichter, wie mir ſcheint, nicht bedeutſamer dargeſtellt, als unerläßlich war in einem Stücke, wo jede Perſon von Rang ein gewiſſes Maaß von äußerer Bildung ſich angeeignet hat. Daß die Rede buntſcheckig und deshalb geſchmacklos ſey, habe ich früher ausführlich zu beweiſen geſucht, auch kann ich die einſichtsvolle Behandlung der Geſchäfte nicht einräumen, da wir nichts weiter zu hören bekommen als eine ziemlich ſchlaffe Anführung der äußeren Verhältniſſe zwiſchen Norwegen und Dänemark mit dem Schluſſe:

> Euch keine weitre Vollmacht übergebend
> Zu handeln mit dem König, als das Maaß
> Der hier erörterten Artikel zuläßt.

Mir ſcheint dies ganze Benehmen den Mann zu charakteriſiren, der nicht gern ernſte und ſchwierige Staatsgeſchäfte behandelt, ſondern froh iſt, wenn ſie nur ſchnell und obenhin abgemacht werden.

Die Art, mit der der König ſich ſodann zu Laertes, der noch nicht einmal ſeine Bitte vorgetragen hat, wendet, iſt vollends ganz unköniglich:

— — — Kannſt Du bitten,
Was ich nicht gern gewährt, eh' Du's verlangt!
Der Kopf iſt nicht dem Herzen mehr verwandt,
Die Hand dem Munde dienſtgefäll'ger nicht,
Als Dänemarks Thron es Deinem Vater iſt.

§. 17.

„Wann hat je ein echter Fürſt einen ſeiner Unterthanen, und wäre es auch der würdigſte, mit ſolcher Überfülle von ſchmeichleriſchen Worten bedeckt? Was aber der rechtmäßige Fürſt nicht wollen wird, darf der Uſurpator noch weniger, da ihm eine ganz gewöhnliche Klugheit ſagen muß, daß er die Großen des Reichs durch Verwöhnung nicht noch mächtiger machen müſſe, als ſie ohnehin für ihn ſchon ſind.

Daß der König, indem er Hamlet erſt jetzt als den Dritten anredet, ausdrücklich darauf ausgehe ihn zu kränken, bezweifle ich; mir ſcheint es bloß aus dem Umſtande herzurühren, daß er alles gern ſo lang oder ſo kurz es gehen will, aufſchiebt, was drückend iſt. Nach Tieck aber fühlt er ſich, dem Prinzen gegenüber, gar nicht gedrückt. Hier heißt es im Gegentheil, der König „zürne in der erſten Scene, wie billig, als Hamlet gegen die Mutter losbricht, und der Prinz muß es ſich gefallen laſſen, eine recht eigentlich hofmeiſternde Rede, der aber viel Richtiges zum Grunde liegt, geduldig anzuhören.“

Ich ſelber würde die Sache ſo erzählen: Die
nigin, mit einem Reſt von Liebe für den Sohn,
ihn die „nächt'ge Farbe abzulegen, und nicht beſt
mit geſenkten Wimpern nach dem edlen Vater in
Staub zu ſuchen.“ Das wäre nun bis dahin recht
und leidlich mütterlich, allein ſie will auch tröſten,
treibt nichts weiter auf als den Gemeinplatz, daß,
lebt, ſterben müſſe und Ewiges nach der Zeitlichkei
werde, worauf dann die Eröffnung des tief rühre
Schmerzes von Seiten des Prinzen erfolgt. Dem
nig iſt dieſer Schmerzensausdruck höchſt läſtig, des
tritt er augenblicklich in die rhetoriſche Stellung,
den Spruch der Königin noch weiter auszuführen,
zwar in einer Predigt, die ihm ſchwerlich Lob brin
kann. Anführungen wie:

> Doch wißt, auch eurem Vater ſtarb ein Vater,
> Dem ſeiner, und der Nachgelaßne ſoll,
> Nach kindlicher Verpflichtung, ein'ge Zeit
> Die Leichentrauer halten,

könnten ſelbſt als Perſiflage für ungeübte Candida
gelten, die, indem ſie überzeugen und rühren woll
beides verfehlen. So hat auch dieſes „ein'ge Zeit“
was komiſch-philiſterhaftes, das durch die naiv auf
werfende bloße Frage: „wie lange denn?“ augenbl
lich hervortritt. Auch könnte man ſelbſt dem inni
Leidtragenden durch Bemerkungen wie „auch eurem V
ter ſtarb ein Vater, dem ſeiner“ u. ſ. w. zwar kein
Troſt geben, doch ein Lächeln abgewinnen. Späterh

kommt der König noch beſſer in den Redefluß und ſpricht ſich in eine Art von Hofmeiſterton hinein, der ihn ſehr übel kleidet. Die wenigſten Menſchen wiſſen überhaupt im Anfange einer Rede, die ſie ſich nicht aufgeſchrieben haben, was ſie eigentlich ſagen wollen, und es begegnet ihnen ſehr häufig durch Wortklang und Tiradengeräuſch auf Klippen und Untiefen verlockt zu werden, die ſie früher nicht ahneten. So hier der König, der, gelaſſen anfangend, ſich nach und nach etwas Heftigkeit und Verdrießlichkeit erſpricht.

§. 18.

Und doch erkennen wir hier noch bei weitem nicht das Größte an, wenn wir *nur* des Dichters Menſchenkenntniß und Beobachtungstalent anerkennen; das alles wird hier durch den Gedanken überflügelt: Wer *iſt* denn dieſer pedantiſch Mahnende, Tröſtende, Scheltende? Es iſt der *Mörder ſelbſt*, der alſo zu dem Jünglinge und nächſten Verwandten ſpricht, dem er die Mutter und den Thron geraubt, und, was unendlich mehr iſt, den Einzigen, welchen er mit reiner Ehrfurcht lieben konnte: den großen Vater, gemordet hat! — In das tragiſche Gefühl verſenkt, welches eine ſolche Scene veranlaſſen muß, haben wir kaum Zeit zu unterſuchen, ob jener hofmeiſternden Rede etwas Richtiges zum Grunde liege, denn möchte es auch ſeyn, der Redner ſelbſt würde dadurch nicht gewinnen; nehmen wir uns aber dennoch die Zeit, ſeine Oration näher zu betrachten, ſo, dünkt mich, finden ſich nichts als welke Blumen, welkes Laub. Wir ſehen gleichſam einen Todtenkopf, der ſein Grinſen für Weisheit gelten läßt und zu ſagen ſcheint: Was iſt es denn nun mehr?

Indeſſen giebt es wirklich eine Stelle in dem Drama, wo Claudius durch ein königliches *Wort* den Ausbruch eines gefährlichen Unternehmens wenigſtens für kurze Zeit abwendet. Laertes nämlich, von der Wuth über ſeines Vaters Tod gereizt — mehr als Wuth iſt es wohl nicht — iſt ins Geheim von Frankreich zurückgekehrt, um — denn in einem ſolchen Kopf iſt alles wüſt und verworren — gegen den König zu rebelliren und ihn abzuſetzen. Unter allen andern Umſtänden wäre dieſer Plan auch ein raſender; allein — worauf auch Tieck aufmerkſam macht — *dieſer* Staat iſt ſo ganz aus den Fugen, daß ſelbſt ein unbedeutender junger Menſch, an der Spitze eines Meuterhaufens, nicht bloß die Schloßwache übermannt, ſondern auch von dem geſammten Pöbel als König ausgerufen wird, worauf er denn bis in das Zimmer des Königs ſelbſt zu dringen im Stande iſt. — Eine unerhörte That, deren bloße Möglichkeit allein genügte, dieſem Könige nicht bloß alle große und treffliche Eigenſchaften abzuſprechen, denn eine einzige würde hinreichend geweſen ſeyn, um den Staat wenigſtens vor dieſem jämmerlichen Verfall zu ſchützen — ſondern auch die Macht ſeiner Repräſentation zu bezweifeln.

§. 19.

„In dieſer höchſten Drangſal, ſagt Tieck, da Laertes ſeine ſchlimmſten Vorſätze nicht verſchweigt, zeigt ſich der König als unerſchrockner Held, er tritt ihm in majeſtätiſcher Sicherheit, mit dem ganzen Gewicht ſeiner Würde entgegen, und hemmt fürs erſte das Böſeſte, bringt den Rebellen zum Sprechen, verwirrt ihn, daß er es nicht mehr wagt, den einzigen ihm glücklichen Augenblick zu ergreifen, und beſchwichtigt ihn wieder, als die Erſcheinung der wahnſinnigen Schweſter ſeiner Wuth neue Kräfte giebt.“

Alſo auch ein unerſchrockener Held, mit majeſtätiſcher Sicherheit angethan, iſt dieſer Claudius, oder kann es wenigſtens für Momente ſeyn. Man ſieht: das Regiſter ſeiner Tugenden wird immer größer, und wir haben Mühe es auswendig zu lernen. Ich frage abermals: Warum gebrauchte er denn nicht von dieſem unerſchrocknen Heldenmuth und dieſer majeſtätiſchen Sicherheit auch nur den kleinſten Theil, um einen ſolchen beiſpielloſen Aufruhr unmöglich zu machen? Was er jetzt thut, iſt, dünkt mich, leicht zu erklären. Er kennt dieſen Laertes recht gut als tragiſchen Renommiſten, er kennt ſeinen haltloſen Charakter, und weiß, daß er jedes Verbrechens fähig iſt, aber er kennt auch ſeine Hohlheit und Schwäche, der man leicht imponirt. Darum nimmt er ſich, in gerechter Hoffnung ihn zu verſchüchtern, zuſammen, und ſpricht die inhaltſchweren Worte:

Laßt ihn, Gertrud,
Befürchtet nichts für unſere Perſon.
Denn ſolche Göttlichkeit ſchirmt einen König:
Verrath, der nur erblickt, was er gewollt,
Steht ab von ſeinem Willen. —

Niemand hatte öfter Gelegenheit gehabt, die Wahrheit dieſer Bemerkung einzuſehen, da er den großen Bruder ſo lange in ſeiner rechtmäßigen königlichen Würde walten ſah, und er allein hatte die Stirn, jene Göttlichkeit nicht zu ſcheuen, ſelbſt nicht an dem Bruder. Wenn er alſo jetzt durch das Ausſprechen dieſes gleichſam auswendig gelernten Gedankens ſein Leben rettet, ſo vernichtet er ſich doppelt, indem er ſelbſt über ſich den Stab bricht; aber der Dichter verdient großes Lob, daß er den Claudius die bloß hiſtoriſche Wahrheit jetzt ausſprechen und ſich mit ihr wie mit einem geraubten Schilde decken läßt *).

§. 20.

Überhaupt gehört nicht der kleinſte Heldenmuth dazu, um ſich, ſo lange man noch einen Degen an der Seite trägt, vor dieſem geſpreizten halbtollen Knaben Laertes nicht zu ſcheuen; denn wer ſelbſt im höchſten Zorne ausrufen kann:

---

*) Wie mancher arme Sünder hat ſich ſchon durch das Herſagen eines Bibelſpruchs gerettet, der ihm zu rechter Zeit einfiel. So hier Cl. durch eine vielleicht oft gehörte ſinnreiche Sentenz.

Zur Hölle, Treu! Zum ärgſten Teufel, Eide!
Gewiſſen, Frömmigkeit, zum tiefſten Schlund!
Ich trotze der Verdammniß; ſo weit kam's:
Ich ſchlage beide Welten in die Schanze.

eignet ſich entweder für das Schaffot oder für das Hoſpital der Wahnſinnigen. — Der König kennt ſeinen Mann recht wohl, und durch die gleich folgende Verabredung des verrätheriſchen Duells, in welchem der Jüngling, der auch bei kaltem Blute der größten Nichtswürdigkeit fähig iſt, ſeinen Degen vergiften ſoll, kommt alles wieder ins Gleiche. Claudius weiß mit Allem, was nur auf Gift Beziehung hat, vortrefflich Beſcheid, und wie wir mit einemmale gewahr werden, Laertes nicht minder, weshalb ich auch Tieck's Vermuthung, er ſey bereits mit einem vergifteten Schwerte zum König hereingeſtürzt, ſehr wahrſcheinlich finde.

„Nach dieſem Vorfalle und Eröffnungen kann der König dem jungen Mann niemals wieder trauen, ja deſſen Untergang muß ihm noch wichtiger als der des Neffen ſeyn. In dieſer Scene kommt im Könige ein ſo tragiſcher Lebensüberdruß zur Sprache, ſolche Ungenüge ſelbſt an ſeiner Liebe zur Gemahlin, daß ſeine Geſinnung, ſo verwerflich ſeine Handlungen ſind, tief in jene furchtbar melancholiſch einklingt, die dieſes Schauſpiel ſo eindringlich und erſchütternd macht.“

§. 21.

Daß Laertes Untergang dem Könige noch wichtiger ſeyn muß als der des Neffen, möchte ſchwerlich Beiſtimmung finden. Ich ſelbſt ſehe hier abermals nichts als die höchſte Sündhaftigkeit und Schwäche des Königs, der ſich mit ihm einläßt. Hat er ihn wirklich durch jene ſogenannte unerſchrockene Heldenmüthigkeit geſchreckt, warum benutzt er dieſe Schrecken nicht beſſer? Hat dieſer Menſch einmal ſeine Beute — den Uſurpator — fahren laſſen, ſo iſt er verloren, denn der trunkene Pöbel läuft bald aus einander, ſobald er ſieht, „es wird nichts.“ Er wird ſich ſehr nüchtern ſtill zu Hauſe halten, wenn er erfährt, daß am andern Tage dem verkehrten jungen Menſchen wegen des höchſten Majeſtätsverbrechens der Proceß auf Leben und Tod gemacht wird. Warum geſchieht dies nicht? weil das böſe Gewiſſen und das fortgeſetzte ruchlos ſchwelgeriſche Leben jeden kräftigen Pulsſchlag in dem Könige getödtet hat. Nachdem er ſich ihm gleichgeſtellt, und als vielerfahrner Giftmiſcher den giftmiſchenden Lehrling in ihm erkannt und ein Bündniß zu neuen Verbrechen mit ihm gemacht hat, iſt freilich alles auch von dieſer Seite für ihn verloren, und Ausdrücke wie „tragiſcher Lebensüberdruß“ ſind für ihn viel zu gut, und die Ungenüge ſelbſt an ſeiner „Liebe“ zur Gemahlin klingt wie bittere Satyre, da ſein gänzliches Unvermögen zu lieben wohl keinem Zweifel unterworfen iſt, ſowie denn auch die Art der Neigung zwiſchen Claudius und Gertrud von dem Dichter deutlich genug gezeigt worden iſt.

So bliebe denn alſo von allen bedeutſamen Eigenſchaften des Königs keine andere ſtehen als das „Verführeriſche,“ das ſelbſt der Geiſt ihm zugeſteht, allein auch damit hat es nichts auf ſich, und wir dürfen ihm deßhalb keinesweges beſondere Verſtandesgaben zutrauen. Denn wer iſt es, den er verführt hat? Jene Gertrud, über deren gemeine Natur kein Streit entſtehen kann, und die eben durch jeden höhern, geiſtvollern Mann zurückgeſchreckt worden ſeyn würde. Ihr zu gefallen durfte Claudius eben nur Claudius ſeyn.

§. 22.

Über Laertes urtheilt Tieck faſt eben ſo, als ich über ihn ausführlich geurtheilt habe. „Er iſt anfangs galant (meines Erachtens nur: gemacht galant), dann empört roh.“ Mir ſcheint er weit mehr als roh. „Was hat bei einiger Überlegung ſein Aufſtand mit dem Tode des Vaters gemein?“ — Wenn aber Tieck fortfährt: „Indeſſen wird der beſſere Geiſt in ihm durch die heroiſche Perſönlichkeit des Königs geweckt,“ ſo bleibt mir nur das Geſtändniß über, daß es mir an genügenden Worten fehlt, mein Staunen über dieſen „beſſern“ Geiſt und dieſe „heroiſche Perſönlichkeit“ auszudrücken. — „O day and night, but this is wondrous strange!“ ruf' ich hier mit Horatio und kann diesmal die Antwort: „And therefore as a stranger give it welcome,“ nicht gelten laſſen.

Polonius, über den, nach meiner Überzeugung, Goethe kurz und wahr geurtheilt hat, und deſſen Gemälde ich in meiner Erläuterung weiter ausgeführt habe, trifft in Tieck einen ſehr günſtigen Richter. Dieſer findet in dem Manne, der ſich ſeit zwei Jahrhunderten auf allen Bühnen Europa's hat müſſen belächeln laſſen, einen wahren Staatsmann, der klug, politiſch, mit Rath bereit, nach Gelegenheit ſchlau, dem verſtorbenen Könige wichtig war und dem neuen Herrſcher für jetzt unentbehrlich iſt u. ſ. w.

Ich frage: Wo zeigt ſich der wahre Staatsmann? Tieck giebt keine Stelle an, die darauf hindeutete, und ich finde gleichfalls keine einzige. Eher könnte man vermuthen, er werde bei den Staatsgeſchäften gar nicht zu Rath gezogen, denn als z. B. die norwegiſchen Angelegenheiten abgemacht werden, erwähnt der König keiner Hülfe, die ihm etwa dabei geleiſtet worden, und wendet ſich lediglich an die zu verſchickenden Herren. Späterhin läßt Polonius die Zurückkehrenden wieder ein, und ſtellt ſich deshalb eher in der Rolle eines vornehmen Pförtners als in der eines Staatsmanns dar. Daß er klug, politiſch, mit Rath bereit und nach Gelegenheit ſchlau ſey, iſt allerdings einzuräumen, doch darf man auch hinzuſetzen, daß er vor lauter Klugheit nicht ſelten unklug handle, daß ſeine Politik ſich wie ein Kreiſel drehe oder ſich ſchaukle, daß ſeine Rathgeberei nicht ſelten an die des Rathgebers in Tieck's eigenem vortrefflichen Blaubart erinnere, und daß ſeine Schlauheit durch Täppiſchkeit überwogen werde. Ob er dem verſtorbenen König wichtig geweſen: für dieſe Muthmaßung giebt es nicht die kleinſte Spur; mir ſcheint es unmöglich, daß jener Heldenfürſt ihn ſonderlich geſchätzt, ſo wie daß Polonius, ihm gegenüber, ſich jemals in ſeinem Elemente gefühlt habe; bei dem jetzigen befindet er ſich ohne Zweifel ungleich wohler. Den überſieht er ſo ziemlich und hofft ihn einſt noch ganz zu beherrſchen.

§. 23.

Daß unter den Lehren, die er dem abreiſenden Sohne giebt, „alles vortrefflich“ ſey, kann unmöglich bewieſen werden, und wie oft auch z. B. die Ermahnung: „borge nicht, aber verleihe auch nicht,“ zweckmäßig erfunden werden mag, ſo allgemein hingeſtellt iſt ſie komiſch genug. Freilich iſt dagegen die Erinnerung:

„Dies über Alles: ſey Dir ſelber treu,“

eine ſehr ſinnvoll würdige; allein daß Polonius, wie auch Tieck ſagt, das Wichtigſte mit dem Unwichtigſten miſcht, iſt ja eben das Charakteriſtiſch-Komiſche, weshalb auch die ganze Rede in lauter einzelne, nicht zuſammengehörige Stücke zerfällt, und wir thun ihr vielleicht noch zu viel Ehre an, wenn wir ſie eine arena sine calce nennen.

Tieck kann ſelbſt nicht finden, daß ſich Polonius in der Scene mit Reinhold, dem er bekanntlich ganz andere Weiſungen giebt als ſeinem Sohne, wie ein Thor beträgt, er ſey offenbar zerſtreut, u. ſ. w. Das Letzte kann ich abermals nicht zugeben. Mir ſcheint im Gegentheil, er nehme ſich in dieſer Scene gar ſehr Zeit und befinde ſich überhaupt recht wohl dabei, einmal ganz ohne allen Zwang (ſelbſt von Bordellen!) reden zu können. Zwar iſt er gegen die arme Tochter ſchon ungenirt und platt genug in Reden wie: „ja Sprenkel für die Droſſeln,“ „ihr ſeyd ein dummes Ding“ u. ſ. w., aber mit Reinhold iſt doch noch bequemer umzugehen.

§. 24.

Überhaupt, wenn Shakſpeare wirklich gewollt hätte, daß wir den Polonius für einen wahren Staatsmann u. ſ. w. halten ſollen, warum dann der ewige Beiſchmack des Komiſchen, der ihn Scene für Scene zur herrlichſten Ergötzung des Leſers verfolgt? Warum dann jene ſtets mißlingenden, komiſch werdenden Reden bei Hofe? warum ſeine Wortſpiele, die lediglich mit ihm ſpielen? ſeine dem Gelächter preisgegebenen Urtheile beim Vortrag des Schauſpiels? u. ſ. w.

Noch wichtiger ſcheint mir die Frage: Würde überhaupt ein wahrer Staatsmann, der nur ernſte Gefühle erregt, in dem Kreiſe dieſes Stücks an ſeiner rechten Stelle ſtehen? Ich zweifle ſehr, und beziehe mich deshalb auf die geſammte Charakteriſtik, die ich am angeführten Orte über ihn gegeben.

§. 25.

Gedenke ich endlich der Tieck'ſchen Auseinanderſetzung des Verhältniſſes zwiſchen Hamlet und Ophelia, ſo ſcheint ſelbſt der bloße Schauder, den, ſo viel mir bekannt, faſt ſämmtliche Leſerinnen dabei empfunden haben, ein wenigſtens ſehr bedenklicher Umſtand, und es würde zuvörderſt die Frage entſtehen: War es nöthig, und erforderte die Organiſation des ganzen Stücks unumgänglich, daß jenes Verhältniß als ein ſo geſunkenes geſchildert werde? und warum nicht lieber ein unſchuldiges?

Wie Ophelia und ihr Verhältniß zu Hamlet mir erſcheint, habe ich in meinen Erläuterungen ausführlich beſprochen. Auch Tieck findet in ihr eine „bezaubernde Miſchung von Eitelkeit, Koketterie, Sinnlichkeit, Liebe, Witz, Ernſt, tiefem Schmerz und Wahnſinn.“ Bis dahin wird ihm jeder aufmerkſame Leſer beiſtimmen; aber Andeutungen wie die, daß des Bruders ſehr unzarte Warnungen „viel zu ſpät kommen,“ werfen dem Bilde einen Schatten zu, den es im Original nicht hat. — Es iſt zart, ſagt jener Kritiker ſelbſt, „daß dieſes Verhältniß in dieſes Stück als ein Räthſel gelegt worden iſt;“ — warum aber dann die unſchonende harte Berührung, die den Blüthenſtaub dieſer Blume ſtört? und warum ihren ſtarken, aber herrlichen Duft mit etwas — Schwefelgeruch miſchen? T. ſpricht geradezu von Hamlets „Verachtung“ nicht bloß gegen den Vater — die iſt freilich deutlich genug — ſondern auch gegen „die Tochter.“ Im ganzen Stücke, behauptet er, ſpricht der Prinz mit der größten Geringſchätzung von Ophelien, und ſo behandelt er ſie auch, wenn er in ihre Nähe kommt, und nur die einzige Ausnahme beim Leichenbegängniſſe wird zugegeben.

§. 26.

Mich dünkt, hier iſt der eigentliche Kern im Hamlet nicht berührt, und mehr auf einzelne Symptome und Äußerungen ſeiner Krankheit geſehen. „Über das Maaß der Liebe, deſſen Hamlet überhaupt fähig iſt, läßt ſich wohl nicht Buch führen; wer aber den großen Vater mit ſo ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit zu lieben und dauernd im Herzen zu tragen fähig iſt, wird auch in anderer ſelbſtgewählter Beziehung ſich nicht verläugnen. Indeſſen iſt nicht zu verhehlen, daß jene Sohnesliebe voran gehen mußte, und daß, als der Vater — ſeine Quelle der Erhebung, ſeine Säule der Beruhigung — dahin iſt, zwar nicht die Liebe für Ophelien aus ſeiner Bruſt verſchwindet, wohl aber das Element, in dem ſie rein gedeihen konnte. Wen das ganze Treiben dieſer Welt ekel, ſchaal und flach und unerſprießlich dünkt, wer in ihr nichts findet als einen wüſten Garten, den nur verworfenes Unkraut erfüllt, dem wird auch die Liebe, in ſo weit er ſie noch zu hegen vermag, nur Schmerzen bereiten, die er mit Witz und Hohn behandelt.

Wie ſeltſam es auch klinge, dennoch wiederhole ich hier unbedenklich meine frühere Behauptung: gerade der Umſtand, daß Hamlet das Gewicht ſeines Schmerzes und ſeines Halbwahnſinns Ophelien am erſten und am meiſten empfinden läßt, ſpricht für ſeine Liebe; aber freilich nur für die unglücklichſte Gattung von Liebe, die, weil ſie in einer zerriſſenen Seele wohnt, auch nur zerreißen kann, und da die Nacht um ſie her immer tieſer wird, in den ſchlimmſten Momenten auch zerreißen will; und zwar (ich wiederhole es) weil ſie liebt. — Es wird manche Leſer geben, denen dies alles völlig fremd oder in ſich widerſprechend dünken mag; dieſen kann ich nur ſagen, daß ſie bei wachſender Erkenntniß der ungeheuern Räthſel im Leben und in der Bruſt des Menſchen, ſo wie bei immer näherer Anſchauung des ganzen Stückes, aufhören werden, jene Anſicht paradox zu finden.

§. 27.

Und dann: jene Äußerung Hamlets bei Opheliens Leichenbegängniß, deren T. zwar gedenkt, die er aber bei weitem nicht wichtig genug zu finden ſcheint. — Jetzt, wo die Geliebte dahin iſt, und zwar größtentheils durch Hamlets eigne Schuld, wo er alles, auch das letzte Kleinod, verloren hat, jetzt ſollte ſich billig ein reiner Schmerz über ſo unerſetzlichen, durch keine Reue zurückzubringenden Verluſt bei ihm zeigen, aber wir vermiſſen dieſen Schmerz, als wir ihn in der erſten Scene des 5ten Acts wiederſehen. — Durch die Einwilligung in jene unglückliche Seereiſe hat Hamlet einen Theil ſeines moraliſchen Adels hingegeben, und ſelbſt das halbe Wunder ſeiner Rettung hat ihn innerlich nicht kräftigen können. Es ſcheint, er komme nur zurück, um ſich auf dem Kirchhofe zu ergehen, mit Todtenköpfen zu ſpielen, und mit dem humoriſtiſchen Todtengräber ſinnreich witzige Geſpräche über Grab und Verweſung zu führen.

Es iſt ſo weit mit ihm gekommen, daß er bei ſeinem träumeriſchen Umherwanken ſelbſt von dem Tode Opheliens noch keine Kunde vernommen hat. Er erfährt ihn erſt durch das Geſpräch des Laertes mit dem Prieſter, und ruft dann, als die Leichenfeierlichkeit ſich ihrem Ende nähert, verwundert aus: „Was? die ſchöne Ophelia?“ Dieſes Nichtwiſſen iſt von Wichtigkeit, weil wir ihm ſonſt freilich die Liebe für Ophelien abſprechen müſſen, und dieſe Kälte uns zum Haſſe gegen ihn empören würde. Wir dürfen ferner nicht vergeſſen, daß wir ihn, der von jener Reiſe nur noch gelähmtere Flügel mitgebracht hat, auch als körperlich krank zu betrachten haben, was er im ſpätern Geſpräch mit Horazio auf eine eben ſo männliche als rührende Weiſe ſelbſt geſteht. Jetzt aber, da er den Tod der Geliebten erfährt, und ihr Sarg vor ſeinen Augen in die Grube geſenkt werden ſoll, ſchwingt ſich ſeine Kraft noch einmal auf, im gerechten Spott und tüchtigen Kampf mit dem declamirenden Laertes, und das herrliche Wort ſtrömt von ſeinen Lippen:

Ich liebt' Ophelien, vierzigtauſend Brüder
Mit ihrem ganzen Maaß von Liebe hätten
Nicht meine Summ' erreicht.

Das Gefühl, das jetzt aus ihm ſpricht, iſt ſo echt, als nur irgend eines bei Hamlet walten kann. Der Augenblick hat wie ein Blitzſtrahl ſein ganzes Weſen in Flammen geſetzt, und ſo leuchtet es jetzt — wenn ich das Gleichniß fortſetzen darf — wie ein brennender Tempel in die Nacht hinein. Könnte er in ſolchen Augenblicken, wie der beim Begräbniſſe, die Unwahrheit ſagen, oder ſich ſelbſt vorheucheln, ſo wäre überhaupt gar keine Wahrheit in ihm, und wir könnten ihn als einen fortgeſetzten Lügner, der ſich durch dieſes ſtete Fortlügen immerdar vernichtete und nur ſcheinbar zurückſchaffete, weder im Luſt- noch Trauerſpiele gebrauchen.

§. 28.

Endlich iſt auch noch die Tieck'ſche Anſicht von dem berühmteſten aller Monologe, „Seyn oder Nichtſeyn," in Betrachtung zu ziehen. Auch hier glaube ich meine frühere Äußerung wiederholen zu dürfen, daß der Prinz in jenem Selbſtgeſpräch weder mehr noch minder ſchmerzlich-verworren über Leben und Tod, Qualerduldung und Selbſtmord reflectire als in dem früheren, wo er über das „allzufeſte Fleiſch" zürnt, das nicht ſchmelzen will. Ich ſage „ſchmerzlich-verworren," und wir dürfen nicht vergeſſen, daß hier ein verſtörter Geiſt rede, von dem inſonderheit bei dieſen Todesbetrachtungen keine höhere Deutlichkeit und Ordnung zu erwarten iſt. Im erſten Monolog beklagt er, daß der Ewige ſeinen Fluch gegen Selbſtmord gerichtet habe, und in dieſem ſcheint er ihn als eine Heldenthat zu betrachten. Aber indem er ihn ſo anſieht, tritt ihm wieder eine Ahnung in den Weg, die das reine Handeln zu großem Zweck als Heldenmuth zu meinen ſcheint. Bald ſiegt bei ihm die Luſt am Tode und die Hoffnung auf den Schlaf, der das Herzweh und die tauſend Stöße endet, die unſers Fleiſches Erbtheil ſind, bald gedenkt er mit tragiſchem Schauder der Träume, die in dem Schlafe kommen können. Betrachtet er ihn aber als den Endiger der Lebensqualen, ſo ruft er aus: „es iſt ein Ziel, aufs innigſte (mit Andacht — devoutly) zu wünſchen.“

Dieſe letzten Worte ſcheint mir Tieck in ſeiner ſonſt ſehr ſcharfſinnigen Behandlung des Monologs nicht wichtig genug genommen zu haben. Mich dünkt, Hamlet habe hier ſein eignes Geſchick nicht ſpeciell im Auge, ſondern betrachte überhaupt nur den Tod im Allgemeinen und ſtelle ihn als das Wünſchenswerthere dem Leben entgegen; aber gewaltſam herbeirufen dürfen wir ihn nicht, obwohl wir ihn mit einer bloßen Nadel oder kleinem Dolch herbeirufen könnten. Der Prinz hat es hier weniger mit ſich ſelbſt allein, als mit dem ganzen Menſchengeſchlecht zu thun, ſo wie überhaupt der Unglückliche von höherer Bildung, ſelbſt wenn er von und über ſich ſelbſt zu reflectiren beginnt, doch bald den Standpunkt erhöht, und den Gegenſtand in das Allgemeine zieht. Auch in dieſer Hinſicht iſt Hamlet ein recht deutſcher Charakter, und man könnte ihn vielleicht ſogar einen ſchriftſtelleriſch-deutſchen nennen, der, wenn ihm nur erlaubt wäre, oder wenn er nur darauf fiele, ſein eigenes Leben zu beſchreiben, durch die Erhöhung des Standpunkts im Schreiben ſelbſt, wenigſtens für eine gewiſſe Zeit einige Beruhigung finden würde.

§. 29.

In der Ausgabe des Hamlet vom Jahre 1603 iſt dieſer Monolog vergleichungsweiſe nur leicht und obenhin gehalten, etwa der erſte Entwurf zu dem ſpätern, ſo wie überhaupt jene ganze erſte Ausgabe, ſo anziehend und lehrreich ſie auch iſt, doch nur als Entwurf des ſpätern nach allen Seiten hin ausgearbeiteten Werks betrachtet werden mag. So fehlt auch dem Monolog in der erſten Auflage jener wunderbare Zauberduft, der ihn ſo anziehend, aber auch ſo dunkel ſchwer macht, und es iſt verdienſtlich von Tieck, daß er auf die bis dahin nicht genug beachteten Schwierigkeiten aufmerkſam macht, die ſich der gewohnten Erklärungsweiſe entgegenſtellen. Bei dem Klopfen an die nächtliche Pforte, die das geheimnißvolle Jenſeit verſchließt, iſt es wohl kaum möglich, die Reihenfolge von Gedanken genau zu bezeichnen, die der Klopfende dabei hatte, und jener trübe Duft, der auf dem ganzen Selbſtgeſpräche ruht, verſtattet — und ſoll auch — nur ein Dämmerlicht verſtatten.

§. 30.

Über das Fechterſpiel zwiſchen Hamlet und Laertes, das ſo tragiſch endet, habe ich in den Erläuterungen meine Meinung ausgeſprochen. Ich kann ſie nicht aufgeben, und darf hinzuſetzen, daß es mir bereits 1816 gelang, den trefflichen Schauſpieler Wolff von der Richtigkeit derſelben zu überzeugen, weshalb auch die Duellſcene von ihm ſtets nach meiner (verſteht ſich: unmaaßgeblichen) Angabe dargeſtellt ward. Tieck iſt auch damit nicht ganz einig, und giebt dafür eine etwas künſtliche Erklärung, die, wenn ich ſie auch gern gelten laſſe, doch erſt dem Publicum vorgeleſen werden müßte, um die Scene verſtändlich zu machen. Der ſchwarze Punkt iſt und bleibt immer die ganze berühmte Parentheſe, und in ihr das fatale Wort: „ſie verwechſeln in der Hitze des Gefechts die Rappiere." Daß ſich dieſer Umſtand zutragen könne oder auch nicht ſelten zutrage, mag Niemand in Abrede ſtellen, aber wir können es vom Parterre und den Logen aus nicht immer *ſehen*; und, könnten wir es auch, ſo ſind wir doch damit nicht zufrieden, denn in einem Zweikampfe, nach welchem die ganze längſt ſchwankende Welt dieſer Tragödie vollends zuſammenbricht, darf nichts Zufälliges und auch nichts Zufallähnliches walten. Man kann hierbei an Fiesco erinnern, wenn auch der Vergleich nicht gänzlich paßt. — Es iſt freilich wahrſcheinlich, daß der Graf von Lavagna durch den zufälligen Einſturz einer nachläſſig gebauten Hülfsbrücke in der durch ihn hervorgerufenen Revolutionsnacht ſein Leben verlor; allein der dramatiſche Dichter kann dieſen Umſtand nicht gebrauchen, und Schiller hat Recht, wenn er uns hier den Verina als handelnd zeigt.

Schließlich erinnere ich von neuem: Hamlet, als die tiefſinnigſte moderne Tragödie, kann den Kritiker ſelbſt nach und nach wenigſtens auf Augenblicke in eine Art von Hamlet'ſcher Stimmung verſetzen. Einer ſolchen aber dürfen wir nicht Raum geben, und thun deshalb wohl, nur in den heiterſten Stunden uns mit Hamlet zu beſchäftigen. Tieck hat ſich nicht ſelten als einen vortrefflichen kritiſchen Fortinbras gezeigt; erſcheint er mir diesmal nicht alſo, ſo wird er mir gewiß nicht zürnen, ſondern vielleicht Gelegenheit nehmen, ſich noch einmal genauer über ein Werk auszuſprechen, das wie eine ewige Sphinx uns fragend anſieht.

X.

Über eine altdeutſche Bearbeitung des Hamlet.

§. 1.

Obwohl, wie bereits zur Genüge dargethan worden iſt, die namhaften Dichter und Gelehrten Deutſchlands während des ganzen 17. und erſten Drittheils des 18. Jahrhunderts von Shakſpearen keine Kunde nahmen, ſo iſt er darum doch von dem deutſchen Volke, in ſo weit es den Schauſpielen *beiwohnte*, nicht ganz fern geblieben. Jene zauberiſche Gewalt, die z. B. im Hamlet wohnt, konnte ſich unmöglich bloß auf die britiſche Inſel einſchränken, und ſie iſt wie ein Sonnenſtrahl, wenn auch durch winterlich trübe Wolken, zu unſern Vätern gekommen. — Ich habe an einem andern Orte gezeigt, daß die deutſche Bühne gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts nicht ſo unbedeutend war, als ſie häufig geſchildert worden. Die Schauſpieler ſelbſt, meiſt in ungünſtigen weltlichen Verhältniſſen, zeigten oft eine gute Ahnung vom Romantiſchen, ſo wie von dem, was dem deutſchen Publicum zu bieten ſey.

So giebt uns Reichard z. B. den Auszug aus einer deutſchen Bearbeitung des Hamlet, die ſich einſt unter Eckhof's Papieren befand, welche, überhaupt von nicht geringer Erheblichkeit, noch jetzt in der Theaterbibliothek zu Gotha ruhen ſollen. Jene Abſchrift von dem deutſchen Hamlet iſt „Prag, den 27. October 1710" unterſchrieben; „das Original aber," ſetzt R. hinzu, „kann man füglich noch ein Dutzend Jahre weiter hinaufſetzen." Man kann es nicht bloß, ſondern man wird es müſſen, und nicht bloß ein Dutzend Jahre, ſondern vermuthlich dreißig, welches aus einer Stelle hervorgeht, die R. ſelbſt angeführt, aber nicht genug beachtet hat.

§. 2.

Da nämlich bereits in dem wahren Hamlet die Schauſpieler eine ſehr wichtige Rolle ſpielen, ſo hat der deutſche Bearbeiter, der vermuthlich auch ein Schauſpieler war, die Gelegenheit benutzt, die große Bedeutung und Wirkſamkeit des Theaters dem Publicum dringend ans Herz zu legen. So läßt er z. B. den Hamlet ſelbſt, nachdem er mit dem Prinzipal der Geſellſchaft ſich theoretiſch lehrend unterhalten, die Geſchichte von einer Frau erzählen, die ihren Mann ermordet, und mit Hülfe ihres Buhlen die Leiche unter der Thürſchwelle vergraben hat. Neun Jahre blieb das Verbrechen verborgen, aber durch ein Schauſpiel, in dem ein ähnlicher Frevel dargeſtellt wurde, erwachte das Gewiſſen des Weibes dergeſtalt, daß ſie von ihrem Platz dem ganzen Publicum zurief, ſie ſey die Mörderin ihres Gatten. Dann eilte ſie ſogleich zum Richter und empfing endlich nach großer und wahrhafter Reue und Buße mit Ergebenheit die Todesſtrafe. Der deutſche Hamlet, viel frömmer als der engliſche, ſetzt dann hinzu: „Ach! wenn mein Vater" (ſoll ohne Zweifel „Oheim" heißen) „und meine Mutter auch in ſich gehen möchten!" Dieſe intereſſante Geſchichte fängt mit den Worten an: „In Deutſchland hat ſich in Straßburg ein artiger Caſus zugetragen." Alſo Straßburg in Deutſchland! Dieſe herrliche Vormauer unſeres Vaterlandes wurde aber von Ludwig XIV. bereits im Jahre 1681 widerrechtlich genommen und dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, woraus ſich ſchließen läßt, daß der deutſche Hamlet noch vor dem genannten Jahre die Breter betrat.

§. 3.

Das ganze Stück, obwohl wir es leider nur durch den Auszug kennen, iſt von großer Wichtigkeit, weshalb ich wünſche, daß man den ganzen Auszug in K. v. Holtei's „Monatlichen Beiträgen zur Geſchichte dramatiſcher Kunſt und Literatur" (Bd. III. Heft 2.) nachleſen wolle. Hier mögen jedoch folgende Bemerkungen gegeben werden, die nicht bloß das einzelne Stück, ſondern den geſammten Standpunkt der damaligen deutſchen Tragödie berühren möchten.

Der Titel im Original ſchien dem Deutſchen zu einfach, und er ſetzte deshalb den zweiten: „Der beſtrafte Brudermord," hinzu, damit der Schauſpielbeſucher ſogleich wiſſe, woran er ſey. Der Prolog, beſtehend aus der Göttin Nyx und den drei Furien Alecto, Tiſiphone, Megära, iſt vollkommen überflüſſig und wird durch die Plauderhaftigkeit der Nacht, welche die geſammte Vorgeſchichte des Stücks erzählt und den Furien (die ohnehin längſt in den Herzen der Verbrecher wohnen) unnöthige Aufträge giebt, in hohem Grade läſtig. Es folgt daraus, daß der Deutſche die unübertreffliche, von Shakſpeare ſelbſt nie wieder ſo vollendet erreichte Expoſition im Original bei weitem nicht genug zu ſchätzen wußte. Vermuthlich verleitete den Bearbeiter die damalige Vorliebe für den Tragödienrichter Seneca, der bekanntlich ſeinem ohnehin ſchon genugſam gräulichen Thyeſtes eine Furie als Vorrednerin voranſchickt.

§. 4.

Überhaupt iſt die ganze Expoſition, wenn auch nicht völlig verderbt — das kann ſie kaum — doch auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe verwäſſert und bewußtlos gleichſam traveſtirt. Die Schildwachen in der erſten Scene geben dem Bearbeiter Gelegenheit, eines Geiſterſpötters zu ſpotten, eine Procedur, die in keinem Falle hieher gehört, wäre ſie auch nicht ſo gemein durchgeführt.

Das Blaſen der Trompeten beim Geſundheittrinken im Schloſſe erfolgt ſchon jetzt. Der Geiſt erſcheint und giebt dem Spötter eine Ohrfeige: eine ſo abgeſchmackte Roheit, daß ſie auch nicht verdienen würde hier angeführt zu werden, wenn ſie nicht leider in ſpäteren Parodien wiederholt wäre, woraus denn doch zu ſchließen iſt, es habe ſich dieſer Witz (!) durch Tradition erhalten und Beifall gefunden. Hier vollends meint es der Dichter ganz ernſthaft, ohne im mindeſten zu bedenken, daß der Geiſt des alten Dänenkönigs wohl Wichtigeres zu thun habe, als einer Schildwache den Glauben an Geſpenſter handgreiflich beizubringen. Jetzt treten Horatio und Franciſko nach einander auf, die Schildwache erzählt, und der Geiſt erſcheint zum zweitenmale. Man wagt nicht ihn anzureden, obgleich er ſich „kläglich“ gebehrdet und „läßt, als ob er was ſagen wollte.“ Nun kommt auch der Prinz, neckt die Schildwache auf eine einfältige Weiſe, wird aber in dem folgenden Geſpräch ſehr ernſthaft, und bezweifelt die Erſcheinung des Geiſtes mit den tragiſch bedeutſamen Worten: „Die Seelen der Frommen ruhen wohl bis zur Zeit ihrer Erneuerung.“ Abermaliges Geräuſch des Geſundheittrinkens, nach deſſen Urſache Hamlet fragt.

Der Gedanke an den luſtig ſchmauſenden König empört ihn, er öffnet ſein Herz und klagt über die Verbindung ſeiner Mutter mit ſeinem Oheim, und daß ſich der neue König ſo geſchwind „während ſeiner Abweſenheit“ habe krönen laſſen.

§. 5.

Der Mittheiler des Reichard'ſchen Auszuges in der angeführten Monatsſchrift macht hierbei die Bemerkung, dieſer Umſtand ſey deshalb merkwürdig, weil man ſehe, wie die damalige Einfalt eine gewiſſe äußere Wahrſcheinlichkeit verlangt habe. Nicht minder merkwürdig aber iſt — möchte ich hinzuſetzen — daß einige ſpätere engliſche Kritiker beim Studium des Originals dem Dichter es nicht ſelten als eine tadelnswerthe Unwahrſcheinlichkeit vorgeworfen haben, daß Hamlet ſein Recht der Nachfolge nicht augenblicklich geltend gemacht habe, weshalb der Irrthum der ſpätern Zeit dem Irrthum der frühern nicht viel vorzuwerfen hat. Um jenen Tadel zum Schweigen zu bringen, erinnert man freilich an das zu des wahrhaften Hamlets Zeit noch nicht feſt begründete Erbfolgerecht; allein durch dieſe hiſtoriſche Notiz iſt nichts gewonnen, denn der Hamlet, den uns Shakſpeare giebt, ſpielt (ganz abgeſehen von der bekannten uralten Sage) etwa im Anfange des 16. Jahrhunderts, worüber die Geiſtesrichtung und Bildung ſämmtlicher Perſonen im Stück die allein entſcheidende Auskunft giebt. Wenn nun die Menge ſich ihres Rechts bedient, zu fragen, wie Hamlet in ſolchen Zeiten um den ihm gebührenden Thron habe kommen können, ſo wird man ihr rathen müſſen, den poetiſch klaren Grund allein in des Prinzen Charakter zu ſuchen. Für Hamlet iſt nach des einzig geliebten Vaters Tode kein Thron in der Welt mehr wünſchenswürdig, Claudius hat dieſe Betäubung und Erſtarrung benutzt, die Vermählung vollzogen und ſich huldigen laſſen, und erſt jetzt, zwei Monate nach des Vaters Tode, hat der Sohn wieder die Sprache gewonnen, um zu klagen, da es zu ſpät iſt.

§. 6.

Wenn endlich der altdeutſche Bearbeiter den Prinzen hinzuſetzen läßt: „der König trete ihm zwar die Krone von Norwegen ab, doch ſey dieſe nicht hinreichend," ſo iſt dies freilich eine ſehr unbeſtimmte und verworrene Äußerung, doch ſcheint mir darin eine Ahnung von den höhern Staatsverhältniſſen des Stücks zu liegen, daß man ja nicht für ein bloßes Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe halten ſolle.

Der Geiſt erſcheint jetzt zum drittenmale, und nach manchen unfruchtbaren Reden folgt ihm Hamlet, um die Geſchichte der Vergiftung zu vernehmen *), die hier durch den in die Ohren gegoſſenen Saft von Ebeno geſchieht, gleichſam als wolle der deutſche Bearbeiter die abſcheuliche Sache nicht deutlich herausſagen. Höchſt komiſch iſt es, daß der Prinz nach beendigter Erzählung ſeinem Racheverſprechen die Clauſel beifügt: „wo dieſes wahr iſt."

---

*) Hier findet ſich eine deutliche Spur von der Unvollkommenheit unſerer Vorfahren um die räumlichen Verhältniſſe der Perſonen auf der Bühne. Der Geiſt winkt dem Hamlet, der folgt, dieſem gleich darauf auch Horatio und Francisko, dann erſcheint wieder Hamlet mit dem Geiſte, gleichſam als wären ſie nunmehr an einen andern Ort gelangt, während die Decoration durchaus nicht verwandelt iſt. — Mit welchem glücklichen Übermuth rechnet hier der Bearbeiter auf die jugendlich friſche Phantaſie ſeiner Zuſchauer!

Das Folgende: der Schwur aufs Schwert, die Begleitung des alten Maulwurfs, das Vorhaben ſich toll zu ſtellen u. ſ. w. iſt, wie es ſcheint, ganz nach dem Original; aber die Redensarten: „Haben ſich Ihre Durchlauchten vielleicht alterirt?" „die ſimulirte Tollheit," „die Gelegenheit meines Herrn Vaters Tod an dem verfluchten Hund zu rächen" u. ſ. w., das alles iſt durch und durch die Sprache jener Zeit, in der ſelbſt bei weitem beſſere Dichter als dieſer Bearbeiter zwiſchen der Bequemlichkeit der gewöhnlichen Lebensconverſation, ſteifer Pracht, pedantiſch luſtiger Wortmengerei, Schwulſt und Gemeinheit ſchwankten. Merkwürdig iſt dabei die unkünſtleriſche Eilfertigkeit, mit der der Bearbeiter den Geiſt raſch hintereinander dreimal erſcheinen läßt, um ihn nur ſchnell genug mit dem Prinzen ſelbſt zuſammen zu bringen. Alles überſtürzt ſich und verliert dadurch an Wirkung; um aber ja recht deutlich zu ſeyn, wird bei dieſer unkünſtleriſchen Eilfertigkeit doch wieder Alles breit gezerrt. Es iſt als ob ein Knabe einen großen Gedanken bekommen habe, den er aber nicht recht zu ordnen und auszuſprechen vermag.

§. 7.

Ich will dem Auszuge nicht weiter Scene für Scene folgen, und es mag genug ſeyn, über einzelne Perſonen und Situationen die Auffaſſungsweiſe des alten Bearbeiters anzudeuten. Hamlets Wunſch, nach Wittenberg zurückzureiſen, iſt geblieben, und wie hätte auch ein

Deutſcher den intereſſanten Umſtand unterdrücken ſollen, daß ein ſo vornehmer Herr auf einer deutſchen Univerſität ſtudirt hat? Hamlet ſelbſt ſteht freilich tief unter dem Original; aber in ſeiner geringern Stellung iſt er ziemlich gut gehalten, und damit ihn die Zuſchauer mehr lieben können, wird ihm etwas Frömmigkeit geliehen. Ophelien (die hier in Orphelie verwandelt iſt) ſcheint er nie beſonders geliebt zu haben, und von all dem tiefſinnigen Seufzen, das wir aus dem Original kennen, iſt in ſeiner Scene mit ihr keine Spur geblieben.

Redensarten wie: „die Jungfern thun nichts anders als die Junggeſellen verführen,“ „eure Schönheit kauft ihr bei den Apothekern und Krämern“ u. ſ. w. können an manche geckenhafte, für galant geltende aber wahrhaft grobe Converſation, wie wir ſie durch Talander und Menantes kennen, erinnern. Indeſſen iſt der Prinz ſehr reich an intereſſanten Geſchichten, von denen ich bereits oben eine mitgetheilt habe, und ſo erzählt er hier ſeiner verſchmähten Geliebten von einer Dame, welche „wie die Göttin Venus anzuſehen geweſen“ und dadurch einen Cavalier in Anjou getäuſcht habe. Dieſer arme Jüngling mußte leider ſehen, wie ſie nach der Vermählung im Schlafzimmer ſich aller durch Kunſt angeeigneten Schönheiten entäußert, ſo daß ſie zuletzt ausſah wie ein „Geſpenſt,“ eine fatale Geſchichte, die Weiße im zweiten Theil ſeines „luſtigen Schuſters“ in Verſen noch ſo eben leidlich angebracht hat, die hier aber im Munde des Prinzen, der Geliebten gegenüber, den widerlichſten Eindruck macht. Dann erſt erinnert ſich der Bearbeiter wieder ſeines verlaſſenen Originals, und nun räth auch ſein Hamlet Ophelien, in ein Kloſter zu gehen, doch ſetzt er leider den ſchlechten Spaß hinzu: „aber nicht nach einem Kloſter, wo zween Paar Pantoffeln vor dem Bette ſtehen.“

§. 8.

Die Scenen mit den Schauſpielern hat der Bearbeiter zu ſeinem Vortheil benutzen wollen. Die Lehren, welche Hamlet ihnen giebt, deuten auf die äußere Armuth der damaligen Schauſpieler hin, ſo wie auch daß ſie zu phantaſtiſch lächerlichem Aufputz ihre Zuflucht nahmen, wodurch jedoch jene Dürftigkeit nur deſto greller an den Tag kam. Er warnt ſie vor den ſpaniſchen Pfauentritten und den gewöhnlichen Fechtermienen, wenn ſie eine fürſtliche Perſon agiren ſollen, „denn ein Potentat lacht darüber. Sein Naturell iſt das Beſte. Der einen König agirt, muß ſich einbilden, daß er in dem Spiel ein König ſey, und ein Bauer auch ein Bauer.“

Übrigens meint es der Bearbeiter gut mit den Schauſpielern und hat eine große Idee von ihrer Kunſt. Schon das bloße Wort des Königs, „er wolle ſehen, was die Deutſchen leiſten können,“ hat etwas Imponirendes, und als Polonius (hier Corambus) die abgeſchmackte Frage thut: „Ihre Hoheit, kommen denn die Comödianten auch in den Himmel?“ hält Hamlet eine lange Lobrede auf die Mimen und zeigt, was es für eine vortreffliche ehrenvolle Sache um einen Schauſpieler ſey. Es iſt zu bedauern, daß der Auszug dieſe Oration nicht mittheilt, da der deutſche Bearbeiter vermuthlich Alles, was er an Redekunſt beſaß, aufbot, um in jener trüben Zeit, wo manche bonzenhafte Geiſtliche den Schauſpielern — als ſolchen — ſogar das heilige Abendmahl verweigerten, eine ſo wichtige Sache zu verfechten.

§. 9.

Die bedeutſamſte Veränderung, welche der deutſche Bearbeiter gewagt hat, befindet ſich zu Anfange des dritten Acts, wo er uns einen Tempel und Altar zeigt, vor welchem der König knieend betet, um Vergebung ſeiner Miſſethat vom Himmel zu erflehen. Hamlet erſcheint mit entblößtem Degen, und ſchwankt, ob er ihn jetzt, wo er es ſo bequem thun kann, durchſtechen ſoll. Er unterläßt es aber; nicht weil ein im Gebete Getödteter ſogleich in den Himmel eingehen ſollte — einen ſo ſtarken Glauben hat der umgearbeitete Hamlet nicht — ſondern im Gegentheil um ihn nicht in ſeinen Sünden dahin zu raffen. Seltſam! iſt Hamlet wirklich ſo fromm, ſo kann er den Uſurpator niemals tödten, ja er iſt verpflichtet Alles aufzubieten, um deſſen Leben zu verlängern, damit ihm deſto mehr Zeit zur Buße bleibe. Schwerlich kann dem Bearbeiter dieſes Mißverhältniß verborgen geblieben ſeyn, und es iſt deshalb nicht unmöglich, daß er dabei (dunkel wenigſtens) eine moraliſch-ironiſche Abſicht gehabt, und zeigen gewollt habe, daß es mit der menſchlichen Rache überall ein armſeliges Weſen ſey, wobei er nur nicht bedacht, daß er durch eine ſolche Hinweiſung dem ganzen Stücke ſchade, obwohl es eigentlich nicht von Rache, ſondern nur von der höhern Straſe handelt.

§. 10.

Daß er ferner, das Gebet des Königs noch feierlicher zu machen, die Decoration eines Tempels und Altars zu Hülfe nimmt, iſt ſowohl hiſtoriſch als äſthetiſch intereſſant, und man darf an der theatraliſchen Wirkſamkeit nicht zweifeln. In jedem Falle aber iſt der Zuſatz unnöthig, denn jene Scene iſt im Original ſchon ſo ſinnreich tragiſch durchgeführt, daß der tiefe Schauder durch keinen Apparat vermehrt werden konnte, er bete nun im Tempel, oder im freien Felde, oder in ſeinem Schlafzimmer, denn jeder Ort iſt entweiht, wo er ſich befindet.

In der Scene Hamlets mit der Königin iſt der Umſtand anziehend, daß die in die Preſſe genommene Sünderin erſucht wird, das Bildniß des jetzigen Königs, das in dieſem Zimmer befindlich iſt, mit dem ihres erſten königlichen Gemahls, „das auf der Galerie hängt,“ zu vergleichen, um zu dem Reſultat zu gelangen, daß der letzte doch ein wahrhaft „majeſtätiſcher Herr“ geweſen ſey. Von den ſpäteren Invectiven des Prinzen gegen Claudius hat der Auszug und vermuthlich auch die Urſchrift der deutſchen Bearbeitung kein Wort. Es ſcheint, der zahme Mann hat den „zuſammengeſlickten Lumpen-

König, den Hanswurſt von König, die von Sims geſtohlene und heimlich in den Schnappſack geſteckte Krone" u. ſ. w. ſelbſt gegen einen Uſurpator zu arg und reſpectwidrig gefunden.

§. 11.

Der arme Horcher wird erſtochen, der Geiſt erſcheint, Hamlet ſagt endlich zur Königin: „Pfui, ſchämt Euch, ich mag kein Wort mehr mit Euch reden," und geht ab. Von der überſchwenglichen Fülle des tragiſchen Pathos, den dieſe Scene bekanntlich im Original hat, iſt faſt nichts geblieben; beachtenswerth aber iſt jene Aushülfe mit den beiden Bildern. Hamlet trägt ſie nicht in der Taſche, wie Schröder wollte, aber ſie hängen auch nicht beide in dem Schlafzimmer der Königin, wie Goethe vorſchlug. Was dieſer alte Bearbeiter wählt, läßt ſich allerdings hören, denn es iſt freilich wahrſcheinlich genug, daß das Portrait des alten Hamlet auf die Galerie geſchafft wurde; indeſſen bekommt dadurch der unbequeme Vorſchlag, beide Bilder zu vergleichen, etwas Weitläufiges, und dürfte bei der theatraliſchen Aufführung leicht lächerlich werden, ſo daß wir wohl am beſten thun, bei den Miniaturbildern, die Hamlet wirklich bei ſich trägt, zu bleiben. (S. Th. II. S. 60 ff.)

Seltſam albern iſt der folgende Monolog der Königin. Es ſcheint beinahe, als wiſſe ſie nicht viel um die Ermordung des alten Hamlet, weshalb auch von keinen Gewiſſensbiſſen bei ihr die Rede iſt. Sie meint, ihres Sohnes Melancholie ſey bloß durch den Umſtand veranlaßt, daß ihm die Krone der Dänen entgangen ſey, und er ihre ſchnelle zweite Vermählung höchlich misbillige. Das letzte thut ſie ſelbſt jetzt auch; wie aber der Dichter ſchon ſonſt ſeine Privatabſichten in dieſes große Werk einzuſchwärzen gewußt, ſo hat er es diesmal, wunderlich genug, auf den — Papſt gemünzt, den die Königin tadelt, daß er eine ſolche Ehe, wie ihre jetzige, erlaubt habe. Er war denn doch alſo um Erlaubniß gebeten worden, und muß ſich nun tadeln laſſen, daß er gefällig geweſen.

§. 12.

Die arme Ophelia, von dem Bearbeiter ohnehin ſehr arm ausgeſtattet, iſt während deſſen „toll“ geworden, ein Wort, das der Dichter ordentlich zu lieben ſcheint, ſo wie er überhaupt mit vielen ſeines Gleichen **Vergnügen** an übeltönenden harten Ausdrücken hat. Wem die Unglückliche zuerſt in dieſem traurigen Zuſtande erſcheint, kann Niemand errathen, da beide Perſonen im Original nicht vorkommen. Es iſt ein Bauer, Jens, der, weil er hier gar nichts zu ſchaffen hat, mit ſeinen rohen Hanswurſtpoſſen nur läſtig wird, und der Hofmann Phantasmus, der ſich herzlich freut, daß nunmehr am Hofe **Alles** toll werde. Mit dem Wahnſinn des liebevollen Mädchens hat ſich der Dichter gar nicht zu behelfen gewußt. Wir vernehmen hier weder das tiefe Seufzen ihres jugendlich überwallenden Herzens über ihr unbegriffenes, mächtiges Unglück, noch jene ſchalkhaft ſinnlichen Liederverſe, die ſie in den Augenblicken ſingt, in denen ſie ihr Elend — eben weil ſie es nicht zu begreifen vermag — vergeſſen zu haben ſcheint. Sie ſpricht „von ihrem kattunenen Rock, den der Schneider verderbt habe,“ und ſpäterhin „von dem Hofſchmidt,“ den ſie fragen wolle, „was er für neue Moden bekommen“ und vermuthlich noch manche andere Gemeinheiten, um dem ſchlechteſten Theile der Menge ein Wiehern abzulocken. Dafür aber hat der Dichter den Tod im Waſſer für das Fräulein nicht vornehm genug erachtet, weshalb ſie ſich von einem Berge herabſtürzt.

§. 13.

Die große Klippe des Stücks, die Seereiſe im vierten Act, hat der Bearbeiter auf die wunderlichſte Weiſe behandelt. Da er mit Roſenkranz und Güldenſtern nichts anzufangen gewußt hat, ſo läßt er zwei Banditen auftreten, die den Befehl haben, den Prinzen umzubringen. Sie ſind auf einer Inſel ausgeſtiegen, um den Befehl zu vollſtrecken. Da Hamlets Flehen um ſein Leben vergeblich iſt, ſo bittet er, nur noch ſein Gebet vorher verrichten zu dürfen, „er wolle ein Zeichen mit der Hand geben, und dann ſollen ſie ihn gut treffen, damit er nicht lange gemartert werde. Er giebt das Zeichen, fällt aber zugleich zwiſchen ihnen nieder. Die Banditen ſchießen über ihn weg und treffen einander ſelber. Hamlet, nach vollbrachter Dankſagung, tödtet ſie vollends mit ihren eigenen Degen, findet den Steckbrief und beſchließt, mit dem Schiffe nach Dänemark zurückzukehren.“ —

Dieſe Schießſcene ſcheint ein Gemeingut mehrerer Marionettenſtücke geweſen zu ſeyn, und ich erinnere mich derſelben dunkel aus meinen Kinderjahren; doch wagte ſie ſich immer nur in die poſſenhafteſten Poſſenſpiele der unterſten Gattung. Hier, in der Tragödie der Tragödien, kommt ſie uns wie ein Verſuch vor, das ganze Stück zum Beſten zu haben, und ſelbſt der muthwilligſte und albernſte Traveſtirer würde kaum ſeine Zuflucht zu ihr nehmen. Hiſtoriſch iſt ſie jedoch nicht unwichtig; ſie zeigt wenigſtens, daß der Bearbeiter den vierten Act, der in den ſpäteren Hamlets des achtzehnten Jahrhunderts beinah ignorirt wurde, doch zu gebrauchen verſuchte. Man ſieht ferner, daß er überall bemüht iſt, den erhabenen Eindruck und die tiefe Rührung durch Späße von allerlei Art zu ſchwächen; und er hat gewiß ſein Publicum gekannt.

§. 14.

Den Laertes, hier Leonhard geheißen, lernen wir vor ſeiner Abreiſe nach Frankreich gar nicht kennen. Bei ſeiner Zurückkunft fährt er zwar anfangs den König etwas an, läßt ſich aber bald beſänftigen und bittet „auf den Knieen“ ab. Vor Hamlets Fechterkünſten hat er Scheu, die ſelbſt durch den Vorſchlag, einem vergifteten Degen zu gebrauchen, nicht ganz ſchwindet. Da es aber unmöglich iſt, ſich auf eine andere Weiſe an dem von dem Volke geliebten Prinzen zu rächen, dem man öffentlich nicht beikommen kann, und da ferner der zweite Vorſchlag mit dem vergifteten Becher aushelfen kann, ſo läßt er ſich auf die heilloſe Sache ein. Phantasmus, der hier plötzlich in den jungen Oſrik verwandelt wird, vollzieht die Einladung und wird nach Gebühr von Hamlet mit der Hitze, Kälte und Temperirtheit der Witterung geneckt. Die geiſtig-körperliche Beklommenheit, die der Prinz nach angenommener Ausfoderung in dunkler Vorahnung des entſcheidenden Moments empfindet, äußert ſich hier durch — Naſenbluten, das, einem bekannten Aberglauben zufolge, Übles bedeutet.

§. 15.

Der Gang des Gefechts iſt folgender: Hamlet und Leonhard fechten den erſten Gang, und Leonhard bekommt einen Stoß. „Allo Revange!“ ruft er, läßt das Rapier fallen, ergreift den vergifteten Degen, welcher bereit liegt, und ſtößt dem Prinzen die Quart in den Arm: Hamlet parirt auf Leonhard, daß ſie beide die Gewehre fallen laſſen. Sie laufen ein jeder nach dem Rapier, Hamlet bekommt aber den vergifteten Degen und ſticht Leonharden todt. — Das iſt nun zwar alles ziemlich natürlich, und man könnte es ſich in einer Novelle gefallen laſſen, aber auf der Bühne tritt es nicht ſichtbar genug ins Leben, und erfodert weitläufige Erklärungen. — Was weiter in dieſer alten Bearbeitung geſchieht, iſt ein etwas wirrwarriges Stechen, bei dem ſelbſt der armſelige Phantasmus unnöthigerweiſe mitfällt. Beachtenswerth iſt nur, daß den Dichter abermals eine Ahnung der welthiſtoriſchen Bedeutung des Stücks beſchleicht, indem er den ſterbenden Prinzen dem Horatio den Auftrag geben läßt, die Krone von Norwegen an ſeinen Vetter, den Herzog Fortinbras, zu überbringen. Daß wir dieſen Herzog gar nicht kennen, macht ihm aber keine Sorge, ſo wie er auch vergeſſen hat, uns über den Umſtand zu beruhigen, wer hinfort Dänemark beherrſchen ſolle.

Daß übrigens in dieſer Bearbeitung Polonius, hier Corambus *), zu einem bloßen Spaßmacher geworden, iſt freilich arg genug, doch ſollen wir auch, dünkt mich, auf der andern Seite dieſem weiſen Narren und ehrlichen Schelm nicht zu viel Ehre anthun, worüber ich bereits ausführlich geſprochen. Bei Charakteren dieſer Art ſollte man überhaupt die ganze Eigenthümlichkeit Shakſpeare's im Auge haben, der zufolge er mit den ſich für weiſe haltenden Menſchen, die eben deshalb die wahren Thoren ſind, ſehr ſtreng ironiſch umgeht.

---

*) Es iſt beachtenswerth, daß der deutſche Bearbeiter des ſiebzehnten Jahrhunderts nur die erſte Auflage des Hamlet vor Augen gehabt zu haben ſcheint, die man während des ganzen achtzehnten außer Acht gelaſſen hat, bis ſie endlich vor wenigen Jahren gleichſam wieder entdeckt worden iſt. Den Namen Corambus haben wir früher nicht gekannt.

§. 16.

Giebt es nun einen ſolchen deutſchen Hamlet ſchon in ſo früher Zeit, ſo fragen wir mit Recht: Iſt denn dieſes Werk das einzige Shakſpeare'ſche, das dem deutſchen Volke bekannt wurde? — Gewiß nicht, wie bereits bei der „bezähmten Widerſpenſtigen“ gezeigt wird, aber wo ſind ſie? Die vornehme Welt und die Gelehrten wiſſen darauf bis jetzt noch keine Antwort zu ertheilen. Wer davon in früherer Zeit hätte Kunde geben können, war — Gottſched, der bereits 1740 ſich in den Beſitz von 1400 gedruckten und handſchriftlichen altdeutſchen Schauſpielen geſetzt hatte, von denen er in ſeinem bekannten „Nöthigen Vorrath“ u. ſ. w. (1758) viele Titel und einige Nachrichten mittheilt. Da er aber in trauriger Geiſtes- und Herzens-Enge von Shakſpeare nichts wiſſen will und auch im Grunde nichts weiß, ſo führt er ihn bloß ein paarmal an, um ihn auf die abgeſchmackteſte Weiſe zu tadeln. — Doch wo iſt jener wichtige Bücherſchatz des Mannes hingekommen? Nach Weimar; dort aber bei dem unglücklichen Schloßbrand ein Raub der Flammen geworden. Sind deßhalb alle dieſe Stücke auf immer verloren? unmöglich können doch die Gottſchediſchen Exemplare die einzigen in der Welt geweſen ſeyn. Wo alſo ſind ſie jetzt? Ohne Zweifel durch ganz Deutſchland zerſtreut, auch mag wohl Manches nach England, Frankreich und Italien gekommen ſeyn. Wer aber wird ſich der ungeheuern Mühe unterziehen, ſie wieder zu ſammeln? Wer wird ſeinen

Fleiß von neuem auf die *dramatiſche* Literatur der Deutſchen während des 16. und beſonders des 17. Jahrhunderts richten? Hier fehlt es noch ſehr an Hülfe. Wir haben inſonderheit ſeit den letzten drei Jahrzehnten einen ſehr rühmlichen Fleiß auf die deutſche Poeſie des 11., 12. u. ſ. w. Jahrhunderts gerichtet, eine edle Bemühung, die ſich trefflich belohnt hat; doch in Hinſicht der ſpätern Zeit iſt noch ungemein viel zu thun. Die meiſten früheren Literarhiſtoriker begnügten ſich mit ein paar vornehm lächelnden oder wehklagenden Worten über die Geſchmackloſigkeit der Haupt- und Staatsactionen, der Marionettenſtücke, der herumziehenden Schauſpielergeſellſchaften, die von den Predigern häufig in den Bann gethan wurden u. ſ. w. Was ich ſelbſt gegeben habe (ſ. „Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen" u. ſ. w., Theil II.), iſt freilich etwas mehr; doch auch bei weitem nicht hinreichend, dieſe ungeheure Lücke in unſerer Literargeſchichte zu füllen.

§. 17.

Dieſer Hamlet hat meine Sehnſucht nach *genauer* Kenntniß aller damals herrſchenden Dramen von neuem angeregt. Dieſer Hamlet? Allerdings; denn bei allen ſeinen Fehlern, die ich ſo eben angegeben habe und deren ſich leicht noch mehrere angeben ließen, iſt er dennoch *auf dem richtigen Wege*, auf welchem hundert und wieder hundert correct-langweilige pſeudo-claſſiſche Poeten der neuern Zeit nie geweſen ſind. Hätten Männer wie Gottſched, Schwabe, Weiße, Cronegk u. ſ. w. — ob ſie ſich unter einander vertrugen, ob der eine etwas mehr Talent hatte als der andere, iſt hier ziemlich einerlei; in der Kritik ſtanden ſie kein Haar breit höher als die Gottſchediſche „kritiſche Dichtkunſt der Deutſchen" vom Jahr 1730 — hätten ſolche Männer, ſag' ich, nur den gehörigen Reſpect für das deutſche Volk gehabt, ſo würden ſie ſchon in dem allgemeinen Beifall, den z. B. der Mythus von „Fauſt," ſelbſt in der ſchwächſten oder verzerrteſten Bearbeitung, überall fand, einen Grund erkannt haben, hier anzuknüpfen, und uns mit den mißverſtandenen Ariſtoteliſch-Corneille'ſchen Grundſätzen zu verſchonen. Alles, was ſie deshalb für die deutſche Bühne thaten, war, den innern Irrthum der verſchlechterten Nachahmung abgerechnet, auch ſchon um deswillen für das deutſche Volk verloren, weil dieſes ſchlechthin das Romantiſche wollte, und für das ſogenannte Correct-claſſiſche durchaus kein Intereſſe mitbrachte. So iſt es denn gekommen, daß das Volk Jahrzehnte lang von der eigentlich gelehrten Stadtbühne wenig oder gar keine Notiz nahm, und zu der leider immer ſchlechter und ſchmutziger werdenden herumſtreiſenden Comödie ſeine Zuflucht nahm, bis es ſich endlich auch davor ſchämte, und dann leider — gar nichts hatte, bis endlich Leſſing, Goethe und nach ihm beſonders Schiller ein ganz neues edles deutſches Theater bildeten.

XI.

Zu: Der Sturm.

(S. Theil II, S. 96 ff.)

§. 1.

Die eben ſo lichthelle als tiefſinnig wunderbare Wel welche in dieſem Schauſpiele ſich vor unſern Augen au breitet, zieht uns mit ſo lieblicher Gewalt an, daß wi als Erläuterer uns ſelbſt die Grenzen abſtecken müſſen wie weit wir diesmal gehen wollen. Ich will hier nu der beiden Liebenden in einer einzigen Hinſicht gedenken um ſodann auf Prospero und Gonzalo zu kommen Bei Ferdinand und Miranda, den rein ſittlich und rei glücklich Liebenden, ſind mir oft jene Zeilen aus dem Hamlet eingefallen:

Doch ſeht! der Morgen, angethan mit Purpur,
Betritt den Thau des hohen Hügels dort.

Dieſer roſig leuchtende Götterknabe wird aber nicht immer in dem Hinaufſchreiten beharren, ſondern auch wieder ſich zurück in den Abend verſenken, obwohl zur Glück nicht ohne unſern Glauben an ſein Wiedererſcheinen, wenn die ſternenvolle Nacht hingeträumt hat un hingeträumt worden iſt. Aber in Miranda und Ferdinand wohnt nicht bloß die ewige Jugend, ſondern die ewige Kindheit. Ihr Leben iſt ein ſteter Morgen, der von dem grell heißen Mittag und dem dunkelnden Abend nichts weiß. Es iſt eine vollendet glückliche Liebe, die ſie verbindet, und dieſe Liebe iſt ihr Leben. Dies kleine Wort ſpricht Alles aus, wenn wir es in ſeiner Reinheit auffaſſen; leider aber ſind gerade dieſe Ausdrücke durch häufigen Misbrauch um ihre Bedeutung gekommen, und doch giebt es keine andere. Wollen wir einen Gegenſatz der unglücklichen Liebe, ſo bietet ſich uns Romeo und Julie. Dieſe Liebe wird von den Furien des Haſſes rings umher bedräut, und überall öffnen ſich die Gräber, ſo daß ein Schritt weiter auch die Liebenden in ewiges Dunkel führen kann. Dennoch ſind ſie, weil ſie ſich vollendet lieben, glücklich und beneidenswerth, auch in ihrem Unglück. Sie haben nur eine kurze Minute zum Leben, d. h. bei ihnen: zum Lieben; aber Ferdinands und Miranda's Leben und Liebe iſt überall von den Genien der Verſöhnung gewünſcht und geweiht worden, und was ſonſt der Wonne immer fehlt, die Dauer, iſt hier geſichert. Hier iſt nicht wie in Romeo und Julie „Feuer und Pulver ſich im Kuß vernichtend," ſondern wir ſehen hier zwei ſchöne duftende Blumen aus einem Wunderlande, zwei unſterbliche Blumen, möcht' ich ſagen, die ſich milde zu einander neigen, um nie getrennt zu werden.

§. 2.

Selbſt Shakſpeare — es iſt noch nie ausgeſprochen,

und ſcheint mir doch ſo bedeutungsvoll, — hat nur ei
einziges Mal gewagt, zwei vollſtändig glückliche Liebend
darzuſtellen. Man könnte ſogar hinzuſetzen, er hat e
nur gewagt, weil er eine einſame Zauberinſel erſchaffe
konnte, auf der allein eine ſolche Liebe möglich werde
und gedeihen kann. Doch dieſer Zuſatz wäre nicht oh
Bitterkeit, von der Shakſpeare hier nichts weiß, weshal
auch wir nichts davon wiſſen wollen. Die Liebe beginn
freilich auf jener blüthe- und düftevollen Zauberinſe
aber ſie verfeſtigt und vervollſtändigt ſich auch dergeſtal
daß wir mit dem beſten Vertrauen Ferdinand und Mi
randen in zahlreicher gemiſchter Geſellſchaft von der In
ſel abfahren ſehen, um zu einer noch viel größern un
gemiſchtern Welt zu gelangen. Geſtalte ſich dieſe Ge
ſellſchaft wie ſie wolle; — dieſe Liebenden haben, ſ
lange ſie — ſie ſelbſt bleiben, von Allem, was wir Ge
ſellſchaft oder Welt nennen, nichts zu beſorgen, und de
Dichter hat mit gewohnter Zauberkraft dafür geſorgt, da
wir den Gedanken gar nicht einmal faſſen, ſie könnte
ſich je verändern.

§. 3.

Prospero iſt ein ſo vortrefflicher Zauberer, daß er e
ſelbſt wagen darf, von ſeinen Zauberkünſten zu reden, m
ihnen nicht ganz ohne Selbſtgefälligkeit ſich ſehen zu la
ſen, und uns gewiſſermaßen in dieſelben einzuweihe
ohne im mindeſten fürchten zu müſſen, daß dadurch ſei
Magie etwas von ihrer geheimen Würde verliere. E
läßt ſich ſogar zu Kunſtſtücken herab, und es ſcheint ih

einiges Vergnügen zu machen, wenn man dieſelben bewundert. Seine Kunſt ſteht ſo hoch, daß ihr ſelbſt einige Oſtentation nicht ſchadet. Dennoch iſt ſeine Herrſchaft über einen Theil der Elfenwelt nicht ohne Zwang für dieſe, und der unnachahmliche, liebenswürdig-trotzige, Freiheitdurſtige und doch ſo neckiſch gehorſame Ariel bringt uns über das ganze Verhältniß des Meiſters zu dem ihm dienenden Weſen ins Klare. Es iſt deshalb von vorzüglich guter Wirkung, daß Proſpero ſelbſt, nachdem er ſchon längſt dem Ariel in kurzer Zeit die Freiheit zurückzugeben verſprochen, auch noch in einer feierlichen Rede verheißt, hinfort vom grauſen Zaubern abzuſtehen. Iſt nur erſt ſein guter Zweck erreicht, ſo will er ſeinen Zauberſtab zerbrechen und vergraben, und ſein Buch ertränken tiefer als ein Senkblei je geforſcht. — Sehr wohl gethan, denn nur wer allenfalls auch ohne Buch und Stab zu zaubern vermag, verdient beides zu beſitzen; der ſeichte Lehrling, der die Kleinode fände, würde ſie doch nur zu Kunſtſtücken (zu denen ſich Proſpero nur ſelten und auch dann nur aus wichtigen Gründen herabläßt) misbrauchen, oder wohl gar aus der hellheitern Magie eine ſchwarze machen. Shakſpeare deutet hier für den, der hinter den Zeilen leſen mag, den „Zauberlehrling“ an, den einſt ſein — Urenkel Goethe ſo anmuthig ausführen ſollte.

Aber Proſpero will hinfort ein ruhig frommes Leben führen, und ſein „dritter Gedanke“ ſoll „das Grab“ ſeyn. Das zu vermögen gehört nicht bloß zum glücklichen Leben, ſondern iſt die Bedingung deſſelben; um ſie aber ganz zu erfüllen, muß er auch der Magie, — ſtelle ſich dieſe auch noch ſo hell und unſchuldig — entſagen.

§. 4.

Wenden wir uns jetzt zu dem ſtets überſehenen Gonzalo, ſo beginnen wir mit der Frage: Ob ein ehrlicher alter Mann auch Witz haben dürfe?

Einer der traurigſten Beweiſe für die Armuth und Dürftigkeit der moraliſchen und äſthetiſchen Anſichten einer noch nahen Vergangenheit findet ſich in der Art, wie man den Witz betrachtete. Zwar hielt man ihn nicht eben für etwas Böſes, und wenn junge leichtgeſinnte Leute von Stand und Vermögen zu ſchildern waren, ſo legte man ihnen wohl unter gewiſſen Bedingungen einigen Witz bei, bat aber Leſer und Zuſchauer gleichſam um Vergebung für ihn, andeutend, der Jüngling werde ja wohl mit der Zeit vernünftig werden. Ein tugendhafter alter Mann aber durfte durchaus keinen Witz haben. Man betrachtete die Spiele des Humors wie etwa das Ball- oder Kreiſelſpiel, was freilich Männern mit grauem Haupte nicht gut anſtehen würde. Welche Vorſtellung mußten die Dichter vom Leben haben! und wie eng mußte ihr eigenes Leben ſeyn, daß ſie nach einem ſolchen Recept dichten konnten! wie arm aber auch das Publicum, das ſich in eine ſolche Enge hatte eintreiben laſſen und endlich ſo ziemlich damit zufrieden war. Ich will den Schaden im Großen und Ganzen nicht weitſchweifig auseinanderſetzen, ſondern nur des lächerlichen Unglücks gedenken, das aus jener Anſicht für uns entſprang. Die meiſten Scenen in Romanen und Schauſpielen, in denen tugendhafte Väter und Mütter auftreten, waren nothwendig trocken und kalt oder voll weichlicher Rührung und unintereſſanter Thränen, denn beim Mangel der Begeiſterung und Ironie, der erhabenen Rührung und des Witzes, kann nichts Andres aufkommen als Trockenheit oder Wäſſrigkeit. —

§. 5.

Nur das Komiſche in ſeinen Zerſetzungen konnte und durfte bei den ſüdlichen Nationen die Maſken erzeugen, die wir unter dem Namen Pantalon, Brighella, Truffaldin u. ſ. w. kennen, aber bei uns waren auch die rührenden und ernſthaften Charaktere zu Maſken geworden, und wir wußten genau, noch ehe das Stück anging, was wir an dem noblen Vater und der zärtlichen Mutter haben würden. — Beſonders ſchlimm ſtand es hier mit der großen Schaar von alten treuen Bedienten, die weinerlich edelmüthig im Gegenſatz zu ihren frivolen oder wohl gar ſpitzbübiſchen Kameraden durchaus keinen Witz haben durften. Was von Laune, Scherz, bunter Intereſſantheit der Dichter irgend auftreiben konnte, verlieh er faſt immer dieſen übelgeſinnten und oft höchſt frevelhaften Perſonen, ſo daß man meiſt vor Lachen über die ſeltſamen Späße und Wunderlichkeiten derſelben kaum zum rechten Abſcheu vor ihrer Sündhaftigkeit kommen konnte. In Iffland's Schauſpielen — aus denen überhaupt viel mehr zu lernen iſt, als mancher neumodige junge Herr ſich einbilden mag — ſind die ſogenannten Böſewichter ſtets am reichſten ausgeſtattet, weshalb ſie auch dem Publicum zur Erholung dienen für manche ernſte Scene voll Trockenheit und Schläfrigkeit u. ſ. w.

Bei Shakſpeare hat die Jugend wie das Alter, das Laſter wie die Tugend Anlage zum Witz, und er giebt ſich kund, ſo bald der Zuſammenhang des Ganzen es erfodert. Die Laune iſt hier ſo vielgeſtaltig als der Charakter, und wir brauchen nur in den Geſammtwerken aufzuſchlagen; die Belege fallen uns überall in die Hand.

§. 6.

So finden wir z. B. den Gonzalo gleich im Perſonenverzeichniß als einen ehrlichen alten Rath des Königs aufgeführt, und wir freuen uns mit Recht, daß der körperlich ſchon ein wenig ſchwache Mann ſich unter ſo vielen Schelmen noch ſo rüſtig und wacker aufrecht erhält. Ein neuerer Poet des achtzehnten Jahrhunderts hätte ohne Zweifel einen wehmüthigen Greis oder einen Moralprediger aus ihm gemacht; Shakſpeare wußte das Beſſere zu treffen. Gonzalo, obwohl nicht in Dienſten des Herzogs von Mailand, hat den rechtmäßigen Fürſten Prospero innig geehrt und geliebt. Er iſt es, der ihn und Miranda am Leben erhalten, in einem Augenblick, wo Alles auf dem Spiele ſtand, da die That wäre ſie entdeckt worden, ihm ohne Zweifel das Leben gekostet haben würde. Jetzt aber ist eine beträchtliche Reihe von Jahren verflossen, und er steht noch in Diensten des Königs von Neapel; und wie sehr auch dieser einst gefehlt haben mag, er ist doch sein König, und zwar ein höchst unglücklicher, weil er den Sohn in den Wellen verloren zu haben fürchtet. Jetzt ist nicht Zeit, Moral zu predigen, sondern den armen Vater zu trösten.

Wer aber recht trösten will, soll sich nicht expreß dazu hinsetzen, sondern leicht und guten Muthes ermunternde Bilder an die Stelle der trüben zu setzen suchen. Er wird freilich von Alonso kaum gehört, doch verliert er den Muth nicht und läßt nicht ab; er wird von Antonio und Sebastian verlacht, und es hat das Ansehen, als wolle man ihn durch wirrwarrigen Spott betäuben: allein er ist nicht irre zu machen, und diese Herren stehen so tief unter ihm, daß er mit wahrer Überlegenheit ihnen nur von Zeit zu Zeit ein streng witziges tadelndes Wort zuwirft. Seine Pflicht heischt: „erheitre den König so gut und so lange es gehen will;“ alles Andere kümmert ihn nicht. Hat er doch selbst in den Minuten, die dem unabwendbaren gräßlichen Schiffbruch vorangingen (Sc. 1), noch muthwillig scherzen können, und zwar so derb-vortrefflich über das „Galgengesicht des Bootsmannes, der nicht nach dem Ersaufen aussieht;“ und er sollte jetzt, wo sie sich auf der bezauberten Insel gerettet findet, den Muth sinken lassen? Er freut sich über Mancherlei, über das frische und lustige Gras, ferner: daß die Kleider noch so hübsch aussehen und nicht vom Seewaſſer befleckt ſind, gedenkt des Hochzeittages Claribella's, der Witwe Dido u. ſ. w. Der Dichter iſt nicht im mindeſten beſorgt, daß wir den Mann wegen ſolcher leichthinflatternder Reden für weniger ehrlich halten ſollten; im Gegentheil erſcheint Gonzalo nur liebenswürdiger, und an Gelegenheiten, ſein tieferes Gefühl anzuregen und hervortreten zu laſſen, kann es in dem bewegten Leben eines Shakſpeare'ſchen Dramas nie fehlen. — Wir brauchen bloß weiter zu leſen, und Gonzalo ſteht als ein wackerer alter Mann, ein genau begränztes Individuum vor unſern Augen, was in einem Stücke wie dieſes (wo die reizendſte Fabel, die ausgezeichnetſten Perſonen, die ſinnvollſte und anmuthigſte Geiſterwelt und die unnachahmlich ſchöne Liebe zwiſchen Fernando und Miranda unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen) zu des Dichters großem Ruhm angeführt zu werden verdient. Eine ärmere Ausſtattung des Gonzalo, einer ſogenannten Nebenperſon vom dritten oder vierten Range, wäre unter ſolchen Umſtänden leicht verzeihlich, aber wir haben hier unſerm Dichter nichts zu verzeihen, ſondern wie immer ſeinen herrlichen Reichthum liebend anzuerkennen.

§. 7.

Iſt aber Gonzalo bei ſeiner Ehrlichkeit witzig, ſo ſind es Sebaſtian und Antonio bei ihrer üblen Geſinnung gleichfalls; doch iſt ihr Witz auch von einer ganz andern Gattung. Es iſt das zum Beſten haben, das Perſifliren, das Myſtificiren u. ſ. w., worin ſie etwas leiſten; doch bleibt ihnen der alte Mann überlegen, und wenn ſie ihn der Schwatzhaftigkeit zeihen, ſo trifft ſie der Vorwurf bei weitem mehr. — Überhaupt iſt nicht leicht ein Laſterhafter ganz ohne Witz. Er muß ihn haben, um mit der Sünde ſpielen zu können; denn ſo oft er ſie mit ganzem Ernſt anſchauen wollte, würde er mit Entſetzen zurückfahren. So hat ſich z. B. Antonio, nach der heilloſen Verdrängung ſeines Bruders Proſpero immer tiefer ſinkend, längſt an einen gewiſſen frechen Mode-Cynismus gewöhnt; denn als ihm der noch nicht ſo geübte Sebaſtian die Frage thut: „Doch Eu'r Gewiſſen?“ iſt er gleich mit der Antwort fertig:

  Ei Herr, wo ſitzt das? Wär's der Froſt im Fuß,
Müßt' ich in Socken gehn; allein ich fühle
Die Gottheit nicht im Buſen. Zehn Gewiſſen,
Die zwiſchen mir und Mailand ſtehn, ſie möchten
Gefroren ſeyn und aufthaun, eh' ſie mir
Beſchwerlich fielen.

Das klingt wie Courage, iſt aber nichts als freches Geſchwätz in leidlich witziger Form, die ihn durch ihre Pikantheit wach erhält, und er hat ohne Zweifel viele Einwendungen dieſer Art vorräthig, wie etwa der gefährlich Kranke aufregende Tropfen, um dem hinwelkenden Leben noch einige luſtige Zuckungen abzugewinnen.

XII.

Zu dem Wintermärchen.

(S. Theil II, S. 116 ff.)

(Mit beſonderer Beziehung auf die Darſtellung der Hofleute.

---

§. 1.

Die Hofleute in unſers Dichters Schauſpielen bilden eine ſo beträchtliche Reihe, daß wir ſie unmöglich nur als Eine Familie betrachten dürfen. Manche ſind ſo individuell gezeichnet, daß ſie auch ohne Hofmann zu ſeyn als vollſtändige Perſonen gelten können, z. B. der unnachahmlich zierliche Geck und anmuthige junge Narr Yorick im Hamlet.

Dennoch giebt es wieder bei allen Shakſpeare'ſchen Hofleuten, die nichts *weiter* ſeyn ſollen als dieſes, eine beſtimmte Richtung, Sprache und Ton, die ſie überall geltend machen. Die meiſten thun dies mit Bewußtſeyn und bilden ſich nicht wenig auf dieſen Ton ein, den ſie für den gebildetſten unter allen möglichen halten. Abgerechnet aber daß ſie darin irren, würde dieſer Ton ihnen in keinem Falle zur wahren Bildung verhelfen können, denn nicht ſie beherrſchen ihn, ſondern er ſie. Sie ſind ſo geübt in den Wendungen der Sprache und wiſſen die Redensarten ſo geſchickt, gleichſam wie Bälle, einander zuzuwerfen, daß ſie ſelbſt an dieſem Spiele Vergnügen finden müſſen. Aber es dauert nicht lange, ſo wächſt ihnen die Sprache über den Kopf, und da jeder den andern an Neuheit der Wendung übertreffen will, ſo entſteht daraus eine lächerliche Haſt, in welcher alle weit über die Grenzen ihres anfänglichen Gegenſtandes hinaus geſtürzt werden, ſo daß ſie zuletzt athemlos ſelbſt nicht mehr wiſſen, wie ſie dahin verſchlagen worden ſind, und was ſie anfangs eigentlich gewollt haben. Streng genommen haben ſie weiter gar nichts gewollt, als Redensarten wie Karten ausſpielen, und dabei nach den meiſten Stichen getrachtet.

§. 2.

Hier ſtellen ſich uns als Beleg und zur recht bequemen Beſchauung ein Paar Herren hin, die als Shakſpeareſche Normal-Hofleute das lieblich-tragiſche und tragiſch-liebliche Wintermärchen beginnen. Der Böhme Archidamas verſichert den Sicilier Camillo, er werde, falls er einmal nach Böhmen kommen ſollte, einen großen Unterſchied zwiſchen beiden Reichen bemerken, worauf jener erwiedert, der Siciliſche König werde wohl im nächſten Sommer ſeinen Böhmiſchen Freund beſuchen. Archidamas wird dabei ein wenig ängſtlich, weil Böhmen mit Sicilien ſich nicht meſſen könne, und er giebt die recht artige Bemerkung: „unſere Bewirthung wird uns beſchämen; aber unſere Liebe uns rechtfertigen.“ Gleich darauf aber ſcheint er ſchon keine Luſt mehr zu haben, dies Geſpräch weiter fortzuſetzen, und die Worte: „wir können nicht mit ſolcher Pracht — mit ſo auserleſner — ich weiß nicht was ich ſagen ſoll“ — haben ſchon etwas Verdrießliches. Weil aber ein Hofmann nie verdrießlich ſeyn darf, ſo ſtellt er die ganze Sache auf eine Spitze, wo die Übertreibung ſo offenbar werden muß, wie er es wünſcht: „wir wollen Euch Schlaftränke geben, damit Eure Sinne mit unſerm Unvermögen unbekannt bleiben, und wenn ſie uns auch nicht loben, doch auch nicht anklagen können.“

Dergleichen Redeſchnörkel können wohl dem Vergnügen machen, der ſie künſtlich zuſpitzt; der Empfänger aber macht gewöhnlich ein etwas verlegenes Geſicht dabei. — Camillo ſetzt ſich von neuem in Vortheil, indem er mit Würde von dem ſchönen freundſchaftlichen Verhältniß zwiſchen den beiden Fürſten ſpricht, die ſchon in ihrer Kindheit zuſammen erzogen wurden; — ein Umſtand, der auch um deswillen wichtig iſt, weil er die gänzliche Unbefangenheit der Königin im Umgang mit Polyxenes erklären hilft, in dem ſie gewiſſermaßen den Zwillingsbruder ihres Gemahls ſieht, gegen den eine ſo reine und herrliche Natur, wie die ihrige, ſich keinen Zwang aufzulegen braucht.

§. 3.

Archidamas wird zu ähnlichem Ernſt erregt, indem er die gutmüthige Meinung ausſpricht, es gebe auf der Welt keine Bosheit noch irgend etwas, das jene wechſelſeitige Liebe verändern könne. Um aber noch Erfreulicheres auf die Bahn zu bringen, ſo gedenkt er des jungen Prinzen Mamillius, in welchem Sicilien einen „unſäglichen“ Troſt beſitze, denn es ſey der hoffnungsvollſte junge Herr, der ihm je vorgekommen. Camillo erwiedert rührend, es ſey allerdings ein Kind, das den Unterthan erquicke und alte Herzen friſch mache. Wer an Krücken ging, ehe der Prinz geboren ward, wünſche noch zu leben, um ihn als Mann zu ſehen. Damit ſollte nun Archidamas völlig zufrieden ſeyn, weil die Sache nunmehr wirklich aufs Reine gebracht iſt; da er aber bloß ein Geſprächs-Kartenſpiel geſpielt hat, ſo fragt er überraſchend: „Würden ſie“ (nämlich, die on Krücken gingen, eh' der Prinz geboren) „ſich ſonſt zufrieden geben, wenn ſie ſterben müſſen?“ Camillo rafft ſich zuſammen und antwortet: „ja, wenn keine andre Ausrede ſich finden ließe, weshalb ſie wünſchen dürfen zu leben.“ Archidamas nimmt den Ball noch einmal auf und ſchleudert ihn ſehr geſchickt in die Höhe: „wenn der König keinen Sohn hätte, ſo würden ſie wünſchen, auf Krücken zu leben, bis er einen bekäme.“

§. 4.

Man ſieht, beide Männer waren ſchon dem ſchönſten Hafen des Geſprächs nahe, aber ſie konnten nicht einlaufen, denn ſobald die Converſation bloß um des

Converſirens willen geführt wird, ſo iſt jede Witzeswelle hinreichend, uns meilenweit davon zu verſchlagen. Gewiß fühlen ſich auch beide Männer durch ihr Geſpräch angegriffen, und da es nicht gut weiter fortgeführt werden kann, ſo thun ſie wohl abzugehen, um ſich jenſeit der Couliſſen etwas zu erholen. —

Wie übel ſind dagegen im gewöhnlichen Leben ſo manche überzarte, phantaſtiſche, überſchwenglich fein Converſirende daran, wenn ſie, wie doch meiſtens der Fall iſt, ſitzend oder gar bei Tiſch ſich wechſelſeitig die feinſten Zärtlichkeiten und zärtlichſten Feinheiten ſagen. Je hofmänniſcher beide ſind, je ſchneller werden ſie an das letzte Ziel kommen, jenſeit deſſen es eigentlich gar keine, oder doch nur ſehr unzulängliche Worte giebt, ſo daß ſie dann auch mit nothgedrungnem Schweigen und ſehr verlegen einander gegenüber ſitzen. Wohl ihnen, wenn ihnen dann irgend ein Zufall zu Hülfe kommt, z. B. wenn irgend eine ſchuldloſe Schöne plötzlich zu ſingen anfängt: „meine Mutter hat Gänſe,“ oder wenn der biedere Tiſchnachbar fragt: „wäre Ihnen nicht noch ein Stück Braten gefällig?“

§. 5.

Zurückkehrend zu unſerm böhmiſchen und ſiciliſchen Hofmann bemerke ich, daß der Dichter ſelbſt des erſten nach dieſer Scene müde geworden zu ſeyn ſcheint, denn er läßt ihn gänzlich fallen, und wir ſehen ihn nie wieder. Um ſo wichtiger aber wird Camillo, der hinfort, obwohl ſtets Hofmann bleibend, doch recht eigentlich in die Mitte dieſes dramatiſchen Oceans geſtürzt wird, wo ihn die bloße hofmänniſche Feinheit nicht retten würde, wenn er nicht auch, vielleicht zu ſeiner eigenen Überraſchung, ein trefflicher Schwimmer wäre. Es gelingt ihm jedoch auch, ſeine früheren Talente nicht bloß beizubehalten, ſondern noch ſehr zu ſteigern, und mit dem kräftigſten Intriguengeiſte weiß er die Hauptfäden der Handlung ſtets an ſich zu reißen und nach Gefallen bald zu verwickeln, bald zu entwickeln.

Dadurch bekommt er handelnd eine große und dennoch nur ſcheinbare Ähnlichkeit mit Paulina. Dieſe, gewiſſermaßen die Hofdame aller Hofdamen, die je eine dichte[illegible] Feder geſchildert hat, hat bei weitem mehr Gemüth als er, ſie liebt die Königin mehr als alle Menſchen in der Welt, ihren Mann nicht ausgenommen, deſſen Verluſt ſie doch noch nach ſechszehn Jahren innig betrauert. In der Leidenſchaft und im Schmerze iſt ſie ohne Maaß; aber wir verzeihen ihr ſelbſt dies Unmaaß, da es nicht ohne den herrlichſten Muth für die unterdrückte Unſchuld möglich iſt. Und wie gern und liebevoll heilt ſie durch Handlungen die Wunden, die ihre Zunge etwa geſchlagen. Auch ſie liebt, wie Camillo, das Schickſalſpielen und Schickſalmachen; wenn aber bei ihm noch ein wenig Egoismus dabei unterläuft, ſo iſt bei ihr überall nur die reinſte leidenſchaftliche Liebe für die herrliche Königin, ſo wie der Eifer für die Beſſerung des Königs und die Ausſöhnung des hohen Paars im

Spiele. Daß ſie es über ſich gewinnen kann, eine ſo lange Reihe von Jahren ſich des Polyxenes nicht zu erbarmen, iſt für unſer Gefühl befremdlich; faſſen wir aber ihren ganzen Charakter zuſammen, ſo begreifen wir dieſen Umſtand völlig. In jedem Falle verzeihen wir ihr die lange Zögerung, da am Schluſſe des Stücks der Himmel ſelbſt das Zeichen zu allgemeiner Verſöhnung und Wonne zu geben ſcheint.

§. 6.

Darin zeigt ſich denn auch ganz der Charakter des Märchens, daß die gutgemeinten Plane alle gelingen, ja ſogar jenes Schickſal-machen-wollen, das gefährlichſte aller Spiele, das ſonſt immer mislingt, wie z. B. dem guten Pater Lorenzo in Romeo und Julie.

Überhaupt iſt das ganze Wintermärchen ein wahres Feſt- und Prunkſpiel für die Hofleute, die, wenn ſie auch nicht alle in Handlung gebracht werden können, doch die ſchönſten Geſchichten zu erzählen und die reichſten Beſchreibungen zu machen bekommen. Es iſt bekannt, daß man dem Dichter den Vorwurf gemacht, er habe grauſamer Weiſe die Erkennung der Perdita als Königstochter unſerm Auge entzogen, ohne zu bedenken, daß er als Dichter, ja ſelbſt nur als erfahrener Denker, ſchlechthin nicht anders konnte, da die Wiederbringung der Königin Hermione, ihre Zurückführung in das helle Leben und in die Arme ihres Gatten, dem ſie freilich längſt vergeben hat, der Schlußſtein des ganzen

Stücks ſeyn ſollte und mußte. Die ſichtbare Vorführung aber jener Wiedererkennung der Tochter würde der letzten Scene Eintrag gethan haben, und darum wurde ſie unſerm Anblick entzogen. Aus Sparſamkeit hat es Shakſpeare gewiß nicht gethan, denn er gebraucht zu der bloßen Beſchreibung jenes Auftrittes einen ſo großen Reichthum von köſtlichen und auserleſenen Farben, daß ſelbſt der mittelmäßigſte Poet nur blind zugreifen könnte, um aus dieſem Vorrath nicht eine, ſondern mehrere Wiedererkennungsſcenen hinlänglich zu übermalen.

§. 7.

Zu dieſer Beſchreibung aber gebraucht Shakſpeare abermals die Hofleute, und zwar — damit die ganze erfreuliche Sache ſich deſto genauer, langſamer und angenehmer entwickle — nicht etwa nur Einen, ſondern nach und nach ganzer drei. Der dritte gehört zu den wirkſamſten Rednern und Beſchreibern, die je ein Dichter aufgeführt hat. Nur einmal, als er ſeine eigene ſchöne Darſtellung zu bewundern ſcheint, kommt er zu Falle, indem er von einem beſonders ſchönen Zuge ſpricht, der „nach ſeinen Augen angelte, aber nicht den Fiſch, ſondern nur das Waſſer fing.“ Wir kommen jedoch kaum zum Lachen über dieſe verkünſtelte Phraſe, da er ſie gleich darauf durch ſchönes, wahres Gefühl wieder gut macht.

Wer aber iſt es, an den alle dieſe herrlichen Erzählungen gerichtet ſind? Der wohlbekannte, luſtige Taugenichts und Beutelſchneider Autolykus. Das iſt nun ohne Zweifel Ironie, doch gewiß nicht die, welche gewöhnliche Leſer beim erſten Blicke darin finden werden; wohl aber jene höhere, mild verſöhnende, die in dem Gedanken liegt, daß es auf unſrer dürftigen, durchfröſtelten Erde doch Momente der reinſten Wonne giebt, in denen wir gern allen Sündern nicht bloß vergeben, ſondern uns kaum mehr erinnern mögen, daß ſie es ein Bischen arg getrieben haben. Sie ſind doch eben da, und allenfalls gut genug, um von dem Überfluß unſrer Liebe auch etwas abzubekommen.

XIII.

Zu den beiden Edelleuten von Verona.

(S. Theil III, S. 244 ff.)

§. 1.

Der unendliche Leichtſinn des einen Liebhabers in dieſem Stück und die große Leichtigkeit, mit der hier überhaupt alle äußere Verhältniſſe des Lebens, ſelbſt die Geſetze der Ehre und des Staats, behandelt werden, iſt ſchon früher berührt worden; da es aber überall mit recht offenbarer und handgreiflicher Satyre geſchieht, die Frauen ferner liebenswürdig und unverletzt, als ewige Tröſtlichkeit, im Hintergrunde ſtehen bleiben, und endlich der Ritter Eglamour als ein ſchlichter wackrer Tugendmann das beleidigte Sittengeſetz zurückpräſentirt, ſo iſt eben kein Schaden für die Moral der zarten Leſewelt zu fürchten. Geht es ja doch oft genug auch in der wirklichen Welt leichtfertig und wild genug zu, und wer möchte ſich wohl nach zahmen Luſtſpielen ſehnen, deren wir ohnehin ſo viele haben? Genug, daß wir wiſſen, wie wir mit dem Dichter daran ſind, der wahrlich ſeinen Proteus nicht als Muſterbild recommandiren will.

Dieſes Stück fällt ſo recht eigentlich in des Dichters Lebensmai, der an Fruchtbarkeit alles ſo weit übertrifft, daß wir noch immer nicht mit Sicherheit ſagen können, wir überſehen oder wir beſitzen auch nur alles, was ihm Köſtliches entſtrömte. Es war ein Mai, der, als er, „angethan mit Purpur, den Thau des hohen Hügels betrat," die kalte Nacht auf immer verſcheuchte, ein Mai, dem „Thau, hell wie Licht, von der Locke träufte," und der, mit ſeiner „Freudenſchaar aus der Morgenröthe Hallen tretend, Blumenkränze und Nachtigallen auf Haupt und Schulter trug." Allein ſo ſchön auch der Mai — in den ſeltenen Fällen, daß er überhaupt iſt — ſeyn mag, faſt immer hat er doch nur etwas Vorbereitendes, zwar ſüß und trunken Vorbereitendes, doch fehlt jene völlige Genüge, wie wir ſie z. B. einem reinen warmen Sommermorgen zuerkennen müſſen. — Der ganze vollſtändige Ideal Mai, wie er in der Natur vielleicht kaum alle Jahrhunderte erſcheint, iſt auch als Drama nur ſehr ſelten erſchienen, z. B. in Romeo und „Sturm."

§. 2.

In den Veroneſern iſt, wie mich dünkt, noch da erſte Drittel des Mai, mit einigen mehr als erfriſchen den kleinen Stürmen zu vernehmen, und wenn auch di drei harten Heiligen, Pancratius, Servatius und Ma merkus, über das Leben eines Dichters und ſeines Stücks nicht ſo viel zu ſagen haben als über das Wetter in der Mark Brandenburg: — ganz ohne allen Einfluß bleiben ſie doch auch auf ihn nicht.

So ſcheint mir z. B. als wolle dieſes Luſtſpiel — verſteht ſich mit Ausnahme der zweiten, durch Julia verherrlichten Scene — in den erſten anderthalb Acten nicht recht fortfließen, und ſtoße ſich bald hier bald da, ſo daß auch der Dichter gezwungen ſey, eine große Fülle von Witz darüber hinzugießen, um nur jene Hemmungen weniger bemerklich zu machen. Dafür aber gewinnt das Stück nachher ein ſolches Feuer und eine Überſchwenglichkeit des Lebens, daß der Leſer, der überhaupt nicht recht Tact hält, leicht den Athem verlieren und ſchwindlich werden kann.

§. 3.

Halten wir die obige Bezeichnung des Mais feſt, „das Vorbereitende," ſo bietet ſich uns dieſes Stück ganz als ein ſolches, das auf ſpätere und vollkommenere hindeutet. Nur mache uns dies ja nicht ungerecht gegen das hier Empfangene. Was kann dieſe Lady Julia dafür, daß eine Julia Capulet an poetiſchem Liebeszauber alle andere Frauen überſtrahlt? Jene verſteht ſich auf die höchſte Zartheit, den Witz, die Kraft und den Schmerz der Liebe, und die einzige kleine Scenenreihe zwiſchen ihr und Lucette, in der Proteus Liebesbrief verſchmäht und verworfen, zerriſſen und vergöttert wird, könnte ſie ſchon unſterblich machen, wenn man nur eben dieſe Scenenreihe öfters *betrachten* wollte. Und doch möchte ich auch dieſe den andern, in denen ſie auftritt, mit nichten vorziehen, denn überall iſt ſie *gleich* liebenswürdig in ihrer Liebe und Treue, ſo wie in ihren geiſtreichen Antworten, denen ſelbſt der größte Schmerz keinen Abbruch thun kann, eben weil es der Schmerz eines geiſtreichen Mädchens iſt, dem aus den Wunden des Herzens nicht ſelten ein ſchmerzlicher Witz ſtrömt *). So bei dem Geſang, Silvien zu Ehren, während *ſie* dem treuloſen Proteus verkleidet gefolgt iſt, wo ſie unter der ſüßeſten Muſik den ſchmerzlichſten Stachel für ihr Herz empfangen muß. (Act. IV. Sc. II.)

§. 4.

Proteus ſelbſt, als Liebhaber ſämmtlicher Schönheiten, gewiſſermaßen als Liebhaber der Liebe, iſt nicht minder meiſterhaft geſchildert. Veränderlichkeit, Phantaſterei, Flatterhaftigkeit ſind ſo ganz die Elemente, in denen er lebt, daß wir uns gar nicht mehr wundern, wenn er Nachmittags vergeſſen, was er Vormittags geliebt. Wir nehmen uns kaum Zeit ihn zu haſſen, und wenn wir uns fragen, weshalb wir ihn ſo gnädig behandeln, ſo möchte wohl an Aureliens (in Wilhelm Meiſter) Unterſcheidung zwiſchen „treulos“ und „perfide“ zu erinnern ſeyn. Treulos iſt er ohne Zweifel hinlänglich, aber er iſt es gleichſam nur in der Trunkenheit und nicht mit Reflexion, noch viel weniger mit Genuß.

---

*) Darüber klagt nun mancher Leſer ſehr und beſchuldigt den Dichter der Unnatürlichkeit. Wäre er beſcheiden, würde er bloß ſagen: „Ich für meine Perſon bin in meinem Schmerz nichts weniger als witzig, ſondern ſchreie ſehr verworren, oder fluche, oder heule, oder falle um u. ſ. w.; ich vermuthe deshalb, der Dichter müſſe andere Leute gekannt haben, die ſich auch anders benommen.“ — Solche wirklich gutmüthige Leſer ſind jedoch ſelten, und es klingt impertinenter: „die Sprache der Leidenſchaft und des Schmerzes iſt bei Shakſpeare doch oft ſehr verkünſtelt.“

Valentin darf mit den ausgeſuchteſten Liebhabern in den romantiſchen Werken aller Nationen Hand in Hand gehen. Da er aber verbannt wird und überaus poetiſch maleriſch von der Verbannung redet, ſo erinnern wir uns augenblicklich an Romeo, und er erſcheint als deſſen Vorläufer.

And why not death, rather than living torment?
To die, is to be banish'd from myself;
And Silvia is myself: banish'd from her,
Is self from self; a deadly banishment!
What light is light, if Silvia be not seen?
What joy is joy, if Silvia be not by?

(*Act. III*, 1.)

Wir thun ihm damit Unrecht, denn er iſt weit mehr als Vorläufer, und ſteht ganz allein auf ſich ſelbſt. Shakſpeare hat allerdings Lieblingsgedanken, die er gern und mit der ganzen Fülle ſeiner Kraft ausſtattet und ausmalt, da er das Echo in ſeiner tiefen Bruſt fühlt, z. B. die Schmerzen der Liebe bei Trennung oder gar Verbannung. Daß aber dieſe Gedanken ſich nie aufdrängen, ſondern ſtets am rechten Orte ſtehen: dafür laſſen wir den Dichter ſorgen.

Valentin beſteht die Schmerzen der Verbannung rüſtig genug, denn er liebt Sylvien ganz anders, wie Romeo Julien, ſo wie auch dieſe nicht den mindeſten Anſpruch macht, wie Julia zu lieben. Bei den ſeltſamen Räubern, die ihn auffangen und zum Hauptmann machen, ſcheint er ſich ein wenig beengt zu fühlen, doch zeigt es immer von bedeutender Kraft, ſich in einem ſchwierigen Verhältniß auch nur zu halten. Als aber endlich der neckende Dichter den Herzog und die Prinzeſſin Tochter, den edlen Ritter, den treuloſen Proteus und die anmuthig verkleidete Julia in dieſer wunderlichen Räuberwohnung zuſammenbringt, und, um das Luſtſpiel zu enden, es nun an das gehörige Erklären, Ausrufen, Schelten und Vergeben geht, ſcheint auch er für Augenblicke ein wenig confus zu werden, indem er ganz verſenkt in den großen Gedanken der Reue (an die wir bei Proteus nur leider nicht recht glauben können) mit dem verwunderlichen Ausruf ſchließt:

All that was mine in Silvia, I give thee!

Er ſelbſt bedarf nunmehr der größten Reue, um ſolche ſchlimme Rede wieder gut zu machen, doch hoffen wir das Beſte; ſo wie auch, daß die wunderlichen Räuber, welche nicht recht einräumen wollen, daß ſie Räuber geweſen, ſich der etwas zu raſchen Vergebung des Herzogs einigermaßen würdig zeigen werden

§. 5.

Über die Bedienten iſt bereits früher ausführlich geſprochen; doch bleibt Lanz unerſchöpflich. Sein Kamerad Speed („Geſchwind," „ſich ſputend") ſteht tief unter ihm; ja, ich möchte ihn zuweilen beinah läſtig nennen. Der Gedanke, daß ein ſogenannt ſchneller und eilfertiger Menſch doch überall nur hemmt und aufhält, iſt an ſich trefflich, indeſſen iſt die Ausführung deſſelben in dem gedrängten Raum eines Luſtſpiels doch bedenklich, und es würde vielleicht nicht gar viel verloren ſeyn, wenn er fehlte. Wie ganz anders ſteht es dagegen mit Lanz, der im Umgange und in der Converſation mit Menſchen unerheblich, die ganze Fülle ſeines Geiſtes, ſeines Erziehungstalents und ſeiner Liebe für ſeinen Hund aufbewahrt. Er hat mit Menſchen nicht gern viel zu thun, denn ob er ſie gleich nicht verſchmäht und ſich auch ziemlich über ſie luſtig macht, ſo lange ſie ihn nicht durch ihre höhere Gewalt beläſtigen, ſo verſtehen ſie ihn doch nicht recht, er findet ſein Geſchlecht nicht mehr in ihnen, und fragt vielleicht, wenn auch nicht mit ſo vornehmen Worten: „wohin mit meiner Liebe?" Die Antwort lautet: „zu den Thieren," und zwar zu den Hunden, und beſonders zu dieſem einen.

Dieſe Beſtie verſteht er aber auch ganz und gar und hat ſie in das innerſte Heiligthum ſeines Herzens ſo treulich aufgenommen, daß man ihn fähig halten darf, für dieſes Vieh ein Märtyrer zu werden, worüber ſeine beiden berühmten Monologe Auskunft geben. Im erſten herrſcht etwa der zärtliche Vater, der ſich noch in rein pädagogiſchen Klagen über die einzelnen Unarten des geliebten Kindes ausſpricht, im zweiten waltet der zärtliche Liebhaber, der zwar abermals klagen muß, aber als Märtyrer einen höhern Genuß in den Klagen der Liebe findet. Hoffentlich verſteht ihn der Hund, und wird deshalb durch immer neue Unarten die Liebe ſeines Herrn ſtets friſch zu erhalten ſuchen.

Da aber, wie ich bereits nicht ſelten bemerkt habe, dem höchſten Scherze ein ſehr ernſter Gedanke gegenüber zu ſtehen pflegt, ſo kann auch dieſer Lanz, der ſich wirklich aus Liebe zu dem Hunde halb entmenſcht hat und beinahe ſelbſt zum Hunde geworden iſt, manche trübe Reflexion veranlaſſen; doch bleibe es bloß bei mäßigem Ernſt, d. h. bei der alten Mahnung, ſich mit den Thieren nicht allzugemein zu machen, und die Neigung und das Erbarmen, das ſie uns einflößen, nicht ohne reine Würde und Ironie ſeyn zu laſſen.

XIV.

Zu Timon.

(S. Theil III, S. 267 ff.)

§. 1.

Das angedeutete Verhältniß dieſes Schauſpiels zu ähnlichen, die das Thema: „Menſchenliebe und Menſchenhaß,“ behandeln, liegt ſo nahe und iſt ſo anziehend, daß es ohne Zweifel immer neu angeregt werden würde, wenn es nicht leider ſo wenige gäbe, welche mit den niemals theatraliſch dargeſtellten Stücken Shakſpeare's genugſam vertraut wären. Molière's Miſanthrop iſt in Deutſchland weit bekannter, obwohl er unſerm Charakter und Sitten viel fremder iſt als Timon; er war aber nun einmal länger als ein Jahrhundert von allen Seiten in Verſen und Proſe für claſſiſch erklärt worden, und ſo blieb den Deutſchen nichts weiter übrig als ihn gleichfalls dafür zu halten. Wer die Verhältniſſe des höhern Bürgerlebens kennt, wird auch gern geſtehen, daß der Molière'ſche Held ſehr Recht habe mit ſeinen Klagen über die Welt, wie ſie ſich ihm aufdrängt. Wer einen wichtigen Proceß zu führen hat, weiß gar wohl, wie viel dabei auf Connexionen ankommt, und wie ſehr wir uns bei dem langſamen Gange der äußern Gerechtigkeit mit Geduld und Standhaftigkeit zu waffnen haben. Wir brauchen zwar die Beſuche der Molière'ſchen Marquis nicht zu fürchten, da ſie in Deutſchland nicht exiſtiren, aber an jungen Dichtern fehlt es nicht, die uns ihre Verſe vorleſen. Sie bitten uns um Gotteswillen, doch ja recht ſtreng und wahr in unſerm Urtheile zu ſeyn; ſagen wir aber auch nur den kleinſten Theil dieſes Urtheils, und noch dazu auf die mildeſte Weiſe, ſo empört ſich ihre ganze Seele, und wir ſtehen als rauhe Barbaren da, die man nicht genug haſſen und verabſcheuen kann.

§. 2

Es iſt ferner nicht unmöglich, daß wir das große Unglück haben, uns in eine kokette Dame zu verlieben, die wir bei näherer Kenntniß verachten müſſen, ohne doch die Kraft zu beſitzen, uns ſogleich von der traurigen Leidenſchaft für ſie zu befreien. Auch kann es kommen, daß ein Mann, den wir bisher für ſittlich, wahrheitliebend und für unſern Freund hielten, uns plötzlich als ein eng zuſammengeſchnürter, rückſichtsvoll berückender, hinter dem Berge haltender Menſch erſcheint. Stellen wir ihm dann ſeinen Unwerth und ſeine Feigheit vor, ſo erwiedert er gelaſſen, wir wären nur zu hitzig, um ſeine Trefflichkeit einzuſehen, er handle gerade wie es Recht ſey, beſonnen und klug, und ſo müſſe man es machen, wenn man durch die Welt kommen wolle.

Das Alles und noch viel mehr hat Molière in dem genannten Stücke mit Lebhaftigkeit und Witz geſchildert, und wir ſehen zuletzt den Helden auf das Äußerſte gebracht. Iſt auch Manches in ihm, was uns nicht zuſagen kann und darf, ſo nehmen wir doch ſtets ſeine Partie, denn gegen ſeine ſämmtlichen flachen und ſchalen Umgebungen hat er immer Recht. Dennoch iſt es hauptſächlich der feinere Egoismus, der ihn unglücklich macht. Ein moraliſcher zwar, in ſo weit der Egoismus moraliſch ſeyn kann, aber nicht jene tiefe Menſchenliebe, deren Schmerzen, im Gefühl des menſchlichen Unwerths, weit tiefer gehen müßten. Dieſe hat Molière auch nicht ſchildern wollen, und ſie würden ſchwerlich in einem Luſtſpiel zu ſchildern ſeyn.

§. 3.

Somit wäre die Sache abgemacht, und es ließe ſich hoffen, daß dieſer Miſanthrop nicht gegen den Timon ankämpfen wollte. Allein es hat ſich vor kurzem eine ſehr gewichtige Stimme des Molièreſchen Helden auf eine Weiſe angenommen, bei der Timon zu kurz kommt. Ich möchte deshalb, um nicht misverſtanden zu werden, meinen ganzen Aufſatz über das Shakſpeariſche Werk vom erſten bis zum letzten Paragraphen wieder abdrucken laſſen, denn ich habe mich in demſelben auf das genaueſte ausgeſprochen. Da man indeſſen auch ſich ſelbſt nicht wiſſentlich nachdrucken darf, ſo bleibt mir nur übrig, auf die dort mitgetheilten Bemerkungen von neuem hinzudeuten.

Nicht über Molière, der ſeine begrenzte Aufgabe verſtändig, gewandt und in angenehmer Sprache durchführte, wohl aber über den Misanthropen ſelbſt iſt der Stab zu brechen, daß er, bei ungenügender Liebe, auch nicht die Schmerzen der verrathenen Liebe empfinden könne, und daß er dem ganzen traurigen Wirrwarr ein Ende machen würde, wenn er nur den Muth hätte, ſeinen Pariſer Verhältniſſen zu entfliehen. Gegen Ende des Stücks ſcheint er zwar ſeine Kraft aufzuraffen, um einen ſolchen Plan ins Werk zu ſetzen, allein wir dürfen dennoch zweifeln, daß er ihn wirklich ausführe, und es ſcheint auch des Dichters Wille, daß wir zweifeln ſollen. Denken wir uns nur einen ſechsten Act des Stücks, der ein Jahr ſpäter ſpielte, die Decoration würde vermuthlich wieder dieſelbe ſeyn, und die Menſchen dieſelben. Setzten wir vollends das Stück in Gedanken bis zum hundertſten oder funfzigſten Acte fort, ſo würden wir vielleicht den Helden als einen Mann wiederfinden, der ſich längſt „accommodirt“ hat, denn, um es nur beiläufig zu ſagen, nicht bloß Bardolph und Schaal freuen ſich über das ſchöne Wort **accommodo**, ſondern auch viele, die ſich anfangs zu ſehr darüber geärgert haben.

Der Menſchenhaß — man verſtatte die Wiederholung — hat nur dann eine tiefe Bedeutung, wenn er in einem der höchſten Liebe fähigen Gemüthe entſteht, und nur in dieſem Falle kann er ein Gegenſtand der tragiſchen Poeſie werden. Darüber hat uns Goethe ſelbſt in dem ſinnvollen Gedicht: „Harzreiſe im Winter,“ die rührenden Worte zugeſungen:

Ach! wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

XV.

Zu: Ende gut, alles gut.

§. 1.

Es iſt häufig erwähnt, daß unſer Andreas Gryphius in ſeinem mit ſtarken Farben aufgetragenen Luſtſpiel: „Peter Squenz,“ wie Shakſpeare im Sommernachtstraum, die Aufführung von „Pyramus und Thisbe“ zur Ergötzung verehrter hoher Herrſchaften durch Handwerksleute geſchehen läßt. Weniger bekannt ſcheint es zu ſeyn, daß ein italieniſcher Dichter Accolti den Gegenſtand von „Ende gut, alles gut“ gleichfalls dramatiſch behandelt hat. Bernardo Accolti war der Sohn des als hiſtoriſcher Schriftſteller nicht unbekannten Benedetto Accolti, welcher 1466 ſtarb. Das Geburts- wie das Todesjahr des von ſeinem kenntnißreichen Vater mit Sorgfalt unterrichteten Bernardo wird verſchieden angegeben, doch weiß man, daß derſelbe 1534 noch am Leben war — mithin das glänzende Geſtirn Arioſt's noch aufſteigen und im ſchimmerndſten Lichte leuchten ſah. (Arioſt's raſender Roland erſchien bereits 1516 gedruckt.) Welchen lauten Beifall ſein entzücktes Vaterland aber auch dem genialen Meiſter Ludovico zujauchzte, wurde doch der große Ruhm, den

Bernardo Accolti als Sänger der Liebe und glücklicher Inprovisator erworben, keineswegs verkürzt. Man nannte ihn nur den „Einzigen von Arezzo,“ und der berühmte, oder, wenn man lieber will, berüchtigte Landsmann des Dichters, Peter von Arezzo, giebt uns im 5ten Theil ſeiner Briefe (Lettere di Pietro Aretino) eine lebhafte Beſchreibung von dem Enthuſiasmus, welcher dem gefeierten Poeten überall in Italien entgegenkam. „Gleich einem zweiten Orpheus,“ heißt es dort unter anderm, „lockt dieſer Liebling der Muſen, wohin er mit ſeiner Zither kommt, Schaaren von Menſchen hinter ſich her. Wenn ſich in Rom die Nachricht verbreitet: der Einzige wird ſingen, ſo legen Handwerker und Tagelöhner das Werkzeug ihres Fleißes aus der ſchwieligen Fauſt, der Krämer verläßt ſein Gewerbe, die Gewölbe werden geſchloſſen, und der Raum, wo ſein Geſang ertönen ſoll, muß mit Wache beſetzt werden; Vornehme aber und Geringe, Geiſtliche und Weltliche drängen ſich und ringen, den Einzigen zu hören, durch- und übereinander.“

§. 2.

Wie fruchtbar Accolti indeſſen als lyriſcher Dichter ſeyn mochte, ſo ſcheint doch das vorerwähnte Stück ſein einziger dramatiſcher Verſuch geblieben zu ſeyn. Es führt den Titel „Virginia,“ oder auch ausſchließlich „die Komödie des Bernardo Accolti,“ und wurde zur Vermählungsfeier eines edlen Herrn Antonio Spanochi zu Siena verfaßt.

Die gegebenen äußeren Umſtände und der Gang der Handlung ſind in allen Hauptſachen ganz wie in „Ende gut, alles gut,“ und nur die verſchiedene Charakteriſtik wirkt zunächſt den höheren und tieferen Eindruck von Shakſpeare's Kunſtwerk. Auch Virginia flammt in Liebe und Leidenſchaft für den kalten, in der bürgerlichen Welt hoch über ihr ſtehenden Mann; auch ihr gelingt es, den bereits von den Ärzten aufgegebenen König von einer unheilbaren Krankheit herzuſtellen, ja ſie wagt ſogar noch mehr als ſelbſt Helena bei Shakſpeare, denn jener Fürſt des Accolti iſt bei weitem anders geſinnt als der liebenswürdige edle Herrſcher in „Ende gut, alles gut,“ und kündet, Neroniſch genug, dem hülfreichen Mägdlein ſogleich an, daß er daſſelbe, falls die Kur nicht anſchlage oder gar mislinge, lebendig verbrennen laſſen werde. Von einem ſolchen Monarchen kann es denn freilich nicht befremden, daß er, glücklich hergeſtellt, ſeinem Lehensträger, den Virginia ſich zum Dank für ihre gelungenen ärztlichen Bemühungen als Gemahl ausbittet, ohne weiteres kalt befiehlt, der Jungfrau die Hand zu reichen. Wie dort Bertram, muß auch der Graf des Italieners wenigſtens ſcheinbar der Gewalt ſich fügen, doch flüchtet er vor der verhaßten aufgedrungenen Gattin gleichfalls in den Krieg, und verheißt höhnend derſelben nur dann Anerkennung, wenn ſie nebſt dem theuren Ringkleinod von ſeinem Finger, einen Sohn von ihm ſelbſt aufzeigen könne.

Wir ſehen, um nur auf das Einfachſte hinzudeuten, wie viel dramatiſcher Shakſpeare verfährt. Indeſſen erfüllt Virginia jene Bedingung wirklich, und zwar indem ſie, gleich Helenen, ſich dem Gemahl als todt verkünden läßt, während ſie als Pilgerin die Geliebte des Gemahls, Camilla, und deren Mutter für ihre Abſicht zu gewinnen weiß, ſo daß beide Stücke auch zu dem gleichen fröhlichen Ende gedeihen.

§. 3.

Ob Shakſpeare die Compoſition ſeines dramatiſchen Vorgängers gekannt habe, dürfte ſchwer auszumitteln ſeyn; doch iſt es wahrſcheinlicher, da das Stück Accolti's außer ſeinem Vaterlande nicht viel bekannt geworden, daß der britiſche Dichter ſeinen Stoff nur aus dem Boccaccio geſchöpft habe. Daß der Gegenſtand der erzählenden Form am meiſten zuneigt, und daß nur Shakſpeare ſolche Schwierigkeiten zu überwinden wußte, geht aus der Behandlung deſſelben von Accolti genugſam hervor. Dramatiſches Leben iſt faſt nirgend zu ſpüren, die im Perſonenverzeichniß ſtehenden Leute ſprechen nach der Rangordnung die langen Erzählungen, durch welche die Handlung des Stücks fortgeſchoben wird, in wohlklingenden Stanzen hin, auch werden verſchiedentlich allerlei Briefſchaften und Berichte in terze rime verleſen, kurz, das Ganze erſcheint überall als eine lyriſch dramatiſirte Novelle. Es findet ſich in den lyriſchen und erotiſchen Partien des Gedichts, wo ſich Accolti in ſeinem eigentlichen

Elemente fühlt, namentlich in den Monologen der Virginia, manche zart-innige und rührende Stelle; dagegen ſprechen aber die Hofleute, welche hier meiſtentheils die Sache der verſtoßenen Gattin führen, ganz gegen die Abſicht des Dichters, in einem ergötzlichen, faſt komiſchen Bombaſt. Namentlich tritt der „ſüßduftende Cavalier,“ welcher, als ſein königlicher Barbar die ſchöne Virginia mit dem Feuertode bedroht, immer von neuem verſichert, daß er, ſeines geringen Orts, dergleichen ſchlimmen Fall mit nichten überleben werde, auf den Stelzen des hochtönendſten Pathos daher.

§. 4.

Es wäre überhaupt befremdend, wenn der vielſeitig intereſſante und anregende Stoff nicht mehrere dramatiſche Bearbeitungen veranlaßt haben ſollte, die nur außer Curs gekommen ſind, da die heutige Bühne, ſo wie überhaupt die des achtzehnten Jahrhunderts, den ganzen urſprünglichen Inhalt als zu offenherzig und derb verwirft. Allein auch in dieſer urſprünglichen Geſtalt iſt der Stoff für die dramatiſche Bearbeitung — denken wir uns dabei, welche Bühne wir wollen — nicht durchgängig günſtig, weil jener Reiz doch vorzüglich nur in der genauern und ausführlichern Auseinanderſetzung der Charaktere und Begebenheiten liegt, wofür das Drama in ſeiner raſcheren Lebendigkeit nicht Raum genug hat. — Selbſt Shakſpeare ſtand hier an der äußerſten Grenze ſeiner Kunſt, und wenn man ihn früherhin zuweilen mit ungerechter Bitterkeit einem Tauſendkünſtler und Taſchenſpieler verglichen hat *), ſo dürfen wir ihn hier den trefflichſten Zauberer nennen. Wäre nicht Helena ſo ganz und gar durchdrungen von Liebe und zwar von einer ſolchen, deren Macht wir freudig anerkennen, wäre ſie nicht ferner ſo liebenswürdig in dieſer Liebe — der vollſtändigſte Gegenſatz von Aurelien im Wilhelm Meiſter, die, ſonſt ſehr anziehend, nur in der Liebe nicht liebenswürdig iſt, — ſo würde das Drama auf ſeinem Grund und Boden zuſammenbrechen.

§. 5.

Ein einziger ungehöriger Gedanke, ein einziges die Linie überſchreitendes Gefühl, hätte dem Stücke den Tod bringen können; aber der Dichter weiß mit ſicherer Hand alle dieſe Gefahren zu vermeiden, indem er uns ſogar noch das zarteſte Mitleid für die Liebende einflößt, das die Achtung für ihren Edelſinn und ihre Kühnheit nur noch erhöht. — Denken wir uns ferner den König von Frankreich nur ein wenig tyranniſcher, ſo leidet das Stück gleich wieder an einer gefährlichen Wunde; aber der

---

*) Z. B. wegen der erſten Scene im „Wintermärchen,“ wo wir die anfängliche ſchöne Welt der Liebe, Freundſchaft und des Vertrauens ſo ſchnell zuſammenſinken und dem trübſten Argwohn und Zorn weichen ſehen. Wie leicht es ſey, Shakſpeare deshalb zu rechtfertigen, ſo bald wir ihn nur nicht ungerechtfertigt haben wollen, iſt an ſeinem Orte gezeigt worden.

Shakſpeare'ſche König iſt ein gutmüthiger und würdiger alter Herr, dem wir gern verzeihen, daß er von der Liebe nicht viel weiß.

Er iſt ſo eben von einer tödlichen Krankheit befreit worden und darum voll ungemeſſener Dankbarkeit für ſeine Retterin. Mit Geld und Gut kann er ſich nicht abfinden; ſie bittet um die Hand eines ſeiner Vaſallen, warum ſollte er ihr die Bitte nicht gewähren? Würde ſich dieſer Graf von Rouſſillon wohl weigern, im Kampfe für den edlen König ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen? Gewiß nicht, und jetzt weigert er ſich, die Hand eines ſchönen, liebevollen und tugendhaften Mädchens anzunehmen, wenn der König ſelbſt ſie ihm giebt? Der Fürſt bedenkt nicht, daß er hier ſeine Macht wirklich überſchreitet, und daß Bertram allerdings ein Recht habe ſich zu weigern; weil wir aber durch des Dichters zauberiſche Gewalt völlig auf Helenens Seite ſind, ſo ſehen auch wir des Jünglings Weigerung als thöricht an. Da Bertram ferner bei dieſer Ablehnung die feinere Sitte, die der Vaſall gegen den Fürſten nie verletzen darf, vermiſſen läßt, ſo treten wir auch dann auf des Königs Seite, wenn dieſer ihn nunmehr wie einen unartigen Mann behandelt, zu deſſen Beſſerung ſelbſt ein wenig Zwang angewandt werden darf, und wenn endlich Bertram die Unart gegen die treffliche Gattin bis zur Härte treibt, ſo bedauern wir wohl gar, daß der König nicht noch ſtrenger gegen ihn geweſen iſt.

§. 6.

Aber auch für Bertram läßt ſich manche Stimme in uns hören, die wenigſtens verhindert, daß er uns als ein widriger Tyrann erſcheine. Er iſt ein Jüngling, der die eigentliche Jugend, oder den herrlichen Preis derſelben, die Liebe, noch nicht kennt, und, weil er ſie nicht kennt, eigentlich gar nichts wahrhaftig kennt, was der Rede werth wäre. Wir dürfen uns nicht ſcheuen, hier den wohlbekannten Ausdruck „Flegeljahre" zu gebrauchen, weil er die Periode gut bezeichnet, in welcher jetzt Bertram ſteht. In dieſem Zeitraume genügen dem Jünglinge die Knabenſtudien und Knabenfreuden nicht mehr, und er ſieht hochmüthig auf dieſelben herab; doch in der eigentlichen Jünglings- und Manneswelt hat er noch keinen feſten Fuß gefaßt. Darum deutet Alles, was er jetzt denkt und thut, auf Unreifheit hin; Unreifheit aber und Hochmuth geben ein unliebliches Gemiſch, weshalb auch die meiſten Menſchen in jener Periode nicht ſelten mit Recht „unausſtehlich" genannt werden. Nur eine entſchiedene Überkraft, die als ſolche den Mittelpunkt nicht finden kann, mag als Entſchuldigung gelten, ſo wie die höhern oder minderen Ahnungen von Poeſie und Liebe, die der beſſern Natur auch in jener Zeit nicht fehlen dürfen.

Bertram iſt keine gemeine Natur, aber kühl und verwöhnt; ſein Götze iſt die Willkür, und von Liebe hat er noch nicht die geringſte Ahnung. Er trägt deshalb auch eine ruheloſe innere Ungenüge mit ſich herum, und um dieſe zu verſcheuchen, geht er in den Florentiniſchen Krieg. Als dieſer ihm nicht hinlänglich Beſchäftigung bietet, verſucht er ſelbſt die — Sünde, ob die vielleicht das „ermüdende Gleichmaaß der Tage" aufheben und das Leben pikanter machen könne. Die arme, vornehm-tugendhafte, liebenswürdig-edle Mutter ahnet nicht, wie ihr Sohn ſeine Tage zubringe; ſie hofft, da er in ihrem Schloſſe nichts als Liebe, Sanftmuth, Bildung, Witz, Harmloſigkeit u. ſ. w. gehört und geſehen hat, ſo werde auch er wohl ſich alſo geſtalten. Sie irrt, denn für die Bildung des Knaben und Jünglings gehört ein Mann, und zwar, nach Goethe's naiver Bezeichnung, ein Mann von Metier.

§. 7.

Samuel Johnſon zürnt vom Anfange bis zu Ende über dieſen Bertram und macht ſich in brummenden Anmerkungen Luft. Er hat auf ſeinem Standpunkte nicht Unrecht, aber dieſer Standpunkt ſelbſt iſt der unrechte. Johnſon, und mit ihm viel hundert gedruckte und ungedruckte Kritiker beurtheilen ſämmtliche von dem Dichter gezeichnete Charaktere allzu-bürgerlich nach dem Eindrucke, den ſie etwa machen würden, wenn ſie ihnen auf die — Stube kämen und ſich neben ſie auf das Sopha ſetzten. Bei einem ſolchen Beſuche würde ſich Bertram ohne Zweifel unangenehm machen, und wiederholte er ihn, möchten wir wohl alle die Geduld verlieren. Sehen wir ihn aber in einem vollſtändigen Bilde und im Zuſammenhange mit dem Ganzen, ſo regt ſich in uns jene poetiſche Luſt, die das wirkliche Leben, ſo lange wir es bloß in ſeine Einzelheiten zerfallen laſſen, nicht gewähren kann. Bertram wird uns nie furchtbar, und nur um Helenens willen bedeutend. Er erſcheint uns als ein eigenſinniger Querkopf, dem aber zu helfen iſt, weil er wenigſtens Eine Eigenſchaft hat, auf welche zu bauen iſt: Muth und Tapferkeit.

§. 8.

Betrachten wir nun endlich noch die Gräfin Mutter, im Hintergrunde, tritt der Ritter Lafeu näher heran u. ſ. w., und verſchlingen ſich dieſe Geſtalten harmoniſch mit dem Ganzen, ſo leuchtet ein, daß der Dichter ſeiner Aufgabe genuggethan hat. Der Florentiniſche Krieg durfte freilich nicht ungeſchildert bleiben, weil ſonſt eine Lücke, gleichſam eine unausgemalte Landſchaft, in dem reichen Gemälde geblieben ſeyn würde. Es ſollte hier ein ironiſcher Glanzpunkt aufgehen, vielleicht eine Art von Gegenſatz zu den mit großer Würde und Herrlichkeit gehaltenen Scenen im Palaſte des Königs von Frankreich, doch iſt jene Kriegspartie, wie mich dünkt, zur ſchwächſten Partie im Stücke geworden. Dieſe Verhältniſſe beſchäftigen uns nicht genug, um ein Gegenſtand ſo ausführlicher Behandlung werden zu dürfen, und wenn wir hier den Dichter ſeine Kraft aufbieten und wohl gar zu einigen theatraliſchen Anſtalten Zuflucht nehmen ſehen, ſo erinnern wir uns mit geſteigerter Lebhaftigkeit an die unzähligen Fälle, in denen er ohne alles Aufgebot und ohne alle Anſtalt in herrlicher Sicherheit das Beſſere und Schönere erreichte.

Parolles iſt von dem Dichter ſo genau und gründlich aus- und durchgezeichnet worden, daß wir jede Falte und Faſer an ihm kennen lernen. Wir erſchauen die Richtigkeit und Wichtigkeit des Gemäldes an ſich, aber wir würden hier eine reiche, raſche Skizze lieber geſehen haben. Er iſt eine Vorahnung zu Falſtaff (wie bereits Schlegel bemerkt hat), doch ſteht er ſo tief unter dem ſpätern Bruder, daß dieſer ihn kaum unter ſeinen Dienern und Schatten würde gelitten haben. Waltet alſo bei Parolles auch noch einige Unſicherheit, ſo erkennen wir dafür im Ritter Lafeu den vortrefflichſten Vorläufer zum Grafen Kent. Beide ſind ſo würdige, pralle, dralle, innige, ſinnige, gerechte, ſcheltende, liebevolle, humoriſtiſche, beredte Männer, daß man ſie für moraliſche Zwillingsbrüder halten kann; doch iſt das Colorit ſehr verſchieden, wie es die Verhältniſſe beider Ritter ſind. Ein einziger ſolcher Charakter wie Lafeu könnte ſelbſt ein ſchwaches Stück (was „Ende gut, alles gut“ gewiß nicht iſt) heben und anziehend machen; bei dieſem Drama aber haben wir es nur mit einer einzigen Schwäche zu thun, und dieſe wird durch das Verhältniß des Lafeu zu Parolles, das ſich zuletzt ſogar in eine tragikomiſche Harmonie auflöſt, genialiſch wieder gut gemacht.

XVI.

Zu: Maaß für Maaß.

(S. Theil IV, S. 220 ff.)

1.

Dieſes Schauſpiel gehört zu denen, die nicht nur von Vielen gar nicht genannt, ſondern auch meiſtens verkannt worden ſind, und doch bedarf es nur einer unbefangenen und genauen Durchſicht deſſelben, um in ihm ein Werk zu erkennen, das keinem andern nachſteht. Es herrſcht hier ein Verſtand und Urtheil, eine Entwickelung und Darſtellung von den wichtigſten und mannigfaltigſten Charakteren, die an Sicherheit und Tiefe kaum ihres Gleichen findet. Des Dichters große beiſpielloſe Menſchenkenntniß iſt längſt zum Sprüchworte geworden; Schade nur, daß man ſo ſelten ſich die Mühe gegeben hat, ſie genau nachzuweiſen. Hier finden wir ſie von Seite 1 bis zum Schluß in jedem Zuge, und wir bezahlen die Freude daran nicht durch eine ſo furchtbare Erſchütterung, als uns etwa im Othello bereitet wird.

Jene vielberühmte Menſchenkenntniß iſt bei Shakſpeare niemals eine Detail treibende Menſchenkennerei, oder kleinlich ſelbſtgefällige Obſervations-Pfiffigkeit, die uns die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts ſo häufig für großen Verſtand ausgeben möchten. Sie hat nichts zu thun mit jenen unbedeutenden Beobachtungen, wie ſich Cajus und Sempronius in dieſer oder jener Lage etwa zu gebehrden pflegen, nichts mit jenen ärmlichen Motivirungen, die immer wieder neuer und noch ärmlicherer Motivirungen bedürfen, um nicht gänzlich zu verſtäuben, ein Geſchick, dem ſie doch nicht entgehen können, ſondern ſie ruht auf ſicheren Grundideen, die den innerſten Kern der Menſchennatur berühren, und, obwohl ſie nie verſchmähen, das Einzelne zu beleuchten, doch ſtets den Blick auf das große Ganze zurückführen.

§. 2.

Ich glaube, man gelangt am beſten zu der Kenntniß eines menſchlichen Individuums, wenn man — bei ſteter Berückſichtigung der Unerſchöpflichkeit des Weſens der menſchlichen Natur überhaupt — ſich die große Frage ſtellt, wie daſſelbe Individuum zu dem reinen Gedanken des Lebens überhaupt, und ſodann zu dem in der Wirklichkeit gebotenen Leben ſelbſt ſtehe, in wie weit es den erſten erfaßt habe und das letzte zu beherrſchen verſtehe, oder in wie weit es von demſelben beherrſcht werde. — Leben wollen und ſollen wir alle; aber wenige nur bemühen ſich um die eigentliche Wiſſenſchaft und Kunſt zu leben. Zum vollſtändigen Beſitze derſelben, dergeſtalt daß wir ſie ſtets praktiſch zur genügenden Erſcheinung brächten, gelangt wohl keiner, und es kann immer nur von einer größern oder mindern Annäherung an das Ziel die Rede ſeyn.

Betrachten wir von dieſem Standpunkte aus einige der Hauptcharaktere, die uns hier geboten werden.

§. 3.

Des Herzogs Vincentio Ideal iſt das vortrefflichſte, das wir uns denken können, und es beſchäftigt ihn unaufhörlich in allen ſeinen Kräften. Er iſt wahrhaft menſchenliebend, gerecht, gütig, ununterbrochen thätig, er ſcheut keine Anſtrengung, ſelbſt nicht für das ermüdende Detail der Geſchäfte. Er iſt in hohem Grade geiſtreich und weiß mit kurzer eindringlicher Beredſamkeit überall den Mittelpunkt einer Sache aufzuzeigen und zu erläutern. Eine gewiſſe Gattung von edler Ruhe und Beſonnenheit verläßt ihn nur einmal, und zwar bei den widerlichſten Beleidigungen, denen er ſich in ſeiner Verkleidung ausſetzt. Sonſt zeigt er überall Selbſtbeherrſchung. — Dennoch ſteht er tief unter ſeinem Ideal, und eine neunzehnjährige Regierung hat ihm ſelbſt bewieſen, daß er die Regierungskunſt nicht verſteht. Er iſt da geſunken, wo nur die Vortrefflichſten ſinken können, d. h. er hat eine Tugend übertrieben, die aber deshalb aufhörte eine Tugend zu ſeyn. Es iſt die Menſchenliebe, die bei ihm nach und nach in Schwäche überging. Da er ſich ſelbſt ſo wohl befindet in der herrlichen Kunſt, ſtets Maaß zu halten, und da ſein ſtilles Gemüth ihm ſelbſt längſt über alle gefährlichen Klippen der ſinnlichen Leidenſchaft hinübergeholfen hat, ſo begreift er kaum, daß bei der Mehrheit der Menſchen die Sinnlichkeit das erregendſte Princip iſt.

Überhaupt hat er von der Welt und den Menſchen nur im Allgemeinen die Elemente und Claſſen und Fächer aufgefaßt, und gebraucht viel Zeit, ehe er das Individuum, welches ihm in den Weg tritt, gehörig zu rangiren weiß. Überaus achtbar iſt ſein Bemühen, ſich ſelbſt und andern ſtets deutlich zu bleiben, und er iſt auf dem rechten Wege, in der gewiſſenhaften Beſtrebung die Gründe ſeines Thuns genau auszuſprechen.

§. 4.

Leider aber geht er hier zu weit und ſpricht alles aus, alles, was er ſelbſt denkt, empfindet und thut, er ſchreibt jedem vor, wie er die Sache anzuſehen habe und wie er fühlen müſſe, er iſt der wahre Choragus des Lebens und begleitet jeden Auftritt mit einer Vor- und Nachrede, er iſt überreich an Bemerkungen und Sentenzen, die, wenn ſie auch faſt immer richtig ſind, dennoch zuweilen, weil ſie nicht hieher gehören, etwas Schulmeiſteriſches oder Mönchiſches haben. So könnte er z. B. ſich wohl einer ſtillen Rührung überlaſſen, wenn Mariane, nachdem das herrliche Lied geſungen iſt, ihn um Vergebung bittet, daß er ſie ſo muſikaliſch angetroffen habe; heiter könne ſie ja doch nicht werden, obwohl die Muſik ihrer Schwermuth gefalle. — Aber er kann nun einmal nichts ohne Worte genießen, und ſo ſucht er noch die Arme mit der Bemerkung heim, die Muſik habe oft eine ſo zauberiſche Kraft, daß ſie das Böſe gut und das Gute böſe machen könne.

Ob überhaupt ſein ganzer Plan mit Marianen zu billigen ſey, bezweifle ich; in jedem Falle zeigt er von Unkenntniß der eigentlichen Liebe, da er nur ſorgt, daß ſie glücklich unter die Haube komme. Ich weiß recht wohl, daß die italieniſchen Novellendichter jener Zeit dieſe Anſicht nicht theilen, und daß auch Shakſpeare jene täuſchende Perſonenverwechſelung dramatiſch zu behandeln nicht verſchmäht hat; eine andere Frage aber iſt, ob er ſie moraliſch *billige*. Iſabelle wenigſtens geht nur ungern in den Plan ein, und wenn ſie zuletzt nachgiebt, ſo verdankt Vincentio dies weniger ſeiner ſiegreichen Beredſamkeit als ſeinem imponirend ehrwürdigen Amte, dem ſie, die ſich ſchon beinahe als Nonne betrachtet, nicht widerſtehen kann. Ohnehin hat ſie ſelbſt ja nichts weiter dabei zu thun als — eine Unwahrheit zu ſagen, was ſie ſich gefallen läßt, da man ihr erklärt, daß das ganze Glück eines liebenden Mädchens davon abhänge.

§. 5.

Kehren wir endlich zurück zu der Frage, in welchem Verhältniß der Herzog mit ſeinem Lebensideale ſtehe, ſo kommen wir der Beantwortung wohl am nächſten durch die zweite Frage: wie er im Verhältniß zu dem Gedanken des Todes ſtehe, — eine Frage, die durch dieſes Stück *überall* hingeht. Richteten wir dieſe Frage an ihn ſelbſt, ſo würde er ohne Zweifel erwiedern, daß Niemand mit größerer Überlegenheit und Klarheit den Tod betrachten könne als er, wovon er ja in ſeiner trefflichen Rede an den Claudio hinlänglich Beweiſe gegeben habe. Gewiß hat er ſich ſehr gewundert, daß ſie, die allerdings ein Meiſterſtück von prägnanter Eloquenz iſt, nur einen ſo kurzen Eindruck auf den Jüngling macht; noch weit mehr aber würde er ſich wundern, wenn alle die Gedanken auch auf ihn ſelbſt in einem ähnlichen Falle nicht mehr wirken ſollten. — Ganz ſo ſchlimm, wie mit Claudio, der ſelbſt ein ehrloſes Fortdauern für wünſchenswerth hält, kann es freilich mit ihm, dem rechtlichen, wohlgeſinnten Manne, nie werden, aber auch die ſinnreichſte Rede über den Tod kann uns nie beweiſen, daß er als praktiſcher Virtuoſe in der Kunſt zu ſterben ſich zeigen werde. In dieſer Kunſt ſcheint noch ein Geheimniß zu walten, deſſen Beſitz durch keine Rede in der Welt dargethan werden kann, ja es ſcheint ſogar, daß das viele, wenn auch kluge und gute *Reden über den Tod* der Kraft und dem Talent zu ſterben eher ſchade als nütze. Das hat vielleicht den Anſchein der Paradoxie, und man könnte mir den Vorwurf machen ich thue dem Herzog Unrecht, indeſſen iſt es ſchon wichtig genug, daß man überhaupt doch eine ſolche Frage *thun kann*, die bei einigen andern Perſonen in dieſem Drama ſchlechthin nicht ſtatt findet. Niemandem wird es auch nur einfallen, zu unterſuchen, ob Iſabelle wohl ſterben könnte; ſie aber hält keine Reden über den Tod, ſondern ſpricht ihre reine Anſchauung deſſelben nur in den kürzeſten Worten entſcheidend, aber durch ihr ganzes Weſen und Seyn aus.

Ziehen wir endlich die Summe, ſo finden wir, daß Vincentio alles Vortreffliche hat, mit Ausnahme ſeiner Fürſtlichkeit und jener höhern Gediegenheit des Charakters, bei welcher Poeſie und Leben, Reflexion und Handlung Eins ſind.

§. 6.

Als vollendeten Gegenſatz könnten wir den *Lucio* betrachten, denn wenn bei dem Herzog alles Ernſt iſt, dem nur die Poeſie mangelt, ſo iſt bei ihm *alles Scherz*, dem jede Unterlage des Ernſtes mangelt. In dieſer gänzlichen Unſicherheit wird aber der Scherz nach und nach zur barockſten Bizarrerie, ſo wie zu einem bloßen Hülfsmittel, das gehaltloſe Leben, das ſonſt ſtocken würde, anzuregen und weiter zu bringen. Aber auch ſelbſt über dieſen kläglichen Standpunkt iſt Lucio ſchon weg, ihm iſt durchaus jeder Ernſt der Sittlichkeit verhaßt; aber eben um deswillen ſind ihm der Herzog und der Statthalter unter allen Menſchen die widerwärtigſten. Beide ſind ihm zwar dunkel; aber von Angelo faßt er doch Eine Seite, die Gezwungenheit und den mühſam errungenen Froſt, ziemlich deutlich auf, darum hat auch hier ſein Witz mehr Leben als ſonſt. Von den Fürſten weiß er nichts als daß er liebenswürdig, ſanft und fleißig war; genug um ihn zum Gegenſtande ſeines verläumderiſchen Spottes zu machen. Dieſer geht hier aber ſo ganz in das Leere, daß er den Fürſten völlig in deſſen Gegentheil verwandelt und den wegen ſeiner Mäßigkeit, Milde und Scharfſinnigkeit allgemein berühmten Mann als einen ſeichten, ausſchweifenden, gewiſſenloſen Menſchen ſchildert. Der Dichter weiß, wie immer, ſehr wohl, wie weit er gehen könne, und ſtellt deshalb den träumeriſch pflaſtertretenden, müſſigen Taugenichts im ganzen Umkreiſe ſeines nichtigen Weſens ſehr gründlich, aber mit herrlich reichem Humor dar.

Übrigens hat auch Lucio ohne Zweifel einſt ein glänzendes Ideal gehabt. Es war das der höchſten Freiheit. Da er aber das Weſen derſelben verkannte, ſo befreite er ſich zuvörderſt von der Sittlichkeit, und da er nirgends weder in ſich noch außerhalb ein Geſetz reſpectirte, ſo entſtand zuletzt jene gänzliche Zerfahrenheit und Nichtsnutzigkeit, in der wir ihn erblicken. Er würde vielleicht auch körperlich untergehen vor Langerweile, wenn ihn nicht ſein Witz rettete, den er in der größten Fülle hat, da er ſich keine Gattung deſſelben, auch die frevelhafteſte nicht, verbietet.

§. 7.

Claudio hat daſſelbe Ideal gehabt, und eben ſo wenig erreicht. Auch er hat das moraliſche Geſetz nicht anerkannt, oder doch von Strenge deſſelben ſo viel abgebrochen, als es ſich mit ſeiner Behaglichkeit vertrug.

Da er ſich indeſſen vor gemeineren Sünden gehütet und meiſtens in leidlicher Geſellſchaft gelebt hat, ſo zeigt er eine nicht unbeträchtliche äſthetiſche Bildung, die jedoch, weil ſie iſolirt ſteht, keine wahre zu nennen iſt. Dieſe Äſthetik hat ihm ſogar in gewiſſer Hinſicht geſchadet, da ſie ihm den Muth zu ſterben raubte. Sie hat die natürliche Lebensluſt bei ihm bis zur entſetzlichſten Lebensgierigkeit geſteigert, und er geſteht viel Ärgeres, als was einſt der immer fieberkranke Mäcenas geſtand *). Ein lehrreicheres Gemälde, wie dieſer Claudius bietet, giebt es kaum bei irgend einem Schriftſteller.

Selbſt Lucio hat vielleicht mehr Sterbensmuth wie er; Bernardino gewiß. Dieſer ſchauerlich lächerliche Menſch hat vermuthlich auch einmal ein imponirendes Ideal gehabt: gänzliche Verachtung des Lebens, um den Tod gleichfalls völlig verachten zu können. Er iſt dadurch endlich bis zum bloßen Thier herabgeſunken, denn für die Stoa in ihrer ganzen Schroffheit war er nicht geeignet. Er hat es endlich ſo weit gebracht, nie mehr eines klaren Gedankens fähig zu ſeyn, und in ſteter geiſtiger und körperlicher Betrunkenheit verachtet er das Leben wie den Tod, iſt aber eben um deswillen zu beiden ungeſchickt, und als er endlich wirklich hingerichtet werden ſoll, kommt es ihm gar nicht gelegen, und er verweigert den Gehorſam.

---

*) Seine Verſe mit dem grellen: „Vita dum superest, bene est,“ ſind bekannt.

§. 8.

Dieſen Leuten allen gegenüberſtehend erkennt Angelo im ganzen Leben nichts anderes an als das Geſetz, das allein Sicherheit bietet. Von dieſem Standpunkte aus war es nur Ein Schritt zur bloßen Werkthätigkeit, und ſodann zum Hochmuth und halbbewußter Heuchelei nach innen und außen. Die äußere Weltehre iſt allein ihm noch theuer, und ſo hat er ſogar über ſich gewinnen können, das Herz einer liebenden Braut durch Treuloſigkeit zu brechen. Wir würden ihn deshalb verachten, wenn ihm nicht einige beſſere Umſtände zu Hülfe kämen. Daß Marianens Vermögen ſich ſpäterhin weit geringer befand, als man es angegeben hatte, mag ihm freilich unangenehm genug geweſen ſeyn, doch war der Hauptgrund, ſie zu verlaſſen, den er ſelbſt angiebt, der Ruf einer unvorſichtigen Aufführung, der ihre Ehre zweifelhaft machte (Akt. V, Sc. 3), und wir glauben ihm, da dieſe Urſache völlig mit ſeinem Charakter übereinſtimmt. Da er, ehe er Iſabellen ſah, weder von der Liebe noch von der Leidenſchaft überhaupt etwas wußte, ſo iſt ihm auch niemals eingefallen, daß er eines Mädchens Herz durch Untreue brechen könne, und er hat von Marianens tiefem Liebesgram keine Ahnung. Es mag ihr leid gethan haben, daß ein ſo mächtiger und reicher Freiherr, wie er, ſich zurückgezogen hat; — weiter gehen aber ſeine Betrachtungen nicht, und ſo hat er ſie vergeſſen.

Jetzt aber nach fünf Jahren ergreift ihn nicht bloß die Liebe, ſondern die unſittliche Leidenſchaft als Strafe.

Sein Kampf gegen die Sünde zeigt abermals von Shakſpeare's vollendeter Meiſterhaftigkeit. Angelo ſieht ſich ſelbſt ſinken, und vermag doch nicht ſich zu erheben, und da er ſtets nur von Gerechtigkeit, niemals von Gnade hat wiſſen wollen, ſo iſt das Urtheil, ſobald er ſinkt, durch ihn ſelbſt über ihn ſelbſt bereits geſprochen. Deshalb veranlaßt ihn das erſte Verbrechen auch ſogleich zu dem zweiten, der Wortbrüchigkeit gegen Claudio, und zu jener ängſtlichen Beklommenheit, ſobald er von der Rückkunft des Herzogs erfährt. Er, in ſeiner kalten, hochmüthigen und doch bis dahin von entſchiedener Sünde freien Natur, iſt verloren, ſo bald er unruhig wird.

§. 9.

Es ſind nur ſchlichte, ungefärbte Worte, wenn er am Schluſſe des Monologs (Act IV, Sc. 12) ausruft: „Himmel! wie elend ſind wir, wenn wir nur einmal unſre Pflicht vergeſſen haben! Wie geſtaltet ſich Alles ſo verkehrt, und wie wenig bleiben wir Herren über das, was wir wollen und nicht wollen;“ — aber in ſeinem Munde ſind ſie von der tragiſchſten Wichtigkeit. Er iſt aus ſeinem Ideal ganz herausgefallen und mußte es, da dieſes ſelbſt nichts taugte. — Wir Menſchen ſind alle verloren, wenn nur die Gerechtigkeit und keine Gnade waltet. Das erfuhr Shylock, der, in ſeiner Miſchung von Tiger und Schlange, ſogar der Gnade ſpottete; das erfährt aber auch Angelo, der in ſeiner frühern Nüchternheit und Geſetzlichkeit der Gnade niemals zu bedürſen wähnt. Ihm aber kann zum Glück dieſe Gnade noch werden, und ſie wird ihm wirklich, während ſie an Shylok vorübergehen muß.

§. 10.

Das einfachſte Ideal hat, wie es ſcheint, der Kerkermeiſter. Er will nichts weiter ſeyn, als was er iſt: „ein braver Mann,“ was freilich unendlich viel ſagen will. Er iſt gutmüthig, gefühlvoll, erfahren, mittheilend, und wie ſchwer ihm auch ſein trauriges Amt werden mag, er hält es feſt und erkennt wohl, wie nützlich er in dieſem Poſten ſey. Dennoch iſt auch er nicht ganz ohne Ironie gezeichnet, aber es waltet dieſe in der ſanfteſten Art. Ein ſo liebenswürdiger, zartgeſinnter Kerkermeiſter kann doch unwillkürlich ein Kopfſchütteln erregen, und wir fürchten mitunter, er gehe in ſeiner Sanftmuth zu weit, und man könnte ihn vielleicht als ein Gegenſtück zu Vincentio betrachten; denn wie dieſer etwas von einem klugen und gutmüthigen Mönch an ſich hat, ſo möchte jener ſich wohl am beſten zu dem Amt eines Haushofmeiſters in einem ſtillen, wohlorganiſirten Kloſter eignen.

Weit mehr als den Männern dieſes Dramas iſt es den Frauen gelungen, ihr Ideal durch das Leben zu bethätigen und zurückzuſpiegeln. Bei Marianen ſcheint es freilich nicht der Fall zu ſeyn, da ſie in ihrer Verlaſſenheit unſer ganzes Mitleid in Anſpruch nimmt. Sie iſt ohne Zweifel ſehr unglücklich, da ſie liebt, wo ſie nur ſpärliche Neigung und hinterher ſogar Kälte zurück empfängt; doch hat dies Leiden etwas Erhabenes und *rein* Rührendes. Jahre ſind vergangen, und ihrem Blicke bietet ſich nichts als ein fortwährender Jammerzuſtand in der Entbehrung; dennoch hofft ſie, und daß ſie noch immer hoffen *kann*, deutet auf den poetiſchen Adel ihres Gemüths. Sie *vermag* nicht zu *glauben*, daß ihr ganzes Leben ein Irrthum ſeyn ſolle, und vielleicht ſchon um deswillen *iſt* es auch kein Irrthum. Einer ſolchen Liebe verzeihen wir viel, ſonſt würde jene nächtliche Täuſchung, zu der ſie ſich hingiebt, unſer ganzes Misfallen erregen. Dieſes Gefühl würde ſich auch nach der gezwungenen Trauung von neuem äußern, wenn nicht der Dichter abermals bemüht geweſen wäre, es abzuleiten. Die Bitten für das Leben des Gatten, dem eine neue Gefahr droht, ſind die guten Engel, die in das aufgehobene Schwert fallen; aber ſie wirken auch auf den Leſer ſo wohlthätig ein, daß er der Bittenden ſelbſt nicht minder verzeiht.

§. 11.

Iſabelle iſt die eigentliche Sonne des Stücks, ſie hat von ihrem Ideal nichts aufgegeben, und das Leben dient ihr nur zum *Beweiſe*, daß ſie jenes wie ein unentwendbares Kleinod beſitze. Wer aber ſo trefflich und in edler Unermüdlichkeit zu handeln vermag, ſoll nicht das beſchauliche Leben in einem Kloſter ſuchen. In dieſem Irrthum ſehen wir ſie im Anfange des Stücks, und damit ſie nicht in denſelben zurückfalle, bietet ihr am Ende der Herzog ſelbſt die Hand. Dadurch wird er ihr Retter, der ſonſt ohne Zweifel unter ihr ſteht.

Schließlich möge hier noch eine Bemerkung Raum finden, die, gewichtig und erfreulich, gewiſſermaßen für alle Shakſpeare'ſchen Werke paßt, hier aber beſonders ins Auge fällt. Es iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, der geiſtige Grund und Boden des Stücks im Verhältniſſe zu der Handlung, die auf ihm vorgeht. Der gutherzige, liebevolle, ſinnreiche, Kunſt und Wiſſenſchaft glücklich übende Vincentio hat leider, wie bereits oben genugſam erklärt wurde, kein rechtes Regiertalent, und deshalb die Geſetze einſchlummern und wie alte Schwerter verroſten laſſen. Dieſer Umſtand erſtreckt ſich jedoch in ſeinen Folgen nicht bloß auf ſeine näheren Umgebungen (denn Vincentio iſt ja kein Privatmann), ſondern er hat nur zu tief auf einen Theil ſeiner Unterthanen gewirkt. Dieſe haben ſchon lange kein Beiſpiel von ſtrengem Ernſte und Strafe geſehen. Sie ſind verwöhnt und verweichlicht worden und geben gern dem Wohlleben und der Sinnlichkeit, ſelbſt da wo ſie entſchieden ſündhaft wird, Raum. Ihr Element hat etwas Sybaritiſches, in welchem käferartige Keckheit mit käferartiger Verliebtheit, Buhlerei, Witzſucht u. ſ. w. am reichlichſten gedeihen. — Der Zuſchauer hat ein Recht zu fragen, wie ſolche Verſchlämmung ſo ſehr habe um ſich greifen können, und der Dichter giebt darauf eine genaue Antwort, aber freilich als Dichter, und ohne ausdrücklich zu ſagen: Hört, hört! jetzt will ich Euch die wichtige und lehrreiche Antwort geben." Das überläßt er dem reproducirenden Leſer.

Wohl iſt ſie wichtig, dieſe Antwort, für jeden Leſer, aber am wichtigſten für die Dichter ſelbſt, die nur zu häufig vergeſſen, daß es nicht genug ſey, einen Charakter theophraſtiſch hinzumalen, ſondern daß derſelbe auch Einfluß üben müſſe auf alle ſeine Umgebungen, ſo wie in gewiſſen Fällen auf den ganzen Umkreis des Stücks.

XVII.

Altengliſches Theater.

(S. Theil IV. S. 299 ff.)

A. Die Geburt des Merlin.

§. 1.

Zu den großen Verdienſten, welche ſich Ludwig Tieck um die nähere Kenntniß der altengliſchen Bühne erworben, hat er vor kurzem durch die Herausgabe des zweiten Bandes von „Shakſpeare's Vorſchule" ein neues gefügt. Das wichtigſte Drama, welches er uns hier in einer mit Geiſt und Fleiß durchgeführten Überſetzung bietet, hat die Aufſchrift: „Die Geburt des Merlin, oder: das Kind hat ſeinen Vater gefunden." Dieſes Schauſpiel iſt in ſo hohem Grade ausgezeichnet und trägt die Elemente des Shakſpeare'ſchen Geiſtes ſo deutlich in ſich, daß ſich hoffen läßt, es werde nach und nach mit derſelben Liebe und Gründlichkeit von den Deutſchen betrachtet werden, als manchem andern unbeſtrittenen Werke des Dichters gewidmet worden iſt. Zwar ſehen wir ihn diesmal nicht allein, ſondern in Geſellſchaft arbeiten, und zwar mit W. Rowley, weshalb einige Ungleichheit in der Zeichnung und Farbengebung einzelner Scenen nicht ausbleiben konnte; indeſſen leuchtet doch hervor, daß Ein Geiſt den Mittelpunkt und den Umkreis des Stücks angab, und daß die Schwäche einzelner Auftritte das Weſentliche des Werks nicht berühre. Der Dichter hat das Höchſte gewollt und meiſtens glücklich zur Erſcheinung gebracht, weshalb es die genaueſte Aufmerkſamkeit verdient, und ich wünſche deshalb, daß zum Verſtändniß des ganzen Inhalts und Umfangs des Werks die folgenden Betrachtungen beitragen mögen.

§. 2.

Der Menſch, in Sünde geboren, würde, wie ſehr er auch ringen möchte, dennoch nie hoffen dürfen, ſich ganz von Sünde zu befreien, wäre nicht der Erlöſer erſchienen, in welchem die göttliche und menſchliche Natur Eins geworden war, um dem Göttlichen wie dem Menſchlichen zu genügen und die ewige Sühne zu vollbringen. Dieſes große göttliche Geheimniß ahnet, der ſinnvollen chriſtlichen Mythologie zufolge, auch Satan. Er fürchtet, daß jetzt ſeine Macht auf immer gebrochen ſey, und ſieht ſich überall nach Hülfe um, die er endlich in dem höchſten Aufſchwunge des teufliſchen Witzes zu finden glaubt. Er beſchließt, mit feindſelig tückiſcher Nachahmung, der höchſten göttlichen Gnade die höchſte Ruchloſigkeit der Hölle entgegenzuſetzen, und wie einſt die reinſte Jungfrau vom heiligen Geiſt überſchattet wurde, um Chriſtum der Welt zu ſchenken, ſo ſucht auch er jetzt eine Jungfrau, um ſie zur Mutter eines Anti-Chriſtus zu machen. Die aber durch entſchiedene Unfrömmigkeit ſchon ſein Eigenthum ſind, muß er verſchmähen, und an den wahrhaftig Reinen und Frommen hat er keinen Theil. Da findet er endlich eine Jungfrau, ſchön und gutherzig, aber noch ungeläutert und ungeprüft, und wegen ihres (wenn auch naiven und kindlichen, doch zu großen) Wohlgefallens an eigner Körperſchönheit der Verführung zugänglich. — Das ungeheuerſte Verbrechen, vor dem die ganze Seele zurückſchaudert, das keinen geringeren Zweck hat, als die Erlöſung der Welt aufzuhalten, iſt wirklich vollführt worden, und wir ſehen jetzt das betrogene Mädchen hier ganz unangekündigt unter dem unſcheinbaren Namen „Hanne“ ſchwanger auftreten, in Geſellſchaft ihres Bruders, des Narren, der ihr in weiter Welt den Vater des Kindes ſuchen hilft. Sie weiß nichts weiter von ihm auszuſagen, als daß er einen „ſehr reichen Anzug, einen ſchönen Hut mit Federn, einen goldenen Degen und ganz herrliche Gehänge gehabt habe,“ weshalb er vermuthlich ein Edelmann ſey. Der Verführer iſt ihr ſo zärtlich, aber auch ſo machtvoll erſchienen, daß ſie nicht das Herz gehabt, nach ſeinem Namen zu fragen, und als Zeugen der Sünde kann ſie nur den Wald anführen, in welchem ſie jetzt den Verderber ſucht.

§. 3.

Alle ihre ferneren Bemühungen ſind vergeblich, ſo gründlich-ſinnig auch ihr Bruder dabei handelt, indem er doch unmöglich mehr thun kann als jeden Begegnenden fragen, ob er nicht etwa zufällig Vater des noch ungeborenen Kindes ſey. Dieſe Scenen ſind eben ſo ergötzend als ſinnvoll künſtleriſch durchgeführt, und wir brauchen uns nur irgend eine andere Weiſe der Darſtellung zu denken, z. B. eine bloß poſſenhafte, oder ernſte, oder feierliche, um vor dem peinlichen Gefühl, das ſie veranlaſſen müßten, zurückzubeben. Der Narr iſt ein gutmüthiger und erfreulich witziger Geſell, der ſich unbedenklich in Geſellſchaft mancher Shakſpeariſchen Narren ſehen laſſen kann. Zwar hat er begreiflicher Weiſe den tüchtigſten „Schalk im Nacken,“ doch iſt ihm billig die Schwangerſchaft eines Fräuleins, und noch dazu ſeiner Schweſter, außer allem Spaß; da er aber ein für allemal den Genien des Scherzes und des Spaßes angehört, die ihn ſelbſt in ſeinem Ernſt und Schmerz nicht loslaſſen, ſo kann er dieſen auch nur drollig ausdrücken, womit er ſich und uns beruhigt. Tieck giebt dieſe Scene dem Rowley, den ich nicht genau genug kenne, um ihn derſelben für würdig zu halten; mir ſcheint ſie des Jünglings Shakſpeare vollkommen werth, und wenn ich die ganz unſchätzbare Narrengalerie dieſes Dichters betrachte, ſo möchte ich dieſen Clown neben den in „Ende gut, alles gut“ rangiren. Sie ſind ſich ähnlich in der Bonhomie und in einer gewiſſen freundlichen Zuthulichkeit, mit der ſie den ihnen ſchon zur Gewohnheit gewordenen Witz vortragen. — Wendungen und Späße wie die: „Glaub' mir, Bruder, er war ein Edelmann.“ — „O ja, das glaub' ich wohl, denn er armirt und beint auch dazu, und gebraucht dich zum Herold, ſeine Armatur kund zu geben“ *). Ferner: „Hätt'ſt Du, Bruder, den Schwur gehört, Du hätt'ſt gedacht ....“ „Ja, Schwören und Lügen iſt immer beiſammen. Biſt Du von ſeinem Fluchen ſchwanger, ſo kriegen wir gewiß einen Sappermenter von Jungen;“ ferner: die weichmüthige Bemerkung des Narren, nachdem er die volltönenden Monologen des im Walde ſtill und mild hinträumenden Prinzen Uther vernommen: „Wär' ich ein Weib geweſen, dieſe rührenden Worte hätten mich gewonnen, ich würde nun auch ſo dickleibig hier herumgehen;“ die Anrede: „Sehr rechtſchaffener und fleiſchlich geſinnter Edelmann, gebt mir Eure Hand, Herr!“ — Dieſe und ähnliche Wendungen erinnern durchaus an Shakſpeare. Nicht als ſey es deshalb unmöglich, daß Rowley ſie geſchrieben habe; doch ſtand er dann auf Shakſpeariſchem Gebiet und machte ſeines großen Freundes Humor und Humorvortrag, Farbe und Weiſe zum Gemeingut.

§. 4.

Der Narr der Gräfin Rouſſillon (um in der Vergleichung fortzufahren) iſt jedoch älter und kälter, und

---

*) Wem fällt nicht hier der Spaß des Todtengräbers im Hamlet über Adams Profeſſion u. ſ. w. ein?

ſein Witz ruhiger und bequemer. Er hat faſt zu gute Tage bei einer Gebieterin, die ſich ſogar gnädig herabläßt, einmal ein Privatiſſimum in der harmloſen Witzbolderei bei ihm zu nehmen. Wie verſchieden dagegen das traurige Loos des Bruders, der für das zu erwartende Kind der Schweſter in Wald und Flur und bei Hof einen Vater und einen Namen ſucht, während er ſelbſt, nach herkömmlichem Narrenſchickſal, im Perſonenverzeichniß des Namens ermangelt [*]. Daß ihn auf ſo bedenklichen Wegen, wie den edlen Don Quixote, der Weltlauf „mit harter Pfote" trifft, kann nicht befremden; doch fehlt es ihm auch nicht — zu des Leſers Freude und ſeinem Verdruß — an *luſtigen* Hemmungen, und der vortreffliche Hofmann Nicolaus „Garnichts" iſt, obwohl er ſich, *als* Garnichts, weder in Marmor hauen, noch in Muſik ſetzen, noch beſchreiben läßt, ein lebendiges, unſterbliches Weſen. Selbiges wird hier zwar nur leiſe angedeutet, aber man darf ihm nachſagen, daß es durch alle Jahrhunderte hindurch geſprungen iſt und vermuthlich auch in Zukunft ſpringen wird. — Von ſolchen Garnichtſen finden ſich auch in Molière's beſten und muthwilligſten Luſtſpielen einige artige Spuren, welches ich hier zu des franzöſiſchen Dichters beſonderer Ehre anführen will.

---

[*] Sonſt hat er allerdings einen Namen, und zwar den für das Geſchick der Schweſter ominöſen: „Willig." Er ſpielt mit demſelben ziemlich artig, verweilt aber zu lange dabei, was Shakſpeare als reifer Mann nie thut.

Endlich aber wird unſer liebevoller Narr für alle ſeine Leiden belohnt, und als Schwager des Höllenfürſten und Onkel des berühmteſten Zauberers der Welt, erfährt er freilich manche ſchlimme Neckerei, aber auch viel Ehre, und zwar von der pikanteſten Sorte, die unſterblich macht.

§. 5.

Nicht minder vortrefflich gezeichnet iſt Hanne. Wir ſehen ſie leidend, hoffend, bäuerlich-naiv und beſchränkt, doch iſt zuweilen in ihren wenigen Worten ein eigener Sinn, und wir ahnen bald, daß ſie keine gewöhnliche Verführte ſey, und daß überhaupt bei ihr ein gefährliches Geheimniß walte. Wird endlich ihr Schickſal aufgedeckt, und zeigt ſich Satan ſelbſt als ihren Verführer, ſo fühlen wir uns zwar überraſcht, aber auf eine wahrhaft poetiſche Weiſe, und keinesweges bloß befremdet und erſchreckt. Mit der Aufklärung und Erhöhung ihres furchtbaren Geſchicks erhöht ſich auch ihr Geiſt; ihr ſpäterer Widerſtand gegen den Teufel iſt bedeutſam ergreifend und rührend, und als ſie auf immer verloren ſcheint, wird ſie auf die würdigſte Weiſe gerettet.

Der Geburt des Merlin, ſo wie dem erſten Auftreten des Teufels geht ein Gewitter voran, das abermals an Shakſpeare erinnert, welcher der Erſcheinung des Wunderbaren und Furchtbaren, ſo wie nicht minder dem höchſt Erfreulichen (z. B. im „Cäſar,“ „Lear,“ „Kaufmann von Venedig“) zuweilen Muſik vorangehen läßt, werde ſie nun durch Menſchen veranlaßt, oder durch die Natur ſelbſt, die ſich handelnd und redend mit hineinmiſcht (S. Lear). — Der Teufel iſt ſtattlich, gewaltig, ja ſogar majeſtätiſch; doch ſind einige ſeiner Reden nicht ganz ohne Schwulſt; — mit Recht, denn wie möchte Satan ſich jemals ruhige Größe und Erhabenheit erwerben können? Gewiſſermaßen iſt auch nach der gelungenen Verführung der armen Hanne ſein höchſter Witz erſchöpft, und indem er von Triumphen träumt, ahnen wir ſchon, daß ſein Scheinſieg mit gänzlichem Verluſt endigen müſſe. Auch die ſchwache menſchliche Natur, wie ſie ſich in Merlin, nur widerſtrebend, mit der teufliſchen gemiſcht hat, iſt — ſo will es der Dichter — nicht ohne Ahnung des Göttlichen, und ſelbſt für ſeine unſäglich gefallene Mutter, ſo wie für ihn, der aus der gräßlichſten Umarmung entſprungen, iſt dennoch auch der Erlöſer geſtorben; und ſo begreifen wir mit wahrer Luſt, wie er ſelbſt die vom Vater ererbte teufliſche Kraft gegen dieſen Vater gebrauchen könne und müſſe. Manche möchten ſich zwar wundern, daß der Teufel, der ſich durch die Geburt des Merlin mit neuer Kraft ausgerüſtet glaubt, die Mutter des Helden, die er doch (menſchlicherweiſe zu reden) geliebt zu haben ſcheint, zuerſt feindlich anfällt; allein gerade hier waltet, wie mich dünkt, bei dem Dichter ein wichtiger entſcheidender, Gedanke. Wenn ſchon die wenigſten Menſchen im Stande ſind zu lieben, oder ihre Liebe nur einer forcirten Komödie oder gar einer verborgenen Wuth gleicht, ſo kann der Teufel überhaupt gar nicht lieben, und wenn er es jemals wähnt, ſo wird ſeine Wuth gerade gegen den ſcheinbar geliebten Gegenſtand um ſo größer ſeyn. Wie er aber nicht lieben kann, ſo kann er auch nicht geliebt werden.

§. 6.

Er müßte freilich ſelbſt am erſten beides einſehen, wäre er nicht durch ſeine vollendete Selbſtſucht, aus der er nie herauskann, für jedes reinere Element und in Beziehung auf jede höhere Idee zu ewigem Irrthum verdammt. So aber hofft er in ſeiner Blindheit, ſein Sohn Merlin werde wenigſtens eine Ausnahme machen, und bei dieſem wichtigſten Punkte gerade iſt es, wo ihn ſein teufliſcher Witz verlaſſen hat. Er fodert von ſeinem Sohne Gehorſam; aber nur die Liebe kann Gehorſam erzeugen, oder vielmehr: er wird ſchon mit ihr gegeben; und doch iſt ja die Liebe die göttliche Flamme, die der Teufel ewig bekämpft, und nur in dieſem Kampfe beſteht ſein ganzes Weſen und Handeln. So wird er in ſeinem eignen Netze gefangen, und aus dem Sohne, der ihm helfen ſoll, wird ſein mächtigſter Feind, der, an den Gehorſam erinnert, den er dem Vater ſchuldig ſey, übermüthig erwiedert:

> In deiner Schule lernt ſich nicht Gehorſam.
> Verwandtſchaft und Natur verknüpft mich ihr *).
> Dein Theil in mir iſt gegen die Natur,
> So brauch' ich Dir auch keine Pflicht zu zollen.

---

*) „Der Mutter“ nämlich, für die ſelbſt ein Weſen wie Merlin Mitleid fühlt.

und ſpäter:

— — — — was biſt du, Teufel?
Ein unterird'ſcher ſchändlicher Incubus,
Der Nutzen ziehet von dem ſchwachen Fleiſch,
Unwiſſende mit Liſt zu hintergehen.
Wirf ab ſogleich die menſchliche Geſtalt,
Kriech', Schlange, auf dem buntgefleckten Bauch.

. . . .

Du zeugteſt Deine Geißel! u. ſ. w.

Er bewährt dieſe Worte durch die That, und unter Donner und Blitz und mächtiger Beſchwörung ſchließt das ſchnell und zu wunderbarer Kraft erwachſene Kind den Teufelvater in einen Felſen ein.

§. 7.

Wie er auch heißen möge, der jene entſcheidende Anfangszeile und den ganzen Auftritt ſchrieb, in jedem Fall iſt Beides eines großen Denkers würdig. Wie aber hier Denken und Dichten verſchmolzen iſt, zeigt ſich inſonderheit in der dramatiſchen Lebendigkeit, mit der dieſe tiefſinnigen Scenen vorüberrauſchen, gemildert ſelbſt durch die vorangehenden Späße des Narren, der ſich, wie bereits oben erwähnt worden, in den neuen, wunderbar großen, aber teufliſchen Verhältniſſen als Onkel eines ſo unheimlichen Neffen ſehr wohl zu befinden ſcheint, bis er endlich einſieht, daß in dieſer Geſellſchaft doch übel zu ſcherzen iſt. Indeſſen kann einer ſo ehrlichen, luſtigen Creatur, wie er, kein großes Unglück paſſiren, und er kommt mit einem kleinen komiſchen Ungemach davon.

Wie ſteht es aber mit dem dieſes Schauſpiel umſchließenden Schauſpiel? Es ſcheint, daß kaum irgend eine menſchliche Tragödie genügend ſey, ſich in den Kampf des ſichtbaren Teufels gegen Gott zu miſchen; und wenn doch, ſo möchte ich etwa den Lear, Macbeth und einige andere aus Shakſpeare's reifſter Zeit als ſolche nennen. Was hier in dem Rowley-Shakſpeare'ſchen Werk gegeben worden, iſt ohne Zweifel wacker und anſprechend; aber für jenes Merlin'ſche Schauſpiel giebt es keine hinreichende Einfaſſung, oder, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, „Durchaderung.“ Dieſer junge König Aurelius, der ſo ſchnell durch die zauberiſche Schönheit Arteſiens bezwungen wird, und ſein nachheriges Verhältniß zu ihr, das — ſehr zum Vortheil dieſes Stücks — an einige Scenen im „Titus Andronicus“ erinnert — der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde poetiſche Prinz — der ſtets erhitzte Edol u. ſ. w., alles Das iſt gut und wahr.

§. 8.

Noch bedeutſamer ſind die Schweſtern Modeſtia und Conſtantia, die beide vor unſern Augen zu jener Gattung des chriſtlichen Lebens bekehrt werden, die ſich von der Welt abſondert. Freilich kann und darf man jene Gattung ſelbſt als ſehr einſeitig und gefährlich in Anſpruch nehmen, doch abgerechnet, daß die ganze Haltung dieſes Stücks eine ſolche Bemerkung, falls ſie uns ſtören wollte, abweiſt, zeigt ſich auch in der That, daß dieſe Schweſtern lediglich für ein ſolches Leben geeignet ſind, wie etwa manche Virtuoſinnen auf der Harmonika kein anderes Inſtrument berühren mögen. Das Chriſtenthum iſt hier ganz als die Religion des Todes aufgefaßt, und was etwa Reizendes in zeitlichen Verhältniſſen liegt, wird als Irrthum verworfen. Das Fehlerhafte dieſer Anſicht liegt eben in dem Wahn, als könne irgend ein wahrhaft menſchliches, rein liebendes Verhältniß bloß der Zeit angehören.

Modeſtia weint über das ganze Treiben dieſer Welt, wie „Alles wirbt mit Müh und Noth um Wehe,“ und über Edwyn's Liebeswerbung. Sie will nur ein einſames beſchauliches Leben führen, um

Zu ſinnen auf die Seligkeit des Todes.
Dies iſt mir ſolche Luſt, daß keine Marter
Den Entſchluß wankend macht. Was iſt die Welt,
In der ich wandeln ſoll? Ein düſtrer Gang
Zum ernſten Richterſtuhl, vor deſſen Schranken
Kein Bürge gilt als Heiligkeit des Wandels.
Dann kommt die große Sitzung; Tod, der Rufer,
Er ladet uns, wir müſſen All' erſcheinen,
Die Schuld'gen klagt er an, vertritt die Reinen.

(S. 294.)

Hier iſt ſchon ganz die Anlage zu jenem tiefſinnigen Shakſpeare, wie er uns etwa im „Hamlet“ begegnet, und wir finden ihn hier nur weicher, freundlicher, wehmüthiger. Dieſe Wehmuth, weit entfernt von Weichlichkeit, iſt nichts weiter (man verſtatte die Wiederholung meiner alten Erklärung, zu der die Wortbildung ſelbſt leitet) als ein „Muth,“ dem zu dieſer Zeit „wehe“ geworden, und eben deshalb finden wir den kraftvollen und nicht ſelten ſich ſelbſt verwundenden Jüngling in dieſer Stimmung am häufigſten. Wie geſagt, alle dieſe Charaktere und Situationen ſind gut und löblich angelegt und durchgeführt; dennoch vergißt man ſie zu leicht, da die Bedeutung der Merlin'ſchen Exiſtenz zu ſehr den Geiſt und die Phantaſie beſchäftigt. Vielleicht geht es andern Leſern anders; und es würde anziehend ſeyn, die Geſtändniſſe darüber zu vernehmen.

§. 9.

Bei dem großen Zauber, den dieſes herrliche Werk ausſtrahlt, iſt es vielleicht nicht überflüſſig, eine gewiſſe Gattung von aufgeregten jungen Leſern vor der möglichen Überſchätzung deſſelben zu warnen, die ſich ſelbſt in eine Vergleichung mit Shakſpeare's größeſten unbeſtrittenen Werken miſchen könnte. Eine ſolche Vergleichung darf nie ſtürmiſch unternommen werden, ſondern nur mit ruhiger Beſonnenheit, die uns dann auch die noch nicht ganz geſicherte Haltung der Merlin-Dichter zeigen würde, ſo wie nicht immer gelungene Verſchmelzung des Shakſpeare'ſchen Genius mit dem Rowley'ſchen Talent. — Auch giebt es über den Grad des Werthes von edlen Werken noch ein ganz gewöhnliches, aber gutes Prüfungsmittel. Es iſt der Nachgenuß und die ſtets ſich gleichbleibende Luſt an denſelben. Ich kann mir nicht denken, daß jemals eine Stunde in mein Leben treten dürfte, in welcher meine Freude am „Kaufmann von Venedig“, „Lear“ u. ſ. w. minder groß ſeyn könne, als da ich dieſe Dramen zum erſten Male las; aber beim „Merlin“ möchte ich nicht darauf ſchwören, obwohl die Anerkennung der tiefen Grundidee ſtets bleiben wird, und die Hochachtung für den Werth der meiſten Scenen nie verringert werden kann.

§. 10.

B. Die ſchöne Emma.

Dieſes Stück, mit welchem der zweite Band von Shakſpeare's Vorſchule beginnt, ſteht ſo tief unter dem Merlin, daß man ihm noch zu viel Ehre anthut, wenn man es auch nur in irgend einer Beziehung mit jenem vergleichen wollte. Hier iſt gar kein Mittelpunkt, keine Grundidee, überall Unſicherheit und Schwankung. Der Dichter nimmt zwar zuweilen einen Anlauf, um irgend einen Charakter tiefer auszubilden oder eine Situation feſter zu ſtellen, und ein augenblicklicher Erfolg belohnt ſeine Bemühung; indeſſen giebt er dieſe ſtrengere Arbeit bald wieder auf, und lenkt zurück auf den Pfad der träumeriſchen Bequemlichkeit. — Tieck's Urtheil iſt noch ſchneidender. Er nennt es einen ganz ſchwachen Verſuch, eine Skizze ohne Charakter, Sprache und Erfindung, mithin ein Stück, das auch für Marlow oder Green zu ſchlecht und unbedeutend ſey. — Dennoch iſt es nicht ganz unwahrſcheinlich, daß Shakſpeare, etwa in dem Übergange von der Knaben- zur Jünglingszeit, es gedichtet habe, da der Band, in welchem es ſich befindet, vormals dem Könige Karl II. gehörend, auf der Rückſeite den Titel „Shakſpeare" aufweiſt, eine Nachricht, die gewiß viele Leſer in Erſtaunen ſetzen wird. Einen vollſtändigen Beweis kann ſie freilich nicht geben, doch iſt der Umſtand merkwürdig, indem der Beſitzer oder Buchbinder in keinem Fall auf bloßen Prunk ausgehen wollte, der in jener Zeit ſich weit eher mit andern Dichternamen, z. B. Beaumont und Fletcher, treiben ließ. — Sey dem wie ihm wolle; wir haben Tieck für die Mittheilung auch dieſes Werks zu danken. Sein Urtheil über daſſelbe ſcheint jedoch etwas zu ſtreng, und es war wenigſtens der Zeit und Mühe werth, die er an die Überſetzung wandte. Der Hauptperſon fehlt es nicht an lieblichem Zauber, was wir nicht bloß bewundern, ſondern worüber wir uns ſogar verwundern können, da der Dichter überhaupt weniger gearbeitet als getändelt und geſpielt zu haben ſcheint. Dennoch iſt es ihm gelungen, daß wir ſie wirklich für eine ſchöne Emma gelten laſſen, was gewiß nicht ſo leicht zu erreichen iſt.

§. 11.

Mit wenigen Ausnahmen verlangen ſämmtliche Dichter der Welt, daß wir ihre Heldinnen ſämmtlich für ungemein hübſch und liebreizend halten ſollen; aber nur ſelten gelingt es ihnen, uns dieſen Glauben zu geben. Eine bloße dictatoriſche Verſicherung, ſie ſey ſehr ſchön, hilft zu gar nichts, die Anführung von wohlgeſtalteten

Einzelheiten giebt kein Bild und ermüdet bald u. ſ. w. Selbſt große Dichter haben in dieſer Hinſicht nicht immer erreicht, was ſie gewünſcht. Schiller z. B. hat ohne Zweifel gewollt, daß uns ſeine Amalie in den „Räubern“ als eine anmuthſtrahlende Dame entgegenſchreiten ſolle; doch iſt es mir immer, wenn ich das ſinnvolle, genialiſch kühne Drama leſe, als ſey dieſes ſtets erhitzte und geſpreizte Fräulein ſogar mit beträchtlichen — Krallen bewaffnet, die ſelbſt einem Manne ſehr übel ſtehen würden.

Julia im Fiesco iſt ſchwer gedrückt von Farben; Leonore dagegen (in demſelben Werk) ſehr verwaſchen; und die Prinzeſſin Eboli giebt, trotz einzelner guter Züge von feiner und grober Koketterie, kein ganzes ſchönes Mädchenbild, während der treffliche Dichter gewiß ſehr hoch damit hinauswollte. Dagegen iſt mir Louiſe in „Kabale und Liebe“ trotz aller ihrer Wunderlichkeit, immer mit einer anziehenden Geſichtsbildung erſchienen, ſo daß ſie an den ſinnvollen Ausdruck „zum Sterben ſchön“ erinnern konnte; die Königin in „Carlos“ wahrhaft erhaben und königlich; Thekla als ein edles charakterſtarkes Ritterfräulein mit hellem Auge und anmuthiger Geſtalt u. ſ. w.

§. 12.

Die Frage endlich: woher das nun wohl komme, daß dieſe Emma uns wirklich als ſchön und anmuthig anſpreche, und wie Das zu machen ſey, läßt ſich nicht anders beantworten, als durch das unſchuldige Wort: „das ſey eben die Kunſt." — So beweiſen, wie etwa den leichteſten aller mathematiſchen Sätze: „wenn A gleich B, und B gleich C, ſo iſt auch A gleich C" — ſo beweiſen läßt es ſich freilich nicht.

Dieſe Emma iſt ferner nicht bloß ſchön im ruhigen Geſpräch mit ihrem Vater, ſondern ſie bleibt es auch in den bizarrſten Situationen, z. B. wenn ſie ſich, um die nichtgeliebten Liebhaber zu täuſchen, bald taub, bald ſtumm ſtellt, ein Spiel, das, ſo kindiſch es auch ſeyn möge, dennoch etwas Ergötzendes hat und dem Dichter wohlgerathen iſt. Nicht minder glücklich iſt die leichtſinnig harmloſe Satyre auf den Wankelmuth der Männer in der Liebe, die durch das ganze Stück hingeht. Der Dichter meint es mit dieſem leider unerſchöpflichen Thema durchaus nicht bitter und kaum ernſthaft *), es iſt, als verſtehe es ſich ganz von ſelbſt. Es ſind ja Männer, und wie können ſie anders ſeyn, als eben wankelmüthig, munter-treulos, witzig-ſorglos, u. ſ. w. ?! Man möchte darüber zürnen; aber man vergißt es, und Das wäre denn doch abermals des Dichters Kunſt. — Schade, daß der Schluß des Stücks ſo nachläſſig hingeworfen iſt; er kann Niemanden befriedigen, und man

---

*) Eine einzige Zeile aus Sophiens Munde in Goethe's „Mitſchuldigen" hat mehr Herbheit, als die ſchöne Emma in ihrem ganzen Leben möchte auftreiben können; doch ſoll dadurch das Goethe'ſche Luſtſpiel durchaus nicht herabgeſetzt werden.

möchte vermuthen, der Dichter ſelbſt habe die Luſt verloren und deshalb zu raſch geendet.

§. 13.

C. Der luſtige Teufel von Edmonton.

Wenn es zweifelhaft bleibt, ob Shakſpeare an der „ſchönen Emma“ auch nur Antheil habe, ſo iſt ſeine Autorſchaft bei dem „luſtigen Teufel von Edmonton“ unbeſtreitbar. Selbſt einem mittelmäßigen Leſer müßte die große Ähnlichkeit des Gaſtwirths Blague mit dem Wirth zum blauen Hoſenband in den „luſtigen Weibern“ auffallen; man darf ſogar dem erſten unbedingt den Vorzug geben. Obwohl gleich ſeine erſten genialiſch-tollen Reden zu den ſchönſten Erwartungen Anlaß geben, ſo übertrifft er doch jede und ſich ſelbſt im Laufe des Stücks ſo weit, daß wir ihn nie aus den Augen laſſen und immerdar mit dem angenehmſten Erſtaunen über die Mannigfaltigkeit und Farbigkeit ſeiner hyperpoetiſchen Verrücktheit erfüllt werden. Es iſt ihm ſchlechterdings unmöglich, irgend etwas wie ein ſolider Menſch auszudrücken, was ſich auch für einen ſo genialen „Diener des guten Herzogs von Norfolk“ nicht ziemen würde. Dabei hat ſein Humor etwas Anſteckendes, und wie er z. B. den Bilbo als einen „Soldaten von St. Quentin“ begrüßt, und ihm zu folgen erſucht, da er unten das „Siebengeſtirn habe in einem Faſſe von Anno 7, das ſoll funkeln wie der himmliſche Krebs,“ ſo erkennt jener nicht bloß die Trefflichkeit ſolcher gelehrten Redensarten an, ſondern er wird ſelbſt Blaguiſch witzig, indem er verſpricht, wirklich ſeine Böttichers Abhandlungen und Vorträge, die einzigen Werke im Keller ſtudieren zu wollen, denn man finde unvergleichlichen Inhalt in der „hölzernen Einkleidung." — Der Deutſche darf dabei (um mich eines Wieland'ſchen Lieblingsausdrucks zu bedienen) tête levée gehen, weil er gleichfalls an dieſen Witz Anſprüche hat, da es in einem guten alten Volksliede heißt:

Der liebſte Buhle, den wir ha'n,
Der liegt in unſerm Keller:
Er hat ein hölzin Röcklein an
Und heißt der Muskateller.

§. 14.

Aber auch alle Umgebungen des Wirths ſind nach ihm gemodelt; auch ſie dienen auf ihre Weiſe „dem guten Herzog von Norfolk." Eine ſolche überaus ergötzliche Figur, wie dieſer Wirth, würde ſelbſt dann in Schutz genommen werden können, wenn er weniger handelte; allein von einer ſolchen Beſchützung kann hier gar nicht die Rede ſeyn, da Blague und ſeine Geſellen in ſteter Handlung ſind, und ohne ſie das ganze Stück gar nicht zu denken iſt. — Überhaupt liebt die alte Komödie, auch die altdeutſche, die Wirthshäuſer und die Gaſtwirthe ſehr; und es läßt ſich kein bequemerer Sammelplatz für die verſchiedenartigſten Perſonen auffinden, die doch zu Einem poetiſchen Ziele handeln ſollen. Die Gaſtwirthe ſelbſt, ſo will es die alte Komödie, ſind geſunde, friſche, behagliche Leute, ſie haben von jedem intereſſanten Fremden, der ſeit Jahrzehnten bei ihnen eingekehrt iſt, ein paar Tropfen Bildung oder Phantaſterei oder Narrheit aufgefangen, und (wenn es erlaubt iſt in dem Gleichniſſe fortzufahren) ſich damit luſtig eingerieben. Da ſie faſt nur mit leichten Dingen zu thun haben, mit gutem Eſſen und Trinken, ſo wie mit munteren und abenteuerlichen Gäſten, weil ſelbſt die brummenden und verdrießlichen Reiſenden gegen ſie doch nicht leicht unartig werden dürfen — wenn ſie anders etwas Gutes zu genießen bekommen wollen — da ferner ihre ganze Lebensart eine ſtets raſch bewegte iſt, indem ſie höchſtens dann zum Sitzen gelangen, wenn ſie die intereſſanteſte Schriftſtellerei: das Rechnungſchreiben, üben, ſo iſt natürlich, daß ſie meiſtens guter Laune und witzig ſind, weshalb die früheren Dichter ſie nicht leicht anders auftreten laſſen. Auch Leſſing und einige andere deutſche Dichter haben das wohl gewußt und glücklich benutzt, wogegen andere wieder — ich weiß nicht, ob es ihnen ſehr ſauer geworden iſt — die gute Gelegenheit, witzig zu ſeyn, auch hier verſäumt haben, ſo daß man ihre trockenen Wirthe fragen möchte, warum ſie nicht lieber Dorfküſter oder Nachtwächter geworden ſind.

§. 15.

Unter Blague's Geſellen zeichnet ſich Sir John, der Pfarrer, ſo ſehr aus, daß ich ihn kaum einen Geſellen zu nennen wage; er würde ſelbſt unter Prinz Heinrichs Falſtaffsſchaar unbedenklich auftreten können. In ſeiner Sündhaftigkeit iſt eine Art von Solidität, er trinkt ohne alle Exaltation, aber mit Salbung und Gravität, er verſteht die Wilddieberei aus dem Grunde, würde aber zürnend ſeufzen, wenn man ihn deshalb einen Dieb nennen wollte, denn ein Rehbraten ſcheint ihm nun einmal ganz unentbehrlich. Seine Religionsphiloſophie iſt die allereinfachſte: „Hem, hem, Gras und Heu — ſterblich ſind wir alle — laßt uns leben, bis wir ſterben, und fröhlich ſeyn, und damit hat's ein Ende.“ Dieſe Worte ſind bei ihm zwar ſchon zu bloßen Tönen, zu einer Angewöhnung geworden, dennoch bringt er ſie immer, wie durch Inſtinkt geleitet, auf eine pikante Weiſe und mit angenehmen Variationen vor, doch wird das wichtige Hem, hem, als unerläßlich zu betrachten ſeyn. — Neuere Dichter beſchenken ihre luſtigen Perſonen auch wohl mit dergleichen Angewöhnungen; doch leider oft ohne allen Genuß für den Zuhörer, und es wäre gut, wenn ſie ſelbſt in ſolchen unſcheinbaren Kleinigkeiten von Shakſpeare etwas lernen wollten.

„Die Nacht im Walde,“ ſagt Tieck, „mit ihren Verwirrungen iſt meiſterhaft dargeſtellt. Es iſt ganz in des Dichters Art, daß die Anſtalten der Geiſterwelt ziemlich überflüſſig werden;“ und dennoch wird (möchte ich hinzuſetzen) ein gewiſſes angenehmes Grauen vollkommen erreicht.

Wie es möglich geworden, dieſes Stück, das zu

Shakſpeare's Zeit die allgemeinſte Liebe des engliſchen Volks beſaß, und ſo offenbar den geiſtigen Stempel des Dichters trägt, ſpäterhin gänzlich zu verwerfen, iſt nur durch die retrograden Bewegungen in der poetiſchen Allgemeinbildung zu erklären. Vielleicht wirkte auch die Leichtfertigkeit, mit der hier das Kloſter- und Nonnenleben behandelt wird, ungünſtig auf manche ſpätere Katholiken, und der nicht allzutugendhafte Pfarrer ungünſtig auf manche Proteſtanten. Das Beſte wäre wohl, über dergleichen wahrhaft Ergötzliches recht herzlich zu lachen, und nächſtdem die ächte Kunſt zu bewundern, mit der das alles behandelt worden, allein der Cromwelliſch puritaniſche ſcheue, trockne und unſittliche Ernſt, der ſich nothwendig in ſich ſelbſt ungeſichert fühlt, konnte ſich darauf nicht einlaſſen.

§. 16.

D. Georg Green, Flurſchütz von Wakefield.

Auch dieſes alte Stück iſt ſo unverantwortlich vernachläſſigt worden, daß es wohl die meiſten Leſer erſt durch die Tieck'ſche Überſetzung im „Altengliſchen Theater“ (Berlin 1811) kennen gelernt haben. Es iſt im beſten und genaueſten Sinne ein Volksſchauſpiel, und zwar mit hiſtoriſcher Grundlage, wenigſtens in Beziehung auf die Hauptperſonen, was deutſche Dichter wohl bedenken ſollten, die ihre Volksſtücke nicht ſelten in die Luft hinein bauen. — Dieſer Georg Green lebte und lebt vermuthlich noch in dem Gedächtniſſe jedes Engländers als ein Muſter von Kraft, Klugheit, edler Bäuerlichkeit und entſchiedenſtem Royalismus. Er gleicht an Unüberwindlichkeit, Schlichtheit und Neigung zum Scherz unſerem alten Siegfried in den Nibelungen; aber der Kreis, in welchem er ſich bewegt, iſt ſo einfach und ſonnenhell, daß ſich kein äußeres Wunder, wie bei dem fürſtlichen Siegfried, einmiſchen kann, und wenn Georg auch am ganzen Leibe verwundbar iſt wie jeder andere Menſch, ſo ſchützt ihn doch ſeine maaßloſe Stärke und Tapferkeit ſogar vor allen Wunden. — Mit dieſer Tapferkeit iſt es eine ſchöne und naive Sache, er hat ſie wie etwa die Fähigkeit Athem zu holen, weshalb er ſich ihrer auch nie rühmt. Wer ſeinen König, den er über Alles liebt, beleidigt, oder ihn ſelbſt oder ſeine Geliebte oder das Recht der Flur verletzt, die er zu beſchützen hat, den ſchlägt er zu Boden, ohne daß es ihm die mindeſte Anſtrengung zu koſten ſcheint. Daß er die Aufrührer bezwingt, wo ſie ſich zeigen, ob Grafen oder Barone, und daß er gegen die unbeholfenen rebelliſchen Herren auch etwas Kriegsliſt gebraucht, iſt ganz in Siegfriediſcher Weiſe. Er ſchlägt zu, und was fällt, das fällt, und was nicht fällt, wird gefangen genommen. Was iſt es mehr? er redet nicht weiter davon. Daß er den armen Mannering, den Abgeſandten des empörten Grafen, zwingt, die Rebellenſiegel aufzueſſen, iſt freilich ſchlimm genug, und ſelbſt der Hauptmann Fluellen, der den hyperpoetiſchen Piſtol mit Schlägen und Lauch bewirthet, würde vielleicht zu einer etwas mildern Procedur gerathen haben; allein ſie iſt im Styl jener Zeit, und die Geſchichte erzählt uns von mehreren armen Schelmen, denen dergleichen unverdauliche Mahlzeit aufgenöthigt ward. Sonſt iſt Georg ſchon um der Liebe willen, die er für Bettris, ſeinen „ſchönen Schatz,“ im Herzen trägt, durchaus kein unmilder Mann, ja er beweiſt gegen ſeinen Diener Jenkins, einen trefflichen Maulaffen gleichſam aus altdeutſcher Ayrerſcher Schule, eine größere Nachſicht und Geduld, als mancher Leſer üben würde, wenn er mit einem ſolchen Diener ſich behelfen ſollte.

§. 17.

Tief unter ihm, doch immer noch ſehr anziehend, ſteht ferner da: Der vielberühmte Robin Hood, ein überaus geſchätzter Vagabond und abenteuerlicher Geſell. Ihm fehlt indeß die höhere Idee des Royalismus; mit Königen, Fürſten und Grafen hat er nicht viel zu ſchaffen gehabt, was er thut, thut er auf eigene Hand, und durch alle ſeine bunten Thaten will er nur der Mann des Volks werden. Und das iſt er geworden. Er ſteht eben im ſchönſten Flor, als plötzlich ſeine Berühmtheit zu ſinken beginnt, weil der Flurſchütz ihn zu ſehr überſtrahlt. Da nun bekanntlich ſelbſt große Poeten unwillig zu werden pflegen, wenn neben ihnen ein neuerer ſich einen noch höhern Dichterthron aufſchlägt, ſo werden wir ihm unſere Bewunderung nicht verſagen, daß er ſo ruhig bleibt, da er doch jetzt mit einem Male aus der erſten Rolle in die zweite gefallen iſt. Von dieſer

Gelaſſenheit weiß aber ſeine Geliebte, die Jungfrau Mariane, durchaus nichts; ſie ſieht ihn, ſeitdem es mit ſeiner Berühmtheit im Abnehmen iſt, nicht mehr freundlich an, und weil ſich eher Alles ertragen läßt als eine verdrießlich brummende Geliebte, ſo zwingt er ſie endlich, mit der Sprache herauszugehen. Die ſchöne Jungfrau iſt neidiſch auf Bettris, die jetzt den berühmteſten Flurſchützen der Welt zu ihren Füßen ſieht. Dergleichen Ungebühr zerreißt ihr das Herz, und Robin ſoll deshalb ausziehen, um den Schützen zu ſchlagen. Was läßt ſich gegen eine ſolche Propoſition Erhebliches einwenden? Er zeigt ſich ſogleich bereitwillig und zieht mit der Jungfrau und einigen Kameraden aus, das Wageſtück zu beſtehen. Georg Green, der ſich nie verſteckt, iſt bald anzutreffen, er findet die Sache ganz in der Ordnung, und nach ſchönem ritterlichem Willkommen beginnt der angetragene Kampf. Robin Hood und ſeine Kameraden werden beſiegt, aber der Flurſchütz benimmt ſich dabei mit ſo heiterm und beſcheidenem Anſtand, daß die Sache durchaus ohne tragiſche Folgen bleibt. Robin hat nur wiſſen wollen, wie er eigentlich daran ſey, und da denn doch bei jedem Kampfe nothwendig Einer der Stärkere ſeyn muß, ſo findet er ſich leicht darein. Auch Mariane ergiebt ſich in das Unabänderliche, die Männer werden die beſten Freunde, und die Damen folgen billigerweiſe dem ſchönen Beiſpiel.

§. 18.

Außerdem findet der Leſer in dieſem Drama noch manchen andern Genuß, wie ihn nur die reine Naivetät gewährt. Der joviale König Edward von England hat den König Jakob von Schottland in einer großen Schlacht überwunden und zum Gefangenen gemacht, aber auch das iſt nicht im mindeſten tragiſch, ſondern hat nun einmal ſo ſeyn müſſen. Man verſöhnt ſich, da doch nun einmal bei der Zwietracht nicht viel Gedeihliches herauskommt, mit leichter Mühe. Edward iſt lange genug ernſthaft geweſen, und es ſoll ſogleich wieder etwas Heiteres beginnen. Er hat ſo viel Rühmliches von ſeinem Robert Green gehört und fühlt ſich perſönlich ihm ſo verpflichtet, daß ihn verlangt, den trefflichen jungen Mann näher kennen zu lernen. Träte er ihm aber plötzlich im königlichen Ornate entgegen, ſo gäbe das ohne Zweifel eine rührende, aber keine ſonderlich luſtige Scene; eine ſolche aber will er haben. Er beſchließt deshalb, ihn verkleidet zu beſuchen, und König Jakob geht, wie billig, in den königlichen Spaß ein, und mit. Was der große Harun Al Raſchid nicht unter ſeiner Würde hielt, können dieſe Fürſten ja auch wohl einmal mitmachen. So gelangen ſie in die luſtige Stadt Bradford, in der ein ſeltſames Geſchlecht von Schuhmachern dominirt, das mit beſonderer Energie auf ſein altes, vermuthlich ſelbſtgemachtes und einigermaßen myſtiſches Privilegium hält, dem zufolge ſie nicht dulden, daß irgend ein in ihre Thore tretender Wandersmann den

Stab, wie etwa ein Gewehr auf der Schulter, oder ſonſt *hoch* trage. Er muß denſelben augenblicklich niederlaſſen und durch die ganze Stadt hindurch hinter ſich her ſchleppen.

Wie dies Privilegium entſtanden ſey, wird nicht geſagt, und die etwanige Frage: „was ſie davon haben?“ wie billig als philiſterhaft abgelehnt. Wir lernen einen dieſer genialen Schuhmacher gleich anfangs kennen, wie er mit frohem Muth Jenkins’ Niaiſerie beſtraft; jetzt aber ergeht auch an die verkleideten Könige das Geſuch, die Stäbe niederzulaſſen: die Sache ſcheint ihnen ſehr wunderlich; da ſie ſich jedoch einmal auf das Wunderliche eingelaſſen und daſſelbe aufgeſucht haben, ſo iſt es billig, daß ſie der Weiſung nachkommen. So aber erſcheint die Sache dem Flurſchützen, der zufällig Zeuge davon geworden iſt, keinesweges, er findet es unrecht, daß man die Reiſenden mit ihren Stäben ſo geniren will, und tadelt den Edward und den Jakob, daß ſie ſo „ſtille,“ demüthige Leute ſeyen, die ſich dergleichen gefallen ließen. Mit ſolcher anti-bradford’ſchen Aufregung und Geſinnung greift er aber den wachehaltenden Schuhmacher bei der ſchwächſten Seite an. Er eilt zu den Waffen, aber der Flurſchütz iſt Sieger, ſämmtliche Schuhmacher der ganzen Stadt verlaſſen ihre Läden, um der Wache zu Hülfe zu kommen, und greifen zu den Schwertern. Georg ficht mit jedem dieſer tapfern Männer einzeln und beſiegt ſie endlich alle, wofür er denn auch das Vergnügen hat, ſeinen Stab hochhalten zu können, was ſeit Jahrhunderten kein Fremder in der luſtigen Stadt Bradford hat thun dürfen.

§. 19.

Jetzt wirft König Edward ſeine Verkleidung ab, und Georg hat endlich die Freude, den Fürſten von Angeſicht zu ſehen, den er ſchon lange ſo innig geliebt und für den er ſtets weit mehr gethan hat als für ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Ruhm. Der König zeigt ſich überaus liebenswürdig und ehrt den trefflichen Georg dergeſtalt, daß er ihn ſogar — denn jovialiſch ſoll nun einmal alles zugehen — die Bedingungen angeben läßt, unter denen er dem Schottiſchen Jakob den Frieden und die Freiheit bewilligen könne, und der Flurſchütz zeigt in dieſem neuen diplomatiſchen Geſchäft, daß reine Gutmüthigkeit und heller einfacher Verſtand überall gut aushelfen.

Der König erbietet ſich, den vielgewandten Georg zum Ritter zu ſchlagen; dieſer aber, völlig zufrieden, es im beſten Sinne zu ſeyn, verweigert den Ritterſchlag, da dieſer ihm nichts Neues geben kann. Hier tritt der eigentliche, in ſeiner Ächtheit ſtets löbliche Bürger- und Bauernſtolz ein, ohne den kein wahres Volksſtück beſtehen kann.

Aber auch die phantaſtiſchen Schuhmacher nehmen an der allgemeinen Freude Theil; ſie können ſich leicht tröſten, daß ſie endlich auch einmal beſiegt worden ſind, denn ihr Sieger iſt ja Georg Green, dem Niemand wiverſtehen kann, und der alle ſeine Siege durch Freundlichkeit gegen den Beſiegten zu krönen weiß. König Edward iſt Zeuge geweſen von der Tapferkeit dieſer Männer, und decretirt ſogar in harmloſer Jovialität, ſie ſollten hinfort nicht mehr Schuhmacher heißen, ſondern die „Handwerker von der edeln Zunft.“ Endlich wird auch die alte Sitte des geſenkten Stabes von ihm beſtätigt, ſo daß Georg, als conſequenter Royaliſt, hinfort nichts mehr dagegen haben kann.

§. 20.

Über den Autor dieſes Stücks iſt kaum irgend eine wahrſcheinliche Vermuthung aufzuſtellen, doch wird auch hier zuweilen Shakſpeare genannt, und zwar unter Karl II., wo man freilich in wüſter Geſchmackloſigkeit ſich nicht die Zeit nahm, die Sache näher zu unterſuchen, was damals noch leicht zu einem wichtigen Ergebniß hätte führen können. Das Stück ſelbſt iſt Shakſpeare's vollkommen würdig; aber es unterſcheidet ſich von allen ſeinen andern, ſowohl den anerkannten als zweifelhaften, den aus den reifen Mannesjahren wie denen der früheren Jugend. Eine ſo gänzliche Ruhe und Naivetät wie in dieſem Stücke, findet ſich in keinem ſeiner früheren Werke; von Humor iſt hier keine Spur; wohl aber waltet überall unſchuldige Heiterkeit, Ironie und gediegener Ernſt vor. Dies Alles giebt jedoch keinen Grund ab, das Stück Shakſpeare abzuſprechen, wohl aber ſcheint ein anderer, noch nie betrachteter, auf einen Nicht-Shakſpeare hinzudeuten, ich meine den Mangel an dramatiſcher Kunſt in dieſem Flurſchützen. Faſt jede einzelne Figur in dieſem Stück iſt vortrefflich gezeichnet und ſicher hingeſtellt, auch haben die meiſten Scenen in ſich ſelbſt ein echtes charaktervolles Leben, auch die rein ernſthaften, z. B. die zwiſchen König Jakob, der ſchönen Jane Barley und dem kleinen Edward; aber das Alles ſteht nur neben einander, ohne ſich theatraliſch zu durchdringen. Es ſind herrliche — ich möchte ſagen, altdeutſche — Gemälde voll epiſcher Ruhe in einer anziehenden Reihe aufgeſtellt, oder, wenn man lieber will, eine Heldenſage in einer Folge von trefflich dialogiſirten Scenen, eben ſo würdevoll als naiv und fröhlich behandelt.

XVIII.

Sittlichkeit und Schönheit vereinigt in Shakſpeare's Schauſpielen.

§. 1.

Es iſt ſchon oft in dieſem Werke auf den großen, durch Religioſität geadelten Verſtand des Dichters aufmerkſam gemacht worden, mit dem er das Weſen der *Sünde* aufzufaſſen und zu ſchildern vermag. Hier iſt wieder einer von den wichtigſten Punkten, wo wir nicht aufhören ſollten von ihm zu lernen, und doch leider kaum angefangen haben ihn zu betrachten. Manche von unſern Dichtern haben ſich aus Leichtſinn oder Übermuth auf jenen für philoſophiſch ausgegebenen Standpunkt geſtellt, von wo aus ihnen der Unterſchied zwiſchen gut und böſe, Laſter und Tugend völlig geſchwunden iſt, oder von wo aus ſie wenigſtens glauben, daß er verſchwinden *müſſe*. Sie fühlen ſehr wohl, daß das Leben, wie es ſich in der Geſchichte und durch ſich ſelbſt ausſpricht, in dieſen Gegenſätzen ſich bewege; daß aber die Poeſie dieſe Disharmonie auflöſen ſolle. Das vermag ſie in gewiſſem Sinne allerdings, wenn ſie ihre Wurzel in ächter, gediegener, von ſchwächlichem Pietismus und bunter Schwärmerei gleich weit entfernter Religioſität gefunden hat und ſtreng bewahrt; aber ſie wird es dann am wenigſten vermögen, wenn ſie übermüthig wagt, jene großen Gegenſätze, die nun einmal wirklich ſind, zu ignoriren.

Der Dichter ſoll milde ſeyn, aber auch ſtreng, er ſoll mit heiterer Ironie das Irrthümliche, Lückenhafte und Schwächliche der Sünde, als ſolcher, aufzeigen, möge ſich dieſe auch noch ſo ſcheinbar groß, impoſant und furchtbar anſtellen; aber er ſoll ſie nicht läugnen oder indifferent mit der Tugend zuſammenrühren. Das dargeſtellte Leben ſoll nicht einer unendlichen Fläche gleichen, — auch nicht, wenn dieſe Fläche in den angenehmſten Strahlen glänzte — es ſoll der Natur ſelbſt gemäß ſeyn, die ſchroffe Felſen, erhabene Gebirge, ſonnige Hügel, anmuthige Thäler, Bäche, aber auch Haiden, Sumpf, Moor u. ſ. w. hat. Der Poet ſoll ſehr wohl wiſſen, daß der Adler wie der Falk, die Taube wie der Spatz, die herrliche Eiche wie die verkrüppelte Weide ein Recht haben zu exiſtiren, denn ſie alle können nicht heraus aus ihrer Natur, das Faulthier nicht, und die Schierlingspflanze nicht; aber der Menſch kann und ſoll ſeine mangelhafte Natur verändern und veredeln, und es iſt ſeine Schuld, ſeine Schuld allein, wenn er dem läſtigen Sperling, dem zuſammenſcharrenden Hamſter oder der giftigen Schierlingspflanze gleicht.

§. 2.

„Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt:" das Wort iſt viel älter als der Prolog zum Wallenſtein, und läßt ſich nicht ignoriren; bei Euch aber — ich meine manche neuere Dichter, doch nicht alle — iſt das Leben ein zuſammengelaufener Brei, und eure Kunſt iſt eine achſelzuckende Lächlerin, die ſich für Ironie ausgiebt.

Ironie! wie wird das herrliche Wort, das nichts Geringeres bezeichnet als die Milde der vielſeitigſten Bildung, die Schweſter der Begeiſterung, ſtets beſonnen, aber auch eben ſo liebevoll wie jene, wie wird dieſes Wort, und leider, wie wird auch ſo manche ſchöne Anlage für das, was es bedeutet, misbraucht! — Fahrt Ihr ſo fort — es ſey erlaubt, mein ſchon früher ausgeſprochenes Wort zu wiederholen — und finden ſich endlich auch die Leſer einheimiſch in den Anſichten jener Sprecher, ſo wird ſich bald jeder Grauſame, der ſeine Gewalt misbraucht und den Unterdrückten zu Tode gekränkt hat, entſchuldigen, er habe ihn nur myſtificiren wollen, ſo wird jeder treuloſe Ehemann mit überlegenem Lächeln erklären, ſein Jawort bei der Trauung ſey nur Ironie geweſen, und wenn er einmal im Zuge iſt, ſo kann er gelegentlich fragen, ob nicht Manches im Vaterunſer und in der Bergpredigt auch ironiſch zu nehmen ſey!! Meint Ihr, das ſey übertrieben, ſo ſeht nur die Zeit recht genau an.

§. 3.

„Wir ſollen die Tugend lieben und das Laſter haſſen:" dieſe überaus altväterlichen Worte ſtehen freilich in jedem Katechismus; es ſcheint indeß nicht billig, ſie deshalb geringer zu achten. Es giebt freilich wohl keinen unter Euch, der nicht eine Menge Scherze darüber zu machen wüßte, daß dieſer Ausſpruch auch hier in der Erläuterung Shakſpeariſcher Schauſpiele vorkommt; ich kann mir aber nicht helfen, ſondern muß geradezu erklären, daß dieſe ausnehmend kurzen Bibel-, Geſangbuch- und Katechismusworte — wie Ihr ſie nennen mögt — das Grundprincip des Menſchen und des Dichters William Shakſpeare geweſen ſind, weil ſie es geweſen ſeyn müſſen, denn ohne ihre ganze Bedeutung zu fühlen und zu haben, hätte er nimmermehr die wahrhaftige Poeſie erreichen können, die er wirklich erreichte. — Wallenſteins ſchrecklicher Ausruf: „verflucht wer mit dem Teufel ſpielt," geht wie ein bezeichnendes Motto durch alle ernſten Dramen unſers Dichters hindurch, während in ſeinen Luſtſpielen der Mondſchein und die Muſik, die ſich auf Blumen wiegen, den reinen Triumph der Liebe und der Harmloſigkeit andeuten.

Wie vermochte er ſo Herrliches zu erreichen? Ohne Zweifel durch ſein ganzes Genie; dies aber hätte er nicht haben können ohne jenes Lieben und Haſſen, und ohne das genaue Erkennen: weshalb er liebe und haſſe.

§. 4.

Treten wir näher in die Werkſtatt des Forſchers und Darſtellers. Die Sünde wurde vorhin als „Lücke,“ als „Zweifel,“ als „Verneinung“ und mithin als „ſchwächlich“ bezeichnet. So erſcheint ſie uns und ſo muß ſie uns erſcheinen in Beziehung auf ihren Kampf mit der Idee der Sittlichkeit, ſo wie überhaupt mit dem, was in ſich ſelbſt göttlichen Urſprungs iſt. Aufgeben kann ſie dieſen Kampf nie, weil ſie ohne denſelben ſchon aus Langeweile untergehen würde, aber ſiegen im Großen und Ganzen wird ſie nie, und darum hat Luther vollkommen Recht in dem Ausſpruche, daß, wenn auch die Welt voll Teufel wäre, die uns zu verſchlingen drohten, wir uns dennoch nicht fürchten ſollten; denn das göttliche Ja iſt immer unendlich mächtiger als das teufliſche Nein. Bei dieſer Überzeugung tritt nun eben jene muthige Fröhlichkeit, jenes reine Lächeln und Lachen, und bei poetiſch gebildeten Naturen jene mächtige Ironie ein, wie wir ſie z. B. bei Sokrates, Luther, Shakſpeare u. A. finden. Darauf deuten ſelbſt manche frühere Legenden hin, in denen ſtarke gotterfüllte Männer den Teufel, den ſie ſich perſönlich dachten, ſogar zu verhöhnen und zum elenden Sklaven zu machen wußten: eine Anſicht, die auch Luther theilte, indem er oft genug den Rath gab, den Widerſacher aller Widerſacher zu verlachen und zu verſpotten, was dieſer, als ein ſehr hoffährtiger Geiſt, durchaus nicht ertragen könne.

Ganz anders aber erſcheint die Sünde, ſobald wir in ſie willigen und ſie einmal in unſer Leben getreten iſt, dann hören für uns mit einem Male alle jene Beiwörter auf, die wir oben der Sünde gaben, und wir haben kein Recht mehr, ſie ſchwächlich zu nennen. Für uns iſt ſie dann eine gräßliche Tyrannei, die ihre Macht zwar zuweilen verhüllt, doch nur, um ſie ſpäterhin ſtärker zu zeigen. Zwar können wir uns ihren Feſſeln entwinden, und uns mit dem Göttlichen verſöhnen, doch für das ganze dieſſeitige Leben werden wir die Folgen unſrer frühern Einwilligung zu tragen haben, — Folgen der verſchiedenſten Art, die eben des Dichters Auge alle überſchauen ſoll.

§. 5.

Es iſt nichts begreiflicher und auch nichts leichter, als nach einer verſchwelgten, nur nach *Veränderung* im Genuß ſtrebenden, innerlich und äußerlich treuloſen Jugend, bei hinſchwindender Kraft ſich ſelbſt des Irrthums anzuklagen, dann ſich zuſammenzunehmen, den Reſt der Kraft ſorgſam zu ſparen, ſich überall der Mäßigung zu befleißigen, und etwa fein geſellig, mit Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigt, heitere Tage abſpinnen zu wollen. — Was vergangen iſt, ſey vergangen! wir mißbilligen ja ſelbſt, was in unſerm frühern Leben zu mißbilligen iſt, wir warnen auch wohl im Allgemeinen Jünglinge und Mädchen, die ſich uns vertrauungsvoll nähern, vor ähnlichen Abſchweifungen, *das* iſt unſre Reue und unſre Buße. Eine tiefere bedürfen wir nicht, ſie würde uns auch zu viel Zeit koſten, die wir den ſchönen ſinnreichen Theeabenden entziehen müßten. Wir können auch ſo uns neugeboren fühlen, und damit iſt Alles ausgeglichen und Alles gut.

Wirklich? Iſt es damit ausgeglichen? Für dieſes und für jenes Leben? Bleiben wir nur bei dem gegenwärtigen ſtehen, ſo frage ich: wer bürgt uns dafür, daß nicht eine vor zwanzig Jahren begangene und wohlverhüllte Sünde heute wieder an den Tag kömmt? Wer kann wiſſen, ob nicht etwa eine Kränkung, die wir vor einem Vierteljahrhundert zufügten, uns heute wieder vorgerückt wird? oder eine Untreue, über die wir uns längſt beruhigt haben, ſich als Frevel neu beurkundet und in ihren ſchauerlichen Folgen uns vor Augen tritt? Selbſt die Gräber decken hier nicht genugſam zu, und vielleicht hat ein Wort des Sterbenden oder der Sterbenden unſere Sünde verrathen, ein Wort, das nicht mitbegraben wird, ſondern weiter tönt und weiter flüſtert die lange und enge Straße des Lebens hindurch.

§. 6.

Oder: wenn auch alle dieſe Schreckniſſe ausbleiben, wer bürgt uns dafür, daß der ſcharfſinnige Witz und die geiſtreiche Sophiſterei, mit der wir uns jetzt beruhigen, einmal in uns ſelbſt und durch uns ſelbſt aufhören können? Der Mann hat in allen Fällen viele und glänzende Waffen, um die Anfälle von Melancholie jeder Gattung zu beſiegen. Wiſſenſchaft, Arbeit, Witz, Geſelligkeit, auch — Wein, jenes geheimnißvolle Blut der heiligen Rebe, deſſen erregende und ſtärkende Kraft wir

Alle kennen. Und dennoch giebt es auch im Leben des völlig reifen Mannes Stunden und Tage, in denen alle dieſe Waffen ihre Hülfe verſagen, und wo er nichts hat als ein unbeſchütztes Herz, das jede Berührung verletzen kann. Wie wenn dann die Erinnerung an vergangene Zeiten und ihre Sünden zurückkehrt? wenn dann in der Dämmerung des einſamen Zimmers die Geſtalten geſpenſtiſch lebendig werden, die wir einſt betrübten? und die Augen uns anſchauen, die wir einſt zum Weinen brachten? oder wenn aus des dämmernden Zimmers Ecke, oder, den Boden durchbrechend, längſt vermoderte Herzensfeinde zu uns herantreten und uns die Sünden vorrücken? oder wenn die Töne einer ſanften Muſik uns ſagen, daß unſere Harmonie längſt zerriſſen worden iſt?... dann verkriecht ſich der Witz, dann ſieht uns ſelbſt die Wiſſenſchaft befremdet an, als wären wir nicht würdig ſie zu üben, und die Poeſie ſpricht wie das moraliſche Geſetz das „Schuldig“ über uns aus. — Oder wenn die Krankheit uns mit Flammenarmen umfaßt, oder mit eiſigem Finger in die geheimſten Nerven unſeres Lebens greift? wenn um uns her die bleichen thränenloſen Geſichter unſerer Lieben ſtumm und erſchöpft unſerer eigenen Erſchöpfung die drohende Gefahr verkünden, und ein leiſes Klopfen an die Thür uns den nahenden Tod zu verkünden ſcheint. Wenn dann endlich das Gerippe ſelbſt ſich uns nähert und zu ſprechen ſcheint: „ich bin kein ſchöner Genius mit der geſenkten Fackel, ich habe einen ganz beſondern Witz und aparte

Laune, und vor mir kann Keiner aufkommen, ich bin ſehr ernſthaft und habe mit Dir ſehr Ernſthaftes zu reden.“ — Dann .....

§. 7.

Wir wollen das Bild nicht weiter ausmalen, ſondern, die ganze Wichtigkeit des Gegenſtandes fühlend, zu unſerm Dichter zurückkehren, der Tugend und Laſter, edles Handeln und Sündigen faſt immer ſo geſchildert hat, und in ſeinen Folgen überſchauen läßt, wie es hier gewünſcht worden, und wie es in tauſend deutſchen Romanen, Novellen und Schauſpielen nicht der Fall iſt. Zum Belege erinnere ich nur kurz — denn eine weitere Ausführung findet ſich in allen Theilen meines Werks — an Folgendes: Die Sünde wird als lähmend, langweilig und jämmerlich im Verhältniß zu der rein blühenden, fröhlichen Tugend geſchildert, in allen ſogenannten Luſtſpielen, z. B. in „Wie es Euch gefällt,“ — als vollkommen unſelig in den tragiſchen Scenen. Claudius ringt vergeblich nach einem frohen Augenblick, er findet kaum Betäubung, und ihm fehlt ſelbſt das Vermögen zu beten, da ſeine Sünden jedem Wort, das ſich aufſchwingen will, die Flügel binden. Heinrich IV. kann bei allem äußerlichen Glück ſich doch nicht freuen und Richard III., vor dem ein Königreich zittert, zittert in Ekel vor ſeiner eigenen Häßlichkeit *). Der herrlichſte

---

*) Nur die Königin Margarethe kann ich hier nicht nennen.

Held Macbeth, der Sieger jeglicher Schlachten, fühlt ſich nach der begangenen Miſſethat ſchwach und ohnmächtig; und der Cardinal Beaufort, der ganz befangen im Glanz des irdiſchen Lebens ſich völlig ſicher glaubte, wird auf dem Krankenbette eine Beute der vollendetſten Verzweiflung. „Er ſtirbt“— ſo heißt es in jener allbekannten, unendlich tragiſchen Scene — „er ſtirbt und giebt kein Zeichen.“ Wie gerecht aber der Dichter hier und überall erſcheint: er hat darum nicht aufgehört milde zu ſeyn, denn ſelbſt in der eben bezeichneten Scene nach dem gräßlichen Anblick des verzweifelt geſtorbenen Verbrechers ſagt der fromme Heinrich VI. und mit ihm der Dichter ſelbſt: „Hüte Dich zu richten.“

§. 8.

Was alſo will ich? Poetiſche Gerechtigkeit, d. h. die des Gerechtigkeit Liebenden, welcher nicht richten will, ſondern nur die ethiſche Anſchauung giebt, die poetiſche Gerechtigkeit, wiederhole ich, die ſich ſchon durch das gegebene Beiwort bekundet, daß ſie höherer Natur ſei. Sie wird uns nicht ſchildern, wie ſich das Laſter erbricht und die Tugend ſich zu Tiſch ſetzt — das

---

und ich muß mich deshalb auf Das beziehen, was ich gegen ihre Charakterzeichnung eingewandt habe. Wie nützlich wäre es geweſen, wenn ſich die Recenſenten auf dieſe Ausſtellung hätten genau einlaſſen wollen; doch habe ich, außer einiger Billigung im Allgemeinen, nichts darüber vernommen.

zu mahlen überläßt ſie mit überlegenem Witz dem alltäglichen Philiſtrismus — wohl aber wird ſie uns zeigen, daß die Tugend eines nie ganz zu erſchütternden innern Wohllebens genießt, ſowohl vor als bei und nach Tiſch, und daß das moraliſche Befinden des Laſters ſich nur dann breche und löſe, wenn es zur Erkenntniß und Reue gekommen.

Es iſt, wie oben erwähnt worden, ein billiges Verlangen, daß überall die Folgen der Thaten gezeigt werden, und hier kann zuweilen auch ein großer Dichter das Genügende vergeſſen. Wenn z. B. Lothario, der durch Treubruch Aureliens Herz gebrochen hat, ſich damit entſchuldigt, daß jene exaltirte Dame das größte Unglück gehabt habe, welches den Frauen begegnen könne, „in der Liebe nicht liebenswürdig zu ſeyn," ſo iſt dies ohne Zweifel ein höchſt bedeutendes Wort, und dieſe Entſchuldigung völlig ſeinem Charakter gemäß. Iſt ſie aber ſittlich hinreichend? Gewiß nicht. Der ſanft gebildete, ein wenig furchtſame Wilhelm kann freilich, ſeiner Natur nach, dem gewaltigen, vielſeitiger gebildeten, ſchönen Baron nicht das Gehörige erwiedern; wie aber, wenn etwa ein ſchlichter, treuherziger, auch recht wohl gebildeter und in Gott muthiger Bürgersmann das Wort genommen und unumwunden gelaſſen ausgeſprochen hätte: Ew. Hochwohlgeboren ſind doch ein .... Mörder! Es iſt ſehr zu bezweifeln, daß Lothario, wenn Aureliens Leiche ohne allen weitern Rührungsapparat im Sarge vor ihm läge und etwa eine entblätterte Lilie in der

Hand hielte, irgend eine Redensart ihn ſchützen könnte, das „Schuldig“ über ſich ſelbſt auszuſprechen *).

Daß unſer vortrefflicher Goethe dies Alles ſehr wohl wiſſe, leuchtet ein, aber ich darf wünſchen, daß er es auch hier auf irgend eine Weiſe angedeutet hätte. Einigen ordinären Widerſachern aber, die mir etwa den Machtſpruch zurufen möchten, es ſey doch moraliſche Pedanterie, welche hier aus mir rede, will ich nur mit den kürzeſten Worten zu bedenken geben, daß ich bereits vor dreißig Jahren den Wilhelm Meiſter für den erſten und künſtleriſchſten Roman der Deutſchen laut erklärte, d. h. in einer Zeit, wo man faſt allgemein Lafontaine's Romane weit höher ſtellte. Zum Vergöttern aber eines menſchlichen Individuums ſo wie eines menſchlichen Kunſtwerks fühle ich mich nie geneigt, und ſo habe ich hier angegeben, was mir ſchon längſt im Wilhelm Meiſter als einzelner Mangel erſchienen iſt.

Endlich will ich auch noch einigen allzuraſchen Kritikern die Mühe erſparen, mir ein Epigramm von Schiller ins Gedächtniß zurückzurufen, das zwar durchaus nicht hieher gehört, vielleicht aber eben deshalb von den zum Theil nur mechaniſch ſchreibenden Kritikern hier

---

*) Es verſteht ſich von ſelbſt: nur in dem Falle, daß Aurelie in ihrer Anklage Recht hat. Übertreibung iſt ihrem Charakter gemäß, doch dieſe rechnet ſich auch leicht ab. Lothario ſey immerhin nicht perfide (treulos mit Genuß), ſondern nur treulos ſchlechthin geweſen; in dem traurigen Ergebniß würde das wenig verſchlagen.

angeführt werden könnte. So will ich es denn ſelbſt hier zum Guten anführen. Der Dichter verſichert, ihm ſey das Laſter doppelt zuwider, weil es ſo viel Reden von Tugend gemacht. Er haſſe deshalb die Tugend nicht, ſondern wünſche, wir übten ſie Alle, und ſo ſpräche, will's Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

Mehr und inniger kann niemand dem vortrefflichen Dichter beiſtimmen als ich, und jede Rede über die Sünde, die nicht in das Tiefe geht, d. h. die nicht das kürzeſte und gewichtigſte Wort: „der Tod iſt der Sünden Sold," betrachtet, iſt unfruchtbar. So lange wir aber noch Menſchen ſind in den zeitlichen und räumlichen Verhältniſſen, und der Tod in der Welt iſt, wird doch wohl von der Sünde die Rede ſeyn müſſen. — Selten freilich, nur ſelten und kurz, dann aber mit innigem Ernſt und ſo kräftig warnend als möglich.

XIX.

Kleine Andeutungen.

Da es nicht Sitte iſt, ein heiteres Buch mit zu großem Ernſt, wie ihn der vorhergehende Aufſatz enthielt, zu beſchließen, ſo mögen noch ein paar leichte Fragmente folgen.

A. Poeſie und Leben.

Über den Aufſatz Nr. I. in dieſem Theil kann auch der Umſtand ein Licht werfen, daß man erſt in den beiden letzten Jahrhunderten an einen entſchiedenen, ja ſogar feindlichen Gegenſatz zwiſchen Leben und Poeſie geglaubt hat, wovon früher nur ſcherzhaft oder ironiſch, oder — gar nicht die Rede war. Erſt ſpäter ſind die Redensarten aufgekommen, die Poeſie ſey eine ſchöne Blume, oder (da man doch gern die Gleichniſſe vom Speiſen hernimmt) eine Würze des Lebens u. ſ. w. Das Leben ſelbſt ſcheint deshalb dieſen Sprechern eine unſchmackhafte Mahlzeit, welche pikanter gemacht, oder ein dürrer Strohkranz, der mit einigen Blümchen behängt werden muß. Die Frage: „Soll denn die Poeſie nicht in das Leben gebracht werden?" beantwortete man mit: „Beileibe nicht; das wäre gefährlich," und die nun nothwendig folgende weitere Frage: „wohin ſoll ſie denn gebracht werden, wenn ſie für das Leben nicht paßt?" wurde als muthwilliger Spaß abgelehnt. Der jetzt oft ausgeſprochene und leider ſelten durchdachte Gedanke, daß Leben und Poeſie Eins ſeyn müſſe, wenn überhaupt von einem lebendigen Leben und einer lebendigen Poeſie geredet werden ſolle, kommt in den äſthetiſchen Werken der Jahre 1630 bis etwa 1790, in ſo weit ich ſie kenne, weder wörtlich noch praktiſch vor. — Ich habe über den wichtigen Punkt ſchon früher häufig geſprochen und darf mich darauf beziehen.

B. Haltung.

Es iſt ſehr beachtenswerth, daß in jedem Shakſpeare'ſchen Stücke eine ganz eigene und beſondere Luft, Farbe und Haltung herrſcht. So haben z. B. im Hamlet faſt alle Perſonen etwas Übermächtiges und Überwachtes im Blick, und im Macbeth iſt ſogar die Schlafloſigkeit des Helden ein dauernder Strafzuſtand, der ſogar ein zu tiefes und weiches Mitleid erwecken würde, wenn nicht die ungeheure Körperkraft des Helden, an die wir glauben müſſen, jenes Gefühl wieder zum rein Tragiſchen erhöbe.

Damit vergleiche man nun den fröhlichen Gegenſatz in „Wie es Euch gefällt." Hier iſt Alles heitere Kraft und Gediegenheit in That und Wort und Umgebung.

Die Perſonen ſind geſund, und gleich geſchickt zu ſchönem Schlaf und ſchönem Wachen, zum Eſſen und Scherzen, zum Lieben, Leiden, Singen u. ſ. w. Ob der Sturmwind durch die Waldnacht rauſcht, oder der warme Sommerabend um die Wipfel der Bäume ſpielt, es iſt ihnen alles recht, und wenn auch einmal ein blutiges Tuch und eine Ohnmacht dazwiſchenkommt, was iſt es mehr? Bei Geſundheit, Poeſie und Liebe iſt nichts dauernd Betrübendes zu beſorgen.

C. Das Unterſtreichen *).

Daß es Druckfehler giebt, gegen die ein ehrlicher Schriftſteller in ſeiner Privatlitanei beten möchte, daß ſelbſt ein einziger verſetzter Buchſtabe (z. B. *nie* ſtatt *ein*) ein ganzes Blatt um den ihm zugedachten Sinn bringen könne, iſt bekannt, und beſeufzt genug. Aber es giebt auch noch ein anderes Unglück: die Unterlaſſung, gewiſſe Wörter zu unterſtreichen, wodurch der Leſer für einen Augenblick irre gemacht werden kann. — Zwar gilt die Regel, daß in guter Proſa gewiſſermaßen Alles unterſtrichen ſeyn ſoll, woraus natürlich folgt, daß das Unterſtreichen einzelner Sätze ein Misverhältniß bilden würde. Ein Buch, in welchem viel unterſtrichen iſt, hat ein etwas kokettes Anſehen, oder wenn man lieber will, ein kindiſches, denn was ſagt dieſer typographiſche

---

*) Zum Theil Privatangelegenheit, und ſchon vor mehreren Jahren mitgetheilt.

Nachdruck anders als etwa: „Hört! hört! jetzt zeige ich mich, jetzt kommt eine glänzende Tirade“ u. ſ. w., wobei wir den Übelſtand für das Auge, der durch den bunten Druck entſteht, gar nicht einmal in Anſchlag bringen wollen.

Wie aber keine Regel ohne Ausnahme iſt, ſo auch dieſe nicht, und es darf dem wackern Schriftſteller in keinem Falle unbedingt verboten werden, auch allenfalls ganze Sätze zu unterſtreichen, ſobald er überhaupt nur durch ſein Ganzes zeigt, daß keine Unbeſcheidenheit ihn veranlaßt, von dem Setzer auch einmal größere Lettern zu verlangen. Bei einzelnen Wörtern tritt ſogar die völlige Nothwendigkeit ein, und die Unterlaſſung, rühre ſie nun vom Autor oder vom Setzer her, bringt ein übles Misverſtändniß hervor. — So heißt es — um doch ein Beiſpiel anzuführen — im erſten Theile des erläuterten Shakſpeare (S. 36): „die Spanier, welche Calderon liebten“ u. ſ. w., und der Leſer ſtutzt mit Recht, denn er weiß aus ſeiner ausgebreiteten Zeitungslectüre ſehr wohl, daß die heutigen Spanier den Calderon gar nicht ſonderlich lieben, ja er kann ſchreckliche Geſchichten davon erzählen, wie man hie und da, in Madrid und Cadix, unſern Kotzebue weit mehr bewundert als den Dichter des ſtandhaften Prinzen. Statt nun etwa gütig zu glauben, daß auch der Verfaſſer jener Zeilen dieſe ſchlimmen Dinge wiſſe, da ſie ja in vierzig bis funfzig Zeitungen geſtanden, wird mancher Leſer augenblicklich betrübt oder zornig über dieſen Mangel an Zeitungslectüre, während doch die Erklärung jener Stelle ſehr leicht iſt. Es leuchtet ein, man müſſe leſen „die Spanier,“ d. h. diejenigen, die noch ſo glücklich ſind Calderon zu kennen und zu lieben, denn ohne Zweifel wird es doch auch ſolche geben, es mögen ihrer nun hundert oder tauſend ſeyn. Von dieſen Spaniern wird dann ohne Mühe weiter ausgeſagt, daß ſie Shakſpeare noch mehr lieben müßten, ſollten und auch würden, wenn er ihnen zur genugſamen Kenntniß käme. — „Müſſen!“ abermals ein bedenkliches Wort, denn ſcharfſinnige Leſer können kühn und witzig darauf antworten: „wenn ſie nun nicht wollen?“ Gegen ſolche Einwendung läßt ſich freilich nicht viel aufbringen, außer etwa: es iſt in keinem Geſetz befohlen, der Sonne einen beſondern Vorzug vor dem Monde zuzugeſtehen, doch bringt es ein gewiſſer innerer Zwang ſo mit ſich.

Endlich wäre es gewiß dankenswerth, wenn man uns einmal genaue Nachricht geben wollte, in wie weit Shakſpeare in Spanien bekannt ſey, ſollte man auch nicht viel Tröſtliches zu berichten haben.

D. Shakſpeare und das größere Publicum.

Gutmüthige Stubengelehrte, die ſich gar nicht bekümmern um Das, was draußen vorgeht, können nicht begreifen, warum einige Schriftſteller mit ſo unermüdlich großem Eifer das Studium Shakſpeare's zu verbreiten und zu erleichtern ſuchen. Da er längſt überall als Claſſiker — wenn auch von wunderlicher Gattung — in hundert Büchern und Journalen anerkannt worden iſt, ſo haben auch ſie ihn geleſen, wie ſie etwa den Florus, Gellius, Aurelius Victor u. ſ. w. geleſen, damit doch keine Lücke bleibe; leider aber iſt deshalb auch ihre Erkenntniß eine todte geblieben und folglich als gar keine zu betrachten.

Andere, die mit etwa ſechs oder acht zarten gebildeten Herren und Damen umgehen, mit denen ſie eine leichte Neigung für den Dichter theilen, hoffen gutherziger Weiſe, es werde draußen wohl auch ſo ſtehen. Dem iſt aber durchaus nicht alſo. Gehen wir wirklich unter das Volk — und es wäre doch immer arger Hochmuth, es nicht zu thun — ſo finden wir, daß die Kenntniß des Dichters unter der vornehmen und nicht vornehmen, reichen und armen, gelehrten und nicht gelehrten Menge kaum begonnen habe. Darüber wäre viel Verwunderliches zu erzählen; doch ſey es an Einer Probe genug. Ein ſehr achtungswerther Staatsmann, der auch — nach ſeiner Weiſe — die Poeſie und beſonders das Theater liebte, erzählte mir vor Jahr und Tag, er gehe jetzt nicht mehr in Schröder's Hamlet, ſeitdem Schlegel ihn ſo ſonderbar verunſtaltet habe. Selbſt den hübſchen Namen „Oldenholm“ habe der unberufene Mann in den lächerlichen „Polonius“ verwandelt. Wozu das nun ſolle? Ferner ſey es ehedem am Ende noch alles ziemlich gut abgegangen und Hamlet zur Regierung gekommen; jetzt aber liege das ganze Theater voll Leichen, worüber er, der ſich doch ſonſt gewiß mitleidig zeige, lachen müſſe. Früherhin ſey das Stück recht gut geweſen, und der Verfaſſer deſſelben, der berühmte Schauſpieler Schröder in Hamburg, würde gewiß die neuen Veränderungen ſehr misbilligen; jetzt aber ſey er leider todt und müſſe ſich wohl Alles gefallen laſſen.

Das iſt nun freilich ſchlimm genug und mag immerhin zu den Ausnahmen gezählt werden, aber es iſt doch wenigſtens auch ziemlich luſtig. Wie aber, wenn wir hören müſſen, es ſey doch ſonderbar von Shakſpeare, daß er den Julius Cäſar ſo wenig handeln und immer nur in ſchönen Sentenzen ſprechen laſſe, — oder: der zweite Theil von Heinrich IV. ſtehe tief unter dem erſten; die Verſchworenen kämen ja zu nichts, — oder: der fünfte Act vom Kaufmann von Venedig ſey überflüſſig, denn was geſchehe wohl darin? u. ſ. w. — Ich frage: ſind dergleichen Urtheile, wie wir ſie leider ſo oft vernehmen müſſen, nicht eben ſo ſchlimm? und fehlt ihnen nicht zugleich Alles, um luſtig genannt werden zu können?

E. Coriolanus.

Es iſt in dieſem Werke zuweilen theils ernſthaft, theils ſcherzhaft einiger misverſtehender und geiſtloſer Kritiken im Allgemeinen gedacht worden, die mein Unternehmen, Shakſpearen den Deutſchen immer näher zu bringen, erfahren hat; doch iſt dabei, wie billig, auch der trefflichen, guten, ziemlich guten, und wenigſtens wohlmeinenden und anregenden Beurtheilungen dankbare

Erwähnung geſchehen. Es mag indeſſen gut ſeyn, um jedem Misverſtändniſſe zu begegnen, dieſen Dank zu wiederholen. So hat es mir z. B. eine innige Freude gemacht, daß ein vollkommen urtheilsfähiger, geiſtvoller Mann in den geſchätzten „literariſchen Unterhaltungsblättern“ meine — ich darf wohl ſagen: neue Anſicht von Coriolan nicht bloß gebilligt, ſondern auch deutlich gezeigt hat, warum er ſie billige. Die Sache iſt in der That wichtig, denn es handelt ſich hier um die großen Fragen: Konnte ſich Shakſpeare wirklich zu einer abergläubigen Vergötterung eines einzelnen ſogenannten großen Mannes entſchließen, ſo daß er von ihm die ganze Wohlfahrt Roms abhängig machen wollte? Misverſtand er die Idee des Staats ſo ganz, daß er uns glauben zu machen ſtrebte, jener ſtehe und falle nur durch ein einzelnes Mitglied? und konnte er ſelbſt dieſen Coriolan, das furchtbare Bild von hyper-ariſtokratiſchem Hochmuth, rieſiger Körperſtärke u. ſ. w. uns als einen wahrhaft großen Mann bieten wollen? Meine Antwort, gänzlich abweichend von allen andern Urtheilen, die ich über jenes Stück geleſen habe, war ein entſchiedenes Nein, und es folgte ſodann die Hindeutung, daß Shakſpeare ſich überall als einen edlen, freigeſinnten, ſtets maaßhaltenden und im Maaßhalten allein Heil findenden Politiker gezeigt habe. — Darüber nun die Stimmen würdiger Männer zu vernehmen, iſt nicht bloß eine Freude, ſondern ein wahres Bedürfniß, und wenn mir jene Eine Stimme ſo wichtig und angenehm ſeyn mußte, ſo darf es mich betrüben, daß es doch bisher nur eine war, die ſich über dieſe bedeutungsvolle Angelegenheit ausſprach. Woher kommt das? daß Shakſpeare der erſte Dichter der Modernen ſey, iſt jetzt ſo ziemlich allgemein anerkannt, und deshalb iſt jedes ſeiner Werke von großer Bedeutung; Coriolan aber nimmt unſere Betrachtung ganz beſonders in Anſpruch; — woher alſo dieſes Schweigen? Ich könnte mit Bürger ſagen: „ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht," ich will aber dieſer Ahnung nicht Raum geben, ſondern eher glauben, es ſey nur Zufall und deshalb bloß bitten: Leſet doch den Coriolan noch einmal, ſodann meine Erläuterungen, und ſprecht endlich aus, wie es Euch um's Herz iſt. Widerſprecht mir in Gottes Namen, ſo oft ihr mir widerſprechen zu müſſen glaubt, nur ſchweigt nicht länger über eine Sache, die Euch wichtig ſeyn muß und gewiß auch iſt.

F. Der lehrreiche Dichter.

Auch des Umſtandes iſt ein paar Mal gedacht worden, daß man doch auch überaus viel aus Shakſpeare **lernen könne**: eine recht unſchuldige Äußerung, die mir jedoch einige laute Leſer nicht hingehen laſſen wollten, gleichſam als ſey es für den größten Dichter deſpectirlich, lehrreich zu ſeyn. Seitdem wir nämlich mit Recht die moraliſche Tendenz als unpoetiſch verworfen haben, glaubten einige allzuraſche Poeten die Poeſie nicht beſſer fangen zu können, als wenn ſie eine unmoraliſche Tendenz an die Stelle der verblichenen moraliſchen ſetzten, wobei jedoch unmöglich etwas Gedeihliches herauskommen kann. Andere haben ſich auf all dergleichen Ernſthaftigkeit gar nicht eingelaſſen, ſondern ſich der poetiſchen Form bedient, um irgend einen Favoritgedanken, Traum, Einfall oder Grille geltend zu machen und an den Mann zu bringen. Andere, tiefer geſinnt und reicher begabt, müſſen dafür Erſatz leiſten, und haben ihn auch zuweilen geleiſtet.

Mich dünkt, man könne die Sache auf die einfachſte Weiſe in das Reine bringen. Die Poeſie ſol poetiſch ſeyn, — das giebt jetzt, nachdem der verworrene Witz der Gegner verhallt iſt, jeder Stimmfähige zu; doch müſſen wir geſtehen, daß dieſer Gedanke gar leicht misverſtanden werden kann und iſt. Die Poeſie ſoll poetiſch ſeyn, darf nichts anders heißen als: die Sonne ſoll ſonnig ſeyn, wärmen, kräftigen, leuchten Nun erleuchtet aber die Shakſpeare'ſche Sonne, unſers Bedünkens, den weiteſten Kreis des Menſchenlebens und die größte Fülle menſchlicher Verhältniſſe, ſey es in Beziehung auf die Gattungen oder hervorſtechenden Individuen, und ſo können wir allerdings ſagen, daß wi bei Shakſpeare's Sonnenſchein Vieles und Wichtiges haben erkennen lernen, was wir ſonſt nicht leicht ſo deutlich erkannt hätten, und es mag gar wohl erlaubt ſeyn ihn deshalb höchſt lehrreich zu nennen.

Und vollends in unſerer raſch beſchwingten, ſturmbewegten, viel verheißenden und vielfach bedrohende Zeit tritt uns Shakſpeare immer lebendiger näher mi ſeinem überſchauenden Blick und ſeinen wunderbaren Prophetenſprüchen, ſo daß wir mit Recht von ihm ſagen mögen:

> Der Länder und der Könige Geſchick
> Liegt ſonnenhell vor ſeinem Kindesblick,
> Und einen Donnerkeil führt er im Munde.

Aber er hat mehr als Donner, den er, wie die Natur, nur ſelten ertönen läßt, er iſt ernſt und gewaltig, aber auch fröhlich und ſtets voll guten Muths, und ſoll deshalb beſonders Denen zum genaueſten Studium empfohlen werden, die von außen her bald zu viel hoffen, bald zu viel fürchten.

Als man einſt Marlborough's treffliche Kenntniſſe und Anſichten der britiſchen Geſchichte bewunderte, geſtand der große Mann, er verdanke ſie alle der ſorgſamen Lectüre — der Shakſpeare'ſchen Schauſpiele. Und wahrlich! er hätte noch mehr ſagen können, denn möge Shakſpeare immerhin nur britiſche und römiſche Geſchichte vortragen; — in ſeinen Darſtellungen derſelben liegen auch die Grundlinien der allgemeinen Menſchengeſchichte vor uns, die für alle Zeit gelten.

Nachtrag.

Beilage zu Nr. I.

In der eben genannten Nummer iſt, wie ich hoffe, deutlich gezeigt worden, unter welchen Bedingungen der Haß gegen Shakſpeare nicht bloß möglich, ſondern ſogar nothwendig ſey. Man könnte jedoch vielleicht am Schluſſe die entgegengeſetzte Frage aufwerfen: „wie verhält ſich nun das Urtheil des Shakſpearekenners und Freundes, d. h. eines Solchen, der jene reiche und freie Welt der Poeſie gefunden und in Beſitz genommen hat, zu den hauptſächlichſten Werken, welche jenes früher bezeichnete Princip hervorbrachte? — wird auch er ſie haſſen müſſen?" — Ich habe dieſe Frage nicht berührt, obwohl ſie ſehr wichtig iſt, weil ich glaubte, ſie beantworte ſich von ſelbſt; indeſſen mag es doch gut ſeyn, ein paar Worte darüber zu ſprechen; auch ſagt man ja fröhliche Worte gern. — Zuvörderſt wollen wir an Shakſpeare ſelbſt denken, von deſſen Perſönlichkeit und Leben wir wenigſtens ſo viel wiſſen oder ahnen, daß er weit entfernt war, auf die beſchränkteren Poeten mit Hochmuth oder Haß herabzublicken, und daß er vielmehr einige derſelben zu ſeinen wahren Herzensfreunden zählte. Der Arme kann den Reichen haſſen; der Reiche den Armen ſelten oder nie. Geradezu arm waren nun freilich manche ſeiner poetiſchen Zeitgenoſſen nicht; aber es war doch kein wahrhaftiger, ſich immer wieder neu erzeugender Geiſtesreichthum in ihnen, ſondern mehr ein gewiſſer (wenn man es lieber vornehmer ausdrücken will) Polterkammer- oder — im günſtigſten Falle — Naturaliencabinets- oder Kunſtkammerreichthum, der, wenn wir ihn uns in Beziehung auf den menſchlichen Geiſt denken, nicht minder ſtören kann, als eine gewiſſe edle, ſtets fortſtrebende Armuth. Wir wiſſen ferner gar wohl, daß uns in der Liebe nichts ſo ſehr hemmen kann als die innere Unſicherheit eines geliebten Menſchen, und eine ſolche finden wir bei allen jenen Zeitgenoſſen, und zwar am meiſten bei dem talentvollſten derſelben, bei Fletcher. Dennoch ließ ſich Shakſpeare's herrliche Natur nicht ſtören, und er liebte als Menſch nicht bloß den mindern Menſchen, ſondern auch als höherer Dichter den geringern. Die letztgenannte Hemmung hätte er bei Corneille und Racine, falls er ihre Zeit und Geſchmacksrichtung erlebt, gar nicht gefunden; denn, wie ſie ihm auch hätten widerſtreben mögen, und was ſie in ihrer von ihnen ſelbſt leider als nothwendig erkannten Enge dennoch Bedeutſames geleiſtet, würde er gern und freudig umfaßt haben. Es iſt hier nicht bloß die Rede von jener zarten Milde im Urtheil, das wir bei jedem ſchönen Gemüthe finden, ſondern auch von der erfreulichen äſthetiſchen Fertigkeit, jedes Talent, auch das kleinere, liebend zu erſchauen und zu genießen. Daſſelbe gilt von jedem echten Shakſpearekenner, und ich glaube allerdings: je näher wir ihm kommen, und je beſſer es uns gelingt, uns in den Beſitz ſeiner großen vollblühenden Welt zu ſetzen, je mehr werden wir uns geeignet fühlen, ſelbſt die kleinſte Dichterwelt, wenn ſie nur eine wahrhaftige iſt, zu würdigen und zu lieben. Je mehr Fülle des Gemüths, des Verſtandes und Urtheils, je mehr liebende Anerkennung und deſto größere Genußfähigkeit. Nur wer geiſtreich lieben und loben kann, wird auch würdig tadeln und ablehnen können, es ſey nun mit Ernſt oder Witz, ja es wird ihm dies letztgenannte Talent durch das erſte ſchwerere — leicht zufallen. — Ungern anerkennen und loben und mit kitzelnder Luſt häufig tadeln und ſchmähen, bekundet einen armen und in der Armuth verworrenen Geiſt; ja es iſt, wie ich bereits bei einer andern Gelegenheit unumwunden erklärt habe, das Kennzeichen eines rebelliſchen Knechts.

Vergeſſen wir deshalb nicht des uralten Worts, daß Tadeln leicht ſey. Das iſt es wenigſtens im Vergleich mit dem echten Lobe, denn für das erſte, ſobald es iſolirt daſteht, bieten ſich ſelbſt dem mittelmäßigen Kopfe tauſend bequeme Formen dar.

Soll ich mit einer ſchlagenden Bemerkung ſchließen, ſo ſtehe ich nicht an zu erklären, daß unter allen Engliſchen Kritikern keiner milder geweſen ſey als der größte Dichter: Shakſpeare, er, der ſogar einmal mit Rowley, Ben Jonſon u. A. gemeinſchaftliche Sache machte, und unter den Deutſchen: Goethe, der als Kritiker ſelbſt geringhaltige Naturen ſtets in das günſtigſte Licht zu ſtellen und jedes Individuum, ſobald es nur kein bloßes Scheinleben hat — aus ſich ſelbſt heraus zu conſtruiren weiß, ſo daß es als ein entſchiedenes Etwas anerkannt werden kann. (S. „Aus meinem Leben".) Verlangt wird eine ſolche Conſtruction häufig genug, und das Wort iſt gewaltig im Umlauf; aber zur Ausführung kommt es leider ſehr ſelten.